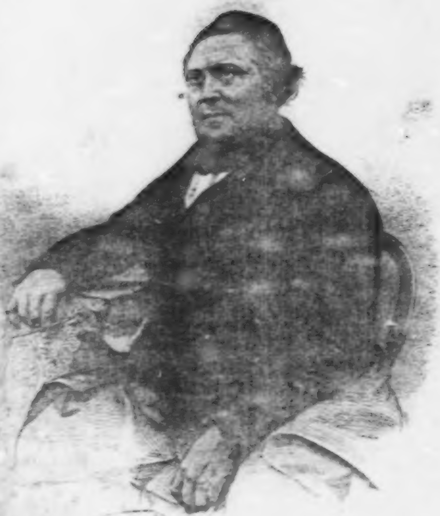


W. O. von Horn.

Geſammelte

Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Erſter Band.

Mit dem Portrait des Verfaſſers.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag
1850.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Das Maileben. Eine Volksgeſchichte aus dem Ahrthale . . 1

Das Gotteshäuschen und ſeine Bewohner. Eine Volksgeſchichte aus dem Jahre 1689. 65

Die Deſerteure. Eine Hunsrücker Dorfgeſchichte . . . 187

Eine rheiniſche Schmugglergeſchichte 283

Aus der Schmiede. Eine rheiniſche Dorfgeſchichte . . . 313

Das Mailehen.

Eine Volksgeſchichte aus dem Ahrthale.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

> Wenn Jemand eine Reiſe thut,
> So kann er was erzählen;
> Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
> Und thät das Reiſen wählen.
>
> Claudius.

Die Eifel iſt ein wunderſames Land, aber ein armes — das ſagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüſſe verhießen, wie ich ſie auf meiner Wanderung theilweiſe entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landſchaftliche, was meine Theilnahme in Anſpruch nahm und feſſelte; vielmehr war es die Geſchichte der Natur (Naturgeſchichte iſt ein gar ſeltſames Wort für das, was wir damit bezeichnen. Man kann kaum ſich toller ausdrücken, als eine Beſchreibung der ſogenannten drei Naturreiche eine Geſchichte zu nennen, wenn „Geſchehen“ die Wurzel des Wortes iſt), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtauſenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen ſind. Was ich ſo nenne? O, es ſind die Krater erloſchener Vulkane; es ſind die „Maare;“ es ſind die Lavafelder; es ſind die Baſalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unterirdiſche Feuer eine Werkſtätte hatte, wie ſie die bekannte Erde nicht mehr aufzuweiſen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landſtraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkaniſchen Erſcheinungen mehr im Volke nach. Alſo weit vor aller Geſchichte, weit vor dem Menſchengeſchlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauſte, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in dieſem Bereiche einer entſetzlichen Naturgewalt, wenn ſie auch ihre Herrſchaft freiwillig aufgegeben. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß gerade ſeit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in dieſen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verſchütteten Kanäle wieder aufſuchen wollen? Sollten die alten erloſchenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in die Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue ſenden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menſchen ſeine mühſam ihr abgerungene Exiſtenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt ſo wenig außerhalb der Grenzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unſerer Tage ruhig ſchlafen. Hier liegt das Wann ebenſo in dunkler Zukunft, wie das obige in der Vergangenheit, und wenn einſt dieſe Vulkane wieder arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet ſorgende preußiſche Regierung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landſtraße hindurch zu leiten. Aus ſeinem Dämmerlichte heraus tretend, ſtand ich ſtaunend ſtill. Welch ein überraſchender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felſen! Ich war im Ahrthal und begrüßte bald den Fluß, der ſich durch die Felſen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Ahre mußte erſtiegen, von dieſer Höhe mußte die Ausſicht genoſſen werden, ehe die Sonne hinabſank. Ich hatte zu viel davon gehört, um mich durch die drohenden Beſchwerden ſchrecken zu laſſen. Ein alter, aber noch rüſtiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O wie viel Tüchtiges und Treffliches umſchließt das tiefe Gemüth des Volkes! Wie viel Poeſie liegt da verborgen? Aber unſre Touriſten (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, ſich zu verunehren, wenn ſie ſich mit dem Volke einlaſſen; ſie beſpötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anſchauungsweiſe, den derben, friſchen Ausdruck und ſcheu zieht ſich das Innere zurück und die edle Stufe iſt verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh' und ihre Laſt, in ihre Hoffnungen und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und ſelten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder dieſe meine Weiſe, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redſelig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir ſtiegen langſam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hülfe der Nachweiſen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Ausſicht in dieſe wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht raſten.

„Wir müſſen dort auf die Zinne des Berges,“ ſagte er, „wenn Sie eigentlich wiſſen wollen, warum Sie hier herauf geſtiegen ſind.“ Er deutete auf den Kegel, der über uns ſich erhob. Dorngeſträuche und Büſche von Haſel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir ſtiegen bergan. Der Alte rauchte ſein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine ſchlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: „Die Augen auf, Herr, denn ſo was findet Ihr nicht am Rheine und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim ſeid!“

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabſchießende, grauenvolle Tiefe mich faſt ſchwindeln machte. Felszacken ſtarrten überall herauf, ſchwarz, ſchroff, diaboliſch anzuſehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Kecken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuſchauen. Bergkegel überall. Da unten in der Tiefe rauſcht die Ahr durch die zackigen Felſen, bald aufblitzend, bald verſchwindend und immer wieder ſich um die Felſen windend, wie der Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal ſah ich ihren Silberblick aus dieſem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe ſie ſich dem Blick entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm ſchließt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man ſich, ſo liegen wieder dieſe wilden Felſen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buſchwerk, bekleiden ſie kümmerlich. Dazwiſchen zeigen ſich friſchgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war verſunken in dies wundervolle Bild. Mein Alter ſtörte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er ſelber ergriffen von dem, was er tauſendmal geſchaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken herauftönten, zog er ſtille ſeine Mütze und ich meinen Hut und — es haben Zwei gebetet für ſich ſelbſt, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland ſo innig, als es in irgend einem Tempel hätte geſchehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch ſo helle war. Die Abendwölkchen ſchwammen golden im gluthigen Himmel. Im Weſten lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo ſie ſich über die Berge hoben; ſchneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee; aber in jedem Momente wechſelten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Weſtpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht Alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte ſagte: „Wir müſſen ſcheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!“

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf und nun ging das Plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sagen von der Burg Ahre, Geſchichtliches, Alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gern zu, denn es lag der ganze Zauber zutraulicher Kindlichkeit auf ſeinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Mailehens, die meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

„Was iſt denn das?“ fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudaliſtiſchen Reſt, der ſich in dieſen abgeſchloſſenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

„Behüt' Gott,“ ſagte er. „Das iſt's nicht. Ich ſehe wohl, bei Euch zu Hauſe weiß man davon nichts. So muß ich's Euch ſagen. Hier herum haben die Jungen (Burſche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich will's Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zuſammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Anderen willig Folge leiſten, und ich wollt's Keinem gerathen haben, der ſich dem Spruche, den ſie thun, widerſetzen wollte; er wär' von aller Luſtbarkeit ausgeſchloſſen. Thut's auch Keiner! Allemal am letzten April, Abends, verſammeln ſie ſich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind ſie Alle da, ſo ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und ihre Schreiber ſitzen, alle Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preiſt ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Iſt ein Name genannt und ſie geprieſen, die ihn trägt, ſo wird ſie verſteigert. Wer am meiſten bietet, dem iſt ſie, und er darf ſich als ihren Schatz anſehen; ſie iſt ſein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahres, und nur dann mit einem Andern, wenn er es geſtattet. Das Geld, das bei dieſer Verſteigerung zuſammenkommt, wird an der Kirmeß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen, die übrig blieben, bilden den „Rummel“ und werden im „Rummel“ an einen Jungen verſteigert, der bei ihnen Allen das Recht hat, wie der Eine, der ſein Mailehen erſteigert hat. Iſt das vorüber, ſo eilen die Jungen, die Häuſer ihrer Mailehen mit Maien zu ſchmücken und je reicher und kecker das geſchieht, deſto lieber hat der Jung ſein Mailehen.“

„Das mag aber oft eine bunte Wirthſchaft geben,“ ſagte ich, „wenn Zwei ein Mädchen lieb haben!“

„Kommt auch vor,“ verſetzte er, „und ich will Euch nachher eine Geſchichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrſcht Ordnung und der Schultheiß verſteht ſein Amt. Findet Einer ein Mädchen und einen Burſchen, wenn's dunkel iſt, bei einander, ſo darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchens. Manchmal gibt's auch Prügel mit dem „Schnutholz,“ dem Stecke nämlich, denn „zum Mädchen gehen,“ heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen.“

„Kommt aber, was jedoch gar, gar ſelten geſchieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der ſie erſteigert wurde, als Mailehen [illegible] geſcheuert; das Pflaſter, auf dem ſie getanzt, aufgeriſſen und umgepflaſtert. Herr, man nimmt's ſcharf bei uns im Thal, und Gottlob! es ſteht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche iſt noch ein Stuhl für gefallene Mädchen und das Häckſel wird ihr zu Neujahr geſtreut und der Strohmann ſteht ſicher an ihrer Thüre.“

Wir waren unter dieſem Geſpräche glücklich im Thal angelangt, und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber ſo lau und mild; das Mondlicht zitterte ſo ſchön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büſchen und die Ahr rauſchte ſo eigenthümlich, daß ich gar keine Luſt nach der Wirthsſtube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter ſaß raſch an meiner Seite.

„Ihr ſeid mir noch die Geſchichte ſchuldig,“ ſagte ich. „Es iſt ſo wunderhübſch hier, wollt Ihr mir ſie nicht erzählen? Morgen bin ich ſchon wieder über die Berge, weit weg von hier.“ Ich reichte ihm eine Cigarre; aber er ſagte: „Behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stimmelchen iſt mir lieber und die Geſchichte ſollt Ihr hören.“

Er klopfte das Pfeifchen aus, ſtopfte aus ſeinem langen Lederbeutel, der, wie er mir ſagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geſchichte zu erzählen, die ich hier wiedergebe, wie er ſie mir mittheilte.

I.

> Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
> Ein Fiſcher ſaß daran.
>
> Goethe.

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war ſchon im April wahrer Sommer und der wetterwendiſche Monat hatte alle die alten Mucken abgelegt, die ihm ſeit unvordenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und das Waſſer der Ahr ſo lau wie ſonſt kaum im Juni. Alles war grün und an den Weiden waren die weichen Kätzchen längſt den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren ſchon da und jubelten in den Büſchen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Droſſeln Geſänge herab.

Es war Mondſchein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die ſo traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüſch begrenzte ein kleines, friſchgrünes Wieſenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwaſſer lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Waſſer kaum einige Zoll tief, und zarter Sand bildete ſeine Unterlage. Es war ſo ſtille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen*) hören konnte, die zu Hunderten ſich in der warmen Flut herumtummelten. Ganz nahe bei der Stelle ſaß eine jubilirende Nachtigall; ſonſt war's ſtille und die Ahr floß ſanft dahin.

---

*) Cyprinus phoxinus, ein kleiner, fetter, gern gegeſſener Ahrfiſch, der in Salzwaſſer abgekocht, alsdann getrocknet und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt und in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fiſcher.

An dieſem heimlichen Plätzchen ſaß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere ſeines Alters ſchon ſchliefen oder mit den Mädchen majeten*) und ſchäkerten oder in Haufen ſingend durch die Gaſſen zogen.

Es war ein netter Junge, der ſo eifrig Rumpen flocht, ein bildhübſcher Junge mit friſchrothen Wangen, ſchwarzbraunem Haar und ein paar Augen, die glänzten wie zwei Sterne. Gewachſen war er wie die ſchlanke Erle am Ahrufer, und mehr als ein paar Mädchenaugen ſahen dem friſchen Hubert nach, wenn er ſo ſchnacks vorüber ging. Manche dachte bei ſich: ſchade, daß der nette Junge ſo arm iſt!

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fiſcher und Winzer wie er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeſchwollen ein erſchrecklich Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr, da ſie ſich, ſeinen Arm lähmend, an ihn feſtgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachſen, hatte betteln und Bettelbrod eſſen müſſen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun ſeine alte Mutter als treuer Sohn, und trug ſie auf den Händen. Am Tag arbeitete er im Weinberg und Nachts ſtrickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerlei Gebrauch in der Zwiſchenzeit. Darin war er ein Meiſter; beſonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn ſie nach Ahrweiler oder ſonſthin zu Kauf oder Beſuch gingen. Dazu wußte er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muſter einzuflechten, daß es eine Luſt war, ſie zu ſehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften.

---

*) Majen heißt plaudern, koſen.

Einen fleißigeren Jungen, einen ſtilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

Stille ſaß Hubert da, weil er nicht wollte geſehen oder gehört und in ſeiner Arbeit geſtört ſein. Während ſeine Hände die Weidenſchalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren ſeine Gedanken freilich anderwärts hingerathen, und gewiß dahin, wohin ſie am liebſten ſich wendeten. Wer's wiſſen will, dem will ich's ſagen.

Des Hubert's armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah' am Ufer, und die Weiden deſſelben, recht künſtlich zuſammengeflochten, bildeten den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn, und da dieſer in Köln wohnte, ſo hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hauſe wohnte bei dem Hofbauer und ſeiner Frau ein Mädchen, ſein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinſah, ſo tief, ſo tief bis in das gute Herz hinab, und zu den beiden ſchönen Augen kam noch die friſche Lippe, die ſchneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Geſtalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närriſch in ſie, wie man zu Altenahr ſagt für: verliebtſein, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeſchoſſen iſt anderwärts.

Sollt's dem ſtillen Hubert beſſer ergehen? Ja, da hätte er müſſen dreißig Meilen weg ſein, und war's doch noch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals ſehen dürfen — und ſah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei ſolcher Nachbarſchaft? Da hätte er nicht mit Annchen geſpielt haben dürfen, wie's Nachbarkinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geſchehen, bis ſie alle Beide neunzehn Jahre alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, ſobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten ſein, nicht wenn er ſeine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber führte, und das Mädchen nicht hundertmal am Tage! Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen geſehen haben, der nicht närriſch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo Andere das Herz haben, wie man zu Altenahr ſprichwörtlich ſagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird jeder ſchon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte ſich freilich, ſtreng genommen, Manches nicht geſchickt, und ich wette meinen Kopf, daß das ſchöne Annchen einem Andern, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, ſo nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf ſo war, ſo mit ihnen groß geworden war, und das Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten ſein können, wenn ſie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen ſeit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, ſo ſah es ſich immer raſch hintennach oder auch vorher um, ob's Niemand höre; wenn ſie bei einander an der Ahr ſtanden und plauderten, ſo mußte es unter dem Schutze der Weiden ſein; und wenn er ihre Hand etwa in die ſeine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren ſie Kinder wie früher, und wenn ſie ihn recht erſchrecken konnte, war's ihre Luſt, und wenn ſie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, ſo hüpfte ihr das Herz in der Bruſt.

Es iſt eine recht kurioſe Geſchichte mit dem Liebhaben! So lang Zweie Kinder ſind, fragt kein Menſch darnach, wenn ſie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, mit einander ſpielen; ſobald ſie aber zum Abendmahl gegangen ſind, ſoll das Alles aufhören. Da gucken gleich ſcharfe Augen drauf; da heißt's: es ſchickt ſich nicht mehr! da ſagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du biſt reich und der iſt arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was ſich in den Augen der alten Narren ſchickt oder nicht? Was fragen ſie nach reich oder arm? die Lieb' iſt eine Gewohnheit geworden. Jagt ſie einmal fort! — Proſit! ſie bleibt! —

Drüben im Hofhauſe war dem Annchen geſagt worden: es ſchickt ſich nicht! der Hubert iſt arm und du biſt reich!

Hüben in dem Fiſcherhäuschen ſagte die Mutter: „Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es iſt nicht für dich!“

Die Beiden meinten: das ſei alles tolles Zeug, und kümmerten ſich nichts darum; aber die Alten waren ſchuld, daß ſie ſich nun heimlich ſagten: ſie hätten ſich lieb. Ob das beſſer war?

Dort alſo waren jetzt wieder Hubert's Gedanken, während ſeine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er ſo viel eifriger als ſonſt? Das hatte auch ſeine zureichende Urſache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte geſtern geſagt, als ſie mit ihm bei den Weiden im Garten ſtand: „wirſt du mich als Mailehen ſteigern? ich will ja mit keinem Andern tanzen, keines Andern Schatz ſein!“

Er hatte tief aufgeſeufzt. Fünf Gulden hatte er ſich erſpart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübſche Mädchen gab jeder zehn, und des Krakel's Peter, der ſo reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, ſie mochte nun nach ihm ſehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in ſeinem Thun und Laſſen, und jedenfalls der reichſte Junge im Flecken. Der alte Krakel machte ſeine zehn Faß Bleichart, und in guten Jahren noch mehr, hatte die beſten Wieſen und Aecker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchen's Vater nur Ochſen im Joch führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz ſeiner Armuth ihr lieber war. Da lag's!

Die Liebe hat kein Geſetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Paſtor von Ahrweiler, ſagen die Altenahrer, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? ſo ſagen ſie: grad, wie er will! Das iſt ſo eine Redensart, aber ſie ſagt eben, daß da kein Geſetz gilt. Aber daß ſie blind ſei, iſt doch eines Wegs dumm, denn das Annchen ſah recht wohl, daß Hubert hübſcher war als der Peter oder Pitter, wie ſie zu Altenahr ſagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen ſteigern, das hatte er ſchon geſagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg' ich ſie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerſchäbigſten Geizhalſes und — der Apfel war nicht weit vom Stamm gefallen.

Das beſte, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wieſenplätzchen war ſein Eigenthum, und da waren tauſende der kleinen luſtigen Schwimmer. Morgen war Freitag, und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag und zum Fiſchen extra, weil es ein Faſttag war, und Fiſche kein Fleiſch ſind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag ſchon ein hoher Haufen Rumpen und ſein Vorrath von Weiden und Weidenſchalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, ſo war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum, und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn ſie dafür ſein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond ſchien hell zu ſeiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es ſtille. Die Uhr ſchlug eben Zehn.

Da plätſcherte es im Waſſer, als wenn Jemand ſachte heranſchliche. Hubert horchte.

Es wird ein naſchiger Otter ſein, der den Rümpchen nachſchleicht, dachte er bei ſich, und gleich war der Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein ins Waſſer, daß es platſchte; Alles wurde ſtill.

Dem hab' ich's vertrieben! ſagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patſchte es wieder und näher.

Das iſt ein freches Bieſt! ſagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden wegbog und einen Menſchenkopf vor ſich ſah.

„Bſt!“ klang's an ſein Ohr.

Er ſah ſchärfer, und bald hätte er laut aufgeſchrieen — denn mit einem leichten Sprunge ſtand Annchen vor ihm.

„Jeſſemarjoſep!“ *) rief er, „wie kommſt du daher? Soll ich meine Kapp' verlieren und du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkſt du? du weißt, wie ich dich lieb habe — aber —“

„Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Schweig' doch ſtill!“ ſagte ſie. „Meinſt du, ich wollte ſo etwas wagen, ohne daß ich vollſtändig ſicher wäre? Siehſt du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblaſen und gewartet, bis Alles ſtill wurde, dann bin ich hergeſchlichen, um dir zu helfen, und ſie meinen, ich ſei in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo du warſt und — warum du Rumpen machſt! Biſt du mir bös, Hubertchen?“ fragte ſie ſo ſüß ſchmeichelnd, daß ſie einen Raſenden hätte bändigen können.

„Bös? ach du heilige Mutter Gottes! wie ſollte ich das anfangen?“ ſagte Hubert. „Bange iſt mir's ja nur um dich, weil du ſo gut wie ich weißt, daß der Pitter überall dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, ſo ſollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig ſein! Er wär's nicht!“

„Still, ſtill!“ rief das liebe Mädchen und ſaß ſchon im Graſe, hatte Weiden genommen und flocht ſchon ſo wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergeſſend, auf das liebliche Mädchen und ſagte mit einer Stimme, die vor innerer Luſt bebte: „Nun ſeh' ich wohl, wie gut du mir biſt!“

„Haſt du das noch nicht gewußt?“ fragte ſie ſchelmiſch lachend. Ich weiß es ſchon lang, und ich weiß auch, wer am Annentag die zwei ſchönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unſern Waſſerſchöpfplatz gehängt hat. Du warſt's doch nicht gar?“

Hubert lächelte und ſagte: „Nein!“

„Du Lügner!“ rief ſie. „Es gibt ja nur Einen, der ſie machen kann, und das biſt du. Nun will ich ſie abverdienen mit Rumpenflechten.“

---

*) Jeſus, Maria, Joſeph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

„Da ſeh' 'mal eins!" rief Hubert. „Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um ſie zum Mailehen zu kriegen, und ſagt nun, ſie wolle die Körbchen abverdienen!"

„Du Advocat!" ſcherzte ſie. „Mit dir komm' ich armes Ding nicht aus: Setz' dich und ſei hübſch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden."

So ging das neckiſche Geſpräch fort, bis ſie endlich auf das Mailehen zu reden kamen und die Pärchen für einander beſtimmten, und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich ſelbſt und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen ſie ganz. Dabei arbeiteten die Hände ſo raſch, daß, ehe es halb Zwölf ſchlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf ſprang Annchen auf, ſchlug Hubert leiſe auf die Wange, rief: „gute Nacht!" und war wie der Blitz verſchwunden.

Als aber Hubert ſeine Kappe ſuchte, war ſie fort. Starr vor Entſetzen ſtand er da. Hat uns Jemand belauſcht? fragte er zitternd. Eiskalt rieſelte es durch ſeine Glieder. Er durchſuchte noch einmal rings um Weiden und Gras. Sie war nicht da; ſie war entwendet.

Was ſoll das werden? rief er weinend vor unſäglichem Leid. Ach armes Annchen!

Er ſchlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angſtpochendem Herzen ſein Häuschen. Da fiel's wie Zentnerlaſt von ſeiner Seele; denn auf dem Klopfer hing ſeine Mütze, die die kleine Hexe, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

Ich Tölpel! rief er aus. Das hätt' ich doch wiſſen können! wann hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelaſſen? Aber wart', das ſollſt du mir ſchon vergolten kriegen!

Mit den ſüßeſten Rachegedanken im Herzen, ſchloß er die Thüre auf, und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blaſen und zu ſingen, ich glaub', er wär' noch einmal über den Steg hinübergeſchlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er ſeine Rumpen geflochten und verſteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das ſtrömende Waſſer lag und wo ein ſandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einſchlug und zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Dieſe war ſchon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als ſie feſt lag, ging er heim und ſetzte ſich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu unterſuchen und auszubeſſern.

Wohl hatte er ſich nach allen Seiten umgeſehen, ob er nicht die liebe Geſtalt jenſeit der Ahr wahrnähme; aber es blieb ſtille. Sie iſt gewiß im Felde! dachte er und leiſe ſein Lieblingslied: „ſo viel Stern' am Himmel ſtehen“ ꝛc. pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald Alles, was ihn umgab, in der ſüßen Hoffnung deſſen, was geſtern Abend der ſchönſte Mund geſagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er ſah um ſich und drüben an der Hecke ſtand das liebliche Mädchen und ſchabte ihm ein Rübchen mit leiſem Lachen.

„Etſch! etſch!“ rief ſie. „Gelt', ich hab' dich einmal geängſtigt? Aber das war dafür, daß du wie eine alte Großmutter mir vorhieltſt, daß ich zu dir kam, du Wüſter, und ich wollte dir doch flechten helfen, damit du nicht zwei Nächte dir den Schlaf brächeſt.“

„Warte nur!“ drohte er hinüber.

„Komm', wenn du Muth haſt!“ lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem [illegible] die beiden Hände in die Seite ſtemmte und mit ſchelmiſchem Lachen ihn anſah.

In dem Augenblicke lagen Netze und Hamen an der Erde und ſchneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geſchnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatſchte ſie in die Hände und war eben ſo ſchnell jenſeit des Gartenthürchens verſchwunden.

Dorthin zu folgen fehlte ihm allerdings der Muth, denn des

Nachbars Fenſter gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus Jemand zu Hauſe ſein.

Eine Weile ſann er, ob er es wagen ſollte; dann aber ſtellte er ſich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es blieb Alles ſtill, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über ſein Haupt hereinbrach, ihn belehrte, wo ſie ſei.

Jetzt reichte ein raſcher Sprung hin, ſie zu haſchen und ein Kuß war die ſchwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demſelben Augenblick der Hofbauer mit ſeiner Bärenſtimme: „Annchen!“ rief und ſich nun langſam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr ſichtbar und Annchen jätete ſo emſig Unkraut aus, daß ſie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

„Wenn das Unkraut noch ſo klein iſt, daß du dich bücken mußt,“ ſagte er, „ſo laß es größer werden. Sieh' doch 'mal! Jeſſemarjoſep, wie dem Kinde das Blut in den Kopf geſchoſſen iſt! Das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh'!“

Während ſich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, ſaß Einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf geſtiegen, ſondern aus dem Geſichte gewichen, daß er wie eine Leiche anzuſehen war. Erſt als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht geſehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut ſei dem Kinde vom vielen Bücken in den Kopf geſtiegen. Er wußte es beſſer!

Drüben raſtete der Alte nicht, bis das Kind ins Haus ging und für heute war die Hoffnung vorüber, ſie zu ſehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fiſchen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Laſt dürren Reiſigs an ſein Wieſenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Waſſer wurde das Feuer angezündet, deſſen helles Leuchten das

Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle, und ſie ſicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden geſteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in ſeiner Bruſt. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß ſie ſie koche im ſiedenden Salzwaſſer und ſie dann in die Rumpen packe. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath ſchon gepackt, und er mußte ſich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half. Annchen verſteckte ſich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er ſich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forſchen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpchen.

Als er aber zum dritten Mal zu dem Orte zurückkehrte, erſchrack er heftig. Sein Feuer war ausgelöſcht und die Pfähle umgeriſſen. Als er noch ſo daſtand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an ſeinem Kopf vorüber.

Hubert war wohl eine ſanfte Natur, aber ſein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er ſich kaum. Solch ein Augenblick war jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben, als Pitter, der Böſfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwiſchen Annchen und Hubert ſtand, und jetzt ſeine Abſicht, ſich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Raſch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und ſprang in die Ahr. Am jenſeitigen Ufer ſprang er durch die Weiden und nicht lange, ſo ſtand er ungeſehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf ſich dieſer auf ihn und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er ſeine nicht geringe Kraft ſchnell zuſammen, aber unter Hubert's gewichtigen Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war geſichert für lange Zeit, das er mit ſich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal ſeinen luftigen Feuerherd über das Waſſer, und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gange und faſt noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und ſetzte ſich zu der Mutter, ihr den Streich des böſen Menſchen erzählend.

„Aber ich habe ihn durchgebläut!“ rief er und die Hand ballte ſich noch im Andenken an den Sieg.

Da ſprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo ſie ſich verborgen und rief: „Das haſt du brav gemacht!“

Wie erſchrack er! Aber wie ſelig ruhte ſein Auge auf ihr! War ſie doch nun ſein ſicheres Mailehen, da er ſo reich im Fang an dieſem Abend geworden war!

Nur die Mutter ſchüttelte bedenklich den Kopf, weil ſie den Pitter und ſein rachſüchtiges Gemüth kannte; aber ſie mochte das Glück der Beiden nicht ſtören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

II.

Ueber's Jahr zur Zeit der Pfingſten
Pflanz ich grüne Majen dir an's Haus,
Schicke dir aus weiter Ferne
Einen friſchen Blumenſtrauß.
Kommt er nicht, ſo magſt du denken,
Ich kam' ſelber ferne her;
Komm' ich nicht, ſo magſt du glauben, —
Daß ich auch geſtorben war.

Volkslied.

Nacht war's geworden an dem Tag, als Hubert gefiſcht und ſo glücklich über ſeinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig wurde, ſein Annchen bei ſich zu ſehen. Drüben im Hofhauſe waren Annchen's Eltern bereits zu Bette gegangen und meinten, ihr Kind ſchliefe den tiefen geſunden Schlaf der friſchen Jugend droben im Kämmerlein. Das Elternauge ſchlief nicht. „Trine,“ ſagte der Hofbauer zu ſeiner Frau, „ich wittre Unrath. Heut' iſt mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, ſtand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich, wo iſt das Kind? Ich rufe, Alles ſtill. Denk' ich, du gehſt nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behext iſt. Komm' ich in den Garten, hockt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kaſtenmännchen gegen einen Thaler! das iſt auch nicht ohne Urſache, nehm' mich aber zuſammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückt ſich tief, daß ich das Erröthen nicht ſehen ſoll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameiſen. Mit Waſſer backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und ſag' dem Kind, es ſoll aufhören, da ihm das Blut ſo in den Kopf ſchieße, und ſoll' das Unkraut größer werden laſſen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenſtand, denk' ich, und wart's mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, ſo raſchelt's hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und ſchlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Haſ' im Lager ſitzt! Siehſt du, ſo ſteht's. Die Zwei ſind ineinander vernarrt und verſchamerirt. Was ſoll draus werden? Der Hubert iſt brav — aber ein Lump, und ein Lump ſoll mein Kind nicht haben und damit holla!“

„Gewiß nicht!“ ſagte Trine. — „Ei ſo ſoll dich das Wetter! Wer hätte das denken ſollen!“ rief ſie aus und ſetzte ſich im Bett auf.

„Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit dir gemacht habe und du mit mir,“ bemerkte der Hofbauer.

„Man ſucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht ſelber dahinter geſteckt hat; aber,“ ſetzte ſie hinzu, „laß die Geſchichte und rede von heute.“

„Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unſer Kind iſt ein Staatsding, auch nehm' ich's dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert iſt ein Prachtjung; aber was hilft's? Der Hacke muß ein Stiel geſucht werden. Was denkſt du zu dem Pitter?“

„Ich denke," ſagte die Hoffrau, „er iſt für das Kind der rechte Jung."

„Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt," war des Hofbauers Meinung. „Man ſoll keinen zerriſſenen Lappen auf ein neues Kleid ſetzen und nicht Kupfer zu Geld legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden."

„Dem Pitter ſein Vater hat auch ſchon angeläutet," ſagte ſie.

„Ja, mit allen Glocken," bemerkte er; „aber ich denke, das Kind hat noch Zeit."

„Zum Kreuz," fiel ſie ein.

„Was Kreuz!" rief der Hofbauer. „Bleib mir mit dem Weibergeſchmuſe vom Leibe. Wenn das Heirathen ſo ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht ſo gerne Männer haben. Halt's Maul davon!" Wie denkſt du denn, Trinchen, ſoll ich Ja ſagen, wenn er nun wirklich Ernſt macht?"

„Wart' erſt 'mal das Mailehen ab," verſetzte ſie. „Da muß ſich's ja zeigen."

„Still!" rief da der Hofbauer und richtete ſich auch im Bett auf. „Haſt du nichts gehört? Die Thür iſt gegangen!"

„Du träumſt mit offenen Augen wie ein Haſe," ſagte ſie lachend.

„Du weißt Alles beſſer, als andere Leute und das Mädel hackt dir das Mus auf dem Kopfe, ehe du's merkſt. Wer doch ſo klug auf die Welt gekommen wär'!"

„Ja, ich hab' auch recht," ſagte hitzig die Frau, „und ich weiß, was ich weiß. Du haſt einen Floh im Ohre mit dem Hubert, und nun juckt's dich immer. Ihr Mannsleute hört halt das Gras wachſen!"

„Ein Kaſtenmännchen gegen einen Thaler!" rief der Hofbauer aus, „ich hab' recht gehört!"

Drauf ſtieg er auf, kleidete ſich an und ſchlich ſachte hinaus.

Trine lachte über den Eſel, wie ſie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Unterſuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thür ins Schloß, daß Trine im Bett auffuhr, und rief: „Nun, Allerweltsklugheit! wie ſteht es denn jetzt? die Hausthür iſt offen. Denk' ich, mußt 'mal ſehen, wie's im Kämmerlein iſt. Geh' hinauf, wenn du willſt, und ſieh, wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett iſt leer und das Kind iſt fort!“

„Was?“ rief die Mutter und ſprang in einem Ruck aus dem Bette. „Du wirſt mich doch nicht narren?“

Du biſt genarrt genug!“ ſagte lakoniſch der Hofbauer und legte ſich. „Such' das Mädel! doch eins rath' ich dir, mach' keinen Tumult! du weißt, daß ſonſt des Kindes Ehre hin iſt. Aber ſo geht's, wenn die Henne klüger iſt als der Hahn.“

Die Hoffrau verſchluckte die bittere Pille, kleidete ſich raſch an und verließ die Stube.

Sie fand Alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ ſie das Haus, ſchritt durch den Garten und ſachte über den Steg, weil ſie in Hubert's Häuschen Licht ſah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fenſterchen. Sie ſchlich an dieſe heran und ſah, wie Annchen der alten Mutter Hubert's Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte ſie. Die Hoffrau hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und ſie konnte drauf nicht zürnen. Ihr ſcharfer Verſtand ſetzte ſich gleich die Umſtände zuſammen und ſie traf das Rechte; allein, wenn nun Hubert mit Fiſchen kam? — wie ſtand's dann?

Ei, ich verſtecke mich und warte es ab! ſagte ſie zu ſich. Geſagt, gethan. Lange währte es nicht, ſo kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war ſie wieder am Fenſter. Annchen war weg, ſo lange er da war. Als er aber weg war, kam ſie wieder zum Vorſchein. Das gefiel ihr.

Wenn's ſo ſteht, kann ich gehen, ſagte ſie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit ſieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, ſtopfte er ſich ſeine Pfeife und rauchte, während tauſenderlei Anſchläge durch ſeinen Kopf gingen.

Endlich kam ſie.

„Nun, Allerweltsklugheit!“ rief er, „wie ſteht's?“

Sie legte ſich ſtill ins Bett.

„Krieg' ich keine Antwort?“ fragte er barſch.

„Du weißt,“ ſagte ſie, „wie du mich mit dem Worte ärgerſt. Nun geb' ich dir keine Antwort.“

„Trinchen,“ bat der gute Mann, der längſt die Hoſen nicht mehr hatte, „ſei nicht mozig und ſag', wie's ſteht?“

„Ihr Mannsleute wollt Alles beſſer wiſſen,“ ſagte die Hoffrau mit innerlichem Triumph, und wittert gleich Unrath. Ich ſag' dir, mir lacht das Herz im Leib über unſer Kind. Geh' hin und ſieh's. Es ſteht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er ſie bringt, dann verbirgt ſie ſich, bis er fort iſt. Siehſt du, ſo iſt's, und Gott ſegne das Kind, das einer armen alten Wittwe alſo hilft. Es iſt ein chriſtlich Kind und die Heiligen müſſen ſich darüber freuen.“

„Wenn's ſo iſt,“ ſagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, „ſo haſt du recht.“ Er legte ſich herum und ſeine Sinne umflorte ſchnell der Schlaf. Ob auch die Mutter ſo ſchnell einſchlief! Als der Hofbauer zu ſchnarchen begann, ſtand ſie wieder auf und ging leiſe hinaus, und erſt als Annchen wieder im Hauſe war, ſuchte ſie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm geweſen und ſie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung geweſen? hatte nicht Pitter's Vater gerade ſo um ſie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte ſie aber doch, es ſei beſſer, wenn ſie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene ſie doch, weil ſie der Hubert heimbegleitet und — ſie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht Alles zu wiſſen, ſagte die Hoffrau am andern Morgen zu ſich ſelbſt. Viel Wiſſen bläht auf. Mein

Alter iſt recht gut, gehorcht gerne, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwiſchen nehmen.

Und als nun der Hofbauer in den Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief ſie dem Kinde, während ſie am Herde ſtand und das Gemüſe für die vielen Taglöhner beiwuſch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil ſie meinte, hinter ihr Geheimniß ſei Niemand gekommen.

„Hör' 'mal,“ fing die Mutter an, „ich bin auch jung geweſen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!“

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee. Ach, dachte ſie, gewiß hat uns Jemand in den Weiden belauſcht. Jeſſemarjoſep! was gibt das? — aber ſie ſagte kein Wort und ſah unter ſich, wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte vom vielen Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

„Ja, ſieh' du unter dich! du haſt Urſache!“ fuhr ſie fort. „Meine ich, du ſäßeſt droben und machteſt den Mailehenſtrauß oder ſchlieſeſt in guter Ruh — da hört dein Vater“ —

Ein: „Ach Jeſſemarjoſep!“ entſchlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Ja, da hört dein Vater,“ fuhr die ſtrenge Mutter fort, „das Knarren der Thür. Er ſteht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein iſt fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau ſtehe auf und ſehe nach; ſehe mein Töchterlein in des Hubert's Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun ſo ſchlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet ſie der Hubert heim und küßt ſie! — Pfui der Schande!“

Der Boden unter Annchen's Füßen wankte. Der Kopf ſchwindelte. Die arme Sünderin ſtand da, als ſollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter ſtand jetzt vor ihr und ſah ſie ſcharf an. Das fühlte das Märchen; denn aufzuſchauen hätte ſie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekoſtet hätte.

„Pfui der Schande!“ wiederholte die Mutter mit Nachdruck. „Nur der Bräutigam darf die Braut küſſen!“

„Ach,“ liſpelte es da leiſe über die Lippen der ſchönen Sünderin, „das will er ja werden, und mir iſt's auch recht!“

Die Mutter hatte Mühe, das urkräftige Lachen zu verbeißen, das ſich ihrer Geſichtsmuskeln bemeiſtern wollte bei dieſer Herzensäußerung, an deren Wahrheit ſie keine Sekunde zu zweifeln Urſache hatte.

„Glaub's gern,“ ſagte ſie, nachdem ſie Herr über dieſen mächtigen Reiz geworden war, „glaub's gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden, und die ſind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heiſcht. Da kannſt du dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine ſo ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichſte Mädchen — nein, für einen ſolchen Kindskopf hätt' ich dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! Für ſo dumm ſah ich dich doch nicht an! Geh'; aber hüte dich vor jedem Schritt ähnlicher Art! Meide auch den böſen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifſt das nicht und man ſollte meinen, du wärſt heute auf die Welt gekommen. Seh' ich dich noch einmal bei dem Hubert, ſo geht's nicht gut.“

„Ach Mutter, Mutter! verzeiht Euerm Kinde,“ ſchluchzte das arme Mädchen, und ſchlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz ſo eigenthümlich und in den Augenwinkeln ſo feucht. Sie drückte das Mädchen an ſich und ſagte ſanft: „Siehſt du, das geht nicht mehr! Du biſt kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will ſchon was ſagen.“

„Aber warum haßt Ihr ihn denn ſo, er iſt ja ſo brav!“ ſagte Annchen.

„Hab' nichts dagegen, Kind,“ verſetzte die Mutter; „aber ihr paßt nicht für einander.“

„So wollt' ich, ich wäre arm, wie er!“ rief Annchen.

„Proſt die Mahlzeit!“ ſagte die Mutter. „Ich nicht. Sei nur nicht ſo hitzig mit deiner Rede. Das Elend iſt ein ſchweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen ſieht ſich's leicht an. Iſt man aber nüchtern, ſo lautet's. Er wird halt dein Mann nicht!"

„So bleib' ich ledig!" ſagte das Mädchen.

„Und willſt eine alte Jungfer werden?" fragte die Mutter.

Es durchrieſelte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber ſie ſagte feſt: „Ja."

„Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber," verſetzte ſpottend die Mutter. „Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm Stroh und binde die Reben im Weinberg an. Die Letten wachſen ſchon und wir ſind noch nicht fertig."

„Wenn er mich aber als Mailehen ſteigert?" fragte ſie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. „Es iſt ſchon dafür geſorgt," ſagte ſie, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Geſetzt aber, es geſchähe — ſo mußt du ihm folgen; allein es wäre mir doch ſehr leid um den Pitter, der dir ſo treulich nachgeht. Das wäre der Jung für dich und auch der Mann."

„Lieber ſterben!" rief das Mädchen und enteilte dem peinlichſten Zwiegeſpräche ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus, und als die Mutter hinauf ſchlich, um zu hören, was ſie triebe, da hörte ſie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum erſten Male ſich bewußt wurde, daß ſich eine Macht zwiſchen es und ſeine Liebe geſtellt, die zu beſiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief ſie. Es blieb ſtille.

Da überkam die liebende Mutter eine entſetzliche Angſt. Sie ging eilings hinauf. Da fand ſie das Mädchen eingeſchlafen, mit dem Kopf auf dem Bette ruhend. Es war ihr gegangen, wie den Kindern, die vor unſäglichem Leid weinend, ſich in die Vergeſſenheit alles deſſen hinüberweinen, was den Thränenquell zum Fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen, die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechſelnder Beſorgniß das reizende Weſen, und ſchlich dann wieder hinab, das Herz voller Angſt.

Gegen vier Uhr kam ſie wieder. Jetzt ſchlug Annchen matt die Augen auf. „Wie iſt dir's?“ fragte die Mutter beſorgt.

„Ach, ſo weh,“ ſagte das Kind und die Thränen floſſen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß ſie ſich ins Bett lege, und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf ſchmerzte ſie ja ſo ſehr!

Als es gegen ſechs Uhr ging, zogen die Burſchen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raum umgeben, ſtand. Die Fahne wurde in den Aeſten befeſtigt und unten ſchloß ſich ein Kreis um den kleinen Tiſch, der mit ſechs Stühlen umgeben war. Zur Seite ſtanden noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maiſchultheiß.

In Gruppen ſammelten ſich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war ſichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle verſammelt waren, rief der Schultheiß des vorigen Jahres das zu hegende Mailehen aus und zunächſt die Wahl des Schultheißen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor ſich. Schulmeiſters Anton, der auch ein Schulmeiſter werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheiß. Pitter empfing die meiſten Stimmen. Einer nur ſah bleich und ängſtlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wollt's die Bruſt ſprengen. Annchen war nun gewiß die Erſte, denn der Schultheiß hatte ja ein Vorrecht, und deſſen begab ſich der hochmüthige Pitter gewißlich nicht.

St! St! ziſchte es rings umher. Das Mailehen beginnt!

„Ich weiß Eine,“ rief mit einer Stentorſtimme Pitter, „die als die Krone der Mädchen oben anſteht. Ihr kennt ſie Alle. Annchen aus dem Hofhaus!“

Der Hofbauer ſchmunzelte vor Luſt. Er ſtand auch im Kreiſe.

„Ein Mädchen wie Milch und Blut,“ fuhr Pitter fort. „Ein

Mädchen ſtill und fleißig, ſittig und beſcheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachſtelze, raſch wie ein Reh, ſchlank wie eine Pappel, holdſelig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!“

„Welch ein Preis!“ riefen die Jungen.

„Eilf!“ rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maiſchultheiß abzubieten.

Ueber Pitter's Angeſicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. „Zwölf!“ rief er triumphirend und ſah im Kreiſe herum, als fordere er Alle auf, zu bekennen, das ſei eine Liebe, die zu Opfern bereit ſei.

Eine Weile blieb's ſtille. „Gebt acht, der bietet weiter!“ ſagten einige der Jungen.

„Dreizehn!“ tönte es aus dem Kreis, und wieder blickten Alle auf den Hubert, deſſen Stirne glühte. Der Hofbauer biß ſich in die Lippen. Der Pitter wechſelte die Farbe. Alles ſchwieg. Man konnte wohl ſehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber ſollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — „Vierzehn!“ donnerte er, und er hoffte, dies gewichtige Wort werde den Kecken zuſammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebot war an ihm, und er hatte nur fünfzehn Gulden, Alles in Allem. — „Fünfzehn!“ ſagte nach einer Pauſe der Arme, und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

„Sechzehn!“ Alles hielt den Athem an.

„Siebzehn!“ rief zitternd Hubert. Es war, als wollte die Zahl nicht aus ſeiner Bruſt, und doch rief er ſie in der Verzweiflung aus.

„Ei, ſo ſoll dich der Donner!“ polterte der übermüthige Pitter. „Hat ein Bettelbub ſiebzehn Gulden für das Mädchen, ſo hab' ich achtzehn!“

„Wenn's Noth thut noch mehr!“ riefen die Jungen von ſeiner Partei aus. „Drauf! Pitter, drauf! Du mußt ſie haben!“

Alle Köpfe richteten ſich auf den armen Hubert, der todtenbleich daſtand.

„Halt,“ ſagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. „Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheiß hat das Recht verletzt; er hat geſchimpft.“

„Ich nehm' das Wort zurück, biete aber neunzehn!“ ſprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

„So iſt Anna ſein Mailehen!“ ſprach der Schöffe und ſetzte ſich.

„Huſſa!“ ſchrie der Kreis. „Der Schultheiß hat das ſchönſte Mailehen, und es gebührt ihm auch!“

„Und damit holla!“ ſprach leiſe in ſich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit geſenktem Haupt und kreideweißem Antlitze hinwegwankte. Nur der Hofbauer ſah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenſo geweſen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergeſicht nicht zeigen; nicht zu Andern, denn er ſuchte die Einſamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er ſo glücklich geweſen. Es war Zeuge ſeiner ſeligen Hoffnungen, es ſollte nun auch Zeuge ſeines tiefſten Leides ſein.

Dort lag er noch auf dem Raſen, als ſchon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Muſik, wie ſie zu ſeiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte! O hadert nicht und nennt's nicht weibiſch! Was ſtürmte Alles ein auf dies arme Herz? Betrogene Hoffnungen! Kennt ihr ſie? Wiſſet ihr, wie es dem Herzen iſt, wenn es aufgeben muß, was es ſo lange als ſchönſtes Ziel feſthielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung ſcheute? Und Alles umſonſt! nein! Werfe den erſten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage ſein Gefühl zu bemeiſtern im Stande iſt.

Liebesweh'! Mußte er nicht ſeine Liebe wiſſen im Arme des Verhaßten, mußte er ſie nicht ſehen Herz an Herz im wirbelnden Tanze? Und durfte er hoffen, daß der rachſüchtige Pitter ſie ihm einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! O, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß ſie ihm eine ſo tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und war's nicht ſo? Hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod eſſen müſſen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß ſein Herz. Was ſo in ihm gohr, das löſte ſich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen ſind Balſam für ſolche Wunden. Tadle ihn, wer's kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille nichts vermag, bleibt am Ende nur die Thräne — und Dank dem Himmel für dieſe Gabe! Sie erleichterte des armen Jungen Bruſt und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war ſchon ſpät, als er zum ſtillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz ſo ſchwer, in ſein Kämmerlein ſchlich.

Was jetzt ſich ereignet hatte, das kam ihm prophetiſch vor, und dieſer Gedanke legte ſich noch ſchwerer auf ſeine Bruſt.

Es iſt eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war ſolche Erfahrung vorbehalten, denn als er am andern Morgen aufſtand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolge des Mailehens, denn er hatte ja keine Majen geholt und ſein Geſicht, der treue Abdruck ſeines Innern, ſprach's deutlich genung aus, was geſchehen war.

Er ſaß ſtille an der lieben Mutter Bette und hielt ihre fieberiſch glühende Hand in der ſeinen. Sie war ſo matt, daß ſie kein Auge aufſchlug. Es kam eine große Angſt über ihn. Er ging zur nächſten Nachbarin und bat, daß ſie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doctor gehen wolle. Gerne kam dieſe und ſogleich eilte er fort, die Hülfe zu ſuchen in ſeiner Angſt.

Als ſpät der Doctor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu ſehen.

„Wir haben auch eine Kranke daheim," ſagte ſie zu der Leidenden. „Unſer Kind liegt im Bette."

„Habt Ihr denn keinen Doctor?“ fragte Hubert, den die Nachricht heftig erſchütterte.

„Sie will keinen,“ ſagte die Hoffrau. „Ich denke,“ ſetzte ſie hinzu, „bis zur Kirmeß wird Alles vorbei ſein, daß ſie doch tüchtig tanzen kann, da ſie des Schultheißen Mailchen iſt. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär', weil er ſo viel für ſie bezahlen muß!“ — Das war ein Stich ins Herz und, man ſah's, — vorher bedacht. Er traf ſicher.

Hubert beugte ſich zum Schooße herab, aber er ermannte ſich ſchnell. „Es iſt keine Kunſt, viel für ſie zu geben, wenn man viel hat!“ Das ſagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie ſchwieg darauf, weil es ſie reute, das harte Wort geſagt zu haben Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein ſo liebevoller Sohn war.

Als ſie wegging, begleitete er ſie bis an den Steg über die Ahr.

„Es wird doch nichts zu ſagen haben mit Annchen?“ fragte er hier mit einem Tone, der tief hinab auf die Stätte der Bruſt wies, von wannen die Frage gekommen war.

„Brauchſt dich nicht zu bekümmern,“ ſagte die Hoffrau; „haſt Sorgen genug. Bis morgen iſt Alles vorbei.“

Das letzte Wort war ein prophetiſches, ohne daß es die Hoffrau in dieſer Bedeutung gemeint hatte, denn am andern Morgen war Hubert's Mutter eine Leiche, und als die Hoffrau kam, fand ſie Hubert vor dem Bette knieend in ſeinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Paſtor noch geholt, weil die Mutter die Sterbeſakramente verlangt hatte, und dann war ſie ſanft, wie eine Gerechte ſtirbt, und ihren Sohn ſegnend, hinübergegangen.

Der Anblick erſchütterte die Hoffrau tief. Sie ſtellte ſich in Gedanken Alles ſo zuſammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlaſſenen erfüllte ſie.

Sie ſprach ihm Troſt zu, aber er ſchien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm Alles weggeſtorben. Er ſtand nun allein in der Welt, und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte, durfte er nicht aufſuchen.

Annchen lag noch zu Bette. Die Nachricht von Hubert's Verluſt traf ſie hart. Sie wurde kränker.

„Sichſt du,“ ſagte die Mutter, „wie gut es war, daß du Pitter's Mailchen wurdeſt! Jetzt hätte der Hubert der Trauer wegen doch nicht mit dir tanzen können und dürfen.“

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und ſein Leid, und daß ſie ihn jetzt nicht tröſten könne.

Acht ſchwere, ja die ſchwerſten Tage ſeines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um ſeinen Durſt zu löſchen mit einem Glas Bier. Der Wirth war ſein Pathe und ein verſtändiger Mann dazu.

„Setz' dich Path',“ ſagte der Wirth. „Dir iſt heiß!“ Er ging, holte Bier und trank ihm zu: „Proſit, Path'! wie geht's?“

„Wie ſoll's gehen,“ ſagte traurig der arme Jung, „Ihr wißt ja, wie mir's geht.“

„Freilich,“ war des Wirths Antwort. „Wie denkſt du deinen Sack anzuhängen?“

„Häng' ich ihn rechts, ſo paßt er nicht; häng' ich ihn links, ſo paßt er gar nicht,“ ſagte Hubert. „Rathet mir einmal.

„Ja, Path',“ verſetzte der Wirth, „da iſt bös rathen. So allein ſteckſt du nicht viel auf, und wenn du heiratheſt, dann kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich.“

„Wohin denn?“ fragte Hubert. „Der Taglohn und das Fiſchen ernährt mich ſchon ganz gut.“

„Ei, ſo nimm ein wackres Mädchen, das dir was beibringt, und ernähre dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein geſundes Herz und geſunde Arme nicht. Haſt du dir noch nichts ausgeſehen? red' 'mal!“

Der Jung ſah ſchamroth unter ſich und ſchwieg.

„Narr du!“ rief der Pathe aus. „Was brauchſt du dich vor deinem Pathen zu ſchämen? biſt ja kein Kind mehr, und ich bin dir jetzt Vater und Mutter. Sei offenherzig und red' von der Farbe!“

„Ach ja,“ ſagte Hubert halblaut und ſah nicht auf.

„Dacht' mir's wohl!“ verſetzte der Wirth. „Unter der Sonne nichts neues, ſagt Salomon. Bin auch jung geweſen; aber wer iſt's denn?“

„Des Hofbauers Annchen!“ geſtand Hubert mit Widerſtreben, denn das hatte er ja noch Niemand geſagt.

„Hu, Jung!“ rief der Wirth, da willſt du hoch hinaus!“

„Ich will's ja nicht allein — ſie auch;“ ſagte Hubert leiſe.

„Aha, da pfeiſt der Wind anders weher,“ ſprach der Wirth. „Alſo ihr Zwei ſeid einig?“

„Gewiß!“

„Und die Alten?“

„Ja, die werden's wohl nicht wollen, denk' ich!“

„Freilich, Hubert, du haſt kein Vermögen, und das wiegt ſchwer bei dem Hofbauer, ich kenne ihn. Doch halt! iſt ſie dein Mailehen?“

Da ſeufzte tief der arme Jung und erzählte ſein Leid.

„Das iſt ſchlimm,“ entgegnete ſein Pathe, „da will mir's vorkommen, als ſei der lange Pitter der Erwählte bei den Alten. Nimmt ihn das Mädchen?“

„Nein, nie!“

„Guter Hubert, ſei nicht ſo ſicher!“ mahnte der Wirth. „Weiberherzen und Aprilswetter ſind Geſchwiſterkinder! Ich verſtehe mich auf den Artikel. Bau' nicht ſo feſt drauf!“

„Was denkt Ihr von dem Mädchen, Path'?“ rief da im Innerſten verletzt Hubert aus. „Wenn die von mir läßt, ſo —“

„Halt ein, Jung, halt ein,“ fiel ihm der Path' in die Rede. „Du kennſt die Welt noch nicht. Hab's mehr erlebt!“

Jetzt nahm aber Hubert des Mädchens Parthei mit einem Feuer und einem Nachdruck, daß er den Wirth aus dem Felde ſchlug.

„Nun, Närrchen,“ verſetzte dieſer endlich, „mir iſt's tauſendmal für einmal recht; aber — aber — doch rath' ich dir, mach's kurz und rede mit dem Alten.“

„Das kann ich nicht!“ rief Hubert. „Das bring' ich nicht fertig!“

„Dummes Zeug!“ polterte der Wirth. „Warum denn nicht? Aber wenn du abſolut nicht willſt, ſo will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiesmann werden.“

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenſter war offen geweſen; als er in die Stube trat, lag eine Roſe am Boden, friſch erblüht, in voller Pracht. Wer ſie ihm hingeworfen, das wußte er ja. Sie war ein Zeichen ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Geneſung. Zum erſten Mal ſeit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu ſehen, ſie zu ſprechen, war indeſſen umſonſt. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war ſie allein zu Hauſe; nicht einmal allein im Garten konnte ſie ſein, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtlos Bemühen geweſen, einen Augenblick erhaſchen zu wollen; und ſchreiben? dieſe Kunſt verſtanden nur Wenige in den Landen des Kurfürſten von Köln, und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert noch ſein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit ihm, der gefürchtete Tag des Leides für zwei liebende Herzen, auf den ſie ſich ſonſt ſo ſehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Meſſe. Er ſah Annchen und wäre faſt in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, ſo übel ſah ſie aus, ſo bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Pitter ſo giftig auf ihn her, daß Annchen ſchnell das Auge anders wohin wandte.

Als die Kirche aus war, ſaß Hubert in ſeinem Gärtchen unter dem Hollunderbaume, der ſeine Blüthen ſchon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und ſein Herz ſagte ihm, ſie käme. Endlich ſchlich ſie ſich an den Weidenzaun. Sie öffnete die

Lippen — da rief ſchon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh ſie ins Haus.

Hubert ſah betrübt vor ſich nieder. Was ſollſt du hier noch? fragte er ſich. Bewachen ſie ſie ſo, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Beſſer dann, ich bin weit weg von hier!

Als er dieſen Gedanken dachte, ſchritt ſein Pathe, der Sternwirth von Ahrweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornſtock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel getigert war, je nachdem die Rinde daran gelaſſen oder völlig weggeſchnitten war.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ſagte er, und Hubert grüßte zurück: „In Ewigkeit!“ Er führte den Pathen in ſein ſauberes Stübchen, wo ſchon das Kaffegeſchirr auf dem Tiſche ſtand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffe vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert ſchloß ſeine Thüre zu, daß er nicht Zeuge ſei, wie ſein liebes Annchen vom langen Pitter weggeführt würde, dem ſie mit widerſtrebender Hand den Maiſtrauß an die Bruſt zu ſtecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Muſik hörte, ging es ihm durchs Herz wie ein Schwerdt. Jetzt holte er ſie ja ab und er — ſaß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hatte geſagt, wenn ſie bei der Muſik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' er um vier Uhr noch nicht zurück, ſo wär's nichts.

So ſaß er denn ſtille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der andern ging langſam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung ſenkte tief und tiefer ihre Flügel.

„Es iſt vorbei,“ ſagte er endlich, als es vier Uhr ſchlug. „Sie haben Nein geſagt.“ — Er zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge und ſagte laut: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht.“

„Das iſt ein verſtändig Wort,“ ſprach in dieſem Augenblick der Pathe, der am offenen Fenſterlein ſchon eine Weile geſtanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

„Du haſt's wohl ſchon ausgerechnet, Hubert," ſagte er, „was ich ausgerichtet habe. Da iſt nichts zu wollen. Wo der Reichthum ſitzt, da ſitzt auf dem Geldſack der Hochmuthsteufel. Gib's auf, Hubert. Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn, und glaubſt du das hier nicht zu können — nun, dann geh'! Die Welt iſt groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu iſt und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stelle, ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Köln haben's herrlich. Gehn in die Meſſe, begleiten die Prozeſſionen, ſtehen Wache, eſſen, trinken und ſchlafen, und das iſt Alles. Dabei haben ſie gute Löhnung und ſind gekleidet wie Barone. Willſt du das nicht, ſo werde Hausknecht in Köln, in einem Wirthshaus, ſo etwa im „Heiligen Geiſt." Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt dir auch das nicht, ſo will ich den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die habens auch gut. Du ſparſt dir etwas überall. Hier aber blieb' ich an deiner Stelle nicht. Das iſt eine ſchlimme Nachbarſchaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tauſend Verdruß iſt die Folge."

„Ihr habt recht, Path'," ſagte mit bebender Stimme der arme Junge; „aber, was mach' ich mit dem Häuschen und meinen paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?"

„Daß die gut verpachtet werden, dafür ſorg' ich," war des Pathen Antwort. „Dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe dir's auf. Iſt dir das recht, ſo ſchlag' ein!" Er hielt ihm die Hand hin und Hubert ſchlug ein, und als der Path', der noch einen Beſuch bei einem guten Freunde machen und dort ein Extragläschen trinken wollte, zurückkam, ſtand Hubert unter der Thür, fix und fertig. Ein Bündel hing auf ſeinem Rücken, einen Stock hielt er in der Hand und die Mütze ſaß tief in den Augen.

„Ich gehe gleich mit Euch!" ſagte er.

Der Path' war erſtaunt. „Vorgethan und nachbedacht,“ ſagte er, „hat Manchem ſchon groß Leid gebracht.“

„Ich will nicht mehr hier bleiben!“ war Hubert's Antwort.

„So komm' in Gottes Namen,“ ſagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze ſich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gen Ahrweiler; aber ſo redſprächig auch der Ahrbleichart den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging ſtill dahin und bewegte in ſeinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen war; aber die Roſe trug er an einem Bändel um den Hals.

Am andern Tage ſagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit einem Nachbar ſeinetwegen geredet hatte: „Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelſchmied, hat in Köln einen guten Freund, der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will dir an ſelbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird dir gute Dienſte thun.“ Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, deſto beſſer es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beſchäftigung war, kamen ſeine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

„Laßt mir den Brief ſchreiben,“ ſagte er zum Pathen, „ſo geh' ich morgen früh fort!“ Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert den Brief zu ſchreiben, und er mußte alſo noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gen Altenahr zu. Ohne daß er es wußte, war er weit weggegangen. Die Sonne war ſchon im Sinken. Da blickte er einmal zurück, und ſiehe da, raſchen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? „Ja Annchen, mein Annchen!“ rief Hubert und ſein Herz ſchlug in doppelten Schlägen. Sie war es.

„Find' ich dich doch, guter Hubert,“ rief ſie ihm zu. „Ach, ich wär' geſtorben, wenn du weggegangen wärſt, ohne mir Adje geſagt zu haben!“

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten ſeinen Blick verdunkeln, und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

„Willſt du fort?“ fragte ſie ſo ſüß.

„Ich muß ja,“ ſagte er endlich. „Dein Vater gibt dich mir nicht, und hinter ſeinem Rücken darf ich nicht mit dir koſen. Sie bewachen dich ja überall, und es wär' auch ein Unrecht von uns Beiden!“

„Ich weiß es,“ ſagte das Mädchen und ſeine Thränen begleiteten die Worte. „Laß uns ſchnell mit einander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach,“ ſagte ſie. „Ich war bei deinem Pathen und habe dich geſucht. Er ſagte mir, du ſeieſt da herausgegangen.“

Sie ſchritten raſch voraus, Hand in Hand, aber ernſt und traurig.

Hubert ſetzte ihr ſeinen Entſchluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn ſie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren ſie an den Wald gekommen. In der Ferne ſah man Leute kommen. Sie mußten ſcheiden.

Tauſend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechſelt; dann heiße Küſſe und Hubert riß ſich los und verſchwand im Walde. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo ſich Annchen die Augen waſchen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht ſahen. Sie mußte ſich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen, und dies Verſprechen war ein Troſt für das arme Kind, dem nun das Leben ausgeſtorben war. Den Pitter ſah ſie nicht an, er mochte machen was er wollte. Aller Frohſinn war gewichen, und wenn ſie irgendwo allein war, ſchwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter ſah des Kindes Leid und machte oft ſich, oft ihrem Manne bittre Vorwürfe; der aber blieb auf ſeinen neun Augen ſtehen und meinte, das Gepimpel werde ſchon vergehen, und wenn einmal der Bettelbub vergeſſen ſei, werde der Pitter ſchon Hahn im Korbe werden. Er verſtehe ſich auf das, und ſo ein Kind habe noch keinen Verſtand. Es ſei gut, daß der Jung fort ſei. Es würde bald heißen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

III.

Verlaſſen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimat, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten ließ!
Ob ich Euch wiederſehe?
Altes Volkslied.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: aus den Augen, aus dem Sinn, war's einmal nichts, weder bei dem Annchen, noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtſinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zuſammengewachſen waren von Kindesbeinen an; auch waren Beide zu tüchtig, zu ächt dazu oder wie Hubert's Pathe ſagte: in der Wolle gefärbt. Der hatte es weg, als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid ſah. Wart', dachte er, ich will das ſtille Feuer nicht ausgehen laſſen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der andern Seite dem reichen Kaffern, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Drum ſagte er zu Annchen: „Kind, wenn du als einmal etwas von dem Hubert hören willſt, ſo komm' herein, wenn du nach Ahrweiler kommſt.“

Das war dem Annchen lieb, und es bedankte ſich und verſprach's.

Zu dem Hubert ſagte er: „Ihr Zwei laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannſt du dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich ſchreiben und das Annchen grüßen laſſen. Ich richt's aus. Wer weiß, was ſich macht. Sei du nur gutes Muths und laß die Flügel nicht hängen, wie eine gerupfte Gans."

So was ſchlägt durch und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geſchrieben war, der lautete: „An den Meiſter Hans Heberlein, Schneider in Köln, abzugeben oben Marspforten, Nr. 63, durch den Hubert von Altenahr, der ſich verdingen will," und in ſeiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen ſchien, das ſchöne Ahrthal zu verlaſſen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: „Wo das Häslein geheckt iſt, da iſt es gern." Es drückte ihm ſchier das Herz ab und das Köln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn geweſen, und da hatte er auf dem Kreuzberg, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufſperrt, als wolle er Mäuſe fangen, kaum die Thürme und vornehmlich den Dom geſehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! Sollt' er's denn wagen, ſo aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Pathe betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging.

„Sei geſcheidt, Hubert," ſagte er. „Meinſt du, das Köln wär' aus der Welt? Du Narr, in zwei Tagen biſt du dort, ganz gemächlich, du darfſt nur tüchtig zuſchreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen" war. Pah, flenn' nicht: das iſt alter Weiber Art. Biſt du gewiß, daß dir das Mädchen die Treu' hält und nicht faule Fiſche backt, dann geh' und verzieh' mir das Geſicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er 'mal aus dem alten Neſt muß, iſt ein Simpel. Friſch. Trampf aus! Ich wette, du kriegſt die Herzdame! Donner! Mir hätt' Einer ſo kommen ſollen! Flennen? nein, Hubert, du haſt die ſiebente Ader von deinem Path, der hat ſeiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gott's Namen: alle Heiligen ſollen dich geleiten. Sei brav und fleißig und ſpar' dir Etwas — und dem alten Kaffern dreh' ich doch noch eine Naſ'!"

„Ja Pathe," ſagte der Hubert, „wer dem Hofbauer eine Naſe drehen will, muß früh aufſtehen.“ Drauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und ſchritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen ſah, ging's; als aber die verſchwanden, da ſteckte ſein Athem. Er legte ſich ins Gras und weinte. Ueberall aber tönte es ihm doch in die Ohren: Ein junger Kerl, der flennt, iſt ein Simpel! Er ermannte ſich und ſchritt weiter. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, deſto öfter kehrte das Weh zurück und zuletzt ſchlich er nur noch ſo hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Beſonders am zweiten Wandertage war dies der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer geweſen, als er nahe an Köln kam. Am Wege ſtand ein Kreuz — denn die Kölner ſind faſt alle fromm, wenn ſie alt werden.

Unter dem Kreuz iſt gut ruhen, dachte der fromme Jung von Altenahr, der die Kölner Funken nicht kannte, legte ſeinen Bündel neben ſich ins Gras und ſtreckt die müden Glieder auf den dürren Raſen aus.

Es war heiß geweſen, drückend heiß an dem Tag und der ganze Zuſtand Hubert's, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abſpannung. So war's denn kein Wunder, daß er erſt wachend vom lieben Annchen und der ſchönen Heimat träumte, dann, ohne daß er's merkte, ſchlafend und ſo allmählig in den Zuſtand völliger Bewußtloſigkeit überging. Dies war um ſo mehr der Fall, als er in der letzten Nacht gar nicht geſchlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingeduſelt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landſtraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn anſieht, was ſie für Vögel ſind. Kam auch ein Kölner Strick des Wegs, ſo ein ächter „Drickes“ voll Lumpenſtreiche und Verſchlagenheit; der dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel ſah: mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm ſachte das Bündel mit den Salbandträgern weg, hing ſich's um und bog ſeitwärts ab von der Landſtraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken entzogen. Da er ein Verkennen ſeiner guten Abſichten fürchtete, ſo machte er ſich auch ſo eilig aus den Reiſern, daß es eine große Dummheit geweſen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaſchen, als endlich mit der ſinkenden Sonne der Jung von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu ſich ſelber kommen konnte. Es koſtete ihn wirklich eine geraume Zeit, ehe er ſich gehörig beſinnen konnte, wo er denn eigentlich ſei. Als er ſich zuletzt gefunden, ſah er nach ſeinem Bündel; aber wer malt ſeinen Schrecken, als er ihn nicht mehr fand und ſich es nicht verhehlen konnte, er ſei ihm geſtohlen.

In dem Bündel war ſein bischen Geld, ſeine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umſonſt hatte er geſucht — fort, und geſtohlen, unter dem Kreuze geſtohlen!

Seine Lage war troſtlos, verzweifelt! Iſt es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzesſtamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieſeln in das dürre Gras zu deſſen Füßen? Iſt es zu verwundern, wenn er ſich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört, noch ſieht, was um ihn vorgeht?

Alle Ausſichten und Hoffnungen waren zerſtört. Was ſollte nun aus ihm werden? In dem Weſtenſäckel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopfe verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er ſich anvertrauen kann! Armer Hubert, wie wird dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung der kurkölniſchen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein paar Litzen am Arm und ein Seitengewehr am Bandelier hat, alſo ein Korporal iſt, ſo Einer, der Etwas zu befehlen hat. Der bleibt eine Weile ſtehen, betrachtet ſich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Compagnie, denn es fehlt uns juſt Einer, der ſich ranzionirte, das heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth. Ueberdies, fährt er in ſeinem Gedanken fort, iſt dem hübſchen Jungen Etwas paſſirt, ſonſt heulte er nicht, und in ſolchen Zuſtänden ſind ſie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

„Holla! guter Freund,“ ſagte er zu Hubert, „du heulſt ja, als wär' dir das Allerſchlimmſte paſſirt. Wie ſteht's?“

Der Jung von Altenahr fährt zuſammen, als er die rauhe Stimme hört und ſieht den Fragenden an, wiſcht die Thränen weg, zieht ſeine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. „Ach, Herr Soldat,“ ſagt er darauf mit weinerlichem Ton, „mir iſt wohl das Allerſchlimmſte paſſirt, denn die Heimat hab' ich verlaſſen, um mir in Köln ein ehrlich Stücklein Brod zu ſuchen, und als ich hier ſchlafe, ſtiehlt mir Einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen ſoll, denn ich bin fremd und hungre wie ein Wolf.“

Dem Korporal fuhr's übers Geſicht, wie wenn Einer lachen muß und will doch nicht.

„Das iſt ſchlimm,“ ſagt' er drauf. „Dem Bündel kannſt du Adje ſagen. Der's mitgenommen, bringt dir's nicht wieder; aber wenn du Hunger und Durſt haſt, ſo komm' mit mir. Dort am Bajenthurme liegt ein Häuslein „zum Muttergottesbildchen,“ da wollen wir einkehren und du ſollſt eſſen und trinken, ſo viel du willſt, ich bezahl's. Ein kurfürſtlicher Soldat hat immer Geld für ſo etwas. Sei gutes Muths und komm'!“

Der Hubert meinte, es müſſe diesmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, beſinnt ſich nicht lange und geht mit ihm.

Bald iſt das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländiſchen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art hat. Der Soldat ſieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo er's hinthat; aber ſo ein junger Kerl, der Hunger hat, kann Etwas unterbringen, weiß es ſelbſt noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu, und als das Eſſen allmählig langſamer geht, fragt er ihn: „Was willſt du denn nun anfangen in der Stadt Köln?“

„Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Marspforten“ iſt?“ fragt er den Soldaten zurück.

„Warum nicht?“ erwiedert der; „aber was willſt du da?“

„Ei,“ ſagt Hubert, „da wohnt Einer — ja, den Namen hab' ich rein vergeſſen in meinem Leid — der verdingt Knechte und Mägde und iſt der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler, des Wirthes im Stern. Kennt Ihr ihn vielleicht?“

„Gott behüte!“ ſagte der Soldat. „Willſt du aber in der ungeheuern Stadt Köln Einen ſuchen, deſſen Namen du nicht weißt, Freund, dann iſt's aus. Auch wär's ſchad' für einen Kerl, wie du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt' was Beſſeres für dich!“

„Was denn?“ fragte Hubert

„Ei, ſieh' mich 'mal an, wie gefällt dir die Uniform?“

„Prächtig!“ rief Hubert.

„So kannſt du auch eine kriegen und Geld dazu, Eſſen, Trinken und eine Schlafſtelle. Niemand hat's beſſer, als unſer einer. Alle Welt hat Reſpect vor ihm. Er iſt ein freier Herr, ſo eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; ſie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, ſo ſtechen wir flugs Alle aus.“

„Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe,“ ſagte traurig Hubert.

„Närrchen,“ verſetzte der Korporal, „das Trauerjahr vergeht, und kommſt du 'mal heim, ſo gefällſt du erſt deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform grauſam ſchön ſtehen!“

„Darf denn ein Soldat heim?“ fragte der Junge neugierig.

„Das verſteht ſich; kriegt Urlaub, wann er will,“ entgegnete der Korporal. „Er kapitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld.“

„O weh, zehn Jahre!“ rief Hubert, „ich muß in einem Jahre heim.“

„Das darfſt du auch,“ ſagte der Korporal. „Der Kurfürſt iſt ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn ſie nur brav und gehorſam ſind. Er iſt gar nicht hitzig auf das Behalten und kriegt deren mehr, als ihm lieb iſt. Das mit den zehn Jahren iſt nur ſo ein Geſchwätz. Du weißt, ſo etwas muß einen Namen haben. Und wie kann ein Menſch, der nicht vernagelt iſt, vorankommen, avanciren nennen wir Soldaten es! Sieh' mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahre ſchon Korporal. Nun heißt's: Herr Korporal hinten, Herr Korporal vorne! Schönes Geld, ſchöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Ducaten, du biſt, ehe ein halbes Jahr um iſt, Korporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?“

Während dem hatten ſie wacker getrunken, und der Korporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und gradeswegs zur Kaſerne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurkölniſcher Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexercirt, was ihm das Soldatenweſen bald verleidete.

Völlig niedergeſchlagen wurde er aber, als ihm ſeine Kameraden ſagten, der Korporal habe ihn abſcheulich belogen. Er müſſe zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlaſſen ſei's nichts. Bei dieſer Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Troſtlos im höchſten Grade lebte er im dumpfen Trübſinne dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

Ueber den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es beſtand in Wachenſtehen, Exerciren und Lungern; aber wer nach dieſem Zeitraume den armen Jungen geſehen hätte, es würde ihm ſchwer geworden ſein, ihn wiederzuerkennen. Bleich und traurig ſah er aus. Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Harm. Er hatte wohl heimſchreiben laſſen, Grüße geſandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen ſchreiben laſſen, ſie würde ihm treu bleiben; aber ſein Pathe hatte geſchrieben: „Lieber Hubert, du biſt ein Eſel; ſonſt wärſt du nicht Soldat geworden. Meinſt du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeſchoſſen! Von neunzehn bis neun und zwanzig kriegt ſo ein Mädel gar oft wetterwendiſche

Gedanken!“ Das brach ihm ſchier das treue Herz. Im Dienſte war er ein Muſter. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagwerk der Funken, mied er ſtrenge. Am liebſten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückſeligen Tage, wo ihn der Korporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter Sanct Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von ſo ſchwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben ſich baden ſah, auch Luſt fühlte, in den Wellen des Rheines die faſt verlernte Kunſt des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlähmten Kräfte zu erfriſchen und zu ſtärken. Er ging in die Weiden und entkleidete ſich. Mit kräftigem Arm und rechter Luſt theilte er die Fluth und ſchwamm, leicht wie ein Fiſch, umher.

Plötzlich ſah er einen Knaben unfern von ſich, ſich bäumen, zurückſchlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er ſchwamm mit ihm ans Ufer und begann zu reiben an ihm. Mehrere Leute waren Zeugen, die nun auch herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder ins Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu ſich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Doms führte ihn der Knabe in ein ſtattliches Haus und verkündete hier ſeinen Eltern, was ihm begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich.

Die beſten Speiſen und Getränke wurden ihm vorgeſetzt und der Vater des Knaben ſetzte ſich zu ihm.

„Wo biſt du denn zu Hauſe, mein Sohn?“ fragte mit herzgewinnendem Weſen der ſchon ziemlich bejahrte Herr.

„Aus Altenahr!“ verſetzte Hubert.

„Aus Altenahr?“ fragte mit Theilnahme der Herr weiter, „da bin ich erſt in letzter Woche geweſen. Kennſt du den Hofbauer?“

„Wie ſollt' ich nicht,“ ſagte Hubert, „er iſt ja mein nächſter Nachbar.“

„Wie heißeſt du denn?“ — fragte wieder der Herr.

Hubert nannte ſeinen Namen und bezeichnete die nähern Umſtände, allein der Herr kannte weder ihn, noch hatte er ſeinen Vater gekannt.

Auffallend war es dem Herrn geweſen, daß eine Glutröthe beim Namen des Hofbauers Hubert's Wangen überzog. „Ich will dir ſagen, was ich dort that. Der Hofbauer,“ fuhr er fort, „will ſeinem Schwiegerſohn den Erbpacht ſichern.“

„Seinem Schwiegerſohn?“ fragte bleich werdend Hubert. „Wer iſt denn der?“

„Der Pitter Krakel,“ ſagte der Herr, den Hubert für den Notar hielt.

Als er den Namen ausſprach, da ſchwindelte es plötzlich dem armen Hubert und er ſank in den Lehnſtuhl zurück, in dem er ſaß.

Erſchrocken faßte der Herr ſeine Hand. „Dir iſt unwohl, mein Sohn, ſagte er. Soll ich dir einen Arzt holen laſſen?“

Hubert ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. Hervorbrechende Thränen verriethen dem Herrn ſchnell, hier müſſe ein anderer Grund für den Anfall geſucht werden.

„Iſt's denn ſchon fertig?“ fragte er leiſe.

„Die Uebertragung des Erbpachts oder die Heirath?“ fragte der Herr. „Keins von beiden,“ antwortete er ſich ſelbſt. „Erſtlich will das Annchen den Pitter Krakel nicht, und dann iſt er ein liederlicher Geſelle, dem der Erbpacht nicht übergeben werden kann, obwohl er den Acker- und Weinbau verſteht.“

„Du ſcheinſt großen Antheil an der Sache zu nehmen,“ fuhr er fort; „ſei 'mal recht offen und erzähle mir, was du auf dem Herzen haſt!“

„Ach, Herr Notar,“ ſagte Hubert, „was kann es Euch helfen, wenn ich euch auch Alles erzähle? der alte Hofbauer, das ſeh' ich, bleibt auf ſeinem Kopf, und das liebe Annchen wird am Ende, um des Quälens los zu werden, Ja ſagen. Dann hat das Lied ſein Ende und mir wär's beſſer, ich läge im Rhein oder im kühlen Grabe. Was thu' ich noch auf der Welt?“

Das war genug geſagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Hubert's Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht ſchwer fallen, den guten Jungen ſo recht kirre zu machen. Er hatte ja, ſeit er in Köln war, noch Niemanden gefunden, dem er den Harm ſeines Herzens mittheilen konnte. Er hatte ſich an keinen unter ſeinen Kameraden anſchließen mögen, weil ſie ſich alle einem wüſten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergeſſen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erſchloß er dem Theilnehmenden ſein Herz, und daß er es keinem Unwürdigen erſchloſſen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, ſagte der Herr: „ſei gutes Muthes! ſo viel hab ich weg, daß dir das Annchen treu iſt. Haſt du etwas zu beſtellen, ſo trag' mir's auf. Ich gehe eheſtens wieder hin und will's ihr ſelber ausrichten.“

Da faßte der Jung des Mannes Hand und rief: „O, ſagt ihr, wie lieb ich ſie habe und ſie ſolle doch den Pitter nicht nehmen; ich wolle bei dem Kurfürſten einen Kniefall thun, daß er mich loslaſſe!

Das verſprach der Herr, und reich beſchenkt verließ Hubert das ſchöne Haus am Dom. Neue Hoffnung war in ſeine Seele gekommen und es war ihm, er wußte ſelbſt nicht wie, als müſſe noch Alles gut gehen.

Acht Tage ſpäter ſtand er im Schloſſe zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunſch, nur einmal den Kurfürſten zu ſehen und ihn zu ſprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geiſtlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit ſeinen Kameraden keine Gemeinſchaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun ſo daſtand, kam allein ein alter Herr in ſchwarzer geiſtlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es ſei ſo einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürſten ſeien, als Kapläne und dergleichen.

„Faſſ' dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam und er das gutmüthige Geſicht ſah, ſagte er: „Hochwürden, was ich ſagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürſten kommen?“

„Warum denn nicht?“ war des alten Herrn Antwort. „Willſt du ihn einmal ſprechen?“

„Ach ja,“ ſagte Hubert darauf; „ich hab' ſo etwas auf dem Herzen.“

„Sag' mir's,“ verſetzte der geiſtliche Herr; „ich bin überall, wo der Kurfürſt iſt, ich will's ihm ſagen.“

„Am liebſten ſag' ich's ihm ſelber, denn Ihr vergeßt mir's doch,“ bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. „Traueſt du mir ſo wenig zu?“ ſagte er.

„Das grad' nicht,“ lenkte Hubert ein, „aber ich weiß, wie das ſo geht. — Doch — wenn Ihr ſo gut ſein wollt, ich wüßt' Euch großen Dank.“

„So rede!“ ſagte der alte Herr.

„Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Korporal Honnef gekommen bin,“ ſprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm ins Wort: „Was ſagſt du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!

Da war des Jungen Zunge gelöſt. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Korporal gemacht.

„Und du haſt Haus und Gut daheim?“ fragte er endlich.

„Ein Häuschen, Hochwürden,“ antwortete Hubert, „und ein paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armſeligen Pacht geben müſſen und ſo geht mir's zu Grunde.“

„Wie heißt du denn?“

„Hubert,“ ſagte der Jung.

„Aha, ich hab' ſchon von dir gehört,“ ſprach der alte Herr. „Warſt du's nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?“

„Ach nein,“ ſagte Hubert, „ich hab' ihn bloß herausgeholt.“

Der alte Herr lächelte wieder. „Höre,“ ſagte er, „du kannſt dich drauf verlaſſen, daß ich es dem Kurfürſten melde. Es iſt ſo gut, als hätteſt du es ihm ſelber geſagt, und du ſollſt es erfahren, daß ich's nicht vergeſſe.“

„Gott lohn's!“ rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der andern. Es wurde Herbſt und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

Der hat's doch vergeſſen, ſagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiederſähe, um ihn zur Rede zu ſtellen; aber auch das gelang ihm nicht.

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchen's Grüße und die bündigſten Verſicherungen der Treue, das erhob ſein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Compagnie ſeines muſterhaften Lebens wegen zum Korporal ernannte. Doch was half das Alles? wäre er los geweſen und hätte er müſſen auf Erbſen heimgehen, wie die Leute nach Kevelaer wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn ſein Path' ſchrieb ihm, als er ihm ſeine Korporalſchaft melden ließ: „daß du nun ein Korporal geworden biſt, hatte mich erfreut, wenn ich mich nicht drüber geärgert hätte. Da läßt du dich ins Soldatenjoch ſpannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen faſt ruinirt. Deine Güterläppchen ſaugen ſie aus, und ich fürchte, wenn du zurückkommſt, ſchmeckt dir die Arbeit nicht. Soldatenleben — faules Leben! und es iſt wie der Hofbauer zu Altenahr ſagt: „mit Waſſer backt man keine Pfannkuchen. Mach' daß du loskommſt. Das Annchen pfeift dir was, daß es dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer iſt und beim Mailehen in den Rummel kommt.“ Das ſchrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem ſpätern Briefe ſchrieb er ihm: „Du kannſt eine Meſſe leſen laſſen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von Olbrück nicht gefielen. Der Pitter ſollt' Hofbauer werden, und der Hofbauer mit ſeiner Frau ſich in den Aufenthalt ſetzen; aber der that's abſolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach' daß du heimkommſt, denn es löffeln noch Drei um das Annchen, und im nächſten Mailehen kann einer in den Säckel ſteigen, wer's haben will. Man meint das Mädel hing' voll Gold!“

Ueber dieſen Brief brummte der Hubert, weil er ſo ohne Reſpect von dem Annchen ſprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit geſagt.

IV.

Wenn der Baum grün ausſchlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne ſcheint,
Gibt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit gibt,
Gibt's frohe Leute;
Und das, was morgen g'ſchicht,
G'ſchicht halt nicht heute.
Volkslied.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigſten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte ſich ſchier die Augen aus und nahm ſichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es ſeine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte ſagen ſollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner geweſen. Der alte Krakel ſagte: „Es gibt ſich, es macht ſich. Sei nur nicht blöde und werd's nicht müd'.“ Der Pitter ſagte: „Wartet's ab, Vater, wie es ſich macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür ins Haus gefallen, ſo ſtünd's beſſer. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Proceß geführt, ſo wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und ſäße warm; aber ſo muß Alles quer gehen!“

„Ja, du liederlicher Bub,“ polterte da der Alte, „ſeit du Maiſchultheiß biſt, gehſt du nicht mehr aus dem Wirthshaus und das Karten iſt dir ans Herz gewachſen. Das hat dich empfohlen! prächtig empfohlen!“

Da ſchwieg der Pitter ſtill und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebiſſen."

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel ſagte? O freilich!

Der Pitter war ein geiziger Tagedieb geweſen; aber darum weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tage hundertmal ſagte: ſparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rath hält, kriegt kein Kaſtenmännchen, und wer das Kaſtenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub ins Fleiſch gewachſen. Er wurde ein Geizhals. Als er aber Maiſchultheiß wurde und der alte Krakel auf das Annchen ſpannte, ſagte er: „Pitter, du mußt's laufen laſſen!" Das that nun auch der Pitter. Und als ſie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachteſſen nicht abwarten. Da kam er denn auch ans Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habſucht und Geiz in ihm ſteckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr raſten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er ſagte drauf: „habt Ihr's nicht geſagt, ich ſoll's laufen laſſen? nun, wo ich's thue, zankt Ihr!" — Später, als er ſo alle Tage im Solo gewann, ſagte er, wenn der Vater brummte: „ich fordre Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich ſelbſt!" mit dem Allem wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte ſich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel ſein Wort gegeben, der Pitter ſolle das Kind zur Frau kriegen. So ganz feſt war's freilich nicht, und Handſtreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm ſichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hauſe.

„Du hätt'ſt nicht gleich zuzutappen brauchen!" ſagte die Hoffrau.

„Dir war's ja doch auch recht!" verſetzte er.

„Aber binden wollte ich mich nicht!" verſetzte ſie.

„Ja, Allerweltsklugheit, du hörſt das Gras wachſen, ich weiß es wohl," ſagte er.

Nun wurde ſie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Hader da war.

So ging's alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr ins Haus.

Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ ſich nicht ſehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

„Hörſt du,“ ſagte er zum Hofbauer, „ich hab' eine Kriegsliſt erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbſt gehoben werden, ſo läßt du dem Herrn Baron ſchreiben, er ſolle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung ſtellen, das Annchen müſſe ihn heirathen. Wir Zwei ſetzen uns in den Ausenthalt und geben unſer Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichſten Leben.“

Dem Hofbauer, der ein ſehr beſchränkter Kopf war, gefiel das ſchon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einem Mal der Herr Baron ſelbſt.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber der will wiſſen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällts ſchief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler iſt und ſagt: Nein.

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der ſieht endlich ein, daß er ordentlich werden muß. Er beſſert ſich. Beim nächſten Mailehen ſteigert er das Annchen und kriegt's um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt ſich gleich und will ihn nicht.

So geht's fort bis der Herbſt kommt.

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr käme wieder, und nach ſeinem Grundſatz, daß kein Baum auf den erſten Hieb falle, hoffte er, da ſich der Pitter gebeſſert und aus dem Wirthshaus geblieben war, ſollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er ſie allein.

„Kind,“ ſagte er, „du warſt ſonſt ſo froh und nun biſt du ſo traurig. Haſt du was Liebes und darfſt es nicht ſagen? ſei zutraulich, ich meine es gut. Willſt du den Pitter, ſo ſoll er flugs Hofbauer ſein?

„Ach Gott, nein!“ rief Annchen.

„Alſo du haſt ihn nicht lieb? die Alten wollen dich zwingen? Nicht ſo?“

„Ach ja!“ war ihre leiſe Antwort.

„Halt!“ rief Herr von Olbrück, „da hätt' ich ja bald etwas vergeſſen! Ich ſoll dir viel tauſend Grüße bringen von Köln. Rath' 'mal von wem?“

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurroſe, ſah unter ſich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

„Weißt du Niemanden in Köln, der dich könnte grüßen laſſen?“ fragte Herr von Olbrück, der ſich an der Verlegenheit des ſchönen Mädchens weidete.

„Ich wüßte wohl Jemand“ — ſagte ſie endlich — „aber —“

„Gelt, du wüßteſt nicht, wie der zu mir käme? Das will ich dir aber ſagen.“ Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert ſein Kind vom Tod errettet habe.

Jetzt ſah ſie ihn mit freudeſtrahlenden Augen an und hielt den Athem an, ſo aufmerkſam hörte ſie ihm zu.

„Glaubſt du mir's nun, daß er mir viel tauſend Grüße an dich aufgetragen?“

Sie nickte.

„Und er läßt dir ſagen, nur noch acht Jahre ſolleſt du ihm treu verbleiben.“

Sie ſeufzte leiſe.

„Das iſt lange, Kind,“ ſagte der Baron, „aber rechte Liebe darf nicht wanken.“

„Bis dahin bin ich eine alte Jungfer,“ ſagte ſie endlich, „dann mag er mich nicht mehr!“

„Dafür ſei ohne Sorgen. Ich geb' dir mein Wort, daß er dich nimmt, denn er hat dich viel zu lieb. Willſt du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm ſagen?“

„Ja, ja!“ rief ſie aus und lief glühend dem Hauſe zu.

Das war eine ſchwere Probe, ſagte lächelnd der Baron und ſetzte ſich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andre und ſagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

„Ihr lügt!“ rief der Baron und ſah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. „Verſchachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal ſag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Eure Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Oſtern komm' ich wieder. Bis dahin muß es ſich entſcheiden.“

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie geſprochen.

Ganz gebeugt ſchlich der Hofbauer weg und Abends ſagte er zu ſeiner Frau: „Trine, ich glaub', dem Baron hat Einer einen Floh ins Ohr geſetzt. Wer's aber ſollt' gethan haben, das rath' ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das iſt eine dunkle Geſchichte. Weißt du, was er ſagte: Der ſolle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!“

„Dann wird's der Hubert!“ ſagte die Frau.

„Lieber ſollt's mir der Schweinshirt werden!“ kollerte der Hofbauer.

„Hör' 'mal,“ höhnte die Frau, „iſt's denn am Ende nicht einerlei? Wenn ſie ihn lieb hat und abſolut nicht anders will, ſo iſt mir's recht.“

„Mir aber nicht!“ rief der Mann. „Ich will mich nicht für den Bettelbuben geplagt haben!“

„Oho!“ rief die Frau. „Warſt du denn ſo reich, als du durch mich Hofbauer wurdeſt?“

Darauf ſchwieg er; aber er ſagte: „Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben.“

„Haſt du's hinter meines Vaters Rücken beſſer gemacht?“ fragte ſie höhnend. „Du lieber Gott, wenn doch ein Eſel den andern Langohr heißen will! Wenn doch das Alter ſo alle Gedanken an die Jugend ausgelöſcht hat!“ Sie legte ſich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber ſetzte ſeinen Starrkopf auf und ſchwur, der Hubert ſolle ſein Kind nicht kriegen und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er ſchon geſcheidt machen. Und über dieſen Gedanken ſchlief er ein. Am andern Morgen reiſte der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter ins Haus mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, ſie ſolle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbſt der Paſtor kam und redete ihr zu.

Aber wann ſie nach Ahrweiler kam, ſagte der Path': „Halt' aus, Kind!“ Und wann ſie an den Herrn Baron dachte, ſo fiel ihr, ihr Wort ein und ſie hielt ſich wacker.

War Muſik im Dorfe, ſo ſtellte ſie ſich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müſſen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ ſich Alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen ſeufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie ſah voraus, daß Pitter ſie wieder ſteigern würde, und das lag ihr centnerſchwer auf der Seele. Sie würde gern ſich haben zum Rummel zählen laſſen, wenn nur der verhaßte Pitter ſie nicht als Mailehen abermals erſteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen verſammelt und im Kreiſe die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maiſchultheiß erwählten Pitter und ſagte:

„Herr Maiſchultheiß, darf ich mir auch ein Mailehen ſteigern?“

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und ſagte: „Gnädiger Herr, Ihr ſeid kein Jung mehr und habt eine Frau, das iſt gegen allen Brauch.“

Die Schöffen bejahten das.

„Nun,“ ſagte der Baron, „darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen Andern ſteigere, der nicht da iſt, gilt das?“

„Es iſt ein Fall, der iſt uns noch nicht vorgekommen,“ ſagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man ſolle den älteſten Mann im Flecken fragen, ob ſo Etwas geſchehen könne.

Der Aelteſte im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreiſe ſtand. Es war das achtzigſte Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten ſie.

Auf die Frage antwortete er: „Ich war einmal krank beim Mailehen. Da ſteigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' ſie ſelig.“

„So wär's entſchieden!“ ſagte Herr von Olbrück lächelnd.

„Noch nicht!“ rief haſtig der Maiſchultheiß, dem es ſchwül wurde, ohne daß er ſich ſagen konnte, warum. „Iſt der, für den Ihr ſteigern wollt, aus unſerm Land, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?“

„Ja," ſagte der Baron ruhig, „ſonſt würde ich ja nicht mitbieten dürfen."

„Wie heißt er?" fragte der Schultheiß.

Der Baron merkte, wie er ausforſchen wollte. „Iſt mein Sohn nicht hierher gehörig," fragte der Baron ganz ärgerlich, „der hier mehr Güter hat, als irgend Einer?"

„Da iſt nichts zu ſagen," bemerkten die Schöffen.

Der Schultheiß witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über ſeinen Sohn gefragt, ohne daß er ſagte, er wolle für ihn ſteigern. Wohl hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Burſche, die ſich durch einen ſolchen Mitſteigerer geehrt fühlten, andererſeits aber auch ſich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: „Hebt das Mailehen an! Das Geld des Herrn Baron iſt ſo gut, als das unſrige und das Recht iſt für ihn!"

Annchen kam zuerſt wieder dran, weil der Schultheiß das Vorrecht hatte. Diesmal hob er ihre Tugenden weniger hervor, als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich Zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern ſtießen ihn mit dem Ellnbogen in die Rippen und fragten: „Was iſt das?"

Pitter zitterte vor Grimm. „Daß du ſiebenmal verdammt wäreſt!" brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

„Fünfzehn!" rief Pitter.

„Fünf und zwanzig!" darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entſtand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu ſehen, was jetzt kommen wollte, denn ſie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter ſaß leichenblaß da und ſchwieg, obwohl ſeine Lippe bebte.

„Ei, ſo ſchlagt mir doch das Mailehen zu!" ſagte Herr von Olbrück. „Es bietet ja Niemand mehr!"

„Du auch nicht, Pitter?" fragten die Schöffen.

Pitter rührte ſich nicht. Er kämpfte mit ſich; aber es kam kein Laut mehr über ſeine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und ſchlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu.

Dieſer zählte das Geld auf den Tiſch und ſagte: „Zur Kirmes bring' ich den, für den ich geſteigert,“ wandte ſich und ging.

Gleich drauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälſen die Bauern nachſahen, die Köpfe ſchüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück ſei's nicht juſt im Kopfe.

Nicht leicht hätte Etwas größeres Aufſehen in dem Flecken machen können, als dieſer völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkaſſe floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg ſagen ſollen, das Mailehen ginge ihn nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Luſt geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufſehen machte die Sache unter den Alten. „Für wen wird er geſteigert haben?“ fragten ſie und zerbrachen ſich die Köpfe, kamen aber zu dem Entſcheid, es ſei für ſeinen Sohn und das ſei ein ganz beſonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten ſie, weil er nun ohne Mailehen ſei und auch nicht auf den Rummel habe bieten wollen. In dem Hofbauer ſtritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrſchaft. Die Ehre, die ſeinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Sand geſetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rümpften die Naſen und ſagten: Man meint, das Annchen ſei denn doch ein Edelfräulein! Und iſt doch ein Bauermädel, wie wir Alle! Es iſt, als ob keine hübſch im Flecken ſei, wie ſie und — dabei ſahen ſie in die kleinen Wandſpiegel, es ſind doch auch noch Andere da, die ſich mit ihr meſſen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

„Was gibt's?“ fragte ſeine Frau ſchon in der Thür. „Iſt es wahr, daß der Herr unſer Kind für ſeinen Sohn geſteigert hat?“

„Freilich iſt's wahr,“ ſprach noch immer zwiſchen den Empfindungen ſchwankend der Hofbauer.

Die Frau ſtand verblüfft da und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wer hätte ſich ſo Etwas denken ſollen?“ ſagte ſie und ſtarrte ins Blaue hinaus.

„Du!“ ſagte ärgerlich der Mann, „denn du biſt ja die Allerweltsklugheit und weißt Alles!“

Er ließ ſie ſtehen und ging ins Haus. Diesmal ſchwieg Trine, was ſonſt ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund ſchloß, ſondern die überwältigende Macht des wichtigen Ereigniſſes, die keinem andern Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl ſie auch ungern ſah, daß Pitter neben dran kam, ſo kitzelte ſie doch die Ehre; denn innerlich war ſie für Pitter, und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte ſie bisweilen zu andern Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber ſaß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitter's los zu ſein, gedachte ſie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron, und es tauchte in ihr die Ahnung auf, ſie könne Hubert's Mailehen ſein! Seit langer Zeit lag ein heitres Lächeln zum erſten Male wieder auf dem lieblichen Geſichtchen, und der faſt ſchleichende Gang wurde wieder zu jenem elaſtiſchen, hüpfenden, der ihr ſonſt eigenthümlich geweſen.

Altenahr hatte einen Stoff des Geſpräches, der gar nicht zu erſchöpfen war, und je näher die Kirmes kam, deſto wichtiger wurde er und deſto lebhafter beſchäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die ſo ſehr erſehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück ſpiegelblank geſcheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt Alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

Als ſein Wagen anfuhr, eine ſchwere, alte Karoſſe, da lugte ſie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm ſei; aber er ſtieg allein aus. — Alſo doch nicht! — ſeufzte ſie aus tiefer Bruſt. Alſo doch nicht! und das thränenſchwere Auge blickte zum Himmel. Dann ſetzte ſie ſich auf das Heu, ſtützte das ſchöne

Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerz über die getäuſchte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbrück in des Hofbauers Wohnſtube getreten und hatte alſo zu reden begonnen:

„Ihr habt den Wunſch ausgeſprochen,“ ſagte er, „daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, ſo hab' ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Köln einen Act aufnehmen laſſen und unterſchrieben. Ihr wiſſet, daß ich die Bedingung geſtellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag ſie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das iſt ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen erſteigert und kann ſie abtreten, an wen ich will; aber ich möchte ſagen, wem ich ſie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So iſt's. Ruft mir das liebe Kind!“

Dem alten Hofbauer ſtockte der Athem in der Bruſt. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

„Ach gnädiger Herr,“ hob ſie endlich an, „Ihr ſolltet doch nicht ſo hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter iſt doch ein braver und auch reicher Jung, und —“

„Thut mir den Gefallen Frau Trine und ſchweigt mir von dem Pitter ſtill. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben, ſo geht mich's nichts an, ſo nehm' ich aber den Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will. Thut, wie Ihr's für recht haltet.“

„Ach, du liebe Zeit!“ ſagte die Frau, „darf dann unſer eins gar nicht wiſſen, wem Ihr ſie geben werdet?“

„Ruft mir mein Mailehen,“ ſagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich, mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

„Warum denn ſo traurig, mein hübſches Mailehen?“ fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. „Ich dachte, dich froh und heiter zu finden, weil du den wüſten Pitter los biſt. Nun, hör' mich 'mal an,“ fuhr er fort. „Ich bin alt und hab' eine Frau, darf alſo kein Mailehen hier haben. Da möcht' ich dich denn an einen Andern abtreten; aber ich wollte dich doch erſt fragen, ob er dir auch recht iſt.

Kennſt du den Korporal von der dritten Compagnie in Köln?“ fragte er. „Es iſt ein Jung, wie ſchöner keiner in Altenahr iſt und brav, wie kein andrer.“

„Ach, ich will keinen Soldaten!“ rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

„Weine nicht, Kind,“ ſagte theilnehmend der Baron, „weine nicht! Ich will dir dann einen Andern vorſchlagen Ich hab' einen Bedienten ſeit einem Monate, der ein Prachtjung iſt, ſo will ich dir den geben?“

„Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht!“ ſagte das Mädchen.

„So will ich ihn rufen laſſen, daß du ihn ſiehſt,“ ſagte Olbrück.

Er machte das Fenſter auf und winkte ſeinem Kutſcher.

Bald darauf ging die Thür auf und es trat ein ſtattlicher Soldat herein. Alle ſahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: „Willkomm, Hubert!“

„Das iſt der Korporal, dem ich dich abtreten wollte, den du aber nicht willſt.“

„Korporal Hubert, ruf' er meinen treuen Diener!“ ſagte der Baron.

Annchen ſtand verblüfft, hielt aber Hubert feſt an der Hand.

„Ach — ach“ — ſagte ſie ſtockend, „den — ja den nähm' ich ſchon!“

„Abgeſchlagen,“ ſagte Olbrück. „Du ſollſt frei wählen!“

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte ſich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

„Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr,“ rief Annchen in halber Verzweiflung, „warum habt Ihr mir das nicht geſagt? Ach, ſeid barmherzig und tretet mich an Hubert ab!“

„Dummes Ding!“ kollerte der Hofbauer. „Iſt nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat dir ja den freien Willen gelaſſen?“

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thür auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie ſtarrten ihn alle Drei an.

„Da iſt mein Diener, mein treuer Hubert. Soll ich dich denn dem abtreten?“ fragte Olbrück.

„Ach Gott, ja!“ rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der ſie herzlich an ſich drückte.

„Nun, Hubert,“ ſprach Olbrück, „nimm ſie als dein rechtmäßiges Mailehen!“

Dem Hofbauer verſagten die Geſichtsmuskeln ganz den Dienſt. Er ſah ſtarr auf die Beiden hin. Endlich ermannte er ſich und fragte: „Herr Baron, iſt denn das Ihr Ernſt?“

„Mein gründlicher Ernſt!“ entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hoffrau regte ſich ein beſſeres Gefühl. Sie wußte dem Baron Dank, als ſie das Glück des Mädchens ſah.

„Noch mehr,“ ſprach Olbrück, „er ſoll Hofbauer werden.“

„Was?“ rief der Alte und ſein Zorn regte ſich.

„Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna,“ ſagte Olbrück, „der Erbpacht iſt dein, wenn du einen Jungen zum Manne nimmſt, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willſt du ihn zum Manne, ſo ſchenk' ich dir dieſen Act, ſein Name ſteht ſchon drinnen, er iſt unterſchrieben und beſiegelt!“

„Ach, ja!“ rief das Mädchen und verbarg ſein Geſicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: „Wenn's meinen Eltern recht iſt!“

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht ſcherze.

„Was meinſt du dazu, Trine?“ fragte er ſeine Frau. Die lächelte und ſagte:

„Alte Liebe roſtet nicht! Ich hab's ſchon lang' gewußt.“

„Ich auch,“ ſagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß ſeine Frau klüger erſcheine als er.

„Ei, wenn du denn denkſt,“ ſagte ſie, „mir iſt's recht.“

Der Hofbauer kratzte ſich hinter dem Ohr und ſagte dann endlich: „Wenn's nicht anders iſt, ſo ſoll mir's auch recht ſein.“

„Brave!“ rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie ſtaunten die Altenahrer, als Hubert ſein holdes, jetzt roſig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie ſtaunten ſie, als ſie hörten: Annchen ſei Hubert's Braut!

Pitter ließ ſich nicht ſehen die ganze Kirmes über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmestag wurde ſeine Verlobung mit des Sternwirths Lieschen richtig, der Tochter von Hubert's Pathen. Abends brachte er ſie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit ſeinem Annchen tanzen, während er das muntere Lieschen wirbelnd herumſchwang.

Nachdem der Paſter die beiden Paare zugleich ausgerufen, hielten ſie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit ſeiner Familie von Köln herauf und es war ein luſtiger Tag, ein heitrer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert ſein geliebtes Weib küßte, ſagte er leiſe zu ihr: „Nun biſt du mein Mailehen für immer!“ Und ſie lächelte ſelig und ſagte leiſe: „Ja — und nun brauch' ich auch nicht mehr heimlich zu dir zu ſchleichen und Rumpen flechten helfen!“ „Und mir holt keiner die Mütze!“ ſetzte Hubert lachend hinzu.

„Nun iſt's aber Zeit, daß wir gehen,“ ſagte mein alter Führer und die ſchärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und ſcheidend dankte ich dem Greiſe für die Mittheilung der Geſchichte. Möge ſie Andern ſo zuſagen, wie ſie aus dem Munde des Alten mir zugeſagt hat.

Das

Gotteshänschen

und

ſeine Bewohner.

Eine Volksgeſchichte aus dem Jahre 1689.

I.

Heute reich und morgen arm;
Heute Luſt und morgen Harm;
Was heute ſteigt, das morgen fällt,
Das iſt der alte Gang der Welt.
Rheiniſches Sprüchwort.

Es iſt wohl ein ſchönes Fleckchen der Erde, wo da unten am Rheine das alte Bacharach liegt, man mag es betrachten von welcher Seite man will. Die Berge von Trechtingshauſen bis hinab zum Niederthal haben den Rhein umſchloſſen, als ſei er ein See, der nicht weiter hinab und nicht weiter hinaufreiche, und an einem ſanft geſchweiften Buſen dieſes See's liegt nun das alte Städtchen ſo ſtille, ſo lebenlos, als ſei's ausgeſtorben. Wenige Kähne und Schifflein liegen im Hafen ſo ruhig, als träumten ſie von früheren Zeiten, wo ſie die Wellen durchſchnitten, und das ſei gar lange her, und es iſt, als ſeien die munteren Schiffer alle geſtorben, ſeit die brauſenden Dämpfer vorüber ſauſen.

Die alten Mauern ſind geſchwärzt, die Thürme ſind dachlos, die hochgiebligen Häuſer ſehen ſo traurig auf den Rhein, als habe er alle Herrlichkeit in ſeinen Fluthen begraben, und nur die Ruinen ſtehen gelaſſen, dieſe trauernden Ruinen einſtiger Größe.

„War denn das immer ſo? —“

Nein! Es gab eine Zeit, wo dies todtſtille Städtchen voll Leben war; wo der Weinhandel des ganzen Rheingau's hier ſeinen Stapelort hatte; wo die berühmten „Gabelungen“ Käufer aus allen Gegenden hier vereinigten; wo dieſe alte Stadt im Bunde der Hanſa eine bedeutende Rolle ſpielte; wo der Reichthum hier wohnte; wo der Hafen einen Maſtenwald wies, wie keine andere Rheinſtadt von dieſer unanſehnlichen Größe. Ja, damals wohnten noch die Herrſcher droben auf Stahleck; damals ſtanden noch die Altäre in Sanct Werner, und die Geſänge hallten weit hinaus ins ſchöne Rheinthal.

Ach, die Zeit iſt ſchon ſeit manchem Jahrhundert vorüber und die Ruinen droben auf der Höhe und hier unten am Ufer des Stromes haben ſchon gar lange getrauert.

Und dieſe Pfalzgrafen waren milde Herrſcher, und gaben reichlich, wo es galt, zur Ehre Gottes zu bauen und Anſtalten zum Heile der leidenden Brüderwelt zu gründen.

Es iſt ein Zeichen wunderbaren Waltens, daß, obwohl der Sturm der Zeiten die Zeichen weltlicher Macht und Größe verweht, faſt ſpurlos vertilgt hat, die Stiftungen einer durch den Glauben erzeugten Liebe, wenn auch nur theilweiſe, alle jene Stürme überdauert haben.

Zwar iſt die Kapelle des heiligen Geiſt-Hoſpitals auch eine Ruine geworden; zwar iſt das Siechenhaus nicht mehr zu finden, und die Wohnungen der unverſchuldeten Armuth ſind theilweiſe längſt zu Bürgerwohnungen geworden; gleichwohl ſtehen da droben auf der alten, geſchwärzten, vom unerbittlichen Zahne der Zeit vielfach benagten Stadtmauer die „Gotteshäuschen“ heute noch, die einſt die alten frommen Pfälzer ſtifteten, daß darin die Armen miethefrei wohnen und ein Obdach und eine Zuflucht gewönnen in den Tagen, in denen ein Jeglicher ſagt: „ſie gefallen mir nicht,“ und die um ſo drückender ſind, wenn die Noth ſich zur Schwäche, wenn die Armuth ſich zur Unfähigkeit geſellt, das liebe Brod durch den Fleiß der eigenen Hand zu erwerben. Die Armuth der Alten iſt doppelten Mitleids werth.

Ja, ſie ſtehen noch, dieſe „Gotteshäuschen,“ während alle Herrlichkeit gewichen iſt und das Leben ſich verlaufen hat, und es ſo ſtille hier geworden iſt, als ſei niemals ein anderer Zuſtand da geweſen. Sie ſtehen noch, und dienen noch der Armuth als Hafen des Friedens und der Ruhe, dieſe Denkmale chriſtlicher Liebe der Vorzeit! —

Es iſt ein kurioſer Namen: „Gotteshäuschen;“ aber er klingt herüber aus einer alten, längſt untergegangenen Zeit, und er ſagt doch genugſam, wo der Keim ihres Daſeins lag, und ihre Beſtimmung, welche trotz des Wechſels der Zeit und der Verhältniſſe ſich völlig gleich geblieben iſt, deutet's noch beſtimmter an. Welche Bedeutung ſie hatten, und wie die Dankbarkeit ſie hoch hielt, das kündigt ſich in einer, wenn auch lückenhaften „Chronik“ dieſer „Gotteshäuschen“ an, die ein dankbarer, ſchriftkundiger Inſaſſe derſelben verfaßt hat um das Jahr 1689.

Sie iſt mit andern, frühere Zeiten und ihre Zuſtände ſchildernden Fragmenten in die Hand eines Mannes gekommen, der, was er beſitzt, nicht neidiſch verbirgt, und die Begebenheiten, die in dieſen Blättern geſchildert ſind, mögen als Ausfluß derſelben betrachtet werden. Wenn ſie auch für frühere Zeiten lückenhaft ſind, dieſe einfachen, ehrlichen und treuen Schilderungen; wenn auch ein beſchränkter Geſichtskreis ihnen eigenthümlich iſt, gerade für das Jahr 1689 ſind ſie reich, umfaſſend und in den beſtimmteſten Umriſſen gegeben, ſo daß mit Grund vermuthet werden kann, der Chronikſchreiber habe damals gelebt, zumal die Umſtändlichkeit den Augenzeugen vermuthen läßt und das Enden mit dem Jahre 1689 und ſeiner Kataſtrophe die Unterſtellung begünſtigt, der Verfaſſer habe dies Unglücksjahr nicht überlebt oder doch nicht ſehr lange.

Damals trug die Stadt noch das Gepräge ihrer früheren Herrlichkeit, wenigſtens das Gepräge im Aeußern. Sanct Werner erhob noch ſeinen jungfräulich ſchlanken Bau hoch empor, und durch die gemalten Fenſter drang das Sonnenlicht ins Innere; die Heilige Geiſtkirche ſammelte noch die Andächtigen in ihren heiligen Räumen; das ſchöne Gebäude der Münze ſtand noch, wenn auch längſt das Gepräge der Stadtmünzen aufgehört hatte; der Saal, dieſer merkwürdige Burgbau, mit ſeinen Hallen und Sälen, ſeinem Kaufhauſe und Verließen reckte noch ſeine durch Zinnen verzierten Mauern hoch über die Häuſer hinauf; die Freihöfe eines reichen Adels ſtanden noch in ihrer ſchwerfälligen Pracht, wenn auch der Adel aus der Nähe der Franzoſen ſich wegbegeben hatte, um nicht bis auf den letzten Tropfen Bluts ausgeſogen zu werden. Die fünfzehn Thürme der Mauern, und dieſe ſelbſt, befanden ſich im beſten Stande, und droben auf Stahleck war die alte Macht noch ſichtbar in Thürmen, Mauern, Baſtionen und Wohngebäuden. Leider trat den Boden, wo die großen Hohenſtaufen und die Wittelsbacher gewandelt, der Fuß des wälſchen Eroberers; es wirthſchafteten dort die Horden des allerchriſtlichſten Königs, Ludwig's des Vierzehnten von Frankreich, der voll chriſtlicher Liebe die arme Pfalz in einen rauchenden Trümmer- und Schutthaufen verwandeln ließ. Es wimmelte in der Burg und in der Stadt von Franzoſen. Mit frechem Uebermuthe behandelten ſie die Bürger, die mit unterdrücktem Zorn und ohnmächtiger Wuth umherſchlichen, kaum fähig, länger die Bürde zu tragen, die ſie ſchier zu Boden drückte.

In jedem Herzen lebte eine bange Furcht; denn man wußte, wie dieſe „Pfalzvergifter,“ wie ſie das Volk nannte, in andern Orten und Städten gehandelt, wie ſie ſie ausgeplündert und dann niedergebrannt hatten. Mußten die armen Bürger nicht Gleiches erwarten, obwohl der Commandant menſchenfreundlich war?

Jeder hatte darum ſein Beſtes verborgen an ſicheren Orten, und im Schooße der Erde ruhte mancher Schatz, der, weil der, welcher ihn verborgen, ſtarb, in ſpäteren Zeiten einen Menſchen glücklich zu machen beſtimmt war, wenn es ihn anders beglücken konnte und in die rechten Hände kam.

Es war eine traurige Zeit, und über der armen Stadt, die bereits durch Brandſchatzung und Kriegslieferung nach Rheinfels und Stahleck erſchöpft war, lag's wie eine beängſtigende Gewitterſchwüle. Man ſah kein heiteres Geſicht, und um ſo ſchrofferen Abſtand bildete der Leichtſinn der leichtfertigen Franzoſen, vor deren Frechheit ſich jedes weibliche Weſen verbarg. —

So ſtand's zu Anfang Octobers 1689 in Bacharach. Auch wenn die, welche in den „Gotteshäuschen“ wohnten, Nichts zu verlieren hatten, was in das Gebiet des Mammons gehört, ſo theilten ihre Bewohner dennoch die allgemeine, kummervolle Stimmung der Bürgerſchaft.

Unter der langen Reihe dieſer Aſyle der Armuth, welche zwiſchen dem „Fleiſchthörchen“ und dem „Münzthorthurme“ an der Stadtmauer lehnen, und mit den Fenſterchen des erſten Stockwerks auf die Untergaſſe, mit denen des zweiten theils wieder auf dieſe, theils auf den Mauergang ſahen, der ſein Licht durch mächtige Lücken empfing, ſpricht uns vorerſt nur das Erſte in der Reihe an.

Es war nicht größer und nicht kleiner, als die übrigen auch, und faßte drei Wohnungen, deren jede aus einem Stübchen und einem Kämmerchen beſtand, die alle zuſammen eine gemeinſame Küche im zweiten Stock hatten, an deren ungeheuerem Herde Raum genug für die drei „Hausgeſäße“ vorhanden war, wie der Chroniſt ſich ausdrückt.

Im untern Geſchoſſe wohnte ein alter Junggeſelle, der Stadtmuſikant Pankrazius Sulzbacher, ein Mann, den Sechzigen nahe, mit einem klugen Geſichte. Sein Haar war früh gebleicht, aber ſein lebhaftes Weſen mochte es faſt Lügen ſtrafen.

Er war ein geſchickter Meiſter auf der Fiedel und konnte auch die Zinke blaſen und die Pauken rühren, daß es wirbelte.

Unter dürftigen Verhältniſſen aufgewachſen, im Waiſenhauſe des Hospitals zum heiligen Geiſt erzogen, war ihm die Armuth nicht fremd. Die Unterſtützung des Hospitals reichte hin, ihn zu ernähren. Sein Stübchen war das Urbild der Wohnung eines Armen. Obwohl die größte Reinlichkeit in dem engen Raume herrſchte und eine muſterhafte Ordnung, ſo fehlte doch Alles, was die Bequemlichkeit für das Alter des armen Mannes heiſchte. Zwei kleine Fonſterchen erhellten dürftig den engen Raum. Den Fenſtern gegenüber ſtand ein Ofen aus Thonkacheln, deren Außenſeite die erhabenen Figuren von Rittern und Edelfrauen zeigte, die den Falken auf dem Daumen der linken Hand trugen. Zur Seite dieſes Ofens lag ein Haufen grünen Holzes, das der Greis ſelbſt im „Münchholze“ bei Nauheim zu ſammeln pflegte, um ſich damit an den kühlen Abenden die nöthige Wärme zu bereiten; denn die Sonne fand ſein Stübchen nur am Abend auf kurze Friſt, und nur in der Zeit des Jahres, wo ſie am höchſten ſtand. Zur andern

Seite des Kachelofens befand ſich ein hölzerner Lehnſtuhl für ſeine müden Glieder, und vor dem kleinen Tiſch ein Schemel.

An der Wand hing ſeine Fiedel, die ſeine Luſt, ſein Schatz und ſein Troſt war. Auf dem Fenſterbrette ſtand eine Bibel, und das war Alles, was man hier ſah, mit Ausnahme eines Bettes aus Spreu, wo der Arme von den Mühen und Sorgen des Lebens auszuruhen pflegte, und einigen Vogelbauern, in denen Finken ſaßen.

Im Tage war er ſelten zu Hauſe. Ueberall gern geſehen, fand er auch überall freundliche Aufnahme. Jedwedem ſagte er die ungeſchminkte Wahrheit, und wenn er auch manchmal polterte, ſo wußte ein Jeder, daß er es gut meine. Wurde er aber hitzig, ſo ſchlug die Flamme an allen Ecken aus. Seine Redlichkeit war unbeſtechlich, wie ſeine Treue und Verſchwiegenheit.

Lange Jahre hatte er im Hauſe des Saalſchultheißen Molina gedient, aber ein Ereigniß, von dem bei ihm ſpäter die Rede nie mehr war, hatte ihn aus dem Hauſe gebracht. Seitdem betrat er es nie wieder.

Obwohl er ein weiches Gemüth hatte, war ihm auf ſeinem langen Lebenswege nur einmal eingefallen, in den Stand heiliger Ehe zu treten; aber der Tod entriß ihm den Gegenſtand ſeiner Liebe, und ſo ſchloß das eheliche Glück ſeine diamantne Pforte vor ihm zu. Zwar hatte Jungfer Urſula Kreuzhöfer ihn heiß geminnet, denn er war ſeiner Zeit ein ungemein ſchmucker Burſche geweſen, ja ſie gab ſich alle Mühe, ihm werth zu werden; allein er wies ihre Liebe mit Abſcheu zurück, weil unter Anderem ihr Gewerbe ihm ſündlich dünkte, denn ſie ſchlug die Karte und dergleichen.

Nun war's eine arge Laune des Schickſals, daß Urſula ſeit langen Jahren mit ihm unter Einem Dache wohnen mußte. Ihre Liebe war, weil ſie verſchmäht wurde, in Haß umgeſchlagen und ſeine Abneigung gegen ſie war auch mit den Jahren gewachſen. Das war für Hausgenoſſen ein übler Umſtand, und der Frieden ſtand nicht gerade auf ſtarken Füßen, zumal Pankraz eine unbeſiegbare Abneigung vor Katzen hatte, die Urſula in eben dem Grade liebte und ſich mit ihnen umgab.

Dieſe Jungfer Urſula Kreuzhöfer bewohnte das Stübchen rechter Hand, wenn man zur Mauerthüre herein trat. Sie war etwa ſiebzig Jahre alt, lang und dürre, von gelblicher Farbe der Haut und kohlſchwarzem Auge und Haar. Dies Auge brannte und ſchoß Blitze; dies Haar war noch ohne alle Spuren von Weiß, aber es flatterte in der Regel in einer nichts weniger als reizenden Unordnung um ihr langes, ſchmales Angeſicht. Ihr Mund war groß, ihre Lippen ſchmal. Nur wenige Zähne waren ihr geblieben, von denen man jedoch mit Grund ſagte: „Es wüchſen Haare darauf.“ Das ſpitze Kinn trat ſcharf vor und reckte ſich aufwärts, als ſehne es ſich, die ſcharfe Spitze einer großen Habichtsnaſe zu erreichen, welche der Form eines Papageiſchnabels verwandt zu ſein ſchien. —

Nichts an ihr war grandiöſer, als ihre Schritte. Sie maß, durch ihre langen Beine begünſtigt, einen ungemein großen Raum mit ſeltenem Beinwechſel. Eine ſchrille, gellende Stimme, zänkiſches Weſen, ſchlaue Berechnung, ungezügelte Habſucht vollendeten das innere und äußere Bild Urſula's, das auf ein Haar einer Zigeunerin glich. Ueberdies war ſie einäugig.

Wer jedoch mit Pankraz geneigt geweſen wäre, ſie höchſt verabſcheuungswürdig zu finden, hätte denn doch ſich an einer Seite ihres Weſens verſündigt, aber auch nur an dieſer.

Wie ſie glühend haßte, ſo liebte ſie aus tiefem Herzensgrunde, und wer dieſer Liebe nur halbwegs freundlich entgegen kam, der konnte unter allen Verhältniſſen auf ſie rechnen, wenn nicht ihr Vortheil dazwiſchen trat.

So unſcheinbar ſie in ihren Verhältniſſen ſchien, ſo wichtig war ihr Einfluß und ſeine unſichtbaren Fäden reichten überall hin. Sie kannte alle Geheimniſſe der Stadt; war in jedes Familienverhältniß eingeweiht und griff nicht ſelten tief ein, ohne daß man ihre Hand wahrnehmen konnte.

Urſula Kreuzhöfer war nämlich das Orakel der Stadt, die Pythia Bacherachs.

Sie ſchlug die Karten den Herzen, welche in die gewundenen Wege des Schickſals neugierig hineinſchauen wollten, und bei ihrer

Kenntniß der Perſonen und Zuſtände war ſie ſicher, alle Mal das Rechte zu treffen, was dieſen Herzen zuſagte. Sie drehte das Sieb, wenn ein Dieb zu ermitteln war, der ſich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen verſtand.

Sie ſtellte das „Planetchen,“ wie unſer Chroniſt ſagt, und es ſteht zu vermuthen, daß er das Horoskop meinte, welches dem Neugebornen die Geſchicke ſeines Lebens im voraus ankündigte, oder den Erfolg einer Unternehmung feſtſtellte. Sie verſtand die Lineamente der Hand zu deuten; wußte eine Menge ſympathetiſcher Heilmittel für allerlei Gepreſte des Leibes und der Seele; bereitete Pflaſter aus Roſenblättern und — kochte Liebestränke für ſteinkalte Herzen und manches Andere, was verboten war.

Da liegt in wenigen Sätzen ein unermeßliches Feld der Thätigkeit; die Anfänge unberechenbarer Einflüſſe und Erfolge; die Gründe einer Scheu, die Alles mied, was ſie feindlich ſtimmen konnte; die Quelle eines Wohllebens, das weit über den Bereich des „Gotteshäuschens“ hinausreichte; aber auch der Grund, warum ſie Pankraz zornmüthig mit dem Ehrentitel „Hexe“ belegte. Er war bereit, darauf zu ſchwören, daß alle Mal in der erſten Mainacht ein ſehr bedenkliches Geräuſch im Schornſteine vernehmbar ſei, etwa ſo, als ob Jemand darin aufwärts rutſche, und daß ihr ſchwarzer Kater mit dem Gemeinſchaft habe, den Niemand ungeſtraft an die Wand malt, und den ein Chriſtenmenſch niemals nennt, ohne zu beten: „Alle guten Geiſter loben ihren Meiſter.“

Das Stübchen, welches ſie bewohnte, war gerade das Gegentheil des Wohnungsraumes des ehrlichen Pankraz. Da ſah man einen kleinen Spiegel, einen gepolſterten Lederſeſſel, zwei andere gepolſterte Stühle mit hochanſteigenden Lehnen. Ein Zulegetiſch ſtand unter dem Spiegel, über dem ein geweihter Buchsbüſchel vom letzten Palmſonntage ſteckte und ein zinnernes Kruzifix mit einem kleinen Weihwaſſerkübel daran. Vor dem Fenſter war ein zuziehbarer Vorhang von grauem Wollenzeuge. Seltſame Geräthe ſtanden auf dem Geſimsbrette über dem Fenſter und kein Bett beengte den Raum. Auf dem Kachelofen lagen Wachholderbüſchel zum

Räuchern, und zum Scheine lehnte in der Ofenecke eine Spindel mit dickem Rocken, der aber — nie abgeſponnen wurde, weil Urſula weder Zeit, noch Luſt dazu trug, ſich mit ſo wenig einträglichen Dingen zu befaſſen. Hatte ſie eine freie Stunde, ſo troßte ſie mit ihren Fortunatusſchritten durch alle Gaſſen der Stadt, ſah in alle Fenſter und horchte auf Alles. Pankraz pflegte zu ſagen von ſolchen Gängen: „Die alte Heidenhexe geht auf den Strich!“

Im Kämmerlein ſtand ihre ſchwere Truhe, ihr hochgebauſchtes Bett und eine Menge Tiegel, Töpfe, Kräuterbündel und all' die nöthigen Zuthaten zu ihrem Gewerbe, nebſt Flaſchen, deren goldner Inhalt auf das edle Gewächs rheiniſcher Reben ſchließen ließ. Da hinein ließ ſie aber kein Auge dringen, und ſelbſt Eliſabeth, ihr Herzblättchen, war nie in dies geheime Laboratorium jungfräulicher Betriebſamkeit getreten.

Wer war denn Eliſabeth, das Herzblättchen Urſula's? Das leitet uns zum dritten „Hausgefäß“ des Gotteshäuschens, wie ſich der Chroniſt ausdrückt.

Links der Thüre des zweiten Stockwerkes, wenn man vom Mauergange hereintrat, wohnte eine Wittwe, Frau Dreis mit ihrer Tochter Eliſabeth.

Frau Dreis war eine betagte, ſtille Frau. Ihre Erſcheinung hatte etwas Würdevolles. Man ſah es ihr auf den erſten Blick an, daß ſie beſſere Tage geſehen, — daß der Kreis ihres früheren Lebens weit ab von dem der „Gotteshäuschen“ lag; aber die kummerbleichen Züge, das thränende Auge, das ſtille Inſichhineinleben, der ſelten ſich zu einem Lächeln neigende Ernſt wies auf einen dornenvollen Lebensweg hin, deſſen Ausgangspunkte, wie zwei Pole ſich entgegengeſetzt, dort Wohlſtand, hier das „Gotteshäuschen“ waren. Ihr Geiſt zehrte an reichen Erinnerungen, während die nie ruhende Hand die Kunkel emſig drehte und den feinſten Faden ſpann in ganz Bacharach, wie ihr jede Frau zugeſtand. Die Bewohner aller übrigen, wie auch dieſes „Gotteshäuschens“ ehrten und liebten ſie. Frau Dreis war ihre Rathgeberin, ihre Schiedsrichterin in Streitpunkten; ihrem ſtets wohlwollenden Urtheilsſpruche unterwarfen ſie ſich jederzeit williglich.

Was alle Maßregeln der Hoſpitalverwaltung, aller Zuſpruch der Geiſtlichen nicht vermochte, nämlich den Frieden in den Gotteshäuschen zu erhalten, das bewirkte meiſt die achtbare Frau mit ihrem klaren Geiſt und milden Herzen. In dieſem Friedenswerke hatte ſie übrigens auch noch einen Adjunkten, ihre Eliſabeth, und auf deren Rechnung kam das Meiſte davon.

Wenn das ſiebzehnjährige Mädchen ſo in der Mitte ſtreitender Parteien dieſer Gotteshäuschen daſtand, ſo konnte man ſie für eine Herrſcherin halten; denn die empörten Wellen legten ſich und Ruhe kehrte wieder, ſchnell, wie ſie entwichen war. Und doch trug ſie das grobe, dunkle Gewand aus „Beiderwolle,“ deſſen Zeug ſie ſelbſt geſponnen hatte, und ihre übrige Kleidung hob ſie um keine Linie höher, als die übrigen Genoſſen dieſer kleinen Armenniederlaſſung; aber wenn ein Bildhauer dieſe Geſtalt geſehen hätte in ihrem wunderſamen Ebenmaß und in der Anmuth und Lieblichkeit der Formen, auch ſein ſuperfeines, ſcharfes Auge hätte keinen Tadel finden mögen vom zierlichen Füßchen, das ſich züchtig unter dem langen Rock barg, bis zum kleinen, weißen Händchen, durch deſſen feine Haut die blauen Adern ſichtbar waren, und von da bis zum üppigen Reichthume der blonden Haare, die ſich durch das ſchwarze, wollene Käppchen gar nicht wollten bändigen laſſen, ſelbſt wenn ſie's am Sonntage mit einem Sammtkäppchen vertauſchte. Und wenn ſo ein Maler, der die hübſchen Heiligenbilder zu malen pflegt, in das Geſichtchen geblickt hätte, in das Geſichtchen von „Milch und Blut“ und in die großen, blauen Augen, in die man ſo tief hinein ſah, wie in den wolkenloſen Märzhimmel, und hätte die hohe Stirne voll Adel angeſehen und die Grübchen im Kinn und in den Wangen und den friſchen Mund, ich glaub's feſt, er hätte ein Heiligenbild darnach gemalt, ob nun eine heilige Jungfrau Maria, eine Cäcilia oder eine von den zehntauſend Jungfrauen zu Köln, die der alte Meiſter Wilhelm ſo ſchön gemalt, iſt mir einerlei.

Doch über der äußern Schönheit des Mädchens lag Etwas, wofür die Leute keine Worte finden konnten, was aber wunderſam hinriß, ſo daß man das Auge gar nicht hat von ihr ſchlagen können. Dies war die Reinheit und Taubenunſchuld ihrer Seele; dies war der innere Frieden, der nur da wohnt, wo ein reines Herz ſchlägt.

Dieſem Mädchen zu widerſtehen, war kein Menſch im Stande. Selbſt die wildeſten Zänker im „Gotteshäuschen“ fügten ſich mäuschenſtille, wenn ſie erſchien; die Kinder hörten auf zu ſchreien und ein heiteres Lächeln ſchwebte über die ſchmerzdurchfurchten Züge des Dulders auf dem Siechbette, wenn ſie zu ihm trat und einen Troſtſpruch zu ihm ſprach. War es ein Wunder, wenn die jungen Burſchen der Stadt, reich wie arm, ſelbſt den weiteſten Umweg nicht ſcheuten, um über die Mauer an den „Gotteshäuschen“ vorüber zu gehen, um das Mädchen zu ſehen? —

Und alle dieſe Hausgenoſſen kochten in Einer Küche, an Einem Herde! — Mit dem Worte iſt für den, der das Leben und die Frauen kennt, unendlich viel geſagt. Reicht es ſchon in tauſend Fällen 999 Mal hin, zwei Frauen bis in des Herzens Tiefen zu entzweien, zu verfeinden, wenn man ſie an Einem Herde zu kochen nöthigt und ſie in einer engen Küche zuſammen handthieren ſollen, ſo geſellte ſich hier noch der beſondere Umſtand hinzu, daß ein bärbeißiger, grämlicher Junggeſelle dazu kam, der unbedingt alle Mal Recht haben wollte, während doch Jedermänniglich weiß, daß das allein und in allen Fällen den Frauen zuſteht; daß ferner Pankraz ein eben ſo eifriger Reformirter war, als Urſula eine fanatiſche Katholikin, und Beide ſich haßten, wie man zu ſagen pflegt: „wie Hund und Katzen.“ —

Und doch — gerade in dieſem Gotteshäuschen herrſchte Frieden! Das war ein unlösbares Räthſel für ganz Bacharach, eine Stadt, wo der Friede niemals recht Wurzel ſchlagen konnte, der Hader aber allezeit eine reiche Ernte hielt, ſelbſt wenn Gaſſen und Märkte die Häuſer trennten. Die Akten des „Vierthälerraths“ wußten davon zu ſagen. Daß aber vollends in den Gotteshäuschen der Friede nicht daheim und ſeßhaft war, das bezeugt der

Chroniſt, wenn er ſagt: „Alldieweil und ſintemalen allhier die Gotteshäuſer durch das Gezänke, ſo darinnen jahraus, jahrein herrſchet, an das „Haderwaſſer“ erinnern, davon die Schrift redet Numer 20, Vers 12—14, ibid. Kap. 27, Vers 14, Deuteronum: 32, Vers 51, Pſalm 81, Vers 8, Pſalm 106, Vers 32, derowegen es über die Maßen verwunderlich zu erachten, daß ſothane Hausgenoſſen in erklecklichem Frieden ſich gehalten, und ſo der Urſula Zunge und des Pankrazius Griesgram an einander gerathen, alle Mal das Mägdlein ſie vereinbaret hat.“

Mit dieſen Worten des bibelfeſten Chroniſten iſt aber auch das Räthſel vollends gelöſt.

Alle Drei: Frau Dreis, Urſula und Pankrazius hatten einen vereinigenden Mittelpunkt in Eliſabeth. Es wäre, wenn nicht die Mutter den Vorzug hätte haben müſſen, ſchwer zu ſagen geweſen, wer ſie am liebſten gehabt. Sie drehten ſich um das „Kind,“ wie ſie die blühende Jungfrau nannten, wie die Planeten um die Sonne, ſie legte, ohne es zu wollen, ein Schloß an jeden keifenden Mund, einen heilenden Balſam auf jede Wunde, die die ſcharfe Zunge geſchlagen, und Pankrazius Sulzbacher, dem eine dichteriſche Gabe von dem Chroniſten nicht beigelegt wird, ſteigerte ſich bis zu dem tief empfundenen Satze: „Es blühen Palmen auf ihrem Pfad und Roſen auf ihren Wegen.“

Sie hatte es dahin gebracht, daß die beiden Perſonen, die ſich ſo glühend haßten, einander auswichen; daß Urſula es überhörte, wenn Pankraz ihre Katze trat oder warf, und Pankraz es nicht beachtete, wenn Urſula ihn den „Nagel zu ihrem Sarge, ihr Gift und Popperment“ nannte.

Freilich, es war nicht alle Tage Sonntag, und der Himmel nicht alle Tage hell und rein. Dann gab's wohl auch Krawall und Pankraz ſchrie: „Alte Hexe!“ und Urſula: „Schnurrant und Bierfiedler,“ und dann traf ſich's bisweilen, daß Feuerbrände und Suppentöpfe ſammt ihrem Inhalte ſich halbwegs zu den Köpfen begegneten; auch wohl des Muſikanten Fäuſte in den Haaren ſeiner Feindin Unordnung anrichteten, während ſie ſchwer zu deutende

Schriftzeichen auf ſein Angeſicht mit den Nägeln zeichnete; aber das traf ſich nur, wenn Eliſabeth und ihre Mutter abweſend waren, was höchſt ſelten geſchah. Der Chroniſt gedenkt nur zweier Fälle dieſer Art, und jedes Mal war der Hader darüber entſtanden, daß Eliſabeth's Anbeter Gunſt oder Ungunſt der beiden ſtreitenden Perſonen beſaßen. Ihr Glück war doch ſtets der einigende Mittelpunkt, trotz des Haders.

Urſula nämlich begünſtigte den jungen Joſeph Molina, den einzigen Sohn und Erben des alten Saalſchultheißen, weil ſie als Köchin im Hauſe gedient, als er ein Kind war. Bei dieſer Begünſtigung wog offenbar die glänzende Zukunft Eliſabeth's jede Rückſicht auf in den Augen Urſula's.

Pankraz wäre auch ſchon für ihn geweſen, hätte nicht Urſula ſeine Sache betrieben, und wäre nicht Conrad Aichſchalter der einzige Menſch geweſen, der durch die Bande des Bluts ihm angehörte, aber zugleich ein ſo wackerer Junge, als je einer mit kräftigem Ruderſchlage den Kahn durch des Rheines ſich kräuſelnde Fluth getrieben.

War Urſula's Begünſtigter reich, vornehm und ſchön, ſo war der ſeine wacker, tüchtig und ſchön; hatte auch ſein ſorgenfreies Auskommen, ein eigenes, nettes Häuschen, einen Kahn, Netz und Feldgut. Da lag, nach ſeiner Meinung, das ſchwerere Gewicht in Conrad's Schale, zumal Joſeph ſich an die franzöſiſchen Offiziere hing, mit ihnen landsknechtete und Poſſen trieb, die Mädchen äffte und dergleichen Dinge, die in dem Regiſter, das Pankraz über das, was ſich ſchickt, führte, nicht geſchrieben ſtanden. Er hatte es ihm auch geſagt; aber „Jugend hat nicht Tugend,“ ſprach Pankraz, wenn er davon redete.

Frau Dreis ſuchte die Beiden abzuhalten, von dieſen Dingen zu reden. War auch Eliſabeth dem Conrad nicht böſe, ſo zog ſie doch ihr Herz zu Joſeph, dem Liebling ihrer Jugend. Dabei war er keck und Conrad mädchenhaft beſcheiden und — wer ein Mädchenherz kennt, weiß auch, daß ſelten ein blöder Schäfer den Sieg über einen kecken Eroberer davon trägt.

Das Herz iſt ein kurios Ding bei jedwedem Menſchen, aber bei einem jungen Mädchen iſt es erſt recht kurios, und wer damit ins Reine kommen will, mag zuſehen, wie er damit fertig wird.

II.

„Ein Wort giebt das andere.“
Sprüchwort.

Es war an einem Morgen, der ſo ſchön war, daß man ihn hätte einen rechten Sommermorgen nennen können, als Eliſabeth an das Mauerfenſter trat, um ihr roſiges Geſichtchen in der Morgenluft zu baden. Vor ihren Blicken lagen die Stadtgärten und rechts, gerade vor dem Fleiſchthörchen, wölbte ſich auf dem erhöhten Rheindamme die uralte Linde und hauchte, wie die erquickenden Pflanzen in den Gärten, erfriſchende Düfte aus. Es war nämlich nach langer Trockenheit ein friſcher Regen in der Nacht gefallen. Alles athmete neues Leben. Der Himmel war tiefblau, der Rhein glitzerte im Sonnengolde, obwohl droben an den violetten Bergen von Trechtingshauſen wie ein feiner Schleier ein leichter Nebel hing. Sah ſie dorthin, ſo überſchaute ſie den Rhein in faſt dreiſtündiger Ausdehnung. Dort droben lag das lange, alte Lorch mit ſeinen Thürmen, ſpitzgiebeligen Häuſern und ſeiner ſtolzen Kirche, deren Glockentöne, ſo reich und harmoniſch, der Südwind, hier „Thalwind“ genannt, herabtrug und zugleich die Wellen des Rheines leiſe heb und ſenkte.

Gegenüber lag im Baumgrün der Petersackerhof, und weiter unten das mauerfeſte Rheindiebach, über dem Fürſtenberg in ſtolzer Pracht ſich mit ſeinen Thürmen am blauen Hintergrunde des Himmels abhob.

Dort drüben lag Lorchhauſen ſo ſtill und friedlich, und das Klöſterlein Fürſtenthal ſah dieſſeits nur mit ſeinem Glockenthurme aus den Kronen alter Nußbäume hervor.

Folgte ihr Blick den Bergen, ſo ſah ſie drüben an dem Fuße der hohen Wirbellai einen Kahn ſchwimmen, in dem eine edle Geſtalt aufrecht ſtand und das Netz in die Fluth warf, um den ſtillen Fiſch aus der feuchten Tiefe in die mörderiſche Gewalt deſſen zu locken, der da herrſchen ſollte über die Fiſche im Waſſer, über die Vögel unter dem Himmel und die Thiere auf dem Felde, und der von dem göttlichen Anrecht einen ausgedehnten Gebrauch zu machen pflegt.

Ihr Auge ruhte mit Theilnahme auf der Geſtalt, es war ja der gute Conrad Aichſpalter, der ſie ſo lieb hatte, der ſeine Mutter ſo liebevoll gepflegt und ſeit ſie todt war, zu keinem Tanze mehr ging. Sie ſann nach, warum ſie ihn nicht lieber habe, wie den Joſeph Molina, und in dieſen Gedanken ſah ſie die ſchöne Landſchaft nicht mehr, die vor ihr lag. Da rief's unten an der Mauer leiſe: „Guten Morgen, Liebchen!“

Keine Seele war am Rheine ſichtbar. War's ein Wunder, daß das Mädchen erſchrack? —

Indeſſen das wunderſüße Lächeln, das um die roſigen Lippen ſpielte, erwies denn doch, daß der Schrecken weder tief einging, noch unangenehmer Art war. Verſchwiegen darf auch nicht werden, daß eine Gluthröthe das herzige Geſichtchen übergoß und weit hinab unter das Tuch drang, das Hals und Buſen züchtig umſchloß.

Das lächelnde Auge ſuchte und fand ſchnell den anmuthig Grüßenden.

Es war ein junger Burſche von höchſtens achtzehn Jahren, von blühender Geſundheit und ſchöner Geſtalt und Zügen. Die dunklere Hautfärbung, das ſchwarze Haar, das große, dunkle Auge verrieth die Abſtammung von den Lombarden. Es war Joſeph Molina. Sein Anzug war vornehm und ganz nach dem Schnitte, den die Spanier in den Niederlanden am Rhein in Aufnahme gebracht, kleidſam und ſchön, ſtattlich und in die Augen fallend.

Aus dem Auge ſprach das lodernde Feuer, das im Herzen glühte.

Ihr Auge war blitzſchnell rechts und links auf Kundſchaft gegangen. Kein Zeuge war nahe.

„Warum verbirgſt du mir neidiſch dein lieblich Geſicht? Seit dreien Tagen ſeh' ich dich heute zum erſten Mal, und ich ſtehe doch ſtündlich auf der Wache unter der Linde." So ſprach die wohlklingende Stimme unten an der Mauer.

„Muß ich nicht?" fragte das erglühende Mädchen. „Wer iſt denn ſicher vor Euern Spießgeſellen?"

„Spießgeſellen?" fragte betroffen der da unten.

„Ja wohl," ſagte das Mädchen halblaut, doch verſtändlich. „Sitzt Ihr nicht allzeit im Stern bei den Pfalzvergiftern?"

„Ihr?" fragte gedehnt und einen Schritt zurücktretend der Jüngling, der ſichtlich dem Vorwurf ausweichen wollte. „Haſt du kein Du mehr für mich? O Eliſabeth, welcher böſe Geiſt iſt zwiſchen dich und mich getreten?"

„Es iſt kein böſer Geiſt," ſagte das Mädchen. „Ich bin einer armen Wittwe Kind und Ihr ſeid ein reicher Junker. Nur Gleich und Gleich geſellt ſich gut."

„Hat dir der alte Pankraz Etwas aufgebunden?" fragte er. „Glaub' dem alten Brummtopf nicht. Glaub' nicht dem Gerede der Leute. Wer kann Emmerenz mit dir vergleichen, die Nacht mit dem Tage, die Diſtel mit der Roſe!?" —

„Pfui!" ſagte das Mädchen unwillig; aber ein ſcharfes Ohr konnte wohl hören, daß der Vortheil des Vergleichs nicht ohne Beifall blieb. War doch Emmerenz, wie abgekürzt die hübſche, dralle Tochter des reichſten Mannes der Stadt, des Rathsbürgermeiſters Stoffel Gilzer, geheißen wurde, eine Erbin, wie keine zweite die Mauern der Stadt umſchloſſen, und wer ſie hübſch nannte, war kein Lügner.

„Ach," ſetzte der Jüngling hinzu, „du ſollteſt ſo tolles Leutgerede nicht hören! O meine Liebe zu dir iſt mir über den Kopf gewachſen. Ich kann ohne dich nicht leben."

„Das iſt nicht gut," ſagte halb ſcherzend und wieder ganz verſöhnt das Mädchen. „Fragt Euern Kopf ein Mal, der wird Euch ſagen, es ſei nicht gut und nicht recht, den Frieden eines armen Mädchens zu untergraben! Wir ſind keine Kinder mehr."

„Ach, das fühl' ich wohl!" rief Joſeph, „und alle Tage mehr; aber kann ich, ſoll ich aus dem Herzen reißen, was ſo tief ſeit der Kinderzeit gewurzelt hat?"

Eliſabeth ſeufzte tief. „Und doch muß es ſein!" ſagte ſie mit zitternder Stimme.

„Wer ſagt's?" fragte flammenden Auges der Jüngling. „Wer will mich zwingen, wenn ich nicht will?"

„Euer Vater," ſagte ſtark betont die Jungfrau. „Ich weiß, daß er Eure Schritte belauſcht und mit Euch darob hadert, daß Ihr" — ſie ſtockte.

„O ſag's, ſag's," rief er, „daß ich dich liebe und dich in Ewigkeit lieben werde."

Sie hielt die Hand vor das Auge. —

„Eliſabeth, nur ein Stündchen heute Abend! Ich muß mit dir reden, muß die Nebel vertheilen, die dein Auge trüben. Ich flehe zu dir; nur Ein Stündchen, wie ſonſt!"

„Wo bleibſt du doch ſo lange?" ſchalt in dieſem Augenblicke die Mutter, die in die Thüre trat. „Unſer Morgenſüpplein wäre ſchier ins Feuer gelaufen, hätt' ich nicht ſelber nachgeſehen."

Eliſabeth war doch recht erſchrocken! Glühte ſie ſchon, ſo wurde ſie jetzt bleich bei dem Gedanken, die Mutter könne argwöhnen, was ſie hier ſo lange zurückgehalten.

Flüchtig, wie das geſcheuchte Reh, flog ſie ins Haus und an ihren Herd, und es währte lange, bis ſie ſich geſammelt.

Die Mutter hatte übrigens theilweiſe das Geſpräch mit angehört, ohne daß ſie Alles verſtanden. Sie vermuthete, daß Joſeph mit ihrem Kinde geredet, trat an das Mauerfenſter und ſah forſchend hinab. Sie kam indeſſen zu ſpät, um etwas von dem zu erblicken, der die Zwieſprache mit ihrem Kinde gehalten, denn beim erſten Laute der fremden Stimme, die ſein ſcharfes Ohr vernommen, war er wie ein Blitz innerhalb des Fleiſchthörchens in Sicherheit. Die Dicke der Stadtmauer ließ es auch nicht zu, etwas von ihm zu ſehen.

Ihr Geſicht war ernſter als ſonſt beim Frühmahl. Eliſabeth ſah es gerne, daß ſie gemahnt wurde, für das Mittagsbrod Sorge zu tragen, nachdem ſie den Tiſch abgeräumt und das nette Stübchen in Ordnung gebracht, wo im Geräthe noch mancher Reſt aus glücklicheren Tagen in einem gewiſſen, vielleicht auffallenden Gegenſatze mit der Armuth der Bewohnerinnen ſtand.

Der Eintritt einer befreundeten Bürgersfrau, die ein Sammthäubchen beſtellte, wie es Eliſabeth's kunſtfertige Hand zu fertigen wußte, bewirkte, daß die innere Ruhe bei ihr allmählig zurückkehrte und auch die Gedanken der Mutter eine andere Richtung zu nehmen ſchienen.

Als die ſtattliche Frau ſich entfernt hatte, war die Stunde da, daß das Feuer auf dem Herde angefacht werden mußte. Ueberdies kamen ja auch jetzt Pankraz und Urſula mit ihren Töpfen, und da mußte ſie als Schutzwehr in der Küche ſein, daß nicht verhaltener Groll in lichten Flammen auflodere.

Sie hatte kaum ihr Holz zurecht gelegt, da kam der alte Knabe die ſchmale Holzſtiege aus dem Unterſtocke herauf.

In der einen Hand trug er das Töpflein, das ſein beſcheidenes Mahl umſchloß, unter dem andern Arme trug er ein Bündelein Holz und Reiſig.

Seine Stirne war heute nicht heiter. Es lag ein trüber Ernſt darauf.

Ein Blick reichte hin, Eliſabeth das erkennen und verſtehen zu laſſen.

„Guten Morgen, Pankrazvetter,“ rief ihm Eliſabeth entgegen, und ihr liebliches Geſichtchen war ſo freundlich dabei, daß der Alte mit einem Mal ein Anderer wurde.

„Du Hexe!“ rief er aus. „Du kannſt mich alten Knaben freundlich machen, wenn auch ſchweres Leid mir auf der Seele liegt.“

Sie nannte ihn „Pankrazvetter,“ nicht weil ſie etwa mit ihm verwandt geweſen wäre; denn das war nicht im entfernteſten der Fall, ſondern weil es am Rheine Sitte iſt und von je und je geweſen iſt, an den Tauf- oder Geſchlechtsnamen das Wort „Vetter“ oder „Baſe“ anzuhängen, wodurch ein gemüthlich herzlicher Ton entſteht, der die Herzen der niederen Stände einander ſehr nahe bringt. Es ſcheint, als ſeien Alle dadurch Eine Familie.

„Das wird ja doch nicht ſein!“ rief das Mädchen theilnehmend aus. „Laßt mich's wiſſen,“ bat ſie, „vielleicht kann ich helfen, doch wenn das nicht, tröſten.“

„Es iſt nicht gut in eigner Sache richten,“ ſprach Pankraz.

„Betrifft's mich?“ fragte ſie, und die Wangen färbten ſich wieder höher.

„Laſſ' es gut ſein,“ ſagte Pankraz, und ging zur Küchenthüre.

„Gebt mir Euer Holz und Euern Topf, Pankrazvetter,“ bat ſie. „Ich will Euch das Süpplein herrlich kochen, auch Grünes dran thun, das ich aus Berndt's Garten habe.“

„Widerſteh' Einer dem Mädchen!“ ſagte lächelnd der Alte, und gab ihr Beides.

„Geht doch in die Stube zu der Mutter,“ fuhr ſie fort, „wenn's gar iſt, ruf' ich Euch ſchon.“

Kaum war der Alte in die Stube der Frau Dreis getreten, ſo maß mit Rieſenſchritten Urſula den Raum zwiſchen ihrer Stubenthür und der, der gemeinſamen Küche.

„Guten Morgen, Bethchen,“ ſagte ſie. „Ei, wie ſo roſig! Du wirſt alle Tage ſchöner! Nichts geträumt, Kind, gar nichts? Möchte dir doch auch einmal einen auslegen.“

„Nein,“ ſagte Eliſabeth trocken. „Ich träume nicht. —“

„Schläfſt auch wie ein Sack,“ ſchmollte ſie. „Weiß der Kuckuck. Andere Mädchen träumen immer, und es denkt kein junger, hübſcher Burſche dran, Morgens früh und Abends ſpät ihnen aufzulauern, um nur einen Blick oder ein Wörtchen zu erhaſchen. Du träumſt nicht, und doch ſtand heute früh ſchon Einer da und ſah ſich faſt die Augen aus!“

Urſula fixirte das Mädchen mit ihrem Auge ſo ſcharf ſie konnte. Sie ſah ihre Wangengluth. Um ſie zu verbergen, bückte ſich Eliſabeth, das hellodernde Feuer anzublaſen.

„Nun, nun,“ rief die einäugige Jungfrau, „ſpar' deinen ſüßen Athem, Kind, ſpar' ihn. Du ſiehſt ja, daß das Feuer ſchöner nicht lodern kann. Willſt du Waſſer in den Rhein tragen, um die Röthe zu verbergen, deren Grund ich recht gut kenne?“

„Laßt mich doch, Urſulabaas,“ ſagte das Mädchen. „Ihr bringt's noch ſo weit, daß ich jedes Mal aus der Küche gehe, wenn Ihr kommt!“

„Grade das verdient' ich um dich, grade das,“ ſagte böſe Urſula. „Alle Wetter! Ich weiß keine Seele, die ich lieber hätte, als dich. —“

„Etwa Eure Katze, wenn ſie eine Seele hätte!“ ſcherzte Eliſabeth.

„Ach, was,“ ſagte ärgerlich Urſula. „Sei mir nicht ſo ſchnippiſch, Kind! So was vertrag ich nicht gut. Du weißt's zu genau, daß ich Niemanden lieber habe als dich und mein Joſephchen, das ich auf den Armen trug und hätſchelte, darum müßt ihr auch ein Pärchen werden, ſo wahr, als ich Urſula Kreuzhöfer heiße und eines ehrlichen Mannes Kind bin.“

„Laßt mir doch einmal meine Ruhe!“ ſagte ärgerlich das Mädchen.

„Hi! hi! hi! Wenn du ſie hätteſt!“ lachte die Alte, und preßte das Auge zu, mit dem ſie allein mit der Außenwelt in Verbindung ſtand; „aber ich weiß beſſer, wie es unter dem Mieder und Leibchen ausſieht! Mach' mir keinen blauen Nebel vor! Hab' ich auch nur Ein Auge, ſo hab' ich doch zwei Ohren, und wenn ſie Augen wären, bräucht' ich keine Brille. Hab' ich heute früh nichts gehört? He! — Laß doch das Zieren! Du weißt, Urſula kann ſchweigen wie das Grab. Aber mein Joſephchen bittet um ein Stündlein, und wenn's auch nur ein halbes wäre, heute Abend. Laß ihn nicht warten. Er hat dir ſo viel zu ſagen, du glaubſt's gar nicht!“

„Ich will nun einmal nicht!“ ſagte Eliſabeth, der es unangenehm war, daß ſich Urſula immer an ſie drängte, und ihre ſtillen Geheimniſſe wußte.

„Willſt nicht?" fragte Urſula. „Seit wann denn?"

„Seit mir's beliebt!" war Eliſabeth's Antwort.

„Ei, ei! Sieh' Mal, wie das Kind mich abtrumpft! Hab' ich das um dich verdient?" rief Urſula im heftigen Zorne. „Nein, es iſt beſſer, ich laſſe meine Finger aus dem Spiele, denn es taugt doch nichts, daß man eine Abtrünnige mit einem rechten Chriſten vermähle. Ja, ja, es taugt nichts."

Sie hatte beide Hände in die Seite geſetzt und mit vollem Zorne gebelvert.

Jetzt richtete ſich Eliſabeth hoch auf und ſah ihr feſt in das glühende, eine Auge und ſprach:

„Laßt mir meinen Glauben unangetaſtet; ich habe nie den Euren verletzt. Laßt überhaupt von mir ab und laßt Gott walten."

Es war, als ob dieſe feſt und ruhig geſprochenen Worte das Weib mit kaltem Waſſer übergöſſen. Sie erſchrack ordentlich vor ſich ſelbſt, daß ſie ſich ſo weit hatte gegen ihren Liebling vergeſſen können.

„Wie du auch gleich Alles, was ich unbewacht ſage, falſch ausdeuteſt," ſagte ſie einlenkend, und ſetzte hinzu: „Nun, Bethchen, ſei mir wieder gut, und hör' heute den guten Joſeph an."

Schweigend trat Eliſabeth an die Mauerthüre und ließ die brummende Urſula allein in der Küche.

Während dies Geſpräch in der Küche geführt wurde, hatte ſich Pankraz zu Frau Dreis geſetzt.

„Dreiſebaaſ'," ſagte er, noch voll von der Freundlichkeit Eliſabeth's, „ich ſag's alle Tage, das Kind iſt ein Engel, ſag' ich. Was es einem Gutes thut, iſt in einer Art gethan, als ob es ſich noch extra dafür bedanken müßte, daß man es annimmt. Jetzt kocht's wieder mein armes Süpplein, und ich wette, ſag' ich, daß es zwanzig Mal beſſer wird, als hätt' ich's gekocht. Es wird nicht unbelohnt bleiben, ſag' ich, gewiß nicht. Wär's nur einmal gut verſorgt!"

„Warum denn ſo eilen?" fragte Frau Dreis. „Kommt ſie denn nicht noch früh genug ins Kreuz, wenn ſie mit vier und zwanzig Jahren heirathet? Ich lebe ja noch!"

„Ja, ſag' ich," erwiederte Pankraz, „das iſt Alles gut, aber zwei Augen ſind ſchnell zu. Was dann?"

„So lebt der alte Gott in Iſrael noch!" ſagte Frau Dreis mit feſtem Glauben.

„Wohl, ſag' ich, wohl geredet, Dreiſebaaſ', aber der liebe Herrgott will, daß wir auch Etwas thun ſollen."

„Es iſt dies Jahr aber kein Schaltjahr," erwiederte Frau Dreis, „daß die Mädchen freien gehen dürfen, wie man im Sprüchwort ſagt."

Pankraz fühlte den Spott.

„Nein, höhnt mich nicht, Dreiſebaaſ', höhnt mich alten Kerl nicht, ſag' ich; ich mein' es ja ſo gut, wie es nur Jemand meinen kann, und ich wüßte Einen, der käme ſchon zu freien, wenn er wüßte, daß er recht käme."

Bei dieſen, nach ſeiner Meinung fein beigebrachten Worten blinzte Pankraz pfiffig mit den Augen.

Frau Dreis verſtand ihn. „Conrad iſt ein braver Menſch, aber —"

„Holla, ſag' ich," fiel ihr Pankraz in die Rede, „hat Euch die alte Heidenhexe drüben auch den Kopf mit dem Joſeph Molina verrückt? „Ich bräch' ihr gleich den Hals, ſag' ich."

„Pfui doch, Pankraz, wer wird gleich ſo zornig werden, und ſolche abſcheuliche Drohworte ausſprechen!" ſagte ernſt tadelnd Frau Dreis.

„Ihr könnt das verfluchte Schulmeiſtern nicht laſſen," keifte er fort. „Was habt Ihr gegen den Conrad? Iſt er Euch nicht reich genug? Er hat ein Haus, ſag' ich, hat Gut und einen Nachen; dabei iſt er ſtark, geſund, und was noch mehr iſt, brav, grundbrav, ſag' ich, und hat kein geſtohlen Geld, wie der Molina, und Ihr wißt's am beſten! — Er ſitzt nicht im „Stern" und kartet mit den Franzoſen, den Pfalzvergiftern."

„Pankraz, Pankraz," rief Frau Dreis aus, „wohin führt Euch wieder Eure Heftigkeit? Ihr erinnert mich an ein altes Weh; laßt es doch ruhen. Ihr wollt durchaus das Kind vermählen. Laßt ſie doch wählen, wenn Zeit und Stunde kommt. Sie ſoll nicht im mindeſten gezwungen werden.“

„Gezwungen? Dreiſebaaſ', das fiel mir im Traum nicht ein. Gezwungener Eid iſt Gott leid, ſag' ich. Wer's thun wollte, ich — bräch' ihm gleich den Hals!“

„Still, ſtill!“ ſagte Frau Dreis, „Ihr kommt wieder in Euer wildes, ſündhaftes Gerede.“ —

„Gut, ſag' ich, gut,“ rief Pankraz, „ſo will ich ſtill ſein, und Ihr habt mich zum letzten Mal geſehen!“

Er ſprang auf und rannte zur Thüre hinaus. Unglücklicher Weiſe ſaß Urſula's ſchwarzer Kater auf der Thürſchwelle. Der eiſernde Pankraz trat ihn mit ſolcher Heftigkeit auf den langen Schweif, daß er erbärmlich aufſchrie.

Dieſer Ton war das Signal für Urſula, loszubrechen: „Vermaledeiter Bierſiedler, Schnurrant und Lump!“ ſchrie die Zornglühende, die noch in innerer Aufregung war, „was hat dir das arme Thier gethan?“ Sie ergriff einen ihr zur Hand ſtehenden Beſen, that einen ihrer Siebenmeilenſchritte und verſetzte Pankraz einen nachdrücklichen Hieb über den Kopf, daß der alte Mann gegen die Thüre zurücktaumelte.

Ehe ſich indeſſen Pankraz ſammeln und zur Gegenwehr rüſten konnte, hatte Eliſabeth der langen Urſula den Beſen entwunden, ſie in ihre Stube, die ſie raſch geöffnet, hineingeſchoben und Pankraz darauf in die Küche gezogen.

„Laßt ſie, Pankrazvetter“ ſagte ſie begütigend. Es iſt chriſtlicher, zu vergeben, als zu zürnen.“

Aber dieſe Worte machten wenig Eindruck auf den vielfach Gereizten. Der Grimm machte ihn ſtumm. Er nahm ſein Töpfchen und ging, aber die geballte Fauſt, welche er gegen das Zimmer Urſula's ausſtreckte, ſagte mehr als Worte und wies hin auf eine Rache, die nur verſchoben war, nicht aber aufgehoben.

III.

> Jn der Haſelnuß naget's,
> Ein Würmlein ſitzt drein. —
> Dem wird's d'rin zu enge —
> Im Freien will's ſein.
> Nun beißt ſich's ein Thürlein;
> Da muß es heraus.
> So iſt's mit dem Leid auch —
> Dem das Herz dient zum Haus.
> Volkslied.

Allen Drei wollte heute das Mittagbrod nicht ſchmecken und die Vierte ſah auch in den Teller, als wollte ſie den Boden durchſchauen und aß nichts.

Blicken wir zuerſt in das Stübchen Pankrazius Sulzbacher's. Unangerührt ſtand die Suppe auf dem Tiſchlein. Wie beſeſſen rannte er in dem Stübchen herum, focht mit den Armen in der Luft und räſonnirte wie ein Rohrſpatz. Zuerſt bekam Urſula ihr Theil, und kein halbes, verkürztes. Pankraz's Zorn war ein verzehrend Feuer. Aller Welt wollte er dann den Hals brechen, was ein Kraftausdruck war, in dem ſich ſein Zorn breit zurechtlegen konnte. Uebrigens lag kein Beiſpiel vor, daß er je einen Hals gebrochen. Sein Zorn war der Art, daß, je heftiger er brannte und brauſte, deſto ſchneller er erloſch. Heute ſchien er nachhaltiger. War es doch Frau Dreis, die ihn erzürnt.

Hab' ich Das um ſie verdient, ſag' ich, verdient? rief er aus. Lieber hab' ich das Kind, als ſie ſelber; drum möcht' ich's verſorgt wiſſen unter dem Schutze eines tüchtigen Mannes, denn die Pfalzvergifter ſchnüffeln umher wie gierige Spürhunde, wo ſie ein hübſches Mädchen auswittern, und denen trau', wer Luſt hat. Ich nicht, ſag' ich, ich nicht! Aber von dem Conrad will ſie nichts wiſſen. Wie kühl hat ſie ihn bei Seite geſchoben.

Sie habe nichts gegen ihn, ſagt ſie. Dank's ihr ein ſpitz Holz, ſag' ich; was will ſie gegen ihn haben? Es ſind Mädchen und Wittwen genug in der Stadt, die die Finger nach ihm leckten. Betrachte nur Einer die hübſche, junge Wittwe Pfaff, ſeine Nachbarin! Er mag ſie nicht, ſag' ich, weil er das „Kind" lieb hat aus ſeiner Seele Grund.

Faſt glaub' ich, ſagte er ſtehen bleibend, ſie hat den Hochmuth mit ins Gotteshäuschen genommen. Da iſt der rechte Ort dafür, ſag' ich, meiner Treu, der rechte Grund und Boden für Hochmuth! So iſt's aber mit den reichen Leuten. Wenn ſie herunterpurzeln bis zu unſer Einem, ſo meinen ſie doch, ſie ſeien was Beſſeres. Der Reichthum hat ein zähes Gedächtniß.

Meint ſie, der Joſeph heirathe das „Kind?" Alte Thorheit! Zum Spaß iſt ſie ihm ſchon recht, aber zum Heirathen hat's guten Weg. Wart' ein Bischen, Alte! ſag' ich. Der Molina hat dich ohnehin auf dem Strich. Der hat's noch nicht vergeſſen, daß du ihn nicht mochteſt, als er jung war, nicht mochteſt, als er Wittwer wurde. Verſchmähte Lieb' hat auch ein zäh Gedächtniß, ich ſeh's an der Heidenhexe droben. Die vergiftet mich noch einmal, ſag' ich. Lieber Gott, ſie iſt doch ſo arm, wie eine Kirchenmaus und ſollte Gott danken, wenn ſo ein Staatsburſche, wie Conrad, ein behaltener Menſch, ein ſeßhafter, nahrhafter Bürger, um ihr Kind wirbt. Ich darf's ihm gar nicht ſagen, ſonſt vergeht er wie Butter an der Sonne.

Wieder rannte der Alte einige Mal das Zimmer auf und ab, und dann mit dem Ausruf: Ich möcht' Allen den Hals brechen! zum Stübchen hinaus, ohne auch nur ſein Süpplein berührt zu haben.

In Urſula's Stube ſah's nicht beſſer aus. Sie tobte heftig über Eliſabeth's ſchnödes Abweiſen ihrer guten Meinung.

Das zu erkennen, was in Eliſabeth's Seele wirkte, fehlte ihr das feinere Gefühl. Die rauhe, ſchonungsloſe Art, wie ſie das Heiligſte antaſtete, was des Mädchens Herz erfüllte, mußte ſie nöthigen, ſie zurückzuſtoßen.

Ohnehin fühlte Eliſabeth eine Abneigung gegen die Alte. Ihr feines, religiöſes Gefühl in gleichem Maße, wie ihre ſtreng ſittlichen Grundſätze verwarfen das gottloſe Treiben Urſula's. Wenn ſie es nicht als Betrug erkannte, ſo erkannte ſie es als eine teufliſche Kunſt und ſtimmte in dieſem Punkte weſentlich mit Pankraz überein, obwohl ſie es nicht ausſprach, um nicht den Zorn des Junggeſellen noch mehr zu reizen. Urſula ahnete das wohl, aber dies minderte ihre Liebe zu Eliſabeth nicht, die wirklich eine wahre Affenliebe war. Wenn es ſie auch ſchmerzte, daß das „Kind“ ſie ſo zurückſtieß, ſo hob das doch die Liebe nicht auf, die ſo tief im alten Herzen ſaß und die neue Nahrung in dem Mitgefühle fand, welches Eliſabeth für die Katzen hegte, im völligen Widerſpruche gegen ihren Freund Pankrazius Sulzbacher.

Heute war Urſula's Unmuth mächtig. Auch ihr Eſſen blieb faſt unberührt, und ſie gab ihm auch Worte, wie es in der Regel Perſonen thun, die allein zu leben pflegen.

Meinſt du, ſagte ſie pfiffig lächelnd, ich ſähe dir nicht in die Karten? O, der Joſeph ſitzt dir im Herzen und kommt nicht wieder heraus; aber es iſt der Mädchenſtolz und Pimpelei zugleich — es ſoll's Niemand wiſſen. Pah, als ob's nicht alle Welt wüßte! Ich ſoll nichts mit beitragen? Ja, lauf' du! Ich thue es doch und ſetze meinen Kopf dran, ich thue's. Daß der alte Gilzer, der Filz, der Wucherer, ſeine Emmerenz dem Joſeph aufhängen will, weiß ich wohl, aber der verrechnet ſich, oder ich hieße nicht Urſula und müßte nicht wiſſen, was zu thun ſei. Könnt' ich nur den Conrad wegbringen! Die junge Pfaffin iſt auch in ihn verliebt. Nun, ich nehm's ihr nicht übel. Er iſt eine Pracht von einem Menſchen, und Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Sie iſt eine Schifferswittwe, hat einen Ankernachen und fährt Molina's Wein nach Köln, iſt eine runde, junge, hübſche Frau und eine glatte Wittwe ohne Kinder. Nun iſt Liſe meine gute Freundin, wer weiß? Ich will das Meine thun! Vielleicht ſtell' ich dem Conrad ein Füßchen!

Ein leiſes Klopfen ſtörte ſie. Schnell öffnete ſie die verſchloſſene Thür und — Emmerenzia Gilzer ſchlüpfte raſch herein, von Urſula mit vielen Knixen begrüßt.

Das erröthende Mädchen ſagte: „Ich komme um die Mittagsſtunde, wo alle Leute zu Hauſe ſind; da wird man am wenigſten bemerkt.“

Urſula betrachtete das Mädchen. Es war eine kleine, runde, volle Geſtalt, von ebenmäßigem Bau und blühender Geſundheit. Ein ſchwarzes Auge glühte von innerem Feuer. Das apfelrunde Geſichtchen lachte von innerer Heiterkeit und die Gluth der Wangen war jetzt durch jene Erregung erhöht, die eben ſowohl ein Kind der Scham war vor dem, was ſie hier wollte, als der Sehnſucht, über Dinge einige Gewißheit zu erhalten, die ihr Herz eben in ungewöhnlichem Grade beſchäftigten. Sie war eitel und gefallſüchtig, und das Bedürfniß zu lieben, war in ihr recht lebendig.

Aha, dachte Urſula, als ſie ſo mit ihrem Einaug' das Mädchen fixirte, da brennt's im Herzen und die Zwei, die ſie im Auge hat, ringen um die Macht und Herrſchaft in ihr. Sollte Joſeph? — Doch nein! Feuillade muß es ſein.

„Wollt auch gewiß 'mal ſo ein Bischen hinter den Vorhang der Zukunft blicken, Jüngferchen?“ ſagte ſie und der zahnloſe Mund verzog ſich zu einer zuckerſüßen Spitze. „Ja, ja,“ fuhr ſie fort, „wer ſo das Geriſſe hat, wie Ihr, weiß am Ende nicht, wohin er ſich wenden ſoll. Der Offizier, wie heißt er doch? — Aha, der Marquis de la Feuillade läuft ſich die Beine ab, und wie ich höre, der junge Molina weiß auch die Perlen zu finden?“

Emmerenzia lächelte; aber als Urſula Joſeph's Namen nannte, wollte ein Seufzer ſich herausdrängen aus der Bruſt, den das Mädchen jedoch unterdrückte.

„Planetchenſtellen oder Kartſchlagen?“ — fragte Urſula.

„Kartſchlagen!“ liſpelte das Mädchen, und ſah ängſtlich nach Thür und Fenſter.

Urſula bemerkte es. „Seid ruhig,“ ſagte ſie, „ich ſchließe die Thür ab, und die Sonnenſtrahlen geben uns Licht genug, auch wenn der Vorhang vor das Fenſter gezogen iſt.“

Schnell räumte ſie ihr Eßgeräthe vom Tiſche weg, ſchob der Jungfrau einen Stuhl hin und holte die Karten, die ſie ſorgfältig miſchte. Man ſah es ihnen an, daß ſie ſtark im Gebrauche waren.

Nach einigemaligem Miſchen legte die Alte die Karten in einen Kreis, der ſich, nach ſeinem Mittelpunkte immer engere Kreiſe bildend, ſo weit verengte, daß zuletzt nur Raum für eine Karte blieb.

Emmerenzia's Augen waren mit einer Aufmerkſamkeit der fingerfixen Thätigkeit Urſula's gefolgt, die es über allen Zweifel erhob, daß ſie aus voller Seele an die völlige Untrüglichkeit des Orakels glaubte, das ſie zu befragen gekommen war.

Urſula ſetzte eine in Horn gefaßte Klammbrille auf die ſcharfgebogene Naſe und begann das farbige Rund vor ihr zu muſtern.

„Herzenskindchen,“ flüſterte ſie, „habt Ihr Raum für Zwei in Eurem Herzen? — Seht nur, da liegt Herzbub und Eckſteinbub, und dazwiſchen Herzaß und drüben Herzdame. Kann's klarer ſein? Ihr müßt Zwei lieben!“

Das Mädchen wurde glühend roth.

„Seht, der Herzbub hat einen Säbel, das iſt der Feuillade, und der liegt rechts. Meiner Treu, Ihr habt ihn lieber als den Joſeph Molina, denn der iſt der Eckſteinbub und liegt links.“

Emmerenzia wiſchte ſich mit dem Taſchentüchlein über die Stirne. „Es iſt ein ſchöner Mann,“ fuhr Urſula fort, „und — er hat ernſte Abſichten, denn ſeht nur, fünf Herzblätter liegen bei ihm; aber bei dem Herzkönig liegt Kreuzaß. Verſteht Ihr das?“

Emmerenzia ſchüttelte den Kopf.

„Nun, das heißt, Euer Vater will's nicht haben.“

Emmerenzia nickte leiſe.

„Aber zu dem Joſeph neigt er — ſeht nur ſelbſt.“

Auch jetzt nickte das Mädchen bejahend.

„Seh' ich aber recht, ſo zieht Joſeph ſonſtwo hin!“ — Emmerenzia riß die Augen weit auf und ſtarrte in die Karten.

„Ihr habt eine Nebenbuhlerin. Sie iſt ſchön, ſehr ſchön, aber arm. Kennt Ihr ſie?“

„Eliſabeth,“ flüſterte halblaut das Mädchen.

„Welche Eliſabeth?“ fragte Urſula, als ob ſie nichts wüßte.

„Nun,“ ſagte das Mädchen ſtockend, „die drüben!“

„Pah!“ rief Urſula aus. „Arm, wie Hiob! Nein, die nimmt er nicht. Er müßte ja keinen Tropfen väterlichen Bluts in ſich haben, wenn er dazu Luſt hätte. Glaub's nicht. Aber laßt ihn laufen! Lieber einen Hecht, als einen Weißfiſch, ſagen die Schiffer. Der Franzoſe iſt ein Marquis. Er bringt Euch, wenn der Krieg zu Ende iſt, an den Hof von Frankreich. Gewiß wäret Ihr ſeine Zierde.“

Emmerenzien ſchmeichelte dieſe plumpe Aeußerung. Sie war eitel und hochmüthig, und von den rieſiggroßen Vorzügen ihrer kleinen Perſon überzeugt. Alles gefiel ihr an ihr ſelbſt; nur die Größe, die Größe! Sie trug zwar halb handhohe, rothe Abſätze an ihren Schuhen, aber das trug doch nur wenig aus. War ſie in Geſellſchaft Anderer, ſo ſuchte ſie durch die Geläufigkeit ihrer Zunge die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, der ſie ſonſt durch ihre Kleinheit zu entgehen fürchtete. Daß nun die beglaubigte Wahrſagerin ihr ſo Großes verhieß, das bezauberte ſie und ließ für's Erſte den Marquis vor Joſeph den Vorrang erlangen.

Während Emmerenzia noch in ihren ſüßeſten Träumen ſchwelgte, und ihr beſchränkter Geiſt es verſuchte, ſeine Grenzen zu überfliegen und ſich den Hof Ludwig's des Vierzehnten auszumalen, den der frivole Marquis de la Feuillade ihr mit den glühendſten Farben und üppigſten Bildern vorgemalt, zog Urſula mit ihren langfingrigen Händen die Karten in einen Knäuel zuſammen, den ſie raſch ordnete und ſodann miſchte.

„Schöne Ausſichten, meiner Six, ſchöne Ausſichten für Euch,“ ſchwatzte ſie; „wozu aber Euer Reichthum Euch vollkommen berechtigt. Nun laßt uns aber den zweiten Kreis legen, zuletzt im Quadrat, denn drei Mal darf es geſchehen, weil aller guten Dinge drei ſind.“

Sie legte die Karten wieder in gleicher Weiſe, und als die letzte Karte, mitten in den Kreis gelegt, Herzdame war, ſchlug Urſula die Hände zuſammen, und ſtand eine Weile ſtumm da, wie es ſchien, von der Macht des Eindrucks überwältigt.

Emmerenzia ſah ihr fragend in das blinzende Einaug'. Als ſie immer nicht ſprach, ſagte ſie bittend und ängſtlich:

„Warum ſchweigt Ihr doch? Es quält mich Euer Schweigen. Redet doch, ich bitte Euch!“ ſagte ſie zu Urſula.

„Laßt mich zu mir ſelber kommen,“ verſetzte Urſula; „denn Etwas der Art iſt mir niemals vorgekommen. Die Herzdame im Mittelpunkt! Ihr ſeid ein Kind des Glückes. Wiederum liegt er Euch nahe; wiederum ſeid Ihr von Königen umgeben.“

„Joſeph liegt oben im Kreiſe bei der Schippendame, bei Eurer Nebenbuhlerin, die er — lieber hat als Euch.“ —

Emmerenzia biß ſich in die Lippen. Daß er, auch wenn er ihr Gatte nicht werden ſollte, die Betteldirne, wie ſie die reizende Eliſabeth zu nennen für gut fand, lieben ſollte, mehr als ſie, das regte ihren Neid auf's neue an. Sie haßte Eliſabeth, weil ſie ſchöner war als ſie. Jetzt ſollte ſie ihr ein Jünglingsherz entreißen, für das ſie allerdings einige Neigung fühlte, dies war denn doch mehr, als ſie ertragen konnte.

„Halt!“ rief Urſula plötzlich, die den ſchlimmen Eindruck verwiſchen wollte, weil ſie fürchtete, die Gabe möchte ſich verringern.

„Halt! Kreuzaß liegt zwiſchen ihm und ihr. Das Kreuz, ihre Armuth, iſt ein Hinderniß ihrer Verbindung.“

Emmerenzia athmete freier.

Urſula ſtrich die Karten zuſammen, miſchte ſie wieder und legte ſie nun mit tiefem Ernſte ins Viereck.

„So!“ ſprach ſie, als ob ein ſchweres Werk erledigt ſei; „nun wollen wir forſchen!“

„Es iſt verwunderlich,“ hob ſie nach einem langen Hineinſtarren in die Karten an, „wie ſich das Alles ſo macht. Er hat ſie verlaſſen und liegt zu Euren Füßen. Aber Eure Nebenbuhlerin zieht ihn mit ſtarken Fäden immer noch zu ſich hin.“

„Wie Dem auch ſei, Ihr feiert eine fröhliche Hochzeit, aber mit welchem von Beiden, die um Euch buhlen, vermag ich nicht zu ſagen.“

Emmerenzia war ſehr ernſt geworden.

„Legt ſie noch ein Mal,“ bat ſie.

„Das geht nicht, Herzenskind, das geht nicht; aber verlaßt Euch darauf, ich ſtelle Euch das Planetchen. Das trifft's.“

In dieſem Augenblicke klopfte es an ihre Thür.

Emmerenzia fuhr erſchrocken empor; Urſula faßte ſie an der Hand und zog ſie in das Stübchen, dann erſt öffnete ſie die Thüre mit großer Vorſicht.

Als Urſula öffnete, trat Frau Pfaff herein. Es war eine Frau von etwa acht und zwanzig Jahren. Ihr Ausſehen war blühend, ihre Geſtalt voll und rund und Jedermann mußte ſie eine hübſche Frau nennen.

„Ei Gott grüß' dich, Lieschen,“ ſagte Urſula. „Wär' ich ein Burſche, dich müßt' ich freien, du biſt ſo herzig, daß ich dich küſſen möchte. Iſt denn der Conrad ſtockblind, daß er deine Reize nicht ſieht?“ —

Frau Pfaff ſeufzte. „Habt Ihr mir das Planetchen geſtellt? Das Tränklein hat er getrunken, aber ich merke keinen Erfolg,“ ſagte ſie faſt traurig.

„Wie haſt du's ihm denn beigebracht?“ fragte Urſula.

„Seine Mauerthüre war auf,“ verſetzte Lieſe Pfaff, „da ſchlich ich hinab und goß es in ein Bierſüpplein, das er ſich zum Morgenimbiß bereitet.“

„Hat er's auch gegeſſen?“

„Freilich; Ihr wißt, mein Seitenfenſterlein geht grade auf ſeine Stube. Ich ſah ihm zu. Es ſchmeckte ihm gut.“

„O ſo ſei ohne Sorgen!“ ſagte Urſula. „Bei dem Einen wirkt's ſchnell, bei dem Andern langſam; aber es wirkt. Das iſt außer Zweifel. Das Planetchen hab' ich dir auch geſtellt. Beſſer hat's nie eines Menſchen Wünſchen zugeneigt. Du wirſt ſeine Frau; aber Lieschen, du mußt das Deine thun. Sei ihm freundlich. Zeige dich ihm recht ergeben. Biet' ihm deinen Ankernachen zur Fahrt nach Köln an. Kurz, verſäume nichts, was ihn an dich ziehen kann. Nun aber geh', Liebe. Ich habe heute noch viel zu thun.“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Frau Pfaff nickte freundlich, drückte ein Geldſtück vom Werthe einiger Albus in ihre Hand und ſchied leuchtenden Antlitzes.

„Kommt heraus!“ ſagte Urſula zu Emmerenzia, als ſie die Thüre des Kämmerleins öffnete. Es war ihr höchſt unlieb, daß eine Fremde in dies geheimnißvolle Gemach getreten war. Doch auch jetzt klopfte es wieder. Emmerenzia prallte zurück und Urſula ſchloß zum zweiten Male die Kammerthüre.

Dies Mal trat die Magd des alten Molina, des Saalſchultheißen, herein.

„Was bringſt du, Annemarie?“ fragte freundlich die Prophetin.

„Ach,“ ſagte das Mädchen, „nicht viel. Mein alter Herr möchte Euch gerne ſprechen, und ich hab' da auf der Hand eine abſcheuliche Warze, die ſollt Ihr mir vertreiben. Mein Schatz guckt immer darauf. Sie gefällt ihm nicht!“ —

„Gleich, gleich!“ rief Urſula geſchäftig; griff nach des Mädchens Hand, beſtrich die Warze und flüſterte jedes Mal etwas halblaut dazu. Darauf ſagte ſie: „Geh' heim, mein Kind. Grüße deinen Herrn und ſag' ihm, ich käme. In acht Tagen biſt du die Warze los. Verlaß dich unbedingt drauf. Kannſt's deinem Schatze ſagen.“

„Was koſtet's denn?“ fragte das Mädchen.

„Nichts, Kind, nichts; aber wenn du einer alten armen Jungfer ein paar Weißpfennige ſchenken willſt, ſo verdienſt du dir einen Stuhl im Himmel. Siehſt du, man darf Sympathie nicht für Geld anwenden, aber Etwas geſchenkt darf ich ſchon nehmen.“

Das Mädchen gab, was ſie gefordert und ging. Jetzt öffnete Emmerenzia haſtig die Thür.

„Urſula,“ ſagte ſie, „mir iſt's klar geworden. Mit dem Franzoſen, fürcht' ich, iſt's nichts. Ich will das Sichere für das Ungewiſſe nehmen. Wirke, daß Joſeph mein Mann wird. Jetzt gehſt du zum Alten. Da darfſt du nur ein Wörtlein reden, ſo iſt's von Erfolg.“ Sie drückte Urſula ein großes Geldſtück in die Hand und war blitzſchnell verſchwunden.

„Wie doch das Zweifelhafte lockt!“ ſagte die Kartenprophetin. „Wart' ein Bischen, Emmerenz, wart' ein Bischen! Ich denke, du gibſt mir noch manchen Florenzer Gulden, ehe du Frau Molina biſt! Was nur der alte Sünder wollen mag?“ ſagte ſie, und eine teufliſche Freude blitzte aus dem unheimlichen Einauge.

Sie ordnete ihre Kleidung und ging.

Drüben im freundlichen Stübchen der Frau Dreis war es auch ſo ſtille hergegangen, daß man den Holzwurm im Getäfel arbeiten hören konnte. Mutter und Kind hatten Schweres auf dem Herzen. Das einfache Mahl hatte nicht gemundet und es mochte weder Mutter noch Kind fragen: Warum ſchmeckt dir's nicht?

Endlich räumte das liebliche Mädchen ab, ſetzte ſich an das Kleid, welches ihre kunſtgeübte Hand für eine reiche Bürgersfrau arbeitete. Die Mutter ſaß im alten damaſtenen Lehnſtuhl und drehte den feinen Faden an ihrer Kunkel.

Nach einiger Zeit hob ſie an: „Kind, ich glaube, daß es an der Zeit iſt, mit dir von Dingen zu reden, die ich dir bis jetzt verſchwieg. Du haſt heute früh mit Joſeph Molina geredet, und ich ſehe, daß Ihr noch nicht von einander laſſet, wie wenig es auch möglich iſt, daß Ihr je das Ziel der Wünſche erreicht, das der unerfahrnen Jugend ſo nahe, dem Auge des Alters ſo unendlich ferne liegt. Die Kluft aber, die dich von ihm trennt, kennſt du nicht. Es iſt nicht allein deine Armuth und ſein Reichthum, deine Niedrigkeit und ſein hoher Stand, nicht allein die Rückſicht, daß du zu einer Liebelei zu gut und innerlich zu edel biſt, es iſt etwas Anderes. Sei aufmerkſam, mein Kind, du ſollſt zum erſten Mal in das leidenvolle Leben deiner armen Mutter blicken. Möge es dir ein Spiegel ſein, deiner eigenen Erfahrung unbekannt bleiben!“

Eliſabeth war die Nadel entſunken. Sie hatte anfänglich ihr erröthendes Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Jetzt war es zum Schooße herabgeſunken und ruhte in ihren Händen auf den Knieen, die ein kleiner Schemel ihm näher brachte. Ihr leiſes Schluchzen verrieth der Mutter die Bewegung ihrer Seele, aber ſie that, als ſähe, als höre ſie das nicht und fuhr fort:

„Als ich ſo alt war, wie du jetzt,“ fuhr Frau Dreis fort, „ſtarb der alte Saalſchultheiß Rima, und der Kurfürſt von Köln ſetzte einen andern ein. Es war ein junger Mann, ſchön, gefällig, von gewinnender Sitte und Art, der Sohn eines jener reichen Italiener, die ſeit vielen Jahrhunderten am Rheine den Handel in ihrer Hand hatten, und die man „Gewertſchen“ oder Lombarden hieß. Mit Einem Worte: Es war der Mann, der noch heute das Amt bekleidet, der Molina.

„Mädchen ſind Mädchen, Eliſabeth, damals, wie heute. Wir ſprachen von Nichts, als von dem ſchönen, reichen Saalſchultheißen Molina, und bedauerten nichts mehr, als daß er katholiſch ſei. Mein Herz blieb dabei am ruhigſten; denn ich war deinem Vater gut und dein Großvater war ihm geneigt, zumal er ein Gerber war und dein Großvater keinen Sohn hatte, der das Geſchäft forttreiben konnte. Ich war ſein einziges Kind und mir zu Liebe war er zu keiner zweiten Ehe geſchritten, obwohl ich erſt drei Jahre damals alt und er ein junger Mann war. Hunderte hätten nicht gehandelt, wie er.

„Mir wär's im Traume nicht eingefallen, daß der junge Molina ſein Auge auf mich werfen könne; aber es geſchah, und je weniger ich es beachtete und zu beachten Luſt hatte, deſto heftiger wuchs ſeine Leidenſchaft. Wo ich war, da war er auch. Ueberall und über alle Maßen zeichnete er mich aus, ſprach, tanzte nur mit mir, hatte nur Augen für mich. Die Mädchen nannten mich im Scherze, durch den der Neid hindurchblickte, „Frau Saalſchultheißin.“

„Soll ich es aber in Wahrheit geſtehen, der Menſch war mir unausſprechlich zuwider. Es war Alles an ihm ſo heftig, ſo leidenſchaftlich, daß es mir unheimlich wurde, wenn er ſich mir nahete.

„Deinen guten Vater ſcheuchte die Bewerbung des Mannes, der Alles in der Stadt vermochte, zurück. Ich las das Leid in ſeinen Zügen. Einen beſſern Menſchen, ein treueres Gemüth, als ihn, gibt's nicht mehr auf Erden.

„Was mich aber noch mehr gegen den Lombarden einnahm, das war ſein lauerndes, tückiſches, feindſeliges, mit Einem Worte ſein ächt wälſches Weſen. Er hatte für Jeden ein freundliches Geſicht, aber im Herzen ſtand's anders, und wer ihn beleidigte, der hatte einen ewigen Feind an ihm. Deinen Vater, obwohl ein ehrbarer Bürgersſohn, behandelte er wie einen Knecht, wenn er ihm irgendwo nahe kam.

„Glaubſt du wohl, daß dein Großvater die Bewerbungen des Saalſchultheißen gerne ſah? Daß er eine Heirath zwiſchen ihm und mir wünſchte, obwohl er als ächter Reformirter es ſonſt nicht billigen konnte, wenn Mann und Frau nicht Eines Glaubens waren und er den Katholiken abgeneigt war, weil er ihren Druck unter der Macht Spinola's reichlich erduldet hatte?

„Meine Art, mich gegen Molina zu gehaben, war kalt, höflich und nichts weiter. Dennoch warb er bei dem Vater, und ich — erklärte, daß Niemand, als Georg Dreis mein Gatte werden würde. Was früher deinen Großvater glücklich würde gemacht haben, das ſchmerzte ihn jetzt tief; allein er war zu gut, mich zu zwingen. So erhielt Molina einen Korb und Georg Dreis wurde mein glücklicher Gatte.

„Die Leute konnten mich nicht begreifen. Ich begriff wohl, was ich that. Das glänzende Glück iſt ſelten das rechte, dauernde. Sie ſagten: Du haſt das Glück von dir geſtoßen! Ich ſagte: Ich habe es gewonnen, und es war ſo.

„Aber Molina war außer ſich. Das hatte er nicht vermuthet. Er war ſeines Zieles zu gewiß; daher traf ihn das Mißlingen wie ein Donnerſchlag.

„Er verreiſte einige Zeit in ſeine Vaterſtadt, Köln, und kam mit einer jungen Frau wieder. Sie war eine gute Seele, wie man hörte; aber kränklich und ſchwächlich. Im Wochenbette mit ihrem erſten Sohne ſtarb ſie. Molina hielt Haus mit Urſula, und die Welt redete Arges von ihm und ihr. Gegen uns war er ſehr freundlich. Manchmal aber begegnete ich einem Blick, aus dem ein Teufel ſprach. Dein guter Vater glaubte mir nicht, wenn ich ihn vor Molina's Freundlichkeit warnte. Ich wußte beſſer, wie es ſtand, als er es wußte. —

„Dein Großvater hatte das Zeitliche geſegnet. Wir waren reich, meine Eliſabeth. Die ſchönſte Gerberei des „Holzmarktes“ war unſer, die jetzt der alte Lang beſitzt. In unſerm Getüche und Schreinwerk ſteckte ein Reichthum alleine ſchon.

„Da kamen die Franzoſen. Ach, Kind, das war eine Zeit, die ich nie vergeſſe. Du warſt noch nicht auf der Welt. Jedermann barg ſeine Habe, ſein Getüche, ſein Silber, ſein Geld. Wir hatten in unſerm Hauſe kein heimliches Gemach; aber im „Saale“ waren Räume genug zum Verbergen. Molina nahm Anderer Gut auf, uns ſchlug er's rund ab, das Unſere zu verbergen. Er war ein Wucherer geworden, trieb Handel mit dem „Feuerwein der Thäler“ und ſein Reichthum wuchs, weil dieſer Wein berühmt, beliebt und ſehr geſucht war.

„Die Franzoſen nahmen die Stadt ein. Alles wurde geplündert, nur „der Saal“ nicht, weil er kölniſch war. Ach, mein theures Kind, alles fertige Leder ſchleppten ſie uns fort, weil Molina uns angeſchwärzt hatte; Alles, was mitzunehmen war, raubten ſie.

„Ich mußte flüchtig werden, und fand in der Mühle zu Nauheim eine Zufluchtſtätte. Deinen armen Vater ſchleppten ſie in den „Saal“ und folterten ihn, daß er ſage, wo ſein Geld, Gold und Silber liege, und Molina gab die entſetzlichen Geräthe der Folterkammer dazu her. In der Höllenqual der Schmerzen ſagte er ihnen die Ledergrube, in der es lag, ſagte ihnen, wo unſer Getüche lag, um nur das Leben zu retten. Alles wurde geraubt, Alles. —

„Als ich wieder kam, fand ich ein leeres Haus. Was ſie nicht rauben konnten, war zertrümmert, und was das Schrecklichſte war, deinen Vater fand ich mit entzündeten Gliedern, lahm am ganzen Leibe durch die entſetzlichen Folterqualen. Noch vier Wochen litt er alle Schmerzen, die zu denken ſind — dann ſtarb er und — am Tage ſeines Begräbniſſes wurdeſt du geboren.

„Was ſollte ich thun? An ein Fortführen oder beſſer an ein

Wiederanfangen des Geſchäftes war nicht mehr zu denken. Ich verkaufte es um ein Spottgeld und kaufte ein Häuschen, das hinter dem „Saale“ ſteht, wo das Schlupfgäßchen nach dem Markte führt. Es zehrte den Reſt Deſſen auf, was ich erlöſt, nachdem ich mir wieder ein Bett angeſchafft und die unentbehrlichſte Leinwand und Kleidung.“

„Denke dir meine Lage! Nur du, du allein hielteſt mich am Leben. In deinem Lächeln vergaß ich meinen Jammer, für dich zu leben, war ja mein heiligſter Beruf. Noch eine Rettung hatte ich. Dein Vater hatte Molina tauſend Florenzer Gulden geliehen; aber in ſeiner Treuherzigkeit und Argloſigkeit ohne Pfand, ohne Verſchreibung. Damit konnte ich bei treuem Fleiße weithin meine Tage friſten.

„Ehe ich jedoch es forderte, ereignete ſich Etwas, woran ich nie gedacht hätte. Molina ſuchte mich auf; tröſtete mich; verſprach mir ſeinen Beiſtand. Ach, wie blutete mein Herz, als ich den vor mir ſah mit heuchleriſcher Theilnahme, der an deines Vaters Tod ſchuld war. Auf dem Todesbette hatte er mir's ja erſt geſagt, mit welcher teufliſchen Freude er an der Marterbank geſtanden und zu den Franzoſen geſagt hatte: „Schraubt feſter! Noch feſter! Er muß bekennen! Und ſtirbt er, ſo iſt's ja nur ein Ketzer!“ Er hatte mir's geſtanden, daß er triumphirend ihm zugerufen: „Ha, nun iſt meine Rache geſättigt, daß du mir das Weib genommen, an dem meine Seele hing. Du ſtirbſt und ſie iſt elend!“ —

Eliſabeth ſchauderte zuſammen und wurde bleich wie eine Leiche. Ihre Thränen rieſelten noch, aber ſie fühlte es nicht. Ihre Hände waren in einander gepreßt, daß alles Blut zurückwich. Ihr ſtarrer Blick ruhte auf den Lippen der Mutter, die ſo Gräßliches ausgeſprochen.

„Nach einigen Tagen,“ fuhr die Mutter fort, kam er wieder und — denke dir das Entſetzliche! Er warb um meine Hand! —

„Was ich damals geredet, Kind, ich weiß es nicht, aber es müſſen Worte geweſen ſein wie Dolchſtöße; Worte, wie die Donner des Himmels; Worte, wie der Richterſpruch des jüngſten Tages —

denn er wankte todtenbleich hinweg, vernichtet, zerſchmettert, und ich, o ich habe mich ſtark gefühlt, mein ſchweres Loos zu tragen, ſtark in dem Herrn und in der Macht ſeiner Stärke.

„Aber ſeiner Verworfenheit Boden habe ich doch noch nicht gekannt. Als ich ihm nach einiger Zeit unſer Darlehen fordern ließ, da hat er's abgeläugnet, und als ich ihn vor den „Thälerrath" laden ließ — da hat er's abgeſchworen!" —

Eliſabeth ſtieß einen Schrei aus, der herzzerſchneidend war. Nur ſo konnte ihre Seele leichter werden, nur ſo wich der Krampf, der ihr die Luft entzog.

Die Mutter ſprang auf und eilte ihr zu Hülfe. Sie wehrte ſie ab.

„Laßt, laßt," ſagte ſie; „es iſt vorüber. Fahrt fort, Mutter! Endet! Heute muß ich Alles hören. Wozu es erſparen auf ein andermal?"

Nicht ohne tiefes Weh betrachtete die Mutter ihr ſchönes Kind. Ihr Anblick war ſo rührend, ſo ergreifend. In dieſen Zügen las man ein verlornes Lebensglück. Die Mutter mußte ſich ſammeln, und erſt nach einer Weile, die ſie in faſt lautem Weinen zugebracht, konnte ſie das Wort wieder nehmen.

„Hätt' ich damals das Häuschen verkaufen können, wie gerne wäre ich aus der Nähe des Mannes gewichen, der mein Glück mit teufliſchem Herzen zertreten hatte. Ich blieb wohnen; aber ich wäre allein in dem Häuschen vor Furcht vor dem Schrecklichen geſtorben. Pankraz war bis zu dieſem Zeitpunkt in ſeinen Dienſten geweſen. Er wußte um das Darlehen, und als Molina geſchworen, er habe es zurück bezahlt, da ſagte er zu ihm: „Herr, heute habt Ihr Eure Seele dem Teufel verſchworen, ich bleibe nicht mehr bei Euch!"

„Ich nahm damals den noch nicht ſehr alten, aber kränklichen Mann in mein Haus auf. Er hat getreulich mir beigeſtanden; er hat dich auf ſeinen Armen getragen, daß ich arbeiten konnte, und da der kleine Joſeph den alten Diener auch lieb hatte, wuchſet ihr ſo mit einander auf.

„Was kann das arme, mutterloſe Kind für des Vaters Verbrechen und Schuld?“ ſagte er. Ich dachte eben ſo — aber ich dachte nicht daran, daß daraus neuer Jammer hervorgehen ſollte.“

Eliſabeth preßte ihre Hand gegen das Herz, als wolle ſie es vor dem Zerſpringen wahren.

„Ihr wuchſet auf mit einander und — Eliſabeth, laß es mich ausſprechen, denn ich war ja heute Zeuge deiner Unterredung mit ihm, ohne daß du es ahnteſt, ihr liebt euch. Obgleich du heute thateſt, wie ein ehrbares Mädchen thun muß, ſo ſprach ſich doch in jedem deiner Worte die Liebe zu ihm aus.

„Kannſt du die Kluft überſchreiten, die zwiſchen dir und dem Sohne des Mörders deines Vaters gähnt? Kannſt du je vergeſſen, was du heute hörteſt?

„Zwar er iſt ſchuldlos — aber er iſt ſein Sohn!“ —

Eliſabeth ſprang auf und fiel vor der Mutter auf die Kniee, barg ihr Angeſicht in ihren Schooß und weinte, weinte lange in dieſer Stellung.

Die Mutter faltete ihre Hände über ihrem Haupt und betete laut und innig: „O, Herr, mach' es ihr leicht! O Herr, hilf' und ſegne ſie!“ — Und auch ihre Thränen rannen auf des Kindes theures Haupt herab.

Nach langer Zeit richtete ſich Eliſabeth auf. Ihr Antlitz war bleich; aber ihre Züge ſprachen innere Ruhe aus und die Entſchiedenheit eines gewonnenen Entſchluſſes.

„Nun bin ich allein dein!“ ſagte ſie, der Mutter Mund küſſend. „Es iſt vorüber! Dank dir, gute Mutter, daß du den Verhang wegzogſt vor dem entſetzlichen Bilde. Du haſt mich gerettet vom Verderben!“

„Und wirſt du mit ihm reden heute Abend?“ fragte die Mutter mit bebender Stimme. —

„Ja,“ ſagte Eliſabeth, „ja, ich muß;“ und die Mutter ſagte: „So thue es in Gottes heiligem Namen, aber ſchone ſein Gefühl, es iſt ſein Vater.“

Eliſabeth drückte ſchweigend ihre Hand und ging in das Kämmerlein.

IV.

Wenn Waſſer wird Feuer,
Und Feuer wird Eis —
Dann höret der Haß auf,
Der glühet ſo heiß.
Volkslied.

Der „Saal“ war ein eigenthümliches, uraltes Gebäude. Einſt, als die „Thäler“ noch kölniſch waren (und „Thäler“ nannte man von uralten Zeiten bis heute die Orte Bacharach, Steeg, Oberdilbach, Mannbach und die dazu gehörenden Weiler, Höfe und Mühlen, oder mit andern Worten, die Zubehör der Burgen Stahleck, Fürſtenberg und Stahlberg), erbaute es ein Erzbiſchof, deſſen Namen jedoch keine Urkunde überliefert hat. Es war das Lehenhofgebäude, die Vehme oder das Gerichtshaus, das Rathhaus, darin der „Vierthälerrath“ tagte, das Landgefängniß (daher „Kummerhof,“ genannt), das Zehntgebäude, der Sitz des Saalſchultheißen. In ſeinem Erdgeſchoſſe waren mächtige Bogenhallen. Hier war das Kaufhauß, wo die berühmten „Weingabelungen“ gehalten wurden. Mächtige Verließe und Keller bildeten ſeinen Unterbau. Breite Steintreppen führten zum zweiten und dritten Geſchoß. Weite Säle befanden ſich dort zu den bereits angegebenen Zwecken. Im dritten Geſchoſſe waren die Wohnungsräume des Saalſchultheißen.

Das Gebäude bildete ein großes Viereck aus ſtarken Mauern. Gegen die Straße war in früherer Zeit ein weiter Balken, wo der Stab gebrochen wurde, wenn Saalſchultheiß und Rath den Blutbann gehegt. Oben gingen die Mauern in Zinnen aus, hinter welchen das Schieferdach ſich erhob, das man jedoch von unten nicht ſehen konnte.

Nachdem das Gebiet der vier Thäler als Kölniſches Lehen an die Pfalzgrafen übergegangen war, blieb der Saal Kölniſch, und, die Herrenrechte zu üben, wohnte allzeit der Saalſchultheiß darin, wenn auch die Zeit Vieles geändert hatte. Erſt im Jahre 1810 fiel das ſtolze Gebäude unter der Vandalenfauſt der Franzoſen und der Platz iſt frei geblieben.

Es war Mittags etwa zwei Uhr, als mit gewaltigen Schritten Urſula Kreuzhöfer die Fleiſchgaſſe herauf kam. Sie trug ein Körbchen an ihrem linken Arm und war außergewöhnlich gut gekleidet. Ihr Geſicht war ernſt, und das unſtäte Auge ſah in jeden Winkel. Sie ſchritt quer über die Gaſſe und verſchwand in dem Bogenthore des Saales.

„Habt Ihr die alte Kreuzſpinne in den Saal gehen ſehen?“ fragten ſich die Leute am Markte. „Was mag die drin wollen? Iſt ſie doch ſeit fünfzehn Jahren mit ihrem lieben Herrn verfallen?“

„Alte Liebe roſtet nicht!“ ſagte eine Obſtverkäuferin.

„Nicht doch,“ ſagte eine Wäſcherin: „der alte Spitzbube da droben wird ſich die Karte ſchlagen laſſen, ob er noch Hoffnung hat, der Gemahl der armen Frau Dreis zu werden, die er ſo lange verfolgt hat, bis ſie im Gotteshäuschen Frieden fand.“

„Ah, was,“ ſagte ein Weinſchröter, der auch dabei ſtand, „er wird ſich das „Planetchen“ ſtellen laſſen, wann er ſterben muß, damit er die Leute noch wacker quälen kann, ehedenn er ein ſchöner Engel im Himmel wird.

„Alles falſch!“ ſagte ein verdorbener Schneider, „er will bloß herausfinden, wo ſein Joſephchen ſeine alten Goldgulden gegen Scheidemünze umſetzt. Der Narr, ich könnt's ihm beſſer ſagen, als die alte Hexe!“

„Ihr ſtreicht alle im Nebel,“ fiel ein Schiffer mit blaurother Naſe ein, „die alte Hexe geht zum Joſephchen. Ihr wißt ja, daß ſie kuppeln kann und im Gotteshäuschen ſitzt ein Goldhähnchen, das er fangen möchte. Die verſteht's!“

„Laßt mir das Mädchen ungehechelt!“ rief in dieſem Augenblicke die Stenterſtimme des alten Pankraz. „Iſt's nicht genug, daß ſie die alte Elſter da droben arm gemacht hat, ſoll er ſie auch noch in der Leute Mund bringen, durch ſeinen luſtigen Buben?“

„Der Pankraz hat Recht,“ fielen plötzlich Alle ein, ſie iſt ein keuſches, frommes Kind!“ —

Der Schiffer ging beſchämt weg.

„Meiner Treu,“ ſagte die Obſtverkäuferin, dem Joſeph nehm' ich's nicht übel, wenn ſie ihm gefällt, denn etwas Schöneres hat die ganze, arme Pfalz nicht; aber ihr nähm's Jeder übel, wenn ſie mit ihm anbände, denn er iſt ein Bruder Liederlich, der's zum Aerger der Bürgerſchaft mit den „Pfalzvergiftern“ hält, die Gott verdamme!“

„Ja wohl,“ ſagten Alle, die im Knäuel ſtanden, und Pankrazius Sulzbacher ging ruhiger von dannen, als er geweſen war, da Urſula im Saale verſchwand. Möchten ſie da droben aushecken, was ſie wollten, an ſein liebes „Kind“ ſollten ſie ihm nicht kommen, und der alten Kupplerin wollte er ja ſchon auf die langen Finger ſehen und zu rechter Zeit ein Füßchen ſtellen.

Derweile war Urſula die breiten Stiegen bis zur wohlbekannten Thüre hinaufgeſchritten. In ihr wallte es mächtig. Die Erinnerungen früherer Tage wurden wach, wo ſie hier allein geherrſcht, und die ſchnöde Art ihrer Entfernung aus dieſem Regimente kam wieder lebendig in ihr Andenken. Es war keine freundliche Stimmung, in der ſie, ohne anzuklopfen, die Klinke niederdrückte und eintrat.

Es war ein ſehr geräumiges, hohes Gemach, deſſen ſchwere Thüre Urſula raſch öffnete.

An den Wänden hingen alte Tapeten herab. Sie waren von Leder, und ehemals war, vermittels Einpreſſens, allerlei goldenes Laubwerk mit Vögeln darauf zu ſehen geweſen, welche Verzierungen aber Alter, Staub, Oeldampf und Feuchtigkeit der Wände längſt bis zur völligen Unkenntlichkeit vertilgt hatten. Hin und wieder hing ein Gemälde, in deſſen dunkelm Grunde man zechende, flämiſche Bauern, geſchlachtete Vögel und Thiere des Waldes, Blumen und Früchte oder auch wohl eine Darſtellung aus der heidniſchen Götterlehre erkennen mochte, deren Ueppigkeit nicht eben ſehr zu Gunſten des ſittlichen Gefühles des Mannes ſprach, deſſen Wände ſie zierten.

Ein Kamin von feiner Steinmetzarbeit, welche die Belagerung

Troja's darſtellte und wobei in ſeltſamer Laune oder völliger Zeitverwechslung der Steinmetze Troja mit Falconets und Feldſchlangen von rieſiger Größe beſchießen ließ, nahm die hintere Wand faſt ganz ein. Hohe Lehnſtühle mit gepreßtem Leder überzogen, wie die Tapeten der Wände, ſtanden wohlgeordnet umher. Ein venetianiſcher Spiegel hing an dem Pfeiler zwiſchen zwei großen mit Malereien verzierten Fenſtern. Ein ungeheurer, eiförmiger Tiſch befand ſich in Mitten des Gemachs. Im Kamine loderte, trotz der Wärme draußen, ein großes Feuer, und vor demſelben ſaß in einem mächtigen Polſterſeſſel, beide dick mit Lammpelz umwickelte Füße auf einem ebenfalls gepolſterten Schemel ruhen laſſend, der alte Saalſchultheiß Molina.

Es war eine Geſtalt von mittlerer Größe, feiſt und wohlgenährt. Der Kopf war kahl und glich faſt einem Kapuzinerkopfe mit der Tonsura Petri. Die Wangen waren zwar etwas bleich, das Auge aber glänzte noch immer in unheimlichem Feuer und fuhr unſtät umher. Die ganze Geſtalt drückte etwas Aufgedunſenes, aber dabei Entnervtes aus, und nur das rubinenartige Leuchten der ſcharf vortretenden Naſe ließ der Vermuthung Raum, als habe beim Becher der Alte ſeine etwaigen Kaſteiungen nicht begonnen. Sah man indeß auf die Beine, ſo legte das heftige Zipperlein auch nicht gerade den rühmlichſten Beweis für den Gebrauch des Lebens ab.

Als der Alte Urſula erblickte, nahm ſein Geſicht einen ſo zweideutigen Ausdruck an, daß es eben recht ſchwer geweſen wäre, zu enthüllen, ob Freude oder Unmuth den Vorrang habe, und, wenn Zwei das Entgegengeſetzte vertheidigt hätten, ſo hätten am Ende Beide Gründe für ihre Behauptung finden mögen, inſofern ihnen ein Blick in die Winkel dieſes Herzens geſtattet geweſen wäre. Das kleine, ſchwarze Auge blitzte die lange Geſtalt an, deren letzte Reſte von früherem leidlichem Anſehen die fünfzehn Jahre vertilgt hatten, die ſie außer dem Hauſe zugebracht, das ſie nun wieder ein Mal betrat, berufen von Dem, der ſie damals nicht auf die glimpflichſte Weiſe daraus entfernt.

In ihrem Auge glühte dunkles Feuer höchſt unheimlich. An ihrem Geiſte ging jene Zeit vorüber, wo ihre Alleinherrſchaft hier geendet, nachdem ſie dieſelbe bis zum Aeußerſten getrieben hatte, wo ſie dann, wie Alles, in ihr Gegentheil umſchlug.

Sie ſtand aufgerichtet da und blickte mit dem vollen Ausdruck eines Haſſes, der ſich des Augenblicks der Befriedigung freut, den Mann an, der jetzt, unfähig ſich zu bewegen, ein Bild des Jammers, vor ihr ſaß. Ihr Mund zuckte vor innerem Drange, der Seelenſtimmung vollen Ausdruck im bittern Worte zu gönnen; aber ſie ſchwieg, der Anrede gewärtig.

Der Alte hatte ſich endlich geſammelt und hob an:

„Urſula, ich habe dich rufen laſſen, weil ich deiner bedarf.“

„Ganz recht, ganz recht,“ fiel ſie ihm in die Rede, „ſonſt hätte ich lange gut im Gotteshäuschen geſeſſen; aber es muß doch weit mit euch gekommen ſein, daß Ihr — meiner bedürft? Meiner — Ihr wißt wohl, warum ich das nachdrücklich ſage.“

„Warum nicht, Urſula?“ ſagte, ſich bemeiſternd, der Alte. „Du biſt ſo erfahren in ſympathetiſchen Mitteln, als du weltklug biſt.“

„Viel Ehre!“ rief ſie aus. „Hätt' nicht gedacht, das von Euch zu hören.“

Der Alte überhört den höhniſchen Ton dieſer Worte und fuhr fort: „Der Herr Gilzer hat mir geſagt, du habeſt dem alten Paſtor von Lorch das Zipperlein mit einem Geheimmittel von Grund aus vertrieben, und“ — er ſtockte. „Doch“ — fuhr er nach einer Pauſe fort, „laß uns dies zuerſt abthun!“ Man ſah, er wollte noch eines zweiten Punktes gedenken.

„Nein, nein,“ rief Urſula, „ich will auch das Zweite wiſſen, was Ihr noch zurückhaltet!“

„Laß uns dies abthun!“ ſagte er. „Ach, wie das ſticht, zwickt, brennt und quält! Hilf mir, Urſula, ich bitte dich, und will's königlich lohnen; hilf mir nur von dieſer Qual!“

„Ei, was Ihr ſagt?“ fuhr ſie auf. „Königlich lohnen? O, ich weiß, was das bei Euch ſagen will, denn Ihr ſeid in Geiz und

Verrath eine Judasſeele. Habt Ihr denn nicht gehört, daß Sympathie nicht bezahlt werden darf? Wie dem aber ſei, der fette Gilzer hat Euch belogen, ich weiß kein Mittel gegen das Zipperlein, denn das iſt die Zuchtruthe für alle Sünder, wie Ihr einer ſeid. Je mehr es zwickt, deſto beſſer, denn nun werden Euch die Augen aufgehen, und ich glaube, Ihr habt das Zipperlein eben ſo gut im Gewiſſen als in den Füßen. Ihr habt Euch verrechnet, ſchlauer Fuchs. Zappeltet Ihr drüben am pfälziſchen Galgen im Niederthal und ich könnte mit einem Schnitte den Strick abſchneiden — glaubt Ihr, daß ich es thäte? Habt Ihr vergeſſen, wie Ihr mich hinausſtießet aus Eurem Hauſe, wie ein altes Geräthe, was man nicht mehr verwenden kann? — Nein, wenn Ihr von mir Barmherzigkeit erwartet, ſo irrt Ihr!"

„Weib, du biſt ein Satan!" ſchrie der wutherfüllte Alte, in dem noch italieniſches Blut kochte.

„Für Euch, ja!" ſagte kalt Urſula, „und das macht mir Freude."

„Ach, Urſelchen," rief er, ſich herabſtimmend, aus, „hab' Erbarmen mit mir!"

„Urſelchen! Urſelchen!" höhnte die Alte; „bin zu lang für die Abkürzung und ſie iſt zu kurz für mich. Der Speck reicht nicht aus, die Maus zu fangen. Hat nicht der arme Dreis in der Folterkammer auch ſo zu Euch gefleht? Habt Ihr ihn erhört? Nein, „beſſer zugedreht!" rieft Ihr den wälſchen Henkersknechten zu. Wißt Ihr's noch? Ich hab's gehört mit meinen Ohren! Wollt Ihr's läugnen?"

„Weib," ſchrie der Alte, „was geht das dich an?" —

Er zitterte wie ein Eſpenlaub im Winde.

„Nun, nun," ſagte Urſula mit entſetzlichem Lachen, „ich denke mir, die Erinnerung an ſolche Schandthat müßte unvertilgbar ſein und Euch noch ganz anders zwicken, als das Zipperlein in den Beinen. Weiß kein Mittel dafür. Der Gilzer hat Euch belogen. Wollt Ihr ſonſt noch etwas?"

Der Alte bebte vor dem Weibe, das alle ſeine Thaten kannte.

Er gewann kaum den Muth, das auszuſprechen, was ihn mehr quälte, als das Zipperlein, die nagende Sorge um Joſeph's Verhältniß zu Eliſabeth. Endlich ſammelte er ſich.

„Urſula,“ ſagte er bittend, „vergiß doch, was hinter uns liegt. Ich habe gefehlt, du aber auch, ſonſt wäreſt du noch hier im Hauſe.“ —

„Da irrt Ihr,“ fiel ihm Urſula in die Rede. „Der Hauptfehler liegt an der Zeit, die mich alt werden ließ. Ja, ja, da liegt's. Ihr verſteht mich ſchon. Das Bärbelchen war jung —“

„Urſula,“ rief der Alte, „weißt du nicht, daß deine Herrſchſucht unerträglich war?“

„Gewiß weiß ich das,“ höhnte ſie; „drum wurde Bärbelchen Herrſcherin!“

Molina war außer ſich. Er fand keine Handhabe, wo er die Alte faſſen konnte. Er begann zu zweifeln, ob er zu ſeinem zweiten Punkte käme.

„Urſula,“ hob er endlich wieder an, „man ſagt mir, du litteſt Noth. Kann ich helfen?“

„Man hat Euch belogen,“ entgegnete Urſula mit innerem Triumphe. „Ich habe nie beſſer gelebt, als jetzt, wo die reichen Mädchen, wie Emmerenzia Gilzer, fürs Kartſchlagen mich reichlich lohnen, weil ihnen die Franzoſen gefallen.“

„Ach,“ fiel ihr der Alte ins Wort, „da nennſt du einen mir werthen Namen. Sie wird doch nicht?“ —

„Ei warum denn nicht?“ fragte Urſula. „Meint Ihr, die ſauberen franzöſiſchen Offiziere ſollten den Mädchen nicht gefallen? Die hat auch keinen Kieſel, wo Andere das Herz haben!“

„Sie ſoll ja die Braut meines Sohnes werden!“ platzte der Alte heraus.

Urſula lächelte, daß es dem Alten eiskalt über den Rücken lief.

„So,“ ſagte ſie gedehnt. „Habt Ihr Euch da nicht verrechnet?“

Der Alte ſagte: „Das iſt Alles geordnet zwiſchen Gilzer und mir.“

„Da haſt Ihr aber noch Jemand vergeſſen!“ verſetzte Urſula.

„Wen denn?“

„Mich! mich! Herr Molina,“ rief ſie mit gellender Stimme. „Mich habt Ihr vergeſſen; und ich will's nicht. Verſteht Ihr mich? Ich habe geſchworen, daß die Sünde, die Ihr an Frau Dreis und ihrem Engelskinde begingt, dadurch gut gemacht werden ſoll, daß Euer Sohn Joſeph ſie heirathet, ſie, das arme Kind aus dem Gotteshäuschen, und er will's auch. Was habt Ihr dagegen? Ha! ha! ha! Springt bis hinauf, wo die Wolken des Himmels gehen, trotz Euerm Zipperlein, und ſie wird doch ſein Weib. Ihr ſolltet mir's danken, daß ich Eure Sünden gut mache!“

„Danke dir's der —“ rief Molina.

„Halt! halt!“ ſagte Urſula, „ruft Euern Bundesgenoſſen nicht. Er könnte kommen vor ſeiner Zeit.“

Der Alte fuhr entſetzt empor, ſank aber unter Schmerzgeheul wieder in den Lehnſtuhl zurück.

„Urſula,“ flehte er, „ich will dir Geld geben, ſo viel du willſt, kupple nicht den Joſeph an das Bettelmädchen!“

„Wer hat des achtbarſten Bürgers Kind, das Kind eines Rathsbürgermeiſters, in das Gotteshäuschen getrieben und es zum Bettelmädchen, zur Waiſe gemacht? — O, das ſind ja ſchöne Geſchichten! Erſt den Vater morden helfen; dann das Geld abſchwören! Meiner Treu! Und dann es „Bettelmädchen“ ſchimpfen! Euch wär's eine Ehre, wenn ſie Joſeph's Frau wäre, und die Hölle in Eurem Gewiſſen würde vielleicht um Vieles milder.“

„Urſula,“ ſtöhnte er, „ſei menſchlich!“

„Waret Ihr's gegen Dreis?“ fragte ſie. „Waret Ihr's gegen mich, als Ihr mich hinausſtießet, die Genoſſin Eurer Sünden? Wart Ihr's, als ich darbte in der erſten Zeit, bis ich mir meinen Erwerb geſichert? Wart Ihr's, als ich mich nach Eurem Kinde ſehnte, an dem mein Herz hing, und Ihr verbotet's ihm, zu mir zu gehen? — Nein; er heirathet Eliſabeth, ſo wahr ich Urſula heiße, und des Kindes Anblick muß Euch alle Tage an Euere Verbrechen mahnen.“

„O du Teufel!“ rief Molina, „fort mit dir!“ Er ſchäumte vor Grimm, aber er mußte ſich verzehren in ſchmählicher Wuth. Er ſuchte nach einem Werkzeug, um es nach ihr zu ſchleudern, aber er fand keins.

„Bemüht Euch nicht,“ höhnte ſie. „Es iſt kein italieniſcher Dolch zur Hand.“

„Morgen laſſe ich dich in das tiefſte Verließ des Kummerhofes ſtecken!“ rief er, „wo du verderben ſollſt vor Hunger!“

Sie lachte laut auf. „Wo ſollte Euch der Muth herkommen?“ fragte ſie höhnend. „Ich würde ja dem Rath Euren Sündentopf aufdecken. Ich werde ihn in den Keller führen — wo — wo — vielleicht — noch Reſte ſind, die Euch verderben müſſen!“

Molina hielt beide Hände vor die Ohren, daß er nicht höre, was ſie ſagte.

„Warum wollt Ihr nicht hören, Herr Saalſchultheiß?“ fragte ſie, näher tretend. „Gebt Euer Jawort zu Joſeph's Heirath mit Eliſabeth oder ich rede! — Gebt Ihr mit Zinſen das geſtohlene Geld oder ich ſage auf dem Markt Alles, was ich weiß. Und wenn ich hängen muß am Kurpfälzer Galgen, ſo hab' ich doch die Freude, daß Ihr bei mir hängen werdet. Es iſt doch eine hübſche Sache um Geſellſchaft!“

Der alte Mann war in ſich zuſammengeſunken. Sein Auge ſah ſtarr und glaſig vor ſich hin. Sein Haar war emporgeſträubt, die Arme hingen machtlos herab.

Urſula rüttelte ihn, aber er ſchien gefühllos.

Da packte ſie ſelbſt eine hölliſche Angſt. Es war ihr, als ſähe ſie hölliſche Geiſter vor ſich, als höre ſie das ſchreckliche Gahren der verroſteten Kellerthüre, das Pfeifen der trockenen Foltergeräthe. — Von unſichtbarer Macht gepeitſcht, floh ſie aus dem Hauſe, deſſen Räume Zeugen von Entſetzlichem waren, was ſie bloß angedeutet. Sie floh die Stiege hinab, und erſt, als ſie aus dem hochgewölbten Thore der Hallen des Untergeſchoſſes trat, nahm ſie wieder ihre ganze Kraft zuſammen. Ihr Geſicht war ruhig. Um ihren Mund ſpielte ein zufriedenes Lächeln, und Niemand hätte ahnen mögen, welcher Sturm unter dieſer glatten Oberfläche tobte, und wie es in dem Herzen ausſah, das trotz der genommenen Rache bebte bei der Erinnerung eigner Schuld.

V.

Wie iſt's ſo ſtill im Häuslein hier,
So einſam und ſo leer;
Denn Niemand theilt die Freud' mit mir,
Kommt freundlich zu mir her.
Und die ich lieb', die liebt mich nicht —
Wie? wird das Aug' mir trüb?
Laß ab, laß ab! das Herz ſchier bricht,
Es bricht in treuer Lieb' —!

Rheiniſches Volkslied.

Der Abend ſank herab auf die Fluth des Rheines, mild und freundlich, faſt wie ein Frühlingsabend. Ueber Lorch ſtieg der Vollmond herauf, aber nicht golden und klar, ſondern blutig roth, denn der Herbſtnebel ſchwebte ſchon über dem breiten Rheinthal. Es war ein Anblick, wie er am Rheine zwar nicht ſelten, aber dennoch ſtets das empfängliche Gemüth ſpannend ergreift. Ein eigenthümliches Licht lag auf den vom Abendwinde ſanft gekräuſelten Wogen, die röthlich ſchimmerten; ein eben ſo wunderſames Licht lag auf den Bergen, auf der Stadt.

Jetzt hoben die mächtigen Glocken von St. Werner und der Hauptkirche über den Strom her, getragen von ſeinen Wellen, wunderbar zu klingen an. Morgen war Sonntag.

Alles war ſonſt ſo ſtille. Nur ein Kahn glitt leiſe über die Wellen. Ein Jüngling ſaß darin und ſtrich ſanft mit dem Handruder durch die rothſchimmernde Fluth.

Jetzt, als das herrliche Geläute erſchallte, legte er das Ruder auf ſeinen Schooß, faltete ſeine Hände und betete leiſe, aber innig. Er ſaß lange ſtille da. Die Fluth trieb den Kahn gegen „die Inſel.“ Das ſtärkere Rauſchen weckte ihn. Zwei gewaltige Ruderſchläge — und der Kahn hatte den Punkt wieder erreicht, von dem ihn die Fluth hinabgetrieben.

Der Jüngling blickte in das ſchäumende Element am „Altarſteine“ zurück und ſagte: Was wär's denn geweſen? — Um mich trauerte Niemand.

Und dennoch, als wäre dies Wort eine Lüge, ruderte er nun ſtärker, und bald legte er den Kahn am Ufer feſt.

Das Netz war voll Fiſche. Er öffnete ſeinen Fiſchkorb, that ſie hinein, ſchloß ab und trat, nachdem der Kahn an den ſchweren Stein mit eiſernem Ring angeſchloſſen war, ans Ufer.

Noch einmal ſah er über die Fluth. Die Nebelſchichte hatte ſich tiefer geſenkt, der Mond ſtrahlte ſilberhell und auf den Wellen zitterte ſein Schimmer wie Tauſende mattflimmernder Sterne.

Wohin denn jetzt? fragte er ſich. Ins leere Haus? — Nein! Was ſoll ich in dem leeren Stübchen mich alleine härmen? O, Eliſabeth! ſeufzte er leiſe, könnt' ich bei dir ein Stündchen koſen, wie ſelig könnte ich einſchlummern. So aber. — Ich will in den „Stern“ gehen und ein Glas Bier trinken.

Er ſchritt den Rheindamm entlang und bog zum „Fleiſchthörchen“ ein, nicht ohne einen Blick hinauf zu ſenden, wo ſein ſtilles Lieben ſeinen Angelpunkt hatte. Dort flimmerte ein Lämpchen durchs Fenſter. Sie ſaß gewiß noch und nadelte an einem Kleide, was morgen eine Reiche ſchmücken ſollte — und ſie ging im beſcheidenen, armen Kleidchen daher, ſie, die eine Krone tragen könnte!

Das und derlei dachte der Jüngling, als er ſich an die Mauer des Hauſes lehnte, welches den Winkel der „Fleiſch-“ und „Untergaſſe“ bildete, dem Sternwirthshauſe gegenüber. Dunkler Schatten lag dort, wo er lehnte.

In dieſem Augenblicke rannte Jemand vom Gotteshäuschen her die Mauertreppe neben dem „Fleiſchpförtchen“ herab mit einer ſeltſamen Haſt. An Conrad vorüber wollte Joſeph Molina, — denn Conrad erkannte ihn ſogleich — die „Fleiſchgaſſe“ hinauf eilen, aber zwei Franzoſen kamen herab die Straße und fingen ihn auf. Es waren der Marquis de la Feuillade und Montbriſard, ſein Freund.

„Wohin ſo raſch?“ fragten ſie den Genoſſen ihrer Spiel- und Trinkgelage.

Was Joſeph antwortete, verſtand Conrad nicht; aber die Beiden zogen ihn mit ſich, und bald waren ſie im gewölbten Thore des „Sterns“ verſchwunden.

Konrad ſtand wie gefeſſelt. Sein Herz ſchlug faſt hörbar. Seine Glieder bebten und die Fäuſte ballten ſich krampfhaft.

Wo kam er her? fragte er ſich endlich, ruhiger geworden. O, ſie hatte gewiß ein Koſeſtündchen mit ihm, dem Unwürdigen, der ſie doch verräth — und dich, dich, der du ſie ſo innig liebſt, dich verſchmäht ſie!

Ein unausſprechlich bitteres Gefühl erfüllte ihn, und es wurde ihm ſo weh um's Herz, daß er wünſchte, er hätte ſeinen Kahn zerſchellen laſſen drüben am „Altarſteine.“

So ſtand er noch da, als abermals eine Geſtalt denſelben Weg über die Mauer kam. Der Gang war leiſe und ſchleichend. Man ſah es der Geſtalt an, daß ſie nicht wollte geſehen ſein.

Bei der Erſcheinung dieſer Geſtalt wurde Conrad aus ſeinen düſtern Gedanken und Gefühlen geweckt. Der Mond war durch eine Wolke verſchleiert worden; man konnte die Umriſſe nicht genau unterſcheiden, und ſo ſcharf auch des Jünglings Auge war, ſo mußte er ſich doch anſtrengen, um bei dem Näherkommen des Schleichers ſeinen Vetter Pankraz zu erkennen.

Pankraz, deſſen vom Alter getrübtes Auge ſo wenig die im tiefen Schatten lehnende Geſtalt Conrad's geſehen, als die ſchärferen Augen der Franzoſen und ihres Genoſſen, fuhr in jähem Schrecken auf, als ihn eine kräftige Hand aus dem Dunkel am Arme faßte.

Der Ton der wohlbekannten Stimme in dem gepreßten „Woher?“ ließ ihn jedoch ſchnell das Erſchrecken vergeſſen.

„Von der Mauer,“ ſagte er flüſternd. „Ich habe Wache geſtanden, denn Joſeph und das „Kind“ hatten eine Zuſammenkunft.“

„Alſo doch!“ ſtieß Conrad hervor und ließ mit einem Stoße des Alten Arm fahren.

„Nun, wirf mich um!“ zankte Pankraz; „wirf mich um, als Lohn für die Sorge für dich!“ —

„Was hilft mich Alles?“ ſtieß Conrad hervor, und der Ton, mit dem er die Worte ſprach, gab Zeugniß, wie das Aufgebenmüſſen ſeiner ſchönſten Hoffnungen ſein treues Herz zerriß.

„Sei geſcheidt, Conrädchen,“ ſagte Pankraz, „jetzt haſt du am wenigſten Urſache, ſo verzweifelt Alles aufzugeben? Soll ich dir ſagen, was ich gehört?“

„Ich mag's nicht wiſſen! Gute Nacht!“ — ſagte Conrad und wollte raſch um die Ecke biegen.

„Narr, du,“ rief Pankraz, und hielt ihn feſt am Wamms. „Hör' doch erſt, wie's ſteht.“

Conrad gehorchte faſt willenlos, und Pankraz erzählte: „Heute hat ihre Mutter ihr Alles geſagt, was längſt alle Welt weiß, nur ihr von der Mutter verſchwiegen worden war, weil ſie den ſtillen Frieden ihrer Seele durch ſo ſchreckliche Kunde nicht erſchüttern wollte. Eliſabeth hat in den bodenloſen Abgrund geſchaut, der ſie auf ewig von Joſeph trennt. Schon heute früh hatte er ſie um eine Unterredung angefleht. Sie wollte ihn nicht ſprechen, denn ſie kennt ſein liederliches Treiben mit den Franzoſen. Nun aber drängte es ſie, mit ihm zu reden, und ſie hat es gethan. O, Conrad, das „Kind“ iſt ein Engel. Sie hat geredet wie ein Pfarrer. Mir iſt's durch die Seele gegangen, wie ein zweiſchneidig Schwerdt. Und nachdem ſie ihm geſagt, daß er von ihr ablaſſen ſollte, daß ſie ihn nicht lieben dürfe, daß Vater- und Mutterfluch auf ihrer Liebe ruhen würde, hielt ſie ihm eine Predigt, Conrad, ſie hätte ein ſteinern Herz weich gemacht.“ —

Allmählig war bei Pankraz's Rede die Eisrinde geſchmolzen, die der Schmerz um des Jünglings Herz gelegt. Ruhiger hörte er die Erzählung an. Immer mehr Theilnahme zog ſeine Seele zu den Worten des Redenden, und nach und nach hob mit der Hoffnung die Begierde, mehr zu erfahren, bei ihm an.

„Was that er?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Was er that, Conrad? Er wollte reden, wollte Einwürfe machen, aber das Mädchen ließ ihn nicht. Sie mußte ihr Herz erleichtern. Und doch wie weich und ſanft hat ſie ihm das Härteſte geſagt, ſeines Vaters Schandthat an dem ihrigen, an ihrer Mutter! Er ſchwieg zuletzt ganz, und mir ſchien's, als weine er. Mit einem Male rief er aus: „Es iſt Lüge, hölliſche Lüge, erſonnen, uns zu trennen!“ Aber da erhob ſie ihre Stimme, daß es mir durch Mark und Bein drang, und ſagte: „Es iſt ſchreckliche Wahrheit!“ Er wollte ſie in ſeine Arme ziehen, aber ſie ſtieß ihn ſanft zurück und ſagte: „Berühre mich nicht, wir ſind für ewig geſchieden!“ Darauf verſchwand ſie. Er ſtand noch lange im Mauerfenſter, als müſſe er ſich erſt Alles zurecht legen, daß er es begreifen könne. Dann rief er aus: Ich will ihn ſelber fragen! Er muß mir Rede ſtehen, und wenn auch das letzte Band, das kindlicher Liebe und Achtung zerreißen muß!“ Und nun rannte er davon. Er iſt heim zum alten Sünder, und Gott erbarme ſich über den Auftritt zwiſchen Vater und Kind, der jetzt Statt haben mag.“

Ein tiefer Seufzer löſte ſich aus Conrad's Bruſt. Es war ihm, als würde ein Berg von ſeiner Seele gehoben.

„Wenn du ſchon lange hier ſtehſt,“ ſprach Pankraz, „ſo mußt du ihn vorbeieilen geſehen haben.“

„Ja, ja,“ ſagte darauf Conrad. „Er kam aber nicht weit, denn ſeine Spießgeſellen, die beiden liederlichen Pfalzvergifter haben ihn hier abgefangen, und nun ſitzt er im „Stern“ und knöchelt oder landsknechtet mit ihnen.“

„Großer Gott!“ ſeufzte Pankraz, und faltete die Hände. „Er war ein gutes Kind, aber ſeit er in Heidelberg ſtudirte, iſt er auf Wege gerathen, die nur zum Verderben führen können, und hat ſich auf die flache Seite gelegt. Wer das ſo ſchnell vergeſſen kann, was ihm das „Kind“ ſagte, an dem iſt Hopfen und Malz verloren!“

Beide ſtanden eine Weile in tiefes Nachdenken verſunken. „Gute Nacht!“ ſagte abermals Conrad. Er wollte heim, denn es war ihm jetzt ein Bedürfniß, allein zu ſein und ſeinen Gedanken nachzuhängen; abermals faßte ihn Pankraz am Arm.

„Eile nicht ſo,“ ſprach Pankraz bittend. „Ich habe dir noch Eins zu ſagen, was mir ſchwer auf der Seele liegt. Heute Nachmittag trug Eliſabeth der Bürgermeiſterin ein Kleid, das ſie ihr gemacht. Du weißt, ich folge dem „Kinde“ überall, wie ſein Schatten! Da kam ihr der Franzoſe, der Feuillade, entgegen, und ſein Habichtblick erkannte ſchnell den Reiz des Mädchens. Mochte ſie das Tuch, das ihr ſchönes Geſichtchen verhüllte, tiefer herabziehen — es war zu ſpät. Er ſtand wie ein Bezauberter da, als ſie leicht über die Steine der Gaſſe hinwegſchwebte. Du kennſt ja ihren Gang, ſo leicht, daß man ihn kaum hört! Unglückſeliger Weiſe begegnete ihm der Trunkenbold, „der Sternwirth,“ dem er ein guter Kunde iſt, und die Zwei wälſchten nun miteinander. Ich verſtand kein Wort, aber ich hörte von dem Sternwirth des „Kindes“ Namen nennen, und ſah, wie er wieder mit ihm die Fleiſchgaſſe hinabging und ihm das Gotteshäuschen wies, wo ſie wohnt. Begreifſt du, daß ihr Gefahr droht? Iſt dir klar, daß wir wachen müſſen, und daß vier Augen kaum hinreichen werden, den ſchlauen Wüſtling zu beobachten und ihre Thüre zu bewachen?“

Conrad erſchrack. Kaum wich eine Sorge von ſeiner gequälten Seele, ſo legte die andere ſich ſchon wieder eben ſo ſchwer darauf und umſtrickte ſein Herz, wie der Polype ſeine Beute. Er drückte des treuen Alten Hand und ſagte feſt: „Mir ſtehen mehr Augen und Arme zu Dienſt, als Ihr wißt. Gute Nacht!“ —

Der Alte wandte ſich ſeinem Häuschen zu, deſſen knarrende Thüre ſich bald hinter ihm ſchloß, aber Conrad trat in den „Stern“ und ſetzte ſich in die Ecke des Ofens.

Das Zimmer, wo er Platz nahm, umſchloß nur noch einen Gaſt außer ihm. Es war ein alter Kürſchner, der viel in der Welt ſich umgeſehen, aber außer ſeiner Kunſt wenig mehr in die Vaterſtadt gebracht, als einen unbeſiegbaren Durſt. Er ſchlief ſanft, als Conrad eintrat, und ſelbſt das laute Parliren in dem hellerleuchteten kleinen Nebengemache, wo Joſeph und ſeine Spießgeſellen ſaßen und würfelten, konnte ihn nicht wecken; als aber Conrad ſich an ihm vorüber wand, um die ziemlich finſtere Ecke zu gewinnen, ſtieß er mit einem Metallknopfe ſeines Wamſes an des Kürſchners Glas. Dieſer Ton weckte den Schläfer auf der Stelle, und mit inſtinctartiger Haſt griff er nach dem Glaſe, von dem er glauben mochte, er habe es ſelber mit dem Arme berührt, und es drohe ſein goldnes Naß auf den Tiſch zu ergießen, während er ein beſſeres Plätzchen für dieſe edle Thräne wußte, die er am Boden übrig gelaſſen.

Mit wunderbarer Sicherheit ergriff er das Glas und ſog den Reſt mit einem unausſprechlichen Tone ſchnalzenden Behagens ein. Blickte aber wehmüthig auf des Glaſes nun trockenen Boden.

Jetzt ſah er ſeinen neuen Nachbar.

„Ei, ſieh' da, Schiffer Aichſpalter," ſagte er freundlich, „ein ſeltener Gaſt hier, ein ſeltener Vogel, in der That. Und ſo ſpät noch?"

„Nicht ſo ſelten, und nicht ſo ſpät, wie Ihr meint, Meiſter Vogel," ſagte Conrad. „Möcht' auch 'mal ein Schöpplein Diebacher Feuerwein trinken, den der Sternwirth überaus gut aus dem Keller des alten Eberhard in Diebach erſtanden hat."

„Feuerwein?" dehnte mit großen Augen der Kürſchner, „das iſt ein Tropfen, der iſt nur für vornehmer Leute Kehlen. Ich trinke mein Schöpplein aus der „Wolfshöhle" gegen Steg zu; Ihr wißt ja. Er iſt auch nicht zu verachten."

„Gewiß nicht," verſetzte Conrad, „aber ich hab' heut' einen rechten Fiſchzug Petri gethan, bin wacker naß geworden und möchte darum von innen heraus einheizen, damit's nichts ſchadet. Wollt Ihr mein Gaſt ſein? Ihr wißt, ich bin ein Liebhaber von Geſchichten aus fremder Herren Länder, und die habt Ihr reichlich erlebt und geſehen."

„Hm! Warum das nicht?" ſchmunzelte der durſtige Bruder. „So laßt 'mal Eins kommen, und wir wollen dann ſehen, was Euch gefällt."

Vogel's ſchwimmende Säuferaugen blitzten noch einmal auf, als der Wirth das Schöpplein des ſeltenen Weines vor ſie hinſtellte und maſchinenmäßig ſein: Wohl bekomm's! ſagte. Dieſer Feuerwein war ein Produkt der Kunſt in den Vier Thälern, beſonders in den Dörfern Manubach und Oberdiebach. Der ſüße Moſt wurde in Fäſſer gefüllt, und dieſe in eigene, enge, niedere, völlig feuerfeſte Gewölbe gelegt und dann bis zu einem gewiſſen Grad in dem Faſſe gekocht. Das ganze Verfahren war nur im Beſitze weniger Winzer, die mit dem „Feuerweine“ ſehr gute Gewinne erzielten. Begreiflicher Weiſe war er eben ſo ſtark und ſüß, als theuer, und mochte darum nur ſelten den Schoppenſtechern zu Theil werden, während er als Handelsgut weit in die Ferne ging. Mit ſeliger Luſt ſchlürfte Vogel das edle Getränke und wollte eben eine Erzählung anheben, als Conrad plötzlich ihm ins Ohr raunte: „Was parliren die da drinnen doch? Ihr ſeid in Frankreich geweſen; verſteht Ihr ihre Sprache?“ —

„Ob ich ſie verſtehe?“ gegenredete Vogel. „Das mein' ich! War drei Jahre in Paris und ſollte die ſchnatternde Sprache nicht verſtehen? Iſt's Euch drum zu thun, ſo will ich Euch Wort für Wort verdollmetſchen!“

Ehe indeß Conrad eine Sylbe zu antworten vermochte, wurde die Stubenthüre heftig aufgeriſſen. Molina's Magd ſtürzte glühend und faſt athemlos herein.

„Iſt unſer junger Herr hier?“ fragte ſie mit Haſt.

„Der ſitzt da drinnen bei ſeinen lieben Genoſſen!“ ſagte mit grimmigem Ausdrucke der alte Kürſchner Vogel, und das Mädchen ſtürzte in die Thür.

„Junger Herr,“ rief ſie aus, „ſeit länger denn einer Stunde ſuche ich Euch in der ganzen Stadt. Eilt, eilt, Euern Vater hat der Schlag gerührt. Er iſt gelähmt und ſprachlos. Jeſus, Maria, Joſeph! Was für ein Jammer und Elend iſt das. Kommt, kommt ſchnell!“

Betäubt von der Schreckenskunde, ſaß Joſeph einen Augenblick, dann ſprang er über den Tiſch und eilte hinweg, ohne ſein Geld einzuſtecken, deſſen ſich die Franzoſen ohne Weiteres bemeiſterten.

Von dem Vorgange begriffen ſie nichts, bis der Wirth ihnen die Sachlage erläuterte. Ein bemitleidendes Kopfwiegen war der Tribut der Theilnahme. Im nächſten Augenblicke verlangten ſie eine neue Flaſche Feuerwein, und begannen nun ein Geſpräch, deſſen Inhalt Conrad's Theilnahme ſchneller von dem harten Geſchick Joſeph Molina's ablenkte, als es unter andern Umſtänden ſein gutes Herz würde geſtattet haben.

Vogel verdollmetſchte eifrig und treu, und Conrad vernahm, daß Feuillade ſeinem Freunde Montbriſard erzählte, wie ihm heute das reizendſte Geſchöpf begegnet ſei, das er je erblickt. Mit dem Feuer einer unreinen Phantaſie, aber mit einer Gluth ſchilderte er Eliſabeth's bezauberndes Weſen, daß man es jedem Wort anmerkte, wie tief der Eindruck ſei, den das Mädchen auf ihn gemacht haben müſſe.

O, wie gerne hätte jetzt Conrad in ſeinem Grimme gethan, was Pankraz als bloße hyperboliſche Redeweiſe im Munde führte, wenn er zornig war, nämlich dem Franzoſen den Hals gebrochen, der durch ſeine lüſterne Schilderung das Mädchen entweihte, das wie eine Heilige in Conrad's Seele herrſchte; aber er mußte ſich zuſammen nehmen; denn es ahnete ihm, da der Wein die Zungen zu löſen begann, er werde mehr hören, was ihm zu erfahren ſo wichtig war.

In höchſt frivoler Weiſe verlief das Geſpräch der beiden Soldaten, die in dem Räuberleben in der Pfalz den letzten Reſt beſſern Gefühls verloren hatten, welches ihnen das Leben am Hof ihres allerchriſtlichſten Königs übrig gelaſſen. Alles drehte ſich um das ſchöne Mädchen, das zu ſehen Montbriſard vor Begierde brannte.

Immer vertraulicher wurden die Helden. Feuillade rühmte ſich der Fortſchritte, die er in Emmerenzien's Gunſt mache, unterließ es aber nicht, ein reiches Maß von Hohn und Spott über ihre Perſon auszugießen. Endlich kam man auf die Verſuche, die ſchöne Jungfrau im Gotteshäuschen näher kennen zu lernen.

Nicht ohne Erſtaunen vernahm Conrad, wie genau die Franzoſen mit den Eigenſchaften Urſula's bekannt waren, und wie ſie auf ihren Beiſtand rechneten; ſollte aber Alles mißglücken, ſo blieb ja das Aeußerſte, doch Sicherſte, — Gewalt, womit man ſie ihrer Mutter zu entführen beſchloß.

Dies war das Ende der Unterredung. Mit kochendem Blute ſaß Conrad an ſeiner Stelle, als die edlen Helden der Pfalz vorüber wankten. Klugheit gebot ihm, an ſich zu halten; aber Pläne auf Pläne durchkreuzten ſeinen Kopf, als er die leere Untergaſſe hinſchritt und endlich ſein ſtilles, friedliches Häuschen erreichte, ohne zu bemerken, daß drüben die junge Wittwe Wache hielt, und den Kopf darüber ſchüttelte, daß auch dieſes Muſter von Ordnung und Eingezogenheit die Grenzen zu überſchreiten begönne, die ſie ſo ſtrenge bisher von ihm beobachtet wußte.

VI.

„Wälſches Blut — ein ſiedend Feuer;
Wälſches Herz — ein Ungeheuer;
Wälſche Lieb' iſt Thränenſaat —
Heil! wer ſich davor gehütet hat!"
Altes Landsknechtſprüchlein.

Um die große und ſchöne Kirche zieht ſich links vom Chore der Markt, der ſich bis zum Saale anſehnlich erweitert. Alte, hochgiebelige Häuſer begrenzten ihn gegen den Münzbach hinauf, der, weiter oben überwölbt und mit Wohnungen bedeckt, erſt hinter dem Saale wieder frei wurde. Zwiſchen dem dritten Hauſe von der Marktecke aufwärts zog ſich ein ſchmales Winkelgäßchen durch, das hinter dem Saale her wieder zu der Obergaſſe führte, wie der verlängerte Markt hier hieß, und mündete der Fleiſchgaſſe gegenüber, rechts; links führte ein ſchmaler Durchgang zu einem Steg über den Münzbach und mündete in die am Berge ſich hinziehende Roſengaſſe, welche oben, wo der Bach überwölbt war, ſich mit dem Ende des Marktes verband, und unten vor der „Münze" in einen freien Platz auslief, den ein breiter Bogen mit dem Thore des

Bereiches verband, welcher dem Hospitale zum Heiligen Geiſte gehörte, und ein für ſich abgeſchloſſenes, jenſeits aber mit der Fleiſchgaſſe wieder verbundenes Ganze ausmachte.

Es war etwa neun Uhr des Morgens. Der Himmel war tiefblau. Kein Wölkchen ſchwamm im reinen Aether. Die Strahlen der Sonne hatten ſchon früh Alles wahrhaft ſommerlich erwärmt. Um zehn Uhr ſollten die Mönche, welche die Franzoſen überall begleiteten, die Meſſe in der Kirche feiern, in welche ſie mit gewaffneter Hand waren eingeführt worden.

Drinnen im Gotteshauſe erklang jetzt der mächtige Choral: „Verzage nicht, du Häuflein klein“ ꝛc. Darauf ſprach der Geiſtliche den Segen über die Gemeinde, die Portale öffneten ſich und, wie es alte Ordnung war, traten züchtig Frauen und Mädchen zuerſt heraus. Scheue Blicke überflogen den Markt, und die erbleichenden Geſichter verriethen die Seelenangſt, welche die Meiſten ergriff bei dem Anblicke, der ſich ihnen darbot.

Auf dem Markte ſtanden truppweiſe Franzoſen aller Grade, die ſich hier geſammelt, um frivolen Spott mit den Frauen und Jungfrauen zu treiben, auch wohl die Beleidigungen des beſſeren Gefühles noch weiter zu treiben, je nachdem Rohheit und Uebermuth es ihnen eingab. Viele blieben zitternd auf der hohen Treppe ſtehen; Andere eilten, ſo ſchnell ſie ihre Füße trugen, einem nahen Hauſe zu. Die Verwirrung war grenzenlos. Angſtgeſchrei und Hohngelächter miſchten ſich im ſchauerlichſten Grade.

Jetzt drängten die Männer und Jünglinge ſich hervor, und bald kam es auf dem Markte zu einem Handgemenge zwiſchen Vätern, Gatten und Brüdern der beleidigten Frauen und den Franzoſen, was einen immer ernſteren Charakter annahm. Der Friede des Sabbats, der Segen der gottesdienſtlichen Andacht war dahin! Säbel blinkten im Sonnenlicht und Schiffermeſſer ziſchten, und hier und dort wälzten ſich ſchwer getroffene Männer in ihrem Blute. Jetzt heulte die Sturmglocke. Die Bürgerſchaft eilte herbei, bewaffnet, wie es Eile und Zorn geſtatteten. Die Frauen flohen und Männer ſtanden kämpfend den Männern gegenüber.

Ehe ſich dieſe Auftritte auf dem Markte ſteigerten, trat mit den meiſten Frauen Eliſabeth aus dem Portale der Kirche.

Ein Blick ließ ſie errathen, was ſie dort unten erwarte, und ſchnell entſchloſſen, ſuchte ſie die jenſeitige Häuſerreihe und jenes Gäßchen zu gewinnen, deſſen bereits gedacht worden iſt; allein dorthin hatte ſich eine ſolche Zahl Rettung ſuchender Frauen und Mädchen gedrängt, daß an ein raſches Durchkommen nicht zu denken war.

Einem flüchtigen Blicke wies ſich der obere Theil des Markts als leer, wo man, um eine ſcharfe Ecke biegend, in die Roſengaſſe gelangte. Nicht eine Minute ſäumend, flog Eliſabeth dorthin, wo ſie den rohen Späſſen der Unholde entgehen zu können glaubte.

Ohne daß es jedoch das angſtvoll bebende Mädchen ahnen konnte, bereitete ein Mißgeſchick ihr dort, was ſie hier floh; denn nachdem ſie an dem Fenſter von Emmerenzia Gilzer vorübergeſchritten und mit ihr geliebäugelt hatten, ſchlenderten die zwei Freunde, der Marquis de la Feuillade und der Hauptmann Montbriſard, die Roſengaſſe herauf und ſtanden eben jenſeit dieſer, auf der Ueberwölbung des Münzbaches, als Eliſabeth daher flog.

Höher glühten die Wangen des engelſchönen Geſichtchens, raſcher hob ſich die angſtgequälte Bruſt. Kaum berührte der kleine Fuß das Pflaſter der Straße. Wer ſie ſo ſah, mußte aufmerkſam werden; denn die nette, ſchwarze Sonntagstracht hob die ganze, ſchlanke Geſtalt in der ſchönſten Rundung der jugendlichen Formen hervor. Das ſchwarze Sammthäubchen umſchloß das unausſprechlich liebliche Oval des Geſichtes. Die weißen kleinen Hände preßten das Geſangbuch gegen die hochſchlagende Bruſt.

„Heiliger Dionys!“ rief Montbriſard aus, als er das Mädchen ſah, „Feuillade, ſieh' 'mal dieſe holde Griſette!“

Raſch fuhr dieſer herum, und als nun auch er ſie ſah, ſtieß er die Worte hervor: „Das iſt ſie, von der ich dir geſtern ſagte!“

„Ich muß ſie küſſen!“ rief Montbriſard, und in demſelben Augenblicke ſchon reichten ſich Beide die Hände, ſtreckten die beiden freien Arme aus und traten ſo der Eilenden entgegen.

Jetzt erſt ſah Eliſabeth, was ihr drohte. Einen Moment ſchien alles Leben aus ihr gewichen, aber im nächſten kehrte mit der wachſenden Angſt auch ihre Entſchloſſenheit zurück.

Sie ſah, daß zwiſchen Montbriſard's Hand und der hohen, überdachten Treppe des Judenhauſes, vor dem ſich dieſe Scene entwickelte, ein freier Raum war.

Wie die Gemſe, wenn der Schütze ihr naht, in Todesangſt, aber dennoch mit ſicherem Blicke den Raum meſſend, über den Abgrund wegſetzt, ſo erſpähte das geängſtete Mädchen, daß der nahe Abweiſeſtein, der die Treppe des Judenhauſes vor den Rädern der Wagen ſchützte, ihr einen ſichern Auftritt und einen mächtigen Schwung zum entrinnenden Sprunge ſicherte, und ohne einen Augenblick zu zaudern, trat ihr leichter Fuß darauf, und, ehe Montbriſard ſeinen Arm nach ihr ausſtrecken konnte, war ſie ſchon an der Ecke der Roſengaſſe und flog dahin wie der Pfeil, den der Schütze mit aller Muskelkraft des Armes von der Sehne geſchnellt hat.

„Ventre Saint Christ!" ſchrie der Getäuſchte, „die kann fliegen; aber ſie ſoll ſehen, daß ich ohne einen Kuß von ihrer ſüßen Lippe, heute nicht raſten werde."

Beide eilten ihr blitzſchnell nach.

Aus dem Portale der Kirche hatten ſich die Männer gedrängt, um ihre Lieben zu ſchützen. Mit jedem Sonntage waren die Beleidigungen weiblichen Gefühles roher und maßloſer geworden. Das Blut kochte in den Adern, und länger ertrugen ſie's nicht.

Auch Conrad war hervorgedrungen. Sein Auge ſuchte Eliſabeth, aber fand ſie nicht. Da faßte ihn eine Hand und ein Finger deutete nach dem Orte, wo eben jetzt die Franzoſen das Mädchen ängſteten. „Dort! ſiehſt du's!" rief die Stentorſtimme des alten Pankraz ihm ins Ohr. Sein Blick folgte dem Fingerzeige, und mit drei Sprüngen war er die hohe Treppe drunten und davon in der bezeichneten Richtung.

Das athemlos fliehende Mädchen ſah ſich überall nach einem Helfer um. Alles war ſtill, nur Emmerenzia ſtand hohnlächelnd an ihrem hohen Fenſter und ſah der Hetze des Mädchens zu.

Eliſabeth breitete ihre Arme gegen ſie aus, aber ſie empfing nur ein Zeichen der Mißbilligung ihrer thörichten Flucht. Immer näher kamen die Verfolger. Schon war ſie an der „Münze.“ Dort war das offene Thor des Hoſpitalviertels. Aber ihr Athem ſtockte, ihre Kniee wankten. Noch ein Mal blickte ſie zurück.

„O, Gott lohn's!“ rief ſie, als ſie Conrad's kräftige Geſtalt hinter ihren Verfolgern erblickte — aber in demſelben Augenblicke taumelte ſie gegen die Mauer. Noch einmal ſah ſie zurück und dann vergingen ihr die Sinne.

Conrad war den beiden Verfolgern Eliſabeth's in pfeilſchnellem Laufe gefolgt. Sie, die nur an das Erhaſchen des Mädchens dachten, ſich lachend zu ſchnellerem Laufe ermunterten, hörten nicht, daß ihnen Jemand folge.

„Sie kann nicht weiter!“ rief fröhlich Montbriſard; aber in demſelben Augenblick erreichte ihn Conrad's geballte Fauſt. Ein furchtbarer Schlag auf den Hut ſtreckte ihn mitten im Laufe mit ſolcher Wucht auf das Straßenpflaſter, daß er betäubt liegen blieb. In demſelben Moment erreichte Conrad Feuillade, der einigen Vorſprung vor Montbriſard gewonnen hatte, und mit gleicher Gewalt traf ihn ein Stoß in den Rücken, der ihn heftiger Weiſe niederſtreckte.

Ohne ſich aufzuhalten, ohne den Angſtſchrei Emmerenzien's zu beachten, flog Conrad zu dem Mädchen ſeiner Liebe, faßte die Umgeſunkene mit kräftigem Arme, ſchwang die theuere Laſt auf ſeine Schultern und verſchwand hinter dem Thore des Hoſpitals, wo ihn Pankraz eben erreichte, der von der andern Seite hierher geeilt war.

Er ſchob den Riegel vor und rief: „Eile! Alle Thüren ſind offen. Trag' ſie zu ihrer Mutter!“

Alle dieſe Auftritte waren ſich in einer weit größern Schnelle gefolgt, als ſie hier erzählt werden konnten. Unbemerkt aber waren ſie nicht geblieben. Auf den Thürmen der Stadt waren anſehnliche franzöſiſche Wachtpoſten, und gerade im Angeſichte des Schauplatzes der erzählten Ereigniſſe ſtand der mächtige Münzthorthurm. Lachend hatten die Soldaten der Mädchenhetze ihrer tapfern Offiziere zugeſchaut; als aber der Jüngling wie ein Wetterſturm daher brauſte und die Helden mit ſeiner kräftigen Fauſt niederſchlug, da konnten ſie nicht länger müßige Zuſchauer bleiben. Sie ſtürzten die hohen Stiegen von der Zinne des Thurmes herab und aus der Mauer-Pforte heraus; da lag indeſſen noch eine hohe Stiege vor ihnen, und ehe ſie den Boden erreichten, war Conrad längſt ſicher hinter dem Thore des Hoſpitalhofes.

Die Offiziere hatten ſich von ihrer Niederlage erholt. Beide bluteten heftig aus Naſe und Mund, und Montbriſard's Stirne wies eine breite, klaffende Wunde.

Schäumend vor Wuth drangen ſie zum Thore vor. Der Hoſpitalverwalter ahnete nichts von den Vorgängen. Staunend ſah er die blutenden Franzoſen vor ſeinem Thore. Er eilte hinab, zu öffnen. Ein Hieb ſtreckte den Schuldloſen nieder. Alles wurde durchſucht, bis endlich ein Inſaſſe ſo viel heraus brachte, was und wen ſie ſuchten. Er wies ihnen den Weg zur Mauer, und nun wußte de la Feuillade Beſcheid.

Mit mehr Ruhe, als ſein Freund begabt, ließ er Pankraz's Thüre, die feſt verſchloſſen war, beſetzen, und eilte mit den Uebrigen die Treppe zur Seite des Fleiſchthörchens hinauf, feſt überzeugt, Conrad ſei in Eliſabeth's Wohnung.

Wirklich befand er ſich noch dort; allein der umſichtige Pankraz ſah im Geiſte voraus, was folgen mußte, nachdem ihm Conrad geſagt, daß er die beiden Offiziere niedergeſchlagen habe. Kaum war die ohnmächtige Eliſabeth auf das ſchneeweiße Bett gelegt, als er ihn mit ſich hinaus und die Holztreppe hinabriß. Als Beide unten angelangt waren, ſchob Pankraz ſeinen Riegel feſter vor, zog Conrad in ſeinen kleinen Holzplatz, wo er das Feuer in den Kachelofen machte, und rief: „Schnell klettere in den Rauchfang, ſo weit du kannſt. Oben wendet er ſich links. Klettere bis zur Dachfirſte, damit, wenn ſie hineinſchießen, du nicht erſtickſt!“

Conrad folgte blindlings der Anweiſung ſeines Vetters. Er kroch den Schornſtein hinauf und hielt ſich mit ſeiner gewaltigen Muskelkraft oben, wo das Kamin zu Tage ging. Eine abgeſchoſſene Kugel konnte ihn allerdings wegen der Krümmung des Rauchfanges nicht treffen, aber prallte ſie ab, ſo war er dennoch verloren. Das verhehlte ſich der Jüngling nicht, befahl ſeine Seele Gott und harrte, froh in ſeinem Herzen, daß er das geliebte Mädchen vor Mißhandlungen gerettet, der Dinge, die da kommen mußten.

Nun hörte er das wüthende Toben der Unholde, die in das Gotteshäuschen eindrangen. Es blieb ihm nur Eins — aber dies Eine iſt es auch allein, was die Seele in den ſchwerſten und ſchrecklichſten Stunden des Lebens aufrecht hält, was in die tiefſte Finſterniß einen Lichtſtrahl, in die Angſt des Todes einen Hoffnungsſchimmer fallen läßt, das Gebet der gläubigen Seele. Er betete in heißer Inbrunſt; nicht für ſich aber, denn an ſich dachte er ja nicht, ſondern für Eliſabeth, die er den Händen ihrer Mutter und der herbeieilenden Urſula übergeben hatte.

Während die Franzoſen die untere Thüre ſprengten, drangen die beiden Offiziere, gefolgt von zwei Soldaten der Münzthorthurmwache, durch die offene Thüre in das Gotteshäuschen hinein. Das laute Wehklagen zweier Frauenſtimmen leitete zu der Thüre der Frau Dreis. Sie ſtießen ſie auf, aber — wie gebannt blieb Montbriſard auf der Schwelle ſtehen.

Es gibt eine Macht, die auch das Herz des Roheſten beſiegt; eine Macht, die ſelbſt die Flammen des wüthendſten Zornes löſchen kann. Eine ſolche unſichtbare Gewalt ergriff die Seele des Franzoſen, als er mit kochendem Blute die Thüre aufſtieß und ſein Blick das überſchaute, was ſich ihm darbot.

Auf dem Bett ausgeſtreckt lag das Mädchen ohne Spur des Lebens. Die jammernde Mutter hielt ſie im Arme und lehnte das Haupt an die Bruſt des lebloſen Kindes. Zur Seite des Bettes ſtand, über die auch im lebloſen Zuſtande Liebliche ſich neigend, Urſula, und ihre Thränen rieſelten auf das todtenbleiche, ſchöne Antlitz. Zu Füßen des Bettes kniete der alte Pankraz mit vor den Lippen zuſammengepreßten Händen. In dem bleichen Geſichte des Greiſes lag ein bodenloſer Schmerz ausgedrückt, und die Thränen, deren eine die andere über die durchfurchten Wangen jagte, gaben Zeugniß von der Stimmung ſeiner Seele.

Montbriſard ſtand wie bezaubert in der Thüre, der Gedanke, welch' einen Jammer ein roher Scherz in dieſe Stätte der Armuth gebracht, durchzuckte ihn, und die innere Stimme rief mit donnernder Gewalt ihm zu: Du, du haſt es verſchuldet!

Montbriſard's Herz war ſo entmenſcht noch nicht, daß dieſer Eindruck ſpurlos vorübergegangen wäre. Er ließ ſeinen Falkenblick das Zimmer durchforſchen, und als er den Geſuchten nicht erblickte, ſchloß er die Thüre wieder zu, wandte ſich zu ſeinem Genoſſen Feuillade und ſagte: „Hier iſt er nicht, und Niemand darf dieſe Schwelle überſchreiten. Ich werde ſie bewachen!“

„Aber er iſt in dieſem Hauſe!“ rief der wüthende Marquis.

„Das glaube ich ſelbſt,“ erwiederte Montbriſard; „allein in dieſem Zimmer iſt er nicht. Durchſucht das Haus, während ich hier bleibe.“

Das geſchah ſchnell. So kleiner Raum war bald durchſucht. Nirgends war eine Spur. An das Kamin dachte Keiner.

„Er muß in dieſem Gemache ſein!“ rief der zurückkehrende Marquis.

In dieſem Augenblicke heulte die Sturmglocke, und raſch folgten mehrere Kanonenſchüſſe von Stahleck herab.

„Was iſt das?“ fragte Feuillade voll Schrecken.

„Aufruhr in der Stadt,“ ſchrie Montbriſard, und eilte mit ſeinen Begleitern hinweg, ohne an etwas Anderes weiter zu denken.

VII.

Kleines Häuflein, kleines Häuflein,
Wagſt du's, Jenen Trotz zu bieten,
Die des Kampfes Vortheil kennen,
Die der Waffen blanke Wehre
In geübter Rechten führen,
Und du ſelbſt biſt waffenlos?

Spaniſches Kriegslied.

In jenen Tagen der Unterdrückung hatte der arme proteſtantiſche Pfälzer unendlich viel Unheil dulden gelernt. Seit Spinola in die Pfalz eingefallen war mit ſeinen in den Niederlanden entmenſchten Spaniern; ſeit der dreißigjährige Krieg ſeine Kroaten gebracht, ſeit die Franzoſen die Pfalz mit Feuer und Schwerdt verheerten, war ein ſo überfließendes Maaß des Jammers über das geſegnete Land gekommen, daß man ſich wundern mußte, wenn man noch eine heitere Miene in dem Lande ſah, das ſeiner heiteren Bewohner wegen berühmt war.

„Die fröhliche Pfalz am Rheine“ war ein Land der Thränen, der Armuth, des Elendes geworden. Wo die Franzoſen noch nicht geſengt und gebrannt, da hatten ſie es ſicher ſich noch vorbehalten, und wollten erſt auf langſamem Weg alle Kräfte ausſaugen, alle Geduld erſchöpfen.

Bacharach war nun ſchon ziemlich lange unter ihrem eiſernen Scepter. Brandſchatzungen, Steuern, Lieferungen hatten ſich die Bürger gefallen laſſen. Mißhandlungen roher Gewalt hatten ſie mit unterdrücktem Grimm ertragen; als ſie aber jetzt im Ueberſprudeln des roheſten Uebermuthes das Heiligthum antaſteten, das Zucht und Scham hütet, als ſie ihre Frauen und Töchter auf zuchtloſe Weiſe öffentlich höhnten und mißhandelten, da gohr wilder der Haß und der Grimm in den mißhandelten Herzen auf. Wohl hatte der Pfarrer ſie zum Dulden ermahnt; aber als ſie ſelbſt Zeuge jener rohen Auftritte wurden, da riß der dünn gewordene Faden der Geduld.

Manche fielen ſo, ohne Waffen, ohne Werkzeuge die Franzoſen an; Andere rannten in die Häuſer, das Erſte, Beſte aufgreifend, was als Waffe dienen konnte. Der alte Glöckner war, als er den Kampf beginnen ſah, an die Sturmglocke geeilt, und auf dieß Zeichen der Bürgernoth ſtrömte Alles bewaffnet auf den Markt, um den Brüdern zu helfen.

So lange die Thorwachen nicht herzu kamen, ſo lange von Stahleck herab nicht Haufen herbeieilten, mochte die Tapferkeit der Bürger ſelbſt den kampfgeübten Truppen gefährlich werden.

Als Montbriſard und Feuillade mit etwa Zwölfen von der Wache durch den gewölbten Durchgang des Rathhauſes auf dem Markte anſtürmten, da wichen die Franzoſen gegen den Saal hin, aus dem jetzt Joſeph Molina hervorſtürzte mit einem blanken Schwerdte in ſeiner Hand. Ein Hieb, der ihn quer über die Stirne traf, ſtürzte ihn an der Schwelle des Saales nieder.

Schon ſchritten die wüthenden Bürger über die Leichname der Ihrigen ſowohl als der Franzoſen hinweg, als ſie dieſe zurückdrängten; allein ſie bedachten nicht, daß das Beſetzen des ſüdlichen Kirchhofthores das Andrängen der Beſatzung des Schloſſes lange hätte hinhalten können, und ließen es frei in der Haſt.

Jetzt drängten ſich die Franzoſen aus dem Thore heraus und nahmen die Bürger in die Mitte. Von Minute zu Minute wurde das Häuflein kleiner. „Pardon!“ rief es hier und dort, und bald waren ſie eingeſchloſſen.

Der Kommandant mußte mit dem ſtrengſten Befehle ſeine Soldaten hüten, ſonſt wären alle kämpfenden Bürger niedergemetzelt worden. War das Elend früher groß — jetzt füllte herzzerreißendes Wehklagen die Stadt.

Der Marktplatz war mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden nach Stahleck geſchleppt. Die Verwundeten holten die Verwandten in ihre Häuſer, oder man trug ſie in das Hospital zum Heiligen Geiſte.

Der Tag des Friedens war ein Tag wilden Kampfes geworden und das Loos der armen Bürgerfamilien war jetzt doppelt hart geworden.

Kurz, denn kaum eine Viertelſtunde hatte er gedauert, war der Kampf geweſen, aber unendlich blutig war er; denn mehr denn zwanzig Leichen deckten den Markt, und die Meiſten derſelben waren Bürger.

Selbſt die Franzoſen freuten ſich des Sieges nicht. Ihnen mußte ihr eigenes Gefühl ſagen, daß ſie des Kampfes Urheber geweſen, daß ſie durch ſchonungsloſes Betragen den friedlichen Bürger ſo lange gereizt, bis er, Alles vergeſſend, zur Wehr griff, um die Schmach zu rächen, die er nicht ertragen konnte.

Auch in dem Gotteshäuschen hatte ſich ſeit dieſer Auftritte des Jammers Manches begeben, was den Zuſtand, der dort herrſchte, weſentlich änderte.

Nach vielen Bemühungen Urſula's ſchlug endlich, als noch die Franzoſen das Haus durchſuchten, Eliſabeth ihre Augen auf.

Sie fuhr mit einem Schrei empor. „Wo ſind ſie?“ rief ſie aus, und ſah wie irre im Gemache umher.

„Du biſt ja bei mir!“ flehte die unglückliche Mutter; „ſei ruhig, mein liebes Kind!“

Eliſabeth ſah ſie an, und es ſchien, als weiche ein ſchwerer Traum von ihrer Seele; dann brach ſie in ein lautes Weinen aus.

„Laßt ſie,“ ſagte Urſula zu Frau Dreis, „laßt ſie; das iſt Wohlthat und macht ihr das Herz leicht.“

Aber neuer Schrecken feſſelte Alle, da die Sturmglocke heulte und die Donnerſchläge der Kanonen von Stahleck her über die Stadt fuhren. Es waren Signale für die franzöſiſchen Beſatzungen auf Stahlberg bei Steeg und Fürſtenberg bei Rheindiebach.

„Das gilt meinem armen Conrad,“ rief Pankraz aus, und rang die Hände.

„Wo iſt er?“ fragte Eliſabeth. „Ach, ich Undankbare, an ihn hab' ich noch nicht gedacht, und er hat mich doch von den Unholden gerettet. Was wird aus ihm werden?“

„Erſchießen werden ſie ihn, wenn ſie ihn kriegen!“ ſagte mit verzweifelndem Ausdrucke Pankraz.

„Gott! Gott! erbarme dich!“ flehte das Mädchen und faltete krampfhaft ihre Hände, Sie betete lange ſtille vor ſich hin. „Wo iſt er, Pankraz?“ fragte ſie dann.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete er; aber ein Blick auf Urſula, der lauernd und beobachtend war, wie auch der Ton der Stimme, ſtrafte ihn Lügen. Es war, als ob ſich ſeine Seele ſträubte gegen eine Unwahrheit.

Urſula hatte den Blick geſehen; aber ſie ſchwieg, weil ſie das Davoneilen der Franzoſen vernahm. Als es ſtille geworden, blickte ſie Pankraz mit grimmigem Ausdruck an.

„Meinſt du, alter Schelm, ich wüßte nicht, wo er ſteckt? He? Urſula hat gute Ohren, und das Rauſchen im Rauchfange kam nicht vom Winde! Warum aber meinſt du, daß ich ihn verrathen wollte?

Hätte ich nicht Waſſer ſchnell auf mein Feuer gegoſſen, er würde nicht ſicher ſitzen, wo er ſitzt."

„Urſula!" flehte Eliſabeth, „ſchonet mich doch! Iſt wirklich Conrad im Rauchfange?" fragte ſie ängſtlich den Alten.

Er nickte ihr zu.

„O ſo holt ihn heraus," rief ſie angſtvoll, „er muß ja erſticken. Hier im Kämmerlein iſt er ſicherer, und nicht wahr, Urſula, du verräthſt ihn nicht?" —

Urſula ſchüttelte den Kopf. „Wie ſollte mir ſo etwas einfallen!" rief ſie aus.

Pankraz war hinaus geeilt, hatte die Mauerthüre geſchloſſen und war darauf die Treppe hinabgeſtiegen. Er kam zur rechten Stunde, denn Conrad trat ihm haſtig entgegen.

„Wo willſt du hin?" fragte er.

„Hört Ihr nicht die Sturmglocke, Vetter?" fragte Conrad. „Die Bürger kämpfen gegen die Franzoſen, ich hab's deutlich droben gehört. Und ich ſollte hier müßig ſein?"

Pankraz redete ihm ein; zeigte ihm, wie er verloren ſei, wenn er ſich blicken laſſe; aber es blieb Alles erfolglos. Er wollte fort zum Kampfe. Noch Eins war für Pankraz übrig. „Willſt du nicht Eliſabeth ſehen, ehe du gehſt? Sie verlangt nach dir, Conrad!" So ſprach er.

Der Jüngling ſah ihn ſtarr an. „Verlangt nach mir?" fragte er, als ob er es für eine Lüge hielte.

Pankraz ſagte: „Sie will, daß ich dich hole!"

„Wohlan denn," verſetzte Conrad, „ſo laßt uns gehen!"

Das Herz pochte ihm faſt hörbar, als ſie eintraten in das Stübchen, das er nie betreten, als da er Eliſabeth hierher getragen.

Sie ſaß neben der Mutter. Noch waren ihre Wangen bleich; aber das Auge war Bürge ihrer vollen Seelenthätigkeit.

Als ſie ihn erblickte, flog eine leichte Röthe über das bleiche Antlitz. Sie wußte ja jetzt, daß er ſie in ſeinen Armen hierher getragen.

Wie auch dies Bewußtſein die jungfräuliche Scham weckte, ſie fühlte, was ſie ihm ſchuldete, und welche Gefahr ihm drohte. Sie ſah ihn liebreich an, und reichte ihm ihre Hand entgegen.

Conrad erröthete wie ein Mädchen; aber er trat raſch vor und ergriff ihre Hand, die er herzlich drückte.

„Conrad,“ ſagte ſie, „wie kann ich dir's danken, was du für mich thatſt?“

„O, ſchweig' doch,“ bat er, denn ſeine Verlegenheit wuchs mit jeder Sekunde.

„Er will fort,“ ſagte angſtvoll Pankraz, „weil auf dem Markte die Bürger mit den Franzoſen kämpfen.“

„Nein! nein!“ rief das Mädchen. „Hier mußt du bleiben! Hier ſuchen ſie dich nicht.“

Vergebens widerſtrebte er. Faſt mit Gewalt brachten ſie ihn in das Kämmerlein, das Eliſabeth hinter ihm ſchloß.

Urſula ſtand in Gedanken.

„Soll's wahr ſein,“ rief ſie endlich aus, „daß die Bürger kämpfen, ſo muß ich fort. Ich muß nach meinem armen Joſeph ſehen, der gewiß auf der Seite der Bürgerſchaft ſteht.“

Ueber Eliſabeth's Wangen legte ſich wieder eine tödtliche Bläſſe, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ſie abermals umgeſunken.

Urſula eilte hinaus und mit mächtigen Schritten auf den Markt zu.

Sie kam in dem Augenblicke dort an, als Joſeph eben niedergeworfen worden war. Obgleich ihr Auge nur allein die Dienſte verſehen mußte, die ſonſt ein Paar verſieht, ſo war es doch ſchärfer, als manches Paar. Sie ſah Joſeph ſinken und war mit einigen ihrer gewaltigen Schritte, die jetzt noch weiter ausgriffen, bei ihm.

Es war nichts übrig, als ihn aus dem Getümmel zu bringen. Sie vermochte das aber nicht ſo leicht, als ſie gedacht. Nur mit vieler Mühe gelang es ihr, ihn in den „Saal“ zu ſchleppen. Sie unterſuchte die Wunde. Sie war tief, aber nicht gerade gefährlich. Sie verband ſie daher, und bald darauf erwachte Joſeph, den der Blutverluſt und die Wucht des Hiebs auf den Kopf betäubt hatten.

Während der Zeit, welche Urſula mit dieſer Thätigkeit hingebracht und welche ſie durch lautes Wehklagen um ihren Liebling bezeichnet, war das Treffen auf dem Markte zu Ende. Die volle Niederlage der Bürger war entſchieden und viele als Gefangene in den Händen ihrer erbarmungsloſen Peiniger.

Noch blutend trat Montbriſard in das Gemach, wohin ihn Urſula's Wehklage gerufen. Er kam im Auftrage des Kommandanten, die Gefängniſſe des „Kummerhofes“ zu öffnen, da er ſeine Gründe hatte, ſie nicht alle auf der Burg Stahleck einzukerkern.

Er hatte ein Tuch um ſeinen Kopf gewunden, da ſeine Stirnwunde noch unverbunden war.

Joſeph ſah ihn lächelnd an. „Hauptmann,“ ſagte er, „Ihr habt mir übel gelohnt. Nicht als Aufrührer wollte ich ja gegen Euch kämpfen.“ —

„Pfui,“ rief Urſula, „Joſeph, ſolche Schmach hätte ich nicht über meine Lippen gehen laſſen!“

Joſeph erröthete, aber ſeine Charakterloſigkeit ließ auch dieſem Gefühle nicht viel Gewalt. Er ging ſchnell mit dem Hauptmann ein franzöſiſches Geſpräch ein, deſſen Sinn Urſula fremd blieb. Sie ſuchte indeß Joſeph's Aeußerung zu beſchönigen, und hielt es für eine ſogenannte Nothlüge, über deren Anwendung ſie ſich gar leicht hinausſetzte. Ein Anderes lag ihr nahe. Blieb Conrad bei Eliſabeth, ſo drohte Gefahr. Auch hier war ſie ſchnell mit ſich einig. Sie ſagte zu Montbriſard, der des Deutſchen ſo weit kundig war, daß man ſich mit ihm verſtändigen konnte, daß, wenn er ihr verſpreche, Eliſabeth's Frieden nicht zu ſtören, ſie ihm ſagen wolle, wo Conrad ſei.

Der ſchnell auflodernde Montbriſard verſprach Alles, und erfuhr nun, wo er ſich aufhielt.

Sein Plan war ſchnell gemacht. Mit der ſinkenden Nacht wollte er und de la Feuillade das Gotteshäuschen bewachen. Entgehen konnte er ihnen ja ſo nicht, zumal er ſich am Tage nicht herauswagen durfte. Sein Herz lachte in der Bruſt bei dem

Gedanken der Rache, welchem er ſich nun hingab. Ein Goldſtück war des Verrathes Lohn.

Während Montbriſard zu dem Saalſchultheißen hinauf ging, der ſich etwas erholt hatte und nothdürftig wieder reden konnte, erzählte Urſula ihrem Lieblinge die Begebenheiten vom Morgen, die Joſeph nicht kennen konnte.

VIII.

> Was mir nützt, das ſag' ich;
> Was mir ſchadet, verſchweig' ich;
> Wo zu gewinnen, da ſuch' ich;
> Ob's recht — was geht's mich an?
> Wenn ich's nur haben kann!
> Ich bleib' ja doch ein angeſehener Mann!
> Rheiniſches Sprüchwort.

Was mit ſchneidender Ironie das rheiniſche Sprüchwort ausdrückt, war leitender Grundſatz des alten Saalſchultheißen geweſen, und er hatte damit ſeinem Geldſäckel niemals geſchadet. Auf Anderes, namentlich auf die Reinheit des Bewußtſeins, auf den Beifall des Richters über den Sternen, auf die Achtung und Liebe der Beſſern, kam es einem Manne nicht an, der in der Schule des Laſters aufgewachſen, nur den glühenden Leidenſchaften zu folgen gewohnt war, die in ſeiner Bruſt gohren. Mit den äußerlichen Formen und Bräuchen der Religion hatte er's aber immer ſehr ſtreng genommen, weil er mit den Bußwerken Alles zu ſühnen glaubte, was er in ſeiner Verworfenheit beging. Es war eben eine nicht ſeltene Begebenheit, daß er, nach Vollendung irgend eines Bubenſtücks, in ſeinem Betſchemel knieend, den Roſenkranz durch ſeine Finger laufen ließ, und, den Gewinn berechnend, welcher ihm aus ſeiner That erwuchs, eine reiche Anzahl Ave's und Paternoſter's daher murmelte, bei denen freilich ſeine Seele — nicht war.

Daß durch die Erziehung eines ſolchen Vaters das Herz Joſeph's eben keine ſonderlich edle Richtung nehmen konnte, lag ſehr nahe, und was Gutes an Joſeph war, hatte ſeinen Grund in den an ſich nicht böſen Anlagen ſeines Gemüthes und in dem Einfluß, den der alte Pankraz auf ihn gehabt, ſo lange er als Diener im Saale gelebt. Deſto unſeliger aber wirkte Urſula durch ihre Maßloſigkeit im Verzärteln und durch das ungezügelte Erfüllen aller Wünſche und Begehren des Knaben.

Er wuchs auf in dieſer Umgebung, unter dieſen Einflüſſen charakterlos, ohne tiefere, ſittliche Richtung, ohne Grundſätze. Er folgte den Einflüſſen des Augenblicks, leichtſinnig und verführbar, darum ſchloß er ſich ſogleich an die Franzoſen an, aber im innerſten Grunde ſeines Herzens war er nicht böſe. Seine Gutmüthigkeit war ſogar groß, und ein Unrecht konnte er nicht billigen. Zu wohlüberlegten Schurkenſtreichen, wie ſie ſein Vater ausübte, war er nicht fähig.

Seine Liebe zu Eliſabeth war erwachſen aus liebgewordener Gewohnheit, mit ihr die Kinderſpiele zu ſpielen, und ſinnliches Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen gab ſpäter der Neigung größere Dauer und Nachhaltigkeit.

Als er von der Univerſität heimkehrte, fand er ſie als erblühende Jungfrau, geſchmückt mit dem höchſten Zauber ihres Geſchlechts, und — tiefer ſenkte das Gefühl ſeine Wurzeln.

Obwohl es ihm nicht klar geworden war, was ſein Vater gegen Eliſabeth's Vater begangen, ſo waren ihm doch nicht ſelten Andeutungen geworden, die ihn auf eine nicht leichte Schuld ſchließen ließen. Eine gewiſſe Scheu, dann aber auch wieder ſein Leichtſinn ließen es nicht zu, den tiefern Grund der Sache zu ermitteln.

An jenem Abend aber hatte das Mädchen ſchwere Worte zu ihm geredet, Worte, die auf ein Verbrechen zu ſchließen berechtigten. Vergebens flehte er, daß ſie ihm Alles kund thue. Sie that es.

Ganz außer ſich war er hinweggerannt; aber ſo ſchwach und ſo leichtſinnig war er, daß die beiden Franzoſen ihn mit wenigen Worten in das Spielzimmer ziehen konnten. Da ſchreckte ihn die Kunde auf, daß ſein Vater vom Schlage getroffen ſei. Er eilte in den Saal und fand die erſchütternde Wahrheit.

Die außerordentliche Aufregung, in welche ihn die Seelenfolter verſetzt hatte, deren Anwendung Urſula ſich zur Befriedigung ihrer Rache und ihres Haſſes bedient, konnte ohne nachtheilige Folgen nicht wohl vorübergehen. Die Angſt ſeiner Seele ſtieg bis zum Unerträglichen, als Urſula ſich entfernt und er allein in dem weiten Gebäude war. Sein Sohn, ſeine Magd, ſein Waibel, Alle waren auswärts. Da hörte er die Folterwerkzeuge gahren und pfeifen; da vernahm er die entſetzlichen Töne, welche die Folterqual dem armen Dreis ausgepreßt; da trat als Schreckbild jenes entſetzenerregende Geheimniß vor ſeine Seele, deſſen Urſula, andeutend, gedacht. Er ſtöhnte; er ſchrie um Hülfe. Nur der Widerhall der leeren Räume antwortete, und dieſer Nachhall dünkte ihm Hohngelächter der Hölle. Er wollte beten; aber das Ave erſtarb auf ſeinen Lippen. Es war ihm, als ſtünde Dreis und ein anderes ſchuldloſes Weſen vor ihm. Er wollte in der furchtbarſten Verzweiflung aufſtehen und dieſen Schreckbildern entfliehen, aber er dachte nicht in der Seelenangſt an die Schmerzen ſeiner Füße und an ihre Unbrauchbarkeit. Mit einem Schrei ſtürzte er nieder, und jene geheime lähmende Wirkung traf ſeine rechte Seite, welche die Aerzte mit dem Namen „Schlag“ benennen. So lag er noch bewußtlos, als ſeine Diener heimkehrten, die der Schrecken des Anblickes faſt ſelber lähmte.

Sie brachten ihn auf ſein Bett und liefen dann, der Waibel nach dem Arzte, die Magd nach dem Sohne.

Damals waren Aerzte ſelten, und Menſchen der verſchiedenſten Art übten die edle Kunſt, die Gebreſte der armen Menſchennatur zu heilen.

So war denn in Bacharach Urſula berühmt wegen der ſympathetiſchen Geheimmittel, durch deren Anwendung ſie die Uebel heilte oder heilen zu können vorgab. Außer ihr nennt der „Chroniſt der Gotteshäuſer“ einen Laboranten Namens Steinert, welcher in dem Hofe der Abtei Hirzenach bei oder in dem kleinen Weiler Nauheim, zwiſchen dem Dorfe Steeg und der Stadt, als Schwager des Hofmannes lebte. Er hatte großes Anſehen im Land umher, und kurirte Menſchen und Vieh, war ein Kräuter-Kenner und Sammler und braute Heiltränke und bereitete Pflaſter, wie er denn auch nach einem probaten Aderlaßmännlein zur Ader ließ und eine Badſtube hielt.

Zu dieſem lief der Waibel, und der Laberant ſäumte nicht, dem geſtrengen Herrn zu Dienſt zu ſein.

Als Joſeph in das Zimmer ſtürzte, hatte bereits ein reicher Blutſtrom ſich entladen und die Wirkung zeigte ſich alsbald darin, daß der Kranke die Augen aufſchlug. Er ſah wie ein Irrer um ſich; allein als er ſeinen Sohn erblickte und ſeinen alten Waibel, als er ſich überhaupt in der Nähe von Menſchen wußte, wich die innere Angſt ſeiner Seele. Er wollte reden — aber es war nur ein Lallen. Man konnte nichts daraus entnehmen, weil auch das Band ſeiner Zunge gelähmt war.

Für Joſeph war es ein erſchütternder Anblick, ſeinen Vater in dieſem Zuſtande zu finden. Er weinte heiße Thränen, und der Gedanke, daß er lange hülflos in dieſem Zuſtande gelegen, ergriff ſein Gefühl mit aller Macht des kindlichen Herzens, deren es fähig war.

Der Laberant verhieß Beſſerung, und wirklich kehrte auch bis zum Morgen der Gebrauch der Zunge zurück; aber er verbot jede Aufregung. Für Joſeph war es ein höchſt quälender Zuſtand. An ſeinem Herzen nagte die Begierde, jenen Schleier ganz gelüftet zu ſehen, der den Abgrund bedeckte, von dem Eliſabeth mit ſo tiefer Erregung geſprochen. Niemand konnte ihm das Genauere ſagen, als ſein Vater, und dieſen durfte er nun nicht fragen, damit er ihn nicht wieder aufrege und eine Wiederholung des Schlaganfalls eintrete. Als aber am hellen Sonntagmorgen der Alte wieder reden konnte, da ließ ſich's nicht länger zurückhalten.

Joſeph fragte ihn beſtimmt. Der Alte wurde bleich, aber er ermannte ſich. Schlau und gewandt, wie er ſtets geweſen, wich er dem Punkt aus, um den es ſich handelte; erzählte eine lange Geſchichte, die er nicht beendigen konnte, weil eben auf dem Markte, faſt unter den Fenſtern des Saales, der Tumult ausbrach, welchen die Ungebühr der Franzoſen gegen die Frauen und Töchter der Bürger hervorrief.

Innerlich froh, daß dies Ereigniß ihn einer Erzählung überhob, deren Lügengewebe mehr geiſtige Kraft forderte, als der Saalſchultheiß in ſich fühlte, rief er: „Was iſt das? Will das Ketzervolk ſich gegen die Franzoſen ſtellen?“ —

Joſeph rannte zum Fenſter und eben ſo ſchnell hinab, wo ihn denn ein Franzoſenſäbel ſchwer genug für ſeine Zweideutigkeit züchtigte.

Montbriſard nahm das Wort Joſeph's leicht hin, glaubte ihm aber ſo wenig, daß er ſich vornahm, ihn für ſeine Lüge büßen zu laſſen.

Der Saalſchultheiß ließ durch den Waibel die Verließe des Kummerhofes öffnen, und bald ſchloſſen ſich die eiſernen Thüren hinter den unglücklichen Vätern, Gatten und Brüdern, die um ſo troſtloſer waren, als ſie nun ihre Geliebten in der ſchrankenloſen Gewalt derer wußten, die zu dem Uebermuthe nun noch die Rache geſellten.

Kaum war dieſer Lärm vorüber, als die Wache, welche von einem Gewache des Saales Beſitz nahm, das zur Wohnung des Waibels beſtimmt war, auch Joſeph gefangen nahm und ihn auf die Burg Stahleck brachte. Dieſer gänzlich unerwartete Schlag traf den Alten ſehr hart. Nur ein neuer Aderlaß des Laboranten Steinert vermochte die Rückkehr des Schlages zu verhüten.

Alle die Ereigniſſe und das einfache Wort des ehrlichen Laboranten, der ihm ſagte, ſein Lebenslämplein nahe ſich raſch dem Erlöſchen, er müſſe darum ſein Haus beſtellen, machten einen ſo tiefen Eindruck auf den alten Sünder, daß nun auch das ſchlummernde Gewiſſen mit einer nicht mehr zu bewältigenden Macht erwachte.

Der Waibel mußte den Dominikanermönch Xaverius rufen, welcher droben bei dem Kommandanten auf Stahleck hauſte, daß er ihm beichte.

Der Mönch kam, und mehrere Stunden währte hinter der verſchloſſenen Thüre das Bekenntniß und die Niederſchreibung des reichen Vermächtniſſes an den Altar zu Sankt Werner und an das Hoſpital.

Als darauf der Mönch mit dem Verſprechen, für ſeinen Sohn zu wirken bei dem Kommandanten, ſchied, lief der Waibel faſt athemlos nach der Wittwe Dreis im Gotteshäuschen, die er in den Saal entbieten ſollte. Es war Nacht geworden über dieſen Ereigniſſen, und ein Sabbat ſank hinab, wie ihn kaum trauriger die unglückliche Stadt erlebt hatte; denn es war faſt kein Haus, wo nicht die Wehklage ertönte, faſt kein Haus, aus dem nicht Männer in den finſtern Verließen des „Kummerhofes“ ſchmachteten, und eines Urtheils gewärtig ſein mußten, deſſen Spruch ſo weit von Milde und Barmherzigkeit entfernt war, als der Himmel von der Erde.

„Als der Waibel ſich dem Gotteshäuschen näherte, herrſchte dort ein Lärm, der ihn ſchnell in einen ſichern Hinterhalt zu treten nöthigte.

IX.

Ein Kätzlein ſitzt und leckt den Mund,
Und harret des Mäusleins zu dieſer Stund.
O Mäuslein klein,
O Mäuslein fein,
Sei klug, ſonſt wirſt du verrathen ſein!
Altes Volkslied.

Conrad war in dem Kämmerlein in ſicherem Verwahrſam; er war ſeiner geliebten Eliſabeth nahe; er hörte ihre ſanfttönende Stimme dann und wann. Das Herz war ihm ſo weit, ſo ſelig! In dieſen Räumen war ſie gewandelt; alle dieſe Gegenſtände hatte ihre Hand berührt; aber konnte er hier lange bleiben? Hatte er innere Ruhe? Dort ſtand ſein Haus ohne Schutz, ohne Herrn. Alles war preisgegeben den Feinden, die gewiß es durchſuchten und plünderten! — Das quälte ihn; aber ſchwerer lag auf ſeiner Seele der Gedanke, daß er Eliſabeth und ihre Mutter durch ſeine Anweſenheit in Gefahr brachte — denn dieſer Urſula traute er nicht. Er hatte ja den falſchen Blick geſehen, den ſie auf ihn ſchoß, als Eliſabeth ihn in das Kämmerlein drängte. Er wußte von Pankraz, wie ſie Joſeph begünſtigte, wie ſie Alles aufbot, Eliſabeth's Herz ihm zuzuwenden, und wie ſie geſchworen hatte, Joſeph und Eliſabeth müßten ein Paar werden.

Zu dieſen beunruhigenden Vorſtellungen geſellte ſich das ungewiſſe Loos ſo vieler Bürger. Niemand brachte Kunde, und doch drang auch in ſein Verſteck die Wehklage der Unglücklichen, die ſich verlaſſen ſahen. So war es faſt Abend geworden, als Pankraz, endlich müde von ſeinen Wanderungen, um Kundſchaft zu erhalten, in das Stübchen der Frau Dreis trat.

Keuchend ſetzte er ſich der Thüre nahe, welche in das Kämmerlein führte, wo Conrad in gewaltiger Spannung ſein Ohr an die Fuge der Thüre lehnte, um ja kein Wort des Berichtes zu verlieren.

„Wie ſteht's in der Stadt, Pankrazvetter?“ fragte Eliſabeth mit beklommenem Herzen.

„Wie ſoll's ſtehen?“ antwortete der Alte. „O, daß ich allen dieſen Pfalzvergiftern den Hals brechen könnte! — Wie's ſteht, fragſt du, Kind? Haſt du nicht das ſelbſt erfahren und biſt gehetzt werden wie das Wild des Soonwaldes gehetzt wird von der blutgierigen Meute? — So und noch viel ſchlimmer erging es den Frauen und Mädchen, die über den Markt gingen. Was Conrad für dich that, das thaten Andere für die, welche ihnen näher angehören, für Weib und Kind, für Schweſter und Braut. Sie ſchlugen drein und brachen ihnen die Hälſe. O, daß ich hätte helfen können! Aber da fielen die Hunde über ſie her, und es gab ein gräulich Gemetzel. Viele Bürger ſind todt, viele ſchwer verwundet; aber auch Franzoſen liegen todt auf dem Markt. Ja, die alten Mauern des „Kummerhofes“ hallen wieder vom Jammergeſchrei der Weiber und Kinder, deren Väter und Brüder fielen oder dort in den finſtern Löchern der unbarmherzigen Strafe der Unmenſchen entgegen ſehen. 'S iſt ein Elend, das Einem das Herz bricht.“

Nun begann er die Einzelnen zu nennen, die todt geblieben und ſchwer verwundet worden waren. Es war eine große Zahl, und ſeine Schilderung ergriff die Frauen gewaltig und preßte ihnen heiße Thränen aus.

„Unſeres armen Conrad's Haus,“ fuhr er fort, „haben ſie durchſucht von unten bis oben. Die gute Wittwe Pfaff ſtand redlich für ihn ein; ſie hat wenigſtens das Hauptſächlichſte gerettet. Was aber noch ſchlimmer iſt, hier darf er nicht bleiben. Als ich am „Stern“ vorbei ging, ſah ich Einen, der nicht umſonſt an der Ecke ſtand, und hier auf der Mauer geht's auch hin und her, und die Blicke, die ſie auf die Thüre werfen, ſagen mehr als Worte. Kurz zu ſagen, ſie wiſſen, daß er hier ſteckt, und er muß fort.“

Es wurde ſtille nach dieſen Worten in der Stube, denn ſie trafen Alle, die darin ſaßen, mit gleich niederdrückendem Gewicht.

„Aber wo ſoll er hin?“ fragte mit bebendem Laute das Mädchen. „Wo iſt ein Winkel ſicher für ihn?“

Conrad's Finger klopfte leiſe an die Thür. Er ertrug's nicht länger.

„Laßt mich heraus!“ ſagte er leiſe; aber der leiſe Ton verrieth die Qual ſeiner Seele.

Frau Dreis öffnete.

„Ich muß fort!“ ſagte Conrad mit einem Ausdrucke, deſſen Entſchiedenheit keine Widerrede geſtattete. „Euch bringe ich ins Elend und mich verderbe ich.“

„Wo willſt du aber hin, lieber Conrad?“ fragte Eliſabeth.

Conrad ſtand wie gefeſſelt. Alles Blut drängte nach dem Herzen. Jeder Nerv bebte. So hatte ſie noch nie zu ihm geſagt. Sein Auge ruhte mit dem Ausdruck unendlichen Glücks auf ihr, die in dieſem Augenblick erſt erkannte, was ihn ſo bewege. Sie erröthete und ſchlug das Auge nieder.

Eine Weile ſah er ſie ſtumm an; dann ſagte er: „Wenn ich in meinem Kahne bin, ſo bin ich frei. Dann ſorgt nicht mehr für mich. Hier, Pankrazvetter, habt Ihr den Schlüſſel zum Schloſſe der Kette. Schließt ihn in der Dämmerung los, und nichts wird mir hemmend in den Weg treten.“

Die Sache wurde nun erwogen, und Pankraz entfernte ſich mit dem Schlüſſel, weil dieſer Rath der beſte ſchien.

Die Dämmerung begünſtigte den ſchlauen Alten. Niemand argwöhnte etwas, als er, an ſeinem Stabe gebückt, ein Linnen in der Hand, zum Rheine hinabging. War er ja doch arm und konnte nicht das Bedürfniß der Noth ihn zwingen, ſelbſt am Abend des Sonntags ſich ein Hemde zu waſchen? —

Mit der ihm eigenen Umſicht und Schlauheit vollbrachte er ſein Werk. Aus einem nahen Kahne nahm er Haken und Riemen, ſteckte die Dollen ein und legte das Handruder an die Stelle, ſchöpfte das Waſſer aus und hob den Kahn ſo weit vom Ufer in den Strom, daß er nur eines Ruckes bedurfte, um auf die ſilberne Fläche hinaus zu gleiten. Als das Werk vollendet war, kehrte er in ſeine Wohnung zurück und ſtieg dann leiſe die ſchmale Holztreppe hinauf und trat in das Zimmer, wo ſie noch im traulichen Kreiſe ſaßen, anſcheinend ruhig, aber mit pochendem Herzen Alles erwägend, was ſich im nächſten Augenblicke begeben könnte. Eliſabeth fühlte, wie hoch ſie Conrad verpflichtet war, da er ſein Leben ihretwegen gewagt. Der Muth des Jünglings, von ſeiner Liebe beſeelt, verfehlte nicht, ihr Herz ihm günſtiger zu ſtimmen. Seit langer Zeit zum erſten Mal erblickte ſie die männlich edle Geſtalt vor ſich, das ſchöne Geſicht mit dem kindlich milden und doch wieder ſo männlich feſten Ausdrucke ſich gegenüber, und das Mädchenherz begann eine Vergleichung mit dem weichlichen Joſeph.

Dieſe ſtille, innere Thätigkeit, welche ſie, kaum ihrer ſelbſt bewußt, vornahm, war ein ſo günſtiges Zeichen für Conrad, daß, hätte er es gewußt, ſein Herz gejubelt haben würde. Und wie liebte er ſie! Wie hatte ſein Auge geleuchtet, ſein Athem geſtockt; wie war eine Gluthröthe über ſeine ſchönen Züge geflogen, als ſie ſagte: „Lieber Conrad!“

Während dieſe Betrachtungen und Gefühle Eliſabeth's Herz beſchäftigten, beriethen ihre Mutter, Pankraz und Conrad über die

Erhaltung ſeines Eigenthums. Conrad ſtimmte damit überein, daß Pankraz mit Vorwiſſen des pfälziſchen Landſchreibers Weißgerber dorthin zöge.

Der Chroniſt der Gotteshäuschen ſagt darüber: „Es iſt das ein ſeltſam Ding geweſt, und erſchien als eine abſonderliche Vergunſt wohledeln Rathes, daß ohne Verluſt des Rechts ein Gotteshäusler durfte ausziehen in ein Bürgerhaus. Sintemalen aber der alte Pankrazius Sulzbacher war über die Maßen wohlgelitten, weilen er allzeit ein unbeſcholtenes Leben geführet, eine gute Reputation behauptet und hier nur zu Nutz und Frommen eines jungen Bürgers dasjenige that, was anſonſten ihme hätte müſſen Schaden zufügen. Und iſt auch ſelbiges Häuſelein des Conrad Aichſpalter nit verheeret worden, was offenbarlich des alten Stadtmuſikanten Sorgfalt bewirket.“

Die Nacht war herabgeſunken, dunkel und ſternenlos. Eine Wolkenſchichte lag dick und ſchwarz vor dem Glanze der Sterne, und nur der Vollmond vermochte ſo weit mit ſeinem Schimmer ſie zu durchdringen, daß ein düſteres Zwielicht die ſcharfen Kanten der Dinge hervortreten ließ, ohne daß man jedoch etwas hätte unterſcheiden können, es ſei denn, man habe das ſcharfe Auge eines Schiffers gehabt, das allein im Stand iſt, da zu ſehen, wo ein anderes Auge nichts ſieht. Gerade das war Conrad's Glück an dieſem verhängnißvollen Abend.

Montbriſard hatte, nachdem Urſula ihm den Aufenthalt Conrad's verrathen, nichts Eiligeres zu thun, als den Genoſſen ſeiner ſchmählichen Niederlage, de la Feuillade, davon zu benachrichtigen. Der wüthende Menſch wollte ſogleich das Gotteshäuschen umkehren, denn Schonung kannte er nicht, und die verletzte Ehre, das boshafte Lächeln Emmerenzien's am Fenſter und der glühende Wunſch, die reizende Eliſabeth unter einem gültigen Vorwand in ſeine Gewalt zu bekommen — dieſe Beweggründe wirkten zuſammen, ihn außer die Schranken beſonnener Mäßigung zu bringen.

Wie heftig er aber auch wurde, Montbriſard's Beredſamkeit beſiegte ihn; denn in deſſen Bruſt waren jene Eindrücke noch nicht verwiſcht, die er an dem Sonntag im Gotteshäuschen empfangen hatte. War auch vielleicht in ſeiner Seele noch die Abſicht, das Märchen durch Schonung zu gewinnen, wer könnte das ſagen? Genug, er bewirkte es, daß de la Feuillade unten an des Pankraz Thüre die Wache übernahm und er in der Brüſtung des Mauerfenſters ſeine Stellung wählte. Todt oder lebendig! war Beider Loſung, als ſie ſich trennten, um ihre Poſten einzunehmen.

Die zehnte Abendſtunde war gekommen. Alles war ſtille geworden auf den Gaſſen, und das Leid hatte Ruhe gefunden oder vergoß heimlich ſeine Thränen und ſandte ſtille die Gebete zum Himmel um Rettung der Eingekerkerten, die einem herben Gericht entgegen gingen, deſſen Urtheilſpruch vorauszuſehen war, wenn nicht der Kommandant von Stahleck ſeine Menſchlichkeit geltend machte, die er der armen Stadt mehr denn einmal ſchon bewieſen, obwohl er außer Stande ſich befand, alles das abzuwenden, was im Gefolge der feindlichen Beſitznahme geſchah.

Jetzt läutete vom Thurme von Sankt Peter die große Glocke die Ruheſtunde, und in demſelben Moment ergriff Conrad Eliſabeth's Hand.

„Leb' wohl!“ ſagte er mit dem vollſten Ausdrucke ſeiner Liebe.

Sie ſchlug ihr ſchönes Auge zu ihm auf. Ihre Wange war bleich, denn die Angſt ihrer Seele war groß. Sie drückte leiſe ſeine Hand und liſpelte: „Gott ſei mit dir und ſchütze dich!“

Es war dem jungen Mann, als könne er die Hand nicht fahren laſſen. Inniger drückte er ſie und wandte ſich dann raſch zur Mutter, drückte ihr und Pankraz die Hand, und indem er ſich zur Thüre wandte, ſagte er: „Folget mir nicht!“ — und war verſchwunden.

Montbriſard ſtand auf ſeinem Poſten. Er hielt den Degen blank in ſeiner Hand. Sein Auge hielt feſt an der Thüre, während ihn die Blende des Mauerfenſters faſt verdeckte.

Jetzt knarrte die Thüre leiſe, und Conrad's kräftige Geſtalt ſtand einen Augenblick auf dem Steintritt, der davor lag. Sein durchdringend ſcharfer Blick durchmuſterte die Umgebung. Jetzt erblickte er die Geſtalt des Franzoſen. Er ſah das Funkeln der

Klinge, und wie der hungrige Tiger auf ſeine Beute ſtürzt, ſo ſprang Montbriſard auf ihn ein. Seinen Vortheil kaltblütiger berechnend, als ſein Feind, ſtand Conrad ruhig, bis Montbriſard nahe genug war, um ihn mit dem Degen zu erreichen. Jetzt machte er eine Wendung. Der Degen pfiff an ihm vorüber in das faule Thürgeſtelle, und in demſelben Momente traf ein ſo fürchterlicher Schlag die Hand des Franzoſen, daß klirrend der Degen auf die Platten des Bodens fiel, und mit einem Ausrufe des Schmerzes ſeine Hand herab ſank. Doch ſchnell bückte er ſich nach ſeiner Waffe. Dies ſah Conrad, und ein neuer Schlag auf den Kopf machte Montbriſard taumeln. Dieſer war jedoch nicht der Mann, welcher ſeinen Kampf ſchnell verloren gab. Er raffte ſich auf und fiel mit ſeinen nervigen Armen Conrad an. Jetzt entſtand ein wilder Ringkampf. Die Gegner ſtöhnten im gewaltigen Ringen. Der Sieg blieb lange unentſchieden. Endlich erſah Conrad ſeinen Vortheil, umfaßte mit rieſiger Kraft ſeinen Gegner, trug ihn in die Oeffnung des Mauerfenſters und hob ihn hinaus, daß er ohne Halt über der Tiefe ſchwebte.

Montbriſard umklammerte Conrad's Hals und Arm. „Wache herbei!" brüllte er in der Todesangſt, und der Ruf drang hin zum Münzthorthurme.

Jetzt ſah ſich Conrad verloren, wenn er nicht ſeinen Feind losmachen könnte. Er bot ſeine letzte Kraft auf, wand Montbriſard's Hände los, und dieſer ſtürzte hinab.

Und es war ſtille unten, als habe der Tod ſein Opfer empfangen.

Aber vom Münzthorthurme her ſtürmten die Franzoſen. Conrad mußte raſch handeln. Er ſchwang ſich über die Brüſtung des Mauerfenſters, ſetzte ſeinen Fuß in die Vertiefungen der Mauer, wo das Waſſer, das bei Eisgängen wider ſie brauſte, den Mörtel ausgewaſchen hatte; faßte ſich an den vorſtehenden Steinen feſt, und als er die Mitte der Mauerhöhe erreichte, führte ihn ein kecker Sprung gerade zur rechten Zeit hinab; denn ſchon ſauſte eine Kugel an ſeinem Ohre vorüber.

Schnell, wie das flüchtige Wild, war er auf dem Hügeldamme vor dem Fleiſchthörchen. Ein Sprung brachte ihn hinter den Damm. Von da ſank das Ufer dem Strome zu und die Kugeln flogen über ihn weg. Ehe noch die Franzoſen das Fleiſchthörchen öffnen konnten, war er in ſeinem Kahne, und dieſer glitt, vom kräftigen Ruderſchlage getrieben, wie ein Pfeil über die Fluth hin und verſchwand bald im Dunkel der Nacht.

Das Schießen am Münzthorthurme hatte die Folge, daß die ganze Beſatzung in Aufregung gerieth. Niemand aber wußte, was geſchehen war. Die Wache des Münzthorthurmes hatte den Ruf gehört, ſonſt wußte ſie nichts, als daß Einer entflohen. De la Feuillade klärte indeſſen bald das Sachverhältniß auf.

„Wo iſt Montbriſard?“ rief er aus. „Er wird uns ſagen, wohin der Spitzbube geflohen iſt.“

Niemand hatte den Hauptmann geſehen.

De la Feuillade eilte zurück an die Stelle, und hier fand er ſeinen Genoſſen im kläglichſten Zuſtande. Lange hatte er von dem Falle betäubt da gelegen. Als er ſeine Beſinnung wieder gewann, vermochte er nicht aufzuſtehen. Ein entſetzlicher Schmerz in einem Beine ſagte ihm, es ſei zerbrochen. Mit Anſtrengung aller ſeiner Kraft hatte er ſich gegen die Mauer hingeſchleppt und ſaß nun ſtöhnend da, ſich an die Mauer lehnend.

„Er iſt entflohen!“ rief er dem Freunde zu, ſeinen Schmerz vergeſſend.

„Und du?“ fragte dieſer. „Du ſtandeſt ja oben?“

„Er hat eine übernatürliche Kraft,“ ſtieß Montbriſard hervor. „Als er heraus trat, wollte ich ihm den Degen in die Bruſt ſtoßen, aber mit einer großen Gewandtheit entging er dem Stoße. Die Wuth hatte mich blind gemacht. Er ſchlug mir den Degen aus der Hand und nun rangen wir; aber ringe du mit dieſem Teufel! Er trug mich ſchwebend ans Mauerloch, und wie ich mich auch bemühte, mich ſo an ihn zu klammern, daß er mit herabſtürzen müßte, es mißlang, und er ſchleuderte mich herab, daß mir die Beſinnung verging. Er ſelbſt ſprang herab und iſt frei.“ — Ein Fluch begleitete die letzten Worte.

„Wie iſt dir?“ fragte der Andere.

„Mein Bein iſt zerbrochen!“

„Alle Teufel!“

„War er denn in dem Häuschen?“

„Wohl war er drinnen!“

„So ſollen ſie Alle dafür büßen!“

De la Feuillade ließ nun Montbriſard von den Soldaten wegtragen und eilte zu dem Kommandanten, der ſchon auf dem Wege zu der Stelle war, wo ſich der Knäuel der Soldaten befand, um ihm den Hergang und die offenbare Schuld der Bewohner des Gotteshäuschens zu melden.

Eine dumpfe Stille herrſchte in dem Stübchen der angſtvoll Bebenden, als Conrad weggegangen war. Sie hatten Alle die Macht verloren, auch nur ein Wort hervorzubringen. Zentnerſchwer lag ja die Sorge auf ihren Herzen. Leiſe Gebete rangen ſich aus der Bruſt los.

Pankraz gewann zuerſt den Muth und die Kraft der Rede wieder.

„Ach,“ ſagte er ſeufzend, „wenn er nur glücklich entkommt!“

„Es iſt ja ſo dunkel,“ ſagte Eliſabeth; „aber“ — und erſt jetzt wuchs ihre Angſt, „wie kommt er hinaus an den Rhein?“

„Er wird auswendig hinabſteigen,“ ſagte Pankraz.

„Gott im Himmel, wie iſt das möglich?“ rief das Mädchen und rang die Hände.

„Das iſt ſo ſchwer nicht und macht mir gar keine Sorge,“ entgegnete Pankraz; „denn das Waſſer hat bei den Eisgängen den Mörtel ſo ſehr herausgewaſchen, daß es ein Leichtes iſt, hinabzuſteigen, zumal wenn man die jugendliche Gewandtheit hat, wie Conrad.“

In dieſem Augenblicke riß Urſula die Thüre auf. „Was iſt zu thun?“ rief ſie mit verſtellter Angſt, denn ſie hatte lauernd an ihrem Fenſterlein Montbriſard ſeinen Poſten einnehmen ſehen und Conrad hinausſchleichen gehört So lange die Beiden draußen rangen, hielt ſie ſich ruhig; als ſie aber den Wacheruf, darauf den dumpfen Ton des fallenden Montbriſard hörte, und es dann ſo ſtille wurde, hielt ſie's nicht mehr aus.

Alle fuhren mit Entſetzen von ihren Stühlen auf. „Was gibt's denn?“ fragten ſie wie mit einem Munde.

„Was es gibt? Ihr müßt das beſſer wiſſen! Iſt nicht Conrad fort? Es ſcheint, als ob ein Franzoſe auf ihn gelauert habe!“

Jetzt fielen die Schüſſe. Man hörte den entſetzlichen Lärm, das Laufen, Schießen, Schreien.

„Armer Conrad!“ rief Eliſabeth. „O, warum ließen wir ihn fort.“

Frau Dreis ſaß wie eine Leiche da.

Pankraz ſprang auf. „Satan!“ rief er, „das iſt dein Werk! O, dein Lohn wird dir werden!“ Und mit dieſen Worten eilte er hinaus. —

Wäre Urſula rein geweſen, dieſer Ausruf ihres Todfeindes würde ſie veranlaßt haben, ihm, ehe er zur Thüre draußen geweſen wäre, die Gewalt ihrer langen Finger fühlbar werden zu laſſen. So aber konnte ſie nur hinter einem Schwalle ihrer auserleſenen Schimpfnamen und Schmähungen die Betroffenheit verbergen, daß das richtige Gefühl des Alten die Wahrheit ſo ſchnell herausgefunden. Auch die Andern ahneten ihr Unrecht. —

Einige Minuten hatte Eliſabeth ſtarr vor Schrecken da geſeſſen. Die erbleichende Lippe bewegte ſich leiſe in heißem Gebete, das die ringenden Hände, als aus der Seele Tiefe kommend, bewährten. Jetzt ſprang ſie plötzlich auf und rief: „Ich bin Schuld an ſeinem Verderben! Ich muß wiſſen, wie es um ihn ſteht.“ Sie eilte der Thüre zu; aber Urſula vertrat ihr den Weg. „Wo willſt du hin in dieſem aufgeregten Zuſtande? Was willſt du beginnen in dieſer allgemeinen Verwirrung in dunkler Nacht?“ — fragte ſie das Mädchen.

Auch die Mutter hing ſich an ſie und flehte: „Bleibe, Kind, und füge nicht zu alle dem Leide das größte, daß auch dir ein Unglück widerfahre! Gott wird ihn ja nicht verlaſſen! Er geht ja nicht auf unrechten Wegen, und Pankraz wird uns Nachrichten bringen.

Der Mutter Wort brachte Eliſabeth zur ruhigen Erwägung zurück, und gab ihrer Seele wieder die rechte Richtung. Ermuthigt erhob ſie das betende Auge nach oben. „Ja,“ ſagte ſie, „Gott wird ihn nicht ins Verderben gerathen laſſen!“ Ruhig in dieſem feſten Glauben kehrte ſie zu ihrem Sitze zurück, und es trat wieder jene Stille ein, die jedem Gemüthe Zeit ließ, in ſeiner eigenthümlichen Weiſe die Lage der Sachen anzuſehen und ruhiger Zuverſicht oder beängſtigender Sorge Raum zu geben.

Nicht lange aber ſollte dieſer Zuſtand dauern. Der unglückliche Tag ſollte vor ſeinem Hinabſinken zu ſeinen Brüdern, die geweſen, ein noch größeres Maaß der Trübſal über die ſchuldloſen Bewohner des Gotteshäuschens bringen.

Der Zeitraum einer kurzen halben Stunde war hinreichend geweſen, die Ereigniſſe geſchehen zu laſſen, die ſich ſo entſcheidend gefolgt waren.

De la Feuillade war nicht der Mann, der einen Plan leichtlich aufgab. Wenn auch der Kommandant den rohen Scherz der beiden Offiziere mißbilligte, ſo konnte er doch das nicht dulden, daß ſie ein Bürger mißhandle und ihre Soldatenehre beflecke. Auf dieſen Umſtand hin baute de la Feuillade ſeinen Plan, das Mädchen in ſeine Hand zu bekommen. Er ſtellte es dem Kommandanten ſo dar, als hätten die Bewohner des Gotteshäuschens frevelnd den Frevler verborgen, als ſei er von ihnen auch unterſtützt worden, als er Montbriſard die Mauer hinabgeworfen habe. Dieſer konnte das falſche Zeugniß nicht entkräften, weil Montbriſard bereits in den Tempelherrnhof getragen worden war, wo das Lazareth der Beſatzung hatte müſſen errichtet werden. Der meuteriſche Geiſt der Stadtbewohner wurde ihm ſo vorgeſtellt, daß am Ende der Kommandant ſelber daran glaubte, zumal von Seiten der Soldaten ſo viel als möglich ihre Schuld an den aufrühreriſchen Beſtrebungen verheimlicht und verdeckt wurde.

„So wurde es denn de la Feuillade nicht ſchwer, einen Verhaftsbefehl zu erwirken, der, mündlich ertheilt, um ſo mehr Macht in die Hand Deſſen legte, der ihn ausführte, als er jener Begrenzung entbehrte, welche wahrſcheinlich der ſchriftlichen Ausfertigung nicht würde gemangelt haben. Es lag aber nicht im mindeſten in Feuillade's Plan, die Verhaftung ſelber vorzunehmen. Schlau berechnete er, daß dieſer Umſtand ihn in des Mädchens Augen würde gehäſſig erſcheinen laſſen. Er wählte daher ſeinen Lieutenant zur Ausführung, und, da der Kummerhof keinen Raum mehr in ſeinen Verließen hatte, ſo beſtimmte er ihm das enge Gefängniß des Marktthorthurmes, um die zu verhaftenden Perſonen dort einzukerkern.

Ungeſäumt brach der Lieutenant auf, ſeinen Befehl auszuführen, und wenige Minuten ſpäter wurde der Frieden des Gotteshäuschens auf eine Weiſe erſchüttert, welche der getreue Chroniſt zu ſchildern kaum Worte finden kann.

Er ſagt, daß ein Offizier mit acht Mann in das Häuschen eindrangen und rückſichtslos die Stube der vielgeprüften Frau Dreis betraten. Mit rohen Worten und heftigen Drohungen habe er Alle, welche ſich in dieſer Stube befanden, herausgeriſſen und mit ſich fortgeſchleppt. Umſonſt, fährt er fort, ſeien alle Bewohner der übrigen Gotteshäuschen zuſammengeſtrömt und hätten fußfällig um Schonung der Unglücklichen gebeten. Frau Dreis aber habe ſie beruhigt; habe mit großer Glaubenskraft geſagt, es ſei dies eine neue Prüfung, die der Herr ihr ſende; ſie habe aber Glaubensmuth genug, ſie zu tragen, und habe die Hoffnung, der Herr ſchlage wohl, aber er werde auch wieder heilen; er beuge, aber erhöhe auch wieder und laſſe alle unſere Prüfungen ein ſolches Ende gewinnen, daß wir es könnten ertragen. Darauf habe ſie noch an zwei Worte der heiligen Schrift erinnert, an die: „Aus ſechs Trübſalen habe ich dich errettet und in der ſiebenten will ich dich nicht verlaſſen!" und: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erhören und du ſollſt mich preiſen." Zuletzt habe ſie Alle gebeten, ihrer in ihren Gebeten zu gedenken, und ſei darauf mit den Franzoſen von dannen gegangen nach dem Gefängniß.

Wehklagend hätten ſie, ſchließt der Chroniſt dieſen Tag, Alle bis zum Marktthorthurme begleitet. Selbſt der Wärter, der „hart daneben wohnete, in dem Hauſe, zwiſchen dem und dem Thurme vor der Treppe, ſo nach der Untergaſſe führet," habe unter heißen Thränen aufrichtigen Mitleides die Thüren des Gefängniſſes erſchloſſen und „alle Welt habe geſagt, niemals ſeien ſchuldloſere Gefangene in ſelbiges Gefängniß geſetzet worden."

Daß auch Urſula mit fortgeführt wurde, hätte, wäre nicht das Leid um Frau Dreis und das „herzliebe Kind" ſo groß geweſen, Freude bei Allen erregt, welche das Dach der Gotteshäuschen ſchirmte. Selbſt der Chroniſt verhehlt es nicht, daß ihr ſolch Ungemach wäre gegönnt worden, „ſintemal ſie eine böſe Sieben" geweſen ſei und ärger denn ein Drache, und citirt eine große Zahl Stellen aus den Sprüchen Salomon's und dem Buche Sirach, welche von böſen Weibern handeln und von dem traurigen Looſe, mit ihnen unter Einem Dache zu hauſen. Sie hatte ſich anfänglich wie eine Raſende geberdet; aber etliche unſanfte, handgreifliche Einreden, die einige Gewehrkolben an ihre beträchtlich langen Seiten richteten, beſaßen eine ſo ungemeine Ueberredungskunſt, daß ſie ſich alsbald ſo ſtille in ihr unerwartetes Geſchick fügte, wie Frau Dreis und Eliſabeth auch, wenn auch freilich andere Beweggründe bei ihr vorwalteten, als in der Seele dieſer frommen Dulderinnen.

Wie könnte aber die Ueberraſchung, der Schrecken und das Leid des alten Pankraz beſchrieben werden?

Gleich einem lauernden Iltis war er einhergeſchlichen, um eine Kunde zu erhalten; aber nur wenige Bewohner der Stadt wagten es, ihre Häuſer zu verlaſſen, um zu hören, was geſchehen ſei.

Nur der alte Vogel, der Stammgaſt im „Sterne," der, weil er mit den Wälſchen reden konnte, ihnen bekannt war, ſchlich unter ihnen herum und ſchnappte gierig jedes Wort auf, welches ſeinem Ohre zugänglich war. An ihn wandte ſich Pankraz. Er zog ihn bei Seite.

„Was gibt's?" fragte er, „du verſtehſt ja die verfluchten Pfalzvergifter, was ſagen ſie denn?"

„Sie reden von Einem, der einen franzöſiſchen Offizier die

Mauer herabgeworfen, daß er ein Bein und ein Gefach Rippen brach" — ſagte Vogel.

„Brav gemacht!" jubelte halblaut Pankraz; „hätt' er ihnen nur all' die Hälſe gebrochen."

„Still," raunte ihm Vogel ins Ohr. „Sie verſtehen deutſch genug, um zu wiſſen, daß du ihnen da keinen Segen wünſcheſt."

„Haben ſie denn den Flüchtigen gekriegt?"

„Nein," verſetzte Vogel; „das iſt es eben, was ſie raſend macht."

„Gelobt ſei Gott!" ſtieß Pankraz heraus.

„Willſt du ſtille ſein!" mahnte Vogel. „Aber es kommt mir faſt vor, als wüßteſt du mehr von der Sache, als ich. Wer iſt's denn?"

„Sei ſtille," ſprach Pankraz. „Es iſt Conrad Aichſpalter, meiner Schweſter Kind! Komm', laß uns nachſehen, ob ſein Kahn fort iſt; dann bin ich gewiß, daß er gerettet iſt, ſonſt nicht."

Die Dunkelheit begünſtigte die Unterſuchung der beiden Alten. Als Pankraz den ihm wohlbekannten Kahn nicht mehr fand, da hob er Augen und Hände zum Himmel und betete leiſe ein Dankgebet, wie es ſelten aus einer dankerfüllteren Seele zum Himmel ſtieg.

Er zog Vogel ſchnell zur Stadt zurück, und es war hohe Zeit, daß ſie kamen, denn die Franzoſen ſchickten ſich an, in die Stadt zurückzukehren. Es gelang Beiden noch, unbemerkt hineinzuſchlüpfen. Pankraz drückte Vogel's Hand, und während Erſterer die Treppe zur Seite des Krahnenthorthurmes hinauf eilte, um den Mauergang zu gewinnen, ſteuerte Vogel langſam die Krahnengaſſe hinauf, wo aus jedem Fenſter Fragen die Fülle an ihn gerichtet wurden, die er des Breiteren beantwortete.

Als Pankraz an dem Gefängniſſe des Marktthorthurmes vorüberging (denn der Mauergang führt gerade vorüber), ahnete ſeine Seele nicht, wer hinter der mächtigen Bohlenthüre ſchmachte; als er aber dem Gotteshäuschen ſich näherte und er das Wehklagen vernahm, welches von den Gotteshäuslern ausging, die noch immer gruppenweiſe auf dem Mauergange ſtanden, da überfiel ihn eine

Angſt, die ihm kaum weiter zu gehen zuließ. Der Athem ſtockte in ſeiner Bruſt und eine Ahnung ſagte ihm, daß das Elend aufs neue dort eingekehrt, wo ſchon ſo manche Thräne gefloſſen ſei.

Endlich langte er an, und das ganze Gewicht der erſchütternden Nachricht traf ihn. Nicht einmal der Umſtand, daß Urſula mit in Haft gebracht ſei, konnte ſeinen Schmerz lindern. Lange hatte der in manchem Leid ergraute Mann keine Thräne vergoſſen; aber jetzt weinte er wie ein Kind, und weinend ſchloß er die Thür und ſtieg mit ſeinem Lichtlein die Holztreppe hinab, und erſt, als bereits der Tag in Oſten die erſten Lichter entſandte, kam ein Schlaf der Ermattung über ihn, der, durch beängſtigende Träume geſtört, nicht einmal dem müden Greis Erquickung bereitete.

X.

Das trägt ſich leicht,
Was tief uns beugt —
Wenn des Gewiſſens Vorwurf ſchweigt.
Altes Kirchenlied.

So unerwartet der Schlag die Frauen des Gotteshäuschens getroffen, ſo behaupteten doch Eliſabeth und ihre Mutter den aus Gottvertrauen erwachſenden Gleichmuth in dieſer ſchweren Prüfung; allein ſo war es nicht bei Urſula.

Die Kolbenſtöße der Franzoſen hatten zwar dem Strom ihrer gallichten Beredſamkeit einen Damm entgegengeſtellt, den zu überfluthen Furcht vor der Wiederholung ſolcher Liebesgrüße abhielt; allein das war nur ein gewaltſames Niederdrücken ihrer inneren Seelenarbeit. In ihr kochte es um ſo wilder, je weniger ſie es wagen durfte, ſich einen entladenden Ausbruch zu geſtatten. Selbſt das Weinen und Wehklagen der Bewohner der andern Gotteshäuschen mehrte ihren Grimm; denn ihr galt die Trauer nicht; und ob ſie ſich gleich kaum verhehlen konnte, daß ſie eher das Gegentheil von dieſer Aeußerung der Theilnahme verdienen möchte, ſo wollte ſie ſich das doch nicht ſelber zugeſtehen, und ſehnte ſich nach dem Augenblicke, wo ſie ungeſtört ihren Zorn auslaſſen konnte.

Kaum war daher der Riegel der inneren, eiſernen Gefängnißthüre vorgeſchoben, kaum knarrte die äußere Thür in ihren Angeln, ſo überſtürzte ſie ſich in Flüchen und ſchmähenden Worten. Alle Welt empfing ſeinen Theil. Zunächſt waren es die Franzoſen, dann der pfälzer Landſchreiber, der ſich getreuer Unterthanen nicht annähme; ſodann die Gotteshäusler, welche ihre Liebesworte empfingen. Weiter kam Conrad an die Reihe, und zuletzt Frau Dreis und Eliſabeth, die ſie als die Urſache ihrer Gefangenſchaft ſchmähte.

Lange trugen es die beiden Dulderinnen; aber endlich war es zu arg, und Eliſabeth erhob ſich, der Alten einmal wieder ins ſchlummernde Gewiſſen zu reden. Sie hatte ſo oft den Sturm bedräuet, daß er ſich legte; ſie war ſo oft ſchon den Ausbrüchen raſender Wuth beſchwichtigend entgegen getreten, daß ſie es auch jetzt verſuchte, obwohl ſie ſich geſtehen mußte, daß ſie das böſe Weib nie in einem ſo gewaltigen Grad erzürnt geſehen. Auch diesmal gelang es wieder, und zwar mit ſo überraſchendem Erfolge, daß ſelbſt die Mutter ob der Macht erſtaunte, welche ihres ſanften Kindes ſanftes Wort über dieſe zorneswilde Seele errungen hatte.

Allmählig legten ſich die ſchäumenden Wellen des erzürnten Stromes, und es trat einige Ruhe ein. Als aber die an ihr weiches Bett gewöhnte Alte ihre langen Glieder auf die Holzpritſche legen mußte, da brach noch einmal der zurückgedämmte Strom los, und erſt als der Schlaf der Ermüdung der Zunge Ruhe brachte, wurde es ſtille.

Mit wunderbarer Ruhe fügten ſich Frau Dreis und Eliſabeth in ihr herbes Geſchick. Wußten ſie ja doch von keiner Schuld, der ſie das Gefängniß zuſchreiben konnten! — Nur Eins ſcheuchte die Ruhe von ihren Seelen, den Schlaf von ihren Augen — die Sorge um Conrad. Noch war ja der Zuſammenhang der Ereigniſſe ihnen völlig fremd; noch hatten ſie keine Gewißheit, was aus dem Armen, der ihretwegen litt, geworden ſei.

Um ihre geringe Habe bangte ihnen nicht; denn Pankraz und die Treue der übrigen Genoſſen der Gotteshäuschen bürgten ihnen für den vollſten Schutz. Vor den Folgen ihrer Haft hatten ſie auch keine Sorge; denn ſie waren ſich keines Unrechts bewußt, und das, was ſie hätte beängſtigen können, Feuillade's ſchändliche Abſichten, das ahneten ſie nicht. Ihr Gottvertrauen überwand allen Schmerz, alle Furcht. Ruhig legte ſich, nachdem ſie für Conrad und ſich ſelbſt gebetet, der Schlaf auf ihre Augen; obwohl das ungewohnte Lager diejenigen Eigenſchaften nicht im mindeſten beſaß, welche einen ſanften Schlaf herbeizuführen geeignet ſind.

Pankraz hatte kaum eine Viertelſtunde geſchlafen, als er durch einen wüſten Traum geweckt wurde. Er ſah Eliſabeth händeringend daſitzen und hörte ihre Wehklage um Conrad's Schickſal, das ihr unbekannt war.

Er ſprang von ſeinem ärmlichen Lager auf.

Eben färbte ſich der öſtliche Himmel roth. Auf der unglücklichen Stadt lag noch die Stille des Grabes. Raſch kleidete er ſich an, denn er erinnerte ſich, daß auf der Südſeite des Marktthorthurmes ſich eine ſchmale Lucke befand, die, obwohl ſie mit Eiſenſtangen wohl verſehen war, dennoch geſtattete, daß man mit den Gefangenen reden konnte, da ein Mauerfenſter faſt wider der ſüdlichen Seite des Thurmes ſich gegen den Rhein hin öffnete.

Ungeſäumt eilte er nun dorthin. Er rechnete dabei auf den Umſtand, daß die Thorwachen, weil ſie am geſtrigen Abend geſtört worden, hart und feſt ſchlafen würden.

So leiſe als möglich ſchlich er ſich über den Mauergang hin. Seine Vorausſetzung hinſichtlich der Wache trog ihn nicht. Es war in dem von Zinnen geſchützten Thurmgemache, worin ſich die Thorwache aufhielt, ſo ſtille, als ob keine Menſchenſeele ſich dort aufhielt. Als er gegen der Lucke war, warf er ein Kieſelſteinchen hinein. Eliſabeth wachte ſchon. Sie ahnete, daß das Steinchen von einer befreundeten Hand käme, und eilte an die Lucke, wo ihr in ziemlicher Nähe Pankraz's freundliches Geſicht entgegenlächelte. „Unſere Zeit iſt kurz,“ flüſterte er ihr zu, „und die Wände haben

Ohren, darum komme ich ſo frühe.“ Nun erzählte er ihr, was ſich mit Conrad und dem Franzoſen Montbriſard zugetragen; berichtete ihr, daß er glücklich allen Nachſtellungen entgangen und mit ſeinem Kahn entkommen ſei. Er ſagte ihr, daß er nun in Conrad's Häuschen ziehen werde, und dann eilte er eben ſo leiſe zurück, wie er gekommen war.

Eliſabeth ſank, als er weggegangen war, auf ihre Kniee, und brachte ihr Dankopfer Dem, der Conrad vor den Verfolgungen ſeiner Feinde gerettet hatte. Ihre Seele durchdrang eine hohe Freude. Mochte nun auch kommen, was da wollte, ſie fühlte ſich ſtark, es zu tragen.

Armes Kind, dir iſt noch völlig fremd der ſittliche Abgrund, in den eine Menſchenſeele fallen kann, die aller Religion ledig, aller edleren Grundſätze baar, nur der wilden Leidenſchaft Raum gönnt und, an keine Unſchuld, an keine Sittlichkeit glaubend, die eigene Verworfenheit in jedem Andern wiederzufinden meint.

Es war etwa um die neunte Stunde des Morgens, als die Riegel des Gefängniſſes raſſelten. Die Frauen vermutheten den Gefängnißwärter nahen zu ſehen, allein ſie täuſchten ſich.

Feuillade trat herein, und ſein Diener ſchloß hinter ihm die Thüre.

Mit heuchleriſcher Freundlichkeit nahte er. Seine Reden waren ſüß wie Honigſeim. Er bedauerte mit vielen Worten die Härte des Kommandanten, der um der Flucht eines Unwürdigen willen die Schuldloſen eingekerkert habe. Da er aber Beiſitzer des Gerichtes ſei, ſo hoffe er Gelegenheit zu finden, für ihre Befreiung zu wirken, — wenn — Eliſabeth dankbar ſein wolle, die er mit aller Gluth ſeines Herzens liebe.

Das Mädchen und die Mutter erſtarrten ſchier vor der Rede des Schändlichen. — Eliſabeth vermochte vor Ueberraſchung und innerer Empörung keine Sylbe zu reden; wohl aber nahm die Mutter das Wort mit aller Kraft ſittlich religiöſen Ernſtes und traf den Wüſtling mit gewichtigen Schlägen; allein das prallte Alles ab an ſeiner Unempfindlichkeit gegen das Sittliche und Reine.

Er lachte laut auf und meinte, das ſeien veraltete, ſpießbürgerliche Begriffe; übrigens müſſe ſie bedenken, daß er die Macht habe, das zu erzwingen, was man ihm gutwillig nicht gewähren wolle. Und nun ſprach er aus einem andern Ton, und nahte ſich Eliſabeth, um ihr ſeine Zärtlichkeit zu beweiſen. Wie fand ſich aber der Unhold getäuſcht! Das deutſche Mädchen ſtieß ihn mit einer Kraft zurück, daß er gegen die Wand taumelte.

Wüthend durch ſolches Zurückweiſen, ſchwur er, ſie durch alle Gewaltmittel, die ihm zu Gebote ſtänden, dahin zu bringen, daß ſie ſich ihm gerne überliefere.

Bis jetzt hatte Urſula geſchwiegen; aber jetzt riß der zarte Faden ihrer Geduld mit einem Mal entzwei.

„Wagt es,“ rief ſie, „wenn Ihr den Muth habt! Wagt es! Sie iſt die Verlobte Joſeph's, ſag' ich Euch, und wehe Euch, wenn Ihr einen Schritt weiter geht. Mir iſt mehr bekannt, als Ihr glaubt. Ich weiß den Weg nach Montroyal, wo Montal, Euer Feind, einen Arm hat, der bis dahin reicht, wo Louvois Euren großen König leitet.“ —

Feuillade erbleichte, als dies Weib dieſe Worte ausſtieß. Woher konnte ſie wiſſen, was nur Wenigen im Heere bekannt war? Deutete ſie auf Dinge, die nicht bekannt werden durften?

„Was willſt du, alte Hexe?“ rief Feuillade, einen Schritt zurücktretend.

„Soll ich es Euch ſagen, was in trunkenem Uebermuthe Ihr ſelbſt ausgeplaudert? Was Ihr mir ſelbſt geſagt? Soll ich ausplaudern, daß Ihr von mir ein Tränklein erkaufen wolltet, um Montal aus der Welt zu ſchaffen, der im Stande iſt, Eure Büberei aufzudecken? Denkt an Landau und geht hin, gedrückt von dem Gewichte deſſen, was ich weiß. Aber wagt Euch nicht wieder hierher.“

Feuillade erbleichte vor Wuth. Er ſah ſich in die Hand dieſes teufliſchen Weibes gegeben. Schwarze Gedanken gohren in ſeiner Seele. Sie mußte unſchädlich gemacht werden! Glatt wie ein Aal, der ſich in allen Richtungen windet, brach er plötzlich in eine helle Lache aus. Er zog Alles ins Komiſche, begann mit Urſula zu ſcherzen und entfernte ſich dann ſchnell; aber in ſeiner Bruſt gohr ein Haß, der kein Maß kannte.

Dieſes Weib mußte er mehr fürchten, als irgend Jemanden auf der Erde. Sie wußte Dinge aus ſeinem Leben, die ihn vor die Mündungen der Gewehre gebracht haben würden, ja noch mehr — auf das Schaffot. Und er ſelbſt hatte ſich in ihre Hand gegeben. Sein Gold ſollte ihren Mund ſchließen. Nun ſah er ein, daß dafür nur ein Schloß übrig war — das Grab. Wer ſtand ihm dafür, daß ſie das, was ſie hier geſagt, zur Lucke der Gefängniſſes hinausriefe? Sie freilaſſen — half nicht, wenn er nicht von dem Mädchen abſtehen wollte, und das kam ihm nicht in den Sinn.

Brütend über ſeinen ſchwarzen Gedanken, ſchritt er über den bedeckten Mauergang hin. Da begegnete ihm ein Korporal ſeiner Kompagnie, ein Auswurf der Hölle, einer der Brandmeiſter, die ſchonungslos und gewiſſenlos die Fackel in die Wohnungen der pfälziſchen Bürger geſchleudert, der zu Allem fähig war, wenn irgend ein Vortheil zu erringen ſtand.

Beide verkehrten lange und heimlich, und als endlich Feuillade's Börſe in des Korporals Hand glitt, war der Handel geſchloſſen, dem die Hölle ihr Siegel aufdrückte.

Unterdeſſen hatte Eliſabeth Urſula zur Rede geſtellt, wie ſie es wagen könne, ſie für Joſeph's Braut auszugeben und eine ſo frevelhafte Lüge auszuſprechen.

„Biſt du's denn nicht in deinem Herzen?“ fragte Urſula mit ihrer nichts achtenden Keckheit. „Ich habe es geſchworen, du ſollſt ſein Weib werden, und jedes Hinderniß werde ich beſiegen, ſo oder ſo.“ Sie machte eine ſeltſame Bewegung der Hand, und ihr Auge glühte in dunkelm Feuer.

Tief empört, richtete ſich das Mädchen ſtolz vor der leidenſchaftlich Erregten auf, legte die Hand aufs Herz und ſagte feierlich: „Und ich ſchwöre hier vor und zu dem Herrn, daß ich nie ſein Weib werde, und wenn alle Mächte der Hölle ſich mit Euch einigten. Er iſt der Sohn des Mörders meines Vaters — wir ſind auf ewig geſchieden.“

Das Wort ſprach Eliſabeth mit einer Kraft und einem Nachdrucke, daß es noch lange im Herzen wie im Ohr Urſula's nachklang. Sie ſtand wie eine Bildſäule da. Alle ihre Gedanken vergingen. Sie mußte ſich an die rauhe, feuchte Kerkerwand lehnen, ſo hatte ſie das Wort erſchüttert.

Und eine tiefe Stille trat ein und währte bis zur ſinkenden Nacht. Es war, als habe dieſe Erklärung Eliſabeth's die redſelige Zunge Urſula's gelähmt und überhaupt alle Kraft geraubt. Darauf war ſie nicht vorbereitet geweſen. Es war zu viel für ſie! —

XI.

Die Nacht, ſie hüllt in ihren dunkeln Schleier,
Den Edeln, wie das Ungeheuer,
Und beider Thaten hüllt ſie ein.

* * *

Als die Schüſſe knallten, ſprang Conrad in den Kahn. „Schießt nur!“ rief er lachend aus, „mein Ruder und mein Riemen bringen mich raſch aus Eurer Schußweite.“

Und ſo war es. Pfeilſchnell ſchoß ſein Kahn über die vom Hauch eines leiſen Abendwindes bewegte Fluth. An eine Gefahr war nicht zu denken, denn dem kühnen Fergen und Schiffer war jeder Quadratfuß Waſſerfläche auf dem Gebiete von Lorch bis Caub hinab ſo bekannt, wie der Raum ſeines kleinen Hauſes. Kaum hörbar ſtrich ſein Ruder die Fluth; kaum hörbar glitt der Kahn über des Stromes friedliche Fläche hin. In der Mitte des Rheins angelangt, brachte er durch einen tüchtigen Stoß den Kahn in das jenſeit liegende Fahrwaſſer, und pfeilſchnell ſchoß er nun gegen die Oſtſeite der Inſel.

Unterhalb Bacharach, zwiſchen dem ſogenannten „wilden Gefährte“ und dem Strudel der „Wirbellai“ liegt ein ſich langhindehnendes Eiland, von dem Landesherrn in jenen Tagen der Familie Heiles verliehen und daher „das Heileſen Wörth“ genannt.

Rings an ſeinen Ufern war ſie in jenen Tagen dicht mit Weiden und Erlen bewaldet, die ein faſt undurchdringliches Dickicht bildeten. Weit über die Ufer hinaus hingen die Weiden, und wer es erreichen wollte, mußte ſich unter ihnen hindurch winden, dabei aber ſich auf Gefahren gefaßt machen; denn leicht ſchleuderte eine zurückgedrängte und wieder die Freiheit gewinnende Weide durch ihre Federkraft Schiffer und Kahn in die ſtürmende Welle, die ſich, durch die Inſel im Laufe beengt, hier mächtiger durchdrängt.

Dem daherfluthenden Rhein entgegen thürmen ſich gehäufte Klippen, und ihr Daſein bedingt das Daſein der Inſel, weil ſie des Eiſes Macht brechen und das Anlegen des Sandes begünſtigen.

Etwas tiefer gegen die Mitte der Inſel ſteht ein Häuschen, eine Art von Pavillon.

Zu der Zeit, in welcher ſich die Begebenheiten, welche hier erzählt werden, zutrugen, lag das Häuschen ſo ziemlich in Ruinen, wenn es auch nicht völlig zerſtört war.

Im Jahr 1632 waren die Schweden bei dieſer Inſel über den Rhein gegangen. Guſtav Adolph leitete von der Höhe dieſes Häuschens aus den Uebergang, und hatte zu dem Ende ſchnell das Dach abdecken laſſen, ſo daß er frei hier oben ſtand und ſeine Befehle ertheilen konnte. Seit dieſer Zeit war auf das Gewölbe, welches das untere Geſchoß des viereckten Häuschens ſchloß, der Regen und alle Ungunſt der Witterung eingeſtürmt, und Niemand trug Luſt, das Dach wieder herzuſtellen, denn die Inſel war damals ſchier zu einer Tenne zertreten worden. Die Zeiten waren ſchlimm, welche der Periode voll Drangſal folgten. Die Familie Heiles war nach Heidelberg gezogen, und der alte Diener, welcher über ihre ſtattlichen Beſitzthümer die Oberaufſicht führte, hatte nicht die Thatkraft, welche nöthig geweſen wäre, das Alles wieder nutzbar zu machen, was mit dem breiten Fuße des Verderbens eine ſchwere Zeit zermalmt hatte, daher die Inſel einer Wildniß glich.

Auf dies Häuschen hatte Conrad ſein Augenmerk gerichtet. Niemand beachtete es, daher bot es ihm Obdach und Zuflucht. Unter den weit in den Strom hinaushängenden Weiden war ſein

Kahn ſo leicht zu verbergen, daß ihn ſelbſt das ſchärfſte Schifferauge nicht würde entdeckt haben. Mußte er länger hier weilen, ſo öffnete ihm das Niederthal einen leichten Weg, um, ebenfalls verborgen, nach Weiſel zu gelangen, wo er gewiß war, Lebensmittel zu finden.

Was ihn am meiſten drückte war die endloſe Langweile, eine Folge der völligen Unthätigkeit, zu welcher er verdammt war. Während des Tages durfte er nicht vor die Mauern des Häuschens treten, wollte er nicht von beiden Ufern her geſehen ſein, zumal die Weinbergpfade die Inſel ganz zu überblicken geſtatteten. Entweder innerhalb der Mauern, oder unter dem überhängenden Dickigt war ſein Aufenthalt. Oft ſank ſein Auge zu; aber dann konnte er die Nacht hindurch nicht ſchlafen, ſo weich auch ſein Lager von dürrem Graſe war, und die Phantaſie hatte dann einen Spielraum, den ſie mit voller Kraft ermaß.

So war in tödtlicher Langweile der Montag vorübergegangen. Er hatte die Kähne, die Schiffe, die Wanderer, die eilenden Wolken, die der Thalwind trieb, beobachtet, aber nirgends ein Wort von Eliſabeth vernehmen können, für deren Sicherheit eine entſetzliche Angſt ihn zu ergreifen begann! — Stellte er ſich die Umſtände einfach zuſammen, ſo erkannte er klar, daß ſie bloßgeſtellt war, und daß bei der Feindſeligkeit der Franzoſen das kaum ohne üble Folgen vorüber ging. Erwog er aber die Nachſtellungen der Offiziere und die Möglichkeit, daß ſie dieſe Gelegenheit benutzten, das ſchöne Mädchen in ihre Gewalt zu bekommen, ſo gerieth er in einen Zuſtand fieberiſcher Aufregung. War ſie nicht ſchutzlos? Durfte er ſie verlaſſen? Und doch, wie ſtand er ſelber? Ließ er ſich blicken, ſo fehlte vollends aller Beiſtand der Lieblichen, den er jetzt wenigſtens heimlich leiſten konnte.

Ja, das wollte er, wie groß auch die Gefahr ſein möchte. Das Wie aber lag noch im Zweifel, und daran zerarbeitete ſich ſein Geiſt.

Die Nacht kam endlich, in deren Schutz er hinüber wollte, das zu erkunden, was ihn mit tauſend Sorgen quälte; aber er wollte Wachen und Stadt erſt in die Arme des mitternächtlichen Schlafes ſinken laſſen, ehedenn er die Stadt beträte, wo ihm, wenn man ihn erkannte, der Tod gewiß war. Dieſe Angſt, dieſe Zweifel waren indeſſen zehnfacher Tod, und länger hielt er's nicht aus ohne Gewißheit!

Auch heute war der Himmel mit einer tiefliegenden Wolkenſchichte bedeckt, von der des Schiffers Kennerauge die Gewißheit genommen, daß ſie ſich als ſtarker Nebel auf Thal und Gebirge legen würde, wenn der Morgen nahe.

Er ſtand auf den Klippen vor dem Häuschen, wo kein Weidengebüſch die Ausſicht auf den Fluß und die Stadt mit ihren Thürmen und ihrer Burg verdeckte. So dunkel war die Nacht nicht, daß man nicht hätte beobachten können, was über der Fläche des Stromes vorginge.

Jetzt läutete es zehn Uhr. Der Strom trug die gewaltigen Glockentöne zu dem Jünglinge herüber, und ſie trugen ſeine Seele himmelwärts. Was er im Gebete heiſchte? O, Eliſabeth's Glück war es. An ſich dachte er ja kaum.

Die Töne verklangen. Tiefer ſenkte ſich die nebelige Wolkenſchichte. Nur noch matt flimmerten die Lichter von Stahleck herab, deſto heller die aus den Fenſtern der armen Stadt. Allmählig erloſchen auch die, und nur auf den Thürmen ſah man die Lohe der Wachtfeuer durch die Fenſter ihren gluthvollen Schein werfen. Es ſchlug elf Uhr auf dem Thurme von Sankt Peter. Sein ſcharfes Auge beobachtete, wie der Schein der Wachtfeuer trüber wurde. Auf dem Eckthurm, in deſſen mächtigen Gewölben Pulvermaſſen lagen, erloſch es zuerſt, dann auf dem Münzthorthurm, und ſo hielt es die Reihe, das Erlöſchen, bis endlich Alles todtſtille war und dunkel.

Zitternd vor Ungeduld ſtand er noch einen Augenblick, um ſich vollends zu vergewiſſern, daß Alles nach Wunſche ſicher ſei, ehe er zu ſeinem Kahn eile, ihn mit ſicherer Hand in die Fluth hinauszuſtoßen.

In dieſem Augenblick feſſelte ihn eine Erſcheinung außergewöhnlicher Art. Sein ſcharfes Ohr erkannte deutlich einen leiſen, ſehr vorſichtigen Ruderſchlag von der Stadt her, den eine kunſtgeübte Hand führte. Conrad ließ ſich auf ein Knie nieder und ſah ſcharf über die glänzende Linie hin, welche die Oberfläche des Waſſers bildete. Wenige Augenblicke ſpäter ſah er einen Kahn daher kommen, in dem mehrere Franzoſen theils ſtanden, theils ſaßen. Einer führte das Ruder ſo, daß man den erfahrnen Schiffer auf der Stelle erkennen konnte. Die Richtung des Kahnes ſchien auf die Inſel zu gehen.

Ha! Das gilt dir! ſagte Conrad zu ſich; aber er erſchrack nicht eben heftig, denn er kannte ſo ſichere Schlupfwinkel auf der Inſel, daß ſelbſt Solche, welche die Räumlichkeit genau kannten, ihn nicht würden gefunden haben.

Seine einzige Beſorgniß, die freilich ihn nicht unberührt ließ, wenn er an die Auffindung und Wegnahme ſeines Kahnes dachte, wurde indeſſen bald gehoben. Der fremde Kahn ſchnitt jetzt nicht weit vor dem Eilande quer durch, um das raſcher fluthende Fahrwaſſer zu erreichen. Die Ruder ruhten und überließen den Kahn dem Strome. Die Soldaten hoben eine weibliche Geſtalt auf, die im Kahne gelegen. Sie war ſehr groß. Wie ſie auch geknebelt war, ſie rang heftig. Man konnte ihre halberſtickten Laute hören. Bald aber übertönte ein teufliſches Hohngelächter dieſe Laute, und ein dumpfer Schlag ins Waſſer ließ den Einſamen erkennen, daß ſich die Fluth über der Unglücklichen für immer geſchloſſen, und im kühlen, feuchten Bette ſie den Todesſchlaf zu ſchlafen begonnen hatte.

Raſcher ſchlugen jetzt die Ruder in die Wellen, und bald war der Kahn gegen Bacharach hin wieder verſchwunden.

Conrad ſtand ſtarr vor Entſetzen. War auch Alles von der offenen Gewalt der Feinde zu fürchten, an ein heimliches Hinmorden dachte Niemand. Jetzt war das Entſetzlichſte vor ſein Auge getreten, was er je erlebt, was er nie gedacht, und im Innerſten ſeines Weſens rieſelte das Entſetzen mit Eiſeskälte. War indeſſen früher ſchon ſeine Angſt um Eliſabeth groß, jetzt wuchs ſie in rieſigem Maaß, und ohne weiter etwas zu überlegen, rannte er zum Ufer, löſte ſeinen Kahn, ſchob ihn hinaus in die Strömung und ſprang hinein.

Er trieb ihn mit kräftigem Ruderſchlag, um die gegen Caub gerichtete Spitze der Inſel; ſteuerte dann unter überhängenden Weiden bis gegen die Klippen, welche hier zwiſchen dem linken Ufer des Rheins und der Inſel liegen, durchſchnitt darauf den ſchmalen Arm des Stromes, welcher zwiſchen der Inſel und dem linken Ufer durchfließt, und gewann ſchnell einen ſichern Landungsort; denn auch hier wucherten Weiden im üppigſten Dickigt, und unter ihnen barg er den Kahn. Vor ihm lag nun die Niederung, in welcher die Bewohner der Stadt ihre Gärten haben, und die den unſeligen Namen „Ketzer“ trägt, weil hier einſt in jenen finſtern Zeiten der Kirche und unmenſchlicher Prieſtergewalt ein Armer den ſchrecklichen Feuertod auf dem Scheiterhaufen ſtarb, weil er mit den erſtarrten Satzungen der Kirche innerlich zerfallen war und ihn das Gewiſſen drängte, mit dem Munde Zeugniß von ſeiner Ueberzeugung zu geben. Schmale Wege, theils von Rebenſpalieren, theils von hohen Zäunen eingefaßt, führten gegen das nächſte Stadtthor, das an der Münze, in deſſen unmittelbarer Nähe die Gotteshäuschen liegen.

Conrad ſchlich, gebückt, durch dieſe Wege zur Mauer und, eng an dieſe angedrängt, gelangte er zu der Stelle, wo er in der vorigen Nacht herabgeklettert war. Das Hinaufklettern ging eben ſo gut und völlig unbemerkt von ſtatten. Leiſe ſtieg er die Treppe zur Seite des Fleiſchthörchens hinab, an Pankraz's Fenſter. Er klopfte. Alles war ſtill. Pankraz ſchlief in Conrad's Hauſe. Ein ſtärkeres Klopfen würde die Nachbarn geweckt haben. Er ließ daher ab und ſtand rathlos da. — Endlich kehrte er auf die Mauer zurück und ſchritt vorſichtig den Mauergang entlang bis zur Wohnung des Gefängnißwärters und Nachtwächters Arnold Fabian, welcher neben dem Marktthorthurme wohnte. Dort war Licht, das ſah er durch die Fugen des Ladens. Auf ſein Klopfen wurde ihm geöffnet.

Der Wächter prallte zurück, als er Conrad erblickte, denn er war ſein Jugendfreund und Spielgenoſſe, der ihn immer herzlich lieb gehabt, aber auch die Gefahr kannte, welcher er ſich jetzt ausſetzte.

„St!“ flüſterte Conrad, ſchob den Erſtaunten zurück in die Thüre, folgte ihm ſchnell und ſchloß ab.

„Woher kommſt du? Was willſt du hier, wo dein Kopf auf dem Spiele ſteht?“ fragte betreten der ehrliche Fabian.

„Stille, ſtille!“ entgegnete Conrad. „Sage mir nur, wie es um Eliſabeth und ihre Mutter ſteht!“

Sie waren in die Stube getreten, und da Fabian eben erſt die Mitternachtsſtunde geblaſen, hatte er Zeit genug, dem Freunde Rede zu ſtehen.

Aber welches Erſtaunen ergriff Conrad, welcher tiefe Schmerz, als er vernahm, was ſich ereignet hatte! Alles, auch das Betragen de la Feuillade's im Kerker theilte ihm Fabian mit.

Schmerz und Zorn theilten ſich in die Herrſchaft in ſeiner Seele! Allein wie ſollte er helfen? Wie ſie retten? Nirgends war ein Ausweg!

Verzweifelnd rang er die Hände. Erſt Fabian's ſanftes Zureden gab ihm einigermaßen ſeine Ruhe wieder.

„Sind ſie noch im Kerker? Sahſt du ſie?“

„Noch vor einer Stunde, als ich Urſula herausließ, ſagte ich ihnen eine gute Nacht,“ war Fabian's Antwort.

Conrad's Seele durchzuckte eine Ahnung. „Wurde ſie frei?“ fragte er ihn.

„Nein,“ ſagte Fabian; „drei Soldaten holten ſie zum Verhöre ab.“

„Und ſie iſt nicht wiedergekehrt?“ — fragte Conrad wieder.

„Nein.“

„Heiliger Gott! ſo iſt ſie es geweſen, welche die Mörder ertränkten, und vielleicht will Feuillade zunächſt an die alte Mutter, daß die Tochter ihm hülflos überliefert werde?“

Jetzt war der Schrecken und das Entſetzen auch an Fabian!

„In Wahrheit, Conrad,“ ſagte er, „mir war's unheimlich, als die Kerle mit den teufliſchen Geſichtern, ſo recht wie Henkersknechte, hereintraten und ſo grinzend lachten, als ſie Urſula wegführten.

Auch ſchien mir das kleine Pförtchen neben dem Zollthore, als ich vor einer Stunde vorüberging, nur angelehnt. Ich ſah nach, und es war dem ſo.“

„Haſt du es geſchloſſen?“ fragte Conrad eifrig.

„Nein; ich will's eben jetzt ſchließen, wenn ich Eins blaſe.“

„O dann laß es offen, ich flehe dich an, bis ich über Stock und Stein bin.“

Das verſprach Fabian, und da es kaum noch fünf Minuten vor ein Uhr war, nahm er ſein Horn, bat ſeinen Freund, ſich bis zur Wiederkehr zu gedulden, wo ihm dann die Freude werden ſollte, die Geliebte zu ſehen.

Conrad ſaß da in der ſtillen, einſamen Stube. Dort hing der Schlüſſel, nahe dabei waren Ketten, Stricke, Handſchellen, ein ſogenannter „polniſcher Bock“ und einige Werkzeuge milderer Folter. Der Gedanke, daß ſie davon zu leiden haben könnte, durchbebte ihn. Ueberhaupt wogten in ihm die mannichfaltigſten Gefühle. Rettungspläne tauchten auf und zerrannen wieder, wie bunte Seifenblaſen.

Noch nicht einmal hatte Fabian geblaſen, da kamen ungewiſſe Schritte den Mauergang her. Fabian's Thüre that ſich auf — jetzt die Stubenthüre — und de la Feuillade in völliger Trunkenheit ſtand vor Conrad.

Dieſer erſchrack und erbleichte, weil er ſich in der Hand ſeines Feindes ſah; aber ſogleich erinnerte er ſich, daß ihn der Franzoſe nicht kennen konnte, da er ihn wiſſentlich und in Beziehung zu jener ſchmählichen Niederlage in der Roſengaſſe nie geſehen habe. Das gab ihm die ruhigere Haltung wieder, ſofern eine ſolche in dieſem Augenblicke, dieſem Menſchen gegenüber, möglich war.

„Concierge,“ lallte der Trunkene, „aufmachen — Schlüſſel!“

„Ganz wohl,“ ſagte der Jüngling, dem in dieſem Augenblicke wunderliche Gedanken durch den Kopf raſeten.

„Du Mutter wegführen — Mauer werfen — laufen laſſen — c'est egal! — Ich — Tochter! Allons!“

Conrad zündete eine kleine Laterne an, nahm den Schlüſſel. Es gingen beide der nahen Thüre des Gefängniſſes zu.

In Conrad's Seele gerannen die wogenden Gedanken zu einem feſten Entſchluſſe. Mit jedem Schritte wurde er ſich klarer deſſen bewußt, was er in dieſem Momente, den ihm Gott geſendet, thun ſollte.

Sie kamen zum Gefängniſſe. Conrad, deſſen Hand noch vor einem Augenblicke gezittert, erſchloß jetzt feſten Griffes die Thür.

Er ſelbſt kannte die Räumlichkeiten dieſes Thurmes und des Gefängniſſes früher nicht. Jetzt aber ſah er vor ſich eine eiſerne Thüre, zu der ihm der Schlüſſel fehlte. De la Feuillade donnerte heftig, als er es wahrnahm.

„Allons, holen!“ rief er, und Conrad eilte hinweg.

Wieder trat er in die Stube Fabian's. Dieſes Mal ſtrahlte ſein Antlitz von innerer Freude. Raſch ergriff er den kleineren Schlüſſel und dann eine Hand voll Stricke, die er ſorgfältig verbarg, und in wenig Augenblicken war er wieder bei dem Franzoſen.

Dieſer merkte in ſeiner Ungeduld nicht, daß Conrad die äußere Thüre ſorgfältig innen abſchloß, dann aber erſt die eiſerne Pforte öffnete.

Ein Schrei wurde laut, als die beiden Gefangenen Conrad und ſeinen Begleiter erblickten.

„Seid ruhig,“ rief mit unterdrückter Stimme Conrad. „Die Stunde eurer Rettung iſt da!“

Während de la Feuillade auf das bebende, zweifelvolle Mädchen zutaumelte, warf ihm Conrad rücklings eine ſchnell geſchlungene Schlinge über, die, von rieſenkräftiger Fauſt gezogen, ihn des Gebrauches ſeiner Arme beraubte. Schnell war ſie feſt gemacht. Nun warf ihn Conrad nieder; riß der Frau Dreis die Schürze herab und umwand ihm den Mund, daß er nicht ſchreien konnte. Schnell, wie der Wind, waren die Stricke bei der Hand, ihn an den Füßen zu feſſeln, und ehe die beiden Frauen begriffen, was geſchah, zog ſie Conrad hinaus, löſchte ſeine Leuchte, ſchloß die Thüren ab und flüſterte ihnen zu: „Eilet nach dem Zollthore; ich folge ſogleich! Das Thürchen iſt offen!“

Darauf ſprang er zu Fabian's Thüre, ſchloß ſie ab, ſteckte auch dieſen Schlüſſel zu ſich und eilte den fliehenden Frauen nach.

Bald lag das Zollthor hinter ihnen und mit ihm die Stadt. Jetzt zog er ſie ans Ufer, hinter den ſchirmenden Hafendamm und lief zu einem dort an der Kette liegenden Kahne. Mit Hülfe des ungeheuern Gefängnißſchlüſſels ſprengte er einen bereits faſt durchgeſchliffenen Ring der Kette. Die Frauen ſtiegen hinein, und bald ſchwamm der Kahn auf den ſtillen Wogen des Stroms, und Niemand jenſeit der Mauern ahnete, was geſchehen war; aber Der, Der uns trägt in ſeiner Vaterhand, hörte die ſtillen Dankgebete, welche aus drei glücklichen Herzen mit aller Gluth und Innigkeit zu ſeinem Thron emporſtiegen.

Eine kurze Zeit ſpäter legte der Kahn am jenſeitigen Ufer an, und Conrad rief jubelnd aus: „Ihr ſeid gerettet!“

XII.

Das iſt der Sünde Lohn, daß inn're Qual,
Die nicht zu tilgen iſt, das Herz zerreißt,
Daß nirgends Troſt und nirgends Lind'rung iſt;
Und daß die Hölle ſchon hienieden brennt —
Im kleinen Raume, den „das Herz“ Ihr nennt.

Der raſche Gang der Begebenheiten nöthigt den Erzähler, ſeine lieben Leſer wieder zurück zu führen zu dem Sonntag Abend, deſſen Ereigniſſe bereits erzählt worden ſind.

Der Waibel des Saalſchultheißen blieb unendlich lange aus. Die Nacht mit ihren Schrecken kam und rückte alle die Thaten ſeines Lebens dem Saalſchultheißen ſo nahe, daß er ſich verzweifelnd in ſeinem Bette gebärdete. Und keine Seele war zu ſeinem Troſte nahe. Sein Sohn lag droben auf Stahleck im Kerker; ſeine Magd gab ihrem Buhlen ein Ständchen am Thore des Saals, und der Waibel war drunten in der Fleiſchgaſſe und drückte ſich an die Ecke des „Sterns,“ um die Entwickelung der Begebenheiten abzuwarten und zu Frau Dreis zu gehen; allein noch ehe er ſeinen Auftrag erfüllen konnte, ſah er ſie, Eliſabeth und Urſula in das Gefängniß abführen, und vernahm den lauten Jammer der Gotteshäusler. Das Alles konnte er ſich nicht reimen.

Er ſchlich deßwegen die Untergaſſe hin, und als er in der aufwärts nach der Obergaſſe ſtreichenden Krahnengaſſe nach Abzug der Franzoſen, laut reden hörte, geſellte er ſich zu Vogel, der dort den Zuſammenhang erzählte.

Es war ſpät geworden, als er in den Saal zurückkehrte. Er glaubte dem Alten eine erheiternde Kunde zu erzählen durch die Mittheilung deſſen, was er erfahren; aber wie täuſchte er ſich! Mit Zittern vernahm dieſer die ſchwere Prüfung der armen Wittwe. Er ſah ſie noch unglücklicher werden, als er ſie ſelber ſchon gemacht, und die Qual des Gewiſſens wurde nur noch geſchärft, noch geſteigert.

Er ließ den Waibel nicht von ſich, weil er in des Menſchen Nähe Troſt fand; allein bald vergaß er deſſen Anweſenheit; brach in laute Selbſtanklagen und Selbſtverwünſchungen aus, und der Waibel hörte zum erſten Male Dinge, die ihm das Blut erſtarren machten.

Spät erſt ſchlief, völlig erſchöpft, der Alte ein, und der Waibel dankte Gott, daß auch ſeine Folterqualen zu Ende gingen.

Kaum graute der Morgen, als ihn der Saalſchultheiß ſchon weckte.

„Rufe mir den alten Pankraz hierher!“ befahl er, „und dann meinen alten Freund Gilzer, doch zuerſt den Pankraz! Tummle dich!“

Abermals eilte der Waibel zu dem Gotteshäuschen. Alle Thüren waren zu, und als er endlich lange genug gepoltert, kam eine alte Frau, deren Wohnung neben an der der Frau Dreis lag, heraus, und ſagte ihm, Pankraz ſei in Conrad's Hauſe, ſie aber bewahre die Wohnung und Habe der armen Frau Dreis.

So machte ſich denn der Waibel dorthin auf den Weg. Pankraz ſah aus dem Fenſter, als der Waibel klopfte. Dieſer erſchrack vor den bleichen, kummervollen Zügen des alten Mannes; aber er richtete ſeine Botſchaft aus.

„Laß mich in Ruhe," ſagte Pankraz. „Ich habe nichts mit dem Manne mehr gemein, zu dem du mich rufſt."

„Mach' doch auf, Pankraz," flehte der Waibel, „daß ich dir ſage, wie es um den Alten ſteht."

Jetzt öffnete Pankraz die Thür, und der Waibel trat zu ihm ein.

Pankraz ſchüttelte den Kopf bedenklich, als ihm der Waibel die Lage des Saalſchultheißen erzählte. „Seine Stunden ſind gezählt," ſchloß der ſeine Erzählung. „Komm' mit, Pankraz, vielleicht daß er Böſes gut machen will durch dich."

Nach einigem Nachſinnen ergriff der Alte ſeine Mütze und folgte dem Waibel.

Es war ein Gefühl, das ihn innerlich durchſchauerte, als Pankraz in den Saal trat und die Wache erblickte, welche die Opfer der Franzoſen bewahren ſollte.

Es drückte ihm die Bruſt zuſammen, daß er kaum athmen konnte, als er die breiten Steinſtufen hinaufſchritt zur Wohnung des Saalſchultheißen, die er ſo gut aus früherer Zeit kannte. Jetzt trat er in das wohlbekannte Gemach, wo vor einem ſtarkverſchloſſenen Wandſchranke das Bett des Saalſchultheißen ſtand. Dieſer wandte Pankraz ſein entſtelltes Geſicht zu.

Der Waibel wollte ſich entfernen.

„Bleib' hier, Jeremias," ſprach immer noch halb lallend der Kranke; „du ſollſt Zeuge ſein deſſen, was ich thue. Pankraz," ſagte er, „ſetz' dich näher an mein Bett, das Reden fällt mir ſchwer."

„Ach, da innen," er deutete auf die Bruſt, „da innen brennt ein Feuer, das der Pater Xaverius nicht löſchen kann! Ich habe viel Uebels gethan. Am meiſten an der Frau Dreis." —

Pankraz wollte reden, denn es trieb ihn, dem Alten das Gewiſſen vollends zu wecken, da er noch nicht wußte, was er wollte. —

„Sei ſtille, Pankraz,“ fiel ihm der Saalſchultheiß in das Wort. „Ich weiß, was du ſagen willſt. Der Tod ihres Mannes liegt auf meiner Seele! O, daß ich die Todten erwecken könnte! Ach, Pankraz, bete für meine arme Seele! — Aber ich habe ſie auch arm gemacht, weil meine Rache für verſchmähte Liebe keine Grenzen kannte. — Ich habe ihr ein Kapital abgeſchworen! — Sie leidet jetzt, und ich kann es ihr nicht ſelber geben. Dir will ich es geben, daß du es ihr erſtatteſt. Du biſt ehrlich. Jeremias, kniee dich auf mein Bett. Oeffne den Schrank. Nimm das Päcklein heraus — dort — in der Ecke! So! — Gib es dem Pankraz. So! Pankraz. Es iſt das Kapital, ſammt den Zinſen bis auf den heutigen Tag! Ach, wie wird mir?“ rief der Kranke plötzlich und ſank zurück. „Mein Sohn! Mein Sohn!“ das waren ſeine letzten Worte. Der Tod hatte ſein unverkennbares Siegel auf das Antlitz deſſelben gedrückt, der Schlag wiederholt.

Pankraz faltete ſeine Hände und betete laut: „Herr, ſei dem armen Sünder gnädig!“

Darauf ging er hinaus, und der Waibel ſchloß ſchnell die Thüre, um den alten Gilzer herbei zu rufen.

Als Gilzer kam, war Pankraz längſt mit ſeinem Schatz in Conrad's Hauſe. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, denn der Sack war ſehr ſchwer. Er öffnete ihn, und ſogleich fiel ihm ein Blatt in die Hand. Mit zitternder Hand ſtand darauf geſchrieben: „Fluche mir nicht! Vergib, wenn du kannſt! Was über die Zinſen und das Kapital iſt, das ſei für die Ausſteuer deines Kindes. Möge Gott dir deine Leiden alle in Freuden verwandeln und mir vergeben! Molina.“

Pankraz's Auge wurde feucht. Er band den Geldſack zu, ſtieg hinab in den Keller und barg ihn ſorglich unter einer der Schieferplatten des Bodens. Darauf eilte er hin zum Marktthorthurme, den Frauen die Botſchaft zu bringen. Es war noch früh am Tage.

Schon von ferne ſah er einen großen Menſchenhaufen an der Thüre des Gefängniſſes ſtehen. Neue Angſt ergriff ſein Herz.

Sollte hier ſich wieder neues Elend ereignet haben? Ach, war deſſen ja doch ſchon ſo viel! zu viel! — Er eilte, ſo viel er vermochte, denn die ſtete Unruhe und Anſtrengung der letzten Tage hatte ihn mächtig erſchöpft, daß er's kaum ſo länger ertragen konnte.

„Was gibt's denn hier?“ fragte er die zunächſt ſtehenden Leute.

„Weißt du's denn noch nicht?“ fragte der alte Vogel. „O, das iſt in alle dem Elende doch einmal eine luſtige Geſchichte! Letzte Nacht kommt der Conrad zu dem Fabian“ —

„Das lügſt du in deinen Hals hinein,“ rief Pankraz. „Wäre Conrad hier geweſen, er würde gewiß zu mir gekommen ſein!“

„Hört 'mal den alten Narren!“ lachte der Vogel. „Er meint, der prächtige Burſche ſolle ſich noch ſolch' einen alten Hemmſchuh einhängen, wenn er einen ſo ſchönen Streich machen will! Das wäre klug geweſen, meiner Treu!“ Die Leute lachten, wenn auch nicht, wie ſie gerne gewollt, denn es waren noch Franzoſen in der Nähe.

„So rede denn!“ rief Pankraz, deſſen Neugierde von Minute zu Minute wuchs. Der Freude konnte er ſich eben noch nicht hingeben, weil er die Geſchichte noch nicht kannte.

„Nun,“ fuhr Vogel fort, „der Fabian geht ſeine Stunde zu blaſen, es war etwa um Eins dieſe Nacht, — und der Conrad bleibt in ſeiner Stube. Als der Fabian wieder kommt, iſt ſeine Thüre verſchloſſen und der Schlüſſel fort.“

„Was?“ rief Pankraz — „du wirſt doch nicht ſagen wollen“ —

„Der Fabian,“ fährt Vogel fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, „ahnet nun etwas und eilt auf die Hauptwache; aber der Offizier fehlt, der Herr Marquis de la Feuillade, der ſaubere Finke! Sie ſuchen ihn im „Stern“ — er war fort; in allen Wirthshäuſern — er iſt nirgends. Nun wird's dem Kommandanten gemeldet. Der kommt nach einer Stunde ſelbſt und hört des Fabian's Erzählung an, dem's auch nicht zu Muthe war, wie dem Pfaff am Oſtertag. Item, der Kommandant iſt ein Menſchenfreund, das wiſſen wir Alle, der uns Vieles abwendet, wenn er kann. Er tobt nur über den Offizier, der die Wache verlaſſen in einer Stadt in Feindes Lande — denn im Dienſte verſteht er keinen Spaß. Endlich geh'n ſie mit einem herbeigerufenen Schloſſer zu Fabian's Haus; brechen's auf und richtig! — die Gefängnißſchlüſſel ſind fort! Jetzt geht's ans Gefängniß. Da raſt Einer drin wie beſeſſen. Auch dieſe beiden Thüren bricht der Schloſſer auf, und ſiehe da! — Was meinſt du?“ —

„Weiter! weiter!“ rief Pankraz, und faßte Vogel's Hände, denn er zitterte vor Ungeduld.

Der labt ſich einen Augenblick an ſeiner Spannung und ſagt dann: „Die Vögelchen waren fort, das Neſt leer, nur der Herr Marquis de la Feuillade wälzte ſich auf der Erde herum, gebunden an Händen und Füßen, und um den Mund eine Frauenſchürze gewickelt, jedoch ſo, daß er nicht erſticken konnte. Ein paar Donnerworte des Kommandanten gebieten, ihn der Stricke zu entledigen, aber an Freiheit iſt nicht zu denken, denn er muß in dem Gefängniß in Haft bleiben, wo Eliſabeth und ihre Mutter geſchmachtet. Ehe jedoch der Tag grauete, wurde er fortgeſchafft nach der Moſel, wo er ſeine Schande verbergen mag hinter den Wällen von Montroyal, ja man munkelt, er werde erſchoſſen werden, was ihm gebührte.“

„Und Frau Dreis und Eliſabeth?“ fragte Pankraz.

„Sind gerettet,“ entgegnete Vogel; „aber wo — das weiß Gott. Hoffentlich weit genug, daß ſie der Arm der Verfolgung nicht erreichen kann!“

Pankraz hatte genug gehört, um einen Dankesblick nach oben zu richten. Er verließ den Ort, wo er geſtanden, und eilte heim.

Wie er ſich inniglich der Rettung freute für die beiden Dulderinnen, ſo freute er ſich auch des Retters und ſeines tapfern Sinnes, aber auch der neuen Fortſchritte, die er gewiß in der Achtung und Liebe Eliſabeth's gemacht haben würde.

Wie innig dankte der Greis ſeinem Gott für die glückliche Rettung ſeiner Lieben! Wie war ſeine Seele voll Freude! Hätte er nur noch gewußt, wo ſie ſeien, ſein Glück wäre vollkommen geweſen.

XIII.

Wo der Zerſtörung Mächte walten,
Da ſinkt das Glänzendſte in Staub;
Da wird, was groß und ſchön geweſen,
Schnell der Vernichtung ſich'rer Raub.
* * *

Mehrere Tage waren vorüber gegangen unter dem Drucke dumpfer Angſt für die arme Stadt und ihre Bewohner und unter einer etwas Außerordentliches verkündenden Unruhe unter den Franzoſen, ohne daß man jedoch wußte, was ſie ſo unruhig mache und die ſeltſamen Vorkehrungen zu bedeuten hätten. Mächtige Pulvervorräthe wurden aus den Gewölben des nordöſtlichen Eckthurmes der Stadt, gegen den Rhein zu, und unter dem „Zehntenthore“ gelegen, auf die Burg Stahleck geſchafft, eben ſo in den dem Zehntenthore zunächſt ſtehenden ſpitzen Thurm und jenen am Kühlberg, über der pfälziſchen Kellnerei. Die Kranken und Verwundeten wurden aus dem „Tempelherrnhofe“ neben der Kirche und dem „Apoſtelhofe,“ welcher der Apoſtelkirche in Köln zu eigen war, und der auch als Lazareth gedient hatte, auf weichgebettete Wagen geladen und nach Montroyal an der Moſel abgeführt. Alle Vorräthe der Burg, alle Geſchütze, ſelbſt die Bagage der Soldaten, zogen deſſelben Wegs in langer Reihe.

Niemand wußte, was es zu bedeuten habe, aber entſetzliche Ahnungen erfüllten die armen Bürger. Was man ſo ſehr gefürchtet, nämlich, es möchte über die gefangenen Bürger ein ſchweres Gericht gehalten werden, es bewährte ſich nicht, weil, wie es ſchien, der Kommandant es nicht wollte.

Mitten in dieſen grauenvollen Vorbereitungen hallten die Glocken ſchauerlich zuſammen zur Leichenfeier des Saalſchultheißen.

Hinter dem Sarge ging bleich und ſichtlich tief erſchüttert Joſeph neben Gilzer. Noch war ſein Kopf verbunden. Der Kommandant hatte ihn frei gelaſſen unter der Bedingung, daß er nach dem Leichenbegängniß die Stadt verlaſſe.

Als in der Umgebung von Sanct Werner die Leiche eingeſenkt war, kehrte er mit Gilzer und den Wenigen, die der Leiche gefolgt waren, zum Saale zurück, übergab Gilzern die Bewahrung ſeiner Habe und ſtieg dann am Ufer in einen Kahn. Bis zum Kahne begleiteten ihn Gilzer und Emmerenzia, ſeine Tochter. Von dem Hügel der Linde am Fleiſchthore winkte ſie mit ihrem Tuche, ſo lange ſie den Kahn ſah, und erſt, als dieſer hinter dem „Heileſen-Wörthe“ verſchwand, kehrte ſie mit ihrem Vater heim; während Joſeph gen Caub ruderte, dort ſo lange zu bleiben, bis ihm die Rückkehr würde geſtattet werden.

Aus dem hinteren Pförtchen von Lorchhauſen ſchritten an dieſem Morgen drei Perſonen. Sie bogen in den Pfad ein, der zu der Höhe hinaufführt, welche Bacharach überſchauen läßt. Es war eine betagte Frau, ein engelſchönes Mädchen und ein blühender Jüngling in einfacher Schiffertracht, die Frauen im ärmlichen Gewande.

Der Jüngling ſtützte die betagte Frau, als ſie die Höhe hinauf ſtiegen.

„Es iſt doch ſeltſam, Conrad,“ ſagte die Frau zu ihrem Führer, „mir wird allemal wohl, wenn ich die Mauern meiner Vaterſtadt ſehe. Wüßten wir nur, wie es drüben ſteht; aber die Verbindung iſt aufgehoben. So müſſen wir uns gedulden bis zu beſſeren Tagen.“

„Wie wird's ſtehen?“ ſagte Conrad und ſah wehmüthig nach der Stadt. „Glaubt Ihr, Frau Dreis, daß es beſſer geworden? Ich zweifle ſehr, und ein dunkles Vorgefühl, das mich unausgeſetzt verfolgt, ſagt mir, daß der armen Stadt noch Schlimmeres bevorſtehe. Wüßte ich nur, was aus Fabian gew[illegible].“

„Du haſt ja den Schlüſſel der ei[illegible] Thür abgezogen,“ ſagte Eliſabeth, und blickte ſo mildlächelnd [illegible] Conrad auf, daß ihm das Herz voll Freude wurde. „Auch wird ja der Franzoſe, der völlig nüchtern geworden ſein mag, ſchon ſagen, es ſei ein Anderer geweſen, der ihn geknebelt, als der ſchmächtige Fabian, der ſo dürre wie ein Schneider ausſieht, und das wohl nicht fertig gebracht hätte.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Conrad. „Nun, Gott wolle Böſes von ihm ferne halten; aber ich konnte nicht anders handeln, und wäre es ſo nicht gekommen, ſo wäret Ihr wohl noch in der Gewalt der Franzoſen.“

Beide Frauen falteten ſtill ihre Hände und blickten gen Himmel. Sie erreichten nun bald die Höhe. Vor ihnen lag die Stadt, angelehnt an den Schloßberg und die Vogtswieſe, ſo ſtille, ſo friedlich, als beherberge ſie nicht ſo namenloſes Leid und Weh'.

Beiden traten Thränen in die Augen bei dem Gedanken an dieſen Zuſtand, der äußerlich ſo friedlich, innerlich ſo zerriſſen war.

Da klangen die Glocken herüber.

„Das gilt Einem, der vollendet hat ſein mühſam Tagewerk,“ ſagte Frau Dreis, und ihre Stimme wankte. „Sei ihm gnädig, Herr,“ ſagte ſie, ihre Hände faltend, „wer er auch ſein möge, vergib ihm ſeine Schuld!“

Ach, ſie ahnete nicht, daß ſie für den gebetet, der ihr Lebensglück zertreten hatte!

„Wohl dem,“ fuhr ſie fort, „der vollendet hat! Wann wird dann mein Stündlein kommen?“

„Ach, Mutter, redet ſo nicht!“ flehte das weinende Mädchen. „Was ſollte aus mir werden?“

„Kind,“ ſagte die Mutter, „es muß einmal geſchieden ſein; du mußt das ſchon gewiß erwarten, und je eher du dich darauf vorbereiteſt, deſto beſſer iſt es für dich. Wenn du aber angſtvoll fragſt, was ſoll aus mir werden, ſo thuſt du Unrecht mit ſolcher Frage. Du biſt jung.“

„Ach, Frau Dreis,“ hob bebend und erbleichend der Jüngling an, „Eliſabeth wird nicht verlaſſen ſein!“

Mit Mühe brachte er dieſe Worte heraus; denn es war ihm, als ſei ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt.

[illegible] erröthete und blickte unter ſich. Sie fühlte, es nahe eine Stunde, vor der ſie zwar nicht gebebt, ſeit ſie Conrad's treue

Seele, ſeine innige Liebe kennen gelernt, und jenes Gebilde ſüßer Träume aus einer harmloſen Jugend, wie eine ſchimmernde Seifenblaſe zerronnen war; aber vor der dennoch ihr jungfräuliches Gefühl erſchrack. Sie wußte wohl, wie gut ihm die Mutter geworden; darum erglühte ſie jede Sekunde mehr und wandte das heiße Geſicht gegen Lorch, daß es der Thalwind kühle.

„Ich —“ fuhr ſtotternd der befangene Conrad fort — „ich — würde gerne Alles mit ihr — theilen, und —“

„Ich weiß, was du ſagen willſt, Conrad,“ ſprach die Mutter, „das beruhigt meine Seele.“

Conrad ſah ſie ermuthigt an. Er ſagte: „Ich habe längſt Etwas auf dem Herzen, Frau Dreis. — Ihr wißt — wie lieb ich Eure Tochter habe. — Ich wäre der Glücklichſte auf Erden — wenn Eliſabeth — mein Weib würde.“

Die Mutter blickte in das Antlitz des Jünglings, dem es nun unendlich leicht war, daß er dieſe Worte glücklich herausgebracht.

Sie lächelte. „Ich weiß es, Conrad,“ ſagte ſie, „und wenn Eliſabeth ihr Herz dir gibt, ſoll mein Segen nicht fehlen.“

Conrad zitterte vor Freude.

Noch immer ſtand das Mädchen mit dem glühenden Antlitz abgewendet. Einen Blick warf ſie hinab auf die Stadt, es war der Scheideblick für Joſeph und — kein Seufzer begleitete ihn.

Conrad ergriff ihre Hand. Sie zitterte nicht mehr. Sie ließ ſie in der ſeinigen ruhen. Sie hatte abgeſchloſſen mit der Vergangenheit und ihr feſter, heiliger Wille ſtand feſt.

„Eliſabeth,“ ſagte mit ſo ſüßem, herzinnigem Tone der Jüngling, „haſt du gehört, was die Mutter ſagt?“

Sie wandte ſich mit lächelndem Geſichte zu Conrad. „Ich hab's gehört,“ ſagte ſie feſt.

„Willſt du mein Weib werden, Mädchen?“ fragte er, und drückte wärmer die kleine Hand.

Sie ſenkte das Haupt und ſagte leiſe: „Ja!“

Da jubelte der Jüngling: „O ich Glückſeliger!“ und zog ſie an ſeine Bruſt und küßte die friſchen Lippen, und ſie litt Alles —

ja, er fühlte auch ihren Kuß. Und vor die Mutter traten ſie dann, und ſie legte ihre Hände ineinander und ſegnete ſie.

Lange ſaßen die Glücklichen bei einander und ſahen nicht, was drüben verging.

Aus den Thoren der Stadt nämlich ſah man ſchaarenweiſe die Einwohner herausſtrömen, beladen mit ihren Betten und ihrer beſten Habe. Einige trugen es auf die abgeflachte Höhe des Kühlbergs, Andere auf die Höhe der Wolfskaut. Noch Andere legten ihre Bündel auf die Bleiche oberhalb oder in die Gärten und auf das Rollgeſchiebe, das das Ufer im „Ketzer“ deckt. Schnell eilten ſie zurück, und wieder ſah man ſie kommen, und fort und fort erneuerte ſich daſſelbe Schauſpiel. Die Frau Dreis nahm es zuerſt wahr, denn die Verlobten hatten nur Augen und Ohren für ſich.

„Seht doch,“ rief Frau Dreis plötzlich, „was iſt das?“

Jetzt blickten auch ſie hin.

„Allmächtiger Gott!“ rief Conrad, „ſie ſtecken die Stadt an, und die Bürger retten ihre Habe, wer wird für uns ſorgen?“

Kaltes Entſetzen lähmte ſie Alle.

Da that's auf Stahleck einen Knall, daß die Berge zitterten. Starr ſahen die Vertriebenen dorthin. Eine Dampf- und Staubwolke hüllte die Burg ein. Als ſie ſich verzog, war der Hauptthurm, der ſtolze „Frit der Burg,“ verſchwunden; aber eine Flammenſäule ſtieg aus dem Innern der Mauern empor, die bis zum Himmel reichte.

Bald erfolgte ein zweiter Knall, und der Thurm gegen das „Steeger Thal“ ſtürzte praſſelnd zuſammen.

In immer kürzeren Zwiſchenräumen folgten ſich die entſetzlichen Schläge, und in wenigen Stunden ſtand von Stahleck nur noch ein Haufen von Mauern, an denen die zum Gluthmeer gewordene Flamme leckte, innerhalb deren ſie aber Alles verzehrte, was ihrer Gier zur Speiſe dienen mochte.

Alle Drei ſaßen ſtarr vor Schrecken da. Zu ihren Füßen ſtanden die Bewohner des Dörfchens und ſchauten dem Schauſpiele der ſchrecklichen Zerſtörung zu.

In den Zwiſchenräumen der furchtbaren Schläge der Minen trug der zum Sturme gewordene Wind die lauten Wehklagen der armen Bewohner herüber zum Ohre der ſchier Bewußtloſen, die hier die Zerſtörung ihrer Vaterſtadt mit anſehen mußten, und doch, wie gebannt an die Stelle, nicht weg konnten, wie ſehr auch der Anblick ihr Herz zerriß. Jetzt that es wieder einen Schlag, daß alle Drei die Erde unter ſich beben fühlten.

Es war der Pulverthurm am nordweſtlichen Ende der Stadt gegen den „Ketzer“ hin. Ihm folgte der „Spitzethurm,“ deſſen Trümmer weit über die Weinberge hinflogen bis zu der Roſengaſſe. Der Thurm am Kühlberge war der letzte, deſſen Trümmer, weil die Mauer außerordentlich dick und feſt war, nur wenige Schritte weggeſchleudert wurden.

Aber — wer malt ihr Entſetzen, als nun aus den Spitzdächern aller Thürme der vordern Stadtſeite die Flamme aufſtieg. Conrad ſprang auf und ſchlug die Händze zuſammen.

„Ich muß fort, ich muß helfen,“ rief er, und wollte hinabeilen.

„Nimm uns mit, verlaß uns nicht!“ flehten die Frauen.

Da hob Conrad die Mutter auf ſeinen Arm, wie die Wärterin das Kind, und Eliſabeth reichte er die von Angſt zitternde Hand, und ſo ſchnell, als das von der Angſt auch und noch mehr erſchütterte Mädchen vermochte, eilte er hinab, durch das Dörſchen hindurch, an das Ufer.

Ob ihm Gefahr drohe, daran dachte er nicht mehr.

Als er an das Ufer kam, ſetzte er die Wittwe Dreis nieder.

„Männer!“ rief er den Bewohnern zu, „wollt ihr hier müßig ſtehen, wo das Elend dort drüben die Armen erdrückt und das Feuer Hab' und Gut zerſtört? Auf! Die Nachen los! Helft retten, was noch zu retten iſt!“

Wie ein elektriſcher Schlag traf das die Winzer und Schiffer des Dörſchens Lorchhauſen.

Nur von Einem Gedanken beſeelt, ſtürzten Alle dem Ufer zu, die Kähne wurden losgekettet, und bald ſchwamm die kleine Flotte hinüber.

„Gut, daß du kommſt,“ rief Pankraz, der bei einem Haufen Habe auf der Bleiche ſaß. „Ich halt's hier nicht mehr aus. Bleibt hier, Mutter Dreis, bleib' hier, Kind, deine und Conrad's beſte Habe liegt hier. Wir eilen zu retten.“

Und dahin eilten die Männer.

Kein Franzoſe war mehr in der Stadt.

Menſchlicher als ſeine Befehle war der edle Kommandant, deſſen Namen der Chroniſt der Gotteshäuschen leider nicht aufgeſchrieben hat. Es war ihm befehlen, die Stadt zu plündern und dann niederzubrennen; Stahleck zu zerſtören, nebſt allen Thürmen und Befeſtigungswerken der Stadt. Dem genügte er nur theilweiſe. Die Burg ließ er ſprengen, eben ſo einige Thürme. Die übrigen ließ er ausbrennen. Kein Theil der Stadt wurde in Aſche gelegt, als die Wohnungen, welche vom Pulverthurme bis herauf zum „Zehntenthorthurm“ und bis zum „Münzthorthurm“ und zu dem Gebäude der „Münze“ reichten. Die Thürme brannten aus, ohne daß das Feuer weiter um ſich griff. Als die Thürme brannten, zogen die Franzoſen ab.

Zu dem brennenden Stadttheil eilten die Männer. Nach raſtloſer Anſtrengung gelang es, dem Feuer Einhalt zu thun, jedoch war dies erſt am andern Morgen ganz bewerkſtelligt, und mit leichterem Herzen zogen die Geängſteten in ihre Wohnungen wieder ein. Zwar war hin und wieder von den Franzoſen geraubt worden; da ihnen aber wenig Zeit übrig blieb, ſo war es nur wenig, und nur die reichſten Häuſer hatten gelitten.

Frau Dreis und Eliſabeth waren wieder in ihr ſtilles, heimliches Gotteshäuschen zurückgekehrt, und gedachten nicht ohne Wehmuth des ſchrecklichen Endes ihrer Hausgenoſſin Urſula, deren entfernte Verwandte ihre Habe erbten.

Pankraz aber blieb noch in Conrad's Hauſe, bis dieſer todtmüde von der Brandſtätte heimkehrte.

Ach, wie glücklich war der Greis, als er aus ſeinem Munde vernahm, Eliſabeth ſei ſeine Braut!

Wie gerne hätte er ihm geſagt, daß ein Mahlſchatz von ihm verborgen worden ſei, aber er ſchwieg, weil er eine größere Freude zu machen hoffte, wenn er erſt am Hochzeitstage ſein Geheimniß offenbare. Dieſer war ſo nahe nicht.

Eliſabeth wollte ein Brautjahr, wie es die alte Pfälzer-Sitte heiſchte, und Conrad mußte ſich darein fügen.

Frau Pfaff koſtete ſeine Verlobung einige Thränen; als aber ein Anderer um die hübſche, wohlhabende Wittwe freite, da ſäumte ſie nicht, ihr Jawort zur rechten Zeit zu geben und ſich über Conrad's Verluſt zu tröſten.

Joſeph war von Caub aus gen Köln gereiſt. Saalſchultheiß zu werden, war ſein Wunſch; aber er gewann ſein Ziel nicht; vielmehr faßte er den Entſchluß, die Stätte ſeiner Kindheit zu verlaſſen und in der alten Stadt Köln ſich niederzulaſſen. Als er das ſeinem künftigen Schwäher ſchrieb, war es ihm alſobald nach Wunſch. Er verkaufte ſein Haus und ſeine Güter, und als Alles bereit war und der neue Saalſchultheiß bereits vom Saale Beſitz genommen, kam Joſeph und holte Emmerenzia und ihren Vater ab, und in Köln feierten ſie ihre Hochzeit.

Er ſah Eliſabeth nicht wieder. Warum? — der Chroniſt berichtet, Pankraz habe eine lange Unterredung mit ihm gehabt, die ihm leider die Augen vollends geöffnet habe, und der Waibel habe Alles ihm mitgetheilt, was der alte Saalſchultheiß auf ſeinem Todesbette geſagt, worauf er ſehr niedergeſchlagen geweſen ſei. Auch den „Saal“ betrat er nicht wieder, und erſt als die Stadt ſeiner Geburt hinter ihm lag, ſei ihm das Herz wieder leicht geworden.

Die Schiffer, die ihn und ſeine Braut gen Köln ſchifften, ſagten ſpäter, er habe viel geweint, und ſein Blick habe lange, ja ſo lange, als er es habe ſehen können, auf dem Gotteshäuschen geruht.

Es ſei ihm, wie man erfahren habe, dort ſtets wohl gegangen, ſetzt der Chroniſt hinzu, und er habe den Ruf eines rechtlichen Mannes behalten bis an ſein Ende.

Das Brautjahr ging endlich zu Ende. Unter den Segensgebeten der glücklichen Mutter legte der Geiſtliche die Hände der Glücklichen zuſammen, und der alte Pankraz ſtand weinend dabei und ſeine Gebete geſellten ſich zu denen des Mutterherzens.

Und als ſie nun in Conrad's Häuschen glücklich zuſammen ſaßen, da hob Pankraz ſeinen Schatz und legte ihn vor die Glücklichen hin.

Als aber die Mutter Dreis die Zeilen las, von der zitternden Hand des alten Saalſchultheißen geſchrieben, da betete ſie noch einmal, wie dort auf der Höhe von Lorchhauſen, als ſie, ohne es zu wiſſen, daß es ihm gelte, ſein Grabgeläute gehört: „Herr, ſei ihm gnädig und barmherzig!"

Pankraz zog zu den jungen Eheleuten und der Mutter, und andere Arme wanderten in die leer gewordenen Räume des Gotteshäuschens; aber der Chroniſt ſagt: „Der Engel des Friedens war gewichen, ſeit Eliſabeth nicht mehr im Gotteshäuschen wohnte;" er war mit ihr und in ihr in Conrad's Wohnung gezogen und waltete dort ſegnend und beglückend. Und auf dem Mahlſchatze ruhete reicher Segen, ſeit der Fluch davon gewichen war. Pankraz und Frau Dreis hatten noch lange die Freude, Zeuge der glücklichſten Ehe, des wachſenden Wohlſtandes und der inneren Zufriedenheit Eliſabeth's und Conrad's zu ſein, und als auch ſie endlich, dem alten Geſetz unterthan, das Zeitliche ſegneten, da floſſen Thränen dankbarer Liebe an ihrem Grabe.

Die Deſerteure.

Eine Hunsrücker Dorfgeſchichte.

Hunsrücken! ruft vielleicht manche ſchöne Leſerin aus, wenn ſie die Bezeichnung der Heimat dieſer Geſchichte lieſt, und fühlt dabei einiges Fröſteln, weil ihre Geographie den Landſtrich, welcher ſo heißt, als ein rauhes und ſteriles Hochland ſchildert. — Das wäre nun freilich nicht die erſte geographiſche Sünde, zu welcher eins oder das andere unſerer geographiſchen Hand- und Lehrbücher verführen; aber eine Sünde wäre es gewiß, begangen an einem reich geſegneten Landſtriche. Ich fühle den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten, weil ich ihn kenne, weil ich ihn liebe. Hab' ich ja doch in den majeſtätiſchen Domen ſeiner Wälder dem ſüßen Flüſtern der Bäume gelauſcht, wenn der Abendwind Wipfel zu Wipfel neigte und ſie ſich die Geheimniſſe des Waldes vertraut; hab' ich doch am grünen Ufer ſeiner klaren Bäche geruht und dem plätſchernden Koſen ihrer hüpfenden Wellen zugehorcht; hab' ich doch auf ſeinen Höhen geſtanden und die reine Luft geathmet, den Blick über die ſchöne Landſchaft ſchweifen läſſen und im ergreifenden Zuſammentönen der Abendglocken ſo vieler Dörfer meine Seele erhoben gefühlt zu Dem, der in die Gluthen des Abendhimmels und in das leuchtende Gold des Frühroths ſchrieb: „Meine Liebe wird mit jedem Morgen neu und meine Treue iſt groß!“ An ſeiner Wieſengründe friſchem Grün, am Saatengolde ſeiner Fluren, am dunkeln Kranze ſeiner Höhen, am Blumenteppich ſeiner Thäler hab' ich mich erfreut und ſein biederes Volk hat meine Liebe gewonnen, — ich bin ein Hunsrücker geworden mit Leib und Seele, obwohl mich das Leben und ſeine Fügungen lange getrennt hatte vom Schauplatze meiner Kindheit.

Es iſt nichts, rein nichts mit den Hunnen, deren Rückzug nach der Niederlage in den katalauniſchen Gefilden dem Lande den Namen gegeben haben ſoll, nichts mit der Colonie Gratian's. Das ſind Hirngeſpinſte müßiger Köpfe. In dem alten Worte „hun" hoch, und „rick" oder „rück," Rücken, „Hochland," hat der Namen ſeine Begründung. Und ein Hochland iſt der Hunsrücken, deſſen Hochebene nördlich zur Moſel, öſtlich zum Rheine, ſüdlich zur Nahe abfällt, und der im Weſten von den walddunkeln Höhen des Hochwaldes, des Soon und des Idar begrenzt wird. Ich habe ihn Hochebene genannt, aber ich will das keineswegs wortſtreng genommen haben, denn der Hunsrücken iſt ein wellenförmiges, hügelreiches Land, das ſelbſt anſehnliche Berge umſchließt. Ueberall tritt der Hochwald herein in die reichen Getreidefluren, wo des Hunsrückers Pflug ſeine Furchen zieht, wo ſeine goldenen Saaten reifen, wo der Flachs ſein bläuliches Blüthenmeer ausdehnt; und in dieſen Hochwäldern reckt ſtolz die hundertjährige Eiche ihr Haupt empor, wölbt die Buche ihr glänzendes Laubdach, wiegt träumeriſch die weißſtämmige Birke ihre hängenden Zweige im Lufthauche. Hier hat der Edelhirſch und das fromme Reh ſeine Heimat. Zahlreiche Bäche ſchlängeln ſich in mäandriſchen Krümmungen durch die reizenden Thäler, wo ungeſtört im Gebüſche Golddroſſel und Nachtigall in den Jubelhymnus der Lerche einſtimmen, die draußen auf der Flur in die reine Luft emporſteigt. Und über dieſe Landſchaft iſt ein Grün ausgebreitet, wie es nie das geprieſene Rheinthal ſein nennen kann. Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schooße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Luſt; nur darauf will ich hinweiſen, wie überall um altehrwürdige Kirchen ſich ſtattliche Dörfer lagern, Dörfer, in denen die Zeiten des geſegneten Friedens in wachſendem Wohlſtande ſichtbar ſind, wo das altherkömmliche Strohdach faſt gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt iſt, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebſames und, daß ich eine ſeiner ſchönſten Eigenſchaften nicht vergeſſe, frommes Volk lebt, ein Volk, das ſich eben ſo ſehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet.

Hin und wieder begegnet der Freund der Kunſt und Geſchichte einer Kirche, deren Architektur ihn feſſelt, einer Burgruine, die aber zahlreicher die Abhänge nach dem Rheine, der Moſel und Nahe zieren; ſeltener den Ueberreſten eines ehemaligen Kloſters. Die Denkmale der alten Herzoge von Simmern in dieſer freundlichen Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel ſein Herz genannt werden darf, ſind für die Kunſt bedeutſam. Römiſche Niederlaſſungen finden ſich zahlreich und ein weitverzweigtes Netz römiſcher Heerſtraßen durchzieht das Land.

Mögen dieſe wenigen Zeilen hinreichen, die Theilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geſchichte führt.

I.

Von dem matten Strahle der Sonne des Spätherbſtes beleuchtet, liegt vor uns ein kleines und ärmliches Dörfchen, deſſen Häuſer eine alte Kirche umgeben. Die Häuſer ſind zweiſtöckig; weit vorragende Strohdächer bedecken ſie, mit Ausnahme der Kirche und eines ſtädtiſch ausſehenden Gebäudes in ihrer Nähe. Der Hochwald tritt an die Häuſer des Dorfes gegen Norden ganz nahe heran, ſo nahe, daß die Aeſte der Eichen ſelbſt in die „Bitzen“ (ſo nennt der Hunsrücker den Gras- und Obſtgarten, der ſelten einem Hauſe fehlt und an den ſich der Pflanzgarten anlehnt) hereinragen. Aus dieſem Walde ſtrömt ein klarer Bach, doch ſo ſtark, daß er ſchon unter dem Wieſengrund eine Mühle treibt. Der Hochwald umſchließt das Dörfchen, wie mit liebenden und ſchützenden Armen, und die fruchtbare Feldmark zieht ſich jenſeit des Wieſengrundes hin. Da das Dörfchen hoch liegt, geſtattet es die Ausſicht über ein ziemlich weites Gefilde.

Das Haus, in deſſen Nähe die Kirche und die hohe Dorflinde ſteht, das allein außer der Kirche ein Schieferdach beſitzt, hätte Jeder wohl für den Pfarrhof gehalten; allein das wäre ein Irrthum geweſen; denn in Erbach wohnt kein Pfarrer, es iſt ein Filialdorf.

Das ſtattliche, auch wohlerhaltene Haus hat noch die kurpfälziſche Hofkammer, ſeligen Gedächtniſſes, erbaut, und der drinnen wohnt iſt auch noch ein altes Stück des kurpfälziſchen Inventariums, nämlich der Förſter, den der franzöſiſche Unterpräfect in Simmern auch zum Ortsvorſtande gemacht hat, Syndic genannt.

Er iſt uralt; aber wie weiß auch ſein Haar, wie wetterdurchfurcht auch ſein Geſicht iſt, dieſe Geſtalt hat das Alter noch nicht gebeugt. Sie iſt feſt, wie aus Eiſenguß. Der Name des Mannes iſt Dietrich; allein er hat noch ein Anhängſel, das ſehr bezeichnend, aber nur im Gebrauch iſt, wenn man ſich hinterwinds befindet. Die Bauern nennen ihn den alten Kümmel-Dietrich. „Kümmeln“ heißt aber ſo viel als verkaufen, heimlich zu Gelde machen, und darin hat auch der Name ſeinen Grund. Als alter kurpfälziſcher Beamter verſteht er ſich auf den Kümmel, und die alten Bäume im Forſte könnten, wenn ſie der Rede fähig wären, manches Stücklein davon erzählen, wie ein Förſter ohne Mühe reich werden kann und zwar nicht auf die ehrlichſte Weiſe. Das ging um ſo leichter in der franzöſiſchen Zeit, als ein Beamter dem andern freundlich durch die Finger ſehen mußte, ſintemal, wie der Hunsrücker ſagt, ſie alle nicht ſonderlich ſauber waren.

Der Kümmel-Dietrich iſt, wie geſagt, ein hoher Siebziger, wetterhart, wie eine Eiche, aber dabei ein finſtrer, wortkarger Mann, gegen alle Welt ſchonungslos ſtreng, nur nicht gegen ſich ſelber. Die Bauern fürchten und haſſen ihn. Bei ihm lebt ſein Sohn Andres und die alte Lisbeth, ſeine Haushälterin; aber jeder dieſer drei Hausbewohner hat ſeine eigene Wirthſchaft und treibt's nach eignem Gefallen. Außer dieſen drei Perſonen bewohnt ein Rudel Hunde aller Racen das Haus. Hier liegt eine faule Wolfsdogge, da ſchnuppern zwergbeinige Dächſel herum, da klaffen einige Bracken und glatt- und rauhhaarige Hühnerhunde liegen oder ſtehen umher und ſehen dumm in die Welt hinein. Muß einmal Jemand zum Kümmel-Dietrich, ſo gibt's einen ſolchen Höllenlärm, daß man im ganzen Dorfe weiß, es gehe jetzt Jemand ins Forſthaus. Doch laſſen wir die Drei ſammt den Hunden einſtweilen ihr Weſen treiben, um uns ein anderes Haus im Dorfe genauer anzuſehen.

Es iſt unſtreitig das ärmſte des Dorfes und liegt am Saume des Waldes, den die Axt noch nicht ſonderlich gelichtet hat. Es iſt auch zweiſtöckig, wie alle Hunsrücker Häuſer, und, wie ſie, aus Holz und Fachwerk erbaut. Der Zahn der Zeit, dieſer arge Feind alles Beſtehenden, iſt recht thätig an dem Hauſe geweſen, das ſieht man ſchon; denn das Strohdach iſt ſehr alt und geflickt; die Spiegel der Gefächer waren ehedem weiß getüncht — jetzt ſieht der gelbe Lehm überall naſeweiß durch und der Kalkbewurf iſt in anſehnlichen Flächen abgefallen. Die Balken, ehemals roth angeſtrichen, weiſen nur noch Rudera ihrer Farbe, wo ſie das Fachwerk berühren. Reinlich aber iſt das kleine Haus, wie geblaſen; kein Spinnwebchen ſichtbar, die Fenſter klar wie Kryſtall; das Höfchen gekehrt, obwohl der große Hutzelbirnbaum, der in der angrenzenden Bitz ſteht, wahrhaft neckiſch ſeine braunrothen Blätter immer wieder hineinwirft. Hinten an das Haus grenzt ein Gebäude, das als Scheune, Stall und Schuppen zugleich dient. Oben ſitzt Heu und Stroh, in der Tenne aufgeſchichtetes Haidekraut, und davor liegt Leſereiſig in Bündeln und einiges Windfallholz. Daneben iſt ein kleiner Stall unter demſelben Strohdache, in dem eines jener kleinen Kühchen ſteht, welche man aus dem Vogelsberge einführt, weil ſie hart und ausdauernd, genüglich in der Nahrung ſind und doch reichlich milchen. Wohin man aber blickt, da iſt eine ordnende Hand ſichtbar und eine Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit. In das Haus führt eine quer gebrochene Thür, und über dieſer Thüre zeigt ein noch erhaltener Gefachſpiegel den Reim:

Hans Wallauer bin ich genannt;
Mein Haus ſtehet in Gottes Hand;
Er bewahr's vor Waſſer und Brand.

Blicken wir durch die reinen Scheiben der kleinen Fenſter in das Stübchen, ſo ſehen wir in einen mäßigen Raum mit niederer Balkendecke; aber die Wände ſind ſchneeweiß getüncht. Ein viereckter Gußofen ſteht an der Wand, auf dem ein zweites Aufgeſtell eine

Kachel zum Warmhalten der Speiſen bildet. Auf der Vorderplatte iſt das Weltgericht in ſchönem erhabenem Guß mit gräulichen Teufeln und poſaunenden Engeln, rechts Herrlichkeit und links abſcheuliche Grimaſſen. Die rechte Seitenplatte zeigt Iſaak's Opferung, die linke die Jacobsleiter und den ſchlafenden Jacob, auf ſeinem harten Kopfkiſſen ruhend. Rings an den Wänden laufen Bänke hin, blank geſcheuert, und in der Ecke des Fenſters ſteht der kirſchbaumholzene Tiſch mit Buchelöl getränkt. Ueber dem Ofen ſehen wir die zwei Stäbe und drei Stangen des Reck's. Zwiſchen dem Ofen und der Hausflurwand iſt eine Ecke. Dort ſteht ein grobgearbeiteter Seſſel, und in dieſem ſitzt eine hochbetagte Frau, welche unabläſſig die feinen Fäden des Flachſes aus dem Rocken ihres Spinnrades zieht und ſie ſich wickeln läßt auf die raſch ſich drehende Spuhle. Aermlich, aber reinlich iſt ihre Kleidung, und wer den feinen Faden ihres Geſpinnſtes ſieht, hält es für eine Lüge, daß ſie ſtockblind ſei. Nur die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts und der unendlich feine Taſtſinn der Blinden macht die Arbeit ſelbſt und ihr feines Ergebniß möglich.

Noch ein Stuhl iſt im Stübchen, und darauf ſitzt, ebenfalls mit Spinnen beſchäftigt, ein junges Mädchen. Mehr als achtzehnmal hat ſie die Roſe nicht blühen ſehen. Sie trägt die gemeinſame Kleidung der jungen Hunsrückerinnen, den grün und ſchwarz geſtreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugniß, das dreien Generationen dient, das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit ſchmalem, ſchwarzem Sammetbande beſetzt, und das grüne ſelbſtgeſtrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm, weiß wie Schnee und rund und voll, iſt bloß und über dem Ellbogen das Hemd zierlich aufgeſteckt. Das dunkelgrüne Halstuch hebt die blendende Weiße des ſchönen Halſes. Das Köpfchen iſt zur fadendrehenden Hand geneigt. Dieſe Stellung läßt uns das glänzende, kaſtanienbraune Haar bewundern, das in ſeltener Fülle prangt, einfach geſcheitelt und zurückgeſtrichen iſt, wo es, einige Mal gedreht, von einem ſchlichten Hornkamme gehalten wird. Wir ſehen nur ihr Profil, aber wir bemerken die edelſte Stirn, die in ſtolzen

Bogen geſchwungenen, dunklen Brauen, die langen ſeidenen Wimpern, das niedliche Stutznäschen, die friſche, zarte Lippe, das ſchöne Kinn, das auch im Profile das Grübchen verräth, und die Wange, die ein Engel geküßt haben muß, ſo zart iſt das Roth auf ihrer feinen Wölbung. Jetzt hebt ſie den Kopf, und aus großen, dunkelblauen Augen fällt ein Blick der Liebe auf die Mutter — dann ſinkt das Antlitz wieder zur vorigen Stellung.

In dem Stübchen iſt's ſo ſtille, als es die knarrenden Räder und die behaglich ſchnurrende Katze zulaſſen. Hätten wir fragen können: „Wo iſt denn der Hausvater, Hans Wallauer?“ ſo hätte uns wohl die Blinde mit den lichtleeren und doch thränenvollen Augen angeſehen und geſagt: Ach, der ruht ſchon ſeit fünfzehn Jahren unter den ſtillen Schläfern um die Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihn bei'm Treibjagen todt geſchoſſen!

Und wenn wir voll Entſetzen die Hände zuſammengeſchlagen und ausgerufen hätten: „Todt geſchoſſen! Gott im Himmel, das iſt ſchrecklich!“ ſo hätte vielleicht das weinende ſchöne Mädchen geſagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat ſo lange geweint, bis ſie blind geworden iſt.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und ſagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel geſendet, der mich führet und meine Finſterniß erhellt, und der biſt du, mein Kind! Gott ſegne dich!

Und ſo hätten wir die Geſchichte dieſes Hauſes in drei Worten gehört, und Alles, was dazwiſchen liegt, das hätte unſer theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Ja, es iſt ein tiefer Schmerz durch dieſe Herzen gezogen und hat ſeine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Während dieſer am Fenſter gemachten Beobachtungen iſt die Sonne tiefer zum Rande des Horizontes hinabgeſunken. Ihr letzter Strahl küßt die Wipfel der Bäume, in dem Stübchen macht ſich eine Dämmerung bemerklich, die nur die emſige Spinnerin in der Ofenecke nicht wahrnimmt, die lichtlos ihren Faden ſo ſicher zieht, wie im hellen Tageslichte kaum eine Andere. Das Mädchen ſteht jetzt auf. Sie ſetzt ihr Rädchen weg und ſagt in liebevollem, melodiſchem Tone: „Ich will jetzt die Liſe füttern; dann wollen wir unſern Hirſebrei eſſen, damit Alles ſauber iſt, wenn Schmied's und Veit's kommen!“ Die Liſe iſt die Kuh; denn der Hunsrücker Hirte gibt jeder Kuh einen Namen, den ſie auch im Hauſe behält.

Die Mutter nickt leiſe ihren Beifall und das Mädchen geht leichten Fußes und kaum hörbaren Trittes hinaus. Raſch, wie der Gedanke, iſt ſie im Stall, und in weniger denn einer Viertelſtunde tritt ſie wieder mit einem Lichte herein, deckt ein Linnen auf den Tiſch, hebt aus der Ofenkachel die tiefe Schüſſel mit dem Hirſebrei, den eine gelbe Rahmkruſte deckt, führt dann die Mutter zu dem Stuhle, den ſie ihr geſetzt. Hierauf legt ſie ihre kleinen Hände zuſammen, ſenkt das Köpfchen und betet: „Komm', Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt. Segne, was du uns beſcheeret haſt! Amen.“

Wir aber ſagen ſtille: Geſegn' es Gott! und verlaſſen das Fenſterlein.

Nach einer Viertelſtunde etwa hatte das Stübchen eine andere Geſtalt angenommen, die einer Spinnſtube. Wohl ſaß noch in der Ofenecke die Wittwe und ſpann wieder; aber in der Mitte der Stube, und zwar vom mittelſten Balken der Decke, hing der Lichtſtock herab, welcher die Oellampe trug, zu welcher jede Spinnerin abwechſelnd das Oel ſtellte. Die Lampe hing ungefähr in der Höhe der Hand und warf ſo das Licht am zweckmäßigſten zu der Arbeit. Um das Licht aber ſaßen drei Spinnerinnen. Die eine war die ſchöne Tochter des Hauſes. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker ſelten einen Namen läßt, wie er im Kalender ſteht, ſo macht er aus Angelika Aengel, das hinwiederum nicht anders klingt, als Engel, und die jungen Burſchen meinten, hier ſei der Name an die Rechte gekommen. Die Zweite war des alten Schmieds Tochter, ein ſchönes vollwangiges Mädchen mit blondem Haar und einer Kleidung, welche vollkommen der Engel's glich. Sie hieß Marie und war Engel's vertraute Freundin. Die Dritte war Nachbar Veit's Frau. Auf der Bank am Ofen ſaß der Schmied, deſſen geſchwärztes Geſicht und Hände das Gewerbe verriethen, welches ihn mit der Kohle in ſtete Berührung brachte. Er trug das dunkelblaue, langſchooßige Kamiſol, die braungrüne Pelücheweſte, die kurzen, ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammtmützchen des Hunsrückers. Mit einem beneidenswerthen Wohlgeſchmack ſchmauchte er aus einer kleinen Holzpfeife den köſtlichen A B-Reiter von Willem Stein tot Amsterdam, den die Heimbacher Schmuggler brachten, der aber ſo wenig jemals Amſterdam geſehen, als der Schmied ſelbſt. Dieſer war eine jener Kraftgeſtalten, wie ſie dieſes Hochland häufig aufweiſen kann. Wenn auch ſchon weit vorgerückt zum Ziele menſchlicher Tage, war er dennoch ſtark und feſt. Er hatte im öſterreichiſchen Heere länger als ein Jahrzehend gedient, und ſeine Erzählungen, wie ſeine Gedanken, weilten am liebſten bei den Ereigniſſen ſeiner Herrenzeit. Später, als er ſeinen Abſchied genommen, gefiel ihm das Leben am Ambos nicht, und er wurde churpfälziſcher Jäger und ſtand in Mannheim in Garniſon. Das waren die ſieben fetten Jahre Aegyptens für ihn, und auch davon ſprach er mit Begeiſterung, und ſeine Seele glühte für Kurpfalz und haßte Napoleon, wie den Satan.

Anders war's mit Nachbar Veit; der hatte ſeit Anno 9 in Spanien unter dem Adler gefochten, bis ihm eine unbequeme Guerilla-Kugel den Knöchel zerſchmetterte. Das brachte ihm einiges Hinken, den Abſchied und monatlich fünf Francs Penſion. Dafür war er auch ein Anhänger Napoleon's. Sein Hinken hinderte ihn nicht im mindeſten daran, des Kümmel-Dietrich's Forſtwartgehülfe zu ſein und jene Händelchen abzuſchließen, die dem erſteren Viel, ihm ein Trinkgeld abwarfen. Ueberdies war er ein decidirter Jäger, der in allen Kunſtausdrücken der Jägerei ſprach wie ein Oberförſter. Geſtern erſt war er von Mainz zurückgekommen, wohin er fünf Rehböcke gebracht und verkauft hatte. Als er wegging und die Rehböcke unter den Säcken eines Rheinböllener Haferhändlers verborgen waren, ſagte der Kümmel-Dietrich: Veit, unſer Pfarrer ſagt, es geht im Département de Rhin et Moselle Manches par Nebenfaß (nefas). Das Faß hat der Oberförſter. Warum ſollten wir nicht das Nebenfaß haben?

„Der Veit bleibt lange," hob der Schmied endlich an, die Stille zu unterbrechen. „Ich wäre recht begierig, wenn er bald käme. Ich war geſtern in Simmern, da munkeln die Leute allerhand."

„Ei, was denn?" fragte Veit's Frau neugierig; denn Veit hatte ihr Nichts erzählt.

„Nun," verſetzte der Schmied, „man redet von einer Schlacht bei Hanau und von einer gräulichen Niederlage des Kaiſers. Ihr ſolltet einmal ſehen, was die franzöſiſchen Blutſauger, die Beamten, für fahle, lange Geſichter machen; wie ſie heimlich tuſcheln. Es geht zu Ende mit den Franzoſen, ſag' ich. Ihr werdet's ſehen."

„Ja zu Ende!" ſagte in dumpfem Tone die Blinde. Der Schmied hatte das Wort gehört und es rieſelte ihm kalt durch die Glieder. Das hatte ſeinen Grund in dem Umſtande, daß die Alte ein Frohnſonntagskind war und Manches ſah, was ein geſundes Auge nicht wahrnahm. Sie galt im Dorf als untrügliche Prophetin. Wirklich hatte die Wittwe Wallauer etwas Eigenthümliches in ihrem Weſen. Als ſie noch im Blüthenſchmucke der Jugend ſtand, träumte ſie oft Dinge, die in Erfüllung gingen. Wen ſie als Leiche ſah, der ſtarb gewiß. Es war im ganzen Dorfe bekannt, daß ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr „mit den Hollen gefahren war," das heißt, eine Nachtwandlerin geweſen, was ſich aber ſpäter verlor. Ihre Nerven hatten jene feinere Bildung und Stimmung, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit des Geiſtes begründet, und dem Hellſehen war ſie oft nahe geweſen in abſonderlichen Lagen ihres Lebens. Den Tod ihres Gatten hatte ſie vorausgewußt und ihn flehend gebeten, nicht zu dem Treibjagen zu gehen. Um ſie zu beruhigen, gab er einen Gang nach Simmern vor, lieh ſich eine Flinte, ging mit und fiel von des Kümmel-Dietrich's Kugel. Seit ihrer Blindheit war dies eigenthümliche Weſen in ihr noch mehr ausgebildet worden. So ſtand ſie im Ruf einer Prophetin. Und wenn ſie in Erbach nicht ſchon als ein Orakel befragt wurde, ſo lag das an ihr ſelbſt; denn ſie wies mit ſchmerzlicher Erregung Alles von ſich ab, und ſehr ſelten ging, was ſie innerlich bewegte, über ihre Lippe. Wäre nicht hinter ihr ein Leben ohne Tadel, ein Wandel in wahrer, lauterer Frömmigkeit als Zeuge für ſie geſtanden, wer weiß, was man von ihr geſagt hätte; denn der Hexenglaube hatte noch nicht beſſerer Einſicht die Stätte geräumt. So aber ſchwieg die Bosheit und Niemand wagte, ihren Ruf anzutaſten. Deſto höher ſtieg eine gewiſſe mit Scheu und Furcht verbundene Verehrung gegen ſie, wie denn ihr herbes Schickſal dem Mitleiden jedes Herz öffnete.

Es war eine peinliche Stille eingetreten. Die drei Spinnerinnen ſahen ſich mit bleichen Wangen an.

„Wird der Krieg zu uns kommen?“ fragte angſtvoll die liebliche Engel den alten Schmied, der ihr Pathe war.

„Freilich, Gothe,“ ſagte der Alte. „Ihr müßt doch ja nicht glauben, daß der Würgengel, der Napoleon, ſich ſo leichten Kaufs die Departements nehmen läßt. Der alte Löwe wird die Mähne ſchütteln; aber was wird's ihn helfen?“

„Aber wir, wir?“ fragte bebend das Mädchen.

„Nun wir, wir werden Pulver riechen und Kanonen knallen hören; denn mein Vater ſeliger ſagte, da lebt' er noch, „am Rheine werden alle Kriege ausgemacht,“ ſagt er. Wenn's dann auch ein bischen drunter und drüber geht, ſo kommen doch unſere deutſchen Brüder zu uns. Wir werden frei von dieſen Hunden.“

„Aber die Ruſſen, die Koſacken, Vater?“ fragte die blonde Marie.

„Narr,“ fuhr der Schmied fort, „das ſind auch noch keine Menſchenfreſſer. Geſehen hab' ich juſt keine; aber als ich in Oſen ſtand, da hatten wir Einen beim Regimente, der hatte allen Potentaten gedient, und war auch in Rußland geweſen. „Koſacken,“ ſagte der, „das ſind kleine Kerle mit ſchiefen Augen und langen Bärten,“ ſagt' er, „die rauben wie die Elſtern und Ratten,“ ſagt' er, „und ſtechen gerne die Leute mit ihren Lanzen todt; aber,“ ſagt' er, Branntwein beſänftigt ſie.“ Am Ende iſt's ſo ſchlimm noch nicht.“

„Ja, du lieber Gott,“ ſagte Veit's Frau, „ſie ſollen aber ja

Kinder mit ihren Lanzen ſpießen und mit ſich fortnehmen als Standarten.“

„Bah, Weibergeſchwätz,“ ſprach der Schmied ärgerlich. „Das thun die Türken wohl, aber ſo was hab' ich von den Koſacken noch nicht gehört.“

Dies beängſtigende Geſpräch wurde durch Veit's Eintritt unterbrochen. Man ſah an ſeinem etwas gerötheten Geſichte, daß er Wein oder Branntwein getrunken.

Mit einem freundlichen „Guten Abend“ trat er in das Stübchen. Der Schmied kannte ſeinen Nachbar zu genau, als daß er nicht augenblicklich ihm angeſehen, daß er angetrunken ſei.

„Du biſt nicht alleine, Veit,“ ſagte er im Tone des Vorwurfes zu dem jüngern Manne.

„Nein,“ ſagte Veit lachend, „denn ich ſehe hier außer mir noch Fünf.“

„Du haſt getrunken, Veit, daß es dir klarer werde, was ich meine, und das iſt mir leid; denn ich dachte ein vernünftig Wort mit dir zu reden.“

„Seid nicht närriſch, Schmied,“ ſprach Veit, „ich habe mit dem Kümmel-Dietrich eine Flaſche Mannbacher Eilfer geleert; das iſt Alles. Heiter bin ich geworden, aber nicht trunken.“

Veit war ein gutmüthiger, aber leichtſinniger Menſch. Er nahm vom alten Schmied Vieles hin, was ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Der Schmied ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Veit's Frau brachte das Geſpräch wieder in Gang.

„Der Schmied,“ ſagte ſie, „möchte wiſſen, wie es in Mainz ſteht. Er meint, mit dem Napoleon gehe es zu Ende.“

„Daran ſind wir noch nicht,“ lachte der Veit. „Die Schlacht bei Hanau hat der Kaiſer gewonnen und hat die Bayern hart getroffen. Er iſt nach Paris. Bald wird von daher der Blitz kommen, der das Geſindel zu Paaren treibt.“

„Was?“ rief der Schmied und richtete ſich in ſeiner ganzen Länge auf. „Geſindel nennſt du die Deutſchen? Sprich das Wort nicht mehr aus, Bube, ſonſt treibe ich dir deine Franzoſenſtreiche aus dem weindunſtigen Kopfe!“

Die drei Frauen fuhren erſchrocken auf; denn in des Schmieds Tone lag eine Wuth, wie man ſie nur an ihm gewohnt war, wenn er zur raſchen That zu ſchreiten pflegte.

Auch Veit war aufgeſprungen; der Eilſer ließ nicht mit ſich ſcherzen. Aber ſeine Frau umfaßte ihn mit den Armen und flehte ihn an, das Wort des Alten zu überhören.

Marie war gleichfalls aufgeſprungen, um ihren Vater zu beſänftigen, deſſen wilde Hitze ſie kannte.

In dieſem Augenblicke, wo der Bruch alter Freundſchaft ſo nahe war, ſprach die Blinde mit ſtarker Stimme:

„Hadert nicht! Droben iſt Einer, der hat gerichtet. Ahab iſt gefallen; denn das Maaß ſeiner Sünden iſt voll und das Blut der gemordeten Mutterſöhne ſchreit um Rache zu Dem, der geſagt hat: Die Rache iſt mein, ich will vergelten.“

Die Wirkung dieſes Wortes der Blinden war augenblicklich und ſtark. Der Schmied ſank auf ſeinen Sitz zurück, und bleich ſetzte ſich Veit neben ihn nieder.

Die Blinde fuhr fort: „Redet die Wahrheit, Veit! Ihr habt Anderes geſehen, als Ihr ſagen wollet. Der Apollyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verſe ſpricht, hat ein Wehe erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen iſt mit ſeinen Scorpionen; ſein Ende naht!“

Es trat eine tiefe Stille ein; denn der Eindruck dieſer Worte war mächtig. Aller Augen waren auf Veit gerichtet, welcher ſtille vor ſich niederſah und mit Scham und Verlegenheit rang. Endlich rief er aus: „Was ſoll ich verhehlen, was ich geſehen, und was doch über kurz oder lang ans Tageslicht kommt? Ihr habt Recht, Mutter Wallauer, es geht zu Ende, und Gott weiß, wie es mit meiner Penſion geht.“

„Und mit den Rehböcken und Eichbäumen,“ ſetzte noch grollend der Schmied hinzu.

Veit verſchluckte die Pille und fuhr fort:

„Vor einem Jahre war ich in Mainz, als die große Armee hinüberzog über die Brücke, und das Herz im Leibe lachte mir, als ich die Leute ſah. Schmied, Ihr ſeid ein alter Soldat, habt mehr erlebt, als ich, und ſeid weit in der Welt herumgekommen; aber ich glaub' nicht, daß Ihr ſolche Soldaten, ſolche Pracht der Uniformen ſaht.“

Des Schmieds Ehrgeiz war durch Veit's Worte gekitzelt. Sein Zorn war verſchwunden.

„Cumpeer,“ hob er an, „ich weiß nicht, ob dem ſo iſt; denn die ungariſche Nobelgarde, Bassa manelko! das iſt die Krone aller Soldaten der Welt; aber ich habe mir von Andern auch wohl daſſelbe ſagen laſſen, was du ſagſt.“

„Damals,“ fuhr Veit fort, von dem alle Wirkung des ſtarken Rheinweines gewichen ſchien, „blitzte der Muth aus ihren Augen und ihr Vive l'Empereur! das klang wie Sechsunddreißigpfünder. Jetzt aber ſah ich ſie waidwund, lauflahm, lumpig, krank daherkommen. Tauſende drängten ſich über die Mainzer Brücke zwiſchen Wagen voll Verwundeten durch, die ſeit zwei Tagen nicht verbunden waren. Es ſind wandelnde Leichname und — es iſt gewiß nicht gelogen — die armen Leute haben einen Peſtilenzgeruch, den ſie mitbringen; es iſt die Krankheit, die in ihnen ſitzt, das Elend und der Jammer. Die Reiter haben keine Pferde und die Infanterie keine Schuhe. Sie verfluchen laut den Kaiſer und Einer ſagte zu mir: „Er hat uns verlaſſen, der Mörder; aber die Hand Gottes ereilt ihn.“

„Amen!“ ſagte die Blinde, und „Amen!“ wiederholte der Schmied.

Wenn das auch ein Stich in Veit's Bruſt war, ſo gab er doch der Wahrheit die Ehre und fuhr fort: „Ich ſagte zu dem Manne, wenn Ihr alle ſo denkt, ſo ſteht es ſchlimm mit uns auf dem linken Rheinufer.“

„Gott weiß es,“ ſagt' er. „Wenn die Deutſchen an euch nur ein Sechstel von dem vergelten, was wir an ihnen thaten, ſo bleibt hier kein Stein auf dem andern. Und das war ein Franzoſe. Ich gab ihm einen Franc und ſagte: „Da, Kamerad, trink' einen Schoppen, und Gott behüt' dich und uns;" aber das Wort des Franzoſen ſaß mir im Nacken wie eine hackende Krähe. Ich lief, was ich laufen konnte, um heim zu kommen. Ich meinte, die Koſacken wären ſchon hier. In Bingen und Stromberg kam mir die Courage wieder; aber da lag ſchon Alles voll in Bingen von armen Franzoſen. Ich machte, daß ich fortkam; denn man erzählte im goldenen Pflug, wo ich etwas aß, es deſertirten Tauſende, beſonders Landeskinder vom linken Rheinufer und Niederländer, die ſich heimſchaffen wollten, und dieſe machten Land und Wege unſicher; doch hab' ich keine geſehen."

Alle hatten mit bangen Gefühlen zugehört. Das Spinnrad feierte und die Frauen ſchuderten vor Angſt. Der Schmied nahm das Wort, indem er Veiten die Hand gab: „Da hat doch einmal die Wahrheit aus dir geredet, Veit, und dein ewiges Franzoſenloben haſt du eingeſtellt. Halt' dich ſo und werde wieder deutſch, — und noch Eins merke dir, laß vom Kümmel-Dietrich; denn wenn die Deutſchen kommen, wird er aufgehängt."

Veit zuckte die Achſeln und lächelte. „Daran ſind wir auch noch nicht," bemerkte er. „Der Alte verendet noch nicht; aber nehmt Euch in Acht, Schmied, der Alte hat gute Löffel und wittert ſolche Geſinnungen, wenn er den Wind hat. Er verſteht ſich auf die Fährte wie ein Schweißhund — und — beißt."

„Bah," entgegnete der Schmied, „ich weiß wohl, daß der Wolf die Haare verliert, aber nicht die Raupen; doch hoff' ich's zu erleben, daß —"

„Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen und beleidigen, liebet eure Feinde!" ſprach die Blinde in ihrer Ecke, und dem Schmied zuckte das Wort durch die Seele.

„Wohl wahr, Mutter Wallauer," verſetzte er; „aber das Menſchenherz wird halt ſo ſelten ſeiner Fehler los!"

Er ſuchte dem Geſpräche jetzt eine andere Wendung zu geben. „Weißt du, Veit," ſprach er, „was mir Einer in Simmern auf dem Fruchtmarkte ſagte?"

„Was denn?" fragte dieſer, als der Schmied einhielt.

„Bis Neujahr ſind die Deutſchen hier!“

„Das glaub' ich gerade noch nicht,“ verſetzte Veit.

„Ihr ja auch nicht, Vater,“ fiel Maria ein. „Ihr ſagtet ja noch vorhin, der alte Löwe würde die Mähne noch ſchütteln.“

„Ich glaub's auch nicht. Seine Macht iſt noch zu groß.“

„Der Würgengel ſtand auf der Tenne Arafna und reckte ſeine Hand aus, daß das Volk ſtarb von Dan bis Berſeba, ſiebzigtauſend Mann!“ — So ſprach in ihrem Mark und Bein durchdringenden Tone die Blinde vor ſich hin.

Und wieder wurde es ſtille im Stübchen und der Schmied blies dicke Dampfwolken hinaus, Veit aber ſah vor ſich hin, und es war ihm, als ſtimme das prophetiſche Wort der Blinden überein mit dem ſchrecklichen Ausſehen der Franzoſen. Während dieſer Stille ertönte das Horn des Nachtwächters. Er blies Zehn. Engel ſah nach dem Fenſter, deſſen Laden ſie nicht geſchloſſen hatte. Sie ſah ein Geſicht jenſeit der Scheiben und ſtieß einen Schrei aus.

Alle fuhren auf vor Schrecken und fragten, warum ſie ſchreie? Sie aber ſagte, ſie habe ein fremdes Geſicht am Fenſter geſehen, und das habe ſie erſchreckt, weil ſie gemeint, es ſei einer jener Deſerteure.

Veit ſprang eilig hinaus; aber Alles war ſtille umher, nur die Blätter des Hutzelbirnenbaumes, die herniederfielen, raſchelten leiſe. Er drückte die Laden bei und kam wieder herein mit den Worten: „Du mußt geträumt haben, Engel!“

Aber Engel hatte nicht geträumt. Sie hatte deutlich das Geſicht des Andres geſehen, des Sohnes des Förſters, dies ſtille, bleiche, leidende Geſicht, das ſie oft ſo träumeriſch anſah und mit einem ſo ganz eigenthümlichen Ausdruck. Sie verſchwieg aber weislich, was ſie geſehen, und Veit's Frau hatte gleich eine Geſchichte in Bereitſchaft, die beweiſen konnte, daß eine aufgeregte Einbildungskraft Dinge ſehe, von denen ein klarer und ruhiger Blick nichts entdecke.

Man war hier auf ein weites Gebiet gerathen, das noch lange nicht ausgebeutet war, als der Wächter die eilfte Stunde blies und die Spinnſtube auseinander ging.

Als die Blinde das Sichbereitmachen zum Aufbruche hörte, ſagte ſie: „Engel, nimm die Bibel und lies uns als Abendſegen den 27. Pſalm; es iſt ein Wort des Friedens für unſere Seelen in der Angſt, die das Geſpräch dieſes Abends gebracht hat.“

Und das liebliche Mädchen nahm die große Foliobibel, ſchlug auf und las mit ihrer wohltönenden Stimme, und es kam Frieden über ſie Alle, die nun die Ruhe ſuchten.

II.

Ein brauſender Novemberſturm, der Regen und Schnee wider die Häuſer peitſcht, iſt immer ſchaurig; aber wenn er Nachts ſeine Macht entfaltet, wenn er die gahrende Wetterfahne trillt und dumpf durch die Zwiſchenräume der Häuſer heult, eine Eule noch ihre ſchauerlichen Töne dreinmiſcht, dann wickelt ſich Jeder tiefer in die Decke und ſucht den Schlaf. So ging's dem alten Kümmel-Dietrich auch, eine Woche ungefähr nach dem Abend in der Spinnſtube der Wittwe Wallauer. Er hatte mit Veit einen Pürſchgang verabredet; denn dieſer wollte einen Keuler abgegangen haben, der in dem dichten Schlage ſtand, den man die Struth hieß. Der Alte ſchlief unruhig; denn früh um drei Uhr wollte Veit wecken. Wenn auch die Nacht ſtichdunkel war, weil Wolkenmaſſen den Himmel bedeckten, ſo leuchtete doch der Schnee zum Waidwerke. Auch that Eile noth; denn der Oberförſter wollte ein Treibjagen auf Saue anſtellen. Schoß nun Dietrich den Keuler früher, ſo war er ſein, und ihn unbemerkt heimzuſchaffen, war ein oft erprobtes Kunſtſtück.

Er war endlich eingeſchlafen. Da weckte ihn plötzlich ein ſo heftiger Schlag, daß er hoch auffuhr und der Hund neben dem Bette ſich aufrichtete und knurrte.

Was war das? fragte ſich Dietrich, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Er horchte; aber es blieb ſtille, und der Hund legte ſich wieder, ohne jedoch ruhig zu ſein.

Ein zweiter, eben ſo heftiger Schlag folgte nach kurzer Zeit. Der Hund ſprang mit wüthendem Gebelle gegen das Fenſter.

„Kuſch, kuſch, Waldmann!“ rief der Alte und ſprang aus dem Bett. „Alter Burſche,“ ſagte er beſänftigend zu dem Hunde, „kannſt du einen vom Winde losgeriſſenen und zugeworfenen Laden nicht von etwas Anderem unterſcheiden?“

Aber der Hund ſchwieg nicht. Zwar gehorchte er in ſo weit ſeinem Herrn, daß er das laute Bellen einſtellte, jedoch nicht ſein argwöhniſches Knurren.

Ganz beruhigt ging der Alte zum Fenſter, öffnete es, um den aufgeriſſenen Laden zu ſchließen, und griff hinaus. Da faßte eine kalte Hand ſeinen Arm und hielt ihn mit Rieſenkraft feſt, und das dumpfe Wort: „Brod! Brod!“ traf ſein Ohr, trotz dem Heulen des Windes.

Alle Schrecken der Hölle ergriffen den alten Sünder, und er ſtieß einen gellenden Schrei aus. Der Hund ſtürzte mit wüthendem Gebelle, in das ſchnell alle Hunde des Hauſes einſtimmten, gegen das Fenſter.

Das gewaltige Thier drängte ſeinen Herrn zurück und fuhr nach der kalten Hand, die dieſen hielt. Schnell ließ ſie los, und der Hund würde zum Fenſter hinausgeſprungen ſein, hätte der Alte nicht das Fenſter geſchloſſen, als er ſeine Hand frei fühlte. Er taumelte zum Bette zurück und wickelte ſich in die Decke, von Froſt und Entſetzen zitternd.

Noch eine Weile tobte die Meute wie raſend; dann trat Schweigen ein, und die Kirchenuhr verkündete in dumpfen Schlägen die Mitternachtsſtunde.

Wenn das Gewiſſen eines Verworfenen erwacht, tritt der Schrecken der Hölle vor die Seele.

Das war der Wallauer! ſprach's im Innern des Alten, und er ſah den Erſchoſſenen, wie er dalag im Schnee, und ſein Herzblut ihn roth färbte; er ſah das brechende Auge und die entſtellten Züge des Armen. Er hörte wieder, wie ihm der alte Schmied damals ſagte: Herr Dietrich, dies Herz hat Eure Kugel durchbohrt; aber in das Eure iſt die Kugel bloß hineingedrungen und brennt — und das Löſchen iſt vergeblich! — Wieder flüſterte der Schmied, wie damals, ihm zu: Wißt Ihr, was der da ſagte im letzten Augenblicke? — Brod! Brod! für mein Weib und mein Kind! Merkt Euch das!

Das Wort war wieder ſeit langen Jahren in ſein Ohr gedrungen, und die kalte Hand hatte ihn erfaßt. Er war bemüht geweſen, das Schreckbild wegzudrängen vor dem innern Auge; es war ihm auch wohl gelungen — aber jetzt ſtand's wieder da, und der Mahner wich nicht. Im erſten Augenblicke nach jener That, die allerdings nicht in ſeiner Abſicht gelegen, und an der Wallauer's Unvorſichtigkeit auch ihren Antheil hatte, weil er ſeine Stelle verlaſſen, auf die ihn der Förſter geſtellt, war es Dietrich's feſter Vorſatz, für Wallauer's Wittwe und Kind zu ſorgen. Aber gute Vorſätze und Aprilſchnee währen nicht lange. Der Geiz ſaß in des Alten Seele niet- und nagelfeſt und übte eine Herrſchaft, gegen die nichts Beſſeres aufkam. So vergaß er die bei dem Anblicke des Leichnams gefaßten Entſchlüſſe und das Wort des Schmieds; aber dieſem wich er ſeitdem aus, wo er konnte. Es war ihm, ſo oft er ihn anſah, als frage des ſchwarzen Schmieds ſtechender Blick: Denkſt du nicht an das Brod, das den Armen fehlt, die du elend gemacht haſt? — Ein Menſch wie Dietrich aber verhärtet ſich gegen Alles.

Sein Sohn Andres hatte einmal geſagt: Vater, die Wallauer's leiden Noth! — Da ſchrie ihm der Alte zu: Schweig, Simpel! und der weiche Junge ſchlich weg und ſchwieg. Aber es geſchah wohl öfters, daß Engel Morgens, wenn ſie in die Scheune kam, einen Haufen Korn auf der reingeblaſenen Tenne fand, der mehr als ein Simmerer Malter maß. Niemals hatte ſie entdecken können, woher das Alles kam. Ein Zettel lag dabei, auf dem eine ihr unbekannte Hand geſchrieben: Schweige! Wer's brachte, ahnte ſie nur einmal, aber ſie hatte ſich keine Gewißheit verſchaffen können. Weil ein Sack, der liegen geblieben, mit einem „D“ gezeichnet war, vermuthete ſie, es ſei Andres, der es thue; doch Niemand kannte den Sack oder wollte ihn kennen.

Der alte Dietrich wälzte ſich in jener Nacht auf ſeinem Lager herum, gequält von den wildeſten Gewiſſensbiſſen. Er wollte beten; aber er konnte nicht. Gern wäre er aufgeſtanden; aber vor dem Fenſter ſtand gewiß des Wallauer's Geiſt! Die beſten Vorſätze wurden wieder gefaßt. Als aber Veit kam mit der Flinte und der Alte der Menſchennähe ſich bewußt wurde, gewann er wieder Kraft und Muth. Er ſtand auf und machte ſich fertig.

„Was war denn bei Euch zu thun, Herr Dietrich?“ fragte der Veit. „Die alte Lisbeth ſagte mir, es ſei eine Mordwirthſchaft geweſen in dieſer Nacht.“

Das Wort ging in des Alten Seele hinein, wie ein ſtechender Dorn. „Nichts, nichts,“ ſagte er wegweiſend. „Du weißt, Veit, das Hundevieh iſt als 'mal toll, und wenn ſo ein Narr bellt, bellen ſie alle, und wiſſen nicht, warum.“

Aber vor Eurem Fenſter, deſſen Laden auf war, iſt ein ſeltſam Getrappel im Schnee!“

Wie? was?“ fragte kreidebleich der Alte. Haſt du Menſchenfährten geſehen, Menſchenfährten?“

„Freilich!“ erwiederte Veit. „Es waren ihrer Vier bis Fünfe. Als ſich der Sturm legte, wurde der Himmel hell und die Sterne ſchienen klar. Ihr könnt's ſelber ſehen, wenn Ihr wollt.“

„Mag nicht! mag nicht!“ rief Dietrich und ſchüttelte ſich.

„Ich glaube, es waren Deſerteure,“ fuhr Veit fort; „denn die Wälder ſind voll davon. Seit drei Tagen ſieht man ſie hier und dort, und überall verlangen ſie Brod.“

Da ſchaute ihn der Alte ernſt an. Es ging ihm jetzt ein Licht auf, und — die Schrecken wichen; aber er ſagte nichts weiter zu Veit, ließ ſich jedoch von ihm erzählen, wie ganze Trupps zu den Müllern kämen, und das Brod mit Geld bezahlten, ſich Kaffe kochen ließen und gegen Tag wieder in den Wald zurückkehrten.

Als Veit geendet, ſagte Dietrich: „Wir wollen doch noch etwas warten; meinſt du nicht, Veit?“

Er fürchtete, in die Hände der Burſchen zu fallen. Veit lächelte ſpöttiſch und ſchwieg, doch bald mahnte er wieder. Endlich, als Dietrich dem Drängen nicht länger Widerſtand leiſten konnte, brach er auf mit Veit.

Als ſie ſo ſtille neben einander dahingingen, fragte der Alte gleichgültig: „Wie geht's denn Wallauer's?"

„So, ſo," antwortete Veit. „Die Blinde ſpinnt Jahr aus, Jahr ein, und die Engel, die, beiläufig geſagt, wohl ein Engel iſt, arbeitet tüchtig. — Sie kommen ſo durch, aber viel Fett ſchöpfen ſie nicht von der Suppe und an Mangel, glaub' ich, iſt kein Mangel."

„Warum doch das ſchöne Mädchen nicht heirathet?" fragte der Alte und ſchritt raſch im Walde weiter.

„Zum Heirathen, Herr Dietrich," lachte Veit, „gehören allemal Zwei. Heutzutage ſehen die Burſche auf Geld und Gut."

„Vernünftig! ganz vernünftig!" rief der Alte aus; „vom Küſſen werden die Leute nicht ſatt."

„Seht, da liegt der Grund," fuhr Veit fort; „und die alte Blinde iſt auch eine Dreingabe, die nicht Jeder gerne ſieht. Sie will ernährt ſein."

„Geht denn die Engel mit keinem Burſchen?"

„Gott behüte!" ſprach Veit; „die lebt wie eine Nonne, wie man zu ſagen pflegt. Sie hat aber auch nicht Zeit, an Liebelei zu denken, wenn ſie ſich und ihre Mutter ehrlich durchbringen will. Ihr wißt, wo der Vater fehlt — — —"

Der Alte fing an zu huſten und ſagte dann, plötzlich das Geſpräch anders wendend: „Hätt' ich doch einen Sohn, der mit mir auf die Jagd ginge! So muß ich alleine gehen, oder mit Fremden, und der faule Bub' liegt im Bette daheim."

„Thut dem Andres kein Unrecht! Ihr wißt recht gut, daß, als Ihr ihm ſagtet: „„Nimm die Flinte dort, Andres, und gehe mit;"" — er war damals fünfzehn Jahre alt und Eure Frau lebte noch, — da rief die: „„Andres, thu's nicht! Mit der Flinte hat dein Vater den Wallauer todtgeſchoſſen!"" Und ſeitdem hat er ſich mit Abſcheu von der Jagd — — —"

„Halts Maul, du Nachteule,“ ſchrie der Förſter. „Mußt du mich auch noch quälen?“

„Herr Jeſu!“ ſprach Veit, „was ſchreiet und ſchimpft Ihr ſo? Ich will Euch ja nicht quälen! — Es iſt ja doch Alles wahr; — denn ich hab's ja ſelber mit meinen leiblichen Ohren gehört.“

Der Alte ſchritt eifrig zu und es wurde lange kein Wort gewechſelt. Endlich hob er wieder an: „Du haſt recht, Veit; ſeitdem iſt mir der Bub' ein Dorn im Auge. Er geht ſeine eigenen Wege und ich ſeh' ihn oft halbe Wochen nicht. Oft ſchleicht er Abends hinaus. Weißt du nicht, wo er majet?“

„Hm,“ ſprach Veit, „wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch was erzählen.“

Dietrich blieb ſtehen und ſah Veit mit einer Miene an, die es deutlich kund gab, daß er keine Freudenbotſchaft erwartete. „Nun?“ mahnte er, als Veit zögerte.

„Es iſt gewiß wahr,“ hob Veit endlich an, „die Engel iſt bildſchön.“

„Wer hat denn daran gezweifelt?“ fiel ärgerlich der Alte ein.

„Ei, wenn ſo das dürre Holz ſpricht, ſo dürft Ihr's dem grünen auch nicht verargen,“ fuhr Veit fort; „ich meine damit Euren Andres.“

„Wa — was?“ ſchrie der Alte und lief blauroth an; „der Simpel — will ſich in die Lumpendirne vergaffen?“

„Ob er das will, weiß ich nicht,“ ſagte Veit; „aber daß es geſchehen iſt, weiß ich recht gut, — vielleicht ohne ſeinen Willen.“

„Ei ſo ſoll ihn — — —“

„Halt!“ rief Veit. „Fluchet nicht auf Euer eignes Blut. Sieben Kinder ſind Euch geſtorben und Eurer braven Frau hat des Wallaner's Tod den Tod gebracht. Andres iſt Euch alleine geblieben. Nimmt ihn Euch unſer Herrgott, ſo verendet Ihr, wie der alte Hirſch im Wald, und kein Hahn kräht nach Euch. Ihr habt dem armen Jungen die Lebensfreude verbittert durch Eure Härte. Ihr ſeid alt und das Halali iſt nicht mehr fern.“

Dem Alten waren die Worte Veit's in die Seele gegangen.

Die Zorngluth wich einer Bläſſe, die ihm ein entſetzliches Anſehen gab. Die Arme hingen ſchlaff herunter und er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

Veit war der Vertraute aller Schelmenſtreiche des alten Kümmel-Dietrich's. Er hatte ihn in ſeiner Hand. Daher durfte er ſich denn einmal etwas herausnehmen, was ein Anderer nicht hatte wagen dürfen.

Eine Weile hatte der Alte ſo geſtanden; dann drehte er ſich ſchweigend um und ſchritt fürbaß. Auch Veit ſchwieg, weil er fürchtete, zu viel zu thun.

Einige hundert Schritte weiter, hob der Alte wieder an: „Ich werde das nie zugeben, Veit. Sollte ich mir durch der Tochter Anblick das Unglück mit dem Vater alle Tage zurückrufen?“

„Ei, ſteht's ſo,“ ſprach Veit, „ſo möchte ich Euch rathen: macht gut, was Ihr übel gemacht!“

Das mochte jedoch der alte Sünder nicht hören.

„Soll ich mein ſchönes Vermögen mit dem Bettelvolke theilen?“ fuhr er fort.

„O nein! Da habt Ihr recht!“ rief Veit. „Setzt Euch auf Eure Geldſäcke, und wenn Ihr ſterbt, nehmt ſie mit; dann erbt doch Niemand etwas. Wißt Ihr, wie ich denke?“

„Da ſcheer' ich mich nichts drum!“

„Auch gut! Ich will's Euch aber doch ſagen: Mir wären die Pfennige der Wallauer's lieber, als Eure Napoleond'ors. — Verſteht Ihr mich?“

Das Geſpräch hatte nachgerade eine Wendung genommen, die beiden Theilen ein Ablenken wünſchenswerth machte. Veit war durch die kränkenden Worte des Alten in die Hitze gekommen. Er liebte die Wallauer's. Er lebte ſeit langen Jahren in der beſten Nachbarſchaft mit ihnen und ſeine Frau war eine entfernte Verwandte der Wittwe. Auch ärgerte ihn, der ſelber arm war, der Geldſtolz des Alten. Warte, dachte er, ich will dir einmal den Pfeffer reiben. Und er that es, daß der Staub dem Dietrich in die Augen fuhr.

Sie waren während des Geſprächs tief in den Wald gekommen und in die Nähe jenes dichten Schlages, wo der Keuler ſtand. Veit hatte genau abgekreiſt, wo er eingegangen war.

Plötzlich rief der Forſtwart: „Seht 'mal die Fährten hier!“

Es waren die Spuren mehrerer Menſchen, die in den Wald gegangen waren.

„Das ſind Holzfrevler,“ rief Dietrich, „ganz gewiß Frevler!“

„Ei, laßt ſie doch,“ ſprach halblaut ſein Begleiter, „die entgehen Euch ja nicht. Wir ſind jetzt an der Stelle, wo der Keuler einging. Seht hier die Fährte! Es muß ein Thier ſein von wenigſtens zweihundert Pfund.“

„Ha!“ rief Dietrich, „ſäß' ihm meine Kugel nur ſchon auf dem Blatte!“

Sie ſtellten ſich nun an und ließen die Meute los. Bald genug hörte man den Jagdlaut und ehe eine Viertelſtunde verging, krachte es durch das Dickicht gerade auf die Stelle zu, wo in nicht ſehr großer Entfernung die Schützen ſtanden. Sie gaben ſich bedeutſame Zeichen und machten ſich fertig.

Unweit des Alten brach jetzt das Thier heraus. Es war wirklich ein ungeheurer Keuler. Seine Hauer ſtanden weit hinaus, gräulich anzuſehen, und er ſchnaubte und ſchnurrte gewaltig. Die Borſten ſeines Kopfes und Rückens ſtanden wie ein Kamm aufgerichtet.

Der Alte zitterte vor Eifer; doch ſammelte er ſich und ſchoß.

Das Thier ſtürzte; aber ehe der Alte im Stande war, wieder zu laden, ehe Veit ſo nahe gekommen, daß er einen Meiſterſchuß hätte thun können, fuhr das Thier wieder empor. Es ſchweißte ſtark; aber nur ein Hinterlauf war zerſchmettert. Wüthend rannte es auf Dietrich zu.

In der Angſt faßte der Alte ſeine Büchſe am Rohr und führte einen fürchterlichen Hieb auf des Keulers Kopf. Der Kolben der Büchſe zerſprang; aber nur einen Augenblick warf das Thier den Kopf in die Höhe; dann fuhr ſein Hauer tief in Dietrich's Bein, womit er ſich vertheidigen wollte, und zerfleiſchte es aufs entſetzlichſte. — Der Alte ſtürzte unter einem Schmerzgeheule zuſammen, das weit in den Wald drang; aber auch in demſelben Momente traf Veit's Kugel das Thier ins Auge, daß es lautlos zuſammenſtürzte.

Veit rannte nun zu dem Alten. „Ihr ſchweißt ja entſetzlich,“ rief er. — „Seid Ihr laufſlahm?“

„Hülfe!! — Ich ſterbe vor Schmerz,“ jammerte der Alte und wand ſich auf der ſchneebedeckten Erde, die von ſeinem Blute geröthet war.

Veit hatte in Spanien zu oft Gelegenheit gehabt, ſchwere Wunden zu ſehen, als daß er hätte erſchrecken ſollen; auch war er zu oft in der Lage geweſen, verbinden helfen zu müſſen, um jetzt rathlos zu ſein. Indeſſen war ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen dem erlegten Thiere und dem Verwundeten getheilt. Während er ſein Halstuch abriß, ſagte er halblaut: „Ins Auge! Crève coeur! Ins Auge! Da hätten Tauſende ſchießen und doch ſo nicht treffen können. — Aber der hat Euch abſcheulich geliebkoſt! Meiner Treu'! ein bischen weiter — Adieu partie! — Nun, ſeid nur ſtille! Ihr heult ja wie ein angeſchoſſener Bär! Damit ſtillt Ihr das Blut nicht. — Zweihundert Pfund! — Himmel, was Hauer! was Läufe! was Schinken! — Still, ſtill, Herr Dietrich! Ich verbinde Euch ja! Ein Aderlaß hat ſein Gutes. Ihr könnt viel böſes Blut entbehren! — Hätten wir nur den Keuler in Sicherheit! — Das blutet aber auch unvernünftig. Haltet doch ſtille!“

Tief im Walde, aber jenſeit des Schlages Struth, befanden ſich an dieſem Morgen drei Perſonen, um dürres Reiſig zu ſammeln. Es war der alte Schmied, Engel und Veit's Frau. Wenn auch der Sturm der letzten Nacht manchen Aſt geknickt haben mochte, ſo hingen die meiſten doch noch am Stamme feſt, und zum Baumſteigen waren die Glieder des alten Soldaten zu ungelenkig geworden; unten war nichts Rares zu finden.

„Sind wir denn in den Wald gelaufen,“ rief er ärgerlich aus, „daß wir Reiſerchen heimbringen, die ſo dick ſind wie Zwirnsfäden? Mir geht's, wie dem Jäger, der den ganzen Tag herumgerannt iſt, ohne etwas anzutreffen. Er ſchießt am Ende eine Geis, wenn er den Rehbock nicht bekommen kann. Ich will's auch ſo machen!"

Und mit dieſen Worten hieb er luſtig in die jungen Buchenſtangen hinein und ſang dabei ſein Lieblingslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc." Die beiden weiblichen Begleiter des Alten baten um Gotteswillen, er möge aufhören, er frevle ja, und wenn's der Förſter ſähe, ſo gnade ihnen Gott.

„Laßt ihn nur kommen, den Strauchmörder," rief der Schmied grimmig aus. „Da hab' ich ein Beil, das ich ſelber geſtählt, es haut Knochen entzwei wie Buchenſtangen."

„Pathe, Pathe," flehte Engel, „laßt doch das wilde Gerede, ich will lieber auf der Stelle umkehren ohne Holz, als ein Protocoll bekommen. Was ſollte aus meiner guten Mutter werden, wenn ich nach Simmern müßte? Und vors Gericht? — Ich ſtürbe vor Scham."

„Deine Mutter wäre nicht verlaſſen, mein Göthchen," ſprach der Schmied; „aber krümme dir keins deiner ſchönen Haare drum und nimm das Holz in das Bündel. Ich ſtehe für Alles; verlaßt Euch auf mich. Auch weiß der Veit, daß wir im Walde ſind. Er wird den Kümmel-Dietrich ſchon ablenken."

„Aber er weiß nicht, daß Ihr Frevel thut, Schmied," ſagte Veit's Frau.

„Pah, Holz und Unglück wächſt alle Tage," verſetzte der Schmied. „Ich halte es für keine Sünde; denn der liebe Gott läßt das Holz wachſen, daß wir uns damit erwärmen ſollen, und ſo weiter. Wer aber verbietet's zu hauen? frag' ich; die Menſchen, die Quäler ihrer eignen Art. Und die Forſtparthie haut's doch ſelbſt und verkauft's noch dazu — und der Kümmel-Dietrich haut's und verkümmelt's. Wir nehmen nur Unterholz zum Brennen. Ich nähme auch lieber eine Buche von drei Schuh Durchmeſſer, als dieſen Reidel von drei Zoll; aber das thut's nicht."

Die Philoſophie des Schmieds überzeugte die Beitin wohl, aber die Engel nicht. Sie war bei ihrer Mutter bibelfeſt geworden und ſprach: „Pathe, die Schrift ſagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!“

„Das iſt Alles wahr, Engelchen,“ erwiederte der Schmied, welcher unabläſſig die ſchlanken Buchenſtangen in Wellenlänge zuſammenhieb; „aber es iſt auch zu unterſcheiden, ob die Obrigkeit nicht ihre Gewalt mißbraucht. Zum Beiſpiel: der alte Hallunke, der Kümmel-Dietrich, der hat ſeine Gewalt nicht von Gott, ſondern — — —“

„O ich bitt' Euch, Pathe, laßt doch den alten Haß fahren!“ ſprach Engel.

„Du vertheidigſt ihn, du?“ fragte der Schmied zornig. — Er drehte ſich um und legte ſein Holz in die gedrehten Birkenſeile, ſchnürte ſie ſchweigend zu und legte ſie auf die Tragringe der Frauen, welche der Hunsrücker „Kitſchel“ nennt.

Engel wagte es nicht, ſich ihrem Pathen zu widerſetzen, obwohl ihr Gewiſſen gegen ſein Verfahren proteſtirte. Auch der Schmied lud ſeinen Bündel auf, und ſo ſchritten ſie den Weg zurück, den ſie gekommen.

Sie waren vielleicht keine dreihundert Schritte gegangen, als ziemlich raſch auf einander zwei Schüſſe folgten und zwar in einer nicht ſehr bedeutenden Entfernung. Der Schmied ſtand ſtille und horchte, und die Frauen zitterten vor Angſt.

„Hm! die Schüſſe fielen bei der Struth, wenn ich recht gehört habe,“ murmelte der Schmied und bog rechts in einen Stellweg ein, der ihn aus dem Bereiche der Jagd bringen mußte. — „Tretet ſachte auf,“ flüſterte er den Frauen zu, „damit wir hören wohin ſich die Hunde wenden; denn wir haben den Wind. Sich muthwillig in Gefahr begeben, halte ich für unnöthig. Iſt ſie da, ſo bebe ich nicht vor ihr.“

Wieder gingen ſie einige Schritte, da vernahmen ſie den gellenden Weheruf eines Menſchen, den ein Windſtoß durch eine Lichtung des Waldes trug.

„Kinder,“ ſagte der Schmied, „da iſt ein Unglück geſchehen. Wüßt' ich, daß es dem Kümmel-Dietrich paſſirt wäre, ſo — — aber es könnte auch Veit ſein.“

„Gerechter Gott,“ rief Veit's Frau aus und lief in angſtvoller Eile in der Richtung des Schrei's davon.

Engel und der Schmied folgten, mit keinem andern Gedanken beſchäftigt, als dem, es könne Veit verwundet ſein.

„Gib Acht,“ ſprach der Schmied zu Engel, „gib Acht, er macht's dem Veit noch, wie deinem Vater ſelig. Nur, ich habe keine Schuld und waſche meine Hände; denn ich habe ihn noch vor acht Tagen vor dem Strauchmörder gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen.“

Sie mußten ihre Schritte beſchleunigen, um der von Angſt gequälten Gattin zu folgen.

Endlich erreichten ſie die Lichtung, welche nach dem Dorfe führte und fanden die Spur der beiden Jäger. Hier warfen ſie ihre Holzbündel ab auf einen Haufen und folgten der Spur. Nicht lange, ſo erreichten ſie den Ort des Unglücks.

„**Bossa manelko!**“ rief der Schmied, „was liegt da für eine Beſtie? Ein Keuler,“ rief er noch verwunderter aus, „wahrhaftig ein Keuler!“

Und Veit, der ſich glücklich pries, Jemanden ſeine That erzählen zu können, wandte ſich von dem blutenden Förſter ab und ſagte triumphirend: „Ich, Schmied, ich hab' ihn erlegt. Die Kugel fuhr ihm gerade ins Auge hinein; das iſt ein Schuß, gelt?“

„Gut gezielt,“ ſprach, im Anſchauen des Keulers verſunken, der Schmied; „gut gezielt und brav getroffen!“

Die Frauen ſchrieen plötzlich: „Ach, der Förſter blutet ja erſchrecklich! helfet doch!“

„Alle Peſt!“ fluchte Veit, „das Tuch iſt zu klein und ich hatte kein anderes.“

Jetzt riß Engel das Tuch, das ſie nach Landesſitte um den ſchönen Kopf geſchlungen hatte, ab, und eilte damit zu dem Alten.

„Da, Veit, da!“ rief ſie, von Mitleid ergriffen, aus und reichte ihm das Tuch, band ihre Schürze los und reichte ſie auch dar.

Mit Hülfe dieſer Verbandmittel gelang es, die Wunde, welche Veit mit Schnee ausgewaſchen hatte, zu verbinden. Der Förſter lag einem Todten gleich da.

Der Schmied beobachtete ihn lange mit innerem Widerſtreit der Gefühle. Alter, tief eingewurzelter Haß und Mitleid rangen um die Herrſchaft in ſeinem Herzen; als er aber ſah, wie Engel's milde Seele die Hülfe dem leiſtete, der den Vater ihr entriſſen hatte, — da ſchmolz der alte Grimm, und er ſagte leiſe in ſich hinein: „Wenn das Mädchen kein Engel iſt, ſo gibt es keine mehr! Aber ihr Beiſpiel ſoll mich lehren, was ich zu thun habe.“ Er trat raſch herzu, ſah Dietrichen ins Geſicht und ſagte dann zu Veit: „Hier iſt nicht lange zu ſäumen! Nimm mein Branntwein-Buttelchen und flöße ihm eine Stärkung ein.“

Das geſchah und der Förſter ſchlug bald wieder das Auge auf. An Gehenkönnen war nicht zu denken. Die beiden alten Soldaten machten eine Tragbahre aus Reiſig und Stangen, legten ihn darauf und ſchritten rüſtig dem Dorfe zu.

In dem Förſter regte ſich aber die alte Habſucht.

„Ach der Keuler! der Keuler!“ ſagte er halblaut.

„Still!“ herrſchte ihm der Schmied zu, „meint Ihr, alter Sünder, es trage ihn Jemand weg? Euch tragen wir, das iſt genug; aber den Keuler mögt Ihr mit Eurem Wagen holen laſſen oder ihn den Wölfen Preis geben.“ Der Förſter ſchwieg, wie ſchwer es ihm auch wurde. Er erholte ſich allmählig, denn Veit flößte ihm, ſo oft ſie ruheten, Branntwein ein.

Auch in der Nähe der Holzbündel ruhten ſie wieder.

„Wem iſt das Holz?“ fragte der Förſter heftig, als er es ſah, und richtete ſich auf der Bahre in die Höhe.

„Mein und dieſen Beiden!“ ſprach der Schmied und ſah ſcharf den Dietrich an. „Ich denke, Ihr macht uns ein Protocoll, weil wir Euch ſo treulich helfen? Es wäre Euer erſter Schurkenſtreich nicht.“

Dietrich biß ſich in die Lippen, aber er wagte es nicht, dem Schmied gegenüber etwas Weiteres zu ſagen. Er haßte ihn grimmig, fürchtete ſich aber auch vor dem kühnen Manne, der keine Furcht kannte.

Veit ſagte endlich: „Engelchen, lauf' ins Dorf und hole Hülfe; ich kann kaum mehr, und dem Schmied wird's nicht beſſer gehen.“

Während Engel dahinflog, ſchritten die Andern langſam weiter, mußten aber immer öfter ruhen.

Als Engel das Dorf erreichte, rief ſie hier und dort die Bauern an, die eben ihre Morgenſuppe aßen; aber ſie ſchüttelten lachend den Kopf und meinten, er habe es um ſie nicht verdient.

Empört durch die Härte dieſer Menſchen, eilte das Mädchen gegen das Forſthaus; aber als ſie es ſah, wurzelte ihr Fuß an der Erde. Sollte ſie hineintreten zu Andres? Einen Augenblick ſiegte die mädchenhafte Scheu, dann aber flog ſie die Treppe hinauf in das Haus.

Andres ſtand vor ihr glühend vor Ueberraſchung, und auch Engel erglühte jetzt vor Scham und ſah verwirrt zur Erde. Doch fand ſie bald wieder das Wort und entfernte ſich dann ſchnell nach ihrer Wohnung.

Einige Augenblicke ſpäter rührte ſich Alles im Hofe des Forſthauſes, und bald rollte der Wagen, auf welchem Betten lagen, daher, den Verwundeten zu holen, und Andres regierte die Pferde mit ebenſoviel Kraft, als Kunſt. — Die Bauern ſahen ruhig dem Wagen nach und meinten: „Unkraut vergehe nicht.“

III.

Der Abend dieſes Tages ſah eine größere Geſellſchaft im Stübchen der Wittwe Wallauer. Ein junger Burſche hatte ſich eingefunden und ſaß im Dunkeln an der Fenſterwand, doch ſo, daß er die beiden Mädchen im Auge hatte. Niklas war eines reichen Bauern Sohn, ein derber Menſch mit allem Uebermuth des reichen Burſchen ausgerüſtet. Sein Haar war brennroth und ein Heer anſehnlicher Sommerſproſſen, die aber an die Jahreszeit ſich nicht banden, bedeckten das breite Geſicht in allen Richtungen.

Die ſchöne Engel zog ihn an, obwohl ſie blutarm war. Indeſſen war ſeine Aufmerkſamkeit weniger in einer herzlichen Neigung zu dem lieblichen Mädchen gegründet, als in dem Stolze, beim Tanze der Kirchweih' das ſchönſte Mädchen zu führen. Daß ſie es ſich zur höchſten Ehre rechnen würde, mit ihm zu gehen, ſetzte er ſo ſicher voraus, als er von der Unwiderſtehlichkeit ſeiner Perſon überzeugt war.

„Das war ein Tag heut'," hob, als er ſeinen Stummel angebrannt, der Schmied an, „der hat die Menſchenherzen offenbart und auch Manche gezüchtigt. Das aber muß ich Euch ſagen, Mutter Wallauer, die Engel iſt ein gutes Kind. Sie hat durch ihre chriſtliche Liebe mich alten Kerl beſiegt, daß ich den Kümmel-Dietrich tragen half. Ein Quentchen Beiſpiel iſt mehr werth, als ein Pfund Lehre," ſag' ich.

„Die Engel weiß, was die Schrift gebeut," ſprach mit einem tiefen Seufzer die ſpinnende Blinde.

„Das muß wahr ſein," fuhr der Schmied fort, und das hochglühende Mädchen winkte ihm zu ſchweigen.

„Was?" rief er aus, „du winkſt mir, zu ſchweigen? Nein, ich muß deiner Mutter Alles ſagen! Um ſo ſchlimmer iſt es, daß ich Eurer Engel Ungemach bereitet habe."

„Wie ſo?" fragte die Blinde, deren leidende Miene einen ſchmerzlicheren Ausdruck annahm.

„Die Engel wird Euch erzählt haben, daß ſie Kopftuch und Schürze zum Verbande des Mörders ihres guten Vaters hergab; daß ſie zuletzt weglief, um einen Wagen zu holen?" ſprach der Schmied.

„Nein!" ſagte die Blinde; „aber that ſie das, ſo ſegne ſie Gott. Sie hat feurige Kohlen auf ſein Haupt geſammelt."

„Feurige?“ Mutter Wallauer,“ rief der Schmied; „da ſeid Ihr irre, denn ſie brannten den Bosfeind nicht im mindeſten. — Doch ich muß Euch Alles auslegen:“

„Als der Wagen kam mit dem Bettwerk, dachte ich: nun wird er ſich drauf legen laſſen? Nicht ſo? Veit!“ — Der nickte, und der Schmied fuhr fort: „Proſt die Mahlzeit! Er ließ ſich zudecken und begann den armen Andres zu ſchimpfen. Das konnt' ich länger nicht anhören und ballte ſo die Fauſt, hielt ſie ihm unter die Naſe und ſagte: „Still, du Unmenſch,“ ſagt' ich; „oder ich ſtopfe dir den Mund, daß du ihn nicht wieder aufthuſt, als vor Gottes Gericht, um dein Sündenregiſter abzuheulen!“ Das machte ihn ſtockmauſeſtill; denn der Menſch iſt ſo feig wie ein Schneider. Darauf ſagte er kleinlaut: „Geht,“ ſagt' er, „und holt erſt den Keuler und meine zerſchlagene Büchſe. Ihr könnt auch das Holz aufladen,“ ſagt er; „und ich dachte, der Burſche hat doch noch einen Reſt von Ehrlichkeit in ſeiner Bruſt. — Wir gehen weg, der Veit und ich, mit dem Wagen. Aber als wir bei dem Thier anlangen — was meint ihr was wir da ſahen?“ — Er hielt ein und Aller Augen hingen an des Erzählers Munde.

„Da werden die Hunde ſchöne Arbeit gemacht haben,“ rief dumm lachend der rothe Niklas.

„Du könnteſt Rathsherr zu Nürnberg werden!“ warf ihm der Schmied hin. „Nein,“ fuhr er fort, „das nicht; aber fünf Burſche ſahen wir darum ſtehen, deren Einer wacker am Auswaiden war.“

„Wer war's denn?“ fragte Engel.

„Deſerteure waren's,“ fuhr der Schmied fort. „Der Eine, ein baumlanger Menſch, trug die Uniform der ſogenannten Ehrengarde, ganz roth. Ich glaube, das Blut des Thieres war das erſte, das er ſah. Der Zweite war ein Dragoner, der Dritte ein Chaſſeur, der Vierte ein Huſar und der Fünfte, der ſo leidend ausſah, daß ich glaube, er macht in ſeinem kalten Quartier im Walde bald nähere Bekanntſchaft mit dem unter der Erde, trug die Uniformſtücke dreier Waffengattungen an ſich. Als ſie uns kommen ſahen, machten ſie Veit's Flinte und einige Piſtolen zurecht, um uns gehörig zu empfangen."

„Laßt's gut ſein," rief ich ihnen zu, „und habt Ihr Hunger, ſo nehmt, was ihr wollt," ſagt' ich.

„Das wirkte, und ſie erwarteten uns ruhiger. Von dem Keuler waren die Schinken abgeſchnitten vorn und hinten, auch das Gelünge herausgenommen. — Wir theilen ehrlich," ſagte der Rothe, und lachte dabei recht behaglich. „Wir haben ſeit Hanau kein Fleiſch geſehen."

„Der Andres ſchwieg, und, da ich mit Veit einverſtanden war, ſo ſagt' ich: „Proſit! Weiß auch aus dem Kriege, wie's ſchmeckt nach langen Faſttagen. — Lieber Gott! wie ſahen die Leute aus! Wie Gerippe, ſag' ich, „wie pure Gerippe. Das iſt mir durch die Seele gegangen. Hätt' ich's dort gehabt, mein ganzes letztes Gebäcke Brod hätt' ich ihnen gegeben, mein' Seel!"

„Aber, Cumpeer," hob Veit an, „Ihr redet ja nichts von den Heimlichkeiten, welche der rothe Deſerteur mit Euch hatte!" Habt Ihr ja doch getuſchelt mit einander wie zwei alte Freunde."

„Wer kein Schloß vor dem Munde haben kann, ſag' ich, Veit, den ſoll man aufknüpfen. Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold! Verſtehſt du mich?"

„So kamen wir denn," fuhr der Schmied nach dieſer Abſchweifung fort, „recht freundlich aus einander."

„Das glaub' ich," lachte Veit; „ſie hatten das Fleiſch und wir — die Knochen."

„Du hätteſt's ihnen ſtreitig machen ſollen, Veit. Wer hätte dir's gewehrt?" fragte der Schmied. „Es war noch zu viel für den Hallunken, der unter der Bettdecke lag. — Daß ich's kurz mache, wir trennten uns, und die Deſerteure gingen tiefer in den Wald, wenn man das Gehen heißen kann, daß Zwei dahinſchlockerten, als hätten ſie den Tod in den Gliedern."

„Ach, die Armen!" ſeufzte Engel.

Der rothe Niklas lachte und ſagte zu Engel: „Hätteſt du nicht Luſt, ſie aufzunehmen, Engelchen?“

„Niklas,“ rief der Schmied ärgerlich, „laß mir meine Gothe gehen. Sie hat ein chriſtlich Herz, und das iſt ein Ding, was du und dein Gelichter nicht kennſt.“

Der Rothe, der auch gerade nicht des Schmieds Liebling war, ſchwieg betroffen, und der fuhr fort: „Möge Gott und gute Menſchen ſich ihrer erbarmen! — Wir fuhren zurück, luden das Holz auf und dann den Kümmel-Dietrich und kamen heim. Von dem Gerippe des Keulers ahnte er nichts, weil das Holz darauf lag. Aber den Grimm hättet Ihr ſehen ſollen, als wir den Keuler abluden! — Wenn im nächſten Sommer ſo viele Donnerwetter an den Himmel kommen, als der Unmenſch fluchte, ſo können wir das fruchtbarſte Jahr erleben. Ich dachte, laß ihn fluchen und brummen und nimm dein Holz! — Da aber rief er laut: „Laß es liegen, Holzdieb; ich will dir das Stangenhauen vertreiben!“

„Ich ſtand ſprachlos, meiner Treu'! was mir doch ſelten paſſirt, machte aber kehrt und ging weg. Der Andres ſprang mir nach und ſagte: „Schmied, hat auch die Engel Holz dabei?“ — „Freilich!“ ſag' ich. — Er ſchlug die Hände zuſammen und rannte weg, und daß er eine Thräne im Auge hatte, macht ihm eben keine Schande, denk' ich.“

Der rothe Niklas verzog höhniſch den Mund.

Engel war bleich geworden und ihre gefalteten Hände lagen in ihrem Schooße matt und kraftlos.

„Was wird das noch werden?“ fragte ſie endlich den Pathen, und in ihren ſchönen Augen ſtanden Thränen der Angſt.

„Nichts weiter, als ein bischen Sitzen im Schloſſe zu Simmern, Engelchen, wenn nicht etwa dein Schatz, der einfältige Andres, das Protocoll unterſchlägt,“ ſagte der rothe Niklas nicht ohne Groll, weil der Schmied den Andres gelobt und ſeine Sorge für Engel gerühmt hatte.

Das Mädchen zitterte heftig.

„Still! du rothe Nachteule!“ donnerte der Schmied. „Wer hat dich hereingerufen, wo man dich nicht gerne ſehen mag?“

Der Burſche ſtand auf. In ſeinem röthlichen Auge leuchtete eine verzehrende Glut. Die braunen Sommerſproſſen erſchienen wie heiße Flecken auf der dunkelrothen Unterlage ſeines Geſichtes. Die Lippen zitterten. — „Wäret Ihr nicht ein alter Mann, Schmied,“ kollerte er in wildem Zorne, „ſo — — —“

Der Schmied, ſonſt jähzornig wie irgend Einer, ſah ihn lachend an. „Geh, Kind,“ ſagte er, „geh! Der Himmel hat dir's an den Kopf geſchrieben, daß du nichts taugeſt; denn rothe Haare und Erlenholz — — nun, ich denke, du kennſt das Sprüchelchen.“

„Das will ich Euch gedenken!“ ſchäumte der Burſche, rannte hinaus und warf die Thüre ſo heftig ins Schloß, daß die Wände zitterten.

„Vater, Vater!“ ſagte Marie halbweinend, „Ihr verfeindet Euch die ganze Welt!“

„Still, Kind, ſtill!“ ſagte begütigend der Schmied, „den Hochmüthigen bin ich Feind, und der rothe Bube meint's doch nicht treu. Beſſer, daß er fort iſt, glaub' mir's.“

Die Blinde war ſtille Zuhörerin geweſen. Jetzt ließ ſie ihre Hand ſinken und ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Unſre Prüfungen ſind noch nicht zu Ende; Herr, mache es wohl mit uns!“

„Mutter,“ nahm der Schmied wieder das Wort, und an ſeiner Stimme leiſem Zittern konnte man wohl hören, wie ihn der Blinden Wort berührt hatte, „Mutter, diesmal iſt die Schuld allein an mir. Ich habe im Uebermuthe die Stangen gehauen, und Engel, wie Veit's Frau, hab' ich genöthigt, ſie heimzutragen, ſie wollten's nicht.“

„Was wird das aber helfen?“ ſagte Veit unmuthig. „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, heißt es im Sprichwort.“

„Dafür laßt mich ſorgen, Gumpeer,“ ſagte der Schmied. „Das Eiſen iſt warm; ich will es ſchon ſchmieden.“

Engel ſtand auf. Ihr Herz war beklommen; ſie mußte hinaus. Und draußen ſtand ſie, an den Thürpfoſten gelehnt, und weinte;

ihre Hände falteten ſich und ſie betete: „Herr, hilf, daß nicht Schmach mich treffe und Elend die Mutter!“

Eine Bewegung im Schuppen erſchreckte ſie. Sie horchte. Als es ſtille blieb, trat ſie näher, und — wer malt ihr Entſetzen? — zwei Deſerteure ſtehen da, und der eine lehnt ſich ächzend an des andern Schulter. Engel wollte laut aufſchreien.

„Ach, erbarme dich unſer,“ flehte eine wohltönende Stimme. „Wir ſterben vor Froſt. Laß uns in deinen Stall, daß wir Wärme finden.“

Engel war von Schrecken überwältigt; aber das Mitleid, erregt durch ihres Pathen Schilderung, gewann ſchnell die Oberhand in ihrem Herzen.

„Wartet ein wenig,“ flüſterte ſie ſchnell, „ich will den Schmied rufen.“

„Ach, thue das; er kennt uns!“ war die Antwort, und Engel rief leiſe dem Schmied. — Veit ahnte nichts. War's doch ſo natürlich, daß die Angſt des Mädchens bei dem Pathen heimlichen Rath ſucht.

Der alte Schmied ſtand raſch auf und folgte ihr.

„Was gibt's?“ fragte er leiſe.

„Es ſind zwei Deſerteure in unſerm Schuppen; ſie ſind — —“

„Ich weiß, ich weiß, Kind,“ fiel ihr der Schmied in die Rede; „komm nur ſchnell! In eurem Stalle mögen ſie die Nacht bleiben, da iſt's warm. Morgen ſchaffe ich Rath. Es ſind Landeskinder; dürfen wir ſie verlaſſen in der Noth?“

Er zog das Mädchen mit ſich fort, warf, nachdem er leiſe mit den Beiden geflüſtert, ſchnell Stroh herab, trug's in den Stall, und die beiden Deſerteure folgten ſchwankend. Sie warfen ſich auf das Stroh nieder, und der Schmied ſagte: „Es iſt noch nicht ſicher im Hauſe, geduldet euch noch eine Stunde.“ Darauf ſchloß er die Thüre, raunte Engel noch zu, ſich zuſammenzunehmen, und trat, als ob nichts geſchehen wäre, mit ihr in die Stube.

„Du biſt zu ängſtlich, Kind,“ ſprach er, als ob er ein abgebrochenes Geſpräch fortſetzte; „es wird ſich Alles beſſer machen, als du denkſt. Der Kümmel-Dietrich weiß, daß ich alle ſeine ſchlechten Händel kenne, und Veit mag es ihm ſagen, daß er verloren iſt, wie er es wagt, mich vor Gericht zu ſtellen. Veit ſelbſt iſt nicht ſauber dabei, und ihm geht es ſo gut an den Kragen, als dem Strauchmörder.“

Veit wußte zu gut, wie wahr des Schmieds Rede ſei; er kannte zu gut die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe des gutmüthigen Polterers, als daß er es hätte wagen mögen, eine Sylbe zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen.

Er fand es gerathen, früher als gewöhnlich aufzubrechen. Seine Müdigkeit vorſchützend, verließ er mit ſeiner Frau das warme Stübchen der Wittwe Wallauer, wo jetzt nur Vier zurückblieben.

Sinnend und ſchweigend ſaß der Schmied in der Ecke und ſeine Pfeife ging ihm aus. Das war ein ſicheres Zeichen, daß ihn Ungewöhnliches bewege. Als er Veit und ſeine Frau weit genug weg wußte, ſtand er auf und ging hinaus, um ſich zu vergewiſſern, daß nicht irgendwo ein unberufenes Ohr das auffange, was er jetzt mit den drei Frauen zu beſprechen hatte. Alles war todtenſtille draußen.

Beruhigt trat der Schmied in die Stube zurück und ſetzte ſich auf die Bank neben die Blinde, die Stirne reibend, wie Einer, der nicht recht die Kehre zu finden weiß.

„Der Veit,“ hob er endlich an, „hat vorhin von Heimlichkeiten zwiſchen mir und dem rothen Ehrengardiſten im Walde geſprochen. Darüber muß ich Euch, Mutter Wallauer, und Euch, Mädchen, jetzt das Nöthige ſagen.“

„Der Menſch hatte ein ſcharfes Auge. Er meinte, ich ſei ein ehrlicher Menſch — und Gott weiß es, da irrte er nicht. So zog er mich denn auf die Seite und ſagte: „Hört einmal, Meiſter Schmied,“ ſagt' er, „ich halte Euch für eine ehrliche deutſche Haut. Ich muß an Eure Barmherzigkeit eine Bitte ſtellen. Seht, da die zwei Kameraden, junges Blut, gezwungen zum Dienſt, ehrlicher Leute Kinder aus dem Niederland, — haben ſie mit uns die Platte geputzt, als es bei Hanau drunter und drüber ging. Bei Rüdesheim ſind wir über den Rhein und im Binger Walde treiben wir uns nun ſchon zehn Tage umher, und hungern und leiden Froſt. Wir Drei ertrugen's, aber die nicht. Sie ſind krank und ſterben ſicherlich, wenn ſie nicht Obdach, Wärme und Pflege finden. Habt Erbarmen! — Der Eine iſt ein Schloſſer aus Solingen; da dacht' ich wohl, das Handwerk habe ein Anrecht an Euch. Hier iſt Geld für ihn! Der Andere hat ſelber Geld genug, um für ſich zu ſorgen."

„Er gab mir eine ſchwere Hand voll Geld. — Ich wollt's nicht nehmen und ſagte, ich ſei ein Chriſtenmenſch, der auch ein deutſches Herz habe," ſagt' ich. „Aber der meinte, das ſei deſto beſſer; Geld aber, ſagt' er, brauche man immer. Ich nahm's, weil ich mir vorgenommen, die armen Teufel zu retten. Mein Plan war ſchnell gemacht. — Kamerad, ſagt' ich, kennt Ihr das Dorf da drunten hinter dem Walde? — Er bejahte. — Nun, ſagt' ich, es ſteht zu äußerſt ein kleines Haus; darin wohnen Menſchen, die wiſſen, wie das Unglück thut; darum haben ſie auch Herzen, ſchlicht und recht, fromm und barmherzig. Dahin bringe die Zwei heute Nacht, wenn's ſtille iſt im Dorf; ich bin in dem Hauſe und ſo weiter. Daß ich Euch meinte, Mutter Wallauer, das werdet Ihr weg haben?"

Wer iſt denn der Andere? fragt' ich noch den Rothen.

„Der iſt aus Crefeld," ſprach er. „Bleibt's dabei?"

„Ich legte die Hand auf mein deutſches Herz und ſagte: So wahr mir Gott helfe! — Da hättet Ihr ſehen ſollen, wie der gute Junge mir die Hand drückte und ſeine Thränen drauf fielen. Man hätte ſo hart ſein müſſen, wie ein Waldſtein, oder wie der Kümmel-Dietrich, wenn Einem da nicht weich ums Herz hätte werden ſollen. **Bassa manelko!** Ich hab' nur zweimal in meinem Leben geweint, nämlich, als der Wallauer todtgeſchoſſen wurde; denn er war mein lieber Gevatter; und als meine gute Frau ſtarb, — aber als der Junge ſo vor mir ſtand, — nun, da war mir's auch nicht weit."

„Was würdet Ihr nun thun, Mutter, wenn die armen Jungen kämen und bäten um Obdach und Schutz, bis der alte Blücher kommt, der die Franzoſen tanzen lehrt; ſagt, Mutter? Ihr wißt, bei mir iſt kein Raum, ſonſt nähm' ich ſie.“

Die Blinde ſann einen Augenblick nach; dann ſagte ſie: „Ich würde ſagen: In Gottes Namen! ob es gleich gefährlich iſt. Wir haben drüben die Oberſtube, darin ſteht Engel's Bett, die ohnehin bei mir ſchläft. Nun, in Gottes Namen!“

„Da ſeh' ich wieder, daß ich mich auf die Menſchen verſtehe,“ rief der Schmied fröhlich aus. „So, dacht' ich, wird ſie ſagen, und ſo ſagt Ihr gerade! Gott lohn's Euch, treue, fromme Seele! Der da droben, Der Alles vergilt, hört auch jetzt Euer Wort, und Der hat ein gut' Gedächtniß! —“

„Daß ich's dann ausſage, Mutter, ſie ſind da und liegen in Eurem Stalle.“

Als der Schmied dieſe Worte ſagte, zuckte die Blinde in Schrecken zuſammen; aber es war mehr die Ueberraſchung, die ſo wirkte, als daß es ſie gereut hätte, was ſie geſagt.

Engel und Marie ſaßen als bewegte, aber ſtille Zuhörerinnen da, und über ihre Antlitze zogen Schatten und Lichter, je nachdem die Rede wirkte.

Engel ſagte, als Alle ſchwiegen: „Wenn's nur verborgen bleibt — und . . .“

„Märchen,“ fiel der Schmied ein, „Niemand weiß es, als du und deine Mutter, Marie und ich. — Uns kennſt du ja.“

„Freilich!“ ſagte die Blinde. „Aber wenn die oben rumoren und hier iſt die Spinnſtube?“

„Erſtlich,“ ſprach der Schmied, „werden die Zwei ſelber um ihre Sicherheit beſorgt ſein und ſich ſtille halten; zum andern aber ſorgen ſchon Eure ſchnurrenden Räder, daß man nicht leicht etwas hört. Aber Engel, du hatteſt noch etwas, was du hinunterſchluckteſt hinter dem „Und?“

„Nun,“ ſtotterte das Märchen erröthend, „ich meinte — es ſchicke ſich nicht, daß ich alleine zu den Mannsleuten gehe, und wer ſoll mich begleiten?“

„Wahr!“ ſagte der Schmied; „daran hab' ich auch gedacht und den Einwand erwartet; aber wohnen wir nicht neben Euch? Da iſt allemal Marie deine Sauvegarde. Iſt dir's nun recht ſo?“

„Ich kann zufrieden ſein,“ lächelte Engel, indem ſie die Hand Marie's faßte, die ſie freundlich gegendrückte und zu ihr ſagte:

„Ich theile alle Laſt mit dir, und hab's ſchon dem Vater verſprochen.“

„Aber,“ ſagte die hocherglühende Engel, „noch Eins, Pathe, — unſere Grundbeeren (Kartoffeln) ſind alle und zwei hungrige Gäſte — —“

„Auch dafür iſt geſorgt,“ lächelte der Schmied gutmüthig, und trat zu Engel. Er legte eine Handvoll blanker Napoleond'ors in ihren Schooß. — „Siehſt du, Göthchen, da kannſt du viele Grundbeeren für kaufen. Das hat mir der in der rothen Uniform gegeben als Pflegegeld. Lohn wollen wir nicht; aber wir werden's wohl brauchen. Nun aber raſch, ihr Mädchen!“ rief er den erſtaunten Freundinnen zu, „macht Feuer oben in die Stube, kocht den Armen eine warme Milchſuppe, und du, Marie, geh' heim und hole den Krug, worin der Neuwieder Doppelkümmel war, füll' ihn mit kochendem Waſſer aus dem Ofenſchiffe, drück' den Stopfen feſt drauf und leg' ihn ins Bett, daß es warm wird.“

Engel gab das Geld dem Schmied zurück und ſagte: „Pathe, hebt Ihr's auf. Mir wird's bange bei dem vielen Gelde.“

Der Schmied nahm es wieder zurück, weil er ja doch gewiſſermaßen ſeit Wallauer's Tode der Hausvater war. Auch erkannte er ſchnell, wie gut es ſei, wenn er etwaige Einkäufe mache, um möglichen Argwohn von Wallauer's abzuleiten.

Die Mädchen flogen hinaus, und derweile ſchlich der Schmied zu den beiden Jünglingen, die in dem kleinen Ställchen eine belebende Wärme zu durchdringen begann. Als er ihnen die günſtige Nachricht mittheilte, erfüllte eine ſelige Freude ihre Herzen. — Der Solinger fühlte ſich wohler, ſeit er nach ſo langer Zeit an einem Orte war, wo ihn die thieriſche Wärme berührte.

Anders aber war es mit ſeinem feiner gebauten Gefährten. Seine Pulſe ſchlugen heftig; ſein Kopf glühte, ſeine Augen waren roth unterlaufen und die lechzende, trockene Zunge verlangte begierig zu trinken.“

„Das ſollt Ihr haben,“ bemerkte der Schmied. „Ich weiß aus meinen Soldaten-Jahren, daß der Regimentsarzt ſagte: Waſſer, ſagt' er, wenn's friſch aus dem Brunnen kommt, ſchadet niemals einem Kranken.“

Er ging und kehrte bald mit einem Kruge friſchen Waſſers zurück, das den Kranken ſehr erquickte.

Darauf trat er ins Haus zurück und half den Mädchen hier und dort ordnen und beſchicken; unterſuchte das Zimmer, und als er es warm genug fand, holte er ſeine Schützlinge aus dem unbequemen Verſteck, um ſie in ihre badewarme Stube zu bringen. Droben durfte kein Licht ſein; wohl ſtand aber eines in der engen Hausflur — und hinter einem Spalte der Küchenthüre ſtanden mit angehaltenem Athem zwei neugierige Mädchen und lugten heraus, ſich die Gäſte zu beſchauen, die ſie nun auf lange Zeit bedienen ſollten.

„Der Blonde,“ flüſterte Marie ihrer Freundin zu, „iſt ein prächtiger Burſche. Wenn der ſich unter unſerer Pflege erholt hat, können wir uns in Acht nehmen, ihm nicht zu tief in die Augen zu ſchauen.“

Engel ſtieß die Muthwillige in die Seite und ſagte leiſe: „Sei doch ſtille, du tolle Hexe! Wenn das dein Peter hörte, gäb's ein abſcheulich Schmollen.“

„O laß mir meine Ruhe mit dem Peter!“ gegenredete Marie; „dem bin ich zu arm, und meinſt du, ich hätt's gleichgültig angeſehen, daß er ſeit vier bis fünf Wochen nicht mehr in unſere

Spinnſtube kommt, wohl aber in Werner's bei dem ſchwarzäugigen Gretchen ſitzt, die ihm ohnehin ſo freundliche Blicke zuwirft, wie ein Eichkätzchen! Nein," ſagte ſie und klopfte mit der Rechten auftrumpfend in die linke Hand, indem ſie trotzig mit dem hübſchen Köpfchen nickte, „den laß ich laufen und ſinge, wie's in dem Schelmenliede heißt:

Geh' du nur hin, du haſt dein Theil,
Du führſt mich nur am Narrenſeil;
Ohn' dich kann ich ſchon leben,
Ohn' dich kann ich ſchon ſein."

Jetzt kam der Schmied wieder herab, um den Andern zu holen, es war der Kranke.

Langſam und mühevoll ſchwankte er, von dem Schmiede mehr getragen, als geführt, an dem Schlupfwinkel der Märchen vorüber, wo das Licht auf ſein glühendes Geſicht fiel.

„Haſt du ihn geſehen?" fragte Marie.

„Lieber Gott, wie ſieht der arme Menſch erhitzt aus," entgegnete Engel.

„Aber er hat doch ein feineres Geſichtchen als der Erſte, der aber hübſcher iſt."

„Ach," bemerkte Engel wehmüthig, „laß jetzt die Narrethei. Es fällt mir ſchwer auf die Seele, daß wir da werden einen recht kranken Menſchen zu pflegen haben. Möge Gott uns beiſtehen, daß er nicht ſtirbt! Was ſollte das werden? Dann wäre Alles verrathen und die ganze Laſt der Strafe träfe uns!"

„Wer wird auch gleich ans Sterben denken?" rief des Schmieds heitere Tochter. „Du machſt dir immer trübe Gedanken und quälſt dich im Voraus. Da denke ich anders. Ich ſtelle mir immer das Beſte vor und nehme das Schlimme, wenn's kommt, geduldig hin. Nein, Engel, ſo ein junges Blut ſtirbt ſo leicht nicht. Und wie alt wird er ſein? Ich glaube, ſie ſtehen im Alter zu einander wie ich und du, und, wenn ſie aus einer Stadt wären, ſo könnten ſie mit einander confirmirt worden ſein. Sei guten Muthes, Engel, wir wollen das Unſere thun, und der liebe Gott wird dann weiter ſorgen. Jetzt aber laß uns die Suppe anrichten; denn mein Vater wird bald kommen, und findet er uns plaudernd, und die Suppe iſt noch nicht fertig, ſo lieſt er uns den Text noch ärger, als unſer alter Griesgram von Pfarrer, als wir im letzten Sommer nicht mehr wollten in die Kinderlehre gehen“

IV.

Schier ein Monat war in dem Dörfchen ſtille und ohne bedeutende Ereigniſſe herumgegangen. Der Winter war milde; nicht einmal ein Schnee deckte die Höhen des Hunsrückens, und je näher der Neujahrstag heranrückte, deſto milder wurde es.

Der Kümmel-Dietrich war, wenn auch noch mit vielen Schmerzen geplagt, ſo weit geneſen, daß er ſtundenlang außer dem Bette ſein konnte. Niemand war froher darüber, als Andres und die alte Lisbeth; denn die Launen des Alten überſtiegen jedes Maaß, und ſeine Quälereien hatten eine Höhe erreicht, die jede Ertragungsfähigkeit überſtieg.

Wie ein Dorn ſteckte ihm die Geſchichte mit dem Keuler in der Seele. Er hatte zwar, ſchlau genug, den Kopf des Thieres dem Unterpräfecten ſpendirt; aber ſeine forſtlichen Vorgeſetzten waren höchſt unzufrieden, daß er ihnen nichts von der Sache gemeldet, wodurch ſie um die Waidmannsluſt und um die köſtlichen Biſſen kamen. Die Verweiſe lagen ihm wie Steine auf dem Herzen, und daß er die Deſerteure nicht einfangen konnte, das war ein neuer Aerger. Ueberhaupt war es eine in jenen Tagen ſeltſame Erſcheinung, daß, obwohl man wußte, daß die Wälder im wörtlichen Sinne wimmelten von Deſerteuren; obwohl man genau unterrichtet war, daß oft in der Nacht Trupps von Zwanzig bis Dreißig dieſer Leute in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu kaufen; obwohl es eine notoriſche Thatſache war, daß ſie Leute vom Felde oder Holzſuchende aufgriffen und ihnen Geld gaben, um Brod zu holen: daß dennoch nicht der leiſeſte Schritt gethan wurde, um ſie einzufangen. Unſtreitig konnte man es als ein Zeichen der Erſchlaffung und Auflöſung betrachten, daß eine Polizei, die ſonſt Argusaugen gehabt hatte, jetzt nicht ſah — oder nicht zu ſehen wagte.

Der ganze Zuſtand auf dem linken Rheinufer, beſonders aber auf dem Hunsrücken und am Strande des Rheines zwiſchen Mainz und Koblenz, war der einer Lahmheit in allen Maßregeln, einer Laxheit und Unſicherheit, welche jedem ruhigen Beobachter auffallen mußte.

Nirgends konnte man Zeichen einer Vertheidigung des Rheinufers wahrnehmen. Wohl lagen Truppen zerſtreut in den Städten und Dörfern am Rheine hin, auch wohl auf dem Hunsrücken; aber es waren kleine Trupps, zuſammengeſtoppelt aus allen Waffengattungen der Armee, welche man einſt ſo ruhmredig die Große genannt hatte. Und dieſe Truppen unter ſich nicht einmal verbunden durch ein regelmäßiges Obercommando, erſchienen als abgelöſte, ſich ſelbſt hingegebene Glieder eines Körpers, der ſeiner völligen Zerſtörung anheimgegeben war. Hier ſah man mehr Offiziere als Gemeine; dort, und zwar beſonders in den Dörfern, zahlreiche Gemeine ohne Offiziere. Sie ſelbſt waren krank und hinfällig, zerlumpt und armſelig, unvollkommen bewaffnet — und was mehr war — demoraliſirt, muthlos, in ſich gekehrt; und wenn einmal die Luſtigkeit, dieſe unverwüſtliche Eigenſchaft des Franzoſen, aufkam, ſo trug ſie einen ſo eigenthümlichen Charakter, daß es ſchien, als ſtrebten ſie in convulſiviſcher Luſt, einen nagenden Schmerz, einen kaum zu bewältigenden Mißmuth, eine lähmende Trauer zu verſenken.

Die häufigen Dislocationen dieſer verzweifelten Soldateska mochten wohl nur den Zweck haben, die Bevölkerung über die Unzulänglichkeit ihrer Zahl zur Vertheidigung des Rheinufers und der Rheinlande überhaupt zu täuſchen. Drüben aber, jenſeit der Höhen des Taunus, das wußte man recht gut, ſammelten ſich die gewaltigen Maſſen des Befreiungsheeres und rüſteten ſich in immer engerem Zuſammenrücken zu dem Uebergange, welchen ſelbſt die Franzoſen als nahe ſchilderten.

Wie auch die Verbindung der beiden Ufer deß Rheines gehemmt war, wie wachſam auch die Douane überall ſich erwies: man war dennoch genau von Allem unterrichtet, was jenſeits vorging; denn ſeit die Continentalſperre ihre unſelige Wirkſamkeit entfaltet hatte, war am Rhein ein Schmugglerſyſtem organiſirt worden, welches an Schlauheit ſelbſt die größte Wachſamkeit der franzöſiſchen Schergen und ihre vielgerühmte Verſchlagenheit übertraf. Es verzweigte ſich in enger Gliederung bis tief in die Wälder des Hunsrückens hinein und ſeine Arme reichten bis ins Herz des franzöſiſchen Reiches, bis in das Alles verſchlingende Paris.

Dieſe Schmugglerverbindung war die Brücke, über welche alle jene, die Bevölkerung mit frohen Hoffnungen, die franzöſiſchen Beamten aber mit Angſt erfüllende Nachrichten herüberkamen. Groß und allgemein war der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Mit um ſo größerer Freude nahm man die Nachrichten auf, die man von Blücher's baldigem Erſcheinen empfing.

Der alte Schmied war im Dorfe derjenige, um welchen ſich die Deutſchgeſinnten ſchaarten. Er empfing — Niemand wußte wie und woher — Nachrichten von der wichtigſten Art. Veit allein, der wohl den Schmugglern Laſten tragen half, kannte ſeine Quellen.

Dagegen ſammelten ſich um den Förſter die entſchiedenen Franzoſenfreunde, deren Zwei oder Drei im Dorfe waren. Dietrich wußte es wohl, wie der Schmied geſinnt war; aber er hatte den Muth nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen, wie ſehr auch Angeberei Lieblingsgeſchäft von jeher bei ihm geweſen war. Hatte er doch in ſeinem Herzen gejubelt, als er ihn des Holzfrevels hatte zeihen können, um einmal ſeinen Muth an ihm zu kühlen; aber Veit nahm ihm alle Luſt dazu, als er ihm des Schmieds Gruß vermeldete. Denn Dietrich wußte wohl, daß der Schmied das Alles ſo gewiß ausführen würde, als er es ausgeſprochen hatte.

Unerwartet trat ein Ereigniß ein, das dem ganzen Verhältniſſe eine andere Stellung gab. Es vereinigten ſich Umſtände, welche ſo ganz zu des Förſters Haß die ſicheren Handhaben boten, daß er keine Minute mehr zauderte, das zu vollbringen, was er längſt gewünſcht.

Die Vereinigung der drei Nachbarfamilien in der Spinnſtube der Wittwe Wallauer war bisher ungeſtört geblieben und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß über ihnen die Zufluchtsſtätte zweier Menſchen ſei, welche als Fremdlinge, als Nothleidende die Barmherzigkeit herbergte und pflegte.

Hätte in Veit's Seele ein Argwohn gelegen, er hätte wohl etwas Ungewöhnliches ahnen mögen. Häufiger als je zuvor, ſah man den Schmied Eſſe und Ambos verlaſſen und in Wallauer's gehen. Auch Marie war dort mehr als früher, wie innig auch allezeit die Mädchen verbunden geweſen waren.

Dies häufigere Kommen des Schmieds aber hatte ſeinen Grund in dem ſchweren Erkranken des Crefelders. Ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Seine Haut brannte, ſein Auge war glaſig, ſein Durſt unlöſchbar. Fieberphantaſieen brachten ihn oft dahin, daß er aus dem Bette ſprang und davon eilen wollte. Der Solinger, welcher ſich ſchneller erholt hatte, war dennoch unvermögend, ihn allein zu zwingen, wenn ſolche Anfälle kamen. Der Schmied mußte zu Hülfe gerufen werden, da den Mädchen das Zartgefühl nicht geſtattete, in das Zimmer zu gehen. Oft ſprach er laut von einer geliebten Mutter und ihrer Verzweiflung, weil ſie keine Kunde von ihm habe; dann ſah er ſich wieder in der Gewalt der Gensdarmerie. Und in dieſe wilden Träume miſchte ſich gar häufig die Erzählung, daß ein Engel ihn pflege, den ihm Gott geſandt.

Wenn nun der Schmied von dieſen Fieberträumen ſprach und auch dieſes letzteren gedachte, den der Kranke immer fortſpann; wenn die höchſte Aufregung vorüber war, erglühte die gute Engel und der Schmied rief ihr zu: „Göthchen, zu erröthen brauchſt du nicht! Der arme Junge hat wohl einen Engel an dir; denn du gönnſt dir ja gar keine Ruhe mehr und ſiehſt ſo bleich aus, als ſeieſt du ſelber krank vor Anſtrengung.“

Engel ſchwieg auf ſolche Reden; aber Marie lächelte in ſich hinein und meinte bei ſich, das Bleichſein ſei doch nur Angſt um den hübſchen, braven Jungen, von dem der Solinger ihr viel erzählt, und nur Gutes, aus der letzten Zeit ihres Flüchtlingslebens; denn früher hatte er ihn nie geſehen. Daher kam es denn auch, daß er nicht wußte, wohin etwa ein Brief zu richten wäre, wenn man ſeinen Eltern ſchreiben wolle.

Je mehr die Krankheit des Armen ſtieg, deſto tiefer ergriff ſeine Lage Engel's gutes Herz. Wie gerne hätte ſie heimlich einen Arzt kommen laſſen, wenn nicht der Schmied aufs Entſchiedenſte ſich dagegen geſtemmt hätte.

„Willſt du ihn und uns unglücklich machen?“ fragte er heftig. „Kann das verſchwiegen bleiben? Und was dann? ſag' ich.“

„Aber wenn er ſtirbt?“ fragte Engel, und ein leiſer Schauder rieſelte durch alle ihre Adern.

„Bah,“ rief der Schmied aus, „ſo ein junges Blut hat viel zuzuſetzen. Ich hab' auch einmal in Ofen im Lazarethe gelegen, und in meinem Kopfe brummte es, als ob der ganze Himmel voll Baßgeigen hinge, die alle ſchnurrten, und in meinen Adern war eine Gluth, wie in meiner Eſſe, wenn ich friſche Kohlen aufſchütte. Und nicht nur die Hälfte der Soldaten war krank, ſondern auch unſere Chirurgen alle. Das war eine ſchöne Wirthſchaft? Item, ich genaß ohne alle Arznei und die meiſten der Soldaten wie ich.“

„Wer weiß aber, ob Ihr dieſe Krankheit hattet, Pathe,“ warf die Beängſtete ein.

„Kind, keine Krankheit iſt ein Plaiſir, ſag' ich. Der Tod lauft immer Sturm dabei auf die Feſtung des menſchlichen Leibes. Sind Wälle und Baſtionen gut, ſo muß er abziehen, ohne daß der Menſch, wie Veit ſagt, verendet.“

„Aber gerade das iſt's, was ich bei dem Crefelder fürchte,“ ſagte Engel und zupfte am Bändel ihrer Schürze, und ihre Stimme wollte wanken vor Wehmuth. „Er iſt ſo abgemattet,“ ſetzte ſie hinzu, „und ſein Körper iſt nicht ſehr kräftig.“

„Er wird nicht ſterben!“ ſagte feierlich die Blinde.

Da fiel ein Licht, ſtrahlend und hell, auf Engel's ſchöne Züge; die Wolke ſchwand, die ſeit mehreren Tagen auf ihrer weißen

Stirne lag, und das Auge ſah fröhlich wieder in die Welt. Sie glaubte ja ſo feſt und vollends hier an der Mutter prophetiſch Wort; – die Hoffnung glaubt ja ſo gerne.

Die Krankheit des jungen Mannes, deſſen Namen nicht einmal der Schloſſer aus Solingen kannte, da ihn der rothe Ehrengardiſt nur „Crefelder“ genannt hatte, nahm aber immer nicht ab. Erſt nach vielen Tagen trat eine Kriſis ein; das Bewußtſein kehrte ihm wieder, aber zugleich ſtellte ſich eine Mattigkeit ein, die Engel abermals beängſtigte.

Es war rührend anzuſehen, mit welcher Dankbarkeit ſein Auge ihr folgte, an ihr hing, während Marie und der Solinger ſcherzten und ſich neckten. Er ſprach nicht, weil es ihm ſo ſchwer wurde. Es ſchien, als beobachte er nur ſeine Pflegerin, die oft durch ſeine ſinnigen Blicke in Verlegenheit gerieth. Sie war ſo ſelten als möglich allein oben; aber ſobald Marie ins Zimmer getreten war, hatte ſie nur Augen für den Solinger, der ſchon nach vierzehn Tagen wieder rothe Wangen bekommen und friſch ausſah, wie das Leben.

Unter dieſen Umſtänden mußte Engel ſich mit dem Leidenden befaſſen, ihn beſorgen und pflegen. Wie zurückhaltend das ſittige Mädchen dies auch that, ſo blieb es doch ihrem Pflegling kein Geheimniß, wie innig und warm der Antheil ſei, den ſie an ihm nahm. Unvermerkt wurde auch Engel zutraulicher gegen den Jüngling. Sie tauſchten Blicke, in denen jeder Eingeweihte in dieſe geheimnißvolle Zwieſprache unverdorbener Herzen mehr geleſen hätte, als ihr Mund ſprach und hätte ſprechen können, weil ſie ſelbſt ſich ihrer Gefühle noch nicht bewußt waren.

Der Schmied war jetzt allzuſehr mit den Kriegsläuften beſchäftigt, als daß er von dieſer wachſenden Zuneigung etwas hätte wahrnehmen können. Täglich brachte er Kunde, wie es ſtand und was er vom rechten Rheinufer erfahren. Eines Tages aber hatte ſeine Freude gar kein Maaß. Die rheiniſchen Schmuggler hatten ihm die Proclamation des alten Blücher gebracht. Wenn's auch mit dem Leſen bei ihm nicht eben raſch ging, und er lange mit der Brille auf der Naſe daran ſtudirt hatte, ſo war ihm doch endlich der Inhalt klar geworden. Er war nicht der Mann dazu, das in ſich zu verſchließen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte, wenns nicht eben ein ihm anvertrautes Geheimniß war, herunter. Der innere Drang ließ ihm keine Ruhe; war ihm indeſſen etwas vertraut, ſo lag's in ſeiner Seele verſchloſſen wie unter tauſend Riegeln.

Kaum war dieſe Proclamation von ihm verſtanden, ſo eilte er hinüber in Wallauer's, ließ die brennende Eſſe verlöſchen und trat zu den Deſerteuren, welchen eben die Mädchen das Mittagsbrod brachten.

Das war ein Jubel! — Es lag ja die Hoffnung der Erlöſung ſo nahe: die Hoffnung, das Panier junger Herzen; es flatterte im Sonnenſtrahle der Freiheit. Mit glühender Begeiſterung nahm der Crefelder es auf. Seines Genoſſen Region lag tief unter der ſeinigen. Dieſer faßte bloß die materielle Seite auf und — ergriff des Schmiedes Hand.

„Hört,“ ſagte er, „Vater Schmied! Es iſt mir lieb, wenn der alte Blücher kommt; aber in meiner Heimat hab' ich Niemand mehr. Ich bin eine Waiſe. Mein Handwerk verſteh' ich aus dem FF. Wie wär's, wenn wir einmal ein Wörtchen mit einander im Vertrauen redeten? Eure Tochter — hab' ich lieb, und ich glaube, ſie mich auch. Gebt mir Marie zum Weibe, und — ich bleibe bei Euch. Wir ſchaffen ſelbander, ſo lange Ihr könnt und wollt, und Ihr ſollt in mir einen guten Sohn haben!“

Marie ſtand in lichter Gluth da. Sie barg das Geſicht mit beiden Händen in ihrer Schürze.

Der Schmied ſah den Jungen mit forſchendem Blick an. „Für einen Scherz,“ ſagte er, „wär' mir das zu bunt. Iſt's aber Euer Ernſt und Ihr ſeid eine ehrliche Haut, ſo hab' ich nichts dagegen, wenn anders Marie auch denkt wie Ihr.“

„Mariechen!“ rief der Schloſſer. „Warum bedeckſt du dein Geſichtchen? Haſt du mich doch gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, und haſt mir's angethan, daß ich lieber wollte in der Franzoſen Hände fallen, als leben ohne dich.“

Er trat zu ihr und ſchlang den Arm um ſie, zog leiſe die Schürze von dem lieblichen Geſichtchen weg und fuhr plötzlich zurück.

„Du weinſt?“ ſagte er. „Biſt du mir nicht gut? Hab' ich mich geirrt, als ich meinte, du habeſt mich lieb?“

Aber Marien's Hand blieb in der ſeinigen und ihr Köpfchen ſank auf ſeine Schulter.

Und der Schloſſer quälte ſie mit Fragen, bis ſie: Ja, ſagte. Dies Ja aber, ſo ſchwer gegeben, war längſt geſprochen unter dem blauen Mieder, und nur die jungfräuliche Scham ließ es nicht über die friſche Lippe.

Der alte Schmied gab ſeinen Segen und ſein Herz jubelte in der Doppelfreude, einen wackern Schwiegerſohn verwandten Handwerks zu haben, und über die Ausſicht, daß bald das franzöſiſche Joch gebrochen würde, das ihn ſo ſchwer drückte. Er pfiff den ganzen Tag ſeinen „Prinz Eugenius“ und den „Jäger aus Kurpfalz;“ aber raſten ließ es ihn nicht. Wenn er auch die erſte Freude hinabdrücken mußte in die ſtillen Räume der Bruſt, ſo mußte die andere laut werden; und er trug Blücher's Proclamation faſt ohne Scheu von Haus zu Hauſe.

Die beiden Glücklichen in Wallauer's Oberſtube ſaßen derweile koſend beiſammen und ſahen nicht, wie der Jüngling, der heute zum erſten Mal aus dem Bette ſein konnte, ſeit ſeines Genoſſen glücklicher Freiwerberei ſo ſtille geworden war und wie ein wehmüthiger Ausdruck in ſeinen bleichen Zügen lag. Selbſt die Freude über die Nachricht der nahen Befreiung des Vaterlandes, die ſeine Bruſt ſchwellte, konnte jenen Ausdruck nicht verwiſchen.

Und Engel? O wie freute ſie ſich des Glückes der Freundin! Aber als ſie allein war, nur bei Gott und ſich ſelber, da fiel ſie nieder und betete inbrünſtig: „Herr, ſtärke mich, daß ich es trage!“ — Und ſie preßte die gefalteten Hände vor die ungeſtüm wogende Bruſt, trocknete eine leiſe rinnende Thräne und trat, nachdem ſie ſich geſammelt, zu ihrem Rade, wo ſie der Mutter den Hergang erzählte. — Die Mutter ſah nicht, wie bleich ſie war.

Die Blinde ſagte: „Marie iſt ein gutes Kind; aber ihr Sinn iſt leicht. Gebe Gott, daß ſie ſich nicht täuſcht in einem Menſchen, den weder ſie, noch ihr Vater kennt! Ach, die Freude iſt oft ſo kurz, — und das Weh ſo lang!“

Engel fragte haſtig: „Mutter, ahnt Euch ein Unglück für Marie?“

„Nein,“ erwiederte die Blinde, „für ſie nicht,“ — und ſie ſeufzte tief.

So ſtand es im Häuschen am Walde.

Nicht ferne von dieſem lag das ſchöne Gehöfte, worin des rothen Niklas Vater wohnte. Seit jenem Abend trug der tückiſche Burſche tiefen Groll im Herzen gegen den alten Schmied, der ſeinen Hochmuth ſo ſchwer verletzt hatte. — Doch nicht allein auf ihn warf ſich ſein Zorn, ſondern auch auf die ſchuldloſe Engel; denn ſie wies ſeine Aufmerkſamkeiten zwar nicht mit Worten ab; aber ihr Schweigen, ihr ganzes Benehmen zeigte ihm, wie wenig ſie ihn leiden mochte. Der Spott, welcher ihm bei den Burſchen im Dorfe deßhalb zu Theil wurde, ſtachelte ſeinen Zorn immer mehr. Seit jenem Abend war in ſeinem Innern ein Argwohn geblieben. Der Veit ſprach von einem Dutſcheln zwiſchen dem Schmied und dem Deſerteur. Der Schmied legte einen ſo ganz eigenthümlichen Ton auf die Worte: „Mögen Gott und gute Menſchen ſich ihrer erbarmen!“

Nicht ohne Bedeutung hatte er zu Engel geſagt, ob ſie ſie nicht aufnehmen wolle?

Das Auge der Argliſt ſieht ſcharf. Niklas konnte den Gedanken nicht los werden, der Schmied habe Verbindungen mit den Deſerteuren gehabt, und ihr plötzliches Verſchwinden deutete ihm darauf hin, er habe ſie irgendwo untergebracht. An Wallauer's dachte er zwar zunächſt noch nicht; wohl aber an des Schmieds Häuschen ſelbſt, das freilich ſehr klein war, oder an Veit, der als charakterloſer Zwiſchenträger und Helfershelfer zu geheimer Praktik, wenn auch nicht gerade zu offenbar ſchlechten Streichen geneigt, bekannt war.

Niklas wollte gerne hinter den alten Schmied. Er umkreiſte ſein Haus zu allen Stunden der Nacht; aber es gelang ihm nicht, irgend etwas Zweideutiges zu entdecken. Nun beobachtete er das Haus Veit's; auch hier konnte er keine Spur finden, die ihm verdächtig erſchienen wäre.

Eines Abends ſpät ging er an Wallauer's Wohnung vorüber. Es war ein wenig kälter geworden und in allen Stuben, wo nicht Feuer war, ſah man die Fenſter gefroren. Nur an Wallauer's Oberſtube war dieß nicht der Fall, obwohl keine Laden an den Fenſtern waren. Dort rann der Anſatz des Dunſtes herunter an den Rauten. Es mußte dort Feuer im Ofen ſein. Unten aber war die Spinnſtube. Wozu ſollte das geſchehen ſein, droben, wo doch Niemand wohnte?

Einmal argwöhniſch, verbarg er ſich hinter einem Strohſchober ſeines Vaters, der in der Bitz ſaß, die an Wallauer's Bitz und Gärtchen grenzte und den Blick auf die Thüre geſtattete. Als es eilf Uhr ſchlug, ging die Spinnſtube auseinander. Veit und ſeine Frau gingen mit Marie und ihrem Vater bis zur Hausthüre; aber kaum war Veit mit ſeiner Frau in ihr Haus getreten, als der Schmied wieder aus dem ſeinigen herauskam, unter Veit's Fenſtern gebückt wegſchlich und eilig in Wallauer's Thüre ſchlüpfte, die er hinter ſich ſorgfältig ſchloß. Der Vollmond begünſtigte die Beobachtungen des Lauerers.

Es lag in dieſem Thun etwas ſo Räthſelhaftes, daß der rothe Niklas mit jedem Augenblicke neugieriger wurde, hinter dieſes geheimnißvolle Weſen zu kommen.

Der **Hunsrücker** Bauer hat meiſt ſeine Leitern an Holzhaken unter dem Vorſprunge des Strohdaches hängen, ſo daß man ſie unbemerkt herabnehmen kann. Niklas' Vater hatte ebenſo ſeine Leitern aufgehängt, und des Sohnes kundige Hand wählte eine, die gerade an die Fenſter reichte, zu deren aufgethauten Fenſtern er hätte hineinblicken mögen.

Er wartete, bis auch unten hinter den Laden das Licht erloſch; dann ſtellte er ſeine Leiter ohne Geräuſch an und ſtieg hinauf. Der Mond ſchien hell, wie wenn es Tag wäre.

Der Rothe, wie er ſchlechtweg im Dorfe hieß, weil er der Einzige war, deſſen Haupthaar die ſeltene, aber keineswegs beliebte Farbe trug, war von der Natur mit Augen beſchenkt worden, die in der Farbe einiges mit ſeinem Haar Uebereinſtimmendes, aber in ihrer innern Beſchaffenheit einiges Verwandte mit dem Auge einer Katze hatten. Er konnte ſelbſt im Dunkeln die wenigen Lichtſtrahlen leichter aufnehmen, als ein anderes normal conſtruirtes Menſchenauge vermochte. Daher war er im Stande zu ſehen, wo ein Anderer heillos im Finſtern herumtappte und ſich unbarmherzig an jede Ecke ſtieß.

Hier kam ihm ſein Katzenblick herrlich zu Statten. Der Mond ſchien nicht unmittelbar in das Gemach; aber er verbreitete ſo viel Licht, daß er deutlich ſah, wie der Schmied vor dem Bett auf einem Stuhle ſaß und bedeutend mit dem Kopfe nach vornen neigte, wie Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Auf einem Lager am Ofen ſah er einen andern Mann ſchlafen, und ohne Zweifel lag ein Dritter, Kranker vielleicht, im Bette; denn wozu ſollte der Schmied ſonſt wachen?

Leiſe ſtieg er herab, trug ſeine Leiter weg und ſchlich auf ſeine Kammer. Er hatte genug geſehen, um zu wiſſen, daß er einen Punkt gefunden, wo er ſeinem Erbfeinde beikommen konnte.

Und wirklich geſchah dies in jenen Tagen, als der Kranke in wilden Fieberträumen lag. Der Schmied wachte damals oft an ſeinem Bett und gerade auch in jener Nacht, wo es, da eine ſchnell vorübergehende Kälte eingetreten war, doppelt nöthig erſchien, vor einer neuen Erkältung den Schwerkranken zu ſchützen.

Mehrere Tage ging Niklas herum und berieth ſeinen Plan im Herzen. Ueber das Wie? ſeiner Ausführung war er noch nicht mit ſich ſelbſt einig geworden.

Gerade in jenen Tagen geſchah es nun, daß Stroh, Heu und Hafer geliefert werden mußte, um die Feſtung Mainz zu verproviantiren. Da kam die Reihe an die reichen Bauern, welche Pferde hatten, das Gelieferte gen Mainz zu bringen, und der Rothe mußte zu ſeinem nicht geringen Aerger für ſeinen Vater die höchſt unangenehme Reiſe machen. Durch dieſen unvorhergeſehenen Umſtand wurde die Ausführung ſeines Racheplans um einige Zeit verſchoben.

Eben an jenem Tage, als der Solinger um ſeine geliebte Marie warb, kehrte zeitig der Rothe zurück. Er brannte vor Begierde, zu wiſſen, ob nicht etwa die Vögel ihm ausgeflogen wären, und wollte ſich am Abend deß vergewiſſern. Die Ungeduld zu beſchwichtigen, trat er ins Wirthshaus, wo mehrere Dorfpolitiker bei einem Schnapſe ſaßen. Der Rothe war ihnen willkommen; denn er, der von Mainz kam, hatte ſicher Manches gehört von den Dingen, die jetzt Jeder beſprach.

Er war eben im Erzählen, wie man in Mainz auch an einen nahen Uebergang glaube, als voll ſeliger Freude der Schmied hereintrat. Zwar berührte ihn des Rothen Anweſenheit nicht zum Angenehmſten; allein dieſer wußte ſchlau in die Vorſtellungen des Schmieds einzugehen, und war freundlich gegen ihn. Und nicht länger fähig, ſeiner Freude Schweigen zu gebieten, zog er das ominöſe Blatt heraus, das heute ſchon eine ſo unerwartete Folge gehabt hatte, und reichte es einem der Bauern hin, der es las.

„So haben wir denn die Befreier bald zu erwarten!“ ſagte frohlockend der Schmied.

„Gewiß!“ bemerkte der Rothe. „Wie werden ſich dann die armen Deſerteure freuen, die von guten Menſchen aufgenommen worden ſind!“ ſagte er und fixirte den Schmied, aus deſſen Antlitz ſchier eine Flamme ſchlug. Er ſchwieg betroffen und ſah unter ſich. Er fühlte, daß der Rothe anzüglich rede; aber, fragte er ſich, woher könnte er wiſſen, daß ſie ſich in Wallauer's befinden? Stichelte er auch vielleicht nur auf des Schmieds Franzoſenhaß und auf jenes Wort, das er an jenem Abend geäußert, wo er ihm die Thüre gewieſen hatte?

Nach einiger Zeit ging der Schmied wieder weg. Je länger er des Rothen Worte erwog, je weniger Urſache konnte er finden, an ein beſtimmtes Wiſſen von deſſen Seite zu glauben. Seine Ruhe kehrte wieder und ſeine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Er glaubte ſeiner Sache völlig gewiß zu ſein.

Den Rothen aber hatte des Schmieds Benehmen überzeugt, daß er noch Alles finde, wie er es verlaſſen, und noch Zweckdienlicheres dazu, nämlich die Vorleſung der Blücher'ſchen Proclamation.

Am andern Tage ſchritt der Rothe gen Simmern. Er ſchien Eile zu haben; denn nirgends hielt er ſich auf. Dort angelangt, ſchlug er ſogleich den Weg zur Unterpräfectur ein. Als er ſo dahinſchritt, ruhte ſein Auge mit Wohlgefallen auf dem finſtern Schloſſe, das der Waſſergraben umgab und das zu ſeiner Rechten lag. Dort waren ja die Gefängniſſe, in denen bald ſein Erbfeind ſchmachten ſollte zur Befriedigung ſeiner Rache, die ungeſättigt wie ein Geier an ſeinem Herzen fraß.

Der Unterpräfect war ein allgemein beliebter und geachteter Mann. Gerecht, aber auch milde, ſo kannte man ihn. Jedem Bittenden ſtand ſeine Thür offen, und das Volk liebte es, mit ihm ſelbſt zu reden, wenn es ein Anliegen hatte, weil es freundliches Gehör, genaue Unterſuchung und gewiß Recht fand, wenn ſeine Sache gerecht war.

Auch der Rothe verlangte ihn zu ſprechen; aber er war abweſend. Offiziere der in Simmern liegenden Franzoſen befanden ſich bei den Unterbeamten.

Ohne Weiteres brachte der Rothe ſeine Anzeige bei ihnen vor. Mit großer Aufmerkſamkeit und ſichtlicher Freude vernahm der franzöſiſche Oberſt die ihm überſetzte Anzeige des Burſchen. Nach einer in franzöſiſcher Sprache gepflogenen kurzen, aber lebhaften Unterredung wurde ihm der Beſcheid, er ſoll in einer Stunde wiederkommen, um dem Syndic (ſo hießen die Dorfſchulzen jener Tage) Dietrich Brief und Befehl mitzunehmen.

Frohlockend über den Erfolg trat Niklas in ein nahes Wirthshaus, um die Zeit abzuwarten, die ihm geſetzt war.

Ehe ſie noch abgelaufen, ſah man Unteroffiziere hin- und hereilen, und bald darauf verſammelten ſich in der Allee vor dem Schloſſe etwa vierzig Mann Franzoſen mit Waffen und Torniſter.

„Wohin?“ fragte der Wirth zum Fenſter hinaus den ihm bekannten Sergeanten, der das kleine Detaſchement anzuführen beſtimmt war.

„Auf ein Dorf in der Nähe,“ erwiederte dieſer. „Wir ſollen Deſerteure und ihre Hehler einfangen, und warten noch auf den Boten.“

Der Rothe vernahm dies Wort, und, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, ſprang er auf und eilte ſeine Briefe zu holen. Als er dieſe in Empfang genommen, zog er mit den Soldaten ab auf dem Wege nach Erbach.

Der alte Dietrich lehnte in ſeinem lederbezogenen Sorgenſtuhle zur Seite des Ofens. Er hatte das noch immer nicht vollſtändig geheilte Bein, mit Haſenpelz umwunden, auf einem davorſtehenden Stuhle liegen. Veit ſaß bei ihm, und Beide unterhielten ſich von der Kunde, welche der Rothe mit von Mainz wollte gebracht haben. So zweideutig auch Veit in ſeinem Weſen war, ſo konnte er doch den alten ehrlichen Schmied, der ſich, ungeachtet ſeines Hitzkopfes, allezeit als ein treuer Nachbar und Freund gegen ihn bewieſen hatte, durch Mittheilung deſſen, was er von ihm erfahren, nicht bloß ſtellen. Am Fenſter ſaß Andres ſtille und in ſich gekehrt. Er ſchien dem Geſpräche der Beiden am Ofen durchaus keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Seine Seele war bei — Engel. Andres war Dietrich's letztes Kind. Alle ſeine Geſchwiſter waren hingeſtorben, zuletzt die Mutter, eine ſtille, gottesfürchtige Frau, eine ſorgſame Haushälterin und eine treue, liebevolle Mutter. Andres war das jüngſte Kind, der Mutter das einzige, liebſte. Die Härte des Vaters, ſeine Haustyrannei, ſeine Gefühlloſigkeit wies die arme

Mutter allein an ihr Kind. Sie ſuchte deſſen ohnehin weiche Seele ganz an ſich zu feſſeln, und das war ſo leicht, da der rauhe Vater den zarten, mädchenhaften Knaben abſtieß, weil er ihm nicht nachartete. So kam etwas Weibiſches in den Knaben, das ihm vollends des Vaters Liebe raubte. Dieſes innere Weſen prägte ſich auch in ſeinem Aeußern aus. Er war zart gebildet, und wenn auch ſeine Züge regelmäßig ſchön waren, ſo hatten ſie doch nichts männlich Schönes. Wenn er Frauenkleider würde getragen haben, ſo hätte ihn gewiß manches männliche Auge hübſch gefunden.

Als Kind waren Mädchen ſeine Geſpielen. Unter dieſen beſonders Wallauer's Engel, damals ſchon in der kaum ſich öffnenden Knoſpe die Roſe der Zukunft verheißend.

Das entſetzliche Geſchick, das Engel des Vaters und Ernährers beraubte, zerſtörte ſelbſt der Kinder Spiele, nicht aber die Zuneigung des Knaben zu dem Mädchen, das in ſo vielfacher Beziehung ihm innerlich verwandt war.

In ſpätern Jahren, als ihre Mutter erblindete, mußte die jugendliche Engel frühe dazu mitwirken, daß nicht Mangel und Elend ſie heimſuche.

Des Knaben Mutter ſtarb. Mit ihr ſchwand ſeine letzte Stütze; denn ſeit die Mutter ihm den unvertilgbaren Abſcheu vor der Jagd beigebracht, in der ſie den Grund jenes Unglücks ſuchte, das an ihrem Herzen zehrte, behandelte ihn der Vater mit einer Liebloſigkeit, daß im wörtlichen Sinne ſeine Hunde ihm näher ſtanden, als ſein Sohn. Seinen tiefen Schmerz um der Mutter Tod verſtand Niemand im Hauſe. Er war durch das ſtete Leben in der Nähe der Mutter ſelbſt Andern ſeines Alters im Dorf entfremdet. Auf ſeine Erziehung verwandte der geizige Vater nichts, weil er ihn einen Simpel nannte und ihm keine Fähigkeiten zutraute. So wurde das Weſen des Knaben ſcheu und abgeſchloſſen.

Er reifte zum Jünglinge und ſein in ſich ſelbſt zurückgezogenes Weſen trat noch ſchärfer hervor. Für ihn gab es keine Freude, wie für die Jünglinge und Jungfrauen ſeines Alters. Die Muſik auf der Kirchweihe ſtimmte ihn wehmüthig, und während Andere jubelten in wilder Luſt, ſaß er da und die Thränen rannen nicht ſelten über ſeine Wangen. Er war verarmt an Allem, was dem Leben Reiz, der Jugend Freude gibt. Seine Arbeiten that er ſtille und in ſich gekehrt, aber pünktlich, und des Vaters Ackerbau war in ſchwunghaftem Zuſtande, ohne daß dieſer es anerkannte.

Andres kannte durch der Mutter Schilderung, durch das Anſehen und Anhören der Verhandlungen im Vaterhauſe, des Vaters unredliches Treiben, ſeinen Wucher; und er ſuchte durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Fluch zu entkräften, der tauſendfach den alten Förſter traf.

Der beſondere Gegenſtand ſeiner heimlichen Wohlthaten waren Engel und ihre Mutter. Es iſt ſchon angedeutet worden, daß Engel oft am Morgen Haufen Korn auf ihrer Tenne fand. Sie vermuthete, es komme von ihm, und ſeit ſie ihn am Fenſter geſehen, ahnete ſie, daß die Zuneigung des Knaben in ein anderes Gefühl übergegangen ſei, das ſie — nicht erwiedern konnte. Sie war dem Armen gut, aber ein tieferes Gefühl ſprach nie für ihn in ihrem Herzen. Hielt ſie doch mit einer ehernen Gewalt den Gedanken zurück, daß er der Sohn des Mannes ſei, der ſie ſo unglücklich gemacht. Zwar war er ſo ſchuldlos an dieſem Unglücke, wie ſie; zwar hatte die gute Mutter durch ihre tiefe Frömmigkeit den Keim des Haſſes, wenn ihr Herz deſſen fähig geweſen wäre, in ihr längſt erſtickt; aber dennoch empfand ſie ihm gegenüber etwas, was ſie gewaltſam wegſtieß.

Und er liebte ſie mit der ganzen Kraft eines Herzens, deſſen Gefühle um ſo ſtärker waren, je mehr ſie verſchloſſen im Innern lebten. — Sie kannte ſeine Liebe; denn Mädchenaugen ſehen ſehr ſcharf. Darum erglühte ſie ſo tief, als ſie vor ihm ſtand am Tage des Unglücks ſeines Vaters; darum floh ſie wie ein geſcheuchtes Reh aus dem Hauſe, in dem ſie ſeit ihren frühen Kindertagen nicht mehr geweſen war und das ſie nie ohne Schauder anzuſehen vermochte. — Bei ihr und lediglich bei ihr waren ſeine Gedanken, wenn er ſo ſtille daſaß. Bei ihr waren ſie auch jetzt wieder, als plötzlich die blanken Bajonnette der Franzoſen ihm in die Augen blitzten.

Sie ſtellten ſich vor den erſtaunten Blicken des ahnungsloſen Jünglings auf, und in die Stube trat mit dem Triumphe der Hölle im Auge der rothe Niklas.

Er reichte dem Förſter den Brief.

„Woher?“ fragte dieſer.

„Leſ't nur, Ihr werdet's ſchon ſehen,“ ſagte mit einer Lache, die herzzerſchneidend war, der Rothe.

Dietrich erbrach den Brief, las, las noch einmal und allmählig ſtieg eine Röthe auf die eingefallenen Wangen des Alten, die von der inneren Bewegung zeigte, und ein Ausdruck wurde in ſeinem Auge ſichtbar, der dem verwandt war, der in der Gluth des röthlichen Auges des Boten ſich ausſprach.

„Woher weißt du das?“ fragte der Alte freundlich den Rothen.

„Das gelte euch gleich, Herr Syndic,“ ſagte der, „es ſei Euch genug, daß es ſo iſt.“

„Was denn?“ fragte Veit, von einer peinigenden Neugierde getrieben.

„Du magſt es wiſſen, Veit,“ ſprach Dietrich. „Seit faſt vier Wochen — ſind zwei Deſerteure im Hauſe der Wittwe Wallauer verſteckt.“

„Wer ſagt das?“ rief Veit und ſprang auf. „Es iſt eine gottverdammte Lüge!“

„Ich ſage es, Veit, ich,“ ſprach höhniſch der Rothe.

„Hallunke, du lügſt!“ rief der alte Soldat. „Ich bin alle Abende dort und nie iſt mir eine Spur zu Geſichte gekommen!“

„Veit,“ ſagte mit kalter, aber zermalmender Ruhe der Rothe, „wahret Eure Zunge. Ich habe hier zwei Zeugen, die mir vor dem Gerichte den „Hallunken“ bezeugen. Habt Ihr nichts gemerkt, ſo iſt das eben kein ſonderliches Zeichen für Eure Gaben; aber kein Beweis vom Gegentheil. Die Soldaten warten, Herr Syndic,“ ſetzte er, zu dieſem gewendet, hinzu.

„Und tauſendmal nenn' ich dich einen Hallunken!“ ſchrie Veit im raſendſten Zorn. „Auf! Ja laßt uns hingehen und unterſuchen!“

„Das iſt nicht Eure Sache, Veit!“ höhnte der Rothe, „ſondern die des Syndic's, an den lautet der Befehl.“

„Ich kann nicht gehen, Niklas!“ ſeufzte der Förſter, dem es unausſprechlich leid that, auf eine ſo große Freude verzichten zu müſſen.

In dieſem Augenblicke trat der Sergeant herein.

„Was ſoll das Zaudern?“ fragte der grobe Elſäſſer. „Sollen die Vögel erſt ausfliegen, ehe wir ſie fangen?“

„Andres!“ rief der Alte ſeinem Sohne zu, der wie eine Leiche daſaß und die Hände krampfhaft gefaltet hatte. Obwohl er überzeugt war, wie Veit, daß Alles erlogen ſei, ſo dachte er an Engel's Schrecken, und das lag zentnerſchwer auf ſeinem Herzen.

„Rufe den Adjuncten!“ befahl der Vater.

„Herr Syndic, das geht nicht,“ ſprach der Rothe. „Euer Andres ſagt's der Engel gewiß. Schickt einen Andern, oder ich will ſelber gehen.“

Der Alte ſah die Richtigkeit der Bemerkung des rothen Niklas ein. Veiten, der ſich wegſchleichen wollte, vertrat der Sergeant den Weg.

„Du bleibſt hier!“ befahl er; „denn dein bleiches Geſicht ſagt mir, du willſt auch den Falſchen machen. Zurück!“

Der Rothe eilte hinweg und nach wenigen Augenblicken trat der Adjunct herein, der nun den Befehl erhielt, den Schmied, die Engel und die beiden Deſerteure ſofort zu verhaften.

V.

In dem Häuschen der Wittwe Wallauer herrſchte ein Frieden an jenem Tag, an dem der Rothe ſeinen Streich ausführte, wie er nur da walten kann, wo reines Bewußtſein, lautere Frömmigkeit und Genügſamkeit dauernd wohnt. Die Blinde ſpann in ihrer heimlichen Ofenecke und Engel ſaß wieder an ihrem Platz und ſpann manchen Seufzer hinein in die zarten, feinen Fädchen, welche ſie zog. Was ihr Herz preßte, war nicht Angſt, nicht die Furcht vor einer Entdeckung ihrer Schützlinge, — es war der Gedanke an die Trennung von Martini (denn ſo hieß der Crefelder), welcher ihr erzählt hatte, daß er einer armen Wittwe Sohn ſei, die zu ernähren ihm als ſeine Lebensaufgabe gelte. Und dieſe Trennung ſtand ſo nahe bevor. Der Schmied ſprach mit aller Beſtimmtheit und Sicherheit, daß am Morgen des 1. Januar 1814 die Deutſchen über den Rhein gehen und das wurmzerfreſſene Franzoſenthum zerſtören würden; der Tag war nahe, — ſehr nahe.

Ach, ſie beneidete die glückliche Marie nicht, die den Mann ihrer Wahl nicht zu verlieren fürchten mußte; ſie gönnte ihr ja das Glück ſo gerne! — aber — in ihrer Bruſt wohnte die reinſte, treueſte Liebe zu Martini, und er — ſchied in die Heimat zur verlaſſenen, darbenden Mutter; das wußte ſie und ihr Glück zerrann für immer. Ihn wiederzuſehen, durfte ſie nicht hoffen. Warum nicht? flüſterte eine Stimme in ihr. Warum nicht? — Zwar ſchweigt ſein Mund und das Wort: „Liebe“ iſt nicht über ſeine Lippen gegangen, weil eine faſt jungfräuliche Schüchternheit ein Grundzug ſeines Weſens iſt, — aber redet ſie nicht aus ſeinen treuen Augen eine ſo verſtändliche Sprache? Thut nicht ſeine ſeelenvolle Dankbarkeit ſie kund? Ruht nicht ſein vielſagender Blick auf mir mit einem Ausdrucke, der tief in die Seele mir dringt und die Gluth mir auf die Wangen treibt? Drückt er mir nicht oft die Hand ſo bedeutſam, daß ich ſie raſch ihm entziehen muß?

Dieſe Fragen waren der Gedankenkreis, in dem ſich Engel jetzt und oft bewegte, und die ſüße Hoffnung eines liebenden Herzens regte manchmal die Schwingen gar fröhlich; aber Zweifel ſtiegen dann wieder auf, nagende, quälende Zweifel, und ſie wagte nicht, ſie ihrer Marie zu ſagen, die nur necken konnte, die auch jetzt nur an ſich und an ihr Glück dachte und für Anderes keinen Sinn hatte. So ſpann ſie ihre Hoffnungen und ihre Sorgen hinein in die Fäden ihres Geſpinnſtes, und nicht ſelten rann eine klare Perle aus dem ſchönſten Auge, — die Niemand ſah.

Droben in der Stube ſaßen die beiden Jünglinge bei dem alten Schmied, während Marie drüben im Hauſe wirthlich thätig war.

Der Schmied brachte neue Nachrichten, und bedeutungsvolle.

„Ein Schmuggler ſagte mir," fuhr er in ſeiner eifrigen Rede fort, „drüben überm Rheine rücke der preußiſche General von Hühnerbein, ſagt' er, gegen Caub vor. Ihr wißt ja, das liegt dort in den Bergen an der Pfalz. Dort, ſagt' er, wolle Blücher übergehen und die Ruſſen, gräuliche Kerle mit langen Bärten, arbeiteten ſchon bei Weiſel an einer Brücke. Doch, mein' ich, der Burſche habe mir Eins aufgebunden."

„Warum denn," fragte Martini mit großer Theilnahme.

„Ja, lacht nicht, Herr Martini," erwiederte der Schmied; „er ſagte, die Brücke ſei von Linnen-Tuch."

Der Gegenſtand wurde nun mit Eiſer beſprochen.

Die Deſerteure ſtellten es in entſchiedene Abrede und der Schmied auch; denn kupferne Pontons kannten alle Drei als allein geeignet für ſolche Flußübergänge.

Noch war dies Geſpräch im Gange, als plötzlich ein gellender Schrei aus der untern Stube vernehmlich in ihre Ohren drang.

„Was ist das!" rief der Schmied, „war das nicht Engelchen's Stimme? Sollt' ein Unglück geſchehen ſein?"

Martini erblaßte, und Schraubt, ſo hieß der Solinger, ſprang auf, um mit dem Schmied hinab zu eilen.

„Seid ruhig!" rief der Schmied und eilte hinaus; aber auf der Stiege ſchon kam ihm der Sergeant entgegen und, das lange Bajonnett ihm vorhaltend, donnerte er ihm ſein „Halt!" zu.

Der Schmied prallte zurück und ein Todesſchrecken ergriff ihn. Er wollte zur Stube eilen; aber es war zu ſpät.

Die Jünglinge waren, als ſie das Waffengeräuſch hörten, zum Fenſter geeilt und hatten geſehen, wie rings das Haus umſtellt war. Der Gedanke an Flucht wäre eine Thorheit geweſen.

Die Franzoſen drangen mit Brutalität in das Gemach und feſſelten die Deſerteure an einander, indem ſie die Armen mit Hohn und Spott übergoſſen. Kolbenſtöße blieben nicht aus, als Ausleger ihrer Geſinnungen.

Unter der Thüre ſtand der Rothe und ſah mit ſeinen glühenden Katzenaugen den Schmied an, als wollte er ihn durchbohren und ſagen: Jetzt vergelte ich dir!

Dieſer jedoch ermannte ſich bald wieder; er ſah ihm feſt ins Auge.

„Diesmal iſt der Sieg dein, rother Hallunke!“ rief er aus, und ſeine nervigen Fäuſte ballten ſich, „aber — —“

„Für das „Aber“ iſt gethan, Alter!“ höhnte der Rothe „Die Proclamationen könnt Ihr in Simmern leſen, oder —“

„Schweig, du Bösfeind!“ rief ihm der Schmied zu, „dein Judasſtreich wird nicht unbelohnt bleiben. Kann ich's nicht, ſo rufe ich Gottes Gerechtigkeit über dich!“

Der Sergeant ſtieß ihm den Kolben in die Seite.

„Willſt du ſchweigen, alte Mähre!“ herrſchte er ihm zu. „Ich denke, die bleiernen Eier werden dir bald deinen Mund ſtopfen. Das ſind gewiß die letzten Deſerteure, die du verſteckſt.“

„Ich fürchte die Kugeln nicht,“ ſagte mit Stolz der alte Mann. „Ich habe ſie zu oft um meinen Kopf pfeifen hören, als daß ſie mir fremd ſein ſollten; aber von der Hand ſolcher Henkersknechte zu fallen, iſt allerdings ſchwer für einen alten Soldaten.“

Ein derber Schlag des Elſaſſers machte ihn verſtummen.

Seine Hände wurden gefeſſelt.

„Marſch!“ donnerte der Elſaſſer, und die Soldaten ſtießen die drei Gefeſſelten vor ſich her, die Stiege hinab.

Ein herzzerreißender Anblick bot ſich ihnen hier dar.

Die Blinde raufte ihr ſchneeweißes Haar und aus den lichtloſen Augen ſchoß ein Strom von Thränen. Ihre Lippe zitterte. Sie vermochte kein Wort zu ſprechen. So ſaß ſie in ihrem Lehnſtuhle, ein Bild des Jammers, das ſelbſt den Rothen ſo ſehr erſchütterte, daß er ſich unwillkührlich abwandte und wegſchlich.

Engel ſaß, ein bleiches Todtenbild, mit geſchloſſenen Augen da. Thränen quollen unaufhaltſam hervor. Auch ihre Hände waren gebunden.

„Mit der alten Nachteule,“ ſagte der Elſaſſer, „will ich mich nicht plagen. Die hat ſchwerlich Schuld an der Geſchichte. Aber du, mein ſchönes Täubchen, mußt mit; denn dir ſind gewiß die Burſche ans Herz gewachſen!“

In dieſem Augenblicke ſtürzte mit fliegenden Haaren Marie herein. Sie ſchrie wie eine Wahnſinnige und ſtieß die Soldaten zurück.

„Vater! mein Vater!“ rief das Mädchen aus. „O, mein Schraudt! Wo ſeid Ihr? Was wird aus Euch?“

„Nichts weiter,“ ſprach lachend der fühlloſe Sergeant, „als Galgenvogelſpeiſe, Vogelſcheuchen oder ſo etwas.“

Die Soldaten drängten ſie zurück, und ohnmächtig ſank die Verzweifelnde zur Erde, wo einige herbeigeeilte Nachbarinnen ſie aufhoben.

„Marſch!“ donnerte noch einmal der Sergeant, und die Soldaten zogen mit mehr Schonung, als ihr roher Führer bewies, die bleiche Engel empor. Die Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte, welche ſelten der Franzoſe verläugnet, zeigte ſich auch hier. Viele ſahen mitleidig auf das ſchöne Mädchen.

Engel ſank vor ihrer Mutter nieder. „Mutter,“ rief ſie, „ſegne dein Kind!“

Die Alte legte ihre zitternden Hände auf Engel's Haupt, und in dieſem Augenblicke verklärte ſich ihr Angeſicht. Es trat eine wunderbare Ruhe in die vorher von Angſt entſtellten Züge.

„Gott ſegne dich, mein Kind!“ ſprach ſie in einem Tone, der ſelbſt den rohen Sergeanten überwältigte, daß er einen Schritt zurücktrat.

„Gott ſegne dich, mein Kind! Verzage nicht! Der Herr ſucht uns heim. Die Prüfung iſt ſchwer; aber Er hilft ſie auch tragen, Der ſie auflädt.“

Engel barg ihr Antlitz in der Mutter Schooß und weinte.

„Ach, wer wird für Euch ſorgen, wenn ich nicht bei Euch bin?“ rief ſie, das Geſicht erhebend, aus.

„Der, welcher auch die jungen Raben ſpeiſt!“ ſprach feſt und vertrauensvoll die Blinde.

Engel ſchwieg und faltete betend die Hände, die unter dem Gelenke gebunden waren.

„Kind, achte die Schmach nicht!“ fuhr die Blinde fort. „Sie wird dir zum Heile dienen. Bete! — Der hört, zu welchem die leidende Unſchuld fleht. Fluche nicht den Feinden, die uns elend gemacht! Der Herr ſei Richter zwiſchen ihnen und uns! Nun gehe, Gott wird mit dir ſein!“

Die Soldaten ſtanden ſtille da. Die Gewalt dieſes Auftrittes hatte ihre Herzen ergriffen, und ſelbſt alte Schnurrbärte, die nicht eine Sylbe von dem verſtanden, was die Blinde ſprach, fühlten das, was hier vorging, und zeigten eine Rührung, welche bewies, wie auch das roheſte Gemüth ſich nicht alles beſſeren Gefühls entäußern und ſelbſt durch die Macht entmenſchender Einflüſſe nicht ganz deſſen beraubt werden kann, was als himmliſchen Funken der Schöpfer in die Seele gelegt.

Sanfter, als es von ſeiner Rohheit zu erwarten geweſen, zog der Sergeant das Mädchen empor.

Getröſteter erhob ſie ſich, küßte die unglückliche Mutter und folgte wie das Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird, an des Schmieds Seite den Soldaten. In ihrem Pathen fand ſie ihre Stütze; aber der Schmied war ſelbſt erſchüttert und gebeugt, — denn als den Urheber all dieſes Jammers mußte er ſich anklagen. Das preßte ſein Herz heftig, das raubte ihm all ſeine Kraft. Er ſah nun all ſein Glück in Trümmer fallen; denn daß er würde erſchoſſen werden, ſchien ihm ſicher; daß Schraudt nach harter Strafe wieder in ein Regiment geſteckt würde, war außer Zweifel. „Arme Marie,“ ſeufzte er leiſe, „wer wird deine Thränen trocknen?“ Blickte er auf Engel, und dachte auch ihrer verlaſſenen Mutter, ſo wollte ihm ſchier das Herz berſten. Er hatte ſie ja auch in dieſen Jammer geſtürzt. Der alte Mann, den man ſtets gefaßt und ruhig zu ſehen gewohnt war, ging jetzt gebeugt dahin. Sein Kind durfte er nicht mehr ſehen, das verbot der Elſaſſer mit rauhen Worten.

Einen Blick voll unausſprechlichen Jammers warf er auf ſeine

Wohnung, — dann wandte er ſich ab und ſchritt vorüber; aber ein Blick, den er zum Himmel ſandte, ſagte mehr als Worte.

Das ganze Dorf rannte zuſammen, als die Kunde von dem Ereigniſſe durch die Häuſer lief. Auf dem Schauplatze, wo Bosheit und Tücke einen ſo ſchmählichen Sieg feierte, ſtanden Haufen weinender Frauen, zornig blickender Männer. Nicht wenig Fäuſte waren geballt, und aus den Augen ſprach's: „Laßt uns ſie befreien!

Der Schmied ſagte zu den Frauen: „Sorget für Engel's Mutter und für mein Kind!“

Antworten konnten ſie nicht vor Schluchzen; aber ſie nickten alle eine Zuſage, die ſich'rer war, als Brief und Siegel.

Und zu den Männern wandte er ſich, denn er las in ihren Blicken, Mienen und Geberden, was in ihren Seelen vorging, und wußte, daß ein Funke eine Flamme hervorrufen könnte, die Allen Verderben bringen mußte.

Er ſah ſie an und ſchüttelte bedeutſam den Kopf. „Begeht keine Thorheit,“ flüſterte er Veiten zu; „aber hilf du ſorgen für die Verlaſſenen,“ und Veit drückte ſchmerzerfüllt ſeine Hand.

Was aber zehrend im Innern lag, forderte einen Ausfluß.

Während die Unglücklichen dahin geführt wurden, und dieſer Zug einem Leichenzuge glich, warf ſich der Zorn der Bauern auf den rothen Judas, wie ihn der Schmied genannt hatte. Veit, der den Zuſammenhang mittheilte, bezeichnete ihn als den Verräther. Hätte ſich der Verworfene nicht verſteckt gehabt, ſo hätte wohl der erzürnte Haufe eine Rache an ihm vollzogen, deren Bitterkeit in leichter Beſtrafung keine Befriedigung gefunden haben würde. Vergebens aber ſuchte man ihn, und der eigne Vater ſprach ſeinen Fluch über ihn aus, weil ihn die verworfene That empörte. In ſeinem Hauſe wolle er ihn nicht dulden, ſprach zornglühend der Vater.

„Mag er ſeine Schmach hinaus tragen in die Welt!“ rief er aus, „meinem Hauſe ſoll er weder die Schmach, noch den Fluch bereiten, daß es ihn herberge!“

Eine dumpfe Stille lag auf dem Dorf. Jedes Herz fühlte das Unglück, als ob es nahe davon berührt ſei. Engel war von

Allen geliebt, und wie ſehr man den Schmied achtete, bewies ſich erſt jetzt.

Nur Einer, ſelbſt noch heimgeſucht mit Weh und Leid, ſaß in ſeinem Lehnſtuhl und lachte ſataniſch in ſich hinein. Es war der Förſter.

Seine Seele empfand eine wohlthuende Befriedigung, daß ſein Erbfeind nun endlich einmal von einem Schlage getroffen worden war, der ihn bis zum innerſten Sitze des Lebens verwundete, — vielleicht für immer aus dem Wege räumte. Mancher Verſuch, ihm beizukommen, war ganz vergeblich geweſen; jetzt ſpielte ein Anderer ſeine Rolle, und er konnte ſich des Erfolges freuen. Selbſt von einer andern Seite kam ihm das Ereigniß willkommen. Von Veit wußte er, daß ſein Andres Neigung für Engel fühle. Jetzt, wo Schmach und Schande ſie getroffen, ſie vielleicht lange im Kerker ſitzen mußte, fiel des Alten Furcht weg, daß dieſe Neigung ernſterer Art werden könne. Andres erkannte gewiß, daß er den Gedanken an das Mädchen aufgeben müſſe. So dachte der Förſter, weil er es wünſchte; aber er kannte ſeinen Sohn nicht. Andres fühlte, er berechnete nicht, und je verſchwiegener dies Gefühl in ſeiner Bruſt lag, deſto tiefer wurzelte es; je mehr es das Einzige war, was ihn erfüllte, deſto größer war ſeine Macht.

Engel war gefeſſelt vorübergeführt worden. Dieſer Anblick warf ihn nieder. Es war Nacht in ſeiner Seele geworden, und kein Lichtſtrahl erhellte ſie. Als er Veit beſtürmte mit ſeinen Fragen über der Jungfrau mögliches Schickſal, zuckte dieſer die Achſeln und meinte, ſie würde wohl langes Gefängniß als Strafe erdulden müſſen. Das beugte ihn vollends nieder. Anfänglich war er keines klaren Gedankens fähig. Als er aber ruhiger wurde, durchkreuzten abenteuerliche Rettungspläne ſeinen Kopf. Die Thatkraft fehlte ihm und er ſah ſie alle wie bunte, leere Seifenblaſen zerplatzen. Die Nacht, die ſich frühe auf alle die bewegten Herzen ſenkte, brachte ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Engel und der Schmied begrüßten ſie freudig; Engel, weil ihr Schleier ſie den Augen der Menſchen entzog; der Schmied, weil er nun ungeſtört ſeinen Empfindungen ſich hingeben konnte. Alle waren ſtille auf ihrem traurigen Wege. Die beiden Deſerteure waren von ihnen getrennt. Sie gingen, enger von Soldaten umſchloſſen, weit vor ihnen her. So lange es hell war, ſandte oft Martini kummervolle Blicke auf die zurück, die ſo Vieles für ihn litt.

Niemand ſprach ein Wort. Selbſt der Elſaſſer ging neben den Deſerteuren ſchweigend hin. Nach dem, was er in dem Dorfe erlebt, hätte er es nicht ungerne geſehen, wenn der Greis und das Mädchen entſprungen wären; aber daran dachte Niemand. Engel ging ruhiger den Dornenweg, weil ſie ſich unſchuldig wußte vor Gott. Sie hatte ja nur der Stimme der Barmherzigkeit Raum gegeben und jener Liebe, die retten und wohlthun lehrt, die aber auch Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft.

Ihrer Mutter Segen gab ihr Muth; ihr Gebet Kraft zu dulden. Was ſie quälte, war — Martini's Geſchick, und das Schrandt's, mit dem das ihrer lieben Marie ſo eng verbunden war. Sie empfahl Gottes Gnade ihre Geliebten und der Segen des Gebetes wurde ihr zu Theil in ihrem Herzen.

Auch der Schmied errang größere Ruhe auf gleichem Wege. Er ſah nach oben, wo jetzt die Sterne aus dem tiefen Dunkel des Himmels hervortraten, und ſprach leiſe in ſich hinein: Soll mein Blut als Sühneblut fließen, ſo ſei's in Gottes Namen. Ich hab' es gut gemeint, und kein Verbrechen laſtet auf meiner Seele. Gott wird für Marie ſorgen!

Und als er das ſich geſagt, ſchritt er feſter fürbaß in die Nacht hinein.

Es war ſpät, als ſie Simmern erreichten, und es fiel den Soldaten ſehr auf, daß in der Stadt eine ſeltſame Unruhe bemerklich war, die ſehr mit der Ruhe im Widerſpruche ſtand, in welcher ſie ſie vor wenigen Stunden verlaſſen. Man bemerkte ein Hin- und Herlaufen der Beamten, wie der Soldaten. Beſonders auffallend war dies in der Unterpräfectur.

Der Sergeant lieferte ſeine Gefangenen an den Gefangenwärter ab. Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihnen. Der Sergeant eilte dem Oberſten zu rapportiren, wie er ſeinen Auftrag ausgeführt.

Mit Erſtaunen ſah er im Quartiere des Oberſten die Haſt, womit man packte. Als er zum Oberſten eintrat und ſeinen Rapport begann, rief ihm dieſer zu: „Schweig' nur; wir haben jetzt Anderes zu thun, als uns um die Marodeurs und Deſerteurs zu bekümmern. Geh' zum Adjutanten!“

Dort vernahm er die Ordre, ſich bereit zu halten, jeden Augenblick aufzubrechen, da die Deutſchen wohl noch in dieſer Nacht über den Rhein ſetzen würden. Das war nun freilich ein blinder Lärm. Es war die Nacht des 30. Decembers; allein der Zuſtand in der Stadt blieb ſich völlig gleich am andern Tage. Die Caſſen wurden fortgebracht. Der Unterpräfect war von Koblenz mit derſelben Nachricht zurückgekehrt und auch er rüſtete ſich zum Abzuge. Die Douanen vom Rheine trafen in Schaaren ein. Niemand dachte an die Gefangenen; Niemand fragte nach ihnen. Man war mit der eignen Sicherheit und Rettung zu ſehr beſchäftigt; aber was man früher erwartet, das ereignete ſich am Morgen des 1. Januars 1814.

Blücher's Heer war auf dem Gebirge des rechten Rheinufers zuſammengezogen worden und erſtreckte ſich in ſeinen Standorten von Caub bis Wiesbaden hin. Der Vortrab des Generals von Hühnerbein war vorgeſchoben bis zu dem Dorfe Weiſel, wo die Ruſſen die Brückenſchiffe gefertigt und mit getheertem Segeltuche die Eichenrippen überzogen hatten. Am Abend des letzten Decembers wurden die Truppen dem Rheine näher gerückt. Lützow's wilde, verwegene Jagd bildete den Vortrab, und war beſtimmt, zuerſt den Fuß auf das franzöſiſche Ufer zu ſetzen.

Blücher ſelbſt war mit ſeinem Staabe bei Weiſel eingetroffen. Als die Nacht herabſank, füllten ſich die engen Gaſſen des Städtchens Caub mit Truppen. Kopf an Kopf ſtanden ſie, und doch herrſchte eine Grabesſtille. Auf dem linken Ufer hätte man glauben ſollen, alles Leben in Caub ſei erſtorben; denn kein Licht war am Rheine ſichtbar, wo doch die ſtattlichen Häuſer ihre Fronte dem jenſeitigen Ufer zuwenden. Man konnte deutlich das Plätſchern der leichtbewegten Rheinfluth herüber hören. Doch bald vernahm man einen dumpfen, fernem Donner nicht unähnlichen Ton. Es waren die Munitionswagen, welche den Berg herabkamen, und nun erſt hörte man auch Waffenklirren und den Schlag der Hufe; denn immer mehr breiteten ſich die Streiter am Rheine aus, um den nachrückenden Maſſen Raum zu geben.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde ſchlug, ſtießen die Schiffer ihre Kähne in die Fluth. Lützow's Jäger ſprangen hinein. Pfeilſchnell durchſchnitten ſie den Strom und erreichten das jenſeitige Ufer. Kein Feind war ſichtbar. Kein Schuß machte die Landung ſtreitig.

Kundſchafter führten die Schaar über das Gebirge, um die in Bacharach ſtehenden Franzoſen abzuſchneiden, während die Kähne raſtlos neue Streiter den erſten nachführten.

Die Jäger kamen zu ſpät. Der Feind hatte ſich bereits zurückgezogen nach Simmern; aber die Macht der Deutſchen war ſchon anſehnlich genug auf dem linken Ufer, um ihn zu verfolgen. Wohl kam es noch bei Rheinböllen zu einem kleinen Scharmützel, aber die Franzoſen hielten nicht Stich. Auch in Simmern, wo ſie noch anſehnlich ſich durch die kleinen Detachements verſtärkt hatten, benutzten ſie das Dunkel der Winternacht, um der raſch ſie verfolgenden Macht der Deutſchen zu entgehen.

Kaum graute der erſte Morgen des neuen Jahres, als die Brücke geſchlagen wurde, über deren leichtes Gebäude nun die Armee des greiſen Helden zog.

Erſt am Nachmittage verließ das Hauptquartier Caub und am andern Tage gegen Abend traf Blücher in Simmern ein.

Ueberall begrüßte der Jubel der Bevölkerung die Befreier. Selbſt aus den fernen Dörfern eilte ſie an die Landſtraße, um ſie zu ſehen, ihre Grüße ihnen zuzurufen.

Unter dieſen Zuſchauern, die auch aus Erbach den Weg nicht geſcheut, ſtanden Zwei in leiſem, aber lebhaftem Geſpräche; es waren Andres und Veit.

Als nämlich die Kunde von dem Uebergange Blücher's in das

Dorf kam, fiel ein Hoffnungsſtrahl in die Seele des Jünglings. Seine Angſt um Engel ließ ihn nicht mehr ruhen. Ihr Unglück war ein Wendepunkt für ſein inneres Leben geworden. Die mädchenhafte Schüchternheit wich von ihm, und der Entſchluß, Alles zu ihrer Rettung aufzubieten, gab ihm eine Entſchiedenheit, die ſelbſt nicht von den Drohungen eines rohen und heftigen Vaters beſiegt werden konnte.

„Bis heute habt Ihr mich tyranniſch behandelt," ſagte er feſt zu dem Alten, „und mich geknickt. Ich bin mündig geworden und fühle, daß ich das Unrecht gut machen muß, das Ihr an Wallauer's, wenn auch ohne Euren Willen, verübt."

Der Alte ſtarrte ihn an. Solcher Sprache hatte er ſich nicht zu ihm verſehen. Er wollte die ganze Gewalt ſeiner wilden und leidenſchaftlichen Weiſe einſetzen; aber Andres ſchwieg und handelte.

Er kleidete ſich an und ging mit Veit.

„Blücher iſt noch nicht in Simmern," ſagte Veit zu ihm, — denn er hatte einen Soldaten gefragt, — „aber er wird bald kommen."

„So muß ich eilen!" ſagte Andres mit Beſtimmtheit.

„Aber was willſt du thun?" fragte Veit, nicht ohne Staunen über die Umwandlung des Jünglings.

„Ihn um Engel's Befreiung bitten," erwiederte dieſer mit ruhigem Nachdruck.

„Wenn aber die Franzoſen ſie mitgenommen, wenn ſie nicht mehr in Simmern wäre?" warf Veit ein, weil dieſer Gedanke ihn ſelber quälte.

Andres ſah ihn an mit einem Blicke, der Veit erſchreckte.

„Das werden ſie nicht gethan haben," ſagte er. „Und wär' es geſchehen, ſo folge ich ihr nach, bis ich ſie finde."

Er wandte ſich und ging. Veit wollte ihn zurückhalten, aber er ſtieß ſeine Hand weg und verſchwand in dem dichten Volksgedränge.

Als Andres in haſtiger Eile Simmern erreicht, war ſein erſter Gang nach dem Schloſſe. Er traf den Wärter. Eine Zentnerlaſt fiel von ſeinem Herzen, als dieſer ihm ſagte, die Gefangenen ſeien noch alle da.

Frohlockend ſtürmte er in die Stadt zurück, wo eben unter dem Hurrahrufe der Soldaten und Bürger der Feldmarſchall einzog.

Schon neigte ſich der helle Wintertag zum Abende, als Blücher, umgeben von ſeinem Staabe, in dem Saale des Hauſes ſtand, wo er abgeſtiegen war. Ein Tiſch ſtand in der Mitte, auf welchem Karten ausgebreitet lagen. Die glänzenden Uniformen ſeiner Umgebung warfen das Licht zahlreicher Kerzen zurück.

Unfern von dem Feldmarſchall ſtand der Bürgermeiſter der Stadt, um Auskunft über Eins und das Andere zu geben.

Ein Adjutant trat jetzt zu Blücher'n und meldete, daß ein junger Menſch, dem Bauernſtande angehörig, dringend um Gehör bitte.

Blücher befahl ihn hereinzuführen, und Andres trat furchtlos vor den Feldherrn.

„Kennen Sie den Menſchen?“ fragte er den Bürgermeiſter der Stadt.

Dieſer bejahte und gab kurz die nöthigen Erläuterungen über die Perſon und Familie deſſelben.

„Was willſt du, mein Sohn?“ fragte ihn Blücher freundlich.

Wenn auch mit bebender Stimme, doch bündig und klar und mit der ganzen Wärme ſeines Herzens ſchilderte er das Ereigniß.

Blücher ſtampfte mit dem Fuße und rief: „Iſt es wahr, Herr Bürgermeiſter?“

Dieſer konnte die Angaben inſofern bejahen, als er von der Einkerkerung gehört. Da jedoch die ganze Angelegenheit nicht in ſeinen Amtsbereich einſchlug, ſo blieb ihm das Nähere unbekannt.

Noch einmal wandte ſich Blücher an Andres. „Bürgſt du mir für die volle Wahrheit deiner Ausſage?“ fragte er, und in ſeinem Auge loderte eine jähe Gluth.

Andres legte ſeine Rechte aufs Herz und betheuerte: „So wahr mir Gott helfe!“

Blücher winkte einem Adjutanten, ſagte ihm einige Worte, und dieſer entfernte ſich mit Andres.

Kaum vermochten ſie auf dem Wege nach dem Schloſſe durch die Soldatenmaſſen durchzukommen, und immer noch ertönten Reiterfanfaren und Trommelſchlag vom Thore her, neue Regimenter ankündigend, welche ſich der Stadt näherten.

Endlich erreichten ſie das Schloß. Als der Wärter den Offizier ſah, klirrten ſchnell die Riegel, und der Schmied trat heraus. Er glaubte, nun gehe es zum Tode. Als er aber Andres erkannte, der ihm die Hand reichte, als das Wort: „Frei“ deutſch aus dem Munde des Offiziers in ſein Ohr klang, da wurde es ihm klar, wie es ſtehe, und die aufgegebene Hoffnung des Lebens drang wieder belebend in ſein Herz.

„Wo iſt Engel?“ fragte Andres.

„Wie,“ lachte der Adjutant, „habt Ihr hier Engel in Feſſeln?“

„Wahrlich, ein Engel ſchmachtet hier,“ ſprach der Schmied. „Ihr ſollt ſelber ſagen, ob ich lüge.“

Der Adjutant befahl das Mädchen zu befreien.

Und als ſie nun heraustrat, bleich zwar, aber gerade dadurch noch unendlich reizender, rief der Adjutant: „Wahrhaftig, Alter, du verſtehſt dich auf Beurtheilung. Ich ſtimme dir unbedingt bei.“

Aber wie bebte ſie vor dem Offiziere! Wie zitterte ihre Hand, als ſie der Schmied ergriff und ihr zurief: „Wir ſind frei, mein Kind! Wir ſind frei! Und ſiehſt du, der Andres hat uns die Freiheit erworben. Gott ſtrafe mich, wenn ich das ihm jemals vergeſſe!“

Engel's dankbarer Blick ruhte auf ihm, und eine Gluth bedeckte ſein Antlitz dem Mädchen gegenüber. Sie reichte ihm ihre Hand und dankte ihm. Dann ſah ſie ſich forſchend um.

„Aha,“ ſagte der Schmied, „ich merke wohl auch, daß noch etwas fehlt.“

„Wo ſind denn die beiden Deſerteure?“

„Sie werden auch frei, aber zuvor muß ich ſie dem Feldmarſchall vorſtellen,“ ſagte der Offizier. „Er wird ſie noch über

Einiges befragen wollen. Euch aber,“ fuhr er fort, „möchte ich rathen, heimzueilen, wenn Eure Heimat nahe iſt; denn hier drängen ſich die Truppen dieſe Nacht unglaublich.“

Engel flüſterte dem Schmied etwas zu.

„Werden ſie auch gewiß frei?“ fragte dieſer darauf treuherzig den Offizier.

„Dieſer lachte. „Alter,“ ſagte er, „glaub's auf mein Wort. „Nun machet, daß Ihr fortkommt.“

Der Schmied zog Engel fort, die leiſe widerſtrebte. „Komm' nur,“ ſagte er, „komm' nur, Kind. Wir haben eines Deutſchen Wort, das iſt mehr werth, als franzöſiſche Eide. Morgen kommen ſie uns nach, glaub's nur feſt.“

Und ſie folgte mit pochendem Herzen und begleitet von Andres, der ſtille geworden war, und dem ein Wehgefühl durch die Seele zog, weil — Engel ſo kalt geweſen, kehrten ſie auf weiten Umwegen heim, wo ſie der jubelnde Willkomm der Ihrigen empfing. Andres ſchlich ſich unbemerkt von dannen.

Die beiden Jünglinge waren, nachdem ſie von dem Gefängnißwärter die Befreiung Engel's und des Schmieds erfahren, dem Adjutanten zu dem Feldmarſchall gefolgt. Sie mußten aber lange warten, bis ſie vor ihn geführt wurden; denn hier wogte es von Offizieren aller Waffen, Adjutanten, kommenden und wegeilenden Ordonnanzen.

Endlich rief ſie der Adjutant, welcher ſie hergeführt, und nach wenigen Augenblicken ſtanden ſie vor dem Manne, deſſen Namen ſchon ein Schrecken für die Franzoſen war. Er forſchte lange nach der Macht der Franzoſen im Rheinlande und dergleichen; allein Martini, welcher das Wort führte, äußerte ſein Bedauern, daß er außer Stand ſei, die gewünſchte Auskunft zu geben, was er durch die Erzählung ſeiner Ereigniſſe bewahrheitete.

Der Feldherr war unmuthig, daß er nichts weiter erfahren konnte; allein er zweifelte auch nicht an der Wahrheit deſſen, was ihm geſagt wurde. Dies Geſpräch abbrechend, fragte er nach ihrer Heimat.

Als ſie dieſe genannt, fuhr er fort: „Warum habt Ihr Eure Fahne verlaſſen?“

Martini ſagte erregt: „Excellenz, es war unſre Fahne nicht. Man zwang uns, ihr zu folgen. Unſre Fahne weht vor unſern deutſchen Brüdern her.“

„Brav, mein Junge,“ ſprach Blücher, deſſen Züge ſich unwillkührlich erheiterten. „Das iſt die Sprache, die ich gerne höre. Gehet heim, Kinder, und macht dieſe Geſinnung in Eurem Berufe geltend.“

„Nein, Excellenz,“ rief Martini mit ſchnell auflodernder Begeiſterung, „ich mag nicht die Hände feig in den Schooß legen, wenn meine Brüder den blutigen Weg gehen für des Vaterlandes Freiheit. Nehmen Sie mich auf in Ihr Heer!“

Blücher lächelte beifällig und muſterte des Jünglings ſchlanke Geſtalt, indem er das linke Auge etwas zukniff.

„Wie mir's aber ſcheinen will, ſo kannſt du wenig ertragen, mein Sohn?“ ſprach er darauf.

„Ich bin ſtark, Excellenz,“ rief der Jüngling, „nur eine kurz überſtandene Krankheit läßt mich ſchwächlich erſcheinen.“

„Bravo!“ ſprach der Feldmarſchall und legte ſeine Hand auf Martini's Schulter. „Ich ſehe, dir iſt's ein Ernſt. Wähle dir eine Waffe!“

„Laſſen Sie mich unter den ſchwarzen Huſaren fechten!“ bat der Jüngling. „Ich war Huſar und habe bei Leipzig gegen ſie gefochten.“

„Gewährt!“ ſagte Blücher heitern Antlitzes und rief den Adjutanten, ihm das Nöthige zu ſagen. „Du bleibſt einſtweilen bei mir. Morgen wird ſich das Nähere finden. Aber,“ fuhr er fort, „wie ſteht's um deinen Kameraden?“

Schrandt machte ein Armeſündergeſicht und ſah zur Erde.

Blücher fixirte ihn lächelnd und nicht ohne einen Zug von Satyre.

„Der hat keinen Heldenberuf,“ ſagte er lachend, „und das Vaterland ſcheint ihm nicht ans Herz gewachſen?“

„Excellenz," entgegnete Martini, „urtheilen Sie milde; er hat ſeit drei Tagen eine ſchöne Braut hier in der Nähe, die ſehnſüchtig ſeiner harrt."

„Ja, ja," lachte Blücher, „ſo ſieht mir der Kerl gerade aus. Ich habe es ihm angeſehen."

Einen Moment weidete er ſich an Schraudt's Verlegenheit, dann ſagte er:

„Na, geh' hin, mein Junge, und wenn du Hochzeit hältſt, dann trinke Eins auf meine und Eins auf deines braven Kameraden Geſundheit!"

„Darf ich gehen?" fragte Schraudt höchſt naiv. Der alte Held lachte, bejahte die Frage mit einem herzlichen: „Gewiß" und wandte ſich zu den Offizieren, die unterdeſſen in lebhaftem Geſpräche um die Karten geſtanden.

„Willſt du wirklich wieder Soldat werden?" fragte leiſe der Solinger ſeinen Kameraden. „Was denkſt du nur? Es liegt ja nur an dir, ſo haſt du auch eine Braut; denn die Engel hat dich ganz erſchrecklich lieb!"

Martini erröthete. „Laß das," ſagte er tiefſeufzend, „ich mußte handeln, wie ich gethan. Auch ich liebe Engel, und will's Gott, ſo ſehe ich ſie wieder. Sage ihr, daß ihr Bild mich begleite. Bitte ſie, daß ſie meiner in ihrem Gebete gedenke. Engel beten erhörlich. Bringe ihr dieſen Ring, und ſag' ihr, ſie ſolle dabei meiner Liebe und Treue gedenken."

Er drückte Schraudt's Hand herzlich, und dieſer eilte raſch von dannen.

Schon unter der Thüre faßte ihn aber die Schildwache, weil er franzöſiſche Uniform trug, und der Adjutant mußte ihn befreien. Als er die Straße erreicht, verhüllte die Nacht ſein Kleid, und es gelang ihm, in einem Bürgerhauſe eine Unterkunft bis zum Morgen zu finden und, als dieſer endlich kam, einen Kittel einzutauſchen, der ihn den Bewohnern des Landes gleich machte.

VI.

Wieder ſaßen Engel, der Schmied und Marie bei der Wittwe Wallauer, die in ſeliger Mutterfreude Engel's Hand in der ihrigen hielt, und erzählten von ihrer Gefangenſchaft und Befreiung durch Andres, als Veit hereintrat. Man ſah es ihm an, daß er eine Neuigkeit zu bringen hatte.

„Was gibt's denn?" fragte der Schmied.

„Drüben im Forſthauſe arge Geſchichten," entgegnete Veit, indem er ſich langſam niederſetzte. „Als geſtern Abend der brave Andres in ſeines Vaters Stube trat, war ich gerade zugegen. Voll Freude über ſein gelungenes Werk, erzählte er mir Alles. Hab' ich aber jemals einen Raſenden geſehen, ſo war's der Kümmel-Dietrich, als er des Sohnes Erzählung vernahm. Er ſchimpfte maßlos über den armen Jungen, weil er Euch befreit. Und als nach langem, geduldigem Schweigen der Andres ſagte, er habe die Sünden ſeines Vaters gut zu machen begonnen, da iſt der Alte aufgeſprungen, hat in der Wuth auf ſeinen wehen Fuß getreten, als ob er geſund wäre, und hat eine Flinte von der Wand geriſſen und auf ihn angelegt. Denkt Euch den Unhold! Da bin ich denn blitzſchnell drein gefahren, habe den Lauf in die Höhe geſchlagen, und die Kugel fuhr in die Decke."

„Großer Gott!" riefen die Frauen voll Entſetzen.

Der Schmied ſaß da, wie eine Bildſäule; aber ſeine Augen rollten wie Feuerräder und ſeine nervigen Fäuſte waren krampfhaft geballt.

„Haſt du ihm nicht den Hals gebrochen, dem Unhold?" fragte er Veiten mit jener bebenden Stimme, die allemal ankündigte, wie es in ſeinem Innern ſtand.

Veit beachtete die zornmuthige Frage des alten Hitzkopfes nicht, ſondern fuhr fort: „Ich dachte, was wird der Andres thun? Aber der ſtand ruhig da und ſagte: „Vater, Ihr habt das letzte Band jetzt durchgeſchoſſen, das mich an Euch knüpfte. Von heute an nennt mich nicht mehr Sohn.“

„Der Alte ſchäumte. Er wollte nach einer zweiten Flinte eilen, die da hing, aber ich vertrat ihm den Weg und drückte ihn ſo kräftig in ſeinen Lehnſtuhl, daß das Holz krachte. Da quoll ihm ein Blutſtrom aus dem Munde, daß ich voll Schrecken zurückfuhr. Der Andres war hinausgegangen, ehe das geſchah. Ich rufe nach Hülfe. Die alte Lisbeth kommt darauf herein, läuft aber heulend wieder hinaus, und das wollte kein Ende nehmen, bis er endlich todtbleich zurückſank. Ich war die Nacht bei ihm. Er redete irre. Gerechter Gott, was redete der Menſch! Heute früh iſt er ganz hin; das Bein iſt gräulich entzündet. Ein Wundfieber raſet in ſeinen Adern. Wenn er's bis Abend macht, lebt er noch hundert Jahre: aber ich glaube, er verendet bald.“

„Mög' er zur Hölle fahren!“ rief der Schmied aus.

„Nein, nein,“ ſagte die Blinde, „ſo redet nicht, Gevatter; da redet kein Chriſt aus Euch. Gott ſei ſeiner Seele gnädig! Amen.“

Alle ſchwiegen, auch der Schmied. Nach einer Weile ſagte er reumüthig: „Ihr habt doch immer Recht, Mutter Wallauer. Der böſe Sinn iſt immer noch mächtig in mir. Ja, ich ſage auch: „Möge Gott ſich ſeiner erbarmen, um ſeines guten Andres willen.“

„Habt Ihr denn auch ſchon gehört, Cumpeer,“ wandte ſich Veit an den Schmied, „wie es mit dem rothen Niklas ging?“

„Nein,“ ſagte dieſer. „Marie hat mir nichts geſagt. Die hat immer die Augen voll Waſſer, weil ich den Solinger nicht mitgebracht! Da ſitzen die Mädchen und ſeufzen alle beide, weil ſie nicht wiſſen, was aus den Burſchen geworden iſt. Ich ſage, ſie ſind frei und werden ſchon kommen; aber ſie glauben's nicht. So ſind ſie aber Alle! Ich denke: wie werden ſie frohlocken, daß ſich unſer Kreuz gewendet, unſer Leid ſich in Freude verwandelt hat; aber da ſitzen ſie nun heute Morgen an einem Stücke und ſeufzen, als ob ſie die Franzoſen alle Beide todtgeſchoſſen hätten. Und doch iſt's noch nicht halbweg Abend! Wie iſt's denn mit dem Judas?“

„Ei,“ entgegnete Veit, „ſein Vater fand ihn am Abend in ſeinem Bette, wo er ſich ſtellte, als ſchliefe er. Ihr wißt, der verſteht wenig Spaß. Da gab's denn eine Hetze, daß es eine Art hatte, und der Vater kündigte ihm an, mit dem grauenden Tage müſſe er fort, er dulde keinen Judas in ſeinem Hauſe. Da iſt er denn fort und hat ſich in Bingen in die Poſt verdingt, und der Alte will nichts mehr von ihm wiſſen.“

„Auch gut,“ ſagte der Schmied, „ob's gleich viel zu gelinde für ihn iſt. Er ſollte —“

„Haltet ein,“ beſänftigte die Blinde, denn ſie merkte, daß wieder der wilde Sinn des alten Soldaten auflodern wollte. „Ueberlaßt ihn Gott und ſeinem Gewiſſen.“

„Ja, ja, gute Mutter,“ ſprach ruhiger der Schmied, „das wollen wir auch; aber ich danke Gott, daß eben ſein Gewiſſen nicht in mir ſteckt. Es mag übel darinnen ausſehen, wahrhaftig übel!“

Die Blinde erzählte nun, wie freundlich die Bauern gegen ſie geweſen; wie Marie Engel's Stelle erſetzt habe, und wie ſie zuſammen geweint und ſich zuſammen getröſtet hätten.

„Ach ja,“ ſagte Marie, „ſie hat immer geſagt: „ſie kommen wieder;“ und Gott vergebe mir meinen Kleinmuth und Verzweiflung in der Stunde der Noth. Gottlob! es iſt wahr geworden!“ Aber dabei ſeufzte ſie ſo tief, daß man wohl ſah, wie noch ein Stein auf dem Herzen lag, und Engel fiel ihr um den Hals, damit die Männer die Thränen nicht ſähen, die aus ihren Augen hervordrangen, und die ſie zu beherrſchen nicht im Stande war.

Die Blinde ſeufzte, denn ihrem ſcharfen Gehöre war es nicht entgangen, daß ein großer Schmerz des Mädchens Bruſt hob und ihr Seufzer auspreſſe.

Als es Mittag vom Kirchthurme läutete, kam ein Fremder auf das Haus zu, der einen blauen Kittel trug. Niemand erkannte ihn; als er aber die Thür öffnete, ſchrie Marie laut und ſtürzte ihm entgegen. Es war Schraudt. Die Thränen des Kummers wurden zu Freudenthränen an der Bruſt des Geliebten und aller Schmerz war vergeſſen. Auch der Schmied ſprang auf und drückte ſeine Hand in rechter Vaterfreude; denn dieſe Rückkehr zeigte, wie treu ſein Herz und wie innig ſeine Liebe zu Marie ſei.

Aber dort in der Ecke ſaß Engel mit gefalteten Händen und über ihre lieblichen Züge legte ſich die Bläſſe des Todes — denn Schraudt war ja alleine, ganz alleine, gekommen — und er nicht, den ihre Seele liebte!

Als der Freudenſturm einem ruhigeren Verkehre die Stätte räumte, und der Solinger neben ſeinem ſchönen Bräutchen ſaß und mit ſeinen Händen die ihrigen hielt, da fragte der Schmied: „Wo iſt denn Martini?“

Jetzt erſt blickten ſie Alle unwillkührlich auf die bleiche Engel, die ſchnell das Antlitz in ihre Schürze barg und in ein leiſes Schluchzen ausbrach, und das tiefſte Mitleid bewegte die Herzen.

Schraudt begann wahrheitstreu den Hergang vor dem alten Blücher zu erzählen. Alle hörten mit geſpannter Erwartung zu, und als er zum Schluſſe kam und Martini's Worte wiederholte, reichte er dem weinenden Mädchen das Reiſlein von Geld dar.

Sie nahm es, ſtand auf und wankte hinaus, und die Blinde richtete die lichtloſen Augen nach oben und ſagte leiſe: „O, Herr, hilf, daß nicht das arme Herz bricht!“ Marie aber eilte ihr nach.

Es trat eine Stille ein, daß man den Holzwurm im Getäfel am Fenſter konnte nagen hören. Niemand wagte, ſie zu unterbrechen. Der Schmied ſah ſtarr auf den Boden. In ſeinem Innern quälten ihn jetzt bittere Vorwürfe. Wäre er geblieben, bis auch die Feſſeln der beiden Deſerteure gelöſt geweſen, ſo wäre Martini nicht Soldat geworden, ſagte er zu ſich ſelbſt. Hatte er ja doch gedrängt zur Heimkehr, als Engel noch zögern wollte! Das fiel jetzt auf des Schmieds Seele und preßte ſie heftig. Ach, an dem Mädchen hing ja ſein Herz wie am eignen Kinde. Engel's Freude war die ſeine, ihr Leid empfand er wie das eigene.

Als er ſich aber von Schraudt noch einmal Alles hatte ruhig erzählen laſſen, ſagte er zur Blinden: „Mutter Wallauer, wenn ich es ſo recht überlege, ſo hat der Junge ganz nach meinem Herzen gehandelt. Ich will Schraudt damit nicht wehe thun; denn Einer iſt nicht der Andere, und eine Braut iſt ein überzeugender Grund; aber ich hätte auch wie Martini gehandelt. Ehrenhalber konnte er nicht anders."

Die Blinde hatte das Spinnen ruhen laſſen. Sie ſtützte das Haupt in ihre Hand und ſagte mit tiefer Bewegung:

„Es mag ſein, Gevatter. Ihr Männer habt wohl andre Rückſichten und Gedanken, als wir; aber meine arme Engel! Ach, ſie hat ihn ſo liebgewonnen; das merkte ich an ihren Reden, an ihrem Weſen, und ich ahnete wohl, daß ein großes Unglück hereinbreche über mich und mein armes Kind. Möge Gott ihr tragen helfen und überwinden!"

„Ich hab' einen guten Glauben an dieſen Menſchen. Er wird nicht ſpielen mit einem ſo guten Herzen. Zwar macht ſich das Stadtvolk nichts draus, ob es ein Herz bricht, lacht wohl noch über die Einfalt, die es eben gehänſelt hat; aber ſo ſieht er mir gar nicht aus."

„Wer kann das ſagen, Schmied," erwiederte die Blinde. „Nun iſt er wieder im wilden Kriegsleben. Kann ihn nicht eine Kugel treffen? Auch kennt Ihr ihn ja ſo wenig, daß Euer guter Glaube an ihn auf gar ſchwachen Beinen ſteht."

Der Solinger ſagte: „Ich ſtimme mit meinem Schwiegervater. Der Martini iſt ein feiner Menſch und ich glaube, er hat einen vornehmen Stand abſichtlich verborgen."

„Deſto ſchlimmer," fiel die Blinde ein. „Ach, die vornehmen Leute mögen nicht ein Bauernkind in ihren Kreis als Tochter nehmen. Sie ſchämen ſich ihrer, und wär' ſie ein noch beſſeres Kind, als meine Engel."

„Thut nichts," fuhr der Solinger fort; „er iſt ein treues Gemüth. So verſchwiegen er auch hier war, ſo wenig er ſeine Liebe zu Engel blicken ließ, der er ja niemals ein Wörtlein ſagte, ſo hat er doch im Gefängniſſe mir gebeichtet, wie lieb er ſie habe und wie er ohne ſie nicht glaube leben zu können."

„Wären's nicht ſo Reden, wie ſie die Stadtherren aus den Büchern lernen, die ſie leſen, ſo wollte ich ja gerne darauf bauen; aber — aber — —" die Blinde ſchwieg.

„Quält Euch nicht," ſprach der Schmied aufſtehend. „Er hat ihr ein Ringlein geſchickt, das bindet. Und ſollt's ſo ſein, daß er untreu würde, ſo ſpringt das Ringlein entzwei und dann verdient er's nicht, daß Engel um ihn weint. Sie iſt ein fromm und verſtändig Kind."

Veit hatte ſtille zugehört. Er ſchüttelte den Kopf leiſe und ſah den Schmied bedeutſam an.

„Du," hob jetzt der Schmied an, indem er ihn feſt ins Auge faßte, „kannſt nicht gut ſchweigen. Du haſt hier Dinge gehört, die nicht für Allermanns Ohren ſind. Zeig', daß du, wo's gilt, ein Schloß an deinen Mund legen kannſt. Hier im Hauſe iſt Weh genug. Laßt es dieſſeit der Schwelle, oder mit unſrer Freundſchaft hat's für immer ein Ende."

Veit reichte ihm ſeine Hand. „Cumpeer," ſagte er, „ich kann ſchweigen, wo es gilt, und Gott weiß es, ich habe die lieb, der es hier gilt. Ich meine ſolche Liebesgeſchichten, die vergingen. Der liebe Gott hat in ſeiner Apotheke einen Balſam gemacht, der heilt Alles, — ich meine die Zeit. Was ſollte die Engel auch mit dem Stadtburſchen thun, der nicht ackern und nicht pflügen kann? — Wenn ſie auch nicht reich iſt, ſo hat ſie ein Geſichtchen wie Milch und Blut, eine Geſtalt wie eine Tanne und ein Herz wie ein Engel. Arbeiten hat ſie gelernt und läßt's nicht fehlen. Da wird ſie ſchon ihre Gelegenheit finden, auch ohne den Deſerteur."

„Da haſt du Recht, Veit, und der Mutter Segen baut den Kindern Häuſer," ſagte der Schmied; „aber die Engel iſt kein leichtſinnig Ding. Da liegt der Hund begraben!"

„Laßt's ruhen," verſetzte Veit bedeutſam. „Ich weiß, was ich weiß, und ſind einmal zwei Augen zu, ſo werdet Ihr etwas hören, woran Ihr jetzt nicht denkt."

Er ging zur Thüre hinaus mit einem Geſichte, das ſo eigenthümlich drein ſah, daß der Schmied bei ſich dachte: was mag der doch wollen?

In Wallauer's war eine ſtille Trauer eingekehrt. Engel trug ein Weh in ihrer Bruſt, das an ihrem Herzen nagte. Das Ringlein hing an einer Schnur um ihren Hals, und viel tauſendmal hat ſie's beſehen und heimlich an die Lippen gedrückt. Marie belebte die Hoffnung in ihrem Herzen. Sie plauderte mit ihr von ihm, ſie malte ihr eine glückliche Zukunft, deren Bild ſie von ſich ſelber konterfeite, und ihrem Glücke.

Aber die Mutter ließ oft Worte fallen, welche Engel's Thränen hervorriefen. Sie wollte ſie an ein Entſagen mahnen, weil ſie nicht an des jungen Menſchen Treue glaubte. Die Zeit milderte viel, wie Veit richtig vorhergeſagt; aber Engel's Züge trugen einen rührenden Ausdruck inneren Wehes, daß Jedermann erkannte, ihr Herz leide. Die Wangen waren bleich und das Auge blickte ſo traurig.

In des Schmieds Häuschen glühte die Eſſe, und die klingenden Hammerſchläge, das ſchneidende Tönen der Feile zeigten an, daß ſich da eine friſche Thätigkeit rührte So war's auch. Der Solinger regte ſich mit dem Alten, der wieder jung wurde, und die Kundſchaft floß herein, wie ein Strom. Der Junge machte aber auch Schneidegeſchirre, das ſchnitt wie Gift, und ſeine Aexte und Beile waren gehärtet, daß man Steine damit zerhauen konnte, und doch waren die Schneiden ſo zart wie Raſirmeſſer.

Vor vierzehn Tagen war Hochzeit geweſen und zwei glücklichere Gatten trug die Erde nicht.

Aber dieſe Hochzeit! In die Freude klang ein Trauerton hinein, der in den befreundeten Herzen nachklang. Saß doch Engel ſo bleich und ſo ſtille da. Lag doch in ihrem Lächeln etwas ſo Wehmüthiges und Tiefergreifendes, daß ſie es alle fühlten, und jede laute Aeußerung der Luſt, jede neckiſche Hänſelei der roſigen Braut unterblieb, wie weh es auch Manchem that, der ihr nach alter Sitte gerne liſtig den Schuh vom kleinen Fuße wegſtipitzt hätte. Das Alles unterblieb aus einer Schonung, einem Mitleid, welches in der Liebe und Achtung wurzelte, welche Jeder gegen die ſanfte Engel empfand.

Nur einmal wurde ſie tief bewegt und es perlte unwillkührlich eine Thräne in das Glas.

Schraudt nämlich ſtand auf und nahm ſein Glas, in welchem Rheinwein glänzte.

„Als ich," ſagte er, „von dem Feldmarſchall Blücher in Simmern entlaſſen wurde, da ſagte er: „Hältſt Du Hochzeit, Burſche, ſo trink' Eins auf mein Wohl, und Eins auf das Deines braven Kameraden." Ich habe das Wort nicht vergeſſen, und ſo ſegne denn Gott den alten Marſchall Vorwärts und den wackern Kameraden, und gebe Beiden heute einen guten Tag!" Er leerte ſein Glas.

„Bassa manelko!" rief der Schmied aus, „Jacob, da haſt Du eine gute Geſundheit getrunken! Wir wollen ſie alle mittrinken; aber ich will noch Eins zuſetzen: Mögen unſre deutſchen Brüder bald die alte Babel brechen und den Apollyon ſtürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt." Die Gäſte klangen freudig mit an und dieſer Trinkſpruch des Schmieds brachte die Nachrichten auf das Tapet, welche man vom Heere hatte und welche der Gouverneur Juſtus Gruner in Koblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ.

Die las der Solinger ſeinem Schwiegervater vor und des Schmieds Herz hob ſich in ſeliger Freude, wenn die Franzoſen eine Schlappe bekommen.

Wohl zuckte dabei Engel's Herz, aber der alte Pathe ſagte beruhigend zu ihr: „Nicht alle Kugeln treffen!"

Auch jetzt theilte man ſich die Kunde mit, die man empfangen.

„Die Armee ſteht nahe bei Paris," ſagte Veit, deſſen Napoleoniſche Geſinnung ſehr abgenommen hatte. „Ich bin dort geweſen und kenne das Land. In Simmern ſagten ſie geſtern, bei Brienne ſei eine Schlacht geweſen."

„Ha ha!" rief der Schmied, „da hat der Neuntödter gelernt. Da wird er auch das Handwerk legen!"

„Jubelt noch nicht zu frühe," warf Veit ein. „Er wird wohl ſeine ganze Macht auf Paris werfen und dort wird's blutige Köpfe ſetzen, ehe er weicht."

„Pah,“ rief der Schmied, „er packt's nicht. Zu viel Hunde ſind des Haaſen Tod. Und ich glaube, der Muth iſt ihm geſunken. In Rußland hat er an Jeſum Chriſtum glauben gelernt. Und da denke ich noch immer an Euer Wort, Mutter Wallauer. Wißt Ihr's noch? Ihr meintet: Gott habe gerichtet. Das glaub' ich auch. Bassa manelko! könnt' ich dabei ſein, wenn ſie Paris einnehmen! Da wird der alte Blücher ſchon ſein Wort halten und es mit Stumpf und Stiel vertilgen, daß kein Stein auf dem andern bleibt.“

Die Blinde, welche der Schmied ſelber herüber in das Hochzeithaus geführt, ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Nicht ſo hart, Gevatter,“ ſagte ſie, „nicht ſo hart. Was können die viel Tauſend Unſchuldige dafür, die dort wohnen?“

„In ſolchen Zeiten, Mutter Wallauer,“ rief er, „muß der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden, und am Ende taugt die ganze Sippſchaft nichts.“

Der Schmied, welchen der Wein munterer als gewöhnlich machte, ſprach noch lange fort; aber wie der Faden eines ſolchen Geſprächs ſich oft wunderſam wendet, ſo geſchah es auch hier. Vom Krieg und von Paris kam man unvermerkt auf die Geſchichten des Dorfs und die kleinen Ereigniſſe des Lebens, welche in engern Kreiſen ſich um die Perſonen drehten, die hier ſaßen, und ſie freudig oder ſchmerzlich berührten.

„Wie geht's denn meinem guten Freund, dem Kümmel-Dietrich?“ fragte der Schmied ſeinen Nachbar Veit. „Du meinteſt vor etwa acht Wochen, wenn er ſelbigen Abend erlebe, ſo lebe er noch hundert Jahre? Da wär's dann wohl jetzt dran; denn er lebt noch!“

„Nehmt es nicht ſo ſtreng, Compeer,“ erwiederte Veit. „Ich meinte damals ſo, weil ich ſah, daß es ſtand, wie man eine Hand umwendet. Er hat aber ein Leben wie eine wilde Katze.“

„Soll er denn davon kommen?“ fragte der Schmied weiter.

„Das glaub' ich nicht. Wie viel Mühe ſich auch der Doctor anthut, der Fuß heilt nicht, und er iſt abgezehrt, daß es unglaublich iſt, und ſo matt, daß ich ihn heben und legen muß. Es wird bald aus ſein.“

„Wird auch ein ſchöner Engel im Himmel, der!“ ſprach leiſe der Schmied in Veit's Ohr, damit es die Blinde nicht höre. „Mach',“ fuhr er fort, „daß du ſeine Waldwärterſtelle bekommſt, aber hüte Dich vor ſeinen Streichen! Der Andres kann's nicht werden.“

„Wollen ſehen,“ ſagte Veit abweiſend, weil ihn die Bemerkung des Alten verdroß, er ſolle ſich vor den Streichen des Kümmel-Dietrich's hüten.

Der Schmied bemerkte auch dieſen Groll nicht und fragte: „Was macht denn der Andres?“

„Der redet viel von der Engel,“ flüſterte Veit zurück, „und hat ſie entſetzlich lieb.“

„Hm!“ brummte der Schmied. „Er iſt ein treuer Burſche, und ich bin ihm gut, ſeit er uns befreit hat. Auch die Engel iſt ihm nicht feindlich geſinnt.“

„So?“ fragte Veit. „Ich glaube, wenn der Alte todt iſt, freit er um ſie. Glaubt Ihr, daß ſie Ja ſagt? Mit dem Deſerteur iſt's doch nichts.“

„Das Erſte weiß ich ſo wenig, wie das Zweite,“ erwiederte der Schmied. „So ein Mädchen iſt ein mordkurios Geſchöpf. Man wird niemals klug aus ihnen; aber warum meinſt Du, es ſei nichts mit Martini?“

„Weil er nicht ſchreibt!“

„Veit! Veit!“ rief in dieſem Augenblicke die alte Lisbeth zur Thüre herein. „Kommt geſchwind, ich glaube, unſer Herr ſtirbt!“

Da ließ Veit Alles im Stich und lief, was er laufen konnte.

Nach einer Stunde kam er wieder. Er war bleich und verſtört. Alle Gäſte ſahen ihn an. Er ſetzte ſich, trank ein Glas Wein und ſagte dann:

„Das war die ſauerſte Stunde meines Lebens. Ich hab' Viele ſterben ſehen, die auch keine Engel waren; die dachten aber doch an Gott; allein ſo einen Tod ſah ich nie!“ Er ſchüttelte ſich und fuhr fort: „Der fluchte aller Welt, bis endlich der Tod ihn packte. Da heulte er. Da wollte er beten und konnte nicht. Herr meines Lebens, es war fürchterlich!“

„Hat er ſich mit ſeinem Sohne ausgeſöhnt?“ fragte Veit's Frau.

„Ja,“ ſagte er, „der gute Junge ſtand an ſeinem Bett und betete laut ihm vor aus dem Paradiesgärtlein und dem Habermännchen. Darauf faßte er ſeine Hand und ließ ſie nicht wieder los. Noch einmal ſagte er: „Wallauer,“ dann endete ein Blutſtrom ſeinen Kampf.“

Alle ſchauderten und ſchwiegen. Es wollte auch kein recht Geſpräch mehr aufkommen und die Gäſte ſchieden, da der Abend nahe war.

Vielleicht drei Wochen ſpäter trat Veit eines Abends mit fröhlichem Antlitz in die Spinnſtube, wo ſeine Frau dieſen Abend fehlte. Marie und Engel aber ſaßen um den Lichtſtock, der Schmied hatte ſein Plätzchen eingenommen Schraudt aber ſtand zu Hauſe am Feilſtock und arbeitete unter fröhlichem Geſange.

Der Schmied lächelte, als Veit ſeinen guten Abend geboten, und ſagte: „Ich wette, ich weiß, warum mein Nachbar ſo fröhlich iſt! Der Storch hat auf ſeinem Hauſe geklappert. Gelt?“

Veit lachte, innerlich froh.

„Iſt's wahr?“ fragten die drei Frauen zugleich.

„Freilich iſt's, wie der Cumpeer ſagt,“ ſprach Veit, „und weil das Taufkind die neunte Ader vom Göthchen kriegen ſoll, ſo möchte ich ein recht liebes und braves haben. Ein braveres aber gibt's nicht, als dich, Engelchen. Willſt du unſer Göthchen werden?“

Engel erröthete und ſagte: „Gewiß, wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt?“

Nun gab's Glückwünſche von allen Seiten.

„Aber,“ ſagte der Schmied, „es iſt nicht Sitte, daß ein Mädchen alleine zum Altare trete. Wer iſt denn Pathe?“

„Dietrich's Andres," ſagte Veit, pfiffig dem Schmiede zublinzelnd, „wenn's unſerm Göthchen recht wäre?"

Engel erröthete abermals, aber nicht freudig; doch ſagte ſie ja. Der Grund aber, warum Engel nicht fröhlich erröthete, lag in dem Umſtande, daß ſeit der alte Kümmel-Dietrich todt war, Andres mehr ſich ihr näherte. Er ſtand mit Schraudt in gutem Einvernehmen. War ſie Sonntags dort, ſo durfte ſie wohl darauf zählen, daß er auch kam. Engel hatte nichts gegen ihn. Sie war ihm herzlich freundlich. Sie fühlte ſich ihm verpflichtet zu Danke. Auch war er nicht mehr der blöde, ſtille, unterdrückte Knabe, wie ſonſt. Seit ſein Vater geſtorben, zeigte er ſich ganz anders, ging unter die Menſchen und war gerne geſehen, wohin er kam. War er doch reich und nicht ſtolz, ſondern wohlthätig und freigebig. Manche Mutter hieß ihn herzlich willkommen, weil ſie ein Töchterlein hatte, das der Haube entgegenwuchs.

Dabei war er beſcheiden, und ein ſittig Weſen zeichnete ihn aus. Still und in ſich gekehrt, konnte er ſtundenlang daſitzen. Sprach er aber, ſo war's ein verſtändig Wort allemal.

Wie viel Empfehlendes auch der Jüngling hatte, in Engel's Seele widerſtrebte eine unbeſiegbare Macht. Er war der Sohn des Mannes, der ihren Vater niedergeſchoſſen. Das war Eins, und die Liebe zu Martini war das Andere. Eines Dritten bedurfte es nicht.

Hätte ſie es abgelehnt, mit ihm bei Veit's Taufkind Pathe zu ſtehen, ſo wäre das ein Schimpf geweſen, den Andres um ſie nicht verdient hatte. Und — doch — machte es ihr Unmuth. — Sie kannte ſeine heiße Liebe zu ihr und mochte ſie nicht nähren. Sie bedauerte ihn herzlich — aber lieben konnte ſie ihn nicht.

Als Veit weggegangen war, ſcherzte der Schmied und meinte, ob nicht am Ende, wie ſo oft, aus der Pathenſchaft eine Hochzeit entſpringe?

Eine dunkle Gluth übergoß Engel's Geſicht. Unwillig ſah ſie den Alten an und ſagte: „Euer Wort, Pathe, könnte mich zwingen, Veit's abzuſagen!"

„Warum denn, Kind?“ fragte verblüfft der Schmied. „Ich dachte mir, durch eine Hochzeit könnte des Vaters Sünde geſühnt werden. Andres iſt brav, das weiß Gott und die Welt.“

„Und wär' er noch einmal ſo brav, ſo will ich lieber ledig ſterben, als ſeine Frau werden, lieber mein Leben hindurch darben, als ſeinen Reichthum theilen!“ ſprach Engel mit einer Entſchiedenheit im Ton ihrer wohlklingenden Stimme, daß der Schmied wohl ſah, hier müſſe, wollte man das Plänchen, das er mit Veit wohl beſprochen, erreichen, anders verfahren werden, — wenn's überhaupt gelänge.

Die Taufe war ein Feſt. Marie kam frühe ſchon, ihre liebe Engel zu putzen. Sie wob ihr das Kränzchen ins ſchöne Haar, ſie legte ihr das Halstuch in zierliche Falten. Und als das Mädchen ſo daſtand in der ganzen Fülle ihrer Schönheit rief die tolle junge Frau: „Wär' ich ein Burſche, ich würde mich in dich verlieben, ſo ſchön biſt du,“ und küßte die Erröthende und Zürnende auf die ſüße Lippe.

Aber wer ſie ſah, fand ſie zum Entzücken ſchön. Andres' Auge ruhte mit tiefer Gluth auf dieſem reizenden Weſen, und als ſie nach der Taufe zuſammen ſaßen und die Frauen ſchäkerten und ſtichelten, und als der Zuckerwein des reichen Pathen die Köpfe wärmer, den Mund redſeliger, die Rede freier, den Scherz kühner machte, da flog eine Röthe nach der andern über Engel's ſchöne Züge, und Andres wagte es, ihr leiſe zuzuflüſtern:

„Wie oft hab' ich als Kind mit dir geſpielt, liebe Engel, und war ſo froh bei und mit dir!“

„Es waren Kinderſpiele,“ ſagte Engel, der es ſo beklommen wurde.

„Wollte Gott,“ ſeufzte Andres, „ſie hätten fortgedauert!“

Engel ermannte ſich. „Andres,“ ſagte ſie, „damals hat ſich der Tod meines armen Vaters zwiſchen uns geſtellt und unſer Spielen hörte auf. Er wird zwiſchen uns ſtehen bis ans Grab.“

„Bin ich ſchuldig an dem Unglücke?“ fragte er traurig.

„Nein,“ ſagte Engel; „aber ich auch nicht daran, daß ich daran denke, wenn ich dich ſehe. Ich weiß, wie gut du biſt. Ich achte dich von Herzen, — doch höre nicht auf die dummen Reden der Weiber dort."

„Engel," ſagte er weich, „du weißt nicht, wie traurig du mich machſt!"

„Es thut mir ſo leid, Andres, aber ich kann nichts dafür," ſagte ſie. „Laß den Gedanken an mich fahren, dein — Weib kann ich nie werden!"

Es koſtete ihr unendliche Mühe, das ihm zu ſagen, aber ſie dankte Gott, als es geſagt war, einfach und beſtimmt; denn es war nöthig.

Die Frauen hatten das nicht gehört, nur Marie, die wohl ahnete, was es galt, ſah wehmüthig herüber; denn Andres ſtand auf und ging weg, weil er das, was ihn bewegte, hier nicht ſichtbar werden laſſen wollte. Auch der Kindtaufvater ahnete, wie es ſtand.

Engel blickte düſter in die Ecke des Zimmers und entfernte ſich auch bald. Ihr war das Herz ſo voll. Sie bedauerte den Armen; aber ſie konnte nicht anders, und die Berechnung der Klugen, die für ſie ein Glück ſahen in dieſer Verbindung, konnt ſie nur mit bitterm Unmuth erfüllen.

Marie folgte ihr in ihr Stübchen.

„Du haſt ihm alle ſeine Hoffnungen genommen?" fragte ſie.

Engel bejahte. „Marie," ſagte ſie, ihre Hand faſſend, „du biſt glücklich; aber ſage mir, hätteſt du, wenn dein Jacob nicht wieder gekommen wäre, einen Mann genommen, den du nicht liebteſt?"

„Nie!" ſagte Marie.

„Du haſt für mich geantwortet," ſprach Engel. „Ich will, kehrt er nicht wieder, einſam ſterben."

„Ach, der arme Andres!" ſagte Marie.

VII.

Wenn auch unbeachtet von den Meiſten, waren doch noch andere Ohren, als die Marie's, offen geweſen für das, was Andres mit Engel geſprochen, und die Mähr ging bald von Haus zu Haus, die Engel habe die Heirathsanträge des reichen Andres zurückgewieſen.

„Ei, was denkt doch die Dirne?“ fragte Dieſe, „ſie iſt doch ſo arm wie eine Kirchenmaus!“

„Ich glaub', ſie iſt ſtolz auf ihr Geſichtchen und meint, ein Graf käme,“ ſagte ſpöttiſch Jene.

„Sie hat noch den Deſerteur im Kopfe,“ ſprach eine Dritte. „Aber da kann ſie lange warten, die Einfalt!“

„Heutzutage,“ ſprach eine Vierte, „wollen die Dirnen nur den heirathen, den ſie lieb haben. Du lieber Gott, zu meiner Zeit war's anders; wenn da die Aecker der Väter zuſammenlagen, oder die Wieſen; wenn das Mädchen ein Haus hatte, oder der Burſche eins, dann ſagten die Alten zu einander: Hör' 'mal du, unſre Kinder könnten ſich heirathen. Ab, und zur Ruhe! Sie wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden.“

„Das mein' ich,“ ſagte eine Fünfte. „Ich hatte auch den Velten lieb, der die Margreth zur Frau hat, und er mich; aber unſere Eltern meinten anders, und ſiehe da, er iſt wohl zufrieden und ich hab' (freilich gab's Anfangs trübe Augen) die Kinderei bald vergeſſen, und wir führen die glücklichſte Ehe. Aber heutzutage wollen ſie's machen, wie die Herrenleute. Da leſen ſie die Romanbücher und dadurch kriegen ſie die Flöhe in die Ohren.“

So wurde hart und bitter über das Mädchen geurtheilt, das, weniger roh wie ſie, einem Gefühle folgte, das mächtig in ihrem Herzen ſprach. Viele ſagten es ihr ſelbſt und der Erfolg war, daß Engel ſich überall zurückzog und einſam mit der Mutter und ihrer Marie verkehrte. Der alte Schmied, dem Marie Alles geſagt, ſprach nie ein Wort über dies Verhältniß, obwohl er Andres bemitleidete, der ſeinen Kummer ſtille trug, aber dem Leben ganz abſtarb.

Auch Engel's Seele wandte ſich mehr und mehr der heitern Seite des Lebens ab. Sie mied die Geſellſchaften der Jugend ihres Alters, die an den Sonntag-Abenden wohl in befreundeten Häuſern ſich traf. Aber ihre Liebe war ihre Welt, ihre Erinnerung ihr Glück, ihr Ringlein ihr Reichthum. O hätte es reden können, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne hätte es verrathen. Nun war doch der Krieg zu Ende und der Friede in Paris geſchloſſen, das Friedensdankfeſt gefeiert, und doch kam er nicht!

„Höre Jacob,“ ſagte einſt der Schmied zu ſeinem Schwiegerſohne, „entweder iſt der Martini todt, oder es war einer von den lockeren Stadtvögeln, die mit einem Menſchenherzen ſpielen, wie Buben mit dem Ball.“

Der Solinger ſagte: „Ich weiß auch nicht, was ich davon denken ſoll; aber für ſeine Treue und Ehrlichkeit möcht' ich einſtehen. Vielleicht hat ihn eine Kugel getroffen.“

„Dann begraben wir die Engel noch vor ihrer Mutter,“ ſagte der Schmied betrübt. „Haſt du nicht wahrgenommen, wie bleich ſie iſt, wie trüb ihr Blick?“

Schrandt wollte eben bejahend antworten, als Marie hereintrat.

„Das iſt eine kurioſe Geſchichte,“ ſagte ſie. „Eben iſt eine alte Frau in Wallauer's gegangen. Sie iſt ganz fremd und ſtädtiſch angethan. Wie ſie hinein kommt und die Engel anſieht, lächelt ſie und doch ſtehen ihr Thränen in den Augen, und ſie ſagt: „Du biſt alſo das Mädchen, das meinen armen Sohn gerettet hat, doppelt gerettet hat vom Tode?“ Da zittert die Engel und ich auch, die ich bei ihr ſaß, und das Fragewort ſtirbt ihr im Munde. Die Frau tritt näher an die Engel, die ganz ſtarr daſteht, fällt ihr um den Hals, küßt ſie und weint.

„Was iſt das?“ fragt da die Blinde.

„Darauf tritt die Frau zu ihr und ſagt, ſie ſei Martini's Mutter und komme, um zu danken. Und dabei weint ſie fort und fort, und ihre Augen hängen an unſerer Engel gerade ſo, wie eine Mutter ihr Kind in Liebe anſchaut.

„Da faſſ' ich mir ein Herz, weil ich ſehe, daß eine Todesqual die arme Engel zerreißt, und ſage: „Madame, lebt er noch? Sagt's doch, denn ſeht nur, Engel ſtirbt ſchier vor Angſt.“

„Er lebt,“ ſagte die Mutter, „aber —“

„Da kann ſich Engel nicht mehr halten. Sie ſtürzt auf die Frau zu, faßt ihre Hand und fleht: „Sagt mir Alles, was ſoll das „Aber?“

„Du gutes Kind,“ ſagte die Frau und küßte ſie auf die Stirne, „er iſt ein Krüppel geworden, der ſich nicht mehr ernähren kann.“

„O, ich kann arbeiten,“ ruft die Engel aus, „ich will arbeiten! O, er ſoll nicht darben, ſo lange ich eine Hand rühren kann! Ach, bringt ihn,“ ſpricht ſie, „bringt ihn, ich will Tag und Nacht arbeiten für ihn und nicht klagen, wenn ich ihn nur wiederſehe.“

„Was meint Ihr, was nun geſchieht?“ —

Der Schmied war aufgeſtanden, Schraudt hatte ſein Handwerkszeug hingelegt. Beider Augen ſtarrten Marie in einer Spannung an, die nach Löſung des Räthſels verlangte.

„Nun, nun!“ ruft der Schmied: „Halt uns nicht hin!“

„Die Thüre geht auf,“ ruft Marie aus, „und — Martini ſtürzt herein, blühend, geſund und umſchlingt das Mädchen.“

„Sie will ſich den Armen des Mannes entwinden.

„Da ruft er: „Engel, mein Engel, kennſt du mich denn nicht?“ Und nun erſt erkennt ſie ihn.“

Marie wiſcht ſich Thränen aus den Augen, und die beiden Männer thun's auch.

„Herr Gott, dich loben wir!“ ruft der Schmied, zieht ſein Mützchen ab und faltet die Hände zum ſtillen Dankgebet.

„Weiter! weiter!“ ruft Schraudt aus, der das Ende nicht erwarten kann.

„Nichts weiter!“ ſagt Marie. „Ich bin weggelaufen, um es Euch zu ſagen.“

Nun hielt nichts die Drei ab, hinüber zu eilen und Martini zu begrüßen. Das war ein Jubel über die Maßen!

Aber Martini ließ das Mädchen nicht von ſich. Sein Arm umſchlang ſie und er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Auf ihrer andern Seite ſaß ſeine Mutter.

Abends erſt kam's zum Erzählen. Er war glücklich aus allen Kämpfen hervorgegangen; aber in einem der letzten Scharmützel wurde er verwundet, lag lange im Lazareth und kehrte ſpät heim, wo er das Fabrikgeſchäft ſeiner Mutter ordnen mußte, welches in vielfache Zerrüttung gekommen war.

Noch an dieſem Abend ſegneten die Mütter den Bund der glücklichen Kinder.

Nach Jahresfriſt beſuchte Engel als glückliche Mutter mit ihrem Gatten den Ort ihrer Geburt, die Freundin ihres Herzens, ihre Marie. Sie trug Trauer, denn der Herr hatte ihre geliebte Mutter zum Lichte gerufen; aber ſie fand noch alle die treuen Freunde, und der alte Schmied ſchaukelte ſtolz ſeinen Pathen auf ſeinen Knieen, Engel's Erſtgebornen. Beruhigend war es ihr, daß Andres glücklich verheirathet war. Veit war Waldförſter geworden und in der Schmiede wohnte das reinſte Familienglück, welches der alte Schmied nicht genug preiſen konnte. „Der rothe Judas aber,“ ſagte er zu Engel, „ſchleicht herum und ſieht immer auf den Boden. Weißt du warum? Engel! ich will dir's ſagen: Er ſucht ſein gutes Gewiſſen, das er verloren hat, und kann's nicht mehr finden.“

Eine rheiniſche

Schmugglergeſchichte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, als Napoleon ſein eiſernes Scepter über die ſchönen Lande auf dem linken Ufer des Rheines ſchwang. Dort iſt meine Heimat. Wo die Berge ſich thürmen, wo der Strom wild daherbrauſt, wo die Ritterburgen von den Höhen herabſchauen, wo die edle Traube reift, da bin ich herangewachſen und habe mit klarem Auge in das Leben blicken gelernt. Wer wollte ſich wundern, daß ich ſelbſt jenſeit der Hälfte meiner Tage mit unbeſiegbarer Vorliebe in jene Tage zurückſchaue? Gar manche Begebenheit aus jener Zeit ſteht vor meiner Seele mit allen ihren Einzelnheiten, ſo friſch und ſcharfgezeichnet, als hätte ich ſie geſtern erlebt. Unter dieſen Eine, die ſich mir vor Allem mit unvertilgbaren Zügen in die Seele gegraben hat. Iſt's ein Wunder? Der, welcher beſonders darin als handelnd auftritt, war unſer Nachbarsſohn, war, wenn er auch durch Verhältniſſe und Alter mir ferne ſtand, mein Liebling; denn er wußte ja ſo viele ſchöne Mährchen und Geſchichten, ſo ſchauerliche und grauſige, daß mir mehr als eine Gänſehaut ankam, und ich mich enger an ihn ſchloß, wenn er Abends auf der Steinbank vor dem Hauſe mir ſie erzählte; er wußte alle Vogelneſter im Umkreiſe einer halben Stunde; er konnte gar ſchöne Weidenpfeifen im Frühlinge machen und ſchmucke Käfige im Winter; er war ein vorzüglicher Angler an der Kloſtermauer am Rhein, und warf er das Netz, wenn ich ruderte, ſo brach es ſchier von der Menge der ſilberglänzenden Bewohner der Tiefe. Conrad war ein prächtiger Burſche von achtzehn Jahren, mit braunem Haar und braunem Auge, und Wangen, ſo friſch und roth, wie die eines Borsdorfer Apfels. Dabei war er einer der ſchlauſten „Schlummerer,“ und verſtand es, die Grünröcke zu hänſeln, wie vor ihm und nach ihm kein Andrer. Daß er nicht

Soldat werden mußte, lag daran, daß er einer armen, hochbetagten Wittwe einziger Sohn war — und er war ein guter Sohn, denn er trug die Mutter auf den Händen. — In ganz Bacharach war keine Seele, die ihn nicht lieb hatte.

Ich habe meinen Conrad einen „Schlummerer“ genannt; das fordert eine Erläuterung.

Zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft am Rheine war der Schmuggelhandel — dort „das Schlummern“ — genannt, faſt der einzige Verdienſt der Schiffer, weil aller Verkehr, alle Schifffahrt ſtockte. Es war aber auch der einträglichſte und zugleich ſchwierigſte Erwerb.

Die Produkte der überſeeiſchen Colonien und der engliſchen Manufacturen und Fabriken lagen am rechten Rheinufer heimlich aufgeſtapelt. In dunkler Nacht ſie herüberzuſchaffen und möglichſt ſchnell tiefer in das Land zu bringen, war die Aufgabe der zahlreichen Schlummerer. Dies mußte auf die vorſichtigſte und ſchlaueſte Weiſe geſchehen: denn zahlreiche Poſten von Douanen, „Grünröcke“ vom Volke genannt, bewachten Tag und Nacht das Ufer. Zwei Linien ſolcher Douanen umgaben, wie eine ineinandergreifende Doppelkette das linke Rheinufer. Die erſte Linie ſtand am Rheine; die zweite, die ſogenannte „ſchwarze Brigade,“ ſtand etwa eine Meile hinter dieſer im Lande und beide waren ſcharf und wachſam. „Das Schlummern“ wurde übrigens außerordentlich bezahlt. Die, welche „Schlummern“ ließen, konnten dies auch; denn wieviel es ſie auch koſtete, der Gewinn war dennoch höchſt bedeutend. Mag dies Eine als Maaßſtab dienen, daß am rechten Ufer des Rheines das Pfund Kaffe vier und zwanzig Kreuzer koſtete, und am linken Ufer — zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer!

In dieſem Verhältniß lag die ungeheure Macht der Verſuchung, welcher ſelbſt rechtliche Männer nicht widerſtehen konnten. Der Schmuggel war übrigens wahrhaft organiſirt vom Ufer des Rheines bis zum Sitze des Kaiſers, zur Alles verſchlingenden Hauptſtadt — Paris.

Ueberall in den Uferorten beſtanden Schmugglerbanden, eng unter ſich verbunden unter einem Haupte, kühne Waghälſe; aber die ſchlaueſten und kühnſten waren die Bacharacher Schlummerer. Kein Douan konnte ſich rühmen, einen erwiſcht zu haben, und doch wurde vielleicht nirgends mehr geſchlummert. Mochte es ſein, daß, wie man zu ſagen pflegte: „Der Kaiſer ſelbſt den Douanen die Augen zudrückte," weil auf den Fünffrancsſtücken des Kaiſers Bild geprägt war: ſo konnte dies doch nicht immer ſein, da die „Grünröcke" ſehr oft ihre Stationen wechſeln mußten; die Liſt und Schlauheit that mehr, als die Beſtechung.

Ich war durch Conrad's Erzählungen jederzeit genau mit dieſem Schlummerweſen bekannt; habe viele Jahre dies Treiben mit angeſehen und die Geſchichte erlebt, die ich hier erzähle. Aber eben weil ſie Thatſache, darf ich die handelnden Perſonen nicht bei ihrem rechten, ſondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen nennen, welche, nach einer fatalen Ortsſitte, dort faſt jeder trägt.

Der Winter des Jahres 1809 war ſehr hart. Wer's nicht aus Erfahrung weiß, darf's auf mein Wort hin glauben, denn mein Gedächtniß iſt ſehr gut. Der Rhein war ſchon zeitig im December zugegangen, und der fortdauernde Froſt hatte das Eis zu einer ſo ſtarken Brücke werden laſſen, daß Frachtwagen darüber gehen konnten und die Küfer ein Faß mitten auf dem Rheine machten zum ſteten Gedächtniß.

Gegen den Jahresſchluß hin fiel ein mächtiger Schnee, der faſt einen Schuh hoch die Erde deckte.

Es war am Abend des dreißigſten Decembers. Ein ſcharfer Oſtwind pfiff durch die engen Gaſſen des Städtchens Bacharach. Die Nacht war völlig lichtlos. Nicht nur daß der Neumond ohnehin Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, auch kein Sternlein ſchien; denn die Wolkendecke des Himmels war ſo dicht, daß kein Schimmer hindurchdrang. Schon hatte die Zehnuhrglocke vom Thurm der reformirten Kirche geläutet; aus den Schenken kehrten die Zecher heim und als überall die Lichter erloſchen, wurde es ſo ſtille auf den Gaſſen, wie wenn die Stadt ausgeſtorben wäre.

Jetzt ſchlichen Männergeſtalten leiſe in das Haus eines Schiffers, den man gewöhnlich „Bräunchen“ nannte. Er war das Haupt der Schlummerer. Seine Wohnſtube, hoch über der Straße wie alle Wohnſtuben der Untergaſſe gelegen, weil der Rhein ſo oft aus ſeinen Ufern tritt, war niedrig und ziemlich enge; allein da er mit ſeinem Bruder, der Stoffel hieß und ledigen Standes war, wie er, zuſammen haushielt, ſo reichte der Raum aus. Die Laden waren ſorgfältig geſchloſſen. Stoffel hatte ſo tüchtig eingeſchürt, daß eine gar behagliche Wärme im Gemache herrſchte.

Bräunchen ſaß im lederbezogenen Großvaterſtuhl, rauchte ſeine kleine irdene Pfeife, gefüllt mit einem übelduftenden Tabake, den Stoffel nur Skaferlatti No. I. nannte und erwartete ſeine Genoſſen zur reiflichen Berathung.

Jetzt knarrte die Hausthür und bald trat ein großer, ſtarker Mann herein, deſſen ſchwarzes Bart- und Haupthaar ihm den Namen des „Schwarzen“ gebracht. Faſt auf dem Fuße folgte ihm ein andrer, ſchmächtig und klein, den Bräunchen und Stoffel mit dem Nachnamen „Schnuckes“ begrüßten. „Setzt Euch,“ ſagte Bräunchen, ohne daß er aufſtand, und beide rückten geräuſchlos ihre Stühle zum Ofen, wo Stoffel, der im Hauſe die Rolle der Hausmutter machte, ein Tiſchchen mit Ziegenbeinen hinſtellte, nebſt einer Maaß Wein darauf und nach Landesbrauch, nur einem Glaſe.

Nachdem der Schwarze und Schnuckes Platz genommen, ſchenkte Bräunchen ein, trank es dem Schwarzen zu mit einem herzlichen: Proficiat! Beide thaten ihm darauf Beſcheid, die Pfeifen wurden geſtopft und die Berathung begann.

„Ich habe Nachricht,“ ſagte Bräunchen, „daß in Caub reiche Sendungen engliſcher Seidenſtoffe, Tücher und Spitzen liegen. Sie müſſen nach Paris in der kürzeſten Zeit, weil die Winde zur See ſie zurückhielten. Es gibt einen Verdienſt, wie wir lange keinen gehabt. Außer dem Conrad aber müſſen wir noch einen vertrauten Mann haben, weil die Waaren in ſechs Bündeln verpackt ſind.“

„Das thut ſich leicht," ſagte der Schwarze. „Der Philipp wird helfen." Alle waren mit dem Vorſchlag einverſtanden.

„Welchen Weg nehmen wir?" fragte darauf Schnuckes.

„Darüber," ſprach Bräunchen, „hab' ich mir ſo einen Plan gemacht, den ich Euch mittheilen will. Alles iſt draußen weiß; denn der Schnee deckt Berg und Thal mit gleicher Farbe. Da habe ich die Bündel in weiße Leinwand ſchlagen laſſen, wir ſetzen weiße Mützen auf, ziehen weiße Hemden über, und weiße Hoſen an und ich wette hundert gegen Eins, daß wir auf hundert Gänge am Douanen vorüber gehen können, ohne daß er uns ſieht."

„Ja, ja," ſagte ironiſch lächelnd Schnuckes, „wenn er auf dem einen Auge ſcheel iſt, und mit dem andern nichts ſieht!"

„Sei ſtill," ſprach Bräunchen; „du haſt immer etwas auszuſetzen an dem, was nicht aus deinem eigenen Gehirne ſprang. Ich ſchlage dich aber mit der Erfahrung. Geſtern Nacht ſind wir, Conrad und ich, zur Probe mit zwei Bündeln im Hahn herübergegangen und nicht hundertfünfzig Gänge von uns ſtand der Douane Bauer und ſah uns nicht. Was ſagſt du nun?"

„Donner!" rief Schnuckes, „das war ſo einer von den Streichen, wie ſie der Conrad liebt. Hab' Reſpect davor. Es war eine neue Art, die Douanen zu täuſchen, und wer die Natur des Fluſſes kennt, muß ſie vortrefflich erdacht nennen. Niemals nämlich läuft in dieſen Gebirgen der Rhein glatt zu. Die ſtarkfallende Waſſermaſſe wirft das Eis übereinander oder ſchiebt es mit großer Gewalt unter- oder ineinander, ſo daß Zacken empor ſtehen und es ganz leicht iſt, daß Geſtalten, wenn ihr Aeußeres mit der Farbe des Eiſes übereinſtimmt, ſich unbemerkt dazwiſchen bewegen können. Auf dieſe Wahrnehmung war der Plan des Schmugglers gebaut, und die Probe hatte bewieſen, daß er vollkommen ausführbar und zweckmäßig ſei."

„Willſt du denn aber, daß wir wieder im Hahn übergehen?" fragte der Schwarze. „Du weißt, der Bauer iſt der Schlauſte von allen Grünröcken hier, der ſchon in der kurzen Zeit ſeines Hierſeins genauere Kenntniß des Bodens und der Leute hat, als alle Andern zuſammen, die Jahre hindurch ſchon hier herumſchnüffeln. Wird er nicht Eure Spur gefunden haben?“

„Das wär' ſo eine Frage für Einen, der geſtern auf die Welt gekommen,“ ſagte Schnuckes.

„Meinſt du, das Bräunchen ließe ſich ſo leicht fangen?“ Bräunchen lachte ſpöttiſch und ſchwieg eine Weile; dann nahm er ſeine Pfeife aus dem Munde, klopfte ſie aus und ſagte, indem er das Meſſer mit dem geſchnitzten Buchsbaumſtiele aus der rechten Hoſentaſche zog und ſein Röllchen Skaferlatti zu ſchneiden begann: „Ich denke, das hätte ich längſt vergeſſen! Ich bin mit Conrad, am Kreuzſteine hinauf und oberhalb der Pfalz herüber. Es war freilich ein ſchlimmer Weg; aber es ging. — Jetzt nehmen wir den Weg im untern Hahn, gehen bei den letzten Häuſern des Mannwegs herüber, ſteigen über den großen Schieferbruch weg und erreichen bald die Hecken. Dort ruhen wir und warten auf das Signal von Henſchhauſen. Iſt es dort im Dorfe juſt, ſo legen wir beim alten Fenſterſeifer ab.“

Dieſer Plan war gut ausgedacht und auch mit einer ſo großen Sicherheit ausgeſprochen, daß Niemand etwas einzuwenden wagte.

„Wer wird am Fahr Poſten ſtehen?“ fragte der Schwarze, „der Bauer?“

„Das mag Conrad erkunden,“ ſagte Bräunchen und Stoffel ſetzte hinzu; „er kann es auch am Beſten, denn des Bauer's Marie iſt ja ſein Mädchen.“ Dieſe Pille reichte Stoffel abſichtlich dem Schwarzen, den er nicht leiden konnte. Er war ja Conrad's Oheim; er beſaß gewaltigen Bürgerſtolz, und der Umgang ſeines Bruderſohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabſcheuten Duanen — war ein Schuß, der ihm ins Herz traf.

„Was ſagſt du da?“ fragte er mit rollendem Auge den Stoffel. Seine Stirne war tief in Falten und eine dunkle Glut begann ſich über ſein ganzes, breites Geſicht auszudehnen. Er lehnte ſich vor bei dieſer Frage und ſah Stoffel'n ſcharf ins Geſicht.

„Ich ſage, was die ganze Stadt weiß,“ erwiederte Stoffel.

„So ſoll dich und die ganze Stadt —“ ſchrie der Schwarze und ſchlug auf den Tiſch, daß Krug und Glas zu tanzen begannen;

aber ehe der Fluch über die Lippe kommen konnte, hatte ſchon Bräunchen mit kräftigem Arme den des Schwarzen gefaßt und ihm ein: „Still!“ zugedonnert, daß er erſchreckt zuſammenfuhr und ſchwieg, denn er hatte Reſpekt vor Bräunchen. „Meinſt du, alter Narr,“ fuhr der darauf fort, „der Conrad ſei blind? Alle jungen Kerle der Stadt laufen ſich ſchier die Beine ab, um dem Mädchen zu gefallen; deſſen Schönheit jeder ſieht, und deſſen häusliche Tugenden Jedermann bewundert.“

„Nun nehm' ich's dem Conrad nicht übel,“ lachte Schnuckes, „denn Bräunchen hat Feuer gefangen!“

Dieſe Bemerkung zog die Sache ins Komiſche und Alle lachten; ſelbſt der Schwarze, deſſen Hitze ohnehin ſchnell verrauchte, mußte lachen.

„Ja, Schnuckes,“ ſagte Bräunchen, „wär' ich ein junger Kerl, wie Conrad, ich nähm' das Mädchen heute zum Weibe. Bei meiner Seele! unſre Stadt Bacharach hat von jeher den Ruf gehabt, ſie habe bildſchöne Mädchen; aber ſeit das Mädchen hier iſt, müſſen alle die Segel ſtreichen. Nähm' ſie einen alten, wetterharten Schiffer, ich würde heute noch um ſie freien.“

Das Gelächter wurde durch dieſe halb ernſt, halb ſcherzhaft gehaltene Aeußerung noch allgemeiner und der beginnende Unfriede ſtarb im Keime. Es wurde nun noch Alles abgeredet, namentlich Sammelort und Stunde in Caub, und die Ausführung auf die Neujahrsnacht verſchoben, wo die allgemeine Luſtigkeit die Aufmerkſamkeit der Douanen, wie die Schlummerer hofften, ablenken ſollte.

Seit dem letzten Herbſte war ein Douane nach Bacharach gekommen, dem ein ſchlimmer Ruf vorangegangen war. Er hieß Bayer, und war aus dem Elſaß. Er hatte an verſchiedenen Orten ſchon geſtanden, und war berüchtigt wegen ſeines ſcharfen Auges, wegen ſeiner amtlichen Strenge und unbeſtechlichen Pflichttreue. Alle Welt zitterte vor dem kleinen, dicken Manne, denn alle Welt ſchmuggelte. Wenn auch nicht jeder ein Gewerbe daraus machte, wie die Schiffer, ſo pflegte man ſich doch die Kattune, die Tücher und andre Fabrikate drüben zu kaufen, auch jedesmal ein Viertelpfund Kaffe, ein Päckchen Tabak oder dergleichen mitzubringen. Selbſt das war ſtraffällig; indeſſen ſahen die meiſten Grünröcke darüber hinaus oder durch die Finger.

Bald jedoch erkannte man den Irrthum in Betreff Bauer's. Fand er beim Viſitiren eine ſolche kleine Quantität geſchlummerten Gutes, ſo lachte er und ſagte: „Da haben Sie eine Warze oder ein Krähenauge, das Sie vertreiben müſſen!“ und ging weg. Nur gegen Schmuggler war er unerbittlich ſtrenge. Dabei führte der Mann einen ſittlich reinen Wandel; war höflich und gefällig und wob köſtliches Linnengebilde in ſeiner freien Zeit, wodurch er mit den Frauen der Stadt in eine beſonders freundliche Beziehung kam. Bald genoß er die allgemeinſte Achtung in der Stadt. Mehr als er, ſprach indeſſen beim männlichen Theile der Stadtbewohner ſeine Tochter Marie an.

Marie war, als ſie nach Bacharach kam, juſt ſechzehn Jahre alt und wer ſie ſah, war entzückt von ihrem Liebreiz.

Dies hellblaue, große Auge ſah unter den ungewöhnlich langen, glänzenden Wimpern ſo mild, ſo lächelnd, ſo ſchuldlos und warm, ſo bezaubernd heraus, daß ungeſtraft Niemand in ſeine ahnungsreiche Tiefe ſchauen durfte. Und doch mochte man immer hineinblicken und wurde gar nicht müde, denn es war ſo, als ob man immer etwas noch nicht Geſehenes drinnen fände. Um ihre reine, hohe Stirne ringelten ſich kunſtlos die blonden Locken ihres reichen Haares — doch was könnte es helfen, wenn ich alle ihre Reize beſchriebe? Conrad's Wort bezeichnet das genauer. Er ſagte leiſe zu ſich, als er ſie zum erſten Mal ſah: ſie iſt ein Engel! und wahrlich das war ſie. Wie ſchön ſie ſei, ahnete ſie nicht; wie gut ſie ſei, ſagte ihr ſeelenvolles Auge, der milde Ausdruck ihres Weſens; das verkündete ihr Leben und Thun; wie fromm ſie ſei, bewies ihre Andacht in der Kirche; wie fleißig ſie ſei, verkündete ihr Haus, ihre Reinlichkeit, ihre nie raſtende Thätigkeit. Lieber Himmel! ein Douane hatte blutwenig zu verſchneiden; aber Marie hatte für Arme ſtets eine Gabe. Die Nachbarn rühmten ihre Bereitwilligkeit, gefällig zu ſein alleſammt und Jedermann redete Liebes und Gutes von ihr.

„Habt Ihr das ſchöne Donauen-Mädchen ſchon geſehen?“ fragten ſich die Burſche der Stadt. Conrad wandte ſich allemal mit Erröthen ab — denn er hatte ſie geſehen und ihr Bild ſtand wachend und im Traume vor ſeiner Seele. Er ſah ſie alle Tage, ja alle Stunden, denn ſie wohnte neben ihm.

Wenn die andern Burſche ihr zu Gefallen liefen, ſo mied er ihre Nähe. Seltſam war es, daß aber ihr Auge ihn dennoch ſuchte, und ihn vor Allen.

Als der Rhein zuging und alle Welt auf der Stadtmauer ſtand, um das Schauſpiel zu ſehen, erſchien auch Marie in Conrad's Nähe. Sie hatte gar viel zu fragen und alle Fragen richtete ſie an Conrad, der vor Seligkeit innerlich bebte. Freudig antwortete er, und von da an war ein zutraulicher Verkehr angebahnt. Er gewann aber erſt rechten Beſtand, als Conrad's Mutter erkrankte und Marie ſogleich nachbarlich nach ihr ſah und ſie pflegen half.

Die gute Wittwe war ſchwer erkrankt und das Leiden zog ſich in die Länge. Marie wachte ganze Nächte bei ihr, damit der gar ſehr angeſtrengte Conrad ſchlafen konnte. Da gewann ſie auch die Mutter lieb. Mußte ſie denn nicht? War ja doch das liebliche Mädchen wie eine gute Tochter um die kranke Mutter bemüht und beſorgt! Und wie gut war das! Konnte auch Conrad aus ſeiner Schiffsjungenzeit kochen wie ein Mädchen und ſäubern und fegen, ſo vermochte er doch nicht für eine Kranke ſo zu ſorgen, wie dies ein weibliches Weſen kann.

Sah er die Liebliche ſo ſchalten und walten in ſeinem Hauſe mit ſorglichem Fleiße, ſo konnte er kein Auge von ihr wenden. Wer wollte es ihm verargen, wenn der Gedanke ſeine Seele beſchlich, wie ſchön es wäre, wenn ſie als ſeine Gattin ſo wirkte und immer die Mutter pflegte? Das konnte er ihr um kein Gut der Erde ſagen. Seine Blicke aber redeten, wenn die Lippe ſchwieg. —

Wie es kam — ich weiß es nicht! — aber einſt, als die

Mutter wieder geneſen war, fand ſich's, daß Marie an Conrad's Bruſt lag, von ſeinen Armen umſchlungen, an ſein Herz gepreſt, und die Lippen ſich berührten im erſten, ſeligen Kuſſe einer lang genährten, tiefgewurzelten Liebe. Von da an war immer wonniger Frühling, ſelbſt im tiefen Winter; die Sterne leuchteten in Pracht, wenn auch der Himmel dicht umwölkt war — und Beiden war es klar geworden, daß ihr Leben auch noch einen beſondern Zweck habe, und zwar einen gemeinſamen.

Keuſche Liebe iſt ſcheu. Sie flieht das Auge der Welt. Niemand ahnete die Liebe der Beiden, als die Mutter, die Marie liebte wie ihren Conrad. Dennoch aber läßt ſich heimliches Glück nicht gut auf die Dauer verbergen. Es gab Augen, die ſchärfer ſahen, als die von Marien's Vater, der, weil er wußte, daß Conrad auch ein Schlummerer war, eine große Abneigung gegen ihn hegte, obwohl er ihm nie ein Leid zugefügt. Conrad hatte viele Neider, weil Marie viele Bewunderer hatte. So kam es denn, daß die böſen Zungen in den Wirthshäuſern meinten: der Conrad habe gut ſchlummern; der Bauer gehe ihm aus dem Wege, wenn er auf dem Poſten ſtehe.

Es war wohl ein Unglück, daß der ſtrenge Mann einmal von einem dienſtfertigen Grünrockscollegen das hörte. Da brauſte ſein Zorn auf, wie ein verheerender Waldſtrom daherbrauſt, und ſeine Worte trafen Marien's ſanftes Herz mit zerſchmetternder Gewalt. Er drohte mit ſeinem Fluche, wenn ſie nicht das Band löſe, das ihm ein Greuel ſei, verbot allen Umgang und war von da an hart gegen ſie, die nie gewußt was väterliche Härte ſei.

Das war die Schlange, die unter Blüthen gelauſcht auf ihr Opfer. Armes Kind! Wer konnte die Thränen zählen, wer das Weh ermeſſen, das ihr Herz erfüllte, das ſich ſo glücklich gefühlt in ſeiner Liebe? —

Und Conrad? er ahnte nichts — bis er ihre thränenmüden Augen ſah und küßte. Da traf auch ihn der Schlag; — aber wer kann dem Herzen, das liebt, gebieten, daß es haſſe? Lieber Gott! der alternde Mann hatte vergeſſen, daß es im Mai ganz anders iſt, als im December; daß die Liebe nicht berechnet; daß ſie nicht zu löſchen iſt, wie ein Feuer auf dem Herde; ja daß die Wurzeln des Baumes tiefer in der Erde Schooß ſich ſenken, wenn der Sturm anhaltend und oft um den Gipfel tobt; daß verbotene Liebe nur heißer brennt und heimliches Koſen ſüßer iſt, als das geſtattete.

Konnte er Marie hüten, wenn er auf dem Poſten ſtand? Er war Soldat geweſen und rechnete auf unbedingten Gehorſam; aber er fand ihn nicht. Marie war überzeugt von der Reinheit ihrer Liebe und von Conrad's vollem Herzen. Da mußte des Vaters Härte ungerecht erſcheinen, wie ſie es denn auch war. Sie ſahen ſich noch, wie vor, nur heimlich und, da Jedermann wußte wie Bauer gegen das Verhältniß war, Niemand mehr Spuren eines Umgangs zwiſchen Beiden ſah, ſo ſchwieg auch die üble Nachrede. Eins nur bekümmerte Marien's Seele unausſprechlich — das, daß ihr Vater gedroht hatte, wenn ihm Conrad als Schmuggler in die Hände falle, er ihn niederſchießen würde, wie einen tollen Hund. Das hatte er im wilden Zorne geſagt. — Und er war ganz der Mann dazu, es auch zu halten; denn ſo gutmüthig er auch ſonſt war, ſo glich er, gereizt, einem wilden Löwen — und hier war ſeine Ehre angegriffen, ein Gut, das dem unbeſcholtenen Mann über Alles koſtbar war.

O wie oft beſchwor Marie ihren Conrad, von dem unſeligen Gewerbe zu laſſen!

„Ach," ſagte er dann, „womit ſoll ich die Mutter ernähren? Ich habe ein Kartoffelfeld und einen Weinberg — das iſt Alles — und — es iſt ſo wenig, daß wir davon nicht leben können; und ein Handwerk hab' ich nicht gelernt. Die Schiffahrt aber liegt darnieder!"

Dann weinte Marie heiße Thränen und betete zu Gott, daß er in ſeiner Gnade doch ein Unglück verhüten wolle! Sie hielt es von nun an für keine Sünde, ihrem Geliebten jedesmal den Ort anzuzeigen, wo ihr Vater die Wache habe, und er mied ihn ſorglich.

Marie hatte gehofft, die Zeit würde des Vaters Zorn mildern; allein es ſchien, als habe hier die Alles mildernde Macht der Zeit allen Einfluß verloren; denn in Bauer's Seele wuchs der Haß gegen Conrad mit jedem Tage. Selbſt gegen ſie gewann er nicht mehr die frühere väterliche Freundlichkeit. In ſeinem Dienſte wurde er ſehr ſtrenge, ja ſchonungslos, ſelbſt das Kleinſte ließ er nicht mehr durch, ſondern nahm es mit unerbittlicher Strenge weg. Marien's Liebe war zu einer Quelle des Jammers geworden. Und hätte das Leben nicht noch einzelne verſtohlene Sonnenblicke gehabt, die für viele düſtre Tage entſchädigten, ſie hätte ſich mögen ein Plätzchen da wünſchen, wo die müden Wanderer ausruhten im kühlen Bettlein der Erde von ihrem dornenvollen Lebensgange.

Es war leicht wahrnehmbar, wie der Kummer an ihrem Herzen nagte; denn ihre Wangen erblichen, das Auge ſchwamm häufig in Thränen und jenes bezaubernde, ſeelenvolle Lächeln ſchwebte nicht mehr auf der friſchen Lippe. Auch von Conrad war der friſche, heitere Jugendmuth gewichen. Er war ernſt und düſter und ſein Blick ſtierte oft ziellos ins Blaue oder in die grünliche Fluth des Rheins. In ſolchen Minuten dachte er der Zukunft ſeiner Liebe, und der tiefe Seufzer, der ſich aus der Bruſt losrang, legte Zeugniß ab, wie düſter die Ausſichten waren, die ſich ihm darboten.

Nach jenem Abende bei Bräunchen, wo Stoffel den Funken in des Schwarzen Seele geworfen, konnte dieſer kaum raſten, bis er zu ſeiner Schwägerin, Conrad's Mutter, kam, um die er ſich ſonſt eben wenig kümmerte.

„Was muß ich hören," ſagte er, als er ſich am andern Morgen zu der Wittwe niedergeſetzt, „der Conrad ſoll ja ein Gehänge mit dem hübſchen Donauenmädchen haben?"

„Er hat ſie lieb," ſagte die Frau — „und ſie verdient es."

„Wie?" rief der Schwarze, „Ihr redet ihm gar das Wort, daß er unſrer Familie dieſe Schande machen will?" —

„Schwager," ſagte die Wittwe, als ich hart auf dem Siechbette lag, und von meinen Verwandten Niemand nach mir ſah, da kam das fremde Mädchen wie ein helfender Engel zu mir und pflegte mein.“ —

Der Schwarze fühlte den Stich. „Ei,“ lachte er, „die warf eine Bratwurſt nach einem Speckſtück!“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte die Wittwe; „denn was ſie an mir that, das hat ſie auch an andern Kranken der Nachbarſchaft gethan.“

„Aber ein Douanenmädchen!“ hob der Schwarze wieder an, der einige Beſchämung verdecken wollte. —

„Hat nicht Chriſtus auch die Zöllner an ſich gezogen, und die Juden ſagten: ſie ſeien alle Sünder? Ja, er hat ſogar einem derſelben den Vorzug vor einem hochmüthigen Phariſäer gegeben. Seit wann ſeit Ihr denn ſo ſtolz, Schwager?“

„Unſre Familie hat keinen Makel!“ ſagte er etwas verwirrt.

„Ich weiß nicht, wie weit das wahr iſt,“ erwiederte die Wittwe, „aber ich glaube, es war Euer Großvater, der am Galgen drüben im Niederthale ſtarb! — Hieltet Ihr es wirklich für einen Makel, wenn dies vortreffliche Mädchen einſt meines Sohnes Frau würde? Ich nicht! Vielmehr würde ich die Stunde ſegnen, in der ſie es würde.“

„Aber Ihr wißt doch, daß der alte Bauer ſo ſehr dagegen iſt;“ ſagte der Schwarze, dem alle Waffen genommen waren.

„Das iſt ein Andres und ſehr zu beklagen. Es kommt leider von dem fluchwürdigen Schlummern, in das Ihr meinen Sohn verſtrickt habt, Schwager.“

Der Schwarze war froh, daß es eine Pforte gab, durch die er der alten Frau entſchlüpfen konnte.

„Was ſoll man denn machen?“ fragte er. „Wo etwas verdienen, daß man leben könne? Der verdammte Franzoſe hat allen Handel getödtet. Hungern, Schwägerin, iſt ein übles Geſchäft. Hat man's darin der Meiſterſchaft nahe gebracht, ſo kommt der Hungertod, und der ſoll herber ſein, als jeder andre. Ihr wißt recht gut, wie es um uns ſteht, wenn das Schlummern nur irgend flau geht. Morgen iſt etwas zu verdienen. Mehr wie ſonſt in ſechsmal. Wo iſt der Conrad?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte die Wittwe ſeufzend und der Schwarze machte ſich eilend aus dem Staube; aber die fromme Frau faltete ihre Hände zum leiſen Gebet und flehte, daß doch Gott der Herr in ſeiner reichen Gnade ihrem Conrad einen andern Lebensweg eröffne; daß er ihn doch auch Morgen gnädiglich ſchützen wolle!

Der Schwarze ſuchte unterdeß den Conrad, und fand ihn bei einem ſeiner Jugendgenoſſen, gerade dem, der auserſehen war, den Schlummergang mitzumachen. Er theilte den Beiden den Plan mit, und Beide eilten, die nöthigen weißen Kleidungsſtücke zu bereiten.

Nie hatte die Mutter mit größerer Angſt einem ſolchen Gang entgegen geſehen, als gerade heute. Sie wußte keinen Grund dafür anzugeben; aber es laſtete ihr wie ein Zentner auf der Seele.

Conrad war gutes Muthes. Er hoffte von Marie Näheres über ihres Vaters Wache zu hören. War er heute auf dem Poſten, ſo blieb er gewiß morgen zu Hauſe.

Am Abend ſah er ſie ein Stündchen.

O des Glückes! Seit drei Tagen ſah er ſie nur von ferne, wenn ſie dahin ſchwebte über die Straße in ihrem züchtigen Anzuge, der die Liebliche bis zum Kinn einhüllte. Jetzt ſah er wieder in das ſchöne Auge; jetzt durfte er ſeinen Arm ſanft um ſie legen, und ihr Kopf ruhte an ſeiner Schulter. Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen. Nachdem ſie lange gekoſt, fragte ſie, wann wieder geſchlummert wurde?

Er hatte vor Marie kein Geheimniß. Er erzählte ihr ſeinen Eisgang mit Bräunchen. Sie zitterte ob der Kühnheit des Unternehmens und doch — das iſt eines jener ſeltſamen Räthſel des Menſchenherzens — hörte ſie mit einem gewiſſen Stolze, wie der männliche Muth des Geliebten die Gefahren überwand; wie er mit eben ſo großer Kühnheit, als Liſt, ſelbſt ihren Vater getäuſcht.

Sie dankte Gott, daß es ſo gut abgegangen, und faßte Muth, daß es auch nun glücken werde, zumal ihr Vater morgen frei hatte und gewiß den ganzen Tag am Stuhle ſtand und das künſtliche Gebilde wob.

Er mußte ihr Alles erzählen, auch den Weg beſchreiben, den ſie gingen. Sie war im Herbſte mehrmals zum Einkauf ihrer Wintervorräthe in Henſchhauſen geweſen und kannte genau jenen Schieferbruch, an deſſen Wand der Pfad vorüberführte, den ſie zu gehen hatten. Sie beſchwor ihn, doch ja vorſichtig zu ſein, weil eben der Pfad am Schieferbruche vorüber zu jeder Zeit, beſonders aber bei Nacht, und jetzt, wo der Schnee blende, ſehr gefährlich ſei.

Lächelnd verſprachs der Jüngling, küßte noch einmal den lieblichen Mund und ſchlüpfte zur Mauerthüre hinaus.

Still und ruhig floß der letzte Tag des Jahres hin.

Bauer ſaß am Webſtuhle und folgte mit kunſtgeübter Hand der Vorſchrift des ſchönen Muſters. Er war heute wieder einmal freundlicher mit ſeiner Marie umgegangen, und dieſer milde Strahl väterlichen Wohlwollens erwärmte das Herz der Jungfrau wieder, das ſo ſchmerzlich dies Gut vermißt, deſſen ſie ſich ſonſt ungeſchmälert erfreut.

Der alte Mann freute ſich der Ruhe, der wohlthuenden Wärme, und ſehnte ſich recht ſehr, einmal eine Nacht im Bette zu ſchlafen. Freundlich plaudernd ſaßen Beide ſchon um ſieben Uhr bei ihrem einfachen Abendbrod, als es an der Thüre leiſe klopfte, und nun der Douanen-Lieutenant von Sanct Goar in Civilkleidung geheimnißvoll hereintrat.

Bauer nichts Andres als einen Fang ahnend, ſprang auf, ſeinen Vorgeſetzten zu begrüßen, der, zu ihm tretend, leiſe bat, Marie zu entfernen. Ein Wink des Vaters reichte hin, die Bebende hinauszuweiſen, die nichts Gutes ahnete.

Ihr Erſchrecken war groß. Dies Kommen, zu dieſer Stunde, dieſe Kleidung — ſagten ihr mehr, als das Hinausweiſen, daß ein Geheimniß obwalte. Sollten die Schlummerer verrathen ſein? Sollte der Lieutenant irgendwie erfahren haben, daß etwas im Werke ſei? — Wer gab ihr Gewißheit? — Lauern — ? — dem widerſtrebte ihr beſſeres Gefühl. Eine Angſt, eine Unruhe ergriff ſie, die ſie durchaus nicht bewältigen konnte. Sie irrte umher — gefoltert in ihrem Herzen — das zu zerſpringen drohte, ohne Ziel, ohne Zweck, aus einer Ecke in die andre. Die Beſprechung der beiden Männer währte lange. Endlich ſchied der Lieutenant und Bauer rief ſeiner Tochter.

Ueber das Geſicht des Vaters war eine Freude ausgegoſſen, der ein reiches Maß von Grimm beigemiſcht war.

„Heute, denke ich,“ ſagte er, indem er ſein Gewehr lud, und zwei Kugeln aufſetzte, „heute, denke ich, ſollen wir auf lange Zeit dem Spitzbubentreiben der Schlummerer ein Ende machen. Hol' ſie dieſer und der! Ich dachte einmal wie ein anderer Chriſtenmenſch, der Ruhe nach den vielen Strapatzen zu pflegen, aber, Proſt die Mahlzeit! Hat ſie der Teufel geritten, daß ſie einen Hauptpaſch werfen wollen. Hol' mir die Fuchsmütze und den warmen Mantel, Marie.“

„Was iſt denn, Vater?“ fragte mit anſcheinender Ruhe, aber innerer heftiger Erregung das Mädchen.

„Was es iſt, einfältiges Ding, das kannſt du dir denken. In Caub liegen reiche Vorräthe engliſcher Waaren, das iſt uns verrathen. Heute ſind die hieſigen Schlummerer hinüber, um ſie zu holen. Sie haben Alle weiße Kleider mitgenommen, um ſich bei dem Schnee unſichtbar zu machen; aber wir wollen ſie ſchon kriegen. Am Rheinufer ſteht kein einziger Poſten. Das macht ſie ſicher; aber acht Mann liegen in der Hütte am Cauber Fahr im Verborgenen und Dunkeln, die haben genau Acht und nehmen ſie in den Rücken. Wir und die ſchwarze Brigade, die hier herum liegt, bilden eine enge Kette unweit des Dorfes Henſchhauſen. So kommen ſie zwiſchen zwei Feuer, und — entrinnt Einer, ſo iſt's ein Wunder, und deren geſchehen heuer keine mehr!“

Es war ein Glück für das arme Mädchen, daß der Alte ſich raſch fertig machen mußte, um mit den Genoſſen und dem Lieutenant aufzubrechen; denn ſie wankte der Thüre zu, einer Leiche ähnlich.

Der Vater nahm ſein Schnappsfläſchchen, hing den Mantel um, ſetzte die Fuchsmütze mit dem lang herabhängenden Schweife auf, und eilte mit einem haſtigen: „Gute Nacht!“ hinweg.

Als er zur Hausthüre hinaus war, ſank das Mädchen auf einen Stuhl nieder, und das zum Platzen volle Herz mußte ſich in einem lauten Schrei der Verzweiflung Luft machen. — Alles ging wirre in ihrem Kopfe durcheinander. Er war verloren, das ſah ſie klar ein; denn ungewarnt ging er dem Tode oder dem Verderben entgegen. Die Ketten der Galeeren von Vließingen waren ſein ſicheres Loos, wenn ihn keine Kugel traf, und er in Gefangenſchaft gerieth. Und wie ſollten ſie dem Hinterhalte, wie dem Empfang auf dem Berge entgehen?

Das Mädchen rang die Hände in einer Seelenangſt, die ihr den kalten Todesſchweiß auf die Stirne trieb. Sie betete laut um Licht und Rath, um Hülfe. Plötzlich tagte es in ihrem Kopfe.

Auf! rief ſie, ich muß ihn retten, ich muß; mag kommen, was da wolle! Ich kenne ihren Weg, ich weiß die Stunde ihres Kommens. Gott ſchütze mich! Ihr Auge ſtrahlte in einer heiligen Begeiſterung.

Sie legte warme Kleider an, nahm ihres Vaters Stock und, ſich entſinnend der Liſt der Schmuggler, nahm ſie ein ſchneeweißes Bettuch, um ſich darein zu hüllen, wenn ſie der Douanen-Hütte etwa nahe kommen ſollte.

Seit dieſer Entſchluß in ihrer Seele gereift war, wich alle Angſt. Sie konnte ja, wenn ſie an dem Schieferbruche war, ſie auf einem andern Wege in der Mitte des Berges retten. Gingen auch alle Waaren verloren, was that's? Wurde ſo doch das Leben und die Freiheit von ſechs Menſchen und — Conrad's gerettet, ihres Conrad's, der ihrer Seele Leben war.

Ohne Weiteres brach ſie auf. Unbemerkt oder doch unerkannt kam ſie aus der Stadt in das Freie. Raſch wie das geſcheuchte Reh flog das Mädchen die Heerſtraße hin. Der Schnee leuchtete ihr, ſo dunkel es auch war.

Als ſie die Gegend erreichte, welche der „Hahn“ genannt wird, und Canb nun gegen ihr über lag, ſtand ſie ſtille, ſich zurecht zu finden. Ihrem ſcharfen Auge entging die dunkle Stelle nicht, wo der Schieferbruch ſich befand.

Die Kälte war ſchneidend. Der Wind pfiff aus Norden mit einer Heftigkeit, welcher ſelbſt ihre warme Kleidung keinen Widerſtand leiſten konnte.

Aber ein großer Gedanke belebte ſie, die Rettung des Geliebten. Wie konnte ſie an ſich denken? Wie ſollte ſie über Kälte klagen bei der Gefahr, die ihn zu verderben drohte?

Bis jetzt war ihr Weg ſehr gut geweſen; aber nun erſt begannen die Schwierigkeiten.

Das Ufer der Heerſtraße zwiſchen Caub und Bacharach beſteht theils aus ſchroff abgemeiſelten Felswänden, die oft an dreißig bis vierzig Schuhe Höhe haben, theils aus abſchüſſig gehaltenem Erdreich, das hart gefroren und mit Schnee bedeckt war. Nur hin und wieder bot eine Haſelnußhecke oder ein Dornſtrauch eine Handhabe für den, der die unſägliche Anſtrengung wagen wollte, ſich da hinauf zu arbeiten, wo nirgends der Fuß einen ſichern Stand hatte. Weiter oben mehrten ſich die Geſträuche und das Fortkommen war leichter; allein nun erreichte man die breite Halde, wo einſt vor vielen, vielen Jahren der blaue Schiefer zerſpaltet worden zum Gebrauche beim Dachdecken.

Der Halde und der Felswand nach zu urtheilen, mußte das Werk geraume Zeit, gewiß mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Aufwand reicher Mittel betrieben worden ſein, aber nur am Tage, nie in der Tiefe. Die Felswand, welche ganz gerade abfällt, iſt ſiebzig bis achtzig Fuß hoch und wenigſtens ebenſo breit. Ein Fußpfad führt an dieſer höchſt gefährlichen Stelle, die gerade in der Mitte des Berges liegt, vorüber, und der Wanderer hat an dem Abſturz nur einige Schlehen-Sträucher, und die nicht überall, zum Schutze. Der Bewohner der Ebene würde zittern, hier vorüber zu gehen und vor Schwindel es keiner über ſich gewinnen können. Der Sohn der Berge, vertraut mit ſolchen Gefahren, läßt ſie als ſolche gar nicht gelten und ſchreitet, ſein Liedlein fröhlich ſingend, ſo gleichgültig vorüber, als ginge er auf breiter, ſicherer

Straße ſeinem Ziele zu. Dies war der Weg der Schlummerer in dieſer Nacht, dies der Weg, den das vom Froſte durchſchauerte Mädchen jetzt wählen mußte. Sie, die nie die Künſte erlernt, leichten Schrittes die Höhe zu erklimmen, deren zartes Weſen überhaupt nicht an die Schwierigkeiten und Hinderniſſe einer Wanderung, wie dieſe, gewöhnt war, ſollte nun die abſchüſſige Erdwand hinaufklimmen und über den krachenden Schnee. Jede Andere wäre bebend zurückgeſchaudert, nur Marie nicht mit ihrem ſtarken, liebevollen Herzen

Sie hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo eine Haſelhecke ihr die Zweige, wie helfende Arme, entgegen reckte. Ohne Zaudern faßte ſie dieſe und ſchwang ſich empor — aber ſie brachen — und Marie glitt wieder die Wand herab. Sie verſuchte zum zweiten Mal hinauf zu ſteigen, und dieſes Mal war ſie glücklicher. Sie erreichte die Höhe der Böſchung der Straße; aber ſie mußte ausruhen von der Anſtrengung, die es ihr gekoſtet. Es ſchlug eben auf dem Thurme von Caub drei Viertel. Das konnte vor zehn ſein, und um zehn Uhr brachen ſie auf. Der Gedanke ließ Marie die Ermüdung, die blutig geſchundene Hand — Alles vergeſſen. Ohne Aufſchub ſtieg ſie mit Hülfe des Stocks und der Zweige höher hinauf. Nach unſäglichen Mühen und zum Tode erſchöpft erreichte ſie die Halde. Ein kalter Schauder überlief ſie, als ſie die jähe, hohe Felswand ſah, an deren oberem Rande bloß hin und wieder eine Schlehenhecke ſtand. Erwärmend aber durchdrang ſie wieder das Bewußtſein, daß ſie ſich nicht irre gegangen, daß ſie bei der rechten Stelle angelangt ſei, wo ſie nun ſicher rechnen durfte, ihren Zweck zu erreichen.

In Caub ſchlug es eben zehn Uhr. Als ſie die Klänge hörte, raffte ſie ſich empor. Jetzt galt es; die Stunde nahte. Aber wie ſollte ſie die Höhe erklimmen? Sie ſah ſich rings um mit ſpähendem Auge; aber nur auf einem weiten Umwege konnte ſie die Erreichung ihres Zieles hoffen.

Alle Kräfte waren erſchöpft. „Conrad iſt in Gefahr!“ ſagte ſie laut; gerade als ob ſie durch dies magiſche Wort den erſchöpften äußern Menſchen habe aufrichten wollen. Und er hob ſich noch einmal kräftig empor. — Sie richtete ihre wankenden Schritte zur linken Seite, wo mehr Sträucher ſtanden, als auf der andern, und hier zog ſie ſich mehr und mehr der Höhe zu. Aus vielen leichten Wunden rann das rothe Blut auf die weiße Decke des Schnee's, denn nicht ſelten griff die Arme in die ſpitzigen Dornen eines wilden Roſenſtockes. Dennoch zauderte ſie nicht, und endlich ſtand ſie oben, wo der Pfad vorüber führte; aber hier pfiff mit fürchterlicher Gewalt und Schärfe der Wind. Sie war erhitzt in hohem Grade. Hier konnte ſie nicht bleiben. Etwas weiter zurück bot eine Eichenhecke, noch bedeckt mit ihrem dürren Laub, einigen Schutz. Dorthin wandte ſie ſich und ſetzte ſich nieder, weil ihre Beine ſie nicht mehr trugen — aber zu heißem Gebete ſchlangen ſich die blutenden Hände ineinander und das Auge ſuchte in der dichten Nebelhülle des Himmels einen Haltpunkt an einem flimmernden Sterne — doch kein Stern ſchien herab zur Erde. —

Auf verſchiedenen Wegen und zu verſchiedenen Tagesſtunden waren Conrad und ſeine Genoſſen unbemerkt von den lauernden Douanen nach Caub gekommen.

Der Schwarze war der erſte. Die Zeit fiel ihm diesmal wie eine rechte Laſt auf das Herz. Wie er ſie kürze und ſich leicht mache, war bald gefunden. Er trat in ein Wirthshaus und ſog ein Schöpplein des ſüßen, duftigen Cauber's nach dem andern.

Viele Gäſte kamen, tranken und ſchieden wieder. Nur Einer hielt bei ihm aus, ein Schiffer, den Liederlichkeit und Trunkſucht vom Beſitzer eines ſegelreichen Rheinſchiffes zum Tagelöhner herabgebracht.

Dieſer Menſch ahnete, daß der Schwarze nicht zwecklos ſich ſo lange in Caub halte. Er kannte die Schwäche deſſelben, ſeine Ruhmredigkeit und Plauderſucht. Darauf bauend, nahm er ſich vor, ihm ſeinen Zweck abzulauſchen und irgend einen Vortheil daraus zu ziehen.

Er ſtieß mit ihm an und ſagte: „Der alte Schlummerer ſoll leben, der allzeit die Grünröcke geprellt!“

Der Schwarze lächelte ſelbſtgefällig und erwiederte: „Sie müßten früher aufſtehen, wollten ſie mich fangen. Ich habe das eilfte Gebot gut gelernt.“

„Man ſollte wahrhaftig meinen, du könnteſt blaupfeifen, Alter! Nun treibſt du's doch ſchon manches Jahr, und nie wurdeſt du erwiſcht.“

„Narr,“ ſprach lächelnd der Schwarze, „die Kunſtſtückmacher pflegen zu ſagen: Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei. Liſt und Schlauheit iſt auch keine.“

„Das mag wahr ſein,“ erwiederte der Andere; „aber nicht Jeder hat ſie in ſo reichem Maße wie du. Könnt Ihr heute nicht noch Einen brauchen? Ich möchte etwas verdienen.“

„Heute nicht;“ ſagte der Schwarze; „wir ſind ſchon unſerer ſechs; aber das nächſte Mal will ich deiner gedenken.“

„Gings den andern neulich gut?“ fragte der Cauber weiter.

„Prächtig!“ rief der Schwarze aus. „Die haben eine neue Liſt probirt, die ich erſann.“

„Du biſt ein verſchlagener Schelm! Worin beſtand ſie denn?“

„Ei, ſie legten ſchneeweiße Kleider an, da ſahen die Grünröcke ſie nicht.“

„Vortrefflich! Alle Henker, das iſt gut, beſonders jetzt, wo der Schnee Alles deckt und gleichförmig färbt. Ihr werdet es heute Nacht wieder ſo machen?“

„Verſteht ſich! Was einmal als bewährt angeſehen werden kann, läßt man nicht unbenutzt. Um Johanni gibt's keinen Schnee mehr.“

„Das iſt wahr; Ihr müßt aber doch theure Waare heute haben, da Ihr nur zu Sechſen geht?“

„Lauter Seide und Spitzen, die vielleicht die Kaiſerin ſelber tragen wird!“

„So geht's! Unſereins plagt ſich, trägt ſeine Haut zu Markte, und die Großen haben den Vortheil davon. Item, da mögt Ihr etwas verdienen?“

„Das glaub' ich;“ bramarbaſirte der Schwarze. „Es trägt Einer vielleicht für zehntauſend Franken Werth!“

„Wie dem ſei, es iſt doch ein ſaures Stück Brod! Welche Gefahren! Wie leicht bricht Einer ein Glied den Bach hinauf nach Langſcheid zu.“

„Den Weg nehmen wir heute nicht!“

„Welchen denn? Er iſt doch der nächſte?“

„Richtig; aber der Kuckuck trau' den Grünröcken. Wir gehen im Hahn über, ſchlagen uns dann links hinauf über dem Schieferbruche weg, und kommen leicht nach Henſchhauſen, wo wir beim alten Fenſterſeifer ablegen. Heute Nacht tollt Alles. Die Grünröcke werden auch das Ihrige thun. Da iſt's juſt, und man kann etwas wagen.“

„Aber wie kommt Ihr nur auf dem unbetretenen Pfade fort?“

„Dafür iſt geſorgt, Alterchen. Wir haben alle Eisſpornen an, und ſpitzbeſchlagene Eisſtöcke. Da kann man feſt auftreten und hat einen ſichern Gang.“

Das Geſpräch wurde hier durch neuankommende Gäſte unterbrechen. Es nahm nun eine andere Richtung und nach einer halben Stunde hatte der Schwarze vergeſſen, daß er Alles ausgeplaudert, und es fiel ihm gar nicht auf, daß ſich der, der ihn ſo arglos ausgeholt, unbemerkt entfernt hatte. Ihm kam in ſeinem weinſeligen Taumel gar nicht in den Sinn, daß dieſer verlorne Menſch einen Mißbrauch von ſeinen Mittheilungen machen könnte. Er fiel nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf und erwachte erſt, als ſich die Nacht ſchon mit ſchnellen Schritten näherte.

Kaum hatte jener Menſch, welcher dem Schwarzen ſein Geheimniß abgefragt, ſich aus der Schenke entfernt, als er nach Hauſe eilte und ſich umkleidete. Ohne Säumen ſchlug er den Weg nach Oberweſel ein, wo er über die geſchlagene Bahn leicht hinübergelangte. Mit der größten Haſt lief er nach Sanct Goar und trat in das Haus des Douanen-Lieutenants, der ihn wohl kannte, da er nicht das erſte Mal den Verräther machte.

„Was gibt's?“ fragte der Lieutenant.

„Einen köſtlichen Fang, Herr,“ rief der Verräther. „Lauter Seide und Spitzen, die nach Paris beſtimmt ſind.“

„Parbleu!“ rief der Lieutenant, der nur gebrochenes Deutſch ſprach. „Aſt du ſikere Nachrich?“

„Gewiß! die Bacharacher Hauptſchlummerer, ihrer ſechſe, tragen die Bündel. Ich kenne den Ort und die Stunde genau. Wieviel gebt Ihr?“ —

„Swanſik Francs!“ rief freudig der Lieutenant.

„Ja, wenn's Kaffe und Zucker wäre, ließ ich mir das gefallen, aber bedenkt, Spitzen und Seidenſtoffe, vielleicht noch Koſtbareres!“

„Canaille!“ zürnte der Lieutenant, „Sie ſoll vierſik Francs aben, aber nix mehr!“

„So iſt mir's ſchon recht,“ ſagte der Schiffer; „aber ich rede kein Wort, bis ich das Geld in der Taſche habe.“

Fluchend ſchritt der Franzoſe zum Schreibpulte und holte das Geld, und erſt als es der Verräther in der Hand hatte, theilte er ihm Alles mit, was er von dem ruhmredigen Schwätzer erfahren hatte.

Es war noch Zeit genug für den Lieutenant, ſich in Civilkleidung auf den Weg zu machen, und die nöthigen Anordnungen zu treffen, dieſesmal die bis jetzt nie ergriffenen Schmuggler auf der That zu ertappen und eine glänzende Rache an ihnen zu nehmen; zugleich aber lächelte ihm das Priſengeld entgegen und vielleicht eine belohnende Rangerhöhung. Sein Eifer kannte daher keine Grenzen, und ſchon um neun Uhr lagen die Douanier's am Cauber Fahr in ihrer dunkeln und kalten Hütte, und unterhielten ſich flüſternd über den zu hoffenden Fang, während droben auf der Höhe über die ganze Kante des Gebirgs in Entfernungen von kaum dreißig Schritten eine Kette von Douanen ſtand, durch welche unbemerkt zu ſchlüpfen, kaum einer Maus gelungen wäre —; und dort unten ſaß ein weinendes, zitterndes Mädchen, durchſchauert vom Froſt und innerer Angſt und Furcht, und lauſchte jedem Laute, welchen der durch das Laub wehende Wind hervorbrachte oder ein hungerndes Wieſel, das ſchnell wie der Gedanke durch das dürre Laub raſchelte.

Es war eben zehn Uhr vorüber, als der Schwarze in das Haus des Kaufmannes trat, wo die übrigen Theilnehmer des heutigen Wagniſſes ſich bereits eingefunden und in ihre weiße Kleidung ſich gehüllt hatten.

Mit Vorwürfen wegen ſeines Zaudern empfing ihn Bräunchen. So ungern er ſie ſonſt hinnahm, und ſo heftig er zu widerſprechen pflegte, diesmal ſchwieg er mäuschenſtille; denn das Gewiſſen ſchlug ihn.

Ohne Säumen kleidete er ſich an. Die Eisſpornen wurden angeſchnallt, die Eisſtöcke ergriffen, die Bündel an den Tragriemen über die Schultern befeſtigt und mit den beſten Wünſchen des Kaufmannes ſchlichen ſie ſich in den Mannweg, erreichten in tiefer Stille den Rhein und betraten die Eisdecke, welche ſie heute an ungebahnter Stelle im Zickzack zu überſchreiten hatten.

„Es iſt kein Licht droben in der Hütte,“ flüſterte Conrad dem Schwarzen zu, welcher vor ihm ging.

„Sie werden auch 'mal Sylveſterabend halten,“ ſagte dieſer, „und gewiß beſſer wie wir, denn es iſt furchtbar kalt. Der Wind ſchneidet mir ſchier die rechte Backe weg. Wie herrlich ſäße ſich's jetzt am warmen Ofen bei einem Glaſe warmen Weines?“ —

Bräunchen, der vorne ging als der Erſte, warnte durch ein leiſes: „St!“ denn es war Regel, daß nie geſprochen werden durfte, wenn ſie ſchmuggelten.

Jetzt erreichten ſie die Heerſtraße. Tief zur Erde gebückt, krochen ſie leiſe über ſie hin, ſo leiſe, daß ſelbſt die Späher in der Hütte am Fahr durchaus nichts von ihnen wahrnahmen, wie angeſtrengt ſie auch auf jede Bewegung achteten.

Mit einer Gewandtheit, welche nur eine lange Gewohnheit, und mit einer Sicherheit, wie ſie auch nur der Sohn der Berge in den Bergen hat, ſtiegen ſie den Abhang hinauf, wandten ſich dann links dem Schieferbruche zu.

Lautlos und in ihrer Erſcheinung wahrhaft geſpenſtiſch, aber in voller Sicherheit und des Gelingens gewiß, ſtiegen ſie bergan. Der Weg war ungemein ſchwierig von dieſer Seite her; aber mit Hilfe der zweckmäßigen Eisſpornen und Eisſtäbe legten ſie dennoch eine anſehnliche Strecke zurück und erreichten nun die gefährlichſte Stelle, den ſchmalen Pfad, welcher über der jähabfallenden, ſenkrechten Felswand des verlaſſenen Schieferbruches vorüberführt. Einer mußte hinter dem Andern gehen, und jeder genau in die Fußtritte ſeines Vordermannes treten, welcher vorſichtig mit dem Stabe unterſuchte, ehe er ſeinen Fuß einſetzte.

Lange, ach unendlich lange für ihr geängſtetes Herz, hatte nun ſchon Marie dageſeſſen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr Herz ſchwerer; denn ſie blieben ja ſo lange aus. Sollten die in der Hütte verſteckten Douanen ſie gefangen genommen haben? Sie ſchrack zuſammen bei dieſem Gedanken. Allmählig aber empfand ſie die ſchneidende Kälte weniger; ihre Gedanken verwirrten ſich und eine unwiderſtehliche Neigung zum Schlafe bemächtigte ſich ihrer. Und doch traten noch Augenblicke eines klaren Bewußtſeins dazwiſchen. In einem ſolchen ſprang ſie auf. Sie erwachte dadurch gleichſam aus dieſem Halbſchlummer, und erinnerte ſich, gehört zu haben, daß dieſer Zuſtand dem Tode des Erfrierens vorhergehe. Sie raffte ſich gewaltſam empor; aber ihre Mattigkeit war unbeſchreiblich groß. Sie mußte ſich wieder ſetzen.

Jetzt vernahm ſie Tritte im krachenden Schnee und neues Leben durchzuckte ſie. Starr ſah ſie in der Richtung des Tones hin und — wirklich! da kamen die weißen Geſtalten. Sie warf das weiße Linnentuch, das ſie um ſich geſchlagen, um vom Berge her nicht beobachtet zu werden, ab, und trat den Kommenden entgegen.

Bräunchen, als der Vorderſte des Zuges, der jeden Tritt unterſuchen mußte, ſah ſtarr vor ſich zur Erde. Jetzt gewahrte er plötzlich einen dunkeln Gegenſtand vor ſich, blickte auf und — ſah mit Entſetzen eine menſchliche Geſtalt entgegentreten.

„Verrath!“ ſchrie er plötzlich. „Verrath! Zurück, Brüder!“ Aber im Umdrehen und vom Schrecken überwältigt, ihren Standpunkt vergeſſend, ſtürzten alle die Felswand hinab. —

Marie ſah das Entſetzliche und ſank leblos zur Erde.

Noch ſo lebhaft wie heute entſinne ich mich des Morgens des Neuen-Jahrs-Tages 1810. Es war eine Unruhe in der Stadt, wie ich mich je beobachtet zu haben, nicht entſinnen kann. Ueberall ſtanden die Leute zuſammen und aus den Geſichtern ſprach ein düſtrer Ausdruck. Neben uns, im Hauſe Conrad's, und noch eins weiter, wo der Douane Bauer wohnte, hörte man laute, heftige Wehklage. Es mußte etwas Außerordentliches geſchehen ſein. Endlich kam ein Freund meines Vaters zu uns. Nach einem kurzen, herzlichen Glückwunſche, fragte er: „Haben Sie ſchon von dem entſetzlichen Unglücke gehört?“ Mein Vater verneinte, und Jener erzählte: „Heute Nacht gegen eilf Uhr kam Bräunchen an mehrere Häuſer, klopfte und bat um Gotteswillen um Beiſtand, es ſei ein entſetzliches Unglück geſchehen.

„Die Leute merkten gleich, es handle ſich um einen Unfall beim Schmuggeln, und viele folgten ihm, der ſelbſt aus mehreren Geſichtswunden heftig blutete.

„Er führte ſie an den alten Schieferbruch im Hahn — dort lagen fünf Perſonen, ſchrecklich verwundet, und Einer war todt.

„So ſtille als möglich wurden die Verwundeten weggebracht, die Bündel kamen in Sicherheit, den Todten aber, deſſen Schädel zertrümmert war, ließ man liegen.“

„Wer iſt's denn?“ fragte mein Vater, heftig ergriffen.

„Conrad, der brave Conrad, Ihr Nachbarsſohn!“ ſagte er mit einer Thräne im Auge.

Dieſe Nachricht erſchütterte uns heftig, und ich brach in ein lautes Weinen aus, das mehr und mehr alle zum Weinen hinriß.

„Noch nicht genug;“ fuhr der Freund fort; „das Schlummern war verrathen, und die ſchöne Marie Bauer, die mit Conrad in treuer Liebe gegen den Willen ihres Vaters verbunden war, muß ſowohl um den Schmuggelgang als um Zeit und Stunde und Ort gewußt haben, denn ſie wollte ihren Conrad warnen, weil oben die Douanen lauerten. Leider erkannte ſie Bräunchen nicht, als ſie ihm entgegen trat, meinte ſie ſei ein Douane, wandte ſich um und ſtieß Conrad zuerſt hinab, ſtürzte ihm nach, indem er ihn noch erhaſchen wollte, und von einem unbeſchreiblichen Schrecken ergriffen, ſtürzen Alle hinab.

Marie muß darauf ohnmächtig geworden ſein, und als die Douanen endlich von der Höhe herabſtiegen, fanden ſie ſie erſtarrt da liegen. Schnell wurde ſie von ihrem verzweifelnden Vater zur Stadt getragen. Als der Arzt kam, erklärte er ſie für todt. Sie ſei erfroren, ſagte er. Aus ihrer Ohnmacht ſcheint ſie nicht wieder erwacht zu ſein!

Am folgenden Tage wurden zwei Särge auf den Friedhof vor die Stadt hinausgetragen. Hinter dem Einen wankte ein Mütterchen, aufgelöſt in Schmerz; hinter dem andern ein Douane, deſſen Geſicht Todesbläſſe deckte, deſſen Auge aber trocken war. Die ganze Stadt folgte und nie floſſen mehr Thränen, nie ſah man eine allgemeinere und tiefere Trauer.

Die beiden Särge wurden, weil zwei Gräber zu machen bei dem Froſte zu ſchwierig war, in Ein Grab geſenkt. So einte der Tod, was das Leben feindlich geſchieden.

Bauer verließ den Dienſt. Er war tiefſinnig geworden und kehrte in ſeine Heimat zurück. Conrad's Mutter folgte bald dem geliebten Sohne.

Die Schlummerer waren unſichtbar geworden. Erſt nach einem

Vierteljahre erſchien Einer nach dem Andern wieder; aber wie ſahen ſie aus! Narben bedeckten die Geſichter und andere Gebrechen blieben bis ans Grab. Der Schwarze lachte nie mehr. Er allein kannte den Zuſammenhang, der nach ſeinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man im folgenden Frühlinge Roſen und andre Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.

Aus der Schmiede.

Eine rheiniſche Dorfgeſchichte.

Jugenderinnerungen gleichen in ſpäteren Lebenstagen dem Abendroth, das noch langehin ſeinen verklärenden Schein auf die ruhende Landſchaft wirft, wenn die Sonne längſt hinabgeſunken iſt.

Auch ich blicke oft ſehnſüchtig in dieſes Abendroth; auch ich fühle das Wohlthätige dieſes milden Scheines bei herannahender Dämmerung. Aus meinen Knabenjahren taucht mir bisweilen ein Bild auf, das ich hier feſthalten will. —

Wo ſich die Höhen des Hunsrückens abdachen zum tiefen Rinnſal des Rheines, ziehen ſich gar liebliche, aber oft auch gar wilde Thäler und Schluchten hinab zu dem ſchönen Flußthale. Gießbäche durchrieſeln ſie. Die Sonnenſeite der Berge iſt vom Fuße bis zum abgeflachten Gipfel mit dem Grün der Rebe bedeckt, während die Abendſeite Pflanzfelder bietet, und ein Hain von Obſtbäumen in der Nähe der Dörfer zu ſchauen iſt, unter denen rieſige Wallnußbäume ihre Laubkronen emporrecken. Dieſe Dörfer, aus uralter Zeit herſtammend, ſind der Art in dieſe Schluchten hineingeklemmt, daß man oft aus dem Speicher dreiſtöckiger Häuſer in das Feld tritt.

Nichts iſt köſtlicher, als das Leben in dieſen Thälern, wenn der milde Hauch des Frühlings ſie durchweht. Schaaren von Singvögeln bewohnen die dichten Büſche, welche an Säume der Bäche wachſen oder droben auf den Felſen, die hin und wieder gruppenweiſe aus dem mit Sorgfalt gepflegten Pflanzland emporſtarren. Die zahlreichen Obſtbäume der Abendſeite der Berge bieten ihnen herrliche Wohnſtätten. Das iſt ein Singen und Jubiliren überall, wie man's kaum ſonſtwo hören kann. Blühen dann die Obſtbäume und grünen die Felder; bekleidet ſich die Rebe mit ihrem ſammtenen Grün und trägt die Abendluft die Duftwellen ihrer Blüthen durchs Thal, und die Burſche und Mädchen gehen unten den Weg hin und ſingen harmoniſch ihre einfachen Volkslieder, dann wird das Herz ſo mannichfach ergriffen, ſo tief und innig, ſo harm- und ſchuldlos, — wie's nimmer in den Städten möglich iſt, auch im Kreiſe der geprieſenſten Kunſt. —

In ſolch einem Thale habe ich meine Knabenjahre verlebt. Wer möchte mir's verargen, daß ich oft mit leiſem Seufzen und mit heißer Sehnſucht dorthin blicke? Es waren meine ſchönſten Tage, und manchen ſchönen, manchen prophetiſchen Traum habe ich dort geträumt.

Wo das Dorf lag, war das Thal keſſelartig erweitert. Die uralte Kirche ſtand auf einem inmitten des Thals aufſteigenden Felſen, etwa achtzig Schuh über dem Dorfe, das ſich um den Kirchfels lagerte. Ungeheure Mauern, wie man heute keine mehr bauen kann, erhoben ſich rings um den Felſen ſenkrecht, und gaben nicht nur dem Baue der Kirche Sicherheit und Feſtigkeit, ſondern ließen auch oben um die Kirche herum eine Fläche gewinnen, wo die vom Leben müden Schläfer ruhen konnten. Wer die Kirche, oder vielmehr den noch ältern, viereckten Thurm mit ſeinen Schießſcharten für den Bogen- und Pfeilſchuß anſah, mußte ſich zu der Ueberzeugung hingezogen fühlen, daß hier zuerſt eine Burg geſtanden.

In ſpäteren (freilich wohl auch noch einer grauen Vorzeit angehörenden) Tagen war die Burg zerſtört, und dann an ihre Stelle eine Kirche gebaut worden. Der Thurm überdauerte den Sturm, welcher die Burg zertrümmerte, und ſtatt des wilden Kriegsrufs hallten aus ſeinen Luken die Glocken ihre mächtigen Töne in das Thal hinaus. Der Raum um die Kirche wäre, außer durch das Thor, völlig unzugänglich geweſen, wenn nicht auf der Weſtſeite ein ungeheurer Schutthaufen einen freilich ſteilen, für Buben meiner Art aber leicht zugänglichen, Weg geboten hätte.

Da bin ich denn gar oft hinaufgeſtiegen, wenn ich eine freie Stunde hatte; denn da hatte man eine weite Ausſicht durch das zum Rheine ſich fortſetzende Thal, und tief unten blickte der blaue Rhein in das Thal. Da habe ich denn viel hundertmal unter dem ſchönen Hollunderbaume geſeſſen, der ſo herrlich duftete, und habe der Nachtigall gelauſcht, die in ſeiner Krone ſaß und ſchlug, und habe meine Grüße dem dort unten fließenden Rheine mitgegeben; denn er küßte, tiefer hinab, das grüne Ufer, wo das Vaterhaus ſtand, darinnen das liebe, ſanfte Mutterherz meiner ſegnend gedachte.

Das war aber ein Hollunderbaum, wie ich meiner Lebtage keinen zweiten mehr geſehen. Sein Stamm hatte wenigſtens anderthalb Schuh Durchmeſſer und ſeine Krone reichte bis zum Rundbogen der Kirchenfenſter hinauf, und war kein dürres Aeſtchen an ihm. —

Der Kirche gegenüber, aber tief unten, zur Seite des Dorfes, lag das Pfarrhaus. Darin wohnte mein Bruder, der junge, ledige Pfarrherr, und die lateiniſche Grammatik; — er, gut, freundlich, milde, mein Lehrer und Freund; ſie — ledern — regelreich — der Erbfeind meines Jugendglückes. Wie manchmal nahm ich ſie mit unter den blühenden Hollunderbaum, um eine Regel niet- und nagelfeſt zu machen in meinem Gedächtniſſe; aber dann flogen die Augen hinaus in die Landſchaft, ruhten auf den Thürmen der alten Burg, die den Eingang des Thals am Rheine beherrſchte, oder auf dem blauen Streifen des Rheins, oder auf den herrlichen Bergen — und bald lag das Alles unbeachtet und die Bilder einer phantaſtiſchen Welt umſchwärmten meine Seele, und ich träumte mit wachendem Auge. Kam ich dann wieder zur Grammatik zurück, ſo wünſchte ich ſie hinab in die Fluthen des Rheins oder zu den Schläfern hinab in die Gräber, die mich umgaben. Ach, das Lernen der grammatiſchen Regeln und das friſche Bubenherz ſind zwei Dinge, die nicht Friede ſchließen werden, ſo lang es beide auf Erden gibt! —

Außer dem Hollunderbaum, in dem die Goldkäfer und Bienen ſo träumeriſch ſummten und die Nachtigall ſchlug, hatte ich noch ein Lieblingsplätzchen, wohin ich allemal rannte, wenn Beſuch ins Pfarrhaus kam und alſo freie Stunden eintraten. Adieu Grammatik! Ich lief ſpornſtreichs in die — Dorfſchmiede. Sie lag dem Pfarrhauſe, das etwas zurück von der Straße des Dorfes ſtand, ſchief gegenüber und beſaß an und für ſich nichts Reizendes; denn ſie hatte vier Fachwände, eine gebrochene Thür (auf der es ſich übrigens vortrefflich reiten ließ), durch welche das nöthige Licht hereindrang, die Eſſe, den mächtigen Blaſebalg, die Kühltonne, den Ambos und eine Bank, die etwa vor vierzig Jahren mochte geeignet geweſen ſein, einem Manne zum Sitze zu dienen. Das Dach war einſeitig und lehnte ſich mit ſeinen Sparren zutraulich an das Nachbarhaus an. Innen war's ſchwarz und rußig. Was war's denn aber, was den Knaben ſo mächtig anzog in dieſem Raume, der keineswegs reizend mochte genannt werden? Ich antworte kurz: der Schmied und ſein Geſelle. Das war ein Paar, wie es die Tauben nicht ſchöner hätten zuſammenleſen können, die doch die beſten Körner ſuchen.

Der alte Gottfried war ein Mann von rieſiger Größe, ein Junggeſelle von ſiebzig Jahren. Wenn auch das Alter ſeinen Nacken gebeugt, ſein Haar zu Schnee gebleicht, ſeine Kraft hatte es nicht gebrochen; denn er führte den Hammer in ſeiner ſehnigen Fauſt noch mit aller Macht. Ein tiefer Ernſt lag auf ſeinen Zügen, ich möchte ſagen, ein wehmüthiger Ernſt. Ich habe ihn nie lachen ſehen; allein ſein weiches Gemüth ſtand im entſchiedenen Widerſpruche mit ſeinem Handwerk. Er mußte ein prächtiger Burſche geweſen ſein; denn ſelbſt jetzt noch war er ein ſchöner Greis und der Kohlenſtaub, der ihn manchmal über Gebühr ſchwarz färbte, mochte ſein edles Geſicht nicht entſtellen. Nie iſt eine Rohheit, nie ein Zornwort, nie ein Fluch über ſeine Lippen gegangen; wohl aber manches Wort, das lang in meiner Seele nachhallte, und das mir allemal klang, wie der Ton der Gebetsglocke am Abend. Ich kann ihn mein Leben lang ſehen mit ſeiner Strumpfmütze, unter der das weiße Haar reich und lang hervorquell; mit ſeinem langſchooßigen Kamiſol von dunkelblauem Tuche; mit ſeinen einſt gelben, jetzt aber dunkelbraunen, hirſchledernen Kniehoſen, deren Schnallen am Knie aber niemals zugezüngelt waren, und den auf halber Wade hängenden Strümpfen. Ein altes Schurzſell reichte vom Kinn bis über die Kniee hinab, und war um die Hüfte mit einem meſſingnen Krappen geſchloſſen.

Ihm gegenüber ſtand Jörg, der Geſelle, ſeiner Schweſter Kind und ſein Pathe, eine ebenſo hohe Geſtalt, wie Gottfried, aber etwa zwanzig Jahre alt. Er ſah bleich, obwohl er ſehr ſtark war. Er war eine ſtille, leidende, ſchweigſame Natur, und es ſchien, als habe der Umgang mit ſeinem Oheim und Pathen deſſen eigenthümliches Weſen ganz auf ihn übergetragen.

Während das Eiſen glühte, ſprachen ſie zutraulich mit einander, wie zwei Brüder, immer aber ernſt. Gottfried erzählte von ſeiner Wanderſchaft gar mancherlei intereſſante Dinge, und wenn er ſie auch bisweilen wiederholte, ſo gab er ſie jedesmal mit denſelben Worten, und dieſer Stempel der Wahrheit, und die gemüthliche Weiſe der Erzählung bewirkten es, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Ueberdieß wußte er viele Mährlein und Geſchichten, die er eben auch vortrefflich vortrug, und davon war ich ein Extrafreund. — — —

Da lag der Zauber, der mich in die dunkle Schmiede bannte, und wenn auch unter den Hammerſchlägen der beiden Enacksſöhne die Funken ſprühten. Viel hundertmal ſaß ich auf der mürbe gewordenen Bank, ſtille und aufmerkſam, und horchte auf Gottfried's Worte. Beide hatten mich lieb. Der gute Jörg machte mir in den Feierſtunden Schlüpfe aus Pferdehaaren, und Meiſenkarren im Herbſte, um die Vögel zu fangen, die ich ſo liebte und deren Lockſchlag ich täuſchend nachzuahmen verſtand. Auch ein Gewinn von Jörg's Unterricht. —

Noch ein Umſtand machte mir den alten Gottfried theuer. Auch er ſaß oft an Sonntagnachmittagen ſtundenlang unter dem Hollunderbaume an der Kirche. Anfänglich fiel mir das nicht auf; denn ich dachte, er liebe das ſchöne Plätzchen, wie ich es liebte; aber einmal kam ich da mit ihm zuſammen, und dieſes Zuſammentreffen ließ mich andre Beziehungen ahnen.

Als ich ihn aus dem Pfarrgarten oben ſitzen ſah, ſchlich ich leiſe an dem Schutthaufen hinauf, wand mich durch die Brombeerranken und wollte meinen alten Freund überraſchen. Als ich aber näher kam, entfiel mir der Gedanke ſchnell. Gottfried ſaß am Stamme des Hollunderbaumes, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, die Hände gefaltet und — aus den Augen des Greiſes rieſelten Thränen, wie Perlen, herab auf die tief gefurchte Wange. —

Auf mich haben Thränen immer einen tiefen Eindruck gemacht; vergoß ſie aber das Auge eines alten Mannes, ſo haben ſie mich im innerſten Grunde der Seele erſchüttert; denn wenn nach all' den ſtählenden Lebenserfahrungen und Prüfungen ein Greiſenauge weinet, ſo muß es ein tiefliegender, die Seele durchzuckender Schmerz ſein, der ſie auspreßt. —

Stören konnte ich ihn jetzt nicht. Ich zog mich leiſe zurück und ging den Weg hinan, der zum Gipfel des Berges führte. Dort begegnete mir der Küſter meines Bruders, der zugleich Klingelbeutelträger in der Kirche, Glöckner und Todtengräber war.

Was ich eben geſehen, beſchäftigte mich lebhaft. „Caſpar,“ ſagte ich, „ihr habt ja das Kirchhofsthor offen gelaſſen!“ —

„Weiß wohl, Muſje Wilhelm,“ ſagte er. „Der Schmied iſt noch drauf.“

„Was macht denn der da?“

„Ei, weiß er denn nicht,“ ſagte Caſpar, „daß der Gottfried den Hollunderbaum groß zog und das ſchöne eiſerne Kreuz ſchmiedete, das darneben ſteht?“

Ich hatte das Kreuz nie beachtet; entſann mich aber wohl, es geſehen zu haben.

„Liegt vielleicht ſeine Mutter da begraben?“ fragte ich.

„Nein,“ ſagte Caſpar, „es iſt das Grab ſeines Schatzes.“

Ein Bauer, welcher des Weges kam, unterbrach die Unterredung, die ſonſt durch die ſich in meine Seele drängenden Fragen noch langehin reichliche Nahrung würde gehabt haben.

Die Männer gingen miteinander dem Orte zu und ich folgte in einiger Ferne, ſtieg wieder den Schutthaufen hinan und ſtand bald unter meinem lieben Hollunderbaume, den Gottfried ſchon verlaſſen hatte.

Das Kreuz feſſelte jetzt meine Aufmerkſamkeit. Es war aus Schmiedeiſen gefertigt, ſo zierlich, geſchmackvoll und ſchön, daß ich gar nicht begriff, wie ich es hatte überſehen können. Abgeſehen von der beſonderen Beziehung, verdiente es die vollſte Aufmerkſamkeit. Man konnte nichts daran finden, das auf einen Namen gedeutet hätte. Es ſtand faſt wider der Mauer, war aber los gewackelt. Ich dachte mir, vielleicht ſteht etwas auf der Rückſeite, und zog es zu mir. Da ſtand mit lateiniſcher Schrift eingemeißelt: „Ade mein Lieb!“

Es iſt doch gut, ſagte ich zu mir ſelbſt, daß es eine lateiniſche Grammatik gibt, denn ohne ſie würde ich ja das nicht haben leſen können; aber dieſer altkluge Gedanke war ſchnell verraucht und das, was hier vor mir ſtand, gab der Seele des Knaben eine andre Richtung. Ich befeſtigte das Kreuz wieder und ſetzte mich unter den Hollunderbaum.

Viele Fragen drängten ſich mir jetzt auf; aber um kein Gut der Erde hätte ich ſie Gottfried vorlegen können. Tag und Nacht beſchäftigte mich das Kreuz. Ich kam nun auf allerlei Zuſammenſtellungen, und manche Aeußerung des Greiſes wurde mir verſtändlich, die mir früher dunkel geblieben.

So hatte ich ihn einmal gefragt: Gottfried, warum ſeid Ihr doch allezeit ſo nachläſſig gekleidet?

„Das bringt ſo das Handwerk mit ſich,“ ſagte er; darauf aber ſetzte er ſeufzend hinzu: „Für wen ſollte ich mich denn putzen?“ —

Ein andermal fragte ich ihn, als er allein in der Schmiede, und er ſo ſtill war? Habt ihr keine Kinder, Gottfried?

„Ach, du närriſches Kind,“ ſagte er mit wehmüthigem Lächeln, „ich bin ja nie verheirathet geweſen.“

Warum denn nicht? fragte ich wieder.

Er ſchwieg eine Weile und ſeufzte tief auf; dann ſagte er weich: „Es wird ſich ja doch Jemand finden, der dem alten

Gottfried einmal die Augen zudrückt, und wenn es Niemand will, thut es mein guter Jörg. Siehſt du, der iſt mein Kind.“

Ich habe ihn aber ſpäter nie mehr ſo albern gefragt; denn ich merkte, wie ihn das verſtimmte, und wie er nun den ganzen Tag traurig war und kein Wörtlein mehr ſprach.

Das ſchien mir nun Alles mit dem Kreuz unter dem Hollunder in enger Verbindung zu ſtehen.

Ich mußte mich indeſſen gedulden.

Eines Tages trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Penſum zu lernen. Drüben im Pfarrhauſe war ein Univerſitätsfreund meines Bruders eingerückt, den ſeine Seele lieb hatte. Sie plauderten zuſammen und auf mich wurde nicht weiter geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es ſo ſtille, wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder ſpielten vor dem Ort auf dem freien Platze, wo ehemals ein Kloſter geſtanden haben ſollte.

Ich ſetzte mich ſtille auf die wurmſtichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eiſen platt ſchlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte ſeine kleine Pfeife, die er „Naſenwärmer“ nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaſer und das Rohr ein Stück Hollunderholz, daß er ſich ſelbſt grobweg zurechtgeſchnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Geſpräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eiſenſtange wieder in der Eſſe lag, ſprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagnermiſes (Jeremias Wagner) euch ſo ſpinnefeind iſt?“ Gottfried erwiederte nach einigen Minuten ſinnenden Schweigens:

„Das iſt eine alte und lange Geſchichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einſamen Lebens. Ich will ſie dir erzählen, du möchteſt ſie ſonſt vielleicht von Andern entſtellt hören; denn es ſind noch Leute genug da, die es wiſſen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wiſſen.“

Ich ſpitzte meine Ohren; denn jetzt wurden ſicher meine Räthſel alle gelöſt. Er begann mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht ſiebzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt werde ich jährig, da ſagte mein Vater ſelig zu mir, ſagt er: „Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der iſt ein guter Freund von mir, und ſag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt ihnen guten Tag ſagen und Sie ſollten mir ein recht gutes, großes, braunes Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfell; denn erſtlich biſt du ſehr lang und zum Andern wirſt du um Johannistag von der Zunft los- und freigeſprochen und dahero Geſell.“ Das kann ich dir ſagen, Jörg, daß die ſchönſte Kirchweihmuſik ſo nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt nicht, was das hieß: „Jung ſein und Geſell werden;“ denn das verdammte Franzoſenzeug hat alle Ordnung zerſtört mit ſeinen Patenten. Holt ſich nicht jeder Jung ein Patent und ſetzt ſich als Meiſter und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott ſich erbarm', ſie kommen weit in der Nähe herum und das iſt Alles. Erſt auf ein Meiſterſtück werde man Meiſter und zwar auf rechtem Weg und in geſetzten Jahren.“

„Path' die Stange glüht!“ ſagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, Paff, und die Funken ſprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als ſie wieder in der Eſſe lag, ſagte Jörg: „Path', ihr habt mir das ſchon oft recht genau auseinander geſetzt mit dem Zunftweſen zu Pfälzerzeiten und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andre, nämlich, wie es euch in Bingen ging und ſo weiter. Das iſt mir noch ganz unbekannt.“

„Wie du willſt, Jörg, wie du willſt. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war juſt um die Kirſchenzeit als ich nach Bingen ging ſelbiges Mal; aber hier im Thal waren ſie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zuſammen, nehm's unterm linken Arm, und ſchlend're ſo über den Markt, weil's gerade Mittwoch war. Da ſahen denn die Mädchen vom Gau, hübſche Mädchen, Jörg, meiner Treu! Aber ich war dazumal auch ein hübſcher Bub' und die Mädchen ſahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war.“

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich ſie anſah; aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, ſo ſchön gibt's keine mehr; ein leibhaftiger Engel, ſag' ich dir, und gar nicht ſo keck, wie die Andern, die Einem in die Augen hineinſahen, als wollten ſie einem ins Herz hinein ſchauen. War ſie alt, ſo war ſie ſechszehn Jahre. Als ich ſie anſehe, ſchlägt ſie ihre großen, blauen Augen nieder Denk' ich, von der kaufſt du ein Pfund Kirſchen, kaufſt dir einen Weck dazu und gehſt an den Rhein, unter die Bäume und hältſt dein Imbs. Tret' ich zu ihr, und ſage zu ihr: „Du hübſches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirſchen!“ Mein Seel! Jörg, ſie wurde röther, als ihre Kirſchen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und ſag' zu dem Mädchen: „die ſollen mir noch einmal ſo gut ſchmecken, als die der Andern.“ Da ſah mich das Mädchen gar ſchelmiſch an, lächelte gar herzig und ſagte: „Warum denn?“

„Weil ſie vom ſchönſten Mädchen ſind, das ich noch geſehen habe,“ ſagt' ich, „und das ich, meiner Treu, nimmer vergeſſen werde.“

„Da hätt'ſt du aber einmal ſehen ſollen, wie ſie anlief! Ihre Kirſchen waren ſo roth nicht, und halb ärgerlich ſagte ſie: „Geh' nur, du Spötter! Uze (ſpotte) über die Mädchen deines Dorfes!“

„Uz' ich, ſo ſollen die Kirſchen mir Gift ſein!“ ſag' ich drauf.

Sie ſieht mich freundlich an, aber ſagt dann: „Geh' doch, die Leute ſehen ja auf mich!“

Bös war ſie aber nicht. Ich gehe die Salzgaſſe hinab, kaufe mir beim Emmerſchied einen Weck und ſetze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen ſtand vor meinen Augen und jede Kirſche, meint' ich, wär' ihr Wängelein. Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf; ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, iſt ſie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — ſie iſt fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — ſie iſt fort, und ich wußte nicht wie ſie hieß, nicht wer ſie war, nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurück kam, und die fragte, die noch da waren, lachten ſie mich aus, daß ich gerne ging und ſchwieg. Das iſt gar ſpöttiſches Volk, die vom Gau.

„In ſelbigem Sommer hab' ich mehr denn zehnmal für einen Kreuzer Urſache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um ſie wieder zu ſehen; denn das Mädchen hatte mir's ſo angethan, daß ich ſie nicht mehr habe vergeſſen können.

„Endlich ſagte mein Vater: „Hör' 'mal, Gottfried, was ſoll das Bingenlaufen? Stecken dir die Binger Schoppen im Kopf, oder haſt du dir an der Stadt einen Narren gegeſſen? Nun iſt's all'! und damit Holla!“ —

„Mein Vater war ein mordſtrenger Mann, der das Eiſen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla geſagt hatte. Ich hätt's wenigſtens Keinem rathen mögen, ein Fragzeichen dahinter zu machen; ich ſchwieg daher mauſeſtille. Hätt' ich ihm die wahre Urſach' geſtanden, er hätte mich gehänſelt, daß ich in die Erde geſunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerberſten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergeſſen. Ich mied die Geſellſchaft der Burſche und Mädchen und ging immer allein, und dacht' an das herzige Mädchen, das ich ſo lieb hatte und durft's nicht ſagen. Ich wurde geneckt und das Jungvolk ſagte: „Er will ein Kapuziner im Bacharacher Kloſter werden, denn da iſt viel Platz!“ Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falſch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne ſah, um das er ſo herumſchnupperte. Er war von den Pocken zerriſſen, wie eine Tenne, wo man Erbſen gedroſchen, und die Mädchen konnten ihn nicht leiden, obgleich er der reichſte Burſch' im Dorf und ſein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!“ —

Wieder ging's Puff, Paff, und die Funken ſprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Rieſe Goliath.

Darauf ſetzte ſich Gottfried auf das Ambosklotz und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Filz, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib, noch Kind, und ſaß auf ſeinem Geldſacke wie eine Bruthenne auf ihren Eiern. Keines Menſchen Freund, war auch keiner der ſeine.“

„Ich hab' ſchon von ihm gehört,“ ſagte Jörg; „ſie nannten ihn nur den Erbſenſpalter.“

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garſtiger Menſch, und als er zu ſterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das ſeiner Katze, die er am liebſten hatte, weil ſie ihn nichts koſtete. Er beſaß die ſchönſten und die beſten Weinberge im Thal und die beſten Aecker und Wieſen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie geſagt, er ſtarb und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht ſteinreich geweſen. Ich war ſeit acht Tagen losgeſprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Geſell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit ſeiner Familie auf einem Wagen angekommen.

„Morgens früh ſteh' ich am Fenſter, da geht des Lipſen Thür auf und — mein ſchönes Kirſchenmädchen von Bingen kommt heraus in blüthenweißen Hemdärmelchen, friſch wie eine Roſe, und hat einen Eimer, um Waſſer zu holen. Mir ſchlägt das Herz wie ein Hammer auf den Ambos. Da ſieht ſie mich und erröthet wieder wie dazumal, aber ſie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kuraſch. Sie ſieht ſich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wiſſen, daß der Nachbarſchaftsbrunnen in unſerm Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm' ihr den Eimer ab und ziehe das Waſſer für ſie.

„Du biſt gewiß ein Bruderskind vom alten Lips?“ fragte ich ſie; und ſie nickt mit verlegenem Lächeln und liſpelt ein leiſes Ja."

„Wie heißt du denn?"

„Lieschen," ſagt ſie.

„Ich heiße Gottfried," ſagte ich darauf und ins Ohr hab' ich ihr geflüſtert: „Viel tauſendmal hab' ich an dich gedacht ſeitdem, denn du Hexe haſt mir's angethan!"

„Sie lachte laut auf und lief ſo ſchnell mit ihrem Eimer davon, daß ſie ſich das Waſſer über Schuh und Strümpfe ſchüttete.

„Daran biſt du Schuld!" rief ſie mir zurück, — aber es lag kein Zorn in dem herzigen Geſichtchen, ſondern lauter Schelmerei.

„Mittags um Ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weiſe geſtorben war, trugen wir Jungburſche den Alten und Lieschen reichte die Rosmarinſträuße. Mir gab ſie den größten und ſchönſten. Ich ſah recht deutlich, wie ſich der Miſes, der auch in der Nachbarſchaft war, darüber ärgerte; denn der Neidſack hat mir meiner Lebtage nichts Gutes gegönnt.

„Damals, Jörg, war's anders, als heutzutage. Starb Eins, ſo wurde ein ſtattlich Leichenimbs gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und die Träger. Des Lipſen Bruder fand manch ſchön Fuderchen Wein im Keller, den ſich der Lips abgegeizt, und dachte, was er nicht trank, wollen wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie ſein Bruder ſelig. Da ſaß man denn bis ſieben oder acht Uhr Abends, und ſprach über dies und das, den Verſtorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäſte, beſonders wenn das Leid kein Herzleid war und nur im Flor am Hut ſaß, recht luſtigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte in ſtetem Hader mit ſeinem Bruder und der ganzen Nachbarſchaft gelebt; darum blieben die Gäſte noch da, als es längſt gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider ſaß ich mit dem Rücken gegen die Thür und durfte mich nicht umſehen. Dann und wann ſah ich ſie von der Seite; aber wenn ſie an mir vorüberkam, ſtieß ſie gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenſchüſſel an mich an, und wenn ſie die Leute ermahnte: „Eſſet doch, trinket doch!“ wurde ich allemal ein wenig am Wamms gezupft. Du magſt dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre ſchade um die ſchönen Augen geweſen.

„Mir wollte es gar nicht ſchmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten, hinter dem Hauſe. Da lag eine alte Kelterſchraube, auf welcher der Lips ſich oft geſonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam ſie, und kaum ſah ich, da war ſie auch ſchon da.

„Du iſſt ja gar nichts, Gottfried,“ ſagte ſie. „Gelt, wenn's Kirſchen wären?“

„Freilich Lieschen; Kirſchen, die du gäbeſt.“ —

„Geh' mit nach Weinheim, ſo ſollſt du ſie haben.“

„Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich dich Mittwochs in Bingen geſucht!“

„Geh,“ ſagte ſie, „du machſt mir was vor!“

„Bei meiner Seele nicht!“ ſagte ich.

„Ich glaub's ja,“ rief ſie halblaut, „ſchreie nur nicht, denn der Blatternarbige (ſie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er iſt auch herausgegangen.“

„Ach, wie erſchrack ich,“ fuhr ich fort, „als ich dich heute ſo unvermuthet ſah —!“

„Bin ich denn ſo garſtig,“ ſchmollte ſie, „daß die Leute vor mir erſchrecken?“

„Ach, ſo nicht, Lieschen, ſo nicht,“ ſagte ich; „es war ein freudiges Erſchrecken. Wie hätte ich gerade an dich da denken ſollen. Du biſt ja noch tauſendmal ſchöner geworden, als du damals warſt, da du mir die Kirſchen wogſt. Wo warſt du aber, daß du den ganzen Sommer und Herbſt nicht mehr auf den Markt kamſt?“

„Bei meiner Baſe in Flohnheim,“ entgegnete ſie.

„Da wirſt du wohl nicht mehr an mich gedacht haben?“

„Ei,“ rief ſie, mich ſchalkhaft anlächelnd, „wer wird auch ſo an die Buben denken? Was bildeſt du dir ein?“

„Aber ich habe ſtets an dich gedacht und bin ſo traurig geweſen, als ich dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Luſt am Leben verlor.“

„Ei, wer wird ſo thöricht ſein!“ lachte ſie.

„O du leichtſinnig Mädchen,“ rief ich trauernd aus, „du weißt nicht, was es heißt, ſich recht lieb haben.“

„Muß ich dir das denn ſagen?“ flüſterte ſie kichernd.

„Haſt du mich denn lieb, Lieschen!“ fragte ich dringend und ſtürmiſch.

„Sie ſchwieg; aber ſie ließ mir ihre Hand.“

„Geh’, ſag’s, Lieschen,“ flehte ich.

„So was ſagt man nicht;“ rief ſie ſchelmiſch und wollte fort. Ich hielt ſie.

„Lieschen,“ ſagte ich, „iſt ein Schmied in Weinheim?“

„Gewiß!“

„Braucht er einen Geſellen?“

„Das weiß ich nicht; warum denn?“

„Ich will hinkommen, um dich alle Tage zu ſehen, und wenn ich umſonſt bei ihm arbeiten müßte.“

„Das kannſt du ſparen; denn mein Vater zieht hierher und dann ſind wir ja Nachbarsleute und ſehen uns alle Tage hundertmal.“

„Heida!“ rief ich, „ſo bringen mich zehn Gäule hier nicht weg!“

„Ziehſt du gerne her, Lieschen?“

„Wenn — du — da bleibſt!“ raunte ſie mir ins Ohr und huſch! wie der Blitz war ſie weg und im Hauſe.

„Nun wußte ich’s, daß ſie mich lieb hatte, und es kam eine Wonne in meine Seele, wie ich ſie nie gefühlt. Hinauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch ſitzen bis die Gäſte weggegangen und machte mich dann auch fort. An der Thüre noch flüſterte ſie mir zu: „Gute Nacht, Gottfried; Morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Haſt du's gehört?“ — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht ſchloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geſchäft, und ſagte zu meinem Vater, ich wollte ganz frühe dort hingehen, um bald wieder daheim zu ſein. Es war ihm ſchon recht, und ehe der Tag graute, ſtand ich, fix und fertig, am Fenſter und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die erſten Streiflichter ſichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thüre auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als ſie mich am Fenſter ſtehen ſah. Ich nickte ihr zu und ſie that, als ſähe ſie es nicht und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich ſchon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; ſie grüßten zurück, und bald waren wir im Geſpräche. Die Mutter fragte dies und das und ich gab ihr immer beſonders freundlichen Beſcheid; denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

„Wer ſich gut bei der Mutter ſteht,
Dem die Tochter nicht entgeht.“

„Und in der That, ich ſah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden und ſie ſah es gerne, daß ich viel mit der Mutter ſprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben und ihr zu ſagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich ſchöne Weinberge bekommen würde und einſt eine brave Frau recht gut würde ernähren können.

„Das Lieschen lächelte ſchalkig dabei und dachte gewiß ſein Beſtes. Endlich erreichten wir den Rhein und unſre Wege ſchieden ſich. Ich mußte links, ſie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden ſchon gute Nachbarn werden. Lieschen drückte mir mit lieblichem Lächeln die Hand — und dahin gingen ſie. Ich ſtand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ginge ein Stück von meinem Herzen mit.

„So lange ich ſie ſehen konnte, blieb ich ſtehen. Mehrmals ſah noch das liebe Mädchen ſich nach mir um, bis der vortretende Berg ſie mir entzog, und ich ſtille und traurig meinen Weg dahinging. —

„Doch, Jörg, wir vergeſſen die Stange. Sie glüht weiß, wir müſſen ſchmieden!“ —

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifſtange mußte gerundet werden. Als ſie wieder in die Eſſe gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirſt mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich ſang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müſſe das Kloſtergehen aufgegeben haben. Der Mijes wußte ſich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen ſei. Er ſah mich oft forſchend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, ſcherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter-Jacob's Frau iſt. Seit ich Geſell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich ſo zu necken, und als er's wieder einmal verſuchte, wies ich ihm zwei Fäuſte, vor denen er Reſpect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschen's Eltern in des alten Lipſen Haus zu uns ins Dorf zogen. Das war eine Geſchichte, von der man in allen Spinnſtuben plauderte. Da wußten ſie genau, was die Alles mitgebracht; wieviel Zinn, wieviel Getüche, wieviel Korn, Spelt und wieviel baar Geld. Du weißt, Jörg, wie das ſo geht und wie ſie in den Spinnſtuben die Leute durch die Hechel ziehen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man ſich denn auch, ich habe ſo fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall die Hand geboten und ſei dareb bei den Alten gut angeſchrieben und das Lieschen ſähe ſich die Augen faſt aus nach mir. Wenn das Lieschen Waſſer ziehen wolle am Nachbarſchaftsbrunnen in unſerm Hofe, dann laſſe ich Ambos und Eſſe im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer heraufzuziehen; auch ſeien wir jetzt zu einer Spinnſtube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Eines Theils hatten ſie nicht ganz unrecht dabei; denn ich that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Waſſer ziehen. Da ſich Lieschen's Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, ſo gab's in unſerer ſehr geräumigen Stube eine Spinnſtube, wo aber Niemand hinkam, als die zwei Haushaltungen. Du begreifſt, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich ſtets neben Lieschen ſaß; wenn die Alten mit einander redeten, ſo flüſterten wir mit einander und freuten uns ſchon auf die Kirchweih', wo ich ſie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie ſchön das Lieschen wäre. Viele meiner Alterskameraden gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meiſten aber der reiche Mijes.

„Ei," ſagte er einmal, als ich nicht dabei war, „der Simpel meint, er bekäme das ſchöne Lieschen. Das ſoll er ſich vergehen laſſen! das Mädchen iſt für mich; denn ich allein bin ſo reich wie ſie, und ſo einen rußigen, lumpigen Schmied nimmt ſie vollends nicht." —

„Jörg, das wurmte mir!. Ich war in meiner Jugend ein gar hitzköpfiger Kerl, der ſich Nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm verhalten. Er hatte es geſagt, daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's geſagt, das, ſeitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit ſo trübem und traurigem Auge anſah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn ſtellen, ſo wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du mir hin, wir begegnen uns an der Kirchweih' ſchon.

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich ſah Lieschen alle Tage zwei-, dreimal am Brunnen und konnte mit ihr koſen; ich ſah ſie jeden Abend in unſerm Hauſe, wie ihre Finger den feinen Faden dreheten und ſie die friſchen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?

„So kam der Mai, und du weißt, am erſten Sonntag im Mai iſt unſere Kirchweih'. Schon früh rotteten ſich die Kirchweihburſchen zuſammen. Als auch ich mich dazu geſellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die andern Burſche hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgeſtellt und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierſchalen, die ſo ſchön ausſehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das ſelten mehr. Wir hielten's ſo: Wenn die Muſikanten beim Bäcker angekommen waren, ſo ſpielten ſie einen ſchönen Marſch auf. Nun folgten die Kirchweihburſchen mit Flaſchen und Gläſern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeſchenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgelooſt wurde und trugen die Liſte und die Nummern nebſt einem Dintenfaß zum Einſchreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unſere Flaſchen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durchs Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuſer der erwählten Mädchen. War Einer aufgeſpielt, ſo ging der Burſch hinein, holte das Mädchen und dieß ſteckte ihm den Rosmarinſtrauß mit rothen Bändern an den Hut.

„Als ich vor Lieschen's Haus anlangte, mußten mir die Muſikanten ihren allerſchönſten Tanz aufſpielen und, das muß ich ſagen, der Lenz von Caub, der die Clarinette blies, ſpielte aus dem FF heraus, daß man ſchon auf der Gaſſe hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschen's Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgeſetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem ſchönen Kinde die Kirchweih' halten zu dürfen. Sie gaben's zu und Lieschen holte den Prachtſtrauß, den ſie an meinen Hut ſteckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerſchönſte von allen auf der Kirchweih'.

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, ſie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen; ſie flöge nur ſo herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken ſollen, daß die Freude ſo ſchnell enden ſollte! —

„Alle Leute ſahen auf uns Zwei und ſagten laut, wir ſeien das ſchönſte Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen ſchämte ſich ſchier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.

„Einer aber ſchlich herum wie die Schlange im Paradies, — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich ſah's ihm wohl ſchon lange an, daß er mein Lieschen gerne ſah; und jemehr ihn das Mädchen von ſich wegſtieß, deſto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich! —

„Einmal kam er zu mir und ſagte: „Gottfried, laß mich einmal mit deinem Schatze tanzen.“

„Ich dachte, was thut's? und fragte Lieschen. Die aber wispert leiſe: „Sag' Nein! ſag' Nein!“

„Da ſteigt mir der Kamm; ich denke an ſeine giftigen Worte und ſage ſpottend: „Aufs Jahr, Mijes, aufs Jahr! Jetzt will ich ſelber mit Lieschen tanzen“

„Da hätteſt du ſeine Wuth ſehen ſollen! —

„Simpel,“ rief er, „Kapuziner! Du haſt wahr geredet! Aufs Jahr tanz'ſt du nicht mit ihr!“

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug getrunken, um leicht aufgebracht zu werden. Obwohl Lieschen mich halten will, ſpringe ich auf ihn zu und ein mörderiſcher Schlag ſtürzt ihn zu Boden. Alles ſpringt auf und will abwehren. Das war aber zu ſpät. Der Mijes rafft ſich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufſpritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt.“

„Er iſt todt, er iſt todt!“ ſchreien die Frauen durcheinander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Feldſchützen, die mich gefangen nehmen.

„Führt ihn ſogleich nach Bacharach vor das Oberamt!“ ruft er, und einem Andern befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führte mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen.

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er iſt todt! das hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarſte Verzweiflung ergriff mich.

„Armer Gottfried,“ ſagte der eine Flurſchütz, „deine Freude endet ſchlimm! Ich wollte dir wünſchen, du wärſt über dem Rhein, denn in Lorch iſt es Mainziſch und du haſt nicht weit ins Reich.“

„Das Wort fiel wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rheine lagen ja Nachen und ich konnte fahren, wie ein Fiſcher. Kaum erreichten wir das Rheinufer, ſo war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten ſich um, und gingen ruhig heim, und ich durchſchnitt mit dem Kahne die Fluth des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen aufs Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief ſo ſchnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Vandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann ſchenkte er mir Geld und ſchickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewiſſen iſt eine erſchreckliche Macht. Es iſt wohl, wenn eine Schuld darauf laſtet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr ſagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unſerm Wandgetäfel raſtlos nagte. Ach, Gott, wie war ich ſo elend! Nachts ſchloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, ſo ſcheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleiſchte mein Herz. Lange konnte es ſelbſt mein damals faſt rieſenſtarker Körper nicht ertragen und in der Stadt Frankfurt fiel ich aufs Krankenlager und wurde in das Spital gebracht.

„Hier fiel ein Lichtſtrahl in meine Seele, denn ein frommer Geiſtlicher trat an mein Bett und gab mir Troſt. Ich genas langſam und erſt im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu ſammeln zur Weiterreiſe; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatze meiner Frevelthat. Gott allein, der in das Herz ſchaut, kannte mein Leid. Er allein ſah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß.

„So wanderte ich denn durch das Heſſen- und Sachſenland, bis in die Berge Schleſiens; ging von da nach Wien. Von Wien aus reiſete ich durch das Tyrol nach der Oberpfalz und dann durch Würtemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfte ich nicht. Ach, meine armen Eltern, mein armes Lieschen, rief ich oft troſtlos aus, wie hab' ich Euch Herzeleid gemacht, ſtatt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich ſo elend gemacht hatte. Keine Tanzmuſik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderſchaft das Heimweh. Das kam ſo. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Vandemer von Lorch, der aber nichts von meinem Schickſale wußte, weil er ſchon damals, als ich bei ſeinem Vater Hülfe ſuchte, auf der Wanderſchaft geweſen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimat wieder zu ſehen, die ſich in jedem ſeiner Worte ausdrückte, das ſtete Plaudern vom ſchönen Rheine weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich mit ihm zu reiſen nach der Heimat.

„Alle Gründe, welche ich entgegenſetzte, widerlegte er und ich mochte wohl merken, daß er ſich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimat für mich; denn der brave Burſch zog ſich von mir ab und mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerſtehen und ſagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebenſowohl der Reue über meine im Zorne verübte Unthat, als dem verlornen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerſtörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Eltern und der Schweſter, die damals noch ein Kind geweſen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit.

„Der Heinrich Vandemer weinte mit mir, er war eine gute

Seele. „Du armer Gottfried," ſagte er, „nun begreife ich dein ſtilles Leid und deine Sehnſucht nach der Heimat und deine Furcht, ſie wieder zu ſehen; aber wart', du ſollſt von ihr hören. Bleib' hier. Ich ſchreibe dir gleich und ſchreibe dir Alles. Und er ging hin, wohin ich ſo gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte." —

„Das Eiſen glüht," ſagte Gottfried plötzlich, fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören; denn ſeine Stimme wankte und die Bruſt des Greiſes hob ſich in innerem Kampfe. Dieſesmal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reife gebogen und zuſammengeſchweißt werden und das koſtete manchen herben Schlag und mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte ſich während der Arbeit wieder geſammelt. Ermüdet ſetzte er ſich auf das Ambosklotz, ſtopfte ſeine Pfeife, zündete ſie mit einem glühenden Eiſendraht, den er zu dieſem Zwecke immer bei der Eſſe liegen hatte, ſtützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und ſah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufſtiegen, während der Lufthauch des Blaſebalgs ihre Gluth ſchürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maaß des Elendes zu ſchildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Troſt der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menſchenſeele hatte ich, der ich mich anſchließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war ſchier zuviel. Was ſtellte ich mir Alles ſo ſchrecklich vor! Die Eltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt oder was mir ſchlimmer geweſen wäre, als eines Andern Frau; mich ſelbſt fluchbelaſtet, verſtoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht und ich habe alle Qualen der Hölle ſchon in dieſer Welt getragen.

„Endlich kam ein Brief. Er war von Lerch, von Heinrich

Bandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir und ich ſuchte nach Muth, das Alles nun ſchwarz auf weiß zu ſehen, was ich im Geiſte ſo lange ſchon geſehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„Gott zum Gruß,“ ſchrieb er, „und Chriſtus zum Troſt, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Oſtern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweih' in Deinem Dorf abwarten und dann hinüber fahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die allebeid noch leben und ſind noch bei guter Geſundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit deſſen Nachen Du damals durchgingſt. So bin ich denn am erſten Sonntag im Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu deinem Vater ſagte: „Meiſter, ich bringe einen ſchönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schweiz, wo er als geſchickter Obergeſell in Arbeit ſteht.“ Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die faſt zuſammenfiel, als ſie hörte, Du lebeſt noch; denn ſie haben Dich alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geſchrieben haſt auf deiner Wanderſchaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müſſen, was ich nur wußte, und ſie haben Freudenthränen vergoſſen und mir geſagt, ich ſolle Dir ſchreiben, Du ſollteſt gleich, cito kommen, daß Dir dein Vater die Schmiede übergäbe, ſintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.

„Darauf hab' ich gefragt: „Meiſter, darf er denn kommen, der arme Gottfried?“ Hat er geſagt: „Wer wehret's ihm denn? Der Mijes iſt ja nicht todt, wie er meint, ſondern friſch und geſund, und freiet an ſeinem Lieschen und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut ſoll Handſtreich und Verlobung ſein oder iſt ſchon geweſen. So er aber kommet, nimmt's ihn ſicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, ſo rath' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komm.

„Dein getreuer Kamerad

Lorch am Rhein,
den 3. Mai in dieſem Jahr.

Heinrich Bandemer.“

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tauſendmal geleſen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich dir kaum zu ſagen. Alle Noth wich vom Gewiſſen. Auf meinen Knieen hab' ich Gott geprieſen, daß er mich erlöſt von meiner Angſt und Qual. Die Jahre, durch welche ich ſie getragen, waren vergeſſen; aber in der Freude lag neue Qual. War nicht Lieschen ſeine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröſtete mich dabei, das nämlich, daß zwiſchen Handſtreich und Hochzeit bei uns meiſt ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und bin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennete und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer Einer, wenn er mich mitfahren und beköſtigen ließe bis Lorch. Der that's gerne; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und ſo kam ich wohlfeil und ſchnell in die Heimat.“

Jetzt aber gab es eine noch längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dies geſchah mit aller umſtändlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif ſtellenweiſe abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geſchlagen und zuletzt aufgelegt und feſtgenagelt. Es war eine ſchwere Arbeit und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie ſetzten ſich auf dem Ambosklotze neben einander, und auf Jörg's Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir faſt laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondloſe Herbſtnacht legte ſich ſo recht ſackdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhauſe Lieschen's war es ſo helle. Ich mußte einmal zum Fenſter hineinſehen, ob ich ſie erblickte. —

„In der Stube war's ſehr lebendig. Der Bäcker ſtand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehrere Mädchen ſaßen am Tiſch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Raſſelgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeittage die

Braut dem Bräutigam vor die Bruſt zu ſtecken pflegt. Der Mijes ſaß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft mit einander. Lieschen ſah ich nicht. Endlich ging die Thür auf und ſie trat mit dem Lichte herein.

„Faſt hätte ich laut aufgeſchrieen. Wie war ſie verändert! Die Wangen waren bleich, das ſchöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Ueber die ganze einſt ſo lebenvolle Geſtalt war ein Anſchein der Erſchlaffung, des Krankſeins, über das dennoch ſo ſchöne Geſicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch ſelbſt den Gleichgültigſten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da! —

„Sie ſetzte ſich in eine Ecke, daß ich ſie ſehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte ſie nicht; auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge ſie das Alles gar nichts an. Eine Weile ſaß ſie ſo und ſtarrte vor ſich hin; dann bedeckte ſie ihr Geſicht mit der Schürze. Sie mußte wohl ſchluchzen; denn mehrmals ſah Mijes nach ihr hin, ſtand dann auf und trat zu ihr. Er legte ſeinen Arm um ſie; aber ſie entwand ſich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen; ſie drückte ihn von ſich. Zuletzt ſtand ſie auf und ging aus der Stube.

„Ich hatte genug, mehr als genug geſehen. Mit blutendem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhauſe zu.

„Wer könnte die Wonne und Freude der Eltern faſſen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübſches Mädchen geworden, die mir weinend am Halſe hing. Kaum aber war der erſte Sturm der Freude und der Begrüßungen vorüber, da erzählten ſie mir, wie es drüben ſtand.

„Sie hatten mich Alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder geneſen war, machte er ſich an Lieschen; aber ſie ſtieß ihn mit Abſcheu von ſich. Mijes ließ ſich nicht abſchrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete ſie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, ſo machte ihm der Vater

Lieſchens ein freundlich Geſicht. Ueberdies war er der reichſte Burſch im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lipſen Bruder. —

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig miteinander und das arme Lieſchen litt erſchrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und ſagte: „Läg ich doch im ſtillen Grabe, ſo wär' ich bei ihm!“ Alles wurde verſucht, Ueberredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater ſelbſt harte Behandlung. „Ich fürchte,“ ſagte meine Mutter, „ich fürchte, ſie trägt ſchon ihr Todtenhemd; denn ſie iſt ſo bleich, ſo abgezehrt und hüſtelt immer ſo trocken. Ihr Auge iſt nie ohne Thränen. Denke dir nur, als ſie ihr Jawort gegeben und ihren Handſchlag, was ſie ihr abgequält haben, da iſt ſie ohnmächtig und darauf ſchwer krank geworden. Als ſie ſich wieder erholt, da iſt der Bandemer von Lorch gekommen auf die Kirchweih' und hat uns deinen Gruß gebracht, Gottfried.“ —

„Habt Ihr's ihr denn nicht geſagt?“ fragte ich mit angſtvollem Beben.

„Gewiß,“ ſagte die Mutter.

„Und was ſagte ſie?“

„Sie raufte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen ſpringen. „Es iſt zu ſpät,“ rief ſie aus, „es iſt zu ſpät!“ Seitdem iſt alles Leben aus ihr gewichen, ſie iſt nur noch ein Schatten; und morgen iſt Hochzeit. —

„Ich ſaß da, den Kopf in die Hand geſtützt, und eine Thräne jagte die andere. Eſſen konnte ich nicht, ſchlafen konnte ich nicht.

„Am andern Morgen ſtand ich früh am Fenſter, da kam ſie heraus mit dem Waſſereimer und ging auf unſern Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich ſtürzte die Treppe herab, in den Hof, auf ſie zu. —

„Als ſie mich ſah, ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergeſunken ſein, hätte ich ſie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An meiner Bruſt erwachte ſie. Lieber Jörg, laß mich ſchweigen von dem Leid, ſchweigen von der Freude, die miteinander rang in unſern Seelen. Endlich ſprang ſie auf und rannte hinaus und heim. Ich ſah ſie nicht mehr dieſen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, ſo ſtolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam ſein kann, der ſich ſeines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, ſeine Eltern, ſeine Pathen, ſeine Verwandten. Auch Lieschen's Verwandte kamen von Weinheim an und aus dem Dorfe, ſammt den Brautjungfern. —

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen und ſie kamen heraus, zuerſt die geſchmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte ſie unendlich ſchön. Sie ſah mir ins Auge und nickte mir zu. Mir ſchwindelte. Ich ſah nicht den Bräutigam mit ſeinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tiſch und weinte laut. Ueberall ſchoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als wären alle dieſe Schüſſe mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz.

„Ich lag noch ſo da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen ſtanden gruppenweiſe bei einander und erzählten ſich etwas mit dem Ausdrucke des tiefſten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangſt, wie der kalte Tod; aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte ſie ſich einen Tod angethan? — oder was war geſchehen, daß die Leute ſich ſo entſetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual.

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. Haſt du ſchon gehört, Gottfried, was geſchehen iſt? — Denke dir nur, wie unerhört. Als der Mijes mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer ſie fragt, ob ſie den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, ſagt ſie feſt und laut: Nein! Mit Entſetzen fragt der Pfarrer noch einmal, und ſie ſagt darauf: Nein; ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott ſage ich, Nein; denn ich will lieber ſterben, als ſeine Frau werden.

„Der Mijes ſteht wie verſteinert. Plötzlich aber ſtößt er ſie von ſich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen ſie in das nächſte Haus und dort iſt ſie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat ſie zerriſſen. Ihr Vater raſet ſchier und ihre Mutter jammert laut. Doch ſieh', dort kommt ſie!

„Ich ſah durch's Fenſter. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelt mir zu; aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Meſſer in das Herz drang.

„Ich will dir nicht beſchreiben, was es für Reden gab, als Lieschen's Vater mich ſah. Ich ertrug Alles ſtille und geduldig, denn ich fühlte wohl, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde." —

Gottfried drückte, als er das ſagte, beide Hände vor das Geſicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte ſtille. — Nach einer Weile ſagte er: „Röthe und Bläſſe wechſelte auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. „Auf den Tod haben ſie mich geplagt," ſagte ſie, „aber ich hielt dir die Treue. Zuletzt ſagten ſie, du ſeieſt todt. Da lag mir nichts mehr am Leben und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Eltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine — bis —." Sie ſchwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Bruſt. Bald darauf überfiel ſie ein Froſt, daß ſie zitterte. Sie mußte ſich zu Bette legen. — Jörg — ſie ſtand nicht mehr auf!" —

Raſch ſprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank ſaß, weinte faſt laut.

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich dir's zu Ende erzählen," ſagte er feſt.

„Lieschen erkrankte ſchwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette. Der Doctor ſagte, ſie ſei nicht zu retten, es ſei die galoppirende Schwindſucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung ſei. Aber es war ſchrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und dieſe ſtieg ſogar mit jedem Tage. Sie ſprach immer von unſerem Zuſammenleben in Zukunft und ahnete nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderem Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiederſehen und Zuſammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beſchloſſen. Sie iſt längſt im Frieden und ich lebe und ringe noch.

„Ach, Jörg, es war eine erſchreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft ſank mit jeder Stunde, und doch währte es noch ſechs volle Wochen, ehe die Seele ſich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder ſo lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, ſchien ſie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, ſie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß ſie ungehorſam geweſen. Ihre Mutter zog ſie an ihr Herz. Dann bat ſie mich mit unausſprechlichem Liebeston, ſie in meinen linken Arm zu nehmen: ſie wolle, ſagte ſie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entſchlief an meinem Herzen.

„Jörg, Jörg, dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt, — aber das war das Schwerſte!“

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die ſchwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er ſich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das ſchöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifſt du, warum ich alleine durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie ſtarb an meiner Bruſt — begreifſt du, warum der Mijes mich bis in den Tod haßt?

„Damals war ich in einem Zuſtande der Betäubung. So ſtark ich auch war, die Anſtrengungen der ſechs ſchrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erſte Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hauſe ſchlich und auf ihrem Grabe ſaß. —

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber ich genas.

Der Vater war alt und ſchwach. Er wollte mir dieſe ſeine Schmiede übergeben. Was wollte ich machen? Den Vater und die Mutter durfte ich nicht verlaſſen, ſo gerne ich auch in die Welt hinausgegangen wäre. Um aber Meiſter zu werden, mußte ich ein Meiſterſtück machen.

„Das ſollte ein geſchmiedetes Kreuz ſein auf ihr Grab. Mein Vater ließ mich gewähren. Ich machte das Kreuz, das auf ihrem Grabe ſteht, und die Zunft nahm es mit Ehren auf. — Ich ſelbſt pflanzte es auf ihr Grab und zahlte jährlich dem Todtengräber etwas, daß er Niemand darneben legte, weil das mein Plätzchen ſein ſoll. Einen Hollunderſchößling, der dort aufgeſchoſſen war, zog ich zum Baume groß und habe viel hundertmal darunter geſeſſen und ihrer gedacht mit dem heißen Verlangen, bei ihr zu ſein. Nun, Gott wird ja kommen, wenn die rechte Stunde da iſt. — Doch, Jörg, das Rad muß fertig ſein!“

Er ergriff raſch den Schlägel, um ſeinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Unermüdet wurde nun gearbeitet bis das Rad fertig war. Als er ſich abgekühlt hatte, ſagte er zu Jörg: „Nun rolle es an ſeines Herrn Thüre!“

Zu mir ſagte er: „Komm, Kind, ich will zuſchließen!“

Er ſchloß ab und ging gegen die Kirche hin. Ich ſtahl mich an ein einſam Plätzchen im Pfarrgarten, wo ich auf Lieschen's Grab ſehen konnte. Da ſaß er unter dem Hollunderbaume bis der Abend herabſank.

Nun war mir das Räthſel gelöſt und alle Fragen beantwortet. Tief war der Eindruck der Erzählung Gottfried's auf mein jugendliches Gemüth. Er iſt mir bis heute geblieben, obwohl mich das Leben bald aus dem Thale wegführte. Ich kam auf die Schule. Mein Bruder verließ die Pfarre in dem Dorfe und zog weit weg. Meine Eltern ſtarben, und der Strom der Ereigniſſe riß auch mich weit hinweg von der Stätte meiner Kindheit, nach der mir indeſſen immer eine Sehnſucht in der Seele blieb. Erſt, als ich meine Studien vollendet hatte, konnte ich den Wunſch mir gewähren, dorthin zurückzukehren, wo die Anfänge meiner Lebensfahrt lagen und die freudigſten Erinnerungen an Elternliebe und Jugendluſt.

Auch in das ſtille Thal, wo ich meine Knabenjahre geſpielt, wanderte ich. Niemand erkannte mich mehr. Als ich aber meinen Namen nannte, wurden alle Geſichter freundlich und manche harte Hand drückte herzlich die meine.

Ich ging durch das Dorf hinauf nach der Kirche. Als ich auf den Markt kam und die alte, liebe Schmiede ſuchte, fand ich ſie nicht mehr. Ein Gärtchen war dort angelegt, in dem die Roſen blühten.

Mir wurde das Herz weich, als ich ſo daſtand und die Scenen jener Tage zurückrief, beſonders die, welche ich eben erzählt habe. Ich brach mir, über den Zaun reichend, eine duftende Roſe.

Der uralte Todtengräber ſchloß mir das Thor des Kirchhofs auf und ich ſchritt um das Gebäude herum nach dem eiſernen Kreuz. Es ſtand jetzt zwiſchen zwei Hügeln und der Hollunderbaum war abgeſtorben. Nur noch ein Stumpf ſtand von dem Stamme.

Der Todtengräber ſagte: „Ich muß ſeine Wurzeln verletzt haben, als ich dem Schmied hierher das Grab machte; denn er fing bald darauf an zu dörren.“

Ich dachte anders über den Vorgang.

„Der Schmied,“ fuhr der Greis fort, „wollte hier begraben ſein, denn daneben liegt ſein Lieschen, und er hat mir alle Jahre ein Trinkgeld gegeben, daß ich Niemand herlege, was ich denn auch gethan habe. Der Jörg, ſein Path', hat das eiſerne Kreuz zwiſchen beide Gräber geſtellt.“

„Was iſt denn aus dem Jörg geworden?“ fragte ich. —

„Den haben die Franzoſen gezogen, und er mußte mit nach Spanien und iſt vor der Stadt Saragoſſa geblieben. Als der weg war, erkrankte der Schmied alsbald; denn mit dem guten Jungen ging ihm ein Stück vom Herzen, und er iſt bald darauf geſtorben.“

„Mein Gott,“ ſagte er verwundert, „Sie haben ja Thränen in den Augen, junger Herr, ſind denn die, die da ſchlafen, Sie etwas angegangen?“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

In demſelben Verlag iſt erſchienen:

Die Spinnſtube,

ein Volksbuch für das Jahr 1851.

Herausgegeben von **W. O. von Horn.**

Sechster Jahrgang. Mit einem Stahlſtich nach v. d. Embde und vielen Holzſchnitten von Richter.

Geheftet 12½ Sgr. 45 kr.

Der Spinnſtubenſchreiber hält uns in ſeinem Kalender gleichſam einen Spiegel vor, in dem wir uns ſelbſt wiedererkennen, und das Gemüthsleben der deutſchen Familie, mit allen ſeinen Freuden und Leiden, allen ſeinen Licht- und Schattenſeiten. Wenn nur die guten Leute recht fleißig hineingucken.

Der Jahrgang 1846 iſt vergriffen. Der Jahrgang 1847 bis 1850 iſt zum ſelben Preis zu beziehen.

Carl Malß

Volkstheater

in Frankfurter Mundart.

Zweite Auflage.

Dieſe geſchmackvolle illuſtrirte Original-Ausgabe der geſammelten Werke des beliebten Frankfurter Humoriſten enthält: die Biographie des Verfaſſers — den alten Bürger-Capitän — Herrn Hampelmann im Eilwagen — die Landparthie nach Königſtein — Herr Hampelmann ſucht ein Logie — die Bauern — die Verzenelle-Comödie — die Jungfern Köchinnen — das Stelldichein im Tivoli — Prinz Ferdinand von Rolpotonga — Literariſcher Nachlaß.

Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Unter der Preſſe befinden ſich:

Feldblumen.

Eine andere Selbſtſchau in Verſen

von

Heinrich Zſchokke,

Verfaſſer der Stunden der Andacht

Elegant gebunden. Miniaturausgabe mit dem Portrait des Verſtorbenen.

Rheiniſche

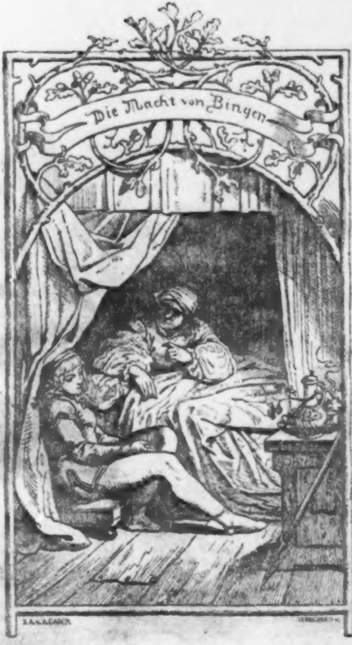
Lieder und Sagen

von

Adelheid von Stolterfoth.

Dritte veränderte und ſehr vermehrte Auflage.

Miniatur-Ausgabe in Sarſenet mit einem Stahlſtich.


Die Nacht von Bingen

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1850.

[illegible]

Inhalt.

Seite
Die Nacht von Bingen. Novelle 1
Die Meergeuſen. Novelle 103
I. Die Studenten von Löwen 105
II. Der Kundſchafter 117
III. Alba in Brüſſel 128
IV. Der Rath der Unruhen 143
V. Die Verſchwundenen 158
VI. Die Kämpfe 164
VII. Die Meergeuſen 173
VIII. Die Eroberung von Briel 191
Soneck. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert 207
Der geſpenſtige Stollen. Eine Hunsrücker Dorfgeſchichte . 279
Die Zweite. Eine Hiſtorie. 315

Baye
Staat
Münc

Einleitung.

Beruf und Neigung, zwei Hauptfactoren im Menſchenleben, hatten mich im Jahre 1843 längere Zeit in Rüdesheim gefeſſelt. Wer kennt nicht Rüdesheim und ſeine paradieſiſche Gegend? Wem iſt der Rüdesheimer nicht bekannt, womit ich freilich nicht den Philiſter meine, der dort ſeßhaft iſt, ſondern das edle Gewächs ſeiner Reben? — Ich geſtehe, daß Ort und Wein in vielfacher Wechſelbeziehung zu den genannten Hauptfactoren ſtanden, und zwar ſo: Ort und Beruf bezogen ſich auf einander; denn ich war im Auftrage der Domänen-Direction daſelbſt. Ort und Neigung berührten ſich doppelt; denn das ſchöne Fleckchen Erde mit ſeinen reizenden Umgebungen übte eine magiſche Gewalt auf mich aus; aber eine noch magiſchere die Reize einer holden Tochter des Städtchens. — Wein und Beruf ſtanden in Wechſelwirkung; denn mein Geſchäft war es, die Zehntweine gehörig zu beſorgen. — Wein und Neigung vollends trafen ſo wunderbar zuſammen, daß ich oft nicht wußte, wer die Schuld des Haarzopfs trug, der köſtliche Wein oder die überwältigende Neigung zu ihm. Wer will es mir verargen, daß ich nicht heim eilte? Dort warteten meiner die triſten Acten, hier das friſche, heitere Leben. Ich ſchwelgte im Vollgenuſſe dieſes Lebens; aber auch das Volk war mir in ſeiner Eigenthümlichkeit intereſſant. Manche Stunde weilte ich in einer beſuchten Schenke am Strand, und ergötzte mich an dem friſchen Humor, an dem ſprudelnden Witze dieſer körnigen Menſchen, deren Gutmüthigkeit und treuherzige Offenheit gleich ſchätzbar iſt.

Oft, wenn ich ſo unter ihnen ſaß, und ſie die Schönheiten ihres Wohnorts einer Kritik unterwarfen, hörte ich den ſeltſamen Ausdruck: „Sie iſt häßlich, wie die Nacht von Bingen“

Peitſchte der Wind den Regen draußen, ſo hieß es: „Das iſt doch ein Wetter ſo häßlich, wie die Nacht von Bingen.“ Wollte man ein Ereigniß in ſeiner Furchtbarkeit bezeichnen, ſo ſagte man: „Es war ſo entſetzlich, wie die Nacht von Bingen.“

Daß da ein hiſtoriſches Factum zum Grunde liegen müſſe, das war außer Zweifel; Niemand aber wußte mir Etwas zu ſagen. Auch die Bücher, des Deutſchen letzter Troſt, ließen mich hilflos. Meine Neugierde wuchs indeſſen immer mehr.

Einſt lag Bingen vor mir im Morgenſonnengold, und es war mir, als raune mir mein Spiritus familiaris ins Ohr: „Dort mußt du fragen, um einer Antwort theilhaftig zu werden!“ —

Ich war kurz angebunden, ſprang in einen Kahn, winkte einem Schiffer, und bald glitt das leichte Fahrzeug über die ſich kräuſelnde Fluth hin, die im Goldglanze leuchtete. Wir landeten.

Wo hinaus nun? fragte ich mich, und antwortete mir ſelbſt: Da in den Hotels findeſt du Nichts; denn da ebbt und fluthet die moderne Völkerwanderung; da pulſirt das faſhionable Leben der Gegenwart der Zukunft haſtig entgegen, und die Vergangenheit liegt ſo weit hinter ihm, wie die Diligence hinter dem Dämpfer, und die Sänfte hinter der Eiſenbahn. Im Volke mußt du ſuchen, um zu finden. Als ich ſo durch die Gaſſen ſchlenderte, und die wechſelnden Scenen eines bewegten Wochenmarkts an mir vorübergehen ließ, gewahrte ich einen mächtigen Tannenzweig über der Thüre eines Metzgerhauſes, und erinnerte mich eben, daß ich oft gehört, wie die Binger in lebenswerthem Gemeinſinne ſich einander ihren Wein abtränken. Das war ſo eine improviſirte Schenke in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Hier durfte ich mit Gewißheit darauf zählen, irgend einen ehemals zünftigen Menſchen, einen körnigen Philiſter zu finden, der mir über meine Angelegenheit klaren Wein einſchenken könnte. Ich trat ein, und hatte die Freude, zwei Männer an einem Tiſchlein ſitzen zu ſehen, die mir die rechten zu ſein ſchienen. Beide waren wohlgenährte, ſtattliche Bürger, der eine ein Bäcker, denn die Farbe ſeines Rockes war hechtgrau; der andere ein Schloſſer, denn diverſe Reſte von Kohlenſtaub verriethen das. Beide hatten Binger Schoppen mit goldner Fluth vor ſich, die mit ihren rothen Naſen im Verhältniſſe von Urſach und Wirkung ſtanden — und Leberwürſte waren beſtimmt, die ſolide Grundlage des Frühtrunkes zu ſein. Ich beſtellte mir ein gleiches Frühſtück, ſetzte mich zu ihnen, und die Huldigung, welche ich ihrem Geſchmacke bewies, bildete die Brücke zur gegenſeitigen Annäherung.

Mit dem Rheinländer von ächtem Schrot und Korn iſt man bald bekannt. Er iſt dem Fremden freundlich, und ſein offenes, biederes Weſen gewinnt dieſen augenblicklich für ihn.

Ich wußte ziemlich ſchnell das Geſpräch auf ihre Stadt [illegible] bringen, und meine Kenntniß ihrer früheren Geſchicke war geeig[illegible] den Weg anzubahnen zu baldiger Befreundung. Im Laufe der Unterredung kam ich dann auch auf die „Nacht von Bingen.“ Der Schloſſer wußte Nichts; aber der Bäcker lächelte mit jener reichen Selbſtgenügſamkeit, die mir alsbald den Mann verrieth, dem die Sache nicht unbekannt war, der aber um ſeine Weisheit gebeten ſein wollte.

Es machte ſich ganz nach meinem Wunſche, daß der Schloſſer ſich entfernte. Nun rückte ich meinem Manne näher.

„Ich habe es Ihnen doch auf den erſten Blick angeſehen,“ ſagte ich, „daß Sie ein Mann von Kenntniſſen ſind. Sie wiſſen gewiß mehr von dieſer Sache?“

„Da haben Sie ſich nicht geirrt,“ ſagte er.

„Das wußte ich wohl,“ war meine Gegenrede; „denn es ſpricht ſich ſo viel Geiſt in Ihren Zügen aus, daß ich —“

„Sie ſind ein feiner Menſchenkenner,“ lächelte er ſelbſtzufrieden, „faſt wie — wie potzblitz! daß mir der Namen nicht gleich einfällt!“

„Lavater, wollen Sie ſagen?“

„Richtig; der war ja mein Landsmann.“ —

„Sie ſind alſo kein Binger Kind?“

„Aus Offenbach am Main bin ich gebürtig,“ ſagte er, „aber meine Mutter war aus Bingen und ſtammte von den alten Lombarden ab.“ —

„So!“ ſagte ich, und unterdrückte das Jucken in meinen Lachmuskeln über Lavater's Heimat.

„Ich hatte,“ fuhr er fort, „einen geiſtlichen Herrn Oheim, der ein großer Freund alter Geſchichten war. Als er ſtarb, hinterließ er mir viele Papiere, darunter auch eine gar ſchauerliche Geſchichte der Nacht von Bingen. Wenn Sie mich begleiten wollen, ſo will ich ſie Ihnen zeigen.“ Er griff nach der Mütze.

Als wir vor die Thüre traten, ſtieß ich auf einen Bekannten, einen Beamten aus Bingen.

„Guten Morgen, lieber Herr,“ ſagte er, und ſchüttelte mir die Hand. „So frühe hier? Und beim Schoppen?“ ſetzte er nicht ohne einen ironiſchen Blick auf das Schild der Kneipe hinzu.

„Laſſen wir das,“ ſagte ich; „der Herr hier will mir eine wichtige hiſtoriſche Schrift mittheilen. Sie wiſſen, wie ich darauf eben Jagd mache.“

„Ah, Herr ***,“ ſagte er, meinen Begleiter grüßend. „Kennen Sie dieſen Herrn?“ fragte er ihn.

„Ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen!“ ſagte verbindlich mein Mann.

Mein Freund lächelte und bemerkte: „Sie können ihm Alles anvertrauen. Ich leiſte Bürgſchaft für ihn.“

Das hatte ihm ein guter Geiſt eingegeben; denn nun fand mein Wunſch, das Manuſcript mitnehmen zu dürfen, durchaus keinen Anſtand. Sein Inhalt war ſo intereſſant, daß es mich ungemein feſſelte. Styl und Sprache gehörten der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. So aber war es nicht zu gebrauchen. Ich konnte indeſſen nicht widerſtehen, den Inhalt in nachfolgender Novelle mitzutheilen, die ich überſchreibe, wie auch meine Quelle überſchrieben war.

Die Nacht von Bingen.

Novelle.

Staatsbibliothek München

I.

Es war im Anfange des Julius im Jahre 1302, als die Mittagsſonne glühheiß auf ein kleines Vorwerk der Burg Klopp über Bingen ſchien, wo zwei Reiſige ſaßen, denen die Langweile heftig zuſetzte. Beide nickten zu Zeiten im ſüßen Mittagsſchläfchen. Das Vorwerk ſtand zur Seite des Burgwegs, und war beſtimmt, dieſen zu ſchützen. Wenn auch gerade das Land umher im Frieden war, ſo loderte doch die Flamme des Kriegs im Mainzer Gebiet. Albrecht von Oeſterreich hatte ſeine Waffen gegen den Erzbiſchof Gerhard II. gerichtet, welcher aus dem alten Stamme der Eppſteiner, ſeine Herkunft ableitete, und Albrecht's ſtarrer Sinn ſchien nicht ruhen zu wollen, bis er das Erzſtift in ſeinem Herzen, dem ſchönen Rheingau, zerrüttet habe. So drohte doch nahe Gefahr, wenn ſie auch gerade noch nicht da war, und die Reiſigen hatten daher hier ihren Wachtpoſten erhalten, welcher ihnen übrigens zur Stunde nicht ſonderlich am Herzen lag. Es waren zwei im Alter verſchiedene Männer. Der Eine war alt. Das Geſicht war verwittert, vernarbt, tiefgefurcht, das Haar grau, die Haltung aber noch ungemein feſt, und die Geſtalt groß, faſt rieſenhaft. Der Andere mochte vier und zwanzig Jahre zählen. Sein Ausſehen war jugendlich, friſch und ſehr kräftig.

Der Alte fuhr zuerſt auf und rüttelte ſeinen Genoſſen wach.

„Kunz," ſagte er im tiefſten und rauheſten Baß, „wenn uns der Brömſer alſo fände, ſo möchte ich auch lieber einen Schoppen Rüdesheimer leeren, als dieſe Brühe austunken."

Der Angeredete lächelte und ſagte: „Da möchte ich auch lieber Part halten mit Eurem Rüdesheimer, zumal der Erzbiſchof ſelbſt da iſt, der ſo luſtig die Kaiſer aus ſeinem Hörnchen bläſt.“

„Was willſt du damit ſagen, Kunz?“ fragte Guntram, der andere Reiſige.

„Ei,“ ſagte dieſer, „man erzählt in Mainz, der Erzbiſchof ſei mit dem Albrecht von Oeſterreich zur Jagd geweſen in der Dreieich, und der Kaiſer habe ihm zugeſetzt, die erſchrecklichen Zölle herauszugeben, womit er den Rheinhandel belaſte. Da ſeien Beide gar tief in den Text gerathen, und es ſeien harte Worte gefallen zwiſchen Beiden. Darauf habe der Erzbiſchof in ſeinem Zorne ſein ſilbernes Hüfthörnlein von dem Rücken genommen und zu dem Kaiſer geſagt: „Zwei Kaiſer hab' ich da herausgeblaſen — es ſteckt vielleicht noch mehr als Einer darin!““ —

„Was hat darauf der Albrecht geſagt?“ fragte der Alte, der grimmig die Fauſt ballte und mit den Zähnen knirſchte.

„Was knirſcht Ihr ſo, Guntram?“ fragte Kunz erſtaunt.

„Du biſt ein junges Blut, Kunz,“ nahm Jener das Wort, „und weißt nicht, wie wehe es thut, ſeinen geliebten Herrn verderben zu ſehen. Ich bin ein Naſſauer, Kunz, und meinem Herrn Adolphus treu im Herzen. Darum überwallet dieſes mein Herz, wenn ich an ihn denke, und wie er treulos gemordet wurde, und wie ihn der Gerhard hob und fallen ließ, und war doch ſein eigen Blut. Ach, er war ein edler Herr! Und droben im Klopp ſitzen die Mörder jetzt zu Rath. Soll ich nicht knirſchen, wenn ich des Erzbiſchofs gedenke, der ihm die Krone gab und nahm, weil er nicht tanzen mochte, wie er das Liedlein pfiff? War's nicht der Wildgraf Raup, der ihm den Todesſtreich gab, der nun wieder mit dem Mainzer zuhält? War's nicht der alte Lombarde Pomaria von Bingen und ſein Schwäher, der Montemagno, die ihm das Sündengeld ſchoſſen, und auch jetzt wieder aushelfen müſſen, die dem Albrecht zuhielten und jetzt wieder dem Erzbiſchof, ſo recht nach Judenart dahin ſich wenden, wo's mit ihrem Gelde gut wuchern iſt? O, daß ſie Alle — —!“

„Still!“ ſagte Kunz. „Sprecht den Fluch nicht aus. Die

Wände haben Ohren und die Bäume Zungen.“ Er ſtand auf und blickte über die Zinnen des Vorwerks hinaus und hinauf in die grünen Zweige des alten Nußbaumes, der ſich über dem Vorwerke wölbte. Als er jedoch nirgends eine Spur fand, die Angſt einflößen konnte, ſagte er: „Fahret fort! Waret Ihr bei Göllheim dabei, als Euer Herr fiel?“

„Freilich!“ ſagte der alte Kriegsmann, und eine düſtere Wolke lagerte ſich über das von Leidenſchaften durchwühlte Geſicht; „Freilich war ich dabei und ſah, wie unſer Herr zwei Ritter in des Oeſterreichers Farben mit dem gewaltigen Schwerdte niederſchlug, ganz nahe bei Göllheim, als eben von allen Seiten die Macht der Feinde aus dem Hinterhalte hervorbrach. Muthiger drangen die Oeſterreicher heran, und an ihrer Spitze der Albrecht. Beide Haufen, der unſere und der des Feindes, verwickelten ſich eng in einander. Es war ein mörderiſch Abſchlachten, Kunz, wie ich keines erlebt, und ich nur das Eine, obwohl ich oft dabei war, wo's blutige Köpfe gab. Die Kämpfer waren ſich ſo nahe, daß ſie mit dem Dolche fechten.“

„Im Kampfgewühl,“ fuhr Guntram fort, „verlor Adolph ſeinen Helm. Jetzt ſtürmten die Feinde auf ihn ein, aber er warf ſie rechts und links blutend zur Erde; und als er jetzt den Albrecht erblickt, ſpornt er das Roß auf ihn zu, und ich hörte die Worte noch, die er wie Donner hervorſtieß mit ſeiner mächtigen Stimme: „Heute wirſt du mir, nicht weiter entlaufen, allhier ſollſt du mir Reich und Leben laſſen!“ Der Adolph führt einen ſeiner Streiche, die allzumal einen Menſchen ſpalteten; aber der Albrecht wich ihm aus und ſtieß ihm tückiſch ſein Schwerdt in das Auge, daß es herausbrach mit heftigem Blutſtrom. Der Wildgraf Raup, der greuliche Unhold von der Kyrburg droben im Nahethal, führte von der Seite jählings einen fürchterlichen Hieb auf des Kaiſers unbewehrtes Haupt. Da hatte er genug, ſtürzte herab und mit ihm ſein Schlachtroß, dem ein Anderer die Vorderbeine zerhieb, und ein Knecht ſchnitt dem Kaiſer die Gurgel ab. Verflucht ſeien ſie in Ewigkeit!“

Kunzen durchſchauderte es in wildem Entſetzen, und Guntram's Haupt ſank im ſtummem Schmerz auf die Bruſt.

Nach einer ſtummen Pauſe hob endlich Jener wieder an:

„Wie kommt es denn, daß ſich der Wildgraf Raup von Albrecht trennte?“

„Wer kann das ſagen?“ war Guntram's Antwort. „Wo der alte Mainzer die Hand im Spiele hat, iſt nur ein Gewebe von Ränken und Schlänken. Ehrlich war er nie; aber dafür erndtet er jetzt auch, und der Fluch Gottes wird die Königsmörder nicht unerreicht laſſen. Wart's ab, Geſell, du kannſt's erleben; mich wird der Tod nicht lange mehr hier laſſen. Wenn er nur ſo lange ausbleibt, bis ich meine Rache befriedigt habe! —“

„An wem denn?“ fragte Kunz, neugieriger geworden.

Ehe aber Guntram antworten konnte, gab es eine Störung der Stille, welche bis jetzt hier in der niederern Regien gewaltet hatte. Reitknechte führten edle und reichverzierte Roſſe den ſteilen Burgweg herab auf den am Ufer des Rheines hinführenden Leinpfad, der zugleich, da er breit war, als Heerweg diente. Sie grüßten die beiden Reiſigen und gingen vorüber.

Darauf vernahm man lebhaftes Geſpräch, und bald erſchien der Erzbiſchof mit großem Gefolge.

„Wie der alte Fuchs noch ſo ſtattlich dahinſchreitet,“ ſagte Kunz. „Man ſollte wirklich glauben, er könnte noch manchen Kaiſer aus ſeinem Hörnlein blaſen.“

„Sein Odem reicht nicht mehr weit, Kunz,“ ſprach in dumpfem Tone Guntram, und ſtellte ſich gerade, indem er ſeine Hellebarde mit feſtem Arme von ſich hielt, während ſie unten an ſeinem Fuß einen Widerſtand hatte.

Der Erzbiſchof ſchritt für ſeine Jahre ſehr feſt einher. Stolz lag in ſeiner Haltung. Der rothſammtne Hut mit dem Hermelinbeſatze, der rothe, weite ſammtne Mantel mit dem Pilgerkragen aus Hermelin kleideten die ſtolze Figur gar ſtattlich. Fiel der Kurfürſtenmantel vorn auseinander, ſo gewahrte man das Schwerdt, welches an einem einfachen Wehrgehänge befeſtigt war.

„Sieh' da," flüſterte Kunz, „der Mann der Kirche und das Schwerdt! Der ſollte den Hirtenſtab führen und ſegnen."

„Das war nie ſeine Sache," flüſterte Guntram; „ſieh' ihm nur in das Geſicht; wie er das dunkle Auge zukneift, ſo ſiehſt du den falſchen Judas, der für Geld ſeinen Vetter verrieth. Geh' nur, du Satan," brummte er in den Bart, „du entgehſt deinem Herrn nicht."

Der Erzbiſchof war jetzt nahe gekommen. Er ſchlug ein Kreuz gegen die Reiſige. Kunz beugte das Haupt, den Segen hinzunehmen; Guntram that, als ſähe er's nicht.

„Dein Segen iſt Fluch!" brummte er in den Bart; „komme er auf dein verdammtes Haupt zurück!"

In einiger Entfernung hinter dem Erzbiſchof ſchritt der Wildgraf Raup, ein Mann von rieſigen Formen, aber mit dem Ausdrucke roher Wildheit in ſeinen harten Zügen. An ſeiner Seite ging der Ritter Brömſer von Rüdesheim, der in Klopp den Befehl führte. Hinter dieſem gingen zwei Männer in dem dunkeln Anzuge des Bürgerſtandes, aber goldene Ketten mit Schauſtücken zierten beide. Der Eine war hoch betagt, der Andere dagegen noch jugendlich. Mit Beiden redete angelegentlich des Erzbiſchofs Kanzler.

„Die machen jetzt echte Judenhändel," ſagte Guntram zu ſeinem Gefährten. „Ich wette, es galt ein Anlehen für den Krieg und ſeine Rüſtungen. Das ſind drei Vögel, wie ſie die Galgen umflattern, wenn in ſtiller Nacht ein armer Sünder daran baumelt, dem ſie das Herz aus dem Leibe hacken wollen."

„Wer iſt's denn?" fragte Kunz; „den Einen kenne ich nicht, doch ſcheint es der Kanzler zu ſein, wohl aber die Pomaria's."

„Das iſt des Gerhard's Kämmerer und Kanzler, der zur Rechten geht. Was der Erzbiſchof nicht weiß, das weiß dieſer Gaudieb. Der Alte im ſchwarzen Wamms iſt der reiche Lombarde Andrea Pomaria, und der junge ſchöne Mann ſein älteſter Sohn. Beide ſind jene Todtenvögel Adolph's von Naſſau — denn ſie ſchoſſen das Geld zu ſeinem Verderben, und der Alte half die

Stimmen werben, die Albrecht kürten. Ich weiß,“ fuhr er ingrimmig fort, „ich weiß, daß ſie das Feſt, das Gerhard im Lande ausſchrieb, als Adolph gefallen war, mit beſonderer Luſt feierten. Von Albrecht verſprachen ſie ſich größere Vortheile. Wehe ihnen, wenn er an den Rhein, wenn er je als Herr nach Bingen kommt. Es iſt bekannt, daß ſie jetzt gegen ihn handeln, ſeit er auf der Fahrt nach Aachen ſie ſchnöde behandelte. Doch du kennſt ſie ja genau als Binger Kind!“

„Woher wiſſet Ihr nur das Alles?“ fragte, als nun das Gefolge vorüber war, Kunz mit albernem Geſichte den Alten.

„Narr,“ ſprach dieſer, „wenn du einmal ſo lange gelebt wie ich, und Augen und Ohren am rechten Flecke haſt, ſo wirſt du auch mehr wiſſen, wie heute. War ich doch Zeuge, daß Albrecht den Pemaria damals nicht anſah, und er war doch Schultheiß von Bingen, wie denn dieß Amt bei den Lombarden iſt, ſeit die Rheinboten ausſtarben. Das ärgert auch die Binger nicht wenig, da die Fremden über ſie herrſchen, während ſie auch noch Leute haben, die das Schultheißenamt zu verwalten im Stande wären.“

„Das mein' ich,“ ſagte Kunz. „Ich bin ein Binger Kind, und kenne brave Männer dort, zum Beiſpiele meinen Pathen, den Rathsherrn Klein.“

„Aber warum iſt's?“ fragte Guntram. „Das Geld, das die Strolche beſitzen durch ihren Handel; das iſt's, was ihnen bei dem Erzbiſchof Gewicht gibt. Sollt's 'mal in Bingen drunter und drüber gehen, dann genade ihnen Gott! Und Albrecht kommt. Wir können ihn erwarten. Das hörte ich geſtern Abend den alten Fuchs von Mainz zum Brömſer ſagen. Kommt er, ſo iſt Bingen ſein. Ob Klopp, iſt ſchwer zu ſagen; denn der Brömſer iſt ein Eiſenfreſſer, dem ſo leicht Keiner an das Wamms kommt. Es wird noch harte Nüſſe zu krachen geben, ehe die da über uns reif ſind.“ Er deutete auf den weitaſtigen Nußbaum, der das Vorwerk beſchattete.

„Sagt, Guntram, da Ihr doch Alles wißt,“ fragte Kunz, „wie kamen dieſe Lombarden hierher? — ſie ſind doch weit von hier, in Italien, glaub' ich, zu Hauſe!“

„Das iſt leicht zu ſagen, Kunz,“ nahm Jener, ruhiger geworden, das Wort im belehrenden Tone. „In dem Lande Italia, das ſo weit hinter den hohen Bergen der Schweiz liegt, gibt's viele geſchickte Leute. Daher kamen ſchon vor langer Zeit Handelsleute, die ihre Waaren in Deutſchland, zumeiſt in den Städten, feil boten, Seide, Sammt und Meßgewänder, auch Gold- und Silberzierath, ſchöne Dolche und dergleichen. Die zogen umher mit ihren Saumroſſen; bald aber fanden ſie es bequemer und ſicherer, ſich in den Städten niederzulaſſen, da die Raubritter ihnen gar oft die Waaren abnahmen. Nun ließen ſie ſie über die Schweizerberge bringen, oder auch zu Waſſer bis Köln, und holten ſie dann unter beſonderm Schutze. So ſind auch die ſeit mehr denn vierzig Jahren in Bingen ſeßhaft, die Pomaria, Montemagno, Broglio und Ottini heißen, und nur unter einander heirathen, damit das Geld ſchön zuſammen bleibt. Wo Vögel ſind, da fliegen Vögel hin. So wuchs ihr Reichthum, und nun ſitzen ſie im warmen Neſte, und der Erzbiſchof hegt ſie, wie ſeine Schoßkinder.“

Das Geſpräch der beiden Reiſigen wurde durch den Schloßhauptmann unterbrochen. Es war der Ritter Brömſer von Rüdesheim, dem der Erzbiſchof das Schloß Klopp zur Vertheidigung anvertraut hatte, und die Vogtei Bingen.

Brömſer war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Aufgewachſen im wilden Treiben des Kriegs, hatte er jene rauhen Sitten, jenes wilde Weſen, jene zügelloſen Leidenſchaften, welche die meiſten ſeiner Standesgenoſſen in ſeinen Tagen auszeichneten. Der Krieg wär ſeine Luſt. Hätte er ſich nicht dem Erzbiſchofe verpflichtet, als ſeinem Landes- und Lehensherrn, hätte nicht Albrecht von Oeſterreich jetzt ſeine Waffen gegen ſein eigenes Heimatland gewendet, er würde gewiß ſich nicht in das Schloß Klopp eingeſchloſſen haben. Eine Belagerung war freilich eine Luſt neuer Art, die er wohl in kleinerem Maßſtabe drüben in der Niederburg bei Privatfehden dann und wann erlebt, nur ſo nicht, wie ſie jetzt bevorſtand; denn Albrecht kam mit ungeheurer Macht und mit dem auserleſenſten Kriegsgeräthe. Als Adolph von Naſſau Kaiſer war, hielt er es mit ihm. Bei Göllheim gefangen, kaufte ihn der Mainzer Erzbiſchof los, und das hielt ihn bei ſeiner Sache, für jetzt wenigſtens. Er gehörte zu jener Klaſſe verwegener Abenteuerer, die ihre Waffen jeder Sache bereitwillig liehen, wenn eben nur Kampfesluſt und Kampfesbeute zu erzielen war.

Mit lachendem Munde trat er die Stufen herauf, die zu dem Vorwerke führten. Guntram war einer ſeiner Lieblinge. Der Alte war kriegserfahren, pfiffig, und wußte recht tapfer zu kämpfen, überdieß war er in allen Fugen gut zu gebrauchen.

„Nun, Alter,“ rief er ihn an, „bald wird's einen Tanz geben. Der Albrecht naht ſich dem Rheine. Dem alten Fuchs in Mainz wird's um ſeine Höhle bange. Er war hier, um ſich Klopp anzuſehen. Wenn's ihm in Mainz nicht geheuer wird, kommt er zu uns.“

„Iſt denn der Kaiſer ſchon ſo nahe?“ fragte Guntram den Ritter.

„Freilich,“ rief dieſer, „morgen kommt er noch nicht, aber ich glaube, wir werden auf die Feuerſäulen im Rheingau nicht allzulange warten müſſen. Wenn's dort brennt, dann ſind die Ungarn nicht weit, und die Troßbuben mit ihren langen Fingern werden ſich anmelden. Meine Vettern und Brüder drüben in der Niederburg werden Albrecht's Mauerbrecher eher zu begrüßen haben, als wir in Klopp. Es iſt indeſſen dem Oeſterreicher nicht ganz zu trauen. Geh' in die Rüſtkammern und unterſuche die Waffen. Laß den verdeckten Weg aufräumen, der da unten in das Rattenneſt führt. Den Krämern wackelt der Boden ſchon unter den wälſchen Beinen. Biſt du im Reinen, ſo komm in mein Kloſett. Ich habe Wichtiges mit dir zu reden. Du, Kunz, magſt derweile allein hier Wacht halten, daß die Meiſen die Nüſſe nicht an dem alten Baume freſſen, denn Anderes iſt doch jetzt hier nicht zu thun; auch haſt du dazu allerdings noch Muth genug.“

Er ging gutes Muthes von dannen, und ſchlenderte pfeifend den Weg zur Burg hinan.

Guntram ſah ihm kopfſchüttelnd nach. Biſt auch einer von

Denen, ſagte er halblaut, die Treue und Handſchlag nach dem Gelde meſſen, das dafür geboten wird. Faſt glaube ich, er führt einen Streich im Schilde, den ich längſt vermuthet. Schwarzer Augen Gluth brennt tiefer hinab, als ſiedend Blei. Wenn's dir gilt, Lombarde, ſo bin ich bereit, zu thun, was in meinen Kräften ſteht."

Kunz hatte dieß Selbſtgeſpräch nicht gehört. Ihm war des Ritters Wort tief in das Herz geſchlagen. Erſt ſeit neun Monaten trug er die Pickelhaube und Hellebarde nebſt dem Waffenrocke, der auf der Bruſt das Mainzer Rad als Zeichen trug. Krieg war ihm noch fremd, und das Mutterſöhnchen zagte bei dem Schreckgedanken an die Gefahren des Kampfes; dabei hatte er ein Liebchen, das im Hauſe Ottini als Magd diente, das ihm nahe am Herzen lag. Während Guntram ebenfalls den Weg zur Burg einſchlug, hing Kunz ſeinen Gedanken nach und ſah trübe in eine Zukunft, deren Ereigniſſe ihn mit Schrecken bedrohten.

II.

In dem Hauſe Andrea Pomaria's hatte das rege Geſchäftsleben mit der Vesperglocke ſein Ende erreicht. Die Gewölbe und Magazine waren geſchloſſen, und der alte Handelsherr ſaß in ſeinem Lehnſtuhle in tiefen Gedanken. Der Tag heute war nicht ohne Bedeutung geweſen. Der Erzbiſchof bedurfte nicht unbedeutende Summen, da er Kriegsvolk anwerben mußte. Pomaria mochte das geahnt haben, denn er wußte wohl, daß des Erzbiſchofs Schatzkammer ſeit des Kaiſers Adolph Wahl ſchon geleert war. Daher hatte er mit den zu einer großen Innung verbundenen Landsleuten Montemagno, Breglio und Ottini Fürſorge getroffen, daß eine anſehnliche Summe vollwichtiger Turnoſen in ihrer Handelskaſſe lag; daher waren die Zinſen, die Unterpfänder ſchon berathen, ehe der Erzbiſchof kam, um Klopp einzuſehen und jenes wichtigere Geſchäft ins Klare zu bringen.

Schlau und eigennützig, wie der Krämergeiſt ſeine Knechte macht, war Pomaria darauf bedacht, auch noch einen andern Vortheil zu erzielen. Er ſelbſt war alt. Kamen kriegeriſche Zeiten und Händel, ſo mochte die Laſt des Schultheißenamts ihm ſchier zu ſchwer werden; die Vortheile jedoch waren zu groß, zu wichtig, welche mit dem Amte verbunden waren, als daß der ſchlaue und umſichtige Handelsmann ſie hätte mögen aus ſeiner Hand laſſen.

Einer ſeiner Söhne war in Aſti, um die Verbindung mit ſeiner Familie zu erhalten und die neuen An- und Einkäufe jenſeit der Alpen zu beſorgen. Der älteſte, Giambattiſta Pomaria, war bei ihm. Er war Bräutigam der Tochter Ottini's, und dieſe Verbindung ſollte erſt dann geſchloſſen werden, wenn der jüngſte Sohn aus Italien heimkehrte, und — wenn Giambattiſta das Schultheißenamt würde erlangt haben. Nur Eins ſtand im Wege, der Umſtand, daß Giambattiſta kaum vier und zwanzig Jahre zählte, doch rechnete der Alte darauf, daß der Erzbiſchof in jede Bedingung willigen würde, welche er an die Darreichung ſeiner bedeutenden Geldmittel zu knüpfen für gut finden möchte.

So war dann der Tag gekommen, an welchem der Erzbiſchof eintreffen ſollte, und bald nach ſeiner Ankunft berief ihn ein Diener zu dem Kirchenfürſten, deſſen ränkevollen Charakter Pomaria längſt kannte, und gegen den ihn nur ſeine eigene, ächtitalieniſche Natur ſchützen mochte.

Der Erzbiſchof begrüßte ihn mit herablaſſender Freundlichkeit, welche in tiefſter Ehrfurcht der Kaufmann erwiederte. Wenn er auch im Herzen blutwenig auf den Segen eines Mannes gab, deſſen Seele den niedrigſten Geſinnungen anheim gefallen war, ſo nahm er ihn doch ſo andachtsvoll hin, als ſei Erzbiſchof Gerhardus II. ein Heiliger wie weiland ſein Vorgänger in früherer Zeit, der heilige Bonifacius.

„Ich bedarf deiner ſchon wieder, Andrea Pomaria,“ ſprach mit einer gewinnenden Freundlichkeit der Prälat, und kniff dabei ſein linkes Auge halb zu, als wolle er in des Kaufmanns innerſte Seele hineinblicken.

Dieſer verbeugte ſich tief und ſagte: „Ihr wiſſet, gnädigſter Herr, daß Ihr keinen treueren Diener in Euerem Lande habet, als Andrea Pomaria, dem es ein rechter Segen iſt, Euch zu dienen, wenn anders ſeine erſchöpften Kräfte und Mittel ausreichen, Eurem Befehle zu genügen.“

„Du willſt den Preis deiner güldenen Waare recht hoch ſtellen, Andrea,“ ſagte der Erzbiſchof und lächelte ſchalkig. „Ich kenne das ſchon. Meine Mainzer Juden hatten auch zu Zeiten des Erzbiſchofs Ruthard kein Geld, bis Emich von Leiningen und Hans von Trifels ihnen Daumſchrauben anſetzten.“

Den alten Pomaria verdroß der Vergleich. Der Scherz war bitter, und der Wink, welcher darin lag, verletzte noch tiefer. Der Kaufmann, ſeines Gewichtes ſich bewußt, richtete ſeinen etwas gekrümmten Nacken ſchnurgrade auf, ſah ſcharf in das zugekniffene Fuchsauge und ſagte:

„Wir ſind freie Leute im Lande, Herr Erzbiſchof, denen Daumſchrauben nur nach Urtel und Recht, nicht nach Willkür, anzuſetzen ſind; Juden aber verriethen den Heiland; wir ſind gute Chriſten und keines Verraths uns bewußt. Doch, denke ich, gereicht uns der Vergleich nicht zur Schande, da Ihr Euch mit Ruthard verglichet, den die Schmach des Mordes, der Treuloſigkeit und ſchnöder Gewinnſucht traf. Die Chroniken lügen nicht, wie Ihr wiſſet!“ —

Es war gerade, als hätte man ſiedendes Waſſer über den Erzbiſchof gegoſſen, ſo übergoß ihn eine Gluth. Es lagen in des Kaufmanns Worten ſo viele giftige Spitzen, die tief eindrangen ins wunde Fleiſch, daß eine draſtiſche Wirkung nicht ausbleiben konnte. Der Trotz auf das Freiſein berührte empfindlich. In ihm kündigte ſich aufs entſchiedenſte das Bewußtſein der Unentbehrlichkeit an; aber die Anſpielung auf den Judasverrath, an Ruthard's Schmach, ſchlug tiefer noch in das Gewiſſen, denn der Fürſt der Kirche und des Reiches mochte unwillkürlich an Adolph von Naſſau denken. Einen Augenblick war er verwirrt. Bald ordneten ſich ſeine Gedanken wieder, und er ſagte:

„Pomaria, du ſteheſt deinem Landesherrn und dem Würdenträger der Kirche gegenüber, vergiß das nicht, und poche nicht auf den vollen Geldſack. So wenig er vor Thorheit und Frevel ſchützt, ſo wenig iſt er eine Bruſtwehr gegen verdiente Strafe. Brechen wir kurz ab. Haſt du Geld? Ich brauche viel!“

„Wenn das iſt,“ ſagte der Kaufmann, „ſo kann ich nicht helfen.“

„Wir kennen uns, Andrea,“ lachte der Erzbiſchof einlenkend und ſeinen Zorn bemeiſternd. „Du willſt hohe Zinſen und einige Vortheile. Sag' an, wie lautet dein Vorſchlag?“

„Ich vermag kaum etwas zu leiſten,“ verſetzte der Kaufmann, „denn meine Baarſchaft floß in Euren Säckel, als Ihr für Adolph von Naſſau warbt; doch könnten vielleicht meine Vettern helfen; aber —“

„Bis zum Schwanze iſt das Füchslein ſichtbar,“ rief Gerhard von Mainz mit ſatyriſchem Lächeln aus; „warum hältſt du das zurück?“

„Weil acht pro cento Zinſen daran hängen, gnädigſter Herr. Ihr ſehet, ich gehe in Eure Scherzrede ein, wenn ſie auch bitter iſt.“ So ſprach Pomaria.

„Nicht zu leugnen iſt ſeine Wahrheit, und der bittern Wahrheiten gibt es mehr, als der ſüßen. Die Zinſen ſeien dir zugeſtanden, da mir die Noth im Nacken ſitzt und wie ein wilder Reiter ſpornt. Was war das für ein „Aber,“ das des Schwanzes Spitzchen zierte?“

„Es betrifft mich, gnädigſter Herr; ich bin alt, gebrechlich und für die Kriegsläufte nicht mehr geſchickt, den Stab des Schultheißen zu führen. Daher wünſchte ich, als Lohn [illegible] Treue, daß Ihr das Amt meinem älteſten Sohne, Giambattiſta, in Gnaden verliehet.“

„Das iſt alſo noch eine Bedingung des Geldes?“

„Erlaubt, das zu bejahen.“

„Es ſei! Dein Sohn ſoll noch heute von mir beliehen werden mit dem Amte.“

„Noch Eins, gnädigſter Herr!"

„Iſt das Schwänzlein noch nicht zu Ende?"

„Entfernt den Brömſer von der Burg! Mein Sohn und er ſind alte Feinde! Was ſollt' es geben, wenn er in Bingen, dieſer in Klopp zu befehlen hätten?"

„Du verlangſt Ungehöriges, Andrea; Brömſer iſt ein wackerer Degen. Er bleibt hier in Klopp und dein Sohn in Bingen. Er mag lernen, ſich dem Edlen fügen. Merk' dir das, und gehe zum Kanzler, die Sache zu beenden."

Obgleich die Weiſung, ſich zu entfernen, kategoriſch genug war, ſo ſchien doch Pomaria nicht große Luſt zu haben, ſie zu beachten.

„Ihr habt wohl Recht, gnädigſter Herr," hob Pomaria wieder an, und drehte ſeinen grauen Filzhut in den Händen; „aber es iſt wohl leichter geſagt, als gethan. Brömſer iſt ein wilder Menſch, der rohe Gewaltthat nicht ſcheut, wenn es gilt, ſeinen Willen durchzuſetzen oder ſein Gelüſten zu befriedigen. Die Feindſchaft der Beiden iſt nicht eben von heute."

„Ihr reichen Kaufleute macht euch aber auch gar leicht patzig," rief, noch eingedenk der verletzenden Worte des alten Kaufherrn, der Erzbiſchof. „Am Ende verlangt ihr, die ihr doch bebt, wenn ihr eine Schwerdtklinge ſehet, der Ritter ſolle euch huldigen.

„Euer fürſtlich Wort in Ehren," verſetzte nicht ohne bitteres Gefühl der Kaufherr; „aber wiſſet Ihr nicht, wie mein Giambattiſta bei Göllheim mitfocht; daß er es war, der Adolph's Fall begünſtigte, als er des Pferdes Vorderfüße durchhieb? Er zitterte nicht vor einer Schwerdtklinge, ſondern führte ſie wacker, das müſſet Ihr ſelber bezeugen."

„Ich weiß! Ich weiß!" rief ärgerlich der Erzbiſchof. „Mußt du mich denn immer wieder an den Adolph erinnern?" —

„Verzeiht, wenn ich einen wunden Fleck traf," bat der Kaufmann; „es war meine Abſicht nur, mich gegen falſche Vorausſetzungen zu wahren."

„Es mag das Alles ſein," verſetzte der Würdenträger der

Kirche; „aber Brömſer bleibt hier. Er iſt mir treu, das wiegt Alles auf.“

„Wie lange?“ fragte Vomaria liſtig.

„Wenigſtens ſo lange, als ich ihm ſeinen Sold zahle. So liegt alſo das „Wie lange“ in meiner Hand. Es kann nicht ſein! Lieber halte dein Geld und laß dir's von Albrecht rauben!“ Ueber des Erzbiſchofs Stirne zog eine Welle. Die Ader ſchwell. Sein zugepreßter Mund zuckte. Vomaria kannte ſo gut dieſe Vorzeichen eines heftigen Sturmes, als die Schiffer am Rheine die am Abend- oder Morgenhimmel.

„So will ich es lieber in Eurer Hand wiſſen,“ ſagte er und verbeugte ſich tief. „Habt Ihr Eurem Cancellarius gebeten, die Urkunden aufzuſetzen?“

„Geh',“ herrſchte ihm der Kurfürſt zu, „du findeſt ihn im Vorgemache. Mach' mit ihm die Sache zu Ende!“

Er drehte dem Kaufmann den Rücken, und dieſer zog ſich ſchnell zurück, froh, dem Sturme entronnen zu ſein.

Vermaledeiter Schächer! rief zornig Gerhard von Eppſtein aus, als der Kaufmann ſich entfernt hatte. Das iſt eine recht italiſche Melchsnatur. Keck wird das Krämervolk über die Maßen, ſeit ſie ihre Kraft gefühlt, und, auf ihre Goldſtücke ſich ſtellend, wollen ſie hinaus über den Adel. Trotzt mir der Strolch!? Wagt es, mir ſpitze Worte zu geben! O, braucht' ich jetzt dein Geld nicht, ich wollte dir Moſes und die Leviten gelehrt haben! Er trat ans Fenſter des hochgewölbten Saales und blickte über den Rheingau hinaus. Ein Seufzer ſtieg aus ſeiner Bruſt auf. Adolph, Adolph! rief er, warum ließ ich dich fallen und hob den tückiſchen Albrecht? Jetzt beginne ich die reife Frucht meiner Saat zu erndten. Wie bald wird er nahen und den ſchönen Gau verwüſten? — Er ſchwieg, und ſein Auge fiel auf die Abtei Johannisberg, die aus dem Golde der Sonne hervorleuchtete. Der Erzbiſchof ſeufzte tief auf. Sollt ich Ruthard's Loos theilen und fliehen müſſen? —

In dieſem Augenblicke trat Ritter Brömſer ein.

„Glaubt Ihr, daß dieß Schloß gegen Albrecht's Waffen ſich halten kann?“ fragte er ihn.

„Es iſt noch eine Jungfrau,“ lachte der Brömſer. „Ich werde ihr den Kranz nicht rauben laſſen!“

„An Eurem Muthe zweifle ich nicht,“ ſagte der Erzbiſchof.

„Woran denn ſonſt?“ fragte der Brömſer.

„An der Kraft der Mauern!“

„Herr Erzbiſchof,“ rief der rohe Ritter, „ich habe nichts dagegen, wenn Ihr an der Macht Eures Segens und Eurer Formeln zweifelt, aber nicht an der Feſtigkeit dieſer Mauern dürft Ihr Zweifel hegen. Sie ſind felſenfeſt. Sorgt mir nur noch für Reiſige, ſo mag der Oeſterreicher kommen!“

„Und wenn ich denn nun auch käme, hier Zuflucht zu ſuchen?“

„Das wäre mir nicht lieb,“ ſagte ernſt der derbe Brömſer, „oder Ihr müßtet denn gar nicht befehlen wollen, ſondern nur gehorchen, und zwar mir. Wo Zwei Befehle geben, da gehorcht ſelten der Dritte, und iſt das in einer belagerten Burg, ſo lacht der Feind ins Fäuſtchen; denn er findet offene Pforten. Bleibt, wo Ihr wollt, nur hier laßt mir freie Hand und Ruhe.“

Der Kurfürſt zwang ſich, zu lächeln. „Nun,“ ſagte er, „es wird ſich Alles finden.“

Die Thüre ging auf, und Pomaria mit dem Cancellarius trat herein. Dieſer hatte die Urkunden bereits gefertigt bis auf die Bedingungen. Der Erzbiſchof unterzeichnete und ſiegelte, und befahl alsdann, den jungen Pomaria zu holen.

Des Brömſer's Geſicht wurde bleich vor Grimm. Er wollte ſich entfernen; aber der Erzbiſchof nöthigte ihn, zu bleiben. In der Pauſe ſteckte Pomaria die Urkunden in ſein Wamms. Giambattiſta erſchien mit drei Dienern, welche die Geldſäcke trugen. Der Kanzler zählte und ſtrich ein, und als dieß geſchehen war, belehnte der Kurfürſt den jungen Mann mit der Schultheißenwürde zum größten Aerger des Ritters Brömſer und zum nicht kleinen Triumphe des jungen, wie des alten Pomaria. Es war noch früh am Tage. Der Erzbiſchof trug Luſt, die Gefühle, die ihn, ſeit er mit Pomaria verhandelt, durchwogten, in ächtem, altem Johannisberger zu erſäufen. Daher lud er alle Anweſende zu einem Trunke ein. Der Wildgraf Raup von Kyrburg, der Mörder Adolph's von Naſſau, war auch noch in der Burg. Er hatte derweile die Mauern und Thürme betrachtet, und trat jetzt ein, um dem Erzbiſchof ſeine Zufriedenheit mit ihrer Tüchtigkeit zu äußern.

Als er Giambattiſta Pomaria erblickte, drückte er ihm die Hand mit einem bedeutſamen Blick. Er erinnerte ſich an Adolph's Fall bei Göllheim.

Der Erzbiſchof, der das ſah, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Reihe der Vorſtellungen wegtilgen, die ſich an dieſen Umſtand knüpften. Die Becher kreiſten, aber die Unterhaltung war und blieb ſtockend, bis endlich der Erzbiſchof aufbrach, um gen Mainz zu reiten.

Das Alles ging jetzt noch einmal an des alten Pomaria Seele vorüber, als er in ſeinem Lehnſtuhle ſaß nach der Stunde der Veſper. Alle die bittern Empfindungen, die des Erzbiſchofs Worte und das Mißlingen ſeines Planes, den Ritter Brömſer zu entfernen, ihm bereiteten, gingen unter in der Freude über das Gelingen ſeines Planes mit ſeinem Sohn und über die glänzenden Geldgeſchäfte, die er gemacht. Nur einen Wunſch hatte er jetzt, den, daß Giambattiſta Maria Ottini zum Weibe nehme, und an den reihte ſich der andere, daß Antonio aus Aſti heimkehre, ehe der Krieg ſich in dieſe Nähe zöge. Kam er gerade in das Gewirre des Kampfes, ſo ſtand die Innung in Gefahr, Alles einzubüßen, was er aus Italia brachte, und das war ein hoher Werth.

Während dieſe Gedanken ſeine Seele erfüllten, trat Giambattiſta herein.

„Setze dich auf einen Schemel zu mir, mein Sohn," ſprach der Greis, und der Sohn gehorchte ſchweigend.

„Deine kühnſten Wünſche ſind heute erfüllt worden, mein Sohn," hob der Greis an. „Du biſt eines Amtes theilhaftig geworden, in einem Alter, in dem ich noch nicht daran denken durfte. Morgen werde ich dich den Schöffen der Stadt vorſtellen und den Stab in deine Hände legen. Daß du aber auch nun als Glied in unſere Gemeinſchaft treten könnteſt, fehlet noch Eins, deine Vermählung mit Maria Ottini."

Ueber das Geſicht des bildſchönen jungen Mannes zog eine Todesbläſſe. Der Vater mochte es bemerken; aber ſchwieg, und ließ ihm Zeit, ſich zu ſammeln. In Giambattiſta's Bruſt begann ein ſchwerer Kampf. Er liebte Maria Ottini nicht. Zwar war ſie ſchön wie ein Engelbild; aber in ihrer Seele lag Stolz, Herrſchſucht, Härte und eine Gluth ſinnlicher Leidenſchaftlichkeit, wie ſie wohl nur unter dem glühenden Strahl einer italiſchen Sonne reifen mag. Schon als Kinder hatten ſich Beide abgeſtoßen. Maria aber mochte gerne die Bewerbungen Anderer annehmen, und beſonders des Ritters Brömſer von Rüdesheim. War es eine perſönliche Abneigung oder das Bewußtſein, daß ihre Eltern ſie längſt für einander beſtimmt; kurz, ihre Herzen entfremdeten ſich in ſpäteren Jahren immer mehr. Um Maria's Heftigkeit zu mildern, hatte ſie Ottini in das Kloſter Ruppertsberg gebracht. Dort war ſie ſeit einem Jahre. Giambattiſta hatte ſie nur ſelten geſehen, aber nie das gefühlt, was das Herz zum Herzen zieht. Und wie hätte das ſein können? Trat ja doch immer zwiſchen ihn und Maria ein bleiches Bild, das tiefen Schmerz verrieth, ein Bild aus früheren Tagen, ein Bild von jenſeit der Alpen! —

„Du ſchweigſt," hob endlich der Alte wieder an. „Iſt die Thorheit noch nicht beſiegt? Ich glaube, du würdeſt aus Dank gegen den Vater, der Alles für dich that, der ſein ganzes Leben nur ſeinen Kindern weihet, thun, was ſeine Seele wünſcht, was des Hauſes Beſtehen und Wohlſtand heiſcht. Hab' ich mich betrogen in dir?"

„O, mein Vater!" ſeufzte der Sohn.

„Du willſt ſagen, du hegeſt für Marien keine Neigung? Thor! Iſt ſie nicht das lieblichſte Weſen, das dein Auge ſehen kann?"

„Wohl, mein Vater," ſprach Giambattiſta; „aber habt Ihr ſie beobachtet? Kennt Ihr ihr Herz? Ihre Denkweiſe? Habt Ihr ihre Abneigung zu mir erwogen?"

„Weil ihr in kindiſcher Laune euch nicht verſtandet, weil ihr mit einander wohl einmal hadertet, ſolltet ihr in den verſtändigen Jahren nicht mit einander leben können?“ rief der Vater. „Toller Wahn! Deine Muter liebte mich auch nicht; ich ſah wohl auch eine Andere lieber; aber ich gehorchte meinem Vater, und nie war eine Ehe glücklicher, als die unſere. Traurig, daß ſie der Tod ſo frühe trennte! Ueberdieß haſt du Maria ſeit einem Jahre nicht geſehen, nicht geſprochen. Maria iſt eine Andere geworden, ſagt die Aebtiſſin.“

„Nur gegen mich nicht,“ verſetzte der Sohn.

„Giambattiſta,“ ſprach wehmüthig der Vater, „ſoll mein graues Haupt mit Herzeleid belaſtet werden, und mit Herzeleid in die Grube fahren? Soll die Innung durch dich zerſtört werden, die ſo lange und ſo herrlich blühte? Sollen die Lombarden deutſches Blut mit dem ihren miſchen? — Soll des Vaters Fluch auf dir laſten?“ Die letzten Worte ſprach er mit herber Strenge.

Der Sohn fühlte einen Schauer durch ſeine Adern rieſeln. „Ich will gehorchen!“ rief er, und faltete ſeine Hände in ſtummer Trauer.

„Gut,“ ſagte froh der Vater. „Gottes Segen wird auf dir ruhen mit dem meinen, und an ihn gebunden.“

„Aber,“ ſchob der Sohn ein, „eilet nicht. Laßt mich wenigſtens mit Maria Ottini näher bekannt werden. Geſtattet eine Friſt!“

„Die ſei euch zugeſtanden, wenn ihr die Verlobung vollzogen habet.“

Der alte Pomaria verließ den Sohn, dem er die Hand herzlich reichte, um zu Ottini zu gehen, daß er ihm Giambattiſta's Einwilligung, zugleich ſeine Belehnupg mit dem Schultheißenamte melde. Giambattiſta blieb allein in ſtummer Verzweiflung zurück. „Vergib mir, arme Annunciata, betrogenes, armes Kind, vergib mir!“ rief er endlich aus, ſeine Hände ringend. „Warum bin ich nicht arm, wie ſie? Warum bin ich heimgekehrt aus dem Lande der Väter? Dort, bei ihr, hätte ich bleiben ſollen!“

III.

Es war ungefähr um dieſelbe Zeit, als kurz vor dem Eintritte des Zwielichts in einer kleinen und engen Gaſſe an der Stadtmauer von Aſti ſich eine Thüre öffnete, aus welcher ein kleines, ſeltſam ausſehendes Männlein trat. Eben, als er die gebrechliche Thüre ſchließen wollte, kam eine kleine Hand zum Vorſchein, welche die Seinige faßte und feſthielt.

Unwillig fuhr das Männlein herum und ſagte halblaut: „Hab' ich denn keine Ruhe vor der vermaledeiten Dirne!“ — Es half jedoch nichts, er mußte wieder in die Thüre treten. Eine weiche, ungemein melodiſche Stimme bat flehend das Männlein:

„Ach, theurer Oheim, forſchet doch genau bei dem Deutſchen, und laſſet mich nicht lange warten! Und noch Eins, guter Oheim, betrinkt Euch nicht!“

Das ſchien das Männlein über Gebühr zu ärgern. Es ſchmiß die Thüre zu, rannte ſchnell das Gäßchen hinab, brummend und grollend. „Maledetta!“ ſtieß er im Grimme hervor. „Geb' ich ihr dafür das Gnadenbrod, daß ſie mich meiſtern will? Mir vorzuſchreiben, wie viel ich trinken ſoll von dem edlen Monteſiasconer! Nein, du vorwitzige Närrin, ſo weit ſind wir Beide eben noch nicht gekommen.“ Er ſtieß den langen Stock mit dem Elfenbeinknopfe, den er einſt von einem Vetter Canonicus bei der Kirche dei Angeli bekommen, giftig auf das Straßenpflaſter. „O, hätt' ich dich vom Halſe,“ fuhr er fort, „wie manch' Schöpplein könnte ich mehr trinken. Ich müßte doch nicht immerdar die Thränen ſehen, die das dumme Ding vergießt, weil ihm der junge Deutſche davongelaufen iſt. — Schließt ſich ein, wie eine Nonne, und will doch in kein Kloſter gehen. Iſt hübſch, wie eine heidniſche Göttin, und läßt ſich nicht ſehen, daß einmal ein braves Kind von Aſti ſie freien könnte! Ja, werde Einer aus dem Weibsvolk klug! Dank allen Heiligen, daß ich mir's nicht einfallen ließ, ein Weib zu nehmen; die ſollte mir erſt meinen Labetrunk vergällen!“

Er war unter dieſen Ausrufungen, die jedoch keineswegs ſo laut geſchahen, daß ein neugieriges Ohr ſie hätte vernehmen können, in eine anſehnliche Entfernung von ſeinem Häuslein gekommen, und bei jedem weitern Schritte ſchien ſein Herz ruhiger zu werden und ſein Zorn milder. Die herrſchende Gutmüthigkeit ſiegte endlich ganz, und er ſchloß den Monolog mit den Worten: „Was will ich machen? Sie iſt doch meiner Schweſter einziges Kind, und ohne mich ganz verlaſſen. Auch thut ſie mir ganz gute Dienſte, waſcht und ſäubert, kocht mir mein Süpplein und pflegt mich wie einen Vater. Sie meint es wohl gut, weiß aber noch nicht, was einem alten Manne zukommt, der ſein Leben hindurch viel und ſorglich gehandelt und gearbeitet hat. Ich will nur thun, was ſie will. Gebe es mein Patron, daß ich ihr Nützliches erfahre, oder doch Angenehmes!“ —

Das Männlein, deſſen Unterredung mit ſeiner Nichte und Selbſtgeſpräch wir vernommen, war ein Kleinhändler, der ſich aus den Geſchäften mit einigem Vermögen zurückgezogen, und nun, nachdem das Häuschen ſein eigen geworden, auf ſeinen Lorbeeren ausruhte und ſein Fläſchlein Montefiasconer täglich mit Behagen trank. Er war ein Junggeſelle aus Grundſatz, wie er zu ſagen pflegte. Hörte man aber die arge Welt, ſo lagen andere Beſtimmungsgründe vor, und zwar die, daß er mehrmals mit Feuer gefreiet, aber jedes Mal mit einem großen Korbe abgezogen ſei. Letzterer unangenehme Umſtand hatte in einigen anderen Umſtänden ſeinen Grund, deren zwei an ſeinem Kopf, einer am Rücken, und der vierte in ſeiner Geſtalt überhaupt begründet zu ſein ſchienen, wenigſtens meinten das die Frauen ſo, die freilich immer etwas Beſonderes wiſſen und haben wollen. Der erſte Umſtand an ſeinem Kopfe beſtand darin, daß er ungemein dick und eckig war, und ein Haar darauf wuchs, daß eher den Namen der Haare verdienen mochte, welche das Fell der Thiere bedecken, welche das Volk des Alten Bundes verabſcheut. Dieſes Haar hatte noch eine andere Eigenſchaft, die den Frauen mißfiel, es war nämlich ſo abnorm roth, daß man hätte glauben können, es brenne. Ueberdies hatte er zwei Augen wie andere Menſchenkinder, aber die Farbe dieſer Augen war ſchier auch röthlich, und das eine ſah rechts, das andere links hinaus in die Welt, ſo daß eigentlich Niemand wußte, wohin er blicke, ausgenommen er ſelber. Sein Rücken war mit einem Verdruſſe behaftet, was ſo viel heißt, als, er hatte einen Höcker, der, ſpitz und hoch an ſich, auch noch die beſondere Eigenſchaft hatte, daß der Grat ſehr ſcharf war. Dabei war er nur zwei und einen halben Schuh hoch, befliß ſich ſehr poſſierlicher Manieren, und ſuchte beſonders durch ſehr raſche Drehungen den Höcker Demjenigen zu verbergen, der eben mit ihm ſprach. Außerdem war er ein erzkomiſcher Schalk, der Nichts lieber that, als die Leute hinter einander zu hetzen. Er lachte in der Regel dann in die Fauſt; bereitete aber Anderen viel Kurzweil. Sein Witz war ſcharf und beißend, obwohl er Niemanden damit verletzen wollte; denn dazu war er zu gutmüthig. Sein Name war Bartholemeo Malvoglio.

Als er nun ſo brummend die Straße hinabſegelte, ſahen ihm die Leute lachend nach.

„Er geht wieder zum Monteſiasconer,“ rief eine Frau der Nachbarin zu; „wenn er ſich nur in Acht nimmt, daß er nicht in der Trinkſchale erſäuft!“

„Die müßte doch groß ſein, lachte dieſe, „denn ſein Kopf allein füllt den Taufſtein der Kirche bei Angeli aus.“

„Man ſollte immer Waſſer hinter ihm hertragen,“ bemerkte eine Dritte, „weil es gefährlich iſt, mit ſeinen Haaren an Holz und Stroh vorbei zu gehen. Wenn einmal ein Stadtbrand entſteht, ſo hat ihn Malvoglio gewiß mit ſeinem Kopfe verurſacht!“

Die Erſte verſetzte darauf: „Mit dem Waſſer befreundet er ſich nicht; dagegen iſt er geſellig. Wenn er auch allein aus ſeinem Hauſe weggeht, kommt er doch immer zu zwei wieder heim, und es iſt allemal ein Monteſiasconer, der mit ihm kommt.“

„Freilich wohl,“ bemerkte die Zweite, „allein das Schlimmſte iſt, daß er ſtets ſchief geladen hat, denn die Straße iſt ihm zu enge.“

„Wäre er von Glas,“ ſagte die Dritte, „ſo wäre er längſt an unſerer Hausecke zerbrechen; denn er rennt jedabendlich dawider.“ Ein lautes Gelächter beſchloß das Geſpräch in dem Momente, wo Malvoglio um die Ecke bog.

Hatte er es nicht gehört, oder mochte er es nicht hören? Es blieb jedenfalls zweifelhaft; denn er achtete nicht im mindeſten darauf, und arbeitete ſich mit ſeinen kleinen Beinchen aus der argen Geſellſchaft weg. Durch mehrere Gaſſen der alten Stadt war er ſchon gegangen. Gegen manche Oſteria hatte er liebäugelnde Blicke geworfen; aber ſein Antliz blieb ſich gleich. Als er in der Nähe der Kirche dei Angeli ankam, klärte ſich plözlich das Antliz auf. Der Purpur der Naſe ſchien leuchtender zu werden. Die Augen irrten in ihren Höhlen herum, wie zwei Feuerräder — denn — die Oſteria des Monteſiasconers lag vor ihm, die Thüre ſtand offen, und er ſah die Gäſte in bunter Miſchung da ſizen an den rohen Tiſchen, die umher ſtanden. Malvoglio trat raſch ein.

Alſobald ließ er ſeine beiden Luchsaugen herumſpazieren und muſterte ſich ſeine Leute, indem er, auf die Spizen ſeiner Zehen ſich ſtellend, unbemerkt umherſchaute. Da ſaßen ſie, die alten Genoſſen ſeiner ſeligen Zechſtunden, da ſaß auch der Geſuchte, die rieſiggroße blondhaarige, blauäugige deutſche Geſtalt des Joſt von Kempten bei Bingen, des wohlbekannten Dieners des jungen Giambattiſta Pomaria. Damit hatte es nun folgende Bewandniß.

Seit in Bingen die Lombarden oder Gewertſchen, wie man ſie allgemein in Deutſchland nannte, ſich niedergelaſſen, pflegte jährlich ein Glied des Hauſes nach Aſti zu gehen, wo ein anderer Zweig der Familien-Innung das Geſchäft betrieb, die Einkäufe machte, und dergleichen mehr. Man wählte dazu meiſt die jüngeren Familienglieder, um ſie in das Innere des Geſchäfts einzuweihen, mit den Familiengliedern jenſeit der Alpen bekannt und vertraut zu machen, und überhaupt ihnen einen freieren Ueberblick zu gewähren. Vor einem Jahre war Giambattiſta Pomaria in Aſti geweſen, und hatte ſich lange Zeit dort bei ſeinem uralten Großvater aufgehalten.

Der Greis bewohnte ein ſtattliches Haus, welches jedoch in einer Nebenſtraße Aſti's lag, wo ſich ſeine Magazine in der Nähe befanden. Dem Hauſe gegenüber befand ſich die Wohnung eines Schneiders, Namens Ghisberti, der ſelber längſt geſtorben war. Seine Wittwe war arm, und nährte ſich als Wäſcherin; aber ſie beſaß einen Schatz, wie Aſti keinen zweiten aufzuweiſen hatte, in ihrer kaum ſechzehnjährigen Tochter. Annunciata war ſchön wie ein Engel, und was mehr iſt, ſie war rein wie ein Engel. Wohl ſuchten die Jünglinge der Stadt Buhlſchaft mit ihr, aber ſie wies alle mit ſittlichem Ernſte zurück. Da kam der junge Pomaria, das Ideal eines ſchönen jungen Mannes, und ſeine Schlaf- und Wohnſtätte war ihrem Fenſter gegenüber.

Giambattiſta ſah das ſchuldloſe Engelsbild, und wurde bezaubert von den Reizen, die ſein Auge erblickte. Wäre Annunciata ein Mädchen geweſen, wenn ſie den Eindruck nicht mit Vergnügen wahrgenommen, den ſie auf das Herz eines Jünglings gemacht, den ſie ſelbſt ſo ungemein ſchön fand? Unter dieſen Umſtänden bildete ſich bald ein heimlicher Augenverkehr. Das Herz begehrte bald mehr, und da die Augen bereits vermittelt hatten, blieb der Umgang nicht aus, und die Herzen ſchloſſen den Bund der Liebe. War es ein Wunder, daß Giambattiſta nicht über die Alpen eilte? Mit der Meinung der Seinigen am fernen Rheine jedoch ſtand die ſeine nicht im Einklange. Dort drängte der Vater auf des Sohnes Rückkehr. In Aſti ahnete Niemand dies Verhältniß zu Annunciaten, am wenigſten der dem jungen Manne naheſtehende Greis. Niemand wußte darum, als der treue Diener Giambattiſta's, jener Joſt aus Kempten, der jetzt wieder in der Oſteria des Monteſiasconers ſaß. Er liebte ſeinen jungen Herrn, er hatte ſelbſt in Kempten ein Treuliebchen. Warum ſollte er ihm ein Glück mißgönnen, deſſen Größe er ſelber kannte? Auch fand er kein Unrecht darin, daß ein ſo reicher junger Mann ein blutarmes, aber durch ſeine blendende Schönheit ſo hochgeſtelltes Mädchen freie, zumal ſie ſo gut und fromm war wie eine Deutſche. An etwas Anderes aber, als an eine ehrliche Heirath konnte Joſt nicht denken, und zwar um ſo weniger, als er ſelbſt etwas Anderes ſich nicht denken konnte. Zur Ehre ſeines Herrn ſei es aber geſagt, daß er andere, bloß Tändeleien bezweckende Abſichten nicht hegte. Seine Liebe für das ſchuldloſe, liebenswürdige Kind der Natur war ächt, treu, wahr. Mit den heiligſten Eiden gelobte er ihr, ſie als Gattin heimzuführen nach Jahresfriſt. So ſchied er unter heißen Schwüren und Thränen.

Für das arme Mädchen brach eine ſchwere Zeit alsbald herein. Die Mutter ſtarb. Das Häuschen war verſchuldet, und nichts blieb ihr übrig, als die Zuflucht beim alten Oheim an der Stadtmauer, dem weinſeligen Malvoglio. Er nahm ſie auf; aber ihre Tage waren nicht roſig bei ihm.

In jenen Tagen war der Verkehr in die Ferne nur ein mündlicher und perſönlicher. Wie ſollte das liebende Mädchen von dem Geliebten Kunde erhalten? Sie liebte mit der tiefen, heißen Gluth, wie ſie das Herz hegt unter dem ſüdlichen Himmel Italiens. Sie glaubte feſt, wie ſie an Gott und die Heiligen glaubte, an ſeine Treue und an die Löſung ſeines Wortes. Sie zählte die Tage, die Monate bis zur Wiederkehr; aber er kam nicht. —

Dort am Rheine ſtand es anders, als er es ſich geträumt im Arme der Liebe. Er fand den ungemeſſenen Geldſtolz ſeines Vaters, den Plan, ihn mit Maria Ottini zu vermählen, dieſer Maria, deren Leidenſchaftlichkeit, deren Eigenſinn, deren feindſeliges Gemüth er kannte, die ihn nicht liebte, die er verabſcheute! —

Wohl merkte der Vater, daß ihn ein Band im Lande der Heimat feſſele. An den dummen, ehrlichen Jeſt machte er ſich nun, um ihm das Geheimniß abzulauſchen oder ſelbſt abzunöthigen.

Jeſt hatte nicht Urſache, es zu verheimlichen, weil er glaubte, ſein Herr habe es ſeinem Vater geſtanden. Der ſchlaue Pemaria entlockte ihm die kleinſten Umſtände. Darnach nahm er ſeine Maßregeln, ohne dem Sohn eine Andeutung zu geben, daß er wiſſe, wie es in Aſti ſtehe. Nur einmal, da nämlich, als er ihm mit kluger Berechnung das Ja abnöthigte, ließ er eine Andeutung fallen, als könne Giambattiſta eine Andere lieben.

Der Sohn wagte es nicht, ſeine Gefühle auszuſprechen, und verſchloß in den Schrein des Herzens, was er in deſſen Grunde hegte. Er hoffte durch den Aufſchub Das zu erhalten, was er wünſchte.

Als nun der Sommer gekommen war, wo wieder ein Sohn des Handels nach Aſti reiſen ſollte, kam ein Brief vom alten Großvater, welcher heiſchte, daß Antonio, der jüngſte Enkel, komme, auf daß ihn ſein Auge ſähe, ehe es ſich im Todesſchlafe ſchlöſſe. Das war ein ſchlau gelegter Schlupf für den armen Giambattiſta. Er mußte bleiben und Antonio zog. Der Großvater aber wußte Nichts von einem Briefe.

Am Tage vor der Abreiſe ließ Pomaria den Knecht Joſt in ſein Gemach kommen.

„Joſt,“ ſagte er, „du haſt unſerem Hauſe ſeit Jahren treu gedient, du ſollſt jetzt meinen jüngſten Sohn nach Aſti begleiten. Es iſt deine letzte Reiſe. Sobald du zurückkommſt, will ich dir ein Häuschen in Kempten kaufen oder bauen, wo du dich ſetzen kannſt; aber Eins iſt die Bedingung.“

Joſt's Herz pochte bei dieſer Eröffnung mit Heftigkeit. Er ſah ſich ſchon im Beſitze ſeines Liebchens, am Ziele ſeiner Wünſche.

„Was fordert Ihr denn von mir, Herr?“ fragte er. „So ich kann, will ich's gewißlich erfüllen.“

„Du weißt,“ ſagte er zutraulich, „daß Annunciata Ghisberti, das blutarme Schneiderskind von Aſti, nicht für meinen Sohn iſt. Er wird, ehe ein Monat vergeht, Maria Ottini heimführen, die reiche, ſchöne Maria!“

Joſt erſtarrte. Er gedachte des armen liebenden Mädchens und ſeiner Hoffnungen, und bejammerte ſie; allein er ſah erſt jetzt, daß ſein alter Herr eine Wahrheit ſagte, als er fortfuhr:

„Uns gilt es Alles, guter Joſt, den alten Ruhm unſeres Hauſes zu erhalten, und er ruht allein auf Geld und Redlichkeit. Die Innung aber geht auseinander, wenn Fremde hineinheirathen und das Geld in andere Hände kommt; darum kann aus Dem Nichts werden, was Giambattiſta dort angeknüpft hat.“

Wenn auch ein Zweifel in ſeiner Seele aufſtieg, ob das

Alles ſo ſei. Joſt war zu ſehr gewöhnt, zu thun, was man ihm ſagte, daß er nicht auch gehorſamte, wo er denken ſollte, was Andere dachten.

„Höre," fuhr Pomaria fort, „ich gelobe dir, Haus und Hof zu gründen, wenn du zurück die Kunde bringſt, Annunciata ſei wirklich geſtorben, wie ſie denn jetzt ſchon für ihn todt ſein muß."

In Joſt's deutſcher Seele regte ſich eine Macht gegen dies Anſinnen; aber der gewandte Italiener wußte ihm die Sache ſo augenfällig als Pflicht hinzuſtellen, daß er am Ende gelobte, es alſo zu machen.

Wohl ſah der Alte ein, daß, wenn Giambattiſta mit Joſt rede, und ihm, wie kaum zu zweifeln, Aufträge ertheile, der dumme ehrliche Joſt das ganze Ränkegewebe entdecke; daher wußte er es ſo zu leiten, daß Giambattiſta gen Köln fuhr in Handelsgeſchäften, und während dieſer Zeit reiſten Die ab, welche mit Antonio den Zug nach Aſti machen ſollten.

Sein Plan war erreicht. Antonio ahnte nichts von ſeines Bruders Händeln in Aſti, und Joſt durfte ihm nichts davon vertrauen.

Nach langer Fahrt langten ſie in Aſti an.

Joſt eilte am andern Morgen in die wohlbekannte Wohnung der Wittwe Ghisberti. Fremde Leute ſahen ihn verwundert an. „Wo iſt Frau Ghisberti?" fragte er.

„Todt!" war die Antwort.

„Wo iſt Annunciata?" fragte er weiter.

„Wir wiſſen es nicht," ſagten ſie; „wir glauben, daß ſie auch todt iſt; denn man ſieht nichts mehr von ihr."

Da wurde es dem ehrlichen Burſchen von Kempten leicht um die Seele. Er betete ein Paternoſter und Ave für ihre arme Seele, und dankte ſeinem Schutzheiligen, daß er nicht zu lügen nöthig habe.

Annunciata war wohl todt für die Welt. Sie ſah ſich als ihres Geliebten Verlobte an; mied es, ſich öffentlich zu zeigen, und als nun Giambattiſta nicht kam, ſie ſich betrogen ſah, begrub ſie ſich und ihren Schmerz in das kleine Häuschen Malvoglio's, und kaum ahnte man in der Nachbarſchaft ihre Anweſenheit, wenn man nicht die edle Geſtalt tief verſchleiert hätte vorüberſchweben ſehen zur Kirche dei Angeli.

Eines Tages war ſie dort hingegangen, und — ſchier wäre ſie zuſammengeſunken — dort erblickte ſie des Geliebten Diener, den treuen Joſt von Kempten — aber — Giambattiſta fehlte? Wie konnte ſie Auskunft erhalten?

Da hörte ſie eines Tages den alten Oheim von dem Deutſchen reden, der eine ſo weite Gurgel habe, daß er ein ungeheures Maaß Monteſiasconers trinken könne. Nun bat, nun flehte ſie ihn an, daß er Joſt ausfrage über ſeinen Herrn. Darum ſtellte ſich Malvoglio auf die Spitzen ſeiner Zehen, als er in die Oſteria ſeines Freundes aus Monteſiascone trat. Kaum hatte er ſeinen Freund aus früheren Tagen erblickt, als er mit ſeinen ſpitzigen Ellenbogen die Leute zur Seite ſchob, und mit ſeiner kleinen Geſtalt raſch zur Seite des Deutſchen ſich einen Platz erobert hatte.

Unter den wenigen hervorſtechenden Eigenſchaften Joſt's von Kempten war dieſe die eminenteſte, daß er den anſehnlichen Durſt ſeiner Heimat mit ſich über die Alpen genommen hatte, und zu dem edelſten Muskateller, welcher im Patrimonium Petri wuchs, nämlich bei dem Städtchen Monteſiascone, eine warme Neigung im Herzen trug. Sein junger Herr war kein Knicker; und ſo wurde es ihm möglich, regelmäßig jeden Abend ſich ein anſtändiges Räuſchchen in der Oſteria zu holen. Auch heute ſaß er da voll Luſt und Freude, und ſog an ſeiner Kanne mit unſäglichem Behagen den ſüßen Saft des geſegneten Landes. Nur Eins fehlte noch für ihn. Er war eine jener behaglich heiteren Naturen, die es lieben, daß Luſt und Kurzweil um ſie herum hüpfen, und ſie ſelbſt dabei nichts weiter thun, als aus dem innerſten Fundamente des Herzens zu lachen. Dazu fehlte der rechte Mann noch, nämlich Malvoglio. Nach ihm, dem gewohnten Gaſte und Luſtigmacher, ſah ſich Joſt mit Sehnſucht um; aber er nicht allein, ſondern auch andere Gäſte und der Wirth ſelbſt, der dieſen Juwel ſeiner Oſteria wohl kannte, und in ihm einen nicht geringen Magnet für viele ſeiner Gäſte ſchätzte.

Als mit einer ihm eigenthümlichen Schnellkraft der kleine Kobold neben Joſt auf die Bank hüpfte, reichte ihm dieſer fröhlich ſeine breite Hand hin und rief ihm ein herzliches Willkommen zu.

Joſt hatte ſo viel Italieniſch begriffen, daß er ſich ziemlich gut darin ausdrücken konnte.

Auch Malvoglio begrüßte ſeinen alten Zechgenoſſen, neben dem er freilich wie ein Pigmäe ſaß, und drückte ihm die mächtige deutſche Hand.

„Auch wieder bei uns, Signor Joſto?“ fragte er freundlich, „und ſeit wann?“

„Nun, ſeit drei Tagen,“ ſagte Joſt in ſeinem Phlegma, aber ungemein erfreut durch die ehrende Anrede Malvoglio's.

„Iſt auch Euer vieledler Herr wieder bei Euch, Signor Giambattiſta Pomaria?“ fragte Malvoglio.

„Habt Ihr den auch gekannt?“ war Joſt's Gegenfrage.

„Gewiß!“ verſetzte der Kleine.

„Dieſes Mal iſt ſein Bruder Antonio hier,“ redete Joſt weiter.

„Wie kommt es denn, daß er Aſti nicht wieder beſucht hat?“

„Er iſt Schultheiß der Stadt Bingen geworden,“ antwortete Joſt.

„Was iſt das denn?“ fragte unſchuldig Malvoglio.

„So viel wie Euer Podeſta; aber das iſt's nicht alleine. Er iſt jetzt ein junger Ehemann, verſteht Ihr, und darf das ſchöne Weibchen in den Honigwochen doch nicht verlaſſen.“

Malvoglio ſtutzte. „Wen hat er denn heimgeführt?“ fragte er weiter.

„Maria Ottini, das ſchönſte und reichſte Mädchen der Stadt, ſeine längſt erkorne Braut.“

Malvoglio wußte genug. Einen Augenblick flog eine düſtere Wolke über ſein Geſicht; er dachte an das arme, betrogene Mädchen; gedachte ihres Leides, und das trübte ſeine Stimmung; indeſſen war Malvoglio nicht der Mann dazu, lange einem Gefühle Raum zu gönnen, das ihn ohnehin ſelten beſchlich.

Der Wirth ſtellte ihm ſeine Kanne Monteflasconer vor, ſagte ſein Proſit! und fragte: „Was iſt Euch denn für ein Läuslein über die Leber gelaufen, Signor Malvoglio, daß Ihr Eure gute Laune daheim gelaſſen habet?“

„Ja, ja!“ riefen mehrere Gäſte zugleich. „Erzähle, Malvoglio, was dir begegnet iſt.“

„Nichts, gar nichts,“ lachte der Kleine, der in dieſem Momente den erſten belebenden Zug aus ſeiner Kanne gethan, und mit dieſem Kardinalzuge ſeine ganze überſprudelnde Necklaune wieder gewonnen. „Das Eine nur machte mich traurig, daß ich im Vorbeigehen Lizzi’s Frau keifen hörte über ihren Sauſaus von Mann, der wieder in der Oſteria ſitze und die Nadel ruhen laſſe. Sie meinte, ſie müſſe wohl wieder dem Ziegenbock das Fell ausklopfen, wenn er mäckernd heimkehre. Ich bedaure dich, armer Lizzi,“ ſprach er mit ſchalkiger Miene zu einem langen und ſehr dürren Manne, der ihm gegenüber ſaß, und ein Schneider ſeines Zeichens war; dabei wirbelten ſeine verdrehten Augen in ihren Höhlen herum, als hätten ſie den Veitstanz, und ſeine ohnehin abſonderlichen Züge nahmen den Ausdruck an, der Jedermann zum Lachen reizte, der ihn anſah.

Joſt brach in ein wieherndes Gelächter aus, und die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein, nur Lizzi, der Schneider, nicht, der ärgerte ſich über die Maßen, und konnte das auch nicht bergen. Zwar ſchwieg er, und that einen tüchtigen Zug aus ſeiner Kanne; aber ſein Antlitz verfärbte ſich und wurde gelb vor Ingrimm.

„Armer Lizzi,“ hob Malvoglio wieder an, „du haſt ein Hauskreuz, wie irgend Einer in Aſti. Allemal, wenn ich deine Holde keifen höre, gelobe ich eine Kerze in die Kirche dei Angeli, zu deren Kirchſpiel wir gehören, daß ich mir nie einfallen ließ, zu heirathen.“

„Schweig, du Galgenvogel,“ ſchrie jetzt Lizzi, dem der Aerger überquoll, „dafür haſt du ein ſchönes Dirnchen dir heimlich ins Haus geholt.“

Malvoglio lachte. „Haſt Recht, Lizzi, und es gereicht mir nicht ganz zur Schande, daß meine Schönheit dieſen Sieg noch ſo ſpät errang.“ Abermals brach das Gelächter los.

„Du aber,“ fuhr Malvoglio unermüdet fort, „konnteſt nur in deiner Jugend das Zaukeiſen erlangen, die wahrſcheinlich ſonſt Keinen bekommen konnte; denn jetzt ſiehſt du aus, wie eine dünne Wurſt, die Jahre lang im Rauchfange hing, und haſt eine Farbe, wie eine unreife Zitrone vom Gardaſee. Jetzt gelänge dir's nicht, meinſt du nicht, Annibaldi?“

Mit dieſem Aufrufe wandte er ſich an einen luſtigen Schuſter, einen unterſetzten, dicken Burſchen, deſſen Antlitz leuchtete wie der rothe Abendhimmel, der beſonders mit Luſt es anſah, daß der ärgerliche Schneider aufgezogen wurde, deſſen nächſter Nachbar er war.

Der Schneider war außer ſich vor Zorn.

„Sieh' dich an, Zwergel,“ rief er zornig aus, „daß du errötheſt vor dir ſelber. Stecke deinen Kopf in eine Pfütze, daß er nicht in heller Lohe brenne!“

Malvoglio lachte hell auf. „Hätt' ich eine Frau, wie die deine, ſo wäre der Brand ſchnell gelöſcht.“

„Wie ſo?“ fragte Joſt von Kempten.

„Deutſcher Säufer,“ ſchrie Lizzi, „was miſcheſt du dich drein.“

Joſt wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

„Laßt hier den Annibaldi reden,“ ſprach Malvoglio, „der wird Euch die Geſchichte erzählen.“

„Erzählet!“ ſchrien augenblicklich zehn Kehlen.

„Ihr wiſſet, Freunde,“ hob pathetiſch der Schuſter an, „daß ich das Unglück habe, Lizzi gegenüber zu wohnen. Jüngſt hatte Freund Lizzi hier mehr getrunken, als ſein Durſt auswies, und kam mit mir, der ich ſtets nüchtern bin, heim. Während meine liebe Frau mich mit freundlicher Miene einläßt, mußte Lizzi poltern an der Thür, als wolle er ſie zerſchmeißen. Er wird leicht giftig, wie Ihr eben ſahet. Hier wurde er's auch, und ſchimpfte ergötzlich auf ſeine theure Hälfte und tobte wie ein Unſinniger. Bald darauf öffnete ſich das Fenſter über ſeinem Kopfe, und ein ganzer Kübel kaltes Waſſer ergoß ſich über meines Nachbars kahlen Kopf. Das that Wunder. Plötzlich war ſeine Hitze verflogen und er flehte nun wie ein kananäiſch Weibchen um baldigen Einlaß, der ihm auch wurde.“

Das war Oel in's Feuer. Lizzi raſ'te, und wollte Annibaldi an den Leib. Der ganze Troß der Gäſte aber lachte, daß das Haus bebte, und Joſt's Bärenſtimme war vor allen hörbar.

Annibaldi duckte ſich, als der dürre Schneider ſeine langen Finger nach ihm ausſtreckte, und ſchob Joſt vor. Dem fuhr Lizzi in die langen blonden Haare, und raufte ſie, blind vor Wuth.

Joſt aber, nicht faul, wenn ihm Einer zu nahe kam, zog ihm eine deutſche Maulſchelle, daß er heftig zurückprallte.

„Laß mich in Ruhe, Ziegenbock,“ rief er. „Ich habe nichts mit dir zu thun.“

„Friede! Friede!“ rief Malvoglio. Der Wirth faßte Lizzi, und hielt dem Schäumenden die Hände.

Während dieß geſchah, ſaß Annibaldi wieder an ſeiner Stelle.

„Warte, du Pechvogel,“ rief Lizzi, „ich will dir's gedenken.“

„Und du, deutſcher Lümmel, was ſchlägſt du mich?“

„Bleib' aus meinen Haaren!“ ſagte lakoniſch der Deutſche, und war wieder ſo ruhig, wie vorher.

Der Strom ſeiner Schimpfreden ergoß ſich nun über Annibaldi, bis ihm der Athem ausging. Dabei ſchoß er fortwährend wüthende Blicke auf den Deutſchen.

„Sag' doch an,“ hob endlich Malvoglio wieder an, ſich an Annibaldi wendend, „was war das neulich für eine Geſchichte mit dem Pater Ambroſio?“

„Du weißt's ja ſelbſt,“ entgegnete dieſer. „Erzähle es nur!“

Wiederum forderten Alle die Erzählung von Malvoglio.

Dieſer ſträubte ſich zuerſt, dann erzählte er:

„Ihr kennt Lizzi's ſchönes Weib. Stellt die in euren Weinberg, und acht Tage nachher geht keine Krähe hinein. Auf dieſes Weib, meinte nun Lizzi, habe der Pater ein Auge. Er trifft ihn eines Tages, wird ſtößig gegen ihn und faßt ihn am Ende an der Kutte, um ihn hinaus zu werfen; der Pater aber iſt ein wohlgenährter Patron, der bläuet ihn weidlich durch, und ſeine Frau hilft liebevoll dem Pater. Acht Tage war er nicht hier, weil ſeine dürren Knochen Noth gelitten hatten. Ich kehrte gerade mit Annibaldi aus dieſer Oſteria heim, als ſie ſich liebkoſ'ten, wie Signor Pulcinello und ſeine Columbine."

„Was war denn die Urſache?" fragte Joſt, dem es Spaß machte, ſich an dem Schneider zu reiben.

„Narr," rief Malvoglio, „der Pater küßte die Donna in allen Ehren, und das verdroß den Herrn Gemahl!"

„Lüg' du und der Teufel!" ſchrie Lizzi, und griff nach Malvoglio. Dieſer ſchlüpfte unter den Tiſch, und der zornblinde Lizzi faßte abermals den breiten Joſt. Dieſer fuhr grimmig auf, und zog dem Schneider eine noch derbere Maulſchelle, als die erſte geweſen. Er taumelte. Malvoglio benutzte den günſtigen Moment, hob ihm die Füße unter dem Tiſch auf, und Lizzi ſtürzte der Länge nach in die Stube.

Das Gelächter hatte nun den höchſten Grad erreicht, und Joſt ließ ihm vollen Lauf. Der Schneider raffte ſich auf. Sein Antlitz war erdfahl vor Wuth. Kein Wort konnte er hervorbringen, aber er riß ein Meſſer hervor, und ehe Jemand zu Hilfe kommen konnte, ſtieß er es dem Joſt in das Herz, daß er nur einen Schrei ausſtieß und todt zur Erde fiel.

Plötzlich hatte das Lachen ein Ende. Wie ein Blitz fuhr der verſtummende Schrecken unter die Gäſte. Lizzi verſchwand, und nach wenigen Augenblicken war die Oſteria leer.

Der Wirth aus Monteſiascone, dem derlei Vorkommniſſe nicht ganz ſelten waren, faßte ſchnell mit einem Knechte den Leichnam und ſchleppte ihn auf die Stiege der nahen Kirche dei Angeli, und ließ ihn da liegen. Die Mägde wuſchen ſchnell das Blut weg, und bald war jede Spur vertilgt, und, wie man zu ſagen pflegt, kein Hahn krähte weiter darnach.

Am andern Morgen fand man die Leiche des Deutſchen. Die

Brüderſchaft der Kirche begrub ſie, und Niemand folgte ihr, als der junge Herr Antonio Pomaria aus Bingen, der zu nicht geringer Verwunderung der Leute in Aſti wirklich um ſeinen Diener trauerte, der doch nur ein Deutſcher war.

Er ließ Seelmeſſen leſen, ſtiftete ein Anniverſarium in der Kirche, auf deren Stufen man den todten Joſt mit dem Herzſtiche gefunden, und am Abend darauf ſaßen wieder alle Gäſte in der Oſteria, wie früher auch; nur wollte die gute Laune bei Malvoglio nicht aufkommen, und Lizzi hielt ſich möglichſt ſtille. Des Ereigniſſes vom vorigen Abend gedachte Niemand mehr mit einer Sylbe, und um den armen Joſt trauerte Keiner, als ſein Herr, der ihn als eine treue Seele kannte, und nun ohne Diener war.

IV.

Etwas verſtört und völlig ohne Rauſch wanderte Malvoglio nach dem Ereigniß in der Oſteria des Montefiasconers nach ſeinem Häuschen an der Stadtmauer. Es wollte ihn doch ein ſchmerzlich Gefühl anwandeln, daß ſein Necken einen ſo ſchlimmen Ausgang genommen; allein er war ein Italiener, dem eben ſo eine Begebenheit nicht lange ſchwer auf dem Herzen liegt. Auffallend war es ihm, daß in ſeinem Stüblein kein Licht brannte. Er klopfte mit Aengſtlichkeit; allein bald öffnete ihm Annunciata.

Ach, ſie hatte im Dunkel allein geſeſſen, und das Auge ſchwamm wieder in Thränen. Malvoglio fühlte aufrichtiges Mitleid, als er das ſchöne Weſen anſah, und bedachte, wie er ihr den Dolch des Wehes in das arme, ohnehin ſchon blutende Herz ſtoßen müſſe.

„Ihr kommt ja frühe, Oheim?“ ſagte ſie, und der Ton der Stimme verrieth es deutlich, daß ſie viel geweint hatte.

„Freilich,“ ſagte der Alte „Es gab eine ſchlimme Geſchichte. Der Schneider Lizzi erſtach den Joſte, den Diener des jungen Pomaria.“

„O, all' ihr Heiligen!“ rief das Mädchen, und ſchier wäre ihr das Licht zur Erde gefallen, welches ſie eben gezündet hatte, „was ſagt Ihr da?"

„Es iſt eine Oſteriageſchichte, nichts weiter. Er iſt mauſetodt, ohne Beichte und Abſolution, das iſt das Schlimmſte."

„Armer Joſto!" ſprach traurig das Mädchen. „Er war ein treuer Diener und ein guter Menſch und Chriſt."

„Nun, wenn du ihm den Sermon hältſt," bemerkte Malvoglio, „ſo wird ihm ſein Herr ja auch Seelmeſſen leſen laſſen."

„Ohne Zweifel!" verſetzte Annunciata, die durch Malvoglio's Erzählung ganz ſich ſelbſt und ihre Herzensangelegenheit vergeſſen hatte. „Aber ach, wie ſteht es nun mit Dem, was ich ſo ſehnlichſt zu wiſſen wünſchte? Iſt Giambattiſta hier?"

„Es iſt geſorgt, Kind," ſprach Malvoglio. „Ich habe den Deutſchen ausgefragt, ehe er den Todesſtoß von Lizzi empfing."

„O redet, redet, theurer Ohm," flehte ſie in der größten Erregung. „Iſt er hier?"

„Nein, Annunciata, er iſt nicht hier, ſondern ſein Bruder, den Joſto begleitete."

Sie faltete ihre Hände vor der hochwallenden Bruſt. Es ſchien, als wolle der Athem ſtocken. Sie wagte nicht weiter zu fragen.

„Du ſollſt Alles hören, Kind, wie ſchlimm es auch iſt. Den Gedanken, ihn je als Gatten dein zu nennen," ſagte Malvoglio, „mußt du aufgeben. Bedenke, er iſt reich, du arm; er iſt ein Podeſta in ſeiner Stadt, du die Tochter eines Handwerkers. Kind, da iſt keine Hoffnung. Ueberdies iſt er — vermählt."

„Vermählt?" rief das liebende Mädchen aus, und die Todesbläſſe überzog das liebliche Antlitz; das Feuerauge erloſch; die Geſtalt brach in ſich zuſammen, und leblos ſank ſie in den Lehnſtuhl zurück.

Der alte Malvoglio erſchrack. Ein ähnlicher Fall war ihm noch nicht vorgekommen; darum wußte er auch nicht, was er zu thun hatte. Eine der ſpitzzungigen Nachbarinnen zu rufen, trug er um ſo mehr Bedenken, als er von keiner ſehr geſchätzt war, weil ſeine neckiſche Zunge keine derſelben geſchont hatte. Von ſeinem Inſtincte geleitet, lief er an ein Gefäß mit Waſſer und wuſch das ſchöne Bild des Todes an. Durch dies einfache Mittel gelang es ihm, das arme Mädchen ins Leben zu rufen.

„Vermählt, ſagtet Ihr, Oheim; iſt das wahr?“ fragte ſie, und die Thränen perlten über ihre ſchneeweiße Wange herab, und das Licht brach ſich drinnen, daß ſie wie goldene Perlen anzuſehen waren. —

„Ja, Annunciata, ſo ſagte Joſte. Als ich ihn fragte, warum doch Herr Giambattiſta Pomaria nicht wiedergekehrt ſei, da ſagte er: „Wie konnte er in den Honigwochen ſein junges Weibchen verlaſſen, das ſchön iſt, wie Milch und Blut?“ —

„O, Maledetto! Maledetto!“ rief das Mädchen wüthend aus, und es ſchien, als wäre ſie in dieſem Momente eine ganz Andere geworden. Ihr Auge loderte in einem unheimlichen Feuer; ſie raufte verzweifelnd ihr ſchönes Haar, daß es wild um ihren Kopf flog; ihr Weſen war in einer Aufregung, daß es Malvoglio Schrecken verurſachte.

Nach einer an völlige Raſerei grenzenden Wildheit wurde ſie [illegible] der ruhiger; aber dieſe Ruhe war entſetzlich anzuſehen. Sie [illegible] ſtille da, ſtarrte in eine Ecke und gab kein Zeichen des Lebens [illegible] ſich, als von Zeit zu Zeit ein tiefes Stöhnen, das erſchütternd [illegible] den alten Malvoglio wirkte.

„Geh ſchlafen, Kind,“ bat er ſie endlich, „du bedarfſt der Ruhe, wie ich.“

„Ruhe?“ fragte ſie, ihn anſtarrend, und ging.

In Annunciata's Benehmen zeigte ſich der Unterſchied zwiſchen dem deutſchen Gemüth und dem italieniſchen. Die Liebe der Italiener iſt Gluth, verzehrende Gluth, in der ihr ganzes Sein aufgeht.

Mild und zart, ſchwärmeriſch und innig liebt das deutſche Herz. Wie jedes Gefühl auf dem Extreme leicht zu ſeinem Gegentheile wird, ſo die Liebe der Italienerin. Wird ſie getäuſcht, betrogen, ſo iſt ihre Liebe Haß — eben ſo tief und leidenſchaftlich ihr Weſen durchwühlend, wie es ihre Liebe gethan, und dieſer Haß fordert Rache, und raſtet nicht, bis er ſie gefunden.

Wird die Deutſche getäuſcht, betrogen, ſo iſt ihr Schmerz unendlich groß, aber er tödtet die Liebe nicht, und könnte man in die Tiefe ihrer Seele ſchauen, man würde auch dann noch Liebe bis zum Tode finden, wenn auch der Betrug noch ſo tief verwundete.

Malvoglio konnte die Empfindungen Annunciata's nicht mißbilligen; aber ein tiefgefühltes Mitleid erfüllte ſeine Seele, und er nahm ſich vor, gegen das unglückliche Mädchen deſto ſanfter und ſchonender von nun an zu ſein.

Am andern Morgen, als Malvoglio aufſtand, und erwartete, daß ihm, wie das ſonſt zu geſchehen pflegte, Annunciata ſein Morgenſüpplein brächte, war es ihm auffallend, daß Alles im Häuschen ſo ſtille war. Da es nur zwei Stüblein und einen Raum für die Küche enthielt, der zugleich die Hausflur bildete, ſo konnte man jede Bewegung vernehmen, die im Hauſe ſtattfand. Sollte ſie krank ſein? dachte er, und der Gedanke beunruhigte ihn heftig. Er trat in die Küche; da ſtand noch Alles, wie es am vorigen Abend geſtanden. Keine Kohle glomm auf dem Herde. Keinerlei Anſtalt bewies die ſonſt ſo rührige Sorgfalt des Mädchens für den Oheim.

„Annunciata!“ rief er hinauf gegen die Thüre ihres Kämmerleins. Alles war und blieb ſtille.

Da durchrieſelte ein heftiger Schrecken das Herz des Alten. Sollte ſie ſich ein Leid zugefügt haben? dachte er mit Entſetzen. Dieſe Vermuthung ſteigerte ſich faſt zur Gewißheit. Er wagte es nicht, in das Kämmerlein zu treten, wie man ſich eben fürchtet, eine entſetzenerregende Vermuthung ſich verwirklichen zu ſehen. Doch drängte ihn die Angſt wieder vorwärts. Er ſtieg die Stiege hinauf und drückte an der Thüre. Plötzlich ſah er, daß ſie von außen zugeriegelt war, daß alſo das Mädchen die Stube verlaſſen hätte. Jetzt öffnete er, und ſiehe, das Stüblein war nett und ſauber, wie immer, das Bette unberührt, und ihre Kleidung lag da, als ob ſie ſich zu Bette gelegt, und doch war dies nicht geſchehen.

Wer konnte dies Räthſel löſen?

Rathlos ſtand Malveglio eine Weile da.

„Sie hat ſich in das Waſſer geſtürzt!“ ſagte er dann zu ſich. Armes Kind, du jammerſt mich!“

Uebrigens hatte er jetzt, wie er meinte, Gewißheit, und nun fand ſich ſeine Seele leichter darein. Er ging zum Pfarrer der Kirche bei Angeli, welche ſeine Pfarrkirche war, beſtellte einige Seelmeſſen, und trat gutes Muthes in ſeine beliebte Osteria, trank daſelbſt ſeinen Monteſiascener, und tröſtete ſich als guter Chriſt und verſtändiger Mann in Bälde, obwohl ihm eine Leere im Hauſe blieb, die er erſt jetzt recht ſchwer empfand. War ihm doch die weibliche Pflege, die ſorgende Vorſicht, die ordnende Beſonnenheit etwas ſo Neues geweſen und doch ſchnell ſo behaglich geworden, daß er jetzt ſie nur mit Bedauern entbehrte. Von Annunciata vernahm er nur noch das ſeltſame Gerüchte, man habe ein reiches und ſchönes Frauenhaar irgendwo in der Stadt gefunden, und er dachte wohl, daß es das ihre ſei.

An einem der folgenden Morgen trat in das Haus des alten Herrn Pomaria zu Aſti ein Bauernknabe von höchſt einnehmendem Ausſehen. Das Geſichtchen war faſt weiblich zart, und die Spur eines Bartes noch nirgends erſichtlich, obwohl der ſchlanken, ſchönen Geſtalt nach er ſeine ſiebzehn Jahre zählen mochte. Seine Farbe war bleich, das Auge trübe, und eine auffallende Trauer umſchwebte die Geſtalt. Er trug die Kleidung der armen Leute der Umgegend von grobem braunem Tuch und einen groben ſpitzigen Filzhut mit breiter Krempe auf den kurz abgeſchnittenen ſchwarzen Haaren.

Als man ihn fragte, was er wolle, bemerkte er in großer Demuth und Schüchternheit, er ſei eine Waiſe, und wolle in Aſti Dienſte ſuchen. Nun hätten ihm, fuhr er fort, die Leute geſagt, der junge Herr Pomaria habe ſeinen Diener verloren; deßwegen wolle er ſich ihm zu Dienſt anbieten.

Der alte Diener des Hauſes ging ſofort hinauf, und zeigte ſolches dem jungen Herrn an, welcher den jungen Burſchen heraufkommen ließ.

Er beſah ſich ihn und fand Wohlgefallen an ihm, fragte ihn, wie er heiße und wo er zu Hauſe ſei.

Der Burſche nannte ſich Tommaſo Albertini und als ſeine Heimat ein Dorf in der Nähe von Aſti.

„Haſt du aber auch bedacht,“ fragte er weiter, „daß ich innerhalb dreier Tage dies Land verlaſſe, die beſchwerliche Reiſe über die Alpen mache, und am fernen Rhein, in Deutſchland wohne, wo Niemand deine Sprache ſpricht, als meine Familie, und daß Jahre vergehen, ehe du dieſes Land wieder ſieheſt?“

„Ich habe es bedacht,“ ſprach mit einer ungemein melodiſchen Stimme Tommaſo. „Hier habe ich Niemanden mehr, der mich angeht, und keine Habe bindet mich. Ob ich hier lebe und ſterbe oder dort, iſt mir gleichviel.“

„Du ſprichſt vom Sterben,“ ſagte Antonio Pomaria, „als ſei dir das Leben nichts werth. Iſt dir dein Liebchen geſtorben oder untreu geworden?“ Er lachte dabei. Als aber eine hohe Gluth das Antlitz des Jünglings überzog und heiße Thränen zur Erde rannen, da wurde es ihm ſchier weich um das Herz, und er bedauerte es ſehr, daß er, wie es ſchien, einen ſo wunden Fleck bei dem armen Jungen berührt hatte.

„Sei ruhig,“ ſagte er, „ich habe dir nicht wehe thun wollen. Ich will es mit dir verſuchen.“

Mit wenigen Worten waren ſie des Handels einig, denn Tommaſo forderte, außer Wohnung, Speiſe und der nothdürftigen Kleidung, gar wenig Lohn.

So blieb er denn gleich im Hauſe, war ſchüchtern und beſcheiden, aber ſo aufmerkſam auf ſeines Herrn Wünſche, daß er ſie ihm ſchier an den Augen abſah; allein heiter und mittheilend wurde er nicht. Immer verſchloſſen und in ſich zurückgezogen, nahm er nicht Theil an der Luſt der übrigen Diener des Hauſes, mied ihre Genoſſenſchaft und lebte ſo für ſich dahin. Herr Antonio Pomaria aber erklärte wiederholt, ſo treu auch Joſt geweſen, ſo ſei ſein Tauſch doch noch befriedigender.

V.

Guntram, der alte Kriegsknecht des Ritters Brömſer, ſtieg gedankenvoll den Burgweg hinan. Am Pförtlein neben dem Burgthore blieb er eine Weile ſtehen. „Ja,“ ſagte er nach ſeiner Gewohnheit, laut zu denken, zu ſich ſelber, „der Ritter führt ein Stücklein im Schilde, das ich zu kennen glaube. Er ſieht die Tochter des reichen Ottini gern, und würde wohl kein Bedenken tragen, den Flecken in ſein Wappen zu bringen, wenn der Alte ihn übergoldet. Sie iſt im Kloſter Rupertsberg drüben wohlbewacht und wohlverwahrt. Ob er nicht am Ende gar einen Anſchlag hat, ſie zu rauben? Das käme mir unlieb; aber ſie iſt die Braut des verdammten Lombarden. — Doch, was zerbreche ich mir den Kopf!“ Er trat ein in den Burghof und begab ſich in die Waffenkammern. Nachdem er Alles durchſucht und zur Zufriedenheit gefunden, nahm er zwei junge Burſche mit Pechfackeln und unterſuchte den Gang nach der Stadt.

Seit Jahren war dieſer vernachläſſigt. Die meiſten Söldner der Burg kannten ihn nicht. Guntram allein war gehörig eingeweiht. Er führte hinab in mehrfach gewundener Richtung, und ging in einem Hauſe, das zur Pfalz des Erzbiſchofs gehörte, zu Tage, und zwar in einem langhin ſich dehnenden Keller. Hier fand er freilich viel Unrath und Schutt, und behielt es ſich vor, am andern Morgen das Nöthige vorzunehmen.

Der Brömſer ſaß in ſeinem Kloſett, und hatte einen großen, bauchigen Krug des edelſten Rüdesheimers vor ſich ſtehen, als Guntram eintrat.

„Wie haſt du die Waffenkammern gefunden?“ fragte der Ritter.

„Gut,“ ſprach Guntram. „Es iſt Wehr da für ſiebzig Reiſige mehr, als hier ſind.“

„Die werden auch dieſer Tage noch eintreffen,“ verſetzte Brömſer.

„Der Steinkugeln iſt eine Menge da,“ fuhr Guntram fort, „und die Schleudern ſind wohl im Stande. Acht Tonnen Oel zum Sieden ſind voll, und Pech zu Kränzen iſt mehr vorhanden, als wir in drei Jahren brauchen. Sandſäcke ſind zu Hunderten bereit. Laßt ſie nur bald füllen. Nur Mundvorrath fehlt.“

„So gehſt du morgen zu dem Lombarden, der Schultheiß geworden,“ ſprach Brömſer, „und forderſt was fehlt an Fleiſch, Mehl und Wein. Fordere mehr als wir brauchen. Er muß es herbeiſchaffen. Warſt du in dem verdeckten Gange?“

„Ich war bis zur Ausgangsthür in dem Keller des Hauſes des Erzbiſchofs; allein ich fand eingeſtürzte Mauern und ſo viel Schutt, daß man ſchier keinen Tritt vorwärts thun konnte, ohne zu fallen.“

„So laß ihn ſchnell herſtellen,“ ſagte Brömſer; aber durch vertraute Leute; wir könnten ihn vielleicht noch brauchen, ehe der Albrecht kommt.“

„Wie ſo?“ fragte Guntram.

„Setze dich, alter Geſelle!“ ſprach jetzt vertraulich der Brömſer. „Ich will mit dir ein Wörtlein reden. Du weißt, daß die Binger die Lombarden nicht lieben, am wenigſten den hochmüthigen Burſchen, der heute zum Schultheißen gemacht wurde. Nehm's ihnen nicht übel, denn ich haſſe ihn auch aus dem Grunde meiner Seele. Da nun viele ihn haſſen unter den Bürgern, ſo ſähe ich's gerne, wenn du ihm ein Steinchen in den Garten würfeſt, ihm ein Bein ſtellteſt bei den Bürgern. Du könnteſt mir einen Anhang werben für kommende Tage. Hier haſt du eine Handvoll Turnoſen; verwende ſie gut. Suche ſie auf in den Schenken und wirf Schwefel in die Flamme. Zahle ihnen den Trunk und mache ſie ſtößig.“

„Und was iſt der Zweck, Herr Ritter?“

„Zweck?“ rief Brömſer aus. „Ich trage alten Haß. Er iſt ein heimlicher Anhänger Albrecht's — und —“

„Iſt der Bräutigam eines holdſeligen Mägdleins, das er bald heimführen wird!“ fiel Guntram keck in die Rede des Ritters.

Unter andern Verhältniſſen würde wahrſcheinlich der Ritter den kecken Dienſtmann mit aller Härte, zu der ihn ſein ritterlicher Stolz geführt haben würde, abgewieſen haben. Jetzt war es anders. Er bedurfte ſeiner, er hatte es erkannt, daß er nur mit Hilfe des ſchlauen Alten, den gleicher Haß mit ihm vereinigte, ſein Ziel erreichen konnte, den ſtolzen Lombarden zu demüthigen, wo möglich zu verderben.

Brömſer lächelte auf Guntram's Rede und ſagte: „Da du es weißt, warum ſollte ich's verheimlichen, daß mir das ſchöne Lombardenkind lieb iſt. Ich würde ſie heimführen als Gattin, und mich nicht bedenken, wenn nicht jener Verhaßter ihr Verlobter wäre, zumal ſie mir gut iſt, und ihm gram von Herzen.“

„Macht die Sache kurz, Herr Ritter, und holt ſie euch aus dem Neſte da drüben heraus!“ lachte der alte Guntram.

Brömſer faltete die Stirne. „Das mag ich nicht, wenigſtens jetzt nicht, Guntram,“ ſagte der Ritter; „lieber aber, als ich es zulaſſe, daß ſie der Pomario heimführt, führe ich ſie heim ohne Weiteres. Doch, kommt Zeit, kommt Rath.“

Er reichte dem Alten den Becher hin, der ihn auf Einen Zug leerte, und ſagte: „Schwenke damit das Andenken an das, was wir hier ſprachen, hinunter für andere Leute. Du ſollſt von heute an mein getreuer Rottmeiſter ſein. Geh' aber jetzt und thue, was ich dir auftrug.“

Guntram dankte und ging.

Am andern Tage ſaßen Schiffer, Winzer und Gewerbsleute der Stadt im Lämmlein, einer Schenke am Strande des Rheines, zuſammen, und verhandelten Welthändel, Stadtgeſchichten, Handel und Weinwachs in den mannigfaltigſten Weiſen, während ſie dazu ihr Kännlein Naheweins tranken.

Der nahende Krieg mit ſeinem Ach und Weh war bereits vielfach beſprochen. Alle Binger entſchieden ſich gegen Albrecht von Oeſterreich. Guntram, der unter ihnen viele Bekannte beſaß, hatte ſeinen Platz mitten unter ihnen genommen. Er war, als begeiſterter Lobredner Kaiſer Adolph's, Allen lieb. Er hatte auch jetzt wieder ſeine Parthie mit heiligem Feuer genommen, hatte ſeinen Fall wieder erzählt. „Und wer meint ihr, daß es geweſen ſei, der ſeinem Roſſe die Beine durchhieb,“ fragte er, „daß der edle Herr nicht mehr aufkonnte?“

Niemand wußte es.

„Es war ein Lombarde aus Bingen!“ ſagte er mit Nachdruck.

„Aus Bingen?“ riefen die Leute.

„Wohl,“ verſetzte Guntram; „aus Bingen, und zwar der, der gegen Recht und Ordnung euer Schultheiß iſt.“

„Giambattiſta Pomaria?“ riefen ſie fragend aus, und ſprangen von ihren Sitzen auf.

„Eben der!“ betheuerte Guntram „Dafür und weil er ihm wieder Geld lieh, iſt er vom Kurfürſten zum Schultheißen gemacht werden.

„Gott verdamme Beide!“ ſchrie ein derber Schiffer.

„Es iſt eine Schande,“ ſprach ein feuriger Winzer, „daß man den fremden Italiener uns zum Schultheiß wieder aufdringt, während ſein Vater und Großvater ſchon mit Unrecht dieſe Würde trugen.“

„Verdammt ſei der hochmüthige Milchbart!“ ſchrie ein Handwerker. „Er läßt nimmer bei uns ein Kleidungsſtück machen, ſondern ſich Alles aus Aſti bringen.“

Guntram wußte Vieles zu erzählen aus anderen Städten, wo ſich die Bürger gegen ihre Obrigkeit auflehnten, und meinte, ſie ſollten ihn ſeiner Würde entſetzen. „Jetzt,“ ſagte er, „wird euch der Kurfürſt nicht züchtigen, weil er fürchtet, ihr möchtet dem Albrecht die Thore öffnen. Uberdies iſt Pomaria ein Anhänger Albrecht's.“

„Was ſagſt du?“ ſchrieen die Männer.

Guntram betheuerte das.

Jetzt wuchs der Unwille in immer anſchwellenderem Strome.

„Auf,“ rief der Schiffer, „wir gehen vor das Rathhaus, wo er jetzt eben die Rathsglieder in Eid nimmt, und widerſprechen ſeiner Wahl!“

Das Wort fuhr wie ein zündender Funke in das brennbare Material der erhitzten, weinſeligen Köpfe. Alle ſtürmten hinaus. Knaben, Weiber und Männer ſchloſſen ſich an. Der Zug wuchs wie eine Lawine bis zum Rathhauſe. Dort hielt er an.

„Heraus, Pomaria!“ ſchrie der Schiffer, „heraus mit dir! wer gab dir den Stab der Ordnung?“

Würdevoll hatte eben der greiſe Vater Giambattiſta's dieſen den Vätern der Stadt als ihren wohlbelehnten und beſtallten Schultheiß vorgeſtellt, und ſie aufgefordert, ihm, im Namen des Kurfürſten und Erzbiſchofs, Treue zu geloben mit Mund und Hand, als draußen der wüthende Lärm des Volkshaufens losbrach. Die Pomaria's erblaßten; denn ſie verſtanden wohl den Ruf und ſeine Bedeutung.

Der Altſchultheiß trat auf den Balkon.

„Was wollet ihr, Bürger,“ ſprach er, „daß ihr wie Aufrührer daher ſtürmt und die heilige Handlung des Treugelöbniſſes ſtört?“

„Still! ſtill!“ rief der Schiffer Weinert mit ſeiner Stentorſtimme. „Du haſt nichts hier zu reden. Wir wollen weder dich noch deinen Sohn als Schultheißen. Es ſoll aus unſerer Mitte ein Schultheiß erwählt werden.“

Pomaria verſuchte umſonſt, zu reden. Der Haufen ſchrie immer wilder und drohender.

Schon drängten ſich die Wildeſten gegen die Thüre des alten Rathhauſes, das die Stadtwaibel beſetzt hielten; ſchon wuchſen der Volkswuth hundert Arme und Hände, und Steine flogen gegen die Fenſter des Rathhauſes, als Einer der älteſten Rathsmitglieder in das Thor trat und ſie anredete:

„Ihr Männer, beginnet nicht Thorheit zu ſo bedenklicher Zeit. Vor der Thüre iſt der Feind, und ihr wollt Hader ſäen in unſerer Stadt, die allein durch Eintracht mit dem Herrn des Landes bewahrt bleiben kann.“

„Der Kaiſermörder bewahrt uns nicht vor Unheil,“ ſchrie Weinert; „er iſt Albrecht's Freund. Herab mit ihm!“

Nochmals wollte der Rathsherr reden, aber das Volk ſchrie: „Herab mit Pomaria!“

Der Rath begann ſich der Furcht hinzugeben, als das älteſte ſeiner Glieder erklärte, er vermöge nicht, den Sturm zu beſchwören, der immer drohender daherbrauſe. Das Volk verlange, Giambattiſta Pomaria ſolle den Schultheißenſtab ablegen.

„Ich bin vom Kurfürſten belehnt,“ rief Giambattiſta aus, „und wie könnte ich, ohne durch den Kurfürſten entbunden zu ſein, meiner Würde entſagen?“

„Thut, was Ihr wollt,“ riefen einige Rathsglieder aus, die ſelbſt lüſtern nach der Würde waren; „aber wir waſchen unſere Hände wegen deß, was erfolgen kann.“

Draußen tobte das Volk. Einzelne Steine flogen in den Rathsſaal. Eine ſtumme Pauſe trat dort ein. Die Pomaria's konnten zu keinem Entſchluſſe kommen.

Da brach der Haufe durch die Thür in das Gebäude, und ſtürmte die Stiege herauf. Der Schiffer Weinert an der Spitze ſtürmte in den Saal mit einer Anzahl ſeiner Genoſſen.

Er ſtand jetzt vor Pomaria. Sein Angeſicht glühte heftig und ſprach die Losgebundenheit aller rohen Leidenſchaften aus.

„Leg' deinen Stab nieder, Lombarde!“ herrſchte er dem jungen Schultheißen zu. „Seit wann ſind wir Bürger ſo unbrauchbar geworden, daß ein Fremder uns regieren müſſe?“ rief er aus. „Iſt es an der Ordnung, daß ein Milchbart, der nicht einmal Hausvater iſt, der Stadt vorſtehe? Wer gibt dem Erzbiſchof ein Recht, uns den Schultheiß zu ſetzen? Und zuletzt ſoll kein Anhänger des Feindes, der bald vor unſern Thoren ſtehen wird, das Stadtregiment führen!“

„Du lügſt!“ ſchrie Giambattiſta.

„Wie?“ fragte Weinert, und ein boshaftes Lächeln ſpielte um ſeinen Mund, „warſt du es etwa nicht, der unſerm Kaiſer Adolph bei Göllheim das Pferd tödtete? Leugne es, wenn du kannſt, Lombarde!“

Dies Wort entwaffnete Giambattiſta Pomaria völlig. Er erbleichte.

„Ha!“ rief Weinert, „ſeht nur das Armeſündergeſicht dort, wie es ſich entfärbt! Geld iſt Alles, was dich auszeichnet. Fort mit ihm!“

Er machte Miene, den Lombarden zu faſſen. Der alte Vater trat vor den Sohn.

„Der Weg geht über mich!“ ſagte er feſt, und das verwirrte die Aufrührer.

In dieſem Augenblick ging die Thür auf, und Ritter Brömſer trat mit zwölf Reiſigen in den Saal.

Guntram war nämlich, als ſeine Saat ſo herrlich aufging, ſchnell hinaufgeeilt, und hatte Brömſer'n das Alles gemeldet. Der Erfolg war freilich zu raſch und gewaltſam geweſen, hatte ſelbſt den Ritter überraſcht, und war weit über ſeine Abſichten hinausgegangen. Er wollte eine Parthei, um die Schritte des Schultheißen zu entkräften, ihn zu demüthigen und nöthigenfalls zu verderben, weil er ihn haßte, als Gegner in politiſcher Meinung und in Herzensangelegenheiten. Als er vernahm, wie die Sachen ſtanden, entſchloß er ſich ſchnell, den Mantel nach dem Winde zu hängen. War er ja doch „Advocatus de Pingnis,“ Vogt des Kurfürſten, der das Saalgericht zu hegen hatte in der Camera des Erzbiſchofs, in welche jener geheime Gang ausmündete, der von Klopp herabführte. In der größten Eile wappnete er ſich, ließ zwölf Reiſige, unter dem Rottmeiſter Guntram, ſich wehrhaft machen und eilte in die Stadt. Schon ſein Erſcheinen vor dem Rathhauſe machte den imponirendſten Eindruck auf das Volk.

Sein rollender Blick ſcheuchte die muthigſten Schreier.

„Geht nach Hauſe,“ ſagte er milder, als man es erwartete, „ihr ſollt Eures guten Rechtes nicht ermangeln; aber ich fordere, als euer Vogt, vollen, unbedingten Gehorſam und ſtilles Abwarten deſſen, was geſchehen wird.“

Das Volk entfernte ſich ſtille, und bald war der Markt leer.

Brömſer ſtieg nun die Stufen zum Rathſaale hinauf. Sein Erſcheinen wirkte verſchieden.

Weinert und ſeine Genoſſen drückten ohne Hehl ihre Freude aus, weil ſie durch Guntram die Geſinnungen des Ritters kannten.

Die Rathsherren waren ebenfalls froh, daß ſie aus der fatalen Lage befreit wurden, worin ſie ſich befanden; allein das Einmiſchen des Vogts mit gewaffneter Hand wollte ihnen denn doch nicht zuſagen, weil ſie darin einen Eingriff in ihre Freiheiten ſahen. Der Vogt durfte in dem Saale der Camera tagen und Recht ſprechen, aber in der ſtädtiſchen Curia ſollte er nicht handeln dürfen. Proteſt einzulegen, war denn aber doch der Augenblick zu kritiſch, und konnte die Sache leicht noch verwickelter werden. Sie, wie Weinert, ahneten nicht, daß das Volk bereits auseinandergeſtäubt war.

Auf die beiden Pomaria's wirkte indeſſen ſein Erſcheinen am ſchlimmſten.

„Was gibt es hier?“ donnerte Brömſer in den Saal hinein.

Der alte Pomaria ermannte ſich und ſagte, ihm entgegentretend: „Was wollt Ihr hier?“ —

„Euch ſagen,“ entgegnete Brömſer lächelnd, „daß Ihr hier nichts zu ſagen habet, ſintemal Ihr keine Schultheißenrechte zu vertreten habet. Seid ſo gut und entfernet Euch; denn ſeit Ihr in des Herrn Hand Euren Stab legtet, hörte Euer Amt auf.“

Der Greis fühlte die Wahrheit ſo tief, daß er nach ſeiner Kopfbedeckung griff und ſtille aus dem Saale ſchied.

Jetzt trat Giambattiſta vor. „Da Ihr, Herr Vogt,“ ſagte er, „es ſo ſtrenge mit dem Rechte haltet, ſo habe ich unbezweifelt das Recht, die Frage meines Vaters zu wiederholen? —“

„Ich geſtehe Euch unbedenklich dies Recht zu,“ ſagte Brömſer mit jenem noch fortdauernden ironiſchen Lächeln, „allein“ —

„Wir nicht!“ rief Weinert mit ſeinen Genoſſen, deren etwa zwanzig um ihn ſtanden. „Die Bürgerſchaft fordert das Recht mit dem Rathe den Schultheiß zu wählen, wie es früher Recht und Brauch war; aber der Erzbiſchof hat uns abermals einen Lombarden aufgedrängt. Zudem, Herr Vogt,“ fuhr er fort, iſt dieſer ein Anhänger Albrecht's von Oeſterreich.“

„Schweig, Lügner!“ rief Giambattiſta Pomaria aus, „ich habe dem Erzbiſchof Treue geſchworen!“

„Das haben ſchon mehr Leute gethan,“ entgegnete Weinert,

„und doch den Eid gebrochen. Haſt du nicht Kaiſer Adolph's Pferd bei Göllheim zuſammengehauen?“

„Ich kämpfte als ein Anhänger meines Herrn, des Erzbiſchofs und Churfürſten, und mußte meinem Gegner ſchaden, wo ich konnte. Dir bin ich keine Rechenſchaft ſchuldig.“

„Alſo wär' es nicht länger im Zweifel, wer der Unbekannte war?“ ſagte grollend Brömſer.

„Auch Ihr, Herr Vogt, ſeid mein Richter nicht,“ ſagte der Lombarde.

„Das muß ſich zeigen,“ ſagte mit ruhiger Kälte der Ritter; „allein hier iſt mein Richterſtuhl nicht. Folgt mir nach der Camera, daß ich das Saalgericht hege.“

Der geſammte Rath erhob ſich.

„Ich bin Schultheiß,“ ſagte Pomaria, „und widerſpreche; denn es liegt kein Grund zum Saalgerichte vor.“

„Das ſteht nicht dir ſondern mir, als des Herrn Vogt, zu, zu erkennen. Es iſt Aufruhr in der Stadt. Das Recht hat aufgehört. Der Vogt tritt in ſeine Rechte ein. Voran alſo, Giambattiſta Pomaria!“

Der junge Mann ſah wohl ein, daß er der Gewalt nicht widerſtreben könne.

„Ich weiche nur der Gewalt!“ rief er aus. „Wehe dem Rath und der Bürgerſchaft, welche Gewalt in ihrem Rathhauſe duldet!“

„Ich fordere euch auf,“ ſprach Brömſer zu den Rathsherren, „daß ihr freiwillig in die Camera ziehet, auf daß ich im Namen des Herrn unterſuche, wo das Recht iſt. Die Bürgerſchaft hat ſich im rechten Gehorſam gefügt, wollt ihr, die ihr die Väter der Stadt heißet, in Aufruhr euch gegen eure Obrigkeit ſtellen, wie dieſer Lombarde da?“ —

„Das lügt Ihr!“ ſchrie Pomaria. „Eure Rechte habe ich nicht in Abrede geſtellt. Nur hier habe ich des Rathes Rechte, die Rechte der Stadt als Schultheiß zu wahren.“

„Du biſt unſer Schultheiß nicht!“ rief Weinert.

Der Rath ſtand rathlos da. Er wußte nicht, was er in dieſer verzweifelten Lage thun ſollte.

Endlich erhob ſich der älteſte Rathsherr, Hans Klein, und ſagte: „Höret mich an, Herr Vogt und ihr, Bürger der Stadt; daß die Bürger ſich erhoben, erkenne ich als ein Unrecht. Es ſoll nicht der gemeine Mann ſich ſelber die Macht anmaßen, wo ihm kein Grund vorliegt, und wenn einer vorliegt, ſo ſoll er klagen und Spruch und Urtel erwarten nach Brauch und Sitte. Aus den Schenken kommt weder Recht noch Heil. Daß Ihr, Herr Vogt, einſchrittet, war Eure Pflicht, aber daß Ihr hier dem Rathe gebieten wollt, ſteht Euch nicht zu. Haben wir falſch gerichtet, ſo erkennet Ihr im Saalgerichte. Da wir aber gar nicht gerichtet und gehandelt haben, alſo weder recht noch unrecht, ſo iſt das Gericht nicht nöthig. Sintemal aber ein Zwieſpalt beſtehet über des Herrn Pomaria Schultheißenamt, ſo laſſet mich und noch Zwei des Rathes gen Mainz gehen und dem Herrn das vorlegen, was hier geſchah. Er wird richten, wie es uns frommet.“

„Wohlgeſprochen,“ ſagte Brömſer, der wohl einſah, daß er keinen Grund hatte, den verhaßten Pomaria zu verhaften, auch ſelber wußte, daß ihn der Churfürſt belehnet mit dem Schultheißenamt. „Ich bin,“ fuhr er fort, „Eurer Meinung.“

„Auch wir!“ riefen die Bürger.

„So hebt die Sitzung auf,“ ſagte Brömſer; „aber das verlange ich, daß Ruhe und Frieden in der Stadt bleibet. Sollten neue Händel ausbrechen, ſo muß ich das Saalgericht hegen, und werde es, ohne Anſehen der Perſon!“

Hierauf verließ er den Saal mit ſeinen Reiſigen. Die Rathsherren wählten zwei zu Hans Klein, und darauf ging Jeder in ſeine Wohnung, und in Bingen war's wieder ſo ſtille, als zuvor, ehe nämlich der Aufſtand ausgebrochen war.

Ehe indeſſen die Rathsherren die Stadt verließen, war bereits Giambattiſta Pomaria auf ſeinem beſten Roſſe auf dem Wege nach Mainz.

Als der Erzbiſchof die Geſchichte vernahm, gerieth er in einen heftigen Zorn, weil er darin ein Hohnſprechen gegen ſeine landesherrliche Macht und Gewalt ſah. Sein Ingrimm wälzte ſich gleichzeitig und gleichmäßig auf Brömſer und die Bürger. Als ſich ſein Zorn gelegt, und der ſchlaue Politiker an die Stelle des erzürnten Gebieters trat, fand er indeß wohl, daß er ſäuberlich verfahren müſſe. Brömſer durfte er nicht erzürnen, wollte er nicht gefährden, daß er Klopp an Albrecht übergebe; die Bürger durfte er nicht verletzen, ohne ſich bloßzuſtellen gegen Vorkommniſſe, wie er ſie bei Brömſer'n befürchten mußte. Er entließ den jungen Schultheiß wohlwollend, und bat ihn, mit der Verſicherung heimzukehren, daß er jedenfalls Schultheiß bliebe. Das war es, was der ehrgeizige Pomaria wollte, was er Brömſer'n gegenüber glühend wünſchte.

Als nun endlich der weiſe und beſonnene Klein mit ſeinen Genoſſen ankam, war bereits Gerhard über ſeine Maßregeln einig.

Siebzig Geharniſchte brachen ſogleich nach Bingen auf, und beſetzten die erzbiſchöfliche Camera nebſt dem Hofe. So waren die Bürger, zumal die Geharniſchten erprobte Leute aus der Herrſchaft Eppſtein waren, in ſeiner Gewalt, ehe nur irgend ein Spruch erfolgte.

Gerhard fuhr die Geſandten wild an. Er glaubte wohl, daß das die Weiſe ſei, ſie einzuſchüchtern; allein dafür war Hans Klein nicht der Mann.

Ruhig und würdevoll trug er die Beſchwerden der Bürger vor, daß Fremde über ſie gebieten ſollten, und bat dringend um das Recht der freien Wahl, das ſie auch ſonſt ausgeübt.

Indeſſen fand das keinen Eingang. Der Erzbiſchof beſchied ſie kurz, er habe geſorgt, daß der Aufruhr nicht wieder ſein Haupt erheben könne, und er verlange Gehorſam von dem Bürgerſtande, widrigenfalls er ſelbſt kommen und ein Blutgericht hegen werde. Auf die Beſchwerde, daß der junge Pomaria ein Anhänger Albrecht's ſei, bemerkte er aufs entſchiedenſte, es ſei dies üble Nachrede. Er wiſſe, mit welcher Treue er ihm und ſeiner Sache ergeben ſei. Das konnte nun freilich der Erzbiſchof aus dem Darlehen ſchließen, daß die Lombarden ſein Unterliegen nicht wünſchten.

Der Erzbiſchof entließ die Geſandten mit der dringenden Mahnung, Gehorſam zu beweiſen.

So war die Abſicht geſcheitert. Pomaria hatte geſiegt, und Brömſer's wie der Bürger Haß loderte deſto grimmiger in der Verborgenheit.

Pomaria erhielt den Treuſchwur, und die ſiebzig Reiſige in der Camera des Erzbiſchofs, welchen er reiche Spenden an Geld und Wein zufließen ließ, waren ſeine Stütze. Weinert verbiß ſeinen Zorn und vertagte ihn auf beſſere Zeiten. Brömſer freute ſich der Belagerung, weil er dann freie Hand gewann. Im Aeußeren kam Alles in ein gutes Geleiſe. Pomaria lieferte die Lebensmittel in die Burg ſo, daß Brömſer nicht klagen konnte, wenn er auch gewollt hätte.

Ein lauer Abend hatte ſich auf die Landſchaft herabgeſenkt; aber eine Dunſthülle umflorte den Himmel, und ließ einen jener Nebel erwarten, den in dieſen Tagen des Auguſts der Winzer ſo gerne ſieht, weil er die Hülle der reifen Traube erweicht. Ein linder Weſtwind kräuſelte die Wellen der Nahe an ihrer breiten Mündung in den Rhein.

Eine tiefe Stille lag auf der Gegend. Deutlich vernahm man vom Rheine her das Brauſen des Stroms am Mäusthurm, und von der Höhe herab, wo die hohen Giebel des Kloſters Rupertsberg in den Abendhimmel hinauf ihre Glieder gleich Rieſen reckten, vernahm man die leiſen, aber melodiſchen Klänge des Vespergeſanges der Nonnen.

Unten am Fuße der Felswand, auf welcher das Kloſter ſtand, rieſelte aus dem zerklüfteten Geſtein eine kryſtallhelle Quelle.

Die Sage berichtet, die heilige Hildegard habe, da dem Kloſter eine Quelle fehlte, einſt hier, wo dichtes Gebüſch eine kühle Stätte bildet, gekniet und gebetet, und in dieſem heißen Gebet um eine Quelle gefleht. Der vollen Erwartung gewiß, habe ſie mit ihrer ſchneeweißen Hand in den Felſen gegraben und die loſen Steine ausgebrochen, und ſiehe, alsbald ſei dieſe Quelle hervorgebrochen. Seit dieſer Zeit nannte man ſie Hildegardenquelle oder Brünnlein.

Dort pflegten die Nonnen und die Laienſchweſtern den Trunk zum Abendbrode zu ſchöpfen.

Heute war der Dienſt an Maria Ottini, welche im Kloſter lebte, um ihre Erziehung vollendet zu erhalten; eigentlich aber, um ſie vor den Bewerbungen des Ritters Brömſer zu bergen, und ſie geneigt zu machen, dem älteſten der Söhne des alten Pomaria ihre Hand zu reichen, denn das war längſt der Plan der Väter, welchem nur die Kinder, um die es ſich eben handelte, mit aller Kraft widerſtrebten.

Die Nähe Rüdesheim's hatte von je her eine häufige Verbindung der Bewohner hervorgerufen, die der Handel mächtig förderte. War in Bingen bei der Kirchweihe ein Tanz, ſo ſah man Rüdesheims vornehme Jugend herüberſchiffen und die Luſt theilen; war ein Feſt in Rüdesheim, ſo fehlten nie die Binger dabei.

So war es gekommen, daß der junge Brömſer, der letzte Sproſſe eines hochadeligen uralten Geſchlechtes, das jene koloſſale Burg am Rheinufer bewohnte, die junge Maria Ottini ſah und liebte. Zwar war er älter, als das eben friſchblühende Mädchen; aber gerade dieſer Umſtand war es, der der gefallſüchtigen Lombardentochter ſchmeichelte. Einen Mann, wie Ritter Brömſer, der mit Ruhm und Ehren genannt wurde, ſich huldigen zu ſehen, war eine ſo große Auszeichnung, daß ihr leidenſchaftliches Herz davon überwältigt wurde, das ohnehin ſchon darum, weil es ſollte, den Eltern widerſtrebte, welche die Verbindung mit Giambattiſta Pomaria wünſchten. Sie war das einzige Töchterlein, die Erbin eines unermeßlichen Vermögens, erzogen von der überſchwenglichſten Elternliebe, und daher verzogen und eigenwillig bis zum Aeußerſten; beherrſcht von einer Leidenſchaftlichkeit, wie ſie nur die Gluth des Südens zu erzeugen fähig iſt.

Brömſer war ein ſchöner Mann. Seine Art zu ſein und zu leben, hatte wohl jene glättere Außenſeite angenommen, wie ſie das Ausland, Frankreich und Italien, lehrt, wo er ſich umhergetrieben. Ihm gefiel das reizende Geſchöpf. Ihm ſagte noch mehr der Reichthum zu, deſſen Erbe ſie werden mußte; denn ſeine Hilfsmittel waren erſchöpft. Wenn auch ein bürgerlich Kind, ſo konnte ſie der Kaiſer ebenbürtig machen. Deßwegen knüpfte er mit ihr ein Band der Liebe, und das Mädchen umfing ihn bald mit aller Gluth ihres Weſens.

Dieſe Verbindung blieb den Eltern kein Geheimniß. Die Bewerbungen Brömſer's würden unter andern Verhältniſſen ihnen geſchmeichelt haben; aber bei dem Grundſatz der Lombarden-Innung, nur unter ſich zu heirathen, und ſo das Vermögen lediglich zu einem Familiengut zu machen, konnten ſie ſie nicht billigen und wendeten Alles an, ſie zu entkräften. Das goß Oel in das Feuer. Maria fühlte und ſprach unverhohlen ihre Abneigung gegen die berechnenden Handelsleute aus und ihre Vorliebe für ritterliches Weſen. Darum zog, veranlaßt durch ſeinen Vater und Maria's Vater, Giambattiſta mit dem Erzbiſchof gegen Adolph von Naſſau zu Feld; allein Maria's Widerwillen gegen den aufgedrungenen Bräutigam konnte dadurch nicht vermindert, ihr Eigenſinn nur vermehrt werden. Sie wies Giambattiſta überall zurück und behandelte ihn mit Verachtung. Endlich reiſte er nach Aſti. Wohl hatte man gehofft, daß dieſe Entfernung wohlthätig wirken würde; allein das Geſchick verſchwor ſich gegen die elterlichen Pläne; denn Brömſer wurde Vogt in Kopp, und Giambattiſta kam aus Aſti zurück und trug ein anderes Bild in ſeiner Seele, umleuchtet von einer Glorie, wie ſie Maria nie gewinnen konnte.

Je näher durch Brömſer'n die Gefahr rückte, deſto dringender die Eltern die Verbindung wünſchten; aber Maria blieb ſich gleich. Giambattiſta's weicheres Weſen gab den ſteten Einwirkungen ſeines Vaters endlich nach. Er wurde Schultheiß. Maria war ſchon früher in das Kloſter Rupertsberg gebracht worden, um vor allen Annäherungen des Ritters ſicher zu ſein.

Der alte Vater war im Kloſter geweſen. Reiche Spenden beſtimmten die Aebtiſſin dazu, Alles aufzubieten, Marien zu bewegen, einzuwilligen. Sie hatten endlich ihr das Ja abgerungen, und glücklich war der Vater heimgekehrt. Die Verlobung ſollte nun in dieſen Tagen ſtatthaben.

Wenn aber Ottini ſich dem Glauben hingab, Maria ſei abgeſchloſſen von allem Verkehr mit dem Ritter Brömſer, ſo irrte er. Brömſer hatte einen Weg gefunden, der ſicher zu ſeinem Ziele führte. Sein Knappe Kunz hatte ja ein Liebchen, das im Hauſe Ottini's als Magd diente, ein keckes, ſchlaues, verſchlagenes Ding, ſelbſt liebeſiech und voll Mitleid mit ihrer liebeſiechen Herrin, die ihr längſt ihr Leid geklagt. Martha hatte ihren Kunz zum Boten und Kunz ſeine Martha. Jeden Schritt Ottini's kannte Brömſer; jedes Begebniß, das Maria's Seele bewegte, wußte er. So kannte er Tag und Stunde, wann ſie an dem Hildegardenbrunnen die klare Fluth ſchöpfte, und dann war er ſicher im Gebüſche, das den Brunnen umgab, und was ſonſt läſtiges Geſchäft geweſen wäre, wurde zum längſt erſehnten, viel gewünſchten Gekoſe der Liebe.

Auch heute war die Kunde durch Kunz zu dem Ritter gelangt, Maria ſchöpfe Waſſer zur Vesperſtunde und harre ſein.

In den umhüllenden, dichtbelaubten Hollunderbüſchen, deren Frucht ſchon reifte, ſtand Brömſer, harrend ſeiner Maria. Ihm war das Verhältniß, das Anfangs nur auf ſinnlichem Wohlgefallen beruhte, nachgerade ein theures geworden. Des Mädchens heiße Liebe hatte die ſeine entflammt. Mit glühendem Verlangen erwartete er ſie; denn es war ja Wichtiges zu beſprechen, die Verlobung war nahe. Durfte, konnte er ſie ſich entreißen laſſen? Was einſt der alte Rottmeiſter Guntram angedeutet, das lag in ſeiner Seele als letzte Zuflucht, als letztes Hilfsmittel, wenn Alles brechen ſollte. In tiefem Sinnen verloren, lehnte er ſich an den Felſen, als er plötzlich den Tritt des leichten Fußes auf den Stufen vernahm, welche in den Felſen gehauen waren. Bald nahte ſie ſich. Ihr Auge ſchien das Gebüſche durchdringen zu wollen. Ihr hüpfender Gang wurde zögernd. Sie ſah ſich nach allen Seiten um. Jetzt erblickte ſie ihn. Schnell wurde der Krug zur Erde geſetzt, und in die Arme des Mannes flog das Mädchen, und die glühendſten Küſſe beſiegelten die frohe Gewißheit des Wiederſehens und Wiederhabens.

„Ich fürchtete, du ſeiſt nicht da!“ ſagte ſie, ihre runden Arme um ſeinen Nacken legend.

„Wie hätte ich ausbleiben können?“ flüſterte er, ſie an ſich preſſend. „Du ſollteſt mir entriſſen werden können?“ ſagte er.

„Nie,“ erwiederte ſie.

„Aber du haſt dein Ja gegeben?“

„Das hab' ich, aber ich wurde gezwungen; am Altare noch ſage ich: Nein.“

„Soll es dahin kommen?“

„Ach, wie ſoll ich vorbeugen? Wie kann ich?“

„Wohl wüßte ich einen Weg,“ ſagte Brömſer.

„Welchen?“ fragte das Mädchen mit heftiger Erregung. „Nenne mir ihn, mein Lieb!“

„Du fliehſt mit mir nach Klopp, und ein Prieſter traut uns dort!“

Maria ſenkte das glühende Köpfchen auf die Bruſt. Sie ſann. „Iſt keine andere Hilfe?“ fragte ſie.

„Keine, Marie! Du biſt umgarnt. Was will es helfen, wenn du auch am Altare noch Nein ſagſt? Nie werden es deine Eltern zugeben, daß du mein Weib wirſt, weil das Geld ſie verblendet. Wenn wir nicht durch Selbſthülfe unſer Ziel erreichen, ſo iſt es unerreichbar.“

„Wohlan!“ ſagte darauf das Mädchen mit der ihr eigenen Feſtigkeit, „was frage ich nach der Welt? Ich bin die Deine, ſo ſei's denn auch, daß ich mit dir fliehe.“

Ein Gluthkuß beſiegelte dies Wort und lohnte den Entſchluß, der ſo ſehr mit Brömſer's Wünſchen übereinſtimmte.

„Wann, Marie, ſollen meine Wünſche erfüllt werden?“ fragte haſtig und ſtürmiſch der Ritter, und preßte das glühende Mädchen an ſich.

„Wann du willſt!“ ſagte ſie.

„So höre, Marie,“ fuhr er fort, „was ich dir vorſchlage. Die Gefahr einer Belagerung iſt nahe, wo du ohnehin das Kloſter verlaſſen mußt. Jetzt ſcheint der Mond noch ziemlich helle. Sobald er nicht mehr ſcheinet, laſſe ich dich durch Kunz und Martha benachrichtigen, zu welcher Stunde ich dein hier harre. Du kommſt, und wir ſind raſch in der Camera und durch den verdeckten Gang in Klopp. Ich hülle dich in einen Mantel und ſetze eine Pickelhaube auf deine Locken, und keine Seele ahnet, wer der ſchmucke Knappe iſt, der mir folgt."

„Jetzt muß ich fort," ſagte ſie, „denn der Geſang der Vesper iſt verſtummt. Droben im Kloſter werden ſie mich vermiſſen." Noch einmal wurden Küſſe gewechſelt, dann ſchnell der Krug mit perlendem Waſſer gefüllt, und dahin ſchwebte die ſchöne Geſtalt.

Brömſer kehrte ſinnend zu dem Kahne zurück, der unten in den Weiden lag, ſaß da ſtille, bis die tiefere Dunkelheit herabſank, und ließ ſich dann von Weinert leiſe an der Felswand hinauf rudern bis in die Nähe der Druſusbrücke, wo er ausſtieg und ſchnell in den Weinbergen verſchwand, die hier ein Fußpfad durchſchnitt, welcher zur Camera führte.

Die Reiſige waren luſtig und guter Dinge; denn der Schultheiß hatte ſie wieder mit Wein verſorgt. Keiner ahnete des Ritters Nähe, der, von Guntram erwartet, ſchnell in dem Seitengebäude verſchwand. Guntram zündete, nachdem er den Keller wieder ſorgfältig verſchloſſen, eine Fackel an, und Beide traten in den verdeckten Gang, der ſorglich gereinigt war, und erreichten ungefährdet den Thurm, in welchem er mündete. In des Ritters Kloſett traten darauf Beide, um bei einem Becher edlen Scharlachbergers das Weitere zu beſprechen.

„Guntram," hob der Ritter an, „dein Mahnwort iſt nicht umſonſt geweſen, ich hole mir das reiche, ſchöne Lombardenkind, ſobald der Mondſchein aufhört."

„Recht ſo, Herr Ritter," rief der Rottmeiſter; „da habt Ihr nicht mehr lange zu warten; denn nur noch drei Tage wird es währen, dann wird das Dunkel vollkommen ſein; aber habt Ihr auch die Reiſige in der Camera bedacht?"

„Sind wir nicht heute unbemerkt heraus und hereingekommen?"

„Wahr! aber gelingt das immer?"

„Schlimmſten Falls machſt du ſie trunken aus meinem Keller; dann ſpart es der Lombarde, und ſie neigen ſich zu mir."

„Gut, doch wie ſoll das Alles bewerkſtelligt werden?"

„Du trägſt Kunzen's Pickelhaube und Mantel hinunter und gibſt ſie Weinert, der mit dem Kahne in den Weiden an der Brücke meiner harrt. Du ſchleichſt dich zu den Reiſigen, machſt ſie heimlich und kirre; gibſt ihnen tüchtig zu trinken und ſchleichſt dich dann weg in den Keller, wo du mich erwarteſt. Aber noch Eins; ich bedarf eines Prieſters, der uns ſogleich trauet, du und Kunz mögt Zeugen ſein. Euer Lohn wird reich ſein; denn meine Braut wird mir reichen Mahlſchatz und Morgengabe bringen. Weißt du Rath?"

„Warum nicht, Herr Ritter, wenn Ihr Geld bietet," ſagte Guntram. „Da iſt der Pfaff in Kempten, ein armer Frühmeſſer, der nach guten Tagen lechzet, wie der Durſtige nach einer Erquickung. Biet' ich ihm Geld, ſo iſt er zur Stunde hier."

„Du ſollſt zwanzig Turnoſen haben, beſorge mir Alles," ſagte Brömſer, und Guntram verſprach's.

Brömſer ſah ſein Plänchen herrlich reifen. Nie war er fröhlicher, nie milder gegen ſeine Mannen. Mit Sehnſucht ſah er dem Verſchwinden des Mondlichts entgegen.

Guntram beſorgte ſeine Aufträge pünktlich. Der arme Frühmeſſer von Kempten war augenblicklich bereit, die Trauung zu vollziehen. Weinert erhielt Mantel und Pickelhaube, und Kunz trug ſeiner Martha die Kunde, Martha ihrer Herrin nach Ruppertsberg. So ſtand Alles günſtig, wie der Ritter und ſein leichtſinnig Lieb es nur wünſchten.

VI.

Die Reiſe über die Alpen hatten Antonio Pomaria und ſein treuer Diener Tommaſo nach vielen Mühſeligkeiten glücklich überſtanden und zurückgelegt. Ihre Waaren trugen viele Saumroſſe, und auch ſie waren ohne Verluſt bis Conſtanz gebracht worden, wo ein Schifflein bereit lag, ſie aufzunehmen und den Rhein herab gen Bingen zu ſchiffen.

Tommaſo's verſchloſſenes Weſen, aber auch ſeine Treue und Ergebenheit war ſich gleich geblieben, und Antonio hatte den treuen Jüngling überaus lieb gewonnen, obwohl er ſich mit eigenthümlicher Schüchternheit jeder Annäherung eines freundlichen Verhältniſſes zu ſeinem Herrn entzog, gerne ſich fern hielt, und nur zu Dienſten ſich in ſeiner Nähe befand.

Antonio ſah es als eine Eigenthümlichkeit des ſchönen Jünglings an, und ließ ihn gewähren. In Conſtanz ruhten ſie aus von den Mühen der Reiſe. Hier aber traf ſie eine beängſtigende Kunde. Man erzählte in der Herberge, wie der Kaiſer Albrecht mit dem Erzbiſchofe Gerhard von Mainz zerfallen und in einen heftigen Kampf gerathen ſei, und wie der Kaiſer ſich nun dem Rheine nahe mit verheerender Kriegsmacht. Man erzählte ferner, wie heftig der Kaiſer den Lombarden zürne, weil dieſe, und beſonders die in der Stadt Bingen, ihm abgeneigt, dem Erzbiſchof die Gelder geliehen, um den Krieg mit Nachdruck zu führen.

Dieſe Kunde ſetzte den jungen Pomaria in Schrecken. Er ließ ſchnell am andern Morgen das Schifflein laden, und ſchiffte nicht ohne große Beſorgniß der rheiniſchen Heimat zu. Ihm ahnte nicht, daß bereits Albrecht den Rhein erreicht hätte.

Dies war indeſſen wirklich geſchehen. Der Kaiſer hatte das Erzbisthum erreicht, und wo er hinkam, Spuren ſeines Zorns in gänzlicher Verheerung des Landes hinterlaſſen. Zwiſchen Oppenheim und Mainz befand ſich ſein Lager, und der Gedanke, Mainz zu erobern, ſchien alle ſeine Thatkraft in Anſpruch zu nehmen. Das Lager zog ſich bis nahe an das Ufer des Rheins, und kein Fahrzeug mochte ſich der Stadt nähern, ohne daß es des Kaiſers „Buben,“ wie man die Söldner damals zu nennen pflegte, erſpäht und mit den Kähnen, die man erbeutet, genommen hätten.

So nahte ſich denn das Fahrzeug des jungen Lombarden der Gegend, wo das Lager ſich befand. Schon bei Worms vernahm er die nahe Gefahr; aber nicht den Umſtand, daß ſich das Lager ſo nahe am Ufer des Rheines befände. Auch tröſteten ihn die Schiffer mit dem Nebel, der Morgens auf des Rheines Fluthen liegt.

Ruhig glitt das Schifflein den breiten Strom hinab. Zwar pochte ſein Herz, als er Oppenheim vorüber fuhr; indeſſen verbargen die dichten Weidenbüſche des Ufers das kaiſerliche Lager dem Auge Antonio's.

Als ſie ſich der Stelle näherten, wo es ſtand, und kein feindſeliges Anzeichen zu erkennen war, fuhren ſie rüſtig zu. Bald aber tauchten am Ufer ſtark bemannte Kähne aus den Weiden auf, die pfeilſchnell das Fahrwaſſer gewannen. Umſonſt ruderten die rüſtigen Schiffer mit aller Kraft. Umſonſt flog das Schifflein über die bewegten Wellen des Stromes dahin. Umſonſt blähte ein friſcher Südweſtwind die Segel und trieb das Fahrzeug mit Blitzesſchnelle abwärts; die Kähne voll wilder Ungarn und deutſcher „Buben“ erreichten es von hinten und vornen, ſchlugen die Mannſchaft nieder und führten es ans Ufer, wo eine zahlreiche Maſſe Söldner jubelnd den Sieg der Brüder pries.

Auch Bomaria hatte einen betäubenden Schlag auf den Kopf bekommen. Nur Tommaſo war unverletzt.

Als ſie das Ufer erreichten, wurden die Waaren in das Lager geſchleppt, die Gefangenen gebunden und unter lautem Jubel eingebracht.

Der Kaiſer ließ die Beute vertheilen, und Pomaria mit ſeinem Diener in einem Zelte bewachen, weil er ihn als Geißel bei Bingen gebrauchen zu können hoffte. Die Lage Antonio Pomaria's war nicht beneidenswerth. Feſt gebunden an Händen und Füßen, lag er auf einem Gebunde Stroh an der Wand des aus Linnentuch verfertigten Zeltes. Neben ihm lag Tommaſo, nur an den Händen gefeſſelt. Antonio wehklagte laut über den ungeheuren Verluſt ſeiner Innung, über ſein eigenes Mißgeſchick. Der Diener redete ihm zu, ſich zu tröſten.

„Seid doch ruhig, Herr,“ ſagte er zuverſichtlich, aber flüſternd, mit ſeiner melodiſchen Stimme; „die Stunde der Erlöſung iſt näher, als Ihr glaubt. Meine Stricke ſind weniger feſt, und wenn ich meine Hand zuſammenziehe, kann ich durchſchlüpfen. Laßt uns nur Geduld haben; wenn dieſe Nacht der Ungar ſchläft, welcher uns bewacht, dann ſchlägt die Stunde der Rettung.“

Antonio ſtaunte über dieſe Rede; allein Tommaſo zog ohne Mühe ſeine Hand aus der Schlinge, und zeigte ſie ihm frei und ohne Schlinge.

Jetzt begann er zu hoffen. Ruhiger ſah er der Nacht entgegen. Sie kam endlich und hüllte Alles in ihren Schleier. Ein dichter Nebel zog ſich über die feuchte Ebene hin bis zu den Bergen, wo Reben und Wald abwechſelten. Ein ungariſcher Reiter war als Wache zum Zelte beſtellt. Kaum kam die Nacht, ſo traten Mehrere in daſſelbe. Sie hatten einen Steinkrug voll Wein, der in ſeinem weiten Bauche mehr barg, als nöthig war, die Genoſſen ihrer Sinne zu berauben. Unter wilden Geſängen brachten ſie mehrere Stunden hin. Als der Krug leichter wurde, begannen ihre Augenlieder ſchwerer zu werden. Allmählich ſiegte die Gewalt des Getränkes über die phyſiſche Kraft der Zecher. Einer nach dem Anderen ſank in das Zelt nieder, zuletzt auch die Wache. Der Gefangenen hatten ſie ohnehin längſt vergeſſen.

Als die widrigen Töne anzeigten, daß die Trunkenbolde ſchliefen, ſtreifte Tommaſo leicht ſeine Feſſeln ab, und blies die Ampel aus, welche auf einem kleinen Feldtiſche ſtand. Jetzt löſte er mit Hülfe des meſſerartigen Schwerdtes, welches er dem einen der Schläfer abſchnallte, Antonio's enggebundene Feſſeln. Ein zweites Schwerdt bewaffnete dieſen, und leiſe traten ſie aus dem Zelte heraus. Hier und dort im Lager tönte lauter, brüllender Geſang. In den meiſten Zelten war es dunkel und ſtille; nur in der Nähe des Gezeltes, wo der Kaiſer herbergte, war großes Gedränge. Schlau wählte Tommaſo die Richtung nach den Bergen. Er zog ſeinen Herrn nach ſich, denn er vermochte kaum zu gehen, ſo hatten die Bande ſeine Füße verletzt.

Nach einer langſamen Wanderung lag endlich das Lager hinter ihnen. Jetzt erſt athmete Tommaſo frei auf.

„Wenn Ihr nur gehen könnet, daß wir vor Tagesanbruch den Wald erreichen, den ich jene Höhen bedecken ſah, die ſich dort hinziehen müſſen, ſo ſind wir gerettet,“ ſagte er.

„Ich will meine ganze Kraft aufbieten, guter Tommaſo,“ ſprach Antonio. „Biſt du aber auch deiner Richtung gewiß?“ —

„Seht,“ ſagte der Jüngling, „dort ragen die Thürme von Mainz in die Nacht, und Euer Ohr kann das Rauſchen des Stromes vernehmen.“

Antonio ſah nichts; wohl aber konnte er das Rauſchen der Wellen des Rheines wahrnehmen. Er bewunderte die Schärfe der Sinne ſeines Dieners, und überließ ſich nun zutrauensvoll ſeiner ſichern Leitung.

Immer gegen das Gebirge hin richteten ſich ihre Schritte. Die Felder waren leer von Früchten; das erleichterte ihr Vorwärtsſchreiten. Nach Mitternacht zog ſich, von einem leichten Winde getrieben, der Nebel gegen den Rheinſtrom hin. Aus dem maſſenhaften Gewölke traten einzelne Stellen des Firmaments in ſchwarzdunkler Bläue hervor, und die Sterne leuchteten in wundervoller Pracht und Klarheit den beiden Wanderern, die unermüdet fortſchritten.

Antonio fühlte zu ſeiner großen Freude, daß ſeine Füße nur durch die Hemmung des Blutumlaufs, welche die feſtgezogenen Schlingen verurſacht, anfänglich unbrauchbar ſchienen. Allmählich war das Blut wieder in Umlauf gekommen, und mit jedem Schritte wurde ihm das Gehen leichter, das er ohnehin in den Alpen der Schweiz tüchtig geübt hatte.

Es zeigte ſich jetzt in voller Gewißheit, wie richtig Tommaſo's Blick geweſen war. Vor ihnen lag das Gebirge, deſſen Seiten mit Reben bekleidet waren, deſſen Gipfel Hochwald krönte.

„Laßt uns jetzt noch in der Ebene bleiben,“ ſagte Tommaſo. „Mainz liegt hinter uns, und die Gefahr iſt ſchon großentheils beſiegt. Kommt der Tag, ſo wird es uns leicht, uns in den Rebbergen zu verſtecken, wenn es nöthig iſt.“

„Aber woher nehmen wir Speiſe?“ fragte Antonio. „Die vermaledeiten Ungarn haben uns vor Ueberfluß bewahrt, aber

Mangel in Ueberfluß uns leiden laſſen. Meine Kräfte reichen ohne Nahrung nicht mehr weit aus.“

„Es iſt ein Glück für uns, daß ſchon reiſe Beeren in den Reben zu finden ſind,“ tröſtete der Diener. „Damit müſſen wir uns freilich begnügen.“

Antonio ſah zwar ſauer, aber es half ihn nichts.

So wanderten ſie fort, bis der Tag in Oſten heraufſtieg. Jetzt krochen ſie in die dichtbelaubten Weinſtöcke, ſuchten ſich Beeren und ſtillten wenigſtens den brennenden Durſt. Die Nacht war lau geweſen. Der Morgen war kühl, der Thau ſtark. Antonio's ſeinere Kleidung wurde durchnäßt. Dies hinderte ihn jedoch nicht, bald in einen tiefen Schlaf zu ſinken. Auch Tommaſo gab dem Gebote der Natur nach.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als Beide faſt zu gleicher Zeit erwachten. Tommaſo richtete ſich auf, um zu ſpähen. Man ſah pflügende Bauern hier und dort; aber nach kurzer Berathung zogen Beide es vor, ſich bis zur Dämmerung verborgen zu halten. Der klare Himmel, der ſtarke Thau des Morgens verhießen eine ſternenhelle Nacht. Sie kam ungewöhnlich milde. Das Blitzen am Saume des Horizonts beängſtete Tommaſo. Er fürchtete mit Grund ein Gewitter. Sie waren kaum einige Stunden gewandert, und dem Rheine wieder näher gekommen, als das Gewitter mit allen ſeinen Schrecken losbrach. Es war eine räthſelhafte Erſcheinung für Antonio, daß Tommaſo, der in ſchwierigen Lagen einen unbeugſamen Muth an den Tag legte, wie ein Kind vor dem Gewitter bangte.

Wenn auch am Tage das Gewitter etwas Grauſenhaftes für ſchwache Gemüther hat, ſo iſt ein Nachtgewitter etwas Entſetzenerregendes für ſie. Die lautloſe Stille läßt den Donner ſchrecklicher erſcheinen; die Blitze verfolgt das Auge unwillkürlich in allen ihren zackigen Windungen. Ihr Strahl iſt greller, ihr Zücken wilder, ihre Bahn länger, ihr Glanz blendender, ihre Gewalt anſchaulicher. Alles das empfand Tommaſo in hohem Grade, ja in noch höherem, als er zu erkennen gab. Der Wind brüllte bald als Orkan daher und drohte die Bäume zu entwurzeln, unter deren dichtbelaubten Aeſten ſie Schutz geſucht. Tommaſo kauerte ſich bebend an den Stamm. Bald ſtürzte der Regen, mit Hagel vermiſcht, in Strömen vom dunkeln Himmel. Nur dürftig ſchützte des Holzapfelbaumes Bewaldung vor ſeiner Gewalt. Beide wurden durchnäßt.

Als endlich das Gewitter hinter dem rieſigen Feldberg weg der Wetterau zuzog, ſagte Tommaſo:

„Wir müſſen eilen, daß die innere Wärme angeregt wird, ſonſt dürftet ihr erkranken, ſo nahe der ſchirmenden Heimat.“

„An dich denkſt du dabei nicht, guter Junge,“ ſprach, vor Froſt bebend, Antonio, „und doch iſt dein Körper weniger rüſtig, als der meine.“

„Und doch wohl ausdauernder,“ lächelte der Jüngling, und ſchritt muthig auf dem naſſen Boden vorwärts.

Er hatte Recht; denn bald nachher ſchüttelte ein Fieberfroſt Antonio's weichlicher gewöhnte Glieder.

„Haltet Euch um Gotteswillen auf den Beinen,“ bat Tommaſo. „Sind wir denn noch weit von Bingen?“ fragte er ängſtlich; denn er ſah ſchon im Geiſte ſchlimme Folgen dieſer Nacht voraus.

„Wir müſſen es Morgens erreichen!“ verſicherte der vom Froſte ſchauerlich gerüttelte Antonio.

Mit Aufbieten aller Kräfte wanderte er fürbaß. Als der Tag graute, ſchimmerte von der kahlen Höhe das uralte, kleine Kapellchen des heiligen Rochus wie ein Bote des Friedens den erſchöpften Wanderern entgegen, und unten am Rheine barg ſich im Baumgrün das kleine Kempten, aus welchem Joſt ſtammte, den der Tod in Aſti ereilte. In ſeines Vaters Hauſe, als Bote der Trauer zwar eintretend, fand dennoch der leidende junge Lombarde Erquickung; aber er vermochte nichts zu genießen. Nur einen Kahn forderte er, der ihn ſchnell in das Vaterhaus bringen könnte, weil er die zerrüttete Arbeit der Krankheit in ſeinem Innern fühlte.

Bald war der Kahn bereit, und unter kräftigem Ruderſchlage ſchoß er die glatte Bahn dahin, der Vaterſtadt des jungen Leidenden zu, den Tommaſo ſorglich gebettet hatte.

VII.

Dieſelbe Nacht, welche Antonio ſo nachtheilig wurde, ſah Brömſer's Entführungsplänchen reifen.

Bereits mehrere Tage vorher war Kunz zu ſeinem Liebchen geſchlichen, und hatte ihr die Kunde gebracht, daß der Ritter zur Zeit der Dämmerung am Hildegardenborn des Liebchens harren werde. Zugleich brachte er dem Schiffer Weinert ſeinen Mantel und ſeine Pickelhaube, um das lieblichſte Mädchen in einen Kriegsknecht zu verwandeln. Martha trug Geſchenke zu Marien in das Kloſter, und brachte das lieblichſte Geſchenk, die Hoffnung der Errettung vor der verhaßten Verlobung und der Vereinigung mit dem geliebten Manne.

Alles war wohl vorbereitet, das Gelingen konnte nicht fehlen. Der Pfaffe war auf der Burg Klopp, die Kapelle hell erleuchtet. Das Bräutchen wurde ſehnlichſt erwartet.

Früh am Nachmittage machte ſich Guntram Geſchäfte in den Kellern der Camera des Erzbiſchofs; jenen aber, wo der heimliche Gang begann, hielt er weislich verſchloſſen.

Die Reiſigen witterten die Fäſſer voll Zins- und Zehntwein, die ihr Herr dort barg, und über die der Vogt von Klopp die Oberaufſicht führte.

Guntram kannte mehrere, deren verbrannte Leber ihm Hoffnung gab, ihnen beizukommen. Sie folgten ſeinem Winke. Andere bemerkten das auch, und folgten. Das Verſuchen weckte die Luſt zu trinken. „Holt euch Gefäße,“ ſagte Guntram, „mein Herr iſt die beſte Seele im Lande. Weil er ſelbſt die Qualen des Durſtes haßt, ſo will er ſie auch uns nicht empfinden laſſen!“ Das war ein Wort, das Wunder that. Wie der Blitz waren Krüge da, ſo groß, als ſie nur Giambattiſta Pomaria den Reiſigen gefüllt. Guntram ließ ſie volllaufen und hinauftragen. Als nun die Dämmerung kam, lag auf Vieler Augen bereits das Dunkel völliger Trunkenheit, und der Zweck war vollſtändig erreicht.

Weinert ſtieß zeitig mit ſeinem Kahn und ſeinen Netzen vom Rheinufer ab. Er ruderte in die Nahemündung hinein, und warf dort, aufwärts fahrend, ſeine Netze bis zur Druſusbrücke, wo er auf dem rechten Ufer landete, gleich als wolle er einen tiefern Schatten abwarten, um das Volk der feuchten Tiefe in ſeine Netze zu locken.

Auf dieſer Seite zogen ſich mächtige Weidenbüſche hoch das Ufer hinan. Wo heute blühende Gärten, ſtattliche Gebäude, belebte Geſchäftsſtätten ſind, war damals Dorngebüſch verbreitet, das bis zu dem Korkulmenwall ſich hinzog, der ſchützend die Stadt umgürtete. Das jähabfallende Ufer bedeckten aber wogende Weiden. Unter dieſen Weiden barg Weinert ſeinen Kahn, bis der Ritter nahen würde.

Endlich kam die Dämmerung. Die purpurne Gluth des Abendhimmels verglomm eben im Weſten, und gab dem dunkeln Grau Raum, das die leuchtenden Tinten bedeckte und in ſich ſaugte, als langſam daherſchleichend Brömſer der Stelle nahte, dreimal halblaut huſtete, und ſein Zeichen ebenſo erwiedern hörte. Er trat nun raſch zu, und der Kahn ſtieß ſchnell ab. Mit wenigen Ruderſchlägen erreichte er das hohe Ufer jenſeits, in deſſen Schatten er jetzt leiſe hinabglitt, der Stelle zu, wo das Hollundergebüſch die Hildegardenquelle ſchützend und bergend umgab.

Seit Maria Ottini von ihrer treuen Martha die Botſchaft vernommen, beherrſchte ſie eine nie gekannte Unruhe. Hohe Gluth der Wangen wechſelten mit Bläſſe. Oft ſaß ſie im düſteren Nachdenken, und plötzlich brach, wie wohl an trüben Herbſttagen ein grelles Sonnenlicht durch die Wolkenmaſſen, die den Himmel einhüllen, hindurchbricht, ein Strahl leuchtender Freude aus ihrem großen, brennſchwarzen, italieniſchen Auge.

Die Aebtiſſin, die auch nicht ohne die Kämpfe des Herzens durch die Tage der Jugend gegangen war, beſaß Menſchen- und Herzenskunde genug, um etwas Außergewöhnliches zu argwöhnen.

Solche Erſcheinungen konnte die nahende Verlobung mit dem ihr, das wußte ſie ſicher von Marien — verhaßten Bräutigam nicht hervorbringen. Da mußte eine andere Hoffnung aufgetaucht ſein, das war außer Zweifel. Aber welche? das war die Frage. Sie ſann nach. Jener Zuſtand Marien's begann mit Martha's letztem Kommen. Sollte das in ſeinem Weſen ſo entſchiedene, in ſeinen Empfindungen ſo leicht über die beſonnene Grenze hinausſprudelnde, in ſeinen Unternehmungen ſo wenig wähleriſche und die Grenzen weiblicher Sitte nicht immer ſcharf beachtende Mädchen eine Abſicht hegen, die mit denen ihrer Eltern im Widerſpruche ſtand? Sollte ſie gar den Plan einer Flucht hegen, die das Kloſter beſchimpfen, das Vertrauen zu ſeinen heiligen Mauern tödten mußte?

Die Oberin war eine Frau von gereifter Erfahrung. Sie kannte das weibliche Herz überhaupt, ſie kannte Maria Ottini genau. Von nun an beobachtete ſie ſie mit dem ſcharfſehenden Auge des Argwohns, und je näher der verhängnißvolle Abend kam, deſto mehr reifte ihre Vermuthung der Gewißheit entgegen, daß Maria einen Plan zur Flucht vorbereite. Sie zog eine der älteren Schweſtern in den Kreis ihrer Vermuthungen hinein, und auch ſie befeſtigte ihren Argwohn; denn Schweſter Veronika war gerade an jenem Abend an der Reihe, das Trinkwaſſer an der Hildegardenquelle zu ſchöpfen. Warum bat Maria ſo dringend, ihr dieſe Dienſtleiſtung an jenem Abend abzutreten? Warum erglühte ſie ſo bei dieſer Bitte?

Als Veronika das der Oberin ſagte, war dieſe völlig überzeugt. Sie gab Maria den Befehl in ihrer Zelle zu beten an dieſem Abend, und ließ die Thüre derſelben verſchließen.

So war Alles vorüber. Maria geberdete ſich wie eine Raſende. Hätten nicht Eiſenſtäbe ihr Zellenfenſterlein geſchützt, ſie würde ſich hinab in den Kloſterhof geſtürzt haben — aber hier war kein Entkommen, aber auch kein Erbarmen.

Während Maria Thränen der wildeſten Verzweiflung vergoß, ſchritt die Schweſter Veronika in ſtillem Sinnen die Felsſtufen hinab zur Hildegardenquelle.

Da umfaſſen ſie plötzlich zwei kräftige Arme. Glühende Küſſe erſticken den Angſtruf. Halb ohnmächtig wird ſie in den Kahn gebracht, dort umhüllt ſie ein Reitermantel, eine Pickelhaube deckt ihren Kopf, und überwältigt von Angſt und Schrecken, ſank ſie ohnmächtig in die Arme ihres Entführers.

Brömſer ſchreibt dieſen Zuſtand der weiblichen Scham zu, und ahnet nichts Schlimmes. Der Kahn landet endlich drüben am Ufer. Brömſer's kräftiger Arm faßt die Ohnmächtige und trägt ſie auf dem wohlbekannten Pfade der Camera zu, wo ihn an der Kellerpforte Guntram erwartet.

Ohne ſich aufzuhalten, läßt er die Kellerthüre von innen ſchließen, und eilt, von Guntram mit brennender Fackel begleitet, den verborgenen Gang hinauf. Zwar drückt ihn ſeine Laſt; aber es iſt ja Maria, die liebliche Tochter des reichen Lombarden; das macht Alles leicht. —

Nach einem höchſt beſchwerlichen Steigen iſt endlich die Burg erreicht. Der Ritter eilt mit Aufbieten aller Kraft in ſein Kloſett, und legt dort die Ohnmächtige in einen Lehnſtuhl, um ihr die Verhüllung des groben Mantels abzunehmen, die ſchönen Locken der Geliebten von der laſtenden Pickelhaube zu befreien.

Da ſtößt er plötzlich einen wilden Schrei aus.

Guntram eilt mit der Lampe herzu — und — ſteht erſtarrt, denn unter der Pickelhaube erblicken ſie das gelbe, eingefallene, tiefgefurchte Geſicht einer alten Nonne!

Erſtaunen, Schrecken und Zorn wechſeln in raſcher Folge.

Brömſer's Flüche, die kein Maß kennen, wecken endlich die arme Nonne auf, und ihre Vorwürfe, ihre heftigen Reden, ihr gellendes Schreien miſchen ſich mit den wilden Aeußerungen des Ritters.

Guntram hatte nie mehr mit dem Lachreiz zu kämpfen; denn war das nicht eine Faſtnachtspoſſe, ſo komiſch, wie nur eine ſein konnte? Doch wagte er es nicht, bei dem wilden Wetterleuchten des Zornes ſeines Herrn, der Macht dieſes Reizes nachzugeben.

Brömſer rannte wie ein Verrückter in ſeinem Kloſett auf und nieder, während die Nonne aufs ſchauerlichſte ſchrie und den Himmel um Rache anflehte ob des an ihr, der hochbetagten Himmelsbraut, begangenen unerhörten Frevels.

„Herr Ritter,“ hob endlich Guntram an, „Ihr müßt einen Entſchluß faſſen.“

Der Ritter ſtampfte auf den Eſtrich, daß die runden Scheiben an den Fenſtern raſſelten.

„Sag' vor Allem dem Pfaffen, er ſolle ſich fertmachen. Laß die Lichter löſchen. Was werden ſie über mich lachen!“ rief er, und ſchlug ſich vor die Stirne.

„Wie kommſt du aber auch dazu, an dieſem Abend Waſſer zu ſchöpfen?“ fragte er ingrimmig die troſtloſe Veronika.

„Weil es mich die Oberin hieß und die Reihe an mir war,“ ſchluchzte die arme Alte. „Bringt mich in mein Kloſter!“ ſchrie ſie dann wieder.

„Still, Nachteule!“ donnerte Brömſer. „Gib ſelbſt Rath, wie ich dich vom Halſe bringe!“

„Führt mich wieder an die Quelle!“ flehte die Alte.

„Könnt' ich dich hinüber blaſen!“ höhnte Brömſer, „aber das kann ich nicht, und der Kahn iſt nicht mehr da. Muß mich denn der böſe Feind plagen, daß ich ſie mit Küſſen bedeckte! Pah! Mir graut's!“

Jetzt regte ſich ſelbſt in der Himmelsbraut die weibliche Eitelkeit. Sie ſchoß wüthende Blicke auf ihn und ſagte keifend: „Hab' ich Euch gerufen oder verlockt? War's nicht Euer freier Wille? Wolltet Ihr mich nicht küſſen, ſo hättet Ihr Eure ſündhaften Augen aufthun ſollen! Ihr Ausbund von Höllenbrand!“

„Schweig, Eule!“ donnerte noch einmal der Ritter; aber plötzlich brach er in ein wieherndes Gelächter aus. Die Situation war zu komiſch, als daß ſie ſich nicht hätte geltend machen ſollen. Er wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

Da trat Guntram ein. Er hatte ſich bereits in konvulſiviſchem Lachen bei dem Frühmeſſer Luſt gemacht, als er dieſem die Geſchichte erzählte, und dieſer ſtimmte mit ein, froh, daß er aus der Falle kam, deren Gefahr er erſt während des Alleinſeins und Harrens in der Kapelle bedacht haben mochte.

Noch war der Lachreiz nicht ganz überwunden, als er eintrat, und ſeinen Herrn ſich wahrhaft närriſch geberden ſah. Unwillkürlich riß ihn deſſen Lachen in denſelben Strom, und Beide konnten kein Ende finden, obwohl verſchiedene Zuſtände des Lachens Grund waren.

Nichts glich dem Zorne Veronika's. Wie eine Furie ſchimpfte und haderte ſie das ganze zahlreiche Regiſter der Schimpfreden durch, an denen die Binger Frauen des niederen Standes zu allen Zeiten nicht arm waren.

Dieſer Zorn und dieſe Fluth von Schimpfreden ſteigerte nur noch Brömſer's und Guntram's Lachreiz, bis beider Thränen rannen, und die Muskeln ſchier den Dienſt verſagten.

„Nun iſt's genug,“ ſagte endlich Brömſer, und trat vor Veronika. „Schöne Jungfrau,“ ſprach er, „da ich an Euren Schimpfreden aufs Haar erkenne, daß Ihr ein Binger Kind ſeid, ſo ſeid ſo gut und folgt dieſem Guntram hier. Er wird Euch unverſehrt bis an die Druſusbrücke geleiten, und von da mögt Ihr ohne Gefährde den Weg auf den Rupertsberg finden. Grüßt mir die Frau Oberin und ſagt, es ſei ein rechter Faſtnachtsſtreich, den ſie mir geſpielt; aber ich würde ihr in den kommenden Tagen Kapital und Zinſen zurückgeben. Vergebt mir, daß ich irrthümlich Eure ſüßen Lippen geküßt, und betet für meine arme Seele!“

„Zur unterſten Hölle mit ihr!“ ſchrie die Schweſter Veronika, die das Gleichgewicht ihrer Seele gar nicht mehr finden konnte, ſeit ihrer Eitelkeit eine ſo bittere Schmach war angethan worden.

Guntram faßte ſie indeſſen kräftig am Arm und zog ſie zum Gemache hinaus, ohne daß er vermocht hätte, den Strom ihrer ſprudelnden Schimpfluth zu dämmen. —

Guntram geleitete ſie bei mattem Sternenlichte, das eingetreten war, durch die Weinberge am Scharlachberge hin, und brachte ſie, unterhalten von ihrem endloſen Keifen, zur Brücke. Ihr Zorn hatte unterdeſſen eine andere Richtung genommen, ſeit ſie den unmittelbaren Verurſacher ihrer ſchmählichſten Kataſtrophe nicht mehr vor ſich ſah. Er ergoß ſich ungehemmt über Maria Ottini, das verruchte Welt- und Höllenkind, deſſen Schönheit der Köder des

Teufels geworden. Sie ſtieß Drohungen aus, vor denen Guntram's Seele ſchauderte.

Er ſchwieg, um ſie nicht noch mehr zu reizen; aber gerade dies Schweigen, der Mangel gänzlichen Widerſtandes, machte ſie am Ende nur noch raſender. Sie begann auch ihn nun in den Kreis ihres Zornes zu ziehen.

Zum Glück war die Brücke erreicht. „Höre, Alte," ſagte er, „hätte ich Zeit, ich möchte dich wohl etwas in die Nahe tunken, um deinen Zorn abzukühlen; aber jetzt ſag' deiner Schutzheiligen Dank, daß es mir an Zeit gebricht. Geh'!"

Ohne ſich weiter um ſie zu kümmern, trat er ſeinen Rückweg an. In den Weinbergen aber blieb er ſtehen, um zu erfahren, was ſie beginne. Bald hörte er jenſeit der Brücke ihre gellende Stimme einen lateiniſchen Geſang anſtimmen, der ſich bald mehr und mehr entfernte; ſie ſang ihre Furcht weg.

Froh, daß ihr Zorn ſich ſo ſchnell gewendet, und daß ſie den rechten Weg gefunden, kehrte er zum Schloſſe zurück, wo er ſeinen Herrn in der roſigſten Laune hinter dem bauchigen Steinkruge voll Scharlachberger fand, und nun mit ihm die fatale Geſchichte nochmals abhandelte.

Im Kloſter auf dem Rupertsberge aber war ein völliger Aufſtand. Als Veronika mit dem Tiſchtrunke von der heiligen Quelle ausblieb, und die nach ihr ausgeſendeten Schweſtern am Börnlein nichts von ihr fanden, als ihren Roſenkranz, den ſie verloren, und den Waſſerkrug, da ging erſt recht der Aebtiſſin ein Licht auf. Ihr inſtinctartiges Vermuthen brachte ſie der Wahrheit ziemlich nahe. Sie betrat, begleitet von dem ganzen Schweſterkonvente, die Zelle der troſtloſen Marie.

Des Mädchens Jammer hatte ſich gelegt, ihre Verzweiflung hatte Thränen Raum gegeben, wie es überhaupt bei leidenſchaftlichen Naturen zu geſchehen pflegt.

Obwohl im höchſten Zorn, als ſie eintrat, beſänftigten doch dieſe Thränen die Aebtiſſin, und machten ſie um Vieles milder. Sie nahm ſie für Thränen der Reue, während ſie doch nur Thränen des Schmerzes waren, daß ihr Plan mißlungen, und nun keine Hoffnung mehr war, dem Elende zu entgehen, wozu ſie ihre Eltern verdammt hatten.

Der ſalbungsvollen Strafrede folgte Maria's Geſtändniß, und nun erſt ſtand es feſt, daß Veronika an ihrer Statt von Ritter Brömſer entführt worden war.

Wer wollte es den Nonnen verargen, daß auch auf ſie das Komiſche des Ereigniſſes mit urkräftiger Gewalt einſtürmte, daß ſelbſt um die ernſten Lippen der Oberin einige Muskeln ſich in einer Weiſe verzogen, die nichts mit dem heiligen Ernſt ihrer Amtsmiene gemein hatte? Sie fand es daher rathſam, ſchnell die Reuige zu verlaſſen, die Thür ihrer Zelle zur Buße wieder zu verſchließen und die Nonnen in ihre Zellen zu entlaſſen, wo jede ſich zwanglos der eingeſchlagenen Richtung überlaſſen konnte, die wahrſcheinlich noch lange hin herrſchend blieb und durch Veronika's Erzählung am andern Tage neue Nahrung gewann.

VIII.

In dem Hauſe des alten Pomaria war ſeit kurzem der Himmel aller jener Heiterkeit baar, in welcher er ſonſt glänzte.

Der Bürgeraufſtand hatte dem Greiſe, der mit ſchlauer Kunſt lange die Gemüther beherrſcht hatte, den Beweis geliefert, daß der Glanz des Reichthums weder die Liebe an ſich feſſeln, noch den Haß in Banden legen konnte, der tief im Innern ſeine Wurzeln ſchlägt. Der Glaube an die große Geltung, welche die Lombarden-Innung bei dem Volke habe, war in ſeinen Grundtiefen bei ihm zerrüttet. Er ſah klar, daß weder er noch ſein Sohn und Amtsnachfolger von dem Volke geliebt waren. Was daraus werden konnte in einer Zeit, wie ſie bevorſtand, wo ein grimmiger Feind vor den Thoren erſchien, blieb ihm nicht lange im Zweifel.

Es war ihm zur Kunde gekommen, wie Albrecht von Oeſterreich erfahren, daß eben dieſe Innung dem Erzbiſchofe bedeutende

Summen geliehen, und wie er darob einen glühenden Haß auf ſie geworfen. Es war ihm kein Zweifel, wie ſchlimm es um die Summe ſtand, für die Erzbiſchof Gerhard den Zoll in Ehrenfels und den Judenzoll in Fautsberg verpfändet, wenn Albrecht dieſe Zölle brach, was ſeine Abſicht war, und das beſte Land des Erzbisthums, die edelſte Perle des Churhutes, den Rheingau unheilvoll verwüſtete, wie er es weiter im Reiche mit dem Mainzer Gebiete gethan. —

Zu dieſem Kummer geſellte ſich der Umſtand noch, daß dieſer Brömſer, der alten Haß nährte, Vogt auf Klopp war, und im Belagerungsſtande der Stadt unumſchränkter Gebieter an des Erzbiſchofs Statt wurde. Daß von dieſer Seite nur Unheil und Verderben kommen konnte, ſah der klare Blick des Alten unverhüllt.

Und nun endlich ſah er Giambattiſta's heimlichen Kummer, und kannte den Grund, der nirgends anders zu ſuchen war, als in der erzwungenen Verbindung mit Maria Ottini. Um aber das Maaß ſeiner Sorge voll zu machen, nahte Albrecht's Heereszug, und ſein Sohn Antonio mußte bald kommen mit der reichſten Waarenladung, welche die Innung ſeit langer Zeit aus Italien erwartete. Kam er nicht vor dem Kaiſer in Bingen an, ſo konnte leicht das Unglück die Innung treffen, daß Albrecht die Waaren weg, den Jüngling gefangen nahm.

Das Alles folterte den alten Schultheißen aufs heftigſte. Seine Nächte waren ſchlaflos, ſeine Tage ſorgenſchwer.

So ſaß er am Frühmorgen jenes Tages in ſeinem Lehnſtuhl an dem der Kahn mit dem kranken Sohne im Hafen landete, und ſtützte das ſorgenmüde Haupt in die zitternde Hand. Plötzlich ſtürzte Giambattiſta in das Gemach und rief:

„Vater, Antonio iſt da, aber auf den Tod krank!“

Der Greis ſank bleich in den Seſſel zurück, richtete den Blick nach oben, faltete ſeine Hände und ſeufzte unter hervorbrechenden Thränen: „Herr, du ſucheſt mich ſchwer heim!“

Giambattiſta war wieder hinweg und nach dem Hafen geeilt. Schon brachten vier Männer den Kranken daher. Unter lautem

Wehklagen fiel er über dem ſehr matten Bruder her und bedeckte ihn mit ſeinen Küſſen, die jener nur ſchwach, aber mit dem wehmüthigen Lächeln der Liebe erwiederte.

Aller Augen wurden feucht. Niemand aber bemerkte, wie bei Giambattiſta's Anblick Tommaſo erbleichte, wie er beide Hände krampfhaft gegen die Bruſt preßte, als wolle er ein im Innern tobendes Gefühl zurückpreſſen; wie er nach Athem rang und an allen Gliedern heftig zitterte. —

Der Kranke wurde ſchnell in das Vaterhaus gebracht, wo er der pflegenden Hand einer Matrone übergeben wurde, die ſeit Pomaria's Wittwerſtande dem Hausweſen ordnende Pflegerin war.

Unter den Beweiſen der zärtlichſten Vater- und Bruderliebe ſchien der Kranke neu aufzuleben; aber am Abend ſtellte ſich das hitzige Fieber wieder ſtärker ein.

Tommaſo ließ es ſich nicht nehmen, bei ihm zu wachen; vorher aber genoß er eines ſtärkenden Schlafes, wenigſtens ſagte er ſo. —

Während der Stunden des Tages berichtete Antonio dem Vater und Bruder ſeine Geſchicke.

So herbe auch Beide der bedeutende Verluſt ſchmerzte, der Gedanke, aus welcher Gefahr Antonio errettet worden, der Gedanke, daß ſie ihn wieder hatten, den ſie ſo innig liebten, ließ jenen Schmerz nicht überhand in ihrem Herzen nehmen.

Als Giambattiſta nach dem treuen Joſt fragte, den er noch nicht geſehen, erzählte Antonio auch ſein tragiſches Ende, und wie er zu einem ebenſo treuen Diener gekommen ſei. Hieran knüpfte er die Erzählung ſeiner Rettung durch Tommaſo, und empfahl dieſe treue Seele ihrer Liebe und Sorgfalt. Beide wichen nicht von ſeinem Bette, bis der Arzt, ein alter Laborant, der eine Badſtube am Mainzer Thore hielt, gekommen, einen kühlenden Trank bereitet, und verſichert hatte, daß Ruhe, gute Behandlung, beſonders ein erquickender Schlaf, Vieles im Zuſtande des Kranken beſſern würde. Vorzüglich aber forderte er Ruhe, und bat Vater und Bruder, ihn allein zu laſſen, und vor der Nacht nicht mehr durch ihre Nähe und Geſpräch ihn aufzuregen.

Beide gehorchten und gingen hinweg. Als aber Giambattiſta in ſein Gemach gehen wollte, trat ihm Tommaſo entgegen. Der Lombarde warf einen Blick auf das bleiche Geſicht, und — ihn ſchwindelte, daß er ſich an der Wand halten mußte. Tommaſo ſtand wie erſtarrt vor ihm, und ſchlug das große, ſchöne Auge nieder.

Der Diener Antonio Pomaria's ſammelte ſich zuerſt wieder, und wollte an dem jungen Lombarden vorüberſchleichen, aber dieſer faßte ihn krampfhaft am Arme und rief bebend aus:

„Wer biſt du, Knabe?“

„Herr, warum erſchreckt Ihr mich ſo?“ ſprach Tommaſo mit einer ſchwer errungenen Ruhe, und gewaltſam das Zittern der Stimme unterdrückenden Feſtigkeit; „ich bin ja Eures Bruders Knecht.“

„Ich weiß es, ich weiß es!“ rief Pomaria; „aber deine Züge, o mein Gott, an wen erinnern ſie mich!“

„Das weiß ich nicht,“ ſagte Tommaſo, der allmählig ſich ſammelte.

„Wie heißeſt du, mein Sohn?“ fragte heftig Giambattiſta.

„Tommaſo Albertini!“ war die kalte Antwort.

„Biſt du aus Aſti?“

„Nein, aus einem Dorfe bei der Stadt.“

„Warſt du dort? Haſt du Verwandte dort?“

„Nein,“ ſagte ebenſo feſt als kalt Tommaſo. „Sie ſind todt!“

„Kennſt du Leute dort?“

„O ja!“

„Kennſt du eine Familie Ghisberti?“

„Die Wittwe des Schneiders Ghisberti, Eurem Oheim gegenüber?“

„Ja, ſie! Was weißt du von ihr?“

„Daß meine Baſe todt iſt.“

„Und Annunciata?“ fragte mit einer Angſt, die kalten Schweiß auf ſeine Stirne trieb, und alles Blut nach dem Herzen drängte, der junge Mann.

„Sie ſtarb auch, ehe wir Aſti verließen. Ich war bei ihr bis zu ihrem Ende.“

Dies Wort wirkte ſo erſchütternd auf Pomaria, daß er ſchier umſank. Ein Strom von Thränen rollte über ſeine Wangen. Er hatte ſeine Hände gefaltet, und der Kopf ſank auf ſeine Bruſt.

„Ach,“ ſagte er nach einer Pauſe, „komm' mit mir herein, ich habe viel zu fragen!“

Tommaſo ſtand wie feſt gebannt vor ihm, und folgte willenlos. Aber auch in ſeinen Zügen malte ſich eine Regung ſeines Innern, die jedes Auge entdeckt haben würde, nur das Pomaria's nicht, das durch Thränen umflort war und für die Außenwelt keine Sehkraft zu haben ſchien.

Er ſank auf einen Stuhl nieder und verhüllte ſein Antlitz mit beiden Händen, ſich dem tiefſten Schmerze hingebend.

Tommaſo's Thränen rannen mit den ſeinigen; ſeine Bruſt hob ſich in wilder Bewegung. Umſonſt ſchien er nach Ruhe zu ringen. Und nur dadurch, daß Pomaria ſelbſt rang, gelang es ihm endlich, ſich einigermaßen zu ſammeln.

„Du warſt bei ihr in den letzten Stunden,“ hob Pomaria endlich an; „ſag, woran der Engel litt!“

„Ich glaube, das Herz war gebrochen durch eine herbe Nachricht,“ antwortete Tommaſo.

„Durch welche, Kind?“ fragte aufſpringend Pomaria.

„Meines Herrn Knecht, Jeſto, erzählte, daß ein junger Mann Eurer Familie, der ungefähr vor einem Jahre in Aſti war, geheirathet habe. Sie muß ihn heiß geliebt haben — und er damals auch ſie.“ —

„O all' ihr Heiligen!“ rief Giambattiſta, und rang verzweifelnd ſeine Hände. „Ich habe ſie gemordet!“

„Ihr?“ fragte kalt wie der Tod Tommaſo.

„Ja, ich, ich!“ rief Giambattiſta. „Sie liebte mich mehr, als ihr Leben. Sie mußte mich für untreu halten, weil Joſt ihr das ſagte. Und er log, er log ſchrecklich! Ich liebte ſie heiß und innig. O meine Liebe wird nur mit meinem Leben enden. Mein

Vater wollte mich zwingen, Maria Ottini zu heirathen — und doch iſt ſie weder mein Weib, noch meine Braut. O meine Annunciata, hör' es droben im Reiche der Seligen, daß ich nur dich liebte, nur dich liebe, nur dich lieben kann!“

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre aufgeriſſen, und ein Diener rief: „Herr Schultheiß, Euer Vater will Euch den Augenblick ſehen. Eilt, eilt!“

Heftig erſchreckend, vernahm Giambattiſta dieſe Kunde. Er wiſchte ſchnell ſeine Thränen ab, und ohne auf Tommaſo zu blicken, flog er hinweg, gewöhnt an einen blinden Gehorſam gegen den eiſernen Willen des Greiſes.

Bei den letzten Ergießungen ſeines tiefen Schmerzes war Tommaſo immer bleicher geworden, aber ſein großes, funkelndes Auge ſprach eine Liebe aus, ein Entzücken, das unbegreiflich bei dem Knaben war. Er hielt ſich an einer Stuhllehne, um dem Eindrucke nicht zu erliegen; als aber Pomaria hinweggeeilt war, ſank er in den Stuhl nieder. Lange ſaß er ſo in einem dumpfen Hinbrüten, bis die wiederkehrende Beſinnung ihn wie aus einem Traum weckte. Er ſah ſich erſtaunt um, als müſſe er ſich alles Geſchehene erſt ins Andenken rufen. Dann aber ſank er auf ſeine Knie nieder und betete mit heißer Inbrunſt, und über ſeine Züge ergoß ſich der Ausdruck eines himmliſchen Friedens, einer Seligkeit, die das ganze Weſen durchdringen und erfüllen mußte. Darauf verließ er ſchnell das Gemach und begab ſich an das Krankenbett ſeines Herrn, der jedoch ſchwerer erkrankt war, als es der Arzt erwartete. Er lag in wilden Fieberträumen, und ſeinen wirren Geiſt beſchäftigen jene Scenen, die er bei der Gefangennehmung und im Lager des Kaiſers erlebt hatte. —

Noch in der Nacht, nachdem Veronika in das Kloſter zurückgekehrt war, und in der an Raſerei grenzenden Aufregung die Vorgänge am Hildegardenbrünnlein und auf Klopp berichtet hatte, ſandte die Aebtiſſin, die nun die Perſon mit Gewißheit kannte, welche den Frevel verübt, einen Boten an Ottini, welcher nicht lange auf ſich warten ließ, und bei der Oberin erſchien.

Heftig erſchrak der reiche Handelsherr, als er das Alles erfuhr, und aus der kecken Wagniß die Größe der Leidenſchaft ſeines verzogenen Kindes, die Rückſichtsloſigkeit Brömſer's erkannte. Gewohnt, alle Umſtände zu berechnen, gab er ſich auch hier ſeiner Berechnung hin. Wird es offenkundig, dachte er, was Maria wollte, ſo könnte leicht aus der Vermählung mit Pomaria nichts werden. Schnell zu handeln, gebot die Klugheit. Er unterdrückte deswegen ſeinen Zorn gegen Maria, wollte ſie ſelbſt nicht ſehen, und kehrte nach der Stadt zurück, um frühe am andern Morgen zu Pomaria zu gehen, und ihm, dem bewährten Handelsfreunde, Alles klar und vollſtändig mitzutheilen.

Er that das.

Pomaria entſetzte ſich ſehr über das Unangenehme, was ihm Ottini mittheilte. So keck hatte er Brömſer'n nicht geglaubt, ſo heftig und hartnäckig nicht Maria.

Die beiden Väter beriethen ſich lange und ſorglich, und einigten ſich alsdann dahin, daß die Vermählung heute noch ſtatt haben müſſe, und zwar, wenn der Abend würde gekommen ſein.

Ottini ging, um Alles vorzubereiten. Er ließ Maria aus dem Kloſter in ſeine Wohnung bringen; aber ſtatt den Weg ſanfter Ueberredung, weiſer Hindeutung auf ihre verletzte Ehre und deren nothwendige Wiederherſtellung einzuſchlagen, wurde das ſtörrige Mädchen, das ohnehin auf das Aeußerſte gebracht war, mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft, Brömſer mit Namen belegt, die ihr ins innerſte Herz verwundend drangen. Das brachte ſie in die heftigſte Aufregung, und gab ihrem Gemüthe eine noch größere Bitterkeit. Auch die äußerſte Verzweiflung gibt eine Ruhe der Seele, aber es iſt die Ruhe des Todes, es iſt eine Erſtarrung der Seele, die gegen Alles unempfindlich macht, was äußerlich auf ſie eindringt.

In dieſem Seelenzuſtande war Maria Ottini. Sie ließ ſich ſchmücken als Braut. Sie betrachtete ſich als ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird. Sie ſah ihren Ruf zerrüttet, und ein Entſchluß gewann in ihr die Oberhand, der ihr wahre Luſt gewährte und ſie äußerlich ſelbſt heiter erſcheinen ließ, ein Entſchluß, vor dem die Seele bebt, der Glaube erzittert, und über den er ein dreifaches Wehe ruft.

So nahte äußerlich friedlich der Abend, der an ſchrecklichen Folgen ſo reich, ſo unheilbringend werden ſollte.

Als Giambattiſta in des Vaters Gemach ſtürzte, fand er den Alten ruhig und ſinnend in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen.

„Du haſt geweint?“ fragte überraſcht der Greis ſeinen Sohn, deſſen Antlitz die deutlichen Spuren eines lebhaft empfundenen Schmerzes nachwies.

„Der Schmerz um Antonio —“ ſtotterte Giambattiſta in ſeiner Verlegenheit.

„Glaubſt du denn, daß ſein Zuſtand ſo gefährlich ſei?“ fragte mit Angſt der alte Vater.

„Ich weiß das nicht,“ ſprach, noch mehr in Verwirrung gerathend, der Sohn; „aber — ſein Leiden hat mich tief ergriffen — und mit Angſt erfüllt.“

„Nun, beruhige dich, wenn es weiter nichts iſt,“ ſagte der alte Pomaria. „Ich hoffe, daß ſeine Jugend die Macht der Krankheit bricht. Ich habe Anderes mit dir zu reden.“

„Du kennſt meinen Wunſch, daß Maria Ottini dein Weib werde. Sie hat eingewilligt; auch du haſt der Stimme der Vernunft und Weisheit Gehör gegeben. Es ſind Umſtände eingetreten, die es dem Vater wünſchenswerth machen, ſein Kind unter den Schutz eines Gatten zu ſtellen, und der nahende Krieg, der uns plötzlich erreichen wird, hat nicht wenig Antheil daran. In wenigen Stunden wird die Trauung ſein, ſobald die Dämmerung eingetreten iſt. Richte dich darauf und kleide dich an; ich erwarte dich.“

Giambattiſta's Herz wollte zerſpringen. Kaum hatte er die Nachricht von dem Tode Annunciata's empfangen, und nun ſollte er ſchon den Ehebund ſchließen mit dem Mädchen, das er verabſcheute.

„Ach, warum gerade heute ſchon?“ fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Der väterliche Wille iſt dein Geſetz," ſprach zornig der Vater, „nun gehe!"

Giambattiſta ging; aber in ſeinem Innern lag der Schmerz des Todes. In ſeinem Kloſette fiel er in den Seſſel nieder und gab ſich dem ganzen Schmerz ſeiner Seele hin.

So fand ihn Tommaſo, der ihn zu dem kranken Bruder rufen ſollte. Er folgte.

Antonio hatte ſo eben einen Moment des Bewußtſeins.

Weinend warf ſich Giambattiſta über ihn. „Weine nicht," ſagte weich Antonio. „Noch lebe ich ja."

„O du wirſt nicht ſterben," ſprach Giambattiſta. „Ich bedarf ja deiner zu meinem Troſte!"

„Was iſt dir denn?" fragte der Kranke.

„Ach, du weißt," nahm Giambattiſta das Wort, „daß mich der Vater zwingen will, Maria Ottini zu ehelichen. Mein Herz widerſtrebte, weil ich — eine Andere liebte; weil ich Marien verabſcheue, die du ja auch kenneſt. Heute wird mir nun des Vaters Befehl, daß ich dieſen Abend noch mich mit Maria muß trauen laſſen, und heute wird mir die herzzerreißende Kunde, daß Annunciata in Aſti ſtarb, weil unſer Knecht Joſt ihr ſagte, ich habe Maria Ottini zum Weibe genommen."

„Das iſt ſchrecklich!" ſprach Antonio; „aber faſſe dich und ſei Mann. Es iſt des Vaters Wunſch, erfülle ihn. Jenes Band iſt gelöſt. Ergib dich, Bruder, und mache dem Vater dieſe Freude — ich werde ihn bald betrüben müſſen, denn meine Stunden ſind gezählt, bald muß ich ſcheiden."

„O zerfleiſche mein Herz nicht noch mehr!" flehte Giambattiſta. „Du ſtirbſt nicht! Gott wird dich mir erhalten!"

„Wann ſoll die Trauung ſein?" fragte Antonio.

„Dieſen Abend noch in der Dämmerung," ſagte Giambattiſta. „O mein Gott, mein Gott, erbarme dich mein!" rief er verzweifelnd aus.

„Geh', mein Bruder, geh'," bat Antonio mit ſchwacher Stimme. „Erfreue den Vater, bring' ihm das Opfer! Deine Liebe iſt ja doch zu Grabe gegangen, und mit ihr deine Hoffnung. Geh', ich bete für dich!“ Er drückte ihn ſanft von ſich, weil er fühlte, wie ihn die Unterredung angriff.

Giambattiſta küßte ihn noch einmal und ſtürzte zum Gemache hinaus.

Tommaſo war Zeuge dieſer Unterredung geweſen; aber ſie mußte tauſend Dolche in ſeine Bruſt geſtoßen haben. Mehrmals ſprang er auf, und wollte zu dem Bette eilen, wo die Brüder ſich befanden; aber eine unſichtbare Hand ſchien ihn zurückzuhalten. Krampfhaft waren ſeine Hände gefaltet. Starr, wie eine Leiche, ſtand er da, und ſah hinaus auf die Straßen der Stadt. Er nahm nicht wahr, daß die Sonne hinabſank und die Dämmerung kam.

Da erſchallte plötzlich das volle melancholiſche Geläute vom Thurme der Pfarrkirche, und wiegte ſeine ergreifenden Töne in der lauen Abendluft.

Jetzt durchbebte ein furchtbarer Gedanke ſeine Seele. Ein gewaltiger Schmerz durchzuckte ihn — das war die Stunde, wo er getraut wurde. Er fuhr mit der Hand unter das Wamms, wo der Dolch verborgen war — aber die Hand erlahmte, ehe ſie ihn ergriff. Ein herzzerreißender Schrei durchzitterte das Gemach — und Tommaſo lag leblos am Boden.

Der Kranke fuhr voll Entſetzen auf, ſank aber ſchnell wieder zurück, denn ein Blutſtrom entquoll ſeinem Munde, und mit ihm floß das Leben dahin, das die Jugend nicht zurückzuhalten vermochte.

Langſam bewegte ſich vom Hauſe Ottini's ein Zug gegen das Ufer der Nahe, welche hoch angeſchwollen war. Am Ufer des Fluſſes aber liegt die Pfarrkirche.

Es waren ernſte Männergeſtalten und eine betagte Frau, Marien's Mutter. Sie ging zwiſchen den Vätern. Die Glieder der Innung folgten, alle unter einander durch vielfache Familienverbindungen verzweigt. Voran ging das Brautpaar; Maria, ſtolz, feſt, trotzig; Giambattiſta, mit geſenktem Haupte, traurig, Todesſchmerz im Herzen.

Jetzt hatten ſie die Pfarrkirche erreicht. Lichtglanz quoll blendend aus dem geöffneten Portale hervor. Das Geläute verſtummte in dieſem Augenblicke.

„Das hat mir zu Grabe geläutet!“ rief plötzlich Maria; und, flüchtig, wie das geſcheuchte Wild, flog ſie dem Fluſſe zu, ſprang, ehe irgend Jemand ſich aus der Betäubung erholte, auf die Brüſtung des Ufers und mit einer mächtigen Wucht in die gelben Wellen, die ſich ſchäumend über ihr ſchloſſen.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr Allen zugleich. Alle ſtürzten dem Ufer zu. Umſonſt aber ſtießen raſch zwei Schiffer mit Giambattiſta vom Ufer; das Schreckliche war geſchehen, die Fluth gab ihre Beute nicht mehr zurück.

Schmerzgebeugt kehrten die armen Eltern, die ſich den Vorwurf machen mußten, ihr eigenes Kind hingeopfert zu haben, ſpät am Abende zurück, nachdem alle Verſuche gemacht worden waren, den Leichnam zu finden. Erſt am andern Morgen fand man die Unglückliche, und trug ſie in das verödete Vaterhaus.

Das Ereigniß hatte auch den alten Pomaria ſchwer getroffen. Die ihm ſchreckliche Wahrheit, daß nicht die Habe das Lebensglück baue, drängte ſich ſeinem erſchütterten Herzen auf, und mit einem Blicke nach oben legte er ſtille das Gelübde ab, nie wieder den Verſuch zu machen, ein Eheband ſeiner Kinder ohne die Zuſtimmung des Herzens zu ſchließen.

Als er und ſein Sohn ſich von den Unglücklichen trennten, die nun verlaſſen da ſtanden mit der Fülle ihres Reichthums und elend im Ueberfluſſe, da ahnete Pomaria nicht, was ihn erwartete.

Aber ſein Schritt war nicht mehr ſo feſt, als auf dem Hinwege zur Kirche. Der Kopf war nicht mehr ſo ſtolz erhoben. Das Ereigniß hatte ihn gleich einem Blitzſtrahle getroffen, deſſen blendendes Licht die Verhältniſſe grell und eigenthümlich beleuchtete.

An der Thüre ſeines Hauſes empfing ihn weinend die Matrone.

„Habt Ihr auch ſchon das Leid gehört, das uns betroffen?“ fragte er ſie.

„Ach, was iſt Euch denn noch Schlimmes begegnet?“

„Marie Ottini, meines Sohnes Braut, hat ſich in der Nahe erſäuft, vor der Thüre der Kirche,“ ſagte dumpf der Alte.

„So erbarme ſich Gott Eurer doppelt!“

„Wie ſo, Weib, was redet Ihr?“

„Antonio iſt unter dem Geläute der Glocken entſchlafen!“

„Todt?“ riefen Vater und Bruder zugleich, und das bejahende Wort der Matrone bekräftigte das niederſchmetternde Ereigniß.

Und das Grab nahm einen Tag ſpäter die Leichname derer auf, welche ſo namenloſen Jammer über zwei verwandte Familien brachten.

IX.

Auch auf der Burg Klopp war das Lachen verſtummt, als die Kunde von Maria's tragiſchem Ende den Ritter Brömſer erreichte.

Wenn auch der Ritter nicht der Mann war, den Ereigniſſe tief zu ergreifen vermochten, ſo war doch Maria ihm theuer geweſen, und das Mißglücken eines Planes, wie dieſer, lag ihm doch ſchwer auf dem Herzen. Er widmete dem Mädchen ein trauerndes Andenken; aber das Rachegefühl ſeiner Seele gegen die Lombarden trat ſogleich in den Vordergrund, und um ſo ſtärker, als ſie die Urheber von Marien's Tod und ſeinem Mißgeſchicke waren.

Haſt du die Geſchichte gehört, Guntram?“ ſprach er zu ſeinem getreuen Rottmeiſter, der eben eintrat.

„Wohl,“ entgegnete dieſer. „Schlagt Euch die Dirne aus dem Sinn. Iſt doch der verdammte Lombarde ſo gut geprellt, als Ihr, und er noch ſo viel mehr, als Albrecht von Oeſterreich ſeinem nun auch verſtorbenen Bruder alle die koſtbaren Paramente und Waaren bei Mainz abnahm, die er aus Italien brachte. Die Strafgerichte beginnen, Herr, und ich denke, der Bote, welchen der

Alte von Mainz ſo eben ſandte, gibt ihnen durch Eure Hand neue Erweiterung.“

„Wie ſo?“ fragte Brömſer.

„Leſt dieſen Brief, den der Kanzler des Erzbiſchofs ſendet,“ ſagte Guntram und reichte dem Ritter ein Schreiben, welches er kurz vorher, ehe er in das Kloſett des Ritters getreten, von einem Eilboten empfangen, der alsbald wieder gen Mainz aufbrach.

Brömſer eine der ſeltenen Ausnahmen ſeines Standes in ſeiner Zeit, da er in der Schuljunkerſchaft in Lorch ſeine Erziehung und Bildung gewonnen, war des Leſens und der lateiniſchen Sprache kundig. Er machte das ſchließende Band los, nachdem er das Wachsſiegel entfernt, und las die Botſchaft.

Der Kanzler ſchrieb, daß er auf Brömſer's Anträge, Gelder zur Zahlung der Reiſigen und Söldner zu ſenden, um ſo weniger eingehen könne, als der Kurfürſt ſeiner Mittel alle bedürfe, um Diejenigen treu zu erhalten, die er zur Vertheidigung der Stadt nöthig habe. Der Vogt möge nur getroſt bei den reichen Lombarden ſich das Nöthige holen, deren Säcke jederzeit hinlänglich mit dem verſehen wären, weſſen er benöthigt ſei, zumal der Feind eheſtens nahen würde.

„Das iſt ja herrlich!“ rief Guntram, als er den Inhalt des Schreibens durch Brömſer's etwas holperige Ueberſetzung ſich klar gemacht hatte. „Da habt Ihr ja alle Vollmacht, die Euch nothwendig iſt, das Krämervolk in aller Weiſe zu zwicken.“

„Wären nur die Reiſigen in der Camera mir zugethan!“ ſprach Brömſer.

„Dafür laßt mich ſorgen,“ entgegnete der ſchlitzohrige Guntram. „Während die Trauer das Haus erfüllt, denkt der junge Schultheiß nicht dran, ſich dieſe getreu zu erhalten. Ich will ſie ſchon herumbringen, und ihnen ſagen, der Erzbiſchof habe mit Unwillen gehört, daß ſie ſich auf des Krämers Seite neigten. Ohnehin,“ fuhr er fort, „wäre mein Rath, Ihr dächtet nun ernſtlich daran, die Stadt zu beſetzen, die Thore zu verrammeln, die Kähne aus dem Hafen bringen zu laſſen. Auch laſſet den

Vicedom wiſſen, daß er jenſeits das Seinige thue; mir ſchwanet's der Oeſterreicher iſt uns bald im Geſichte.

Brömſer fand den Rath ebenſo zweckmäßig, als geeignet, den ihn verfolgenden Gedanken an Maria's Tod zu entfernen, weil er ihm einen weitern Kreis der Thätigkeit eröffnete.

Schon am andern Morgen, ehe noch die beiden Leichname ihre Ruheſtätte gefunden, rückten Reiſige vom Schloſſe herab und beſetzten die Mauern und die Thore der Stadt unter Guntram's Führung.

Brömſer erſchien auf dem Rathhauſe, wohin er den Rath verſammelt hatte, und ſtellte ihm die Nothwendigkeit der größten Vorſicht vor. Darauf ritt er hinüber in das Kloſter auf dem Rupertsberge, um der Oberin anzukündigen, daß eine Schaar Rheingauer, die er vom Vicedom des Rheingaus verlangt hatte, ſofort das Kloſter beſetzen würden, deſſen Lage viel zu wichtig ſei, um ſie bei Vertheidigung der Stadt zu überſehen.

Brömſer hatte allerdings einen triftigen Grund zu dieſem Verfahren; aber die Botſchaft, welche er der Aebtiſſin durch die ihm höchſt unſelig gewordene Schweſter Veronika ſandte, lag allerdings mit dabei zu Grunde.

Vergebens proteſtirte die Aebtiſſin gegen jede Gewaltmaßregel. Brömſer blieb einfach bei ſeinem ausgeſprochenen Worte. Endlich ſah die Gottesbraut wohl ein, bei dieſem eiſernen Menſchen ſei nichts weiter übrig, als der pünktlichſte Gehorſam. Sie verſprach, ſich zu fügen; aber welch ein Bild des Jammers bot ſich ihr bald genug dar. Die Rheingauer rückten ein unter Anführung eines Anverwandten Brömſer's. Schon ihr erſtes Auftreten war verderblich; denn ſie riſſen die Außengebäude nieder, oder ſteckten ſie in Brand, erbrachen Keller und Vorrathskammern, und ſchalteten ſchlimmer, als es der Feind hätte thun können. Die Nonnen flohen in den erſten Tagen ſchon, und überließen das Kloſter den Reiſigen, und Brömſer freute ſich höchlich gelungener Rache.

Wie er ſie hier ſuchte, ſo in der Stadt ſelbſt. Täglich verlangte er Lebensmittel, Geldſummen und Stoffe zu Kleidern für ſeine Beſatzung. Die Bürger mußten die Mauern bewachen helfen. Aller Verkehr ſtockte, und die Lombarden mußten täglich neue Opfer bringen.

Giambattiſta Pomaria kam nicht mehr von dem Rathhauſe herab, ſo hielt er ihn in angeſtrengter Thätigkeit.

So war die Mitte des Julius 1301 vorüber gegangen, als eines Morgens Guntram den Ritter mit dem Rufe weckte: „Geiſenheim brennt an allen Ecken! Albrecht iſt da!“

Und ſchon trugen Kähne und Schiffe das Heer herüber, das alsbald ſeine Stellung um die Stadt nahm und das Kloſter Rupertsberg angriff. Hartnäckig vertheidigten es die Rheingauer, wohl unterſtützt von Brömſer's Mannen. Mehrere Tage wiederholte ſich der Kampf, bis endlich faſt alle Gebäude, außer der Kirche, durch Brand vernichtet oder doch unbrauchbar geworden waren. Jetzt erſt wichen die Rheingauer, und ließen, in der Nacht ſich nach Bingen zurückziehend, dem Feinde das Kloſter.

Bingens Lage war eine bedrängte von allen Seiten. Eng war es eingeſchloſſen. Keine Zufuhr war möglich, und das, was an Lebensmitteln vorräthig war, nahm Brömſer nach Klopp, wo Ueberfluß und Ueppigkeit herrſchte.

Und dennoch wehrten die tapfere Bürgerſchaft mit den Reiſigen zahlloſe Stürme des Kaiſers ab, die ſich alltäglich und allnächtlich erneuerten, und ſeinem Heere großen Verluſt zufügten.

Als der Kaiſer einſah, mit Gewalt könne er wenig ausrichten, beſchloß [illegible] die Stadt auszuhungern, und das Schloß eben ſo. Durch tägliche Kämpfe die Beſatzung erſchöpfen und endlich mit zwei ungeheuern Mauerbrechern, die er bei Kempten erbauen ließ, die Mauern zertrümmern, dieſer Plan vereinigte ſich mit jenem und verhieß ein ſicheres Ziel.

Wochen kamen und gingen, die Lebensmittel nahmen ab. Die Noth begann mit Rieſengewalt hereinzubrechen, über die durch ſtete Kämpfe völlig ermattete Bürgerſchaft. Brömſer ſchaltete mit rückſichtsloſer Gewalt. Sein Wille war Geſetz. Die Lombarden vermochten kaum mehr ſeinen Erpreſſungen zu genügen und ſeinen

Hohn zu ertragen. Der junge Schultheiß war der Gegenſtand ſeiner Quälereien. Ueberall mußte er ſein; überall beruhigen die Gemüther, die nun allmählig erkannten, wer es treu mit ihnen meine; überall ſo Tag als Nacht auf den Mauern ſein, um zu ermuthigen die Streitenden, zu ſorgen für die Verwundeten und Rath zu ſchaffen, ſo weit es möglich, in dringenden Fällen. Gewannen die Feinde einen Vortheil, ſo ſchalt Brömſer ihn einen feigen Krämer vor allem Volke, und häufte Schimpf und Verdruß auf ihn. Weinert unterließ es nicht, im Pöbel, deſſen Führer er war, ihm Feindſchaft zu bereiten und manche wohlthätige Einrichtung zu hintertreiben, indem er ſeine Geſinnung verdächtigte.

Oft drangen Brömſer's Reiſige in die Häuſer, und erlaubten ſich Handlungen zügelloſer Rohheit und Gewaltthat.

Der Becher war geleert bis zu den Hefen. Schon erhoben ſich hier und da einzelne Stimmen, die von Uebergabe ſprachen. Die Stimmung der leidenden Bürgerſchaft wurde mit jedem Tage ſchlimmer.

Wagte es irgend Jemand zu klagen, ſo ließ Brömſer ihn in ein Gefängniß werfen und mißhandeln. Er und Guntram waren oft in Verkleidungen unter den Haufen, um die Geſinnungen auszuhorchen; beſonders aber waren ſie darauf aus, irgend etwas gegen den Schultheiß zu finden.

Giambattiſta kannte dieſe Nachſtellungen. Klug und beſonnen entging er ihnen; aber ſein inneres Leben war verarmt, die Welt bot ihm nichts mehr. Kam er einmal ins Vaterhaus, ſo mußte er dem Alten erzählen. Es that ihm wohl, ſein Herz ausſchütten zu können, und Rath zu holen bei dem Vater; aber mehr ſehnte ſich ſein Herz nach dem italiſchen Knaben, zu dem ihn eine zauberähnliche Gewalt hinzog. Auf dieſen Zügen wollte ſo gerne ſein Auge ruhen, dieſe Laute ſein Ohr hören. Es war ihm, als ſähe er die Geliebte, als höre er ihre Stimme, und die Blicke dieſes Auges waren ja, wie die der Heimgegangenen; aber der Knabe entzog ſich ihm überall, und ſeine Augenblicke waren gezählt für das Vaterhaus, da ihn die Sorge für die Stadt ganz in Anſpruch nahm. —

Der Gedanke, daß vielleicht in dieſem Kampfe ſein Ende nahe, konnte ihn mit ſtiller Seligkeit erfüllen, während er für Alles, was ſo unangenehm auf ihn einſtürmte, ziemlich gefühllos wurde.

In dem Benehmen Tommaſo's lag für ihn viel Räthſelhaftes. Während er ſich in den Momenten ihm entzog, wo er etwa auf vergangene Zeiten konnte zu reden kommen, und darnach ſtrebte, den Fragen nach Annunciaten zu entgehen, fand er ihn oft in den Kämpfen auf den Mauern, ſo in der Nacht, wie am Tage, in ſeiner Nähe, ſich furchtlos jeder Gefahr ausſetzend. Ging er am Abend oder in der Nacht über die Straßen der Stadt, ſo folgte ihm in einiger Entfernung eine Geſtalt, die er ſchnell für Tommaſo erkannte. Es ſchien, als habe er alle Liebe für ſeinen Bruder auf ihn übergetragen, und als wolle er, wie ſein Schutzgeiſt, über ihm wachen. Trat er aus dem Rathsſaale, ſo ſtand Tommaſo in der Nähe, und ein freundlicher Blick, den er ihm dankend zuwarf, ein wohlwollend Wort ſchien ihn unendlich zu beglücken. So gewöhnte ſich Giambattiſta, den ſchweigſamen Treuen in ſeiner Nähe zu wiſſen, und es lag für ihn etwas recht Erquickliches darin. Nur begriff er nicht das ſcheue Zurückweichen, das abſichtliche Heimliche in dem Weſen des jungen Menſchen. Darüber nachzudenken, blieb ihm keine Zeit; denn nur wenige Stunden konnte er ſich dem Schlafe überlaſſen, und ſelten kam er aus den Kleidern.

Immer enger zogen die Belagerer den Kreis um die Stadt. Immer kecker wurde das Unterminiren der Mauern verſucht. Man ſah, Albrecht wollte Ernſt gebrauchen, denn er mochte fürchten, der alte Gerhard falle ihm mit Heeresmacht in den Rücken. Brömſer ſaß gutes Muthes auf Klopp, im Bewußtſein ſeiner Stärke, und ſaugte nur aus Bingen alle Lebenskraft heraus, die er nur irgend noch finden konnte. Es war kaum zu zweifeln, daß er die Stadt preisgeben wollte; denn ſelbſt die Reiſigen, welche bis jetzt die Stadt hatten vertheidigen helfen, zog er unter dem Vorwand, er habe viele Kranke in der Burg, nach Klopp, und nöthigte darum die Bürgerſchaft, ihre letzte Kraft aufzubieten. Greiſe, Weiber, Jungfrauen und Knaben ſah man in den Reihen der Vertheidiger. Der alte Pomaria kämpfte mit Jugendkraft in ihren Reihen.

Jener Abend, an dem Antonio ſtarb, war der ſchrecklichſte für Tommaſo geweſen. Das Geläute klang ihm wie Grabgeläute ins Ohr. Auch ihn ergriff eine Krankheit in Folge der erſchütternden Momente; aber ſeine Jugendkraft brach ihre Gewalt ſchnell, und als er vernahm, wie Maria Ottini ihr Leben geendet, ſchien neues Leben ihn zu durchdringen.

Raſch drängten ſich nun die Ereigniſſe in Bingen.

Tommaſo folgte überall dem Schultheißen, weil er erfuhr, wie von Klepp aus Verderben geſchmiedet wurde. Eines Abends nämlich, als er ſich in der Nähe des Rathhauſes aufhielt, ſah er zwei Männer nahen, die leiſe flüſterten. Er trat in den Schatten eines jener Pfeiler, welche das uralte Gebäude des Rathhauſes ſtützten und eine Art Säulengang vor demſelben bildeten, über welchen der Rathhausſaal, als zweites Geſchoß, vortrat.

„Er hat mehr Anhang, als du meinſt,“ ſagte Weinert zu Guntram, denn beide unterredeten ſich, „und mit dem Tode der Maria Ottini iſt ihm kein Elend bereitet worden, er haßte ſie.“

„Wie konnten die Bürger ſo ſchnell ſeine Freunde werden, die ihn doch haßten?“ fragte Guntram.

„Er iſt ihr Wohlthäter geworden, und ihr da droben treibt es zu arg!“ entgegnete mit dem Tone des Vorwurfs Weinert.

„Nun, du wirſt doch nicht am Ende auch abfallen?“

„Ich?“ fragte zürnend der liederliche Schiffer. „Ich bin keiner von den Wankelmüthigen! Ich haſſe ihn, und wehe ihm, wenn er im Kampfe in meine Nähe kommt!“

„Recht ſo, Weinert,“ verſetzte frohen Sinnes der Rottmeiſter; „mein Dolch iſt auch für ihn geſchliffen, und ſoll ſich färben mit dem ſchwarzen Lombardenblut. O, daß ich die Kraft Simſon's hätte,“ ſagte er, beide Fäuſte ballend, und mit Zähneknirſchen nach dem Rathhausſaale hinauf blickend, „ich riſſe dieſe Säulen ein und begrübe ihn und alle die Rathsherren unter den Trümmern ihres Saales! Haſt du nichts gehört,“ fuhr er fort, „ob der Schultheiß auch mit denen einſtimmt, die lieber die Stadt übergeben, als vertheidigen wollen?“

„Ehrlich geſagt, nein; dafür halte ich ihn zu tapfer. Du ſollteſt ſehen, wie er mit Todesverachtung kämpft!“

Guntram ſchwieg; einige Augenblicke ſpäter ſagte er: „Höre, Weinert, ließe ſich ihm denn nicht einmal heimlich beikommen?“

„Das mag ich nicht!“ ſagte Weinert entſchieden.

„Dummer Burſche!“ rief halblaut der Rottmeiſter, „biſt doch ſonſt ein Strolch, dem nichts zu ſchwer iſt!“

„Wohl recht, aber zu einem Meuchelmörder machſt du mich nicht!“

„Pah,“ lachte Guntram, „ich möcht's auch nicht; ich wollte nur hören, ob du auch ehrliche Geſinnung hätteſt.“

Weinert ſchüttelte den Kopf. „Bleib' mir damit vom Leibe,“ ſagte er unwillig. „Wir am Rheine lieben die heimlichen Waffen nicht. Offen, Feind gegen Feind, das iſt unſere Art.“

Ein Geräuſch innerhalb des Rathhauſes und das Toben eines am Salzthore begonnenen Kampfes ſtörte die unerfreuliche Unterhaltung.

Tommaſo hatte genug gehört, um die Gefahren zu kennen, welche Giambattiſta Pomaria drohten. Von nun an folgte er ihm wie ſein Schatten. — Auch jetzt, wo ein Bote dem Rathe den neuen Angriff meldete, und Pomaria kampfluſtig zum Thor eilte, folgte er ihm in den Kampf, der ſich wild entſponnen hatte. Er war hartnäckiger, als gewöhnlich, aber er wurde nach mehrſtündiger Anſtrengung abgeſchlagen.

Tommaſo verſchloß das Gehörte in ſeine Bruſt; aber ſeine Aufmerkſamkeit wurde ſchärfer und ſorglicher, ſeine Angſt aber größer mit jedem Tage.

Albrecht, deſſen Gezelte auf dem Rupertsberge ſtanden, wurde indeß nachgerade der langen Belagerung müde. Er wollte die Stadt und Burg erobern, es koſte, was es wolle. Nicht minder müde war ſein Heer der langen Unthätigkeit. Die „Buben“ verlangten ein Ende. Es gab keinen reichen Raub für ſie. Da beſchloſſen ſie, den Kaiſer zu bitten, es ihnen zu geſtatten, die Stadt zu erobern; aber auch, ſie zu plündern. Eine Deputation ihrer Rottmeiſter begab ſich in das kaiſerliche Zelt; aber Albrecht wies ſchnöde und ſtolz dies Anſinnen weg. „Die Beute gehört den Rittern!“ war ſein Urtheil. Indeſſen erſah er aus dieſem Anſinnen, daß er einem meuteriſchen Geiſte durch raſches Handeln begegnen müſſe.

So wurden denn alle Anſtalten in der größten Stille getroffen. Die beiden ungeheuern Mauerbrecher wurden von Kempten her in der Stille der Nacht gegen die Stadt gebracht. Alles rüſtete ſich zum allſeitigen Angriff.

In dem Vorwerke ſtanden eine Anzahl Reiſige. Sie wurden durch das dumpfe Geräuſch der anrollenden Werkzeuge der Zerſtörung und durch das ungewöhnliche Herumirren der Lichter im Lager der Ungarn, das zwiſchen Kempten und der Stadt lag, aufmerkſam, und meldeten es in die Burg.

Kunz, dem eine unbeſtimmte Angſt ſagte, es bereite ſich ein wichtiges Ereigniß vor, ſchlich ſich hinweg und eilte in die Stadt, es ſeiner Martha und ſeinen Angehörigen warnend mitzutheilen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich das Gerücht, dieſe Nacht noch werde von allen Seiten geſtürmt.

Brömſer warnte die Stadt nicht, vielmehr zog er alle Reiſige hinauf nach dem Schloſſe, und überließ die Bürger ſich ſelbſt.

Kaum hatte der Schultheiß die Kunde erhalten, als er auf das Rathhaus eilte und den Rath zuſammen berief, um die Maßregeln zu berathen.

In großer Aufregung ſtanden überall Gruppen von Bürgern, welche das Ende der Berathung mit Sorge und Angſt erwarteten.

X.

Die Kunde von dem nahenden Sturme, der von allen Seiten her unternommen werden ſollte, führte einen Theil der wehrhaften Bürger auf die Mauern, denen zu Hülfe, welche an der Reihe waren, Dienſte zu thun. Der allgemeine Zorn brach überall gegen des Vogts Treuloſigkeit aus.

„Er will Klopp retten und die Stadt preisgeben!“ ſchrie das Volk, das ſich in immer größeren Maſſen auf dem Markte ſammelte.

„Vielleicht wäre es noch Zeit, uns durch Uebergabe zu retten,“ ſagten ſie und wieder ältere Männer, die einen unheilbringenden Erfolg ahnen mochten. Waren ja doch auch die Kräfte der Bürger in der That durch Tod und Verwundung vielfach unzulänglich geworden. Da nun auch Brömſer ſeine Leute zurückzog, fehlte es an Vertheidigern.

Noch war der Rath verſammelt, und kein Reſultat ſeiner Berathungen bekannt. Wie es ſchien, waren auch in ſeinem Schooße mannichfach verſchiedene Anſichten vertreten.

Die Angſt und Spannung der Bürger wuchs von Minute zu Minute. Man vernahm ſchon das Kampfgebrülle der Ungarn von ferne; man hörte deutlich die furchtbar dröhnenden Schläge der rieſigen Mauerbrecher gegen die Stadtmauer; man ſah vom Rheine und der Kemptener Seite her Pechkränze in die Stadt werfen, und die Angſt wuchs in raſchem Fortſchritte.

Plötzlich erſchallte die Sturmglocke der Pfarrkirche. Der Thürmer ſah an drei Stellen Brand und that ſeine Pflicht, das Unglück anzuzeigen; aber die Wirkung der Sturmglocke war entſetzlich. Immer dichter drängte ſich das jammernde Volk auf dem Markte zuſammen.

Bei dem Schalle der Sturmglocke ſtürzte der Rath aus dem Rathhauſe hervor unter das Volk.

Brömſer ſah den Brand, hörte den Lärm, und ſandte Guntram mit zehn Reiſigen hinab, die Uebergabe der Stadt zu wehren.

Er theilte eben die Reihen des Volkes, als Andrea Pomaria das Wort nahm:

„Es iſt vielleicht noch Zeit,“ rief er mit einer Stimme, die mächtig durch all' das wirre Geſchrei drang, „die Stadt vor dem entſetzlichen Unglück, das uns drohet, zu retten, wenn wir ſie dem Kaiſer übergeben. Iſt es nicht beſſer, vom Feinde leiden, als uns von unſern Freunden, von der Beſatzung der Burg Klopp, verderben zu laſſen?“

„Er hat Recht,“ rief das Volk einſtimmig.

„Verräther!“ rief Guntram, „nimm das für dich!“ und ein entſetzlicher Hieb mit dem rieſigen Schwerdte ſpaltete den unbewehrten Kopf des Greiſes. Entſetzt wich das Volk zurück und floh theilweiſe.

„Die Lombarden ſind Verräther!“ rief der Rottmeiſter abermals, und drang auf Giambattiſta Pomaria ein, der ſein Schwerdt zog, des Vaters Tod zu rächen. Schon führte Guntram den zweiten Todesſtreich mit den Worten: „Ha, endlich vergelte ich dir, was du an Adolph von Naſſau thatſt!“ — als Tommaſo ſeinen Arm unterlief und ihn rücklings niederwarf, aber auch mit der Schnelle des Gedankens den Dolch in ſeine Bruſt grub, daß er regungslos blieb und ſtarb. —

In dieſem Augenblick drängte ſich Weinert hervor, und führte mit einer Keule, die er trug, einen Streich nach Giambattiſta's Kopfe; jedoch er ſtreifte ihn bloß, da die Rathsherren auf ihn eindrangen. Dennoch ſtürzte der Schultheiß bewußtlos nieder.

„Wehe!“ rief der biedere Rathsherr Klein, „wenn Mord und Todtſchlag in der Stadt herrſchet, wer ſoll dem Brande wehren, wer dem Feinde entgegen kämpfen? Bingens letzte Nacht iſt da! Herr, erbarme dich!“ Mit lautem Jammer ſtürzte das Volk hinweg, und wenige Augenblicke ſpäter war der Markt leer und die gräßlichſte Beleuchtung des an drei Stellen furchtbar auflodernden Brandes erhellte nur noch eine Gruppe — Tommaſo und den lebloſen Giambattiſta Pomaria. Der Jüngling hatte Waſſer geſchöpft am Brunnen des Marktes und Pomaria angewaſchen, aber es gelang ihm nicht, ihn in das Bewußtſein zu rufen. Wegtragen konnte er ihn nicht; die Kräfte reichten nicht aus, und doch wuchs mit jedem Augenblicke die Gefahr. Gegen den Rhein hin hörte man das Toben der „Buben“ und den wüthendſten Kampf; von Kempten her brüllte immer mächtiger der Kampfruf der Ungarn und das Dröhnen der Mauerbrecher, und gegen Klopp ſtürmte der Kaiſer ſelbſt an mit den auserleſenſten Schaaren ſeines Heeres. Steinkugeln, die von Klopp herabgeſchleudert wurden, fielen zerſchmetternd ſelbſt in die Stadt, und die Sturmglocke heulte fort und fort in die ſchauerliche vom Brande erleuchtete Nacht hinaus.

In den verſchiedenſten Richtungen drängten ſich jammernde Menſchen. Dort ſah man Todte und Verwundete vorübertragen, hier kamen Flüchtlinge, welche Theile ihrer dem Brande entriſſenen Habe trugen; wieder Andere flohen heulend der Kirche zu, ein Aſyl in ihr zu ſuchen. Es war ein Zuſtand in der Stadt, den umſonſt die Feder zeichnen will. Das Wort bleibt in unermeßlichem Abſtande von der Wirklichkeit. Umſonſt rief flehend Tommaſo jeden Vorübergehenden um Beiſtand an.

Wer dachte an Andere in dieſer grauſenhaften Nacht?

Jetzt ſtürzten Maſſen des Volkes vom Kemptener Thore her und ſchrien: „die Mauer iſt gebrochen, der Feind in der Stadt! Rette ſich, wer kann!“

Todesangſt durchbebte den armen Tommaſo. Er betete und ſchrie um Beiſtand Jeden an, der vorüberfloh.

Ein Vorübereilender hörte ihn, und ſtand. Es war ein Diener des Hauſes Pomaria.

„Hilf unſern Herrn retten,“ rief ihn Tommaſo an. Er erkannte ihn und den Schultheißen. Raſch griff er an, und Beide trugen die Laſt der Kirche zu.

In Tommaſo's Kopfe reiſte ein anderer Gedanke. Er mochte ſelbſt dem geheiligten Gotteshauſe keine rettende Macht zutrauen, denn er kannte ja dieſe Horden, die jetzt ſiegend eindrangen, und der Stadt einen achtwöchentlichen Widerſtand gewiß nicht vergeben konnten. Er hatte am Ufer der Nahe die umgelegten Kähne geſehen.

Einen derſelben wollte er flott machen und ſo ſeinen Herrn retten. Das theilte er ſeinem Gefährten mit, und dieſer konnte es nur billigen.

Als ſie in die Nähe der Kirche kamen, lagen dort Betten und Geräthe in Menge, welche die Unglücklichen aus dem Brande hierher gerettet hatten. Hier betteten ſie den noch immer bewußtloſen Pomaria, und während der Andere bei ihm wachte, eilte Tommaſo dem Ufer zu, ſeinen Rettungsplan auszuführen.

Er fand ſchon eine Gruppe in gleicher Abſicht dort beſchäftigt.

„Gebt mir Theil an dem Kahne für mich und einen Verwundeten," bat er, „und ich helfe getreulich. Er iſt groß genug für uns Alle!"

„Hilf nur zu!" ſagte der Jüngere der beiden arbeitenden Männer, und Tommaſo griff an mit aller Kraft. Es gelang ihnen den Kahn umzuſtülpen und der Nahe zuzuſchieben.

„Spute dich, Kunz," rief eine Mädchenſtimme. „Hörſt du, der Feind naht!" Es war Martha.

Jetzt überließ Tommaſo die Arbeit den Beiden, und lief zurück, den Verwundeten zu holen.

Die beiden Männer konnten indeſſen nicht allein ihr Werk vollenden, ſie haderten mit Tommaſo; aber bald kehrte er zurück mit ſeiner theuern Laſt, die er in den Kahn legte. Nun griffen die vier Männer an, und bald war der Kahn im Waſſer. Zwei Frauen, Martha, die Magd Ottini's und Kunzen's Mutter, ſtiegen ein, und die Männer ſtießen ab.

Pfeilſchnell glitt der Kahn den Fluß hinab, und bald verſchwand er um die Ecke, welche das „Binger Grün," reich mit ſchützenden Weiden bedeckt, an der Nahemündung bildet, und das ſüße Bewußtſein ihrer Rettung durchdrang Alle, beſonders Brömſer's Reiſigen, Kunz, den die Furcht vor dem Kampfe ſchier um den Verſtand gebracht hatte. Weithin leuchtete die brennende Stadt den Schiffenden. Glücklich lenkte Kunzen's Vater, ein erfahrener Schiffer, den Kahn durch den Strudel des „Binger Loches" und, Gott dankend, landeten ſie am Ufer bei Aßmannshauſen.

Während dies ſich zutrug, waren bereits die ſtürmenden Ungarn und von der andern Steite „die Buben“ in die unglückliche Stadt eingedrungen. Die Kämpfenden zogen ſich bis auf den Markt zurück, wo ihnen die „Buben“ in die Seite fielen, welche die Salzgaſſe heraufſtürmten. Alle wurden niedergehauen, und es begann ein furchtbares Gemetzel in der Stadt, dem kein Alter, kein Geſchlecht entging.

Mit Leichenhaufen waren die Straßen bedeckt, und das Blut floß, wörtlich wahr, dem Rheine in Bächen zu.

Nachdem das Morden vorüber war, drangen die Sieger in die Häuſer, und die ſchreckliche Plünderung begann. Der Wein, welchen ſie dort fanden, und in deſſen Genuß ſie ſich berauſchten, entfeſſelte noch mehr ihre Begierden und erſtickte den Reſt von Menſchlichkeit in ihren Herzen.

Während ſo der Menſch würgte, raubte, und Greuel ausübte, vor denen die menſchliche Natur ſonſt ſchaudert, ſchleuderte Brömſer unausgeſetzt ſeine Steinkugeln zerſtörend auf Freund und Feind, und der Brand wüthete ungehemmt und angefacht von einem friſchen Bergwinde in dem ſüdlichen Theile der Stadt, welche er ſchier ganz in Aſche legte.

In der Stadt hatte der Kampf geendet; aber nicht bei Klopp. Albrecht rief die Ritter und Buben dorthin, wo er ihrer bedurfte; aber die Strahlen der Morgenſonne waren Zeugen eines ſchmählichen Rückzugs Albrecht's, und der Berg von Leichen um die Burg gab Zeugniß von Brömſer's unermüdeter tapferer Vertheidigung. Auch die Camera des Erzbiſchofs war in einen Aſchenhaufen verwandelt. Nur das Rathhaus ſtand noch. Dorthin verlegte der Kaiſer ſein Quartier; aber die Steinkugeln, welche Brömſer unausgeſetzt herabſchleuderte, nöthigten ihn, die Stätte zu verlaſſen und die Belagerung des Schloſſes durch ſeinen Rückzug aufzuheben. Die Beute war reich. Das Heer frohlockte; — aber Bingen hatte die ſchrecklichſte Nacht erlebt, welche ſeine Geſchichte aufzuweiſen hat, und wie es eine zweite niemals ſah. Der Anblick der Zerſtörung war grauſenerregend. Mehr als die Hälfte der Stadt lag in Aſche und Trümmern. Von den ſtattlichen Gebäuden der Lombarden ſtand nur noch das Haus Montemagno's neben der Pfarrkirche. Alle, welche ſich in dieſe Kirche geflüchtet hatten, wurden gerettet durch des Kaiſers Befehl; aber ach, wie fanden ſie ihre Vaterſtadt wieder! Wo waren ihre Lieben, die ſie ſuchten? Wer könnte den Jammer beſchreiben, als ſie ſie zerſtümmelt, von Hufen der Roſſe zertreten, wieder fanden? Wer könnte das Maß des Schmerzes ſchildern, als ſie ſie begruben in die gewaltigen Gräber, deren Eins an hundert Leichname faßte?

Albrecht konnte ſelbſt den Anblick nicht mehr ertragen, den Jammer nicht hören. Die rohen Urheber aller dieſer Greuel erbebten ſelbſt, als ſie im Lichte des Tages die Werke dieſer „Nacht von Bingen“ erblickten.

Brömſer empfing den Dank ſeines Gebieters; aber der Fluch der Bewohner der Stadt laſtete wohlverdient auf ihm. Er hätte die Stadt retten können, wenn er gewollt, das ſtand feſt.

Auf Klopp hatte er fortan keine Ruhe mehr. War es ſein an ein unſtätes Umherfahren gewöhntes Weſen, oder war es der das Gewiſſen ſtets weckende Anblick der zerrütteten Stadt — er gab die Vogtei in Gerhard's Hand zurück, und verließ bald nach der ſchrecklichen Nacht von Bingen die Burg, um über die Alpen zu gehen, und dort in den ſteten-Kämpfen des unruhigen Landes — Vergeſſenheit deſſen zu ſuchen, was ihm ſtets neue Vorwürfe bereitete.

XI.

In einem kleinen Bauernhauſe des Dörfchens Aßmannshauſen hatte der Name des reichen Lombarden Thür und Thor geöffnet. Dort legte der Diener, während Tommaſo einen Verband für den Betäubten beſorgte, ihn in ein Bett, und alsdann kam Tommaſo, und legte den Verband an. Der Diener entfernte ſich, um der Ruhe zu genießen, und Tommaſo blieb bei dem Leidenden.

Scharf beobachtete er ſeinen Zuſtand. Seit der Verband mit kalter Compreſſe auflag, ſtöhnte er nicht mehr, und es ſchien, als ginge die Betäubung in einen ſanften Schlaf über.

Tommaſo kniete betend vor dem Bette ſeines Herrn, und als er ſo ſanft ſchlief, beſchlich auch ihn die Schwäche der Natur. Die Erſchütterungen der letzten Nacht, die in eben dem Grade den äußern wie den innern Menſchen getroffen, hatten ſeine Kräfte auch erſchöpft. Der ſchöne Kopf ſank auf das Bett, und der Schlaf ſenkte ſich mit bleierner Schwere auf die Augenlieder. Die Bilder, welche das Auge geſchaut in der Nacht, gingen alle noch einmal im Geiſte vorüber; aber allmählig gaben ſie freundlichen Bildern einer früheren Zeit Raum.

Die hellen Strahlen der Morgenſonne fielen durch ein kleines Fenſterlein auf das Bett, als mit einem tiefen Seufzer Giambattiſta Pomaria erwachte. Er beſaß ſein volles, klares Bewußtſein wieder; aber die Begebniſſe der letzten Nacht lagen traumartig hinter ihm.

Er ſah ſich erſtaunt um in dem Gemache, worin er ſich befand, und konnte nicht begreifen, wie er hierher gekommen.

Jetzt blickte er vor ſich nieder, und — da lag ja Annunciata's Engelskopf vor ihm in ſanftem Schlummer.

Er ſtarrte ſie zitternd an.

Da bewegten ſich die Lippen.

„Giambattiſta, mio caro!" flüſterte ſie leiſe.

„Sie iſt's!" rief er, und drückte im Uebermaaße des Entzückens einen Kuß auf die ſchwellende Lippe.

Tommaſo fuhr auf aus dem Schlaf, und wollte die umſchlingenden Arme abſtreifen.

„Wie habe ich ſo blind ſein können?" rief Pomaria aus. „Wie konnte ich verkennen, wer du warſt, o meine Annunciata!"

Sie lächelte, und doch rannen heiße Thränen über ihre Wangen. Sie legte ſtumm den ſchönen Kopf an ſeine Bruſt. Es war ein ſeliger Augenblick! —

Darauf ſah ſie ihn an mit dem zauberiſchen Blick und fragte: „Hab' ich dich wieder?"

„Für ewig!“ rief er aus, ſie umarmend; „denn du haſt mich theuer erkauft; aber warum quälteſt du mich ſo, warum ſagteſt du, meine Annunciata ſei todt und nahmeſt meinem Auge ſeine Schärfe?“

„Ach,“ ſagte ſie, „ich hörte, du habeſt einer Andern Hand und Herz geſchenkt und mich betrogen. Da wollte ich Rache nehmen an dir, dem Treuloſen, und ſchnitt mein Haar ab und wurde deines Bruders Diener. Als ich kam, wollte ich erſt dein Herz prüfen. Ich ſah dich umgarnt, aber voll Liebe zu mir. Ach, wie that mir's ſo wehe, dich täuſchen zu müſſen, und wie mußte ich dich fliehen, um nur nicht erkannt zu werden; denn ich ſah ja, du wurdeſt das Opfer deiner Familie. Ich würde entflohen ſein und in einem Kloſter mich begraben haben, hätte ich's vermocht, hätte ich aus der belagerten Stadt gekonnt. Da fiel mir ein anderes Loos. Ich wurde dein Schutzgeiſt, denn ich kannte deine Feinde, dieſen Guntram und Weinert, die dir nach dem Leben ſtanden. — Gottlob, daß es mir gelang, dich zu retten! Gottlob, daß du ſo glücklich dem Streiche Weinert's entgingſt.“

„Erſt jetzt wird mir Alles klar,“ ſagte er; „ach, wie ſteht es um meine Vaterſtadt?“

Sie erzählte ihm, was ſie theilweiſe geſehen. Er wollte aufſtehen, und nun erſt floh das Mädchen, ſich bewußt, daß ſie als Tommaſo ihre Rolle ausgeſpielt, ſcheu von dannen.

Aber Giambattiſta durfte nicht zurückkehren, bis die Feinde abgezogen waren. Das enge Bauernhäuschen umſchloß ſein Glück, und die wenigen Tage des Aufenthaltes daſelbſt entſchädigten ihn für ein Jahr voll unſäglicher Leiden.

Nachdem Albrecht abgezogen war, kehrte Pomaria heim. Ach, wie fand er die Stadt! wie ſeiner Väter Wohnungen! Im Hauſe Montemagno's fand er Obdach.

Er mußte Annunciata geloben, ſie als ſeinen Diener fort zu behandeln, bis er den Plan ausführen könne, Bingen zu verlaſſen und wieder nach Aſti zu gehen, um wieder ein Haus zu gründen.

Er hielt's wohl eine Weile; dann aber konnte er's nicht, und der bildſchöne Diener ſtrahlte bald im vollen Reize der Jungfrau, und Alle verehrten die ſeltene Treue in ihr. Noch im Laufe des Winters wurde ſie ſein glückliches Weib.

Bingen erhob ſich wieder aus ſeinem Schutte. Die von dem Erzbiſchofe zurückerhaltenen Summen gaben dem Lombarden die Mittel, neue, prachtvolle Gebäude zu errichten, und als der Sommer kam, zog das glückliche Paar hinüber nach Aſti, wo der Großvater Giambattiſta's geſtorben war, das reiche Erbe zu holen.

Es war im Sommer 1302, als ſie in Aſti anlangten. Bald erfüllte die Stadt der Ruf von Pomaria's reizender Gattin.

Eines Tages ſah man die beiden Gatten die Straße an der Kirche dei Angeli hinaufſchreiten, dann einbiegen in das Gäßchen, wo Malvoglio wohnte. Annunciata's Antlitz leuchtete vor innerer Seligkeit, als ſie ſich dem Häuschen nahten, wo ſie einſt in ſchwerer Zeit Schutz geſucht.

Als ſie eintraten, erhob ſich die koboldartige Geſtalt Malvoglio's aus einem Lehnſtuhle, wo er eingeſchlummert war, und ſtarrte die ſtattlich erſcheinenden Geſtalten an, die ſo unerwartet über ſeine Schwelle ſchritten.

„Mein Gott," rief er aus, in den Anblick Annunciata's verſunken, „hätte ich nicht Seelmeſſen für das arme Kind leſen laſſen, ich würde ſchwören, Ihr wäret, mit Vergunſt, ſchöne Dame, die Tochter meiner Schweſter, Annunciata Ghisberti; aber die hat ſich vor etwa zwei Jahren erſäuft; Gott gnade ihr!"

„Die Todten ſind wieder auferſtanden, Oheim," ſprach Annunciata, „denn ich bin's mit Fleiſch und Blut."

Malvoglio that einen großen Sprung zurück, ſchlug ein Kreuz und betete: „Alle guten Geiſter loben ihren Meiſter!"

„Ich lobe ihn in Ewigkeit, Amen!" ſprach Annunciata; „aber ſagt, warum muß ich mich denn erſäuft haben?"

„Muß, muß! Schöne Dame, dazu zwingt Euch kein Menſch, ich am wenigſten; aber meiner Schweſter Kind, Annunciata Ghisberti that's, weil ſie verliebt war in den Pomaria." —

„Der hier als mein Gatte bei mir ſteht“ — ſagte lachend die ſchöne Frau. —

„Mein Gott auch,“ rief in der größten Verwirrung Malvoglio, „ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll? Wär' ich bei meinem Freunde, dem Monteſiasconer, geweſen, ſo dächte ich, es wäre mir ſein vortreffliches Tröpflein zu Kopfe geſtiegen; aber ſeit Annunciata weg iſt, iſt auch das Glück weg. Ich pfeife auf dem letzten Loche, und kann nur noch Sonntags meine Schale Monteſiasconer trinken, und das auch nicht mehr lange; dann denke ich, iſt es Zeit, daß ich mich hinlege und ſterbe.“

„Nein, Oheim,“ ſagte faſt wehmüthig Annunciata, denn auch in Malvoglio's Worten klang ein Ton der Wehmuth durch — „das ſollt Ihr nicht. Gott hat mich geſegnet, und mein guter Gatte wird dem Manne nichts entgehen laſſen, der ſeine Annunciata aufnahm, als ihre Mutter geſterben war, und ſie dem Elende und der Schande hätte anheimfallen können.“

„Wie ſprecht Ihr doch! Seid ihr denn Annunciata Ghisberti?“

„Ich ſehe wohl, daß ich Euch Alles erzählen muß,“ ſprach das ſchöne Weib, und ſetzte ſich auf den Schemel, den ſie einſt eingenommen in früheren Tagen. Sie that es denn auch. Der Alte hörte mit wachſendem Erſtaunen der Erzählung zu. Als ſie zu Ende war, ſagte er:

„Hätte ich das ahnen können, ich würde keine Seelmeſſen haben leſen laſſen; denn ſie ſind theuer bei dem Patre bei Angeli,“ ſagte Malvoglio. „Aber ich danke meinem Schutzpatron, daß Ihr lebt.“

Giambattiſta hatte, mitunter herzlich lachend, der Unterredung zugehört. Jetzt ſagte er zu Malvoglio:

„Verlaßt dies Häuschen und ziehet zu uns. Ihr werdet es gut haben bis an Euer Ende; auch wenn wir wieder an den Rhein zurückkehren.“

„Nein,“ verſetzte Malvoglio; „das muthet mir nicht zu. Dies Häuschen iſt mir lieb und theuer. Ich will nur hinausgetragen werden; aber wollt Ihr eines alten Mannes Tage vor Mangel ſchützen, ſo will ich's nicht verſchmähen von Eurer Hand.“

Dabei blieb es denn auch, und Pomaria ſorgte, daß er ſeine kräftige Nahrung erhielt, und täglich wieder in die Oſteria ſeines Freundes gehen und mit Annibaldi und Lizzi ſeine Späße machen konnte, bis eines Morgens Malvoglio das Zeitliche geſegnet hatte. Seine Freunde trugen ihn zu Grabe; ſeine reichen Verwandten folgten der Leiche, und ſeine Nachbarn beklagten es, daß ſie die ſpukige Geſtalt nicht mehr vorüberwandeln oder taumeln ſehen konnten. Der Montefiasconer aber ſagte: „Ich habe meinen beſten Kunden verloren.“ Und das war eine Wahrheit. —

Nachdem Pomaria mehrere Jahre des Handels Geſchäfte für die Innung in Aſti beſorgt hatte, kehrte er nach Bingen zurück, und brachte zwei Kindlein mit und ein Weib, das noch ſchöner geworden war, denn früher. Alle Spuren der Zerſtörung waren verſchwunden in Bingen, und die Stadt war ſchöner aus ihren Trümmern entſtanden. Von Ritter Brömſer vernahm man nichts mehr. Wahrſcheinlich war er in einer Fehde gefallen. Weinert hatte bei dem Sturme der Stadt den Tod gefunden.

Der tapfere Kunz ſagte dem Kriegshandwerk Valet, heirathete ſeine Martha und nährte ſich redlich, nicht wenig gefördert durch die Wohlthaten einer ſchönen Frau, die er einſt als Knaben im Kahne gen Aßmannshauſen gefahren in jener Nacht, die ihres Glückes nächſte Veranlaſſung geworden, aber ſtets im Andenken fortlebte als die ſchrecklichſte „Nacht von Bingen.“

Die Meergeuſen.

Novelle.

I. Die Studenten von Löwen.

Löwens, durch Herzog Johann den Vierten von Brabant im Jahr 1426 geſtiftete, und höchſt freigebig mit Privilegien verſehene Hochſchule genoß um das Jahr 1567 eines außerordentlichen Zuſammenfluſſes von ſtudirenden Jünglingen, aus allen Gegenden der Niederlande, wie auch Deutſchlands und Frankreichs und andern Theilen Europas. Alle Vorzüge, aber auch alle jene Mängel der damaligen Einrichtung der Hochſchulen theilte Löwen mit ihren Schweſtern. Insbeſondere aber offenbarte ſich damals durch die eigenthümlichen Verhältniſſe der Niederlande ein bedenklicher Geiſt der Ungebundenheit, Geſetzloſigkeit und Widerſetzlichkeit unter den Studirenden. Auf dieſe Jünglinge, insbeſondere auf die Niederländer, konnte der aufſtrebende, nach Freiheit ringende Sinn des Volkes, die ganze durch den Geuſenbund hervorgerufene Stimmung der Nation nicht ohne Wirkung bleiben, und war es nicht geblieben. Viele unter dieſen Jünglingen gehörten den erſten Familien des Landes an, und theilten den Geiſt der Väter, die den ſo traurig untergegangenen Geuſenbund gebildet hatten. Sie fühlten ſich berufen, der Nation zu werden, und in beſſerm Sinn und Geiſte zu werden, was der Väter Thun nur verheißen, oder doch nur im Beginne gelaſſen hatte; aber es konnten auch Jünglinge nicht fehlen, die durch Familienverbindungen auf die Seite des Hofes, und durch ihren Glauben zu ihm neigten. Was im kühlen Leben die Menſchen ſo ſchroff ſchied, wie viel mehr mußte das in jenem freien, warmen, idealen, phantaſtiſchen Leben der Hochſchule, wo der Jüngling das, was er ergreift, mit ganzer Seele und unzerſplitterter Kraft ergreift, hervortreten? Leicht zu erachten war es indeſſen, daß Letztere nur eine ſehr kleine Anzahl bildeten, während die Mehrzahl von glühendem Haſſe gegen Spanien erfüllt war.

Es konnte auch nicht fehlen, daß die Jünglinge den wärmſten Antheil an den politiſchen Angelegenheiten ihres Vaterlandes nahmen; daß ſie mit Wärme ſowohl an den öffentlichen Orten, als in den Collegien, wo die Studirenden gemeinſam wohnten, verhandelt wurden, zum nicht geringen Mißvergnügen der Magiſter, die in den Spaltungen der Meinung und Anſicht nur den nachtheiligſten Einfluß auf das Pflegen der Wiſſenſchaften erblickten.

An der Spitze derjenigen Parthei, die es mit den Rechten und Freiheiten der Nation hielt, ſtand damals der junge Prinz Philipp Wilhelm von Oranien, Wilhelm's des Schweigſamen älteſter Sohn, den der Vater, hoffend, daß er unter dem Schirme der Freiheiten Löwens ſicher ſei vor Alba's mörderiſcher Fauſt, bei ſeiner Abreiſe nach Breda und Dillenburg dort gelaſſen hatte, und Wilm van Strahlen, des Bürgermeiſters von Antwerpen Neffe und Mündel, ein Jüngling, deſſen Muth, Kraft und Biederſinn die Liebe Aller ſich erworben hatte.

An der Sitze der andern Parthei ſtand Albert von Barlaimont, des Grafen von Barlaimont älteſter Sohn, durchdrungen von des Vaters fanatiſchem Eifer und engherziger Anhänglichkeit an Spanien.

Die Spannung der Gemüther wurde immer größer, zumal jetzt die Nachricht von Alba's Annäherung allgemein verbreitet war, und man das traurige Loos ahnte, das unter ſeiner Verwaltung den Provinzen fallen würde.

Es war in den heißen Tagen des Juli 1567, als in einem öffentlichen Garten in Löwen, der ſich auf der einen Seite an die Straße lehnte, an der andern bis an das Ufer der Dyle erſtreckte, eine Anzahl Studirender unter dem Schatten weitaſtiger Linden auf dem grünen Raſen ſich gelagert hatte, und den ſchäumenden Becher des köſtlichen brabantiſchen Biers unter fröhlichem Geſange kreiſen ließ. In einiger Entfernung von dem Orte, wo die Jünglinge ſich gelagert hatten, ſtanden leere Tiſche mit Bänken, die in den Boden befeſtigt waren. An einem dieſer Tiſche ſaß ein Mann, von etwa fünfzig Jahren, von ſtarkem Gliederbau und unterſetzter Geſtalt. Ein breites, aber offenes, treues Geſicht, und eine einfache höchſt reinliche Kleidung, ſowie die rückſichtsloſe Behaglichkeit, welcher er ſich ſogleich überließ, verrieth den wohlhabenden Holländer. Er ſchien ſich an dem Anblicke des fröhlichen, jugendlichen Treibens zu erfreuen und, obgleich von den Studenten nicht beachtet, beſonderen Antheil an ihren Geſprächen zu nehmen.

Unter den Jünglingen ragte beſonders Einer durch ſeine Größe und ſchöne Geſtalt, durch das Feine ſeiner blühenden Züge, durch den offenen und einnehmenden Ausdruck derſelben, ſowie durch den ſchönen Klang ſeiner kräftigen Stimme hervor. Er ſaß mit dem Rücken gegen eine alte Linde gelehnt. Ein hellblaues Wamms von feinem Stoffe lag eng an den ſchönen Formen ſeines Körpers. Weite Pluderhoſen von gleichem Stoffe trug er, und Stulpſtiefeln darunter. Der ſchöne Hals war frei; ein weißer, fein geſtickter Kragen umgab ihn, und lag über die Schultern, ein Baret bedeckte das lockige, reiche Haar, und ein langer Stoßdegen, von guter Arbeit, ein Meiſterſtück von Namur hing an ſeiner Seite. In maleriſchen Stellungen lagen die Uebrigen um ihn herum — mehr oder minder in Kleidung und Weſen ihm ähnlich, doch bizarrer in den Farben und im Schnitte der Gewänder. Eins jener Lieder, Freiheitſinn und Haß gegen Spanien athmend, welche unter dem Namen der Geuſenlieder, als noch der Bund beſtand, mit Begeiſterung in den Niederlanden geſungen worden, jetzt aber, nachdem Gewaltherrſchaft ihr blutiges Banier auf den freien bataviſchen Bogen pflanzen wollte, ſcheu verſtummt waren, und nur noch im Munde dieſer freikräftigen Jugend erklangen, war eben geendet, die Augen glühten noch von Begeiſterung — da erhob der Jüngling, der mit dem Rücken gegen die Linde ſaß, ſein Glas hoch und rief: „Dem Horte des Vaterlandes, der Stütze unſerer Freiheit — Wilhelm von Oranien!“

„Er lebe!“ hallte es im Chore nach. Die Becher klangen hell und luſtig zuſammen.

Der Mann am Tiſche ſprang auf, ergriff ſein Glas und trat herzu. „Ihr erlaubt es wohl, daß ich mit anſtoße?!“ fragte er.

Die Jünglinge ſahen ihn zwar verwundert an, aber ſie klangen doch kräftig mit ihm an, und er ſetzte ſich wieder ruhig an die Stelle, wo er geſeſſen.

„Und Alba ein Pereat, ehe er unſeres Vaterlandes Boden betritt! Möge er zermalmt werden von den Alpen der Schweiz, oder mögen ihn Helvetiens Männer, oder Coligni's Tapfere aufreiben!“ rief wieder der Jüngling.

Der Holländer trat wieder herzu. „Möge Gott wahr machen, was Ihr wünſcht!“ ſagte er, und ſtieß aufs Neue mit ihnen an. Als ſie getrunken, goß der Holländer ſein Glas wieder voll, und trat noch einmal herzu.

„Ihr erlaubt es wohl, daß auch ich einen Trinkſpruch verbringe,“ ſagte er, und ohne die Zuſage abzuwarten, hob er ſein Glas mit den Worten: „Mögen viele ſolcher Herzen in den Niederlanden ſchlagen, wie die eurigen — dann wird einſt ein Morgen der Freiheit tagen, groß und herrlich. Wir wollen dafür wirken, und wenn auch das Ende der Despotie das Ende unſeres Lebens iſt!“

So ſprach kräftig der Mann, und die Jünglinge ſprangen vom Boden auf und ſtießen an mit ihm, und ſchüttelten ihm freudig die Hand.

Der Holländer ging zu ſeinem Sitze zurück. Jener Jüngling aber folgte ihm, und ließ ſich freimüthig an ſeiner Seite nieder.

„Mich dünkt, wir haben zu gute Bekanntſchaft gemacht,“ ſagte er zu dem Manne, als daß wir ſie ſollten fahren laſſen. „Wer ſo denkt und ſpricht, wie ihr, der iſt mein Freund, deſſen Liebe möchte ich wohl mir erwerben und verdienen.“

Der Mann ergriff ſeine Hand und ſagte: „Ihr habt in meinem Herzen ſchon ein Kapital auf guten Zinſen ſtehen, junger Mann, das dürft Ihr mir glauben. Mich freut es überhaupt, ſolche Geſinnungen hier zu hören.“

„Die könnt Ihr wohl überall hören“ — meinte der Jüngling.

„Nicht überall, mein Sohn,“ ſagte der Holländer, „denn ſie haben nicht Alle den Muth, zu ſagen, was ſie denken, und wie Viele hängen den Mantel nach dem Winde, oder wiſſen nicht, was das ſchönſte Sprüchwort ſagt, das ich einſt in Deutſchland gehört, und zum Wahlſpruche meines Lebens gemacht habe: „Schwarzbrod und Freiheit!“

„Herrlich!“ rief der Jüngling — „das ſoll auch meines Lebens Wahlſpruch ſein: „Schwarzbrod und Freiheit!“

„Dann haben wir uns nicht zum letzten Male geſehen,“ ſagte Jener, „wie weit auseinander auch unſere Wege liegen mögen!“ Er ſtand auf, um ſich zu entfernen.

„Euren Namen aber, bitte ich, ſagt mir, wenn ich Euch jemals wieder begegne, möchte ich keinem Fremden begegnen.“

„Ich bin Wilm van Strahlen, des Bürgermeiſters von Antwerpen Neffe.“

„Mein Name iſt De Ryk,“ verſetzte der Andere. „Noch hat er keinen guten Klang im Lande, aber die Zeit wird kommen, daß er ihn haben wird; wenn Spaniens Ketten gebrochen ſind, ſo iſt ſie da!“

Er hatte ſich bei dieſen Worten mit dem Bewußtſein des eignen Werths und der eignen Kraft ſtolz aufgerichtet, und ſchien in dieſer Stellung gar nicht mehr der zu ſein, welcher vor Kurzem noch ſo gleichgültig geſchienen.

„So lebt wohl, Herr De Ryk, bis zu beſſern Tagen!“ ſprach Wilm, und ſchüttelte ſeine Hand. Der Holländer ging, und Wilm ſah ihm mit Achtung und herzlichem Wohlwollen nach, wie er ſich in dem Theile des Gartens verlor, der gegen die Dyle lag.

Der Jüngling begab ſich zur Geſellſchaft ſeiner Freunde zurück, die unterdeſſen das Thema aufgefaßt hatten, welches in dieſer Zeit der ausſchließliche Gegenſtand der Unterhaltung in den Niederlanden war — Alba's Heerzug gegen ihre Grenzen, ſeine Abſichten und Pläne.

Die Unterhaltung wurde mit Lebhaftigkeit geführt, und es ſprach ſich in den Reden der Jünglinge Bitterkeit und Haß gegen Philipp II. aus, zumal der Mord an dem Marquis von Bergen und dem Baron Montigui den allgemeinen Abſcheu vermehrt, und die Nation ſattſam belehrt hatte, welche Maßregeln ſie von Alba zu erwarten habe.

Während dieſer Unterredung trat Albert von Barlaimont mit einigen ſeiner gleichdenkenden Freunde in den Garten. Sie nahmen die Bänke an dem Tiſch ein, wo eben erſt der Holländer geſeſſen, und führten ein begonnenes Geſpräch fort, ohne auf Strahlen und ſeine Freunde zu achten.

Albert von Barlaimont war ein kräftiger, gewandter Jüngling, der bereits längere Zeit am Hofe Carl's des Neunten von Frankreich gelebt, gegen die Hugenotten mitgefochten, und ganz jenen ausſchweifenden Geiſt eingeathmet hatte, welcher dieſen Hof auszeichnete. Liebesabenteuer und Zweikämpfe und politiſches Ränkeſchmieden bildeten die Grundzüge des franzöſiſchen Hoflebens jener Zeit. In Erſteren war eine Sittenloſigkeit herrſchend geworden, die nichts Heiliges mehr kannte noch achtete. Die Zweikämpfe waren die tägliche Unterhaltung des Adels. Man hatte die Fechtkunſt völlig in Regeln, das Duelliren in ein Syſtem gebracht; in der Fechtkunſt den Ehrengrad eines Raffinirten erlangt, recht viele Gegner niedergeſtoßen zu haben, galt für die ehrenvollſte Auszeichnung. Dieſen Ruhm brachte Albert von Barlaimont, mit dem eines grenzenlos ausſchweifenden Lebens, mit nach Löwen.

Er war kürzlich zu Antwerpen geweſen, und klaſſifizirte nun mit kecker, ſchonungsloſer Zunge Antwerpens Jungfrauen.

„Keine hat mich mehr angezogen,“ fuhr er luſtig fort, „als Eliſabeth, des Bürgermeiſters Strahlen Töchterlein. Haſt du das Mädchen geſehen, Tyſſenacque?“ fragte er einen der jungen Männer ſeiner Geſellſchaft.

„Ich kenne ſie als das ſchönſte, aber auch züchtigſte Mädchen Antwerpens,“ erwiederte dieſer.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Wüſtling, „züchtig? — züchtig ſind die Mädchen alle vor den Augen der Welt, wie Diana — aber vier Augen ändern die Sache. Da flimmern die Aeuglein, und dort flammen ſie; hier ſpricht der Mund heilige Wörtchen, dort gibt er die brennendſten Küſſe. Wenn du lernen willſt, wie man die Sprödeſte zu einem kirren Täubchen macht, dann komm zu mir."

„Und auch Eliſabeth hätteſt du kirre gemacht?" fragte ungläubig Tyſſenacque.

„Pah!" rief der Prahler, „das popperude Herzchen verrieth ſchnell die Feſtung, ſchneller, als ich ſelbſt gedacht!" —

Bei dieſen Worten fuhr eine männliche Fauſt mit ſolcher Gewalt auf Barlaimont's Scheitel herab, daß er urplötzlich hinterrücks zur Erde ſtürzte, und betäubt auf dem Raſen lag.

Von Strahlen's Hand war der Schlag gekommen. Er hatte Barlaimont's ſchändliche Verläumdung und Prahlerei gehört. Fürchterlich war ſein Zorn aufgebrauſt, denn er liebte Eliſabeth treu, rein und innig, und ſein Glaube an ihre Reinheit war ſeines Herzens höchſtes Gut. Da hörte er, wie der gute Ruf der Jungfrau geläſtert, ihre Unſchuld verdächtigt wurde, und er vermochte nicht mehr den Wallungen ſeines Zornes zu gebieten.

Das Niederſtürzen Barlaimont's war das Signal des Ausbruchs einer wilden Rauferei. Plötzlich waren alle Klingen frei. Wildes Geſchrei erſchütterte die Luft. Die Hiebe und Stiche fielen hageldicht. Bald lagen Verwundete von beiden Seiten auf dem Raſen. Der Lärm im Garten zog mehr Studenten herbei von beiden Parteien; doch die Barlaimont's war die ſchwächere. Sie zog ſich fechtend zurück.

Barlaimont hatte ſich indeſſen erholt. Schäumend ſuchte er Strahlen, den er endlich fand. Kaum waren die beiden Gegner einander gegenüber, als ihre Freunde einen Kreis um ſie bildeten, und ihre Waffen ruhen ließen. Der Zweikampf ward mit Erbitterung, ja von Barlaimont's Seite mit blinder Wuth geführt. Schon beim dritten Gange lag er in ſeinem Blute auf der Erde.

Jetzt fielen ſeine Anhänger wieder wüthend die Freunde, Wilm's an. Der Kampf zog ſich auf die Straße. Blitzſchnell durchflog das Gerücht davon ganz Löwen. Immer mehrere nahmen Theil an dem Kampfe, der zuletzt allgemein wurde, und den blutigen Charakter eines Treffens annahm.

Der Rektor der Univerſität, die Magiſter eilten herbei, flehten, ermahnten, drohten. Vergebens war aller Bemühen. Immer wilder tobte der Kampf. Leichen und Verwundete bedeckten den Ort. Erſt da, als eine Parthie Studenten ſelbſt mit den Magiſtern ſich verband zur Herſtellung der Ordnung, gelang es, die ſtreitenden Partheien auseinander zu bringen.

Erſt jetzt ſah man auch die Folgen dieſes unſeligen Haders. Viele waren mehr oder minder gefährlich verwundet, mehrere Todte deckten den Wahlplatz. Allgemeine Zerſtörung war in Löwen. Man befürchtete nicht ohne Grund einen neuen Ausbruch der Unordnungen. Die Magiſter der Univerſität, mit dem Rektor an der Spitze, vereinigten ſich mit den angeſehenſten Bürgern der Stadt und jenem Theile der Studenten, der ſich neutral in dieſem Kampfe gehalten hatte. Die Verwundeten, unter denen ſich auch Barlaimont befand, brachte man in Sicherheit und Pflege, die Todten ſchaffte man weg, und als die Nacht ſich über die Stadt lagerte, herrſchte eine dumpfe Stille in derſelben, die faſt einen neuen Sturm ahnen ließ.

Die kräftigen Maßregeln des Rektors und des Gerichts der Magiſter der vier Nationen erhielt jedoch die Ordnung. Man leitete eine Unterſuchung der Vorfälle ein.

De Ryk, den ein Auftrag Oraniens, wegen ſeines Sohnes Sicherheit, nach Löwen geführt hatte, und der Alba's Schritte zu beobachten beſtimmt war, hatte nicht ſobald den Waffentumult im obern Theile des Gartens vernommen, als er herzueilte, und gerade zu rechter Zeit kam, um Strahlen, von einem Kopfhiebe verwundet, niederſinken zu ſehen. Der Kampf zog ſich allmählig gegen die Thüre, welche auf die Straße führte, indem die Anhänger Barlaimont's ſich kämpfend zurückzogen. Unbemerkt nahte er ſich dem Jünglinge, der ihn ſo ſehr für ſich eingenommen. Er war ohnmächtig. De Ryk lud ihn auf ſeine Schultern, und trug ihn tiefer hinab in den Garten, wo er ihn auf den Raſen legte und ſeine Wunde unterſuchte.

Ohne gerade gefährlich zu ſein, war ſie dennoch bedeutend genug, um De Ryk Beſorgniſſe für den Jüngling einzuflößen, welcher ſeine Liebe ſich durch ſeine Geſinnung und Offenheit ſo ſchnell und ſo herzlich erworben hatte. Er dachte auf Hülfe. Die nahende Kühle des Abends durfte leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Wunde äußern. De Ryk hatte ſie bereits ausgewaſchen, mit Waſſer aus der Dyle, und nahm nun den Jüngling auf ſeine Schultern, um ihn ſicherer und bequemer auf einer Raſenbank zu betten, welche er unfern von dem Orte ſah. Dort band er noch ein Tuch um die Wunde, und wollte in die Stadt eilen, als Wilm die Augen aufſchlug, ſich ſchnell erheben wollte, aber ermattet wieder zurückſank.

Er ſah ſich verwirrt um. De Ryk rief ihm die Auftritte ins Andenken, und bat ihn dringend, ſich ruhig zu verhalten, bis er würde mit Hülfe zurückgekehrt ſein, um ihn nach ſeinem Quartiere zu tragen.

Er verließ nun den Verwundeten, und begab ſich in die Stadt, wo es unterdeſſen ruhiger geworden war. Der wilde Kampf der Partheien hatte ſich gelegt. Die meiſten Studenten waren in ihre Wohnungen gegangen; Viele aber ſtanden auch noch gruppenweiſe auf den freien Plätzen und Straßen.

Zum Glück erkannte De Ryk einen von den Jünglingen, die erſt vor Kurzem ſo freudig mit ihm angeſtoßen hatten, und theilte ihm Strahlen's Lage mit. Sogleich ſorgten die Freunde des Verwundeten für eine Tragbahre, mit welcher ſie De Ryk folgten, der bereits wieder nach dem Garten zurückgekehrt war. Man lud nun Wilm auf dieſe Bahre, und trug ihn mit ſorglicher Schonung in ſein Quartier, wo ein Wundarzt herbeigeholt und des Jünglings Wunde gehörig verbunden wurde.

De Ryk wich nicht von ſeinem Bett. Er bewies Strahlen die aufopferndſte Freundſchaft. Durch ſeine ſorgfältige Pflege, die ärztliche Behandlung, mehr aber noch durch die Jugendkraft und Geſundheit, ging es mit Wilm's Herſtellung über Erwarten günſtig.

Der Graf von Barlaimont, den die Statthalterin beauftragte, den Herzog von Alba an der Grenze der Niederlande zu empfangen, eilte auf die Nachricht von ſeines Sohnes Unglück in Perſon nach Löwen, wo er dieſen an dem Stiche Strahlen's, wenn auch nicht tödtlich, dennoch aber hart darniederliegend, fand. Des Grafen wilder, jähzorniger Charakter ließ für Strahlen die bedenklichſten Folgen fürchten, zumal ſein Oheim und Pflegevater, der Bürgermeiſter van Strahlen, in Antwerpen, ſich weder der Gunſt Barlaimont's, noch der Margarethen's von Parma zu erfreuen hatte. Wirklich drang er auf eine ſtrenge Unterſuchung und Beſtrafung, ſowohl jenes Aufruhrs ſelbſt, als der Verwundung ſeines Sohnes. Der Rektor, ein Mann, deſſen Charakter jener Feſtigkeit entbehrte, um auf die Freiheiten der Hochſchule ſich ſtützend, vor dem Gerichte der Nationen der Univerſität die Beſtrafung der Schuldigen zu behaupten, ließ ſich von Barlaimont einſchüchtern, und ergab ſich darein, als Barlaimont einen Befehl der Statthalterin verwies, die Schuldigen den weltlichen Gerichten zu überliefern. Die Unterſuchung, welche bereits eingeleitet worden war, deren Milde und Schonung aber bei dem Geiſte, der unter Löwens Schülern herrſchte, Barlaimont befürchten mochte, wurde auf ſein Anregen mit größerer Strenge verfolgt, und das Reſultat der angeſtellten Verhöre war, daß van Strahlen, ſobald er nothdürftig hergeſtellt war, in gefängliche, enge Haft geſetzt und De Ryk's Umgang, der ſich für einen Verwandten von ihm ausgegeben, ſtreng unterſagt wurde.

Man hatte bei dieſem Verfahren nicht gehörig erwogen, welchen Eindruck es auf die Jünglinge machen mußte, deren freier, auf die Freiheiten der Hochſchule ſich ſtützender Sinn eine ſolche despotiſche Behandlung nicht dulden mochte; noch weniger aber, daß der Funken, der noch vor Kurzem zu ſo lichter Flamme aufgelodert war, nur unter der Aſche glomm. Man hatte es außer Acht gelaſſen, wie die Partheilichkeit für den mächtigen Grafen von Barlaimont, deſſen Sohn ſo viel Schuld trug, als Strahlen auch, die Jünglinge empören mußte; hatte vergeſſen, in welchem Anſehen van Strahlen ſtand, daß er in ſo hohem Grade die Liebe der

Jünglinge genoß, daß ein ihm zugefügtes Unrecht, als ein gegen Alle begangenes, angeſehen werden würde.

Kaum verbreitete ſich die Kunde von Wilm's Verhaftung unter den Studenten, als auch ſchon wieder der alte Geiſt ſich regte; rottenweiſe ſah man ſie verſammelt; Einzelne haranguirten die Menge, ſetzten das Verhältniß in helleres Licht, und riefen zum thätigen Einſchreiten auf. Je näher die Nacht kam, je lauter, kühner, drohender die Jünglinge ihre Abſicht ausſprachen, den Gefangenen zu befreien. Da keine Truppen ſich in der Stadt befanden, ſo bot Barlaiment die Bürger auf, das Gefängniß bewaffnet zu ſchützen; allein hier hatte ſich der Graf verrechnet. Die Bürger weigerten den Gehorſam, da ſie nicht gegen die Glieder der Univerſität ſtreiten dürften. Der Eilbote, den Barlaiment nach Brüſſel abgefertigt, dort bewaffnete Hülfe zu holen, wurde, als er bei nahender Dämmerung aus den Thoren ritt, von den Studenten aufgehoben. Die ganze Stadt war in Unruhe und Gährung — die mit jeder Stunde wuchs, und gegen zehn Uhr des Abends eine Höhe erreicht hatte, die den Ausbruch roher Gewalt nicht lange erwarten ließ.

Mit fürchterlichem Ingrimm, ohnmächtig der gewaltſamen Selbſthülfe der Jünglinge zuſehen zu müſſen, vernahm Barlaimont, wie ſie drohend nach dem Gefängniſſe zogen, und Strahlen triumphirend herausführten, und dann ſich wieder in ihre Wohnungen begaben. Unerwarteter aber war ihre Handlungsweiſe am kommenden Morgen. Schaaren von Studirenden verließen Löwen, um in Paris, Prag, oder Bologna ihre Studien fortzuſetzen, und mit Trauer ſahen Löwens Magiſter, mehr aber noch die Bürger der Stadt, den Verluſt der Univerſität, der den ihren im unmittelbaren Gefolge hatte.

Mitten im dickſten Haufen der Studenten, die nach dem Gefängniſſe ſtürmten, ſah man im ſchwachen Lichte des Mondes einen Mann, der in einen dunkeln, weiten Mantel gehüllt war, deſſen Antlitz ein breitkrempiger Hut verdeckte. Kaum war die Thüre des Gefängniſſes geſprengt, und Wilm herausgeführt, als er dieſen bei der Hand faßte, ihm den Mantel überwarf, den Hut in die Stirn drückte und ihm ins Ohr raunte: „Geht vor das Brüſſeler Thor und erwartet mich dort!“ —

Strahlen folgte dem Befehl. Unangefochten ging er durch die Straßen, die voll Bürger ſtanden. Niemand achtete auf ihn, da er nichts von der Kleidung eines Studenten an ſich trug. Er kam vor das Thor, und ſetzte ſich auf einen Baum, der dort lag.

Die Einſamkeit, die Stille der Nacht, die ihn hier, nach dem wilden Lärm, dem er eben erſt entronnen war, umgab, verſenkte des Jünglings Gemüth in ernſtes Sinnen. Die Auftritte der jüngſten Vergangenheit gingen an ſeinem Geiſte vorüber. Die ſeltſame Lage, in die er ſich jetzt verſetzt ſah, das zweideutige Licht, in welchem ſie ſeinem geliebten Pflegevater erſcheinen, oder dargeſtellt werden konnten, der Schatten, den ſie in Eliſabeth's Augen auf ſeinen Charakter, ſein Leben in Löwen werfen mußten, beunruhigten ihn ſehr.

Ein kräftiger Schlag auf ſeine Schulter weckte ihn aus ſeinem Nachdenken auf. „Jetzt iſt nicht Zeit zum Nachdenken,“ rief ihm De Ryk ins Ohr — „handeln müſſen wir, wenn nicht die Reue hintendrein kommen ſoll! — Darum laßt uns nicht unnütz die Zeit vergeuden. Habt Ihr die Pferde geſehen? —“

„Ich habe nichts geſehen,“ ſagte nicht ohne Erſtaunen Wilm.

Ein greller Pfiff ſchnitt durch Wilm's Ohr.

Er wurde in einiger Entfernung beantwortet.

Schnell ergriff De Ryk Wilm's Hand, und zog ihn nach der Gegend hin, wo ſein Zeichen beantwortet werden war.

Sie fanden zwei ſtattliche Roſſe daſelbſt, die ein Mann hielt.

De Ryk flüſterte ihm etwas ins Ohr, was jener mit einem Nicken des Kopfes beantwortete; dann nahm De Ryk Kleidungsſtücke aus einem daliegenden Bündel, und reichte ſie Wilm, der ihn fragend anſah.

„Zieht Ihr es etwa vor, nach Löwen ins Gefängniß zurückzukehren?“ fragte ihn lächelnd De Ryk, „dann fahrt in Eurer ſäumigen Weiſe fort. Ich dächte,“ ſetzte er hinzu, „Ihr beſönnet

Euch ein andermal, und vertauſchtet jetzt Euren ſchmucken Studentenanzug mit dieſem ehrbaren Kleide, das Euch übrigens nicht ſchlechter kleiden wird, als das Eurige auch, etwas jugendlichen Schnak abgerechnet!“

Wilm ſah das Richtige dieſer Ermahnungen ein. Die Weiſe, mit welcher ihn der Mann behandelte, die Vorgänge der letzten Nacht — alles wirkte zuſammen, ihn zu einem faſt willenloſen Werkzeuge in De Ryk's Händen zu machen.

Er ſputete ſich nun, und bald ſtand er und De Ryk, der indeſſen auch ſich umgekleidet hatte, in faſt gleichen Anzügen da.

„Nun biſt du mein Sohn, Wilm,“ ſagte lachend De Ryk, „und wir Beide heißen Simonsſohn, und ſind fürs Erſte — Kornhändler von Amſterdam, bis es uns beliebt, Namen und Gewerbe, Gewand und Sprache zu wechſeln!“

Der Mann, welcher die Zügel der Roſſe gehalten, raffte die abgelegten Kleidungsſtücke zuſammen, und ſchnürte ſie zu einem Bündel, das er um ſeinen Nacken hing, und ergriff einen großen Stab, der im Graſe lag. Grüße mir den Prinzen, rief ihm De Ryk zu, und ſchwang ſich aufs Roß. Wilm folgte dem Beiſpiel ſeines Begleiters, und bald jagten die ſchnaubenden Roſſe mit ihnen in die Nacht hinein.

Der Andere ſtand noch eine Weile horchend da, bis der Hufſchlag der Roſſe in der Ferne verhallt war; dann horchte er, ob es gegen das Thor der Stadt ſtille ſei, und ſtreckte ſich dann auf den Raſen hin, wo er ruhig einſchlief, bis er, als der Tag zu grauen begann, erwachte, und als ein Reiſender, ohne bemerkt zu werden, in die Stadt hineinging.

II. Der Kundſchafter.

In einem der ſchönſten Gebäude am Markte zu Antwerpen lehnte ein Mann an einem der großen Fenſter, und blickte ernſt und ſinnend in das Gewühl betriebſamer Menſchen, das unten auf dem Markte herrſchte. Es war ein angehender Sechziger, der aber für ſein Alter noch immer ſehr rüſtig und kräftig war; ja, hätte nicht des Lebens Winter ſeinen Schnee auf das Haupt gelegt, man hätte ihn noch für einen ſtarken Vierziger halten mögen. Ein in hohem Grad einfaches, aber dennoch koſtbares, ſchwarzes Kleid trug der Mann. Den kahlen Scheitel deckte ein kleines Baret von gleicher Farbe. Der Ausdruck des Geſichtes war ſanft und freundlich, obwohl das große dunkle Auge auch verrieth, daß es fähig, in leidenſchaftlicher Erregung zu flammen. Der ſonſt ſo heitre Ausdruck ſeiner Züge war heute ernſt, ja düſter, und die Stirne lag in ſorgenvollen Falten. Bisweilen ſah das Auge ſtarr und feſt in das Menſchengewoge des Marktes, wo jeder eifrig ſeinem Verdienſt und Gewinne nachjagte, als erwarte es Jemanden. Dann trug das ſchöne Geſicht den Ausdruck angeſtrengter Aufmerkſamkeit und Spannung — bald aber, wenn er ſich getäuſcht, kehrte der frühere Charakter zurück, nur um ein ſchmerzliches Zuſammenziehen des Mundes vermehrt.

Es war der Bürgermeiſter der Stadt Antwerpen, van Strahlen, ein Mann, deſſen edlen Charakter und biedre, freie Denkart Oranien ſeit langen Jahren ſchätzen gelernt, der aber darum nicht von denen geliebt war, die es mit dem Hofe hielten. Die Edelſten der Nation waren ſeine Freunde, und Antwerpens Bürgerſchaft verehrte in ihm den patriotiſchen Bürger, den freigebigen Unterſtützer nützlicher und wohlthätiger Anſtalten, den ſtreng rechtlichen Verwalter, den partheiloſen Richter in ſtreitigen Punkten, den unermüdet thätigen, den Flor des Handels fördernden Handelsherrn. Zwar warf man ihm vor, und insbeſondere thaten das die Katholiken, er ſei ein Anhänger der Glaubensneuerungen, ein Feind der Inquiſition, der Plakate, ja geradezu ein Feind Spaniens — und habe bei der Unterſuchung der Bilderſtürmerei in Antwerpen viel zu milde gehandelt und manchen Strafwürdigen ſtraflos entwiſchen laſſen; allein man erkühnte ſich doch nicht, dieſe Beſchuldigungen laut auszuſprechen, da das überwiegend viele Gute in ſeiner Denk- und Handlungsweiſe ſelbſt ſeinen Feinden Achtung abnöthigte.

Schon lange hatte Strahlen in der Stellung am Fenſter verharrt. Der Erwartete kam noch nicht. Er trat vom Fenſter zurück, und ging mit gefalteten Händen und geſenktem Haupt in dem Zimmer auf und nieder.

Wilm! Wilm! ſprach er dann leiſe, und in weichem, wehmüthigem Tone vor ſich hin, Sohn meines einzigen Bruders, treues Ebenbild meines geliebten Cornelius, den ich zu frühe verlor, mußt denn auch du den Kummer häufen, der mich drückt? Mußteſt denn auch du meine ſchönen Pläne durchkreuzen? Mußte ich denn auch von dir Undank erndten für die Liebe, mit der ich dich, die vater- und mutterloſe Waiſe, an mein Herz nahm, die mich ſo Vieles von dir hoffen, mich glauben ließ, du ſeiſt mein Kind? — — O, wie hatte ich mir das Bild meines Lebensabends ſo ſchön gedacht, wenn ich dich mir im Geiſte als Gatten meiner Eliſabeth, als Erben meiner Habe, als Stammhalter meines Namens und Geſchlechtes ſah, und deine und ihre Sprößlinge auf meinen wankenden Knieen zu ſchaukeln hoffte! — Und nun iſt das Bild zerronnen, das ſchöne Bild, das mich ſo oft beglückt, das alle meine Sorgen ſcheuchte, meine trübſten Stunden erheiterte, alle meine Mühen mir verſüßte! Er ging raſcher auf und nieder. Plötzlich blieb er ſtehen, hob das Haupt empor, und ein Strahl von Heiterkeit, wie der letzte klare Sonnenblick auf die dämmernde Gegend fällt, verklärte ſeine Züge.

Warum doch glaube ich ſo leicht dem Gerüchte? Warum überrede ich mich von der Verworfenheit eines Herzens, deſſen ſchöne Blüthen ſich unter meinen Augen entwickelten? Warum verdamme ich ihn, ehe ich genaue Kunde habe? Nein, ſagte er, meines Cornelius Sohn, der ſeine Züge trägt, konnte ſo tief nicht fallen! Jan wird mir beſſere Nachrichten bringen. Gewiß, er wird es; er hat ihn ja ſo lieb, und ſeine Treue habe ich ja erprobt. Er iſt mit ihm aufgewachſen! Wo er aber auch ſo unerträglich lange weilen mag, da er doch meine Sehnſucht kennt? —

Strahlen war, von Unruhe gefoltert, wieder an das Fenſter getreten und verfiel in ein dumpfes Hinbrüten. Die Schickſale ſeines Neffen in Löwen, die verruchten Handlungen, die man ihm Schuld gab — ſie verwoben ſich in ſeinem Geiſte zu einem Ganzen mit den traurigen Ausſichten, die das Vaterland hatte, bei Alba's Annäherung, und traurige Ahnungen, in Bezug auf ihn ſelbſt und ſeine Familie, geſellten ſich dazu. Er bemerkte es darum auch nicht, daß leiſe die Thüre ſich hinter ihm öffnete, und ein junger Mann, faſt ſchleichend, wie eine falſche Katze, herein trat. Das Geſicht des jungen Mannes hätte man regelmäßig ſchön nennen können, wenn nicht etwas Verſtecktes, Falſches und Heuchleriſches darin gelegen hätte, deſſen unangenehme Wirkung jeden andern Eindruck verſcheuchte. Er ſchien indeſſen vollkommen Herr ſeiner Phyſiognomie zu ſein, denn eine ſchlaue Freude leuchtete aus ſeinem irrenden Auge, und das Bewußtſein einer gelungenen Unthat ſtand mit einer Teufelsfreude in ſeinen Zügen geſchrieben, als er die Thüre öffnete; bei dem Erblicken van Strahlen's jedoch nahm das Geſicht ſchnell den Ausdruck tiefen Schmerzes und aufrichtiger Trauer an. Ein Blick, den er hinter des Andern Rücken in einen großen Spiegel warf, der in goldenem Rahmen die Wand zierte, mochte ihm zu ſeiner Zufriedenheit ſagen, es ſei gut ſo, wenigſtens ſchien er nichts zu ändern zu haben. Seine Kleidung trug die Spuren einer ziemlich langen Reiſe.

Es war Jan van der Does, des Bürgermeiſters Neffe von Seiten ſeiner Gattin, der, faſt von gleichem Alter mit Wilm van Strahlen, gleichzeitig mit ihm, durch einen Schiffbruch, den eins der Schiffe der Maskopei van Strahlen und van der Does in der Bai von Biskaja erlitten, zur Waiſe geworden war, da beider Väter ſich auf jenem Schiffe befanden, und beide in den Wellen umkamen. Beide Knaben hatte Strahlen zu ſich genommen und erzogen. van der Does hatte ſich dem Handelsſtande gewidmet, und bisher faſt allein des Oheims Handelsgeſchäfte geleitet, und viele Reiſen gemacht, war in Spanien und Frankreich geweſen, und ſprach beider Länder Sprachen rein und geläufig, wie die die eigne Mutterſprache. Obwohl Jan ganz ſich in die Weiſe ſeines Oheims fügte, ihm Alles zu Liebe that, ſo konnte er dennoch nie ſich deſſen Liebe in dem Grade erwerben, wie ſie Wilm beſaß, der ſich nicht einmal darum zu bemühen ſchien. Die niederſchlagenden Nachrichten, die von Löwen über Wilm eingegangen waren, hatten den Oheim, der ſelbſt ſich nicht entfernen konnte, bewogen, Jan zur Erkundigung dorthin zu ſenden.

Er war jetzt eben zurückgekehrt. Ein Geräuſch, das er machte, verkündete dem Oheim ſeine Nähe. Dieſer fuhr herum, und ſo ſehnſüchtig er ihn auch erwartet hatte, ſo erſchrack er doch plötzlich vor dem Gedanken, die niederſchlagende Wahrheit zu vernehmen.

„Biſt du endlich da, Jan!“ rief Strahlen. „Ich habe dich mit Sehnſucht erwartet. Die Ungewißheit iſt in ſolchen Fällen ſchrecklich, wie die Folter der Inquiſition. Wie ſteht es um Wilm? Iſt er gefährlich verwundet? Sprich!“

„Vergebt vorerſt, Herr Oheim,“ begann der Neffe, „daß ich in meinen Reiſekleidern, von Schmutz und Staub bedeckt, zu Euch hereintrete. Ich dachte mir, daß Ihr mit eben der bangen Sorge mich erwartetet, mit der ich nach Löwen flog.“

„Laß das, guter Jan,“ ſagte van Strahlen, indem er zu ihm trat, „ich kenne dein Herz ja. Sage mir nur ſchnell, iſt Wilm gefährlich verwundet?“ —

„Ich danke Gott,“ begann Jan, „daß ich Euch von dieſer Seite nur eine gute Botſchaft bringen kann. Wilm iſt von ſeiner Wunde, wie ich vernahm, vollkommen geheilt.“

„Wie du vernahmſt? Jan, um Gotteswillen, ſahſt du ihn nicht?“

„Weil er nicht mehr in Löwen war.“

„O, dann iſt er vielleicht auf der Reiſe hierher, und ihr verfehltet euch!“ rief er freudig aus.

„Freuet Euch nicht umſonſt, theurer Oheim,“ ſprach Jan. „Wilm iſt ſchon ſeit acht Tagen nicht mehr in Löwen — weil er — von der Univerſität verwieſen und verjagt iſt, und ſich mit einem Menſchen entfernt hat, deſſen Charakter von der zweideutigſten Art iſt! Wollte Gott,“ fuhr er fort, als Strahlen ſich erbleichend an einem Stuhle hielt, „ich könnte, ich dürfte Euch verſchweigen, was mir die bittere Pflicht auferlegt, Euch mitzutheilen; weiß ich ja doch, wie Ihr uns mit Vaterliebe umfaßt, und wie wehe es Euch thun muß, Euch in Wilm ſo bitter getäuſcht zu haben!“

„Laß das!“ ſagte Strahlen, tief aufſeufzend, „und träufle nicht langſam das Giſt in den Becher, gib es auf einmal, gib es ſchnell!“

„So muß ich denn!“ ſeufzte Jan, und hob an: „Um die ſicherſte Kunde zu erlangen, begab ich mich in Wilm's Wohnung. Das Collegium war faſt leer. Nur etliche Brabanter wohnten noch drinnen. Sie waren Freunde von Wilm geweſen, und erzählten mir, daß Wilm von einem unruhigen Geiſte beſeelt, mit Abſichten umgegangen ſei, die nichts Geringeres bezweckt hätten, als Aufruhr und Aufrichtung eines dem Geuſenbunde ähnlichen Bundes. In dieſen ſchwindelnden Plänen habe ihn ein Menſch beſtärkt, der ſich längſt in Löwen aus unbekannten Gründen aufgehalten, der aber Wilm's Leichtgläubigkeit gemißbraucht habe, da er urſprünglich ein Spion Alba's ſei, der darum nur ſich mit den offenherzigen Jünglingen eingelaſſen, um durch ſie in die geheime Denkart der erſten Familien des Vaterlandes zu dringen. Seit Wilm mit dem Verruchten umging, war ſein Wandel immer ſchlimmer geworden. Seine Studien verſäumte er ſtets, um ſeine Zeit in den Schenkſtuben zuzubringen. Eines Tags nun, wo Wilm an einem öffentlichen Orte ſich befand, entſpann ſich zwiſchen ihm und Albert von Barlaimont ein heftiger Streit, und jener Unbekannte ſchürte luſtig die flackernde Flamme, bis“ —

„Barlaimont? — Und was war des Streites Urſache?“ — fragte bleich van Strahlen.

„Eine Dirne — theurer Oheim — eine Metze der verworfenſten Art; mit der Wilm in faſt öffentlichem Umgange lebte — Barlaimont wurde beinahe das Opfer dieſes Streites — denn Wilm zog ſeinen Degen, und durchſtieß Barlaimont's Bruſt, der heute noch nicht der Gefahr ganz entronnen iſt.“

„Gott! Gott!“ rief Strahlen, und ſeine Hände falteten ſich, und die Thräne des unendlichen Schmerzes eines liebenden Vaters um das moraliſch verlorne Kind, rannen über des Greiſes bleiche Wangen.

„Der Graf Barlaimont,“ fuhr Jan fort, „kam gerade nach Löwen, auf ſeiner Reiſe nach der Grenze, dort Alba im Namen der Statthalterin zu begrüßen. Wie er wüthete gegen den Mörder ſeines Sohnes, könnt ihr wohl begreifen. Der unglückliche Wilm wurde nun in die ſtrengſte Haft genommen, aber ſein Complott erbrach das Gefängniß, Wilm folgte ihnen, beſchimpfte den Rektor, Barlaimont und alle Magiſter der Univerſität, und verließ dann mit den meiſten Studenten, die ſeiner Art waren, die Univerſität. Jener Spion Alba's, ſagt man, habe ihn mit ſich genommen, um ihn, dem die Rückkehr zu Euch durch ſeine Verworfenheit nicht mehr offen ſteht, ganz in ſein verruchtes Treiben hineinzuziehen. Grenzenlos iſt der Nachtheil, den durch Wilm's Thun Stadt und Univerſität erlitten hat. Der Namen van Strahlen hat einen Schandfleck erhalten, der ſchwer zu tilgen iſt!“ —

Jan ſchwieg. Ein lauernder, verſtohlner Blick beobachtete den Oheim und die Wirkung, welche die ſchreckliche Botſchaft auf ihn gemacht. Der alte Mann ſaß im tiefſten Schmerze verſunken. Er war völlig zerknirſcht. Sein Haupt ruhte in ſeiner Hand, die ſich auf das Knie ſtützte, und langſam rann eine Thräne nach der andern auf die Erde.

Jan erwartete, daß er ſein Haupt jetzt erhübe. Er preßte ſchnell einigemale die Augen zu, und alsbald rollten auch ſeine Thränen.

Wirklich richtete ſich Strahlen, als Jan van der Does ſchwieg, empor. „Wie iſt es möglich!“ rief er mit bebender Stimme, „daß ein Herz, wie das Wilm's, ſo tief fallen, ſo rettungslos ſinken konnte?“ —

„O, das habe ich mich im tiefen Schmerze ſchon tauſendmal gefragt,“ verſetzte in gleichem bewegtem Tone Jan, „und konnte es nicht begreifen, wie es Euer väterliches Herz nicht begreifen kann; aber war nicht gerade ein ſo offenes, argloſes Herz am Erſten den Netzen der heilloſeſten Verführung ausgeſetzt? Und Wilm fiel in dieſe Stricke, und ging ſittlich unter.“

„Armer, armer Wilm!“ ſeufzte der Greis. „War denn kein rettender Schutzgeiſt dir nahe? — Als Opfer der Verführung iſt er gefallen — o, ſo iſt doch noch Rettung möglich!“ —

„Wohl hoffte ich das auch,“ fuhr Jan fort — „aber — ich mußte leider auch daran zweifeln lernen, mußte dem entſetzlichen Glauben mich hingeben, daß auch Wilm's Gemüth die Keime der ſchrecklichſten Laſter in ſich trug, daß es nur der Veranlaſſung bedurfte, um ſie zum Leben zu wecken. Das war mir das Schrecklichſte, daß Wilm als Heuchler uns Alle getäuſcht.“

„Menſch!“ rief van Strahlen, und ſprang, einem Raſenden gleich, auf, „Menſch, du lügſt!“

Jan erbleichte; aber ſchnell faßte er ſich. „Theurer Oheim,“ ſeufzte er, „verkennet mich nicht! Wohl muß ich es bejammern, daß ich gerade der Unglücksrabe ſein muß; doch hört, um die Wahrheit ganz zu erkennen: Einer dieſer Brabänter — Verſchaalen iſt ſein Name, war Ohrenzeuge, wie Wilm Euch — ſeinen väterlichen Wohlthäter -- verrieth, die furchtbarſten Lügen mit entſetzlicher Frechheit ausſagte. — Ihr, erzählte er ihm, unterhieltet Verbindungen mit Oranien, Ihr ſeiet einer der eifrigſten Anhänger des Geuſenbundes geweſen, Ihr hättet, als Oranien auf Befehl der Statthalterin Antwerpen verließ, die Bilderſtürmerei nicht nur nicht unterdrückt, ſondern ſelbſt durch die Halbheit Eurer Maßregeln gefördert, dem Pöbel Muth eingeflößt, den Willen der Kräftigſten des Rathes der Stadt gelähmt, dann zuletzt, als die Furcht vor der gerechten Ahndung Euch zum Handeln getrieben, die gröbſten Verbrecher entfliehen laſſen, namentlich einen gewiſſen De Ryk, der das Volk zu den ausſchweifendſten Thaten gereizt.“ —

van Strahlen ſank, einer Ohnmacht nahe, in den Stuhl zurück. Er bedeckte beide Augen mit den Händen, und ſaß eine Weile ſo in tiefem Schmerze verſunken da. Plötzlich aber ſprang er auf und verließ das Gemach.

Jan van der Does ſah ihm nach mit dem Hohnlächeln eines vollendeten Teufels. Noch tiefer, rief er jetzt aus, will ich den Stachel in dein Herz drücken; allmählig ſoll ein ätzender Tropfen nach dem andern hinein geträufelt werden, bis jede Spur von des Verhaßten Bild auf ſeinem Grunde weggetilgt iſt! — Er rieb ſich frohlockend die Hände. So räche ich meine Hintanſetzung, du alter Graukopf! fuhr er in ſeinem Monologe fort, ſo räche ich mich, und vielleicht noch härter an dir und an Eliſabeth's Herzen, die meine Liebe von ſich ſtieß! O, ſie iſt ſüß, die Rache, die man ſich ſelbſt gewährt! — Diesmal war der Zufall mir günſtiger und die Laune eines Dummkopfs, als ich es zu hoffen gewagt. Ich hoffe, Eliſabeth und — ihr Geld — o welches Ziel, welche Ausſicht! An dieſes Ziel muß ich gelangen, und — wenn mein Weg über Gräber geht! —

Er vernahm Tritte in einem anſtoßenden Gemach, und verließ ſchnell dasjenige, worin er ſich befunden, um ſich umzukleiden.

Es war van Strahlen, der hereintrat. Nirgends fand er Ruhe. Sein Frieden war von ihm gewichen — ſein Herz zerriſſen. Er hatte oft die ſchrecklichen Früchte der Täuſchung und des Undanks einzuſammeln Gelegenheit gehabt in ſeinem vielbewegten Leben, aber nie hatte dieſe häufige Erfahrung des Lebens ſo ſeines ganzen Glückes Grundfeſten erſchüttert, wie jetzt. Wilm war ſein Liebling — er beſaß ſein ganzes Herz. Tief und unheilbar verwundete dieſer entſetzliche Schlag ſein Inneres. Es war ihm bisweilen unglaublich, was Jan berichtet, indeſſen ſtimmte es genau im Allgemeinen mit dem zuſammen, was Briefe von Löwen ihm gemeldet hatten, und die Einzelheiten, die Jan angab, waren ſo beſtimmt, ja die Nachrichten über Strahlen ſelbſt konnte Niemand, als Wilm ſo genau wiſſen, der in jedes Geheimniß der Familie eingeweiht war, während Jan, den die Tante ſelbſt nicht liebte, entfernter ſtand. Zudem hatte Jan ſich durch ſeine Thätigkeit, Treue und glückliche Speculationen ſehr in die Gunſt des Oheims einzuſchmeicheln gewußt, daher van Strahlen ihm dann auch ein unbedingtes Vertrauen ſchenkte, und auch hier — ſo ſehr ſich ſein Herz dagegen ſträuben mochte, vollen Glauben beimaß.

Dachte Strahlen an Eliſabeth und ihre heilige und treue Liebe zu Wilm, dachte er, wie die Nachrichten ihr Herz zerreißen müßten, wie nun der ganze Himmel ſeines ſtillen häuslichen Glückes mit einem Mal einzuſtürzen drohte, dann wünſchte er heiß und ſehnlich, daß er dieſe Stunde nicht erlebt hätte.

Er wollte zu ſeinem Weibe, zu Eliſabeth; aber er fühlte ſich in dieſem wilden Aufruhre ſeiner Gefühle noch unfähig, ſanft und allmählig ihnen die entſetzliche Nachricht mitzutheilen. Er ergriff ſeinen Hut, um im Freien vielleicht Faſſung zu gewinnen.

Einige Stunden irrte van Strahlen in der Umgebung Antwerpens und in ſeinem Garten umher, wo Eliſabeth's ſeltene Blumen blühten, die Wilm mit ihr gepflanzt und gepflegt. Ihr Anblick rief ihm ſein zerſtörtes Glück wieder in das Andenken. Mühſam gelang es ihm, ſo viel Faſſung zu gewinnen, zu Gattin und Kind zu gehen, um ſie auf ſchonende Weiſe von den ſchrecklichen Ereigniſſen in Kenntniß zu ſetzen.

Er trat in der Gattin Gemach.

Eliſabeth wußte noch nichts von den Begebenheiten in Löwen, als er am Morgen ſie verlaſſen hatte. Der Vater mochte nicht das frohe Gemüth des harmloſen Mädchens trüben, ſo lange er nicht volle Gewißheit hatte, und dieſe hoffte er ja bis zu Jan's Rückkehr vom Gegentheile zu erhalten. Es koſtete ihn unausſprechliche Anſtrengung, die ruhige Stimmung zu erkünſteln. Darum war er unter dem Vorwande unaufſchieblicher Geſchäfte nicht bei Tiſch erſchienen.

Auch jetzt hatte er vorausgeſetzt, Eliſabeth noch ganz unbekannt mit dem, was ſo ſchwer auf ſeinem Herzen lag, zu finden. Dem war nicht ſo. Die Schlange, die er an ſeinem Buſen genährt, war auch ſchon in dieſes Paradies geſchlichen und hatte ſeine Blüthen vergiftet.

Bleich, wie der Tod, mit thränenloſem Auge, völlig entkräftet, lag das ſonſt ſo blühende Mädchen am Buſen der Mutter, deren Thränen unaufhörlich rannen.

Als der Vater hereintrat, richtete ſich Eliſabeth auf. Ein ſchmerzliches Lächeln glitt ſchnell und ſpurlos über die todtbleichen Züge. Sie reichte ſtumm dem Vater die Hand.

„Iſt es denn gewiß wahr?“ — fragte ſie nach einer langen Pauſe; „Vater, täuſchte, betrog uns Jan nicht? Ach, es iſt ſo ſchrecklich!“ —

Der Vater beugte ſich über das geliebte Kind, und drückte es an ſein Herz. Antworten konnte er nicht, denn ſeine Lippe bebte, ſein ganzer Körper zitterte. Er wollte den Ausbruch ſeines Gefühles gewaltſam zurück halten, aber — er vermochte es nicht.

Eliſabeth ſah ihn an. Sie fragte nicht mehr. Aber in ihrem Blicke lag der Schmerz des Todes. Sie legte das Haupt wieder an der Mutter Bruſt, und fiel in eine Art krampfhafter Erſtarrung. Mit einem lauten Schrei hob die Mutter das Haupt Eliſabeth's empor. Sie war kalt und ſtarr. —

Auf der Mutter Wehruf ſtürzten die Diener, ſtürzte Jan herein. van Strahlen ſagte ihm nichts, wie er ſo bleich vor der Lebloſen auf ſeinen Knieen lag, und ihre Hand an ſeine Lippen drückte; aber in ſeinem Auge konnte der Verworfene den harten Vorwurf leſen.

Der Arzt kam. Was die Kunſt vermochte, wandte er an, Eliſabeth in das Leben zurückzurufen; aber der Tag ſchied und der Abend kam, und immer blieben ſeine Verſuche erfolglos. Erſt gegen Mitternacht kehrte Leben und Bewußtſein zurück; doch ein heftiges Fieber wühlte in des Mädchens Adern. Die Bruſt war zum Zerſpringen beengt. Gegen Morgen begannen wilde Phantaſieen ſich einzuſtellen. Jan wich nicht von ihrem Bett. Er ſchien der Schmerz, die Reue ſelbſt zu ſein — und dann wieder die geduldige, aufopfernde Liebe.

So gewann er wieder des Vaters Gewogenheit. Aber in ſeinem Herzen war keine Reue. Wohlberechnete Ueberlegung war es von ihm, daß er nach des Vaters Entfernung zu Eliſabeth geeilt war, ihr Alles, wo möglich, in noch ſtärkern Farben auszumalen, was Nachtheiliges von Wilm er bereits dem Vater mitgetheilt. Die Liebe zu Wilm wollte er mit der Wurzel aus dem Herzen herausreißen; dann, hoffte er, würde ſich ihr Herz zu ihm neigen, und ſie, kirre gemacht durch ſeine Schmeichelreden, als Gattin ihm die Hand reichen. Er kannte das edle, große Herz Eliſabeth's nicht, das nur einer Liebe fähig war, und dann keiner mehr — das dieſe eine Liebe, auch dann, wenn der Gegenſtand derſelben ihrer unwürdig war, als unentweihtes Heiligthum aus den glücklichſten Tagen ihres Lebens feſthielt, und ſie mit ſich in die ſtille Gruft hinabnahm. Auch wenn er ſie ſo in dem Leiden der Krankheit ſah, tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß ihre blühende Jugend ſiegen, und mit der Krankheit ihre Liebe dahin ſein würde. Er täuſchte ſich.

Wohl genas Eliſabeth nach langem und ſchwerem Leiden wieder, wohl kehrte langſam die Geſundheit zurück — aber jene friſche Blüthe, die früher ſie ſo herrlich geſchmückt hatte — kehrte nicht wieder; jener Frohſinn und jene jugendliche Heiterkeit, die nur ſingen, ſcherzen und lachen mochte, war dahin — das Feuer ihres Auges erloſchen. Der Schmerz hatte alle dieſe Blüthen welken gemacht — und Schwermuth wich nicht mehr von ihr. Es war, als ob ſie alle Anſprüche, alle Hoffnungen an das Leben aufgegeben hätte. Den Namen Wilm nannte ſie nicht, und ſie bat alle die Ihrigen, ihn nie mehr bei ihr zu nennen. Alles, was an Wilm erinnern konnte, entfernte van Strahlen. Wie aber auch Jan ſich um ihre Gunſt bewerben mochte, wie unverkennbar er auch ſeine Liebe ihr bewies, was er auch aufbot, ihr nur das flüchtige Lächeln des Beifalls, des Wohlwollens abzugewinnen — es war umſonſt. Sie blieb kalt; ſie erwiederte ſeine Gefühle nicht; ja, wollte er einmal zärtlich ſich ihr nahen, dann wußte ſie ihn auf eine Weiſe, auch ohne Worte zu entfernen, die ihm allen Muth benahm — aber deſto bittere Empfindungen in ſeinem ſchwarzen Herzen weckte. —

III. Alba in Brüſſel.

Die gewiſſe Kunde, daß Alba mit Heeresmacht, die noch in der Franche Comté und in Luxemburg bedeutend verſtärkt worden, den Niederlanden ſich nahe, verbreitete in allen Städten des Landes, bei Bürgern und Adel, eine ungeheure Senſation. Man kannte den Schrecklichen überall. An ſeinen Namen knüpften ſich nur die Vorſtellungen des wildeſten Fanatismus, der raffinirteſten Grauſamkeit, der herzloſeſten Tücke. Alles ſchien von Schrecken gelähmt. Dumpfe Stille herrſchte überall. Jeder Ton der Freude ſchwieg. Keine Volksbeluſtigungen wurden mehr veranſtaltet. Der Adel zog ſich in ſeine Schlöſſer zurück, und ſuchte ſein Vermögen, oder deſſen Ruinen zu ſammeln — um — beſonders wenn das Gewiſſen an den Geuſenbund mahnte, im Auslande Sicherheit und Ruhe zu ſuchen, oder war dies unmöglich, durch Stille und Zurückgezogenheit das Auge des Furchtbaren nicht auf ſich zu ziehen. Ein anderer Theil des Adels rüſtete ſich, um bei Alba's Ankunft recht prunkend die loyalſte Geſinnung durch demüthige Unterwürfigkeit, verſchwenderiſche Freigebigkeit, und recht enges Anſchließen an ihn und Zurückziehen von Margarethen von Parma, deren Sterne im Untergehen waren — an den Tag zu legen. Der Kaufmann entſchlug ſich aller Speculationen und weitausſehender Unternehmungen. Er ſtrebte darnach, ſeine Fonds im Auslande anzulegen, um wenigſtens etwas zu retten. Sehr viele dieſes Standes, und andere, deren Vermögen ſie unabhängig und deren früheres Thun ſie in Alba's Augen ſtrafbar machte, verließen die theure Heimat, um eine neue ſich im Auslande zu gründen. Die Auswanderung dauerte unaufhörlich fort, und nahm täglich zu. Um hunderttauſend der angeſehenſten Bürger waren die Niederlande ſchon ärmer, als Alba ſich ihren Grenzen nahte. In Brüſſel ſelbſt war's wie ausgeſtorben. Auf den Straßen ſah man die Leute ſcheu aneinander vorübereilen, gleich, als dürfe man nicht warten, um nicht ſchon von dem noch Fernen geſehen zu werden; man ſprach nicht laut, weil das Wort gehört werden konnte. Margarethen konnte dieſe Veränderung nicht verborgen bleiben, und ſie, die ſich durch Alba's Sendung empfindlich gekränkt fühlte, die es ahnete, daß er ſie überflüſſig zu machen, zu verdrängen beſtimmt ſei, unterließ es nicht, die treueſte Schilderung dieſer Verhältniſſe nach Madrid zu ſenden. Sie blieben indeſſen ſo fruchtlos, als hundert frühere und ſpätere auch. Philipp der Zweite war nicht der Mann, der auf halbem Wege ſtehen blieb, oder einen Schritt zurückthat aus Furcht oder Mitleid, den er auf der Bahn der Gewalt vorwärts gethan hatte oder thun wollte.

Alba war bereits in Thionville angekommen und ſandte von da aus Franz von Ibarra, die Statthalterin zu begrüßen und ihr ſeine nahe Ankunft zu melden. Das Eintreffen dieſes Vorboten des Gefürchteten lähmte vollends alles Leben in Brüſſel. Eine Todtenſtille trat ein. Es wurde täglich öder auf den Straßen. Es ſchien, als habe die Peſt die Einwohner alle hinweggerafft. Die Rüſtungen, welche zu Alba's Empfang gemacht wurden, belebten allein noch die Stadt, und jener Theil des Adels, der aufrichtig wünſchte, den erſten Blick der Gunſt des Mächtigen auf ſich zu lenken, um ſo Vergeſſenheit des Früheren zu bewirken. Margarethe ließ, ſchweren Herzens, das große Haus des Grafen von Kuilemburg zu Alba's Wohnung einrichten. Hier berührten ſich ſchnell die entgegengeſetzteſten Extreme. Es war noch nicht lange her, daß in dieſem Gebäude der freieſte Sinn ſich in Worten kund gegeben, denn hier hatten die Geuſen viele ihrer Verſammlungen gehalten — und jetzt zog die Despotie in der abſchreckendſten Geſtalt hier ein. Vor Kurzem noch waren hier aus hundert Kehlen die Geuſenlieder erklungen, und jetzt ſollte hier nur das Flüſtern der knechtiſchen Unterwürfigkeit und das barſche Wort eines allmächtigen Gebieters gehört werden. Vor Kurzem noch ſchlugen hier die Herzen einer gehofften ſchönern Zukunft entgegen, und jetzt trat Alba's Fuß alle dieſe Hoffnungen für immer in den Staub; vor Kurzem noch gehorchten hier erprobte Diener einem geliebten, wohlwollenden Gebieter, der, jetzt in freiwilligem Exile lebend — dem fremden Unterdrücker ſein Haus abtreten mußte, wo nur der ſclaviſchſte Gehorſam ſich vor der gefalteten Stirne des menſchenfeindlichen Alba in den Staub beugte. Je mehr die Beſſern des Adels und der Nation ſich aus Brüſſel entfernten, je mehr jeder ſich in das Innere ſeines Hauſes vergrub, deſto mehr ſammelte ſich der flämiſche Adel, um Alba den Hof zu machen. Barlaimont und Noirkarmes waren dem Herzoge entgegen gegangen, theils um ihn zu begrüßen, theils auch, um Namens der Statthalterin ſeine Beglaubigungsſchreiben einzuſehen, die er ihnen denn auch gerade ſo viel wieß, als er es bei ſeiner Schlauheit für gut fand. Dieſen Beiden folgte freiwillig der flämiſche Adel in großer Anzahl, den Herzog im Triumph in die Stadt einzuführen, die nur zu bald Zeuge ſeiner blutgierigen Grauſamkeit ſein ſollte.

Es war am 22. Auguſt 1567, als Herzog Alba in Brüſſel ſeinen Einzug hielt.

Unfern des Thores von Brüſſel, durch welches Alba einziehen mußte in die Stadt, ſtanden um zwei Uhr des Mittags an dem bezeichneten Tage zwei Männer in ſchlichten und einfachen Anzügen. Es war ein Mann von fünfzig Jahren und ein Jüngling von ſchöner, kräftiger Geſtalt, deſſen bleiches Geſicht die Spuren einer kurz erſt überſtandenen Krankheit zu tragen ſchien. Eine ſchwarze Binde bedeckte das eine Auge, ob weil es Mängel hatte, oder um ſich vielleicht unkenntlich zu machen, war ſchwer zu errathen. Sie hatten ſchon eine Weile dageſtanden, und ſahen in die Gegend hin, woher der Zug kommen mußte. Noch zeigte ſich keine Spur ſeiner Annäherung.

„Es iſt doch bemerkenswerth,“ hob der Jüngere an, „daß nicht einmal die Neugierde den Pöbel hierherlockt, um Alba's Einzug zu ſehen.“

„Du kannſt leicht darnach den Abſcheu bemeſſen, der die Herzen aller Klaſſen der Einwohner gegen Alba erfüllt,“ erwiederte der Aeltere. „Der Eindruck wird ſelbſt auf Alba keineswegs günſtig ſein, da ſein Hochmuth eine Art von Adoration von jedem fordert, der ihm naht.“ —

„Dann verhüte es Gott, daß ich ihm vor das Angeſicht treten muß!“ fiel ihm der Jüngere in die Rede.

„Und dies könnte doch der Fall ſein, Wilm“ — entgegnete der Aeltere, welcher Niemand anders als De Ryk war; „die Noth würde dich dann doch lehren, den ſtolzen Nacken vor dem Gewalthaber zu beugen, und die Klugheit würde ſprechen: Beuge dich tief, daß nicht dein Zweck unerreicht bleibe.“ —

In dieſem Augenblicke ſah man Alba's Zug in der Ferne kommen. Die beiden Männer traten etwas von der Heerſtraße ab, auf eine kleine Erhöhung, auf welcher ein Baum ſtand.

„Hier können wir bequem ſtehen,“ ſagte der Alte. „Ich werde dir die Namen nennen, die dich etwa gelüſten möchte, zu erfahren.“

Es währte nicht lange, ſo nahte Alba's Heerzug, der freilich nicht mehr ſo bedeutend war, als in Luxemburg und Diedenhoven, wo Noircarmes und Barlaimont ihn getroffen, da er bereits Lodrona nach Antwerpen und viele ſeiner andern Obriſten in die bedeutenden Städte des Landes zur Beſatzung detaſchirt hatte. Nur die größere Zahl der ſpaniſchen, italieniſchen und burgundiſchen Reiterei, welche Ferdinand von Toledo, Alba's natürlicher Sohn, befehligte, begleiteten ihn.

Weithein ſchallten jetzt die Fanfaren der Trompeter, die in großer Zahl voraus ritten. Drei Geſchwader trefflicher ſpaniſcher Reiterei folgte, an ihrer Spitze einen jungen Obriſten von edelm Anſtande und ſchönen Zügen.

„Wer iſt der junge Mann,“ fragte Wilm, „der hier in der blutrothen Kleidung und dem vergoldeten Panzer ſo ſtattlich einherreitet auf ſeinem Andaluſier?“

„Don Ferdinand von Toledo,“ war die Antwort.

Hinter den Geſchwadern ritt auf einem ſchneeweißen Andaluſierhengſte ein großer, ſtarker Mann. Schwarz war ſeine Kleidung, vom Kopf bis zu den Füßen. Nur auf dem Barete wehten rothe Federn in reichem Buſch. Ueber die Bruſt herab hing die reiche Ordenskette des goldenen Bließes, mit dem Zeichen des Ordens. Ein großer Stern ſchmückte außerdem die Bruſt. Ein mächtiges Schwerdt, mit reich verziertem Kreuzgriffe, hing an ſeiner Seite. Der Ordensmantel des goldenen Bließes umwallte faltenreich die Geſtalt. In ſeiner Hand trug er den weißen, kurzen Feldherrnſtab. Ein finſteres, falſches, tückiſches Geſicht ſah unter dem Reiherbuſche des Barets hervor. Das kleine Auge blitzte umher. Eine gebogene Naſe erhob ſich trotzig über dem ſcharf geſchnittenen, zuſammengekniffenen Munde. Die Stirne lag in tiefen Falten. Buſchige Augenbraunen verdeckten faſt das lauernde Auge. Die ganze Phyſiognomie war abſchreckend — widerlich. Die Haltung war feſt und ſtolz. Es ſprach ſich in allen Bewegungen etwas Gebieteriſches und Herriſches aus.

Dieſer Mann ritt allein, und erſt einer Pferdelänge hinter ihm kamen Barlaimont, Noirkarmes und der heute etwas bleiche Egmont, den ſeine gewöhnliche Heiterkeit verlaſſen zu haben ſchien.

„Alba?“ fragte Wilm leiſe.

„Kannſt du zweifeln?“ fragte De Ryk zurück. „Sieh nur auf das Lamm, das ihm folgt, ſo wirſt du den Schlächter kennen.“

„Wen meint Ihr damit?“ fragte wieder der Jüngling, und ſein Auge irrte über den Haufen hin.

„Egmont,“ verſetzte De Ryk. „Sieh,“ fuhr er dann fort, „hier haſt du ein bibliſches Sprichwort im Bilde vor dir. Wo das Aas iſt, da ſammeln ſich die Geier!“ Mit dieſen Worten deutete er auf den großen Zug des flämiſchen Adels, der in ſeinen Prunkgewändern jetzt folgte. Hinter dieſem kamen ſpaniſche Offiziere niederen Ranges und Beamtete.

„Wenn Alba nicht ſelbſt der Teufel iſt, ſo iſt es dieſer.“ Er deutete auf einen kleinen, ziemlich korpulenten Mann in ſchwarzer Kleidung, mit einem ſpitzen Hut auf dem Kopfe, der ein Maulthier ritt. Wirklich hatten auch die Züge etwas Teufliſches. Das Geſicht war gelb und aufgedunſen. Ein breiter, zahnloſer Mund, deſſen ſchmale Lippen man kaum ſah, kläffte unaufhörlich im Geſpräche mit einem Nachbarn. Die Naſe war lang und ſpitz, und verlor ſich oben unter dem mächtigen Vorſprung einer kurzen Stirne, die faſt von einer Seite des Geſichtes bis zur andern mit halb greiſen, ſtruppigen Augenbraunen beſetzt war, unter denen ein graues, kleines Verrätherauge liſtig hervorlugte. Ein faſt greiſer, ſpitzer Bart, der das Kinn ganz umſchloß, vollendete das gräuliche Bild, bei deſſen Anblick Wilm's Blut in den Adern ſtocken wollte.

„Das iſt mein Freund, der würdige Licentiate Don Juan de Vargas,“ verſetzte De Ryk, „den du noch oft ſehen wirſt. Gewöhne dich an den Anblick einſtweilen. Wir werden ihn wohl heute noch ſprechen.“ Ehe noch De Ryk dieſe Worte vollendet hatte, grüßte Vargas herüber, mit einer leichten Biegung der Hand. De Ryk erwiederte den Gruß und ſagte dann zu Wilm: „Komm jetzt mit mir zur Stadt, mein Zweck iſt erreicht.“

Sie gingen auf einem Umwege zur Stadt, um nicht in das Gedränge der Reiterei und der ungewöhnlich ſtarken Bagage zu kommen, welche Alba's Zug begleitete.

Vor dem Kuilemburgiſchen Hauſe hatte ſich indeſſen Alba's Gefolge vereinigt. Die Angeſehenſten folgten dem Gewalthaber, der ſich nur darin flüchtig umſah, ſich dann in ein reiches Staatskleid hüllen ließ, und im ſtattlichſten Aufzuge ſich zum Pallaſte der Regentin begab, ihr ſeine Aufwartung zu machen, ſeine Ernennung als Generalcapitän der Niederlande vorzuzeigen, und ſie, ſo viel es ihm gut dünkte, in die geheimen Aufträge blicken zu laſſen, die ihm Philipp gegeben. Margaretha war krank. Die ſüße Luſt der freien Herrſchaft hatte ſie kaum empfinden gelernt, als ſie ſich genöthigt ſah, dieſe in die verhaßte Hand Alba's zu geben. Kaum ihrer Freiheit von Granvella's leitender Hand froh, ſah ſie ſich auf die Seite geſchoben von Alba, einem Manne, den ſie gehaßt, ehe er ihr ſo verletzend gegenüber geſtellt wurde. Tief war der Eindruck, den dies auf ſie machte. Sie kannte Philipp's Politik. Alba's Sendung war ihre Abberufung. Alba'n die Früchte ihres mühſamen Strebens, den Ruhm eigentlich durch ſie errungener Vortheile einräumen zu müſſen, war zu viel, um von einem Weibe mit Ruhe und Gleichmuth getragen zu werden. Kalt empfing ſie Alba'n — ſtolz entließ ſie den Beneideten, der ſeine Leute nun in der Stadt vertheilte, die nöthigen Dispoſitionen traf, und es ſich dann im Kuilemburgiſchen Hauſe, in der Mitte des kriechenden, flämiſchen Adels, wohl ſein ließ, und mit der ſtolz gleichgültigen Miene des Protektors ihre Huldigungen hinnahm, während er Egmont ſchmeichelte, dem Zutrauensvollen jeden Schein zu einem Grunde des Zweifels an ſeiner Redlichkeit zu benehmen. Die ſpaniſchen Truppen bezogen indeſſen die Wachen in der todtſtillen Stadt, und Alles hatte das Anſehen, als ob Alba der Statthalter bereits ſei.

Es war Abend geworden. Die Nacht vermehrte die grauenvolle Stimmung der Bewohner von Brüſſel, die ihre Thüren verſchloſſen hielten, gleich als ob Diebe und Mörder in Brüſſel eingezogen ſeien. Nur im Kuilemburgiſchen Hauſe war ein reges, wildes Leben. Es war vom Dache bis zum Erdgeſchoſſe hell erleuchtet, und Diener, Offiziere, flämiſche und ſpaniſche Herren gingen aus und ein. Alba bankettirte in dem Saal, an den Tafeln, wo einſt die Geuſen bankettirt hatten.

Gegen zehn Uhr des Abends nahten dem Portale des Gebäudes zwei ſpaniſch gekleidete, in Mäntel gehüllte Männer.

Die ſpaniſche Wache hielt ſie an.

Der Aeltere der Beiden ſprach einige Worte ſpaniſch, und nannte den Namen Don Vargas, worauf die Wache zurück trat, und ſie ungeſtört eintreten ließ.

Im Innern Wilm's, denn er und De Ryk war es, kochte Gift und Galle, als er den ſpaniſchen Jubel vernahm in dem Hauſe des freien, entflohenen Niederländers — aber er mußte gewaltſam das verletzte Gefühl beruhigen. Ein Diener leitete ſie zu einem Dachzimmer, wo ſie den Licentiaten bei einem Tiſche voll Papieren ſitzen fanden, indeß trefflicher Wein in einem ſilbernen Pokale neben ihm ſtand.

Als die Beiden eintraten, ſtand er auf, reichte De Ryk die Hand, ſah ihn aber betroffen an, als er Wilm erblickte, welcher ihn kurz begrüßte.

„Grüß Euch Gott, Simonsſohn,“ rief er ihm entgegen. „Wer hätte es ſich gedacht, daß wir uns ſo bald hier im Lande wiederſähen?! Doch wer iſt der junge Menſch, den Ihr, ohne mir es zu ſagen, mit hierher bringt?“ —

„Es iſt mein Sohn Wilm,“ verſetzte ruhig De Ryk.

„Wilm — Wilm! ein verfluchter harter flämiſcher Namen,“ witzelte der Licentiate — „faſt unausſprechlich für eine kaſtiliſche Zunge.“

„Mag ſein,“ entgegnete De Ryk, „doch erinnert Ihr Euch wohl, daß der Name Simonsſohn Euch eben ſo hart dünkte —

und er doch zuletzt Eurer Zunge ſo geläufig wurde, wie irgend ein ſpaniſcher Fluch, den Ihr über die Lippe gleiten laſſet, ſo ſchnell, wie den beſten Xeres hinein.“

„Waret Ihr denn jemals verheirathet, Simonsſohn?“ fragte, De Ryk's Bemerkung mit einem Lächeln erwiedernd, der Häßliche.

„Hat man Euch und Andere in Spanien auch ſo gefragt?“

Der Licentiate brach in ein wieherndes Lachen aus.

„Alter Fuchs,“ rief er aus, „wie Ihr Euch doch zu helfen wißt! — Aber ſagt, können wir uns auf ihn verlaſſen?“ —

„Seht ihn an, Ihr ſchlauer Kenner der Menſchen,“ ſagte De Ryk; „wenn er auch nicht drein ſieht, wie ein Franziskaner, ſo fehlt ihm doch an Verſchlagenheit nichts. Ihr habt vielleicht mehr Vertrauen zu ihm, wenn ich Euch ſage, daß er in meiner Schule aufgewachſen iſt, und mir ſchon manchen Dienſt leiſtete.“ —

„Gut,“ verſetzte jener, indem er Wilm ſcharf fixirte. „Verſteht er ſpaniſch?“

„Nicht eine Sylbe. Ich habe es ihn darum nicht gelehrt, damit ich freie Hand behalte.“

„Wohlüberlegt, Simonsſohn; ich ſehe, Ihr habt nichts verlernt. Vielleicht kann der Junge, der allerdings nicht das Anſehen hat, als ob la Mancha ſein Vaterland ſei, uns nützlich werden. Doch ſetzt Euch, und ſagt, was Ihr mir Neues zu ſagen habt.“

„Ich ſollte denken, Don Vargas käme nicht ſo ganz unwiſſend hierher? Der Cardinal hat gute Augen. Sie ſehen von Burgund aus, was hier vorgeht, und Don Vargas war nie der Letzte, der das erfuhr.“

Vargas lachte wieder grinſend.

„Nur kommt Ihr viel zu ſpät,“ fuhr De Ryk fort. „Die fetten Vögel ſind ausgeflogen, und laſſen Euch das leere Neſt.“

„Ihr meint Oranien und Hoogſtraten?“ — fragte Vargas. „O, die locken wir; ſeid ohne Kummer! Egmont iſt kirre, wie eine Turteltaube. Lächelt ihm der Herzog nur gnädig, und läßt ihn mit Don Ferdinand von Toledo reiten, jagen, fechten, trinken und

Mädchen hetzen; ſo legt ſich der Fant die Schlinge ſelbſt um den Hals, und meint, es wäre ſeine eigene Ordenskette."

„Ihr ſprecht nur vom Herzog — was wird aber die Herzogin dazu ſagen?" — fragte De Ryk.

„Bah," rief der Licentiate, „die iſt ein Weib, und ihr bischen Regieren iſt aus. Sie wird dahin kommen, daß ſie ſelbſt ihre Entlaſſung fordert, und Don Philipp iſt der Mühe enthoben, ſie ihr ungefordert zu geben."

„Aber ſprecht, welche Stellung werdet Ihr denn nun hier einnehmen, und welcher Art werden die Dienſte ſein, die ich Euch werde leiſten können?"

„Wartet nur noch einige Tage," ſagte Vargas, „und es wird ſich Alles geben. Alba wird zwar nicht gerne zögern, doch muß er, bis Horn hier iſt, und Oranien und Hoogſtraten auch ſich nahen. Dann werden wir richten, und, das dürft Ihr glauben, man wird die Geuſenköpfe dutzendweiſe um einen Geuſenpfennig kaufen."

„Für jetzt," fuhr er fort, als De Ryk ſchwieg, „muß ich Euch bitten, mich allein zu laſſen. Ich bin ermüdet und habe noch lange zu arbeiten, da ich eine Liſte der Verdächtigen zu entwerfen habe, bei deren Vervollſtändigung Ihr mir gute Dienſte leiſten könnet. Drei Tage muß ich dieſem Geſchäft und andern nothwendigen Einrichtungen widmen. Sucht Euch indeſſen gehörig umzuſehen. Iſt es Euch möglich, des Grafen Horn Treiben zu beobachten, ſo könnt Ihr mir ſehr nützlich werden. Sein Urtheil iſt geſprochen, wenn wir ihn nur erſt in der Schlinge haben. Lebt wohl und ſeid klug. Kommt aber allein, wenn Ihr zurück ſeid."

Sie gingen.

Zu Hauſe angekommen, betrachtete Wilm mit Staunen ſeinen Freund. „Ihr ſeid mir heute ein Räthſel geworden," ſagte er freimüthig. „Ihr, mit Eurer Denkart, könnt dieſes Menſchen Vertrauter ſein?" —

De Ryk ergriff ſeine Hand. „Willſt du jetzt ſchon irre an mir werden, Wilm? Sagte ich dir nicht, daß ich fortan die Rollen wechſeln würde, wie dieſes Kleid? Gibt es nicht einen edlen Zweck, den ich auch ſo verfolgen kann? — Vertrauen, Wilm, wankt nicht, und wenn das Licht zu Schatten, der Tag zur Nacht, der Engel zum Teufel wird — Vertrauen darf nicht wanken! Mögen Tauſende mich verkennen — wenn nur Einer mich kennt!" —

Wilm drückte ſeine Hand mit Innigkeit. „Ich glaube Euch," ſagte er. „O daß man mir ſo vertraute, wie ich Euch vertraue! Aber ach, wie wird Verdacht auf mir laſten, wie wird die giftige Zunge mich verkleinern! — O, traue du mir nur, Eliſabeth," ſetzte er leiſe hinzu — „traue du mir nur!"

De Ryk überließ den Jüngling ſeinen Empfindungen. Er ſetzte ſich zur Lampe an den Tiſch und ſchrieb bis tief in die Nacht hinein. Wilm war entſchlummert. Er mußte ſchön geträumt haben, denn er lächelte im Schlaf. De Ryk ſtand lange vor ihm und beſchaute ihn. Du reine Seele, ſagte er vor ſich hin, möchte dir nichts den ſchönen Traum des Lebens zerſtören! Und doch muß ich den, der dir vielleicht jetzt ein ſchönes Bild vorgaukelt, ich muß ihn zerſtören, vielleicht — gelingt es, zwei edle Menſchenleben zu retten. Er rüttelte leiſe den Schlafenden, bis er erwachte.

„Komm, Wilm," ſagte De Ryk, „ſuche des Schlafes ein wenig Meiſter zu werden. Ich habe zwei Briefe geſchrieben, die du abſchreiben mußt, obwohl du nicht das Spaniſche verſtehſt."

„An wen ſind ſie?" fragte Wilm.

„An Egmont und Horn. Beide muß ich vor der Gefahr warnen, die ihnen droht. Gelingt es uns — dann wohl uns! wir haben zwei edle Leben gerettet — und an uns denkt fürs Erſte Niemand, weil Vargas' Vertrauen zu mir viel zu unerſchütterlich iſt."

Wilm ergriff die Feder. „Gut," ſagte er, als Wilm die Briefe vollendet hatte. Er zog ein Siegel hervor, das er verborgen bei ſich trug, ſiegelte die Briefe, ließ von Wilm die Aufſchriften machen, und ſteckte ſie dann zu ſich, indem er in das Nebengemach trat. Wilm blieb in tiefen Gedanken ſitzen.

Nach wenigen Augenblicken kehrte De Ryk wieder. Wilm erſtaunte bei ſeinem Anblick — ja er kannte ihn nicht, denn es ſtand ein Jude vor ihm, mit langem Bart und ächt jüdiſchem Ausdruck und Weſen.

„Mein Gott, was beginnt Ihr?“ rief Wilm.

„Ich muß meine Rollen wechſeln — Wilm,“ ſagt ernſt De Ryk. „Mein Spiel iſt gewagt, aber mein Zweck iſt gut. Bleibe du hier, und erwarte mich. Ich bin in einigen Tagen wieder hier. Vergiß nicht, die Binde über deinem Auge, und verſäume es nicht, die Farbe aufzutragen. Gott ſei mit dir, mein Sohn!“ Er ſchüttelte ſeine Hand.

„Gott geleite Euch!“ ſprach Wilm, und ſah dem ſeltſamen Menſchen mit Liebe und Achtung nach; dennoch aber ſchüttelte er bedenklich das Haupt. Ich fürchte, ſagte er leiſe zu ſich, es wird ein ſchlimmes Ende nehmen. O, daß ich zu Euch eilen könnte, Ihr Lieben! ſeufzte er dann. Gott ſchütze Euch!

Wilm brachte mehrere Tage faſt ganz in der Einſamkeit ſeines Zimmers zu. Dieſe Einſamkeit war ganz dazu geeignet, die Bilder der Vergangenheit ihm zurückzurufen, und wo ſein Herz war, da war ſein Geiſt, in Antwerpen, bei dem geliebten Oheim — bei Eliſabeth. — So lange war es nun ſchon her, daß er gar nichts von ihnen vernommen hatte. Wie mochte es um ſie ſtehen? Was mochten ſie von ihm denken? War nicht das tauſendzüngige Gerücht thätig geweſen, ihn in ſchlimmem Lichte zu ſchildern? Hatte nicht Jan, deſſen Falſchheit er kannte, dunkeln Schatten auf ihn geworfen? Solche Gedanken waren es, die ihn beſchäftigten, ihn beunruhigten, ſeine Sehnſucht weckten. Er faßte den feſten Entſchluß, je eher, je lieber Brüſſel zu verlaſſen und nach Antwerpen zu gehen. War er ja doch dort ſo ſicher, wie auch hier, und war nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo jeder zunächſt an ſich ſelbſt und ſeine eigene Sicherheit dachte, an eine eigentliche Verfolgung gar nicht zu denken. Wie nöthig konnte aber der Oheim ihn vielleicht haben, der wohl auch an ſeine Sicherheit ſo gut, wie die Tauſende der Auswandernden, denken mochte?

In dieſen und ähnlichen Gedanken traf ihn am Abende des vierten Tages ſeiner Abweſenheit De Ryk. Der Alte war nicht heiter. Er drückte ſtumm dem Jünglinge die Hand und ſetzte ſich, den Kopf in die Hand ſtützend, an das Fenſter. Das Mißlingen ſeiner Pläne ſtand deutlich in ſeinem düſtern Auge zu leſen.

„Ihr wart nicht glücklich?“ ſagte Wilm, ſich zu ihm ſetzend.

„Nein,“ verſetzte mit einem tiefen Seufzer De Ryk. „Horn traf ich nicht. Der Graf war, durch die ſcheinheilige Milde gegen Egmont getäuſcht, ſchon abgereiſt hierher. Ich eilte ihm nach — aber er hatte ſtets einen Vorſprung. Er iſt hier, und rettungslos, wie Egmont, der leichtſinnig das Blatt Don Ferdinand von Toledo reichte, und, als dieſer ihn betroffen anſah, es nahm, und am Lichte verbrannte. Tauſend Augen umlauern ſie Beide jetzt, und jeder Verſuch zur Flucht würde eine Thorheit ſein, die nur ihre Sache verſchlimmern könnte.“

Wilm ſeufzte. „O wie mancher Edle wird noch als Opfer fallen unter dem Mordſtrahl dieſes Wütherichs!“

„Darum müſſen wir keine Anſtrengung ſcheuen, zu retten, wer noch durch zeitige Warnung zu retten iſt. Auf Zweien ruht mein Auge jetzt. Auf Hoogſtraten und — deinem Oheim, van Strahlen.“

„Meinen Oheim? Kennt Ihr ihn, und droht ihm Gefahr?“ rief Wilm, und ſprang haſtig auf.

„Ob ich ihn kenne? Wilm, noch nie hat mein Herz eine empfangene Wohlthat vergeſſen. Dein Oheim war der Retter meines Lebens.“

„Und das verſchwiegt Ihr mir bis heute?“ —

„Warum von der Vergangenheit reden, wenn die Gegenwart den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt?“ —

„Aber wie rettete er Euch, ich bitte, ſagt es mir!“ —

„Erinnerſt du dich jener entſetzlichen Auftritte der Bilderſtürmerei in der Kathedrale von Antwerpen? — Damals, Wilm, war ich von blindem Fanatismus ergriffen, weil ſie meine Glaubensgenoſſen gehetzt hatten, wie das Thier des Waldes, weil man uns zwang, draußen in Wäldern unſerm Gott zu dienen, während ſie in prunkvollen Tempeln ihre Andacht verrichteten. Ich half, in blindem, ruchloſem Wahne das Heilige ſchänden, und die Reue kam erſt mit der rückkehrenden Beſonnenheit in mein Gemüth. — Es war zu ſpät. Mit Ketten belaſtet ſaß ich im Gefängniſſe, als der Rädelsführer Wildeſter, und erwartete, was ich wohl mochte verdient haben — den Tod. Aber van Strahlen erinnerte ſich bei Leſung meines Namens auf der Liſte eines kleinen Dienſtes, den ich ihm einſt geleiſtet hatte, und in der folgenden Nacht löſte man meine Feſſeln und führte mich zu ihm. De Ryk, ſagte er, Ihr ſeid des Beſſern fähig, und nur Wahn und Verblendung riß Euch zu den Unthaten hin. Werdet wieder ein guter Bürger, ein guter Menſch und Chriſt. Ihr ſeid frei, und ich freue mich, daß ich Euch auf dieſe Weiſe vergelten kann. Doch flieht, ſo ſchnell Ihr könnt, aus der Stadt. Ich drückte ſeine Hand, und ſchwur ihm, des Verfolgten Freund und Retter zu werden, und zu leben und zu ſterben für meines Vaterlandes Freiheit — und — ich habe meinen Schwur redlich gehalten, bis heute, und will ihn halten, bis mein Auge bricht!“ —

„Gott lohn’ es Euch!“ ſagte tief gerührt der Jüngling, und drückte ihn an ſeine Bruſt. De Ryk’s Auge glänzte. „O, es thut ſo wohl,“ ſagte er, „wenn das vielverkannte Streben von einer gleichgeſtimmten Seele erkannt und verſtanden wird! Laß uns vereint wirken, mein Sohn! Segne nur der Himmel unſer Bemühen mit glücklicherm Erfolge!“

„Dein Oheim iſt bereits gewarnt. Noch iſt nichts für ihn verloren, denn ſo lange Horn und Egmont und Hoogſtraten ſie beſchäftigen, bleibt ihm Raum zur Flucht, die er ja von Antwerpen aus ſo leicht bewerkſtelligen kann.“

„Hoogſtraten iſt auf der Reiſe hierher. Er und dein Ohm müſſen in Sicherheit gebracht werden, darum wird es gut ſein, wenn du dich bereit hältſt, zu jeder Stunde die Reiſe dahin antreten zu können, wohin ich dich ſenden werde.“

„Einen Bauernanzug werde ich für dich anſchaffen.“

Wilm vernahm freudig einen Plan, der mit den Wünſchen ſeines Herzens in ſo vollkommenem Einklange ſtand, und wartete mit Ungeduld, bis De Ryk von Bergas zurückkehre, wohin er in der Nacht gegangen war. Aber es wurde Mitternacht — der Tag kam — und De Ryk war noch nicht zurück. Spät am Morgen kam er. Er war bleich. Bitterer Unmuth ſprach aus ſeinen Zügen. Er warf den Hut heftig auf die Erde und ſtampfte mit dem Fuße.

„Gott verdamme den Schurken, den hölliſchen Buben!“ rief er aus, und Wilm ſtand von Schrecken gelähmt.

„Was gibt's? Um Gotteswillen, redet!“ rief er angſtvoll aus.

„Was es gibt?“ fragte De Ryk. „Sage mir zuerſt, kennſt du ganz dieſen Jan van der Does, deinen Vetter?“

„Ich kenne ihn,“ ſagte Wilm, „er hat ein ſchwarzes Herz.“

„Das hat der Schurke, den Gott verdamme!“ rief De Ryk.

„Aber was wollt Ihr mit ihm?“

„Was ich mit ihm will — Wilm? Sieh, dieſer Teufel hat ſeinen eignen Wohlthäter verrathen, hat Bergas geſchrieben, daß dein Oheim Oraniens Freund und Verbündeter ſei, daß er die Bilderſtürmer geſchützt, und — den Eifrigſten derſelben, einen gewiſſen De Ryk — habe entfliehen laſſen, hat dich geſchildert, als den raſendſten Volksaufwiegler, daß, wenn du nicht deine Binde trägſt und dein Geſicht durch Farbe unkenntlich machſt, dich jedes ſpaniſche Späherauge entdeckt. Das hat er gethan, und Bergas nach deines Oheims Reichthümern lüſtern gemacht, von denen er ſich einen Theil erhält. Das hat der Judas, dieſer Teufel gethan; Gott verdamme ihn ewig!“

Wilm erſtarrte. Hatte er auch Jan van der Does alles Schlimme zugetraut, kannte er ihn auch als Heuchler — das hätte er nie geglaubt.

„Unſer Entſchluß muß ſchnell gefaßt und ausgeführt ſein. Du gehſt in flämiſcher Bauerntracht nach Antwerpen, ich eile an die Grenze, wo Hoogſtraten iſt, der einer Unpäßlichkeit halber nur langſam reiſen kann, und in einigen Tagen ſehe ich dich in Antwerpen. Hier haſt du ein Schreiben von Bergas, das dich im Nothfall, doch nur im höchſten Nothfall, retten wird. Bergas weiß, daß du nach Antwerpen gehſt, um für ihn dort zu kundſchaften. Dieſes Schreiben ſollſt du von ihm an den Obriſten Lodrona bringen, der in Antwerpen das Kommando führt. Sei klug, mein Sohn. Deiner Hand vertraue ich das Schickſal deines wackern Oheims an; rette ihn, wenn es nur immer möglich iſt!“

Er ſchüttelte ihm die Hand, empfahl ihn dem Schutze Gottes, und ſchied.

IV. Der Rath der Unruhen.

Aus der einſt ſo harmloſen und glücklichen Familie des Bürgermeiſters van Strahlen zu Antwerpen war das Glück und die Freude gewichen, ſeit Wilm, nach dem Berichte Jan's van der Does, ſich ſo ſchrecklich undankbar bewieſen hatte. Van Strahlen war ſeitdem verſchloſſen und menſchenſcheu. Er ließ Jan van der Does ſchalten in der Handlung, wie er wollte. Den Pflichten ſeines Berufs als Oberhaupt that er noch Genüge, aber nicht mehr mit der freudigen Luſt, wie es ſonſt geſchehen war. — Eliſabeth ſchien dieſer Erde nicht mehr anzugehören. Sie hatte kein Lächeln, keine Freude mehr. Des Daſeins Reiz war für ſie dahin, ſeit ſie der betrogen, den ihre Seele geliebt hatte mit unendlicher Kraft. Auch ſie mied die Menſchen. Darum floh ſie auch den Umgang mit Jan van der Does, der ihr durch die rückſichtloſe Bitterkeit, mit welcher er von Wilm ſprach, nur noch abſcheuerregender wurde. Jan bot Alles auf, ihre Liebe, ihre Hand wenigſtens zu gewinnen, allein alle Wege, die er einſchlug, entfernten ihn eher von ſeinem Ziele, als ſie ihn hinführten. Er hatte ihr geſchmeichelt — umſonſt. Er hatte mit ihr getrauert — vergeblich. Er hatte den wilden, verzweifelnden Schmerz verſchmähter Liebe ihr gezeigt — ohne Erfolg. Er hatte die ſtille Trauer des unglücklich und hoffnungslos Liebenden geheuchelt mit einer täuſchenden Meiſterſchaft — ſie blieb ſich gleich. Das Mißglücken aller ſeiner Verſuche ſpornte ſeine Leidenſchaft zur Raſerei, zuletzt ſchuf es ſie zur Racheluſt um. So will ich ſie elend machen, gänzlich elend, rief er aus, daß das Darbieten meiner Hand ſie vom Hungertode rettet — ſie wird dann von mir als Gnade nehmen, was ſie mir verſagte, als ich flehend, weinend, winſelnd vor ihr auf den Knieen lag! Wahrhaftig, das ſoll ſie! Und dann will ich triumphiren! Lange trug er ſich mit dem teufliſchen Gedanken, und ſchauderte doch manchmal noch vor ſeiner Ausführung. Ein Zufall beſtärkte ihn indeſſen darin, und ſchuf ihn zugleich auch zum Racheplan an ſeinem Wohlthäter um. Schon ſeitdem van Strahlen ihm die Leitung des Handelsgeſchäftes übertragen hatte, pflegte er die Kaſſe zu ſeinem Privatvortheile zu betrügen. Van Strahlen ſetzte ein zu großes Vertrauen in ihn, und ſah ihm nicht nach. Die Maskerei ging noch unter dem Namen van Strahlen und van der Does, und dies gab ihm Gelegenheit, vielfältig ſeinen Vortheil beſſer zu pflegen, als den des Hauſes. Der Buchhalter jedoch, eine treue Seele, war hinter Jan's Schliche gekommen, und konnte nicht länger ſchweigen, zumal in der letztern Zeit ſeine Eingriffe immer bedeutender wurden. Der Redliche hinterbrachte es treu und gewiſſenhaft ſeinem Prinzipal. Van Strahlen, ohnedem durch ſein Unglück reizbarer und empfindlicher, ſtürzte die Kaſſe, revidirte die Bücher, und entdeckte mehrere bedeutende Falſa.

Ein entſetzlicher Auftritt erfolgte, der Jan furchtbar demüthigte. Nur durch Bitten und Verſprechungen konnte er den Oheim wieder beruhigen. Seitdem wüthete der Durſt nach Rache unerſättlich in ſeinem Herzen — und dieſer gab ihm den teufliſchen Gedanken ein, an Vargas nach Brüſſel des Oheims Verhältniſſe zu dem Prinzen von Oranien, ſeinen wirklich noch fortdauernden Briefwechſel mit ihm, ſeine Milde gegen die Bilderſtürmer zu verrathen, und Vargas das große Vermögen des Oheims zu ſchildern, das durch Confiscation auch theilweiſe in ſeine Hände gerieth, mit dem Vorbehalte, daß ihm, Jan van der Does, ein Drittheil davon werde. Seine Hand zitterte, als er den Judasbrief ſchrieb, denn des Gewiſſens Stimme erinnerte ihn an die Tage der Hülfloſigkeit, wo van Strahlen Vaterſtelle an ihm vertreten hatte, an alle die Wohlthaten, die er dem Biedermanne ſchuldete — aber — ſeine Rache ſiegte, er ſuchte des Gewiſſens Stimme zum Schweigen zu bringen durch Sephiſtereien — und er vollendete und ſandte ihn ſogleich ab.

Nichts konnte Vargas, dem blut- und geldgierigen Ungeheuer, willkommener ſein, als dieſe Nachricht.

Während in banger Erwartung die armen Einwohner von Brüſſel die Errichtung des gräßlichen Gerichts der Unruhen kommen ſahen — erwartete mit Ungeduld Jan die erſten Schritte Don Vargas'. van Strahlen ahnete nichts von dem lauernden Verrathe, bis eines Morgens Lodrona in das Haus trat, und ihn gefangen nehmen ließ und in das Gefängniß abführte. Dieſer Schlag traf doppelt, denn nun war ja Jan's Ausſage vollkommen bewahrheitet, da es einzig von Wilm kommen konnte. Eliſabeth und ihre Mutter waren außer ſich. Jan wich nicht von ihnen in dieſen ſchweren Stunden. Er ſuchte ſie liebevoll zu tröſten, und ſpiegelte ihnen vor, daß van Strahlen ſeine Freiheit wieder erlangen würde.

All der Troſt, den Jan den blutenden Herzen brachte, war fruchtlos, denn er hatte ihn ſelbſt durch ſeine Erzählung von Wilm's Thaten vernichtet. Ihr Schmerz war unbeſchreiblich. Lodrona kannte kein Mitleid. In Alba's Schule herangezogen, hatte er das Mitgefühl auf den Schlachtfeldern längſt verlernt. Zudem war er Fanatiker, und Alba treu ergeben. Er behandelte van Strahlen als Alba's, als den eignen Feind, mit Härte. Niemand, nicht Gattin, nicht Kind, nicht Freund durfte zu ihm — nur Jan, von dem man hoffte, er würde vielleicht noch ihm Geheimniſſe entlocken.

Wenige Tage blieb van Strahlen in Antwerpen. Lodrona ließ ihn nach Brüſſel durch ein halbes Cornet Reiter begleiten, da er von der Liebe der Antwerpner Angriffe zu ſeiner Befreiung zu befürchten hatte.

Eliſabeth und ihre Mutter wollten mit nach Brüſſel gehen, um dort Alles zu verſuchen, ſeine Rettung zu bewirken, aber Jan wußte es zu hintertreiben, und erbot ſich, ſelbſt dort hinzugehen und Alles aufzubieten. Sie ließen es zu, da er ihnen das Fruchtloſe ihrer Verſuche anſchaulich zu machen ſuchte. Jan begleitete den unglücklichen Mann auf dieſer ſchrecklichen Reiſe. van Strahlen war ſehr angegriffen. Er konnte nicht einmal die Beſchwerden der Reiſe ertragen, und eine halbe Tagreiſe jenſeit Antwerpen mußte man ſich aufhalten, um ihn wieder Kräfte ſammeln zu laſſen. Es war ein Wirthshaus, wo man ihn unterbrachte. Dort ſaß der Unglückliche, und ſchloß müde das Auge, eines kurzen Schlummers nach den durchwachten Nächten zu genießen. Die Reiter ſtanden und ſaßen umher. Der Hauptmann ließ ſich neben van Strahlen nieder, und gebot Stille ſeinen Untergebenen. Jan ſaß in einer Ecke und brütete über Plänen der Hölle. Mit Vargas hoffte er ins Reine zu kommen wegen des Antheils an van Strahlen's Vermögen. Den größten Theil des Baaren hatte er ohnedem ſchon auf die Seite und hinlänglich in Sicherheit gebracht — der alſo war ſchon ſein. Nun wurde ihm verhältnißmäßig noch ein bedeutender Antheil — und er war im Stande, das Geſchäft dann auf eigne Rechnung zu führen. Eliſabeth und die Tante waren bettelarm. Dann wollte er großmüthig ihr ſeine Hand anbieten, und ſie nahm ſie gewiß an — denn ſo nur konnte ſie ſich und die Mutter vor dem Hungertode ſchützen. Der Teufel lachte ſeines Werkes ſchon, und ſah ſich am Ziele ſeiner Wünſche, am Ziele eines lange vergeblichen Strebens. —

Da öffnete ſich leiſe die Thür, und es trat ein junger, kräftiger Bauer herein, gekleidet in flämiſche Landestracht. Ein großer herabhängender Hut bedeckte faſt das ganze Geſicht. Eine ſchwarze Binde verhüllte den Mangel des linken Auges.

Beim Anblicke van Strahlen's in Ketten fuhr er erbleichend zurück, und hielt ſich zitternd an eine Tiſchecke, und ein lauter Schrei des Schreckens entfuhr ihm unwillkürlich. van Strahlen ſchlug das Auge auf, und ſah erſtaunt auf den Bauern. Der Hauptmann fuhr empor, und Jan ſtürzte bleich aus der Ecke hervor, in welcher er ſaß, denn der Ton dieſer Stimme machte ſein innerſtes Weſen erzittern und erbeben.

Blitzſchnell riß der Bauer Binde und Hut ab, und Wilm lag zu den Füßen ſeines Oheims.

„Oheim!“ rief er, „theurer Oheim, alſo komm ich zu ſpät!“ van Strahlen ſah ihn mit tiefer Verachtung an. Das Auge ſchien ihn durchbohren zu wollen. Wilm ertrug den Blick ruhig. Sein Herz war ja frei.

„Nicht zu ſpät kommſt du,“ ſagte van Strahlen kalt — „um das Werk deiner Hände zu ſchauen! Sieh', Wilm, dieſe Feſſeln und mein fallendes Haupt ſind der Lohn meiner Liebe zu dir! Geh' hin und lebe glücklich, wenn du es kannſt. Ich fluche dir nicht, daß du mich elend gemacht, nicht, daß du Eliſabeth's Herz gebrochen!“ Er wieß ihn von ſich.

„Oheim, um Gotteswillen, ich verſtehe Euch nicht! Ich Euch elend gemacht? Sprecht, ich beſchwöre Euch, wodurch?“

„Geh, Heuchler, geh!“ rief Strahlen und drängte ihn weg.

„Ich ſtehe nicht auf,“ rief Wilm, „und wenn ich den Tod hier finden ſollte, bis Ihr mir ſagt, was ich gegen Euch that!“ —

Jan war, während dieſe Worte gewechſelt wurden, leiſe zu dem Offizier geſchlichen, der jetzt herzutrat. —

„Was ſoll das hier?“ fragte er barſch. „Hinweg, oder ich laſſe dich feſſeln!“

„Wer wagt's?“ — rief Wilm, und ſprang auf.

Da erblickte er Jan, der daſtand, wie der Verräther, der ſeiner Entlarvung nahe iſt.

„Du hier? Ruchloſer!“ rief Wilm, „du hier? Ha, willſt du vollenden den Verrath?“ —

„Er iſt ein Anhänger der Geuſen!“ rief jetzt Jan dem Hauptmanne zu; „feſſelt den Verräther, und Alba wird es Euch lohnen.“

Der Hauptmann ergriff Wilm, und die Reuter halfen den ſich wild Wehrenden feſtnehmen.

van Strahlen hatte Jan's Worte gehört, und ihren Widerſpruch mit dem begriffen, was er ihm geſagt. Er richtete ſich auf, und ſah ihn mit wachſendem Staunen an.

„Zurück!“ donnerte Wilm endlich dem Hauptmanne zu, auf eine ſo imponirende Weiſe, daß dieſer einen Augenblick zweifelhaft wurde. Wilm benutzte dieſen Moment, um ihm einen Zettel hinzureichen. Der Hauptmann durchlas ihn ſchnell, und ſichtbarer Schrecken offenbarte ſich in ſeinem Weſen.

„Verzeiht, Herr Simonsſohn," ſagte er dann gedehnt — „das wußte ich ja doch nicht, daß Ihr ein Spion von Don Vargas ſeid. Zieht in Frieden und laßt uns in Ruhe!" — Aber zu Jan gewendet, rief er dieſem zu: „Ihr aber zähmet Eure Zunge, wenn es Euch lieb iſt, Euren Kopf länger zwiſchen den Schultern zu tragen, denn der, womit dieſer da im Bunde iſt, kennt keinen Scherz."

Wilm trat wieder zum Oheim, aber Strahlen wandte ſein Geſicht ab. „Geh, Verruchter," ſagte er, „deine Schmach iſt erwieſen, geh, und freue dich, wenn du es vernimmſt, wie mein Leben endete! freue dich, wenn du Eliſabeth mordeteſt und ihre Mutter, wie mich! Geh hin und helfe dein Vaterland in Ketten ſchmieden und ſeine Bürger morden!" — Er ſtand auf und ſprach zum Hauptmann: „Laſſet uns ſchnell aufbrechen!"

Wilm erſtarrte. Er begriff jetzt theilweiſe des Oheims entſetzliche Rede. Er ſtand als Vargas Spion da — erniedrigt, entehrt in den Augen des Mannes, den er über Alles liebte — und durfte den Schleier des Geheimniſſes nicht lüften. Ihm ſchwindelte. Heftig ſchlug er ſich vor die Stirn, und taumelte halb bewußtlos in einen Lehnſtuhl, indeß alle die Stube verließen, und Jan ſich heimlich hinausſchlich.

Schon waren die Reiter mit dem Gefangenen eine Stunde weg, als Wilm zum ruhigen Nachdenken gelangte. Es lag ihm eine Zentnerſchwere auf dem Herzen. Er war vernichtet. Was ſollte er beginnen? ſollte er nach Brüſſel zurück? — Dann verdarb er Alles — raubte ſich vielleicht die Möglichkeit, etwas für ſeines Oheims Rettung zu thun. — Nach langem verzweifelndem Schwanken raffte er die Binde auf, bedeckte ſein Auge, und ſetzte den Hut auf, die Reiſe nach Antwerpen fortzuſetzen. — Bis hierher hatte die Liebe ſeine Schritte beflügelt, die Begeiſterung für ſeines Oheims Rettung ihm raſtlos fortgetrieben — jetzt war es ihm, als läge Blei in ſeinen Adern, als ginge er in ſeinen Tod. Alle die Reden Strahlen's rief ſein Gedächtniß zurück, und ſuchte ſie zu einem Ganzen zuſammen zu reihen. Wohl gerieth er auf die Spur der hölliſchen Verrätherei Jan's van der Does, aber das ganze Gewebe des Schändlichen wurde ihm nicht klar. Das drückende Bewußtſein, in ſeines Oheims Augen als Verräther dazuſtehen, machte ihn namenlos elend. Selbſt Eliſabeth's und ihrer Mutter trauriges Loos wurde dadurch in den Hintergrund ſeiner Seele gedrängt.

Er kam in Antwerpen an, in ſeinem Innerſten zerriſſen, und eilte ſogleich zu Lodrona, ihm das Schreiben Don Vargas' zu übergeben. Er las es. „Es iſt ſchon geſchehen," ſagte er zu Wilm, und beurlaubte ihn. Doch rief er ihn wieder zurück. „Wann geht Ihr nach Brüſſel?" fragte er.

„Das iſt noch unbeſtimmt!"

„Gut; Ihr könnt Don Vargas mündlich berichten, daß ich Alles in Beſchlag habe nehmen laſſen!" —

Wilm ging. Er begriff dieſe Worte nicht, aber als er zu dem Hauſe ſeines Oheims kam, eine ſpaniſche Wache davor fand, und vernahm, daß man Eliſabeth und ihre Mutter herausgetrieben, und Alles konfiszirt habe, was als Strahlen's Eigenthum bekannt war, da öffnete ſich ihm das Verſtändniß des Ganzen; da ſah er ein, welch' eine Botſchaft er getragen, und Wuth und Verzweiflung im Herzen, ſtürzte er zum Hafen, wo ihm De Ryk ein kleines ärmliches Häuschen bezeichnet hatte zum Wiederſehen. Der Beſitzer deſſelben, ein armer Schiffszimmermann, nahm ihn mit Freuden auf — aber er erſchrack über des jungen Mannes bleiches Ausſehen, das Beben ſeiner Glieder.

„Ihr ſeid krank, Herr," ſprach der gutmüthige Mann. „Legt Euch zu Bett, ich bitte Euch."

Aber Wilm verwarf den Rath. „Wollt Ihr etwas thun, um mich zu beruhigen," ſagte er, „ſo eilet, Erkundigungen einzuziehen, wo die Gattin und die Tochter des Bürgermeiſters van Strahlen ſich aufhalten."

Der Mann verſprach's und entfernte ſich.

Nach einigen Stunden, die dem Harrenden die Länge eines Jahrhunderts zu haben ſchienen, trat der Mann wieder herein. Sein Geſicht verkündigte nichts Erwünſchtes. „Sie ſind nicht mehr in Antwerpen,“ ſagte er. „So viel konnte ich nur erfahren, daß ſie mit einem Maler, der ſich einige Zeit hier aufhielt, und mit dem Bürgermeiſter in vertrauten Verhältniſſen ſtand, Antwerpen bald nach der Abführung des Bürgermeiſters nach Brüſſel verlaſſen haben.“

„Habt Ihr den Namen des Malers nicht erfahren?“ fragte der Jüngling haſtig.

„Ich glaube, man nannte ihn Breughel,“ war die Antwort.

Wilm kannte den Namen nicht. „Gott,“ rief er aus, „ſollten ſie denn auch in böſe Hände gerathen ſein!“ Es bemächtigte ſich ſeiner eine namenloſe Angſt. Er wußte nicht, was er beginnen ſollte.

Voll innigen Mitleids ſah ihn der Zimmermann an, denn Wilm's Weſen war in wildem Aufruhre, der des Mannes Herz mit banger Sorge erfüllte. Die Folgen dieſes Seelenzuſtandes konnten nur ſchlimm für des Jünglings Geſundheit ſein, und wirklich offenbarte ſich bald die nachtheilige Wirkung des Innern auf das Aeußere. Ein hitziges Fieber riß in der Nacht vollends den Unglücklichen nieder. Zum Glücke für ihn und zur Beruhigung des Schiffszimmermanns erſchien am andern Tage De Ryk. Er war glücklicher geweſen, als Wilm. Unweit Löwen fand er Hoogſtraaten, der ſorglos nach Brüſſel wollte — aber nun ſchnell umkehrte, und glücklich die Grenze erreichte.

Alba war indeſſen raſch ſeinem Ziele zugeſchritten. An dem Tage, den er zur Gefangennehmung Egmont's und Horn's beſtimmte, lud er alle Staatsräthe und Ritter des goldenen Vließes, welche ſich in Brüſſel befanden, zur Berathung in das Kuilemburgiſche Haus ein. Der Schlaue wußte jeden Verdacht zu entfernen. Mit Klugheit zog er die Berathungen in die Länge. Er war heitern Weſens, und wider ſeine Art freundlich und herablaſſend. Als gegen Abend noch die Berathſchlagungen über die Riſſe, welche der

Kriegsbaumeiſter Paciotto zur Erbauung neuer Feſtungen vorgelegt, dauerten, wurde Alba abgerufen. Vargas meldete ihm die frohe Nachricht, daß Strahlen durch Lodrona, und gleichfalls die Schreiber des Grafen Horn, mit dem des Grafen Egmont, gefangen ſeien. Lächelnd trat er in den Saal zurück, und brach die Berathſchlagungen ſchnell ab, indem er huldvoll die Staatsräthe und Ritter des Bließes beurlaubte. Sie entfernten ſich — zuletzt der fröhliche Egmont, der in die Gemächer Don Fernando's von Toledo ſich begeben wollte, um noch einige heitre Stunden mit dem Freunde zu verleben; aber auf dem Corridor, der zu des Freundes Zimmern führte, trat ihm der Hauptmann von Alba's Leibwache entgegen, und nahm den Beſtürzten gefangen. Zu gleicher Zeit wurde Graf Horn, der, ohne Ahnung ſeines Schickſals ruhig heimkehren wollte, gefangen genommen. Man brachte ſie in abgeſonderte Gefängniſſe, und dann, nachdem Alba Egmonten einen Befehl an den Commandanten der Citadelle von Gent abgenöthigt, dem ſpaniſchen Obriſten Ulloa dieſe zu übergeben, nach Gent. Die Gefangennehmung der Lieblinge der Nation brachte einen tödtlichen Schrecken über dieſe. Jeder fürchtete jetzt für ſein Leben, für ſeine Freiheit; Niemand hielt ſich mehr ſicher. Wer es konnte und vermochte, ſchied von Heimat und Freunden, und wanderte in die Fremde, ſich glücklich ſchätzend, Leben und Freiheit retten zu können. Nach Alba's Grundſätzen, nach ſeiner Erklärung war Niemand mehr ſicher. Der entſetzliche Gerichtshof, den er unter dem Namen Rath der Unruhen einſetzte, der nur beſtimmt war, zu morden jeden, auf den man einen Schein des Verdachts geworfen hatte, und die Güter der Schuldigerkannten zu confiſziren, war ein Schreckbild, wie noch keines die Nation erzittern gemacht, weil er kein Mitleid und keine Schonung kannte. Alba ſelbſt präſidirte dieſes Mord- und Blutgericht, und unter ihm der Licentiate Don Vargas, der Auswurf des Auswurfs der ſpaniſchen Nation, an dem nichts mehr menſchlich war, als die Geſtalt, die dennoch als ein Zerrbild der Menſchheit gelten konnte. Anfänglich waren die edeln Niederländer, die am meiſten mit Alba's Denkart übereinſtimmten, Beiſitzer dieſes Gerichts, allein nur zu bald empörte ſich ihr beſſeres Gefühl gegen das ſchreckliche Verfahren deſſelben. Sie blieben weg, und Vargas und Zwei, die ihm nahe verwandt waren in Denkart und Leben, ſchalteten nach ihres Herzens Gelüſten über das Leben der Edelſten der Nation, die nun, durch Alba's Verbot der Auswanderung und ſtrenge Wachſamkeit in den Häfen, genöthigt waren, mit Gefahr des Lebens ſich zu retten oder geduldig das Haupt auf den Block des Henkers zu legen.

Vor dieſes Gericht wurde van Strahlen geſtellt, ſobald er in Brüſſel angekommen war. Sein Reichthum leuchtete Vargas beſonders ein, denn obwohl das Meiſte von den confiszirten Gütern in den Säckel des Staates floß, ſo wurden doch die Finanzen Alba's und Vargas und ſeiner Gehülfen nicht vergeſſen, was um ſo leichter geſchehen konnte, da dieſe Einnahmen nicht controlirt und beaufſichtet wurden. Obgleich über ſeine Schuld und Verurtheilung kein Zweifel bei Alba und Vargas war, ſo wurden dennoch von Zeit zu Zeit Verhöre mit ihm angeſtellt, und das Zeugniß ſeines eignen Neffen, das im Protokolle ihm vorgeleſen wurde, ohne daß man den Namen des Neffen nannte, was Jan zu bewerkſtelligen gewußt, gegen ihn aufgeſtellt. Seine Vertheidigung war fruchtlos. All ſein Berufen auf das Zeugniß ſeiner Mitbürger, auf die Rechtlichkeit ſeiner Verwaltung, auf die Tadelloſigkeit ſeines Wandels, auf die Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er ſtets des Hofes Befehle vollzogen, blieb erfolglos. van Strahlen ſah ein, daß man ſein Urtheil ſchon vor ſeiner Anklage durch ſeinen Neffen, vor ſeiner Gefangennehmung geſprochen hatte, und ſchwieg darum, da man ihm auch ſelbſt abgeſchlagen, ihn mit ſeinem Ankläger zu confrontiren. Man hielt ihn fortwährend in enger Haft und in Feſſeln wie den größten Verbrecher. Der alte Mann, der ſich freilich deſſen ſchuldig wußte, was man gegen ihn als Schuld geltend machte, nämlich, daß er Oraniens Freund, daß er für ſeines Vaterlandes Freiheit glühte, daß er der gereinigten Lehre des Evangeliums zugethan, und darum, die ſchrecklichen Urtheile der Inquiſition kennend, mild gegen die Bilderſtürmer geweſen war — ſah im Geiſte das Elend ſeines

Volks unter dieſer blutigen Geißel — ahnete, wie die Beſſern bluten würden, und endlich des Tyrannen Fuß Recht, Freiheit und Gerechtigkeit darnieder treten würde — und wünſchte darum zu ſterben. Sein Vertrauen auf die Menſchheit war untergraben — das Leben unter den Menſchen verhaßt. Nur die Gattin und Eliſabeth lagen ihm am Herzen, und machten ihm das Leben noch lieb. Jan war der Einzige, den er bisweilen ſah, dem er die geheimen Beſtimmungen, dem er die Geheimniſſe anvertraute, und beſonders die Gelder anzeigte, die er auswärts angelegt für kommende böſe Zeit — als Alba's Ankunft in den Niederlanden bekannt wurde. Ihm ertheilte er Vollmacht, ſie zu heben und für Eliſabeth und ihre Mutter zu verwenden. Ueberhaupt täuſchte der Nichtswürdige vollkommen den edeln Mann. Und wie frohlockte er! war es ihm ja doch genugſam klar geworden, daß Vargas ihn betrog, ihm nichts von Strahlen's Vermögen würde zukommen laſſen. So fand er Erſatz, und ſah ſich über ſein kühnſtes Hoffen im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, auch wenn alles Andre der Staat, Alba und Vargas an ſich riſſen — — und keine Reue kam in das entmenſchte Herz.

Das entſetzliche Blutgericht hatte endlich das Urtheil gefällt, als Eliſabeth und ihre Mutter in Brüſſel mit Breughel ankamen. Breughel hatte ſich, der Kunſt wegen, einige Zeit in Antwerpen aufgehalten, und war durch ſeine Denkart und ſeine Bekanntſchaft mit Oranien, Montigni, Egmont und Horn, ſchnell mit van Strahlen vertraut geworden. Als er in Brüſſel war, traf den Bürgermeiſter das entſetzliche Loos. Er war der treue Freund im Unglück, als die meiſten Antwerpner, aus Furcht, mit in van Strahlen's Fall gezogen zu werden, ſich ſcheu zurückzogen. Tief empört über Lodrona's Härte, ſorgte er für die Unglücklichen, und von ihren Fürbitten bei Alba, bei Margarethen von Parma, die damals noch in Brüſſel war, und von ſeiner Einwirkung auf dieſe noch Rettung hoffend, eilte er mit ihnen dorthin. Jan erſchrack, als er ihre Ankunft vernahm. Konnte nicht ein unglücklicher Zufall das Gewebe ſeiner ruchloſen Ränke enthüllen? Durfte er es Eliſabeth, durfte er es der Tante abſchlagen, mit ihnen bei Alba für den Verhafteten zu bitten? Und ſtand er dann nicht als Ankläger und als Fürbitter, in höchſt zweideutigem Lichte da, und lag nicht dann ſeine Entlarvung nahe? — So erwog der Schlaue die Verhältniſſe, und fand es gerathener, ſchnell Brüſſel zu verlaſſen, um, das war ja Vorwand, und ihn im beſten Lichte zeigender Vorwand genug, in Antwerpen von Strahlen's Vermögen ſo viel zu retten, als möglich ſei.

Breughel verſäumte keinen Augenblick, für Strahlen zu wirken. Er eilte zu Margaretha von Parma.

„Was führt Euch zu mir? Wollt Ihr mir ein Lebewohl ſagen, Meiſter?“ fragte Margaretha den Maler, der ſie kannte, achtete und ehrte, und der einſt Menſchen nahe geſtanden, die ſie geliebt; der ihr Vertrauen in hohem Grade beſaß.

„Das nicht, gnädige Frau,“ entgegnete Breughel, „denn ich hoffe nicht, daß Ihr von uns ſcheidet!“

„Mein Wirken hat ſein Ziel erreicht,“ ſagte Margaretha darauf, und ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus ihrer Bruſt hervor. Er galt dem ſchmerzlichen Herabſteigen von einem Throne, der ihr in der letzten Zeit das Herrſchen lieb gemacht. „Ich habe meine Entlaſſung gefordert,“ fuhr ſie fort, „da ich mit Alba nicht gemeinſam handeln kann. Ich hoffe, meine Niederländer erkennen es, daß ich ein mild geführtes Scepter in eine Hand legen muß, die leider ſtatt ſeiner das blutige Schwerdt führen wird.“

„In tauſend Herzen wird Euer Andenken geſegnet — und daß es noch mehr geſegnet werde — dazu komme ich, Euch Gelegenheit zu geben!“

„Gerne, mein wack'rer Breughel,“ antwortete Margaretha, „gerne will ich Euren Wunſch gewähren, wenn ſeine Erfüllung innerhalb der engen Grenzen meiner untergehenden Macht liegt.“ —

„O, das wird ſie,“ rief Breughel; „ich komme, um für das Leben des edeln Bürgermeiſters van Strahlen von Antwerpen zu bitten!“

Margarethe wandte ſich ab, ein bitteres Gefühl zu bewältigen.

Sie fühlte ihre Ohnmacht jetzt höchſt ſchmerzlich, und mochte ſie doch nicht eingeſtehen. Breughel nahm es indeſſen für Widerwillen gegen ſeine Bitte.

„O,“ ſagte er mit Rührung, „habt Erbarmen mit einer troſtloſen Gattin und Tochter!“

„Breughel,“ ſagte ſie, „Ihr verkennt mich. Gott iſt Zeuge, wie gerne ich mein Scheiden aus dieſes Volkes Mitte durch eine ſolche Handlung heiligen möchte! Aber Ihr nöthigt mich, Euch zu bekennen, daß ich Nichts für ihn thun kann, auch wenn ich noch ſo gerne wollte.“

„O warum nicht?“ fragte Breughel. „Wenn Ihr es als Statthalterin nicht mehr könnt, wer vermag der edlen Fürſtin zu verbieten, ihren heiligſten Beruf zu erfüllen, die Thränen des Unglücklichen zu trocknen? — Ich kenne Alba's ſteinernes Herz; aber wird er, ſo wage ich Euch zu fragen, wird er der Schweſter ſeines Monarchen eine Bitte abſchlagen, die einzige, die letzte, die ſie an ihn thut? — Wohl mag ſich Euer gerechter Stolz empören, von dem Unterthane Eures erhabenen Bruders etwas zu bitten, was Ihr fordern könntet! — Doch laßt hier Euer ſchönes Herz ſiegen über den Stolz — ich bitte, ich beſchwöre Euch!“ —

„Ihr ſprecht kühn — Breughel,“ ſagte die Fürſtin, ſanft verweiſend — „aber ich kann Euch nicht zürnen, ich kann Euch nichts abſchlagen. Gehet hin — ich will es verſuchen. Fragt morgen wieder vor.“

Breughel ging. Er brachte den Unglücklichen einen Schimmer von Hoffnung, der ſie aufrichtete. In brünſtigen Gebeten, daß der Lenker der Herzen Alba'n regieren möge, brachten ſie den Tag, die ſchlafloſe Nacht hin.

Am andern Tag eilte Breughel zu Margarethen. Sie ſaß auf einem Ruhebett und ſtützte das Haupt in die Hand. Ihr Blick ruhte mit düſterem Unmuth auf dem Maler.

„Ich habe Euch ein ſchweres Opfer gebracht, Breughel,“ ſagte ſie, „und der Unmenſch hat es nicht gewährt, was ich bat. Noch einmal, verſprach er, den Prozeß zu revidiren — aber —

verſprecht Ihr Euch etwas davon, ſo täuſcht Ihr Euch. Wen Alba haßt, der muß ſterben, und er haßt Strahlen ſo heiß, wie er ſein Geld liebt — laßt Euch das genügen!“

Breughel faltete die Hände und blickte voll ſtummen Schmerzes gen Himmel. „So iſt keine Gnade mehr zu hoffen!“ rief er ſchmerzlich, und verſank in ſtilles Hinbrüten. Plötzlich erwachend, fragte er: „Glaubt Ihr, daß der Mutter, der Tochter Thränen dieſes Felſenherz erweichen könnte?“

„Ich zweifle,“ entgegnete Margarethe. — „Doch verſucht es, vielleicht ſeid Ihr glücklicher auf dieſem Weg, als Eures Königs Schweſter.“ Sie ſprach die letzten Worte mit einer bittern Ironie, die nur zu deutlich auf das gereizte Ehrgefühl der ſich auf die Seite geſchoben ſehenden Statthalterin ſchließen ließ.

Breughel eilte zu ſeinen Schützlingen zurück, ihnen dieſen Schritt vorzuſchlagen. So troſtlos auch ihre Herzen waren, ſo ergriffen ſie dennoch auch dieſe ſchwache Handhabe der Hoffnung.

Breughel wußte ihnen Zutritt zu dem Gewaltigen zu verſchaffen. Wankenden Schrittes begleitete er die Unglücklichen, die in tiefe Trauerkleider gehüllt waren.

An einem Tiſch, auf dem viele Schriften umherlagen, ſaß Alba und hielt die Feder in der Hand. Vargas ſtand bei ihm, und nahm die unterzeichneten Schriften weg.

„Dies das Todesurtheil van Strahlen's!“ ſagte er, indem er Alba ein Pergament unterſchrieb.

„Welche Strafe habt ihr ausgeſprochen?“ fragte Alba gleichgültig.

„Enthauptung, gnäd'ger Herr,“ ſagte Vargas, „die mildeſte, die er erwarten kann.“

„Zu mild für den Ketzer!“ rief Alba aus — „doch es mag ſo bleiben.“ Ruhig ſchrieb er ſeinen Namen darunter und Vargas zog es zurück.

„So,“ ſagte Alba, „nun mag Weib und Tochter kommen.“

Vargas ging zur Thür, und gab einen Wink den Dienern; dann trat er zum Tiſche zurück, die Papiere lächelnd zuſammenfaſſend.

Die Thüre öffnete ſich, und die Gattin des Unglücklichen, auf die ſelbſt zitternde Eliſabeth geſtützt, wankte herein. Der ungeheure Schmerz hatte auf ihre Geſichter ſein unverkennbares Siegel gedrückt, und dennoch war Eliſabeth engelſchön. Vargas' Auge ruhte mit lüſterner Begierde auf ihr, und muſterte die herrlichen Formen des ſchönen Mädchens.

Mit gerungenen Händen und dem Ausrufe: „Erbarmen!“ ſtürzten Beide vor Alba nieder. Er ſah ſie kalt und herzlos an. Sein Blick ſchien in dieſem Augenblicke nur Eliſabeth's Reize zu prüfen. „Steht auf!“ ſagte er dann herriſch. „Ihr bittet für Strahlen? — Ich bedaure es, Eure Bitte, wie die Eurer Fürſprecherin abſchlagen zu müſſen. Seine Vergehen ſind zu groß — die Zeugniſſe ſeines eignen Neffen zu kräftig. Es fordert die Ruhe des Staats ein ſchreckendes Beiſpiel an den Empörern, und das Heil der Kirche an dem Ketzer. — Ich kann es nicht gewähren!“

Da ſank mit einem fürchterlichen Schrei die unglückliche Frau leblos zu Boden, und neben ihr die Tochter.

„Schafft mir das Weibergezüchte hinweg!“ donnerte die Stimme des Unmenſchen, und Vargas eilte herzu, das ſchöne Mädchen mit lüſternem Behagen in ſeine Arme nehmend. Die Diener ſtürzten herein und trugen ſie hinaus.

„Nie mehr!“ rief Alba ihnen nach. „Wer mir noch einmal ſolche Fürbitter vorführt, iſt ein Kind des Todes!“ Er warf dröhnend die Thür in die Angel.

Aus Vargas' Armen nahm Breughel das erſtarrte Mädchen, auf welches die glühenden Blicke des Verworfenen geheftet waren.

„Wer ſeid Ihr,“ fragte er Breughel'n, und ſah ihm forſchend in das Auge.

„Ein Freund der Unglücklichen,“ ſagte der Maler mit edlem Stolz.

„Wo wohnet Ihr mit Ihnen?“ fragte er weiter. Breughel erſchrack. Er las in Vargas Blicken etwas Entſetzliches, und nannte, da er in Brüſſel ſo lange gelebt und wohl bekannt war, eine Straße, die weit entfernt war von der Stelle, wo er wohnte.

„Ich erwarte Euch unfehlbar dieſen Abend,“ fuhr Vargas fort, und ſeine Blicke ruhten wieder auf den Reizen der Ohnmächtigen. „Geht jetzt, und ſorgt für das ſchöne Mädchen!“

Breughel überlief ein eiskalter Schauder vor dieſem Menſchen. Er eilte mit ſeiner ſchönen Laſt hinab. Ein mitleidiger alter Diener Alba's war ihm dort behülflich, ſie ins Leben zurückzurufen, und Breughel eilte hinweg, um zwei Sänften für die Frauen zu holen. — Bei ſeiner Zurückkunft zog ihn der alte Diener auf die Seite.

„Ihr ſcheint mir ein braver Mann zu ſein,“ ſagte er flüſternd zu Breughel — „darum rathe ich Euch, verbergt das ſchöne Mädchen, oder bringt ſie weg von hier. Vargas kennt für ſeine Begierden keine Hinderniſſe. Dies ſei Euch genug.“

Breughel erbleichte ob dieſer Nachricht. Er drückte dem Menſchen dankbar die Hand und entfernte ſich mit den troſtloſen Frauen, die nun jede Hoffnung aufgaben.

Breughel mußte am Abend zu Vargas gehen. Er wollte den Elenden bitten, die Frauen noch einmal zu dem Verurtheilten gehen zu laſſen. Dieſe Bitte ſchlug er ihm ab. — Breughel wußte die Frauen noch am Abend zur Abreiſe nach la Gauchere zu beſtimmen. Unbeſchreiblich bleiben die Gefühle, die ihre Herzen zerriſſen, als ſie die Stadt verließen, wo der unglückliche Gatte und Vater, den ſie nicht mehr ſehen durften, nicht mehr an ihr Herz drücken konnten, einem Verbrechertode entgegenſah! — Acht Tage ſpäter ſtarb van Strahlen den Tod durch Henkers Hand. —

V. Die Verſchwundenen.

Die erſchütternden Auftritte, die Wilm van Strahlen erlebt, griffen ihn heftig an. In wilden Fieberparoxismen brachte er mehrere Wochen hin. Nur ſeines Oheims Schickſal, Eliſabeth und das ſchwarze Laſter, das ihn in ihren Augen herabwürdigte, beſchäftigten den irren Sinn des Leidenden. Trauernd ſah De Nyk, wie die Gluth des Fiebers die Lebenskraft ſeines Lieblings zu verzehren drohte. Er kam Tag und Nacht nicht von ſeinem Lager. Seine Stimmung war in doppelter Beziehung düſter. Hier quälte Sorge um den Liebling ſein Herz, dort in Brüſſel konnte er vielleicht die Schuld der Dankbarkeit abtragen gegen van Strahlen, und mußte nun hier ſo unthätig weilen. Darum traf ihn die Nachricht von Strahlen's Enthauptung mit erſchütternder Gewalt. Was wurde aus den Seinen? ſo fragte er ſich, und durfte doch nicht von Wilm's Lager. Breughel kannte er nicht, wußte alſo nicht einmal, ob den Unglücklichen ein Freund zur Seite ſtehe. Als Wilm's Fieberphantaſien ſich endlich legten, und der Kranke in einen tiefen Schlaf verfiel, der Arzt jetzt gegründete Hoffnung der Wiedergeneſung faßte und gab, da erſt verließ er das erſte Mal das Bette Wilm's, um bei einem Freund in der Stadt Erkundigungen einzuziehen.

Es war Abend, als er über den Hafendamm ging, unfern deſſen die ärmliche Wohnung lag, die ihn gaſtlich aufgenommen. Ein mildes Sternenlicht erhellte die Dunkelheit. Im Hafen war noch ein ziemlich reges Leben. Der Ruf der Matroſen ſchallte durch das Getöſe des Verkehrs, der ſelbſt in der Nacht nicht ruhte, da Schiffe kamen und abſegelten. Wie er ſo dahinging, ſah er vor ſich einen Mann gehen, den er für Jan van der Does zu erkennen glaubte. Dichter wickelte er ſich in ſeinen Mantel und eilte, an die Seite deſſelben zu kommen. Er war's. Aengſtlich ſah ſich Jan um, als er die dunkle Geſtalt wahrnahm, die ihm auf dem Fuße folgte. Eine heftige Angſt ergriff den Sünder. Er beſchleunigte ſeine Schritte, die Stadt zu erreichen. De Ryk folgte ihm, wie ſein Schatten. Jan bog, ſobald er die Stadt erreicht hatte, ſchnell in eine kleine Nebenſtraße ein. Hier aber erreichte ihn De Ryk. Plötzlich fühlt ſich Jan bei der Schulter von einer nervigten Hand gefaßt. Wie ein elektriſcher Schlag fuhr's ihm durch die Glieder. Er mußte ſtehen.

„Hat dich der Arm des Ewigen noch nicht gefaßt, Schurke?!" donnerte ihm eine tiefe Baßſtimme in das Ohr, und kalter Schauder durchbebte ihn. — „Jetzt, fühlſt du's" — fuhr die Stimme fort, „jetzt ergreift er dich, Mörder deines Oheims — Verleumder, Heuchler, Teufel! — Deine Thaten kenne ich. Wo iſt Eliſabeth und ihre Mutter?“ —

„Ich weiß es nicht!“ — ſchrie, außer ſich, Jan, und die Vorüberwandelnden blieben ſtehen.

De Ryk ſah, daß er Aufſehen erregte, und ließ ihn los, indem er ihm in das Ohr raunte: „Du entgehſt mir nicht! Ich bin des Gemordeten Rächer!“ —

Wie von den Furien der Hölle gepeiſcht, rannte Jan davon. Er zitterte. Froſt durchrieſelte ihn und ſchüttelte ihn, daß ſeine Zähne klapperten, und doch brannte ſeine Stirne, wie Feuer. Er ſah überall das Bild des Gemordeten. Die Schrecken der Hölle hatten ihn ergriffen. Schlafen konnte er nicht, und allein konnte er nicht bleiben. Er ſuchte die Genoſſen ſeiner Lebensweiſe, und erſt hier, im wilden Tumulte roher Ausſchweifungen, gelang es ihm, das erregte Gewiſſen zu übertäuben. Am andern Tage ſchämte er ſich ſeiner Furcht und lachte ihrer. Doch verließ er Antwerpen, weil er hier einen Feind ſich nahe wußte, und eilte nach Brüſſel. Eliſabeth war mit ihrer Mutter in la Gauchère. Dorthin begab er ſich, nachdem er bei Vargas umſonſt ſeinen Judaslohn eingefordert, und dieſer ihn höhnend, und zuletzt, als er zudringlicher geworden, mit der Drohung von ſich gewieſen, daß er ihn ſeinem Oheime werde nachſenden. Er kam, zur Freude ſeiner Tante, nach la Gauchère. Eliſabeth ſah ihn mit grenzenloſem Widerwillen. Breughel hatte einige Bemerkungen über Jan gemacht, die in ihr einen entſetzlichen Verdacht erregten. — An die Mutter ſchloß er ſich an. Ihr ſchilderte er die hoffnungsloſe Lage, der ſie mit Eliſabeth entgegenſah. Ihr bewies er es ſonnenklar, wie nur durch ſeine Unterſtützung ihr Leben könne gefriſtet werden. Er händigte ihr eine Summe Geldes ein, die kaum für ein halbes Jahr ausreichen konnte, als das Letzte, was er habe retten können, verhehlte ihr auch nicht, daß Vargas Eliſabeth nachſtelle. Nachdem er nun ſeine blühenden Ausſichten für die Zukunft, durch Gründung eines neuen Handels, in das nöthige Licht geſetzt, rückte er mit dem Antrage hervor, Eliſabeth als ſeine Gattin heimzuführen, und ſo alle jene Uebel von ihnen zu entfernen. Die Mutter, ſo tief gebeugt ſie auch war, nahm dennoch dieſen Antrag mit Beifall auf. Sie ſah ihres Kindes Zukunft geſichert, und konnte ſorglos ſterben. Daher ſie denn auch Eliſabeth die Wünſche Jan's vortrug, und aus allen Kräften unterſtützte. Tief empört verwarf Eliſabeth den Antrag. Nie könne ſie, ſagte ſie der Mutter, die Gattin eines Mannes werden, am wenigſten Jan's, deſſen Charakter ihr in einem zu verächtlichen Licht erſcheine. Zugleich beſchwor ſie die Mutter, mit ihr nach Briel zu einer Verwandten ſich zu begeben, wo ſie mit ihrer Hände Arbeit ſich und ſie ernähren wolle.

So wenig dies auch mit den Wünſchen der Mutter übereinſtimmte, Eliſabeth's Erklärung war ſo beſtimmt, ſie flehte knieend die Mutter ſo innig um die Gewährung an, daß ſie es zuſagen mußte. Bald genug aber nöthigten ſie andere Ereigniſſe zur Ausführung. Schon ſeit mehreren Tagen bemerkte Breughel, daß unbekannte Menſchen des Nachts ſein Haus umſchlichen. Er erfuhr, daß ſich Unbekannte genau nach dem Schlafzimmer Eliſabeth's erkundigt. Dies beunruhigte ihn. Er forſchte und ſuchte ſie zu belauern. Ob er nun gleich ihre beſtimmten Abſichten nicht erkannte, ſo beſtärkte ihn in der Anſicht, daß es Abgeſandte von Vargas ſeien, eine Unterredung, die zwiſchen zweien derſelben ſpaniſch geführt worden war. Eine Warnung von unbekannter Hand vollendete endlich ſeinen Entſchluß, Eliſabeth von der ihr drohenden Gefahr zu unterrichten. Sie erſchrack heftig, und drang nun um ſo ſtürmiſcher in die Mutter, die alsbald nachgab. Breughel brachte ſie heimlich nach Briel, wo im Hauſe der Verwandten ſie ruhig lebten — ſo unglücklich ſie ſich auch fühlten. Eliſabeth fand in Thätigkeit ihre innere Kraft wieder, wenn auch das Lächeln der Freude nie mehr ihr Geſicht verſchönerte, nie um den ſchönen Mund ſpielte. Wilm's Bild trat oft vor ihre Seele, ſo ſehr ſie es auch zu verdrängen ſich beſtrebte. Der Gedanke, daß ihm doch vielleicht Unrecht geſchehen, tagte manchmal nach der Zweifel düſtrer Nacht, wurde ihr klarer, je mehr ſie Jan's Handlungsweiſe erwog. — Dann ſah ſie thränenſchweren Blickes gen Himmel, um vollkommenes Licht betend. —

Jan war nach Brüſſel zurückgekehrt, um Eliſabeth Ruhe zum Entſchluß zu gönnen. Nach vierzehn Tagen ging er nach la Gauchère zurück.

Breughel empfing ihn freundlich. „Es freut mich,“ ſagte er, daß Ihr mir Kunde von den Eurigen bringt, Herr van der Does! Hat ſich ihre Trauer gemildert?“ —

Jan ſah ihn mit Erſtaunen an. „Von Wem redet Ihr?“ fragte er.

„Von Eurer Tante und Eliſabeth, die vor acht Tagen auf Euer Schreiben nach Brüſſel abgereiſt ſind!“ — erwiederte der Maler.

„Nach Brüſſel? auf mein Schreiben? Um Gotteswillen, träumt Ihr, Herr?“ rief Jan erſchreckend aus.

Breughel ahmte ſein Staunen nach, und wiederholte ſeine Ausſage mit näherer Angabe der Umſtände.

Jan war außer ſich. Vargas war ſein erſter Gedanke. Er theilte Breughel ſeine Vermuthung mit, die dieſer durch die Erzählung der um ſein Haus ſchleichenden Unbekannten, die indeſſen, ſeit Breughel ſie geſchreckt, nicht mehr geſehen wurden, beſtärkte.

Breughel täuſchte den Heuchler, den er allmählig zu durchſchauen begann, vollkommen. Er begleitete ihn nach Brüſſel, um Nachforſchungen anzuſtellen. Jan eilte ſogleich zu Vargas. Aber wie erſchrack er, als Vargas wie wüthend ihn andonnerte, ihm die Entführung Eliſabeth's zur Laſt legte, und ihm mit gerechter Strafe drohte, wenn er es wagen ſollte, noch einmal vor ſein Angeſicht zu treten.

Wüthend kehrte Jan zu Breughel zurück. Unermüdet forſchte er — doch er vermochte nicht ihre Spur zu entdecken. Er mußte nach Antwerpen zurückkehren, mit der ohnmächtigen Wuth im Herzen. Hier begann er nun Handel zu treiben auf ſeine eigene Rechnung, und mit dem Solde ſeiner Verbrechen zu wuchern.

Sorgfältig pflegte De Ryk ſeines Lieblings zu Antwerpen, während in Brüſſel dieſe Begebenheiten ſich zutrugen. Wilm genaß — aber es blieb etwas Schwermüthiges in ſeinem Weſen, das noch zunahm, als er ſeines edeln Oheims Tod erfuhr. Er war ja nun mit dem Wahn aus der Welt gegangen, daß er ihn verrathen habe. Ungefähr um die Zeit, als Jan nach Antwerpen kam, verließen es De Ryk und Wilm. Ihre Abſicht war es, Eliſabeth und ihre Mutter aufzuſuchen. Die Hoffnung des Wiederſehens der Geliebten, die Hoffnung, vor ihr gereinigt von dem entſetzlichen Verdachte zu erſcheinen, erfüllte Wilm's Herz allein wieder mit froheren Gefühlen. Ihre erſte Nachforſchung in Brüſſel war nach Breughel, der ſich als treuer Freund der Unglücklichen erwieſen hatte. De Ryk ſuchte ihn auf. Breughel war mißtrauiſch geworden. Zudem auch hatte er Eliſabeth eidlich gelobt, Niemanden ihren Aufenthaltsort zu bezeichnen. Daher erfuhr auch De Ryk nichts von dem Verſchwiegenen, ſo daß er zu fürchten begann, Eliſabeth ſei das Opfer irgend eines ſpaniſchen Wüſtlings geworden, wie denn der Fall nicht ſelten in dieſen Tagen in Brüſſel vorkam. Dieſe traurige Vermuthung brachte er Wilm, deſſen Schwermuth in dem Grade zunahm, als ſein Haß gegen Alba und alle Spanier wuchs. Das Benehmen Alba's und ſeiner Helfershelfer war auch nur geeignet, Haß zu erregen. Blutſtröme floſſen faſt täglich, und Confiscationen waren an der Tagesordnung. Ueber die ganze Nation war das Urtheil des Hochverraths ausgeſprochen, alle waren alſo dem blutigen Statthalter verfallen, die er bezeichnete, oder die ihm bezeichnet wurden. Seit der Entfernung Margaretha's ſchaltete er frei nach ſeines Herzens Gelüſten. Die Gefängniſſe waren ſtets gefüllt. Jeder Tag ſah ſeine Schlachtopfer. Zu entfliehen war faſt nicht mehr, oder doch damit die größten Gefahren verbunden. Der Rath der Unruhen fällte nur Todesurtheile. Todesangſt und Schrecken bemächtigte ſich der Nation. Verräther und Laurer waren überall geſchäftig. Jedes Wort, das im entfernteſten gegen Alba oder ſeine Regierung gerichtet war, hatte den Tod zur Folge. Die Inquiſition war in ihrer vollen Kraft; die Glaubensedikte wurden reſtituirt; die Schlüſſe des tridentiniſchen Conciliums wurden gegen die Proteſtanten mit aller Schärfe geltend gemacht. Kein Privilegium einer Provinz wurde geachtet. Tyrannei, Habſucht und

Blutdurſt waren im engſten Bunde, die Nation niederzutreten, daß ſie ſich nicht mehr erheben könnte.

De Ryk und Wilm van Strahlen konnten das Unglück der Nation nicht mehr anſehen. In ihrem Herzen regte ſich der Gedanke der Selbſthülfe von dieſem ſchrecklichen Joche, wie in den Herzen Tauſender. Nach Dillenburg, wo Wilhelm lebte und über ſeines Volks Elend trauerte, aber auch im Stillen die Pläne entwarf, Freiheit ihm zu bringen, richtete ſich ihr Auge. Dorthin ging Wilm. De Ryk begab ſich nach Amſterdam, und wollte nach England gehen — oder mit dem Reſte ſeines Vermögens einen Kaper ausrüſten. —

VI. Die Kämpfe.

Jahre waren in das Meer der Zeit gefloſſen. Alba war ſich völlig gleich geblieben. Morden und Plündern des Eigenthums ſchien ſeine Lieblingsbeſchäftigung zu ſein. Die Blüthe der Nation hatte auf dem Blutgerüſte geendet. Zwanzig Millionen Gulden war Philipp's von Spanien Beutetheil, der Alba's und ſeiner Gehülfen war nicht geringer. Armuth und Elend wuchs mit fürchterlicher Macht und Schnelle in dem einſt ſo reichen Land, und die Auswanderungen hörten noch nicht auf. Das Elend des Landes, die Blutſtröme der Gemordeten ſchrien um Rache. Der Rächer lebte. Wilhelm von Oranien, den Alba in unbegreiflichem Uebermuthe vor ſeinen Richterſtuhl gefordert, den er des Hochverraths für überwieſen erklärte und, bei Todesſtrafe, für immer aus den Niederlanden verwieſen hatte, Wilhelm von Oranien konnte nicht länger unthätig bleiben. Sein Herz blutete; die Hand griff zum Schwerdte. Allerdings war es ein Wagniß für ihn, mit ſchwachen Mitteln in die Schranken zu treten gegen den Koloß des ſpaniſchen Reiches, der mit einer Hand in die Reichthümer einer andern Hemiſphäre greifen und mit der andern ſie austheilen konnte, um Söldner zu werben, das die erfahrenſten Feldherrn, die erprobteſten Tapfern, und einen Reichthum von Kriegsbedürfniſſen ſein nannte, wie keine andere Macht. In der Schale des Prinzen lag Recht und Gerechtigkeit, Muth und Gottvertrauen, Geiſt und Charakterſtärke; und ſie wogen ſchwer. Des Prinzen ſcharfer Blick prüfte wohl. Er wußte, daß die Liebe der Niederländer ſein war, daß ſelbſt die Katholiken willig ihm ihren Arm und ihre Hilfsmittel leihen würden, wenn er als Retter von Alba's Tyrannei nahte. Er rechnete auf die thätige Unterſtützung der proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, der Hugenottenhäupter Condé und Coligni, die ihm befreundet waren, und hoffte ſelbſt mit Grund auf eine heimliche Unterſtützung Englands. Es fehlte indeſſen auch nicht an Fürſten in Deutſchland, die eine Ausſöhnung zwiſchen Wilhelm von Oranien und Philipp dem Zweiten von Spanien wünſchten und verſuchten; aber ihr Bemühen mußte an Philipp's Starrſinn und Haſſe ſcheitern, der einmal darauf beharrte, daß ſich Oranien vor Alba ſtelle, und ſich verantworte. Dieſes Benehmen mußte die Herzen in gleichem Grade dem König entfremden, und ſie dem Prinzen zuwenden, der als der Unterdrückte, Verfolgte, Erniedrigte daſtand. Hochherzige Brüder ſtanden ihm zur Seite, edle Männer harrten ſeiner Befehle, Segenswünſche der Edelſten aller Nationen begleiteten ihn; aber die gut berechneten Angriffe der Grafen Coqueville und Hoogſtraten mißglückten zum allgemeinen Bedauern. Da traten Wilhelm von Oranien's Brüder, die Grafen Ludwig und Adolph von Naſſau, in die Kampfsbahn. Anfangs waren ſie glücklicher, als jene, obwohl am Ende die Vortheile ihrer Unternehmungen dennoch wieder zu Nichte wurden. Sie fielen mit ihren Heerhaufen in Friesland ein. Die Grafen von Aremberg und Megern traten ihnen entgegen. Aremberg nahm Anſtand, den Naſſauern, deren Streitkräfte ſtärker waren, als die Seinigen, eine Schlacht zu liefern, da der Boden, auf dem er ſtand, höchſt ungünſtig war. Dämme, Gräben und Sümpfe durchſchnitten ihn nach allen Richtungen. Dennoch aber nöthigten ihn die Spanier, die er befehligte, zur Schlacht.

Bei dem Kloſter Heiligerlee wurde die Schlacht geliefert. Aremberg wurde geſchlagen, und überlebte ſeine Niederlage nicht. Ludwig von Naſſau verlor einen ſeiner Heldenbrüder, Adolph, ein junges, hoffnungsvolles Leben. Groß war der allgemeine Jubel über dieſen Sieg, groß Alba's Entſetzen. Fürchterlich brauſte ſein Zorn auf. Vor Gröningen ſtand der verachtete Feind, der die Seinen geſchlagen. Aufſuchen, angreifen, zermalmen wollte er ihn. Gerächt mußte ſie werden, die erlittene Schmach. Chiappi Vitelli ſandte er voraus nach Gröningen, damit er Megern unterſtützte und blutiges Gericht halte über alle die, welche Aremberg zu dieſem unglücklichen Treffen genöthigt hatten. Bald folgte er ſelbſt, der Entſetzliche, und vereinigte ſich mit Vitelli. Graf Ludwig von Naſſau zog ſich zurück nach Jemmingen, wo er eine feſte Stellung nahm, und ſo lange Alba beſchäftigen wollte, bis Wilhelm von Oranien den Krieg in das Herz Brabants würde getragen haben. Doch nicht alſo ſollte es ſein. Vielfach ſollte erſt der edlen Brüder Streben durchkreuzt werden, ehe es der Erfolg zu krönen beſtimmt war. Alba durchſchaute die Pläne, und wollte raſch ihnen den unheilbaren Herzſtoß verſetzen. Ihm lag daran, ſchnell Alles zur Entſcheidung zu führen. Auf ſeiner Seite war ohnedieß ſchon der Vortheil beſſerer Ordnung, geübterer und erprobterer Truppen, während nur Horden loſen Geſindels, die des Kriegsglücks und des Gewinnes Hoffnung angelockt, des Naſſauers Heer bildeten, und jetzt gerade, wo Alba im Angeſichte ſtand, wegen rückſtändigen Soldes zu murren begannen.

Ludwig von Naſſau ſah die Gefahr, die dieſes Murren brachte, und rief ſeine Befehlshaber und Hauptleute zuſammen. Unter ihnen war Wilm von Strahlen, der das Racheſchwerdt ergriffen hatte, und bereits bei Heiligerlee unter den Tapfern der Tapferſten Einer geweſen war. Schauenburg und Strahlen nahmen es über ſich, die murrenden Haufen zufrieden zu ſtellen. Sie traten furchtlos unter ſie. Wilm van Strahlen's ſonore Stimme mahnte kräftig die Meuterer an ihre Pflicht. Er erinnerte ſie an ihren Sieg von Heiligerlee, und ſtellte ihnen vor, daß ihr Benehmen ſo leicht alle dieſe Vortheile wieder zertrümmern könnte, zeigte ihnen das Verächtliche, was in dem Benehmen lag, in der Stunde der Gefahr, wo es männliches Kämpfen galt, dem Prinzen zu trotzen. Es gelang ihm und Schauenburg, ſie zu befriedigen. Während Sancho de Avilla die Truppen des Feindes und ſeine Stellung zu erforſchen ſuchte, und leider ſeine ſchwächſte Poſition erforſchte, ſtiftete Wilm und Schauenburg Frieden unter den empörten Maſſen. Wilm ahnete die Nähe der Gefahr. Er ſelbſt führte ſie zur blutigen Arbeit, die mit der Abtragung der Brücken begann. Unter dieſem Geſchäfte begrüßten ſie ſchon der Spanier pfeifende Kugeln. Das Treffen begann — und — der Befehl Ludwig's von Naſſau, die Dämme zu öffnen, und das Land unter Waſſer zu ſetzen, war durch die ſubordinationswidrige Stimmung der Soldaten unerfüllt geblieben. Strahlen ſah den anrückenden Feind — und trotz der nahenden Gefahr unternahm der Jüngling, mit einem Theile der unter ſeinen Befehlen ſtehenden Dienſtmänner die gefahrvolle Arbeit. Ehe es aber noch ganz vollendet war, begann die Schlacht immer wilder daher zu brauſen. Wilm eilte in die Reihen der Kämpfenden zurück. Trüb und regneriſch war der Tag, gleichſam voraus verkündigend die Schickſale, die er bringen ſollte. Immer höher ſtieg das Waſſer — immer gefährlicher wurde das Terrain. Da griff Alba das Befreiungsheer in der linken Seite an, wo Wilm mit ſeinen Streitern ſtand. Auf die ſchwach bedeckte Batterie richtete Alba ſein Augenmerk. Er ſelbſt kämpfte an der Spitze der ausgeſuchten Truppen. Wilm ſtritt wie ein Löwe, dem man ſein Junges nehmen will. Sein Auge ſuchte nur Alba. Nach ſeinem Herzblute gelüſtete ihn; aber ſeines Herzens Wunſch konnte nicht erfüllt werden; ja der unſägliche Schmerz wurde ihm, daß, trotz des ſteigenden Waſſers, die Spanier daherſtürmten, ſeine Leute wichen. Vergebens bat, befahl, drohte er — umſonſt ſtreckte er mit eigner Hand die Fliehenden nieder, und drohte, ſo viele niederzuhauen, als er erreichen könne — ſie flohen, die Batterie wurde erſtürmt, und er war der Letzte, der ſie verließ, wollte er nicht in Alba's Hände fallen. Die Flucht nahm jetzt das ganze Heer der Naſſauer, von denen treulos gar noch ein Theil zu Alba überging. Murrend gegen das unerbittliche Geſchick ſah Wilm alle Vortheile des Sieges bei Heiligerlee vernichten, und das Lager, mit allen Vorräthen und allem Gepäcke, in der Feinde Hände fallen. — Am ſpäten Abend des Tages ſtanden, düſtern Blicks und voll innern Grimmes, die Hauptleute um den Grafen Ludwig von Naſſau. Das Ausſehen des Prinzen war ruhig. Er reichte den Tapfern ſeine Hand nach der Reihe und ſagte mit feſter Stimme: „Es iſt nicht unſre Schuld, Gefährten, es war der Wille Gottes! Wir haben bei Heiligerlee bewieſen, daß wir Männer und keine Jünglinge ſind. Es ſchmerzt wohl, daß alle die Vortheile unſres erſten Siegs uns wieder entriſſen ſind, aber wir leben noch, und unſer Muth und unſre Kraft. Nicht geendet iſt unſer Werk. Der wahre Held kann überwunden, nie aber ganz beſiegt werden, und unſre Thätigkeit, die hier blos eine Schranke fand, ſucht andern Spielraum, um Neues kräftiger zu beginnen. Wir haben Alba ewigen Haß und Rache geſchworen — wir wollen den Schwur halten!"

„Bis zum letzten Tropfen Herzblut!" riefen die Hauptleute.

„Wohlan dann, treue Waffenbrüder," fuhr Graf Ludwig fort, „laßt uns mit den Reſten unſrer Treuen nach Deutſchland zurückkehren, wo mein Bruder neue Streitkräfte ſammelt, um den Erbfeind unſres Hauſes, Volks und Glaubens zu bekämpfen. Jene brennenden Dörfer (er wies nach dem gluthrothen Horizonte hin) werden uns leuchten, und das Gefühl der Rache in tauſend niederländiſchen Herzen entzünden gegen den Mordbrenner!"

Mit dieſen Entſchlüſſen verließen die Tapfern ſchweren Herzens den Boden Frieslands, den ſie mit ſo ſchönen Hoffnungen und unter ſo güſtigen Ausſichten betreten hatten. Sie wanderten nach Deutſchland, und ſtießen zu Oranien, der neue Kämpfe vorbereitete. Geldmangel hielt ihn zurück, ſogleich die Bahn des Krieges wieder zu betreten. Die Unglücksfälle, die ihn getroffen, hatten ſeinen Heldengeiſt noch nicht niederſchlagen können. Sein Glaube an die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſtand zu unerſchütterlich feſt. Die erlittenen Niederlagen und die Verluſte derſelben wurden durch treue Freunde erſetzt. Im September des Jahres 1568 muſterte bei Trier der Prinz ſeine Leute, in zwanzigtauſend Mann beſtehend. Wilhelm von der Mark, der wilde Eber der Ardennen, befehligte die Heeresabtheilung, bei welcher Wilm als Hauptmann ſtand. Hoch ſchlug ſein Herz bei dem Gedanken an ſeines Vaterlandes Rettung — hoch bei dem Gedanken, Alba's furchtbare Macht zu brechen. Seiner Fahne Symbol ſprach ganz ſeine Geſinnungen aus. Ein ſchwarzes Herz, von einem Pfeile durchbohrt, mit der Deviſe: Fluch Alba! zierte ſie. Nur die trübe Ausſicht auf neue Meutereien breitete einen ſchwarzen Schleier über ſeine ſchönen Hoffnungen. Oft wünſchte er ſich, daß der brave De Ryk an ſeiner Seite ſtünde — doch der war fern, und in jeder einſamen Stunde war ſeine Seele bei Eliſabeth, und innig betete er für ſie, deren Loos in das Dunkel der Ungewißheit gehüllt war. Sein Weſen war ernſt. Ihm war das wilde Toben der Luſt zuwider. Seine Vaterlandsliebe hielt ihn auf der blutigen Bahn des Kriegs, und flößte ihm die Begeiſterung ein, die ihn ſtählte gegen alle Widerwärtigkeiten, und ihm die Kraft gab, die aufrühreriſchen Landsknechte und Hakenſchützen im Gehorſam zu erhalten. Oft blutete ſein Herz bei den wilden Ausſchweifungen der Soldaten; doch die traurigen Verhältniſſe, die obwalteten, Wilhelm's von der Mark eigne Wildheit und Zügelloſigkeit und der Mangel an Sold mußten Manches zulaſſen, was das Recht und die Pflicht verbot. Dieſe Nachſicht aber gebar nur wildern Trotz, nur frechere Forderungen, nur zügelloſere Ungebundenheit, die endlich — ehe noch Bedeutendes geſchehen war — in offene Empörung ausartete. Schon längere Zeit glühte das Feuer, bis es endlich, nach der Zerſtörung und Plünderung eines Kloſters bei Aremberg, zum wilden Ausbruche kam. Oranien mißbilligte laut die Ausſchweifungen und Grauſamkeiten, die man dabei verübt hatte, und dies reizte den allgemeinen Unwillen aufs Heftigſte. Man vernahm laute Schmähungen und Flüche, mit den bedenklichſten Drohungen vermiſcht, um ſo bedenklicher, da Alba bereits im Anzuge war. Im Zelte Oranien's waren die Obriſten und Heerführer zum Kriegsrathe verſammelt. Auch Wilm van Strahlen, der ſich zu Jemmingen die Liebe Ludwig's von Naſſau durch ſeine Tapferkeit erworben hatte, war dazu berufen. Als er ſein Zelt verließ, vernahm er dieſe Aeußerungen, beobachtete die Zuſammenrottungen der Soldaten, und ahnete, was erfolgen würde. Pfeilſchnell flog er die Zeltengaſſe hinauf, zu des Prinzen Zelt, und meldete ihm die bevorſtehenden Auftritte. Der Prinz dankte ihm für die Mittheilung, und bat ihn, ſogleich ſeine Hakenſchützen, größtentheils Unterthanen des Prinzen, die ihn liebten, ausrücken zu laſſen und zu dem Zelte zu führen, wo der Kriegsrath Statt gefunden hatte. Strahlen kehrte zurück, und befolgte das Gebot des Prinzen; allein ſchon wütheten die entfeſſelten Leidenſchaften, ſchon brauſte das Feuer der Empörung überall, ſchon war de Hammes, einer der wackerſten Hauptleute, erſchoſſen, und eine Kugel hatte des Prinzen Degen von ſeiner Seite geriſſen, als Wilm van Strahlen mit den Hakenſchützen anlangte, und ſie mit ſcharfer Ladung vor die Meuterer aufſtellte. Alle Bande ſchienen gelöſt, und Verderben drohte der ganzen Unternehmung. Ruhig zielten indeß Wilm's Hakenſchützen, und harrten des Gebots. Noch einmal verſuchte Oranien die zauberhafte Beredſamkeit, die ihn zum Herrſcher über die Menſchenherzen machte. Noch einmal trat er kühn vor ſie hin, ihnen das Strafbare ihres Benehmens zu zeigen, ſie an das Kriegsrecht zu erinnern — und ſein Wort ſiegte; die imponirende Größe des Mannes erſchütterte die Gemüther der wilden Rotten. Friedlicher, glücklicher endete der Aufruhr, der unter ſo äußerſt bedenklichen Anzeigen begonnen hatte, und Oranien führte ſein Heer den Ufern der Maas zu, wo Alba ein verſchanztes Lager bezogen hatte. Ein heldenkühner Uebergang über den Fluß führte den Prinzen Alba gegenüber; aber der alte Krieger hatte ſeine Pläne reiflich durchdacht. Ihm ſchien es das Beſte, den Prinzen ohne eine entſcheidende Schlacht hinzuhalten. Dann mußten ſeine Geldquellen ſich erſchöpfen, ſeine Vorräthe ſich vermindern und Meuterei unter ſeinen Truppen entſtehen, die er nicht mehr bezahlen, nicht mehr ernähren konnte. Der Schlaue hatte richtig gerechnet. Er wich vorſichtig jedem bedeutenden Treffen aus, wie auch der Prinz, nicht minder erfinderiſch in Schlauheit und Liſt, ihn zu locken, ja zur Schlacht zu nöthigen ſuchte. Umſonſt waren des Prinzen Hin-

und Herzöge — Alba blieb ſich völlig gleich in ſeiner angenommenen Rolle. So rieb Oranien's Kraft ſich auf. Immer ungünſtiger wurde die Jahreszeit, immer mehr fehlte es an dem Nöthigſten, immer weniger Hoffnung blieb, Alba'n aus ſeiner Ruhe zu reißen. Der Prinz vermochte es nicht mehr, länger im Felde zu bleiben und beſchloß, durch Hennegau nach Frankreich zu gehen, um ſich an Condé und Coligni anzuſchließen, und unter veränderter Geſtalt denſelben Feind des Glaubens zu bekämpfen. Doch jener unſelige meuteriſche Geiſt ſeines Heeres nöthigte ihn, dies nach Straßburg zu führen, wo er es zum größten Theil entließ, und mit ſeinen Brüdern und Freunden, zwölfhundert Reiter führend, zum Herzog Wolfgang von Zweibrücken ſtieß, der den Hugenotten zu Hülfe zog.

Abermals in ſeinen ſchönſten Hoffnungen getäuſcht, ſah Wilm van Strahlen unmuthig auf das verunglückte Unternehmen des angebeteten Prinzen, und fing faſt zu zweifeln an, daß jemals ſeines Vaterlandes Rettungsſtunde auf dieſe Weiſe ſchlage. Eine tiefe Schwermuth, deren Keime die Erfahrungen der letzten Jahre in ihm erzeugt und genährt hatten, begann ſein Gemüth immer mehr zu umdüſtern. Das Leben lag öde vor ihm. Seine höchſten Zwecke, ſeine ſchönſten, begeiſterndſten Ideen ſchienen ſich ins Unerreichbare zu verlieren. Vergebens hatte er ſeine Kräfte angeſtrengt, ſein Blut geopfert. Der Verrath knickte ſeine ſchönſten Blüthen: die Theuern, an denen ſein Herz hing, waren zum Theil mit Haß und Verachtung, vielleicht Fluch auf ihn hinübergegangen. Seiner Liebe Glück war zertrümmert, Eliſabeth verſchwunden. Lebte ſie noch, dann war auch ihr Herz vom hölliſchen Gifte des gräßlichſten Verdachtes gegen ihn erfüllt — und er konnte nicht ſich reinigen von dem gräßlichen Schatten, der auf ihm lag, konnte nicht das hölliſche Gewebe zerreißen, das Alles umſtrickt hielt, was ihm ſo theuer war. De Ryk, der Einzige noch, der ihn kannte, verſtand, liebte — auch er war fern, vielleicht gefallen unter Alba's Mordbeil, oder kühl gebettet auf des Meeres Grund. Allein, verlaſſen ſtand er im Leben da — Keinem angehörend und Allen.

Als Oranien bei Joudſigne ſich mit dem Heerzuge des Grafen von Genlis zu vereinigen beabſichtigte, und dorthin zog, und auch er wieder in jene Gegenden kam, wo ſo ſchmerzliche Erinnerungen im Herzen geweckt wurden, konnte er der Sehnſucht nicht mehr gebieten. Er verließ das Heer, um heimlich nach La Gauchère zu eilen. Von Breughel hoffte er durch dringendes Bitten Eliſabeth's Aufenthalt zu erfahren. Groß waren die Gefahren dieſes Unternehmens, aber Strahlen achtete ſie nicht. Der Zug des Herzens war zu mächtig. Er kam verkleidet nach La Gauchère, und — fand Breughel nicht. Er war weggezogen, um den Stürmen des Krieges zu entgehen. Wenige Tage früher — und er hätte ihn noch gefunden. Nach Briel hatte er ſich mit ſeiner Familie gewendet, das war Alles, was er erfahren konnte. Bitter getäuſcht, kehrte er glücklich zum Heere zurück, und folgte dieſem dann bis Straßburg. — Wohin ſollte er nun? Ausgeſchloſſen aus der Heimat — ohne Habe — blieb ihm nur ein Ausweg — mit dem Prinzen nach Frankreich zu gehen, und im wechſelnden Kriegsglück das Düſtre ſeiner Lage, wenn auch nicht auf immer, doch auf Augenblicke zu vergeſſen, und ſeinen Kräften eine neue Bahn der Uebung zu eröffnen. Was er dort verlaſſen, fand er hier — eine heilige Sache ohne Glück. Oft unterliegend, nie entſcheidend ſiegend, theilte Coligni Oranien's Geſchick — doch er war auch großherzig, wie er; muthig, wie er; unerſchütterlich, wie er, dem er durch Bande der Liebe noch näher verbunden werden ſollte. Ein Herz, wie das Wilm van Strahlen's, konnte auf die Dauer nicht Beruhigung — nicht einmal Nahrung in dieſen Kämpfen finden. Er ſtritt auf fremdem Boden, für eine zwar hochheilige, doch fremde Sache, während ſein Vaterland aus tauſend Wunden blutete, und keine heilende, rettende Hand da war. Glühender war nach dem Unglücke Oranien's ſeine Erbitterung gegen Alba geworden, gegen die Spanier, die ſeines Volkes edelſte Männer hinmordeten, oder als Bettler in die weite Welt trieben, und gierig, wie Hyänen, des Vaterlandes Mark verſchlangen. Sein Haß kannte keine Grenzen. Sein verödetes Leben war dieſem

Haſſe, der Rache und der Rettung des Vaterlandes auf immer geweiht. In Oranien's hohem Geiſte ſah Wilm den einzigen, den letzten Hoffnungsanker ſeines Volks. An ihn band ihn Liebe und Entſchluß. An ſeiner Seite ſtritt er, und Oranien erkannte ihn und hielt ihn hoch. Strahlen war darum nur in Frankreich geblieben, weil Oranien blieb, und als er jene gefahrvolle Reiſe über Mömpelgard ins Vaterland antrat, da war Wilm einer der vier Getreuen, die, des Prinzen Gefahren theilend, jene ſeltſame Fußreiſe mit ihm antraten, und glücklich mit ihm in Dillenburg anlangten.

VII. Die Meergeuſen.

Das Verhängniß, welches auf Oranien's Unternehmungen lag, vollendete das Elend der niederländiſchen Nation. Alba war von einem gefährlichen Feinde befreit, und konnte nun ganz ſich ſeinem Plane widmen, das Joch der härteſten Tyrannei auf den freien Nacken dieſes Volkes zu bürden. Das ſchreckliche Blutgericht, welches unter dem Namen des Rathes der Unruhen von Vargas mit blutgieriger Wuth geleitet wurde, ſchlachtete unermüdet fort, bis es ihm zuletzt, durch ſeine eigne Thätigkeit und Alba's Verbannungen, an geeigneten Opfern gebrach. Jetzt, wo der Zufluß von Geldern, der bisher durch die Einziehungen der Güter der Gemordeten ſo mächtig geweſen war, allmählig nachließ, mußte er auf andre Mittel ſinnen. Er verlangte von den Staaten, daß jeder Bürger zuerſt von ſeinem Geſammtvermögen den hundertſten Pfennig, und dann noch beſonders, bei jeder Veräußerung von beweglichen Gütern den zehnten, und von unbeweglichen Gütern den zwanzigſten Pfennig erlegen ſollte. Dieſe Neuerung griff tiefer in die Intereſſen des handelnden Volkes, als alle Unterdrückungen, alles Morden. Der Eindruck dieſer Forderung auf das Volk war außerordentlich. Laut und ungeſcheut ſprach ſich der Unwillen der Nation aus, und wuchs bis zur Wuth — die eine ungemeine Höhe erreichte. Unglück auf Unglück häufte ſich.

Eliſabeth's von England Beſchlagnahme ſpaniſcher Schiffe und Gelder nöthigte Alba zu gleichen Maßregeln, und dies verſetzte dem Handel einen tödtlichen Stoß, und brachte grenzenloſen Schaden. Sogar die Natur ſchien im Bunde mit Alba — denn furchtbare Stürme trieben des Meeres Fluthen auf die Küſtenſtriche von Seeland, Flandern, Friesland und Holland, und richteten unermeßlichen Schaden an. Das Elend wuchs in den Niederlanden mit jeder Stunde, und mit ihm die Verzweiflung des Volks und ſein Haß gegen die Unterdrücker.

Oranien ſah von Ferne die Noth und ihr Wachſen mit blutendem Herzen. Unermüdet wirkte er zu ſeinem Zwecke hin. Sonoi und Wilm van Strahlen, den auch ein Intereſſe des innigſten Gefühls nach dem Vaterlande trieb, durchwanderten es heimlich nach allen Richtungen, um Gelder zu ſammeln und den Muth des Volkes zu beleben. Doch Oranien's Arm blieb gelähmt. Ohne ſonderlichen Erfolg kehrten beide nach Dillenburg zurück; Wilm doppelt unglücklich, weil er troſtlos zurückkehrte, denn die er geſucht, war ſpurlos verſchwunden. Auch in Antwerpen war er geweſen. Jener treue Schiffszimmermann, in deſſen ärmlicher Wohnung er einſt ſo gaſtlich aufgenommen worden war, als er zerriſſenen Herzens nach Antwerpen kam, wo er ſo lange in den Feſſeln der Krankheit geſchmachtet, nahm ihn freudig auf, und gab ihm wieder ein Aſyl. Tief empört in ſeinem Innerſten, vernahm er, wie Jan van der Does einen ausgedehnten Handel treibe, und einer der eifrigſten Anhänger Alba's ſei. Freudig bewegt aber war ſein Herz, als ihm der treue Mann die Kunde gab, daß De Ryk noch lebe, und auf ſeine Fauſt einen Freibeuterkrieg mit Spanien führe. Der Namen Meergeuſen wurde ihm hier zuerſt genannt. Wie pochte ſein Herz bei dem Gedanken, an De Ryk's Seite zu kämpfen! De Ryk's Unternehmen, mit dem abenteuerlichen Anſtrich, ſagte ſo ganz ihm zu, daß es von nun an herrſchender Gedanke bei ihm wurde, ſein Loos zu theilen. Er zog möglichſt genaue Erkundigungen ein, und kehrte dann, nach fruchtloſem Streben für des Prinzen Zwecke, nach Dillenburg zurück. Wilhelm von Oranien ſah mit bitterm Schmerze, wie alle ſeine Anſtrengungen fruchtlos blieben, wie glänzende Verſprechungen ihm gemacht wurden, an deren Erfüllung man nicht dachte. Zudem war durch die Vermählung Philipp's des Zweiten mit der deutſchen Kaiserstochter Anna an keine Unterſtützung und Theilnahme des Reiches zu denken, von Frankreich keine Hülfe, da hier der Guiſe'ſche Fanatismus herrſchte, welcher mit dem Alba's Hand in Hand ging. Englands Theilnahme war von politiſch-merkantiliſchen Rückſichten gefeſſelt; der Norden blieb kalt, und war zu wenig betheiligt, als daß ſeine Politik konnte von Eigennutz geleitet werden. So war ringsum der Horizont umwölkt für den Prinzen. Doch wo die Mächtigen zurücktraten, da erhoben ſich Einzelne, um nicht ganz des Prinzen Hoffnungen ſinken zu laſſen, und auf ſie richtete Oranien jetzt ſeine Blicke, auf ſie, deren Wirken im Stillen Spanien tiefe Wunden ſchlug.

Eine Zeit der Unterdrückung und Mißhandlung, die nur Haß gebar, mußte die Einzelnen, die Muth im Herzen trugen, zur Selbſthülfe aufrufen, da nirgendwo ſonſt her eine rettende Hand erſchien. Dieſe Motive, vielleicht auch ſonſthin unedle, beſtimmten eine Anzahl verbannter Adeliger und Kaufleute der Niederlande, ſich zu einer Geſellſchaft zu vereinigen, die Krieg führen wollte gegen Spanien und ſpaniſches Eigenthum auf dem ungewiſſen Elemente des Meeres.

Sie rüſteten leichte Fahrzeuge aus, von vierzig bis hundert Tonnen Ladung, die ſich durch Leichtigkeit und Schnelle des Segelns auszeichneten, zehn bis zwanzig Feuerſchlünde führten, und mit fünfzig bis zu zweihundert Seeleuten bemannt waren, die ebenſowohl als Schützen, wie auch als Matroſen dienten — Leute von Muth und Feſtigkeit. Mit dieſen Schiffen, die man Vlieboote nannte, durchſchifften ſie mit unglaublicher Schnelle die Meere an Deutſchlands, Frankreichs, Englands und den Küſten der Niederlande, ſpaniſche und niederländiſche Schiffe kapernd. Ihr Wille war ihr Geſetz. Die Gefahren machten ſie gleichgültig gegen den Tod. Das wilde, geſetzloſe Treiben erſtickte die Gefühle des Rechts und der Menſchlichkeit nach und nach, und was anfänglich weniger tadelnswerth erſchien, wurde nur zu bald ein Handwerk der wildeſten Räuberei. Sie hatten in England, Deutſchland und Frankreich ihre Zufluchtſtätten, die Orte wo ſie ihre Priſen verkauften, und dann wieder hinausſegelten, auf neuen Fang. Anfänglich verfolgten ſie nur ſpaniſches Staats-, wie Privatgut; allein als Glück und Strafloſigkeit ihre Zahl ungemein vermehrte, als dieſe ſchwimmende Freibeuterrepublik nicht mehr Beute genug machen konnte an Spaniens Habe, und die lockende Verſuchung ſie auch zu Angriffen auf anderer Nationen Schiffe verleitete, ſie auch dieß ungeſtraft ausübten, da galt keine Rückſicht mehr — und jedes ſeefahrende Volk litt, wenn es dieſe Meere befuhr, unter dieſer Plage.

Aus ſich ſelbſt heraus war dieſe Verbindung gewachſen, und durch ſich ſelbſt ſtark geworden, und geordnet zu einem feſten Ganzen. Meergeuſen nannte man ſie, weil Geuſe die Bezeichnung für jeden proteſtantiſchen und verbannten Niederländer geworden war.

Durch Coligni war Oranien aufmerkſam gemacht worden, wie er ſichrer, als zu Lande, zur See Spanien ſchaden und es unheilbar verwunden könnte. Wilhelm's Auge ſah ſcharf. Die Meergeuſen hatte er längſt in der Stille beobachtet; nun boten ſie ihm das Mittel dar, jenen Plan am leichteſten zu verwirklichen. Er trat mit ihnen in Verbindung, durch De Ryk, der einer ihrer Oberhäupter geworden war, und längſt gekämpft hatte gegen die Entartung der Flotte — aber ſtets mit ſeinen Anſichten ſcheiterte, und daher oft im Begriffe ſtand, ſich von ihnen loszuſagen. Nur die weitausſehende Klugheit ließ ihn die Verbindung unterhalten, hoffend, daß doch einſt dieſe räuberiſche Flotte zu höheren Zwecken, die ſein vorleuchtendes Ziel waren, würde dienen können. Oranien beſtimmte ihnen einen Admiral, gab den Hauptleuten Beſtallungen, dem Ganzen Geſetze; aber ſie wurden nicht geachtet. Immer kühner, immer mächtiger wurden ſie. Bald hier, bald da, an Hollands und an Frieslands Küſten, erſchienen ſie, Meteoren gleich, raubten und brannten und verſchwanden ſpurlos. Glücklicher ſtets in ihren Unternehmungen, waren ſie kühn genug, ſelbſt eine ganze ſpaniſche Flotte zu nehmen. Wilhelm von der Mark, der Eber der Ardennen, war jetzt ihr Admiral, und ſein wilder Sinn war nicht gemacht, einen andern Geiſt unter ihnen zu erregen, zu nähren, zu ſtärken. Mit Unwillen ſah Oranien ihr Treiben. Sie allein konnten jetzt, wenn ein beſſerer Geiſt unter ihnen herrſchend wurde, ſeine Pläne zur Rettung der Niederlande fördern. Bemächtigten ſie ſich eines Hafens und einer feſten Stadt an der Küſte der Niederlande, ſo war ein Ort gewonnen, wo man feſten Fuß faſſen, von wo aus man handeln konnte, und eine Verbindung mit den Gleichgeſinnten in den Provinzen einzuleiten war. Dies waren die Anſichten Oranien's zu der Zeit, als die Meergeuſen Walcheren bedroht, Monnikendam geplündert, eine große Anzahl ſpaniſcher und flandriſcher Schiffe genommen hatten, und wieder in die engliſchen Häfen geſegelt waren, zu der Zeit, als Wilm van Strahlen aus den Niederlanden fruchtlos zurückkehrte.

Wilm hatte dem Prinzen das Fruchtloſe ſeiner Bemühungen dargelegt, in einer geheimen Unterredung auf dem Schloſſe zu Dillenburg. Des Prinzen Stirne lag in tiefen Falten. Er ſchritt das Gemach entlang in ſtillem Sinnen.

Plötzlich wandte er ſich um und trat vor Strahlen hin.

„Alſo auch das wäre wieder ein Loos in den Schooß der Zeit geweſen, dem eine Niete gefolgt iſt," ſagte er ernſt. „Ihr habt ſchon viel gethan, gewagt, gelitten, Hauptmann, für die heilige Sache. — Wäret Ihr wohl entſchloſſen, noch Eins zu verſuchen? Noch einmal möchte ich in Eure Hand ein wichtiges Geſchäft legen!"

„Ich bin kein Schmeichler, mein Prinz," ſagte Strahlen — „aber gebietet über mich. Ich habe mein Leben dem Dienſte des Vaterlandes ergeben."

„Ich brauche einen braven, muthigen, feſten Mann, wie Ihr, aber es iſt kein leichtes Spiel!"

„Meine Wanderung durch Holland und Flandern, wo Alba's Henkerbeil an einem Haar über meinem Nacken ſchwebte, war auch kein Spiel. Prinz, ich bin bereit. Mein Leben gehört dem Vaterlande."

„Kennt ihr den Schiffshauptmann De Ryk?" — fragte der Prinz.

„De Ryk?" — rief Wilm, und ein freudiges Gefühl ſchwellte ſeine Bruſt. „Er iſt mein Freund, mein Vater, er iſt mir Alles — denn ich habe vielleicht ſonſt Niemanden mehr auf Erden, dem ich angehöre."

Oranien ſah ihn bei dieſen Worten, die er mit Feuer und Gefühl ſprach, wohlwollend an.

„Deſto beſſer, deſto leichter wird es Euch werden," fuhr Oranien fort, „das auszuführen, was ich wünſche. Auch kennt Ihr den Grafen von der Mark, denn Ihr habt unter ihm gedient." Dieſe Worte begleitete ein Seufzer — eine Pauſe folgte, in der des Prinzen Auge feſt auf Strahlen ruhte; dann fuhr er fort: „Es gilt fürs Erſte, ſicher in einem der Häfen Englands, wahrſcheinlich in Harwich, die Waſſergeuſen zu finden, und ihnen meine Befehle zu überbringen; dies der leichteſte Theil der Sendung. Der zugleich ſchwerere beſteht fürs Zweite darin, dem wilden räuberiſchen Treiben, der Sitten- und Geſetzloſigkeit Schranken zu ſetzen, und Wilhelm's von der Mark wilden Sinn zum Beſſern zu lenken; dann zuletzt ſie zu bewegen, ſich eines Hafens und feſten Orts an der Küſte von Holland oder Friesland zu bemeiſtern, um dieſen zur Baſis künftiger Unternehmungen zu gebrauchen — Enkhuizens oder Briels."

„Es iſt in der That viel, was Ihr fordert, gnäd'ger Herr; doch ich hoffe durch De Ryk's Hülfe zum Ziele zu kommen," ſagte Wilm.

„Ja," ſagte der Prinz, und ſeine Züge erheiterten ſich, „De Ryk iſt ein edler Menſch. Ich kenne die Kämpfe, die er mit dem Grafen von der Mark beſtanden hat, den Unternehmungen der Flotte eine andere Richtung, ihrem Seeleben eine andere und beſſere Geſtaltung zu geben. Er iſt geläutert im ſiebenfachen Feuer der Prüfung. Daß Ihr ihm, er Euch werth iſt, macht Euch mir noch theurer, und ich ſchätze mich glücklich, daß meine Wahl auf Euch fiel. Ich werde Eure Bedürfniſſe beſtreiten; geht, und rüſtet Euch denn; oder wollt Ihr erſt raſten und Euch erholen von den Strapatzen Eurer Reiſe?“ —

Wilm verneinte des Prinzen Frage und entfernte ſich. Der Prinz aber ſetzte ſich an ſeinen Arbeitstiſch, und begann raſch zu ſchreiben.

Am andern Morgen trat Wilm, gerüſtet zu der weiten, gefährlichen Reiſe, in des Prinzen Gemach. Er empfing von ihm alle nöthigen Papiere und Briefe, der Sekretär des Prinzen zahlte ihm die nöthigen Gelder, und ſo ſchied er.

„Gott geleite Euch, Hauptmann Strahlen!“ ſagte der Prinz herzlich. „Werdet ein braver Waſſergeuſe, wie Ihr auf dem Lande ein tüchtiger Soldat ſeid. Ihr habt Anſprüche auf meine größte Dankbarkeit. In beſſeren Tagen werde ich ſie bewähren auf andre Art. Jetzt iſt nur Mühe und Gefahr der Beweis meiner Liebe!“

Er ſchüttelte des Jünglings Hand, und dieſer ging, bewegt von ſchönen Empfindungen, einem gefahrvollen Unternehmen entgegen. Bei Mainz ſetzte er über den Rhein, und wanderte nun der franzöſiſchen Grenze zu. An Coligni hatte ihm Oranien Aufträge gegeben, und dieſen mußte er aufſuchen auf ſeinen kriegeriſchen Kreuz- und Querzügen. Er fand ihn in Paris, wo ein neuer Friede, dem nur zu bald die blutige Bartholemäusnacht folgen ſollte, zum letzten Mal die Hoffnungen des Edlen auf eine beſſere Zukunft und ſeinen Glauben an Menſchentreue täuſchte. Unter mancherlei Geſtalten hatte Wilm dieſe Reiſe gemacht. Oft der Gefahr ausgeſetzt, der Parthei der wachſamen Guiſen in die Hände zu fallen, kam er endlich nach Paris. Coligni nahm den alten Bekannten, deſſen Tapferkeit er erprobt, mit Herzlichkeit auf, behielt ihn mehrere Tage bei ſich, und empfahl ihn dann an la Noue, der in Rochelle den Befehl führte. Wilm kam glücklich nach Rochelle, und eine erfreuliche Nachricht war es ihm, daß der Schiffshauptmann Treslong, von der Geuſenflotte, mit ſeinem Bliebot im Hafen lag, bereit, bei dem erſten Wehen eines günſtigen

Windes nach England zu ſchiffen. Ihn ſuchte er auf. Im Hafen war ein ſehr reges Treiben. Schiffe lagen vor Anker — andere legten eben bei, noch andere bereiteten ſich zum Abſegeln. Rufen und Schreien, Getöſe und Lärm überall. Hier ſah man einen mürriſchen Britten wie eingewurzelt ſtehen, und den prüfenden Blick in die Lüfte richten, als wolle er die Launen des Wetters dem Angeſichte des Himmels ablauſchen; dort ſang ein Franzoſe ein fröhliches Liedchen, und that ſingend ſeine Arbeit leicht hinweg. Hier entlud man ein Schiff ſeiner Laſten, dort wurden die Fäſſer und Ballen mühſam an Bord gewunden, und dazwiſchen tönte mitunter der grelle Pfiff einer Bootsmannspfeife, oder der kräftige Fluch eines Seemannes. Wilm's Herz wurde freudig bewegt, denn ſeit er Antwerpen verlaſſen, waren dieſe Bilder einer regen Betriebſamkeit, mit ihrem eigenthümlichen Anſtrich, ihm fremd geworden. Der Träume Traum — die Erinnerung — führte ihm die Tage einer glücklichen Jugend zurück — und das ganze verſchwundne Glück des Lebens. Allmählig verſchwammen die Bilder dieſes äußern Lebens vor ſeinem Auge, und die innere Welt that ſich auf vor dem Blicke des Geiſtes — aber auch der alte Schmerz,' der nie ſchlief, regte ſich mächtig, und das Herz blutete aus der alten Wunde, die ſelbſt unter den Stürmen des Kriegs und in den vielfachen Verſchlingungen ſeiner Lebenswege nicht hatte verharſchen wollen.

Gewaltſam riß ihn der Ruf eines Matroſen aus ſeinen Träumen auf.

„Guter Wind! guter Wind für das Vlieboot Philippsfeind!“ rief er, und eilte vorüber. Wilm folgte ihm. Am Hafendamme lag das Boot mit dem bezeichneten Namen. Alles regte die Kräfte auf dem leichten Fahrzeuge. Die Orangeflagge wehte im Winde, der Zeitpunkt der Abreiſe war nahe. Auf dem Damme ſchritt eine edle Geſtalt auf und ab Ein blaues Kleid trug der Mann, nach dem damaligen Schnitt. Auf der Bruſt hing der Geuſenpfennig am gelben Bande. Die Orange-Schärpe umgab die Hüfte. Das breite Geuſenmeſſer hing an der Seite. Ein mit Federn geſchmückter

Hut ſaß nachläſſig auf einem Ohr. Ein langer weißer Bart vollendete das wirklich impoſante Bild eines Mannes, den man einen ſchönen Greis nennen konnte, und den Wilm ſogleich für den Hauptmann Treslong erkannte. Dichter hüllte er ſich in ſeinen Mantel, um ſeine Kleidung, die ganz der des Hauptmannes glich, vorläufig zu verbergen, und trat auf ihn zu. Der achtungsvolle Gruß wurde leicht erwiedert.

„Ich grüße Euch, Hauptmann Treslong!“ ſagte Wilm nach der erſten ſtummen Begrüßung.

„Kennt Ihr mich?“ fragte der Greis und ein helles ſcharfes Auge muſterte den Grüßenden.

„Ja, ob ich Euch gleich zum erſten Male ſehe!“ erwiederte Wilm. „Ich komme, Euch um die Ueberfahrt zu bitten.“

„So müßt Ihr andre Gelegenheit abwarten,“ ſagte kalt der Seemann. „Das Blieboot iſt ſtark beſetzt.“

„Auch wenn ich zu De Ryk wollte?“ fragte Wilm.

Der Alte fuhr ſchnell herum. „Dann nicht,“ ſagte er. „Was habt Ihr mit De Ryk? Er iſt mein Freund!“

„Dann gottlob!“ rief Wilm, ſchlug den Mantel zurück, und ſtand in der Tracht der Geuſen vor ihm, die Hand ihm reichend.

„Oranien hoch!“ rief Treslong und ſchüttelte ihm die Hand. „Wer biſt Du, Junge? ſprich!“

„Wilm van Strahlen.“

„Huſſah! Wir haben ihn!“ rief Treslong, und riß ſtürmiſch den Jüngling an ſeine Bruſt. „Nun wird der alte Murrkopf fröhlich werden, rief er, denn nach Dir, Wilm (du biſt jetzt auch mein Sohn!), ſehnte ſich der alte Kauz, wie ein Jüngling nach der Geliebten.“

„Huſſah, Kinder!“ rief er der Equipage des Blieboots zu, „die Seegel auf, die Wimpel hinaufgehißt — wir haben einen köſtlichen Fang. Glück auf — in See.“

Er zog Wilm in das Blieboot. Die Equipage konnte ihres Hauptmanns Extaſe nicht begreifen. Sie ſtarrten bald den ſchlanken jugendlichen Mann in der Tracht eines Schiffshauptmannes der

Geuſenflotte, bald Treslong an, bis dieſer ihnen Wilm als De Ryk's Sohn vorſtellte. Da begriffen ſie des Alten Freude, da ſchüttelten ſie Wilm die Hand, denn ſie liebten De Ryk trotz ſeiner ſtrengen Mannszucht, die auch Treslong ihm nachahmte, weil er uneigennützig und edel war — und zu einander ſagten ſie ſo laut, daß es Wilm hören konnte und erröthete: „Das iſt ein ſchmucker Junge, der macht ſeinem Vater Ehre!“ Andre meinten: „Er hat Pulver gerochen, denn die ſpaniſchen Säbel haben's ihm leſerlich auf das ſchöne Geſicht geſchrieben!“

Treslong ertheilte ſchnell die nöthigen Befehle. Das Fahrzeug wurde geſchwenkt; der Wind blies friſch vom Lande her. Kanonenſalven grüßten die Feſtung, und unter dem fröhlichen Geſange heitrer und begeiſternder Geuſenlieder flog das leichte Fahrzeug aus dem Hafen hinaus. Luſtig tanzte das ſchlanke Gebäude auf den kräuſelnden Wogen des Meeres. Bald hatte es die Rhede erreicht. Da ſchwiegen die Geſänge. Eine kleine Glocke ſchlug hell an und aus dem Raume ſtieg die ehrwürdige Geſtalt eines Geiſtlichen auf das Verdeck. Feierliche Stille herrſchte. Der Mann des Herrn entblößte das graue Haupt, und betete laut und innig zum Herrn des Himmels und der Erde um eine glückliche Fahrt. Ein von Allen wiederholtes Amen! ſchloß die feierliche, bedeutungsvolle Handlung. Jetzt eilte Jeder an ſeinen Poſten. Der Geiſtliche ging in den Raum zurück, und Treslong zog Wilm auf das Hinterkaſtell, wo ſeine Stelle war.

Wilm drückte des Alten Hand. „Ihr habt mir eine beſſere Meinung von der Geuſen Thun beigebracht, als ich ſie mit mir von Dillenburg genommen,“ ſagte er freudig. „Wo Religion dem Herzen theuer iſt, und wo Gottvertrauen und Demuth wohnt, da kann nicht jene rohe Unmenſchlichkeit gefunden werden, die man Euch zur Laſt legt!“ —

„Schweig, junger Freund,“ erwiederte Treslong, „und urtheile nicht von einem Moment aus über das ganze Leben; ſchließe nicht vom Einzelnen auf Alle. Oranien's wohlwollende Abſicht hat nur bei De Ryk und mir Eingang gefunden. — Alle Uebrigen, und vielleicht auch uns zum Theil, trifft jenes harte Urtheil mit Recht. Es thut Noth, daß ein beſſerer Geiſt bei uns einkehre — denn die Saat der Sünde kann nicht Früchte des Glückes tragen, und des Vaterlandes Freiheit durch Verbrechen erkaufen, heißt ihr den Herzſtoß geben, in dem Augenblick wo wir ſie freudig begrüßen!“ —

„Ihr ſchlagt meine Freude grauſam nieder!“ ſagte Wilm.

„Wahrheit über Alles!“ fiel ihm Treslong in die Rede. „Wozu ſollte ich dich täuſchen? — Täuſchung iſt bitter. Ich habe ſie zu oft erfahren, und danke Gott, daß das Gewebe von Täuſchungen, das wir Leben nennen, bald vorüber iſt.“

Noch einige Befehle gab er dem Steuermanne. Die Nacht ſank allmählig auf das Meer, und hüllte es in Nebel ein. Fern am Horizonte begann der Leuchtthurm von La Rochelle ſichtbar zu werden. Eine hehre Stille herrſchte auf dem Meer und dem Vlieboote. Das Gebet, mit ſeinen erſchütternden Erinnerungen an Menſchenohnmacht und die allwaltende Obſorge des allgütigen Menſchenvaters, dem ſich der Sohn des Staubes in Demuth empfahl, war von einer ſichtbaren heilvollen Wirkung geweſen. Wilm, wie Treslong ſegneten den Prinzen für dieſe Einrichtung. Noch lange ſtanden ſie im vertrauten Geſpräche über De Ryk und ſeine Schickſale ſeit Wilm's Trennung von ihm. Der Mond ging ſilberklar auf über der unendlichen Oede und verbreitete ein magiſches Licht. Das Meer glänzte wie ein reiner Spiegel. Die Fiſche ſpielten um den Kiel. Im lauen Abendwinde flatterten die Wimpel. Das Fahrzeug zog eine glänzende Bahn auf der ſanft bewegten Fläche. Wilm genoß, nach langer Entbehrung, mit Entzücken den ſchönen Abend auf dem Meere. Es war ihm ſeit langer Zeit zum erſten Male wohl, und die Freude, den väterlichen Freund bald wieder zu ſehen, erheiterte ſein Gemüth immer mehr. Auch Treslong genoß den ſchönen Abend mit frohen Empfindungen. Die Ideen, welche Wilm ihm für das Streben der Flotte mittheilte, entſprachen ſo ganz ſeinen Anſichten, daß der Greis immer heiterer wurde, und endlich ſpät daran dachte, ſeinen lieben Gaſt in die kleine Kajüte zu geleiten, um, ſo gut es ſich auf dem Schiffe thun ließ, ihn zu bewirthen. Bei dem Becher köſtlichen franzöſiſchen Weines beſprachen ſie die Pläne für die Zukunft. Keine Erinnerung der düſtern Vergangenheit, keine Mahnung an die unerfreuliche Gegenwart ſtörte ihre frohe Stimmung. —

In dem hohen Saal einer Taverne am Hafen von Harwich herrſchte ein wildes, luſtiges Getöſe. Die ſechzig Segel ſtarke Geuſenflotte lag im Hafen, und hier vergnügten ſich die Hauptleute der Geuſen. Sie ſaßen an vielen Tiſchen umher, bald ſingend, ſcherzend, lachend, bald ſich erzählend von ihren Thaten und Abenteuern. Der Saal war ſehr hell erleuchtet und der Sekt that ſchon hin und wieder eine ähnliche Wirkung in den Köpfen der rüſtigen Zecher. An einem Tiſche, der Thüre gegenüber, ſaß eine ausgezeichnete Gruppe. Oben an erblickte man eine ſtarke gedrungene Geſtalt, die man eher klein als groß nennen konnte. Sie trug die Kleidung der Geuſen — nur koſtbarer — als die übrigen Hauptleute. Eine diamantne Agraffe zierte den Hut, auf dem noch ein reicher Reiherbuſch wallte, je nachdem ſich das Haupt bewegte. Im Gürtel ſteckten koſtbare Piſtolen und ein vergoldetes Pulverhorn. Die Orangeſchärpe mit dem reich verzierten Geuſenmeſſer hing von der rechten Schulter herab, bis zur linken Hüfte, wo ſie in einem gewaltigen Schlupfe endigte. Ein wilder, verwirrter, ſehr langer Bart hing auf die Bruſt herab, und doch war der Mann noch nicht alt; eben ſo ſtruppig hing das Haar ungeordnet und lang um den Kopf bis auf den feinen Spitzenkragen, der über die Schultern lag. Der wilde Ausdruck des Geſichtes wurde durch den Bart, der die größre Hälfte deſſelben bedeckte, noch erhöht, und ein wildes, geröthetes Auge vollendete das faſt grauenerregende Menſchenbild. Es war Wilhelm, Graf von der Mark und Herr von Liemey, der Oberadmiral der Flotte der Geuſen, der einſt das Gelübde gethan, nicht eher ſeinen Bart zu ſcheeren und ſein Haar zu kämmen, bis er Egmont's und Horn's Mord blutig gerächt. An ſeiner rechten Seite ſaß ein ſtarker, faſt athletiſch gebauter Mann, in ähnlicher Kleidung, doch weniger koſtbar. Sein Geſicht drückte Muth und Entſchloſſenheit aus. Eine fürchterliche Narbe ging quer über das männlich ſchöne Geſicht, das ein ſchwarzer, kurzer Stutzbart zierte. Das Auge war feurig und lebendig. Dieſer war Barthold Entes von Mentheda, der Unteradmiral der Flotte. Zu der Linken Wilhelm's von der Mark, mehr mit dem Rücken gegen die Thüre, ſaß eine Geſtalt, die jener aufs Haar glich, welche einſt im Garten zu Löwen am Seitentiſche ſaß, als Wilm van Strahlen mit ſeinen Freunden Oranien's Geſundheit ausbrachte. Und dieſer Mann war es wirklich, nämlich Jakob Simonsſohn de Ryk, ehemals ein reicher Kornhändler von Amſterdam, der auf eigne Koſten ein Vlieboot ausgerüſtet und bemannt hatte. Um ſie herum ſaßen noch mehrere der angeſehenſten Schiffshauptleute, die indeſſen nur ſtille Zuhörer des Geſpräches waren, das jene Drei eifrig führten.

„Mit einem Worte," — ſprach die Donnerſtimme Wilhelm's von der Mark, den man, ſeiner Wildheit wegen, nur den Eber der Ardennen nannte, in welcher Benennung der wilde, furchtloſe Partiſan ſich ungemein gefiel, — „mit einem Worte, ich will nicht umſonſt der Eber der Ardennen heißen; mein Gelübde will ich erfüllen. Dieſer Arm ſoll nicht ruhen (er ſtreckte bei dieſen Worten ſeinen muskulöſen Arm mit der geballten, nervigen Fauſt weit von ſich), bis ich die Schlachtopfer der Tyrannei gerächt, ihre Manen geſühnt und jedes ſpaniſche Schiff geentert oder in den Grund gebohrt habe. Gott verdamme meine Seele, wenn ich anders je mich entſchließen werde!"

„Ich bin ganz Eurer Meinung, Admiral," ſagte mit ſanfter, aber ſehr feſter Stimme De Ryk, „und habe, das Zeugniß müßt Ihr mir geben; die Aufrichtigkeit meiner Ueberzeugung durch die That bewieſen." —

„Das habt Ihr, wie ein Ehrenmann, Hauptmann De Ryk," fiel der Admiral ihm in die Rede, „und beim Entern ſeid Ihr Meiſter — Eure zwei Schiffe ſagen's laut. Hätte ich den Orden des Vließes auszutheilen, ich wüßte eine würdige Bruſt dafür. Warum aber widerſetzt Ihr Euch immer meinen Anſichten?" —

„Laßt mich ausreden, Admiral,“ nahm De Ryk wieder das Wort. „Ich bin Eurer Meinung vollkommen — nur in der Art der Ausführung theile ich Eure Geſinnung nicht, wie ſie Oranien auch nicht theilt. Wir bekämpfen meiſt nicht Alba, nicht Philipp, ſondern den Privatmann, der im Handel ſeinen Wohlſtand zu heben ſucht. Wir zerrütten zwar mittelbar dadurch Spaniens Kräfte, aber der Einzelne, vielleicht der Gute, der Edle leidet ſchwer, und die rückwirkende Kraft auf das Geſammtvermögen der Nation gleicht dem ſchleichenden Fieber, das Jahre in den Gliedern wühlt, ehe es den Körper auf die Bahre ſtreckt.“

„Ihr habt ſehr Recht,“ ſagte Mentheda, als De Ryk einen Augenblick einhielt. Wilhelm von der Mark ſchwieg, als denke er den Worten nach. Sein Auge hing an dem beredten Munde des Mannes.

De Ryck fuhr fort: „Der Namen, auf den wir ſtolz ſein konnten, der Namen Meergeuſen — iſt ein Brandmal für uns geworden durch unſer räuberiſches Leben, durch die Grauſamkeit und Ausſchweifung unſerer Leute, durch das Sengen und Brennen in den friedlichen Städten des Küſtenlandes. Nein, ſo kommt der Befreier nicht. Und kommt er ſo, ſo wird der Unterdrückte lieber die Ketten ſeines Tyrannen tragen, und ruhig leben und genießen, was er kümmerlich erwirbt, als frei, ohne Obdach, Heimat und Habe — betteln. Ihr, edler Graf, ſeid zu Höherem geboren und berufen, als zum Seeräuber. Auf Euch könnte das Vaterland hoffend blicken, wenn es nicht zitterte vor dem Hauer der Ardennen, der mit dem Feind auch ſeiner Kinder Herz zerreißt!“

„Hauptmann!“ rief der Graf, und ſein Auge ſprühte Feuer — „Ihr werdet zu dreiſt in Euren Predigten. Hütet Euch, daß der Hauer der Ardennen nicht ſeine Fänge in Eure Bruſt ſchlägt!“

„Ich habe nie gezittert,“ ſagte ruhig De Ryk, „wenn ich für Wahrheit und Recht ſprach, und wenn Ihr in Eure eigene Bruſt greift, ſo wird dort eine Stimme gerade ſo reden, wie ich.“

„Kein Hader!“ bat Entes. Er meint es gut, Herr Admiral,“ ſagte er zu Wilhelm von der Mark, „verkennt ihn nicht!“

Die brauſende Hitze des Grafen fing ſchon wieder an, ſich zu legen; er reichte De Ryk die Hand. „Frieden!“ ſagte er.

De Ryk ergriff die Hand und ſchüttelte ſie. „Möchte nur Spanierblut dieſe Hand beflecken!“ ſetzte er hinzu.

Wilhelm biß ſich in die Lippen, und ſchüttelte wild das Haupt. „Könnt ihr denn gar nicht aufhören, mich zu reizen?“ rief er mit Aerger.

„Ich habe das nie gewollt,“ fuhr De Ryk fort, „nur ſchmerzte es mich jederzeit, ſehen zu müſſen, wie ein Mann, der geſchaffen iſt, den Grundſtein zur Freiheit ſeines Vaterlandes zu legen, ſeine Kräfte in einem Treiben vergeudet, das ihn ſchändet, das nichts Gutes bringen kann.“

„Was aber wollt Ihr denn eigentlich?“ — fragte der Admiral gereizt.

„Zuerſt eine Frage, Admiral,“ fuhr De Ryk fort. „Glaubt Ihr, daß nach den letzten Vorgängen Alba es ruhig anſehen wird, daß wir in Englands Häfen eine Freiſtätte finden? Glaubt Ihr, daß, wenn er Eliſabeth von England Vorſtellungen macht, die königliche Frau, der Gott ihre Tage friſte, mit Spanien bricht und, um uns zu ſchonen, dieſe Macht reizt, den unruhigen Schotten Hülfe zu leiſten, und ſo ihres Reiches kaum befeſtigte Sicherheit zu untergraben? Könnt Ihr der Meinung ſein, daß Eliſabeth ſo unklug handle? Daß ſie vielmehr uns aufopfern wird, iſt gewiß. Ich weiß es, daß Alba Schritte gethan, deren Folgen wir bald empfindlich erfahren werden. Was dünkt Euch dann?“ —

Wilhelm ſah ihn bedenklich an. „Das wäre allerdings ſehr unwillkommen,“ ſagte er nachdenklich; „aber dann ſteht uns La Rochelle offen.“

„Täuſcht Euch nicht, Admiral. Auch dort haben ſich die Umſtände ſehr verändert. Condé und Coligni ſind mit dem Hofe ausgeſöhnt, und eine Vermählung Heinrich's von Bearn mit Margarethen von Valois wird den Friedensbund feſtknüpfen. Glaubt Ihr dann, daß man uns, die wir die grimmigen Feinde Spaniens ſind, die grimmigen Feinde eines natürlichen Verbündeten der Ligue, in franzöſiſchen Häfen dulden wird?“

„So ſuchen wir deutſche Häfen auf?“ fiel der Admiral ein.

„Vergeſſet nicht, daß Philipp von Spanien der Eidam des Kaiſers geworden iſt, und es ihn nur geringe Mühe koſten wird, durch ſeinen Einfluß uns zu vertreiben, wie er Oranien's Abſichten auf gleiche Weiſe hemmt!“

„Verdammter Politiker!“ rief Wilhelm von der Mark halb ernſt, halb lachend. „Mit euch iſt nicht auszukommen. Vor jede Thüre hängt ihr ein Schloß!“

„Nicht ich, Admiral,“ ſagte De Ryk ruhig, „ſondern die Verhältniſſe, und wir ſelbſt. Es muß anders mit uns werden. Das Urtheil der Welt muß nicht mehr uns verdammen. Unſer Streben muß in das rechte Gleis gelenkt werden, dann wird Alles anders werden.“

„Aber wie dann? Wie?“ fragte der Admiral.

„Das liegt uns nahe. Laßt uns mit gewaffneter Hand eine feſte Hafenſtadt der Niederlande erobern, uns ſelbſt einen Zufluchtsort, einen Punkt zum Wirken; dann iſt uns geholfen und die Freiheit des Vaterlandes tagt!“ —

„So ſei's!“ rief in dieſem Augenblick eine Stimme hinter De Ryk. Er fuhr auf und vor ihm ſtand Treslong heitern Antlitzes, der ihm die Hand zum Willkommen bot. Im Hintergrunde des Gemaches ſtand eine in den Mantel gehüllte jugendliche Geſtalt, die von Niemand bemerkt zu werden ſchien, da Alle jetzt auf Treslong blickten und ihn begrüßten.

„Gott grüß Euch, Wilhelm von Bleis de Treslong,“ ſagte pathetiſch der Admiral. „Was bringt ihr von La Rochelle?“

„Grüße von la Noue,“ erwiederte Treslong „und eine unfreundliche Botſchaft. Hätte ich nicht einen köſtlichen Fang gethan, ich käme ärgerlich zurück.“

Fragen beſtürmten ihn jetzt von allen Seiten. Wilhelm von der Mark gebot Stille. „Was bringt Ihr denn Schlimmes?“ — fragte er.

„Schlimmes für uns, Gutes für Frankreich, wenn's Gott will" — ſagte Treslong. „Es iſt Frieden, Heinrich von Navarra heirathet Margarethen von Valois, Coligni und Condé ſind des Königs Freunde geworden."

„Wenn's damit Ernſt iſt," rief Wilhelm von der Mark, und ſchüttelte dabei grimmig lachend das wilde Haupt und warf die dicke Lippe hoch auf, „dann will ich zahm werden, wie ein Lämmchen, ſanft wie eine Taube, fromm wie ein Pater Kapuziner, enthaltſam wie ein Karthäuſer und geduldig wie ein Eſel!"

„Viel Bilder für eine Sache," lachte der alte Treslong. „Und wenn auch dies Alles nur Firlefanz iſt und nur glatte Schminke über die Schlechtigkeit: ſo iſt's um uns in Frankreichs Häfen geſpielt und die Noth gibt des Prinzen Wünſchen einen ernſten Nachdruck." —

„Zweiter Politiker!" ſpottete der Admiral; „aber wo iſt denn Euer köſtlicher Fang?" —

„Der iſt weniger für Euch, als für De Ryk."

„Heiland der Welt!" rief dieſer aufſpringend — „haſt du meinen Wilm vielleicht?"

„Seltſame Verſtellung," lachte Treslong, „wo ſoll denn der Junge herkommen." —

„Haſt du ihn nicht — dann halt, was du haſt, Bruder. Alles andre mag ich nicht," ſagte De Ryk und ließ ſich mit bitterm Gefühl über ſeine Täuſchung nieder.

Da umſchlangen ihn zwei ſtarke Arme. — Wilm lag an der Bruſt des Wackern. Alle fuhren auf und bildeten einen Kreis um die Gruppe. Treslong lächelte, aber es ſtahlen ſich einzelne Tropfen unter den heimlich ſie zerdrücken wollenden Wimpern heraus und rannen über die gefurchte Wange in den Bart, und in ſich hinein ſeufzte er: „Warum habe ich keinen Sohn? O warum? Muß ich allein doch daſtehn, wie die einzelſtehende Eiche, der Stürme Spiel! Und nicht einmal ein jugendliches Herz, das ſich ſo warm, ſo innig an mich ſchlöſſe, wie dieſer an De Ryk." —

Die Hauptleute blickten mit Erſtaunen auf den ſchönen jungen

Mann, den ſie noch nicht kannten und der doch ganz ihre Kleidung trug. Als die Begrüßungen De Ryk's vorüber waren, trat mit Anſtand der Ankömmling vor den Admiral, ihn begrüßend, und reichte ihm ein Schreiben Oranien's.

„Seid willkommen, Hauptmann van Strahlen!“ rief von der Mark ihm zu. „Sind die Narben von Heiligerlee und Jemmingen alle zugeheilt? Und habt Ihr Euren Grimm über den Rückzug aus Brabant an den Franzoſen ausgelaſſen. Jenſeit Jeudoigne ſah ich Euch nicht mehr.“ Ohne eine Antwort abzuwarten entſiegelte er den Brief und ſprach mit ſich ſelbſt: „Warm empfohlen! Wahrhaftig! Hätt's aber nicht nöthig gehabt, da er ſich ſchon ſelbſt empfohlen hat!“ — Dann legte er das Schreiben zu und ſtand auf.

„Hauptleute der Flotte!“ ſagte er, „ich ſtelle Euch hier den Schiffshauptmann van Strahlen vor. Er hat noch kein Vlieboot, wird's aber der Flotte nicht lange ſchuldig bleiben, denn er betet zu dem Heiligen Schlagdrein als ſeinem Schutzpatron. Er hat bei Heiligerlee ſiegen helfen, bei Jemmingen ſich ſchlagen laſſen und iſt mit mir heiler Haut aus den Niederlanden gekommen. — Doch er trägt ſeine Narben mit mehr Ehre, als Mancher Vliesritter und mit einem Worte, er iſt ein Ehrenmann! — Ihr könnt's glauben — der Eber der Ardennen ſagt's.“ Er reichte noch einmal Strahlen ſeine Hand und ſetzte ſich. Jetzt drängten ſich die Geuſenhauptleute heran und ſchüttelten dem Ankömmlinge die Hand. Was Wilhelm von der Mark von ihm geſagt, galt bei allen, die ſeine Weiſe kannten, als ein Lobſpruch, wie er ihn ſelten ertheilte.

„Strahlen,“ hob er darauf wieder an, „Ihr werdet wohl einſtweilen gerne bei De Ryk bleiben? — Ihr mögt dem alten Helden ſeine Laſten erleichtern, bis Ihr Euch ſelbſt ein Schiff geentert habt.“

„Noch,“ nahm De Ryk das Wort, „iſt meine eroberte ſpaniſche Pinazze ohne Hauptmann. Ich trete ſie ihm ab. Sein Meiſterſtück mag er damit machen.“

„Auch gut,“ bemerkte von der Mark, „wie geſagt, er wird's nicht ſchuldig bleiben. Ohne Zweifel habt Ihr noch andere

Aufträge von dem Prinzen?“ fragte er Wilm, und als Wilm dies bejahte, beſtellte er ihn auf den andern Morgen auf das Admiralſchiff.

De Ryk erkundigte ſich nun nach dem Prinzen und ſeinem Wohlſein. Wilm gab erfreuliche Auskunft über den Allgeliebten.

Stille hatten alle gehorcht. Als Wilm geendet hatte, erhob ſich der Admiral. „Oranien hoch!“ rief er, den Becher mit Sekt erhebend, und „Oranien hoch!“ riefen Alle und die Becher klangen ein luſtiges Tutti.

Es war ſpät geworden. Die Lichter waren herabgebrannt. Wilhelm von der Mark legte ſeinen Mantel um, der aus dem Felle eines furchtbaren Ebers beſtand, deſſen Klauen und Fänge aus Silber gearbeitet waren. Tiefer drückte er den Hut in die Stirne und ſchied. Auch De Ryk verließ mit Wilm und Treslong die Taverne.

VIII. Die Eroberung von Briel.

Wie der Waſſervogel lieber auf dem Felſenriff im Meere ſeine Schlummerſtätte ſucht, als am Ufer, ſo der Meergeuſe ſein Schiff. Selbſt der Admiral kehrte an jedem Abend unter der Fackelbegleitung mehrerer Matroſen auf das ſtolze Gebäude des Admiralſchiffes, das einſt die Reichthümer Mexico's und Peru's nach dem Hafen von Cadix geführt und als die Krone der ſpaniſchen Marine gegolten hatte, ehe es bei Walcheren in die Hände Wilhelm's von der Mark gerieth. Jeder folgte dem Beiſpiele des Admirals und bald wimmelte der Hafen von Fackeln und die Boote ruderten zu den Schiffen, — ja bis zur fernen Rhede hin ſah man in der Dunkelheit die Leuchtenden ſchwimmen.

„Du ſollſt heute ſchon in der Kajüte deiner Pinazze ſchlafen,“ ſagte De Ryk zu Wilm, als ſie das erleuchtete Boot beſtiegen, „und mir wirſt du auch ein Plätzchen unter deinem Dache gönnen. Vielleicht, daß ich früher oder ſpäter, wenn nicht eine theilnehmende Kugel mich da unten bettet, auch ein Obdach auf dem feſten Lande bei dir ſuche. Doch vor Allem," fuhr er fort, „biſt du mir die Erzählung deiner Schickſale ſchuldig — von denen ich zwar die Meiſten kenne, ihre Erzählung aber aus deinem Munde gerne noch einmal hören möchte."

„Ihr kennt meine Schickſale?" fragte erſtaunt der Jüngling.

„O Wilm, glaube mir," ſprach De Ryk und faßte ſeine Hand, „ich ſah dich auch in der Ferne. Meine Liebe zu dir ließ mir keine Ruhe. Ich mußte wiſſen, wie es dir ging, wo du warſt und was du triebſt. Freudig vernahm ich deiner Tapferkeit Ruhm, freudig die Achtung und Liebe, die du bei dem Prinzen genoſſeſt. Ich wußte ſogar, daß du hierher kommen würdeſt, obgleich der Zeitpunkt mir doch unbekannt war, wann es geſchehen würde." Sie kamen in der Pinazze an, wo ein freudiges Huſſah den verehrten Hauptmann begrüßte. De Ryk rief ſeine Equipage zuſammen durch des Bootsmannes ſchrille Pfeife, die durch alle Räume des Schiffes drang. In wenigen Augenblicken ſtand die Mannſchaft auf dem Verdecke.

„Seht hier, Kinder, euren künftigen Hauptmann, den ihr als meinen Sohn anſehen könnet. Schwört ihm Treue und Gehorſam hier unter Gottes freiem Himmel. Er iſt gut; er wird euch lieb haben!"

Jetzt trat der Mond hinter den Wolken hervor, die ihn bisher verborgen hatten, und beleuchtete die Scene. Rings um Wilm und De Ryk knieten entblößten Hauptes die Matroſen und ſchwuren Treue und Gehorſam in ihres Führers Hand. Wilm war ergriffen von der einfachen heiligen Handlung. Als die Mannſchaft ſich erhoben — kniete er nieder, und hob die Hand empor zum nächtlichen Himmel. „Vor Deinem Angeſichte, der Du ins Verborgene ſiehſt, ewiger Gott, ſchwöre ich Treue dem Vaterlande, Gehorſam dem Gebote der Pflicht, Milde gegen menſchliche Fehler, ſtrenge Gerechtigkeit gegen Frevel — Schutz dem Unterdrückten." Er erhob ſich und reichte jedem der Matroſen die Hand, die ſie mit Herzlichkeit ſchüttelten. Gerührt ſchloß ihn De Ryk in ſeine Arme. Unter dem jubelnden Lebehoch der Mannſchaft ſtiegen ſie zur Kajüte hinab, nachdem vorher Wilm nach De Ryk's Anweiſung ſeine erſten Befehle ertheilt. Im Hinabſteigen rief De Ryk: „Morgen habt ihr Alle einen Feſttag auf meine Koſten. Die Equipage vom Vlieboot thut den Dienſt auf der Pinazze!“ —

In dem engen Stübchen der Kajüte angelangt, umarmten ſich innigſt noch einmal die Beiden. Sie waren jetzt allein, ohne Zeugen und Störung, und die Herzen erſchloſſen ſich frei. Wilm erzählte dem väterlichen Freunde ſeine Schickſale. Selbſt ſein Suchen nach der Geliebten verſchwieg er nicht, da De Ryk ſeine Liebe kannte.

Als er geendet, nahm De Ryk das Wort. „Du fandeſt ſie nicht, mein Wilm. Ich ehre deinen Schmerz, denn deine Liebe iſt rein und treu, aber die Hoffnung gib nicht kleingläubig auf. Es iſt mir, als müßteſt du ſie wieder ſehen. Vertraue Dem, Der den Zug der Herzen weckte, Der Wahrheit ſiegen läßt über alle Ränke der Tücke und Heuchelei. Sein Weg führt durch Sturm zur Ruhe, durch Nacht zum Licht, durch Schmerz zur Wonne. Nur Muth!“ — Das Wort klang wie Prophetenwort. Wilm's Herz hob ſich in feſterem Vertrauen, und die Hoffnung kehrte noch einmal in ſeine Bruſt ein und zauberte beglückende Bilder des Traumes vor die Seele, als er ſpät das Auge ſchloß.

Am andern Tage wurde er früh auf das Admiralſchiff berufen, wo ſich die angeſehenſten Hauptleute befanden, um des Prinzen Befehle zu vernehmen und zu berathen über ihre Ausführung. Wilm überreichte ſeine Briefſchaften dem Admiral, der ſie laut verlas. Der Prinz forderte, daß die Meergeuſenflotte ſich entweder Enkhuizens, oder Briels bemächtige, und hier einen feſten Punkt für die künftigen Operationen gewinne. Umſichtig und klar ſetzte der Prinz die Nothwendigkeit und die Vortheile dieſes Unternehmens auseinander, und ging dann zu der Aufforderung über, daß die Meergeuſen einem beſſern Geiſte bei ſich Raum gäben, ihre räuberiſchen Kreuz- und Querzüge ließen und einen geregelten Seekrieg gegen Spanien begönnen. — Wohl berührte manches Wort des Prinzen Wilhelm von der Mark empſindlich; wohl gefiel die kategoriſche Redeweiſe des Prinzen dem gerne zügelloſen Freibeuter nicht;

wohl ſtieg oft eine dunkle Röthe bis zur Stirne hinauf und das Geſicht ſchwoll auf in Zornesregung — aber Wilhelm fühlte dennoch zu ſchlagend das Wahre der Mahnungen und ſchwieg und unterdrückte die Wallung des Jähzorns. Er gab den Inhalt zur Berathung den Hauptleuten anheim. Es entſtanden heftige Debatten, da des Prinzen Vorſchläge gar manche Einwendungen von dem Eigennutz und der Raubgier mancher Hauptleute fanden, die nur zu gut wußten, wie ihre Oppoſitionen bei dem Admiral kräftige Unterſtützung fänden; allein De Ryk's Bemerkungen am vorigen Abend, verbunden mit den Befehlen des Prinzen, waren doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Das Urtheil Wilhelm's von der Mark war gemäßigter, als es ſelbſt De Ryk erwarten konnte. Schon begann der Sieg des Beſſern, als Entes von Mentheda, der Unteradmiral der Flotte, mit einem Manne hereintrat, deſſen Kleidung ihn als einen hohen Offizier der Marine Eliſabeth's von England bezeichnete, welcher dem Admiral eine verſiegelte Depeſche ſeiner Königin einhändigte. Wilhelm von der Mark, ahnend, was die Botſchaft bedeute, löſte das Siegel. Es war die Frucht der Unterhandlungen Alba's mit Eliſabeth. Sie gebot unumwunden den Meergeckſen, Englands Häfen zu meiden und binnen ſechs Tagen den von Harwich zu verlaſſen.

Der Admiral entließ den Geſandten ſchroff und kalt. — Dann theilte er den Hauptleuten das Reſultat mit. — „Nun iſt unſere Berathung geendet,“ ſagte er, indem er wüthend den Brief Eliſabeth's auf die Erde ſchleuderte und mit dem Fuße ſtampfend darauf trat. — „Wir müſſen England meiden und die Befehle Oranien's ſind jetzt unausweichlich. Ob Enkhuizen oder Briel? — Das bleibt nur noch die Frage.“

„Ich ſtimme für Briel!“ ſagte Entes von Mentheda, „denn es iſt der Schlüſſel von Holland; ſein Hafen iſt weit; tief und gut der Ankergrund; die Rhede ſicher. Ich kenne beides aus vieljähriger Erfahrung.“ „Aber,“ fiel Wilhelm von der Mark ein, „Briel iſt offen, unbefeſtigt und wird dem Zwecke wenig entſprechen, den Oranien dabei im Auge hat.“ — „Das nicht, Admiral,“

entgegnete Treslong. „Briels Lage iſt gut. Verſchanzungen laſſen ſich ja in Schnelle aufwerfen und unſere Leute fürchten ſich vor ſpaniſchen Kugeln nicht.“ — Der Gegenſtand wurde reiflich erwogen und endlich entſchied ſich die ganze Verſammlung für Briel. — Wilhelm von der Mark ergab ſich in die allgemeine Anſicht und entließ den Kriegsrath mit dem Befehle, Alles zur Abreiſe zu rüſten. — Sie fand drei Tage darauf Statt. Im friſchen Winde flatterten die Flaggen und Wimpel der Flotte. In ihrem höchſten Putze prangte die Mannſchaft. Kanonenſalven riefen Albion, das ſie ſo gaſtlich aufgenommen und jetzt ſo ungaſtlich ausſtieß, ein höhnendes Lebewohl zu und ſtolz ſegelte die ſchöne Flotte in das offene Meer hinaus gegen die Küſten der Niederlande hin.

An Wilm's Seite auf der Pinazze ſtand De Ryk, um ihm im Commando beizuſtehen, dem er noch nicht gewachſen war. Muthig ſchlug des Jünglings Herz, denn er ging ja wieder dem Kampfe für des Vaterlandes Freiheit entgegen und die Hoffnungen, die ihn beſeelten, ließen das Dunkel der Zukunft weniger unfreundlich erſcheinen. —

Im Angeſichte der Flotte der Geuſen lag die Küſte von Voorn, als von einem der äußerſten Schiffe mehrere Segel ſignaliſirt wurden. Der Admiral ließ ſogleich ſechs Vlieboote beordern, ſie zu beobachten, und wenn es feindliche Schiffe ſeien, ſie zu entern. Unter den Booten war das von De Ryk.

„Jetzt muß ich dir das Commando der Pinazze allein überlaſſen,“ ſagte De Ryk zu Strahlen, indem er ihm die Hand ſchüttelte. „Laßt mich an Euerer Statt mein Probeſtück thun!“ bat Wilm.

De Ryk beſann ſich eine Weile — dann ſagte er: „Wohlan — in Gottes Namen? Geh' und ſei menſchlich gegen den Feind!“

Frohlockend ſprang Wilm in das Boot, welches ihn zu De Ryk's Vlieboot brachte, und bald war der Kiel der detaſchirten Schiffe der Richtung zurückgekehrt, in welcher eben drei Segel am Saume des Horizontes ſichtbar wurden. Rüſtig und kampfluſtig ſteuerten die Vlieboote den Segeln entgegen, die bald für ſpaniſche Schiffe erkannt worden, die ein Antwerpener Schiff begleiteten, deſſen Ladung Munition und Kriegsbedürfniſſe nach Briel bringen ſollte, wohin bereits Alba eine anſehnlichere Garniſon zu ſenden beabſichtigte. Seinem Scharfſinne war es nicht entgangen, daß, nachdem die Meergeuſen aus den engliſchen Häfen vertrieben waren, ihnen kaum etwas Anderes übrig blieb, als durch einen kecken Handſtreich ſich eines niederländiſchen Hafens zu bemeiſtern. Dieſem Plane wollte, mußte er zuvorkommen. Kaum daß die Schiffe im Bereiche des Geſchützes der Blieboote waren, ſo ordnete Treslong, der ſie befehligte, den Plan des Angriffes. Wilm van Strahlen ſollte den Kampf mit dem größten Schiffe beginnen, ſo hatte er es gewünſcht und mit ihm das ſchlanke Blieboot Treslong's — ſo wollte es der Befehlshaber. Bald begann das Feuern. Schnell manövrirten die leichten Blieboote, langſam und ſchwerfällig das ſpaniſche Schiff. Ladung auf Ladung erhielt es unausgeſetzt. Schon war ein Maſt geknickt, wie ein Halm, und Verwirrung herrſchte am Bord des Feindes, als das entſetzliche Wort: Entert! aus Treslong's Munde in das weithallende Sprachrohr drang, und mit Windeseile die Equipage, Wilm an ihrer Spitze, mit dem Enterhaken in die Boote ſprang, und mit Blitzesſchnelle am feindlichen Schiffe, trotz des Kleingewehrfeuers, anlegte. Treslong folgte jetzt auch. Wie Verzweifelte wehrten ſich die Feinde. Jede Handbreit Raum wurde mit blutigen Schlägen erkauft. Aber nach halbſtündigem Kampfe ſtand Wilm als Sieger auf dem Deck des ſtatlichen Gebäudes. Auch die anderen Schiffe waren genommen. Treslong trat haſtigen Schrittes auf Wilm zu, der im Siegesluſtgefühl daſtand und mit dem Auge das Schiff maß.

„Du haſt dein Probeſtück wacker gemacht!“ rief er ihm zu, und drückte ihn dann mit Innigkeit an ſeine Bruſt. „Es iſt reiche Beute. Das Schiff, worauf wir ſtehen, hat viel Pulver und Munition für Alba geladen.“

In dieſem Augenblicke pfiff eine Kugel an Wilm's Haupt vorüber, ſo nahe, daß Wilm taumelte. „Was war das?“ rief Treslong mit Entſetzen und ſprang nach der Gegend, woher der

Schuß kam. In dieſem Momente gab es unten im Raum ein wildes Geſchrei. Treslong ſprang hinab und ſah, wie die Sieger einen jungen Mann niederſchlugen, der mit einer brennenden Lunte nach den Pulverräumen eilen wollte, um das Schiff in die Luft zu ſprengen. Wüthend hieben ſie auf ihn ein, und nur Treslong's Dazwiſchentreten rettete ihm das Leben. Man brachte den Blutenden auf das Verdeck. „Ungeheuer!“ ſchrie Treslong, „was wollteſt Du beginnen?“ — Aber der Verwundete knirſchte nur mit den Zähnen, wie das wilde Raubthier, das ſich gefeſſelt ſieht, und nicht ſeine Wuth befriedigen kann. — Da trat Wilm herzu und — fuhr erbleichend zurück — denn vor ihm lag — Jan van der Does — der Rheder dieſes Schiffes, das Kriegsbedarf für Alba geladen hatte. Treslong ſah ſein Erbleichen. „Kennſt du den Teufel?“ — fragte er ihn. Wilm nannte den Namen. „Ha!“ rief Treslong, „jetzt kenne ich dich. Gott verdamme dich, verrätheriſcher Schurke! — Du wollteſt deinen Verwandten morden, den du um Alles, was ihm theuer war, betrogſt! — Feſſelt ihn!“ befahl er, und froh, ihre Wuth an ihm auslaſſen zu können, knebelte ihn die Equipage. Wilm bat für ihn. „Ueberlaßt den Schurken ſeinem Schickſal; laßt ihn frei!“ — „Wie?“ rief Treslong, „das Ungeheuer, das ſeinen Wohlthäter mordete, dich, uns Alle morden wollte, frei laſſen? — Nein — Wilm; das Schiff iſt dein, du haſt es erobert, und magſt es alſo, nach unſern Rechten, halten und bemannen, aber dieſer Menſch iſt mein. Auf mein Vlieboot begleitet er mich.“ Er gab ſchnell ſeine Befehle an ſeine Leute, und Jan van der Does wurde nach dem Vlieboote Philippsfeind gebracht, wo er in Ketten gelegt wurde. Die Gefangenen wurden gefeſſelt, die Schiffe von der Mannſchaft der Vlieboote beſetzt, und rückwärts zur Flotte nahmen die ſiegreichen Schiffe ihren Lauf.

Der Wind wurde jetzt immer ungünſtiger und nöthigte die Flotte, ſo ſchnell als möglich in die Mündung der Maas einzulaufen. Es war Mittags um zwei Uhr, am 1. April des Jahres 1572, gerade am Palmſonntag, als die ganze Flotte im Hafen von Briel ſich vor Anker legte.

Das Erſcheinen einer ſo zahlreichen Flotte vor Briel brachte eine lebhafte Bewegung in der Stadt hervor. Man hielt dieſe für ein Handelsconvoi, da Niemand in dieſem Augenblick an einen feindlichen Ueberfall dachte, und überließ ſich dieſer Vorausſetzung um ſo gewiſſer, als die ſpaniſche Beſatzung ſich wenige Tage vorher, ohne alle Ahnung einer Gefahr, nach Utrecht gezogen hatte. Nur zu bald wich indeſſen dieſer Wahn. Die Meergeuſen nämlich lagen nicht ſobald ruhig vor Anker, als ſie die Masken abwarfen, ihre Orange-Wimpel und Flaggen aufhißten, und Briel nun mit einem Male ihren Charakter erkannte. Dumpfer, lähmender Schrecken bemächtigte ſich jetzt aller Gemüther in der Stadt, denn die Meergeuſen waren der Schrecken der Meere, der Küſtenländer und Städte. Mord, Brand und Verwüſtung hatte bisher ihre Schritte bezeichnet. Hollands und Frieslands Küſte boten ein entſetzliches Schauſpiel ihrer Grauſamkeit und Wildheit dar, und der Namen des Ebers der Ardennen machte das Blut in den Adern zu Eis, denn man war nur gewohnt, die ſchrecklichſten Vorſtellungen daran zu knüpfen. Während ein Theil, bei weitem der größere der Einwohnerſchaft, nur daran dachte, in wilder Verzweiflung ihre Habe und das arme Leben rettend, zu dem Süderthore hinauszufliehen, regte ſich in dem andern Theile der mannhafte Gedanke, die unglückliche Stadt bis zum Eintreffen der Hülfe gegen die Gewalt der wilden Freibeuter zu ſchützen. Insbeſondere war es die rieſige Geſtalt des Malers Breughel, die das Volk haranguirte und bald eine ziemlich bedeutende Anzahl muthvoller Männer um ſich ſammelte, und unterſtützt von dem Rathe der Stadt das Norder-Thor ſchloß. Als er aber die Orange-Flaggen ſah, wurde er ſtutzig und zweifelhaft. „Wer im Dienſte Oraniens ſteht,“ ſagte er, „iſt des Volkes Freund!“ Aber die Mehrzahl derer, die er erſt für die Vertheidigung der Stadt begeiſtert hatte, überſtimmte ihn nun, und ſo gut es gehen mochte, rüſtete man ſich, einen Angriff abzuſchlagen. Mitten unter dieſen tumultuariſchen Auftritten erſchien der Hauptmann Robool, von dem Grafen von der Mark geſandt, vor dem Norderthor und verlangte, vor den Stadtrath geführt zu werden.

Die Augen wurden ihm nun verbunden, und er von Breughel, der, ſeit des Prinzen Invaſion in Brabant, hier in Briel ſeiner Kunſt lebte, und mehreren andern auf das Stadthaus geleitet, wo der Stadtrath verſammelt war. Robool forderte den Rath auf, die Stadt dem Prinzen von Oranien zu übergeben, der die Flotte geſandt habe, ſie vom Joche Alba's und dem zehnten Pfennig, dieſer furchtbar verhaßten Abgabe Alba's, zu befreien. Der Rath ſandte zwei Geſandte an Wilhelm von der Mark, über die Bedingungen der Uebergabe zu unterhandeln. Der Eine derſelben war Breughel, deſſen muthvolles Benehmen im Augenblicke der Gefahr ihm das allgemeine Vertrauen in hohem Grad erworben hatte.

Um Wilhelm von der Mark ſaßen die älteſten Hauptleute verſammelt, als die Abgeordneten eintraten in die Kajüte des Admiralſchiffes. Breughel führte männlich kräftig das Wort. Er verſprach die Stadt zu überliefern, wenn man ſie als Freundesgebiet behandeln und von jeder Plünderung abſtehen wollte. Wilhelm von der Mark hatte ihm ſtille zugehört; aber das Aufſchwellen ſeines Geſichts, die ſich runzelnde Stirne, das rollende, roth unterlaufene Auge — der ganze Ausdruck fürchterlich ausbrechender Wuth zeigte die Auftritte, die jetzt folgen mußten. Wüthend ſprang er auf. „Und das wagt Ihr mir vorzuſchreiben, Rauchſchwalben, ſpießbürgerliche Jagdhunde?“ rief er ſchäumend und riß das Geuſenmeſſer heraus, um auf Breughel einzudringen, der furchtlos dem Wüthenden gegenüber ſtand. In dieſem Augenblicke trat De Ryk in die Verſammlung. Ein Blick belehrte ihn über Alles, und vor Breughel trat er, indem er kühn dem Admiral zurief: „Der Geſandte iſt unverletzlich! Wollt Ihr Euch und uns brandmarken, ſo geht der Weg zuerſt durch meine Bruſt!“ — Trotz, Verachtung lag in De Ryk's Mienen.

Alle Hauptleute, mit dem Unteradmirale Mentheda, ſprangen jetzt auf und beruhigten den Raſenden, den De Ryk's Benehmen ſchon zu entwaffnen angefangen hatte.

„Ihr habt Recht,“ ſagte er beſonnener — „ich fehlte. Geht,“ rief er aber Breughel zu, „und lernt beſcheidener und demüthiger gegen die Sieger ſein!“

De Ryk ſah ſich jetzt nach dem Geſandten um und erkannte Breughel voll freudigen Staunens. Er reichte ihm die treue Hand. Breughel drückte ſie dankbar. „Seid wann ſeid Ihr in Briel?“ fragte er. Breughel ſagte es ihm. „Und wo iſt Eliſabeth?“ — fragte dringend De Ryk.

„Davon ein andermal!“ entgegnete Breughel. — „Laßt mich jetzt, und redet für die Stadt.“ Sich neigend, wollte er ſich entfernen.

„Zwei Stunden Bedenkzeit!“ rief der wilde Admiral. — „Keine Minute drüber!“ Und Breughel ging ſchweren Herzens. Sicherheit der Perſon, des Eigenthums war ihm geſichert — aber Wilhelm von der Mark ging nicht davon ab, daß alle Kirchen der Katholiken und alle Klöſter der Plünderung ſollten unterworfen ſein.

Noch dauerte die Verhandlung des Stadtraths, als die zwei Stunden um waren, und Robool und Wilm van Strahlen gegen das Norderthor vorrückten mit zwei hundert und fünfzig Mann Matroſen, und mit ihnen die Hauptleute Treslong, De Ryk, Daan und Brand. Immer noch unentſchloſſen zauderte der Rath. Da rückten ſie zum Sturm heran. Vermittelſt eines Schiffsmaſtes von Jan van der Does’ Schiffe wurde das Norderthor eingeſtoßen, und mit dem Ruf: „Oranien hoch! ſtürmten die Geuſen in die zitternde Stadt. Während noch in wilder Haſt die Flüchtlinge zum Süderthore hinauseilten, erſchien plötzlich der wilde von der Mark. Ueber die blanke Rüſtung hing das Eberfell, deſſen Kopf als Helmſchmuck diente. „Der Eber der Ardennen!“ ſchrie Alles, und von Schrecken gelähmt, vermochte Niemand voran zu gehen. — Hohnlachend trieb ſie der Wilde vor ſich in die Stadt, ſich weidend an ihrer Angſt, und rückte unmittelbar nach.

Es war acht Uhr Abends, als ſie ſich, jene vom Norderthore, dieſe vom Süderthore her, auf dem Markte trafen, und ein jubelndes Geuſenlied angeſtimmt wurde, das durch Mark und Bein der bebenden, die wildeſte Plünderung fürchtenden Bürgerſchaft drang. Jetzt nahte entblößten Hauptes der Stadtrath und flehte um Gnade. Wild ſchnob ſie der Admiral an, und hielt ihnen ihr Zaudern vor, indem er ihnen ankündigte, ſie ſeien jetzt in ſeiner Gewalt, und ſollten die Leute gut unterbringen und wohl verſorgen, das Weitere werde ſich morgen finden! Wilhelm's von der Mark Wuth kannte keine Grenzen. Gänzliche Plünderung war ſein feſter Entſchluß. Nur De Ryk und Treslong gelang es, ihn endlich milder zu ſtimmen, daß er mit der Plünderung der Klöſter und Kirchen der Katholiken vorlieb nahm, die er denn auf den nächſten Morgen feſtſetzte. Lautem Jubel überließ ſich die Mannſchaft, während die Hauptleute zum Rathe zuſammen traten im Saale des Stadthauſes. Wilhelm von der Mark wollte die Stadt, deren gänzliche Wehrloſigkeit ihn ſchreckte, aufgeben, allein Treslong und De Ryk waren es, die feſt darauf beſtanden, ſie zu behaupten und zu vertheidigen. De Ryk wieß alle die Vortheile nach, die für des Prinzen Unternehmen aus dem Beſitze Briels hervorgingen, und ihm gelang es, dieſen Plan durchzuſetzen. Noch in der Nacht wurde die Bürgerſchaft verſammelt, und ihr dieſer Entſcheid mitgetheilt. Feierlich nahm Wilm von der Mark Beſitz von der Stadt in des Prinzen Namen, ließ ſich von der Bürgerſchaft den Eid der Treue für den Prinzen ſchwören, und entließ ſie dann mit der Verſicherung, daß ihr Eigenthum geſchützt werden ſolle, in ihre Wohnungen.

Angſtvoll bebten indeſſen die Herzen in Breughel's Hauſe. Zu ihm, dem treuen Freunde, war Eliſabeth van Strahlen mit ihrer Mutter geflohen, um Schutz zu finden in der Plünderung bei dem ſtärkeren Manne; aber auch ſeine Gattin fanden ſie in Angſt, in doppelter, da Breughel ſeit dem Morgen nicht mehr ſein Haus betreten, und das Gerücht ihn an der Spitze der Vertheidiger ſtehen ließ. Unter Thränen und Gebet brachten ſie den Tag und den Abend hin.

Da trat ſpät am Abend Breughel in das Gemach, einen alten, ehrwürdigen Mann, in der Tracht der Geuſen, an der Hand führend.

„Kinder!“ rief er, „Gottlob! die Gefahr iſt vorüber; wir ſtehen unter dem Schutze Oranien's. Alba's Arm trifft uns nicht mehr!“

Freier athmete jede Bruſt, und dankbar hoben die Frauen die Blicke zum Himmel. — Dann ſtellte er De Ryk vor. „Der Retter meines Lebens," ſagte er, — „Weib, Kinder — der hat euch heute den Vater, den Gatten gerettet; dankt ihm!" —

Da umſchloſſen blühende Knaben und Mädchen des Alten Knie, und unter Thränen des tiefſten Dankgefühles drückte die Gattin des Malers die Hand des ſeine Rührung umſonſt verbergen wollenden Mannes.

„Und auch euch iſt er wohl nicht fremd — der Namen De Ryk?" ſprach Breughel zu Eliſabeth und ihrer Mutter, indem er ihren Namen De Ryk ſagte.

Da ergriff De Ryk ihre Hände, und die Thränen rollten ſtromweis aus ſeinen Augen. „Gott," ſagte er tief erſchüttert, „ich danke Dir für dieſe Stunde. Ich danke Dir, daß die Stunde da iſt, wo ich vergelten kann."

Dann ſagte er — „Ihr kennet mich nicht, edle Frauen — wohl aber kannte mich der Edle, deſſen Blut für die Freiheit floß, — er war einſt meines Lebens Retter. O, ich kam zu ſpät, ihn zu retten aus doppeltem Tod — ihm die Augen zu öffnen über die hölliſche Bosheit, deren Opfer er wurde, und über die Gefahr, in der er ſchwebte."

Laut ſchluchzten die Frauen. „Er kannte den Verrath!" ſagte Frau van Strahlen.

„Wie? edle Frau," rief der noch ſichtbar Ergriffene. — „Er kannte ihn? — Nein, er und auch Ihr kanntet und kennet nicht das Werk der Hölle. Ihr haltet einen Unſchuldigen, ein großes, edles, treues Herz für den Urheber Eures Unglücks, und zu Gott dem Allwiſſenden, der mich bald richten wird, ſchwöre ich es Euch — Wilm iſt rein, wie Gottes Sonne — Jan van der Does iſt der Teufel, der den Oheim mordete, und Wilm und Euch elend machte!"

Eliſabeth ſtarrte den Mann an, der ſprach mit prophetiſcher Begeiſterung, mit unwillkürlich hinreißender Gewalt. Sie ſtarrte ihn an und die bleiche Wange wurde noch bleicher.

„Um Gottes Willen," rief ſie dann, und krampfhaft faßte ſie ſeine Hand, „redet Ihr Wahrheit?" —

„Wahrheit, ſo wahr mir Gott helfe in der Stunde des Todes!“ ſchwur De Ryk, die Hand erhebend.

Da taumelte Eliſabeth in den Stuhl, mit dem Ausrufe: „Allmächtiger, du biſt gerecht!“ — Die Mutter ſah noch immer zweifelnd De Ryk an. „Ich war bei Wilm in Löwen, und ſeitdem, mit Ausnahme einiger Jahre, faſt immer. Ich kenne ſein Herz, ſeine Thaten — ich kenne ihn, wie mich ſelbſt,“ — fuhr De Ryk fort.

„O,“ ſagte Eliſabeth's Mutter — „ſchlug er ſich doch um eine Metze in Löwen!“ „Wie?“ rief De Ryk und Zorngluth erfüllte ihn — „auch das ſagte der Verruchte? Barlaiment redete ehrenrührig von eurem Kinde, edle Frau, von Eliſabeth fort, die Wilm's Seele liebte, und den frechen Verleumder züchtigte der Rächer der Unſchuld!“

„Großer Gott, iſt es Wahrheit?“ — rief die Matrone aus.

„Wahrheit, und er ſelbſt, Jan van der Does, ſoll, muß, wird ſie beſtätigen — denn er iſt hier,“ ſprach De Ryk.

„Gott ſei gelobt!“ rief Breughel; „dann wird ſich das ſchauderhafte Dunkel aufklären.“

„Ja, das wird es,“ ſagte De Ryk, „dann werde ich ihn entlarven, den hölliſchen Buben, der den Oheim auf das Schaffot lieferte; um ſeiner Reichthümer theilhaftig zu werden. — Euch arm machte, um dadurch Eliſabeth zu zwingen, daß ſie ſeine Hand nähme — und Wilm verrieth, damit er, verflucht von ſeinem Wohlthäter, umher irre; aber der falſche Fluch wurde zum Segen und des Prinzen Achtung und Liebe hob ihn empor, den edlen Vertheidiger ſeines Vaterlandes.“

„Wo iſt er, o ſagt, wo iſt Wilm?“ — rief jetzt Eliſabeth, die mit zugehaltenen Augen die gewechſelten Reden mit angehört.

„Er iſt nicht fern — du vielgeprüftes Herz,“ ſprach De Ryk, „Du wirſt ihn wieder ſehen — nur gedulde Dich noch einige Zeit.“ —

Da kehrte mit einem Male die frohe Gewißheit ſeiner vielfach geahnten Unſchuld in ihre Bruſt ein, und mit ihr der erſte Strahl der Freude und der Hoffnung nach den düſteren Jahren des Kummers und des Schmerzes.

De Ryk ſuchte endlich das Lager; aber in ſein Auge, wie in das Eliſabeth's, ihrer Mutter und Breughel's, kam kein Schlaf. Die Herzen waren zu voll, die Träume des Glückes zu ſchön, die ihnen vorſchwebten.

Der andere Morgen brach unter wildem Tumult an. Die Geuſen plünderten Kirchen und Klöſter, und trieben Mönche, Nonnen und Prieſter unter barbariſchem Toben zum Süderthore hinaus.

Wild lachend ſtand Wilhelm von der Mark auf dem Balkone des Stadthauſes, das er bewohnte, und ſah dem Zuge nach. —

Wilm van Strahlen's Herz blutete bei dieſen Auftritten, die er ſo gerne gehemmt hätte. Und doch konnte er nicht, da er auf den Schiffen den Befehl führen mußte. Früh am Morgen ſchon brachte De Ryk mehrere Stunden bei Treslong zu: dann ſah man ihn fröhlichen Angeſichtes wieder zu Breughel's Hauſe eilen, wohin man einige Zeit ſpäter unter Treslong's Augen einen Schwergefeſſelten ſchleppte. Es war Jan van der Does.

Mit Entſetzen ſahen die Frauen den Jüngling hereinführen, auf deſſen Antlitz die Schuld und die Qual der Hölle zu leſen war. De Ryk ſaß bei Eliſabeth, deren Hand er in der ſeinen hielt. Gegen ihnen über ſtand Jan van der Does und ſah ſtarr an den Boden. Jan erwartete bebend die Anrede De Ryk's. Dieſer hielt ihn nun nach fürchterlichen, zermalmenden Worten die Reihe ſeiner Verbrechen vor und forderte ihn auf, ſeine Schuld zu bekennen, aber alle die Frechheit und Verruchtheit kehrte noch einmal zurück. Er leugnete Alles. Er klagte jenen De Ryk der Verführung Wilm's an.

Da ſprang De Ryk auf und rief: „Ha, du haſt dich ſelbſt verurtheilt, Schurke! Ich bin De Ryk!“

Da bebte der Verbrecher fürchterlich zuſammen. Seine Zähne klapperten, ſein Haar ſträubte ſich. Er wollte es raufen — aber die Feſſeln ließen es nicht zu. In der Angſt ſeines Herzens bekannte er Alles.

In dieſem Momente öffnete ſich die Thür und Wilm trat herein — blieb aber, von Schrecken gebannt, ſtehen und ſtarrte ſie Alle nach der Reihe an.

Jetzt erkannte er Eliſabeth und ſtürzte vor ihr nieder. „Eliſabeth,“ rief er — „ich bin unſchuldig!“

„O, ich weiß es,“ flüſterte ſie, und zog den Geliebten an die ſtürmiſch wogende Bruſt. Die Seligen vergaßen die Welt.

Jan knirſchte wie ein Wüthender mit den Zähnen bei dieſem Anblick. „Schafft ihn hinweg — er iſt gefoltert!“ rief De Ryk. Treslong gab den Matroſen einen bedeut[illegible]vollen Wink, und ſie führten den Schrecklichen hinaus.

Alba vernahm, als er eben in Brüſſel ein fürchterliches Gericht halten wollte, die Nachricht von der Eroberung Briels. Er erſchrack heftig. Plötzlich ſtellte er alle die fürchterlichen Maßregeln, die er ergriffen hatte, ein, und begab ſich in den Palaſt, unſchlüſſig, was er beginnen ſollte. Bei ſeiner Umgebung deckte er ſeine Furcht mit ſeinem gewöhnlichen Wort no es nada (es iſt Nichts) zu. Aber es war doch Etwas — und dieß Etwas von großen Folgen für des Landes Freiheit. Die Geuſen war nicht träge. Sie warfen Verſchanzungen auf und rüſteten ſich zur Vertheidigung. Graf Baſſü, der Statthalter von Holland, hatte ſchon Truppen nach Voorne geführt. Aber der Geuſen Feuer traf ihn hart. Die geöffneten Schleußen ſetzten das Land unter Waſſer, und im Waſſer watend ihre Schiffe in Flammen erblickend, flohen die Spanier mit dem größten Verluſte. Briel war gerettet und Voorne war erobert. Es wurde die Wiege der Freiheit. Am erſten Oſtertage feierten die Geuſen und mit ihnen Briels Bürgerſchaft, dem Herrn ein Dankfeſt. Nach geendigtem Gottesdienſte trat Wilm van Strahlen mit Eliſabeth, auf deren Wangen wieder die Roſen der Wonne und des Glückes zu blühen begannen, an den Altar. Der Schiffsgeiſtliche ſegnete ihren Bund. Als das ſchöne Paar aus der Kirche trat empfingen es die Hauptleute der Flotte und führten es auf das Stadthaus, wo ein Feſt bereitet war.

Wilm's erſte Bitte war: Freiheit für Jan van der Does.

„Ich habe ihn hängen laſſen!“ ſagte Treslong. — „Schweig' von ihm.“

Noch lange kämpſte De Ryk und Wilm für des Vaterlandes heilige Freiheit, und als das Glück des Prinzen Streben gekrönt hatte, zogen ſich Beide hochgeehrt zurück. Wilm war der Erbe von De Ryk's Reichthümern, dem er ſpät das treue Vaterauge zudrückte und des Lebens ſchönſtes Glück blühte ihm in Eliſabeth und ſeinen Kindern.

Soneck

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Wer auf dem ſchnaubenden Dampfboote die Rheinreiſe von Bingen bis Koblenz machte, erinnert ſich wohl noch, wie ſtolz und keck die Burgruine, deren Namen dieſe Erzählung an der Stirne trägt, auf ihrem Felſen zwiſchen den Dörfern [illegible]bach und Drechtingshauſen liegt, als bewährte Vorhut des gewaltigen Waldes, der den Namen Soon trägt, und von dieſer Ruine bis weit hinauf gen Soonſcheidt, an die Grenze des mächtigen Hochwaldes, ſich zieht. Die Berge treten bei Soneck etwas vom Rheine zurück und bilden einen kleinen Bogen, indem ſie im Tiefgrunde dem Rheine geſtatteten, fruchtbares Land anzuhäufen.

Will man die Ruine Soneck beſteigen, ſo muß man eine kleine Strecke von der Rheinſtraße über bebautes Land wandern, und tritt alsdann am Fuße des Berges in die Region der Hecken und des Geſtrüppes ein, das aus grauen Schieferfelstrümmern hervorwächſt. Ein Blick nach der Ruine zeigt, daß man nur von einer Seite ſie erreichen kann; das iſt die ſüdliche, wo ein ſchmaler Thaleinſchnitt, den felſiges Gerölle faſt ganz bedeckt, von einem friſchen klaren Quellbächlein durchrieſelt wird. Dies Bächlein machte in früheren Zeiten die Grenze des Trach- und Nahegaues. Von dieſem Thal aus ermißt erſt das Auge ganz die ſchwindelmachende Höhe, auf der die Ruine ruht, und läßt ahnen, wie ſchwer es ſein mochte, ſie, zur Zeit ihres Glanzes, zu erobern.

Der Felſen iſt impoſant, der ihr zum Fundamente dient. Ephen umrankt ihn, und Flechten und Mooſe geben ihm eine höchſt maleriſche Bekleidung.

Arbeitet man ſich, dem murmelnden Bächlein folgend, durch die Hecken und über das Steingerölle glücklich weg, ſo erreicht man nach mühſamem Klettern endlich die Burg, deren Thor auf dieſer Seite lag. Trümmer haben den Graben gefüllt, der hier in den Felſen gehauen war. Das Fallthor und ſein Thurm iſt gebrochen. Vom Burghauſe am Burgthore ſind nur noch wenige Reſte übrig. Sie lehnten ſich an die hohe Warte, die auch bis zur Erde hin weggetilgt iſt. Ein zweiter Hochthurm lehnte ſich an das noch ſtehende Hauptburghaus. Vom Thor aus liefen in Windungen die Mauern hin und bildeten einen Eingangsweg, geſchützt durch hohe Thürme. Iſt man auf dieſem Wege fortgewandelt, ſo tritt man endlich in den Kreis des Burghofes, und hier erhebt ſich [illegible] mächtiger Höhe das Burghaus im Viereck, deſſen Ecken oben vier kleine Lugthürme zieren, von denen die beiden Vorderen, gegen Oſten nämlich, noch ſtehen. Alles Eingebäude hat das gierige Element des Feuers und die zerſtörende Menſchenhand ganz vertilgt. Oede iſt Alles und ſchauerlich ſtille; nur unter dem Boden hallt es dumpf; denn da ziehen ſich die Felſenkeller und Verließe hin, wo neben der goldenen Quelle bacchantiſcher Luſt der Kummer des Eingekerkerten weinte, und die Qualen lichtloſen Alleinſeins trug. Hat aber der Wanderer dieſe Höhe erklettert, ſo wird alle Mühe reich belohnt.

Tritt man nämlich an den Rand der äußern Mauer, ſo entfaltet ſich eins der reizendſten Landſchaftsbilder, welche der Rhein nur zu bieten vermag. Ringsum, wohin auch der Blick ſich wendet, ſchließen hohe Berge den Geſichtskreis ab, hier bewaldet vom Fuße, den der Fluß beſpült, bis zum Gipfel, der ſich im Aether badet, dort von der Reben friſchem Grüne, wie vom Sammte bekleidet, und oben mit Fruchtbäumen und Ackerland gekrönt, das ſich an friedliche Dörfchen und Weiler reihet. Ueberall aber tritt der rauhe und nackte Grauſchieferfels in pittoresken Zacken zu Tage, und bietet ſo dem Auge einen Wechſel, der eben ſo maleriſch, als unterhaltend iſt.

Tief im Süden, wo die grünliche Fluth des Rheins aus den bewaldeten Bergen hereintritt in den ſchönen Thalkeſſel, erblickt das Auge den weißen Punkt des freundlichen Schlößchens auf dem Niederwalde. Dunkelgrün iſt der Berge Gewand und der Fleiß der Menſchenhand wird nur hin und wieder ſichtbar.

Folgt der Blick dem naſſauiſchen Ufer, ſo begrüßt er erſt recht im Bodenthale die Spuren menſchlichen Fleißes; und war er ſo klug, der Wanderer, ſich mit einer Flaſche des köſtlichen Bodenthälers zu verſehen, ehe er heraufſtieg, ſo trinkt er jetzt die goldene Fluth mit doppelter Begeiſterung und bringt dem Fleckchen ein Hoch, wo ſie gewachſen. Weiter abwärts reihen ſich Reben an Reben, bis der Blick auf Lorch weilt, deſſen Häuſer ſich am Rheinufer hinziehen und ins Wiſperthal hinauf und amphitheatraliſch ſich um die hochgelegene Pfarrkirche reihen. Seltſam nimmt ſich das alte von Sohler'ſche Ritterhaus am Ufer gegen die modernen Gebäude ſeiner Nachbarſchaft aus. Es repräſentirt Lorchs großartige Vergangenheit. Von Burgen beſchützt, deren eine nur noch in kärglichen Ruinen ſichtbar iſt, war es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, und ſelbſt noch bis zur Reformation hin, einer der anſehnlichſten Orte des untern Rheingau's, an deſſen Grenze es lag. Ein zahlreicher Adel wohnte hier und in der burgreichen Nachbarſchaft des Sauerthales und Wiſperthales; das Stift ſeiner Kirche beſaß eine zahlreiche Prieſterſchaft. Seine Präſenz war reicher, als irgend eine andere, und ſeine Schuljunkerſchaft bot Bildung dem Adel in einer Zeit, wo dieſe ſo ſelten gefunden wurde. So nahe dem Rheinweinſtapelorte, blühte ſein Weinbau, beſonders ſeit man hier die Rebe aus Frankreich baute, die den rothen oder fränkiſchen Wein brachte. Das luſtigſte Leben am Rheine hatte hier ſeine Stätte. Weiter abwärts ſcheint ſich das Dörfchen Lorchhauſen, einſt eine vorgeſchobene Colonie des reichbevölkerten Lorch, verbergen zu wollen. Reben umranken ſeine Mauern gegen den Rhein, und hoch an ſeine Felſenwände pflanzte es ſeine Weinberge. Mauern und Thürme machten es ſeiner Zeit wehrhaft. Die Gegenwart hat ſie großentheils niedergebrochen.

Es iſt ein mächtiger Bergſtock, der hier vortritt, der Berg der Wirbellai, an deſſen Fuß ungeheure Tiefe gähnt und in Wirbeln aufbrodelt.

Der Fluß iſt hier zum See abgeſchloſſen. Die Heileſſeninſel, wo einſt Guſtav Adolph über den Rhein ging, ſchließt ihn mit ihrem Felſenwehr und ihrem blendenden Sommerhäuschen ab; auf dieſem Felſenwehr ſtand und ſtehet noch, jetzt in die Tiefe geſenkt, durch das Erheben des Rheinſpiegels, der Altar des Bachus, wo einſt die Ubier und Römer ihre Libationen darbrachten.

Auf dem linken Ufer ſtreben die Felſenwände der Vogtswieſe zu namhafter Höhe, in deren Klüften der Schuhu noch wohnt. Bacharachs ſpitzer Thurm ſteht ihnen nahe. Er iſt der nördliche Grenzthurm der hochbethürmten Mauern dieſer einſt ſo berühmten Stadt, von dem, einen ſpitzen Winkel bildend, die Mauern zum Rhein und zum Steeger-Thale ſich hinabziehen zu den gewaltigen Thorthürmen hin, deren einer leider gefallen iſt.

Am Rheinufer liegt die alte Stadt, deren Häuſer ſich um die byzantiniſche Kirche reihen, über deren Thurm am Felſen die ſchönen Ruinen der gothiſchen Wernerskirche trauern. Hoch oben liegt weitherrſchend Stahleck, die Wiege des Pfälzergeſchlechtes, die hohe, mächtige Burg, in Trümmern. Hermann's von Stahleck Geiſt wandelt hier, ſeit der Kummer über das Hundtragen des Körpers Hülle brach. Die Schatten der Wittelsbacher und Staufen umſchweben dieſe weiten Trümmer.

Und dort unten ſammelten die Weinmärkte und Gabelungen einſt die zahlreichen Käufer und Verkäufer, und das regſte Handelsleben füllte den Hafen der Stadt, die im Mauerkranze ſo ſicher ruhte. Aber auch der Krieg wüthete oft hier, bis Louvois das Vernichtungswort ſprach und der bluttriefende Montal es ausführte.

Weiter aufwärts verſteckt ſich das in Ruinen liegende Klöſterlein Fürſtenthal in die Berge und Baumesgrün; und während Rheindiebachs Häuſer verdeckt ſind, ſieht die Warte von Fürſtenberg über die Höhen weg. Hier war es, wo einſt ein Stein einen Kaiſer zum Tribute zwang.

Auf dem Dorfe Heimbach weilt der Blick. Die Ruinen von Heimburg, erbaut auf den Trümmern des römiſchen Caſtrums, das die hier ausmündende Römerſtraße deckte, ſind faſt verſchwunden. Ueber Weinberge ſchweift der Blick, um endlich auf dem Dorfe Drechtingshauſen auszuruhen.

Wie herrlich iſt dies Panorama! Wie ruht der Rhein zu den Füßen des Beſchauers in ſtiller Majeſtät, hier ganz eingeſchloſſen wie ein See! Wie reich iſt der Stoff, der ſich dem Denker aufdrängt, der hier auf den verwitterten Ruinen einer reichen Vergangenheit ſteht, und unten den ſtolzen Repräſentanten der Gegenwart vorüber brauſen ſieht, das rauchende Boot mit ſeinen Touriſten.

Nun wir heimiſch geworden ſind auf Sonecks Ruinen, fragen wir wohl nach den Geſchicken der Burg, aus denen uns die Sage eine reiche Epiſode mittheilen will. Wir lauſchen noch einen Augenblick dem erzählenden Munde der Geſchichte, ehe wir uns ganz dem Eindrucke jener wechſelnden Begebenheiten hingeben.

Es liegt auf der Zeit, in welcher die Burg erbaut worden ſein mag, leider ein tiefes Dunkel, wie auch auf dem, der zuerſt den Gedanken in ſich trug, hier auf dem ſteilen Felſen, an der Bruſt des hohen Bergs eine Burg zu erbauen. Nur ſo viel läßt ſich mit einiger Gewißheit annehmen, daß einer der ritterlichen Erzbiſchöfe von Mainz im Laufe des zwölften Jahrhunderts die Burg gründete zum Schutze des Gebietes, welches Churmainz und die Stifter des Doms und der Kirche Sanctae Mariae virginis ad gradus hier beſaßen. Vielleicht aber auch, daß die reiche Abtei Corneli-Münſter im Kölner Erzſtift ſie erbaute. Auch für dieſe Meinung ſind Gründe genug vorhanden, denn ſchon vor der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts iſt dieſe Abtei im Beſitze der Burg, und Werner von Bolanden iſt ihr Burgmann in ihr. Nach ſeinem Tod erbte ſie deſſen Bruder Philipp von Bolanden, genannt von Hohenfels, ſammt der Schirmvogtei über die Güter der Abtei Corneli-Münſter. Von dieſer Zeit an vergaßen die Burgmannen ihres Zweckes, denn ſie wurden Räuber im weiteſten Sinne des Worts. Es ſind Glieder des weitäſtigen Stammes der Ritter von Waldeck, deren Stammhaus im Wisperthale, deren Burghaus in Lorch lag, welche in dieſer Zeit hier Burgmänner ſind, vielleicht Afterlehensträger Bolanden's, der ſich mehr auf dem nahen Reichenſtein aufhielt. Niemanden wurde dieſer Räuber Treiben nachtheiliger, als den Kaufherren von Mainz, Trier und Köln und den

Klöſtern, die reich begütert umher lagen. Schamlos war das Treiben der Ritter. Es gereichte gewiſſermaßen ihnen zur Ehre, wenn ſie ſo recht frech raubten und ſich des Raubs im üppigſten Leben freuten. Die Unſicherheit war ſo groß am Rheinesufer, daß faſt Niemand mehr wagte, die Straße zu ziehen, und die Kaufleute ihre Schiffe mit Reiſigen beſetzten, um Angriffe abtreiben zu können.

Die Noth gebar den Städtebund, Arnold Salmann, der Walpode von Mainz, wurde ſein Stifter. Schnell wuchs und kräftigte er ſich, und ſchon 1254 rückte das Heer des Bundes vor Soneck und Reichenſtein, und beide Burgen wurden erobert und zerſtört. Philipp von Bolanden-Hohenfels wüthete und ſchwur glühende Rache im Bunde mit den Waldecken, deren Familie mächtig und groß war; doch kam es zum Frieden und Wiederaufbau der Burgen, die wahrſcheinlich nicht völlig zerſtört worden waren, und es ſchien, als ſei der böſe Geiſt von ihnen gewichen; allein nicht lange währte dies, ſo brach er wieder hervor in ſeinem ganzen Ungeſtüm, in ſeiner maßloſen Zügelloſigkeit. Der Wehruf der Unterdrückten und Mißhandelten drang zum Ohre Rudolph's von Habsburg. Er zog heran wie ein dräuend Wetter, und in Würzburg traf ihn der Churfürſt von Mainz, der ihn zum Rächen des Frevels rief. Soneck wurde belagert. Auf dem Jantsberg wohnte der Kaiſer. Nach hartem Kampfe fiel die Burg und Alle, die ſie vertheidigten, wurden gehängt, ſie ſelbſt weggetilgt von der Erde. Erſt im vierzehnten Jahrhundert erſcheint ſie urkundlich wieder; doch erſt um die Hälfte dieſes Jahrhunderts wurde die Burg von den Waldeck, Marſchällen von Soneck, wie ſie ſich nannten, und auch ſchon früher vorkommen, wieder erbaut. Sie wurde erweitert. Späterhin kamen durch Anheirath auch die Breidbach in die Ganerbſchaft oder Erbgemeinſchaft von Soneck, und erbten es ganz, als die Waldecke von Soneck in der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ausſtarben. Wahrſcheinlich zerſtörten im Verheerungskriege der Pfalz 1688 die Franzoſen die Burg. Sie blieb im Beſitze der Familie von Breidbach-Bürresheim, welche jedoch keinen Werth auf die Ruine legte, keine

Steuern zahlte, ſo daß ſie durch Verjährung an die Gemeinde Drechtingshauſen überging, welche ſie an den jetzigen König von Preußen, damaligen Kronprinzen und die übrigen Prinzen, Söhne Sr. Majeſtät des verſtorbenen Königs, verkaufte, in deren Beſitz ſie noch iſt.

Nach dieſem kurzen Ueberblicke der Geſchichte der Burg kehren wir zu den Begebenheiten zurück, welche wir erzählen wollten, und welche unmittelbar in die Jahre 1282 und 1283 fallen, in jene verhängnißvolle Zeit, wo Seneck ein weitberüchtigtes Raubneſt war, und Rudolph von Habsburg das ſchwere Gericht hielt.

I.

Der Weg, welcher von Rüdesheim nach Aſſemannshuſen, wie man es damals nannte, führte, war Anno 1281 bei weitem nicht ſo breit, nicht ſo geebnet und durch Dämme gegen die Fluth geſchützt, wie er das heute iſt; vielmehr beſtand er lediglich in einem Pfade, welchen die Saumroſſe der Halſer (Helſer) getreten hatten; der bald an die plätſchernde Welle reichte, bald aber ſich in eine anſehnliche Höhe hinaufzog, abſonderlich, wenn Felſen am Ufer ſich erheben. Wer nicht in einem Kahn auf dem Rheine herab von Rüdesheim fuhr, mußte dieſen Weg gehen oder, wie das junge waghalſige Ritter thaten, reiten. Am ſchlimmſten war er unterhalb der Burg Ehrenfels und dem Mausthurme, da, wo eben das Bingerloch iſt. Bei weitem ſo fleißig, wie heute, war damals der Berg nicht angebaut. Nur zwiſchen Ehrenfels und Rüdesheim zogen ſich die edeln Weinberge hin. Abwärts von erſtgenannter Burg reichten Hecken und Geſtrüppe bis unmittelbar an die Fluth des Rheins, und im Geklüfte hauſten Füchſe genug, um den Winzern läſtig zu werden.

Die Herbſtleſe des Jahres 1281 war eine der günſtigſten des Jahrhunderts. Alle Chroniken ſtimmen darin überein, daß nicht bloß in Hinſicht der Fülle (die Reben bogen ſich unter ihrer Traubenlaſt), ſondern auch in Rückſicht der Güte des Moſtes kein Jahr des ganzen Seculums ihm glich; denn der Sommer war glühend heiß geweſen, und zu gehöriger Zeit hatte warmer Regen die Erde erquickt, und ihre Ausdünſtungen die Trauben ungemein edel gemacht. Ueberdies hatte auch der Erzprieſter Bodo zu Lorch, ein Mann von tiefem Wiſſen und kundig des Laufes und der Erſcheinungen der Geſtirne, längſt einen außerordentlichen Wein geweiſſagt, denn es hatte ſich im Januar und Februar des mehrgedachten Jahrs ein gar ſeltſam Geſtirn gezeigt, das einen Schweif hatte gleich einem feurigen Kehrbeſen, und ſchauerlich in die Welt hereinleuchtete, zum Entſetzen der Leute. Plötzlich war es gekommen, und plötzlich verſchwand es. Bodo hatte Recht. Der Wein wurde köſtlich, denn der feurige Beſen hatte die Luft wunderbar rein gekehrt.

Die Leſe war denn auf den 12. October des Jahres 1281 feſtgeſetzt worden.

In Lorch war dazumal ein groß Gejubel. Die Ritterſchaft ſtrömte da zuſammen, und der Vicedom des Rheingau's war Willens, ein gewaltig Bankett zu halten in Luſt und Kurzweil, mit Tanz und Spiel, in ſeinem Burghauſe, dazu denn alle Welt geladen war.

Am Tage vor der Herbſtleſe zu Lorch ſchaukelte ſich ein ſchöner Kahn auf den Wellen des Rheines von Rüdesheim herab. Er war überdeckt mit einem großen Zelttuche, gleich einem Gemach eingerichtet, und drinnen ſaßen drei Perſonen. Die eine war der hochwürdige Domſcholaſter von Mainz, der Bruder des Erzprieſters Bodo in Lorch, der eben einmal den Bruder heimſuchen, den Zehnten ſeines Herrn überwachen, die Schuljunkerſchaft prüfen, die Präſenz reformiren — und ſich des Lebens freuen wollte in der lieben Vaterſtadt. Der Domſcholaſter war ein gewaltig dicker Herr, der die rothe Naſe nicht vom Winde und Waſſer und den Schmeerbauch nicht vom vielen Faſten hatte. Aus ſeinen Augen lachte die Freude und die gutmüthigſte Heiterkeit. Die zweite Perſon im Schifflein war ein großer ſtattlicher Mann im ſchwarzen Kleide, der eine Pelzmütze auf dem weißen Haupte trug. Das Antlitz war gefurcht, ernſt und feſt. Hinter den Falten der Stirne wohnte

Strenge, und im Auge blitzte, trotz des ſchneeigen Haares, ein Feuer, das, traf es den Rechten, ihn erbleichen machte. Man ſah es auf ein Haar der Geſtalt an, daß ſie ſich nicht viel zu beugen gelernt, wohl aber gewohnt war, daß Andere ſich vor ihm beugten. Er trug eine güldene Kette um den ſtolzen Nacken, mit einem güldenen Schauſtück dran und ein kurzes, aber ſehr breites Schwerdt an ſeiner Seite. Das war der Stifter des Städtebundes, Arnold Salmann, der reiche Kaufherr und Patrizier, aber auch Walpode von Mainz, des Domſcholaſters anderer Bruder, den der Erzbiſchof ihm zugegeben hatte, um ſeine Geſchäfte in Lorch vollziehen zu helfen. Und die dritte Perſon im Nächelein war ein Mädchen, ſo ſchön wie die Nixe, die drunten an der Lurelei jedes Auge und Herz bezaubert, ſo ſchön, wie je ein Mainzer Kind war im Frühlingsſchmucke der Jugend. Das war Hedwig, die Tochter des Walpoden und die Nichte des dicken Domſcholaſters und des Erzprieſters Bodo in Lorch.

Während ſie unter traulichen Geſprächen dahinfuhren und das Mägdlein ſo recht achtzehnjährig und ſehnſüchtig in die grünliche Fluth des Stromes blickte, nahten ſie ſich dem Mausthurme. Von Ehrenfels ſchallte die Zollglocke; vom Mausthurm rief der Wächter das Fahrzeug an — allein Beide verſtummten, als der Steuermann eine Flagge aushing, in deren Felde das Rad von Mainz erglänzte und den Zollwächtern zu erkennen gab, hier reiſeten Bedienſtete des Erzbiſchofs von hohen Würden.

Sie fuhren jetzt ganz nahe am Ufer hin.

„Sind wir nicht bald an dem gefährlichen Loche von Bingen, wo ſchon ſo manches Schifflein ſeinen Untergang fand?“ fragte das Fräulein.

Der Walpode verzog zum höhniſchen Lächeln den ſtolzen Mund.

„Laß dir nicht bange ſein, Kind,“ verſetzte er; „hier iſt weit Schlimmeres, als dies Felſenwehr im Rheine. Bald wirſt du die Zinnen von Burgen erblicken, wo die ſchändlichen Räuber hauſen, die ſchon ſo manches Schiff geplündert.“

Er hatte noch nicht ausgeredet und ſeinen Grimm noch nicht zur Hälfte ergoſſen, als plötzlich Hedwig einen entſetzlichen Schrei ausſtieß, der den Vater erſchreckte, den Oheim abhielt, einen Becher Rüdesheimer zum Munde zu führen, den er eben den vielen andern nachſenden wollte, die während der Morgenfahrt ſeine Gurgel paſſirt hatten. Es war ohnehin echter Patriotismus, daß der hochwürdige Domſcholaſter ſich einige Krüge von jeder guten Stelle mitgenommen hatte, an der er vorüberſchiffte.

Der Walpode ſah erſchrocken Hedwig an, die angſtvoll nach dem Ufer hinwies.

Eben nämlich, als ſie um die ſcharfe Ecke ſchifften, welche dort der vorſpringende Berg bildet, erblickte das Fräulein einen Reiter, der mit unſäglicher Keckheit den ſchmalen Fußweg von Lorch daher kam. Seine ſchmucke hellfarbige Kleidung, der Sammthut mit den wallenden Federn, das lange Schwerdt an der Seite und das wunderherrliche Roß, welches er ritt, kündigte ihn als einen Edlen des Landes, die ſchlanke edle Geſtalt als einen jungen Mann an. Obwohl Hedwig ſeine Züge noch nicht unterſcheiden konnte, ſo pochte doch ihr Herz ſtärker als vorher, und die Einbildungskraft arbeitete mächtiger, weil eine Erinnerung früherer Tage mit ihrem ganzen Einfluſſe ſich geltend machte.

Das raſchere Ziehen des Stroms und das Spornen des Roſſes brachte Beide ſchnell einander näher. Eben als ſie ſich nicht ohne Erröthen geſtand, der junge Mann ſehe dem Bilde, das ihre Einbildungskraft ſo lebhaft beſchäftigt, ſo ähnlich als Junker Gisbald vom Burgthore von Soneck ſich ſelbſt, bäumte ſich das Roß gerade an einer Stelle, wo die Hufe der Halferpferde und die leckende Fluth den Schieferfels ſpiegelglatt geſchliffen. Der Reiter faßte kräftiger die Zügel, ſetzte ſich feſter im Sattel, bohrte den ſpitzen Stachel, der ſeine Ferſe bewaffnete, tiefer in die Weichen des jungen Thiers, um es mehr in ſeiner Gewalt zu haben und es über die Felſen hinaufzutreiben, allein die wehende Flagge mit dem Rade von Mainz machte das Thier ſcheuer; es bäumte ſich höher auf und ſprühte Feuer aus ſeinen Augen, während es mit aufgeworfenen Nüſtern wild und heftig ſchnob. Als es nun der

Reiter mächtiger heraufwarf, glitt ſein Hinterhuf aus. Umſonſt ſchlug es den Vorderhuf in den Felſen. Mit einer mächtigen Wucht ſtürzten Reiter und Roß in die aufſchäumende Fluth, daß das Aufſchlagen der Wellen faſt den Kahn umwarf und ihn weit in den Rhein hinausſchleuderte.

Dies ganze Ereigniß war das Werk weniger Minuten. Hedwig rang die Hände unter den Lauten der ſchmerzlichſten Angſt und Bangigkeit.

Arnold Walpode wandte ſich gleichgültig ab. „Warum ſo ſchreien?“ fragte er ſtrafend. „Erntet der Bube nicht, was er geſäet? Verloren iſt ohnehin nichts an ihm; denn es iſt einer von dem Diebsgeſindel, das dieſe Gegend zu einem Schlupfwinkel ſeiner Verworfenheit macht.“

„Pfui, Arnold,“ rief jetzt der dicke Scholaſter recht eifrig aus. „Iſt das chriſtlich gedacht? Siehſt du nicht, wie der junge Menſch mit den Wellen ringt? Wie das Roß gerne das Ufer erreichen möchte und nicht kann? — Ich kann nicht ſchwimmen, kann nicht helfen, weil ich untergehen würde, und ohnedies naſſe Kälte fürchten muß, wie den Tod; aber du biſt ein Schwimmer, wie einer in Mainz.“

Der Walpode ſah ihn ſpöttiſch an und wandte nun den Blick dem Jünglinge zu, während Hedwig in ſtarrer Angſt auf ihren Knieen lag und betete, und ihr ſtierer Blick jede Bewegung des Ringenden verfolgte.

Lange ſchon hatte dieſer verſucht, das Pferd zu einer Stelle zu leiten, wo es Grund gewinnen könnte; allein das wollte nicht gelingen, und die überſpannte Kraft des Thieres begann nachzulaſſen. Mit jeder Minute wuchs ſeine Gefahr.

„Laßt das Thier los,“ rief der Steuermann dem jungen Ritter zu. „Ihr ertrinket ſonſt mit ihm in der Tiefe!“

Der Ritter vernahm den Ruf, ſah ſeine Richtigkeit ein und machte ſich aus den Bügeln los; allein der Schreck und die Kälte des Elements hatte ſchon in dem Grade erſtarrend auf ihn gewirkt, daß er nicht im Stande war, lange ſchwimmend anzukämpfen gegen die Wuth des Waſſers, die ſich im Bingerloche brach, zu dem ihn die reißende Macht hingezogen hatte. Eine raſche Wendung des Kahnes brachte jetzt denſelben dem Jünglinge nahe, der nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtete. Da hing ſich Hedwig weit hinaus über das niedere Bord des Kahnes, ſtreckte den weißen Arm dem Schwimmenden zu, und dieſer ergriff ihn und drohte, die Liebliche hinab zu ſich zu ziehen.

„Halt, halt, um aller Heiligen willen!“ ſchrie der Scholaſter ſeinem Bruder zu. „Wir ſind Alle verloren — rette! rette!“ Er hing ſeine ganze Laſt an Hedwig's ſchlanke Geſtalt, und jetzt erſt faßte Arnold mit Rieſenkraft den Jüngling und hob ihn in den wankenden Kahn, auf deſſen Boden er ihn jetzt niederſinken laſſen mußte. Nur noch einen Blick warf der Jüngling auf Hedwig, und ſein Auge ſchloß ſich in einer tiefen Ohnmacht.

Der Scholaſter ſchrie in wilder Todesfurcht nur immer dem Schiffer zu, daß er den Kahn umwende, weil ſie eben jetzt die gefährliche Stelle erreichten.

Dieſer war aber ein erfahrner Schiffer, aus Rüdesheim gebürtig, und des Fahrwaſſers kundig. Er brachte durch einen mächtigen Ruderſchlag den Kahn wieder in den Strom, und pfeilſchnell warf ihn das Waſſer durch das Loch.

„Brav, Anton Forſchner!“ rief der Domſcholaſter, das Paternoſter unterbrechend, das er in der Angſt ſeines Herzens halblaut gebetet hatte. „Du erweiſeſt dich als ächtes Rüdesheimer Blut. Das war ein Meiſterſtück. In Lorch ſollſt du aber auch dafür mehr als eine Kanne Zehntwein zur Erfriſchung haben. Jetzt ſetz' aber auch ein. Wir müſſen ſchnell Lorch erreichen.“

„Wenn ihr warten wollt, bis wir Lorch erreichen, geiſtlicher Herr Bruder,“ ſprach Arnold mit der Ehrerbietung, die ſtets der Laie dem geweiheten Bruder zu zollen pflegt, „ſo iſt der da über Eure Hülfe erhoben, das heißt, er hat das Zeitliche geſegnet, um in Eurer Weiſe zu reden, oder ihm geflucht.“

„Todt? ſagſt du,“ rief der geiſtliche Herr halb mit dem Tone des Mitleids, halb mit dem des Entſetzens, das er von jeher vor Leichnamen hatte. „Nein, dann ſchnell bei Aſſemannshuſen angelegt.“

Hedwig lag derweile über dem Ohnmächtigen. Sie hielt ſeine Hand in der ihrigen gepreßt, um ihr Wärme mitzutheilen, und neigte ihr Ohr an die bleiche Lippe, um dem ſchwachen Ziehen des Athems zu lauſchen.

Bald landete der Kahn vor dem Orte.

„Anton Forſchner,“ rief der Domſcholaſter, „hilf mir heraus, denn mir wird ſchwach vor dem Jammer, und meine Krüge ſind leer. Der letzte lief mir aus, als der Kahn ſchwankte, indem er umfiel, ohne daß ich's merkte.“

Der Schiffer reichte ehrerbietig dem Würdenträger die harte Hand, hob dann Hedwig heraus, und ergriff mit einigen Burſchen den Ohnmächtigen, um ihn in das Pfarrhaus zu tragen, wohin der dicke Herr ſeine Schritte gelenkt hatte.

Die Ankunft der hohen Herren rief das Volk des Dörfleins zuſammen. Alle erſtaunten, als ſie den Ohnmächtigen ſahen, denn ſie hatten ihn für todt gehalten, da ſie ſein triefendes, zurückeilendes Roß gefangen hatten. Dem edlen Thiere war es gelungen, mit Anſtrengung ſeiner letzten Kraft, eine ſandige Stelle zu finden, wo es ſich glücklich den Wellen entriß.

Arnold folgte den Trägern des Jünglings.

II.

Der dicke Domſcholaſter hatte ſich bereits bis zu der beſcheidenen Wohnung des Pfarrers von Aßmannshauſen fortgeſchoben. Wenn ihm auch ſonſt ein ſolcher Weg viele Mühe und eine weit längere Zeit gekoſtet hätte, ſo war es diesmal der Wunſch, dem Jünglinge Hülfe und ſich ſelbſt eine erquickende Labung zu verſchaffen, welcher ihn die Schwierigkeiten ſeines Umfangs und Gewichtes und das unerfreuliche Zwicken kaum überſtandenen Zipperleins muthig überwinden machte.

Kaum war er an dem Hauſe angelangt, als ſeine Stentorſtimme erſchallte: „Aufgemacht, geiſtlicher Herr, aufgemacht! Es kommt ein lechzender, müder Mann, der ſich nach einem Krüglein Eures franziſchen Weines ſehnet, wie der Säugling nach der Mutterbruſt!“

Ueberraſcht von dem ſeltenen und hohen Beſuche, ſtürzte der Pfarrer herbei und verbeugte ſich unzählige Male vor dem hochwürdigſten Herrn, der abwehrend ihn am Arm ergriff und ſein bedeutendes Gewicht mit ſolcher Vehemenz daran hing, daß der ſchmächtige Prieſter des Dörfleins zur Erde gezogen worden wäre, hätte er nicht ſchnell hinwiederum den Arm ſeiner eben ſo korpulenten als ſtammhaften Köchin erhaſcht, wodurch er einen Haltpunkt, und mühſam zwar, doch ſicher, das Gleichgewicht wieder gewann. Den gemeinſamen dienſtwilligen Anſtrengungen des Dorfprieſters und ſeiner Köchin gelang es denn auch ſofort, den Herrn Domſcholaſter in das Gemach zu bringen. Hier ſtand eben ein friſches Krüglein edlen Gewächſes dieſer geſegneten Berge, welches zur Labung des Prieſters dienen ſollte. Ohne Weiteres ſetzte es der Würdenträger an die wulſtige Lippe, und ſchneller, als der Gedanke, floß ſein geiſtiger Inhalt durch die weite Gurgel des Lechzenden. Als er es hohlklingend niederſetzte, ſchien erſt das Leben und mit ihm die Erinnerung zurückzukehren.

„Höret an,“ ſprach der Domſcholaſter, „es wird alsbald mein Bruder, der geſtrenge Walpode, hier eintreffen bei Euch, und einen Halbertrunkenen bringen oder vielmehr Anton Forſchner, der Schiffer, rüſtet einen Warmwein zu, Jungfer Köchin, aber vergeſſet mich nicht dabei; denn das Schlücklein hier war nur ein Tropfen auf einen glühheißen Stein.“

Die durch die Herablaſſung des hohen Herrn geſchmeichelte Köchin, die bis jetzt ihren Schürzenzipfel in ihres Herzens preßhaftem Zuſtande weidlich zerknittert hatte, flog nun hinaus in die Küche. Bald loderte die Flamme hoch in den Buſen des Rauchfangs und im Keſſel brodelte der Wein ſchon, als Forſchner den Jüngling hereintrug. Langſam folgte der Walpode und ſein-

Töchterlein, das, weiß wie Schnee, am Arme des Vaters daherwankte.

Der Domſcholaſter, welcher bereits hinter einer großen zinnernen Ehrenkanne ſaß und in mächtigen Zügen den herrlichen Rothen genoß, hatte dem Prieſter die Weiſung ertheilt, den Scheintodten in ein anderes Zimmer zu bringen, und ihn, der die Sorge für dieſen übernahm, von allen Rückſichten des Wirthes entbunden. Der gutmüthige Mann eilte nun auch ſchnell zu dem, der ſeiner Hülfe ſo ſehr bedurfte, indeß er ſeiner Dienerin befahl, Alles aufzutragen, was Küche und Keller Leckeres in ſich ſchlöſſen. Mit dem ehrlichen Forſchner begann er nun die geſchickte Behandlung des Unglücklichen.

In der feſten Zuverſicht, daß es den Bemühungen des menſchenfreundlichen Prieſters gelingen würde, den ſchwachen Funken des Lebens wieder in dem Jüngling anzufachen, überblickte lächelnd der Domſcholaſter die herrlichen Trauben, die leckeren Zwiebelküchlein, den lockenden Käs und die geräucherte Zunge, welche derweile die ſorgliche Magd des geiſtlichen Herrn auftiſchte, verbunden mit kräftigem Brod und friſcher Butter und Honig. Für das Fräulein kredenzte ſie Milch.

Ohne ſich zu beſinnen, griff der geiſtliche Herr nach dem, was ihm am meiſten zuſagte, der ſaftigen Zunge, und that ſo wacker Beſcheid, als er früher der Weinkanne gethan.

Arnold maß ſchweigend das Gemach mit großen Schritten. Ihn wandelte die Luſt nicht an, zuzulangen, ſo wenig, als die bleiche Hedwig, in deren Herzen die Angſt noch wohnte.

Arnold's Herz ſchien einen Kampf zu beſtehen. Das beſſere Gefühl und der Haß gegen die Raubritter, deren Neſter er zertrümmert, die ſie aber wieder aufgebaut, rangen um die Herrſchaft. Sollte er hinüber gehn und nach dem Verunglückten ſehn, oder ruhig die gewähren laſſen, die die Chriſtenpflicht übten? Ein Blick auf ſeinen, auf beiden Backen kauenden geiſtlichen Bruder endete dieſen Kampf und löſte ihn in ein ironiſches Lächeln auf, das ſeinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Wirklich konnte man kein vollendeteres Bild des mit Leib und Seele Eſſenden ſehen, als das, welches eben der dicke Domſcholaſter dem Beſchauer bot. Mit beiden Händen arbeitete er, die Stücke nach dem breiten Munde zu fördern, während ſeine Zähne mit einer ruhmwürdigen Gelenkigkeit das zermalmten, was ſich ihnen nahte. Das Auge war ſtier auf den Teller gerichtet, und auf der Stirne ſtanden helle, dicke Schweißtropfen. Der ganze Ausdruck des Geſichts aber gab das Behagen kund, welches er in hohem Grad empfand. Die Außenwelt trat immer mehr für ihn in den Hintergrund, während die Rinderzunge den ganzen Vordergrund einnahm. Trotz dieſer anſtrengenden Arbeit vergaß er nicht, die Kanne nach dem Munde zu führen, um dem Werke der Zähne die Bahn zu ebenen.

Arnold betrachtete mit der Ironie, welche einen ſprechenden Zug ſeines Antlitzes bildete, die auf Lebenserhaltung und Genuß gleichmäßig abzielende Thätigkeit ſeines Bruders, ohne daß dieſer zu ahnen ſchien, daß ihn Jemand beobachten könnte. Ganz anders ſah es im Herzen des Fräuleins aus. Eine Angſt, wie ſie niemals empfunden, preßte ihre Bruſt, die faſt keine Luft finden konnte und die, verbunden mit der größten Wehmuth, jeden Augenblick drohte, die Thränen aus ihren ſchönen Augen hervorbrechen zu laſſen. Reden hätte ſie nicht gekonnt, und wenn auch der ſtrenge Vater tauſend Fragen an ſie gerichtet hätte. Dieſer ahnete auch Nichts von ihrem Seelenzuſtande. Nur die freundliche Köchin des Prieſters ſchien den Zuſammenhang zu begreifen. Sie eilte hinaus und kehrte zurück mit dem Worte, das ſie Hedwig zuflüſterte: „Der Junker Gisbald lebt!“

Mit dieſem Worte kehrte Leben in ihre Bruſt zurück. Sie drückte die Hand der mitleidigen Bötin der Freude, und wagte es nun erſt, aufzublicken.

Alsbald trat nun auch der Prieſter herein und verkündigte die Botſchaft, daß Gisbald lebe.

„Gisbald?“ fragten der Domſcholaſter und Walpode zugleich. „Iſt das nicht der Sonecker?“

„So iſt es!“ gegenredete der Prieſter. „Eben der, den Euer hochwürdiger Bruder erzog, und der —“

„Richtig!“ fiel Arnold in die Rede, „nun erſt erkenne ich ihn wieder in meinen Gedanken. Der Knabe iſt mir aus den Augen gewachſen. Seit er ſein Erbe auf Soneck angetreten, hab’ ich ihn nicht wieder geſehn. Alſo er lebt?! Nun, ich wußte, daß eher hundert ehrliche Bürger ſterben würden, als Einer von dieſen Tagedieben — ſintemal Unkraut nicht vergeht.“

„Du biſt ſehr hart, Arnold,“ ſprach der Domſcholaſter verweiſend. „Biſt du denn gewiß, daß er in jene Zunft gehört, die —“

„Wozu die Vertheidigung, Herr Bruder?“ fiel zornig Arnold in des Domſcholaſters Rede. „Ich kenne das Volk und Euer Kapitel ſollte es, ſcheint’s mir, auch kennen, ſeit der Hohenfels es ſo wacker gehänſelt hat. Meint Ihr vielleicht, die geiſtlichen Lehren Bodo’s hätten Wurzel gefaßt? So wenig, als ein Baum Wurzel in der Luft ſchlägt. Art läßt nicht von Art, und wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen! Holt einen Habicht aus ſeinem Neſt, und zieht ihn in der Stube auf. Ich wette, er ſtößt, ſobald er zum erſten Male ſeine Schwingen frei bewegt, auf das Täublein, das Ihr mit ihm großgezogen.“

„Erlaubt, geſtrenger Herr,“ hob nun beſcheiden der Dorfprieſter an, „daß ich Euch bemerke, daß Ihr doch jetzt wenigſtens etwas milder urtheilen müßtet.“ —

„Richtig,“ fiel Arnold, der jetzt erregt war, ihm in die Rede — „er hat mir die Elle in die Hand gegeben, womit er gemeſſen ſein will. War das nicht ein Beweis unſinniger Tollkühnheit, wie ein Verrückter den Leinpfad der Halſer mit einem wilden Roſſe hinaufzujagen? Läßt ſich daraus nicht ſchon genugſam abnehmen, zu was der Strolch fähig iſt?“

„Gerade dieſer Ritt zeigt von ſeinem guten Herzen,“ ſagte der Prieſter.

„Den Beweis möchte ich hören!“ höhnte der Walpode.

„Er iſt leichter zu führen, als Ihr glaubt; denn er machte den tollkühnen Ritt, der an Hilchen Lerch erinnert, bloß Euretwegen.“

Der Walpode lachte laut auf in herzzerſchneidendem Hohne.

„Lachet nicht, geſtrenger Herr,“ fuhr gereizt der Prieſter fort. „Euer hochwürdiger Herr Bruder Bodo in Lorch iſt ſehr krank. Er wußte, daß Ihr in Rüdesheim ſeiet und verlangte baß nach Euch. Da ritt Gisbald dieſen gefährlichen Weg, um Euch an das Krankenbette ſeines getreuen Pflegevaters zu rufen. Doch laßt Euch das vom Junker ſelber erzählen.“

Dieſer trat in dieſem Augenblicke, geſtützt auf den ehrlichen Forſchner, in das Gemach. Sein Ausſehen war bleich. Blaue Ringel umgaben noch das ſonſt ſo lebenvolle, jetzt ſo matte Auge. Er war kaum im Stand aufrecht zu ſtehn. Der Prieſter ſchob ihm ſchnell einen Seſſel hin, in welchen er ſich niederließ. „Ich komme,“ hob er an, „um Euch, Herr Walpode, meinen Dank für die Rettung meines Lebens abzuſtatten.“ Dieſe Worte brachte er nur mit Mühe heraus. Aller Augen ruhten mitleidig auf ihm, aber auch nur dies Mitleid war im Stande, das Komiſche ſeines Aufzugs des allmächtigen Reizes auf die Lachmuskeln der Beſchauer zu berauben; denn der kräftig gebaute Jüngling war in die Kleider des Prieſters eingepfercht, der nicht nur um Vieles kleiner, ſondern auch an Umfang ſehr bedeutend dünner war als er. Ueberdies ſtand das wallende Haar gar ſeltſam zu dem dunkeln Prieſterrocke.

„Ich erlaſſe Euch Euern Dank gern,“ entgegnete kalt und ſchneidend der Walpode. „Nehmt Euch nur die Lehre zu Herzen, die Ihr bekommen, und hütet Euch vor tollkühnen Streichen, die nicht immer ſo gut ausgehen wie dieſer.“

Ueber das todtbleiche Geſicht des Junkers flog eine tiefe Röthe. Heiß wallte es von der Bruſt hinan. Er richtete ſich auf und ſah mit einem durchbohrenden Blicke den Mann an, den ſein Stand glühender haßte, als je ein Menſch gehaßt wurde; den er ſelbſt nie geliebt hatte, ſo oft er ihn auch in ſeiner Kindheit geſehn.

„Die Lehren des reiferen Alters,“ ſprach er, „nimmt die Jugend gerne an, wenn ſie mit Liebe ertheilt werden. Sie gleichen dann dem lieblich mundenden Honig; miſcht aber Galle darunter, ſo erregt er Abſcheu und Ekel.“

„Knabe!" donnerte der jähzornige Walpode. —

„Es iſt nicht ehrenhaft," fuhr Gisbald fort, „gegen den Ohnmächtigen ſich alſo zu benehmen. Wäret Ihr von ritterlichem Stamme, Ihr fühltet das, ohne daß man es Euch ſagen müßte."

Der Walpode erbleichte in maßloſem Zorne. Seine Lippe bebte, ſein Auge rollte und ſchoß Blitze. Die Ader ſeiner Stirne war dick angelaufen und die buſchigen Augenbrauen ſenkten ſich tief herab über das wilde Auge.

„Genug des unnützen Haders," rief jetzt der Domſcholaſter, und erhob ſich mühſam hinter dem Tiſche. „Wozu und woher dieſer ungleiche Streit? Zähme deinen Zornmuth, Arnold, der nimmer thut, was vor Gott recht iſt; und du, Gisbald, Pflegeſohn meines guten Bruders, ſprich, wie ſteht es um ihn, der dich ſandte?" —

„Nicht ſandte, hochwürdiger Herr," antwortete Gisbald, „denn er weiß leider nichts mehr von ſich. Ich eilte, Euch zu holen, weil ich ſein Ende fürchtete."

„Gott lohn's, Gott lohn's, du treuer Sohn," fiel ihm der Domſcholaſter in die Rede und wandte ſich dann ſchnell an den Schiffer: „Gehe hin, Anton Forſchner, und löſe deinen Kahn, auf daß wir ſchnell hinab rudern gen Lorch. Nimm dir noch Ruderknechte, ſo viel du willſt, ich will dir's getreulich lohnen. Du aber, Gisbald, rüſte dich, daß du uns begleiteſt."

„Mit nichten," ſprach dieſer. „Mein Roß iſt geborgen. Ich werde mich ſeiner bedienen, und Euch nicht beſchwerlich fallen, am wenigſten Eurem Herrn Bruder, deſſen Groll wieder losbrechen müßte. Gott geleite Euch! Mich wird er auch heimführen, wenn meine Kleider getrocknet ſind."

Arnold ſchwieg, aber es war mehr die Scham, als irgend ein anderes Gefühl, das ihm den Mund ſchloß. Umſonſt verlor der alte Domſcholaſter viele Worte an den Jüngling. Dieſer beſtand auf ſeinem Entſchluſſe, trotz der bittenden Blicke, welche ihm verſtohlen die Tochter des harten Mannes zuwarf.

Hedwig litt bei dem Auftritte mehr, als alle Anderen, obwohl der Unwille Alle erfüllte gegen den ſtolzen und unbeugſamen Walpoden. Sie fühlte ihr Herz getheilt. Hier der Vater, dort der Geliebte. — Doch das fordert, daß der Erzähler einige Jahre, ja faſt zwei Jahrzehnte zurück geht, um die Zuſtände dieſer geſchilderten Augenblicke durch die Vergangenheit zu beleuchten.

Wie überall in jener Zeit, ſo war auch das Geſchlecht der Ritter von Waldeck, Marſchälle von Soneck, ſehr ausgedehnt, und dadurch nach dem alten Canon: „Viele Brüder, ſchmale Güter," das Erbtheil ſehr geringe geworden. Sie zogen daher hinaus in die Ferne, um Kampf und — Brod aufzuſuchen. Hans von Soneck war als Jüngling von neunzehn Jahren nach dem heiligen Lande gezogen; war fünf Jahre ſpäter zurückgekommen und brachte ſich eine reiche Erbin aus der Schweiz als Gattin mit, auf die ſeine männliche Schönheit bezaubernd gewirkt. Im Burgſtadel zu Soneck war nicht Raum für drei Familien, ſelbſt wenn keine Nachkommen da geweſen, an denen die Ritter keinen Mangel litten. Hans ſah daher kein anderes Mittel, als ſich links vom Burgthore von Soneck ein Burghaus, geſchützt durch einen ſtattlichen Frit, zu erbauen zu ſeiner Wohnung und ſeinem Bedarf überhaupt. Das Gebäude ſtieg ſchnell empor; denn des Ritters Geld arbeitete mit vielen Händen. Derweilen lebte Frau Urſula, ſeine Gattin, in Lorch im Burghauſe der Waldecke, wo Hans noch Ganerbſchaft hatte, doch nicht genug, um ſtändig dort wohnen zu können. Hier genas ſie eines blühenden Söhnleins, das den Namen Gisbald in der heiligen Taufe empfing. Die Freude der glücklichen Gatten kannte keine Grenze; allein in den Becher der Wonne floß ein bitterer Tropfen — Frau Urſula kränkelte, ſeit ſie Wöchnerin geweſen. Dieſer Zuſtand wuchs, und ſie ſah das Wohnhaus nicht mehr, das ſie als glückliche Mutter bewohnen ſollte; ſie ſtarb.

Der Ritter Hans empfand ſeinen Verluſt tief, und es wandelte ihn oft der Gedanke an, als ſei doch der Volksglaube nicht ohne allen Grund, daß wenn der Käfig fertig geworden, der Vogel ſterbe.

Niemand widerlegte öfter und mit triftigeren Gründen dieſe Anſicht, die jedoch auf einer dunkeln Ahnung beruhte, als der Erprieſter Bodo, des Ritters treuer Freund. Und als das Haus auf Soneck endlich zum Bewohnen fertig worden war, und Hans von Soneck, der ſich nun vom Burgthore zubenamſete, eine kräftige Geſundheit genoß, da lachte Bodo herzlich über des Ritters Wahn; allein er lachte zu frühe; denn Ritter Hans ſtürzte mit dem Pferd und brach den Hals.

Da war denn der kleine Gisbald eine hilfloſe Waiſe, und um ſo beklagenswerther, als die Verwandten der Mutter im fernen Alpenlande wohnten, und die Sippe des Vaters eben nicht geeignet war für das Kind zu ſorgen, da ſie ſich wüſtem Räuberleben und Wegelagerung hingegeben hatten.

Bodo wurde ſein Vormund. Bei einer armen, aber redlichen Familie in Rüdesheim, bei dem Schiffer Forſchner, brachte er ihn unter, bis er einige Jahre alt war, und er ihn dann zu ſich nahm, um ihm Vater zu ſein. Und er war es dem verwaiſeten Knaben in der edelſten Weiſe, und ſorgte für ſeine Bildung und Erziehung mit einer aufopfernden Hingebung.

In dieſer Zeit war es, wo ſein Bruder, der Walpode Arnold, oft in Lorch weilte im Auftrage ſeines Herrn, des Churfürſten und Erzbiſchofs von Mainz, und zum Genuſſe der erquickenden Landluft ſeine Gattin mit ſeinen Töchterlein, der kleinen, lieblichen Hedwig, lange Zeit in Lorch bei dem Bruder ließ. So kam es denn, daß ſich die Kinder enge an einander anſchloſſen und ſich ganz unentbehrlich wurden. Spätere Jahre ſchieden ſie wohl äußerlich, aber was im Innern lebte, das konnten keine Verhältniſſe erkalten machen und keine Zeit altern laſſen; vielmehr wuchs die Liebe mit der Zeit, und wenn auch oft Jahre vergingen, ohne daß ſie ſich ſahen, ihre Liebe blieb mächtig und innig. Darum ergriff Hedwig das Ereigniß bei dem Bingerloche doppelt; allein eben der Umſtand, daß Gisbald längſt ſein Erbe auf Soneck angetreten, hatte ihn den Anderen ganz unkenntlich werden laſſen, weil er nun dort wohnte und ſie ihn ſeltener zu ſehen bekamen. Uebrigens war er auch längere Zeit in der Schweiz geweſen bei den Anverwandten ſeiner Mutter.

Der Auftritt im Pfarrhauſe zu Aßmannshauſen aber ſchnitt ihr blutige Wunden in die Seele; denn ſie ſah, wie ein unbeſiegbarer Feind für ihre Liebe, gleich einem rieſigen Geſpenſt, aufſtieg; ſah ihres Vaters alten Groll und Gisbald's Haß gegen den, der ſeine Burg gebrochen — und bebte im Innerſten ihres Weſens.

Ihre flehenden Blicke hatten indeſſen ſo viel über den Jüngling vermocht, daß er ſchwieg und nicht weiter dem Grolle Nahrung gab. Umſonſt aber flehte ihr angſtvoller Blick, daß er mit ihr den bergenden Kahn beſteige. Alles Selbſtgefühl des Jünglings ſträubte ſich dagegen. So fuhren ſie denn ab, und Gisbald beſtieg ſein Roß, um gen Lorch zu reiten, nachdem er ſich vollends erholt hatte.

Erſt auf dieſem Ritte, wo er ſo ganz ſich ſeinen Gedanken und Empfindungen überließ, traten die Begebniſſe der letzten Stunden lebendig vor ſeine Seele. Erſt jetzt fühlte er tiefer des Walpodens Härte und Schonungsloſigkeit, aber auch des Domſcholaſters Güte, und — Hedwig's Liebe ſtrahlte wie eine erwärmende Sonne in dies abſtoßende Bild. Er ſah im Geiſte voraus, daß es im Hauſe Bodo's oft die allerunangenehmſten Berührungen zwiſchen ihm und Arnold geben müſſe — und — er wankte einen Augenblick in ſeinem Entſchluſſe, nach Lorch zurückzukehren; aber durfte er das? Konnte er, ohne den ſchnödeſten Undank zu beweiſen, den treuen Pflegevater verlaſſen in der Krankheit, und ihn liebloſen Miethlingen oder leichtſinnigen Dienern überantworten? — Und — Hedwig war in Lorch! Ein Jahr war hinabgeſunken in den Schooß der Zeit, und er hatte ſie nicht geſehen. Durfte er nicht hoffen, daß die Gunſt der Umſtände ihn und ſie näher zuſammenführe? Blühte nicht ſo neben dem Frieden, den die Pflichterfüllung verhieß, auch das ſelige Glück der Liebe? — Sein Entſchluß war gefaßt. Er ſetzte den Stachel in des Pferdes Weichen, und das edle Thier flog im Strahle der ſinkenden Herbſtſonne, die wundervoll des Rheines gekräuſelte Wellen vergoldete, dem Städtchen zu.

III.

Die Krankheit des ehrwürdigen Erzprieſters Bodo hatte, eben als Gisbald wegritt, den höchſten Punkt erreicht, und die noch ungeſchwächte Kraft des Greiſes brach ihre Macht. Er lag in einem ſanften Schlaf, als die Brüder ankamen. Sie eilten an ſein Lager; allein ſie verließen es beruhigter, als ſie ſich ihm genaht, denn das war der Schlaf der Geneſung. Der Domſcholaſter, ſo ſehr er auch ſeinen Bruder liebte, fand es denn doch unbehaglich in ſeinem Hauſe, und zwar erſtens, weil er Anſteckung fürchtete, und vor dem Gedanken erbebte, er könne ſterben; zweitens, weil, im beſten Falle, das Leben in des Bruders Siechhauſe keine weiteren geſelligen Reize bot, die ſonſt in Lorch eben recht zu Hauſe waren; und drittens, weil der Kranke Ruhe bedurfte, und der edle Domſcholaſter Anſtand genommen haben würde, in der Nähe des Kranken viel zu trinken. Er nahm daher gerne das Anerbieten des Vicedoms an, bei ihm zu wohnen. Arnold dagegen blieb in des Bruders ſtillem Hauſe, weil Hedwig erklärte, ſie werde in keinem Falle den leidenden Ohm fremder Pflege überlaſſen, und er überdies den alten Vicedom Hohenfels glühend haßte. Am wirkſamſten war jedoch für ſein Bleiben die Ankunft Gisbald's, denn der alte Walpode kannte das Menſchenherz, obwohl er nicht ahnete, daß bereits die Beiden ſich längſt gefunden.

Bei aller Vorſicht war es dennoch unthunlich, ſo ſcharfe Aufſicht zu führen, daß nicht die Liebenden irgend es ermöglicht hätten, ſich zu ſehen, ſich zu ſprechen und den Bund inniger zu knüpfen, den einſt eine harmloſe Kindheit keimen und gedeihen ſah.

Konnte es anders ſein, als daß es bei der Pflege des Oheims Stunden gab, wo ſie ſich ungeſtört ſahen? Da floſſen dann die Herzen über; da ſank dann das liebende Mädchen, überwältigt von der Macht ihrer Gefühle, an des Jünglings Bruſt und hörte mit ſeliger Freude die Schwüre ſeiner Liebe und Treue.

Arnold war oft abweſend in ſeinen Geſchäften. Der Domſcholaſter kam wohl oft zu dem Bruder, der ſich bei der Pflege ſeiner Lieblinge zuſehends erholte. Auch er lobte dann die Treue Beider, und ſchien ſelbſt Freude daran zu haben, wenn Gisbald's glühender Blick die ſchwebende Jungfrau auf Schritt und Tritten begleitete. Die Leſe war derweile in vollem Gang und der Herbſtſegen floß in reichen Strömen den Winzern zu.

Luſt und Kurzweil herrſchte in den Rebenbergen, wo der edelſte Wein das Herz abwechſelnd mit der duftenden Traube erfreute. Alle Ritter der Nachbarſchaft ſtrömten mit ihren Frauen und Töchtern in Lerch zuſammen, und nicht ſelten erfreute der Tanz an den Abenden die luſtige Sippſchaft. Nur Gisbald fehlte. Man lachte und ſpottete ſeiner allzuſtrengen Sorgfalt, und meinte, des verhaßten Walpoden Töchterlein habe mehr Antheil an ſeiner Zurückgezogenheit, als Bodo's Gebreſte. Doch hatten die Ritter gerade an Arnold den Stein des Anſtoßes gefunden. Sie haßten ihn aus ihrer Herzen Grund, und wo er ſich zeigte, da zeigte ſich auch dieſer Haß ſo klar, ſo beſtimmt und ſo argdrohend, daß es zuletzt dem Walpoden, obwohl er keine Furcht kannte, denn doch unheimlich wurde und er dem Wunſche Raum gab, recht bald aus der Nähe der feindſeligen Menſchen ſich zu entfernen, die zu jedem Frevel gegen den Mann fähig waren, den ſie mit Grund ihren erbittertſten Gegner nennen mochten. Dieſem Wunſche begegnete ein einlaufendes Schreiben ſeines Herrn, des Erzbiſchofes, das ihn innerhalb acht Tagen nach Mainz zurückrief, weil wichtige Obliegenheiten ſeines Amtes ſeine Anweſenheit erheiſchten.

Er beſuchte auch das Bankett nicht, das der Vicedom gab, wo aber Gisbald erſchien und fröhlich im Tanze ſich ergötzte, obwohl die fehlte, an die ſeine Liebe ihn band.

So ungehemmt er ſich auch der langentbehrten geſelligen Luſt hingab, zu der die Stadtpfeifer von Bingen ſo lockend einluden, ſo bemerkte er doch unter den Jüngern des Ritterſtandes ein ſeltſam, heimlich Treiben.

Beſonders war es des Vicedoms Sohn, Philipp, der Jüngere von Hohenfels, der auf Reichenſtein hauſte, Hans und Kurt von

Waldeck, von Soneck, ſeine luſtigen und wilden Vettern, Rudolph von Heppenhoeſt und andere der Jüngeren aus der Gegend des Wisperthals und jenſeit des Rheins. Es ſchien, als hätten ſie irgend eine Abſicht, die ſie vor ihm geheim zu halten ſuchten.

Ein Argwohn ſtieg in ſeiner Seele auf, als könne es dem verhaßten Walpoden gelten. Er wußte keinen Grund für dieſen Argwohn, als eben den allerſeits tiefgewurzelten Haß gegen einen Mann, der einſt die Seele derer geweſen war, die die Burgen gebrochen, und der in trotzigem Uebermuthe den Rittern ſeinen glühenden Haß zu jeder Zeit fühlbar zu machen ſuchte.

Müde vom Tanze, ſtand er im Grunde des Erkers, der den Saal zierte, wo die luſtige Welt ſich freute. Der Glanz der Lichter hatte bereits nachzulaſſen begonnen, und gerade in der Tiefe des Erkers war ein dunkler Schatten, der ſeine Geſtalt barg. Er dachte an Hedwig, die nun daheim am Siechbette des Oheims ſaß, wo ſie heute des Vaters Eigenwille mehr, als die Noth des Leidenden feſſelte. Sein Herz ſehnte ſich nach ihr. O wie hätte er es wünſchen mögen, mit ihr des Feſtes Freuden zu theilen! Aber der Seufzer ſeiner Bruſt machte die Umſtände nicht anders.

In den Nebengemächern klangen die Pokale und die ſchweren Zungen gaben Zeugniß von der Fülle des genoſſenen Weines, den heute der alte, ſtolze Vicedom in Strömen fließen ließ.

Während Gisbald in ſeinem dunkeln Erker ſtand und der Reigen die Paare wieder an ihm vorbeirauſchen ließ, traten zwei Ritter gerade vor ihn hin. Es war der wilde Hans von Waldeck, von Soneck, ſein Vetter, und der noch wildere, zu jedem Streiche aufgelegte Rudolph von Heppenhoeſt. Sie wandten ihm den Rücken zu und flüſterten anfangs leiſe; ihr Geſpräch wurde aber nachgrade durch das Schallen der Pfeifen lauter, alſo daß er, ohne es zu wollen, jedes ihrer Worte deutlich vernahm.

Es muß gelingen, ſprach, vom Weine erhitzt, Hans Soneck; wie könnte uns der Prahlhans entgehen? Will er zu Schiffe hinauf, ſo iſt er unſer; will er zu Land hinauf, ſo wird er den Weg durch den Kammerforſt nehmen, und er muß in unſeren Hinterhalt fallen, den ich von der Burg Waldeck aus ſchon ſo ſchlau legen will, daß ſeine Stadtnaſe Nichts wittern ſoll, bis der Fuchs in der Falle und das Prellen unſer iſt.

„Den Hinterhalt vertrau' mir an, Hans," hat jetzt der Heppenhoeſt. „Ich hab' noch ein Bildchen mit ihm von dem Frohnleichnamsfeſte her, wo er mich, der ich in Mainz auf der Ritterſtube guter Dinge geweſen, in die Martinsburg in Haft bringen ließ, weil ich den Schenken geprügelt, die Tiſche zerſchmiſſen und einem feiſten Domherrn auf der Straße eine Backpfeiſe gegeben haben ſollte; was aber alles erlogen war, weil ich davon keine Probe weiß. Da möcht' ich ihn auch noch ein wenig liebkoſen, ehe er in das Verließ kommt, wo er faſten lernen ſoll, bis er es ſo wohl verſteht, daß er keine Speiſe mehr braucht." Heppenhoeſt lachte über den letzten Witz herzlich, und der Sonecker ſtimmte ihm bei in einem Tone, der den Grad des Rauſches Gisbalden deutlich zu verſtehen gab. Dieſen durchrieſelte ein kalter Schauer, als er Heppenhoeſt's Redeſchluß vernahm.

„Das ſoll dir werden, Rolf," entgegnete Hans Soneck, „vorausgeſetzt, daß du ihn uns lebend lieferſt. Wüßten wir nur, wie der Gisbald denkt! Von dem wär's ein Leichtes, den Tag ſeiner Abreiſe gehörig voraus zu erkunden, da er mit ihm unter einem Dache wohnt."

„Wie der denkt? Alle Peſt über ihn, wenn er nicht denkt wie wir!" rief Heppenhoeſt faſt laut. „Hat er nicht ſo gut Urſache, den Walpode zu haſſen, wie wir auch?" —

„Freilich; aber er minnt des Walpoden Töchterlein," verſetzte der Sonecker.

„Das iſt ſchlimm," ſprach ruhiger Rolf von Heppenhoeſt; „denn die Minne macht ſo einen jungen Kerl zum Narren und bringt ihn zu den tollſten Streichen. Indeß glaub' ich, der Gisbald iſt klug genug, zu glauben, daß ihm der Ritterfeind niemals das ſchöne Täubchen gibt. Er ſoll ohnehin, wie mir der Pfaff von Aßmannshauſen geſagt hat, ſein ſchnödes Weſen ſchon erfahren haben, und nicht mit ihm auf einem guten Fuße ſtehen. — Wie dem ſei, überlaß das mir. Ich will's ihm ſchon herauslocken, wann der Alte wegzieht; aber was macht Ihr dann mit dem dicken alten Säufer, dem Domſcholaſter, der bei ihm iſt? Den müßt ihr ſchon mit in den Kauf nehmen. Wollt Ihr ihn ausbraten? Schmalz giebt's genug für die Riemen.“

Das Hinzutreten eines Dritten machte den vertraulichen Aeußerungen der beiden Ritter ein ſchnelles Ende. Sie folgten dem Rufenden in das Trinkgemach, wo die Würfel raſſelten und der Wein floß.

Am Tanz und der Luſt überhaupt konnte Gisbald nun keinen Antheil mehr nehmen. Ernſte Stimmung hatte ſich ſeiner bemeiſtert; daher verließ er ſtill und unbemerkt den Saal, und nur die Fräulein ſahen ſich umſonſt nach dem ſchönen und gelenkigen Tänzer um, den ſie jedoch vergeblich ſuchten und erwarteten. Die ſchwerer werdenden Köpfe der Ritter ließen ohnehin nicht zu, ſeine Entfernung zu bemerken.

Eine ſchlafloſe Nacht folgte dieſem Abend, der einen ſchroffen Uebergang von Freude zum trüben Ernſte, ja zu ſtiller Trauer hervorgebracht; das aber ſtand am andern Morgen in ſeiner Seele feſt, es gälte jetzt, ſeine Lebensrettung durch Arnold mit Gleichem zu vergelten.

Er trat darum ſchon frühe in das Gemach deſſelben. Ein unfreundlicher Empfang, wie er ihn erwartet hatte, wurde ihm, der aber auch Gisbald's edles Selbſtbewußtſein aufrief.

„Was bringt Euch ſo f[illegible]e ſchon zu mir?“ fragte mit ſtolzem und wegwerfendem Tone [illegible] Walpode den Jüngling, der mit dem edeln Stolze, der ihn in entſcheidenden Momenten ſtets auszeichnete, leicht grüßend vor ihn hintrat.

„Ihr könnt Euch wohl denken, Herr Walpode, daß das, was ich bringe, nicht mich angeht; denn ich will nichts von Euch, am wenigſten, wenn Ihr ſo unfreundlich mir begegnet.“

Arnold biß ſich in die Lippen. „Soll ich vielleicht Euch freundlich ſein, der Ihr mein ſchuldloſes Kind bethört?“ donnerte der Walpode, und ſah ihn dabei an mit dem durchbohrenden und faſt zermalmenden Blicke, den ihm gegenüber ſelten Einer ertrug; aber der Jüngling, wenn er auch von dieſem unerwarteten Vorwurfe ſich betroffen fühlte, richtete ſich nur noch ſtolzer auf. Seine Wangen färbten ſich höher, ſein Auge ſtrahlte mächtiger und die Hand ballte ſich krampfhaft, als habe ſie den Schwerdtgriff und ſolle die Klinge ziehen, und rüſtig ſie ſchwingen.

Der gereizte Walpode fuhr fort: „Meint Ihr, mir ſei es unbekannt, daß Ihr Euch des Kindes Zuneigung erſchleichet, und Euch nicht blödet, mit ihm zu minnen? Das iſt die Ritterehre, die Ihr und Eures Gleichen ſo gerne im Munde führt, die Ihr ohnehin auch am Raube ſo wacker bethätigt.“

Gisbald hatte mit Ruhe ihm zugehört; aber jetzt brach der wildeſte Grimm los. Er ſtampfte auf den Boden, daß die runden Scheiben der Fenſter raſſelten, wie wenn der Weſtwind brüllt.

„Die Peſt über Euch!“ rief er aus. „Wäre nicht Euer Haupt hier im gaſtlichen Hauſe mir geheiligt, ich würde — doch nein,“ fuhr er, ſich wunderbar mäßigend, fort, „Ihr redet im Jähzorne und ohne Beſonnenheit, und ſollt mich nicht zu gleicher unlöblicher Weiſe nöthigen. Hört mein Wort, und macht und denkt dann, was Ihr wollt; mir kann's und ſoll's ganz gleich gelten. Ich war mit Eurer Hedwig Kind. Eure ſelige Hausfrau, Gott gebe der Edlen Frieden! — hielt ſich oft lange hier auf, wie Ihr wiſſet. Da ſenkte ſich der Keim einer gegenſeitigen Liebe ſchon tief in unſere Herzen. Hedwig liebt mich und ich ſie. Das iſt kein Geheimniß; am wenigſten vor Euch; denn unſere Liebe hat ſich nicht nöthig zu verbergen, weil ſie lauter und rein iſt; allein es iſt verruchte Lüge, daß ich ſie bethört. Habt Ihr es gehört, Herr Walpode? — Sie zu lieben, könnt Ihr mir nicht wehren, und Niemand kann es; aber ich würde auf der Stelle das Haus verlaſſen, hätte ich nicht etwas Anderes, was mich zu Euch führt. Wißt, daß Euer Verderben beſchloſſen iſt. Ihr ſeid des Ritterſtandes ärgſter Feind. Wenn Ihr als Stifter des unſeligen Spießbürgerbundes ihnen verhaßt ſeid, ſo iſt das eben ſo natürlich, als daß Euer ſtolzer Uebermuth vollends Alle mit Haß gegen Euch erfüllt. Sie ſind verbündet, Euch zu fangen und — ſchrecklich! — ergreifen ſie Euch, ſo iſt Hungertod Euer Loos. Reiſet Ihr auf dem Rheine, ſo ergreifen ſie Euch; kehrt Ihr über das Gebirge heim, ſo fallet Ihr in Hinterhalt. Ich habe es Euch geſagt; thut, was Ihr wollt!“

Er drehte dem Walpoden den Rücken und ging.

Arnold blieb in einer ſehr gemiſchten Stimmung zurück. Sein Jähzorn war verraucht. Er empfand über die Art und Weiſe, wie er den Jüngling gewiſſermaßen angefallen, eine beſchämende Reue; denn der Jüngling ſtand, ihm, dem gereiften Mann, überlegen, ruhig und würdevoll da. Ueberdies war die Mittheilung über des Adels Geſinnung gegen ihn, der den Jüngling wahrhaft mißhandelt hatte, ſo edel, für ihn aber zugleich ſo beugend, daß er faſt rathlos im Gemach umher rannte, und im Widerſtreite zahlreicher Entſchlüſſe es gar nicht wahrnahm, daß die Stiege herauf ein koloſſaler Fußtritt ſich vernehmen ließ. Die Thüre wurde bald darauf mehr aufgeriſſen als aufgemacht, und herein trat, keuchend und heftig puſtend, und den rinnenden Schweiß wegwiſchend, der dicke Domſcholaſter.

Er warf ſich, faſt außer Athem, in den weichen Lehnſtuhl. Nach einigen Minuten rief er, immer noch nicht recht bei Luft: „Weißt du es ſchon, Arnold? Weißt du, daß die Ritter auf dich fahnden und dich verderben wollen, dich, dein Kind und mich? — Bei dir haben ſie Grund; aber was habe ich, der Mann des Friedens, ihnen gethan? Ich weiß nicht Rath. Seit geſtern Abend, wo ich es erfuhr, ſchmeckt mir kein Tropfen Markebronner mehr. Ich habe Johannesberger verſucht, aber auch der mundet nicht, und der köſtliche Auerhahn, den der Vicedom aus dem Forſt auf dem Windmantel erhielt, war wie Stroh unter meinen Zähnen. Ich brachte ihn nicht klein, und er ſchmeckte mir, wie ein altes Huhn. Auch regt ſich aus Schrecken mein Zipperlein wieder. Ich verlaſſener, unſeliger Mann! Was ſoll aus mir werden? Ausbraten wollen ſie mich, wie der Heppenhoeft geſagt hat, und mit meinem Schmalze ihre Lederriemen anſchmieren! Haſt du je ſo etwas erhört? Meint man nicht, es ſeien Sarazenen?“

Trotzdem, daß es Arnold unheimlich war, konnte er denn doch das Lachen nicht bergen. Es brach in unverhaltenem Strome hervor.

Zornglühend fuhr der geiſtliche Herr auf. „Wie, du lachſt? Unſinniger, der du mich mit in dein Verhängniß hinabziehſt? Iſt das die Achtung, die du mir ſchuldeſt, kecker Laie? Iſt das die Art und Weiſe, ſich zu gehaben, wo der Strick an deinem Halſe ſchon kitzelt? Und du ſtößeſt noch den Einzigen von dir, der uns retten kann, den guten Gisbald? — Forſchner, der Schiffer, meint, zu Waſſer ſei es nicht thunlich, hinaufzufahren. Und im Kammerforſte würden ſie uns ſchon einen wehrhaften Hinterhalt legen. Einer nur könne uns retten, der ſei Gisbald, der alle Schluchten im Forſte kenne, wie ein Fuchs, weil er ſeit langen Jahren darin gebürſcht habe und völlig kundig ſei. Und der begegnet mir unten im Hauſe und glüht vor Zorn über die Weiſe, wie du ihn behandelt?“ —

Arnold war wieder zur Beſinnung zurückgekehrt. Der Lachreiz, den er bei dem Anblick und der Anhörung ſeines geiſtlichen Bruders empfand, war ſo unwiderſtehlich, daß er ihm um kein Gut der Erde hätte gebieten können, ſo ſehr auch in ihm die verſchiedenſten Empfindungen wogten, die alle gleich weit von der Fröhlichkeit waren, deren Ausgeburt das Lachen zu ſein pflegt.

„Verzeiht,“ ſprach er, die letzten Zuckungen in ſeinen Mundwinkeln beherrſchend, „verzeiht, Herr Bruder, daß der Anblick Eurer Angſt, das Loos des heiligen Laurentius zu theilen, mich zum Lachen hinriß. Ich erkenne recht wohl an, daß Ihr Grund zur Sorge habt, ſo gut als ich; allein mit dem Braten hat es einſtweilen noch keine Gefahr.“

„Wie?“ ſchrie der Prieſter heftig. „Weißt du denn nicht, daß der Heppenhoeſt ſo geſchworen hat, ſeine Stiefel mit meinem Schmalze zu tränken? Kennſt du den Menſchen noch nicht, ſo wiſſe, daß er und die Senecker und Reichenſteiner geſtern, ſo zu ſagen unter unſern Augen, ein Schiff drunten, nahe am Galgen, unterhalb Bacharach, wo der Rheingau mit dem Pfälzer grenzt, überfallen, es ausgeplündert und alsdann verſenkt haben? Was aus den Schiffern wurde, weiß man ſo recht nicht. Wahrſcheinlich haben ſie ſie verſenkt mit dem Schiffe.“.

Bei dieſer Nachricht erſtarrte der Walpode. Alles Blut ſchien ſich in ſeine erſte Werkſtätte, in das Herz, zurückgezogen und ein Starrkrampf ihn ergriffen zu haben. Er regte ſich nicht. Nur das Auge rollte, wie ein Feuerrad in ſeiner Höhle, und ſchleuderte Blitze.

„Wie ſteht's nun?“ fragte der Domſcholaſter. „Als es meine Perſon galt, lachteſt du; jetzt, wo es ſich um die Güter deiner Krämergilde handelt, erſtarrſt du? Erkennſt du bald, wie bei dieſer Keckheit der Wegelagerer unſere Sache ſteht? Ich trage keine Luſt, mich braten zu laſſen, ſelbſt nicht auf die Gefahr hin, ein Märtyrer zu werden. Für ſolche Ehre habe ich gar keine vorherrſchende Neigung. Ich werde mich dem Gisbald anvertrauen. Siehe du zu, wie du wegkommſt!“

IV.

Während oben im Hauſe dieſe Scenen ſich ereigneten, badete ſich ein Stockwerk tiefer das ſchönſte Auge in hellen, heißen Thränen. Hedwig hatte die Unterredung mit angehört, die Gisbald mit dem guten Domſcholaſter geführt. Sie kannte alſo theilweiſe die Auftritte, doch von dem, was ihre Liebe betraf, wußte ſie nichts. Ach, wie tief beugte ſie der Gedanke, daß die Menſchen, die ihr die theuerſten auf Erden waren, im wildeſten Haſſe erglühten! Daß ſie keine Mittel kannte, ſie zu verſöhnen; daß ſie, wider Willen, dem eigenen Vater Unrecht geben mußte! Der tiefſte Schmerz erfüllte ſie. Da ſank ſie nieder auf ihre Kniee und betete. Alle ihre Gefühle floſſen in dem der tiefſten Andacht zuſammen. Von Ihm, an den ſie ſich wandte, konnte ſie ja nur Hilfe erwarten. Er konnte ja allein die feindſeligen Herzen einigen, ſie aus der Gefahr retten und Hilfe ſenden. So rang ſie lange im heißeſten Gebet. Und je inniger und gläubiger es wurde, deſto mehr Ruhe kehrte zurück, deſto lebendiger wurde ihr Vertrauen, deſto klarer wurde ſie ſich deſſen bewußt, was ſie zu thun habe in dieſen wichtigen Augenblicken.

Sie erhob ſich und eilte, Gisbald zu ſuchen. Sie fand ihn bei dem leidenden Oheime.

Dieſem hatte Gisbald ſein Herz eröffnet, ſeine Liebe bekannt, ſein Zwiegeſpräch mit Arnold mitgetheilt und die Gefahr nicht verſchwiegen, die dieſem drohte.

Jetzt trat Hedwig ein, deren rinnende Thränen Zeugniß gaben von ihrer Kenntniß des Standes der Sache.

Bodo nahm ihre Hand. „Weine nicht, meine Tochter,“ ſprach er. „Deine Liebe zu meinem Gisbald iſt Gott und Menſchen wohlgefällig, nur nicht deinem ſtörrigen Vater. Bleib' ihm treu, wie er dir, und vertrauet beide Gott, der wird Alles wohl machen. Meinen Segen habt Ihr.“

Die Liebenden umarmten ſich vor dem edlen Greiſe, und es ſtrömte Hoffnung und Frieden in ihre Bruſt.

„Du aber, Gisbald, erkenne es als eine heilige Pflicht, die du gegen mich zu erfüllen haſt,“ fuhr er fort, „daß du alle Drei morgen auf den Pfaden, die dir wohl bekannt ſind, gen Rüdesheim geleiteſt, von wo es leichter iſt, mit wehrhaftem Geleite der Dienſtmannen des hohen Erzſtifts gen Mainz ſonder Gefährde zu kommen.“

Willig legte Gisbald ſeine Rechte in des edlen Prieſters welke Hand.

„Und du hafteſt mir dafür, daß ſie glücklich nach Rüdesheim gelangen?“ fragte er.

„Mit meinem Leben, ſo wahr mir Gott helfe im Sterbeſtündlein!“ ſprach feierlich Gisbald.

Da trat der dicke Prälat ein, der Gisbald ebenfalls ſuchte.

„Der da droben,“ rief er ſeinem Bruder Bodo zu, „hat wieder ſeinen böſen Tag heute. Klag' ich, ſo lacht er; erzähl' ich ihm's aber von der Raubritter Frevel, dann wüthet er oder wird ſtarr, wie eine Bildſäule. Nein, Bodo, ich bin nicht nach Lorch gekommen, um meine Haut zu Markte zu tragen und mich braten zu laſſen, wie den heiligen Laurentius die Heiden brieten. Ich will's gerne in aller Demuth bekennen, daß ich noch lange kein Heiliger bin; auch ſehe ich dabei eben ſo wenig Vortheil für unſere heilige Kirche, als für mich.“

Selbſt über Bodo's edle, ernſte Züge zuckte ein Lächeln, das der Ironie ſo ähnlich ſah, wie ein Regentropfen dem andern. Dies mochte jedoch dem Prälaten unbemerkt geblieben ſein; er fuhr fort:

„Ich rechne auf dich, mein Sohn. Der ehrliche Forſchner, der dich wohl kennet, hat mir vertraut, wie du alle Schluchten des Waldgebirges kenneſt, abſonderlich im Kammerforſte. Du führſt mich und Hedwig nach Rüdesheim. Von Arnold habe ich mich losgeſagt. Er mag ſehen, wie er durchkommt.“

„Verzeiht, hochwürdiger Oheim,“ rief jetzt Hedwig aus, „ohne meinen Vater geh' ich nicht.“

„Auch gut,“ verſetzte der Würdenträger, „ſo ſalvire ich mich alleine. Gisbald, auf morgen! Bodo's Maulthiere ſind für uns.“

Gisbald gerieth in Verlegenheit. Bodo jedoch entriß ihn derſelben, indem er aufmerkſam machte auf das Thörichte, ſich zu vereinzelnen. „Ihr müßt zuſammen reiſen. Ich will mit Arnold ſchon reden.“

Gisbald ſtimmte dem bei. „Es möchte leicht ſein,“ ſagte er, „daß einer dieſer beiden Züge in die Hände der lauernden Feinde fiele. Der erſte könnte gelingen, allein der zweite könnte durch die Spuren ſchon den Weg verrathen. Uebrigens, Herr Domſcholaſter, dürfte es nicht überall möglich ſein, zu reiten. An vielen Stellen kann nur zu Fuße der Weg gemacht werden. Mögt Ihr Euch einſtweilen mit Muth waffnen!“ —

Der dicke Herr ſank in einen Stuhl und ächzete, indem er die Hände über dem fetten Bauche faltete. „Ich Armer!“ rief er faſt weinend aus. „Seit ich das Zipperlein habe, iſt mir das Gehen die ſchwerſte Arbeit, zumal bei meiner Wohlbeleibtheit!“

„Nur Muth!“ fuhr Gisbald fort. „Es wird ſchon gehen. Denkt an den Roſt des heiligen Laurentius, und jedes Opfer wird Euch leicht.“

„Du haſt Recht, mein Sohn; aber bedenke, was das Gehen für mich heißt! Bedenke, daß ich wohl nicht einmal hinlängliche Herzſtärkung werde mitnehmen können!“ verſetzte der Hartbedrohte.

„Das wird ſich ſchon finden,“ meinte Bodo; „du haſt ja deinen ehrlichen Anton Forſchner, den du als Sackeſel beladen magſt.“

„Vortrefflich!“ rief der Prälat. „Laß nun deine Vorſchläge hören, mein kluger Gisbald.“

„Sie ſind einfach,“ erwiederte dieſer, „und gründen ſich zunächſt auf die Morgennebel.“ —

„Gott möge mir helfen!“ ſchrie bei dieſem Worte der Domſcholaſter. „Ich habe nichts mehr zu fürchten als feuchte Nebel und Kühle, — weißt du keinen beſſern Rath?“

„Keinen, Hochwürdigſter!“ ſprach Gisbald. „Warten wir den Aufgang der Sonne ab, ſo ſtehe ich für nichts. Wir müſſen um dieſe Zeit ſchon die Höhe des Gebirgs erklommen haben.“

Tiefe Seufzer rangen ſich aus der Bruſt des Domſcholaſters hervor; allein er ſchwieg, als er den feſten Ton ſeines klugen Führers vernahm, und berechnete, daß allerdings der Nebel ein unſichtbarmachender Mantel für ſie Alle ſei.

Gisbald fuhr fort: „Alsdann muß das Gerücht ohne alles Aufſehen ausgeſprengt werden, Ihr reiſetet erſt einige Tage ſpäter ab; und ich muß Euch durch Gründe und Gebirgsſchluchten führen, die freilich keineswegs zu den bequemen Wegen werden zu zählen ſein, an die Ihr in Mainz und im Rheingau gewöhnt ſein möget. Bedenkt indeſſen, daß es ein großes Löſegeld, harte Mißhandlung, vielleicht ſelbſt den Tod von Euch fern hält!“

Das letzte Argument war zu ſchlagend, um ſeine Wirkung zu verfehlen. Er willigte in Alles ein. Jetzt kam auch Arnold. Gisbald verließ ſogleich das Gemach. Arnold ſah ihm mit einer Regung von Mißvergnügen nach.

„Das iſt deine Schuld,“ rief der Prälat ihm zu. „Stelle deinen Uebermuth, deine Härte ein. Es thut Noth; denn Gisbald allein rettet uns.“ Sie theilten ihm nun den Plan mit, den er gut fand.

So wurde denn Alles zur Reiſe bereitet. Bodo war bereits ſo weit in der Geneſung fortgeſchritten, daß es keine Gefahr mit ihm hatte. Es ſtand nichts mehr im Wege.

Gisbalden wurde es leicht, das Gerücht auszuſprengen, der Walpode reiſe erſt einige Tage ſpäter von Lorch ab, und werde die Reiſe auf dem Rheine machen. Anton Forſchner ſtellte ſeinen Kahn her, deckte ein Zelttuch darüber, um Schutz vor der ungünſtigen Herbſtwitterung zu gewähren, und dingte einen Halfer, daß er ſein Roß vorſpanne. Die verſchworenen Ritter vernahmen die Kunde fröhlichen Herzens; denn er lief ihnen ſo recht eigentlich in die Falle. Auf Soneck beſonders wurde nun Alles vorbereitet. In der kleinen Bucht, welche die Mündung des Bächleins bildete, lag ſtets unter überhängenden Weiden ein Kahn, der mit Segel und Takelwerk, Hand- und Steuerrudern gehörig verſehen war, um mit Blitzeseile die Fluth zu theilen und den Raub zu erhaſchen, der ſich ihnen darbot. Mit Knechten wurde der Kahn, der wenigſtens ihrer fünfzehn bis zwanzig ganz bequem faſſen konnte, bemannt, und die Ritter ſtanden als Kämpfer bereit, Jeden, der es wagte, ſich zu widerſetzen, niederzuſchlagen. Dieſer Kahn wurde in der Stille hergerichtet zum Angriff.

Auf der Burg ſelbſt waren diejenigen vereint, welche zum Bubenſtücke die rächeriſche Hand boten, als ein Kahn von Lorch die breite Fläche des Stromes durchſchnitt. Es war Heppenhoeſt, der bald darauf in das Gemach zu den Soneckern und Hohenfels trat.

„Was bringſt du Neues?“ fragten Alle, wie mit einem Munde.

„Nichts weiter,“ antwortete heitern Antlitzes der Gefragte, „als daß der Walpode und ſein fetter Bruder mit dem lieblichen Töchterlein übermorgen abreiſen, und zwar zu Waſſer. Es iſt nun ganz gewiß; denn der alte Bodo iſt faſt wieder völlig geneſen!“

„Woher weißt du das?“ fragte der Ritter Hans von Soneck.

„Aus dem Munde des Schiffers, der ihn fährt;“ entgegnete der Ritter. „Meinem Knechte hat er's arglos erzählt. Der Walpode ahnet nichts.“

„Auch nicht mein Vater?“ fragte der wilde Hohenfels.

„Auch nichts; ich ſprach ihn ſo eben noch,“ verſetzte Heppenhoeft. „Er läßt Euch zu einer Jagd einladen, die er im Kammerforſte halten will. Nun, denke ich, iſt dort der Hinterhalt überflüſſig; und Ihr laßt mich Theil nehmen an Eurer Jagd, deren Wild mir beſſer gefällt.“ —

„Trauet dem Fuchs nicht!“ bemerkte Kurt Waldeck von Soneck; „wer leiſtet uns Bürgſchaft, daß der Pfaffenknecht Gisbald, deſſen Schlauheit ihr Alle kennet, nichts von der Sache weiß? Der hat Ohren, wo man ſie gar nicht erwartet. Und um ſich eine fette Suppe zu verdienen, verräth er uns, und führt den Walpoden ſichere Wege, die er wohl kennt.“

„Wohlan!“ ſprach Heppenhoeft, „ich will den Hinterhalt im Kammerforſte übernehmen, vorausgeſetzt, daß ich am Löſegelde meinen Antheil erhalte.“

Man ging auf dieſe Bedingung ein, und das Nöthige wurde nun beſprochen. Heppenhoeft ſollte ſich an einer der höchſten Stellen des Gebirges auf dem Wege lagern, der nach Rüdesheim über das Gebirge leitet, während die Andern bei Reichenſtein Wache hielten, daß ihnen der Verhaßte nicht entweiche.

V.

Die Jahreszeit war in den letzten Tagen übler geworden; ſie hatte den nebeligen, naßkalten Charakter angenommen, welcher in der Regel als Mittelglied und Uebergang zwiſchen dem ſchönen Herbſt und dem eiſigen Winter ſteht, beiden die Hand bietend, und doch keinem angehörend. Jeden Morgen lagerte ſich ein undurchdringlicher, Alles verhüllender Nebel über Berg und Thal. Er herrſchte bis gegen 10 Uhr, auch oft bis gegen Mittag, wo die Strahlen der Sonne ihn zu weichen zwangen. Oft aber wogte er, bald höher ſich an den Bergwänden empor ziehend, bald wieder in die Tiefe der Thäler ſinkend, bis zum Abend und fiel dann, zur

Nachtzeit ſich aufziehend, am folgenden Tag als dichter Regen nieder.

Es war ungefähr gegen zwei Uhr des Morgens, an einem dieſer durch Nebel ihrer Helle beraubten, höchſt unfreundlichen Tage, als mehrere in Mäntel gehüllte Geſtalten nach und nach einzeln aus der Thüre der erzprieſterlichen Wohnung zu Lorch, welche neben der Kirche und den Gebäuden der Schuljunkerſchaft lag, heraustraten und ſo leiſe als möglich neben der Kirche weg, der Wisper zueilten. Es waren ihrer Viere, von verſchiedener Größe und Umfang.

Jenſeit des Thores gegen das Wisperthal zu, und in einer angemeſſenen Entfernung von demſelben, hielten vier Männer, alle mit Morgenſternen wohl bewaffnet. Einer derſelben führte zwei Maulthiere, die zum Reiten geſchirrt waren, ein Anderer ein drittes, welches Gepäck und einen Flaſchenkeller trug, deſſen Beſitzer entweder auf vielen Durſt, oder auf eine weite Reiſe gerechnet zu haben ſchien.

Als die vierte der vermummten Geſtalten, welche aus dem Pfarrhofe geſchlichen waren, dieſe Gruppe erreichte, und ſich durch das, wie es ſchien, wohlverſtandene Erkennungszeichen, einen leiſen Pfiff, als Zugehörigen zu erkennen gegeben hatte, ſaßen bereits zwei auf den Maulthieren. Das waren Hedwig und ihr keuchender und die Strauchritter verwünſchender feiſter Oheim. Der Dritte ſtand mit verſchränkten Armen nebenbei und gab kein Zeichen von ſich.

„In Gottes Namen denn voran!“ ſprach leiſe der Zuletztgekommene und ſchritt voraus, den Weg in das Thal nehmend.

„Halt, um aller Heiligen willen, halt!“ rief der Domſcholaſter. „Herr Gisbald, meinſt du, mit einem ſolchen Stoßgebetlein könne man eine ſolche Reiſe antreten? — Ich bin erſchöpft und meine Kniee wanken. Das Warmbier meines geiſtlichen Bruders hat bei mir nicht die mindeſte Wirkung gehabt. Ich zittere vielmehr wie eine Espe im Winde vor Froſt. Anton Forſchner, ehrliche Schifferſeele, du haſt menſchlichere Empfindungen, als der Eiſenfreſſer von

Junker, denn ich höre dich an dem Flaſchenkeller neſteln. Gott vergelte dir's, wie ich dich ſegne ob deiner Menſchenfreundlichkeit. Ja, mein Sohn, reiche mir her den feſten Steinkrug im vorderſten Geſache, das iſt ein alter Landsmann von dir, ein Rüdesheimer; der hat Feuer, und wird es auch mir mittheilen für dieſe Reiſe, die ſich von einer Höllenfahrt nur dadurch unterſcheidet, daß ſie aufwärts führt. Gieb her, Kind der Treue, braver Rheingauer! Den Becher trage ich hier bei mir. So! — Ach, das labt! — Das wärmt! — So! nun ſtecke den Krug wieder hinein, mein Sohn. Alte Leute, wie ich, bedürfen der Erwärmung. Ihr Jüngeren," ſetzte er, ſeine ungaſtliche Art entſchuldigend, hinzu, „Ihr habt noch Jugendfeuer bei Euch!"

„Nun zu denn, in Gottes Namen!" —

Unter heimlichem Lachen der Führer, an dem diesmal auch Gisbald Theil nahm, ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Der dicke Prälat ſpornte ſein Maulthier, daß er an die Seite Gisbald's kam.

„Aber ich hoffe doch," hob jetzt dieſer an, „Ihr werdet nicht für immer glauben, daß unſer Jugendfeuer den Labetrunk unnöthig mache, hochwürdiger Herr!"

„Bei Leibe, nein!" verſetzte begütigend der dicke Alte. „Ich weiß recht wohl, was einem Menſchen Noth iſt; nur glaube ich, daß doch meine Vorausſetzung ganz richtig iſt. Sieh', Euer Blut iſt noch um Vieles wärmer. — Euere — Halt, was war das, was ſo mächtig im dürren Laube raſchelte?" —

Gisbald hätte laut aufgelacht, denn ein Eichhorn kletterte eben hörbar den Baum hinauf; doch hielt er aus Vorſicht an ſich.

„Waffnet euch mit Muth! Solcher werden uns viele heute noch aufſtoßen," ſagte er. „Geb's Gott, daß wir nur ſolche treffen!"

Sein Blick ſuchte die Geſtalt ſeiner theuren Hedwig; doch das Dunkel der Nacht, im Bunde mit dem Nebel, machte jeden Verſuch vergeblich.

Der Alte nahm wieder das Geſpräch auf. „Du ſcherzeſt, Gisbald; allein du bedenkſt nicht, daß ich nicht zu jenen Prieſtern gehöre, die neben dem Schwerdte des Geiſtes auch noch das von Stahl zu führen gewohnt ſind, zu denen ſelbſt unſer Herr, der Erzbiſchof, gehört. Ich habe jederzeit den Frieden geliebt, und nur die Künſte des Friedens geübt, als da ſind Weisheit und ſo weiter.“ —

„Daran thatet Ihr gewiß wohl,“ entgegnete Gisbald, „denn Krieg, Jagd und Fiſcherei, das ſind weltliche Dinge, die unſer Einem paſſender ſind, als dem Prieſter.“

„Freilich, mein Sohn, freilich!“ fiel ihm der Domſcholaſter in die Rede. „Doch biſt du gewiß nicht geneigt, uns auszuſchließen, wenn es ſich von den Früchten dieſer drei ritterlichen Uebungen handelt. Die Früchte des Kampfes ſind zuerſt Friede; dann aber auch Beute an Land und Gut. Ihr Ritter aber ſaget: Frieden iſt ein unnütz Ding; ſelbſt dem Pfaffen im Kloſter und Stift iſt er nicht gut, weil er zu fett wird. Man muß alſo Krieg mit ihnen führen. Das iſt ein hölliſcher Gedanke! Frieden thut uns Noth, damit wir erſtlich in Ruhe eſſen, trinken und ſchlafen, dann aber auch unſere geiſtlichen Uebungen halten und des Amtes warten können, für Euch Welt und Sündenkinder zu beten. Die Früchte der Jagd ſind Braten, Freund! und was geht über einen Braten? Wir haben einen luſtigen Domherrn, der würde mir gleich einfallen und ſagen: Zwei; allein ich will jetzt nicht Witzreden treiben, ſondern fahre fort: Braten, Freund, das ſind die Strebepfeiler der Geſundheit und Kraft. Da ſpießet Ihr Hirſche, Rehe, Säue, Haſen — fanget Rebhühner und Wachteln; erleget Auerhähne und dergleichen. Soll denn da der Prieſter leer ausgehen, der um Segen betet? — Die Früchte der Fiſcherei ſind Salmen, das ſind Könige des Waſſers, und ihr rothes Fleiſch iſt ſchöner, denn das Roth auf den Wangen einer Jungfrau.“

„Mit nichten!“ rief Gisbald halblaut.

„Nun, Närrchen,“ ſprach liebreich und gemüthlich der Prälat, „das war nur ſo ein Gleichniß. Du weißt ja doch aus deiner Lehre in der Lorcher Schuljunkerſchaft, daß alle Gleichniſſe hinken. Ich könnte dir das Sprüchlein lateiniſch ſagen; aber ich will nicht gelehrt mit dir reden, ſondern dir nur beweiſen, was uns zukommt. Ich will lieber einen andern Gang wählen und ſagen: Salmen, das ſind die Prälaten des Waſſers; ſie trinken, aber ſie morden nicht. Ihr Gang iſt aufwärts; ſie lieben nicht das ſtürmiſche Meer, ſondern den Frieden eines Bächleins. So ſollten alle Prälaten ſein, und ich habe ſehr oft mir ein Beiſpiel am Salmen genommen. — Da fanget Ihr Hechte; das ſind ſo wahre Ritternaturen; ſie morden und rauben, aber ihr Fleiſch mundet gut. Da fanget ihr Karpfen, friedliche Mönchsnaturen, ſtumm wie Karthäuſer, die ſich im Teiche ſo gut befinden als im Strome, ja dort noch fetter werden, wie Mönche im Kloſter.“ —

Die halblauten Töne eines unterdrückten Lachens ſtörten den eifrigen Redner. Er hielt ein wenig ein und brach dann kurz ab: „So wenig ich dafür alſo bin, daß wir geiſtliche Herren weltliche Geſchäfte treiben ſollen, ſo ſehr bin ich dafür, daß wir uns der Früchte aller dieſer Geſchäfte freuen ſollen.“

„Dagegen,“ ſprach Gisbald, „habe ich auch gar Nichts einzuwenden; nur meine ich, der Hauptfehler läge darin, daß Ihr Alles wollet, und uns Nichts bleiben ſoll.“

„Da irreſt du,“ gegenredete der Prälat. „Ich will dir gleich das Gegentheil beweiſen. Da habe ich meinen Flaſchenkeller, zum Beiſpiel. Du wirſt begreifen, daß ich bei ſeiner Füllung zuerſt an mich ſelber gedacht habe, und allermeiſt an mich ſelber; allein du ſollſt gleich ſehen, wie ich es meine; Forſchner, neſtle auf, und reiche mir den angebrochenen Krug.“

„Laſſet das um aller Welt willen jetzt!“ rief Gisbald. „Wir müſſen trachten, ſo raſch vorwärts zu kommen, als es nur möglich iſt. Ueberhaupt thut es Noth, daß wir jetzt ganz ſtille voranziehen. Habet darum die Güte, und gebet Euren Gedanken Raum!“ —

Während der Unterredung Beider waren die Uebrigen ſtille gefolgt. Sie konnten ſich nur theilweiſe verſtehen; denn der Domſcholaſter ſprach keineswegs ſo laut, daß man ihn weiter hinten hätte verſtehen können. Nur Hedwig vernahm die Rede, denn ſie ritt in der Mitte des Zugs. Ihr Maulthier wurde von einem

Diener geleitet, indeß Arnold und die beiden Andern den Rücken deckten.

Gisbald, der noch immer der Thalſohle gefolgt war, und auch noch jetzt dieſen Weg behielt, wußte es möglich zu machen, daß er die Stelle mit dieſem Diener unvermerkt einige Augenblicke tauſchte.

Selbſt in der dichten nonnenartigen Verhüllung erröthete die Jungfrau, die wohl den Wechſel ihres Führers wahrnahm.

„Wie iſt es dir, Geliebte?“ flüſterte der Jüngling. Sie drückte leiſe die kräftige Hand des Junkers, der eben ſo ſchnell, wie er gekommen war, wieder von der Seite der Lieblichen wich und mit einem Winke ſeinem Diener ſeinen Poſten wieder anwies.

Jetzt waren ſie bei der Stelle angekommen, wo ſie nicht weiter den Krümmungen der Wisper folgen durften, ohne daß ſie Gefahr liefen, Leuten von der Burg Waldeck zu begegnen. Gisbald hielt an.

Kaum war dies geſchehen, ſo neſtelte ſchon Forſchner, dem es darum zu thun war, die Gunſt des geiſtlichen Herrn zu behalten, den Flaſchenkeller auf, und reichte dieſem den Krug edlen Rüdesheimers.

„O du treue Seele!“ rief halblaut der geiſtliche Herr, „wenn ich dir das jemals vergeſſe, ſo will ich keinen Rüdesheimer mehr trinken.“ Indeß Gisbald mit einem ſeiner Leute, der die genaue Kenntniß der Gegend mit ihm theilte, ſich leiſe beſprach, war ſchon der Becher aus der Taſche geholt und die goldene Fluth glitt die Gurgel hinab. Erſt jetzt dachte der Zufriedene daran, auch den Uebrigen eine Labung zu reichen. Sie tranken. Plötzlich aber rief Gisbald: „Ich höre Pferdegetrappel!“

Schnell ergriffen die Diener die Zügel der Maulthiere und eilten blindlings in das Dickicht des Waldes zur linken Seite des Weges, wo ein Seitenthälchen ausmündete. — Es war ein Glück, daß das ſcharfe Ohr Gisbald's den Schall von ferne her vernahm, daß der moosbedeckte Boden des Waldes den Tritt der Maulthiere nicht verrieth, und noch Zeit übrig war, ſie ſo weit zu entfernen, daß nicht zu befürchten war, es möge der Geruch der Thiere irgend ſie veranlaſſen, einen Laut von ſich zu geben. Die Knechte waren ſo klug, ſchnell ihre Mäntel über die Köpfe der Thiere zu werfen, als ſie in einer angemeſſenen Entfernung anhielten, um Gisbald abzuwarten der hinter eine Buche getreten war.

Die Reiter kamen näher. Es waren zwei Reiſige von der Burg Waldeck, die offenbar auf Kundſchaft in das Thal geſandt waren, aber ſich einem traulichen Geſpräche hingaben, ſtatt den Weg zu erforſchen, ob er nicht friſche Spuren zeige. Hätten ſie dies gethan, ſo dürften ſie, trotz Dunkelheit und Nebel, dennoch auf die Flüchtlinge aufmerkſam geworden ſein.

Ihre Roſſe gingen im Schritt, und die Stille der Nacht verurſachte, daß Gisbald jedes ihrer Worte verſtehen konnte.

„Es iſt ein Narrenſtreich,“ ſagte der Eine zu dem Andern, „uns in der Frühe da heraus zu jagen. Wie gut hätten wir noch ſchlafen können.“

„Freilich entgegnete der Zweite; „aber ich möchte doch lieber hier reiten und auch wieder zurück, als droben bei der dicken Eiche liegen und wachen, wie der Ritter Heppenhoeſt. Am Ende iſt's doch noch umſonſt!“

„Du haſt Recht, Hans,“ verſetzte der Erſte. „Noch dazu an der Stelle. Es iſt nicht juſt dort, und oft haben mir die Köhler erzählt, wie da der feurig gehe, der dort einſt einen Prieſter erſchlagen.“

Sie waren jetzt gegen Gisbald gekommen. Die Pferde wurden unruhig und ſchnaubten, indem ſie die Ohren ſpitzten und nach der Eiche ſahen, wo Gisbald ſtand.

„Hu!“ rief der eine der Reiſigen, „wie doch ſo ein Thier verſtändig iſt! Hier hat ſich einſt Einer erhenkt, und es ſoll der Selbſtmörder hier umgehen! Laß uns vorüber eilen!“

Er gab ſeinem Pferde den Stachel, und wie von Geiſtern gejagt flogen die Reiter dahin.

Gottlob, ſprach Gisbald zu ſich ſelbſt, jetzt iſt es mir ein Leichtes, die Stelle zu meiden und weiter unten vorüber zu ziehen und ſo die Geliebte zu retten. Und doch, hätte ſich dies nicht gefügt, gerade jene Stelle würde ich als Uebergang über das Gebirge gewählt haben.

Er verließ ſeine Stelle und eilte in der Richtung davon, in der er ſeine Schützlinge zu finden hoffte.

Nach kurzer Wanderung fand er ſie in großer Angſt ſeinetwegen; beſonders unruhig war Hedwig. Der Domſcholaſter hatte derweilen einen Krug geleert, auch die Uebrigen erquickt.

Arnold allein war ſtille den ganzen Weg. Es lag etwas in ſeiner Seele, was ihn mißſtimmte, und dies war das Bewußtſein, dem Jünglinge Dank zu ſchulden. Dennoch erfüllte ihn der Zwiſchenfall mit Beſorgniß. Er traute Gisbald nicht recht. Als die Reiter kamen, regte ſich dieſer bald auftauchende, bald wieder ſich verlierende Argwohn aufs neue. Darum wollte er nicht auf Gisbald warten, ſondern ſich ſelbſt, mit Hilfe der Knechte, den Weg ſuchen; allein er verrechnete ſich an ſeinem dicken Bruder. Dieſer ſchätzte auf dieſer Flucht nicht bloß die Treue und Zuverläſſigkeit Gisbald's, ſondern auch ſeinen kriegeriſchen Muth und tapfern Arm, benebſt ſeiner Wegkenntniß, und würde um keinen Preis haben vermocht werden können, auch nur einen Fuß breit weiter zu gehen, bis Gisbald da war.

Mit den Worten: „Gottlob! die Gefahr iſt nicht nur für dieſen Augenblick, ſie iſt für immer vorüber,“ trat Gisbald zu ihnen, „denn ich kenne nun die Stelle, wo Heppenhoeft im Hinterhalte liegt, und kann ſie alſo weit genug umgehen; aber wir müſſen eiligſt weiter. Unſere Feinde ſind umſichtiger, als es anfangs ſchien.“

Der Domſcholaſter wollte weitläufigen Bericht, wie es ihm ergangen, allein Gisbald trieb zur Weiterreiſe an, deren Richtung ſich jetzt wieder mehr dem Rheine zuneigte. Die dicke Eiche lag eben auf dem Kamme des Gebirgs. Er mußte ſich daher in einer angemeſſenen Entfernung halten. Ununterbrochen ging jetzt die Reiſe weiter über Stock und Stein, durch Dickicht und Geſtrüpp. Der Domſcholaſter wehklagte, und wunderte ſich nur, wie das arme Kind, er meinte Hedwig, ſo ſtille dies Herzeleid ertrage. Dieſe trug freudig alles Ungemach; wußte ſie ja doch, der Vater werde gerettet, und — ihr Gisbald war ihr Retter und der ſeine. Da ſproßte eine ſüße Hoffnung auf.

Der Walpode konnte ſich noch immer nicht beruhigen. Obwohl er im Stillen dem Jünglinge ſchon das Unrecht abgebeten, quälte ihn dennoch das Mißtrauen — und war Gisbald ganz ſchuldlos, die ſchuldige Dankbarkeit gegen ihn. So beharrte er in ſeinem trotzigen Schweigen, und ſchritt tapfer, keiner Ermüdung unterthan, als Schluß des Zuges, mit ſeinem Morgenſternträger zur Seite, einher; indeß freudigen Muthes Gisbald, immer voraus, die Schwierigkeiten des Wegs überwand.

Die Sonne begann ſchon hin und wieder die Bahn, welche ſie verfolgten, lichter zu machen. Sie war mächtiger, als am Tage vorher. Die Nebel, von ihr gedrückt, begannen die Form eines feinen Regens anzunehmen, der faſt Alle zu durchnäſſen drohte; aber ſie ſenkten ſich wirbelnd hinab in die Thäler des Rheins, um mit dem feuchten Elemente ſich zu vereinigen.

Alle folgten ſtill dem Führer, der mit Kraft und Muth Bahn brach. Auf Allen lag das drückende Bewußtſein der Gefahr; denn mit jedem Augenblicke wurde der Nebel lichter, und bald ſtrahlte an lichten Waldesſtellen die Sonne mild und freundlich auf die durchnäßten Reiſenden.

Da hielt mit einem Male Gisbald an. „Gottlob,“ ſprach er, „wir ſind am Ziele!“

Wenige Schritte weiter, und ſie traten aus dem Walde heraus, und vor ihnen lag, im Golde der Morgenſonne, der Rheingau.

Aus jeder Bruſt löſte ſich ein Ach, das gleichſam die ganze Zentnerlaſt abwarf, welche ſie bis jetzt beengte, drückte und quälte; aber jedes Glied der Reiſegenoſſenſchaft gab ſich auch dem Anblicke hin, der bezaubernd ſich darbot, nur nicht der Domſcholaſter.

„Die Gefahr iſt vorbei,“ ſagte er mit Frohgefühl; „denn da vor mir liegt ja Rüdesheim. Sei mir gegrüßt! Aber das mahnt mich an den edeln Saft, der dort wächſt! Es iſt ſo nahe, daß wir nun den Reſt, den ich noch habe, wohl leeren können. Forſchner, löſe ſeine Feſſeln.“

Der Angeredete that ſeine Pflicht, und der Dicke hob den

Becher: „Unſerm Retter Gisbald!“ rief er freudig aus, und hob den ſchweren ſilbernen Pokal, daß kein Tröpfchen drinnen blieb.

Während der Becher kreiſte, weidete Hedwig ihre leuchtenden Blicke an dem Anblicke der herrlichen Landſchaft, welche ſich vor ihren Füßen ausbreitete.

Es war in der That ein wunderbarer Anblick! Die Seiten der dieſſeitigen und jenſeitigen Berge waren frei, und die Orte zeigten ſich im Grün der Bäume und Reben, das ſich hier in der Nähe des Stromes länger erhalten hatte, und nur ſtellenweiſe dem herbſtlichen Gelb und Roth Raum gab, das nur noch den Anblick verſchönerte. Die Sonne verklärte das Kloſter auf dem Johannisberg, die Burgen Rüdesheims, die Thürme von Geiſenheim, Winkel und Ellfeld. Mehr im Vordergrunde lag Klopp, und Bingens Thürme tauchten aus dem Nebelmeere auf, welches von Mainz bis zum Mausthurm über dem Strome wogte, bald ſich hob, bald ſich ſo tief ſenkte, daß die Wipfel der Ulmen und Pappeln der Inſeln aus ihm hervorſahen. Zur Linken lag Vollrats, die ſtattliche Burg, und droben tauchten die Thürme von Mainz hervor, während friedlich die hellen Mauern von Eibingen heraufſahen, wo die Nonnen Frieden gefunden, nachdem Rupertsberg verödet war. Immer mächtiger wurde jetzt die Sonne; immer tiefer legte ſich der Nebel auf den Strom, und es war, als nähmen ſeine Wellen ihn mit ſich herab, um ihn in die Berge hinter dem Mausthurme zuſammen zu preſſen; denn dort häufte er ſich zu ungeheueren dichten Maſſen auf. Jetzt lag der Strom mit ſeinen Inſeln frei, die ſo friſch und grün in ſeinem Bette ſchwammen, als wohne hier Wälſchlands ewiger Frühling, und falle nie Schnee in dieſes ſaftige Grün.

Selbſt Arnold, der in tiefem Sinnen, und wie es ſchien in ſchweren inneren Kämpfen daſtand, wurde zeitweiſe abgezogen von dieſem Brüten, das nur Rache ſchnaubte gegen die Ritter, die ihm nachgeſtellt, und deren Einem er dennoch ſein Leben danken mußte. Gisbald's Blicke ſuchten ein anderes Zauberland, das ihm aus Hedwig's Augen von Zeit zu Zeit anſtrahlte.

Endlich erinnerte er ſich der Rückkehr.

„Ich muß ſcheiden,“ hob er an; „denn ihr bedürfet meiner nicht mehr. Nehmt die Maulthiere mit und auch die Knechte, meinen Rückweg mache ich mit meinem Knecht allein.“

Der Domſcholaſter legte ſegnend ſeine Hand auf des Jünglings Haupt und ſprach: „Friede mit dir, mein Sohn! Gott ſegne dich, wie ich dich ſegne! Vergeſſe ich je, was du an mir gethan, ſo vergeſſe mich der Herr!“ Er drückte innig ſeine Hand.

Gisbald trat zu Hedwig. „Lebt wohl, edle Jungfrau,“ ſprach er, und bot ihr die Hand, auf die eine Thräne fiel. —

Raſch dies unterbrechend, trat Arnold vor den Jüngling hin.

„Ich habe Euch nicht getraut,“ ſprach er mit rauhem Tone, „weil Ihr einer Sippe angehört, die nur Verderben für uns Städter brütet; aber ich ſehe, Ihr ſeid beſſer, als ich dachte; darum nehmt meinen Dank — und —“

„Ich mag ihn nicht,“ rief auffahrend der Jüngling. „Mit Euch habe ich bloß meine Rechnung abgeſchloſſen. Ich ſchulde Euch nun Gottlob! nichts mehr, und ſolltet Ihr irgend einer Verbindlichkeit gegen mich Euch bewußt ſein, ſo ſage ich Euch auch davon los und ledig.“ Er wies ſtolz die dargebotene Hand des Walpoden zurück, drehte ſich um, und ſchritt dem Walde zu.

Der Walpode ſtand betroffen da. Er wechſelte die Farbe ſchnell. In ſeiner Seele ſprach eine mächtige Stimme für dieſen Jüngling, der ihm trotzte, weil er ſich ſchwer verletzt fühlte; dem er Unrecht angethan durch ſein Mißtrauen, ſo ſchweres Unrecht, als er je einem Menſchen zugefügt. Aber auch ſein ungemeſſener Stolz erwachte wieder, richtete ſich hoch auf in ſeiner Bruſt und drückte jene beſſere Stimme nieder, daß ſie verſtummte.

„Fahr hin, Fant,“ rief er, „du verdienſt keinen Dank!“

Und der Zug bewegte ſich ſtumm gen Rüdesheim hinab.

Aus dem Dickicht des Waldes aber trat Gisbald wieder hervor. In ſeiner Seele wogten die Gefühle wild durcheinander, wie vor wenigen Minuten der Nebel im Wald; aber wie ihn die Sonne beſiegte, ſo überwand das Gefühl einer ſtillen Wehmuth jedes andere in ſeiner Bruſt. Sein Auge ruhte auf Hedwig's Geſtalt. Ahnete ſie es, daß er noch da ſei, daß er ihr nachſehen würde? Sie ſah zurück, und — wie zufällig — wehte ihr ſchneeweißes Tuch ihm einen Gruß zu. Der Walpode ſchritt voraus in ſeinem Grimm und bemerkte nichts, und der alte Domſcholaſter bereitete ſich auf eine derbe Strafpredigt vor, die er dem harten Bruder zu halten beabſichtigte. So dauerte das ſtille Grüßen fort, bis in Rüdesheims Gaſſen ſich der Zug verlor.

Mit ſüßem Entzücken verließ nun auch Gisbald die ſchöne Stelle, auf welche Jahrhunderte ſpäter zur Freude Tauſender ein ſinniger Mann den Tempel des Niederwaldes baute.

Auf ſich kreuzenden Wegen erreichte Gisbald wieder das Wisperthal, ohne daß Jemand nur ahnete, was geſchehen war. In einem hohlen Baume barg er ſein Ueberkleid und kehrte ohne Aufſehen in das Haus Bodo's, und am Abende nach Soneck heim.

VI.

Mit der größten Sorgfalt harrten die Ritter des gemeinſamen Feindes, der aber immer nicht kommen wollte. Die Ankunft Gisbald's im Hauſe am Burgthor auf Soneck ſetzte ſie in nicht geringe Verwunderung, und ihr Mißtrauen gegen ihn ſchwand um ſo mehr, als ſie ſeine feindſeligen Aeußerungen gegen den Walpoden ſo beſtimmt und kräftig vernahmen, wie ſie der in ſeinem Herzen gährende Haß gebar. Ihre Abſicht aber verbargen ſie vor ihm ſorgfältig, und eben ſo eifrig ihren Aerger, als ſie endlich durch ihre Kundſchafter inne wurden, daß ihnen der Vogel entwiſcht war. Am ſchlimmſten befand ſich hierbei Rolf von Heppenhoeft, deſſen Sorgloſigkeit man eben ſein Entwiſchen zur Laſt legte.

Gisbald's Theilnahme an dieſem Mißlingen der heißgenährten Pläne blieb indeſſen ein undurchdrungenes Geheimniß.

Der Haß gegen den Walpoden von Mainz war aber aufs neue angefacht; er hatte eine neue Nahrung gewonnen, und warf ſich nun in ſeiner Ausdehnung auf die Städter und Kaufleute mehr, als zu irgend einer Zeit. Vielleicht hatte die Ahnung Theil daran, daß der kräftig die Zügel der Regierung faſſende Rudolf von Habsburg ohnehin bald dem Raubweſen ein Ende machen würde, und es nun galt, die Zeit in dieſer Weiſe recht auszukaufen. Gisbald war dieſem Unweſen fremd. Es lag in der Zeit und der Bildung der Ritter. Es ſchien ihnen einen wichtigen Theil des Berufs ihres Standes auszumachen. Sie erkannten in dem Heranwachſen der Städte ihren Untergang, und ſo war der Kampf gegen ſie Ehren- und Standesſache. Der Raub ihrer Handelsgüter war ein um ſo leichterer Weg, zu dieſem Ziele zu gelangen, als ſie offenen Kampf als Landfriedensbruch gebrandmarkt ſahen.

Gisbald hatte bei Bodo andere Grundſätze ſich angeeignet von Pflicht und Recht. Ganz war er freilich weder ſeinem Stande, noch ſeiner Zeit entwachſen. Er haßte auch die Macht dieſer patzigen Städter. Er ſah in ihrem Aufkommen ſeines Standes Untergang, wenigſtens eines bedeutenden Theiles ſeiner Macht und Gewalt; aber ſich zu einem Räuber herabzuwürdigen, dazu konnte es ihre Ueberredung nicht bringen. In offener Fehde ihnen zu ſchaden, hielt er freilich für kein Unrecht, ſo wenig, wie alle ſeine Standesgenoſſen. Ebenſo wenig war er im Allgemeinen der Pfaffheit hold. Bodo machte unter Tauſenden eine Ausnahme. Die Uebrigen trachteten ja nur darnach, in Ueppigkeit zu ſchwelgen und der Laien Güter an ſich zu bringen. Ihm ſo wenig, wie allen Gliedern ſeines Standes, war es ein Geheimniß, daß die Reichthümer der Kirchen- und Klöſter häufig auf Ueberliſtung ihrer Vorfahren ruhten. Galt es alſo, ihnen einen Vortheil zu entziehen, der nur nicht offener Raub war, ſo achtete er und Andere es nur als ein wohlbegründetes Zurücknehmen deſſen, was man ihren Vorfahren entlockt.

Zu Gisbald's Ehre jedoch ſei es alſo geſagt, daß er nie, fortgeriſſen von den Soneckern und Hohenfels, an ihren Raubzügen Antheil nahm. Dieſe erſtreckten ſich nun auch auf jene Straße, die von Koblenz aus über das Hunsrücker Gebirge und durch den Soonwald führte zur Nahe hinab, und dann, dem Pilgerpfade folgend, ſich gen Mainz wandte. Nachdem rheinauf die Schiffe ſo vielen Gefahren ausgeſetzt waren, wandte ſich der rheinauf kommende Waarenzug dieſer Straße zu. Bald war ſie ſo unſicher wie jede andere, und überall, wo Raub und Frevel geſchah, da waren es die Sonecker und Reichenſteiner, denen er auf die große Sündenrechnung geſetzt wurde — meiſt mit Grund und Recht, manchmal jedoch auch unverſchuldet; denn es trieben faſt Alle, ohne Ausnahme, das wohlfeile Erwerbswerk des Wegelagerns. Von allem Frevel dieſer Art hielt ſich allein die Burg Fautsberg frei, die Mainzer Lehen war. Auf ihr hauſete ein junger Ritter, der ſich Kurt von Fautsberg nannte. Er war Dienſtmann des Erzſtifts, und ſah nur mit Abſcheu das Treiben der Raubritter. An ihn ſchloß ſich Gisbald an. Er wurde ſein Freund, und dieſer Einfluß war ſo gut, daß, wie auch ſeine Vettern ſpotteten, Bodo's Lehren volles Leben wurden. Kurt war ſein Vertrauter, er kannte ſeine Liebe zu Hedwig. Von ihm, der öfter in Mainz war, vernahm er Kunde von ihr.

So kroch langſam und träge der Winter herum. Die Jagd allein erheiterte ſeine Einförmigkeit. Das Eis legte ſeine furchtbaren Feſſeln an die Wellen des Stroms, und der Reif und Schnee ſeine Laſten auf die ächzenden Aeſte der Eichen und Buchen. Es war entſetzlich öde im Rheinthal, ſo öde, als ob Alles, was Leben hatte, geſtorben ſei. Als nun aber von dem milden Regen des Eiſes Decke brach, als an den Bergen das Grün wieder ſproßte, und der Wald die dürren Blätter abwarf, um der ſchwellenden Knospe Raum zu geben, und die Vögel wieder jubelten, und die fromme Schwalbe an Gisbald's Fenſter ihr Neſt baute, und den Morgen grüßte mit ihrem Liede, da regte ſich in ſeiner Seele eine ſo mächtige und unbeſiegbare Sehnſucht nach ſeiner Hedwig, daß er es wagte, zum Oſterfeſte nach Mainz zu gehen, um ſie wieder zu ſehen.

Dieß war ein allerdings ſehr gewagter Schritt.

Der Raub der Sonecker war zu offenkundig geweſen, als daß nicht der Städter ganzer Haß ſich auf ſie hätte werfen ſollen. Und wer nährte ihn tiefer, glühender, als der Walpode Arnold Salmann? — Und war Gisbald nicht auch ein Sonecker?

Wie oft tobte er ſeinen Grimm aus, wenn er heimkehrte vom Rathhauſe der Stadt, wo er neue Unbild erfahren! Wie ſtrömte da ſein Grimm gegen Gisbald aus! Das waren blutende Stiche in Hedwig's Herz. Mehrmals wagte ſie es, auf die Verſicherung des Fautsberger's und ſeiner Gattin trauend, die ſie in einem befreundeten Hauſe getroffen, ſeine Rechte zu vertheidigen; aber der furchtbare Zorn des gereizten Löwen warf ſich auf ſie. Und ſie hatte da nur noch Thränen und den ſchönen Glauben ihres Herzens.

Der Walpolde arbeitete längſt daran, einen entſcheidenden Schlag gegen ſeine Erbfeinde zu führen. Mit Sehnſucht ſah er Rudolf von Habsburg entgegen. Auf ihn baute er ſeine Rachepläne ſo ſicher und ſo feſt, daß er an ihrem Erfüllen nicht zweifelte. Als der König, gefolgt von dem Adel der Schweiz und Oberdeutſchlands, hinab gen Aachen zog, Carl's des Großen heilige Krone aus der Hand des Churfürſten von Köln zu empfangen und in Mainz weilte, wußte er ihn für ſeine Pläne zu gewinnen, und das Wetter zog ſich eng und enger zuſammen über den Häuptern der Frevler; aber noch mußte er harren der erſehnten Stunde.

Gisbald's Zug nach Mainz war ein langſamer. In den befreundeten Burgen weilte er längs der Geſtade des ſchönen Stromes. So geſchah es, daß während dieſer Zeit die Senecker einen ganzen Zug Waaren aufhoben auf der Straße im Soonwald. Nicht genug an dieſem Frevel — auch ein Schiff, das in Lorch übernachtete, raubten ſie aus und erſäuften die Schiffer, welche es wagten, ſich ihnen zu widerſetzen. Die Kunde kam gen Mainz, und ein Schrei der Rache entwand ſich jeder Bruſt. Tauſendfacher Fluch traf die Raubmörder, und in jedem Herzen glühte die Rachſucht.

Schnell ließ der Walpode ein Schreiben an den König Rudolf abgehen, klagte die Drangſal und bat um Hülfe in ſolcher Noth.

In der ſteten Erwartung deſſen, was Rudolf erwiedern würde, floſſen mehrere Wochen hin. Da erſchien die Zuſage, er werde kommen und mit Heeresmacht tilgen die Feinde öffentlicher Sicherheit und des gemeinen Rechts. Dieſe Kunde war mit der Weiſung begleitet, die Städte möchten ſich rüſten zur Beihülfe.

Dieſe Nachricht machte Niemanden glücklicher, als den Walpoden, aber ein Herz bebte in ſchwerer Sorge und Angſt ob des Geliebten.

Hätte es Hedwig geahnet, daß es der Tollkühne wagen könnte, die Stadt zu betreten, wo Haß und Feindſchaft, Rache und Wuth ihm überall entgegenſchnaubte, ſie würde noch mehr gezittert und gezagt haben.

So kam das Oſterfeſt mit ſeiner Pracht. Der Dom ſtrahlte von tauſend Kerzen. Die Glocken riefen wieder zum Preiſe des Auferſtandenen die Gläubigen, und zu der ehernen Pforte des Tempels ſtrömten Menſchenwogen ohne Ende. Die Räume waren alle voll. Auch die fromme Hedwig kniete betend in den Reihen. Jetzt begann das Hochamt. Sie erhob ihren Blick und — ſiehe, da ſtand vor ihr der Geliebte, und ſein glühend Auge ſprach ſo beredt, daß ſie in den Tod erbleichte und ſich tief herabbeugen mußte, um ſich nicht zu verrathen. Wie pochte das Herz! Ihr Athem ſtockte faſt in der Bruſt. Und doch, wie machte ſie das Bewußtſein ſeiner Nähe wieder ſo glücklich. Es währte lange, bis ſie Muth gewann, ihn anſehen zu können. Doch er kam, dieſer Muth, und auch in ihrem Auge lag die Seele. Es gelang ſelbſt dem nichts ſcheuenden Liebenden, bis an ihre Seite vorzudringen. Worte können das Glück nicht ſchildern, welches ſie empfanden. Leiſe flüſterten ſie lange, und zu frühe endete der Gottesdienſt. Sie mußten ſcheiden.

Die Glücklichen ſahen nur ſich. Sie dachten nicht daran, daß auch Andere ſie konnten beobachtet haben. Dies war aber wirklich. Auch der Walpode wár im Dom an einer Ehrenſtelle, unfern des Altares. Sein ſcharfer Blick fand bald die geliebte Tochter, welche in der Blüthe jungfräulicher Reize ſtand. Mit Vaterfreude ruhte ſein Blick auf ihr. Da dünkte es ihm, er ſehe ſie erbleichen. Er erſchrack. Schärfer ſah das Auge der Vaterliebe. Jetzt wieder ſah er ſie ſich aufrichten in tiefer Gluth und — war das nicht Gisbald?

fragte er in ſich hinein, und ſeine Fauſt faßte krampfhaft den Stab, welchen er als Zeichen ſeines Amtes trug. Er erkannte ihn endlich beſtimmt; ſah, wie er ſich an ihre Seite drängte, wie er mit ihr ſprach. Er hätte verzweifeln mögen, daß er nicht, ohne das größte Aufſehen, von ſeiner Stelle konnte.

Auch ein Dritter war Zeuge jenes Auftrittes, nämlich Anton Forſchner, der ehrliche Schiffer, der ſich ſo meiſterhaft in des Domſcholaſters Eigenheiten zu finden gewußt hatte, daß er ihm unentbehrlich wurde und als Leibdiener bei ihm blieb. Er hegte für den Jüngling eine herzliche Zuneigung. Er war Zeuge deſſen nicht nur, was bei den Liebenden vorfiel, ſondern er beobachtete auch durch einen glücklichen Zufall die Mienen des Walpoden, den er von ſeinem Standpunkt aus auch ſehen konnte. Was dieſen bewegte, das las ſein Blick in ſeinen Zügen. Er erkannte die Gefahr, welche Gisbald drohte, und zupfte ihn leiſe am Aermel, als er aus dem Stuhle trat.

Nicht ohne Erſtaunen betrachtete ihn Gisbald.

„Kennet Ihr mich nicht mehr?“ fragte Anton Forſchner, und nannte dem Verneinenden ſeinen Namen. „Doch, Junker,“ fuhr er fort, „folgt mir, ſo ſchnell Ihr könnt, denn Euch droht Verderben. Ich habe in des geſtrengen Herrn Walpolden Angeſichte geleſen, daß er Euch verhaften wird. Wehe dann Euch! Keine Macht kann Euch retten.“

Gisbald erſchrack. Er kannte ſeinen unverſöhnlichen Feind zu gut, um nicht die Wahrheit deſſen einzuſehen, was Forſchner ſagte. Er folgte ihm alſo möglichſt ſchnell.

In weitem Umkreiſe brachte ihn endlich der ehrliche Forſchner zur Hinterpforte eines großen und ſtolzen Gebäudes. „Hier,“ ſagte er, „ſeid Ihr für's Erſte ſicher; aber ich bürge Euch nicht eine Minute dafür, daß er Euch nicht auch hier findet.“ Er drückte ihn in die Pforte und ſchloß ſie hinter ſich ab.

„Wo bin ich?“ fragte Gisbald beſorgt.

„Im Hauſe Eures beſten Freundes, des Domſcholaſters,“ verſetzte Anton; „doch wollt ihr ganz ſicher ſein, zieht dieſe Kleider an und eilt zum Thore hinaus. Euer Pferd will ich Euch beſorgen, nennt mir nur die Herberge, wo es ſteht.“

Ein merkwürdiges und höchſt auffallendes Getümmel wurde in dieſem Augenblicke hörbar.

Forſchner eilte hinaus und kam, bleich vor Schrecken zurück. „Er hat Euch ausgewittert und iſt mit Mannſchaft da, Euch zu faſſen!“ ſo rief er aus. „Nun muß das Letzte verſucht werden!“

Er öffnete eine Thür und ſchob Gisbald hinein.

Der Domſcholaſter, eben aus dem Dom zurückgekehrt, und ärgerlich, ſeinen Leibdiener nicht zu finden, erſtaunte nicht wenig, ſeinen Bruder mit Söldnern in ſein Haus dringen zu ſehen. Als dieſer ihm ſagte, daß Forſchner Gisbald ihm entzogen und im Hauſe verborgen habe, meinte der gutmüthige Würdenträger, daran habe Anton wohlgethan. Er verwies ſeinem Bruder ſtrenge dieſen Gewaltſtreich am erſten heiligen Feſttag, und war eben daran, dieſem den Text aufs allerbeſte zu leſen, als eine Seitenthüre geöffnet und Gisbald gewaltſam hereingedrängt wurde.

Alle Drei ſtarrten ſich verblüfft an und ſtanden eine Minute regungslos da.

Arnold gewann zuerſt ſeine Faſſung wieder.

„Seht, hier iſt er!“ rief er ſeinem geiſtlichen Bruder zu. „Es iſt Pflicht, den Räuber mir auszuliefern.“

Der ſonſt lenkſame und ſchwache Domſcholaſter aber richtete ſich ſtolz empor. „Meinſt du, auch das Haus eines Dieners der Kirche habe kein Aſylrecht mehr? Weiche auf der Stelle!“ donnerte er dem Walpoden zu, daß dieſer zurückfuhr und fluchend von dannen eilte, um bei dem Kurfürſten ſich das Recht zu erwirken, ihn verhaften zu dürfen.

„Mein Sohn,“ ſo wandte ſich der Alte jetzt zu Gisbald, „du haſt viel gewagt, zumal du weißt, was du verüben halfſt. Eile, daß du aus der Stadt kommſt. Ich fürchte ſehr, daß ich dich vor der Wuth der Bürger nicht ſchützen kann.“

Gisbald betheuerte und bewies ſeine Unſchuld an den Freveln; allein er erkannte ſelbſt die Noth, zu fliehen. Mit Hülfe Forſchners kleidete er ſich um, erreichte ſeine Herberge und floh, ſchnell wie der Blitz, zum Thore hinaus, nachdem er dem ehrlichen Menſchen noch Grüße an Hedwig aufgetragen hatte.

Kurze Zeit, nachdem Gisbald die Stadt verlaſſen hatte, wurden die Thore beſetzt, und der Walpode erſchien, bleich vor Wuth, im Hauſe ſeines friedliebenden Bruders mit dem Befehle des Kurfürſten, den Frevler auszuliefern.

„Arnold, Arnold!“ rief der Domſcholaſter, „haſt du vergeſſen, daß dieſer Jüngling dich und dein Kind rettete, als dir das Schwerdt der Verfolger ſchon an der Kehle ſaß? Iſt keine Dankbarkeit in deiner Seele übrig, ſo ſollte die Achtung vor deinem Bruder dich abgehalten haben, öffentlich dies Aergerniß zu geben.“

„Habt Ihr bedacht,“ gegenredete heftig der Walpode, „daß das Gebot der Pflicht über jedes andere geht? — Gerade Ihr ſolltet mich das Lehren, ſtatt mich davon abzubringen. Uebrigens ſolltet Ihr erwägen, was ein Vater fühlt, wenn ſolch ein Gelbſchnabel ſein Kind bethört; denn darum iſt er hier, weil er einen Liebeshandel mit Hedwig unterhält. Und ich ſollte das dulden? Ich, der ich jeden haſſe, der dem Stande angehört, der nur vom Schweiße Anderer zehrt und in fremdem Gute zu ſchwelgen gewohnt iſt. Noch einmal, gebt ihn im Namen des Kurfürſten heraus, den Strolch!“

Der Domſcholaſter zog ein langes Geſicht. „Wenn das ſo iſt, ſo iſt es ſchlimm,“ ſagte er; „allein dann ſuchſt du ihn doch umſonſt, er iſt längſt jenſeit des Dörfleins Caſtel. Sein gutes Roß trug ihn, ſchnell wie der Blitz, von dannen.“

Der Walpode fluchte und tobte wie unſinnig. Sein ganzer Zorn wandte ſich gegen Hedwig, die Schweres zu erdulden hatte, aber gerne trug, weil ſie ihn gerettet wußte. Der treue Forſchner hatte ſeinen Auftrag bereits ausgerichtet.

In des Domſcholaſters Seele war plötzlich ein helles Licht aufgegangen. Er entſann ſich der Auftritte im Hauſe Bodo's, er rief ſich das Verſchwinden Gisbald's von ſeiner Seite ins Andenken, als ſie in jener Fluchtnacht durch den Wald zogen — jetzt erſt erinnerte er ſich, daß ihm Gisbald von ſeiner Liebe zu Hedwig und ihrer Liebe zu ihm geſprochen, ohne daß er damals in der Angſt ſeines Herzens darauf geachtet hatte. Darum leuchtete alſo Hedwig's Auge ſo, wenn von Gisbald die Rede war?

Der Domſcholaſter dachte an ſeine Jugend zurück, und noch jetzt in ſeinem hohen Alter drängte ſich ein Seufzer aus ſeiner Bruſt hervor. Auch er hatte ja einſt geliebt, und mußte das ſchönſte Gefühl aus ſeiner Bruſt ſcheuchen.

„Wohlan!“ ſagte er, „ich habe geſchworen unter Gottes freiem Himmel, ich wollte nie vergeſſen, was er in jener gräulichen Nacht an mir gethan, ſo will ich ihm vergelten und ſeiner Liebe Schützer ſein.“ Er ergriff ſeinen Pokal und leerte ihn in einem männlichen Zuge, gleich als wolle er alle Erinnerungen hinabſchwenken, die in ſeiner Seele aufzutauchen Miene machten.

VII.

Der Ruf, der Kaiſer Rudolf ſei in Würzburg auf dem Schloſſe angelangt, und werde dort weilen, bis er am Maine den Landfrieden aufgerichtet und die Wegelagerer gerichtet habe, war nicht ſobald nach Mainz gelangt, als ſich auch ſchon der Kurfürſt mit glänzendem Gefolge erhob, um den Kaiſer zu begrüßen und des Rheines Elend durch die Wegelagerer ihm vorzuſtellen. Er ließ den Walpoden, der ſein ſonderliches Vertrauen beſaß, alſobald zu ſich beſcheiden.

„Du biſt beredt, Arnold,“ ſprach der Kurfürſt und Erzbiſchof, „wie Wenige, darum magſt du uns begleiten gen Würzburg, und dort das Wort für uns thun vor dem Kaiſer. Der iſt gerecht und weiſe, von Gott und Menſchen geliebt, und wird helfen, daß des Elends ein Ende werde.“

Durch Arnold's Seele ſtrömte ein wunderbares Feuer. Das war längſt ſein glühender Wunſch geweſen. Nun ſah er ihn ſo nahe, ſeiner Erfüllung ſo gewiß, daß er ſeiner Freude kaum Herr werden konnte.

Die Reiſe wurde mit großer Schnelligkeit angetreten und fortgeſetzt.

Arnold ſchwelgte in dem Gedanken, ſeine Pläne vollſtändig ins Werk ſetzen zu können. Seine Einbildungskraft erſchöpfte ſich in Vorſtellungen über den Kaiſer und ſeine Perſon.

Wie erſtaunte er, als er bei dem Eintritt in den Saal die Umgebung des Kaiſers im vollen Glanz, ihn ſelbſt aber in einem einfachen braunen Tuchwamms, mit Lederkoller, erblickte. Ein breites und ſchweres Schwerdt hing an ſeiner Linken und ein ganz einfacher Sammthut deckte ſein Haupt. Es war eine hohe Geſtalt von ſehr ſchlankem Gliederbau. Sein Antlitz war bleich; eine mächtige Naſe beherrſchte es. Seine Stirn war hoch und edel, und der Schädel von der Stirn an faſt ganz ſeiner Haare beraubt. Nur am Hinterkopfe zeigte ſich noch ſtarkes Haar. Ein ſtrenger Ernſt ruhte auf dieſen Zügen; aber redete er mit Jemand, es ſei hoch oder geringe geweſen, ſo überſtrahlte eine Freundlichkeit das Antlitz, die jedes Herz gewann und das unbedingte Zutrauen einflößte.

Als der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge eintrat, erhob ſich Kaiſer Rudolf und ging ihm mehrere Schritte entgegen, indem er ſein Haupt neigte und um den Segen des Oberhirten bat, den dieſer bereitwillig ertheilte. Er hatte ſein Haupt entblößt, und bedeckte es erſt nach empfangenem Segen wieder.

Nachdem der Erzbiſchof, nebſt ſeinen Räthen ſich niedergelaſſen, trat auf den Wink ſeines Herrn der Walpode vor und ſprach mit Feuer und Kraft über die zügelloſen Räuber am Rheine, wie ſie jedes Recht mißhandelten und mißachteten, keinen Herrn über ſich erkenneten, frei und feſſellos walteten, wie es Rohheit und Habſucht eingäbe, und Raub und Mord an Kirchen, Klöſtern und Leuten ihr Tagewerk ſei. Abſonderlich ſeien dies die Ritter von Soneck und Reichenſtein. Er flehte den Kaiſer an, zu helfen in dieſer Bedrängniß, und ſtellte in Ausſicht, daß die rheiniſchen Städte Alles aufbieten würden, die Burgen brechen zu helfen.

Rudolf hatte mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört. Man ſah es ihm an, daß die Rede einen ſehr tiefen Eindruck machte. Als der Walpode geendet, reichte ihm Rudolf ſeine derbe Hand und dankte ihm für das männliche Wort, was er für Recht und Ordnung geſprochen, wandte ſich aber dann gegen den Erzbiſchof und ſprach:

„Mit der Krone des deutſchen Volkes hat mir Gott das Strafamt überantwortet über Alles, was Unrecht iſt. Ich will mit Gottes Hülfe den Landfrieden aufrichten und erhalten, die Frevler unnachſichtlich ſtrafen, und ſo dem Rechte, der Ordnung und der Zucht eine freie Bahn machen.“

Und zu den Herren gewendet, ſetzte er hinzu: „Es iſt eine Schmach für das Ritterthum, daß es alſo ausgeartet iſt, und ſeiner Beſtimmung ſo ſchnöde vergeſſen hat. Eben darum aber auch müſſen die, die ſeine Satzung ſo frevleriſch übertreten, die herbſte Strafe erleiden. Sie ſind keine Ritter mehr; ſie ſind Räuber, und verdienen nur des Räubers Strafe.“

Seine Stimme wurde bei dieſen Worten drohend, wie rollender Donner, und er ſchlug an ſein Schwerdt. „Bei meinem guten Schwerdte, das nie für Unrecht focht, ſchwöre ich es,“ ſprach er in höchſter Erregung; „ich will kommen und Gericht halten, und will ſie hängen laſſen, wie es Räuber und Mörder verdienen!“

Die Vorſtellung war zu Ende, aber das Wort des Königs zeigte ſich alsbald wirkſam. Er zog Heeresmacht an ſich. Aus den Städten ſtrömten ſie herbei, die fehdeluſtigen Bürger, und bald ſah Rudolf ein ſtattlich Heer um ſich, das mit jedem Tage, gleich einer Lawine, wuchs.

Die Ritter, ſtolz auf ihre feſten Burgen, lachten über die Gefahr. Sie hielten es nicht einmal für möglich. Als aber die Gerüchte ſich mehrten und häuften, da dachten ſie ebenwohl an ihre Sicherheit. Schnell wurden die Burgen hergeſtellt, wo etwa Fehler waren. Aus den benachbarten Orten raubten ſie Vieh und Lebensmittel, bis hinlängliche Nahrung vorhanden war.

Gisbald war nach ſeiner Flucht aus Mainz außer ſich vor

Grimm und Zorn gegen den Walpoden und die Städter überhaupt. Auch er rüſtete ſich zum Kampfe auf Soneck mit ſeinen Vettern; doch keine Gewaltthat fiel ihm zur Laſt.

So ſtand es, als an einem Frühmorgen das Rheinthal von Bewaffneten wimmelte, welche gegen Reichenſtein und Soneck anrückten.

Auf Fautsberg (dem jetzigen Rheinſtein) aber war ein Tummeln über die Maßen; denn dort hatte Kaiſer Rudolf mit dem Erzbiſchof und dem Walpoden, der an der Spitze der Städter ſtand, Quartier genommen. Die Burgen wurden eingeſchloſſen. Wie ein Raſender ſchleuderte Hohenfels ſeine Steinkugeln aus Reichenſtein auf die Feinde; aber meiſt fruchtlos. Die Sonecker dagegen waren klüger. Die Burg ſchien wie ausgeſtorben. Niemand zeigte ſich auf den Mauern, und keinerlei Wehr von innen verrieth das Daſein von Streitern.

„Trauet ihnen nicht,“ ſprach der Walpode, „ſie ſind ſchlauer als der Hohenfels, und ſparen ihre Wehr, bis wir ſtürmen.“ So war es denn auch. Die Burg war feſter als Reichenſtein. Sie hatte hinlänglich Mundvorrath und Kriegsbedarf. Auch an Reiſigen fehlte es nicht. Sie konnten ruhiger den Angriff erwarten, und thaten es.

Die Kunde aber von Rudolf's Wort in Würzburg hatte ſich denn doch, zumal Thatſachen es bewährten, weithin Schrecken erregend, verbreitet. Am ſchmerzlichſten traf es Johann von Waldeck, Marſchall von Soneck, den Alten; denn er hatte zwei Söhne und einen Enkel auf der Burg. Er trat daher die Reiſe nach Fautsberg an, um die Gnade des milden und frommen Kaiſers anzuflehen, daß nicht die Todesſtrafe ſie treffe, wie gemeine Diebe. Der Greis wußte, wie der alte Domſcholaſter Gisbald liebe; daher bat er ihn auch, für die Sonecker ſich zu verwenden, unter denen ja auch Gisbald mitbegriffen war, da ihn Soneck's Mauern jetzt, wie die Andern, einſchloſſen.

Der Bote, welcher die ſichere Kunde dem Domſcholaſter brachte, traf mit einem zweiten zuſammen, den Bodo an den Bruder ſandte zu gleichem Zweck; denn die Gefahr ſeines Gisbald's zerriß faſt Bodo's Herz. Auch den guten Domſcholaſter ergriff dieſe Nachricht ſehr.

„So biſt du kaum den Klauen des Unverſöhnlichen entgangen, um ihm jetzt als Opfer zu fallen!“ rief er ſchmerzlich aus, und maß, trotz ſeiner Corpulenz, ſich unruhig die Stirne reibend, das Gemach.

„Was ſoll ich thun?“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort. „Soll ich ſchreiben? Das fruchtet nicht. Soll ich ſelber hinreiſen, ich, der Mann des Friedens in das Getriebe des Krieges, wo man ſeine Ruhe, ſeine Pflege nicht findet? Ach, das iſt auch ein ſchweres Opfer! Einmal bin ich kaum mit dem Leben davon gekommen. Mir ſind Reiſen allezeit bedenklich in ihren Folgen geweſen.“ — Er fuhr mit der Hand in die Haare, wie Einer, der keinen Rath, keine Hülfe weiß.

Da wurde die Thüre des Gemaches ſtürmiſch aufgeriſſen. Entſetzt fuhr der Domſcholaſter herum, meinend, die Reiſigen hätten ihn ſchon, und ſchwängen über ſeinem geweihten Haupte Streitäxte und Morgenſterne. „Wer ſtürmt mein friedlich Kloſet?“ rief er angſtvoll aus.

Aber ſiehe, es war kein Feind, der ſtürmend eindrang, ſondern die lieblichſte Mädchengeſtalt, die man nur ſehen konnte. Es war Hedwig; aber ihr Anblick erſchütterte dennoch den greiſen Oheim; denn es lag die Bläſſe des Todes auf dieſen ſonſt ſo roſigen Wangen. Das ſo wunderſüß lächelnde Auge, dem man umſonſt zu widerſtehen verſucht hätte, ſchwamm in Thränen. Sie rang verzweifelnd die Hände.

„Oheim, Oheim!“ rief ſie, „rettet, rettet! Er iſt verloren, denn der Kaiſer hat geſchworen, ſie Alle hängen zu laſſen, die er in der Burg fände, und — Gisbald iſt dort; Gisbald, der Euch und uns das Leben rettete! Ach, mein Vater haßt ihn grimmig. Nur in ſeinem Blute wiſcht er ſeinen Haß ab. Helft, o helft, ſonſt mögt Ihr auch mich begraben!“

Sie ſank nieder in des Alten Lehnſtuhl.

„Ich geſchlagener Mann!“ rief der Domſcholaſter aus. „Iſt denn Alles vereint zu meinem Verderben?“

„Ach, laßt mich klagen!“ rief das liebende Mädchen — und in demſelben Augenblicke deckte das geſättigte Roth der Scham die Wangen, die erſt todtenbleich waren.

Aber der geiſtliche Oheim hörte es nicht, wie er denn in ſolchen Momenten, wo ihm ſelbſt eine Gefahr drohte oder ſeine Perſon in irgend bedenkliche Conflikte gerieth, weder hörte noch ſah, wenn nicht gerade die ganze Kraft ſeiner Seele auf dieſen Einen Punkt hingerichtet war.

Obwohl der Schweiß in dicken Tropfen auf ſeiner Stirn ſtand, und er gewiß lange nicht ſo viel ſeine Beine in Bewegung geſetzt hatte, als ſeit er die beiden Boten erhalten, ſo rannte er immer ſchneller auf und nieder. Dann ſtand er plötzlich ſtille.

„Ja, Hedwig, du haſt Recht; Alles will ich überwinden, ſelbſt die Beſchwerden der Reiſe nach Fautsberg, um Gisbald zu retten; aber du mußt mit mir, du mußt mir den Kaiſer anflehen, und es wird uns gelingen.“

Hedwig erſchrack. Sie überdachte ſchnell Alles, was Sitte und Weiblichkeit dem entgegenſtellte; aber ſie erkannte es, daß er verloren ſei, wenn nicht Alles aufgeboten würde — und ſie ſagte dem Oheim zu.

„Gut, meine Tochter,“ ſprach er, „ſo eile heim und rüſte Alles, was Noth iſt, damit uns nichts hemme, am morgenden Tag abzureiſen.“

VIII.

Schon waren bei Reichenſtein alle Vorkehrungen zum Sturme getroffen, als ein Freund in das Zelt des Walpoden trat. „Eins,“ ſagte er, „ſcheint mir unbegreiflich, nämlich, daß der Vicedom des Rheingau's ſchweigt, während ſeinen Sohn das ſchmachvolle Gericht des Stranges erwartet. Er hat keine Bitte noch eingelegt.“

„Ich geſtehe, daß ich das ſelbſt nicht begreife,“ entgegnete der Walpode, „obwohl ich glauben möchte, die Bitte wäre fruchtlos, denn der Kaiſer hat ſo beſtimmt und entſchieden geſprochen, daß kaum irgend etwas zu hoffen ſtünde. — Doch er iſt mild, und könnte einem Vater eine ſolche Bitte nicht abſchlagen?“

Der Freund ſah ihn erſtaunt an, und wußte nicht, wie er das Wort deuten ſollte, da er des Walpoden Geſinnung kannte. Der Befehl zum Sturm unterbrach die Unterredung. Wie Wüthende fielen die Streiter des Kaiſers die Burg an. Die Vertheidigung war wacker — aber gegen Abend war ſie erſtürmt. Die Flammen loderten wild zum Himmel auf, die Reichenſtein verzehrten. Was die Flamme übrig ließ, zerſtörten am folgenden Morgen die Krieger. Reichenſtein war, als die Strahlen der Mittagſonne es beſchienen, ein furchtbarer Trümmerhaufen, an deſſen völliger Zerſtörung mit unerſättlicher Wuth die Reiſigen arbeiteten.

Aber unter den Gefangenen, die man auf der Burg machte, war Hohenfels nicht. Er hatte durch einen unterirdiſchen Gang, der an das Rheinufer führte, zu entkommen gewußt.

Der Walpode knirſchte vor Zorn, daß ihm dieſer Feind entgangen war, den er für den Schlimmſten erkannte, während die Sonecker mehr den Namen hergegeben hatten. Er war der Schlaueſte, der Keckſte von Allen; auch wohl der Grauſamſte. Doch ergötzte es ihn, daß Heppenhoeſt unter den Gefangenen war.

Der folgende Tag zeigte ein fürchterliches Schauſpiel. Alle Gefangenen hingen an den Eichen des die Burg umgebenden Waldes. So hielt Rudolf ſein fürchterliches Wort.

„Es muß ein ſchreckend Beiſpiel gegeben werden,“ ſprach er, „ſonſt wird morgen wieder, wenn ich werde geſchieden ſein, der Landfrieden gebrochen und die Zügelloſigkeit herrſchend ſein. Ein Kaiſer muß ſein Richterwort halten.“

Dieſe Nachricht erſchreckte die Sonecker heftig, und ſtellte ihnen nur eine zweifache Wahl, ſich unter den Mauern ihrer Burg ehrenvoll begraben, oder als Diebe hängen zu laſſen. Dieſe verzweifelte Ausſicht aber konnte ſie nur einen Augenblick ſchrecken. Im nächſten kehrte auch ihr Muth wieder und ihre Todesverachtung, die ſie ſo oft in den Fehden an den Tag gelegt und erprobt hatten.

Die Stunde kam aber, wo dies nothwendig wurde.

Da, wo das Kapellchen ſtand, unweit Fautsberg, wurde ein Zelt für den Kaiſer Rudolf errichtet. Er wollte das Ungemach ſeiner Streiter theilen und ſtets bei dem Kampfe ſein. Näher rückte das Heer gegen Soneck an. Auf die Höhe, welche die Burg beherrſchte, ſtellte der Walpode ſeine Wurfgeſchoſſe und ſchleuderte gewaltige Steinkugeln hinab auf die Burg, welche manchen Kämpfer erſchlugen und den Mauern und Gebäuden großen Schaden brachten.

Schon am zweiten Tage wurde der Sturm unternommen, aber die Ritter ſchlugen ihn mit ungeheurem Verluſte der Stürmenden ab. Sie goſſen ſiedendes Oel und Waſſer auf ſie herab und mäheten ſchrecklich mit dem Schwerdte unter ihnen. Leichenhaufen lagen um die Sturmleitern und rings um die Mauern der Burg, die ſtolz, wie ein Adlerhorſt, auf ihrem hohen Felſen lag.

Die Erbitterung war ſchrecklich auf beiden Seiten. Dort oben kämpfte die Verzweiflung, hier unten eine Wuth, die aufs ärgſte geſteigert war.

Rudolf ſelbſt war außer ſich, als er die Haufen der Todten, die große Zahl der Schwerverwundeten und noch gar keinen Vortheil erkämpft ſah. An ihn ſelbſt war der Tod nahe genug heran getreten. Ein Pfeil fuhr in ſein Lederkoller, gerade über dem Herzen; aber er war matt, ehe er ſein wohlgewähltes Ziel traf.

Die Belagerten hatten verhältnißmäßig eben ſo viel gelitten. Viele Todten lagen hinter den Mauern, und des Walpoden Wurfgeſchoſſe ſpieen, ohne zu ermüden, Tod und Verderben in die Burg. Das Burghaus am Thore, Gisbald's Wohnung, war zu einer Ruine geworden. Es ſchien, als richte der Walpode gerade dorthin die ganze Macht ſeiner Geſchoſſe. Gisbald ſelbſt war verwundet. Er trug den linken Arm in der Binde, denn eine Steinkugel hatte ihn ſchwer verletzt; dennoch aber war er der Erſte auf der Mauer, der Letzte, der ſich die Ruhe gönnte.

Rudolf erkannte die Nothwendigkeit, ſein Heer ruhen zu laſſen, und erſt am dritten Tage den Kampf zu erneuern.

Es wurde freilich hier auch den Belagerten Zeit gegönnt, ſich zu erholen, Zerſtörtes herzuſtellen und ſich für den neuen Anfall zu rüſten.

Der Tag des Sturmes kam. Rudolf ſelbſt führte ſeine Schaaren an zum Sturme.

War der erſte wild geweſen, ſo wurde es der zweite in noch erhöhetem Maße. Vom frühen Morgen an dauerte der Kampf. Schon war es Mittag, und immer noch kein Gewinn für die Stürmenden; denn die Belagerten ſtritten mit dem Todesmuthe kalter Verzweiflung, die den ſichern Tod vor Augen ſah.

Rudolf ſelbſt trat jetzt in die Reihen der Kämpfer aufs neue ein, und ſeine Nähe begeiſterte zur ungeheuerſten Kraftanſtrengung. Allmählig wurde die Vertheidigung der Burg ſchwächer. Es zeigten ſich auf den Mauern große Lücken in der Reihe der Vertheidiger.

„Hinauf zum Sturme!“ ſchrie der Walpode den Mainzern und Oppenheimern zu, die er führte. Jetzt kletterten die Kühnſten die Leitern hinan. Es wimmelte auf allen Seiten. Ein Jubelgeſchrei verkündete auf der nördlichen Seite den Sieg. Alles ſtimmte ein. Der Schrecken lähmte die Arme der Vertheidiger.

Rudolf's hohe Geſtalt zeigte ſich auf der Mauer — die Burg war erobert, aber noch war der Kampf nicht geendet; denn in den Thurm hatten ſich die Vertheidiger zurückgezogen. Von der Höhe herab ſtrömte das heiße Oel und die Wurfmaſſen zerſchmetterten die Kämpfer.

„Steckt die Burg in Brand!“ ſchrie der Walpode. „Mögen die Strolche, wenn ſie keine Salamander ſind, lebendig verbrennen!“ —

Der Ruf wurde befolgt. Aus allen Theilen der Gebäude ſtieg jetzt die gierige Zunge des Feuers auf und leckte an den Wänden des Thurms, ihn in eine fürchterliche Rauchſäule einhüllend.

Der Anblick war ſchauderhaft! Ueberall hörte man das Röcheln Sterbender, den Hülferuf der Verwundeten. Aber an ein Ergeben war nicht zu denken.

Da ließ der Walpode die höchſten Leitern zuſammen binden. Sie reichte bis zur Thurmthüre.

Bald war dieſe erreicht. Sie brach unter den Streichen der Aexte und Streitkolben. Die Sieger drangen ein und der Kampf war geendet. Senecks letzte Stunde hatte geſchlagen.

IX.

Hedwig war kaum aus dem Hauſe ihres Oheims getreten, als auch ſchon Forſchner zu dem älteſten der Kapelläne des Erzbiſchofs eilte, ihn zu ſeinem Herrn, dem Domſcholaſter, des Eiligſten zu beſcheiden.

Die Haſt des Dieners brachte ſchnell den Kapellan zu dem Erwartenden. Herzlich empfing ihn der Domſcholaſter.

„Nicht wahr, Ihr ſeid ein Schweizer?“ fragte er ihn.

Der Kapellan bejahte.

„Und Ihr waret's, der einſt mit dem Hochwürdigſten dem Grafen von Habsburg begegnete, als Ihr einem Kranken den letzten Troſt bringen wolltet?“

„So iſt es,“ ſprach freudig bewegt der Prieſter. „Als er ſah,“ fuhr er fort, „wie ich eben die Schuhe löſen wollte, um den Giesbach zu durchwaten, da ſchenkte er mir das Roß, daß es künftig dem Dienſte der Kirche geweiht ſei, und kehrte zu Fuße heim. Der ſo fromm und demüthig war, iſt nun unſer Kaiſer.“ *)

„Gott ſegne ihn!“ ſprach gerührt der Domſcholaſter.

„Und Ihr,“ fuhr er fort, „truget durch unſern Herrn das Meiſte bei, daß die Wahl auf Herrn Rudolf fiel?“

„Ich that's, weil ich es für meine Pflicht hielt, dafür nach Kräften zu wirken, daß Deutſchland eines tüchtigen und frommen Herrn ſich erfreue!“ So ſprach der Kapellan.

„Gott lohn's Euch!“ war des Domſcholaſters Gegenrede. „Weiß das der Kaiſer?“

„Er weiß es!“ antwortete Jener.

„Gut; ſo iſt er Euch verpflichtet,“ fuhr der Domſcholaſter fort.

---

*) Johannes von Müller erzählt nach Tſchudi, daß der Prieſter, dem Rudolf einſt ſein Pferd geliehen, Kapellan des Erzbiſchofs von Mainz geworden, und viel zu Rudolf's Wahl beigetragen habe. Schweiz. Geſch. III. 173. Anmerkung 92.

„Und darauf bau' ich eine ſchöne Hoffnung.“ Er erzählte nun dem Kapellan den ganzen Zuſammenhang der Geſchichte Gisbald's und des kaiſerlichen Schwurs. Er verſchwieg ſelbſt die Liebe der Tochter ſeines Bruders zu dem Jünglinge nicht, nicht den Haß dieſes ſelbſt, und forderte ihn dann auf, ihn nach Fautsberg zu begleiten, um das Letzte zu verſuchen, indem er ihm verſprach, die Erlaubniß des Erzbiſchofs zu erwirken.

Der Kapellan ſtimmte augenblicklich zu, und der Domſcholaſter eilte, ihm die Erlaubniß zu verſchaffen.

So ſegelte dann mit günſtigem Wind am andern Morgen ein wohl verwahrter Kahn ab aus dem Hafen von Mainz gen Bingen, in dem Drei ſaßen, wie einſt früher, als zuerſt nach Jahren wieder der Domſcholaſter gen Lorch fuhr. Er wär es ſelbſt, und der Kapellan und ein Herz, das faſt in der Angſt um den Geliebten brach, das aber, alle kindiſche Furcht von ſich werfend, zum höchſten Heldenthume der Liebe ſich erhoben hatte, nämlich, Alles geringe zu achten gegen das Eine: den Geliebten zu retten. Wie pfeilſchnell auch der Kahn flog, er ging ihr zu langſam. Wie lebhaft auch die beiden Männer ſprachen, ſie vernahm der Worte keines; denn ihre Seele war dort auf der ſteilgelegenen Burg, wo Gisbald war. Wie ſie auch das arme bangende Kind tröſteten, ſie konnten ihr keine Gewißheit geben, und ſo lange die fehlt, hat das Herz keinen Frieden, und kann ihn eher nicht und nirgends gewinnen.

Endlich lag das Brauſen des Bingerloches hinter ihnen, und auch die Stelle, wo einſt der Jüngling von ihrem Vater war gerettet worden. Allmählig trat Fautsberg hervor, und bald die Landſpitze, wo Sanct Clemens Kirche hernachmals erbaut wurde. Dort ſtand das Zelt, wo Habsburgs Fahne wehte — dort mußten ſie landen.

Aber je näher ſie kamen, deſto furchtbarer wuchs Hedwig's Angſt, deſto heftiger ſchlug ihr Herz, deſto bleicher wurde ihre Lippe und ihr Antlitz.

„Kind,“ rief der Domſcholaſter, „nimm einen Trunk Wein, du ſtirbſt mir ja!“

Aber ſie wehrte es ab, und ihre Thränen rannen in Strömen.

Schon ſah man deutlich, was um das Zelt des Kaiſers vorging. Menſchen drängten ſich dort in Haufen; meiſtens waren es Bewaffnete, reiſige Männer der Städte oder Rudolf's. Sie waren von Soneck zurück. Die muthigen Vertheidiger waren im Thurm endlich zu Gefangenen gemacht worden, aber erſt, nachdem ſie Alle bis zur Wehrloſigkeit verwundet worden waren. Die Flamme hatte die Burg ganz verzehrt, und Rudolf den furchtbaren Spruch gethan: „Soneck ſolle keine Urſtänd mehr ſehen!“

Als man ihm die heldenmüthige Vertheidigung der drei Sonecker meldete, ſprach er faſt wehmüthig: „Schade um ſie! Sie waren eines beſſeren Looſes würdig!“

Ohne weiter die Gefangenen anzuſehen, kehrte Rudolf in ſein Zelt zurück und mit ihm der Walpode und die Ritter und Herren ſeines Gefolges. Auch die Reiſigen verließen die Burg, nachdem ſie reiche Beute gemacht, um die Flamme wüthen zu laſſen, ehe ſie das Werk der Zerſtörung vollendeten. Sie führten die Gefangenen mit ſich im wildeſten und roheſten Triumphe.

Als die Gefangenen dem Zelte naheten, bot ihr Anblick wirklich etwas Entſetzenerregendes dar. Es war Gisbald, Johann und Kurt von Soneck, nebſt Knappen und reiſigen Männern, ihrer in Allem noch dreizehn. Gisbald's Arm war gelähmt; doch auch der rechte hing blutend herab, denn er war von des Walpoden Schwert hart getroffen. Ueber ſeinem Haupte war ein tiefer Hieb. Das Blut rann über das Geſicht, daß es kaum kenntlich war; und doch ging er noch ſo ſtolz einher, als ſei er der Sieger und jene die Beſiegten. Auch ſeine Vettern waren verwundet; aber in ihnen ging das ſchlechte Gewiſſen über den männlichen Rittermuth. Es ſtand die Todesfurcht recht leſerlich in ihren Zügen.

Eben als die Flamme aus Sonecks Mauern ſchlug, läutete in Lorch das Todtenglöcklein. Es galt dem alten Landmarſchall von Waldeck von Soneck, dem Vater Johann's und Kurt's. Der Schlag hatte ihn getroffen bei dieſem Anblick. Er war bei dem Kaiſer geweſen und hatte knieend gefleht um Gnade für ſeine Söhne; aber der Kaiſer hatte geantwortet:

„Hättet Ihr als Vater Eure Pflicht gethan, nimmer würden Eure Söhne Räuber geworden ſein, nimmer Euern Stamm und Namen befleckt haben. Nun aber hemmet nicht den Weg der Gerechtigkeit! Laſſet die Räuber ihren verdienten Lohn erndten; denn es ſind keine Ritter, ſondern die laſterhafteſten Diebe und Räuber, welche die Armen mit Gewalt unterdrückten, den Frieden gewaltſam brachen, und die geheiligten Rechte des Reiches mit Füßen traten. Der wahre Adel hält Treu' und Glauben, pflegt der Tugend, liebt Gerechtigkeit, beleidigt Niemanden, fügt keinem Unrecht zu. Wer wahrhaftig adelig iſt, vertheidigt die Gerechtigkeit bis zum letzten Blutstropfen. Er macht ſich keines Diebſtahls ſchuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Sparet alſo Eure Worte, wenn Ihr ein Ritter ſeid, und höret auf, für die Räuber zu bitten, die Eure Söhne nicht mehr ſind, die, und wären ſie auch Grafen und Herzöge, ſo wahr ich Richter bin, der Strafe nicht entgehen ſollen, die ſie verdienen. Keinem Ritter iſt es anſtändig, die Armen gewaltſam zu unterdrücken, ſondern es iſt ſeine Pflicht, ſie auf alle Art zu ſchützen. So iſt es meine Pflicht, und ich will ſie erfüllen, indem ich die Räuber ſtrafe!"

Da wankte der Greis hinaus, getroffen von der Macht dieſes Wortes, und eilte hinüber nach Lorch, wo ihn der Tod ereilte. Aber das Volk rief ein jubelnd Hoch dem Kaiſer, der Recht und Gerechtigkeit handhabte.

Das erzählte man dem erbleichenden Domſcholaſter, und Hedwig war nahe daran, eine Leiche zu werden.

„Muth! Muth!" rief der Kapellan. „Vertrauet Gott!" Er zog ſie zum Zelt und drängte die Umſtehenden weg. Als ſie dem Zelteingange ſich naheten, ſah ſie der Walpode, der unfern des Kaiſers ſtand, der eben Gericht hielt über die Gefangenen.

Auch Bodo trat an ihre Seite, als er ſie ſah, denn er war auch eben angekommen, um das Letzte zu verſuchen.

„Was wollen die Prieſter und die Jungfrau dort?" fragte der Kaiſer, und ein Ritter eilte hinweg, ſie zu befragen. Aber der Kapellan ſchritt herein in das Zelt und die Uebrigen folgten.

„Gott ſegne Euch, Herr Kaiſer!“ ſprach der Kapellan, und Rudolf entblößte ſein kahles Haupt. „Als ich euch vor Jahren zum erſten Male grüßte,“ ſprach er, „da war es in den Bergen meiner und Eurer Heimat. Ihr beugtet Euch damals vor Gott in ſtiller Demuth. Ich ſah es, Ihr Herren; ich war jener Prieſter, dem der gewaltige Graf von Habsburg ſein Roß gab, daß er dem Sterbenden Troſt bringe. Und ich komme heute, zu flehen für Einen, der nicht des ſtrengen Gerichtes ſchuldig iſt, für Gisbald vom Burgthore von Soneck. Er iſt nicht ſchuldig, wie die Anderen. Hier ſteht ein Diener Gottes, der ihn erzog, hier Einer, dem er das Leben rettete, und dort der Walpode unſeres Herrn, des Erzbiſchofs, dem er Gleiches that mit dieſer Jungfrau, ſeinem Kinde, die ihn liebt, den Ihr, Herr und Kaiſer, wollet ſchrecklich richten laſſen. Erbarmet Euch, Herr!“

Da ſank Hedwig, bleich wie die Lilie, in ihre Kniee und faltete die Hände und ſchlug das thränenſchwere Auge zu dem Kaiſer auf. Aber die Lippe konnte nicht reden.

Aus der Mitte der Ritter ſprang der Walpode hervor, um ſie empor zu reißen; aber ſie ſah ihn ſo flehend an, daß er auf halbem Wege ſtehen blieb wie ein unſichtbar Gefeſſelter.

„Bruder!“ riefen Bodo und der Domſcholaſter zugleich aus: „Iſt deine Rachſucht noch nicht getilgt? Kannſt du Unverſöhnlicher bei Gott Gnade hoffen? War nicht Gisbald dein Retter? Und iſt er feindſelig geworden gegen die Städter, ſo haſt du es an ihn gebracht!“

Die Scene ergriff Alle. Gnade! Gnade! erſchallte es aus Aller Munde.

Aber des Kaiſers Blick ruhte bald auf dem Kapellan, bald auf der Knieenden.

Endlich trat er vor, hob Hedwig auf und ſprach: „Kniee nicht vor mir, mein armes Kind; ich bin ja nur ein Menſch, wie du; aber“ — fuhr er fort, und wandte ſich zu den Anderen, „ich bin ein Vollſtrecker der Gerechtigkeit vor Gott und Menſchen.“

„Iſt es wahr, daß dieſer Gisbald kein Räuber war, wie dieſe da?“ er deutete auf Johann und Kurt von Waldeck von Soneck.

Da ſprachen Alle: Ja.

„Iſt es wahr,“ fuhr der Kaiſer fort, „daß er bei den letzten Räubereien nicht zugegen war?“

„Wie konnte er das?“ fragte der Kratz von Scharfenſtein. „Er war, als jene Unbild verübt wurde, bei mir auf meiner Burg.“

„So iſt es Herr und Kaiſer,“ beſtätigte Bodo.

„Walpode von Mainz,“ ſprach er dann zu dieſem, „welche Rechnung habt Ihr mit ihm?“

Der Walpode ſah in ſeines Kindes leichenbleiches Antlitz, und es ſchien, als ſei ihm das Herz in der Bruſt umgewendet.

„Keine!“ ſprach er zum Kaiſer. „Ich war hart gegen ihn, weil ich ihn nicht frei von Frevel hielt, was er auch ſchwerlich iſt; allein das iſt wahr, daß er unſer Leben rettete. Auch ich bitte für ihn um Gnade!“

Der Kaiſer wandte ſich zu ſeinen Dienern. Ein Wink von ihm, und die beiden Sonecker wurden abgeführt und ſofort an die Nußbäume gehängt, welche neben dem Zelte ſtanden, zum Schrecken alles Volkes.

„Seid frei, Gisbald von Soneck,“ ſprach der Kaiſer zu dem Begnadigten; „doch wiſſet, daß ihr dieſen ehrwürdigen Männern Euer Leben zu verdanken habt. Allerdings muß aber dem ſo ſein, ſonſt würden ſie, die Männer der Wahrheit und des Friedens, nicht für Euch geredet haben.“

„Aber nun an Euch ein Wort, Herr Walpode,“ fuhr der Kaiſer fort: „Ich habe ihm das Leben geſchenkt, und Eures Kindes tiefes Leid war wohl mit ein Grund, der mich dazu beſtimmte. Er iſt verwundet. Laßt ſie ihn pflegen. Legt ihn an ihr Herz, dort wird er bald geneſen.“

„Ein Kaiſerwort ſoll heilig ſein!“ rief der Walpode aus. „Es ſei in Gottes Namen!“

Da ſank faſt ohnmächtig Hedwig in ihres Oheims, des Domſcholaſters, Arme, und Bodo eilte zu Gisbald, der noch in ſeinen Feſſeln ſtand. Sie fielen, und der Walpode reichte ihm ſeine Hand und zog ihn zu Hedwig hin, die bald an Gisbald's Herzen erwachte zu ſchönerem Glück, als ſie geahnt.

Der Kapellan aber neigte ſich ihr zu und ſagte: „Bewahret ſtets das Wort, was ich Euch geſagt, als wir hier aus Ufer traten: Vertrauet Gott, der hilft in allen Nöthen dem, der ihm vertrauet!“

Aber zu den Rittern wandte er ſich dann und ſprach: „Gerecht und milde ſahet Ihr Euren Kaiſer handeln; fromm und demüthig ſah ich ihn. Heil dem Lande, deß Kaiſer ſolche Tugenden in ſich vereinigt. In ſeines Kaiſers Herz ruht ſicher des Volkes Glück“

Und ein Chor von Hunderten von Stimmen rief: „Heil Kaiſer Rudolf!“

An der Stelle aber, wo die beiden Senecker gehängt worden waren, und der Kaiſer den Einen begnadigt hatte, baute Gisbald eine Kirche, dem heiligen Clemens geweiht, und in der Eremitenklauſe, welche Bodo erbaute neben der Kirche, beſchloß er, betend für die armen Seelen, ſein frommes Leben. Der Domſcholaſter trank noch manchen Becher bei Gisbald und Hedwig, deren Glück des Walpoden Alterstage verſchönte. Er hatte dem Haß entſagt und gewann Gisbald lieb, der auch ihm ſein Herz zuwandte — aber der verſöhnende Engel war Hedwig.

Der geſpenſtige Stollen.

Eine Hunsrücker Dorfgeſchichte.

I.

Wer an einem Sonntagabend in milder Jahreszeit in ein Dorf auf dem Hunsrücken tritt, der findet überall vor den Thüren die Nachbarn beiſammen ſitzen und traulich plaudern vom Stande der Früchte, des Flachſes, von Krieg und Frieden, von Dieſem und Jenem. Das nennt der biedere Hunsrücker „Maien.“ So maien die Alten bei einander, etwa hier, und die Jüngern dort; ſtreng aber ſcheiden ſich Verheirathete und Unverheirathete. Im Kreiſe des jungen Volks erſchallt wohl ein heitres Lied, ein ſogenanntes Schelmenlied. Kommt die Jahreszeit, wo der Wind über die Stoppeln weht, dann wird in der Stube gemaiet. Die zuſammenſitzende Geſellſchaft heißt „die Maie.“ In ſolch' eine Maie führe ich jetzt meine freundlichen Leſerinnen. Die Maie iſt klein. Es ſind nur drei Perſonen und drei Männer, die, weil der Mond im erſten Viertel ſteht, und ein mattes Licht durch die graue Wolkenſchichte, die den Himmel deckt, hindurchdringt, im Dunkeln ihr Pfeifchen Rollenknaſter mit einander ſchmauchen, der freilich nicht ſehr lieblich duftet.

Draußen deckt ein Herbſtnebel die Gegend, und er legt ſich mit jeder Minute tiefer herab auf Wald, Flur und die Wohnſtätten der Menſchen mit ihren ſchweren Strohdächern. Sehen wir uns die drei Männer einmal genauer an.

In einem hölzernen Lehnſtuhl mit ſtrohgeflochtenem Sitze neben dem Ofen ruht eine Geſtalt von kräftigem Bau. Es iſt der alte Steiger Leopold, der einſt einem Werke vorſtand, das längſt als unergiebig einging. Er iſt der Herr des Hauſes, ein Wittwer, deſſen einziges Kind, die liebliche Ottilie, hier zu Land Util geſprochen, bei ihrem Geſpielen iſt. Leopold trägt Schuhe mit ſilbernen Schnallen, weiße Wollſtrümpfe, kurze, blaugrüne Mancheſter Hoſen, eine dunkle Tuchweſte und ein Wamms von ſchneeweißer Wolle geſtrickt, eine Arbeit ſeiner getreuen Hausfrau, die Gott zu frühe für Leopold abgerufen. Seine ſilberweißen Haare deckt das grünſammtne Mützchen mit dem Pelze des Buchmarders verbrämt, dem er ſelbſt das Lebenslichtlein ausgeblaſen, denn er iſt ſelbſt jenſeit ſeiner Siebzig noch ein wackerer Nimrod vor dem Herrn, und wer ihn anſieht, kann ihn kaum für einen ſtarken Fünfziger halten. Man ſieht den raſchen Bewegungen des Mannes, dem lebhaft blitzenden Auge an, daß er kurz angebunden, an raſches Handeln gewöhnt iſt und ſein Jähzorn leicht aufflammt; aber dabei liegt doch in dem Geſichte des Mannes, bei allen Kennzeichen ſcharfen Verſtandes, auch gar viel Gutmüthigkeit.

Auf der Bank, welche zur Seite des viereckigen großen Plattenofens, über dem das Reck angebracht iſt, eine gar gemüthliche Ofenecke bildet, ſitzt des Steigers Gevattermann und Nachbar, der Leinenweber Lehnert, auch ein Greis, der die Sechzig auf dem Rücken hat, eine ruhige, gutmüthige, etwas drehbändelige (ſo ſagt der Hundsrücker, wenn er eine phlegmatiſche Natur bezeichnen will) Menſchenſeele, aber ehrlich und treu, wie Einer. Seine Kleidung iſt der des Steigers ähnlich; nur ſind die Schuhſchnallen von Meſſing, die Hoſen von Hirſchleder, das Kamiſol von dunkelblauem Tuche. Neben dieſem ſitzt der Wagner Stumpf, Lehnert's Schwiegerſohn. 'Er iſt jung, trägt lange, blaue Tuchhoſen, die über die Flehmſtiefel reichen, eine rothe Tuchweſte, ein kurzes blaues Wamms und eine roth und weiß geſtreifte, gewebene Beutelmütze mit dickem Klunker dran, der majeſtätiſch zur Seite herab hängt, faſt am linken Ohre.

Die Unterhaltung iſt lebhaft. Sie behandelt einen Gegenſtand, welcher das ganze Dorf in dieſen Tagen bewegt und die Furcht vor den nahenden Franzoſen, den Bringern der Freiheit und Gleichheit, etwas in den Hintergrund gedrängt hat. Lauſchen wir ihrer Rede!

„Bei meiner Seele! Cumpeer (Gevatter, Compére) Steiger,“ ſagte Lehnert, den des Steigers Einwand aus ſeiner Ruhe gebracht, „ich hab's mit meinen leiblichen Augen geſehn, und meine Augen ſind noch ſo gut, daß ich das feinſte Gebildmuſter, das ich webe, ohne Brille ſehe.“

„Ach was,“ ſprach der Steiger heftig. „Du kamſt von Simmern und hatteſt einen Schoppen Moſeler oder Rheiner getrunken. Da ſehen die Leute überall Geſpenſter, und wenn man's in der Nähe betrachtet, iſt's ein alter, fauler Baum.“

„Ei, da ſoll mich doch gleich der“ — rief Lehnert, — aber der Steiger fiel ihm ins Wort und ſagte ſcharf verweiſend: „Nicht gleich ſich verheißen, Cumpeer Lehnert! Iſt's wahr, ſo iſt's nicht nöthig; iſt's nicht wahr, ſo wird's dadurch nicht wahr. Sprich ruhig und erzähle deine Geſchichte.“

„Ei, was;“ ſagte Lehnert ärgerlich. „Ihr ſeid ein Freigeiſt. Ihr glaubt einem ſo etwas nicht.“

„Ich glaube Alles, was wahr iſt, Lehnert, erzähl' nur 'mal!“ ſagte ruhiger der Steiger.

„Nun, Schwieger,“ ſprach Stumpf, „ſo erzählt's denn doch einmal ordentlich; daß man daraus klug werden kann.“

Nach einer kleinen Pauſe, in der er ſeine aufquellende Pfeiſe niederdrückte, hob endlich Lehnert an:

„Ihr wißt alle Beide, daß wenn die Menſchen ein Bergwerk aufgeben, der Teufel ſogleich ſein Revier drin hat, ſammt ſeinem Anhang. — So iſt's auch mit dem Stollen, den Ihr vor fünfzig Jahren eingetrieben und ſeitdem habt liegen laſſen. Wißt Ihr die Geſchichte von der alten Bille, die bei des Caspar's Vater gedient hat?“ Der Steiger ſchwieg; aber über ſein Geſicht flog eine finſtre Wolke bei dem Namen Caspar's. Stumpf ſagte aber neugierig: „Nein!“ — „Nun,“ fuhr Lehnert fort, „etwa fünf Jahre nach dem Eingehen des Bergwerkes, da lebte der alte Fried noch, des Caspar's Vater. Der war ein Wittmann (Wittwer) und die alte Bille, die immer ſo rothe Augen hatte wie eine Erzhexe, hielt ihm und ſeinem Sohne, dem Caspar, Haus. Der Fried war ein

Mittelſchlag von Bauer, hatte ein kleines Haus und fuhr mit zwei Kühen im Acker.

„Einmal, es war im Advent, hatte der Fried ſich des Hannes-Peters Buben zum Dreſchen auf Wiederhelfen beſtellt, und es war damals Neumond und ſo dunkel Nachts, daß man keine Hand vor den Augen ſah; da krähte des Fried's Hahn und die Bille, die alte Hexe, wird wach und denkt, es iſt drei Uhr und die Dreſcher kommen bald. Sie denkt aber nicht dran, daß ihr neuer Hahn ein Wetterhahn iſt, der kräht, wenn's andres Wetter gibt, ſteht auf, zieht ihr Röcklein und Kittel an, und guckt zum Fenſter hinaus, ob nicht Euer Schwieger hier im Hauſe ſchon Licht habe, daß ſie das ihre anzünden könnte; aber alles iſt ſtichedunkel und mäuschenſtille, als wäre das ganze Dorf mauſetodt. Da ſieht ſie im Stollen Licht. Das ſind die Keſſelflicker von Gondershauſen, ſagt ſie zu ſich, die hab' ich geſtern ins Dorf kommen ſehen, die ſchon an der Arbeit ſind. Das ſind manierliche Leute. Du gehſt hin und ſagſt: guten Morgen, und nimmſt dir ein paar Kohlen!

„Gedacht, gethan! Meine alte Bille nimmt ihr Lanterchen (Laternchen) und wackelt mit einem Töpfchen die Halde hinauf in den Stollen. Da ſitzen zwei himmellange, ſchwarze Kerle bei dem blutrothen Kohlenfeuer und ein grauſam großer, ſchwarzer Pudelhund liegt dabei und knurrt und brummt.

„Kuſch! kuſch! Sultanchen," ſagt die Bille, und bietet den Männern den guten Morgen. „So fleißig ſchon ſo frühe?" ſagt ſie und bittet um ein Köhlchen. „Nimm dir deinen Topf voll," ſagt der Eine und die Bille ſteckt ihr Lanterchen an und ſcharrt ſich ihren Topf voll, deckt den Deckel drauf, ſagt: „Seid nicht ſo fleißig!" und wackelt heim. Wie ſie aber die Kohlen auf den Heerd hinſchüttet, ſind ſie bumms — aus, und auch das Lanterchen geht aus, wie ſie zuleuchten will. —

„Da iſt kein Oel drauf," ſagt ſie, und brummt, daß das Kohlenfeuer ſo ſchlecht iſt. Was will ſie aber anfangen? Die Mannsleute haben das Feuerzeug in der Taſche. Ei, denkt ſie, die Gondershäuſer Keſſelflicker waren ja recht manierlich. Geh' nochmal hin! Sie werden dich nicht ſchelten!

„Wieder wackelt ſie die Halde hinauf und ſagt: „Landsmann, die Kohlen ſind mir ausgegangen; jetzt will ich aber den Deckel nicht mehr drauf thun. Darf ich mir noch einmal nehmen?“ —

„Da knurrt der ſchwarze Pudel ganz grauſam; aber die Bille ſagt: „Kuſch! kuſch! Sultanchen, mein Alterchen, wenn du an unſer Haus kommſt, ſollſt du auch eine Schinkenhäſe kriegen.“

Der Eine der ſchwarzen Männer ſagt: „Nimm dir nur!“ Wieder ſteckt ſie das Lanterchen an, ſcharrt ſich den Topf voll Kohlen und geht, indem ſie ſagt: „Bedanke mich auch!“

Als ſie nun heimkommt, ſind ihre Kohlen noch friſch in der Gluth. Wie ſie ſie aber auf die Platte des Heerdes ſchüttet, bumms — ſind ſie wieder todtaus und auch das Lanterchen dazu.

„Ei, ſo ſoll dich!“ flucht ſie, tappt dunkel an den Küchenſchrank, greift den Oelkrug, ſchüttet Oel aufs Lichtchen, nimmt etwas Salz aus dem Salzfäßchen, um es auf die Kohlen zu ſtreuen, und denkt, nun ſollen ſie dir gewiß nicht mehr ausgehen! Macht ſich zum dritten Mal nun auf den Weg nach dem Stollen.

Als ſie ſo die Halde hinaufkrabbelt, ſpringt ihr der ſchwarze Pudel entgegen, als wolle er ſie zerreißen.

Ach, denkt ſie, hätt'ſt du doch die Schinkenhäſe mitgenommen, daß das Vieh dich in Ruhe ließe! „Kuſch! kuſch! mein Alterchen!“ ſagt ſie nun ſchmeichelnd, „ich thue dir ja nichts und die Häſe entgeht dir nicht! Komm nur, wenn's Tag iſt!“

Da wird das Vieh ruhig und ſie krabbelt hinein und ſagt: „Ach, die Kohlen wollen gar nicht anhalten. Nun hab' ich aber Salz, das ich darauf ſtre[illegible]da brauch' ich euch nicht mehr zu plagen.“

„Nimm dir noch einmal,“ ſagt der Ein[illegible]ls ſie ihr Lanterchen angezündet und ihren Topf voll geſcharrt, und eben ſich bedanken und gehen will, ſteht der andere Kerl auf, hebt ſeine rothglühende Schürſtange gegen ſie auf und ſagt: „Kommſt du noch einmal, ſo drehe ich dir den Hals um!“ — Ei, denkt die Bille, das iſt mir ein grober Flegel von erſter Sorte! Hab' ihnen doch erſt vor drei Jahren einen kupfernen Keſſel abgekauft. Sie war ſie mit dem Mäulchen und hatte eine Zunge, ſo ſcharf wie ein Scheermeſſer. Wollte eben dies Mäulchen ein wenig ſpazieren gehen laſſen; aber, dachte ſie, am Ende hetzen ſie dir den Eiterbiſſer (Ausdruck für böſe Hunde) auf den Nacken. Laß es gut ſein und ſag' lieber ein gut Wort: „Gott helf!“ ſagt ſie und will gehen; doch da brüllt der Hund, aber nicht wie andere, ordentliche Hunde, ſondern erſchrecklich! Da ſpringen die Kerle auf und es thut einen Donnerſchlag, daß die Bille ſchier zuſammenfällt. Das Feuer iſt aus, ihre Kohlen ſind aus, ſammt ihrem Lanterchen. Ihre Haare ſtellen ſich zu Berge. Sie betet: „Alle guten Geiſter“ — und lauft, ſo ſchnell ſie kann, heim, und als ſie in der Küche ihre todten Kohlen auf den Heerd wirft, — ſchlägt's Eins, und ſie erkennt, daß ſie nicht bei den Gendershäuſern, ſondern bei böſen Geiſtern war.

In der Todesangſt eilt ſie in ihre Kammer und kriecht mit den Kleidern ins Bett und zieht die Decke über den Kopf, und betet in der größten Todesangſt alle Stoßgebete, die ſie kann aus ihrer Jugendzeit.

Als nun um drei Uhr die Dreſcher klopfen, iſt keine Bille da, und als endlich der alte Fried aufſteht und ſie wecken will, da redet ſie irre.“ Er geht nun hinunter und will Feuer anmachen, um die Suppe für die Dreſcher zu kochen, da die Bille ſo krank iſt. Als er aber an den Heerd kommt, wie ſtaunt er da! Der ganze Heerd liegt voll Gold, voll purem Golde, lauter doppelte, alte Schildkarline. Er weiß nicht, was er machen ſoll und woher das viele gelbe Geld iſt; aber er denkt: Beſſer iſt der Hab' ich, als der Hätt' ich, und nimmt's, ſchafft's in die Kiſte und thut, als hätt' er gar nichts geſehen.

Morgens geht er zur Bille und ſagt: „Was iſt euch denn paſſirt, Bille?“ Da erzählt's die Alte haarklein und hat's hernachmals meiner Mutter ſelig erzählt und iſt nach acht Tagen geſtorben. Von meiner Mutter hab' ich's oftmals gehört.“

„Dummes Geſchwätze,“ ſagte der Steiger. „Davon ſoll der alte Fried reich geworden ſein?“

„Von was dann?“ fragte ärgerlich Lehnert.

„Ei, der hat geſchachert wie ein Jude und tüchtig geknäuſert; hat Zinſen genommen, daß es eine Schande war. Dann hat ihm der Landſchreiber Schlüſſel in Simmern die Erlaubniß gegeben, eine Heerde Hämmel zu halten, ſo groß er wollte, und hat ihm das Geld geſchoſſen. Endlich zog er viele Bienen im Bienenberg, und das Sprüchwort ſagt: „Wer Glück hat mit Bienen und Schaf', der leg' ſich nieder und ſchlaf'!“ Als er zuletzt Schultheiß wurde, da mußte jeder Vogel, der über ſein Haus flog, eine Feder laſſen. Siehſt du, Lehnert,“ ſchloß der Steiger, „ſo iſt er reich geworden; der Spitzbubenhändel nicht zu gedenken, die er gemacht hat.“

„Ich weiß, was ich weiß!“ brummte Lehnert und wiegte den Kopf von einer Achſel zur andern.

„Aber Schwieger,“ hob der Stumpf an, „Ihr ſeid von der alten Geſchichte noch nicht auf das Heut gekommen. Wie war's mit dem Stollen?“

„Nun,“ hob Lehnert wieder an, „was damals in dem Stollen ſpukte, das iſt nicht ausgewandert. Vor acht Tagen kommt die Annlies in unſer Haus und erzählt, ſie habe auf dem Heimwege von Simmern Abends ein rothes Licht in dem Stollen flimmern ſehen, und drei andere Weiber haben's auch geſehen. Als ich nun auch in Simmern war, denk' ich, du mußt das Ding doch auch ſehn. Wetter noch! ich war Pfälzer Grenadier in Mannheim vier Jahre und wär' beinah Korporal geworden, wenn nämlich der alte geſtorben wäre; da dacht' ich, haſt du Kuraſch wie Einer, und fürchteſt dich vor dem Teufel und ſeiner Großmutter nicht. Geh' ich ſpät fort, und als ich das Wieſenthal heraufgehe, ſeh' ich nach dem Stollen, der freilich jetzt ganz mit Holz zugewachſen iſt — da ſeh' ich das Licht, höre darin pickeln und ſchlagen.“

„Und biſt hingegangen, wie die alte Bille?“ fragte der alte Steiger lachend. „Du warſt ja ein Pfälzer Grenadier in Mannheim, und die hatten Kuraſch, wie du ſagſt?“ —

„Da hätt' ich müſſen ein Narr ſein,“ ſagte Lehnert. „Wär' er mir auf dem Weg begegnet, ſo hätt' ich ihm was anders geſagt;

aber ihn aufſuchen, das war nicht nöthig. Das Sprüchwort ſagt: „Mal' ihn nicht an die Wand, ſonſt kommt er hergerannt!“ Das aber laß ich mir nicht abdisputiren. Was meine Augen ſehen, glaubt mein Herz.“

„Ich wär' hingegangen!“ ſagte der Steiger.

„Da wäre mein Herz ein Narr,“ ſagte Lehnert darauf. „Ich will ehrlich geſtehen, daß mir eine Todesangſt ankam, und ich heimlief, ſo ſchnell ich konnte.“

„Ja,“ ſagte darauf Stumpf, „es iſt wahr; er ſah aus wie der Tod von Ypern!“

„Ach, was!“ rief der Steiger, „laßt mir das Geſchwätze weg! Uns liegt anderes näher. Denkt einmal an das verfluchte Franzoſenvolk! Die ſind uns nahe. Was gibt's da mit uns, wenn die kommen und uns ausplündern?“

„Ach,“ ſeufzte Lehnert, „Ihr habt recht. Wenn ſie's nur nicht machen, wie 1698, als ſie die Pfalz verbrannten.“

„Viel beſſer nicht, ſagte der Steiger. „Ich kenne ſie. Bin ſelbſt als junger Kerl drin geweſen. Sie haben allezeit Deutſchland verheert. Glaubt ja nicht, daß ſie uns etwas bringen!“

„Ja, du lieber Gott,“ ſagte Stumpf, „ſie haben nicht einmal Schuhe. Gewehre auch nicht.“

„Ha!“ rief der Steiger, „hätt' ich nur ein paar Regimenter guter Schützen, ich wollte ſie ſchon wieder in ihr Land jagen, daß ihnen die Luſt vergehen ſollte, in die Pfalz zu kommen.“

In dieſem Augenblicke jagte ein Windſtoß das Fenſter auf. Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und deutlich ſah man einen Menſchenkopf vor dem Fenſter.

„Da lauert Einer!“ rief Stumpf und griff raſch hinaus, um den Lauſcher am Kopfe zu faſſen; denn Stumpf ſaß gerade unter dem Fenſter. Aber der draußen zog den Kopf zurück und eine grölende Stimme rief: „Solche Großmäuler werden die Franzoſen ſchon ſtopfen. Wart's nur ab, du hergelaufener Dieb!“

„Halt, das iſt der Caspar, der Halunke!“ rief der Steiger, deſſen Zorn in wildem Feuer aufloderte. Aufſpringen, die geladene

Flinte greifen, hinauseilen und losdrücken, das war Eins — und war geſchehen, ehe Lehnert und Stumpf ihn hätten hindern können.

Ein entſetzlicher Schrei folgte dem Schuſſe.

Die beiden Männer hatten nun auch das Freie gewonnen. Der Nebel lag noch dicht auf der Erde.

„Um Gotteswillen, wen habt Ihr geſchoſſen?“ rief Lehnert.

„Mein eigenes Kind!“ ſprach dumpf der Steiger und taumelte gegen die Wand ſeines Hauſes!

Aber in demſelben Augenblicke hörte man Utilchen's Stimme. Sie ſchrie: „Licht her, Jacob iſt todtgeſchoſſen!“

„Hört Ihr's,“ ſagte Lehnert, „Euere Util lebt, aber des Caspar's Sohn habt Ihr gemordet. Das iſt des alten Haſſes Frucht und der Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt! Nun macht Euch fort, ſo ſchnell Ihr könnt!“

„Die Franzoſen! die Franzoſen!“ hörte man in andern Gaſſen des Dorfes rufen und angſtvoll ſtürzten die Leute aus ihren Häuſern, nicht erwägend, daß, wären es die Franzoſen geweſen, ſie ihnen gerade entgegengelaufen wären.

Mit mehreren Laternen waren indeß Leute aus der Nachbarſchaft herbeigeeilt. Man erkannte nun deutlich, daß Jacob, der Sohn des Schultheißen Caspar, am Boden lag. Das Blut rann ſtromweiſe und der Unglückliche ſtöhnte heftig.

Util kniete neben ihm. Als ſie aber das Blut ſah, ſank ſie ohnmächtig in Lehnert's Arme, der ſie in ſein Haus trug unter dem Beiſtande Stumpf's.

Jetzt zertheilte Caspar den Haufen. „Ach, mein Kind! mein Kind!“ ſchrie er außer ſich. „Der Steiger hat ihn todtgeſchoſſen! Ihr Gerichtsmänner, faßt ihn, daß er uns nicht entwiſcht!“

Mehrere Männer eilten nach des Steiger's Hauſe; ein Eilbote jagte nach Simmern, um den alten Chirurgus Heidelberger zu holen und andere Männer trugen den Verwundeten nach ſeiner Wohnung.

II.

Tiefer Haß und heiße Liebe ſind nicht von geſtern. Was ſo recht tief ins Herz hineingewachſen iſt, das will Zeit dazu gehabt haben. So war's mit dem Haſſe Caspar's und des Steiger's — und, daß ich's geradeheraus ſage — mit der Liebe der ſchönen Util und des Jacob, ihrer Kinder.

Das Dorf, in dem dieſe Geſchichte ſich zutrug, lag an einem Bergabhange, der den Hochwald bedeckte. Die Flur dehnte ſich rechts und links neben dem Dorf aus, und vor demſelben zog ſich ein Wieſenthälchen hinab, deſſen Seiten wieder mit Wald bedeckt waren. Dort hinab führte ein näherer Fußpfad nach Simmern und ein Bächlein hüpfte, von Erlen und Weiden begrenzt, in die tiefere Senkung des Wieſenthals hinab. Das Dorf war lang. Wieſengärten, mit Hainbuchengehäge umſchloſſen, lagen meiſt zwiſchen den Häuſern. Etwa zweihundert Schritte von den beiden letzten, durch das Bächlein getrennten Häuſern war an der linken Seite des Berghangs die große Halde und der Stollen gelegen, von deſſen geſpenſtigem Weſen ſeit acht Tagen und länger das ganze Dorf ſprach.

Mit dieſem Stollen war es ſo. Von dem Dorfe ein halbe bis dreiviertel Stunden entfernt, lag ein anderes, wo ſeit langen Jahren ein Silberbergwerk betrieben wurde, ohne daß jedoch der Ertrag eben bedeutend geweſen wäre. Ein Oberbergbeamter hatte nach genauer Beſichtigung der Erzgänge nach Mannheim an die Hofkammer berichtet, er vermuthe, daß die beſten Erze gewonnen würden, wenn man auf der andern Seite des Berges einen Stollen eintreibe. Das war vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren geſchehen.

Da kam denn von Mannheim der Befehl, man ſollte den Stollen anbauen. Leopold war damals ein junger Mann. Er ſtammte aus dem Odenwald und diente auf dem Silberwerk als Steiger. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, jenen Stollen anzulegen. Er kam ins Dorf; brachte Knappen mit und begann ſein Werk. Man verſprach ſich außerordentlichen Vortheil; aber nach jahrelanger Arbeit, nach ſchweren Koſten, gewann man die Ueberzeugung, daß Alles vergeblich ſei. Die Arbeit wurde eingeſtellt, und Niemand dachte mehr an den Stollen. Im Laufe der Zeit wuchs an der Halde Geſträuch auf, welches bald den Eingang des Stollens verdeckte. Wie überall das Volk an ſolche verlaſſene Bergwerke wunderbare Mähren anknüpft, ſo geſchah es denn auch hier. Der und Jener hatte es darin rumoren gehört; andere ſahen Flammen drin — kurz, es kam ſo weit, daß ſich am hellen Tage Niemand in die Nähe wagte. Und die Geſchichte der alten Bille war vollends das Mittel, ihn zu einem Orte des Schreckens zu machen. Der Stollen war zwar außer Thätigkeit gekommen, und der Steiger hätte können an das Silberwerk zurückkehren; der blieb aber da, legte Fäuſtel und Eiſen bei Seite und wurde ein — Bauer.

Das war aber kein Werk der böſen Geiſter, ſondern ein Paar blauer Augen, ſo blau wie der Himmel im Mai, hatten's bewirkt. Was können nicht ſchöne blaue Augen, zumal wenn ſie aus einem ſo ſchönen Geſichtchen heraus blitzen?

Unfern von dem Stollen lagen die zwei letzten Häuſer des Dorfes. Der Bach trennte ſie, und über den Bach lag früher ein eichener Steeg, den aber einmal das Winterwaſſer mitnahm, und die Bauern meinten, das ſei ſehr gut geweſen. Kam auch kein neuer mehr dahin, ſondern die Bewohner der beiden Häuſer mußten weiter oben den Bach überſchreiten. In dem einen dieſer Häuſer, und zwar in dem auf dem linken Ufer des Baches, wohnte früher der alte Fried und ſpäter ſein Sohn Caspar, welcher nach ſeinem Geſchlechtsnamen Weierich hieß, und eben das Amt ſeines Vaters, der Schultheiß geweſen, und ſeinen anſehnlichen Reichthum geerbt hatte. In dem Hauſe oder beſſer Häuschen auf dem rechten Bachufer wohnte ein armer Mann mit ſeinem Weib und ſeinem ſchönen Kinde, dem blonden Gretchen, mit den verwettertſchönen blauen Augen.

Wer das Mädchen anſah, dem war's angethan für allezeit. Die Augen aber waren's nicht alleine. Der Hunsrück iſt nicht arm an ſchönen Mädchen, und ich möchte faſt ſagen, es ſei kaum ein

Landſtrich reicher dran. Wer das Gretchen ſah, mußte aber alsbald bekennen, daß eine ſchönere Jungfrau kaum werde gefunden werden. Sie war groß, wie alle Hunsrücker Mädchen, und kräftig gebaut; aber eine Tanne iſt nicht ſchnacker. Ihr Haar war an Farbe und Zartheit wie der ſchönſte Laubacher Flachs, und wenn es herabhing, konnte ſie ſich drauf ſetzen. Röthere Bäckchen hatte kein Herrenapfel, und einen Mund hatte ſie und Zähne drin — Nein, die Kirſchen von Salzig ſind nicht friſcher und der Schnee nicht weißer.

Des Fried's Caspar hätte müſſen ſtockdumm ſein, wenn er nicht geſehen hätte, welch' ein Staatsmädel da drüben aus dem Fenſter ſah. Er hatte auch keinen Waldkieſel, wo andere Leute das Herz haben — kurz er verliebt ſich in das Gretchen bis über die Ohren. Nichts begreiflicher, wie das!

Man konnte nun gar nicht ſagen, daß ihm das Gretchen hold geweſen; auch nicht, daß es ihn verabſcheuet; aber lieb hatte es ihn nicht. Er war eben auch nicht ſonderlich ſchön. Mit dem einen Auge ſah er in die Brachflur -- das heißt, er ſchielte mehr, als es nöthig geweſen, um die Leute im Zweifel zu laſſen, wohin er ſähe! Seine Haare waren röthlich, ſo wie die eines Kohlfuchſes, daher er auch bei dem jungen Volke dieſen Namen trug; aber er hatte Geld, war der einzige Sohn, ſein Vater war Schultheiß und der Freund des Landſchreibers Schlüſſel in Simmern, und da meinten die Alten, das Gretchen ſäße da warm. Wenn man's ſo anſah, war's nicht uneben. Vater und Mutter machten nun, daß das Gretchen mit ihm ging, obwohl der alte Fried damit nicht ganz einverſtanden war; denn Gretchen war arm und erbte nur etwa acht Morgen Aecker und das Häuschen mit der Bitz, wie der Hundsrücker ſeinen eingehägten Wieſengarten nennt.

Als ihm aber der Caspar erklärte, daß er, wenn er Gretchen nicht heirathen dürfe, niemals freien würde; da zog der Alte die Segel ein und ließ, wie der Hunsrücker ſagt, Gottes Waſſer über Gottes Land laufen.

Was aber dem Caspar bei dem Gretchen mehr ſchadete, als die Kohlfuchsnatur ſeiner Haare und die abweichende Richtung ſeiner Augen, das war ſein böſes Herz. Den Armen, die an ſeiner Thüre

Brod heiſchten, gab er harte Worte; brach Einer ein Bein, ſo lachte er; war er einmal gegen Jemanden im Zorne, ſo wurde er nie mehr gut und redete ihm in Spott, Hohn und Ernſt alles Böſe und Schlechte nach. Dabei ging er immer ſeine eigenen Wege und ſein Kopf mußte durch. Sein Hochmuth aber kannte keine Grenze. Er mußte überall der Erſte ſein, und da war er denn auch gar nicht geizig, wiewohl er ſonſt der ärgſte Filz im Reiche war.

Gretchen war Vater und Mutter gehorſam, drum ging ſie mit ihm zur Muſik, wenn Kirchweihe war, und ſaß auch Abends in der „Maie“ bei ihm und galt im Dorf als ſein Schatz, und, was auf Eins hinauslief, als ſeine künftige Frau.

Da wurde der Stollen angelegt und der Steiger kam ins Dorf. Er wohnte im Oberdorfe bei dem Bäcker, wo er auch die Koſt hatte und der Stollen lag unten; der Steiger war damals ſo ſeine zwanzig Jahre alt, und Jedermann ſagte: Die Sonne am Himmel muß ſich freuen, wenn ſie dem bildhübſchen Burſchen ins Angeſicht ſcheint. Er betrug ſich ſtille und brav; kartete nicht und trank nicht; aber wer mit ihm ſprach, ſagte: Das iſt ein räſonabler Menſch, und hat auch Grütz im Kopfe, daß es eine Art hat, denn er redet wie ein Buch.

Wenn er Sonntags in die Kirche kam mit dem ſchwarzen Wamms und den weiten Aermeln, nebſt den blanken Knöpfen und dem kleinen Krägelein, mit der ſchwarzen Sammtkappe und dem ſilbernen Fäuſtel und Eiſen dran, dem breiten glänzenden Ledergurt und dem Leder hinten, und vornen mit der ſilbernen Schnalle; wenn er ſo kam, ſo ſchnacks, friſch und ſchön, wie kein Burſch im Dorfe, dann hätte einmal Einer die Köpfe der Weiber und Mädchen ſehen ſollen. Der Schulmeiſter mochte den ſchönſten Walzer als Vorſpiel aufſpielen, Keine trat den Takt mehr dazu; der Pfarrer mußte tüchtig auf die Kanzelbibel ſchlagen, wenn ſie einmal nach ihm ſehen und auf ihn hören ſollten — kurz der Steiger verdrehte alle Köpfe im Dorf, und die Burſche wünſchten ihn ſammt und ſonders über alle Berge. Das merkte er freilich nicht. Ernſt und ſtille horchte er auf die Predigt, und ging ſtille hinaus, wie er hereinkam, und grüßte und dankte gar höflich und ordentlich.

Nun mußte er jeden Tag durchs Dorf hinab, nach dem Stellen. Erſt ging er auf der linken Seite des Baches hinab und ahnte nicht, daß drüben auf dem rechten Ufer des Baches hinter den Milchtöpfen am Fenſter die ſchönſten blauen Augen nach ihm ſpäheten.

Am zweiten Pfingſttage war Muſik bei dem Bäcker. Er kam auch herüber aus ſeiner Kammer und ſah zu; aber ſeine Augen folgten nur Einer, und dieſe Eine war Gretchen.

Das ſchmeichelte Anfangs dem Caspar, und als der Steiger ihn bat, ihn einmal mit dem erglühenden Gretchen tanzen zu laſſen, gab er's willig zu und war ſtolz darauf.

Das war ein Tanzen! Blitz und Hagel! Die flogen herum und alle Welt rief: Solo! Daß ſie allein tanzten, und die Leute ſahen mit heller Pläſir zu und meinten, das ſei das ſchönſte Paar zwiſchen Rhein und Moſel, und es ſei ſchade, wenn der und das Gretchen ſich nicht bekämen.

Als ſie ſo tanzten, ſagte der Steiger: „Gretchen, warum ſiehſt du mich denn gar nicht an? Bin ich dir ein Abſcheu?“

„Ach nein!“ flüſterte das Mädchen, und wollte es einmal probiren, ob ſie ihn anſehen könne; aber ſie wurde noch röther und konnt's nicht.

„Ich könnte dich immer anſehn und würde gar nicht müde,“ ſagte der Steiger, „du liebliches Kind!“

Da meinte das Mädchen, es müſſe in die Erde ſinken vor lauter Scham, daß der ſchöne Herr Steiger mit dem armen Mädchen ſo ſpräche. Wer weiß, was ihr der Steiger noch geſagt hätte — aber der Tanz war aus und der Caspar hatte ſchon Grimm genug.

Nun tanzte aber der Steiger auch nicht mehr, aber ſtand da, und ſeine Augen ſuchten immer das ſchöne Gretchen und die himmelblauen Augen ſahen unwillkürlich auch nach ihm. Trafen ſie ſich aber einmal halbwegs, ſo ſchlugen ſie ſie alle Zwei nieder, als hätten ſie ſich auf unrechtem Wege gefunden.

Am andern Morgen ging der Steiger auf dem rechten Ufer des Baches hinab und ging an Gretchen's Haus über den Steg.

Sie kehrte den Platz vor dem Hauſe.

„Guten Morgen, Gretchen,“ grüßte er. „Haſt du ſchon die Müdigkeit aus Deinen Gliedern geſchlafen?“

„Ich war nicht müde!“ lächelte Gretchen und ſah ihn an, wurde aber blutroth, als es die leuchtenden Augen des Steigers ſah und wandte ſich ab.

„Ach,“ ſagte der Steiger, „du magſt mich gar nicht anſehen; was haſt du gegen mich, Mädchen? Biſt du mir gram?“

Das Mädchen ſchüttelte das Köpfchen und lief in das Haus und der Steiger ging nachdenklich über den Steg hinüber.

Abends, als er zurückkam, ſah er faſt die runden, blinden Glasſcheiben durch; aber das Gretchen ſtand an der Thür und ſah durch eine Ritze und freute ſich inniglich, daß er ſo in die Fenſterſcheiben ſah, denn das galt gewiß nicht ihrer alten Mutter, ſondern ihr und Niemand ſonſt. Als er ſchon weit vom Hauſe weg war, ſah er ſich als noch einmal um. — Des andern Tages traf ſich's wieder, daß ſie das Getränke dem Vieh in den Stall trug, als er kam. Diesmal konnte ſie ihm nicht durchgehen, denn er ſtellte ſich an die Thüre und ſprach mit ihr. Nun, ſie mußte doch höflich antworten und konnte gegen den manierlichen Mann nicht grob ſein. Ueberdies konnte ſie faſt nur lächeln. So wurde es am Ende Gebrauch, daß ſie ſich Morgens ſahen; dann auch Abends, wenn der Steiger Feierabend hatte. Es war gar nicht mehr anders möglich. Nach acht Tagen ſah ſie ihn auch an, und wenn ſie lachte, ſah der Steiger auf den Mund und auf die Lippen und war ganz verzaubert.

Nach vierzehn Tagen brummte die Mutter, daß Gretchen ſo lange ausblieb, wenn ſie kehrte, oder das Vieh in den Stall, oder aus ihm heraus that, und die Knappen im Stollen konnten gut ruhen vor der Arbeit und der Feierabend kam frühe. „Macht Schicht!“ ſagte der Steiger, wenn auch die Sonne noch ihre Strahlen auf den Stollen warf.

Gretchen's Vater ſagte zu ſeiner Frau: „Ich glaube der Steiger hat ein Auge auf unſer Kind.“

„Ich glaub's faſt auch,“ antwortete die Mutter; „aber mir wär's viel lieber, wenn ſie den Casper heirathete, der ſo reich iſt und ſie ſo lieb hat.“ Der Vater zuckte die Achſeln; aber ſie wußten nicht, daß draußen, hinter dem Hauſe, wo Gretchen ihr ſelbſtgeſponnenes Tuch auf der Wieſe des Grasgartens begoß, Caspar bei ihr ſtand und ſie mit Vorwürfen überhäufte.

„Du läufſt dem Lump, dem Steiger nach!“ grollte er.

„Du lügſt,“ ſchmollte das wunderſchöne Mädchen. „Er kommt hier vorüber und grüßt. Soll ich unartig ſein und nicht wieder grüßen? Und wenn er mich frägt oder mich anredet, ſoll ich ihm nicht antworten?“

„Ja, das ſollſt du!“ rief zornig der Caspar.

Gretchen richtete ſich auf und fragte: „Wer ſagt das?“

„Ich,“ rief Caspar, „denn ich will dich heirathen!“

„So?“ dehnte mit einem ſpöttiſchen Lächeln das Mädchen; „du haſt das Freien bei höflichen Leuten gelernt. Zum Heirathen,“ fuhr ſie fort, „müſſen allemal Zwei ſein.“ —

„Willſt du mich nicht, Gretchen?“ fragte zornig der Caspar. „Ich bin der reichſte Burſch im Dorf!“

„Und ich das ärmſte Mädchen,“ entgegnete ſie. „Da paſſen wir nicht zuſammen. Du mußt dir eine Reiche ſuchen.“

„Ich will aber nicht!“ rief er aus.

„So laß es bleiben!“ war Gretchen's Antwort.

Sie wollte ihn ſtehen laſſen und weggehen. Da eilte er ihr nach und faßte ihre Hand.

„Gretchen, ich kann nicht ohne dich leben!“ ſagte er faſt weinend.

„Du haſt zwanzig Jahre ohne mich gelebt, und wirſt es ohne Zweifel auch länger können,“ erwiederte ſie.

„Gretchen werde mein Weib!“

„Nein,“ ſagte ſie — und ſchlüpfte in das Haus.

Sie eilte in ihre Kammer und weinte. Ach, der Caspar hatte ſie ſo lieb ſeit der Schule her, das wußte ſie, und nun hatte ſie ihn abgewieſen! Sie begriff nicht, woher ſie den Muth genommen. Vor einem halben Jahre hätte ſie ſich in Alles gefügt und wäre ſeine Frau geworden, denn ſie wußte nicht, was es hieß, einen Mann lieb haben. Jetzt wußte ſie's und fühlte, daß ſie Caspar'n nicht lieb hatte, wohl aber — den Steiger.

Ihre Eltern wußten Nichts von dem, was vorgefallen war. Am Abend kam der Schultheiß Fried und freite um das Mädchen in aller Form.

Gretchen ſtand hinter dem Hauſe und weinte. Da kam der Steiger. Kaum ſah er die Weinende, als er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke ſprang. Er legte ſeinen Arm um den ſchlanken Leib und fragte: „Warum weinſt du, liebes Gretchen?“

„Ach,“ ſeufzte das arme Mädchen, „drinnen iſt der alte Schultheiß Fried, der um mich für ſeinen Caspar wirbt, und ich fürchte, meine Eltern laſſen ſich vom Gelde bethören und ſagen Ja.“

„Und du willſt ihn nicht?“ fragte er mit klopfendem Herzen.

„Ich hab's ihm vorhin geſagt,“ fuhr das ſchluchzende Kind fort, „daß ich ſeine Frau nicht werden mag.“

Er drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. „Willſt du meine Frau werden, Gretchen?“ fragte er ſie. „Ich habe dich lieb wie mein Leben. Ich habe Brod, bin aber nicht reich. Willſt du?“

„Ja!“ flüſterte das Mädchen und barg ihr Köpfchen in der Schürze.

Der Steiger ſprach kein Wort mehr und zog ſie eiligſt durch die Hinterthür in das Haus, und trat mit ihr in die Stube, wo der alte Fried ſaß und ſeinen Reichthum auskramte.

„Vater und Mutter,“ ſagte der Steiger, nachdem er gegrüßt, „ich habe eben unter Gottes freiem Himmel mit Eurer Tochter mich verlobt. Sie hat vor Gott mir ihr freiwilliges Jawort gegeben, und ſo kommen wir, um Euren elterlichen Segen Euch zu bitten, und geloben Euch kindliche Liebe, Treue und Gehorſam.“

„Was?“ rief der Fried, „wollt Ihr Euer Kind dem hergelaufenen Menſchen geben?“

Der Steiger ſagte heftig: „Ich bin ehrlicher Eltern Kind; Niemand kann mir etwas Uebles nachſagen, und mein Amt ernährt Frau und Kind. Fall's ich aber Luſt hätte, es aufzugeben, ſo hab' ich geſunde Arme und Luſt zur Arbeit, und Ihr braucht mein Weib und meine Kinder nicht wegzujagen von Eurer Thüre, wie die anderen Bettler!“

Der Schultheiß ſah den Steiger übereck und ordentlich ſcheu an, als er ſo ſprach, griff nach ſeiner Kappe und ſagte: „Wenn's ſo ſteht, ſo will ich gehn und dem Glücke Gretchen's nicht hinderlich ſein." Aber in ſeinem Geſichte lag giftiger Spott und Hohn, als er das ſprach, und ſein Auge ſchoß giftige Pfeile auf den Steiger. In der Thüre wandte er ſich noch einmal um, und rief in die Stube: „Die fünfzig Gulden, die ich euch geliehen, müßt Ihr in acht Tagen zahlen, ſonſt laß ich Euch pfänden!"

„Die ſollt Ihr haben," ſagte der Steiger, und der Alte rannte hinweg wie ein Beſeſſener.

„Da haben wir's," ſagte ſeufzend Gretchen's Vater, und das Mädchen weinte heiße Thränen. Allein nach einer Stunde vertraulichen Geſpräches war Alles gut, und die Alten ſegneten ihre Kinder und der Steiger drückte den Brautkuß auf die ſchönſten Lippen. Die Thränen verſiegten in den ſchönen blauen Augen, und ſie ſtrahlten ſo hell, wie droben am Abendhimmel die Sternlein.

Des andern Morgens trat der Steiger in des Schultheißen Stube.

„Hier bringe ich Euch die fünfzig Gulden nebſt den Zinſen von Martini bis Dato," ſagte er; „ſeid ſo gut und gebt mir Quittung für meinen Schwiegervater."

„Iſt's ſchon ſo weit?" fragte höhniſch der Alte. „Nun, es iſt gut, daß Euer Sparpfennig ſo weit reicht." —

„Laßt Euch das nicht kümmern, Schultheiß," ſagte der Steiger. „Es hat noch keine Noth. Seht nur zu, daß Ihr die Quittung ordentlich ſchreibet."

Der Alte ſchluckte eine giftige Rede hinunter, denn der Steiger ſtand ſo feſt und groß vor ihm, daß es ihm ſchier unheimlich im eigenen Hauſe wurde. Als er ihm die Quittung reichte und der Steiger ſie prüfte, ſagte er: „Nun könnt ihr gehn."

„Das will ich noch etwas aufſchieben," ſagte der Steiger, „weil ich noch etwas mit Euch zu reden habe. Nächſten Sonntag werde ich ausgerufen, da ſollt Ihr mich in die Gemeinde aufnehmen. Seid ſo gut, und thut das gleich."

Knirſchend vor Wuth, holte der Schultheiß das Bürgerbuch und ſchrieb den Namen hinein, und der Steiger zahlte ſeine fünf Gulden Einſtandsgeld. „Seid ſo gut und gebt mir Quittung,“ ſagte er.

Das mußte abermals der Schultheiß thun.

„Meinen Feuereimer will ich morgen in Simmern holen,“ ſprach er weiter, und dann erſt ſagte er Adjes und ging.

Der Schultheiß wagte Nichts mehr zu ſagen.

Caspar ſaß droben in der Oberſtube und weinte und fluchte auf den Steiger.

„Weißt du was?“ ſagte der Alte zu ihm, „mach's kurz und freie an des Bienenberger Müller's Ammarie, das iſt ein Staatsmädel und hat Geld.“

„Ja,“ rief Caspar, „geht hin Vater und freiet; denn ich will dem Gretchen die Freude nicht laſſen, daß es mir einen Korb gegeben und dem Steiger will ich's ſchon eintränken.“

Des Müller's Ammarie war ein luſtig Ding, das gern Hochmuth trieb. Die konnte keinen armen Teufel brauchen. Sie hatte längſt auf den reichen Caspar ein Auge, und nach ihm die Angel geworfen. Als nun der Alte unverhofft kam, wurd's bumms! richtig und der Caspar wurde geholt und Handſtreich gehalten noch an dem Abend und der Wein floß in Strömen und die Herrlichkeit hatte kein Maß.

Als Fried und Caspar Abends ſpät heimgingen, ſagte der Fried: „Nun werdet ihr bis Sonntag mit einander ausgerufen, und der Pfarrer muß dich zuerſt ausrufen, ich will's ſchon fertig machen.“

Am andern Tag war das ganze Dorf voll von der Neuigkeit. Die Frauen ſagten: „Dem Gretchen gönne ich den ſchönen Steiger. Es wäre doch eine Sünde geweſen, wenn der ſcheele Kohlfuchs das ſchöne Mädchen gefreiet hätte.“ Die Mädchen ſahen traurig drein, denn ſie hätten alle ſelbſt den Steiger gerne genommen; aber das gute Gretchen verkleinerte Keine.

Es war aber gerade, als ſollte dem Caspar Alles ſchief gehen! Als der Schultheiß zum Pfarrer kam und fragte, ob der Steiger ſchon dageweſen ſei, ſagte der Pfarrer: Ja. Fried drang nun in den Pfarrer, ihm das Vorrecht zu laſſen; allein der Mann blieb bei ſeinem Grundſatze, daß in der Kirche der Schultheiß Nichts gelte, und er die Reihenfolge beobachten werde. Das war nun neuer Verdruß und ein Grund mehr, Haß auf den Steiger zu werfen, obwohl der nicht dafür konnte.

Alles, was der Schultheiß und ſein Sohn dieſem oder ſeinen Schwiegereltern Unangenehmes zufügen konnten, thaten ſie, des Steigers mühſam gehaltene Ruhe brach, und in immer ſteigender Leidenſchaftlichkeit verfolgten ſich Beide. Die Jagd, die der Steiger mit Liebe trieb, die Frohnde, die Gemeinderechte — Alles gab Veranlaſſung zu Reibereien und Proceſſen, und ſo dauerte es fort, als Caspar nach ſeines Vaters Tode Schultheiß wurde. Häusliche Leiden änderten Nichts. Gretchen ſtarb und Ammarie ſtarb — die Wittwer verfolgten ſich nach wie vor, ja es ſchien ſelbſt, als wachſe der Haß mit den Jahren.

Der Steiger war ſehr in Rückgang gekommen durch die ſtets ſich erneuernden Proceſſe, welche ihm der Caspar anhing. Das hatte an Gretchen's Herzen genagt, wie ein nie raſtender Wurm, und der Steiger ſagte es ſich und Andern: der Caspar habe ſeine Frau gemordet. Seitdem war der Steiger ſo empfindlich und jähzornig geworden, daß wirklich ſchwer mit ihm leben war. Der Stollen war noch zu Lebzeiten des alten Schultheiß Fried eingegangen und ein ſchönes Einkommen damit für den armen Steiger gewichen. Er war ein kräftiger und ein ſehr geſchickter Mann. Bisher hatte der alte Schulmeiſter den Leuten die Güter vermeſſen. Als er alt wurde, that es der Steiger, denn er verſtand die Feldmeßkunſt aus dem Fundament und war ein Mann bei der Spritze, das heißt: fix und richtig waren ſeine Vermeſſungen. Außerdem ſchrieb er alle Kaufakte und Verträge im Dorfe, machte Erdtheilungen, und ſeine unbeſtechliche Rechtlichkeit erwarb ihm das verdiente Zutrauen aller Leute. So ernährte er ſich, baute mit zwei Kühchen ſeine paar Aeckerchen und machte keine Schulden. Bei dem Oberförſter ſtand er auch gut und half ihm in manchen Arbeiten. Auf der Jagd aber entging ihm nichts, was er auf das

Korn genommen hatte. Der liebe Gott wachte, daß der Caspar allemal, wenn der Steiger auf die Jagd ging, nicht vor ſeine Thüre trat, denn bei dem glühenden Haſſe Beider, hätte Niemand für ein großes Unglück ſtehen können. So kamen und gingen die Jahre. Im Dorfe verlor der Caspar allen Anhang; denn ſein griesgrämliches gehäſſiges Weſen mißfiel Jedermann. Dabei war er niemals bereit, Jemanden zu dienen; indeß der Steiger bei Tag und Nacht zu Jedermanns Dienſten war. Die Kinder der beiden Todfeinde wuchſen heran. Steiger's Ulil war der Mutter Ebenbild, ja die alten Frauen ſagten, ſie wäre noch ſchöner. Die Burſche meinten, es ſei nicht möglich, daß Jemand ſchöner ſein könne, als Ulilchen. Der Caspar hatte einen Sohn, faſt gerade ſo alt, wie Ulilchen. Jacob war auch ſeiner Mutter nachgeartet. Die Ammarie aus der Bienenberger Mühle war ein gar hübſches Mädchen geweſen, nur von anderer Art als Gretchen. Sie hatte ſchwarzes Haar und ein lebhaftes ſchwarzes Auge gehabt. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber die Friſche ihrer Wangen ließ das ganz überſehen. Stolz und eitel war ſie und hätte gerne eine rechte Frau vorgeſtellt, daher ſie auch ein ſchwarzes Tuchkleid von feinem Tuch und eine ſchwarze Sammtmütze über der weißen Nebelkappe trug; aber höchſt gutmüthig war ſie geweſen und nicht ſelten kam der Fall, daß, wenn der Steiger auf der Jagd und der Caspar beim Oberamte in Simmern war, die beiden Frauen freundlich mit einander verkehrten und den Wunſch ausſprachen, daß doch wieder ein Steg über den Bach möchte gelegt werden, damit ſie und ihre Kinder leichter zuſammenkommen könnten. Sie beklagten ihrer Männer Hader, allein ſie redeten umſonſt zum Frieden — die harten Männerherzen und die eigenſinnigen Männerköpfe blieben unverſöhnlich. Als die ſanfteren Mütter zu Grabe gegangen waren, verboten die Väter ihren Kindern jeglichen Umgang.

Sie bedachten dabei nicht, welch' einen Reiz das Verbotene für die Menſchennatur hat. Gerade dieſe Kinder ſuchten ſich. Als ſie zu reiferen Jahren kamen, und die Geſchichte ihrer Eltern kennen lernten, da fragten ſie ſich: Können denn wir etwas für dieſen unglückſeligen Haß?

Utilchen dachte: Der Jacob iſt ein bildſchöner Junge und ſo gut, daß er hinter ſeines geizigen Vaters Rücken den Armen doppelte Gaben reicht! Warum ſollt' ich ihm gram ſein? Mir that er nichts und der Pfarrer ſagt, die Menſchen müßten ſich lieben. Ich bin ihm auch recht gut. Und der Jacob dachte: Meiner Six, alle Mädchen im Dorfe, ja im Oberamt ſind doch nur Fratzen gegen das Utilchen. Was geht mich meines Vaters Hader an, der ohnehin unchriſtlich iſt? Warum ſollte ich mürriſch ſein, wenn mir das Utilchen einen guten Morgen zulächelt, daß das Herz in der Bruſt vor Freude hüpft? Aber — die Väter hatten's verboten! Daher lächelten ſie ſich heimlich zu. In der „Maie“ drückten ſie ſich wohl heimlich die Hand, und wer ſie ſah, ſagte, wie der ehrliche Lehnert, die laſſen nimmer von einander und der liebe Gott will den Haß der Väter in der Liebe der Kinder verſöhnen.

Der Steiger ahnete lange Zeit nichts; wohl aber kam der Caspar dahinter. Der Jacob ſagte aber beſtimmt: „Ich bin Euer gehorſamer Sohn überall, aber nicht da, wo Ihr Haß befehlet und ich nicht haſſen kann.“

Die Liebe war tief hineingewachſen in die beiden Herzen, und ſie lernten frühe der Liebe Leid kennen. Wie oft weinte Utilchen über des Vaters Härte und Haß! Wie oft redete Jacob in ſeines Vaters Gewiſſen mit kindlicher Beſcheidenheit, Worte der Verſöhnung! Aber das waren Waſſertropfen auf eine glühende Eiſenplatte!

Es blieb den Treuliebenden nichts übrig, als ſich heimlich zu ſehen und deſto treuer zu lieben!

So waren ſie denn auch an jenem verhängnißvollen Abend zuſammen in dem Hauſe einer Freundin Util's geweſen, wo noch mehrere junge Leute verſammelt waren. Dort hatten ſie ſich ewige Treue gelobt; jede Verbindung wollten ſie ausſchlagen und harren, bis vielleicht der Herr die harten Herzen bräche. Endlich, als der Hirte, der zugleich Nachtwächter war, und auch bei ihnen geſeſſen hatte in der Geſellſchaft, ſich anſchickte, die zehnte Abendſtunde zu blaſen, da brachen ſie auf und gingen langſam im Schutze des Nebels daher, um zu ihren Wohnungen heimzukehren.

Unvermuthet fiel der Schuß und Jacob ſtürzte nieder. Der

Schrecken preßte Util einen heftigen Schrei aus. Auch um ihren Kopf ſauſeten die Nr. 0 Schrote, ohne ſie jedoch zu treffen. Jacob aber wand ſich ſtöhnend am Boden, denn ihn hatten die Schrote getroffen und der raſendſte Schmerz durchwühlte ihn. So fanden ihn die Leute und trugen ihn in ſeines Vaters Wohnung.

III.

Die Gerichtsmänner mit den Flurſchützen waren nach des Steigers Wohnung geeilt. Sie fanden ſie leer. Sie durchſuchten alle Räume; nirgends war eine Spur von dem Alten zu finden. Sein Mantel, ſeine Pelzmütze und ſeine Flinte, die alle dreie ihre unabänderlich beſtimmten Plätze hatten, fehlten. Sie zeigten Caspar an, daß ſie vergeblich den Alten geſucht.

„O, der hat ſich verſteckt!" rief dieſer in ſeiner Wuth: „Laſſet das Haus umſtellen, wir werden ihn gewiß fangen, oder er muß verhungern."

Es geſchah, wie der gefürchtete Schultheiß befohlen hatte; aber die Nacht verging und keine Spur war zu entdecken. Am andern Morgen ließ Caspar jeden Winkel des Hauſes durchſpähen, aber es war Alles umſonſt, was er aufbot, ſeinen Feind zu finden. Er war ſpurlos verſchwunden. Als aber auch nach acht Tagen der Steiger verſchwunden blieb, da ſagten die Leute: Er iſt in den Odenwald, in ſeine Heimat, wo er noch Verwandte hat, oder — er hat ſich ein Leides angethan." Wenige Stunden nach dem unſeligen Schuſſe kam der Chirurgus Heidelberger von Simmern an. Er unterſuchte Jacob's Wunden. Die meiſten Schrote waren ihm in den Schenkel gefahren, allein einige waren auch in die Seite gegangen, und hier lag die Gefahr nahe. Zum Glücke waren ſie nicht in das Innere gedrungen. Sie herauszuſchneiden war eine ſchmerzhafte Operation.

Allgemein bedauerte man den guten Jacob und trug dem Steiger herben Groll. Alle Welt ſagte, er habe abſichtlich den Jacob getroffen, weil er bei Utilchen geweſen. Caspar ſchrie die

Welt voll. Ueberall wurde auf Betrieb des Oberamts nach dem flüchtigen Steiger gefahndet; aber man fand ihn weder in den nahen Oberämtern, noch im Trieriſchen und Heſſiſchen Lande, das mit Pfalz hier grenzte.

Der treue Pathe Lehnert mit Stumpf hatte ſein ohnmächtiges Göthchen heimgetragen, und hier kam ſie bald wieder ins Leben. Ihre erſte Frage war nach Jacob, ihre zweite nach dem Vater.

Die Nachrichten, welche Stumpf heimbrachte, waren beruhigend über Jacob; nichts weniger aber die über den Vater, ob er ihr gleich nicht Alles ſagte. Lehnert ging und ſchloß das Haus ab, das rings umſtellt war, ohne daß er es bemerkte, denn der Nebel war, wo möglich, noch dichter geworden, als er vorher geweſen. Utilchen blieb bei Lehnert's dieſe Nacht. Am andern Tage ging ſie in ihr leeres Haus, mußte den Schmerz erfahren, daß der grimmige Feind ihres Vaters jeden Winkel durchſuchte, und blieb dann allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen.

Auffallend war es ihr, daß Brod und Lebensmittel fehlten, die ſie noch am Mittage geſehen hatte. Sie theilte das ihrem Pathen mit.

„S — t!" ſagte Lehnert. „Sag's Niemand, Kind, ich ſehe daraus, daß dein Vater ſeine Beſonnenheit beſaß, als er entwich. Weit iſt er nicht."

Dieſe Vermuthung wurde indeſſen wieder zunichte, denn ſie ſtreiften in den Wäldern umher, ohne ihn zu finden. Auch in den Häuſern befreundeter Leute, auf Mühlen und Dörfern in der Nähe fand er ſich nicht.

Nach einigen Tagen, als Morgens Utilchen aus ihrer Kammer in die Wohnſtube trat, hatte der Wind das Fenſter aufgejagt. Sie wollte es ſchließen, da gewahrte ſie einen Zettel. Er war mit Bleiſtift geſchrieben von ihres Vaters Hand.

„Kind," ſchrieb er, „ängſtige dich nicht um mich. Ich bin an einem ſicheren Ort; aber ich hungere. Morgen Nacht um zwölf Uhr trage hinter Lehnert's Haus einen Korb mit Brod und anderen Lebensmitteln, und binde oben darauf ein Deckbett von Federn.

Was macht der arme Jacob? Schreib's auf einen Zettel und leg's in den Korb. Zerreiße den Zettel und ſchweige!“

Das Mädchen zitterte vor Freude. Sie dankte Gott für die ſichere Nachricht von dem Vater, und eilte dann zum Pathen Lehnert, deſſen Treue felſenfeſt war. Der ſtaunte. — Er ſann nach. „Kind,“ ſagte er, „er wird doch nicht —?“

„Was denn, Pathe?“ fragte das Mädchen angſtvoll. „Er wird doch nicht in dem Stollen ſein, wo der Teufel wohnt?“ brach Lehnert heraus.

Utilchen ſchüttelte ſich vor Entſetzen. „Nein, gewiß nicht,“ ſagte ſie, „mag er auch ſein, wo er will. Eher möchte ich glauben,“ ſagte ſie darauf, „daß er in dem alten Kloſter Chumbd*) einen Zufluchtsort gefunden habe. Er kennt es genau von jeher.“

„Du magſt Recht haben,“ ſagte Lehnert. „Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen. Er iſt in Sicherheit, das iſt die Hauptſache, und verſtändig und geſcheidt.“ Alles wurde vollbracht, wie es der Vater geboten und am Morgen war der Korb weg, ſtand aber einen Morgen ſpäter vor Lehnert's Hinterthüre, zum Zeichen, daß der Inhalt in die rechte Hand gekommen war.

War das Mädchen über die Sicherheit des Vaters beruhigt, ſo war ihr Herz es doch nicht über die Lage des Greiſes, der ſo ſehr der Pflege in ſeinem hohen Alter bedurfte. Und doch hatte er nicht den Ort bezeichnet, wo er ſich aufhielt. Dieſe Sorge quälte ihr Herz; auf der andern Seite zog ſie ihr Gefühl zu dem leidenden Geliebten, und ſie durfte doch nicht zu ihm gehen.

Dieſer innere gequälte Zuſtand der Jungfrau wurde noch verſchlimmert durch die Angſt vor den Franzoſen.

Immer näher kam die Gefahr. Es kam die Nachricht, daß ſie nahten und die Furcht wurde mit jeder Minute größer.

Endlich ſtürmte ein regelloſer Haufe dieſer wilden Rotten in das Dorf, und Plünderung war das Erſte, was ſie begannen.

---

*) Die Ruine iſt längſt vertilgt, das Dörfchen aber trägt den ſeltſam fremden Namen noch.

Jedoch traf dies Geſchick nur das Oberdorf. Sie mußten ſchnell zurück und ſich alſo begnügen mit dem, was ihnen zu erreichen möglich war.

Eines Abends ſaßen Lehnert's mit Utilchen zuſammen. Bereits hatte es Zehn geblaſen und eben wollte Stumpf's Frau, die bei dem Mädchen in dem einſamen Hauſe ſchlief, mit ihr dorthin aufbrechen, da öffnete ſich die Thür und der alte Steiger trat herein. Alle ſprangen auf. —

„Stille! Stille!“ flüſterte der Steiger, und drückte ſein weinendes Kind an ſeine Bruſt; reichte den Anderen die Hand und ſagte: „Machet das Licht aus, daß wir nicht beobachtet werden, ich habe Euch Wichtiges zu vertrauen.“ Das Licht erloſch augenblicklich. Die Thüre wurde geſchloſſen und Alle ſetzten ſich um den Steiger herum, der alſo anhob:

„Ich habe ſchwere Tage der Reue verlebt, Kinder, in meiner Einſamkeit, und ich hoffe, Gott wird mir die übereilte That verzeihen und den armen Jacob glücklich geneſen laſſen.“

„Aber wo ſteckt ihr denn Cumpeer,“ fiel ihm der alte Lehnert in die Rede, der es gar nicht abwarten konnte, bis der Steiger den Schlupfwinkel nenne, der ihn geborgen vor den Augen ſeiner Feinde.

„Gedulde dich, Cumpeer,“ ſprach der Greis. „Ihr wiſſet Alle, welche Mähr ſich über das Geſpenſt im Stollen verbreitet hat.“ —

„Ich hab's geſehen!“ fiel Lehnert ein.

„Weißt du, was es war, Cumpeer?“ fragte der Steiger den Geſpenſterſeher.

„Nun,“ ſagte Lehnert, „die Gondershäuſer aus der Hölle, wo Heulen und Zähneklappern iſt, die der Bille den Hals umdrehen wollten? Was denn ſonſt?“ „Ich, Lehnert, ich war's,“ rief halblaut der Greis. „Was?“ fragten Alle im größten Erſtaunen. „Was, zum Kuckuck,“ rief Lehnert, „was hättet Ihr denn darin gemacht?“

„Das will ich dir ſagen, Cumpeer,“ nahm der Steiger wieder das Wort. „Ich hab' lange vorausgeſehen, daß die Franzoſen kämen; und daß ſie uns Alles nähmen, das wußte ich auch. Da dachte ich, geh' hin und arbeite Nachts im Stollen. Erweitre ihn, daß er ein Zufluchtsort für dein und deiner Freunde Hab' und Gut werden kann. Wenn Ihr nun ſchlieft, ging ich hinaus, zündete mein altes Grubenlicht und fing meine Arbeit an. Ich wußte wohl, daß der Aberglauben mein Unternehmen am Beſten ſchützte, und mich vor neugierigen Beſuchern bewahren würde. Das traf Alles zu, denn wer auf den Aberglauben der Leute ſeine Rechnung ſtellt, der täuſcht ſich ſehr ſelten. Seit länger denn zwei Monaten treibe ich es ſo. Das Geſtein, welches ich losgearbeitet, habe ich aufgemauert am Mündloche des Stollens und es mit Moos beſtochen, und Süßholz-Stöcke hineingeſetzt, daß auch das geübteſte Auge dort keinen Eingang ſieht, der erſt an der Seite des Felſens iſt, wo eine Eichenhecke ihm Schutz gewährt. Ein Loch, das man kaum von außen ſieht, dienet als Fenſter, um Alles zu beobachten, was Außen vorgeht. Tief im Stollen und zwar weit genug, um ſicher zu ſein, iſt ein Luftſchacht aus früherer Zeit, den ich noch anlegte, dort hab' ich einen Heerd, um uns etwas Warmes zu kochen. Ich bin in dieſem Verſtecke geweſen bis jetzt und habe mich herausgewagt, um Euch zu ſagen, daß Ihr nun Päcke machen und Alles mir bringen ſollet. Sie kommen wieder und wehe dann dem, der Nichts gerettet hat!"

Die Erzählung des Steiger's ſetzte Alle in nicht geringes Erſtaunen. Lehnert und Stumpf, eingedenk ihrer Unterredung mit dem Steiger, ſahen beſchämt zur Erde. Beide fühlten wohl, wie ſehr ſie verdienten, daß ſie der Steiger ſtrafe oder verſpotte. Nichts von dem geſchah; vielmehr gab der biedere Alte Rathſchläge und eilte, nachdem er ſich an warmer Speiſe erquickt, wieder dem Zufluchtsorte zu, da er dem Haſſe Caspar's nichts Gutes zutrauen durfte.

Utilchen's Seele war beruhigt, da ſie nun wußte, wo ihr Vater war, und rüſtig begann ſie Alles, was Werth hatte, vorzüglich die Leinwand, die ihre fleißige Mutter geſponnen hatte, zu packen. Eben ſo thätig waren die Bewohner des Lehnert'ſchen

Hauſes, und ſchon in der folgenden Nacht nahm der Steiger Alles in Empfang.

Wie ſtaunten ſie, als ſie in den Stollen eintraten! Hier ahnete Niemand eine menſchliche Wohnſtätte; hier war volle Sicherheit, wenn nicht der Verrath aus der Mitte derer ſelbſt, die hier Sicherheit ſuchten, hervorging. Es war Alles wie der Steiger geſagt; ja es war um Vieles noch beſſer und zweckmäßiger, als er ihnen es geſchildert hatte. Wahrhaft erfinderiſch hatte der alte Bergmann dieſen Aufenthalt zur Stunde der Gefahr mit Bequemlichkeiten ausgeſtattet. Die rings umher laufenden Bänke, von Steinen gemauert, waren breit genug, um als Lagerſtätten zu dienen und das ſchönſte Moos bedeckte ſie. Tief in dem Raume war eine Niſche für die Lampe, damit Helle verbreitet wurde und man außen doch das Licht nicht wahrnehmen konnte.

Eine Ahnung ſchien dem Steiger zu ſagen, daß die Gefahr ſich nahe. Er drängte zur Eile und wirklich erwies ſich ſeine Vermuthung als wahr.

„Von dem „ſtumpfen Thurme“ her und von der Höhe von Kirchberg kommen ſie in Schaaren!“ riefen ſich die Frauen angſtvoll zu. Wer noch etwas zu verbergen hatte, that's ſo ſchnell er konnte.

„Dieſe Nacht noch kommen ſie!“ riefen die Aengſtlichſten. Aber die Nacht ging ruhig vorüber, nicht aber der Morgen des kommenden Tages. Die weiß getünchte neue Kirche des Dorfes lockte die Plünderer. Man ſah die Kirche als weißen Punkt aus der Ferne mehrerer Stunden. Die Franzoſen gaben der Vermuthung Raum, es ſei das ſtattliche Schloß eines Adeligen und dorthin warfen ſich Tauſend Mann, vom General Championnet befehligt, den Punkt zu beſetzen. Lüſtern nach Raub warf ſich die Colonne dorthin und erreichte vor Mittag noch das unglückliche Dorf.

Wüthend, ſich ſo arg in ihren Erwartungen getäuſcht zu haben, liefen ſie aus den Gliedern und ſtürmten in die Häuſer. Schüſſe fielen. Das Angſtgeſchrei der Bewohner, das Fluchen und Toben der Franzoſen erfüllte die Luft. Es war eine ſinnbetäubende Verwirrung. Ihr Vieh ließen die Bauern los und trieben es nach dem Walde, noch ehe die Feinde das Dorf erreicht hatten.

Der Steiger war urplötzlich in ſeinem Hauſe erſchienen, denn noch raffte ſein zitterndes Kind Vergeſſenes zuſammen.

„Fort!“ rief er, „fort, ſo ſchnell du kannſt!“ Er drängte das todtbleiche Mädchen zum Hauſe hinaus. Und als ſie weg war, riß er Thüren und Fenſter auf, warf alles alte, irdene Kochgeräthe in Scherben auf den Boden, warf Tiſche und Stühle um — und nachdem er dieſe ſcheinbare Zerſtörung angerichtet, zog er ſich nach dem Stollen zurück. Dort fand er Lehnert, Stumpf und ſeine Frau, welche auf ſeinen Rath eine ähnliche Zerſtörung in ihrem eignen Hauſe vorgenommen hatten.

IV.

Wie weiſe die Berechnung des Steigers geweſen war, zeigte der Erfolg. Als die Franzoſen an des Steigers und an das Haus Lehnert's kamen und das greuelvolle Bild der Verwüſtung ſahen, verließen ſie beide ſchnell, überzeugt, hier habe bereits ein Haufe ihrer Genoſſen Alles aufgeräumt und das Unbrauchbare in heiterer Laune zerſtört.

Von des Steigers Hauſe zog ein Trupp hinüber zu dem Caſpar's. Den kranken Sohn ſchonten ſie, nachdem ſie ſein Bette durchſucht; aber den Alten quälten und mißhandelten ſie unbarmherzig. Sie verlangten Geld.

Da waren ſie freilich an den Rechten gekommen, denn er hatte allerdings Geld, mehr als irgend Einer im Dorfe; aber es herzugeben, war nicht ſeine Meinung. Umſonſt betheuerte er ſeine Armuth. Das ſchöne Haus ſtrafte ihn Lüge. Sie drohten erſt ſeinen Sohn, dann ihn zu erſchießen; aber es war erfolglos. Jetzt riß der Faden franzöſiſcher Geduld, der ohnehin nicht lange geſponnen iſt, und zwei Gascogner machten ſich die teufliſche Luſt, den Alten mit ihren Bajonetten zu kitzeln und endlich mit dem Kolben der Gewehre zu ſtoßen, daß er ſtöhnte vor Schmerz; aber ſein Geld verrieth er nicht. Müde des Quälens im Hauſe, riſſen ſie ihn hinaus, um ihn ohne Weiteres an dem Apfelbaume, welcher den Hof beſchattete, aufzuknüpfen. Schon war Alles im beſten Fortgang, als ſich Jacob herbeiſchleppte und um Erbarmen anhielt, aber vom Schmerze ſeiner Wunden überwältigt, niederſank. Der Anblick des Leidenden, ſein Flehen, erweichte die harten Herzen der Peiniger. Jacob hielt ihnen einen Beutel dar, worin einige Thaler waren. Dies aber reizte nur die Begierde der Wütheriche. Sie ſtürzten jetzt in das Haus, um jeden Winkel zu durchſpähen. Der alte Caspar ſah ſich kaum frei, als er, ohne des bejammernswerthen Sohnes zu gedenken, nach dem Holzſchoppen lief, [illegible] dort einen Strumpf mit Geld *) unter dem ſchirmenden Holze hervorzog, ihn eiligſt in der Seitentaſche ſeines Kamiſols verbarg und das Freie zu gewinnen ſuchte.

Einer jener beiden Gascogner hatte ihn beobachtet, durch ein Fenſter des zweiten Geſchoſſes.

Eiligſt ſetzte er ihm nach. Caspar, ſeinen Verfolger gewahrend, nahm in ſeiner Todesangſt die Richtung nach dem Stollen. Obwohl der Greis einen weiten Vorſprung vor ſeinem jugendlichen Verfolger hatte, ſo fingen doch bald ſeine Kräfte an, zu verſagen; denn die erlittenen Mißhandlungen, die ausgeſtandene Todesangſt, die noch und jetzt aufs Neue ſeine Seele erfüllte, hatten ſeine Kraft verzehrt. Schon war der Verfolger nahe, da entſtand im Dorfe ein fürchterliches Geſchrei und die Trommel wirbelte.

Der Franzoſe ſtand und horchte. — Sollte der Feind nahe ſein? — Noch einmal ſah er ſich nach ſeinem Schlachtopfer um, fuhr mit dem Gewehre an den Kopf, zielte und die Kugel pfiff dahin. Er aber, als der Greis nicht augenblicklich ſtürzte, wandte ſich nach dem Dorfe zurück.

Zu dem Ohre des Franzoſen war der Schmerzruf nicht gedrungen, den Caspar nach dem Schuſſe ausſtieß, wohl aber zu dem des Steigers, der an der Oeffnung ſtand, welche er ſelbſt zum Spähen hergerichtet.

Wohl war das Schreien und Rufen aus dem Dorfe zum Ohre

---

*) Das erſparte Geld in einem Strumpfe aufzuheben, iſt eine alte Sitte des Hunsrückers.

der im Schachte Geborgenen gedrungen und hatte dort die Wirkung nicht verfehlt. Bleich wie eine Leiche ſaß Utilchen und Stumpf's Frau da. Die hellen Thränen rieſelten über ihre Wangen herab. Die Hände gefaltet, betete ſie um den Schutz des Himmels für die Unglücklichen. Utilchen betete hauptſächlich für Einen. Ach, hätte ſie gewußt, was dort ſich ereignet; hätte ſie den Armen, deſſen Verband ſich gelöſt, blutend im Hofe liegen ſehen, ſie wäre nicht hiergeblieben, und hätte ſie ihr Leben wagen müſſen. Die Männer ſaßen ſtille da und lauſchten angſtvoll dem fernen Tumulte.

Als der Steiger den Schuß und den Angſtſchrei hörte, erkannte er die Stimme ſeines Todfeindes, des Caspar; aber zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, kein andres, als das Gefühl des Mitleids bewegte ſeine Seele.

Langſam kam das Stöhnen jetzt näher und plötzlich erſchien Caspar unfern der Oeffnung, an welcher der Steiger ſtand.

Dort ſank er nieder. — Der Steiger, welcher allein wußte und wahrnahm, ſtand wie eingewurzelt. Da ſprach Caspar betend: Ach, Herr, ich fühle es, dein Arm hat mich ereilt. O vergib mir meine Sünden! O vergib mir, was ich dem armen Steiger Böſes gethan, wie ich ihm vergebe, was er meinem Kinde zufügte. Ach, daß er hier wäre und meine Thränen ſähe und mir vergeben könnte!

Dieſe Worte, unterbrochen vom Stöhnen einer todtwunden Bruſt, drangen zu des Steigers Ohren, und alsbald verließ er die Oeffnung und eilte hinaus.

Als ihn Caspar erblickte, fuhr er empor und ſtarrte ihn an mit Augen, die weit aus ihren Höhlen traten. Als aber der erſte, erſtarrende Schrecken vorbei war, reichte er ſeine Hand dem Steiger entgegen.

„Mit mir iſt's aus,“ ſtöhnte er, „der Franzoſe hat mich gut getroffen. Steiger, könnt Ihr, wollt Ihr vergeben, was ich Euch Uebels gethan?“

Der Steiger reichte ihm ſtumm ſeine Hand.

„O ſprecht nur ein Wort,“ flehte der Sterbende, „nur ein Wort der Vergebung, daß ich doch ſterben kann mit dem Troſte, ihr habet mir meine Uebelthaten verziehen!“

Dem Steiger pochte ungeſtüm das Herz. „Steht's ſo ſchlimm mit Euch, Caspar,“ ſagte er. „So ſterbt in Frieden, ich vergebe Euch alles Leid, alles Weh, allen Jammer, den ihr mir und meinem Gretchen zugefügt.“

„Ach Gretchen,“ ſeufzte der Caspar. „Sagt, hat ſie mir nicht geflucht, als ſie ſtarb?“

„Nein, Caspar, nein; ſie war zu gut dazu!“

„Ja wohl,“ ſagte dieſer, „ſie war ein Engel. O Steiger, erquickt meine welke Zunge mit einem Tropfen Waſſers!“

Jetzt hatten die drinnen das Geſpräch gehört, ſie liefen heraus, und Utilchen ſtieß einen Schrei aus, als ſie Caspar bluten ſah.

„Gretchen! Gretchen!“ rief der Caspar, deſſen Auge trübe wurde, „Gretchen, vergib mir, ich bin ja ſchuldig an deinem Tode!“

Das Mädchen zitterte.

„Wo iſt Jacob?“ fragte ſie Caspar.

„Ach, der liegt blutend im Hofe!“ ſagte er.

Der Steiger kam und erquickte den Todfeind mit Waſſer, daß er wieder zu ſich kam.

Jetzt unterſuchten Lehnert, Stumpf und der Steiger ſeine Wunde. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen. Rettung war unmöglich. Sie mußte die edlen Eingeweide verletzt haben.

Sie verbanden die Wunde, ſo gut es ging. Der Leidende war ſichtbarlich geſtärkt. „Wo iſt Utilchen?“ fragte er.

„Dort eilt ſie hinab zum Dorfe!“ rief der Steiger, voll Todesangſt.

„Laßt ſie,“ ſprach Caspar. „Gottes Engel ſchützen und geleiten ſie. Meinen Jacob wird ſie ſuchen, wenn er noch lebt.“

„Gerechter Gott,“ rief Stumpf, „iſt der denn auch geſchoſſen?“

„Nein,“ ſagte Caspar. „Er wollte mir zu Hilfe eilen, als ſie mich aufhängen wollten, und da iſt er umgeſunken und hat viel — geblutet. O, die Hand Gottes hat mich ereilt!“

Stumpf lief Utilchen nach, während der Steiger, Lehnert und Stumpf's Frau den Verwundeten in den Stollen trugen. Hier berichtete der Unglückliche die Ereigniſſe, denn das Waſſer, welches ihm der Steiger reichte, ſchien ſeine Kräfte zu beleben.

Während deſſen war Utilchen wie das flüchtige Reh zum Dorfe geeilt und Stumpf konnte ſie nicht mehr erreichen; wohl aber fand er das Geld Caspars, was ihm, als er ſich mühſam die Anhöhe zum Stollen hinaufſchaffte, mußte aus der Taſche gefallen ſein, ohne daß er es in ſeiner Todesangſt merkte. Stumpf verbarg es in ſeinem Rocke. Als er ſich dem Dorfe näherte, zogen die Feinde jenſeits aus demſelben hinaus. Es war ihm kein Zweifel, wo er Utilchen ſuchen müſſe. Er lief zu Caspar's Hauſe. Da bot ſich ihm ein rührendes Schauſpiel. —

Auf einem Balken, welcher unter des Hauſes Fenſtern lag und als Bank diente, erblickte er Jacob, todtenbleich halb liegend, halb ſitzend. Vor ihm kniete Utilchen weinend und aufgelöſt in namenloſer Angſt.

„Ach, ſtirb nicht! ſtirb nicht! mein Jacob,“ rief ſie jammernd aus, „unſre Väter haben ſich ja verſöhnt!“

Dies Wort weckte wie mit magiſcher Kraft den Ohnmächtigen. Er ſah ſie an und lächelte. „Was ſagſt du?“ fragte er, ſeine Hand matt ihr darreichend.

Jetzt trat Stumpf hinzu und bekräftigte was des Mädchens Mund geſagt hatte.

„Was iſt dir, Jacob?“ fragte Stumpf.

„Mir iſt ſo matt, als müßte ich ſterben!“ ſagte er, „und mir war ſo wohl, als mich Utilchen weckte!“

Stumpf trug ihn auf ſein Bett, entkleidete ihn und verband ſeine Wunde wieder. Stumpf mußte ihm Alles erzählen.

Als er aber von ſeines Vaters Gefahr hörte, wollte er auf und ihm zu Hilfe eilen; aber zu matt und entkräftet vom Blutverluſte ſank er zurück auf ſein Lager.

Allmählig waren die Bewohner des Dorfes nun zurückgekehrt mit tiefem Wehklagen über die Zerſtörung ihrer Wohnungen. Als aber vom Stollen her jetzt ein Zug kam, den Niemand ſo ſich erwartet, lief Alles, was Leben hatte, ſeines Jammers vergeſſend, herzu.

„Iſt das nicht der Steiger?“ fragten Dieſe.

„Iſt nicht der Verwundete Caspar?“ fragten Jene.

„Der Welt Ende muß nahe ſein,“ meinten Andere, „wenn dieſe ſich verſöhnen!“

Wie ſehr aber auch die Bauern ſich wunderten, das, was ſie für unmöglich gehalten hatten, war geſchehen. Lehnert und Stumpf, der wieder hinausgeeilt war, und Stumpf's Frau trugen den alten Caspar in dem Seſſel des Steigers, an den ſie in der Eile zwei Stangen gebunden, und der Steiger ging neben her und hielt des Caspar Hand.

Sie trugen ihn in ſein Haus zu ſeinem Sohne. Tief ergreifend war das Wiederſehen Beider. Wie ſehr aber auch andere und edlere Gedanken Caspar's Seele erfüllten, ſein Antlitz leuchtete doch auf, als der ehrliche Stumpf das Geld in dem Strumpf, an das er jetzt erſt wieder dachte, auf Jacob's Bette legte.

Er reichte ihn Utilchen. „Heb's auf Kind,“ ſagte er. „Es iſt euer Heirathsgut,“ und dann hieß er das hocherröthende Mädchen nahe herzu treten zu Jacob's Bette, deſſen Hände der Steiger hielt, und faßte, ſich mühſam erhebend, des Mädchens Hand.

„Steiger,“ ſagte er, „legt Jacob's Hand in die ihre.“

Und als es geſchehen war, lehnte er ſich zurück und ſagte: „Das iſt das Siegel der Verſöhnung!“ Noch einmal ſeufzte er tief auf. Ein Blutſtrom entquoll ſeinem Munde — und der Tod hatte ſein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt.

Dumpfes Schweigen herrſchte; als aber der alte Steiger die Augen des Verſtorbenen zudrückte, löſte ſich das Gefühl Aller in Weinen auf.

Die Zweite.

Eine Hiſtorie.

I.

Durch die großen und hellen Fenſter eines ſtattlichen Hauſes am Markte zu —m blickte die Februarſonne von Anno 1838 ebenſo freundlich als mild in ein Stübchen, das, mehr lang als breit, ſich neben der Apotheke hinzog, deren Thür auf die Hausflur mündete. Das Haus aber war eben die Apotheke zum Pelikan, und das Stübchen des Herrn Apothekers Wohnung.

Wer da glauben wollte, daß er und ſeine gewichtige Ehegenoſſin dies Stübchen aus Noth zur Wohnung gewählt, der hätte fehlgeſchoſſen; denn des Raumes war genug da in dem großen Hauſe; vielmehr kam das aus purer Pietät, und nebenbei aus alter Gewohnheit. Hier hatten die Eltern gewohnt, und hier hielt er ſich ſeit ſeiner Jugend auf, ergo blieb er da. Seine Gattin liebte auch das heimliche Stübchen, weil ſie aus dem Eckfenſter, wo ihr Seſſel auf einem Auftritte ſtand, nicht bloß den Markt, ſondern die zwei belebteſten Straßen des Städtchens überſehen, und ohne Mühe Notiz nehmen konnte von jedem neuen Anzug und dergleichen mehr, was einer ordentlichen Frau wichtig iſt.

Das Stübchen war ungemein wohnlich. An der ſchönen Glanztapete mit abgeſetzten Bouquets hingen einige alte Bilder in Oel gemalt, die, längſt bedeutend geſchwärzt, eben nur noch erkennen ließen, daß das eine ein holländiſches Bohnenfeſt darſtellte mit aller derben Natürlichkeit, welcher man ſo oft in dieſem Genre begegnet; das andere aber ein Viehſtück war, in dem der Bulle, wie auch ſonſt, prädominirte. Der Apotheker nannte mit Adel und Stolz das erſtere einen Mieris, das zweite einen Klomp. An dieſe Repräſentanten der alten Kunſt reihten ſich denn nun in ſtattlichen

Rahmen: Les adieux de Fontainebleau, Napoleon bei ſeinem Zug über den Simplon, ſeine Rückkehr von Elba und ſein Tod auf Helena, alles gute Stiche. Dazwiſchen ſah man einige Schlangen in Spiritus, in Eau de Cologne-Gläſern, einige ausgeſtopfte Vögel in Käſtchen, einen Schmetterlingsſpiegel und diverſe Raritäten. Ein Fortepiano ſtand darunter, das übrigens lange keine Hand berührt hatte. Ein Kanape ſtand an der gegenüberliegenden Wand, über dem eine Reihe ſchöner Pfeifen paradirte. Ein Sekretär befand ſich unfern des Fenſters, deſſen Gardinen zierlich aufgeſteckt waren. So ungefähr ſah's in dem Stübchen aus, das ſich durch holländiſche Reinlichkeit auszeichnete. Zwei Perſonen gehörten zur Staffage des Bildes.

Die Eine war die Dame des Hauſes, die wie billig zuerſt genannt wird, nicht eben aus Galanterie des Erzählers, der's ſonſt daran auch nicht gerne fehlen läßt, ſondern weil ſie eben die erſte Rolle im Hauſe ſpielte und zwar durch ihr Uebergewicht in zweifacher Weiſe. Madame Rühle war eine ſtattliche Frau von fünfzig Jahren; fünf Schuh ſieben Zoll maß ſie ſo gut als einen Zoll, und wer ihr Gewicht unter zwei Centnern ſchätzte, irrte ſich um ein Erkleckliches. Sie war ſehr gutmüthig, ſehr neugierig, ſehr phlegmatiſch, daher ſehr langſamer Rede; aber ihr Wille war Geſetz im Hauſe, wie ſich das von ſelbſt verſtand! Sie ſaß im nußbraunen Tibet, im niedlichen Tüllhäubchen mit Roſaband und Blümchen gemächlich im weiten Polſterſeſſel in der Fenſterecke, grüßte hinaus die Grüßenden und war ungemein freundlich. Herr Rühle war der Zweite. Er konnte als das abſolute Gegentheil ſeiner Frau gelten; denn er war äußerſt klein und dürr wie ein Strickſpieß dabei. Gutmüthig war er aber genug für den Hausgebrauch, neugierig gar nicht, und wenn ſeine Art und Weiſe mit irgend etwas verglichen werden könnte, ſo war es Queckſilber.

Vor Madame Rühle ſtand jetzt eben ein Tiſchchen, auf welchem der Kaffe ſein Aroma aushauchte. Sie ergriff die neuſilberne Klingel, deren Ton in die Apotheke reichte, wo eben der Apotheker dispenſirte. Schneller miſchte er die braune Mixtur, raſcher flog die Feder über die Signatur, an deren Haupt der lithographirte Pelikan kunſtreich in ein großes R verſchlungen war, band ſchnell dieſe feſt, drückte den Stöpſel ein, ſchnitt den Papierüberband rund, reichte ſie dem wartenden Dienſtmädchen mit einem ſeinen Lobe ihrer blühenden Wangen — und flog dann, noch ehe das erglühende Landmädchen jenſeit der Thüre war, zur Herrin, die bereits zum zweiten Male nach der Klingel reichen wollte, und das war der Generalmarſch im Hauſe.

„Da bin ich ſchon, Settchen," rief er die Hände reibend. „Hol's der Henker, daß man den Subjecten wöchentlich einen Mittag zum Spaziergang erlauben muß!" Mit dieſen raſch hervorgeſtoßenen Worten rückte er den Stuhl vis à vis ſeiner Liebſten, ſchlug den braunen Flaus, der jedoch in nahem Grade mit dem Rocke des bekannten Spiegelſchwaben verwandt war, auseinander und nahm Platz, indem er mit einer federkräftigen Bewegung auf den Stuhl hüpfte, deſſen Höhe keineswegs mit dem Maaße ſeiner Beine harmonirte. Haſtig ſchlürfte er die Taſſe aus, griff zur Pfeife und ſetzte ſich dann an den Sekretär, deſſen Klappe anſlag und mit einem Folianten und vielen Papieren bedeckt war.

Frau Rühle nahm von dem Allen keine Notiz. Sie trank und ſah zum Fenſter hinaus.

Nach einiger Zeit warf der Apotheker die Feder weg und trat mit freudigem Geſichte vor ſein Settchen.

„Da!" rief er aus. „Nun iſt das letzte Conto fertig! Morgen mag der Stößer dieſe Hundert und Eins wegtragen. Aber wann wird das Geld kommen? das wiſſen die Götter! Settchen, glaube mir, es gibt keinen unſeligern Erwerb als ſo eine vermaladeite Apotheke. Das ganze Jahr bergen, nichts als bergen; und iſt das Jahr um, ſo bekommt man erſt Nichts; muß die Conti aus dem Schuldbuche extrahiren, höflich zuſtellen und in Demuth warten, bis es den Leuten beliebt, das Geld zu ſchicken. Senden ſie es mit Fluchen, dann muß man noch dankbar quittiren, muß extra ein Präſentchen ſchicken von Magenmorſellen, Feigen, Citronat, Jungfernleder, Gerſtenzucker oder eine Stange Storax, Rauchkerzen, Königsrauch, Roſenwaſſer, Benzoe, Pomade, engliſch Pflaſter, Eau de Cologne und dergleichen Dingen. Bekomme ich die etwa gratis? — Leider zeigen die Defectenrechnungen von Jobſt und Wippermann das ellenlange Gegentheil. Das halt Einer in Geduld aus!"

„Laß es bleiben!" ſagte Madame Rühle und betrachtete die Nachbarin, die Gewürzkrämersfrau, die mit einer neuen Pelzpelerine eben ausging, um den Kaffe bei der Frau Stadtpfarrerin zu trinken.

Herr Rühle rückte die Brille zurecht und ſah ſeine Frau fragend an. „Mit Gunſt, Settchen, biſt du bei Troſt?" fragte er.

Ein Feuerblick traf ihn ob dieſer kecken Rede. Er ſagte mehr, als hundert Worte.

Der Apotheker zwang ſein Geſicht in Lachform. „Du ſcherzeſt, Liebſte," verbeſſerte er honigſüß. „Du weißt, wie mächtig das Herkommen und wie gewagt es iſt, dagegen zu ſtreiten. Ich wollt' 'mal das Schreien im Kaſſino hören, wenn ich's unterließe? Auch ſcheinſt du gar nicht daran zu denken, wie es mir in dieſen bedenklichen Zeitläuften darum zu thun ſein muß, mir die Gunſt des Publikums zu ſichern. Seit der philantropiſche Präſident hier war, iſt unſer trockner Landrath auch von dieſen verrückten Ideen beherrſcht, wie der überhaupt mit Confuſionen behaftet iſt. Du weißt ja noch, wie ſich der Simpliciſſimus in die Anſicht verbiſſen hat, es müſſe in einer Stadt von dreitauſend Seelen eine zweite Apotheke errichtet werden. Daß das nicht aufgegeben iſt, liegt klar vor. Geſetzt nun, es geſchähe, alle Peſt! dann ſäße ich! Der Menſch bedenkt nicht, daß hier die Leute raſend geſund ſind, unſere Luft desparat rein und unſer Waſſer übermäßig klar iſt. Seit Anno 1814 keine epidemiſche Krankheit mehr! die Cholera ließ ſich nicht blicken, und was hab' ich an der allein verloren? Ach mit Weh gedenke ich der verdorbenen Vorräthe, die ich noch, wie die verwetterten Chamillen, ſo ſündtheuer bezahlen mußte! Da komme Einer auf! Erwäge nur, wenn der Zweite an der Taxe abthut, ſo läuft Alles zu ihm und ich bin ruinirt."

„R-u-i-n-i-r-t?" gähnte die Apothekerin. „Das müßte denn doch ſeltſam kommen.“ „Ja wohl ruinirt,“ fuhr Rühle in wachſendem Feuer fort und rannte dabei Dampfwolken blaſend auf und nieder, „völlig ruinirt. Meineſt du denn, ich gäbe den mauſekahlen Doctoren ſo ſüße Worte, daß jeder meint, ich venerire ihn am meiſten, wenn ich nicht wüßte, daß eine Zweite herkommt? — Ich haſſe ſie aus dem Fundamente, wie ſie ſich ſelber haſſen, und ſich doch mit Händereiben: „Verehrteſter Herr Collega“ nennen; aber man muß ſehr politiſch ſein, wenn man beſtehen will. An Erwerben iſt kaum mehr zu denken. Julchen im Inſtitute koſtet jährlich.“ —

„Schweig' mit deinem Gekrächze!“ rief die Dame am Fenſter, ohne daß ſie ihre Stellung veränderte.

Rühle hatte den wunden Fleck berührt. Aufhören war jedoch jetzt ſeine Sache nicht. Er brach hier ab und knüpfte ſogleich den andern Faden wieder an.

„Wenn ich den Tag ſechs Recepte dispenſire, ſo iſt das viel. Wie will man beſtehen? — Wär's noch die gute alte Zeit, wo die —“

„Sei ſtille!“ ſprach Settchen, und blickte mit rollendem Auge den Redſeligen an. Er kannte dieſes: Stille! und dieſen Blick.

Rühle war faſt am Desperatwerden. Er mußte reden, und ſollte der Hausfriede brechen. In dieſem Augenblicke kam zur guten Stunde ein Recept. Er eilte in die Apotheke, kam aber bald wieder. „'s war nur ein Säftchen,“ ſagte er, „wie ſie leider jetzt nur vorkommen. Sieh Settchen,“ hob er an, „dir gab der liebe Gott ſo eine Fiſchnatur, die nicht aus ihrer Kälte herauskommt. Bei mir iſt's anders. Ich muß mich ausſprechen. Bei wem aber ſoll ich's, wenn nicht bei dir? Thu' mir den Gefallen und laß mich 'mal ausſprechen. Es brennt mir im Herzen, wie Feuer!“ Sie ſchwieg und nahm die Stellung zur Sieſta, gähnte und ſchloß das kleine Aeugleinpaar. Die Katze ſchnurrte zu ihren Füßen, der Kanarienvogel zwitſcherte, die Pendule pickte und Rühle fuhr fort:

„Ja, die gute alte Zeit, als ich noch Lehrling und Subject war! Damals war die verfluchte Taxe noch nicht. Es herrſchte noch die Pharmacopoe von 1711, in der noch alle die Arcana und Elixire, der Tinkturen und Pülverlein wichtig waren, welche jetzt antiquirt, droben in der Materialkammer ſtehen, wo noch die complicirteſten Pflaſter gemacht wurden. Ja, da galt's noch. Die Leute glaubten und zahlten. Da kam der unſelige Hahnemann mit ſeiner Homöopathie, mit ſeinem Verdünnungsſyſteme, das unſern Profit verdünnte. Die Pharmacopoe kam, die Taxe, und aller Segen wich. Nun wirthſchaftet gar der Prießnitz und der Oertel mit ihrem Waſſer. Jeder Brunnen wird zur Apotheke und uns bleibt am Ende gar nichts übrig, als daß wir eine Waſſerſchenkanſtalt errichten und die Brunnen pachten, wobei denn doch noch die Gemeindekaſſe gewönne.“ Er ſeufzte tief auf und fuhr nach einer kleinen Pauſe in ſeiner Jeremiade fort: „Nehme ich nur eins für Viele, die Blutegel nämlich. Wär' nur der Franzoſe verdammt, der ſie ſo en vogue brachte! Ich muß ſie theuer bezahlen, wohlfeil verkaufen, dreifach ſortiren, und die Hälfte krepirt, ich mag ſie nun in Torf ſetzen oder in Waſſer. Was ich an den Beſtien verliere, mag ich gar nicht berechnen; aber mir blutet das Herz. Kommt gar ein Gewitter, ſo iſt ganz der Teufel los. — So geht's in hundert Fällen. — Du klagſt über deine Mägde, mein Seitchen; Gott ſoll's wiſſen, wie mich dieſe Canaillen von Subjecten oder wie ſie neumodiſch heißen, Gehülfen, ärgern. Gehülfen? daß dich der! — Ja, die helfen, daß die Liqueure alle werden, ſie ſaufen wie die Bienen. Selbſt der Rectificatiſſimus iſt vor ihren weiten Gurgeln und durſtigen Lebern nicht ſicher. Ich könnte meine Apotheke allein verſorgen; allein ich muß ſo einen Nagel zur Todtenlade haben. Da ſitzen die Herren im Medicinalcollegio, die hören die Flöhe huſten und nieſen und ſagen allemal Proſit. Kommen einem dieſe Füchſe in die Apotheke und viſitiren, dann heißt's: Defect hier, Defect da. Ich glaube, die haben's mit den Materialiſten! dann iſt Alles nicht recht. Dreißig Zimmetſorten und vierzig Chinaſorten — unter die man keine Lohe mehr miſchen kann — müſſen da ſein. Ueberdies reden ſie eine chemiſche Sprache, die der Teufel verſtehen kann. Man meint ſie ſprächen Hottentottiſch. Sie wollen tauſenderlei Apparate haben, von denen unſer Einer nichts weiß. Niemand iſt ſchlimmer als der langbeinige Medizinalrath, der Neidſack! — Der will immer, daß ich die Filtrir-, Deſtillir- und wer weiß was für Apparate kaufen ſoll. Ja, kaufen! Wart' ein wenig! Wie dem aber ſei, kommt die Zweite, ſo muß ich dran, wie ich mich auch ſträuben mag. Das iſt der Fluch der Concurrenz, daß ſie Einen wider Willen nöthigt, all' das verrückte Zeug mit zu machen, aus dem alten, guten und ſichern, auch lucrativen Gange zu weichen und jeder Neuerung zu huldigen, die ſo ein Windbeutel erſinnt, und die Welt voll ſchreit, wie vortrefflich ſie ſei, während ſie den Teufel nichts taugt.“

Die Apothekerin war während des Sermons ihres Gatten ſänftiglich entſchlafen. Er hatte das in der Gluth ſeines Eifers durchaus nicht wahrgenommen und mit wunderbarer Volubilität der Zunge die Qualen ſeines Herzens heruntergeſchauert. Settchen duſelte behaglich. Als aber nun ein remarcables Schnarchen ſich vernehmen ließ, wurde er aufmerkſam und zugleich kreidebleich vor Grimm.

„Warte!“ ſagte er mit verbiſſenem Aerger, „du ſollſt wach werden.“ Er eilte in die Apotheke und holte eine Karaffe mit Salmiakſpiritus, die er ihr vor die Naſe hielt.

Mit einem Schrei erwachte ſie und ihr erſtes Wort war das liebkoſende: „Eſel, was treibſt du mit mir?“

„Gottlob! Settchen, daß du lebſt! Wie war mir ſo bange! Ich meinte du lägeſt in einer tiefen Ohnmacht. Nun maule mir nicht, du ſiehſt, daß ich als Mann vom Fache daran denken mußte, dich zu erwecken!“ So ſprach er mit heiliger Miene, die aber die Malice ſchlecht verhüllte.

Rühle kannte ſeine Frau. Sie glaubte ihm aufs Wort, um nur nicht weiter nachdenken zu müſſen, und nach einer ſo heftigen Gemüthsäußerung war lange Ruhe gewiß. Er fuhr fort: „Sieh', liebes Kind, ich habe dir da all' mein Elend erzählt, und du haſt es am Ende gar nicht einmal gehört! O, ich armer Mann!“

„Als ob ich das nicht auswendig wüßte, wie meinen Katechismus?“ — ſprach Madame Rühle. „Darum ſoll mir Julchen auch niemals einen Apotheker heirathen. Ich weiß leider, was das heißt!"

„Du?" rief jetzt Rühle im heftigſten Zorn, und ſtemmte beide Arme in die Seite. „Du weißt's, was das heißt? Ich will mich nicht ſelber loben, aber mein' Seel', einen ſolchen Mann hätteſt du in der Welt nicht wieder gefunden. Laß ich mir nicht Alles gefallen? Bin ich nicht die Sanftmuth ſelbſt, die Geduld und Langmuth? — Iſt mein Geldbeutel nicht offen für jede neue Mode, ſo koſtbar ſie auch ſein mag? Bin ich nicht Stadtrath und du die Erſte Frau der Stadt nach der Bürgermeiſterin — und vor ihr, ja das ſag' ich, vor ihr; denn du biſt reich und die eine arme Hexe!"

„Sei ſtille," ſprach die Gattin, „ich meine nur, Ihr habet Alle ſo ein Nummer 99 im Gehirn!" —

„Ha, das alte Lied, das immer „Kuckuck" klingt!" ſchrie er jetzt aufs Aeußerſte gebracht. „Wär's ein Wunder, wenn man närriſch würde mit ſo einem Weibe?" —

„Rühle!" ſprach Madame, runzelte die immer noch weiße Stirn und erhob den Zeigefinger der rechten Hand drohend. Wie ſich die Wellen des Meeres legen, wenn der Sturm ausgetobt hat, aber noch lange hoch gehen, ſo brummte zwar Herr Rühle, aber der Sturm war bedräuet.

„Ich weiß wohl," ſagte er nach einigem Auf- und Niederrennen im Zimmerlein, „daß die Leute den Apothekern nachſagen, es rappele zu Zeiten im Capitole; allein nulla regula sine exceptione, das heißt, ſie ſind nicht alle Narren. Ich, zum Beiſpiele, mache eine ſeltene Ausnahme. Wenn's aber auch iſt, ſo ſteht es feſt, daß dies nur den Gerüchen zuzuſchreiben iſt, die unſer Einer immer einathmet. Laß mir übrigens die Apotheker in Ruhe. Es iſt mir noch keiner vorgekommen, der ein armer Mann geworden wäre, wenn er nur irgend zu rechnen verſtand. Ich hoffe, es war nur Scherz, und wenn heute ein tüchtiger Pharmaceute käme, du gäbeſt ihm Julchen gerne."

„Nimmermehr!" war die kategoriſche Antwort.

Rühle hielt's nicht länger aus. Er rannte zur Thüre hinaus und warf ſie hinter ſich zu, daß das Thürfenſter klirrte. Ob das eigentlich Frau Rühle's Ernſt war, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Sie dachte überhaupt nicht viel, am wenigſten in die dunkle Zukunft hinaus, von der wir Sterbliche ja doch Nichts erdenken. Die Attaque, die eben Statt gefunden, war bald vergeſſen, denn eine Bekannte, welche eintrat, gab der Scene eine andere Richtung. Auch Rühle kam zurück und bewies, daß ſein Grimm bis auf den letzten Reſt verraucht war, denn er lächelte wieder ſauerſüß.

Die Freundin kam aus der Reſidenz, wo Julchen in Penſion war. Nachdem die neueſten Moden abgehandelt waren, ſagte die Dame: „Da muß ich Ihnen denn doch auch ein kleines Abenteuer erzählen. Meine Couſine nahm mich auf einen Maskenball mit. Alle Welt, was das eine Pracht war! Welche Coſtüme! Welche Züge! Welche Charaktermasken! Nie habe ich Schöneres geſehen. Wie ich noch ſo ganz vertieft im Anſchauen dieſer Herrlichkeiten daſtehe, kommt eine allerliebſte kleine Hexe von Zigeunerin daher gehüpft, nimmt meine Hand und ſagt mir Dinge, die nur Jemand wiſſen konnte, der ganz vertraut mit unſeren Verhältniſſen war. Ich geſtehe, daß mich das heillos frappirte. Endlich fällt mir's wie Schuppen von den Augen. Das war — Julchen! Ihr wundernettes Julchen!“

„Julchen!“ riefen Vater und Mutter zugleich, hocherfreut über das Lob. „Freilich!“ fuhr die Freundin fort. „Und ſie hätten ſie ſehen müſſen, wie ihr das Coſtüme ſtand. Nein, das muß ich Ihnen ohne Schmeichelei ſagen, eine ſolche Geſtalt, ſo zart und fein gebaut und doch ſo voll und jugendlich elaſtiſch, hab' ich lange nicht wiedergeſehen. Und gar, als ſie ſich demaskirte! Sie haben ſie in einem Jahre nicht geſehen, wie ich auch; ich wette, Sie kennen ſie kaum wieder. Ein allerliebſtes Geſichtchen, von zauberiſcher Anmuth umfloſſen!“

Die beiden Alten ſtrahlten vom Glanze der Verklärung. Madame Rühle hatte andächtig ihre Hände gefaltet, und Papa kraute ſich unter der Perücke.

Die Erzählerin fuhr fort: „Mir war das Mädchen gerade wie ein Engel; denn nun hatte ich doch Jemand aus der Heimat bei mir in dieſer großen Welt. Wie ſie mich ausfragte! aber es dauerte nicht lange; denn ſie hatte wahrhaft das Geriſſe, wie man hier ſagen würde. Sie tanzt aber auch wie ein completter Engel. Einer beſonders tanzte mit ihr am häufigſten.“ —

„Wer war er denn?“ — fragte die Mutter in größter Spannung.

„Es ſoll ein Gehülfe aus der Hofapotheke ſein.“ —

„Daß dich der —!“ rief mit der Zunge ſchnalzend die Mutter.

„Ei, ſieh' 'mal,“ fuhr die Freundin fort, „was haben Sie denn gegen den? Ich ſage Ihnen, es war der ſchönſte Mann auf dem Balle, der beſte Tänzer und der gewandteſte Unterhalter.“

„Seien Sie nur ruhig, werthe Frau Gevatterin,“ nahm jetzt Rühle das Wort. „Meine Frau hat heute ſo ihre Ratte. Sie meint das nicht ſo arg, als es ausſieht.“

Jene lachte, „ich denke auch;“ — ſagte ſie darauf; „aber auch Ihnen bringe ich eine Neuigkeit mit. Der Landrath hat's nun durchgeſetzt, es kommt eine zweite Apotheke her, und die Conceſſion iſt ſchon vergeben.“

Das war ein Donnerſchlag, der aufs Haupt traf.

„Eine Zweite!“ rief endlich Rühle aus. „O, ich geſchlagener Mann! Wie ſoll's nun in der Zukunft gehen?“ Er rannte hinaus, um ſich Luft zu holen, denn im Zimmer wurde es ihm zu enge.

„Sehen Sie,“ ſprach Madame Rühle, „ſo ſind dieſe Neunundneunziger! Wenn auch ihr Schäfchen längſt im Trocknen ſitzt, ſo meinen ſie doch, ſie müßten zu Grunde gehen, wenn das Alleinrecht ihnen genommen wird. Wir ſind nicht arm. Leben und Leben laſſen iſt mein Grundſatz — aber — Julchen darf keinen Apotheker heirathen!“

II.

Der Erzähler hat hier den holden Leſerinnen eine Eheſtandsſcene geſchildert, die nichts weniger als grau in Grau gemalt iſt. Er darf verſichern, daß ſie ſich haarklein ereignete. So viel als ſie zuletzt als Nutzanwendung zu der Freundin ſprach, war lange nicht über die Lippe der guten Dame gegangen, die Freundin überhob ſie auch des weiteren Redens, indem ſie den Courmacher Julchen's ſchilderte, aber auch einfließen ließ, daß Offiziere, Aſſeſſoren und andere Faſhionabilitäten ſie umkreiſt, wie die Planeten die Sonne. Die Referentin hatte wirklich geſunde Augen gehabt, und zu Julchen's Lobe nicht zu viel geſagt. Sie war wirklich allerliebſt, das mußte ihr Jedermann zugeſtehen. So himmelblaue Aeuglein ſah man ſelten, und der Himmel, den ſie bargen, war noch ſchöner und reiner und treuer. Das nußbraune Haar hob den ſchneeweißen Teint und die Wängelein ſchienen pure Roſen. Doch wozu das Mädchen ſchildern. Alle Männer riefen: Sie iſt ein Engel! und die Dandys, Incroyables und Muscadins flüſterten: Himmliſch! Zauberiſch! und waren dabei am Verſchmelzen. Das Inſtitut war ſtets umſchwärmt von halbſatten Lieutenants, die auf Ehre ſchwören, ſie jagten ſich eine Kugel durchs Hirn, wenn ſie ſie nicht ſähen.

Julchen Rühle hatte von ihrer Mutter Ruhe, von ihrem Vater Beweglichkeit, von ihrer Mutter Kälte und vom Vater Feuer geerbt, ſo war ſie eine recht anſprechende Erſcheinung. Jedermann liebte ſie, beſonders Fritz Herbert.

Neben dem Inſtitute war die Hofapotheke. Hier war Fritz Herbert, dort Julchen Rühle. Alle Mädchen im Inſtitute waren der einſtimmigen Meinung, der Fritz ſei der ſchönſte Junge der Stadt, und der beſcheidenſte und der beſte Tänzer, und der lieblichſte Sänger, und der gewandteſte Guitarreſpieler und noch eine Anzahl Und's. Das war im Grunde Alles wahr und richtig, allein der Fritz kümmerte ſich um das Alles wenig, denn er ſah nur einzig und allein nach Julchen. War das der Zug des Herzens, oder der pharmaceutiſche, oder war's Galvanismus, zu deutſch: Metallreiz — denn Julchen war reich, wie auch ihr Vater verzweifeln wollte. O der argen Welt, die überall Berechnung wittert, wo doch das Herz mit dem armen Kopfe längſt davon gelaufen iſt! Nein, es war der ſtille, heilige Zug, der Verwandtes vereinte. Mit Beiden war's der uralte Gang. Zuerſt Blicke, dann Blicke mit Ausdruck, dann mit Lächeln, dann mit Erröthen — dann ſtumme Begrüßungen auf dem Balle — dann ſteife Redensarten — dann gelenkigere, dann zutrauliche Reden — dann warme — dann glühende — zuletzt: Liebe! Als die einmal da war, da war auch eine telegraphiſche Correſpondenz eingerichtet, die zuletzt einer papiernen den Platz gönnte. So ſtund's, als die Landsmännin kam, ſah, hörte und referirte. Und im Inſtitut ahnete keine Seele, was zwiſchen Julchen und Fritz verging. Alles war ja in der Ordnung, und um Kleinigkeiten kümmerte ſich die Vorſteherin nicht.

Die Mutter vergaß die Sache und der Vater meinte, es ſei ſo Kinderei, wie zu ſeinen Subjectenzeiten, wo er auch Cour gemacht, und doch zuletzt ohne alle Cour ſein Settchen acquirirt, nebſt der Apotheke zum Pelikan. Während denn in der Reſidenz die parfümirten Herrn den Apotheker verwünſchten, der das ſchönſte Mädchen der Reſidenz gekapert, trug ſich in der Apotheke zum Pelikan in —m eine fatale Geſchichte zu.

Das Subject, welches dermalen daſelbſt ſervirte, hieß Mörſer und war, ſo viel Herr Rühle dafür hielt, ein ganz traitabler Menſch, der Botanik mit Maaß und auch Chemie trieb, ohne viel zu verderben. Er beſaß die große Kunſt zu ſchweigen und zu ſchmeicheln, ſchien ein Schaaf und war ein Fuchs. Er liebte die Spirituoſa über Gebühr, beſonders den Malaga. Da nun Herr Rühle ſolchen haben mußte, jedoch ſelten anwandte, ſo ſah er nicht viel darnach. Er wußte, ſechs Flaſchen waren da und damit hollah. Eines Tages blieb das Subject über Gebühr lange in der Materialkammer, wo er eben Malaga holen ſollte. Als das die Geduld des Principals ermüdete, und er hinauf lief, ſiehe, da lag Mörſer, das edle Subject, toll und voll in der Stube und ſang: „Mein

Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt ꝛc.“ Einen Augenblick ſtand der Principal betroffen, dann aber erkannte ſein ſchlauer Blick den Zuſammenhang. „Warte, du Kölner Funke, du Saufaus,“ rief er, „ich will dir die Lieb' und Luſt aus dem Leibe treiben!“ eilte und nahm ein ſpaniſches Rohr, das da ſtand, und begann den Trunkenbold zu kielholen. Unglücklicher Weiſe war aber Mörſer einer von denen, welche durch prägnante Fälle ſchnell wieder zur Beſinnung kommen. Er raffte ſich auf und tauſchte die Rolle in einer Weiſe, daß der dürre Principal Mordio! ſchrie. Die Materialkammer lag hinten hinaus, wo ſelten Jemand war. So hörte ihn Niemand.

Durch die angeſtrengte Arbeit war das Subject ganz zu ſich gekommen, ſtellte endlich das malitiöſe Inſtrument an ſeinen Ort, und ſprach:

„Verehrteſter Herr Principal, das jus talionis, zu deutſch: Vergeltungsrecht, iſt das älteſte, wie ich ſeiner Zeit von meinem Rektor vernommen, und hatte ſelbſt vor dem moſaiſchen und römiſchen Rechte Geltung unter allen Gebildeten gewonnen, und iſt in der Regel unter vier Augen ausgeübt werden bis vor wenigen Minuten. Ich verhoffe, Sie haben, Verehrteſter, deſſen Principien jetzt aufs vollkommenſte gefaßt, und erlauben, daß wir jetzt zuſammen in die Apotheke zum Dispenſiren ſchreiten, nachdem wir uns hierſelbſt beiderſeits durch einige Leibesübung und Pflaſterſtreichung geziemendſt vorbereitet. Billiger Weiſe laſſe ich Ihnen den Vortritt, weil ich im Vertrauen geſagt, den Nachtritt von Ihrer Seite fürchte, ſintemalen Sie ſtark echauffirt zu ſein ſcheinen.“

„Hund!“ ſchrie der Apotheker. —

„Entſchuldigen Sie, Verehrteſter, ich heiße Mörſer, und habe mit dieſer Gattung, was zoologiſch feſtſteht, keine Verwandtſchaft!“ Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung und führte den hinkenden Principal zur Stubenthüre, der ſich umſonſt von ſeiner nervigen Fauſt loszumachen bemühte.

„Aus meinem Hauſe! Fort!“ ſchrie mit den wüthendſten Geberden und von wutherſtickter Stimme der Principal.

„Sehr gütig,“ replicirte in unverwüſtlicher Laune der Gehülfe,

„ich werde mir die Ehre geben, Ihr Geſchäft zu verlaſſen, werde aber zuvor dem von Ihnen ſo benannten langbeinigen Medicinalrath einige Eröffnungen über die Art und Weiſe machen, wie Sie der Taxe wohlmeinend nachhelfen, wo ſie zu beſcheiden iſt, und die Medicamente verarbeiten, damit ſie weiter reichen; auch die gebrauchten Blutegel um halben Preis wieder annehmen, damit ſie den Leuten nicht krepiren u. ſ. w.“

„Satan!“ brüllte Herr Rühle und fuhr mit der Hand nach des Subjects Gurgel.

Der aber faßte ſeine Fauſt mit Kraft und hob den Principal unter ſeinen linken Arm wie einen Waarenballen, und ſchritt behende mit ihm die Stiege hinab, ſetzte ihn dann nieder, und ging mit einem Knix in ſeine Stube, um ſein Bündel zu ſchnüren.

Rühle mußte in die Apotheke, um die Mixtur zu bereiten. Hier verrauchte ſein Grimm ſo ſchnell, wie er gekommen. Er ſah ein, daß er bei der Malice des Mörſer in nicht geringe Verlegenheit kommen könne. Daher verſuchte er ſeine Frau in das Intereſſe zu ziehen; allein hier fand er taube Ohren. Der Mörſer war der Liebling von Madame nicht, denn er maltraitirte die Katze beſtändig und war nichts weniger als artig gegen ſie geweſen. So blieb denn dem Apotheker nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen und das Subject freundlich zu gewinnen. Auch hier ſcheiterte ſeine Bemühung. Mörſer lächelte kühl, zog die Achſeln und meinte, nach ſo traulichen Mittheilungen, wie ſie ſich gegenſeitig in der Material-Kammer gemacht, wäre es nicht gut, länger unter einem Dache zu weilen. Er ſtrich ſein Salair ein, empfahl ſich zu geneigtem Andenken und ging.

Die Calamitäten Rühle's hatten durch des Gehülfen Weggang einen höchſt unerfreulichen Zuwachs erlitten, welcher durch die augenſcheinliche Heiterkeit ſeiner Frau an Wirkung zunahm. Schnell ergingen Briefe an Commiſſionäre und Materialiſten, welche ſich, wie Rühle ſarkaſtiſch ſich ausdrückte, auch mit dieſer Materia peccans befaßten, um den Defect zu decken. Nebenbei ſchrieb denn auch die Mutter an Julchen und äußerte ihre Freude, daß der Katzenfeind Mörſer aus dem Hauſe gegangen.

Wie es zuſammenhing, ob Julchen dabei thätig war, iſt unbekannt; allein Thatſache war's, daß ein Pharmaceut, Namens Herbert, ſich bei Rühle meldete und ſofort engagirt wurde. Obgleich ihm das Herz blutete, die Hofapotheke und mit ihr Julchen's beglückende Nähe zu meiden, ſo zog Fritz Herbert doch aus der Reſidenz ab, und manche kluge Leute wollten bemerkt haben, daß ſein Ausſehen ganz eigen unternehmend geweſen.

Eines Tages rollte denn vor der Apotheke zum Pelikan in —m ein ſtattlicher Miethwagen an, hinter dem ein ſchwerer Koffer aufgeſchnallt war; aber keine Herbarien- und Mineralien-Kaſten. Daher glaubte auch Frau Rühle, es ſei ein Beſuch, und der Apotheker erwartete nichts weniger, als einen Gehülfen. Dennoch ſtieg ein blühend ſchöner, junger Mann aus dem Wagen, trat in die Apotheke und ſtellte ſich als den Gehülfen Fritz Herbert vor; daß er aus der Reſidenz kam, konnte natürlich nicht verſchwiegen bleiben, wie auch, daß er in der Hofapotheke conditionirt habe.

Herr Rühle ſtellte ihn ſogleich ſeiner Frau vor, welche die Complexion und die Manieren des Herrn Herbert ſehr angenehm fand, und beſonders beifällig bemerkte, wie er ihren Liebling, Freund Murner, gar gutmüthlich auf dem Kopfe kraute, der höchſt amüſant zu ſchnurren begann und mit urkräftigem Behagen den dicken Schweif an dem neuen Gönner rieb. Das war ein mächtiger Schritt zur Gunſt der Dame! —

Ueber Tiſch ſprach Herr Herbert mit beſonderer Salbung von der ſchönen Lage der Stadt —m, wie er ferner ſo Vieles von den liebenswürdigen Bewohnern und ihrem geſelligen Verkehre vernommen und dergleichen. Das klang wie Muſik in den Ohren der Madame Rühle, denn ſie war nie weit über das Weichbild der Vaterſtadt hinausgekommen. So galt ihr denn Alles hier den höchſten Preis. Es gab keine größere Localpatriotin als ſie. Nun kam dieſer charmante Menſch direkt aus der Reſidenz, wo denn doch das Paradies ganz in der Nähe war, und fand —m ſo ſchön! Das war ein Schritt weiter in der Gunſt der Patronin. Sie brachte endlich fein und ſchlau die Rede auf das Inſtitut, deſſen

Penſionnärin Julchen war, und lockte Herbert's Meinung heraus. Er lobte die Anſtalt, und pries die Weisheit der Eltern, welche dort ihre Töchter bilden ließen.

Settchen's Antlitz leuchtete wie der Vollmond in einer kalten Winternacht.

„Wir haben auch eine Tochter in dieſem Inſtitute,“ ſagte ſie mit einer Selbſtzufriedenheit, die ein Blinder ſelbſt im Tone der Rede wahrgenommen haben würde, und mit beſonderm Nachdruck.

Herbert fragte überraſcht: „Sie?“

Madame nickte. „Kennen Sie die Mädchen?“ fragte ſie.

„Gewiß! Von Anſehen!“ war Herbert's Antwort.

„So rathen Sie 'mal!“

Herbert ſann; ſah Madame Rühle und ihren heute ſehr ſchweigſamen Gatten nachdenklich an, und hob dann an:

„Sie Beide haben braune Haare, blaue Augen. — Aha — jetzt fällt's mir ein, und die Aehnlichkeit fällt mir frappant auf, gewiß die allerliebſte Brünette, die allen Herren ſo außerordentlich gefällt? Ich glaube, ſie heißt —“

„Julchen!“ fiel Frau Rühle ein.

„Richtig! Sie glückliche Mutter! Julchen iſt das Ideal der Dichter! Es regnet Sonnette auf ſie im Wochenblatt.“

„Was Sie ſagen? Ei der Tauſend!“ bemerkte ſelig lächelnd Madame.

„Ich verſichere Ihnen! Aber wie kann das auch fehlen? Sie iſt ſchön wie ein Engel!“

Frau Rühle erröthete vor Seligkeit und Rühle rückte vor Luſt auf ſeinem Stuhle hin und her.

„Aber,“ hob ſie endlich an, „man ſagt, ſo ein — Gehülfe aus der Hofapotheke mache ihr die Cour. Iſt das wahr?“

„Wüßte nicht,“ — entgegnete Herr Herbert, dem in dieſem Augenblick etwas in die Sonntagsgurgel kam, daß er bedeutend huſten mußte und das Geſicht in der Serviette barg.

Herr Rühle klopfte ihm mitleidig recht wacker zwiſchen die Schultern, daß das Uebel ſchnell vorüber ging. Dies gab dem

Geſpräche eine andere Wendung und bald wurde der Tiſch aufgehoben.

„Ein netter Menſch, wahrhaftig!" ſprach mit Lächeln Frau Rühle; „wie der artig ſein kann, und was der einen richtigen Blick hat!" erkennt ja doch gleich aus meinen Zügen meine Tochter!"

Sie ſetzte ſich in den Seſſel in der Fenſterecke, ſchlürfte ihr Täßchen, und ſank in ihre Sieſta, während Herr Rühle mit Herbert die Runde in der Materialkammer, Apotheke und Laboratorium machte.

„Ich geſtehe, verehrter Herr Principal," hob Herbert an, als Beide wieder in der Apotheke waren, daß ich noch in keiner Apotheke ſervirte, wo ſolche Eleganz, ſolche Ordnung, ſolche Fülle aller Medicamente und Stoffe, ſolche Vollſtändigkeit im Laboratorium geherrſcht hätte, als bei Ihnen. Selbſt, im Vertrauen geſagt, in der Hofapotheke ſieht's ſo nicht aus!"

„Was Sie da ſagen! Der Herr Hofapotheker iſt ja doch der Tertius der Viſitatoren, der's alſo überall am beſten haben ſollte."

„Nun, Sie wiſſen doch, daß es leichter kritiſiren iſt, als beſſer machen?" verſetzte Herbert.

„Freilich!" fiel Rühle ein; „aber da hat er mir Sachen verworfen, wie z. B. die China —"

„Die er ſelber nicht beſſer führt," ergänzte Herbert. „Glauben Sie mir, in der Hofapotheke thut der Name Alles. Wüßten Sie, was ich weiß." —

„Glaub's wohl," ſprach Rühle. „Es mag auch als ſo wenig kauſcher ſein als bei andern Leuten. Item, es geht ihn an."

Dies Geſpräch würde noch fortgedauert haben, wenn nicht Herr Herbert noch eine Beſtellung zu machen gehabt hätte. Er empfahl ſich alſo nur auf ein Viertelſtündchen.

Sein Weg ging aber gerade zu der Freundin, die Julchen auf dem Maskenballe fand, und die er dort ſelber kennen gelernt. Er brachte ihr einen Brief von Julchen's Hand. — Beim Abſchiede verſicherte ſie ihn, ſie werde ihn durchaus nicht kennen, und Herbert kehrte froh in das Neſt ſeines Pelikans zurück, wo er ſogleich hinter den Receptirtiſch trat, und Herrn Rühle dringendſt bat, derweile ſein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen. Daß er auch hier einen Stein im Brette hatte, war entſchieden. Rühle fragte Settchen: „Wie gefällt der Menſch doch?“ —

Ihre Antwort war nur ein bedeutſames Nicken mit dem Kopf.

„Er macht 'mal eine Ausnahme von der Regel;“ fuhr Rühle fort.

„Nr. 98,“ ſagte Madame Rühle und lächelte ſatyriſch.

Der Gatte ſchlang haſtig den Stich hinunter und ſchwieg; aber die Dampfwolken, welche er blies, zeugten genugſam, wie es im Innern wogte, wie ſich ein Tornado nahe. Der Eintritt eines Fremden änderte jedoch die Scene.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, hoch gewachſen, von feſter Haltung und determinirtem Ausdrucke der Züge. Sein Gruß war kurz, doch verbindlich.

„Ich heiße Ausſtecher,“ ſprach der Fremde, „und bin ein College von Ihnen, verehrter Herr Rühle, und zwar in nächſter, lokaler Beziehung, denn ich habe die Conceſſion für eine zweite Apotheke hierſelbſt. Ich wollte mir indeß nicht verſagen, Sie zu begrüßen und den Wunſch auszuſprechen, künftig mit Ihnen freundlich zu verkehren.“

Rühle wurde bleich wie Kreide, und es war ihm, als griffe der Tod mit eiskalter Hand an ſein Herz, und preſſe es zum Zerſpringen; allein was war zu thun? Sollte er dem — gegenüber eine Blöße geben? Durfte er, wie auch das Herz blutete, die Urbanität bei Seite ſetzen? Er zwang den Schmerz hinunter bis in die tiefſte Tiefe des Herzens und ſtellte mit freundlichen Worten ſeine Frau vor, indem er in ſauerſüßen Redensarten des Collegen Erbieten annahm.

Beide waren bald in ein Fachgeſpräch vertieft, das Madame Rühle zu einem fatalen Gähnen trieb.

Allgemach nahte jedoch das Geſpräch wieder ihrem Ideenkreiſe; denn Herr Rühle fragte liebevoll: „wo der Herr College denn ſeine Apotheke errichten würde?“

„Ich habe das ſchöne Haus, Ihnen vis à vis, gekauft von den Beutler'ſchen Erben," verſetzte der lakoniſch. „Es liegt vortrefflich, wie das Ihre, mitten in der Stadt, ſo zu ſagen, im Herzen derſelben, wo der Pulsſchlag des Verkehres, beſonders, wie ich mir habe ſagen laſſen, an den Wochenmärkten, recht lebendig hüpft. Uebrigens," fuhr er fort, „werde ich das Geſchäft einrichten, es etwa ein halbes Jahr ſelber führen, und es alsdann einem Neffen übergeben, der mein Erbe, ein eminenter Apotheker und wahrhaft gelehrter Chemikus iſt. Der mag dann ſein Glück in Gottes Namen verſuchen." — „Sein Glück!" lächelte zweifelhaft Rühle, während er im Innern wünſchte, daß Onkel und Neffe da wären, wo der Pfeffer wächſt; „glauben Sie, daß in einem Neſte, wie das unſerige, ein Glück zu machen ſei? Ich ſage Ihnen, daß es gut geht, wenn zwei bis drei Recepte im Tage kommen, und der Handverkauf iſt, Gott ſei's geklagt, ſeit das vermaledeite Groſchen- und Pfennigſyſtem herrſchend geworden, auch auf beinahe Null reducirt. So ſteht's bei mir allein. Wenn nun gar Zweie da ſind — wie wird's da gehen?" —

„Seien Sie ohne Kummer," verſetzte der Herr Ausſtecher, „mein Neffe iſt ein Mordburſche, der Dampfchocolade macht und Punſcheſſenz deſtillirt trotz dem Selner in Düſſeldorf. Der bringt ſeine Apotheke in Flor." Das war eine Rhabarberpille! Mit ſaurer Miene wurde ſie von dem Apotheker zum Pelikan verſchluckt. Er zuckte die Achſeln. —

„Zweifeln ſie nicht," fuhr Jener fort: „Die Concurrenz iſt heilſam. Ich bin überzeugt, daß Sie und wir die beſten Geſchäfte machen werden."

„Ich zweifle ſehr," ſprach, bebend vor innerer Erregung, Rühle.

„So?" fragte Ausſtecher. „Wie viele Aerzte ſind denn hier?"

„Drei, daß ſich Gott erbarme, und ein vierter wird täglich erwartet. Dabei pfuſcht der Wundarzt erſter Klaſſe, und salva venia der Abdecker oder Waſenmeiſter, wie auch beide Ammen hieſiger Stadt in ſehr frequenter Art."

„Vortrefflich! Je mehr Aerzte, je mehr Kranke!“ rief Ausſtecher. „Glauben Sie mir, das iſt eine alte Erfahrung, die werden ſich nun in die Apotheken theilen, auf einander ſchimpfen, wie überall, und deſto mehr in den Häuſern herumlaufen. Es wird ſich machen. Man muß ſich nur mit ihnen halten; Jedem artig und zuvorkommend ſein, feine Liqueure ins Haus ſenden und Einem die Recepte des Andern heimlich zeigen, und auf die chemiſchen Inconvenienzen aufmerkſam machen; denn Sie wiſſen, liebſter Herr College, daß es mit der Chemie bei den hochgelehrten Herren nicht ſo fürtrefflich zu ſtehen pflegt, daß ſie häufig Dinge in die Mixturen miſchen, welche ſich gegenſeitig aufheben. Nun, man weiß das ja hinlänglich. In Summa, es gibt Mittel genug, eine Apotheke in Aufnahme zu bringen — und die verſteht mein Neffe aus dem Fundament!“ Er empfahl ſich jetzt und bat um Erlaubniß, bald wieder kommen zu dürfen.

Rühle ſank erſchöpft in ſeinen Stuhl. Das war zu viel für einmal. Das ſchönſte Haus der Stadt, ſchöner als der Pelikan, groß, geräumig, prachtvoll — es war in der Hand dieſes Broddiebs, wie er den Collegen jetzt nannte. Der war reich, und, was mehr als Alles für ihn war, er hatte mit ſeltener Offenheit ſich über die Art und Weiſe ausgeſprochen, wie man eine Apotheke en vogue bringen könne — und — kannte dieſe Wege genau.

Kalter Schweiß bedeckte ihn am ganzen Leibe.

Settchen ſaß ruhig da und ſchien ſich ſelbſt an der Angſt ihres Gatten zu weiden. Sie lächelte und ſagte: „Häng' dich nur nicht auf, Rühlchen! denke nur, daß du lang genug Hahn im Korbe warſt, und reich geworden biſt, wie ein Kröſus. Laß den Zweiten auch 'mal Etwas gewinnen.“

„Auch du noch!“ rief er mit Pathos aus und rannte zur Thüre hinaus, um im Freien ſich in Monologen Luft zu machen, da es im Dialog nicht ging. Der Gehülfe trat herein und bat ſich die Erlaubniß aus, auf dem Fortepiano ſich erluſtiren zu dürfen. Frau Rühle geſtand das gar gerne zu, denn ſie liebte die Muſik, beſonders Strauß'ſche und Lanner'ſche Walzer. Dabei hatte ſie noch einen beſonderen Grund, ſie duſelte nie beſſer, ſüßer, ſanfter, und träumte nie wonniger, als wenn eben Walzer ihren Geiſt einwiegten. Sie bewegte ſich dann leiſe im Takt und entſchlummerte ſanft. So auch jetzt.

Herbert, der das wohl einſah und ſich überhaupt auf ſeinen Vortheil verſtand, ſetzte ſich nun jeden Mittag an das Inſtrument, und handthierte auf demſelben ſo lange herum, bis ein Kakodämon ein Recept ſandte.

Selbſt den böſen Geiſt, der Rühle'n, wie einſt den König Saul, beſchlich, ſeit die Zweite gewiß war, beſchwor öfters der fingerfixe Gehülfe; denn auch er theilte den Geſchmack ſeiner Theuren, und überhaupt des muſikliebenden Theils der Einwohner von — m an Walzern und ſchottiſchen Tänzen. Jener beſagte böſe Geiſt nahm aber mehr und mehr überhand; denn da drüben, wo der coloſſale Mohr über der Thür auf das Schild deutete, deſſen Raum bloß die Inſchrift „Mohren-Apotheke“ führte, ohne den Namen des Beſitzers zu nennen, da drüben hämmerte der Schreiner, pinſelte der Lackirer, kurz, alle Handwerker entwickelten ihre Kunſt, das Haus von außen und innen zu einem wahren Palais herauszuſtaffiren. Rühle war ganz außer ſich; denn er ſah den Broddieb vor der Naſe, ſah den Mohr, der die weißen Zähne fletſchte, als wolle er höhnend ihn foppen, oder den alten Pelikan, der nun ſchon ſeit hundert Jahren ſeine Jungen fütternd in die eigene Bruſt biß, aus ſeinem Neſte treiben.

Der Mann ging ſichtlich zurück. Sein Auge war trübe und ſeine Farbe ſtrich über ins Gelbe, und zwar der Art, daß man ſah, es war ein entſchiedenes Gallenleiden. Zuletzt half auch Herbert's Spiel nicht mehr, denn er wurde auch gegen ihn verſchloſſen und finſter, ja es ſchien, als hege er Mißtrauen.

So war es wirklich, wie es ſich in des Prinzipals eigenen Worten ausſprach.

„Settchen,“ rief er einſt, als Herbert ſeinen freien Nachmittag genoß, „Alles vereinigt ſich, um mich unter die Erde zu ſchaffen. Beſtelle den Sarg, es iſt aus mit mir.“ —

„Muthe mir doch das nicht zu," ſprach mit unerſchütterlicher Ruhe die Gattin; „du kannſt das am beſten ſelbſt; ich kenne doch in dem Artikel deinen Geſchmack nicht?" —

Rühle biß die Zähne auf einander. „Willſt du mich noch ſchneller ins Grab bringen?" fragte er giftig. „Biſt du im Bunde mit dieſen Nägeln zu meiner Todtenlade?" —

„Wer ſind die denn?" fragte ſie.

„Du zuerſt, dann der vermaledeite Ausſtecher und — das Subject!" war ſeine zornige Antwort.

„Das Subject, der Gehülfe — Herbert?" — fuhr mit Erſtaunen Madame zu fragen fort. „Was thut dir denn der ſeelengute Junge. Ich ſage dir, Rühle, dir raſt einmal wieder Nr. 99 im Kopfe herum; aber den guten Jungen laß mir aus dem Spiele, den nehm' ich in meinen Schutz, und wer ihn antaſtet, taſtet mich an!" —

„Das fehlt noch," jammerte Rühle, „nun nährt ſie die Schlange noch." —

„Die Schlange!" rief Frau Rühle und richtete ſich empor, als wolle ſie wie eine Juno den Wurm niederſchmettern, der es wagen ſollte, ihr gegenüber zu treten.

Rühle zog ſich gegen die Thüre beſcheiden zurück, und wiederholte aus ſich'rer Ferne: „Ja, die Schlange, ſage ich!"

Madame Rühle bemerkte das Manövre, das ihn ſalviren ſollte, und mußte lachen. „O, dieſe 99r!" rief ſie. „Geh' mal her und ſprich dich aus!"

„Iſt nicht von Nöthen," ſprach Rühle, und behauptete ſeine Stellung — „ich kann von hier aus eben ſo gut mein Elend klagen, als bei dir; aber das ſag' ich dir, der iſt eine Schlange. Der Stößer erzählt mir, daß er heimlich mit dem Ausſtecher, dem Spitzbuben, verkehrt."

„Schäme dich," grollte Madame, „daß du dem jungen Manne zumutheſt, grob gegen Herrn Ausſtecher zu ſein, der ſich human an jeden Zunftgenoſſen anſchließt."

„Was?" rief der reizbare Rühle, „Zunftgenoſſen. Wir

Apotheker ſind keine zünftige Handwerker! Unſer Gewerbe iſt eine Kunſt, und du, die Frau eines Apothekers, ſollteſt das beſſer wiſſen.“

„Rühle, Rühle, dir iſt der Teufel der Bosheit unter deine Perücke gefahren. Geh', nimm ein niederſchlagend Pulver, ſammt einer Blutreinigung, die Galle iſt dir ins Geblüt geſchlagen.“ Er rannte hinaus und warf die Thüre zu, dieſe ſpottenden Reden griffen ihm ins Herz hinein.

III.

Solcher Scenen gab es indeß immer mehr. Es war in der That mit Rühle nicht wohl mehr auszukommen. Je ärgerlicher ihm der Gehülfe wurde, der ihm übrigens Alles that, was er ihm nur im Auge leſen konnte, deſto höher ſtieg dieſer in der Gunſt der Madame Rühle. Er hätte ihn ſchon gerne entlaſſen, wenn er es gewagt hätte; denn nie hatte ſich ſeine Frau ſo für einen Gehülfen ausgeſprochen, und nie ſaß einer ſo feſt in ihrer Gunſt. Wenn ihm dieß ſchon Lebensüberdruß bereitete, ſo mußte der noch ins Ungeheure wachſen, da die Mohrenapotheke täglich ihre Herrlichkeit in größerem Maßſtabe entfaltete. Des Beſitzers bedeutende Geldmittel liehen der Arbeit Flügel. Es war noch nicht halber Mai, da war Alles fix und fertig.

Ausſtecher fand ſich eines Nachmittags nach der Sieſta ein. — Der Mann war überſelig. Er bat ſich die Ehre aus, daß Herr und Madame Rühle ſein Haus und ſeine Apotheke ſähen.

Dem war nun freilich auf ſchickliche Weiſe nicht auszuweichen. „O wie manchen ſauern Apfel muß ich anbeißen!“ ſeufzte Rühle in ſich hinein, und fluchte alle Wetter in Ausſtecher's Magen. Wie ſauer aber auch der Herr College die Miene zog, wie ſehr er ſich mit Unwohlſein entſchuldigte, es half nichts. Ausſtecher ließ nicht nach mit Bitten. Zu des Geängſteten größtem Schrecken, ſtellte ſich ſeine Frau nun auch auf Ausſtecher's Seite;

denn ſie drückte ſchon die Neugierde, das Haus zu ſehen, von deſſen innerem Schmucke die Damen der Stadt nicht genug zu reden wußten und die Mutter laut glücklich prieſen, welche ihre Tochter einſt an den präſumtiven Univerſalerben des ſteinreichen Ausſtecher's verheirathen könne. Unter allerlei Vorwänden waren ſie ſchon eingedrungen und es ſchien, als ſehe es Ausſtecher nicht einmal ungerne. So war denn die Neugierde der Madame Rühle geſtachelt und geſpornt werden und hatte eine mächtige Stärke erreicht.

„Mach' keinen Sprenzpfeffer, Rühlchen," ſagte ſie mit ungemein gewinnendem Tone, „und komm!"

Das war unwiderſtehlich. Rühle ſchlich die Stiege hinauf, zog ſeinen Bratenrock an und ſchritt denn den bittern Weg über den Markt hinüber. Der Mohr fletſchte noch höhniſcher die Zähne, als er es, von drüben geſehen, that. Es drückte Rühle'n faſt die Gurgel zu und das Herz ab.

Die Thüren öffneten ſich endlich und ſie traten ein.

Man hatte nicht zuviel geſagt. Hier herrſchte verſchwenderiſche Pracht. Solchen Luxus hatte die gute Stadt — m noch nicht geſehen und Frau Apotheker Rühle meinte, ſie ſei in dem Palaſte des Geiſterkönigs, der den berühmten Diamanten beſaß.

Dieſe Apotheke! Nein, das mußte ſelbſt Rühle zugeſtehen, ſie ließ, was Eleganz und Solidität betraf, nichts zu wünſchen übrig.

Was ihn aber faſt zuſammendrückte, war das Laboratorium; denn dort ſtanden alle die Apparate wirklich aufs herrlichſte, von denen die Viſitatoren ihm ſo oft ſchon die Ohren vollgeorgelt. Er ſah ſie zum erſten Male, aber er that, als habe er ſie längſt gekannt, wie ſie Dingler's polytechniſches Journal geſchildert. Als er aber die Preiſe hörte, da tanzten alle dieſe Apparate wie Höllengeiſter um ihn herum, und es ſchwindelte ihm ſchier.

Frau Rühle drängte, aus der Nähe dieſer Retorten und Kolben, Tiegeln und Mörſer zu kommen. Selbſt Rühle wollte weg; denn es wurde ihm mit jedem Momente zu Muthe, als ſehe er ſchon ſein Gold zum Schornſteine hinauslaboriren, da er jetzt alle dieſe Apparate ja auch kaufen mußte. Ausſtecher gab nach, und endete die pharmaceutiſche Tortur des Collegen, die bei den Platintiegeln begonnen hatte.

Jetzt trat man in die Küche. Hier ſchien die Hausfrau bereits geſchaltet zu haben, ſo blinkte und glänzte Alles, ſo vollſtändig war das Geſchirre, ſo nett, ſo ſchön. In den Stuben übertrafen Tapeten, Böden, Spiegel und Geräthe Alles, was das kleine aber ungemein ſcharfe Auge der Madame Rühle bis jetzt erblickt. Und gar als ſie in den Salon traten! — da dampfte in Meißner Porzellain der duftende Trank Arabiens und der Tiſch bog ſich von köſtlichem Backwerk.

Je mehr Ausſtecher bei Rühle verlor, deſto höher ſtiegen ſeine Fonds bei Madame. Das iſt ein Mann, der Welt hat, dachte ſie; ein vortrefflicher Mann! Ueberdieß führte er die koloſſale Figur am Arme in allen Zimmern herum, wiſchte ſich den Schweiß ob der ſchweren Arbeit, aber muckſte nicht, ſondern erſchöpfte ſich in den eleganteſten Redensarten, wodurch Madame wahrhaft echauffirt wurde vor Vergnügen.

Mit der gewandteſten Artigkeit führte ſie Ausſtecher zum Ehrenplatz, und bat ſie ſo zart, die Ehre des Hauſes zu vertreten, daß es alle Nerven der Glücklichen in harmoniſche Schwingungen verſetzte. Mit Grazie ſervirte ſie den Kaffe.

Und als ſie nun ſo traulich zuſammenſaßen und Frau Rühle auf beiden Seiten kaute, meinte Rühle, um doch auch 'mal Etwas zu ſagen, „es fehle hier jetzt nur noch der rechte Hausſegen (er ſeufzte tief auf, unterdrückte jedoch den Verräther) nämlich die ſinnig ordnende, reinlich waltende Hausfrau.“

„Für mich iſt Spiel und Tanz vorbei,“ deklamirte komiſch Ausſtecher; „allein der eigentliche Beſitzer iſt ein Burſche von vier und zwanzig Jahren, der ganz Ihrer Anſicht iſt, Herr Collega!“

„Nun da iſt ja die Sorge leicht gehoben;“ meinte Rühle.

„Da irren Sie, Werthester; darf ich Ihnen im Vertrauen mich äußern, ſo hat [illegible] eine vertraute Bekanntſchaft mit einem ebenſo lieblichen, als vortrefflichen Mädchen; allein man ſagt, die Mutter habe einen ſehr entſchiedenen Widerwillen gegen Apotheker — "

„Die Närrin!" plumpſte Rühle heraus, bei dem die Amts- und Standes-Ambition einen hohen Grad erreicht, und den man empfindlicher nicht berühren konnte, als durch Losfahren über die Apotheker.

„Wenn ich auch ſo hart gar nicht zu urtheilen geneigt bin, wie Sie, verehrter Freund, ſo glaube ich, daß im vorliegenden Falle das Urtheil der Mutter ſich doch modificiren würde;" denn fuhr Ausſtecher fort:

1) „Iſt dies Haus mit allen Im- und Adpertinenzien meines Neffen freies Eigenthum. —
2) Erbt er von mir circa zwanzigtauſend Gulden in baarem Geld, und ein Gütchen von hundert Morgen ꝛc.
3) Iſt er ein bildſchöner Junge, und
4) ein in ſeinem Fach excellirender Apotheker, endlich
5) ein gewandter, gebildeter, ſanfter, guter Menſch."

„Was meinen Sie, Verehrteſte, zu ſolch' einer Parthie?" — Mit dieſen Worten wandte ſich Ausſtecher an Madame Rühle.

Sie war etwas verlegen; allein ſie ſammelte ſich und ſagte: „da müßte ja eine Mutter faſt den Ehrentitel meines Herrn Gemahls verdienen, wenn ſie Nein ſagen ſollte."

„Victoria!" rief Ausſtecher. „Ich heiße Herbert und werbe hiermit in ſchönſter Form für meinen Neffen, Fritz Herbert, den Gehülfen in Ihrer Officin, um Julchen, Ihre liebenswürdige Tochter."

Frau Rühle ſaß da wie Loth's Weib. Herr Rühle ſtarrte den Freiwerber an und rief: „Wie, Sie haben Verſtecken's mit uns geſpielt?"

„Es iſt Alles ſo der Plan Julchen's," rief der falſche Ausſtecher aus, und wollte berſten vor Lachen.

„Sehen Sie, theuerſte Freunde, Julchen war mit Fritz längſt ein Herz und eine Seele. Ich, ſelbſt Apotheker, treibe es aber nicht, höre von der Sache, komme, ſehe Julchen und verliebe mich ſchier ſelbſt in ſie, bin alſo auf der Stelle einverſtanden mit Fritzen's Liebe.

„Bekannt mit den Verhältniſſen, erwerbe ich für Fritz die Conceſſion, hier die Zweite zu errichten. Daß Sie ärgerlich über dieſe Zweite ſeien, konnte ich mir denken, und beſtätigte Julchen. — Gerade in dieſer Zeit verläßt Sie Ihr Gehülfe. Julchen ſchickt ihren Fritz her, damit ihn ohne Anſtand und Aufſehen die guten Eltern kennen lernen können. Daß ſie ihn liebgewönnen, wußte Julchen im Voraus und rechnete darauf, daß ihre gute und richtig urtheilende Mutter bei ihm die Abneigung gegen uns 99r würde fahren laſſen.

„Bei dem Vater rechnete ſie auf die richtige Würdigung wahrer Tüchtigkeit der Kenntniſſe und des Charakters. Ich alter Narr wurde beauftragt, unter falſchem Namen herzugehen, und die künftige Wohn- und Werkſtätte einzurichten. Voila tout!

„Nun ſagen Sie Ja, und Alles iſt gut. Julchen wird glücklich, bleibt bei dem guten Mütterchen, und die Zweite iſt fortab kein Dorn in Ihrem Auge, Herr Collega!“

Die Alten rieben ſich die Stirne. „Alle Welt!“ rief plötzlich Madame Rühle, „Sie bekommen Beſuch! — Es fährt ein Wagen vor!“

„Seien Sie ruhig!“ ſprach der Oheim, „Sie erlauben nur einen Augenblick.“ — Er ging.

„Das iſt eine verwetterte Geſchichte, Settchen!“ ſprach Rühle, „was meinſt du dazu?“

„Ja ſagen!“ war die lakoniſche Antwort.

„Meinetwegen!“ entgegnete er — und in dem Momente ging die Thür auf und — Julchen am Arme des Gehülfen Fritz Herbert trat herein.

Sie flog erglühend der Mutter in die Arme.

Fritz trat zu Rühle. „Vergeben Sie,“ ſagte er, „das ganze Poſſenſpiel ging von Julchen aus. Zürnen Sie mir nicht!“ —

„Sie Galgenvogel!“ lachte Rühle. — „Laſſen Sie mir nur ſolche Poſſen in Zukunft, ſo mag's gut ſein.“

„Darf ich hoffen?“ fragte er.

„In Gottes Namen denn Ja!“ ſagte der Alte und das Gefühl trat in zwei glänzenden Zeugniſſen ihm in die Augen. Fritz umarmte ihn ſtürmiſch.

Die Mutter konnte das geliebte Kind faſt nicht aus ihren Armen laſſen. Auch ſie ſegnete den Bund, und flüſterte in Julchen's Ohr: „Laß Dir nur die Herrſchaft nicht nehmen!“

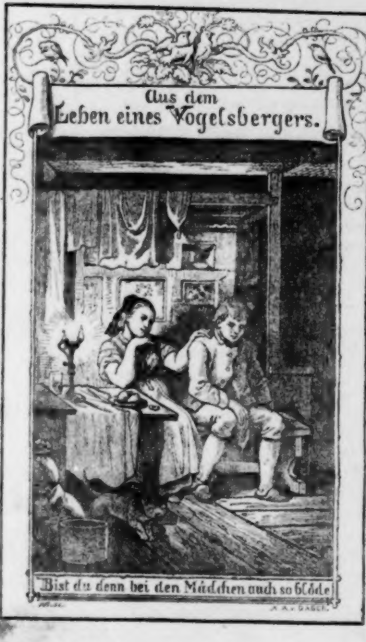
Die erröthete — aber ſie nickte, bedeutſam lächelnd, der Mutter zu.

Als nun im engen ſchönen Kreiſe Julchen den Eltern unter Lachen und Scherz Alles geſtand und der Oheim zuſetzte, er habe Julchen in dem Wagen, den er ihr hiermit als Hausſteuer ſchenke, abholen laſſen, und Fritz ſei ihr entgegengeeilt, ſo löſten ſich alle Räthſel, und der Pſeudo-Ausſtecher hob das Glas perlenden Champagners und rief:

„Hoch lebe die Zweite!“

Und Alle ſtimmten fröhlich in den Toaſt ein.

Bayerische Staatsbibliothek München


Aus dem
Leben eines Vogelsbergers.

Bist du denn bei den Mädchen auch so blöde!

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Dritter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1851.

72a 4

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite
Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden 1
Der Bojar. Eine Erzählung aus der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts 45
Das Original. Ein Stücklein 155
Das Mühlchen in der Morgenbach. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716 169

Der Apoſtelhof. Eine Geſchichte aus der Vorzeit Bacharachs.

I. Die Willkommsnacht 199
II. Der Morgen 220
III. Rückblicke 247
IV. Ein Blick ins häusliche Leben 256
V. Die Geſellſchaft 268
VI. Ein Verhör und ſeine Folgen 279
VII. Mädchenrache 294
VIII. Anderer Wind 304
IX. Wolken am Himmel 312
X. Der Eistanz 319
XI. Schluß 336

Aus dem

Leben eines Vogelsbergers

in Krieg und Frieden.

III.

BAY [illegible]
[illegible]
BIS [illegible]
MO [illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Es war in den ſchönen Octobertagen des Jahres 1847, als ich einen lieben alten Freund in der Nähe von Frankfurt am Main beſuchte. Meine Geſundheit hatte durch anhaltendes Sitzen gelitten; es war daher meine Abſicht, mir recht viel Bewegung zu machen; recht viele Zeit in friſcher Luft zuzubringen und ſo dem Uebel den Scheidebrief zu geben. Der Freund, ſelbſt Arzt, kannte Uebel und Heilungsplan, ja letzterer ging recht eigentlich von ihm aus.

„Komm' nur," hatte er mir geſchrieben, „ich will ſchon ſorgen, daß dir's an Bewegung und friſcher Luft nicht fehle. Da thürmen ſich vor uns die ſchönen Höhen des Taunus mit ihren reizenden Fernſichten, ihren alten Burgruinen und lieblich gelegenen Orten; da liegen in den reizenden Thalgründen die Bäder mit ihren Heilquellen; dort oben Homburg und ſeine neue Welt, ruhend auf dem goldenen Boden franzöſiſcher Zwanzigfrankſtücke und getragen von einer Spielhölle, wo der Deutſche ſich rupfen läßt in aller Langmuth und Geduld. Da liegt das ſtolze Frankfurt mit allen Herrlichkeiten der Welt und der Börſe, des Theaters und der Wiſſenſchaft, des Handels und der Kunſt; komm' nur! Und wenn du nicht an Leib und Seele geneſen heimkehrſt, ſo will ich, wie Sir John Fallſtaff ſagt, ein ausgenommener Hering ſein und du weißt, das iſt ein erſtaunenswerther Gegenſatz gegen meinen erklecklichen Anſatz von Behäbigkeit."

Wer hätte da widerſtehen können?

Die wunderherrlichen Octobertage lockten. Ich zog von dannen. —

„Nun laß uns den Operationsplan beſprechen," ſagte der Freund, nachdem er mich mit alter Liebe empfangen.

„Du biſt Feldherr," ſagte ich; „rechne mich zum Troß oder zum Heere, wie du willſt!"

„Auch gut," war ſeine Antwort; und nun wurden denn die Ausflüge geordnet und am andern Morgen raſch begonnen. Von dieſen Leib und Seele erquickenden kleinen Reiſen kehrten wir am Abend in den traulichen Kreis der lieben Familie zurück, um am Morgen ſie in anderer Richtung hin neu zu beginnen. So flogen acht bis zehn Tage hin, und mit jedem Tage fühlte ich mich wohler. Die Fahrten ſelbſt und die Punkte zu beſchreiben, wohin ſie gingen, iſt nicht meine Abſicht. Nicht immer konnte der Freund der Gefährte ſein, weil Menſchenweh und Pflichtberuf ihn oft in eine ganz andere Richtung führten, als ich ſie einſchlug; aber Einer begleitete mich überall, das war ſein Kutſcher, ein ehrlicher Vogelsberger, dem das Herz auf der Zunge ſaß und der mich aus früheren Tagen lieb hatte. Mir war es nicht darum zu thun im Fluge mit dem leichten Wagen, an dem zwei raſche Braunen zogen, dahinzujagen durch das ſchöne Land. Oft ließ ich die Pferde Schritt gehen, um mich der Ueberſicht des reizenden Panoramas zu freuen; oft, um mit Kaspar mich zu überreden, deſſen Vertrauen und Liebe ich mir erworben, und deſſen Seele ebenſo gern in einer ſchönen Vergangenheit lebte, als ſein Mund Das ausſprach, was ſeine Seele bewegte und erfüllte.

Seine Erzählungen gebe ich ſchmucklos in Nachfolgendem wieder, muß jedoch meinen guten Kaspar, deſſen inneres Leben ſeine Worte ſchildern, auch äußerlich vor das Auge des geneigten Leſers führen, und zwar ohne poetiſche Schminke, die hier, wo es einfache Wahrheit gilt, nichts taugt.

Mein guter Freund Kaspar hatte eine anſehnliche Länge. Von dem Ebenmaaß ſeiner Geſtalt würde Schwanthaler's Künſtlerauge nicht viel zu rühmen haben, denn die übermäßig langen und dünnen Beine wollen nicht ſo ganz zu dem etwas kurzen Oberleibe paſſen, deſſen Arme in der Länge wiederum nicht mit dem Normalmaaß des Apollo von Belvedere übereinkommen. Bei anſehnlicher Breite der Schultern iſt der Kopf zu klein zu nennen, über deſſen kurze

Stirn das ſchlichte Haar, ſie faſt verdeckend, herabhängt. Die kleinen, blaugrauen Augen ſind lebhaft und freundlich. Die Naſe reckt ſich ziemlich weit, ſpitz und unternehmend in die Welt hinaus und der breite Mund über dem kurzen Kinne hat viel einnehmende Freundlichkeit. Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit iſt der Ausdruck des Geſichts, und die gerade Haltung weiſt auf eine zeitweiſe militäriſche Laufbahn hin. Der Grundton iſt vorherrſchender Ernſt. Dieſe durchaus treue Perſonalbeſchreibung, die einem Polizeimanne, wie Dunker in Berlin oder meinem Freunde Frank, hinlänglich genügen würde, meinen guten Kaspar unter Tauſenden herauszufinden, beſonders, wenn ich noch zufüge, daß er einen Hechtgrauen trägt mit verſilberten Knöpfen und eine graue, breitdeckelige, etwas verbrauchte Filzmütze, die ein ſchwarzes Sturmband unter dem Kinn feſthält; die Beſchreibung mag aber den weitern Beweis liefern, einerſeits, daß ich meinen Helden nicht aus dem lichten Reiche der Ideale, ſondern aus der Wirklichkeit nehme, und andererſeits, daß ich mich dadurch von allen Leuten meiner romantiſchen Zunft unterſcheide, die ihre Helden alleſammt zu Adoniſſen umſchaffen. Wahrheit über Alles!

Zu dem Bilde meines lieben Kaspar's gehört indeſſen noch Etwas, deſſen ich nicht vergeſſen darf. Die romantiſche Periode des Daſeins, die liebe Jugend, liegt weit hinter ihm. Mein Blick müßte kein Kennerblick ſein, ſtünde er nicht jener Lebenshöhe nahe, von der es abwärts geht zum ſtillen Grab — ich meine damit den Standpunkt, zu dem ich ſelbſt nur noch anderthalb Schritte habe, nämlich den der Fünfziger, wenn er ihn nicht ſchon erreicht hat. Das iſt wieder eine Abnormität, da neuere Romantiker es meiſt mit lebenswarmen Jünglingen zu thun haben. Zur Beruhigung des geneigten Leſers ſetze ich hinzu: der October von Anno 1847 hatte ja auch ungemein warme, ſchöne Tage, faſt Frühlingstage; auch wird das Herz wieder warm, wenn es auf die blühenden Auen der Jugend blickt. Und überhaupt, iſt denn den reiferen Jahren alle Poeſie geraubt? Ich ſage: Nein! Den Rahmen meines Bildes zu vollenden, bitte ich meinen lieben Leſer und holde Leſerin, ſich noch folgendes lebhaft zu vergegenwärtigen. Es iſt ein netter, leichter, zurückgelegter Wagen, der langſam dahinrollt. In des Wagens rechter Ecke ſitzt ein behaglich ausſehender Mann von etwa neun und vierzig Jahren, von wohlgenährtem Aeußern und erklecklichem Umfange, der ſeine Pfeife raucht und freundlich in die Welt ſieht. Auf dem Bocke ſitzt Kaspar in dem Hechtgrauen und der gedachten Filzmütze. Er hat ſich bequem geſetzt, daß er dem Mann im Wagen und ſeinen Roſſen, deren Zügel er hält, gewiſſenhaft ſeine Aufmerkſamkeit, je nach Bedürfniß, zuwenden kann. Der Himmel iſt tiefblau und wolkenlos; die Sonne ſendet noch belebende Strahlen herab; die Luft iſt mild; das Feld und die Landſtraße leer und ſtill, und wir Beide plaudern gemüthlich von Kaſpar's Heimat und was dazu gehört.

„Das kann ich Ihnen ſagen,“ fährt Kaspar fort, „es iſt ſchön im Vogelsberg, ſo ſchön als irgendwo auf des lieben Gottes Erde.“

„Glaub's, Kaspar,“ unterbrach ich; „bin zwar ſelbſt nie im Vogelsberg geweſen, kann alſo aus eigner Anſchauung nicht urtheilen; allein mir kommt's doch ſo vor, es träfe bei Ihm das Sprüchlein zu: Wo das Häslein geheckt iſt, da iſt es gern. Nicht ſo?“

„Herr!“ rief Kaspar, „da müßt ich ein Klotz ſein, wenn mir meine Heimat nicht lieb wäre! Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe ſchöne Landſchaften geſehen; aber meinem Vogelsberg konnten ſie das Herz nicht abwenden. Wo man ſeine Jugend verlebt, wo man glücklich war (er ſeufzte leiſe), und wenn es eben auch nur eine kurze Zeit geweſen wäre, da zieht's Einen immer wieder hin, und wenn ich meinen guten Herrn verlaſſe, ſo gehe ich wieder in den Vogelsberg, um — da zu ſterben.“

Dieſem Worte, das Kaspar mit Ausdruck geſprochen, folgte eine Pauſe. Mir that's leid, ihm vielleicht wehe gethan zu haben, und in meiner eignen Bruſt regte ſich die Heimatliebe, die auch nach einem bergigen, waldreichen, rauhen Lande hinwies.

„Nun, Kaspar,“ ſagte ich, „nichts für ungut, ich habe jadamit den Vogelsberg nicht verunehren oder ſchlecht machen wollen. Ich denke mir ihn etwa ſo wie den Hunsrücken, und da bin ich zu Haus. Ich weiß wohl, wie lieb die Heimat iſt, und wie das Herz, je älter es wird, ſich um ſo mehr wieder hingezogen fühlt zu den Spielplätzen ſeiner Kindheit.“

„Parol! da haben Sie recht!“ ſagte er und die Wolke war vorüber. „Sehen Sie,“ fuhr er fort, „mein Geburtsort iſt ein kleines Dorf in einem Thale des Vogelsbergs, durch welches ein Bach fließt, der im Herbſt und Frühling recht wild werden kann, beſonders wenn der tiefe Winterſchnee behende abgeht. Wald bedeckt überall die Höhen, und Ackerland und Wieſen liegen im Thalgrunde. Glauben Sie mir aufs Wort, hier herum machen ſie ein Leben vom Lorsbacher Thal, wo wir morgen hinfahren, aber ich will nie mehr meine liebe Heimat ſehen, wenn das Thal nicht tauſendmal ſchöner iſt! Aber dorthin kommen keine müßigen Reiſenden, keine verrückten und verzückten Wiesbadener und Sodener Badegäſte, die darüber außer ſich gerathen könnten. Herr, manchmal ſehe ich das Volk, wie ſie ſich durch ihr eignes Geſchwätz erhitzen und dann Dinge ſehen, an die ein verſtändiger Menſch nicht denkt. Man möchte davon laufen. Doch, um wieder auf mein Dorf zu kommen, ſo kann ich Ihnen ſagen, es liegt recht ſchön und man kann doch recht froh und glücklich ſein, wie ich das aus Erfahrung weiß; wenigſtens bin ich es dort geweſen in früherer Zeit.“ —

„Meines Vaters Haus war klein,“ fuhr er nach einer Weile fort, „das iſt wahr, aber wir waren zufrieden in dem kleinen Häuschen, vielleicht zufriedener, als die reichen Leute in ihren weiten Häuſern und Paläſten es ſind!“

„Glaub's ſchon, Kaspar,“ ſagte ich. „In den Paläſten wohnt das Glück nicht immer; ſonſt wär's ja ungerecht von Gott. Auch hab' ich das oft genug erfahren.“

„Parol! Da haben ſie recht,“ fuhr er fort. „Wenn ich ſo zurück denke, es waren unſerer fünf Kinder und das Stübchen etwa viermal ſo groß wie dieſe Chaiſe. Neben dran ein Kämmerchen halb ſo groß, und wir hatten Alle Platz. In der Stube ſtand ein

Bett und ein Rollbett drunter für die Kleinen, das Abends herausgezogen wurde, und in der Kammer war's ebenſo. Als freilich einmal eine herrſchende Krankheit kam, da gab's Luft. Es ſtarben etliche meiner Geſchwiſter weg. Ueberfluß, Herr, war nicht da, das weiß Gott; aber wir hatten Kartoffeln und waren zufrieden. Als ich heranwuchs, ſollte ich ein Schneider werden, aber dazu hatte ich kein Sitzleder und keine Luſt. Ich fürchtete immer den Uz, der mit den Schneidern getrieben wird. Nun ſollte ich Schuſter werden, aber das gefiel mir auch nicht; endlich gar ein Leineweber. Gott erbarm' ſich! Das iſt das trübſeligſte Handwerk unter der Sonne. Nach acht Tagen lief ich auf und davon.“

„Was?“ rief ich aus. „Doch nicht in die Welt hinein?“

„Behüt' mich Gott!“ ſagte er, „da hätt' ich ſtracks das Heimweh gekriegt; ich lief nur zu meiner Baſe, die eine Viertelſtunde von unſerm Dorfe wohnte, und dort holte mich mein Vater wieder ab.“

„Da gab's wohl Riſſe,“ fragte ich.

„Parol, Herr! Etliche aus dem Salz; aber mein Vater war ein räſonabler Mann; ſagte: Kaspar, wenn du kein Handwerk lernen willſt, ſo verdinge dich. Du biſt zu alt, um das ganze Jahr die Beine unter des Vaters Tiſch zu ſtrecken. Der Müller auf der rothen Mühle braucht ſo einen Dreiläufer, wie du einer biſt. Ich will mit ihm reden.“ Als mein Vater ſo ſprach trabte ich hinter ihm her. So konnte er nicht ſehen, was ich für ein weinerliches Geſicht machte, denn — denn — es war ein ganz andrer Grund, warum ich zu keinem Handwerke mochte.

„Was war denn das, Kaspar?“ fragte ich, „obwohl ich ahnte, welche Melodie er pfeifen würde. Gewiß die alte und doch ewig neue, in Dur und Moll verlaufende — der Liebe!“

„Sehen Sie,“ ſagte er und wußte nicht, wie er das Ding rund bringen ſollte; „ſehen Sie, bei uns iſt das ſo: die Kinder, die mit einander confirmirt werden, die halten zuſammen durch das ganze Leben in treuer Lieb' und Kameradſchaft. Da gibt's meiſt Pärchen draus und das macht ſich ſo unter der Hand. Nun wohnte neben uns der Peterjacob, auch ſo ein Bäuerchen, das wie mein Vater mit ſo zwei kleinen Kühen fuhr, wie wir ſie im Vogelsberg haben. Der hatte ein Mädchen, friſch wie eine Kirſche und blühend wie eine Roſe. Wir Zwei hatten mit einander als Kinder geſpielt und hatten uns dazumal ſchon lieb. Hernachgehends, als wir Sonntags das Vieh hüteten, hielt ſich's immer zu mir, und wir plauderten, ſpielten, ſuchten Erdbeeren und eins brachte dem andern die beſten. Nun ſollt ich nicht mehr hüten mit Annebärbel — das konnt' ich nicht verwinden, und wenn ich dran dachte, kamen mir die Thränen in die Augen. Es war daher kein Wunder, daß mich meines Vaters Rede hart traf, recht hart; denn der Müller hütete nicht, weil er Futter genug hatte, was nur arme Leute thun. Er ſah gar nicht nach mir um, und laut zu ſchluchzen hütete ich mich. Er mochte daher der Meinung ſein, ich ſtimme ihm bei. So ſprach er denn fort; lobte das Leben in der Mühle, wo alle Sonntage Kuchen gebacken würde und dergleichen. Das hätte mir nun recht angeſtanden; aber die Mühle lag vom Dorf ab. Da ſah ich ja das Annebärbelchen nicht alle Tage. Was half da der Kuchen? Trocknes Brod und Annebärbelchen wär' mir für alle Ewigkeit lieber geweſen.“

„Während mein Vater ſo fortſprach, bedachte ich mir auch die Sache und war bald einig, wie ich's anfangen wollte, das Abſehen mit der Mühle zu hintertreiben. Ich dachte mich hinter meine Mutter zu ſtecken, die den Vater ganz leicht herum bringen konnte, wenn ſeine Gedanken auch ganz abſeits lagen. Sie ſtrich ihm um den Bart, nannte ihn Peterchen, Männchen und der Art, und wie der Blitz ſchlug der Wind um und blies aus entgegengeſetzter Richtung, nämlich aus der ihrigen.“

Ich lachte herzlich.

„Parol, Herr!“ rief er aus, „ſo machte ſie's und ſo machen ſie's alle und kriegen allemal richtig, was ſie wollen. O, die Weiber ſind mordspfiffig. Mit dieſem Troſte kam ich heim, und ſobald der Vater die Kühe fütterte und die Mutter in der Küche war, machte ich mich an ſie.

„Ach, ſie hatte mich, ihren Erſtgebornen ſo lieb. Wie hätte ſie mir das verſagen können, um was ich bat? Obwohl ſie's nicht gerne that, ſo ſah ich doch gleich, wie's ſtand.

„Ich ſäh' dich gern in der Mühle, ſagte ſie, mein lieber Kaspar, denn du hätteſt da ein gar reichlich und gut Leben; aber wenn du abſolut nicht willſt, ſoll Er dich nicht zwingen; doch was willſt du dann treiben? Siehſt du, Kasper, fuhr ſie fort, es iſt eine harte Zeit und es wird uns ſchwer, euch Alle durchzubringen. Du biſt der Aelt'ſte und ſollteſt die Kleinen ernähren helfen; willſt aber noch ſelber ernährt ſein. Das geht nicht! —

„Herr Gott! fiel ich ihr in die Rede, das will ich gern! Der Hirt iſt ja geſtorben. Dingt mir die Heerde!

„Du biſt zu jung, ſagte ſie; die Bauern nehmen dich nicht an.

„So will ich Holzhauer im Walde werden. Die verdienen ein ſchön Stück Geld, ſagte ich, und dürfen alle Abende ungeſtraft ſo viel Holz mit heimnehmen als ſie tragen können. Da kriegen wir unſeren Brand und Geld dazu.

„Das ging ſchon, ſagte ſie nachſinnend. Ich will's deinem Vater ſagen."

Damit war ich zufrieden.

„Es war dunkel geworden. Ich ſchlüpfte zur Thüre hinaus, und als ich hinaustrat, ſprang Jemand neben der Thüre hervor und rief: Holla! um mich zu erſchrecken. Es war Nachbars Annebärbel, die mich erwartet hatte. Die liebe Hexe erſchreckte mich oft ſo.

„Vor Annebärbelchen's Thür ſtand ein weitäſtiger Winterbirnbaum. Unten am Stamme lag ein altes Banklotz, auf dem im Sommer die Leute Abends ſaßen. Nun war's eben kein Sommer mehr. Der alte Winterbirnbaum ließ ſchon ſeine rothgelben Blätter fallen und die Schwalben waren ſchon über ſechs Wochen fort. Ob's nun gleich ganz friſch war im Freien, ſo ſetzten wir uns doch auf das Banklotz, recht dicht an einander, um zu plaudern und doch nicht zu frieren.

„Haſt du das Handwerk ſchon gelernt? fragte itzend das neckiſche Ding.

„Ja ſchön gelernt, ſagte ich, hätt' ich nicht nach dir das Heimweh kriegt!

„Sie lachte. Wenn ich's geweſen wär', fragte ſie, ich hätt's nicht gekriegt.

„O du Abſcheuliches! rief ich und wollte aufſtehen und weglaufen.

„Sie hielt mich. Verſtehſt doch gar keinen Utz? zankte ſie.

„Ja Utz, ſagt' ich, du haſt geſagt, was dein Herz denkt!

„Kaspar, ſagte ſie darauf, ſei doch nicht einfältig, bin ich nicht dein Schatz?

„Ja, ſo lang dir kein Andrer beſſer gefällt!

„Geh' ſchäm' dich, ſagte ſie zornig. So was hätt' ich nicht geſagt.

„Freilich, ſagte ich, du biſt hübſch und gefällſt Allen.

„Das hatte ihr geſchmeichelt. Sie lächelte, aber unterdrückte es doch.

„Laß das dumme Gerede, ſagte ſie. Bleibſt du jetzt daheim?

„Da liegt's, ſeufzte ich, da liegt's ja eben. Mein Vater will mich in die rothe Mühle verdingen. Denk' 'mal, in die rothe Mühle, drunten im Thal!

„Ei was? und du willſt nicht? fragte ſie verwundert.

„Wenn du mitgingſt!

„Das kann nicht ſein, Kaspar, verſetzte ſie ernſt; aber ich begreife dich nicht, fuhr ſie fort. So gut, wie du's in der rothen Mühle kriegſt, hat's ſo leicht Niemand im Dorfe. Das iſt doch, meiner Treu! wahr.

„Wär's nicht ſo weit von dir, Annebärbelchen! ſagt' ich ſeufzend.

„Mach keine Faxen, Kaspar, rief ſie aus. Die Mühle liegt drei Vaterunſer lang vom Dorfe. Geh' du hin. Jeden Abend können wir uns ſehen, wenn's nöthig iſt. Oder was willſt du ſonſt?

„Das iſt mir auch was Rechts! höhnte ſie. Geh' in die Mühle und ſei kein Narr! Gute Nacht, mich friert's! Lieber Mahlknecht als Holzknecht! Huſch war ſie fort. —

„Jetzt muß ich aber die Pferde ein bischen laufen laſſen, lieber Herr, denn der Weg iſt eben,“ ſagte Kaspar zu mir. „Dort an der Anhöhe erzähl' ich weiter.“ Er pfiff hell und die Thiere, die dieß Zeichen kannten, flogen pfeilſchnell davon. Ich war recht geſpannt, wie es nun mit den diplomatiſchen Unterhandlungen der Mutter würde gegangen ſein, die, wie Kaspar geſagt, ſich auf das Herumkriegen ihres Mannes verſtand. Während ich meine Gloſſen über die weibliche Eheſtandsdiplomatik machte, die in allen Himmelsgegenden und in allen Schichten der Geſellſchaft dieſelbe bleibt, nur mehr oder weniger fein und ſpitzöhrig, aber immer auf Schleichen und Umwegen ihr Ziel verfolgt, und mit Schmeicheln oder Schmollen es ſicher erreicht, hatten die raſchen Thiere die ebene Strecke zurückgelegt. Der Zügel ruhte. Kaspar machte rechts kehrt und zeigte mir wieder ſein von ſüßen Erinnerungen verklärtes Angeſicht.

„Sie können ſich denken,“ hob er wieder an, „daß mich Annebärbelchen's Rede ſtutzig machte. Ich blieb noch eine Weile ſitzen und dachte darüber nach. Endlich fand ich, daß ſie recht hatte. Mein Entſchluß ſtand feſt, ich wollte nun in die rothe Mühle.

„Als ich in das Haus trat, hörte ich ſchon, wie die Mutter meinen Vater bearbeitete. Aus dem ſanften Tone, mit dem er ſprach, entnahm ich, daß der Sieg meiner Mutter ganz nahe ſei. Ich trat alſo ſchnell hinzu und ſagte: Ich hab' mich anders beſonnen; ich will nun in die Mühle gehen.

„Meine Mutter lief an wie ein geſottener Krebs. Du Erzeſel, rief ſie, was fällt dir denn ein? Erſt kommt er und lamentirt, bis ich den Vater herumzukriegen verſpreche, und wie ich es bald fertig habe, pfeift der Wind aus einem andern Loche! Geh' hin und werd' des Müllers Sackeſel. Sie warf den hölzernen Kochlöffel in die Ecke und lief in die Stube. Mein Vater zog mir eine Geſalzte hinter das Ohr und ging ihr nach. Ich rieb die Dachtel ein und dachte: ſie wird ſich ja verſöhnen laſſen! Ich kannte ihr gutes Herz.

„Das geſchah denn auch, und da am andern Tage Sonntag war, ſo ging mein Vater nach der Kirche in die Mühle, und als er nach eilf Uhr nach Haus kam, war's fertig. Ich bekam zwölf Gulden und einfaches Zugehör, und war zufrieden.

„Nachmittags trieb ich mit Annebärbelchen die Kühe auf eine einſame Waldwieſe, wo wir recht plaudern konnten. Sie freute ſich, daß ich in die Mühle kam. Siehſt du, Abends, wenn du feierſt, kommſt du herauf zu mir, und im Winter kommſt du in unſere Spinnſtube. Sonntags ſind wir den ganzen Nachmittag bei einander. Wärſt du Holzhauer, ſo gingen die Abende für uns verloren, denn du wärſt zu müde. So iſt's beſſer! O, das war ein gar ſchöner Nachmittag, weil es eben der letzte war, wo wir zuſammen hüteten. Schon Montags früh nahm ich das kleine Bündel, das alle meine Habſeligkeiten umſchloß, und zog in die Mühle. Dort war eine kurioſe Wirthſchaft. Der Müller war etwa ſechzig Jahre alt und ſchon recht baufällig. Er trug den ganzen Tag die Schnappsbuttel in der Hoſentaſche mit ſich herum und ſchnupfte ganz abſcheulich. Dabei hatte er rothe entzündete Augen, zitterte mit den Händen und war ein recht unappetitlicher Menſch. Schon um acht Uhr Abends ſchlief er wie ein Sack, und keine Macht hätte ihn wach gebracht, zumal wenn er in die vermaledeite Schnappsbuttel tiefer hineingeblickt als gut war, was regelmäßig in der Woche ſiebenmal vorkam. Dieſer alte Mann hatte ſich die Narrheit einfallen laſſen, ein junges hübſches und raſches Ding zu heirathen, deren Vater, ja, was ſag' ich? deren Urgroßvater er faſt hätte ſein können. Die Müllerin war neunzehn Jahre alt, als er ſie heirathete, und das waren nun fünf Jahre her. Im Vogelsberg ſagt man: wenn ein alter Mann ein rechter Narr wird, ſo heirathet er ein junges Ding; und ich ſag's auch. Da hatt' ich's recht vor Augen. Die hackte ihm das Mus auf dem Kopf. Er mußte pariren wie ein Lehrjunge, und zu Allem ja ſagen, was ſie that. Sagte ſie: Alter geh'! ſo ging er, und: Bleib'! ſo blieb er. Das war ein Pantoffelregiment, daß ſich's Gott erbarme; allein es war ihm zur Gewohnheit geworden.

„Zu mir ſagte ſie, Kasparchen, halt' dich zu mir, ſo haſt du's gut. Mit dem Alten iſt nichts anzufangen! Das war nun leider mehr als wahr, wenn etwas mehr als wahr ſein könnte. Ich that meine Schuldigkeit, gehorchte pünktlich und ging meinen Weg ſtille. Abends ging ich zu Annebärbelchen, wie wir's verabredet hatten.

„Nach einiger Zeit machte mir die Müllerin ein unfreundlich Geſicht. Du könnteſt wohl Abends bei mir bleiben, ſagte ſie; denn der Alte ſchläft gleich. Ich ſitze dann ſo allein da, und es könnten ja Spitzbuben einbrechen. Wer ſchützte mich dann? Der Knecht gehört ins Haus. Unrecht hatte ſie nicht; aber das war ein ſchweres Opfer. Ich blieb bei ihr. Da plauderte ſie zuckerſüß, ſetzte ſich zu mir, lachte und ſcherzte. Sie holte Aepfel und Birnen, Aepfelwein und Kuchen. Endlich that ſie mir doch gar zu freundlich und es wurde mir ordentlich unheimlich. Als ſie das merkte, ſagte ſie lachend: Biſt du denn bei den Mädchen auch ſo blöde? Du närriſcher Kerl! Ich bin ja auch jung und hübſch genug, dir zu gefallen. Das war mir denn doch ein biſchen zu bunt! Von da an blieb ich nicht mehr bei ihr. Abends ging ich aus; aber ich hatte es auch gut gehabt! Und nach vier Wochen ſteter Quälereien und Plagen, die ſie mir bereitete, nahm ich mein Bündel und ging heim. Da ich den Grund nicht angab, weil ich Das, was ich dachte, zu ſagen mich ſchämte, wurde ich arg empfangen.

„Er iſt ein Taugenichts, ſagte mein Vater, der nirgends gut thut. Auch meine Mutter und alle Leute im Dorfe haderten mit mir; ſelbſt Annebärbelchen lunkte an mir, daß ſie Das, was ſie halb und halb vermuthen mochte, von mir ſelber hörte; aber ich dachte: lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun! Ich mochte den Topf nicht aufdecken.“

„Das war ſehr brav gedacht, Kaspar,“ ſagte ich; „aber wie ging's Ihm denn nun weiter?“

„Wie mir's ging, Herr? Nicht ſonderlich. Im Dorfe konnte ich nicht bleiben. Daheim grämelten die Eltern; im Dorfe ſpottete Alt und Jung und nannte mich einen Ofenhocker. Da ſagte eines Abends Annebärbelchen: Kaspar, du verlierſt deinen Reſpekt ganz. Man muß ſich deiner ſchämen. Himmel und Erde! das Wort wurmte mir! Schämen! rief ich. Warte nur. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen! Nun ſtand mein Entſchluß feſt. Ich nahm heimlich mein Bündel und ging ſo weit mich am erſten Tage meine Füße trugen.“

„Wie alt iſt Er denn da geweſen, Kaspar?“ fragte ich. „Das hat Er mir eigentlich noch nicht geſagt.“

„Parol, Herr, da haben Sie recht!“ rief er aus. „Warten Sie einmal, da muß ich zählen.“

Er ſchlug die Finger ein und ſagte dann: „ich war ſiebzehn Jahre alt, glaub' ich — nein, ich habe mich um eins verzählt; achtzehn war ich voll.

„In dem Dorfe, wo ich übernachtete, fand ich einen Dienſt und blieb da zwei Jahre, obwohl es ein ſchwerer Dienſt und der Lohn gering war; aber ich wollte denen daheim zeigen, daß ich keine Schlafhaube, kein Taugenichts ſei. Nach zwei Jahren ließ ich einmal heim ſchreiben. Da erfuhr ich denn, daß mein Vater kürzlich geſtorben ſei und meine Mutter nun meiner bedürfe; ſo ging ich denn heim. Das Heimweh hatte ich mit Macht verbiſſen, auch den Kummer um Annebärbelchen. Recht traurig über meines Vaters Tod kam ich heim, und da es eben Frühling war, griff ich tüchtig an.

„Gleich am erſten Abend kam Bärbelchen und bewillkommte mich. Sie war viel hübſcher noch geworden, und das Herz im Leibe hüpfte mir, als ich ſah, daß ſie mir noch gut war. Sie neckte zwar und ſagte: Da draußen wirſt du einen andern Schatz gehabt haben? Als ich ihr aber verſicherte, daß mir keine gefallen, da war wieder alles gut, wie zuvor, und ſie lachte heimlich vor Freude.

„Mit der Mühle hat's ſich auch aufgeklärt, ſagte ſie und wurde blutroth. Nun wiſſen die Leute, warum du fortgingſt.“

„Sagt' ich dir nicht: es iſt nichts ſo klar geſponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen? fragte ich ſie.

„Ich hab's wohl nachher bedacht, antwortete ſie. „Laß es gut ſein. Es war dir hintennach eine rechte Ehre, daß du nicht plauderteſt. Der Knecht nach dir hat's aller Welt geſagt, wie es ſtand. Da warſt du gerechtfertigt vor den Leuten im Dorfe.

„Von meiner Mutter erfuhr ich, daß der alte Müller ſich zu Tod geſchnappſt habe, und die Müllerin habe bald darauf wieder geheirathet, und zwar ihren Müllerburſchen.

„Ich blieb nun den Winter daheim; allein es kamen bald andere Schickſale. Sie wiſſen gewiß, lieber Herr, daß unſer Kurfürſt aus dem Lande gegangen war und dazumal der Napoleon die ganze Welt durcheinander ſchmiß. Wir hatten nach Kaſſel einen König gekriegt, der ein Bruder des Napoleon war, ein wüſter Menſch, den Niemand mochte. Was aber das ſchlimmſte war, der Napoleon führte Krieg mit allen Potentaten, und da mußte unſerer denn auch Soldaten ſtellen. Die wurden ſo recht auf die Schlachtbank geſchleppt. Wir Heſſen hielten treu an unſerm alten Herrn und haßten das Franzoſengezücht, das uns überall quälte. Durch dieſe Soldatenziehungen wurde der Franzoſe noch verhaßter. Als der Napoleon nach Rußland zog, mußten unſere Leute mit; in Spanien mußten ſie ſich todtſchießen laſſen. Da kochte der Grimm in manchem treuen Heſſenherzen; aber keiner wagte es, das Maul aufzuthun, denn die hätten's einem mit einer Kugel geſtopft, wie ſie es hin und wieder etlichen damals gethan haben. Item, wir hatten auch Speichellecker, die dem Franzoſen den fetten Biſſen in den Mund ſchoben. Doch — was geht das mich hier an? So viel iſt gewiß, es kam in Heſſen eben auch faſt dahin, daß die friſchen jungen Burſche ſelten wurden. Nur ein Mittel gab's noch in der erſten Zeit, nämlich heirathen. Später half das nichts mehr in dem Königreiche Weſtphalen.

„Im Frühlinge ſtarben viele Leute, nämlich 1813, und man erzählte ſich gar ſchlimme Dinge von den Franzoſen und wie die Deutſchen dreinſchmiſſen, durft's aber nicht laut ſagen. Auch meines Annebärbelchen's Vater ſtarb, und der war ein Wittmann und hatte nur das hübſche Kind. Da iſt mir wohl der Gedanke gekommen, ich ſollte das Mädchen heirathen, ſo wär' uns Beiden geholfen; ich brauchte nicht Soldat zu werden und ſie war unter der Haube und verſorgt. So klug wie ich waren auch andere Leute. Unſer Ortsſchultheiß oder Syndik, glaub' ich, nannten ihn die Franzoſen, der hatte einen Brudersſohn (er ſelbſt war kinderlos), der ſpannte auch auf mein liebes Annebärbelchen, aber er war kein hübſcher Burſch, meiner Treu, auch nicht brav; der Schultheiß war ein Erzſpitzbube, ſo ein rechter Manteldreher, Augendiener und Schwammdrücker; hielt's mit den Franzoſen und hatte immer Unrath im Sack. Der Hannes fing an, dem Annebärbelchen nachzugehen. Das hatte ich ſchnell weg und ſtellte ihn darum einmal und ſagte: „Was ich ſagen wollte, Hannes, laß mir meinen Schatz in Ruh'!

„Hella, ſagte er, „ſeit wann haben Dreiläufer Schätze?

„Seit ſie freche Mäuler ſtopfen gelernt haben! rief ich im wüthendſten Grimm und that, wie ich ſagte, und zwar mit meiner Fauſt.

„Der Hannes war ein kleiner dürrer Menſch. Der ſprang mir an die Gurgel, aber ich ſchüttelte ihn ab, und es gab eine wüſte Balgerei um das Mädchen, bis die Leute herzuliefen und uns aus einander riſſen, und was meinen Sie, was das End' vom Lied' war?“

„Nun?“ fragte ich, weil ich mir dachte, der Schultheiß würde ihn haben ein wenig zum Brunnen kommen laſſen. „Was gab's dann, Kaſpar?“

„Dazumal,“ hub er wieder an, „wurden in aller Eile alle die zum Militär gerufen, die ſich in früheren Ziehungen freigeſpielt hatten oder die nicht extra tauglich waren befunden worden, auch die, die noch zu jung waren, denn die Ruſſen und Preußen jagten die Franzoſen vor ſich her. Ich dachte, nun wird auch der Hannes dran müſſen, und freute mich. Ich war noch etwas zu jung und kam erſt in einem Jahr zur Ziehung. Es war mir, nachdem ich den Hannes etwas arg traktirt hatte, bang vor dem tückiſchen, falſchen Schultheiß; der hatte die Eigenſchaft der Weſpen und Bienen, die — hinten ſtechen. Es blieb Alles ſtill. Der Hannes rieb ſeine Dachteln ein und ich ging zum Annebärbelchen und ſagte: Kind, wie wär's, wenn wir den Tanz kurz machten und heiratheten uns? — Das Mädchen wurde roth und ſagte: Geh'! Geh'! Mach' mir keine Faxen vor! Ich bin noch zu jung! Damit aber war's ihr doch kein Ernſt, und als meine Mutter ihr auch zuredete, hielten wir Handſtreich und ich ging in die Stadt zum Maire, um mich verſchlagen zu laſſen; denn bei den Franzoſen wurde man zweimal copulirt und ausgerufen, vom Maire und vom Pfarrer. Als mich der Maire ſah und hörte, wie ich mich ſchrieb, da rief er: Aha, das iſt der Kerl, der Unruh ſtiftet und auf den König geſchimpft hat!

„Ich? fragte ich erſtaunt.

„Ja, du! ſchrie der Maire und ließ durch ſeinen Büttel die Gendarmen rufen, die faßten mich ohne Präambel und ſetzten mich ein. Am andern Morgen war ich ſchon auf dem Wege nach Kaſſel.

„Jetzt ſah ich den Zuſammenhang ein. Das war ein Weſpenſtich vom Schultheiß und die Vergeltung für die Dachteln, die ich dem Hannes gegeben.

„Mir brach ſchier das Herz. Von Mutter und Braut wegmüſſen, ohne Urtel und Recht — das trag' einer ſtill! Ich weinte, ſchimpfte, fluchte. Alles in einem Athem und durcheinander. Ich wollte durchgehen; aber da verſtand der Gendarm, der aus Hersfeld war und barbariſch grob, keinen Spaß. Er ſtieß mir den Kolben in die Rippen, daß ich nach Gott ſchrie, und band mir dann die Hände auf dem Rücken feſt.

„Herr, wie mir da war, kann ich Ihnen nicht ſagen! Dachte ich mir meine arme Mutter, mein Annebärbelchen, ſo hätte ich verzweifeln können; dachte ich daran, vielleicht Soldat werden zu müſſen für den Hannes und mich todtſchießen zu laſſen für das Franzoſengezücht — Herr, ich hätte die Welt zerreißen können.

„Auf der nächſten Station bekam ich einen andern Gendarm, einen ehrlicheren, der aus dem Fuldiſchen war.

„Kamerad, ſagte er, zerrauf' dir die Haare nicht! Es hilft dich doch nichts. Soldat mußt du werden, das iſt ab. Ans Durchgehen iſt nicht zu denken. Wo wollteſt du denn hin? Deiner Mutter wird's ſchon gut gehen und wenn deine Braut vom Stoff der Eva iſt, wie ich gar nicht zweifle, ſo heult ſie ein bischen und dann iſt's all. Das Weibsvolk ſtirbt nicht vor Leid um einen Schatz. Vielleicht bleibt ſie dir auch treu, wenn dich keine Kugel von ihr ſcheidet, und dann kann noch Alles gut werden, wenn ſich Alles ſo macht und ſie nicht den Hannes heirathet. Woher er das wußte? Ich hatt's ihm erzählt.

„Das war ein feiner Troſt! aber der Menſch hatte doch ein Herz im Leib und ſtieß mir den Kolben nicht in die Rippen. Daß ich's kurz mache — endlich kam ich nach Kaſſel. Ich will nicht ſagen, wie mir die Stadt gefiel — denn nach der ſah ich mich nicht viel um; nur das will ich ſagen, daß ich gleich ein Soldatenkamiſol anzuthun bekam und in die Kaſerne mußte. Da hieß es: Exercirt! von Morgens bis Abends. „Und als ich im Stande war, leidlich meine Flinte zu halten, hieß es: Vorwärts! Marſch!“ Hier unterbrach ſich Kaspar. „Herr,“ ſagte er, „ich muß aufhören, ſonſt kommen wir heute nicht ans Ziel unſerer Fahrt.“ Er klatſchte in die Luft mit der Peitſche und flugs ging's nun im raſchen Trotte dahin. Ich dachte den Geſchicken des armen wackern Menſchen nach, ließ meiner Phantaſie freien Flug und geſtaltete mir ſeine ferneren Schickſale nach meiner Weiſe.

Nach kurzer Zeit waren wir am Ziel. Er verſorgte die Pferde, ich mich, und wir blieben von einander entfernt, bis die Sonne ſchon tief im Weſten ſtand. Ich hatte Kaspar's nicht mehr gedacht, denn des Schönen viel ſchaute mein Auge. Als ich von der Höhe zurückkam, wo eine alte Ruine ſtand, war er ſchon zur Abfahrt fertig. Ich ſtieg ein.

„Herr,“ ſagte er, indem er ſich wieder zurecht ſetzte, „ich muß Ihnen doch meine Geſchichte auserzählen.

„Wenn Sie ſich erinnern, ſo war das im Jahr 1813 im Anfang des Octobers, als wir von Kaſſel abmarſchirten. Es regnete viel. Parol! es war ein ſchönes Regiment, doch der Koth tief auf der Straße.“

„Aber Kaspar?“ ſagte ich, „hat Er denn das Heimweh nicht gekriegt? Ich ſollte denken, ſo weit wäre er noch nie von ſeiner Heimat weggeweſen und von der Mutter und dem Annebärbelchen?“

„Das hätt' ich ſchier vergeſſen zu erzählen,“ ſagte er. „Gewiß hatt' ich das Heimweh! Ach, du lieber Gott, wieviel Thränen vergoß ich! aber vor meinen Kameraden durft' ich mich's nicht merken laſſen. Die lachten mich aus. Nachts aber, Nachts — ach, da überließ ich mich meinem Leid. Einer war dabei, dem ging's nicht beſſer als mir. Es war ein Fulder. Der ſagte zu mir: Ich hatt' auch das Heimweh. Weißt du, wie ich mich kurirt? — Ich ſchrieb heim und ließ mir ein Stück Brod ſchicken. Da roch ich dran, wenn mir das Flennen ankam, und huſch! war's weg. Mach's auch ſo!

„Ach Freund und Bruder, ſagt' ich, ich kann ja nicht ſchreiben!

„Nichts weiter als das? rief er aus. Ich bin eines Schulmeiſters Sohn und kann ſchreiben wie unſerm Amtmann ſein Scribent. Kauf' Papier und morgen ſchreib' ich dir einen Brief, der ſich gewaſchen hat, und du bezahlſt einen Schnapps.

„Das war mir gleich recht und ich ſpürte ordentlich ſchon, wie mir das Herz leichter wurde.

„Gleich am andern Morgen kaufte ich Papier, und da es ein Sonntag war, hatte der Fulder Schulmeiſtersſohn Zeit, mir den Brief zu ſchreiben. Wir ſetzten uns allein auf die Kammer, da wir Raſttag hatten.

„Er ſagte: nun, Alter, was ſoll ich denn ſchreiben?

„Schreib viel tauſend Grüße, ſagte ich, und wie's mir ergangen; ſchreib auch, wie das Alles der Schultheiß, der Halunke, gethan, und das Annebärbelchen ſolle mir treu bleiben und nur den zwergen Hannes nicht nehmen, der mein Unglück war, und meine Mutter ſolle ſich nicht todt weinen und ſolle mir ein Stück Brod ſchicken gegen das Heimweh, das mir ſchier die Seele abdrücke.

„Das muß ich ſagen, der Fulder machte ſeiner Abkunft Ehre.

So eine Schulmeiſters Art iſt doch etwas Rares! Da ſtecken die Conduiten ſchon im Holz und ſie erben's wie die Hühnerhunde das Stehen. Hat doch der Fulder all' meine Gedanken hingeſchrieben haarklein, und keinen vergeſſen, nicht einmal einen halben. Und das war ſo beweglich, daß ich bitterlich weinen mußte. Wüßt' ich's nur noch, Sie würden ſich verwundern, lieber Herr. Mein linkes Ohrläppchen hätt' ich drum gegeben und gäb's heut' noch drum, wenn ich das hätte fertig bringen können. Freilich, die Gaben ſind verſchieden ausgetheilt, und man kann ſich keine geben!

„Der Brief ging ab und es waren noch keine vierzehn Tage verfloſſen, da kam Antwort. Das war eine Luſt! Hundertmal mußte ihn mir der Fulder leſen, bis ich ihn von Anfang bis zu Ende auswendig wußte. Nun trug ich ihn auf der Bruſt mit mir herum.“

„Von wem war er denn?“ fragte ich Kaſpar'n, der das nicht geſagt.

„Parol! da hab' ich mich übereilt!“ rief er aus. „Verzeihen Sie! er war von Annebärbelchen und meiner Mutter. Sie ſchrieben, daß ſie Alles wüßten und ſchier ſich todt geweint hätten. Nun wollten ſie ſich tröſten, da ſie doch nun auch wüßten, daß und wo ich lebe. Daß ſie für mich beten wollten und daß Annebärbelchen mir treu bleiben wolle bis in den Tod. Auch lag ein Stück Brod drinnen, das dick und groß genug war, daß ich's nicht würde abgerochen haben bis an den jüngſten Tag.“

„Half's denn, Kaſpar?“ fragte ich. „Das iſt ja ein leichtes Mittel, einen armen am Heimweh Leidenden zu kuriren.“

„Ob's geholfen! Parol! Herr, es that's. Der Fulder ſagte mir, wie ich's machen ſolle, nämlich, ich ſolle es auf der Bruſt tragen und alle Morgen und Abend dran riechen. Um es beſſer verwahren zu können, nähte ich's in einen Tuchlappen, machte Bändel dran und hing's ſammt dem Brief um den Hals. Er trug ein wenig dick auf, aber die Unteroffiziere und Offiziere bemerkten's doch nicht unter dem Uniformsrock. Wie's der Fulder befohlen, ſo machte ich's und richtig, mein Heimweh verging.

„Daß ich's ehrlich bekenne, ich wär' auch nicht ganz ungern Soldat geweſen, wenn nur das Todtſchießen nicht geweſen wäre; denn ein Bräutigam und Todtſchießen, das ſind zwei Dinge, die ſich gar nicht paſſen. Zudem für die Franzoſen! wär's noch unſer alter Herr, der Kurfürſt, geweſen! Der aber war in Prag und betete auch kein Vaterunſer für den Hieronymus und den Napoleon, der ihn ums Land gebracht, wie mich um mein Bärbelchen. Ich dachte recht oft an den alten Landesvater, weil mir's nun grad ſo ging, nur mit dem Unterſchied, daß ich noch für den, der mich um's Annebärbelchen brachte, in den Krieg ziehen mußte, was er nicht brauchte.

„Doch ich muß nun wieder von unſerm Marſch erzählen. Wir ſahen alle trübſelig drein, als uns der König Hieronymus beſchaute. Das Vivat, welches die Unteroffiziere riefen, blieb uns allen in der Kehle ſtecken. Da hab' ich denn auch den dürren gelben Franzoſen zum erſten Mal und gottlob! zum letzten Mal geſehen und mir ging's abermals wie unſerm Kurfürſten in Prag: ich betete auch kein Vaterunſer für ihn. Sie ſagten, er ſei von einer Inſel im Meere zu Haus, da hätten ſie alle ſo Geſichter wie geräucherter Speck. Er machte ſich auch nicht viel mit uns zu ſchaffen und wir uns ebenſo wenig mit ihm, etliche ſtille Stoßgebete abgerechnet, die aber etwa ſo klangen, als wünſche man ihn in die Hölle. Ich hätt' ihm gern den Hals umgedreht von wegen meines Annebärbelchen's.

„Das war ein Marſch! Herr, ich ſag' Ihnen, der Koth auf der Landſtraße war ſchuhtief! Es war ein helles Herzeleid. Da blieb hier Einer zurück, der marode war; dort Einer. Kamen auch Alle nicht wieder, und beim Licht beſehen, deſertirten ſie Alle in die Heimat und verbargen ſich, denn die Geſchichte hatte bald ein Ende. Da kamen ſie zum Vorſchein. Damals ſah ich ihnen nicht in die Karten, ſonſt hätt' ich's grad ſo gemacht. Wir machten kurze Tagmärſche, weil wir kaum gehen konnten und uns die Schuhe ſchier von den Füßen in Stücke fielen. Von daheim hörte ich kein Wort. Der Fulder ſchrieb mir faſt alle Raſttag. Alle Leute bekamen Briefe nachgeſchickt und kamen richtig an. Mir kam keiner.

„Ach, das quälte mich und ängſtete mich, und ich mußte alle Tage dreimal an meinem Stücke Brod riechen, daß mir das Heimweh nicht das Herz abdrückte, das wieder hervorkam wie eine Maus aus dem Loch, darin ſie ſich verkrochen hatte. Der Fulder tröſtete mich. Sei kein Eſel, ſagte er liebreich. Geſtorben ſind ſie nicht, denn ſo ein Weibsleben ſtirbt ſo leicht nicht. Vielleicht hat ſich's einen andern angeſchafft in deinem Dorfe, ſagte er.

„Ja, angeſchafft! rief ich; wie du's verſtehſt.“ In unſerm Dorfe ſind nur noch anderthalb Burſche, nämlich der ſcheele Jörg, der ein Kerl iſt, ſo lang wie unſer Capitän, der Kaſſeler, und der Hannes, der iſt ſo dünn, wie ein Nähfaden, und wenn er drei Schuh hoch iſt, ſo iſt er ein Rieſe. Das wär' denn doch ein hundsſchlechter Geſchmack!

„Bleib' mir mit den Mädchen vom Leibe! rief der Fulder. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's da, und iſt ſonſt keiner da, nehmen ſie auch den Ausſchuß. Trau! ſchau, wem!

„Aber es war ſo einer, der überall Unrath ſah, ſonſt nicht übel. Ich dachte: machſt mir meinen Gaul nicht ſcheu, wenn ich auch einen hätte. Das Bärbelchen wird kein Narr ſein und den ſcheelen Jörg nehmen, der als Spatzenſcheuche in einem Erbſenlande dienen konnte, oder den kleinen Hannes, der ihm bis an den Ellenbogen reicht! Fehlgeſchoſſen, guter Bruder Fulder! das muß ich doch beſſer wiſſen! Und mir die Treue brechen? Nein, da muß etwas anders im Spiele ſein!

„Zu ſolcherlei Reden und Gedanken war nicht mehr lange Zeit, denn bald hörten wir den Kanonendonner bei Leipzig. Wir kamen mitten in die Schlacht, die den Franzoſen den Garaus machte. Da pochte das Herz! So ein Kanonendonner, Herr, das iſt ein Gekrach! Die Erde bebt einem unter den Beinen und man könnte ſchwören, der jüngſte Tag ſei da. Und wie ging's zu? Herr meines Lebens! da kamen Wagen voll Verwundeter, daß einem das Herz blutete, die jammerten, heulten — aber fort ging's ohne Erbarmen.

„Als wir näher kamen, wurde Halt gemacht. Die Adjutanten ſprengten da herum wie Irrwiſche im Moor. Da dachte ich nicht mehr heim, ſondern wie ich mich ſalviren und zu den Deutſchen kommen könnte. Jetzt erſt war ich feſt entſchloſſen, mich für die Franzoſen nicht todtſchießen zu laſſen. Als wir uns ein bischen erholt hatten, kam der Befehl, vorzurücken. Wir marſchirten durch ein Dorf, wo in den Häuſern keine Seele mehr war. Jenſeit des Dorfes war ein Bach, und über dieſen führte eine Brücke.

„Halt! dachte ich, könnteſt du unter die Brücke ſchlüpfen, ſo wärſt du geborgen. Ich that, als ob ich vor Schmerz am Beine nicht weiter könnte, und blieb zurück. Niemand kümmerte ſich um mich und das Regiment marſchirte hinüber. Kaum waren die letzten über der Brücke, flugs war ich drunter. Nun erſt ſah ich, daß es eine Holzbrücke war. Ein Weidenbaum war drunter herausgewachſen, recht buſchig und dick. Der Stamm bog ſich unter der Brücke heraus, daß man ſich darauf ſetzen konnte. Das Waſſer war wild. Fiel ich hinein, ſo war's aus, denn ich konnte ſchwimmen wie ein eiſerner Keil. Um das zu verhüten, ſteckte ich das Bajonnet in den Boden und ſtemmte den Kolben gegen die Bruſt. So wär's gegangen, aber ſchlief ich ein (und ich war müde genug dazu), ſo purzelte ich doch herunter. Da nahm ich denn den Riemen, womit ich den Mantel, aufſchnallte und band mich feſt an den Stamm der Weide, und betete herzlich, daß mich Gott ſchützen möge in ſolcher bedenklichen Lage.

„Noch nicht lange hatte ich geſeſſen, da kam Cavallerie und eine Batterie. Das ging über die Brücke weg, daß ſie ächzte und krachte. Wenn ſie einbräche! dachte ich. Die Angſt des Todes legte ſich auf meine Seele.

„Es war gegen Abend. Immer neue Regimenter zogen über die Brücke weg. Wenn ich meinen Ohren trauen konnte, ſo entfernte ſich der Kanonendonner. Mit der Nacht hörte er auf. Jetzt hätte ich ruhig ſein können, aber ich war durchnäßt und der Abendwind pfiff eiſig mit dem Zuge des Waſſers durch die Brücke. Ich zitterte. Zum Glücke hatt' ich noch ein wenig Branntwein in meiner Weidenflaſche. Der erwärmte und erquickte mich, aber bald darauf ging Alles wüſt im Kopfe herum und ich ſchlief ein. Denken Sie ſich, lieber Herr, bei ſolchem Wetter, in dem man im Vogelsberg keinen Hund vor der Thüre herumgeführt hätte, mußte ich ſechszehn bis achtzehn Stunden machen. Die Nahrungsmittel waren ſchlecht und ihrer wenig. Die Mundportion war mir für einen hohlen Zahn. Kein Wunder, wenn da Uebermüdung, Schwäche und Schlaf einen um den Gebrauch der Sinne bringen. Hätt' ich da die Kriegsliſt mit dem Anbinden nicht gebraucht, ſo war ich ſchnurſtracks ein Kind des Todes, und wie ging's dann meiner Braut und Mutter? Das waren ſchwarze Gedanken! Aber, ach! wie ſchmerzten mich Bruſt und Rippen, als ich gegen Tag erwachte. Es hummerte und knallte ſchon wieder und dießmal hörte ich mit Schrecken, daß mir der Schall näher kam. Es wurde mit jeder Viertelſtunde ärger. Bald jagten Einzelne über die Brücke; dann ganze Haufen. Endlich kamen Wagen, dann Kanonen. Ich hörte die Franzoſen fluchen und läſtern, und ſchloß daraus, ohne daß ich etwas verſtand, daß ſie flöhen, denn ſonſt hätten ſie jubilirt.

„Näher und näher kam das Schlachtentoben. Immer wilder und regelloſer flohen die Franzoſen über die Brücke. Kugeln ſchlugen hier und da ein; andere platzten mit ſchauerlichem Krachen. Ich empfahl meine Seele Gott und harrte in Todesangſt. Wie? wenn ſie auf den Einfall kämen, die Brücke abzubrechen oder in Brand zu ſchießen? ſo war ich verloren. Da mögen Sie ſich wohl denken, wie mir's zu Muthe war; ich dachte an das Lied, das ich hundertmal geſungen:

Muß ich denn ſterben?
Bin noch ſo jung, ſo jung;

und zweifelte keine Minute mehr dran, daß nun mein Stündlein würde ſchlagen und ich von Annebärbelchen geſchieden würde vor der Copulation.

„Mit Todesgedanken beſchäftigt, vernahm ich nun, daß die Franzoſen wieder vorrückten. Ich vernahm Deutſch und noch eine vermaledeite Sprache, die ich für ruſſiſch oder koſackiſch hielt. Bei dem Gedanken an dieſe Unholde, von denen man im Vogelsberg erzählt hatte, ſie ſpießten die Säuglinge auf ihre Lanzen und nähmen ſie ſo mit ſich hinweg, ſiel mir das Herz vollends in die Schuhe. Jetzt kam's in meiner Nähe zum Gefecht. Auf meiner Weide war ich nicht mehr ſicher. Ich kroch daher in die Höhlung unter dem Stamme, die das Waſſer, wenn's hoch ſtand, ausgewaſchen haben mußte.

„Das war mein Glück! — ſie verbarg mich auch völlig.

„Sie haben, lieber Herr, fuhr Kaspar nach einer Pauſe fort, gar keine Vorſtellung, was ſo eine Schlacht heißt. Dieſes Donnern, Hummern, Trommeln, Blaſen, Schreien, Aechzen und Wimmern unter einander iſt entſetzlich. Ueber eine Stunde hatte die Geſchichte da herum gedauert, da ſchlug eine Kugel in die Brücke; dann eine zweite, dritte, vierte — ſie krachte und brach zuſammen. Ein Tragballen fiel gerade auf den ſattelartig gebogenen Weidenſtamm, wo ich geſeſſen. Der hätte mein bischen Habe lachenden Erben zugeführt. — Bald darauf hörte ich's patſcheln im Waſſer. Es ſetzten, das konnte ich lugend erſpähen, entſetzliche Kerle hinüber. Es waren wilde Geſichter mit langen Bärten, kunterbunt gekleidet, kleine quackelige Geſtalten mit Lanzen und Gäulen, die kein Haarbeit ſchöner waren, als ſie ſelbſt. Zu dieſen Figuren kam die Teufelsſprache — das waren die Koſacken, die Menſchenfreſſer! Hu! wenn mich einer gefunden! der hätte mich offenbar ſogleich verzehrt, wenn er nämlich, wie ich nicht zweifelte, einen ſo greulichen Hunger gehabt hätte, wie ich ihn hatte. Die Koſacken ſetzten hinüber; dann kamen andere, auch Ruſſen müſſen's geweſen ſein, Dragoner, die ſetzten ebenfalls an der Furth über, und von der andern Seite her hörte ich, wenn der Kanonendonner ſchwieg, wohl 'mal ein deutſches Wort.

„Das waren Stunden, lieber Herr, die ich meiner Lebtag nicht vergeſſe. Dabei Froſt, naſſe Kleider, da das Waſſer in meiner kleinen Erdhöhle durchſickerte, und einen Bärenhunger, ohne Hoffnung, ihn zu ſtillen. Allgemach zog ſich das Schlachtgewühl zurück. Der Kanonendonner hallte aus der Ferne bumm, bumm, bumm, und ich dachte in meinem Elende freudig: Nun laufen die Franzoſen!

„Als die Angſt nachließ, kam mächtiger der Hunger. Da fiel mir plötzlich mein Heimwehbrod auf der Bruſt ein. Hungerſterben und am Heimweh ſterben läuft auf eins hinaus, dachte ich. Hatte auch ziemlich Ruhe gehabt in der letzten Zeit, und mußte nicht, da das Riechen an dem Brode ſchon zeitweis geholfen, das Eſſen von Grund aus gegen das Heimweh helfen? Der Gedanke war wichtig und beſaß von dem Hunger unterſtützt eine ſo wunderbar überzeugende Kraft, daß ich raſch die Kordel abriß, an der es hing, das Tuch entfernte, wo hinein es geſchlagen war, und an der ſteinharten Kruſte mit aller Kraft zu nagen begann. Neues Leben durchſtrömte mich nach dem Genuſſe; neue Lebens- und Heimkehrhoffnung regte ſich. Ich kroch aus meiner Höhle, worin ich wie ein Krebs in der ſeinen ſteckte, und krabbelte auf das Ufer. Alles war todtſtill. Die Dörfer aber brannten im weiten Kreis, ſchauerlich anzuſehen. Jetzt trat der Mond aus den Wolken und rings um mich erblickte ich — Leichen!

„Herr, ich will's bekennen, daß ich von je vor Leichen einen Schrecken hatte, und doch hatte ich nie mehr als eine geſehen! Da herum lagen ſie dutzendweis. Item man gewöhnt ſich an Alles und ſo verliert auch das Furchtbare. Herr, wenn ich dran denke wie mir's zu Muthe war, als ich die erſte Pfeife Tabak rauchte — O! — O! — Meinte damals auch, Himmel und Erde tanzten einen Schottiſchen und ich hörte das Klingeln in den Ohren — und der jüngſte Tag ſei da — und nun — iſt mir's das Liebſte, was ich kenne. So gehen die Gänge, ſagte der Müller — der hatte nur einen, und der war nicht ſein; das iſt ſo ein Vogelsberger Sprüchelchen, deſſen Wahrheit ich fühlen lernte. Gegeſſen hatte ich, aber bis zum Sattwerden war ein weiter Weg. Als der Mond die Landſchaft beſchien, ſah ich nicht weit von mir einen Offizier liegen, der hatte einen guten Mantel an. Ganz ſachte ſchlich ich hinzu und rüttelte ihn mit innerem Beben. — Maustodt! — Nimm mir's nicht übel, armer Kamerad, ſagte ich, dein Mantel nützt dir nichts mehr und mir viel in dieſer Nachtluft, und mein Mantel iſt durchnaß. Sanft zog ich ihn ab, denn er war nur umgehängt und am

Hals zugeknöpft, und legte meinen drüber. Er paßte mir in der Länge vollkommen. Hm! dachte ich, fühl' 'mal, ob er keine Pfeife hat? Ich that's. Richtig, da ſteckte eine und Tabak, ſelbſt Feuerzeug. O ich Glücklicher! Es war ja doch kein Raub! Er rauchte nicht mehr, und ich ſo gern. Noch eins that ich — und das war vielleicht nicht recht — ich gab ihm meinen Tſchako und nahm dafür ſeine Feldmütze. Nun aber ergriff mich auf einmal ein namenloſes Grauen. Ich lief, was ich laufen konnte. Der Mond verhüllte ſich wieder. Da ſtolperte ich und fiel auf — eine Leiche! Herr, lieber Herr, ich ſag' Ihnen, das war ein Entſetzen ohne Maaß. Mir kam's vor, als rege er ſich und als ſollten die ſtarren eiskalten Arme mich umſchlingen. Raſch raffte ich mich auf, um nach einer andern Richtung davon zu laufen — abermals kam mir aber etwas unter die Beine. Es war ein Brodbeutel und alſo der Todte ein Preuße. Ich fühlte — es war ein halbes Commisbrod drin. Ach, dachte ich, Gott wird dir's vergeben! Der ißt ſo wenig mehr etwas, als der Offizier dort Tabak raucht. Ich nahm's heraus und der Hunger überwand alle Schrecken des Todes, die mich umringten und mich eben faſt von Sinnen gebracht hatten. Wie das ſchmeckte! Aber es blieb nicht ſo viel übrig, als man im Auge leiden kann!

„Neugeſtärkt wanderte ich weiter. Mein Torniſter drückte mich zwar, aber da war ein Hemd und Kleider drin, die ich, wenn ich ein Plätzchen fand, anziehen wollte, beſonders Schuhe und ein paar Gamaſchen. Das Gewehr ſteckte noch im Bache. Nur meinen kleinen Säbel hatte ich noch, und den wollte ich doch auch nicht gern miſſen. Ich wußte ja nicht, wie es ging.

„So wanderte ich denn fort, ohne zu wiſſen wohin. Das nächſte brennende Dorf war mein Zielpunkt. Feinde waren dort nicht. Die brennende Pfeife im Munde ſchritt ich, geſättigt und friſch geſtärkt, voran.

„Etwas entfernt von dem Dorf, und, da der Wind von dieſer Seite die Flamme anblies, geſchützt, ſtand eine kleine Hütte. Die Thüre war offen, keine Seele nah. Ich trat hinein. Alles ſtill.

Holla! dacht' ich, als ich in die Küche trat, mach dir da auf dem Herd ein Feuer an und wärme und trockne dich! — "

„Das war ein guter Gedanke, Kaspar," ſagte ich zu dem Erzählenden und reichte ihm Tabak. „Da Er ſo gern raucht, mach' Er ſich eine Pfeife an." Sein Geſicht verklärte ſich. „O, wenn Sie mir das erlauben wollen, ſagte er, ſo wird mir das Erzählen noch friſcher von der Leber gehen!" Nun ſtopfte er ſich, zündete und fuhr dann fort:

„Ja, liebſter Herr, es kommt einem manchmal ſo ein guter Gedanke querfeldein; aber die Noth, liebſter Herr, die Noth, die macht geſcheidt. Ich kroch nun in dem Dunkel herum und ſuchte Brennholz. Das lag in einem Winkel. Selbſt eine Oellampe fand ich und Schwefelhölzchen. Wer war glücklicher als ich? Im ſchlimmſten Fall hätte ich mir auf der Brandſtädte Feuer geholt. Jetzt brauchte ich's nicht. Wie der Blitz brannte das Licht, dann das Feuer auf dem Herd. Ein alter Schemel ſtand noch da, den ſchob ich vom Feuer, hüllte mich in meinen Mantel, drückte die Feldmütze ins Geſicht, lehnte mich wider die Wand und — durchdrungen von der behaglichen Wärme ſchlief ich feſt und tief ein.

„Wie lang ich geſchlafen, konnte ich am hellen Tageslicht ermeſſen, das mich umgab, aber das fügte mich nicht an, ſondern was mich erweckte. Ein wirrer Lärm war's und Pferdegetrappel. Bald wurde mir's klar. Zwei Koſacken guckten in die Küche, wo ich ſaß, und ſchnupperten herum, wie mauſende oder naſchende Katzen. Als ſie mich erblickten, fuhren ſie zuſammen, nahmen demüthig ihre blauen Mützen vom Kopf und ſtanden da, als ob ſie meines Befehls gewärtig wären.

„Halt, dacht' ich, die halten dich für einen preußiſchen Offizier; denn Mantel und Mütze ſprachen dafür. Ich überlegte ſchnell, und es ſchien mir, ich müſſe mich auch offiziersmäßig gehaben, nämlich befehlshaberiſch, anmaßend und barſch. Nichts leichter als das, liebſter Herr; am Ende kann's jeder Eſel! Wie geſagt, als ich das ſo heraus hatte, riß ich meine Augen ſo weit auf, als ich konnte, ſprang raſch auf, ſtreckte den Arm gebieteriſch nach der Thür und rief: Marſch."

Kaspar machte mir alle die beſchriebenen Manöver vor und ich brach in ein unaufhaltſames Gelächter aus. Er lachte mit. „Aber, Kaspar, ſagte ich, wo hat Er denn all die Courage hergekriegt?“

„Ja, ja, liebſter Herr,“ fuhr Kaspar fort, „Sie haben Recht. Vielleicht ſteckte die Courage in dem Mantel! Doch ich will's Ihnen ehrlich geſtehen, daß es mir ging wie allen Maulhelden. Hätten die Koſacken mir ins Herz ſehen können — o weh' dann! Hätten ſie den eiskalten Schauder wahrnehmen können, der mir eine Gänſehaut über den Leib jagte, als ich ſo auftrat, ſie hätten ihren Kantſchu gepackt und mir die Haut zu Juchtenleder gegerbt. So aber ſtand der Vortheil mir zu. Wie wenn der Wind in Spreu fährt, ſo flogen ſie von dannen; ich aber mochte die zweite Probe nicht machen und dachte: ſei klug, Kaspar, und ſchließ' deine Thür' zu! Das that ich und gab dann einem zweiten Gedanken Raum, der ſo lautete: ſieh' zu, ob du nichts zu eſſen findeſt. Die Thür' war freilich nur geriegelt und nicht feſt, aber ich dachte doch, es ſey ſicher; legte alſo meinen Mantel, der mich beim Suchen hinderte, auf den Schemel und ging in das Ställchen, das bei der Hütte war. Stangen, welche nahe der Decke hinliefen, ſagten mir, dem in ſolchen Dingen Erfahrenen, daß, ehe das arme Dorf ausgeplündert worden, Hühner in dieſem Stalle gehauſt. Auch wir daheim hatten Hühner, und ich war immer der „Eierſaltor“ geweſen, das heißt, ich hob die Neſter aus und kannte die Schliche der Hühner, ihre Eier dem Auge des ſuchenden Feindes zu verbergen. Mein Auge fuhr im Ställchen herum. Alles leer! Da aber ſah ich unter der Krippe, die von Holz war, ein Loch, das aus dem Stroh hervorhing. Halt', dacht' ich, in ſolch ein Mauerloch legte daheim der getippelte Gumpel ſo gerne. Guck 'mal, vielleicht —? Ich fuhr mit der Hand hinein und — hatte mich nicht betrogen. Ein Neſt mit ſechs Eiern fand ich. O liebſter Herr, das war ein Schatz! — In der Küche war noch eine Pfanne von Eiſenblech zum Backen der Pfannenkuchen. Die waren all mein Lebtag mein Leibeſſen geweſen, und wie lang war ſolch ein

Duft nicht mehr in meine Naſe geſtiegen! Voll Freude lief ich in die Küche zurück, um mir wieder Feuer anzumachen und die Eier zu backen; aber ein Zugwind wehte mir Rauch entgegen. War die Thür offen? Nein, die hatte ich ja zugemacht. Ich ging raſch zu — aber wie erſchrack ich! Die Thür war offen und als ich in die Küche trat, war mein Mantel fort. —

„Raſch zog ich meinen Säbel und lief hinaus — allein das war umſonſt. Dort jagte noch ſo ein Halunk von Koſack, der meinen grauen Mantel um ſich geſchlagen hatte und ich — hatte das Nachſehen!

„Trübſelig ſchlich ich in die Küche. Das Eierbacken war mir vergangen. Ich begnügte mich, ſie abzuſieden.

„Und als ich ſo bei dem Herde ſaß und ſie verzehrte, ſtieg ein trüber Gedanke nach dem andern auf. In des Mantels Taſche ſteckte Pfeife und Tabak. Mein ganzes Unglück kannte ich indeſſen noch nicht. Als ich die Eier gegeſſen und nun die Nothwendigkeit fühlte, weiter zu wandern, wollt' ich nach meinem Torniſter greifen, und nun erſt ſah ich, daß der auch fort war! —

„So wenig es einem Soldaten paſſen mag, ſo hab' ich doch kein Hehl, daß mir ein paar Thränen in die Augen traten. Was ſollt' ich denn nun anfangen? Mein Gewiſſen ſagte: das haſt du verdient, als du dem Todten das Seine nahmſt. Unrecht Gut gedeiht nicht gut! Bei ſolchem Bedenken trockneten die Thränen und es kam eine recht tiefe Scham über mich. So ſchnell ich konnte, machte ich mich auf den Weg.

„Wohin? das war die Frage. Die Heerſtraße durfte ich nicht wandern, denn da wurde ich als Franzoſe gefangen; ich trug ja noch die Uniform meines Regimente. Wär' ich die los geweſen! Doch wer ſollte mit mir tauſchen wollen? — Ins Land hinein gehen, das ſtand mir frei, allein wo fand ich Obdach und Brod?

„Meine Lage war damals verzweifelt ſchlimm und ich konnte zu keinem Entſchluß kommen. Endlich wanderte ich auf gut Glück ins Blaue hinein und hielt mich links von der Gegend und Richtung, welche die Armeen mußten genommen haben. Daß mir's mit den Koſacken ging wie unſerm alten Kurfürſten mit dem Napoleon, nämlich daß ich kein Vaterunſer für ſie betete, glauben Sie mir. Aber was half's? Er hatte es und ich war ſeiner quitt!

„Nachdem ich fünf bis ſechs Stunden immer links gewandert war, ſah ich ein gebirgig und waldbedeckt Land vor mir. Die Dörfer hatte ich vermieden und manchmal mußte ich mich in Gräben legen oder hinter Hecken mich verbergen, weil ich in kleiner Entfernung Koſacken ſah, die auf Plündern und Raub aus waren.

„Nach einer großen Anſtrengung gelangte ich endlich gegen Abend auf eine Anhöhe, die mit Wald bedeckt war. Links in der Entfernung einer halben Stunde lag ein anſehnliches Dorf und zu meinen Füßen eine kleine Mühle.

„Geh' in die Mühle, ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſage den Leuten, wer du biſt; vielleicht ſind es wohldenkende Leute.

„Geſagt, gethan!

„Ich ſchritt die Anhöhe hinunter und erreichte die Mühle. Ein Greis ſah aus dem Fenſter. Recht beweglich erzählte ich ihm Alles und bat ihn um eine Herberge und um ein Stück Brod. Mein Wort hatte durchgeſchlagen. Er kam und öffnete die Thüre, die er aber hinter mir vorſichtig wieder ſchloß.

„Brauchtet Ihr nicht einen Mahlknecht? fragte ich den Alten. Ich habe ſchon in einer Mühle gedient; dann bleib' ich bei Euch, bis die Straße frei und der Feind fort iſt.

„Das läßt ſich hören, ſagte der Müller. Wir wollen's einmal mit einander probiren. Er ging mit mir in die Mühle, wo er bald fand, daß ich ihm die Wahrheit geſagt. Der alte Mann wurde immer freundlicher. Er führte mich in die Stube und hieß mich zum Ofen ſetzen.

„Gerne folgte ich ſeinem Befehle, denn müde war ich zum Umſinken. Dennoch mußte ich ihm erzählen, wie es mir ergangen, und während ich mir Käſe und Brod gut ſchmecken ließ, hörte er mir aufmerkſam zu.

„Höre, Kaspar, ſagte er darauf, wenn du ein ehrlicher Menſch biſt, wie ich hoffe, ſo kannſt du wohl bei mir bleiben, denn ich bin alt und mein Sohn, der die Stütze für mich ſein ſollte, iſt mir geſtorben. Ich will's einmal mit dir probiren.

„Als er das eben geſagt, ging die Thür auf und leichten Schrittes trat ein friſches, freundliches Mädchen herein, die mich ganz erſchrocken anblickte.

„Brauchſt nicht zu erſchrecken, Chriſtinchen, ſagte der alte Mann; das iſt ein Mahlburſche, der das Geſchäft verſteht, und will bei uns bleiben.

„Ein recht ſcharfer, prüfender Blick des Chriſtinchen's traf mich nun. Es war ihm nichts Unfreundliches beigemiſcht. Sie fragte nach dies und das, und dann ging ſie hinaus, mir das Bett zurecht zu machen, weil ich der Ruhe bedurfte. Ich legte mich auch mit des Alten Zuſtimmung gleich zu Bett und begann ſchnell und tief den Schlaf der Ermüdung. War ja doch das Schlafen in den früheren Nächten kein rechter Schlaf geweſen.

„Und in dieſer Nacht träumte ich einen Traum, der meine Seele lange und wunderſam bewegte. — —

„Denken Sie ſich, liebſter Herr," fuhr Kaſpar fort, „ich träumte, ich ſei verlumpt, verhungert und im elendeſten Zuſtande heim gekommen, und es ſei dunkle Nacht geweſen, aber hoher Sommer. Das Fenſterlein in meines Vaters Haus habe aufgeſtanden und ich habe hineingeblickt. Da ſaßen alle meine Geſchwiſterchen und meine liebe Mutter, und gegenüber mein Annebärbelchen, ſchön wie ein Engel, aber bleich, und ich hörte ſie reden laut und deutlich. Glaub' dem Gerede nicht, ſagte meine Mutter, er iſt nicht todt! Wer weiß, vielleicht lag er irgendwo und war krank!

„Ach ja, Mutter, ſagte Annebärbelchen, und die Thränen rannen ſtromweis aus ihren ſchönen Augen, ich will's wohl gern glauben, aber ich war doch ſelbſt in der Stadt und der Bürgermeiſter ſagte, die Nachrichten lauteten, daß er bei Leipzig abhanden gekommen ſei. Das Regiment ſei darauf in einem Gefechte hart mitgenommen worden. So wiſſe Niemand, was aus ihm geworden. Nun iſt's doch ſchon November und nächſt Advent, und iſt auch keine Nachricht von ihm da. Ach, er iſt todt, rief ſie aus und hielt die Schürze vor die weinenden Augen. Da hab' ich's nicht mehr aushalten können, und bin hineingelaufen und ihr um den Hals gefallen und da — war ich wach — denn der Müller machte die Thür auf und ſagte freundlich: ich muß nur 'mal ſehen, ob du noch lebſt! Es iſt ſchon zehn Uhr!

„Ich rieb mir die Augen und bat ihn, er möge mir's doch ja verzeihen, weil ich gar zu müde geweſen ſei. Er beruhigte mich und ging, ich aber war mit einem Sprung aus dem Bett und kleidete mich an, that aber einen Müllerwamms an von hellem Tuch, den mir der alte Mann hingelegt.

„Darauf bin ich denn an den Bach gegangen, mich zu waſchen, und dann ins Zimmer.

„Ausgeſchlafen? fragte mich lachend Chriſtinchen. Du mußt wohl recht müde geweſen ſein?

„Ich dachte: ſo müde als ich jetzt hungrig bin, ſagte aber freundlich ein paar entſchuldigende Worte und ſetzte mich an den Tiſch, wo ſie mir Kaffe einſchenkte und ein Stück Milchkuchen dazu legte. Liebſter Herr, wenn man lange gedarbt hat und trocknes Commisbrod gewürgt und höchſtens einen Schluck Schnapps dazu, ſo iſt es nicht zu ſagen, was einen ſolch ein Labſal erquickt. Mit heller Pläſir ſah mir das Mädchen zu, wie es mir ſchmeckte, und ich mußte ihr aus der Schlacht erzählen.“

„Nun aber, Kaspar,“ fiel ich ihm ein, „hat Er denn Alles ſo haarklein erzählt, wie mir? Auch, daß Er ſich unter der Brücke ſalvirt?“

Er lachte. „Parol! Herr, da haben Sie's getroffen, das verſchwieg ich! Das Teufelsmädel ſah ohnehin ſo neckiſch und ſpöttiſch drein, daß ich mich nicht wollte von ihr auslachen laſſen und hänſeln!“

„Das dacht' ich mir wohl, Kaspar,“ verſetzte ich. „Unſer einer kann ſo etwas beurtheilen, aber ſo ein naſeweiſes Mädchen konnte am Ende drüber ſpotten und das wäre denn doch unangenehm geweſen. Nicht wahr?“

„Parol! lieber Herr, ſo iſt's," ſagte der ehrliche Menſch und wollte eben wieder anheben; allein der Abend ſank herab und es wurde kühl. Wir wollen jetzt aber die Thiere laufen laſſen, ſagte ich, und den Wagen heraufziehen.

Das war ſchnell geſchehen. Die Unterredung hatte für heute ihr Ende erreicht.

Mein Freund ergötzte ſich unendlich an Dem, was ich ihm von dieſen Mittheilungen ſeines Kaspar's erzählte, da er ihm ſelbſt nie ſo die Pforten ſeines Herzens erſchloſſen.

Am andern Morgen, als wir am Kaffetiſch ſaßen, ſteckte Kaspar ſein Geſicht in aller Freundlichkeit zur Thür herein und fragte: „Fahren wir heute?"

Als ich bejaht, nickte er und verſchwand. Auch heute mußte ich allein mit Kaspar fahren, weil der Freund abgehalten war. Unſer Weg führte ins Lorsbacher Thal, wo wir in der Mühle bei Eppſtein unſern mittäglichen Ruhepunkt in Ausſicht genommen.

Kaum hatten wir die ebene und fahrbare Straße erreicht und meine Pfeife dampfte, ſetzte ſich Kaspar wieder quer. „Ich habe," ſagte er, „dieſe Nacht faſt nicht ſchlafen können, ſo war ich voll von den Bildern jener Tage, von denen ich Ihnen geſtern erzählt. Da iſt mir denn Alles wieder ſo recht friſch ins Andenken gekommen. Wenn Sie darum nichts dagegen haben, ſo fahre ich fort."

Als ich meine Zuſtimmung gegeben, fuhr er denn alſo fort: „Ach! der Traum, den ich in jener erſten Nacht in der Mühle geträumt, hat mir recht auf der Seele gelegen, wie ein centnerſchwerer Stein; denn im Vogelsberg ſagt man, Alles, was man in der erſten Nacht in einem Hauſe träume, wo man noch nicht geſchlafen, das ſei, wenn's in die Vergangenheit und Gegenwart ſchaue, wahr, und betreffe es Zukünftiges, prophetiſch, und zudem war's noch in einer Frohnſonntagsnacht! — Ich konnte gar keine Ruhe finden. Dazu war ich wildfremd. Schreiben, liebſter Herr, kann ich nicht, wie ich ſchon geſagt, und der treue Fulder war Gott weiß wo! Sollt' ich gleich dem Chriſtinchen alle meine

Geheimniſſe auf das ſchnippiſche Näschen hängen? Das ging nicht. So mußte ich denn warten, bis ich einen vertrauten Freund im Dorfe würde gewonnen haben. Wie ſollt' ich aber den gewinnen? Ich kam nicht ins Dorf, als Sonntags in die Kirche. Der Müller haßte das Wirthshausbeſuchen, und ich war kein Freund davon und hatte auch kein Geld. So unterblieb's denn zu meinem Kummer, und ich merkte allmählich, wie das Heimweh in meiner Seele wieder Platz gewann. Mein Brod, mein einziges Heilmittel, hatte ich unter der Brücke gegeſſen, und ich merkte nun recht, wie es nur zum Dranriechen beſtimmt war und nicht zum Eſſen. Hätt' ich's wieder gehabt und einen Brief geſchrieben — gern wär' ich dann in der Mühle geblieben. Als der Müller ſah, daß ich treu und fleißig war, das Mühlweſen verſtand und auch ſonſt in Haus und Ackerbau tüchtig zugriff und arbeitete, wurde er mir gar gut und das Chriſtinchen lächelte mir alle Tage liebreicher und freundlicher zu. Sie neckte und plauderte gar gerne mit mir und that mir zu lieb, was ſie konnte. Sie war ſchön, Herr, ſehr ſchön, und die Mühle war frei. Ich glaub', ich hätt' ſie zur Frau gekriegt und der Alte redete ſo verblümt vom Immerdableiben und dergleichen. Manchmal, daß ich's ehrlich geſtehe, war ich in Gefahr, mich in das liebe Mädchen zu verlieben; aber, da ſah ich wieder mein Annebärbelchen im Traum und Alles war aus und vorbei.

„Als ich aber ſah, wie das Ding ſtand, dacht' ich, Kaspar, es iſt deine Pflicht, daß du von der Leber redeſt, wie's ein ehrlicher Vogelsberger thun muß, der die Leute nicht am Narrenſeil herumführen will. Sag's rund heraus und öffne ihnen die Augen, daß ſie wiſſen, woran ſie ſind.

„Eines Sonntagabends, wo ich aufgeſchüttet, die Pferde verſorgt, des Chriſtinchen's Kühe gefüttert hatte, ſaßen wir ſo allein um den warmen Ofen. Da ging mir das Herz auf und ich erzählte von meiner Mutter und meiner Braut, die daheim harre, und was ich geträumt und wie ich keine Ruhe mehr habe.

„Ach, liebſter Herr, heute noch, und es ſind nun ſchon ſchier vier und dreißig Jahre ins Land gegangen, blutet mir das Herz. Chriſtinchen ſaß bleich wie ein Todtes da und der alte Mann ſah ſein armes Kind an, das mit Mühe die Thränen zurückhielt. Als ich geendet, ging ſie, ohne gute Nacht zu ſagen, fort und kam nicht wieder.

„Der Müller und ich ſaßen ſtill einander gegenüber.

„Kaspar, ſagte er endlich, du haſt als ein ehrlicher Menſch an uns gehandelt, das Zeugniß geb' ich dir mit Freuden; auch heute haſt du's gethan und ich habe Reſpect vor deinem treuen Sinn; aber nun müſſen wir uns trennen. — Siehſt du, fuhr er dann nach einer Weile, wo er ſtill und betäubt dageſeſſen, fort, ich meinte es ſehr gut mit dir. Meine Mühle iſt frei und Chriſtinchen's Erbe. Daß ſie dich lieb hat, hab' ich ſchon lang weggehabt. Du haſt nichts gethan, dem Mädchen den Kopf zu verrücken, das iſt wahr, aber es iſt ſchlimm, wie es eben iſt. Du ſollteſt mein Schwiegerſohn werden, Kaspar, ſo wahr Gott über uns iſt und hört, was ich dir ſage. Nun iſt's vorbei. Geh' morgen ſchon fort, Kaspar. Je eher, je beſſer. Findeſt du dein Annebärbelchen treu, ſo heirathe es in Gottes Namen. Iſt's anders, ſo komm wieder und wir nehmen dich mit Freuden auf.

„Wieder eine Weile ſaß der Müller ſtille da, und ich auch, und die Thränen ſtanden mir in den Augen. Drauf ſagte er: Kaspar, laß uns rechnen! Dann geh' und packe dein Bündel und geh' in Gottes Namen vor Tag noch. Es iſt beſſer für mein Kind; ich hab's eben überlegt.

„Was ſollte, was konnte ich ſagen? Weinend drückte ich des braven Mannes Hand und ging, mein kleines Bündel zu packen. Er hatte mir Kleider gegeben, und nun beſchenkte er mich noch reichlich, und ehe der Tag graute, ging ich ſchweren Herzens weg von der Mühle, wo mir das Glück entgegengekommen war. Aber dennoch wurde mein Herz bald wieder leicht, denn ich that meine Pflicht, ich blieb meinem Worte, meinem Schwure treu. Dort würde mir doch kein Glück geblüht haben, denn ein Treuloſer iſt nie von Gott geſegnet! Nicht wahr, liebſter Herr?“

„Gewiß, ſagte ich, innig bewegt von der kernhaften Aechtheit ſeiner Geſinnung und Grundſätze."

„Ach Gott," ſeufzte er, wie ſollte es kommen! — Doch — ich will forterzählen. „Ich wanderte dann in raſtloſer Eile der Heimat zu. Lieber Gott, überall herrſchte Elend, Krankheit, Mangel, wo die Armeen hergezogen waren. Ueberall begegnete ich jetzt noch ganzen Regimentern Ruſſen, Preußen und Gott weiß von was für Völkern, die alle dem Rheine zuzogen, wo der alte Blücher hinüber wollte, wie mir ein Preuße erzählte, und wollte das Babel, wie er Paris nannte, in die Erde hinein verbrennen. Auf der Mühle hatte ich von den Welthändeln nichts gehört, und den alten Müller kümmerten ſie nicht. Von dem Preußen, der eine Strecke mit mir wanderte, hörte ich von der Schlacht bei Hanau, wo er dabei geweſen und bleſſirt, und dann zurück ins Lazareth geſchickt worden war, aus dem er nun wieder zu ſeinem Regimente zog, deſſen Standquartiere bei Frankfurt waren.

„Mir bebte das Herz in der Bruſt, wenn ich an die guten Menſchen dachte, die ich verlaſſen hatte, und die mich ſo lieb gehabt hatten, und es bebte mir, wenn ich dachte, die Kriegsereigniſſe könnten mein armes Dorf auch berührt, und vielleicht ſo getroffen haben, wie das, wo ich zuerſt ein Obdach gefunden. Sonſt hab' ich immer gehört, das Herz würde einem leichter, wenn man ſich der Heimat nähere. Mir wurde es ſchwerer. Es war die Vorahnung deſſen, was mir bevorſtand. Kein guter Stern führte mich nach Kaſſel. Dort war Alles geſäubert von den Franzoſen und ihren Speichelleckern. Der alte Herr war wieder da. Darüber jubelten Viele; Andere machten ſauere Geſichter. Ich weiß ſelber nicht, wie es kam, daß ich ſo arglos, mir nichts, dir nichts, in das Kaſſel hineinlief! Ich ſollte es bereuen lernen. Man hatte mir geſagt, der alte Herr ſei ſo in die alte Zeit hinein verliebt, daß ſeine Soldaten alle wieder müßten Haarzöpfe tragen, und da ſie die Haare kurz geſchnitten gehabt hätten, ſo ſeien die Zöpfe alle hinten angebunden.

„Daß dich der Kuckuck! dachte ich; die Geſchichte mußt du denn doch auch 'mal anſehen. So ſchritt ich denn dem Markte zu; aber da erkannten ſie mich. Kaspar! hieß es hier; Kaspar! dort. Alle Bekannten kamen herzu. Als aber der Offizier meiner Compagnie es hörte, ich ſei da, ließ er mich ohne weiters auf die Wache ſetzen als einen Deſerteur.

„Da iſt mir doch das Herz in die Schuhe gefallen, und ich dachte im Stillen: dort mußt du dein Glück in die Schanze ſchlagen, um hierher in deine Heimat zu kommen und als ein Gefangener behandelt zu werden. Ja, wie ich hörte, ſollte ich gar vor ein Kriegsgericht geſtellt werden, und da handelte es ſich um Leben und Tod! Meine Lage war ſchlimm, recht ſchlimm, und ich ſaß da in der Wache ſo troſtlos, als ging's morgen zu Grabe.

„Schon am andern Tage trat das Kriegsgericht zuſammen und ich wurde vernommen. Da hab' ich aber meine Sache ſelbſt geführt. Als mich der Auditor fragte, wie ich heiße? ſagt' ich: Herr Auditor, ich heiße noch gerade ſo wie damals, als ich mit Ihnen ausmarſchirte.“

„Was gab's denn da?“ fragte ich meinen Kaspar mit herzlichem Lachen.

„Ei nun, ſie lachten auch Alle. Aber liebſter Herr, war das nicht eine dumme Frage? Das wußt' er ja ſo gut wie ich, was braucht' er noch zu fragen?

„Als er mich fragte: wie alt ich ſei? ſagt' ich: noch nicht alt genug, um Soldat zu werden, aber der Schultheiß, der Spitzbube, hat mich dran gemacht ſtatt des kruppigen Hannes! Da lachten die Narren abermals, und es war doch wahr.

„Als er mich endlich fragte, warum ich aus dem Glied gegangen ſei, da konnt' ich mich nicht mehr halten. Weil ich mich nicht wollte todtſchießen laſſen für den ſpeckgelben Franzoſen, den Hieronymus, ſagt' ich, den Gott verdamme, und weil ich zu den Deutſchen übergehen wollte, um für meinen Herrn, den Kurfürſten, das Land erobern zu helfen.“

„War denn das auch wahr, Kaspar?“ fragte ich.

„Parol! Herr,“ rief er aus, „es war mein Wille; aber mit den

Menſchenfreſſern, den Koſacken, wollt' ich auch nichts zu thun haben. Wär' ich zu Deutſchen gekommen, ſo hätt' ich meinen Mann geſtanden. Das ſagt' ich ihnen auch unter die Naſe. Sie lachten nicht und Mancher drunter bekam eine Pille, die nicht gut ſchmeckte. Sehen Sie, lieber Herr, wenn ich einmal von der Leber zu reden anfange, dann geht's tüchtig. Alles, was ich ſagte, ſchrieb der Auditor haarklein nieder, daß ich erſtaunte. Als das Verhör zu Ende war, wurde ich wieder auf die Wache geführt. Wie ich ſpäter hörte, kam das Protocoll vor den Kurfürſten, und der ſprach mich völlig frei; aber weil ich ſo treue Geſinnung an den Tag gelegt, ſolle ich wieder in mein Regiment geſteckt werden. Das war der Lohn der Treue.

„Da waren denn alle meine Pläne, Hoffnungen und Ausſichten zu Waſſer geworden! Das war's, was ich mir alſo in der erſehnten Heimat geholt: Ich wollte mir die Haare ausreißen; doch es ſollte noch beſſer kommen.

„Ich war noch auf der Wache, weil ich noch nicht zum Regiment abgeführt werden konnte, deſſen zweites Bataillon in Hanau ſtand. Da gab's mit einem Mal einen mächtigen Lärm vor der Wache. Kaspar! mein Kaspar! hörte ich eine Weiberſtimme ſchreien. Ich will ihn ſehen! rief ſie.

„Ich ſprang ans Fenſter. Da wollte ein Gendarm eine arme Frau wegzerren. — Es war meine Mutter.

„O Herr Lieutenant, rief ich, erbarmen Sie ſich! Es iſt meine alte Mutter, die mich todt geglaubt hat!

„Er war ein guter Menſch, hatte vielleicht auch eine alte Mutter. Er ließ die Frau herbringen. Ach, das war ein recht trauriger Auftritt! Sie fiel mir um den Hals und weinte bitterlich. Und doch dankte ſie Gott, daß ich lebe. Aber was hört' ich, die Schuldner hatten ihr das Häuschen genommen, die Aeckerchen verſteigert; zwei meiner Geſchwiſter waren an dem Lazarethfieber geſtorben. Die andern dienten. Sie zog — bettelnd durchs Land, Und ich — mußte Soldat bleiben.

„Es war zu viel Elend auf einmal. Mir brach ſchier das Herz. —

„Endlich fragt' ich: Was macht denn mein Annebärbelchen, Mutter?

„Sie ſah mich groß an. Haſt du dann meinen Brief nicht gekriegt? fragte ſie. Sei ſtill, Kaspar, von dem miſerablen Mädel! Es hat, als du drei Wochen von Kaſſel fort warſt — den Hannes geheirathet!“

Armer Kaspar! ſagte ich aus tiefbewegter Seele; denn das war zu viel für ihn. Das hatte er nicht verdient. Es war ein trauriger Lohn für ſeine Treue. Noch jetzt nach vier und dreißig Jahren füllten ſich die Augen des ehrlichen Menſchen mit Thränen.

Er drehte ſich um, pfiff und die Pferde flogen dahin im raſcheſten Lauf. Man mochte es erkennen, wie er den Sturm in ſeiner Seele erſt ſich wollte legen laſſen, ehedenn er weiter in ſeiner Geſchichte fortfuhr, die einen ſo trüben Charakter anzunehmen begann.

Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Weg anſtieg. Die Roſſe hielten an im Lauf und gingen Schritt. Kaspar wandte ſein ernſtes, wehmüthiges Geſicht mir wieder zu.

„Sie ſehen, liebſter Herr, ich war von allen meinen Hoffnungen verlaſſen worden. Ich hatte ſtatt Freude Trauer, ſtatt Glück Elend gefunden. Und dort hatte ich mein Glück weggeſtoßen!

„Was ſollt' ich machen? Ich tröſtete meine gute Mutter und hatte ſelbſt Troſt nöthig. Was ich noch an Geld hatte gab ich ihr und verſprach, ſie von meiner Löhnung zu unterſtützen. Sie mußte endlich gehen; ich aber blieb in meiner Trauer ſitzen. Da trat ein Menſch zu mir und ſagte: Kaspar, was hab' ich dir geſagt?

„Ich blickte auf. Es war der Fulder.

„Ach, ich dachte wohl ſeines Wortes, als er von den Weiberherzen ſprach. Ja, du hatteſt Recht, Kamerad, ſagte ich bitter. So ein Weiberherz ſtirbt nicht vor Liebesleid. Sie tröſten ſich und nehmen einen Andern.

„Und du willſt dich härmen? fragte er.

„Um ſie nicht, ſagte ich darauf.

„Apropo! ſo haſt du auch eine andere auf dem Strich gehabt?

fragte er. Nun dann wirf ihr nichts vor, Alter! dann heißt's: Wurſt wieder Wurſt!

„Du thuſt mir unrecht, Fulder, ſagt' ich; ſetz' dich, ich will dir's erzählen. So erzählte ich ihm nun die Geſchichte von der Mühle und dem Chriſtinchen.

„Ja, das iſt ein andres, Kaspar, ſprach er. Sei du ruhig. Die lauft dir nicht fort, wenn ſie dich recht lieb hat. Du aber haſt ein freies Gewiſſen, und das iſt das Beſte. Vergiß das Annebärbelchen, den Racker, der dich betrogen hat, und ſei gutes Muths. Es geht noch Alles gut. Nun beſieh' mich 'mal. Wie gefall' ich dir in dem ſchönen Großvatersrock? Wie gefällt dir mein Zopf? Gelt, das iſt etwas Extra's. Ich ſage dir, die Zöpfe haben ſich gut erhalten. Wüchſig ſind ſie nicht, das iſt das Beſte dran, und für das Anwachſen iſt geſorgt. Sie zu beſchneiden iſt auch nicht nöthig, und alle vierzehn Tage einmal gewickelt, iſt genug, weil man ſie ganz bequem abnehmen kann. Für's erſte biſt du ſicher davor. Es gibt nicht mehr ſo viel Zopfmacher, als wir nöthig hätten, wenn Alle bekommen ſollten. Dein Regiment hat keine und kriegt auch keine. Nur wir hier müſſen ſie haben.

„Ach, Fulder, ſagt' ich, mach' keine Faxen. Du ſiehſt, mir iſt's nicht drum. Willſt du Etwas thun, ſo ſchreib' mir einen Brief ans Chriſtinchen und an ſeinen Vater, und erzähl ihm Alles ganz accurat, wie es gekommen iſt, und ich würde kommen, wenn ich frei würde.

„Meinetwegen, ſagte er ruhig. Dann wird's wieder gehen wie beim Annebärbelchen, und dann heulſt du noch einmal und — es wird nicht anders. Mach's wie ich. Sei gutes Muths und laß es gehen, wie's eben geht! Mit dem Weibsvolke machſt du doch kein Glück!

„Er ging, und das letzte Wort legte ſich wie ein Alp auf meine Seele. Er war indeß zu gutmütig, daß er mir's abſchlüge. Er ſchrieb einen Brief, der eine Art hatte, und den ſandte ich ab.

Mittlerweile kam's wieder anders, wie ich's vermuthet. Unſer Regiment wurde beſtimmt, zur Armee zu ſtoßen, um nach Frankreich zu gehen. Dießmal hüpfte mir das Herz im Leibe vor Luſt.

Gegen das Franzoſengeſindel zog ich mit Freuden in den Krieg. Wir wurden nun Alle in die Compagnie geſteckt und rückten an den Rhein. In der Neujahrsnacht gingen wir über den Rhein. Nun, lieber Herr, Sie ſind ja da unten am Rheine daheim, wie ich gehört, da wiſſen Sie, wie das gekommen iſt. Als wir in Paris einzogen, wünſchte ich mir nichts, als ich möchte den ſpeckgelben Hieronymus in die Fäuſte kriegen. Dem wollt' ich's eingetränkt haben, was er meinem lieben Heſſenland Arges gethan; aber der hatte ſich ſalvirt.

„Nach dem Frieden kamen wir in die Heimat zurück. Ich war Corporal geworden.

„Kaum angelangt, nahm ich Urlaub und eilte heim. Ach, lieber Gott, meine gute arme Mutter war todt. Meine Geſchwiſter dienten hier und da im Lande. Als ich Annebärbelchen ſah, ſtieß mir's doch heftig ans Herz. Es iſt ein wunderlich Ding mit der alten Liebe, die nicht roſtet. Sie reichte mir weinend die Hand. Ich habe an dir geſündigt, Kaspar, ſagte ſie, vergib mir's. Dafür verfolgt mich auch das Unglück. Mein Mann iſt ein Branntweinſäufer und wird alle Tage ſchlimmer. Ich ſeh's voraus, daß ich noch mit einem Häuflein Kinder betteln gehen muß, wenn es ſo mit ihm fortgeht. Das ſchnitt mir in die Seele. Vorwürfe machen? Nein, nein, das konnte ich nicht! Ich hatte Mitleid mit ihr, aber zu helfen war da nicht. Der Hannes ließ ſich, ſo lange ich im Dorfe war, nicht ſehen und hatte recht.

„Eines Morgens kam Annebärbelchen gelaufen in meines Pathen Haus, wo ich mich aufhielt. Ach, ſagte ſie, da iſt mir etwas eingefallen. Haſt du auch ſchon den Brief gekriegt, den dein Bruder Philipp hat? Er iſt weit aus dem Lande gekommen, wo du einmal warſt. Ich hatte davon nichts gehört, aber Ruhe hatte ich jetzt nicht mehr. Ich ging auf das Dorf, wo Philipp Knecht war. Es lag etwa drei Stunden weg. Der Brief war unerbrochen und etwa drei Monate alt. Der Müller war geſtorben und Chriſtinchen unterſchrieb ſich Chriſtine Krell, geborne Flemming. So hieß ſie! Sie erzählte, daß ſie ſich an einen braven Mann verheirathet und mir alles Gute wünſche. Sie hatte es ſelber geſchrieben."

Als Kaspar das lezte ſagte, fing ſeine Stimme zu wanken an. Er klatſchte. Die Pferde holten tüchtig aus, und ohne daß er ein Wort weiter mit mir ſprach, ging's fort, bis Eppſtein vor uns lag. Er bog zur rechten Seite ein und ſagte: „Da iſt die Mühle!“

Er ging ſtill an Das, was ihm mit und bei den Pferden oblag, und ich auf die alte Burg, wo mir ein Führer viel Verwunderliches erzählte, und ich war bei Kaspar mit meinen Gedanken und ließ ihn ſchwazen, ſoviel er wollte. Da lag vor mir ein verödetes Leben, das ein Treubruch verarmt hatte. Und was war dabei ſeine Schuld? Treue! O Welt, wie lohnſt du?

Ich geſtehe, daß mich das alles ſo tief angriff, daß ich die Burg kaum beachtete, kaum das geprieſene Thal, das übrigens, wie Kaspar ſagte: ſeines Gleichen ſucht — und überall findet.

Auf der Heimfahrt ſagte ich: „Kaspar, Seine Geſchichte iſt noch nicht aus. Ich habe mit großer Theilnahme zugehört. Wie ging's weiter?“ „Ach,“ ſagte er, „das wickelte ſich kurz ab. Ich blieb Soldat, bis ich verabſchiedet wurde. Daheim hatte ich nichts. Was ſollt' ich im Dorfe machen. Ich wurde Kutſcher und bin's heute noch. Ich habe mir etwas erſpart für den Reſt meiner Lebenstage. Mein Bruder wohnt in dem Häuschen der Eltern, das ich gekauft habe. Dort will ich auch ſterben.“

„Und Annebärbelchen?“ fragte ich.

Er reichte mir einen Brief. Ich erbrach ihn. Er war ſchlecht geſchrieben, aber das las ich heraus, daß ſie ihm dankte für die Wohlthaten, die er an ihr thue, und Gottes Segen auf ihn herabflehe.

Als ich ihm den Brief gab, drückte ich voll Achtung die rauhe, harte Hand des Menſchen. Er ſah mich dankbar an, pfiff und die Pferde griffen tüchtig aus. Wir Beide ſchwiegen — wir hatten Beide gewiß viel zu denken. Am andern Morgen reiſte ich heim, aber heute ſteht dieſes Menſchenleben vor meiner Seele, und ich möchte fragen: Ob ein Hochgebildeter ſo gehandelt, wie hier der einfache Menſch aus dem Volke?

Der Bojar.

Eine Erzählung aus der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts.

I.

Ueber Buchareſt, der Hauptſtadt der Wallachei, lag eine der dunkelſten Winternächte. Kein Mondſtrahl durchbrach die Finſterniß, kein Stern flimmerte am Nachthimmel, den dickes Schneegewölk umlagerte. Der bereits gefallene dünne, die Erde bedeckende Schnee leuchtete etwa nur ſo viel, daß der verſpätete Wanderer ſeine Richtung zu verfehlen nicht in Gefahr war. Ueber der Stadt ſelbſt lag eine Grabesſtille, die kein anderer Laut unterbrach, als das wilde Brauſen der Dümbowitza, welche die herbſtliche Näſſe furchtbar angeſchwellt und des Winters Kälte noch nicht in kryſtallne Feſſeln gelegt, und der unheimliche Ruf der Eulen, die hungrig über die Häuſer dahinſtrichen. In tiefem Mitternachtsſchlafe lagen die Bewohner der Stadt, und ſelbſt kein Licht war mehr ſichtbar, als das in einem Gemache des ſtattlichen Hospodarenpalaſtes, welches an einen der Thürme ſich lehnte, welche die Ecken des alterthümlichen Gebäudes mehr ſchützten, als zierten. Vor dem Palaſte ſchritt eine Wache auf und nieder, daß ihr Tritt auf dem gefrornen Boden dröhnte.

Alles ruht und ſchläft, brummte der rieſige Heiducke, welcher Wache hielt, aber Unſereiner muß für kargen Sold ſeine Ruhe aufopfern und in der kalten Nacht hier außen umhergehen und ſich vom Froſte durchſchauern laſſen.

In dieſem Augenblicke ſtrich eine [illegible] dicht über ſeinem Kopfe hin. Der Heiducke bebte zuſammen.

War das die Wyla? fragte [illegible] ſich ſelbſt, und ſchlug ein Kreuz an ſeine Stirn und Bruſt. Heiliger Nicolaus, verlaß mich nicht! —

„Es war eine Eule, Paswan, und nichts weiter, die deine Tapferkeit ins Gedränge brachte,“ ſprach höhnend eine krächzende

Stimme, als ſich der Heiducke dem Eckthurme genaht, der jenem, in deſſen Nähe das Licht flimmerte, entgegen ſtand.

Paswan fuhr heftig zuſammen, beruhigte ſich aber, als er die Geſtalt eines Mannes aus der Pforte treten ſah, die in dieſes Thurmes Erdgeſcheß führte.

„Es iſt eine unheimliche, grauenvolle Nacht, Czanad,“ ſprach er zu der Geſtalt, näher hinzutretend, „und kalt dabei zum Erfrieren. Wohin willſt du zur Stunde der Mitternacht, wo alle finſteren Mächte ihr verderblich Weſen auf Erden treiben?“

Czanad deutete auf das Licht an der andern Ecke des Palaſtes. „Der dort noch wacht, geſtattet nicht, daß ſein vertrauteſter Diener ſchlafe,“ ſagte er.

„Der Hospodar?“ fragte nicht ohne Neugierde der Heiducke den Slavonier, der im Rufe ſtand, des Hospodars Liebling zu ſein. „Was raubt denn dem ſeine Ruhe?“

„Herrſcherſorgen ſind ſchwere Sorgen,“ ſprach wichtig Czanad. „Unſereins lernt ſie erſt kennen, wenn es in die verſchlungenen Wege dieſer Herren eingeweihet iſt. Sie ſind ſchwer, Paswan, das glaube mir, der ich einen kleinen Theil davon trage, nämlich, ſo viel der Fürſt mir aufzutragen für gut findet. Auch jetzt gehe ich wieder in einem geheimen Auftrag einen ſchweren Weg. Nimm das zu deiner Erwärmung und das zu deiner Erfriſchung morgen. Beides aber, um deiner Zunge eine eherne Feſſel anzulegen.“

Der Heiducke griff haſtig nach dem Fläſchchen und dem Piaſter, und brachte beides unter ſeinem Kaftan in Sicherheit.

„Du weißt wohl, Czanad,“ ſagte er, „daß ich dein Vertrauen zu ehren weiß. Ich hoffe, du wirſt, wenn der alte Rottmeiſter Kutſchera abfährt, meiner bei dem Hospodar gedenken.“

Czanad warf einen Blick auf das Fenſter, durch welches das L[illegible]en geſchimmert hatte. Es war erloſchen und jedes Zeichen des Lebens und menſchlicher Thätigkeit im Palaſte mit ihm. Ein ſardoniſches Lächeln flog über die Züge des Slavoniers, und er verſchwand ſchnell im Dunkel der Nacht.

Während der Heiducke ſich ſein Labetränklein munden ließ, eilte

Czanad durch die Straßen Buchareſts und gelangte vor das Thor. Dort wandte er ſich dem Laufe der Dimbowitza zu und gelangte bald [illegible] eine Stelle, wo dunkles Gemäuer aus einer frühern Zeit ſich erhob. Nahe der Ruine zog er ein Pfeifchen heraus und ließ einen gellenden Ton erſchallen. Er wurde augenblicklich von einem [illegible] beantwortet, der aus der Ruine kam.

Czanad ſchritt raſcher zu und trat bald in den Kreis der verwitterten Mauern ein. In dem tiefern Grunde derſelben brannte ein Feuer, jedoch an einem Orte, der es nach außen hin dem Blicke verbarg. Vier Geſtalten in Pelzkleidern, mit ſeltſamer Kopfbedeckung, lagen um das Feuer, von denen eine ſich erhob, um Czanad entgegenzugehen, indeſſen die anderen ſich gegen das Ufer des Fluſſes zurückzogen!

Giaur! brummte der Mann in den Bart, als er Czanad erblickte, und ſprach dann laut in türkiſcher Sprache:

„Wie unerträglich lange läßt du heute auf dich warten. Wir ſind hier beinahe erfroren, und die Zeit iſt kurz, die uns bleibt, um uns aus den Augen derer zu entfernen, die uns nicht erblicken dürfen."

Czanad verbeugte ſich tief.

„Vergebt," ſprach er, „wenn ich die Urſache ſein ſollte, daß Eure edlen Glieder froren; doch bin ich in Wahrheit unſchuldig. Erſt vor einer halben Stunde erloſch das Licht in des Hoſpodars Kloſett. Ich durfte mich nicht entfernen, weil es möglich war, daß er mich noch zu ſich riefe, und dann unſer Geheimniß hätte entdeckt werden können."

„Iſt Brancovich zurück von Wien?" fragte der Türke, ohne auf die Entſchuldigungen zu hören, „und was weißt du von dem Erfolge?" —

„Brancovich iſt noch immer nicht zurückgekehrt," verſetzte der Andere; „aber die Nachricht, die ich Euch bringe, iſt wichtiger, als Alles, was ich Euch von dem Erfolge ſeiner Sendung würde ſagen können. Seyd Ihr klug, ſo fällt er Euch mit ſeinen Briefen ſelbſt in die Hände." —

„Wo?“ rief freudig der Bim-[illegible]ſchi.

„Aus dem Munde des Hospodars weiß ich, daß er [illegible] etwa vier Tagen den Paß am rothen Thurm erreichen wird. Ich ſelbſt bin beauftragt, morgen dorthin den Rottmeiſter Kutſchera mit einer Rotte Heiducken zu ſenden, um möglichen Verrath zu verhüten — denn er argwöhnt, daß Euch die Reiſe des Bojaren nicht unbekannt ſein dürfte und Ihr vielleicht dort ihn möchtet ergreifen.“ So ſprach Czanad.

„Vortrefflich! Allah ſei gelobt!“ rief Osman aus, „ſo wird der Paſcha endlich hinter die Ränke kommen. Sage mir deinen Anſchlag, guter Czanad, und nimm vorweg dieſen Beutel!“

Czanad's Hand fuhr ſchnell nach dem Geld und verbarg es unter dem Mantel, der ihn verhüllte.

„Höret, Herr,“ fuhr er dann fort, „wie ich es anzulegen gedenke. Ihr kommt mit größerer Macht, als die Kutſchera's, an den bezeichneten Ort und verberget Euch, ſo gut Ihr könnet. Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Leute trunken ſind. Ihr nehmet ſie Alle gefangen oder haut ſie nieder, und fanget ſo den Vogel, den ſie ſchützen ſellten.“

„Gut,“ ſagte der Türke. „Nun geh' und mache deine Sache gut.“

Er ſelbſt ging raſch zum Ufer hinab, ſetzte ſich in den Kahn, den mit Blitzesſchnelle die drei Ruderer ſtromabwärts brachten. Noch eine Weile lauſchte Czanad dem Ruderſchlage, bis er im Brauſen des Waſſers verhallte; dann trat er zum Feuer und zählte mit teufliſcher Freude die Piaſter, welche der Beutel enthielt.

Czanad war ſo ſehr in das Zählen ſeines Geldes vertieft, daß er es nicht wahrnahm, wie ein menſchliches Weſen leiſe an der Mauer, die das Feuer beleuchtete, weghuſchte und bald außerhalb des Gemäuers verſchwand.

Bald darauf erhob er ſich und kehrte auf demſelben Wege, den er gekommen, in die Stadt zurück. Auf den Stufen der großen Stiege, welche zum Hauptportale des Palaſtes führte, lag ſchlafend der Heiducke Paswan. Czanad weckte ihn auf.

„Du biſt des Todes, Paswan,“ rief er halblaut, „wenn der Hospodar erfährt, daß du ſchliefſt. Ermuntere dich!“

Paswan rieb ſich die Augen.

„Dein verfluchter Trank hat mich eingeſchläfert, Czanad! Hab' ich lange geſchlafen? Verrath' mich nicht, Freund!“

„Sei ruhig,“ verſetzte Czanad, „lange ſchliefſt du nicht; allein es iſt ſtrafbar — denn du weißt ja nicht, ob Etwas vorgefallen.“

„Es war Alles ſtille, nur — träumte mir — es ſchleiche Jemand in das Pförtchen, aus dem du getreten. Ich fuhr auf und ſah nach, aber Alles war ſtille.“

Czanad erſchrack heftig.

„Menſch,“ rief er halblaut, „es gilt deinen Kopf, wenn Jemand erfährt, daß ich außen war.“

Er lief zu dem Pförtchen hin; aber Alles war noch, wie es geweſen; das Pförtchen angelehnt und nirgends etwas Verdächtiges wahrzunehmen.

Beruhigt ging Czanad in den Palaſt und ließ den Heiducken in bangen Zweifeln.

Auf einem Hügel am Ufer der Alt, von wo man eine weite Ausſicht auf den Weg genoß, welcher zum Paſſe von Veres-Torony oder dem rothen Thurme führt, der indeſſen ſechs Stunden rückwärts gegen die Grenze der Wallachei lag, ſaßen bei einem lodernden Feuer zwei Menſchen. Es war früh am Morgen. Dichte Nebel lagen noch in den Thälern Siebenbürgens, und blutigroth, ohne Strahlen, kam eben die Sonne, ein dunkelrother Feuerball, über die höheren Berge empor. Es wehte ein ſchneidender Oſtwind und die Kälte war bis zu einem empfindlichen Grade geſtiegen. Niedere Tannen, deren Zweige bis zur Erde reichten, gewährten nur ſehr wenig Schutz gegen den ſchneidenden Wind. Enger rückten die zwei Menſchen zuſammen und legten ſorgſam Holz zu, daß das Feuer nicht erlöſche.

Es war ein Weib und ein Mann, in rauhe Schaafpelze gehüllt.

Der Mann war bereits nahe am Greiſenalter, doch hatte ihn der Jahre Laſt noch keineswegs gebeugt, vielmehr war die Geſtalt noch immer kräftig, der Bau des Körpers gedrungen und muskulös. Die Kleidung war nicht verſchieden von der des Landvolkes der

Wallachei im Winter; nur das rothe runde Käppchen, die gelbbraune Geſichtsfarbe, das große Feuerauge verrieth den Zigeuner. Die weibliche Geſtalt, die an ſeiner Seite kauerte, war ebenſo, wie der alte Mann, in einen Schaafpelz eingehüllt, doch ſchmiegte er ſich hier an ſchönere Formen, als dort, und es blickte da, wo ihn die kleine Hand zuſammenhielt, ein grelles Roth hervor, anzeigend, daß er bloß angelegt war, um vor der ſchneidenden Kälte zu ſchützen, oder dem Auge etwas zu verbergen. Sie war jung, höchſtens neunzehn Jahre alt und von ſehr ſchönem Baue. Mehr ſchlank, als füllreich, hatte die Natur ihre Formen weich und üppig gebildet. Weniger dunkel, als bei Mädchen dieſes ſeltſamen Nomadenvolkes, zeigte die Haut eine Zärte, die ſonſt nur höheren Ständen eigen zu ſein pflegt. Ein dunkles Feuerauge ſprühte Funken eines klaren, kräftigen Geiſtes unter langen, ſeidenen Wimpern hervor. Ein rabenſchwarzes Haar wurde durch ein blaues Tuch verhüllt; doch ringelten ſich einzelne volle Locken um die Wangen, die ein leiſes Roth ſchmückte. Der Ausdruck des Geſichtes ſelbſt hatte etwas Schwärmeriſches, aber das Auge ſah ſo feſt und ruhig in die Welt, daß man auf eine ſeltene Stärke des Charakters zu ſchließen berechtigt war.

Das ſchöne Auge des Mädchens ſuchte umſonſt die Nebelmaſſen zu durchdringen, die ſich bald heben, bald ſenkten und in tollem, ſpukhaftem Wirbeln ſich kräuſelten. Oft legte ſie das Ohr an die gefrorne Erde, um zu horchen, und wenn ſie den ſchönen, ausdrucksvollen Kopf wieder erhob, ohne ein ihr erwünſchtes Zeichen vernommen zu haben, flog eine düſtere Wolke über die edle Stirn, und ſie legte die kleine Hand auf das ſtürmiſch pochende Herz, ihm Ruhe zu gebieten.

Der alte Mann ſchüttelte dann den Kopf unwillig.

So wurde es Mittag. Die Nebel zogen in dichten Maſſen in höhere Regionen, um ſich als Duft auf die Tannen zu lagern. Die Sonne hatte geſiegt, und in ihrem hellen Strahle lag die Straße vor dem Auge der Beobachterin da, ſo weit die Windungen der Thäler ſie ſehen ließen.

„Zwei Tage," ſprach endlich der Alte, das grabähnliche Schweigen brechend, das bisher geherrſcht hatte, „zwei Tage habe ich nun bei dir ausgehalten, thörichtes Mädchen, aber länger ſollſt du mich nicht zwingen, von dem Stamm entfernt hier zu harren auf den verfluchten Bojaren. Laß ihn in Osman's Hände fallen, was liegt dir daran? Glaubſt du, daß er es belohnen wird? Ja, vielleicht läßt er uns einmal peitſchen, wenn wir ihm zu nahe kommen, und das iſt der Lohn!" —

„Vater," ſagte ſanft das Mädchen, „willſt du das nicht einmal für dein Kind thun?"

„Kind!" rief jetzt hitzig der Alte. „Biſt du denn das noch? Ziehſt du denn mit der Horde, zu der du gehörſt, mit dem Vater, der des Stammes Haupt iſt, oder liegt dir nicht das Volk der Bojaren mehr am Herzen? Seitdem du die milchweiße Puppe im Hospodarenpalaſte kennſt, haſt du das Herz für deinen Stamm, für deinen Vater verloren! — Warum ſchlugſt du es aus, Hairaddin's Weib zu werden, was ich wünſchte?" —

Das Mädchen richtete ſich ſtolz empor. Ihr durchdringendes Auge heftete ſich feſt auf das des Alten.

„Wird dir das Opfer zu ſchwer hier, bei deinem Kind einen Tag zu weilen, wo du nicht die wilde Katze jagen kannſt, Vater, ſo zieh' hin in Frieden zu deinem Stamm und laß mich allein. Es iſt wahr, daß ich das Leben haſſe, wie unſer Volk es führt, weil ich das Beſſere einer geordneten Lebensweiſe erkannt habe. Iſt es aber auch anders möglich? Wäre ich nicht das verworfenſte, undankbarſte Weſen, wenn es anders wäre? Du haſt es vergeſſen in deinem wilden Herumſchwärmen, was die Fürſtin für mich that? Dein Weib, meine Mutter, hatten die Türken dir geraubt, und ſie ſtarb unter ihren Säbeln lieber, als daß ſie ihre Ehre, ihre ſittliche Würde geopfert hätte. Ich blieb dir als ein Säugling von neun Monaten. Nichtwahr, damals war ich dir hinderlich? Damals begabſt du dich gerne meiner Ernährung und Erziehung, als die Fürſtin Maria Wohlgefallen an mir hatte, und dich bat, mich ihr zu laſſen, auf daß ſie mich erziehe mit ihrem Kinde, das du eine

„weiße Puppe“ nennſt. Sie hat mich wie eine liebende Mutter erzogen; ſie hat mich zum menſchlichen, geſitteten Weſen gemacht; ſie hat mein Herz mit heiligen, edlen Gefühlen genährt und erfüllt; ſie hat mich zum Gott und Heilande der Menſchen beten und ſeine Wege wandeln gelehrt. Du haſt die Scheidewand zwiſchen mich und die Horde geſtellt, du allein! Und du ſahſt es doch ſelber gerne, daß es mir wohlging. Das aber hat dennoch mein Herz nicht von dir gewendet, Vater, wohl aber iſt das deine kalt geworden gegen dein Kind. Dein zweites Weib hat dir andere geboren; ſo konnteſt du mich miſſen. Und nun willſt du mir das als Unrecht anrechnen, daß ich denen dankbar bin, die mir Vater und Mutter erſetzten. Dadurch wollteſt du mich zur Horde, zum wilden, zügelloſen Weſen zurückführen, daß ich Hairaddin's Weib würde. Mich ſchaudert vor dem Gedanken. Er iſt der Verworfenſten Einer! Entfremdet mich aber das deinem Herzen, Mograbin? Haſt du vergeſſen, daß meine Mutter dein geliebtes Weib war? Hairaddin's Weſen iſt mir zuwider — du wußteſt das; warum wollteſt du mich an einen Mann zwingen, den ich haſſe? Bin ich nicht dein Kind? Bin ich nicht frei, „wie der Falke, der dort ſeine Kreiſe zieht? Wann ließ ſich die Tochter der Wüſte zwingen, ihre Liebe einem Manne zu geben, den ſie verabſcheut? Geh', Mograbin, geh'! Laß mich allein hier. Du haſt mich verſtoßen von deinem Herzen. Geh', laß mich allein hier, eine Pflicht zu erfüllen, für die du keinen Raum im Herzen haſt.“

„Lydda, Kind deiner Mutter,“ ſprach Mograbin nicht ohne Gefühl, „ſiehſt du die Sonne dort, die immer die Erde wieder ſucht, wenn ſie auch am Abend ſie verließ? — Nein, ich laſſe dich nicht allein. Zürne dem Manne nicht, der das Ungereimte deines Thuns nicht billigen kann. Er iſt dein Vater!“

„Ungereimt?“ rief Lydda. „Vater, du weißt nicht, wie mich Liebe und Dankbarkeit an Eudoxia feſſeln, ſonſt würdeſt du anders reden. Du kennſt Brancovich nicht, ſonſt würdeſt du dich des Wortes ſchämen, das du geſagt. Ich ſehe es klar, wir ſind innerlich geſchieden. Du haſt keinen Sinn für Das, was ich fühle und erkenne. Geh' in Gottes Namen. Ich zürne dir nicht, zürne du aber auch mir nicht, weil ich von meinem Volke für ewig getrennt bin."

Der Alte ſchwieg und blieb.

Aber die Sonne nahte ſich wieder dem Augenblicke, wo ſie hinter den weſtlichen Höhen hinabſinken wollte, und noch war die Straße öde und leer.

Des Mädchens angſtvoller Blick blieb ſtarr auf die Ferne geheftet.

„Der Abend kommt wieder und die lange kalte Nacht," hob der Alte wieder an; „Lydda, wozu das? Wird nicht am Ende deine Geſundheit untergraben? Du biſt entwöhnt dem Leben im Freien, in dieſer ſchneidenden Kälte. — Du wirſt es ſo wenig wie ich länger auf dieſer Höhe aushalten."

„Wenn ich ſterbe, gräbſt du mir hier ein Grab," ſagte das Mädchen kalt, aber feſt, ohne eine Minute das Auge vom Wege zu wenden. „Ha!" rief ſie plötzlich aus und fuhr empor, wie die Gazelle, die des Jägers Nahen erſchreckt. „Siehſt du dort den Haufen Reiter!"

„Ich ſehe Nichts, Lydda. Die Sehkraft meiner Augen iſt ſchwach geworden, ſeit die ſechszig Jahre meines Lebens hinter mir liegen. Ich ſehe Nichts, Kind."

Aber Lydda's Auge war ſcharf, wie das des Falken.

„Sie ſind's!" rief ſie, „es iſt Brancovich!" Und raſch, wie das flücht'ge Reh, flog ſie die Höhe hinab, den Kommenden entgegen. Der Alte ſah ihr lange nach mit dem Ausdrucke des Unmuths und der Trauer. Sie iſt verloren für Mizrom, ſagte er zu ſich. Ich erkenn' es, ſie iſt verloren; aber ſie hat Recht, die Schuld trage ich, der ich ſie weggab, als Adelma mir ſtarb. — Eine Weile ſtand er noch ſinnend, dann ſagte er: Mein Weg iſt kurz. — Mag ſie bleiben! Vielleicht iſt ſie glücklicher ſo. — Ich gehe die Wege Mizrom's, bis ich im Grabe meine Wanderſchaft ende! Er wandte ſich und ging. Bald war er im Walde verſchwunden.

Ehe noch die Reiter die Hälfte des Weges bis zum Hügel, wo Megrabin ſtand, zurückgelegt hatten, war Lydda ſchon bei ihnen. Es waren zwölf wohlbewaffnete wallachiſche Reiter von den Söldnern des Hospodars. An dieſe ſchloſſen ſich mehrere Diener mit Saumroſſen an, deren reiche Kleidung und edle Pferde für den Reichthum und den hohen Stand ihres Herrn zeugten. Dieſer ſelbſt, angethan mit einem reichen Pelzkleid, um das, das mächtige Schwerdt tragend, ein golddurchwirkter Gürtel ſich ſchlang, war ein Mann von etwa ſechs und zwanzig Jahren. Seine Haltung war ſtolz und edel. Schwarzes Lockenhaar ringelte ſich um das ſchöne Geſicht, deſſen edler Ausdruck, Ernſt mit ſanftem Wohlwollen paarend, jedes Herz anzog. Ein dunkler Bart, der Kinn und Lippe umſpielte, hob-die friſche Farbe blühender Geſundheit, welche ſeine Züge malte. Er ſaß auf dem ſchönen Pferde, das er ritt, als ob er darauf gewachſen wäre.

Als das Zigeunermädchen die Straße daher flog, mit ihrem Tuche wehend, hielt der Trupp an, und der Gebieter deſſelben ritt allein vor.

Er erkannte ſie ſogleich. „Lydda!“ rief er aus, und der Ton ſeiner Stimme verrieth, wie ſehr er eine ſchlimme Nachricht vermuthe.

Lydda nahte im Flug. Aber der Buſen hob ſich mächtig. Es lag über dem ſchönen Antlitze die tiefe Gluth der höchſten Anſtrengung. Ihr Haar flatterte im Winde, wie das Pelzkleid. Sie war unfähig, nur eine Sylbe zu ſprechen und lehnte ſich athmlos an den Sattel, ſich zu erholen.

„Lydda, gute, liebe Lydda!“ ſprach er ſchmeichelnd und doch mit einer angſtvoll bebenden Stimme, „erhole dich.“ Er faßte ihre heftig pulſirende Hand. „Iſt etwas Schlimmes vorgefallen in Buchareſt?“ —

Das Lächeln, womit ſie ihn anſah, der Ausdruck des großen Auges, das auf ihn geheftet war, als wolle es das ſchöne Bild des Mannes in ſich hineinſaugen, zeigte, wie wohl ihr das freundliche Wort that, wie mächtig es in das Innerſte ihres Weſens drang. Allmählich erholte ſie ſich.

„Was, um Gotteswillen," fragte er, „bringt dich in dieſe Einöde, in dieſer ſtrengen Kälte, ſo fern von Bucharest?"

„Seit einigen Tagen erwarte ich Euch hier, um Euch vor ſchändlichem Verrathe zu warnen."

„Lydda!" ſagte der Bojar, und in dem Worte lag Dank, Wohlwollen, Bewunderung und Achtung. Er drückte mit Innigkeit ihre Hand.

Lydda's Auge wurde feucht; aber es lag eine Seligkeit in ihrem Blicke, die ihres Herzens Empfindungen verrieth.

„Lydda, wie kann, wie ſoll ich dir dieſe — — Liebe vergelten?" ſprach er weiter.

Da durchzuckte es Lydda's zarte Geſtalt wie ein elektriſcher Schlag, und das gluthige Abendroth wär nicht brennender, als ihre Wange.

Der Bojar war zu ſehr mit Dem beſchäftigt, was er aus Lydda's Munde vernehmen ſollte, um die Wirkung ſeiner Worte auf das Mädchen zu bemerken. Er bat nochmals um die Erzählung der wahren Umſtände, und erhielt nun endlich die Mittheilung, daß ſie, einen Verrath ahnend, in die Ruinen des Kloſters St. Maximin ſich begeben und dort vernommen habe, wie ein Verräther mit Osman unterhandelt, ihm ihn in die Hände zu liefern. Da habe ſie die Angſt weggetrieben zu Eudoxien, und dort ſeien ſie übereingekommen, daß ſie ihn hier erwarte.

Brancovich fuhr wild an ſein Schwerdt. „Laß ſie kommen, dieſe Ungläubigen!" rief er.

„O, um Gotteswillen nicht," flehte Lydda. „Seine Begleitung iſt ſtärker, als die Eure. Ich habe Eudoxien geſchworen, Euch auf einem andern Weg über die Grenze zu führen. Ihr dürft nicht, Herr, um Eudoxia's Willen nicht!"

Sie richtete das flehende Auge zu ihm empor.

„Wer war der Verräther, Lydda, nenne ihn, daß er die ganze Schwere meiner Rache empfinde."

„Fragt mich nicht, Herr," bat ſie. „Es nöthigt mich eine weiſe Rückſicht, zu ſchweigen, aber es wird die Stunde kommen, wo ich ihn Euch nenne. Jetzt laßt uns eilen, den Rückweg anzutreten."

Brancovich überlegte einige Augenblicke. Er berechnete die Kräfte ſeines Zugs und gab dann den Bitten des Mädchens nach, obgleich er nicht recht begriff, warum ſie ihm den Namen des Verräthers verſchwieg.

Der Bojar rief darauf einem ſeiner Diener, der ein Saumroß führte, welches Lydda beſtieg, und an ſeiner Seite reitend, kehrte ſie mit ihm und den Uebrigen um. Spät erreichten ſie ein Dorf, wo ſie ihr Nachtlager nahmen.

Als der andere Morgen graute, ſaßen ſie ſchon wieder zu Pferde. Heiter wie das Morgenroth, das über die Berge ſchimmerte, lächelte im Bewußtſein der geglückten Rettung eines Mannes, dem ihr ganzes Weſen insgeheim angehörte, Lydda den Bojaren an. Gerne vertraute er ſich ganz ihrer Führung. Sie kannte aus ihrem frühern Leben Wege, die kaum einem Eingeborenen bekannt ſein konnten; denn ſie war eine Zeitlang, etwa in ihrem zwölften Jahre, mit der Horde umhergewandert, dann aber, von dem mächtigen Zug ihres Herzens überwältigt, voll Ekel und Abſcheu gegen das Leben und Treiben ihres Volkes in den Hospodarenpalaſt in Buchareſt, und nun für immer zurückgekehrt. Durch Felſenthäler, die oft ſo enge waren, daß kaum ein Bächlein Raum hatte, ſich hindurchzuwinden, deren Schluchten durch das Eis dieſer Bächlein für die Pferde höchſt ſchwierig waren; über Höhen, die nur des Jägers oder des wandernden Zigeuners Fuß zu betreten wagte; durch Einöden, wo weithin keine Spur des Menſchenlebens ſichtbar wurde; durch Wälder endlich, deren Dickicht kaum den Durchgang geſtattete, führte ſie Lydda in unermüdlicher Eile. Der größere Theil des Weges mußte zu Fuße gemacht werden. Umſonſt bat Brancovich das Mädchen, ſich zu ſchonen, ſich Ruhe zu gönnen. Sie ſchien keine Ermüdung zu fühlen. Sie ſtand wohl manchmal ſtill; aber es war bloß, um ſich wieder zu orientiren. Dennoch kam der Abend heran, ehe ſie eine Niederlaſſung fanden, wo ſie die nothdürftigſte Bequemlichkeit hätten zu finden hoffen dürfen. In einem dunkeln Tannenwalde wurde endlich Halt gemacht. Lydda ſaß auf dem Gepäck und lehnte das müde Haupt an einen Stamm, als Brancovich, den die nöthigen Anordnungen bis jetzt beſchäftigt hatten, zu ihr trat.

Er ließ ſich neben ihr nieder. Lydda rührte ſich nicht.

Sie ſchläft, dachte er und wollte leiſe ſich entfernen; doch horchte er noch auf ihren Athemzug. Es ſchien, als ſei alles Leben aus ihr gewichen. Erſchrocken faßte er ihre Hand. Sie war kalt, wie die einer Verſtorbenen. Jetzt ſprang er auf und ergriff einen Kienbrand, ſie zu beleuchten. Todtenbläſſe bedeckte das ſchöne Antlitz. Mit einem Ausrufe des Schreckens ſtürzte er, den Feuerbrand wegſchleudernd, zu ihr hin und zog ſie an ſeine Bruſt, daß ſie erwarme.

Sein Schreckensruf führte die Diener herbei. Man brachte Ungarwein. Brancovich benetzte ihre Lippen, ihre Stirn, ihre Wangen. Er rüttelte ſie mit wachſender Beſorgniß. Er rief ihren Namen. — Enger und enger drückte er ſie an ſeine Bruſt. — Da regte ſich das Leben wieder in ihr, und endlich ſchlug ſie die Augen auf. Als ſie ſich an der Bruſt eines Mannes ruhen fühlte, wollte ſie aufſpringen; aber matt ſank ſie zurück in ſeine Arme. Erſt jetzt kehrte das volle Bewußtſein zurück. Sie ſah ihn an, erkannte ihn, und ein Strahl des Entzückens belebte ihre Züge. Ihre Augenlieder ſanken nieder und die Ohnmacht löſte ſich in einen tiefen Schlaf auf. Brancovich ließ ſie nicht aus ſeinen Armen. Mit ſeltſamen Empfindungen hielt er das ſchöne Weſen an ſeiner Bruſt, das ſo harmlos, ſo zutrauensvoll da ruhte. Erſt nach einer Stunde erwachte ſie neugeſtärkt. Tief erglühend riß ſie ſich los.

„O, vergebt,“ rief ſie — „es war eine Schwäche, die mich anwandelte. Sie wird nun nicht mehr vorkommen!“

Aber Brancovich war noch immer nicht von Beſorgniß frei. Er ſelbſt bereitete ihr ein Lager. Er reichte ihr beim Mahle die beſten Biſſen. Er nöthigte ſie, Wein zu trinken, der ihre Kräfte wieder heben ſollte.

Lydda fühlte ſelbſt zu wohl noch, wie ſchwach ſie war. Sie gab daher ſeinen Bitten nach, nahe dem Feuer ſich niederzulegen. Brancovich verließ ſie nicht. Er wechſelte mit den Dienern im Schüren des Feuers ab. Bald entſchlummerte Lydda ſanft. Der Traum trieb ſein phantaſtiſches Spiel mit ihr; aber es waren freundliche Bilder, die ſie umgaukelten.

Die winterliche Sonne vergoldete ſchon die Wipfel der Tannen, als ſie erwachte. Der Bojar ſaß nahe an ihrem Lager und ſchlief. Die Knechte hatten ſich weggeſchlichen, um den geliebten Herrn nicht zu ſtören. Ohne Zeugen konnte ſie ihn jetzt betrachten, wie er da ſaß, das männlich ſchöne Geſicht auf ſeine Rechte geſtützt. In den Falten der Stirne ſprach noch die Sorge, die ihn beengte, die Sorge um ſie. Es waren Momente eines ſtillen Glückes, das ſie genoß. Leiſe erhob ſie ſich alsdann. Erſt jetzt nahm ſie wahr, daß er ſeinen Mantel über ſie gedeckt hatte. Sie wollte ihn damit umhüllen, aber er erwachte. Sie erglühte, als er ihre Hand nahm und ſie zu ſich zog.

„Wie iſt dir, liebe Lydda?“ fragte er.

Sie fühlte ſich wieder ſo wohl, ſo neubelebt, als irgend je. Das Frohgefühl der Geſundheit durchſtrömte ihre Glieder, und ihr Herz ſchwelgte im Entzücken. Sie ſagte ihm, wie wohl ſie ſich fühle, und freudig drückte er ſie an ſeine Bruſt, voll Dankbarkeit für ihre Aufopferung, ja es war ihm, als umarme er ſeine Eudoxia, deren Liebe ſein Lebensſtern, deren Vertraute, deren Freundin Lydda war. In dieſem Augenblicke pfiff eine Kugel an Brancovich's Haupte vorüber. Einen Moment betäubte Beide der Schreck über den unerwarteten Schuß; im andern aber ſchon riß Lydda eine Piſtole aus des Bojaren Gürtel und rannte, flüchtig, wie Atalanta, dem Dickicht zu, woher der Schuß gekommen. Plötzlich ſtand ſie vor dem Zigeuner Hairaddin, der eben wieder lud, um beſſer zu treffen, als das erſte Mal. Lydda zielte, drückte los, und in ſeinem Blute ſchwamm der Verruchte. Die Kugel war ihm durch das Gehirn gedrungen. Ehe jedoch Lydda zur Beſinnung kam, fielen Schüſſe in ihrem Rücken. Der wilde Allah-Ruf erſchallte, und das Klirren der Schwerdter verrieth, daß ſie von Türken überfallen ſeien. Ein Blick zeigte ihr, wie Brancovich, mit dem Rücken ſich an einen Baum lehnend, gegen die Uebermacht kämpfte, wie ein Raſender.

Schnell entwand ſie den im Todeskrampfe feſt die Büchſe umklammernden Fingern Hairaddin's das Schießgewehr. Sie lud es, ſo ſchnell es gehen mochte, und zielte auf den Bimbaſchi, der den Haufen anführte. Er taumelte und fiel. Jetzt erſt bemerkte ſie des Zigeuners Ungarpiſtolen. Sie riß ſie aus dem Gürtel, und ein zweiter Türke fiel. Die Wallachen und Diener Brancovich's nahten ſich indeſſen auch, und der Kampf wurde nun gleichmäßiger, aber um nichts gelinder. Wüthend drangen die Türken auf den Bojaren ein. Schon blutete Brancovich. Lydda konnte in der Angſt, die mit jedem Momente ſtieg, kaum noch einmal laden und feuern. Sie riß Hairaddin's Säbel von der Seite und ſtürzte ſich in den Kampf. Allein wie auch die Ueberfallenen kämpften mit Muth und Tapferkeit, der Türkenhaufe war ſtärker; des Bimbaſchi Tod hatte ſie außer ſich gebracht. Um jeden Preis lechzten ſie nach Brancovich's Leben. Schon lagen Wallachen und Türken auf der Wahlſtatt; ſchon neigte ſich der Sieg auf die Seite der Türken, da des Bojaren rieſenkräftiger Arm zu ermatten begann durch den heftigen Blutverluſt; ſchon ſah Lydda ihr Verderben nahen — da ziſchten Kugeln in den Türkenſchwarm, da fuhren, von Mograbin geführt, zwölf Zigeuner unter die Türken mit ſicherer Klinge. Sie waren überflügelt und im Rücken angefallen. Jetzt flammte der Wallachen Muth aufs Neue empor. Wilder drangen ſie ein. Hageldicht fielen ihre Streiche, und bald flog der kleine Reſt der Türken von einem Wahlplatze hinweg, den ein Haufen ihrer Gefallenen deckte. Jetzt erſt fühlte der Bojar ſeiner Wunde Schmerz. Ein Säbelhieb hatte ſeine Seite getroffen. Während die Wallachen die fliehenden Türken verfolgten, verband Lydda den Verwundeten mit liebender Sorgfalt. Nach einigen Stunden kehrten auch die Verfolgenden zurück, und es löſte ſich das räthſelhafte Erſcheinen der Türken in dieſer Einöde. Mograbin war mit Lydda nach der Höhe gegangen, Brancovich zu erwarten. Hairaddin, der Lydda bis zur Raſerei liebte und von ihr ſchnöde verſchmäht worden war, glaubte, die Stunde der Rache ſei da. Er folgte heimlich dem Vater und der Tochter und belauſchte ſie. Er lernte die Umſtände kennen, die Abſichten Lydda's, den Weg, den ſie zu nehmen gedachte, und die Wärme, womit ſie von dem Bojaren ſprach, lehrte ihn ahnen, warum ſie ihn verſchmäht. Die Eiferſucht, die Rache gohr im ſchwarzen Herzen. Er eilte nach Beres-Torony und führte Osman mit einem Theile ſeiner Leute hierher, wo er die Flüchtlinge traf. Mograbin ahnete, was er vorhabe, als er ihn bei der Horde nicht traf. Er nahm die muthvollſten Jünglinge und Männer der Horde mit ſich und kam zur guten Stunde an, um ſie zu retten. Daß die getäuſchten Türken ſie mit größerer Macht verfolgen würden, war zu vermuthen; daher brachen ſie, von den Zigeunern begleitet, ſchnell auf, und erreichten am dritten Tage glücklich die Nähe von Bucharest.

Hier entfernten ſich die reichbelohnten Zigeuner, und als Brancovich zu Lydda zurückkehren wollte, um mit ihr die Reiſe bis zum Ziele fortzuſetzen, war ſie verſchwunden.

Brancovich forſchte bei ſeinen Dienern, wohin ſie ſich gewendet. Nur einer hatte ſie nach einem nahen Wald eilen ſehen. Umſonſt aber war es, daß Brancovich nach ihr ſuchen ließ, ſelbſt ſie ſuchte, ſie war wie durch einen Zauberſchlag ſeinen Blicken entrückt.

In der Hoffnung, ſie in Bucharest zu finden, beſtieg er endlich ſein Roß und erreichte, in tiefen Gedanken, das Thor der Stadt, welches er vor zwei Monaten mit dem Schmerze der Trennung im Herzen verlaſſen hatte. Eudoxia wieder zu ſehen, belebte ihn jetzt mit den freudigſten Gefühlen.

II.

Auf dem Fürſtenſtuhle der Wallachei ſaß in den letzten Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts der Hospodar Michael, ein Mann, der, unter dem ränkevollen Treiben des Fanars aufgewachſen, in alle die geheimen Schleichwege von früher Jugend eingeweiht war, die Habſucht und Ehrgeiz einzuſchlagen pflegt, um das glänzendſte Ziel zu erreichen; ein Mann endlich, unbeſtändig in ſeinen Entſchlüſſen, dennoch trotzig, herrſchſüchtig und eigenwillig war, wie Schooßkinder des irdiſchen Glückes zu ſein pflegen. Dieſer Mann, welcher Talente und Fähigkeiten ſeltener Art mit Liſt und Schlauheit paarte, dieſer Mann, der in ſeltenem Grade Muth und Tapferkeit, wie Feldherrntalent in ſich vereinigte, ſtand zwiſchen Oeſterreichs und der Pforte Politik und Ränken mitten inne, beiden preisgegeben, mit beiden Buhlſchaft treibend, und je nach den Auſpizien größeren Vortheils, ſich bald dieſem, bald jener in die Arme werfend. Gerade jetzt war die Stellung beider Mächte drohend, kriegeriſch, feindlich. Michael, von beiden geſucht, ſah es ein, wie günſtig der Zeitpunkt für ſeinen Vortheil ſich geſtaltete. Der Fürſt von Siebenbürgen, Bathori, war durch die Unterhandlungen Oeſterreichs beſtimmt worden, ſein Siebenbürgen gegen die Herrſchaften Ratibor und Oppeln, in Schleſien, zu vertauſchen. Siebenbürgen wurde durch einen kaiſerlichen Statthalter, den böhmiſchen Grafen Baſta, regiert. Dieſer Baſta war Michael's erbitterter Feind. Bei Michael rang jetzt Rache und Habſucht um den Vorzug, und demnach gingen, geleitet von der Politik, dieſer Kunſt, mit tauſend Winkelzügen dem Ziele näher zu kommen, mit glatten Worten die innerſte Geſinnung zu bemänteln, in der Niemand erfahrener war, als der Fanariote, Beide jetzt Hand in Hand. Die Spannung zwiſchen der Pforte und dem Kaiſer war bis auf einen Grad geſtiegen, der kaum ein höheres Steigen zuließ, ohne den unvermeidlichen Bruch. Die Pforte hatte längſt um Michael's Gunſt gebuhlt und der Paſcha von Ibrail ſuchte jeden Weg einzuſchlagen, des Griechen wahre Abſichten zu erforſchen. In eben dem Grade bemühte ſich der Kaiſer, ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Der Auftrag war Baſta geworden, Unterhandlungen mit dem Hospodar der Wallachei einzuleiten, die ihn, koſte es auch bedeutende Opfer, in das Intereſſe Oeſterreichs zögen. Michael hatte Gründe, mit Baſta die Unterhandlungen ſchnell zu enden; denn das Ziel ſeines Strebens war eben, die Herrſchaft über Siebenbürgen, welches Baſta regierte, zu erlangen und ſie als Preis ſeiner Freundſchaft zu beſtimmen, ſich ferner ein Jahrgehalt von fünfzigtauſend Thalern auszubedingen, wie es Bathori, außer dem Beſitze jener beiden Fürſtenthümer in Schleſien, bezog. Dieſe Forderungen konnte und mochte er Baſta nicht ſtellen, weil er im Voraus wußte, daß der Gehäſſige ſie aus

Intereſſe und Feindſchaft werde hintertreiben; darum wählte er den Ausweg, einen eigenen Geſandten nach Wien zu ſenden, und dieſer war der, Michael vielfach verbundene, junge Bojar Brancovich.

So geheim auch dieſe Sendung betrieben worden war, ſo wußte doch alsbald der Paſcha von Ibrail Zweck und Ziel, denn der Slavonier Czanad, Michael's Vertrauter, ſtand mit dem Paſcha in verrätheriſcher Verbindung. Dieſer Slavonier war ein Mann von etwa ſechs und dreißig Jahren, ein Abentheurer, der lange bei den räuberiſchen Bosniern die Schule eines Partheigängers durchgemacht, dann in Conſtantinopel ſein Glück verſucht, ſpäter den Venetianern gedient und zuletzt in des Hospodars Dienſte getreten war. Seiner Schlauheit und Verſtellungskunſt, ſeiner Schmeichelei und dem myſteriöſen Dunkel, das er um ſich zu verbreiten wußte, gelang es, ſelbſt Michael zu berücken. Er trieb mit allem myſtiſchen Pompe Alchymie. Er verſicherte, bei den Arabern in die tiefe Weisheit der Tabula Smaragdina eingeweiht worden zu ſein und bei einem Juden in Aleppo die Geheimniſſe der Kabbala ergründet zu haben, wie auch ſich in dem Beſitze des Menstruum universale zu befinden. Dabei war er Aſtrolog in der ganzen tiefen Bedeutung des Worts in jener Zeit. Dies Alles, und noch weit weniger hätte ſchon hingereicht, ihn dem Hospodar werth zu machen, gab ihm einen ungemeſſenen Einfluß auf die Seele eines Mannes, der, ob er gleich zu den ausgezeichneten Helden und Kriegskundigen ſeiner Zeit, zu den Klügſten mochte gezählt werden, dennoch einem Aberglauben ergeben war, der mit zu den charakteriſtiſchen Merkmalen ſeiner Zeit und ihrer Bildung gehört.

Czanad kannte die Handhaben genau, bei denen er des Hospodars Weſen ergreifen mußte, um ſich zum uneingeſchränkten Gebieter über ihn zu machen. Seine Habſucht fand volle Befriedigung. Zu den alchymiſtiſchen Verſuchen war Michael's Hand ſtets offen und die Verheißungen Czanad's wußten ſchlau genug das Ziel der ungezügelten Goldgierde des Hospodars recht weit hinauszuſchieben. Durch die aſtrologiſchen Beſchäftigungen war er Herr geworden über alle politiſchen Geheimniſſe Michael's. Seine genauen

Kenntniſſe der türkiſchen und anderer Staaten und ihrer Verhältniſſe machte ihn bald zu Michael's Rathgeber. Der ſchlaue Slavonier erneuerte bald durch ſeine Sendungen an den Paſcha von Ibrail eine alte Bekanntſchaft mit dieſem und ſomit einen geheimen Verkehr, welcher dem Hospodar ebenſo nachtheilig, als Czanad vortheilhaft war.

Czanad lebte im Hospodarenpalaſte und genoß allgemeine Achtung, weil ihn Michael zu ſeinem Vertrauten gemacht. Selbſt Brancovich, der längſt dem myſteriöſen Heuchler mißtraute, vermochte Nichts bei Michael gegen ihn, und umſonſt waren die Verſuche, den Verblendeten eines Beſſeren über ihn zu belehren.

Niemand aber haßte ihn glühender, als Lydda. Die junge Zigeunerin hing mit einer unausſprechlichen Liebe an ihrer Gebieterin, wie an deren trefflichen Mutter, deren Liebe ſie wieder beſaß, ob ihrer Treue, ihrer Gefälligkeit und reinen Geſinnungen und Sitten. Czanad ſah ſie und entbrannte für das herrlich gebildete Geſchöpf in wilder Leidenſchaft. Ueberall verfolgte ſie ſeine Liebe. Er bot Alles auf, ihre Gunſt ſich zu erwerben; allein Lydda's durchdringender Blick hatte ihn längſt durchſchaut. Sie kannte ſeine Ränke, aber ſie ſchwieg und ſuchte ſie zu lähmen, wo ſie konnte. Sie ſchwieg, weil ihr eine geheime Ahnung ſagte, ſie könnte einſt ſich dieſes Menſchen bedienen, um Unglück abzuwenden. Eben darum ſtieß ſie ihn nicht ſchroff ab, ohne ihm auch irgend einen Beweis von Gunſt zu geben. Drang er leidenſchaftlich in ſie, ihm ihre Hand zu reichen, ſo wußte die Gewandte ihn mit Scherz, Satyre und all den tauſend Neckereien eines launigen Mädchens ſo vortrefflich in die Schranken zu weiſen, daß er nicht beleidigt werden konnte, daß vielmehr ſeine Leidenſchaft nur noch geſchürt wurde. Seit drei Tagen ſuchte er ſie im Palaſt, ohne eine Spur von ihr zu entdecken. Niemand wußte, wo ſie war. Endlich, als der vierte Tag unter der ſtechendſten Ungeduld für ihn verfloſſen war, vernahm er von einer alten Dienerin der Fürſtin, ſie müſſe krank in den Frauengemächern des Palaſtes liegen und Eudoxia ſelbſt ihrer pflegen, weil ſie unſichtbar ſei. Die Unruhe, welche

Czanad umtrieb, endete jedoch mit dieſer Nachricht nicht; denn ſie hatte noch einen andern Grund — die Ereigniſſe am rothen Thurm. Es kam keine Nachricht, wie es ſtand, ob es gelungen, und doch hatte der Bimbaſchi verheißen, ihm ſichere Kunde zu geben.

In dieſer Unruhe beſchied ihn der Hospodar in ſein geheimſtes Gemach; es war ſchon ſpät am Abend.

Auf einem ſeidenen Divan, der rings an den Wänden niedrig hinlief, lag der Hospodar Michael in nachläſſiger Stellung. — Ein grün ſeidener Kaftan, mit Pelz verziert, umgab die große und muskulöſe Geſtalt. Ein Gürtel, reich mit Edelſteinen beſetzt, umſchloß das Gewand und trug einen Dolch, deſſen Pracht und Reichthum ihn als ein Geſchenk des Sultans anſehen ließ. Obwohl jenſeit des fünfzigſten Lebensjahres, zeigte doch das Haar, welches unter der ſeltſam geformten, faſt einem Zuckerhute gleichenden Kopfbedeckung von rothem Sammt mit Pelzverbrämung und ſtrahlender Agraffe hervorquoll, noch keine Spur des Schnee's, der ſich ſonſt auf den Häuptern der Männer dieſes Alters zu zeigen pflegt. Friſch und blühend war das Antlitz, und des Auges Strahl war der Dollmetſcher eines durchdringenden Verſtandes; allein die Falten der Stirne ließen dennoch vermuthen, daß gerade jetzt etwas ſehr Unangenehmes ihn beſchäftige, oder die Sorge, die, wie der Schatten, dem Sterblichen überall folgt, in Hütten wie in Paläſten, auch zu ſeinem Herzen eine Thüre gefunden habe.

Czanad verbeugte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Gebieter und blieb dann, ſeiner Anrede gewärtig, in demüthiger Stellung unweit der Thüre ſtehen. Der Hospodar winkte, und Czanad ließ ſich auf ein Tabouret nieder.

„Die letzte Nacht war ſternenklar," ſprach Michael's tiefe, klangvolle Baßſtimme, „haſt du ſie benutzt, um in den unermeßlichen Bahnen der Geſtirne des Menſchenlebens verworrene Wege zu enthüllen?"

Czanad neigte ſich bejahend.

„Sprich, wie ſteht es um Brancovich? — Er müßte, wenn nicht ein unglücklicher Zufall ſich ereignet hätte, längſt hier ſein. Mein Herz iſt ſeinetwegen in Unruhe."

„Eure Ahnung, hoher Herr, täuſcht Euch nicht.“ —

„Wie?“ rief der Hoſpodar und fuhr blitzſchnell auf, dem Aſtrologen näher tretend. „Wie? Czanad, ſollte wirklich ein Unfall ihn betroffen haben? Sollte das Geheimniß ſeiner Sendung? — — Er ſtockte. Die Bläſſe, die ſein Geſicht überzog, war todtenähnlich.

„Was ich las in jenem Buche, deſſen heilige Schrift nur Wenigen und nur unter den günſtigſten Umſtänden dieſen wenigen Erwählten zu leſen vergönnt iſt, das werde Euch kund, Herr und Gebieter. Doch wollet Euch nicht unnützen Sorgen hingeben, da ich das Schlimme nur etwa vermuthen kann, denn nach Mitternacht lagerte ſich dickes Schneegewölk um den Geſichtskreis, und der Sterne Schrift verſchwand hinter dem Vorhange, den der Ewige für gut fand, vor die Ereigniſſe der nächſten Zukunft zu ziehen. Das Menſchenauge durchdrang ihn nicht. — — — Was ich wahrnahm, war, daß nahe der Grenze Eures Landes Eurem Botſchafter Gefahr drohte. Welcher Art ſie war, blieb mir verborgen, doch deuteten die Sterne gen Oſten.“

„Ha!“ rief Michael erſchreckend, „ich ahne, warum du Kutſchera nach Veres-Torony ſendeteſt. Dank dir! Du wollteſt meine Bruſt nicht mit Sorgen vor der Zeit erfüllen.“ —

„Ihr ſeid zu gnädig Herr, daß Ihr Euch die Mühe nehmt, dem nachzudenken, was Euer treueſter Diener für Eure Ruhe zu thun als heilige Pflicht erkennt.“

„Mir iſt das jedoch eben ein unerklärliches Räthſel,“ fuhr Michael nicht ohne tiefe Beſorgniß fort, „daß Kutſchera mit ſeiner Rotte noch nicht zurück iſt und Brancovich ausbleibt.“ —

„Der Sterne Schrift lügt nicht, wenn ich ſie recht verſtand.“ —

„Czanad!“ ſchrie Michael, und eine aſchgraue Todtenfarbe verbreitete ſich über ſein ſonſt blühendes Antlitz. Verderben für uns Alle würde es bringen, wenn Brancovich's Schriften“ —

„Horch!“ rief Czanad, und das Erbleichen kam über ihn. — „Mir iſt's,“ fuhr er bebend fort, „als hörte ich Pferdegetrappel!“ —

Der Hoſpodar horchte auf. Im Schloßhofe regte ſich eine rührigere Geſchäftigkeit, als gewöhnlich. Man hörte die Wache rufen. Es gab ein wildes Hin- und Herlaufen. Außen aber vernahm man viele Stimmen und vorzugsweiſe die Donnerſtimme Brancevich's.

„Er iſt's!“ rief Michael freudig — „und die Sterne lügen! Hinaus, Czanad, und hilf für die Bequemlichkeit des Bojaren Sorge tragen.“

Dieſer aber vermochte kaum, dem Befehle des Herrn zu gehorchen. Todesſchrecken hatte ihm Blei und Eiſeskälte in alle Adern gebracht. Er ſah ſein Schickſal nahen, die Strafgerichte über ſein ruchloſes Haupt hereinbrechen, den ganzen ſchwarzen Verrath entdeckt. Rathlos taumelte er hinaus. Sich den Dolch in das Herz zu ſtoßen — um all' der Schmach überhoben zu ſein — dieſer Gedanke flog ihm durch den Kopf; aber er war zu feig dazu. Das Leben war ihm, mit Allem, was es in ſich ſchloß, zu theuer, ihm zu entſagen. — Flucht — nach Ibrail oder Tournul, das lag ihm näher. Er ſann einen Augenblick, und eilte dann in das Gemach, das ſeine Reichthümer barg, die er im Dienſte Michael's und Benin-Paſchas von Ibrail ſich geſammelt.

In wilder Haſt packte er Alles zuſammen, was er von Werth beſaß. Furcht und Entſetzen aber lähmte die Hand, verwirrte die Gedanken ſo ſehr, daß er Das, was er eben geſucht, wieder ſelbſt an einen andern Ort warf, ohne nur zu wiſſen, was er that. Allmählich kehrte jedoch ſeine Beſonnenheit zurück. Er fragte ſich ſelbſt — iſt denn die Gefahr für mich ſo groß, daß mir gar kein Ausweg bliebe? Iſt es nicht klüger, daß ich erſt abwarte, was Brancevich erzählt? Auf mich wird gewiß der Hospodar keinen Verdacht werfen, weil ich ja gerathen, eine Schutzwache nach Beres-Torony zu ſenden. So beruhigte ſich der Schurke ſelbſt, und gewann zuletzt die ganze kalte Beſonnenheit wieder, die ihn nur in Fällen verließ, die, wie dieſer geweſen, ſein Truggewebe zu enthüllen drohten.

Obgleich er nun die Sache erſt in ihrer Entwickelung abwarten wollte, ſo packte er doch ſein Theuerſtes zuſammen, um im Nothfalle ſchnell damit entwiſchen zu können. Dieſe Arbeit war kaum vollendet, als er zu dem Hospodar beſchieden wurde.

„Wie ſteht's dort?" fragte er den Diener.

„Ich kann dir das nicht ſagen," ſprach der Diener, „doch ſcheint mir Freude vollauf zu herrſchen."

Dieß beruhigte wohl etwas den ſchlauen Slavonier; allein ſein Bewußtſein, das ihm ſeine Schuld vorwarf, ließ ihn noch immer die gerechte Strafe fürchten. Doch ſuchte er ſich wieder die Frechheit zu erwerben, welche ihn gewöhnlich gegen äußere Anfechtungen zu ſchützen pflegte, und ging zu dem Hospodar.

„Wunderbar!" rief ihm Michael entgegen; „es iſt wahr, was du geſagt; Brancovich iſt überfallen worden! Aber umſonſt war die Schutzwache, und Gott weiß es, ob Kutſchera nicht auch unter den Krummſäbeln der Ungläubigen gefallen iſt."

Brancovich's brennender Blick traf Czanad, als ob er tief in das Innerſte ſeiner Bruſt ſchauen wollte; aber dieſer verrieth mit keinem Zuge ſeines Geſichts irgend eine Verlegenheit. Ruhig, wie das reinſte Gewiſſen, blickte er ihm in das Auge und ſprach:

„Gelobt ſei Gott! daß Ihr der Gefahr entronnen ſeid, edler Herr. Doch, ſagt an, wie gelang Euch das? — Ich las im ewigen Buche der Geſtirne, was da kam, und bat, daß eine Abtheilung Streiter zu Eurem Schutze nach Beres-Toreny geſandt würde. Haben ſie Euch wacker beigeſtanden?"

Immer noch brannte Brancovich's Blick auf ihm.

„Ja," rief er, „Czanad, es waltet ein ſchändlicher Verrath. Wie konnte Benin-Paſcha wiſſen, um welche Zeit ich am rothen Thurme ſei? Niemand wußte das, als der Hospodar und — du?"

Czanad hielt ſich krampfhaft. Wie auch die ganze Hölle im Innern ſeiner Bruſt tobte, ſein Geſicht war ruhig und ſogar heiter. Er ſah feſt in Brancovich's flammendes Auge.

„Edler Herr," ſprach er, den Scherz des verletzten Gefühles ſehr treu nachahmend, „wie mögt Ihr auf unſeres Herrn treueſten Diener einen Verdacht werfen, der ſo ſchändlich, ſo entehrend iſt? Würde ich, wenn ich Verrath hätte geübt, zu Eurem Schutze Söldner an den rothen Thurm geſendet haben? — Iſt es Euch ſo fremd, daß dieſe Türken im Bojaren-Divan ihre Freunde haben?

Kennt Ihr nicht des Goldes Macht über gemeine Seelen? Wohlan, im Bewußtſein meiner Unſchuld unterwerfe ich mich jeglicher Prüfung, daß die Wahrheit kund, der Verräther entdeckt und beſtraft werde!“ Er verbeugte ſich tief, kreuzte die Hände vor ſeiner Bruſt und richtete ſich dann ſtolz empor.

Brancovich ſelbſt begann zu zweifeln, ob dießmal der Slavonier die Hand im Spiele gehabt habe. Er ſtand ihm zu frei, zu ruhig und arglos da, und war er ſchuldig, ſo mußte er ja jede Unterſuchung fürchten, nicht ſelbſt eine begehren.

„Nein, Brancovich,“ ſprach der Hospodar, „wie ich bereits geſagt, für Czanad bürge ich ſelbſt. Er war es, der zuerſt in den Geſtirnen Gefahr las und in mich drang, zu deinem Schutz einen Hinterhalt in die Gebirge von Beres-Torony zu legen. Es wird, es muß des Frevels Urheber entdeckt werden, daß er meiner Rache anheim falle, die ihn zermalmen ſoll. Geh', guter Czanad, und ſende Kundſchafter nach Kutſchera und den Seinen aus. Sind ſie zurück, finden wir vielleicht eher die dunkle Spur, die uns zur Enthüllung dieſes verruchten Geheimniſſes leitet.“

Czanad verbeugte ſich und ging.

„Ich zweifle ſelbſt,“ ſprach darauf Brancovich. „War es möglich, daß vielleicht ein Diener horchte? Lydda muß von dem Geheimniß wiſſen; aber es iſt vergeblich, ihr ein Geheimniß zu entreißen, das ſie in ihr Inneres verſchließen zu wollen ſcheint.“

„Laß das nur. Es wird Eudoxien beſſer gelingen, als uns; aber erzähle mir nur den Erfolg deiner Bemühungen in Wien?“

Brancovich erzählte ihm, wie gütig er aufgenommen worden ſei von dem Kaiſer, und wie dieſer den Grafen Palffy aus Ungarn, der in großer Gunſt bei dem Kaiſer ſtehe, beauftragt habe, mit ihm zu unterhandeln. Er habe Palffy die Anträge entwickelt, und dieſer ſei alsbald darauf eingegangen und habe ihm, als Gegengabe des Kaiſers, die Burg und Herrſchaft Kinsberg in Schleſien angeboten, um dort im Kriegsfalle die Fürſtin und Eudoxien zu bergen; auch den Jahrgehalt von fünfzigtauſend Reichsthalern zugeſagt, doch auf Siebenbürgen ſich durchaus nicht einlaſſen wollen. Er habe Alles verſucht, ohne doch nur um einen Schritt weiter zu kommen. Das Reſultat ſeiner Unterhandlungen ſei kein anderes geweſen, als Palffy werde ſelbſt nach Buchareſt kommen und das Ganze zur Zufriedenheit des Hoſpodars beenden, er möge nur die Bojaren für Oeſterreich zu ſtimmen ſich bemühen.

Dankbar und freudig drückte der Hoſpodar des Bojaren Hand. „Theodor,“ ſprach er, „groß war meine Schuld, größer iſt ſie geworden gegen dich. Glaube mir, daß ich dankbar ſein werde.“

Brancovich's Auge leuchtete, als er die Hand des Hoſpodars hielt.

„O, Herr und Fürſt,“ ſprach er, „Ihr wiſſet, es gibt nur einen Lohn für mich, und dieſer wird mich zum glücklichſten Menſchen machen — Eure Einwilligung zur Verbindung mit Eudoxien. Darf ich hoffen, endlich der Treue Lohn zu erndten?“ —

Michael lächelte gütig.

„Geh' und begrüße die Fürſtin und Eudoxien,“ ſagte er mild, „doch laß die glühenden Wünſche deines Herzens noch ruhen. Es thürmen ſich Wetterwolken rings um uns, und des Krieges blutiges Treiben iſt vor der Thüre. Da iſt zum Freien nicht die rechte Stunde. Iſt der Friede zurückgekehrt, ſo laß uns weiter davon reden.“

Dankbar drückte der Glückliche die Hand an ſeine Lippen und flog dann dem Theile des Palaſtes zu, wo die Frauengemächer waren.

Michael aber ging lachend auf und nieder. Er erwog die obwaltenden Umſtände. Er wußte, daß Palffy, ſeit er zum erſten Mal als Geſandter des Kaiſers in Buchareſt war, Eudoxien ebenſo glühend liebte, als Theodor Brancovich. Eine Verbindung mit dem reichen Magnaten hatte aber ſo viel für ſich, daß Theodor zurückſtehen mußte. Er hielt ihn nur hin. Ihn zu täuſchen war ihm kein Unrecht. —

„Kinsberg?“ ſprach er, „wo liegt dieß Kinsberg?“ Er nahm die Schriften, welche Brancovich auf dem Tiſch ausgebreitet hatte, und durchflog eine derſelben mit Aufmerkſamkeit.

„Es iſt klein“ — fuhr er dann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort — das iſt wahr; „aber es liegt in Schleſien — nicht weit von Bathori's Herrſchaften. Fünfzigtauſend Thaler? Auch ein Preis. Aber Siebenbürgen? dieß muß mir werden, dann trete ich auf Oeſterreichs Seite und Palffy wird mein Eidam.“

Er ließ Czanad kommen.

Sein Vertrauen war ſo groß, daß er ihm Alles mittheilte, was Brancovich ausgerichtet, ja ſelbſt die Hoffnung, daß Palffy ſein Eidam werden würde.

Mit beſonderer Theilnahme ging Czanad auf letzteren Punkt ein. „Brancovich iſt reich, das iſt wahr,“ fuhr er fort; „aber was ſind ſeine Beſitzungen gegen die des Magnaten Palffy? — Und ſollte gegen alles Erwarten es mißglücken, was Ihr beabſichtiget, ſo bleibt Euch bei ihm eine Zufluchtsſtätte bis auf beſſere Tage, wie ſonſt nirgends.“

Beide beſprachen nun ausführlich Alles, und Czanad erhielt den Auftrag, heimlich nach Schleſien zu gehen, die Burg Kinsberg einzuſehen und ihr Gebiet, damit nicht der Hoſpodar ohne genaue Kenntniß einen Vertrag eingehe, der ihm das nicht böte, was er erwartete. Unter dieſen Umſtänden ſank die Mitternacht herab und Beide begaben ſich in das Thurmgemach, ihre aſtrologiſchen Beſchäftigungen zu beginnen.

Die winterlichen Sonnenſtrahlen fielen durch hohe Bogenfenſter, an jenem Tag, als Brancovich Buchareſt erreichte, in ein großes, reichgeſchmücktes Gemach des Hoſpodarenpalaſtes zu Buchareſt. Es lag gegen den Garten, der ſich an das große Hauptgebäude, durch eine Mauer anſchließend, rings um die Rückſeite deſſelben zog, und gehörte nach griechiſcher Sitte zu dem Theile des Gebäudes, welchen man das Frauengemach nannte. Mit orientaliſcher Pracht und Ueppigkeit war das Gemach ausgeſchmückt, und ſowohl die Wände als der Boden waren mit den Kunſterzeugniſſen Perſiens bedeckt, während die Wohlgerüche Yemens überall dufteten und Gold und Silber in den zierlichen Geräthen dem Auge begegneten. Auf dem Divan, den venetianiſcher Sammt deckte, ſaß eine hohe Frau, die, obwohl ſie ſelbſt jenſeit der Herbſttage des Menſchenlebens ſtand, dennoch Spuren von hoher Schönheit trug und einen Adel in ihrem äußeren Weſen ausprägte, der unwillkührlich mit Ehrfurcht erfüllte. Mild und ſanft waren die Züge und ſelbſt etwas Leidendes, ein Zug ſtillen Harms, war kaum zu verkennen. Die Geſtalt war groß und majeſtätiſch, die Kleidung vom ſchwarzen Sammt und außer einer ſchweren goldnen Kette, die ein Kreuz von eben dieſem Metalle hielt, fehlte jeder andere Schmuck. Sie hielt ein großes Evangelienbuch in ihrer Hand, das koſtbar geſchrieben und eingeheftet war. Doch ruhte ihr Auge jetzt bloß darauf, ohne zu leſen, und es ſchien, als beſchäftige den ſinnenden Geiſt irgend ein ernſter, wichtiger Gedanke. Es war die Fürſtin Maria, des Hospodars Gemahlin.

Gegen das Bogenfenſter, durch welches die Sonnenſtrahlen eindrangen in das Gemach, lehnte eine andere weibliche Geſtalt. Es war, als wollte ſie die Gluth der Alabaſterſtirne kühlen an den kalten Scheiben, ſo lehnte ſie ſie dagegen. Aus dem großen braunen Auge rieſelten Thränen zur Erde nieder. Die ſonſt blühende Wange war kaum geröthet; aber dieſes Geſicht beſaß einen unausſprechlichen Liebreiz. Die Geſtalt war groß, wie die der Fürſtin, doch ſchlank und zärter gebaut. Um dieſe ausdrucksvolle Geſtalt floß ein langes, faltiges Gewand von dunkelrothem Seidenſtoff und ein koſtbarer Gürtel ſchloß es um die Hüfte feſt. Lange Flechten kaſtanienbrauner Haare floſſen faſt über die Hälfte der Geſtalt herab.

„Eudoxia,“ hob nach einigem Schweigen die Fürſtin an, indem ſie das heilige Buch neben ſich hinlegte, „wird denn nie mein mütterliches Wort über deine leidenſchaftliche Erregbarkeit einige Macht gewinnen!“ —

Eudoxia wiſchte ſchnell die Thränen weg, und bemühte ſich, der Mutter eine ruhige Miene zu zeigen. Der Mutter ernſt verweiſender Blick ruhte aber feſt auf den darob erröthenden Zügen.

„Heuchle keine Ruhe, Kind,“ fuhr die Mutter fort, „du haſt, du kennſt ſie nicht. Noch vor acht Tagen jubelteſt du der Ankunft Brancovich's entgegen — heute willſt du verzweifeln, weil eine

Gefahr dem Manne droht. Iſt denn nicht Lydda ihm entgegen, und kennſt du Lydda nicht?“

„O Mutter, ſchilt mich nicht!“ flötete eine Stimme, die, wie Aeolsharfenton, jede Saite des Gemüths anzuſchlagen beſtimmt ſchien. „Hab' ich denn dieß Herz geſchaffen? Wohl weiß ich, daß Lydda ihn zu retten weg iſt, aber gerade Das, daß ich ihn nicht retten konnte, iſt's, was mich ſo tief ſchmerzt. Ich will es dabei nicht läugnen, daß die ihm drohende Gefahr mir jede Freude raubt und daß ich erſt wieder frei aufathmen werde, wenn er glücklich angelangt iſt.“

„Siehe,“ begann die Mutter jetzt, „es iſt allerdings ſo, daß der Menſch nicht ſein Weſen ſelbſt geſchaffen, daß er es auch wohl kaum ganz wird ändern können; allein ſo viel muß er Herr ſeiner Empfindungen ſein und bleiben, daß ſie ihn nicht bewältigen, ihn nicht um ſeine Ruhe und Beſonnenheit bringen. Du aber ſchwebſt zwiſchen der ausſchweifendſten Freude und dem unmäßigſten Schmerze; du gibſt dich dem augenblicklichen Eindrucke ganz und unaufhaltſam hin — aber nur zu bald iſt der Eindruck verwiſcht und ein anderer tritt in ſeine Stelle ein. Wohin ſoll das führen, Eudoxia! Lerne dich beherrſchen, mein Kind, wenn nicht deines Herzens Frieden zu Grunde gehen ſoll. Warum willſt du zagen? Lebt nicht ein Gott, der alle Edlen ſchützt? Auch Brancovich iſt edel — Gott wird ihn ſchützen. Iſt nicht Lydda bei all der Heftigkeit ihres Weſens dennoch ſo überlegend, ſo klar in ſich, ſo feſt in ihrem Wollen und ſo ſchlau im Ausführen?“

Die Worte der beſonnenen Mutter trafen das leidenſchaftliche Mädchen, und ſie fühlte, wie wahr Das ſei, was ſie ſage. Sie ſuchte, eine heitere Miene anzunehmen. „O Mutter,“ ſagte ſie, „du nimmſt eine Zentnerlaſt von meiner Seele durch deinen Zuſpruch. Glaubſt du wirklich, daß Brancovich glücklich der Gefahr entgehe?“

„Ja, das glaube ich, weil die treue Lydda zeitig und fern genug von der Stelle, wo der Hinterhalt lauert, ihn von der Gefahr unterrichtet.“

Ehe noch das Geſpräch ſich weiter fortſetzte, trat plötzlich Lydda in das Gemach. Sie glühte wie eine Purpurroſe vor Anſtrengung, und ohne ein Wort reden zu können, ſank ſie zur Erde nieder.

Blitzſchnell flog Eudoxia zu der Treuen und hob ſie an ihre Bruſt empor. Selbſt die Fürſtin eilte liebevoll herzu und half ſie auf den Divan betten. Durch Einflößungen von Wein kehrten die Kräfte zurück, die das zarte Geſchöpf, entwöhnt einer Lebensweiſe, wie ſie ſie ſeit einigen Tagen geführt, erſchöpft hatte.

„Lebt er? Iſt er gerettet?“ fragte Eudoxia mit liebender Haſt das edle Mädchen.

Sie nickte mit dem ſchönen Kopfe bejahend und legte dann das Haupt, das umflorte Auge verbergend, an Eudoxia's Bruſt. Ach! dachte ſie, du Glückliche, du darfſt dich ſeiner Rettung freuen, den Geliebten voll ſeliger Gefühle an deine Bruſt drücken! Und liebſt du ihn mehr, als ich? Aber ſie verſchloß die Empfindungen in ihr Innerſtes. Das Bewußtſein, den Mann, den ihre Seele mit aller Gluth liebte, gerettet zu haben, an ſeiner Bruſt geruht, ſeinen Dank ſich verdient zu haben — das war ja reicher Lohn für das genügſame Herz.

Alles, was die Liebe vermag für eine treue Freundin, das bot Eudoxia Lydda und mit gleicher Liebe behandelte ſie die Fürſtin Maria. Sie bedurfte aber auch liebevoller Pflege, denn ſie war ſo erſchöpft, daß ein heftiges Fieber ſie ergriff. Ihre Füße bluteten und ihre Arme waren durch die Dornen und Aeſte des Dickigts verwundet. —

Am Bette der Leidenden ſaßen am Abend die Fürſtin und Eudoxia und horchten den Worten, welche ſie mühſam hervorbrachte, als die Thüre ſich öffnete und eine Dienerin den Bojaren meldete.

Eudoxia, welche ihn mit brennender Sehnſucht ſchon lange erwartet hatte, flog ihm entgegen. Die halbgeöffnete Thüre des Vorſaals entzog dem Auge Lydda's die Umarmung der Liebenden; aber dennoch lagerte ſich eine Todtenbläſſe auf das liebliche Geſicht des Mädchens, und beinahe war es umſonſt, daß ſie ſich Mühe gab, die Thränen des hervorſtrömenden Gefühles zurückzudrängen. Sie faltete krampfhaft ihre Hände und flehte zu Dem, der allein das Herz zum Kampfe mit ſich ſelbſt ſtark macht, daß auch ihr Herz erſtarke zum Ertragen, Dulden, Leiden. Und ſieh', es kam wunderbare Ruhe in ihr wogendes Herz; der Sturm der Gefühle beruhigte ſich und muthig ſah ſie den kommenden Auftritten entgegen. — Aber dennoch zuckte ein tiefes Weh durch die wunde Bruſt, als jetzt Eudoxia, blühend, wie die junge Maienroſe, den Blick voll Seligkeit, über die ſchönen Züge das bezaubernde Lächeln des Bewußtſeins glücklicher Liebe ausgegoſſen, am Arme des ſchönen Mannes hereintrat, der in ihr, und nur in ihr ſein ganzes Glück fand. —

Zu der Fürſtin trat er hin, ſich vor ihr neigend und ſeinen Mund in Liebe und Ehrerbietung auf die Hand der Frau drückend, die er mit wahrhaft kindlicher Geſinnung umfaßte.

Hier verließ ihn Eudoxia und flog zu Lydda. Sie drückte einen Kuß auf die erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Dank, ewig Dank dir, treue Lydda, durch dich hab' ich ihn wiedergewonnen!“ ſprach ſie entzückt. „Dir danke ich mein ganzes Glück!“

Lydda lächelte wie eine Selige, aber im Herzen wohnte tiefes Weh.

„Seid glücklich, Eudoxia!“ ſprach ſie ſanft; „möge kein Unfall Euer Glück ſtören.“

Auch Theodor trat jetzt mit der Fürſtin herzu.

Liebevoll beugte er ſich über die Leidende. Liebevoll drückte er ihre bebende Hand, und erſt jetzt erfahren die Fürſtinnen Alles, was ſie gethan hatte zu ſeiner Rettung. Ein begeiſtertes Lob floß von Brancovich's Lippen. Die ganze Dankbarkeit ſeines Herzens ergoß ſich in Worten.

Und alle Drei wetteiferten in Liebe gegen ſie.

Brancovich mußte nun von Wien und ſeinen Freuden erzählen. Beſonders lebhaft erkundigte ſich Eudoxia nach den Wiener Frauen.

Und als Theodor in ihr Lob ausbrach, als er ihre Schönheit, ihre Anmuth prieß, da umwölkte ſich wieder die ſchöne Stirne Eudoxien's, denn es dünkte ihr des Lobes zu viel.

Sie drehte Brancovich halb ſchmollend.

„Biſt du mir auch treu geblieben dort? Haſt du nicht zu tief in das blaue Auge der ſchönen Deutſchen geblickt? Ach, wie oft wird Eudoxia vergeſſen werden ſein mit ihrem Herzen voll Liebe?!“ —

Er legte ſchmeichelnd ſeinen Arm um ſie und ſah ſie lächelnd an. „Könnte ich deiner vergeſſen?“ fragte er.

„Geh',“ ſagte ſie, „Euch Männer beherrſcht nur der Reiz der Gegenwart, des Augenblicks. Jede frühere Liebe tritt dann ſchnell in den Hintergrund. Allein Euch zu beſitzen, träume kein Herz!“ Sie ſprach dieſe Worte mit bitterm Tone. Thränen traten in ihre Augen, und ihre Hand bedeckte ſie.

„Eudoxia!“ ſprach Brancovich mit dem Bewußtſein ſeiner ganzen Liebe und Unſchuld, „wie verdiene ich das? Du fragteſt mich und ich erzähle ſonder Arg, wie ich es gefunden. Wodurch gab ich dir Veranlaſſung zu ſolch' tief ſchmerzendem Verdachte? O, ich hatte einen andern Empfang gehofft und geträumt!“ ſetzte er ſchmerzlich hinzu.

Lydda ergriff flehend Eudoxia's Hand, die Mutter verwies ihr ſtrenge ihr ungerechtes Benehmen, ihre Leidenſchaftlichkeit. Sie ſah auf, ſah in Theodor's Antlitz, und als ſie den ſchwermüthigen, trauernden Blick des Mannes ſah, da flog ſie laut weinend an ſeine Bruſt und bat, daß er vergeſſe und vergebe, klagte ſich ihres Unrechts an, und war troſtlos in Reue, wie ſie eben ergriffen geweſen war von Eiferſucht.

Der unangenehme Eindruck, den dieſe Scene auf Brancovich hervorbrachte, war ſichtbar, und ſein ſtiller Ernſt konnte nicht durch Eudoxien's Schmeicheleien, nicht durch ihre Liebkoſungen, denen ſie ſich ganz rückhaltlos überließ, verdrängt werden.

Er verließ die Frauen bald, um mit dem grauenden Morgen nach ſeinem Schloſſe Tuni ſich zu begeben.

Umſonſt waren Eudoxien's Bitten, daß er weile, nur noch einen Tag weile. Er wollte Eudoxien ihr Unrecht fühlen laſſen. Wie heiß er ſie auch liebte, ihn hatte ihr Benehmen tief verletzt, und er fühlte es, wie nöthig es ſei, ähnlichen Ausbrüchen, die das Glück ſeines Lebens untergraben mußten, frühe zu begegnen. Er kannte aber auch Eudoxien zu gut, um nicht zu wiſſen, wie tief ihre Reue ſein würde. Und wie ihn auch das Herz zog, ihren Bitten nachzugeben, ſo rieth ihm der ruhige Rathgeber: Verſtand, feſt auf ſeinem Worte zu beharren.

Die Fürſtin durchſchaute ſein Herz. Sie lächelte ihm ihre Zuſtimmung zu, und er ſchied, Eudoxien ihrem Schmerz und Lydda ihrer tiefen Trauer überlaſſend, um erſt in acht Tagen wiederzukehren.

Czanad jubelte laut auf, als er ſich der Gefahr entronnen ſah und dieſesmal die verdiente Strafe an ihm vorbeigegangen war, die ihm ſo nahe zu drohen ſchien. Wie ſehr ihn auch wieder des Hospedars Vertrauen beruhigte, ſo hatte doch ein Blick in Brancovich's Auge ihn beben gemacht. Er las darin die ganze Größe des Verdachtes, den er auf ihn warf. Nichts konnte ihm daher erwünſchter ſein, als der ihm gewordene Auftrag, Kinsberg zu erkundſchaften. Er fand hier Gelegenheit, ſich dem argwöhniſchen Blicke des Bojaren zu entziehen, die ganze Begebenheit in Vergeſſenheit gerathen zu laſſen und — ſeinem Verbündeten, dem Paſcha von Ibrail, die Erfolge von Brancovich's Unterhandlung in Wien mitzutheilen, ohne den geringſten Schein des Verdachts auf ſich zu laden, da der Abſtecher nach Ibrail ihn nicht weit von ſeinem Weg abführte. Eins lag aber ſchwer auf ſeinem Herzen, daß er Lydda nicht wiederſehen ſollte vor ſeiner Reiſe, die ſo lange dauern mußte. Vergeblich blieben indeſſen alle Verſuche, welche er hierzu machte. Er mußte ſeine Reiſe antreten, ohne daß er ſeinen Wunſch erfüllt ſah.

Benin-Paſcha von Ibrail war außer ſich ſelbſt, als er das verunglückte Unternehmen Osman's erfuhr und deſſen Tod. Sein ganzer Grimm warf ſich auf den Hospodar, von dem er ſich überliſtet ſah. Die Ungewißheit, ob Czanad's Verrath bei dieſer Gelegenheit entdeckt worden ſei oder nicht, vermehrte das wilde Brauſen ſeines leidenſchaftlichen Zornes. Tod und Verderben ſchwur er dem Hospodar, und eben im Begriff, einen Tartaren nach Conſtantinopel an den Großherrn abzuſenden, um ihn um Verhaltungsbefehle nach der Mittheilung der Ereigniſſe zu bitten, wurde ihm gemeldet, daß ein Slavonier da ſei, der dringendſt mit ihm perſönlich ſich zu unterreden begehre. Er ließ ihn kommen und Czanad wurde in das Gemach geleitet. —

„Czanad!“ rief der Paſcha dem ſich bis zur Erde Neigenden zu: „Biſt du wirklich dem Strick entgangen! Bei dem Barte des Propheten, du biſt klug, wie Scheherazade, oder dein Glück iſt größer, als dein Verdienſt!“

Czanad lächelte.

„Herr,“ ſagte er, „mein Kopf ſitzt noch heil zwiſchen den Schultern, aber Osman iſt gefallen und unſer ſchöner Plan mißglückt!“

„Verdammt!“ rief der Paſcha und ſtampfte wild mit dem Fuße den Boden, „erinnere mich nicht an eine Begebenheit, die mir das Blut in den Adern gerinnen macht. — Und weißt du, wer des Unglücks Urheber war?“

„Wer?“ fragte Czanad neugierig.

„Eine Ziegeunerin, die im Palaſte des Hospodars dient. Tauſend Tode ihr! Gelingt es mir, daß ich ſie je in meine Hände bekomme, ſo ſoll keine Todesart gräßlich genug ſein, meine Rache an ihr zu kühlen.“

„Woher wißt Ihr das, hoher Herr?“ fragte Czanad, der, faſt einer Leiche gleichend, da ſtand.

„Fragſt du noch?“ fuhr der Türke fort. „Hat doch der Zigeuner Hairaddin, der auch, und von dem Mädchen ſelbſt, erſchlagen wurde, Alles meinen Janitſcharen hinterbracht, als er ſie auf die Fährte leitete, die das Mädchen als Führerin des Zuges durch die unwegſamen Berge der Grenze eingeſchlagen. Lydda nannte er ſie.“

Czanad erſtarrte. Dieſe Räthſel konnte er ſich nicht löſen. Doch führte ihn endlich ſein Sinnen auf die richtige Spur. Er entſann ſich des Traumes des Heiducken Paswan, und es wurde ihm zur ſchauderhaften Gewißheit, daß Lydda ihn belauſcht, ihm damals mißtrauend gefolgt ſei, als er mit Osman in den Ruinen des Kloſters St. Maximin die Unterredung hielt; anders konnte es nicht ſein. Aber dem Hospodar war es ein Geheimniß noch. Doch — blieb es in der Bruſt des Mädchens verborgen? Wurde nicht das Alles jetzt in ſeiner Abweſenheit kund, und erwartete ihn dann nicht, wenn er zurückkehrte, der gewiſſe Tod? Die ſchauderhafteſte Ueberzeugung erſchütterte ſein Inneres. Er ſah den ganzen mühſamen Bau ſeines Glückes wanken und einſtürzen.

„Was ſinnſt du, Czanad?“ fragte der Türke, der in ſeiner Miene las, was in ihm vorging.

„Ich bin verloren,“ rief er verzweifelnd aus, „wenn Ihr mich verlaßt!“

„Warum?“ fragte ruhig der Türke.

„Weil Alles durch dieſes Mädchen verrathen iſt, die mich mit Osman belauſcht haben muß. Ein ſicherer Tod erwartet mich, wenn ich es je wage, nach Buchareſt zurückzukehren.“

Der zitternde Czanad fiel auf die Knie vor dem Paſcha und hob flehend ſeine Hände zu ihm empor: „Verſtoßet mich nicht!“ —

Ein verächtliches Lächeln fuhr über die wilden Züge des Muſelmannes, als der Verräther vor ihm kniete.

„Es iſt wahr, Czanad,“ ſprach er darauf, „für deinen Kopf wäre es wirklich unbequem, jetzt ſchon in eine Schlinge ſchlüpfen zu müſſen. Er kann noch gar viel Schönes und Gutes leiſten; aber was ſoll ich mit dir? Wo iſt die Gewähr für deine Treue? Die Beiſpiele, welche ich beſitze, ſind ſchlechte Empfehlungsbriefe.“

„Wo die Gewähr iſt, hoher Herr?“ fragte der zitternde Czanad. „War ich nicht Euer Werkzeug bis heute? Wußte ich nicht, dem Hospodar jedes Geheimniß abzulauſchen und Euch zu hinterbringen?“

„Weil ich beſſer zahlte, als der Hospodar,“ verſetzte der Paſcha, ſich an ſeiner Qual weidend. Wie aber, wenn der Fanariote mehr und beſſer zahlt, als ich? Hund läßt nicht von Hund! Was bürgt mir für deine Treue?“

„Herr, die verzweifelte Lage, in der Ihr mich erblickt. Ich bin Euer um jeden Preis — ja ſelbſt um gar keinen, als eine Zufluchtsſtätte, und die Geheimniſſe, die ich Euch zu hinterbringen kam, mögen Euch zeigen, ob ich Eurer Aufnahme würdig ſei, oder nicht.“

Der Hohn auf Benin-Paſchas Geſichte verwandelte ſich jetzt ſchnell in Neugierde, und wie ſeine Züge, ſo [illegible] ſich auch ſein Ton und die Art, wie er mit Czanad ſprach.

„Rede offen, guter Czanad,“ hob nach einer kleinen Pauſe der Paſcha an. „Du wirſt wohl überzeugt ſein, daß ich ſcherzte. Zu gut und zu lange kenne ich dich ja ſchon, um auch nur einen Augenblick an deiner Treue, an deiner Fähigkeit und Brauchbarkeit zu zweifeln. Steh' auf, Czanad, und rede frei, eine Zuflucht ſoll dir nimmer fehlen.“

Czanad erhob ſich. Liſtig durchſchaute er den Türken. So unerfahren war er nicht in dem gefährlichen Werke, welches er trieb, daß er nicht hätte wiſſen ſollen, daß der Verräther ſo lange werth gehalten wird, als er gute Dienſte leiſtet.

„Verzeiht,“ ſprach er darauf, „wenn ich vorher einige Bedingungen und Umſtände möchte ins Klare gebracht ſehen.

„Was ich beſaß, ließ ich in Buchareſt. Das iſt für immer und unwiederbringlich dahin. Es liegt ſonnenklar vor, daß ich an meine Zukunft zu denken verpflichtet bin. Wir ſind Menſchen, darum laſſet uns Das, was wir uns gegenſeitig leiſten wollen, feſt machen durch einen Pakt.“

„Wie?“ rief der Türke heftig, „du zweifelſt, wenn ich dir mein Wort gebe, wenn ich bei meinem Barte ſchwöre?“ Seine Hand fuhr nach dem Handſchar in ſeinem Gürtel.

Czanad lächelte. „Wer hat das geſagt? — Aber laßt Euren Handſchar aus dem Spiele. Trifft ſein Stahl meine Bruſt, ſo iſt mein Geheimniß begraben. Vergeßt das nicht. — Wir ſind Beide Menſchen: Ihr könnt ſterben — wie dann?" —

„Allah iſt groß!" ſprach bei dieſem memento mori der Türke, ſeine Arme vor der Bruſt kreuzend und ſich tief neigend. „Du haſt weiſe geſprochen, wie ein Derwiſch," fuhr Benin-Paſcha fort, „und ich verkenne keineswegs die Wahrheit deiner Worte, aber was haſt du zu bieten. Sprich das aus, ehe du forderſt, auf daß ich erwägen könne, wie weit ich gehen dürfe."

Czanad ſah ſtolz den Paſcha an. Er hatte die Rolle gewechſelt, und dieß Bewußtſein gab ihm ſeine ganze Keckheit und Sicherheit zurück. „Gut," verſetzte er; „wenn ich Euch nun die ganze ränkevolle Denkart des Hospodars entdecke, wenn ich Euch in Geheimniſſe blicken laſſe, die Ihr kaum ahnt, die Euch aber vom Padiſchah zwei Roßſchweife eintragen, wenn ich Euch endlich Gelegenheit gebe, Alles zu vereiteln, was der Hospodar beabſichtigt, und überdieß ſein Weib als Geißel und ſeine engelſchöne Tochter in Euren Harem Euch überliefere — ?" —

Der Türke ſah ſtarr in Czanad's Geſicht.

„Menſch!" rief er aus, „wenn dem ſo iſt, ſo fordere keck und Alles ſoll dir gewährt ſein. Iſt wirklich Eudoxia ſo ſchön, wie ſie der Ruf macht?"

„Die ſchönſte Houri in des Propheten Paradies würde bei ihrem Anblicke vor Neid erbleichen!" entgegnete Czanad.

Des Paſcha's Augen flammten.

„Czanad," ſagte er dringend, „rede!"

„Zehn Beutel voraus," ſprach Czanad ſtolz, „und wenn das Werk gelungen iſt, abermals zehn Beutel. Volle Sicherheit und volle Freiheit für mich. Kein Spion darf meine Schritte beobachten. Und haben wir des Hospodars Weiber gefangen, Vergebung für die Zigeunerin Lydda. Eudoxia ſey Euer, Lydda mein!"

Der Türke knirſchte.

„Alles will ich dir zugeſtehen — aber Lydda's Freiheit nicht. Sie hat Osman geopfert. Ich muß Rache haben."

„So lebt wohl!“ verſetzte Czanad, indem er Miene machte, ſich zu entfernen.

„Bleib’, bleib’, Czanad!“ rief der Paſcha, „und ſage mir, wie willſt du das Alles aber vollbringen?“

„Mein Auge lieſt im Buche der Sterne alle Geheimniſſe der Menſchen. Nichts bleibt mir verborgen, was in der Menſchenbruſt vorgeht, nichts von Dem, was außer ihr im Leben ſich ereignet. Aus weiter Ferne der Zukunft hat der Herr die Kunde in die Conſtellationen gelegt, alſo, daß das kundige Auge das Kommende lieſt, wie das Auge des gewöhnlichen Menſchen im Buche der Geſchichte das Vergangene. Und mir ſollte unmöglich ſein, zu wiſſen Zeit und Stunde, die gelegen iſt, meine Pläne auszuführen? Mir ſollte es mißlingen, der ich Geiſter mir dienſtbar machen und, die verborgenſten Kräfte kennend, ſie anwenden kann, wo ich will und wie ich will, ohne daß irgend eine Macht mir entgegen treten kann?“

Czanad hatte dieſe Worte mit einer tiefen Stimme, mit vielem Ernſt und Ausdruck geſprochen. Sein ganzes Aeußere hatte dabei einen geheimnißvollen Anſtrich erhalten, ſo daß es dem Paſcha eiskalt wurde, und er, drei Schritte zur[illegible]end, zu Czanad ſprach:

„Was ſprichſt du? Hat dein Verſtand gelitten, oder hat der Wein, den weiſe der Prophet ſeinen Gläubigen verbot, deine Sinne benebelt?“

„Ich rede Wahrheit,“ fuhr feierlich der Slavonier fort. „Soll ich Euch beweiſen, was ich vermag? Soll ich Euch die Gedanken ſagen, die Euer Herz dachte, als ich mit Euch den Pakt machen wollte? Soll ich Euch heute noch der Zukunft Räthſel über Euch und Euer Schickſal löſen?“

Der Türke erbleichte. „Weißt du meine Gedanken, ſo vergib guter Czanad. Wohl wollte ich dich täuſchen, doch jetzt iſt ferne von mir jeder Gedanke der Art. Alles ſei dir zugeſtanden, was du begehrt, und noch mehr, wenn Alles gelungen iſt, was du verheißeſt. Aber meine Zukunft ſage mir nicht. Ich will nicht wiſſen, was das Schickſal bringt: Allah iſt groß und Muhamed ſein Prophet! Laß, wenn du zweifelſt, laß aufſetzen einen Pakt wie du willſt; aber nöthig iſt es nicht. Ich bin kein Chriſt, du haſt mein Wort und kannſt ihm trauen!“

Er rief nach den Dienern, und als ein Schwarzer eintrat, ließ er ſogleich die zehn Beutel vor Czanad niederſetzen. Dieſer unterſuchte den Inhalt genau. Als er Alles richtig befunden hatte, nahm er das Geſpräch wieder auf. Der Paſcha erfuhr nun des Hospodars ränkevolle Anſchläge gegen die Pforte; erfuhr, daß es ſein höchſter Zweck ſei, frei in der Moldau und Wallachei zu herrſchen und Siebenbürgen mit ſeinem Staate zu vereinigen. Um dieß zu erzielen, wolle er ſich in des Kaiſers Arme werfen, zur Sicherheit Weib und Kind nach Kinsberg bringen, auf welchem Zuge alsdann man ſich ihrer bemächtigen werde.

Der Paſcha erſtaunte über Czanad's Mittheilungen.

„Aber wie ſoll der Hospodar Kunde über Kinsberg erhalten, wie ſicher werden, wenn du nicht zu ihm zurückkehrſt?“ fragte er nach langem Sinnen Czanad, in deſſen Nähe es ihm unheimlich zu werden begann. „Hat die Zigeunerhexe geſchwiegen bis jetzt, ſo hat ſie Grund auch noch länger zu ſchweigen. Und weißt du die Gedanken der Menſchenbruſt, ſo kann auch Das, was ſie bewegt, dir nicht verborgen ſein.“

Czanad ſah verlegen vor ſich nieder. Der Türke hatte im feſten Glauben an Czanad's übermenſchliche Kraft und Kunſt ihn jetzt in die unangenehmſte Verlegenheit gebracht. Er ſann nach, was Lydda'n konnte bewogen haben, ihn nicht gleich zu entlarven. Seine Leidenſchaft für ſie und ſeine Eitelkeit gaben ihm ſchnell einen willkommenen Schlüſſel zu dieſem Geheimniſſe. Die Gewißheit, daß ſie ihn liebe, ſtieg ſiegend in ſeinem Herzen auf und verklärte ſeine Züge.

„Ja,“ ſagte er, „ich gehe nach Kinsberg und bringe dem Hospodar ſichere Kunde; dann gelingt um ſo leichter, was wir beabſichtigen.“

Von dem Paſcha verabſchiedete er ſich, ſein Geld ſorgfältig mit ſich nehmend. Dieſer entließ ihn nicht ohne geheimes Grauen und dennoch ungerne; denn das Wort, was er als gläubiger Muſelmann geſprochen, er wolle nicht in die Wege des Schickſals ſchauen, reuete ihn insgeheim mächtig. Die Neugierde ergriff ihn mit aller Macht, und um ſo mehr, als er feſt glaubte an Das, was Czanad ihm geſagt hatte. Czanad aber, der es einſah, er müſſe es wagen und zu dem Hospodar zurückkehren, wenn ſeine Pläne gelingen ſollten, ließ ſich nicht halten und trat am andern Tage ſchon ſeine Reiſe nach Schleſien an.

IV.

In die Gemächer der Fürſtin Maria trat der Hospodar. Heiterkeit umglänzte ſeine Stirne. Es war eine ſo ſeltene Erſcheinung dies Geſicht, das ſtets von Entwürfen und Plänen umdüſtert war, das beſonders in der letzten Zeit nur höchſt ſelten ein freundliches Lächeln zeigte, ſo heiter zu ſehen, daß die Fürſtin, die durch dieſe Stimmung ihres Gatten ſelbſt ſo viel litt, freudig ihm entgegen eilte und mit inniger Zärtlichkeit ſeine Hand ergriff.

„Gott Lob!“ rief ſie aus, „daß ich das Antlitz meines Herrn einmal freundlich ſehe. Gewiß, eine frohe Botſchaft habt Ihr mir, Herr und Gemahl, heute zu bringen. Möchte doch dieſe Heiterkeit nie von Eurer Stirne weichen!“

„Auch der Himmel iſt nicht immer klar, Maria,“ ſprach der Fürſt; „wie könnte es die Stirne eines Fürſten ſein, der das Wohl eines Volkes zu berathen und das Staatsſchiff heil durch die Klippen der Verhältniſſe durchführen muß, gleich dem Steuermann auf gefährlicher See?“ —

„Heiter wird ſie aber gewiß,“ entgegnete die Fürſtin, „wenn es nun gelang, es in den Hafen zu bringen; darf ich von Eurer Stimmung zurückſchließen, ſo iſt's Euch alſo gelungen, und die Wirren der Umſtände haben ſich glücklich gelöſt?“ —

„Noch nicht, Maria; aber die Ausſichten ſind herrlich,“ verſetzte Michael. „Zaregrad *) wird nicht fortab mit Eſſlak **) ſein verruchtes Spiel treiben. Meine Weisheit hat endlich den Weg gefunden, der mich zum ſelbſtſtändigen Herrſcher erhebt und den ſchimpflichen Tribut endet, den ich bisher mit bitterm Groll an den Padiſchah zahlen mußte.“

Maria konnte bei dieſen, mit aller Zuverſicht ausgeſprochenen Worten des Hospodars einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken; denn ſie ſah im Geiſte voraus, wie ihr Gatte ſich wieder in ein dunkles Gewebe von Ränken einließ, die nur die ſchlimmſten Folgen für das Land und ihn ſelbſt haben mußten, indem ſie aufs Neue des Krieges Flamme entzündeten. Doch ſchwieg ſie, in der Erwartung, daß er weiter ſich über die Verhältniſſe erklären würde.

Er ließ ſich in einen Seſſel nieder und winkte der Fürſtin an ſeine Seite.

„Ja, Maria,“ fuhr er dann fort, „es naht für uns eine wichtige Zeit, eine Zeit, in der die Looſe für unſer Haus entſcheidend fallen werden und fallen müſſen. Du biſt ein ſtarkes Weib und eine treue Gattin. In deine Bruſt muß ich die meine ausſchütten — denn auch dich berührt ja das in gleichem Grade, was mich und unſere Familie trifft. Höre mich an. Du weißt es, wie tief mich die ſchmachvolle Abhängigkeit von der Pforte demüthigte, eben weil ich die Kraft in mir fühlte, dieß Joch zu brechen; dir iſt es nicht fremd, wie tief es mich drückte, drei der wichtigſten Feſtungen, den Schlüſſel meines Landes, in den Händen der Türken zu wiſſen, mich jährlich von ihnen brandſchatzen zu laſſen, alſo, daß meine Einnahmen geſchwächt wurden, und ich nicht ohne Sorgen an das Loos meines Kindes denken konnte und an das deine, wenn das Geſchick meine Rechnung abſchloß. Längſt wünſchte ich eine Aenderung dieſes Verhältniſſes, und jetzt iſt der günſtige Augenblick gekommen. Sieh', im Buche der Sterne ſteht es in ewiger Schrift geſchrieben, daß meine Pläne gelingen. Es iſt kein Zweifel. Oeſterreich buhlt, ſeit Graf Palffy hier war, um meine Freundſchaft. Es will in mir einen Stützpunkt, ein Gewicht in ſeine Schale, der Türkei und ihrem übermüthigen Trotze gegenüber. Es ſteht auf dem Punkte, mit dem Sultan zu brechen, und mein Anſchluß an es wird entſcheiden. Es iſt feſt bei mir beſchloſſen, nicht mehr länger der Sclave der Pforte zu ſein. Nicht vom Halbmonde kann dem Kreuze Heil kommen. An einen chriſtlichen, an Europa's mächtigſten Herrſcher will ich mich anſchließen, und bei dieſem mächtigen Rückhalte, mich ſelbſtſtändig aufrichten und Hospodar ſein, nicht länger es ſcheinen. Aus Turnul, Ibrail und Dſchiurdſchin ſollen ſie vertrieben werden, dieſe ungläubigen Hunde. Wenn ich aber zunächſt mein Heil im Auge habe, ſo ſoll Oeſterreich dennoch glauben, ſein Vortheil ſei der größere, und das Opfer, das ich bringe oder zu bringen ſcheine, ſoll ihm Opfer koſten; Brancovich iſt mit meinen geheimſten Aufträgen in Wien geweſen. Noch nicht ganz iſt der Handel beendet; aber was der Kaiſer zugeſtand, iſt ſo viel, daß ich hoffen darf, auch das Uebrige zu erlangen.“

---

*) So nennen die Wallachen Conſtantinopel.

**) Eſſlak nennen die Türken die Wallachei.

„Und was iſt das, Herr und Gemahl, wenn Ihr mir die Frage geſtattet?“ ſprach ſchmerzlich bewegt die Fürſtin.

Der Hospodar, in ſeiner Begeiſterung gar nicht auf die Gemüthsbewegungen Maria's achtend, fuhr eifrig fort:

„Zugeſtanden hatte mir bereits der Kaiſer jährlich fünfzigtauſend Thaler Jahresgehalt und die reiche Herrſchaft Kinsberg in Schleſien, wo während des Krieges Ihr, du und Eudoxia, Schutz und Sicherheit finden werdet; doch dieß allein genügt mir nicht. Siebenbürgens Krone muß mein Haupt zieren, dann legt Michael ſein Schwerdt in die Schale des Kaiſers! — Dann vermag ich der Pforte, als Grenzwehr Europa's, die Spitze zu bieten und dem Kaiſer die Vortheile zu gewähren, die er erwartet, und mir Das, was ich wünſche und erſtrebe.“

Maria ſeufzte tief auf.

„Ach!“ ſagte ſie, „wenn Ihr nur nicht ein Spiel ſpielt, deſſen Vortheil Oeſterreich zieht, deſſen Nachtheil aber Euch trifft! Mein

Herz bebt bei dem Gedanken an das Gefährliche dieſer Unternehmungen. Und mich wollt Ihr in den Stunden der Gefahren, die Euch drohen, in das ferne Schleſien bannen? O, Herr und Gemahl, nur das nicht! Laßt mich mit Euch theilen, was Euch trifft; Eure Freuden und Eure Leiden. Es iſt mein Beruf, den Gott mir angewieſen, o laßt mich ihn erfüllen!“

Michael ſah ſie ſtreng an und lange; der düſtere, unwillige Ausdruck ſeines Blickes wuchs mit jeder Minute. Maria erbleichte — ſie wollte mehr reden, aber des Gatten Blick ſcheuchte jeden Gedanken von der Zunge in die Bruſt zurück.

„Maria,“ hob er endlich finſter an, „ich hatte nicht erwartet, daß du meine Schritte meiſtern würdeſt. Das Weib ſoll, dem Manne gegenüber, eine Tugend vorzüglich üben, und dieſe Tugend iſt leidender Gehorſam. Zu beſchränkt iſt ſein Blick in die Welt und das Herrſcherleben und Thun, als daß es wagen dürfte, dort zu tadeln oder zu meiſtern. Was ich beſchloſſen habe, das iſt unwiderruflich beſchloſſen. — Was ſoll ich mit weinenden Frauen, wenn des Krieges Donner über die Wallachei brauſen? Die Erfolge ſollt ihr mit mir theilen, nicht die Kämpfe. Wenn ich am Ziele bin, dann kehret ihr wieder aus Kinsberg, und in Hermannſtadt, wo ich meine Reſidenz zu nehmen gedenke, ſollſt du mit mir die Krone theilen. Doch noch nicht Alles habe ich dir geſagt, was ich dir ſagen wollte, damit du darnach handeln könnteſt. Graf Palffy, der reiche Ungar-Magnate, des Kaiſers rechte Hand, wird bald zum Abſchluß der Verträge hier eintreffen. Mit ihm in ein engeres Verhältniß zu treten, wäre mein Wunſch. Er liebte Eudoxien und erwies ihr, als er zuletzt hier weilte, unzweideutig ſeine Gunſt. Ich will, daß Eudoxia ſich ihm freundlich nahe, ihn gewinne, ihn an ſich feßle und dann ſein Weib werde, wenn ihr in Schleſien ſein werdet.

Maria erbleichte allgemach mehr, ſo daß ſie zuletzt einem weißen Marmorbilde glich.

In Maria's Bruſt arbeitete ein heftiger Schmerz. Sie ſah im Geiſte des Verderbens unheilſchwangere Wolke ſich über dem

Haupte ſammeln und — mußte ſchweigen. Sie ſah jetzt das Glück ihres Kindes auf dem Spiele — aber hier geſtattete das Muttergefühl nicht länger Schweigen.

Sie warf ſich laut ſchluchzend vor dem Hospodare nieder und flehte: „Herr, ich will nicht Eure Pläne hemmen, nicht greifen in die Speichen des Rades, das nach Eurem Willen ſeinen Lauf beginnen ſoll, wie bange ſich auch die Furcht an mein Herz drängt; aber denket Ihr nicht Brancevich's und Eures Kindes? Gelobtet Ihr nicht in die Hand des ſterbenden Großbojaren, für Theodor zu ſorgen, wie für Euer Kind? Und nun habt Ihr ſeine und Eudoxia's Liebe keimen, wachſen und ſich entfalten geſehen, und Euch ihrer gefreut, ſie geduldet und gehegt, und jetzt, wo die Kinder nahe ihrem Ziele zu ſein glauben, reißet Ihr die Herzen aus einander, daß ſie verbluten und nie der Silberblick des Glücks ihnen lächle!“

„Es ſind höhere Rückſichten, die mich leiten,“ ſagte ernſt, doch ſanfter der Hospodar! — „Es iſt ein Rauſch des Herzens, dieſe Jugendliebe, der bald vorübergeht. Zudem iſt Palffy einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Männer des Kaiſerhofs. Eudoxia wird ſich drein ergeben und dennoch glücklich ſein. Steh' auf, Maria!“

„O, Michael,“ ſagte unter einem Strome von Thränen, die Fürſtin, „du nannteſt die erſte Jugendliebe einen flüchtigen Rauſch. — Denkſt du nicht der Zeit, die auch uns beglückte? Iſt die Erinnerung jener Tage, wo mein Vater mich einem Andern beſtimmte, dir gänzlich entſchwunden? O ſei milde und trenne die Herzen nicht!“

„Steh' auf, Maria,“ ſagte ſanft der Hospodar, den die Fürſtin bei dem Herzen gefaßt hatte. „Du biſt mit mir über die Jahre draußen, die nur nach den Gefühlen des Herzens die Dinge ſchätzen. Uns darf nur der Verſtand leiten und höhere Rückſichten. Eudoxia wird, denn ſie iſt flatterhaft, Palffy liebenswürdig finden. Der Reiz ſeines Standes, das Leben in Wien wird ſie locken und die jugendliche Empfindung für den Bojaren bald erloſchen ſein. Bedenke, daß der Bojar kein Gatte für die Tochter des

Hospodars iſt, wohl aber der reiche Magnate, dem die höchſten Stufen des Glanzes und der Ehre durch des Kaiſers Gunſt, ſeinen Reichthum und ſeine Talente geöffnet ſind."

„Aber Brancovich, Michael, Brancovich, der Eudoxien mit der ganzen tiefen Gluth eines kräftigen, edlen Männerherzens liebt, Brancovich, der Alles für dich that, dir Sohn im ſchönſten Sinne des Wortes ſchon jetzt war — willſt du ihn täuſchen, ihn, dem du Hoffnungen genährt haſt, ſeit er die Kinderſchuhe austrat?" —

„Er iſt Mann, Maria; er wird ſich in das Unvermeidliche fügen. Das Herz des Mannes iſt ſtark. Nimm ihnen den Wahn noch nicht. Laß die Ereigniſſe ihren Gang gehen; aber iſt der Augenblick da, dann handle, wie es der Gattin des Hospodars ziemt, der Fürſtin, die ihres Kindes Glanz und Glück über Alles ſchätzt. Czanad iſt nach Kinsberg. In höchſtens drei Wochen kehrt er zurück. Bis dahin iſt Palffy hier. Und hat ſich dann Alles nach meinen Wünſchen geſtaltet, ſo ziehet ihr nach Schleſien. Dort wird Palffy oft um Eudoxien ſein. — Die Einſamkeit wird ſie empfänglicher für ſeine Bewerbungen machen und — als ſeine Gattin kehrt ſie wieder. So ſei's. Bereite Alles ſo vor, daß kein Hinderniß obwalte."

Er ſtand auf, küßte die weinende Gattin auf die Stirn und ging. Sie aber blieb allein mit ihrem Kummer und ihrem Schmerze.

V.

Die Unterredung des Hospodars und ſeiner Gemahlin war nicht ſo ganz unbelauſcht vorübergegangen. Lydda, welche ſich ſchnell unter Eudoxia's und Maria's liebevoller Pflege erholt hatte, war zufällig in eins der anſtoßenden Gemächer gekommen und hatte den letzten Theil des Zwiegeſpräches mit angehört. Wie eine Zentnerlaſt fiel es auf ihr Herz. — Wohl liebte ſie den jungen Bojaren mit einer Innigkeit, wie ſelten ein Weib einen Mann lieben kann; aber ihr klarer Verſtand zeigte ihr zu gut die Unmöglichkeit, je an ſeinem Herzen als Gattin zu ruhen, daß ſie ſich bemühte, Herr ihrer Gefühle zu werden. Ihre Liebe für Eudoxia ließ ſie leichter ſich ſelbſt überwinden, und im Beſtreben, dieſe glücklich zu machen, fand ihr Herz eine große Genugthuung.

Wohl ſchmerzte es tief; aber ihr Herz war groß und edel. Jetzt ſah ſie den Jammer nahen und das beugte ſie; aber nicht allein für Eudoxien litt ſie; ihrem Herzen traute ſie nicht jene Tiefe der Empfindung zu, wie dem Brancovich's. Eudoxia war leidenſchaftlich und flatterhaft; Brancovich edel und reich an Gemüth. Für ihn noch mehr fürchtete ſie, und dieſe Befürchtung war für ſie das Bitterſte. Ihre Thränen zu verbergen, ſchlich ſie ſich in ihr Kämmerlein und hier überließ ſie ſich ganz ihren Empfindungen. Nach dem heftigen Ausbruch ihres Schmerzes kehrte ruhigere Ueberlegung zurück. Auch Czanad's war gedacht worden vom Hospodare. Er war alſo eingeweiht in das ganze Geheimniß. Sie kannte genugſam den Verräther, um ſich dem lebhafteſten Argwohne hinzugeben. Er ſollte nach Schleſien geſandt worden ſein, offenbar um die Verhältniſſe Kinsbergs gehörig zu erkunden. Gewiß war er zuerſt zu dem Paſcha von Ibrail gegangen, und was konnte da Alles für die Familie des Hospodars Unheilvolles geſchmiedet worden ſein? — Schnell war ihr Entſchluß gefaßt. Sie mußte hinter dieſe Ränke kommen, um ſie zu lähmen. Für die, denen ſie ſo hoch verpflichtet war, konnte kein Opfer zu groß ſein. Sie eilte zur Fürſtin.

In ihren Thränen fand ſie die Unglückliche. Ihr geſtand ſie, daß ſie das Geſpräch belauſcht. Ihr offenbarte ſie zuerſt Czanad's Verrath und Das, was ſie jetzt befürchtete. Beide berietheu ſich lange, dann flog Lydda aus dem Gemache.

In einer großen erwärmten Halle der Wohnung des Paſcha von Ibrail ſaßen acht Tage ſpäter eine Anzahl türkiſcher Soldaten und beluſtigten ſich an den Tänzen, welche ein Knabe ausführte.

Er ſchien zwölf bis vierzehn Jahre alt; doch wie üppig und ſchön geformt auch der Körper war, ſo ſchien doch jede Blüthe der Jugend und Geſundheit von den Wangen gewichen zu ſein. Eine phantaſtiſche Kleidung hob die Schönheit der Geſtalt zwar, aber nicht ohne Mitleid konnte man in das ſchwermüthige Geſicht blicken. Es war leicht zu erkennen, daß bloß Noth und Armuth ihn trieb, durch Tanz und Saitenſpiel ſein Brod zu verdienen, da Beides ſo gar nicht mit den Gefühlen des Knaben in Einklang zu ſtehen ſchien. Seine Lieder ſowohl, die er mit herzergreifendem Tone ſang, als ſeine Tänze, die er mit der Kunſt orientaliſcher Bajaderen ausführte, feſſelten ſo Aug' und Ohr der rohen Osmanli's, daß ſie deſſen gar nicht müde wurden.

Während dieſes Schauſpiels trat auch ein Schwarzer herzu, der ſogleich, gefeſſelt davon, ſtehen blieb, ſich aber bald entfernte, und nach einigen Augenblicken zurückkehrte, den Knaben zu dem Paſcha zu führen, der ſich ſeiner Künſte erfreuen wollte.

Der Knabe folgte dem Schwarzen vor den Paſcha, der träg und träumeriſch auf dem Divan lag.

„Tanze!“ herrſchte ihm der Paſcha zu.

Der Knabe, obwohl angegriffen von der Anſtrengung, begann ſogleich einen wallachiſchen Tanz mit hinreißender Grazie. Er begleitete ihn mit einem melodiereichen halblauten Geſange.

Das Anmuthige des Tanzes regte des Paſcha's Lebensgeiſter auf. Er ſah mit wachſendem Beifalle dem Tanze zu, und als er geendet war, rief er:

„Biſt du ein Wallache?“

„Ich bin aus Slavonien!“ erwiederte demüthig der Knabe.

„Wie heißt du?“ fuhr der Paſcha fort.

„Czanad!“ war die Antwort.

„Czanad?“ rief der Paſcha. „Kennſt du den Czanad, der in Buchareſt iſt bei dem Hospodar?“ —

„Er iſt mein älteſter Bruder. Sollt' ich ihn nicht kennen? Ich kam mit ihm hierher, und als er nach Schleſien ging, ließ er mich hier.“

„Wie?“ rief der Türke und richtete ſich auf; „du biſt mit ihm gekommen; warſt du auch im Palaſte zu Buchareſt?“

„Ich habe täglich dort geſungen und getanzt.“

„Vor wem?“

„Vor der Roſe von Efflak. Soll ich Euch das Lied von ihr ſingen?“

„Wer iſt die Roſe von Efflak?“

„Des Hospodars Töchterlein.“

„Iſt ſie ſchön?“

„Habt Ihr je die junge Roſe geſehen, wenn ſie im Frührothe die Blätter entfaltet, daß ſie der Morgenſonne Kuß empfange? Eudoxia iſt ſchöner, als ſie.“

„Singe das Lied, von dem du ſprachſt!“ gebot der liebeglühende Paſcha.

Der Knabe ließ ſich auf den Teppich des Gemaches nieder und ſang voll Gluth und Begeiſterung ein Lied, das der jungen Roſe Reize pries. Die Weiſe war ſo ſchön, wie die Worte, und als er mit einigen vollen Akkorden geendet, ſprang der Paſcha auf und warf eine Hand voll Geld in des Knaben Schooß.

„Biſt du Czanad's Bruder, ſo weißt du vielleicht, was er mir ſagte?“ fragte der Berauſchte, alle Klugheit vergeſſend.

„Daß er die Roſe von Efflak Euch überliefern will, wenn ſie nach Schleſien gebracht werden ſoll; meint Ihr das?“

„Ja, Kind. Kannſt du aber auch ſchweigen?“

„Fragt meinen Bruder, ob ich es kann! — Soll ich Euch mehr ſagen, als er Euch ſagte?“

„Weißt du mehr?“ — fragte erſtaunt der Paſcha.

„Wenn ich ſang und tanzte, hörte ich mehr, als ich ſollte. Konnte ich das Ohr verſchließen?“

„Und was hörteſt du?“

„Daß ein Geſandter des Kaiſers kommt, um die Roſe von Efflak zu holen, ehe er ſie Euch überliefern kann.“

„Wer iſt's, wo zieht er her?“

„Palffy iſt ſein Name. Seid Ihr ſchlau, ſo kann er Euch kaum entgehen. Er hat keine Zigeunerin, die ihn führt, wie den Bojaren Brancovich.“

„Alſo über Veres-Torony?“

„Wenn er nicht zu Waſſer kömmt.“

„Ja, dieſe Zigeunerin, Knabe, hätte ich ſie, keine Marter wäre groß genug. Kennſt du ſie?“ —

„Sie iſt ſtets um die Roſe von Eſſlak.“

„Willſt du dir einen hohen Preis verdienen?“

„Geld iſt mein Erwerb.“

„Geh' wieder nach Buchareſt und miſche dieß Pulver in ihr Getränke; dann kehre wieder und der reichſte Lohn iſt dein.“

Der Knabe nahm das Pulver.

„Soll ich heute noch zurückkehren nach Buchareſt?“

„Nimm zum Vorwande, Czanad habe dich nicht mit ſich nehmen können. Dieß Geld beſiegle deine Treue!“

Der Knabe nahm dankbar das Geld und ſchied unter der Verſicherung, er werde gewiß den Auftrag pünktlich vollziehen.

Am Abende noch verließ er Ibrail und am andern Tage war er aus der Gegend verſchwunden.

Als der Paſcha ruhiger wurde, dünkte ihm das Begebniß ſeltſam und Zweifel ſtiegen in ihm auf, ob der Knabe ihn nicht getäuſcht. Erſt jetzt erſchien ihm Manches darin räthſelhaft. Der Knabe ſelbſt dünkte ihn für ſein Alter zu klug und die Vermuthung regte ſich ſogar, ob nicht die gewandte Zigeunerin Lydda ſelbſt in der Hülle des Knaben ſich verſteckt habe, ihm die Geheimniſſe abzulauſchen, die er von Czanad erfahren. Er ſetzte ſich Alles genauer zuſammen; die Formen des Knaben, die Unähnlichkeit mit Czanad, und allgemach dämmerte die Ueberzeugung, daß er überliſtet ſei. Wüthend ließ er ſeine Spahis aufſitzen, den Knaben zu verfolgen; allein jeder Verſuch, ſeiner habhaft zu werden, war überflüſſig, er war verſchwunden und blieb es, und des Paſchas ohnmächtige Wuth mußten ſeine Umgebungen entgelten, bis der Opium-Rauſch ſeine ſinnbetäubende Nebel um ſeine Seele wob.

Da, wo die Dümbowitza ſich durch ſchwarzbewaldete Gebirge gegen die freiere Landſchaft der mittleren Wallachei verdrängt, lag das uralte Schloß nebſt den reichen Ländereien, Wäldern und Wieſen, die die Dörfer und Höfe umſchloſſen, deren Gebieter Theodor Brancovich war. Das Schloß Tuni war der Stammſitz ſeiner Familie, einer der älteſten Bojarenfamilien und der reichſten des Landes. Paswan Brancovich, Theodor's Vater, war Großbojar der Wallachei geweſen, und obwohl rauh und wild ſeine Sitten waren, wie die Felſen, auf denen Tunis Thürme ſich erhoben, ſo genoß er doch wegen der unbeſtechlichen Rechtlichkeit, der furchtloſen Tapferkeit und der zutrauensvollen Gutmüthigkeit ſeines Charakters allgemeine Achtung. Sein Anſehen war daher im Lande, wie im Divan der Bojaren, groß und einflußreich. In den Augen des Hospodars Michael hatte nur dieſer Einfluß Gewicht. Nicht aus Liebe, denn dieſe kannte Michael nicht; auch nicht aus Achtung vor ſeiner Denkart, denn dieſe haßte er, weil ſie mit der ſeinen zu ſehr kontraſtirte, ſondern weil er durch ihn Vieles durchſetzen konnte, zog er ihn mit dem Scheine der Freundſchaft, den er trefflich zu erheucheln verſtand, an ſich.

Nichts war leichter, als den rauhen und doch ſo gutmüthigen Großbojaren zu gewinnen. Man durfte nur die Türken haſſen, ſo war man ſein Freund. Wußte man aber ſein Gemüth zu erfaſſen, trank man mit ihm den köſtlichen Saft von Tokay in dem Maaße, wie er, ſo durfte man über ihn unbedingt verfügen. Wer aber endlich mit ihm die Freuden der Jagd theilte, der war bei ihm im höchſten Grade des Wohlwollens, und Gut und Blut theilte er mit ihm.

Der Hospodar, dieſer ſchlaue Fanariote, dem es in den Wechſelfällen des Hospodarenlebens, das von den Launen der Pforte abhing, darum zu thun war, einflußreiche Freunde, und bei den jährlichen Fermanserpreſſungen reiche Freunde zu beſitzen, durchſchaute ſchnell dieſen Mann und die günſtigen Ausſichten, die ihm ſeine Freundſchaft eröffnete. Michael hatte den Fürſtenhut der Wallachei mit ſeinem ganzen Vermögen erkauft. Er war nicht der Mann dazu, dies zu thun, ohne die Ausſicht, das Hingegebene hundertfach wieder zu erlangen. Dies war ſeit der türkiſchen Oberhoheit der Fluch, welcher auf den Fürſtenthümern laſtete, daß die Hoſpodare nur kamen, um das Volk und Land auszuſaugen.

Nun waltete noch das eigenthümliche Verhältniß, daß die Pforte, welche übrigens die Hoſpodare mit ihren Unterthanen ſchalten und walten ließ, wie es ihnen gutdünkte, dieſe jährlich durch Fermans beſtätigte, ohne daß ſie es verlangten, und daß dieſe Fermans ebenwohl wieder mit ungeheuren Summen mußten bezahlt werden. Wollte der Hoſpodar ſich recht ſicher ſtellen, ſo durfte er es nicht unterlaſſen, auch mittlerweile reiche Geſchenke dem Sultan zu machen und durfte dabei der Beamten des Serails, je nach der Abſtufung ihres Ranges und Einfluſſes, um ſo weniger vergeſſen, als ſehr oft ihr Wille der Wille des Beherrſchers der Gläubigen war.

Michael, welcher unter ſolchen Verhältniſſen den zweifelhaften und wankenden Fürſtenſtuhl der Wallachei beſtieg, war ſchlau genug, zu berechnen, daß ihm die freigebige Freundſchaft des Großbojaren Brancovich von dem größten Nutzen und Werthe ſein konnte in den vorkommenden wirklichen, oder auch nur mit griechiſcher Liſt erſonnenen Verlegenheiten. Er bot daher alle Mittel auf, welche ihm das hündiſche Kriechen im Pfortenpallaſte, das Höfeln bei den Ayans und Veziers und alle die Künſte, welche in Stambul der Fanariote zu üben frühe mit Sorgfalt und Eifer erlernt, darboten, Brancovich's Zuneigung ſich zu erwerben und die erworbene zu ſichern. Es hätte aber kaum der Hälfte aller dieſer reichen Hilfsmittel bedurft, um doch ſicher zum Ziele zu gelangen. So errang er's um ſo ſicherer, um ſo ausgedehnter.

Paswan Brancovich war fortan der Schatten des Hoſpodars. Michael's Wünſche waren Befehle für ihn, die er erfüllen zu können ſich glücklich pries, ja Michael war gewandt genug, ſeinem Verhältniß zu Brancovich ſtets *die* Seite abzugewinnen, daß dieſer ſich geehrt fühlte, dem Gebieter ſein Geld mit vollen Händen bieten zu können und ſelbſt ihn oft bitten mußte, es als Gabe der Freundſchaft hinzunehmen. So beſtand die innigſte Verbindung zwiſchen Beiden bis zu des Großbojaren Tode. Der Hoſpodar ſchuldete dieſem unermeßliche Summen, aber Niemand wußte darum und der alte Brancovich ſelbſt kannte ihre ganze Größe nicht, als der allzu reichliche Genuß des feurigen Ungarweines ſeine Kräfte überflügelte und ihn in ſeligem Rauſche aus dem Reiche der Lebenden riß.

Er hinterließ nur einen Sohn, Theodor, als Erben ſeines Namens und Vermögens. Kam der Knabe unter die Vormundſchaft eines andern, ſo war Michael in der ſchlimmſten Lage. Daher erklärte er, als des Verſtorbenen treueſter Freund, ſich zum Vormunde des Knaben, und Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden. Theodor kam in des Hospodars Haus, und dieſer hatte jetzt die Befugniß, in den Schätzen des Waiſen zu wühlen, ohne je eine Rechenſchaft fürchten zu müſſen, als die des Sohnes ſelbſt. Dafür ſorgte er hinlänglich, daß Das, was etwa gegen ihn zeugen konnte, bei Zeiten entfernt wurde, und wollte je ſich der Reſt ſeines beſſern Bewußtſeins regen, ſo wurde es damit beruhigt, daß einſt Theodor der Gatte Eudoxia's werden ſollte, wodurch, da ſie des Hospodars einziges Kind war, ihm Alles wieder zufiel und er eigentlich um Nichts betrogen war.

Hätte Michael die Erziehung des Knaben zu leiten gehabt, er würde wahrſcheinlich dann bei Zeiten ſeine Grundſätze eingeſogen haben; aber ein guter Engel wachte über dem Knaben. Aufgewachſen in der Burg Tuni wie ein wildes Bäumchen, ohne alle Zucht, war dennoch der Kern ſeines Weſens nicht verdorben, als er, eilfjährig, in den Palaſt zu Bucharest gebracht wurde.

Ahnete vielleicht die Fürſtin Maria das Wahre in dem Verhältniß ihres Gatten zu des Knaben Vater und wollte das edle Weib es gut machen dadurch, daß ſie ſein Herz für alles Gute und Edle zu erwärmen ſuchte, oder zog ſie ihr weiches, reiches Herz zu dem vater- und mutterloſen Waiſen hin, daß ſie ihm Mutter wurde im ſchönſten Sinne dieſes inhaltreichen Wortes — kurz — ſie erfüllte die heiligſten Pflichten an Theodor mit der Liebe und unermüdeten Sorgfalt, wie für Eudoxien und Lydda. Was ihr zu Gebote ſtand, wurde aufgeboten, ihn ſo auszubilden, wie es ſein Stand nach den Anforderungen ſeiner Zeit erheiſchte. Der Archi-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

mandrite Conſtantius, ein eben ſo gelehrter, als edler Mann, nahm ſich der Geiſtesbildung Theodor's mit aller Liebe an, und für die ritterlichen Tugenden und Künſte wußte ſie treue Diener zu finden.

Theodor wuchs, edel, rein, kräftig an Geiſt und Körper heran und verhieß, eine Zierde der Männer zu werden. Sein ganzes Herz hing aber auch dafür an der edeln Fürſtin. Sie zuerſt hatte ihm Liebe erwieſen, die er bei dem Vater und in den Umgebungen deſſelben nie gefunden. Zu dem Hospodar, dem Herzloſen, fühlte er ſich nie hingezogen, obwohl auch gerade keine Abneigung gegen ihn in ſeinem Herzen war. Seine Mutter hatte er nie gekannt; denn ſein Leben gab ihr den Tod und mit ihm Frieden und Ruhe, die ſie bei ſeinem wilden Vater nie gekannt. Hier erſt fand er die Mutter, und in ihr Alles, was ſeinem Herzen bisher gefehlt hatte; aber er fand noch mehr, auch eine Schweſter, die mit kindlicher Liebe an ihm hing. Herrſchte ſchon im Herzen des Knaben eine warme, innige Liebe zu Eudoxien, ſo wuchs ſie mit den Jahren, und im Jünglingsalter nahm ſie jene Kraft und Stärke an, die ihr die Dauer für das Leben zu ſichern ſchien. Freudig ſah Maria der Beiden Liebe und mit Weisheit ſchützte und pflegte ſie eine Empfindung, die ihr Eudoxia's Lebensglück zu ſichern verhieß. Nicht glücklicher war die Edle, der das Leben ſonſthin wenig Roſen, aber der Dornen Viele trug, als wenn ſie ſich Theodor und Eudoxien als glückliche Gatten dachte. Auch der Hospodar nahm dieſe Zuneigung nicht ohne Beifall wahr. Ihm kam es ja ſo recht erwünſcht und für ſein Gewiſſen beruhigend. Höchſt ſchmerzlich war für Theodor die Trennung von Eudoxien, als ihn ſeine Ausbildung nach Prag führte, wo damals Kunſt und Wiſſenſchaft blühte und jeder ſeine Weisheit holte, der einſt auf ſolche Anſpruch machen wollte.

Oft kehrte er während dieſer Jahre zurück, und gerade dieſes Getrenntſein und Wiederſehen wob inniger und feſter das Band, das ihre Herzen umſchloß. Als er von Prag zurückkehrte, war er volljährig. Der Hospodar übergab ihm ſeine Güter, oder vielmehr den Reſt deſſen, was von ſeinem Vermögen übrig war. Dies beſtand größtentheils in jenen Herrſchaften und Beſitzthümern, deren

Seele und Mittelpunkt die Burg und Herrſchaft Tuni war; allein es lagen Schulden darauf, die, ſo ſagte ihm der Hoſpodar, ſeine Erziehung und Bildung gekoſtet hatte. Brancovich, der immer noch reich genug war, um eine ehrenvolle Rolle unter den Edeln ſeines Vaterlandes zu ſpielen und ſelbſt der Bedürfniſſe ſo wenige kannte, daß er mit Grund hoffen durfte, ſeine Güter bald ſchuldenfrei zu machen, fragte im Leichtſinne der Jugend, oder weil er eben ſo wenig habſüchtig und eigennützig war, auch wohl dem Hoſpodar zu viel vertraute, nicht weiter nach der Verwaltung ſeiner Habe und Michael drängte ſich keineswegs zur Rechenſchaft, aus begreiflichen Gründen.

Theodor fühlte ſich dem Hoſpodar zum tiefſten Danke verpflichtet. Dies und der Zug ſeines Herzens machte ihn zum ſteten Genoſſen des Hauſes. Michael erkannte bald, wie wichtig ihm die Bildung des jungen Bojaren werden konnte, der ſich reiche Kenntniſſe erworben und dabei eine eigene Anlage zum Unterhandeln beſaß. Gerne zog er ihn darum näher an ſich und bediente ſich ſeiner in wichtigen Fällen mit vielem Glücke. Bis jetzt war es herrſchender Gedanke Michael's, Theodor mit Eudoxien zu verbinden. Da änderte ein unerwartetes Ereigniß zum erſten Male die Gedanken des Hoſpodars in dieſer Hinſicht. —

Der Kaiſer, nur darauf bedacht, gegen die Türkei hin feſten Fuß zu faſſen, hatte mit dem Fürſten Bathori von Siebenbürgen Unterhandlungen über einen Ländertauſch eingeleitet. Nebſt einem reichen Jahrgehalte wollte er ihm die Fürſtenthümer Ratibor und Oppeln gegen ſein unruhiges Beſitzthum vertauſchen, und um dies Geſchäft zu beendigen, ſandte er den jungen, ſehr gewandten Magnaten Palffy nach Hermannſtadt. Was lange nicht hatte wollen ſich beendigen laſſen, das gelang dem Grafen. Bathori ging einen Vertrag ein. Siebenbürgen gehörte dem Kaiſer. Palffy wurde mit Ehren überhäuft. Voll Vertrauen in ſeine Kunſt, zu unterhandeln, trug ihm nun auch der Kaiſer auf, Michael für die Pläne des Kaiſers zu gewinnen. Palffy kam. Der ſchlaue Ungar durchſchaute den Hoſpodar ſchnell und wußte die verwundbaren Flecke deſſelben richtig zu treffen. Hier ſah Palffy Eudoxien, und ihre Reize erfüllten ihn mit Bewunderung und Liebe; allein der Umſtand, daß damals Michael weniger geneigt war, in die Pläne des Kaiſers einzugehen, nöthigten Palffy, nach Wien zurückzukehren; doch vorher noch ließ er einſt den Wunſch fallen, wenn er, wie er hoffe, wiederkehren würde, dem Hauſe des Hospodars näher anzugehören.

Seitdem lag der Gedanke, Eudoxien zu einem Preiſe in ſeiner Politik zu machen, in des Hospodars Seele. Theodor aber ſollte keineswegs deßwegen gänzlich zurückgeſchoben werden. Mißlang Jenes, ſo blieb Dieſes, nämlich die Verbindung mit ihm, doch ſicher.

Theodor war ſeitdem in Wien geweſen, wo ihn gerade Palffy an ſich gezogen hatte. Obgleich das frivole, ſinnlich-ausſchweifende Leben Palffy's keineswegs ihm zugeſagt, ſo gebot doch die Klugheit, ſich mit ihm in nähere Verhältniſſe einzulaſſen. Er kehrte mit der Verſicherung Palffy's nach Buchareſt zurück, daß er ihn bald dort wiederſehen würde.

Theodor war darauf nach Tuni gegangen und ſeitdem lebte er ſtill in ſeiner Väter Schloſſe, nur dann und wann das Waidmannswerk in ſeinen Forſten treibend.

Tuni war ein uraltes Gebäude, oder vielmehr eine Maſſe von einzelnen Thürmen und Wohngebäuden, nebſt anderen Räumen, deren Bauart größtentheils frühern Jahrhunderten angehörte. Ueberall offenbarte ſich der derbe, aber ſolide Sinn der Vorzeit, die es nöthig mochte gehabt haben, ſolche Mauern aufzuführen, die jedem Andrange Trotz bieten konnten, ja ſelbſt im Stande waren, den Karthaunen und Feldſchlangen längere Zeit zu widerſtehen. Ueberall zeigte ſich der Vorzug, den man dem Dauerhaften vor dem Schönen und Gefälligen gab, und die Mauern, welche das thurmreiche Schloß umzogen, enthielten wahre Felsſtücke, die durch ein faſt zu Stein gewordenes Bindemittel zu einem unzerſtörbaren Ganzen vereinigt waren.

Von dem Ufer der Dümbowitza etwas zurückgedrängt, erhob ſich der ſteile Berg, auf deſſen ſchwindelnd hohem Gipfel die Burg Tuni, die als nie eroberte Burg ſtolz auf ihren jungfräulichen

Charakter zu ſein ſchien, lag. Faſt ſenkrechte Felsmaſſen ſtiegen kahl und aller Vegetation baar vom Grunde des Thales auf, welchen das Dorf Tuni einnahm. Er lag faſt frei und iſolirt, denn tiefe und breite Thäler ſchieden ihn von den andern, dem bis hierher ſich fortſetzenden Höhenzuge der Karpathen angehörenden Bergen. Von allen Seiten gleich unzugänglich, führte nur ein in den Felſen gehauener, ſchmaler Weg, der größtentheils aus Stufen beſtand, die man aus dem Geſtein gemeißelt, zu dem Schloſſe hinan. Das Schloß bot, aus der Tiefe geſehen, einen ſehr impoſanten Anblick dar. Es bedeckte mit ſeinen Gebäuden völlig den abgeſtutzten Gipfel des kegelförmigen Bergs und ſeine ungeheuern Mauern ſchienen aus dem Felſen ohne menſchliche Beihülfe herausgewachſen zu ſein. Die Ausſicht, welche man oben genoß, war entzückend. Die Höhenzüge der Karpathen, welche ſich bis in das Herz der Wallachei fortſetzen, bilden herrliche Thalgründe, ſonnige Abhänge, aber auch wilde Schluchten mit grauſigen Felswänden. Die Gipfel der Berge, an deren Fuß und Seiten ein Wein wächſt, den köſtlicher kaum Ungarn erzeugt, bedecken bald rieſige Waldungen von Eichen und Buchen oder dunklem Nadelholze, bald kahle Haiden. Die Thäler bilden meiſt weitere Keſſel, wo das fruchtbarſte Ackerland den geringen Fleiß des Wallachen überreichlich lohnt, oder ſaftige Wieſen, der Viehzucht reichlichen Vorſchub leiſtend. Durch ſeine Höhe alle die ihn umgebenden Berge überragend und ſie beherrſchend, genoß man oben eine weite, wirklich entzückende Ausſicht in die weiteſte Ferne. Um den Fuß des Berges lag, gleichſam Schutz ſuchend und in Gefahren ihn oft auch findend, das anſehnliche Dorf gleichen Namens. So ſehr auch Alles im Innern des Schloſſes von Pracht bedeckt war, ſo viel auch für alle Bequemlichkeiten geſorgt war, ſo blieb doch Tuni ein reizloſer Aufenthaltsort für einen jungen Mann, deſſen Herz ihn ſtündlich in eine ziemlich weite Ferne zog.

Eine zahlreiche männliche Dienerſchaft (denn die weibliche, eines ſchlimmen Rufes genießende, war mit dem Tode des alten Herrn aus Tuni verſchwunden), großentheils noch Stücke des väterlichen Inventariums, trieben ſich in träger Ruhe und Wohlleben darin herum, ohne es darum mehr zu beleben. Dennoch ſchien es, als finde der junge Bojar mehr Geſchmack an der Burg, als man hätte erwarten dürfen. Seit er in Wien und auf der Reiſe ſo vieles Schöne geſehen, war in ihm der Gedanke ſtets lebendig, ſein alterthümliches Tuni innerlich ausſchmücken zu laſſen. Und wirklich geſchah dies jetzt mit Fleiß und Sorgfalt. Alles, was in Bucharеſt und Jaſſy auf Kunſtfertigkeit und Geſchmack Anſpruch hatte, wurde herbeigeholt, um dem jungen Gebieter ſeinen künftigen Wohnſitz wohnlich zu machen. So hatte denn, ſeit Theodor Brancovich im Beſitze ſeines Erbes war, Vieles eine verbeſſerte und verſchönerte Geſtalt angenommen, ſowie die ihm gehörenden Bauern, deren Loos durch ihn vielfach verbeſſert worden war, mit neuer Liebe an ihrem edlen Gebieter hingen, der es ſichtbar darauf anlegte, bei ihnen die Wehen der Vergangenheit auszuheilen. So oft auch Brancovich Gäſte bei ſich hatte, ſo oft er auch auf die Jagd auszog und reich an Beute heimkehrte, das Leben in der Burg wurde ihm am Ende doch faſt unerträglich, und die Sehnſucht, Eudoxien als Gebieterin in dieſe Räume einzuführen, mit jedem Tage lebhafter, obwohl der Wünſche Ziel noch fern zu liegen ſchien.

Eine recht dunkle Nacht hatte ſich über Tuni und ſeine Umgegend gelagert. Wild brauſte der Nordſturm um die ſchneebedeckten Höhen und durch das Thal der Dümbowitza die hohen Tannen ſchauerlich ſchüttelnd. Es mochte ſchon ziemlich ſpät ſein, als an ein Haus des Dorfs am Fuße der Burg Tuni, in dem noch ein Lichtlein brannte, ein Knabe klopfte, den der Froſt faſt fieberiſch durchſchauerte.

Ein grämliches Bauerngeſicht wurde bald darauf an einem kleinen Fenſterchen ſichtbar und die ärgerliche Frage nach des Klopfenden Verlangen ließ ſich vernehmen. Der Knabe verlangte Einlaß, um ſich zu erwärmen, und einen Führer zum Schloſſe.

Der Bauer öffnete darauf, erſtaunte aber nicht wenig, einen ſeltſam gekleideten Zigeunerknaben, mit einer Zither um die Schulter, eintreten zu ſehen, deſſen zartes Weſen keineswegs zu einer Wanderung in ſolchem Wetter gemacht zu ſein ſchien.

„Verdammte Zigeunerbrut,“ knurrte der Wallache in angeſtammtem Haſſe gegen das nirgends willkommene, heimathloſe Volk, „was willſt du auf dem Schloſſe? Dein Vorgeben iſt wohl nur das Mittel geweſen, in meine Hütte zu kommen?“

Das Auge des todtmüden Knaben blitzte in wildem Zorn auf.

„Hab' ich dir Rechenſchaft zu geben, Sclave, was ich mit dem Bojaren zu verkehren habe?“

„Ho, ho!“ lachte der Bauer, den aber doch das Benehmen des Knaben einſchüchterte, „ſei nicht patzig, Bürſchchen, und geberde dich nicht wie ein Bojar. Frag' ich denn, was du willſt? Komm und ſetze dich zum Feuer und iß von meinem Brode, und dann rede, ob du wirklich dieſe Nacht noch hinaufgeführt ſein willſt, was leichter geſagt, als gethan iſt, da der Weg zur Burg am Tage ſchlimm genug iſt, geſchweige in der Nacht, und gar in einer ſolchen — !“ —

„Ich bringe deinem Herrn Nachrichten aus Buchareſt,“ verſetzte der Knabe, „und bin ihm wohl bekannt, da ich ein Diener des Hospodars bin.“

Der Bauer lüftete nun die Mütze und bat um Entſchuldigung. Er eilte hinweg, um einen Trunk ſelbſtgezogenen Weines zur Erquickung des Knaben zu holen.

Während dieß geſchah, ſetzte ſich der Knabe zum Feuer. Die Wärme drang belebend in die erſtarrten Glieder, aber auch die Ermüdung machte ihre unabweisbaren Forderungen geltend.

Als der Bauer endlich zurückkam mit Wein, Brod und Aepfeln, fand er den Knaben entſchlummert. Er wagte es nicht, ihn zu wecken, ſetzte ſeine Erfriſchungen auf einen Tiſch und ſich ſelbſt auf einen Stuhl, die Züge des Schlafenden betrachtend.

Nicht lange aber ſaß er da, als der Knabe wild auffuhr und ſich mit Entſetzen umſah.

„Wo bin ich?“ rief er aufſpringend.

„Beruhige dich, Kind,“ ſagte der Bauer, „du biſt unter dem Obdach eines ehrlichen Mannes, am Fuße der Burg Tuni, wohin du willſt. Komm und ſtärke dich, dann laß uns zur Burg hinaufſteigen.“

Der Knabe, das Bedürfniß der Stärkung fühlend, griff nach dem Kruge und trank, aß dann etwas Brod und drang nun in den Bauer, ihn zur Burg zu leiten.

Der Bauer machte ſich ſchnell bereit, nahm eine Hand voll Kienſpäne und trat den Weg mit ſeinem Begleiter an.

Der Sturm hatte ſich gelegt, aber die Kälte war dennoch empfindlich. Stille ſchritten ſie durch die Gaſſe des Dorfs und bald begann das mühſelige Steigen an den Felſen. Der ermüdete Knabe wankte dem Führer nach, der ihm oft ſeine rauhe Hand reichte, um ihm fortzuhelfen. Mittlerweile ſchwatzte der Bauer unaufhörlich, um ſeine frühere Unart wieder vergeſſen zu machen; bald war es der Weg, bald die rauhe Nachtluft, bald die Güte ihres jungen Herrn, oder der Abzug der Türken von Tuni, als ſie es zuletzt belagert, was ihm Stoff zu ſeinen Bemerkungen darbot. Sie wurden aber weder mit Beifall, noch Mißfallen aufgenommen.

Kalt und gefühllos gegen alles Aeußere, folgte der jugendliche Wanderer ſeinem Führer. Ihn beſchäftigte Anderes. Oft ſtand er ſtille und richtete das große ſinnige Auge auf den dunkeln Himmel, an dem auch kein Sternlein ſchimmerte. Er ſchien ſich über den Zweck ſeines Beſuches in Tuni Rechenſchaft zu geben und manchmal ſelbſt zweifelhaft zu ſein, ob er weiter vorſchreiten oder zurückgehen ſollte; allein es war ein zu mächtiger Zug nach oben in ſeinem Innern, als daß die Zweifel hätten ſiegen können.

„Es gilt ſein Glück, ich muß ihn warnen!“ rief er einmal laut aus, die Nähe des Wallachen kaum bemerkend, und nun ſchritt er mit der größten Anſtrengung ſeiner Kräfte vorwärts. Nach einem mühſeligen Steigen rief endlich der Bauer:

„Gott Lob! wir ſind am Ziele!“

Ein Schauer ſchüttelte bei dieſen Worten den Knaben. Heftig pochte der Bauer ans Thor, während der Knabe kraftlos auf die Steinbank ſich niederließ und die kleine, weiße Hand gegen die wogende Bruſt drückte, als wolle er dem Sturme in derſelben gebieten, daß er ſich lege.

Erſt nach einiger Zeit, in welcher dem Ermüdeten Friſt gegönnt war, ſich zu erholen, wurde das Thor geöffnet und die Wanderer traten ein.

Ein alter Diener muſterte den Ankömmling und wollte ihm eine Ruheſtätte für dieſe Nacht anweiſen, da es zu ſpät ſei, um ihn zu dem Herrn zu führen; allein als dieſer mit Heftigkeit darauf beſtand, den Bojaren noch dieſen Abend zu ſprechen, murrte der Diener, ließ ſeine nicht ganz verdachtloſe Blicke über die ſchönen Formen des Knaben gleiten und willfahrte ihm endlich, indem er unverſtändliche Worte in den Bart murmelte. Er geleitete ihn über einen langen Gang und ließ ihn dann vor einer alterthümlichen, mit derbem Schnitzwerke bedeckten Flügelthüre ſtehen.

„Bleib hier, Bube — oder —“ ſagte er, ſeine Aeußerung unterdrückend, „daß ich dich vorerſt melde; denn unangemeldet dürfte dir ſo ſpät, bei der düſtern Stimmung des Herrn, nicht der freundlichſte Empfang blühen, da du überdieß keine Freudenbotſchaft zu bringen ſcheinſt.“

Hierauf ging der wortreiche Alte in das Gemach und ließ den Knaben im Dunkeln allein, kam jedoch bald wieder und öffnete die Thüre dem Fremdling.

Es war ein weiter, mit dunklem Holze getäfelter Saal, an deſſen oberm Geſimſe eine Reihe gewaltiger Hirſchgeweihe hinlief, einſt die Trophäen der Jagden des vorigen Beſitzers. Hohe Bogenfenſter nahmen, dicht gedrängt, die Seite gegen das Thal ein, während die anderen nur das Holzgetäfel aufwieſen. Alterthümliche Seſſel, mit weichen Polſtern bedeckt, ſtanden in ununterbrochener Folge an den drei fenſterloſen Seiten des Saales hin, in deſſen Mitte ein länglich-runder Tiſch ſtand, beleuchtet von einer vielarmigen Lampe, welche von der Decke an glänzender Meſſingkette hing. Ein Kamin, in dem ein gewaltiges Feuer brannte, erwärmte nur ſpärlich den weiten Raum. In einen weiten Pelzkaftan gehüllt, eine Pelzmütze auf dem ſchönen Kopfe, ſtand Theodor Brancovich, mit einer Hand ſich auf den Tiſch ſtützend, nicht ohne geſpannte Erwartung da. Das ganze Licht der Lampe fiel auf die große

Geſtalt des Bojaren und zeigte ſeine bleichen, kummervollen Züge, die noch vor Kurzem im friſcheſten Anſtriche der Geſundheit geblüht hatten.

„Tritt näher, Kind," ſprach er ſanft, ohne ſeine Stellung zu verändern, „und ſag' an, was dich zu ſo ungewöhnlicher Zeit nach Tuni führet?"

Als aber nun der Knabe näher wankte und das volle Licht der Lampe auf die bebende Geſtalt und das bleiche Antlitz fiel, da ſchien's, als wolle des Bojaren Auge aus ſeiner Höhlung treten, ſo vor Erſtaunen und Zweifel ſtarrte er den Knaben an.

„Iſt's möglich!" rief er, einige Schritte näher tretend, „täuſcht mich mein Auge nicht? Biſt du es, treue, gute Lydda?!" —

„Ich bin es!" liſpelte die melodiſche Stimme und eine Gluthröthe malte das ſchöne Antlitz des Mädchens, das die kleine Hand faſt willenlos in die ihr entgegengereichte des Bojaren legte, der ſie zu dem Kamine zog und die Ermüdete nöthigte, ſich in einem Seſſel niederzulaſſen.

„Lydda, woher kommſt du, was führet dich her? O rede, daß die Angſt meiner Bruſt ſich löſe; denn deine Miene verkündigt Unheil," ſo rief der Bojar, ihre zitternde Hand noch immer in der ſeinen haltend.

„Von Ibrail komm' ich und von Buchareſt," entgegnete das Mädchen verſchämt.

Mit wachſendem Staunen blickte ſie der Bojar an. „Von Ibrail?" wiederholte er. „Und was trieb dich in dieſer Jahreszeit in die Feſtung der Türken? Was bewog dich, die Gefahr zu beſtehen, durch unwegſame Gebirge die Burg Tuni zu ſuchen?"

„Eudoxien's und Euer Glück!" ſprach ſie, und ihr liebevoller Blick ruhte auf den ſchönen Zügen des jungen Mannes.

Er drückte im Uebermaaße der Dankbarkeit ihre Hand an ſeine Bruſt.

„Lydda, lohn' es dir Gott!" rief er, „ich kann es nie lohnen!"

Lydda ſchwieg, aber ihr Auge ſagte ſtumm und doch beredt: Es iſt ſchon gelohnt! —

„Wie magſt du müde und erſchöpft ſein!“ fuhr er fort und wollte zur Thür eilen, um für ihre Erquickung zu ſorgen.

Sie hielt ihn zurück.

„Alle Müdigkeit iſt vorüber,“ ſagte ſie, „und kein Bedürfniß fühl' ich jetzt noch. Laßt mich erſt meine Botſchaft ausrichten, dann möge Eure Güte für den Leib Sorge tragen laſſen!“ —

„Was macht Eudoxia?“ fragte er dringend.

„Sie hat tief ihr Unrecht bereut,“ ſprach Lydda. „Vergebt es ihr. Die Liebe zu Euch iſt zu groß, als daß ſie es ertrüge, daß irgend Jemand, außer ihr, Euch liebte. Es war ja nur eine vorübergehende Aufwallung ihrer ſtürmiſchen, durch Eure unerwartete Ankunft erregten Gefühle. Ich ſoll Euch das ſagen und mehr noch, daß ſie Eure Entfernung kaum ertragen kann.“

Er drückte heißer ihre Hand.

„Lydda!“ rief er, „ſie hat mir wehe gethan! O, wie ich ſie liebe, weiß nur ſie und du! Und doch zweifelte ſie. Aber vergeben, vergeſſen ſei es auf immer!“

Er ſah in Lydda's kummervolles Auge.

„Ach, ich fürchte,“ fuhr er fort, „das iſt nicht Alles, theure Lydda, was du mir zu ſagen haſt!“ —

„Leider nein,“ verſetzte Lydda. „Schlimmes hab' ich Euch zu berichten, was ich bis jetzt verſchwieg.“ Sie erzählte ihm nun, wie ſie nie dem tückiſchen Slavonier getrauet, und von dieſem Mißtrauen geleitet, deſſen Schritte beobachtet habe; auf dieſe Weiſe ſei ſie hinter ſeine verrätheriſchen Verbindungen gekommen und ſei es ihr möglich geworden, ihn damals aus Osman's Händen zu retten. Sodann ging ſie ſchonend auf jene Unterredung des Hoſpodars mit der Fürſtin über, berichtete, wie ſie ſogleich Zweifel gefaßt, ob nicht Czanad Alles den Türken verriethe. Dieß habe ſich vollſtändig beſtätigt. Endlich mußte ſie das Härteſte ausſprechen, die Pläne des Hoſpodars mit dem Grafen Palffy.

Brancovich zuckte in ſich zuſammen, als er dieß vernahm. „O, der griechiſchen Treue!“ rief er ſchmerzlich ergriffen aus.

Eine lange Pauſe trat ein, in welcher Beide ihren ſchmerzlichen Empfindungen ſich hingaben. Tiefe Seufzer hoben Lydda's Buſen. Grimm und tiefempörtes Gefühl erfüllte Brancovich's Bruſt. —

„Wehe dem Verräther!“ rief er. „Mein Arm wird ihn zerſchmettern. Aber auch wehe dem Vater, der ſeines Kindes Herz erkaufen will, um ſchnöde, gewinnſüchtige Pläne zu erreichen!

„Und was gedenkt Ihr zu thun?“ fragte Lydda. —

„Noch, theure Lydda, iſt kein Plan mir klar; doch iſt Eudoxia's Liebe ſtark, wie die meine, ſo wird an ihr des Vaters Ehrgeiz ſtranden. Laſſen wir Gott walten, Lydda. — Nicht quälen wollen wir uns heute, morgen aber wird Rath werden.“

Er ſchien ruhiger geworden zu ſein. Feſt ging er der Thüre des Saales zu. Sein Ruf brachte die Diener in Bewegung. Bald dufteten ſtärkende Speiſen auf dem Tiſch und der Bojar nöthigte Lydda, ſich zu erquicken. Er ſelbſt ſetzte ſich zu ihr, legte ihr die beſten Biſſen vor und ſah ihr zu, wie ſie ſo ſinnig aß. Ihr Blick dankte ihm für ſeine Liebe. Auch in ihre Bruſt flößte Brancovich's Ruhe wieder eine gleiche Stimmung. Ihr war ſo wohl in ſeiner Nähe, ihr that ſeine liebende Sorgfalt ſo wohl; es dünkte ihr, als ruhe ſie wieder, wie dort in den wilden Karpathen, an ſeiner Bruſt, und Seligkeit erfüllte ſie.

Noch Vieles ſprachen ſie über die Lage, in welche die Liebenden durch des Vaters Abſichten geſetzt worden, und ſpät ſuchte das überglückliche Mädchen die Ruheſtätte, welche ihr in einem der ſchönſten Gemächer der Burg bereitet war, und des Traumes ſüße Bilder gaben ihr bald einen vollen Himmel.

Aber in Theodor's Auge kam kein Schlaf. In dem Saale, wo ihn Lydda verlaſſen, blieb er ohne Raſt und maß die Länge des Saales mit mächtigen Schritten. Er erwog die verworrenen Verhältniſſe. Er ermaß den Kampf, den die Liebe mit dem Ehrgeiz und der Habſucht Michael's kämpfen müſſe. Bange wurde ihm manchmal bei dem Gedanken, ob Eudoxia's Treue jedem Andrange trotzen, ob ſie aus dem Kampfe verklärt hervorgehen werde. Aber ſeine Liebe war ja der Maßſtab, womit er jene maaß. Ueber jeden

Zweifel ſchien ſie ihm erhaben. Feſter und feſter wurde ſein Glauben; feſt ſein Vorſatz, mit Lydda'n nach Buchareſt zurückzukehren, wohin ihn ohnedieß die Verſammlung der Bojaren zu gehen nöthigte, welche Michael ausgeſchrieben. Dann wollte er vor ihn hintreten und werben um Eudoxien, nachdem er ihm die Augen geöffnet über Czanad's Verrath, ihn erinnert an das oft ausgeſprochene Wort. Eudoxia und ihre Mutter waren mit ihm im Bunde. — Es gelang — das ſagte der Glaube, den die Liebe ſeiner Seele gab. Allgemach ſchien die Sonne in das Gemach. So brach aus den nebeligen Wirren ſeiner Seele das Licht des klaren Entſchluſſes hervor, und mit ihm, wenn auch nicht Heiterkeit, doch männliche Ruhe und Entſchloſſenheit.

Aus den ſüßeſten Traumgebilden einer ſchönern Welt, als die wirkliche, war Lydda erwacht. Das, was ihr Inneres beglückend erfüllt hatte, die Nachklänge der Abendſtunden, die ſie liebend bei dem Geliebten, doch ungeahnt und unverſtanden von ihm, gelebt, die der Träume ſtille Zauberwelt nur herrlicher noch geſchmückt, hatte auch ihren Wangen die Roſen, ihrem Auge ſeinen Glanz, ihrer Miene jene ſelige Heiterkeit gegeben, wie damals, als es ihr möglich geworden war, ihn, in dem ſie lebte, zu retten aus des Verderbens Schlingen. Reizender als je trat das Mädchen in der Knabentracht in das Gemach und die tiefe Gluth der Schaam legte ſich, wie Morgenroth, auf ihr Antlitz. Mit Freude und leiſer Bewunderung erblickte ſie Brancovich. Innig erwiederte er ihren Morgengruß, und alſobald ſprach er aus, was ſeine Seele als Das erkannt, was geſchehen müſſe. Als Lydda es vernahm, ſenkte ſie ſtille das Haupt auf die Bruſt. Ein tiefer Schmerz zitterte durch ihre Bruſt — aber es war nur ein Augenblick, in dem ſie ihres Zieles vergeſſen konnte und doch wieder nicht vergeſſen, ſondern wo das übermächtige Gefühl die edlere Geſinnung gleichſam verdrängen konnte. Mächtiger wurde ſchnell das Beſſere wieder und klar ſprach ſie ihren Beifall mit dem Plane Brancovich's aus. Sie kamen überein, heute noch nach Buchareſt aufzubrechen; dort ſollte Lydda eine Zuſammenkunft des Bojaren mit Eudoxien ermitteln, ohne daß der Hospodar etwas davon ahne.

Wirklich verließen ſie gegen Mittag die Burg, begleitet von vielen Dienern, nachdem Lydda gegen den ſchädlichen Einfluß der Witterung hinlänglich geſchützt war. Die Reiſe war, Lydda's wegen, langſam.

Endlich wurde Buchareſt am Abend des zweiten Reiſetags erreicht. Der Bojar kehrte in einer Herberge ein und Lydda eilte in den Palaſt, wo ihre vorläufigen Mittheilungen eine ſchwere Laſt von Eudoxien's Herzen nahmen. Noch dieſen Abend ſah ſie Brancovich in Gegenwart der Fürſtin. Die glühendſten Verſicherungen treuer Liebe floſſen über Eudoxien's ſchöne Lippen, darum doppelt überzeugend für Theodor. In ſeliger Hoffnung des Gelingens verließ er die Geliebte. Ach, er ſah die Thränen nicht, die über die Wange Lydda's leiſe rannen, als ſie ihm das Pförtlein öffnete, durch das einſt Czanad geſchlichen war. Lange ſah ſie ihm noch nach in der ſternenhellen Nacht. Als er verſchwunden war, ſchlug ſie das thränenfeuchte Auge gen Himmel, und die leiſe ſich bewegende Lippe flehte um Kraft und Stärke. Dann eilte ſie zurück und die Nacht wob einen dichten Schleier um das verborgene Wehe des Herzens, das nur in Einſamkeit und Stille ſich in die klaren Perlen des Gefühls auflößte. Ein edles Herz blutete auf dem Opferaltar, und die, für die es blutete, ahnten es nicht! —

VI.

Der Bojaren-Divan war geendet. Stürmiſcher, als je einer, ſeit Michael den Fürſtenhut der Wallachei trug, war er geweſen. Die widerſprechendſten Meinungen waren geltend gemacht worden; aber Michael's ſiegender Beredſamkeit, ſeiner ſeltenen Verſtandesſchärfe war es am Ende gelungen, wenn auch nicht gerade ſeine Anſicht zur Ueberzeugung Aller zu erheben, doch die Meiſten zum Schweigen zu bringen. Froh des Sieges, den diesmal wieder ſeine Rede errungen, froh, wie nach einer gewonnenen Schlacht, trat Michael gegen das hohe Mittelfenſter des Verſammlungsſaales.

Die breite Marmortreppe des Hoſpodarenpalaſtes ſtiegen die Bojaren in ihren koſtbaren Pelzgewändern und Kolpacks, mit ihren reichen, glänzenden Waffen, hinab, und die Säbel klirrten auf den Stufen. Theils ſtill und ernſt, das Gehörte nochmals prüfend, theils im Zwiegeſpräche es weiter fortſpinnend, theils aber auch unwillig debattirend, ſchritten die Edeln der Wallachei hinab und bildeten in der Vorhalle noch politiſirende Gruppen, bis die Heiducken die koſtbar geſchirrten Roſſe herbeibrachten.

Im wilden Galoppe war der letzte der Bojaren eben in die Hauptſtraße Buchareſts geſtürmt, als des Hoſpodars hohe Geſtalt am Fenſter erſchien. Er überſchaute im Geiſte noch einmal die Scenen, die er eben erlebt; er wiederholte ſich noch einmal die Reden, welche er gehört. Im Gefühle ſeines Siegs, im Bewußtſein, daß ihm gelingen müſſe, was er ſo klug angelegt, erhob ſich ſtolzer noch des Mannes Geſtalt, alſo, daß ſie eher einem Jüngling anzugehören ſchien, als einem Manne, der der Hälfte eines Jahrhunderts nicht mehr ferne ſtand. Seine Linke ruhte auf dem ſtrahlenden Griffe ſeines Säbels und die Rechte ſuchte einen Ruhepunkt in der Bruſtöffnung des Ehrenpelzes, womit er einſt im Pfortenpalaſte zu Stambul war bekleidet worden.

Der triumphirende Blick ſchweifte ſtolz über Buchareſts Häuſermaſſe hinaus, die ſich vor ihm ausbreitete, überragt von den Thürmen und Kuppeln von ſechzig Kirchen und zwanzig Klöſtern.

„So hätten denn doch türkiſche Löwenthaler den Weg zu den Herzen der Bojaren gefunden, wie es Czanad einſt mir vorherſagte,“ ſprach laut der Hoſpodar zu ſich ſelbſt. — „Hätte ich doch nicht auf ſo viel Widerſpruch gerechnet!“ — Doch ſich beſinnend, fuhr er fort: „Wo iſt Theodor Brancovich geblieben? Ich ſah ihn nicht wegreiten!“

„Er iſt hier, mein Herr und Fürſt!“ ließ ſich in demſelben Momente die wohlklingende Stimme des Bojaren aus dem Hintergrunde des Saales vernehmen.

Der Hoſpodar fuhr bei dieſen Worten ſchnell herum und vermochte nicht, eine augenblickliche Ueberraſchung zu bemeiſtern.

Zeitig genug beſann er ſich noch, daß er in ſeinem Selbſtgeſpräche nichts geäußert, was er jetzt zu bereuen hätte Urſache gehabt, und es lieber ſehend, daß der Bojar hier ſey, als im Frauengemache, ſprach er, ſich ſchnell ſammelnd, zu ihm:

„Theodor Brancovich, du warſt Zeuge des ſeltſamen Schauſpiels heute — wo die Hoffnung auf Lohn aus Conſtantinopel deutlich genug ſich kund gab. Du theilſt ſicher die Anſicht der Mehrzahl des Divans, die auch die meinige iſt? Es leuchtet ein, daß nur dann erſt für die Wallachei recht geſorgt ſei, wenn ſie ſich dem mächtigſten der Fürſten des chriſtlichen Europa's ergibt, um der ewigen Plackereien überhoben zu ſein, die ſie ausſaugen und uns alle zu Sclaven des Serails herabwürdigen. Nur ſo mag es uns gelingen, Herren im eigenen Lande zu werden und ſie aus Ibrail, Turnul und Dſchiurdſchiu zu vertreiben; dann nur kann ſich die Wallachei, wie Siebenbürgen jetzt, eines friedlichen, rechtlichen und glücklichen Zuſtandes erfreuen und zu einer Selbſtſtändigkeit gelangen, die ſie nach ihrer Größe und Bevölkerung zu fordern berechtigt iſt. Eine Anſicht, die du in Wien ſo warm vertheidigt, haſt du wohl ſeitdem in deiner Berge Einſamkeit nicht aufgegeben?“ —

Theodor ſah bei dieſer Rede feſt in Michael's unſtätes Auge. Es ſchien, als wolle er unterſuchen, ob Das, was er vernommen, Wahrheit, oder ob es die lockere Verſchanzung ſei, hinter welcher ſich ein ebenſo ungemeſſener Ehrgeiz, als eine unerſättliche Habſucht berge. Umſonſt verſuchte es der Hospodar, dieſem Blicke mit gleicher Ruhe Stich zu halten. Er verſuchte, Brancovich's Mienen zu enträthſeln, aber es gelang ihm nicht.

„Was ſoll dein Schweigen, Theodor?“ fragte der Fürſt.

„Darf ich reden, wie ich denke, Herr und Fürſt?“ fragte er endlich zurück.

„Du darfſt, du ſollſt, Theodor Brancovich,“ erwiederte der Hospodar, in ſeinem Innern beunruhigt. „Ich darf vorausſetzen, daß du mit Mäßigung ſprichſt, falls, wie mich beinahe dein ſeltſames Benehmen glauben machen will, du, wider mein

Erwarten, deine Anſichten geändert haben ſollteſt, während doch dein Schweigen im Bojarendivan deine Zuſtimmung verrieth.“

„Ich habe geſchwiegen,“ hob Theodor an, „weil Aeltere redeten — und am Ende ſchwieg ich, weil meine Worte doch wohl ſchwerlich den Sieg Eurer Beredſamkeit wankend würden gemacht haben. Ich habe endlich geſchwiegen, weil ich Euch warm verehre und ich den Gedanken der ſchweigenden Bojaren nicht meine Stimme leihen wollte, auch wenn ſie die meinen geweſen ſein ſollten. Ich durfte ja noch hoffen, daß Das, was ich Euch jetzt zu ſagen habe, der Sache vielleicht eine andere Wendung geben könnte.“

„Du biſt kühn, junger Mann,“ verſetzte der Hospodar, und die buſchigen Braunen ſenkten ſich tiefer über das blitzende Auge. „Was haſt du mir zu ſagen?“

„Was Ihr kaum glauben dürftet, — daß alle Eure Pläne bis zum kleinſten Umſtande im Serail bekannt ſind, und es waren, kurze Zeit darauf, nachdem ſie Eure Seele geboren; daß der Verſuch, mich bei Beres-Terony zu überfallen, auf nichts anderes berechnet war, als die ſichern Dokumente Eures Abfalles von der Pforte zu erlangen! — Und die Schlange, die in ihren Windungen Euch verderben wollte, habt Ihr am eigenen Buſen genährt.“ —

Der Hospodar war bei dieſen Worten in ſichtbare Beſtürzung gerathen. Sein Geſicht hatte ſich entfärbt. Die Hand fuhr nach dem blitzenden Dolche im Gürtel. Er trat einige Schritte näher zu Theodor und fragte:

„Menſch! womit willſt du das beweiſen?“

„Der Paſcha von Ibrail weiß Alles, was Ihr ſeit Monaten vorbereitet; kennt die Unterhandlungen in Wien und iſt bereit, ſowohl Eure Gattin und Tochter auf dem Zuge nach Kinsberg gefangen zu nehmen, als Euch den ſeidenen Strick zu bereiten.“

„Woher haſt du das?“ fragte noch beſtürzter der Fürſt.

„Laßt Lydda hierher kommen, daß ſich alle Räthſel löſen!“ — Lydda wurde gerufen.

Stumm und in ſich verſunken ſtand Michael da, bis Lydda erſchien.

„Rede, Mädchen!“ rief ihr der Hoſpodar zu, „was weißt du von Dem, was der Bojar mir ſagte, und woher du das weißt?“ —

Obgleich die Miſchung der verſchiedenſten Leidenſchaften der Phyſiognomie des Hoſpodars einen widerlichen, ja furchtbaren Ausdruck gab, der um ſo weniger verfehlen konnte, Lydda'n zu berühren, als gerade ihr Gemüth ſehr reizbar und empfänglich war, ſo ſammelte ſie ſich doch ſchnell. Die Nähe Brancovich's ſchien ihr höhere Kraft, höhern Muth zu verleihen. Was ſie von Czanad wußte, erzählte ſie nun genau. Der Hoſpodar erbleichte und erglühte in wechſelnder Erregung. Keine Sylbe kam über ſeine Lippen, aber die Bewegung derſelben verrieth es, daß er innerlich gleichſam rede. — Doch es mußte eine furchtbare Sprache ſein, nach den Zügen und ihrem Ausdrucke zu ſchließen.

Als Lydda geendet, ſchlug ſich der Hoſpodar vor die Stirne.

„Warum ſah ich nicht klarer, warum warnte mich Niemand?“ —

„Verzeiht, Herr,“ nahm Theodor das Wort, „wenn ich Euch an die oftmaligen Zweifel erinnere, die ich an Czanad's Treue gehegt; aber jedesmal wurdet Ihr ungehalten und meintet, es folge der Neid dem Verdienſte, wie ſein Schatten; Ihr hättet Czanad erprobt. Laßt ſeine Kammer unterſuchen, dort müſſen ſich noch Proben genug von ſeinem Verrathe finden.“

Lydda wollte ſich entfernen.

„Halt, Mädchen!“ rief der Hoſpodar aus. „Dir ſchulde ich mehr, als einer Menſchenſeele auf Erden. Nimm dieſen Segenskuß des Dankes im Voraus!“

Er küßte ſie auf die Stirne.

„Geh' nun mit Gott, mein Kind,“ fuhr er fort; „es wird nicht unbelohnt von mir bleiben, was du für mich gewagt.“

Sie beugte ſich tief — aber nicht den Hoſpodar traf ihr Blick, ſondern den Bojaren, der mit dem Ausdrucke der Freude im Antlitze Zeuge dieſer Scene war.

Sogleich ſchritt der Hoſpodar zur Unterſuchung von Czanad's verſchloſſener Kammer. Lange ſuchte man umſonſt und ſchon wollte ſich in des Hospodars Seele ein Zweifel regen, als Brancovich dem Heiducken Paswan zurief, hier die Dielen des Bodens zu heben. Es geſchah und — mehrere Käſtchen und Truhen ſtanden im verborgenen Raume. Mehrere enthielten ungeheure Summen in Gold. Wohl erkannte in den Münzen Michael jenes Gold, welches er ihm zu alchymiſtiſchen Verſuchen gegeben; allein er ſchwieg, weil er fühlte, wie ſehr er ſich ſelbſt herabſetzen würde, wenn er deſſen erwähnte; allein in einem fand man Briefe, welche klar das vertrauteſte Einverſtändniß mit dem Paſcha von Ibrail kund gaben. Jetzt war der Hospodar überführt und laut äußerte ſich ſeine Wuth gegen den Schändlichen. Als Paswan dieß vernahm, hielt er den Augenblick für günſtig, und theilte mit, was er von Czanad's Treiben wußte, und wie er unter dem Vorwande hospodariſcher Befehle und Aufträge ſo oft in den Stunden der Nacht ſeine Zuſammenkünfte gehalten. Wohlweislich ſchwieg er aber von dem, was ihm in der Regel zu Theil wurde. So ſtellte ſich denn mehr als gewiß der ungeheuerſte Verrath und Betrug heraus. Faſt außer ſich kam der Fürſt mit dem Bojaren in den Divanſaal zurück.

„Wozu jetzt alle Winkelzüge!“ rief der Hospodar aus, mir bleibt nur noch die Wahl, mich auf jede Bedingung in Oeſterreichs Arme zu werfen, oder dem ſeidenen Strick, als Gnadengeſchenk des Sultans, entgegen zu gehn. Es iſt entſchieden — ich bin des Kaiſers! O, daß Palffy hier wäre, daß ich mit ihm unterhandeln könnte, um ſchnell den Vertrag zu ſchließen, der unſere Sicherheit verbürgt. Dann aber muß ſchnell die Fürſtin und Eudoxia nach Schleſien aufbrechen!“ — Er ſtieß dieſe Worte mehr heraus, als er ſie ſprach. Unruhig maß er den Saal. Sein ganzes Weſen war in einer fiebriſchen Erregung.

„Darf ich eine Bitte wagen,“ hob jetzt Brancovich an, „ſo wäre es die: thut keinen übereilten Schritt! Noch iſt nicht Alles verloren. Ihr kennet meinen Einfluß bei den Bojaren; laßt mich walten! Bald ſollen die Wallachen wie eine eherne Mauer um ihren Fürſten ſtehn.“

„Und was ſollen ſie da? Was willſt du damit ſagen?“ ſtieß der Hospodar hervor, indem ſein ſtechender Blick auf Theodor weilte.

„Ihr ſeid zu ſehr erregt,“ ſprach Theodor, indem er Miene machte, ſich zu entfernen, „eine beſſere Stunde will ich abwarten, Euch meine Anſichten mitzutheilen.“

„Kannſt du dich darüber wundern, daß ich erregt bin? Wurde je dein Vertrauen von einem Schändlichen ſchwerer verletzt? — Bleib, Brancovich, und rede, mein Ohr iſt offen und mein Herz ſchließt keine eiſerne Pforte für das Wort der wohlwollenden Geſinnung. Rede, doch vergiß nicht, was dir ziemt. Ich würde ungerne mit dir als Gebieter reden, da ich es als Vater bisher zu thun gewohnt war!“ Der Hospodar ſprach dieſe Worte mit einem ſcharfen Nachdruck. —

In Theodor's Herzen klang eine andere Seite an. Sein Weſen gehörte nicht zu den ſtets ruhigen. Oft raſch und heftig brauſte es auf, wenn ſein Selbſtgefühl, ſein männlicher Stolz, ſeine beſſere Ueberzeugung rauh berührt wurde. Sein Ehrgefühl war ſehr fein; es litt keine rauhe Berührung: Des Hospodars Worte waren der Art, daß ſie verletzend in ſein Inneres fuhren. Er richtete ſich ſtolz empor und ſah mit glühendem Auge den Hospodar an, der erſt in dieſem Momente fühlte, wie unklug er gehandelt.

„Vergebt,“ ſagte er mit ſcharfer Beſtimmtheit, „wenn ich Euch erinnere, daß ich Brancovich heiße, ein Namen, der ſtets nur freie Wallachen ehrte, keine Sclaven. Ihr ſeid Hospodar der Wallachei, aber ein Fremdling im Lande und keineswegs der Gebieter der freien Edlen des Landes, die keinen Herrn über ſich erkennen, als den König der Könige. Im Rathe der Erſte, zu Recht und Ordnung, zu Schutz und Trutz als Führer, ſo ſteht Ihr in unſrer Mitte, nicht über uns. Ihr habt mir geſtattet, zu reden, und das wollte ich — aber vor einem Gebieter ziemt's, zu ſchweigen. Das ſeid Ihr nicht. Iſt es Euer Wille, das freie Wort des freien Bojaren, das treue Wort aus treuem Herzen anzuhören, das keineswegs Euch meiſtern will, ſo ſei's auch jetzt noch; iſt's anders, ſo iſt meine Zeit hier zu Ende.“

Des Hoſpodars Zorn wollte aufflammen; aber vor des Bojaren ernſtem, offenem Blick erloſch er, als ob Waſſer ins Feuer gegoſſen würde. Er fühlte aufs Empfindlichſte die Wahrheit deſſen, was der Bojar geſagt; er ſah ein, hier gälte es den unabweiſlichen Verſuch, ein Gemüth zu beruhigen und wieder zu gewinnen, das tief verletzt war. Er erkannte es, wie nothwendig in dieſem kritiſchen Momente es ſey, einen Mann näher, als je, an ſich zu ziehen, deſſen Macht und Einfluß groß genug war, um bei der Selbſtſtändigkeit und Kraft ſeines Charakters ein ſehr bedeutendes Gewicht in ſeine Schaale zu legen, oder es ihr zu nicht zu vergütendem Nachtheile zu entziehen.

„Du biſt reizbar, Theodor,“ ſprach ſanft der Hoſpodar mit ächt fanariotiſcher Selbſtbeherrſchung und affektirend eine ſchmerzliche Verletzung ſeines Gefühles. — „Wie konnte dich ein bedeutungsloſes Wort zu ſolcher Rede veranlaſſen gegen einen Mann, der dir Vater war, als du vaterlos in der Welt ſtandeſt, und dich als Waiſe erzog, dir ſtets ein Herz voll Liebe zuwendete und Beweiſe genug gab, wie grenzenlos es dir vertraue! — Dem Sohne deines Vaters, wahrlich keinem Andern, konnte ich unter ähnlichen Verhältniſſen dies vergeben. Dein gutes Herz wird dir in dieſem Augenblicke ſagen, wie wehe du dem meinigen gethan, und wie ſehr deine Hitze ſich vergaß!“ —

Auf ein Herz, wie das des Bojaren, konnte dieſer Anklang tieferen Gefühles nicht ohne Wirkung bleiben. Des Hoſpodars Ton traf ſchon gewaltig ſein Gefühl, das, was ſeine Worte in die Erinnerung riefen, mahnte an die Dankbarkeit, welche er ihm ſchuldete. Er trat dem Hoſpodar nahe und reichte ihm ſeine Rechte dar.

„Vergebt,“ ſagte er, „wenn der Stolz des Bojaren ſtärker einen Augenblick hindurch war, als das beſſere Gefühl! Es hat ſeine Herrſchaft zurückerhalten. Ich fühle, daß Ihr mein Gebieter ſeid, weil Ihr mein Vater ſeid. Vergebt, was ich verſchuldet — und laßt uns den Punkt erörtern, wegen deſſen ich hier blieb.“

„Rede!“ entgegnete, ſeine Hand drückend, der Fürſt; doch konnte er ein banges Gefühl nicht bemeiſtern, das ihm zuraunte: dieſer junge Mann durchſchaue das argliſtige Gewebe ſeiner Ränke, an denen Habſucht und Ehrgeiz gleichen Antheil hatten.

Brancovich begann:

„In den Stunden der Einſamkeit, welche ich ſeit meiner Rückkehr von Wien nach Tuni zugebracht habe, lag mir Euer Wohl, das mit dem des Landes, das meine Heimat iſt, dem des Volkes, deſſen Glied ich bin, ebenſo eng verwachſen iſt, wie mit dem Glück Eurer Familie, die das theuerſte Gut umſchließt, welches das Leben für mich hat, warm am Herzen; ruhig habe ich die Stellung geprüft, die Ihr zu nehmen jetzt im Begriffe ſteht. Wendet mir nicht ein, ich kenne ſie nicht; die Verhältniſſe der Pforte zur Wallachei ſind mir genau ſo bekannt, als mir die Pläne des Kaiſerhofes wurden, da in Wien ich in manches Geheimniß blickte, das in der Ferne unerklärbar ſcheint. Klar iſt es mir geworden, der Kaiſerhof buhle nur um das Einverſtändniß mit Euch, weil er hofft, der Wallachei ſich zu bemeiſtern, wie er ſich ſchlau Siebenbürgens bemächtigt, und darauf zählt, der gewandte Palffy werde durch Kinsberg und den Jahrgehalt Euch ködern, im Einverſtändniß mit Oeſterreich, Krieg mit der Pforte zu beginnen. Ihr ſeid nicht ſtark genug, den Krieg für Euch ſelbſt zu führen, ſo rechnet der Kaiſer; Ihr müßt Euch an Oeſterreich anlehnen. Schlau ſucht man Euer Weib und Kind nach Schleſien zu ziehen, daß man ſie dort als Geißel habe, als Pfänder Eurer Treue. Und hat man Euch gelockt und ſeid Ihr in die Netze gegangen, ſo nimmt Oeſterreich die Wallachei, wie Siebenbürgen, ſetzt Palffy auf den Fürſtenſtuhl, nach dem der Ehrgeizige ſtrebt, und Ihr mögt in Kinsberg ſchmerzlich bereuen, das Opfer geworden zu ſein.“ —

Brancovich hielt einen Augenblick ein, denn das ironiſche Lächeln, welches um Michael's Munde ſchwebte, machte ihn beinahe irre.

„Haſt du geendet, Theodor Brancovich?“ fragte mit unveränderter Miene der Hospodar nach kurzem Schweigen.

„Ihr ſpottet deſſen, was ich ſage!“ rief Brancovich erzürnt; „ſo habe ich denn nichts mehr zuzuſetzen!“ —

„Du biſt noch nicht zu Ende, Theodor Brancovich,“ ſprach der Hospodar, „laß dich nicht irre machen. Ich will ganz deine Meinung kennen lernen, fahre fort, ich bitte dich!“

„Wohlan denn,“ ſagte er, es ſei! Was Ihr, mein Fürſt, im Divan mit ſiegender Beredſamkeit geltend gemacht, ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit verfolgt. Es konnte mich nicht wankend machen in meinen Anſichten, die die Frucht eines ruhigen Prüfens waren. Ihr machtet geltend, daß nicht länger die Wallachei als chriſtlicher Staat des Halbmondes Sklave ſein und bleiben dürfe; daß enden müſſe die Ausſaugung durch die Fermans der Pforte; daß nicht länger des Landes beſte Feſtungen in der Hand eines fremden Volkes bleiben dürften, weil es dadurch ſtets den Schlüſſel zum Herzen des Landes in Händen behalte, damit ſtimmt jeder freie Wallache, der es mit Volk und Vaterland wohlmeint, überein, ja, es iſt längſt ſehnlichſter Wunſch, daß es wahr werde; aber nur die Art, wie es vollbracht werden ſoll, iſt's, die verſchiedene Urtheile hervorrief. Wie ich denke, denken noch eine große Zahl Bojaren, und alle die, welche im Divan ſchwiegen, dürft Ihr dazu zählen. Erinnert Ihr Euch ihrer genau, ſo wiſſet Ihr, daß es nicht die ſind, welche fremdem Geld und Einfluß zugänglich ſind, alſo die, auf welche Ihr allein ſicher zählen könnet.“ —

„Wie ſoll es bewirkt werden, wenn nicht durch Anſchluß an Oeſterreich?“ fragte noch immer mit ironiſchem Lächeln der Hospodar.

„Es liegt klar vor Euch!“ rief feurig der junge Bojar und erhob ſich, indem er die Hand an den reichen Säbel legte, der an ſeiner Seite hing. Wie ich hier mit der Hand an meinem Schwerdte Euch mich darſtelle und ſage: Gebietet, und ich ſtehe und falle für Euch und die freie Wallachei, ſo alle Bojaren, ſo das ganze Volk.“

„Und die Zigeuner und Juden mit eingerechnet, deren Tapferkeit berühmt iſt!“ höhnte der Hospodar.

Brancovich überhörte das im Eifer. „Wir ſtehen Alle für des Vaterlandes Freiheit und ſchaaren uns an Eure Seite, unter Euer ruhmgekröntes Banner. Weiß das Volk, daß es für ſeine Freiheit, ſeinen Altar und ſeinen Herd kämpft, ſo kämpft es mit Löwenmuth und Ausdauer. Ein anderes iſt der Kampf des freien Mannes, ein anderes der Kampf des Leibeigenen, des Sclaven fremder Gewalt. Schließt Euch an den Hospodar der Moldau an. Mit ihm ringt nach freiem Daſein und beide Völker, ſtammverwandt, werden ſelbſt der Macht der Pforte Trotz bieten. O, ich beſchwöre Euch, ſtellt Euch an unſere Spitze, legt Eure Talente, Eure Tapferkeit in unſere, nicht in Oeſterreichs Schaale, und wir Alle gehen freudig in Kampf und Tod. Frei erſteht ein Volk, das längſt eines beſſeren Looſes würdig war!"

Er hielt inne.

Michael lächelte noch ironiſcher.

„Ach, wie gut iſt es," ſprach er, „daß des Alters gereifteres Urtheil, des Alters Ruhe und Beſonnenheit der brauſenden Jugend und ihren Luftgebäuden zu Hülfe kommt! Wohin ſollte es mit dem Lande, mit dem Volke kommen, das ſolcher Schwindelgeiſt regierte? — Wie gut iſt es für die Wallachei, daß dieſer Geiſt nur in den wenigen jugendlichen, alles überſchätzenden Brauſeköpfen wohnt, die im Divan ſind! — Siehe hin," fuhr er, in ernſten, gemeſſenen Ton und Ausdruck übergehend, fort, „ſiehe hin, Jüngling, auf das Land — wo ruht ſeine Kraft? — In einem Volke etwa, das ſeiner Bojaren Laſtthier iſt, das des Zaumes zu entlaſſen, nur Wenige mit dir, der du an Bildung über ihnen ſtehſt, Luſt tragen? In den zahlreichen Juden, die vor einem blitzenden Schwerdte zu Tauſenden fliehen? In den Zigeunern, deren Kampfesziel Raub und Beute iſt, die weder ein Vaterland haben, noch eines bedürfen, ſo wenig, als eines eigenen Heerdes? In deinem Stande, Theodor Brancevich, in den Bojaren, ruht ſie allein. Und was will die kleine Schaar beginnen mit ihren Schlöſſern, wenn des Orients Horden, ähnlich den Heuſchreckenſchwärmen, die unſere Felder zerſtörten im letzten Jahr, Alles überſchwemmen auf des Sultans Wink? Was will die kleine Schaar gegen die ungeheuren Hülfsquellen der Pforte, die du nicht kennſt, die ich aber wohl kenne — ſelbſt, wenn die Moldau und ihr Adel mit dem der Wallachei gemeinſame Sache machte,

siehe pag. 145

wenn nicht der Kaiſer den Rücken deckt? Was will die kleine Schaar, die zudem in ihrem Innern zerriſſen iſt von den widerſprechendſten Plänen und Anſichten und ſelbſt dem Golde des Padiſchah dienſtbar wird, wenn er es mit vollen Händen beut? Erröthe, Theodor, vor der Ungereimtheit deiner Anſichten. Ich grolle dir nicht. Ich kenne dein edles Herz. Ich weiß, daß wie es auch komme, die Liebe und Dankbarkeit dich an meine Seite führen wird. Ich weiß es, ich zähle darauf! Ich leſe es in deinen Blicken. Gib mir deine Hand, mein Sohn, und Alles ſei vergeſſen.“

Der Hospodar war Menſchenkenner, insbeſondere kannte er Theodor Brancovich's Art zu genau, um nicht darauf ſeine ſchlaue Berechnung bauen zu können. Seine Worte hatten durch das Treffende, was ſie enthielten, den Sieg bereits bei Brancovich's klarem Verſtande, den nur ſein Gefühl überflügelt, errungen. Die letzten Worte, mit Würde und Gefühl ausgeſprochen, ſiegten auch über ſein Herz.

Er ſchlug in die dargebotene Rechte und rief:

„Ich bin Euer bis zum letzten Blutstropfen! Ihr habt mich Euren Sohn genannt, o laßt mich in dieſem Augenblicke, wo Eure Güte ſich mir ſo väterlich zeigte, wo Ihr eine Verwirrung meines Verſtandes vergabt, weil Ihr das Herz kennt und ſeine reinen Abſichten, laßt mich jetzt gerade einen Gegenſtand zur Sprache bringen, an den mein Lebensglück und das Eudoxia's geknüpft iſt. Eure Lage iſt jetzt eine ſehr unſichere, das verkennet Ihr nicht, nach Czanad's ſchändlichem Verrathe. Nahe iſt der Krieg unſeren Grenzen und dieſes Mal mit allen Schrecken, die die Wuth der wilden Moslemins hervorruft, auch Ihr ſeid Menſch und des Kampfes Ziel ungewiß — bergt Euer Edelſtes an meinem treuen Herzen! Ihr habt unſre Liebe wachſen geſehen und ſie geduldet mit Wohlgefallen — krönet ſie jetzt, o gebt uns Euer väterliches Ja, Euren väterlichen Segen! Nicht nach Kinsberg gehe dann mein Weib. In Tuni berge ich meinen höchſten Schatz. Dort brach ſich ſchon türkiſcher Uebermuth und wird ſich noch mehr als einmal brechen.“

Des Hospodars Stirne runzelte ſich kraus. Die buſchigen

Braunen ſenkten ſich wieder tief in die Augen, die voll finſtern Ausdruckes waren.

„Theodor Brancovich,“ hob er nach einer kleinen Pauſe ernſt an, du machſt dich zum zweiten Male deſſelben Fehlers ſchuldig. Wieder iſt das ſtürmiſche Herz deinem Verſtande vorangeeilt. Du weißt es, ich liebe dich und halte dafür, daß meines Kindes Glück in deinem Herzen ruht. Oft habe ich es dir gezeigt, daß ich eure Liebe billige — aber iſt dieſer Augenblick, den du ſelbſt als den des Schwankens, der Gefahr und der Unſicherheit bezeichnet haſt, geeignet, ein Band zu ſchließen, welches Eudoxien's Schickſal an das deine unauflösbar kettet. Gehſt du nicht, wie ich, dem Kampf entgegen? Soll ſie als frühe junge Wittwe ihr Daſein vertrauern? Soll doppelte Angſt für Gatten und Vater ihr Herz foltern? Iſt Tuni ſicher geweſen in Zeiten, wo die Kriegskunſt im Kindesalter war, iſt es das auch jetzt, wo andere Hilfsmittel in des Feindes Gewalt ſtehen, ein Felſenneſt zu brechen, wie dein Tuni? — Nein, mein Sohn, du liebſt Eudoxien nicht, wenn du jetzt ſie als Gattin begehrſt. Laß des Krieges Stürme vorüber brauſen. Laß uns den Frieden und — die Freiheit vom Türkenjoch errungen haben, dann ſei ſie deiner Treue, deines Muthes, deiner Tapferkeit herrlicher Preis. Dem Sieger werde die Braut! — Bis dahin ſteht mein Wille feſt als Fürſt und Vater. Sie geht mit ihrer Mutter nach Kinsberg, wo ſie allein ſicher iſt, und dort magſt du dir den Brautkuß holen!“ —

Theodor war während dieſer Worte bleich geworden. Es ſchien ihm, als ſeien ſie ein Maifroſt, der in die Blüthen ſeiner Liebe und ſeines Glückes vernichtend falle, als ſeien ſie das kalte Todesurtheil ſeiner Hoffnung. Sie trafen ihn wie ein Donnerſchlag aus heiterm Himmel, denn wie gewinnend, wie das Glück in der Ferne zeigend, ſie auch in ſein Herz ſchleichen wollten, was Lydda, was Maria und Eudoxia ihm vertraut, es zeigte zu gewiß, daß ein anderes im Herzen lebte, daß ein anderer, mit ſeinen heißeſten Wünſchen ſtreitender Plan das Herz des Hospodars erfüllte und dieſe Worte nichts weiter, als die Maske ſeien, hinter welcher er jenen berge. Er vermochte kein Wort mehr zu ſprechen. Die Bruſt war ihm wie zugeſchnürt. Er verbeugte ſich ſtumm und kalt und ging.

Der Hospodar ſah ihm zweifelnd nach.

Hat er, fragte er ſich ſelbſt nicht ohne Bangen, tiefer in meine Pläne geſehen — oder hat auch hier mich Verrath umgarnt? —

Er trat, noch einmal ſinnend, zum hohen Bogenfenſter und ſah, wie, gleich dem Sturme, Brancovich, von ſeinen Dienern gefolgt, in ſauſendem Galoppe davonjagte.

VII.

Da, wo die Weiſtritz ihre ſchäumenden Wogen durch das Schleſierthal wälzt', einige Meilen von der Stadt Schweidnitz, erhebt ſich mitten im Thale, frei daliegend, ein hoher, kegelförmiger Berg. Dicht bewaldet iſt ſein von der Weiſtritz beſpülter Fuß, aber oben, gegen den Gipfel, thürmen ſich Felſen wild empor und bilden ein anſehnliches Plateau. Hier erheben ſich die gewaltigen Mauern, Thürme und Gebäude der Burg Kinsberg, von ihrer Höhe herab das Thal und die jenſeitige Fläche beherrſchend. Ein hohes Thor führte in das Innere des Burghofes, den hohe Linden beſchatteten. Sanft anſteigend gelangte man von hier zu einem zweiten Thore. Während das erſte Burgthor das hohe Giebelhaus trug, in welchem der Thorwart ſeinen Sitz hatte in Friedenszeiten, zu Zeiten des Kampfs, oder der Gefahr aber, eine reiſige Wache, lief das Gemäuer dieſes zweiten Thors in einen wehrhaften Thurm aus, auf welchem der Tapferkeit noch möglich war, lange den Feind, auch wenn er im Beſitze des Burghofes war, abzuhalten vom eigentlichen Burggebäude, oder Burgſtalle, wie es die Sprache der Zeit nannte, zu dem zu gelangen, ein drittes Thor durchſchritten werden mußte. Groß und weit dehnten ſich dieſe Gebäude aus, alle ſich lehnend an den gewaltigen Wartthurm, der ſich keck in den

Aether erhob und als letzte, aber auch unzerſtörbare Zuflucht betrachtet werden konnte. Ueberall in dieſem Inneren der Burg, wie ſelbſt an den Bildhauerarbeiten der inneren beiden Thore, zeigte es ſich, daß der frühere Beſitzer, Matthias von Logau, ein Mann war, dem die Kunſt und die Bauwerke des ſchönen Welſchlandes nicht fremd geblieben. Sein feiner Geſchmack ließ überall Zierathe anbringen, beſonders ſchöne Bildhauerarbeiten und Malereien, mit denen die Wände der Säle nicht nur, ſondern ſelbſt die der Kammern und Hallen bedeckt waren.

Es war in Mitte Februars, in jener Zeit, wo im mildern Strahle der Sonne ſchon ein ahnungsvoller Frühlingshauch über die winterliche Erde fliegt, als der Burghauptmann und Verwalter von Kinsberg (denn die Loganer waren blutarm ausgeſtorben und die Burg wurde jetzt für die Gläubiger verwaltet), Hans Kuhl, in der Mittagsſtunde ſich einen Polſterſtuhl unter die Linde ſtellen ließ, neben der die Brücke zum Thorhauſe der äußern Mauer führte. Der Himmel war wolkenlos und tiefblau. Kein Lufthauch kühlte und die Sonnenſtrahlen erwärmten den Raum, wo der Burghauptmann ſich niederließ, indem ein Diener einen Deckelkrug von anſehnlichem Umfange nebſt einem Pokale neben ihn mit einem leiſen: Proſit! niederſetzte. —

Hans Kuhl war ein ſchleſiſcher Ritter von vielerprobter Tapferkeit, und wie er eiſenfeſt, ſo war er bieder und treu; aber derb, heftig, rauh und höchſt eigenwillig, ſintemal er als Hageſtolz lebte und ſeines Weſens rauhe Seiten kein freundlich Weib abgeglättet hatte. Aus ſeinem Kriegsleben waren ihm jene Eigenſchaften geblieben; allein auch viel Wildheit des Sinnes. In Kinsberg, wo er ſeit des Loganer's Tode den Befehl führte, war der ſchon alternde Degen bequemlich und träge geworden, und das Wohlleben, das er auf Koſten der ſchleſiſchen Kammer führte, hatte ſeiner Leibesgeſtalt eine anſehnliche Rundung und Erweiterung beigebracht. Behaglich dehnte er ſich auf ſeinem weichen Sitz in der Sonne, goß dann den Pokal voll Weins und trank ihn mit einem genußvollen A—h bis zur Nagelprobe leer.

Im Burghofe war es ziemlich öde. Nur gackernde Hühner, des Thorwarts Pfleglinge, von dem geſtrengen Befehlshaber der Eier wegen geduldet, trieben ſich, im Vorgefühle des Frühlings, luſtig umher.

Wie wohl meinen ſteifen Gebeinen die Sonne thut! ſprach Ritter Kuhl zu ſich ſelbſt und ſtreckte die langen Beine weit von ſich, daß die Sonne ſie weidlich beſcheine. Sein Blick ſchweifte dann über die Gebäude hin und ſeine Stirn umdüſterte ſich.

Armes Kinsberg, haſt ſo lange jetzt die Freude gehabt, nur Männer zu herbergen, und nun ſollen ſchnatternde Weiber hier einziehen und ich gar noch Weiberwächter werden! Alle Peſt! rief er, warum muß mir denn auch der Quarck noch kommen? — Er trank wieder. — Und Wallachen, die der Teufel verſteht, dazu! Spräche das verdammte Volk noch eine ehrliche Sprache, wie unſer biederes Deutſch! — Aber die ſollen mir Ruhe laſſen. Will ſie nicht quälen durch meine Beſuche.

„Geſtrenger Herr Burghauptmann!“ ſprach in dieſem Augenblicke dicht neben dem brummenden Hageſtolze ein rüſtiger Burſche.

„Was gibt's?“ fragte der aufſchauend. „Ha, Sybold, haſt du Wildpret. Haſen? Fatal! Keine Schnepfe, oder ſo etwas Rares?“

„Für die Schnepfen iſt es noch ein wenig zu kalt,“ verſetzte der Knappe, der einen Haſen am Gürtel trug, „aber eine andere Art von Schnepfe hab' ich entdeckt und die Bauern von Kynau auch.“

„Was, was?“ fragte neugierig der alte Kriegsheld.

„Seit vier Tagen,“ geſtrenger Herr Burghauptmann, erzählte mir der Köhler Henne von Kynau, habe er einen Kerl entdeckt, der um die Burg ſchleiche, wie ein Marder um einen Taubenſchlag. Er habe bei dem Schenken zu Kynau Quartier gehabt, ſei aber bald wieder weg. Er rede kein rechtes Deutſch, trage eigene Kleidung und ſcheine ihm ſo ein ſpionirender Zigeuner, der wohl nichts Gutes im Schilde führe. Den Faſelhans lachte ich aus, aber als ich heute für Eure Tafel nach einem leckern Braten im

Wald umherſpüre und müde mich an einer Eiche niederlege, ſeh' ich mit leiblichen Augen den vom Henne beſchriebenen Kerl heranſchleichen wie einen Dieb und ſich zur Burg wenden. Ich folge ihm von fern, aber im Dickicht kommt er mir abhanden und ich finde ihn nicht mehr. In der Schenke ſoll er ſich genau nach der Gelegenheit des Kinsbergs, nach Euch, nach der Beſatzung und nach dem Werthe der Herrſchaft erkundigt haben. Was dünkt Euch von der Sache?“ —

Der Burghauptmann ſah den Redner ungläubig an.

„Warſt du nicht trunken, Sybold?“ fragte er darauf.

Dieſer betheuerte das Gegentheil.

Jetzt wurde Kuhl aufmerkſam. Er forſchte genau und ſprang dann zuletzt auf.

„Den müſſen wir fangen!“ rief er aus. „Ich will wiſſen, was der welſche Hund hier um die Burg ſchleicht und ſpähet und kundſchaftet!“

Gleich darauf erklang das Thorthurmglöcklein, und ſämmtliche Bewohner des Schloſſes, zwanzig ſtattliche Burſche, zu Trutz und Schutz bereit, umſtanden ihren Gebieter.

Die nöthigen Befehle wurden ertheilt und alsbald verließen wehrhaft ihrer Zwölf das Schloß.

Der Burghauptmann ſchritt die Stiege zum Thorhauſe hinauf, um aus des Thorwarts Fenſter den Abziehenden nachzuſehen.

Eine Stunde nach der andern verging und nichts ließ ſich blicken. Der unruhig harrende Kuhl fluchte über die trägen Bälge und ſchritt in das Schloßgebäude zurück, da die abendliche Kühle bereits ebenſo empfindlich geworden, wie kurz vorher die Luft, von der Sonne erwärmt, mild geweſen war.

Kaum dort angelangt, traf ſein Ohr der langgehaltene Ton des Wächterhorns auf dem Thore.

„Sie haben ihn!“ rief frohlockend über das, die Eintönigkeit ſeines Burglebens angenehm zu unterbrechen verheißende Abenteuer der Burghauptmann.

Aber ein zweiter und ſchnell folgender dritter Hornſtoß machte ihn ſtutzen. Das war etwas Anderes. Bald darauf ſtürzte der Thorwart ins warme Gemach.

„Geſtrenger Herr!“ rief er athemlos, es naht ein Zug Fremder dem Schloſſe. Vorauf reitet ein ſtattlicher Herr in ſeltſamer Pelztracht, faſt anzuſchauen, wie ein Staroſt, wie ich ſolche in Lublin einſt erblickt.“

Der Burghauptmann gebot ſchnell, das Thor zu öffnen, ließ ſchnell den Hausmeiſter beſchicken, dem er eiligſt die Weiſung gab, ſich auf ein leckeres Mahl bereit zu halten und verließ alsdann das Gemach, um ſeinem Gaſt in ſchuldiger Höflichkeit entgegen zu gehen.

Er war kaum aus dem zweiten Thore des Innern herausgetreten, als er auch ſchon die Reiſenden durch das erſte einreiten ſah in den geräumigen Burghof.

Der Thorwart hatte die Wahrheit geſagt. Es war ein ſtattlicher Zug. Mehrere Herren wurden von einer zahlreichen Dienerſchaft mit Saumroſſen begleitet. Hervorſtechend vor Allen war ein junger Mann, von ebenſo großer Schönheit, als äußerer Würde, deſſen Kleidung jedoch Kuhl ſogleich für eine ungariſche Nationalkleidung der koſtbarſten Art erkannte.

Der Fremde ſchwang ſich ſchnell aus dem Sattel und trat dann, während ſeine Begleiter ehrfurchtsvoll zurückblieben, mit vielem äußern Auſtande dem alten Kuhl entgegen. —

„Seid Ihr der Schloßhauptmann?“ fragte er kurz und ſtolz. —

Kuhl neigte das Haupt zur Bejahung.

„Seid ſo gütig, mir Euren Namen, Stand und Würden zu nennen,“ ſprach jetzt Kuhl, in dem der alte Reiterſtolz ſich regte, „damit ich Euch darauf begegnen könne.

„Ich bin der ungariſche Magnate, Graf Palffy, der im Auftrage kaiſerlicher Majeſtät hier iſt, das Schloß einzuſehen und demnächſt zu verfügen.“

„Sehr gut,“ verſetzte Kuhl; „doch zweifle ich nicht, daß

Ihr zu ſolchem Werk eine Vollmacht kaiſerlicher Majeſtät in Händen habt?“

Der Graf verzog ärgerlich die Miene, neſtelte aber ſeinen Pelzrock auf und reichte dem Hauptmanne das Papier.

„Ruft den Kapellan!“ wandte ſich dieſer darauf zu den Dienern, und zu Palffy gewandt, ſagte er: „Meiner Lebtage hab' ich die Schrift, ſo mit dem Schwerdte geſchrieben iſt, beſſer leſen können und lieber geleſen, als die mit dem Gänſekiel.

Ein ſpöttiſches Lächeln flog über des Magnaten ſeines Geſicht, doch ſo ſchnell, daß es der eiferſüchtige Haudegen nicht wahrnehmen konnte.

„Es wird kalt,“ verſetzte Jener, „beliebet, in das Schloß zu treten, wo zu Euren Dienſten ſteht, was zwiſchen dem Dach und dem Boden des Kellers iſt!“ —

Eben wollten ſie ſich anſchicken, in das Burggebäude zu treten, als am Thore ſich ein wüthendes Halloh vernehmen ließ.

„Horch!“ rief Kuhl. „Wächter, was gibt's?“

„Sie bringen den Spion!“ antwortete dieſer.

„So habt die Güte, noch einige Augenblicke zu verziehen, Herr Graf,“ ſprach Kuhl, „ich habe noch ein hochnothpeinliches Halsgericht allhier zu halten, da ein fremder, verdächtiger Kerl ſeit einigen Tagen um die Burg ſchleicht und unberufen ihre Gelegenheit ausſpüret.“

Dem Grafen war es nicht unangenehm, zu ſehen, was es geben würde. Noch während der Unterredung brachten die Knechte den gefeſſelten Czanad.

„Was thuſt du in meinem Reviere? Spitzbube?“ rief Kuhl. „Wer biſt du, Galgenvogel? Woher kommſt du, Strolch?“

Czanad war bleich. Er blutete ſtark am Kopfe, denn er hatte es tollkühn verſucht, entfliehen zu wollen.

Während der energiſchen Anrede des Schloßhauptmannes trat Palffy näher herzu. Ihm fiel ſogleich die wallachiſche Tracht auf, und es dünkte ihn, als habe er dieſen Menſchen in Bucharest geſehen. Er redete ihn ſogleich in ſeiner Mutterſprache an und freudig rief Czanad:

„Herr, wenn Ihr wirklich Graf Palffy ſeid, wie ich vermuthe, ſo helft mir von dieſen ſchleſiſchen Bären, die mich zerreißen.“

„Was treibſt du hier in Schleſien?“ fragte Palffy; „hab' ich dich nicht einſt in des Hospodars Palaſt geſehen?“

Czanad legte ſein Verhältniß zu dem Hospodar näher dar und bat Palffy, daß er ſich für ihn verwende. Er ſagte ihm, daß der Hospodar, dem Kaiſer mißtrauend, ihn hierher geſendet, die Verhältniſſe gehörig zu erkunden.

„Laßt den Mann los, Herr Burghauptmann,“ ſprach Palffy zu dieſem, „ich kenne ihn; der Hospodar der Wallachei hat ihn als Bevollmächtigten geſendet.“

„Mit nichten,“ entgegnete Kuhl, „und wenn ihn der Sultan oder Tartarchan, die Beide Gott verdamme! geſendet hätte. Er ſoll's beweiſen erſt — ſonſt iſt er mein Gefangener; denn für die Burg und im Burgfrieden bin ich verantwortlich, und mir ſcheint's allgemach mehr, daß ich das Vögelein kenne!“

Aber Czanad konnte nichts beweiſen.

„Schneller Spruch der beſte!“ rief Kuhl. — „In's Verließ mit ihm! Ich werde es unterſuchen.“

„Jetzt bitte ich,“ wandte er ſich zu Palffy, der ſelbſt etwas zweifelhaft wurde, „tretet in das Schloß.“

Czanad wurde in das Gefängniß gebracht.

„Herr Graf,“ ſprach hierauf Kuhl, als dieſer ſich bequem gemacht und der Kapellan die Vollmacht geprüft und richtig befunden, „haltet zu Gnaden, aber der Kerl iſt verdächtig in hohem Grad. Als ich der Republik Venedig diente, iſt mir derſelbe Strolch mehrmals unter die Füße gekommen, und mehr denn ein Goldſtück hat er mir abluchſen geholfen. Er ſoll dafür büßen!“

„Trügt Ihr Euch nicht vielleicht in der Perſon?“

„Ich mich trügen? Nein, Herr Graf, was Hans Kuhl einmal geſehen, das vergißt er nicht wieder, zumal, wenn ſich ſolche Erinnerungen daran knüpfen. Seht, gerade ſo ſah er aus, nur jünger; denn es iſt ſeitdem fünfzehnmal Oſtern geweſen. Ich war damals Hauptmann in Dienſten der durchlauchtigſten Republik, die es nicht verſäumte, unſer deutſches Blut gehörig in Umlauf zu erhalten und gelegentlich auch uns zu einem Aderlaß zu verhelfen. Bald zur See und bald zu Lande trieb ſie uns herum und die Herren des goldenen Buches ließen ſich's derweile bequem ſein und behaglich; aber das muß ich dem Dogen nachſagen (er lüftete ſein Barett, das er wegen des dünnen Haares trug), ſo lang' ich unter Sanct Marcus Fahnen focht, hatte ich mehr Geld in einer Woche, als ich in Schleſien in einem Jahre habe. Und Beute gab es, Herr! — ich ſage Beute, daß man's oft kaum zu verwahren wußte. — Allein — gute Gedanken kommen meiſt, wenn Faſtnacht vorüber iſt. Junges Blut hat leichten Muth. War viel errungen, ſo wurde viel verludert, das heißt verzecht oder verſpielt. So kam ich einſt von Candia gen Venedig. Schwerer an Gelde war mein Beutel, leichter an Sorgen mein Herz nie. Kaum in den Lagunen vor Anker, als ſchon Gondeln uns deutſche Offiziere ans Land trugen auf die Piazetta. Dort begegnete uns ein Landsmann, der auch lieber alle Tage luſtig, als eine Stunde traurig lebte, der erzählte, daß ein Slavenier mit Namen Czanad" —

„Richtig, Herr Burghauptmann," fiel ihm Palffy, den die Erzählung zu unterhalten begann, ein, „ſo heißt der Kerl und ein Slavenier iſt er auch!" —

„Seht Ihr's, Herr Graf! Nun ſei's aber den Heiligen gedankt, daß ich den Lungerer endlich erwiſcht habe! Du ſollſt mir ſchon büßen, Spitzbube, du! Damals ſchwur ich, ihm den Hals umzudrehen, wenn ich ihn wieder auf meinem Wege fände, und jetzt läuft er mir ſo unverſehens in das Netz! — Doch hört weiter: Der Landsmann ſagte, daß er eben vom Landsknechten käme bei dem Czanad, daß man dort aber auch würfle und das Geld wie ein Bach dort flöſſe. Wir fragten ſogleich nach des Czanad's Quartier, das am Sanct Marcus-Platze war. Der Landsmann geleitete uns. Er hatte viel gewonnen und wußte unſere Geldgier mächtig zu reizen. Vom Würfeln war ich nun allwege ein Freund, hatte Glück darin — daher ich mich denn weidlich freute, als ich in das hell erleuchtete Gemach trat, wo dieſer Czanad — o, es iſt der Halunke, jetzt wird mir's ganz klar! — an einem Tiſche ſaß und im ſilbernen Becher die Würfel rüttelte. Als ich an die Tafel trat, ſah er mich mit dem durchdringenden Auge an und erbat ſich meine Hand. Er unterſuchte die Lineamente derſelben mit tiefem Sinnen und rief dann: Ein Glücksrad! Herr, Frau Fortuna iſt Eure Patronin; wenn auch Alles verloren iſt, wird Euer Gewinn dennoch ſehr Groß ſein. Ich ſpiele nicht mit Euch! —'

„Mir ſtieg die Galle ins Blut, das Blut zu Kopfe. Ich geh' auf den Kerl ein und ſage ihm, daß er durch ſein dummes Wort alle Leute zurückſchrecke, mit mir zu ſpielen; er ſei darum verbunden, mit mir zuerſt zu ſpielen. Er weigerte ſich deß hartnäckig, bis ich an meinen Degen griff. Da reichte er mir mit anſcheinender Angſt den Becher und die Würfel rollten dahin. Laßt mich kurz ſein. In weniger als einer Stunde war mein ganzer Schatz in ſeinen Händen, und ich ſo arm, wie eine Kirchenmaus. Das war Alles ſo angelegt, mich hitzig zu machen. Hitzig iſt nicht witzig! Ich durfte nichts ſagen, ich hatte ihn ja gezwungen; aber ich ſchwur, ihm den Hals umzudrehen. Am andern Tage vernahm ich, daß es meinen Kameraden nicht beſſer ergangen, wie mir, und als wir wieder ihn aufſuchten, um uns zu revangiren — war er ſpurlos verſchwunden aus Venedig. So weit mich auch der Krieg und ſein Handwerk in der Welt herumtrieb, ich ſah und hörte nichts mehr von ihm, bis heute.“

Dem Grafen gefiel der alte Degen. Er ließ es nicht fehlen, ihn bei Tiſch und bis ſpät in die Nacht bei dem Becher-Klange von ſeinen Kriegsfahrten erzählen zu laſſen, und ſpät ſuchte er erſt ſein Lager.

Der Morgennebel war längſt verzogen, die Sonne hatte geſiegt und ſchien gar freundlich über Berg und Thal, als Palffy erſt in den Saal trat, wo ein Frühimbiß leckerer Art ſogleich für ihn bereitet wurde. Niemand aber ließ ſich dabei ſehen und die Herren ſeiner Begleitung hielten ihr Frühmahl auf ihren Zimmern.

„Wo iſt denn der Burghauptmann?“ fragte, unzufrieden über die wenige Achtung, die ihm Kuhl durch ſeine Abweſenheit erwieſen, der Graf den Hausmeiſter, der geſchäftig aus- und einlief und tauſend Fragen hatte, ob ihm auch die Gerichte mundeten.

„Der hat ein Halsgericht gehalten nach ſeiner Art,“ verſetzte der Hausmeiſter. „Er wird ſogleich hier ſein, da er vor Kurzem zurückkehrte.“

Wenige Augenblicke ſpäter humpelte der wohlbeleibte Ritter herein, ſich mit den höflichſten Redensarten entſchuldigend über ſeine Abweſenheit.

„Was habt Ihr denn verrichtet, Herr Ritter?“ fragte, endlich zum Worte kommend, Graf Palffy.

„Verhör, Prozeß und Vollſtreckung, Alles nach Kriegsart, kurz und gut!“ rief Kuhl. „Es war richtig, wie ich vermuthet, der venetianiſche Spitzbube, der Czanad, den hier ſein Schickſal ereilte. Der wird keine Goldſtücke mehr mauſen, das dürft Ihr mir glauben.“

„Ihr werdet doch —“

„Ihn haben hängen laſſen?“ ergänzte Kuhl. „Errathen, Herr Graf! Richtet man bei Euch in Wien oder in Ungarn auch ſo ſummariſch? Seht, das iſt Kriegsregel ſo!“

Er führte ihn zu einem Fenſter, deſſen Ausſicht gegen Kynau war.

„Seht Ihr dort auf dem Bergvorſprung den Galgen von Kynau?“ Da baumelt er ſchon ſeit einer Stunde in der Morgenſonne. Er hat ſeinen Lohn! Die Raben ſingen ihm das Grablied!“

Während Kuhl laut auflachte, durchſchauerte es den Grafen, der indeſſen, da es zu ſpät war, lieber ſchwieg, aber dennoch den armen Teufel im Herzen bedauerte.

Als das Frühſtück vorüber war, begann Palffy ſeine Geſchäfte mit Kuhl. Die Burg wurde genau beſehen und manche Verſchönerung angeordnet.

Als dies vollendet war, lud der Graf Kuhl ein, ihn nach Breslau zu begleiten, um den Handel abzuthun. Kuhl ſah ſehr ernſt drein. Kinsberg war ihm lieb geworden; es zu verlaſſen, wäre ſehr ſchmerzlich für ihn geweſen. Dieß aber ſchien ihm jetzt ſehr nahe; denn wer bürgte ihm, wenn der Wallachenfürſt hier würde zu gebieten haben, für die Fortdauer ſeines Burgbefehls? — Er ritt ernſt und ſtille neben dem Grafen her. Dieſer merkte bald, daß etwas auf dem Herzen des alten Herrn liegen müſſe, und fragte darum:

„Reuet Euch Euer allzuſtrenges Gericht von heute, weil Ihr ſo ſtille ſeid und ſo ganz Eure gute Laune verloren habt?“ —

„Nein, Herr Graf,“ ſprach Kuhl, „das nicht; denn ich habe Gerechtigkeit gehandhabt und einen Strolch vom Leben zum Tode bringen laſſen, daß er nicht noch andere rechtliche Leute betrüge, wie er es einſt mir und anderen Offizieren in Venedig gethan. Wie ſollte mich das gereuen? Es iſt eine andere Sorge, die mich quält. Mit dem Weiberregimente auf dem Kinsberg wird Ritter Kuhl überflüſſig ſein und von dannen ziehen müſſen? — Da wird ſo ein Wallache mitkommen, der meine Stelle einnimmt.“

„Glaubet das nicht,“ entgegnete Palffy. „Gerade dann, wenn die Frauen hier ſind, iſt ja ein tapfrer Vertheidiger doppelt nöthig. Wenn aber nun der Krieg in der Wallachei losbricht, ſo werden des Hospodars Wallachen dort nöthig ſein. Verlaßt Euch auf mich, Ihr bleibet Burghauptmann. Nur befolget genau meine Befehle, welche Ihr als die kaiſerlicher Majeſtät anſehen könnet. Es iſt kaiſerlicher Majeſtät darum zu thun, die Frauen als Geißel zu behalten, da Michael ein Grieche, deren Treue bekanntlich ſehr verrufen iſt.“

„Steht's ſo,“ rief Kuhl, „ſo ſeid verſichert, daß eher einer hungrigen Katze eine Maus durchgeht, als mir Jemand, der innerhalb der mir anvertrauten Mauern iſt und bleiben ſoll. Auf mich dürft Ihr und kaiſerliche Majeſtät unbedingt rechnen.“

Jetzt wurde ſein Gemüth wieder heiter und fröhlich. Er erzählte dem Grafen wieder heitern Muthes von ſeinen Kriegsabentheuern und Fahrten, bis ſie Breslau erreichten. Innerhalb weniger Tage war das Geſchäft abgethan und die Burg des Kaiſers Eigenthum.

Sie kehrten nach Kinsberg zurück, wo Palffy dem Burghauptmanne die genaueſten Inſtruktionen ertheilte, wie er ſchnell das Innere der Burg glänzend herſtellen laſſen ſollte, ohne auf das Geld Rückſicht zu nehmen, wie er ſich zu verhalten habe, wenn des Hospedars Bevollmächtigte einträfen, und wie, wenn die fürſtlichen Frauen ankämen. Vielleicht, ſetzte er hinzu, würde er dann ſelbſt in Kinsberg Wohnung nehmen, um den hohen Frauen die Einſamkeit weniger empfindlich zu machen. Er verließ hierauf Kinsberg, wo alsbald Alles neues Leben und eine neue Geſtalt gewann. Von Breslau und Liegnitz kamen Künſtler an und wetteiferten, die Burg in den gefälligſten Stand zu ſetzen. Von Wien aus erhielt Kuhl den Befehl, neuen Hausrath zu beſorgen und die Vorrathskammern, namentlich aber den Keller, aufs Freigebigſte zu beſtellen. In all der Thätigkeit lebte der Alte wieder auf, und die Schönheit, in welcher ſein theures Kinsberg erſtand, ſöhnte ihn aus mit dem Gedanken, dieſe Räume mit Frauen theilen zu müſſen.

VIII.

In der Wallachei hatte indeſſen Alles ſehr ſchnell eine andere Geſtalt gewonnen. Czanad's Verrath begann ſchon ſeine Früchte zu tragen. Aus dem Innern des Reiches rückten zahlreiche Herden wilder Stämme gegen Conſtantinopel vor, um dort nach Europa überzuſetzen. Von der Hauptſtadt aus bewegten ſich bedeutende Streitkräfte gegen die Grenze. Die Feſtungen Turnul, Ibrail und Dſchiurdſchiu wurden ſchnell mit Proviant verſehen und die Verſtärkung der Beſatzungen ſollte täglich eintreffen. Auch gegen des Kaiſerreiches Grenzen hin bewegten ſich ungeheure Heeresmaſſen. Auch Michael ließ werben und täglich wuchs die Zahl Derer, die zu ſeinen ſiegberühmten Fahnen eilten. Den Bojaren wurde der Heerbann angeſagt. Ueberall rüſtete man ſich zu einem eben ſo wilden, als blutigen Kampf. Um dieſe Zeit erſchien plötzlich Graf

Palffy in Buchareſt und von Michael's Herzen fiel eine Zentnerlaſt. Das Ausbleiben des Geſandten drohte alle ſeine Pläne zu vernichten, zumal Brancovich ſeit jener Unterredung nach dem Divan der Bojaren Bucharest nicht wieder geſehen und Trauer und Schmerz in den Mienen der Seinigen ihm begegnete.

Je heißer er erſehnt war, deſto freudiger wurde Palffy aufgenommen. Jubel war im ganzen Palaſte. Feſt auf Feſt drängte ſich. Der Hospodar ſchien es faſt darauf angelegt zu haben, den Magnaten durch all den Pomp und all die Luſt, die er ihm bereitete, erdrücken zu wollen. Doch unter allen dieſen glänzenden Feſten wurde dennoch weder die Rüſtung, noch die Unterhandlung vergeſſen. Alles geſtand Palffy gerne zu, aber mit Siebenbürgen konnte er nichts unternehmen, da deſſen in ſeiner Anweiſung nicht erwähnt war, und er nicht weiter gehen durfte, als dieſe kaiſerlichen Befehle reichten. Michael, der nicht mehr rückwärts konnte, ließ ſich endlich dazu bringen, den Vertrag zu ratifiziren, die Hoffnung hegend mit aller Sicherheit, daß der Lohn ſeiner zu entwickelnden Tapferkeit und Kriegskunſt gewiß die Belehnung mit Siebenbürgen ſein werde.

Palffy war eben ſo glücklich im Frauengemache, als im Kloſette des Fürſten der Wallachei.

Brancovich's gänzliches Verſtummen nach jener Abendunterredung war räthſelhaft; wurde es, da man erfuhr, er ſei nicht krank, nur noch mehr. Ströme von Thränen floſſen aus den ſchönſten Augen, und wie auch Maria, die Mutter, die viel erfahrne, ſanfte Dulderin, und mit ihr die liebevolle Lydda zu Eudoxia's Herzen ſprachen, ſeine Vertheidigung übernahmen, ihr Schmerz war grenzenlos heftig — er hatte ſie ja gewiß vergeſſen! Dieſer heftige Schmerz löſte ſich am Ende in Zorn über den Treuloſen auf, und eben, als ihr Gemüth erregt, recht empört war — erſchien Palffy — und Palffy war ſchön, ſelbſt ſchöner, als Brancovich, wenigſtens war ſein Geſicht feiner, zärter; aber was ihn gefährlicher für jedes leichtſinnige Frauenherz machte, war ſeine Kunſt, zu ſchmeicheln, die er in einem Grade, wie ſonſt Keiner, beſaß. Er verſtand jene herzgewinnende Courtoiſie, wie ſie Frankreichs Ritterſchaft übte und ausgebildet hatte, und war in Wien, wie in ſeinem Vaterlande, der Liebling der Frauen.

Eudoxia überredete ſich, ſie müſſe ſich an Brancovich rächen, der ſie verſäume, und — ſie nahm Palffy's Bewerbungen zuerſt gleichgültig, dann mit Wohlgefallen auf.

Die edlere Mutter ſah mit gerechtem Unwillen der Tochter Flatterhaftigkeit, die ſie ſelbſt öffentlich nicht verbarg. Sie redete oft mit Kraft zu ihrem Herzen, mahnte ſie an Brancovich's treue Liebe, an ihre Schwüre. Weinend warf ſich Eudoxia an der Mutter Bruſt. Sie fühlte ihre Schuld; aber wenn ſie auch die beſten Entſchlüſſe faßte — Palffy hatte ſich ihres Weſens faſt ausſchließlich ſchon bemeiſtert, und wenn er nun wieder ſie umſchwärmte, wie der Schmetterling die duftende Blüthe, wenn der bildſchöne Mann ſich um ihre Liebe bewarb, wurden alle Entſchlüſſe über den Haufen geworfen, und ſie gab ſich ungehemmt dem Ausbruch ihres Gefühles hin. In Stunden des Nachdenkens, die freilich ſelten kamen, wo ſie ſich klar ihrer ſelbſt bewußt war, fühlte ſie, daß ſie zu Palffy eine ganz andere Neigung zog, als zu Brancovich. Dieſer war ihr mehr Bruder. Er war mit ihr aufgewachſen. Er war der Erſte, der ihr mit Liebe nahte, und ſie glaubte nicht, daß es eine andere Empfindung gäbe, als die, welche ſie zu ihm fühlte. Es war mehr die Geſchwiſterliebe, die Liebe, das Wohlwollen der Schweſter zu dem Bruder, während ihr Palffy als der Geliebte ihres liebebedürftigen Herzens erſchien. Sie geſtand dies ſelbſt der Mutter, ſie geſtand es ihrer Vertrauten, Lydda, und Beide hatten nur als Antwort die Gefühle tiefer Trauer, Beide fühlend, daß jetzt, wo das Gefühl ſchon den Charakter der Leidenſchaft annahm, es umſonſt ſein würde, ſie zurückzuführen.

Niemand ſah es lieber, als der Hospodar. Seit Eudoxia ſich liebevoll zu Palffy neigte, ließ dieſer in den Unterhandlungen eine Milde, eine Gefälligkeit gegen den Hospodar blicken, die ſie eben ſo ſchnell ihrem Ziele zuführte, und obwohl er die Forderungen des Hospodars wegen Siebenbürgen nicht zuſagen konnte, ſo war er doch geneigt, in Wien Alles für ihn zu thun.

So war Palffy's Ziel auf der einen Seite erreicht und ſein Herz fühlte es, daß es ihm auf der andern Seite nicht mehr ferne ſei; denn Eudoxia's Liebe ſprach ſich unverkennbar in ihrem ganzen Benehmen gegen ihn aus.

Ihre Reize hatten ſein flatterhaftes Herz gefeſſelt. Seinem Ehrgeize ſagte die Verbindung zu mit dem Fürſtenhauſe Michael's.

Er faßte den Entſchluß, nachdem er ſich Eudoxien's verſichert, bei dem Vater zu werben.

In der Fürſtin Gemächer ſaßen ſie eines Abends, Palffy an Eudoxien's Seite. Die Laute lag in ihrer Hand und ſie ſang die Lieder glücklicher Liebe mit dem innigen Jubel des Herzens, wie die Nachtigall ihr Brautlied ſingt.

Da ſchlang er ſeinen Arm um den ſchönen Leib und flüſterte ihr ſüße Worte der Liebe zu, die ſie erwiederte. Der erſte Kuß beſiegelte den Bund — ihr Ja gab ihm die vollſte Gewißheit.

Die Fürſtin Maria, die in ein anderes Gemach gegangen war, trat wieder herein. Palffy ſagte ihr von ſeiner, von Eudoxia's Liebe und bat ſie um ihren Segen. Ihr Blick, den eine Thräne umnachtete, ruhte lange mit ſchwermüthigem Ausdrucke auf Eudoxien — dann — obwohl mit ſchwerem Herzen, ſegnete ſie die Liebenden, und Palffy eilte zu dem Hospodar, auch bei ihm zu werben um Eudoxien. Freudig nahm Michael ſeine Werbung auf, und freudig gab er ſeine Einwilligung. — Aber die Thränen, die die Fürſtin vergoß, ſah nur Der, der ins Verborgene ſchaut, und den Schmerz Lydda's, die Brancovich's Herz kannte, ſah auch nur Er.

Auf der Burg Tuni herrſchte eine ſelten dort geſehene Thätigkeit. Maurer waren überall beſchäftigt, das Fehlende zu erſetzen und die Mauern auszubeſſern. Rüſtige Arme ſchafften große Vorräthe in die Gewölbe. Auf den Mauern wurden Falconets und Feldſchlangen aufgeſtellt. Pulverfäſſer kamen an und Kugeln, größtentheils von Stein, wurden hinter den Feldſchlangen aufgeſchichtet. Unter all' den vielen Arbeitern, die, bei reichem Lohn und guter Nahrung, fröhliche Lieder erſchallen ließen, ging in ſich gekehrt, mit bleichem Antlitze, der Bojar Brancovich umher. Karg an Worten, ſah man kein Lächeln über ſeine Züge gleiten. Waren ſeine Befehle ertheilt, hatte er die Arbeiten beſichtigt, ſo ſtieg er hinab in das Dorf und ließ dort die Leibeigenen, die er zum Heerbann aufgeboten, ſich in den Waffen üben. Nach dieſen Anſtrengungen zog er ſich in das Innere der Burg zurück und war Jedem unzugänglich. Dieſe Stimmung beherrſchte ihn, ſeit er vom Bojaren-Divan heimgekehrt war. Er hatte die niederſchlagende Ueberzeugung gewonnen, daß Michael's Plan feſt ſtand. Wohl hatte er bei Palffy's erſter Anweſenheit deſſen Neigung für Eudoxien bemerkt; wohl wußte er aus den Unterredungen, welche er in Wien mit Palffy gehabt, daß Zeit und Entfernung Eudoxia's Bild nicht aus ſeinem Herzen verbannt habe — und dieſer reiche, mächtige, ſchöne Palffy war bald nach jener Unterredung in Buchareſt eingetroffen. Nicht an Eudoxien zweifelte Theodor, nicht an der trefflichen Mutter, aber er ſah es ein, wie Alles untergehen mußte, was einſt ſein Herz geſchwellt, wenn nun Michael, mit Palffy übereinſtimmend, ſeinen Willen geltend mache. Sollte er nach Buchareſt gehen und Eudoxien's Lage noch ſchwieriger machen, ſeinem Herzen noch ſchwerere Leiden ſchaffen, als er ſchon trug? Sollte er Eudoxien entreißen der väterlichen Gewalt? Dagegen ſträubte ſich ſein beſſeres Gefühl. In dieſen Gedanken verlebte er eine ſchwere Zeit; denn keine Kunde kam von dort. Er ſuchte ſich durch die kriegeriſchen Uebungen ſeiner Leute, durch die Befeſtigung der Burg zu zerſtreuen und hoffte auf Palffy's Abreiſe — aber dem Herzen fehlte der Frieden, und nirgends fand es ihn.

In dieſer Zeit beſuchten ihn einſt einige jüngere Bojaren, die von den Feſten in Buchareſt Zeugen geweſen waren und Theilnehmer. Brancovich zwang ſich, die Stimmung ſeines Innern zu verbergen, als heiter und lebensluſtig die jungen Männer in der Erinnerung ſchwelgten. Als ſie ihn aber neugierig und theilnehmend fragten, ſeit wann denn ſeine Verbindung mit Eudoxien, die man allgemein als ſeine Braut betrachtet habe, aufgelöſt ſei? Da vermochte er's kaum mehr zu ertragen — und doch mußte er reden, mußte den wahren Verhalt der Umſtände ihnen eröffnen. Hart ſprachen ſie ſich über den Hospodar aus, und erzählten alsdann Brancovich, daß Eudoxia allgemein des Grafen Palffy Braut genannt werde. —

Der Eindruck war heftig, den dieſe Nachricht auf ihn machte. Kaum reichte ſeine männliche Kraft hin, es zu ertragen; aber als ſie ihm nun erzählten, wie ſie liebevoll an Palffy's Augen mit den ihrigen hinge, wie ſie mit ihm koſe, wie ſie ſich ſo ganz ungeſcheut ihm hingäbe, da brauſte ſein Unwille, ſein Zorn los und er nannte es Lüge und Verläumdung. Ein heftiger Streit entſtand und Brancovich, der ſie Beide aufs heftigſte beleidigt, mußte mit Beiden kämpfen. Sein rieſiger Arm traf den Einen heftig, aber des Andern Klinge traf ſo ſtark ſeinen Kopf, daß er betäubt zur Erde ſtürzte und die Diener ihn für todt zur Burg trugen. Die Diener des verwundeten Bojaren brachten dieſen hinweg, und der andere eilte ſeinem nahen Schloſſe zu, daß er nicht die Rache der Angehörigen Brancovich's fühle, die ſich bereits unfern des Dorfes Tuni, bei dem der Kampfplatz ſich befunden, ſammelten und deutlich genug ihre Abſicht kund gaben.

Der Ruf dieſes Vorfalles verbreitete ſich ſchnell. Brancovich war der Liebling des Volks, auch jenſeit ſeines Gebietes. Der tauſendzüngige Mund des Gerüchtes vergrößerte Alles ins Ungeheure. Man ſagte bald Brancovich todt, bald dem Tode ſehr nahe. Auch in Buchareſt fand das Gerücht Eingang. Lydda erfuhr es zuerſt. Der Schrecken des Todes ergriff ſie und lähmte faſt alle ihre Seelen- und Körperkräfte. Der Thränenquell des ſchönen Auges vertrocknete, die blühende Wange erblich, wie die einer Todten. — Als Lydda in das Gemach Eudoxien's wankte, erſchrack dieſe heftig.

„Was iſt dir, Lydda?“ rief ſie bebend aus.

„Brancovich iſt todt, oder dem Tode nahe!“ brachte ſie mit Anſtrengung heraus und ſank dann zu den Füßen der Herrin nieder.

Ein heftiger Schrecken erfaßte die Schuldbelaſtete in dieſem Augenblick. Einen durchdringenden Schrei ſtieß ſie aus und taumelte gegen das Fenſter.

Die Fürſtin Maria vernahm den Schrek und eilte herzu. Mit Mühe brachte ſie aus Eudoxien den Zuſammenhang heraus.

Wie heftig auch die Nachricht auf ſie wirkte, ſo behielt ſie doch ihre volle Beſonnenheit. Lydda ins Leben zurückzurufen, war ihre erſte Sorge. Es gelang erſt ſpät, nach vielfacher Anſtrengung, aber ihre Seele war in ihren Grundtiefen erſchüttert. Sie wiederholte Alles, was man ihr geſagt.

Maria verſuchte, Lydda'n zu beruhigen. Sie wies ſie auf des Gerüchtes Vergrößerungen hin; aber Lydda war zu lebhaft von der Thatſache überzeugt, weil ſie zu genau mit der wahren Lage der Sachen übereinſtimmte. Auch auf Eudoxien wirkte erſchütternd das Ereigniß. Ihrem Herzen entrang ſich der Wunſch, der in Lydda's Bruſt ſchon als feſter Entſchluß lag, daß Lydda hineile nach Tuni, ſein zu pflegen und die wahren Verhältniſſe zu erkunden.

Mehr als ſtärkende Arzneien und Ungarwein, den die Fürſtin der, auch von ihr geliebten, treuen Dienerin reichte, wirkte dies Wort auf die Belebung der Kräfte Lydda's. Sie genaß ſchnell, und als ſie ſich erholt hatte, ließ die Fürſtin, die Brancovich wie ihren Sohn liebte, durch treue, ſichere Diener ſie nach Tuni bringen.

Düſtere Trauer, öde Stille ſchwebte um die Burg, in der erſt kurz noch das regſte Leben geherrſcht. Auf jedem Geſichte malte ſich der tiefſte Schmerz um den geliebten Herrn, der in den wilden Phantaſieen eines heftigen Wundfiebers lag, den mehrere Diener ſtets bewachen mußten, daß er nicht im Fieber den Verband von ſeiner Wunde riß. Die Diener waren rathlos, troſtlos. Da erſchien Lydda, geſandt von der Fürſtin, und mit heilendem Balſam von Chios reichlich verſehen, Allen wie ein rettender Engel.

Ach, wie tief ergriff ſie des geliebten Mannes Zuſtand! Er kannte ſie nicht, und wüthete oft gegen ſie, wie gegen die wachenden Diener; denn er wollte ſtets die Binden wegreißen, die um ſeinen Kopf lagen. Lydda verband ihn in den Augenblicken, wo der fiebriſchen Ueberſpannung die gänzliche Ermattung folgte. Sie ließ von Buchareſt einen Juden holen, der als Arzt großen Rufes genoß, und ſeiner Behandlung, verbunden mit ihrer Pflege, gelang es, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Die Anfälle eines wilden Paroxismus wurden ſeltener; aber dagegen trat eine Ermattung ein, die eben ſo viele Furcht einflößte, als jene. Doch die kräftige Natur des jungen, ungeſchwächten Mannes erhob ſich wieder, als des Arztes Kunſt ſie anregte, und bald traten lichte, klare Momente ein. Er erkannte Lydda. Er reichte ihr mit dem Ausdrucke der innigſten Dankbarkeit ſeine Hand. Die Glückliche war reich belohnt für alle die Mühen, Sorgen und ſchlafloſen Nächte, die ſie an ſeinem Lager während ihres Hierſeins zugebracht. Aber nach Eudoxien fragte er nicht. Er las in Lydda's Auge Alles, was er hätte aus ihrem Mund erfahren können. Und wenn nun auch die körperliche Geſundheit zurückkehrte in den jugendlichen Leib — ſo nagte an der Seele ein nie raſtender Wurm. Oft, wenn Lydda an ſeinem Bett ſaß und das treue Auge voll Liebe auf ihn richtete, drückte er innig ihre Hand und ein wehmüthiges Lächeln ſchwebte um die bleichen Züge. Nur einmal fragte er:

„Iſt es wahr, gute Lydda?“

Sie beugte ihr Haupt und drückte das weinende Auge ſtatt der Antwort auf das Kiſſen ſeines Bettes. Ihr lautes Schluchzen war genugſame Antwort — denn Nachrichten aus Buchareſt beſtätigten, was ſie nicht ſagen mochte.

Da faltete er die Hände krampfhaft, ſah auf nach Oben und — betete für ihr Glück. — Dann faßte er Lydda's Hand.

„Sei ruhig, theures Mädchen,“ ſagte er, „ſei ruhig. Ich bin Mann, auch das Schwerſte zu tragen, und das iſt das Schwerſte. Lydda, es war ein ſchöner Traum von Frauentreue, den ich träumte!“ —

Da richtete raſch ſich Lydda auf, und ſah ihn mit heftigem Schmerz an; doch ſchnell ſenkte ſie das Haupt wieder und ſchwieg.

Aber in ihr Herz hatte in dieſem Augenblicke der Leidende geſchaut. Er hatte die Sprache der unwillkürlich geäußerten Empfindung verſtanden, und mit einem ſeltſamen Gefühle drückte er ihre Hand, gleich als wollte er ſagen: Wohl iſt deine Treue feſt und unwandelbar.

Von dieſem Augenblick an war indeſſen das Verhältniß Beider anders geworden. Ein gewiſſer feierlicher Ernſt ruhte darauf und Lydda nahte ſich faſt ſcheu dem Lager des doppelt Leidenden. Aber ihre Sorgfalt wurde nur noch größer, ihre Aufopferung rückſichtsloſer. Lange dehnte ſich ſein Leiden und nur langſam heilte die gefährliche Wunde — während die im Herzen unvernarbt fortblutete.

IX.

Nachdem Eudoxia durch Lydda's Nachrichten einigermaßen beruhigt war über Brancovich's körperliche Leiden, kehrte ihre frühere Heiterkeit zurück und an ſeinen Schmerz, den Schmerz gekränkter, betrogener Liebe, dachte die Leichtſinnige nicht, die im Taumel ihres neuen Glückes ſchwelgte.

Der politiſche Horizont aber verdüſterte ſich allgemach mehr. Palffy eilte, nach Wien zurückzukommen — doch ohne Eudoxien nicht. Der Hospodar willigte in ihre Vereinigung um ſo lieber, als er ſie vor den Wechſeln des Kriegsglückes geborgen wußte, wenn ſie Palffy's Gattin war. Während Lydda am Bett des unglücklichen Brancovich's die ſchönſte Tugend des Weibes übte, wurde Eudoxia's Hochzeit gefeiert.

Allen Glanz ſeines Standes, ſeines Reichthums entfaltete Michael in reichem Maaße. Die Feſte währten eine ganze Woche. Die meiſten Bojaren feierten ſie in Buchareſt mit, und wer dieſe Herrlichkeit ſah, konnte es kaum glauben, daß es am Vorabend erſchütternder Ereigniſſe ſei.

Als die Feſte geendet waren, wurde Palffy's Abreiſe betrieben. Es war Michael's feſter, unabänderlicher Wille, daß Maria Eudoxien begleite. Ein ſchwerer Kampf war es zwar; aber umſonſt flehte das edle, treue Weib auf ihren Knieen, daß der harte Mann ihr geſtatte, ſein Loos, wie es falle, mit ihm zu theilen. Blutenden Herzens mußte ſie ſich fügen und — ſie that es mit ſchrecklichen Vorahnungen. Nicht der Glanz, nicht die Luſt, die bis zum letzten Tage währte, vermochte den Schmerz zu ſtillen.

Wohl wünſchte Eudoxia, ihre Lydda mit ſich nehmen zu können; allein Lydda weigerte ſich, den Leidenden auf Tuni zu verlaſſen. Sie wollte, wenn er geneſen ſein würde, ihrer Gebieterin nach Wien folgen, dieß war ihre Antwort, die — Eudoxien's Herz doch ein bitteres Gefühl, eine leiſe Anwandlung des Gefühls ihrer Schuld verurſachte.

Die Trennung Maria's von ihrem Gatten war herzzerreißend. Selbſt dem kalten Michael preßte ſie Thränen aus — doch es war das Loos des unglücklichen Weibes, und ſo ſchied ſie, ahnend, daß es ein Scheiden für dieſes Leben ſei.

Ein ſtaatliches Bojarengefolge geleitete die Reiſenden, unter denen Eudoxia durch ihre Heiterkeit ſich auszeichnete, nach Ungarn, wo auf des Grafen Gütern neue Feſte gefeiert wurden, und als ſchon die Wetterwolken des Kriegs unglückſchwanger über die Wallachei einherzogen, langten ſie in Wien an, von wo ſie nach Kinsberg gehen wollten, welches in einer geheimen Urkunde Michael Marien, im Fall er fiele, zum Wittwenſitze vermacht hatte. Die Inſtruktionen aber, welche Palffy von ihm erhalten, zweckten nur darauf ab, Siebenbürgen ihm zu verſchaffen.

Es war ſtille geworden im Palaſte, ſeit ſie weggezogen waren. Michael fühlte ſelbſt eine unausfüllbare Oede, wenn er, von Anſtrengungen müde, ſich nach einem traulichen Worte ſehnte. Ihm fehlte jetzt Alles, ſelbſt Brancovich, der noch immer nicht hergeſtellt war von ſeiner Wunde. So ſtand er allein, auf ſich in allen Beziehungen beſchränkt. Von Wien vernahm er über Siebenbürgen nichts Näheres. Unterdeſſen rückten deutſche Völker in die Wallachei ein und nun fehlte es nicht an Zerſtreuungen für ihn. Er bot ſeinen Heerbann auf, die Bojaren ſammelten ſich; ſein Geld hatte Abenthenrer gelockt, und der Kampf begann mit der Belagerung von Ibrail, Turnul und Dſchiurdſchiu. Mit aller Kraft wurde ſie begonnen, mit aller Ausdauer fortgeſetzt; aber an dem Muth, an der Heldentapferkeit der Türken brach ſich umſonſt ihre Kraft. Man mußte ſie aushungern; das war die einzig mögliche Weiſe, ihrer Meiſter zu werden. Unterdeſſen die Feſtungen berannt wurden und das zahlreiche Geſchütz Michael's großen Schaden anrichtete, drang der Großvezier in die Wallachei ein, und die Noth erheiſchte es dringend, daß Michael mit einem Theile des Heeres dieſem entgegen ging, während Graf Beſta, der Statthalter von Siebenbürgen, vor die Feſtungen rückte mit einem Heere Siebenbürger und Werbevölker. Kämpfe auf Kämpfe, Schlachten auf Schlachten folgten — überall flatterten ſiegreich des Hospodars Paniere. Seiner überlegenen Kriegskunſt erlag ſelbſt des Veziers furchtbare Macht. An dieſen Kämpfen nahm ſeit dem Beginne des Sommers auch der Geneſene, Brancovich, wieder Antheil, doch mied er es, mit dem Hospodare zuſammenzutreffen, der dieſe Schonung ihm im Stillen Dank wußte.

Lydda war bis zu ſeiner Geneſung bei ihm geblieben. Er hatte ſich ſo ſehr an das liebliche Märchen gewöhnt, ſein Herz hatte ſich ſo zu ihr gewendet, daß er erſchrack, als ſie eines Tages, wahrnehmend, daß er ſich zum Abzug in den Kampf rüſte, zu ihm ſagte:

„Laßt mich jetzt ziehen, Ihr bedürfet meiner nicht mehr!“

„Lydda,“ fragte er, „iſt es dein Ernſt, willſt du ſcheiden?“

„Ich muß,“ ſagte ſie feſt, aber mit niedergeſchlagenem Blicke, „mich ruft die Pflicht — Ihr wißt, wohin.“ —

„Lydda,“ hob er weich an, und faßte ihre Hand, „wer wird um mich ſein, wenn ich vielleicht verwundet aus der Schlacht heimkehre, wer wird mir freundlich nahe ſtehen? Du kennſt mein Herz, du verſtehſt mich, du theilſt mein Weh' — Lydda — mein Herz iſt im heiligſten Dankgefühl an dich gebunden — Lydda, bleibe hier in Tuni! Dort — in Wien, oder Kinsberg, wohnt das Glück — hier das Leid. Dort vermiſſen ſie dich leichter, als ich. Und — Lydda — falle ich — ſiehe, die Urkunde iſt ausgeſtellt — ſo iſt Tuni — dein! Ich habe Niemanden in der Welt außer dir, der Antheil an mir nimmt — Lydda, verlaß in dieſen gefahrvollen Zeiten die Burg nicht. Mich ruft die Ehre und die Pflicht für das Vaterland — bleibe, daß ich dich wiederzufinden hoffen darf!“ —

Sein Ton war wehmüthig, war flehend geworden. Aus Lydda's Augen ſtürzte ein Strom von Thränen. Ihre Bruſt arbeitete mächtig unter den wogenden Gefühlen. Er zog ſie näher an ſich und ſein Herz pochte heftig.

Lydda ſagte endlich: „Macht mir den Abſchied nicht ſchwer — ich muß! O, Ihr fühlt es gewiß mit mir, daß ich es mir ſelbſt ſchuldig bin, von dannen zu ziehen. Eure Güte iſt zu groß. Ich kann ſie nicht annehmen. Die arme, verſtoßene Zigeunerin darf es nicht — bedenket das Urtheil der Welt!“

„Welt?“ rief er aus. „Lydda, meine Handlungen ſind mein. Vor Gott habe ich ſie zu vertreten, ſonſt darf Niemand mich fragen, warum ich ſo handle. Lydda, dir biſt du es ſchuldig, zu ſcheiden — dein Ruf fordert es — aber iſt nicht dein Leben fleckenlos wie dein Herz? Weiß es nicht Maria, die Fürſtin, ich — und dein Gott? Laß die Welt reden. Eine ausgeſtoßene Zigeunerin nennſt du dich — Mädchen, fühlteſt du das je? Siehe, hier zieh ich dich an meine Bruſt! Dich adelt dein Herz — dich adelte Gott! Weg mit dem Wahne der Welt. Lydda, ich habe alles Weſen des Lebens als nichtig erkannt, ſeit ich betrogen wurde und am Rande des Grabes ſtand. Lydda, bleibe, o bleibe in Tuni, um meinet-, um deinetwillen. Biſt du nicht mehr um mich, ſo iſt mein Daſein verödet — ich fühle es — der letzte Halt iſt dann geſunken — und du darfſt jetzt, wo wilde, zügelloſe Landsknechte das Land durchſchwärmen, um deinetwillen es nicht wagen, dich zu entfernen. Harre nur hier bis zum Herbſte, wo die Waffen ruhen.“

So flehte er zu ihr, die ſein Herz liebte, ohne daß er es wußte. Lange widerſtand ſie; allein zuletzt mußte ſie nachgeben. Sie blieb in Tuni. In ihre Hand legte er die Verwaltung ſeiner Habe, und nun ſchied er. — Aber als er fern war, als die liebliche Geſtalt ihn nicht mehr umſchwebte, als er den bezaubernden Laut ihrer Stimme nicht mehr vernahm — da ergriff ihn ein Heimweh nach ihr, ſo gewaltig, daß er es kaum zu ertragen im Stande war

Jetzt wurde er aufmerkſam auf ſich ſelbſt, und es tagte in ſeinem Innern die Gewißheit, er liebe Lydda, wie ſie ihn mit der vollen Kraft ihres reinen, treuen Herzens liebe, und umſonſt ſich bemühe, dieſe Liebe zu verbergen.

Die Kämpfe drängten gewaltſam dieſe Gedanken zurück. Tägliche Treffen ließen Brancovich kaum zu ſich ſelbſt kommen, bis jenſeit der Grenze der Wallachen der Feind geworfen war. Da gab es plötzlich Befehle zum Innehalten. Michael's Schaaren ruhten aus, unter dem Vorwande der Erſchöpfung, von den vielen Strapatzen, und die deutſchen Truppen wagte ihr Führer nicht allein vorwärts zu führen. Unerklärlich war dies Benehmen Allen.

Es hing ſo zuſammen.

Eines Abends, nach einem heißen Treffen, ſaß Michael in ſeinem Zelte. Mehrere Offiziere waren noch bei ihm, und die Bojaren, die die Oberbefehlshaberſtellen einnahmen, harrten ſeiner Weiſungen, — da trat der jüdiſche Arzt, der Brancovich behandelt und jetzt mit Michael gezogen war, in das Zelt und flüſterte etwas in des Hospodars Ohr. Er gab dem alten Aben-Eſra einen Wink — entließ die Befehlshaber ſchnell mit kurzen Worten und ſprach dann zu Jenem, nachdem das Zelt leer geworden: — „Nun laß ihn kommen!“

Eine hohe, ſtattliche Geſtalt, in einen weiten Mantel gehüllt, trat in das Gemach.

Michael ſah forſchend in des Fremden Antlitz. „Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr?“ fragte er.

„Ich bin ein Betrogener, Getäuſchter — ich bin Batheri!“

Da ſprang Michael auf von ſeinem weichen Polſter und trat dem Fremden entgegen.

Dieſer ſchlug ſeinen Mantel aus einander, warf den Federhut auf den Zelttiſch und Michael ſchaute wirklich in das wilde, grimmige Antlitz des ehemaligen Fürſten von Siebenbürgen, der trotzig vor ihm ſtand, und obwohl er Michael's Schrecken wahrnahm, dennoch keine Miene verzog. —

„Ich bin Batheri,“ ſagte er, „den Rudolph um ſein angeſtammtes Erbe betrog, den er zu locken wußte mit trügeriſchem Scheine, dem er dort im kalten Schleſien zwei Fürſtenthümer gab, die nicht die Hälfte meines Siebenbürgens werth ſind. — Wie er mich betrog, ſo will er Euch betrügen mit ſeinem Kinsberg, und Weib und Kind als Geißel dahin locken, daß Ihr fortab, wie ich, das Spielwerk ſeiner wandelbaren Laune ſeiet. Wahret Euch, ehe es zu ſpät iſt.“

„Dann iſt es zu ſpät,“ ſprach düſter der Woiwode der Wallachei.

„Habt Ihr ſie hergegeben? Wehe Euch! wie ich ein Wehe über mich rufe. Ich habe Ratibor verlaſſen, um mein Siebenbürgen wieder zu erobern,“ ſprach Bathori's vor Grimm bebende Stimme.

Michael ſtarrte ihn an. „Habt Ihr denn ein Heer?“ fragte er.

„Die Berge, die Städte, die Hütten Siebenbürgens umſchließen es!“ rief Bathori. „Meine Getreuen durchzogen heimlich das Land. Wie ich die Grenze überſchreite, ſteht das ganze Volk unter den Waffen.“

Michael's Stirne legte ſich in krauſe Falten. Was ſollte er thun? Alle ſeine Hoffnungen auf Siebenbürgen ſah er jetzt für immer untergehen.

„Glaubt Ihr, Bathori, Eure Krone wieder zu erwerben?“ fragte er.

„Glauben? Ha, ſie iſt ſchon jetzt mein; denn mit dem Bezier habe ich Verbindungen eingeleitet. Unermeßliche Summen Hilfsgelder ſind in meiner Hand. In ſeinem Namen bin ich hier. Tauſend Seckel — Vergeſſenheit alles Vorgefallenen, Befreiung von den Fermans — Anerkennung auf Lebenszeit — das biete ich Euch, wenn Ihr Euch trennet von dem Kaiſer und den Türken Euren Arm leihet.“

„Ich kann nicht!“ ſeufzte Michael.

„Wie?“ rief Bathori aus: „Wer zwinget den Hospodar der Wallachei? Iſt Fürſt Michael abhängig geworden, ſeit ich in der Ferne war? Iſt er nicht der Mann, der eines großen Entſchluſſes fähig iſt? der blind iſt gegen ſeinen Vortheil? Wohlan, entſchließet Euch ſchnell — ich reiche Euch hier die Hand.“ —

„Weib und Kind ſind in Wien!“ — ſagte faſt leiſe der Fürſt.

„Aber ſie ſind in Palffy's Schutz, und Palffy iſt Eures Kindes

Gatte. Fürchtet nichts für ſie; aber erkennet die Falle, welche man Euch geſtellt. Geht nicht in des wankelmüthigen Rudolph's Netze! Was er Euch bietet, iſt Bettel gegen die Vortheile, welche Euch die Türkei ſichert. Er will Euch um die Wallachei bringen, wie er mich um Siebenbürgen brachte. Seht mein Beiſpiel und löſt die Bande jetzt ſchon, heute ſchon, ehe ſie Euch ins Verderben ziehen. Und dies Kinsberg, eine arme ſchleſiſche Herrſchaft — welch ein Lohn?“ —

Bathori entwickelte ihm nun ſeinen Plan, wie er Siebenbürgen erobern und dann mit ihm einen Schutz- und Trutzbund errichten wolle. Durch Michael's Kopf flog der Gedanke, ſich ſchnell der Perſon Bathori's zu bemächtigen und ihn dem Kaiſer auszuliefern, der ihm dann noch mehr verpflichtet würde, und um ſo ſicherer ihm dann Siebenbürgen übergäbe; allein, wie auch hinterliſtig und verdorben Michael's Gemüth war, hier widerſtrebte doch das Beſſere in ihm, den Wehrloſen, den betrogenen Flüchtling, der ſich ihm vertrauensvoll genaht, das Gaſtrecht brechend, in des Feindes Hand zu liefern.

Bathori wußte ſo verführeriſch ſeine Pläne auszuſchmücken, daß es ihm wirklich gelang, Michael in ſein Intereſſe zu ziehen. Seine Hoffnung auf Siebenbürgen war für immer jetzt zerſtört; der Krieg hatte ihn viel gekoſtet, und die 40,000 Thaler, die ihm verſprochen waren, blieben bedenklich lange aus. Er wußte, daß die Gelder der Türken pünktlich erfolgten, und wirklich erklärte Bathori, daß ſie ſchon in der morgenden Nacht eintreffen würden, jetzt erwog Michael ſeine Verhältniſſe, und ſein gewinnſüchtiges Herz wurde Bathori's Beute. Der Vertrag wurde abgeſchloſſen, und Bathori verſchwand, noch ehe der Tag graute, ſo ſchnell und ſpurlos, als er gekommen war.

Von dieſem Angenblick an ſpielte Michael jene zweideutige Rolle. Er empfing das Geld und war jetzt wieder auf der Türken Seite. Unter den Deutſchen erregte die Nachricht, die bald genug eintraf, ganz Siebenbürgen ſei in Aufſtand für und mit Bathori, große Furcht und Schrecken.

Kaum vernahm ſie Graf Baſta, als er mit ſeinen böhmiſchen Hilfsvölkern aufbrach und viele deutſche Regimenter mit ſich nahm.

Während nun in der Wallachei die Waffen ruhten, was beiden Theilen, Siegern und Beſiegten, gleich erfreulich war, brauſte der wildeſte Kampf in Siebenbürgen; es war ein Kampf um Sein und Nichtſein — Leben und Tod.

Aber das Schickſal zog ſeine Hand von Bathori. Kämpfend wie ein Löwe mit ſeinen Siebenbürgern und dem zahlreichen Anhange ſeiner großen Familie, war es ihm doch nicht möglich, gegen Baſta's Macht aufzukommen. Die meiſten Treffen fielen unglücklich für ihn aus, und ihn traf gar zuletzt das harte Loos, des harten Baſta's Gefangener zu werden.

Mit ſchonungsloſer Wildheit begegnete der Böhme dem Gefangenen, deſſen Herz ohnehin gebrochen war. Er ließ ihn gefeſſelt nach Prag bringen, wohin der Kaiſer Rudolph gekommen war. Als Verräther hätte er den Tod verdient gehabt, aber der Kaiſer übte Gnade, traurige Gnade — lebenslängliches Gefängniß. Zwölf Jahre trug er es — da hatte die Härte des Geſchickes das ſtolze Herz gebrochen — er ſtarb in Prag in dem tiefen Verließe des Hradſchin. —

Nach Wien war die Nachricht von des Hospodar's Abfall gedrungen, denn er hatte Bathori von ſeinen Völkern zu Hilfe geſendet. Palffy eilte nach Prag, von Prag im Fluge nach Buchareſt; aber ehe er dort ankam, war Baſta ſchon gegen Michael gerückt. Es war zum wilden Kampfe gekommen, und der glücklichere Böhme hatte auch ihn, den Sieger von mehr denn vierzig Schlachten, geſchlagen, gefangen genommen auf der Flucht. Seine Untreue hatte den Abzug der meiſten Bojaren verurſacht, die mit entſchiedenem Abſcheu die Treuloſigkeit ihres Woiwoden ſahen. — Es galt Palffy's ganzes Anſehen, ſein ganzes Gewicht, ihn aus Baſta's Feſſeln zu befreien. Kaum war ihm dies gelungen, als er nach Prag zu dem Kaiſer eilte. Seiner Ueberredungskunſt gelang es auch hier, Gnade dem Treuloſen zu erwerben. Jetzt ſchloß ſich Michael, nothgedrungen, ganz an den Kaiſer an. Er ſandte Bevollmächtigte nach Kinsberg, und die unglückliche Fürſtin Maria, in der Michael's guter Engel gewichen war, mußte dort ihren Sitz nehmen. Eudoxia begleitete ſie dahin, da Palffy nicht wieder nach Wien zurückkehrte, ſondern am Hofe des Kaiſers blieb.

X.

Der Verrath Michael's war kaum offenkundig geworden, als lautes Murren unter den edler denkenden Bojaren entſtand. An ihrer Spitze war Theodor Brancovich. Alle, die mit ihm gleich einſt im Divan zu Buchareſt gedacht, ſchloſſen ſich jetzt enge an ihn an. Sie ſahen ſich entwürdigt durch des Hospodar's That. Für ihr Vaterland, gegen ſeine ewigen Dränger, ſeine natürlichen Feinde, hatten ſie das Schwerdt gezogen. Jetzt ſollten ſie, gleich Leibeigenen, von der treuloſen Geldgier ihres Fürſten ſich an dieſen Feind verkaufen laſſen, und mit dem Feinde kämpfen gegen den Kaiſer, dem ſie Bundesgenoſſen waren, gegen ihr Vaterland, das jetzt nur noch tiefer in die türkiſche Sclaverei kommen mußte. — Dies empörte ihr beſſeres Selbſt. Bei Brancovich hielten ſie Rath, und das Ergebniß war, daß ſie Alle das Heer mit ihrer Mannſchaft verließen, um ſich in ihre feſten Schlöſſer zu werfen und jede Gewalt des Wortbrüchigen abzuſchlagen — ja ſich lieber unter den Trümmern ihrer Burgen zu begraben, als wieder ihr gutes Schwerdt in die Schaale eines Fürſten zu legen, den ſie Alle zu verachten genöthigt waren. Ihr Abzug ſchwächte das Heer auf bedenkliche Weiſe.

Ihr Beiſpiel reizte Andere zu gleicher That — aber — furchtbar reizten ſie Michael's Grimm. Sein Rachedurſt kannte keine Grenzen. In den Tiefen ſeiner Seele gohr es raſtlos, wie glatt auch die Außenſeite war. Das ſah er ein, daß er mit des Kaiſers Hilfe die abtrünnigen Bojaren nicht würde zu Paaren treiben können, weil ihr Schritt, welches Motiv ihm auch unterlag, den Schein hatte, als ſei er im Intereſſe des Kaiſers gethan. Rache aber mußte er haben, es koſte, was es wolle. Hatte er auch Palffy ſein Wort verpfändet, durch die heiligſten Eide den Bund mit dem Kaiſer aufs Neue befeſtigt, kaum war Palffy nach Prag abgereiſt, als Aben-Eſra, der gewandte Jude, der der Verbindung viele hatte, ſchon wieder die Unterhandlungen mit den Türken einleitete. —

Der Winter war unterdeſſen gekommen und hatte, nach der Sitte der Zeit, Waffenruhe gebracht. Michael war, nachdem ſein Heer theils auseinander gegangen, theils Winterquatiere im Herzen der Wallachei bezogen hatte, nach Bucharest zurückgekehrt. Von hier aus wurden nun, in das nächtliche Dunkel des tiefſten Geheimniſſes gehüllt, durch Aben-Eſra, dem der Heiducke Paswan als Zwiſchenträger diente, die Unterhandlungen mit dem Vezier fortgeſetzt und endlich dahin abgeſchloſſen, daß mit dem Frühling das türkiſche Heer in die Wallachei einrücken ſollte, wo alsdann der Hospodar mit dem ſeinigen ſich an den Vezier anſchließen würde. Das nächſte Unternehmen ſollte das Vernichten der Burgen der abtrünnigen Bojaren ſein; darauf ſollte das Heer in die Staaten des Kaiſers einfallen. Von dem Eroberten wurde Michael ein Fürſtenthum, Siebenbürgen gleich, verſprechen, der dann von ſeiner Seite die drei wallachiſchen Feſtungen für ewige Zeiten rechtskräftig der Türkei abtrat, nebſt einigen feſten Schlöſſern an der Grenze, und ihr Bundesgenoſſe für immer zu werden gelobte.

Ohne daß irgend Jemand dieſe neue Treuloſigkeit ahnte, war der Vertrag zu Stande gekommen, und nur der Frühling wurde abgewartet, um ihn ins Leben treten zu laſſen.

Im tiefſten Grimm über des Hospodar's Verworfenheit verließ Brancovich das Heer mit ſeinen Leuten. Sein Entſchluß war halb ſchon gefaßt, aus einem Lande zu gehen, das zum Tummelplatze verworfener Leidenſchaften und ehrloſer Ränke verdammt zu ſein ſchien. Wie heftig auch ſein Inneres erregt war, je näher er Tuni kam, deſto mehr wurde jeder andere Gedanke von dem einen fröhlichen verdrängt, Lydda wiederzuſehen. Seine Sehnſucht wuchs mit jeder Stunde, und die Entfernung, wie ſchnell er ſie auch abkürzte, dünkte ihm zu wachſen. Endlich glänzten Tunis rieſige Thürme im Strahle der herbſtlichen Sonne, die in tieferer Gluth ſie vergoldete. Sein Herz pochte, als oben der Thürmer in das weithin tönende Horn ſtieß. Er flog zur Burg hinan. Die Thore öffneten ſich — und blühend wie die junge Roſe, reizender, als er je ſie erblickt, ſtand Lydda vor ihm im ſüßeſten Erröthen. O, ihm war ja längſt ſein Inneres klar, und vor dem ihren zog dieſer Moment den letzten

Schleier weg. Jubelnd begrüßten ihn ſeine Mannen. Sie hatte nur einen Blick — keine Sylbe vermochte ſie auszuſprechen; aber in dem Blicke lag ein Himmel der Liebe. Auch er ſtand ja nicht mehr als Kaumgeneſener vor ihr, nein, in der vollen wiedergewonnenen Blüthe der Geſundheit. Ihr Blick drang durch ſein Innerſtes. Unfähig, das Entzücken ſeines Herzens zu mäßigen, umſchloß er ſie und drückte ſie an das volle liebende Herz. Dann aber, als ſie widerſtandslos an ſeiner Bruſt lag, hob er die Rechte empor und rief:

„Tretet näher herzu, Angehörige Tunis! Schließet einen Kreis um mich.“

Es geſchah. Neugierig drängten ſich Alle herzu.

Jetzt ſprach Brancovich laut und vernehmlich:

„Sehet hier Eure künftige Herrin. Ich drücke vor Euch Allen den Brautkuß auf ihre Lippen!“

Und ein glühender Kuß bedeckte den roſigen Mund.

„Gott, Gott! was beginnt Ihr?“ rief mit Verwirrung Lydda.

„Meine Braut!“ rief Brancovich.

Die Herrin lebe hoch! erſchallte es jetzt mit brauſender Gewalt, und die Knie beugend, huldigten die Mannen der ſchönen Herrin.

Lydda aber hing beſinnungslos an Brancovich's Herzen. Er trug ſelbſt die ſüße Laſt in die Burg. An ſeinem Herzen erwachte ſie und ſah ihn verwirrt an.

„Was war das?“ fragte ſie. „Träumte ich? Träume ich noch?“

„Nein, Lydda, du träumteſt nicht!“ rief der Glückliche. „Den Brautkuß habe ich vor meinen Leuten auf deinen ſüßen Mund gedrückt. Sie haben dir gehuldigt — deine Treue, deine Liebe mußte ich ſo lohnen, meine Liebe trieb mich dazu. Lydda, ohne dich kann ich nicht mehr leben!“ —

Da durchbrach ihr Gefühl jede Schranke. Ihre Arme ſchlang ſie um ſeinen Nacken und preßte ihn an die pochende Bruſt, und der Liebe höchſtes Glück zog in ihr Herz ein.

Schon am andern Tage ſegnete der Prieſter den Bund der Glücklichen.

„Aber fort nun aus dieſem Lande der Treuloſigkeit und der Ränke!“ rief Brancovich ſeinem jungen holdſeligen Weibe zu.

Sie lächelte ihm ihren Beifall zu. —

Und wie er es ſich vorgenommen, ſo geſchah es. An einen andern Bojaren verkaufte er ſeine ſämmtlichen Beſitzungen in der Wallachei und zog mit der Geliebten nach Prag, wo er im ungetrübteſten Glücke die Leiden der Vergangenheit vergaß.

Der Frühling kam endlich, und wie ſich die Kräfte und das neue Leben in der Natur regten, ſo wurden im Kriegsleben alle bisher ſchlummernden Kräfte wach. Was in der Natur zum neuen Schaffen ſich geſtaltete, das entwickelte ſich im Menſchenleben zur Zerſtörung und Vernichtung. Ueberall ſtrömten jene Krieger herzu, die für Beute und Lohn ihr Leben einſetzten und oft von einer Fahne zur andern übergehend, weil mehr Gewinn dort lächelte, es klar zeigten, daß kein höherer Gedanke, nicht das Gefühl des Rechtes, ſie dabei leitete. Michael's Heer hatte großen Theils aus Menſchen dieſer Art beſtanden, die Raub und Plünderung rückſichtslos in Freundes- wie in Feindesland übten. Sie ſtrömten ihm jetzt wieder zu aus allen Ländern und Gegenden; denn ſein Feldherrnruf war weit verbreitet; aber nicht mehr ſo kräftig, wie ſonſt, konnte er an ſeines Heeres Spitze treten (zu dem bereits auch der Bojaren Mehrzahl, nicht aber jene, die ſich im letzten Sommer von ihm getrennt, geſtoßen waren), denn an dem Innern des ſonſt ſo kräftigen Mannes nagte der Tod. Er blich ſichtlich ab; ſeine Kräfte ließen fühlbar und ſchnell nach. Die letzten unglücklichen Ereigniſſe ſchienen das ſchleichende Gicht des Verdruſſes in ſein Inneres geſtößt zu haben, das nun zehrte ohne Raſt an ſeinem Frieden, wie an ſeiner Kraft.

Nichts deſto weniger war er raſtlos thätig. Aben-Eſra, ſein Vertrauter, verließ ihn nicht mehr und Padwan ſchlich unter tauſenderlei Vermummungen von Buchareſt nach Siliſtria und zurück, und brachte und holte die Botſchaften.

So rückten endlich die Heere aus.

Baſta, der nie dem Hospodar traute, am wenigſten ſeit er ihn als Verräther kennen gelernt, ließ ihn während des Winters ſtets von vertrauten Leuten in Buchareſt beobachten. So entſtand aus den unwiderſprechlichſten Thatſachen endlich der Verdacht ſeiner ſchändlichen Treuloſigkeit. Er ſelbſt eilte während des Winters zu dem Kaiſer und erhielt von ihm heimlich Vollmacht, zu handeln, wie er es für gut fände. So ließ er denn kurz nach den erſten militäriſchen Bewegungen den Arzt Aben-Eſra und den Heiducken Paswan plötzlich heimlich aufheben. In Beider Gewändern fanden ſich Briefe des Veziers und des Hospedars, welche unleugbar das ſchändliche Verhältniß beurkundeten. Ihr Tod zahlte ihre Schuld.

Baſta war unterdeſſen, gleich als ahne er nichts, mit ſeinen Truppen herangezogen. Kaum eine Tagreiſe von Buchareſt machte er Halt und wandte ſich urplötzlich feindlich gegen den Hospedar. Der Angriff war ſo unerwartet, daß Michael's Heer, völlig unbewehrt, in träger Ruhe vom Feind überfallen wurde und in regelloſer Flucht Rettung ſuchte. Umſonſt warf ſich Michael mit einigen Tauſenden treuer Wallachen dem Grafen entgegen; umſonſt kämpfte er mit Löwenmuth — mit der Anſtrengung des letzten Reſtes ſeiner Kräfte. — Er fiel verwundet in des Grafen Baſta Hände, und ſchon am dritten Tage ſeiner Gefangenſchaft beendete er ſeine verworrene Laufbahn. Als die Nachricht nach Kinsberg kam, war Maria troſtlos. Sie verließ den Ort, der ihr ſo zuwider geweſen war, und ging nach Wien mit Eudoxien zu ihrem Gatten. Aber bald endete der Gram auch ihr Daſein — denn Eudoxia war nicht glücklich. Ihre Ehe blieb kinderlos. Dies legte den erſten Grund zum Zerwürfniß, das, durch vieles Zufällige, viele Fehler des Charakters vergrößert, bald die Herzen trennte, und nach fünf Jahren des Grams, auch, durch des Kaiſers Verwendung, die Ehe.

Von nun an lebte Palffy in Wien, und die am Glücke verarmte, ihren Leichtſinn tief betrauernde Eudoxia auf der Gütern des Grafen, die er ihr einſt als Witthum übergeben; aber in Prag blühte ein Kranz ewig junger Freuden um Brancovich und Lydda, die nur durch das wehmüthige Andenken an Eudoxien's Loos manchmal getrübt wurden.

Das Original.

Ein Stücklein.

Wir ſaßen gutes Muthes im Garten des Oberamtmannes zu C., denn die Drangſalszeiten der proviſoriſchen Regierung waren vorüber und der alte Herr hatte ſeine vollſte Roſenlaune wiedergewonnen. Das Geſpräch drehte ſich begreiflicherweiſe um die jüngſten Ereigniſſe, um Perſonen und Zuſtände, die in dieſen gehandelt.

Ein Freund des Oberamtmanns, ein enragirter Lobredner der guten alten Zeit, rief plötzlich aus: „Es iſt eine armſelige, verflachte Zeit, in der wir leben! Es gibt keine Charaktere mehr! Alles wird nivellirt und grundmiſerabel!“

„Halt!“ fiel ihm der alte Oberamtmann ins Wort, „da haſt du ein wahres Wort geredet!“ Und nun ergoß ſich der ganze Strom ſeiner ungewöhnlichen Redegabe über dieſen Gegenſtand aus.

Nach und nach trat aber die Neigung des alten Herrn in ihre vollen Rechte, ſeine Bemerkungen mit Beiſpielen zu belegen. Das war immer höchſt intereſſant; denn der Mann beſaß eine ungemein reiche Lebenserfahrung und Perſonenkenntniß, erzählte gut und blieb, was hier viel werth iſt, bei der Wahrheit.

„In den Anfang dieſes Jahrhunderts,“ ſagte er, „ragten noch hin und wieder Originale aus dem vorigen, und es tritt eins vor allen jetzt wieder leibhaftig vor meine Seele, aus deſſen ſeltſamem Thun und Treiben ich Ihnen eine luſtige Geſchichte erzählen muß. Mein Original war ein Pfarrer in unſerer Oberpfalz. Er hieß Müller und ſtammte aus der „Kümmeltürkei,“ wie wir zur Zeit meiner Studienjahre die Umgegend von Heidelberg nannten, und daher denn die, welche dort zu Hauſe waren, „Kümmeltürken“ hießen.

„Urſprünglich waren es drei Brüder, von denen nur einer verheirathet war, nämlich der Kirchenrathsdiener zu Heidelberg, der nahe am Klingenthore wohnte. Ich kann mir das ſaubere Männlein im leberbraunen Leibrocke, ſchwarzen Wollſtrümpfen, ſchwarzen Mancheſterhoſen mit ſilbernen Knieſchnallen und breiten ſilbernen Schnallen auf den Sabots, noch recht gut denken. Das dünne Zöpfchen ſtand, einem Zahnſtocher ähnlich, vom Hinterkopfe wagerecht in die Welt hinaus. Auf dem weißgepuderten Haare ſaß das Hütlein. So ſteuerte er, Actenſtöße unter den Armen, von einem der Kirchenräthe zum andern, und zeichnete ſich durch eine ungemeine Höflichkeit aus. Der zweite Bruder war ein verdorbener Maler, der ſich von dem ehrlichen Alten ruhig ernähren ließ. Statt Palette und Pinſel handhabte er Pfeife und Bierglas, ſo lange er Geld hatte, und las alle Romane der vorhandenen Leihbibliotheken, wer weiß zum wievielten Male, durch. Er war das abſolute Gegentheil ſeines Bruders. Unordentlich und unreinlich, war ihm das Nichtsthun ſüßeſter Lebensgenuß. Konnte er dabei irgend einen luſtigen Streich ausführen, ſo war er unendlich glücklich. Ich muß indeſſen doch bemerken, daß alle ſeine Streiche gutmüthiger Natur, aber eben doch Schalksſtreiche waren. Der dritte Bruder war der älteſte, eben der Pfarrer, und dieſer eben war mein Original.

„Als ich ihn kennen lernte, zählte er bereits ſechzig Jahre, war aber noch rüſtig, wie ein fünfziger. Das war im Jahr 1808. Ich war damals Amtsſchreiber in ſeiner Nähe.

„Müller war ein Männchen, denn er maß kaum volle fünf Schuh. Wenn auch mager, ſo war er doch muskelkräftig und brauchte noch keine Brille. Er war unſtreitig der gelehrteſte Geiſtliche des Landes, und bis in ſein hohes Alter ſtudirte er unabläſſig. Schon ſein Aeußeres charakteriſirte das Original. Er trug eine ſchneeweiß gepuderte Perücke mit mächtigen, um den ganzen ſtolzen Haarbau herumlaufenden, dreifach über einander ruhenden Rollen; einen Pikeſch von ſchwarzer Plüſch mit tellergroßen, überſponnenen Knöpfen, mächtigen mit eben ſolchen Knöpfen beſetzten Umſchlägen an den Unterärmeln, die bis zum Ellenbogen heraufreichten; kurze ſchneeweiße Manſchetten; kurze ſchwarze Plüſchhoſen mit eiſernen

Schnallen (Silber, pflegte er zu ſagen, paßt nicht für einen Pfarrer!); ſchwarze Wollſtrümpfe und Schuhe mit hohen Abſätzen, die auf der obern Reihe ebenfalls durch eiſerne Schnallen gehalten wurden. Zu dieſem Anzuge gehörte ein winziger chapeaubas unter dem linken Arm und ein ſpaniſches Rohr mit weißem Elfenbeinknopfe von wenigſtens zwei Dritttheilen ſeiner Körperlänge.

„Denken Sie ſich dies vom Alter gebeugte Männchen, in dieſem getreu beſchriebenen Aufzuge — hoch zu Roß — denn dies war der einzige Luxus, den er je getrieben — und ſie werden mir es zugeſtehen, daß dieſe Erſcheinung höchſt originell war.

„Man hätte denken ſollen, die Lachluſt hätte Jeden ergreifen müſſen, wer ihn ſah; aber das war im Umkreis von mehreren Stunden, wo man ihn kannte und reiten ſah, durchaus nicht der Fall, und wenn der Lachreiz beim erſten Erblicken auch wirken wollte, ſo war das Ehrwürdige der Erſcheinung dennoch ſchnell wieder der Damm, der ihm als Grenze diente.

„Ueberall ſtand Pfarrer Müller theils des Rufes ſeiner Gelehrſamkeit wegen, theils durch ſein exemplariſches Leben in hoher Achtung; dabei wußte Jedermann, daß mit ihm gar nicht zu ſcherzen war, denn er übte eine Kirchenzucht in ſeiner Gemeinde aus, die heutzutag fabelhaft klingt und in das Amt des Polizeidieners und Bettelvogts ſelbſt oft ſo entſchieden eingriff, daß Competenzconflicte hätten entſtehen müſſen, wenn es eben nicht der Pfarrer Müller geweſen wäre. Sein Auftreten war entſchieden und imponirend; ſeinen Willen beugte keine Macht, und dieſe Feſtigkeit hatte ſich zu einem Starrſinn ausgebildet, der völlig unbeſiegbar war. Was man aber noch beſonders fürchtete, war ſein ätzender Witz, der als gute Waffe diente. Das Eine nur will ich anführen, um Ihnen zu zeigen, wie er ſeine Gemeinde in der Taſche hatte: ich habe als Amtsſchreiber zehn Jahre bei dem einſchläglichen Oberamte gedient und nie iſt ein Proceß aus Müller's Gemeinde vor dem Amt anhängig geweſen. Er entſchied ſie alle und kein Bauer wagte, Appell einzulegen. Unerbittlich ſtreng übte er ſelbſt die Sonntagsabendpolizei im Dorf, und wehe den jungen Leuten, die er um neun Uhr noch auf der Straße traf. Daß ihm die Liebespärchen, denen er als eingefleiſchter Junggeſell abſonderlich gram war, dennoch Näschen drehten, liegt auf der Hand. Tanzmuſik durfte nur an der Kirchweihe im Dorfe ſtatthaben, und dann ſchloß er alle Laden an ſeinem Hauſe, daß er ja die Töne nicht höre, die ihm ein abſonderlicher Gräuel waren.

„Umgang hatte er faſt gar keinen. Eine uralte Magd führte ſein Hausweſen, aber Alles hatte er unter ſtrengem Verſchluß und ſeine Sparſamkeit artete in ſpäteren Jahren etwas aus, obwohl er gegen Arme höchſt mildthätig war. Ueberhaupt ſchlummerte unter der rauhen, eckigen Hülle ein gutes, mildes Herz, was viele ſprechende Züge bewieſen. Wie er gegen Andere ſtreng war, ſo war er's gegen ſich ſelbſt. Alles hatte im Hauſe ſeine ſtrenggeregelte Ordnung, und der Glockenſchlag der alten Standuhr hinter der Thüre war ein Tirann im Hauſe, wie der Hausherr ſelbſt einer ſein konnte.

„So war das Hausweſen ungehemmt ſeit dreißig Jahren in ſeinem ſtrengen Geleiſe fortgegangen, da ſtarb die alte Liebet und faſt gleichzeitig der Bruder Kirchenrathsdiener in Heidelberg. Dieſe beiden Ereigniſſe drohten eine totale Revolution für Müller's Haushalt. Wo ſollte er eine ſo treue, geduldige Liebet wiederfinden? Und was ſollte aus des verſtorbenen Bruders blühendem achtzehnjährigen Töchterlein und dem faulen Maler werden? Zwar hatte das ſchöne Mädchen einiges Vermögen und der Herr Bruder Kleckſer, der ſich einen Künſtler nannte, konnte arbeiten, da er noch Kräfte hatte; allein — was war zu machen?

„Käthchen gelobte brieflich, nach des guten Onkels Willen Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtünde, wenn er ihr nur ein Obdach gewähre.

„Damals ſah man den Pfarrer oft mit raſcheren Schritten, als ſonſt, in ſeinem Garten auf und nieder ſchreiten, die Hände lebhaft bewegen, und man hätte ſeine lauten Selbſtgeſpräche verſtehen können, wenn man hätte horchen wollen.

„Endlich ſchrieb er und nach acht Tagen zog das Mädchen, das in Heidelberg den Studenten über die Maßen gut gefallen hatte, weil ſie die Schönſte der Stadt war, ins ſtille Pfarrhaus ein, und da ſie nicht allein mit ihren Kiſten und Kaſten reiſen konnte, kam der Onkel Künſtler mit und — blieb da.

„Der gute Maler! der alte Pfarrer ſah ihn grämlich an und fragte: was willſt du aber hier anfangen?

„Er zuckte die Achſeln und hätte gern geantwortet: Gar nichts! aber das ging nicht. Ich denke, deine Oekonomie wird ja wohl Arbeit geben, antwortete er.

„Meine Oekonomie? fragte ironiſch der Pfarrer. Dann kannſt du bei Zeiten dich auf deine Lorbeern ſtrecken, fügte er hinzu und ging in ſeine Studirſtube.

„Das iſt mir eben recht, dachte der Maler, und begab ſich in den Garten, wo er ſchlenderando luſtwandelte. Er blies ſeine Dampfwolken sine ira et studio in die Luft denn der Pfarrer war reich und war ſein Bruder. Das Weitere ergab ſich ja ganz von ſelbſt.

„Der Maler machte im Grunde dem Pfarrer weniger Leid als das ſchöne junge Mädchen. Unter die Originalitäten des alten Herrn gehörte ein wahrer Weiberhaß. Ob der ein Ergebniß trüber Erfahrungen war oder eine fleiſchgewordene Grille, iſt nicht wohl zu ſagen. Hierzu kam noch die Sorge, wie er das Mädchen hüte vor — Liebeleien; denn ſo viel Welterfahrung hatte er, daß er einſah, das habe ſeine erkleckliche Flauſen. Er nahm nun den Maler dazwiſchen, ſchärfte ihm das Gewiſſen und beſtellte ihn zum Mitwächter über Käthchen. Die Hausordnung wurde noch ſchärfer gezogen und mit der Dämmerung war jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten. Der mißtrauiſche Alte viſitirte ſelbſt, und als er nach vier Wochen keine Contravention entdeckt, hielt er die Ordnung für conſolidirt.

„Der Maler wollte ſich todt lachen, Käthchen ſich die Augen ausweinen über den klöſterlichen Zwang, der ihr nicht einmal zuließ, des Nachbars Tochter Abends zu ſprechen, und die war doch ein gar liebes Mädchen, die ſie dadurch kennen gelernt, daß ihre Gärten hinten am Bache an einander fließen. Neben dem Pfarrgarten wohnte nämlich der Renovator Lambrecht und ſeine Familie. Er, ein alter Mann, der das Geſchäft ſeinem Sohn übertragen, die Mutter, die neunzehnjährige Tochter und der Sohn, ein blühender junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, das war die Familie, die mit Recht des beſten Rufes genoß.

„Der Maler war bald mit dem alten Lambrecht gut Freund, und Lambrecht's Wein ſchmeckte ihm gar trefflich. Der junge Lambrecht fand an dem jovialen Maler auch Gefallen, doch, und das war unbeſtreitbar, mehr an deſſen Nichte.

„Der Maler hatte bald weg, daß die Zwei ſich lieb hatten, und fand gar nichts bedenkliches dabei; im Gegentheile, da der junge Lambrecht ſo brav war, gefiel ihm die Geſchichte gründlich wohl. Er ließ es alſo nicht nur gehen, ſondern half, wo er konnte, die Gefahr des Entdecktwerdens von Seiten des Bruders abzuwenden.

„So machte ſich das ganz vortrefflich und das Pärchen ſchwamm in einem Meer von Entzücken, wenn es ſich im Vaterhauſe ſah und ſprach, was ſich häufiger machte, als man hätte vermuthen ſollen. Der Alte ahnte nichts und Lambrecht's Eltern fanden keine Urſache, etwas einzuwenden. Käthchen war ihnen eine liebe Tochter und dem jungen Lambrecht war's Ernſt.

„Eines Tages trat er höflich in die Stube des Pfarrers.

„Setz' Er ſich, Muſje Lambrecht,“ ſagte der alte Herr. „Was führt Ihn denn zu mir?“

„Eine wichtige Angelegenheit,“ ſagte Lambrecht mit Stottern und Erröthen. „Ich — ich habe mein ehrlich Auskommen und möchte mich — daher — verheirathen.“

„Hm, hm, hm!“ hob der Pfarrer an, „das eilt ja ſehr! Ich ſollte denken, Er ſei noch jung. Hat ja das canoniſche Eheſtandsalter noch nicht; doch das geht mich nichts an. Wie heißt denn die Braut?“

„Ja,“ ſagte der junge Mann, und der Boden unter ſeinen Füßen begann etwas zu wanken, „ja — da — wollte ich eben geziemendſt bei Ihnen anhalten um — die Hand Ihrer — Jungfer Nichte!“

„Nun war's glücklich heraus und die Bruſt athmete leichter. Das war aber gerade, wie wenn man Waſſer in ſiedendes Oel gießt. Der Pfarrer fuhr wie vom Blitz getroffen auf und ſchrie:

„Was? was will Er? das Käthchen haben zur Frau? Alſo hinter meinem Rücken doch eine Liebelei! Ei, ſo ſoll Euch Gott beſſern! Er unverſchämter Burſche! Was fällt Ihm ein? Meine Nichte ſoll nicht heirathen und ins Elend ſtürzen. Das iſt mein Wille und Er weiß daß da keine Maus einen Faden von abbeißt. Nun marſch! unterſteh' Er ſich nie mehr mit ſo einem Gedanken ſich zu tragen. Marſch! ſag' ich.“

Wie der Wind war der bleiche Lambrecht hinaus.

Draußen ſtand der Maler und fragte: „Alles verloren?“

„Alles und für immer!“ rief händeringend der Jüngling und das arme Mädchen hört's und ſank weinend auf den Herd in der Küche, wo ſie bebend des Ausganges geharrt.

„Bald aber polterte es oben. Das Hochgewitter zog heran. Der Alte kam und ſuchte Käthchen. Da gab's eine Fluth von Vorwürfen, Drohungen und dergleichen. Der langen Rede kurzer Sinn war aber kein anderer, als der, ſie dürfe nicht heirathen. Nun und nimmer nicht! Der Umgang mit Lambrecht wurde ſtrengſtens unterſagt, und ſo dem Leben des armen Mädchens der einzige Reiz genommen.

„Sie können ſich denken,“ ſagte der Oberamtmann, „wie da das Leid hereinbrach, wie Thränenſtröme floſſen, wie die Liebe gegen den barocken Oheim nicht wuchs.

„Der Maler rannte wie ein Raſender im Garten herum, fluchte und brummte, und als ſich endlich ſein Grimm gelegt, ſagte er zu ſich: Wart, alter Knaſterbart, ich ſpiele dir einen Streich, wie dir noch keiner iſt geſpielt worden!

„Fürs erſte tröſtete er nur das Mädchen, und als um zehn Uhr der Alte in den Federn lag, war am Gartenzaun große Berathung, in der der Maler das Hauptwort führte. Anfänglich gab's eine Menge Einwendungen, aber des Malers ſiegende Beredſamkeit überwand ſie alle.

„Käthchen ging nun nicht mehr vor die Thüre. Der Alte hatte hinter jedem Jalouſieladen des Oberhauſes ſein Obſervatorium. Er bemerkte, daß der junge Lambrecht jeden Tag am Hauſe vorbeiging und es nicht einmal von der Seite anſah. Sein Herz lachte in der Bruſt. Bei dem hat's durchgeſchlagen, ſagte er zu ſich. Aber wohin mag er nur ſo regelmäßig gehen?

„Der Kirchendiener war des Pfarrers getreuer Polizeiſpion. Den fragte er. „Er geht in Müllers, und ich glaube, das Käthchen wird bald ſeine Braut ſein," ſagte der getreue Stoffel. „Auch gut," ſagte der Pfarrer und wurde ruhig.

„Wie es ſo mit den im lieben Deutſchland bräuchlichen Handwerksnamen zu gehen pflegt, ſo war's auch im Dorfe. Der Müller waren drei, außer dem Pfarrer, da, und die Drei waren Brüder und reiche Bauern. Der eine der Gebrüder Müller hatte eine Tochter, die auch Käthchen hieß. Daß ſie buckelig und einäugig war, bekümmerte den Pfarrer nicht; ja es war ſogar in ſeinen Augen ein Vorzug, weil es ein Schutz war gegen mögliche Verſuchung zur Liebelei, die er, wie den Erbfeind alles Guten, haßte. Daß das arme Mädchen kränklich war, wußte er gar nicht.

„Alles ging nun im Hauſe ſeinen ſtillen geregelten Gang und der Alte ließ Alles Spioniren. Daß aber der junge Lambrecht jeden Abend über den Zaun ſtieg und an Käthchen's Fenſter ſtand bis eilf — zwölf Uhr, das ahnte er nicht, machte ihm alſo auch keinen Kummer. Der Maler aber machte oft ein triumphirend Geſicht.

„Es mochte gegen den Herbſt gehen, als wieder der junge Lambrecht nach höflichem Anklopfen in des Pfarrers Studirſtube trat. Wie befangen er dabei war, ſah der Alte wohl, aber er ſchrieb's auf des früheren Auftritts unangenehmes Conto und dachte: Du mußt um deſto freundlicher ſein!

„Wie geht's, Muſje Lambrecht?" war ſeine freundliche Anrede „Setz' Er ſich! Was bringt Er mir Gutes?"

„Ob Sie mir gleich ſo ſehr abriethen," hob Lambrecht mit wankender Stimme an, „ſo — ſo — komm' ich doch wieder, —

um — Sie zu bitten, mich zu proclamiren! Ich muß heirathen, die Eltern wünſchen es.“

„O das iſt etwas Anderes,“ ſagte der Pfarrer. „Da muß Er als guter Sohn gehorchen. Nun, hat ja Brod und ein ſchönes Auskommen. Wie heißt denn die Braut? Doch — ich will gleich den Ausrufezettel ſchreiben, um ihn in die Agenda zu legen. Wie heißt Er?“

„Friedrich Lambrecht.“

„Wie alt?“

„Zwei und zwanzig Jahre.“

„Geſchäft?“

„Landrenovator.“

„So,“ ſagte der Pfarrer. „Die Braut heißt?“

„Katharina Müller.“

„Wie alt?“

„Achtzehn Jahre.“

„Der Vater heißt?“

„Andreas Müller.“

„Gut; ich wünſche Gottes Segen!“

„Lambrecht dankte und ſchob ſich ſo ſchnell als möglich zur Thüre hinaus.

„Wie ging's,“ fragte der Maler mit einem pfiffigen Schalksgeſichte.

„Sehr gut!“ ſagte der junge Mann; „aber wie wird's enden?“

„Courage, Freund!“ flüſterte ihm der Maler zu. „Gebt nur Euer Spiel nicht verloren, ſo lang Ihr den letzten Trumpf habt.“

„Des Pfarrers Haus und ſeine Vorgänge blieben dem Dorf ein Geheimniß. Es ging auch Niemand hinein, wenn er nicht mußte, denn da gab's Rüffel über Rüffel, es ſei denn, daß man ein beſonderes Geſchäft hatte, und ſelbſt dann hatte oft der Alte etwas aufgeſpart, das nun wohl zubereitet dem Gaumen deſſen zugeführt wurde, für den es bereits längſt in der geiſtlichen Küche bereitet war. Die Dinge ſollen aber allezeit einen bittern Geſchmack gehabt haben. So dunkel alſo das Innere des Pfarrhauſes für die Dorfbewohner war, ſo blieb dennoch die Liebſchaft des jungen Lambrecht und Käthchen kein Geheimniß. Das, was zwiſchen Lambrecht und dem Alten vorgegangen, wußte Niemand, denn eine Magd war nicht im Hauſe und Lambrecht's hielten reinen Mund ſchon darum, weil es ihre Ehre heiſchte, nicht als die von dem Pfarrer Verworfenen zu erſcheinen.

„Als nun der alte Herr am Sonntage das Paar ausrief, verwunderte ſich Niemand, wohl aber freuten ſich Viele, denn dem Lambrecht gönnten ſie das ſchöne, ſittige Mädchen, weil ſie ihn achteten. Niemand dachte aber an Andres Müller's buckeliges und kränkliches Käthchen, wie der Pfarrer. Er hielt die Sache für ausgemacht, bedachte aber nicht, daß ſein Bruder, der ſelige Kirchenrathsdiener, auch Andres geheißen, und der andere Bruder, der Maler nämlich, ein ausgehechter Spitzbube war.

„Die Proclamationen waren vorüber und Dienſtags war die Trauung.

„Ehe ich jedoch weiter erzähle,“ unterbrach ſich der Oberamtmann, „muß ich Ihnen noch eine Eigenthümlichkeit ſagen, die den Pfarrer Müller vor Hunderten auszeichnete. Wenn er predigte, ſah er keinen Menſchen an, ebenſo, wenn er aus der Agenda las. Erſt wenn er das Amen ſalbungsvoll geſprochen, ſchlug er das Auge auf. Anfänglich berührte das die Gemeinde unangenehm; allein der Vortrag war ſonſt einſchmeichelnd angenehm, die Predigten vortrefflich; ſo gewöhnte man ſich denn leicht an eine üble Angewohnheit des verehrten Mannes, bei dem man eben über viele Sonderbarkeiten wegzuſehen ſich gewöhnen mußte. So hatte ſich die Gemeinde in ihn hineingelebt.

„Montags kam Lambrecht und bat um die Trauung. Er war ſehr ergriffen, ja man könnte ſagen: erſchüttert, der junge Mann, und der Pfarrer wußte ſich das gar nicht zu denken. Er ging um die beſtimmte Stunde in die Sakriſtei und harrte des Paares. Endlich ſtand es am Altar und der Kirchendiener öffnete die Sakriſtei.

„Müller trat langſam heraus; den Blick zur Erde geſenkt, ſah er die weißgekleidete Geſtalt. Er trat an den Altar und begann das Trauungsformular zu leſen. Das Brautpaar ſprach ſein Ja und er ſchloß und ſegnete den Bund. Als er das Amen ſprach, blickte er das Brautpaar an und ein lähmendes Entſetzen ergriff ihn — vor ihm ſtand ja ſeine Nichte, ſein Käthchen Müller, und ſie war vor Gott und Menſchen nun die Frau Lambrecht.

„Das Mädchen ſank ihm weinend zu Füßen, aber er ſah ſie nicht an, ſondern rannte bleich und entſtellt von Zorn zur Kirche hinaus — heim.

„Der Kirchendiener Stoffel ſchüttelte den Kopf. Als ihm aber Lambrecht ein ungewöhnliches Etiam in die Hand drückte und nachdrücklich ſagte: „Stoffel, haltet's Maul!“ — da war Alles gut. Und er führte ſein junges Weib heim, das an ſeiner Seite hinwankte und zu Hauſe ohnmächtig hinſank.

„Derweile donnerte und blitzte es im Pfarrhauſe und der Maler hatte des Zornes Fluth zu tragen; das that er in der Stille.

„Endlich ſagte er: „Bruder, du wollteſt, daß ein junges, blühendes Leben verkümmere, ſeiner Beſtimmung entzogen werde; war das vor Gott zu verantworten? Bei deinem Starrſinne war an keine Vermittelung zu denken. Da hab' ich's ſo gemacht, wie du es hätteſt machen ſollen. Zu ändern iſt nichts mehr. Willſt du nun, daß das ganze Dorf dich auslache, daß dein Anſehen heillos untergraben werde, ſo fahre fort, wie du eben angefangen. Willſt du vernünftig handeln, ſo mache zum böſen Spiel gute Miene. Vergieb, wie es einem Chriſten zukommt, und ſegne den Bund von Herzen als Onkel, wie du ihn als Pfarrer geſegnet haſt. Bedenke das!“

„Er ging hinaus und ſetzte ſich in die Stube ſtill hin. Der Alte rannte wie ein Raſender im Zimmer auf und nieder, aber immer langſamer, endlich ging die Thür auf und er trat heraus.

„Du haſt mir da einen Schalksſtreich geſpielt nach deiner Art,“ ſagte er milder, als es der Maler erwartete; „allein es iſt geſchehen, und damit, was du vorhin ſagteſt, hat's freilich ſeine Richtigkeit. Laß uns zu Lambrecht's gehen.“

„Victoria!“ rief der Maler, faßte ſeinen Bruder am Arm und zog ihn fort.

„Käthchen war wieder zu ſich gekommen. Sie mußten zwar noch eine Predigt anhören, die ihnen den Kopf wuſch, aber es war Alles gut, und hätte der Maler ſein Maul halten können, ſo hätte nie ein Menſch den wahren Hergang erfahren. —

„Dies war das einzige Mal, daß der Pfarrer ſeinen Kopf brach. Die Leute meinten, nun ſtirbt er gewiß, aber er lebte noch viele Jahre und das Familienglück Käthchens ſoll einen mildernden und nach innen beglückenden Einfluß auf ihn gehabt haben.

„Seinem Bruder rüppelte er oft noch den Streich; allein wenn der Käthchen's blühenden Erſtgeborenen ihm hinhielt und ſagte: „Siehſt du, Alter, mir war's nur um Arbeit zu thun; ſeit ich Kindermagd geworden bin, hab' ich etwas zu thun!“ — dann mußte er dennoch lachen und ging in ſeine Studirſtube.

„Sehen Sie,“ ſagte der Oberamtmann, „das war noch ein ſeltenes Junggeſellenoriginal, wie's heute keins mehr gibt. Das Geſchlecht dieſer Zeit iſt zu miſerabel, als daß es abnorme Charaktere ausprägen könnte, und das Leben zu zerfahren zur Originalität.“

* * *

An des Oberamtmannes Schlußwort hab' ich oft gedacht. Faſt glaub' ich — er hat recht!

Das

Mühlchen in der Morgenbach.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1716.

I.

Lieb' Mütterlein, lieb' Mütterlein,
Die Lieb' iſt wie ein Vögelein,
Das frei ſich ſchwinget auf den Aſt,
Wo's halten will zum Liebe Raſt;
Das ſelber nach dem Neſtlein ſchaut,
Wohin es ſich das Neſtlein baut,
Und — läßt ſich zwingen nimmer!

Volkslied.

Lichtmeß war ſchon vorüber, und obwohl das Sprüchwort ſagt: Lichtmeß, Spinnen vergeß! bei Tag zu Nacht eß! ſo weiß ich doch ein kleines Stüblein, ſo ſtill und traulich, da ſaßen zwei und ſpannen wacker, und von Mitternacht war's doch nicht weit mehr. Der Faden des Geſpräches war eher ausgegangen, als der Faden, den die Hand aus dem Rocken zog, oder ſie hatten ihn abbrechen laſſen, weil die Gedanken eines Jeden einen andern Weg nahmen und es nicht mehr ſo ſelbander fortwollte. Wie konnt's auch anders ſein? Achtzehn Jahre und drei und ſechzig Jahre — das iſt ein Unterſchied! Da ſind die Gedanken nicht dieſelben, nicht die Richtung, nicht die Ziele!

Und ſo war der Unterſchied bei den Spinnerinnen im Stübchen, Mutter und Kind, Mariechen und der Müllerin auf der Morgenbach. Mariechen's Gedanken waren droben in Nothgottes, wo das wunderthätige Bild ſteht, das einſt der Ritter Brömſer von Rüdesheim herausgrub, und das Klöſterlein baute und das Kirchlein dazu. Ei, wie fromm das blondhaarige, blauaugige, roſig blühende Mariechen war! ſagt vielleicht manche freundliche Leſerin. Obwohl die lieblichen Mädchen Anno 1716 viel frommer waren, als Anno 1849, und obwohl das Mariechen ein recht frommes Seelchen war, ſo thut's mir doch Leid, ſagen zu müſſen, daß ſich diesmal die freundliche Leſerin geirrt hat. Ich weiß genau, was das liebe Kind dachte, und das, woran ſich jetzt ihre Gedanken hefteten, war weder das wunderthätige Bild noch die Kirche — ſondern — doch ich will's kurz mittheilen. Anno 1715 war die Müllerin, eine recht fromme, arme Wittib, weil ſie es ſo zur Buße gelobt, auf Erbſen nach Nothgottes gegangen, und Mariechen neben ihr auf ihren Strümpfen. Das war ein Zuſammenfluß von Menſchen! Fünftauſend iſt zu wenig! In der Kirche war ans Knieen nicht mehr zu denken, und als all die Leute: mea culpa, mea maxima culpa riefen und an ihre Bruſt ſchlagen ſollten, als der Paſtor von Eibingen die heilige Monſtranz in die Höhe hob, da war kaum ſo viel Raum, daß ſie ſich an die eigne Bruſt ſchlagen konnten. Es war hoher Sommer, backofenheiß, und ſo gepreßt zu ſtehen, das war eine fatale Geſchichte. Da wurd's dem Mariechen auf einmal blitzblau vor den Augen, und ehe einer ein halbes Ave gebetet, ſank's zuſammen.

„Jeſus, Maria, mein Kind!“ ſchrie die alte Mutter, die ſah, wie die rothen Röſelein auf Mariechen's Wangen auf einmal zu ſchneeweißen umgewandelt wurden.

Wie der Blitz faßten ein Paar kräftige Arme das liebliche Mädchen. Die Leute machten Platz und bald war das Mädchen draußen in des lieben Herrgotts friſcher Luft. Die Mutter hatte auch nachgewollt, aber die Gaſſe, die man der Ohnmächtigen machte, ſchloß ſich für die Geſunde, und die Arme des Mütterleins vermochten die Menſchenmauern nicht zu durchbrechen, die ſie umgaben. Als Mariechen die Augen aufſchlug, ſah ſie in zwei große, ſchöne Augen und in ein gar ſchönes Jünglingsgeſicht, und bald merkte ſie, daß ſie von den Armen recht innig umſchlungen war und an dem Herzen lag, die alle drei zu den zwei ſchönen Augen gehörten. Sie wollte ſich loswinden, aber ſie war noch zu matt. Eine Gluth, zum Brennen heiß, ſtieg wieder auf die bleichen Wangen, und ſie ſagte: „Laßt mich los, mir iſt wieder gut!“ „Gottlob,“ ſagte aufrichtig der junge Menſch; aber mit dem Loslaſſen ſchien's ihm kein Ernſt. Feſter drückte er das ſchöne

Mädchen an ſich, und nachdem blitzſchnell ſeine Augen umhergeſchweift waren und ſie ſich die Gewißheit verſchafft, daß Niemand nach dem alten Nußbaume ſehe, wo er mit der ſchönen Bürde auf einer Bank ſaß, drückte er einen heißen Kuß auf des Mädchens Lippen. Mariechen hätte recht bös werden ſollen — aber ſie kam gar nicht dazu und konnte die Kehr nicht finden. Sie ſtellte ſich ſo bös, als ſie konnte, und war im Nu auf den Beinen.

„Das war recht abſcheulich!“ grollte ſie mit flammendem Geſicht. Er aber ſah ſie an und ſagte: „Grolle mir nicht, du holdſelig Kind, ich habe nicht anders gekonnt! War's unrecht, ſo bitte ich, vergib! Dich vergeß ich nun und nimmermehr!“

Sie hatte ſich abgewendet und ordnete ihr Haar und ihr Nebelkäppchen, das verſchoben worden war.

„Ach, ſei mir doch nicht bös, Kind!“ bat der Jüngling wieder ſo weich. „Ich habe dich ja aus der Kirche getragen, als dir's weh wurde. Denk', es ſei mein Tragerlohn!“

Sie wollte ihm keine Antwort geben, aber wollte ihn doch noch einmal anſehen. Daher wandte ſie ſich und fragte: „Wo iſt meine Mutter?“

Und nun ſah ſie, daß es ein vornehm gekleideter junger Menſch war, ſo etwa ein Student von der Mainzer hohen Schule oder dergleichen, und bildhübſch dazu. Sie erröthete wieder und flog dann wie das geſcheuchte Reh zur Kirche. Die Mutter fand ſie. Der Prieſter hatte ſie abſolvirt. Nun konnte ſie gehen, und ſchritt denn auch, ſorglich forſchend, wie dem lieben Kinde ſei, an Mariechen's Hand aus der Kirche. Sie ſagte kurz, es ſei alles vorüber, und ließ dann ihre Augen nach der Bank ſchweifen — aber Alles war leer und nichts von dem Jüngling zu ſehen, wohl aber zu fühlen, denn der Kuß brannte noch auf ihren Lippen.

Seitdem mußte ſie immer an den hübſchen Jüngling denken, und es war ganz kurios, daß ſie ſein Bild überall vor Augen ſtehen hatte, im Wachen und im Traume. Goß ſie das Tuch auf ihrer Bleiche, ſo ſtand er vor ihr; ſchöpfte ſie das Waſſer im klaren Morgenbach, ſo ſah ſein Geſicht heraus und lächelte wie damals — kurz überall ſah ſie ihn, und wenn ſie ſich auch noch ſoviel Mühe gab, es half abſolut nichts.

So war denn auch jetzt wieder die ganze Geſchichte, wie ſie zu Nothgottes erlebt, aus dem Rocken herausgeſponnen worden, und ein Seufzer ſetzte das Punktum ans Ende oder das Ausrufungszeichen, das ja auch gebraucht wird, wenn man einen Wunſch ausdrückt!

Die drei und ſechzigjährigen Gedanken der Mutter waren nicht zu Nothgottes, ſondern in der Mühle; nicht bei dem hübſchen jungen Herrn, den ſie auch gar nicht beobachtet hatte, wie er während der Meſſe ihr ſchönes Kind betrachtet hatte, als wolle er das Bild in ſeine Seele prägen, daß es nicht wieder verwiſcht werde, ſondern ſie waren bei dem Jacob, den ſie gerne zum Schwiegerſohne gehabt hätte.

Damit ſtand's ſo: Der Müller auf der Morgenbach war ſchon ſeit fünfzehn Jahren todt. Obwohl die Wittib mit acht und vierzig Jahren noch eine hübſche Frau war, die zu heirathen kein Mahlburſche Bedenken getragen, ſo mochte ſie doch ihrem Mariechen keinen Stiefvater und keine Stiefgeſchwiſter mehr geben. Sie ſelbſt hatte ſolche gehabt und wußte ein Liedlein davon zu ſingen, das gar eine bitterliche Weiſe hatte. Das Erbe war für Mariechen klein genug, daß ſich Gott erbarme!

Nun war ſeit den fünfzehn Jahren das Mühlchen nicht jünger geworden, und der Giebel nach dem Rheine neigte ſich bedenklich, ſo etwa, wie die Müllerin nach vornen, und es kam ihr manchmal ſo in den Sinn, als bedeute ihre und des Giebels Neigung die Richtung nach der Erde, wobei die ihre ſechs Schuh tiefer ging, als die des Giebels, der ja, wenn er brach, oben liegen blieb, während ſie hinabgeſenkt würde in das enge Kämmerlein. Die Mühle bedurfte eines Baues, der Bau eines Bauers, und ſie, zwar nicht für ſich, wohl aber für Mariechen einer Stütze, zumal, wenn etwa ihr Stündlein kommen ſollte.

Nun hatte ſie mit Mahlburſchen gehauſt. Das war auch nicht ſonderlich erfreulich. Der Eine hatte für ſich gemaltert, der Andere war faul geweſen, der Dritte ein Trinker — kurz in den fünfzehn Jahren hatte ſie nur Einen, der ganz Das war, was er ſein ſollte, und das war der Jacob Wolfsheimer, der nun ſchon drei Jahre bei ihr war. So treu wie der war Keiner geweſen, daß es ihm drum zu thun war, in der Mühle zu bleiben, konnte man ſich an den fünf Fingern abzählen. Er gab der Alten zuckerſüße Wörtchen, wenn ſie auch noch ſo mißliebig war, und dem ſchönen Mariechen ging er durch Waſſer und Feuer. Jung war er zwar nicht mehr und die acht und zwanzig und etliche Heumonate mochte er auf den ſtämmigen Schultern haben; aber was that das? Ihr Seliger war auch zwölf Jahre älter als ſie geweſen, und in ihrer Ehe war das Sprüchlein wahr geworden: Bei den Alten iſt die Frau gut gehalten! Der Jacob Wolfsheimer war dabei ein ſchöner Mann, wenn auch ſein Geſicht finſter und ſein Auge etwas Unſtätes, Scheues, Verſtocktes und Tückiſches hatte. Er war brav, ein tüchtiger Müller und ſo weiter.

Bei dieſer Angelegenheit war ſie mit ihren Gedanken, denn der Jacob hatte das Mädchen lieb und hatte heute ſo Etwas fallen laſſen vom Fortgehen, wenn er nicht Hoffnung habe, für immer in der Mühle zu bleiben. — Es war gar ſeltſam — aber mit einem Male brach der Mutter und der Tochter der Faden. Sie bückten ſich Beide zur Spuhle, ihn zu ſuchen. Als er wieder angeſponnen war, ſagte die Mutter:

„Marie, weißt du auch was Neues?“

„Was denn?“ fragte das Mädchen.

„Der Jacob will fort!“

„Glück auf die Reiſe! Laßt ihn laufen, Mutter!“

„Du, dummes Ding, haſt gut reden,“ kollerte die Mutter. „Was fangen wir dann an?“

„Wir nehmen einen Andern!“

„Hätteſt du erlebt, was ich ſchon in meinem Wittwenſtand erlebt habe, du würdeſt anders reden! So einen wie den Jacob kriegen wir nicht wieder. Was haſt du nur gegen ihn?“

„Gar nichts,“ ſagte Marie, „ich kann ihn nur nicht leiden!“

„Was hat er dir denn gethan, du tolles, aberwitziges Ding? Thut er dir nicht Alles zu Gefallen? Hat dir noch letzten Mittwoch den ſchönen Rosmarin von Bingen mitgebracht!“

„Er hätt' ihn für ſich behalten können!“

„Schäm' dich, Mariechen,“ rief die Mutter. „Nach meiner Zufriedenheit fragſt du nicht. Ich werde alle Tage baufälliger und ſo geht's grade der Mühle. Was ſoll aus dir werden, wenn ich nun ſterbe? Wer ſchützt dich in dieſen argen Zeitläuften? Wer baut die Mühle? Der Jacob hat Geld, wir keins! Und iſt er nicht ein ſittſamer, fleißiger und verſtändiger Menſch? Verſteht er nicht bei ſeinem Mahlen auch noch die Kunſt als Mühlarzt? Was hätt' ich ausgeben müſſen, ſeit er in der Mühle iſt, wenn ich Alles, was er mit ſeiner kunſtreichen Hand poſſelt, hätte bezahlen ſollen? Du liebe Zeit, ich hätte können eine Hypothek aufs Mühlchen machen, und ſo iſt's doch ſchuldenfrei. Sag' mir einen Burſchen zu Trechlingshauſen, Aßmannshauſen oder Heimbach, der ſo zurückgezogen und ſparſam lebt wie er? Frage den Schultheiß, ob einer ſo wenig in ſein Haus kommt wie er, zu trinken oder zu knöcheln? Alles ſpart er ſich. Und wer iſt ſo fromm wie er? Er verſäumt keine Frühmeß und kein Hochamt. Ueber ſeiner Kiſte hängt ein Weihwaſſerkeſſelchen und ein Palmbuſch. Er betet Morgens und Abends den Roſenkranz. Und gelt, was hat er dir einen ſchönen Roſenkranz mitgebracht, als er an der Moſel war oder in Koblenz? Siehſt du, Mariechen, ich könnt' mir kein größer Glück wünſchen, als wenn du ihn heiratheteſt. Wie lieb hat er dich! Er hat auch ſo auf den Buſch bei mir geklopft und ich muß einmal im Ernſte mit dir reden. Jetzt ſind wir ſo ſchön allein und er ſchläft ſchon.“

„Mutter,“ rief das Mädchen, „ſage, ich ſoll in die Klauſe ſpringen, in den Rhein laufen, ich thu's lieber, als das!“

„Ei du gottvergeſſenes Ding!“ ſchalt die Mutter. „Gelt er iſt dir zu alt? Nun, laß dich jung hängen, ſo wirſt du nicht alt! Dein Vater war auch zwölf Jahre älter, wie ich, und als er ſtarb, war er doch noch ein junger Burſche gegen mich. Wie alt iſt er denn? Wenn noch ein paar Jährchen um ſind, biſt du eine alte Jungfer.“

„Nein, Mutter,“ ſprach Mariechen darauf ruhig und feſt; „gebt den Gedanken auf. Ich kann einmal den tückiſchen, verſtockten Menſchen nicht leiden. Wer Niemanden ehrlich anſehen kann, taugt nichts. Er iſt ein Geizhals, ein Pfennigfuchſer. Für ſeine Frömmigkeit geb' ich keine Hand voll Kleie. Das gute Gewiſſen fehlt ihm. Gegen uns ſtellt er ſich wie ein Lamm, und iſt doch inwendig ein reißender Wolf. Ich hab' ihn einmal bös geſehen, da war er ein wahrer Teufel, und hätt' ich nicht abgewehrt, er hätte den Mann, der ihn beſchuldigt hatte, er habe gegen Recht gemaltert, mit dem Beile todtgeſchlagen. Ihr meint, er wär' ſo fromm? Wo geht er denn Nachts, wenn Alles ſchläft, hin? Meint Ihr, ich ſchliefe immer wie ein Sack? Geht jetzt an ſein Bett! Wenn er im Hauſe iſt, ſollt ihr mich nicht mehr als euer Kind anſehen. Nein, Mutter, lieber ſterben will ich, als ſeine Frau werden! Und zwingt Ihr mich, ſo ſag' ich am Altare noch nein, oder ſpringe gar in den Rhein, wenn ich nicht ins Kloſter gehe!“

Da ſchlug's auf der Stubenuhr Zwölf und die Mutter ſagte: „Wir wollen ſchlafen gehen!“ Zuvor nahm ſie das Licht, ging in Jacob's Kammer — und — das Bett war leer. Sie ging in die Mühle — er war nicht da. Gedankenvoll kam ſie wieder und legte ſich ſtill zu ihrem Kinde; aber ſie ſchlief nicht, und hörte, wie nach ein Uhr der Jacob leiſe die Treppe hinauf nach ſeiner Kammer ſchlich.

Mariechen hatte zwar keinen beſtimmten Argwohn ausgeſprochen, aber es heißt in dem Liede:

Ein Fünklein, das da fährt ins Stroh,
Kann leicht zur Flamme lohen;
Wo der Verdacht ins Herz ſich ſchleicht,
Da wächſt er ſchnell, da wächſt er leicht;
Der Glaube wankt, Vertrauen weicht,
Und Ruh' iſt dann entflohen!

So ſtand's bei der Müllerin. Das Fünklein war ins Stroh gefahren! Was mag nur das Kind mit dem „reißenden Wolfe“ gemeint haben? fragte ſie ſich, als ſie Nachts wach im Bett lag.

Zu fragen wagte ſie nicht, weil ſie die Sache lieber im Dunkel laſſen, als zu einer Gewißheit kommen wollte, die vielleicht alle ihre Hoffnung zu nichte machen konnte. Wie ſie aber ſo ſann und grübelte, kam ihr eine recht ungelegene Erinnerung. Vor einem halben Jahre war's, da ging ſie einmal Morgens nach Jacob's Kammer, der eben eiligſt in die Mühle gerufen worden war, weil ein Zahn am Kammrade gebrochen war, der ſchnell gemacht werden mußte. Sie trat hinein, weil ſie ſein Bett machen wollte. Sorgfältig hatte immer Jacob ſeine große eichene Kiſte verſchloſſen gehalten. Jetzt ſtand der Deckel auf. Er mußte in der Eile vergeſſen haben, ihn zu verſchließen. Das alte Sprüchlein:

Die Eva iſt noch nicht todt —

beſtätigte ſich auch bei ihr. Eine unbezwingliche Neugierde ergriff die Alte und leiſe trat ſie zur Kiſte. Da lagen allerlei Kleider, die ſie nie an dem Jacob geſehen; ſeine Kleider, wie ſie die Herrenleute tragen, und in der Ecke unten ſtand ein kleiner Sack voll Geld, ſo viel, wie ſie niemals geſehen. Sie ſchlug die Hände vor Verwunderung zuſammen. Ja, als ſie das Deckelchen der kleinen Nebenlade hob, da lagen darin drei Uhren, zwei ſilberne und eine von purem Gold, und etliche goldene Ringe. Gar gerne hätte ſie noch mehr geſehen, aber das Herz pochte ihr, wenn ſie dachte, der Jacob könne kommen. Sie deckte die Nebenlade wieder zu, und machte ſich aus dem Staube. Kaum war ſie auf dem Speicherchen, da ſprang er auch eilig die Treppe herauf, ſchloß ſeine Kiſte und lief ſchnell wieder hinunter.

Da ſaß ſie nun und ſimulirte, *) aber ſie ſimulirte Nichts heraus. Sollte der Jacob vornehmer Leute Kind ſein? dachte ſie. Er ſagt doch auch ſein Lebtage nichts über ſeine Herkunft! In Schwaben will er daheim ſein, aber die Schwaben reden ganz eine andere Sprache als er. Sie konnte zu Nichts kommen.

Abends wollte ſie ihn einmal auslunken, aber der Burſche

---

*) Rheiniſch für Nachdenken.

war glatt wie ein Aal. Er wich aus und ſagte endlich: Jungefrau, *) ich bin verteufelt ſchläfrig. Und ging in ſeine Kammer. Damit war's am Ende. Das fiel ihr jetzt ein. Sollte Marie drum wiſſen, wie's in der Kiſte ausſah? Sie ſchüttelte den Kopf. So junges Gelichter hat das Herz auf der Zunge, dachte ſie. Hätt' ſie was gewußt, ſo hätt' ſie gepappelt. Auf einmal ſchüttelte ſie ſich, weil ein Schauder durch ihre Gebeine rieſelte. Den Gedanken aber, der ihn hervorgebracht, unterdrückte ſie mit aller Macht. —

II.

Drunten in dem tiefen Thale
Steht ein Mühlchen arm und klein,
Wo der Bach ſich brauſend ſtürzet
Ueber mooſiges Geſtein;
Wo im tiefen Erlendunkel
Die Forelle horchend ſteht;
Wo der Abendwind ſo flüſternd
Durch die ſchlanken Wipfel geht.

Nicht weit von dem ſtolzen Felſen, auf welchem die neue Burg Rheinſtein thront, die ſonſt den Namen Vautsberg trug, mündet gegen den Rhein hin ein ſchmales, aber tiefes Thal, das in ſeinem Hintergrund allmählich anſteigend, ſich oben in demjenigen Theile des Soonwaldes verliert, der „Binger Wald“ genannt wird, weil er ſeit alten Zeiten ein Eigenthum der Stadt Bingen iſt. In dieſem hohen Forſte liegen die Quellen, welche einen Bach bilden, der das Thal durchrinnt und unter einem Bogen hindurch, über den die Heerſtraße weggeht, ſich in den Rhein ergießt. Wenn der im Walde ſich lange erhaltende Schnee abgeht, oder ſtarke Regen und Gewittergüſſe fallen, dann wird er wild und unbändig, ſtürzt ſich über das Mühlwehr wie ein Strom und fällt unter weithin hörbarem Rauſchen

---

*) Anrede des dienenden Perſonals an die Dienſtfrau in der Rheingegend.

in den Rhein; aber in den heißen Sommertagen ſchleicht er ſo leiſe murmelnd dahin, daß man denken ſollte, Friede ſei ſein Wiegenlied und ſein Schwanengeſang für immer.

Der Bach heißt: „der Morgenbach“ und das Thal trägt denſelben Namen. Die Maler von Düſſeldorf kennen's wohl, und es vergeht kaum ein Sommer, daß nicht etliche hier Studien machen, und ſie wiſſen ſchon warum. Wildere, groteskere Felspartien ſind weit und breit nicht. Schöner als hier windet ſich nirgends der Ephen darum und krönt ihre Zacken das hellgelbe Engelſüß. Saftiger und ſammtiger gibt's keine Raſen, als an dem plätſchernden Morgenbach. Jede Windung des engen Thales bietet ein neues eigenthümliches, immer aber wunderſam maleriſches Bild, und das friſche Grün junger Buchen mit dem dunkleren der Eichen und dem faſt ſchwarzen der Erlen, zwiſchen dem hier und dort die Silberpappel und die Eſpe herausblickt, bildet eine ſo liebliche Abwechſelung, daß das Auge nicht müde wird, ſich dran zu laben und der Pinſel — zu malen.

Gerade am Eingange dieſes ſtillen friedlichen Thales liegt die Mühle, die freilich nicht mehr die von 1716 iſt, wie denn auch die Müllersfamilien ſeit dem Zeitraume von mehr denn hundert und dreißig Jahren vielfach gewechſelt haben.

Damals war das Mühlchen, ehemals die Bannmühle von Bautsberg, höchſt unſcheinbar. Ein Strohdach, faſt bis zur Erde reichend, deckte die Wände von Fachwerk. Neben dem Mühlwerke, das ein kleines Waſſerrad trieb, war im untern Geſchoſſe nur ein Stübchen und eine kleine Küche. Im zweiten Geſchoſſe zwei Kammern und drüber das Speicherchen. Zwei Eſel reichten hin, die Kunden zu verſorgen. Aus zwei kleinen Fenſtern ſah man ins Thal, denn die breite Heerſtraße, die jetzt vorüberführt, war nicht gebaut, und der ſchmale Weg, Leinpfad für Schiffer und Halfen, war zugleich die Landſtraße und lief unmittelbar am Ufer des Rheines tief unter dem Mühlchen hin.

Damals war die Gegend eine ſehr verrufene, beſonders bei der nahen Clemenskirche. Selten zog Abends ein Reiſender die

Straße. Nur Noth und Muth mochten dazu antreiben, das Wagniß zu beſtehen; denn gar Mancher kam nicht weiter und ſein Stöhnen verhallte erſt, wenn die Wellen des Rheins ihn in ſeinen Fluthen begruben. Drüben in Aßmannshauſen vernahm man oft den Kampf auf Leben und Tod, den hier der frechen Raubmörder Schaar mit dem Reiſenden kämpften. Das Land gehörte dem Erzbisthum Mainz, und die Polizei mochte ſchlecht genug geübt worden ſein, ſonſt hätten ſolche Greuel nicht vorkommen können. Nicht leicht mochte aber auch eine Stelle zu ſolchen Angriffen gelegener ſein. Aus den leeren Fenſtern und Lücken Bautsbergs und Sonnecks ſah nur die Eule herab auf die Scenen, die das Menſchenherz erbeben machen. Die Clemenskirche war ſeit dem dreißigjährigen Kriege eine den Wetterſtürmen preisgegebene Ruine. Weit drunten lag Trechlingshauſen hinter dem Bergvorſprung, und bis Bingen hin ſtand außer dem auch ſehr entfernten Mühlchen am Morgenbache keine menſchliche Wohnung mehr. Nannte man die Clemenskirche, ſo durchrieſelte den Wanderer ein Schrecken; denn ſelbſt am Tage wurde er nicht ſelten angehalten, obwohl es zu ſchwereren Angriffen nicht kam, da man von Aßmannshauſen aus herüberſehen konnte. Nur unter dem Schleier der Nacht geht die Verworfenheit ihre blutigen Wege.

Ob die Müllerin an ſo etwas dachte, als ihr der Schauder über den Rücken herauflief? Wer könnte es ſagen, da ſie den Gedanken nicht ausſprach? Ob Mariechen ſo Schlimmes von Jacob glaubte? Kaum; ſonſt würde ſie nicht mit ihm unter einem Dache geblieben ſein.

In der Müllerin Seele war aber ein Stachel gedrungen. Am nächſten Sonntage ſagte ſie zu Mariechen: „Koche dem Jacob ſein Eſſen und ſtell' es ihm in die Ofenkachel, daß es warm bleibt. Wir zwei wollen heute bei der Baſe eſſen, die uns alle Sonntage quält, daß wir bei ihr bleiben ſollen. Du kannſt dann mit dem Jacobinchen den Mittag verplaudern und ich beſuche meine Gevatterin. Kannſt auch für Jede zwei Pfund gerollte Gerſte als Geſchenk mitnehmen, wir haben ja noch vorräthig, und morgen rollt der Jacob wieder, da kriegen wir den Molter.“

Niemand führte lieber einen Befehl aus, als Mariechen dieſen. Sie hatte in Trechlingshauſen ihre Freundinnen, ihre Geſpielinnen. Sie war ja dort in die Schule und ſpäter zu dem Paſtor beten gegangen, und in der Woche wurde ihr ſelten die Freude zu Theil, mit den Geſpielinnen verkehren zu können. Sie waren ja zu weit weg und hatten Arbeit wie ſie. Kaum hatte es in dem gegenüberliegenden Aßmannshauſen zum zweiten Mal geläutet, ſo ſtand Jacob's Eſſen in der Kachel und ſie ſchritt mit ihrer Mutter dem Rheine zu, die Landſtraße zu gewinnen.

Die Alte zitterte heftig als ſie an der Clemenskirche vorüberging, und Mariechen wurde nur von ihren ſüßen Träumereien abgehalten, es zu bemerken. Die Mutter ſchwieg weislich, ſchritt aber raſcher von dannen als ſie ſonſt pflegte, nahm ſich auch vor, frühe zurückzugehen.

Heute waren wieder Mariechen's Gedanken zu Rothgottes, neben dem dickbelaubten Nußbaum und was damit zuſammenhing. Sie ging, wie es der Tochter ziemt, vor den Augen der Mutter her, und dieſe ſuchte die Gedanken, welche ſie quälten, durch den Anblick der ſchlanken Mädchengeſtalt, die vor ihr ſo leicht dahin ſchritt, zu entfernen.

Nach der Kirche ſaßen ſie fröhlich bei der Baſe und die Mädchen plauderten heimlich am Ofen von Dingen, die nicht für jedes Ohr geeignet ſein mochten, denn ſie flüſterten gar leiſe und vertraulich. Mariechen war beſonders redſelig.

Man mochte es aber der Müllerin anſehen, ſie habe etwas auf dem Herzen; denn ſie ſprach heute weniger als ſonſt und um vieles zerſtreuter. Kaum hatte ſie gegeſſen, ſo gab ſie vor, ſie habe ein wichtiges Geſchäft für ihre Mühle wegen der Schatzung bei dem Schultheiß abzuthun und eilte dorthin.

Der Schultheiß war auch der Wirth im Ort und mit ſeiner Frau hatte die Müllerin, als ſie noch ein Mädchen war, einmal ein Kind gehoben, daher ſie Gevatterleute waren.

Da wurden ſie denn recht freundlich aufgenommen und mit einer Taſſe Kaffe bewirthet, der Anno 1716 ſich höchſtens in die

Häuſer der Schultheiße und Pfarrer auf den Dörfern eingeſchlichen hatte.

Als nun die Frauen bei einander ſaßen und der Schultheiß in der Wirthsſtube mit den Gäſten ein Spielchen „Kurtrieriſch“ für einen Schoppen machte, ſprach die Gevatterin vertraulich: „Nun, wird's denn bald mit deinem Mariechen und dem Jacob? Du haſt das doch ſchon lange vor?“

„Ja freilich,“ ſagte ſeufzend die Müllerin, „aber denke dir, das dumme Ding will ihn abſolut nicht.“

„Das Mädchen iſt geſcheidter, wie du,“ verſetzte die Schultheißin. „Ich ſage dir, ich möchte ihn nicht und — wenn wir Zwei auch allein auf der Welt wären, wie weiland Adam und Eva!“

„Ei, ſieh' 'mal — was haſt du denn gegen ihn?“ rief ſcheinbar gereizt die Müllerin. „Glaub's wohl, wenn er um dein Käthchen freite, du gäbſt ihm den Laufzettel; aber auf was will denn das arme Müllersmädchen hoffen? Es kommt kein Prinz und kein Graf, und ein tüchtiger Müller iſt nicht zu verachten.“

„Einen, wie den, kriegte ſie noch, wenn ſie auch ſonſt Keiner möchte,“ entgegnete die Wirthin. „Warum eilſt du denn ſo? Iſt das Kind etwa ſchon altersgrau? Iſt ſie nicht bildhübſch?“

„Darum nicht,“ ſagte die Müllerin; „aber ſiehſt du, der Jacob hat Vermögen, iſt Müller und Mühlarzt, und du ſelber ſagteſt, du habeſt nie beſſeres Mehl und gerollte Gerſte gehabt, als die, die er mahlt und rollt. Guck,“ fuhr ſie fort, „da hab ich dir auch ein Pröbchen mitgebracht.“

Die Schultheißin nahm's dankbar an und ſagte darauf: „Das iſt ſchon Alles recht gut; aber zwiſchen gutem Mahlen und Heirathen iſt ein großer Unterſchied. Wenn ich den Kerl ſo anſehe, überläuft's mich allemal. Sieht er nicht aus wie ein ausgeheckter Strauchmörder? Haſt du auch gehört, daß heute vor acht Tagen wieder eine Mordthat an der Clemenskirche verübt worden iſt? — Mein Mann hat einen Brief von Bingen gekriegt, der ihm befiehlt, den rothen Jörg und den Balthes im Auge zu behalten, weil man Verdacht auf ſie hat, daß ſie's gethan hätten. Die haben allen

Potentaten gedient, und mit denen geht der Jacob um! Sie ſitzen allemal bei einander. Sind ſie allein, ſo reden ſie eine Sprache, die der Teufel verſteht. Sie ſpielen immer Landsknecht oder würfeln nach Soldatenart und um vieles Geld. Letzthin ſind ſie einmal ſtreitig geworden. Da hat dein Jacob den rothen Jörg bei der Kehle gefaßt, daß er ſchier erſtickt iſt. Da rief der: Willſt du mir's machen, wie dem Juden? Brich mir nur das Maul nicht auf! Und obgleich der Jacob vorher noch ſchäumte vor Wuth, ſo war er doch auf dieſe Worte wie ein Lamm. Ich that, als ſchliefe ich, als der Jacob an dieſe Thüre kam, um zu ſehen, ob's Niemand im Nebenſtübchen gehört hätte."

Der Müllerin ſträubten ſich die Haare zu Berge. Sie ſchwieg eine lange Weile und ſeufzte dann, weil ſie ſich erinnerte, daß ſie von dem Jacob hundert Gulden geliehen hatte, und er darauf pochte, um Mariechen's Hand zu erhalten. Sie hatte von dem Gelde dem Mädchen auch nichts geſagt, weil ſie durch die Heirath mit Jacob des Zurückbezahlens wäre überhoben worden. Jetzt fiel ihr das wie eine Zentnerlaſt auf die Seele, zumal ſie ſelber zu Mariechen geſagt, das Mühlchen ſei ſchuldenfrei.

„Du wirſt doch nicht glauben, der Jacob ſei ein Mörder?" fragte ſie endlich, und das Entſetzen, das ſich ihrer bemeiſtert hatte, ſchien der Schultheißin mit dieſer Frage in Verbindung zu ſtehen.

„Ich weiß es nicht," ſagte ſie kurz.

„Ach, du lieber Gott," rief die Müllerin, „der Jacob iſt der frommſte Menſch von der Welt, der …"

„Bleib mir damit vom Leibe," fiel ihr die Gevatterin ins Wort. „Oft ſind gerade die eifrigen Kirchenläufer und Roſenkranzbeter die allerſchlimmſten, die's dick hinter den Ohren haben."

Zum großen Bedauern der Müllerin kam der Schultheiß herein und ſetzte ſich zu ihnen. Die Frauen ließen ihr vertrauliches Geſpräch ſogleich fallen, und der Schultheiß ſuchte einen andern Stoff, der ihn mehr anſprach. Die Müllerin brach jedoch bald auf und lud nun den Schultheiß und ſeine Frau aufs dringendſte ein, doch auch einmal in der Mühle vorzuſprechen; wenn ſie auch keinen Kaffe habe, ſagte ſie, der zu armen Müllersleuten nicht komme, ſo wolle ſie doch einen Aepfelkuchen backen, der auch nicht zu verachten ſei, denn ſie habe noch Grünäpfel vom vorigen Jahre, die ſo friſch ſeien, als kämen ſie eben von dem Apfelbaume hinter der Mühle. Das komme daher, verſetzte ſie, weil ſie ſo etwas zu Rathe zu halten wiſſe, und ihr Keller ſei ganz unübertrefflich, weil er ganz im Felſen liege; auch könne ſie ein Glas Aepfelwein vorſetzen, der freilich kein Riesling ſei, aber ſich doch trinken laſſe. Sie ſollten's einmal probiren.

Die Gevattersleute verſprachen zu kommen, und nachdem ſich die Müllerin vielmal bedankt für die ſchöne Aufwartung, ging ſie wieder nach dem Hauſe der Baſe, um Mariechen abzurufen, da es ſchon vier Uhr geſchlagen.

Die Mädchen wurden da recht unangenehm geſtört. Mariechen hatte ihr Abentheuer in Nothgottes zum erſten Mal dem lieben Jacobinchen erzählt, und ſo lebendig erzählt, daß ein ſcharfes Mädchenauge, wie das Jacobinchen's, ſchnell herausfand, daß der junge Student oder Kaufmann, ſie wußte ja nicht, was er eigentlich war, recht tief in dem Herzen Mariechen's ſaß, und daß ſie das Bild jener Stunde gar oft vor ihre Seele zurückrufe.

Sie hatte Mariechen zwar geſagt, es ſei gar nicht gut, daß ſie ſich in den ſchönen Menſchen ſo in Gedanken hineinverliebe, da ſie doch ihr Lebtag ihn nicht wiederſehe, aber es that ihr hintennach leid, denn es waren ein Paar helle Thränen in Mariechen's Auge ſichtbar geworden. Dennoch wollte ſie ihr noch Manches darüber ſagen, aber die Mutter kam, und der Heimweg wurde angetreten unter Stimmungen, die weit unangenehmer waren, als die auf dem Herwege. In beider Herzen lag ein ſcharfer Stachel.

III.

Es fliegt ein Engelein über das Land,
Das ſtreuet Blumen mit ſeiner Hand,
Und ſchmücket die Flur, die Wieſe, den Wald;
Und überall grünet's und blühet's bald —
Da iſt der Frühling gekommen.

Lied.

Der Hanf war aufgeſponnen, als ungewöhnlich frühe der Frühling in das Rheinthal und auch in das der Mergenbach einzog.

Es war an einem ſonnenlichten Sonntage gegen das Ende des März, als die Reihe an Mariechen war, zu Hauſe zu bleiben und der Jacob mit der Mutter nach der Kirche ging. Er hatte in der Mühle noch vorher aufgeſchüttet und ein halbes Malter Korn in drei Stümmel abgetheilt, damit Mariechen, wenn es ſchelle, ohne Mühe aufſchütten könne. Der erfahrene Müllersburſche wußte, daß er zurück ſei, wenn das noch lange nicht gemahlen ſein würde.

Sie gingen ſtille nebeneinander hin. Als aber die Mühle weit genug im Rücken lag, hob der Jacob an, ſich zu räuſpern, was er jedesmal that, wenn er eine längere Rede halten wollte, da er in der Regel ſehr einſylbig zu ſein pflegte.

Der Müllerin wurde es unheimlich, denn ſie kannte das Kapitel ſchon im voraus, das jetzt verhandelt werden ſollte, und ſie ſann auf Das, was ſie ihm ſagen wollte, ohne doch eigentlich damit ſo weit ins Klare gekommen zu ſein, als es nöthig war. Jacob hatte lange geſchwiegen. Jetzt drängte ihn ſeine Leidenſchaft für das ſchöne Mädchen, und der Wunſch nach Gewißheit, zum Worte. „Es ſind," hob er endlich an, als ſchon die Burg Bautsberg nahe war, „nun drei bis vier Wochen wieder in das Land gegangen, und ich weiß noch nichts, was mir Gewißheit geben könnte. Ihr, Jungefrau, ſchweigt ſtockmäuschenſtille, und das Mariechen ſieht Euch an, wie die Spatzen den Butzemann, der in den Erbſen ſteht. Soll's nichts werden, ſo ſagt's klar heraus, gebt mir Lohn und

Geld und ich gehe heim nach Schwaben, und ſuche das Mariechen zu vergeſſen, ſo gut es gehen mag!“

„Mit der Sache,“ verſetzte die Alte, „die ſo wichtig iſt, ſoll man nicht die Treppe herunterſtürzen. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht! Hat's denn ſo Eile?“

„Ei, ich denk', ich hab' lang genug herumgelöffelt,“ ſagte Jacob, „um nun einmal ans Ende zu kommen. Ich ſteh' halt in den Jahren, wo man ſeinen feſten Sitz ſehen möchte, und auch ſollte. Drüben zu Tiefenbach bei Simmern, iſt die Mühle feil, die kauf' ich mir dann und wir ſind geſchiedene Leute. Eine Frau krieg' ich auch noch in der Welt und am Narrenſeile will ich mich nicht mehr lange führen laſſen.“

Man mochte es dem Ton anhören, daß es ihm, wie man am Rheine ſagt, wurmte, daß man ihn ſo in die Länge hinhielt. „Das glaub' ich recht gerne,“ ſagte die Müllerin, „aber mein Kind iſt noch gar jung, und da will's noch nicht recht einwilligen.“

„Was Jugend?“ rief Jacob. „Sie hat abgezahnt, und mit achtzehn Jahren iſt den Kinderſchuhen das Quartier längſt niedergetreten. Sagt's mir rund heraus, ſie hat Etwas gegen mich!“

„Was fällt Euch ein, Jacob?“ rief die Alte. „Wenn ſie irgend etwas gegen Euch hätte, ſo wär's etwa Das, daß Ihr gar manche Nacht nicht zu Hauſe ſeid und wegſchleicht, wenn Ihr glaubt, wir ſchliefen.“

Der Alten war über der Rede der Kamm gewachſen, daß ſie ſo ohne Hehl herausreden konnte. Sie waren nun gegen Bautsberg über, und blieben ſtehen.

Dieſe Bemerkung hatte den Jacob der Art betroffen gemacht, daß er, weiß wie Kreide und völlig ſtarr, ſtehen blieb und mit offenem Mund und ſtieren Blicken die Müllerin anſah. Endlich brachte er ſtotternd heraus: „Wer ſagt das?“

„Ihr hört's ja,“ fiel, kecker werdend, die Alte ein, „ich ſag' es!“

„Ihr ſeid belogen, Jungefrau! Es iſt eine Verleumdung!“

„Wißt Ihr noch, Jacob,“ ſagte ſie, „an dem und dem Tage nach Schmeiß waret Ihr wieder fort; wartet einmal, ich glaub', es war an dem Tag, als an der Clemenskirche —"

„Donner!" ſchrie Jacob auf einmal mit brüllender Stimme, „Ihr werdet am Ende mir nachſagen, ich hätte Theil an dem Verbrechen, das dort begangen wurde?"

„Daran hat meine Seele nicht gedacht," ſagte die Alte, der es kalt über den Rücken lief; „aber wie kommt Ihr darauf? Damals waret Ihr ſchlafen gegangen, aber als ich nachſah, weil ich nicht wußte, wie's mit der Mühle ſtand, war Euer Bett völlig unberührt und Ihr fort. Daß dies Ausgehen und die Geſellſchaft, die Ihr in Trechlingshauſen habt, Euer Spiel und dergleichen Euch bei Marie keinen Stein ins Brett ſetzt, könnt Ihr an Euren Fingern abzählen. Ich hab' ihr ſehr zugeſetzt, aber ſie will nicht."

„So iſt's gut," ſagte er grimmig. „Gebt mir mein Geld noch heute, und ich gehe noch heute fort."

„Das kann ich nicht, Jacob" ſagte die Alte, „aber ich will ſehen, daß ich's bald bezahle. Uebrigens glaub' ich, daß ſich das Alles gibt, wenn Ihr Das, was ihr ſoviel Anſtoß gibt, laſſet."

Er gab keine Antwort und ging ſtumm und trotzig vor ihr weg, und ſo raſch, daß er ſie weit hinter ſich ließ. Er brummelte immer halblaut vor ſich hin, das konnte ſie hören.

Aber der Alten wurde es ſo bange, ſo unheimlich, daß ſie's gar nicht aushalten konnte. Wo ſollte ſie das Geld herkriegen? Und ſchied er im Zorne, ſo mußte ſie es bezahlen, da war keine Rettung. In ihrem Schmerze beachtete ſie es gar nicht, daß ſie an der Clemenskirche vorüberging, wo ſie allemal ein Kreuz zu ſchlagen pflegte und ein Ave betete. Das Alles vergaß ſie. Aus alle dem Simuliren fand ſie endlich ſo viel heraus, daß ſie zu dem Schultheiß gehen, und den um die hundert Gulden bitten wollte, denn nun war's ab mit der Heirath, das ſah ſie ein.

Sie that das nach der Kirche, allein zu ihrem Schrecken ſagte der Schultheiß, er könne im Augenblick nicht helfen, und noch troſtloſer kehrte ſie heim, wo Jacob bereits war. Mürriſch ſaß er bei Tiſche da und aß kaum halb ſo viel, als ſonſt. Aerger und Grimm drückte ſich in ſeinen Mienen aus.

Als er aufſtand, fragte Mariechen: „Jacob, bleibt Ihr heute Mittag daheim? ich möchte ins Dorf gehen.“

Er bejahte die Frage und ging ins Thal hinauf ſpazieren.

Mariechen änderte indeſſen ihre Geſinnung, da die Mutter Beſuch von einer guten Freundin von Aßmannshauſen bekam, und blieb in ihrer Kammer, wo ſie mancherlei an ihren Kleidern poſſelte. Sie hörte Jacob in die Kammer nebenan gehen und hielt ſich ſtille.

Gegen vier Uhr Mittags pfiff es unten. Sie lugte durch die blinden Scheiben ihres Fenſterleins, und ſah unten den rothen Jörg ſtehen.

Als Jacob öffnete, flüſterte er: „Sind wir ſicher?“

„Ja,“ ſagte Jacob halblaut. „Die Alte hat Beſuch und das Mädchen iſt fort.“

„Kommſt du heut Abend?“ fragte Jörg.

„Wozu?“

„Es gibt einen guten Fang!“

„Ich mag nicht!“

„Ei, ſeit wann biſt du denn ſo körſch? *) Oder iſt's Blödigkeit?“ höhnte der unten.

„Ich mag nicht!“ verſetzte mit Unwillen Jacob.

„Denke dir,“ ſagte Jörg, „es kommt ein Weinhändler von Mainz, der geſtern in den vier Thälern Wein kaufte. Er hat einen Sack voll Geld. Sollen wir den Vogel fliegen laſſen?“

„Woher weißt du ſo gewiß, daß er kommt?“

„Weil ich's gehört habe, als er es ſagte, er müſſe heute noch nach Bingen, weil er morgen in Rüdesheim Wein kaufen wolle.“

„Macht's allein ab!“ ſagte Jacob.

„Willſt du wirklich nicht?“ rief lauter, Jörg. „Iſt dir's bange? Oder willſt du frei ausgehen? He! hat dir die Alte Flöhe ins Ohr geſetzt? Ich ſage dir, du kommſt oder es geht dir nicht

---

*) Körſch, küreriſch, wähleriſch, eigenwillig.

gut! Willſt du theilen, mußt du auch möpſen *) helfen. Heute ſteckt Alles im Wirthshaus und kein Menſch denkt, daß etwas geſchehen könne. Ich fahre mit dem Balthes nach Aßmannshauſen und ſetze bei Vautsberg über, und einer hält Wache auf der Burg, wo man weit ausſchauet, ſo lang' es hell iſt. In der Clemenskirche erwart' ich dich! Hörſt du! Kommſt du nicht, ſo iſt's aus, und ich halte das Maul nicht mehr länger! — Dann wird mir die Straf' erlaſſen und du und Balthes — du weißt ſchon!“ — Er ging.

Jacob ſchlug das Fenſter zu und rannte in dem Kämmerchen auf und ab wie ein Beſeſſener. Endlich ging er hinab und ſchlug bald darauf die Hausthüre zu.

Mariechen ſaß da wie eine Bildſäule. Das Entſetzen hatte ſie faſt ihrer Beſinnung geraubt. Alſo ein Mörder, ein Räuber war der Menſch, mit dem ihre Mutter ſie zuſammenkuppeln wollte! Und heute noch ſollte ein Menſch hingemordet werden? Sie wollte aufſtehen und hinuntergehen, aber ſie konnte nicht von der Stelle. Wirre Gedanken jagten ſich in ihrem Kopfe. Was ſollte ſie thun, den Menſchen zu retten? Nach Trechlingshauſen laufen? Das ging nicht, denn die Mörder mußten ſie ſehen, wenn ſie vorüberlief. Durch die Berge und Hecken auf Umwegen hinkommen, das ging nicht, denn die Büſche waren ohne Laub und verbargen nicht. Das Raſſeln im dürren Laube mußte ſie ja auch dem Verräther in die Hände liefern, der auf Vautsberg Wache hielt. Im Dunkeln war's vollends lebensgefährlich. Und doch ſtand's feſt, den Menſchen mußte ſie retten! In der Angſt ihrer Seele warf ſie ſich vor dem zinnernen Cruzifix nieder, das an ihrem Weihwaſſerkeſſelchen hing, und betete mit großer Inbrunſt und lange um Hilfe und rechten Weg.

Allmählich begann's zu dämmern. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden, und er kam auch zu Stande, und mit dem gefaßten Entſchluſſe wurde ihre Seele ruhig und freudig.

Sie ging hinab und ſagte ihrer Mutter, ſie wolle mit der guten Freundin nach Aßmannshauſen fahren und die Nacht drüben

---

*) Möpſen, todtſchlagen.

bleiben. Dagegen hatte ſie nichts einzuwenden und Mariechen fuhr mit hinüber. Die Frau hatte zwei wackere Söhne, auf die ſie ihr Vertrauen ſetzte. Indeſſen kam noch ein anderer Gedanke während der Fahrt. Kaum aus dem Kahne geſtiegen, lief ſie zum Paſtor und offenbarte ihm Alles, was ſie gehört, und beſchwor ihn, ihr zu helfen, daß ein Menſchenleben gerettet werde.

Der Paſtor ließ ſogleich den Schultheiß rufen und ſetzte ihn in Kenntniß von Allem. Dieſer ließ ſich von Mariechen noch einmal die Geſchichte erzählen und ſagte dann: „Gottlob, daß wir einmal eine Spur haben, um den Strauchmördern an den Leib zu kommen! Meinen Plan, Herr Paſtor, will ich Ihnen ſagen. Sobald es dunkel iſt, fahre ich mit zehn bis zwölf geſunden Burſchen nach Trechlingshauſen und paſſe dem Kaufmann auf. Kommt er, ſo begleiten wir ihn in einiger Entfernung, und ſo muß es gelingen, der Hacke den rechten Stiel zu finden.“

Er lief fort, das nöthige zu beſorgen, und als die Dämmerung ſich auf das Thal und den Rhein gelegt hatte, glitt ein Kahn faſt unhörbar von Aßmannshauſen den Rhein hinab, und in dem Kahne ſaßen zwölf Burſche mit dem Schultheißen und Mariechen, die um keinen Preis zurückbleiben wollte.

Die in der Clemenskirche verſteckten drei Genoſſen des ſchrecklichen Plans ahnten nichts von dem, was vorging, ſo wenig als der Reiter, der ſorglos und ſich auf ſein Pferd und ſeine Piſtolen verlaſſend, die ſcharf geladen waren, in die Nacht hineinritt. Mit den Aßmannshäuſern vereinigte ſich der Schultheiß von Trechlingshauſen und eine Anzahl braver Männer. Vier derſelben gingen voraus, um ſich jenſeit der Kirche zu verſtecken und den Mördern den Weg zu verlegen, wenn ſie zu entfliehen gedachten. Sie trugen Bündel und plauderten laut von ihrem guten Verdienſte, welchen ihnen der Nachtgang nach Bingen brächte. Die Verſteckten hörten das und blieben ruhig, obwohl ſie der Gedanke beängſtigte, der Reiſende könne bald kommen und die Leute ſein Schreien hören. Als es aber ſtille blieb, wurden ſie wieder ruhig, mit Ausnahme Jacob's, der gar nicht begreifen konnte, wo das Mariechen ſo lange bliebe. Er hatte ſcharf den Weg beobachtet, wo er ſie, die ſonſt ſtets frühe heimging, noch nicht vorübergehen geſehen.

Der Reiſende war indeſſen nach Trechlingshauſen gekommen und bei dem Schultheißen eingekehrt. Mit Erſtaunen ſah er hier die Bewaffneten und erſchrack nicht wenig, als man ihm mittheilte, was ihm bevorgeſtanden.

Es war ein junger Mann von blühendem Ausſehen. War er auch Anfangs recht erſchrocken, als er von dem Mordanfalle hörte, der auf ihn ſollte gemacht werden, ſo kehrte doch bald ſein beſonnener Muth zurück.

„Laßt mich ruhig fortreiten,“ ſagte er, „ich habe zwei gute Piſtolen, und folget ihr mir leiſe nach. Ich werde laut ſingen, damit man euer Gehen nicht höre, und damit die Spitzbuben mich auch ordentlich hören.“

Auf einmal fühlte er, daß Einer das Pferd beim Zügel faßte. Das Thier bäumte ſich und ein wohlgezielter Schuß ſtreckte den nieder, der das Pferd hielt; aber ehe die Helfer naheten, empfing der Reiter einen Schlag an den Kopf, daß er beſinnungslos vom Pferde ſtürzte. In demſelben Augenblicke aber waren auch die beiden Mörder ergriffen. Nicht ohne Mühe wurde eine Laterne angezündet, und erſt jetzt waren die beiden Schultheiße im Stand, Alles zu überſchauen. Jacob lag todt an der Erde. Die Kugel hatte ihn gerade in der Stirne getroffen. Die beiden Anderen waren der rothe Jörg und Balthes. Erſt jetzt aber bemerkte man, daß der Reiſende blutend an der Erde lag und mit einem Fuße noch im Bügel hing. Hätte nicht einer der Burſchen das Pferd gefaßt, ſo würde es ihn noch weit geſchleift haben.

Schnell hob man ihn auf; aber er war bleich und das Blut rann ihm vom Kopfe nieder.

Während die Aßmannshäuſer die Raubmörder feſſelten, trugen ihn die Anderen nach der Morgenbacher Mühle, wohin auch der Leichnam Jacob's gebracht wurde.

Todesſchrecken ergriff die alte Müllerin, als der Trupp nahete und ſie erfuhr, was geſchehen war. Jacob's Leiche wurde in ſeine

Kammer gelegt, welche der Schultheiß bewachen ließ. Mit dem Pferde des Verwundeten war ein Burſche nach Bingen gejagt, um den Arzt zu holen und dem Gerichte die Geſchichte anzuzeigen.

Mariechen war ſogleich nach der Landung zu ihrer Baſe geeilt und hatte dort in Angſt und Gebet die Stunden verlebt, bis ſie den Ausgang vernahm. Dieſer erſchütterte ſie heftig, und die Nacht, welche ſie im Hauſe ihrer Baſe verlebte, war eine der ſchwerſten ihres Lebens. Kaum graute der Morgen, ſo eilte ſie der Mutter zu Hülfe.

Wie fand ſie aber den Zuſtand der Mühle verändert! In der Stube lag unter den Händen des Arztes der Verwundete, der irre redete und die Binden von ſeinem Kopf immer abreißen wollte. In der Kammer ſaß das Gericht und vernahm die Zeugen. Die ganze Mühle war voller Menſchen.

Kaum war ſie eingetreten, als ſie ebenfalls vor den Richter gefordert wurde. Alles, was ſie gehört und was ſie an dem Tage erlebt und gethan, erzählte ſie getreulich; ſowie auch, daß Jacob oft ganze Nächte außer dem Hauſe geweſen.

Schon jetzt lagen die Gründe des ſchwerſten Verdachtes bei dem Verbrechen, bei dem er auf friſcher That ſeinen Tod gefunden hatte; denn das Geld, die Kleidungsſtücke, an denen überall noch Blutflecken ſich befanden, die Uhren und Ringe — Alles deutete auf eine Reihe ähnlicher Verbrechen wie das letzte.

Auf inſtändiges Bitten der Wittwe und ihrer Tochter wurde die Leiche des Mörders ſammt ſeiner Kiſte und ſeinen übrigen Habſeligkeiten nach Trechlingshauſen gebracht, wohin ſich das Gericht begab, um die anderen Theilnehmer zu verhören. Dieſe leugneten wohl, aber des Amtmannes Fragen verwickelten ſie ſo in Widerſprüche, daß am Morgen des Tages noch ihre Geſtändniſſe zahlreiche Verbrechen an den Tag brachten, an denen Jacob Theil genommen und deren Schauplatz die Clemenskirche geweſen war. Sie wurden nach Mainz gebracht und gegen Oſtern dort gehängt, Jacob aber noch an demſelben Tage eingeſcharrt.

Der Kranke mußte in der Mühle bleiben, weil ſein Zuſtand ſehr bedenklich war. Der Arzt wich nicht von ihm Tag und Nacht. Erſt nach vier Tagen erklärte er ihn außer Gefahr, aber der ſorglichſten Pflege bedürftig. Dieſe übten Mutter und Tochter aus.

Als Mariechen ihn zum erſten Mal erblickte, hätte ſie faſt laut aufgeſchrieen, denn — ſie erkannte auf den erſten Blick Den, der ſie in Rothgottes aus der Kirche getragen. Er ſchlummerte und ſah ſie nicht; aber als er erwachte, ſah er ſie lange Zeit an, gleichſam als ſuche er in ſeinem Gedächtniß nach Ort und Zeit, wo er das theure Bild geſehen, das hier ſo freundlich vor ihn hintrat wie ein ſchöner Traum. Ob er's gefunden? — Er lächelte mild und reichte ihr die matte Hand, denn zum Sprechen fühlte er ſich zu ſchwach.

Nun wich Mariechen nicht mehr von ſeinem Bett. „Ich muß ihm vergelten, was er an mir that,“ ſagte ſie zu ſich, und Das, was als tieferer Beweggrund aus den geheimſten Falten des Herzens heraus ſie antrieb, das kannte ſie ja ſelber nicht, oder geſtand es ſich doch nicht.

Der Arzt kam oft und freute ſich der treuen Pflege, die ſein Leidender hatte. Jetzt erſt bat der Kranke ſelber den Arzt, ſeiner alten Mutter in Mainz Alles genau zu berichten, und ihr zu ſagen, daß ſie ſelbſt ihn nicht beſſer pflegen könne, als es hier geſchehe.

Als aber der Brief die Mutter erreichte, ließ die Mutterliebe ſie nicht ruhen. Sie kam ſelber, um den theuern Sohn pflegen zu helfen. Da ſah ſie denn, wie das Mädchen Tag und Nacht ſorgte und wachte, und wie wahr das ſei, was der Doctor geſchrieben.

Eins beunruhigte die Mutter doch. Es fiel ihr nicht ſchwer zu beobachten, wie des Sohnes Blicke dem Mädchen folgten, wie ſie auf der Thüre ruhten, durch die ſie eintreten mußte, und wie ſie leuchteten, wenn ſie nun kam. Ja, er erzählte ihr eines Tages, das ſei das Mädchen, das er in Rothgottes am Wallfahrtstag aus dem Gedränge getragen, wie er ihr damals erzählt habe. — Und damals ſchon ſprach aus des Jünglings Worten eine Begeiſterung, die einen tiefern Grund zu haben ſchien, als ein augenblickliches Wohlgefallen. Indeſſen hoffte ſie, die Entfernung, ſobald er geneſen, werde ihn auch innerlich heilen.

Darin aber hatte ſich die ſtolze Mainzerin denn doch verrechnet. Die unverwüſtete Jugendkraft ihres Sohnes half mehr zu ſeiner Geneſung, als die ärztliche Kunſt. Schon nach vier Wochen, in der Hütte der Armuth zugebracht, konnte er ausgehen, und dies that er gerne, wenn ihn Mariechen in das herrliche Thal der Morgenbach begleitete.

Dieſe Spaziergänge waren für das ungekünſtelte Naturkind die ſeligſten Stunden; denn daß er ihre ganze Seele einnahm, war Jedem klar, der ſie in ſeiner Nähe ſah.

Einſt kehrten ſie an einem Nachmittage zurück, und der junge Mann führte Mariechen an ſeiner Hand. In ihren Zügen lag die reinſte Wonne glücklicher Liebe.

„Mutter," ſagte der junge Walter, „ich muß dir ein Bekenntniß ablegen, das dir aber kaum mehr fremd ſein kann. Ich liebe Mariechen. Sie hat mir das Leben gerettet und durch ihre Pflege erhalten. Ein reineres Herz gibt's nicht. Gib uns deinen Segen!" Die Mutter wendete gar vieles ein. Sie wies darauf hin, daß Mariechen ſo arm ſei.

„Hat uns nicht Gott geſegnet?" fragte er.

Sie meinte: „Mariechen paſſe nicht in die Stadt."

„O," lachte Walter, „ein ſo klarer Verſtand findet ſich ſchneller in Das, was du Stadt nennſt, als du es vermutheſt!"

Sie meinte endlich: „Ihre Familie würde doch großen Anſtoß daran nehmen!"

„Weißt du was, Mutter," fiel ihr ſchnell der Sohn in die Rede, „ſo werde ich Müller und bleibe hier bis an mein Lebensende. Nur mit ihr will ich leben. Ohne deinen Segen wird ſie mein liebes Weib nicht, das hat ſie mir heute geſagt; aber ich werde, wenn du ihn verſagſt, ehelos bleiben und nie glücklich werden können. Willſt du Das? O vergiß nicht, daß du dem Mädchen das Leben deines Sohnes dankſt!"

Das wirkte, und ehe der Abend kam, ſegneten ſie die beiden

Mutter, und das glücklichſte Paar umſchloß das Mühlchen in der Morgenbach.

Wie ſtaunten die Mädchen in Trechlingshauſen, als am Sonntage darauf das Paar aufgerufen wurde! — Und welch ein Jubel war am Tage der Hochzeit in dem Mühlchen!

Mit Einſtimmung der Müllerin wurde das Mühlchen verkauft, und die hundert Gulden, die ſie dem Jacob ſchuldete, deſſen Herkunft man nie erfuhr, wurden mit Bewilligung des Gerichtes zu einem Armenkapital der Kirche zu Trechlingshauſen geſchenkt, wo Walter eine Seelenmeſſe für Jacob ſtiftete.

Die ſchönen Töchter des goldenen Mainz, welche anfangs die Näschen rümpften, meinten indeſſen bald, der junge Walter habe eine ganz allerliebſte Frau, und es ſei zum Verwundern, wie ſchnell ſich die Müllerin aus der Morgenbacher Mühle die Sitte und feine Art der Stadt angeeignet, ohne die natürliche Demuth, die ſie ſo wunderſchön kleide, abgelegt zu haben. Die Mutter aber war ſtolz auf die bewunderte Schwiegertochter, und der junge Walter ſagte vieltauſendmal: Die Wallfahrt nach Nothgottes habe ihm das Glück ſeines Lebens gebracht, und im Morgenbacher Mühlchen ſei ihm ein Frühling aufgegangen, deſſen Blüthen unvergänglich ſeien.

Im Glück ihrer Kinder lebte die alte Müllerin auf, die, obwohl ſie den Sitten ihres Standes treu blieb, ſich dennoch unendlich glücklich in dem Haus ihres Schwiegerſohnes fühlte, wo man ſie achtete und ehrte.

Wenn aber das herzſelige Weib bei dem geliebten Gatten ſaß, und er ſie küßte, ſagte er immer: „Warum zürneſt du mir jetzt nicht, wie damals unter dem alten Nußbaume zu Nothgottes?“

Und ihre Antwort war die ächt rheiniſche: „Du Wüſter!“ aber ſie lächelte dabei ſo ſelig, daß man leicht errathen konnte, es ſei ihr auch damals mit dem Zürnen kein rechter Ernſt geweſen.

Der Apoſtelhof.

Eine Geſchichte aus der Vorzeit Bacharachs.

I. Die Willkommsnacht.

Ein reicher Quellenſchatz für die vaterländiſche, vorzüglich für die Sondergeſchichte einzelner Städte und Gegenden liegt noch ungehoben in den handſchriftlichen Nachrichten und Chroniken, welche einzelne Inſaſſen in ungeſchminkter Wahrhaftigkeit und kindlicher Einfalt und Treue niedergeſchrieben haben. Viele derſelben verdienten es, an das Licht gezogen zu werden, weil ſie treue Spiegel der Sitten und Denkweiſe ihrer Zeit ſind, und die Begebenheiten, die die Verfaſſer erlebt oder aus dem Munde der Väter vernommen, in einer ſo lebensvollen Weiſe darſtellen, daß ſie mit wunderbarer Macht anzieht. Es iſt freilich ſchwer, ihnen beizukommen, denn ſie werden von den Familien, welche ſie ererbt haben, wie ein Schatz gehütet, und es iſt ein ſeltner Fall, und ſetzt eine genaue Bekanntſchaft und einen hohen Grad von Vertrauen voraus, wenn man ihrer theilhaftig werden ſoll.

Die früheſten Kinderjahre brachten den, der einer ſolchen Chronik folgend die Begebenheiten erzählt, welche ſich an den Apoſtelhof in Bacharach knüpfen, in die dunkeln Mauern dieſes Städtchens am Rheine. Wenn er auch nicht da geboren wurde, ſo heften ſich doch ſeine ſüßeſten Jugenderinnerungen an dieſen Ort, deſſen romantiſche Lage, geſchichtlichen Denkmale und altehrwürdige Bauwerke ihn mehr als einem theuer und werth machen. Wo man ſeine Kinderſpiele geſpielt, ſeine Jugendträume geträumt, dahin wandert der Gedanke wachend und im Traume gern zurück, wenn auch das ſpätere Leben uns weit weg davon das Gebiet des Wirkens angewieſen hat.

Frühe ſchon war es des Erzählers Liebhaberei, die Geſchichten ſeiner Vaterſtadt, die der Zeiten Laune und des Glückes Ungunſt von der Höhe des Glanzes und der Macht in Unbedeutendheit und

Verarmung ſchonungslos hinabſtieß, zu ergründen. Dazu rieſen ihn die Ruinen einer großartigen Vergangenheit auf. Saß doch der Knabe gern an den Folianten, die des Vaters Bücherſammlung enthielt, oder die er ſich aus andern der Art zu verſchaffen wußte, und folgte den Spuren der theuren Stadt in den Irrgängen geſchichtlicher Ereigniſſe; lauſchte er doch den Erzählungen der Greiſe mit angehaltenem Athem, wenn ſie Ereigniſſe, auf ſie bezüglich, erzählten, und einzelne bedeutſame Züge mittheilten; ſaß er doch ſo gern in den Ruinen und ließ an ſeinem inneren Auge ihre Geſchicke vorübergehen.

Unter dieſen Greiſen war ein alter, vielbeleſener Schneidermeiſter, der, des Knaben abſonderlicher Freund und Gönner, ihm die Geſchichten der Geſchlechter vorführte mit einer Genauigkeit und Kunſt der Darſtellung, daß er wie bezaubert am Sorgenſtuhle des Siebzigjährigen ſaß und horchte und erfragte. Durch ſeine Vermittelung kamen zwei handſchriftliche Chroniken in ſeine Hand, jene der Gotteshäuschen und die des Apoſtelhofes. Letztere war von einem Kürſchnermeiſter Namens Sebaſtian Fabian verfaßt, der neben dem Apoſtelhof wohnte und die früheren Geſchicke dieſes merkwürdigen Gebäudes zwar kurz, die der Jahre 1700 bis 1712 aber mit ſeltener Ausführlichkeit beſchrieben; auch die Kunſt des Zeichnens kundig, eine gar ſchöne Federzeichnung des Gebäudes erhielt, die um ſo werthvoller iſt, als ein unſeliges Ereigniß auch die letzte Spur deſſelben vertilgt hat, ſo daß nur der Name und die Räumlichkeit ſich erhalten hat.

Daß der Erzähler ſie ſich abſchrieb, rechnet er ſich zu einem beſondern Verdienſt an, weil das Original, wie ſpätere Erkundigungen auswieſen, untergegangen iſt. Sie iſt ein wahrer Schatz für ihn geblieben. So hat er denn in dem Nachfolgenden ſich treu von dem alten, vielgereiſten Kürſchnermeiſter leiten laſſen, und er wird in Dankbarkeit und Pietät es ſich nicht verſagen können, hin und wieder ſeinen biedern Gewährsmann redend anzuführen, wo gerade ſein Wort beſondere Bedeutung hat.

Anno 1708 war ein Winter, der, wie Sebaſtian Fabian mit dem rheiniſchen Kunſtausdrucke ſehr bezeichnend ſich ausdrückt: „ſich gewaſchen hatte.“ Er war der heftigſte ſeines und unſeres Jahrhunderts, obwohl letzteres dato noch ein und fünfzig Jahre bis zu ſeinem Abſchluſſe nöthig hat. Es iſt genugſam bekannt, wie entſetzlich die Kälte dieſes Winters war, und die Chronik Fabian's weiß davon grauſige Einzelheiten zu berichten.

Früh im October 1708 fiel ein ungeheurer Schnee und blieb liegen, bis die Aprilſonne des Jahres 1709 ihn wegleckte. Die Kälte ſtieg bis zu unerhörter Höhe. Der Rhein lag in den Feſſeln des Eiſes bis in den April des folgenden Jahres. Die Thiere des Feldes und Waldes ſtarben vor Hunger hin, und waren, von dieſer Gewalt getrieben, ſelbſt furchtlos zu den Menſchenwohnungen gekommen, Vögel ſtürzten todt aus der Luft, Felſen, durch die ſich ein Quell hindurchgeſickert, borſten und ſtürzten herab in die Thäler. Am Tag und in der Nacht that es in Wäldern und Feldern Schläge, als ob eine Feldſchlange abgefeuert würde, und doch waren es nur Bäume, die zerborſten von der Wurzel bis in die Krone. Kein Tag verging, wo nicht Menſchen erfroren. Hunger und Elend war eine Folge dieſer Noth, und die Menſchenliebe, wo ſie ſich fand, hatte ein reiches Gebiet ihres ſegnenden Waltens. Die Weinſtöcke erfroren bis zur Schneelinie, und an Stellen, wo die Mittagsſonne den Schnee nach und nach wegleckte, bis in die Wurzel hinab.

In Bacharach war auch eine rechte Noth, und Meiſter Fabian ſagt: „Selbſt die Patres Kapuziner im Kloſter am Zoll, ſo vom Terminiren lebten, waren nahe daran, zu fühlen, wie das Hungerleiden thät, obwohlen ſie wie fleißige Ameiſen ihren Bettelſack ungefüllt niemals in das Pförtlein trugen, und mehr Speck hatten, als andere ehrliche Leute Schwarten und Knochen.“

In Summa, es war ein Winter, wie ſeit Menſchen Gedenken keiner geweſen.

Es war in einer Decembernacht im Anfange dieſes Monats jenes ſchrecklichen Jahres, als unſern von der Mitternacht ein einſamer Reiſender den Weg am Ufer des Rheines gen Bacharach wanderte. Die Nacht war von einer wunderbaren Helle. Kein Wölkchen ſchwamm an dem tiefblauen Himmel, von dem der Vollmond und die vieltauſend Sterne herabſahen und im Bunde mit der weißen Schneedecke des Landes die Nacht zur Tageshelle umwandelten.

Die Sterne glitzerten und funkelten ſo helle, daß man meinen konnte, ihrer ſeien noch vieltauſend mehr am Himmel, als ohnehin ſchon in dem blauen Meere ſchwammen.

Vom Rheine her klang nicht jenes heimliche Plätſchern und ahnungstiefe Rauſchen, das in ſtillen Nächten ſo eigenthümlich die Seele ergreift und der Einbildungskraft jene anmuthigen Mährchenbilder von ſpielenden und badenden Nixen und ihren goldenen Locken und reizenden Gliedern zuführt, vielmehr drangen eigenthümliche Schläge zu des Wanderers Ohr und erſchreckten ihn weidlich; dann wieder knallte es in den Bergen, daß ſich ſeine Haare ſträubten. Jene Schläge kamen von dem ſich ſenkenden und daher berſtenden Eiſe, und jenes Knallen war die Kunde von berſtenden Wallnußbäumen, die den Abhang der Berge bekleideten. Der Wanderer betete mehr als ein Ave und Paternoſter in ſeiner Seelenangſt, und wenn es dann wieder ſo lautlos ſtille wurde, hörte er ſeine eigenen Tritte im krachenden Schnee widerhallen und ſah ängſtlich um ſich, weil es ihm oftmals ſchien, als folge ihm Einer nach in unheimlicher Abſicht. Mehr als jemals erkannte er die Wahrheit des Sprüchleins: Die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Sah's vielleicht auch im Gewiſſen nicht ſauber aus?

Der Anblick des in dieſen Gegenden ſo wunderherrlichen Rheinthales war nicht im Mindeſten anziehend, ſondern hatte etwas ſo Schauerliches, Oedes und Wildes, daß der Wanderer Nichts mehr erſehnte, als die Zutrauen gebende Nähe menſchlicher Wohnſtätten, und doch ſchien es, als ſolle er Bacharach gar nicht erreichen, und oft war es ihm zu Muth, als ſei er von unheimlichen Mächten in dieſe ſtarren Felſen, in dieſe lebenloſe Winteröde hineingebannt, und drehe ſich nur im Kreiſe, da müde ankommend, wo er vor langem ausgegangen.

Dieſe offenbare Täuſchung kam aber daher, daß die vielen Windungen des Rheines, das Vor- und Wiederzurücktreten der Bergſtöcke allerdings eine Gleichförmigkeit hervorbringen, die immer wiederkehrt, zumal im Winter und unter ſolchen Umſtänden und in der hellen Mondnacht. Wohin das Auge blickte, da waltete das Erſtarren, der Tod. Kein lebendiges Weſen, nicht einmal eine Eule oder ein Schuhu, der doch in dieſen Felſen, beſonders unter der Vogtswieſe und am Kreuzſteine ſich aufzuhalten pflegt, ließ ſich ſehen oder hören. Nur ein dumpfes Rauſchen, vom Waſſer herrührend, das ſich unter der Eisdecke durcharbeitete, und jenes bereits erwähnte Krachen und Knallen ſtörte die winterliche und nächtliche Todtenſtille. Kein Menſchengemüth, auch wenn es frei von dem Aberglauben geweſen wäre, der in jenen Tagen noch eine Herrſchaft ausübte, die keine beſſere Einſicht in ihrer legitimen Erblichkeit wankend gemacht, hätte ſich eines bänglichen Gepreßtſeins erwehren können. Unſer Wanderer gehörte nicht zu den ſtarken Geiſtern, darum war es ihm unter dem Bruſtlatz nicht ſo fröhlich wie am Kirchweihtage. Wohin er ſchaute, da glitzerte der Schnee im Mond- und Sternenlichte. Die ſchwarzen, an und für ſich grotesken Schieferfelſen traten in ihren oft fratzenhaften Bildungen um ſo ſchärfer hervor, je greller ihre Linien ſich auf dem weißen Schneefeld abheben. Das flimmernde Mond- und Sternenlicht lieh ihnen eine gewiſſe Bewegung, welche der bildneriſchen Einbildungskraft neuen Stoff zum Entſetzen für das Herz zuführte. Bald ſchienen es entſetzliche Menſchengeſtalten im rieſigſten Maßſtabe, bald fratzenhafte Thiergeſtalten, je nachdem der Standpunkt des Wanderers ihnen gegenüber ſich änderte.

Der Rhein war ein wild durcheinandergeſchobenes Eismeer, das bald ſpitzige Zacken, bald hügelartige Erhöhungen in wildeſter Bildung zeigte, und zwiſchen dieſen unregelmäßigen, vom Eisgeſchiebe gebildeten Geſtaltungen erglänzten weite, ebene Spiegel, die das ſideriſche Licht wunderbar zurückwarfen. Es waren dies die ſogenannten „Letten,“ Stellen, wo das Eisgeſchiebe die klare Waſſerfläche teichartig freigelaſſen. Eine dicke Spiegeleisfläche hatte ſich darüber gebildet, die, durchſichtig, unten das Waſſer erblicken ließ, aber den kecken Rheinländer nicht abhielt, mit beflügeltem Fuße die Luſt des Schleifens oder Schlittſchuhlaufens über der grauenvollen verderbendrohenden Tiefe zu genießen. Vom Mondlichte beſchienen, boten ſie in dieſer Nacht einen magiſchen Anblick, der bei geringerem Kältegrade zu längerem Beſchauen geeignet geweſen wäre, wenn anders Luſt dazu vorhanden war. Alle dieſe Erſcheinungen übten auf den Wanderer eben keine andere, als eine innerlich aufregende, ſeinen Gang beſchleunigende Wirkung aus. Und doch konnte er es ſich nicht verhehlen, daß ſeine Kräfte abnahmen, daß eine Entkräftung und zum Schlafe hinziehende Ermüdung ſich mehr und mehr ſeiner bemeiſterte. Es waren ſchon Momente eingetreten, wo er, wie benebelt, zu taumeln begann; aber der Tod des Erfrierens trat dann wieder mit aller Schreckensmacht vor ſeine Seele, daß er die letzten Kräfte aufbot, um die Stadt zu erreichen, die ja unmöglich mehr ferne ſein konnte.

Jetzt bog er um eine ſcharfvorſpringende Felsecke und vor ihm lagen die ſchwarzen Umriſſe der Thürme der alten Hanſagenoſſin, Bacharach. Einen Augenblick hielt er an, aber dann griff er mit neuen Kräften, weil neuen Hoffnungen, ſtärker aus, während ſein Auge ſehnſüchtig auf der Stadt ruhte.

Aus der weißen Oede, an die ſein Blick ſich faſt gewöhnt hatte, traten die ſchwarzen Thürme und Mauerlinien der Stadt, durch die eigenthümliche Beleuchtung rieſig vergrößert, in ſcharfen Umriſſen hervor.

Thurm ſchien ſich an Thurm zu reihen, dort dem Rheinufer entlang, hier an den Bergſeiten hinauf, bis zu den Reſten Stahlecks, wo einſt Hohenſtaufen gewandelt, Guelfen geherrſcht, Kurfürſten geweilt, Pfalzgrafen geboten hatten; und aus allen dieſen Thürmen ſchaute der ſpitze Thurm der Pfarrkirche herauf wie ein Rieſe, wie ein gottgeweihter Herrſcher unter den weltlichen, dachlos gewordenen Machthabern von ehedem.

Der Wanderer blickte nur flüchtig auf dieſe Anziehungspunkte hin, um ſie ſchnell wieder aus ſeinem Auge ſchwinden zu laſſen.

Nur einer von ihnen zog ihn an. Es war der Zehnthorthurm, der das Thor umſchloß und überwachte; aus deſſen Mitte das rothſchimmernde Licht des Thürmers ihn beſonders anſprach, weil es das erſte Zeichen menſchlicher Nähe war, die er ſo ſehr erſehnte. Mit mächtigeren Schritten erreichte er das Thor. Er konnte eben noch mit ſeinem Knotenſtock an daſſelbe ſchlagen und: „Hella Wächter!“ rufen, ehe ſeine Ueberſpannung einer tödtlichen Abſpannung wich, und er faſt bewußtlos, ſeiner aber nicht mehr im mindeſten mächtig, vor dem Thore in den Schnee ſank.

Obwohl in der Zerſtörung des Jahres 1689 die Franzoſen alle wirkliche Wehrhaftigkeit der Stadt zertrümmert hatten und das ſtädtiſche Aerarium die Kräfte nicht mehr gewann, die niedergeworfenen Mauern und die gebrochenen Thürme wieder aufzurichten, ſo war doch der Stadtrath nicht mehr geneigt, den letzten Reſt ſeiner Freiheit und Selbſtbeſchützung aufzugeben. Sebaſtian Fabian, der Chroniſt, berichtet hierüber: „Es war faſt ſehr lächerlich von den Männern des Raths, daß ſie die Stadtthore allnächtlich ſchloſſen, maßen am Kühlberg und am Spitzenthurm die Mauer mehr denn dreißig Schritte Länge, völlig niederlag, gen Steeg aber bis zum Schloſſe hinauf faſt gar wenig Mauer mehr ſtand und man in die Stadt konnte, wo und wie man wollte. Wenn man keinen Rock hat, ſoll man auch keinen Lappen an ſich hängen, ſintemal man der Leute Geſpötte wird.“

Trotz dieſer nüchternen Anſicht der Dinge unſeres Chroniſten hielt doch der Rath noch an dem letzten Fetzen der einſtigen Größe der Stadt. Wenn auch den Thürmen die Bedachung fehlte, ſo hatte doch des Thürmers Stübchen ſein neues Schieferdach; obwohl Mond- und Sternenlicht, Käuzlein, Fledermaus und Sperber nach Belieben durch die Fenſterluken oben aus und ein konnten, ſo war der Durchgang bei Nacht doch dem Menſchen verwehrt. Ein mächtiges eiſenbeſchlagenes Bohlenthor mit zwei Flügeln, und hinter demſelben ein Fallgitter mit eiſernen Spitzen wehrte den Aus- und Eingang nach freiem Belieben und ſetzte etwaiger Vermeſſenheit ein Ziel.

Der Thürmer Zinkgräf, ein verdorbener Schuſter und beſonderer Freund des vaterländiſchen Weins, in deſſen Ermangelung auch des aus den Hefen des Weines, „Druſen“ genannt, bereiteten Branntweines, würde ohne Zweifel in den Armen des ſüßeſten vom „Duſel“ bereiteten Schlafes gelegen haben um die Stunde der Mitternacht, hätte ihm nicht ein Kapuziner einen höchſt ärgerlichen Streich geſpielt und ſeinen Schlaf verſcheucht.

An ſeinem Fenſterlein auslugend, hatte er ihn herbeiſchleichen ſehen. Aus beſonderer Liebe zu Pater Florian, dem der an Geſtalt glich, eilte er herab und öffnete; aber ſiehe, es war keine Kapuzinerſeele mehr zu entdecken. Die Geſtalt war rein verſchwunden. Das würde jeden Anderen wenig erſchüttert haben; allein eine getäuſchte Hoffnung iſt allezeit unangenehm. Zinkgräf wußte aus Erfahrung, daß Pater Florian, der eifrigſte Terminirer des Kloſters, nie wanderte, ohne eine anſehnliche Branntweinflaſche in ſeiner Kapuze zu bergen. Auch war er mittheilſamen Gemüthes. Zinkgräf hatte auf ein Extraſchlücklein gezählt, und ſah ſich nun bitter getäuſcht. Als er nirgends eine Spur des Kapuziners erblickte, wurde es ihm „ſchuckerlich.“ Das konnte mit rechten Dingen kaum zugehen. Der Teufel ſchlüpft auch bisweilen in eine Kutte!“ Eilig flog das Thor zu und Zinkgräf die Holzſtiege hinauf, hinter ſein Oefchen, wo er „Alle gute Geiſter ꝛc.“ betete.

Der Schlaf war weg, aber gar ſchreckhafte Gedanken blieben da. Als der Schlag ans Thor geſchah und das Hollah! ſein Ohr erreichte, fuhr er ein wenig zuſammen; allein die Hoffnung des Schlückleins wurde wieder wach.

„Das iſt doch der Pater Florian!“ rief er, und das Gitter ächzte in ſeinen trockenen Fugen aufwärts; er ſelbſt ſtieg mit ſeiner Laterne trotz der Helle der Nacht, mit heller Stimme ein „Schelmenlied“ ſingend, um die Furcht zu ſcheuchen, herab.

Dennoch würde dies weniger raſch erfolgt ſein, wenn nicht gerade der Nachtwächter, Michel Pelzer, am Hauſe des Zolleinnehmers Vogel, ganz in der Nähe Mitternacht geblaſen hätte.

Als der Wächter unten angelangt war, rief er: „Bſt! Michel, komm' 'mal her!“

Der Gerufene, in einem dicken Mantel, eine Pelzmütze auf den Ohren, mächtige Fauſthandſchuhe an den Händen, einen Knotenſtock von erheblicher Dicke führend, und nun gahrten die Thorflügel auf.

Welch ein Schrecken! Da lag ein Menſch ſtarr und ſteif im Schnee!

„Donner!“ rief Zinkgräf ärgerlich, „es iſt doch der vermaledeite Kapuziner nicht.“ — Aber ohne langes Beſinnen faßten Beide den Menſchen und ſchleppten ihn die Thurmtreppe hinauf, in des Thürmers warmes Stübchen.

„Todt kann er nicht ſein,“ ſagte Zinkgräf; „denn es ſind noch keine fünf Minuten, da klopfte er und rief mir zu, und ich hätte darauf geſchworen, es ſei der Pater Florian.“

Michel Pelzer ſagte: „Laß uns raſch reiben, ſonſt iſt's aus mit ihm. Die Kälte dieſer Nacht iſt mörderlich. Die derben Verſuche der handfeſten Sicherheitsmänner der guten Stadt Bacharach, den Bewußtloſen ins Leben zu rufen, begannen, und waren, der Zartheit nicht gerade verdächtig, um ſo wirkſamer. Der Wanderer ſchlug bald das Auge auf, und ein Schluck Branntwein brachte ihn vollends zu ſich.

„Wärmt Euch,“ ſagte Zinkgräf das Feuer ſchürend, und reichte ihm das Fläſchchen dar. „Da holt Euch Lebenskraft! Sie trügt Euch nicht, wie mich der Kapuziner.“ Zu Michel Pelzer ſich wendend, ſagte er dann: „Eine verdammte Nacht heute! Erſt ein geſpenſtiger Kapuziner, dann ein halberſtarrter Kerl, von dem kein Menſch ſagen kann, woher und wohin?“

„Was faſelſt du von dem Kapuziner?“ fragte Michel, der Nachtwächter, mit beſonderer Theilnahme.

Zinkgräf erzählte das Abentheuer.

„Alle Peſt!“ rief Michel, „es iſt wohl eine vermaledeite Nacht! Das Todtenvögelein ruft: Komm' mit, komm' mit; die Dachfahnen gahren; das Eis auf dem Rheine kracht und der Kapuziner iſt in die Stadt gekommen, Gott weiß wie, und ſteht leibhaftig an der Ecke der Bauersgaſſe, wie ein ſteinernes Bild. Hab's mit meinen leiblichen Augen geſehen!“

Während Zinkgräf ſich zu dem Wiederinslebengerufenen wandte, verſank Michel Pelzer in ein ſtummes Hinbrüten. Sollte es eine Liſt des Spitzbuben ſein? ſagte er dann halblaut zu ſich. Er ſchien den Gedanken nach allen Richtungen zu beleuchten, und, als er endlich ins Klare gekommen, ſprang er auf.

„Ich muß fort, Zinkgräf,“ ſagte er, „denn ich habe noch die Untergaſſe hin zu blaſen, und ich glaube, es gibt noch etwas dieſe Nacht. Wart's 'mal ab!“

„So kannſt du dir ein Trinkgeld von dem Herrn da verdienen, wenn du ihn mitnimmſt ins „goldene Rad.“ Er hat mir eben geſagt, er ſei der neue Zehntſchreiber für den Apoſtelhof und wolle im „Rad“ ſchlafen, weil's zur Einkehr im Apoſtelhof zu ſpät ſei, und er die Leute dort nicht mehr ſtören wolle.

Michel maaß ſeinen Mann mit ſcharfem Blick, und ſagte dann: „So machet fort und kommet!“

Der junge Mann drückte dem Thürmer ein Trinkgeld in die Hand, und Beide verließen das warme Stübchen, um wieder in die eiſige Luft hinauszutreten.

Unten angekommen, fragte Michel Pelzer: „Wie heißet Ihr denn, Herr Zehntſchreiber?“

„Anſelm Köhler,“ entgegnete der Gefragte kurz.

„Wo ſeid Ihr denn zu Hauſe?“

„In Köln.“

„Ei der Blitz, da müßt Ihr ja wohl auch die ſchönen Stücklein von Eurem Amtsvorgänger kennen, dem ſiebenmal vermaledeiten Finkenſted?“

„Mein hochwürdiger, geiſtlicher Herr Oheim hat mir davon erzählt,“ ſagte Anſelm Köhler, und, hätte Michel in ſein Angeſicht ſchauen können, er würde einer Miene begegnet ſein, die es klar ausſprach, daß er nur ſehr ungerne von dieſem Punkte redete, und daß er ihn irgendwie unangenehm berühre.

Das bemerkte indeß der tiefeingemummte Wächter nicht, und fuhr fort: „Ja, Herr Anſelm, das iſt eine ausgeheckte Spitzbubennatur. Treibt ſich jetzt hier herum; aber ehe ihn der Teufel holt, erwiſch' ich ihn noch, um ihm den Weg nach dem Niederthal zu zeigen, das heißt, an den Galgen; denn da drüben im Niederthal iſt die Grenze zwiſchen Kurpfalz und Kurmainz, und gerade auf den Grenzfelſen hat jeder der beiden Potentaten ſeinen Galgen aufgebaut, zur Warnung für Gauner und Räuber, wie der Finkenſteck einer iſt."

So oft der Wächter dieſen Namen nannte, war es, als habe den Anſelm Köhler eine Natter geſtochen.

„Ihr ſeid," fuhr der Unermüdliche fort, „von Oberweſel in dieſer Nacht gekommen. Da mögt Ihr Gott danken, daß der Finkenſteck, wahrſcheinlich als Kapuziner verkleidet, in die Stadt geſtiegen iſt, ſonſt hätte er Euch das Lebenslichtlein am Weſeler Grün ausgeblaſen. Dort ſind ſeit vierzehn Tagen vier Menſchen ermordet worden. Hier hat er im Apoſtelhof ſchon einen Einbruch verſucht. In Weſel hat er Helfershelfer, daran iſt kein Zweifel, und der Kehlabſchneider iſt Finkenſteck."

„Ihr ſagt das ja mit voller Gewißheit," bemerkte mit unſicherer Stimme Köhler.

„Meint Ihr," fuhr Michel fort, „ich ſagte etwas ohne Grund und Handhabe? Da ſeid Ihr ſchief gewickelt von Eurer Mutter. Hab' ich einmal die Fährte, ſo geht mir das Wild nicht mehr durch. Droben am Apoſtelhof ſtand ein Kapuziner und ein Schatten ſuchte an den Häuſern der Obergaſſe hin, daß es mir unheimlich wurde, zumal ein paar Katzen jämmerlich da herumheulten, und das iſt allemal ein ſchlimmes Zeichen."

„Iſt's Euch bange?" fragte Anſelm, um ihn vielleicht auf ein weniger unangenehmes Kapitel überzuleiten.

„Bange?" fragte Michel. „Donnerwetter, Herr Zehntſchreiber, die Frage dürfte ein Anderer nicht thun! Vier Potentaten hab' ich im Kriege gedient, und trage noch zwei Kugeln im Leibe mit mir herum, die mich abſcheulich zwicken, wenn ſich das Wetter mauſert; nein, bange nicht. Gegen Fleiſch und Blut ſtehe ich meinen Mann; aber es gibt unheimliche Dinge genug in der Welt, wo der Soldatenmuth nicht ausreicht. Gegen Geſpenſter kämpft unſer einer umſonſt. Doch halt! hier muß ich blaſen."

Sie hatten unter dieſem Geſpräche die Untergaſſe, durch die Fleiſchgaſſe herabſchreitend, erreicht, und Michel blies die zwölfte Stunde, obwohl ſie vorüber war.

Als ſie wieder fortſchritten, nahm der redſelige Michel das Geſpräch wieder auf.

„Glaubt mir, Herr Anſelm,“ ſagte er, „unſer einer, der wachen muß, wenn andre ſchlafen, ſieht Dinge, von denen Ihr Euch nichts träumen laſſet. Die Mitternacht iſt eine arge Stunde. Da thun ſich die Gräber auf, und Alle, die etwas Arges peccirt haben, müſſen dann heraus und wandeln. Die Hölle öffnet ihre Thore und läßt Geſpenſter, Währwölfe und dergleichen Hausrath von des Teufels Großmutter heraus, die dann die Menſchen plagen und ängſtigen in allerhand Geſtalten und Weiſen. In meinen Kriegsläuften, auf Wachen und Poſten hab' ich Manches erlebt, was ich nie vergeſſen werde, und hunderte meiner Kameraden, Gott tröſte ſie, wo ſie liegen, im Bett oder im Grabe, geſehen haben. Was aber den Kapuziner und den Schatten am Apoſtelhof betrifft, ſo mein' ich, obwohl es da „nicht juſt iſt,“ er müſſe Fleiſch und Blut haben und Finkenſtock heißen.“

„Wer war denn der Burſche, und wie kommt er jetzt wieder hierher?“ fragte Anſelm, um ſich doch genauer über die Lage der Sachen mit dieſem ihm nicht unbekannten Menſchen zu orientiren.

„Wartet ein bischen,“ ſagte Michel, „hier ſind wir am Marktthor, hier muß ich blaſen.“

Wieder that der Alte ſeine Pflicht, während Anſelm vom Froſte geſchüttelt wurde. „Ich ſehe, Ihr friert tüchtig,“ nahm Michel das Wort wieder. „Seid zufrieden, nur noch einmal blaſ' ich an der Krahnengaſſe, dann iſt's alle und wir ſind gleich am „goldenen Rade.“ Doch, um wieder auf den Finkenſtock zu kommen, er iſt ein lieb Seelchen, Herr, Sacré! Carracho! Marembede! ein lieb Seelchen! Wenn je ein Höllenbrand in einer Menſchenhaut ſteckte, ſo war der's. War mit allen Hunden gehetzt, hatte böſe Milch getrunken, und war im Apoſtelhof in der beſten Schule. Hi, hi, hi! Doch was mich nicht brennt, das blas ich nicht. Man ſagt, er komme von Zeit zu Zeit, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, dem alten Rath über den Hals und laſſe ſeinem Geldſack zur Ader, oder hebe Zinſen von dem Kapital, das man: „das Maul halten“ heißt. Mir iſt's recht; aber der Bub' iſt aller Ränke voll, ſtellt nicht bloß dem Gelde nach; in Mainz war er ein Falſchmünzer, in Frankfurt ein Dieb, in Koblenz ein Mörder! In allen drei Orten hat er geſeſſen; aber es gibt keine Mauer, die ihm zu hoch und zu dick; keine Kette, die ihm zu feſt iſt. Er kann „Blaupfeifen.“ Er bläſt ein Schloß an und — es iſt offen.“

„Was heißt denn das Blaupfeifen?“ fragte Anſelm, der ſichtlich zitterte.

„Was ihr friert! Nun, hier an der Krahnengaſſe blaſ' ich noch einmal, dann ſind wir ſchnell an Ort und Stelle.“

Er blies.

Als ſie wieder die lange Untergaſſe hinſchritten, hob er an: „Blaupfeifen, Herr, iſt eine Kunſt, die der Teufel ſeine Lieblinge lehrt. So einer kann ſich unſichtbar machen, wann er will; iſt ihm eine Mauer zu dick — ſo pfeift er — und das Loch iſt da; keine Feſſel iſt ihm zu feſt, er pfeift und ſie fällt ab, wie ein dürres Blatt vom Baume, wie der Staub von einer Lederbüchſe, wenn man ſie ſchüttelt.“

Ohne Zweifel würde Michel Pelzer dieſe diaboliſche Kunſt noch mit einer Menge Einzelnheiten belegt haben, wäre nicht in der Nähe des ſogenannten Spurgäßchens eine ſchwarze Katze über den Weg gelaufen. Mit dem entſetzenvollen Ausruf: „Jeßmarjoſep!“ ſprang er auf die Seite, und hätte, wäre nicht die Mauer des nächſten Hauſes ſein Halt geworden, ſeinen Gefährten in den Schnee geſtreckt.

„Was Teufels fällt Euch ein?“ rief, über den unfeinen Ruck, den er bekommen, aufgebracht, der neue Zehntſchreiber.

„Verzeiht,“ ſagte Michel tiefaufathmend; „aber ſaht Ihr denn die ſchwarze Katze nicht, die hier mit tellergroßen Feueraugen vorüberſprang? Wenn das nicht die alte Annlieſe, die Wetterhexe war, ſo will ich nicht Michel Pelzer heißen!“

„Schämt Euch doch der Ammenmährlein!“ rief Anſelm zornig aus, „und ſorgt, daß ich endlich unter Obdach komme!“

Da ſtand Michel ſtockſtille vor ihm. „Donnerwetter!“ rief er zornig aus und hob ſeinen Knotenſtock: „wäret Ihr nicht der Zehntſchreiber, und mir nicht von meinem guten Kameraden, dem Zinkgräf, auf die Seele gebunden, ich wollte Euch das Ammenmährlein blitzblau auf den Rücken ſchreiben! Vier Potentaten hab' ich mit Ehren gedient, und zwei Kugeln in meinem Fleiſch, aber Ammenmährlein hab' ich nie geglaubt. Ihr ſeid ein Milchbart gegen mich, drum verzeih' ich Euch die Naſeweisheit. Mir ſind, hol' mich dieſer und der, ſchon vor vierzig Jahren die Milchzähne ausgefallen, und wenn ihr nicht ſcheel ſeid, wie meines Nachbars, des Nagelſchmieds, Hund, der das Rad dreht, ſo müßt Ihr's an meinen Narben ſehen, daß ich kein feiger Ofenhocker geweſen bin.“

Anſelm, der es mit dem ehrlichen Menſchen nicht verderben wollte, faßte ſeine Hand, die in dem Fauſthandſchuhe von Katzenpelz ſteckte, und ſagte begütigend: „Meiſter Michel Pelzer, nehmt mir das Wort nicht übel, das mir ſo herausfuhr. Ich wollte Euch nicht kränken.“ Michel gehörte zu den gutmüthigen Menſchen, die leicht aufbrauſen, aber ebenſo leicht wieder zu beruhigen ſind. Der Friede war um ſo ſchneller hergeſtellt, als ſie ganz nahe an der hohen Steintreppe des Wirthshauſes zum goldenen Rad angelangt waren.

Michel trommelte den Wirth heraus, und als Anſelm ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte, ſagte er: „Nichts für ungut, Herr Zehntſchreiber! Ich denke, wir werden noch gute Freunde. Ich werde Euch wohl noch manchmal des Nachts auf dem Heimweg aus dem Rade begegnen. Verlaßt Euch allezeit auf mich und es ſoll Euch kein Haar gekrümmt werden. Auch ſollt Ihr erfahren, daß Michel Pelzer Courage im Leibe hat, wenn's gegen Fleiſch und Blut geht. Nun gute Nacht! Schluckt Euer Warmbier und legt Euch aufs Ohr ins warme Federbett. Ich armer Teufel muß bis drei Uhr noch in den Straßen umherwandern, und Gott weiß, was mir noch blüht. Gute Nacht!“

Mit dieſen Worten ſchied er und Anſelm Köhler trat in die Wirthsſtube des goldenen Rades, die noch leidlich warm war. Bald praſſelte indeſſen ein loderndes Feuer im Ofen, und in kurzer Zeit ſtand ein glühendes und ſchäumendes Warmbier vor ihm auf dem Tiſch am Ofen, das die faſt erſtarrten Glieder wohlthätig erwärmte.

Auch in ſeiner Schlafſtube wurde eingewärmt, und ehe eine Stunde verging, verſchwand ſeine Geſtalt hinter einer berghohen Federdecke, wo ihn bald eine belebende Wärme durchdrang.

An Schlaf war nicht zu denken, denn der Name Finkenſtock klang immer in ſeinen Ohren, und die Reihen von Vorſtellungen und Gedanken, die ſich daran knüpften, ſcheuchte den Schlaf; als aber endlich dennoch die Ermüdung über die innere Aufregung den Sieg davon trug, wob der Traum die Bilder regellos und toll in einander, welche die Seele beängſtigt hatten. Immer wilder wurden dieſe Bilder. Er ſah ſich in einem Kerker mit Finkenſtock, der ihn teufliſch höhnte; er hörte das Urtheil ſprechen; er ſah den Stab brechen über ſich, und die Vorſtellung, die Michel's Wort von den beiden Galgen im Niederthale bei ihm geweckt, trat in den Vordergrund. Jenſeit der ſchmalen Thalſchlucht ſah er Finkenſtock am Galgen hangen und dieſſeit am andern ſich ſelbſt. Der Strick ſchnürte ihm die Gurgel zu, und er zappelte und rang, ſich los zu machen — als —

Doch wir müſſen Michel Pelzer zuerſt auf ſeinem Berufswege folgen.

Während der Zehntſchreiber in die ſchwellenden Pfühle des hochaufbauſchenden Federbettes ſank, war der ehrliche Michel die Zollgaſſe hinaufgegangen, um ſich durch die Obergaſſe an den Apoſtelhof zu ſchleichen, weil ihm eine dunkle Ahnung ſagte, jener Kapuziner, der für Zinkgräf verſchwunden war, den er aber in der Bauersgaſſe hatte ſtehen ſehen, ſei eine Kriegsliſt Finkenſtock's, der irgend wieder in den Apoſtelhof einbrechen wolle.

Es war eine runde Wahrheit, was Michel zu Anſelm geſagt: daß er nämlich vor Fleiſch und Blut nicht, wohl aber vor den unheimlichen Mächten der Finſterniß einen Schrecken habe und Aengſte. Der berüchtigte Finkenſtock war erſt vor etwa vier Wochen von der Bergſeite her in den Apoſtelhof eingebrochen, war aber durch das Dazwiſchenkommen Michel Pelzer's daran gehindert worden, ſich zu holen was ihm gelüſtete.

Die beiſpielloſe Frechheit dieſes Gauners, der mit ſeinen Genoſſen die Gegend unſicher machte, ließ es erwarten, daß er jenen Verſuch in anderer Weiſe erneuern wollte, und erneuern würde.

Wenn ihn nun auch nicht das Pflichtgefühl getrieben hätte, ſo würde Michel Pelzer einen Sporn, den Gauner zu fangen, in dem Preiſe gefunden haben, den ſowohl Kurmainz, als Kurpfalz auf ſeinen Kopf geſetzt hatten. Deßhalb war er ihm auf der Ferſe, wie die Bracke dem Haſen. Ueberdies ſchlug Michel die Ehre hoch an, da die Landdragoner umſonſt bis jetzt auf ihn gefahndet hatten. War er ihm das letzte Mal durchgebrannt, ſo ſchwur er, daß ihn diesmal ſelbſt das Blaupfeifen nicht aus ſeinen Fäuſten befreien ſolle.

Zwei Mordthaten, die am Weſeler Grün vorgefallen, die Beraubung reiſender Handelsleute am Kreuzſtein und einige Einbrüche in anliegenden Mühlen in dem Oberamte Simmern ließen auf eine Bande ſchließen, deren Oberhaupt Finkenſtock war. Solch Unweſen begünſtigte die Zerriſſenheit des Gebietes. Kam man doch innerhalb weniger Stunden in vier Herren Länder, und ein Schritt jenſeit der Landesgrenze war ein Aſyl für den Verbrecher, da die ohnehin lahme Polizei ihn nicht verfolgen durfte, ohne beſondere Ermächtigung. Die bunte Harlekinsjacke des höchſtſeligen deutſchen Reiches bot Schlupfwinkel in Hülle und Fülle, und das goldene Zeitalter aller Spitzbuben und Räuber liegt in den letzten Zeiten ſeines ſiechen Daſeins. Fiel doch das heilloſe Treiben des Schinderhannes und ſeiner Bande in dem Rheinlande noch zum Theil in die letzten Athemzüge dieſes ſchon halbtodten Leibes, und konnte nur ſo fröhlich gedeihen, weil keine lebenskräftige Thätigkeit in den kleinen Staatsgebieten ihm entgegenzuwirken vermochte.

Vorſichtig, wie eine Katze ſich dem Mausloche nähert, ſchlich Michel im Schatten der Häuſer hin, den der ſchon jenſeit der Ruinen Stahleck's hinabſinkende Mond bis weit über die Hälfte der Obergaſſe warf.

Michel hatte eine unterſetzte Geſtalt und war, trotz ſeines Alters, noch ſehr muskelkräftig und wetterhart. Er gehörte insbeſondere zu den Seltenheiten der menſchlichen Raſſe, die man „Kakerlaken“ zu nennen pflegt. Sein Haar hatte eine Farbe zwiſchen weiß und gelb, doch ſo abſonderlich, wie man es ſelten ſieht. Das von der Regel Abweichendſte war indeſſen ſein Auge. Der Augapfel war roth, faſt wie bei den weißen Kaninchen, und ſchien Nachts faſt feurig, wie das Auge einer Katze. Beſtändig aber zwinkerte dies ſeltſam gebildete Auge, und rollte hin und her, daß es ſchier furchterregend war, hineinzublicken. Nachts hatte es die Natur des Katzenauges ganz, es ſah im Dunkeln mit einer Schärfe, wie kaum das beſte Auge anderer Leute am Tage. So hatte ihn die Natur und die Weisheit des Stadtraths an die rechte Stelle als Nachtwächter geſetzt, ein Umſtand, der, ſo weit chronikaliſche Nachrichten reichen, weder in der guten Stadt Bacharach, noch in den Mauern ihrer Schweſtern anderwärts zu dem Regelmäßigen gehörte. Durch dieſe Naturgabe war er jetzt im Stande, trotz des blendenden Schnee's und der Tiefe des Schattens, an den Häuſern wahrzunehmen, daß am Apoſtelhof irgend etwas Unheimliches vorgehe. Er ſah eine Geſtalt arbeiten, ohne daß ſein Ohr etwas vernahm, und der Kapuziner hatte an der Ecke der Bauersgaſſe noch immer ſeine Stelle, als ob er dort Wache hielte.

Er ſtand eine Weile und beobachtete ſcharf den Kapuziner. Darauf ſagte er zu ſich: Aha, das iſt ein Schreckenberger, eine leere Kutte, und der Vogel, der drin ſteckte, arbeitet am Thore des Apoſtelhofs! — Als er dieſe Ueberzeugung gewonnen, wickelte er den Riemen ſeines derben Knotenſtockes ſtärker um die rechte Handwurzel und ſchlich mit Katzenvorſicht näher. Noch einmal hielt er ein und horchte. Der abknappende Ton eines Brecheiſens verſcheuchte vollends jeden Zweifel, und bald war er, ohne von dem Arbeitenden bemerkt worden zu ſein, dem Menſchen am Thore ſo nahe, daß er raſch in die Straße trat und ſagte: „Du haſt ja den Schlüſſel vergeſſen, Freund Finkenſtock?“

Wie von einem Zauberſchlage getroffen, fuhr die dunkle Mannesgeſtalt am Thore herum. „Verfluchter Hund!“ knirſchte der Räuber und das Brecheiſen flog, wohlgezielt und mit entſetzlicher Gewalt geſchleudert, gegen Michel's Geſicht. So aus dem Schattendunkel des Thores herausgeſchleudert, hätte es ſicher jeden andern getroffen; aber Michel's Katzenauge ſah zu ſcharf; er wich aus und mit voller Wucht flog das Eiſen gegen die Mauer des gegenüberliegenden Hauſes. „Fehlgeſchoſſen!“ hohnlachte Michel, und im gleichen Augenblicke ſauſte ſein Knotenſtock durch die Luft und traf mit ſchmetternder Macht den Räuber, der, ſich bäumend, das Gleichgewicht auf der glatten Treppe verlor und auf die Straße herabrollte, wo er ſich ſogleich wieder aufzurichten verſuchte.

Michel nahm indeß ſeinen Vortheil wahr und ſtürzte ſich auf ſeinen Gegner; hier rang aalartige Gewandtheit mit herkuliſcher Kraft.

Michel ſagte: „Blaupfeifer, nun entgehſt du mir nicht zum zweiten Male!“ und ſetzte das Knie auf des Unterliegenden Bruſt; aber raſch zuckte dieſer mit einer freigewordenen Hand ein Meſſer gegen Michel's Seite.

Wieder war es die wunderſame Beſchaffenheit ſeines Auges, die ihn hier vor dem Verderben rettete. Ein kräftiger Schlag, auf den zuckenden Unterarm des Räubers geführt, ſchleuderte das Meſſer weit in die Straße; allein durch die Wucht dieſes Schlages verlor auch Michel ſeinen feſten Halt. Eine raſche Bewegung Finckenſtock's warf Michel auf die Seite und wie ein Gedanke war der andere auf den Beinen. Einen ſchnellen Blick warf er umher, ob er ſein Meſſer nicht erreichen könne; als aber die Gewißheit ſich ihm ergab, es liege nicht nahe, flog er pfeilſchnell die Bauersgaſſe hinab. Michel brüllte: „Hilfe! Bürger heraus!“ und rannte dem Entfliehenden nach.

Unglücklicher Weiſe prallte er wider die Kapuzinerkutte, die ruhig an ihrer Stelle ſtand, von einem Pfahle gehalten, ſtolperte darüber und ſtürzte noch einmal in den Schnee.

Durch dieſen fatalen Zwiſchenfall gewann der Fliehende einen namhaften Vorſprung. Michel, noch immer brüllend: „Zu Hilfe!

zu Hilfe!“ rannte ihm nach und verfolgte ihn, ſeinen Stock nach ſeinen Beinen ſchleudernd. Auch dieſer Verſuch mißglückte, da im Eifer kein rechtes Zielen möglich war. Nun ging's an ein Hetzen! Durch die lange Untergaſſe hin ging die Flucht und die Verfolgung; allein immer größer wurde der Raum zwiſchen Beiden, und in der Nähe des „Rades,“ da, wo bei der Mündung des Spurgäßchens ein Brunnen ſich zwiſchen zwei Häuſern an die Stadtmauer rückt und eine Stiege auf den verdeckten Gang auf der Stadtmauer führt, verſchwand der Fliehende, ohne daß Michel wußte, ob er in das Spurgäßchen entwitſcht ſei, oder auf den Mauergang ſich geflüchtet habe. Als Michel an die Stelle kam, war Alles ſtille. Bleich vor Zorn ſtand er da und horchte, ob er nicht die Tritte des Fliehenden höre; aber es blieb ſtille. Hinten in der Straße jedoch wurde es laut. Die Bürger kamen in den groteskeſten Aufzügen hervor, um Michel's Flüche und Schimpfreden auf die Schlafhauben zu hören.

Michel dachte nicht daran, daß Finkenſtock, der genau mit allen Räumlichkeiten der Stadt vertraut war, durch eine jener Luken der Stadtmauer hinausgeſtiegen und ſich an der verwitterten Mauer feſthaltend durch ein ſchnelles Hinabklettern gerettet habe, vielmehr vermuthete er, daß er in eine etwa offene Thür eines der umliegenden Häuſer geſchlüpft ſei. Die Zahl der herbeieilenden Bürger mehrte ſich. Der Amts- und Rathsſchreiber Rudolphi, der in der Nähe „des goldenen Rades“ wohnte, ſtürzte jetzt ebenfalls herbei, und nach kurzem Rathe wurde eine allgemeine Hausſuchung beſchloſſen. Damit ſie aber gleichzeitig in allen Häuſern der Nachbarſchaft des Mauerbrunnens ſtatthabe, wurden die Bürger vertheilt, und ein Haufe von zehn tapfern Männern ſtürmte an das „goldne Rad.“

Die heftigen Schläge an die Hausthüre weckten den Radwirth aus dem tiefen Schlaf, in den er kaum erſt den rechten Weg gefunden. Taumelnd gelangte er zum Schloſſe, und erſt als ſchon die Thüre faſt erbrochen war, gelang es ihm zu öffnen. „Was gibt's?“ ſchrie er den Eindringenden entgegen.

„Du haſt einen Spitzbuben im Hauſe,“ ſchrieen die Männer, denen ſelber der Zuſammenhang der Begebenheit, in die ſie plötzlich einzugreifen berufen wurden, noch dunkel war.

„Um des Himmelswillen," ſchrie der Wirth, „es iſt ja Niemand im Hauſe, als ein friedfertiger Reiſender, der eben erſt ſich ins Bett verkrochen hat."

„Das iſt er! das iſt er!" tönte es aus allen Kehlen. „Wo liegt er?"

Und dem Wirthe nach ſtürmte die Rotte.

Anſelm rang, wie bereits erzählt, eben darnach, den Strick von ſeinem Halſe abzuſtreifen, der ihn, alles Athems beraubend, an den Querbalken des zweibeinigen Galgens feſſelte, als mit einem Höllenlärm ſeine Stubenthür aufgeriſſen wurde und er erwachte.

Von kaltem Angſtſchweiße bedeckt, ſetzte er ſich im Bett auf und ſtarrte den furchtbaren Geſtalten entgegen, die durch die Thür in ununterbrochener Reihe in das Schlafgemach quellen.

„Da iſt er! Haben wir dich endlich! Reißt ihn heraus!" das waren die Worte, welche Anſelm vernahm, und blitzſchnell folgten handgreifliche Zuthaten, welche ihn aus der ſüßen Wärme des Bettes an den kalten Boden und in die erſtarrende Kälte des Zimmers verſetzten.

Er war keines Wortes mächtig, wäre aber auch nicht dazu gelangt, denn mehr als eine Fauſt, die, an Muskelkraft reich, Reſpect einflößen konnte, kam in unverhoffte und unerwünſchte Nähe mit ſeinem Geſicht. Es hätte eines Wortes bedurft, um ſie in eine bald verticale, bald horizontale Bewegung gegen ſeinen müden Leib zu bringen. Sobald Angſt und Schrecken des erſten Augenblickes des Erwachens vorüber waren, begann er ruhiger zu werden und bat, ihm doch nur zu geſtatten, daß er ſich in dieſer Hundekälte bekleide, er wolle ihnen ja gerne folgen, wohin ſie ihn zu bringen für gut fänden.

Das wurde endlich zugeſtanden.

Einer der Bürger war indeſſen hingeeilt, dem Stadtſchreiber zu melden, daß ſie den ſaubern Vogel „im Rade" gefangen.

Ohne Säumen hörte nun alles Suchen auf und die ganze

Maſſe drang in das „Rad,“ wo Michel und der Stadtſchreiber Rudolphi ſich kaum Raum, zu dem Gefangenen zu kommen, erringen konnten.

Während dieſer Zeit war der Wirth hinweggeeilt, Licht zu holen, da allmählich das erlöſchende Mondlicht eine dichte Finſterniß eintreten ließ.

Anſelm war noch immer bemüht, ſeine Kleider anzuziehen; allein ein gewaltiges Zittern an allen Gliedern, das theils von innen heraus kam, theils von der Kälte herrührte, ließ ihn vergeblich ein Geſchäft verrichten, das er ſonſt in wenigen Minuten zu vollziehen gewohnt war.

Den heldenmüthigen Bürgern dauerte ſein vergebliches Bemühen, ſich in ſeine Kleider zurechtzufinden, über Gebühr und Geduld lange, und etwelche an Eile mahnende Rippenſtöße vereitelten vollends die Erreichung des angeſtrebten Zieles.

Zu ſeinem Glücke nahte jetzt der Radwirth mit einer trübe brennenden Oellampe. Als das Licht auf Anſelm's Geſicht fiel, verlängerten ſich augenblicklich die Geſichter der umſtehenden Bürger, und die, welche ihn mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen bedacht, begannen in ein weiter rückwärts ſtehendes Glied des Ringes ſich zurückzuziehen, denn — das war ja nicht der Allen wohlbekannte Erzehntſchreiber Finkenſtock, ſondern ein weltfremder, zitternder, todtbleicher Menſch.

„Alle Donnerwetter, ihr Eſel, was habt ihr gemacht!“ rief Michel Pelzer mit ſeiner Stentorſtimme. „Habt da den müden Reiſenden aus dem Bett geriſſen und währenddeſſen entwitſcht uns der Spitzbube! Das iſt ja der neue Zehntſchreiber, der dieſe Nacht erſt angekommen iſt.“

Alle ſtanden jetzt wie Bildſäulen da, und der Stadtſchreiber, der ſchnell die Sachlage überblickte, begann in den Ton, den Michel angeſchlagen, kräftig einzuſtimmen. Die Bürger wichen, tödtlich erſchreckend, zurück, und nach wenigen Minuten war in der eben noch ſo tumultuariſch angefüllten Schlafſtube Anſelm's nur noch der Stadtſchreiber, der Wirth, Michel und der bebende Leidensbruder ſelbſt.

Michel und der Amts- und Stadtſchreiber überboten ſich in den umſchweifreichſten Entſchuldigungen, die dem innerlich das Gleichgewicht nicht mehr findenden Anſelm die Gelegenheit benahmen, wenn auch einen von Furcht überbotenen Unwillen auszuſprechen.

Unter den herzlichſten Beileidsbezeugungen entfernten ſie ſich endlich, und Anſelm kroch zitternd und bebend, wenn auch mit leichterm Herzen, unter den Berg ſeiner Federdecke, um den Schlaf zu ſuchen, der erſt wieder ſich einſtellte, als der Tag glühend roth anzubrechen begann.

II. Der Morgen.

„Das war 'mal ein feiner Willkommen für Euch, Herr Zehntſchreiber,“ ſagte der Wirth, die Hände reibend, als Anſelm mit einem bleichen Geſicht ins Gemach trat, um das damals noch ſeltene Frühſtück eines duftigen Kaffe's einzunehmen, das der Wirth aus der Ofenkachel nahm und auf den Schenktiſch ſetzte. „Ich verhoffe,“ fuhr er fort, „daß Ihr ob des unangenehmen Abentheuers keinen Widerwillen auf mein Haus fallen laſſet, das des Ruhmes nicht ohne Grund genießt, ſeine Gäſte nach Verdienſt und Würden freundlich und behaglich zu herbergen. Es iſt ein ſchlimmes Zuſammentreffen mit dem verruchten Spitzbuben. Ihr wißt doch —“

„Laßt mir meine Ruhe,“ rief Anſelm, dem der ominöſe Name ſchon wieder in den Ohren klang; „ich habe nun gerade hautſatt daran.“

„Wie Ihr wollt, Herr! ſeid ſo gut, mir Euren reſpectablen Namen zu offenbaren,“ ſagte mit großer Reſignation der Wirth; „denn ein ſolch reiches Unterhaltungskapitel hatte er lange nicht unfreiwillig bei Seite gelegt.

„Ich heiße Anſelm Köhler,“ ſagte der Gaſt und ſetzte ſich zum Frühſtück.

„Köhler, Köhler!“ wiederholte der Wirth. „Heißt nicht ſo der Herr Decanus von Sanct Apoſteln in Köln?“

„Iſt mein geiſtlich[illegible] Oheim," ſagte Anſelm.

„So, ſo! Nun, [illegible] Ihr einen ſtarken Hi[illegible] Zehntſchreiber, und ſeiner Zeit ein wacker Erbe in [illegible] Stellchen im A[illegible]hof nährt auch ſeinen Mann, und wirft einem Mann Eures Standes und Alters ein Erkleckliches zu ſeinen beſonderen Vergnügenheiten ab. Laßt Euch das „goldene Rad" empfohlen ſein. Ihr findet da immer die ſtandesmäßige Geſellſchaft, dermaßen die Herren Beamten meinen Stenger, Manubacher und Oberdiebacher ſehr „ſüffig" finden. Habe auch Enghöller und Bodenthäler und ziehe ſelbſt in meinem Weinberg in der Wolfshöhle, welche eine vorzügliche Weinbergslage gen Steng zu iſt, die Perle des Weins unſerer Gemarkung."

Anſelm neigte ſein Ohr der Rede des Wirthes nicht zu. In ihm gingen die Erlebniſſe dieſer Nacht noch bunt durcheinander. Seine Miene war unfreundlich. Allmählich jedoch lag ein anderes Verlangen in ihm, und der redſelige Wirth, der Alles aufbieten zu wollen ſchien, ihm die Drangſale der Nacht aus dem Gedächtniß wegzutilgen, ſchien ihm die beſte Quelle, es zu befriedigen. Er ſollte im Apoſtelhof in eine ihm fremde Welt, unter Me[illegible] treten, die ihm Alle fremd waren.

„Herr Wirth," hob er darum endlich an, „wenn Ihr mir das Herzeleid wollt vergeſſen machen, das ich unter Euerm Dache verlebt, ſo ſetzt Euch einmal zu mir, da wir ſo ſchön allein ſind, und ſchildert mir meine künftigen Hausgenoſſen im Apoſtelhof treu und wahr und ohne Rückhalt. Ihr mögt Euch vorſtellen, daß es mir darum zu thun iſt, klar zu ſehen."

Der Wirth ſetzte ſich. „Da ſollt Ihr Euch an mir nicht betrogen haben," ſagte er, „allein gebt mir Euer Wort, daß Niemals auch nur eine Sylbe von dem bekannt wird, was ich Euch als guter Freund mittheilen werde."

Anſelm gelobte das mit Freuden und der Wirth ſtrich ſeine Haare zurück, wie er pflegte, wenn er Wichtiges unternahm, huſtete einigemal und hob dann an zu erzählen.

„Wenn Ihr es verlangt," hob er zutraulich an, „daß ich friſch von der Leber und von der „[illegible]“ reden ſoll, ſo kommt [illegible] Beſte. Ich kann aber [illegible] dafür, wenn die nackte Wahr[illegible] ſchön iſt. — Im Apoſtelhof leben zwei Hausgeſäße, unten der Apoſtelküfer Ickrath mit ſeiner Sippſchaft und oben der Herr Rath und kurkölniſche Amtskeller Würſler mit der ſeinen.

„Der Ickrath iſt ein ehrlicher Menſch, aber grob und in Redensarten nicht eben ſehr wähleriſch. Er thut ehrlich ſeine Pflicht, trinkt ſein Schöpplein, ſingt und pfeift den ganzen Tag und läßt ſonſt „Gottes Waſſer über Gottes Land laufen.“ Ihr wißt, was das heißt. Seine Frau iſt ſtill und ernſt, eine tüchtige, reſpectable Hausfrau, von der Niemand redet. Das iſt gewiß ein gutes Zeichen für die Frau. Nehmt Euch aber vor deſſen achtzehnjährigem Kind in acht! Ihr ſeid jung und das Feuer in ihren braunen Augen zündet wie ein Blitz. Sie gilt für das hübſcheſte Mädchen der ganzen Stadt, mit Ausnahme der Tochter des Herrn Rath Würſler. Ickrath's Lenchen und Raths Tenchen heißen die „Perlen des Apoſtelhofs“ und Ihr kommt da zwiſchen zwei Feuer, was an und für ſich ſeine Mucken hat.

„Lenchen iſt ein ſittig Kind, das die Mutter ſtreng erzogen hat und nie iſt mir etwas Unrechtes von ihr geſagt worden. Der ſchlechte Finkenſteck ſtellte ihr nach, wie ein Sperber der Taube, aber er flatterte ab.

„Eine Stiege höher als Meiſter Ickrath wohnt eben Herr Rath Würſler, das zweite Hausgeſäß.

„Derſelbe iſt ſiebzig Jahre alt und ein „alter Fuchs, der mehr als ein Loch im Bau hat,“ wie die Jäger reden. Wer ihn fangen will, muß frühe aufſtehen und ſich wohl vorſehen, daß er nicht gefangen wird. Seit länger als vierzig Jahren verwaltet er das Amt, und wer ihm nachſagen wollte, er habe ſeinen Vortheil verſäumt, der löge es in ſeinen Hals. Mit dem Finkenſteck hat er unter einer Decke geſpielt; als aber der Burſche keck, unverſchämt, diebiſch wurde, zuletzt keine Rückſicht mehr gelten ließ, die Kaſſe erbrach, deren Mangel der Alte decken mußte, da war es aus. Er ließ ihn fallen, und er mußte flüchtig werden, um dem Halsbrechenden Proceſſe zu entfliehen. Nehmt Euch in Acht. Er wird Euch aufs Eis führen und ſo lange düfteln, bis er Euch im Garne hat. Reich iſt er, entſetzlich reich, und genießt auch ſeinen Reichthum; denn trotz ſeines Zipperleins iſt Küche und Keller ſein Himmelreich. Er ſitzt in maßloſer Langweile den ganzen Tag im Polſterſeſſel am Fenſter und haſcht nach Stadtmährlein. Seine kranken Füße ruhen in Lammpelz gehüllt auf einem Kiſſen, und wehe dem, der das Unglück haben ſollte, ſie unſanft zu berühren.

„Sein größter Schatz aber iſt Tonchen, ſein Töchterlein, die andere „Perle des Apoſtelhofes.“ Ihr habt, darauf könnt Ihr Gift nehmen, nie ein hübſcheres Mädchen geſehen. Schwarze Augen, Himmel und Erde! die leuchten, ſengen, brennen und machen Jeden kapitaltoll, der zu tief hineinblickt. Iſt ebenſo als bei Ickrath's Lenchen, und wer die Schönſte von beiden Mädchen iſt, bleibt vor der Hand noch ein Räthſel. Verſucht Euch einmal an der Löſung! Ihr ſeid, nehmt's nicht quer, ein hübſcher Menſch und — wenn Feuer und Stroh zuſammen kommt, brennt's gern, ſagt das Sprüchwort am Rheine. Tonchen iſt verliebt wie ein Eichhörnchen. Wer weiß, was ſich macht? Ihr habt den hochwürdigen Decanus zum geiſtlichen Oheime, heirathet Ihr das Tonchen, ſo ſeid Ihr Amtskeller, ſo gewiß, als ich Radwirth allhier bin! Wär' nicht zu verachten! Eine bildſchöne Frau, ein Haus wie ein Schloß, freier Herr, zwölfhundert Gulden Beſoldung und zwölfhundert Gulden Nebenabfälle, das iſt ſchon werth, überlegt zu werden. Daß Tonchen mit dem Amtsſchreiber Rudolphi liebäugelt, darf Euch nicht irre machen. Sie hat Niemand ſonſt, an dem ſie Gefallen finden könnte. Die Beamten hier ſind alle alte Knaſterbärte, die meiſt ihre Weiber haben, und ſonſt iſt Nichts vorhanden, was ihr ebenbürtig wäre. Der Rudolphi iſt kreuzbrav, aber — aber — ob er es verſteht, „Süßholz zu raspeln,“ das heißt, wie man ſich hier ſcherzweiſe ausdrückt, einem hübſchen Mädchen ſchön zu thun und artig zu ſein, wie ſie's gern haben, möchte ich wohl bezweifeln. Den hebt Ihr aus dem Sattel, ſo gewiß als zwei mal zwei vier iſt.

„Ich erleb's noch, daß ich auf Eurer Hochzeit luſtig bin!“

Anſelm zog die Stirn in Falten. „Macht die Rechnung nicht vor dem Wirthe,“ ſagte er.

„Das kann ich gar nicht,“ lachte der mundfixe Wirth, „weil ich ja ſelber der Wirth bin.“ Ein ſchallendes Gelächter begleitete ſeinerſeits dieſen, in ſeinen Augen glänzenden Witz. Da er aber merkte, daß ſein Gerede nicht den erwarteten Beifall fand, lenkte er ein.

„Haltet es meinem Naturell zu gut, Herr Zehntſchreiber, wenn ich meiner Laune einmal den Zügel ſchießen laſſen muß. „Einen Scherz in Ehren, Kann Niemand wehren!“ Außer dem ſchönen Tonchen leben noch zwei Perſonen im Hauſe, die von ſchwerem Gewichte ſind, die Eine ſogar auch lieblich, nämlich Jungfer Annemarthe, die aber eigentlich zu dieſem Ehrennamen kein Recht, von wegen eines Söhnleins, von deſſen naher Verwandtſchaft zu dem Herrn Rath und Amtskeller die böſe Welt wiſſen will. Mir iſt's einerlei. Annemarthe iſt über die Jahre der Jugend, aber nicht über ihre Eitelkeit und Gefallſucht hinaus. Tonchen's Milchamme wurde ſie, als die Frau Räthin ſtarb, Haushälterin; ja, ich kann ſagen, die Seele des Hauſes, weil ſich Alles um ſie herumdreht. Habt ihr ſie zur Freundin, ſo iſt's lang gut mit Euch beſtellt. Und ſie zur Freundin zu kriegen, iſt nicht ſchwer. Ihr dürft ihr nur artig ſein und zuthunlich. Glaubt mir, der Finkenſtock hätte ſich im Apoſtelhof ſo lange nicht gehalten, wäre ſie nicht ſeine Stütze und Schützerin geweſen, und — daß es ihm mehrmals gelang, den alten ſchuftigen Filz von Rath, der von Geiz ſchier platzt, tüchtig herzuholen — ohne ſie wär's ſicherlich nicht gerathen. Man ſagt, ſie ſtehe heute noch mit ihm im Bunde. Behaupten will ich's nicht — aber ohne iſt's auch nicht. Wie hätte er es ſonſt immer ſo trefflich treffen können, daß Niemand im Hauſe war, als Annemarthe und der Alte? Mein Großvater ſelig ſagte, da er noch lebte, „mit Waſſer bäckt man keine Pfannenkuchen!“

„Es war eine ſeltſame Geſchichte,“ fuhr der Wirth fort, „daß der vermaledeite Finkenſtock mit der alten, dicken Annemarthe ein

Herz und eine Seele war und doch auch dem Tonchen den Hof machte, und gerne von ihr geſehen war. Ein ſchlauer Spitzbube war's, und er muß pfiffig ſich durchgeholfen haben. Nun, Tonchen iſt ein verliebt Ding und leichtfertig dabei, obwohl man ihr kein Unrecht nachſagen kann; nur ſo ein bischen Liebelei und abſonderliche Neigung zu den Mannsleuten. Zuletzt, Herr Zehntſchreiber, iſt noch eine Perſon von Wichtigkeit im Hauſe, nämlich das Jacöbchen, Annemarthen's Söhnlein. Ich ſage nicht Söhnlein, weil ihn die Jugend drückt, denn er iſt ſeine zwanzig und mehr Jahre alt, ſondern vielmehr heißt er ſo ſeiner Leibesgeſtalt wegen, die faſt nur zwei Schuh mißt. Er iſt ein Zwergab und ein erſchrecklicher Buckelorum dazu, der auf dem Rücken und auf der Bruſt einen mächtigen Verdruß ſitzen hat. Wenn Ihr Euer Lebtag etwas Häßlicheres und Erſchrecklicheres geſehen habt, als Jacöbchen, ſo will ich mein Lebtag Waſſer trinken, was ich ungern thue. Er hat einen Kopf wie ein Fruchtſimmer, Augen von entſetzlicher Größe und brennrothe Haare. Alle Welt hält ihn für einen Simpel, aber er iſt geſcheidt, wie ein Thorſchreiber, und luchſt den Leuten ihre Schwächen, Neigungen und Gedanken ab, wie man's ſich gar nicht vorſtellen kann. In ſeinem Thun iſt er ein Kind. Seine Tauben ſind ſein Glück. Tag aus, Tag ein wandert er durch die Gaſſen, um dem Rath Neuigkeiten zu bringen. Er weiß auch alle Geſchichten und was in den Häuſern vorgeht. Hat man ihn zum Feinde, ſo iſt Hopfen und Malz verloren, man kommt nicht mehr ins Fahrwaſſer, denn er gilt Alles bei dem Rath. Er allein kann dem die Lammpelze um die Füße wickeln, und darf ſich etwas bei ihm herausnehmen.

„Nun kennt Ihr Eure künftigen Hausgenoſſen genau; aber, ich wiederhole noch einmal, haltet bei Euch, was ich Euch geſagt.“

Anſelm Köhler verſprach zu ſchweigen. Er ſaß ſtille in der Ecke am Kachelofen und überlegte ſich, was er gehört, und ſchien ſich einen Plan zu machen, wie er auftreten wolle.

Der Wirth war hinausgegangen, kam aber bald wieder und ſetzte ſich zu Anſelm.

„Wo habt Ihr denn Euer Gepäcke?“ fragte er.

„Das bringt morgen oder übermorgen ein Lücker Fuhrmann mit,“ ſagte Anſelm und forderte ſeine Zeche. Als er ſie berichtigt, brach er auf, um nach dem Apoſtelhof zu gehen. Der Wirth, der Allerweltsfreund ſein mochte, hatte bereits dorthin ſeine Magd entſendet, um in beſonderer Gefälligkeit die Anzeige zu machen, daß alsbald der neue Herr Zehntſchreiber eintreffen würde, der dieſe drangſalvolle Nacht, ſelber angefochten, in ſeinem Hauſe geherbergt habe.

III.

Wo die vom Rheine gegen den Berg laufende Bauersgaſſe in die die Stadt der Länge nach durchſchneidende Obergaſſe ausmündet, ſtand im Jahre 1708 ein Gebäude, deſſen alterthümliche, wunderliche Bauart in eine längſtverſchwundene Zeit zurückwies. Der Styl, wenn auch vorherrſchend gothiſch, hatte ſo viel Eigenthümliches, daß er jeden kundigen, ja auch ganz unkundigen Blick feſſelte und Räthſel vorlegte.

Man nahm es deutlich wahr, daß der urſprüngliche Plan des Baumeiſters nicht ſeine volle Ausführung gefunden hatte, vielmehr ein Weſentliches fehlte, um die Einheit und Vollendung des Ganzen zu verwirklichen. Die ganze Anlage des Gebäudes zeigte es, daß der Baumeiſter im Sinne gehabt hatte, ein Mittel- und Hauptgebäude aufzuführen, an das ſich zwei, mit dem Hauptbaue jedoch verbundene, nur weiter vorſpringende, niedrigere, den viereckigen Platz nur nach der Straße offenlaſſende Flügel anſchließen ſollten. Der Hauptbau und der Flügel links vom Eingange waren auch vollendet. Der rechtsliegende jedoch war nie zur Ausführung gekommen, vielmehr bildete der ganze für ihn beſtimmte Raum weite Bogenhallen, unter deren Gewölbe Keltern, Bütten und des Apoſtelküfers Werkſtätte ſich befanden.

Das Hauptgebäude, das eine doppelte Länge gegen den fertigen

Flügelbau hatte, zeigte drei Giebel nach vornen, deren mittelſter am höchſten war. Aus rothem Sandſtein ausgeführt waren dieſe Giebel mit der zierlichſten Steinmetzarbeit verziert und liefen in wundervolle Blattroſen aus. Große Spitzbogenfenſter liefen am Hauſe hin im zweiten und dritten Geſchoſſe, während das erſte Geſchoß Fenſter zeigte, die volle Halbkreiſe bildeten. An dem mittelſten Stockwerke lief ein Balkon hin, deſſen Lehne die allerzierlichſten Sculpturen bedeckten. Wo der Flügelbau ſich an den Halbbau anſchloß, erhob ſich ein Thurm, in dem die gewundene ſteinerne Stiege alle Geſchoſſe verband. Unter ſeinem Dache hauſte Jacöbchen's zahlreiche Taubencolonie.

Wo man von der Wendelſtiege in die einzelnen Stockwerke trat, befanden ſich gewölbte Hallen, auf welche die Thüren der Gemächer mündeten, wenn ſie nicht auf einen Gang ausliefen, der ſich in der Mitte der Zimmerreihen dunkel und unheimlich hinzog.

Gegen die Straße ſchloß eine hohe Mauer den geräumigen Hof ab und ein mächtiges Bohlenthor hatte in ſeinem rechten Flügel ein kleines Pförtchen zum Aus- und Eingang. Zur Seite des Thores befand ſich ein mit mächtigen Eiſenſtäben verwahrtes Fenſter in der Mauer, um, wenn das Thor geſchloſſen war, Diejenigen zu ſehen, welche Einlaß begehrten. Zur Seite dieſes Fenſters befand ſich der Brunnen. Der Baumeiſter mußte ein abſonderlicher Kautz geweſen ſein; denn wohin man blickte, da ſchauten aus dem reichen Blattwerke der Steinverzierungen ſowohl am Balkon wie am Fries und Geſimſe die gräßlichſten, ſpottenden, höhnenden und lachenden Fratzen heraus, und beſah man ſie genau, ſo waren es tonſurirte Köpfe oder Thierköpfe mit geiſtlichen Kopfbedeckungen oder andern leicht kenntlichen Abzeichen, als: Biſchofsſtäben, Inſuln, Stolen und dergleichen. Die Sage berichtete, der Erbauer ſei ein Decan oder Probſt aus Köln geweſen, der am Delirium tremens, zu deutſch: am Säuferwahnſinne gelitten.

Der ehrliche Chroniſt Sebaſtian Fabian macht zu dieſer Sage, die er erwähnt, die beherzigenswerthe Bemerkung: „Es iſt wohl ein

Zeugniß für die arge und böſe Welt, daß man ſolche Greuel einem geiſtlichen Haupte zuſchreibet und gar vermeinet, er habe an einem Delirio gelitten, ſo vom vielen Weintrinken kommet, was doch von einem ſolchen billig nicht vermuthet werden mag.“ Ob nun die Sage richtig, mag dahingeſtellt bleiben.

Dieſes Gebäude hieß von uralten Zeiten der Apoſtelhof, und der Erzähler bezeugt, daß die Stätte, wo es ſtand, heute noch dieſen ſeltſamen Namen trägt, obwohl vom urſprünglichen Baue leider nichts mehr übrig iſt, als die ſtattlichen Keller.

Woher ſolcher Name? fragen vielleicht manche Leſerinnen. Die Antwort iſt dieſe: In der Zeit, wo Bacharach unter der Regierung des erzbiſchöflichen Krummſtabes von Köln ſtand, hatte die Kirche zu den heiligen Apoſteln in Köln reiche Schenkungen an Weinbergen, Aeckern, und Wieſen in dem Gebiete der ſogenannten „Vier Thäler“ erhalten, welche vier Thäler einen eigenen, durch ſelbſtändige Verfaſſung getragenen Verband bildeten, nämlich Bacharach, Steeg, Manubach und Oberdiebach nebſt den dazugehörigen kleinen Dörfern und Weilern.

Ein reicher Ritter von Greifenclau, der es erwarten mußte, daß über ſeinem Grabe, da er erbenlos war, der Schild zerbrochen würde, ſchenkte dieſen ſeinen Freihof oder ſein Burghaus der Apoſtelkirche nebſt allen daran haftenden Gütern, Gilden, Zinſen, Zehnten und „hörigen Lüten,“ wie die von dem Chroniſten erhaltene Urkunde ſagt, hoffend, daß durch ſolche fromme Schenkung die Bürde, die ſeine Seele belaſtete, abgenommen, oder doch nahmhaft erleichtert würde, da dafür Anniverſarien und Singmeſſen gehalten werden mußten. So hieß denn fortan das Gebäude nicht mehr „Greifenclau'ſcher,“ ſondern Apoſtelhof.

Der Herr Rath und Amtskeller (wie die Verwalter der Gefälle irgend einer öffentlichen Anſtalt damals hießen) ſaß in ſeinem damaſtnen Schlafrocke, der gar abſonderliche Blumen zu Tage legte, die weiße Zipfelmütze über den kahlen Schädel gezogen (da die Perücke mit den mächtigen Rollen erſt Mittags aufgeſetzt wurde), in ſeinem grüngpeolſterten Lehnſtuhl und dampfte Ringlein in die

Luſt, deren Rundung und zierliches Schweben ihn über die Maaßen erfreute und ergötzte. Noch eine Taſſe Mekka ſtand auf dem achteckigen Tiſchchen von chineſiſcher Arbeit neben ihm, an deren duftigem Inhalt er von Zeit zu Zeit nippte. Jacöbchen hatte bereits, da es ſtark auf den Mittag losging, ſeine Neuigkeiten referirt, die heute außergewöhnlich dünn ausfielen, weil nur ein Gegenſtand die Stadt bewegte, das außerordentliche Ereigniß dieſer Nacht, bei dem der Apoſtelhof extra betheiligt war.

Die Gemüthsruhe des Herrn Raths war zwar erſchüttert worden, allein das Phlegma herrſchte in ſeinem dicken Leibe ſo überwiegend vor, daß er ſich, zumal ja Finkenſtock's Verſuch mißlungen war, bald wieder in das Geleiſe ſeines Beharrens hineinfand. Was ihm mehr zu denken gab, war eben der neue Zehntſchreiber. Was wird denn das wieder für ein Vogel ſein? ſagte er laut zu ſich ſelbſt; denn laut zu denken, war ſeine Weiſe. Ein Kölner Funke vielleicht? So einer, der auf der Fleiſchgabel liegen bliebe? Nepotchen vom alten Decan. Taugen in der Regel nicht viel! Werde klug ſein müſſen, um zu probiren, wie hoch er fliegt, wie ſchwer er wiegt. Nun, ich habe „ein Auge, das um die Ecke ſieht," und mein Jacöbchen verſteht ſich auf die Menſchenprobe, wie Balthes Ickrath auf die Weinprobe. Der arme Teufel hat eine ſchlimme Willkommnacht gehabt. Muß ihm das Herzeleid durch Freundlichkeit zu erſetzen ſuchen, was ich auch Allen im Hauſe aufgegeben habe.

Neben ihm auf einem Tiſch an der Wand lagen eine Anzahl ſchweinslederner Folianten, worin ſich die Lagerbücher, Zehntliſten und dergleichen auf die Gefälle des Apoſtelhofs bezüglichen Stücke befanden.

Bis dahin hatte ſie der Amtsſchreiber dem Alten geführt. Sie ſollten nun dem Zehntſchreiber übergeben werden. Der alte Herr blickte indeſſen in ruhiger Erwartung auf die Straße, um den neuen Hausgenoſſen, bevor er einträte, ſchon einer Muſterung zu unterwerfen.

Jungfer Annemarthe hatte ſchon die beiden Zimmer, die ſeine

Wohnung abgaben, aufs reinſte hergeſtellt und aufs anſtändigſte möblirt. Auf dem Geſimſe des Kleiderſchrankes ſtanden nickende Pagödchen und aus Wachs geformte Vögelein, an Farben reich, und kleine Töpfchen mit Wachsblumen von erklecklicher Steifheit. Ein Spiegel mit goldenem, verſchnörkeltem Rahmen, eine wunderlich geformte Kommode, ein großblumig bezogener Seſſel mit Rehfüßen, ein Tiſch mit gewundenen Beinen und eine Anzahl hochlehniger Stühle bildeten das Geräthe des Zimmers. Im andern ſtand ein unendlich großes, hochbauſchiges Federbett mit einem Himmel und Behängen von blauem Damaſte.

Jungfer Annemarthe ſtand vor dem Spiegel und betrachtete ſich wohlgefällig, rückte an dem Aufſatz ihres hochgethürmten Kopfputzes, und verhehlte ſich nicht, daß ſie trotz ihrer Jahre (der Puder deckte ja das grauende Haar mit ſeinem alles gleichmachenden Schnee) noch immer im Stande ſei, ein Zehntſchreiberherz zu erobern. Nachdem ſie mit ſeidenem Tuche nochmals vorſichtig jedes Stäubchen entfernt, verließ ſie das Gemach und wanderte in die Küche, um — in der Nähe zu ſein, wenn der Erwartete nahe. Die durch den Schrecken der vergangenen Nacht hervorgerufene Bläſſe der breiten Wangen der umfangreichen Matrone hatte ein Schminktöpfchen in blühendes Roth verwandelt. So konnte ſie feſten Muthes den erſehnten Augenblick erwarten.

Unten im Hofe ſtand der Apoſtelküfer Balthes Ickrath in der Bogenhalle des Kellerhauſes und pfiff ein Lied, während das Linkbeil die Fuderfaßdauben bearbeitete. In dem Liedlein ließ er ſeinen Aerger ſich entladen, daß ein tiefer Schlaf ihn der Luſt verluſtig gemacht, den Räuber mit ſeinem Bandmeſſerrücken nach Gelüſten zu bedienen.

Aus dem Thorthürmchen trat jetzt Jaköbchen hervor, pfiff ſeinen Tauben und ſtreute, als dieſe mit lautem Flügelſchlage zu Hauf herabſtürzten, den ſchweren Hafer des Zehntſpeichers in reichlichem Maaß unter die beflügelten Lieblinge. Auf ſeinem unendlich häßlichen Geſichte lag ein unverkennbarer Unmuth.

Während dies Alles ſich theils oben im Apoſtelhof, theils unten zutrug, ſaßen in der geräumigen Stube des Apoſtelküfers zu ebener Erde zwei Perſonen, über die der Radwirth nur andeutend weggegangen, die Mutter und Lenchen. Die Mutter ſaß zur Seite des Kachelofens und ſpann, und Lenchen reinigte das Gemüſe zum Mittag.

Frau Ickrath war eine Vierzigerin, unfern der fünften Zehn, aber noch keineswegs über die Periode des weiblichen Lebens hinaus, die ihr die Benennung einer ſtattlichen und ſchönen Frau mit Fug und Recht zuzuſprechen erlaubte. Streng haltend an alter, ächter Zucht und Sitte, bewahrte ſie einen ſittlichen Ernſt und eine getragene Würde, wie ſie in ächten Bürgerfrauen jener und, leider ſeltener, in einer ſpäteren Periode gefunden wurde. Dieſe ernſte und edle Haltung nöthigte Jedem, der ſich ihr näherte, Achtung, der ſanfte Ausdruck ihrer Züge Wohlwollen ab. Das Regiment ihres Hauſes führte ſie mit ſolchem Takte und doch ſo zart, daß Meiſter Balthes es gar nicht merkte, daß er nicht alleine, wie man am Rheine zu ſagen pflegt, im Beſitze der Hoſen ſei. Die ſtete Fröhlichkeit ihres Gatten ſpiegelte ſich in ihren Zügen höchſtens in einem milden Lächeln wider.

Das einzige Kind beider Gatten war Lenchen. Sie ſtand eben im reichſten Schmucke jungfräulicher Blüthe. An dem Mädchen war kein Tadel von dem Kopfe bis zur Sohle, auch nicht der leiſeſte. Ihre ausgezeichnete Schönheit erhielt durch den ſtillen, ſittigen, demüthigen Ausdruck einen unwiderſtehlichen Reiz. Die Frucht einer gottesfürchtigen Erziehung drückte ihr Weſen aus. Einfach und reinlich, war ihre Kleidung die der mittleren Bürgerklaſſe. Fromm von ächter Farbe war des Apoſtelküfers Familie, aber fern von jenem bigotten Weſen, das den Himmel ausſchließlich als ſein unbeſtreitbares Vorrecht in Anſpruch nimmt. Ein Weihwaſſerkeſſelchen hing an der Wand und darüber geweihte Palmbüſchel vom letztjährigen Palmſonntage, einige Heiligenbilder und ein kleines Spiegelchen. Das war der Wände ganzer Schmuck. Das Geräthe war einfach von Tannenholz, aber ſowohl dieſes als der Fußboden blendend weiß geſcheuert. Ein Käfig mit einem Blutfinken, den Meiſter

Balthes pfeifen gelehrt und der auf Lenchen's Ruf aus ſeinem Käfig auf ihre Schulter flog, vollendete die einfache Möblirung der geräumigen Wohnſtube, deren Fenſter von Eisblumen bedeckt waren, auf die der große Ofen trotz tüchtigen Einlegens noch nicht den mindeſten Einfluß zu äußern im Stande geweſen war.

Mutter und Tochter hatten den Stoff, welchen die Ereigniſſe dieſer Nacht geboten, bereits im Geſpräche vollſtändig erſchöpft, ohne daß die Kunde von dem neuen Zehntſchreiber, der ſo übel davon berührt worden war, ſie erreicht hätte, denn noch hatte kein Verkehr mit den Bewohnern des obern Geſchoſſes Statt gefunden, ſelbſt Jacöbchen war noch nicht bei ſeinem Lieblinge, dem ſchönen Lenchen, das er nur ſein Engelslenchen nannte, geweſen.

Jetzt hüpfte ein leichter Fuß die Wendelſtiege herab und alsbald öffnete ſich die Stubenthüre. Wenn auch in der Nachthaube und den Pudermantel um die ſchwellenden Glieder geſchlagen, war das Köpfchen und die Geſtalt, die in der Thür erſchien, höchſt reizend. Ein lachend gebotener guter Morgen zog die Augen der beiden Anweſenden auf die Liebliche und eine wohltönende Stimme ſagte: „Ach, wie fleißig ſchon ſo früh!“

„Frühe?“ wiederholte die ernſte Frau Ickrath. „Man ſieht wohl, wie lange Ihr geſchlafen. Es iſt eilf Uhr alsbald und die Eßglocke wird bald läuten.“

„Lenchen putzt ja noch am Gemüſe,“ ſagte Tonchen lachend.

„Wir haben auch länger geſchlafen, als ziemlich und recht,“ verſetzte die Frau, „aber es iſt auch kein Wunder.“

„Nun, ſo grollt auch mir nicht, Frau Ickrath,“ fiel ihr Tonchen in die Rede, „und da Lenchen nahe fertig iſt, ſo bitte ich, geſtattet, daß ſie mir das Haar mache.“

Die Bitte der Tochter des gebietenden Herrn im Hauſe, dem ihr Mann untergeben war, konnte nicht leicht eine verneinende Antwort gewärtigen.

Die Mutter ſah Lenchen an und ſagte: „So geh' und ſetze das Gemüſe zum Feuer; ich will dann ausnahmsweiſe heute weiter ſorgen, da ihr doch nicht ſobald fertig ſein werdet.“

Das Wort war kaum geſprochen, als Lenchen den Zuber ergriff und mit Tonchen verſchwand. Das Befohlene wurde ſchnell vollzogen, das Feuer geſchürt, und wenige Minuten ſpäter hüpften die zwei lieblichen Geſtalten Arm in Arm die Stiege hinauf und verſchwanden jenſeit einer Thüre, die rechts vom Eingange gerade über Ickrath's Wohnzimmer lag. Eine ſtarke Wärme hatte das Eis der Fenſter gänzlich vertilgt, ſo daß man auf das Hofthor den freien Blick hatte.

Tonchen ſetzte ſich an das Fenſter und Lenchen begann die glänzenden Flechten des reichſten Haares von ihren Banden zu befreien, die nun feſſellos in herrlichen Locken, wie ein weiter ſchwarzer Mantel, die reizende Geſtalt umfloſſen.

„Du haſt früher und beſſer ausgeſchlafen, als ich,“ ſagte das plauderluſtige Tonchen zu der ſchönen Haarkünſtlerin, die mit Wohlgefallen das ſchöne Haar löſte. „Auf deinen Wangen blühen wieder alle Roſen. Ich ſehe bleich und angegriffen aus. War das aber auch ein Schrecken! Was nur der Spitzbube wieder wollte? Hätten ſie ihn nur endlich einmal gekriegt!“

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte mit ſarkaſtiſchem Lächeln die Jugendgeſpielin, und neigte den ſchönen Kopf über die Schulter Tonchen's, daß ſie ihr gerade in die Augen blicken konnte.

Tonchen erſchrack über die plötzliche Bewegung und die bedeutungsvolle Frage. Eine glühende Röthe flog über ihr ſchönes Geſichtchen. Sie war indeſſen nicht ſo leicht außer Faſſung zu bringen. Komiſch zürnend ſagte ſie: „Man meint, du wärſt ein Richter, der einem ins Gewiſſen hinein oder draus heraus fragen wollte.“

„Und wenn ich das nun wollte,“ fragte Lenchen weiter. „So könnte ich doch antworten, was ich wollte,“ erwiederte lachend Tonchen; „aber was ſoll ich's leugnen? Ich war ihm auch gut! Will's auch gar nicht in Abrede ſtellen, daß deine Vermuthung richtig iſt. Haſt du was dagegen, daß ich ihm gut war? War er nicht ein gar ſchöner Mann?“

„Allerdings,“ ſagte Lenchen ernſt werdend. „Du kannteſt ihn als einen ſchlechten Menſchen, leugneſt du das?“

„War's denn mein Ernſt?“ fragte Tonchen auffahrend. „Du kannſt das Predigen ſo wenig laſſen, als deine Mutter. Ein wenig Kurzweil iſt nicht verboten.“

„So?“ fragte das züchtige Lenchen. „Schäme dich des Wortes. Hat er dich nicht mehr als einmal geküßt?“

„Wenn ich ihn erhaſchte und ich ihn geneckt hatte!“ fiel Tonchen ein. „Wehren konnt' ich mich doch nicht gegen ihn! Was vermochte ich gegen den kräftigen Mann?“

„Aber ihn nicht necken und zum Haſchen herausfordern,“ verſetzte Lenchen ſcharf betont, „das konnteſt du!“

„Du biſt ſo ſpießbürgerlich und klöſterlich zugleich erzogen, daß ich dich bedaure. Faſt glaube ich, daß du dich wehrſt, wenn einmal dein Bräutigam dich küſſen will. Da bin ich froh, daß ich anders erzogen bin, und ich dank' es meiner Annemarthe, die ſagt, daß einen Scherz in Ehren Niemand wehren könne. Was iſt denn auch ſo ein Kuß anders, als ein Spaß?“

„Wenn ich ein Mann wäre, würde mir ſo leichtfertige Rede ſchlecht gefallen. Was würde zum Beiſpiel der Herr Stadtſchreiber dazu ſagen, hörte er das, und wüßte, was ich weiß?“ fragte Lenchen.

Tonchen erröthete und diesmal halb vor Aerger, halb vor Scham. Tonchen rief erregt aus: „Hat denn der einen Kaufbrief über mich, oder bin ich ſeine Frau? Wo ſteht es denn geſchrieben, daß ich mich an ihn gebunden? Er hat mich noch nie geküßt, weil er zu ſteif und ungelenkig dazu iſt und zu ſpießbürgerlich. Der paßte prächtig zu dir!“

Lenchen erröthete tief und war froh, daß Tonchen ſie nicht anſehen konnte. Jene fuhr in ihrem leichtfertigen Tone fort: „Ich halt' es mit dem Liedchen, welches das verrückte Baumannslieschen ſingt:

Der Anton und der Peter,
Der Jacob auch dabei,
Die thun mir wohlgefallen,
Ich lieb' ſie alle Drei.

Den Anton thu' ich küſſen,
Dem Peter folg' ich zum Spiel —
Und ſollt' ich dann heirathen —
Der Jacob mir gefiel!

Trallerallera!“ ſang Tonchen mit lauter Stimme, ſie war aufgeſprungen und tanzte wie toll im Zimmer herum. Die Lockenfülle umwallte die ſchöne bewegliche Geſtalt, und ſie war anzuſehen wie eine jener reizenden Bacchantinnen, die der Meiſel der Künſtler des Alterthums uns überliefert hat. Wenn auch Lenchen bei ihren ſtreng ſittlichen Grundſätzen einen Stachel in ihrer Bruſt fühlte, und einen edlen Unwillen kaum bergen konnte, ſo vermochte ſie doch das Auge nicht von der wunderſchönen Leichtſinnigen abzuwenden.

Endlich blieb Tonchen vor Lenchen ſtehen und ſagte unnachahmlich komiſch: „Nun, Nönnchen, reizendes Nönnchen, gehſt du bald ins Kloſter? Ich nicht, Täubchen, ich nicht! Mit dem hübſchen Finkenſteck hab' ich geſcherzt. Daß er ein Spitzbube war, wußte ich nicht. Der einfältige Canonicus Schmitz hätt' ihn auch erſt warnen können, ehe er ihn knall und fall abſetzte und fortjagte. Was ſollte der arme Teufel machen? So hat er ihn dem Verderben in die Arme geworfen. Es iſt Schade für ihn! Was thut's übrigens? Heute noch kommt der neue Zehntſchreiber.“

„Und du wirſt dein Spiel von Neuem beginnen?“

„Warum nicht, wenn er hübſch iſt?“

„Pfui, Tonchen, pfui!“

„Hör' 'mal, Lenchen,“ hob jetzt Tonchen etwas ſchnippiſch an, „wenn ich außer dem Pater Quardian im Kloſter noch einen Beichtvater brauche, ſo berufe ich dich dazu! Der Zehntſchreiber fand mich hübſch. Warum nicht? Ich bin's ja! Dem Amtsſchreiber Rudolphi hat das keinen Abtrag gethan. Hab' ich einmal zu heirathen Luſt, ſo dankt der Steifſchechter dem lieben Gott, wenn ich ihn nehme; denn an mir hängt das Amt meines Vaters, und das Geld deſſelben fällt ſchwer in die Wagſchaale mit gehörigem Gewichte.“

Lenchen's Antlitz überzog eine dunkle Röthe; aber ſie ſchwieg, bis Tonchen wieder ſaß; dann ſagte ſie: „Du haſt recht, mich zurückzuweiſen. Einem armen Bürgermädchen kommt ſo etwas nicht zu. Weil ich mit dir in die Schule gegangen und deine Geſpielin war, glaubte ich, ich dürfte meinen ſchweſterlichen Tadel ausſprechen, wo ich's für Recht hielt und dich vor Abwegen warnen zu müſſen glaubte. Ich habe mich geirrt, obwohl ich es ſo treu meinte.“

Tonchen's Uebermuth war Lenchen wie ein Schwerdt durch die Seele gegangen. Sie hatte die Worte mit wehmüthig-bitterem Tone geſprochen, und als Tonchen ſie anſah, zitterte eine Thräne in den langen Wimpern des ſchönen Auges.

Tonchen war leichtſinnig und lebensluſtig. Das Blut ihrer Mutter, einer Franzöſin, rann in ihren Adern; aber ſie war zu gutmüthig, es ertragen zu können, daß Lenchen's treues Gemüth, irgendwie von ihr verletzt, traure. Lenchen's Worte drangen wie ſcharfe Pfeile in ihre Bruſt. Obwohl ſie wußte, daß, wenn ſie jetzt aufſpränge, ſie Lenchen's mühſame Arbeit an ihrer Friſur wieder vernichte, ſo konnte ſie doch die Thräne in Lenchen's Auge nicht dulden. Raſch ſprang ſie auf, umfaßte die treue Freundin und küßte ſchnell die Thräne weg.

„Sie würde auf meiner Seele brennen,“ ſagte ſie bewegt. „Vergib mir! Um aller Heiligen willen, grolle mir nicht! Du weißt, wie lieb ich dich habe; du kennſt aber auch meine Art. Ich kann einmal ſo ehrenfeſt und ehrbar nicht ſein wie du; daß ich aber die Wege deſſen verlaſſe, was dem Menſchen allein den Werth gibt, das wirſt du doch von mir nicht glauben?“

Lenchen war beſiegt. Sie küßte den lieben Mund, vergab, und der Friede war hergeſtellt. Dennoch fiel auf der Stelle Tonchen wieder in den alten Ton.

„Komm', ſchöne heilige Marzibille,“ rief ſie, „und fange dein Werk von Neuem an. Ich weiß, daß es doch deine größte Luſt iſt, mich recht ſchön zu putzen, was ich heute ganz beſonders wünſche, weil bald der neue Zehntſchreiber kommen muß. Denke nur, der arme Menſch hat dieſe Nacht im „Rad“ geſchlafen, und die Eſel von Bürgern haben ihn aus dem ſüßeſten Schlafe geriſſen, und ihn mißhandelt, weil ſie meinten, es ſei der Finkenſtock. Das muß ich ihm mit Liebe und Freundlichkeit, doch vergeſſen zu machen ſuchen? Nicht wahr? der Vater will's auch haben.“

Lenchen hörte mit Erſtaunen der Freundin Erzählung.

„Wie er nur ausſehen mag?“ fuhr Tonchen fort. „Ich kann es kaum erwarten! Siehe, darum möchte ich heute recht hübſch ſein. Iſt er häßlich, nun, ſo laſſe ich ihn laufen, ſtelle mich vor den Spiegel und bewundere mich ſelbſt.“

Während Tonchen noch ſo fortplauderte, ging unten das Hofthor auf und Anſelm Köhler trat herein.

Jacöbchen ſtand mitten unter ſeinen Tauben, die pickend die Körner auflaſen und mit den Flügeln ſich ſchlagend den Vorrang neidiſch einander ſtreitig machten. Mit dem kleinen Kobolde waren ſie ſo vertraut, und er mit ihnen, daß er züchtigend hier und dort einen herrſchſüchtigen Tauber am Flügel faßte und ihn ſtrafte, ohne daß es den übrigen eingefallen wäre, aufzufliegen. Ein weißes Täubchen begünſtigte er ganz beſonders und nannte es ſein „Engellenchen,“ während er eine ſchwarze Taube „arge Hexe“ und „Tonchen“ ſchalt. In dieſem Treiben bemerkte er kaum, daß der Fremde eingetreten war.

Deſto eher aber hatten dies die Mädchen wahrgenommen.

Wenn Tonchen aufſprang, den Pudermantel enger um Bruſt und Schultern zuſammenzog und an das Fenſter lief, ſo war dieß bei ihrer Art und Weiſe nicht zu verwundern; aber daß ſich auch das andere ſchöne Köpfchen höher reckte, daß endlich auch Lenchen ans Fenſter trat, das bewies klar, wie weit die Urältermutter auch in der zarteſten, ernſteſten und ſinnigſten ihrer Urenkeltöchter ſteckt, mögen ſie es in Abrede ſtellen, wie ſie wollen. Selbſt Sebaſtian Fabian, der ernſte, hausbackene Chroniſt, kann nicht umhin, bei Erzählung dieſes Auftrittes die Bemerkung zu machen: „Und ſiehet man hieran unwiderſprechlich, wie das Sprüchwort ein Wahrwort iſt: Die Eva kann nicht ſterben.“

Jacöbchen fuhr herum, als das ſchwere Pförtchen im Thore zufuhr. Ein ſcharfer Blick fuhr nach dem Fremden hinüber, worauf er ihm zurief: „Bleib' ſtehen und ſcheuche mir meine zahmen Täublein nicht!“

Die Art und Weiſe, wie der Zwergel ihm das zugerufen hatte, hatte ſo etwas Befehlendes und Herriſches, daß Anſelm davon höchſt unangenehm berührt wurde. Man ſah es der gerunzelten Stirne, den ſich ſenkenden Brauen, dem unwillig blitzenden Auge an, was in ihm vorging. Dieſe Wirkung währte jedoch nur wenige Augenblicke. Anſelm erinnerte ſich der Bemerkungen des Wirths und ſammelte ſich ſchnell. Mit ſcheinbarem Wohlgefallen blickte er auf die Tauben und ihr buntes Durcheinanderlaufen.

Jacöbchen bemerkte das und ſagte: „Gelt, Zehntſchreiber, ſie ſind ſchön?“

„Kennſt du mich?“ fragte Anſelm nicht ohne Erſtaunen.

Jacöbchen überhörte die Frage. „Haſt du ſchon ſchönere Tauben geſehen?“ fragte er weiter, indem ſein Auge durchbohrend auf dem vor Froſt zitternden Anſelm weilte.

„Niemals,“ ſagte Anſelm. „Hab' doch daheim auch Tauben gehalten, aber ſo ſchöne hatte ich nicht, und ſo zahm brachte ich ſie nicht.“

„Das iſt leicht!“ erwiederte der Zwerg; „man muß ſie nur recht lieb haben. Das liebe Viehchen merkt's ſo gut wie der Menſch, wenn man es liebt.“

Anſelm ſah nicht ohne Erſtaunen den blödſinnig ausſehenden Zwerg an, als er dieſe Bemerkung machte, allein auch das erinnerte ihn an des Radwirths Rede.

„Den Finkenſteck, den Unhold, konnten ſie nicht leiden,“ fuhr Jacöbchen fort. „Der Spitzbube war aber auch Niemanden gut als ſich ſelbſt, und das nicht einmal! Du kennſt ihn wohl?“

Hatte ſchon die Nennung dieſes ihm ſo ominöſen Namens Anſelm ſichtbarlich unangenehm berührt, ſo kam ihm dieſe von einem ſtechenden Blicke begleitete Frage ungemein quer. Dennoch fühlte er, daß Zuſammennehmen noth war. Das Lächeln, das über ſeine Züge glitt, war ſo bitterſüß und erzwungen, daß ein ſcharfer Blick über ſeine Natur ſich nicht täuſchen konnte. Etwas ſtotternd ſagte er: „Der Name ärgert mich, weil er mich um die Ruhe dieſer Nacht brachte.“

„So?“ dehnte Jacöbchen. „Nun, der war ein rechter Satan. Was ich dir rathen wollte, mach's nur nicht wie der!“

Der Apoſtelküfer hatte die Unterredung mit angehört und ſah, wie der Zehntſchreiber vor Froſt bebte. Da lief ſeine Galle über.

„Hör' 'mal, du Schlingel,“ rief er Jacöbchen zu: „ſiehſt du nicht, wie der Herr vor Froſt zittert? Wenn du nicht fortmachſt mit deinem Taubenvolke, ſo werf' ich dir und deinen Tauben eine Faßdaube an den Kopf! Meinſt du, der Fremde ſei dein Narr.“

Jacöbchen warf dem Apoſtelküfer einen böſen Blick zu und knurrte in den Bart.

„Herr,“ rief Meiſter Balthes, „Ihr habt mehr Geduld als ich. Schreitet zu! die Tauben mögen wiederkommen, wenn ſie noch nicht ſatt ſind. Ihr geht ja vor Kälte zu Grunde!“

Die Wahrheit wirkte wie eine Macht. Anſelm ſchritt vor und die Tauben flogen mit rauſchendem Flügelſchlag auf die Fenſterbrüſtungen und den Rand der Altane, und kehrten erſt wieder, als er im Treppenthurme verſchwunden war.

Der Meiſter Balthes kollerte mit dem Jacöbchen; dieſer brummte in den Bart und die Tauben kehrten wieder zu ihrem Futter.

Während ſich das im Hofe zutrug, beobachteten die Mädchen den ganzen Hergang hinter dem Fenſter, deſſen wieder anſchießende Eisblumen der weiche Hauch ihres Mundes nur zu entfernen vermochte.

„Haſt du dir ihn betrachtet?“ fragte Tonchen. „Meiner Six, es iſt ein hübſcher Menſch, zwanzigmal hübſcher als Finkenſtock war! Wie gefällt er dir?“

„Gut,“ ſagte Lenchen. „Er ſcheint ein ſanfter Menſch zu ſein, ſonſt hätte er nicht mit Jacöbchen ſo viele Geduld gehabt, denn er ſchnatterte vor Kälte.“

„Ach, was kümmert mich das!“ rief Tonchen aus. „Ich muſterte nur ſeine Geſtalt und ſein Ausſehen, und das Alles hat mir gefallen. Zwar ſieht er bleich aus — doch, wenn ich bedenke, daß er geſtern einen mühſamen Weg machte und dieſe Nacht ſo abſcheulich geſtört wurde, ſo finde ich das natürlich. Wie viel ſchöner muß er ſein, wenn erſt ſeine Wangen blühen! Er hat ein wunderſchönes Auge und in ſeiner Haltung liegt ſo etwas vornehmes. Man ſieht doch gleich, woher ſo ein Menſch ſtammt. Wenn ich damit die Haltung des Amtsſchreibers vergleiche, ſo iſt die ganz unzweideutig bäuriſch und plump. Wo ſollt' er's auch her haben? Iſt nie über das Weichbild Bacharachs hinausgekommen und ſein Vater war ein Gewürzkrämer. Dem ſieht man die große Stadt, die Welt, die Erziehung an der Naſe an. Ich freue mich recht auf ihn.“

Lenchen ſah ſie mit ſtrafendem Ernſt an.

„Wer doch gleich ſo ſicher urtheilen möchte und ſo wegwerfend über einen braven jungen Mann!“ ſagte ſie. „Wenn dir ein angelerntes Weſen beſſer gefällt als Redlichkeit und Treue, ſo will ich ſchweigen. Ihn kennſt du, den dort aber nicht; und doch ſtellſt du ihn hoch über Rudolphi. Kannſt du ihn nicht leiden, oder haſt du ihn nicht lieb, ſo mach's ihn wenigſtens nicht weiß. Das iſt ſündlich, einen braven Menſchen am Narrenſeile herumzugängeln und ihn zu hänſeln!“

„Wer ſagt denn das?“ fiel Tonchen ein. „Wenn ich meine Meinung über die Schönheit und anſtändige Haltung eines Andern ausſpreche, wer ſagt denn gleich, daß ich ihn lieber habe als den, mit dem ich ihn vergleiche? Ich ſage dir, daß ich ihn wahrſcheinlich heirathen werde, wenn er Kellner wird.“

„So?“ fragte Lenchen. „Will er denn Kellner werden?“

„Ei du mein Gott, wie albern! Er kann ſich glücklich preiſen,“ rief Tonchen, „wenn er es wird.“

„Sein Amt iſt gut und er iſt ein Pfälzer, der nicht in Kölniſche Pfaffendienſte treten wird,“ ſagte Lenchen.

„Steht dein Vater nicht auch im Pfaffendienſte?“ fragte ſchnippiſch Tonchen. „Wenn das jemals der Herr Decan zu Sanct Apoſteln hörte? Aber ich ſage dir,“ fuhr ſie fort, „Amtsſchreiberin mag ich nicht werden. Das hieße vom Gaul auf den Eſel ſteigen. Doch wozu das Gerede? Schnüre meine Schnürbruſt zu, dann iſt's gut!“

„Und du kannſt gehen!“ rief Lenchen mit einiger Bitterkeit. „Sag' ich ein wohlgemeintes Wert, ſo biſt du gleich oben draußen. Es wird beſſer ſein, wenn ich in meiner Niedrigkeit bleibe und dich nicht mehr ärgere!“

Tonchen hielt ſie, da ſie ſich entfernen wollte; aber Lenchen ließ ſich nicht halten und ging.

Auf der Stiege begegnete ſie Anſelm. Er trat an die Mauer und grüßte höflich. Mit leichtem Danke flog das überraſchte Mädchen an ihm vorüber die Stiege hinab.

Gewiß eine der Perlen des Apoſtelhofes, dachte der Zehntſchreiber, und wahrlich, ſie verdient den Namen! Finkenſtock nannte Eine eine Heilige und — ich glaube, das war ſie!

In Nachdenken verſunken, ſtieg er die Treppe hinauf und trat in die Halle, wo viele Thüren mündeten. Unſchlüſſig, weil unbekannt, weilte er einen Augenblick, ob nicht Jemand käme.

Durch eine Spalte der Küchenthüre lugte Jungfer Annemarthe nach dem hübſchen Fremdlinge. Nachdem ſie ihn ſattſam betrachtet, trat ſie hervor unter vielen Bücklingen und Knixen, mit dem ganzen feiſten Vollmondgeſichte lächelnd, ſo ſüß, als ſie es nur irgend vermochte.

Ihre Ueberzeugung ſtand feſt, wie die Tonchen's, daß der neue Zehntſchreiber ein würdigerer Gegenſtand der Eroberung ſei, als ſein Vorgänger, und demgemäß ſetzte ſie ſogleich alle Segel ein.

Anſelm erkannte ſogleich nach des Wirthes Schilderung, wen er vor ſich hatte. Hier durfte er ſchon eine derbe Mine ſpringen laſſen, und war gewiß, daß ſie ihres Zieles, der Eitelkeit zu ſchmeiheln, nicht verfehlen würde. Er ſtellte ſich daher ganz fremd mit den Verhältniſſen des Hauſes und ſagte mit einer tiefen Verbeugung: „Wahrſcheinlich die Frau Hofkammerräthin? Ich bin der künftige Zehntſchreiber, Anſelm Köhler, und möchte mich Ihrem Wohlwollen beſtens empfohlen halten!“

Jungfer Annemarthe erröthete vor Vergnügen, daß ihre Erſcheinung ſolche Vorausſetzungen rechtfertige, und erwiederte demüthig: „Ich bin nur des Hauſes Schaffnerin.“

Anſelm ließ ſich nicht irre machen und ſetzte ſchnell hinzu: „Was nicht iſt, könnte doch in beſter Form ſein. Dem Fremden iſt ein Irrthum verzeihlich. Vergebt ihm; allein dennoch liegt auch ſo in Eurer Hand, was in der der Nichtvorhandenen liegen würde, und ich wiederhole die Bitte, laßt mich Eurem Wohlwollen empfohlen ſein und vertrauet mir, daß ich Alles aufbieten werde, ſeiner würdig zu werden.“

Jungfer Annemarthe hatte ſchon den Mund geſpitzt zu einer mindeſtens eben ſo artig geſetzten Gegenrede, als Jacöbchen die Treppe heraufſtürmte und rief:

„Der Herr Rath hat Euch geſehen durchs Fenſter und hat eben gefragt, wo Ihr ſo lange bliebet. Kommt daher ſchnell.“

Annemarthe ſchoß auf ihren hoffnungsvollen Sprößling einen Baſiliskenblick und ſagte dann, eine Thüre öffnend: „Tretet hier gefälligſt ein! — Ein andermal, denke ich, iſt die Stunde zu einer vertrauteren Bekanntſchaft gelegener,“ flüſterte ſie ihm zu, und lächelnd nickte Anſelm der Freundlichen zu, indem er durch die Thür in Rath Würfler's Gemach trat.

Anſelm hätte innerlich laut auflachen mögen über das erſte gelungene Kunſtſtück, allein jetzt galt's, einen wundervollen Ernſt zu behaupten.

Auf die Verbeugung des Zehntſchreibers griff der alte Herr an die weiße Baumwollmütze und rückte ſie leiſe.

„Leget mir's nicht als Unhöflichkeit aus, Herr Zehntſchreiber, wenn ich nicht aufſtehe,“ ſagte er, „das Zipperlein iſt ein gar ungelegener Gaſt, und der meine ſeit Jahren.“

„Bitte unterthänigſt,“ ſagte Anſelm mit einem Bückling, „es ſollte mir leid thun, wenn der Herr Hofkammerrath —“

„Sagt kurzweg Rath,“ fiel ihm der Alte in die Rede, „Ihr ſpart allemal drei Sylben und es gilt ein Geld. Auch liebe ich viele Redensarten nicht. Setzt Euch! Jacöbchen, ſetz' einen Stuhl! So, ſetzt Euch! Euer geiſtlicher Herr Oheim hat mir geſchrieben und einige Perſonalnotizen beigefügt. Nach denen habt Ihr tüchtig getobt. Ich hoffe und wünſche, daß Ihr ausgetobt habt und Euch hier „mauſert,“ damit die Wildfangsfedern bei Zeiten ausfallen. Ich liebe es an einem jungen Manne, wenn er ſolid und treu iſt im Dienſte. Hab' leider viel erfahren an dem Spitzbuben, dem Finkenſtock. Wollt' er hinge drüben am kurpfälziſchen Landesgalgen oder am Mainziſchen! Wie dieſe Nacht gezeigt hat, iſt der Hallunke noch immer lüſtern nach den Fleiſchtöpfen Aegypti, wie mein Freund, der hochwürdige Kapuziner Quardian, Bruder Bonifacius aus dem daſigen Kloſter, zu ſagen pflegt. Glaub', es ſteht in der Bibel. — Ja, der hat mich drangſalirt, daß die Steine weinen möchten, und mit ſchnödem Undank meine Güte und Nachſicht belohnt. Hol' ihn der Teufel! Habt auch ſchon, wie ich höre, dieſe Nacht durch ihn Drangſal gelitten. Ihr ſeid dadurch ſchon unſer Leidensgenoſſe geworden. Item, das könnte der Gaudieb mehr verſuchen. Dannenhero erſuche ich Euch, die Piſtolen immer geladen zu halten, die ich Euch aufs Zimmer ſchicken werde. Was euer Amt betrifft, ſo hat mich alten Mann bis jetzt der ſehr ehrenwerthe kurpfälziſche Amts- und Stadtſchreiber, Herr Rudolphi dahier freundnachbarlich unterſtützt, ſo daß Ihr keine Rückſtände habet. Hier ſind die Bücher; orientirt Euch darin. Ordnung über Alles! Sonſten iſt der Dienſt ein Kinderſpiel, und nur im Herbſt etwas mehr zu thun als ſonſten.“

Anſelm hatte ſich bei jeder betreffenden Stelle ſtumm verbeugt. Da jetzt der Alte ſchwieg, glaubte er reden zu müſſen, verſprach daher pünktliche Ordnung, Treue, Fleiß und ſolides Betragen. Zum Schluß ſprach er ſein Bedauern über die Schrecken der Nacht aus.

„Macht Euch darüber keine Moleſten,“ ſagte der Rath. „Ich kann, das Zipperlein abgerechnet, noch etwas vertragen.“

„Was den Zehntſpeicher betrifft,“ fuhr er fort, „ſo wird Euch meine getreue Schaffnerin, Jungfer Annemarthe, den Beſtand genau angeben und über den Keller verweiſe ich Euch an den braven Meiſter Balthes Ickrath, ſo drunten wohnt.“

Während dieſer langen Rede, die, weil es die längſte war, die er je gehört, Jacöbchen in völliges Erſtaunen ſetzte, kauerte der Kleine zur Seite des Ofens und beobachtete ſcharf den Zehntſchreiber. Jenes inſtinktartige Wittern, das ihm eigenthümlich war, machte ſich auch hier wieder geltend und ſtellte ſein Urtheil feſt. Der Ausdruck ſeiner Züge jedoch hätte jedem Beobachter verkündigen müſſen, daß dies Urtheil zu Anſelm's Gunſten nicht ausgefallen war.

In der eben eingetretenen Pauſe öffnete ſich die Seitenthür und Tonchen, im vollen Schmuck ihrer Reize, mit dem bezaubernden Lächeln auf den kirſchrothen Lippen, trat mit leichtem Gruß in das Gemach. Ihr Feuerauge traf zündend den Schreiber. Er mußte das ſeine niederſchlagen vor der Macht dieſes Blickes.

„Meine Tochter!“ ſagte der Rath nun zu Tonchen: „Der neue Zehntſchreiber, Herr Anſelmus Köhler aus Köln.“

„Ich freue mich,“ ſagte ſie, ſich an dem Eindrucke weidend, den ihre Reize auf Anſelm machten, „ich freue mich, daß es durch Eure Gegenwart wieder lebendiger im Apoſtelhofe wird, ob ich gleich bedauere, daß die Nacht Eures Willkommens in der Stadt eine ſo ſchlimme und ſorgenvolle war, die auch Euch unſchuldigerweiſe unangenehm traf.“

„Sie dürfte wohl Euch noch viel unangenehmer geweſen ſein,“ ſagte Anſelm verbindlich. „Mir hat der Eintritt in dieſes Haus alles unangenehme vergeſſen gemacht. Was ich zur Annehmlichkeit und Lebendigkeit beitragen kann,“ ſetzte er hinzu, „das werde ich mit Freuden thun.“

Lebhaft wandte ſich der Alte zu Tonchen und man hörte es, daß ihn die Bemerkung über die Lebendigkeit im Apoſtelhof geärgert. „Ich denke,“ rief er biſſig, „dieſe Nacht iſt lebendig genug geweſen!“

„Der Vater beliebt zu ſcherzen,“ ſagte lächelnd das reizende Mädchen. „An ſolcher Lebendigkeit hab’ ich kein Wohlgefallen und könnte ſie für immer miſſen!“

„Nun, ſo weiß ich nicht, was du willſt,“ rief der Alte in ſichtlich ſteigender Erregung. „Alle Abend iſt Geſellſchaft bei uns. Da kommen liebe Gäſte — als der Herr Amts- und Stadtſchreiber Rudolphi, der Herr Zollbeſeher Siegling und der Herr Quardian Bonifacius — doch, was ich ſagen wollte, könnt Ihr auch ein Kartſpielchen? Ein Piquetchen? Landsknechtchen oder Kurtrieriſch? Letzteres iſt das berühmte Spiel, womit die Schoppenſtecher von Trier ihre Schöpplein herausmachen.“

„Sind mir Alle nicht fremd,“ ſagte Anſelm.

„Dacht’s wohl,“ ſagte der Alte: „ein Kölner Kind iſt in ſolchen Dingen Meiſter. Vielleicht ſteckt’s auch im Holze, denn Euer geiſtlicher Herr Oehm iſt auch kein Stümper. Nun ſehet, da ſitzen wir und ſpielen, trinken unſer Gläslein Enghöller, den uns obſerfanzmäßig der Apoſtelkeller gratis liefern muß. Wollen heut’ Abend eins riskiren.“

„Zu Befehl!“ ſagte Anſelm.

Tonchen, die ihre blendend weißen, ſchönen Zähne dem Zehntſchreiber zeigen wollte, ſagte: „Ihr ſeid auch nicht allezeit in Köln geweſen, denn Eure Mundart iſt nicht rein kölniſch?“

Anſelm mußte ſich zuſammennehmen. Wieder eine Mahnung an eine Vergangenheit trat ihm nahe, die er gern vermieden hätte. Er war indeß gewandt genug, ſich nicht bloß zu ſtellen. Er erzählte nun, wie er in Geſchäften des Handlungshauſes, in dem er geſtanden, Gelegenheit gefunden, die Niederlande, Weſtphalen und einen Theil von Frankreich zu bereiſen.

„Ach, da freue ich mich auf Eure Erzählungen,“ rief Tonchen aus. Die Leute ſind Alle rechte Kümmeltürken, die über das Weichbild der Stadt ihre Naſe nicht hinausreckten, daher ſie denn auch weidlich langweilig ſind.“

Ueber des Alten blutrothes Geſicht legte ſich eine noch dunklere Röthe des Zorns. Es war der Anblick wirklich unheimlich.

„Ich hoffe, du nimmſt den Herrn Amtsſchreiber Rudolphi aus,“ rief er zornig. „Er iſt ein vielwerther Freund meines Hauſes, der nicht verdient von deiner fixen Zunge alſo ſchimpfirt zu werden.“

„Für den Herrn Vater mag er nicht langweilig ſein,“ ſagte gereizt und ſchnippig das verzogene Kind. Ihr Blick flog auf den Zehntſchreiber, als wolle er ſagen: Du verſprichſt mir mehr als der langweilige Geſelle, den der Vater ſo hoch preiſet.

Obgleich in der Regel der Rath ſchwach genug war, dem Mädchen gegenüber zu ſchweigen, wenn ſie eine vorlaute und naſeweiſe Bemerkung machte, ſo war denn das ihm doch zu viel, zumal es jetzt galt, ſein Anſehen dem Zehntſchreiber gegenüber nicht bloßzuſtellen. Heftig rief er aus: „Es ſtünde dir beſſer an, über einen Mann, der in literis wohlerfahren iſt, beſcheidener zu urtheilen, und über Dinge ganz zu ſchweigen, die du nicht verſtehſt. Jacöbchen,“ rief er, „zeige dem Herrn Zehntſchreiber ſeine Stube, und trag' ihm die Bücher hinüber.“

Anſelm war froh, der peinlichen Lage enthoben zu werden; denn Tonchen glühte vor Zorn und in des Alten Auge zuckten noch Blitze, die den Donner nach ſich ziehen mußten.

Kaum war denn auch Anſelm draußen und ſeine Tritte verhallt, als ſich das Wetter entlud:

„Ich habe leider zu lange und zuviel Geduld mit dir ungerathenem Dinge gehabt,“ rief er und wandte ſich, den Schmerz verachtend, den dieſe Wendung an ſeinen Füßen verurſachte, gegen Tonchen, die ihren Grimm an den Fenſterſcheiben zu vertrommeln ſuchte, „aber nun iſt's am Ende. So einem leichtfertigen Gelbſchnabel gegenüber einen Manne, wie Rudolphi, zu verkleinern, zu ſchimpfiren, das überſteigt meine Geduld. Schämſt du dich nicht? Gelt, der hübſche Fant gefällt dir? Soll's wieder eine Liebelei geben wie mit dem Finkenſtock, den Gott verdamme? Meinſt du, ich wüßt's nicht? Mach' mir den Kopf toll, ſo ſteck' ich dich ins Bopparder Kloſter! Da wirſt du zahm und das Franzoſenblut in deinen Adern kühl. Du weißt, daß du den Rudolphi heirathen ſollſt. Haſt's ihm auch nahe genug gelegt, daß er's erwarten kann. Am Ende willſt du ihn äffen? Ich rathe dir, nimm dich zuſammen. Entweder du heiratheſt Rudolphi, oder wanderſt ins Kloſter, ſo wahr ich Würfler heiße! Jetzt geh', daß mich nicht vor Alteration der Schlag rührt!“

Tonchen eilte hinaus. Scham und Zorn rangen in ihrer Bruſt um die Uebermacht. Alſo der Alte wußte Alles! O weh! Sie wußte, es war mit ihm nicht zu ſcherzen, und ſie ins Kloſter zu ſtecken, war ihm nicht zu viel. Sie eilte auf ihr Zimmer und ein Thränenſtrom entquoll den ſchönen Augen. Ob er zur Beſſerung führte? Die Frage war ſchwer zu entſcheiden.

III. Rückblicke.

Der Name Finkenſtock hatte, als ihn die beiden Wächter, Zinkgräf und Michel Pelzer, ausſprachen, eine Wirkung auf Anſelm Köhler hervorgebracht, die nothwendig auf eine beſondere Beziehung zu dieſem gefährlichen Verbrecher ſchließen laſſen mußte, ein Umſtand, den Jacöbchen's feiner Inſtinkt bereits herausgefunden hatte, und der durch den Zuſtand Anſelm's, als er ſich allein in ſeinem warmen Gemach im Apoſtelhof befand, noch mehr an Gewißheit gewann; denn er warf ſich in den Lehnſtuhl und drückte beide Hände vor ſeine Augen, ſeufzte tief auf und rief halblaut in tiefer Bewegung: „Weicht denn der Fluch nie von mir, dem mich mein früheres Leben zuführte? Soll denn der Entſchluß, auf beſſere Wege zu treten, ohne geſegnete Wirkung bleiben? Läßt denn die Hölle ihr Opfer nicht los, auch wenn es ſich ſelber aus ihren Stricken löſen will? Iſt denn keine Barmherzigkeit mehr für mich?“

Darauf ſprang er auf und rannte, die Hände ringend, wie ein Wahnſinniger im Gemach auf und nieder. Endlich blieb er ſtehen und fragte ſich ſelbſt: Was ſoll aus mir werden, wenn er erfährt, daß ich an ſeiner Stelle bin? Wird er ſich nicht an meine Ferſe heften wie mein Schatten? — Befriedige ich ſeine Anſinnen, die nicht ausbleiben werden, ſo enden ſie nie, und wo ſoll ich die Mittel dazu finden? Befriedige ich ſie nicht, wird er nicht aus Rache dann Alles aufdecken und mich hinabziehen in das unabwendbare Verhängniß, in das er ſtürzt? „Wo iſt der Ausweg!“ rief er dann verzweifelnd aus. „Wo die Rettung aus ſolcher Lage!“

Der Seelenzuſtand Anſelm's war in der That bemitleidenswerth.

Anſelm war der älteſte Sohn eines Schuſters, deſſen Wohnung bei Sanct Columba in Köln ſtand; der wenig Brod, aber mit Einſchluß ſeiner ſelbſt und ſeiner Frau eilf tüchtige Eſſer hatte. Da wäre Betteln das unausweichliche Loos geweſen, wenn nicht des Schuſters geiſtlicher Herr Bruder (wie ſich die Katholiken niederer Stände ausdrücken) Dechant der Kirche von Sanct Apoſteln geweſen wäre, und ein Herz für ſeines Bruders Hauskreuz und Hausſegen gehabt hätte. Er gab Brod und Kleidung für das bewegliche Häuflein, und war auch bereit, den Aelteſten, der Niemand anders als Anſelm Köhler war, für den geiſtlichen Stand heranbilden zu laſſen, und ſo der Familie eine neue Stütze zu gewähren. Anſelm war ein talentvoller Junge, aber das Ideal eines Kölner Gaſſenbuben, was, wie Unterrichtete wiſſen, ſehr viel ſagen will, denn es ſteckt eine erkleckliche Maſſe von Teufelei in dieſen Bälgen von Kölner Gaſſenbuben. Außer ſeinen Talenten war er reich begabt mit denjenigen Anlagen, welche die vollendete Natur eines Kölner „Drickes“ oder auch „Funken“ ausmachen.

Dennoch gewann er die Liebe des geiſtlichen Herrn; denn ein ſchönerer Lockenkopf mit helleren, größeren und ausdrucksvolleren Augen gab's dazumal ſchwerlich in der „hilligen Stadt Köln.“ Er wurde in die Schule der Jeſuiten geſchickt, und die auffallenden Fortſchritte ließen das auf ſeine Erziehung verwendete Geld durchaus nicht als ein weggeworfenes anſehen.

Anſelm hielt ſich auch ſcheinbar gut; aber er täuſchte ſeine Lehrer. Pfiffig und ſchlau wußte er alle ſeine Lumpenſtreiche zu verdecken. Das Glück begünſtigte ihn, daß keiner, ſo zahlreich ſie auch waren, entdeckt wurde.

Wo irgend eine Schelmerei, ein Schalksſtreich ausgeführt wurde, da war Anſelm, wenn nicht der Anführer, doch gewiß dabei betheiligt, und hätte man die Quelle aufſuchen ſollen, ſo würde ſein Kopf ſicher als ſolche von hundert Fällen neun und neunzigmal entdeckt worden ſein. Er müßte kein Kölner Blut in ſeinen Adern gehabt haben, wenn er nicht bei Zeiten ſein Liebchen hätte haben ſollen.

Er fand eine junge Näherin hübſch, und ſie ihn — ſo machte ſich die warme Herzensverbindung einfach und leicht.

Der Zeitpunkt, wo dieſe Liebe in ihrer Blüthe ſtand, war eben der, wo er in das Seminar eintreten mußte. Seminarzwang und goldene Freiheit! Ernſte Uebungen und Liebeständelei! Entſagung und ein heißes Herz! Wer könnte ſolche Gegenſätze einigen, die ſich polariſch entgegengeſetzt ſind? Ueberall ſtand vor der Seele das Bild ſeines ſchönen Applonchen's. Da mußte die alte Liſt aushelfen, die bis jetzt ihren Träger ſicher geleitet hatte. Manchen Abend und manche Nacht war der Seminariſt bei der Geliebten, bis — die Entdeckung erfolgte und die Strafe unabweisbar in Ausſicht ſtand.

Armer Anſelm! Was blieb da anders übrig, als dulden oder durchbrennen?

Zum geiſtlichen Stande hatte er nie einen innern Beruf gehabt; darum entſchied er ſich für das letzte Auskunftmittel, und an einem ſchönen Morgen fehlte Anſelm Köhler im Convictorium, und zwar eben an dem Tage, an welchem er ſeine Strafe erleiden ſollte.

Anſelm hatte wohl überlegt, daß die Rückkehr ins Vaterhaus, der Rückkehr ins Seminar ſo ähnlich ſähe, wie ein Ei dem andern; er hatte erwogen, daß, trotz Applonchen's ewiger Liebe, ſein Bleiben bei ihr, die ſelber ihre Eltern und Geſchwiſter unterſtützen mußte, nicht ſei. Ueberhaupt hatte in Köln ſein Bleiben Gefahr, weil er befürchten mußte, mit Gewalt an den Pater Regens abgeliefert zu werden. So wurde das „Alaf Köln" in ſeiner Bruſt zu einem: „Adieu Köln." Er mußte der geweihten Stätte ſeiner Kindheit, ſeiner Spiele, ſeiner Lumpenſtreiche und ſeiner Liebe Valet geben. Scheiden und Meiden thut weh; aber was half's? Die Thränen.

ſtröme floſſen, die Schwüre ewiger Liebe und Treue wurden gewechſelt, und Anſelm entfloh mit einem Schiff, auf dem ein Jugendfreund Matroſe war, nach Arnheim.

Der erſte Schritt vom Bord führte ihn in Arnheim unter holländiſche Werber, und die Wahl war nicht ſchwer. Das Handgeld, das zweierlei Tuch und das edle, ſüße Nichtsthun, wozu er von je und je die eminenteſten Anlagen gehabt hatte, entſchieden ſchnell. Zu ſeiner Ehre ſei es aber geſagt, daß die Möglichkeit, in wenigen Jahren Hauptmann oder Obriſt zu werden, dann in der Glorie dieſer Stellung nach Köln heimzukehren, Applonchen zu heirathen und die Seinigen zu unterſtützen, doch auch ein Gewicht in die ſinkende Schale ſeines Entſchluſſes legte.

So lange ſein Regiment in Arnheim ſtand, wechſelte er regelmäßig Briefe mit Applonchen; als aber das Regiment nach Rotterdam gelegt wurde, da hörte dieſer Herzensverkehr auf. Ein neugewonnenes Liebchen in Rotterdam machte überdies das Abbrechen des Briefwechſels nothwendig. Hatte ſchon das Kaſernenleben ſeine Bitterkeiten, beſonders das zeitige Heimkehren an den Abenden, ſo erwuchs eine neue Fatalität aus dem Umſtande, daß das Regiment nach Java ſollte eingeſchifft werden. Eine Seereiſe — das verpeſtete Klima von Java, wo alle Europäer wie die Schneeflocken hinſtarben; wo der Giftbaum Bogon upas wächſt, der die Luft auf zehn Meilen vergiftet; wo endlich die vermaledeiten Indianer mit vergifteten Pfeilen ſchießen, und auf jedem Schritt und Tritt giftiges Gewürme Tod und Verderben droht. — Nein, das hieß Anſelm zu viel zumuthen! Mit dem Uebel des Heldenmuthes war er nicht behaftet. Das war mehr, als der gute „Kölſche Jung“ zu übernehmen Luſt trug. Schon einmal hatte ihn ein kühner Harrasſprung aus dem Fenſter des Seminars vor dem Elende bewahrt; vom Kaſernenfenſter bis zu Gottes feſtem Erdboden war kaum halb ſo hoch, als dort im Seminar. Friſch gewagt, ſagte er zu ſich, iſt halb gewonnen, und er that's, und — wie der Kunſtausdruck jener Tage lautete: er ranzionirte ſich und — kam glücklich durch zu ſeinem Liebchen in der Sackgaſſe.

An Schlupfwinkeln für alſo bedrängte Seelen fehlte es damals, wie auch heute, in der Stadt Rotterdam nicht; ihm dortſelbſt nicht an edlen Bekanntſchaften, die halfen in der Noth dem Liebchen und ihm.

Ein Genie verdirbt nicht, beſonders wenn es ſich nicht genirt. Ein Vorwurf, wie dieſer, wird einem ächten „Kölſchen Jung“ mit großem Unrechte gemacht. An Anſelm wäre es hämiſche Verleumdung geweſen. Schon in Köln hatte er manche Kunſt erlernt, die ſich unter keine der bekannten ſieben eigentlich rangiren ließ und doch den Namen einer „freien“ verdiente. Falſch Spielen zum Beiſpiel verſtand er wie ein Meiſter. Dies war nun für ihn der erſte Buchſtabe eines langen, ſehr einträglichen Alphabets — an deſſen letztem in der Regel ein Galgen gemalt ſteht, entweder prophetiſch, oder um als Weiſung zu dienen, ihn zu umgehen.

Wenn Anſelm mit ſolchen Anlagen Köln verließ, ſo wäre bei ſeiner Natur und aalartigen geiſtigen Gewandtheit die Wette nicht riskirt geweſen über ſeine Fortſchritte auf dem Wege, der zu jenem bedenklichen Tz führt, deſſen am Schluſſe des vorigen Satzes gedacht iſt. Geht's rechts nicht, ſo geht's links! pflegte er zu ſagen. Ein „Kölſcher Jung“ iſt wie ein Froſch. Siebenmal verwandelt bleibt er doch, was er iſt. In einer verrufenen Straße der Stadt ſuchte er, nachdem ſein dunkler Bart entſtellend gewachſen, die Uniform verkauft, und der Erlös davon, wie die Börſe ſeines Leutenants, die er in der Zerſtreuung mitgenommen, als er die Kaſerne verließ, in ſeines Liebchens Geſellſchaft Flügel gewonnen hatten, eine günſtige Gelegenheit zum Erwerb. Es war eine Matroſenkneipe, wo die Seeleute, wenn ſie das Trockene des Vaterlandes erreicht, mit dem ſeelenvollen Ausruf: Oranje bove! ihre Löhnung durchbrachten, um nach etlichen beſtialiſch hingelebten Tagen wieder unter die Herrſchaft des Schiffstau's oder der berüchtigten „neunſchwänzigen Katze“ zurückzukehren. Spiel war da der Lückenbüßer roher Luſt, und der luſtige „Moff,“ wie die ſteifblutigen Niederländer den Deutſchen benennen, lehrte ſie das noble Landsknechtsſpiel, das er von Köln her mit großer Gewandtheit und Umſicht zu tractiren verſtand, damit er — nicht zu kurz kam. Eine Gans zu rupfen, wenn die Federn reif ſind, hatte er in Altniederland noch beſſer gelernt. Bald blühte das Geſchäft und Anſelm fand es gar nöthig, nicht alle erworbenen Schätze dem Liebchen zu vertrauen, weil er aus weiſer Vorſicht an einen Nothpfennig dachte für vorkommende Fatalitäten.

Die Zeit, wo er deſſen bedurfte, nahte ſchneller, als er es ſelbſt gedacht. Eines Abends, wo die Ducaten wieder luſtig klangen, witterte ein aus Oſtindien heimgekehrter Matroſe, der „Moff“ betrüge. Darüber entſtand ein wilder Zank; daraus ein Streit, bei dem die Fäuſte redeten; daraus endlich ein Kampf, in dem die blanken Matroſenmeſſer die Entſcheidung gaben. Anſelm, der vor dem Blute eine unüberwindliche Abneigung in ſeinem Herzen trug, namentlich wenn ein ſpitzes und ſcharfes Metall es fließen machte, oder der ſogenannte „Soldatenhagel,“ wie man die Kugeln nannte, ſalvirte ſich rechtzeitig und auch den Einſatz der Bank, damit er nicht entwendet würde. Als er weg war und ſeine Freunde für ihn kämpften, machte ſich das Unglück, daß zwei Matroſen auf dem Platze blieben.

Die Polizei fand nun erſt den Weg in dieſen Schlupfwinkel der Schlechtigkeit. Die Helden dieſes Abends wurden „eingeſponnen,“ aber der Haupthahn war in das ſtille Neſt ſeines Liebchens in der Sackgaſſe entflogen.

Anſelm ſah die Wolken ſich aufthürmen, deren Blitzſtrahl auf ſein Haupt ſich zu lenken drohte. Ohne Abſchied von der theuern Seele, die ſich an die ſeine angeſchloſſen, weil er fürchtete, ſie möge ihn, um ſich zu retten, verrathen, ſchied er in der Dämmerung auf Nimmerwiederkehr.

In der Kunſt des Entſtellens war er ein unerreichbarer Meiſter. Er vermochte das linke Auge ſo feſt zuzukneipen, daß Niemand errathen konnte, dies verdeckte Auge berge ein geſundes, ſondern ein Jeder überzeugt war, die Hülle decke eine leere Höhle. Hinken und Stottern machte er ſo ungemein natürlich, daß alle Welt an die pure Natur glaubte; ſeine Geſichtsmuskeln hatte er in dem Grad in ſeiner Macht, daß er im Stande war, ſein Geſicht bis zur völligen Unkenntlichkeit, ſelbſt für Bekannte, zu verändern.

Mit ſolchen Hilfsquellen und Mitteln ausgerüſtet, verließ er Liebchens ſüße Nähe. Heroiſch riß er zum zweiten Male das Herz, das ſonſt bekanntlich „an etwas hangen muß,“ los, und wanderte als Bettler durch Rotterdam, durch — Holland. Kein Hahn krähte nach ihm, obgleich die holländiſchen „Spitzeln“ ſchier Rotterdam in ſeinen verrufenen Winkeln nach ihm umkehrten und ſein Feinsliebchen ſchuldlos ſeinetwegen die Kerkermauern von Flüchen widerhallen ließ. Sie galten ihm, aber ſie waren ja holländiſch geſprochen und er war auf deutſchem Boden, wo das Auge wieder ſah, das Bein wieder ſeine ungeſchmälerten Dienſte that und das Stottern gründlich geheilt war.

Zum dritten Male hatte er ſich glücklich ranzionirt. Das gab Muth und Selbſtvertrauen; aber ſeine Lage war dennoch, obwohl er Geld genug beſaß, um auf neue Erwerbsquellen fürs erſte nicht ſinnen zu müſſen, nicht über alle Sorgen und Zweifel hinausgehoben. Könnte, dürfte er nach Köln gehen! Applonchen zog mit erneuter, magnetiſcher Kraft, aber das Seminar drohte. Drei Jahre im Dienſte Hollands und der freien Künſte hoben ihn nicht hinaus über Gefahren, die ihn mit Entſetzen erfüllten.

Hier mußte ein Entſchluß gefaßt werden. Die Muskete mochte er nicht mehr tragen. Seine bisherige Künſtlerlaufbahn hatte das bedenkliche Tz am Ende ihres Alphabets. Genie's zerbrechen ſich nicht lange den Kopf. Die Welt iſt groß und weit, ſagte Anſelm zu ſich ſelbſt, wandre friſch hinein und ſieh' zu, wohin dich die Wellen des Lebens tragen. Geld haſt du. Was braucht's weiter?

Eine anſtändige Kleidung wurde gekauft, ein Felleiſen dazu und ein gewundener Stock. So zog er als Handwerksburſche von Herberge zu Herberge. Allein in einem Punkte hatte er ſich verrechnet. Dem Gelde, das er beſaß, traute er längere Lebensdauer zu, als es wirklich hatte. Es ſchmolz wie Butter in der Sonne und ſeiner ward alle Tage weniger.

Mit den Hefen ſeines Geldbeutels erreichte er endlich, nachdem er in der Welt ziemlich weit umher „gefochten,“ wie der Kunſtausdruck der Zünftigen lautet, die goldene Stadt Mainz, zu der Zeit, als Finkenſtock dorthin ſich ranzionirt hatte. Gleich und Gleich geſellt ſich gerne, ſagt das Sprüchwort. Verwandtes zieht ſich an, iſt das Axiom der Wiſſenſchaft. Beides lauft auf eins hinaus, und im gegebenen Falle fand es ſeine Anwendung bei Anſelm und Finkenſtock.

Letzterer hatte für die Unterſcheidung der Geiſter einen geübten und ſcharfen Blick. Wie konnte er die Brauchbarkeit Anſelm's überſehen? Das war ſein Mann!

Er machte ſich an ihn und bald war der Bund geſchloſſen. Anſelm war im Spiel Finkenſtock überlegen; dieſer Anſelm in den Liſten und Intriguen. So ergänzten ſie ſich Beide zu vollendeten Spitzbuben.

Finckenſtock hatte durch Fingertalent manche Taſche geleert; Anſelm that's im Spiel, aber Beide waren gewitzigt, und das Auffinden eines reelleren Erwerbes forderte ihr Sinnen und Bedenken.

Zufällig führte die Seelenverwandtſchaft Finkenſtock mit einem in Lüderlichkeit verſunkenen geſchickten Mechaniker zuſammen, und nun war die Bahn gefunden, auf der ſich gut wandeln ließ. Die drei verwandten Geiſter einigten ſich, falſche Münze zu machen. Das war ein Geſchäft, welches, wenn es ging, ſeinen Mann ernährte, und auch drei. Das Talent des Mechanikers entſchied und die Geſchäfte nahmen einen Anfang und Fortgang, der alle Hoffnungen überſtieg.

Nun waren die goldenen Tage gekommen, von denen alle Drei in ſchönen Stunden geträumt. Anſelm überkam den gefährlichſten Theil des Geſchäftes, das Produkt ihrer Kunſt in den Verkehr des Lebens einzuführen. Von jeher waren talentvolle Kinder Iſraels zu ſolchem Verſchleiße die erprobteſten, wenn ein anſehnliches Profitchen in ihrer Hand blieb. Leute, wie das noble Kleeblatt in der Winkelgaſſe in Mainz mußten dem Grundſatz huldigen: Leben- und leben laſſen! So kam es, daß Anſelm bald ſeine Helfershelfer in Mainz, Frankfurt, Darmſtadt, Mannheim und Kaſſel gewann, und das Geſchäft wie an Umfang ſo an Gewinn außerordentlich wuchs und die Keckheit ſeiner Genoſſen in bedenklicher Weiſe zunahm.

Eines ſchönen Tages war Anſelm nach Frankfurt gereiſt, reich geſpickt mit neuen holländiſchen Ducaten, denen aber leider nichts mehr fehlte, als das holländiſche Geld. Sie waren durch geſchickte Vermittlung ſeines Freundes Aaron in die Hand eines Wechslers gewandert und Silber und anderes, aber ächtes Gold in ihre Taſchen. Beide waren froh des gelungenen Streiches von einander geſchieden am Abend, als plötzlich Aaron um Mitternacht Anſelm weckte.

„O waih geſchrieen!“ rief der Jude. „Wir ſind entdeckt. Fort, ſo ſchnell als möglich — du nach Norden, ich nach Süden!“

Da war keine Wahl. Sie theilten, wenn auch von Anſelm's Seite nicht brüderlich, und durch Aaron's Vermittelung gelang die vierte „Ranzionirung.“

Nach eilf Monaten voller Kreuz- und Querzüge finden wir Anſelm in Rheda in Weſtphalen krank und abgezehrt in einem Bett. Ein Kapuziner ſaß an ſeinem Bett und ſchärfte ſein Gewiſſen.

Mangel, Elend, Krankheit, keine Ausſichten, die Zukunft und die erweckenden Worte des frommen Mönches brachten in Anſelm eine Sinnesänderung zum Beſſern hervor. Er beichtete dem Mönch, und dieſer legte ihm Bußen auf, die er treulich ausführte. Als er geneſen war, ſchrieb er einen reuevollen Brief an ſeinen geiſtlichen Herrn Oehm in Köln. Der Kapuziner legte ein gutes Zeugniß bei und — es gelang, den erzürnten Oehm zu verſöhnen. Er ſandte Geld. Anſelm konnte ſeine Schulden zahlen, konnte ſich anſtändig ausrüſten und die Beſtallung zum Zehntſchreiber in Bacharach ſetzte dem Werk der Liebe des gutmüthigen Decans Köhler die Krone auf.

Nach Köln aber durfte er nicht kommen, damit nicht ein Skandal entſtehe.

So finden wir ihn denn bald auf der Reiſe in dem entſetzlichen Winter. Seine wiedergewonnene Geſundheit ließ ihn Alles überwinden, nur nicht die innere Angſt und Furcht vor möglicher Entdeckung. Sie wich indeſſen mit jedem Schritte mehr, der ihn einer endlichen Thätigkeit, einem geordneten Leben, einem ehrenwerthen Berufe näher brachte.

Jetzt ſtand ſein Vorſatz, von nun an ein anderer Menſch zu werden. Begraben ſollte ſeine Vergangenheit ſein, und ſeine Zukunft Zeugniß für ihn ablegen, daß es ihm ein rechter Ernſt ſei, ſich mit dem Leben zu verſöhnen, und ſo hoffte er auch Gnade von oben und die Liebe ſeines Oheims und guter Menſchen wieder zu gewinnen.

Und kaum hatte er nun den erſten Tritt in ſeinen neuen Lebenskreis gethan, ſo hing ſich wie ein unſeliges Verhängniß der Name an ihn an, den er unter Allen in der Welt am meiſten fürchtete, weil der, der ihn trug, ihn genau kannte und verrucht genug war, ihn in den Abgrund zu ſtürzen, wenn er ihn auf guten Wegen, alſo im offenen Widerſtande gegen ſich fand. Daher die namenloſe Angſt in ſeiner Seele; daher die wilde Verzweiflung, die ihn innerlich ſchier zerriß. Noch lange dauerte jener Zuſtand, bis der Ruf Jacöbchen's zum Mittagstiſche ihn zwang, den Sturm im Innern mit der ganzen Kraft eines feſten Willens zu beſchwören.

IV. Ein Blick ins häusliche Leben.

In des Apoſtelküfers Hausweſen herrſchte noch ganz die einfache und ſchlichte Weiſe des untern Bürgerſtandes Bacharachs, wie ſie ſich bis in den Anfang unſers Jahrhunderts erhielt, wo die lockende Kultur und der Luxus unſerer Tage manchem eine andere Richtung und Geſtalt gab, die freilich nicht zum beſten gereichen dürfte. Stille und Ordnung, Reinlichkeit und pünktliche Erfüllung der Geſchäfte, die Stand und Beruf und der unabänderliche Wille der ordnenden Hausmutter Jedem anwies, war hier im geregelten Gange. Die Mutter ſpann und ordnete; that die Hauptgeſchäfte des Hauſes, regierte in Kiſten und Kaſten, und die Tochter kochte und beſorgte das Reinigen und alle Dienſte, welche einer Magd oblagen, die damals noch nicht in den Häuſern dieſer Bürgerklaſſe zu ſehen war.

Der Vater arbeitete im Keller und in der Küferwerkſtätte, ging auf die Zunftſtube, wo er als Altmeiſter gebot, oder auf das Rathhaus, wo er als Rathsbürgermeiſter im Rathe der vier Thäler ſaß. Dieſe Stelle, obwohl ſie den prunkenden Titel hatte, war indeß nichts mehr und nichts weniger als die eines Stadt- oder Schöffenrathes, wenn auch nicht im Sinn einer ſpätern Zeit; denn der Vierthälerrath entſchied damals noch bis zu fünf Gulden Strafe und nahm, eine ſehr freie und kräftige Stellung im inneren Verwaltungsweſen an. Das Blutgericht, welches er früher beſeſſen, war freilich längſt abhanden gekommen, und deß war man froh.

Auch heute war der Vater in der Rathsſtube, und ſchon hatte es eilf Uhr geſchlagen auf dem Stadtkirchthurm und auch das helle Kloſterglöcklein hatte geläutet und der Vater war noch nicht da.

„Die müſſen heute viel zu verſchneiden haben,“ ſagte halblaut Frau Ickrath, daß ſie die Eßglocke nicht hören und die Haushaltung in Unordnung bringen. „Geh' Lenchen, melke die Kuh. Ihr Futter hat ſie ja?“

Lenchen bejahte.

Das Mittagseſſen will ich in die Ofenkachel ſtellen, daß es warm bleibe, bis er endlich kommt. Es iſt doch gar keine Hausordnung mehr zu halten,“ grämelte ſie halblaut. „Der Bürgermeiſter muß eine ſchöne Wirthſchaft haben. Gott behüte unſereins davor!“

Lenchen war während dieſes halblauten Selbſtgeſpräches hinausgegangen, um in der Küche den blanken Melkeimer zu nehmen, mit dem ſie dem reinlichen Stalle zueilte. Die glänzende Kuh ſah nach dem Mädchen, das ihr ein Stück nahrhaften Brodes mitbrachte, ſie ſtreichelte und ihr liebkoſte. Als ſie das Brod mit Behagen genoſſen, Lenchen's kleine Hand geleckt, und dieſe ihr neues Futter in die Raufe gelegt, ſchob Lenchen den halbrunden Melkſtuhl zurecht, ſetzte ſich, den Eimer zwiſchen den Knieen haltend, die weiße Stirne wider die Seite der Kuh lehnend, und bald rauſchten die Ströme der duftenden Milch in dem Gefäß unter Lenchen's runden, weißen Fingern. Wenige Minuten ſpäter ging die Stallthür auf und Jacöbchen trat mit einer Blechſchale in der Hand herein und blieb in der Thüre ſtehen.

„Mach' die Thüre zu," ſagte Lenchen, ohne ſich umzuſehen, weil ſie wußte, wer es ſei, „es zieht ſonſt die Kälte zu ſehr an die gute Liſe. Haſt du auch deine Schale, alter Naſcher?" fragte ſie freundlich und drehte den ſchönen Kopf nach der kleinen Mißgeſtalt mit einem Lächeln, das jedes Herz zu bezwingen geeignet war.

Jacöbchen wies die Schale.

„Es fehlt nur noch eins," verſetzte Lenchen, „und das haſt du wieder vergeſſen, den Topf für die gute Frau Klein. Hole ihn doch gleich, aber gib acht, daß es Niemand ſieht."

Jacöbchen eilte von dannen und erſchien gleich wieder mit dem Topfe, den Lenchen gewünſcht.

Lenchen ließ nun Milch in den Topf laufen, reichte ihn Jacöbchen und füllte ihm alsdann auch ſeine Schale.

„Gutes Lenchen, Engelslenchen!" rief er aus, und führte ſogleich ſeine Schale zum Munde, indem er mit großem Behagen die aromatiſche Milch einſog.

So pflegte er jeden Mittag und Abend zur Melkſtunde zu Lenchen zu kommen, um ſeinen Labetrank wie ein Kind zu empfangen.

Ueberhaupt war Lenchen ſein Augapfel. Sie war aber auch, außer dem alten Würfler, die Einzige im Hauſe, die dem armen Menſchen Liebe bewies.

Tonchen ſtieß ihn mit Härte von ſich, mit einem Abſcheu, der in ſeiner Mißgeſtalt wurzeln mochte, aber auch mit einem Haſſe, der in einer jener geheimen Regungen des Menſchenherzens zu wurzeln ſchien, für die und von der wir uns keine Rechenſchaft geben können, mögen ſie nun unwiderſtehlich uns zu Jemand hinziehen, oder ebenſo unwiderſtehlich uns von einem Andern abziehen und zurückſtoßen. Eine weit ſchlimmere Aeußerung ihrer Liebloſigkeit war es, daß ſie ihn mit Spott und Hohn übergoß, wo ſie konnte. Lenchen tadelte das oft hart und bitter, ohne daß ſie im Stande geweſen wäre, eine Aenderung hervorzubringen.

Habe doch Erbarmen mit ihm, ſagte ſie oft mit der Thräne eines ſchönen Gefühls im Auge. Iſt er denn nicht ſchon unglücklich genug, daß der Makel der Geburt ihn drückt, die Mißgeſtalt ihm die Herzen entfremdet? Er iſt doch unſchuldig an ſeinem Weh, und es ſcheint mir Pflicht, dem Armen das, was er entbehrt, liebreich zu verſüßen!

Mach' was du willſt, heilige Marzibilla, lachte dann Tonchen, aber muthe mir nicht zu, das Ungethüm zu lieben, das weder die Geſtalt noch den Geiſt eines Menſchen hat.

Du verſündigſt dich doppelt, rief dann Lenchen aus. Er hat mehr Verſtand, als du ahneſt, und geſetzt, er hätte ihn nicht, ſo iſt er unſeres Mitleids um ſo bedürftiger. Ein gutes Herz hat er gewiß.

Ich möchte doch einmal das Gebrechen ſehen, das du nicht entſchuldigſt und milderſt, rief dann Tonchen. Weißt du was, heirathe ihn, Lenchen, weil er dir ſo wohlgefällt. Ich will ihn ausſteuern.

Damit hatte dann das Geſpräch zu Gunſten Jacöbchen's ſein Ende erreicht.

Auch ſelbſt von ſeiner Mutter empfing er keine Liebe. Es war, als hätte ſeine Mißgeſtalt jede mütterliche Regung in ihrer Bruſt erſtickt, und das heilige Wort: Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergeſſen, bei ihr gar keine Geltung. Sie ſorgte wohl äußerlich für ihn, weil ſie den alten Rath fürchtete, aber um ſeine Bildung, um die Entwickelung ſeines Innern kümmerte ſie ſich nicht. Ja mehr als einmal ſtieß ſie ihn mit einem Fußtritte von ſich, wenn er mit kindlichem Gefühle ſich ihr nahte.

So fühlte ſich der Arme verlaſſen und verſtoßen. War es da ein Wunder, daß ſein Herz mit aller Macht der Liebe, die es faſſen konnte, ſich dahin neigte, von woher ihm Wohlwollen und Wohlthat entgegenkam?

Lenchen betrachtete ſich als verpflichtet, ihm das zu erſetzen, was er bei denen entbehrte, die ihm nahe ſtanden. Daher wäre er auch für ſie in den Tod gegangen. Ihr klagte er ſein Leid, ihr theilte er ſeine Freude mit. Ihr brachte er im Frühling die erſten Veilchen, im Sommer die erſten edlen Baumfrüchte, im Herbſt die erſte reife Traube. Tonchen nannte ihn nur Lenchen's Liebhaber und Bräutigam. Alle kleinen Dienſte, für die er zu brauchen war, richtete er willig für Lenchen aus, während er Tonchen jede Dienſtleiſtung hartnäckig verweigerte.

Seit dem Auftritte mit ihrem Vater wegen ihres Betragens gegen Finkenſtock ſteigerte ſich ihr Haß gegen ihn nur noch mehr; denn ſie ſah ihn als den Verräther an und ſchwur, er ſolle es ihr entgelten.

Jacöbchen hatte ſeine Milch getrunken und lehnte, mit der Zunge ob des genoſſenen Wohlgeſchmackes thieriſch ſchnalzend, an dem Pfoſten der Stallthür. Er hielt den gefüllten Topf für Frau Klein in ſeiner Hand. Er hatte ziemlich lange ſchweigend dageſtanden, als er die Frage herausſtieß: „Haſt auch den neuen Zehntſchreiber geſehen?“

Lenchen bejahte mit leiſem Neigen des Hauptes.

„Auch nichts nutz!“ rief er aus. „Gib acht, er iſt ein Schuft! Kennt den Finkenſtock! Iſt ſein Spießgeſelle!“

„Was ſchwatzeſt du da?“ fragte das Mädchen mit ſichtbarem Erſtaunen und Erſchrecken.

„Was ich weiß!“ war ſeine Antwort.

Lenchen kannte die wunderbare Schärfe des Urtheils über den ſittlichen Werth der Menſchen, die der Zwerg an den Tag legte, und ſo oft ſchon ſich als wahr bewieſen hatte; indeſſen war ihr Herz nicht fähig, ein ſolch ſchnelles, ſchneidendes und wegwerfendes Urtheil ſofort anzunehmen. Ihr Glaube an das Beſſere im Menſchen, wurzelnd in ihrer eigenen Reinheit, ſtand zu feſt dazu. „Geh' weg,“ ſagte ſie verweiſend; „du biſt gleich mit deinem harten, vorlauten Urtheile da. Kennſt ihn ja noch gar nicht.“

„Hinlänglich, um zu wiſſen, was ich weiß!“ rief Jacöbchen. „Machſt mir meinen Gaul nicht ſcheu. Denk' an mich. Jacöbchen iſt nicht ſo dumm, als er ausſieht und die Leute glauben. Es wird ſchon noch klar werden. Merk's nur ab.“

Es überlief Lenchen eiskalt bei dem Gedanken, er könne recht haben. Er hatte ſo oft ſchon auf den erſten Blick den Nagel auf den Kopf getroffen, daß ſie ſich dieſes Erſchreckens nicht erwehren konnte.

Sie ſchwieg aber ſtill, weil ſie wußte, daß es völlig vergeblich war, ihm eine feſtgefaßte Meinung zu benehmen. Vielmehr diente der Widerſpruch dazu, ihn in ſeiner Meinung zu beſtärken und ihn zu noch heftigeren Aeußerungen zu veranlaſſen. Nach einer geraumen Pauſe hob er wieder an: „Wird wieder eine ſchöne Geſchichte werden! Die Alte liebängelt mit ihm, und Tenchen — iſt in ihn ſtockverliebt. Macht Augen — Augen — purer Feuerbrand! Weißt ja wie! Redet honigſüß. Hat ſchon den guten Amtsſchreiber „verſtichelt“ bei ihm; aber der Alte hat ſie gedeckt. Himmel! Hab's gehört; hat ihr den Finkenſtock vorgehalten, und ſie iſt fortgerannt wie eine wilde Katze.“

„Pfui, Jacöbchen, wie redeſt du wieder lieblos von dem guten Tenchen, und haſt auch wieder gelauſcht, was gute Kinder gar nicht dürfen,“ ſtrafte ihn Lenchen.

„Gut, was, gut?“ rief er zornig, den letzten Tadel überhörend. Seine kleinen Augen funkelten und rollten wie Feuerräder in ihren tiefen Höhlen. „Gut?“ wiederholte er. „Tritt mich armen Bub' mit Füßen, jagt meine Tauben, ſtößt und ſtumpſt mich überall, und verhöhnt und verſpottet mich. Iſt das gut? Thuſt du das auch? — Heh!“

Lenchen ſagte: „Sie iſt aufbrauſend und „hitzeblitzig.“ Sie meint es aber nicht bös.“

„Warum thuſt du es nicht?“ fragte er. „Nein, ſie iſt bös und leichtfertig. Hat ſie der ſchlechte Finkenſtock nicht geherzt und geküßt, und ſie ihn? Und doch gefielſt du ihm beſſer, weil du ſchöner biſt.“

Lenchen, die ihre Stirn an die Kuh lehnte, an deren rechter Seite ſie ſaß, fühlte, wie eine Gluth bei dieſem ungeſchminkten Lobe Jacöbchen's ihr ganzes Geſicht überzog.

„Schweig' doch mit dem dummen Gerede,“ ſagte ſie ärgerlich.

„Nicht bös ſein, Lenchen, Engelslenchen!“ flehte der Arme, der es nicht ertragen konnte, wenn ſie ihm zürnte. — Es entſtand wieder eine Pauſe. Bei Jacöbchen's beſchränktem Geiſte war es aber ſo, daß, wenn er einmal mit ſeinen Gedanken in einem Kreiſe ſich befand, er wie darin feſtgebannt war. Es wäre vergeblich geweſen, ihn jetzt auf andere Vorſtellungen zu bringen.

„Thut mir nur leid,“ fuhr er darauf fort, „um den guten Amtsſchreiber! Hat ihm da gleich einen Denkzettel bei dem fremden Menſchen angehängt. Führt ihn nur am Narrenſeile. Meint, ſie hätt' ihn lieb. Ja, proſt die Mahlzeit! Jacöbchen weiß es beſſer. Iſt nur der Nothſtopfen, wenn kein Anderer da iſt. Schad' drum! Dich, Lenchen, ſoll er lieb haben. Mußt doch noch ſeine Frau werden. Biſt ganz für ihn, und ihm gönn' ich dich allein, weil er ſo gut iſt wie du!“

Eine brennende Gluth übergoß Lenchen. Diesmal hatte der Zwerg eine Saite angeſchlagen, die lange ſchon unbemerkt von Anderer Augen in dem ſtillen, unentweihten Heiligthum eines keuſchen Herzens in lebhaften Schwingungen klang. Sie hatte das, was hier ein anderer Mund ausſprach, obwohl ſie es tief empfand, nie ſich zu geſtehen gewagt. Und doch war es richtig. Sie liebte den ſchönen, geachteten und wackern Mann im tiefſten Herzensgrunde, und dieſe verſchwiegene Liebe, die Nichts für ſich hatte, wurzelte um ſo tiefer.

Tenchen, die es nie erfolglos that, wenn ſie einen Mann bezaubern wollte, hatte ihn in ihren Kreis gebannt. Er verrieth ohne Hehl ſeine Liebe und ſeine redlichen Abſichten. Der alte Rath Würfler wünſchte nichts ſehnlicher, als ihn zum Schwiegerſohne zu haben. Das aber reichte ſchon allein hin, in dem Herzen des eigenſinnigen Mädchens einen Widerwillen gegen Rudolphi zu wecken. Er gefiel ihr ſchon, aber zum Manne würde ſie ihn nicht gewählt haben. Ueberdies konnte der einfache Mann nicht mit ſchönen Worten ſchmeicheln; kroch nicht zu ihren Füßen, anbetend ihre Reize; ſeufzte nicht wie ein liebeſiecher, liebetoller Schäfer, wie ſie es in den Büchern geleſen, die ihre Bildung zu einer verſchrobenen gemacht. Darum konnte ſie den verworfenen, aber verführeriſch ſchmeichelnden Finkenſtock ſelbſt dieſem Manne vorziehen. — Lenchen bedauerte den guten Rudolphi. Oft iſt ſchon das ſtille Mitleid die Brücke der Liebe geworden und wurde es auch bei Lenchen. Sie ſah Rudolphi mit dem Auge theilnehmenden Wohlwollens an, und dies Wohlwollen wurde Liebe. Rudolphi gab dazu wenig oder keine Veranlaſſung. Lenchen ſah ihn ſelten. Er ſie noch ſeltener. Manchmal war ſein Blick länger bei ihr verweilt, als es ihr zartes Gefühl ohne Erröthen ertragen konnte; allein, wie ſollte ſie, die Tochter des bürgerlichen Handwerksmannes von mäßiger Habe, ihre Gedanken bis zu dem kurpfälziſchen Beamten erheben dürfen? — Und doch war dieſe ſtille Liebe der Grund, daß ſie ſich jeder Bewerbung entzog, jede Annäherung braver Bürgersſöhne zurückwies, jeder Werbung mit der Ausrede auswich, ſie ſei noch zu jung und könne ihre Eltern nicht verlaſſen.

[illegible] ließ Jacöbchen mit ſeiner Bemerkung ein Licht in ihr In[illegible] fallen, daß ſie erſchrack. Sie erkannte es, daß, wie ſehr [illegible] klarer Verſtand eine ſolche Hoffnung als Thorheit wegwies, [illegible] tiefen, geheimen Grund ihrer Seele eine ſolche Hoff[illegible] wenn auch als zarte Pflanze, Wurzeln geſchlagen. Sie [illegible] ſo heftig, daß faſt der Melkeimer mit ſeinem ſchäumenden [illegible] entfallen wäre. Es währte lange, bis ſie ſich geſammelt, Jacöbchen hatte unterdeſſen, ohne Ahnung von dem Sturme, den ſein Wort in der jungfräulichen Bruſt erregt, fortgeplaudert. Sie hatte nichts mehr davon gehört als verworrene Töne. Endlich rief ſie zürnend: „Nun ſei mir aber endlich ſtill mit deinem tollen Gerede!“

Sie ſtand auf.

„Lenchen, Engelslenchen,“ flehte er, „ſei mir nicht gram, ſonſt hab' ich ja Niemanden mehr in der Welt.“

Das Flehen ging ihr durch die Seele.

„Komm' nur,“ ſagte ſie, und er folgte ihr in die Küche. Dort ſtellte ſie den Topf voll Milch für Frau Klein in einen Korb, fügte noch andere Lebensmittel hinzu, reichte ihm dann Jacöbchen und ſagte: „Sei ſo gut und bring' es der Frau Klein, und ſag' ihr, ich laſſe ſie freundlich grüßen.“

Jacöbchen ging. Sie aber ſeufzte tief auf, tief aus der innerſten Bruſt, legte ihre Hände vor der Bruſt zuſammen und betete: Heilige Jungfrau, ſtärke mich im Dulden! Und eine Thräne rann über die Wange, welche die Schürze ſchnell tilgte, denn die Mutter rief: „Biſt du denn noch immer nicht fertig?“ Sie eilte in die Stube, wo die Eltern ſchon im Geſpräch am Tiſche ſaßen.

„Man meint, ihr hättet heute einen Kaiſer zu wählen gehabt,“ ſagte die Mutter unwirſch. „Das Eſſen iſt ganz „eingebretzelt.“ Wenn ihr ſo fort Rathsſitzungen haltet, müßt ihr die Eilfuhrglocke abſchaffen und die Ordnung umkehren. Was gab's denn?“

Der Vater lachte. „Brummſt 'mal wieder, Alte!“ rief er aus. „Wer kann's ändern? Sind wir die Väter der Stadt, ſo müſſen ſich die Kinder nach uns richten.“

„Ganz recht,“ ſagte die Mutter, „aber noch nicht die Hausfrauen! Die müſſen das Land im Gleiſe halten und die Männer dazu. Nun magſt du das goldgelbe Sauerkraut braun hinnehmen und den Speck halb gebraten!“

„Iſt mir Alles recht,“ erwiederte lachend Ickrath. „Auf meiner Wanderſchaft hätt' ich's oft gern ſo gegeſſen.“

„Die Wanderſchaft iſt aber, hoff' ich, nun zu Ende,“ fuhr etwas freundlicher die ordnungsliebende Mutter fort.

„Gewiß,“ ſagte Balthes Ickrath und ſah ihr lachend in die Augen. „Du haſt mich ja ſeßhaft gemacht, darum ſei auch zufrieden. Will's künftig beſſer machen. Wir hatten auch viel zu thun. Erſtlich war die verfluchte Geſchichte mit dem Finkenſteck auf dem Tapet, und der Bürgermeiſter wollte abſolut zu Oſtern die Stadtmauern wieder aufbauen laſſen, da der verſoffene Zinkgräf angezeigt, er ſei als Kapuziner verkleidet hereingeſchlüpft, was Pelzer's Michel beſtätigte. Wir haben dem alten Narren aber einen Riegel vor ſeine Mauern geſchoben. Der hätte der verarmten Stadt wieder ein acht- bis zehntauſend Schulden aufgebürdet, und wenn die Franzoſen einmal wieder kämen, hätten ſie auch wieder etwas zu ſprengen, wie Anno 1689. Nun iſt's ab, allein es ſoll eine Bürgerwehr eingerichtet werden, die in der Stadt herumzieht, um es gehen zu laſſen, wie's Gott gefällt. Mir iſt's recht. Ich komme alle acht Monate einmal drauf. Was aber die Bürgerſchaft dazu ſagen wird, weiß ich nicht. Sodann war die Rede von einem Eistanz an einem der nächſten Sonntage vor Weihnachten, etwa am vierten Advent.“

„So?“ fragte die Mutter mit Theilnahme, — „wenn's Wetter hält.“

„Freilich,“ ſagte Balthes. „Da der Apoſtelhof das Recht hat, das große Zelt zu bauen, ſo mögt ihr ſorgen, daß die Zelttücher ganz ſind, die wahrſcheinlich von den Mäuſen zerbiſſen ſind, und du kannſt unſer fettes Schwein ſchlachten, daß es Würſte gibt. Vergiß aber Pfeffer und Salz nicht, denn das macht den Gäſten Durſt.“

Durch dieſe Erzählung war aller Unmuth zerſtreut. Die Sorgen der Hausfrau kamen in den Vordergrund der Seele. Sie ordnete nun ſchon Alles an. Die Gläſer und Flaſchen, die Pfannen, Schüſſeln und Teller, obwohl ſie ſpiegelblank waren, ſollten friſch geſcheuert und gefegt werden; kurz ihre Seele hatte vollauf zu thun, und Niemand merkte, wie bleich das ſchöne Kind drein ſah, das kaum die Speiſen berührte. Gleich nach Tiſch begann ſchon das Werk vorbereitet zu werden, und in den folgenden Tagen hatten Alle im Hauſe die Hände voll zu thun.

Während ſolchergeſtalt der häusliche Himmel, der trübe geweſen, ſich ſchnell entwölkte, ſtieg Jacöbchen ächzend unter der Laſt ſeines Korbes die Stiege in dem Hauſe des Bäckers Meerſcheidt, neben dem Gaſthofe zum Rad, hinauf.

Während Meerſcheidt und ſeine Familie das erſte Geſchoß des Hauſes bewohnten, ſaß im zweiten miethsweiſe der Herr Amtsſchreiber Rudolphi, und im Dachſtübchen wohnte Frau Klein, zu der Jacöbchen ſeine belaſteten Schritte lenkte auf einer Stiege, wo das Halsbrechen keine Kunſt war.

Frau Klein war die Wittwe eines Kaufmannes, der durch gewagte Speculationen im Weinhandel, durch leichtſinnige Verſchwendung und zuletzt durch Trinkſucht ein Bettler geworden war. Als er ſtarb, ließ er die kinderloſe Frau im tiefſten Elende zurück. Tadellos im Leben, einer der erſten Familien der Stadt entſproſſen, ſuchte ſie ihrer Noth durch Unterricht im Nähen und Stricken abzuhelfen. Auch Tonchen und Lenchen waren ihre Schülerinnen geweſen. Jetzt, wo das Auge nicht mehr dienen wollte und das hohe Alter kam, darbte ſie. Tonchen hatte ſie vergeſſen, Lenchen nicht. Die arme Frau lebte faſt nur von ihren ſich täglich erneuernden Wohlthaten, von denen ſelbſt ihre Eltern nichts wußten. Jacöbchen war allein der Vertraute in dieſen Erweiſungen ihres guten Herzens.

Als Jacöbchen ſich die ſteile Stiege hinaufarbeitete und unter der Laſt des vollen Korbes ſeufzte, trat gerade der Amtsſchreiber aus ſeinem Zimmer, um nach dem „goldenen Rade“ zum Mittagstiſche zu gehen, wohin man ihn ſchon zweimal gerufen, da er noch erſt eine dringende Arbeit vollenden wollte. Allezeit hatte der milde und wackere Mann den Unglücklichen mit Theilnahme und Mitleid betrachtet. Nicht ohne Erſtaunen erblickte er ihn hier. Der Gedanke, er ſei ein Bote Tonchen's an ihn, fuhr wie ein Blitzſtrahl durch ſeine Seele. So ſehr er auch eilte, ſo blieb er doch, von dieſem Gedanken durchzuckt, ſtehen und fragte: „Wohin mit der Laſt, Jacöbchen? Willſt du zu mir?“

„Ach nein, Herr;“ entgegnete der Kleine. „Wer ſollte mich zu Euch ſenden? Ich gehe zu der Frau Klein.“

„Ach, die Arme,“ ſprach Rudolphi, den die Enttäuſchung darum nicht bitter ſtimmte, weil er Zeuge einer edlen That Tonchen's zu ſein vermeinte. „Sie wird ſich deiner Gabe freuen,“ ſetzte er hinzu.

„Bring' ihr alle Tage. Müßte ſonſt verhungern. Weiß den Hauszins nicht aufzubringen,“ ſagte Jacöbchen, der ganz außer Athem auf dem Hausgange ſtehen blieb.

„Glaub's wohl,“ ſagte nachdenklich der Amtsſchreiber. „Warum mag ſie wohl nicht in dem Gotteshäuschen wohnen?“

„Lenchen ſagt, ſie könne das nicht über ſich gewinnen;“ bemerkte Jacöbchen.

„Mag wohl ſein,“ verſetzte Rudolphi, mehr zu ſich als zu dem Kleinen redend. „Es iſt bitter, ſo in die Hütten der verlaſſenen, darbenden Armuth zu ziehen, wenn man einſt dem Glück im Schooße ſaß.“

„Ihr habt recht,“ ſagte darauf Jacöbchen; „aber könnt Ihr denn der grundbraven Frau nicht anders helfen?“

Der Amtsſchreiber ſann eine Weile, ſodann ſprach er: „Sage der guten Frau, ich wolle ihr für den Hauszins aus den Hoſpitalgefäller ſorgen.“

„Ach, wie ſeid Ihr ſo gut!“ rief Jacöbchen, „wie wird ſich Lenchen freuen!“

„Meinſt du?“ fragte lächelnd der Amtsſchreiber, der den Namen überhört und mit dem Gedanken an Tonchen, die Wohlthäterin verſchämter Armuth, erfüllt, nur dachte, er rede von ihr.

„O gewiß, gewiß! Sie iſt ſo engelsgut!“ rief Jacöbchen.

„Ich weiß es,“ erwiederte mit einem ſeelenvollen Lächeln der Amtsſchreiber.

„Wirklich?“ fragte erſtaunt Jacöbchen.

„Warum zweifelſt du daran, närriſcher Kauz?“ fragte Rudolphi. „Doch, geh' jetzt, ich muß zum Eſſen eilen. Bring' ihr meine beſten Grüße, hörſt du? — Sag' ihr, ich käme heute.“

Der Amtsſchreiber eilte die Treppe hinab, und erſt jetzt begriff Jacöbchen des Amtsſchreibers Irrthum. Das brannte auf ſeiner Seele. Gern wäre er ihm nachgeeilt, aber der Kleine war kein Läufer, denn nur mühſam bewegte er ſich auf ſeinen ſteifen Säbelbeinen vorwärts, und überdies war auch der Amtsſchreiber bereits vor dem Hauſe, ehe er ſich von ſeinem unangenehmen Erſtaunen erholt hatte.

Droben aber brachte er der Armen eine doppelt frohe Botſchaft; denn Rudolphi hatte den Ruf, daß er nie ſein Wort gebrochen. Deſto mißvergnügter trat Jacöbchen ſeinen Rückweg an. Er überlegte, ob er Lenchen etwas von der Unterredung ſagen ſolle, fand es aber noch gerade gerathener, von der Sache ſchweigen und die Gelegenheit wahrzunehmen, um den Anſchreiber zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen.

V. Die Geſellſchaft.

Der Nachmittag war im zweiten Geſchoſſe des Apoſtel[illegible] ſtill vorübergegangen. Der alte Rath rauchte ſeine irdene Pfeiſe und trank Enghöller in langen, vollen Zügen dazu. Er ſah bald auf die ſchneebedeckte, menſchenleere Gaſſe hinab, bald ſpielte er das langweiligſte Geduldſpiel mit ſeiner Karte, die immer neben ihm lag.

Annemarthe ſaß in ihrer Kammer und machte Eroberungspläne in Betreff des Herrn Zehntſchreibers. Nun war [illegible] geſchte, untreue Finkenſtock ausgeſtochen; denn Anſelm Köhler [illegible] das mußte ihm ſein Feind zugeſtehen, war, abgeſehen von einiger[illegible] verwüſtetem Ausſehen, noch immer ein bildhübſcher Junge, [illegible] werth, daß Angel und Netz in Bereitſchaft geſetzt werde für das ſehnſüchtige Herz, das Fiſchlein zu fangen.

Wenn irgendje die unnatürliche Mutter ihrem Jacöbchen ein ſelig Stündlein gewünſcht, ſo war es heute; denn der Balg war ein Stein des Anſtoßes — ſonſt — das [illegible] Annemarthe, war ſie ihres Sieges gewiß. Welch' ein Triumph wär' es doch geweſen, wenn ſich die Apoſtelküferin, die es recht eigentlich ſich nichts aus ihr machte und nichts mit ihr zu ſchaffen haben mochte, vor der über ihr ſtehenden Frau Zehntſchreiberin hätte ehrerbietigſt beugen und ihr einen Knix hätte machen müſſen. Wenn daraus nichts würde, war kein Menſch ſchuld daran, als der verwünſchte Balg, der, das geſtand ſie ſich, weder dem Vater noch der Mutter im entfernteſten [illegible], ein wahrer Abſchaum der Häßlichkeit war.

Lenchen ſaß in ihrer Stube und „protzte,“ wie man am Rheine ſagt. Hatte ſie doch Lenchen geärgert, der alte Vater mit ſeiner unzeitigen Strafruthe erzürnt und der Verräther, das Jacöbchen, vollends außer ſich gebracht. Sie ſann, wie ſie ſich rächen wolle. Vor Grimm rannen anfänglich heiße Thränen aus den ſchönen Gluthaugen. Die ſtillten ſich aber wieder, als die Rachepläne reiften. Lenchen wollte ſie durch völlige Nichtachtung und Gleichgültigkeit, den Vater durch das Nichterſcheinen beim Abendſpielchen, Jacöbchen durch raffinirte Bosheit und Mißhandlung ihren Zorn fühlen laſſen.

Die Rache erfreute ihr Herz, und in dieſen Gedanken ſchwelgend, wurde ſie wieder fröhlich. So kam die Dämmerung, und zuerſt trat zum Thore herein der Zollbeſeher Siegling, ein Männlein, ſo dürr wie ein ausgenommener Häring, deſſen Haut ausſah wie eine getrocknete Rindsblaſe. Ihm folgte ſein abſolutes Gegentheil, der Kapuzinerquardian, deſſen Umfang ſich nur nach Ellen berechnen ließ; deſſen Bauch wie eine Tonne ausſah; deſſen Antlitz blauroth vom Weintrinken war. Bald darauf trat auch der Amtsſchreiber durch das Thor. Sein Auge flog zu Tonchen's Fenſtern herauf; als er ſie aber dunkel ſah, eilte er die Thurmſtiege herauf. Ich möchte ſie einmal neben einander ſehen, den Köhler und den Rudolphi; möchte ſie Beide eiferſüchtig ſehen! rief Tonchen und klatſchte in die Hände. Nun waren alle Pläne, ſich durch Ausbleiben an dem Vater zu rächen, rein vergeſſen. Sie eilte flüchtigen Fußes hinüber, wo die Herren bereits über das Abentheuer der letzten Nacht im lebhafteſten Geſpräche waren.

Der Rathsſchreiber verließ ſogleich die Männer und trat zu ihr in eine Fenſterniſche, um ihr ſein Beileid auszuſprechen.

Anſelm fehlte noch. Ihm war der Nachmittag am ſchmerzlichſten geworden. An die Einſichtnahme in die Bücher kam er nicht. Sein Inneres war zu aufgeregt. Als er indeſſen die Herren kommen ſah, ſuchte er ſich zu faſſen und trat endlich auch in das Gemach, wo der Rath ihn ſogleich mit ſehr empfehlenden Worten als Zehntſchreiber und Bruderſohn des Herrn Decans zu Sanct Apoſteln vorſtellte.

„Wir kennen uns ſchon," ſagte der Amtsſchreiber, „denn wir haben trauriger Weiſe Bekanntſchaft gemacht. Leider wurde der Herr Zehntſchreiber für einen Spitzbuben gehalten. Ich hoffe indeß, daß er dies lediglich durch der Bürger Ungeſchick veranlaßte Malheur günſtig vergeben wird.“

Jacöbchen's ſtechende Augen verfolgten auf Anſelm Köhler's Angeſicht die Unbehaglichkeit, welche dieſe wohlgemeinte, wenn auch für Anſelm verfängliche Bemerkung hervorbrachte.

Anſelm wurde indeſſen bald wieder Herr ſeiner Stimmung und entgegnete lächelnd: Es ſei zwar allerdings keine Plaiſir geweſen, todtmüde von der Reiſe und kaum in den Armen des erſten Schlafes liegend, ſo unbarmherzig heraus aus dem wohlthätig erwärmenden Bette geriſſen zu werden; allein er finde den Irrthum in ſeiner Perſon, wie den Eifer der Bürger ganz erklärlich, und habe es längſt vergeſſen und verziehen.“

„Aber ſagt mir doch,“ hob der Rath Würfler an, „wo iſt nur der Hallunke hingekommen? O hättet ihr ihn nur erwiſcht! Wie wollt' ich mich freuen, wenn er am kurpfälzer Galgen baumelte!“

„Ich würde Eure Freude um Euretwillen ſchon theilen,“ ſagte Rudolphi, „und hoffe, wir werden ſie eher erleben, als wir denken. Der Kerl iſt frech, und wie ſchlau er auch operiren mag, er entgeht uns nicht, und ich hoffe, die ganze noble Rotte denſelben Weg wandern zu ſehen. Es iſt eine Wahrheit, daß der Krug ſo lange zum Brunnen geht, bis er zerbricht. Michel Pelzer meinte zwar immer, er könne blaupfeifen, aber Ihr wißt, die Gerechtigkeit hält darauf nichts.“

„Recht ſo,“ rief Würfler; „aber die Antwort auf meine erſte Frage ſeid Ihr mir ſchuldig geblieben!“

„Ich kann ſie kurz beantworten,“ verſetzte der Amtsſchreiber; „er iſt an dem Hauſe des Winzers Krämer durch die Mauerlucke hinaus, an der ausgefreſſenen Stadtmauer hinabgeklettert, und wie die Spur zeigt, auf dem Wege nach Oberweſel hin entwiſcht.“

Während der Rath dieſem Berichte zuhorchte, hatte er bereits eine neue Karte gemiſcht und rief nun: „An eure Plätze, meine werthen Herren und Freunde!“

Alle ſetzten ſich in hergebrachter Ordnung.

„Was ſpielen wir,“ fragte der Rath.

„Landsknecht!“ entgegnete der leidenſchaftlich ſpielende Quardian.

Sie waren mit dem Vorſchlage des geiſtlichen Herrn Alle zufrieden und das Spiel begann. In den grünen Römern perlte der goldene Enghöller und die Pfeifen dampften bis auf den Quardian, der eine Doſe von großem Umfang in ſeiner Hand rollen ließ wie das Rad in ſeiner Achſe, und abwechſelnd ein Glas Enghöller hinabſtürzte und eine Priſe von ſolchem Umfang nahm, daß er unmöglich ſeinen ganzen Zweck erreichen konnte, vielmehr die Hälfte auf ſeine Kutte fallen ließ.

Tonchen nahm ihren Sitz ſo, daß ſie den Zehntſchreiber und den Amtsſchreiber im vollen Anblicke hatte. Zuvörderſt verglich ſie Beide ſorgfältig, und fand, daß Anſelm Köhler um vieles ſchöner ſei, als Rudolphi. Rudolphi hatte blondes Haar und blaue Augen. In ſeinen Zügen war Gutmüthigkeit ausgedrückt und ruhiges, verſtändiges Weſen. Friſche und Geſundheit zeigte ſein männlich ſchönes, regelmäßig geformtes Geſicht. Anſelm Köhler's Augen waren groß, ſchwarz, leidenſchaftlich glühend. Sein Haar hing in dunklen Locken um den Kopf. Bleich zwar, aber anziehend war ſein, wenn auch nicht regelmäßiges, doch gerade in ſeiner Eigenthümlichkeit anziehendes Geſicht. Ein ſchärferes Auge hätte in der Abſpannung ſeiner Züge die Spuren eines wüſten, ausſchweifenden Lebens erblickt. Tonchen's Unerfahrenheit entging das, und ſie wurde durch den feinen Ausdruck und die Beweglichkeit ſeiner Züge erſt recht angezogen. Der volle, üppige Mund dünkte ihr beſonders küßlich. Was im Innern des Mädchens vorging, that ſich mehr oder weniger in ihrem Benehmen kund. Ihr Blick ruhte nur auf Anſelm; an ihn richtete ſie ihre Worte meiſt, und auf die ſeinen horchte ſie ſorgfältig.

Rudolphi, dem das nicht entging, wurde verſtimmt, einſilbig, erregt, im Spielen unaufmerkſam. Nichts aber konnte Würfler weniger dulden, als eine ſolche Nichtachtung des Spieles, das zu ſeiner wichtigſten Angelegenheit gehörte. Auch der Quardian merkte das wohl und wollte mit einem gelehrten Excurſus der Sache eine andere Wendung geben.

Er nahm ſeinen Römer, hielt ihn an die Naſe und zog gierig und mit Behagen die Blume des Enghöllers ein. „Welch ein Duft!“ rief er zu dem Amtsſchreiber gewendet aus. „Ich kann es nicht begreifen, wie der ſonſt ſo getreue Tacitus behaupten konnte, an unſerem Rheine ſei es ſo rauh, daß kaum die wilde Kirſche reife. Ich habe heute dieſe Stelle geleſen und unterwerfe ſie nun mit dieſem Götterweine vor der Naſe und auf der Zunge — er goß bei dieſen Worten des anſehnlichen Glaſes Inhalt in ſeine weite Gurgel — einer Prüfung. Sollte man nicht meinen, der alte Römer habe an dem delirium tremens laborirt, als er das ſchrieb, oder ſei ſtockblind geweſen?

„Gibt's nicht noch ein drittes?“ fragte Rudolphi.

„Was meint Ihr damit?“ fragte der Quardian.

„Nun, ich meine, er habe ſich ein Mährlein aufbinden laſſen und den Rhein gar nicht geſehen! Seht, Herr Quardian, es paſſirt auch heute noch, daß Einem Mährlein aufgebunden werden. Man glaubt ſie, weil ſie Einem gefallen, aber es iſt Lug und Trug, wenn man die Sache genau an- oder in die Augen ſieht.“ Dieſe Worte ſprach Rudolphi mit Bitterkeit und die Beziehung war nicht zu verkennen.

„Dafür iſt der Mann zu eifrig nach der Wahrheit geweſen,“ ſagte der Quardian. „Damals mag's freilich auch am Rheine noch nicht ausgeſehen haben wie heute.“

Anſelm betonte das von ihm wiederholte Wort: „heute“ und ſagte: „Nun, ſchön ſieht's heut' am Rhein auch nicht aus. Wenn ihn der Römer heute ſähe, würde er nicht abgeneigt ſein, das Mährlein zu glauben.

„Wozu dieſe gelehrten Reden!“ rief Würfler und hob ſeinen Römer in die Höhe. „Ihr Herren laßt die alten Römer ruhen. Sehet, dieſe allerneueſten legen ein beſſeres Zeugniß für den Wein ab und für den Rhein. Die neuen Römer und was drin perlt, ſollen leben!“

Die Gläſer klangen fröhlich zuſammen. Das Spiel begann wieder.

„Ihr habt recht, Herr Köhler,“ hob Rudolphi nach einer kleinen Pauſe wieder an, „wenn Euch jetzt unſere Gegend nicht gefällt; allein auch in dieſem herben Winterkleide hat der Rhein eigenthümliche Freuden. Habt Ihr ſchon etwas von dem Eistanze gehört?“

„Nein,“ ſagte trocken der Zehntſchreiber.

„So könnt Ihr am Sonntage vor Weihnachten ihn kennen lernen und mit Jungfer Tonchen auf der Eisfläche der großen „Lotte“ dahinſchweben.“

„Wie iſt denn das?“ fragte Tonchen, die noch keinen Eistanz erlebt hatte. Das Bild, welches durch Rudolphi's Bemerkung hervorgerufen, ihre Seele bewegte, war zu lockend, als daß ſie nicht hätte neugierig forſchen ſollen.

„Wißt Ihr was, Herr Amtsſchreiber,“ ſagte der alte Rath, „ſetzt Euch zu meinem Tonchen und erzählt ihr das genau. Euer Spiel iſt doch keinen Schuß Pulver werth. Ihr ſeid mit Euren Gedanken Gott weiß wo, und nur Eure Finger ſpielen.“

Der Quardian lachte wie ein Faun und ſagte zu Würfler: „Da thut Ihr ihm eine rechte Schmach an!“

Rudolphi ließ es ſich nicht zweimal ſagen. Das Spiel langweilte ihn ſchon geraume Zeit. Er wollte das gefährdete Gut wieder zu gewinnen ſuchen und rückte nahe zu Tonchen, die fleißig die Römer vollgoß.

Der Zehntſchreiber wünſchte den Glücklichen in den Schwefelpfuhl der Hölle; indeß — er mußte ſich halten und ſpielen.

Während jetzt über einen Fehlgriff im Spiel, den Siegling gemacht, ein Disput unter den Spielenden ſich entſpann, neigte ſich Rudolphi zu Tonchen's Ohr und flüſterte ihr zu: „Seid Ihr auch nicht abhold, daß ich zu Euch gewieſen worden bin?“

Sie ſah ihn mit einem jener lodernden Blicke an, di unendlich beredt waren, dann flüſterte ſie zurück: „Alte Liebe roſtet nicht!“

Den Amtsſchreiber durchrieſelte ein Wonneſchauer. Er drückte ſelig die weiße kleine Hand, und in der Seligkeit ſeines Herzens flüſterte er weiter, während Anſelm's Kopf glühte und giftige Blicke herüberſchoſſen wie Pfeile: „Ich habe heute in Euer edles Herz geſchaut!“

„Ihr?“ fragte Tonchen erſtaunt.“ Wie ging das zu?“

„Nun, Ihr werdet's beſſer wiſſen als ich und Euer Beiſpiel hat Gutes gewirkt.“

„Ich verſtehe Euch nicht!“

„Ihr wollt nicht, daß ich davon rede,“ ſagte der Amtsſchreiber, „weil ſich Euer wohlthätiges Gemüth hinter den Verſteck des Geheimniſſes bergen möchte. Nicht wahr?“

„Ich weiß wahrlich nicht, was Ihr wollt. Iſt Euch der Enghöller zu Kopf geſtiegen?“

„Ich bin Jacöbchen heute begegnet —“

„Nun, das könnt Ihr alle Tage, denn der abſcheuliche, nichtsnutzige Buckelerum zieht auf allen Gaſſen herum; Ihr wißt aber doch, daß ich ihn von Grund meiner Seele haſſe.“

„Ich bitt' Euch,“ ſagte Rudolphi, „redet doch nicht ſo. Er trug einen Korb voll Lebensmittel zu der armen Frau Klein in meinem Hauſe, und um Euch zu beweiſen, wie glücklich es mich macht, Euch nacheifern zu können, hab' ich gleich heute den Hauszins ausgewirkt für die arme Alte.“

Tonchen lachte laut auf.“ Wahrhaftig, Ihr' habt den Wein im Oberſtübchen und die Ziegeln ſind ſchon aus der Ordnung gerückt! Wie kommt Ihr zu dem himmelhohen Unſinn? Da ſeid Ihr auf falſcher Fährte. Erſtlich hab' ich weder Zeit noch Luſt, mich um alte Bettelweiber zu kümmern; zweitens iſt dieſe Frau Klein eine Ketzerin, und die mögen Alle verhungern, ehe ich ihnen etwas gebe, und drittens würde ich den Buckelerum nicht zu meinem Boten machen, ihm vielmehr lieber einen Fußtritt geben.“

Tonchen's Lachen war ſchneidend herzlos geweſen, aber dieſe Rede überbot das Gelächter. Sie war herzlos, ſataniſch, boshaft.

Rudolphi ſah ſie an mit einem Erſtaunen, das er nicht bemänteln konnte noch mochte. War das Wahrheit oder Verſtellung? Wollte ſie durch erkünſtelte Härte ihr Gefühl verbergen? Hatte es ſie vielleicht verletzt, daß er ſo ſchonungslos ein zartes Geheimniß ans Licht zog? Und doch — der Eindruck ihres Wortes, Tones, Benehmens war ſo entſetzlich, daß er ſich kaum faſſen konnte.

„Geht mir weg mit ſolchen Albernheiten," ſagte Tonchen, „und erzählt mir einmal etwas von dem Eistanze, von dem ich nie etwas gehört. Ich freue mich darauf. Nicht wahr, Herr Köhler, Ihr auch?" wandte ſie ſich zu dieſem.

„Außerordentlich," antwortete er, „wenn Ihr mir die Ehre eines Tanzes gönnt!"

„Zehn für einen!" rief Tonchen kichernd. „Ihr müßt nach Eurem leichten, kaum hörbaren Auftreten erſtaunlich leicht und gut tanzen?"

„Macht die Probe," ſagte Anſelm ſüß lächelnd.

„Es bleibt dabei!" ſchloß Tonchen und wandte ſich wieder zu dem Amtsſchreiber, deſſen Lippe vor innerer Erregung bebte.

„Da ſeht Ihr," ſagte ſie lachend, „für mich iſt keine Noth, und ein leichter Tänzer iſt immer ein reicher Gewinn!"

„Ich wünſche Euch Glück zu dem Gewinne," ſagte Rudolphi bitter.

„Damit ſeid Ihr ja nicht ausgeſchloſſen," flüſterte ſie mit lockendem Ton in ſein Ohr. „Zwar tanzt Ihr nicht leicht, aber ich habe mich, das müßt Ihr mir doch bekennen, wacker mit Euch herumgearbeitet."

„Und geplagt!" ſagte noch bittrer Rudolphi.

„Das ſagt' ich nicht," verſetzte Tonchen; allein ſie fühlte, daß ſie wieder einlenken müſſe. „Seid Ihr böſe?" fragte ſie flüſternd. „Seht mich doch einmal mit Eurem lieben Auge an. Könnt Ihr denn gar keinen Scherz vertragen?"

„Euer Scherz iſt ätzend wie Scheidewaſſer.“

Tonchen ſah ihn ernſt an. „Ich glaube, es iſt Euch Ernſt?“ fragte ſie. „Soll ich mein Wort von vorhin wiederholen?“ Sie drückte ſeine Hand. „Nicht wahr, den erſten tanzt Ihr mit mir?“

„Ich tanze nicht.“

„Das iſt Scherz. Wenn ich Euch nun auffordere?“ fragte ſie ſchalkig.

„Es iſt heuer kein Schaltjahr,“ ſagte Rudolphi.

„Das iſt garſtig,“ ſagte ſie zürnend und wandte ſich protzend ab.

Rudolphi fühlte, daß auch er nun zu weit gegangen, beleidigend geworden war, weil er ſich auf das Sprüchwort bezog: „Alle Schaltjahre freien die Mädchen.“ Gern lenkte er wieder ein.

„Ich dachte mir wohl,“ hob er an, „daß Ihr gern das alte Herkommen des Eistanzes von mir hören würdet, deßhalb habe ich heute die Chronik des alten Kürſchnermeiſters Sebaſtian Fabian nachgeleſen, der aus alter Zeit die einzige Kunde überliefert von ſolchem Tanz, in dem auch der Apoſtelhof eine Stelle hat durch beſondere Vorrechte.“

„So?“ fragte, wieder auf anderen Gedanken, neugierig das Mädchen. „So gebt's zum beſten.“

Rudolphi berichtete: „In ſolchen Wintern, wo der Rhein ganz gefahrlos zugefroren iſt, erzählt Meiſter Fabian, pflegte man in der guten Stadt Bacharach ein Eisfeſt von zwei Tagen und einen Eistanz zu halten.

„Die jungen Schiffer und die Schröter ebneten durch Eisklopfen einen Raum neben einer „Lotte.“ Auf dieſen Raum bauten die Wirthe ihre Zelte. Das, welches unmittelbar an der „Lotte“ liegt und das größeſte iſt, auch mit der kurkölniſchen Fahne allein ſich ſchmücken darf, iſt das des jedesmaligen Apoſtelküfers, der das unverkürzbare Recht hat, gegen billige Taxe das beſte Fuder Wein aus dem Apoſtelhofkeller zu wählen, daß er es dort zu ſeinem Vortheile verzapfe. Er allein darf einen Feuerherd in ſeinem Zelt errichten und einen Holzboden legen; er allein darf Warmwein bereiten und Würſte braten, und die Tanzmuſik halten, wofür jeder Tänzer einen Albus zu bezahlen hat. Nachdem ſich jedermänniglich geatzet, beginnt der Tanz auf der Spiegelfläche der „Lotte.“ —

„Himmel!“ rief Tonchen, „da muß es ſich köſtlich tanzen auf ſo glattem Boden!“

„Wenn der Tanz im Gang iſt, ziehen die jungen Burſchen auf und wählen unter den jungen Leuten, die da ſind, einen Eiskönig, der nun das Recht hat, ſich das ſchönſte Mädchen zur Tänzerin zu wählen, die als Königin nur mit ihm tanzen muß.“

„Ei,“ rief Tonchen, die ganz von dem Vorgefühle der Luſt durchglüht war, der wird doch mich nicht wählen!“

„Nun,“ ſagte kalt Rudolphi, „er wählt die Schönſte: da mögt Ihr Euch wohl darauf richten.“

„Das thue ich nicht!“ rief das eitle Mädchen. „Ich will frei ſein.“

„Geſetzt aber,“ ſagte mit Nachdruck Rudolphi, „der Herr Zehntſchreiber würde Eiskönig?“

Tonchen fuhr blitzſchnell herum und ſah ihn an.

Rudolphi ſah eiskalt in ihr Auge.

„Oder Ihr!“ bemerkte ſie.

„Es muß ein feiner Tänzer ſein,“ entgegnete er.

„Ihr ſeid boshaft,“ flüſterte ſie ihm ins Ohr.

Rudolphi fuhr fort: „Der Hauptkohl kommt erſt am zweiten Tage. Nachts bauen die Bäcker einen Backofen von Tuffſteinen und backen am Tage Bretzeln, die Eisbretzeln heißen, und um die ſich Alt und Jung ſtreitet. Die Frauen kommen mit Körben voll gefärbter Eier, und es wird „gekippt,“ wie am zweiten Oſtertage in Steng. Die Küfer machen ein neues Faß auf dem Eis, das ausgelooſt wird. Die Schröter tragen um ein Uhr den Eiskönig auf einer Schrotleiter mit Muſik ins Apoſtelküferzelt, und Alles zieht im Jubel in Proceſſion hinterdrein. Die jungen Burſchen machen auf dem Eis eine Kegelbahn und kegeln einen Hammel aus, der ſtolz mit Sträußen und Bändern verziert iſt. Dann folgt wieder Tanz bis in die Nacht, und das Feſt iſt aus.“

„Ein Heidenfeſt,“ rief der Quardian zornig, dem der Wein in den Kopf geſtiegen war; „ein wahres Heidenfeſt, wo der Teufel ſeine reiche Erndte hält. So etwas ſollte eine wohlgeordnete Verwaltung und chriſtliche Obrigkeit nimmer zulaſſen. Ich werde proteſtiren bei dem Oberamte.“

„Wird Euch wenig helfen, Hochwürdiger,“ ſagte der Rath. „Das ſind Privilegien — Alles verbrieft. Da beißt keine Maus einen Faden ab.“

„Was Privilegien!“ ſchrie kirſchroth der Quardian. „Gegen Gottes Ordnung dürfen keine Privilegien verliehen werden, ſonſt ſind ſie eo ipso ungültig. Ueberhaupt heißt es Gott verſuchen, wenn man auf dem Eiſe tanzt.“

„Wollt Ihr nicht im Apoſtelzelt eine Predigt halten?“ bemerkte ſpottend der Rath.

„Warum nicht?“ entgegnete biſſig der Quardian — „freilich würde ſie ſo wenig Frucht tragen als die, welche ich bisweilen alten Sündern gehalten!“

Jetzt zog der Rath Würſler ſeine Uhr und ſagte: „Wahrhaftig, ſchon ein Viertel über zehn! Wir haben die Zehnuhrglocke ganz überhört.“

Die Mahnung war handgreiflich, aber nothwendig, denn der Quardian konnte in ſolchen Zuſtänden der halben Trunkenheit ſehr unangenehm werden, und der Rath befürchtete das, wollte aber ein Aergerniß abwenden.

Der Stadtſchreiber nahm ſeinen Hut und der Zollbeſeher Siegling reichte dem Quardian ſeinen Arm, und er ſelber bedurfte einer Stütze.

Der Abſchied Rudolphi's war kühl, trotz der ſüßflötenden Stimme, die ihm „gute Nacht“ ſagte, und den Glühblicken, die wirkſam zu ſein beſtimmt ſchienen, es aber nicht wurden.

Abſichtlich ging der Amts- und Stadtſchreiber die Bauersgaſſe hinab, indeß die beiden Andern umſonſt die Mitte der Straße zu halten ſuchten. Er wollte allein ſein. Der Abend hatte ihm viel Bitteres gebracht. Die ſchonungsloſe Härte des Mädchens, das auffallende Beſtreben, dem Zehntſchreiber zu gefallen, die Herzloſigkeit gegen die arme Frau Klein — das Alles machte ihm das Herz ſchwer. Dennoch zweifelte er daran, daß ſie jene Gaben nicht ſollte geſendet haben Wer ſollte ſie denn ſonſt geſendet haben? Und doch, warum wählte ſie den Schein ſolcher Herzloſigkeit und fanatiſcher Härte, um die Regungen des ſchönſten Gefühls und deſſen Bethätigung zu maskiren? Er nahm ſich feſt vor, dem Boten aufzupaſſen und hinter die Geſchichte zu kommen.

Das konnte nicht ſchwer ſein, da Jacöbchen geſagt, er komme alle Tage um dieſe Zeit mit ſeinen Gaben in das Haus.

Rudolphi lag noch lange ſchlaflos in ſeinem Bette. Die Bilder dieſes Abends ließen ihn den Schlaf nicht finden.

Auch Tonchen ſchied bald, jedoch nicht ohne dem Zehntſchreiber zugeflüſtert zu haben: „Hatte ich Unrecht, als ich den Amtsſchreiber einen launigen Geſellen hieß? Ihr habt nun ein eignes Urtheil. Ueberdies tanzt er wie ein alter Bär.“

VI. Ein Verhör und ſeine Folgen.

Schon in der Frühe des folgenden Tages beſtellte der Amtsſchreiber ſein Mittagseſſen aufs Zimmer. Er wollte um jeden Preis aus dem Gewirre ſeiner Zweifel herauskommen und Jacöbchen ſprechen. Sollte er ſich ſo in Tonchen getäuſcht haben?

Den Kopf in die Hand geſtützt ſaß er an ſeinem Tiſch. Unberührt ſtanden die bereits erkalteten Speiſen vor ihm. Die Eßluſt war weg. Es hatte ſchon Zwölf geſchlagen und Jacöbchen kam noch immer nicht. — Endlich vernahm er die mühſeligen, ſchweren Tritte des Kleinen auf der Stiege. Er öffnete die Thür und ſagte:

„Komm' 'mal zu mir herein, Jacöbchen! Ich habe dir etwas Angenehmes zu ſagen. Kannſt der Frau Klein ſagen, ihre Hausmiethe würde ſchon für das laufende Jahr, obgleich es ſeinem Ende nahe iſt, bezahlt werden.“

„Gott lohn’s,“ rief Jacöbchen freudig aus. „Ihr ſeid doch ein gar lieber Mann. Schade nur, daß Ihr ſo ſtockblind ſeid.“

Der Amtsſchreiber lachte. „Siehſt du nicht meine guten Augen, Jacöbchen?“

„Und ſind doch blind!“

„Wer ſagt dir das?“

„Niemand; ich ſeh’s ja!“

„Du ſiehſt’s?“

„Ei freilich, ſonſt müßtet Ihr ja doch ſehen, daß Euch Tonchen am Narrenſeile herumführt.“

Der Amtsſchreiber fuhr ordentlich zuſammen. Das Wort durchzuckte ihn. „Du biſt ein grober Geſelle,“ rief er aus.

„Mein’s nicht bös,“ verſetzte Jacöbchen. „Kinder ſehen oft mehr als Alte.“

Es gehörte zu den ſeltſamſten Eigenthümlichkeiten Jacöbchen’s, daß er ſich ſtets noch für einen Knaben hielt, deswegen ſich auch noch bisweilen mit voller Luſt den Knabenſpielen hingab, wo dann die Buben ihren Spuk mit ihm trieben, bis er ärgerlich wurde und ſie abbläute, was meiſt nicht ſehr fein ablief. Indeſſen gelang es ihm ſelten, die zu erhaſchen, die er züchtigen wollte, weil Behendigkeit eine der allergeringſten ſeiner Eigenſchaften war.

„Das mag ſo ſein,“ ſprach anmuthig der Amtsſchreiber, „allein bedenkſt du nicht, was du da Tonchen zur Laſt legſt?“

„Ich weiß, was ich weiß,“ ſagte Jacöbchen, „und meine Augen ſehen mehr, als die Eurigen, und meine Ohren ſind ſcharf wie die einer Katze.“

„Was weißt du denn?“ fragte heftig erregt Rudolphi.

„Daß ſie den ſchlechten Finkenſtock lieber hatte als Euch, und es jetzt wieder darauf anlegt, den Zehntſchreiber zu kirren.“

„Du verleumdeſt!“ rief Rudolphi.

„Gott ſoll mich ſtrafen, wenn ich das thue!“ ſprach der Kleine und legte die Hand auf ſeine hohe Bruſt. „Hätte ſie Euch ſonſt geſtern einen „Kümmeltürken“ und einen langweiligen Geſellen genannt? Aber der Herr Rath, der gern ſähe, wenn Ihr ſein Schwiegerſohn würdet, hat ſie dafür abgetackelt. Himmel, was hatte ſie für einen Zorn! Drei Stunden hat ſie in ihrer Kammer geſeſſen und vor Gift geweint. Sie muß es aber doch bereut haben, denn Abends war ſie wieder gegen Euch ſo freundlich wie ein Ohrwürmchen, und ſtrich Euch um den Bart, daß es eine Art hatte; ich ſah's von fern.“

„Ihr Herz iſt gut,“ verſetzte, von bitteren Erinnerungen an den geſtrigen Abend erfüllt, der Amtsſchreiber, „ſonſt würde ſie ja nicht der Frau Klein heimlich dieſe Wohlthaten ſpenden.“ Er deutete dabei auf den Korb, den Jacöbchen bei der Thüre niedergeſtellt.

Jacöbchen's Geſicht lief blutroth an. „Wie?“ rief er. „Hat Euch das Jemand geſagt, ſo hat er Euch ſchändlich belogen. Die wohlthätig? daß ſich Gott erbarme! Sie jagt die Armen fort mit harten Worten, und müßte Frau Klein auf die warten, ſo wäre ſie längſt verhungert und erfroren in der Noth und Kälte dieſes Winters.“

„Gibt ſie dir die Gaben denn nicht?“ fragte mit wachſendem Erſtaunen Rudolphi. „Du haſt mir's ja geſtern ſelbſt geſagt.“

„Ich?“ fragte Jacöbchen. „Ihr ſeid, wie ich merke, nicht allein blind, ſondern auch taub! Jacöbchen lügt nie. Ihr habt halt nur Tonchen im Kopfe, drum hörtet Ihr nicht, welchen Namen ich nannte. Habt Ihr denn ganz vergeſſen, daß ein Engel in dem Apoſtelhof wohnt? Lenchen iſt's, das die Wohlthaten ſpendet. Lenchen iſt ein Engel! die trocknet die Thränen der Armen, die Tonchen fortjagt. Sie ſendet mich alle Tage hierher mit Milch und Brod, mit Nahrungsmitteln und Geld, daß die gute alte Frau ſich auch noch Holz kaufen kann oder Lohkuchen bei den Gerbern am Holzthore. Da ſeid Ihr gewaltig irre, wenn Ihr glaubt, das thue Tonchen. Ach, Herr Amtsſchreiber, die hat kein Herz. Die hat nur ſich lieb. Mich verfolgt ſie mit giftiger Bosheit, beſonders ſeit geſtern, wo ihr der Alte ſagte, ſie habe mit

Finkenſtock geliebelt. Sie weiß, daß ich's ihm hinterbracht habe. Konnt's nicht mehr ſehen und wollte vorbeugen, daß ſie nicht wieder es gerade ſo machte. Da hat er ihr geſagt, wenn ſie Euch nicht heirathe, ſo müſſe ſie ins Kloſter. Drum ſchlug der Wind um und ſie ſteuerte wieder zu Euch; aber nebenbei wird Anſelm Köhler Hahn im Korbe. Denkt an mich!"

Der Amtsſchreiber war bleich geworden wie eine Leiche. Seine Hand zitterte. Er war keines Wortes mächtig.

Jacöbchen war einmal im Zug, und beſonders war es Lenchen, der er nun eine warme Lobrede hielt; allein für den Amtsſchreiber war Alles verloren. Er hörte ihn nicht. Endlich nahm der Kleine ſeinen Korb und ging.

Rudolphi ſaß nach einer Stunde noch in der Stellung, in der ihn Jacöbchen verlaſſen. Alle die Ereigniſſe, ſeit er Tonchen kannte, ließ er an ſeiner Seele vorübergehen. Worte und Benehmen ſtellte er gegen einander, und wog ſie ab, und — die Wahrheit deſſen, was Jacöbchen geſagt, trat immer entſchiedener hervor. So war er denn um ſeine Liebe betrogen, ſein Herz, ſo lauter und treu, verhöhnt. Zum Spielball ihrer Laune ſollte er dienen, und gefiel ihr ein Anderer beſſer, ſo ſchob ſie ihn herzlos auf die Seite.

Sein Gemüthszuſtand war nicht der Art, daß er heute hingehen konnte. Er blieb zu Hauſe und grübelte. So groß aber iſt die Macht der Leidenſchaft, daß er am Ende den Worten Jacöbchen's keinen Glauben beimaß, wenigſtens ſelbſt prüfen wollte, um die Wahrheit zu finden, wie bitter und herbe ſie auch ausfallen möchte. Mehre Tage mied er indeſſen den Apoſtelhof.

Am dritten Mittag nach dem verhängnißvollen Verhöre mit Jacöbchen ſaß Rudolphi in ſeiner Stube an ſeinen Acten. Er hatte vorgegeben, krank zu ſein, und war nicht in das „goldene Rad" gegangen. Wieder hörte er den Boten der Wohlthätigkeit die Stiege hinaufſteigen, die eher einer Leiter als einer Stiege glich. Ach, dachte er, warum gleicht ſie nicht dieſem Mädchen, das vielleicht ſich ſelbſt abdarbt, um der Armuth Noth zu lindern! Bei dieſem Gedanken trat das Bild des engelſchönen Lenchen's vor ſeine Seele; aber es wurde durch ein Gepolter und durch einen heftigen Schrei ſchnell wieder weggeſcheucht. Er ſtürzte hinaus und ſah die Mißgeſtalt Jacöbchen's ſich wimmernd am Boden krümmen und winden. „Was iſt geſchehen?“ fragte er, den Armen aufhebend. Jetzt kam auch die alte Frau ihre ſchmale Stiege herunter.

„Ach, Gott!“ rief ſie, „der arme Junge hat gewiß Schaden genommen.“

Jacöbchen konnte nicht reden. Schrecken und Schmerz hatten ihn ganz betäubt.

Rudolphi unterſuchte ſeine Glieder ſo gut es ging, und fand, daß er einen Arm gebrochen habe. Er trug ihn auf ſein Bett und ließ durch einen der Backknechte ſeines Hausmannes einen Bader rufen, der in der Nähe wohnte.

Frau Klein half nach Kräften, und als der Verband angelegt war, ließ er ihn durch den Stadtdiener nach dem Apoſtelhofe tragen.

Frau Klein weilte einen Augenblick, um ſich für die Wohlthat des Hauszinſes zu bedanken.

„Nun wird Euch wohl die Unterſtützung ausbleiben, gute Frau,“ ſagte Rudolphi theilnehmend; „aber Ihr ſollt nicht Noth leiden. Ihr nehmt wohl von mir eine Gabe an, daß Ihr Euch das Nöthige verſchaffen könnt?“

Der guten Frau ging das Auge über. Sie dankte warm und innig und pries die Güte Lenchen's aus vollem Herzen.

Rudolphi hörte theilnehmend zu, und was er vernahm, flößte ihm ein großes Intereſſe für das liebliche Mädchen ein, deſſen Schönheit er wohl einmal bewundert hatte, wenn er ihr, was jedoch ſehr ſelten geſchah, irgendwo begegnete.

Ihr edles Beiſpiel nachzuahmen, nahm er ſich im Stillen feſt vor, und da ſeine Sparſamkeit groß war, konnte er die arme Frau reichlich bedenken.

Er machte ſich Vorwürfe, daß er bisher die unglückliche Frau gar nicht beachtet, und nahm es ſich feſt vor, ihr recht viele Gaben zufließen zu laſſen, zumal er fand, wie ihre Bildung ſo viel höher ſtand, als die anderer Frauen ihres Standes. Sie mußte ihm ihre Schickſale erzählen, und dieſe ungeſchminkte, vertrauensvolle Mittheilung erhöhte ſeine Achtung und Theilnahme für die Hochbetagte, die einen langen Dornenpfad durchs Leben gewandelt war, um am Abend deſſelben das Bitterſte zu erfahren, drückende Noth.

Gerade in ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung that es ihm wohl, fremdem Leid und Wehe ſein Herz zu öffnen.

Im Apoſtelhof war das Ausbleiben des gewohnten Abendgaſtes ſehr auffällig. Der Rath erkundigte ſich, ob Rudolphi krank ſei, und hörte, daß er zwar nicht krank, doch aber ſich unwohl befinde. Er war in ſeinen Gewohnheiten geſtört und das mißſtimmte ihn. Jacöbchen konnte ihn nicht bedienen, keine Stadtmährlein bringen, und nun fehlte auch Rudolphi, den er lieb hatte. Er ahnte nicht, daß Tonchen eine Schuld haben könne, da er jene Abendunterredung nur wenig beachtet hatte. Tonchen dankte es ihrem Schutzpatron, daß dem ſo war, denn ſie würde ohne Zweifel einen böſen Stand gehabt haben, hätte der Vater gewußt, was ſie ſich nicht verhehlen konnte.

„Er protzt,“ ſagte ſie dennoch lachend. „Nun, ich ſehe, daß er mich liebt! Mag er protzen! Ich übe doch eine ſolche Gewalt über ihn, daß er ſchon wieder kommen wird!“ Dabei beſah ſie ſich im Spiegel und dachte: So viel Reizen widerſteht am Ende Keiner! Um ſo leichter mochte ſie ſich tröſten, als Anſelm unverkennbare Spuren zu Tage legte, wie mächtig ihre Reize ihn beſtrickt hatten. Er hatte nur Augen und Ohren für ſie. Sein trunkener Blick verfolgte ſie überall, und alle Mittel der Gefallſucht wandte ſie an, ihn völlig an ſich zu feſſeln. Dies gelang um ſo leichter, als das, was der Radwirth ſcherzend bemerkt, wahr geworden war. Schon die wenigen Tagen ſeines Umganges mit ihr waren genug geweſen, ſein Herz in lichte Flammen zu ſetzen, die Tonchen um ſo lieber ſchürte, als er ihr ſelbſt ſehr wohlgefiel und ſie eine ſtärkere Zuneigung zu ihm empfand, als zu irgend Einem, den ſie zu feſſeln ſich jemals Mühe gegeben.

Daß auch die alte Annemarthe in ihn verliebt war und ſich bemühte, ihm ein gleiches Gefühl einzuflößen, machte ihr unendliche Luſt und ſteigerte ihr Streben. Ja dieſe Thorheit ihrer mütterlichen Amme gab ihrer Neigung neuen Reiz, weil ſie nur heimlich und in ſolchen Momenten operiren konnte, wo jener ſcharfes Auge nicht jede Annäherung belauſchte.

So war denn dies Herzensverhältniß im beſten Gang, als eines Tages ganz unvermuthet der Amtsſchreiber wieder erſchien zur großen Freude des Vaters. Tonchen begrüßte ihn freundlich, aber zurückhaltend.

Sie ſchien kaum erfreut zu ſein durch ſein Kommen. Auch er war ernſt, kühl und mißſtimmt. Nur wenige Worte der geſelligen Artigkeit wurden gewechſelt, dann trat er zu dem Rathe. Das kränkte ihre Eitelkeit noch mehr und ihr ganzer Stolz erwachte.

Das ſoll mir der alberne Menſch ſchon entgelten, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, erkannte aber auch, daß ſie ihren Zorn und Mißmuth beherrſchen müſſe. Ihre ganze Freundlichkeit wandte ſie dem entzückten Zehntſchreiber zu, ohne doch ihre Aufmerkſamkeit von dem Geſpräche zu wenden, das ſich zwiſchen Rudolphi und ihrem Vater entſpann und ſich in ein ihr unangenehmes Geleis ergoß.

„Ich bin Euch zu Dank verpflichtet, werther Herr Amtsſchreiber,“ ſagte der Alte, „daß Ihr dem armen Jacöbchen ſo viel Sorgfalt zugewendet. Der arme Schelm muß wohl viele Schmerzen leiden.“

„Es iſt mir lieb, daß Ihr die Rede auf ihn bringet, Herr Rath,“ ſagte Rudolphi; „ich wollte mich beſonders nach ihm erkundigen.“

„Ich glaube beinahe, die Liebe zu dem kleinen Kobold hat Euch einmal wieder zu uns geführt,“ bemerkte Tonchen mit einem ſcharfſpottenden Tone.

„Das zu leugnen, wäre unrecht,“ verſetzte ſehr ernſt der Amtsſchreiber. „Ich habe ſeine Schmerzen geſehen und fühle recht großes Mitleid mit ihm.“

„Ihr habt ein weiches Herz," ſagte ſie; „das habt Ihr ſchon neulich kund gethan."

„Schäme dich," zürnte der Vater. „Es ſteht dir übel an, über Dinge zu ſpötteln, die dem Ehre machen, dem ſie eigen ſind."

Sie wurde bleich vor Zorn. „Er hat es nicht um mich verdient, daß ich ihn im Herzen trage," ſagte ſie und wandte ſich ab.

Der Alte ſagte: „Hier gilt das Sprüchwort: Wie's in den Wald ſchallet, ſo ſchallet's heraus. Sie hat einmal keine Liebe zu ihm, das iſt leider wahr; allein gerade ſeine Mißgeſtalt flößt mir doppeltes Erbarmen ein."

Tonchen war ans Fenſter getreten und lehnte die Stirn an das Glas, deſſen Eisblumen kaum der Wärme des Gemaches gewichen waren."

Der Amtsſchreiber trat zu ihr.

„Ihr zürnt mir?" ſagte er leiſe.

„Hab' ich nicht Grund dazu?" fragte ſie raſch zurück. „Ihr laßt Euch nicht mehr ſehen, und ſagt mir dann, der Unhold ſei's, der Euch hergeführt."

„Seit wann legt Ihr die Worte auf die Goldwage?" fragte er.

„Seit Ihr die meinen ſo ſcharf nehmt," antwortete ſie. „Doch" ſetzte ſie, wieder laut in den vorigen Ton fallend, hinzu: „Ihr werdet wohl gern etwas von Eurem Lieblinge wiſſen. Mir thut's leid, daß ich Euch nichts ſagen kann. Ich muß Euch da entweder an die barmherzige Schweſter, an Apoſtelküfers Lenchen weiſen, die auch an ſeinem Unglücke die Schuld trägt — oder Ihr müßt Euch ſelber zu ihm bemühen. Lenchen pflegt ihn, da ſich hier im Hauſe Niemand um ihn kümmert, weil es an Zeit und Luſt dazu gebricht."

Die Herzloſigkeit dieſer Aeußerungen traf den Amtsſchreiber wie ein Maifroſt die Blüthen. Wehmüthig gedachte er des verlaſſenen Unglücklichen und — des erbarmungsreichen Lenchen's mit Wohlwollen.

„Da redet Ihr doch nicht von ſeiner Mutter?“ fragte er nach einem minutenlangen Schweigen.

Tonchen lachte hell auf. „Wo denkt Ihr hin? Die möchte gern noch einen Eheherrn ſuchen,“ ſagte ſie und ſah dabei den Zehntſchreiber mit einem ſo bedeutſamen Blick an, daß dieſer ebenfalls laut auflachte; „da iſt denn der Junge ein verdrießlicher Hausrath, wie Ihr leicht ermeſſen könnt. Ich glaube, ſie hätte es lieber geſehen, wenn er den Hals ſtatt des Armes gebrochen.“

Der Amtsſchreiber fuhr ordentlich zurück bei dieſen Worten.

Es überlief ihn eiskalt, als das reizende Weſen dieſe rohe, gefühlloſe Aeußerung that. Es entſtand eine Pauſe; dann ſagte Rudolphi: „Wenn es ſo ſteht, wär's am Ende wohl beſſer für ihn geweſen, wenn das geſchehen wäre! aber es iſt ſehr traurig. Könnt' Ihr mir nicht ſagen, wo ich ihn finde?“

„Wollt Ihr ihn beſuchen!“ rief Tonchen halb ſpottend, halb verwundert. „Nun, dann geht nur hier neben in die dritte Thür. Er wird ſich gewiß Eures Beſuches freuen.“

Der Amtsſchreiber unterdrückte ein Wort, das ihm auf die Lippe kam, und ging, ohne daß Tonchen Miene machte, der Höflichkeit den Tribut zu zollen, ihn zu geleiten. Draußen blieb er einen Augenblick ſtehen. Er mußte ſich erholen von dem Eindrucke, den er eben gewonnen.

O, es iſt unendlich ſchmerzlich, wenn nachgrade der wunderbare Lichtglanz zerrinnt, mit dem die Liebe das Weſen umgab, dem das Herz zu eigen iſt. Jede Luſt und Freude ſtirbt hin; das Herz iſt ſo arm und ſo leer, das Leben ſo werthlos und nichtig, daß alle Kräfte gelähmt werden, und es Augenblicke gibt, wo auch ein verſtändiger Menſch den Tod willkommen heißen möchte.

In ſolcher Stimmung und Lage befand ſich der Amtsſchreiber. Er ſah allmählich einen Lichtſtrahl nach dem andern erbleichen an der Glorie, in welchem ihm dieſes Mädchen erſchienen war, und immer weniger ſchön und liebenswürdig erſchien ſie ihm. Kam er ſich doch ſelber vor wie ein Verzauberter, deſſen Zauberbande eine unſichtbare Hand mählich löſt.

Hab' ich denn das früher nie bemerkt? fragte er ſich; Jacöbchen hat recht, ich war blind, ſtockblind, weil die Leidenſchaft für das verführeriſche Weſen mich ſo bewältigt hatte, daß ihre Fehler mir entgingen und nur ihre Reize mich beſtrickten.

Mit ſolchen Gedanken näherte er ſich der Thüre, die ihm bezeichnet worden war; ein halbunterdrücktes Stöhnen drang daraus hervor, denn die Thüre war nur angelehnt. Deutlich vernahm er, daß eine ſanfte Stimme dem Leidenden tröſtend zuſprach.

Wer mag's ſein? fragte er ſich. Gewiß das holde Mädchen, das ſie ſpottend eine barmherzige Schweſter nennt.

Es war eben zu jener Tageszeit, wo, im Winter ſo frühe, der Tag mit der ſchnell hereinbrechenden Nacht um die Herrſchaft ringt, aber ihrer Macht noch nicht gewichen iſt. Leiſe drückte der Amtsſchreiber die Thüre ſo weit auf, daß er unbemerkt eintreten konnte. Warum er ſo hereinſchlich, wußte er ſelber nicht; aber er that es inſtinktartig, ohne ſich Rechenſchaft darüber zu geben.

Das Zimmerchen hatte nur ein Fenſter, welches in den Hofraum der katholiſchen Schule ging. Der letzte Schimmer des glühenden Abendhimmels lag auf dem Fenſter und gab gerade da noch zureichende Helle, während der übrige Theil des länglichen Raumes ſchon im Dunkel lag, und namentlich der, wo die Thüre ſich befand und Rudolphi ſtand. Das Bett des Leidenden war am Fenſter. Er wandte das Geſicht dem Fenſter zu, und gerade vor ihm, den Amtsſchreiber verdeckend, ſtand eine ſchlanke weibliche Geſtalt, die ſich über den Arm beugte, welchen der Leidende gebrochen, und den Verband beſorgte.

„Halt' nur noch ein wenig aus,“ ſagte Lenchen's ſüße Stimme, „ich bin nahezu fertig. Thue ich dir denn ſo wehe?“

„Nein, nein!“ rief mit vor Schmerz bebender Stimme der Arme. „Du biſt ſo engelsgut und ſanft; aber es thut ja doch ſo hölliſch wehe. Da kannſt du ja nichts für. Denke ich dran, wie mich der Bader herumriß, ſo ſträuben ſich mir die Haare. Das hält keinen Vergleich aus."

„Ich nehme mich ja auch ſo in acht, dir nicht wehe zu thun. Glaub's aber wohl, daß es doch wehe thut. Sei aber geduldig. Es wird gewiß bald wieder heil. Dieſe Nacht wache ich wieder bei dir und mache dir die Umſchläge."

„Du biſt mein ſchützender Engel," ſagte der Kranke. „Wärſt du nicht, ich käme um vor Elend. Ach, eine Mutter ſieht nicht nach ihrem Kinde," fuhr er weinend fort, „das ſo viel Schmerzen leidet, und eine Fremde pfleget ſein, nährt und verbindet es. Es iſt doch traurig! Lenchen, wenn dich Gott nicht ſegnet um der Barmherzigkeit willen, die du an mir thuſt, ſo müßte die Schrift lügen."

„Geh'," ſagte ſie ſanft, „rede mir ſo nicht. Was iſt's denn weiter?" Und um ihn auf andere Gedanken zu leiten, ſagte ſie: „Ich füttere deine Tauben recht ſorgfältig, und du ſollteſt nur einmal ſehen, wie ſie mich ſchon kennen und ſo kirre und zahm ſind."

„Ach, ich glaub's gern," antwortete er. „Wer dich nur einmal kennt, muß dir ja gut ſein."

Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele. „Ach, die arme Frau Klein!" rief er aus.

„Warum beklagſt du ſie ſo?" fragte Lenchen.

„Wer wird ihr nun deine Gaben bringen?"

„St!" flüſterte ſie, „ich ſelbſt. In der Abenddämmerung ſchleiche ich zu ihr, wo mich Niemand ſieht und kennt."

„Nimm dich nur auf der Stiege in acht."

„Ich kenne ſie ſchon. Aber weißt du auch, Jacöbchen, daß nun die gute Frau einen neuen Wohlthäter gewonnen hat? Gott ſegne ihn dafür! Rath' einmal wen?"

„Gewiß den Herrn Amtsſchreiber?"

Sie nickte bejahend.

„Ach, der iſt auch ſo eine Samariterſeele wie du; ja, das böſe Tonchen verdient nicht, daß er ſie ſo lieb hat. Ich ſag's immer, und ſie narrt ihn nur."

Rudolphi erröthete in dem tiefen Schatten, wo er ſtand; aber ſein ſcharfes Ohr vernahm einen Seufzer, der aus des Mädchens Bruſt kam. Galt er ihm? Oder welchen Urſprung hatte er?

Jacöbchen fuhr fort über Tonchen zu zanken.

„Wenn du nicht deine böſe Zunge bändigſt,“ ſagte ſie, „ſo komm' ich nicht wieder. Tonchen iſt nicht ſo böſe.“

„O du milde Seele,“ rief der Leidende aus. „Du möchteſt in deiner Liebe ſie gern rein brennen, ich weiß es wohl, aber warſt du nicht dabei, als ſie ſagte, da mich der Stadtdiener brachte: Hätte er nur den Hals gebrochen! Meinſt du nicht, daß das mir wehe gethan? Bin ich nicht ein armer, unglücklicher Knabe,“ ſagte er weinend, „um den ſich die eigne Mutter nicht kümmert? Bin ich nicht unglücklich genug? Warum mußte ſie mir das wünſchen? O, das hat der liebe Gott gehört, der's nicht vergißt.“

„Sei du nicht rachſüchtig,“ warnte ſie. „Ich ſorge ja für dich, und dir geht ja nichts ab. Laß ſie dann!“

„O ich laſſe ſie ja,“ erwiederte er; „aber ſiehſt du, ſo macht's das leichtfertige Ding Jedem. Nun ſie mit dem Zehntſchreiber liebäugelt, höhnt ſie den Amtsſchreiber. Mir lief neulich die Galle über. Wär' ich an ſeiner Stelle, ich ſähe ſie nicht mehr an. War auch ſeitdem nicht mehr im Hauſe, woran freilich ſeine Krankheit Urſache iſt.“

„Krankheit?“ fragte das Mädchen mit ſichtlichem Erſchrecken. „Es wird doch nicht arg ſein? Du haſt recht, ich ſah ihn ſeit einigen Tagen nicht. Wart'! ich will Frau Klein fragen, die weiß es gewiß.“

„Ja, ja,“ ſagte der Kranke, „vergiß es nur nicht; ich möchte es auch wiſſen; aber ich will recht für ihn beten. Nicht wahr, du auch?“ bat er. „Dein Gebet iſt gewiß erhörlich.“

Sie bejahte mit ſtummem Neigen des Kopfes.

Des Amtsſchreibers Herz bebte. Der Gedanke, daß Menſchen liebend ſeiner im Gebete gedächten, ergriff ihn mächtig.

Der Verband war nahe zu Ende. Rudolphi hielt es für geeignet, ſich wieder leiſe hinauszuſchleichen, um dem lieben Mädchen die Verlegenheit zu erſparen, daß er Zeuge der Unterredung geweſen. Er wandte ſich wieder ſo unbemerkt hinaus, wie er eingetreten war, und öffnete dann mit Geräuſch. Die holdſelige Krankenwärterin wandte ſich erſchrocken herum und Jacöbchen rief freudig: „Ach, der Herr Amtsſchreiber denkt an mich. Gott lohn's Euch!“

Lenchen wußte nicht, was ſie vor Verlegenheit beginnen ſollte.

„Laß dich nicht ſtören, liebes Lenchen,“ ſagte der Amtsſchreiber nähertretend. „Im Nothfalle helfe ich dir.“

Das letzte Aufflammen des Abendrothes ließ ihn die erglühende Jungfrau in der ganzen Glorie dieſer magiſchen Beleuchtung erblicken. Sie ſtand geſenkten Auges und Hauptes da, ſo demüthig, ſo züchtig, ſo ſchamvoll und doch ſo ſchön, ein wahres Bild, wie es die alten Maler gebildet haben, wenn ſie die heilige Jungfrau darſtellten beim Gruße des himmliſchen Boten. Sein Blick haftete auf ihr, als wolle er das ſchöne Bild ſich tief in die Seele prägen, und es trat minutenlang ein Schweigen ein, in dem er die Athemzüge ihrer ſo beklommenen Bruſt hören konnte.

Endlich ſagte der Amtsſchreiber: „Laß dich nicht ſtören. Ich will dir gern helfen.“ Er trat ihr näher und faßte nach der Binde, welche ſie hielt.

„Ach, bemüht Euch doch nicht,“ ſprach ſie mit bebendem Ton. „Ich kann's ſchon allein.“

„Ich helfe dir gern,“ verſetzte er.

„Ihr verunreinigt Euch,“ ſagte ſie mit ſteigender Verlegenheit, „und — und — es ſchickt ſich auch nicht für Euch!“

„Was ſich für dich ſchickt, kann mir nicht unſchicklich ſein,“ verſetzte Rudolphi, - „oder verſchmähſt du meine Hülfe?“

„O Gott nein!“ rief das Mädchen, und zum erſten Mal richtete ſie das große, ſchöne Auge auf ihn. Sie mochte fürchten, ihm wehe gethan zu haben; darum reichte ſie ihm das Ende der Binde, und mit ſeinem Beiſtande war das Werk ſchnell vollendet.

„Wie du das gewandt vollbringſt!“ ſagte Rudolphi mit warmem Ausdrucke. „Bei ſo liebevoller und zarter Pflege wird er bald geneſen.“

„Sie kann’s auch viel beſſer, als der alte Reiter, der Bader,“ ſagte Jacöbchen. „Ach, Herr Amtsſchreiber, Gott hat mir Lenchen als helfenden Engel geſendet, ſonſt müßte ich ſterben und verderben. Ihr wißt gar nicht, wie lieb und gut ſie iſt.“

„Die Mutter wartet meiner,“ ſagte Lenchen, neigte ſich anmuthig gegen den Amtsſchreiber und — war verſchwunden.

Er ſah ihr lange nach, dann ſagte er: „Du haſt wohl da einen Engel, der dich pflegt. Danke Gott dafür und ſei milde gegen Andere, dir ihr nicht gleichen.“

Noch einige tröſtende Worte ſprach er, dann verließ er das Gemach, das Herz voll wohlwollender Empfindungen für das Märchen, das das Gegentheil von Tonchen war. Das Volk hat Recht, ſagte er zu ſich, wenn es Lenchen die andere Perle des Apoſtelhofes nennt. Sie ſchimmert im Verborgenen, aber ihr Glanz iſt rein und herrlich.

So trat er wieder in das Gemach des Rathes. Mittlerweiſe war Siegling und der Quardian eingetreten, mit denen der Alte ſprach. Tonchen lehnte bei Köhler am Fenſter in halblautem, oft flüſterndem Zwiegeſpräche, das jedoch, wie es das unterdrückte Lachen verrieth, heiteren Inhaltes ſein mußte.

Kaum ſah ihn der Rath, ſo rief er ihm zu: „Wie habt Ihr ihn gefunden?“

„Beſſer, als ich dachte,“ verſetzte Rudolphi. „Da die Nächſten ſein vergeſſen, hat ihm Gott einen Engel geſendet, der ihn pflegt. So ſagte er mir.“

„Sagt Ihr’s nicht auch?“ fragte mit höhniſch aufgeworfener Oberlippe Tonchen, und Rudolphi meinte, ihr ſonſt ſo liebliches Geſichtchen ſei jetzt wahrhaft häßlich. Er blickte ſie einen Augenblick feſt an, dann ſagte er: „Ich bin unbemerkt Zeuge ihres Thuns und Redens geweſen, und in der That, ich muß Jacöbchen’s Meinung vollkommen beipflichten.“

Diesmal wurde Tonchen bleich. Sie ſchlug das Auge nieder, und das Wort, das ihr auf die Lippe ſpringen wollte, mußte ſie unterdrücken.

„Erzählt mir's doch," bat der Alte, und Rudolphi that's mit der Wärme des Gefühles, das ſeine Bruſt erfüllte, ſeit er im Krankenzimmer geweſen. Jedes Wort war ein indirecter Tadel und Vorwurf für Tonchen, ohne daß er es wollte Sie fühlte das tief und verließ bald das Gemach, ohne daß ſie ſich wieder hätte ſehen laſſen.

Rudolphi war verſtimmt und einſylbig. Vor ſeiner Seele ſtand noch immer in der Glorie des Abendhimmels das herrliche Weſen, in deſſen Seele er unvermuthet in den letzten Tagen ſo tiefe Blicke gethan. Er ſchied frühe.

Still ging er durch die leeren Straßen. Seine Seele arbeitete viel. Vergangenheit und Gegenwart trat vor den prüfenden Blick. Und mehr und mehr fiel der dunkle Schatten auf Tonchen; denn erſt jetzt ſah er nüchterner, was er in ſeiner blinden Leidenſchaft ſo lang überſehen; erſt jetzt wurden Scenen in das rechte Licht geſetzt, die er mit dem Reichthume ſeiner Liebe entſchuldigt; er wurde mehr und mehr enttäuſcht, und mußte es zugeſtehen, daß Jacöbchen wahr geredet, als er ihn ſtockblind geheißen. Er hatte nun einen Gegenſtand der Vergleichung gefunden, und die Betrachtungen, die er an dieſem Abend anſtellte, fielen in ihren Ergebniſſen nicht zu Tonchen's Gunſt aus. Das fühlte er tief, es war eine Macht zwiſchen ſein Herz und den Gegenſtand ſeiner Liebe getreten, an deren Daſein und Wirkung er nicht die Schuld trug; daß eine Kluft ſich aufthat, deren Breite und Tiefe mit jedem Augenblicke ſich mehrte.

In ſeinem Herzen aber lag ein tiefes Weh — das Weh bitterer, trauriger Enttäuſchung. Er fühlte, wie ſchmerzlich es iſt, einem Gefühle zu entſagen, das lange wohlthätig die Bruſt erfüllte; von einem Glücke ſich abzuwenden, das wachend und im Traume das Herz wie mit tauſend Armen umſchlungen gehalten, das ſein Denken, Hoffen, Wünſchen in ſich ſchloß. Es war der erſten Liebe Zauberreiz, der erblich. Der Friede war aus ſeiner Bruſt geſchwunden, und in ihr eine Leere, die ihn elend machte.

VII. Mädchenrache.

Dieſer Abend hätte Tönchen's Blick nach innen kehren können und ſollen. Die Frage lag ihr nahe genug: wer trägt die Schuld des Zwieſpaltes zwiſchen ihm und mir? Das war aber des Mädchens Sache nicht, ſolche Fragen aufzuwerfen oder einmal in das eigene Herz zu blicken und ſich ſelber Rechenſchaft zu geben. Ihr Uebermuth hob ſie über das Alles hinaus. Nicht einmal ein leiſes Leid kam in ihr auf. Was ſie erfüllte, war Neid gegen Lenchen, die ſein Lob geerndtet, und Zorn gegen den Amtsſchreiber.

Was hab' ich ihm denn gethan, rief ſie aus, als ſie ſich auskleidete, um zur Ruhe zu gehen, daß er ſo aufnehmeriſch iſt? Soll ich am Ende zum Kreuze kriechen und ihm gute Wörtchen geben? Fehlgeſchoſſen; nein, das laſſ' ich fein bleiben! Ich weiß doch, daß er mich liebt, und da ſoll er büßen. Ich ſehe ihn nicht mehr an! Was ſoll das werden, wenn der ſo eiferſüchtig iſt, denn das iſt's am Ende, daß ich mit einem andern Manne nicht lächeln darf? dann bin ich ja ſchlimmer daran, wie eine Türkin! Beſſer, daß es jetzt ſo kommt, als ſpäter. Ohnehin kann ich nicht ſagen, daß ich ihn beſonders lieb hätte. Der Anſelm gefällt mir tauſendmal beſſer. Mag's auch der Vater mißbilligen, ich thue, was ich will, und das heißt, ich habe ihn lieb. Wozu länger hinter dem Berge halten? Nein, das gerade ſoll ſeine Strafe ſein, daß er ſieht, ich mache mir nichts aus ihm und ſchenke Anſelm meine Liebe. Der Alte wird brummen, aber Anſelm ſteckt ſich hinter ſeinen geiſtlichen Herrn Oehm und die Sache iſt rund! Was ſie laut dachte, das verhandelte ſie bis zum Entſchlafen noch ſtille weiter, und der Traum gaukelte die ſüßeſten Bilder künftigen Glückes ihr vor.

Was ſie beſchloſſen, das wurde ausgeführt.

Anſelm, der ohnehin von ihr bezaubert war, ſchwamm in einem Meere von Entzücken, ſeit ein Kuß von ihr ihm das Herz aufſchloß und er ſich geliebt ſah.

Vor des Vaters und Annemarthen's Augen wurde indeß ſorgfältig das Verhältniß verborgen, und da Jacöbchens Auge jetzt nicht ſpionirte, waren ſie ſicher, nicht entdeckt zu werden.

Nur Lenchen ahnete die Wahrheit, ohne daß ſie irgend zu reden wagte, da es an Beweiſen gebrach und ſie doch wußte, wie wenig es fruchtete.

Einige Tage nach dem Zuſammentreffen mit Rudolphi an Jacöbchen's Schmerzenlager rief ihr Tonchen, und das argloſe Weſen hüpfte die Wendelſtiege herauf in Tonchen's Gemach.

„Aber ſag' einmal an,“ hob Tonchen an, „was haſt du mit deiner Pflege des unſeligen Kobolds für Ehre eingelegt! Das muß ich ſagen! Der Herr Amtsſchreiber traf dich ja mitten im Pflaſterauflegen! Weißt du auch, was er ſagte?“

„Ich will's nicht wiſſen!“ rief Lenchen erröthend. „Halt's für dich!“

„Ich will dir's aber ſagen,“ pochte Tonchen. „Er ſagte, du ſeiſt ein Engel! Sieh' 'mal, wie ſie ſo roth wird,“ höhnte Tonchen. „Brauchſt dir nichts darauf einzubilden, denn deiner Schönheit galt's nicht, ſondern deiner Barmherzigkeit, und er wirft mit dem Engelnamen gern um ſich, was ich aus Erfahrung weiß. Glaub' nicht einmal, daß er irgend etwas dabei dachte.“

„So brauchteſt du es ja auch nicht zu ſagen,“ verſetzte Lenchen bitter.

„Aha, das krippt mein Mädchen!“ rief Tonchen. „Haſt vielleicht ſchon gedacht, er werbe bald um dich? Aber das laß dir vergehen. Wenn ich ihm auch den Laufzettel gebe, wie ich es denn zu thun entſchloſſen bin, weil ich den Simpel nicht mag, ſo darfſt du doch ſolch' einem Gedanken nicht Raum geben.“

„Was ſchwatzeſt du?“ rief diesmal zornglühend das Mädchen.

„Ei nun,“ fuhr Tonchen fort, „ich wollte dir nur ſagen, daß ein kurpfälziſcher Beamter, auch wenn ihn die Tochter des kurkölniſchen Beamten laufen läßt, doch eines Küfers Tochter nicht zur Frau nimmt! Mach' dir alſo keine Hoffnungen, wenn er dir freundlich war.“

Empört rief Lenchen: „Schäme dich, Tonchen, ſo mit mir zu reden! Wer ſagt dir, daß ſolche Gedanken in meiner Seele ſeien? Das träumſt du und nimmſt's für baare Münze. Was aber deinen Beamtenhochmuth betrifft, ſo will ich dir den gern laſſen. An meinem Namen und Ruf klebt kein Makel, und das iſt eine Ehre, die ich mit der eines höheren Standes nicht tauſche. Ruf' mich nicht wieder heraus, um mir Herbes zu ſagen; haſt du Grimm, ſo laß ihn an Anderen aus. Ohnehin iſt es eine Schande für eines Beamten Tochter, mit einem Küfersmädchen umzugehen.“ Sie wandte ſich zur Thür und ging ſtille hinaus; die aber zurückblieb, war bleich vor Scham — denn — in des Mädchens Rede lag ein dreifacher Stachel, der jedesmal den wunden Fleck empfindlich traf. Ob es Lenchen beabſichtigt? Gewiß nicht! dafür war ſie zu gut und ſanft; aber Tonchen fühlte ihn und ſaß noch lange da in einem Sinnen, das nicht das Herz erfreuen mochte.

Endlich ſprang ſie auf. Ja, es war dumm von mir! ſagte ſie; aber was thut's? Sie wird ſchon wieder gute Worte geben. Ihr Vater iſt ja meines Vaters Untergebener!

Darin hatte ſie ſich verrechnet.

Lenchen's Thränen ſah die Mutter. Ihrem Drängen mußte ſie nachgeben, und die Mutter, in deren Seele ein edler Stolz wohnte, verbot ihr, Tonchen's Schwelle jemals wieder zu betreten.

Vergebens bot Tonchen ihre bezaubernde Freundlichkeit auf. Lenchen widerſtand mit feſtem Willen.

Beſſer gelang's ihr mit Anſelm Köhler. Mit jedem Tage wurde das Verhältniß vertraulicher, und manchen Abend ſaß er bis Mitternacht bei ihr am warmen Ofen, wo Pläne für die Zukunft geſchmiedet wurden.

Der Amtsſchreiber brach den Umgang nicht ab. Obwohl ſelten, ſo kam er eben doch von Zeit zu Zeit, aber mit kalter Höflichkeit begegnete er Tonchen. Hätte indeſſen Jemand ſein Auge beobachtet, wenn er in den Hof trat, der hätte ſehen müſſen, wie ſeine Blicke Apfelküfers Fenſter ſchier durchſchauten.

Er konnte nicht im Zweifel bleiben, wie wahr jenes Wort

Jacöbchen's geweſen, ſie ſpiele nur mit ihm. Zwar höhnte und ſpottete ſie nicht mehr, vielmehr hielt ſie ſich ernſt und fremd gegen ihn; deſto zutraulicher war ſie mit Anſelm. Seine Beſuche wurden ſeltener, und endlich blieb er wochen-, ja monatelang weg.

Da hätte denn doch der alte Rath blind ſein müſſen, wenn er nicht die Sachlage hätte würdigen ſollen. Sein ganzer Zorn wandte ſich gegen ſie. Diesmal aber erklärte ſie ihm klar und beſtimmt, ſie werde Niemanden ihre Hand geben, als Anſelm Köhler. Der Alte polterte, Annemarthe war außer ſich, aber die Beiden achteten nicht des Polterns und nicht des Grimmes, ſie ſetzten ihren Umgang fort und die Hemmniſſe ſteigerten ihre Liebe; denn diesmal liebte Tonchen wirklich und mit all dem Feuer, deſſen ihr Herz fähig war.

Wie groß war jetzt ihr Bedürfniß, ſich gegen ein vertrautes Herz auszuſprechen; aber die beiden Familien waren ſtreng geſchieden, und ſelbſt Annemarthen's Verſuche, der Apoſtelküferin Tonchen's Verwirrung, wie ſie es nannte, zu klagen, ſcheiterten an der entſchiedenen Erklärung der feſten Frau, ſie werde ſich nie in fremde Angelegenheiten miſchen.

Was Tonchen über die Maaßen ärgerte, war die Ruhe und ſichere Haltung des Amtsſchreibers. Sie hatte leidenſchaftlichen Schmerz erwartet — und — täuſchte ſich. Sie ſelbſt war ja ſein Arzt geworden. Sie hatte ihm das Löſen des Bandes leicht gemacht; aber ſie war zu beſchränkt, das zu erkennen, weil ihre Selbſtſucht ein klares Erkennen nicht zuließ.

Um dieſe Zeit machte ein Ereigniß im Apoſtelhof nicht geringes Aufſehen.

Noch immer dauerte die ungeheure Kälte fort mit ſeltenen Schwankungen. Schien es milder zu werden, ſo legte ſich neuer Schnee auf die feſten Lagen des früheren, und ſobald des Himmels Lichter wieder klar auf die Erde ſchienen, war auch die alte Kälte wieder Beherrſcherin alles Lebens und ſeine Zerſtörerin.

Und dennoch hielt einſt eine wohlverwahrte, ſchwerfällige Karoſſe am Thore des Apoſtelhofes, und der Herr Decanus von

Sanct Apoſteln in Köln, des Zehntſchreibers geiſtlicher Herr Oheim, ſtieg aus und entlud ſich der mächtigen Pelzhüllen, die ſeinen Leib gegen die Kälte geſchützt hatten.

Als ihn der Rath ausſteigen ſah, rief er: Alle Wetter, da muß etwas Abſonderliches los ſein, denn der liebt die Wärme wie ein Eichhörnchen oder eine Katze.

Zum langen Sinnen, was ihn herführen könnte, blieb keine Zeit, denn der alte Herr eilte mächtig die Stiege herauf, um eine warme Stube und eine nachhaltige Erquickung für das Herzeleid ſolcher Reiſe im ſtrengen Winter zu finden.

Das gab im Hauſe eine mächtige Bewegung: Annemarthe richtete ſchnell die Gemächer zu, ließ von der Magd Feuer in den Ofen machen, ließ ſodann alle Leckerbiſſen ihrer reichen Vorrathskammer an ihrem Geiſte vorübergehen und richtete einſtweilen in Gedanken ein herrliches Mahl zu. Das Nächſte aber war das erwärmende Frühſtück, woran ſie dachte. Tonchen beſchleunigte mit etwas blaſſen Wangen und mancherlei ſich durchkreuzenden Gedanken ihren Anzug allein, da ſie auf Lenchen's Hülfe nicht mehr rechnen durfte. Sie ahnte es, daß eine Entſcheidung nahe.

Anſelm ſtürzte herzu und küßte noch in der Vorhalle die Hand des Mannes, die ihn ſegnen und — verderben konnte. Die freundliche Miene des geiſtlichen Herrn gab ſeinem Herzen eine Beruhigung, deren er bedurfte, um nicht kopflos in Augenblicken zu ſein, die zu den wichtigſten und entſcheidendſten ſeines Lebens gehörten. War es anders möglich, als daß ſein Herz heftig pochte? Der bleiche Schimmer ſeiner Vergangenheit trat aus dem Roſenlichte ſeiner Zukunft ſchreckhaft hervor und grinzte ihn an, mahnend an Dinge, die jetzt ſein Haar zu Berge ſträubten.

Trotz Zipperlein und Weh trat der Herr Rath Würfler dem Herrn Decan ſchon in der Thür entgegen. Der Willkomm war von der einen Seite herzlich, von der andern ſo unterwürfig als möglich.

Der Decan eilte an den warmen Kachelofen und bat um eine Erquickung aus der goldenen Fluth der Enghölle oder des Wolfshöhler Berges, und Anſelm eilte blitzſchnell die Stufen hinab, wo er den Apoſtelküfer fand, der Heber und Flaſchen in der Hand hielt. Er lächelte, und dies Lächeln ſagte: Ich kenne meine Leute! Enghöller und Wolfshöhler, rief Anſelm, und ſtürzte zum Keller, wohin ihm der Küfer folgte und in den Bart brummte: der muß tüchtig ausgetrocknet ſein!

„Was führt Euch, Hochwürdiger, in dieſer Kälte zu uns?“ fragte der Rath, nachdem Annemarthe den Tiſch belaſtet, daß er ſich bog, und die goldne Fluth in den Kelchen blinkte. Ein Wink des Decans hatte Anſelm entfernt. Die beiden Herren waren allein.

„Der Canonicus Schmitz iſt gichtbrüchig geworden,“ ſagte der Decan, „da muß ich alter Mann ſelber einmal Reviſion halten.“

„War's denn ſo nöthig?“ fragte betroffen der Rath.

„Euretwegen nicht,“ verſetzte der Decan. „Ich wollte einmal ſehen, wie ſich der Anſelm mache. Iſt der Bruder Leichtfuß brav?“

„Ein Muſter, Hochwürden, ein Muſter!“ ſagte der Rath. „Ihr wißt, Jugend hat nicht Tugend, ſagt das Sprüchwort; aber Ihr dürft dem Wort eines alten, getreuen Dieners glauben, ſeit er im Apoſtelhof iſt, war er noch nicht vor der Thür. Er ſieht rüſtig nach auf dem Speicher und im Keller, und die Bücher ſind in einer Ordnung, wie niemals vor ihm.“

„Freut mich abſonderlich,“ ſagte, die Hände reibend und ein Glas leerend, der Decan. „Nun, ich denke, die Hörner ſind abgelaufen. Man hat Exempel, daß ſolche Windbeutel ganz ſolide Männer werden. Gott geb's, daß das hier eintrifft.“

„Zweifelt nicht,“ bekräftigte der Rath. „Es iſt ja nicht Jeder zum Geiſtlichen geboren, ſonſt ſtürbe ja auch die Welt aus.“

Der Decan nickte zuſtimmend.

„Glaubt Ihr,“ fuhr er fort, „daß man ihm unbedingt vertrauen könnte?“

„Habe alle Urſache dazu,“ war des Raths Antwort. „Nun ſchmeckt mir der Enghöller noch einmal ſo gut,“ bemerkte der Decan. „Ich gebe ihm doch den Vorzug vor dem Wolfshöhler.“

„Verdient ihn auch ohne Zweifel,“ fügte der Rath hinzu.

Beide tranken, um ihr Wort zu bethätigen.

„Wir ſind jetzt ſo gemüthlich allein,“ begann nach dem kräftigen Schluck der Decan, „daß ich wohl mit einem Antrage des hochwürdigen Kapitels Euch vertraut machen kann. In einer Seſſion iſt es zur Sprache gekommen, und der hitzige Canonicus Schmitz hat es auf das Tapet gebracht, wie es doch Zeit ſei, die Laſt der Sorgen Euern alten Schultern abzunehmen, maßen Ihr ſchon nahe ein halbes Seculum der Kirche gedient.“

Der Rath wurde roth und weiß nach einander, Zorn und Schrecken drängten ſich in ſeiner Seele. Er räuſperte ſich und wartete nur auf eine ſchickliche Stelle, um zwiſchen die Rede des Decans zu fahren. Plötzlich fand er dieſe nach den letzten Worten des Decans, wo dieſer aus einer ſilberbeſchlagenen Muſcheldoſe eine Priſe nahm.

„Wenn auch,“ begann er eifrig, „meine Beine nicht mehr recht fortwollen, ſo koſtet es mich doch keine grauſame Mühe, auf den Speicher und in die Keller zu gehen, um dem Zehntſchreiber nachzuſehen, wie ich Euch ſogleich thatſächlich vor Augen führen will.“

Mit dieſen Worten ſprang er mit wahrer Todesverachtung auf und ſchritt, die Zähne zur Unterdrückung des Schmerzes feſt auf einander gebiſſen, gravitätiſch die Stube auf und ab.

Der Decan konnte ſeines Lachreizes nicht Herr werden. Er platzte mit aller Macht heraus und ſteigerte dadurch noch die Aufregung des Rathes.

„Wahrlich,“ rief der Decan aus, „das war ein Paradeſchritt, alter Herr, wie er kaum den edlen Helden aus der Guardia unſeres Herrn Erzbiſchofs und Kurfürſten, die man „Funken“ nennt, gelingen mag; indeſſen beweiſt das nichts gegen das Wohlwollen des Kapitels, das Eure alten Tage erfreuen und ſchonen möchte. Selbiges hat Euch die ſchöne Penſion von achthundert Gulden gewähret, den lebenslänglichen Sitz im Apoſtelhof, und auf mein Fürwort noch etwas anderes, was jedoch in meiner Macht ſteht zu redreſſiren, falls meine Intention Euch nicht conveniren ſollte.“

„Ausgeſprochen?“ rief der Rath und ſank völlig erſchöpft in ſeinen Lehnſeſſel. „So bin ich ein verlorner Mann!“

„Trinkt einmal, alter Herr,“ tröſtete der Decan, „das ſchärſt das Judicium. — So!“ —

„Nun hört mich an. Mir ſcheint,“ fuhr der Decan fort, „Ihr ſeht die Sache durch eine gar trübe Brille an. Sollte ich das Zeitliche ſegnen, ſo wird der Canonicus Schmitz Decan. Ihr wißt, — (jetzt flüſterte er) es war in den Büchern nicht ſo ganz ſauber.“ —

„Der Finkenſteck!“ rief der Rath, „der Erzhallunke!“

„St!“ ziſchelte der Decan. „Wir ſind alte Freunde, und mir kommt's zu, zu ſagen, daß der Finkenſteck nicht allein die Schuld trägt. Ihr thut wohl, mit Dank die Gnade des Kapitels zu ergreifen. Zumal ich Euch noch zu ſagen habe, daß dem Gatten Eurer Tochter das Amt werden ſoll, das Ihr bekleidet. Das iſt eine Vergunſt, die von Euch hoch anzuſchlagen iſt. Nun hat mir der hochwürdige Quardian hieſigen Kapuzinerkloſters vertraulich mitgetheilt, das liebe Tonchen habe eine Liebſchaft.“ —

Während der Rede des Decans war der Rath in ſich gegangen. Er erkannte die Nothwendigkeit, ſich ſchweigend zu fügen: denn vor dem Canonicus Schmitz hatte er eine paniſche Angſt. Die letzte Mittheilung des Decans goß Honig in den bittern Kelch. Er ſah den Amtsſchreiber als ſeinen Tochtermann im Apoſtelhof, und alle ſeine Wünſche waren erfüllt; daher fiel er dem Decan erfreut in die Rede:

„Ja, wenn es ſo ausſieht, ſo will ich gern mich auf meine Lorbeern legen und ausruhen von des Amtes Laſt und Hitze. Was die Liebſchaft des Kindes betrifft, ſo kann ich Euch ſagen, der Amtsſchreiber, Herr Carolus Rudolphi, iſt ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie weiland der König David, obwohlen er keine Harfe ſpielet. In deſſen Hand würde das Amt wohl geborgen ſein, und der Herr Canonicus Schmitz Hochwürden kennet ihn und ſchätzet ihn auch über die Maßen hoch.“

„Der pfälziſche Amtsſchreiber?“ fragte betroffen der Decan.

„Nein, von dem redet der hochwürdige Bruder Quardian nicht, ſondern von meinem Bruderſohne, dem Anſelm Köhler. Mit ſelbigem hat Eure Tochter Antonia eine vertraute Liebſchaft, und der Bruder Quardian meint, es wäre Zeit, daß man der Sache ein Ende mache. Ueberdies, ſo hat das hochwürdige Kapitel dieſe Sache in meine Hand gelegt, und ich würde keineswegs intendiren, ſelbigem Kurpfälzer unſer ſchönes Amt anzuvertrauen, um ſo weniger, als er des Canonicus Schmitz Freund iſt, maßen ich für denſelbigen, ſeit er gegen die Beſtallung meines Bruderſohnes als Zehntſchreiber votiret, keine Zuneigung mehr trage. Um es aber kurz zu machen: ich kann Eurem Kinde das Amtsdocument in den Schooß legen oder auch nicht; Ihr könnt ſie dem Anſelm zur Frau geben oder auch nicht! — So ſteht mein Ultimatum!“

Der Rath rückte die Perücke rechts und links, er ſchritt, was er in vier Jahren nicht mehr gekonnt, die Stube nochmals auf und ab, ſank aber zuletzt mit einem Schrei des Schmerzes in den Lehnſtuhl und rief: „Es iſt Alles gegen mich; das Kapitel, der Quardian, dem ich ſeit Jahren die Gurgel ſchwenke, mein eignes Kind und Ihr, Hochwürdiger! So fahre — nehmt's nicht ungütig — der Teufel drein! — Doch,“ — lenkte er wieder ein, „leugnen kann ich's nicht, daß die zwei, der Anſelm und das Tonchen, es mit einander haben, wie man hier ſprüchwörtlich ſagt, wie die Buben die Vogelsneſter. Wenn's dann nicht anders iſt, ſo will ich die bittere Pille ſchlucken und Ja ſagen.“

„So machen es vernünftige Leute,“ ſagte der Decan, ſich vergnüglich die Hände reibend. „Mich freuen dabei drei Dinge. Erſtens: daß Ihr nun mein Herr Vetter werdet; zweitens: daß Ihr in Eurer Ordnung bleibt, und auch Eure würdige Jungfer Schaffnerin, die gute Annemarthe, benebſt ihrem Jacöbchen, und endlich: daß mein Vögelchen, der Anſelm, im Käfige der heiligen Ehe nicht mehr aus den Eiſen ſchlagen kann und fein ſittſam das Liedlein pfeifen wird, das ihm Euer Tonchen vorpfeifen mag; denn die hat Haare auf den Zähnen und verſteht ſich aufs Vorpfeifen. Da nun unſere Sache abgemacht iſt, ſo laßt uns auf die neue Vetterſchaft eins trinken!“

Sie ſtießen an; aber diesmal ſchmeckte ſeit Jahren zum erſten Male der Enghöller dem Rath bitter wie Galle.

Es war Mittag geworden über den Verhandlungen, und Annemarthe kam den Tiſch zu decken. Sie begrüßte den Herrn Decan, und dieſer belobte ſattſam ihre Sorgfalt und hielt es für Pflicht, ihr die frohe Nachricht mitzutheilen, daß heute noch im Stillen eine Verlobung ſtattfände, nämlich die Tonchen's und Anſelm's.

Faſt hätte aber die Alte vor Schrecken die Teller aus ächtem chineſiſchem Porcellan zur Erde fallen laſſen, als ſie das hörte. Todtbleich hielt ſie ſich an der Tiſchecke, und vermochte es nicht, ihr vom Entſetzen entſtelltes Antlitz in angenehme Falten zu legen, wie es doch bei ſo erfreulicher Nachricht Pflicht und Schuldigkeit geweſen wäre. Sie war keines Wortes mächtig.

„Da ſeht einmal, Herr Rath, wie lieb Eure würdige Schaffnerin Euer liebes Kind hat,“ rief der Decan aus, „ſteht ſie doch da vor Freude, wie weiland Lot's Weib, das zur Salzſäule wurde!“

Der Rath aber hörte das Wort gar nicht, ſo hatte die Freude, von der der Decan ſprach, ihn betäubt. Ihm ging's wie ſeiner getreuen Schaffnerin, die ſchönſten Pläne gingen dahin, wie Spreu vor dem Winde.

Er ſaß ſtille da und Annemarthe wankte hinaus. Der Decan aber trommelte am Fenſter und ſtudirte auf die Rede, womit er den beiden Betheiligten ihr Glück ankündigen wollte.

Beide traten nun ahnungslos ein, aber als der Decanus ſeine Oration anhob und ihre Hände zuſammenfügte, da jubelten die Herzen und Tonchen dachte: Ach, wie werden ſich der Amtsſchreiber, Lenchen und Annemarthe ärgern! Und ihre Freude verdoppelte ſich.

VIII. Anderer Wind.

An demſelben Morgen, als ſich dieſe Ereigniſſe im Apoſtelhof zutrugen, ſaß der Amtsſchreiber in ſeiner Stube und ſchrieb an ſeinen Acten.

Da klopfte es an ſeiner Thür, und auf ſeinen Ruf trat Michel Pelzer, der Nachtwächter, herein.

„Nichts für ungut, Herr Amtsſchreiber,“ ſagte der alte, ehrliche Wächter; „ich hab' ein Wörtlein im Vertrauen mit Euch zu reden.“

„So ſetzt Euch, Michel,“ ſagte freundlich der Amtsſchreiber, „und redet friſch von der Leber.“

Michel ſetzte ſich. „Soll ſchon geſchehen, Herr Amtsſchreiber,“ ſagte er. „Sind aber auch Eure Wände ſauber? Haben ſie keine Ohren?“

„Gewiß, Michel, es hört uns Niemand.“

„Gut, ſo neigt mir Euer Ohr! Was ich bringe, betrifft den Finkenſtock, dem Gott einen guten Strick um die Gurgel beſchere!“

Jetzt nahm das Geſicht des Beamten den Ausdruck großer Theilnahme an. „Habt Ihr etwas erkundet?“ fragte er neugierig. „Die Schandthaten des Hallunken mehren ſich zur Ungebühr. Habt Ihr von dem Einbruch in Damſcheidt gehört?“

„Gewiß! Es ſollte mich wundern, wenn er nicht bald wieder in unſrer guten Stadt Bacharach einen Schurkenſtreich ausübte. Er hat gute Verbündete!“

„Kennt Ihr ſie, Michel?“

„Das iſt's, was mich zu Euch führt. Ich weiß, Herr Amtsſchreiber, Ihr ſeid beſſer im Apoſtelhof bekannt, als ich; aber ob Ihr wiſſet, was ich weiß, das iſt ein anderes. Die alte Annemarthe hatte es mit dem Finkenſtock und meinte immer, er ſolle ſie heirathen. Der aber hatte ſoviel Luſt dazu als ich, das heißt ſoviel, als gar keine.

„Als nun der ſchlitzöhrige Canonicus Schmitz ſein Töpfchen aufdeckte, und er flüchtig wurde, da brach ſchier das Herz der guten Jungfer, und um den Vater für ihren Wechſelbalg ſtand's ſchlimm. Verſtanden? — Darauf kam der neue Zehntſchreiber, und der hübſche Burſch gefiel ihr beſſer als Finkenſteck, obgleich der auch kein „unebener“ Menſch war. Nun hat die alte Hexe alle Segel aufgeſpannt; aber ſie fingen keinen Wind, weil, nehmt's nicht übel, ein paar jüngere Segel auch aufgeſpannt waren! Unter uns geſagt, Ihr habt Recht gehabt, daß Ihr von des Raths Tochter ablie߀et. Ein Mann wie Ihr, der überall anklopfen darf, der den Ruf der Bravheit bei aller Welt hat, muß aus ſo einem Sündenpfuhle bleiben, und, glaubt's mir, das Geld des alten Würfler iſt lauter Sündengeld, das er dem Kapitel abgeſtohlen hat. Da iſt kein Segen drauf, und es fährt dahin, wie dürre Blätter im Herbſtwinde. Lieber klein und rein, als reich und bleich, ſagt unſer rheiniſches Sprüchwort.

„Nun, das iſt ab und zur Ruhe! Aber, wie geſagt, der Zehntſchreiber und das Tonchen ſind einig, und ich erleb's über kurz, ſo ſind ſie Mann und Frau. Gebt acht! daß aber der Zehntſchreiber nicht an Annemarthen's Angel biß, das war ihr ein Herzſtoß. Alte Liebe roſtet nicht, und wenn ſie dreißig Jahr im Waſſer liegt. War's mit Anſelm nichts, ſo hielt ſie den Finkenſteck am Bändel.“

Der Amtsſchreiber hatte mit den Empfindungen ritterlich gekämpft, die des ehrlichen Michel's Rede bei ihm geweckt, und ſie männlich niedergehalten. Jetzt, als er auf Annemarthe hindeutete, ſchwieg das Herz, und der Beamte trat wieder in ſeine Rechte.

„Was ſagt Ihr da, Michel?“ fiel er dem Nachtwächter in ſeine Rede.

„Verrückt mir mein Concept nicht,“ ſagte Michel, „und thut mir den Gefallen und wartet's ſein ab, bis ich am Ende bin. Zum Verwundern bleibt Euch noch Zeit und Gelegenheit genug.“

„Es war mir eben immer eine ganz bedenkliche Geſchichte,“ fuhr er fort, „wie der Kanof in den Apoſtelhof kam, wenn er dem Alten am Geldbeutel zur Ader ließ. Da bin ich denn hinten am

Schloßberg einmal ſo vom Sanct Werner herabgeſtiegen und finde da eine friſche Mannsſpur. Ich gehe ihr nach, und richtig, ſie führt hinten an den Apoſtelhof. Ihr wißt, da iſt ſo ein Küchengärtchen dran, wenige Ruthen groß, und hat eine hohe Mauer. Gerade wo die Mauer am höchſten iſt, ſeh' ich ein ſtarkes Getrampel im Schnee und unten im Gärtchen auch ein ſolches. Hinabſpringen? Nein, das läßt einer bleiben, denn die Mauer hat ihre zwölf Fuß und mehr. Von der vertrampelten Stelle bis zur Hinterthür am Apoſtelhof iſt auch eine Bahn getreten. Holla! denk' ich, da hat eine Leiter geſtanden, und ſiehe da, unten ſieht man deutlich die beiden runden Löcher der Leiterbäume.

„Da ſteigt kein ehrlicher Menſch hinab, denk' ich, und wenn's der Finkenſtock nicht war, ſo will ich nicht ehrlich meinen vier Potentaten gedient haben; aber woher die Leiter? Die hat kein anderer Menſch geſtellt als — Annemarthe, und die hat dort mit ihrem guten Freunde Zuſammenkünfte, dafür ſetz' ich meinen alten Kopf ein!“

Der Amtsſchreiber ſah den Berichterſtatter durchdringend an.

„Michel,“ ſagte er dann, „Ihr ſeid nicht „katzengrau.“ Ich glaube, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen! Da muß man aufpaſſen.“

„Ja, aufpaſſen!“ rief Michel. „Paßt Ihr 'mal auf in ſolch' einem Höllenwinter, wo man Gott danken kann, wenn einem das Blut nicht im Gehen in den Adern gefriert! Soll aufgepaßt werden, ſo kann's eben nur im Apoſtelhof ſelbſt geſchehen, aber wie ſoll man das anfangen? He! da macht einmal das Viereckige rund! — Ihr mögt Euch anſtellen, wie Ihr wollt, die Annemarthe erfährt's, und dann iſt's ab. Die hat noch andere Mittel und Wege, mit ihm zu verkehren.“

„Meint Ihr?“ fragte der Amtsſchreiber.

„Ich weiß es,“ fuhr Michel triumphirend fort, „hört mich nur 'mal geduldig an bis ans Ende!“

„Geſtern ging ich zu meinem Schulkameraden, dem Walthes, dem Apoſtelküfer, verſteht Ihr's? ich ſetze mich ans Fenſter zu dem herzigen Kinde, dem Lenchen, das mir in meiner letzten Krankheit viel Gutes gethan hat. Das iſt, ſo beineben bemerkt, ein Edelſtein, das Mädchen, und der Balthes muß überall Segen haben um des Kindes willen. — Nun kommt da ein Kerl herein, der einen Sack umhängen hat und bettelte. Ein Kerl, wie eine Hunnsrücker Eiche, ſo ſtark. Sagt der Apoſtelküfer: Michel, paſſ' 'mal auf, was es gibt, wenn Raths Tonchen den ſieht!

Richtig! Da that ſich das Fenſter auf und des Tonchen's Stimme ruft: Fort, Lump, du kriegſt hier nichts! Der Kerl macht ein Geſicht, als wollt' er ſagen: Du böſe Hexe, wärſt du auch nur wo der Pfeffer wächſt; aber er bleibt ſtehen. Da ſteht das Lenchen auf und gibt ihm ein Stück Brod, an dem konnt' er ſich zweimal ſatt eſſen, kommt wieder herein und ſetzt ſich, der Kerl geht aber doch nicht fort. Was mag er für Luſt haben, in der Hundstagsluft da draußen zu ſchwitzen? ſagt der Balthes Ickrath, der immer ſo ſeine Faxen macht.

Ich will's Euch nicht verhehlen, daß ich faule Fiſche witterte und immer an den Finkenſtock und die Leiter denken mußte. Nun iſt in Apoſtelküfers Stubenthüre ſo ein Lugfenſterlein, vor dem ein rothbaumwollenes Vorhängelchen iſt. Da ſtell' ich mich ſo neben dran, auf der Ofenſeite, daß ich zwiſchen durchluchſen konnte und den Kerl im Auge hatte. Der tappt vor Kälte einen Marſch, wie der Tambour einen ſchlägt, aber er weicht nicht. Endlich kommt die Annemarthe, die dicke Kachel, die Treppe hinuntergewatſchelt, wie eine fette Ente, ſieht ſich nach allen Seiten um — und — ſteckt dem Kerl ein Brieflein zu. Wie der Blitz iſt der draußen. Ich ihm nach! Allein mit rechten Dingen geht's nicht zu — die Kanoſe können alle blaupfeifen, wie der Finkenſtock, der Spitzbube, — der Kerl war Euch wie weggepfiffen! Ich frage hott und hahr, rechts und links, laufe durch alle Gaſſen, aber er iſt weg und keine Spur mehr von ihm zu finden. Herr, ich ſag's alle Tage, dieſe Kerle haben entweder Hexenfett, womit man, wenn man's in die hohle Hand reibt, ſich unſichtbar machen kann, oder ſie pfeifen blau. Es müßte ja doch ſonſt unmöglich ſein, daß einer ſo im hellen

Tageslicht einem aus den Augen ſich wegbugſiren könnte. Sei dem aber, wie ihm wolle, ich krieg' ihn doch noch, und nun will ich mit dem Apoſtelküfer reden, wenn's Euch recht iſt, daß der mir aufpaſſen hilft, denn der iſt auch nicht auf die Naſe gefallen. Es iſt kein Zweifel, daß die Annemarthe mit ihm im Spiel iſt, ſonſt wär's unmöglich, daß er ſo hineinſchlüpfen könnte."

Der Amtsſchreiber war mit großer Aufmerkſamkeit der Mittheilung Michel Belzer's gefolgt.

„Warum aber," fragte er, „wenn es ſo wäre, wie Ihr ſagt, hätte dann Finkenſtock den Einbruch am Thor in jener Nacht verſucht, als Ihr ihn beinahe gefangen?"

„Nächſttreffen gilt nicht!" ſagte Michel. „O, ich möchte heute noch meine alten Haare ausraufen, daß ich damals hinſtürzen mußte, wie ein Klotz, und daß die Stadteſel, die Bürger, ſo tief in den Federn ſteckten, daß keiner mir zu Hülfe eilte! Erinnert mich nicht mehr daran!"

„Das aber, daß er damals einen andern Weg ging, erklär' ich mir ſo, daß er damals ohne Annemarthen's Vorwiſſen hinein wollte, vielleicht —"

„Wißt Ihr was," fiel ihm raſch der Amtsſchreiber ins Wort, „bringt heute Abend den Apoſtelküfer zu mir, daß ich mit Euch Beiden reden kann. Vielleicht kommen wir ſchneller zum Ziele."

Er gab Michel ein Trinkgeld für ein gutes Schöpplein, und dieſer ging ſeelenvergnügt, eine ſolche Spur entdeckt zu haben, von dannen. Schon auf der Treppe, wurde Michel nochmals von dem Amtsſchreiber zurückgerufen.

„Hört," ſagte er, „es wäre mir unlieb, wenn irgend Jemand es erführe, daß Ihr mit Balthes Ickrath zu mir kämet. Sagt's ihm heimlich. Auch ſeine eigenen Leute dürfen nichts merken."

Michel verſprach, Alles aufs pünktlichſte auszuführen, und entfernte ſich dann.

Der Amtsſchreiber aber ging nachdenklich auf und nieder. Ihm lag unendlich viel daran, den Finkenſtock in ſeine Gewalt zu bekommen, denn die Räubereien und Uebelthaten häuften ſich in der Umgegend in einem Maaß, und wurden mit einer Frechheit ausgeführt, die kein längeres Zuſehen geſtattete.

Als der Abend kam, brachte Michel den Apoſtelküſer.

Was Michel vermuthet, erhob des Küſers Ausſage faſt zur Gewißheit.

„Ihr wiſſet, Herr Amtsſchreiber,“ ſchloß er ſeinen Bericht, „mir iſt der Mund verſiegelt. Der Rath iſt mein Vorgeſetzter, und Annemarthe kann viel bewirken. Ich muß viel ſehen und doch nicht ſehen, viel hören und taub ſein. Laßt mich drum aus dem Spiele, wenn Ihr könnt. Soll's aber ſein, daß ich helfen kann, den Galgenvogel fangen, ſo zählt auf meine Fäuſte und auf meinen guten Willen.“

Gern hätte er dem Amtsſchreiber geſagt, was es heute im Hauſe gegeben, und daß Tonchen Braut ſei, aber es hielt ihn ſein Gefühl zurück. Er wußte, wie lieb er ſie gehabt, die ihn betrogen, und im Stillen wünſchte er dem braven Manne Glück, daß er enttäuſcht worden, ehe es zu ſpät war. Daß aber gerade ſein Kind die ſchuldloſe Urſache dieſer Enttäuſchung geworden, das ahnete er nicht, ſo wenig er es ahnen mochte, daß eben Lenchen an der Thüre vorüberſtrich und ſchlich, wo er ſo laut redete. Sie war auf dem Wege zu Frau Klein, der ſie die Gaben ihrer Liebe bringen wollte, als es ihr war, als höre ſie des Vaters wohlbekannte Stimme in der Wohnung des Amtsſchreibers. Wie ſollte das möglich ſein? Was ſollte der hier thun? Sie erſchrack darüber. Horchen war ihr zuwider, weil ſie es für ein Unrecht hielt: dennoch war ihr Fuß einen Augenblick gefeſſelt. Ja, es war des Vaters Stimme. Sie eilte zur Frau Klein und ſagte es ihr. Die Nähe des Vaters hielt ſie auch länger dort. Erſt als ſie die Männer weggehen hörte, wagte ſie es, heim zu gehen. Die Zeit aber, die ſie heute bei Frau Klein zubrachte, flog ſchnell dahin wie ein Gedanke, denn ſie hatte ihr ja Tonchen's Verlobung zu berichten und die mancherlei Wirkungen, die dies Ereigniß im Hauſe hervorgebracht. Endlich aber ſchied ſie. Damit ſie Niemand ſähe, durfte Frau Klein weder leuchten mit ihrem Lämpchen, noch ſie begleiten.

Leiſe, daß auch das ſchärfſte Ohr den Tritt ihres kleinen Fußes nicht hätte vernehmen können, ſchlich ſie die Treppe herab, die ſie ſeit ihren Kindertagen ſo oft geſtiegen war. Sie zählte darauf, daß Rudolphi ausgegangen ſei; aber wie erſchrack ſie, als ſeine Thüre ſich in dem Augenblick öffnete, als ſie davor ſtand, und er ſelbſt mit ſeinem Lichte heraustrat, um es unten bei den Hausleuten abzuſtellen bis zu ſeiner Heimkehr. Er traute ſeinen Augen kaum, als er in das vor Schrecken und Verlegenheit erbleichende Geſicht des ſchönen Mädchens blickte, das ihm heute faſt noch reizender erſchien, als damals, wo die Gluth der Abendſonne darauf ruhte. Schnell erinnerte er ſich ihrer Aeußerung gegen Jacöbchen, und das Geheimniß ihrer Erſcheinung war gelöſt.

„Lenchen!“ rief er, und in dem Tone lag der volle Ausdruck ſeiner Freude, ſie wiederzuſehen.

Ein halb unterdrückter Angſtruf war ihre Antwort.

Er ergriff ihre bebende Hand und ſagte:

„Du biſt auch hier wieder der helfende Engel wie dort.“ Sein Blick ruhte mit unendlichem Wohlgefallen auf dem holdſeligen Weſen, das vor Verwirrung hätte in die Erde ſinken mögen.

„Aber,“ ſagte er, und er erſchrack bei dem Gedanken, „wie darfſt du ſo dunkel dieſe ſchlimme Stiege herabſteigen? Es könnte dir ja ein Unglück begegnen, wie Jacöbchen! Ich wäre ja höchſt unglücklich!“

„Ich kenne die Stiege längſt,“ ſagte ſie und bemühte ſich, leiſe ihre Hand aus der ſeinen zu ziehen. „Ach laßt mich,“ flehte ſie, „ich muß eilen, die Eltern wiſſen nicht, wo ich bin.“

Aber faſt ſich ſelbſt vergeſſend hielt er die Hand und ſein Blick ruhte auf dem holden Antlitz. Er hörte das Wort gar nicht.

Da traf ihn ein ſo unendlich rührender, flehender Blick und noch einmal bat ſie: „Ach laßt mich, ich muß eilen!“

„Ich begleite dich,“ ſagte er, „du könnteſt fallen.“

„Um Gottes willen nicht!“ flehte das Mädchen, „was würden Meerſcheidt's, was würde die Welt ſagen!“

Er fühlte das. „Ich gehorche dir ungern," ſagte er, „aber du willſt es. Gott geleite dich!"

„Noch eins," ſprach ſie da, und es ſchien, als belebe ſie eine eigenthümliche Macht. „Noch eins, Herr Amtsſchreiber. Ihr wißt, warum ich komme — begegnet mir nicht wieder, ſonſt darf ich der armen leidenden Frau Nichts mehr bringen, und ich habe doch Niemanden, dem ich's vertrauen darf."

Ueberraſcht blickte er ſie an. „Haſt du Abſcheu oder Furcht vor mir?" fragte er.

Sie erröthete glühend. „Ach nein," ſagte ſie — „aber — aber — es würde ſich nicht ziemen."

„Hier alſo darf ich dir nicht mehr begegnen," ſagte Rudolphi, „aber wenn es nun anderwärts wäre, würdeſt du mich auch dann ungern in deiner Nähe ſehen?"

„Gute Nacht," ſagte ſie leiſe, faſt hingehaucht, und eilte die Treppe hinunter. Die Antwort blieb ſie ſchuldig.

Rudolphi ſtand noch eine Weile an der Stelle und ſtarrte in das Dunkel des Unterhauſes, in dem ſie verſchwunden war.

Welch' ein herrliches Mädchen! ſprach er dann in ſich hinein und ging langſam die Treppe hinab, gab unten ſein Licht ab und begab ſich ins „goldene Rad." Welche Ueberraſchung erwartete ihn dort! Die Stadt war ſchon voll von der Mähr, daß Tonchen Anſelm's Braut und er nun Apoſtelkellner ſei.

Alle ſeine Bekannten erwarteten, daß ihn dieſe Nachricht beugen werde. Sie erſtaunten indeſſen höchlich, daß er ſie ruhig hinnahm, daß ſie ihn nur anfänglich überraſchte, daß aber dann aufs Ungezwungenſte ſeine volle Heiterkeit zurückkehrte und er mit ihnen auf das Wohl des Brautpaars ein Glas leerte. Hätten ſie in ſein Inneres blicken können, ſie würden eine wunderbare Veränderung wahrgenommen haben. Die Verlobung Tonchen's erſchien ihm als ein Fingerzeig der Vorſehung, ihr Bild ganz aus ſeiner Seele zu entfernen; als ein Fingerzeig, daß in der Verbindung mit ihr kein Glück ihm habe erblühen können. Und in dem Begegnen an dieſem Abend ſah er einen Wink, wo ihm das Glück werden ſollte, das er dort geſucht, wo es nicht zu finden war. Dies Mädchen ſtand in ſeiner Engelsmilde und Reinheit vor ſeiner Seele. Sie und keine andere, ſprach's in ihm, und dies Wort ſchien eine höhere Eingebung. Das wurde ihm klar, darum war er ſo heiter.

Der Scherz flatterte mit ſeinen glänzenden Schwingen im Kreiſe der Freunde umher.

„Räche dich an ihr," ſagte einer, „und nimm bald eine holde Frau. Dann wird ſich's zeigen, wo das Glück einkehrt."

„Bei Rudolphi!" riefen Alle mit einem Mund, „es kann nicht fehlen. Er hat ſie ja nicht verlaſſen."

Rudolphi lächelte. „Beim Eistanze vielleicht," ſagte er, „ſollt ihr meine Braut ſehen. Tanze ich mit einer, ſo iſt ſie's!"

„Wir halten dich beim Wort!" riefen die luſtigen Brüder.

IX. Wolken am Himmel.

An dem Abend, wo Lenchen Rudolphi begegnet war, glänzte frühe ſchon die Wohnung Rath Würfler's in einem ungewöhnlichen Lichtſchimmer. Es waren Gäſte geladen worden. Man ſah den kurpfälziſchen Landſchreiber, den kurkölniſchen Saalſchultheiß, den Quardian, den katholiſchen Stadtpfarrer und den alten Siegling hinaufſteigen in feſtlichem Putze. Den Amtsſchreiber hatte man aus Schonung nicht geladen.

Die Verlobung ſollte gefeiert werden, und Annemarthe richtete fluchend ein köſtliches Ehrenmahl zu.

Jacöbchen hätte Hunger leiden müſſen, wenn Lenchen ihm nicht Speiſe gebracht. An den Armen dachte Niemand.

„Laß ſie," ſagte er; „laß ſie nur. Ich fürchte, die Herrlichkeit hält nicht lange Stich. Den guten Amtsſchreiber preiſe ich glücklich."

Lenchen ſchlich ſich wieder hinab in die friedlichen Räume ihrer Wohnung. Ihre Seele war mit anderen Gedanken beſchäftigt.

Sie hatte ja ſo Vieles zu bedenken. Dieſer Abend war auch für ſie ſo wichtig geworden. Auch in ihrer Bruſt wohnte das Glück, aber es war ein anderes als das, welches droben waltete.

Ehe das Mahl begann, nahm der Ortspfarrer die Verlobung vor. Darauf theilte der Decan mit, wie das hochwürdige Kapitel die Verdienſte des Herrn Raths Würfler, nunmehr ſeines viellieben Herrn Vetters, dadurch anerkannt habe, daß es ihn in die wohlverdiente Ruhe geſetzt und ſeinem Schwiegerſohne das Patent des Apoſtelkellners durch ihn überreichen laſſe. Mit dieſen Worten übergab er dem Rath ſeine Urkunde und Anſelm ſeine Beſtallung. Und nun folgte ein Freudenfeſt, das tief in die Nacht währte.

Tonchen ſchwamm in einem Meere von Luſt und Seligkeit, und Anſelm wußte das überreiche Maaß des Glückes nicht zu faſſen.

Schon am andern Tage kehrte der Decan nach Köln zurück, nachdem er die Kaſſe dem neuen Kellner übergeben, jedoch eine große Summe mitgenommen hatte.

Der alte Würfler ergab ſich ganz gern in das Unvermeidliche, obwohl, wenn er an den Stadtſchreiber dachte, das Herz ihm bluten wollte. Nach dem, was ihm der Decan verblümt eröffnet, dankte er Gott, daß er ſo glimpflich aus der fatalen Geſchichte, die der verwünſchte Canonicus Schmitz herausgefingert, ſich ſalviren konnte. Nun war ja Alles gut.

Tonchen war an dieſem Tag ausgegangen. Stolz wie ein Pfau ſchritt ſie an Apoſtelküfers Fenſtern vorbei und warf keinen Blick hinein.

Auf ſeiner Stube ſaß Anſelm, vertieft in die Bücher und Papiere, die ihm ſein geiſtlicher Herr Oheim kraft ſeines Amtes übertragen, als es mit einemmale leiſe an ſeine Zimmerthüre pochte und ſodann ſich die Thür öffnete.

Anſelm's Hand entfiel die Feder, ſeine Augen öffneten ſich weit vor Schrecken, ſeine Haare ſträubten ſich empor — ſein Geſicht nahm eine fahle Todesfarbe an, denn — vor ihm ſtand, höhniſch lächelnd — Finkenſtock! — Einige Minuten ſtand er ruhig da und weidete ſich an dem Anblick Anſelm's, dann ſagte er: „Ich will der Erſte ſein, der zu Amt und Würden, ſo wie zur ſchönen Braut gratulirt! Aber warum entſetzt dich das ſo? Meinſt du, ich wollte dir das Bräutlein ſtreitig machen, weil ich es vor dir geherzt? Denke nicht daran! Gönne dir's von Herzen! Oder mahnt dich etwa dein ſogenanntes Gewiſſen an allerhand Heldenthaten, die wir zuſammen verübt? Pah! Freund, das ſind Kindereien. Man muß, wenn man frommen Wandel einſchlägt, wie du, nicht ſo haſenherzig ſein! Da wird ſonſt nichts draus. Ich würde dir verſchlagen, mir ins Geſicht zu ſagen: Ich kenne dich nicht! Das wäre nun freilich ſo ein wenig gelogen; aber wer falſch geſpielt, falſch gemünzt, geſtohlen und betrogen hat, dem darf's auf ein bischen Lügen gar nicht ankommen. Das ſind Kindereien! Nun, biſt du ſtumm geworden vor purer Freude, mich, deinen alten Freund und Spießgeſellen, wiederzuſehen?"

Dieſe mit Hohn und Spott, Bosheit und Tücke geſpickte Rede hatte anfänglich Anſelm's Blut ſchier gerinnen gemacht und ſeine Bruſt ſo gepreßt, daß er nicht athmen konnte; allein allmählich kehrte ſeine Faſſung zurück.

„Was willſt du von mir?" fragte er. „Unſere Verbindung iſt gelöſt; ich habe die Wege des Laſters verlaſſen. Thue es auch, es iſt hohe Zeit."

„Haſt du das ſchon beim Kartenſpiele von dem fetten Quardian gelernt?" lachte Finkenſteck. „Solche Worte klingen gar ergötzlich im Mund eines Spitzbuben deiner Art. Haſt du vergeſſen, daß du mir alle ſoliden Schuftereien deiner Vergangenheit offenherzig erzählt haſt? daß ich dich durch und durch kenne? daß ich die Mittel in der Hand habe, dir die fromme Larve vom Geſichte zu ziehen? Die Steckbriefe, womit du von Frankfurt und Mainz aus verfolgt wurdeſt, ſind alle in meiner Hand. Darin ſteht dein Sündenregiſter. Soll ich ſie dem Amtsſchreiber zuſtellen, den du um dein ſüßes Bräutchen betrogen haſt — oder ſie hat dich geangelt und ihn fahren laſſen, weil er ihr zu ſpießbürgerlich anſtändig war? Daß du dann ſein Hochzeitsfeſt am Galgen feierſt, iſt außer Zweifel. Du biſt in meiner Hand — hörſt du! Ich laſſe dich nicht los, ſo lange ich dieſe Hand rühren kann! Tanzeſt du nicht wie ich pfeife, ſo iſt's fertig, darauf ſchwöre ich bei der

Hölle, deren würdige Candidaten wir ſind, und bei dem Galgen, der dich und mich zu hohen Ehren führen wird.“

Anſelm ſprang jetzt in der Verzweiflung auf und riß die ſcharfgeladenen Piſtolen von der Wand. „Teufel!“ rief er, „willſt du mich elend machen, ſo fahre zur Hölle!“

Finkenſtock lachte mitleidig und blieb nachläſſig ſtehen, als Anſelm die Hähne ſpannte.

„Meinſt du, Finkenſtock wäre ſo kindiſch geworden, daß er ſich vor einer ungeladenen Piſtole fürchtete? Siehſt du, meine ſind mit Kugeln geladen!“ Er zog zwei Piſtolen aus der Taſche. „Aber vorſorglich habe ich geſtern aus den deinen die Ladung entfernt. Nein, Anſelmchen, ſo dumm iſt er nicht! Obgleich es dir allezeit an Courage gemangelt hat, dachte ich doch, du könnteſt in der Raſerei einmal Muth haben, ſo viel wenigſtens, ſie loszudrücken.“

Anſelm blickte auf die Pfannen ſeiner Piſtolen und ſah, daß das Pulver fehlte und ein Nagel das Zündloch ſchloß. Er konnte nicht zweifeln, daß das wahr ſei, was Finkenſtock geſagt. Eiskalt durchrieſelte der Schreck ſein Mark.

„Du warſt geſtern ſchon hier?“ fragte er.

„Warum denn nicht?“ gegenfragte Finkenſtock. „Iſt es weniger möglich, als daß ich heute hier bin? Hat dir Michel Pelzer nicht geſagt, daß ich blaupfeifen und mich unſichtbar machen könne, oder glaubſt du etwa nicht, daß es noch größere, wenigſtens geſcheidtere Spitzbuben gebe, als du biſt?“

„Du biſt in meiner Gewalt, Anſelm Köhler,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, die ſeinen Gegner alles Muthes vollends beraubte. Deine Ehre, deine Heirath, dein Amt, dein Leben — Anſelm Köhler, es iſt das alles in meiner Gewalt. Du erkennſt das, denn du zitterſt wie ein altes Weib. Drum höre, unter welcher Bedingung ich dir das alles laſſen will. Ich brauche Geld! Leider iſt mir dein geiſtlicher Oheim mit der geſpickten Geldkatze entgangen. Ich hab' ihm aufgepaßt, aber er war ſchon vorüber. Hätt' ich den erwiſcht, ſo hätteſt du heute die Freude entbehrt, mich unverhofft wieder zu ſehen. Ich brauche Geld, Freund;

hörſt du — Geld! Dort ſteht die Kaſſe, die du geſtern empfingſt. Tauſend Gulden ſind drinnen. Ich bin nicht unbillig. Geb' mir die Hälfte. Durch deine Beſoldung, die du gar nicht nöthig haſt, da dich der alte Spitzbube, dein Schwiegervater, nährt und tränkt, kannſt du es wieder erſetzen. Eine Reviſion haſt du nicht zu fürchten, und das hochwürdige Kapitel hat jetzt Geld durch die Geldkatze des Decans. Alterire dich nicht zu ſehr! Mach's kurz, ich habe Eile!"

„Nimmermehr!" rief Anſelm aus.

„So?" fragte gedehnt und mit dem Ausdruck eines vollendeten Teufels, Finkenſtock. „So? — Dann iſt allerdings meines Bleibens hier nicht. Zwei Wege laſſe ich dir aber — entweder du wirſt auf der Stelle flüchtig, oder du wirſt gehängt! Einen dritten, dich etwa todtzuſchießen, mag ich gar nicht nennen — denn dazu biſt du zu feig! Adieu!" — Er wandte ſich zur Thüre mit einer Ruhe, als ob er Worte des Friedens mit Anſelm gewechſelt.

Dieſer knirſchte mit den Zähnen und umkrallte krampfhaft die Schafte der wirkungslos gemachten Piſtolen. Er kämpfte einen fürchterlichen Kampf. „Bleib'!" rief er endlich, „bleib'! Rede, du Satan, welche Gewähr habe ich, daß du nicht doch mich verräthſt?"

„Aha!" ſagte Finkenſtock lachend, „ein Hallunke traut dem andern nicht!' Du haſt recht, daß du vorſichtig biſt. Doch will ich ehrlich handeln. Sieh', hier dies Päckchen enthält die Steckbriefe und deine Briefe an mich. Gib das Geld, und du biſt vor mir ſicher, denn ich will mit meiner Bande noch vor Weihnachten dieſe Gegend verlaſſen, wo ſich die drei Landesherren verbunden haben, mich und die meinigen zu fangen."

Einen Augenblick beſann ſich Anſelm, dann ſagte er: „Gib ſie mir!"

„Wie klug?" höhnte Finkenſtock. „Soll ich dir mehr trauen, als du mir?"

„Gut," ſagte Anſelm, „ſo laß mich die Papiere einſehen, ob ſie die ſind, von denen du redeſt."

„Ohne Bedenken!" entgegnete Finkenſtock und entfaltete vor ſeinen Augen zwei Steckbriefe, den einen vom Magiſtrat von Frankfurt, den andern von den Gerichten in Mainz. Nach dieſen zeigte er ihm fünf Briefe von ſeiner Hand.

Anſelm wußte recht gut, daß er ihm mehrere nicht geſchrieben.

Finkenſtock band ſie wieder zuſammen und legte ſie auf Anſelm's Bett.

„Da iſt neutraler Boden,“ ſagte er lachend, „nun gib das Geld!“

Anſelm ging bebend an die Kaſſe, deren Inhalt der Hallunke ſo genau kannte, nahm fünf Rollen heraus und gab ſie ihm. Schnell ergriff er dann die Papiere, eilte zum Ofen, und ehe eine Secunde verſtrich, hatte die gefräßige Flamme ſie alle ergriffen. Er athmete tief auf. Als er in Finkenſtock's Geſicht blickte, begegnete er einem höhniſchen Lachen.

„Warum lachſt du?“ fragte er beſtürzt.

„Weil nun dein Gewiſſen zum ſanften Ruhekiſſen wird,“ erwiederte Finkenſtock. „Vergiß einmal, wenn du kannſt, was du warſt, wenn du nun dem Glück im Schooße ſitzeſt! — Doch — laſſen wir das. Noch eins! Kommt ein Wort über deine Lippe, daß ich hier war; wagſt du es, mir nur einen Blick nachzuſenden, wenn ich nun gehe, — ſo — glaub's feſt, biſt du morgen eine Leiche!“ — Er ging.

Anſelm aber ſank völlig kraftlos in den Seſſel und hielt beide Augen mit ſeinen Händen zu.

Während deſſen ſchlich leiſe wie eine Katze der Räuber die Stiege zum Hinterſpeicher hinan, von dem man zwiſchen Heu- und Strohſchobern zu der Thüre gelangte, die in das Gärtchen führte. Hier ſtand Annemarthe Wache.

Ein Kuß war der Lohn ſolcher Treue.

„Marthchen,“ ſagte Finkenſtock, „zweihundert Gulden hab' ich ihm abgepreßt. Ich theile ehrlich mit dir. Hebe dieſe Rolle auf. Es bleibt alſo bei der Abrede! Wenn ſie das Hochzeitsfeſt feiern, komm' ich.. Alles Silber packſt du nach dem Gebrauch in zwei Päcke und ſchaffſt es hierher, wo es meine Kerle holen. Dein Geld und Gut ebenſo. Ich bringe fünf rüſtige Burſche mit.

Zur Kaſſe ſuchſt du dir einen Abdruck des Schlüſſels in Wachs zu verſchaffen. Das wird dir leicht, denn der Anſelm iſt nun im ſiebenten Himmel, weil er ſich frei glaubt von mir. Ich hole das Geld dann und dich — und wir ziehen nach Holland und leben herrlich und in Freuden als ehrliche Eheleute! Nicht ſo?“

Annemarthe preßte ihn voll Entzücken an ihre Bruſt.

„Als Erſatz,“ fuhr Finkenſtock fort, „laſſen wir dem Alten ſein Jacöbchen; aber, wenn der Eistanz zu Stande kommt, ſo gehſt du mit Tonchen und Anſelm dorthin. Ich ſteige hier herein und lockere erſt noch einmal den Beutel des Alten, der dann ganz allein im Hauſe ſein wird. Dieſe Thüre bleibt offen. Alle anderen ſchließeſt du ab und nimmſt die Schlüſſel mit. Nun leb' wohl!“ Nochmals küßte er ſie und verſchwand.

Nach einer Pauſe trug Annemarthe die Leiter herein und ſchob ſie hinter den Strohſchober, drückte ein Strohbund in die Lücke, ſchloß die Thür und ſchlich voll ſüßer Hoffnungsbilder die Stiege hinab.

Niemand ahnte im Hauſe, was ſich begeben hatte. Annemarthe war in ihrer Küche thätig, als Tonchen von Freude ſtrahlend die Stiege heraufhüpfte.

„Wo iſt mein Bräutigam?“ fragte ſie die Schaffnerin.

„Der Herr Amtskellner iſt in ſeiner Stube,“ ſagte dieſe gar freundlich, obgleich Zorn und Rache in ihrer Bruſt gohr.

Tonchen trat an die Thür und klopfte leiſe.

„Wer iſt da?“ fragte mit matter Stimme Anſelm.

Tonchen riß erſchrocken die Thür auf.

Anſelm lag bleich wie eine Leiche auf ſeinem Bette. Kalter Schweiß bedeckte ihn, und doch war ſein Blut in großer Wallung.

„Was iſt dir, mein Lieber?“ fragte ſie bebend und trat zum Bette. „Du warſt ſo wohl, als ich ſchied?“

„Mir iſt plötzlich unwohl geworden,“ flüſterte er, „aber ich denke, es wird vorübergehen. Ich will ruhen, das wird mich herſtellen.“

Nur auf ſein inſtändiges Bitten verließ ſie ihn, um ihn, wie er meinte, einem ruhigen Schlummer zu überlaſſen; aber alle paar Minuten war ſie an der Thür. Und immer hörte ſie das leiſe Stöhnen. Endlich, als der Tag ſich neigte, wurde es ſtill.

Als die alten Freunde ſich zum Spiel einfanden, kam endlich auch Anſelm. Er ſah zwar noch immer bleich und verſtört aus, aber er vermochte doch die alte Heiterkeit zu erkünſteln, und nach einigen Tagen war wieder Alles in ſeiner Ordnung, und Tonchen ſchwärmte für den Eistanz, wo ſie mit dem Bräutigam, der nun eine angeſehene Stellung einnahm, in voller Herrlichkeit als des Feſtes Königin zu erſcheinen hoffte. Am zweiten Chriſttag aber ſollte das Hochzeitsfeſt mit allem Glanze gefeiert werden.

Mittlerweile konnte Anſelm an keine Arbeit denken. In ſüßen Tändeleien brachte er die Tage und Abende bei Tonchen zu, deren Liebe ihn beglückte, die mit jedem Augenblick ihm reizender und liebenswürdiger erſchien.

Aufs prachtvollſte wurde ihre Ausſtattung bereitet, und alle Tiſchler der Stadt waren beſchäftigt, die neuen Geräthe zu fertigen, womit ihre Wohnung ausgeſchmückt werden ſollte.

Da war es denn kein Wunder, daß der Liebeſelige es einmal vergaß, den Kaſſenſchlüſſel aus dem Staatsrock in den des Alletags zu ſtecken, und Annemarthe, die Alles ausſpionirte, konnte mit Ruhe den Abdruck in Wachs machen, der ſicher in Finkenſtock's Hände kam.

X. Der Eistanz.

Innerhalb der Wohnung des Apoſtelküfers war, ſeitdem der Vierthälerrath einen Eistanz geſtattet hatte, für die Bewirthung der Gäſte in ſeinem Zelte bei dem ſeltenen Volksfeſt eine Thätigkeit und Sorgfalt entwickelt worden, die mit der Bedeutung des Feſtes im Einklange ſtand. Aus früheren Erfahrungen wußte das kundige Ehepaar, wie gerade ihr Zelt das beſuchteſte war, wie ſich gerade dort die vornehmere Welt aufhielt, und wie daher ein Vorrath leckerer Speiſen und guten Weins erforderlich war, wenn irgend das Feſt ſollte ausgebeutet werden zum perſönlichen Vortheil.

So geſchah es denn, daß die Förſter Wildpret aller Sorten einlieferten und anſtändige Bezahlung dafür empfingen; daß von St. Goar, wo theilweiſe allein der Rhein noch offenes Waſſer hatte, allerlei Fiſche gebracht, die gebacken und in Eſſig gelegt wurden, und der Metzger Fiſcher in der Untergaſſe zwei Schweine und ein Kalb zu Brat-, Leber- und Blutwürſten, Schwartenmagen und Blutmagen zerhackte. Da hatten denn die Mutter und Lenchen viel zu thun, und das gute Mädchen gewann kaum Zeit, der Ereigniſſe zu gedenken, die in Jacöbchen's Krankenſtube und auf des Amtsſchreibers Hausgang ſich ereignet.

Daß ſie ihrer gedachte — wer mochte zweifeln; aber ſobald ſie ihrer eingedenk war, ſtieg ihr das Blut in die Wangen, denn ſie mochte die Sache wenden wie ſie wollte, er hatte ja Worte des Wohlwollens geredet und ihre Hand ſo warm gedrückt. Wie ſehr aber auch ſolche Angelegenheiten ihre Seele beſchäftigten, ihre Arbeit vergaß ſie nicht und ebenſowenig ihrer Pflege bei dem allmählich geneſenden Jacöbchen und ihrer Fürſorge für Frau Klein. Hatte ja doch Rudolphi verſprochen, ihr nicht mehr zu begegnen, und er hielt Wort. Einmal hatte er noch die Thüre geöffnet, ſie dann aber ſchnell, als er ſie ſah, geſchloſſen, indem er ſagte: Ich muß mein Wort halten!

Der Apoſtelküfer hatte ſich das beſte Faß im Apoſtelkeller mit ſachkundiger Zunge herausgeſucht und war nun daran, es in kleine Fäßlein abzuzapfen. Die Zelttücher waren geflickt, wo etwa eine kecke Maus ein Loch hineingebiſſen; die Zeltſtangen waren in Ordnung. So nahte der Samſtag vor dem vierten Adventſonntage ſelbigen Jahres.

Davon ſchreibt der Chroniſt Sebaſtian Fabian wörtlich Folgendes: „Weder der Frühlings- noch der Herbſtmarkt hat ſolche Arbeit jemals gemacht, als das Feſt des Eistanzes in dieſem harten Winterjahre. Wäre nicht ein guter Herbſt vorhergegangen und ein geſegneter Weinmarkt, ſo die Alten „Gabelung" genennet haben, alſo daß viel Geldes in der Stadt und in den Thälern war, ſo hätt' es mögen dünn ausfallen, auch wäre ſolches wohl nicht vom wohlweiſen Rathe gebilligt worden, wie es geſchehen. Item, die Leute wollen auch eine Kurzweil haben in der Unluſt des grauſam herben Froſtes und Winters.

„Item gab es auch Gelegenheit, des armen Mannes wohlthätig zu gedenken. So mag ich es nicht verſchweigen, wie des

Apoſtelküfers Töchterlein, ſo Lenchen hieß und faſt ſehr anmuthig anzuſchauen war, die Wurſtſuppe von zwei gewaltigen Säuen, deren jegliche mehr denn zwei Zentner wog, an die Armuth vertheilet. Das war eine ſaure Arbeit; aber ſie hat ſolches gethan mit Lieblichkeit und damit noch doppelt gewürzt die Suppe, die gar kräftig einem in die Naſe ſtieg. Hat auch viel Dank und Segen geerndtet.

„Item am Samſtag hat die Schröterzunft, die Küfer- und Schifferzunft, auch alles Jungburſchenvolk die Stelle neben der großen Lotte, ſo zwiſchen der Wirbellai und dem Elterſteine lag, geebnet und eine breite Bahn bis dorthin geſchlagen und mit Sägeſpänen, Kawe von der Gerſte und Hanfabgang von der Brechkaut beſtreuet, alſo daß man gehen mochte, wie auf einer guten Heerſtraßen im Sommer. Ebenſo haben die Jungburſchen ihre Kegelbahn gemacht hinter des Apoſtelküfers Zelt. Selbiges war, wie es denn ein Herkommen, das größte und ſchönſte auf dem Rheine. Lag auch darinnen ein Dielboden, ſowohl zum Sitzen der Gäſte, als zum Tanze der Luſtigen. Stand auch ein Ofen drinnen, auf welchem man konnte ſüßen Warmwein machen, nebſt einem künſtlichen Backöfelein, um warme Speiſen herzurichten nach Verlangen. Drum herum hatten denn die anderen Gezelte der Wirthe ihren Platz, als da ſind: Zum gelen Hof, zum Roß, zur Roſe, zur Krone, zum Engel, zum Rad, zur Stadt Heidelberg; ſolche aber waren klein und ruppelig, dagegen dem Apoſtelküfer ſein Gezelt hat dageſtanden wie ein Palatium.“

So weit der ehrliche Chroniſt mit eigenen Worten.

Als nun am Sonntag der Morgengottesdienſt aus war, lief Alles hinüber, die Herrlichkeit anzuſehen. Schon ſammelten ſich Leute, die, wie manche Juden, Glücksſpiele aufſtellten, neue Kalender, die Volksbücher, als die ſieben Haimonskinder, die ſchöne Magellona und dergleichen feilboten; auch Pillen für alles Gepreſte und Pflaſter für Hieb und Stich, Therial und eine Elixir für hundertjähriges Leben, Ratten- und Mäuſepulver und dergleichen mehr. Gab's auch kalte Füße, Hände und Naſen, es that alles nichts. Man mußte es vorher einſehen, um davon reden zu können.

In des Apoſtelküfers Zelt lagen die niedlichen Fäßlein aufgeſtappelt; da ſtanden die Schränke mit den Eßwaaren, die Thürme von kleinen Milchbrödchen zu einem Albus, die Teller und Geſchirre alle ſo blank, als wär's reines Silber, die kupfernen Töpfe, innen ſilberweiß verzinnt, die blinkenden Gläſer und andere Utenſilien der frequenten Wirthſchaft. Tiſche und Bänke waren weiß geſcheuert; kurz, es war ſo nett und heimlich in dem Zelte, der Ofen athmete eine ſo wohlthätige Wärme aus, daß Mancher Luſt hatte, ſchon jetzt dazubleiben. Und in alle dem ſauber und zierlich geordneten Weſen ſchwebte, einfach, aber höchſt züchtig und anmuthig gekleidet, ein Mädchen umher, deſſen Schönheit jedes Auge feſſelte. Man konnte darauf wetten, daß Viele durch ſie hier gefeſſelt wurden, die vielleicht ſonſt ein anderes Fleckchen würden geſucht haben.

Als es ein Uhr ſchlug, begann der Menſchenſtrom ſich hinüberzuwälzen. Die Bahn war nicht breit genug für die Schaaren. Alles, was Leben hatte in der Stadt, die Steeger, Nauheimer, Breitſcheidter, die von Henſchhauſen, Neurath, Mudenſchied, Winzberg, Mannbach, Ober- und Rheindiebach, die Lorcher, Cauber, Oberweſeler — kurz zu ſagen, auf mehre Stunden weit ſtrömten die Leute herzu.

Schon war Alles angefüllt in dem geebneten Raume, da erklang drüben am Ufer die Muſik und ein langer Zug geſchmückter Burſche folgte, den Hammel führend, deſſen ſchneeweißes Vließ mit rothen und blauen Bändern gar zierlich geſchmückt war.

Sie zogen zur Kegelbahn und das Spiel begann. Die Muſik zog in Apoſtelküfers Zelt, wo ſie aufſpielte.

Nahe bei der Kegelbahn ſtand Rudolphi. In ſeinen Mienen lag ein Ernſt, eine Spannung, die etwas ankündigte, was er erwarten mochte. Die Burſche tranken ihm zu, und er that freundlich Beſcheid. Ueberhaupt zeigte es ſich überall, wie man den jungen Mann achtete und ehrte.

„Ihr thut uns doch auch die Ehre eines Wurfes an?“ fragten die Burſche.

„Bin ich euch denn ſo fremd, daß ihr nur noch fragt?“ entgegnete Rudolphi, nahm die Kugel und warf fünfe mit ſammt dem König.

„Das iſt ein Meiſterwurf!“ rieſen die Burſche. „Dem thut's Keiner gleich!“

„Wenn ich den Hammel gewinne,“ ſagte er, „ſo ſollt ihr morgen ein Viertelöhmchen von Apoſtelküfers Wein zu verzehren haben.“

Da jubelten die Burſche hoch auf und wünſchten, es möge Keiner beſſer werfen.

„Dann,“ ſagte der Amtsſchreiber, „iſt aber der Wurf nicht für mich, ſondern für jemand Anderes!“ Die Burſche lachten und meinten, das ſei ihnen ſchon recht.

„Wißt ihr was,“ rief er angeſteckt von ihrer Freude, „der Wurf ſoll für eure Königin ſein!“

Der Herr Amtsſchreiber hoch! erklang es da in vollem Chore.

Während ſich Alles ſchon bunt durcheinander drängte, die Eierweiber im Kreiſe ſaßen und ſchon das „Kippen“ oder Zerſchlagen der gefärbten Eier begann, wo denn der, deſſen Ei ganz blieb, das zerſchlagene gewann, reckten ſich plötzlich die Hälſe länger und es bildete ſich eine Gaſſe. Daher ſchritt am Arm Anſelm's Tonchen, geputzt wie ein Pfau, ſtolz um ſich ſchauend und gnädig wie eine Fürſtin die Grüße erwiedernd, und hinter ihr watſchelte Jungfer Annemarthe vergnüglich.

Als Tonchen den Amtsſchreiber ſah, nickte ſie mit ihrer bezaubernden Freundlichkeit.

„Schon hier?“ fragte ſie. „Ich zähle auf ein Tänzchen!“ Rudolphi neigte ſich kalt und ſie ſchwebte vorüber.

Kaum eine Minute ſpäter zupfte Jemand den Amtsſchreiber am Rock. Es war Michel Pelzer. „Heute oder nie!“ flüſterte er ihm zu. „Denkt an mich! Den Alten haben ſie allein eingeſperrt mit dem kranken Jacöbchen. Das läßt der Kanof nicht unbenutzt. Alles iſt beſorgt. Viel Vergnügen!“ Mit dieſen Worten eilte er weg.

In des Apoſtelküfers Zelt trat nun Rudolphi.

An einem der Haupttiſche ſaßen die Beamten. Obenan Heinrich Wilhelm von Sickingen, der kurpfälziſche Amtmann oder Landſchreiber, ein luſtiger Herr; neben ihm der kurkölniſche Saalſchultheiß Arnold Minola; neben dieſem die Zollherren von Kurpfalz, der Einnehmer Niedecken, der Beſeher Vogel, der Nachgänger Dill, dann der Bürgermeiſter Eberhard Engelbert und die Rathsherren ſammt und ſonders mit ihren Ehefrauen, wenn ſie ſolche hatten, und ihren Töchtern. An dieſem Tiſche neben Arnold Minola nahm Anſelm Köhler mit ſeiner Braut Platz und Jungfer Annemarthe. An Sickingen's Seite allein war noch ein Platz frei. Er hatte ihn offen gehalten. „Er iſt für meinen lieben Amtsſchreiber,“ ſagte der Amtmann. „Wo er nur bleibt?“

In dieſem Augenblicke trat er ein in das Zelt; aber ſein Auge flog über die Menge weg zu Lenchen; ihre Blicke begegneten ſich, und ſie ſchlug erröthend den ihrigen nieder.

„Richtet Eure Augen hierher, Herr Amtsſchreiber,“ rief Sickingen ihm zu, deſſen ſcharfem Blicke das nicht entgangen war, was ſonſt Niemand bemerkt haben mochte.

Der Amtsſchreiber eilte zu ihm.

„Ihr laßt wieder lange auf Euch warten,“ ſagte er, „und kaum tretet Ihr ein, ſo habt Ihr auch ſchon das ſchönſte Blümchen im Viſir. Ich lobe Euern Geſchmack. Nun trinkt einmal. Die Schönſte lebe!“

Rudolphi erröthete wie ein Mädchen und trank.

„Ihr habt's brav gemacht,“ fuhr der neckiſche Sickingen fort; „ein vernünftiger Mann weiß ſich zu tröſten. Hab' ich recht geſehen, — und ich verſtehe mich auf dieſen Artikel, ſo iſt das liebe Bürgerkind Euch nicht eben gram. Bravo! Iſt auch des Köhler's Braut verteufelt ſchön, ſo ſag' ich Euch, das Lenchen iſt ſchöner, und brav, züchtig, geſchämig. Das wiegt ſchwer. Ich bin von altem gutem Adel, aber — hol' mich dieſer und der! ich bedächte mich keine Minute, das ſchöne Bürgerkind zur Freifrau von Sickingen zu machen, und glaube, mein Wappen bekäme keinen Flecken.“

„Ihr ſcherzet ſtark,“ ſagte Rudolphi.

„Scherzen?“ rief Sickingen. „Da ſeid Ihr irre. Die Zeiten ſind herum, wo man ſo ſteifleinene Anſichten hat. Ich meines Ortes wenigſtens habe ſie längſt abgelegt. Was hättet Ihr denn an dem eiteln, gefallſüchtigen Dinge dort gehabt? Den Geldſack? Pah! das macht die Welt nicht zum Paradies. Ich habe meine Frau ſchon lange in das Grab legen müſſen,“ fuhr er ernſt und wehmüthig werdend fort, „und die war eine Augsburgerin, ein Bürgerkind. Das wißt Ihr nicht, aber ich ſag' Euch, ſie war ein Engel und glich dem Lenchen dort. Darum muſt ich das Mädchen immer anſehen. An eine Zweite habe ich nicht mehr denken können, und mir ſcheint's, ein Mann, der glücklich verheirathet war, mag keine Zweite.“

So heiter die Unterredung begonnen hatte, ſo eine ernſte Wendung nahm ſie. Sickingen war einer von den Menſchen, bei denen der Wechſel der Gefühle raſch eintritt.

Aber Rudolphi wünſchte, daß ſie abbreche. Er flüſterte in des Amtmanns Ohr: „Ich hoffe heute noch den Finkenſteck in unſerer Gewalt zu ſehen.“

„Was?“ rief der Amtmann und vergaß ganz die Umgebung. „Das wäre eine Freudenbotſchaft!“

„Ich bitt' Euch, Herr Amtmann, bedenkt Ort und Zeit,“ bat der Amtsſchreiber.

„Alle Teufel, Ihr habt recht!“ ſagte dieſer. „Könnt Ihr mir nichts Näheres ſagen?“

Ehe aber der Amtsſchreiber antworten konnte, ſtürmten die Burſche herein und riefen: „Unſer König, der Eisfeſtkönig, lebe hoch!“

„Wer iſt's denn?“ fragte der Amtmann, der ein rechter Volksfreund war.

„Der neben Euch ſitzet, geſtrenger Herr Amtmann,“ rief ein Burſche.

„Was? der Herr Stadtſchultheiß Minola?“ fragte Sickingen und ein brauſendes Gelächter begleitete die Frage, denn Minola war ein alter Herr und ſo dick wie der Kapuzinerquardian.

„Nein! Nein!“ riefen die Burſche,“ der Herr Amtsſchreiber Rudolphi!“

„Donnerwetter, da habt Ihr geſcheidt gewählt!“ rief Sickingen, „der iſt ein Ehrenmann von unten bis oben. Herr Ickrath, gebt auf meine Rechnung den Burſchen ſo ein Fäßlein dort!“

Ein lauter Jubel füllte das Zelt in Folge dieſer Worte.

Als es wieder ſtille geworden war, ſprach der Amtmann: „Der Eiskönig, ſo ſchreibt Sebaſtian Fabian in ſeiner Chronik, hat das Recht, ſich das ſchönſte und fleckenloſeſte Mädchen zur Königin zu wählen. Iſt's recht ſo?“

„Ja, ja, ſo iſt's Brauch!“ riefen hundert Stimmen. „Nun, Herr Amtsſchreiber, ſo wählet! Wär' ich König, ich hätte ſchon gewählt!“

Alles lachte.

Tonchen blickte herausfordernd auf Rudolphi. Sie ſchien feſt darauf zu rechnen, daß er ſie wähle, und flüſterte Köhler zu: „Haſt du Nichts dagegen, wenn er mich wählt?“

„Nein!“ war deſſen Antwort.

Aber Rudolph ſchritt an ihr vorüber und ſagte laut: „Gilt's die Schönſte, ſo wähle ich Apoſtelküfers Lenchen, die halte ich dafür!“

Sickingen klatſchte in die Hände und rief: „So iſt's recht,“ und alle Anweſenden ſtimmten bei, mit Ausnahme der Frauen und Mädchen.

Tonchen ſaß bleich da und ihre Hand zitterte vor Grimm und Neid.

Rudolphi drängte ſich durch, ſeine Königin zu holen.

Der Apoſtelküfer lachte mit dem ganzen Geſicht und machte einen Bückling über den andern und ſagte: „Herr Amtsſchreiber, das iſt zu viel Ehre für unſer Kind!“

Die Frau Ickrath ließ vor freudigem Schrecken eine Flaſche Wein zur Erde fallen. Lenchen aber ſtand bleich wie ein Marmorbild da, und hielt ſich an die Mutter, daß ſie nicht umſank. Jetzt trat Rudolphi zu ihr.

„Nun, meine ſchöne Königin,“ ſagte er mit Gefühl, „haſt du keinen freundlichen Blick für mich?“ Und ins Ohr flüſterte er ihr: „Ermanne dich, mein herziges Lenchen, es ſehen neidiſche Augen auf dich!“

Aber aus des Mädchens Augen wollten Thränen brechen, ſo war ſie erſchüttert.

„Laßt um Gotteswillen nur einen Augenblick mich ſammeln,“ flehte ſie, und ein Blick traf ihn, der ihm in die Seele drang.

Sie ſetzte ſich nieder.

„Muſik, Stadtpfeifer!“ rief Sickingen, „der Schönſten den ſchönſten Tanz. Amtsſchreiber!“ rief er dieſem zu, „könnt' ich alter Kerl noch tanzen, Ihr müßtet mir einen zukommen laſſen.“

„Zwei, Herr Amtmann, für einen!“ rief Rudolphi zurück.

Nun gab es ein Gedränge. Die Muſikanten arbeiteten ſich durch den Menſchenknäuel, der ſich gebildet hatte; die Burſche holten ihre Mädchen und der alte Sickingen trat zu Rudolphi und Lenchen.

„Tanzen kann ich nicht,“ ſagte er, „das iſt für mich vorüber; aber die ſchöne Königin zur „Eislotte“ führen, das kann ich, und will mir's auch nicht nehmen laſſen, und damit denk' ich mir ein Anrecht als Brautführer zu erwerben.“

Nun half kein Harren mehr. Lenchen reichte, ſich anmuthig vor dem Amtmanne neigend, dieſem ihre Hand und Rudolphi faßte die Linke. Die Stadtpfeifer ſpielten auf und alle Paare ſchloſſen ſich an. So ging der Zug an die „Lotte,“ die ſpiegelblank und glatt ſich ausbreitete

Hier reichte Sickingen Lenchen's Hand dem Amtsſchreiber und, getragen von den Tönen der Muſik, ſchwebten ſie leicht über die Spiegelfläche des Eiſes dahin. Paar an Paar folgte, auch Anſelm und Tonchen. Da umſtanden Hunderte die „Lotte“ und, wie es ſich nicht fehlen konnte, wenn ein Paar ausglitt und fiel, blieſen die Muſikanten Tuſch zu dem unaufhaltſamen Gelächter, das aufbrauſte; allein immer höher ſtieg die Luſt, immer größer wurde die Menge der tanzenden Paare und der luſtigen Zuſchauer, bis endlich, von der Kälte bewältigt, Manche die Zelte ſuchten, während wieder Andere in den Kreis der Zuſchauer traten, wo jeden Augenblick ein fallendes Paar neuen Tuſch und Lachjubel hervorrief, und gerade dies plötzliche Unterbrechen des Tanzes durch den Tuſch bewirkte, daß oft drei, vier Paare zumal auf die Spiegelfläche niederfielen.

Endlich zog ſich Alles in die Zelte zurück, als das königliche Paar die „Lotte“ verließ, und der Tanz dauerte im Zelte fort.

Eine Demüthigung ſchien für Tonchen heute der andern folgen zu wollen.

Sie hatte darauf gerechnet, Aller Blicke auf ſich zu ziehen, eine rechte Rolle zu ſpielen; aber Niemand ſchien für ſie Augen zu haben. Lenchen und der Amtsſchreiber waren im vollen Sinne des Wortes König und Königin des Feſtes. So leicht hatte aber auch Rudolphi niemals getanzt, geſtand ſich Tonchen, und Lenchen, die ſie nie tanzen geſehen, ſchwebte nur dahin. Sie ſchien den Boden nicht zu berühren. Ihre ſittige Anmuth, ihre wirklich entzückende Schönheit, die ſchlanke Geſtalt, die edle Haltung, Alles vereinigte ſich, um Jedem, mit oder ohne Willen, das Urtheil abzunöthigen, Rudolphi habe volle Gerechtigkeit geübt, als er Lenchen den Preis der Schönheit zuerkannt.

Das raubte Tonchen alle Luſt. Sie tanzte zwar, aber ihr Herz war voll Aergers. Mußte ſie ſich des Apoſtellüfers, ihres Bräutigams Untergebenen Kind, eines Handwerkers Kind, vorziehen laſſen? Und zu dieſem Mädchen, das nun dieſe Vorzüge genoß, hatte ſie ſo demüthigend geredet. Wer bürgte dafür, daß nicht der Amtsſchreiber ſie gar zur Frau nahm? Sah ſie recht, ſo war er höchſt glücklich und koſete ſo traulich, ſo liebevoll mit dem reizenden Mädchen, und dieſes ſchien alle Beengung verloren zu haben. Sie blickte ihm ins Auge, antwortete ſo furchtlos, als kennte ſie ihn ſchon lange und wüßte, daß er ſie liebe —? Und doch war über des Mädchens Weſen, Haltung und Gehaben ein unbeſchreiblicher Zauber von ſittiger Zucht ausgegoſſen, der ſie nur noch anmuthiger erſcheinen ließ.

Niemand tanzte mit Tonchen als Anſelm. So gut er auch tanzte, ſo ſehr ſie für ihn glühte, es langweilte ſie doch am Ende, und ſie wollte ſchon Anſelm bitten, mit ihr heimzukehren, als ein Ereigniß eintrat, das den Erzähler nöthigt, ein Stück aus der Chronik Sebaſtian Fabian's einzuſchalten.

„Es war, ſo erzählte er, am erſten Tage des Eiſtanzes, als des Rath Würfler's ganze Sippſchaft nach dem Tanzplatz gegangen war, nämlich ſeine Tochter Antonia, ſein Nachfolger und künftiger Eidam Anſelmus Köhler, die Schaffnerin Annemarthe und die Magd, ſo Lisbeth hieß; war alſo Niemand in der Behauſung, denn der alte Herr Rath und das buckelige Jacöbchen, ſo den Arm gebrochen, nun aber ſchon außerhalb des Bettes ſein und dem Herrn Rath konnte Geſellſchaft, auch oft wohl, ſintemalen er den Arm in der Binde trug, einen kleinen Dienſt leiſten. Die Annemarthe hatte Leibesnahrung und Getränke zurechtgeſtellt, und war dann mit den Anderen davon gegangen, indem ſie zu größerer Sicherheit die Hausthür und das Hofthor abſchloß; aber es ſtellete ſich heraus, daß ſie mit dem verrufenen Finkenſtock im Bunde ſtand, und ſelbigem das Speicherpförtlein offen gelaſſen, daß er könne an den alten Herrn kommen, und ihm Gewalt thun und Geld abpreſſen.

„Selbigen Spitzbubenſtreich aber kundſchaftete der Nachtwächter Michel Pelzer, ſo ein Soldat und tapferer Kriegsheld war, aus. Hätte auch mögen den Preis gewinnen, der auf des Finkenſtock's Kopf geſetzet war von der Herrſchaft, ſintemalen Menſchenblut an deſſelbigen Händen klebete.

„Da nun der Apoſtelküfer Balthaſar Ickrath mit Mann und Maus in dem Zelte war, wo es luſtig zuging, obgleich es Advent war, ſo mochte für einen ſolchen Malefizſtreich keine Gelegenheit günſtiger gewählet werden, als ſothane. Iſt aber der Michel Pelzer heimlich zu dem Balthaſar, gemeinhin Balthes genannt, gangen, und hat ihm unter Gelöbniß profunden Schweigens Alles veroffenbaret und ſich die Schlüſſel geben laſſen zum Thor und zur Hausthüre, wie ſolche der Balthes ebenſo beſaß, wie der Herr Rath Würfler, da ſie zuſammenwohneten. Als er die Schlüſſel hatte, iſt er hineingeſchlichen mit noch vier handfeſten Männern, dem Thorwächter Zinkgräf, dem Schreiner Hans Knauf und den Gebrüdern Heep, Gottfried und Elias nach dem Taufnamen. Die haben ſich, ohne daß es der Rath wahrnahm, auf den Speicher gemacht und haben richtig das Hinterpförtlein, ſo nach dem Berggärtchen führet, nur angelehnet gefunden, haben ſich dannenhero in das Stroh und Heu verſtecket und nicht gemuckſet. Das währete ſchier eine halbe Stunde, da höreten ſie deutlich, wie einer die Leiter herabſtieg, ſo die alte Vettel, die Annemarthe, klüglich an die Burgmauer gelehnet. Iſt dann der Finkenſtock wirklich geweſen, der nun, wie ein Iltis, der die Täublein beſchleichet, obwohlen der Rath kein Täublein geweſen, ſich hinabmachte. Kaum iſt er unten geweſen, als Michel Pelzer die Thüre feſt verſchloß, denn der Schlüſſel ſteckte im Schloſſe, und den Schlüſſel in den Säckel ſteckte. Darauf ſind ſie dann auch hinunter und hatte der Michel einen Knebel in der Hand, damit er Einem einen „guten Abend“ bieten konnte, auf den kein „guter Morgen“ folget. Sie folgeten den offenen Thüren und alsbald hörten ſie den Rath ſchreien und lamentiren.

„Da ſtürzten ſie hinein und kamen eben, als der Finkenſtock den Rath bei der Gurgel hatte, und ihn wollte würgen. Aber der Michel Pelzer war nicht faul und langet ihm eins über den Hirnkaſten mit ſeinem Bengel, daß der Finkenſtock zu taumeln beginnet und rücklings wie ein Sack in die Stube ſtürzet. Alſobald machen ſie ſich über ihn her und binden ihn mit Stricken, und der Michel, der auch Beſchließer des Gefängniſſes auf dem Marktthorthurme geweſen iſt, lauſet und holet ſeine Handſchlöſſer und Fußketten und legen ſie ihm an, daß er, als er zu ſich kommet, wohl ſchäumet vor Wuth, ſich aber doch nicht rühren kann. Solches Alles hab' ich, Sebaſtian Fabian, der ich in dem Hauſe gegen dem Apoſtelhofe gewohnet, mit meinen eigenen Augen geſehen, als der Michel Pelzer das Thor aufgeſchloſſen. Bin ich auch als ein Wächter hineingegangen, indeß der Michel das Thor wieder geſchloſſen hat und iſt hingelaufen auf den Rhein, ſolches dem Herrn Amtsſchreiber und dem geſtrengen Herrn Amtmann und Landſchreiber Henricus Wilhelmus von Sickingen anzuvermelden.“

Die Luſt und Herrlichkeit im Zelte des Apoſtelküfers hatte den höchſten Grad erreicht. Leben und Freudigkeit zeigte ſich überall, und jedes Antlitz, nur das Tonchen's nicht, wies es in deutlichem Ausdrucke, wie in dieſem Augenblicke keine Sorge das Gemüth bewältige. Selbſt der Amtsſchreiber hatte in der Luſt des Augenblickes das rein vergeſſen, was ihm Michel Pelzer zugeflüſtert, und der einzige Miteingeweihte in das Geheimniß, der Apoſtelküfer, war von dem Gedanken an die Ehre ſeines Kindes und an die Bedienung ſeiner fröhlichen, trinkluſtigen Gäſte ſo ungetheilt beherrſcht, daß er für ein anderes nicht Raum hatte. War es ihnen zu verdenken? Gewiß nicht! Am wenigſten dem Amtsſchreiber, der es klar und innig fühlte, welch einen Schatz von Tugend und Liebenswürdigkeit ſein Arm umfaſſe. Er blickte ja zum erſten Mal frei in dieſes liebliche Geſichtchen, in dies klare, ſinnige Auge; er bewunderte ja zum erſten Mal die volle Schönheit, den Verſtand, die Demuth und Beſcheidenheit dieſes Mädchens; aber fühlte auch, daß das Gefühl, das ihn zu Lenchen zog, ein anderes war, als das, mit welchem Tonchen ihn erfüllt hatte. Der Gedanke, mit dieſem reinen und treuen Weſen durch das Leben zu wandeln, ergriff ihn mit aller Macht.

Da rief plötzlich die Stentorſtimme Michel Pelzer's in das Zelt hinein: „Caramba! Herr Amtsſchreiber, diesmal haben wir ihn, und mag er blaupfeifen, wie er will, er geht uns nicht mehr durch!“

Die Menge, die im Zelte war, erhob ſich neugierig. Faſt alle Anweſende fragten zugleich: „Wen habt Ihr, Michel? — Erzählet's!“

Michel ſtieg auf einen Tiſch und rief: „Den Finkenſteck hab' ich gefangen, eben als er dem Rath Würfler den Hals umbrechen wollte!“

„Jeſus Maria!“ rief Tonchen aus.

„O weh! o weh!“ ſchrie Annemarthe.

Und Anſelm hielt ſich todtbleich am Tiſche, daß er nicht umſank.

„Hierher!“ ſchrie jetzt Sickingen dem Wächter zu und Michel drängte ſich zu ihm. Dort erzählte er Alles, wie es ſich begeben, und wie ſein erſtes Wort geweſen, als er zu ſich gekommen: Das hat der Anſelm gethan!

Als Michel des offenen Pförtchens gedachte, ſprach er geradezu den Verdacht aus: Annemarthe habe es abſichtlich offen gelaſſen. Er erzählte die Geſchichte mit dem Bettler und dem Briefchen.

Sickingen's Auge traf durchbohrend die alte Sünderin. Da ſank ſie auf die Knie und ſchrie:

„Ach, Herr Amtmann, ſeid barmherzig!“

„Michel,“ donnerte Sickingen, „nehmt das Weib gefangen!“

„Ich proteſtire, denn ſie gehört dem Apoſtelhof an,“ erhob Anſelm ſeine Stimme, der durch Frechheit ſeine innere Angſt verdecken wollte.

„Proteſtirt, wo Ihr wollt! Sie iſt pfälziſche Unterthanin,“ ſagte Sickingen. Dann rief er: „Fort mit ihr!“

„Herr Amtsſchreiber, nun hat der Spitzbube Euer ſchönes Königthum für heute beendet,“ ſagte er zu dieſem. „Wir müſſen fort.“

Noch einmal trat Anſelm zu Sickingen und ſagte: „Herr Amtmann, er iſt in kurkölniſchem Territorio gefangen worden.“

„Wollt Ihr ihn etwa laufen laſſen?“ fragte der Amtmann. „Ihr habt als Amtskellner keine Jurisdiktion, und verhaltet Euch ſtill, Herr Saalſchultheiß,“ redete er Minola an, „macht Ihr Anſprüche?“

„Er iſt geborener Pfälzer,“ ſagte dieſer, und nun war Alles abgemacht. Die Beamten eilten hinüber und die Volksmenge folgte, von Neugierde geſpornt.

Anſelm wankte im vollſten Sinne des Worts an Tenchen's Seite hin. Nicht die Kränkung, die er ſich zweimal zugezogen, machte ihn ſo todtbleich; es war Anderes. Hatte nicht Michel geſagt, daß er alle Schuld auf ihn gehäuft? Es war alſo von der verſtockten Bosheit des Menſchen nichts mehr zu erwarten, als daß er Alles ſagen würde, was er von ihm wußte, und er ohne Zweifel ſchon morgen, vielleicht noch dieſen Abend gefangen genommen werden würde. So ſchritt er, Todesangſt und Qual im Herzen, über die Schwelle des Apoſtelhofes, die er ſo glücklich einige Stunden früher in der Richtung nach dem Eiſe überſchritten hatte.

Hier erwartete ihn ein neuer Schrecken.

Der alte Würfler war mit Jacöbchen allein im Gemach, und während er, mit ihm plauderte, leerte er eine Flaſche um die andere, bis das Maaß mehr als um die Hälfte überſchritten war. Daß Annemarthe nicht bei ihm geblieben, das ärgerte ihn, und heftig aufgeregt von dem Genuſſe des vielen und ſchweren Weines, war er eben im heftigſten Zorn, in den er ſich ſelbſt hineingeſchwatzt hatte, als plötzlich Finkenſteck hereinſtürzte. Er wollte aufſpringen, ſank aber vor Schrecken bei dem Gedanken, wehrlos in der Gewalt des Schurken zu ſein, in den Seſſel zurück und — ein Schlag lähmte ihn mit der zerſtörenden Macht, die dieſer geheimnißvollen und räthſelhaften Erſcheinung eigen iſt.

Niemand ſah nach ihm, weil Alle mit Finkenſteck beſchäftigt waren; auch Jacöbchen ſah nicht nach ihm, denn er war ſchnell in der Nebenſtube unter das Bett des Rathes gekrochen, als Finkenſteck hereinſtürzte und auf den Rath losſprang.

Als Michel ſchon fort war, erkannte Fabian ſeinen Zuſtand und eilte, den Bader Reiter zu rufen, der zum Glücke zu Haus war. Er kam und ſchlug dem Alten eine Ader — aber der Tod hatte ſchon ſein Opfer in vollen Beſitz genommen, und alle Verſuche, ihn wieder zu beleben, blieben erfolglos.

Anſelm ſank faſt zu Boden, als ihm Fabian, der im Apoſtelhof geblieben war, als ſie Finkenſtock nach dem Marktthorthurme gebracht, dieſe Hiobspoſt mittheilte.

Tonchen fühlte zum erſten Mal die Macht der Gerichte Gottes. Sie ſaß troſtlos weinend da, aber ſie ahnte noch nicht, wie entſetzlich die Ereigniſſe dieſes Tags in ihr Leben eingreifen ſollten.

Wenn auch die Menge in dem Zelte des Apoſtelküfers etwas gelichtet war, ſo dauerte doch der Tanz ungeſtört fort. Nur Lenchen entſagte der Luſt, ſo oft ſie auch aufgefordert wurde. Der Arm des geliebten Mannes hatte ſie umfangen, nun ſollte es kein anderer mehr, ſo ſtand's in ihrem Herzen geſchrieben. Wie erſchrack ſie, als die Kunde kam, der alte Rath ſei todt unter Finkenſtock's Händen.

„Mutter,“ rief ſie tief erſchüttert, „nun muß ich zu Tonchen! Sie iſt unglücklich, da darf ich ſie nicht verlaſſen.“

„Geh' mit Gott, mein Kind,“ ſagte die Mutter. „Dein Herz lehrt dich das Rechte.“

Sie eilte hinüber, und an den treuen Buſen lehnte Tonchen das Haupt. Und heimlich that ſie in ihrem Schmerze dem treuen Herzen Lenchen's Abbitte. Trauriger war noch kein Abend für Tonchen gekommen, als dieſer. Zwar ſuchte der Quardian, der als treuer Freund zu ihr eilte, ſie zu tröſten, allein es lag eine Ahnung noch ſchrecklicheren Jammers auf ihrem Herzen mit niederbeugender Laſt. Anſelm ſaß bei ihr und hielt ihre Hand.

„Deine Hand zittert unaufhörlich,“ ſagte ſie zu ihm.

„Kann ich gleichgültig bleiben bei ſolchen Ereigniſſen?“ fragte er mit trübem Blick, und ſie drückte innig ſeine Hand; aber ſie wußte nicht, von wannen dies Zittern und Beben kam.

Gegen acht Uhr, nachdem das Verhör des Finkenſtock bereits weit gediehen war, rief die Magd den Herrn Amtskeller heraus: es frage Jemand nach ihm.

Anſelm ſchwindelte. Er fühlte es, das Verhängniß nahe. Er wankte hinaus.

Da ſtand Rudolphi vor ihm.

„Gönnt mir einige Minuten unter vier Augen," bat er, und Beide traten in Anſelm's Gemach.

„Herr Amtskellner," ſagte Rudolphi, „es thut mir unendlich leid, aber ich glaubte es der Rückſicht ſchuldig zu ſein, daß ich Euch ſage: Finkenſtock hat Dinge gegen Euch ausgeſagt, die — Eure Verhaftung nöthig machen. Ich hoffe, Ihr geht aus dem Gewebe boshafter Lügen rein hervor; aber bereitet Tonchen vor, daß nicht der neue, unerwartete Schlag ſie tödtet."

Anſelm fragte nicht, was Finkenſtock ausgeſagt. Er taumelte gegen das Fenſter und rief: „Iſt's denn noch nicht genug?"

„Euer Bewußtſein muß Euch über das Alles erheben," ſagte Rudolphi mit inniger Theilnahme. „Seid Mann! Es thut noth!"

Mit dieſen Worten eilte er hinweg.

Anſelm raufte ſich das Haar. O, die Hölle läßt ihr Opfer nicht! rief er. Wer ihr verfallen iſt — ſucht umſonſt Rettung!

Er eilte, die Kaſſe aufzuſchließen, ſteckte das Geld, das darinnen war, zu ſich, lud beide Piſtolen ſcharf und barg dieſe in ſeinen Taſchen, zog einen warmen Rock an und verließ das Haus in fliegender Haſt.

Drüben im Gemache dachte Niemand, was ſich in Anſelm's Zimmer zutrug. Tonchen meinte, er ordne eins und das andere. Als er aber nach einer Stunde nicht kam, ſandte ſie Jacöbchen, der weinend am Ofen kauerte, ihn zu rufen. Er fand ihn nicht. Die Magd aber ſagte ihm, er ſei dem Herrn Amtsſchreiber nachgeeilt. Das berichtete er.

Der Quardian ſagte: „Beruhige dich, mein Kind. Er wird wohl dort nöthig ſein, wo ſie das Verhör mit Finkenſtock halten;" aber es kam keine Ruhe in ihre Bruſt. Eine Angſt, für die ſie keinen Grund hatte, folterte ſie mit unerträglichen Qualen.

So wurde es zehn Uhr, und mit dem Schlage der Uhr hörte man Leute in den Hof treten.

„Es werden meine Eltern ſein," ſagte Lenchen. „Der Tanz hat ein Ende für heute."

Aber ſie kamen die Stiege herauf, es öffnete ſich die Thür und zwei Landdragoner mit dem kurkölniſchen Saalſchultheiß Minola traten ein.

Tonchen fuhr mit Entſetzen auf.

„Wo iſt der Herr Amtskellner?“ fragte der alte Minola.

„Er iſt mit dem Amtsſchreiber weggegangen,“ ſagte ſie. „Aber was wollt Ihr doch mit ihm?“

„Verzeiht,“ ſagte Minola, „der Herr Amtsſchreiber weiß nichts von ihm, und ich — ſoll ihn verhaften!“

„Verhaften!“ ſchrie Tonchen mit einem ſo grellen, entſetzlichen Tone, daß er Jedem durch Mark und Bein drang.

„Ja,“ ſagte der rauhe Saalſchultheiß, „Finkenſteck hat auf ihn bekannt, als auf einen Falſchmünzer, Dieb und Räuber, der lange mit ihm gemeinſchaftliche Sache gemacht. Ich muß das Haus durchſuchen. Vielleicht hat er ſich verſteckt.“

Tonchen ſank beſinnungslos in Lenchen's Arme, und Jacöbchen trat leiſe an ſie heran und flüſterte: „Denkſt du noch daran, was ich dir geſagt?“

Und wie Todeskälte durchrieſelte es Lenchen's Gebein.

Sie rief nach der Magd. Ihre Mutter kam und ſie trugen das unglückliche Mädchen hinab in ihre Wohnung, während Minola das Haus durchſuchte, aber keine Spur von Anſelm entdeckte.

„Der Vogel iſt entwiſcht,“ ſagte er zum Quardian. „Die leere Kaſſe hätte es uns ſagen können. Ihr,“ fuhr er fort, „waret ſtets ein Freund des Hauſes. Ich bitte Euch, bleibet hier, daß kein Unrecht geſchehe, und unterzeichnet mit mir das Protocoll, das ich über die Vorfälle dieſes Tages jetzt aufnehmen muß, um es morgen früh mit einem Eilboten nach Köln zu ſenden. Und er ſetzte ſich nieder, ſeines Amtes Pflicht zu genügen und verließ dann das Haus, wo der Quardian noch bis Mitternacht weilte.

Tonchen fiel aus einer Ohnmacht in die andere. Der Arzt ſtand kopfſchüttelnd an ihrem Bett. „Es iſt zu viel auf einmal geweſen für ein ſchwaches Weib,“ ſagte er; „doch hoffe ich, daß bald ein tiefer Schlaf eintreten wird, der wohlthätig auf ſie einwirken kann.“

Er ordnete das Nöthige an, was Lenchen und ihre Mutter mit gewiſſenhafter Treue befolgten. Es geſchah auch, wie der Arzt geſagt. Nach Mitternacht fiel ſie in einen tiefen Schlaf der Entkräftung, der bis an den Morgen dauerte.

Lenchen und ihre Mutter wichen nicht von ihrem Bette.

XI. Schluß.

Drei Wochen waren vergangen ſeit dem ſo bitter unterbrochenen Eistanz, als der Canonicus Schmitz von Köln, der gekommen war, die Angelegenheiten des Apoſtelhofes zu ordnen, in das Gemach des Amtmannes Heinrich Wilhelm von Sickingen trat, der ihn erwartete.

„Laßt Euch nieder, hochwürdiger Herr,“ ſagte der biedere Mann, „ich kann mir wohl denken, was Euch zu mir führt. Rudolphi hat mir davon geſagt.“

„Das Kapitel,“ hob Schmitz an, „hat, wie Ihr wißt, in den letzten Zeiten durch treuloſe Beamte, zu denen ich den Rath und Finkenſtock rechnen muß, der Verluſte ſo viele erlitten, daß es hohe Zeit iſt, der Sache die Wendung in das Gleis des Rechtes, der Ordnung und der Pflicht zu geben. Wäre nicht der Küfer Balthes Ickrath ein Mann von unerſchütterlicher Treue und Redlichkeit, das Kapitel hätte noch herbere Schläge erlitten. Da nun der Decan durch die letzten Geſchichten ſchwer betroffen, unrettbar darnieder liegt, ſo hat mir das Kapitel unbedingte Vollmacht zur Berufung eines Amtskellers gegeben, und ich will nicht leugnen, daß ich nach reiflicher Prüfung einen Augenmerk auf Euren hochachtbaren Amtsſchreiber geworfen habe. Ich kenne ihn ſeit Jahren, und ſeit ich ihn kenne, achte ich ihn hoch. Gottlob, daß er den Schlingen der verführeriſchen, herzloſen Circe entronnen iſt, die ihn elend gemacht haben würde.“

„Die Offenheit, womit Ihr die Sache behandelt, gefällt mir wohl,“ ſagte Sickingen, „und ſie fordert gleiche Münze von mir. Daß Ihr ſcharf geſehen, gut gewählt habt, muß ich beſtätigen, denn Rudolphi iſt nicht nur ein Menſch von Kenntniſſen und großer Brauchbarkeit, ſondern auch ein Mann von unbeſtechlicher Treue und Rechtlichkeit; aber ich verhehle Euch nicht, daß ich dawider bin, daß er der Kurpfalz Dienſt verlaſſe. Es iſt zwar richtig, daß er ſich noch lange wird als Amtsſchreiber plagen müſſen, ehe er einmal Amtmann werden kann; aber es ſteht ihm doch in Ausſicht. Und ich — daß ich es ehrlich ſage — verlöre mit ihm meine rechte Hand im Amte.“

„Ich kann Euch für die baare Münze, die Ihr mir bietet, nur danken, Herr Amtmann,“ ſagte der Canonicus; „aber ich glaube, wir Beide ſind treue Freunde des Amtsſchreibers, wenn Ihr wollt, väterliche Freunde. Laßt uns einmal abſehen von dem, was uns amtlich befangen macht, und für unſeren Liebling väterlich ſorgen. Wißt Ihr, wie viel er als Amtskellner haben wird?“

„Genau nicht,“ erwiederte der Amtmann.

Der Canonicus ſtellte ihm die anſehnliche Beſoldung, die namhaften Accidenzien, als freie Wohnung, freies Brod, freien Trunk, freies Holz, Futter für ein Pferd und drei Kühe — den leichten Dienſt und die unabhängige Stellung vor, und fragte dann: „Habt Ihr ihm das zu bieten?“

„Caramba! würde Michel Pelzer ſagen,“ rief der Amtmann aus, „da ſteht er ſich faſt beſſer, als ich!“

„Und was rathet Ihr ihm?“ fragte der Canonicus.

„Noch Eins!“ warf Sickingen ein. „Iſt ſeine Anſtellung feſt?“

„Lebenslänglich und unabſetzbar, wenn er das bleibt, was er iſt, wie ich nicht zweifle,“ entgegnete der Canonicus. „Sollte er dienſtunfähig werden, ſo bleibt ihm ein Ruhegehalt von achthundert Gulden und alle Accidenzien, mit Ausnahme des Pferdefutters.“

„Proſit!“ rief Sickingen. „Ich müßt' ihn nicht lieb haben wie mein eigen Kind, wenn ich dagegen noch länger reden wollte. Macht das Document fertig!“

„Gut,“ ſagte Schmitz, und ſein Geſicht leuchtete von Zufriedenheit.

„Das iſt abgethan,“ nahm Sickingen wieder das Wort, „wenn ich nur auch wieder ſo einen Amtsſchreiber hätte; aber eines braven

Mannes Glück muß höher ſtehen als der Eigennutz. Nun ſagt mir aber, was wird aus des Rath's Teuchen?“

„Sie hat den Apoſtelhof verlaſſen,“ ſagte der Canonicus, „und iſt bis auf Weiteres zu einer Baſe gezogen, die in Bingen wohnt. Gott gebe, daß die heftigen Erſchütterungen der jüngſten Tage ihr Herz gebeſſert haben! Ich fürchte, die Zeit wird die Wunden vernarben und ſie wird wieder ſo werden, wie ſie war!“

„Da ſtellt Ihr ein ſchlimmes Prognoſticon,“ ſagte Sickingen.

„Freilich,“ entgegnete der Canonicus, „aber ich habe Welt und Menſchen viel beobachtet. Ich greife mein hartes Wort nicht aus der Luft. Denkt an mich. Sie iſt ohne ſonderlichen Kummer geſchieden, und daß ihr Herz noch das alte iſt, bewies ſie damit, daß ſie nach der Zukunft des armen buckeligen Jacöbchen's nicht einmal fragte.“

„Und er iſt doch ihr Bruder!“ rief Sickingen.

„Man ſagt es,“ war des Canonicus Antwort. „Vielleicht weiß ſie es auch; doch kann ich das nicht ſagen.“

„Was wird aber nun aus dem armen Teufel?“ fragte mitleidig der Amtmann.

„Nun, Apoſtelküfers Lenchen hat ihn zu ſich genommen, und ihre Eltern werden für ihn ſorgen.“

„Seht Ihr's!“ rief Sickingen, „das Mädchen iſt an Leib und Seele ein leibhaftiger Engel! Donnerwetter! wenn der Amtsſchreiber das Mädel nicht heirathet, ſo ſtreich' ich ihn aus meinem Herzen in alle Ewigkeit aus!“

„Ich denke, dafür iſt geſorgt,“ ſagte der Canonicus lachend. „Was ich von dem Eistanze gehört, läßt wohl kaum einen Zweifel aufkommen, daß das wahr werde. Ueberlaßt's ihm und der Zeit. Das Jacöbchen hat mir geſtern ſo viel erzählt, daß ich Euch übrigens vollkommen beiſtimme.“

„Ihr habt aber mich nun in das Gebet genommen, Herr Amtmann,“ fuhr er fort, „nun will ich auch 'mal fragen.“

„Thut's!“ ſagte Sickingen. „Ich ſtehe Euch Rede, ſo weit ich kann.“

„Habt Ihr des Anſelm Köhler's Spur gefunden?“

„Leider iſt Eure erſte Frage eine ſolche, die ich nicht beantworten kann,“ ſagte Sickingen. „Die Herzensgüte des Amtsſchreibers hat mir da einen ekeligen Streich geſpielt. Denkt Euch, der geht zu dem Spitzbuben und ſagt ihm, er werde wohl verhaftet werden. Er möge Tonchen vorbereiten, daß ſie ſich nicht allzuſehr es zu Herzen nähme. Man könne auch einmal unſchuldig ins Getrampel kommen. Ja, unſchuldig! daß dich Gott beſſere! Das hat ſich nun der Spitzbube ad notam genommen und hat die Kaſſe gefegt und die Platte geputzt. In Euern Apoſtelhof durfte ich nicht. Darum erſuchte ich den Saalſchultheiß Minola, unter deſſen Obhut er ſteht, ihn feſtzunehmen. Als der aber kam, war das Vöglein fort. Ich jagte ihm die Landdragoner nach, aber wer weiß, wohin der ſich gewendet? Die Steckbriefe haben nichts gefruchtet. Der iſt aus den Reiſern für ewig. Laßt ihn laufen! Wenn er auch dem Arme weltlicher Gerechtigkeit entgeht, es gibt noch ein Forum, dem entwiſcht er nicht.“

„Und Annemarthe, Herr Amtmann?“ fragte der Canonicus weiter.

„Die hat Alles haarklein bekannt, und es hat ſich herausgeſtellt, daß ſie nicht nur, wie Michel Pelzer angab, den Dieb eingelaſſen, ſondern auch das Geld, das er etwa zehn Jahre früher ſeinem Kumpan Anſelm abgemauſt, mit ihm getheilt hat. Eigentlich war's auf eine noch ſchönere Geſchichte abgeſehen. An Tonchen's Hochzeit ſollte die Kaſſe geleert, des Rath's Silber gemauſt werden, und dann wollte Annemarthe mit Finkenſtock auf und davon gehen. Der Finkenſtock hatte einen Schlüſſel zu Eurer Geldkiſte funkelhagelneu in der Taſche. Den hatte Jungfer Annemarthe in Wachs abgedrückt. Finkenſtock's Begierde nach des Rath's Geld und Michel Pelzer's Pfiffe haben der Sache ein ſchnelleres Ende gemacht. Dafür iſt Michel auch reich belohnt und Amtsdiener geworden.“

„Und Annemarthe? frag' ich noch einmal!“

„Hat zehn Jahre freie Koſt und Wohnung in dem Zuchthauſe zu Bruchſal. Da wird ſie wohl ihre Tage beſchließen. Ob ihr des Söhnleins Thränen dermaleinſt folgen werden, bezweifle ich. Sie hat es nicht an dem Armen verdient.“

„Das Urtheil iſt gerecht,“ ſagte der Canonicus; „aber wie ſteht es mit Finkenſtock? Iſt ſeine Sentenz auch gefällt?“

„Geſtern Abend hab' ich ſie erhalten,“ ſagte Sickingen, „das Hofgericht in Mannheim hat auf den Tod durch den Strick erkannt, und dieſer ſoll am Kurpfälzer Galgen, drüben im Niederthale, hinter Heileſenwörth, vollzogen werden heut' über acht Tage. Wenn Euch das Schauſpiel anzieht, ſo bleibt hier bis dahin.“

„Danke, danke!“ rief Schmitz. „Bis dahin bin ich längſt wieder in Köln.“

Mit dieſen Worten ſtand er auf und verabſchiedete ſich von dem Amtmanne, der mit einem herzlichen Händedrucke von ihm ſchied.

„Es haben ſelten zwei Umſtände in unſerer guten Stadt Bacharach ſolch ein Aufſehens gemacht,“ ſo erzählt der ehrliche Sebaſtian Fabian in ſeiner Chronik, „als die nachfolgenden zween: Erſtlich: daß der Herr Amts- und Stadtſchreiber Rudolphi, unſeres gnädigen Herrn, des Kurfürſten von der Pfalz, Dienſte quittiret, und iſt, als wohlbeſtallter Amtskellner der Kirchen zu den heiligen Apoſteln in Köln in den Apoſtelhof eingezogen, und zum Andern: daß am 20. des Monats Januarii im Jahre 1709, welches iſt der Tag der heiligen Fabianus und Sebaſtianus, welches alſo, nur umgekehret, wie es der Kalender ausweiſet, mein doppelter Namenstag war, an dem kurpfälzer Galgen, ſo im Niederthal auf der Grenze des Unteramts Caub ſtehet, der Finkenſtock, vermaledeiten Andenkens, iſt mit allen Solemnitäten gehenkt worden.

„War dazumal, trotz der biſſigen Kälte, eine ſolche Menge Volkes da verſammelt, daß man die Köpfe wohl an die zehntauſend rechnen mag. Standen Alle auf Heileſenwörth und auf dem Rheine. Bin auch dabei geweſen, da man ſo etwas nicht alle Tage — (Gottlob!) ſiehet. War aber erſchrecklich! Und wenn morgen der Anſelm Köhler, der auch ein Spitzbube ſein ſoll, wie der Finkenſtock, gehenket werden ſollte, möcht's nicht mehr ſehen! Der Pater Quardian und der Paſtor Blittert haben den Delinquenten zu der

Richtſtätte begleitet und Alles probirt, ſein hartes Herze zu rühren; iſt aber nicht gelungen."

Der neue Amtskellner war in die ſchönen Räume, an die ſich ſo bittere Erinnerungen für ihn knüpften, eingezogen, und da er Niemanden hatte, der ihm ſeine Haushaltung geführt, ſo nahm er die gute Frau Klein zu ſich, die denn recht freudig ihr neues Berufswerk antrat.

Hatte er ſchon vorher in der Stadt Liebe und Achtung genoſſen, ſo mehrte ſie dieſe edle Handlung in hohem Grade.

Aber unten in Apoſtelküfers Stube wiſchten zarte Finger zwei Freudenthränen weg, die Niemand ſehen ſollte.

Ach, dachte Lenchen, man ſieht's recht, wie Gottes Segen auf ihm ruht!

Jacöbchen ſaß an ihrer Seite, es war ſo in der Dämmerſtunde. — „Lenchen," ſagte er, „nun iſt Alles ſchön und gut. Du ſorgſt für mich armen Knaben, die Frau Klein iſt verſorgt; der Herr Amtsſchreiber iſt Amtskellner. Nur noch eins ſollte ſein, und das wird auch. Weißt du was?"

Lenchen erſchrack. Sie ahnete, was er wohl ſagen würde.

„Sei doch zufrieden!" ſagte ſie.

„O, das bin ich und danke dir und dem lieben Gott, aber das eine geſchieht auch noch, ich weiß es." Und mit dieſen Worten richtete er ſich gegen ihr Ohr auf und flüſterte: „Du wirſt ſeine Frau!"

Lenchen erglühte im Dunkeln. Sie ſagte: „Wenn du noch einmal ſo etwas redeſt, ſo will ich nichts mehr von dir wiſſen! Geh' hinaus!"

Jacöbchen ging geſenkten Kopfes ſtille hinaus und Lenchen begann ſchon ihre Härte, mit der es ihr doch kein Ernſt war, doppelt zu bereuen, als die Thür aufging und Jemand eintrat. Lenchen meinte, es ſei die Mutter und ſagte: „Hier bin ich, liebe Mutter."

Aber es war Rudolphi, den's mit tauſend Armen herunterzog.

„Guten Abend," meine liebe Königin," ſagte er. „Ich bin heute eingezogen und komme, um gute Hausnachbarſchaft zu machen."

„Ach, Herr Amtsſchreiber — Amtskellner, wollt ich ſagen, ſtotterte das erſchreckene Mädchen, „geduldet Euch einen Augenblick, daß ich ein Licht hole!“

Aber es umfaßten ſie zwei Arme, und hielten ſie feſt.

„Lenchen,“ ſagte er „bleibe, ich bitte dich. Es liegt mir etwas auf dem Herzen, das muß herunter, und ſo im Dunkeln wag' ich's erſt recht zu ſagen. Es iſt nichts Böſes, Gott iſt mein Zeuge, drum bleibe.“

„Ach,“ ſagte das geängſtete Mädchen, „laßt mich, laßt mich, es geht nicht!“

Aber er hielt ſie und — ſie blieb —; und ſie flüſterten heimlich lange, lange. Er zuerſt recht viel; dann ſchluchzte das Lenchen faſt laut, und er fragte wieder ſo ſchmeichelnd, ſo ſüß; dann ſagte oder vielmehr hauchte Lenchen ein Wörtchen — und es wurde ſtill und dann klang's — wie ein Kuß.

Da trat die Mutter mit einem Lichte herein und blieb wie eine Bildſäule ſtehen, — denn Lenchen lag an des Amtskellners Bruſt und verbarg ihr Geſicht.

Rudolphi aber reckte ſeine Hand nach der Apoſtelküferin und ſagte:

„Mutter, Lenchen hat mir das Jawort gegeben, ſie will mein ſein für ewig, will meine Hausehre, meine liebe treue Hausfrau werden. Gebt Ihr uns Euren Segen auch?“

„Ach, Herr Amtskellner, wo denkt Ihr hin?“ rief die Frau Ickrath und hätte ſchier das Oellicht ſammt ſeinem fetten Inhalt auf den weißen Dielboden fallen laſſen, daß es abſcheuliche Oelflecken gegeben.

„Ich denke an nichts Böſes,“ ſagte lachend der junge Mann. „Ihr wollt doch Lenchen nicht ins Kloſter ſtecken, oder habt Ihr einen Bräutigam im Viſir?“

„Ach Gott, nein,“ ſagte ſie.

„Habt Ihr denn etwas gegen mich?“

„Ach Gott, nein!“ rief ſie aus.

„Nun, wollt Ihr mich denn nicht zum Eidam? Euer Kind hat mich lieb und ich ſie.

„Wenn's Euch Ernſt iſt, „ſagte darauf Frau Ickrath,“ ſo gebe Gott ſeinen Segen dazu.

Da ſprang er auf und hob Lenchen jubelnd in die Höhe und rief: „Hörſt du's, mein Lenchen? Nun biſt du meine Braut! Und er zog ſie ſtürmiſch an ſein Herz und der Brautkuß flammte auf ihren Lippen.

Darauf umarmten ſie die glückliche Mutter.

Lenchen aber wagte kaum aufzublicken, und nur leiſe, ihm fühlbar, erwiederte ſie ſeine Küſſe.

Ueber ein kleines kam der Apoſtelküfer. „Alle Blitz," rief er, „was ſeh' ich? Herr Amtskeller, was iſt denn das?"

„Seht hier, meine liebe Braut, wenn Ihr uns den Segen gebt?" ſagte Rudolphi.

„Macht mir keine Faxen!" rief Balthes Ickrath und ſah ungläubig ſeine Frau an.

Die nickte lächelnd und ſagte: „Es hängt von dir ab, ich gab ihnen meinen Segen.

„Ei, da ſoll's an meinem auch nicht fehlen!" jubelte der Alte und drückte Beide an ſein Herz.

„Ruft Frau Klein und Jacöbchen," bat Rudolphi.

Das geſchah und die Freude war voll. Sie hielten Verlobung an ſelbigem Abend.

Jacöbchen ſagte zu Lenchen: „Was ſagt' ich dir vor einer Stunde?"

Vier Wochen ſpäter war Hochzeit und der Amtmann von Sickingen führte die Braut, wie er's beim Eistanz geſagt.

Im Apoſtelhof grünte und blühte ein Glück, das ſeines Gleichen ſuchte und kaum fand. Kinderchen wie Engel umſpielten die ſeligen Eltern und Großeltern.

Frau Klein ſegnete bald das Zeitliche. Ihr letztes Gebet galt Lenchen und ihrem Gatten und Kindern.

Jacöbchen wurde alt. Er ſah ſeine Rabenmutter nicht wieder. Sie ſtarb im Zuchthaus. Ihm ging's gut. Er fütterte ſeine Tauben und hütete Lenchen's Kinder.

Von Anſelm Köhler hörte man nie mehr ein Wort. Der

Decan ſtarb bald und der Canonicus Schmitz kam an ſeine Stelle. Er verlebte jährlich vierzehn glückliche Tage im Apoſtelhof. Sickingen blieb der tägliche Gaſt. Ebenſo Siegling und der Quardian.

Und Tonchen? — Sie ſtarb in Bingen als eine — alte Jungfer, verhaßt durch ihre giftige Zunge, ehe ſie das vierzigſte Jahr zurückgelegt. Sie ließ ſich nie mehr in Bacharach ſehen.

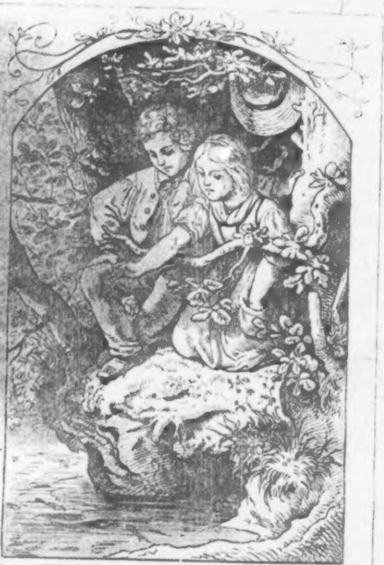
Noch eine Bemerkung macht Sebaſtian Fabian, die hier ihre Stelle finden muß.

„Mit zitternder Hand ſchreib' ich alter Mann, daß heut vor vierzehn Tag der Herr Amtskellner Rudolphi hat zum zehnten Male taufen laſſen. Wer aber die Frau Amtskellnerin ſiehet, ſollte meinen, ſie ſei noch ein Mägdlein, wie damals beim Eistanz Anno 1708. Da iſt wahr geworden, was im Einhundert acht und zwanzigſten Pſalm alſo geſchrieben ſtehet: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf ſeinen Wegen gehet. Du wirſt dich nähren mit deiner Hände Arbeit, wohl dir, du haſt es gut. Dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tiſch her. Siehe, alſo wird geſegnet, der Mann, der den Herrn fürchtet, der Herr wird dich ſegnen aus Zion, daß du ſeheſt das Glück Jeruſalems dein Leben lang, und ſeheſt deiner Kinder Kinder. Friede über Iſrael!““

Und was prophetiſch der ehrliche Chroniſt geſagt, wurde wahr. Von ihren Kindern blieb keins in Bacharach. Sie fanden ihr gutes Fortkommen anderwärts, theils in den kurpfälziſchen, theils in den kurkölniſchen Landen.

Und als ſchon lang über den Gräbern Lenchen's und Rudolphi's das magere Gras des Sanct Werner's ſproßte, da legte ein arger Brand den ſchönen Apoſtelhof in Aſche, alſo daß nichts übrig blieb als die Stätte, der Keller und der Name bis auf dieſen Tag.

BAYERISCHE
BIBLIOTHEK
MUENCHEN



Meine erſte Braut.

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Vierter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1851.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite
Meine erſte Braut. Eine Jugenderinnerung 1
Der Freiersmann. Eine Hunnsrücker Dorfgeſchichte . . . 19
Das Pfeiferhännslein. Eine Geſchichte aus den Zeiten des Bauernkrieges 51
Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel . 135
Die Elfer. Eine Geſchichte aus dem Naſſauer Land . . . 165
Die Eroberung Bacharachs. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1632 219

Meine erſte Braut.

Eine Jugenderinnerung.

IV.

[illegible]
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die Ueberſchrift könnte leicht zur Veranlaſſung werden, daß meine freundlichen Leſerinnen einem argen Vorurtheile gegen mich Raum gäben; ich muß daher verſichern, daß ich nur zwei Bräute in meinem Leben hatte; die, von welcher ich als von der erſten rede, und deren Verluſt ich hier mittheilen will, und die zweite, die ſeit fünf und zwanzig Jahren meine liebe Frau iſt. Das wird hoffentlich hinreichen, einer Mißſtimmung vornherein zu begegnen, und nun kann ich ruhig einer lieben Erinnerung mich hingeben, deren Darſtellung wohl auch in den Herzen meiner Leſerinnen einen Eindruck zu machen nicht verfehlen wird, wie ſie ihn in meiner Seele immer wieder hervorbringt.

Erinnerungen aus den ſchuldloſen Kindheitstagen ſind ja für Jeden weiche wehmüthige Accorde, die durch die Seele zittern und ſie bis ins Innerſte bewegen; duftige Hauche aus dem Frühling des Daſeins, die ſelbſt gramdurchfurchte Züge noch einmal mild, wenn auch wehmüthig, beleben können. Sie ſind wie Blumen im Winter, doppelt werth, weil draußen der Schnee das Land deckt und die Kälte das warme Leben erſtarren macht.

Ich war ein friſcher, fröhlicher, ſpielratziger Knabe von neun Jahren, als mein Vater, ein Geiſtlicher, auf ein Dorf am Ufer eines Fluſſes verſetzt wurde, deſſen Wellen ſich in den Schooß eines der ſchönſten Ströme Deutſchlands ergoſſen. Mir war kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief, kein Ziel zu weit, wenn ich es erreichen wollte. Bald wußte ich alle Vogelneſter im Bereich einer halben Stunde um das Dorf her, und ich machte mir gar kein Gewiſſen daraus, ſie auszuheben. Meine Barmherzigkeit gegen die Thiere war eben nicht weit her, wie man zu ſagen pflegt, obwohl mein Herz weich und mitleidig war. Daß die Geſchöpfe litten, war mir nicht in den Sinn gekommen, und mein Vater wußte Nichts von meinen Bubenſtreichen, ſaß überhaupt meiſt in ſeiner Studirſtube.

Ein Ereigniß trat indeſſen ein, das mich wunderbar umwandelte, und mein natürliches Zartgefühl läuternd mich dahin brachte, daß ich ſelbſt der Ameiſe ſorglich auswich, die über meinen Weg lief, und das iſt mir geblieben durchs ganze Leben bis zu den ergrauenden Haaren. Ich will dieſe Begebenheit erzählen, denn ſie hängt mit meiner erſten Braut zuſammen.

Von dem Dorfe bis zum Fluſſe zog ſich ein friſchgrüner Wieſengrund; da aber der Fluß wild war und oft aus ſeinen Ufern trat, und dann große Striche des herrlichen Wieſengrundes mit Rollgeſtein überdeckte, oder ſelbſt durch ſeine ſchäumende Fluth wegriß, ſo lief am Ufer ein breiter Streifen Landes hin, den Weiden und Erlen, zu einem ſchier undurchdringlichen Dickicht verwachſen, bedeckten. Selten kam ein menſchlicher Fuß hierher, aber deſto mehr war dies Dickicht von Nachtigallen, Rothkehlchen, Grasmücken und Bachſtelzen bevölkert, deren Ruhe kaum geſtört wurde. Ein kleiner Bach, der durch das Dorf lief, mündete unweit der Stelle, wo der Mühlengraben in den Fluß fiel, und die Bannmühle lag auf der Halbinſel, welche durch dieſe Rinnſale gebildet wurde.

Wie der leichtſchwebende buntgefiederte Sänger und Segler der Lüfte des Knaben Seele mit aller Macht anzog, ſo that es der leiſe im klaren Waſſer ſchwebende, ſchlanke, bewegliche Fiſch in gleichem Grad und Maaße, und wie ich ein kaum zu befriedigender Vogelſteller mit Fallkäfig, Sprenkel, Schlupf und Leimruthe geweſen bin, ſo war ich der unermüdlichſte Angler.

Das hatte ich bald herausgefunden, daß an der Spitze jener Halbinſel, die Bach und Mühlengraben bildete, der beſte Angelplatz weit und breit war. Dort ſammelten ſich die Fiſche in großer Zahl, dort war der Lohn für die Geduld des Angelns überreich.

Mein Vater ließ mir außer der Schule wenig Zeit zum Zeitvertreib nach meiner Liebhaberei; aber Samſtag Mittags und Sonntag nach Tiſch war ich ein Reichsfreiherr, den die lateiniſche

Grammatik nicht plagte. Es mußte ſtill im Hauſe ſein, und ſolche Stille zu erhalten, war ich nicht geſchaffen. Daher mochte es die Mutter gerne ſehen, wenn ich mein Vieruhrbrod in die Taſche ſteckte und einen Bündel Ermahnungen, mich in Acht zu nehmen und die Kleider nicht zu zerreißen, dazu und hinauszog in Gottes freie Welt, mich zu erluſtiren, wie mir's gefiel.

Da bin ich denn ſchnurſtracks mit meiner Angelruthe hinaus auf mein Plätzchen geeilt, und bin da geblieben, bis die Sonne hinabſank hinter die Berge.

Ich hatte mir aber auch das Plätzchen ſchön gemacht.

Gerade auf der Spitze zwiſchen den Mündungen des Mühlengrabens und des Bächleins ſtanden zwei hohe Erlen, die beaſtet waren bis an die Wurzel. Dieſe lag bloß und ich durfte nur die Aeſte zuſammenbinden, ſo hatte ich den ſchönſten Sitz mit einer ſichern Lehne.

Das blieb nicht unbenutzt, und das Moos bot Material, den Sitz zu einem Kanape umzuſchaffen, auf dem es ſich herrlich ſitzen ließ. Von meinem Sitze konnte ich den Lauf des Bächleins gegen die Bannmühle hin eine Strecke weit überblicken. An beiden Ufern lief ein ſchmaler Raſenſtreifen hin, dunkel beſchattet von Weiden und Erlen. Auf dieſem friſchgrünen Streifen blühten ganze Maſſen von Vergißmeinnicht, die den herrlichſten Anblick boten.

Eines Tages ſaß ich wieder angelnd an der Stelle. Ein leiſes Raſſeln zog meine Augen zu dem Vergißmeinnichtufer hin. Da kam Bannmüllers Röschen dahergeſchlichen und pflückte die lieben Blümchen. Röschen war ein zartes, ſchönes Kind von etwa acht Jahren. Sie ging mit mir in die Schule, und ich hatte immer meine Freude an dem herzigen Kinde gehabt. Sie ſah mich nicht, kam aber immer näher. Da regte ſich in mir der knabenhafte Muthwille. Wart! dachte ich, du willſt ſie einmal necken und erſchrecken!

So ahmte ich denn den Ton einer Katze täuſchend nach. Sie fuhr entſetzt zuſammen und wollte fliehen; allein es mochten doch Zweifel in ihrer Seele aufgeſtiegen ſein und ihr ſcharfes Ohr die

Richtung des Tons ermittelt haben. Sie blickte zu meinem Sitz, und die Neugierde, die Wirkung meines Katzentones zu erforſchen, ließ mich in dieſem Augenblicke meinen Kopf hinter dem Erlenſtamme, der mich verbarg, hervorſtrecken. Sie ſah mich.

„Ach, du Garſtiger!“ rief ſie mit komiſchem Unwillen aus; „was erſchreckſt du mich denn ſo?“ Ehe ich antworten konnte mochte in ihrer Seele die Neugierde wach geworden ſein. „Was machſt du denn da?“ fragte ſie. Ehe ich aber auch dieſe Frage zu beantworten vermochte, war ſie ſchon herbeigehüpft, leitete ſich von Weide zu Weide und, ſich an einem Aſte der Erle erfaſſend, ſchwang ſie ſich zu der Stelle herüber, wo ich ſaß.

Laut lachend ſtanden wir einander gegenüber.

Vergebens wollte mich Röschen zurechtweiſen, daß ich ihr Schrecken verurſacht; es gelang nicht und dieſer Verſuch ging im Lachen unter.

„Sag', was machſt du da?“ fragte ſie wieder.

„Du ſiehſt's ja, ich angle.“

„Ach, wie ſchön iſt's hier!“ rief ſie aus, indem ſie ſich umſah. „Haſt du dir das Sitzplätzchen ſo ſchön gemacht?“

„Freilich, wer denn ſonſt?“ ſagte ich ſelbſtgefällig.

„Ei, ſieh' 'mal, das hab' ich gar nicht gewußt!“

„Es weiß es auch Niemand als ich und du.“

„Biſt du oft hier?“

„Alle Tage gegen Abend, und Samſtags und Sonntags den ganzen Nachmittag.“

„Ach,“ rief ſie und klatſchte in die Händchen, „ſo will ich allemal kommen und wir wollen hier ſpielen!“

„Komm du nur, Röschen,“ ſagte ich; „ich bin immer da, aber du mußt auch das Plätzchen nicht verrathen.“

„Gewiß nicht.“

In dieſem Augenblicke zuckte es an der Angel. Ich war ein viel zu heftiger Angler, als daß ich trotz des Geſpräches mit dem Kinde den Kork aus dem Auge hätte laſſen ſollen. Ich zog raſch heraus und ein Fiſchlein zappelte an der Angel.

Sie ſah das Thierchen wehmüthig an, dann mich. „Was hat dir denn das arme Thierlein gethan?“ fragte ſie.

„Mir?“ war meine verwunderte Gegenfrage. „Nichts!“

„Ei, warum quälſt du es denn? Siehe, die Angel hat ihm den Gaumen zerriſſen, daß es blutet, und nun wird es jämmerlich ſterben.“ Sie nahm mir das Fiſchlein ab und warf es wieder in den Fluß.

„Wie ſeid ihr Buben doch ſo garſtig,“ ſagte ſie, „in euren Spielen. Müßt ihr denn die armen Thierchen quälen? Die Mutter ſagt immer: Quäle kein Thierlein, denn die hat der liebe Gott auch gemacht, daß ſie ihres Lebens ſich freuen. Darum hat Gott auch keine Freude an euch!“ —

Noch heute, wo ich nach einer langen Reihe von Jahren die Scene wieder lebendig vor meiner Seele auftauchen ſehe, wird mir der Eindruck wieder erinnerlich, den dies Wort auf mich machte. Hätte mir mein Vater eine lange Predigt gehalten, ſie würde ſicherlich nicht die Hälfte des Eindruckes gemacht haben, wie dies einfache, eindringliche Kindeswort. Wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte es mich, der Kopf ſank mir herab. Ich fühlte tief im Herzen, wie wahr das ſein müſſe, und raſch, wie ich im Entſchluß und Handeln war, zerbrach ich die Angelruthe und ſchleuderte ſie weit hinaus in den Fluß.

„Nun will ich auch nie mehr angeln!“ rief ich aus.

Das ſchien ſie nicht erwartet zu haben.

„Wie du auch heftig biſt!“ rief ſie aus. „Biſt du mir bös?“ fragte ſie nach einer kleinen Pauſe.

„Nein! nein! Röschen,“ entgegnete ich, „du haſt recht. Ich will nicht mehr angeln.“

„Auch keine Vogelneſter mehr ausheben? Die Kinder ſagen, du thäteſt das?“

Ich wurde glühend roth.

„Auch das will ich nicht mehr thun!“ rief ich mit einem Gefühle der Reue, wie ich es nie empfunden.

„Ach, du biſt gut,“ ſagte ſie. „Siehſt du, die Mutter ſagt immer, das wäre gerade ſo, als wenn man ihr ihre Kinder nähme. Sie würde ſich zu Tode weinen, und wie ſchreien die armen Thierchen doch auch.“

Jetzt ſchlug mich mein Gewiſſen. Wie oft hatte ich das Wehgeſchrei gehört und nichts dabei gedacht. Jetzt fiel mir's auf die Seele und drückte mich.

Röschen mochte das ahnen; ſie nahm ein Stück Brod aus ihrer Schürzentaſche und krümmelte es in das Waſſer. Ganze Schwärme von Fiſchen kamen und haſchten die Broſamen. Es war eine Luſt anzuſehen. Dieſer Anblick tilgte jene Empfindung ſchnell.

„Siehſt du,“ ſagte ſie, „ſo mache ich mir eine Freude mit den lieben Thierchen.“ Als ihr Brod verfüttert war, kam auch mein Vieruhrbrod an die Reihe, und in ſeliger Luſt ſahen wir es zum Mahle der zahlreichen Schwimmer dienen.

„Ich will dir 'mal erzählen, wie's 'mal einer ſchönen Fiſcherstochter ging, die auch ſo die Fiſchlein fütterte,“ ſagte Röschen und ſetzte ſich auf meine Moosbank, und ich mich neben ſie.

Mit wunderſamem Zauber erzählte ſie mir nun, wie einſt eine Fiſcherstochter die Fiſchlein am Ufer des Fluſſes auch ſo gefüttert und ihre Freude dran gehabt habe, und die Fiſchlein hätten ihren Ruf gekannt, und ſeien gekommen auf dieſen Ruf. Einmal habe ſie auch ſo da geſeſſen und ſie gefüttert, da ſei aus den Weiden der Königsſohn herausgekommen, der auf der Jagd geweſen. Als er die Fiſcherstochter geſehen, habe er ſich zu ihr geſetzt und mit ihr ſeine Freude an den Fiſchlein gehabt, aber er habe auch die Fiſcherstochter lieb gewonnen und beſchloſſen, ſie zur Königin zu machen, wenn er aus dem Kriege zurückkomme. Nun habe er ſie oft geſehen an dem Ufer, und endlich, als der Krieg ausgebrochen, da habe er ihr beim Abſchied einen koſtbaren Ring gegeben und zu ihr geſagt: ſie ſolle ihn ja in Acht nehmen, bis er wiederkomme. Alle Tage ſei nun die Fiſcherstochter ans Ufer gegangen und habe die Fiſchlein gefüttert und an den Königsſohn gedacht. Dann habe ſie den Ring, den ſie am Hals an einem Schnürlein getragen, betrachtet. Der Krieg habe ſich aber in die Länge gezogen und der

Königsſohn ſei länger ausgeblieben, als er geſagt. Da habe das Mädchen oft geweint, wenn ſie den ſchönen Ring betrachtet, und da die Thränen ihr die Augen getrübt, ſei er ihr einſt in das Waſſer gefallen, wo der Fluß am tiefſten geweſen. Da habe ſie denn gejammert und geklagt, zumal da nun der Krieg bald zu Ende geweſen und der Königsſohn bald würde zurückgekommen ſein. So habe ſie denn auch wieder einmal am Ufer geſeſſen und ihre Thränen ſeien in das Waſſer geträufelt; da ſei ein wunderſam Fiſchlein daher geſchwommen, das habe geglitzert wie pures Gold, und habe ein Krönlein von Gold auf ſeinem Kopfe getragen. Mit Erſtaunen habe das Mägdlein das prächtige Thierchen betrachtet, aber noch mehr ſei es erſtaunt, als mit einem feinen, feinen Stimmchen das Fiſchlein zu reden angefangen und geſagt habe: Warum trauerſt du ſo ſehr? Du haſt immer meine Fiſchlein gefüttert und warſt ihnen gut; daher komme ich jetzt und frage nach deinem Leid, denn ich bin der Fiſchkönig.

Als das Fiſchlein ſo lieb geplaudert, da ſei auch der Schrecken von dem Mägdlein gewichen, und es habe ihm geklagt, wie es den koſtbaren Ring, das Pfand der Lieb' und Treu' des Königsſohnes, hier verloren, und wie er gewiß ins Waſſer gefallen ſein müſſe.

Darauf habe es der Fiſchkönig getröſtet und ſei fortgeſchwommen; aber alſobald ſeien viel tauſend Fiſchlein gekommen, die ſeien umhergeſchwommen und das ganze Waſſer habe gewimmelt und gelebt. Und wie noch das Mägdlein dageſeſſen und ſtaunend in das Gewimmel geſchaut habe, ſei der Fiſchkönig gekommen und habe den Ring in ſeinem Munde gehabt, und habe ihn dem Mägdlein gebracht und geſagt: Siehſt du, auch die Thierlein vergelten gerne, was man ihnen Gutes thut! Das Mägdlein ſei nun wieder recht froh geworden, und bald darauf ſei der Königsſohn wiedergekommen, habe ſie aufgeſucht und ſie zur Königin erhoben, und nun ſeien ſie immer beiſammen geblieben und hätten lange, lange gelebt, und ſeien immer glücklich und froh geweſen; die Fiſchlein hätten ſie aber niemals zu füttern vergeſſen. So erzählte Röschen mit leuchtenden Augen und verklärtem Geſichtchen.

Oft hatte ich Mährlein gehört, aber keine war mir ſo in die Seele eingedrungen, keins hatte mich ſo ergriffen. Das Kind erzählte aber auch gar zu lieb!

„Weißt du noch mehr ſolcher Mährlein?“ fragte ich ſie.

„Gewiß, viele, viele!“ erwiederte ſie lächelnd.

„Weißt du was,“ ſagte ich darauf, „komm' alle Tage hierher; dann wollen wir die Fiſchlein füttern, ſpielen und Mährchen erzählen.“

„Ach, das iſt ſchön!“ ſprach Röschen freudig. „Es kommen doch keine Kinder in die Bannmühle und mein Käthchen iſt noch ganz klein.“

Von da an war eine mächtige Veränderung in mir und mit mir vorgegangen. Ich mied die rohen Knaben des Dorfs; ich durchſtrich nicht mehr Wald und Flur; ich angelte nicht mehr, hob kein Vogelneſt mehr aus, quälte kein Thierlein mehr; ja mein Zartgefühl ſteigerte ſich in dem Maaße, daß ich überall auf meinen Weg blickte, um nicht etwa die Ameiſe zu zertreten, die darüber weglief. Wenn aber die Lehrſtunden aus waren, flog ich aufs liebe Plätzchen am Fluß und fand regelmäßig ſchon Röschen da. Sie hatte Alles dort anders eingerichtet. Da war eine Küche, eine Stube und das Nöthige an Geſchirren fehlte auch nicht. Wir fütterten unſere Fiſchlein, die ſo zahm wurden, daß ich am Ende nur zu pfeifen brauchte, ſo kamen ſie in Schaaren; wir ſpielten, kochten, erzählten — kurz — die Stunden flohen ſchnell wie der Gedanke, und Niemand ſtörte uns, weil Niemand unſer ſchönes Plätzchen, unſer Zuſammenſpielen und Leben kannte. Harmloſer, glücklicher und einiger unter ſich, ſchuldloſer und reiner ſpielten nie Kinder als wir! Erſt der Winter zerſtörte unſere kindliche Luſt; aber wir tröſteten uns mit dem Frühling, und dann und wann, wenn die Sehnſucht bei mir zu groß wurde, ging ich zu Röschen in die Bannmühle, und wir ſpielten dort unter den Augen ihrer ſinnigen Mutter nicht weniger glücklich.

Als endlich die ſchöne Jahreszeit wiederkam, war von einem ſchweren Eisgang unſer Plätzchen arg mitgenommen. Mit einem großen Aufwande von Mühe ſtellte ich Alles wieder her, und das alte Spielen begann wieder und währte ununterbrochen bis gegen den Herbſt. Da traf uns ein harter Schlag

Ein Freund meines Vaters, der Rector der lateiniſchen Schule in dem nahen Städtchen war, meinte, es wäre nun Zeit, daß ich auf ſeine Schule käme, und der Vater meinte es auch, weil er eben zu wenig Zeit erübrigen könne, ſich mit mir abzugeben. Der Beſchluß wurde gefaßt, daß ich am erſten October überſiedeln und in die Schule eintreten ſolle. Ich mochte proteſtiren, ich mochte noch ſo beweglich bitten, — ich mochte mich hinter die Mutter ſtecken, wie ich wollte, — es blieb dabei, und die Trennungsſtunde rückte unerbittlich heran.

Als ich das Röschen ſagte, weinte ſie. „Wer wird nun ſo ſchön mit mir ſpielen?“ klagte ſie beweglich. Ich tröſtete ſie, daß ich ja wohl 'mal Sonntags herkäme, ſie blieb aber traurig.

Sonntag Mittags kam ſie fröhlich zu mir, als ich zuerſt am Plätzchen war.

„Ich weiß nun ein Mittel, daß du hier bleibſt,“ rief ſie, in ihre Händchen klatſchend, aus.

„Welches denn?“ fragte ich eifrig und geſpannt.

„Setz' dich 'mal, ich will dir's ſagen,“ war ihre Antwort.

„Siehſt du,“ hob ſie nun redſelig an, „ich hab' Etwas von meinem Vater und meiner Mutter gehört. So machen wir's auch.

„Neulich haben ſie miteinander geplaudert, wie ſie ſich ſo lieb gehabt, und ihre Eltern und Verwandte das nicht hätten haben wollen, und hätten die Mutter wegthun wollen. Da hätten ſie ſich verlobt und ſich geheirathet, und da hätte man ſie nicht mehr trennen können. So wollen wir's auch machen. Ich will deine Braut ſein und du mein Bräutigam, und dann heirathen wir uns. Du brauchſt dann nicht auf die Schule und bleibſt bei mir, wie der Vater bei der Mutter. Gelt', ſo machen wir's?“

Das leuchtete mir gar mächtig ein, denn ich hatte ebenſo wenig Luſt, Röschen zu verlaſſen, als nach dem Städtchen zu gehen, wo ich Latein lernen ſollte, und Gott weiß, was ſonſt noch.

Wir ſprachen nun viel hin und her, aber in der Hauptſache waren wir völlig einig. Voll froher Hoffnung ſchieden wir.

Abends war zu Hauſe die Rede von meiner Entfernung.

„Vater,“ ſagte ich, „nach N....... in die Schule gehe ich nicht.“

Mein Vater ſah mich groß an. „Was ſchwatzeſt du da?“ fragte er nicht ohne Erſtaunen.

„Ich heirathe Bannmüllers Röschen,“ ſagte ich mit Zuverſicht, „und jetzt gleich, da hab' ich's nicht nöthig. Sie iſt ſchon meine Braut!“

Meine Eltern ſahen einander an und brachen dann in ein lautes Gelächter aus, das ſich gar nicht legen wollte.

Endlich ſagte mein Vater: „Sag' mir doch, Junge, wer hat denn dir das in den Kopf geſetzt?“

„Bannmüllers Röschen hat's geſagt,“ erwiederte ich faſt weinend, denn das Lachen hatte mich ſchwer verletzt.

Jetzt gab es denn ein Examen. Ich erzählte in kindlicher Naivetät Alles ganz genau und wie ſich das ſo gegeben habe.

Mein Vater hörte ſehr aufmerkſam zu; allein nach und nach wurde ſein ernſtes Antlitz wieder heiter und er ſagte, mich zu ſich ziehend: „Siehe, das verſteht ihr Kinder nicht. Braut und Bräutigam können nur erwachſene Leute ſein, und wenn man heirathen will, muß man auch eine Frau ernähren können, aber du verſtehſt ja gar Nichts.“

„Ei, Vater, ich werde Bannmüller, das lernt ſich leicht. Ich kenne ſchon die ganze Einrichtung der Mühle und wie gemahlen wird.“

Mein Vater mochte wohl einſehen, wie ſchwierig es war, mir das Verhältniß faßlich darzuſtellen. Er brach daher kurz ab, und ſchon am andern Morgen fuhr ich mit Sack und Pack zum Dorfe hinaus, ohne Röschen ein Lebewohl haben ſagen zu können.

Das lag mir in der erſten Zeit ebenſo ſchwer auf der Seele, als die Trennung von meinen lieben Eltern. Das Heimweh mit allen ſeinen Schmerzen, ſeiner Wehmuth und ſeinen Thränen ſuchte mich heim. Aller frohe Jugendmuth war von mir gewichen, alle Lebensluſt verloren, ſelbſt körperlich begann ich zu leiden.

Der Rector erkannte das bald in ſeiner Quelle und ſagte:

„Willſt du nicht einmal heimgehen, mein Sohn? Du gehſt Samſtags und kommſt Sonntags wieder. Es iſt nahe!“

Wie Himmelsbotſchaft klang mir das. Samſtags ging ich heim und ſah Röschen.

„Mit der Heirath iſt's nichts geworden,“ ſagte ich betrübt. Sie weinte und ſagte: „Ja, die Mutter hat mir's auch geſagt. Liebhaben dürfen wir uns doch, gelt?“ — Es verſteht ſich, daß ich die Frage bejahete.

Und das blieb auch; allein nach und nach kam doch ein anderer Sinn in mich hinein. Ich begann mich des Spielens mit dem Mädchen zu ſchämen, weil die Buben mich verſpotteten. Die Furcht, mich lächerlich zu machen, hielt mich zurück von dem ſchönen Plätzchen unſerer ſchuldloſen Spiele, und ſo wurde ich dem Mädchen fremder, obwohl ich ſie ſtets im Herzen trug. Aller meiner Träume Gegenſtand waren dieſe Spiele. Als ich älter wurde, verlor ſich das, und oft wurde ich mit meiner kleinen Braut geneckt im elterlichen Hauſe.

Jeder weiß, daß es eine Altersſtufe gibt, wo ſolche Neckereien einen Knaben raſend machen können. Ich warf oft einen Zorn und Groll auf das Mädchen, das zu einer blühend ſchönen Jungfrau zu reifen begann, aber rechter Ernſt war's damit doch nicht.

Um dieſe Zeit bezog ich ein Gymnaſium in weiterer Ferne, und nun trat das, was meine Kindertage einſt beglückt, ganz zurück. Und dennoch will ich es nicht leugnen, ich blickte auch in dieſem Zeitraume noch manchmal mit einer tiefen Sehnſucht auf jene Stunden hin, die wie ein paradieſiſcher Traum mir vorſchwebten.

Als ich in die Ferien kam, war Röschen abweſend. Der Baummüller hatte den Wünſchen ſeiner Frau nachgegeben, und das Röschen an einen Ort gethan, wo ſie eine höhere Ausbildung empfangen konnte, als dies in ihren dörflichen Verhältniſſen möglich war. Ich ſah ſie nicht, aber ich hörte nur Schönes und Gutes von ihr. Dagegen ſtimmten meine Eltern mit den Bauern überein, nur aus anderen Gründen, daß ſie der Müller weggethan.

Meine Eltern meinten, das liebe Mädchen würde in ihre

Verhältniſſe nicht mehr fügen und paſſen, und es könne leicht kommen, daß ſie dadurch unglücklich würde. Die Bauern raiſonnirten und erklärten es für Hochmuth. Sie wollen einen Regierungsrath locken zum Tochtermanne, ſagten ſie, aber da könnten ſie lange feil halten, ehe einer auf die Bannmühle komme und das Aeffchen hole, das kein Bauernmädchen ſein wolle.

Es ging mir in die Seele recht tief hinein; aber was konnte ich beurtheilen? Kannte ich ja doch die Beweggründe nicht. Nur Röschen that mir recht herzlich leid; denn ihr wurde gewiß ſchnödes Unrecht angethan. Meine Univerſitätszeit hielt mich drei Jahre in der Ferne. Am Schluſſe des dritten wurde es mir möglich, meine Eltern zu beſuchen.

Ich fragte auch nach Röschen, und ſelbſt jetzt nicht ohne eine warme Regung des Herzens.

„Sie iſt verheirathet," ſagte meine Mutter, und ſetzte lächelnd hinzu: „Eine Braut wäre dir alſo untreu geworden."

Wer weiß? dachte ich, und es ging mir ein Stich durch die Seele.

„Iſt ſie glücklich verheirathet?" fragte ich weiter, ſo ruhig ich konnte.

„Ach nein," war meiner Mutter Antwort. „Es iſt leider gekommen, wie wir befürchtet. Röschen war ein zartes, ſinniges Weſen. Ihre Mutter iſt eine ausgezeichnete Frau, die eine Herzens- und Geiſtesbildung hat, wie ſie in ihrem Stande kaum gefunden wird. Reiche Gaben hat ſie ſelber gefördert, und ihre Kinder muſterhaft erzogen. Röschen war ihr Liebling von jeher. Sie ruhte nicht, bis der geizige Bannmüller ſie in die Stadt that, wo ſie Verwandte haben und wo ſie gute Unterrichtsanſtalten für das liebe Mädchen benutzten. Sie hatte auch ein reiches Pfund von Gaben empfangen, und auf ſolchem guten Acker trug die gute Saat reiche Frucht. Sie kam zurück ins elterliche Haus, aber ſie paßte nicht recht mehr. Zum Bauernmädchen war ſie nicht mehr geeignet, und die Städterin paßte nicht in die bäuerliche Haushaltung. Man ſah es ihr an, daß ſie innerlich litt. Oft kam ſie zu uns, und ich hatte recht meine Freude an ihr. Auch eurer Kinderſpiele wurde gedacht. Sie ſprach, obgleich ſie allemal erröthete, mit wahrer Begeiſterung davon, und ſah wie in ein Paradies in jene ſchönen, harmloſen Tage zurück. Du weißt, der Müller iſt ein reicher Mann und hat nur zwei Kinder. Röschen war gar ſchön, ſittig und anſtändig. Da fehlte es trotz ihrer Jugend an Freiern nicht. Sie ſchlug Alle aus, obwohl der Vater ihr oft grollte. Endlich kam ein Müllerſohn, ein tüchtiger, braver Menſch, eines wackern Mannes Sohn, aber roh und nichts weniger, als zu Röschen paſſend. Da half alles Sträuben nicht. Sie mußte ihn heirathen. Damals hab' ich das arme Kind bejammert. — Abneigung fühlte ſie nicht, aber auch keine Zuneigung. Kurz, ſie wurde ſeine Frau. Ein Jahr ſind ſie nun verheirathet. Auf deine Frage kann ich leider nur verneinend antworten. Ihr Mann verſteht ſie nicht, höhnt ihre zarten Empfindungen als Ziererei und Pimpelei, und nöthigt ſie, Alles in ihr Inneres zu verſchließen. Man ſieht ihr an, daß ſie leidet, und ihr Ausſehen iſt ſo merkwürdig, daß es mir oft bange um ſie wird.

„In ihr Auge ſieht man ſo tief, ſo merkwürdig tief hinein, ſo in die Seele, und dieſe Seele iſt belaſtet. Der Blick iſt ſo wehmüthig, daß man ſie nicht anſehen kann ohne Mitleid. Dabei iſt ihre Haut faſt durchſichtig klar, und ihre Wängelein ſind ſo eigen geröthet, daß ich Sorge um ſie trage.“

So ſprach meine Mutter, und mir, der ich Arzt war, gab dies Bild eine Ahnung, die mich um ſo tiefer bewegte, als ich erſt jetzt es recht fühlte, daß Röschen noch ein unentweihtes, heiliges Plätzchen in meiner Seele hatte.

Sollte ich ſie ſehen? Das war eine Frage, die ich mir kaum zu bejahen wagte unter dieſen Verhältniſſen.

Ich ging in den Garten und ſetzte mich in die dunkle Laube. Ich ließ Alles, was mir die gute Mutter geſagt, an meiner prüfenden Seele nochmals vorübergehen, und — Eitelkeit war es wahrlich nicht! — mir kam der Gedanke, daß das Kind, abgeſchloſſener als ich es geweſen, der Jungfrau die Jugendliebe überſichert, daß ſie, vielleicht — vielleicht! — durch das Spiel der Phantaſie dieſe Liebe im Ideal ihres Weſens und Lebens ausgebildet und nun, um ihr Ideal betrogen, verkümmerte.

Ich fand, daß Thränen über meine Wange rannen, und ſchämte mich ihrer nicht, wie ich mich nicht ſchäme, das zu bekennen.

Unter dieſen Umſtänden gebot mir mein Herz, ſie zu meiden. Ich blieb ja doch nur kurze Zeit.

Allein der Sehnſucht, ſie unbemerkt zu ſehen, konnte ich kaum widerſtehen. Es gab ſich dazu Gelegenheit. Der Mutter hatte ich mit aller zutraulichen Offenheit geſagt, was ich vermuthet, und ſie geſtand dem zum Manne reifenden Sohne, daß ich das gefunden, was ſie längſt vermuthet habe. Sie billigte meinen Vorſatz, ſie zu vermeiden.

Einen Tag ſpäter ſaß ich wieder leſend in der Laube. Die Mutter pflanzte im Garten. Da hörte ich eine metallreiche, ſüße Stimme ſie grüßen. Dieſer Ton ergriff mich doppelt. Als Mediciner vernahm ich darin klar jenen eigenthümlichen Klang, der auf eine hektiſche Affection zu ſchließen vollkommen berechtigt; und als Menſch hörte ich Röschen's Stimme, die Stimme, die mir ſo theuer war, deren ſüßen Wohllaut ich noch in der Erinnerung trug. Mein ganzes Weſen war in eigenthümlicher Spannung. Ich bog die Zweige aus einander. Da ſtand ſie vor mir, ſo nahe, daß ich in das ſeelenvolle, große Auge hineinſehen konnte, in das man, wie meine Mutter ſagte: ſo tief, ſo tief hineinſah. Da erblickte ich die zarte, ſchöne Geſtalt, das engelſchöne Antlitz mit dem Ausdrucke des tiefen innern Wehes, und doch jetzt von einem Zauber der Freundlichkeit übergoſſen, von einem Lächeln verklärt, das ſie unendlich reizend machte.

Ich ſah ſie an mit bebendem Herzen, und wieder rieſelten meine Thränen, denn ich mußte mir ſagen: du armes, theures Weſen, haſt nicht mehr weit zum Grabe! Ich mußte mir mit einem Seufzer, mit einem Stich in das Herz ſagen: wie glücklich hätte ich mit dir, du mit mir werden können!

Was ſie ſprach, war klar gedacht, ihr Deutſch rein. Man hörte ihr die höhere Bildung an. Sie wußte nicht, daß ich zu Hauſe war. Sie fragte nicht nach mir, und die Mutter vermied mit Abſicht jede Wendung des Geſpräches, die zu einer ſolchen Frage hätte führen können.

Als ſie weg war, ſchlich ich aus der Laube und ging auf meine Stube.

Am andern Tage reiſte ich weg. —

Nach Ablauf meiner drei Studienjahre ging ich nach Wien, London und Paris, und kehrte dann wieder heim als Doctor rite promotus. Meine Eltern waren unausſprechlich glücklich, mich wieder zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Als ich bei der Mutter allein war, fragte ich: „Lebt Röschen noch?“

Sie ſah mich wehmüthig an und ſagte: „Sie hat nun Frieden! — Vor einem halben Jahre ſtarb ſie. Ich war um ſie in der letzten Stunde ihres Lebens, wie ſie es wünſchte. Sie trug mir ihren Scheidegruß an dich auf. Es iſt ein Engel mehr im Himmel!“

Sie ſtand weinend auf und ging hinaus.

Es war früh noch am Tage.

Ich drückte meinen Hut tief in die Stirne und ging in das Feld, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin ich wollte. Unwillkürlich leiteten mich meine Gefühle unter die Erlen, an das Spielplätzchen meiner Kindheit. Und wie fand ich es? — Lagen Tage oder Jahre zwiſchen dem Damals und Jetzt? — Es war ſorglich ſo hergeſtellt und erhalten, wie ich es damals gemacht. Nur ein Beet war rings herum angelegt und ein Kreis weißer Roſen war darum gepflanzt, und in dem Beete ſtanden Vergißmeinnicht.

Tief erſchüttert ſetzte ich mich auf die Bank, wo wir als Kinder geſeſſen, und es war mir, als trete jetzt Röschen heraus aus den Büſchen und hüpfte zu mir. Ich ſaß noch da, als ſchon die Dämmerung hereinbrach und der Mond am blauen Himmel ſtand. Der Abendwind rauſchte in den Zweigen der Erlen und

Weiden, und es war mir, als umwehe mich der Geiſt, dem di ſtille Todtenfeier gegolten.

Es ſind ſeitdem viele, viele Jahre hinabgefloſſen in das ſtille Meer, von woher keins wiederkehrt. Ich bin glücklicher Gatte und Vater, und die innigſte Liebe hat mich mit meinem Weibe verbunden, und beglückt mich heute, wie vor fünf und zwanzig Jahren; aber die Erinnerung an Röschen erfüllt oft noch mit der innigſten Wehmuth meine Seele, und meine liebe Frau theilt das Gefühl mit mir. Ich bin ſeitdem noch einmal auf dem Plätzchen meines Kinderglückes geweſen. Ach, es iſt Alles verwildert, verwachſen, zerſtört. Selbſt ihr Grab iſt kaum mehr zu finden, aber die Erinnerung an meine erſte Braut iſt geblieben, ungeſtört, ungeſchwächt, und es wächſt kein Gras darüber — bis es einſt über meinem eigenen Herzen grünt.

Es iſt gut daß [illegible] [illegible]
[illegible] der Erinnerungen
nicht zu würdigen weiß.
Die Geſchichte iſt [illegible] ſinnig
und ſeelenvoll

Der Freiersmann.

Eine Hunsrücker Dorfgeſchichte.

I.

Wer nicht ſelber freien kann,
Hole ſich den Freiersmann.
Volkslied.

Je entfernter eine Gegend von den großen Straßen des Weltverkehres liegt, deſto länger erhalten ſich Sitten und Gebräuche, ererbt von den Vätern, bei denen ſie ſich je nach Eigenthümlichkeit des Charakters, der Lebensweiſe und des Herkommens feſt und beſtimmt ausgeprägt.

Zu ſolchen Gegenden iſt der Hunsrücken zu rechnen, jenes zwiſchen Rhein, Moſel und Nahe gelegene Hochland, das an Fruchtbarkeit, Naturſchönheit und hiſtoriſchen Denkmalen reich, ſehr unverdient in dem Rufe ſteht, eine rauhe, unwirthbare Gegend zu ſein.

Wenn auch hier die moderne Cultur hin und wieder zu lecken beginnt, wenn auch hier die Zeit leider nicht allzu ferne ſein dürfte, wo die alte Sitte moderner Verflachung weichen wird, ſo iſt doch zur Zeit noch das Alte in Ehren, ſo liegt im biedern, treufrommen Charakter des Volkes noch ein mächtiger Damm, und da es kaum zu erwarten ſteht, daß eine Eiſenbahn dieſe Höhen und Thäler, Fluren, Wälder und Wieſen durchſchneide, ſo wird auch der entſittlichende und nivellirende Touriſtenweltſtrom kaum ſeine Wogen ausbreiten. In dieſem friſchen und ſchönen Landſtriche, faſt in der Mitte der angegebenen Flußgrenzen, liegt eins jener ſtattlichen Dörfer, denen man den Wohlſtand von ferne anſieht, wenn auch die wohlbeſtellten Fluren, die ſaftigen Wieſengründe, der jene und dieſe faſt von allen Seiten dunkel begrenzende Hochwald, einen ſolchen Schluß nicht von vornherein rechtfertigten.

Inmitten des Dorfes ſteht auf einer hügelartigen Erhöhung die Kirche, deren Bauart zwar nichts Bedeutendes hat, deren ſchmucke Erſcheinung aber auf den Werth ſchließen läßt, welcher das Kirchſpiel auf die Stätte ſeiner Anbetung legt.

Vor der Kirche, wenn auch Etwas tiefer, breitet ſich ein freier Platz aus, in deſſen Mitte die uralte, an Höhe mit dem Kirchthurme wetteifernde Linde ſteht, unter deren ſchützenden Aeſten ſeit mehr denn einem Jahrhunderte die Gemeinde tagt, wenn der Schöffe ſie zu gemeinſamen Berathungen ruft.

Nicht regelmäßig reihen ſich die Häuſer in langen, geraden Gaſſen an die Kirche, ſondern Gärten liegen dazwiſchen; Wieſengärten mit Obſtbäumen ſchließen ſich hinten an die Häuſer. Dadurch tritt eins zurück, das andere rückt vor; aber es iſt friſches Grün zwiſchen den Gehöften, und das Wohnen darin iſt anmuthig und geſund. Nachbarn ſind ſich nahe genug zur Hülfe und ferne genug zum Streite.

In dieſem Dorfe, deſſen Namen aus Gründen nicht genannt wird, die darin liegen, daß von Lebenden nicht gut reden iſt, wohnte ein Bauer, der Michel mit ſeinem Taufnamen geheißen, und ſeine Frau Eva. Aus beiden Vornamen der Eltern bildet ſich meiſt die Bezeichnung der Familie im alltäglichen Verkehre. So hieß die Familie Evemichel's im ganzen Dorfe. Daß der Name der Frau voranſteht, iſt ein allgemeiner Brauch.

Evemichel's waren reich. Wo ein Acker ſich zu einem oder mehreren Morgen dehnte, da war er Evemichel's; wo eine fette Grummetwieſe lag, da gehörte ſie ihnen. Und daß der alte Evemichel auch Kapitalien auf Handſchriften ausſtehen hatte, war kein Geheimniß. Die glänzendſten und größten Kühe, die ſtattlichſten Pferde und in der Regel die ſchönſten Fohlen, die bei der Probzbeſichtigung mit R gebrannt wurden, hatte er.

Evemichel's hatten nur zwei Kinder, einen Sohn, Evemichel's Jacob, der in Berlin bei der Königsgarde diente, was ſchon von ſelbſt ſoviel heißt, als er war Einer der ſchönſten Burſche, denn zur Garde nahm die Departementscommiſſion nur die größten und ſchönſten unter der waffenfähigen Mannſchaft, und eine Tochter, Margreth, die unſtreitig das ſchönſte Mädchen auf zwanzig Stunden war. Sie konnte ſich in der Ernte den ganzen Tag der Sonne ausſetzen und blieb weiß wie Schnee. Man meinte, die bräunende Sonnengluth habe ordentlich Scheu, ſolche Haut zu beſcheinen. Ihre großen Augen, ſo mild in ihrem Ausdrucke, waren blau wie der Himmel. Ein Borsdorfer Apfel hat ſo rothe Bäckchen nicht wie Margreth, und der ſchöne Flachs, den ihr Vater zog, konnte ſich mit der reichen Fülle ihrer blonden Haare nicht vergleichen laſſen; denn ſie hingen wie ein glänzender Mantel um ſie und reichten bis zur Hüfte. Dabei war ſie gewachſen wie eine Tanne. Kurz, wer Etwas an ihr tadeln wollte, müßte ihr Feind oder ein Narr geweſen ſein, der nicht gewußt hätte, was ſchön ſei.

Ueber Margreth's Schönheit ging ihr Ruf. Fleißig wie ihre Mutter, ſittig und ſittſam wie dieſe geweſen, ſanft und ſtille und gegen die Armen ſo gibbelgäbig, wie nur Jemand im Dorfe, — ſo war ſie von Allen anerkannt. Nichts wunderte aber die Leute ſo ſehr, als daß ſie keinen Burſch hatte. Es war auch zu verwundern. Wo iſt denn heutzutage ein Mädchen, das jung, ſchön und reich iſt, das nicht auch ſeinen Schatz hat? Manche Burſche, die fix mit dem Maule waren und gerne uzten, nannten ſie eine Nonne, weil ſie Abends nicht in Maien *) kam, und an der Kerwe **) nur bis zehn Uhr beim Tanze blieb. Das Mädchen kümmerte ſich darum nicht.

Manche meinten: ſie habe eine Kartoffel, wo Andere das Herz hätten, und wollte ledig bleiben, aber da irrten ſie. Margreth hatte das peppernde Mädchenherz ſo gut in der Bruſt wie jede Andre, und ſah mit ihren blauen Augen auch, daß Martin's Fritz ſchöner war, als Barthel's Franz und Casper's Andres, und die alle Drei gingen ihr zu gefallen,

Ihre Mutter ſagte: „Margreth, fang' mir mit Keinem ein Gehänge an. Es darf dir Einer beſſer gefallen, als der Andere, ich kann aber das Gehänge nicht leiden!“

Dem gehorchte ſie; allein ſie ſchlief hinten hinaus und alle

---

*) Abendgeſellſchaft, beſonders an Sonntags Abenden.
**) Kirchweihe.

Abends ſchlich der hübſche Martin's Fritz in den Grasgarten oder die Pütz, wie er auch heißt, und fing mit ihr zu plaudern an, wenn ſie im Fenſter lag, das war ja kein Gehänge! Das wußte auch kein Menſch im Dorf, und die Zwei verriethen auch einander nicht. Nun, ſie waren Nachbarskinder; waren mit einander in die Schule gegangen und mit einander confirmirt worden, und jetzt gefielen ſie ſich noch viel beſſer wie damals. Martin's Fritz war auch ein kreuzbraver Burſch, ein reicher Burſch, ein einziger Sohn — aber gegen ſeinen Vater, als er noch lebte, trug der Evemichel einen Groll; denn er hatte über die Dachtraufe ſeiner Scheuer, die in Martin's Garten fiel, mit ihm proceßt und er den Proceß verloren, das vergaß er nicht. Martin's Fritz hauſte mit ſeiner Mutter, und die ſtarb ihm an der hitzigen Bruſtkrankheit. Da mußte er heirathen. Er hatte auch unter der Königsgarde gedient und war nun in der Landwehr, konnte alſo heirathen.

Eines Abends ſagte er: „Margrethchen, jetzt muß ich heirathen Nimmſt du mich?“

Margreth wurde roth bis in die Ohrläppchen und ſchwieg.

„Magſt du mich nicht?“ fragte er beſorgt. „Sag'!“

„Geh' zu meinem Vater!“ flüſterte ſie raſch und machte das Fenſter zu.

Das war ihm genug geſagt und er ging fröhlich heim; aber daheim fiel ihm das Herz in die Schuhe, denn er dachte an Evemichel's Haß gegen ſeinen verſtorbenen Vater, der auch auf ihn überging, denn er hatte müſſen einen Kandel ans Scheuerdach machen und das hatte ihn viel Geld gekoſtet. Was war da zu thun?

Jede Ehe wird auf dem Hunsrücken noch durch einen Freiersmann geſchloſſen. Zu ſolchem Geſchäft eignet ſich nicht Jeder, wei es manchem ſonſt braven Mann an der nöthigen Würde und Beredſamkeit fehlt. Meiſt gewinnt Einer als Freiersmann Ruf un Anſehen, und weiß er ſich darin zu behaupten, ſo wird ſicherlic ſelten eine Ehe geſchloſſen, ohne daß er Freiersmann geweſen iſt Dies Geſchäft iſt vortheilhaft. Es bringt ein ſtattliches Trinkgel ein, berechtigt zum Hochzeitſchmaus und ſichert lebenslänglichen Einfluß in der neu gegründeten Familie.

Wenn man von der Kirche rechts in die Borngaſſe einbog, ſo ſtand neben dem Backhaus am Brunnen ein ſchönes Haus. Darin wohnte der rothe Balthes. Das Bonmot: Roth kam von den Haaren, die jene Farbe trugen, welche man ſtammend nennen konnte, und die gekräuſelt waren, wie die eines Negers. Obgleich man das Sprüchwort hat: „Rothe Haare und Erlenholz wachſen auf übelm Boden,“ ſo iſt's doch nicht allemal wahr. Der Balthes war trotz ſeiner rothen Haare ein ordentlicher Mann. Er verſtand aber das Freien aus dem FF und hatte ein Plauderment wie ein Winkeladvocat oder ſogenannter Ferkelſtecher. Was der nicht rund brachte, blieb eckig in alle Ewigkeit. Schon gar manche recht glückliche Ehe hatte er fertig gebracht. Daher kam's, daß er aller Welt Freiersmann war und in dem Geſchäftsſache eines Rufes genoß, den er mit Keinem theilte.

Sonntags Mittags ſaß der rothe Balthes am Tiſche. Vor ihm lag die große Baſeler Bibel, darin er den Text las. Seine Frau hatte das Geſangbuch. Kinder hatte der rothe Balthes nicht.

Da ging die Thür auf und Barthel's Franz, der Wagner, trat herein und ſagte: „Guten Tag, Cumpeer!“

Balthes, der im Sonntagnachmittagswamms und im grauen Sammtkäppchen, das mit Marderpelz verbrämt war, daſaß, grüßte: „Großen Dank!“ und rückte das Käppchen.

„Was bringſt du, Franz?“ fragte er. „Du kannſt bei meiner Frau reden; du weißt, ſie hört nicht gut!“

Dem war ſo und Franz ſagte: „Cumpeer, ich bringe nicht viel, aber mein Vater will, ich ſoll heirathen.“

„Da hat er Recht!“ ſagte Balthes.

„Da ſoll ich Euch fragen, ob Ihr mein Freiersmann werden wolltet gegen Erkenntlichkeit.“

Dabei legte er zwei Thaler in Balthes Hand.

„Das läßt ſich hören, ſprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam,“ — entgegnete der rothe Balthes und ſteckte ſchmunzelnd die zwei Thaler in die Taſche.

„Wer iſt denn deine Auserwählte?“

„Evemichel's Margreth!“ verſetzte Franz.

„Ei ſieh' 'mal da!“ rief Balthes. „Du biſt kein Narr und auch kein Eſel. Wenn ich meine Frau nicht hätte, gefiel die mir auch, denn ſie iſt die Krone der Mädchen weit und breit. Will ſehen, Franz, was ich mache, und glückt's, ſo ſoll mich's freuen.“

Damit wollte Franz ſich ſchieben, aber Balthes ſagte: „Komm' auf den Sonntag wieder, ſo ſollſt du hören, wie es ſteht.“

Nun ging er mit freundlichem Adjes und empfahl noch die Sache mit den Worten: „Sparet keine Worte, Cumpeer, es ſoll auch weiter Euer Schaden nicht ſein.“

Als er draußen war, beſah Balthes die Thaler mit Vergnügen und ſagte zu ſeiner Frau: „Das iſt verdient, Agnes,“ und ſie nickte lächelnd.

Gleich darauf geht die Thür auf und Kasper's Andres trat herein, grüßte freundlich und meinte, es ſei ſchön Wetter heute.

„O ja,“ verſetzte der rothe Balthes und ſagte: „Setz' dich, Andres. Du kommſt auch nicht um des ſchönen Wetters willen zu mir. Geb' acht, ich rath's?“

„Rathet einmal!“ ſagte lachend Andres.

„Du haſt drüben zu F. ein Körbchen gekriegt, und nun ſoll ich wieder einen Henkel dazu machen!“

„O nein,“ verſetzte Andres. „Das kann ich ſelbſt. Eine reiche und hübſche Frau ſollt Ihr mir verſchaffen. Den Korb könnt Ihr für Euch behalten.“

„Da hätt' ich was Rechts!“ rief der Balthes.

„Nun, wenn Ihr einen Korb wollt, ſo kauft Euch einen, hier iſt ein Thaler!“ Damit drückte er ihm einen Fünffrankenthaler in die Hand.

„Da will ich's verſuchen,“ ſprach lachend Balthes; „obwohl der noch nicht recht ſchön wird.“

„Ei, hintennach zahl' ich, daß er Euch doch gefällt“ — ergänzte Andres.

„Aber ſag' 'mal,“ heb Balthes an, „ich meine, du führteſt Schneider's Lene nach?“

„Nachführen und heirathen iſt zweierlei,“ ſagte Andres mit einem pfiffigen Schmunzeln.

„So?“ war Balthes Antwort. „Recht iſt's nicht! Das Mädchen, das man nachführt, ſoll man auch heirathen.“

„Wollt's auch,“ ſagte Andres ernſt; „aber mein Vater will einmal, ich ſoll Evemichel's Margrethchen heirathen.“

„Und da machſt du nicht viel Sprenzpfeffer, nicht wahr? Glaub's auch. Das Mädchen iſt wie aus einem Kaufladen, ſo hübſch und nett.“

Das ſagte Balthes lachend, und der Andres meinte: er habe ſo weit nicht vom Ziele getroffen, denn das Mädchen habe es Allen angethan; nur ſei ſie ſo ſtrüf *) und man meine, ſie könne keine drei zählen; aber er hab's doch herausgeknöchelt, daß ſie eine Tochter Eva's ſei, denn er meine, der Martin's Fritz wiſſe, wie ein Küßchen von ihr ſo ſüß ſei.

„Was?“ fragte Balthes eifrig. „Meinſt du? Sollt' das ſein? Meiner Treu! das wär' ein Paar, wie's die Tauben ſeiner nicht zuſammentragen.“

„Der Martin's Fritz ſoll ſich's aber vergehen laſſen!“ rief der Andres. „Wenn er auch ein ſchön Sachſpiel **) hat, ſo hat der alte Evemichel den Dachtraufproceß noch in den Gedärmen liegen wie einen harten Stein. Ihr wiſſet, daß der lieber Alles vergißt, als verlorenes Geld. Nun, er hat auch Recht. Was hätt's dem Martin gethan, wenn er die Traufe hätt' in ſeinen Garten fallen laſſen? Man muß nicht ſo obſtinat ſein.“

„So?“ ſagte Balthes. „Hätt' mein Lebtag nicht geglaubt, daß du ſo ein Lämmchen wärſt, das ſich ſo ſtille ſcheeren ließe!

---

*) Spröde.

**) Viel Habe.

Man verſieht ſich doch an Niemand mehr, wie an den Leuten! Um was handelte es ſich doch, als du dem Barthel den Arm entzwei ſchlugſt?“

„Der hat angefangen!“ rief Andres, „und es war auf dem Nonnkircher Markte, wo es, wie Ihr wißt, ſelten glatt abgeht.“

„Ich meine,“ ſagte der Balthes, „er hätte ein Fenſter in ſeine Stube brechen wollen, das in Eure Pütz ging?“

„So war's auch,“ ſagte Andres; „aber es war doch kein Proceß!“

„Freilich,“ entgegnete Balthes, „du zahlteſt den Gregorius *) und die Salben in der Apothek, und ackerteſt ihm ſein Feld, weil er nicht konnte. Nun, das war nichts als ein Stopfen ins Maul! — Koſtete aber viel!“

„Ob nun der fette Vergleich oder dort der magere Proceß mehr war, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß der Barthel des Evemichel's Schwager iſt.“

„Himmel und Erde!“ rief Andres, „das wäre ſchlimm, wenn er noch dran dächte!“

„Kurze Gedanken und lange Bratwürſte ſind hübſche Sachen,“ verſetzte der rothe Balthes, „aber ich glaub', der Evemichel hat beides lang.“

„Meint Ihr?“ fragte Andres.

„Was kann man meinen?“ war Balthes Antwort. „Wart's ab, ſagt der Jeſuſ.“

Nicht ganz geheuer war's dem Andres, als er ging.

Balthes ſagte zu ſeiner Frau: „Zwei Thaler und ein Thaler macht drei Thaler und noch zehn Groſchen. Das iſt ein guter Taglohn heute, Agnes, meinſt du nicht?“

„Du haſt aber dem Andres den Kümmel gerieben!“ ſagte ſie.

„Das iſt ein frecher Bub' und meint, er wäre überall Hahn im Korbe,“ ſagte der Balthes; „dem muß man ein bischen aufſtechen. Weißt du, wem ich das Mädchen gönnte? dem Fritz! Ob es wahr

---

*) Chirurgus.

iſt, daß es die Zwei mit einander haben, wie die Buben die Vogelsneſter?“

Als er eben dieſe Worte geredet, trat Fritz herein. Er war des Balthes naher Verwandter.

„Ei, Vetter,“ rief ihm der Balthes zu, „du ſiehſt ja drein wie geronnene Milch! Hat dich der Evemichel bei dem Margrethchen ertappt?“ — Er dachte: friſchweg kommſt du der Sache auf den Grund!

„Vetter, ſcherzt nicht,“ ſagte Fritz, aber er war roth geworden wie ein Mädchen. „Wie ſollt' der mich ertappen? Ich habe nichts mit dem Mädchen!“

„Es vielleicht mit dir,“ bemerkte ſpottend Balthes. „Das koſtet ein Geld.“

„Wie kommt Ihr zu ſolchen Reden?“ fragte Fritz ärgerlich.

„Der Andres ſagte eben, du wüßteſt, wie ein Kuß von ihren rothen Lippen ſchmeckte.“

„Der Eſel!“ rief zornig der Jüngling. „Wart', ich ſtopf' ihm ſein böſes Maul. Das iſt Grimm, weil das Mädchen dem Krakeeler abſchlug, mit ihm auf die Kerwe zu gehen!“

„Mit dir wär's wohl lieber gegangen?“ fragte liſtig Balthes.

„Wer weiß es?“ war Fritzen's Antwort.

„Ich!“ rief Balthes.

„So wißt Ihr mehr wie ich,“ verſetzte Fritz.

„Oder weniger!“ fiel ihm Balthes ſchnell ins Wort. „Vergeſtern Abend ſtand Einer bei dem Margrethchen am Hinterfenſter, der meinem Vetter Fritz glich, wie ein Haar dem andern auf meimem Kopfe, denn ſie ſind alle roth. Meinſt du, ich wäre blind, Bübchen?“ ſetzte er lachend hinzu, „brauchſt nicht roth zu werden, ich hab's gerade ſo gemacht. Gelt, Agnes? Und einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren.“

Der Fritz ſtampfte mit dem Fuß auf. „Verdammt!“ rief er. „Ich kam zu früh.“

„Glaub's auch,“ ſagte Balthes. „Alſo ſonſt kamſt du ſpäter? Aha, der Vogel ſitzt im Meiſenkarren, Agnes!“

Beide lachten laut auf; am Ende lachte Fritz mit.

„Weil's Euch denn bekannt iſt, will ich's nicht leugnen,“ ſagte er. „Ja, Vetter, wir haben uns lieb, und darum komm' ich, Euch um Euer Wort beim Evemichel zu bitten. Ich will's kurz machen.“

„Ach, du armer Fritz,“ ſagte Balthes, „Du biſt der Dritte, der heute kommt und um das Mädchen will gefreit haben.“

Fritz erbleichte. „Wer iſt's denn geweſen?“ fragte er.

Balthes nannte ſie. „Alle Beide ſchwere Burſche,“ ſagte er. „So ſchwer wie du auch! Und der alte Evemichel hat auf deinen Vater einen alten Pick. Hält er den noch, dann ſteht's ſchlimm.“

Fritz ſaß lange ſtill da und ſah in eine Ecke. Dann ſeufzte er tief auf und Agnes meinte, es habe ſo feucht in ſeinen Augenwinkeln geglänzt.

„Vetter,“ ſagte er, „Ihr ſeid mein nächſter Verwandter, habt ſtets wie ein Vater an mir gethan. Glaubt Ihr, daß ſie eines Andern Frau wird?“

„Kind, Kind,“ ſagte Balthes, „du vergißt, daß ich des Menſchen Gedanken nicht kenne. Die ſind nur Gott bekannt. Aber geſetzt auch, es ſchlüge fehl, willſt du auf und davon gehen?“

„Ja,“ ſagte Fritz feſt; „dann capitulir' ich und werde Soldat. Mir kräht kein Hahn nach!“

„Aber ein Paar ſchöne Augen weinen dir nach,“ ſagte Agnes.

„Aber,“ entgegnete Fritz, „ein Paar ſchöne Augen dürfen mir dann nicht mehr lächeln!“

„Das iſt wahr,“ ſagte Agnes, die Baſe. „Es ſollte mir leid um Euch Beide thun. Balthes,“ wandte ſie ſich an dieſen: „Rede ſüß wie Honig und beweglich wie der Pfarrer, wenn er über den Jüngling von Nain predigt. Ein Menſchenherz iſt kein Wacken, *) und dir iſt ſchon Manches gelungen.“

Balthes ſtrich durch die rothen Haare: „Könnt' ich euch zuſammenbringen, ſo wollt' ich hüpfen vor Freude! Ich will Alles

---

*) Quarz.

überlegen und — verlaß dich drauf, was ich dir thue, thue ich Niemanden ſonſt.“

Fritz drückte ſeine Hand und ging. Geld gab er nicht. Es wäre eine Beleidigung geweſen.

Abends paßte der Andres auf; aber Fritz ahnte es und — kam nicht. So war's auch an den folgenden Abenden. Und da Balthes im Wirthshauſe den Andres einen Lügner nannte, ſo zerſchlug ſich das Gerede bald wieder. Dem Fritz aber empfahl er Vorſicht, denn erführ's der Alte, ſo war vollends Feuer im Dache.

II.

> Wie lang bleibt doch der Freiersmann,
> Ich kann es kaum erwarten.
>
> Freiſchütz.

„Gut Ding will Weile haben,“ ſagte der rothe Balthes, als ſeine Frau, die Agnes, ſagte: „Du vergißt ja ganz deiner Freierei!“ „Für Drei an Einer freien!“ rief Balthes, „das iſt mir noch nicht vorgekommen. Meinſt du, das wär' ſo leicht, als Haſelnüſſe krachen? Da es aber heute Sonntag iſt, ſo geh' und hol' mir den Hochzeitsrock, und ich will ſehen, wie's ablauft.“

Agnes holte den Rock und den Hut, und Balthes ſchritt ganz pathetiſch in Evemichel's.

Margrethchen ſah ihn am Fenſter. Als er aber ſein ſpitzbübiſches Geſicht machte, mit den Augen blinzelte und ihr zunickte, da ſloh ſie wie ein geſcheuchtes Reh in ihr Stübchen und betete leiſe weinend zu Gott, daß er ihrer Eltern Herz zu ihrem Glücke wende.

Die Alten, Eva und Michel, waren allein.

Die Sittte fordert, daß man den Freiersmann, wenn er willkommen iſt, mit Ehren empfange. Heißt ihn die Mutter ſich ſetzen, ſo iſt das eine gute Vorbedeutung. Trägt ſie Butter, Käſe und ein

Glas Schnapps auf, ſo iſt hundert gegen eins, ſoferne man um den werbenden Jüngling weiß, daß ih[illegible]in Korb bevorſteht.

Balthes trat mit Würde und Anſtand ein. Er grüßte ſehr höflich.

„Großen Dank, Cumpeer,“ ſagte Michel, und die Mutter rückte einen Holzſtuhl und ſagte: „Sezt Euch, Cumpeer Balthes;“ aber ſie holte kein Eſſen.

Das geht gut! dachte dieſer und ſagte: „Geht's bald ans Flachsbrechen und ans Dreſchen?“

„Mit dem Flachsbrechen,“ ſagte Michel, „wird meine Eve und Margreth fertig, aber zum Dreſchen fehlen die zwei Arme in Berlin.“

„Freilich,“ entgegnete Balthes, „aber ich wüßte Rath?“

„Welchen?“ fragte Michel.

„Schafft Euch zwei andere an die Stelle, Cumpeer!“ ſagte Balthes.

„Ihr habt Recht,“ ſagte Michel, der wohl verſtand, wohin Balthes ſteuerte, aber der Sitte gemäß ausbeugte: „ich will mir zu Weihnachten Kuhhirtens Peter als Knecht dingen; das iſt ein tüchtiger Kerl, der Armenſchmalz und guten Willen hat.“

„Dem müßt Ihr vierzig Thaler und die Koſt nebſt doppeltem Zubehöre geben,“ ſprach Michel; „mein Rath iſt beſſer. Ein Schwiegerſohn ſchaffet umſonſt.“

„Ihr habt gut reden,“ ſagte Michel. „Wo ſoll der herkommen?“

„Ich habe Drei für Einen in dem Sacke,“ ſagte Balthes.

„Wenn ich auch das für einen Scherz nehme,“ ſagte Michel, „ſo dürfſt' ich eben auch im Scherze ſagen: ſo ſtellt ſie auf den Tiſch!“

„Cumpeer,“ ſagte Balthes und ſtand auf, „dies Mal hat der Scherz ein Ende. Es iſt ſo. Ich komme für Drei als Freiersmann.“

„Ihr treibt Euren Spaß weit!“ verſezte Michel.

„Bei Gott, ich ſcherze nicht!“ rief Balthes.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Mutter aus und ſchlug die

Hände zuſammen. „Drei! da würde unſer einem ja die Wahl ſchwer!“

„Unverſucht ſchmeckt nicht,“ entgegnete Balthes. „Darf ich reden?“

„Redet, Cumpeer, ich höre!“ verſetzte Michel, und die Spannung ſeiner Seele leuchtete aus jedem ſeiner Züge.

„Fürs erſte,“ hob Balthes an, „hat Euch Gott mit einer Tochter geſegnet, die ihres gleichen ſucht und nicht findet, ſowohl an Schönheit der Leibesgeſtalt, als an Fleiß, Sittſamkeit und Tugend. Da iſt es kein Wunder, wenn außer den Augen der jungen Burſche auch die der Väter und Mütter auf ſo eine Perle fallen. Da iſt zuerſt der Berthel im Unterviertel, der hat einen braven Sohn, den Franz Er hat gedient, iſt in der Landwehr, verſteht ſein Ackern und Säen und hat ſein ſchönes Haus nebſt Zubehör, wie Ihr wißt, und ſein gutes Handwerk. Dreißig Morgen Acker ſind ſein Erbe, und zehn Morgen Wieſen ſind auch ein Wort. Im Rech grenzt Ihr an ihn, im Langberg, im Graben, und wenn ich alle die Aecker nennen wollte, wo er neben Euch liegt, und wo alſo die jungen Leute gleich ein ſchönes Stück zuſammenliegen hätten, ſo hätt' ich viel zu thun; Ihr wißt das beſſer. Drum komm' ich und werbe für ihn um Euer Kind, und wünſche, daß Ihr ja ſaget.“

„Das Wort iſt gut,“ ſagte Michel mit ernſter Miene, „aber Ihr ſprachet von Drei, Cumpeer; ich will keinen auf die Zehen treten. Laßt hören, wer die zwei Anderen ſind, damit ich meinen Entſchluß faſſe.“

„Nun,“ hob der rothe Balthes wieder an, „der andere iſt Kasper's Andres. Zwar iſt er ein wenig ein Krakeeler, aber die raufigen Burſche geben die beſten Männer. Jugend hat nicht Tugend, das Alter aber Weisheit auf dem Kopf, und Weisheit drin. Es iſt ſchon Mancher ein tüchtiger Hausmann und Ehemann geworden, der ein luſtiger und trutziger Burſche war, und auf dem Nonnkircher Markte ſtark dreinſchlug. Ich denke,“ ſagte Balthes mit einem ſchalligen Lachen, „das wißt Ihr am beſten an Euch ſelbſt. Was aber ſeine Sach' betrifft, ſo wißt Ihr, daß er ein reicher Burſch iſt und nur mit Zwei theilt."

„Alles wahr," ſagte Michel. „Wer iſt der Dritte?"

„Das iſt der bravſte, ſchönſte, fleißigſte Jungburſch im Dorfe, der Herr ſeiner Sach', Herr im eigenen ſchönen Hauſe, Scheuer und Hof iſt; der unſtreitig die ſchönſten Aecker und Wieſen hat, der nie Streit, nie Schlägerei hatte, nie vor Amt war, niemals beſoffen geſehen wurde, und der Euch, ſeine Schwiegereltern, auf den Händen tragen würde; ich meine Euern Nachbar, Martin's Fritz."

Als Balthes den Namen ausſprach, blickte Eva mit dem Ausdrucke der Beſorgniß auf Michel's Geſicht. Er ſah kalt und gleichgültig zur Erde, doch zuckte ein unverkennbarer Unmuth über die Züge, als Balthes den Namen nannte. Kein Wort kam indeß über die Lippe.

Balthes griff in die Taſche und zog ein Papier heraus, das er Michel hinreichte. „Ihr wißt," ſagte er dabei, „wir haben keine Kinder und keine nahen Erben. Wir können mit unſerer Sach' machen, was wir wollen. Da haben wir's denn dem braven Fritz vermacht. Das bleibt aber unter uns hier geſagt!"

Der Alte las es durch und gab's zurück, ohne ſeine Miene nur ein kleinwenig zu verändern.

Balthes wartete eine Weile, dann ſagte er: „Nun, wie ſteht's?"

„Wie ſoll's ſtehn?" ſagte Michel. „Laßt mir acht Tage Bedenkzeit. So etwas will überlegt ſein."

Damit mußte ſich der Balthes zufrieden geben. Er blieb noch ein Weilchen, dann ſagte er gute Nacht und ging heim.

„Das iſt eine kurioſe Geſchichte!" ſprach kleinlaut Eva. „Andere kriegen keine, Margreth Drei auf einmal. Soll ich's ihr ſagen?"

„Drückt's dir ſchon wieder das Herz ab?" fragte Michel zornig. „Kann doch ſo eine Weibszunge nicht ruhen noch raſten, bis ſie geplappert hat, was ſie weiß. Ich ſage dir, das Mädchen darf nichts wiſſen, und du ſchweigſt!"

Das war eine kräftige Ordre, die ſie ſich zu Herzen nahm. In ihrer Ehe beſtand Frieden, denn Eva war eine kluge Frau. Sie wußte, wo ſie ſchweigen mußte, und that's. Wenn ſie auch die Hoſen nicht hatte, ſo ging doch gar Vieles nach ihrem Sinn, ohne daß es Michel merkte. Sie wußte ſo geſchickt die Sache einzufädeln, daß er meinte, ihre Gedanken ſeien ſeine eigenen, und das iſt ſo die rechte Art pfiffiger Weiber. Diesmal ſchwieg ſie, aber als ſich Abends Michel im Bette herumwarf, ſagte ſie: „Haſt du Leibpein? Soll ich dir ein Schnäpschen holen?“ Sie wußte aber recht gut, wo die Pein ſaß.

„Nein,“ ſagte er, „die verfluchte Geſchichte geht mir im Kopfe herum, daß ich gar nicht einſchlafen kann. Der Franz gefiel mir am beſten, aber ſeine Mutter iſt eine Kratzbürſte. Da iſt mir mein Kind zu lieb, als daß es als Schnerch *) ſolch einer Zaunſcheere zwiſchen die Meſſer kommen ſollte. Die ſollt's wüſt **) beſchneiden und ihm das Muß auf dem Kopfe hacken. Sie iſt ein rauhelich ***) Weibsbild, die mit Niemand im Frieden lebt. Der Bub' iſt ſonſt ſo ſo — la la!“

„Ach, leider ja,“ ſagte Eva. „Ich ſehe doch, wie du ein recht treuer Vater biſt. Obgleich du Herr im Hauſe biſt, ſo muß ich doch auch ſagen, der gefiele mir gar nicht für unſer ſchönes Kind.“

„Und der Andres,“ fuhr, geſchmeichelt durch das Anerkenntniß ſeiner Hausherrſchaft, Michel fort, „iſt ein grober Krakeeler, der den Leuten gleich Arm und Beine entzweiſchlägt. Denkſt du noch an die letzte Geſchichte?“

„Freilich denk' ich dran!“ ſeufzte Eva. „Der würde mit ſeinem Hitzkopf auch 'mal unſer Kind traktiren.“ †)

---

*) Schwiegertochter.

**) Häßlich.

***) Inbegriff alles Deſſen, was zu verabſcheuen iſt.

†) Durchprügeln.

„Er hat keinen Reſpect vor dem Alter, fuhr Michel fort, „und am Ende ſchlüg' er mir ſelbſt 'mal eins über's Dach.“ *)

„Du gäbſt ihm zwar Kapital und Zins zurück,“ verſetzte Eva, „aber es wäre doch erſtaunlich ſchlimm, wenn wir ſo den Leuten im Munde herumgingen, und wer ſich die Naſe abſchneidet, ſchändet ſein Angeſicht, ſagt das Sprüchwort.“

„Und vollends der Fritz,“ fuhr Michel fort, „ich kann den Proceß nicht vergeſſen!“

„Den hat er ja nicht geführt,“ bemerkte Eva, „und —“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ fiel ihr der Mann in die Rede.

„Aber er iſt brav,“ ſagte ſie.

„Er iſt ſo ein Duckmäuſer und haben's alle hinter den Ohren!“ ſagte er.

„Bedenk' aber einmal, es iſt keine Schwiegermutter im Hauſe, das Gehöfte grenzt an uns. Er hat herrliche Aecker und das Vermächtniß!“

„Alles gut,“ entgegnete Michel, „aber der rothe Balthes hat böſe Milch getrunken und — rothe Haare! Der kann's noch hundertmal umſtoßen — und in Summa — ich will Den nicht zum Eidam, deſſen Vater mich vor Amt brachte; denn meine Eltern und Großeltern konnten zu ihrem Ruhme ſagen: ſie ſeien nie vor der Herrſchaft geweſen, und um den Ruhm hat mich ſein Vater gebracht. Still von Dem, da wird nun und nimmer etwas draus!“

Damit legte er ſich herum.

„Aber was willſt du denn thun, Michelchen?“ fragte die Frau mit einem Seufzer.

„Nichts!“ war die Antwort.

„Aber was ſoll das heißen?“ fragte ſie noch einmal.

„Sie kriegen alle einen Korb und damit holla!“ Das Holla

---

*) Kopf.

war immer das letzte Punktum. Hatte Michel das ausgeſprochen, ſo biß keine Maus mehr einen Faden ab. Fünf Minuten ſpäter ſchnarchte er, und das war das ſichere Zeichen tiefen Schlafes.

„Armes Kind!“ ſeufzte die Mutter, denn ſie allein ahnete, daß Fritz ihres Kindes Herz beſaß.

III.

> Es konnte wohl ein Jawort ſein,
> Doch iſt es jetzt ein Nein;
> Es iſt ein kitzlich Ding das Frei'n,
> Drum rath' ich, laß es ſein!
>
> Volkslied.

Der rothe Balthes war richtig nach acht Tagen wieder da, ſeinen Beſcheid zu holen, aber er ſah ſchon an Michel's krauſer Stirne, daß das Wetter nicht klar war, und Margrethchen's rothgeweinte Augen waren auch kein Freudenboten. „Es muß gewagt ſein,“ hatte er zu ſich ſelbſt geſagt, und ſo trat er feſt in die Stube, wo ſein Gruß höflich erwiedert wurde.

Alsbald kam Eva, ſetzte Butter, Käſe, Brod und ein Glas Branntwein auf den Tiſch, und lud Balthes ein, zuzulangen.

„Danke,“ ſagte er; „ich ſehe ſchon, woher der Wind weht. Macht's kurz, Cumpeer Michel, macht's kurz, denn mir braucht man nicht mit dem Scheuerthor zu winken. Alſo alle Drei abgewieſen?“

„Fragen und antworten macht die Rede,“ ſagte Michel. „Seht Ihr, Cumpeer Balthes, ich hab' mir die Sache überlegt. Mein Kind iſt noch jung; die Mutter will's noch beſſer in der Haushaltung anführen. Es iſt aller Ehren werth, was Ihr mir angetragen, aber ich möchte von den Burſchen keinen beleidigen. Darum mein ich ſo, es wär beſſer, ich gäb das Mädchen keinem von den Drei.“

„Ihr habt Euern freien Willen,“ ſagte Balthes: „aber

Mädchen und Eier ſoll man nicht lang aufheben, ſagt das Sprüchwort. Doch — thut, was Ihr wollt. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Wär ich an Eurer Stelle, ich hätt's dem Fritz gegeben, der iſt der Bravſte von allen."

„Der?" fiel ihm Michel in die Rede; „nein, der kriegt ſie niemals. Ich kann den Proceß nicht vergeſſen."

„Der Chriſt ſoll vergeſſen," ſagte Balthes. „Unſer Herrgott kann einen heimſuchen, Cumpeer, vergeßt das nicht! Doch, ich hab hier nichts mehr zu thun."

Er nahm ſeinen Hut und ging mit kurzem Gruß.

Abends kam Franz.

„Wie ſteht's?" fragte er.

„Du haſt einen Korb," ſagte Balthes. „Tröſte dich."

Franz kratzte ſich hinter den Ohren. „Wenn's nur Niemand erfährt," ſagte er.

„Sollt ich dir rathen, ſo freiteſt du morgen ſchon an des Müllers Stinchen. Das iſt auch ein hübſches Mädchen und kriegt was Schönes mit."

„Meiner Seel! Ihr habt recht," ſagte Franz. „Mein Vater meint das auch, wenn's etwa mit der Evemichel's Margreth nichts wäre. Thuet mir den Gefallen und freiet für mich bei ihr."

Als er fort war, ſagte Balthes: „Agnes, wie gefällt dir das?"

„Er iſt leicht getröſtet," antwortete ſie, „und die Lieb' iſt nicht weit her. Er hat die Aecker heirathen wollen, das Mädchen nicht. Wohl ihr!"

Nicht lange darnach kam auch der Andres. Er lachte laut auf, als er eintrat.

„Ich komme, mein Urtheil zu holen, ſteht's gut?"

„Hätt'ſt du nicht den Arm zerſchlagen," ſagte Balthes.

„Ei, du alter Spitzbube!" rief der Andres. „Hat er daran gedacht. Alſo nichts! Pah, was mach' ich mir draus! Schneider's Lene bleibt mir doch, und heute hab ich einſtweilen den Alten gefragt. Dem iſt's recht. Sagt dem Evemichel, er ſollt' mir aus der Bahn bleiben, ſonſt ſteh' ich ihm nicht für ſeinen Arm! Das Mädel ſoll er in den Glasſchrank ſtellen, daß es nicht roſtig wird. Kommt, Balthes, geht mit mir ins Wirthshaus, ich zahl' ein paar Schoppen."

„Mag heute nicht," ſagte Balthes.

„Dann Adjes!" rief Andres, ſeinen Zorn verbergend, und ging.

„Auch leicht getröſtet, obgleich der Schimpf ihm nahe geht," ſagte Balthes zu ſeiner Frau.

„Der verdient's nicht beſſer," meinte Agnes. „Es iſt mir lieb um das ſchöne Mädchen.

„Aber geb acht, das ſchwerſte kommt noch."

Es war mittlerweile die Dämmerung gekommen. Jetzt ſchlich Fritz in die Stube.

„Wollte Gott, ich könnt' dir Gutes ſagen," nahm Balthes das Wort, als ſich Fritz ſtill in die Ofenecke ſetzte; „aber der Alte iſt hart wie Stein. Von dir will er nichts wiſſen, weil dein Vater ihn vor Gericht gebracht. Schlag' dir das Mädchen aus dem Sinne, Fritz!"

„Ich kann nicht," ſagte Fritz, und ſeine Stimme zitterte.

„Iſt alle Hoffnung aus?" fragte er nach einer Weile.

„Ja," war Balthes kurze, aber entſcheidende Antwort. „Du kriegſt das Mädchen nicht mit ſeinem Willen."

„Und ohne ihn nimmt ſie mich nicht," ſagte Fritz. „So bleibt mir nichts übrig, als was ich geſagt. Mein Gut verpacht' ich, mein Haus miethet der Leinenweber Peter, und ich geh' unter die Soldaten. Trifft mich eine Kugel, ſo iſt's aus, und Hab' und Gut verſchreib ich der lieben Margreth."

Agnes ſchluchzte leiſe. Balthes ſaß ſtille da. „Fritz," ſagte er endlich, „mach' keine Bubenſtreiche, die dich heut' oder morgen reuen. Ich weiß, das Mädchen bleibt dir treu. Laß Gras drüber wachſen. Wer weiß, wie bald ſich die Geſtalt der Sachen ändert. Man muß nicht gleich verzagen, wenn einem nicht Alles nach Sinn geht. Die Mutter, das hab' ich weg, iſt dir gut. So ein Tröpflein nach dem andern höhlt auch den härteſten Stein aus.

Halte dich ſtill, thue deine Arbeit und laß Gott ſorgen. Sollſt du ſie haben, und der Pfarrer ſagt ja, die rechten Ehen würden im Himmel geſchloſſen, ſo mag der Alte ſich drehen, wie er will, du kriegſt dein Mädchen doch. Soll's nicht ſein, ſo haſt du zum Fortlaufen immer noch Zeit, und die Welt iſt dir nicht zugenagelt. Das iſt ſo meine Meinung, und ſie iſt gut."

„Gewiß," ſagte Agnes. „Ich bin mit der Eva confirmirt worden, ich will mit ihr reden. Du kannſt dich drauf verlaſſen."

So und mit noch viel anderen Reden brachten ſie endlich den Fritz herum, daß er ſeinen Plan vorerſt aufgab; aber es war ein tiefes Leid in ſeiner Seele, und als er wegging im Dunkel, ſagte Agnes mit Thränen: „Da ſieht man die rechte Lieb', die warm im Herzen ſitzt. Ich habe wohl das leiſe Wort gehört, das er ſo heraushauchte: Ach, wär' ſie doch bettelarm! Siehſt du, Balthes, der will das Mädchen und nicht ſein Geld und ſeine Aecker, und nicht, weil's ſein Vater will!"

„Weiß es wohl," ſagte Balthes, „drum thut's mir auch leid. Der Alte vergißt niemals eine Beleidigung, aber ich hab' ihm geſagt, der liebe Gott konnt' einen knaſſen, *) daß man mürbe würde, der meint aber, reiche Leute treffe der liebe Gott nicht. Es iſt auch noch nicht aller Tage Abend da! Mich jammert das ſchöne, gute Mädchen ſo viel, wie der Fritz. Die Zwei ſind offenbar für einander geſchaffen, denn ein ſchöneres und braveres Paar kenne ich nicht. Was ich thun kann, thue ich gewiß, ſie zuſammenzubringen."

All die gute Meinung des Freiersmannes blieb aber ohne Erfolg. Der alte Evemichel wankte nicht; Agnes redete mit Eva und ſagte ihr, wie Margreth und Fritz ſich lieb hätten. Eva ſeufzte. „Weiß es wohl," hatte ſie geſagt, aber hinzugefügt: „Meines Mannes Sinn iſt nicht zu brechen. Mein Kind ſeh' ich mit Herzeleid hinwelken und kann nicht helfen. Er iſt wie mit

---

*) Beugen, ſchwer treffen.

Blindheit geſchlagen, er ſieht des Kindes Leid nicht und wie ſeine Wangen bleichen. Gott helfe uns!“

Der Fritz ging ſtill und traurig herum. Man ſah ihn nicht in den Maien der jungen Leute. Er ſaß bei Balthes. An der Kerwe war er nicht bei der Muſik, ſondern über Feld gegangen. Mit Margreth durfte er auch nicht koſen am Fenſterlein, denn der Andres paßte ihm auf, und hörte es der alte Evemichel, ſo war der Teufel ganz los, und Margreth hatte die Geſchichte auszutunken.

Margreth litt viel. Alle Lebensluſt ſchien aus der muntern Seele gewichen. Sie ſang nicht mehr zu ihrer Arbeit, ſie mochte nicht mehr Maien gehen, ſie weigerte ſich, an der Kerwe die Muſik zu beſuchen, ſie blieb daheim, und die Mutter mochte ihr zureden, wie ſie wollte, ihre Thränen floſſen.

Die beiden anderen Freier hatten ſich über das empfangene Körbchen bald getröſtet; denn etwa ſechs Wochen ſpäter hielt Franz Hochzeit mit der Müllerstochter, und nicht lange darnach Andres mit Schneider's Lene.

Für Margreth fehlte es an Freiern nicht, aber Balthes ſagte zu ihnen: „Gebt's auf, Ihr kriegt das Mädchen nicht,“ und ſie ließen's. Ein auswärtiger Burſche hatte auch gefreit und der alte Evemichel hätt's gern geſehen, aber das Mädchen ſagte: „Ich heirathe nicht!“ Und dies Wort ſprach ſie mit ſolcher Beſtimmtheit, daß Michel erſchrack. Dann ſagte er: „Meinetwegen, ſo mag ſie der Jacob in die Haushaltung ſchlachten!“ *)

Er war ein harter Mann.

Im Advent aber ereignete ſich ein Unglück, deſſen Umfang Niemand ahnete.

In einem Häuschen in der Berngaſſe brach Feuer aus. Dort ſtanden noch Häuſer und Scheuern, die Strohdächer hatten, rechte Träger der Flammen. Unglücklicherweiſe grenzte an Evemichel's Haus eines Nachbars Scheuer, die noch ein ſolches Dach deckte.

---

*) Eine beliebte Redensart, die aus dem bäuerlichen Leben genommen iſt, wenn auch ſehr trivialen Urſprunges.

Im Zeitraume einer Viertelſtunde ſtanden zwölf Gebäude, volle Scheuern und Häuſer, in lichten Flammen. Es war ein Feuermeer, wie man es niemals erlebt. Ein wilder Nordwind blies mit unwiderſtehlicher Macht, und trug die Büſchel brennenden Strohes weit über die Brandſtätte hinaus. Alle Leute hatten den Kopf verloren, und wenn nicht die Nachbarn von anderen Dörfern herbeigeeilt wären, würde ohne Zweifel das ganze Dorf eine Beute des Feuers geworden ſein.

Als trotz alles Arbeitens auch die Scheuer neben Evemichel's Haus zündete, ſtürzte Fritz in Evemichel's Haus. „Rettet, was Ihr könnt," rief er. „Schaffet Alles in mein Haus, das ſteht frei und ſicher!"

Michel ſtand leichenblaß da und rief: „Faß an, Fritz, und helf' uns!" Auch Balthes und Agnes kamen. Man trug Kiſten und Kaſten, Betten, Weißzeug, Zinn, Alles von Werth, hinüber in Fritzen's Haus; aber es half Nichts.

Als ſie noch unten räumten, brannte ſchon die Scheuer und eben das Haus, und als der eiſigkalte Morgen tagte, war Alles ein rauchender Trümmerhaufen.

Es iſt in der That ſo, wie der rothe Balthes geſagt hatte, ein reicher Bauer meint, des lieben Herrgotts Arm reiche nicht zu ihm hinan; Unglück ſei nur für Bettelleute. Trifft's darum einmal ſo Einen, ſo geberdet er ſich wie unſinnig. Gerade ſo ging's mit dem alten Evemichel, der hatte auch den Kopf vollends verloren. Es ſchien, als ſei er innerlich zuſammengeknickt. Immer klang des rothen Balthes Wort ihm in den Ohren: Der liebe Gott kann Einen knaſſen; man muß verzeihen!

Morgens holte Balthes alle Drei, den Michel, die Eva und Margrethchen in ſein Haus und machte einen Kaffe, wie Kindtaufkaffe ſo ſtark. Der erquickte ſie; aber aus Eva's Augen rieſelten Thränen, Margreth ſaß ſtille da und Michel ſtarrte in eine Ecke, und hörte und ſah nicht.

Als der Kaffe getrunken war, ergriff Balthes Michel's Hand und ſagte: „Cumpeer, ich meine, jetzt ſollte man in die Zukunft denken, nämlich, wo Ihr eine Unterkunft findet. Es iſt Winter, da iſt nicht zu ſpaßen und zum Bauen iſt's keine Zeit.“

„So?“ fragte Michel ganz verwirrt. „Ja, aber, wo ſollen drei Menſchen und ihre gerettete Sach' unterkommen, wo? frag' ich.“

„Ich weiß Rath,“ ſagte Balthes.

„Du!“ rief Michel.

„Ja, ich,“ entgegnete Balthes. „Der Martin's Fritz iſt bei mir geweſen,“ ſagte er. „Der will Soldat werden freiwillig, und da er dann ſein Haus nicht braucht, will's der Jung Euch geben ohne Zins, bis Ihr gebauet habt, und wenn's drei Jahre währt.“

Michel war geizig. An die Möglichkeit eines ſolchen Anerbietens hätte er in ſeinem Leben nicht gedacht; darum überraſchte es ihn über die Maßen. Er glaubte es nicht.

„Balthes,“ ſagte er, „zum Stußmachen *) iſt jetzt keine Zeit, und ich bin zu alt dazu, daß ſo ein Milchbart Spott mit mir treibt.“

„Seid Ihr toll, Cumpeer?“ fragte eifrig der rothe Balthes. „Meint Ihr, der Fritz ſpaße, oder ich treibe Stuß mit Euch oder Uz **) in Eurem Unglück? Fehlgeſchoſſen! Wir Zwei ſind keine Buben mehr, die Schneeballen machen! Ich ſag' Euch, es iſt purer, ſteifer Ernſt.

Margreth zerdrückte zwei heiße Thränen, und doch lag etwas Frohes in ihrer Bruſt, denn Fritz handelte brav.

„Umſonſt wohnen Bettelleute,“ ſprach Michel, bei dem ſich, Fritz gegenüber, der Bauernſtolz dehnte. „Soll ich wohnen in Martin's Fritz ſeinem Hauſe, ſo will ich Zins geben. Ein Bettler bin ich noch nicht. Warum will aber der Bub' Soldat werden?“

„Weil Ihr ihm die Margreth nicht geben wollt,“ ſagte raſch Balthes.

Margreth eilte weinend hinaus.

---

*) Spaß.

**) Spott.

„Das iſt ſo Bubentrotz,“ rief der Alte. „Was liegt aber mir dran? Er mag gehen und ſich die Hörner ablaufen.“

„Ich möcht's nicht auf meinem Gewiſſen haben, aus Haß gegen den verſtorbenen Vater den Sohn in die Welt und in den Krieg zu treiben, wo er todtgeſchoſſen werden kann, oder krumm und lahm,“ verſetzte Balthes. „Meiner Seel! Ihr ſeid doch gelnaſt worden vom lieben Gott. Iſt denn Euer harter Sinn noch nicht erweicht? Seht zu, ſeht zu, daß Euch Gott nicht noch härter heimſucht.“ Mit dieſen Worten ging er hinaus.

Wer in Evemichel's Seele hätte leſen können, würde einem mächtigen Kampfe begegnet ſein. Daß Balthes ſein Unglück als ein Strafgericht Gottes dargeſtellt, das über ihn gekommen ſei wegen ſeines harten Kopfs und Herzens, das fuhr wie ein zermalmender Blitz in ſeine Seele; daß er an des Martin's Fritz ſeinem Unglücke ſollte Schuld ſein, das ergriff ihn mit Gewalt und rüttelte ſein Gewiſſen aufs Neue aus dem Schlummer der Selbſtgenügſamkeit auf. Und nun ſollte er in ſein Haus ziehen, zu ihm? Da ſtrebte der Stolz entgegen. Und doch — wohin ſonſt? Es waren neun Familien obdachlos. Er hatte viel gerettet. Wo ſollte er's bergen, wo wohnen? Und es war Winter.

Das ging in ſeiner Seele durcheinander, wie wenn der Sturm die Wellen hebt und ſenkt, und heftig durcheinanderwirft und rüttelt.

Eva ſaß in der Ecke und weinte. Sie ſah, daß die Seele ihres Mannes viel arbeitete, darum wagte ſie's nicht, jetzt mit ihm zu reden. Sie meinte auch, es ſei beſſer, ihn ſich ſelbſt zu überlaſſen, damit ſich der Sturm friedlich lege. Wußte ſie doch aus Erfahrung, daß, wenn ſie jetzt ihm zuredete, er gewiß das Entgegengeſetzte von dem wählen würde, wofür ſie redete.

Er ſtand auf, ging auf und nieder, rückte das Käppchen von einem Ohre zum andern, kratzte ſich, brummte halblaut, ohne daß zu verſtehen war, was er ſagte. Zuletzt knöpfte er ſeinen Bruſtlatz *)

---

*) Weſte.

auf und der Länge nach wieder zu. Das war das Zeichen der heftigſten Gemüthsbewegung.

„Soll ich bei dem Sohne meines Feindes wohnen, umſonſt, wie ein herumziehender Keſſelflicker?“ rief er plötzlich ſtillſtehend aus. „Nein! lieber will ich unter freiem Himmel campiren! *) Schmach und Drangſal iſt über mich gekommen, aber betteln will ich nicht, lieber ſterben!“

Das Wort ſchnitt Eva durch die Seele und ihr Inneres empörte ſich; „Michel, Michel,“ rief ſie aus, „die Hand des Herrn hat dich gefaßt, aber dein Hochmuth iſt noch nicht gebeugt, dein hartes Herz noch nicht gebrochen. Meinſt du, er könne dich nicht noch tiefer knaſſen und knicken? Siehe zu, Gott läßt ſich nicht ſpotten!“

Michel fuhr zuſammen, als ſchlüg' ihn Jemand auf den Kopf. Er mochte geglaubt haben, er ſei allein in der Stube. Das Wort Eva's hatte ihn erſchüttert. Eine Weile ſtand er wie eine Bildſäule da; dann fragte er kleinlaut: „Was ſoll ich denn thun?“

Das war noch nicht vorgekommen. Eva war klug und benutzte den glücklichen Augenblick. „Vergib,“ ſagte ſie, „daß dir Gott vergebe!“

Er ſetzte ſich ſtill in die Ecke. Sein Geſicht war bleich. Darauf ſtützte er den Kopf in die Hand. So ſaß er gewiß eine Viertelſtunde. Er ſchnaufte ordentlich, ſo ſchwer athmete er aus der belaſteten Bruſt. Endlich ſchien's ihm leichter zu werden. Er ſtand auf und rief zur Thüre hinaus: „Balthes, Cumpeer!“

Balthes kam herein.

„Ich ſeh's wohl ein, ich muß in Martin's ziehen. Geht doch 'mal zu dem Fritz und fragt nach dem Jahrzins. Umſonſt will und kann ich nicht wohnen.“

„Der Fritz war bei mir,“ ſagte Balthes. „Er hat ſein Bett oben in unſere Stubenkammer aufgeſchlagen.“

---

*) Der Hunsrücker hat manche Worte von den Franzoſen gelernt, die ihn lange genug gequält haben.

„Warum?“ fragte Michel erſtaunt.

„Ei, wie fragt Ihr doch ſo dumm,“ rief Balthes. „Meint Ihr, der Fritz wolle Euch das Herzeleid machen, ihn alle Tage zu ſehen?“

Michel ließ den Kopf ſinken.

„Meiner Seel!“ fuhr Balthes fort, „der hat auch Ehr' im Leib und will nicht, daß der, der ihn haßt —“

„Wer ſagt denn das?“ fragte kleinlaut Michel.

„Ha, ha, ha!“ lachte Balthes. „Am Ende ſoll er meinen, wenn Ihr ihm eine Ohrfeige gebet, es ſei geſchmeichelt.“

„Wer thut denn das?“ fragte noch kleinlauter Michel.

„Wer?“ rief Balthes. „Soll ich antworten wie die kleinen Kinder: der Vetter Bär? — Ich denke, wir ſind Beide keine Buben mehr. Entweder müßt' ich vergeſſen haben, was ſeit vier Wochen vorfiel, oder Ihr habt mit dem Gedächtniſſe den harten Kopf verloren. Doch will ich thun, was Ihr ſagt.“ Er ging ins Dorf.

Während dieſes Geſprächs und der nun folgenden Stille weinte Eva heiße Thränen.

Endlich ſagte ſie: „Der Fritz denkt beſſer wie du. Er will aus deinem Unglücke keinen Vortheil für ſich ziehen. Er will ſelbſt nicht in Margreth's Nähe bleiben, um ihren guten Ruf nicht ins Gerede zu bringen. Du biſt blind in deinem Stolze. Geh' an die rauchenden Trümmer deines Hauſes und brüſte dich! Du biſt ein verbrannter Mann wie die Anderen auch; die ſind demüthig. Du dankſt nicht Gott, daß er dir Mittel ließ, dir wieder ein Haus zu bauen, du legſt den Starrkopf nicht ab, nicht den Hochmuth, nicht den Haß und Zorn. Du bringſt Unheil über uns Alle.“

Was ſie hier ſagte, hätte ſie ihr Lebtag nicht zu ſagen gewagt, und zu anderen Zeiten hätt's ein Donnerwetter mit Blitz und Donner gegeben. Jetzt ließ er's ſtille über ſich ergehen und ſeufzte nur.

Nach einer halben Stunde kam Balthes.

„Nun, wie ſteht's?“ fragte Michel.

„Wenn Ihr's anders nicht thun wollt, ſo ſollt Ihr den Miethzins ſelbſt beſtimmen; aber Fritz will ihn nicht, ſondern er ſchen' ihn dem Schuſterandres, der arm und am härteſten durch den Brand geſchlagen iſt.“

„Gott lohn's ihm!“ rief Eva aus und faltete ihre Hände wie zum Gebete.

„Gut,“ ſagte Michel, „ſo zahl' ich zwanzig Gulden.“

Das war ein hoher Miethzins nach Ortsgebrauch und Balthes ſah ihn mit Erſtaunen an.

„Iſt's wahr?“ fragte er.

„Freilich!“ war Michel's Antwort.

IV.

> Heut' iſt nicht geſtern und geſtern nicht heut',
> Und was ich geſtern that, heute mich reu't;
> Aber daß ich dich noch geſtern geküßt,
> Reu't mich nicht, wenn ich auch ſterben heut' müßt!
> Volkslied.

Am Neujahrstage war's, als der Balthes mit einem „Proſt Neujahr“ in Michel's Stube trat, das heißt in Martin's Fritz ſeinem Hauſe, in das er gezogen war.

Nachdem der Wunſch erwiedert war, ſagte Balthes: „Das war aber eine Schießerei *) dieſe Nacht. Ihr müßt ja gar nicht haben ſchlafen können.“

„Ich hab' ſie bei den Henker gewünſcht,“ ſagte Michel.

„Und Euch doch gefreut,“ ſetzte Balthes hinzu, denn es iſt doch eine Ehre für Euer Kind.“

Das konnte er nicht leugnen. „Ich möcht' wiſſen, wer's war,“ ſagte er.

„Wer's war?“ fiel Balthes ein. „Das kann ich Euch ſagen, Cumpeer; es war der Fritz.“

---

*) Das Schießen am Neujahrstage iſt eine Liebesprobe. Wird dem Mädchen recht toll geſchoſſen, ſo weiß Jeder, daß des Schatzes Liebe ſtark iſt.

Drauf ſchwieg Michel ſtockmäuschenſtille und ſah zum Fenſter hinaus. Gerade zur Seite des Gartens lag Michel's Scheuer, die der Brand verſchont hatte. An der Seite derſelben, wo der Kandel in Folge des Proceſſes lag, ſtand eine Reihe prächtiger Obſtbäume.

„Ich muß doch ſagen,“ fing er nach einer Weile an, „dem Martin that ich doch Unrecht, daß ich ihm den Proceß ſo übel nahm. Wenn die Dachtraufe in ſeinen Garten fiele, ſo hätt' er die ſchönen Bäume nicht leſen können.“

Eva, die am Ofen ſaß, fuhr ordentlich herum, als erſchrecke ſie, und ſah ihren Mann an.

„Seht Ihr das doch ein?“ ſagte Balthes ſchmunzelnd „Ich hab's ſchon lang eingeſehen. Hättet Ihr's denn geſchehen laſſen?“

„Nein,“ ſagte Michel feſt.

„Aha!“ rief Balthes. „Ich merke immer an meinen Birnen, wenn die anderer Leute reif ſind. Der Rei[illegible] macht aber die Augen blind, das Herz hart, und wer zum Frieden räth, dem weiſt er die Thüre.“

Der Michel ging hinaus und ſagte kein Wort. Aus der Kammer trat roſig und holdſelig Margrethchen jetzt heraus zu Balthes und der Mutter.

„Eva,“ ſagte Balthes ſchelmiſch lachend, „wißt Ihr auch, warum Eures Kindes Backen heut' ſo roth ſind?“

„Nun?“ fragte ſie lächelnd.

„Für jeden Schuß einen Kuß! Himmel, da brennt's!“ rief Balthes.

Das Mädchen grollte. „Ihr wißt doch Alles beſſer, als andere Leute,“ ſagte ſie verweiſend. „Schämt Euch!“

„Eh!“ rief Balthes und neigte ſich vor, daß er ihr in die Augen ſehen konnte — „ſtand ich nicht an der Scheuer? Sah ich's nicht? Du kannſt mir's glauben, den Fritz reut's nicht!“

Wie der Blitz war die glühende Jungfrau zur Thüre drauſſen.

Balthes lachte laut auf. Er neigte ſich aber zu Eva und ſagte: „Merkt Ihr, daß der Wind umgeſchlagen hat? Es gibt

Thauwetter. Heut' Mittag komm' ich als Freiersmann wieder.“ Und mit dem Worte lief er zur Thüre hinaus.

Mittags ſaßen die zwei Alten wieder allein; da kam Balthes im Hochzeitsrock.

Michel machte große Augen.

„Ich will's kurz machen,“ ſagte Balthes. „Martin's Fritz möchte nochmals geziemend um Euer Margrethchen werben.“

Eva ſchlich zum Mann und flüſterte ihm ins Ohr: „Soll ich die Eier backen?“

„Meinetwegen,“ flüſterte Michel entgegen, „ſchneid' aber tüchtig Speck hinein, ich eſſe das gern.“

Nun eilte die Mutter hinaus und ließ die zwei Männer allein verhandeln.

Als ſie ein praſſelnd Feuer gemacht, die Pfanne aufgeſtellt, Speckſchnitten hineingelegt, daß ſie ziſchten, und nun die Eier ungezählt in die Pfanne ſchlug, kam Margreth und ſah ſtaunend die Anſtalten.

„Was gibt's, Mutter?“ fragte ſie.

„Es iſt ein Freiersmann da,“ entgegnete ernſt die Mutter.

Da erbleichte das blühende Mädchen zur Todesbläſſe und mußte ſich an dem alten Küchentiſche halten, daß ſie nicht zuſammenbrach. „Ach Gott!“ ſeufzte ſie. „Mutter, wer iſt's denn?“

„Der Balthes,“ ſagte die Mutter.

„Für wen freit er denn?“ hauchte kaum hörbar das Mädchen.

„Für deinen lieben Fritz!“ platzte die Mutter heraus, aber ſie hatte es zu bereuen, denn der plötzliche Uebergang von der Todesangſt zur Himmelsluſt war zu gewaltig, als daß die Wirkung hätte ausbleiben können. Sie ſank nieder. Sie ſchrie laut auf, und die Männer ſtürzten herbei.

„Was gibt's?“ riefen Beide in großer Angſt.

Eva erzählte.

„O, die Freude tödtet ſo leicht nicht,“ ſagte Balthes, und ließ ſich Eſſig geben, womit er ſie anwuſch.

Als Margreth die Augen aufſchlug, löſte ſich ein tiefer

Seufzer aus Michel's Bruſt. „Gott ſei Dank!“ rief er aus, „daß du lebſt. Wir hätten ja ſonſt heut Abend keinen Handſtreich *) halten können.“

„Gilt das ſo?“ fragte die Mutter.

„Ich will's,“ ſagte Michel. „Backe Kuchen, und Balthes, Ihr könnt die Freunde laden.“

„Juchhei!“ rief Balthes und rannte, gegen alle Gravität des Freiersmannes ſündigend, und Speck und Eier im Stiche laſſend, davon.

Im Hauſe Evemichel's wurde aber nun in aller Eile Teig eingerührt, und Margrethchen ging's wie Pulver von der Hand. Schon vor acht Uhr kamen die mürben, dampfenden Kuchen aus dem Ofen im Haus, und waren meiſterlich gerathen. Die Gäſte kamen, und um halb neun Uhr drückte der glückliche Bräutigam das reiche Handgeld **) in die Hand der verſchämten, aber ſeligen Braut.

In vier Wochen war Hochzeit, und gerade am Abend vorher kam Jacob von Berlin zurück. Er hatte ausgedient. Fritz aber trug zwiſchen Tag und Dunkel ſein Bett wieder aus Balthaſar's in ſein Haus zurück, denn nun brauchte er ja das liebe Mädchen nicht mehr zu meiden — ſie war ſein liebes Weib!

Michel ſagte ſpäter zu Eva, als ſie wieder im neuaufgebauten Hauſe wohnten, und auch der Jacob eine brave Schnerch ins Haus gebracht: „Du hatteſt recht, ich war blind! Gottlob, daß ich ſehend wurde, und die Unglücksflammen meines Hauſes haben mir auf den rechten Weg geleuchtet.“

„Das iſt Alles wahr,“ ſagte Eva, „vergiß aber nicht, daß der Freiersmann dir eine gute Augenſalbe bereitete.“ Und Balthes, der Freiersmann, blieb allezeit in hohen Ehren bei den Alten wie bei den glücklichen Jungen.

---

*) Verlobung, weil Braut und Bräutigam die Hände zuſammenfügen.

**) Eine alte Sitte. Je lieber er die Braut hat, deſto reicher iſt das Handgeld.

Das Pfeiferhännslein.

Eine Geſchichte aus den Zeiten des Bauernkrieges.

I.

Kannſt Du's rathen, was als Räthſel
In verſchloſſ'ner Bruſt ſich reget?
Kannſt Du's deuten, was als Ahnung
Mächtig deinen Geiſt beweget?
Iſt es Träumen, iſt es Wahrheit,
Was du träumſt mit off'nem Auge,
Oder in dem Schlafe denkeſt,
Angeweht vom Geiſterhauche?
In der Menſchenſeele wohnet
Ein Geheimniß. Und die Frage
Findet erſt die rechte Antwort — — —
Wenn verſtummt der Erde Klage!

Haſt du ſchon einen Nachtwandler geſehen, wenn er, mit feſtgeſchloſſenem Auge ſehend, ſicher in dunkler Nacht über des Daches Firſte wandelt, ſo ſicher, als gähnte nicht rechts und links die Tiefe, in die ein Wachender ſchwindelnd ſtürzen würde — oder haſt du von einem ſolchen räthſelhaften Weſen gehört? Sein Daſein liegt über jedem Zweifel!

Haſt du von Menſchen gehört, deren Traum prophetiſch die Ereigniſſe ankündet, die da kommen? Die Gabe iſt nicht beneidenswerth, aber ſie leben, die ſie empfangen haben!

Iſt dir von Menſchen geſagt worden, deren Geiſt in wachendem Zuſtande der Welt, in der ihr Leib weilt, entrückt wird in höhere Regionen, wo höhere Geiſter ihrem Geiſt erkennbar und verſtehbar ſind? — Es ſoll deren gegeben haben, und ihrer noch geben!

Haſt du gehört, daß Menſchen in einen Zuſtand des Traumlebens verfallen, in dem Dunkles, Verborgenes, Geheimnißvolles ihnen klar wird? — Auch ſie leben und haben gelebt, und an der Hand der Geſchichte vergangener Tage will ich dich hinleiten, daß du ein Seelenleben kennen lerneſt, das räthſelhaft genug war und alle jene Fragen uns vorlegt, auf die wir keine Antwort zu geben wiſſen, über die kein verachtungſpottendes Lächeln, kein kalter Unglaube, keine hausbackene Weisheit hinaus hilft, die als eine Frage daſtehen, als ein Räthſel, das nicht wohl zu löſen iſt. —

Es iſt ein Knabe, von dem ich reden will, den man in Franken, in Würtemberg, am meiſten im geſegneten Taubergrunde zu der Zeit, als im dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts die Bauernunruhen begannen, die ſpäter in Bauernkriege auſloderten, unter dem Namen: „Das Pfeiferhännslein“ wohl kannte, und der eine Weile im Bisthume Würzburg eine gewaltige Rolle ſpielte.

Er ſtand damals, als ſein Namen Ruf bekam, in dem Alter, wo der Jüngling die Knabenſchuhe austritt; wo der weiche Flaum auf der Oberlippe zu glänzen beginnt; wo die Stimme ihren vollen Klang wieder gewonnen hat; wo das Auge geiſtiger leuchtet, wo die Seele zum helleren Bewußtſein erwacht; wo von knabenhafter Schüchternheit zu feſtem Sinne, bewußter Thatkraft und friſchem Muthe der entſcheidende Schritt geſchehen iſt. Er war eben keine außergewöhnlich kräftige Erſcheinung. In ſeinem großen, blauen Auge leuchtete eine geiſtige Kraft, aber es ſah auch eine tiefe Schwärmerei daraus hervor. Die Stirne war hoch, gewölbt, klar, aber es lagen Falten darauf, die ſeltſam verſchlungene Linien bildeten. Seine Geſichtsfarbe war bleich, kaum daß ein leiſes Roth die Wangen färbte, die nur dann, wenn er in großer innerer Erregung war, wunderbar glühten; dann ſprühte das Auge Funken, und man konnte nicht lange hineinblicken. Aber es war ſchön, ungemein ſchön, dies geiſtreiche Antlitz, und die grobe Kleidung von ſchwerem Tuche, grauer Farbe, die filzene Kappe, die den Kopf umſchloß, hinten über den Nacken herablief und, über der Stirne quer geſchnitten, am Schlafe in gerader Linie abfallend, das goldene Haar in reicher Fülle hervorquellen ließ — ſie vermochten nicht, ihm den Reiz zu rauben, den er auf jedermänniglich ausübte. In der Hand trug er einen Stock, über welchen die ſchillernde Haut einer Schlange gezogen war. An ſeiner Seite hing eine Taſche, in welcher er eine Rohrpfeife, eine ſogenannte „Panspfeife,“ deren einzelne Rohrpfeifen, vom Baß in größerer Länge bis zu den höchſten Tönen in größerer Kürze aufſteigend, an einander gebunden waren, daß der Mund jegliches Liedes Weiſe ſpielen konnte, indem eben hinein geblaſen wurde. Dieſe Pfeife ſteckte er in das Wamms, daß die Mündungen der Pfeifen mundrecht ſtanden, und mit den Händen ſchlug er zu ſeinen Weiſen eine kleine Trommel oder Handpauke. Seine Geſtalt war ſchlank und im reinſten Ebenmaaße.

Wo er zu Hauſe war? Wer könnte das ſagen? aber ſeine Mundart wies hinauf nach Wirtemberg. Vater und Mutter waren todt. Er zog allein herum, bis er eine bleibende Stätte in Niclashauſen fand.

Ueberall war er gerne geſehen, beſonders bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen und Jahrmärkten, auch bei großen Wallfahrtsfeſten fehlte er nicht, und in Wallfüren war er wohl bekannt. Er ſpielte gar hübſche Weiſen und Tänze, und er trug viel zur Volksluſt bei, wo er ſich ſehen ließ; daher er denn allerwärts willkommen war.

An dem, was das Leben zu ſeiner Erhaltung heiſcht, fehlte es ihm nie. Ueberall gab's für ihn eine Herberg und eine freundliche Aufnahme.

Er verſtand, ſchöne Geſchichten zu erzählen, die aber alle jene Grenze berührten, wo das ſinnlich Wahrnehmbare die Herrſchaft an das dunkle Geiſtergebiet abtritt, und meiſt war es, wie er ſelber ſagte, ſelbſt Erlebtes. Zweifelte Jemand daran, ſo konnte er höchſt leidenſchaftlich erregt werden. Uebrigens hatte das Volk einen ſo eigenthümlichen mährchenhaften Wunderkreis um ihn gebildet, daß es Niemanden einfiel, an dem Zweifel zu hegen, was er ſagte. War man ja doch gewohnt, ihn mit einer beſondern Ehrfurcht und Scheu zu betrachten. Das Volk ſagte: „Er fährt mit Frau Holle,“ und wer dies Geiſterweſen des Volksglaubens kennt, wer es weiß, daß noch in unſeren Tagen das Volk das Nachtwandeln, Traumwandeln mit dem Ausdrucke:

„Mit der Helle fahren“ bezeichnet, der kennt die Eigenthümlichkeit des Pfeiferhännſleins. Er war ein Traumwandler. Viele hatten ihn über Dächer wegſchreiten ſehen; Viele hatten ihn beobachtet, wenn er Nachts aufſtand und hinausging, und da oft laut in unverſtändlichen Worten redete mit unſichtbaren Weſen; allein dies war es nicht allein, was ihm die außergewöhnliche Bedeutung in den Augen des Volkes lieh. Es war thatſächlich anerkannt, daß er oft Menſchen, die er zum erſten Mal in ſeinem Leben zu Geſichte bekam, Dinge und Ereigniſſe mittheilte, die, außer ihnen, ſonſt Allen ein Geheimniß waren; Familienverhältniſſe, die durchaus Niemand wiſſen konnte. Anderen deutete er die Zukunft aufs genaueſte. Und fragte man ihn, wer es ihm kund gethan? ſo ſagte er: „Mein Engel,“ oder „die Jungfrau Maria.“ Weiter ſtand er nie den Fragenden Rede, und drang Einer in ihn, Rede zu ſtehen, ſo wich er von dannen.

Einſt, es mochte in den Tagen des Frühlings 1472 ſein, war das Pfeiferhännſlein in einem Dorfe bei Eßlingen. Der Bauer, wo er zur Herberge war, hatte ſeine einzige Tochter verheirathet. Der Knabe hatte eine ganze Nacht und einen Tag aufgeſpielt zum Tanze. Gegen den Abend des Tages ſank er vor Müdigkeit und Erſchöpfung um. Die mitleidigen Bauern trugen ihn in eine Kammer und legten ihn auf einen Moosſack, die Betten jener Tage für den „armen Mann,“ wie ſich das Volk nannte. Er erwachte nicht. Sein Schlaf ſchien dem Leibe eine krampfhafte Erſtarrung gebracht zu haben. Gegen Mitternacht, als Alles ſtille geworden war und die Hochzeitmutter noch einmal durch das Gemach ging, um aufzuräumen, hörte ſie in der Kammer den Knaben reden. Furcht trieb ſie, es ihrem Manne zu ſagen, und Beide kehrten nun zurück und öffneten leiſe die Thüre.

Das Licht ihrer Ampel fiel auf die aufrecht ſtehende Geſtalt des Knaben, aber der Lichtreiz wirkte nicht auf ſeine feſtgeſchloſſenen Augen. Er ſchwieg eine Weile und neigte den Kopf ſo, als horche er auf Einen, der von oben her mit ihm redete. Bald darauf ſprach er in eigenthümlich hervorgeſtoßenem, kurz abgebrochenem Tone: Ja, ja, ich ſehe ihn! Dort, dort, wo die untergehende Sonne auf die Tannen ſcheint, dort kommt er aus dem Walde hervor. Ich kenne ihn. Das Geſicht vergeſſe ich nicht. Was ſoll ich ihm ſagen? — Er horchte wieder, und fuhr dann fort: Ich will's ihm ſagen! Ha, es iſt ſchrecklich, aber ich will's ihm ſagen, und bei ihm bleiben, bis Alles erfüllt iſt. Wann muß ich gehen? — Er horchte wieder. — Morgen! Und weit iſt der Weg, weit durch Feld und Wald, Berg und Thal, Kluft und Steg, bis ich unten das Dorf ſehe, wie ich es jetzt ſehe, mit der alten Kirche — bis ich die Glocke höre, wie ich ſie jetzt höre; bis ich die Burg ſehe droben am Berge, wie ſie ſchön iſt! faſt ſo, wie die, wo mein Mütterlein ſtarb. Jetzt fing er an zu weinen.

Die beiden alten Eheleute überlief ein Grauſen. Dies Weinen war erſchütternd.

Darauf legte er ſich ruhig wieder auf ſein Moosbett und ſchlief feſt bis an den Morgen. Die alten Leute hatten Niemanden Etwas geſagt.

Als ſie beim Bierſüpplein zum Morgenimbiß ſaßen, ſagte der Bauer:

„Hännslein, du bleibſt doch noch bei uns?“

„Nein,“ ſagte Hanns feſt, „das darf ich nicht.“

„Wer zwingt dich denn?“ fragte er. „Es geht dir ja gut bei uns.“

„Das iſt wahr, und Gott lohn's Euch,“ erwiederte der Knabe; „aber mein Engel gebot mir, heute zu dem Laboranten zu gehen.“

„Zu welchem Laboranten?“ fragte der Bauer wieder, und es überlief ihn eiskalt dabei.

„Ihr kennt ihn ja doch nicht,“ entgegnete Hanns.

„Kennſt du ihn denn?“

„Freilich,“ ſagte er.

„Wann haſt du ihn denn geſehen?“

„Heute Nacht hat der Engel mir ihn gezeigt, und das Dorf und die Gegend; ich kann nicht irren.“

„Warſt du denn ſchon dort?“

„Nein; außer heute Nacht nie!“

„Aber du ſchliefſt ja in der Kammer?“

„Das verſteht Ihr nicht,“ ſagte er faſt ärgerlich. „Ich ſah das im Geiſt, und weiß auch den Weg. Es iſt weit, weit von hier.“

Um kein Gut der Erde hätte er ſich nun halten laſſen. Die guten Bauern füllten ſeinen Sack mit Lebensmitteln, beſchenkten ihn mit einigen Weißpfennigen, und dann wanderte er dem Neckar zu, und folgte ſeinem Lauf eine ziemliche Strecke, bis er dann eine andere Richtung nahm und, keinen Weg mehr einhaltend, durch Wald und Flur wanderte. In den Wäldern ſchlief er, und, wenn andere Lebensmittel fehlten, erſtieg er die Bäume, um aus den Neſtern großer Vögel die Eier zu rauben, daß er ſich daran und an der duftigen Erd- oder Himbeere labe und ſättige, oder er ſuchte den wilden Honig der Bienenſchwärme in den hohlen Bäumen auf.

Am fünften oder ſechsten Tage ſeiner mühſeligen Wanderung trat er aus einem Hochwald auf die ſchmale Kante eines felſigen Berggrates heraus. Die Sonne war eben im Hinabſinken. Goldengeſäumte, purpurne Wölkchen ſchwammen ihr im blauen Aethermeere nach, und die tiefgoldenen Strahlen fielen verklärend auf die Stelle, wo unter den weitausgebreiteten Aeſten einer alten Tanne der Knabe ſtand. Er blickte mit einem tiefen, aber von keinen unfreundlichen Bildern geſtörtem Sinnen hinaus in das Land, das ſich theils zu ſeinen Füßen als breites Thal, theils mit waldigen Berggipfeln weit in die Ferne ausbreitete.

Zu ſeinen Füßen lag ein breites, geſegnetes Thal, von dem anſehnlichen Waſſer der Tauber durchfloſſen, das weiter zurück im Thal eine Mühle trieb. Die Seiten der allmählich anſteigenden Berge bekleidete niederes Geſtrüppe, aus dem hier und da ein zackiger Felsblock heraus ſah, den gelbes Moos und weiße Flechten bedeckten. Das Grün der Gebüſche war ungemein friſch, und der blühende Weißdorn und Ahorn machte es, untermiſcht mit dem blendenden Gelb der Ginſterblüthe, ungemein ſchön. Unten im Grunde des Thales ſäumten Weiden und Erlen, mit dunklem und hellerem Grüne wechſelnd, die Ufer der Tauber, zu deren beiden Seiten breite blumige Wieſen hinliefen. Weiter gegen das Dorf zu wurde der Thalgrund noch breiter, und die grünen Saatfelder zeigten die geſegneten Spuren menſchlicher Thätigkeit. Blühende Kirſch- und Pflaumenbäume ſäumten das Dorf, deſſen niedere, ſtrohbedeckte Hütten ſich ſchirm- und ſchutzſuchend um die hochliegende Kirche reihten. Der Thurm dieſer Kirche wies in ſeiner Geſtaltung deutlich den doppelten Zweck nach, einestheils dem Glöcklein einen ſeinen Schall weithintragende Stätte zu gewähren, aber auch anderntheils in Kampf und Fehde als Zufluchtsort zu dienen für die Bewohner des Dorfes. Dieſer Zweck war in jenen Tagen einer wilden und rohen Gewalt ein um ſo wichtigerer, als nicht ſelten ſich befehdende Ritter, raubend, ſengend und brennend die Dörfer heimſuchten.

Oben auf der Berge Gipfel hatte der Hochwald ſeine Stätte und breitete ſich weithin aus, und man ſah es deutlich, daß die lichtende Axt nur ſelten ihre Schärfe hier walten ließ. In einiger Entfernung ſah man auf hohen, zackigen Felſen die Thürme einer Burg, welche trotzig in die ſtille Gegend hinausblickten.

Müde von der langen und mühſamen Wanderung, ſank der Knabe am Stamme der Tanne nieder, und ſein lockiger Kopf fand auf einer zu Tage liegenden Wurzel ein Ruhekiſſen, deſſen Härte Ermüdung und Gewohnheit nicht fühlen ließ. Eine Zeitlang blickte des Knaben ſchönes träumeriſches Auge auf die Wolken, die, vom dunkeln Grau bis zum glühenden Purpur, vom matten Gelb bis zum glänzenden Gold in allen Schattirungen leuchtend, vom Abendwinde bald maſſenhaft zuſammengedrängt, bald in phantaſtiſche Geſtalten und Formen auseinander geriſſen, der ſinkenden Königin des Tags und Lichtes in liebendem Zuge folgten. Das Säuſeln des Abendwindes in den Zweigen der Tanne klang ſo wunderſam die im Abendlichte tanzenden Fliegen ſangen ihr ſeltſam hingeſummtes Lied. Droſſeln und Nachtigallen jubelten dem Frühling ihre Grüße zu, und die Luft fächelte ſo milde und lau die ſtärker als gewöhnlich geröthete Wange, daß allmählich des Knaben Blick ausdrucksloſer wurde; das müde Augenlied mit den langen Wimpern tiefer ſank, bis der Schlaf ſich mit bleierner Schwere darauf legte, und Abendſonne und Wellentanz, Nachtigallenklänge und Fliegengeſumme verſchwamm und der Leib in jenen Zuſtand fiel, den die Alten „den Bruder des Todes“ nannten.

Als er ſo in den Schlaf des guten Gewiſſens, der Geſundheit und Ermüdung geſunken war, trat aus dem Wald, etwas weiter links, wo ein Fußpfad hinab ins Thal führte, ein Mädchen, welches ein ſchweres Bündel dürren Reiſigs auf ſeinem Kopfe trug. Obwohl es ſchwer war, ſo verrieth doch der leichte, elaſtiſche Tritt des kleinen Fußes eine friſche, jugendliche Kraft und Gewandtheit. War ſie alt, ſo zählte ſie fünfzehn Jahre; aber die Fülle der jugendlichen Geſtalt, der zarte jungfräuliche Ausdruck eines Geſichtes von blendender Schönheit hätte auf ein reiferes Alter ſchließen laſſen. Sie trug das grobe Gewand aus ſogenannter „Beiderwolle,“ welche das Volk aus linnenen und wollenen Fäden ſich ſelber zur Kleidung web, und die darum jenen bezeichnenden Namen führte. Der Schnitt des Gewandes war einfach. Ein weitfaltiger Rock umſchloß die ſchlanke Hüfte und fiel ziemlich weit unter das Knie herab. Ein Mieder mit weiten Aermeln, deſſen Schluß züchtig bis zum Halſe reichte, vollendete den Anzug, der übrigens trotz ſeiner Derbheit und ſelbſt großen Plumpheit ganz geeignet war, ſchöne Körperformen hervortreten zu laſſen.

Als ſie den Felsgrat erreichte, warf ſie das Holzbündel zur Erde und ſagte: Nun will ich auch ein wenig ruhen. Die Abendglocke hat noch nicht geläutet und da unten weidet die Heerde noch.

Als ſie ſo ruhend, die Hand auf ihr Holzbündel ſtützend, ſich vorbeugte, um auf das Dorf hinabzuſchauen, gewahrte ſie den jungen Schläfer unter der Tanne.

Sie hätte ja kein Mädchen ſein müſſen, wenn dieſer Anblick ihre Augen nicht gefeſſelt, ihre Neugierde nicht in hohem Grad in Anſpruch genommen hätte.

Wer mag das ſein? dachte ſie, und der Gedanke beherrſchte ihre ganze Seele. Sie ſtellte ſich auf die Fußſpitzen, um ſchärfer und genauer hinzuſehen, aber das reichte nicht aus, die Neugierde zu befriedigen.

Was hindert mich, ſagte ſie lautdenkend, hinzuſchleichen und nachzuſehen? Der ſchläft ja wie ein Sack, ſonſt hätte ihn das Niederwerfen meiner Holzlaſt erwecken müſſen. Vorſichtig bog ſie nun die Zweige der Gebüſche zur Seite, und wie eine Katze unhörbar auftretend, ſchlich ſie ſich in die Nähe des Schläfers. Immer that ſie einen Schritt näher, und hielt dann an ſich, um ſich zu überzeugen, daß er noch ſchliefe, bis ſie endlich ganz vor ihm ſtand.

Sie blickte mit ihren treufrommen, hellblauen Augen in des Schläfers ſchönes Geſicht und ſagte dann nach ihrer Gewohnheit halblaut: Ich kenne ihn nicht, und er muß weither gewandert ſein; aber — ſchön iſt er, das iſt nicht zu leugnen.

Sie war ganz in das Anſchauen des ſchönen Schläfers verſunken, und ſtand eine Weile da, Alles vergeſſend.

Im dieſem Augenblicke ſeufzte der Knabe und fuhr unwillkürlich mit der Hand übers Geſicht, um ſich eine kecke Waldfliege wegzuſchaffen, die ſich blutgierig auf ſeine Wange geſetzt.

Bei dieſer Bewegung zuckte das Mädchen erſchreckend, und war, ſchnell wie das flüchtige Reh, wieder bei ihrem Holzbündel. Als er indeß ruhig fortſchlief, konnte ſie nicht widerſtehen, abermals ſich zu ihm zu ſchleichen, um die abſcheuliche Waldfliege wegzujagen, die den müden Schläfer erbarmungslos quälte. Das war ja ein Werk der Barmherzigkeit!

Das Mädchen brach einen Tannenzweig ab und jagte die Fliege, fächelte aber auch zugleich die Wangen des müden Schläfers; allein in ihr Anſchauen verſunken, verſah ſie es einmal und berührte mit der ſtechenden Spitze der Nadeln die Naſe.

Raſch aufſpringend, ſtand er vor dem ſchönen, erröthenden und unendlich verlegenen Mädchen und ſah ſie verwundert mit den großen, ſinnigen Augen an.

Sie glühte von Scham und Mißmuth über ihre Unvorſichtigkeit, und was ſie beſonders unangenehm berührte, war der Umſtand, daß ſie fürchten mußte, er meine, ſie habe ihn necken wollen oder ihm den ſüßen Schlaf nicht gegönnt.

„Verzeih',“ ſtotterte ſie endlich, von Gluth bedeckt, „ich hab's nicht gerne gethan; ich — ich — wollte dir eine abſcheuliche Fliege wegjagen und berührte dich mit dem Zweige. Es iſt gewiß nicht abſichtlich geſchehen!“

„Glaub's gerne,“ erwiederte er lächelnd, „glaub's gerne, und ich danke dir für dein Wecken. Es iſt Zeit, denn die Sonne iſt ſchon weit hinter den Bergen, und das Abendglöcklein läutet drunten. Wir wollen ein Ave Maria beten!“

Beide knieten nieder. Der Knabe zog ſeine Gugelmütze vom Kopf und faltete ſeine Hände und betete laut.

Man konnte nichts Schöneres ſehen, als die beiden lieblichen, jugendlichen Beter in tiefer Andacht hingegoſſen.

Als ſie ihr Gebet beendet, ſagte das Mädchen wieder: „Gelt, du biſt mir nicht bös?“

„Worüber denn?“ fragte der Knabe nicht ohne Erſtaunen.

„Weil ich dich geweckt!“ verſetzte ſie

„Das iſt mir ſogar lieb, und ich danke dir, daß du ſo gut warſt, mir die Fliege zu ſcheuchen. Siehſt du, da iſt ſie wieder. Sie iſt halt lüſtern nach meinem Blute.“

„Wo biſt du denn her?“ fragte er ſie.

„Aus Niclashauſen, da unten!“

„Wo warſt du denn?“

„Holzleſen; aber wo kommſt du denn her?“

„Weit, weit, aus Schwaben!“

„Und wohin willſt du?“

„Nach Niclashauſen!“

„Nach Niclashauſen! Ei du heilige Jungfrau! Wen ſuchſt du denn da? Du biſt ja doch ganz fremd!“

„Den Laboranten; weißt du, den Kräutermann."

„Kennſt du Den? Ich kenne ihn gut. Er iſt gar gut und brav."

„Ja und nein, wie du willſt!" Sie überhörte das Wort und ſagte, die Hände zuſammenſchlagend:

„Ach, du Armer; da magſt du wohl müde ſein? Und ich wecke dich! — Gelt, du zürnſt mir doch?" —

„Thut nichts! Ich bin auch recht müde geweſen; aber nun iſt Alles vorbei — nur nicht — — —"

„Was denn?"

„Der Hunger!"

Sie ſuchte ſchnell in ihrer Taſche und zog ein Stück trockenes Gerſtenbrod hervor. „Willſt du das eſſen?" fragte ſie.

„Ach ja, wenn du es nicht eſſen willſt."

„Ich habe Beeren gegeſſen und bin ſatt." Sie reichte es ihm hin, und er nahm es dankbar. Seit mehreren Tagen hatte er kein Brod geſehen. Gierig verſchlang er es. Sie ſah ihm mit großer Freude zu.

„Ach, das hat geſchmeckt!" rief er aus. „Nun kann ich es hier aushalten."

„Hier?" fragte das Mädchen. „Warum willſt du hier bleiben? Komm' doch mit ins Dorf! Die Nacht iſt kühl und der Taubernebel ungeſund."

„Ich muß hier auf den Laboranten warten."

„Weißt du denn, daß er kommt?"

„Ja!"

„Du kennſt ihn ja kaum?"

„Ich kenne ihn."

„Warſt du denn ſchon hier?"

„Nein!"

„Biſt du vielleicht ein Gefreundter von ihm?"

„Nein!"

„Aber — wer ſagte dir denn von ihm, und daß er hier vorbeikommen müſſe?"

„Mein Engel!“

Halb ſpöttiſch lachend, halb verwundert ſchlug ſie die Hände zuſammen und rief: „Was der toll redet! Ein Engel hab' es ihm geſagt! Es kommen ja keine Engel mehr zu den Menſchen.“

„Wer ſagte dir das, Mädchen?“ —

„Die Mutter; weil ſie mir aber nicht ſagen konnte, warum keine Engel mehr zu uns kämen, fragte ich den geiſtlichen Herrn, den Pater Ambros —“

„Was ſagte der?“

„Nun, er ſagte, ſeit die heilige Jungfrau Maria im Himmel wäre, ſei's nicht mehr nöthig.“

Der Knabe richtete einen flammenden Blick auf das Mädchen und ſagte: „Kind, ſie wiſſen's nicht! Nicht nur Engel, auch die heilige Jungfrau erſcheint mir, und ſagt mir, was ich thun ſoll. Seit mein Mütterlein todt iſt, geſchieht das oft und immer im Traum; aber was ſie mir ſagen, das wird wahr. So erſchien mir in Schwaben der Engel und wies mir den Weg hierher zu dem Laboranten, nannte mir ihn und ſagte: er werde mich als Kind aufnehmen. Wie hätt' ich ſonſt von ihm gewußt oder den Weg gefunden?“

„Wie heißt er denn?“ fragte das Mädchen prüfend. „Sag' mir's einmal, ſo will ich dir glauben.“

„Arnold Plieninger!“

Jetzt ſtand das Mädchen bleichwerdend vor dem Knaben und ſah ihn mit innerem Schauer an. Ihre Hände waren gefaltet.

„Biſt du denn,“ fragte ſie nach einer Pauſe — „ein Frohnſonntagskind?“

„Ich verſtehe dich nicht!“

„Siehſt du,“ ſagte ſie, „die Frohnſonntagskinder ſehen Geiſter, erkennen die Hexen, Währwölfe und Blutſauger, und wenn ſie Eins mit dem böſen Auge anſieht, ſo thut's ihnen nichts. Weißt du denn das nicht?“

Das Erſtaunen war jetzt an dem Knaben. Davon hatte er noch nichts gehört.

Er ſchüttelte den Kopf. „Als das Mütterlein am Abend vor ihrem Tode ſo traurig war, ſagte es: Hännslein, wenn ich auch ſterbe, ſo biſt du nicht verlaſſen. Der Engel wird dich leiten, und ſo iſt es auch geblieben, gerade wie bei dem frommen Tobias; aber mit Hexen und Währwölfen hab' ich nichts zu thun.“

„Ach, du heilige Jungfrau, wie iſt denn das?“ rief das Mädchen und kauerte nieder. „Geh', ſetz' dich doch und erzähl' mir davon.“

Der Knabe ſchien dazu keine Luſt zu fühlen. Er ſah ſich vielmehr um. „Es dunkelt,“ ſagte er. „Nun muß er kommen.“

Sie ſprang auf. „Du haſt Recht,“ ſagte ſie. „Ich muß auch fort, denn die Mutter will mit dem Holz unſer Abendſüpplein kochen. Ade!“ rief ſie und eilte fort, jedoch nach wenigen Schritten kehrte ſie wieder um und fragte: „Biſt du vielleicht das „Pfeiferhännslein,“ von dem die Leute ſo viel und ſo Wunderbares ſagen?“

„Ich bin's,“ ſagte der Knabe.

„Ach Gott!“ rief das Mädchen aus, „und du bleibſt in unſerm Dorfe?“ Sie klatſchte die Hände zuſammen vor Verwunderung.

„Ja.“

„Bei dem Laboranten Arnold?“

„Ja.“

„O, dann ſeh' ich dich oft; ich wohne nicht weit davon. Unſer Haus ſteht nahe bei der Kirche unter dem hohlen Birnbaum. Ich heiße Marie. Ade!“

„Ade, Mariechen!“ ſagte der Knabe und ſah der lieblichen Geſtalt nach, die nun ſchnell ihm enteilte.

Als ſie an die Stelle kam, wo der Fußpfad ſich aus dem Walde herauswand, trat der Laborant ihr entgegen. Sprachlos vor Erſtaunen ſtand ſie vor dem hohen, ernſten Manne, der mit Kräutern beladen war, die er im Schatten des Waldes gepflückt.

„Was iſt dir, Mädchen?“ fragte er mit mildem Weſen.

„Ach, ſo hat er doch Recht!“ ſtieß das Mädchen hervor.

„Wer denn?“ fragte der Laborant.

„Das Pfeiferhännslein.“

„Biſt du toll geworden, Kind?“

„O nein, o nein! Seht, dort ſteht er und wartet auf Euch!“ Sie wies nach der Tanne, wo der Knabe ſtand.

„O, geht doch zu ihm!“ bat das Mädchen.

Der Laborant ſchüttelte den Kopf über das ſeltſame Gerede. Er blickte dahin, wohin des Mädchens Hand deutete, und ſah den Knaben, der ihm beide Arme entgegenbreitete. Ohne zu ſäumen, wandte er ſich dahin, während das Mädchen, ſeinen Gedanken nachhängend, ſeine Holzlaſt auflud und flüchtigen, aber ſichern Trittes den ſich ſteil abſenkenden Pfad hinabſchritt.

II.

Ach Gott, wie iſt das Herz ſo ſchwer,
Wie iſt ſo trüb' mein Sinn!
Ich hab' kein Herz auf Erden mehr,
Seit ich eine Waiſe bin.
Die mich geliebt, ſind kalt und todt,
Und ließen mich allein;
Ich armer Knab', in meiner Noth
Will Keiner mir Helfer ſein.
So will ich mir graben ein tiefes Grab,
Und hilf mich legen hinein.
Der Wind weht Blätter und Blüthen ab,
Die ſollen mein Grabtuch ſein.

Mit feſtem Schritte nahte der Laborant der Stelle, wo der Knabe ſtand.

Was das Mädchen geſagt, erfüllte ſeine Seele mit Erſtaunen. Den Namen des Pfeiferhännslein's hatte er wohl ſchon gehört, denn die Mähr von ſeinem wunderſamen Weſen war weit hinweg von dem Schauplatze gedrungen, wo ſich der Knabe bisher herumgetrieben. Was er aber mit ihm wollte, das war ihm räthſelhaft. Jedenfalls wünſchte er Gewißheit darüber zu erhalten.

Nicht ohne beifällige Verwunderung betrachtete er, näher tretend, den ſchönen Knaben mit dem ausdrucksvollen Geſichte.

„Ja, Ihr ſeid's,“ rief jetzt, freudig erregt, der Knabe aus, und eilte dem Laboranten entgegen, ſeine Hände faſſend und drückend, wie wenn er einen lieben Verwandten gefunden hätte.

Der Laborant Arnold Plieninger war ein gar guter, freundlicher Mann. Er ſtand allein in der Welt da mit ſeinem liebenden Herzen, und Wohlthun war ſeine Freude, ſein Beruf. Seine Herzensgüte, die Jeder pries, der ihm irgend einmal im Leben nahe gekommen war, verleugnete er auch jetzt nicht.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ſagte er mit freundlichem Ton und Antlitz, und der Knabe ſprach erwiedernd: „In Ewigkeit! Amen.“

Nun ſetzte der Laborant den grünen Kaſten ab, den er auf dem Rücken trug, darinnen er ſeine Kräuter, Pflaſter und Tränklein ſonſt zu tragen pflegte, der aber heute nur mit geſammelten Kräutern und Wurzeln angefüllt war, und ſetzte ſich darauf, um mit dem freundlichen Knaben die Rede zu pflegen, die ihm das Geheimnißvolle ſeiner Erſcheinung aufklären ſollte, und das Pfeiferhännslein ſetzte ſich, ſtille ſeines Wortes gewärtig, zu ihm.

„Was willſt du von mir, mein Kind?“ fragte der Laborant, den ſchönen Knaben beifällig betrachtend.

„Ich habe lange auf Euch gewartet hier,“ ſagte der Knabe, „denn —“

„Wußteſt du denn, daß ich hierher kommen würde?“ fiel ihm Arnold in die Rede.

„Freilich,“ ſagte in völlig entſchiedener Weiſe der Knabe, „denn ich wußte es ja ſchon lange und kenne Euch ja!“

„Woher kennſt du mich?“

„Ich ſah Euch im Geiſt, Euch und dieſes Thal, dieſes Dorf, dieſe Landſchaft; ich ſah Euch, wie Ihr mit den Männern tagtet im dunkeln Walde, wo der Waldbach brauſt.“

„Was ſagſt du?“ fragte erbleichend der Kräutermann.

„Damals ſah ich Euch,“ ſagte der Knabe fortfahrend, „als

Ihr Euch zuſchwuret, die Ketten zu brechen, die das arme Volk drücken von Ritterſchaft und Pfaffen.“ —

„Schweig!“ rief der Laborant mit Erbeben. „Haſt du uns belauſcht?“

„Ach nein,“ ſagte der Knabe, ihn harmlos und zutraulich anſehend. „Ich bin ja niemals in dieſem Lande geweſen, der Engel ſagte es mir, als er mich zu Euch wies und zu mir ſagte: Er wird dein Vater ſein.“

Der Kräutermann wußte nicht, was er ſagen ſollte. Von jener Zuſammenkunft wußte ja Niemand. Hier lag ein Geheimniß. Und ein Engel ſollte es dem Knaben geſagt haben? Das überſtieg den Kreis ſeines Erkennens und Begreifens.

Der Knabe ſah ſeine Zweifel.

„Soll ich Euch mehr ſagen?“ fragte er. „So höret, was mir der Engel wies. Ich ſtand auf einer Höhe, und drunten floß im grünen Thale der Neckar, eng gepreßt von den Bergen. Da ſtand ein hohes, ſchönes Schloß, darinnen der wilde Hutten wohnte, und es iſt lange her, daß es geſchah, ehe ich geboren war, daher ſah ich's im Geiſt. Und nicht weit von dem Schloſſe, drüben auf dem andern Ufer, da ſtand am Waldesſaume, beſchattet von einer Linde, ein Häuslein, und um das Häuslein lag Hof, Garten und Wieſe, und Ihr wohntet drinnen mit Magdalena, Eurem jungen Weibe. Sie war ſo ſchön und Euer Glück, und Ihr waret ein Freiſaſſe, und es war Haus und Gut Euer Eigen. Und wie Euer Vater Kräuter ſammelte und Tränklein und Heilküglein machte daraus, ſo thatet auch Ihr. Da brachten ſie einmal zur Herbſtzeit den Hutten zu Eurem Häuslein, da ihn der Zahn eines Ebers ſchwer getroffen, und er mußte liegen bleiben bei Euch, bis er geheilet war. Der Unhold aber entbrannte für Euer ſchönes Weib, und als er ſeine Abſicht nicht erreichen mochte, und ihr keuſcher Sinn widerſtrebte, da raubte er ſie Euch, als Ihr auf dem Kräuterſuchen waret. Sie aber entwand dem Unhold ſeinen Dolch und ſtieß ſich ihn ſelber in die treue Bruſt, daß ſie ſtarb, unentweihet und rein. Und von allen Teufeln verfolgt, floh der Unhold hinter ſeine Mauern, und Ihr fandet Euer liebes Weib todt. — Ich ſah Euch, wie Ihr drei Tage und drei Nächte ohne Speiſe bei Ihr ſaßet, und ſie dann begrubet unter der Linde, und zündetet Euer Häuslein an, daß es niederbrännte ſammt der Linde. —

„Darauf umſchlichet Ihr mit Rachegedanken die Burg, bis Ihr die Gelegenheit wahrnahmet, ihn allein zu treffen, da ſchoſſet Ihr mit der Armbruſt den Pfeil in ſeine Seite, den Ihr in das Gift getauchet, das Ihr ſelbſt bereitet hattet, und er ſtarb elendiglich unter Euren Augen; Ihr aber flohet in das Land, wo die Donau fließet, und dientet als Laienbruder im Kloſter, das hoch auf den Felſen ſtehet, deren Fuß die Donau beſchäumet. Aber es ließ Euch nicht ruhen. Darauf zoget Ihr in einen dunkeln Wald und wurdet Einſiedler, und verbrachtet an ſchwerer Buße lange Jahre. Und als wieder Frieden in Eure Bruſt kam, da bautet Ihr Euch dort unten in Niclashauſen die Hütte und wurdet wieder ein Laborant und ein Doctor. So iſt's! So ſagte mir, ſo ließ mich's der Engel ſchauen, daß ich es Euch ſage, Arnold Plieninger, auf daß Ihr mir glaubtet, der Engel habe mich zu Euch geſandt.“

Der Knabe ſchwieg.

Alles Weh der Vergangenheit, Alles, was ſein Leben vergällt und verpeſtet, hatte des Knaben Rede wieder aufgefriſcht. Des Laboranten Angeſicht ruhte in den hohlen Flächen ſeiner Hände, und ein Strom von Thränen rann in das Moos zu ſeinen Füßen. Sein ganzes inneres Leben war in einer wilden Aufregung; aber er vermochte kein Wort zu reden.

Der Knabe ſchwieg; auch in ſeinem Auge glänzte eine Thräne der Theilnahme an dem tiefen Schmerze des Mannes, dem er alle Wunden der Seele aufreißen mußte, daß ſie bluteten, als wären ſie heute friſch geſchlagen.

Nach einer langen Pauſe faßte der Knabe des Laboranten Hand. „Vergebet mir,“ ſagte er weich, „daß ich Euch habe wehe thun müſſen; aber der Engel hat es mir befohlen, daß ich Euch das Alles ſage, damit Ihr mir glaubet.“

Jetzt ſah ihn der Laborant mit ſchmerzlichem Blick an und ſagte: „Woher du das weißt, was nur Gott wiſſen konnte, begreife ich nicht, aber verſchließe es in deine Bruſt als ein ewiges Geheimniß. Sprich nicht wieder davon und du ſollſt mein Sohn ſein, wie ich dein Vater ſein will. Ich glaube dir, wunderbares Kind! Doch komm', denn der Abend ſinket jetzt ſchnell herab, und unſer Weg iſt ſteil.“

Sie ſtanden auf und gingen ſchweigend den Berg hinab, und als ſie in die Tiefe des Thales kamen, lag die Nacht finſter über den Hütten des Dorfes. Hanns folgte ſeinem Führer durch eine der engen Gaſſen des Dorfs, und bald erreichten ſie eine Hütte, die am Berge lehnte.

Während der Laborant ſich bemühte, das hölzerne, kunſtreiche Schloß der Thüre zu öffnen, flüſterte eine ſüße Stimme in des Knaben Ohr: „Du biſt lange geblieben! Gute Nacht!“ Und ein Gefühl erfüllte ſeine Bruſt mit ſtiller Luſt; denn er hatte Jemanden, der Antheil an ihm nahm, und das that ſeinem Herzen wohl.

Mit ſehr verſchiedenen Empfindungen traten Beide in das Innere der Hütte, welche innen geräumiger war, als man es hätte glauben ſollen.

Es war ein viereckiger Raum. Drei Seiten beſtanden aus Fachwerk und eine aus Mauer. An dieſer befand ſich der Herd und der hohe, weite Buſen des Schornſteins. Rings an den Wänden liefen Dielen hin, auf denen allerlei ſeltſam geformte Gefäße von gebrannter Erde ſtanden. Bündel getrockneter Kräuter lagen daneben und allerlei Geräthe, deſſen Beſtimmung dem Knaben unbekannt war. Hier und da war ein mächtiges Hirſchgeweihe angenagelt, daran auch noch Dinge hingen, welche in des Laboranten Gewerbe einſchlugen. Gegen dem Herde über befand ſich des Laboranten breites Bett. Moos bildete ſein Lager. Hirſchhäute lagen darüber und das Fell eines mächtigen Thieres diente als Decke.

Hännolein ſchaute ſich recht um; denn es war ja ſo Vieles überall zu ſehen, was ſeine Neugierde weckte und beſchäftigte. Schweigend hatte der Kräutermann ſeinen Kaſten abgeſetzt und die Anſtalten getroffen, ein Mahl zu bereiten. Bald praſſelte ein Feuer in lichter Lohe und ein Stück friſches Rehfleiſch ſteckte an einem hölzernen Bratſpieße, den Hanns freudig zu drehen übernahm. Als es gebraten war, erquickten ſich Beide, und dann erſt ſagte der Laborant: „Wir wollen uns niederlegen und das Feuer löſchen; alsdann magſt du mir erzählen von deinen Geſchicken.“

Draußen hatte ſich das Wetter ſchnell geändert. Ein Gewitter war nach dem heißen Tage heraufgezogen; der Sturm aber jagte es über die Berge weg, und nur ein milder Regen erquickte die Flur.

„Wie heißeſt du denn?“ fragte jetzt der Laborant ſeinen wunderlich gewonnenen Hausgenoſſen.

„Hanns Böheim oder auch das Pfeiferhännslein,“ ſagte der Knabe, „weil ich die Pfeife ſpiele und die Handpauke ſchlage, wie es mein Vater auch gethan. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht. Wir wanderten immer im Lande herum und hatten halt nirgends eine bleibende Stätte. Daß weiß ich aber noch recht gut, daß einmal eine recht arge Hungersnoth ins Land kam. Viele Leute ſtarben jählings hin, und auch wir würden alſo umgekommen ſein, hätte nicht mein Vater bei dem Ritter von Hutten —“

„Verfluchter Name!“ rief der Laborant. „Nenn' ihn nicht wieder, ich bitte dich, Kind!“

„Nun, wie Ihr wollt,“ fuhr der Knabe fort, „hätte nicht mein Vater dort die Hut einer großen, dem Burgherrn gehörenden Schafheerde übernommen und dafür einen kärglichen Unterhalt empfangen. Wir blieben da mehrere Jahre. Endlich kam der vorletzte Winter mit ſeiner endloſen Kälte. Vom November bis in den Februar lag ein halb mannshoher Schnee auf den Bergen und in den Thälern, und es war eine Kälte, daß die Eichen knallend in den Wäldern borſten. Das arme Vieh fand keine Nahrung mehr, aber der geizige Burgherr wollte nicht geſtatten, daß wir die Heerde einheimſeten. Da kamen dann ganze Schaaren gieriger Wölfe und ſtellten der Heerde nach. Tag und Nacht hielt mein armer Vater Feuer rings um die Hürden in Brand und klapperte mit einer Charfreitagsklapper um die Hürden herum, ſelber in Gefahr, von den wilden Thieren zerriſſen zu werden, deren Geheul uns eben ſo ſehr ängſtete, wie die Schafe. Vergeblich war meines Vaters Bitten um eine Hetzjagd. Der Ritter feierte ſein Hochzeitsfeſt mit einer zweiten Frau. Derweilen mochte er nichts von dem Jagen der Wölfe wiſſen.

„All' das viele Wachen warf meinen Vater aufs Krankenbett, und er genas nicht wieder. Nun mußte mein armes Mütterlein und ich Wache halten, wie er gethan. Einmal hat uns der Schlaf übermannt. Die Wölfe brachen ein und richteten ein gräulich Blutbad in der Heerde an. Wurden ſie nun nicht gejagt, ſo war die ganze Heerde verloren, denn unſern treuen Hund hatten ſie auch zerriſſen, und nun war die Heerde faſt ſchutzlos.

„Ach, wie war unſere Angſt ſo groß vor dem Herrn, denn er kannte kein Mitleid, und Barmherzigkeit war ihm fremd; aber es blieb uns Nichts übrig, als die Heerde zur Burg zu treiben.

„Auf der Burg folgte noch immer ein Gelag dem andern, und der Burgherr wurde nicht mehr nüchtern. In der Burg ging's ein und aus, wie in einem Bienenſtock, und war Saus und Braus alle Tage.

„Wir zitterten vor Froſt und Angſt. Als nun die Schafe alle im Burghofe waren, ſagt' ich's dem Vogt, wie's gegangen. Der ging hinauf, und bald polterte der Ritter fluchend die Treppe herab. Die Schafe waren ſchon in dem Stall und mein zitterndes Mütterlein ſtand bei mir am Thore der Burg. Ihr wiſſet ja wohl, wie hoch ſie auf den ſpitzigen Felſen liegt, und wie die gräuliche Tiefe gähnet zu beiden Seiten der hölzernen Zugbrücke.

„Als er uns ſah, fuhr ein Heer von Flüchen aus ſeinem Mund auf uns herab. Uns, unſerer Faulheit maaß er ſeinen Schaden bei. Er ſchäumte vor Wuth, und je mehr er ſchimpfte, deſto mehr gerieth er in Grimm und Zorn. „Laßt die Hunde auf ſie los, daß ſie das Geſindel zerreißen!“ ſchrie er endlich, und die halb trunkenen Knechte, roh und ohne Erbarmen, wie ihr Herr, eilten, ſeinen Befehl zu erfüllen. Wir flohen in der Angſt der Zugbrücke zu. O du heilige Jungfrau! Ehe wir's uns verſahen, waren die blutgierigen Wolfshunde hinter uns. Mir blieb keine Flucht möglich; ich hörte das Thier ſchon hinter mir brüllen und mein Mütterlein entſetzlich ſchreien. Schnell wandt' ich mich, und mit dem eiſenbeſchlagenen Schäferſtabe führte ich einen ſo gewaltigen Hieb, daß das wüthende Thier niederſtürzte, ſich ſtreckte und verendete. Ehe ich aber meinem armen Mütterlein zu Hülfe kommen konnte, rang ſie mit dem ſie zerfleiſchenden Thiere, bäumte ſich über das Geländer der Zugbrücke und ſtürzte mit ihm in die bodenloſe Tiefe, in die zackigen Felſen hinein. — —

„Ach, das Alles geſchah in viel kürzerer Friſt, als ich Euch hier zu erzählen vermag.

„Anfangs hatten ſie in wildem Gelächter die Hetze angeſehen. Als aber der Hund todt da lag, der andere mit meinem armen Mütterlein in die Tiefe geſtürzt war, da hörte ich den Ruf: Holt Bogen und Pfeile, daß wir den Buben erlegen! —

„Die Todesangſt gibt Flügel. Mit Hülfe meines Schäferſtabes ſchwang ich mich in die Felſen hinauf. Wie ein Wieſel ſprang ich von Stein zu Stein, ſetzte über Klüfte weg und ſah nicht rückwärts. Hinter mir hörte ich den gellenden Ruf der Verfolger; aber bei der Eile, die ich anwendete, hatte ich einen weiten Vorſprung; bei der Kunſt, in den Felſen zu klettern, die ich ſo oft geübt, konnten ſie mir nicht folgen. Die Pfeile ſchwirrten um mich herum; die Armbruſtbolzen fuhren ziſchend in die Stämme der Bäume — mich traf keiner, und als ich den Hochwald erreicht hatte, kroch ich wie ein Eichhorn in einen hohlen Baum, denn mir fehlte der Athem. Ich konnte nicht mehr weiter, und in meinem Verſtecke vergingen mir die Sinne.

„Wie lange das gewährt, weiß ich nicht; das aber vermuthe ich, daß es eben nicht ſo lange war; denn als ich wieder zu mir kam, hörte ich zwei Burgknechte mit einander reden, die ſich, müde von meiner Verfolgung, an den Baum geſetzt hatten, deſſen hohles Herz mir zum ſchützenden Schlupfwinkel diente. Sie verwünſchten den Ritter und ſeine Grauſamkeit. Ich hielt mich mäuschenſtille, obwohl ich wußte, daß mich keiner finden würde.“ —

„Woher wußteſt du das, armes Kind?“

„Ach,“ ſagte der Knabe, „gerade in der Betäubung, aus der ich eben erwacht war, ſah ich mein Mütterlein vor mir ſtehen. Sie war ein Engel geworden und tröſtete mich, Keiner würde mich finden; ſie würde mich ſchützen. Und ſeitdem erſcheint mir mein Engel ſo oft, als irgend Etwas eintritt, was mir wichtig iſt. Ja, die heilige Jungfrau ſelbſt iſt mir ſchon erſchienen. Doch hört weiter! Die Knechte gingen, als ſie ausgeruht, von dannen und die Nacht kam. Aus meinem Verſtecke hätte ich mich nicht herausgewagt, wär' mir der Engel nicht abermals erſchienen und hätte mir geboten, hinabzuſteigen in die Felſen, wo meines armen Mütterchens Leichnam lag.“

„In dieſe Felſen kletterteſt du in der Nacht?“ fragte der Laborant mit einem Tone, der es deutlich genug kund gab, wie die Erzählung des Knaben ihn erſchüttert hatte.

„Warum nicht?“ fragte dieſer. „Ich ſehe in der Nacht ſo ſcharf wie am Tage. Das iſt eine von den abſonderlichen Gaben, die mir leider verliehen ſind.“

Er ſeufzte tief auf; dann fuhr er fort: „Es mochte Mitternacht ſein, da kroch ich aus meiner Höhle heraus, rutſchte den hohen Stamm herab und trat, vermittelſt meines Schäferſtabes, meine Wanderung an. Es war wohl ein bitterer Gang. Ach, ich ging ja, den Leichnam der Einzigen zu ſuchen, der ich in dieſer Welt angehört hatte. Mit blutendem Herzen ſtieg ich immer tiefer hinab in die Felſen. Es war ein gefährlicher Weg, aber ich wußte ja, daß ich zurecht kommen würde!

„Endlich fand ich ſie! Ach, es war ein Anblick, den ich nie wieder vergeſſe! Zerſchmettert lag oder vielmehr hing ſie in den ſpitzen, zackigen Felſen. Ihr theures Blut bedeckte das Geſtein ringsum, und der Hund hing todt an ihrem Arme, in den er ſich in einem ſolchen Grade verbiſſen hatte, daß ich nur mit der größten Mühe ihn von ihr trennen konnte. Ich nahm nun den zerſchmetterten Leichnam und bettete ihn in eine tiefe Spalte der Felſen, trug Moos zuſammen, ſo viel ich unter dem tiefen Schnee herausfinden konnte, und deckte ihn dann mit Schnee zu, bis ein milderes Wetter mir geſtatten würde, ſie beſſer zu begraben.

„Darauf floh ich aus der Gegend in eine weite Ferne, wo mich der Arm des Unmenſchen nicht erreichen konnte. Und als ich ſpäter, da er in ſeinem wüſten Leben geſtorben war, heimkehrte, um für die Beſtattung des Mütterleins in geweihter Erde zu ſorgen, da hörte ich, daß der Burgkaplan, ein frommer, guter Herr, ſchon dafür geſorgt hatte.“

Der Knabe hatte den letzten Theil ſeiner Erzählung vor Schluchzen kaum vollenden können.

Auf den Laboranten aber hatte ſie einen ungeheuern Eindruck gemacht. Der alte Grimm gegen die Gewaltigen erwachte in ſeiner Seele wieder. Die vergangenen Tage, an die der Knabe ihn heute erinnert, gingen wieder an ſeiner Seele vorüber mit all ihren Gräueln und ihrem Jammer.

In der wilden Erregung ſeines Innern reckte er die geballte Fauſt hinaus in die Nacht und, vergeſſend, daß der Knabe an ſeiner Seite lag, rief er aus: „Kommt denn nicht bald die Stunde der Vergeltung für ſolche Frevel? Wird dann nicht bald das arme, zertretene Volk Rache nehmen an ſeinen unmenſchlichen Peinigern und Würgern?“

In dieſem Augenblicke richtete ſich der Knabe neben ihm auf. Alles Gefühl ſeiner Seele löſte ſich in das auf, welches des Laboranten Worte erzeugt und in ihm wieder hervorriefen.

„Ja,“ ſprach er mit dem vollen, feſten Tone ſeiner Stimme, „ja, ich ſehe im Geiſte, daß ſie kommt. Ich ſehe die Burgen gebrochen, die Klöſter und Stifter verwüſtet; ich ſehe ein Heer ohne Ritter und Knappen, das ſeine Dränger ſtraft, die Faulbäuche in den Klöſtern züchtigt, und der goldene Morgen der Freiheit bricht an; aber ſein Morgenroth iſt blutig und über Leichname und Schutthaufen ſchreitet die Freiheit daher. Mich hat die heilige Jungfrau berufen, daß ich der Freiheit Fahne ſchwinge, wenn mein Arm mehr erſtarkt ſein wird.“

Noch lange redete der Knabe ſo in ungeſchwächter Begeiſterung fort, bis allmählich ſeiner Rede Fluß langſamer, ſchwerfälliger wurde, und endlich das Wort in ſeinem Mund erſtarb. Ein tieferes Athmen kündigte bald darauf dem Laboranten an, daß der Schlaf ihn übermannt habe.

Er aber ſchlief nicht. Das wunderſame Weſen dieſes Knaben beſchäftigte ihn ſehr. Er hatte wohl von dem Pfeiferhännslein gehört, und nun war ihm das räthſelhafte Weſen ſo nahe, ja es lag nur an ihm, daß es ihm ganz angehöre. Er faßte den feſten Entſchluß, ihm Vater zu ſein, da ſo ſichtbarlich eine höhere Hand, ein höherer Wille ihm den Knaben zugeführt hatte; aber auch weiter hinaus über die nächſten Schranken flog ſein Geiſt. Das Schickſal des Volkes bewegte ſeine Seele, angeregt durch die ſchrecklichen Ereigniſſe des eigenen Lebens und die ſchauderhaften Schickſale, die der Knabe erlebt.

Was war im Laufe der Zeit aus dem einſt freien deutſchen Volke geworden?

Im Beſitze ſeiner perſönlichen Freiheit hatte ſich einſt der Deutſche glücklich gefühlt, und mit Eiferſucht hatte er das Gut bewacht. Sein freies Eigenthum bearbeitete er mit Fleiß und Treue. In ſeinem Hauſe, wo ſein Weib die fromme Zucht bewahrte, die heilige Sitte pflegte, war ſeine Welt; Weib, Kinder, Waffen, ſeine theuerſten Güter, umſchloß ſie, und Niemand durfte ſie ohne ſeinen Willen betreten. Die Thiere des Waldes durfte er jagen; die Fiſche der Tiefe durfte er locken und fangen; zum Schwerdte griff er freiwillig, wenn das Vaterland in Gefahr war. Die Weideſtriche boten ſeinen Hausthieren die ungeſchmälerte Nahrung; des Ackers Ertrag war ſein Eigen. Keiner genoß eines Vorrechtes vor dem Richter, den das Volk ſich ſelbſt erwählt unter den Alten, Erfahrenen und Weiſen. Sitte und Herkommen, das unbeſtochene Urtheil des klaren und ſchlichten Verſtandes waren die Grundlage des Urtheiles. Keine

Frohnde, kein Dienſt, keine Beet, kein Zins, kein Zehnten lag auf ihm als niederbeugende Laſt, und die Winkelzüge eines erklügelten fremden Rechtes kannte der Deutſche nicht. So ſtand es um das edle Volk der Deutſchen, und das Andenken an dieſe glücklichen Zuſtände eines freien Volkes war noch nicht erloſchen. Dje Alten hatten's ihren Söhnen, dieſe es auf die Enkel übergetragen, und ſo war es im Bewußtſein des Volkes ſelbſt in jenen Tagen geblieben, wo nichts von dieſen Gütern mehr übrig geblieben war. Das Paradies liegt ewig hinter uns, und das Sehnen nach verlornem Glücke ruht in jeder Menſchenbruſt; aber es erwacht in dem Maße ſtärker, je drückender, je ſchwerer die Gegenwart iſt. Was war des Volkes Loos zu jener Zeit, wo die Seele des Laboranten es erwog?

Eins dieſer Güter nach dem andern hatte Adel und Geiſtlichkeit geraubt. Schritt vor Schritt war man endlich zum Ziele gelangt, wohin man wollte, daß es nur mächtige Herren und — Leibeigene gab.

Hier war es der Heerbann und des Grafen erliſtete Macht, des Adels wilde Gewalt, Rohheit und Raubluſt, welche den zermalmenden Fuß auf des „armen Mannes“ Nacken ſetzte und ein Recht nach dem andern ihm entzog oder geradezu nahm, und den Murrenden zertrat; dort war es die Macht der Geiſtlichkeit in Klöſtern und auf Biſchofsſtühlen, welche Frohnden, Beete, Rauchhühner, Zehnten von Frucht, Weinberg und Thieren forderte, und ertrotzte durch den Mißbrauch einer Macht, die nur das Heilige zu fordern beſtimmt iſt. Immer tiefer in Noth und Elend hinabgedrückt, gab ſich der arme, rechtloſe Menſch, um nur das nackte Leben zu friſten, zuletzt zum Leibeigenen hin, und ſeine unglücklichen Kinder, in der Leibeigenſchaft geboren, waren's und blieben's, ohne alle Hoffnung, es ſei denn, daß der Herr ſelber ſie gefreiet hätte. So nahmen ſie ihm des Waldes Freiheit, des Waſſers Recht und Luſt; der Weide Nutzung; brachten Gilden, Zinſe, Frohnden, Zehnten, und die Sprache jener Zeiten iſt reich an Namen für die einzelnen Laſten, die den Armen zu

Boden drückten, und jede Freude, jede Lebensluſt im Herzen erſtickten. Was half die Klage? Ihre Dränger waren ihre Richter. Der Schrei der Noth drang nicht bis zum Ohre des Kaiſers, und wenn er zu ihm gedrungen wäre — er hätte ſelbſt nicht helfen können. So erſtickte er zuletzt in der Bruſt, die ihn geboren, und zum Elende beſtimmt, trug hülflos, wenn auch oft mit heiligem Zorn im Herzen, der „arme Mann," wie ſich das Volk nannte, ſein entſetzliches Loos. Wie es ſchlimmer wurde in jenen Tagen, wo des Kaiſers Anſehen tief geſunken, der Kronvaſall ein eigener Herr geworden war; wie Raub, Mord und Brand, zur Luſt getrieben, mit zur Ehre des Ritterthums gehörte, wie kein Wanderer mehr ſicher auf dem Wege war; wie ſelbſt Klöſter beraubt worden, wie die Zügelloſigkeit keine Sitte, keine Scham, kein Heiligthum mehr kannte, keine Zucht mehr achtete, o, das iſt ein gräulich Blatt in der Geſchichte aller Länder Europa's in dieſer Zeit und Deutſchlands insbeſondere, und die Chroniken jener Tage wiſſen Entſetzliches zu erzählen von der Rohheit und Grauſamkeit des Adels, deſſen Namen ſeine ſprachliche Abſtammung höhnte; aber es klingt ein entſetzlicher Ton herüber aus dieſer Zeit, der die Geiſtlichkeit, vom Biſchofe bis zum Mönche, die Ritter alle nur eine fortlaufende Reihe von Blutſaugern nennt. Ihr Streben war, Macht zu erlangen, im Wohlleben zu ſchwelgen, Reichthümer zuſammen zu häufen. Und das Volk war das Erntefeld, wo man ſolche Garben band. Um dem Adel und ſeinen Klauen zu entgehen, gaben Viele Habe und Freiheit dem Biſchof oder der Abtei hin. Nun beſaß er freilich ungeſtört das Seine, aber es war nur noch ein Lehen der Kirche, die es ihm nach Belieben nehmen konnte. Starb er, ſo waren ſeine Kinder Bettler oder wurden Leibeigene. Welche Gewebe ſchrecklicher Ränke, himmelſchreienden Unrechtes wurden geſponnen, um dies Ziel zu erreichen?

Alle dieſe Scenen hatte man täglich vor Augen, und das nutzbare Thier ſtand höher als der Menſch. Ein Menſchenleben galt nichts.

Ueber dieſe Zuſtände blickte der Laborant jetzt hin. Sie gingen an ſeinem Geiſte vorüber und er weinte Thränen des Grimmes, daß Niemand den Muth hatte, ſolche Ketten mit Kraft zu brechen.

Iſt es ein Wunder, daß kein Schlaf in ſein Auge kam? Iſt es ein Wunder, daß ſeine Seele nach Rache lechzte in einer Zeit, die aller Gräuel Zeuge war? Iſt es zu verwundern, daß ſich im Volke ein anderer Sinn auszuſprechen begann, als in den früheren Tagen?

Wird die Laſt zu ſchwer, ſo erliegt der Träger oder er ſchleudert ſie weg mit allem Grimme, den die Ungebühr weckt. Es war eine Zeit des Unmuths. Ueberall hatte der Druck ſich entſetzlich gehäuft, die Rohheit alles Maaß überſchritten. Die Schonungsloſigkeit der Ritterſchaft, die Habſucht des Clerus, beider ſittliche Entartung ſtößte Grimm, Abſchen und Ekel dem Volke ein. Es lernte es fühlen, daß nur vereinte Kraft eines Widerſtandes fähig ſei, wo die beiden Gegner, wenn auch ihre Intereſſen getheilt erſchienen und ſie ſich mitunter ſelbſt befehdeten, dennoch ihre ganze Macht vereinigten, wenn es galt, des Volkes Verſuche zum Widerſtande zu unterdrücken, und dies Bewußtſein rief den Trieb hervor, ſich an einander zu ſchließen. Verwandtes ſuchte ſich auf, und ſo war es denn allerdings an dem, daß der Laborant vielfachen Verkehr mit gleichgeſinnten Männern aus der Nähe und Ferne hatte. Seine Wanderungen mit dem Arzneikaſten, ſeine Erfahrungen kamen dieſen Verbindungen zu Hilfe. Burgen und Klöſter und Biſchofsſitze ſtanden auf einem Vulkane, der in der Tiefe arbeitete, ohne daß man an der Oberfläche hätte ſein Daſeyn errathen können, der aber Kräfte in der Stille ſammelte, die Fähigkeit genug entwickeln konnten, jene zu zertrümmern.

Der Laborant war ein ſchlauer Kopf. Er erkannte ſchnell, welch einen Schatz er an dem Knaben gewonnen habe, der wie eine myſteriöſe Perſon ſchon in dem Munde des Volkes lebte, der durch die wunderſame Eigenthümlichkeit ſeiner Natur gewiſſermaßen einen Heiligenſchein um ſeine jugendlichen Locken gezogen hatte.

Wie er ihn zu ſeinen Zwecken benutzen wollte, war ihm noch nicht klar, daß er aber das herrlichſte Werkzeug ſei, lag außer allem Zweifel. —

Aber was iſt denn ein Laborant? hör' ich manche Leſer fragen, und ſowohl auf dieſe Frage, als auf die über die Perſon des Laboranten thut eine Antwort noth.

Die Kunſt, die Krankheiten zu heilen, wuchs mit den Heere der Krankheiten, wenn nicht — das umgekehrte Verhältniß gilt. Sei dem, wie ihm wolle, in jenen Tagen ſtand der Menſch der Natur noch näher; die erkünſtelten Genüſſe waren ihm fremd; was Indien lieferte, war noch nicht in die mittleren, zu geſchweigen in die unteren Schichten des Volkes gedrungen, und die Produkte Amerika's lagen noch, wie es ſelbſt, im Dunkel. So war das Volk einfach, weil es die verderblichen Genüſſe, welche die Produkte des Auslandes bereiten, nicht kannte, und zu arm war, ſie ſich zu erringen. Der Wein war für Ritter, Mönche, Biſchöfe, Fürſten, und in Summa für die Gewaltigen. Den Branntwein kannte man noch nicht als Getränke. Einfachheit erhielt die Kraft und die Geſundheit. Tauſende der Krankheiten, welche jetzt die Medicin bis in ihre geheimſten Tücken verfolgt, bis in ihre feinſten Symptome zerlegt, ahnete man nicht. Daher war die ärztliche Praxis leicht und einfach. Mönche, Prieſter und einzelne Leute hier und da zogen aus bekannten Heilpflanzen die Kräfte, um Tränklein, Heilküglein, Latwerge und Pflaſter zu bereiten, und zogen damit umher. Meiſt waren es Mittel für Hieb und Stich, wie man zu ſagen pflegt; Univerſalmittel für alle erdenklichen Gebreſte des Leibes, die ſie verkauften, und der Glaube that das Seine, wie heutzutage auch! — Dieſe Leute, weil ſie laborirten, arbeiteten, um die Pflanzenſtoffe auszuziehen, hießen Laboranten. Es waren Apotheker und Aerzte zugleich, wie noch heute in England der Arzt ein Apotheker und der Apotheker ein Arzt iſt.

Bei dieſen ſichtbaren Mitteln, die man deſto wirkſamer erachtete, je abſcheulicher der Geſchmack war (daher denn das Sprüchwort aus jenen Tagen zu uns herüber klingt: „Schlimm muß Schlimm vertreiben“), lebte noch eine andere Praxis für medicinische Behandlung im Volke, die ſich geheimnißvoll fortpflanzte, alſo, daß ſie der Mann nicht dem Manne, ſondern nur dem Weibe mittheilen oder lehren konnte, und umgekehrt. Es war das Beſprechen, das Verfahren, vermittelſt des Wortes das Uebel zu bannen, das magiſche Heilverfahren, welches ſich noch heute im Volke erhalten hat, und das wir mit dem Namen Sympathie bezeichnen. Der Aerzte gab es wenige und — die Gottesäcker waren unendlich — klein.

Der Laborant Arnold Plieninger war ein ſolcher apothekernder Doctor. Er war, wie wir aus des Pfeiferhännslein's Munde wiſſen, durch entſetzliche Geſchicke aus ſeinem Vaterlande vertrieben worden. Zu dem mönchiſchen Leben, wohin ihn Jammer, Verzweiflung, vielleicht auch Reue getrieben, hatte er keinen Beruf. Der Menſchheit, dem armen, ihm theuern Volke, deſſen Noth er kannte, nützlich zu ſein, griff er wieder zum alten Gewerbe und war nun weithin der Abgott des Volkes, weil er ſein Freund, ſein Helfer, ſeine Stütze, ſein Troſt für Leib und Seele war. Und nie kam eine Bitte an ihn, die er nicht mit Liebe zu erfüllen verſucht hätte, ſo weit er's vermochte.

III.

Da regt ſich die fleißige Hand ſo ſtille;
Da ordnet Alles ein kräftiger Wille,
Und Arbeit und Zeit in geregeltem Gang.
Sie gehen ſelbander den Tag entlang;
Und kommet der Abend, dann bringt er die Ruh',
Schließt friedlich das Auge des Müden zu.

Als ſich die erſten matten Lichter des kommenden Tages durch die wolkigen Scheiben von Marienglas ſtahlen, welche, klein und dunkel, damals die Lichter des Tags in die Wohnungen der Menſchen leiteten, erwachte Hanns und ſetzte ſich im Bett auf.

Er mußte lange ſinnen, ehe er ſich mit Zeit, Ort und Umſtänden zurecht fand.

Der Laborant war erſt ganz kurz vorher in einen Schlaf geſunken, der eine Folge der Abſpannung des Leibes und der Seele war.

Der Knabe legte ſich wieder leiſe zurück, betete ſeinen Morgenſegen und harrte geduldig des Erwachens ſeines Meiſters. Die Bilder des vergangenen Tages traten wieder vor ſeine Seele, und unter dieſen auch Mariechen. Ihr Bild ſtand ſo lieblich vor ihm in ihrer kindlichen Einfalt und Herzlichkeit! Noch tönte ihr Nachtgruß in ſeinen Ohren, und mit Vergnügen gedachte er, daß ſie nach ihm geſehen, ihn erwartet hatte.

Als der Laborant erwachte, ſprang Hanns vom Lager auf und fragte, was er thun ſolle? Nun begann eine ruhige, aber geregelte Thätigkeit. Nachdem ſie durch den kräftigen Morgenimbiß ſich gelabt, fing der Laborant an, ſeine Medikamente zu bereiten. Bald erkannte er, wie der Junge zu Allem ein tüchtiges Geſchick habe. Unermüdet ging er ihm in allen Stücken an die Hand und half getreulich ſeine Mühen tragen. Schon nach mehreren Wochen konnte ihn der Laborant mit ſich nehmen, wenn er mit dem Arzneikaſten ausging in die Dörfer und Höfe der Umgegend. Auch ſein Spiel verſäumte er nicht, was in den Abendſtunden oft des alternden Mannes Sinn erheiterte. Dieſe geregelte und ſelbſt mitunter angeſtrengte Thätigkeit hatte auf den Knaben einen wohlthätigen Einfluß. Die Zuſtände, wo er zu taumeln begann, dann in tiefen Schlaf ſank und nun wunderliche Dinge redete und der Zukunft Geſchicke ausſprach, wurden immer ſeltener. Er ging nicht mehr ſo oft Nachts im Traumwachen umher. Anfangs begleitete ihn der Laborant, um ihn vor Gefahren zu ſchützen; indeſſen, als er ſah, wie ſicher er einherging, ſelbſt auf gefährlichen Pfaden, überließ er ihn ſich ſelbſt und dem Schutze jener unſichtbaren Mächte, die ſeine Schritte ſchützend geleiteten. Allein dies kam immer ſeltener vor, ſeit er mit dem Laboranten, den er mit dem traulichen Namen „Vater“ nannte, ſo unermüdet thätig war, mit ihm, Kräuter und Wurzeln ſuchend, umher ſtrich, oder Arzeimittel verkaufend den Kaſten tragend, durch das Land zog.

Auch körperlich genas er zu einer kräftigeren Erſcheinung. Seine Wangen rötheten ſich und ſeine Geſtalt gewann an Kraft.

In dieſem nützlichen Wirken floſſen Tage, Wochen, Monate, Jahre hin. Hanns war ein Jüngling geworden, deſſen Schönheit manches Auge auf ihn zog; aber er hatte kein Auge für weibliche Reize, außer denen „Mariechen's.“ Aus der Kinderliebe war ein tieferes Gefühl erwachſen. Seine ganze Seele erfüllte es und das Mädchen dachte und lebte nur in ihm.

Er war mit der Zeit ein Kräuterkenner geworden. Er konnte, wie es der Laborant that, Heilmittel bereiten, menſchliche Gepreſte erkennen, Preßhaften die geeigneten Mittel reichen, und beſonders hatte er den Ruf gewonnen, ein Thierarzt zu ſein.

Auch er zog nun allein ins Land mit dem Kaſten und der Pfeife. Die Gabe, den Menſchen ihre Geſchicke zu ſagen, war ihm allein geblieben, aber er hielt mehr damit zurück und wurde heiterer.

Wohin er kam, hieß man ihn freudig willkommen, zumal er ſo reich an Liedern und Mährlein war. Mit Pfeil und Bogen durchſtreifte er den Wald; legte Schlingen für Vögel und Thiere, und verſorgte des Laboranten Küche mit hinlänglichem Bedarfe. Das war bis jetzt ohne Störung geſchehen, zumal er nicht vergaß, auch den geiſtlichen Herrn zu Niclashauſen reichlich zu bedenken. Das Land, das Volk, der Wald und das Waſſer gehörte dem Biſchofe von Würzburg, deſſen Förſter ein Greis war, der ſeines Amtes nicht warten konnte, daher Hanns das Wilderen offen trieb und nach und nach mit einer Keckheit und Sicherheit, als habe er ein Recht dazu. Dies ſollte jedoch anders werden, als an die Stelle des Greiſes ein Mann trat, jung und kräftig und ſeinem Herrn mit Leib und Seele zugethan.

Ehe wir jedoch die weiteren Ereigniſſe ſchildern, muß uns eine Seite im Leben und Thun des Laboranten klarer werden, wie ſehr auch das geheimnißvolle Dunkel darüber ausgebreitet war.

In ſtillen dunkeln Nächten gab es da in ſeinem Hauſe ein geheimnißvolles Treiben. Wenn die Niclashäuſer im tiefen Schlafe lagen, ſchlichen Männer zu dem Laboranten, die es vermieden, von Jemanden geſehen zu werden. Es war Einer davon aus Niclashauſen, der Andere kam aus dem oberen Taubergrunde, der Dritte aus einem Dorfe jenſeit der Berge. Hanns Gſcheidt hieß der Eine, Jockel Pflaſterer der Zweite und Joſt Eich der Dritte. Es waren Bauern, aber Männer bewußter Kraft, gereifter Einſicht, gemeſſenen Ernſtes. Anfangs war ihnen die Anweſenheit des Pfeiferhännsleins ungelegen; als ſie aber ihn näher kennen lernten, ſchien's, als gehöre er zu ihnen, und ſie hatten kein Hehl, wie es ihnen ums Herz war. Sie bildeten die Häupter der unruhigen Bauern und beriethen, wie das Joch zu brechen ſei, in mancher Nacht.

Der Heftigſte unter ihnen war Hanns Gſcheidt. In ihm glühte eine wilde Leidenſchaft. Tödtlicher Haß gegen Adel und Clerus erfüllte ſeine Seele. Nach ſeinem Dafürhalten war raſches Dreinſchlagen das rechte, das einzige Mittel, das Joch zu brechen, und der Tod aller Dränger war ſein glühender Wunſch. Die Anderen ſtimmten mit dem Laboranten überein, daß erſt die Bauern alle müßten Eines Sinnes ſein, die Blöden kräftig, die Furchtſamen muthvoll, die Geduldigen erregt und zum Bewußtſein ihrer Schmach gebracht werden, ehe ein Aufſtand Erfolg haben könne. Das Ziel Aller war kein anderes, als Theilen der erſchlichenen Güter, Freiheit der Perſon, Abſchaffung der laſtenden Abgaben, Gleichheit aller Stände und Gerechtigkeit. Auf gütlichem Wege war dies Ziel nicht zu gewinnen, das ſtand feſt. Zum großen Kampfe war das Volk noch nicht reif; aber es reif zu machen, war die Aufgabe, und, dazu verbunden, arbeiteten Alle daran, und auch das Pfeiferhännslein hatte hier ſeine Stelle, denn dieſen Namen trug er auch da fort und fort, als aus dem Knaben ein mannhafter Jüngling herausgewachſen war, und gerade ſein Anſehen bei dem Volke, ſeine wunderſamen Gaben waren das beſte Mittel dazu. Da hörte denn Hanns die Reden voll tiefen Zornes, den er ſelber im Herzen trug; da fand das Gefühl ſeiner Bruſt den rechten Ausdruck. Da vernahm er die Erzählung von Gräuelthaten der Ritter, die ſein Haupt emporſträubten, und mit dieſen Gefühlen zog er aus und ſäete neuen Haß und fachte den glimmenden Funken nur mehr und mehr an.

Von dieſer Zeit ſtärkerer innerer Anregung an begann auch ſeine eigenthümliche Seelenthätigkeit wieder die Flügel zu entfalten. Es gab Augenblicke, wo er mit offenen Augen da ſaß und weder hörte, noch ſah; wo er wieder verkehrte mit den Weſen, die einſt ihm nahe getreten waren; wo er mit einer hinreißenden Macht lange Reden hielt; wo an ſeinem Geiſte die Kämpfe vorübergingen, deren Zeugen ſpätere Jahre ſein ſollten. Er war wieder das Orakel des Volks.

In jener Zeit war es, als er im Forſte des Biſchofs den gewaltigen Hirſch mit vier und zwanzig Enden erlegte, den der Förſter wie einen Schatz hegte, damit ihn der Biſchof von Würzburg erlege, wenn er zur Jagd in den Forſt käme und von der Burg Thunfeld aus ſeine Züge ins grüne, weite Revier unternähme.

Ein Bauer aus Niclashauſen, der Mariechen liebte und in Hanns ſeinen glücklichen Nebenbuhler kannte und haßte, beobachtete ihn, als er das edle Thier ausweidete und unter Geſtrüppe barg, um zur ſtillen Nachtzeit ſein Erlegtes zu holen. Froh, daß er den Feind nun wegbringen konnte, eilte der Feindſelige zum Förſter. Der wüthete über den Streich; denn er fand ja oft genug die Spuren, wie ſeines gnädigen Herrn Wildbahn gebürſchet wurde, und er eilte nach Thunfeld, deſſen Ritter die Lehen des Biſchofes trug, daß er ihn in Leibhaft bringen laſſe.

Gerade an jenem Tage war der Laborant auf der Burg Thunfeld, denn einem der Reiſigen war das junge Weib ſchwer erkrankt geweſen und nun der frohen Geneſung nahe. Gleich ſtürzte der Reiſige in das Gemach, wo der Laborant noch ſaß.

„Was gibt's?“ fragte dieſer.

„Ach, eilet heim, Meiſter Arnold, und ſaget's dem Pfeiferhännslein an,“ rief der Mann, „daß er fliehe.“

„Warum?“ fragte aufſpringend der Laborant.

„Weil er des Biſchofs Edelhirſch erlegt hat, und Ihr kennt die Strafe des Wilderers! Er wird auf einen Hirſch gebunden, und das Thier, von den Hunden gehetzt, frei gelaſſen, daß es durch das Geſtrüppe ſetze, bis der Arme eines ſchrecklichen Todes ſtirbt. Ich ſoll ihn verhaften; eilet!“

Da galt's kein Beſinnen.

Der Laborant eilte heim, und noch in der Stunde entwich der Jüngling, und als die Reiſigen kamen, fanden ſie ihn nicht. Vergebens wurden alle Bauern von Niclashauſen aufgeboten in der Frohnde, ihn zu ſuchen. Vergebens wurde der Wald durchſpäht. Er hatte einen Schlupfwinkel gefunden, und mitten im Forſte, bei dem treuen Köhler, deſſen Kind er einſt geheilt, ſuchte ihn Niemand.

In der ganzen Gegend war das Volk empört über die gräßlichen Strafandrohungen, die es vom Förſter und den Knechten von Thunfeld vernahm, denn es ſah kein Unrecht im Erlegen des Hirſches, zumal der ausſchweifende Biſchof Allen verhaßt, ſein Regiment mit alle dem Druck ein Gegenſtand des Abſcheues war.

Mariechen war troſtlos, bis ſie eines Abends ihn an ihr treues Herz drückte; aber wie quälte ſie die Angſt um ihn Tag und Nacht!

Jede Nacht war er in des Laboranten Hauſe, ohne daß man es ahnete.

So lebte er ein Jahr lang im heimlichen Verſtecke, theils zog er jenſeit der Grenze des Bisthums umher, und trieb ſein altes Gewerbe mit Pfeife und Handpauke und erregte das Volk zum Aufſtande gegen ſeine Dränger. Die Hütten ſeiner Freunde Pflaſterer und Eich waren dort die Stätten, wo er Obdach hatte und weilen mochte.

Da ſtarb der verrufene Biſchof, und die grimmigen Bauern erſchlugen den Förſter, der ihnen ein Dorn im Auge war. Jetzt kehrte Hanns wieder, und wie die Bauern ſagten: kein Hahn krähte weiter darnach!

Aber das Ereigniß blieb nicht ohne Folgen. Immer bedrohlicher wurde die Stimmung des Volkes. Niemand aber war glücklicher als Mariechen, da ſie den Geliebten wieder hatte, den ſie und der auch ſie ſo lange und ſo ſchwer vermißt.

IV.

Im ſtillen Schooß der Berge
Da ſammelt ſich der Quell;
Und ſpringet dann zu Tage
So ſilberrein und hell.
Er hüpfet hin durch Blumen,
Stürzt ſich in das Geſtein;
Erſt war's ein ſtilles Bächlein;
Jetzt wird's ein Bach ſchon ſein!
Der Bach wächſt an zum Fluſſe;
Bald ſchwillt zum Strom er an,
Wenn aus des Himmels Fenſtern
Die Fluth herniederrann.

Es war in den Tagen des Sommers. Die Erndte harrte der Sichel des Schnitters. Eine Gluth war der Sonne Strahl. Da ſchritt das Pfeiferhännslein fröhlichen Sinnes herauf aus den Gegenden an den Ufern des Maines nach dem lieben Niclashauſen zu, wohin ihn die doppelte Liebe zu dem Laboranten und Mariechen zog.

Aber noch mußte die Sehnſucht ſchweigen. Zu Joſt Eich hatte er eine Botſchaft zu bringen. War ſie ausgerichtet, ſo hielt ihn nichts mehr ab, dem Zuge des ſehnenden Herzens zu folgen.

Er ließ die Gegend, wo Niclashauſen lag, links liegen, und wanderte in den Wald hinein, der die Berge bedeckte bis zum einſamen Gehöfte, wo Joſt Eich wohnte.

Noch vielleicht eine halbe Stunde hatte er zu wandern, als er an einem ſteilen Bergabhange ſtand, an dem ſich ein Fußpfad heraufwand. Unten im Thale rauſchte ein Bach, und überall waren Spuren, daß das Hochgewitter, dem er in einem Dorfe dieſen Mittag entgangen war, mächtige Regengüſſe mußte entſendet und die Gewäſſer ungewöhnlich angeſchwellt haben. Eine erfriſchende Kühle wehte ihn an. Es war ihm ſo wohl, wie es ihm lange nicht zu Sinn geweſen; darum zog er ſeine Rohrpfeife aus der Seitentaſche und pfiff eine ſeiner Lieblingsweiſen, daß ſie weit in die ſtille Landſchaft hinausklang und das Echo der Berge weckte.

Da tönte ein Ruf aus des Thales Tiefe zu ihm herauf. Es war der Ruf einer mächtigen Mannesſtimme, der offenbar ihm galt.

Er erwiederte den Ruf.

Bald kam der Ruf näher, und immer beantwortet, fand den Jüngling endlich der Rufende, obwohl die Nacht hereinzubrechen begann.

Joſt Eich trat keuchend zu ihm. Er ſah zerſtört aus.

„Du ſitzeſt hier und pfeifeſt luſtige Lieder,“ rief der heftige Mann, „während ein entſetzlich Unglück dein Dorf heimgeſucht hat! Wahrlich, jetzt iſt nicht Zeit zum Spielen!“

Hanns ſah ihn ganz verwundert an. „Um Gott, was iſt denn geſchehen?“ fragte er erſchreckend. „Wie ſoll mir in der Ferne ein Unglück ahnen?“

„Du willſt die Zukunft kennen,“ haderte der Eich, „und weißt nicht, was Denen begegnet, die du lieb haſt?“ —

„Gerade das iſt's eben, was ich beklage!“ rief der Jüngling. „Meine Zukunft und die meiner Liebſten iſt mir verhüllt. Aber was iſt denn geſchehen?“

„Haſt du denn den Donner nicht gehört, nicht den Hagel, der fiel, nicht die Fluth geſehen, die Alles verheerte?“

„Was ſagt Ihr?“ rief Hanns, „wie ſollte ich das in der Ferne hören oder erfahren, wenn's erſt heute geſchah?“ —

„Nun, ſo wiſſe,“ ſprach beruhigter Joſt Eich, „daß alle die Felder deines Dorfes, die in reicher Fülle prangten, zu einer Tenne zerſchlagen ſind vom Hagel, der herabſchoß in ungeheurer Größe, vom wildeſten Sturme gepeitſcht; daß dann droben im Thal eine Wolke ihre ungeheure Fluth entlud, bis die Tauber ſchwellte zum reißenden Strome, der die Felſen herabriß, die Bäume entwurzelte, das fruchtbare Land wegſchwemmte, ſammt den Wohnungen der Menſchen.“

„Gott, Gott!“ rief der Jüngling, und rang die Hände.

„Als ich hinab kam, ſtanden auf dem hochliegenden Kirchhofe die Armen von Niclashauſen, die Alles eingebüßt.“ —

„Der Laborant“ —

„O mein Gott, lebt er?“ rief bebend Hanns.

„Höre mich an,“ ſagte Eich: „Der Laborant war ſchon ſeit drei Tagen ſchwer krank, als das Wetter kam. Niemand dachte an ihn, bis der Strom ſich an ſeiner Hütte brach und ſie krachend der Gewalt nachgab.“ —

Hanns zitterte am ganzen Leib, und Eich hielt einen Augenblick ein.

„Und?“ fragte mit wankender Stimme der Jüngling.

„Du wirſt ſein Angeſicht nicht mehr ſchauen!“ ſprach mit dumpfem Tone der Mann und ſchwieg dann.

„O, du heilige Jungfrau!“ rief laut ſchluchzend der Jüngling, und bedeckte ſein Angeſicht mit den Händen. „Warum mußte ich ferne ſein? Todt! todt! auch der Letzte, den ich auf Erden hatte!“

Eich zerdrückte ſelbſt eine Thräne.

„Vater Eich,“ ſagte er dann zu Jenem, „iſt nichts mehr zu thun?“

„Nichts,“ ſagte dumpf Joſt Eich. „Die Fluth hat ſeinen Leichnam mitgenommen zum Maine hinab, und Gott weiß allein, wo er iſt. Nicht einmal in geweihter Erde wird er ruhen.“

Hanns mußte ſich ſetzen. Er fühlte alle Kraft weichen. Plötzlich ſprang er auf. „Eich,“ ſagte er, „er konnte ja ſchwimmen wie ein Fiſch. Vielleicht hat er ſich gerettet?“

„Kind, du faſelſt,“ ſagte der Mann. „Weißt du nicht, daß ich ſagte, er ſei todtkrank geweſen? Da iſt kein Hoffen mehr.“

Jetzt raffte Hanns ſeine letzte Kraft zuſammen und eilte hinweg.

„Wohin willſt du?“ fragte Eich, und wollte ihn zurückhalten.

„Laßt mich!“ rief er, und das Dunkel der Nacht und des Waldes entzog Eich's Blicken ſeine Geſtalt, und bald verklang auch ſein hallender, eilender Fußtritt in der Nacht, und Eich ging in ſtiller Betrübniß ſeinem Gehöfte zu, denn ihm ſagte es ſein Inneres, nun fehlte dem, was ſie gehegt und gepflegt, der Mittelpunkt und die Einheit.

In völliger Hingabe an ſeinen tiefen und gerechten Schmerz wanderte in fliegender Haſt der Jüngling dem Orte zu, wo noch mehr als ein Gegenſtand ſeiner tieferen Empfindungen ihn hinzog.

Was war aus Marie und ihrer Mutter geworden? fragte er jetzt, denn das zu fragen, hatte die Scham vor dem ſtrengen und heftigen Joſt Eich ihn zurückgehalten. Bei der ſtrengen Wanderung aber hatte er nicht erwogen, daß ſeine Kräfte dauernd nicht aushalten würden, zumal er heute ſchon eine große Strecke zurückgelegt hatte, und ſein Inneres ſo unendlich tief von Schmerz um den guten Laboranten und von Angſt und Sorge um Mariechen ergriffen war. Bald genug empfand er das auch, und eine ſo lähmende Ermüdung bemeiſterte ſich ſeiner, daß er am Stamm einer Eiche niederſank und in einen Zuſtand völliger Bewußtloſigkeit verfiel. Erſt nach und nach löſte ſich dieſer Zuſtand der Erſchöpfung und ging in Schlaf über, der erquickend wurde.

Schon ſah man in Oſten es lichter werden, und einzelne Streiflichter, wie ein ſchamhaftes Erröthen über keuſche Wangen fliegt, rötheten leicht den Himmel, da fuhr Hanns aus ſeinem ſchweren Traum auf. Wie Einer, der nicht weiß, wo er iſt, ſo ſah er um ſich; aber als ſeine volle Erinnerung zurückgekehrt war, ſprang er auf und lief in der Richtung weiter, in welcher Niclashauſen liegen mußte. Es war bereits hell und jeder Gegenſtand genau zu unterſcheiden, als er auf der Kante des Gebirgs erſchien.

Hier ſtand ſchon der Wald entblättert, wie in den Tagen des Winters, die ſchreckliche Folge eines heftigen Hagelſchlags. Aber wie war der Anblick da unten im Thale, wo Niclashauſen ſtand?

Alles war zerſchlagen, wirklich einer Tenne gleich die Sohle des ſchönen Thals. Ein Geſchiebe von Felſen lag auf den Wieſen, daß man kein grünes Hälmchen mehr erblickte. Noch jetzt war der Bach wie ein kleiner Fluß. Am ſchmerzlichſten war der Anblick des Dorfes. Da waren die Hütten des untern Theiles weggeriſſen von dem Strom; allein auch die höher ſtehenden hatte die Fluth mitgenommen, die von den Bergen herabſtrömte. Es war kaum möglich, daß Hanns ſich zurecht fand, weil der völlig veränderte Zuſtand kaum ein Bild des Geweſenen geſtattete.

Der Jüngling eilte den Berg hinab; allein jetzt war er ſeinem Ziele noch ferner. Die Brücke war weggeriſſen, kein Kahn war vorhanden. Und doch brannte es in ihm. Er mußte hinüber. Ohne Weiteres ſtürzte er ſich in die dunkle, rothe Fluth, theilte ſie mit mächtigem Arm und erreichte das jenſeitige Ufer.

Blutenden Herzens betrat er die Stätte des Jammers. Ueberall ſtürzten ihm die Armen entgegen, die Alles verloren hatten, und meiſt um theure Glieder ihrer Familie trauerten. Mühſam rang er ſich los und erreichte die Hütte unter dem ſchirmenden Baume. Sie ſtand noch da, und das Waſſer ſchien hier nicht ſolche Zerſtörung angerichtet zu haben.

Leiſe öffnete er die Thür und trat in den Raum, der auch Stube war, denn ein Flur war nicht in der Hütte. Auf einem Bette von Moos lag die Mutter und ſchlief ruhig. Mariechen, das liebliche Weſen, hatte gewacht, wie es ſchien. Sie ſaß auf einem Schemel vor dem Bette. Die Arme waren übereinander geſchlagen und das Köpfchen war herabgeſunken, daß das ſchöne Kinn auf der Bruſt ruhte, welche der Athem leiſe hob.

Hanns durfte nicht wecken. Ach, wie mochte die Angſt ſie gequält haben, ehe ſie einſchlief? Er horchte auf das Athmen der Mutter. Es war ruhig. Es war der Schlaf der Geneſung.

Marie träumte. „Ach, Hanns!“ flüſterte ſie leiſe, komm', helf' uns, wir ertrinken!“

Er ſetzte ſich auf einen andern Schemel vor ſie und betrachtete das ſchöne Weſen, und endlich, kaum ſeiner Meiſter, drückte er einen Kuß auf die friſche Lippe.

„Biſt du da?“ rief ſie erwachend, und ſchlang dann weinend ihre Arme um ſeinen Hals. Und auch ſeine Thränen floſſen dem treuen Herzen, das in der kalten Fluth zu ſchlagen aufgehört hatte. —

Jetzt erſt erzählte ſie ihm, was ſie erlebt, wie ſie in der Angſt ihre Mutter durch das fluthende Waſſer hinaufgetragen auf den Kirchhof, und wie ſie dann habe Zeuge ſein müſſen, daß das Waſſer des Laboranten Hütte weggeriſſen, daß nichts mehr zu erkennen, als die Stätte.

Während ſie noch ſo ſprach, trat Gſcheidt herein. „Du biſt hier?“ ſagte er. „Ach, du weißt ſchon, was geſchehen! Aber komm' mit mir, daß wir uns bereden über dein Fortkommen“

„Laßt mich hier,“ ſagte er. „Ich muß helfen, daß Marie nicht verderbe.“

Der Mann ſchüttelte leiſe den Kopf und ging wieder von dannen. Aber die Frage: was beginnen? lag wohl ſchwer auf dem Herzen des Jünglings.

„Weißt du was?“ ſagte die Mutter, welche erwacht war und ſich wieder völlig wohl fühlte, „der Hirtenſeppel iſt ertrunken. Nimm den Hirtenlohn an.“

Hanns beſann ſich nicht lange. Noch an dieſem Morgen ging er zu Gſcheidt, der des Ortes Schöffe war, und ſchon am Abend nahm er Beſitz von dem Hirtenhäuslein, das nicht ferne von Mariechen's Hütte ſtand.

Täglich trieb er nun die Heerde hinaus, hütete ſie und ſammelte Pflanzen und Wurzeln, daß er auf den Winter wieder Heiltränke bereite. Sein kleines Amt nährte ihn kümmerlich; aber er litt, wie Alle, Alle, wie er. Umſonſt flehten die Armen den Biſchof um eine Unterſtützung aus den reichen Zehntenſpeichern an. Umſonſt flehten ſie um Erlaß der Frohnden, da doch ihr eigenes Land von den Steinen müſſe befreit werden. Alles blieb fruchtlos. Nur der Ritter von Thunfeld hatte Erbarmen. Er ließ Brod den Armen reichen, und wo ihnen das Vieh ertrunken war, half er ihnen wieder, daß ſie ſich anderes kaufen konnten. Die Armen ſegneten ihn, und den Biſchof traf ihr Fluch

Das ſein Inneres mächtig erſchütternde Ereigniß brachte den Jüngling wieder in jenen Zuſtand, der in ſeiner Jugend ihm eigen geweſen und zeitweiſe aufgehört hatte. Er verſank wieder in ſeine Entzückungen, wenn er draußen allein bei ſeiner Heerde ſaß. Auch Fälle des Nachtwandelns, des Hinausblickens in eine ferne Zukunft, das Erſcheinen ſeines Engels kamen wieder vor. Nur war jetzt die Richtung eine mehr religiöſe. Er predigte oft Buße dem verſammelten Volke, und es ſtrömte aus der Nähe herzu, ihn zu hören.

Der Pfarrer von Niclashauſen, ein Mann von niedriger Geſinnung, von Habſucht beſeelt, hemmte das nicht, ja er geſtattete ſelbſt, daß das Volk ſich in der Kirche um Hanns ſchaarte; denn die Opfer kamen ja ihm zu gut.

Allmählich aber kamen auch wieder jene Vorſtellungen zu Tage, die ihn in früheren Zeiten beſeelt, und das Volk hörte ſtaunend, daß die Jungfrau Maria ihm geboten habe, zu predigen, es ſei unrecht, daß der Biſchof das arme Volk mit Frohnden und Laſten, mit Abgaben und Zinſen drücke; es ſei himmelſchreiend, daß es leibeigen ſei dem Biſchofe. Gott wolle ſein Volk frei wiſſen, frei, wie der Vogel in den Lüften, und frei wie die Luft, die es athme, ſei ſein Land; der Wald mit ſeinem Wild Aller Gut, der Bach mit ſeinen Fiſchen aller Eigenthum. Reiche und Arme müßten zwar unter einander ſein, aber nicht alſo, daß der Eine Alles habe, der Andere im Hunger verderbe; nicht alſo dürfe es ſein, daß es nur Herren gäbe und leibeigene Knechte, denn Gottes ſei der Menſch, und nicht des Menſchen.

Immer gewaltiger wurde der Zulauf zu ihm. Weit hinauf in das Land und weit hinab bis an die Ufer des Maines trug ſich das Gerüchte vom Pfeiferhännslein, und was ihm die heilige Jungfrau geoffenbaret, und das Volk kam in Schaaren, den begeiſterten Jüngling zu hören, der Alle hinriß, bezauberte mit der Macht ſeines Wortes und dem Honige ſeiner Rede.

Als der Schnee auf den Bergen ſchmolz und die Lerche ihr Lied wieder trillernd ſang; als im weichen Flaume die Weide ihre Blüthe enthüllte und die Knoſpen ſchwollen an den Bäumen, und das junge Grün aufſproßte an den Bergen, und mit ihm die neue Lebenshoffnung der armen Niclashäuſer, die ein Jahr des Elendes durchlebt, da kehrte das Pfeiferhännslein wieder zu ſeiner Heerde zurück, und ſein Horn rief ſie zur nährenden Weide.

Wo er geweſen — er hatte dies kein Hehl; was er getrieben — das ſagte er Jedem. Umher war er gezogen im Land, und hatte auf Befehl der heiligen Jungfrau, wie er betheuerte, das Volk zur Rache gemahnt an ſeinen geiſtlichen und weltlichen Drängern.

Kaum erſchien Hanns wieder, ſo ſtrömte in noch reicherem Maaße das Volk zuſammen, ſeine Predigt zu hören. Was aber Allen das Auffallendſte war, jetzt ſah man ihn, Eich, Pflaſterer und Gſcheidt, die anerkannten Führer des Volkes, in ſtetem Verkehre mit dem Pfarrer und dem Ritter von Thunfeld.

Beide beſuchten die Verſammlungen des Pfeiferhännslein's, die jetzt, wo die Maſſe des Volkes das Hundertfache der früheren Zahl betrug, unter dem freien Himmel gehalten und nicht mehr in das Geheimniß gehüllt wurden. Die Reden der Bauern klangen wieder von dem, was das Pfeiferhännslein geſagt, und Niemand ſcheute ſich, ſeines Herzens Meinung unverholen auszuſprechen.

So hörte man von ferne das dumpfe Grollen eines nahenden Wetters; ſo ſah man das Wetterleuchten ſchon durch die dunklen Wolken hindurch. Niclashauſen war der Herd der aufrühreriſchen Bewegungen. Von hier aus gingen die feingeſponnenen Fäden weithin über Berg und Thal. Das Bewußtſein, daß bald das Recht eine freie Gaſſe gewinnen ſolle, gab dem Volke eine männliche Haltung und eine Freudigkeit, die um ſo auffallender war, als früher ein dumpfer Mißmuth es beherrſcht hatte.

Ueberall ſah man Vorbereitungen treffen. Die Eſſen der Schmiede glühten, und Lanzenſpitzen und Morgenſterne wurden gefertigt. Jeder rüſtete ſich, ſo gut er's konnte; Jeder ſuchte eine alte Wehr, die er von den Vätern ererbt hatte, hervor. Jeder kannte die Führer, Jeder die Sammelplätze. Neues Leben glühte in Allen. Es galt ja, das Recht der Vergeltung zu üben für langerduldete Unbill und Schmach. Der Ritter von Thunfeld wollte der Heerführer ſein. Seine Seele war voll Luſt. Die Stunde der Rache am Biſchofe war gekommen. Der Pfarrherr von Niclashauſen ermahnte zum Streit und theilte Waffen aus, die er ſchmieden ließ. Ueberall war Leben und Bewegung, und tauſendfach hörte man das Wort: „Hätt's doch der Kräutermann noch erlebt!“

Nur in Würzburg war man blind und taub! Es fehlte nicht an Anzeigen, nicht an Warnungen.

„Laſſet ſie kommen!“ rief der Biſchof lachend. „Sie werden fliehen vor uns, wie vor dem Tod, und nur härter ſoll ihr Joch, nur ſchwerer ſollen ihre Laſten werden!“

Erſt da, als ſich die Haufen an den Sammelplätzen rotteten und ihre nächſten Befehlshaber wählten, zog der Biſchof die Getreueſten ſeiner Vaſallen an ſich und ließ die Zugbrücken des Schloſſes abendlich aufziehen.

Nächſt dem Ritter von Thunfeld war das Pfeiferhännslein die Seele des Unternehmens. Wo er ſich zeigte, da entblößte das Volk ſein Haupt, wie vor einem Heiligen; was er ſprach, das war ihm Offenbarung von oben. Sein ganzes Weſen war ſchwärmeriſcher geworden. Sein Auge leuchtete in höherm Lichte, ſeine Worte waren glühend; er empfing täglich himmliſche Erſcheinungen und verkündete den glänzenden Sieg des Volkes, eine neue Zeit des Segens, der Freiheit und des Ueberfluſſes. Es gab Momente in ſeinem Leben und Thun, die ihn wie einen Raſenden erſcheinen ließen, und dann waren ſeine Worte ziſchende, zündende, zerſchmetternde Blitze!

Jetzt ſah man häufig die Drei bei ihm, Gſcheidt, Pflaſterer und Joſt Eich. Er bildete den Mittelpunkt eines Rathes, der überall ihm ſeine Geſandten ſchickte, und als der Winter kam, da zog er ſelbſt hinaus in das Land, und überall zündete ſein Wort. Man ſah ihn in Niclashauſen vor Oſtern nicht wieder.

Dieſe Regungen konnten in Würzburg nicht unbekannt bleiben. Der Pfarrer von Niclashauſen wurde dorthin berufen, daß er vor dem Generalvikar Kunde gebe, wie es ſtehe um die Predigten des Pfeiferhännslein's und um die Verſammlungen des Volkes.

Auch der ſtrafbarſte Verbrecher konnte in jenen Tagen des tiefen ſittlichen und religiöſen Verfalles ſicher ſein, wenn er einen goldenen Wall um ſich baute. Der Pfarrherr von Niclashauſen war einer der ſchlauen Menſchen, die den Boden gehörig prüfen, auf den ſie hintreten. Er wußte es, daß es nur der Neid ſeiner nahen Collegen war, der ihn angeklagt hatte, er begünſtige ein ſektireriſches, ſchwärmeriſches Treiben und helfe das Volk aufregen gegen ſeine Gebieter und rechtmäßigen Herren. Dieſe Anklage hielt ihm der Generalvikar vor.

Gerne erklärte er ſich darauf bereit, einen Theil der Opfer der Beichtenden an das Generalvikariat zu zahlen und — von der Anklage war keine Rede mehr.

Doch der Biſchof, der nähere Kunde haben mußte, forderte ihn vor, und er, der gerne Andere zurechtwies, damit ſie es nicht wagten, ſeine eigenen Laſter zu züchtigen, er fuhr ihn hart an und verbot jene Zuſammenkünfte mit dem ausdrücklichen Zuſatze: er werde ſonſt dem Pfarrherrn die Pfründe nehmen, die ihn ſo köſtlich nährte.

Voll Zornes kam der Pfarrer zurück vom biſchöflichen Hof. Er war Zeuge eines Lebens geweſen, das Nichts an ſich trug, was biſchöflich geweſen wäre. Er war ein ehrgeiziger Mann, und dieſer herbe Verweis hatte ihn verwundet bis ins Herz hinein. Mit dem Schwure, Rache an dem Biſchofe zu nehmen, verließ er die ſchöne Stadt am Maine, wo in allen Lüſten des Weltlebens der Biſchof ſeinen Hof hielt.

Bis jetzt hatte der Geiſtliche, wenn auf Thunfeld der Haß gegen den Biſchof losbrach, deſſen Stange gehalten; aber jetzt, wo er, kaum zurückgekehrt, dorthin eilte, brach der Strom des Zornes hinaus über alle Schranken.

Der Burgherr ſtaunte, bis er klar in das Verhältniß hinein ſah, deſſen Herbigkeit den geiſtlichen Herrn ſo gegen ſeinen Obern empört hatte.

Der Grund ſeines Haſſes war älter.

Wie die Meiſten ſeines Standes, war der Ritter von Thunfeld ein Wegelagerer und Räuber geweſen, und beſonders war er es, der des Biſchofes Zehnten raubte, ſeine Klöſter brandſchatzte, ſeine Weine wegnahm, wenn ſie die Straße nach Würzburg zogen, kommend aus dem geſegneten Gaue, deſſen rebreiche Berge der Rheinſtrom küßt.

Da war der Zorn des vorigen Biſchofs entbrannt, und der alte kriegeriſche Geiſt derer von Gebſattel wurde in ihm lebendig. Er ſchwang ſich in die Bügel und zog mit Heeresmacht, ſtatt des ſegnenden Kreuzes das Schwerdt führend, vor die Burg Thunfeld.

Die Belagerung währte lange. Des Ritters Land und Leute waren ausgeſaugt. Der Biſchof ſchwelgte im Lager, während die Belagerten das Leder ihrer Koller erweichten und aßen, um nicht Hungers zu ſterben. Endlich fiel dennoch die Burg in des Biſchofes Gewalt, und als Lehen der Kirche mußte Thunfeld nehmen aus des Biſchofes Hand, was freies Erbe ſeiner Väter von je geweſen war, und die Burg war für ewige Zeiten des Biſchofs „offenes Haus,“ wie es die Urkunde ausdrückte.

Da lag der tiefe Grund des Haſſes gegen das Bisthum. Jetzt waren Beide, der Pfarrer und der Ritter, Bundesgenoſſen; jetzt fiel der Vorhang, der das Innere verhüllt hatte, und der erſte Abend des Wiederſehens war Zeuge eines Schwures, den im Volke Niemand ahnete, des Schwures, wenn es zum Ausbruche des Aufruhres komme, mit dem Volke gemeinſame Sache zu machen, ja mehr noch, den Volkshaß zu nähren, zu reizen, zu ſpornen, bis er in hellen Flammen aufſchlage, deren Lohe hinanreiche an die hohen Giebel des Schloſſes zu Würzburg, wo der verhaßte Biſchof ſaß und praßte mit den Reichthümern, die er unter tauſend Namen vom Volke erpreßt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

V.

Ach, ſollt' ich dir nicht mehr trauen?
Dich nicht mehr halten für wahr?
Ich dürft' ja nimmermehr ſchauen
Dir in das Auge ſo klar;
Ich dürft' ja nimmermehr glauben
Dem Worte, ſo ſüß und ſo traut!
Willſt du dem Herzen rauben,
Darauf ſein Glück es gebaut?

In dem Hüttchen unter dem großen Birnbaume ſaß das Mütterchen und drehte emſig an ihrer Kunkel den Faden, und tieſe und ſchwere Sorgen drehte ſie mit in den Faden hinein, ohne daß ihr das Herz dadurch leichter geworden wäre. Hatte ja doch Alles eine andere Geſtalt in dem Dorf angenommen, ſeit das Unglück hereingebrochen, welches die Felder zerſtört und des Laboranten Tod mit ſich geführt.

Noth und Elend herrſchte überall. Auf den Feldern lag das Geſtein mehrere Fuß hoch. Zu einer Sommererndte war faſt keine Ausſicht vorhanden, denn die hörigen Leute des Biſchofes von Würzburg mußten frohnden, und wurden dazu mit eiſerner Härte angehalten, während ſie für ſich ſelbſt kaum ſorgen konnten. Unmuth, verborgener Haß, hin und wieder auch wohl offene Widerſetzlichkeit zeigte, wie bereits des Pfeiferhännsleins Predigten gewirkt hatten, welche der Ritter von Thunfeld in eben dem Grade, wie der Pfarrherr, begünſtigte.

Und an dieſem Pfeiferhännslein hing ihr Mariechen mit ganzer Seele.

Alle Tage kam er ins Haus; aber es war in ihm keine jugendliche Heiterkeit mehr. Finſter ſtarrte er oft ſtundenlang in eine Ecke; ſprach nicht; koſte nicht mehr mit Mariechen, wie ſonſt. Sie ſeufzte und weinte; ſtatt daß ſie ſonſt ſo fröhlich war, wenn er kam. Wie ſoll das enden? fragte ſich die verſtändige Frau. Sie war Mutter und hochbetagt. Ihr Kind verſorgt zu wiſſen, war ihre Herzensangelegenheit. Für ihre beſcheidenen Wünſche genügte des Pfeiferhännsleins Erwerb; aber ſeit er Aufruhr predigte, ſeit er ſich gegen den Biſchof ſetzte und Andere zu Aehnlichem verleitete, trübte ſich jegliche Ausſicht. Marie war ja Leibeigene des Biſchofes. Wie konnte er es zugeben, daß ſie den heirathe, der gegen ihn ſich auflehnte, ſeine Herrſchaft verwarf? —

Was ſollte nun aus ihrem Kinde werden, wenn ſie das Zeitliche ſegnete? — Was ſollte überhaupt aus ihm werden bei der täglich wachſenden Art des Hanns, der nur Geiſter ſehen, die Offenbarungen der heiligen Jungfrau empfangen haben wollte? Sie hatte ihm das oft mit einfachen Worten geſagt, aber er verſtand ſie nicht, oder wollte ſie nicht verſtehen. Und, ſagte ſie im halblauten Selbſtgeſpräche, ſeit er der Abgott des Volkes iſt, iſt er vollends hochmüthig geworden; will eben hinaus! Begreif's, wer's kann! Er ſpricht mit der heiligen Jungfrau, wie mit unſer Einem alle Tage, wie kann er da an eine irdiſche denken, und wenn ſie noch ſchöner und beſſer wäre, als mein Mariechen? Bald predigt er dem Volke, das ihn wie einen Heiligen verehrt; wie kann er da Wohlgefallen finden am Koſen mit einem armen Mädchen? Bald iſt er bei dem reichen Eich, bald droben im Pfarrhofe, bald bei dem geſtrengen Herrn auf Thunfeld; wie möchte er da das arme Mägdlein minnen? Darum ſitzt er hier und träumt mit offenem Auge; kommt wohl, aber nur aus Gewohnheit, und ſieht die Thränen des armen Kindes nicht, wenn er ſich ganze Abende nicht um es bekümmert hat!

Ach, hätt' ſie ihn doch nie geſehen, und er ſie nicht! Mir ſchwanet's, daß es eitel Unglück und Herzeleid gibt. Sie ließ die drehende Hand ſinken; die Kunkel fiel wider ihre Schulter, und ſie verſank in ein trübes Sinnen, während Thränen langſam über die gefurchten Wangen rieſelten.

Auch Mariechen's Seele war belaſtet, gepreßt. Sie ſah die Veränderung in Hanns; aber ſie durfte, was ihre Seele quälte, nicht der Mutter ſagen. Und doch wuchs ihre Liebe zu ihm mit jeder Stunde. Er war ja ihr Sein, ihr Leben, ihr Alles. Hörte ſie ihn wieder reden mit wunderſamer Begabung; floß das Wort wie Honig von ſeinen Lippen; ſah ſie, wie Hunderte an ſeinem Munde hingen, an ſeinem begeiſterten Auge, ſo erſchien er ihr, wie ihnen, als ein Heiliger, und Alles, was er ſagte, erſchien ihr wie eine Botſchaft vom Himmel. Ihr Herz war ſtolz, daß er ſie liebte. Und daß dies war, wer konnte daran zweifeln? Sie am Wenigſten! Denn wie blickte er ſie ſo ſeelenvoll an! Wie legte er ſeinen Arm ſo liebevoll um ſie! Wie ſprach er ſo trunken von dem Glücke der Zukunft, wenn ſie ſein freies Weib ſein würde und er nicht mehr Hirte wäre!

Aber wenn er wieder ſo träumeriſch daſaß und Nichts ſprach; ſie anſah und doch nicht ſah; kam und ging, ohne Gruß, ohne Liebeswort, ohne Druck der Hand — ach, dann legte ſich ein tiefes Weh auf ihre arme Seele; eine namenloſe Angſt erfüllte ſie. Und wenn die Mutter dann ſo redete von dem Ende aller dieſer Unternehmungen, und ein ſicheres Unheil und Verderben prophezeihte, dann mochte ſie wohl nicht verkennen, wie wahr das ſei, und wie nöthig, ihn von ſolchem Thun abzumahnen. So war ihr Herz gleich einem Spielballe, den die verſchiedenartigſten Empfindungen hin- und herwarfen, und um ihr ſtilles Glück, um den Frieden ihrer Seele war es geſchehen.

Gerade in der Stunde, als ihre Mutter ſich ſorgenſchweren Herzens den Befürchtungen überließ, trat Marie aus dem Walde hervor, wo ſie Gras für ihre Kuh geſammelt, die, weil ſie den Fuß verletzt, nicht zur Weide gehen konnte. Sie legte ihr Bündel ab und ſtand ſinnend da.

Es war an jener Stelle, wo ſie vor Jahren den Knaben belauſcht, als er ſo ſüß ſchlief, wo ſein Bild ſich in ihre jugendliche Seele gedrückt, daß es nicht mehr daraus weichen konnte; wo ihr ſtilles Liebesglück begonnen, das jetzt ſo oft die düſteren Wolken jenes Sonnenlichtes beraubten, das ihr Weſen erwärmt und verklärt hatte.

Sie ſchaute hinab auf das Dorf mit trübem Sinn und Blicke. Dort lag ihr Hüttlein unter des wilden Birnbaumes ſchirmendem Laubdache; dort das Hirtenhäuslein, wo er wohnte, der ihrem Herzen ſo theuer war. Alle die ſüßen Bilder der Jugendzeit gingen an der Seele vorüber; alle die Scenen des ſtillen Glückes der einſt ſo reichen und glücklichen Liebe. Sie wurde hingeriſſen, das Damals mit dem Heute zu vergleichen, mit dem Heute, das ſo tiefen Schmerz dem liebenden Herzen brachte. Thränen traten in des Mädchens ſchönes Auge. Schwere Seufzer hoben die tiefaufathmende Bruſt. Die Zukunft trat, angeſchaut mit den Vorſtellungen ihrer Mutter, ſo dunkel vor ihre Seele, daß ſie immer trauriger wurde, ihre Thränen immer unaufhaltſamer floſſen und zuletzt ihr Auge kaum das Nächſte unterſcheiden konnte, weil der Thränenſtrom es umflorte, und doch — erleichterte er ihre Bruſt nicht. —

Da rauſcht es im Laube; da klingen raſche Fußtritte auf dem Geſteine, und bald ſteht Hanns neben ihr. Anfänglich war ſie erſchrocken; aber jetzt wich der Ausdruck des Schreckens ſchnell dem wonnigen Lächeln der Liebe.

Sein Blick leuchtete von innerer Luſt. Er kam von einer Verſammlung, welche die Häupter des Volkes mit dem Ritter von Thunfeld und ſeinem Sohne gehalten. Alles war dort verabredet worden, was nöthig erachtet worden war zum nahen Losbrechen. Der Ritter hatte verkündet, wie der Biſchof entſchloſſen ſei, je den zehnten Bauern hängen zu laſſen zur Strafe ihrer aufrühreriſchen Geſinnung, und der Pfarrer von Niclashauſen gab dem Worte beſtätigenden Nachdruck.

Wuthentbrannt hatten die Bauern geſchworen, das an dem Biſchof und ſeinem Anhange zu rächen, und darauf den Ritter, den Junker und Hanns zu Führern, Eich, Pflaſterer und Gſcheidt zu Unterführern erwählt. Seine Seele glühte in dem Gedanken der Rettung des Volkes.

Wie er ſo das liebliche Mädchen anſah, konnte ſie die Thränen ſeinen Blicken nicht entziehen, obwohl ſie ſchnell mit der Hand ſie zu verwiſchen verſucht hatte.

„Du weinſt?“ fragte er betroffen, und legte den Arm um ihren ſchlanken Leib.

„Ach nein!“ ſagte ſie, und lächelte ihn holdſelig an, aber es perlten noch zwei Verräther über die blühende Wange.

„Verſchweig' mir's nicht, was dich drückt,“ bat er.

„Soll ich dir's ſagen?“

„Gewiß!“

„Ach,“ ſeufzte ſie, und ihre Thränen rannen wieder, „du biſt nicht mehr, wie du warſt. Sieh, dort ſahen wir uns zuerſt, wo die hohe Tanne ſteht. Damals warſt du ein Anderer. Seit du mit den Männern heimlich verkehrſt, ſeit du mit dem Pfarrer und den Rittern umgehſt — haſt du — mich nicht mehr — lieb!“

Sie preßte ihre Schürze vor die Augen und weinte heftig.

„Mariechen!“ rief er, und preßte ſie an ſeine Bruſt. „Wer hat den Dorn in deine Seele getrieben? Ich dich nicht mehr lieb haben? Wer hat dir das geſagt?“

„Die Mutter,“ ſchluchzte ſie, „und ich merk' es ſelber.“

„Du merkſt es?“

Sie ſah ihn mit ihren ſchönen Augen an, als wolle ſie ihm in die Seele ſchauen. „Ach,“ ſagte ſie, mit der Argloſigkeit der Unſchuld und der Rückhaltloſigkeit liebenden Vertrauens, „wie biſt du oft ſo-ſtille, redeſt mit mir kein Wort, ſiehſt mich nicht mehr an. Deine Gedanken ſind anderswo, wenn du bei mir biſt, und meine Seele iſt doch dein!“

„Kind, laß deine Mutter ſchwatzen,“ ſagte Hanns, „ſie iſt ein altes Weib; aber traue mir mehr. Wie ich dich liebe, weiß nur Gott. Du biſt mein Alles. Außer dir hab' ich ja Niemanden mehr auf Erden; aber ich muß vollenden, wozu ich berufen bin, und das erfüllt oft meine Seele ganz, und muß ſie erfüllen.“

„Berufen? Von wem? und wozu?“ fragte ſie.

„Ja,“ ſagte er, und ſeine Züge waren verklärt von einem wunderbaren Lichte. „Berufen bin ich, das Volk zu befreien von der Gewalt des Biſchofes; frei ſollſt du ſein, und dann mein Weib. Berufen bin ich, das Volk zum Kampfe gen Würzburg zu führen, und die mich berufen, iſt die heilige Jungfrau!“

Das Mädchen faltete ihre Hände vor der wogenden Bruſt.

Sie war bleich geworden wie Schnee. Sie wagte es kaum, ihn anzuſchauen, ſo ganz anders, ſo erhaben ſtand er vor ihr da. „Die Mutter Gottes?“ fragte ſie erſtaunt und zögernd.

„Ja, Kind, ja, die Mutter Gottes!“ erwiederte er mit lebhaftem Ausdrucke. Buße muß ich predigen der Welt, daß ſie ſich reinige in Gebeten, und dann fähig werde, frei zu ſein von der unnatürlichen Leibeigenſchaft, frei von der Laſt, Frohnde und Beet, frei von Zehnten, von Herren- und Pfaffendienſt. Iſt das vollendet, ſo werde ich ſtille leben und zufrieden.“

„Ach, Gott,“ ſagte das Mädchen, „der Pfarrer ſagte ja doch, daß es Gott ſo haben wolle.“

„Das ſagte er, ſo lange er im Irrthume wandelte. Jetzt ſpricht er anders. Glaubſt du denn, Gott habe den Menſchen erſchaffen, daß er der Leibeigene ſeines Bruders ſei? Wir ſind Alle gleich vor Gott. Hat Gott die Thiere des Waldes nur für Ritter und Pfaffen, für Grafen und Biſchöfe erſchaffen? Sind die Fiſche des Waſſers und die Vögel unter dem Himmel nur für ſie da? Sind etwa des Feldes Früchte nur für die fetten Faulenzer in den Klöſtern? Sind wir ihre Laſtthiere? Iſt der „arme Mann“ nur da, daß er geſchunden werde und Andere von ſeinem Marke ſich mäſten?“

„Glaubſt du, es ſei Gottes Wille, daß der Ritter Hutten des Laboranten junges Weib raubte, da ſie lieber ſtarb, als der Schande zum Opfer werden wollte? Hältſt du es für Recht, daß er mein Mütterlein von Hunden zerreißen ließ? Wehe, wehe über ſie! Wer hat Biſchöfe und Prieſter zu weltlichen Herren gemacht? Wer hat dem Biſchofe von Würzburg erlaubt, ſich einen Herzog von Franken zu nennen? Unſer Volk war frei wie der Vogel in den Lüften, und ſie haben es zu Knechten gemacht! Es war Jeder Herr auf ſeinem eigenen Eigenthum, aber ſie haben es betrogen, überliſtet und beraubt an Freiheit, Recht und Gut. Während wir hungern, ſchwelgen ſie; während Kies und Schutt unſer Feld bedecken, müſſen wir das ihrige reinigen, und im Schloſſe zu Würzburg wird verpraßt, was wir liefern müſſen. Schmeichler und Tagediebe jubeln im Schloſſe des Biſchofs und das arme Volk kommt um vor Hunger. Das Volk iſt ausgeſogen bis aufs Blut. Zinſen, Gülten, Beſthaupt, Handlohn, Zoll, Steuer, Beet, Zehnten, Rauchhühner, Blutzoll, Baſtardfall und ich weiß nicht, welche Namen haben ſie für neue Laſten erſonnen, daß wir verderben, und ſie ſchwelgen! Nein, die Stunde des Gerichts iſt da! Die heilige Jungfrau iſt mir erſchienen, daß ich die Macht Belial's zerſtöre!"

Er hatte das geſprochen mit der Kraft und dem Feuer, das ihn hinriß, wenn er auf Aehnliches zu reden kam. Seine Stimme klang wie rollender Donner, ſein Auge ſchoß Blitze, ſein ganzer Körper war in fieberiſcher Bewegung.

Das Mädchen ſaß vor ihm mit gefalteten Händen. Sie war noch ſo bleich wie früher. Sie zitterte heftig. Als er ſchwieg, rief ſie aus: „O, du heilige Jungfrau, wie ſoll das enden? — Es wird kommen, daß ſie dich pflöcken und ich vor Jammer ſterbe!"

Er war ruhiger geworden.

„Nein," ſagte er. „Ich habe die Zukunft geſchaut," ſagte er mit freudiger Zuverſicht. „Ich weiß das Ende. Du warſt bei mir, und wir waren frei und glücklich, und eine Glorie umfloß uns."

Sie ſchauderte in ſich hinein und ſagte: „Ja, ja, aber in dieſer Welt nicht!" —

„O, Hanns, Hanns," rief ſie dann plötzlich, wie von einer unſichtbaren Macht emporgeriſſen, „laß ab, laß ab! Sei zufrieden mit dem ſtillen Glücke, das uns in dem Hüttlein blüht! Ich helfe dir die Heerde weiden und du kocheſt Heiltränke, wie du ſie vom Laboranten lernteſt. Mir ſagt's ein ängſtigendes Vorgefühl, daß es ſchrecklich enden wird. O, die Gewaltigen herrſchen und führen das Schwerdt. Sie werden Euch niedermetzeln und das Joch wird härter, als zuvor. O, ich flehe dich an, laß [illegible]he es zu ſpät iſt."

Er lächelte. „Du weißt nicht, was du r[illegible]," ſagte er. „Ich thue es nimmer aus mir. Was mir geboten iſt, dem muß ich gehorchen. Deine Angſt iſt die Angſt einer Mädchenſeele. Du weißt nicht, wozu ich erwählt bin."

Sie flehte inniger. Ihre Thränen rannen mächtig. Aber mit der begeiſterten Gluth ſeiner Seele wies er ſeinen Beruf nach. Langſam ſchritten ſie zum Dorfe hinab, da es kühl werden wollte und der Tag ſich neigte.

Mehr und mehr gelang es ihm, ſie zu überzeugen, daß ein himmliſcher Beruf ihm geworden ſei, dem er genügen müſſe. Hin- und hergeriſſen zwiſchen Zweifel und Glauben, zwiſchen Furcht und Hoffnung, kam ſie zur Hütte ihrer Mutter, wo ſich Hanns von ihr getrennt.

Ach, es lag zentnerſchwer auf ihrer Seele!

Die Mutter hatte mit wachſendem Verlangen ihrer Ankunft entgegengeſehen. Die Kuh gab durch unverkennbare Laute ihren Hunger zu erkennen, und immer kam das Mädchen noch nicht.

„Wo ſie doch bleiben mag?“ ſagte die Alte zu ſich. „Sie ſitzt gewiß wieder wo bei dem Träumer!“

Endlich ſah ſie Beide kommen, und ein tiefer Seufzer zeigte, wie ſehr ſie dieſe Liebe beklagte. Ihr einfacher Verſtand ſchaute ruhig und klar die Verhältniſſe an. Sie erkannte den Volksdruck, von dem Hanns ſo lebenvoll ſprach. Sie beklagte ihn; aber die Mittel, welche Hanns wählte, ihn zu entfernen, billigte ſie nicht, ſo wenig, als ſie ſeine heftigen Schimpfreden billigen konnte, die er gegen den Biſchof von Würzburg ausſtieß. Ihr war er der geheiligtſte Mann Gottes. Ihm gehorſam zu ſein, ſchien ihr die heiligſte Pflicht. Binden und löſen konnte er aus heiliger Macht. Wer ſich gegen ihn ſtemmte, der lehnte ſich gegen Gott ſelber auf. Darum mußte Alles frevelhaft erſcheinen, was Hanns redete und zu thun im Schilde führte.

Erſt nachdem Mariechen das Thier befriedigt und ſorgfältig die Spuren ihrer Thränen vertilgt hatte, trat ſie zur Mutter, um das Feuer des Herde[illegible]üren, daran das Süpplein für die Alte kochte.

Ein Blick der Alten fuhr über das Antlitz des Mädchens, und er reichte hin, ihr die Spuren der Thränen zu verrathen, die Mariechen umſonſt zu verbergen ſich bemüht hatte.

„Gewißlich hat er dir wieder von ſeinen Träumen und Erſcheinungen vorgefabelt?“ fragte die Alte.

Marie ſchwieg und ſenkte tiefer das ſchöne Haupt.

„Nun,“ fragte die Mutter, „iſt's nicht ſo?“

„Ach, liebe Mutter,“ ſagte ſie bittend, „er träumt ja nicht. Die heilige Jungfrau —“

„Siehſt du, da iſt wieder ſein Hochmuth, der ſich für den Erwählten hält und oben hinaus will. Nur mit den reichen Leuten, dem Pfarrer und dem Ritter pflegt er Umgang. Iſt es ein Wunder, daß es ihm hier nicht mehr, nicht mehr bei dir gefällt?“

„Hoch hinauf, geht tief hinab. Mädchen, bedenk's, daß er dich nicht mitreißt in ſeinen Fall! Die heilige Jungfrau ſei ihm erſchienen? Ja, ihm, dem Kuhhirten, erſcheint gleich die heilige Jungfrau, als ob's keine Nonnen, keine heiligen Himmelsbräute, keine frommen Brüder und Geiſtliche, keine Biſchöfe und Erzbiſchöfe mehr gäbe? Einem Narren ſoll er's weiß machen, mir nicht! Da ſagt er, die heilige Jungfrau habe ihm geſagt, er ſolle predigen, daß ſich das Volk bewaffne und aufſtehe gegen den Biſchof, der das Volk ſcheere und mit der Wolle ſich weich bette. Glaubſt du das, daß ſich die heilige Jungfrau in Welthändel miſche und die heiligen Biſchöfe hänſelt und zu Blutvergießen räth? Es iſt meiner Lebtage nicht wahr!“

„Er lügt nicht, Mutter!“ ſagte mit bitteren Thränen das arme Mädchen.

„Glaub's auch, Kind,“ erwiederte die Alte; „aber er iſt verrückt und meint, was er träume, ſei wahr. Wovon das Herz voll iſt, träumt die Seele, und die reichen Leute, die Freibauern, Ritter und ſelbſt unſer Pfarrer gebrauchen ihn, daß er für ſie die Kaſtanien aus dem Feuer hole; er verbrennt ſich die Finger und ſie eſſen ſie!“

„Ach Mutter, Mutter! ſcheltet ihn kein[illegible]arren, er redet ſo klug; er predigt beſſer, als der Pfarrer —“ rief das Mädchen.

„Glaub's wohl,“ entgegnete die Mutter. „Das ſind Gaben, die hat er; aber haſt du den tollen Andres nicht gekannt, der auch in dem Gewäſſer umgekommen iſt? Sprach der nicht auch klug? aber wenn er darauf zu reden kam, er ſei der Papſt, ſo war er ein Narr, wie Einer. Es gibt ja Narren, die nur Ein Steckenpferd reiten, ſonſt ganz geſcheidte Leute ſind! Es iſt vielleicht noch Zeit. Warne, warne ihn!“

„Ach, liebe Mutter, ich that's ja — aber —“

„Aber? Gelt! Da hat's gehapert? Da iſt er wieder in die Gerſtenflur gerathen, wenn du ins Kornfeld wollteſt? Es ſitzt zu feſt bei ihm. Ich bleib' bei meinem Grundſatz: Einer Geis gehört kein langer Schwanz, ſonſt hätt' ihr unſer lieber Herr Gott ſchon einen gemacht.“

„Ach, Mütterlein, ſeid nicht ſo hart!“ flehte Marie. „Er iſt nicht ſtolz. Es iſt kein Hochmuth. Wenn das geſchehen iſt, wozu ihn die heilige Jungfrau berufen hat, ſo nimmt er wieder den Ringelſteck, Pfeife und Handpauke und heirathet mich.“ — Sie erröthete bei dieſen Worten und ſah unter ſich. —

„Wenn und Aber!“ rief die Mutter. „Das ſind die Halsbrecher in dieſer Welt. Brauchſt nicht roth zu werden, armes Kind; das iſt Gottes Wille und Ordnung ſo, und iſt ſo geweſen ſeit Anno 1. Das gefällt mir nicht, daß er ſich hinter die vermaledeiten Wenn und Aber verkriecht, wie ein Hamſter in ſeine Höhle. Immer und ewig kommt er wieder auf ſein altes Lied von ſeinem heiligen Berufe. Das Ende wird ſein, daß er erhöhet wird wie der Haman, von dem der Bruder Capiſtranus erzählte.“

Marie erbebte und brach ſchier zuſammen.

Erſt jetzt merkte die Mutter, wie ſie ihr armes Kind gefoltert hatte, und das weiche Mutterherz mußte bereuen, was ſie geſagt.

„Ihr könntet ſo glücklich ſein,“ ſagte die Mutter. „Das Hirtenlohn reichte hin, Euch zu ernähren, und im Winter verdiente er ſchweres Geld durch Pfeife und Handpauke. Das Pfeiferhännslein hat einen guten Ruf im Lande weit und breit, und iſt gerne geſehen. Klein und rein, bauet das Häuſelein.“

„Möchte er doch das einmal von Euch hören!“ ſagte bittend das arme Mädchen.

„Sag' das ihm, Kind! Dir ſteht's zu, und dich hört er an. Wenn ich anfange, geht er durch.“

„Ich kann nicht!“ war Mariens thränenbegleitete Antwort.

„Was? kann nicht?“ rief die Mutter, die nun alsbald wieder in ihre alte Rolle fiel. „Du meinſt in deiner Einfalt, er ſei ein Heiliger, am End' ein Herrgott? Guckſt an ihm hinauf, als ſtünd' er über dir? Da hab' ich's mit meinem Peter (Gott hab' ihn ſelig!) anders gehalten. Wenn der einen Bockſprung machen wollte, da hab' ich ihm den Kopf gewaſchen, und gleich war er wieder im alten Gleiſe. Was ſoll's mit Eurer Ehe werden, wenn das ſo geht? So zimperlich, als ſei er ein Graf! Der hackt dir noch das Muß auf dem Kopfe. Nein, wenn du eine Lehre von der alten Mutter annehmen willſt, ſo ziehe dir ihn bei Zeiten. Die Männer müſſen gehorchen, ſonſt iſt der Teufel los im Hauſe. Sie müſſen gehorchen; aber merken dürfen ſie das nicht. Sie müſſen nach der Pfeife der Frau tanzen, ohne daß ſie es klingen hören. Mein guter Peter (Gott hab' ihn ſelig), dein guter Vater, war auch ein Mann, groß wie der Hanns, aber er hörte aufs Wort, und ich hatte alle Tage Recht.

„Stelle dich zornig und bös, Mariechen. Weine einmal ein Stück. Hilft das nicht, ſo bitte und flehe; geht's ſo nicht, ſo zanke; bleibt auch das ohne Frucht, ſo thue, als habeſt du ihn nicht mehr lieb und ſcherze mit einem andern Burſchen. Das hilft gewiß, und ſo gelingt es dir, ihn abzubringen von ſeinem tollen, unglückſeligen Wege, deſſen Ende nur Verderben ſein kann. Folge meinem Worte, du wirſt es nicht zu bereuen haben.“

Geſenkten Haupts und ſchweren Herzens verließ das Mädchen die Mutter. Ihre Liebe war ihr Leid, und doch konnte ſie nicht von ihm laſſen, nicht thun, was die Mutter rieth. Er war ſo gut, ſo liebevoll heute wieder geweſen. Nein, er log nicht! Was ihn bewegte, war höhere Eingebung. Die Mu[illegible] begriff und faßte es nicht.

VI.

Das Volk ſteht auf. Der Sturm bricht los.
Was legſt du die Hände feig in den Schooß?
Pfui, über dich Buben hinter dem Ofen!
Theodor Körner.

Die Burg Thunfeld lag ſtolz und trotzig auf einem ſteilen Kalkfelſen, deſſen flachabfallende Seiten, aller Vegetation ledig, nur glatte Wände wieſen. Sie gehörte einem eben ſo alten als tapfern Geſchlecht, und nie war die Burg erſtiegen worden, als durch den kampfluſtigen Gebſattel. So war das freie Geſchlecht raſch und entſchieden zum Vaſallenthume gekommen. Das gohr in tiefer Seele, und das Ergebniß war bitterer Haß. Darum ließ ſich der Ritter mit den Bauern ein, daß er Rache nähme an dem Biſchofe, wenn auch ſtatt ſeines Feindes von Gebſattel jetzt Rudolph von Scherenberg des Bisthumes Gewalt übte.

Kunz von Thunfeld hatte ſich längſt das Pfeiferhännslein als ſeinen Mann erſehen, denn er vermochte unendlich viel über das Volk. Wie auch Marie und ihre Mutter entgegenwirkten, ſeine Schwärmerei wuchs mit jedem Tag, und er war der Hebel in Thunfeld's Hand.

Seit den „Mitfaſten“ des Jahres 1476 hatten die Predigten des Hirten von Niclashauſen wahre Wunder gewirkt. Auf einer umgekehrten Bütte ſtehend, predigte er die volle Freiheit dem Volke als Befehl der heiligen Jungfrau. Kein Kaiſer, kein König, kein Fürſt, kein Papſt, überhaupt keine weltliche und keine geiſtliche Obrigkeit ſolle und dürfe mehr ſein, das war Grundtext ſeiner Predigt. Ein Jeder ſei des Andern Bruder, Keiner des Andern Herr. Ein Reich der Freiheit und Liebe, der Gerechtigkeit und Heiligkeit ſoll erbaut werden, und Chriſtus werde wiederkommen, Alles zu heiligen.

Das waren Worte, die zauberhaft wirkten. Alles Volk rannte herzu, an den grünen Ufern der Tauber den neuen Propheten zu hören, an deſſen Seite zwei Ritter und ein geweihter Prieſter als Bürgen der Wahrheit ſeiner Worte ſtanden. Selbſt vom Rhein, aus Schwaben und Bayern zogen die Wallfahrer herzu. „Bruder“ und „Schweſter“ war ihr Gruß, alle Güter theilten ſie ſich williglich mit. Alles opferte man willig. Sein Beſtes gab Jeder. Geſchmuck, Geld, ſelbſt ihr Haar gaben Frauen und Mädchen hin, wenn Anderes nicht in ihrem Beſitze war. Es war ein wunderſam Wetteifern in der Hingabe.

Es könnte wunderbar klingen, aber es iſt eine verbürgte Wahrheit, daß die Verſammlungen oft die Zahl von vierzigtauſend Männern und Frauen erreichten. Tag und Nacht lag das Volk im Freien. Köche kochten und Schenken verzapften Bier und Wein. Hunderte von Buden und Zelten waren errichtet, wo Kaufleute ihre Waare prieſen; aber die beſten Geſchäfte machten Waffenſchmiede; denn das Volk rüſtete ſich zum Kampfe gegen die verhaßte Gewalt, die das Pfeiferhännslein als vom Teufel geſtiftet erwies.

Hanns war in ſtetem Taumel; denn das Volk bog die Kniee vor ihm, und nannte ihn ſeinen Propheten, ſeinen Retter, den Mann Gottes vom Himmel geſendet. Seine Pauke und Pfeife hatte er öffentlich verbrannt, und ein breites Schwerdt um ſeine Lenden gegürtet.

Täglich hatte er neue Erſcheinungen und Offenbarungen. Um Irdiſches kümmerte ſich nicht mehr ſeine Seele.

Mariechen, obwohl ſtets gewarnt von der Mutter, hing ihm mit Begeiſterung an; denn die Verehrung des Volkes riß auch ſie in den Taumel hin. Sie knieete zunächſt neben der Tonne, auf der er predigend ſtand. Zu ihm ſchlug ſie das gläubige Auge in innerlicher Liebe auf. Als ſeine Schweſter folgte ſie ihm, wie ſein Schatten. Und ein Blick der Liebe machte ſie unendlich glücklich. Selbſt die Mutter begann ſie zu meiden. Sie war Gläubige, und jetzt war ſie es ſo ſtark, wie ſie früher wohl die Zweiflerin durch ihre Mutter geweſen war.

So ſtand es, als am Samſtage vor dem Sonntage, welcher dem Feſttage Sanct Kilian's vorher ging, die Häupter des Volkes, und unter ihnen Joſt Eich, Pflaſterer, Gſcheidt und der Pfarrer von Niclashauſen, den Berg hinauf ſtiegen, welcher zur Burg Thunfeld führte. Seit längerer Zeit weilte das Pfeiferhännslein auf der Burg, weil der Ritter fürchtete, daß gedungene Mörder ihm nach dem Leben ſtehen möchten.

Es ſollte Kriegsrath oben gehalten werden, denn die Stunde des Aufſtandes war da.

Ritter Kunz von Thunfeld und ſein Sohn harrten der Männer mit Sehnſucht. Ihre hörigen Leute waren ſchon entboten, ſchon gerüſtet; daß es auch das Volk ſchnell ſeyn würde, wenn Hans es geböte, ſtand außer Zweifel.

Jetzt nahten ſie ſich dem Burgthore, die Zugbrücke rollte herab und ſie traten ein.

Es waren kräftige, einfache Männergeſtalten in dem groben Kleide des Landmannes jener Tage aus Beiderwolle, braun und weiß gemiſcht von Farbe. Ein Wamms bis über die halben Schenkel reichend und weite, aber bloß bis zum Knöchel reichende, unten enge, oben weite Hoſen. Um den Fuß waren Schaffelle gewickelt, und der grobe Bundſchuh umſchloß ihn. Manche trugen Hüte aus einem dicken groben Filz; Andere Gugelmützen, wie das Pfeiferhännslein eine zu tragen pflegte. Der Pfarrer allein war nicht bewaffnet. Armbrüſte, aber mehr noch ſtachlige Morgenſterne und Streitkolben, mit Eiſen ſchwer beſchlagen, bildeten dieſe Bewaffnung.

In des Schloſſes großer Halle legten ſie dieſe Waffen ab und gingen nun ſtille die Treppen hinauf zu dem Allen bekannten Saale.

Als die Männer hier nur die beiden Ritter fanden, ſahen ſie ſich verwundert und fragend überall um.

„Wo iſt das Pfeiferhännslein?“ fragte Joſt Eich nicht ohne einige Bangigkeit.

„Er liegt im Gebete [illegible] der heiligen Jungfrau,“ ſagte der Ritter. „Schon ſeit Mi[illegible]nacht ringt er, und es war vergebens, daß ich ihn anredete. Er hörte und ſah nicht.“

Höchſt befriedigend war dieſe Kunde für Alle. Sie ſetzten ſich auf des Ritters Geheiß, und die Knappen kredenzten den Willkommtrunk den meiſt ſehr ermüdeten Wanderern.

„Wie ſteht es?“ fragte der Ritter Hanns Gſcheidt.

„Gut,“ entgegnete dieſer, denn es ziehen ſchon ganze Schaaren herbei für den morgenden Tag, und ſchwerlich wird es geſchehen, daß Raum für Alle im Thalgrund an der Tauber iſt. Schon ſteht eine kleine Stadt von Gezelten da, und die Köche und Wirthe ſieden und braten, und ſchroten ihre Fäſſer ab von den Wagen, die ſie gebracht haben.“

„Ich glaube,“ ſagte Pflaſterer, „die Schwaben ziehen in hellen Haufen heran und werden vor Sanct Kilianstag nicht mehr heimkehren, ſondern ſich aufhalten hier im Lande.“

„Haben ſie denn Waffen?“ fragte der Junker.

„Seit die Waffenſchmiede am meiſten verkauft haben, ſind Juden da mit ganzen Wagen voll altem-Wehrweſen, das ſie zuſammengeſucht,“ ſagte Jeſt Eich. „Da ſoll's wohl nicht fehlen, wenn nicht am Gelde.“ —

„Meine Scheuer iſt voll von Waffen,“ ſagte der Pfarrer von Niclashauſen, „die geb' ich preis. Für Pech zu Pechkränzen hat der Gſcheidt geſorgt. Ich bin ſelber gen Mainz gefahren und hab' gekauft, und Bertram, der Köhler, hat den Auslauf ſeines Meilers bewährt; der brennt wie purer Schwefel; hat auch Kränze gemacht aus Stroh und Werg, und ſie eingetaucht,“ ſagte der Gſcheidt. „Es fehlt nun nichts, als daß es heißt: Voran, gen Würzburg! Denn der muß zuerſt dran, dann ziehen wir weiter.“

In dieſem Augenblicke ging die Thür auf und das Pfeiferhännslein erſchien auf der Schwelle. Er trug die Kleidung wie die übrigen Bauern. Das bräunlichweiße Gewebe des Volkes gab den Stoff. Das lange Wamms mit einer Neſtelreihe bildete das Oberkleid, und die weiten kurzen Hoſen bedeckten ſeine Beine bis zum Knie, wo ſie, rund abgeſchnitten, endeten und dem Beine leichten freien Tritt gewährten. Tiefer hinab war das Bein bloß und der Fuß ſtand unbedeckt in dem Bundſchuh. Auf dem reich den Kopf umwallenden hellblonden Haare ſaß keine hemmende Kopfbedeckung. Es fiel feſſellos um den Kopf. Seine Hüften umgürtete ein Wehrgehänge, das ihm der Ritter geſchenkt, mit einem ziemlich langen zweiſchneidigen und ſpitzigen Dolche. In ſeiner Hand hielt er einen Schäferſtab.

Waren auch ſeine Wangen bleich vom Faſten, Wachen und Beten, ſo glühte doch ſein Auge in dunkelm Feuer.

Als er die Männer ſah, die ſchnell aufſtanden, ihn ehrfurchtsvollſt zu begrüßen, blickte er ſcharf über ſie hin, und als er Keinen vermißte, rief er freudig: Willkommen!

Alle ſtanden und harrten ſeines Worts.

„Es iſt geſchehen!“ ſprach er dann, nähertretend, mit ſeiner vollen klaren, wohllautenden Stimme. „Sie iſt mir erſchienen, die Königin des Himmels. Stehe auf! hat ſie geſagt, und führe mein Volk gegen Würzburg, des Drängers Macht zu brechen. Stürme die Stadt. Ihre Mauern werden niederfallen auf deinen Ruf, und die Thore des Schloſſes aus ihren Angeln gehen auf dein Geheiß. Und wenn du hier die Macht Belial's gebrochen haſt, ſo raſte nicht. Zerſtöre die Klöſter; denn die Unzucht wohnt darinnen! Breche die Schlöſſer der Fürſten und Herren, und rufe aus das ewige Jahr des Friedens und Segens!

„Das war ihr Wort.“

Alle beugten und bekreuzigten ſich über die Bruſt und das Angeſicht.

„Und ich ſah,“ fuhr Hanns fort, „die Völker nahen vom Aufgang und Niedergang in hellen Haufen, und der Regenbogen ſtand über ihnen, zum Zeichen, daß Heil und Frieden folget; aber Bäche Blutes der Baalspfaffen floſſen dahin, und das ſiegende Volk ſchritt hindurch. Die Schlöſſer brannten nieder, und ihre Lohe ſchlug zum Himmel, wie die Flamme des Opfers, und das Volk hatte Ueberfluß an Brod und an dem, was es bedurfte.“

Alle ſahen begeiſtert zu ihm auf.

„Und der heilige Kilian kam und ſprach: Mein Jahrestag ſoll der Tag ſein, da mein Volk ausziehet, wie Iſrael aus Aegypten ausziehet, zu ſtrafen die Fürſten der Edomiter. Alſo thue, und es wird gelingen! Amen!

Alle ſprachen: Amen.

Hanns Beheim aber wandte ſich und ſchritt wieder zum Saale hinaus nach der Kapelle zu.

Da trat ein Knappe herzu, beugte ſein Knie und ſagte: „Mann Gottes, ein Mägdlein harret am Thor. Es will dich ſehen!“

Da flog ein Roth über das bleiche Antlitz des Jünglings. „Laß ſie gehen!“ ſagte er.

„Ich hab' es ihr geſagt,“ war des Knappen Antwort, „aber ſie will nicht gehen. Sie meint, man habe dir ein Leid gethan. Ach, ſie weinet ſehr!“

„Sag' ihr, ich lebe!“ ſprach er.

„Ich hab's ihr geſagt,“ wiederholte der Knappe.

„So bleib' zurück!“ befahl Hanns, und ſchritt tief bewegt der Brücke zu. Auch hier ſchickte er die Reiſigen zurück und trat hinaus.

Da lag das Mädchen auf ſeinen Knieen vor dem Kreuze, das in den Felſen gemeißelt war an der Stelle, wo einſt ein Ritter von Thunfeld geſtürzt und ſeinen Tod gefunden. Es war Mariechen.

Sie betete in tiefer Inbrunſt, alſo, daß ſie ihn nicht kommen hörte.

Als er aber ſeine Hand auf ihre Schulter legte, ſprang ſie auf und ſtand vor ihm, und die Allgewalt der Liebe leuchtete aus ihren ſchönen Augen. „Du lebſt!“ rief ſie, ſeine Hände faſſend und heftig in der Freude ihres Herzens preſſend.

„Hat dir Jemand geſagt, ich ſei todt?“ fragte er ernſt.

„O nein, o nein!“ rief ſie, und ſie ſah ihn ſo ſelig lächelnd an, „aber ich hatte keine Ruhe. Ach, mir träumte ſo ſchwer!“

„Was träumteſt du?“ fragte er.

„Ich ſah Flammen um dich auflodern, und du warſt mitten drinnen und verbannteſt, und ich mit dir!“

„Es iſt die thörichte Angſt deines Herzens,“ ſagte er zu Mariechen, „die dich quält. Haſt du nicht das Gerede erhoben die Sendlinge des Biſchofes ſtünden uns nach dem Leben, und der Ritter glaubte daran und zog mich auf die Burg.“

„Auch das träumte mir, und ich ſah ſie mit Dolchen bewaffnet.“

„Haſt du nicht oft mich gewarnt, Träumen nicht zu glauben, und du glaubſt ihnen jetzt ſelbſt?“

„Ach,“ ſagte ſie, „das Herz quält mich ſo. Bin ich nicht bei dir, ſo ſterbe ich ſchier. Laß mich dir als Magd dienen in der Burg. Behalte mich bei dir! Ich ſterbe ſonſt!“ —

Er ſah ſie liebevoll an und drückte einen Kuß auf die ſchöne weiße Stirne. „Geh’ zu deinem Mütterlein, Kind!“ ſagte er weich. „Es kann nicht ſein. Sieh’, es iſt viel Volkes in der Burg, und du würdeſt nichts Angenehmes erfahren. Geh’ heim und ſei ruhig. Morgen ſiehſt du mich, ich komme hinab.“

Es drängten ſich Thränen in ihre Augen. „Muß ich gehen?“ fragte ſie noch einmal und drückte feſter ſeine Hand zwiſchen die ihren.

„Ja, Mariechen, ja,“ ſagte er. „Du ſtöreſt mich im Gebete. Auch jetzt will ich beten.“

„Du ſiehſt ſo bleich drein!“ ſagte ſie beſorgt.

„O, mir geht’s gut; beſſer, als mir gut iſt,“ ſagte er, preßte ſie feſt an ſeine Bruſt und trat wieder ſchnell hinter das Thor zurück, das ſich ſchloß.

Das Mädchen ſtand noch lange da, und ſah mit dem thränenſchweren Blicke nach der Stelle, wo er ihr entſchwunden war; dann warf ſie ſich nochmals vor dem Kreuze nieder und ging darauf geſenkten Hauptes wieder den Berg hinab.

Hanns trat in die Kapelle. Dort ſank er am Altare nieder, aber zum Gebete hob ſich ſeine Seele nicht. Marien’s liebreizendes Bild ſtand vor ſeiner Seele, bis allmählich es in einer himmliſchen Glorie erſchien, und es ihm war, als ſei es ein Engel, der ihm erſchienen. Die Bilder wurden nun verworrener in ſeiner Seele, und der Schlaf der Abſpannung kam über ihn. Er ſank auf den Stufen hin und ſchlief feſt ein.

Während dieſer Scenen war der Kriegsrath oben in der Burg in ernſter Berathung. Der Ritter hatte Kunde erhalten, daß der Biſchof ſich rüſte mit Macht, um das Volk zu zerſprengen. Alles wurde verabredet, und zeitig gingen die Männer auseinander, damit noch Laſtthiere und Wagen die Waffen in Gſcheidt's Haus zu bringen vermöchten, ehe die Dunkelheit einbräche.

Am andern Morgen ſah man von allen Seiten Schaaren von Menſchen jedes Alters und Geſchlechtes die Berge herabſteigen. Rings an den Ufern der Tauber nahmen ſchnell gefertigte Flöße die Ankommenden auf, und ſchifften ſie hinüber auf die Wieſenfläche, die noch mit Sand und Kies weithin bedeckt war. Dampfſäulen ſtiegen aus den Hütten auf, wo man kochte und briet. Alles wogte hin und her an den Buden der Kaufleute. Wieder waren es die Juden aus den fränkiſchen Städten, die mit ihren wohlfeilen alten Waffen, und die Schwerdtfeger aus Mainz und Frankfurt, welche herrliche Loſung hatten; denn das Gerücht flog durch das Volk hindurch, es ſei nahe, daß das Pfeiferhännslein zum Kampf aufrufen würde.

Als die Sonne hell auf den Plan ſchien, kam von Thunfeld her ein gewappneter Zug. Auf einem Roſſe ſaß das Pfeiferhännslein, wie ihn das Volk noch nach alter Gewohnheit nannte, obwohl er eine ſtattliche Geſtalt war, die, hoch zu Roß ſitzend, faſt über die Andern hinausragte.

Das Volk warf ſich nieder auf die Kniee vor dem Manne Gottes, und er hielt ſeine Hand ausgeſtreckt, als ob er es ſegne.

Bei der Tonne angelangt, die unter den Aeſten eines mächtigen Baumes ſtand, ſprang er raſch ab, ſtieg auf die Tonne und begann eine Rede voll Gluth und Begeiſterung. Es herrſchte eine Stille, daß man jede Silbe des Redenden ſelbſt in der größten Entfernung vernahm.

Und als er endlich, faſt erſchöpft von der Anſtrengung, ſeine Rede ſchloß, ſprach er: „Sanct Kilian ſprach zu mir: Sammle am Tage, da die Chriſtenheit mein Andenken feiert, mein Volk wieder; aber gebiete ihm: Laſſet Weiber und Kinder daheime, daß kein Weib in der Gemeinde der Brüder ſei, und jeder Bruder komme wehrhaft, komme mit Kolben, Morgenſtern, Lanze, Armbruſt oder Schwerdt. Es iſt an der Zeit, daß der Schlag geſchehe, der hinaus halle in alle Welt, daß die Burgen beben und die Klöſter erzittern in ihren Fundamenten; daß ein Ruf durch die Welt ſchalle: Gebet heraus das geraubte Recht, die geraubte Freiheit, das geraubte Gut!“ — Als er dieſe Worte geſprochen, erhob das Volk ſeine Rechte und ſchwur, Gut und Blut einzuſetzen, und am Tage des heiligen Kilian zu kommen, zum Kampfe gerüſtet.

Müde war Hanns in das Hirtenhäuslein getreten, weil die Furcht thöricht war; denn der Biſchof lachte des Volkes ja und hielt's nicht der Mühe werth, einzuſchreiten, wie das Volk ſagte. Doch — dem war nicht ſo! —

VII.

Schau auf! ſchau auf! Du trauſt zu viel!
Es ſpielt der Feind ein heimlich Spiel;
Es ſchleicht Verrath ſich in die Schaar,
Die gläubig hier verſammelt war!

Als das Pfeiferhännslein auf ſeiner Tonne ſtand und mit wunderbarer Gluth der Begeiſterung redete, lehnte unfern dieſer Stelle ein Mann auf einem Streitkolben, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit jedem ſeiner Worte folgte. Er trug ganz die Kleidung des Volkes aus Franken; aber ſeine Haltung hatte etwas Auffallendes. Seine Gugelmütze umſchloß ſo feſt den Kopf, daß er ſie auch da nicht abnahm, als es alles Volk that, und daran erinnert von nahe dabei ſtehenden Leuten, glaubten dieſe, er müſſe einen beſtimmten Grund haben. Bei fortgeſetztem Drängen gab er endlich nach, und da meinten Einige, er habe eine Tonſur, die er nicht habe zeigen wollen. Sein feiſtes Geſicht ohne Bartwuchs prägte ihn auch faſt zu einem Geiſtlichen. Schon vor der Verſammlung war er bei den Buden herumgeſchlichen, namentlich bei denen der Waffen verkaufenden Juden und Schwerdtfeger. Niemand kannte ihn, mit Niemanden ließ er ſich ein.

Bei der einmal erregten Aufmerkſamkeit würde er dem Volke nicht entgangen ſein, wäre nicht der Eindruck der Rede des Mannes Gottes ein ſo außerordentlicher geweſen.

Der Mann war darauf noch im Dorfe Niclashauſen geſehen worden, wie er um das Hirtenhäuslein herumſchlich.

Es war allerdings nicht ohne Grund, daß das Volk auf ihn aufmerkſam wurde; denn eben dieſer Mann verſchwand ſpäter im Walde, kleidete ſich im Hauſe des Förſters um, beſtieg ein Roß, und jagte dann eiligſt davon.

In das Gemach Rudolph's von Scherenberg, des Biſchofes von Würzburg, trat am folgenden Tag ein Geiſtlicher.

„Seid Ihr ſchon zurück?“ fragte aufſpringend der Biſchof ſeinen Kapellan, denn dieſer war es, der als Bauer dort ſich auf die Keule gelehnt; „wahrlich, Ihr habt nicht gefaulenzt!“

„Es galt Eile, hochwürdigſter Herr,“ entgegnete der Kapellan, „und zwar in doppelter Hinſicht. Einmal wollte ich Euer Gnaden die Nachricht bringen, wie es ſtand, und dann mich ſelber mit heiler Haut retten. Das Volk nahm Anſtoß daran, daß ich mit meiner Gugelmütze auf dem Kopfe daſtand, während es ſich völlig den Kopf entblößte aus Ehrerbietung vor dem Manne Gottes, wie es den Betrüger nennt. Als ich endlich auch mein Haupt zu entblößen gezwungen wurde, erkannte es meine Tonſura, und kaum war es mir möglich, ſeinem geſchöpften Verdachte zu entgehen. Daß mein Loos nicht aufs lieblichſte gefallen wäre, wenn es hinter meine Abſichten gekommen wäre, liegt am Tage.“

„Es ſoll Euch hoch angeſchrieben werden,“ ſagte verheißend der Biſchof, „doch redet nun: wie habt Ihr die Lage der Sachen gefunden? Iſt es an dem, was die ängſtlichen Gemüther vermuthen?“

„Es iſt in der That arg genug,“ ſagte der Kapellan, der ſich auf Befehl des Biſchofes niederließ. „Stellt Euch einen Jahrmarkt vor, wie er in Frankfurt Meſſe genannt wird, und Ihr habt ein Bild des Verkehrs. Etwa vierzig Tauſend Menſchen waren verſammelt.“ —

„Was ſagt Ihr?“ rief der Biſchof. „Ihr habt wohl ſagen wollen vier Tauſend? Und das iſt ſicherlich zu viel!“

„Zweifelt nicht an dem, was ich ſage,“ fuhr der Kapellan fort, „damit Ihr Euch nicht in eine gefährliche Sicherheit einwieget. Vierzig Tauſende waren da, und eher mehr als weniger. Ich bin im Stand, eine Menſchenmenge zu ſchätzen, das wißt Ihr.“

Der Biſchof ſchlug die Hände zuſammen und blickte mit ſtets wachſendem Erſtaunen den Redenden an. „Wie iſt das möglich?“ rief er.

„Hättet Ihr gehört, was ich hörte, Ihr würdet's glaublich finden!“ ſagte der Kapellan; „denn auf der Tenne ſtand ein Menſch, jung, ſchön, mit einem Ausdrucke, der, vergebt mir den Vergleich, an das Bild des heiligen Georg mahnt. Und dieſer Menſch iſt begabt mit einer Redegabe, wie vielleicht unter Tauſenden ſich kaum wieder einer finden möchte. Denkt Euch, daß er ſich an alle Leidenſchaften des Volkes wendet; daß er auf Biſchöfe, Geiſtliche, Klöſter, Fürſten, Grafen und Herren ſchimpft; daß er jegliche Abgabe als einen Raub, jede Frohnde als eine ſündhafte Entwürdigung, jeden Kirchen- und Herrenbeſitz als einen durch Liſt und Trug dem Volke entriſſenen darſtellt; daß er volle, unbedingte Freiheit und Gleichheit predigt; alle weltliche und geiſtliche Hoheit abſchaffen, die Güter theilen und Euch zunächſt vom Stuhl Eurer Würde ſtoßen, das Schloß zerſtören will — ſo möget Ihr's begreifen, daß ſein Anhang unbeſchreiblich iſt, zumal er ſagt, die heilige Jungfrau erſcheine und gebiete ihm ſolches. Sie bezeugen ihm die höchſte Verehrung, beugen das Knie vor ihm, nennen ihn Propheten und Mann Gottes, und folgen ihm blind. Was aber das Aergſte iſt, ſo möget Ihr den Geiſtlichen von Niclashauſen andächtig an ſeiner Seite, und Euren Lehensträger und Vaſallen Kunz von Thunfeld und ſeinen Sohn als ſeine Bannerträger finden. Macht Euch auf ſeinen Beſuch gefaßt. Am Kilianstage bricht das Heer auf, und am andern Morgen werden ſie Euch begrüßen.“

Der Biſchof wußte nicht, ſollte er zweifeln oder glauben; als aber der Kapellan fortfuhr, ihm die Lage der Sachen, den wilden Haß des Volkes, das Kaufen der Waffen, zu ſchildern, da ging ihm denn doch ein Licht über die Umſtände auf, die er wohl noch immer gering zu achten geneigt war.

„Habt Ihr,“ ſagte er darauf zu dem Kapellane, der überhaupt ſeine Rechte war, und bei dem, wenn auch in anderm Sinne, das bibliſche Wort erfüllt wurde, daß nämlich dieſe Rechte Manches that, wovon die Linke nichts wußte; „habt Ihr des Uebels Grund und Natur ſo genau erkannt, ſo wird Euch wohl auch das Heilmittel vor Augen geſchwebt haben. Wir wollen ein Heer zuſammenziehen zu dem, was bereits in unſerer Stadt iſt, und dreinſchlagen, ehedenn das Volk zur Beſinnung kommt.“

„Das wäre meine Meinung eben nicht,“ ſagte der Kapellan, der mit offenen Augen Alles beſehen hatte. „Wenn man dem Leibe das Herz nimmt, ſo iſt es aus mit ihm.“

„Freilich,“ ſagte der Biſchof; „aber das thut ſich ſo leicht nicht. Meint Ihr vielleicht den Pfeifer ſelbſt?“

„Ihn eben meine ich,“ war des Kapellans Antwort.

„Aber wo iſt er denn?“ fragte der Biſchof.

„Er hat ſich bis jetzt in Niclashauſen aufgehalten, und erſt in den letzten Tagen gab ihm der Ritter von Thunfeld eine Zufluchtſtätte, weil ſich das Gerücht verbreitet hatte, es ſeien Mörder von Euch ausgeſendet, ihn wegzuſchaffen. Ihr ſehet, was Euch das Volk zutraut! — Da ſich aber dieſe Vermuthungen als falſch erwieſen, iſt er, trotz aller Warnungen, wieder in ſein Hirtenhäuslein eingezogen, worin er ganz allein hauſet, und — ich habe es mir genau angeſehen, wo man ihn aufheben kann, ohne daß es Jemand hört, weil das Häuschen am Ende des Dorfes ſteht. Gebt mir eine Anzahl Reiſiger, auf die ich mich verlaſſen kann, und ich hole Euch den Vogel aus dem Neſt, ohne daß es die Anderen merken.“

Der Biſchof ging einige Male unruhig auf und nieder.

„Ihr ſetzt Euern Verdienſten die Krone auf,“ ſagte er dann, „aber ich fürchte, Ihr ſetzet Eure Perſon zu ſehr aus. Wär's nicht beſſer, unſer Marſchall von Gebſattel vollführte das Stücklein?“

„Wie Ihr denkt, gnädiger Herr; aber je feiner es angelegt wird, deſto ſicherer iſt der Erfolg, und der Marſchall von Gebſattel iſt ein rauher Bruder, der zuzutappen und dreinzuhauen gewöhnt iſt. Macht er Lärm, ſo ſteht das Volk auf, und ich ſtehe nicht für den Erfolg; überdies kennt er des Hauſes Gelegenheit nicht. Gebt mir ſo viel Reiſige, als ich für nöthig halte, und ich bürge Euch für den ſicherſten Erfolg."

„Thut, was Ihr für gut haltet!" ſagte der Biſchof, und der Kapellan eilte hinweg.

Gegen Abend ritten etliche und dreißig Reiſige aus dem Thore. Sie führten ein Saumroß mit ſich, und ihr Anführer war ein Mann, den Niemand kannte, den aber Viele für den in weltlichem Kleid und kriegeriſcher Rüſtung ſteckenden Kapellan des Biſchofs erkennen wollten.

Sie nahmen die Richtung gegen den Taubergrund hin, und verſchwanden bald im ſinkenden Dunkel des Abends.

Der Kapellan nahm die ihm bereits bekannte Richtung nach dem Herrenwalde zu. Ohne daß es ein Aufſehen machte, erreichten ſie ihn, und nun verbarg ſie das Dickigt den Augen der Leute.

An einer mitten im Walde liegenden lichten und reich mit Gras bedeckten Stelle ſaßen die Reiſigen ab, um ſich und ihre Pferde raſten zu laſſen und den anbrechenden Tag vollends zu erwarten. Auch war es des Kapellans Geheiß, daß ſie ſich hier ruhig verhielten und den Tag über verbergen ſollten; denn erſt in der folgenden Nacht konnte der Handſtreich glücken.

Er ſelbſt ſchlich ſich zum Förſter, und vernahm zu ſeiner Freude von dieſem, daß Hanns in dem Hirtenhäuslein wohne und in Niclashauſen ſei.

Als der Abend gekommen war, führte ſie Alle der Förſter auf geheimen Wegen gen Niclashauſen, und nahe dem Dorfe, gebot der Kapellan, daß zehn Männer abſäßen und ihm mit Stricken folgten. So ſchlichen ſie denn dem Hirtenhäuslein zu, wo ruhig und arglos Hanns Böheim ſchlief.

Aber nicht alle Augen ſchliefen.

Neben der Tonne, auf der der Geliebte predigend ſtand, hatte Mariechen gekniet, und ihrem Auge war der Kapellan nicht entgangen. Auf ſeinen Zügen, in denen Grimm und Zorn zu leſen ſtand, ruhte ihr forſchender Blick, und das liebende Herz ſagte ihr, da ſtehe ein Feind, ein Verräther.

Auf ihr Betreiben nöthigte ihn das Volk, ſeine Gugelmütze abzunehmen, und ihr Auge ſah in der unverkennbaren Tonſur das Zeichen, daß es ein Geiſtlicher, vielleicht ein Mönch ſei, jedenfalls aber ein Spion, der Böſes im Schilde führe.

Sie begleitete ihn auf Schritt und Tritt auf dem Plane, wo die Buden ſtanden, wo die Bauernhaufen ſpeiſten und zechten und von ihren Entwürfen ſprachen; wo ſie Waffen kauften, und ſelbſt dann, als er das Hirtenhäuslein umſchlich. Darauf aber kam er ihr aus dem Auge, und ſie fand ihn nirgends mehr.

Geängſtet von dem Gedanken, es könne dem Geliebten Gefahr drohen, ſuchte ſie ihn auf; aber er war wieder mit den Rittern auf die Burg Thunfeld geritten. Dort hielt ſie ihn ſicher.

Ach, hätte ſie gewußt, daß er am Abend zurückgekehrt ſei, ſie würde keine Ruhe gewonnen haben.

Erſt am andern Morgen ſah ſie ihn heraustreten, und nun beſtürmte ſie ihn mit Bitten, ſuchte ihm die Gefahr einleuchtend zu machen und ihn zu bewegen, auf die Burg Thunfeld zurückzukehren.

Er lächelte nur über ihre Furcht um ihn. Mit dem Worte gläubiger Zuverſicht, daß er im Schutze der heiligen Jungfrau ſtehe, ſchlug er alle ihre Beſorgniß nieder, und auch an dieſem Abend legte er ſich friedlich auf ſein hartes Mooslager und ſchlief ſanft und ruhig ein.

Ganz nahe vor dem Hirtenhäuslein lag ein großer Wieſengarten, welcher zu dem nächſten Gehöfte gehörte. Ein Haſelhag umgab ihn, und gerade vor dem Häuslein war dieſer Hag hoch und dicht genug, daß ſich leicht Jemand darin bergen mochte.

In ihrem Hüttlein quälte ſie ein Doppeltes. Das arme Mariechen hatte faſt keine Ruhe mehr vor der Mutter, die heftiger als je ſie quälte, abzulaſſen von dem Betrüger, wie ſie Hanns Böheim nannte. Gerne war ſie daher auswärts; aber mehr noch ängſtete ſie der Gedanke, der Geliebte könne überfallen werden.

Seinen Schlaf zu bewachen, war ihre heiligſte Pflicht. Als daher Alles im Dorfe ſtill wurde, ſchlich ſie ſich in den dichten Haſelbuſch, ſorglich horchend auf jedes Geräuſch in Nähe und Ferne. Alles blieb aber ſo ruhig und ſtille, daß endlich die Gewalt des Bedürfniſſes ſelbſt über das liebende Herz ſiegte. Sie ſank jenſeit Mitternacht in einen tiefen Schlaf.

Die Nacht war ſtockfinſter. Kein Sternlein ſandte ſeine Strahlen zur ruhenden Erde.

Von dem Kapellan geführt, ſchlichen, auf bloßen Füßen gehend, die Reiſigen heran. Die Thüre des Hirtenhäusleins hatte nur ein Holzſchloß, einfach und, da alle ähnlichen Schlöſſer in Einer Weiſe zu öffnen waren, ſo war es auch leicht, es ohne Geräuſch zu öffnen und ebenſo leiſe zu dem innern Raume zu dringen.

Erſt als die Reiſigen drinnen mit Hanns rangen, erwachte das Mägdlein. Ihr ſcharfes Ohr vernahm die unterdrückten Stimmen, und wie der Blitz entwand ſie ſich dem Haſelbuſche und flog in das Dorf. „Hilfe! Hilfe!“ rief ſie mit verzweifelnder Angſt durch das Dorf.

Die Sitte jener Zeit, ſich in den Kleidern auf das Lager zu werfen, begünſtigte das raſche Herbeieilen der Bauern.

„Was gibt's?“ fragte Gſcheidt, der mit einem Speere bewaffnet zu Mariechen eilte.

„Sie wollen ihn morden!“ rief ſie. „Eilet zum Hirtenhäuslein!“

Derweile war dort bei der Uebermacht der Kampf ſchnell beendet worden. Mit Riemen und Stricken hatten ſie Hanns Böheim gefeſſelt. Die Gugelmütze, die er trug, drehte ein Reiſiger um, alſo daß das weit in den Nacken herabgehende Hintertheil das Geſicht bedeckte und, es unten bindend, ihn auch der Möglichkeit beraubte, durch Hilferuf ſeine Rettung zu bewirken.

Vier Männer faßten ihn nun, und trugen ihn zu der Stelle außerhalb des Dorfes, wo die Uebrigen mit den Roſſen harrten.

Sie waren aber kaum dort angelangt, kaum war der Jüngling auf dem Saumroſſe feſtgebunden, da waren ihnen die Bauern auf der Ferſe, und ſo nahe, daß Gſcheidt ſeinen Speer dem Roſſe eines Reiſigen in die Seite ſtoßen konnte. Das Thier bäumte ſich, aber vom Schmerze geſtachelt, flog es davon, und der Haufe mit dem Gefangenen ihm nach.

Zwar verfolgten ſie die wüthenden Bauern, angefeuert von dem verzweifelnden Mädchen; aber es war vergeblich. Die eilenden Roſſe folgten dem Fahrwege, und bald verhallte ihr Hufſchlag in der Nacht, und der Haufe kehrte troſtlos ins Dorf zurück.

Noch in der Nacht eilten Boten zu Eich, zu Pflaſterer, der nicht in ſeine Heimat zurückgekehrt war, ſondern auf einem Gehöfte im obern Taubergrunde harrte, und auf die Burg Thunfeld.

Von Ort zu Ort wurden Eilboten weiter geſendet, und als der Tag gekommen war, trafen bereits bewaffnete Haufen von allen Seiten bei Niclashauſen ein. Denn morgen war der Sanct Kilianstag!

VIII.

Auf! auf! die Feuerzeichen mahnen,
Es flattern ſchon die ſieggewohnten Fahnen,
Es blinkt das Schwerdt in tapf'rer Streiter Hand.

Der Anblick der Umgebungen des Dorfes Niclashauſen am Morgen des Sanct Kilianstages bot ein Schauſpiel, wie bisher keines ſich dort ereignet hatte. Bisher waren die unermeßlich ſich ausdehnenden Volkshaufen aus allen Ständen, Altersſtufen und aus beiden Geſchlechtern gemiſcht geweſen. Der Geſammtausdruck war mehr der einer religiöſen Begeiſterung in den verſchiedenſten Graden bis zum höchſten hinauf, der ganz nahe an den Wahnſinn ſtreifte, und das weibliche Geſchlecht war es, das namentlich dieſe Erſcheinung darbot. Jetzt ſah man nur Männer mit irgend einer, wenn auch noch unvollkommenen Waffe bewehrt; Männer, deren Ausdruck Entſchloſſenheit, ja ſelbſt wilden Trotz ankündigte.

Von allen Seiten ſtiegen Haufen herab in das Thal, und ſchon waren die weiten Räume deſſelben alle angefüllt, als man von Thunfeld her eine Schaar kommen ſah, die im Stande war, die allgemeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Voran ritt im ſtolzen Harniſche der Ritter Kunz von Thunfeld; an ſeiner Seite erblickte man den Junker Michael, ſeinen Sohn, der eine ſchwarze Fahne trug. Auf der andern Seite ritt der Pfarrer von Niclashauſen im prieſterlichen Gewand, ein Kruzifix in ſeiner Hand, ſtatt des Schwerdtes. Reiſige zu Roß und zu Fuß ſchloſſen den Zug.

Das Volk machte eine breite Gaſſe nach einer Anhöhe hin, welche bis jetzt dem Pfeiferhännslein zur Stätte gedient, wo er ſeine Predigt hielt. Ein Jubelruf des Volkes grüßte die Ankommenden; aber er klang nicht voll, nur mächtig. Man mochte es ihm anhören, daß nicht Alle einſtimmten, die den weiten Plan bedeckten, denn die Meiſten waren niedergebeugt von der Nachricht, daß der Prophet, der „Mann Gottes“ ihnen auf tückiſche Weiſe entriſſen und in das Schloß zu Würzburg war geſchleppt worden. Kaum aber waren die Thunfelder in die Gaſſe hinein geritten und der matte Jubelruf verhallt, da rief das Volk: „Seht dort! — Was iſt das?“ Und alle Köpfe wendeten ſich der umgeſtülpten Kufe zu, wo Hanns Böheim ſo oft geſtanden und gepredigt.

Durch die Haufen hindurch hatte ſich ein Mädchen gedrängt und, ſich Raum machend, jenen Ort erreicht. Sie ſtieg haſtig auf die Kufe. Ihr Anblick feſſelte Aller Augen und Seelen. Es war eine hohe Geſtalt, von dem edelſten Baue, dem reinſten Ebenmaß, in aller Friſche und Rundung jugendlicher Formen. Ihr bildſchönes Geſichtchen war bleich, wie der junge Schnee; aber ihre Augen loderten im wildeſten Feuer, ihr reiches lockiges Haar floß wie ein Mantel um ihre Geſtalt, denn regellos und loſe ſpielte der friſche Morgenwind mit ſeinen ſchönen Wellen. Ihre Kleidung war die des Volkes, züchtig und einfach. Sie breitete ihre Arme aus über das Volk. Ihre Bruſt arbeitete unter einer ſchweren Laſt des Kummers, der innern Bedrängniß.

„Hört mich an!“ rief ſie mit einer wunderbar klangvollen Stimme, die ſelbſt in den entfernteſten Reihen verſtanden wurde; „hört mich an! Sie haben den geraubt, mit roher Gewalt geraubt, den zu hören Ihr gekommen ſeid, Euren Propheten, den heiligen Jüngling, den Mann Gottes! Fortgeſchleppt haben ihn die Ungerechten ins Würzburger Schloß in dieſer Nacht. Was wird aus ihm werden? Wollt Ihr ihn morden laſſen, ohne die Hand zu erheben für den Liebling des Himmels? Soll er verbluten ohne Eure Hilfe? O rettet ihn, rettet ihn! Mich ſendet der Herr, daß ich Euch führe! Wohlan, folgt mir zu ſeiner Rettung, zum ſichern Siege!"

Sie ſprang herab.

„Halt, Mädchen!" ſagte Eich. „Noch geht's nicht." Er ſtieg hinauf. Er bekräftigte Alles, was Mariechen geſagt, und wie er's ſelber geſehen. In ſtets wachſender Begeiſterung verſicherte er, die heilige Dreifaltigkeit ſei ihm erſchienen und habe ihm befohlen, das Volk zu Hanns Böheim's Rettung nach Würzburg zu führen, daß ſie das Schloß ſtürmten und brächen. „Es wird ſich vor uns aufthun, denn der Engel des Herrn öffnet ſeine Thore, daß wir einziehen und die Sünder ſtrafen!" rief er mit donnernder Baßſtimme, und ſein Wort flog wie ein zündender Funke in die Maſſe.

Vier und dreißig Tauſend Bauern umſtanden den Hügel; aber nicht Alle ſtimmten überein mit des Mädchens und Eich's Forderungen. Die Gefangennehmung des „heiligen Jünglings" ſchlug den Muth Vieler nieder, nahm ihnen alle Zuverſicht.

„Die heilige Jungfrau hat ihn und uns verlaſſen!" flüſterten ſie ſich zu. „Laſſet uns unſere heile Haut retten. Es iſt aus mit ihm!"

„Wer weiß, ob Alles wahr geweſen, was er ſagte?" meinten Andere, die mit Argwohn die Wendung verfolgt hatten, welche Hanns ſeinen Predigten gegeben von dem Gebote der Buße ob der Sünden Menge zum wilden Aufruhre gegen des Biſchofes heilige Macht und Amt.

„Sollen wir die Zeche zahlen," fragten Andere, „und ihn herausholen aus dem Kerker? Er hätte ſich ſollen ſelber wahren vor Nachtheil, und iſt er der Liebling der heiligen Jungfrau, ſo wird ſie ihm durch die dicken Mauern des Verließes ſchon eine Thüre aufthun. Wir wollen's abwarten!"

Es entſtand eine tiefe Stille, dann eine Bewegung. Dem Ritter Kunz entging es nicht, wie viele Tauſende ſich umwendeten.

„Haltet ein!“ rief er da mit gewaltiger Stimme. „Seid Ihr darum bewaffnet gekommen, um feig heimzukehren? Wollt Ihr fort und fort tragen die Laſt der Frohnden und alle die Ungebühr, die Euch der Biſchof auflegt? Wer Freiheit will und Gleichheit, der folge mir!“

Er gab ſeinem Roſſe die Spornen, daß es ſich hoch bäumte.

Jetzt ſchieden ſich die Maſſen. Die kühlere, beſonnenere Hälfte kehrte dem Ritter den Rücken. Die vom Rheine, vom Maine und von der Tauber folgten ihm. Es waren ihrer an die ſechszehn Tauſende, alle bewaffnet, wenn auch unvollkommen.

Bald ſah man den unabſehbaren Zug die Straße gen Würzburg einſchlagen. Voran der Ritter und ſeine Schaar mit der ſchwarzen Fahne, die es beweiſen ſollte, wie tief des Volkes Trauer über das große Elend ſei, und wie es den Tod nicht ſcheue, es zu entfernen.

Ein Reiſiger hatte das troſtloſe Mädchen zu ſich auf das Roß genommen, und ſo ging's denn gen Würzburg weiter ohne Aufenthalt. Nur in den Stunden der Nacht hielt das Heer ſeine Raſt.

Ritter Kunz von Thunfeld und Junker Michael von Thunfeld wurden als oberſte Hauptleute beſtellt. Eich nahm die Fahne in ſeinen ſtarken Arm, und je nach Tauſenden, Hunderten und Funfzigen wurden die Haufen gegliedert und Führer geordnet, und als die Nacht ſich zum Scheiden neigte, als die Sterne bleicher wurden am Himmel, da brachen ſie auf, und als die Glocken in Würzburg von dem Dome, von Sanct Afra, und wie ſie alle hießen die Kirchen in der ſchönen Biſchofsſtadt, hinausklangen zum Volk, es zu rufen zur Andacht, da erſchallte ein entſetzlich Gerüchte durch die Stadt. Die Thore wurden geſchloſſen, die Zugbrücken raſſelten auf. Die Mainſchleuſe wurde gehoben, daß ſich des Fluſſes trübes gelbrothes Gewäſſer in die tiefen Gräben ergoß, welche die Stadt umgaben.

Alles Volk eilte auf die Mauern, und mit großem Schrecken ſahen ſie das Bauernheer daher ſchreiten und ſich in wohlgeordneten Haufen um die Stadt reihen in Form eines Halbmondes.

Als der Biſchof die vielen Tauſende ſah, pochte ihm das Herz in der Bruſt. Er berief das Domkapitel und die Vaſallen, welche im Schloſſe waren, und deren Mannen es beſetzt hielten, zu Rathe. Manche meinten, und beſonders waren dies die Ritter, man ſolle ausfallen mit des Schwerdtes Schärfe; die Aufrührer würden wie Spreu im Winde ſich zerſtreuen; denn es ſei ja nur Einer unter ihnen des Kampfes kundig, der eid- und pflichtvergeſſene Thunfeld; der könne ſie nicht halten; das Pfeiferhännslein ſei ihre Seele geweſen, und ſeit man den hinter Schloß und Riegel habe, ſei das Alles nur Kinderei und Bauerntrotz, der nicht weiter reiche bis zum erſten Schwerdtſchlag.

Der Marſchall von Gebſattel vertrat dieſe Meinung mit großem Nachdruck und Eifer.

Aber im Domkapitel erhob ſich eine mildere Stimme.

„Sie wiſſen nicht, was ſie thun,“ ſagte ein alter, ehrwürdiger Domherr, ein Edler von Reichenberg, „und darum ſoll man ſäuberlich verfahren mit dem Knaben Abſalon. Laſſet uns eine Botſchaft zu ihnen ſenden und hören, was ſie wollen, vielleicht, daß ſie in Frieden abziehen, weil allezeit ein gutes Wort einen guten Ort findet.“

„Wohlgeſprochen,“ ſagte der Biſchof. „Wir wollen ſie hören. Marſchalk von Gebſattel, reitet hinab, und erkundet ihre Meinung und mahnet ſie, heimzuziehen!“

Nur mit Widerwillen fügte ſich der trotzige Marſchalk dem Herrengebote.

Als er unten bei dem Bauernheer ankam, das ſich gelagert hatte, wurde er zum Ritter Thunfeld geführt, um den die Führer ſtanden, bei hundert, Männer, denen man es anſah, daß ſie das, was ſie wollten, ſich zu erringen bereit waren.

Mit ſtolzem, höhniſchem Weſen redete Gebſattel ſie an, und fragte nach ihrem Begehre.

„Gebt uns das Pfeiferhännslein frei ohne Gefährde,“ ſagte Joſt Eich, „ſo wollen wir abziehen in Frieden; wo nicht, ſo wird das Schloß und die Stadt geſtürmt, und wehe denen, die drinnen ſitzen, trotzend auf ihre fleiſchliche Macht und Gewalt! Hie Schwerdt des Herrn und Gideon,“ rief er, „und die heilige Jungfrau iſt bei uns und mit uns, und die heilige Dreifaltigkeit hat mir geboten, nicht eher zu raſten, bis das Werk vollendet iſt.“

Der Marſchalk fuhr fort, mit hochfahrendem, die Bauern höhnendem und bedrohendem Weſen zu reden. Da gab’s ein wildes Gemurmel.

„Reißt ihn vom Pferde!“ ſchrie das Volk. Steine flogen gegen den Abgeſandten, und nur ſein gutes Roß rettete ihn vom Tode der Steinigung. Das wildempörte Volk folgte ihm noch eine Strecke gegen die Stadt hin.

Vom Schloſſe aus ſah man dieſe Ereigniſſe mit an, und der greiſe Domherr ſprach: „Die Wahl war unglücklich; ſendet einen Andern, der mit ſanftem Worte den weiſen Ernſt zu miſchen weiß.“

Wieder erhoben die Ritter ihre Stimme, aber der milde Domherr ſiegte und ein Anderer ritt hinab. Es war ein Hutten.

Sein Wort fand eine gute Statt, denn ehe er hinab kam, waren aus den Wurfgeſchoſſen der Burg mächtige Steinkugeln hinabgeflogen und hatten viele der Bauern erſchlagen und dadurch Schrecken in ihre Reihen gebracht.

Hutten ſagte ihnen, der Biſchof würde die Sache des Pfeiferhännsleins zu Recht unterſuchen laſſen, und nach Befund Recht und Gerechtigkeit walten laſſen zur Freiheit oder zur verdienten Strafe; die aber, die dem Biſchof oder Domkapitel oder des Stiftes Ritterſchaft pflichtig wären, ſollten eingedenk ſein ihrer Eide und heimziehen, dann wolle der Biſchof ſtatt Recht Gnade üben und Vergebung.

Mit Würde, Kraft und doch mit Milde war das Wort geſprochen, und es ſchlug durch bei den Beſonnenern in den Haufen. Sie erkannten, welch Loos ihrer harre, wenn ſie länger weilten, und die Haufen vom Maine, aus des Stiftes Landen, die von Wertheim und aus dem Gelände an der Tauber hin, ſo weit des Biſchofes

Krummſtab reichte, brachen auf und zogen in Ruhe ab, wie auch die Anderen mahnten, der Ritter Thunfeld haderte und das verzweifelnde Mädchen flehte.

Und als man droben auf dem Schloſſe ſah, daß ſich die Haufen trennten und hierhin und dorthin zogen, da ſiegte ein teufliſcher Rath, und die Ritter ſaßen auf mit ihren Mannen und fielen den heimkehrenden Bauern mit des Schwertes Schärfe in den Rücken, mordeten und wütheten wie Raſende unter dem armen Volke.

Wenn auch die Meiſten flohen, ſo ergriff doch auch Viele die ganze Gewalt des Zornes ob ſolchen tückiſchen Verrathes.

Bei der Kirche von Buttelbronn ſtellten ſich die Bauern kräftig zur Wehr.

Es kam wohl zum Kampfe; doch auch jetzt riſſen die Meiſten aus, und die ſich in die Kirche geflüchtet, gaben ſich endlich, als man drohte, die Kirche anzuzünden, gefangen. Joſt Eich war darunter.

Die Ritter und ihre Reiſigen hatten ſich gerettet und flohen aus dem Lande, als ſie ſahen, daß Alles verloren ſei. Der Pfarrer von Niclashauſen war unter den Gefangenen, welche man gen Würzburg ſchleppte.

IX.

Hoffen? — Nein!

Von Mariechen hatte Niemand mehr eine Spur bemerkt, ſeit Hutten das Wort vom Gerichte geſprochen. Eine innere Stimme ſagte ihr, nun ſei er verloren.

Von dem Augenblick an war ihre Kraft, ihr Muth, ihre Hoffnung gebrochen. Sie war ſtill aus den Reihen der Männer gegangen, dem Maine zu, deſſen Ufer dicht von Weiden umſchloſſen waren, und dort ſaß ſie und ſah thränenleeren, ſtarren Blickes hinab in die raſtlos dahinrollenden Wogen. Es ſchien, als ſei Alles ausgetilgt aus ihrem Geiſte, was ſich auf die Vergangenheit bezöge, und für die Zukunft blieb kein Raum in ihm übrig. Blickte das trübe Auge nicht in die Fluth, ſo war es nach den Mauern des Schloſſes gerichtet, das ihn umſchloß, in dem ihr Leben und Sein aufgegangen war.

Ein Mainfiſcher, deſſen Hütte nicht weit von der Stelle am Ufer lag, fand ſie und erbarmte ſich der Armen, deren Geiſteslicht völlig erloſchen zu ſein ſchien. Sie redete kein einziges Wort, und wie dringend er ſie nach Heimat, Herkunft und Abſicht fragen mochte, er erhielt keine Antwort; was man auch in der Hütte ſprach, ſie nahm keinen Antheil daran.

So vergingen Wochen und Monate, ohne daß irgend eine Aenderung in dem Zuſtande des ſchönen, leidenden Weſens eingetreten wäre. Sie machte keine Beſchwerde; ihr Eſſen war ſo geringe, daß ſie der armen Fiſcherfamilie nicht läſtig wurde. Ueberdies ſah man deutlich, daß ſie hinſiechte und daß ihr Ende nicht mehr ferne ſei.

Eines Tags, es war jenſeit der Hälfte des Heumonates des Jahres 1476, trat der Fiſcher ſpät am Abend in die Hütte. Er hatte die Frucht eines reichen Fanges nach der Stadt gebracht, und kehrte eben wieder. Mariechen ſaß ſtill im Winkel.

„Wo bleibſt du ſo lange?“ fragte ſein Weib.

„Ei,“ ſagte er, „die Stadt woget auf und nieder und viele Menſchen ſtrömen nach dem Schotenanger, wo ein Ketzer morgen verbrannt werden wird.“

„Ein Ketzer?“ fragte neugierig das Weib; „was hat er denn verbrochen?“

„Weißt du denn nicht, wie's damals zuging, als die Bauern gen Würzburg zogen. Sie wollten ja das Pfeiferhännslein befreien. Der Biſchof verhieß Recht und Gerechtigkeit nach Urtel und Spruch. Er hatte das Volk belogen, die heilige Jungfrau ſei ihm erſchienen und habe ihm geboten, das Volk gegen die Herren zu führen. Da haben ſie ihn in Niclashauſen heimlich gefaßt, und als ſie hierher zogen, da hat ein Anderer, er heißet Joſt Eich, geſagt, die heilige Dreifaltigkeit ſei ihm erſchienen und habe ihm befohlen, das Pfeiferhännslein zu befreien. Den haben ſie in der Kirche zu Buttelbrunn gefangen. Ueber dieſe Beiden iſt das Urtel nun gefällt und über einen Dritten.“

„Wie iſt es gefallen?“ fragte plötzlich das ſtille Mädchen und trat mit Entſchiedenheit gegen den Fiſcher, der erſchrocken zurückwich.

„Warum fragſt du?“ redete er ſie an, und wußte ſich nicht zu deuten die völlig unerwartete Veränderung ihres Weſens.

„Ich frage, weil er mich angehet,“ ſagte ſie. „Ach, er liebte mich ſo treu und war ſo gut, ſo heilig!“ hauchte ſie leiſe hin, und ein Thränenſtrom brach aus ihren Augen, und ſie rang die Hände „Urtheil und Recht?“ rief ſie aus. „O nein; ſie haben ſein Urtheil geſprochen ohne Erbarmen. Ich weiß es ja; er ſoll auf dem Holzſtoße verbrannt werden!“

Der Fiſcher ſah ſie mit Entſetzen an. Niemand hier wußte noch von dem Urtheil, und ſie ſchien gar auf ſeine Worte nicht gemerkt zu haben. Es war das erſte Zeichen geiſtigen Lebens, das ſie gab, ſeit ſie in ſeiner Hütte war aufgenommen worden. Als der Fiſcher den Namen des Pfeiferhännsleins ausgeſprochen, da löſten ſich die Bande ihres Geiſtes, da erwachte ſie aus dem ſtillen Traumleben, in das ſie verſunken war. Keines ſeiner Worte ging ihr verloren.

Kein Wunder, daß das gutmüthige Paar, welches die Arme bis jetzt mit einer Pietät gehegt, welche den Geiſteskranken das Volk von je erwieſen, mit ſtarrem Erſtaunen dieſes Erwachen vernahm; kein Wunder, daß es ſie noch mehr ergriff, als ſie vernahmen, daß ſie mit jenem Unglücklichen Zuſammenhang hatte, von dem einſt ſo wunderbare Mähr durchs Land getragen worden war. Jetzt war ihnen das Räthſel gelöſt, warum ſie tagelang ſtumm und unverrückbar das Aug auf die Thürme und Mauern des Schloſſes gerichtet hatte.

Während noch das Ehepaar von ſeinem Erſtaunen gehalten war, ging Mariechen hinaus.

Als ſie nach einiger Zeit nicht wieder kam, ſagte die Fiſcherin zu ihrem Manne:

„Geh' Lorenz, und ſieh' doch nach ihr! Führe das arme Kind herein. Ach, ich fühle jetzt recht, wie ihr das Herz muß gebrochen ſein!“

Der Fiſcher ging ſtille hinaus; aber wie er auch ſuchte, keine Spur von ihr war zu finden; wie er auch rief, kein Ton antwortete aus der Stille der Nacht her.

Er ſprang, von Angſt erfüllt, in ſeinen Kahn und trieb ihn hinauf und hinab am weidigen Ufer, nirgends war ein Zeichen von ihr. Alles war ſtill, wie im Grabe.

Die guten Menſchen trauerten um ſie und beteten für ihre arme Seele, denn ſie glaubten, ſie habe in den Fluthen des Maines Frieden geſucht.

Der kommende Tag fand ſie ſchon wieder ſuchend nach dem Mädchen. Unzähligemale warf der Fiſcher ſein Netz mit dem Bleikranze aus, der es in die Tiefe zog, damit er den Leib der Armen fände; aber Alles blieb erfolglos.

Gegen neun Uhr Morgens bewegte ſich ein mächtiger Zug aus den Thoren der Stadt Würzburg.

Schaaren des Volkes bewegten ſich langſam nach dem Schotenanger hin. Ihnen folgte eine Menge Geiſtlicher, beſonders Dominikaner-Mönche, die alle Fackeln trugen und Kerzen; hinter dieſen kamen im Armenſündergewande drei bleiche, magere, kaum noch zu gehen fähige Geſtalten. Es war Joſt Eich, die einſt ſo gedrungen kräftige, wenn auch kleine Geſtalt, und Hanns Böheim, der friſche, kräftige Jüngling, und noch ein Anderer. Jetzt waren ſie nur noch Schatten. Das Auge war erloſchen, jede Lebensfarbe in ihrem Geſichte getilgt, die Geſtalten gebrochen, geknickt, die Glieder ohne Spannkraft. Man ſah es ihnen an, ſie waren auf der Folter ſchon unter allen Qualen der Hölle geprüft werden.

Als ſie die Scheiterhauſen ſahen, war es, als überflöge ein Hoffnungsſtrahl ihre lebloſen Züge, daß der Leiden Ende da ſei.

Immer dichter drängte ſich das Volk jetzt zu einem Kreiſe zuſammen.

Nochmals nahten ſich Geiſtliche den drei Unglücklichen. Sie knieten nieder, beteten leiſe, küßten das Kruzifix und dann wurden zwei geköpft, und Hanns ſtieg hinan und wurde von den Henkern an den Pfahl gebunden. Jetzt ſenkten ſich die Kerzen und Fackeln in das dürre Reiſig des Scheiterhauſens, der Qualm ſtieg auf, die Flamme ſchlug empor — die Geiſtlichen ſtimmten einen Geſang an. —

Da theilte ein Mädchen mit mächtigem Arme das Volk, ſchob die Mönche zur Seite und war mit einem mächtigen Sprunge bei Hanns Böheim, den ſie mit ihren Armen umſchlang.

Noch einmal ſah er ſie an und lächelte ſanft, noch einmal rief ſie: „Gottlob, ich ſterbe mit dir!“ — und die Flamme ergriff ihr Gewand, brüllend ſtieg ſie zur Säule empor, und mit Entſetzen wandte ſich das Volk ab und eilte zur Stadt zurück.

Der Fiſcher hatte Mariechen am Holzſtoße gefunden und ſie mit Gewalt davon entfernt; aber als ſie den Geliebten erblickt, war es umſonſt, ſie zurückhalten zu wollen. Mit Rieſenkraft hatte ſie ſich losgeriſſen, um mit ihm zu ſterben. Und als der Fiſcher ihr nachſtürzte, war es zu ſpät.

Das ſchreckliche Gericht war gehegt. Barmherziger verfuhr man mit den übrigen Gefangenen. Sie ſchworen die Urfehde und zogen, gedämpft, gedemüthigt, entmuthigt heim.

Von dem Pfarrer verlautete im Volke, er ſei nach ſchwerer Buße in ein Dominikanerkloſter gekommen und dort bald erlegen den erduldeten Leiden. Der Kapellan aber, der Hanns Böheim gefangen, iſt ſein Nachfolger in der Pfründe zu Niclashauſen geworden.

Die Ritter von Thunfeld lebten lange in der Verbannung, bis es endlich ihrer zahlreichen Sippſchaft von Vettern und Oheimen gelang, ihnen des Biſthums Vergebung wieder zu erwerben unter der Bedingung, daß ſie auch ihre eigenen Güter alle dem Stifte zur Sühne gaben und ſie als Lehen (bei dem Volke hieß es: „Bettelgut“) zurück empfingen.

So endete eines der Vorſpiele des Bauernkrieges. Die Gewaltigen jubelten über die errungenen Siege; aber der Funke, der hier aufgelodert war, ſchlummerte nur unter der Aſche. Und es ſchlich als ein bleiches Geſpenſt durch die Gaue und erſchien bald hier, bald dort — der Aufruhr gegen Mißbrauch und Ungebühr, und zur Selbſthilfe trieb es den „armen Mann,“ die niemals aber den zum Heile führen kann, der in wildem Wahne zu ihr greift.

Fragmente
aus
dem Leben zweier armen Teufel.

Unſtreitig iſt die Sippſchaft der armen Teufel die größte auf Erden, und ihren Stammbaum aufzuſtellen, wäre das größte Kunſtſtück eines Genealogen. Von Kindesbeinen an gehöre ich, der ich dieſe Blätter als ſiebenjähriger Referendarius niederſchreibe, dieſer alten Familie an, die ihre Ahnen bis zu den Pforten des Paradieſes (verſteht ſich, zu den geſchloſſenen) hinaufreichen ſieht, ohne in einer Adelsmatrikel zu ſtehen — obwohl ſie auch in dieſen nobelen Regionen ihre Zweige zählt — und — nicht die geringſten. Wie geſagt, ſieben Jahre liegen hinter mir, ſeit ich Referendarius wurde, und wenn es ſo fortgeht, werde ich vollends dem Kranken am Teiche Bethesda gleich, mit dem ich jetzt ſchon Aehnlichkeit genug habe in Betreff des Nachſehens, wenn Andere zu einträglichen Stellen befördert werden. Wo ich zu Hauſe bin? Nun, das ſiebenjährige Referendariat weiſet ja hin auf ein Land einträglicher Hoffnungen, ſüßer Vertröſtungen, zahlreicher Examina und eisgrauer, troſtloſer Kandidaten; daß es in Deutſchland zu ſuchen, bezweiſle Niemand. Mein letztes, halsbrechendes Examen liegt hinter mir. Es ſoll der Dietrich ſein, der alle Thüren öffnet. — Bei mir muß er den Bart zerbrochen haben! — — Nirgends her ſtrahlt ein Hoffnungsſtern, und es wird mir allmählich ſo kühl ums Herz, wie wenn draußen der eiſige Wind über die kahlen, grauen Felder ſtreicht. Was ſoll's nun werden? — Acht und zwanzig Jahre bin ich alt, habe etwas gelernt, aber keinen Pfennig Geld in der Taſche. Meine Aeltern ruhen längſt unter dem Raſen von des Lebens Mühen aus. Geſchwiſter habe ich keine. Mein geringes Vermögen iſt hin. Schulden ſind die Peſt des Lebens — aber — was bleibt mir übrig? Doch — ich will nicht verzagen! Mein Hauszins und meine Koſtleute ſind ja bezahlt; der Schneider und Schuſter hat nichts zu fordern; auch die Wäſcherin nicht.

Das will etwas ſagen für einen blutarmen Referendarius, und — ich glaube, es ſind ihrer Wenige, die das ſagen können, und doch iſt bei unſerm Landgerichte ihre Zahl Legion.

Das ſchrieb ich vor etwa ſechs Wochen nieder. Erſt heute fahre ich fort.

Damals ſtand ich trüben, recht trüben Sinnes am Fenſter. Draußen heulte der Novemberwind durch die Straßen. Meine Fenſter waren angelaufen, und bedenkliche, ſchnurgerade Linien ließen auf die ſchönſten Bildungen von Eisblumen rechnen, die bald ihr Gezweige entwickeln wollten. Mein Dachſtübchen begünſtigte abſonderlich ihr Wachsthum.

Ich trat zum Oefchen, ſchürte Kohlen an und ließ mich in dem alten Lederſeſſel nieder, den meine gute, alte Hausfrau in mein Stübchen geſtellt hatte. Es war, dem Alter nach zu urtheilen, der Sorgſtuhl ihres ſeligen Vaters — und ſie zählte etliche ſechszig. Er war mir ein rechter Sorgenſtuhl. Ich ließ mich hineinfallen, nachdem ich meine Thüre verriegelt hatte, um allein zu ſein, und meine Gedanken ſchweiften ſorgenſchweren Flugs in der allernächſten Umgebung nach Raum und Zeit herum. Mit der zunehmenden Wärme meines Stübchens wurde ihr Flug leichter, freier, kühner, und Raum und Zeit beengte ſie nicht mehr. Die Nacht kam, und ich merkte nicht, daß es dunkel wurde — denn ich dachte an Nettchen. — Wer liebt, braucht keine Kerze oder Lampe, um im reinſten Roſenlichte zu ſchweben, und wenig Feuer im Ofen, um doch warm im Herzen zu ſein. Mit Nettchen ſtand es ſo.

Der Landgerichtsrath Rudolphi war ein glücklicher Mann, denn er war Landgerichtsrath, hatte viel, ſehr viel Vermögen, ein ſchönes, gemüthliches Familienleben, inclusive einer wackern Gattin, die eine tüchtige Hausfrau war, und dreier Töchter, deren jüngſte ſchön, die mittlere ſchöner und die älteſte ein Engel war, und die hieß: Nettchen.

In dieſem Hauſe hatte ich zuerſt das ſchönſte Glück des

Lebens kennen gelernt, das gemüthlicher Häuslichkeit, liebevollen Familienlebens, wie es eben alle Tage ſeltener wird. Ein Hauch ſtillen, beſeligenden Friedens wehte Einen hier an. Ein Band umſchloß alle Glieder der Familie, das Band der reinſten, heiligſten, aufopferndſten Liebe. Da gab's keine tanzenden Thee's, keine überſchwänglichen Abendeſſen mit Champagner, keine Concerte, keine Spielparthieen, und doch war's ein Haus, das Jeder gerne betrat, und wer dort eingeführt war, rechnete es ſich's zur Ehre und Freude. Und in dieſem Kreiſe glänzte Nettchen als leuchtender Stern erſter Größe. Sie ſehen, und ſie lieben war bei mir Eins; aber wie durfte ich armer Teufel zu ihr das Auge erheben, um die meine adeligen Herren Collegen herumſcharwänzelten? Ich ſtand in beſcheidener Ferne, aber meine Seele wohnte nur im Auge und im Ohr, und was ſie ſtille dachte und empfand, das lag verborgen im Schreine der Bruſt.

Ich kam durch des Vaters Freundlichkeit dann und wann in das Haus, wohin meine Sehnſucht zog, wie der Magnet nach Norden.

Als im letzten Herbſte die Wieſen gemäht waren und der Wald noch in friſcher Pracht ſtand, wurde ich auch zu Rudolphi's geladen. Ich zog den alten Frack an, der ſehr fadenſcheinig zu werden begann und in ſeinem Schnitte weit hinter der Mode des Tages ſtand, und ging klopfenden Herzens hin. Der Vater empfing mich wie einen Freund, und ſprach ſo herzlich, ſo väterlich mit mir, daß mir das Herz aufging wie eine Blume, die der warme Morgenſonnenſtrahl aus dem Schlaf in ihrer feſtgeſchloſſenen Knospe lockt. Er ſtellte mir meine Anſtellung in eine fröhliche Ausſicht und in eine nahe Zukunft. Mir war ſo wohl lange nicht geweſen, und die Hoffnung kam wieder einmal recht nahe. Nettchen war an dieſem Abend ungewöhnlich freundlich. Meine Seele ſchwelgte in Entzücken, denn ſie zeichnete mich aus, wie es ihr Vater that.

Es waren der jungen Leute viele da, und alle beſchloſſen, eine Waldparthie zu machen. Die jungen Männer beſprachen ſich darüber. Ein Muſikchor ſollte beſtellt, draußen ein Zelt errichtet werden — kurz, es gehörte Geld dazu. Wie konnte ich Armer daran Theil nehmen?

Nettchen aber fragte mit ihrem Engelslächeln: „Sie ſind doch auch von der Partie? Ich freue mich recht darauf.“

Erglühend bejahte ich, und das Erglühen galt eben ſowohl der freundlichen Frage, als dem Bewußtſein meiner großen Armuth. Nun wäre ich nicht zurückgeblieben, und wenn ich hätte hungern müſſen bis dahin. So ſchlimm kam's nun nicht.

Der Herr X., ein Advokat, der wunderſamer Weiſe eben ſo dumm, als geſucht iſt, weil er eben nicht wähleriſch im Annehmen unlauterer Prozeſſe iſt, gab mir viel zu arbeiten und honorirte ziemlich gut. Gerade an dieſem Tage brachte er mir Aktenſtöße. Ich arbeitete Tag und Nacht, und gewann mehr, als ich brauchte. Drei Wochen ſpäter war die Landparthie. Die Geſellſchaft ordnete ſich paarweiſe. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, Nettchen hüpfte auf mich zu, mich etwas zu fragen, und — ich hatte den Muth, ihr meinen Arm zu bieten. Sie nahm ihn freundlich. Wie pochte das Herz in der Bruſt! —

Wir waren in der langen Reihe das letzte Paar, das eine ſteile Höhe hinanſtieg, um in die dunkeln Hallen des duftigen Hochwaldes zu gelangen.

„Sie ſehen bleich, Herr Referendar,“ ſagte ſie mit zutraulicher Natürlichkeit. „Waren Sie krank? Ich ſah Sie lange nicht zum Vater gehen.“

Dieſe Frage drang tief in meine Seele. Sie nahm Theil an mir. Sie bemerkte meine Bläſſe. Wer beſchreibt meine Seligkeit?

Was ich eigentlich antwortete, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß ich von vieler Arbeit ſprach und dergl.

Gute Seele, hätteſt du gewußt, daß ich ſo gearbeitet, um heute bei dir ſein zu können! —

Sie ſah mich nicht ohne Bewegung an, als ich das ſagte.

„Sie müſſen Ihre Geſundheit mehr ſchonen,“ bemerkte ſie wohlwollend. „Ich hoffe,“ ſetzte ſie hinzu, „dieſer Tag ſoll Ihnen recht heilbringend ſein.“

„Er iſt es ſchon,“ ſagte ich aus tiefſtem Grunde der Seele.

Sie erröthete tief; aber mit dem Worte, das mir eigentlich ſo herausgefahren war, ſchien alle Bangigkeit von mir gewichen. Was nun kam, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, aber das weiß ich, daß ihr Wort prophetiſch war, daß ich ihr meine Liebe geſtand, und ſie mir's eben auch nicht verhehlte, daß ſie mir gut ſei. Unſer Bund war geſchloſſen. Der Himmel lächelte zum erſten Male Frieden, Wonne und Seligkeit in meine Armuth, und ich war der Glücklichſte auf Erden.

Aber das blieb unſer Geheimniß bis heute, und in dem ſüßen Geheimniſſe liegt die größte Wonne.

Ich hatte doch endlich mein Lämpchen angezündet und eine der wenigen Pfeifen guten Tabaks dazu, die ich mir in meiner Armuth zu rauchen geſtatten durfte, als es an meine Thüre klopfte.

Ich meinte den Anwalt X zu erkennen und öffnete. Er war's auch wirklich.

„Puh! was iſt das für ein Wetter,“ rief er aus, den Pelzmantel hinwerfend, „und Sie haben kalt! Schüren Sie doch, ich habe ein Langes und Breites mit Ihnen zu reden.“ Er ließ ſich im Sorgſtuhle nieder, ich ſchürte und ſaß ihm dann gegenüber, begierig, ſeine Angelegenheit kennen zu lernen.

„Hören Sie, lieber Referendarius, mir iſt da eine ſehr fatale Geſchichte in die Quere gekommen,“ hob er an. „Ein Onkel meiner Frau iſt geſtorben, der mir ſeine nicht unbedeutende Habe vermacht hat. Ich muß hin, und werde, wenn's raſch geht, in vier Wochen erſt zurückkehren. Nun iſt mir aber ein ſehr wichtiger Prozeß übertragen, deſſen Gegenſtand ich Ihnen kurz auseinanderſetzen will. Ein reicher Schuft iſt Vormund dreier reicher Waiſen.

Er betrügt ſie auf eine ſchamloſe Weiſe. Die Sache wird ruchbar; alle Welt iſt empört. Der fernwohnende Beivormund hört's, kommt, nimmt Einſicht, und, da die Sache nackt und frackt vorliegt, macht er ſie anhängig. Sie kommt in acht Tagen vor, und ich muß fort, wenn ich nicht unendlichen Schaden leiden will. Nun habe ich mit dem Präſidenten geſprochen, und Alles iſt in Ordnung. Sie ſollen, wenn Sie wollen, in der Sache auftreten. Die Akten ſchicke ich Ihnen morgen. Alles iſt klar. Alle Welt nimmt Parthei für die Waiſen. Bei ſolchen Sympathien iſt die Sache herrlich. Ohnehin iſt das gute Recht auf Ihrer Seite. Rudolphi ſprach mit mir für Sie. Wollen Sie? Ein ſolches erſtes Auftreten haben Tauſende umſonſt gewünſcht.“

Ich ſagte raſch zu und ſein Antlitz erheiterte ſich.

„Vortrefflich!“ rief er aus. „Nun aber, lieber Freund, weiß ich, daß Sie eines Vorſchuſſes bedürfen. Der Beivormund hat mir vierzig Thaler gegeben. Hier ſind ſie! Es iſt ein goldner Fiſch in Ihrem Netze. Halten Sie zu! Morgen erhalten Sie die Akten. Nun, gute Nacht!“

Er nahm Pelzmütze und Mantel, drückte mir die Hand und rannte raſch die Stiegen hinab.

Ich ſtand noch lange ſtille da und dankte innig Dem, der die Hilfe ſendet zur rechten Zeit, und legte mich dann mit dem ſeligen Bewußtſein nieder, daß mein Mangel gehoben ſei auf lange Zeit. Vierzig Thaler! So reich war ich lange nicht! —

Am andern Morgen empfing ich die Akten. Es war, wie X. geſagt; klar lag die Schuld vor. Es war himmelſchreiend, wie der Menſch gehandelt. Ich, ſelbſt eine Waiſe, konnte die Stütze mißhandelter Waiſen werden! Und Rudolphi hatte mich empfohlen! Ein neues Leben durchzuckte mich. Vielleicht würde dies die Thüre zu einer beſſern Zukunft. Ich arbeitete unermüdet Tag und Nacht. Endlich war mein Vortrag ausgearbeitet, durchdacht, memorirt. Ich war durchdrungen von der Gerechtigkeit meiner Sache.

Ueberall ſprach man von der Geſchichte. Meine Collegen beneideten mich um die Sache. Man wünſchte mir Glück. Die Sitzung verhieß eine glänzende zu werden bei der allgemeinen Theilnahme. Wie pochte mein Herz.

So kam der Sitzungstag. Als ich in den Audienzſaal trat, fühlte ich, wie alles Blut aus meinem Geſichte wich. Meine Bruſt war unendlich beklommen; denn ein glänzendes Auditorium füllte den Raum. Aller Blicke ruhten auf den Waiſen, lieblichen Kindern, dem Beivormund und mir. Der Beklagte ſchoß giftige Blicke herüber. Er hatte den tüchtigſten Advokaten gewählt.

Rudolphi lächelte mir Muth zu. Das hob mich wieder.

Endlich begannen die Verhandlungen. Hatte mir früher gebangt — jetzt war meine Seele friſch, froh, frei. Die Gerechtigkeit meiner Sache durchglühte mich, und was in der Seele lebte, ging in begeiſterter Rede über die Lippe. Es war im Saale ſo ſtille, daß man hätte das Herzpochen des Beklagten hören können, der immer tiefer ſein Haupt ſenkte, im Bewußtſein, daß mit jedem meiner Worte ſeine Schuld klarer hervortrat.

Das Gericht widmete mir die größte Aufmerkſamkeit. Rudolphi's Züge leuchteten vor innerer Luſt.

Alles, was mein Gegner vorbrachte, ſchlug ich ſiegend nieder. Das Gericht entfernte ſich. Der Kläger drückte mir warm und innig die Hand. Jetzt erſt wagte ich mich umzuſehen. Da erblickte ich Nettchen, und ein Sonnenſtrahl ſpiegelte ſich in den Thränen, die in ihrem ſchönen Auge glänzten.

Endlich trat der Gerichtshof wieder ein. Der Sieg war für meine Clienten errungen. —

Die Sitzung wurde aufgehoben, der Saal leer. Die Richter ſtanden noch da.

Der Präſident trat zu mir, drückte meine Hand und ſagte: „Sie haben heute einen ſchönen Sieg, brav und wohlverdient, errungen. Ich habe in vielen Augen Thränen der Theilnahme geſehen, und manches Männerherz haben Sie tief bewegt. Ihr Beruf iſt entſchieden. Datiren Sie von heute eine ſchöne Zukunft, zu der ich Ihnen Glück wünſche!“

Rudolphi drückte mir ſtumm die Hand; aber dieſer Handdruck war beredt.

Ich rannte in großer Bewegung heim.

„Ei, ei, Herr Referendar,“ rief meine alte gute Hauswirthin, die ich faſt über den Haufen warf, „Sie ſehen und hören ja nicht! Ich war auch im Saal und wollte Sie hören; aber Das haben Sie 'mal ſchön und gut gemacht! Potz Wetterchen auch! Neben mir ſtanden des Landgerichtsrathes Rudolphi bildſchöne Töchter. Wie die weinten! Eine war Anfangs ganz bleich. Ich glaube, die hatte Angſt für Sie; aber als Sie ſo friſch von der Leber, ſo ſchön und beweglich ſprachen, da hat ſie die Hände, wie zum ſtillen Gebete, gefaltet, und ihr ſchönes Geſichtchen hat geſtrahlt wie die Sonne. Nun, Gott ſegne Sie! Sie haben brav für die armen Kinderchen geſprochen, und wenn Sie einmal Advokat werden, ſo kann's Ihnen nicht fehlen!“

Das ſagte die alte gute Frau ſo treuherzig. Sie konnte nicht ahnen, wie unendlich wichtig das war, was ſie mir ſagte.

Das war ein Abend! Ich mußte allein ſein; daher ließ ich meine gute Alte alle Leute abweiſen, deren viele kamen, mir Glück zu wünſchen, wie ich nachher von ihr erfuhr. Mir war das Herz ſo voll, aber ſo voll ſeliger Freude, daß es zu berſten drohte.

Das Honorar meiner Klienten machte mich reich — denn ſo viel Geld hatte ich nie beſeſſen.

Großer Gott, wie glücklich iſt der Arme in einem beſcheidenen Beſitze! Der war hier wohlverdient, darum doppelt werth.

War mir früher der Landgerichtsrath Rudolphi freundlich, ſo war er's jetzt in viel ausgedehnterem Sinne, in reicherem Maaße. Ich fand täglich Beſchäftigung in ſeiner Schreibſtube. Commiſſariſche Geſchäfte führten mich hier- und dorthin. Mehrere Prozeſſe bekam ich nicht nur zu führen, ſondern ſie wurden mir vom Präſidenten überwieſen. Meine Stellung war eine andere geworden. Ich verdiente mir Geld. Ich konnte mich anſtändig kleiden, obwohl ich ſtets in beſcheidener Höhe mich hielt und nicht mit dem breiten Strome der Mode ſchwamm. Nicht ohne Wehmuth ſah ich mein Fräcklein von Anno 11 zum Trödler wandern. In ihm hatte ich ja ſchweren Herzens Sorgentage, und ſeligen Herzens die erſten Sonnentage meines Liebesglückes verlebt. Auch meine perſönliche Stellung zu Rudolphi wurde eine andere. Er gehörte zu den wenigen Männern, die im nahenden Alter eine innere Jugendfriſche des Gemüthes bewahren und darum fähig ſind, auch an einen jüngern Mann ſich noch warm anzuſchließen, und ihn mit goldenen Fäden an ſich zu ziehen, und ihm in ſeiner Nähe wahrhaft wohl werden zu laſſen. Das hab' ich gefühlt und erfahren. Je mehr ich den Mann kennen lernte, deſto enger ich mich an ihn anſchloß, deſto inniger ich ihn liebte, deſto vertrauensvoller er ſich mir erſchloß. In ſein Haus kam ich ſelten; aber in der Regel ſandte er mir den

Gerichtsdiener, um mich zu einem Spaziergange laden zu laſſen. Da erſchloß ſich ihm mein Herz. Da legte ich vor ihm mein Leben bloß, wie ich mit Armuth gerungen bis zur Stunde. Er lächelte gutmüthig und ſagte: „Das iſt ja nun mit Gottes Hilfe vorüber, aber Vertrauen weckt Vertrauen. Sie ſollen zu rechter Stunde auch die Wege meines Lebens kennen lernen.“

Eines Tags, es war eben ſchon tiefer Winter und die Abende waren lang, bekam ich eine Einladung zu Rudolphi.

Nettchen hatte ich lange, lange nicht geſehen. Sie war bei Verwandten oder guten Freunden geweſen. Wie pochte mein Herz in heißer Sehnſucht. — Ich erwartete eine glänzende Soirée — aber ich fand nur den Familienkreis und zwei fremde Männer, einen Geiſtlichen von ſchlichtem, aber ehrwürdigem Weſen und einen Bürger, deſſen Geſicht Gutmüthigkeit, Offenheit und Biederkeit ankündigte..

Rudolphi behandelte ſie mit einer Innigkeit, die mir in der Seele wohlthat, nannte ſie „du“ wie ſie ihn; aber doch fiel es mir auf, daß man mir ſie nicht nannte, nicht vorſtellte, ſondern mich bloß ihnen. — Alle Familienglieder behandelten beide Männer mit wahrer Verehrung. So in ſich froh, ſo innig glücklich hatte ich Rudolphi niemals geſehen, wie heute, und doch war dieſen Aeußerungen ſeines Inwendigen eine gewiſſe Wehmuth beigemiſcht, wie ich ſie auch nie an ihm bemerkt. Nettchen's Auge leuchtete mir entgegen. Es ſprach mehr als Worte, und ich verſtand die ſtille, geheime Sprache. Als Alle vereint waren und der Thee dampfte, ſagte der Landgerichtsrath: „Ich werde heute ſechzig Jahre alt. Da wollte ich den Tag nur mit Menſchen verleben, die mir lieb ſind. Ich denke, dieſe Beiden lernen Sie noch kennen. Es ſind meine Speziale.“ Ich wünſchte ihm Glück.

„Weiß wohl, daß Sie es gut und treu meinen,“ ſagte er, mir die Hand drückend.

„Albert,“ ſagte Rudolphi, ſich zu dem Geiſtlichen wendend, „du haſt das Talent, ſehr gut vorzuleſen; thue mir den Gefallen und lies dieſe Blätter vor.“ Er reichte ſie ihm dar und wandte ſich dann zu mir und ſagte: „Ich hoffe, ihr Inhalt wird uns nicht ganz unangenehm unterhalten.“ Der Pfarrer las mit klangvoller Stimme:

„Das Hungertuch iſt ein hartes Gewebe, meiner Treu'! Auf dem langen Webeſtuhle des Lebens wird es tüchtig zuſammengeſchlagen, und das Schifflein: Elend, fährt wacker hin und her. Ich habe daran genagt von Kindesbeinen an, und wie viel Geſellſchaft ich auch im Allgemeinen hatte, das Gewebe iſt noch immer feſt und wacker, und es geht ihm beſſer als der großen Zehe an der Statue des heiligen Petrus in Rom, die rein weggeleckt iſt an dem harten Marmor von Carrara. Wäre nur das Gewebe an meinem billardgrünen Gottfried eben ſo feſt, aber da ſind die Nähte weiß geworden und die Fäden ſind ſichtbar und, was das Schlimmſte iſt, er reißt aus. Nun, er hat lange gedient, treu und redlich. Mein Vater behielt das Tuch übrig, als er ſein Billard überziehen ließ, trug den Rock viele Jahre, und dann ließ ich mir ihn machen, daß ich hinein ſchlüpfen konnte, und das iſt auch ſchon lange her, denn ich merke, daß meine Arme über Gebühr lang aus den Aermeln herausgewachſen ſind. Kein Wunder, daß am Ellenbogen das Hemd in transparentem Style ſichtbar wird; es war auch lange genug im Dunkeln, und ſeit er „durchlauchtig“ wird, kommt er zu Rang und Ehren.

Es iſt doch eine fatale Geſchichte, wenn man über ſein eigenes Elend ſpottet. Ich habe ja doch keinen andern Rock, mit dem ich in die Häuſer gehen kann, wo ich Privatſtunden gebe. Zu Hauſe trag' ich ein geſtricktes Wollwamms, eine Arbeit meiner ſeligen Mutter. O, du Gute, nun ruhſt du ſchon lange, und dein armer Sohn muß ſich durch die Welt drücken!

Wie ſeltſam ſind die Güter des Lebens und — des Gemüthes vertheilt! Da drüben, der alte reiche Filz, der nicht weiß, wie reich er iſt, lebt im Ueberfluß und jagt alle Bettler von ſeiner Thür, und wenn die Nichte, das herzig liebe Mädchen, nicht heimlich gäbe, bekäme kein Armer von ihm. Die hat auch wohl keine Roſentage, denn ſie ißt, wie mir ſcheint, das Gnadenbrod. Auch ein bitteres Gebäck! Armes Mädchen, mein Hungerbrod iſt vielleicht ſüßer! Wenn ich ſo daſitze und für den Notar abſchreibe, oder wenn ich Noten copire für den alten Muſiklehrer und Organiſten und kaue an meiner Brodkruſte, tröſtet mich ordentlich ein Blick auf ſie. — Aber der Blick dauert oft ungebührlich lange, und es iſt mir leider vorgekommen, daß ich hintennach Achtel in Zweiunddreißigſtel verwandelte und den Baß in die Diskantlinien ſchrieb oder umgekehrt. Ich darf nicht mehr ſo oft nach ihr ſehen! Neulich hab' ich auch eine Ueberſetzung aus dem Euripides grundfalſch gemacht, und der Magiſter Brummer brummte entſetzlich und ſagte: „Noll, er hat das Concept verrückt oder ſeinen Kopf. Für einen Primaner ſolche Quartanerarbeit!“ Es ſoll mir gewiß nicht wieder vorkommen! —

Nehme ſich Einer ſo was vor! Wollt' ich wohl oder übel, ich mußte meinen Tiſch vom Fenſter wegſetzen, ſonſt hätt' ich gar nichts mehr gethan und noch mehr hungern müſſen. Nun ging's beſſer; aber ich ſtand doch gar oft auf, um einmal zu ſehen, was es für Wetter wäre! —

Nun iſt's Weihnachten. O, wie glücklich war ich als Kind! Die Mutter beſcheerte mir den Chriſtbaum mit Lichtern, Nüſſen, die golden und ſilbern glänzten, Aepfeln, Birnen, Lebkuchen und Zuckerwerk, und ſie lächelte ſo ſelig bei meinem Glück, und der Vater war froher als ich. Gute Eltern! ruhet ſanft; ich will heute noch, ſo tief auch der Schnee iſt, Euer Grab beſuchen, und Ihr möget Euch droben im Himmel meiner Liebe freuen, wenn's auch Chriſttag bei Euch iſt. Mir iſt er kalt und trübe! — Wie undankbar bin ich! Hat doch mein guter Conrad ſo viele Liebe für mich, hat mich ſo oft ſchon geſpeiſt und mein treuer Albert ſchenkte mir zum Chriſtfeſt einen warmen Flaus, weil mein billardgrüner keine Strapatzen mehr aushält. Gott lohn's, Ihr treuen Seelen! In Euerer Liebe bin ich reich!

Als ich am erſten Chriſttage hinaus ging auf den Gottesacker, wo meiner lieben Eltern Gräber ſo ſtille neben einander liegen (ſie ſtarben zwei Tage von einander), war mir das Herz recht ſchwer. Lieber Gott, man fühlt ſich nie verlaſſener, als am Chriſtfeſt, wenn man Niemanden mehr hat! Auch ich habe ja keine verwandte Seele mehr auf Erden! Ich betete ſtille auf den lieben Gräbern, und meine Thränen ſchmolzen die ſcharfe Eiskruſte, die den Schnee bedeckte. Als ich recht traurig zurück ging und außerhalb des Thores an die Stelle kam, wo der Weg nach N. abbiegt, da glänzte Etwas in dem Gleiſe eines Schlittens. Ich bückte mich, und ſiehe da, es war ein goldenes Medaillon an einem Halsbande von Granaten. Darauf war ein Mädchenbild ſehr fein gemalt. Als ich's näher betrachtete, erſchrack ich faſt, denn es glich dem herzigen Minchen drüben an des alten Geizhalzes Fenſter wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Ich fühlte keine Kälte mehr, und — da es ja Niemand ſah, — küßte ich das ſchöne Geſichtchen, aber erröthete darauf bis hinter die Ohren, ſteckte ſchnell den Fund ein und rannte heim.

Warum ich roth ward? Kurios! Es war ja doch nichts Schlimmes? Aber ich fürchtete mich jetzt, das liebe Mädchen anzuſehen, denn ich meinte, ſie wüßte es. Ich ſah nicht hinaus als ich in mein Stübchen trat und mein Feuer anmachte. Gleich darauf trippelt's die Stiege herauf.

„Musje Noll!“ rief die alte Hausfrau, „mach' Er 'mal die Thür auf!“

Was will doch die Alte, dachte ich, und that, was ſie wünſchte. Allein wie erſtaunte ich! Sie hatte ein Kännchen mit Kaffe und eines mit Milch auf einem Theebrette ſtehen und daneben lag ein Berg von Kuchen.

„Da bring' ich Ihm den Weihnachtskaffe und Kuchen,“ ſagte ſie freundlich lächelnd. „Er war nicht da, als wir tranken; da hab' ich's Ihm aufgehoben. Laß Er ſich's recht gut ſchmecken!“

Die gute Seele! Wie dankte ich ihr ſo herzlich, und wie ſchmeckte es mir ſo gut! Behaglich ſaß ich nun am warmen Ofen und meine Zukunft trat vor mich, wie das verhüllte Iſisbild zu

Sais. Was ſollte aus mir werden? Achtzehn Jahre war ich alt, hatte mich mit Eifer und Fleiß durch die Klaſſen des Gymnaſiums durchgearbeitet. Zu Oſtern ſollte ich mein Abiturienten-Examen machen. Was dann? — Studiren? O, meine Seele hing an dem Gedanken mit aller Kraft; aber, woher das Geld nehmen? Hier auf dem Gymnaſio war ich durch Privatſtunden, die ich gab, ganz leidlich durchgekommen. Manchmal ohne Abendbrod zu Bett, ohne Frühſtück in die Schule gehen — das war nichts. Konnte ich das auch dort? Ich hatte einmal dem alten Pfarrer zu N., den ich zufällig traf, und der meinen Vater gut gekannt hatte, das geſagt. „Ach“, ſagte der freundliche Greis, „aber Herr Noll, glaube Er mir, da ſtudiren Viele wie Er ſich hier durchhilft. Dort iſt mehr Gelegenheit zu Privatſtunden, und ſie werden beſſer bezahlt wie hier. Sei er nur gutes Muths, ich will Ihn dort an einen Profeſſor empfehlen.“

Seitdem hatte ich Muth genug. Allein, was ſollte ich denn wählen? Theologie? Das gefiel mir nicht; Philologie? — Ich hatte geſchulmeiſtert genug, um zu wiſſen, wie da die Galle wächſt. Medicin? Du lieber Gott, überall iſt's voll Doctoren, und die Menſchen haſſen ſich wie Hund und Katze und gönnen ſich einander das Weiße im Auge nicht. Jurisprudenz? Ja, das gefiel mir gar ſehr; aber das war ein weites Feld und die breite Straße, die gar Viele gehen. —

Es fing an dämmerig zu werden und ich ſaß noch in meinen Gedanken. Alle Fenſter leuchteten hell von den Weihnachtsbäumen. Ueberall Kinderjubel und Elternluſt.

Wiederum trippelte es die Stiege herauf. Bald nachher trat meine Alte herein. „Muſje Noll,“ ſagte ſie, „ich hab's vorhin vergeſſen, des Bäckers Conrad iſt ſchon zweimal da geweſen. Er ſoll doch zu ihm kommen und mit ſeinen Leuten zu Nacht eſſen. Sie warten auf Ihn. Geh' Er jetzt. Es iſt Zeit!“ —

Du guter Conrad, dachte ich, zog meines Albert's neuen Flaus an und ging.

Als ich in des Bäckers Stube trat, ſaß auch Albert da. Er war auch geladen, obwohl nicht bei ihm wie bei mir alle Tage

„Halbfaſten“ war. Die Eltern meines guten Conrad's, dieſe treuherzigen, biederen, einfachen Menſchen nahmen mich mit warmer Liebe auf. Das war ein rechtes Weihnachtsfeſt, und auch das fehlte nicht, das gemüthliche Familienleben, das ich ſeit meiner Kindheit ſo ſchmerzlich vermißte. Nach Tiſch ſagte der Meiſter: „Muſje Noll, wir haben heute viel über Ihn verhandelt. Nehm' Er's nicht übel, daß es ſo hinter Seinem Rücken geſchah; aber Er war nirgends zu finden; ſo mußte es denn ſo kommen. Da Er nun einmal abſolut ein Juriſt werden will, ſo ſind wir in Folgendem übereingekommen, was Ihm, wie ich denke, recht ſein wird.“

„Der Notar S. ſucht einen Schreiber im Wochenblatte, dem er die Copialien tüchtig bezahlen will. Zu dem bin ich hingegangen, habe ihm ſeine Handſchrift, die mir Conrad gab, vorgewieſen und Ihn empfohlen. Es iſt nun ſchon richtig, wenn er nur Ja ſagt. Ueberdieß ſucht der reiche Nachbar drüben einen Secretär, dem er Koſt und Logis geben will, nebſt ſechzig Gulden jährlich. Da bin ich denn auch hingegangen und hab' gefragt, was der Secretär zu thun habe. Item, das iſt blutwenig, und ich bin überzeugt, er kann alle Beide bedienen, ohne Kreuzweh, wie ich's fühle, wenn ich meine Mulde Teig eingemährt habe. Nun, ſchätz' ich, daß Er, da Er Koſt und Obdach hat, ſich alle Jahr ſeine hundert Gulden zurücklegen kann, und da Er ein junger Kerl iſt, ſich in wenigen Jahren ſo viel erſpart, daß Er ſtudiren kann. Ueberdies ſoll erſt zu Oſtern das Alles antreten, wenn Er ſeine Prüfung gemacht hat. Wie gefällt Ihm das?“ —

Ich war ganz verblüfft; aber ich fiel dem alten Manne weinend um den Hals, und dankte ihm heiß für ſeine Liebe.

„Damit Er aber,“ fuhr der alte Mann fort, und wiſchte ſich eine Thräne weg, „ſich nicht ſo kümmerlich zu behelfen braucht, zieht Er bis zu Oſtern hin zu uns; ſchläft beim Conrad und ißt bei uns. Wir haben's ja! Schlag' Er ein und es iſt gut!“

Er reichte mir ſeine derbe Hand und ich ſchlug tiefbewegt ein. Das war meiner Eltern Chriſtbeſcheerung! Wer ermißt meine Freude und Dankbarkeit! O, wie habe ich auf meinen Knieen Gott gedankt für dieſe Wendung meines Schickſals.

Als ich am zweiten Chriſttage zum guten Albert gehen wollte, feſſelte mich der öffentliche Ausrufer an der Schwelle.

Bei einer Schlittage, machte er bekannt, ſei ein Halsband, ſo und ſo, verloren gegangen. Der redliche Finder ſolle es Nr. 87 abgeben und eine Krone dafür empfangen.

Jetzt erſt gedachte ich meines Fundes und erſchrack, daß ich nicht ſchon Schritte ſelber gethan, um ihn zurückzugeben. No. 87, das war ja das Haus des alten Geizhalſes! Ich blickte unwillkürlich hinauf zu dem Fenſter, wo in der Regel das ſchöne Minchen ſaß. Ich ſah ſie dort ſitzen und weinen. O gewiß dieſe Thränen galten dem verlorenen Kleinode! Ich Glücklicher konnte ſie trocknen!

Raſch fuhr ich in die Taſche, zog's heraus und zeigte es ihr.

Sie ſprang fröhlich vom Stuhl auf, ich aber eilte, mir nichts, dir nichts, in das Haus und die Stiege hinauf.

Wohin ſo wild und ungebärdig? fragte da plötzlich der alte Herr Rath, vor dem ich ſtand. Alle Freude im Herzen erſtarb, und ich wäre vor Schrecken faſt ohnmächtig geworden; denn ich fühlte jetzt erſt meine Unart, als ich mich dem ſtrengen Manne gegenüber ſah, der gar bärbeißig drein ſchaute.

Ach, ach, ſtotterte ich, ich — ich — habe das Halsband gefunden! Nun, nun, ſagte der Alte viel milder, ſo erſchreck' Er nur nicht, und komm' Er herein zu meiner Nichte; geb' Er's ihr ſelbſt.

Er machte die Thüre auf und ich trat, noch kreidebleich, in das Gemach, und überreichte, ſelbſt glücklich, der noch Glücklicheren den Schmuck.

„Ach, Gott, wie danke ich Ihnen,“ ſagte ſie mit hellen Thränen in den Augen, und preßte das Bild an ihre ſchönen Lippen. „Es iſt das Bild meiner theuern Mutter!“ — „Wo hat Er's denn gefunden?“ fragte der Alte.

„Am Kirchhofthore,“ ſagte ich.

„Was hat Er denn in dieſem Schnee und Wetter dort gemacht?“ fragte er weiter.

Ich gerieth in Verlegenheit; aber, was brauchte ich's zu verhehlen? Ich ſagte ihm, ich habe die Gräber meiner lieben Eltern beſucht.

„So? ſo?“ ſagte er drauf. „Nun, das iſt brav. Er hat alſo keine Eltern mehr?“

„Weder Eltern, noch Geſchwiſter, noch Verwandten,“ antwortete ich mit einem tiefen Seufzer.

„Ach,“ fuhr der Alte fort, „iſt Er nicht der junge Noll, der drüben bei der alten Knauerin wohnt?“ —

Ich bejahte.

„Da hat der Bäcker Camprecht mit mir ſeinetwegen geſprochen. Es iſt mir lieb, daß ich Ihn ſehen und ſprechen kann. Hat Ihm der Meiſter das Nöthige geſagt?“

Ich bejahte wieder.

„Iſt Er damit zufrieden?“

Auch jetzt bejahte ich.

„Nun gut; ſo will ich mich bis Oſtern behelfen, und alsdann reden wir weiter. Da hat Er die verſprochene Krone zur Belohnung!“

Minchen erglühte. Sie wußte nicht, wo aus, wo ein vor Verlegenheit.

Mir aber kam der volle Muth wieder.

„Entſchuldigen Sie, Herr Rath,“ ſagte ich feſt, und ein unendlich bitteres Gefühl ſtieg in mir auf, „ich kann keine Belohnung annehmen, weil ich nichts weiter that, als was jeder ehrliche Menſch thun muß — das Gefundene dem rechtmäßigen Beſitzer zurückgeben.“ Er maß mich mit großen Augen eine Weile, dann ſagte er: „Hm! das iſt brav. Wahr iſt's im Grunde wohl; aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie's nähmen.“ Er reichte mir den Kronthaler wieder hin. Daß er aus dem „Er-Tone“ in das „Sie“ überging, zeigte, daß er meine Erklärung achtete und mich anders behandeln zu müſſen glaubte.

Ich bat ihn, mir die Freude unverkümmert zu laſſen, ſeiner Nichte ein trauriges Weihnachtsfeſt in ein fröhliches verwandelt zu haben.

Darauf empfahl ich mich kurz. Minchen reichte mir ihre Hand und dankte mit einer Thräne im Auge, die mich unendlich beglückte.

In ſo einem Menſchenkopf entſtehen doch ganz verwunderlich einfältige Gedanken! Da iſt mir das gar nicht aus dem Kopfe gegangen, daß das ſchöne Minchen das Bild ihrer ſchönen Mutter küßte, und unſere Küſſe ſeien ſich bei dem Theuerſten begegnet, was Minchen hatte! Ich ſpann den albernen Faden des Gedankens fort, träumte mit offenen Augen von der Liebe und war complett toll. Ich hatte noch ein griechiſches Exercitium und Etliches aus der Lehre von den Kegelſchnitten zu machen; aber da gab's Unſinn über die Maaßen, und als ich dem alten Brummer unter die Finger kam, ſagte er: Noll, er iſt entweder verrückt, oder verliebt, was freilich ſchnurgerade auf Eins hinausläuft, und einen braven Schüler ſchlecht, einen geſcheidten dumm und einen verſtändigen albern macht, daß ihn die Gänſe beißen! Das war eine geſalzte Kritik, und das Lachen meiner Mitprimaner gab den Druck drauf. Da! ſagte ich zu mir ſelbſt. Da! Nun hat dir der alte pedantiſche Schulfuchs die Augen geöffnet, und du weißt, woran du biſt. Kappzaum her. Ich will an das verdammte bildſchöne Mädchen nicht mehr denken! — Hab's hintennach gefunden, wie ſich das thut. Ja, es iſt mir begegnet, daß, als ich mein Exercitium durchlas, deutlich „Minchen“ mit griechiſchen Buchſtaben mitten in einem Spruche ſtand, der mit dem Mädchen nichts gemein hatte.

Es war ein rechtes Glück, daß Bäcker Camprecht's Haus auf derſelben Seite mit dem des alten Rathes ſtand, und das Fenſtergucken nun am Ende war; denn ſeit ich ihr das Halsband gebracht, ſah ſie freundlich zu mir herauf; nickte mir den „Guten Morgen“ zu, wir waren Bekannte. Nun wär's gar aus mit mir geweſen. So ſah ich ſie nur ſelten; denn ich war am Tage nach Weihnachten zu Camprecht's gezogen und wohnte nun bei meinem guten Conrad. Wir arbeiteten zuſammen, und mit dem feſten Willen, recht gut zu arbeiten, um mit Ehren zu beſtehen und etwas Rechtes zu lernen, überwand ich meine Gedanken an das hübſche Mädchen ſo weit, daß ſie mir nicht mehr ganz allein im Kopfe ſaßen. Das war denn doch ein anderes Leben wie früher. Sich ſatt eſſen können, iſt denn doch ein Glück, beſonders in den jungen Jahren, wo man meint, der Magen habe keinen Boden! Da war Alles vollauf und die Freundlichkeit der guten Leute würzte vollends das reichliche

Imbs. Ich verlor die Aepfelbreifarbe. Meine Wangen wurden friſch roth, und ich fühlte ein körperliches Erſtarken und eine Heiterkeit des Gemüthes bei einer ſo ſichern Ausſicht in die Zukunft, daß ich fröhlich war, wie ein junger König.

So kam denn Oſtern und das Examen. Da hänſelten ſie mich wacker; aber ich beſtand mit Ehren und ſchied mit dem beſten Zeugniſſe ſowohl in Betreff der Aufführung, als der Kenntniſſe! Als ich's dem alten Camprecht zeigte, drückte er mir die Hand. Das iſt brav, ſagte er. Nun, ich hab's ſo erwartet; aber es iſt denn doch eine Freude, auch für ihn ſelber, Muſje Noll. Welcher gute Menſch freut ſich nicht, wenn er weiter kommt und Andere ſeine Bemühungen anerkennen? —

Am Tage nach dem Examen ging ich zu dem Notar, um mir die Copialien zu holen. Das war ein Larifari, denn ich ſchrieb fix und ſchön. Mir blieb noch volle Dreivierteltag Zeit übrig, und ich hatte ein Schönes verdient.

Mittags kam des Raths alte Magd und rief mich zu ihrem Herrn.

Ich geſtehe ehrlich, daß mir das Herz faſt hörbar ſchlug. Galt's der Nähe Minchen's, galt's dem alten Iſegrimm, der die Bettler fortjagte? Ich weiß es nicht. Vielleicht Beiden! Hatte ich ihn doch ſeit Weihnachten nicht geſehen, auch nichts von ihm gehört. Was half's? Ich mußte hin, und faßte dann endlich den nöthigen Muth, der mir freilich wieder ſehr abſchlug, als ich die Stiege zögernd hinauf ſchritt, die mich zu ihm führen ſollte.

Der Schein trügt! ruf' ich aus, da ich nach etwa zehn Tagen wieder dazu komme, weiter zu ſchreiben. Ich mußte mich ja doch erſt zurechtfinden! —

Wie geſagt, zögernd ſchritt ich die Stiege hinauf. Ich dachte noch an des alten Iſegrimms erſtes Willkommen, das mir wie Blei in den Adern damals gelegen hatte. Dießmal war's anders.

Minchen kam mir entgegen, freundlich lächelnd, heiter, klar, hell wie die Morgenſonne am wolkenloſen Himmel aufſteigt.

„Guten Morgen, Herr Noll,“ ſagte ſie herzlich. „Sie wollen zum Herrn Onkel? Treten Sie gefälligſt hier ein.“

Sie öffnete die Thüre zu einem großen Gemache. Da ſaß der Alte im Schlafrock und Pantoffeln, rauchte eine Pfeife und las die Zeitung.

„Aha,“ ſagte er, „Sie ſind da! Nun ſetzen Sie ſich einmal.“ Ich legte ihm mein Zeugniß vor und ſagte: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Herr Rath, nachzuweiſen, wie ich mich betragen.“

Er nahm's, las es; ſein Geſicht wurde freundlicher. Ohne weitere Umſchweife gab er mir's zurück und ſagte: „Es iſt gut. Sie treten alſo jetzt bei mir ein. Ich verlange Nichts von Ihnen, als ſtilles Leben, eingezogenes Leben; Pünktlichkeit in Eintheilung der Zeit und Fleiß. Sie haben Nichts weiter bei mir zu thun, als meine Briefe zu ſchreiben, die ich diktire, und meine Bücher in Ordnung zu halten. Iſt das geſchehen, ſo iſt die übrige Zeit Ihr Eigenthum; aber das Eine mache ich zur erſten und letzten Bedingung: „Sie müſſen eine unverbrüchliche Verſchwiegenheit beobachten. Wollen Sie das?“ Als ich das feſt bejahte, ſagte er: „Gehen Sie nun zu meiner Nichte, die Ihnen Ihr Logis anweiſen wird.“

Ich verbeugte mich ſchweigend und ging. Minchen wartete ſchon auf mich. Sie geleitete mich eine Stiege höher und öffnete eine Thür. Ich trat in ein herrliches Stübchen. Aus den Fenſtern ſah man weit hinaus in die reizende Gegend. Alles war ſo nett, ſo ſauber. Auf dem Tiſche ſtanden einige Töpfe blühender Hyacinthen.

„Ach,“ ſagte ich, „wie ſind Sie ſo freundlich und gütig!“ Sie lächelte ſo herzig und ſagte: „Die Magd holt Ihre Sachen eben. Machen Sie ſich's nun recht bequem und behaglich!“ Drauf ſchlüpfte ſie zur Thüre hinaus.

Nachdem ich mich eingerichtet, ging ich zu dem Iſegrimm und ſagte, ich wollte nun von den guten Camprecht's Abſchied nehmen, und ſtünde dann zu ſeiner Verfügung. Auch wollte ich ihm ſagen, daß mein einziger Ausgang zu Camprecht's und meinem Albert ſein würde.

„Iſt mir lieb ſo,“ ſagte er, und das war Alles.

Camprecht's that's leid, daß ich ſchied. Mit Rührung ſagte der alte Biedermann: „Ich hab' mich ſo an Ihn gewöhnt, Muſje

Noll, daß es mir ordentlich leid thut; aber es muß ſo ſein. Vergeß' Er uns nur nicht.“

Conrad hing weinend an meinem Halſe.

Aus überquellender Seele dankte ich für alle mir bewieſene Liebe.

„A pah,“ ſagte der alte Camprecht, „mach' Er keine Redensarten. Es iſt Alles gut. Komm' Er nur oft, daß wir Ihn nicht allzuſehr vermiſſen.“

Als ich zurückkehrte, ſah der alte Rath meinen Augen an, daß ich geweint hatte. Er war freundlicher als ſonſt. Ueber Tiſch kam er auf die Familie Camprecht zu reden. „Das ſind noch Kernleute,“ ſagte er, „von altem Schrot und Korn, treu und wahr. Die ſoll man in Ehren halten; denn heutzutage ſtirbt ſchier die Art aus.“

Das gefiel mir. Nach Tiſche ſagte er zu mir: „Setzen Sie ſich nun zu mir.“ Er diktirte mir einen Brief. Dann legte er mir ſeine Bücher vor und unterrichtete mich über die Art, wie er ſie geführt haben wollte. Wie erſtaunte ich, als ich da ſehr bedeutende Poſten fand für Hauszins armer Familien, die ich kannte; Beiträge zu Hoſpitälern, Armen- Waiſenanſtalten, bedeutende Gaben an arme Handwerker — kurz, eine Menge anſehnlicher Wohlthaten.

Es bewegte mich ſo tief, daß ich ſeine Hand mit Bewegung ergriff und ſagte: „Herr Rath, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Abbitte thue!“

Er ſah mich verwundert an. „Was ſoll das?“ fragte er faſt unwillig.

„Sie ſind verſchrieen als Geizhals, und ich ſelbſt habe Sie lange dafür gehalten! Vergeben Sie mir's. Ich ſehe jetzt, wie Unrecht man Ihnen thut!“

Er lächelte beſänftigt. „Aha, das kommt daher, weil ich keinem Bettler gebe! Das ſind die Aermſten in der Regel nicht, ſondern es iſt Geſindel. Merken Sie ſich's, lieber Noll, der Schein trügt! Laſſen wir das jetzt! Sie erhalten bei mir Koſt und Logis, die ſechzig Gulden aber nicht. Die buchen Sie ſich jährlich, und zwar jetzt gleich fürs Jahr, und ich verzinſe Sie Ihnen. Der brave Camprecht ſagte mir, Sie wollten ſich für das Studium ſparen. Das iſt recht. Was Sie bei dem Notar verdienen, iſt auch zu viel für Sie, denn Sie brauchen nichts, als anſtändige Kleidung. Was Sie übrig haben, leihen Sie mir auf ehrliche Zinſen. So wächſt Ihr Kapital, und Sie werden Ihres redlichen Erwerbes froh. So! Nun iſt's abgethan. Tragen Sie nun dies in die Bücher.“ Er reichte mir einen Pack Papiere.

Ich wollte danken.

„Wozu? Sehen Sie, ich liebe das viele Reden nicht,“ ſagte er. „Wir verſtehen uns ſchon, und da iſt nicht viel zu reden. Wiſſen Sie nicht Beſcheid, ſo fragen Sie, und ich antwerte. Im Uebrigen thun Sie, was Sie wollen, ich, was ich will.“

Damit war Alles ab und die Bahn vorgeſchrieben, die ich zu gehen hatte.

Je mehr ich in die Bücher ſah, deſto mehr lernte ich den Mann achten. Er war ein Pedant im Superlativ, das iſt wahr; aber auch ein Ehrenmann in dieſem Grad. Eine große Gemüthlichkeit barg er unter rauher Hülle — er war ein ungeſchliffener Edelſtein; aber wie mußten ihm Leben und Menſchen mitgeſpielt haben, ehe dieſer herrliche Menſch ſo ſich mit einer Verpalliſadirung umgab! —

Mein Leben im Hauſe war das freieſte, ungenirteſte von der Welt. Jeden Morgen, um 10 Uhr präcis, mußte ich zu ihm eintreten. Mein Frühſtück bekam ich aufs Zimmer. Nun wurde dictirt, die Bücher nachgeſehen, geordnet; Neues eingetragen. Das war in einer Stunde fertig, ſelten in zwei. Dann gehörte der übrige Tag mein. Kam ich einmal zurück von einem Ausgang und er begegnete mir, ſo fragte er: „Wo geweſen?“

Sagte ich: „Bei Camprecht's!“ ſo war die Antwort: Sirach ſagt: Deine und deines Vaters Freunde vergiß nicht!

Brachte ich ihm Geld von meinem Verdienſte, was jeden Samſtag regelmäßig geſchah, ſo lächelte er und ſagte: „Ich merke, Sie werden ein Banquier! Und ich bekomme Schulden!“ Alle Tage wurde er freundlicher, zutraulicher.

Mit meinem Conrad und Albert kam ich regelmäßig in Conrad's Hauſe zuſammen. Sie waren Beide noch im Gymnaſio.

Das waren die Stunden einer beglückenden Erholung, und ich verſäumte nicht, den Rath von allen den Nachreden zu befreien, die über ihn ungerechter Weiſe umliefen.

Und Minchen? — Ja ſie!

Ach, ich kann's nicht verſchweigen, daß ſie meine ganze Seele einnahm. Selten ſah ich ſie nur. Sie ſtand dem Hausweſen mit großer Treue vor. Bei Tiſche ſaß ſie mir gegenüber, und ich hielt an mir mit aller Macht und Gewalt. Aber wenn ſie ſo im Garten umher ſchwebte, folgte ihr mein trunkenes Auge überall. Anfangs ſah ſie wohl auch herauf. Später nicht mehr. Jeden Morgen aber war mein Zimmer mit Blumen geſchmückt.

Einmal war der Rath ausgegangen, was gar ſelten geſchah. Ich konnte nicht widerſtehen und ging zu ihr. Da muß ich, obgleich ich's nicht weiß, mehr geredet haben, als gut war. Der Alte kam zurück und fand uns im traulichen Geſpräch. Er war ſehr ernſt, obwohl nicht böſe; allein er mußte Minchen eine Predigt gehalten haben, denn ſie hatte geweint. Nun mied ſie mich, wo ſie konnte. Das machte mich recht unglücklich.

So blieb's den ganzen Sommer, und ich glaubte am Ende, ſie haſſe mich.

Auf die Dauer ertrug ich das nicht.

Wieder einmal, als der Rath im Herbſte weg war, und, wie ich wußte, lange wegbleiben mußte, faßte ich mir ein Herz. Sie ſaß in einer Weinlaube und ſchnitt Gemüſe zurecht.

Ich trat zu ihr und ſagte: „Minchen, geſtatten Sie mir ohne Umſchweife dieſe trauliche Redeweiſe; Sie fliehen mich. Hab' ich Sie gekränkt? oder haſſen Sie mich?“

Erglühend ſah ſie mich an. „Wie können Sie das glauben?“ flüſterte ſie.

Nun ergriff ich ihre Hand, die ſie mir ohne Widerſtreben ließ, und redete offen von meiner Liebe — und nach zehn Minuten lag ſie an meiner Bruſt und wir waren Eins. Jetzt ging mir erſt das Leben auf!

Wie wir uns aber auch in Acht nehmen wollten, der Alte kam doch hinter das Geheimniß.

Eines Tags, es war in der Mitte Septembers, rief er mich in den Garten. Ich dachte wohl, daß es etwas Beſonderes geben würde, und ging nicht ohne Spannung hin.

„Hören Sie, Herr Roll,“ ſagte er, „ich glaube, es taugt nicht, daß Sie ſo lange Ihre Studien unterbrechen. Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen. Mit dem erſten October beginnen die Collegia. Gehen Sie auf die Univerſität!“

Ich ſeufzte.

„Aha!“ rief er, „der Seufzer gilt dem Gelde. Hören Sie mich an. Bis jetzt bin ich Ihr Schuldner geweſen. Ich ſehe, Sie halten gut Haus. Sie ſollen nun der meinige werden. Das Geld, was Ihr Triennium koſtet, ſchieße ich, und Sie zahlen's ſpäter, wenn Sie Amt und Brod haben, zurück. Dabei habe ich folgende Bedingungen. Sie dürfen in den drei Jahren nicht hierher kommen. In den Ferien machen Sie Reiſen und ſehen ſich die Welt an. Das iſt oft mehr als das Studium. Hab's auch ſo gemacht, und nicht ohne Erfolg. Ihr Erſpartes reicht zur Ausrüſtung hin. Nun ſorgen Sie raſch; wie geſagt, bis zum erſten October müſſen Sie auf der Univerſität ſein.“

Dabei blieb's. Ich hatte nun vollauf zu thun. Minchen war traurig. Ich auch; aber es mußte ſein. Es blieb Nichts übrig. Hatte er eine Idee gefaßt, ſo durfte man ſie nicht durchkreuzen, das wußte ich. Ueberdies war's ja mein Glück ſo.

Meine Freunde jubelten, Minchen vergoß Thränen. Mir brach ſchier das Herz. Der Alte lächelte und ſagte: „Ich denke, Sie kommen als tüchtiger, unverdorbener Menſch wieder. Sein Sie nur als Student kein Faſelhanns, ſo iſt Alles gut. Ich flog in ſeine Arme. Er unterdrückte eine tiefe Rührung mit aller Macht und ich ſchied.

Von dem Schmerze der Trennung von Minchen will ich ſchweigen. Er war mächtig und erſchütternd. Ich ſchrieb oft an den edeln Mann, und was ich ſchrieb, galt auch Minchen; aber an ſie durfte ich nicht ſchreiben. Wir hatten das ſo ausgemacht, und er ſelbſt ſchrieb mir auch allemal von ihr. Seine Briefe hauchten eine recht innige Liebe zu mir. Geld ſandte er mehr, als ich brauchte.

Langſam ſchlichen die drei Jahre hin. Ich hatte treu gearbeitet, hatte Etwas gelernt; hatte in den Ferien Reiſen gemacht, aber die Liebe zu Minchen lebte friſch und kräftig in meiner Seele.

Je näher die Zeit meiner Rückkehr kam, deſto mehr pochte mein Herz von friſcher Sehnſucht nach ihr. Da empfing ich einen Brief, worin der Rath unter Anderm ſchrieb: „Ich weiß, daß Sie an Minchen's Schickſal Antheil nehmen, und ſage Ihnen darum, daß ſie nahe daran iſt, den entſcheidendſten Schritt ihres Lebens zu thun. Ein wackerer Mann wirbt um ſie. Er hat ein reichliches Auskommen. Er verehrt ſie, wie ſie es verdient. Ich, meines Theils will nur ihr Glück. Gegen den braven Mann habe ich nichts; ſehe es vielmehr ſehr gerne, wenn ſie die ſchöne Parthie nicht ausſchlägt. Auch Sie werden ſich des Glückes des vortrefflichen Mädchens freuen. Obwohl Minchen ihr Ja noch nicht ausgeſprochen hat, ſo hoffe ich doch, daß etwa in drei Wochen Hochzeit ſein wird. Eilen Sie ſich, ſo kommen ſie noch zu rechter Zeit an, um ſie mit zu feiern.“ —

Der Brief ſchloß im altgewohnten Tone warmer, väterlicher Geſinnung. Mich zerſchmetterte er faſt. Schon im letzten Briefe hatte der Rath bloß vorübergehend Minchen's gedacht und von ihr geſagt: „Minchen läßt Sie grüßen!“

War es ſo? Wie konnte ich bei der Ruhe und Beſtimmtheit des alten Mannes zweifeln?

Aber that ſie den Schritt freiwillig? Bekannt mußte davon nichts ſein, denn Conrad hatte mir ja erſt in dieſen Tagen geſchrieben. Er wußte um unſere Liebe. Er gedachte Minchen's, und bemerkte bloß noch, ſie ſei ſeit einigen Tagen auffallend ſtill und ſehr bleich. Das fiel mir jetzt doppelt ſchwer auf die Seele. Konnte ich ſie noch retten? — Ich ſann. Wohl hatte ich Geld übrig, denn ich brauchte das, was mir der Rath ſandte, nie völlig. Raſch entſchloſſen, reiſte ich auf der Stelle ab, einem meiner Freunde das Ordnen meiner Angelegenheiten überlaſſend. Mein Hirn brannte, mein Blut kochte. Ich gab Geld mit vollen Händen, um recht ſchnell davon zu fliegen. Drei Nächte und zwei Tage fuhr ich. Mit dem grauenden Morgen des dritten Tages ſah ich die Stadt vor mir, die Alles umſchloß, was ich liebte. Kaum dachte ich, daß ſie aufgeſtanden ſein könne, ſo rannte ich hin.

Die alte Magd kannte mich nicht.

„Schläft der Herr noch?“ fragte ich haſtig.

„Ja,“ erwiederte die Alte; „aber Fräulein Minchen iſt im Garten.“ —

Ich eilte dorthin. Der Athem verſagte mir, als ich die lieben Räume vor mir ſah. Durch die Blätter der Laube ſchimmerte ein helles Gewand.

Ich trat ſchnell in den Eingang derſelben.

Da ſaß ſie bleich und weinend.

Einen Schrei ſtieß ſie aus, als ſie den Fremden ſo plötzlich vor ſich ſtehen ſah, der mir durch die Seele drang.

„Minchen,“ rief ich, „kennſt du mich nicht mehr?“ —

Sie ſtierte mich an — dann ſprang ſie auf und lag an meiner Bruſt. —

Der Rath war doch ſchon auf geweſen. Er hörte den Schrei des Mädchens, und da ihm die alte Sybille ſagte, es ſei ein Fremder in dem Garten, ſo kam er ſchnell herzu.

Als er mich aber erblickte, erkannte er mich, wie er uns ſpäter ſagte.

Plötzlich fühlte ich einen leiſen Schlag auf der Schulter, der mich aus der Entzückung weckte. Ich fuhr mit dem Kopfe herum und ſah ihn.

„Aha,“ rief er lachend, „der Blitz hat eingeſchlagen! Siehſt du, Minchen, da iſt er!“

Jetzt fiel ich an ſeinen Hals.

„Iſt's alſo nicht wahr?“ fragte ich.

„Setz' dich, mein Sohn,“ ſagte der Alte. „Du mußt mir ſchon die erſte und letzte Lüge zu gute halten. Ich dachte ſo: Du mußt ihn prüfen. Drei Jahre ſind eine lange Zeit, dreimal lang genug, um, wie's ſo geht, ein Mädchen zu vergeſſen, dem man gut war, und ſie, indem man ſich an eine Andere hängt, wie man zu ſagen pflegt, ſitzen zu laſſen. Es war vor drei Jahren Zeit, der Liebelei einen Riegel vorzuſchieben durch deine Entfernung. Jetzt war's Zeit, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich ſprach mit Minchen. Sie wollte es freilich nicht haben, allein ich that's doch und ſagte: Iſt ſeine Liebe ächt und treu, ſo kommt er innerhalb acht Tagen; iſt ſie unächt, ſo kommt ein Brief, der dir Glück wünſcht. Im erſten Falle wirſt du glücklich; im zweiten war er deiner Liebe nicht werth, und jede Thräne iſt eine Sünde, die du um ihn weinſt, denn er iſt ein Schurke, der unſerer Liebe nicht werth war. Ich glaubte an deine Treue, aber nimm's nicht übel: Menſchen ſind Menſchen, und heutzutage iſt die Treue ein ſo ſeltener Vogel, daß man ſie wohl ehren muß, wenn man ihr irgendwo noch begegnet."

Jetzt fiel eine Zentnerlaſt von meiner Bruſt; „aber," ſagte ich, „Sie haben mir drei Tage gemacht, deren Jammer ich nicht mehr erleben möchte."

„Kind," ſagte der Rath, „das vergißt und verwindet ſich ſchnell, zumal ich Alles wieder gut mache."

Er nahm Minchen's Hand und legte ſie in die meine und ſagte: „Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden! Gott ſegne Euch!"

Minchen weinte heiße Thränen; aber es waren Thränen der Freude und des Glückes, denn ſie lächelte dabei ſo ſelig, daß man's ſah, das Gefühl ihres Herzens war zu mächtig zu einem gewöhnlichen Ausbruch.

Erſt nach und nach kam Alles wieder in das rechte Gleis. Er ließ uns nun alleine. Und als wir ihn ſuchten, ſaß er in ſeinem Lehnſtuhle mit gefalteten Händen, und der hehre Ausdruck ſeiner Züge that es kund, daß er gebetet hatte.

Dreißig Jahre ſpäter.

Mancher Sturm iſt, ſeit ich das Voranſtehende ſchrieb, über meinem Haupte dahin gebrauſt; ich ſtehe nicht mehr ferne von der Grenze meiner Tage; wer weiß, wie bald der Herr ruft. Darum greife ich noch einmal zur Feder, um kurz das zuſammen zu faſſen, was ich ergänzend nachzutragen habe. Mag einſt Eins der Lieben, die mir die Thränen der Liebe nachweinen, den Schluß hinzufügen mit den Worten: Er ſtarb voll Dankes gegen Gott, und pries ſeine heiligen Wege, die allezeit durch Nacht die Seinen zum Lichte führen.

Seit ich zurückgekommen, war mit dem Oheim eine große Umwandlung vorgegangen. Seine Härte ſchmolz im warmen Hauche unſerer Liebe. In unſerem Glücke wurde er wieder jung. Kinder hatte er keine, wir waren ſie; aber der Kreis unſeres Hauſes erweiterte ſich. Der alte ehrliche Lamprecht und mein Conrad waren unſere ſtetigen Geſellſchafter. Conrad hatte es vorgezogen, des Vaters Geſchäft zu treiben, ſtatt eine andere Laufbahn zu wählen, zu der er reichlich befähigt geweſen wäre. „Du haſt recht, Conrad,“ ſagte der Rath. „Der Staat braucht tüchtige Bürger, ſonſt helfen ihm tüchtige Beamte wenig.“

Auch Albert kam zurück und lebte, bis er eine Pfarre erhielt, als Hauslehrer in einer reichen Familie der Stadt, ſpäter als Lehrer am Gymnaſio. Nun war das Kleeblatt treuer Jugendfreunde unzertrennlich, und unſere beiden Alten fühlten ſich in unſerm Kreis unendlich wohl, denn Liebe, Dankbarkeit und Verehrung wurden ihnen von Allen gleich geweiht.

Als meine Examen vorüber waren, wurde ich in der Vaterſtadt als Gerichtsrath angeſtellt, und nun führte ich Minchen zum Altar. Albert traute uns als Stellvertreter des Pfarrers, und Conrad führte die Braut. Als wir zuſammen ſaßen, ſechs glückliche Menſchen, da legte der Oheim ein Pergament in Minchen's Hand. Es war eine Adoptionsurkunde. Zu ſeinen ſeltſamen Grillen gehörte auch die, wir ſollten ſeine Kinder ſein, und ich mußte ſeinen Namen annehmen.

Auch Conrad verheirathete ſich glücklich, aber der Herr nahm ihm das treue Weib. Albert wurde leider weit weggeführt; aber wir ſehen ihn oft bei uns, auch er iſt glücklicher Gatte und Familienvater. Lamprecht und der Oheim ſtarben hoch betagt, tief und innig betrauert. Friede ſei mit den Edeln!“ —

Ich bin zu Ende, ſagte der Pfarrer, deſſen Stimme oft durch ihr Wanken die innere Bewegung verrathen hatte. Der Andere ſaß da und hielt die Hand vor die Augen, aber die rieſelnden Thränen verbarg ſie nicht. Auch die Familie des Landgerichtsraths und er ſelber waren tief bewegt.

Ich ahnete eine nahe Beziehung der Geſchichte zu Allen, die hier verſammelt waren.

„Herr Referendarius,“ nahm endlich Rudolphi das Wort: „Sie ahnen wohl, daß das Geleſene die Geſchichte meines Lebens enthält. Sehen Sie hier mein treues Minchen, hier meinen theuern Albert und meinen Conrad, die Getreuen, die Erprobten, die Theile meines Herzens geworden ſind.“

„Ich weiß wohl, es iſt mancher Anklang darinnen, der ſie innerlich berührte. Mögen Sie die Lehre daraus entnehmen, daß Gott Alles wohl macht, und ich danke dem Herrn, daß ich das gleich wahr machen kann. Ich habe mir vom Herrn Präſidenten die Erlaubniß erbeten, Ihnen heute Ihre Beſtallung als Anwalt an unſerm Landgerichte überreichen zu dürfen.“

Nun war das Betroffenſein an mir.

Alle wünſchten mir aufs herzlichſte Glück.

„Es iſt wahr,“ ſagte ich, „Ihre Geſchichte hat mich bewegt, denn meine Jugend und die Ihre ſind vielfach verwandt. Die Rolle Ihres wackern Oheimes haben Sie jetzt bei mir übernommen. Gott ſei Preis! Meine Zukunft iſt ſicher geſtellt. Vollenden Sie nun aber auch Ihr Werk! Nettchen und ich — wir ſind längſt einig für den Weg durchs Leben.“

„Geben Sie uns Ihren Segen ohne Prüfung!“ —

Nettchen ſtand da — ſo bleich wie eine Marmorſtatue.

Ich ergriff ihre Hand und führte ſie zu Vater und Mutter hin, die uns ſegneten, und dieſer Tag war ein ſeliger in meinem Leben, und auch ich konnte den Herrn preiſen, der Alles wohl macht! Die ſieben Jahre des troſtloſen Referendariates wurden von dieſem Einen Tage verſchlungen, daß ihrer nicht mehr gedacht wurde.

Die Elſer.

Eine Geſchichte aus dem Naſſauer Land.

Es war vor etwa zwanzig Jahren, als ich mit einem Freunde von Oranienſtein nach Dietz ging. Es war ein Maitag von wunderbarer Schönheit, Klarheit und Blüthenpracht. Man mochte kaum von der Stelle, denn überall jubelten Nachtigallen und Droſſeln am Lahnufer; die Wellen plätſcherten ſo träumeriſch; der Blüthenduft wogte einem überall zu, und dazwiſchen tönte eine Muſik, die nichts weniger als ſchlecht genannt werden konnte; größtentheils waren es Blasinſtrumente. Wir ſetzten uns an einer ſchönen Stelle nieder, und gaben uns dem Eindrucke hin, für den wir heute ſo empfänglich waren.

„Das ſind Elſer!“ ſagte mein Freund.

„Was du damit ſagen willſt, verſtehe ich nicht,“ verſetzte ich darauf.

„Du kennſt Els und die Elſer nicht?“ fragte er erſtaunt, „und biſt doch in unſerem ſchönen Naſſau bekannter wie mancher Eingeborene.“

„Leicht möglich,“ war meine Antwort, „und doch iſt mir Els und die Elſer unbekannt.“

„Unſtreitig,“ ſagte der Freund, „kennſt du das merkwürdigſte Dorf des Landes nicht.“

„Was macht es denn ſo merkwürdig?“ fragte ich ſehr neugierig.

„Ich freue mich,“ ſagte mein heiterer Freund, „mich einmal bei dir auf das ſteife Roß der Gelehrſamkeit ſchwingen zu können. Gib alſo Acht. Nicht darum iſt Els ein ſo merkwürdiges Dorf, weil es unmittelbar dem deutſchen Kaiſer gehört haben ſoll, und dann ein freies Reichsdorf wurde, denn wir haben der mehr im Lande, z. B. Sulzbach bei Höchſt und Soden; auch nicht darum, weil es dieſe Freiheit wieder verlor und als Lehen an die von Molsberg, Frankfurter Altbürger, kam, Gott weiß, wie; auch nicht darum, daß es Mauern und Thürme hatte, denn ſolche hatten viele Dörfer in der Zeit, wo der Adel die noble Paſſion hatte, Straßenraub [illegible] treiben und Dörfer zu plündern; auch nicht dadurch, daß es ſo oder ſo an Kurtrier kam, denn das war nicht beneidenswerth und außergewöhnlich bei der Größe des Ländermagens der Herren, die den Krummſtab führten; auch endlich nicht dadurch, daß, als Kurtrier die eingeſtürzten Mauern und Thürme wieder aufbauen wollte, die edlen Ritter ſich widerſetzten, weil beim Mauſen Schloß und Riegel, Mauern und Thürme ein unangenehmes Hinderniß ſind, — ſondern weil das ganze Dorf der ausübenden Tonkunſt huldigt, und zu den Jahreszeiten, wo Gelegenheit ſich bietet und die Arbeit nicht zurückhält, als Schnurranten in die Welt hineinzieht. Wenn dir eine Drehorgel Kopfweh macht, eine abgequinkelirte Mordgeſchichte dazu eine Gänſehaut austreibt — du kannſt einen Eid darauf ſchwören, Els iſt ihre Heimat. Wenn ein Quartett, oder Quin-, oder Sext-, oder Septett von Flöten, Klarinetten, Hörnern, Trompeten, Poſaunen mit Ländlern, Polkas und Schottiſchen deine Seele erbaut, oder wenn eine Geige, Guitarre, Flöte, benebſt einer eroberungsſeligen Harfnerin und ihrem kröhlenden Geſange dich erquickt — du kannſt Gift darauf nehmen, daß es Elſer ſind, denen du die Hochgenüſſe der Tonkunſt verdankſt. Außer Böhmen und den Erzbergen gibt's nichts Aehnliches, und in Naſſau iſt unſer gutes Els die einzige muſikaliſche Perle von ächtem Waſſer. Es iſt ein wunderſames Volk in dem Dorfe; Zugvögel von Natur, denen es daheim nicht immer wohl und geheuer iſt."

„Iſt's weit hin?" fragte ich.

„Gott behüte! Das Dorf gehört zwar zum Amte Hadamar, aber es iſt von Dietz gerade ſo weit hin, daß ſich ein guter Fußgänger wie du nicht zu fürchten hat."

Schon am andern Tage machte ich mich nach Els, und ziemlich früh auf die Socken.

Ich fand ein Dorf, das hundert andere ſeines Gleichen findet unter den Dörfern des Landes, aber faſt nur Frauen, Kinder und Greiſe. Die Jugend und das mittlere Alter war hinaus in die Bäder am Taunus, in die Städte des rheiniſchen Landes — vielleicht noch weiter ins Land — ja, „vielleicht gar über die See,“ wie's im Tiek'ſchen Liede heißt. Es iſt etwas Poetiſches in dieſem muſikaliſchen Vagabundenleben, und ich kann mir's recht gut denken, wie der Reiz dann ſo mächtig, ja unwiderſtehlich wirkt in denen, die ihm einmal Raum gaben. An Kindern fehlte es nicht, und daraus ſchöpfte ich die ſchöne Hoffnung, daß dieſe edle Zunft von wandernden Schnurranten noch nicht am Erlöſchen iſt. Els hat eine Zukunft.

Als ich den Spießmann ſah, erkannte ich die legitime Quelle aller Nachrichten, und fragte nach dem Wirthshaus.

Unkundigen in dörflichen Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten bemerke ich, daß der Spießmann der dorfliche College der Berliner ſo viel beſprochenen Schutzmänner, der Londoner Conſtabler, der Pariſer Mouchards, der Wiener Spitzeln iſt, das heißt der Polizeiofficiant des Dorfs. Er iſt aber mehr noch. Er iſt Ausrufer, Ausſcheller, Tagwächter, officieller Briefträger des Schulzen, Gemeindediener, kurz der Spießmann iſt eine bedeutende Perſon, die eingeweiht iſt in den geſammten diplomatiſchen Verkehr des Dorfs, und auch im perſönlichen und häuslichen intime Kenntniſſe beſitzt. Seine Arbeit iſt in der Regel das wichtige Geſchäft, das der Italiener dolce far niente nennt, was ſich vorzüglich mit „ſüßem Nichtsthun“ überſetzt. Weil er eine Art verkommener roſtiger Hellebarde trägt, heißt er Spießmann.

Der Elſer Spießmann war ein hübſcher Greis. Es lag der Schnee der Jahre auf ſeinem Haupt, ohne daß ſeine Kraft ganz gebrochen geweſen wäre. Freundlich geleitete er mich zu einem netten reinlichen Hauſe, wo ein Wanderer gern ſeinen Stab niederſetzt. Auch hier war ein alter Mann Wirth, der [illegible] mit offener Höflichkeit und Freundlichkeit begrüßte, und die nöthige Erquickung ſpendete, an der mein neuer Freund, der Spießmann, auf meine

Einladung Antheil nahm. Dem hatte ich's gleich an der Naſe angeſehen, daß in ſeinem Kopf eine Menge Geſchichten ſteckte, und darum ſuchte ich ihn „heimlich zu machen.“ Bin ein Liebhaber von vergleichen! Was mir am nächſten lag, war der Urſprung dieſer ganz eigenthümlichen Richtung der Dorfbewohner, und darnach fragte ich zuerſt. Da vernahm ich denn, daß mehrere Umſtände dazu beigetragen. Einmal die lange Amtsführung eines Deutſchböhmen als Schulmeiſter in Els, der nur für Muſik zu leben ſchien; dann der leichte Verdienſt eines vorhandenen Orgelmannes, und endlich das Glück des „Orgelſteffen und ſeiner Familie.“

„Was hatte es denn damit für eine Bewandtniß?“ fragte ich neugierig.

„Wenn's Euch drum zu thun iſt, dieſe Geſchichte zu hören,“ ſagte der Spießmann, „ſo will ich ſie Euch erzählen, und wir können grad' ſitzen bleiben, wenn es Euch darum zu thun iſt, auf dem Flecke zu weilen, wo ſie ſich zutrug. Dies Haus war der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Könnten dieſe Wände reden, Ihr würdet noch mehr erfahren, als ich Euch ſagen kann.

„Als ich noch klein war,“ fuhr er fort, „und noch bei meiner Mutter lebte, die eine Wittwe war und mit Eiern und Butter nach Dietz marketenderte, da war dies Haus hier nur ein Hüttchen, das ein ſchweres Strohdach drückte, deſſen Vordertheil in der Mitte weit über eine Holztreppe vorſprang, deren Podeſt Raum zu einer Bank und dem Sitzplatze mehrerer Perſonen bot. Hier im Hofe ſtand ein Veldenzerbirnbaum, deſſen Krone weit über das Häuschen hinausreichte, der alle Jahre Birnen trug und mir darum erinnerlich iſt, weil er einſt der Grund war, daß mir der alte Hannes, der damals hier wohnte, das Kamiſol am Leibe ausklopfte, daß kein Stäubchen drinnen blieb. Daß das vom Birnenmauſen kam, könnt Ihr Euch denken, denn es liegt ſo in der Buben Art. Das Hüttchen war baufällig und der alte Hannes hatte kein Geld, es zu bauen. Meiner Six, wenn der Wind ging, wurde es ordentlich höflich und machte Diener vor ihm, daß man meinte, es wolle den

Hut, nämlich das Dach, lüften oder gar abthun, um ihn zu begrüßen. Das geſchah auch hernachmals bei einem Gewitter wirklich, und der Orgelſteffen, der es damals bewohnte, bekam dadurch die Urſache, dies hübſche Haus aufzubauen.

„Wie geſagt, in dem Hüttchen wohnte der alte Hannes und ſein Kind, das hübſche Mariechen. Der Hannes war arm wie Hiob, von dem in der Schrift zu leſen iſt. Sein Alles war dies Hüttchen, ein Aeckerchen und ſein Mariechen. Ihr könnt mir's aber aufs Wort glauben, in dem Mariechen beſaß der alte Mann einen Reichthum. Eine beſſere, treuere und gehorſamere Tochter, eine ſittigere Jungfrau und ein ſchöneres Weibsbild gab's nicht. Selbſt des Paſters Köchin und die Hebamme, die alte Liſekäth, ſtimmten darin überein, und an wem die zwei ein gut Haar ließen, der mochte von Glück ſagen.

„Solch ein Mädchen hätte ſollen mehr Freier haben, als Strohhalmen auf dem Dach, aber ſie war arm. Es war halt damals gerade wie heutzutage auch; hat eins Geld und Gut, ſo mag's häßlich ſein wie Lea, bitterbös wie Sirach's Frau geweſen ſein muß, der ſo viel von böſen Weibern redet, und arg wie Jeſabel, dabei mag ſie einen guten Ruf haben oder nicht, kochen können oder nicht, flicken können oder nicht, ſie kriegt doch ihren Mann; ein armes Mädchen, und wenn's ein Engel wäre, bleibt ſitzen bis Anno Tubak. Ich weiß es noch recht gut, wie alle Burſchen nach Mariechen lugten, mit ihr tanzten und koſten — aber damit war's am Ende. Liebhaber hätte ſie genug haben können, aber Nehmer fand ſie nicht.

„Damals lebte im Dorf ein lediger Burſch, der Steffen hieß. Es war ein gar ſauberer, ſchöner, kräftiger Burſche. Er hatte keine Seele mehr, die er ſein nennen konnte, ſaß miethsweiſe, kochte ſich ſelbſt, und wenn er auf einen Baum ſtieg, ſo war unter ihm auf der Erde nichts ſein Eigen. Das hätte Nichts gethan, wär' er nur kein Lüſtling geweſen, der Alles, was er verdiente, wieder durchbrachte. Er dachte gar an keine Zukunft und an kein Alter.

„Es geht manchmal ſeltſam in der Welt. In dieſen Steffen verliebt ſich das gute Mariechen, und er in das Mariechen. Der alte Hannes zog Anfangs die Stirne in Falten, aber als er ſah, wie der Steffen auf einmal ein anderer Menſch wurde, da hatte er Nichts mehr dagegen. Das machte ſich freilich auch erſtaunlich ſchnell, und doch ſo ſtill und heimlich, daß es Niemand merkte.

„Hatte früher einer zu dem Steffen geſagt: Heirathe! du wirſt dann ordentlich, wenn dich eine Frau handhabt und ranſchirt; ſie bringt dich in Räſon, denn ſo kommſt du in Ewigkeit zu Nichts weiter, als daß du ein Lump im Alter biſt, wie du einer in der Jugend warſt, da hat er ſich geſchüttelt, als ob es ihm kalt wäre und ſchuckerte, und hat geſagt: Will ſo keine Baßgeige, die die ganze Lebenszeit brummt. Das könnt Ihr mir aber glauben, lieber Herr! daß für jeden Menſch ſo einmal das Stündlein kommt, wo der letzte Vers vom fröhlichen Junggeſellenlied verklingt und der Eheſtandschoral anhebt. So iſt's dem Steffen auch ergangen, als er einmal bei dem alten Hannes und dem Mariechen auf der Holztreppe ſaß. Er hatte dem Mariechen in die blauen Augen zu tief hineingeguckt. Kurz, er war behext, rein behext; aber, wollte Gott, die Hexerei hätte allemal ſolche Wirkung.

„Der Wirth fragte: Iſt der Steffen todt? Ich ſeh' ihn ja nimmer.

„Arbeitete er im Taglohn, und das that er jetzt mit regem Fleiße, ſo bracht' er Abends das Geld ſeinem Mädchen und ſagte: Mariechen, heb's auf! Es gibt Hausrath! Sagte ſie dann: du mußt doch auch für ein Schöpplein am Sonntag in der Taſche haben, oder für ein Packetlein Tabak! ſo ſagte er: dein alter Vater trinkt Waſſer, da müßt' ich junger Kerl mich ja doch ſchämen, wollt' ich Wein trinken. Was aber das Packetlein Tabak betrifft, ſo komm' ich zu dir, wenn meiner all verraucht iſt. Hätte das einer früher geſagt, ſo würde es mit dem Steffen werden, ſo würde Jeder ihn ausgelacht haben. Nun war's ſo, und die Liebe war die Hexe, die das fertig brachte. Da ging's, wie's in dem alten Liede heißt:

„Die Lieb' hat mich zum Mann gemacht,
War gar ein leichter Knab';
Nun lachen mich die Buben aus,
Weil ich geheirath't hab'."

„Aber die Buben hörten auf zu lachen, weil der Steffen ein Muſter eines braven Menſchen wurde, und ich habe zwei glücklichere Brautleute nie geſehen, als Steffen und Mariechen. Doch, lieber Herr, wie nahe liegt das Leid der Freude!

„In acht Tagen ſollte Hochzeit ſein. Da ging der Steffen nach Limburg, wo ſein Pathe wohnte, der Schuſter Siegfried, ein reſpectabler Mann. Den wollte er zur Hochzeit laden, wie's üblich iſt. Nun diente in Limburg ein guter Kamerad vom Steffen, der führt ihn ins Wirthshaus, um ihm Gutes anzuthun. Die Beiden plauderten und tranken, und tranken und plauderten, und Beiden ging das Herz auf wie eine Dampfnudel. Es wurde Abend und ſie ſaßen noch, wo ſie ſich hingeſetzt, aber die Zungen waren ſchwer, die Augen ſtier, die Haltung wackelig. Der Wein war ihnen in den Kopf geſtiegen, daß ſie nicht mehr wußten, ob ſie Buben oder Mädchen ſeien. Das merkten kaiſerliche Werber, die in Limburg Station hatten; denen ſteckten die beiden Prachtkerle in der Naſe. Wie's zuging, weiß kein Chriſtenmenſch; aber am Morgen des folgenden Tages waren Beide angeworben, jammerten, weinten, riefen laut, ſie ſeien betrogen — aber das half Alles nichts. Sie werden fortgeſchafft, weit, weit in das Türkenland, wo's damals blutig herging.

Von Mariechen's Leid will ich nicht reden. Ihr mögt's Euch denken. Sie trauerte wie um einen Todten. Hab' nie mehr ein roth oder blau Band an ihr geſehen. Aber ſie wurde nur noch ſchöner, als ſie ſo bleich und traurig ausſah. Ihr Vater ſtarb auch bald. Nun war das arme Kind allein. Damals warben viele um ſie, ſelbſt wohlhabende Burſche, weil ſie gar ſo brav und gar ſo ſchön war; aber ſie hat keinen angehört. Sie wollte ihrem lieben Steffen treu bleiben, deſſen Heimkehr ſie allezeit hoffte. Ja das Hoffen hält das Herz friſch; aber hier war's doch über die

Gebühr. Es kam kein Brief, keine Botſchaft, und fünf Jahre ſchlichen hin in Weh und Leid, und Steffen kam nicht.

„Im ſechsten Sommer ſaß einmal Abends Mariechen auf der Treppenbank. Da kam ein Mann daher, der hatte eine Drehorgel anhangen und einen Stelzfuß von Holz. Er trug einen großmächtigen Hut, wie ihn die Mäuſe- und Rattenfallenhändler aus Ungarn tragen, die bei uns herumziehen, und den hatte er in die Stirne gezogen, daß man das Geſicht nicht ſehen konnte, und ſah auch unter ſich wie ein Hinkeldieb. Darauf fängt er eine gar traurige Weiſe zu ſpielen an und ſingt ein Lied dazu, das von einem Soldaten handelt, der wiederkehrt in die Heimat und Niemand kennt ihn mehr. Sein Lieb iſt eines Andern Weib und die Seinen ſind alle todt. Der letzte Vers (denn ich hab' das Lied viel hundertmal gehört) ſchloß mit den Worten:

„Du Feindesblei, warum, warum
Fliegſt du an mir vorüber?
Mein letztes Hoffen iſt vorbei,
Wär' nun gefallen lieber!
Grabt mir ein Grab zur letzten Ruh',
Und decket mich mit Erde zu —
Ich mag nun nicht mehr leben!“

„Da hat weinend das Mariechen die Arme ausgebreitet und gerufen: Ich bin ja treu geblieben! Du ſollſt nicht ſterben, mein Steffen!

„Da ſtand ſchnell die Orgel an der Erde, der Schlapphut flog weg und er lag an der treuen Bruſt; aber der Stelzfuß blieb, denn ſein eigner Fuß lag auf dem Schlachtfelde bei den Türken. In dem Oeſterreich heißt es heute noch: Ein junger Soldat, ein alter Bettler. An eine Penſion, wie's bei uns iſt, war nicht zu denken. Aus den letzten Reſten ſeiner Kriegsbeute hatte er ſich die Orgel gekauf', und ſich, nachdem er geheilt und hergeſtellt war, herausgeorgelt. Wie er aber durch das Mariechen ſparſam geworden war, ſo bracht' er viel erſpartes Geld mit.

„Willſt du mich denn noch, mich armen Krüppel? fragte er mit Weinen — und das Mariechen drückte ihn immer feſter an ihre treue Bruſt und konnte nicht reden. Das war aber Antwort genug, und nach vier Wochen war ſie ſeine glückliche Frau, und dem Steffen that der verlorne Fuß gar nicht mehr leid. Ich ſag's Euch, lieber Herr, die Zwei haben gelebt mit einander wie die Engel im Himmel, und als ihnen Gott ein Töchterlein beſcheerte, da war ihr Glück vollkommen.

„Der Steffen konnte freilich nicht mehr arbeiten, allein er zog mit ſeiner Orgel umher. Das war damals noch etwas Neues hier zu Land, und er verdiente grauſam viel Geld, und erwarb ſich ein hübſches Vermögen, kaufte ſich einen Acker nach dem andern und als ein Wetterſturm das Dach von ſeinem Hüttchen warf, da baute er dies Haus. Freilich reichte ſein Geld nicht zu: allein er bekam zu Dietz mit Freuden gelehnt, denn Jedermann achtete ihn, und hatte ihn lieb. Es dauerte auch nicht gar lange Jahre, da war die Schuld abbezahlt und alles freies Eigenthum. Ihr mögt wohl denken, daß das Beiſpiel reizte. Seitdem zogen viele Elſer in den Schwarzwald, wo gar geſchickte Leute wohnen, die ſolche Orgeln machen, kauften ſich dergleichen und machten's dem „Orgelſteffen" nach, und ſo ſind die Leute ſo daran gekommen, mit den Orgeln herumzuziehen. Es iſt ein leichter Verdienſt. Bei Vielen heißt's aber auch: Wie gewonnen, ſo zerronnen. Ihr wißt, es geht ſo in der Welt.

„Mein Spießmann war aus dem Text gekommen. Wie es bei alten Leuten zu gehen pflegt, ſo hatte er den Faden verloren und ſchien ſeine Geſchichte abbrechen zu wollen. Und doch mußte mehr noch dahinter ſtecken nach ſeiner eigenen Aeußerung. Ich war nicht im mindeſten geneigt, ſo leichten Kaufes meine Beute fahren zu laſſen.

„Iſt denn damit Eure Geſchichte aus, Kumpeer Spießmann?" fragte ich.

„Aus? Nein," erwiederte er; „aber ich merke, ich habe die Spur verloren. Nun ja, Ihr habt recht! Als das Mechthildchen, ſo hieß des Steffen und Mariechen's Kleines, ſieben Jahr alt war, fing das Mariechen zu kränkeln an, und nach einem Jahr, als im Herbſte die Blätter fielen, da deckten ſie ein friſches Grab, darin ihr treues Herz ruhte.

„Ach, Herr, das war ein Leid, daß ſich ein ſteinern Herz hätte erbarmen mögen! Der Steffen wollte ſich gar nicht tröſten laſſen. Seine Orgel bauten die Spinnenweben zu, und es ſah gerade darnach aus, als ſollte ſie verſtummen und das bewegliche Lied von dem zum Krüppel geſchoſſenen Soldaten kein Herz mehr rühren. Er mochte von der Muſik nichts mehr hören; aber der Menſch denkt's und Gott lenkt's.

„Das Mechthildchen war ein Kind wie ein Engelchen. Wenn's ſo fortginge, wie es den Anſchein hat, ſo wurde ſie noch einmal ſo ſchön als ihre Mutter.

„Damals war in Els ein Schulmeiſter, der aus Böhmen ſtammte, wo die Menſchen mit einer Geige auf die Welt kommen und die Kinder ſchöner weinen ſollen, als ſie hier zu Lande ſingen. Der war rein gecki̇g mit der Muſik. Verſtand's aber auch aus dem FF. Er unterrichtete die Bauernbuben in allen Inſtrumenten, denn er konnte ſie alle ſpielen und noch einige mehr.

„Der Schulmeiſter war ein treuer Menſch, und hing an dem Orgelſteffen wie eine Klette im Haar, und hatte, da er ſelber ohne Frau und Kinder war, eine wahre Aſſenliebe für das kleine Mechthildchen.

„Hört 'mal, Steffen, ſagte er eines Tages zu ihm, als er wieder bei ihm ſaß und Steffen ihm klagte, die Noth zwänge ihn, wie auch das Herz ihm blute, wieder orgeln zu gehen, in dem Kind da ſteckt eine Sängerin, wie die Mara eine war, die ich einmal in Wien gehört, da ich noch im Orcheſter mitgeigte. So ein Talent darf nicht untergehen. Ich unterrichte und bilde das Kind aus, und es koſtet Euch keinen Heller. Geht in Gottes Namen orgeln. Glaub's, daß Ihr durch Eurer lieben Frau Krankheit etwas zurückgekommen ſeid. Es war eine ſchwere Zeit für Euch, aber Gott hilft wieder.

„Was ſoll ich aber mit dem lieben Kinde machen? rief

Steffen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen. Ohne das Kind kann ich nicht ſein, und es mitnehmen, macht mir Bedenken.

„Gar keins, Steffen, ſagte der Schulmeiſter. Wenn ſo ein kleiner Engel das Geld einſammelt, ſo wett' ich hundert gegen eins, Ihr kriegt zwanzigmal ſo viel, als wenn Ihr's ſelber hübet.

„Der Schulmeiſter hatte recht. Nach drei Monaten kam der Steffen reicher als je heim ins Dorf. Nun bat er den alten Schulmeiſter, er ſolle zu ihm ziehen in ſein Haus; das that der aber nicht, verſprach indeſſen, dem Kind allen Unterricht zu geben, und hielt auch redlich Wort.

„Das Kind wurde ein Wunder an Schönheit und Klugheit. Es kam wenig zu den Kindern auf die Gaſſe. Dafür erbte es auch ihre Unarten nicht. Es hatte ſo etwas Ernſtes in ſeinem Sinne, gar nicht luſtig und toll, wie andere Mädchen dieſes Alters. Der Schulmeiſter ließ dem Steffen nicht Raſt noch Ruhe, bis er nach Mainz ging und dem Kind eine Harfe kaufte, denn die war des Schulmeiſters höchſtes.

„Das iſt das königliche Inſtrument, hab' ich ihn oft ſagen gehört, dazu David ſeine Pſalmen ſang und des Königs Saul böſe Grillen vertrieb.

„Auf der Harfe unterrichtete er nun Mechthilde und im Geſang, und ich kann's Euch ſagen, ſo etwas zu hören, war eine Rarität. Man meinte abſolut, man hörte die Engel im Himmel harfeniren und ſingen. Gar oft hab' ich's gehört, und mir iſt dann Abends aller Schlaf vergangen, während ich ſonſt mit den Hühnern auf die Stange zu hüpfen pflege. Wie ſchön ſie war, als ſie zur Jungfrau reifte, davon habt Ihr keine Vorſtellung. Ich ſag' Euch, die Leute blieben verdutzt auf dem Wege ſtehen, wenn ſie vorbeiging. Alle Burſchen liefen ihr nach. Wenn ſie in den Bädern ſpielte und ſang, war ſie von jungen Herren belagert; aber das Mädchen hatte eine Art, die Leute im Reſpect zu erhalten, die eben kein Menſch begriff. Sie war nicht ſtolz, und doch meinte man, ſie wäre eine Königstochter, und keiner wagte es, keck oder frech zu ſein. Ihr Ruf war ſo rein wie der klare Quell, wie friſchgefallener Schnee, wie der blaue Himmel im Frühling.

„Die ſchöne Mechthilde kannte Jedermann, bewunderte Jedermann und, was mehr iſt als Alles, achtete Jedermann wegen ihres fleckenloſen Wandels. Da war denn Niemand glücklicher als der Schulmeiſter, wenn er ſo ihr Lob vernahm und wenn er ſo mit ihr ſpielte; ein leiblicher Vater kann ſein Kind nicht lieber haben als er ſie hatte. Die Winterszeit war ſeine liebſte. Dann war Steffen und Mechthilde zu Haus und dann wurde von Morgens bis Abends muſizirt. Der Steffen nahm auch ſeine Orgel nicht mehr mit, ſondern verkaufte ſie an des Michel's Hannpeter, der nun mit derſelben herumzog. Mechthilde ſpielte und ſang, und das trug Euch ein Geldſpiel ein, das könnt Ihr Euch gar nicht vorſtellen.

„Die ſchöne Mechthilde mochte ſo ihre neunzehn Jahre alt ſein, da kam ſie einmal im Herbſte heim und war Euch ganz verändert. Das war damals, als die Franzoſen den Krieg anfingen und das linke Rheinufer nahmen. Sie war ſo ſtill und traurig. Sie ſang nur traurige Lieder, und es kam gar nicht ſelten vor, daß ſie Thränen in den Augen hatte.

„Ich dachte, gib Acht, es iſt bei ihr, wie es in dem ſchönen Liede heißt, das ſie ſo unvergleichlich ſingt: „Haſt du was Liebes, und darfſt es nicht lieben?“

„Da hatte ich das rechte Punktum getroffen; aber da ich die Geſchichte genau kenne, ſo muß ich Euch erſt etwas Anderes erzählen, das mit der Geſchichte der ſchönen Mechthilde von Els in ganz genauer Verbindung ſteht.

„Wenn Ihr lange vor der Zeit, in der Napoleon mit unſerm Deutſchland ſpielte und Könige machte nach Herzensluſt, den Main herabreiſetet, ſo hattet Ihr nicht ganz in der Mitte zwiſchen Würzburg und Frankfurt, auf einer Anhöhe, ganz nahe bei einem reizend gelegenen Städtchen, ein Landhaus geſehen, wie es nur ein reicher adeliger Herr zu haben pflegt. Es waren Gärten, Treibhäuſer und Weinberge dabei, ſo ſchön, als man ſie nur irgendwo in dem geſegneten Lande finden mochte.

„In dem Landhauſe wohnte ein Herr von Walsdorf, ein reicher Mann aus Sachſen. Er hatte bei ſeinem Landesherrn eine hohe Stelle gehabt, war aber, wie es bei den hohen Herren ſo zu gehen pflegt, in Ungnade gefallen, und da war's Knall und Fall all mit der Herrlichkeit, und es hieß: Pack dein Drehbrett und deine ſieben Sachen zuſammen und zeug' in ein anderes Land. Wenn einem ſo ein Tanz aufgeſpielt wird, vergeht einem das Tanzen, und es iſt einem nicht wohl zu Muthe. So ging's dem Herrn von Walsdorf auch. Aber was hilft das Alles? — Er kaufte ſich hier das Gut und wollte in ſtillem Frieden ſeine Tage durchleben, und dazu hatte er Geld genug und war auch glücklich verheirathet. Er zog nun dahin und brachte ſeine Frau und zwei Söhne mit, die waren Zwillinge. Es iſt ein gar wunderlich Ding mit ſolchen Zwillingen. Es kommt vor, daß ſie ſich ſo ähnlich ſehen wie ein Ei dem anderen, aber auch wieder, daß ſie ſich ganz unähnlich ſind, und wiederum, daß ſie ſich ſo lieben, daß keins ohne das andere ſein kann, aber auch, daß ſie ſich feindlich abſtoßen wie Waſſer und Feuer. Zum nicht geringen Jammer der Eltern war Letzteres bei den beiden Zwillingsknaben der Fall. Das war ein Katzengebiſſe, wie man in Els ſagt, von Morgens bis Abends, und wo ſie aneinander kamen, da ging's, wie wenn Beil und Holz aneinander kommen — es gab Späne.

„Wie manche Thräne hat die gute Mutter geweint, und wie ſchweres Leid trug der Vater! Der Hofmeiſter mußte ſein ganzes Anſehen aufbieten, Frieden unter den zwei kleinen Burſchen zu halten. Es war aber auch kein Wunder! Der älteſte, der Carl hieß, war eine grämliche Natur, was man ſo einen „Duckmäuſer“ nennt, ohne daß er darum böſe geweſen wäre. Er hielt ſchon frühe viel auf den hohen Adel und meinte, der Adel ſei edleren Stoffes, als die übrigen Menſchen; darum er denn auch ſtolz auf ſie herabſah. Der jüngere, Ludwig, war eine friſche, kräftige Natur. Frei und offen, keck und trotzig trat er auf. Ihm galt ſein Adel nichts. Er konnte aufs Entſchiedenſte dagegen ſprechen, wenn in der Familie auf Etwas die Rede kam, was darauf ſich bezog.

Carl hatte wenig Talent, aber vielen und ausdauernden Fleiß. Ihm wurde das Lernen ſchwer; Ludwig war höchſt talentvoll, aber ihm fehlte Fleiß und Ausdauer. Er lernte im Fluge, und vergaß im Fluge wieder. Da lagen Elemente des Zwieſpaltes, die durch Ludwig's ewige Neckereien eine Bedeutung gewannen, wie ſie an ſich nicht würden gehabt haben. So entſpann ſich immer ernſter ein Widerſtreit dieſer beiden Naturen, die den Vater zwang, ſie zu trennen.

„Er mochte denken, die Entfernung werde die Herzen ſich wieder näher bringen. Das geht ja auch ſo in der Welt. Ich weiß recht gut, mich zu entſinnen, daß meine Mutter oft ſagte, wenn wir Buben uns einmal ein Bischen abwalkten: ihr werdet erſt einig, wenn ihr von einander ſeid. So iſt's auch geworden, und als wir uns ſpäter, als erwachſene Männer, wieder zuſammenfanden, iſt kein unvergorenes Wort, wie man hier ſagt, mehr zwiſchen uns gewechſelt worden. So mocht's der Herr von Walsdorf auch meinen, und ſtand nicht lange an, es auszuführen, wie ſehr auch die Mutter weinte, als ſie die Knaben ſcheiden ſah. Den einen that er hierhin, den andern dorthin auf eine gute Lehranſtalt."

„In das ſchöne Landhaus am Main war ſeitdem das Leid eingezogen. Die Muſik war verſtummt, und dieſe allein hatte die Buben einig ſein laſſen.

„Ich muß Euch ſagen," fuhr der Spießmann fort, „daß der Baron ein leidenſchaftlicher Muſiker war; verſtand ſie auch wie ein Meiſter. Er geigte vortrefflich, und an einer ſehr ſeltenen Cremoneſer Geige hing ſein Herz. Ich kannte dieſe Geige genau, und ſag' Euch, es ſang wahrhaftig ein Engel daraus hervor. Hab' manche Fiedel gehört mein Lebtag, aber ſo eine nie. Der Ton drang einem in die Seele hinein, und nicht ſelten, beſonders wenn darauf ein traurig Stücklein geſpielt wurde, ſind mir die Thränen in die Augen gekommen. Ihr könnt mir's gewißlich glauben. Sie ſoll auch, wie ich vom Schulmeiſter hörte, vom erſten Meiſter in der Stadt Cremona geweſen ſein, und wenn ich den Namen recht behalten habe, ſo hieß er Amati, doch will ich's nicht für gewiß ausgeben.

„Die Vorliebe für die Muſik hat es denn auch ſo gemacht, daß er den Buben Unterricht geben ließ, ſobald ſie nur ein Inſtrument halten konnten. Der Carl bracht's zu nichts, ihm fehlte die Anlage; aber der Ludwig ſtrich ſchon früh ſein Fiedelchen gar ſchön. Ihm gab daher der Vater ſelber Unterricht, und es hat ſich daher auch ſo natürlich gemacht, daß der Ludwig ſein Schooßkindchen war und der Carl das der Mutter. Auch das iſt ſo Etwas, was gar oft in der Welt vorkommt.

„Die Mutter fing indeß zu kränkeln an, und nach einem Jahre trug man ſie zu Grabe. Die Söhne waren an ihrem Siechbette geſtanden, und ihre letzte Bitte war, daß ſie in Eintracht leben möchten. Das Leid, das ſie ergriffen, ließ dazumal auch keinen Hader aufkommen; aber das Fünklein ſchlummerte nur, und der Vater mochte es ahnen, daß es nicht lange gut thun werde. Da ihm die Muſik nun verleidet war, ſchenkte er Ludwig ſeine Geige, und die Beiden zogen wieder in die Ferne.

„So blieb's etwa, bis ſie auf die Univerſität zogen. Auch da trennte ſie der Vater. Und das war gut. Der Carl wollte ſich zu demſelben Berufe vorbereiten, den ſein Vater gewählt hatte, und deſſen Familie machte ihm, da er in Leipzig ſtudirte, ebene Bahn. Kaum hatte er ausſtudirt, ſo kam er nach Wien zu einem Geſandten, und hatte eine gute Ausſicht, einmal ein recht vornehmer, angeſehener Mann zu werden.

„Der Ludwig war ein Feuerkopf. Er hatte wenig ſtudirt und viel gegeigt. Er glich ſeinem Vater darin, daß er mit Leib und Seele an der Muſik hing. Ein Amt mochte er auch nicht, das hätte ihn viel zu viel gefeſſelt. Es war ein Glück, daß der Alte eben Geld genug geben konnte, denn das Haushalten war Ludwig's Sache nicht. Sein Beutel war für alle ſeine Freunde offen, und die verſtanden das Zugreifen ohne Blödigkeit. Als die Zeit um war, die Ludwig auf der Univerſität zubringen ſollte, ſchrieb er heim, er wolle nach Italien reiſen, um ein rechter Geiger zu werden, und beinebens die Welt zu ſehen; wenn er zurückkomme, wolle er mit dem Vater reden, wie er's eben in der Welt machen wolle.

„Der Alte konnte ſeinem Ludwig nichts abſchlagen, und ſo kam's, daß er wirklich in das welſche Land ziehen durfte, wo ſie ſo abſonderlich geigen ſollen, wie der Schulmeiſter ſagte.

„Ihr wißt, lieber Herr!“ fuhr der Spießmann fort, „es geht in der Welt nicht nach des Menſchen, ſondern nach Gottes Gedanken, und die ſind meiſt ganz anders, als die der Menſchen.

„So kam denn mit einemmal an den Herrn Legationsſecretär Carl von Waldorf in Wien und an den Herrn Baron Ludwig von Waldorf in Rom die Nachricht, ihr Vater habe auch, und zwar plötzlich, das Zeitliche geſegnet. Der von Wien war ſchnell da. Von Rom bis an den Main iſt ein weiter Weg.

„Der Tod des alten Herrn von Waldorf iſt in eine ſchlimme Zeit gefallen. In dem Paris hatten die Franzoſen damals einen gräulichen Spectakel gemacht, hatten ſogar ihren König umgebracht, und darauf, wie ſie das Ding nennen, das Alles zu Unterſt und Oberſt kehrt, eine Republik aufgerichtet. Ihr, lieber Herr, ſeid zu jung, als daß Ihr Euch das erinnern könntet; aber ich hab's erlebt, und ſag' Euch, es war eine gräuliche Geſchichte. Alle Köpfe waren im Fundamente verrückt, auch bei uns. Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft! das waren die Loſungsworte, und ſelten war ein junger Kopf, der nicht ſchwindelig wurde. Der Herr Baron Carl war in ſeiner Ruhe nicht erſchüttert worden. Der hielt am Alten feſt, und ſein Adel war ſein Stolz. Er war auch widerlich hochmüthig, und die Dienerſchaft ſagte: er geberde ſich wie ein Fürſt, und behandle ſie wie Hunde. Er ſchaltete einſtweilen vollkommen als Gutsherr und Selbſtherr.

„Endlich kam Ludwig an. Da war's anders. Der hatte die neue Luft eingeathmet, und in ſeinem Kopfe ſteckten die Franzoſenſtreiche. Er war ein Republikaner. Himmel und Erde! Da kam wieder Feuer und Waſſer zuſammen, und es giſchte und ziſchte! Da gab's Späne! Es war Zeit, daß die Zwei von einander kamen!

„Der Ludwig ſagte: Bruder, über dem Grab unſerer guten Eltern laß uns nicht ſtreiten, am wenigſten um das Mein und Dein. Du haſt das Gut gerne, nimm's! Ich werde dem Amtmann im Städtchen, der ein grundehrlicher, unabhängiger Mann iſt, Vollmacht geben, meine Stelle zu vertreten. Mit dem ſetzeſt du dich auseinander. Mein Vermögen legt er bei einem näher zu bezeichnenden Bankier in Frankfurt an. Leb' wohl!

„Der Abſchied war kalt und Ludwig reiſte ab.

„Carl kehrte nach Wien zurück, heirathete eine reiche adelige Erbin und war ſeelenvergnügt; als aber die Küßwochen vorbei waren, ſah er mit Betrübniß ein, daß er keinen Engel, ſondern ein ſtolzes, herrſchſüchtiges, herzloſes Weib geheirathet hatte. Ich ſag' Euch, er hatte eine Hölle auf Erden. Die Frau drangſalirte ihn, daß er ſchier zu Grunde ging. Sie gebar ihm einen Sohn. Daß er ihn Ludwig nannte, mag Euch zeigen, daß er innerlich ein Anderer geworden, daß er des Bruders in Liebe gedachte. Ja, das Unglück im Hauſe iſt das größte in der Welt, denn es erwacht alle Morgen und ſchläft kaum am Abend ein; es verbittert jeden Biſſen, verpeſtet jede Freude und macht innerlich und äußerlich alt vor der Zeit; aber es iſt oft ein Läuterungsfeuer. Das iſt es auch dem Barone geworden. Daß ihm der Drache von Weib, die unter der Hülle ihrer Schönheit künſtlich ihre miſerable, ſchlechte Natur zu verbergen wußte, bei Zeiten ſtarb, war für ihn und ſein Kind kein Unglück. Er zog ſich von Allem zurück und wohnte am Maine mit ſeinem Kind in der Stille. Damals bin ich oft dahin gekommen und die Dienerſchaft ſagte: Er iſt ein anderer Menſch geworden, ein ganz anderer. Man meint nicht, daß es der Mann wäre, der ſonſt ſo ſtolz und hart war. Wäre jetzt ſein Bruder da, es wäre gewiß beſſer zwiſchen ihnen.

„Aber wo war der? Kein Menſch wußt's, nicht einmal der Bankier in Frankfurt, denn der hatte ihm Nichts mehr zu ſenden. Es war in vier Jahren Alles nach Paris gewandert, und ſeitdem war keine Kunde mehr von ihm gekommen. Carl forſchte, aber vergebens. Was ich hernachmals erfuhr, will ich Euch erzählen, doch zuerſt noch ſagen, daß der Baron Alles verſuchte, ſeinen Bruder zu finden. Gern hätte er ihm Geld geſendet, um die Noth, in der er leben mußte, zu lindern und ganz aufzuheben. Er war ja reich genug. Freilich konnte er ſich denken, daß Ludwig keine Gabe von ihm annehmen würde. Dafür war er zu ſtolz. Er würde lieber gehungert haben; allein es hätte doch vielleicht Wege gegeben, ihm etwas zufließen zu laſſen, ohne daß er gewußt, woher. Allein das war nichts, weil man nichts von ihm wußte, und in Paris, das hatte der Baron doch herausgebracht, wohl ein Walsdorf geweſen war, der aber eingekerkert worden. Nun wißt Ihr, daß, wer einmal in einem Kerker damals in Paris war, nur noch einen Weg übrig hatte, nämlich den zum Tode. Da ſchien's denn, als ſei Ludwig auch dort mit den Vielen, wie man damals hörte, geköpft worden. Das ſtimmte den Baron ſehr traurig, und nur ſein Kind war ſein einziges Gut, das ihm Freude machte. So vergingen Jahre um Jahre. Des Barons Sohn wuchs heran, und er wurde des umgekommenen Bruders innerliches und äußerliches Ebenbild.

„Ludwig iſt damals wirklich nach Paris gegangen, weil er, wie geſagt, von dem Geiſte der Franzoſen angeſteckt war. Da, wo der Quell war, mußte ja ein Paradies ſein, wo Freiheit und Gleichheit wohnte, dachte er; aber als er dorthin kam, ſah's anders aus. Die Ferne betrügt. Wenn man einen Menſchen von fern nur ſieht, nicht genauer kennen lernt, meint man Wunders, was es für ein Vogel ſei; aber im Schlafwamms und Hauskamiſol ſehen die Leute ganz anders aus. Ebenſo ging's dem Ludwig, der den Baron längſt abgeſtreift und ſich nur ſo leichthin Walsdorf nannte. Er ſagte ſelbſt ſpäter, und ich hab's oft aus ſeinem Munde gehört: wo er die Freiheit geſucht, habe er die roheſte, wildeſte Unterdrückung gefunden; wo er Gleichheit erwartet, da habe er blutiges Zertreten, Unterjochung, Hinmorden, kurz alle Gräuel gefunden, die das Blut gerinnen machen in den Adern deſſen, der nur davon hört. Da iſt's ihm gegangen, wie Dr. Martin Luther ſagt: Je näher Rom, je weiter vom Papſte!

Da ſind ihm denn die Schuppen von den Augen gefallen, und er iſt nüchtern geworden; aber er war nicht der Menſch, der die Kunſt gelernt, das Maul zu halten, die überhaupt leichter zu lehren, als zu üben. So lang er mit dem Strome ſchwamm, handelte er nach ſeinem Grundſatze: Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft! Die zwei letzten waren für ihn am ſchlimmſten in ihren Folgen, denn die Brüder verthaten ſein Geld. Er war, wie ich Euch ſchon ſagte, kein Haushalter, und ſo ging's wie Spreu im Winde fort, bis er Nichts mehr hatte. Als ihm die Augen aufgingen, lärmte er tüchtig. Da faßten ſie ihn und in Nummero Sicher ſtopfte man ſein gefährliches Maul.

„Von alle dem Freiheits- und Gleichheitsgelichter in Paris war doch keiner ein treuer Freund. Hätte er nicht einen Deutſchen dort gefunden, der ſich in Treue an ihn anſchloß, er hätte keine Seele gehabt, die ihn liebte.

„Mit dieſem Deutſchen, einem Muſikus aus Bamberg, der in einem Theater in Paris geigte, wurde Ludwig durch deſſen ſchönes Geigenſpiel bekannt. Er hat das oft ſelber in meiner Gegenwart erzählt, und hat die Treue dieſes ehrlichen Menſchen mit großer Dankbarkeit gerühmt. Ludwig wohnte bei ihm, als ſchon ſeine ganze Baarſchaft verſchleudert war, und er wußte es zu machen, daß Ludwig auch als Geiger ſein Brod verdienen konnte; allein der Arm ſeiner blutigen Feinde erreichte ihn doch.

„Der ehrliche Merk, ſo hieß der Deutſche, gab ſich alle Mühe, Ludwig zu retten, aber es blieb umſonſt. Alle Tage ging er zu den Hinrichtungen, um zu ſehen, ob Ludwig darunter ſei, allein er ſah ihn nicht.

„Endlich wurde der Blutmenſch geſtürzt, den Ludwig mit dem Namen Robeſpierre benannte; die Riegel der Gefängniſſe ſchoben ſich zurück, und das Wort: Freiheit! klang in die Ohren Ludwig's, der ſeinen Tod erwartete.

„In ſeinem Dachkämmerchen ſaß an dieſem Tage der trauernde Merk, und in ſeiner Hand ruhte Ludwig's Geige. Da hat er gar traurige Töne geſpielt, die wohl dem Andenken des Freundes galten.

„Da öffnete ſich die Thür und es trat ein Menſch herein, gehüllt in halbfaule Lumpen. Der Bart hing ihm bis auf die Bruſt und aus dem bleichen, abgemagerten Geſichte blickten die ſchwarzen Augen ſo unheimlich heraus, daß der Merk vor Schrecken ſchier ſeine Geige zur Erde fallen ließ.

„Kennſt du mich nicht mehr? fragte Ludwig, denn er war es. Ich bin ein von den Todten Auferſtandener.

„Da hat der Muſikus Merk aufgeſchrien vor Freude, denn er erkannte ihn erſt, als er redete. Er fiel ihn um den Hals und weinte vor Luſt.

„Mit der Welt hab' ich abgerechnet, ſagte darauf Ludwig. Ich bin geheilt von all meiner Thorheit. Ich habe gebüßt, und Gott ruft mich wieder zum Leben. Nun iſt aber das Vergangene für mich begraben. Du haſt meine Geige gerettet. Die ſoll mich nähren.

„Es muß ihm wunderlich in ſeinem Gefängniß ergangen ſein. Niemals hat er darüber geredet; aber ich meinte es erkannt zu haben, wenn er ſo dann und wann darauf hintippte. Darauf hat er ſeinen Namen Walsdorf abgelegt und nannte ſich Schneider. In Paris blieb er nur noch ſo lange, bis er ſich ſo viel erworben hatte, daß er heimreiſen könnte. Als dies geſchehen war, ſchied er von dem treuen Merk, der in Frankreich blieb, und wanderte nach Deutſchland zurück. Dort wollte er ſein Brod durch ſeine Kunſt verdienen, aber nie mehr mit ſeinem Bruder in irgend eine Verbindung treten. Als Walsdorf war er geſtorben, und als Schneider wollte er fortan leben. Mit wie wenigem man leben könne, hatte er auch im Gefängniſſe gelernt, und alle die hochfahrenden Pläne waren zu nichte geworden, die er wohl früher gehegt.

„Er war mit dem Reſte ſeines Geldes bis Mainz gekommen, wo er in der Auguſtinergaſſe in ein geringes Wirthshaus ging, um da zu übernachten. Schon am Tage vorher hatte er ein Unwohlſein deutlich gefühlt; allein er glaubte, ſeine ſtarke Natur werde es überwinden. Darin hatte er ſich verrechnet. Die Krankheit brach in der Nacht mit aller Heftigkeit aus, und als die

Wirthsleute Morgens nach ihm ſahen, redete er irre und lag in brennender Hitze.

„Der liebe Gott hatte ihn zu guten Menſchen geführt. Sie riefen einen Arzt, und dieſer, auch ein Menſchenfreund, nahm ſich ſeiner mit Liebe an. Da er zu ſchwach war, um in das Hoſpital gebracht zu werden, hielten ihn die Wirthsleute. Nach langem Leiden kam er endlich wieder zur Geneſung. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne, der mehr wußte, als man hinter ihm ſuchte. Er ſaß manche Stunde bei ihm. Da fand er ihn denn eines Morgens mit ſeiner Violine beſchäftigt. Mit Verwunderung horchte der Doctor vor der Thüre. Solche Töne, ſolches Spiel hatte er bei Ludwig nicht geſucht. Endlich riß er die Thür auf und rief: Ihr ſeid ein Meiſter! Wo habt Ihr die herrliche Violine her? die iſt viel Geld werth!

„Ach, ſagte Ludwig darauf zu ihm: ſie iſt das Letzte, was ich aus meinem Schiffbruche gerettet habe. Sie iſt der Anker für meine Zukunft. Nun eröffnete er dem Doctor den Plan, daß er in Mainz Unterricht in dem Geigenſpiele geben wolle. Der Doctor beſtärkte ihn darin, und bot williglich die Hand dazu, indem er ihm in vielen Familien ſeiner Bekanntſchaft den Unterricht der Söhne erwirkte. So iſt es denn gekommen, daß er bald mehr Nachfrage erhielt, als er Tagesſtunden zu verwenden hatte.

„Niemand, erzählte mir Ludwig, ſei froher darüber geweſen, als ſeine braven Wirthsleute, die ihn recht lieb gewannen, wie auch er ſie. Der Doctor zwar habe ihm zugeredet, ein beſſeres Zimmer zu miethen, um auch den Vornehmen näher zu kommen; allein er habe kräftig widerſtanden und zum Doctor geſagt: Wer mich im Unglücke nicht verlaſſen hat, wie ſollte ich den im Glücke verlaſſen? — Und ſo ſei er geblieben. Dies Wirthshaus war der Zuſammenfluß der Handwerksburſchen, Krämer und Muſikanten. Abſonderlich kehrten dort unſere Elſer ein, und ſeit Jahren auch der Orgelſteffen, der ein lieber Freund der Wirthsleute geworden war.

„Mit einer wahren Mutterliebe aber hing die Wirthin an der lieben Mechthilde. Ihr war eine Tochter dieſes Alters geſtorben, und da meinte ſie, die Mechthilde ſei ihr Kind, zumal ſie ihr gliche; ſie habe gerade ſo treue blaue Augen gehabt, meinte ſie, gerade ſo blonde Haare, ſei ſo ſittig und fein geweſen, wie die Mechthilde. Oft ſoll ſie ſie mit Thränen in den Augen betrachtet haben.

„Auch gegen Ludwig hatte ſie ſchon oft von dem ſchönen Mechthildchen geredet, und dem Mädchen ſolche Lobeserhebungen gemacht, daß Ludwig ganz begierig war, das holdſelige Kind, das eine ſo ſeltene Ausnahme von allen Harfenmädchen machte, einmal zu ſehen und ihr Spiel und ihren Geſang zu hören, den die Wirthin zu den Engeln erhob.

„Manchmal, wenn auch ſelten, kam Ludwig Abends in die Wirthsſtube herunter, um ſich an dem Durcheinander zu ergötzen, das da ſich zeigte, wo die vielerlei Menſchen zuſammen kamen. Eines Abends, es war ſchon in der Jahreszeit, wo der Winter mit der herbſtlichen Zeit um die Herrſchaft ringt und Regen und Schnee ſich miſchen, gepeitſcht vom rauhen, oft ſchneidend ſcharfen Winde, ſaß Ludwig in ſeinem Stübchen und ſpielte an neuer Muſik, die ihm der Doctor, ſein guter Freund, gebracht. Es klopfte mehrmals, ehe er es hörte, und auf ſeinen Ruf ſteckte die Wirthin ihren Kopf durch die Thüre und ſagte: Ihr hört und ſeht wieder nichts, Herr Schneider, und doch wollt' ich Euch ſagen, daß das herzige Mechthildchen da ſei. Sie hat mich diesmal recht lange auf ſich warten laſſen.

„Mich auch, ſagte Ludwig ſpöttiſch lachend, und legte ſeine Geige weg.

„Ihr habt mich ſchon recht geärgert, rief ſie ärgerlich, daß Ihr nimmer glauben wollt, daß dies Mädchen eine Ausnahme von allen Harfenmädchen macht! Ihr wollt auch Alles mit einer Elle meſſen! Nun kommt mit. Ihr könnt durch die Küche in das Zimmer ſchlüpfen, und Euch, ohne daß ſie Euch ſieht, in meines Mannes Sorgen- oder Mittagsſchlafſtuhl neben dem Kachelofen ſetzen. Da könnt Ihr einmal aufpaſſen.

„Lächelnd folgte er ihr und ſaß bald in dem Stuhle. Dorthin reichte kaum das Licht von den Tiſchen, die in langer Reihe an den Fenſtern hinliefen. Von hier aus konnte man in aller Ruhe dasjenige beobachten, was in der Stube ſich zutrug, ohne daß man hätte geſehen werden können.

„An den Tiſchen ſaßen Mainzer Bürger: Schneider, Schuſter und dergleichen, die ihren Feierabendstrunk hielten; dann verſchiedene Geſellſchaften von Handwerksburſchen, die bereits ſo viel Branntwein getrunken, daß ſie ihrer ſelbſt nicht mehr recht mächtig waren. Mehr zur Seite und näher dem Ofen, der eine ſtarke Wärme aushauchte, erblickte Ludwig einen Greis in gewöhnlicher Kleidung. Eine Ledertaſche hing um ſeine Schultern. Er ſchien ſehr müde und abgemattet. Eine Krücke lehnte neben ihm und einen hölzernen Stelzfuß ſtreckte er weit in die Stube hinaus. Man ſah dem Manne auf der Stelle den alten Soldaten an, und Ludwig war nicht in Zweifel, daß dies der Orgelſteffen von Els ſei, obgleich er dazumal keine Orgel mehr trug, ſondern nur zu ſeines lieben Kindes Schutz mitzog. Abſichtlich, das konnte er ſehen, ſaß das Mädchen tief im Schatten. Ihre Harfe lehnte in Sicherheit in der dunkeln Ecke des Zimmers, nicht weit von Ludwig's Sitz.

„Er hätte ſie wohl gerne ſehen mögen, weil die Wirthin ihre Schönheit über die Maßen gerühmt; allein ſie drückte ſich gegen den Vater und mied das Licht. Plötzlich aber ſtand einer der Gäſte auf, um heimzugehen, und da fiel das ganze Licht auf das ſchöne Kind.

„Ordentlich betroffen, ſagte Ludwig leiſe in ſich hinein: Meiner Treu', die Wirthin hat nicht gelogen! Etwas Schöneres gibt's nicht! Kaum aber war der Gedanke gedacht, ſo befand ſie ſich wieder im Schatten, den ſie abſichtlich ſuchte. Es war klar, das Mädchen fürchtete die rohen Geſellen. Sie rückten nun Beide dem Ofen näher, denn es fror den Alten gar ſehr.

„Vater, ſagte ſie, ohne daß ſie noch Ludwig's Nähe bemerkt, laßt uns auf unſere Stube gehen. Mir wird's bange hier bei den rohen trunkenen Geſellen. Sie ſagte das mit ihrer wohlklingenden

Stimme ſo bänglich und ängſtlich, daß ein rechtes Mitleid das Herz Ludwig's bewegte.

„Ach, mich friert ſo, entgegnete der Alte, und droben iſt es noch nicht warm genug. Das eiskalte Wetter macht mir halt viel zu ſchaffen. Du weißt's ja! Laß dir nicht bange ſein, ich bin ja bei dir.

„Sie war wieder ſtille; aber Ludwig konnte es ganz deutlich vernehmen, wie ſie angſtvoll ſeufzte.

„Nach einer Weile, während welcher die Handwerksburſchen immer lauter und unbändiger wurden, hob ſie wieder an:

„Mir bangt vor den Menſchen!

„Der Stelzfuß ſagte: Das iſt ja pure Kinderei. Du weißt, daß ich mich vor ſolchem Volke nicht fürchte. Ueberdies iſt ja auch der Wirth zu Hauſe. Da iſt Hilfe bei der Hand.

„Nein, ſagte das Mädchen, er iſt, wie die Wirthin ſagt, verreiſt.

„Wenn dir's denn gar zu unheimlich wird, ſo geh' zur Wirthin in die Küche.

„Ehe aber das Mädchen dieſen guten Rath ausführen konnte, hatten die Geſellen ihre Karten weggeworfen, und einer von ihnen taumelte gegen die Stelle, wo Mechthilde ſaß. Sie bückte ſich tief, daß er ſie nicht ſehe.

„Allein es war zu ſpät.

„Warum bückſt du dich denn ſo tief, mein Täubchen? rief er, ſie umfaſſend. Laß mich 'mal dein Geſichtchen ſehen.

„Mechthilde ſtieß einen unterdrückten Angſtſchrei aus.

„Blitzſchnell hatte der Alte den Burſchen bei der Bruſt gefaßt und ihn gegen den Tiſch mit einer Kraft geworfen, wie man ihm nicht hätte mehr zutrauen mögen.

„Ei, du vermaledeite alte Nachteule! ſchrie der Menſch, und ſtürmte mit geballten Fäuſten auf ihn an. Der Orgelſteffen ſtand ſchon kampfbereit mit ſeiner hochgeſchwungenen Krücke da.

„Laß das Mädchen in Ruhe! donnerte er ihm zu, oder meine Krücke ſtreckt dich zur Erde.

„Was fällt dir ein, alter Invalide? höhnte der Burſche, ſich langſam nähernd, um ihm die Krücke zu unterlaufen. Meinſt du, ich ließe mir das gefallen, ohne deinen Kahlkopf gehämmert zu haben? Und das Mädchen ſoll ich in Ruhe laſſen? Sieh 'mal an! ein Harfenmädchen und ſo ſpröde? das paßt wie eine Fauſt auf ein Auge!

„Ludwig hatte die Bewegungen des noch nicht völlig trunkenen Burſchen beobachtet. Es war offenbar ſeine Abſicht, mit ſeinem Schwatzen den Alten irre zu machen, und dann ſeinen Arm zu unterlaufen. Die Anderen rückten eben auch herzu, an der Geſchichte Theil zu nehmen.

„In dem Augenblick aber, wo der Kerl ſeinen Plan ausführen wollte, ſprang Ludwig hinter dem Ofen hervor, und ſeine kräftige Fauſt traf den Burſchen ſo auf den Kopf, daß er zu Boden ſtürzte.

„Donnerwetter! riefen die beiden Andern und ſtürzten ſich auf Ludwig; allein ſie hatten es mit einem Manne zu thun, deſſen rieſiger Kraft ſie nicht gewachſen waren. Ehe ſie ſich's verſahen, lag der eine in dieſer, der andere in jener Ecke.

„Schurken! donnerte er ihnen zu. Auf der Stelle verlaßt die Stube, oder ich laſſe Euch von der Polizei arretiren.

„Kleinlaut ſtanden die Drei auf, faßten ihre Felleiſen und ſchoben ſich zur Thüre hinaus.

„Die übrigen Gäſte belobten Herrn Schneider's Art und Weiſe aus vollem Herzen, und der alte Orgelſteffen reichte ihm dankend die Hand.

„Gott vergelt's, Herr! ſagte er. Ihr ward uns ein Retter in der Noth. Ich alter Kerl hätt's doch mit den Drei nicht aufnehmen können.

Die Ruhe war hergeſtellt. Die Bürger ſetzten ſich wieder zu ihren Gläſern, und nahmen ihr Geſpräch wieder auf, während die ſchöne Mechthilde Worte eines tief gefühlten Danks ausſprach.

„Die Wirthin kam nun auch herein und machte Ludwigen mit ſeinen Schützlingen bekannt. Kurzum, nach wenigen Minuten waren ſie im Geſpräch und der Ludwig konnte ſich gar nicht ſatt ſehen an dem bildſchönen Mädchen, nicht ſatt hören an ihrem ſinnigen Geſpräche, obwohl ſie dazu erſt durch die pappelige Wirthin gebracht wurde, die ſich eben ſo geberdete, als ob der Orgelſteffen und Mechthildchen bereits alte Bekannte des Herrn Schneider wären.

„Als nun die Gäſte fort waren und das immer abſcheulicher werdende Wetter keine mehr kommen ließ, ſetzten ſie ſich recht gemüthlich zueinander, aßen zuſammen das Abendbrod, und als das Eſſen vorüber war, ſchlug die Wirthin vor, daß ſie ſich Alle zuſammen nahe an den Ofen ſetzten, um noch ein Weilchen zu verplaudern. Das wurde mit Freuden angenommen.

„Da hat denn Ludwig der Mechthilde ſein Bedauern kund gethan, daß ihr ſo Uebles habe begegnen müſſen. Sie hat ihn mit den großen ſchönen und treuherzigen Augen, die ſich mit Waſſer füllten, angeſchaut und geſagt, ſolche Bitterkeiten ſeien mit ihrem Gewerbe leider oft verbunden; ſie hoffe aber deſſen bald überhoben zu ſein, da der Vater das Herumwandern aufgeben wolle. Darauf hat der Orgelſteffen geſagt: Er ſei nun feſt entſchloſſen, daß dies ihr letzter Gang geweſen ſein ſolle.

„Das Märchen ſchlug die Hände zuſammen, und es war leicht zu hören, daß das: Gottlob! was ſie ausſtieß, aus tiefem Herzensgrunde komme.

„Wie ſich das ſo im Geſpräche macht, ſo kamen ſie auf die Muſik, und die Wirthin hat Mechthilde gebeten, ſie ſolle etwas ſingen und ſpielen, und der Herr Schneider werde es dann auch thun; ſie werde ja dann ohnehin ihre liebe Stimme nicht mehr zu hören kriegen.

„Mechthilde war kein zimperlich Dingelchen, das ſich lange ziert und bitten läßt; ſie holte ihre Harfe und ſpielte und ſang. Da hat der Ludwig ſich ſagen müſſen: er habe nie und nirgends eine ſolche Stimme gehört. Ordentlich hat er den Athem angehalten und gehorcht.

„Die Wirthin ſchaute ihn an, als wolle ſie ſagen: Gelt, ſo was haſt du noch nicht gehört, und ich hab' doch recht! Was aber dem Ludwig beſonders gefiel, das war, daß das Mädchen nur ſchöne, ernſte Lieder ſang und keine Leierſtücklein und Schelmenlieder, wie man ſie ſonſt hört. Er hat's auch nicht zurückhalten können, ſie von Herzen zu loben, und ſolches Lob hat dem Mechthildchen die Wangen höher gefärbt, zumal nun Ludwig ſeine Geige holen mußte und auch ſpielte wie ein ausgeheckter Meiſter. Da iſt denn die Bahn gebrochen geweſen. Er hat ſie mit ſeiner Geige begleitet, und ſie vergaßen ganz die Zeit und die Mitternacht, die gekommen war. Der alte Orgelſteffen, der ſanft eingelullt war, mußte ſie ans Schlafengehen erinnern.

„Der Abend war von großen Folgen, denn der Ludwig konnte gar nicht einſchlafen, weil er immer das ſchöne züchtige Mädchen vor ſich ſah, und ihre Stimme hörte. Als ihn die Wirthin Morgens zu Geſichte bekam, rief ſie und ſchlug ein Schnippchen dazu: Wer hat recht?

„Sie, Sie, ganz und vollkommen! hat ihr der Ludwig geantwortet.

„Gelt, ſie iſt ein leibhaftiger Engel? fragte ſie wieder, und der Ludwig antwortete: Bei meiner Seele, ja! Und die Wirthin lächelte ſchalkig und ſagte: Ich werde das Mädchen ſchwer vermiſſen!

„Da fragte Ludwig: Iſt ſie ſchon fort? — und der Frage konnte man's anmerken, wie ſie gemeint war.

„Nein, ſagte die Wirthin; aber wenn Ihr ſie heute noch ſehen und hören wollt, ſo —

„Schickt den Hausknecht zu meinen Schülern! rief Ludwig, und laßt ſagen, heute gäbe ich keinen Unterricht. Die Wirthin lachte in ſich hinein und ging, es zu beſorgen.

„Das Wetter war noch immer ſo rauhlich, daß an ein Fortgehen nicht zu denken war; daher verlebten ſie den Tag noch einmal mit einander, und die Wirthin, die ſich auf die Augen und Herzen verſtand, meinte in ihrem ſtillen Sinne, zu einer jungen lieben Frau Schneider ſei's eben nicht allzu weit. Sie hatte darin auch nicht falſch gerechnet.

„Das Mädchen lag dem Ludwig im Sinne. Niemals hatte eine ſo auf ſein Herz gewirkt, wie das Kind von Els in ſeiner einfachen, natürlichen Art.

„Als endlich die Scheideſtunde kam und das Mädchen mit heißen Thränen von der Wirthin Abſchied nahm, ſagte ſie leiſe in ihr Ohr: Du ſiehſt ihn wieder; er hat dich lieb, du kannſt mir's glauben. Da iſt ſie ſtill an ihre Bruſt gefallen und hat ihr Geſicht an ihrer Schulter verborgen, und die Frau wußte genug. War auch kein Wunder; denn wenn auch der Ludwig kein Jungburſch mehr war, ſo hätte ihm denn doch ſein Feind zugeſtehen müſſen, daß man nicht leicht einen ſchöneren, ſtattlicheren und feineren Mann ſehen mochte als ihn. Die Wirthin war ihrer Sache gewiß und nahm Abſchied auf Wiederſehen. Als der Ludwig ihnen Adieu ſagte, flüſterte er dem Mädchen zu: Darf ich einmal nach Els kommen? Sie iſt da ſo roth geworden wie eine Eſſigroſe und hat doch geſagt: ſie werde ihn mit Freuden wiederſehen. Auch der ehrliche Orgelſteffen hat ihn erſucht, wenn ſich der Weg beträfe, ſo möge er ihn doch ja beſuchen.

„Seit das Mädchen fort war, gefiel's dem Ludwig auch gar nicht mehr in Mainz. Er iſt immer in ſich gekehrt umhergegangen, und die Wirthin ſah es ihm an, daß er über etwas ſimulire, was er eben noch nicht ſagen wolle. Wo es ging, fing ſie von dem Mechthildchen zu reden an, und da iſt ihm das Herz allemal aufgegangen wie eine Blume, wenn die Sonne darauf ſcheint. Als ihr Mann heimkam von der Reiſe, und ſie ihm die Geſchichte erzählte, lachte der und ſagte: Zweierlei ſteht feſt: Jedem ſchlägt einmal das Stündlein, dem früh, jenem ſpät, und ihr Weiber könnt das Kuppeln nicht laſſen!

„Närrchen, ſagte darauf die Wirthin, wenn man ſelbſt einen lieben Mann hat, möchte man's einem lieben Mädchen auch ſo wünſchen. Unglückliche Weiber machen nicht gerne Freiereien. Der Wirth ſchlug ihr lächelnd auf den Mund und ſagte: Dir fehlt's an Gründen niemals! Wollen ſehen!

„Wirſt's auch ſehen, ſagte ſie. Bis zum Oſterfeſte haben wir eine ſchöne Frau Schneider im Haus, und du magſt wohl aufpaſſen, daß du ihr nicht zu tief in die Augen ſiehſt!

„Da hatte ſie ſich aber doch verrechnet, wie ich Euch, lieber Herr, gleich erzählen werde.

„Als die Sonne im Rheinthale den Winterſchnee weggeleckt hatte und die Schneeglöckchen und Vorwitzchen, weiß und blau, herausguckten, kam eines Morgens Herr Schneider zu der Wirthin. Er war in Reiſekleidern und ſeine Violine hing an einem Traggurt im ſaubern leichten Käſtchen an ſeiner Seite.

„Wohin? fragte ſie.

„Rathen Sie? ſagte Ludwig und wurde etwas verlegen.

„Ha! ha! ich weiß es ſchon, kicherte ſie. Nach Els!

„Sie haben's errathen! verſicherte er.

„Hab's lange gewußt, daß es ſo käme, verſetzte ſie, denn ich habe gar gute Augen, und unſereins weiß, wenn es viertelt, wieviel Uhr es iſt. Umſonſt geht Ihr nicht! Hab' dem Mechthildchen auf den Puls gefühlt. Da ſteht's wie bei Euch. Geht in Gottes und aller Heiligen Namen und Schutz! Ihr kommt als Bräutigam wieder!

„Vielleicht gar nicht mehr, ſagte Ludwig.

„Das ſollte mir leid ſein, verſetzte die Wirthin, denn wir ſind ſo an Euch gewöhnt, daß Ihr uns überall fehlen würdet.

„Er drückte ihre Hand und die ihres lächelnden Mannes, und ging, nachdem ſie ihm viele tauſend Grüße mitgegeben.

„Nun muß ich Euch aber ſagen, fuhr der Spießmann fort, wie es hier in Els ſtand. Ich kam damals täglich in des Orgelſteffen's Haus und bin von Allem Augenzeuge geweſen. Als der Orgelſteffen und das Mechthildchen zurückkamen, ſprach er es feſt aus, das ſei der letzte Gang ins Land geweſen. Die üble Jahreszeit hatte ihm auch arg mitgeſpielt und ſein Beinſtumpf ſchmerzte ihn über die Maßen, und das wollte nicht wenden und nicht weichen. Hatt's auch nicht mehr nöthig, denn er hatte vollauf zu leben und ſein Schäfchen ins Trockne getrieben. Für ſein Kind war geſorgt, wenn er auch ſterben ſollte. Nur das quälte ihn, daß Mechthilde nicht verſorgt ſei. Der Herr Schneider lag ihm in der Seele. Mir hat er oft hinterm Ofen, wenn wir allein waren, geſagt: Ja, Caspar, wenn der meines Kindes Mann wäre, ſtürbe ich gern, denn es iſt ein feiner braver Menſch, und geigte dir, nein, ſo was ſtellſt du dir nicht vor! Auch dem Schulmeiſter erzählte er, und dieſem wäſſerte ordentlich der Mund nach der Extravioline, denn er verſtand ſich auf den Artikel wie ein Metzger auf die fetten Ochſen.

„Mit dem Mechthildchen war's auch nicht mehr wie ſonſt. So heiter und fröhlich ſie ſonſt geweſen, ſo ſtill und traurig war ſie jetzt. Manchmal ſaß ſie da, als ſchliefe und träume ſie mit offenen Augen, und wenn man ſie anredete, fuhr ſie zuſammen wie bei heftigem Erſchrecken. Ich konnte das Weſen gar nicht begreifen. Ja, ich fand ſie ſelbſt manchmal daſitzen, daß ſie lächelte gar holdſelig und lieb, und es ſtand ihr doch Waſſer in den Augen. Unſereiner verſtand das nicht ſo. Bei uns iſt die Lieb' meiſt fröhlich, und die ſich lieb haben, kriegen ſich auch. Darum dachte ich nicht, daß das Liebe ſei. War's aber doch. Sie ſang und ſpielte am liebſten traurige Lieder. Sie wurde auch ordentlich bleich in ihrem Leid, und ich war recht beſorgt um das liebe Kind.

„Endlich im Frühjahr, ich war damals ſchon Spießmann, kam Einer von Dietz her, der hatte ein ſeltſam Käſtlein anhängen, ein ſchöner Mann, der auch ſtädtiſch und recht fein gekleidet war. Fragt mich: Spießmann, wo wohnt der Orgelſteffen? Will's Ihm zeigen! ſagte ich, und ging mit ihm.

„Wo kommt Ihr denn her? frag' ich ſo mir nichts, dir nichts; hätt' aber doch gerne gewußt, wer's ſei und was er im Schilde führe.

„Von Mainz! ſagte er kurz.

„Da geht mir ein Licht auf! — So ſeid Ihr gewiß der Herr Schneider aus der Auguſtinergaſſe, der ſo ſchön geigen kann? ruf' ich aus.

„Er blickt mich verwundert an. Woher wißt Ihr denn von dem? fragt er.

„Ei, ſag' ich, mein guter Freund, der Orgelſteffen, hat mir gar viel Rühmens und Preiſens von Euch dahergemacht. Wenn Ihr der ſeid, ſo kommt Ihr recht willkommen.

„Sind ſie noch geſund? fragt er weiter.

„So ſo, la la, ſag' ich. Der Alte krebſt an ſeinem Beinſtumpfe ſeit Herbſt, und das herzliebe Mechthildchen iſt auch ſo abſonderlich, es lacht und greint in einem Athem, wie das Wetter im April.

„Da hat er gelächelt und hat ſtillgeſchwiegen, und iſt fürbaß geſchritten. Als wir uns dem Hauſe näherten, höre ich plötzlich einen Schrei der Freude und ſehe Mechthildchen herauseilen. Als ſie vor ihm ſtand, war ſie plötzlich ganz verblüfft, erröthete und erbleichte, und ſchlug die Augen nieder, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Da hab' ich Kehrt gemacht, weil ich dachte: du gehörſt hierher nicht! Allein das weiß ich, daß große Freude im Hauſe war, daß der Orgelſteffen vor Freude den ganzen Tag lachte und Mechthild hüpfte und ſprang. Wie der Blitz war auch der Schulmeiſter da, und nun ging's ans Muſikmachen. Da hättet Ihr aber einmal unſern braven Schulmeiſter ſehen ſollen! Der zappelte an Leib und Seele vor Luſt, als der Meiſter ſeine Schülerin lobte, und auch ſein Spiel mit vollen Ehren anerkannte.

„Das Ding muß ſich ſchnell gemacht haben, denn Ludwig blieb in Els, und ſchon nach acht Tagen verkündigte der Pfarrer das Paar von der Kanzel, und die Hochzeit folgte in der Ordnung nach. Daß ſie ſehr glücklich waren, brauchte Niemand zu ſagen; man ſah's mit eigenen Augen.

„Auch darauf kam die Rede, daß ſie nach Mainz ziehen wollten; aber der Orgelſteffen ſagte: Ach, bleibet hier, daß ich doch einſt neben meinem lieben Weibe ruhen kann. Schon ſeit ihrem Tode kriegt jährlich der Todtengräber ein Trinkgeld von mir, daß er das Plätzchen neben ihr frei läßt für mich. Bin ich todt, dann ſteht euch die Welt offen, wenn es euch hier, wo ich ſo glücklich war, nicht mehr gefällt.

„Da war denn nun weiter keine Rede mehr vom Weggehen, und es koſtete Ludwig keine Ueberwindung. Sie hatten zu leben, und eine Reiſe, die er mit Mechthild im Sommer machte, brachte erſtaunlich viel Geld ein.

„Doch, lieber Herr, ſagte der Spießmann traurig, es ſoll auf Erden kein Glück vollkommen ſein!

„Mechthild gebar im zweiten Jahr ihrem Gatten eine Tochter und — ſtarb.

„Von dem Leid im Dorfe könnt Ihr Euch keine Vorſtellung machen. Mechthild war Allen lieb geweſen, denn ſie war Allen ein Engel geweſen in Leidenstagen. Von dem Leide Ludwig's, ihres Vaters, des Schulmeiſters — nein, davon kann ich nicht reden. Seht, es ſind nun viele Jahre hin, und doch kann ich alter Mann der Thräne nicht wehren. Der Spießmann trocknete ſich die Augen. — Nur das Kind, das ihnen blieb, das ihr Ebenbild war, hielt ſie oben. Doch nagte der Wurm ſo lange an des Orgelſteffen Seele, bis er die feinſten Fäden zernagt — er ſtarb.

„Jetzt, hätte man denken ſollen, würde Ludwig von dannen ziehen; aber gerade umgekehrt! Er ſagte: Hier iſt mir jeder Raum geheiligt. Hier bleib' ich. Und er blieb.

„Der alte Schulmeiſter, den ſeines Lieblings Tod ſelbſt bis zum Tode betrübte, war Ludwig's ſtete Geſellſchaft.

„Sie trauerten miteinander, ſie ſprachen miteinander von ihr, und darin fanden ſie ihren gemeinſamen Troſt. Man ſah ſie miteinander ausgehen und, ſobald die Schule aus war, kam der alte Mann in Ludwig's Haus und blieb bis zum ſpäten Abend. Ludwig war nur mehr der halbe Mann. Erſt als ſein Kind heranwuchs, wurde er dem Leben wieder zugewendet. Man ſah ihn wieder einmal lächeln. Von nun an lebte er ganz ſeiner kleinen Mechthilde, denn ſo hatte er ſie in der Taufe nennen laſſen. Und es war, als wolle der liebe Gott ihn recht tröſten, das Kind wurde alle Tage ihr Ebenbild mehr.

„Frühzeitig entwickelte das Kind reiche Gaben, und beſonders eine große Anlage und Liebe für die Muſik. Der Schulmeiſter ſagte: Pflegt dieſe Gottesgabe, es iſt eine ſo ſeltene und ſchöne!

„Das that Ludwig. Zwar brach ihm ſchier das Herz dabei, aber am Ende lindert denn doch die Zeit jedes Weh und der

Menſch findet ſich darein. So fand ſich auch Ludwig in ſein Loos und lebte für ſein Kind.

„Ich denke,“ fuhr der Spielmann fort, „ich kann über eine Reihe von Jahren hinweggehen, in denen die junge Mechthilde zur Jungfrau heranreiſte; aber das muß ich Euch ſagen, ſie war noch ſchöner als ihre Mutter, und ihr Geſang, das ſagte der Schulmeiſter, der's verſtand,, und der in das Mädchen wie in einen Spiegel ſah, ihr Geſang war noch ſeelenvoller und kunſtgerechter, weil Ludwig ſelbſt ihr den Unterricht gegeben und ihre Ausbildung geleitet.

„Eines Tages ſagte der Schulmeiſter: Hört 'mal, Herr Schneider, es wäre eine Sünde, wolltet Ihr den Schatz, den Euch Gott gab, der Welt verſtecken und vorenthalten. In eine Stadt, auf ein Theater wollt Ihr Euer Kind nicht bringen, darin habt Ihr recht; aber bedenkt einmal: wir ſind Alle Menſchen. Habt Ihr Vermögen genug, daß Mechthilde leben kann, wenn Ihr ſterben ſolltet? Ich habe zwar in Euern Beutel nicht geguckt, und will's auch nicht; aber es will doch ein Vater ſein Kind ſicher ſtellen, wenn er's kann. Darum rath' ich, macht Kunſtreiſen und gebt Concerte. Ihr ſeid ein Meiſter und Mechthilde iſt eine Meiſterin auf der Harfe und im Geſang. Es wird Gold in Euern Schooß regnen, und Ihr könnt einmal ruhig Euer Haupt auf die Hobelſpäne des Sarges legen, wenn Ihr wißt, mein Kind ſteht ſicher in der Welt vor Sorgen und Mangel. Das ſagt Euch Euer beſter Freund, und der bin ich, das weiß Gott!

„Dies Wort des wackern Mannes ſchlug durch. Schon im nächſten Frühling reiſten ſie weg, und bald ſagte der Schulmeiſter: Da haben wir's, wie ich es ſagte; die Zeitungen ſind voll Ruhmes des Künſtlerpaares Schneider, Vater und Tochter. Während unſere Elſer Schnurranten überall auf Jahrmärkten und Kirchweihen umhergeigten, unſere Orgelmänner durchs Land wanderten, gaben die Zwei ihre Concerte nur in den großen Städten, und das Geld floß ihnen zu, und der Ruhm knüpfte ſich an ihren Namen.

„So geſchah es denn auch einmal, daß Vater und Kind im

Sommer in die ſchöne Stadt Heidelberg kamen. Bin auch da geweſen, und Euch, lieber Herr! wird ſie wohl auch bekannt ſein. Der glänzende Ruf ihrer Kunſt war ihnen vorausgegangen, und von allen Seiten forderte man ſie auf, ein Concert im Schloßgarten zu geben.

„Ludwig ging darauf ein, und ganz Heidelberg war von dem Gedanken erfreut. Am Tage des Concertes ſtrömte Alles, was Leben und Beine hatte, hinauf in die alten Mauern des Schloſſes, wo alle Räume ſo lieblich benutzt ſind zum ſchönſten Garten.

„Ludwig und Mechthilde hatten ihr Plätzchen in dem Gebüſche der großen Terraſſe gewählt. Die Menſchenmenge wogte umher.

„Plötzlich ertönte das Spiel. Der Vater geigte und zart begleitete die Harfe; dann nahm die Harfe den Vorrang und die Geige begleitete.

„Nun ſang Mechthilde, und ihr Vater begleitete den Geſang.

„Herr,“ ſagte der Spießmann, „ich hab's hundertmal gehört, aber ich ſag' Euch, man iſt im Himmel geweſen. So müſſen die Engel im Himmel ſingen! Hatten nun die Leute vorher ſchon wie raſend geklatſcht und Bravo gerufen — jetzt, als ſie geendet, nahm der Jubel und Sturm des Beifalls kein Ende.

„Nicht weit von der Stelle, wo Ludwig und Mechthilde ſaßen, ſtand ein Trupp Studenten.

„Einer rief: Die Künſtler haben hier kein Eintrittsgeld erheben können, ich denke, wir erheben's für ſie.

„So iſt's recht, rief ein anderer, und bald gingen die Beiden umher und ſammelten, bis ihre Mützen ſchier überfloſſen.

„Wir wollen einmal ausleeren, ſagte der Erſte, und trat in das Gebüſch. Er ſtand vor Ludwig und Mechthilde; aber er ſtand da, als ob ihn der Donner gerührt, der Blitz getroffen hätte. Er war keines Wortes mächtig, aber ſein Blick flog von dem Mädchen auf den Vater, von dem Vater auf Mechthilde. Was aber das Auffallendſte war, auch Ludwig war ſo betroffen vom Anblicke des Studenten, und Mechtilde ſah lachend von ihm auf den Vater, und vom Vater auf ihn.

„Endlich bat in verworrenen Ausdrücken der Jüngling, ihm doch das Geld abzunehmen. Das geſchah auch, und ebenſo ſeinem Genoſſen. Sie eilten hinweg und ſammelten weiter, und brachten auch das. Jetzt war der Jüngling ſchon muthiger, trat aber doch beſcheiden zurück, als Mechthilde ihre Harfe ſtimmte.

„Noch einmal ſang ſie zur größten Freude der Zuhörer, dann eilten ſie hinweg ſo ſchnell ſie konnten, und ſo unbemerkt als möglich.

„Welche Aehnlichkeit mit dir, ſagte Mechthilde zu ihrem Vater, als ſie im Gaſthofe waren.

„Es iſt ein ſeltſamer Zufall, verſetzte Ludwig kurz, ging aber hinaus und beſtellte einen Wagen, und ſchon nach einer halben Stunde rollten ſie zum Thore hinaus gen Mannheim.

„Der Vater war ungemein ſtill heute und Mechthilde auch, denn vor ihrer Seele ſtand das Bild des ſchönen jungen Mannes.

„In Mannheim gaben ſie ein Concert im Theater. Kaum traten ſie auf, als Ludwig's und Mechthilde's Auge dem glänzenden Auge des ſchönen Studenten begegneten, der gerade vor ihnen ſaß.

„Mechthilde erröthete bei ſeinem Anblick und Ludwig faltete ſeine Stirne. Wieder ernteten ſie den reichſten Beifall, allein wieder eilte der Vater nach dem Concerte von Mannheim weg, geradezu nach Els.

„Er wollte ſein Kind der Liebe entziehen. Lieber Gott,“ ſagte der Spießmann, „das iſt ein eitel Bemühen. Im Liede heißt's nur zu wahr:

„Ueber Berge und Seen,
Ueber Flüſſ' ohne Steg,
Findet heiße Liebe
Von ſelber den Weg!“

„So viel iſt gewiß, das Mädchen hatte in die feurigen ſchwarzen Augen des jungen Studenten viel zu tief hineingeſchaut, als daß ſie ſie hätte vergeſſen können. Die Liebe ſaß im Herzen. Treib' ſie da einer heraus. Das bringt niemals einer fertig, und wenn er der Mächtigſte wäre.

„Was aber die Aehnlichkeit betraf, die Mechthilde zwiſchen ihrem Vater und dem Studenten gefunden, die auch den Vater betroffen gemacht, ſo hatte es damit ſeine volle Richtigkeit und lag der Schlüſſel zu dieſem Räthſel darin, daß der Student ſeines Bruders Sohn war. Das lag eben ſo: Der junge Walsdorf ſtudirte in Heidelberg. Schon als Kind hatte er viel Aehnlichkeit mit ſeinem Oheime Ludwig, und die prägte ſich mit den Jahren immer deutlicher aus.

„Im Saale daheim hing ein Bild ſeines Oheimes Ludwig. Daran war er mit aller Macht erinnert worden, als der berühmte Geiger Schneider vor ihm ſtand; allein mehr als dieſe Aehnlichkeit ergriff ſein Herz die wunderbare Schönheit der Sängerin.

„Ganz trunken kam er zu Hauſe an. Schnell erkundigte er ſich, wo ſie wohnten; als er aber in den Gaſthof trat, ſich nach ihnen zu erkundigen, waren ſie weg. Er eilte ihnen nach Mannheim nach. Dort hatte er das Glück, ſie noch einmal zu ſehen, zu hören — aber dann war's alle. Jedermann hoffte auf ein zweites Concert, allein ebenſo ſehr wurde alle Welt durch die ſchnelle Abreiſe der Künſtler betroffen. Der junge Walsdorf trug indeſſen das Bild Mechthilden's im Herzen heim. Er war ein geſchickter Maler und hatte es in dieſer Kunſt ſehr weit gebracht. Kaum heimgekehrt nach Heidelberg, ſchloß er ſich ein, ließ keinen Menſchen zu ſich und malte Mechthilden's Bild, wie er es geſchaut. Als er damit fertig war, zeigte er es dem Freunde, der mit ihm das Geld geſammelt. Der rief voll Erſtaunen: Das iſt ja die ſchöne Harfnerin mit Leib und Seele!

„Der beſonnene Freund, der Walsdorf's Weſen kannte, ſagte zu ihm: Am Ende verliebſt du dich in das Bild einer wandernden Harfnerin? Weißt du nicht, daß dieſe wandernden Künſtlerinnen in der Regel nicht viel werth ſind. Laß die Poſſen!

„Walsdorf rief: Sieh 'mal dies Geſicht und Auge! Erinnere dich des Mädchens, und dann rede, ob du das von der auch ſagen möchteſt. Laß mir meinen Glauben, daß ſie arm und makellos iſt. Du nimmſt mir ihn doch nicht, ſo wenig du im Stande biſt, ſie meiner Liebe zu rauben.

„Und die iſt in alle Welt! rief der Freund lachend. Wo willſt du ſie finden?

„Das weiß ich nicht! rief Walsdorf.

„Darum iſt's eben eine Tollheit! ſagte der Freund.

„Mit dem Räſonniren wurd's eben nicht anders. Der junge Menſch behielt ſein Bild auf der Leinwand und im Herzen, und er forſchte nach Mechthilden und hörte, ſie ſei aus Els.

„Im Herbſte kehrte er heim.

„Droben am Maine, wo die Spiegelſcheiben des Landhauſes des Herrn Barons von Walsdorf ins Mainthal ſchimmerten, war's in der letzten Zeit gar öd' und ſtill geweſen, denn der alternde Mann wanderte allein in den weiten ſchönen Räumen umher und trug ſein Leid für ſich. Zwar galt dies Leid nicht ſeiner Frau, denn die verdiente es nicht, ſondern ſeinem Bruder, den die Revolution in Paris verſchlungen hatte. Je älter er wurde, deſto tiefer fühlte er, daß er dieſen Bruder anders hätte behandeln ſollen. Er ſah halt jetzt Alles mit anderen Augen an, und das lag oft ſchwer auf ſeinem Herzen. Stundenlang ſtand er vor dem Bilde des Bruders, und es war ihm, als müſſe er ihn im Bild um Vergebung bitten und ſich mit ihm ausſöhnen.

„Endlich kam der Sohn, und der Vater fühlte, welch ein Glück es ſei, einen tüchtigen, wackern Sohn zu haben.

„Einmal kommt der Alte in den Saal, wo die Bilder hängen, und Ludwig ſteht vor des Oheimes Bild in tiefem Sinnen. Vater, ſagt er da zu dem Alten, ich muß dir eine Geſchichte erzählen, die mich oft vor dies Bild meines Oheimes führt. Biſt du gewiß, daß er todt iſt?

„Der Alte ſah ſeinen Sohn an und ſagte innerlich bewegt: Wie kommſt du zu der Frage? Leider iſt es eine mir bittere Gewißheit. Genauer als ich nach ihm in Paris geforſcht habe, iſt's nicht möglich. Obgleich keine volle Gewißheit zu erlangen iſt, ſo bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er dort umgekommen iſt.

„Hör' 'mal, ſagte der Sohn, könnte er nicht noch leben? Mein Gott! ruft der Vater aus, wie redeſt du? Glaubſt du es denn?

„Noch eins, Vater, fährt der Sohn fort, glaubſt du, daß er, wenn er arm geworden, zu dir gekommen wäre?

„Nein, Kind, nein, ſagt der Vater; dazu war ſein Stolz, ſeine Selbſtſtändigkeit zu unbeugſam geweſen!

„Sagteſt du mir nicht, er ſei ein ſeltener Geiger geweſen?

„Gewiß, Kind, verſetzte der Vater. Nur wenige Künſtler kamen ihm gleich. Aber was ſoll dein Fragen?

„Nur noch eine, ruft der Jüngling; ſagteſt du nicht, er habe eine Cremoneſer Geige von dem alten Meiſter Amati, die einen Klang von wunderbarer Reinheit habe.

„Auch das iſt ſo, wie ich es dir oft erzählt. Ihr Ton iſt wahrhaft himmliſch, und unter ſeinem Bogen iſt ſie doppelt herrlich. Nun aber rede, warum fragſt du ſo?

„Der Sohn ſetzt ſich nun zum Vater und erzählt ihm das, was er in Heidelberg erlebt. Er verhehlt ihm nicht, wie das Bild des Mädchens in ſeiner Seele lebe; ja er iſt ganz offen und zeigt dem Vater ſein Bild von Mechthilde.

„Der Vater betrachtet's mit Wohlgefallen und zugleich mit dem Blick eines Mannes, der ein Urtheil hat über die Art und Weiſe des Malens. Dann ſagt er: Es iſt ſeltſam, aber Aehnlichkeiten ſind ſo häufig in der Welt. Obgleich der Klang der Geige und das Spiel des Mannes ausgezeichnet ſein mag, ſo iſt's am Ende doch nur, was tauſendmal ſich in der Welt wiederholt, ein Zufall.

„Ich glaube nicht, daß es einen Zufall gibt, ſagt darauf der Sohn. Der Geiſtliche, der mich confirmirte, lehrte mich an eine Leitung Gottes glauben.

„Zugegeben, ſagt der Vater, aber wie ſoll dein Oheim ein Schnurrant werden?

„Schnurrant? ruft der Sohn aus. Wenn der Geiger ein Schnurrant iſt, ſo gibt's keinen Meiſter mehr! Wär' es nicht möglich?

„Ich ſage nein, mein Kind, darum, weil ich ſeine Spur bis in das Gefängniß, und das galt damals ſo viel als bis auf das

Blutgerüſt, verfolgt habe. Da geht die Spur aus, ſagte der Vater und ſeufzte tief. Haſt du denn nicht erforſcht, woher dein Geiger war? fragte er darauf.

„Gewiß, erwiederte der Sohn. Er iſt aus einem naſſauſchen Dorfe, wo viele Orgelmänner zu Hauſe ſind, aus Els bei Dietz.

„Siehſt du, rief der Vater aus, ich habe doch recht. Nein, Ludwig, ſo tief konnte ſich die edle Natur deines Oheimes nicht erniedrigen. Das glaube mir. Du kannteſt ihn nicht. Er war ein ſeltener hochherziger Menſch.

„Vater, entgegnete der Sohn, der Mann hatte etwas Edles in ſeinem Weſen. Denke nicht an herumziehendes Geſindel.

„Die ſchöne Tochter beſtach dein Auge, verſetzte der Vater. Schlag dir die Geſchichte aus dem Kopf, und vor Allem laß das Bild des Mädchens aus deinem Herzen. Bedenke, ein Harfenmädchen und du.

„Damit ließ ihn der Alte allein, und der Sohn hat noch lange die beiden Bilder betrachtet. Was aber der Vater warnend geſagt, kam zu ſpät. Das Bild ſtack im Herzen. Indeſſen waren des Sohnes Worte denn doch nicht ſo ganz leer geblieben. Der alte Baron ſann viel nach. Er ſchrieb an einen bekannten Mann in Dietz, um ſich nach dem Muſikus Schneider zu erkundigen, und der Brief berichtete, daß Schneider von aller Welt geſondert lebe, ein Ehrenmann ſei und ſeine Tochter eines fleckenloſen Rufes genieße. Ob Schneider jemals in Frankreich geweſen, ob er eine höhere Einſicht habe, als andere Leute ſeines Gewerbes, das wiſſe er nicht, ſchrieb der Mann, weil er ihn ſeines Wiſſens nie geſehen; doch ſpreche der Arzt, der ſeine Frau behandelt, mit hoher Achtung von ihm und meine, es ſtecke mehr hinter ihm, als er Wort haben wolle; ferner, ſchrieb er: habe der Mann früher in Mainz als Muſiklehrer gelebt.

„Das warf denn doch Feuer ins Stroh bei dem Barone. Seinem Sohne ſagte er nichts; aber er reiſte mitten im Winter nach Mainz und blieb acht Tage dort. Der Sohn war unwohl;

das ſicherte den Vater vor einem Gange, den der Sohn nach Els hätte machen können.

„In Mainz fand er bald den Arzt heraus, der Ludwig dort behandelt und ſpäter mit ihm in Verbindung geſtanden. Er fand die Wirthsleute, wo Ludwig gewohnt.

„Der Arzt rühmte Ludwig's Bildung, ſeine muſikaliſchen Talente. Er ſagte ihm, daß er eine treffliche Amati-Geige habe, und daß er ihm geſagt, es ſei dieſe Geige das letzte, was er gerettet. Auch wußte der Arzt, daß er in Paris und dort im Gefängniſſe geweſen, aber faſt durch ein Wunder dem Tod entgangen ſei. Im Wirthshaus erfuhr er nur Gutes von ihm. Die Wirthin pries ſeiner nachmaligen Gattin Schönheit, Kunſt und Sittſamkeit, und erzählte ihm haarklein, wie es mit der Heirath gegangen ſei.

„Mit jedem Augenblicke machten dieſe Umſtände den Baron wankender in ſeinen dem Sohne geäußerten Zweifeln. Seine Unruhe wuchs. Für's Erſte wollte er zu ſeinem Sohne zurückkehren, und ſobald das Wetter es erlaube, nach Els gehen, ſich Gewißheit zu verſchaffen.

„Der Januar und Februar ſelbigen Jahres,“ fuhr der Spießmann zu erzählen fort, „waren erſchrecklich hart; doch mit dem März kam der Frühling mit aller Macht und Schönheit.

„Gerade um dieſe Zeit erhielt der junge Walsdorf einen Brief von dem treuen Freunde, der damals mit ihm das Geld bei dem Concert auf dem Heidelberger Schloſſe geſammelt. Er war in Frankfurt und hielt ſich etwa acht Tage dort auf. Ludwig eilte dorthin, und ſchon an demſelben Morgen beſtieg der alte Baron ein Pferd und ritt nach Els.

„Was ich Euch bisher von dem alten Baron und ſeinem Sohn erzählt, hab' ich aus guter Quelle,“ ſagte der Spießmann; „was aber nun folgt, kann ich Euch, lieber Herr, wieder als das erzählen, was ich erlebt habe.

„Es war ein gar ſchöner Frühlingstag, an dem die Sonne mild und freundlich ſchien, als ich auf dem Bauholz unter der Linde ſaß und mich ſonnte. Am Morgen hatte ich Ludwig oder

Herrn Schneider, wenn Ihr wollt, auf dem Wege nach Dietz begleitet, wohin ihn ein Geſchäft führte. Ich konnte durch die hellen Fenſter Mechthildchen ſehen, wie ſie daſaß und las, denn der Vater hatte erſtaunlich viele ſchöne Bücher gekauft. Jeden Abend laſen ſie vor, und Mechthildchen las ſelber ſehr gerne.

„Da kam ein Herr vom Wirthshauſe her, der mir ein Forſtbeamter zu ſein ſchien. Ich kannte ihn nicht. Er grüßte mich höflich und fragte, wo Herr Schneider wohne. Ich zeigte ihm das Haus. Er ſah jetzt das Mädchen und blieb, wie wenn ſein Fuß angefeſſelt wäre, ſtehen und ſah auf ſie.

„Iſt das vielleicht ſeine Tochter? fragte er endlich, und als ich die Frage bejaht, ging er langſam auf das Haus zu.

„Mechthildchen war ſo ſehr in ihr Buch vertieft, daß ſie nicht wahrnahm, daß der Fremde in das Haus trat. Erſt als er anklopfte, legte ſie das Buch weg und ging dem Fremden entgegen, den ſie anmuthig grüßte. Ich konnte deutlich ſehen und hören, was vorging, denn ich ſtand ganz nahe am Fenſter. Der Fremde, als er das wohlgetroffene Bild des Herrn Schneider an der Wand hängen ſah, wurde kreidebleich und mußte ſich an einem Stuhle halten. Er konnte kein Wort hervorbringen, und das Mädchen ſtand in großer Verlegenheit vor ihm.

„Iſt Ihnen unwohl? fragte ſie endlich mit Sorge und ſehr liebreich. Bitte, laſſen Sie ſich im Seſſel des Vaters nieder, ſagte ſie, ihn bei der Hand zu dem Seſſel leitend, in den er mehr ſank, als er ſich ſetzte. Sie ſagte noch einige Worte der Entſchuldigung und eilte dann hinaus, kam aber augenblicklich mit einer Flaſche Wein und einem Glaſe zurück. Sie nöthigte ihn, einige Tropfen zu trinken, und das wirkte, denn Ludwig hatte immer guten Wein im Hauſe.

„Endlich war er wieder ſo weit bei Kräften, daß er ihr ſagen konnte, er habe ihren Vater ſprechen wollen, und ſei von dem Ritte, den er gemacht, ſo ſehr angegriffen.

„Sie ſagte ihm, der Vater werde bald zurückkehren. Er möge es ſich bis dahin bei ihr gefallen laſſen.

„Das nahm er gern an, aber ihre Frage, ob ſie ihn mit Speiſen erquicken könne, verneinte er. Darauf hat er ſich allmählich geſammelt und mit dem lieben Kind in ein vertrauliches Geſpräch eingelaſſen. Da iſt ihr denn das liebe Schnattermäulchen, das gar ſo herzig plaudern konnte, recht aufgegangen, und ich dachte, wenn auch der Vater noch lange ausbleibt, Langeweile haben die Zwei nicht. Ich konnt's an dem Tone des Herrn hören, wie er Wohlgefallen an ihr fand. Endlich ſagte er, da die Harfe in der Ecke ſtand: Sind Sie muſikaliſch? Die Harfe iſt ein in unſeren Tagen ſelten gewordenes, aber ſtets mein Lieblingsinſtrument. Dürft' ich Sie bitten, etwas zu ſpielen und vielleicht auch zu ſingen?

„Sehr gern, ſagte Mechthildchen, und eilte zu ihrer Harfe. Erſt ſpielte ſie, daß einem das Herz im Leibe lachte; dann ſang ſie eins ihrer ſchönſten Lieder. Herr, ich hab' ſie oft ſingen gehört, aber ſo mein Lebtag nicht! Das Waſſer iſt mir in die Augen gekommen, während ich auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, und das Herz in mir hat gepocht, als wollt's heraus. Wie mochte es wohl dem Herrn drinnen geweſen ſein? Das konnt' ich aber auch hören, daß er, als ſie geendet, ausrief: Herrlich, herrlich! und zu ihr trat und ſie in tiefer Bewegung auf die Stirne küßte.

„Das Mädchen war ordentlich bleich geworden, ſo hatte das auf ſie gewirkt. Da rief ſie plötzlich: Der Vater! Ich blickte auf und ſah Herrn Schneider feſten Schrittes daher kommen.

„Mechthilde eilte ihm entgegen.

„Vater, ſagte ſie, es iſt ein Herr da, der dich erwartet.

„Wer iſt es denn? fragte er gleichgültig.

„Ich kenne ihn nicht, ſagte ſie, aber es iſt ſeltſam, der Mann iſt ſo bewegt, ſo innerlich erſchüttert. Dann und wann hat er Thränen in den Augen — ich weiß gar nicht, was ich davon halten ſoll. Jedenfalls muß er dir ſehr nahe ſtehen, denn er ſchlägt keinen Blick von deinem Bilde.

„Gott im Himmel, rief Ludwig aus, wenn's mein treuer Freund aus Paris wäre, mein treuer Merck! Er war mit zwei

Sprüngen im Zimmer — aber — wie eingewurzelt ſtand er und ſtarrte den Bruder an, den er ſogleich erkannte. Das dauerte aber nur etwa eine Minute, dann riefen Beide zugleich: Bruder! Mein Bruder! und ſanken ſich weinend in die Arme.

„Mechthilde ſtand neben den Männern, und es jagte eine Thräne die andere, als ſie ſah, wie ſich die Männer ſtumm umarmten, und wie nun auch aus ihren Augen Thränen perlten. Daß ihr Vater noch einen Bruder habe, das wußte ſie nicht. Nie hatte er davon geredet.

„Endlich ließen ſie ſich los und ſahen einander in die Augen, als wollten ſie ſich auch recht vergewiſſern, ob ſie's ſeien.

„So nahe dem Grabe, finde ich dich endlich, den ich mit Schmerzen geſucht und unter den Todten in Paris glauben mußte! ſagte Carl.

„So iſt's auch, Bruder, ſagte Ludwig darauf; ich war todt, aber ich lebte wieder auf, als ich dieſes Haus betrat. Meine Vergangenheit, Alles, Alles hab' ich damals ins Grab gelegt, um neu aufzuleben, und ich habe gelebt an der Seite eines Engels, der mich nur zu ſchnell verließ.

„So ſei's, ſagte Carl; laß die Vergangenheit für uns Beide todt ſein, ich habe auch eine begraben; aber laß uns nun neu leben, ungetrennt, in Liebe, bis man uns ins Grab legt, und unſere guten Eltern werden ſich droben im Licht ihrer Kinder freuen, die, wenn auch ſpät, erkannten, daß das Leben ohne Liebe eine Hölle iſt, und daß Alles, was die Herzen trennt, Thorheit iſt. Willſt du ſo, Bruder?

„Ja, ſo wahr mir Gott helfe! rief Ludwig, dem die Worte des Bruders in ihrem ganzen Sinne zu Herzen gingen. Und wieder lagen ſie lange und ſtill weinend einander an der Bruſt.

„In ihren Herzen war ausgetilgt die alte Abneigung. Dieſer Augenblick hatte jede Kluft ausgefüllt.

„Jetzt erſt ſah Ludwig ſeine Mechthilde daſtehen.

„Kind, ſagte er, ihre Hand ergreifend, nie hab' ich dir geſagt, daß ich noch einen Bruder habe. Ach, uns hatte die Tollheit und

Thorheit der Jugend entzweit, und als mich das Elend nackt und bloß auf den Strand warf, da übermannte mich ein arger Hochmuth, der dem Bruder nichts verdanken wollte. Er iſt beſſer, als ich. Er hat mich geſucht, bis er mich fand. Sieh' hier deinen Oheim.

„Mechthilde beugte ſich auf ſeine Hand, ſie zu küſſen; aber Carl umarmte ſie. Ich habe dir ſchon meinen Segenskuß auf die Stirne gedrückt, du meines Bruders theures Kind; aber du ahnteſt nicht, wer es that. Nimm jetzt den zweiten! Er küßte ſie auf die Stirn und ſagte tief ergriffen: Segne dich Gott! Da kniete das Mädchen nieder und die beiden Männer legten betend und ſegnend ihre Hände auf des Kindes Haupt.

„Herr, da hat's mir das Herz gepackt, rief der Spießmann aus, und wiſchte ſich die Augen, daß ich laut habe weinen müſſen. Bei meiner Seele, ſo etwas hab' ich nie erlebt; werd's aber auch nie vergeſſen! Jetzt ging's denn an ein Erzählen, und ich denke mir, ſie haben ſich das mitgetheilt, was ſie, ſüß und bitter, durchzumachen hatten. —

„Der Baron blieb vier volle Tage, und als er ſchied, ſagte er: Bruder, das waren die glücklichſten Tage meines Lebens! Ich denke, ſie ſollen bald wiederkehren. Begleite mich noch ein Paar Stunden! das ſagte er mit Nachdruck.

„Als ſie allein waren, das erzählte mir Ludwig ſpäter, da fing der Baron von ſeinem Sohn an, und erzählte haarklein Alles, wie es ſich gemacht, bis zu dem Bilde, deſſen erſtaunliche Aehnlichkeit er nun ſelbſt gefunden hatte.

„Deine Mechthilde lebt unausſprechlich in ſeiner Seele, ſagte er. Bruder, wenn unſerer Kinder Glück das unſere unerſchütterlich gründete? Bruder, ſprich!

„Kannſt du über Mechthilden's Herkunft wegſehen? fragte zögernd Ludwig, denn die Frage wollte eben nicht recht heraus aus der Bruſt.

„Carl ſagte, haſt du vergeſſen, was ich dir aus des Herzensgrunde kommend geſagt? Ich habe die Thorheit ins Grab gelegt. Ach, ſie hat mich um mein Lebensglück betrogen; ſollt' ich ſie noch feſthalten? Wenn das iſt, ſagte Ludwig, ſo laß mich dir ſagen, daß

Mechthilde ihn liebt; daß eben ihr tiefes, trübes Sinnen und ihre heimlichen Thränen, die mich ſo unglücklich gemacht, darin ihren Grund haben, daß ſie keine Hoffnung mehr hatte, ihn je wiederzuſehen.

Da wurden ſie denn ſchnell eins, und beim Scheiden war die Verbindung ihrer Kinder beſchloſſen; allein ſie gelobten ſich Schweigen fürs Erſte.

„Wenige Tage nach des Baron Carl Heimkehr kam auch ſein Sohn von Frankfurt zurück. Er ahnte nicht des Vaters Reiſe, und den Dienern war Schweigen befohlen.

„Höre, ſagte der Baron eines Tages zu ſeinem Sohn, ich werde nachgerade alt, und habe nur noch einen Wunſch. Ein Amt brauchſt du nicht anzunehmen, und wirſt es auch nicht wollen, da du ohne Bürde leben kannſt, und in der Verwaltung der Güter eine hinlängliche Beſchäftigung findeſt. Dich glücklich verheirathet zu ſehen, wäre mein innigſter Wunſch.

„Der Sohn ſah ihn feſt und ernſt an.

„Vater, wenn du mir nicht geſtatteſt, das Mädchen meiner Wahl und Liebe heimzuführen, ſo geb' ich den Wunſch auf.

„Und wer iſt das, mein Sohn? fragte der Alte.

„Du haſt ihr Bild geſehen, erwiederte der Sohn.

„Mein Gott! rief der Vater aus, willſt du unſer Wappen mit Schimpf beladen?

„Soll ich mein Lebensglück einem Adelſtolz opfern, ſo möchte ich es lieber machen wie mein Oheim Ludwig, und den ganzen Plunder hinter mich werfen!

„Ludwig! rief der Vater, das ſagſt du mir?

„Du haſt mich gelehrt, Heucheln und Lügen ſei beides entehrend, ſagte der Sohn. Ich habe dir mein Herz eröffnet.

„Nimmermehr! rief der Vater.

„So mag man mich als den Letzten des Stammes ins Grab legen! ſagte der Sohn, und ging hinaus in den Garten.

„Der Vater fand ihn in tiefem, traurigem Sinnen.

„Ludwig, ſagte er, begreifſt du nicht, daß du einem thörichten Traumbilde nachhängſt? Wirſt du das Mädchen wiederfinden?

„Sie lebt ſtill in Els, ich weiß es, ſagte Ludwig.

„Weißt du aber auch, daß du dich nicht täuſcheſt? Wer ſagte dir, daß ſie nicht vom Schlage der gewöhnlichen Harfenmädchen iſt?

„Vater! rief Ludwig, und er war wie mit Blut übergoſſen, ſage Alles, Alles, was du willſt, aber wirf keinen Verdacht auf dies Mädchen! Hätteſt du ihr in das reine Antlitz geſchaut, in das Auge — du würdeſt roth werden, ehe du das Wort über die Lippen ließeſt. Nein, ſage mir das Härteſte; mißhandle mich, ich will's ſtill dulden, aber entweihe nicht mit niedrigem Verdachte dieſes Mädchen.

„Schwärmerei und Vorurtheil! ſagte der Baron und ließ ihn allein.

„Am andern Tage hob er wieder an: Woher weißt du denn, daß ſie in der Stille in Els lebt?

„Ich weiß es, Vater, ſagte er, frage mich nicht weiter. Wozu mich martern? Gibſt du deine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr nicht, ſo laß auch kein Wort mehr über ſie zwiſchen uns laut werden.

„Es iſt ſeltſam, ſagte der Vater. Du ſprichſt, als wüßteſt du, daß das Mädchen dich liebe, als ob ſie frei und ungebunden ſei?

„Daß ſie mich liebt, ja, Vater, das weiß ich! rief der Sohn. Ihr Blick, ihr ganzes Gehaben hat mir das geſagt.

„Es iſt eine kühne Behauptung, entgegnete der Alte.

„Du ſollſt Gewißheit haben, rief Ludwig. Gib mir deine Einwilligung, und Alles ſoll klar werden.

„Ich ſelbſt will ſie kennen lernen, ſagte der Baron. Laß mir Zeit dazu.

„Da fiel ihm ſtürmiſch der Sohn um den Hals, und faſt wäre dem Alten das Herz auf die Zunge gerathen, aber er hielt ſich ritterlich.

„Verſprich mir, ſagte der Alte, daß du keinen Schritt der Annäherung thun willſt, und ich will ſelbſt prüfen.

„Das gelobte der glückliche Jüngling; aber er fragte mit bebender Stimme: Vater, wirſt du bald hinreiſen?

„Ich erwarte einen alten Freund mit ſeiner einzigen Tochter in dieſen Tagen. Wenn ſie fort ſind, verſpreche ich dir hinzureiſen. Dabei laſſen wir es!

„Die Worte: „mit ſeiner einzigen Tochter,“ fielen dem jungen Walsdorf ſchwer aufs Herz. Das iſt ein Verſuch, ſagte er zu ſich, mich abzulenken. Die Abſicht lag zu klar am Tag, als daß er ſie nicht hätte erkennen ſollen. Und gerade das wirkte ſo unangenehm auf ihn, daß er auf einen Plan ſann, in dieſen Tagen zu verreiſen. Er fand einen Vorwand und reiſte ab.

„Der Vater durchſchaute ihn und ſeine Entfernung war ihm eben Waſſer auf ſeine Mühle.

„Kaum war Ludwig auf acht Tage verreiſt, als der Baron den Wagen beſtieg und nach Els fuhr.

„Dort hatte der Bruder das Mädchenherz auch auf die Probe geſtellt, und auch er war lebhaft überzeugt, daß Mechthilde ſeinen Neffen liebe und jeder andern Verbindung feſt entſagen werde.

„Das war eine Freude, als Bruder Carl wiederkam! Die Alten tutſchelten heimlich gar viel miteinander; aber Mechthilde hatte gar keinen Gedanken daran, daß dieſes geheime Tutſcheln ihr und ihrem Glücke gelten könne.

„Schon am andern Morgen ſagte der Vater zu Mechthilde: Kind, mein Bruder muß in dieſen Tagen wieder heimkehren; wie wär's, wenn wir ihn begleiteten? Du ſollſt ja doch wohl auch wünſchen, den ſchönen Ort zu ſehen, wo dein Vater ſeine Kindheit theilweiſe verlebte? Ich denke, wir ſetzen den alten Spießmann ins Haus und fahren auf ein paar Tage mit ihm!

„Die Freude leuchtete aus Mechthilden's Auge, als der Vater ſo ſprach. Sie ordnete ſo ſchnell als möglich Alles, packte das Nothwendigſte ein und war ſchon früh reiſefertig. Und deine Harfe wollteſt du hier laſſen, meine Tochter? fragte der Oheim. Soll ich der Freude entbehren, dich ſingen zu hören? Du weißt, wie glücklich du mich machſt! Sieh, dein Vater packt auch ſeine Geige ein.

„Blitzſchnell war auch die Harfe im Wagen und ſie fuhren ab.

„Mechthilde war ganz außer ſich, als ſie das ſchöne Landhaus ſah und die reizenden Umgebungen, die reiche Ausſicht, den ſchönen Garten.

„Ihr könnt mir's glauben, lieber Herr," ſagte der Spießmann, „ich bin auch in meinen jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen und hab' manchen Wohnſitz reicher Herren und Adeliger geſehen, aber dem Wohnſitze des Herrn von Walsdorf möcht' ich von allem dem doch nichts vergleichen. Es iſt ein Paradies. Man ſieht da weit hinauf und eben ſo weit hinab in das ſchöne Mainthal, das überall von grünen Bergen umgeben iſt. Ueberall ſieht man am Ufer die reichen ſchönen Dörfer, Flecken und Städte. Vortreffliche Weinberge und geſegnetes Ackerland zieht ſich am Ufer und an den Bergen hin. Unſere Gegend iſt armſelig dagegen, ob's gleich der liebe Gott bei der Austheilung ſeines Segens auch nicht vergeſſen hat.

„Ich konnt' mir's recht gut denken, daß es dem Mechthildchen dort wohl gefiel, denn ich war eher dort als das liebe Kind, da mich der Herr Schneider oder der Herr von Walsdorf, wie er ja doch eigentlich hieß, als Bote hingeſendet. Ich hatte ihr viel davon erzählen müſſen, aber ſie hat's doch, wie ſie mir ſpäter ſagte, noch viel ſchöner gefunden. Und gar die koſtbare Einrichtung des Schloſſes! Da hat ſie ſich die Augen weit geſehen. Was ſie beſonders anzog, waren die Bilder der Familie.

„Eins aber hatte der Oheim weggethan, nämlich das ihrige, das auch in dem Saale hing. Dazu hatte er gute Gründe. Am längſten und nachdenklichſten verweilte ſie bei dem Bilde ihres Vaters, denn das war eben faſt in dem Alter gemalt, in dem Mechthilde ihren Vetter in Heidelberg geſehen. Die Alten thaten, als merkten ſie nicht, wie ſie immer wieder vor dem Bilde ſtand und es betrachtete.

„Ach, Oheim, ſagte ſie einmal, du könnteſt mir wohl das Bild des Vaters ſchenken! Es wäre mir ein liebes Gut!

„So? ſagte darauf ihr Oheim; gefällt es dir ſo gut?

„Da wurde ſie hochroth und meinte, indem ſie ihre Schamröthe zu verbergen ſuchte, es ſei ja ihres lieben Vaters Bild.

„Ach, ſagte er, da iſt mir doch kürzlich etwas recht Seltſames begegnet. Ich ging in Frankfurt über die Mainbrücke. Da kommt mir plötzlich ein junger Menſch entgegen, ein Student, wie es ſchien, der glich doch dieſem Bilde wie ein Tropfen dem andern. Ich hätte faſt laut aufſchreien mögen.

„Sie fuhr mit großer Theilnahme herum und horchte auf jedes ſeiner Worte mit angehaltenem Athem.

„Und du weißt gar nicht, wer's war? fragte ſie, aber ihre Stimme zitterte leiſe bei der Frage.

„Bei dem Gedränge war er mir den Augenblick aus den Augen.

„Sie ſeufzte.

„Nun, Mechthilde, das Bild ſollſt du haben, ſagte er, und wie eine Ueberglückliche hing ſie an ſeinem Halſe mit heißen Dankesworten.

„Ihr Vater lächelte dazu, obwohl es ſelten an ihn kam, daß er hier lächelte. Es war ihm immer wehmüthig zu Sinne.

„Eines Abends ſaßen ſie zuſammen in einer Laube, die ſchon mit jungem Grün geſchmückt war. Der Abend war ſo lau und heiter, daß der Oheim bat, ſie möge ſpielen und ſingen und ihr Vater ſie begleiten.

„Kaum hatte der Geſang und das Spiel begonnen, als ein Diener haſtig gelaufen kam und dem Baron etwas zuflüſterte.

„Er ſprang auf.

„Lieber Bruder, ich bitte dich, ſagte er, ſpiele fort. Es iſt eben Jemand angekommen, ich werde gleich wieder hier ſein.

„Er eilte weg.

„Sein Sohn war eben zurückgekehrt. Als er ihn herzlich begrüßt, fragte Ludwig! Iſt der Beſuch noch da?

Der Vater bejahte. Wir erwarteten dich mit Sehnſucht und da kommſt du zu rechter Stunde. Unſere lieben Gäſte ſind muſikaliſch und erfreuen mich eben durch ihr Spiel und Geſang. Komm' ſogleich mit. Du wirſt etwas Schönes hören.

„Der Sohn ſuchte, wie wir in Els ſagen,“ bemerkte der Spießmann, „für einen Kreuzer Ausrede,“ und meinte, er könne doch ſo nicht zu den Gäſten gehen, wie er eben vom Pferde geſtiegen ſei; aber der Vater zog ihn mit Gewalt fort. Er mußte folgen.

„Als ſie in den Garten traten, ſang Mechthilde gerade das Lied, welches ſie auf dem Schloſſe zu Heidelberg geſungen, und ihr Vater begleitete herrlich.

„Plötzlich blieb Ludwig ſtehen. Er horchte. Großer Gott, rief er dann aus: was iſt das? — Vater, das ſind ſie! Das iſt die Sängerin vom Heidelberger Schloß und ihr Vater! So kann Niemand außer ihr ſingen, ſo Niemand außer ihm geigen.

„Haſt du zu viel Wein getrunken, Ludwig? fragte lachend der Vater.

„Nein, nein! rief er. Sie ſind's, Vater! Sie ſind's! Und mit dieſen Worten eilte er auf die Laube zu.

„Es war noch hell genug, die Züge derer zu unterſcheiden, die in der Laube ſaßen, als er ſich ihr näherte.

„Ja wahrlich, wahrlich! rief er aus und begrüßte die Beiden.

„Mechthilde war vor freudigem Schrecken keines Wortes mächtig.

„Jetzt trat der Baron herzu. Ludwig, ſagte er, ſieh hier deinen wiedergefundenen Oheim Ludwig, und hier die liebe Mechthilde, ſeine Tochter.

„Da flog der junge Mann an des Oheimes Bruſt und mit ſtürmiſcher Freude zu Mechthilde, deren Hand er küßte.

„Nun? fragte Mechthild's Vater, haſt du dem Vetter nicht einmal einen Kuß zu bieten? Am Ende freuſt du dich nicht einmal ſeiner?

„Da war's aus. Ohne weiteres küßte der Vetter den blühenden Mund, und ſie war nicht einmal böſe darüber, ſo ſehr ſie auch erglühte.

„Die Zwei hatten aber nun nur Augen für einander, und Ludwig ließ Mechthilden's Hand gar nicht mehr los, als ob er fürchtete, ſie wieder zu verlieren.

„Aber, Vater, bat er endlich, wie haſt du ſie gefunden? Wie habt ihr Brüder euch wieder erkannt? Erzähle doch, ich bitte!

„Da hat ihm dann der Alte Alles erzählt, was er bis jetzt wiſſen durfte, und der Abend flog hin mit reißender Schnelle. Endlich mahnten die Alten, und man ging ins Haus.

„Am andern Morgen führte der Oheim Mechthilde in den

Saal, wo die Bilder hingen, und wohin er auch das ihrige wieder gehängt hatte.

„Als ſie es ſah und erkannte, ſchrie ſie laut auf.

„Wie kommt dies Bild hierher? rief ſie. Geſtern hing es nicht hier.

„Du haſt's nur nicht geſehen! ſagte er.

„Aber wie kommſt du dazu, Oheim? fragte ſie.

„Denke dir, erzählte er, da iſt vorigen Sommer mein Sohn in Heidelberg geweſen, und hat da eine Sängerin gehört und geſehen, deren Bild ihm im Herzen ſtecken blieb. Da hat er's denn, da er gut malt, nachdem er in Mannheim das liebe Mädchen wiedergeſehen, aus dem Gedächtniſſe gemalt. Da du es nun ſelber ſehr ähnlich findeſt, ſo iſt es ein Beweis, daß er das Bild doch recht lebhaft in ſeinem Herzen trug. Meinſt du nicht auch?

„Während ſie in hoher Röthe daſtand und die Augen niederſchlug, faßte der Oheim ihre Hand und ſagte: ich glaube faſt, wenn du hätteſt malen können, du hätteſt das ſeine auch ſo treu gemalt. Nicht wahr?

„Jetzt traten der jüngere und ältere Ludwig ein, und Mechthilde flog an des Vaters Bruſt.

„Was gibt's denn hier? fragte der erſtaunt.

„Sein Bruder erzählte Alles.

„Ja, ja, rief der Jüngling, dies Bild trag' ich im Herzen und werd's mein Lebenlang darin tragen.

„Dann wär's am Ende beſſer, meinte lachend ſein Vater, wir legten die Hände der Beiden zuſammen, denn deiner Mechthilde geht's gerade ſo.

„Iſt's wahr, Kind? fragte der Bruder. Der Jüngling aber hatte ſchon ihre Hand erfaßt, und die glücklichen Väter ſegneten den Bund ihrer Kinder.

„Ich bin zu Ende mit meiner Geſchichte,“ ſagte der Spießmann. „Ihr könnt Euch denken, daß die Hochzeit nicht lange auf ſich warten ließ.

„Als das hier in Els bekannt wurde, ſagte der alte brave

Schulmeiſter: das hab' ich immer geahnt, daß hinter dem Herrn Schneider etwas anderes ſteckte, und die Bauern meinten, es ſei doch curios, daß ſie daran nicht früher gedacht hätten.

„Dem Herrn Ludwig und ſeiner ſchönen Mechthilde that's ganz erſtaunlich leid von Els wegzugehen; aber es war nun einmal nicht anders, und ſo fügten ſie ſich drein. Der Herr Baron Carl aber hat dem Schulmeiſter ein Jahrgeld ausgeſetzt. Mir hat er ein Häuschen gekauft, und der Wirthsfrau hier, die im Hauſe des Herrn Schneider diente, als ſeine Frau ſtarb, und das Mechthildchen auf den Armen trug, ſchenkte Herr Baron Ludwig das Haus, worin er ſo lange gewohnt.

„Alle Jahre kommen ſie her, und das iſt ein Feſt für unſer Dorf. Die zwei Herren ſind nun ſchon alte Knaſterbärte, die kein Puder brauchten, wenn die weißen Haare Mode wären, wie Anno 1780 und da herum, aber ſie ſind friſch und geſund. Mechthilde aber iſt, wenn auch Mutter von ſieben Kinderchen, dennoch eine bildſchöne Frau, und ihrer Mutter ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Glücklichere Ehegatten gibt's nicht. Ich komme alle Jahre zu ihnen an den Main, und allemal, wenn ich die Liebe und Eintracht der beiden Brüder ſehe, die einſt ſo feindſelig waren, denke ich an den Spruch der Schrift: „Siehe, wie fein und lieblich iſt's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daſelbſt verheißet der Herr Segen immer und ewiglich!“

Damit ſchloß der Spießmann. Ich dankte ihm und drückte ein Trinkgeld in ſeine Hand. Der Abend nahte ſchnell; ich mußte mich eilen, Dietz vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Spießmann aber rief mir nach: „Wenn Ihr einmal in die Gegend am Maine kommt, wo der Herr Ludwig von Walsdorf wohnt, ſo verſäumt's ja nicht, zu ihm zu gehen. Laßt Euch dann die ſchöne Frau Mechthilde das ſchöne Lied vom Heidelberger Schloſſe ſingen. Vergeßt aber ja nicht, ſie Alle vom alten Spießmanne von Els freundlich zu grüßen und ihnen zu ſagen: er käme bald einmal wieder, die alten Freunde zu beſuchen!“

Die Eroberung Bacharachs.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1632.

Wenn du irgendje, freundlicher Leſer, den herrlichen Rheinſtrom herabſchiffteſt, und dein Auge trunken auf dem lieblichen Rheingau geruht, den man mit Recht Deutſchland's Wonnegau nennt, und du nun unterhalb Bingen, wo der Silberſtrom durch die näher zuſammenrückenden, mit alten Burgtrümmern geſchmückten, von Reben umkränzten Berge ſich hindurchwindet, wilder brauſend und ſchäumend ob des verengten Bettes und der Felſenfeſſeln, die der freie urkräftige Alpenſohn nur mit Widerſtreben dulden zu wollen ſcheint, dich in die wildſchöne Schlucht hineintragen ließeſt vom ſchaukelnden Schifflein — du entſinneſt dich dann wohl noch eines ungemein ſchönen Anblickes, der ſich dir darbot, als das Thal, bei dem Dörſchen Heimbach ſich etwas erweiternd, eine freiere Anſicht zuließ. Doch — es iſt zu viel des Schönen an dieſen geſegneten Ufern zuſammengedrängt, als daß das Einzelne ſich dem Gedächtniſſe ſo tief einprägen könnte, daß nicht neue reizende Bilder, wie ſie bei jeder Stromeswindung wechſeln, es in den Hintergrund ſollte zurücktreten laſſen. Ich will deinem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen, will das Bild dir mit Worten zu malen verſuchen. — Vielleicht, daß es lebhaft — als freundliche Erinnerung — vor deine Seele tritt.

Der ſilberklare Strom liegt wie ein Spiegel vor dir da. Kaum gewahrſt du, daß ſeine Wogen ſich fortwälzen. Die Ruder ruhen — das Schifflein fließt mit der Woge — es ſcheint ungerne die ſchöne Stelle zu verlaſſen — wo kein Strudel Gefahr droht, wo das Auge ſich nicht ſatt ſehen kann, wo ein Füllhorn des Segens ausgegoſſen zu ſein ſcheint. Hohe Berge, deren Fuß die Rebe, deren Gipfel Baumesgrün, ſaftige Saatfelder — impoſante Ruinen oder freundliche Weiler ſchmücken, bilden den Rahmen.

Der Rhein hat aufgehört ein Strom zu ſein. Er iſt ein See geworden. Dort ragt eine Felſenkuppe hoch in die balſamiſche Luft hinein, die du athmeſt; hier ſind die Berge kegelförmig, oben abgeplattet. Während am Fuße der fleißige Winzer die Rebe pflegt, zieht oben der Pflug ſeine Furchen in fruchtbares Land, und aus der Fruchtbäume Blätterkronen blicken die friedlichen Wohnungen harmloſer kräftiger Menſchen. Ueber eine kleine ſaftiggrüne Inſel hinweg gleitet dein Blick rechts auf das freundliche Lorch, das alte Lauriacum, das ſich in bedeutender Länge am Ufer hinzieht, einſt berühmt ob ſeiner Tuchwebereien, die ein finſterer Fanatismus verſcheuchte; herrliche Weinberge umgeben es. Den Gipfel ſeiner höchſten Höhe ſchmückt eine Ruine, und öſtlich öffnet ſich das herrliche Wisperthal mit ſeiner Kapelle. War es ein Sonntagmorgen oder ein Maiabend, als du hier weilteſt, ſo trugen gewiß die harmoniſchen Töne des berühmten Geläutes ſeiner alten Pfarrkirche dein Gemüth himmelan. Weiter hinab, rechts vor dir liegt im Rebengrün, halb vom Bergesvorſprung verdeckt, Lorchhauſen, mit ſeinen gewaltigen Mauern ſich an den Felſen lehnend, deſſen Fuß das Schäumen und Brauſen der Wirbeln verurſacht. Heimbach lehnt ſich links an gewaltige Felſen furchtlos an, und die Burgruine ſcheint es zu ſchützen. Weiter abwärts erblickſt du Fürſtenberg's ſtolze Ruinen. Einſt gewaltiger Dynaſten Wohnſitz, vor denen ſelbſt Kaiſer zitterten, ſteht jetzt noch ſeiner Mauern reicher Ueberreſt gewaltig da oben, trotzend dem Zahne der gefräßigen Zeit. Sein ungeheuer ſtarker, jungfräulich ſchlanker, ſtattlicher Wartthurm ſieht ſo ernſt herab in das Thal, als wollte er höhnend zu dem entarteten Pigmäengeſchlechte dieſer Zeit ſagen: Hier wohnten einſt Helden, ſtark und ſtolz, wie ich; hier übten ſie ihres Armes Muskelkraft an Schwerdt und Bogen; hier ſoll fürder kein Geſchlecht hauſen, weil für den Sperling kein Adlerneſt paßt! — Und unten, wo ein freundliches, rebenreiches Thal ſich mündet, liegt das Dörfchen Rheindiebach, welches ein zweifelhaftes Alterthum Digitus Bacchi nennt; auch von Mauern umſchloſſen und von Thürmen beſchützt, deren einer, am ſüdöſtlichen

Ende des Dörfchens, der Zerſtörung entging. Noch weiter abwärts blickt traurig die Ruine des Kloſters Fürſtenthal aus dem Schatten kräftiger Nußbäume zu dir herüber; aber gerade vor dir erblickſt du eine alte Stadt, ſanft hingeſchmiegt am Fuße zweier Berge. Das helle Weiß ihres auf gewaltigen Quadern ruhenden Kloſters, das tief unten des Rheines Welle beſpült, die freundlichen, über die uralte Stadtmauer herüberblickenden Wohnungen, die hohen gewaltigen Thürme, die in weitem Bogen ſie umſchließen, eben die weitläufigen Ruinen der einſt gewaltigen Burg, und mehr noch die aus der Zeiten Ferne ſtammenden Ruinen der im reinſten Styl erbauten Wernerskirche, die weit über die Stadt einſt und die hohe Pfarrkirche hinausſehen — ziehen ſchnell deine Blicke auf ſich und feſſeln ſie — es iſt Bacharach, von dem die Sage ſo viel, die Geſchichte leider nur wenig mehr zu erzählen weiß. Sieh', hier hauſte einſt jener heldenkühne Hermann von Stahleck, deſſen Namen der Berg trägt, der im rheiniſchen, ſaliſchen und ripuariſchen Franken ein ſo mächtiger, vielgefürchteter Dynaſte war. Hier iſt des Pfalzgrafengeſchlechtes Wiege. Hier ſollen einſt Roms eherne Söhne der Rebe goldene Frucht erzogen und in den Felſen, die wie ein Damm die Heileſen-Inſel ſchützen, dem Bacchus einen Altar gemeiſelt haben, wo ſie ihm der Trauben Erſtlinge geopfert und ihres Saftes Libationen gebracht. Noch ſteht jener Altar; aber die Anſchwemmungen haben das Bett erhöht und ihn, den Charaktere ſchmücken ſollen, dem Blicke des Forſchers neidiſch entzogen; doch im Namen der Stadt bleibt ſein Andenken geſichert, denn Bacharach bewahrt den römiſchen Klang: Bacchi ara. Hier erhob früh durch des beim nahen Salmenfange am Lurelei angeſiedelten Chriſtusboten Goarius Wort die Religion des Friedens und der Liebe ihr Panier; hier blühten Handel und Gewerbe in der Zeit der Barbarei; hier wirkten einſt die Wittelsbacher frommen Sinns und ſtifteten jene in Ruinen noch herrliche Wernerskirche zu Ehren des frommen Knaben, der, wie die Sage erzählt, das Opfer jüdiſchen Haſſes ſoll geworden ſein, und jene Petri- und Paulskirche (die mit Unrecht den Namen Tempelherrnhof trägt), deren ſchönes Chor man noch heute bewundert. Groß und berühmt war einſt die Stadt, jenes Hanſa-Bundes Genoſſin, der ſo ſehr Deutſchlands Gewerbfleiß hob und ſo wohlthätig auf die Geſittung einwirkte. Hoch hinauf in den Norden und weit hinab in den Süden gingen ihrer Thäler Weine, ſelbſt bis zur geiſtigen Weltbeherrſcherin Roma, deren Gebieter ſelbſt neben den Thränen Chriſti der rheiniſchen Berge Gewächs pries. Huldvoll geſchirmt, weiſe regiert von ihren Oberherrn, hatte ſie ſich mancher wichtigen Privilegien zu erfreuen und einer merkwürdigen Repräſentativ-Verfaſſung, die noch heute den Kundigen reizt, in die leider ſo ſehr verſchütteten Schachte ihrer früheren Geſchichte hinabzuſteigen. Doch, wo iſt der Glanz jener Zeiten? Wo der Ruhm jener Tage? Wo das rege Leben jener Zeit? Nur noch eine Mumie iſt übrig, aus der das Leben gewichen; öd' und ſtill iſt es geworden in den Straßen und am Hafen, wo einſt eines Maſtenwaldes Wimpel im Morgenwinde flatterten. Rufen dir, freundlicher Leſer, dieſe Worte das Bild jener lieblichen Gegend zurück, die einſt dein Auge geſchaut — dann — ich bitte — laß es nicht ſchnell wieder verdrängen. Halt' es feſt. Ich will dir erzählen, was einſt vor grauen Jahren in dieſen alterthümlichen Mauern, in dieſer Gegend ſich zutrug. Die Schickſale dieſer Stadt, einſt ſo berühmt, jetzt ſo unbedeutend, ſind mir nicht fremd, ihre Sagen vertraut. Aus dem Buch ihrer Vorzeit wähle ich einige Blätter aus, knüpfe daran die Bilder, die mir die Sage vertraut, die ich den Erzählungen der Greiſe und alten Familiennachrichten entnahm, und gebe dir's ſchmucklos hin. Und iſt mir's gelungen, dir eine Stunde erheitert zu haben, ſo bin ich reich belohnt. Richte mild, wenn nicht immer mit peinlichem Buchſtabendienſt ich der Geſchichte Urkunden copirt. Unwahr iſt's darum nicht, weil's unbekannt, und was im Gemüthe lebt, iſt da geweſen.

I.

Es war am zweiten Tage des Maimondes im Jahre 1631, als der alte Rathsbürgermeiſter Hanns Jacob Heileß von der Münze [*]) her kam, wo ſein ſtattliches Wohnhaus ſtand, eins der ſchönſten der Stadt, wie er einer der Reichſten ihrer Bürger und Patrizier, — und auf die Schenke zuſchritt, die hochgiebelig an der Ecke des Marktes, dem altehrwürdigen Rathhauſe gegenüber, lag, und ebenſo der Petri- und Paulskirche, mahnend an das Sprüchlein: Wo der Herr einen Tempel hat, baut der Teufel eine Schenke nebenan. Die Schenke war berühmt innerhalb der Ringmauern der Stadt und draußen; denn hier trank nicht Janhagel ſeinen flachen Heimbacher oder der eigenen Stadt geringſtes Gewächs, ſondern die angeſeheneren Bürger ſammelten ſich hier, um vom Meiſter Gölz ſich den blumigten Steeger, den feurigen Manubacher, den lieblichen Diebacher kredenzen zu laſſen, oder in Diebacher Feuerwein [**]) des Lebens Sorgen und Kümmerniſſe zu begraben, die ja auch dem Schooßkinde des Geſchickes nicht fehlen, für das allein die Erde ihr Köſtliches hervorbringt. —

Auf dieſe Schenke ſchritt der Rathsbürgermeiſter Heileß langſam und würdevoll zu, den hohen Stab mit dem Silberknopfe in der Rechten und die große Sammetmütze mit der Linken nach allen

---

[*]) Bacharach hatte in früheren Zeiten Münzgerechtigkeit und eine Münze. Dies Gebäude lag unfern des Baches, der ſich aus dem Steeger Thale windend am nördlichen Ende der Stadt in den Rhein mündet. Er heißt heute noch Münzbach, und das Thor dabei Münzthor, die Gegend — Münze. Münzen aus dieſer Stätte ſind äußerſt ſelten. Der Verfaſſer ſah einen Albus, der hier geſchlagen war.

[**]) Dieſer Feuerwein war ein eigenthümliches Produkt der Thäler, wie man die Orte Bacharach, Oberdiebach, Manubach und Steeg nannte; doch wurde in der Stadt ſelbſt nicht gefeuert; in Oberdiebach geſchah dies zuletzt 1803, und ſeitdem nicht wieder. Man ſagte, die Kunſt

Seiten gegen die Grüßenden lüftend; denn er war ein geachteter Mann, der viel Gutes that an den Armen und Jedem gerne dienete. Es war ein wunderſchöner Tag geweſen, und der tiefblaue Himmel ſah ſo treu und mild in das Rheinthal, daß es den alten Herrn lockte, die Marktgaſſe hinabzuſchreiten an den Rhein, um dort ſich zu ergehen; allein, noch war die Sonne nicht hinter den Hochgebirgen von Steeg hinabgeſunken, ja man konnte ſagen, ſie brannte heiß, ſo frühe es auch noch in der Jahreszeit war; die Winzer arbeiteten noch in ihren Rebbergen, und um des Maigeläutes *)

ſei verloren; allein dies iſt nicht der Fall. Sie findet ihren Lohn nicht mehr, darin liegt ihr Ende in praxi. Man pflegte nämlich in eigens dazu erbauten, niedrigen Gewölbekellern den Wein im Faſſe ſo lange als Moſt zu kochen, bis alles Phlegma verſchwunden, der Zuckerſtoff allein und der Geiſt, erſterer concentrirt, übrig geblieben. Kohlenfeuer war das Mittel. Wie man allmählich das Feuer geſteigert, ſo ließ man es allmählich wieder abnehmen, damit des Faſſes offene Fugen ſich wieder ſchloſſen. Die Prozedur war langweilig, ſelbſt lebensgefährlich und koſtbar; aber der Wein auch einzig. Dieſer war es, der Aeneas Sylvius ſo baß mundete, weil er an Geiſt und Süße ſelbſt ſeine Italiener und Sizilianer übertraf, und ihn beſtimmte, ſich jährlich welchen nach Rom bringen zu laſſen. Schade, daß unſere Weinhändler nicht mehr ähnlichen ſuchen, beſtellen und bezahlen! Ob ſie dabei verlören?

*) Seit vielen Jahrhunderten herrſchte in dem kurmainziſchen Rheingau, deſſen letzter Ort Lorch war, die Sitte, daß an jedem Abend im Mai, ehe noch die Nacht ihren Rabenfittich über die Thäler gebreitet, eine ganze Stunde lang mit allen Glocken geläutet wurde. Schade, daß dieſe Sitte nach und nach endet, denn nur in ihrem Urſprung iſt ſie tadelnswerth. In Lorch hat ſie ſich am längſten erhalten. Wenn an ſtillen milden Maiabenden der Glocken harmoniſcher Klang (und Lorch hat das trefflichſte und volltönigſte Geläute, das man hören kann), in lang gehaltenen Accorden durch das Thal zieht, hebt er auf ſeinen Flügeln das Gemüth zum Himmel, und wer hier nicht andächtig wurde, hat kein Herz. Woher der eigenthümliche Gebrauch ſtammte? — Ein Aberglauben aus Carl's des Großen Zeit iſt ſeine Quelle. Wenn im Mai die Hexen nach dem Blocksberg und von da

feierlich-melancholiſche Klänge zu vernehmen, war's noch zu frühe am Tage — aus dieſen Gründen — und weil er durch die Bogenfenſter von ferne ſchon Gäſte gewahrte, wollte er eben zur weitgeöffneten Thüre der Schenke einbiegen, als es ihm noch zur guten Stunde einfiel, einen Blick zwiſchen den hohen Kaſtanien hinauf zu den Fenſtern des Saales *) zu werfen, der an die Schenke ſtieß.

---

zurückziehen, ſoll dies Geläute, als Gott geweiht und die Menſchen zum Gebete mahnend, ihre unheilbringende Macht von den Fluren des Rheingau's abhalten. Der geheiligte Krummſtab blieb allein da wehrlos, wo der ganzen Hölle und ihrer Vaſallen Gewalt zu fürchten war; er mußte Hilfe ſuchen bei der Glocken weithallender Stimme!

*) Wahrſcheinlich hatte Erzbiſchof Bruno von Köln die Vogtei Bacharach, mit Einſchluß der Orte Steeg (Stiga), Oberdiebach (Digitus Bacchi), Manubach (Manus Bacchi) von ſeinem Bruder, Kaiſer Otto I., erhalten, und gab ſie an die Stablecker, welche Erben der Rauinger oder Raugrafen des Trachgaues waren, welcher ſich von Heimbach (humerus Bacchi) bis hinab nach Koblenz, längs des Rheins Ufern zog, zu Lehen, die dann im Laufe der Zeit, mit Recht oder Gewalt, iſt unbekannt, ſich dieſe Herrſchaft erbeigen zu machen wußten. Soviel aber iſt gewiß, daß noch ſpät Kurköln gewiſſe Gerechtſame in dem kleinen Thälerſtaate zuſtanden. Es hatte in Bacharach ein eignes Gebäude (in der franzöſiſchen Periode verſchwand es, wie ſo manches andere Denkmal früherer Zeit durch den Vandalismus, der Nichts ſchonte), der Saal — auch der Kummerhof genannt, wohl wegen der Criminalgefängniſſe, die ſich unter ihm befanden. Hier wohnte der kurkölniſche Saalſchultheiß, der in Gerichtsſachen, namentlich in Criminalangelegenheiten, gewichtige Prärogative hatte. Hier wurde der Thälerrath verſammelt, der aus zwölf Rittern und zwölf wählbaren Bürgern, Rathsbürgermeiſtern, beſtand, die der Thäler Verwaltung und Gerechtigkeit leiteten und in der Amtsausübung zu wechſeln pflegten. Der Saalſchultheiß führte den Vorſitz, und an ſeiner Seite ſaß der ſtableckiſche Vogt, ſeines Herrn Rechte zu wahren. (Handſchrift von 1668.) Wahrſcheinlich beſaßen die Thäler ein eignes Rechtsſtatut. Ob es noch irgendwo exiſtire? von der Nahmer und Scotti kennen es nicht.

Da ſah er denn in das bleiche ernſte Geſicht des Saalſchultheißen Doctoris joris Nima, das ſo kalt und theilnahmlos herabſah, als ſei es aus Carara's Marmor gemeißelt, und dem ehrfurchtvoll Grüßenden ward es faſt kalt bei dem Anblick, und ſchneller bog er zur Schenke ein, gleichſam, als wolle er dem Anblicke dieſes Antlitzes entfliehen, das etwas ſo Erſchütterndes hatte.

Als der alte biedere Mann in die geräumige Gaſtſtube trat, war ſie über Erwarten leer. Sonſt fand man hier um dieſe Zeit Männer aller Zeichen und Zünfte, redend von ihren Gewerkfahrten in fremden Landen und deren Abentheuern in Wahrheit und Dichtung, je nach Sinn und Geſchmack des Erzählers. Heute ſaßen nur Zwei da — altgewöhnte Schoppenhelden, die ſich das Steeger letzte Jahresgewächs munden ließen und von Welthändeln redeten, wie ſie die vielbewegte Zeit gebar, und der Schweden oder Kaiſerlichen Sieg und Niederlage. Es war der Eine der Kürſchnermeiſter Ulrich Prätorius, im Trinken wie in Politicis erfahren, dabei ein Mann von vielem Gewichte, jedoch nur körperlichem; denn ſein Geiſt war federleicht und ſein Muth leichter als der des Haſen. Der Andere, von hoher und muskulöſer, faſt rieſiger Geſtalt, hieß Leonhard Lauer, war ſeines Zeichens ein Schiffer, und führte eben ſo kräftig, ſicher und häufig den Becher zum Munde als das Ruder in der nervigen Fauſt. Der Wirth, klein von Leibesgeſtalt, aber rund wie ein Ahmfaß (Ams), mit einem rubinrothen, glänzenden Vollmondgeſicht und gleichmüthigen Hängebacken, ſtand vor dem Tiſche, woran jene ſaßen, ſeines Geſchäftes zu warten und ſeinen Groſchen zur Zwieſprache dann und wann zu geben, die jene eifrig führten. Beide Zecher erhoben ſich ehrfurchtsvoll, als Heileß hereintrat, boten freundlichen guten Abend dem Herrn Rathsbürgermeiſter, und ſetzten ſich erſt wieder, nachdem Gölz den umfangreichen Lehnſtuhl ſeiner verſtorbenen Schwiegermutter zunächſt gegen das Fenſter gerückt und Heileß ſich behaglich darin niedergelaſſen hatte. Ohne auf das Geheiß des Rathsbürgermeiſters zu warten, eilte der ſeiner Gäſte kundige Wirth hinaus, brachte ein Schöpplein Diebacher Feuerweins von Anno 1630, und ſetzte es mit einem herzlichen: Proficiat! vor den vielwerthen Gaſt. Ehe aber noch ein Geſpräch eingeleitet werden konnte, öffnete ſich abermals die Thür, und hereintrat mit mächtigem Pathos und höchſt formellen Grüßen, nahe an die Vollendung der Formalität jener Zeit grenzend, der patriotiſche Schneidermeiſter Zinkgräf, viel gewandert, viel erfahren und niemals ohne Rath und — Durſt. Des Mannes Wohlſtand zeigte ſich in ſeiner ſtattlichen Kleidung, die künftige Rathsbürgermeiſterſchaft in der Stirne tiefſinnigen Falten. Nach den Gegengrüßen der Anweſenden, die bei Lauern ein ſatyriſches Lächeln begleitete, nahm der Schneider Platz zunächſt dem Rathsbürgermeiſter und beſtellte ſich ſeinen lieben Steeger. „Wovon ſprecht ihr Gutes, ihr Herren?“ fragte jetzt Heileß die Beiden, die zuerſt da geweſen, „damit wir Theil nehmen können an eurer Kurzweil, jedoch im guten Sinne, denn Scherze duldet der Ernſt der Zeit nicht!“

„Da habt Ihr wohl geſprochen, Herr Rathsbürgermeiſter,“ fiel ſogleich der Schneider in die Rede; „als ich durch das verwüſtete Sachſenland wanderte und an den Trümmern der Stadt Magdeburg ſtand, lernte ich begreifen, was Ihr da zu bemerken beliebtet.“

„Haben von Allerlei geredet,“ entgegnete Prätorius, des Schneiders Worte mißachtend, „von dem und jenem — alten Zeiten und neuen Welthändeln, wie das ſo geht.“

„Das heißt,“ ergänzte Lauer,“ „von unſrer verſtorbenen Freiheit und neugebornem ſpaniſchen Drucke, und baldiger Auferſtehung der Freiheit durch den Gotteshelden Guſtav Adolph.“

„Gustavus Adolphus Rex, wer was hat, der verſteck's“ — murmelte Gölz in den Bart und fuhr mit der Hand über die Stirne. „Gott gebe, daß Morgen ihre Oſtern ſeien!“ rief feurig der Schneider, ſah aber doch dabei ſich in der Stube um — denn es traf ſich manchmal, daß auch etliche ſpaniſche Wachtmeiſter hier Feuerwein tranken und träumten, es ſei Xeres.

„Guſtav Adolph lebe!“ rief Heileß, ſein Glas erhebend. „Möge er bald bringen, was wir hoffen!“

„Haltet ein!“ rief Lauer, und ſchluckte ſchnell den Reſt ſeines Weines hinab, indem er das Glas dem Wirthe darreichte. „Man muß das Wohl des Helden aus vollem Glaſe trinken, ſonſt hat's keinen Erfolg.“

Der Wirth kam bald wieder, und die Gläſer klangen hell und freudig zuſammen.

„Ach,“ zog lang und behaglich der Schneider, „wenn das der Held wüßte, er käme bald der vielgedrückten Stadt zu Hilfe und brächte uns wieder die Freiheit.“

„Gott im Geiſt und in der Wahrheit zu dienen“ — ergänzte Heileß mit Nachdruck.

„Hol' mich der Teufel,“ rief der Kürſchner Präterius, „wenn ich nicht“ — er ſah ſich ſcheu und gleichſam ſich ſeiner eigenen Keckheit fürchtend, in der Stube um — „wenn ich nicht mit meinem Schabemeſſer dem Bluthunde, dem Spanier, das Fell abziehen und zu einem Trommelfelle für die Schweden gerben will! Hol' ſie dieſer und der! Seitdem die an uns ſaugen, ſind unſere Adern blutleer, unſer Herzſchlag ſtockt und es will in keiner Beziehung fort. Unſer Glauben iſt und bleibt unterdrückt, der Guardian lieſt Meſſe zu Sanct Peter und Paul, welche Kirche doch actenmäßig unſer iſt; der Handel und jedes Gewerbe ruht. — Was das am Ende werden will?!“ —

Lauer ſah ihn ſpöttiſch von der Seite an und raunte ihm ins Ohr: „Der Spanier muß aber doch erſt mauſetodt ſein?“ — Präterius blickte ihn grimmig an; denn der Feige will lieber Alles ſein, als feig ſcheinen. — Doch biß er ſich in die Lippe und ſchwieg, ſein Geſicht Heileß zuwendend, der ſprach:

„Es iſt ein Strafgericht des Herrn, Meiſter Ulrich. Fluchen ziemt nicht. Wer viel mit dem Munde thut, läßt Arm und Hand müßig. Der Bedrangle *) iſt freilich unſer Bedränger, wie die

---

*) Spaniſcher Capitän-Lieutenant und Commandant zu Stahleck und Bacharach, wie auf den Burgen Fürſtenberg bei Rheindiebach und Stahlberg im Thale Steeg. Merian nennt ihn Bedrangle, Reichard in ſeiner europäiſchen Chronik: Bedranake.

Buben im Liedlein auf den Straßen ſingen, und ein wahrer Antichriſt — aber wir ſollen Geduld üben in guten Werken und aushalten und kämpfen einen guten Kampf des Glaubens, auf daß uns einſt beigelegt werde die Krone des ewigen Lebens. Die Zeit der Noth geht auch vorüber. Heil uns, wenn wir durch ſie ſind bewährt worden!"

„Meint man doch," ſprach händehaltend der Schneider, „man höre unſern Paſtor Inſelius!"

„Daß du deſſen gedenkeſt, Zinkgräf!" rief Lauer wild und *ſchlug auf den Tiſch, „das macht mein Blut ſieden! Ja, Herr* Rathsbürgermeiſter, Ihr habt da den Nagel auf den Kopf getroffen. Da liegt allein das Heil für uns — im Kämpfen, aber nicht wie Ihr's meinet allein, ſondern mit der Fauſt. Wir müſſen zum Ruder und Meſſer greifen und die Bluthunde hinausjagen aus unſeren Mauern, und wieder holen unſern frommen Inſelius. O, ich gedenke der Stunde noch, wo er, uns ſegnend, ſchied und ſein Friedrich meine Hand ſchüttelte und ſprach: Leonhard, wir ſehen uns bald wieder. Aber es ſind Jahre dahingegangen. Ich bin Mann, er Jüngling, der Vater Greis geworden, und noch iſt die Stunde nicht da." —

„Du haſt recht, Lauer," ſprach beifällig und durch ſein Feuer entzündet Zinkgräf. „Seine Rückkehr nur iſt die Bedingung alles Heiles für uns. O, ich denke auch jenes Augenblickes noch, deſſen du erwähnt. Mir aber begegnete einſt in der Schweiz ein ſtattlicher Jüngling, und faſt ſchien's mir, als ſei es Friedrich — aber er ging kalt vorüber und kannte mich nicht. Er war's nicht."

„Nein, gewiß nicht!" vervollſtändigte Lauer; „denn das hätte der nimmer gethan."

Heileß war entſetzt aufgeſtanden und ſah Beide mit wehmüthigem Ernſt an. „Wohin denkt ihr, Bürger?" ſagte er ſtrafend. „Wiſſet ihr nicht die Schrift, die uns ſagt: Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat? Erinnert ihr euch nicht mehr der letzten Worte unſeres Doctoris Inſelius?"

„Mir ziemt es zwar nicht," erwiederte hierauf feurig der ſtammhafte Schiffer, indem er dem Wirthe den Becher hinſchob, daß er gefüllt werde, „Euch, als graues Haupt, zu ſtülpen, und will es auch in keinerlei Weiſe thun; aber ihr, die ihr des Rathes ſeid, ihr ſolltet nicht predigen, wo es euch beſſer anſtünde, zu handeln. Ihr, die ihr gemeiner Bürgerſchaft Rechte wahren ſollet, dürftet nicht müßig den ewigen Brandſchatzungen zuſehen, die unſer Mark am Ende aufreiben. Wiſſet ihr es nicht, ſo vernehmet es aus meinem Munde zuerſt, daß es gährt und kocht in den Gemüthern hier in der Stadt, wie draußen in den Thälern. Es bedarf eines Stoßes nur, und die Sturmglocke hallt es euch in das Ohr lauter, als es hier mein Mund gethan!“ — Er ruhte aus — und Prätorius, der in ſeines Geſellen Muth den ſeinigen wiederfand, ſpann den Faden fort:

„Warum ſeid ihr denn zahm wie Lämmer und laſſet euch von dem Saalſchultheißen Rima am Gängelbande leiten wie Kindlein, die noch nicht gehen können? Iſt der nicht Bedrangle's Helfershelfer, und ein Hallunke obendrein wie der?“

„Ihr führt kecke Reden hier, Bürger,“ ſagte ernſt und gemeſſen Heileß. „Es ziemt euch nicht, die Schritte zu tadeln, die ein wohlweiſer Rath zu eurem Beſten thut. Das Alter wägt weiſe, wo die Jugend unſinnig brauſet. Wir müſſen wohl prüfen, ob nicht der Geiſt willig, aber das Fleiſch ſchwach iſt!“ — „Sehr weiſe geſprochen!“ adorirte der Schneider; „aber mir ſcheint's, verehrter Herr Rathsbürgermeiſter, es müßte doch etwas mehr Thatkraft von erklecklichem Vortheile ſein?!“ —

„Ihr täuſcht euch ſelber,“ entſchuldigte Heileß. „Ihr legt Rima und uns zur Laſt, was der Umſtände Drang verſchuldet.“

„Zerbrich das Joch und du biſt frei“ — ſchaltete Lauer dazwiſchen.

„Leonhard,“ redete ihn jetzt Heileß mit ſcharfem Blick und Ton an, „habt Ihr je vernommen, daß ein unſinniger Schritt Gutes wirkte? Habt Ihr denn ganz vergeſſen, wie Oberweſel und Caub, wie Simmern und Stromberg und alle Schlöſſer mit Spaniern beſetzt ſind? Ruft nicht ein Bote, ja ein Falconetſchuß dieſe zu Hilfe? Und was ſollen unſerer Thäler unbewehrte Bürger beginnen im Strauße gegen dieſe Eiſenfreſſer, die Jahre des Kampfes in Niederland gehärtet und geſtählt und mit allen Vortheilen des Kriegshandwerkes vertraut gemacht, die uns abgehen? Ja, den glücklichſten Fall geſetzt, wir trieben die Spanier in das Schloß da droben — und weiter brächten wir's doch ſchwerlich — wer hält den Bedrangle ab, die Stadt in Brand zu ſchießen, und wer ſtraft ihn, wenn er's thut? Wer baut Euer Haus, wenn er's in Aſche verwandelt? — Und ſollte er mehr Schonung haben, als in einem ſolchen Herzen zu finden ſein dürfte, würde nicht Frangipani, der in Frankenthal hauſet, kommen und uns züchtigen, wie ſeine Söldlinge bei dem Gottesdienſt in Steeg durch den Tod eines redlichen Mannes gezeigt?“

„Haben wir denn keine Thore?“ fragte dummdreiſt der Kürſchner.

„O ja,“ entgegnete faſt lächelnd Heileß; „aber die fruchten uns wenig, wenn wir zwiſchen zwei Feuern ſitzen. — Frangipani draußen und Bedrangle innen, da helfe Gott.“

Sie ſchwiegen beſchämt.

„Seht, liebe Bürger,“ nahm nach einer Weile Heileß wieder das Wort, „rohe Selbſthülfe und Gewaltthat führt ſelten, Toben hinter dem Schenkentiſche nie zum Ziele. Der Thälerrath muß von ganz anderm Standpunkte die Sache anſehn, obwohl er in dem Mißmuthe mit euch eins iſt. Selbſt Dr. Rima, den ihr ſo hart und ſchonungslos beurtheilt, that mehr für euch, als ihr ahnet, that's aber mit Güte und im Stillen, darum wiſſet, ja, ahnet ihr's nicht.“

„Und wann Ihr auch mit dem Erſten Recht hättet,“ rief Lauer, dem Wein und Aufregung die Beſonnenheit mehr und mehr entzogen, „ſo habt Ihr's doch bei meiner Treue hier nicht!“ — „Von deiner Treue weiß ich nichts zu rühmen“ — murmelte Gölz in den Bart.

„Der Rima?“ ſchrie Präterius, der, weniger vertragend, bedeutend trunkener war als Lauer — „nein, er iſt kein Doctor des Rechtes, ſondern des Unrechts. Er ſpielt mit dem Commandanten unter einer Decke und theilt mit ihm die Brandſchatzungen; denn ſein Glaube heißt: Selbſteſſen macht fett!“

„Sprecht leiſe, ihr Herren,“ bat Gölz, „der Kummerhof hat tiefe Löcher, nach denen euch wohl nicht gelüſten möchte.“ Prätorius erbleichte.

„Schweig, du krächzender Rabe!“ rief Lauer — aber er beſann ſich ſogleich, daß er tief in der Kreide ſaß, und ſagte in mildem ſcherzendem Tone: „Meinſt du denn, Gevatter, unſer Einer ſei ein Fiſch, und ſei's aus Furcht? Du kennſt mich ſchlecht! — Ich verachte den Heuchler Rima und habe deß kein Hehl!“

„Wahrlich, Ihr beurtheilet den Mann falſch,“ rief in einer ſeltenen Anwandlung von Heftigkeit der ruhige Heileß. „Er könnte wohl in mancher Beziehung anders handeln, das iſt wahr; aber ſeine Stellung iſt eine ſchwierige. Er könnte duldſamer gegen uns Proteſtanten ſein, das iſt wahr. Einſt war er es auch.“

„Aber das Blättlein hat ſich gewendet,“ fiel Zinkgräf ein, „ſeit der Guardian einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn gewonnen hat, ſeit überhaupt ſein düſtres Weſen düſtrer geworden iſt — oder beſſer, ſeit er durch den Nachdruck ſpaniſcher Arquebuſirer mehr Macht hat. Er traute früher nicht, die rechte Farbe außen hin zu kehren und ſpielte den Judas unſeres Seelenhirten Inſelius. Als die Stunde des Verrathes kam, warf er die Maſke ab, trieb ihn von dannen und —“

„Riß ſein Hab und Gut an ſich, alſo daß Vater und Sohn arm in eine fremde Welt zogen, der Treuloſigkeit eines Freundes ſo gewiß, als des Bettelns“ — ſchloß Lauer. „Herr Rathsbürgermeiſter, gibt es kein Mäntelein der Liebe, das Ihr über dieſe Schandthat decken könntet?“ — „Wollte Gott, daß ich es könnte!“ ſeufzte Heileß aufrichtig. „Doch ich kann es nicht; laſſet uns aber doch nie vergeſſen, daß dieß die einzige mit Rima's Denkart ſtreitende Thatſache dieſer Art iſt, die uns zur Kenntniß kam. Der Schein kann trügen, und unſer Herr ſagt: Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet.“ — „Zum Teufel auch!“ ſchrie jetzt

Lauer wilder, dem mehr und mehr der Wein die Sinne benebelte, „wollt Ihr denn, daß wir alleſammt die Sache aus unſerem Gedächtniß austilgen ſollen, wie's doch kein Menſch vermag? — Vergeben könnte ich wohl, aber das Vergeſſen iſt eine Sache, die ich nicht fertig bringe, und um ſo weniger, je öfter ich will. Um aber Fünfe gerade ſein zu laſſen, muß man im Rathe ſitzen. Es wird und muß die Zeit der Rettung und — der Rechenſchaft kommen. Dann iſt Recht wieder Recht, und Unrecht, Unrecht. Wehe dann dem Federfuchſer Rima, dem Doctor, wie die Leute ſagen, der uns zu Grunde curirt!“ Heileß ſtand auf.

„Ihr redet anzüglich, weil der Wein die Zunge löſt. Ich ſtreite nicht mit Euch,“ ſagte er ruhig, aber feſt; „denn Ihr ſeid nicht gemacht, heute Gründen der Vernunft Gehör zu geben.“ Er wollte Mütze und Stock nehmen, aber Zinkgräf nahm ihn bei der Hand.

„Zürnt nicht, Herr Rathsbürgermeiſter,“ ſagte er. „Lauer iſt erhitzt, aber es ſind deren Viele, die nicht anders denken. Beleidigen will er Euch nicht. Euch achten und lieben wir Alle.“

„So glaubt mir,“ ſprach Heileß, „wenn ich Euch ſage, Rima iſt beſſer, als ſein Ruf.“ Er grüßte und ging.

„Geh' du nur,“ donnerte Lauer ihm nach. Du biſt ein ehrliches Schaf, aber nichts weiter. Alle Wetter, Zinkgräf, wärſt du oder ich im Rath, ich wollte den kölniſchen Funken zwicken, bis er mürbe würde, wie ein Apfel im Frühjahr.“

„Um Gotteswillen ſchweigt,“ rief Gölz, der eiligſt hereinſtürzte, „der Rima ſteigt eben unter den Kaſtanienbäumen des Kummerhofes zu Roſſe. Hört er dich toben, ſo bekommſt du, Lauer, freies Quartier, aber keinen Mannbacher. Ueberdies iſt ſein Töchterlein ſchwer krank, und ihr Lager auf dieſer Seite. Tobet darum nicht, Männer!“

Dieſe Worte äußerten eine niederſchlagende Wirkung, ſelbſt auf den Weinerhitzten; denn Clara Rima beſaß die Liebe der Stadt, weil ſie die Krone der Stadt und die Mutter ihrer Armen und Waiſen war; und es lebte weder Mann, Greis, noch Jüngling in der Stadt, der, wenn ſie ſo leicht wie ein Schatten vorüberſchwebte, ſo engelmild und herzig grüßte, nicht ſogleich die Mütze gezogen hätte, ſtehen geblieben wäre und, der Lieblichſten nachſehend, geſagt hätte: Sie iſt ein Engel! So mochte denn Keiner, ſelbſt der Trunkene, die Ruhe dieſes verehrten Weſens ſtören, und iſt die Wundermacht weiblicher Reinheit, Milde und Schönheit, daß ſie nicht bloß da herrſcht, wo ſie ſich zeigt, ſondern ſelbſt da, wo nur ein leiſer Anklang an ſie und ihre Nähe laut wird.

Die Sonne war unterdeſſen hinter den Höhen von Perſcheidt hinabgeſunken, und feurig glühte nur noch der Nebenkopf und die hohen Häupter der Naſſauer Berge, während jenes milde Zwielicht in den Thälern ſpielte oder zu ſpielen begann, das einen ſo eigenthümlichen Reiz zu ſtiller Betrachtung für das Gemüth hat. Erfriſchende Kühle wehte vom Rheine herauf, wo Millionen Nymphen ihren Tanz begannen, der ihres Lebens ſchnelles Ende iſt. Nachtigallen ſangen ihr ſchmelzendes Brautlied in den Gebüſchen, welche die Höhen kränzten, und bald kam die Stunde, wo die Feierklänge des Maigeläutes von Lorch ſo wunderſam beredt von dem Abendwinde herabgetragen wurden. Der kurkölniſche Saalſchultheiß, Dr. juris Rima, hatte ſich ſein Leibroß vor das Thor des Saales führen laſſen, und war auf das edle ſich bäumende Thier geſtiegen. Geſenkten Hauptes ritt der Mann nun der Oberſtraße zu, um in Gottes großem weitem Tempel Frieden zu ſuchen für die kummerbelaſtete Seele. Ihm war der ſpottweiſe vom Volke Kummerhof genannte Saal wohl in Wahrheit ein Kummerhof; denn daheim lag ſchon ſeit Wochen Clara, der Stern ſeines Lebens, das achtzehnjährige, einſt ſo liebliche Mädchen, der Mutter, die längſt ruhte, theures Ebenbild an Leib und Seele — krank darnieder, und der trauernde Vater, der faſt Tag und Nacht nicht vom Bette ſeines Kindes kam, war troſtlos, da alle Hilfe fruchtlos blieb und er ſein Glück zu Grabe gehen ſah. Heute ſchlummerte ſie einmal. Er fühlte das Bedürfniß ſo tief, in der friſchen Abendluft die heiße Stirne zu baden und die freie Gottesluft zu athmen, daß er gerne den Bitten der ſorglichen Schweſter nachgab, ihr Clara übergab und ſein Pferd ſich verführen ließ, das ſchwereren Herzens ſeinen Herrn noch nie getragen. Tief war ſein vom Schnee des Lebenswinters bedecktes Haupt gehängt; traurig erwiederte er die heute ſo theilnehmenden Grüße der Bürger, die alle mehr oder weniger ſein Herzweh mitfühlten, weil Clara's Leiden auch für ſie ein Herzweh war. Nirgends fand ja der unglückliche Vater Hilfe. Alle Aerzte Kölns, die der reiche Nima beſchieden, waren ohne Troſt wieder von dannen gezogen. Ein ſchleichendes Fieber ſchien der Jungfrau zarten Körperbau zerſtören, das ſchöne geliebte Leben auslöſchen zu wollen. Das beugte den Greis ſo tief, der außer Clara nichts mehr hatte, was ihn an das Leben band. —

Er ritt eben an den Bogenfenſtern des Gölziſchen Hauſes vorüber.

„Sieh' doch, wie der alte Sünder ſo gebückt dahin reitet" — ſagte mit giftigem Blick und Tone Lauer zu Zinkgräf. „Weißt du auch, woher das kommt? Er ſucht ſein gutes Gewiſſen, das er ſeit der Schandthat an Paſtor Inſelins verloren hat, und kann's nicht finden," witzelte der Schneider.

Lauer und Prätorius lachten des Witzes, auf den ſich der Schneider etwas zu Gute that.

Aber Gölz nahm das Wort: „Ihr wißt," ſagte er, „auch ich bin nicht gerade ein warmer Freund des Doctors, aber ſeine Lage regt mein tiefſtes Mitleid auf. Ich habe alle meine Kinder erwachſen verloren und mein Weib dazu, und weiß, wie das thut. Clara leidet ſchwer, und ſie iſt ſein höchſtes Gut, und alle Aerzte haben ihr das Leben abgeſprochen. Tragt ihr nur einen Funken menſchlichen Gefühls in eurer Bruſt, ſo ſpottet des Vaters nicht, der eine Centnerlaſt auf dem Herzen trägt." Da ſahen ſich die Drei etwas verblüfft an, und ſchämten ſich ihrer Worte und des Hohnes.

„Wahrlich, wenn dem ſo iſt," ſprach Zinkgräf, „dann jammert er mich um des Engels willen, den ihm Gott zum Kinde gab. Sie iſt gut. Jedermann ſagt das — und ſchön, das ſehen wir Alle. Doch ſchien mir's, daß, ſeit der Beſetzung unſerer Stadt durch den verfluchten Bedrangle, ihr Auge düſterer, ihr Ausſehen bleicher und leidender war. Gott gebe ihr Gnade!“ Lauer hatte noch einige Tummler geleert, und war dann wankend aufgeſtanden. Zinkgräf zahlte ſeine Zeche nicht ohne Oſtentation, und Lauer ſah ſüß freundlich den Gevatter an, bewegte die Lippen, aber blieb — ſtumm. „Soll ich's wieder aufſchreiben, ihr Zwei?“ fragte er halb ſcherzend, halb ärgerlich — da Beide ſchon hoch in der Kreide ſtanden.

„Ja, Gevatterchen!“ lallte Lauer. Selig nickte Prätorius, dem Gölz eine Laſt abgenommen, und ſetzte dann hinzu: „Ein guter Wintermarkt und Herbſt bezahlt Alles!“

„Wenn's wahr iſt, iſt's gut!“ liſpelte leiſe Zinkgräf dem achſelzuckenden Wirthe zu, und alle Drei ſchieden, begleitet von der Mahnung: „Kommt bald wieder,“ zu der ſich jedoch, in Bezug auf Lauer und Prätorius, ein leiſer Seufzer geſellte.

II.

Schon frühe hatte in Bacharach, durch den Verkehr bei den Weinmärkten, *) dem bedeutenden Handel der Stadt, als des Stapelortes für den Weinhandel des Rheingaues, durch die von dem zahlreichen und begüterten Adel geförderte Cultur dieſer Gegend, das Licht des Evangeliums Eingang gefunden. Wie überall, entſtanden auch hier zahlreiche und heftige Reibungen zwiſchen Alt- und Neugläubigen, ſtrengen Katholiken und eifrigen Proteſtanten, an denen die Regierung oft ebenſo großen Antheil hatte, als die Anſichten

---

*) Eine eigenthümliche Einrichtung war es, daß, wenn der Wein klar und auch der gefeuerte bereitet war, an einem beſtimmten Tage der Weinmarkt auf freiem Markte der Thäler gehalten wurde. Die Weinhändler trafen dabei ein, und jeder Bürger erſchien mit ſeiner Probe. Der Preis, unter welchem nicht verkauft wurde, wurde hier fixirt und die Einkäufe gemacht. — Alte Handſchrift.

und Neigungen der einzelnen Amtsträger, und dieſe Periode iſt hier, wie faſt überall, ein ziemlich düſtres Blatt im Buche der Geſchichte, deſſen Züge aber die Thränen der Unterdrückten, und ſelbſt ihr Blut nicht ausgelöſcht. Deſſen ungeachtet bildete ſich ſehr bald eine evangeliſch-proteſtantiſche Gemeinde in der Stadt, und eben ſolche in den Thälern, namentlich Oberdiebach und Manubach — für welche beide eine edle evangeliſche Dame, wahrſcheinlich eine von Riedeſel, eine eigene Kirche im ſüdlichen Thale von Oberdiebach erbaute, die indeß unter dem Wüthen der Spanier unbrauchbar wurde und bald als Ruine daſtand. In Bacharach kam die Gemeinde in den Beſitz der Pfarr- und Stiftskirche, den heiligen Apoſteln Petrus und Paulus geweiht, während die Kirche zu Sanct Werneru8 und die an der Stätte der ehemaligen Kreuzkapelle erbaute Kloſterkirche im Beſitze der Katholiken blieb. Oft bedrängt und verfolgt, dennoch glaubenstreu und feſt, lebte die neue Gemeinde hier von treuen Hirten geleitet. Die öftere Vertreibung ihrer Geiſtlichen knüpfte nur feſter das Band zwiſchen der Gemeinde und ihnen. Drang man ihr auch altgläubige Seelſorge auf, ſo kamen doch auch wieder günſtigere Momente, wo man dieſe vertrieb und jene zurückrief. An dem letzten ihrer Prediger, Dr. theologiae Philippus Inſelius, hing aber die Gemeinde mit ungetheilten Herzen. Er war ein ſanfter, guter amtstreuer Mann, von vieler Kraft und im ſchönſten Sinne des Wortes bemüht, Allen Alles zu ſein. Vielfache Prüfungen hatte er erduldet; war, von ſeiner erſten Pfarrſtelle im Dörfchen Werlau vertrieben, in Bacharach liebevoll aufgenommen worden; allein ſein Geſchick war noch nicht müde, ihn heimzuſuchen. Er begrub ſein Weib hier, und mit ihr ſein Glück, und obwohl ſelbſt die Katholiken ihn liebten, ſo hatte er vielleicht gerade darum einen erbitterten Feind, den Guardian des Kapuziner-Kloſters. Zu feig, öffentlich gegen ihn ſeine Gehäſſigkeit zu verrathen, ſchärfte und ſchoß er heimlich ſeine Pfeile auf den edlen Inſelius ab, die oft ſchmerzlich, oft bis in des Herzens Tiefen trafen.

Der Saalſchultheiß Rima, ein Kölner Dr. juris, war des Guardians Spezialfreund, denn er war, wie jener, ein „Kölner

Kind.“ Wie verſchieden aber auch ſonſthin beider Temperamente waren, ſo ging dennoch viel vom mönchiſchen Fanatismus in die Denkart des Saalſchultheißen über, und ſein ohnehin ſtrenges, abgemeſſenes kaltes Weſen wurde oft hart und bitter in Worten, fanatiſch in ſeinen Handlungen. Dennoch aber achtete er den Pfarrherrn Inſelius ob ſeines ächtchriſtlichen Sinnes und ſeiner Gelehrſamkeit hoch; ja es gab Stunden, wo er die trennenden Glaubenslehren vergaß und mit wärmeren Regungen ſich dem Mann anſchließen zu wollen ſchien.

Beider Gattinnen war es vorbehalten, die Männerherzen ſich zu nähern. Es ſteht kein Weſen dem Himmel näher, als ein edles reines Weib, und keines zieht mächtiger zu ihm hin, als dieſes. So war es bei dieſen Frauen auch. Beide ſchienen nach einem Urbilde geformt, Zwillinge am Geiſt und Herzen mit vollkommenſter Aehnlichkeit. Darum zogen ſie ſich ſchnell an, um ſich feſt zu verketten. Hier, wo die Blüthe der Religion im Gemüth in friſcher Schönheit wohnte, die ächte Liebe, fragte man nicht nach ergrübelten Sätzen, in die der Menſch ſeine Ueberzeugung hineinzwängt, und ſo blieb ihnen fremd, was die Männer trennte — aber ſie vermittelten jene Trennung des Verſtandes durch ihre Liebe. Beider Familien waren klein. Inſelius hatte nur einen Sohn, Rima nur eine Tochter, und Friedrich und Clara waren ſich die liebſten Spielgenoſſen. Die Familien kamen öfter zuſammen. In den Gattinnen und Kindern wurden auch ſie in Liebe vereint. Man vergaß die ſpitzfindigen Streitigkeiten und den ſcholaſtiſchen Wortkram, und hielt ſich an das, was Leben gab, an die Liebe, und ſelbſt der Guardian ſah mit tiefem Schmerze, wie wenig er über Rima vermochte, der ihn ſelbſt oft an das Gebot mahnte, das der Sünden Menge zudeckt und der Jüngerſchaft Jeſu Kennzeichen iſt.

Das ſchöne Verhältniß der beiden Familien ſtörte der Tod. Es zog eine herrſchende peſtartige Krankheit durch das Rheinthal, und unter den vielen tauſend Opfern fielen die zwei ſchönſten Herzen, Rima's und Inſelius Gattinnen. Wittwer nun, Beide ein Loos theilend, Beide über die ſchönere Zeit des Lebens draußen, Beide gleich tief durch die Unerſetzlichkeit ihres Verluſtes gebeugt — fanden ſie nun in ihrem Umgang und in der Sorge für die Erziehung ihrer Kinder Troſt, und bei ihnen bewährte es ſich aufs Neue, daß, wenn das Glück die Menſchen entfremdet, das Mißgeſchick ſie wieder einigt, und dann enger die Bande der Freundſchaft ſchlingt.

Von dieſem unglückſeligſten Zeitpunkt ihres Lebens an verging kein Tag, der die Väter nicht mit ihren Waiſen zuſammenführte, und ſie unter dem Laubdache der Kaſtanien des Saales nicht ſpielen ſah, oder in Rima's Garten, der vor dem Holzthore lag. Der raſche kräftige Friedrich verließ gerne die wilden Knabenſpiele, um bei Clara zu ſein, und das ſanfte Mädchen ſchmiegte ſich ſo traulich, ſo nachgebend, ſo innig an den Knaben an, daß ihre Herzen in heiliger Kinderliebe in Eins zuſammenwuchſen. Gerne ſahen die Väter ihrer Kinder ſüße Spiele, und oft ruhte lang und ſchweigend ihr thränenfeuchter Blick auf ihnen, tief es fühlend, daß zwei Herzen fehlten, welche die Freude theilen ſollten.

Die Schule des Leidens, wie die Schule des Lebens, trägt der Früchte verſchiedene. Ernſter, ſtiller, reizbarer wurde Inſelius. Der Harm um die theure Verſtorbene nagte wie ein Wurm an ſeinem Herzen, der nicht raſtet. Leichter verletzte, tiefer ſchmerzte ihn ein kränkendes Wort. Inniger hielt er an ſeiner religiöſen Ueberzeugung, und wer einen der Sätze ſeines Glaubens angriff, verwundete ſeine Seele und rief ſeine ganze Geiſtesthätigkeit auf zu ſeiner Vertheidigung. Auch bei Rima, der an und für ſich etwas Verſchloſſenes in ſeinem ſtets ernſten Weſen hatte, vermehrte ſich dies. Man ſah keinen Zug von Heiterkeit mehr in ſeinem Antlitz. Er war abſtoßend für die Außenwelt. Früher ſchon zu religiöſem Fanatismus geneigt, offen dem Einfluſſe mönchiſcher Anſichten und prieſterlicher Unduldſamkeit, ſchien dieſe Richtung nun, trotz dem, das er in Inſelius den Menſchen achtete und liebte, mehr und mehr hervorzutreten, zumal der Guardian häufig bei ihm aus- und einging. In ihren Geſprächen konnte es ſich nicht fehlen, daß ſie oft auf religiöſe Gegenſtände kamen; denn es lag in dem Geiſt ihrer Zeit und ihrem Gemüthe nahe in ſeiner jetzigen Stimmung. Inſelius überſah milde die oft heftigen Aeußerungen des intoleranten Juriſten, der an dem Buchſtabenglauben ſeiner Kirche mit unbeugſamer Strenge feſthielt; allein allmählich gab es der Controverſen mehr. Von jedem Streite bleibt unbewußt etwas zurück, und ſo ſammelt ſich eine Maſſe Brennſtoffes, die bei vorkommender Gelegenheit ſich heftig entzündet, und dann beſſere Gefühle unterdrückt.

Ihr Umgang war durch die Macht der Gewohnheit Bedürfniß geworden, auch da ſelbſt, als ſchon häufiger jene ſtreitenden Meinungen in Conflikt kamen. Gegenſeitige Achtung hielt das Band noch feſt und die wachſende Liebe ihrer Kinder, die ſich deſto mehr zu einander hingezogen fühlten, als die Väter ſich entfremdeten. Oft betrauerte Inſelins dies unſelige Streiten. Oft ſchwieg er; aber es war dann, als ob ſein Schweigen Rima mehr reize, als ob er darin die Ohnmacht ſeiner Gründe offenbare, wodurch des Gegners Triumph deſto größer, ſeine Worte deſto ſchneidender wurden. Dann konnte Inſelins nicht an ſich halten, und er ſchied mit bitterm Gefühl, und wagte es, ſich ſelbſt Trotz zu bieten und mehrere Tage nicht hinüber in den Saal zu gehen. Dann aber fragte Friedrich den Vater, warum er ihn nicht zu Clara führe? und Clarck weinte, weil der liebe Geſpiele fehlte. Rima fühlte, daß des Guardians Umgang das ihm nicht gewährte, was er ſuchte, und ſo trat er in des Predigers Wohnung und ſtellte den Frieden wieder her. So blieb es lange Zeit im wechſelnden Verhältniſſe; allein je größer des Guardians Macht wurde über Rima's Gemüth, die er ſchlau ſich zu ſichern wußte, deſto entfremdeter ſtanden ſie im Leben da. Hatte auch dies keinen Einfluß auf die ſich liebenden Kinder, ſo wurde doch der Spielplatz unter den Kaſtanien des Saales ſeltner von Friedrich beſucht, denn der ſorgſame Vater unterwies ihn ernſter in dem, was ſein künftiger Lebensberuf von ihm forderte. Sahen ſie ſich denn wieder, war ihre Freude deſto größer.

Jahre kamen und ſchwanden, und immer kälter wurden die Männer gegen einander. Selbſt die Kinderſpiele einigten nicht mehr ſo oft Clara und Friedrich, ohne daß darum ihre Herzen ſich verändert. Da brach endlich der offene Kampf aus. Die Austheilung der Gaben des Hoſpitales zum heiligen Geiſte, welches einſt der Wittelsbacher frommer Chriſtenſinn geſtiftet, entzündete den lang gehäuften Brennſtoff.

Rima wollte es nicht dulden, daß die Proteſtanten, als aus der Kirche Geſchiedene, welcher die Stifter angehört, Theil an den milden Gaben nehmen ſollten, und wußte den churpfälziſchen Vogt und viele Katholiken des Rathes zu ſeiner, oder vielmehr des fanatiſchen Guardians der Kapuziner, Meinung zu bekehren. Inſelins kämpfte mit Manneskraft und kühnem Muthe. Die Leidenſchaften wurden rege, gohren und bald loderte die helle Flamme des Zornes. Das Verhältniß war zerriſſen, die Kluft ſchien unausfüllbar, denn ſelbſt gegen Friedrich war Rima hart und unfreundlich, was weinend der Knabe dem Vater klagte.

Inſelins fühlte ſich unglücklich und ſein Zuſtand wurde noch düſterer, als ſein Bruder, ein wohlſtehender Laborant im Odenwald, ihn beſuchte und Friedrich in den Vater drang, ihn mit dem Oheime ziehen zu laſſen, auf daß er ſeine Kunſt erlerne. Der weiſe Vater erwog ernſtlich mit dem kinderloſen Bruder die Sache und entſchied endlich zu Friedrich's Gunſten. Er ſagte Clara weinend Lebewohl, und ſchied ſchweren Herzens von dem Vater und der Vaterſtadt.

Jetzt war das Leben des Predigers ganz verarmt. Zwar fand er in der Liebe ſeiner Gemeinde, in dem Umgange mit dem biedern Heileß Troſt, aber eine Leere blieb im Herzen, ſo tief, daß ſie nicht auszufüllen war, und ſah er Clara, ſo wurde ihm das Herz ſchier zum Brechen ſchwer. —

Ein Unglück kommt nie allein, ſagt das Sprüchwort — und das Leben macht es oft wahr. In jenen Zeiten war nichts häufiger, als daß der Regentenwechſel eine andere der ſich anfeindenden Religionspartheien zur herrſchenden, die andere zur gedrückten machte. In Kurpfalz war dies öfter der Fall. Die Prediger wurden verjagt, andere eingeſetzt und die Partheien haßten ſich noch glühender. Als nun aber ſpaniſche Beſatzungen in die Städte kamen, da hatte die katholiſche Partei das Uebergewicht und die proteſtantiſche mußte weichen. Die Bedrückungen der Proteſtanten blieben auch in den Thälern nicht aus, als die ſpaniſchen Beſatzungen einzogen.

Bedrangle, der ſpaniſche Commandant von Bacharach, war ein wilder fanatiſcher Flammänder, entmenſcht in den Kriegen Niederlands, durchdrungen vom Geiſte der Schule Alba's. Mit ihm wurde das Triumvirat der Feinde des Predigers voll und ihre Macht auf den höchſten Gipfel geſteigert. Täglich empfand er neue Kränkungen und ſchmerzliche Beeinträchtigungen; aber dennoch hielt er die Prüfung mit Geduld aus und ſetzte ſtille Duldſamkeit dem Drängen entgegen.

Immer drohender aber zogen ſich die Wolken über ſeinem Haupte zuſammen, und das Mandat, welches die reformirten Prediger vertrieb, vollendete ſein Mißgeſchick. In dreimal vier und zwanzig Stunden gebot es ihnen, die Lande zu verlaſſen.

Teufliſche Schadenfreude im Blick und Herzen, traten mit dieſem Document unchriſtlicher Denkart der Vogt und der Guardian in Nima's Gemach.

Nima hielt das Mandat in ſeiner Hand, die allmählich zu beben begann, las es zu Ende und warf es dann grimmig an den Boden. Die Beiden ſahen ihn mit unverhehlenem Erſtaunen an.

Es iſt hart und ungerecht! rief er aus — denn gerade jetzt regte ſich eine beſſere Stimme in ſeinem Innern; gerade, wo er Inſelins Unglück vor Augen ſah, fühlte er mit Schmerz ſein Unrecht, und die Reue packte mit Rieſenfauſt ſein Herz. Das Mitleid mit dem, den er einſt geliebt, deſſen Leben tadellos, deſſen Herz gut und milde, milder als das ſeine war, deſſen Frieden ſo oft durch ihn geſtört, jetzt ſo plötzlich vernichtet werden ſollte — regte ſich mächtig, und mochte der Guardian alle Macht aufbieten, die er uſurpatoriſch errungen, jenes edle Gefühl zu bekämpfen, es gelang ihm nicht — alle Sophismen religiöſer Ueberredungskunſt blieben dieſes Mal vor dem Menſchen ohnmächtig, der ſich in Nima aufrichtete.

Er ſaß da in ſich verſunken mit trübem Blicke. Das Einſt trat ſo lebendig vor ſeine Seele, daß er faſt weinen mußte.

„Ich will es ihm ſelbſt bringen!“ ſprach er dann mit wankender Stimme. Es ſei eine Buße, die ich mir ſelbſt auflege,“

ſprach er dann in ſich hinein. „Und wenn ich ihn leiden ſehe, den Mann, der beſſer iſt, als ich; wenn ich ſeinen tiefen Schmerz ſehe, will ich mir ſelbſt zurufen, das iſt dein Werk!“ Die ſchmerzlichſten Gefühle erfüllten ihn jetzt, und er freute ſich, als die Männer weggingen, die ihn heute gar nicht begriffen.

Es war Samſtagabend. Schon ruhte jedes Werk in der Stadt, denn des Sabbats Vorweihe hatte mit dem Glockengeläute bereits begonnen. Vor den Thüren ihrer Häuſer ſaßen die Handwerker. Von dem mühſamen Tagewerke kehrte der müde Winzer heim, und nur in den Häuſern regte es ſich noch rüſtig; denn da ſcheuerten und fegten die Hausfrauen emſig auf den morgenden Tag des Herrn. Stattlich geputzt wanderten die Juden dem Rheine zu, dort ſich in der Sabbatruhe zu ergehen. Stiller als irgendwo war es in der Roſengaſſe, wo ohnehin nicht viel Gewerbe getrieben wurde, an deren oberm Ende die Pfarrwohnung lag. Schon neigte ſich der Tag und ging in jenen Zuſtand über, der ſo geeignet zur traulichen Unterredung, wie zu ſchauerlichen Mährchen und Sagen, zur Dämmerung. Hin und wieder flimmerte ſchon ein Licht. Auch im Stübchen des Pfarrherrn brannte die Ampel ſchon, denn der Mann Gottes memorirte ſeine Predigt, die er halten ſollte am Tage des Herrn zu St. Peter und Paul. Es war ſtill im Hauſe. Die alte Magd des Pfarrherrn war in Geſchäften außen, und ſonſt war Niemanden vorhanden, ſeit Friedrich auch von dannen gezogen war.

Um dieſe Zeit ſchlich über den Markt hinauf eine große Geſtalt, die ſich in einen Mantel gehüllt hatte, und droben ſchnell rechts in die Roſengaſſe einbog, und ebenſo ſchnell innerhalb der Thüre der Pfarrwohnung verſchwand.

„Sollte man nicht ſchwören,“ ſprach der Schneider Zinkgräf zu ſeinem Nachbar, „das wäre der Saalſchultheiß geweſen?“ — „Wüßte ich nicht, wie er unſeren Pfarrherrn haßt und verfolgt, ſo ſollte ich's auch denken!“ ſprach Jener darauf.

„So laß uns aufmerken, wenn er wieder heraustritt,“ ſchlug Zinkgräf vor, „und das Räthſel ſoll ſich bald löſen. Iſt er's aber, ſo zieht ſich ein Unwetter über dem Haupt unſeres Seelenhirten zuſammen, oder die Teufel werden Engel!“ —

Unterdeſſen trat Rima vor die wohlbekannte Thüre des vielgekränkten Mannes. Er las laut ſeine Predigt, und Rima vernahm die Worte: „Wie oft ſoll ich denn vergeben? Iſt's genug ſiebenmal? Jeſus aber antwortete und ſprach: ſiebzigmal ſiebenmal ſollſt du vergeben, und Paulus ſpricht: Die Liebe glaubt Alles, hofft Alles, trägt Alles, duldet Alles!“ Er hörte es, wie mit ſanfter Stimme Inſelius dieſe Worte las, und es dünkte ihn, der Herr halte Gericht mit ihm, und dieſe Worte, die er ſo ſchnöde durch ſein Leben gehöhnt, ſeien eben ſein Strafurtheil. Es wollte ihm das Herz zerſprengen. Als es ſtill innen wurde, riß er endlich die Thür auf und trat hinein.

Ueberraſcht erhob ſich Inſelius und trat ihm entgegen. Aber es war der milde Geiſt der Liebe aus ſeinem Wort in ſein Herz eingezogen, und es dünkte ihn in dieſem Moment, als lägen nicht Jahre des Zorns und der Kränkung zwiſchen der ſchönen Zeit, wo ſie in Liebe gelebt, und dem Jetzt, und es komme Rima, wie einſt, ein Stündchen mit ihm zu plaudern.

Darum ſchritt er ihm mit ungeheuchelter Freundlichkeit entgegen, und bot ihm die Hand mit dem altgewohnten Segensgruße: Gott grüß' Euch!

Der aber ſtand vor ihm, blaß wie eine Leiche, mit dem Auge voll Thränen und der bebenden, zuckenden Lippe, die reden wollte, und nicht konnte. War es ihm doch klar, daß er kam, um das Schmerzlichſte dem Manne zu bringen, der ihn mit ſeelenvoller Freundlichkeit willkommen hieß; wußte er doch, wie viel er an ihm verſchuldet, und ſeine Liebe vergab Alles, trug Alles, duldete Alles und ließ ſich nicht erbittern. — Das ergriff ihn mit entſetzlicher Gewalt, und die alte Liebe erſtand von den Todten und in ſeinem Herzen wurde es Oſtern. Die Unkrautſaat des Mönches war dürre geworden, wie das Moos auf den Felſen des Rabenkopfs in den heißen Auguſttagen, und der Fanatismus fuhr aus, wie ein böſer Geiſt vor dem unſichtbaren gottgefälligen Exorcismus der Liebe.

„Könnt Ihr vergeben, Philippus?“ fragte tief erſchüttert der Saalſchultheiß.

„Siebzigmal ſiebenmal!“ antwortete, ſeine Arme ausbreitend, der Pfarrherr. —

Aber Rima fuhr, ihn abwehrend, fort:

„Auch wenn ich gekommen wäre in feindſeliger Abſicht?

„Auch dann!“ ſagte feſt Inſelius.

„Und wenn ich mich letzen wollte an Eurem Jammer?“ fragte Rima weiter, und die Thränen rannen groß und häufig über die bleiche gefurchte Wange und die Stimme wankte.

„Auch dann, ſo wahr mir Gott helfe!“

„Und wenn ich Euch das Schrecklichſte anzukündigen käme?“

„Siebzigmal ſiebenmal!“ wiederholte Inſelius, und eine erhabene Begeiſterung ſtrahlte aus ſeinen Blicken.

Da ſchlug Rima an ſeine Bruſt und rief:

„Herr, ſei mir Sünder gnädig!“ und zu Inſelius ſprach er mit tiefer Rührung:

„Mann Gottes, ich bin nicht werth, daß ich Euch die Schuhriemen auflöſe!“ Und er ſank in des Wiedergefundenen Arme, und Inſelius ſprach ſanft: „Friede ſei mit Euch! Laßt uns vergeſſen, was dahinten iſt. Saget an, was Euch ſo ſpät in meine Behauſung führt.“

Rima aber konnte nicht reden. Ihm war unbeſchreiblich ſeltſam zu Muthe. Scham und Reue kämpften in ihm und beengten ſeine Bruſt, und dennoch fühlte er ſich ſeit langer, langer Zeit zum erſten Male wohl. Seine Thränen rannen noch immer.

„Um Gott, ſagt an, was iſt Euch?“ fragte dringender Inſelius. „Iſt Clara krank geworden? Oder“ — „Nein, nein,“ rief Rima, „Euch gilt, was ich bringe!“ — „Um Gott! Iſt Friedrich ein Leids geſchehen, und ich weiß es nicht?“ —

„Nein, nein,“ rief wieder der Saalſchultheiß.

„Nun, ſo redet in Gottes Namen, ich bin gefaßt, es anzuhören,“ ſprach Inſelius, deſſen Seele jetzt wirklich ruhig wurde; denn was auch nun kommen konnte, das Härteſte war es ja nicht.

„Ach,“ ſeufzte Rima, dem es faſt unmöglich war, das Wort auszuſprechen, und dem jetzt ſein Verhältniß zu Inſelius näher lag als jedes Andere, „daß ich ſo oft den Einflüſterungen böſer Menſchen Gehör gab!“

„Sie haben ihren Lohn dahin. Laßt ſie,“ ſprach Inſelius mit Seelenruhe, „und ſaget, was Ihr bringet. Sei es, was es wolle, es kommt jetzt nicht mehr aus Feindes Munde, und ſo iſt es minder hart.“

Rima blickte ihn zagend an.

„Es kommt Alles unter Gottes Leitung,“ fuhr Inſelius fort. „Nur haltet mich länger nicht hin. Solche Zögerung iſt ſchlimmer, denn ein harter Schlag.

Da reichte ihm Rima das unheilſchwangere Mandat hin, und wandte ſich ſchmerzerfüllt ab, daß er nicht ſähe das Wehe des Mannes, vor dem er ſo tief erniedrigt daſtand. Sein Gewiſſen ſchlug ihn hart, ja, es dünkte ihm, er ſei der Urheber des Unglückes ſelbſt.

Inſelius las es durch. Wohl wurde er bleich wie ein Todter, denn alt und ſchwach, mußte er jetzt in gewiſſes Elend wandern, mußte eine Gemeinde verlaſſen, die er liebte, einen Ort, wo er die glücklichſten Tage ſeines Lebens verlebt hatte, wo das Grab ſeiner geliebten Gattin war, an deren Seite er einſt ſeine Ruheſtätte nach den Stürmen eines vielbewegten Lebens zu finden gehofft hatte. Eine Weile ſtand er ſchweigend da und richtete den bekümmerten Blick auf das Mandat, dann richtete ſich ſein Auge gen Himmel. Das Blatt entglitt der zitternden Hand, und er ſprach mit herzzerreißender Wehmuth: „Gottes Wege ſind nicht unſere Wege; doch er hat die lieb, die er züchtiget. Klage komme nicht über meine Lippe. Er iſt der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt. Gehet mir's doch nicht beſſer als den Apoſteln des Herrn. — So will ich denn ziehen hinaus in die fremde Welt, und mein Troſt ſei, daß überall die Erde des Herrn iſt, daß er die Seinen wohl durch Nacht führet, aber ſtets zum Lichte.“

Rima ſah ihn jetzt tief bewegt an und rief aus überſtrömender

Seele: „Edler Mann, fürwahr Euer Glaube iſt gut, beſſer als der meine!“

„Er lehret mich ſegnen, die mir fluchen,“ verſetzte Inſelius, „und wohlthun denen, die mich haſſen und verfolgen.“

Da zog ihn Rima an ſeine Bruſt und weinte bitterlich. Es war dunkel geworden draußen und ſtille, und in des Schlafs Armen lag die Stadt. Nur der Schneider Zinkgräf und der Wächter, der in der Roſengaſſe die Stunde blies, ſahen eine hohe Mannsgeſtalt aus des Predigers Hauſe ſchleichen und, dicht in den Mantel gehüllt, die Roſengaſſe hinabeilen. Als aber der Wächter gegen die Pfarrwohnung kam, erloſch eben das Lämplein in des Predigers Stube, und ein vielgeprüftes, ſchwerbelaſtetes Herz ſuchte dort vergebens die Ruhe. —

Als nun am andern Morgen das Geläute der Glocken zu Sanct Peter und Paul die Proteſtanten zur Andacht rief, und ſie in ſtattlichen Feſtkleidern in das Gotteshaus gingen, der ſalbungsvollen Predigt gewärtig, da kam auch Inſelius im Predigerrocke; aber er war bleich und die Spuren tiefen Schmerzes ſtanden auf ſeinem Antlitze, die Vielen in der Gemeinde, beſonders aber Zinkgräf, auffielen, der, obwohl noch jung und zum Wandern bereit, mit ganzer Seele an dem Manne hing, der ihn in die Gemeinſchaft der Chriſten aufgenommen und das Himmelslicht des Evangeliums in ſein Herz geleitet hatte. Er trat in die Kirche. Da aber erhob er das Haupt und ein wunderbarer Glanz verbreitete ſich über ſeine Züge. Das Pſalmlied erſchallte: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ — und wogte in mächtigen Wellen durch das hohe Gewölbe. Inſelius beſtieg die Kanzel und jedes Auge hing an ſeinem Munde. Leuchtenden Antlitzes ſtand er da, anzuſehen, wie ein Prophet des Herrn. Durch wenige gewichtige Worte leitete er ein. Ein kaltes Entſetzen durchrieſelte die Gemeinde. Jetzt entfaltete er das traurige Blatt, und las es der aus ihrer Ruhe furchtbar aufgeſchreckten Gemeinde. Da wurden die Mienen ſtarr und bleich hier, dort flammte ein Auge in leidenſchaftlichem Grimm, ein anderes umdüſterten Thränen. Er aber ſprach jetzt begeiſtert das Wort der

Liebe: „Segnet, die euch fluchen; thuet wohl denen, die euch haſſen und verfolgen; liebet eure Feinde;“ und ſein herzergreifendes Wort riß ſie allmächtig hin, beſchwor den Sturm, und lehrte ſie dulden ſtill und Gott ergeben. Aber als er nun ſeinen Text las, aus der Apoſtelgeſchichte die heiligen Worte, Kap. 20, V. 28 — 32. und ſie vernahmen des Scheidenden Gebet, Vermahnung und Troſt: „So habet nun Acht auf euch ſelbſt und auf die ganze Heerde; denn das weiß ich, daß nach meinem Abſchiede werden unter euch kommen gräuliche Wölfe, die der Heerde nicht verſchonen werden; darum ſeid wacker und denket daran, daß ich nicht abgelaſſen habe Tag und Nacht, einen Jeglichen mit Thränen zu vermahnen. Und nun, lieben Brüder, ich befehle euch Gott und dem Worte ſeiner Gnade, der da mächtig iſt, euch zu erbauen, und zu geben das Erbe unter Allen, die geheiliget werden“ — da hallte das hohe Gebäude von Weinen und Wehe!lagen wieder, daß ſelbſt über des Redners Wangen die Thränen ſtrömten. Sein Wort floß aus dem Herzen in die Herzen, und er war zuletzt kaum mächtig, ſeine Gemeinde zum letzten Male vielleicht für dieſe Welt zu ſegnen.

Er glaubte, nun ſei das Schwerſte vorüber — doch — er täuſchte ſich! Als er aus der Thüre heraustrat und von der hohen Stiege ſein Auge über den Markt ſchweifte, ſiehe, da ſtand Kopf an Kopf die ganze weinende Gemeinde, und die Mütter hielten ihm ihre Kinder dar, daß er ſie ſegne, die Greiſe ſchüttelten ihm weinend die Hand und ſagten ein herzliches: Behüt' Euch Gott! und die Jüngeren beugten ihr Haupt, daß er ſeine Hand ſegnend darauf ruhen laſſe. Das war eine tief erſchütternde Scene, und ſelbſt die Katholiken weinten mit. Wie tief aber auch der Gemeinde Trauer war, kein Zornwort kam über ihre Lippen. Der ſcheidende Lehrer hatte ſie ja heute und ſo oft die Feinde lieben gelehrt. Jetzt trug ſeine Saat ihre Frucht — wenn auch nicht bei Allen, doch bei den Meiſten. —

Am Abend ging Rima zu Inſelius, um ihm Lebewohl zu ſagen. Er fand ſeine Thüre verſchloſſen. Eine geheime Stimme in ſeinem Innern ſprach: Jener Mann, der in das Thor des Kirchhofes *) ſchlich, war gewiß der unglückliche Greis, der Abſchied vom Theuerſten nimmt, was er hier zurückläßt.

Es zog ihn mit unausſprechlicher Gewalt an den ſtillen Ort. Als er die Roſengaſſe herabkam, ſah er eine dunkle Geſtalt auf einem Grabe knieen. Der Vollmond ſchien hell vom klaren Himmel nieder. Es war der Vertriebene. Rima's Herz bebte in leiſen Schauern, als er den Ort des ſtillen Friedens betrat. Je näher er der Stelle kam, wo ſeine Gattin an der Seite der Freundin ruhte, deſto mehr ergriff ihn der Schmerz. Inſelius hörte ihn nicht, bis der Schatten des Niederknieenden auf der Gattin eben friſch erblühendes Grab fiel. Da erkannte er ihn und zog ihn zu ſich, und das Wort erſtarb auf der Lippe, doch das Herz redete durch Thränen, Kuß und Händedruck mächtiger als durch Worte. So feierten ſie eine heilige ſtille Stunde, und auf den Hügeln derer, die ſich ſo warm und treu geliebt, wurde der Bund der Verſöhnung befeſtigt. Hand in Hand verließen ſie den Ort des Friedens, der es jetzt auch ſchon ihnen geworden war. Inſelins folgte Rima in ſeine Wohnung im Saale, ſegnete Clara durch einen Vaterkuß auf die ſchöne Stirne, ſprach über die geringe Habe, die er zurückließ, mit Rima, und ging dann ſchweren Herzens dem Rheine zu, wo der Schiffer Leonhard Lauer in ſeinem Kahn am Ruder wartend lauerte. Ein Bündelein lag darinnen, und bald trugen des Rheines vergoldete Wellen den Greis ans andere Ufer.

Und von der Stunde an kam keine Kunde mehr von ihm. Umſonſt war alles Forſchen. Nur eine dunkle Sage verkündete, er ſei Feldprediger bei dem Reiter egimente des Rheingrafen im

---

*) Der Kirchhof ſtieß damals unmittelbar an die Stadtmauer und lag, innerhalb derſelben, hinter der Münze, unfern der Wohnung des Rathsbürgermeiſters Heileß, unt erfüllte das Viereck vom Zehntthore bis zur Münze, und von da bis zum Münzthore herab. — Alte Handſchrift.

Heere Guſtav Adolph's geworden. Doch glaubten das Viele nicht, ſondern meinten, er habe Ruhe und Frieden gefunden im kühlen Schooße der Erde. — Aber das Andenken des Gerechten blieb im Segen, und die Jahre, die da ſchwanden, löſchten's nicht aus.

Seit jenem Tage war mit Rima eine große Veränderung vor ſich gegangen. Sein finſterer Sinn trat noch ſchärfer hervor. Er zog ſich von Allen, mit denen er früher Umgang gehabt, zurück. Der ſtahleckiſche Vogt und der Guardian ſelbſt ſahen ihn ſelten, und ſelbſt aus dem Hauſe ging er nicht. Nur Bedrangle beſuchte ihn, ohne daß ſeine Beſuche erwiedert wurden.

Er hatte, ohne auch nur Jemanden Rechenſchaft zu geben, das Vermögen, das Inſelius zurückließ, an ſich gezogen. Dieſe Handlung empörte die Proteſtanten, die ohnehin durch die Spanier vielfach verfolgt wurden und, gedrängt von allen Seiten, allmählich jenes Geiſtes der Liebe zu entbehren begannen. Sie nannten ihn faſt laut die Urſache des Vertreibens des geliebten Predigers, und als er nun gar ſeiner Habe ſich bemächtigte, da ſtieg der Groll noch gewaltiger in jeder Bruſt. Er wußte das, aber er trug's ſtille und rechtfertigte ſich nicht einmal. Obgleich er von der Verfolgung der Proteſtanten ſich frei erhielt, ſo ließen es doch der ſtahleckiſche Vogt und der Guardian nicht fehlen, ſie ihren Haß fühlen zu laſſen, und Bedrangle wurde ihr treuer Bundesgenoſſe. Das Alles ſchob man auf Rima's heimliche Rathſchläge — und — eine nothwendige Folge war, daß ihn der größere Theil des Haſſes traf, der zwiſchen Jenen getheilt wurde.

Der politiſche Himmel begann für die Rheinufer ſich nun immer mehr zu trüben. Den Druck der ſchweren Zeit fühlte man ſchon vor den ſpaniſchen Beſatzungen, denn die Wehen des ſchon lange in Deutſchland wüthenden, alles Mark verzehrenden Krieges wirkten weithin, und ſelbſt da empfand man ſie, wo noch kein Kampfgewühl Alles verwüſtet. Selbſt bis zum Rheine hin wirkten jetzt die Stöße dieſes Bebens der geſellſchaftlichen Ordnung. Spaniſche Beſatzung war jetzt in Bacharach und ſeinem Schloſſe. Strenge Bewachung der Stadt und die ihr anhängenden Beengungen des bürgerlichen Verkehres waren eine Erfahrung nicht erfreulicher Art für die Einwohner; allein ſchwerer drückten ſie und die Thäler die Verproviantirung des Schloſſes, die unaufhörlichen Frohndienſte, die Brandſchatzungen Bedrangle's und ſeiner auf den Schlöſſern befehligenden Offiziere in Rheindiebach und Steeg. Am blinden Gehorſame bei ſeinem Dienſte gewöhnt, kannte er nur eiſerne Strenge gegen die Bürger, und nicht ſelten füllten die Widerſetzlichen die Gefängniſſe des Saales und des Marktthorthurmes, oft ſelbſt die Verließe des Schloſſes. Mit dem Beutemachen vertraut aus Niederlands Kämpfen, achtete er das Eigenthum nicht, und im rohen Soldatenleben aufgewachſen, haſchte er des Augenblickes Gunſt, und ließ ſeiner Leidenſchaften Gluth und Wildheit ſchrankenlos walten. Zu dieſen Zügen kam noch ein heftiger Religionseifer, wie er damals und zu allen Zeiten ſein Volk charakteriſirte. Schon lange Zeit gebot dieſer Menſch, noch jugendlichen Anſehens und ſchöner Geſtalt, in Bacharach, und ſeines Regiments eherne Hand lag täglich ſchwerer auf der Bürgerſchaft, ohne daß der faſt theilnahmloſe Nima etwas zu ihrer Erleichterung that, obgleich er es wiſſen mußte, wie die unermüdeten Brandſchatzungen ihren Wohlſtand zertrümmerten. Bedrangle wohnte damals in der Stadt, in jenem vielthurmigen alterthümlichen Gebäude, das ſüdlich von der Pfarrkirche lag und unter dem Namen des Tempelherrnhofes bekannt, auf ſeinen Urſprung hinwies, auch durch ſeine feſte Bauart und durch die Aehnlichkeit mit einer kleinen Feſtung ſich als eine Niederlaſſung jenes Ordens bezeichnete, der, halb Mönch, halb Krieger, einſt ſo gewaltige Bedeutung gewonnen in einer Zeit mächtigen Aufſchwungs und religiöſer, ſowie kampfluſtiger Begeiſterung des Volkes. Hier ſchwelgte er in üppigen Genüſſen vom Schweiße der Bürgerſchaft, und praßte mit dem Vogt und Guardian manche Nacht. Hier heckte er mit ſeinem auf dem Schloſſe den Dienſt habenden Lieutenant Lamego, einem ſchlauen verworfenen Spanier, die unheilvollen Pläne aus, die täglich die Laſten der Leidenden häuften.

Die Beſſeren der Bürger, die über Nima milder zu urtheilen pflegten, konnten es nicht begreifen, wie Rima mit Bedrangle Umgang pflegen konnte, da er ihn doch kannte, wie er ſo wenig für die Bürgerſchaft that. Ueber ihr eigentliches gegenſeitiges Verhältniß war man freilich, bei Rima's gänzlicher Zurückgezogenheit, nicht klar; aber das raunte man ſich ins Ohr, daß Bedrangle auf Rima's ſittiges liebliches Töchterlein, die friſch aufblühende Clara, ſeine unreine Neigung gelenkt, und ſie damit quäle. Obgleich das Volk auch hierüber nicht volle Gewißheit hatte, ſo betrog es ſein Schluß doch nicht.

Das reizende ſich eben entwickelnde Mädchen erregte Bedrangle's Leidenſchaft, mit der er ihr keck nach Soldatenweiſe nahte. Das ſittige Mädchen, eine ſolche Leidenſchaft nicht begreifend und ihre Verworfenheit nicht ahnend im argloſen Gemüthe, fühlte indeſſen eine räthſelhafte, aber unwillkürliche Abneigung gegen den rohen Bewerber, und ließ ihn dieß rückhaltlos fühlen. In ihrer Seele lebte nur ein Bild aus der Jugend heiligen Tagen, und ein anderes konnte nicht Raum gewinnen in ihrem Herzen. Bedrangle's Leidenſchaft wurde dadurch nur heftiger und wilder. Der Widerſtand reizte ihn. In eben dem Grade aber wuchs Clara's Abneigung gegen ihn. Rima durchſchaute bald dies Verhältniß, und kummervoll klagte ihm Clara ihr Leid, kummervoller die ängſtliche Brigitte, Rima's ſorgliche Schweſter, die als Clara's zweite Mutter im Hauſe lebte, ſeit die erſte im Grabe ſchlummerte. Dies Verhältniß verbitterte Rima's Leben noch mehr. Er verachtete Bedrangle und durfte doch dem Mächtigen in der Stadt nicht geradezu entgegenhandeln. Er that im Stillen, was er vermochte für die bedrängte Bürgerſchaft, und mochte ſelbſt darum Bedrangle nicht abſtoßen, weil er ſonſt, bei dem herrſchend gewordenen Militärdeſpotismus, alles Einfluſſes ſich ſelbſt beraubte, ſo unbedeutend freilich dieſer war und blieb. Nach langem Sinnen glaubte er endlich ein Auskunftmittel gefunden zu haben. Er hatte in Köln an der Aebtiſſin des Urſulinerkloſters eine Verwandte, ſeiner Gattin treue Freundin, ihr wollte er die erblühende Jungfrau anvertrauen; denn da allein wußte er ſie ſicher vor dem Peſthauche in dieſer ſtürmiſchen, wilden Zeit. Brigitte billigte dieſen Entſchluß, ſo weh es ihrem liebenden Herzen auch that, Claren zu verlieren; allein hier trat das allmächtige Schickſal zwiſchen Vorſatz und Ausführung. Clara war zarten Baues. Wie ſo oft eine Blume gerade zu kränkeln beginnt, wenn ſie eben am lieblichſten ſich entfalten will, ſo war es bei Clara, die jetzt 16 Jahre zählte. Ihre Wangen bleichten ſichtlich, ihre Heiterkeit wich, und ob ſie gleich nicht klagte aus Schonung gegen den theuern Vater, ſo litt ſie doch ſehr und vermochte bald nicht mehr außerhalb des Bettes zu weilen.

Jetzt fiel eine Zentnerlaſt auf das Vaterherz. Jede ärztliche Hilfe, welche die unvollkommene Arzneikunſt jener Zeit gewährte, wurde ohne Aufſchub herbeigeſchafft. Angſtvoll las der Vater bald in den Blicken des leidenden Kindes ſeiner Seele, bald in denen der Aerzte — aber hier fand er Leiden und dort Rathloſigkeit. Alle Hilfsmittel blieben fruchtlos. Da wandte ſich der unglückliche Vater nach Köln. Die berühmteſten Aerzte der Stadt kamen, ſahen, prüften, verordneten, tröſteten und — Clara blieb leidend und des Lebens Kräfte verzehrten ſich ſichtlich. Voll Hoffnung ſah der unglückliche Vater die Aerzte kommen, ſchwereren Herzens entließ er ſie.

Eben in jenen Tagen war es, als in der Trinkſtube des Gölziſchen Hauſes die Anfangs beſchriebenen Auftritte vorfielen.

Clara war in den letzten Tagen ſichtlich matter und leidender geworden. Rima war nicht von ihrem Bette gekommen Tag und Nacht. Er ſelbſt erlag faſt der übermäßigen Anſtrengung, und konnte es ſich dennoch nicht verſagen, bei der geliebten Leidenden zu weilen. Sie war ja ſein letztes, theuerſtes, einziges Gut in dem verarmten Leben. In den kühleren Stunden des ungewöhnlich warmen Maitages war Clara in einen ſanften Schlummer geſunken, eine Wohlthat der Natur, die ſie lange entbehrt. Brigitte, die ſich mit Rima in die Sorgfalt für Clara theilte, flehte den Bruder an, ſich durch einen Ritt im Freien zu erholen. Sie wollte keine Minute von ihrem Bette weichen, gelobte ſie.

„Vielleicht,“ ſagte ſie, ſeine Hand faſſend, „daß dieſer Schlummer mehr wirkt, als alle die theuren Tränke der Aerzte und Laboranten. Darum laß dir das Roß ſatteln und genieße der erquickenden Mailuft, daß nicht auch du noch ſiech wirſt und uns das Elend über das Haupt wachſe. Rima fühlte wohl, wie prophetiſch wahr die Worte der Schweſter waren. Er war ſo abgeſpannt an Geiſt und Körper, daß er eine Erholung nöthig hatte.

Die Ueberredungskunſt der Schweſter vereinigte ſich mit dem Bedürfniſſe, und ſo gab er denn den Befehl, das Pferd zu ſatteln.

Das Roß wurde vorgeführt und der ſchwergeprüfte Greis ritt dahin, ohne zu ahnen, welche bittere Spottreden im Gölziſchen Hauſe ihn trafen. Kaum im Freien angelangt, ließ er dem Pferde den Zügel auf den platten Hals ſinken und gab ſich ſeinem trüben Sinnen hin, es nicht bemerkend, daß er an Fürſtenthals ſtillen Mauern vorüberritt, daß Fürſtenberg und Diebach ſchon hinter ihm lag. Sein Wehe war ja ſo groß! Je weiter er aber ritt, deſto ruhiger, deſto vertrauensvoller wurde er. War es die balſamiſche Luft, die er athmete, oder kam ihm Ruhe und Troſt von oben? — An den erſten Häuſern von Heimbach wandte er das Pferd, da wo der Gießbach des alten Trachgau's Grenze macht, und ritt ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder heitrer gen Bacharach hinab, denn es war ihm, als blühe die Hoffnung wieder auf, Claren gerettet zu ſehen.

Da begannen die ernſten melancholiſchen Klänge des Maigeläutes in Lorch anzuſchlagen. Er richtete ſich auf und hielt ſein Pferd an; — aber ach, ſie riefen das kaum entſchlummerte Schmerzgefühl wieder wach; in ſeiner ganzen Kraft ergriff es das Herz wieder, und mit einer Thräne im Auge legte der Greis ſeine Hand auf das wunde Herz, blickte gen Himmel und betete leiſe zum Herrn, daß er ihm gnädig ſein möge. In Fürſtenthal ſangen die Mönche die Veſper, als er ſo tiefbewegt vorüberritt, und dieſe Geſänge miſchten ſich gleichſam in ſein Gebet, und es war ihm, als ſtiege es mit den Geſangeswellen hinauf zum Allvater.

III.

Von des Rheins Ufern, da wo die alte Burg Sonneck liegt, beginnt ein herrlicher Hochwald, die Höhen in anſehnlicher Breite bedeckend, ſich in einem weiten Halbkreiſe über die geſegneten Hügel und Ebenen des friſchen, ſchönen früchtereichen Hunsrückens bis weit hinein in das Land der alten Trevirer zu ziehen. Er iſt der Schmuck der Berggipfel und faßt in ſeinen dunkeln Rahmen ein herrliches Panorama. Es iſt der ſogenannte Soonwald, reich an herrlichen Bäumen von urkräftigem Wuchſe. Ein Zweig dieſes Waldes erſtreckte ſich in der Zeit, in welcher die erzählten Ereigniſſe vorfielen, bis nahe an den Rabenkopf, einen Berggipfel über Bacharach und nächſt dem Kanderich, einer der höchſten der Gegend, von dem ihn in ſpäteren Jahren ein fleißigerer Anbau des Landes, das freilich nicht vorzüglich, und größerer Anwachs der Bewohner, die Bedürfniſſe in eben dem Grade vermehrend, weiter zurückgedrängt hat.

Aus dieſes Eichwaldes Laubdach trat juſt am Nachmittage des 2. Mai 1631, in der Richtung gegen Bacharach, ein junger Geſelle leichten Schrittes und fröhlichen Gemüthes hervor, denn er ſang ein heiteres Wanderlied. Er mochte höchſtens das zweite Jahrzehend des Menſchenlebens, und dieſes kurz erſt angetreten haben. Ein enganliegendes braunes Wamms wies die ſchlanke Geſtalt recht vortheilhaft. Weite Hoſen von gleicher Farbe reichten bis zum Knie, wo ſie ſich, in einem Band endend, recht eng anlegten. Unter einem breitgekrempten Hute ſielen natürliche, weiche braune Lockenringel hervor und ſpielten im Windeswehen um den bloßen Hals, und aus den Locken ſah ein blühendſchönes Geſicht hervor, deſſen Friſche der junge Bart ſchattirte. Auf dem Hute prangte ein Blumenſtrauß, eben erſt friſch gepflückt. An der Seite hing eine große Blechbüchſe, deren Beſtimmung, geſammelte Pflanzen aufzunehmen, unverkennbar war; wie denn überhaupt der grüne kleine Kaſten auf dem Rücken den Laboranten nicht verkennen ließ, der einherzog, ſeine Medikamente zu verkaufen und nebenbei die aromatiſchen Kräuter und Wurzeln zu ſammeln, die in dieſer Gegend ſo häufig wachſen.

Er ſchritt raſch und kräftig vorwärts, hielt ſich aber immer auf dem Kamme des Gebirges, bis er endlich den Rabenkopf erreichte, wo er ſinnend verweilte, gleich als ob an dieſe Berggipfel und Thäler ſich manche Erinnerung ſeines Lebens knüpfte in Luſt und Weh, denn es hob manchmal ein recht tiefer Seufzer ſeine Bruſt.

Eine Weile ſtand er in ſtummem Schauen verſunken, und ſein Auge ſchweifte bald über die Gipfel, die ſich hier dem Auge darboten, eng und enger zuſammenrückend; bald auf den Rhein, der unten im breiten Thale ruhig dahinfloß, auf ſeinem ſilbernen Spiegel Schiffe, Kähne und Flöße tragend, hinauf und hinab; bald in die Thäler, aus deren Schooß jezt allmählich der abendliche Rauch aufſtieg. Ein klarer Himmel breitete ſich darüber aus, und die Strahlen der ſcheidenden Sonne beleuchteten das herrliche Gemälde, in dem Licht und Schatten durch die Eigenthümlichkeit der Tageszeit grell vertheilt war. Nur drüben über den fernen Höhen des Taunus ſtiegen fette weiße Wolken auf, die faſt ein Gewitter befürchten ließen.

Der Jüngling legte ſeinen Kaſten ab, und ſezte ſich darauf, um das Bild, das vor ihm lag, mit mehr Behaglichkeit beſchauen zu können. Immer ernſter und feierlicher wurde ſeine Stimmung. Der Kopf ſank zulezt, als das Auge ſich genug mochte geweidet haben, in die Hand, und dieſe bedeckte den Blick.

Was mochte wohl ſo ſehr des Jünglings Herz ergreifen? War er daheim in dieſen Bergen? Spielte er ſeine Knabenſpiele an dieſen glückſeligen Ufern? Oder blühte ihm hier der erſten Liebe goldne Zeit, die verblich?

Nur das abgebrochene Selbſtgeſpräch, in welchem ſeine Gefühle ſich ausſprachen, konnte hierüber Aufſchluß geben.

Tief unter ſich Bacharach und ſeines Schloſſes Thürme gewahrend, auf deren höchſtem Bedrangle's Fahne wehte, rief er aus mit wehmüthigem Tone: Vaterſtadt! Nach vielen Jahren grüß' ich dich wieder, und die verhaßte Fahne des Glaubensfeindes weht auf deines Schloſſes Zinnen! O, daß ich dir jetzt ſchon Rettung bringen könnte! — Der dich als Knabe verließ, kehrt als Jüngling heim — aber fremd. Kein heimiſcher Herd iſt da, an dem er ſich niederſetzen, kein Herz, an das er ſich vertrauend und liebend legen könnte! — O Clara! Du kennſt den Geſpielen nicht wieder, und dein Vater nimmt ihn nicht auf! — Engel meiner Kinderjahre, Clara, Vater, Mutter, wo ſeid ihr? Du biſt mir fremd geworden, du ruheſt; und du, mein Vater, folgſt tröſtend des Krieges blutiger Spur. — Er warf den trüben Blick auf ſeine Umgebung. Iſt doch noch Alles, wie einſt, wo ich hier der Lerche Neſt aufſuchte, oder mit fragendem Blicke dem herbſtlichen Zuge der Wandervögel nachſah! Bin nun ſelbſt einer geworden.

Werden ſie mich denn noch kennen? Nein — rief er dann plötzlich, ſie ſollen mich nicht kennen. Fremd will ich unter ſie treten, und nur dann, wenn es mir heimiſch wird, will ich weilen. Er richtete das Haupt empor und ſah auf die Gipfel Naſſau's, die ſich an der Grenze des Geſichtskreiſes aufthürmten, und ſagte ſchmerzvoll: Wo weilſt du jetzt, mein Vater? Während ich hier ruhig ſitze, umbrauſt dich vielleicht der Schlachten Donner, oder — du leideſt vielleicht, und ich, der ich dich pflegen ſollte, bin fern! — Aber iſt es nicht dein Wille, daß ich hier weile? Wirſt du kommen und Freiheit bringen dieſen Thälern? Dieſes abgeriſſene Selbſtgeſpräch wurde jetzt unterbrochen. Einige Ziegen am Saume des Waldes weidend, nahte ſich ihm ein Greis — den augenblicklich der Jüngling erkannte, denn die Jahre verändern weniger das hohe Alter, als die Jugend. Bernhardi — ſagte er faſt laut, der alte Hans Adam, deſſen Wächterhorn mir oft diente zur Beluſtigung.

Der Alte grüßte herüber und nahte ſich dann, als er den Jüngling für einen Laboranten erkannte.

„Ihr ſeid wohl ein Laborant?" fragte er, was Friedrich bejahte, ſeinen Gruß erwiedernd.

„O dann erbarmt Euch eines alten Mannes," bat er. „Ich leide viel an einem Zahne, der doch der letzte iſt von allen, alſo daß ich heute ſchier verzweifelt bin."

Schnell öffnete Friedrich den Kaſten. „Wohlan, Alter, ſetzt Euch," rief er aus, „Eure Pein ſoll bald enden."

Der Alte ſetzte ſich, und Friedrich vollendete ſchnell und glücklich die Operation. Der Schmerz verließ den Greis. Seine Dankbarkeit war grenzenlos.

„Laßt Eure Thiere hier weiden," ſagte Friedrich zu dem Alten, „und erzählt mir Etwas aus Eurer Stadt. Ich bin ſchon einmal dort geweſen, und kenne noch manche Leute daſelbſt."

„Da ſteht's ſchlimm," hob der Greis an, „denn der Spanier hauſt, und iſt keine Gerechtigkeit mehr, ſeitdem er da iſt. Er verpraßt der Bürger Schweiß und Blut, und Niemand darf reden, nicht einmal klagen, ſonſt gibt's Gefängniß im Kummerhof."

„Hilft denn der Saalſchultheiß Rima nicht?"

„Daß ſich Gott erbarm'! Hätt' er ſeines Kindes Herz; ja, dann — aber der hat ja gar kein's, und ſeit er unſeren Seelſorger forttrieb und ſeine Habe an ſich zog, fehlt ihm die Ruhe. Gott ſtraft ihn ſichtbarlich, denn ſein Kind, die gute Clara, die eine offene Hand und ein mildes Herz für jeden Armen hat, iſt ſchwer krank, und iſt ſchier keine Hoffnung mehr, daß ſie geneſe."

Friedrich erſchrack heftig. „Was fehlt denn dem Kinde?" fragte er, vergeſſend die Jahre, die aus dem Kind eine Jungfrau gemacht.

„Kind?" fragte Bernhardi. „Ihr müßt lange nicht in Bacharach geweſen ſein, da Ihr ſie ſo nennt? — Sie iſt eine Jungfrau, fromm und mild und ſchön. Schade nur, daß ſie katholiſch iſt. Was ihre Krankheit betrifft, ſo redet man vielerlei. Einige ſagen, es ſei ein ſchleichend Fieber; andere meinen, es ſei Kummer."

„Kummer?" fragte noch immer bebend der Jüngling.

„Ja doch," fuhr der alte Wächter fort. „Der Bedrangle wollte ſie heirathen und dränget ſie ſehr, und ſie verabſcheute ihn; aber wer weiß da ſichern Beſcheid? Rima's Haus iſt verſchloſſen für die Bürger. Als die arge Peſt herrſchte, da ging ſie von Haus zu Haus und erquickte die Leidenden, betete mit ihnen und tröſtete ſie, und machte keinen Unterſchied nach dem Glauben. Da ſchützte ſie Gott, und ſo hoffen und beten wir Alle, daß ſie auch jetzt Gott erhalte.“

Und noch viel Anderes erzählte des Greiſes redſeliger Mund, wie es ihn die Dankbarkeit lehrte, denn er war ein von ihr oft Erquickter. Friedrich lauſchte begierig dem Worte, das ihm ſo wohl that. Ueber die politiſche Stimmung der Bürger wollte er ihn noch ausfragen, aber er vergaß es in dem Gedanken an ihr Leiden; und die Gefahr, in der er ſie ſich dachte, preßte ihm heftig die Bruſt. Endlich ſagte der Alte:

„Die Sonne iſt unter, ich muß die Thiere heimtreiben.“

Die Sonne war wirklich über Perſcheidts Höhen verſchwunden, aber in unendlicher Gluth flammte der Abendhimmel in allen Tinten, vom reinſten Golde bis zur tiefſten Purpurgluth, die Berggipfel wunderbar verklärend, bis die fernſten im Violett zerſchwammen. Das Vesperglöcklein von Bacharach drang in dem reinſten Aether bis zu ihnen herauf, und Beide beteten andächtig. Alsdann ſchwang der Laborant ſeinen Kaſten auf den Rücken und folgte dem Alten gegen Bacharach hin. Er wollte mit ihm den Pfad des Kühlberges hinabgehen, der nahe an den thurmreichen Ringmauern vorüberführte, allein der Greis ſprach:

„Das rathe ich Euch nicht, mein Wohlthäter; Ihr kennt den gräulichen Argwohn und Bosheit der Spanier nicht. Leicht könnte es ſein, daß ſie auf Euch ſchöſſen mit ihren Hakenbüchſen, oder Euch auf das Schloß und in die Gefängniſſe ſchleppten. Kommt Ihr aber des Weges von Diebach, ſo denken ſie, die zu Fürſtenberg hätten Euch ſchon ausgefragt. Darum rathe ich Euch, wendet Euch rechts, und folget dem Bombachthal, das Euch an den Rhein leitet.“ Er reichte darauf, als Friedrich ihm recht gab, dieſem die Hand voll Dankes, ihn verſichernd, er werde ſeiner ſtets in Liebe gedenken, und ihm dienen, wann und wo er könne.

Friedrich verließ nun den Greis, indem er dem Weiler Medenſcheidt vorüberging und in das bezeichnete Thal einbog.

Als er aus dem Thal an den Rhein trat, wo der Weg vorüberführte, lehnte er ſich an einen alten Nußbaum, unter deſſen Schirmdach er oft geſpielt und die ſüße Frucht deſſelben genoſſen hatte. Die Sonne vergoldete nur noch im Nachglanze ihres Unterganges Lorchhauſens Berge. Bacharach lag ſchon im abendlichen Schatten, und milde Kühle wehte vom Rheinthale her. Sein Auge ruhte auf der Stadt. Die dunklen Linden des Zollhügels mit denen des untern Theiles des Hafenplatzes bildeten einen Kranz, aus dem die Thürme hervorſahen, beſonders der der Pfarrkirche, an den ſich ſo manche trübe Bilder einer ſchmerzlichen Vergangenheit reihten. Jahre des Kummers, aber auch Jahre der frohen harmloſen Kinderzeit gingen jetzt an ſeiner bewegten Seele vorüber, und Clara's Engelbild, jetzt leidend, ſtand immer vor ſeinem innern Auge. Er lebte wieder ganz in jener Zeit, wo er mit ihr geſpielt, und die acht Jahre, die dazwiſchen lagen, dünkten ihm nur Tage; ja er ſah ſie ihm entgegeneilen, die Arme ausbreiten, ihn an ihr Herz drücken. — Da vernahm er die fernen Töne der Hora von Fürſtenthal, und bald darauf die Klänge des Maigeläutes von Lorch, und dieſe riefen nur: ſie iſt krank, ſie leidet!

Aus dem ſtillen Hinbrüten, in das er verſunken war, weckte ihn der Tritt eines Pferdes, das unvermerkt ihm genaht war. Er ſah ſich um — und — Rima hielt vor ihm.

Der Jüngling erſchrack heftig, und nur der zunehmenden Düſternheit des nahenden Abends mochte er es verdanken, daß dem Saalſchultheißen, deſſen blödes Auge nicht ſonderlich weit reichte, ſein Erbleichen unbemerkt blieb und ſeine heftige Erſchütterung.

Dem Jüngling entging jedoch bei ſchärferem Blicke die Verwüſtung nicht, welche die Zeit im Laufe von acht Jahren an dem Greiſe vorgenommen. Die einſt ſo edle Geſtalt war zuſammengeſunken; der einſt ſtolze Nacken gebeugt; das einſt ſo blühende Antlitz bleich; das einſt ſo leuchtende Auge matt, ausdruckslos. Tiefe Furchen deckten die Stirne, die er einſt glatt und ſtolz geſchaut. Dieſe Beobachtungen folgten einem Gruße, den Rima mild erwiederte, und an ſie reihten ſich manche Vorſtellungen an, die aber doch alle in dem Gedanken ſich auflöſten, wie tief der Schmerz des Vaterherzens ſein müſſe, das ſein einziges theures Kind troſtlos hinwelken ſähe.

Auch Rima's Gehirn durchkreuzten mancherlei Gedanken. Die Gefühle, die eben erſt ihn erfüllten, ließen ihn in dem jungen Laboranten gewiſſermaßen einen Geſandten Gottes erblicken.

Wie oft, dachte Rima, iſt ein kleiner, unbedeutend ſcheinender Umſtand der Grund wichtiger Ereigniſſe, wie oft die Urſache der Rettung eines Unglücklichen geworden. Vielleicht hat die Vorſehung, die Troſt meinem Herzen ſandte, dieſen mir zur Rettung Clara's zugeführt?! — Und wenn auch nicht — greift doch der Schiffbrüchige auch nach einem Halme, und — hat er auch nichts weiter gewonnen, ſo iſt es doch die Hoffnung, und in und mit ihr ſo viel!

Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Gedanken und den Gruß, den er erwiedernd an Friedrich richtete. Er hielt ſein Pferd an, ſah ihm ſcharf ins Auge, und fragte dann mit milder Freundlichkeit den Jüngling:

„Woher des Weges, Wanderer?“

Dieſer entgegnete: „Aus der Oberpfalz, Herr!“

„Trügt mich Euer Aeußeres nicht, ſo bringt Ihr heilſame Arznei den Siechen, oder ſuchet die würzigen Kräuter unſerer Berge?“ „Beides, Herr,“ verſetzte der Gefragte; „ich bin ein Laborant.“ „So jung noch?“ fragte der Saalſchultheiß halb verwundert. — „Habt Ihr vielleicht in Heidelberg der Kunſt obgelegen?“ — Die erſte der Doppelfragen verletzte des Jünglings Ehrgefühl. Er war ſich bewußt, nicht der Letzten Einer in ſeiner Kunſt zu ſein.

„Wenn die Jugend die reichen Erfahrungen des Alters ſich angeeignet, dann mag ihr der Vorwurf des Mangels an Jahren nicht ſchaden; dies auf Eure erſte Frage; auf die zweite antworte ich mit: Ja.“

Etwas gereizt hatte er dieſe Worte geſprochen. Der Rima, der den Vater vertrieben und unredlich um das Seine ſollte gebracht haben, ſtand jetzt allein vor ihm, nicht der kranken Clara ſchmerzgebeugter Vater. Aber dies auffallende Gefühl wich eben ſo ſchnell, als es in ihm entſtanden, und das geſprochene Wort reuete ihn auch ſchon wieder, als er es kaum über die Lippe gebracht.

„Wohlgeſprochen,“ verſetzte darauf ernſt der Saalſchultheiß, dem das kecke Selbſtvertrauen gefiel. „Kränken wollte ich Euch nicht, junger Menſch — und daß Eure Jugend kein Hinderniß des Vertrauens in Eure Kunſt iſt, beweiſe ich Euch ſattſam dadurch, daß ich Euch bitte, an das Krankenbett meines herzlieben Kindes mir zu folgen. Vielleicht hat Euch Gott auserſehen, der Retter meines Kindes und meines Glückes zu ſein. Wenn Ihr wollet, ſo ſeid mir willkommen. Meine Dankbarkeit und Euer Lohn ſoll gleich groß ſein, wenn Gott Euer Bemühen ſegnet.“

Ein heftiger Schrecken, der dennoch etwas ungemein Beglückendes hatte, durchzuckte Friedrich's Weſen. Er ſollte an Clara ſeine Kunſt verſuchen, vielleicht ſie retten, auf Rima's Haupt feurige Kohlen ſammeln — bei Claren ſein! — Dieſe Vorſtellungen flogen blitzſchnell durch ſeine Seele — aber er ſuchte ſich zu ſammeln und ſagte:

„Ihr habt wohl recht geſagt, ſo Gott mein Wollen ſegnet. Von ihm allein hängt Alles ab; aber im Vertrauen auf ihn will ich's unternehmen und hoffen, daß es gelinge. Wollet Ihr, ſo folge ich Euch ſogleich.“

„Thut das in Gottes Namen,“ verſetzte Rima, und ritt in ſtilles Sinnen zurückverfallend dahin, während mit einem unausſprechlichen Gefühle der Laborant folgte.

Clara ſoll ich mit Gottes Hilfe heilen?! ſprach er in ſich hinein, und fühlte es, wie die Erinnerung an ſie jene jugendliche heilige Neigung weckte, die in dem Herzen fortgeglommen. Selbſt in ſpäteren Jahren, wenn er von Engeln träumte, hatten dieſe immer Clara's Züge. Stand er an einem jungen Baume, ſo ſchnitt er ein C hinein. Spielte ſein Stab im Sande, ſo ſchrieb er den Namen Clara unbewußt. So hatte ſich die Neigung ſeiner Kinderjahre in das Jünglingsherz unbewußt hineingeſtohlen, und war mit ſeinem innerſten Weſen in Eins verwachſen. Und nun wurde dieſe Saite ſo mächtig und ſo eigenthümlich zugleich angeſchlagen. Wie ſollte ſie nicht ſein ganzes Gemüth und Weſen ergreifen, erſchüttern? Er dachte ſich den Augenblick, wo er vor Clarens Lager treten, ihre Hand in die ſeine nehmen ſollte. Strömte da nicht ſein Herz über? Blieb er ſeiner ſelbſt Herr und Meiſter? Der Anblick der Stadt, die jetzt gerade vor ihm lag, lenkte ſeine Gedanken etwas ab, ohne ihnen aber doch eine ganz andere Richtung zu geben.

Rima riß ihn endlich aus dieſen Betrachtungen. Indem er auf jenen Vorplatz vor den Mauern der Stadt gegen den Rhein zu lenkte, nahte er ſich dem Kloſter. Ein vollſtimmiger Mönchsgeſang erfüllte die Räume der Kirche.

„Laßt uns hier beten, daß das Werk gelinge!“ ſagte der Saalſchultheiß, und ſtieg ab, indem er ſein Pferd einem Knaben überließ.

„Ich bin Proteſtant,“ ſprach Friedrich. „Erlaubt, daß ich mein Gebet, gewiß in gleicher Andacht, dort unter freiem Himmel verrichte.“

Ueber Rima's Züge fuhr ein Schatten von Mißmuth. Ohne etwas zu erwiedern, trat er allein in die Kirche, während Friedrich unter die Linden des Hügels trat, hier ſein Gefühl im Gebet ausgießend vor den Augen deſſen, der überall dem Guten liebevoll nahe iſt.

In dieſem Verweigern des Eintritts in die Kirche offenbarte ſich das ſchroffe Gegenüberſtehen beider Kirchengemeinſchaften, ſelbſt in der Denkart ſolcher Menſchen, die weit über dem Kreiſe jener Klaſſen ſtehen, die das Weſen der Religion in ein fanatiſches Abſondern von Andersdenkenden und in ein buchſtäbliches Halten an den ererbten Formen ſetzen, denen der Geiſt erſt Leben gibt. Die Reibungen jener wildbewegten fanatiſchen Zeit hatten es geboren, und die verflachende Toleranz unſerer Tage hat ihm das Ende noch nicht gebracht. Rima trat erhoben und geſtärkt aus den heiligen Räumen, aus denen Lichtglanz und Weihrauchduft quoll. Auch Friedrich hatte den Himmel offen geſehen in froher Hoffnung und feſtem Glauben. Er hatte um Kraft gebeten, und er fühlte ſie in ſich, — um Ruhe, und ſie erfüllte ſein Herz, — um Segen, und er ſah ihn im Geiſte ſchon in den glücklichſten Erfolgen. So traten Beide aufs Neue ihren Weg an, ruhiger und hoffnungsvoller als früher, und keine Spur feindſelig trennender Meinung war mehr in den Zügen ſichtbar.

Die Bürger ſaßen in langen Reihen am Hafenplatz auf daliegendem Bauholze. Während ſie aufſtanden und ehrerbietig den Saalſchultheiß grüßten, maaßen ihre Blicke den Jüngling, und der lallende Lauer ſprach zu Zinkgräf:

„Dünkt mich doch faſt, als wäre mir das Geſicht des jungen Laboranten dort nicht fremd!“ —

Jener nickte, indem er ſich bemühte, ſchärfer zu ſehen; aber Weintaumel und Sternenlicht ließen es nicht zu, eine gewiſſe Meinung zu faſſen.

Während Einige über Lauern lachten, Andere Rima halblaut fluchten, ſetzten Jene ihren Weg fort.

Die Wache am Marktthore machte wegen des Fremden keine weitere Schwierigkeit, da er bei dem Saalſchultheißen war.

Als ſie nun gegen den Saal kamen, blieb Friedrich ſtehen, da er einige Schritte vorausgegangen war.

Rima ſah ihn forſchend an. Es ſprach ihn etwas ſo Bekanntes aus dem Tone der Stimme und dem ganzen Weſen des Jünglings an, daß er bereits nachgeſonnen, wo er ihn könnte geſehen haben. Jetzt fiel ihm dieſes Verweilen aufs Neue auf.

„Wiſſet Ihr, daß ich hier wohne?“ fragte er ſchnell. „Seid Ihr vielleicht nicht fremd hier?“ —

Friedrich erröthete und erſchrack, daß er unwillkürlich eine Kenntniß verrathen, die er hätte verbergen ſollen. Es war ihm faſt unmöglich, eine Lüge zu ſagen, und doch mußte er es jetzt, ſollte nicht ſein Geheimniß fallen. Mit Widerſtreben verneinte er die Frage, und dankte es dem Geſchicke, daß die Nacht die Schamröthe verhüllte, die auf ſeinen Wangen brannte, als er den Scheingrund angab, er habe ſeiner warten und nach ſeiner Wohnung fragen wollen.

Brigitte empfing ſie am Thore.

Rima's erſte Frage war nach Claren. „Sie ſchläft noch immer ruhig,“ ſagte ſie mit froher Miene, die die Hoffnung der Beſſerung ihres Zuſtandes hervorrief. Jetzt ſah ſie den Laboranten, den ſie neugierig betrachtete.

„Wer begleitet dich denn da?“ fragte ſie den Bruder. Als dieſer das Nöthige bemerkt, hieß ſie ihn froh willkommen, geleitete ihn in eine Stube, wo ſie ihn bat, ſich's bequem zu machen. Bald brachte ihm die Sorgliche Wein und Speiſe, daß er ſich erquicke.

Aber Friedrich fühlte keine Ermüdung, kein Bedürfniß nach Speiſe. Der Gedanke, da zu ſein als Fremdling, wo er als Kind gerne geſehen, ſo oft geſpielt, ſo nahe dem Mädchen zu ſein, das ihm als Kind ſo theuer war, bewältigte ſein ganzes Gemüth, und recht innig betete er noch einmal um Kraft und Segen für die kommende Zeit, die ſo ernſt, ſo bedeutungsvoll zu ihm herantreten zu wollen ſchien. Sein Herz pochte faſt hörbar, als Rima bald darauf eintrat, um ihn an Claren's Lager zu leiten.

Er trat in ein Gemach, das eine Lampe nur ſchwach erleuchtete. Vor der Lampe ſtand ein Schirm, daß kein Lichtſtrahl das geſchloſſene Auge der Kranken treffe. Friedrich zitterte heftig, als er nahe an das Bett trat. Seine ganze Seele trat in das Auge. Da lag Clara vor ihm — ein ſchlummernder, leidender Engel. Bleich waren dieſe Züge; aber obgleich die friſche Röthe der Geſundheit ihnen fehlte, ſo waren ſie doch voll eines milden, das Herz anſprechenden Liebreizes. Von dieſem rührenden Reize gefeſſelt, ſtand er eine lange Zeit vor ihr, als wolle er das ſchöne Bild tief in ſeine Seele prägen, daß es nimmer aus ihr weiche. Leiſe hob der Athem die Bruſt. Die Locken ringelten ſich dunkel um das feine Geſicht. Die eine zarte Hand war über das Haupt gebogen, die andere ruhte auf der Decke. Mit faſt ſichtbarem Beben ergriff er die Hand, den Puls zu fühlen — und er konnte ſie nicht mehr laſſen. Es war ihm, als müſſe er ſie ewig in den ſeinen haben. Rima's Bruſt war zu enge. Er wollte des Jünglings Urtheil, und dieſe Beobachtung währte zu lange. Endlich zupfte er ihn leiſe am Arme. Friedrich fuhr wie aus einem Traum auf. Rima zog ihn zum Fenſter und fragte angſtvoll: „Wie findet Ihr ſie?“

Faſt hätte Friedrich geantwortet: Unendlich ſchön! — wenigſtens ſchwebte das Wort, als ſeiner Gefühle Erguß, auf der Lippe, als er ſich zu rechter Zeit noch beſann, mit wem er rede, und wie ganz anders der Frage Sinn ſei.

„In Wahrheit nicht ſo ſchlimm, als ich nach Eurer Rede erwartet,“ entgegnete der Jüngling. „Ihr Puls geht ſanft und regelmäßig, nur matt — aber der Schlaf iſt ſehr erquickend. Treten nicht unerwartete Umſtände ein, ſo hoffe ich, ſie bald geneſen an Euer Vaterherz legen zu können.“

Da verbreitete ſich eine unausſprechliche Seligkeit über Rima's Geſicht. Klang ihm doch faſt dieſes Wort wie ein Orakel. Er hob die gefalteten Hände gen Himmel und betete leiſe, dann faßte er Friedrich's Hand. „Ich habe Gott gedankt,“ ſagte er mit Rührung, „denn er hat Euch mir zur guten Stunde geſandt. O, ich beſchwöre Euch, bietet Eure ganze Kunſt auf, ein Leben zu retten, an das das meine gekettet iſt. Gelingt es Euch, mein Kind zu retten, ſo ſoll ein fürſtlicher Lohn des Vaters Dankbarkeit Euch bekunden. — Doch“ — ſetzte er hinzu: „Ihr ſeid gewandert heute. Genießet der Ruhe, bis ſie erwacht, daß ſie Euch ſelbſt ſage, wie es ihr iſt. Ihr ſeid mein Hausgenoſſe, ſo lange Ihr weilen wollt.“

Er rief nun leiſe Brigitten, gebot ihr, ſogleich ſie zu rufen, wenn Clara erwache, und ging mit dem widerſtrebenden Friedrich auf deſſen Kammer, wo noch unberührt Wein und Speiſe ſtand. Hier mußte er eſſen und trinken, und Rima that es gleich ihm, und trank ihm aus ſilbernem Becher den Willkommentrank zu. Brigitte brachte unterdeſſen, da Clara noch ſchlummerte, andere Speiſen, und als ſie ſah, wie mit urkräftigem Behagen der Jüngling zulangte, wurde er ihr noch um Eins ſo lieb, da er ihre Speiſen gut fand.

Während des Eſſens fragte dann auch Rima genauer nach Namen und Herkunft des Laboranten.

„Ich heiße Friedrich Eiländer," ſprach mit innerem Widerſtreben der Jüngling, „und bin droben im Odenwalde daheim."

„Und Euer Vater und Mutter?"

„Sind todt. Ich ſtehe allein in der Welt," fuhr Friedrich fort, „und eigentlich iſt auch meine Heimat überall, wo ſich der blaue Himmel wölbt; denn mich haben gute Menſchen im Odenwald erzogen, und mich die Kunſt gelehrt und in Heidelberg lehren laſſen, die mich jetzt nährt."

Rima hatte Luſt, noch mehr zu fragen, aber Friedrich wich den Fragen dadurch aus, daß er ſeinen Kaſten öffnete, und Näpfchen und Phiolen, Kräuter und Eſſenzen herausholte, um einen Trank für die Leidende zu bereiten. In dieſem wichtigen Geſchäfte wollte ihn Rima nicht ſtören und ging dann an Claren's Lager, auf daß Brigitte dem Jüngling an die Hand gehe.

Sie half ihm ein Kohlenfeuer anfachen, und ſtand ihm treulich bei, als er nun das Tränklein kochte.

Mit unendlicher Zungenfertigkeit pries ſie Clara's Tugenden und bat ihn, ja Alles aufzubieten, um ſie wieder herzuſtellen.

Zuletzt ſagte ſie unter vielen Thränen: „Es wäre Schaden um das jugendliche Leben; denn beſſer als ſie, glaubt mir's, Meiſter Friedrich, lebt keine; und ſchöner, das werdet Ihr mir geſtehen, habt Ihr gewiß noch kein Mädchen auf Euren Wanderungen geſehen. Nicht wahr?" —

Erröthend bejahte der Jüngling, der froh war, daß das Tränklein ſein Gehöriges hatte, damit er aus dieſer Zungentortur erlöſt werde; denn wie gerne er auch Clara's Tugenden und Reize preiſen hörte, ſo appellirte dabei doch Brigitte ſo oft an ſein eigenes Urtheil, daß er in die größte Verlegenheit gerieth.

IV.

Clara war erwacht. Der betrübte, jetzt erſt wieder zu froherer Hoffnung gelangte Vater ſaß an ihrem Bette. Sie ſah ihn lächelnd an und ſagte ihm, wie ſie gut geſchlafen und ſich wohler als ſeit langer Zeit fühle. Sie bat den Vater, doch nun auch der Ruhe zu genießen, damit er nicht am Ende den allzugroßen Anſtrengungen des Wachens und inneren Kummers erliege. Jetzt erzählte ihr der Vater von dem jungen Laboranten, den er gefunden, und der ihm verheißen habe, ſie bald herzuſtellen. Clara lächelte den Vater holdſelig an; aber in dem Lächeln lag eine Wehmuth, als glaube ſie ſelbſt nicht daran, und wolle nur dem Vater die Freude der Hoffnung gönnen. Sie erzählte ihm, wie ſie ſo ſchön geträumt. Die Mutter und ihre Freundin, der ſie ſo bald gefolgt, ſaßen im Garten vor dem Holzthor, und Clara und Friedrich ſpielten wieder als glückliche Kinder und pflückten Blumen, Kränze zu winden gemeinſamer Luſt. Dieſe ſchönen Bilder aus glücklicher Jugendzeit ſchienen wohlthätig auf ſie eingewirkt zu haben.

Der Vater hielt ihre Hand. Sein Auge ruhte im vollen Gefühle des Vaterglücks auf den Engelszügen, die jetzt ein mattes Roth überflog und gleichſam verklärte. Sie verlangte zum erſten Mal, daß der Schirm entfernt werde, damit ſie klar um ſich ſehen könne.

Da ging die Thür auf und Clara ſah hin — und faſt hätte ſie laut aufgeſchrieen vor Freude — denn da ſtand ja der geliebte Geſpiele der Kindheit vor ihr, von dem ſie geträumt, aber männlicher, kräftiger, ſchöner.

Friedrich ging es nicht anders. Als er das holde Geſicht erblickte, das jetzt vom Auge belebt wurde, in dem die Freude aufblitzte, und der Freude Roth die bleichen Züge malte, da wäre ihm faſt der Becher entfallen, der den ſtärkenden Trank enthielt, von dem er ſich den erfreulichſten Erfolg verſprach; aber er durfte ſich nicht bloßgeben. Er mußte jedoch ſeine ganze Kraft, ſeine ganze Beſonnenheit mit krampfhafter Anſtrengung zuſammennehmen, um ſich gleich zu bleiben.

Rima nannte ihn Eiländer. Friedrich benahm ſich feſt und ruhig, und wachte mit Rieſenkraft über ſich ſelbſt. Obwohl Clara erkannte, daß nur eine Aehnlichkeit ſie getäuſcht, ſo konnte ſie ihr Auge doch kaum von ihm entfernen; denn ihr ſtand ja der liebe Geſpiele hier, wenn auch nur im Bilde, vor der Seele, und ſie wiegte das Herz gerne wieder in den ſchönen Traum, von dem ſie eben erſt erwacht war.

Willig nahm ſie das Tränklein aus ſeiner Hand, das er kunſtfertig bereitet. Noch lange ſprach ſie muntrer, als nach langer Zeit, und ſank dann wieder in einen ſanften Schlaf, und der Traumgott führte das kaum entflohene Traumbild zurück — aber — Friedrich war zum Jünglinge gereift in voller Mannesſchönheit, und es war der Laborant, und ſie genaß durch ſeine Medicamente, und er ſchied nicht mehr von ihr. So träumte ſie, und als ſie erwachte, fühlte ſie friſche Lebenskraft in ihren Gliedern.

Friedrich's Medicamente hatten nun den geſegnetſten Erfolg. Frohe Hoffnung kehrte in jedem Herzen ein, und ſelbſt Clara gewann im freudigen Gefühle rückkehrender Kraft aufs Neue den Glauben, ſie werde geneſen. Rima's Glück war unnennbar, ſeine Liebe, ſeine Dankbarkeit für Friedrich ohne Grenze. Brigitta's Lob ſtrömte ſo reich, als es ihre Zunge nur vermochte, ſtrömte bei Claren tauſenfach über, die ſelbſt nur ihn dachte, nur heiter und glücklich ſich fühlte, wenn der wackere Jüngling bei ihr war. Die meiſte Zeit brachte er aber auch an ihrem Siechbette zu, und redete mit ihr, ließ ſich erzählen und erzählte. Wenn ſie aber bei dieſen Geſprächen auf den Jugendgeſpielen zu reden kam, wenn ſie mit glühender Wärme die glücklichen Tage ihres Jugendlebens ſchilderte, und es ſich ſo klar ausſprach, mit welcher Liebe und Innigkeit ſie ſein Andenken feſthielt, o, dann hätte er mögen an ihr Herz ſinken und ſagen: Ich bin's ja ſelbſt; kennſt du mich denn nicht mehr, Clara? — Aber er mußte nun einmal ſeine Rolle feſthalten. Ja, es dünkte ihn ſelbſt nothwendig, da er klar in des Mädchens Herz ſah. Hätte er ſich zu erkennen gegeben, ſie würde mit heißer Liebe ihn umfaßt haben — und Rima gab wohl nie ſeine Einwilligung zu ſolch einer Verbindung. Dann war ſie, dann er elend für das ganze kommende Leben. Obwohl ihn Rima wie einen Sohn behandelte, ſo ſah er doch oft den Stolz durchleuchten; obwohl nie mehr der religiöſen Ueberzeugung gedacht wurde, ſo dünkte ihm Rima's Fanatismus entſchieden genug, um die gerechteſten Zweifel in ſeine Zuſtimmung zu ſeiner und Clara's Verbindung zu ſetzen. Er kämpfte oft, er kämpfte ſchwer; denn ſein Herz gehörte Claren, hatte ihr gehört, ſeit er Kind war; aber er hatte gelernt, in einer an Sorgen und Mangel nicht armen Jugend, ſich ſelbſt beherrſchen. Hier galt es, dieſe Selbſtbeherrſchung zu üben; hier, wo die Liebe ihm entgegenkam und im eigenen Herzen loderte. Oft ſprach die Stimme ſeiner Vernunft: Wandere von dannen! Aber wenn er einen Gedanken dieſer Art äußerte, flehte Clara ſo ſüß, bat Brigitte ſo herzlich, drückte ihm Rima ſo warm die Hand und ſagte: „Seht Ihr denn nicht, wie wir Euch ſo lieb haben?“ — daß er wie in einen Zauberkreis ſich gebannt fühlte und nicht vermochte, was ihm ſeine Vernunft als „nothwendig anrieth. — Wie konnte es fehlen, daß die beiden jugendlichen Herzen ſich in reiner heiliger Liebe zu einander neigten? Sah doch Clara in ihm den Geſpielen der Jugend, dem er ſo ähnlich ſah, den Retter ihres Lebens. War doch in ihm das Bewußtſein, ſie gehöre ihm näher an aus eben dem Grund, und weil er ihr Geſpiele war. Und ſie war ja ſo lieblich, ſo rein, ſo edel, ſo dankbar; ſie hatte ja kein Hehl vor ihm — ihr Herz, ihre Denkart lag ſo klar vor ſeinem Auge, und Brigitte, die ihn ſo oft auf Clara's Vorzüge erſt recht aufmerkſam machte, arbeitete eben dieſer erwachenden Liebe recht in die Hand. Knüpft ſich leicht und ſchnell zwiſchen Gleichdenkenden der Liebe Band, wie viel ſchneller da, wo Dankbarkeit, Vertrauen und eine ſüße heimliche Erinnerung das Gewicht zu dem des Wohlgefallens in die Schale legt?! —

Wie ſtark aber auch in Beiden dies Gefühl war, ihr

Verhältniß wurde dadurch nicht verändert — nur herzlicher, inniger wurde es. Gleich fern ſtand der ſich ſelbſt beherrſchende, beſcheidene, ſittige Jüngling von der züchtigen Jungfrau jetzt, als da er als Arzt zuerſt zu ihr trat. Kein Wort von Neigung wurde geſprochen, und doch legte jedes Wort, jede Handlung, jede Miene das klarſte Bekenntniß der Liebe ab.

Nur zu Rima war das Verhältniß ein anderes geworden, und zu den Leuten außerhalb dieſes engen ſchönen Familienkreiſes. Gegen Rima wohnte in Friedrich's Herzen eine Abneigung. Er ſah in ihm des geliebten Vaters Feind, den Räuber ſeiner Habe, den fanatiſchen Verfolger ſeiner Glaubensbrüder. Er wollte anfangs nur ſo lange bleiben, als Clara's Krankheit und ſein Beruf heiſche. Seit er ihn aber näher kennen lernte, ſeit er ihn in ſeinem ruhigen, ſtillen, gerechten Walten geſehen und beobachtet; ſeit er ihn wohlthätig gegen Arme bis zur Verſchwendung geſehen, und ohne Unterſchied des Bekenntniſſes; ſeit er die Achtung wahrnahm, mit der er von ſeinem vertriebenen Vater ſprach, und die tiefen Seufzer, die ſolche Rede begleiteten, deren Bedeutung nur er verſtand; ſeit er ſah und täglich mehr erfuhr, wie er ihn nicht als Fremdling, ſondern als Glied der Familie anſah, ihm auch in der Stadt zahlreiche Kundſchaft verſchaffte, wurde ſein Urtheil ein anderes, und die Beobachtung des Mannes, auf deſſen Handlungen ein ſo räthſelhaftes Dunkel lag, gewann an Intereſſe für ihn. Wie oft fühlte er den Trieb, zu ſagen: Ich bin Inſelius, des Verfolgten Sohn, gib mir Rechenſchaft von deinem Thun! aber er unterdrückte ihn wieder.

Bald riß ihn ſeine Praxis ganz von ſolchem Nachdenken weg. Clara war geneſen. Dieſe glückliche Heilung der von berühmten Aerzten Aufgegebenen erwarb ihm einen glänzenden Ruf, und Rima's Empfehlung erhöhte ihn. Nicht nur in der Stadt ſelbſt, auch in den Nachbarorten Lorch, Caub, Weſel und in den Thälern ſprach man mit Ruhm und Achtung von ſeiner Kunſt, und ſuchte Hilfe in dem tauſendgeſtaltigen Weh, dem der arme Sohn des Staubes hingegeben iſt. Und wie auch ſein Ruf wuchs, dennoch blieb er beſcheiden und demüthig; denn ſolche Tugend zu üben, hatte ihn frühe der fromme Vater gelehrt. Vorzüglich war er der Armuth treuer Freund. Da half Clara erquicken, ſtärken, tröſten. Hatte er die Arzneien geſpendet, ſpendete ſie Wohlthaten anderer Art, und ſo theilten ſie ſich in das edelſte Werk. Dies, ſowie ſeine offene herzliche Weiſe, mit der er Jedermann begegnete, befreundete ihn den Bürgern, allermeiſt den Proteſtanten, die den Glaubensgenoſſen in ihm verehrten. So lernte er die Quellen ihres Wohls und Wehes kennen, und kam nothwendiger Weiſe in den vertrauteſten Verkehr mit Vielen. Vor allen aber war es die Heileß'ſche Familie, deren nähere Bekanntſchaft er machte; denn Heileß war einſt ſeines Vaters treueſter, erprobteſter Freund geweſen, und hier lebte er im liebevollſten, geſegnetſten Andenken. Auch den gleichalterigen Jugendgenoſſen nahte er ſich vorſichtig; denn er bemerkte oft, wie ihn Zinkgräf, Lauer und Andere, die mit ihm confirmirt worden, mit fragenden Blicken betrachteten, wie ſie ſo oft die Rede auf Friedrich Inſelius brachten, dem er ſo ſehr ähnlich ſah, bloß um zu erforſchen, ob er nicht Mummerei treibe. Doch blieben dieſe Verſuche fruchtlos. Sie zerſchellten an Friedrich's Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung.

War auch der Jüngling von Allen geliebt, die ihn kannten, ſo haßte ihn doch Einer aus dem Grunde ſeiner ſchwarzen Seele — der Commandant Vedrangle.

Er liebte Claren, wie ein Menſch lieben konnte, in dem der Funke vom Himmel längſt im rohen Kriegsleben erloſchen war — weil ſie ſchön war gleich einem Engel. Als aber ihre Roſenwangen erblichen, des ſchönen Auges Glanz erloſch, das friſche, fröhliche Leben und Weben blühender Geſundheit ſchwand, da wurde das Herz des Kriegers kühl und der Weinhumpen wurde ſeine Geliebte, von der er ſich nimmer trennte. Als aber nun die vom Sturme geknickte Blume ſchöner und im Frühlingshauche der Liebe herrlicher ſich entfaltete; als die Jungfrau mit all' ihrem Liebreize geſchmückt dem Siechbette entſtieg, und der gierige Blick des Wüſtlings auf dieſe Reize fiel, da loderte die alte Gluth nur wilder wieder auf und ſchien, gleich verzehrendem Feuer, in ſeinen Adern zu wühlen. Er fand ſich täglich bei Rima ein. Er ſuchte mit allen Künſten ſich Clara's Gunſt zu erwerben. Wie aber die Taube bebt in der Nähe des Geiers, auch wann ſie ihn nicht ſieht, ſo erfüllte Bedrangle's Nähe Clara's Gemüth mit einem widrigen Gefühle. Sie konnte keines Grundes ihrer entſchiedenen Abneigung ſich bewußt werden, denn Bedrangle war ein ſchöner Mann; aber ſie war ſo mächtig, daß ſie ſich nicht zurückhalten konnte, ſie ihn überall empfinden zu laſſen. Mit tiefem Widerwillen wies ſie ſeine Bewerbungen zurück. Sie hatte kein Lächeln für den darum Buhlenden. Sie gab ihm kein wohlwollendes Wort auf ſeine Reden zurück, und es koſtete ſie Ueberwindung, ihm nicht ſchnöde zu begegnen. Der Widerwillen Claren's brachte bei ihm die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Statt, daß er dadurch ſollte zurückgeſchreckt werden, wurde er kühner; ſtatt, daß dies ſeine Gluth dämpfen ſollte, loderte ſie brennender, heftiger auf. — Aber er wurde aufmerkſamer. Er forſchte, von Argwohn unterſtützt — und das nie ſchlafende Auge des Argwohnes ſieht ſchärfer, als jedes andere. Was dem Vater Dankbarkeit ſchien, jene innige Zuneigung Clara's zu Friedrich, das erkannte er bald als Liebe; und der Haß gegen den, der ihm im Wege ſtand, gohr mit aller Kraft in Bedrangle's entmenſchter Bruſt. Mit ſchneidender Verachtung behandelte er fortab den Jüngling, der ſtets in Rima's Nähe war, und von dieſem mit Auszeichnung behandelt wurde. Statt aber, daß dieſe Behandlung Friedrichen einſchüchtern ſollte, gab ſie ihm vielmehr, dem Rohen gegenüber, das ganze Gefühl ſeines Werthes, einen Ernſt, eine Würde des Benehmens, eine ſtolze, ruhige Haltung, die Bedrangle'n faſt außer ſich brachte, und oft traf ihn die gleiche Verachtung, die er ihm bewies. Dies reizte den rachſüchtigen Flammänder, und gerne hätte er eine Gelegenheit wahrgenommen, dem Verhaßten zu ſchaden, ihn zu verderben, hätte ſie ſich ihm dargeboten. Darum aber gab er es nicht auf. Vorſichtig wollte er ſeinen Plan anlegen, und an Lamego, ſeinem Lieutenant, einem ſchlauen, ränkevollen Andaluſier, hatte er einen Helfershelfer, dem es in ähnlichen und ſchwierigeren Fällen nie an Rath und Mitteln gebrochen, das zu vollführen, was Bedrangle wünſchte.

Die ſchweren Bedrückungen, unter denen die Bürgerſchaft ſeufzte, waren in den Tagen des Sommers 1631 bis zu unglaublicher Höhe geſtiegen. Bedrangle hatte den Befehl erhalten, Stahleck zu verproviantiren, ſowie Stahlberg und Fürſtenberg. Keine Veranlaſſung konnte willkommener ſein, als dieſe, das Volk, das ihm zu kühn, zu männlich ſtark war, zu demüthigen. Mit fühlloſer Härte verfuhr der Unmenſch. Taumelnd vom Weinrauſche gab er an ſeinen Untergebenen Lamego die teufliſchen Befehle, und dieſer — unmenſchlicher noch, als ſein Gebieter, ſäumte nicht, ſie ins Werk zu ſetzen. War ein Bürger widerſpenſtig, ſo kam er in Haft in den Kummerhof. Zwar waltete hier ein milder Engel, Clara, die der Bürger Noth milderte, wie und wo ſie konnte; aber ſie konnte doch den Vater den Kindern, den Gatten der Gattin nicht frei geben — das Geſchäft lag, und das Brod, des Fleißes Frucht allein, fehlte. Einige Male hatte ſie es verſucht, zu bitten bei dem Befehlshaber, doch — die Folge war — daß Bedrangle dadurch ein Anrecht auf ihre Gunſt zu erhalten wähnte, und — ſie mußte dem Mitleid Schranken ſetzen, und nur darin ihrem gefühlvollen Herzen Raum geben, daß ſie die Gefangenen erquickte.

Tief ergriff des Volkes Noth Friedrich's Seele. Alle Fibern bebten, ſein Auge rollte, und die männliche Fauſt ballte ſich unwillkürlich, ſah er die Grauſamkeit, die — er nicht wehren konnte. Häufiger aber traf es ſich, daß die Bürger zuſammentraten, von der Noth enger vereint, über die Rettung zu berathen. In dieſen Verſammlungen bildeten ſich zwei Partheien, eine gemäßigte und eine heftige. An der Spitze jener ſtand der alte, wackere, beſonnene Heileß, auf der andern Seite der raſche kräftige Zinkgräff und Lauer. Des Volkes Noth rief auch Friedrichen, der ſich zu ihnen zählte, da Bacharach ſeine Vaterſtadt war, in die Verſammlungen, und ihn zog — das lebendige Gefühl jugendlicher Kraft, das raſche Blut auf die Seite der Heftigeren, deren Grundſatz war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Noch waren aber jene Verſammlungen das nicht, was ſie mehrere Monate ſpäter wurden — die Ausſaat offener Empörung gegen den Druck unmenſchlicher Tyrannei. Man pflegte im Hauſe des Wirthes Gölz ſich zu finden, und dort das Thema des Tages abzuhandeln. Wohl mochten Männer, wie Zinkgräff und Lauer, voll Kraft und Feuer und Liebe zur Freiheit, Pläne haben, die auf das hinzielten, was ſpäter geſchah — jetzt ſchwiegen ſie davon noch, und äußerten ſich nur im engern Kreiſe. Daß der junge Laborant bisweilen in dieſer Sippſchaft war, fiel Nima um ſo weniger auf, da es ehrenwerthe Bürger waren, die ſich hier trafen. Nur Clara ſah es mit ſtiller Trauer. Wie überhaupt der weibliche Blick tiefer und ſchärfer iſt, denn der männliche — ſo hatte auch ſie bisher das Krampfhafte in der Stimmung des Volkes wahrgenommen, hatte wohl bemerkt, welch ſeltſam tiefen Eindruck es auf Friedrichen gemacht, und ihre Seele ahnte nichts Gutes. Er war ſo zerſtreut, ſo wild aufgeregt, wenn er zu Hauſe kam, daß ſie mit banger Ahnung erfüllt wurde, wohl wiſſend, des Weines Frucht ſei ſolches bei dem Jünglinge nicht, weil er ihn nicht trank.

Dieſer Verſammlungen Geiſt mußte Lamego gewittert, den Antheil, den der feurige Friedrich daran hatte, herausgebracht haben. Er trat eines Tages mit wichtiger Miene zu ſeinem Gebieter und ſprach: „Jetzt, Don Paul, habe ich endlich die Handhabe gefunden, vermittelſt welcher Ihr mit einem Stück den Laboranten über die Stadtmauer ſchlendern könnt, wenn Euch nicht mehr damit gedient wäre, ihm ein anderes Plätzlein über oder unter der Erde anzuweiſen.“

Bedrangle, der eben erſt aus den wollüſtigen Träumen ſeiner Sieſte erwacht war, fuhr mit glänzendem Blick auf: „Sprich ohne Hehl, Lamego!“ rief er, begierig zu vernehmen, was der Spürhund gewittert.

Der lächelte ſataniſch und ſprach: „Die kleinen Aufopferungen, die Ihr den ketzeriſchen Hunden dieſer Stadt vermittelſt bewaffneter Schröpfköpfe abnöthigt, bringen die ſeltſame Erſcheinung hervor, daß der Haſe ſich gegen den Löwen aufzuwerfen nicht übel Luſt hat. Sie gehen mit nichts Geringerm um, als Empörung vorzubereiten, und dieſer Milchbart von Laberant ſteht mit an, iſt wahrſcheinlich der Urheber der Complotte, wie ich denn überhaupt ihn faſt für einen ſchwediſchen Spion möchte anſehen. Was hindert Euch nun, ihn dafür zu erklären und einſtweilen Euch ſeiner zu verſichern? — Dann iſt er aus dem Wege, und fürs Weitere ſorgt einestheils Ihr, anderntheils Lamego.“

„Ich verſtehe dich, Lamego,“ antwortete ſinnend Bedrangle, „doch du vergißt, daß ich es hier mit einem ſpitzfindigen Juriſten zu thun habe, der mehr Gewalt hat, als ihm gebührt. Offen dem Buben zu Leibe gehen, iſt unthunlich — doch laß mich ſorgen.“

„Falls Ihr nicht ſolltet zum Ziele kommen, ſo weiß ich ein beſſeres Mittel,“ meinte Lamego, indem er ſeinen Dolch faßte und eine Handbewegung machte, die über das Mittel ſelbſt keinen Zweifel übrig ließ.

„Nein,“ ſprach Bedrangle, „in dem der Soldat ſich regte, „man fällt mit Ehren keinen Feind im Rücken an. Ehrlicher Kampf führt auch zum Ziele.“

„Wie Ihr wollt!“ verſetzte Lamego, und ein ſpöttiſches Lächeln flog ſchnell über die markirten Züge des Andaluſiers.

Bedrangle ſchnallte ſein Schwerdt um und verließ das Gemach, indem er den Federhut in die Stirne drückte, um zu Rima zu gehen, den er in ſeinem Gemache beſchäftigt fand.

Freundliche Grüße wurden gewechſelt, und vom Unbedeutenden zum Ernſtern im Verfolge des Geſpräches geſchritten. Bedrangle bedauerte die Plagen, die er der Stadt und den Thälern machen müſſe.

„Es iſt wahr,“ ſagte ſehr ernſt Rima, „die Bürgerſchaft vermag kaum mehr Eure Forderungen zu befriedigen, Herr Commandant. Sagt ſelbſt, wovon ſollen ſie leben, im Fall eine Belagerung dieſer Stadt erfolgen ſollte? — Schadet Ihr Euch doch dann ſelbſt, weil nichts ſo leicht zum Verrathe führt, als Hunger und Elend!“

„Darnach darf der Soldat nicht fragen,“ entgegnete ſcharf Bedrangle. „Seine Ordre weiß er, und ſie zu befolgen, iſt ſeine Pflicht, mag auch kommen, was da will. Dem Verrathe werde ich zu begegnen wiſſen, das glaubt mir!“

„Das Menſchenauge ſieht nicht Alles,“ verſetzte Rima.

„Oft mehr, als es ſoll,“ fuhr gereizt der Spanier fort. „So dürften Euch vielleicht die heimlichen Complotte entgangen ſein, die man hier ſchmiedet, und die ihre Nahrung aus Eurem Hauſe ziehen.

„Aus meinem Hauſe?“ rief Rima, und ſprang zornig auf. „Womit wollt Ihr die frevelnde Rede darthun?“

„Erzürnt Euch nicht, Herr Doctor,“ fuhr vertraulicher Bedrangle fort, „wenn ich Euch ſage, daß Ihr eine Schlange im Buſen nährt, deren giftigen Stich Ihr früher oder ſpäter im Herzen fühlen dürftet.“

„Sprecht deutlicher!“ rief Rima, in dem der Zorn kochte. —

„Es kann Euch doch nicht unbekannt geblieben ſein, wie der Laborant Eiländer, den Ihr noch herbergt, im geheimen Verkehr mit den ketzeriſchen Bürgern ſteht?“

„Er iſt Proteſtant, das weiß ich,“ ſprach hitzig Rima, „aber ich finde keine Spur, ihn für verdächtig zu halten, im Gegentheil iſt er ein wohlgeſitteter Menſch, der viele Gaben hat, den ich zudem bei meinem herannahenden Alter bei mir zu behalten denke, indem er in den Geſchäften nicht unerfahren, und des Schreibens, wie viel anderer Künſte in hohem Grade kundig iſt. Was wollt Ihr mit ihm?“

„Es ſollte mir leid thun,“ verſetzte mit verſtellter Theilnahme Bedrangle, „wenn ich vielleicht irgend einen Euch lieb gewordenen Plan durchkreuzen ſollte; allein wißt's, dieſer Menſch iſt's, der Empörung brütet, und ich habe Grund, zu vermuthen, daß nicht ſeine Kunſt ihn in dieſe Gegend trieb, ſondern andere Gründe — da ich ihn für einen ſchwediſchen Spion zu halten gezwungen bin.“ —

In dieſem Augenblicke trat Friedrich mit Clara in das Gemach.

Er hatte ſie in den Garten außerhalb des Holzthores begleitet, mit ihr dort der Blumen gepflegt, und in ſüßem Gekoſe eine ſelige Stunde verlebt. Hier war die beglückende Gewißheit ihm geworden, daß Clara ihn liebe. Von ſeiner nahen Abreiſe hatte er geſprochen, da er Rima's Plan noch nicht kannte, und die Thräne, die in Clarens ſchönes Auge trat, hatte ſein Herz überwältigt, und an ſeiner Bruſt hauchte das züchtige Mädchen, nach ſchwerem Kampfe mit dem eignen Herzen und der jungfräulichen Schüchternheit, das ſüße Geſtändniß ihrer Liebe aus. Aus dem Himmel dieſer Gefühle riß ihn der Anblick der beiden Männer furchtbar heraus.

„Ihr kommt mir zu gelegener Stunde,“ ſagte Rima zu ihm, „denn hier mögt Ihr Eure Ehre retten gegen eine Beſchuldigung, an die meine Seele nicht glauben kann.“

Des Jünglings Wange wurde in dieſem Augenblicke bleich — nicht von dem Gefühle der Schuld, denn er war überzeugt von der Gerechtigkeit ſeines Thuns und Strebens, ſondern vielmehr, weil dieſe Worte wie ein herber Froſt in die Maiblüthen ſeines Gefühles zerſtörend niederfielen. — Bald ſammelte er ſich jedoch, und das ganze Gefühl männlicher Würde und Stolzes nahm ſeine Bruſt ein. Freimüthig und gefaßt trat er näher heran zu den Beiden, die am Fenſter lehnten, und fragte: „Weß man ihn beſchuldige?“

„Ihr ſollt ein ſchwediſcher Spion ſein.“ —

„Hölliſche Lüge! Schmach dem, der ſie erſann!“ fiel Friedrich ein.

Bedrangle's Auge blitzte, ſeine Fauſt griff nach dem Schwerdte. „Schweig'!“ rief er, „oder ich zermalme dich!“

„Seid Männer,“ ſprach Rima, der ſeine Ruhe wieder gewann mit der ſteigenden Leidenſchaft der Beiden, und laßt uns ohne Zorn glimpflich die Sache erörtern: „Ihr ſollt,“ fuhr er, zu Friedrich gewendet, fort, „Theil haben an aufrühreriſchen Complotten in dieſer Stadt, die euch gaſtlich aufgenommen! Vertheidigt Euch! Der Capitän-Lieutenant Sr. katholiſchen Majeſtät beſchuldigt Euch deſſen.“ Auf die letzten Worte legte der Saalſchultheiß ein beſonderes Gewicht, um Friedrich's Brauſen durch die Rückſicht auf die Gewalt, die Bedrangle hatte, zu mäßigen.

Friedrich's Auge haftete auf Bedrangle, deſſen höhniſche Miene ihn reizte. Kühnen Trotz ſprachen ſeine Züge aus.

„Wenn ich mit gerechtem Unwillen die Bedrückungen und Mißhandlungen der Bürgerſchaft ſah, wenn dieß wider das Gefühl des Rechtes, das ich in meiner Bruſt trage, ſtreitet — wer will mich darob verdammen?“ fragte er, und ſah kühn den Capitän-Lieutenant an. „Könnt Ihr's leugnen, daß dieſe Laſten unerträglich ſind? Und wenn ich, nach jenem Gefühl in meiner Bruſt, und dem Mitleide, das ich mit der gedrückten Bürgerſchaft empfinde, ihre Beſchwerden anhörte, mit ihr auf Abhilfe von einer Gewalt, die de facto, aber nicht de jure da iſt, ſann, ſo mag ich das ſo wenig verhehlen, als ich es Unrecht finden kann!“ Er ſprach das, und wandte ſich zu Rima, der, erſtaunt über des Jünglings kräftiges, muthiges Wort, ihn anſah, und fuhr fort: „Euch, Herr Doctor, gilt dieß Geſtändniß. Ihr habt mich gaſtlich geherbergt. Ihr ſeid meine Obrigkeit, der ich unterthan bin. Enſcheidet!“

Bedrangle knirſchte vor Wuth. Das hatte er nicht erwartet von dem Jüngling, und faſt hätte er beſchämt niedergedrückt von der Würde, mit welcher er ſich benahm und ſprach, dageſtanden, wäre nicht ſein Grimm aufgeflammt

„Er hat geſtanden,“ rief er ſchäumend aus. „Er iſt mir anheimgefallen, und das Kriegsrecht mag entſcheiden über den Empörer!“

„Mit Gunſt, Herr Commandant,“ fiel Rima ein. „Der Jüngling hat nichts geſtanden, als daß ſein Gefühl, wie das jedes Ehrenmannes, empört iſt von den Leiden der Bürgerſchaft, an dem Ihr unſchuldiger Weiſe Theil habt. Was Ihr aber da von Anheimfallen an Euer Forum ſagt, werdet Ihr wohl zurückzunehmen geſonnen ſein, ſobald ich Euch erinnere, daß ich die Ehre habe, die Perſon meines Herrn, des Kurfürſten, zu vertreten, daß dieſe Stadt ihre alten Privilegia hat, kraft deren in ſolchen Händeln zu entſcheiden dem Thälerrath in erſter Inſtanz zukommt! Fürs

Erſte habt Ihr in meinem Hauſe Sicherheit Eurer Perſon,“ ſagte er, zu Friedrich gewendet, „und Euch, Herr Capitän-Lieutenant, bin ich Bürge für ihn.“

„Nein, das ſollt Ihr nicht!“ rief Friedrich aus, „bei Gott, das ſollt Ihr nicht. Bin ich ſchuldig, ſo treffe mich die Strafe; aber mein Gewiſſen ſpricht mich frei, und ich verlaſſe die Stadt zur Stunde und ihr Gebiet!“

Bedrangle ſtand bleich da. Im Innern wühlten alle feindſeligen Leidenſchaften, deren das Menſchenherz fähig iſt; aber er konnte Rima's Gründen nichts entgegenſtellen, konnte freilich keine Beweiſe liefern, die ſeine Anſchuldigung rechtfertigten, und war alſo der Freiſprechung des Jünglings gewärtig. Ihm galt's ja auch nur, den verhaßten Nebenbuhler zu entfernen, darum bekämpfte er für den Augenblick ſeine Leidenſchaften, und wollte eben auf die Entfernung Friedrich's antragen, und damit ſich zufrieden geben, als die hereintretende Brigitte, einen lauten Schrei des Entſetzens ausſtoßend, auf Clara zuſtürzte, die, Zeuge des Auftrittes, Schlimmes für den Geliebten fürchtend, bei der durch die vorhergegangenen Auftritte erregten Spannung ihres Weſens, ohnmächtig in einen Lehnſtuhl geſunken war.

„Auch das noch!“ rief ſchmerzlich der Saalſchultheiß aus, und ſtürzte zu der Jungfrau hin, bei der ſchon Friedrich beſchäftigt war.

„Seid ohne Sorge, Herr Doctor,“ ſagte er ruhig zu Rima; „es iſt bloß eine vorübergehende Ohnmacht!“ Darauf flog er hinaus, und kam bald mit einer Phiole zurück, die er Brigitten gab.

„Reibt ihr damit die Schläfe,“ ſagte er, „und löſet des Mieders Schnüre — dann wird ſie alſobald das Auge aufſchlagen.“

So ruhig er auch ſprach, ſo hatte doch der Schrecken ihn bleich gemacht, und die Sorge um das geliebte, theure Weſen.

„Die Sitte fordert,“ ſo wandte er ſich zu Bedrangle, daß wir Männer uns entfernen!“

Alle Drei verließen nun das Gemach, um in ein anderes zu treten.

So ſehr auch der Schrecken Friedrichen beengt, die Ruhe war bei der Gefahrloſigkeit des Umſtandes wieder in ſeine Bruſt zurückgekehrt, und im andern Gemache angelangt, ſagte er mit Würde zu dem Spanier: „Ich habe vorhin bei der ſchimpflichen Beſchuldigung, die Ihr auf mich geladen, vergeſſen, Beweiſe zu fordern. Ihr ſeid ein Ehrenmann, und werdet ſie hoffentlich nicht ſchuldig bleiben, da Ihr wißt, wie die Lüge in den Augen des Rechtſchaffenen brandmarkt!“

Dieſe Worte waren Donnerſchläge für den Spanier. Seine Ehre ſtand auf dem Spiel, und — Beweiſe konnte er doch im Grunde nicht liefern. Sein Haß, ſeine Wuth war grenzenlos.

„Es bedarf bei Eurer eignen Erklärung keiner Beweiſe,“ rief er aus. „Zudem bin ich einem Menſchen, wie Ihr ſeid, keine Rechenſchaft ſchuldig. Euch aber, Herr Saalſchultheiß, mache ich verantwortlich für jede Folge, die daraus entſteht, und ich muß bei Euch darauf beſtehen, daß Ihr einen gefährlichen Menſchen aus der Stadt ſchafft!“ Mit dieſen im höchſten Zorne geſprochenen Worten verließ er das Gemach, daß ſchallend die Thür in das Schloß fuhr.

„Das ſind ſchlimme Händel,“ ſagte Rima. „Wenn Ihr nur nicht unvorſichtiger Weiſe Euch in Verlegenheit geſtürzt habt?“ —

„Seid ſorglos,“ ſprach Friedrich, „ich verlaſſe die Stadt heute noch, ſo ſchwer es mir wird, den Ort zu verlaſſen, der mir theuer geworden iſt. Eure Tochter iſt hergeſtellt, nichts hält mich mehr. Laßt mich ziehen!“

Aber der tiefe Seufzer, der ſich bei dieſen Worten des Jünglings Bruſt entſtahl, der feuchtwerdende Blick ſtrafte das Wort ſeines Mundes Lügen.

Rima ſah ihn lange und wehmüthig an. Er hatte ihn ja liebgewonnen, war ihm ſo hoch verpflichtet, und nun wollte der Trotzkopf von dannen, nun, wo er ihm ja hatte ſagen wollen, er, der heimatloſe Laborant, ſolle weilen bei ihm, ſein Brod mit ihm theilen, ihm in ſeinen Berufsgeſchäften helfen gegen ſchönen Lohn, den er reichlich beſtimmt.

„Fort wolltet Ihr," hob er nach einigem Schweigen an — „fort von hier — da doch Clara's Geſundheit noch nicht völlig befeſtigt iſt? Fort wolltet Ihr in dieſen ſtürmiſchen Zeiten, einem ungewiſſen Erwerbe nachgehen, unter fremden Menſchen umherziehen, und ſo Ihr erkrankt, ohne Pflege ſein? — Ach, ich hatte es anders im Sinne mit Euch. Hört mich an: Ich bin alt und ſchwach, ohne Hilfe in meinem ſchweren Beruf, ohne theilnehmenden Freund — er ſeufzte tief — in meiner Einſamkeit. Da dachte ich, Ihr ſolltet bei mir bleiben, und da Ihr in ſo manchen Künſten und Wiſſenſchaften bewandert ſeid, mir beiſtehen gegen einen Jahresgehalt, wie Ihr nur immer wünſchen möget, könntet Eure Kunſt nebenbei üben nach Eurem Gefallen, theiltet mein Dach und mein Brod, und hättet ſo eine Heimat und dankbare Freunde, ſo lange Gott mir die Tage hienieden friſtet. Zudem, ich ahne es, kommen ſchlimme Zeiten für dieſe Gegend und Stadt. Näher zum Rheine wälzet der Krieg ſeine verheerenden Feuerſtröme. Es wird vielleicht nicht der Morgen des Jahres 1632 anbrechen, und — das Belagerungsgeſchütz wird um unſere Ohren donnern, — der Sturm vielleicht die Stadt dem Bedrangle entreißen, Plünderung und Raub unſre Habe bedrohen — Friedrich, ich bin alt — wer wird bei Clara, bei Brigitten mit freundlicher Theilnahme ſtehen zu Schutz und Schirm — wenn ich zu Grube fahre? Seht, auf Euch hatte ich gerechnet, Euch und mir zum Frommen, hatte mir ſo ein ſtilles, harmloſes Leben gedacht in unſerm kleinen Kreiſe, und heitere Stunden am Kamin in den kommenden trüben Wintertagen — und nun wollet Ihr trotzig von dannen ziehen? Ich biete Euch meine Hand — bleibt bei mir, ſo lange ich lebe!"

Er reichte ihm die Hand dar.

Der Jüngling war von des Mannes Rede ergriffen, erſchüttert. Nima war und blieb ihm ein Räthſel. Dieſer wohlwollende Mann war ein Feind der Proteſtanten, ein Verfolger ſeines Vaters, ein Räuber ſeiner Habe geweſen. Wie konnte, wie ſollte er das reimen? Er wußte, daß der Guardian ihn oft zu bereden ſuchte, den Ketzer aus ſeinem Hauſe zu verbannen, und jetzt wollte er ihn bei ſich behalten? — Solcherlei unvereinbare Zweifel entſtanden in ſeiner Seele — aber Clara, die Geliebte — ſollte er verlaſſen, jetzt, wo er bleiben konnte in ihrer Nähe? — — Er ſchlug ein in Nima's dargebotene Rechte und ſagte: „Ich bleibe bei Euch, ſo lange Gott und Ihr es wollt.“

Da leuchtete des Greiſes Auge vor ſtiller Freude.

„O,“ ſagte er leiſe vor ſich hin, „ſo gibt es doch noch Menſchen, die mir wohl wollen?!“

Noch ſtanden die Männer Hand in Hand — da öffnete ſich die Thür und Clara, bleich wie eine Lilie, trat, auf Brigitten ſich ſtützend, herein. Ihr forſchender Blick glitt über des Vaters Züge auf die Friedrich's hinüber. Sie ſchien darin leſen zu wollen, ob dieſer Handſchlag der des Lebewohls oder der Vereinigung auf längere Zeit ſei. — Die zurückgekehrte Heiterkeit in Beider Mienen gab ihr bald dieſe Hoffnung, doch das Andenken an den frühern Auftritt, deſſen ſie Zeuge geweſen, das Beſtimmte in Friedrich's Worten: „Ich verlaſſe die Stadt und ihr Gebiet!“ ſtößte neue Zweifel ihrem Herzen ein.

„Verlaßt Ihr uns wirklich?“ fragte ſie, und die Stimme bebte, die Bruſt hob ſich wie unter einer ſchweren Laſt.

„Nein, mein Kind,“ antwortete ihr der Vater, „Friedrich bleibt bei uns, bis des Krieges dräuende Stürme vorüber ſind und ſein Donner. Er will mit uns theilen die Leiden der kommenden Zeit.“

Da flog ein friſches Roth über die bleichen Züge der Jungfrau — da ergoß ſich neuer Strom des Lebens durch ihr Weſen, die Wolke, die auf der ſchönen Stirne gelegen, verſchwand und ein bezauberndes Lächeln begleitete die Worte: „Dank Euch, Friedrich, daß Ihr uns dies Opfer bringet!“ — aber ängſtlich werdend in dieſem Augenblicke, wandte ſie ſich zu ihrem Vater: „Glaubt Ihr, daß der wüthende Spanier ſich zufrieden gebe?“ —

„Das wird ſich bald zeigen,“ ſprach ruhig der Schultheiß. „Am Felſen bricht ſich der Welle Gewalt. Er wird an meiner

Feſtigkeit ſtranden. Er fühlt ſich zu ohnmächtig hier noch zur Zeit, als daß er einen ſolchen Schritt, wie du dir ihn vielleicht denkſt, wagte.“

O, daß es ſo wäre! ſeufzte Clara leiſe.

V.

Ehe noch die Sonne unterging, jagten zwei Eilboten zu den Thoren hinaus, den einen ſandte Bedrangle nach Frankenthal, wo damals der wilde Frangipani gebot, um Verſtärkung bittend, den andern Rima an den Kurfürſten, perſönliche Sicherheit für Friedrich zu erwirken. Beiden wurde Gewährung. Doch Rima'n ſchneller, als dem Spanier, der vielmehr durch den rückkehrenden Eilboten die Weiſung erhielt, eine außerordentliche Brandſchatzung an Früchten, Wein, Vieh und baarem Geld in den Thälern zu erpreſſen. Auf den Fall hin, daß ſich das Volk empören ſollte, wurde dem Capitän-Lieutenant ein Fähnlein Reiter zur Verſtärkung verſprochen, die binnen drei Tagen eintreffen ſollten. Die Brandſchatzung war ungeheuer, nicht nur an Geld, ſondern auch an Naturalien. Es war faſt unmöglich, daß ſie konnte geleiſtet werden von dem Volke, das durch Bedrangle bereits methodiſch ausgeſogen war. Dieſem ſtieg auf dieſe Kunde hin der Kamm. Noch immer tobte Eiferſucht und verſchmähter Liebe Groll im wilden Herzen. Lamego war auf allen Wegen, wo er Friedrich zu treffen hoffen konnte, umhergeſchlichen, — ohne ſein Ziel, ihn als Opfer ſeines Haſſes zu meucheln, erreicht zu haben. Jetzt forderte der Commandant ſeine Auslieferung von Rima mit diktatoriſcher Strenge. Er fürchtete doch, des Bogens Senne werde zu ſehr geſpannt, als daß ſie nicht reißen ſollte, und gerade dieſer kräftige Jüngling konnte ihm hier gefährlich werden. Obwohl Furcht ſeinem Soldatenherzen fremd blieb, ſo war es ihm doch keineswegs darum zu thun, das Volk zum Aufruhre zu reizen, weil dies für ihn ſelbſt und ſeine Sache von den nachtheiligſten

Folgen ſein konnte. Darum ſchwieg er noch von der neuen Lieferung, zumal der heiße Sommer einen guten Wein verſprach, der nun bald geerndtet werden ſollte.

Rima beachtete die Forderungen des Commandanten nicht.

Aufs heftigſte erzürnt, ließ noch am Abend deſſelben Tages Bedrangle den Saal umſtellen mit ſeinen Leuten und trat gewaffnet in das Gemach Rima's, Friedrich's Auslieferung zu ertrotzen, im Nothfalle zu erzwingen.

„Was erkühnt Ihr Euch?“ fragte ihn mit zornglühenden Augen der Saalſchultheiß. „Wer gibt Euch das Recht, einen Mann gefänglich einziehen zu wollen, gegen den keine Anklage vorliegt? Wer ermächtigt Euch, mein Haus zu umſtellen und den Burgfrieden zu brechen?“

„Ich!“ erwiederte mit Hohn der Commandant. „Ich fordere den Unruheſtifter!“

„Ihr verlaßt zur Stunde mein Haus!“ ſchrie mit Hitze Rima, „oder ich werde die Sturmglocke läuten laſſen, und auf Euer Haupt falle jeglicher Nachtheil, der entſteht!“

Bedrangle blieb ſich gleich. „Thut, was Euch beliebt,“ antwortete er, „allein ich fordere zum letzten Male den Verbrecher — oder wollt Ihr etwa ſein Thun unterſtützen?“

Da hielt ihm Rima die Acte des Kurfürſten entgegen, die Friedrichen Sicherheit und Unantaſtbarkeit ſeiner Perſon verlieh.

Das brachte den Capitän Lieutenant ein wenig außer Faſſung. Er begann allmählich einzuſehen, in welche Verlegenheit er ſich geſtürzt, und ſtand eine Weile unſchlüſſig da.

Das Gerücht deſſen, was am Saale geſchehen, war indeſſen wie Feuerlärm durch die Straßen geflogen. Der Rath eilte auf das Rathhaus. Die Bürger ſtanden Kopf an Kopf drohend um die ſpaniſchen Soldaten, denen es unheimlich zu werden begann.

Lamego eilte hinauf zu Bedrangle, ihm den Stand der Sachen zu melden. Während dies geſchah, drängte ſich der Schiffer Lauer durch den Haufen. Hoch ſchwang er ein eiſenbeſchlagenes Handruder über dem Haupte. Schnell ſprang er auf die ſteinerne Bank an der Thüre des Saals und haranguirte die Bürger. „Was ſteht ihr da,“ rief er mit einer Mark und Bein durchſchneidenden Stentorſtimme, „müßig und feig, wie Memmen? Seht ihr nicht, daß eine eurer bürgerlichen Freiheiten nach der andern von frecher Söldner Hand zertrümmert wird? Wollt ihr euch vollends zu Sclaven machen laſſen? Was man mit dem wackern Laboranten will, das iſt euer Loos früher oder ſpäter. Auf, Brüder! Einer für Alle, und Alle für Einen!“

„Einer für Alle, und Alle für Einen!“ riefen vierhundert Männerſtimmen mit aufgehobenen Händen.

Raſch ſprang Lauer herab, und wollte eben mit wüthender Wucht einen Spanier niederſchmettern — als das Volk ſich theilte, und der Rath langſam und ernſt daherſchritt.

„Um Gottes Willen! beginnt keine Thorheit!“ rief der Rathsbürgermeiſter Heileß dem Lauer zu, der alsbald ſein Ruder ſinken ließ.

„Laßt uns auf gütlichem Wege Frieden ſtiften, Mitbürger!“ redete er das Volk an. „Geht heim zu euren Geſchäften, und laßt den Rath walten, der euch vertritt.“

Eine augenblickliche Stille trat ein — doch das Volk ſtand.

„Mit Gunſt!“ hob Lauer jetzt zu reden an — „wir wollen gerne heimgehen zu unſerm Herde, wenn ihr fortan kräftiger uns vertreten wollt, wenn ihr uns die Gewähr leiſtet, daß der Unſchuldige droben nicht in des Spaniers Gewalt kommt!“ —

„Ihr habt das Wort des Rathes,“ ſagte Heileß, und ſchritt mit den Gliedern des Rathes hinauf, wo Bedrangle mit Rima in heftigem Wortwechſel war.

Andere Geſtalt gewann jetzt die Sache. Die Unterhandlung war kurz und ernſt, und nach einer Weile zog bleich Bedrangle dem Templerhofe zu, vor den er eine doppelte Wache aufſtellte. Der Rath blieb verſammelt unter Rima's Vorſitz bis tief in die Nacht.

Auf Claren hatte der Vorfall nachtheilig gewirkt. Sie lag ohnmächtig an Friedrich's Herzen, über deſſen Gefahr ſie erſchrocken.

Sie ſchlang erwachend ihre Arme um ſeinen Nacken mit unendlicher Freude, daß er nicht in Bedrangle's Gewalt ſich befand; allein das unſelige Ereigniß hatte ſie ſo ſehr angegriffen, daß ſie ſich zu Bette begeben mußte. Friedrich wachte die Nacht mit Brigitten. Er belauſchte jeden ihrer Athemzüge, und Brigitte ſchlief, wenn ſie mit ſtillem Flüſtern ihre Gedanken einander mittheilten und von der Zukunft ſprachen. Nach Mitternacht begab ſich Friedrich in ſeine Kammer, da keine Gefahr da war. Kaum war vom Lichte ſeine Kammer erhellt, als erſt leiſe und ſelten, dann öfter und ſtärker kleine Steinchen gegen die runden Scheiben des Fenſters flogen. Friedrich horchte. Es kam wieder eins, daß die Scheiben raſſelten. Er trat nun zum Fenſter. Der Mond war von Wolken bedeckt, die im langſamen Zuge nur ſelten einen Blick deſſelben zur Erde fallen ließen. Bei einem derſelben war es ihm, als ſähe er unter den Kaſtanienbäumen eine ihm winkende vermummte Geſtalt. Anfänglich hielt er's für Täuſchung — da er aber das Fenſter öffnete, und deutlich ſeinen Namen ausſprechen hörte — wollte er in der Meinung, es ſei ein Kranker vielleicht irgendwo in der Stadt, der ſein begehre, ſchnell hinabeilen — doch an der Thüre begegnete ihm Brigitte, die noch etwas zu fragen gekommen war.

„Wohin wollt Ihr doch?“ fragte ſie erſtaunt.

„Man ruft mir unten,“ ſprach der Jüngling. „Wahrſcheinlich ein Kranker.“

„Das ich nicht wüßte,“ entgegnete die Stadtkundige — „Alles iſt wohlauf. Seht Euch aber vor — dem Spanier iſt nicht zu trauen! Fragt erſt einmal, was er wolle?“

Friedrich lächelte über die Beſorgniß, allein es ſchien ihm zuletzt ſelbſt gerathen. Er trat ans Fenſter und fragte, wer es ſey?

„Lauer!“ hallte es vernehmlich herauf.

Aha! ſprach Friedrich zu ſich, und wollte ſchnell hinab. Doch abermals hielt ihn Brigitte. „So nehmt doch eine Waffe oder etwas zur Vertheidigung mit,“ ſagte ſie, ſich umſehend in der Kammer. Als ſie nichts anderes entdecken konnte, reichte ſie ihm den Wanderſtab, der zum Unterſuchen der Steine und Mineralien oben mit einem derben Eiſenhammer verſehen war. Friedrich nahm ihn lächelnd, ſich der liebevollen Beſorgniß freuend, und ging, von der leuchtenden Brigitte begleitet, die breiten Stufen hinab, öffnete die eichene Thür und trat hinaus. Die Geſtalt näherte ſich langſam. Es war Lauer nicht — denn der war rieſengroß. Friedrich, ſelbſt argwöhnend, zog ſeinen Stock an.

„Was wollt Ihr in ſo ſpäter Stunde?“ fragte er.

„Das!“ krächzte eine Stimme, die ihm wildfremd war, und im Glanze des eben herabfallenden Mondlichtes ſah Friedrich den hellen Strahl eines Dolches, der auf ſeine Bruſt gerichtet war.

Eine raſche Wendung — und der Stich glitt ab — und ein fürchterlicher Schlag ſeines Hammerſtockes traf des Meuchlers Haupt. Mit einem ſpaniſchen Fluche ſtürzte er zuſammen — ehe aber der betäubte Friedrich ihn zu faſſen dachte, raffte er ſich auf, warf den Dolch nach ihm und eilte von dannen. — Brigitte, von böſen Ahnungen getrieben, hatte gelauſcht, und war Zeuge der That. Mit einem Schreie des Entſetzens ſtürzte ſie heraus.

„Seid Ihr verwundet?“ fragte ſie mit Zittern.

Friedrich riß den Dolch aus dem Kaſtanienbaum, in deſſen Rinde er tief eingedrungen war, und wies ihr ihn. „Es iſt kein Blut daran,“ ſagte er.

„Dank der Heiligen, die Euch beſchützt,“ ſagte ſie, vergeſſend, daß er Proteſtant war, und zog ihn herein, indem ſie ſchnell die Thür abſchloß.

„Auf Euch alſo iſt es abgeſehen,“ ſprach ſie, noch immer zitternd, „Ihr dürft nicht mehr aus dem Saal.“

„Um aller Heiligen Willen, was iſt geſchehen?“ fragte jetzt Rima, der, durch Brigitten's Angſtgeſchrei erweckt, aus ſeinem Gemache ſtürzte.

Friedrich wies ihm den Dolch und erzählte ruhig den Vorfall.

„Schändlich! ſchändlich!“ rief empört der Saalſchultheiß. Alſo dieſe Wege ſchlägt der Schändliche ein, wenn offene Gewalt nicht zum Ziele führt!“

„Herr Doctor,“ hob jetzt Friedrich an, „es wäre beſſer, ich wäre jenſeit den Mauern dieſer Stadt. Ich fürchte, daß ich Euch noch Unangenehmes zuziehe. Entbindet mich meines Worts, und laßt den Fremdling ziehen.“

„Fremdling?“ antwortete Rima, „nein, fremd iſt mir der Retter meines Kindes nicht; vielmehr mir und meinem Herzen nahe verwandt; aber die Pflicht der Dankbarkeit heiſcht es, daß ich ſelbſt auf Eure Entfernung denken muß. Euer Leben iſt nun nicht mehr ſicher. Faſt ahne ich, was den Schändlichen ſo feindſelig macht. Laßt uns noch dieſe Nacht überlegen, was zu thun iſt.“

Sie gingen hinauf. Clara ſchlief ſanft. Sie ahnte nicht, wie nahe der Tod dem Geliebten geweſen war.

Der Tag begann eben zu grauen. Bleich ſtand der Vollmond am klaren Firmamente, da ſchlich Lauer, vom Stadtknechte gerufen, in den Saal, und mit ihm Zinkgräf, Beide als entſchloſſene Männer dem Saalſchultheißen bekannt.

Dieſen theilte er das Vorgefallene mit, und verſprach reichen Lohn, wenn ſie den Jüngling dieſe Nacht heimlich aus der Stadt brächten.

„Lohn?“ fragte Lauer. „Nein, Herr Schultheiß, für Lohn thue ich nichts. Aber mein Leben ſetze ich ein für den Jüngling, den ich lieb gewann — als er mit Euch in die Stadt kam — weil — weil er eine ſo treffende Aehnlichkeit mit Friedrich Inſelins, unſeres unglücklichen Predigers Sohn hat, den ich herzlich liebte, und weil er als Fremdling ſo viel Antheil an unſerem Geſchicke nahm.“

Bei der Nennung des Namens Inſelins fuhr ſchnell der Saalſchultheiß herum und ſah Friedrich an. „In der That, Lauer, Ihr habt Recht. Wußte ich doch nicht, wodurch er mir gleich Anfangs ſo bekannt vorkam.“

Friedrich wußte kaum ſeine peinliche Verlegenheit zu verbergen.

Der Saalſchultheiß lenkte gefliſſentlich, wie es ſchien, das Geſpräch wieder auf Friedrich's Entfernung.

„Laßt uns ſorgen,“ ſprachen die Männer, „wir bringen ihn ſicher aus der Stadt.“

„Ich bitte euch, ſagt mir wie?“ bat Rima, „damit mein Herz die bange Beſorgniß beſchwichtigen könne.“

„Wir ſteigen zur Mitternachtsſtunde in den Münzbach hinab, waten in ſeinem Bette leiſe unter dem Bogen am Münzthore hindurch, ſchlagen uns dann links durch den Ketzer *) und ſuchen die Vogtswieſe **) zu gewinnen. Der Hunnsrücken iſt uns dann offen; aber wohin wollt Ihr denn, Meiſter?“ fragte nun den Laboranten der wackere Lauer.

Der war mit ſeinen Gedanken bei Claren, und fuhr bei der Anrede wie aus tiefen Träumen auf. „Das weiß ich noch nicht,“ antwortete er verwirrt.

„Könntet Ihr Euch doch in unſerer Nähe halten — doch nein,“ verbeſſerte ſich Rima, „dann ſeid Ihr nicht ſicher.“

„O,“ rief hier in überwallendem Gefühle der Jüngling, „weit weg kann ich nicht.“ — doch plötzlich ſchwieg er beſchämt, als habe er etwas geantwortet, was nicht recht ſei.

Die Männer ſchieden nun wieder durch die Hinterpforte, wie ſie gekommen. Die Sonne war ſchon aufgegangen. Ans Ruhen war nicht mehr zu denken; darum blieben Rima und Friedrich auf und ſprachen noch über den Mordanfall, Gott dankend für die glückliche Rettung.

„Ihr werdet wohl thun, wenn Ihr Euch in Simmern aufhaltet,“ meinte Rima, „dort ſeid Ihr geborgen, und dort weiß ich dann Euch zu finden zur Stunde der Noth.“ Friedrich verſprach's, ob er gleich im Herzen einen andern Plan hegte, den er indeſſen, um den Greis, um Clara nicht zu beunruhigen, ſorgfältig verſchwieg.

Noch ſaßen ſie im Geſpräche vertieft, als Clara, friſch erblüht wie die junge Maienroſe, die der Thau erquickt, in das Gemach trat. Sie wußte nichts von dem, was im Laufe der letzten Nacht ſich zugetragen. Der Dolch machte ſie aufmerkſam. Sie ergriff ihn und las: Lamego. „Wo iſt dieſer Dolch her?“ fragte ſie erbleichend — als ahne ſie etwas Entſetzliches.

---

*) Eine Gegend am Stromufer unterhalb der Stadt, wo, wie die Sage geht, einſt ein Ketzer verbrannt wurde. — Altes Manuſcript.

**) Der Berg nordweſtlich von der Stadt. Heute iſt der Name in Vogelswieſe verändert.

Da erzählte ihr der Vater die Schandthat, und wie es nöthig ſei, daß Friedrich die Stadt verlaſſe.

Da fiel eine Centnerlaſt auf ihr Herz, und der Liebe Weh empfand ſie mit aller Bitterkeit. Sie zerdrückte die Thräne, die den Blick verfinſtern wollte, und ſchloß in ihre Bruſt ihren tiefen Schmerz. So groß auch beider Sehnſucht war, eine Stunde zu koſen in ſtiller Einſamkeit, ſo war dieß dennoch heute nicht thunlich, da der Vater ſtets in Friedrich's Nähe blieb. — Blicke nur konnten ſie wechſeln, aber dieſe Sprache iſt reicher noch, als jede andere, und gab ihren Herzen ſüßen Troſt.

Blitzſchnell flog der Tag. So heiter er angebrochen, ſo trübe wurde der Abend. Aus Nordweſten trieb der Sturm dicke Wolkenmaſſen am Himmel hin, und peitſchte ſie zu flüchtiger Eile. Noch ehe der Schlaf die Welt in ſeine Feſſeln legte, heulte der Sturm entſetzlich und ſchlug den Regen gewaltig an die Fenſter. Seufzend blickte Clara in die Sturmnacht, die bisweilen von einem fernen Blitz erhellt wurde, hinaus, und bedauerte den Geliebten, der in ihr wandern ſollte, wie ein Verbrecher. Rima freute ſich des Wetters. „Die Thurmwache am Münzthore ſucht Obdach,“ ſprach er, „denn da oben hält es Niemand aus; ſo könnt Ihr allein ſicher entkommen.“ Friedrich meinte das auch, und verſank bald wieder in das wehmüthige Schweigen, dem ſich der Menſch ſo oft beim Scheiden von theuren Weſen hinzugeben pflegt, fürchtend, der Stimme Bewegung offenbare des Gemüthes Stimmung. Gegen zehn Uhr kamen die Führer. „Es iſt Alles ſicher bis jetzt,“ ſprachen ſie, „denn Bedrangle liegt berauſcht im Templerhof am Boden, und ſeine Leute thun ſich gütlich. Das Wetter iſt erwünſcht, darum laßt uns nur noch eine kleine Friſt zögern.“

„Man brachte nun Friedrich's Medicamentenkaſten, den Lauer zu tragen ſich nicht nehmen ließ. Man trank zum Lebewohl einen Becher Feuerwein, in den aus Clara's Auge eine Thräne rann, als ſie bebend ihn Friedrichen kredenzte, und bald darauf war die Scheideſtunde, die bittere, da. Der Jüngling lag an Rima's Bruſt. „Gott ſegne dich, mein Sohn,“ ſprach gerührt der Greis. „Vergelten kann ich dir nicht, was du an mir thatſt. Ich bleibe dein großer Schuldner.“

Er führte ihn zu Clara. „Du dankſt nächſt Gott ihm dein Leben, Clara; vergiß es nicht,“ ſprach er zu ihr; und das Mädchen ſchlang ihren Arm mit Heſtigkeit um ſeinen Nacken, drückte einen Kuß auf ſeinen Mund, und ſlog dann ſchnell aus dem Gemache. Friedrich ſtand betäubt. Rima wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ihm dämmerte jetzt eine Ahnung in der Seele — der Grund des Haſſes von Bedrangle trat klarer vor ſein inneres Auge. Sie liebt ihn — ſagte er zu ſich ſelbſt. Sah ich dann das nicht? — Gut, ſetzte er dann hinzu, daß er ſcheidet; denn einem Proteſtanten ſoll Clara ihre Hand nicht reichen, und einem Laboranten? — Nein. —

Friedrich ſchied, kühler entlaſſen von Rima, als es nach ſeinen früheren Gefühlsäußerungen zu erwarten ſtand, von Brigitten aber mit den wärmſten Segenswünſchen begleitet.

Ohne bemerkt zu werden, verließen die drei Männer den Saal, ſchlichen über den Markt, und ſtiegen neben der Münzbrücke in den ziemlich ausgetrockneten Bach hinab, und wadeten in ſeinem Bett abwärts, glücklich das Freie erreichend.

„Gottlob!“ rief Lauer, als der Ketzer hinter ihnen lag, und ſie von der Vogtswieſe herab die Stadt tief unter ſich ſahen, nun ſind wir außer dem Bereiche ſpaniſcher Kugeln, und können nach unſerer Bequemlichkeit die Straße nach Simmern einſchlagen.

„Mit Nichten, Freunde,“ nahm Friedrich das Wort, indem er vom Kamme des Berges zurücktrat, wo er der Geliebten noch einmal einen Kuß zugeworfen, „mein Weg führt ins Dickicht des Soonwaldes. Am Fuße des Kandrich *) wohnt eine Köhlerfamilie,

---

*) Eine Höhe des Soonwaldes, unweit des Dörfleins Dichtelbach, der mit dem Donnersberg und den Höhen des Taunus correſpondirt.

treu wie Gold, dort habe ich früher, ehe ich zu Rima kam und meine Vaterſtadt wieder ſah, mehrere Wochen gelebt und die wohlthätigen Pflanzen geſammelt, die dort wild wachſen. Wißt Ihr den Weg dahin?" —

Lauer ſtand vor ihm und ſah ihn an, ſo viel es die Dunkelheit zuließ, ſtarr und ſtumm. Dann brach er in die Worte aus: „Eure Vaterſtadt ſahet Ihr wieder? — Bacharach Eure Vaterſtadt? — Dann hat mich mein Auge und mein Gefühl nicht getäuſcht, dann ſeid Ihr Friedrich Inſelius, unſeres vertriebenen Predigers Sohn!"

Friedrich erſchrack. Es war das Wort ihm entſchlüpft, ohne daß er es bedacht. Was ſollte er thun? Leugnen mochte er nicht und auch nicht lügen; darum ſagte er: „Da mir denn das unbewachte Wort entſchlüpft, ſo mögt Ihr denn die Wahrheit wiſſen, die ich geheim halten wollte, ja, ich bin Friedrich Inſelius!"

Da faßten die Männer ſeine Hand, und drückten ſie mit Rührung.

„Segne Euch Gott!" ſagte Zinkgräf. „Wo iſt Euer Vater? Lebt er noch?"

Jetzt mußte Friedrich erzählen Der Regen hatte allmählich nachgelaſſen, was ihnen ſehr zu ſtatten kam.

„O, darum nahmet Ihr Euch unſerer ſo an!" ſagte Lauer, „weil Ihr uns liebtet und ein Bacharacher Kind waret, wie wir."

„Da ihr's nun wißt, ſchwört mir, das Geheimniß zu bewahren," bat Friedrich ſeine Führer, „bis zu dem Punkte, wo ich ſelbſt euch des Verſprechens durch Nennung meines Namens entbinde."

Sie gelobten es ihm heilig und theuer, und ſchritten nun fröhlich fürbaß.

„Siehſt du nun, Zinkgräf," warf unterwegs Lauer dieſem vor, „wohin deine Klugheit führt? Du ſiehſt das Gras wachſen und hörſt die Flöhe nießen, und rufſt höflich dein: Proſit! aber das, was klar vor Augen liegt, ſiehſt du nicht. Damals, als Friedrich mit Rima in die Stadt einzog, ſah und erkannte ich ihn trotz dem kleinen Nebel, der vor meinem Blicke lag. — Du aber führteſt mich mit Hohn und Spott ab von der Fährte.“

„Hätte ich mir's doch auch nicht träumen laſſen,“ entſchuldigte ſich dieſer. „O, daß Ihr nun flüchten müßt vor dieſem Teufel — das will mir nicht zu Kopfe.“

„Ich bleibe in eurer Nähe,“ beruhigte ihn Friedrich. „Fällt etwas vor, ſo dürft ihr auf meinen Arm rechnen. Dann ſteckt nur dort am Rabenkopf ein Feuer an, — ich ſehe es von der Köhlerhütte aus, und ich fliege in eure Mitte. Hofft und vertraut; die Stunde der Erlöſung iſt näher als ihr denket. Er wird kommen, der Schwedenheld, der unſeres Glaubens Stütze iſt.“

Mit dieſer Hoffnung und der freudigen Gewißheit, daß Juſelius einſt wiederkehren und Rettung bringen werde, mit der Freude im Herzen, Friedrich, den Sohn des geliebten Predigers, wieder gefunden zu haben, kehrten die Männer heim; Friedrich aber trat in die Köhlerhütte, wo er einſt dem Häuflein Kinder den Vater von einer ſchweren Krankheit geheilt, und ein jauchzendes „Willkommen!“ tönte ihm entgegen. Mit unbeſchreiblicher Freude nahmen ihn die guten Naturmenſchen auf, die noch erhöht wurde, als ihnen Friedrich ſagte, er weile dieſsmal länger bei ihnen. Er richtete nun ſein Kämmerlein ein, kramte ſeine Sachen aus, um einen ſcheinbaren Anzug daraus hervorzunehmen. Siehe, da lag eine Rolle blankes Geld, welches Rima hineingelegt. Friedrich ſchob es auf die Seite. Da fiel ſein Auge auf eine kleine Kapſel — er öffnete ſie bebend — und — eine von Claren's Locken lag in ſeiner Hand, und auf das ſie umſchlingende himmelblaue Band war geſchrieben: „Treu bis zum Tode!“ Da jauchzte der Jüngling hoch auf und drückte ſtürmiſch das unſchätzbare Kleinod an ſeine Lippen, und Thränen der Wonne benetzten es. Dann kniete er begeiſtert nieder, hob ſeine Hand empor und rief: Treu bis zum Tode!

VI.

Der Sommer flog dahin; die gelben Blätter fielen auf die Erde; die Felder blieben öder und öder, da auch die letzte Erndte eingeſammelt war. Rauh pfiff der Wind durch die Stoppeln. Die Zugvögel verließen die Sommerheimat, ein fernes Vaterland zu ſuchen. — Die Weinleſe mit ihren Freuden war in den Thälern längſt vorüber, der Moſt ſchon Wein geworden. — Jene Zeit war da, wo mit Wehmuth das Gemüth das Scheiden der ſchönern Jahreszeit wahrnimmt und mit Sorge die Wintertage kommen ſieht. Einzelne recht kalte Tage waren ſchon da geweſen. Friedrich weilte noch immer in der Köhlerhütte, und bereitete aus den geſammelten Kräutern ſeine Salben und Eſſenzen. Oft hatte ihn die Sehnſucht nach der Geliebten mit aller Gewalt ergriffen, — aber er drückte ſein theures Kleinod ans Herz und ſagte leiſe: Treu bis zum Tode! und trug ſtill die bittere Nothwendigkeit. Oft war indeſſen Lauer bei ihm geweſen, und hatte ihm berichtet, wie es ſtehe in der Stadt, und was Clara mache. Sie war bleich und traurig. So lautete jedesmal die Botſchaft. Einſt aber kam Lauer wieder. Auf ſeinen Zügen las Friedrich eine ſeltſame Bewegung. Was bringt Ihr?“ fragte er ihn ſchnell.

„Hadert nicht mit mir,“ ſagte demüthig der Schiffer, „ich habe meinen Schwur gebrochen.“

„Um Gott,“ rief Friedrich, „wie konntet Ihr das?“

„Verdammt nicht unerhört,“ bat er. „Clara hatte ich ſeit acht Tagen nicht geſehen. Die Angſt trieb mich zu ihres Vaters altem Diener. Ich frage und — höre, ſie liege wieder kränkelnd darnieder, weil ein ſchweres Leid ihr Herz preſſe. Da konnte ich's nicht mehr ertragen, denn ich wußte, welch ein Leid es ſei, das Leid um Euch, aus Liebe zu Euch. Und ich nahm mir ein Herz und ging zu ihr, als Rima im Rathe war, und ſagte ihr, wo Ihr wäret, wie Ihr allemal nur nach ihr fragtet, wie ich Euch Kunde brächte. Herr, da hättet Ihr ſehen ſollen, wie das Leben friſch erſtand, wie die Röthe auf die bleichen Wangen zurückkehrte, und das trübe Auge ſich aufklärte! Sie richtete ſich raſch auf und ſah mich forſchend an, ob ich ſie nicht auch täuſche. Sprecht Ihr wahr, Lauer? fragte ſie ſo weich, ſo wehmüthig, daß es mir tief in das Herz drang. So wahr, ſagte ich, als Ihr mein Weib und Kind pflegtet mit Erbarmung, als ſie dem Tode nahe waren. Ich verſprach ihr ein Zeichen von Euch zu bringen. — Ach, da lief mir, als ich die Freudenthräne des Engels ſah, der ſo mild iſt, der Verſtand davon, und ich redete mehr, als ich verantworten konnte, ich nannte Euren Namen, Friedrich! da erſchrack ſie freudig. Sie ſtarrte mich an, — aber es war Wonne des Himmels in dem Geſichte. Sie faßte meine rauhe Hand und drückte ſie mit Innigkeit, und ich mußte ihr erzählen, wie Ihr Euch verrathen, und Alles, was ich wußte. Sie war geſund, völlig geſund. Habe ich nun gefehlt, ſo ſtraft mich. Ich konnte nicht anders, und die Freude, die ich noch jetzt im Herzen fühle, wo ich Euch dies erzähle, ſagt mir, ich habe nichts Uebels gethan.

Friedrich konnte nicht zürnen, ſo ſehr er auch wünſchte, es möge des Räthſels Löſung ihm ſelbſt geblieben ſein. „Und wird es ihr Vater auch wiſſen?“ fragte er Lauer'n. „Nein,“ antwortete der beſtimmt. „Darauf dürft Ihr Euch feſt verlaſſen, denn ſie hat mir's geſchworen.“

Lauer ging nun ſchnell auf die Lage der Stadt über. Er gab Friedrich eine ſchaudererregende Beſchreibung der Bedrückungen, denen das unglückliche Bacharach faſt erlag, und ſagte ihm, wie wieder eine neue Brandſchatzung befohlen ſei, fürchterlicher als alle, da die Mittel erſchöpft ſeien.

„Und werdet Ihr ſie zahlen?“ fragte Friedrich.

„Nein!“ rief Lauer, und ballte die nervige Fauſt. — Nein, ſo wahr uns Gott helfe. Lieber ſoll Alles aufs Spiel geſetzt werden! Iſt es denn nicht eins am Ende, ob ich im ehrlichen Kampfe falle oder verhungre? — Falle ich, ſo ſehe ich doch nicht der Meinen ſchauderhaften Tod!“

„Wohlan!" ſprach Friedrich. „Vergeſſet das Feuerzeichen nicht, und mein Arm ſoll euch nicht fehlen in der Stunde der Gefahr."

Er verabredete nun mit Lauer beſtimmte Maßregeln, und entließ ihn dann mit der Weiſung, durch die Thäler zu gehen, um hier mit den Gleichgeſinnten das Nöthige zu beſtellen.

Auf ein Blättlein aber ſchrieb er: „Treu bis zum Tode!" und ſandte es der Geliebten.

Eine Woche nach der andern verſtrich, Lauer ließ ſich nicht ſehen. Friedrich's Unruhe kannte keine Grenzen. Ungewöhnlich frühe war der Winter eingetreten. Faſt ohne Uebergang war auf die milderen Herbſttage der ſtrengſte Froſt gefolgt. Ein tiefer Schnee deckte Forſt und Höhen. Alles Leben war erſterben in der Natur, während in den Thälern und in der Stadt alle Kräfte in feindſeliger Gährung waren. Die hohen Bäume des Waldes krachten unter der Laſt des Schnee's und Reiſes zuſammen. Gewaltige Eismaſſen hemmten bald des Rheines Lauf, den ein trockener Nachſommer ſeicht gemacht. In der Schlucht am Lurlei, wo, ſeit Goarius hier des Herrn Wort predigte, die Fiſcher dem ſteigenden Salmen auflauerten, hatte bereits das Eis ſich gethürmt und des Stromes Lauf gehemmt. In wenigen Tagen ſetzte ſich das Eis feſt bis zum Mäuſethurme, ſo feſt, daß die kecken Uferbewohner über die Decke weggingen, herüber und hinüber. Die ſtrenge Kälte dauerte anhaltend fort bis in den December. Da trat ſchnell und heftig Thauwetter ein, einen ſchweren Eisgang verheißend. Es war in dieſen Tagen, als bei einem ſtarken Südwinde gegen Abend der Knabe des Köhlers in die Hütte ſtürzte, wo Friedrich nun ſchon lange im Schooße dieſer friedlichen Familie lebte, und ausrief: „Das Feuerzeichen lodert auf dem Rabenkopfe!"

Das traf wie ein elektriſcher Schlag den Jüngling und den treuen Köhler.

„Glück auf!“ riefen Beide kampfluſtig. Der Köhler ergriff eine rieſige Keule und Friedrich ſeinen Hammerſtab, und, einen flüchtigen Gruß den Zurückbleibenden bietend, flohen ſie mit Blitzesſchnelle dem Rabenkopfe zu. Das Feuer glimmte noch — aber Niemand war dabei. „Es hat Eile!“ rief Friedrich. „Raſch jetzt die Steeger Thalſchlucht hinab, zur Mönchrinne bei Nauheim, *) dort treffen wir Jemanden!“

Und im Fluge ging's die Thalſchlucht hinab. In Steeg ſah man Niemanden. Die Furcht hatte die Bewohner eingeſchüchtert. Ihre Erfahrungen waren zu ſchrecklich, um ſich leichtlich neuen Bedrückungen bloßzuſtellen.

Unaufhaltſam eilten ſie vorwärts im Thalgrunde, bis ſie endlich die Mönchrinne erreichten.

Eine Mannsgeſtalt trat daraus hervor. An der rieſigen Größe erkannte Friedrich den Schiffer.

Er gab das Loſungswort, und Lauer zog ihn in die Vertiefung, wo die Quelle rann.

„Es hat ſich Schreckliches ereignet in unſerer Stadt,“ hob er mit gedämpfter Stimme an. „Ihr wißt, daß wir uns aufgelehnt gegen die harte Brandſchatzung. Heute früh rückten durch das Oberthor zwei Fähnlein Reiter in die Stadt. Bedrangle forderte zum letzten Male das Unerſchwingliche von dem Rathe, mit dem Zuſatze: „wenn nicht bis zur Vesperſtunde Alles an Geld, Vieh, Wein und Früchten geliefert ſei, was er heiſche, ſo werde er den Rath gefangen nehmen und, ihn züchtigend, als Geißel nach Stahleck führen; auch ſämmtliche Truppen als Execution in die Häuſer der Bürger legen mit voller Freiheit, zu thun, was ihnen

---

*) Die Mönchrinne bei dem Weiler Nauheim iſt (etwa 1500 Schritte von Bacharach entfernt) ein herrlicher Brunnen, der aus einer hohen Ummauerung hervorfließt. Der Name Mönchholz für eine nahe Berggegend läßt vermuthen, daß vielleicht in ganz frühen Zeiten hier ein Kloſter ſtand. Spuren finden ſich jetzt keine mehr. Nachrichten fehlen.

gut dünke.“ Mit Entſetzen erfüllte dieſe Drohung die Bürgerſchaft. Zum erſten Male ſtellte ſich Doctor Rima an die Spitze der Bürgerſchaft, während der Guardian und der pfälziſche Vogt die Bürger ermahnten, unterthan zu ſein der Obrigkeit, und erklärten, es könne und werde der unerſchwinglichen Forderung nicht genügt werden — und brauche der Commandant Gewalt, ſo müſſe Alles auf ſeinen Kopf fallen, was ſich ereigne. Der Rath war, als er dieſe Botſchaft nach Stahleck ſandte, verſammelt geblieben, über die ferneren Maßnahmen zu berathen. Da erſchienen plötzlich die Reiter, die bis jetzt in der Kellerei herbergten, und umringten das Stadthaus. Bedrangle tritt mit bloßem Schwerdt in den Saal des Rathhauſes und erklärt dem Rathe, er ſei ſein Gefangener. Umſonſt proteſtirt Rima. — Der ganze Rath wird auf das Schloß abgeführt, ehe die Bürger ſolche Unbill ahnen und zu hindern im Stande ſind. Wie ein Donnerſchlag trifft ſie die Nachricht. Alle ſtehen für Einen und Einer für Alle. Die Oberthäler harren und ſind des Winkes gewärtig. Es fehlt der Bürgerſchaft ein Haupt, ein Führer. Ihr ſeid unſer Mann, auf Euch beruht unſere Hoffnung. Die Spanier ſind ſchwach, die Reiter im engen Raume unbrauchbar, und wenn ſie abſitzen, ſind wir überlegener. Euch ruft die Stadt zur Rettung, Euch ruft Clara zur Rettung des Vaters, der in den Händen des Wütherichs iſt. Hört, wie er ſich gegen die Wehrloſe benahm: Kaum iſt Rima in Haft, ſo beſetzt Bedrangle die Zugänge des Kummerhofs und eilt in Claren's Gemach. Er macht der Geängſteten die frechſte Liebeserklärung, und nennt ihre Gunſt das Mittel der Befreiung ihres Vaters. Mit Hohn und Verachtung weiſt ihn die Jungfrau ab. Da faßte er ſie in ſeine Arme und will lüſtern den keuſchen Mund entweihen. Mit Rieſenkraft ſchleudert aber das heldenmüthige Mädchen den Verworfenen zurück und enteilt den umſtrickenden Armen. Plötzlich ſteht ſie auf dem Geſimſe des Fenſters: drohend, ſich hinabzuſtürzen, wenn er es wage, ſich ihr zu nahen. Das ſieht das Volk. Clara, die es wie eine Heilige verehrt, iſt in Gefahr! Das iſt genug, Alle in einen Willen zu einigen. Wir ſtürmen den Saal, ſchlagen die Spanier heraus, befreien Clara. Es gab blutige Köpfe — aber — Dank dem Herrn! ſie iſt gerettet im Heileß'ſchen Hauſe. Ich bin ſtolz auf meine Stirnwunde," ſchloß er, „denn ich habe ſie für den erworben, der meines Hauſes Schutzengel war!"

Friedrich drückte dankbar ſeine Hand. „Gott lohn's Euch!" ſagte er mit Wärme.

Er hatte erbleichend Lauer's Erzählung angehört. Jetzt rief er aus: „Was zaudern wir? Jede Stunde iſt unendlicher Verluſt! Wohlauf, das Recht muß ſiegen!"

Mit dieſen Worten wollte er über den Mühlendamm dem Thore zueilen. Lauer hielt ihn zurück.

„Durch unzeitige Haſt könnt Ihr Alles verderben!" ſprach er. „Höret erſt unſeren Plan. Die Schweden nahen. Guſtav Adolph iſt vor Mainz und wird bald Meiſter der Stadt ſein, dann iſt die Hilfe nahe und die Rettung. Wir ſenden Eilboten an ihn, und er verläßt uns nicht. Darauf gründen wir unſere Hoffnung. Unſer Plan iſt, auf allen Punkten zugleich anzugreifen, wo Spanier ſind, mit Ausnahme des Schloſſes, für das wir zu ſchwach ſind, bis die Thäler uns zu Hilfe eilen. Fürs Erſte gilt es, Euch unbemerkt in die Stadt zu bringen. Noch deckt das Eis den Münzbach am Thore, wo er durch einen Bogen in die Stadt fließt. Laßt uns vorſichtig ſein, denn auf dem Holzthurme befinden ſich dreißig Mann Beſatzung. Der Corporal iſt aus Alba's Schule und ſchlau. Einer nach dem Andern muß auf dem Bauch über das Eis rutſchen, und ſo unbemerkt in die Stadt zu kommen ſuchen. Die Nacht iſt finſter, und Aller Aufmerkſamkeit iſt auf das krachende Rheineis gerichtet, das dieſe Nacht noch brechen muß, da die Waſſermaſſe die Decke ſchon gehoben und der Druck von oben herab es ſchon dreimal ſeit Sonnenuntergang in Bewegung geſetzt hat. Die Bewegung in der Stadt iſt natürlich, da die Bewohner des untern Stadttheils ihre Habe in den obern flüchten, indem ein hohes Waſſer zu befürchten ſteht. Auf der Stadtmauer ſind alle Verbündeten verſammelt. Steckt dieſe weiße Feder auf Euren Hut, daran erkennen ſie Euch. Wir wiſſen der

Spanier Feldgeſchrei. Es lautet: Jeſus, Maria! Das unſere iſt: Inſelius! Ihr ſchlüpft zuerſt hinein. Bei dem alten Hollunderſtamm, an den Gerbereien, erwartet Ihr den Köhler und mich. Zu gleicher Zeit muß der Zollthurm, der Sonnenthurm, der Krahnenthorthurm, der Diebsthurm und der am Marktthor erſtürmt werden. Der Holzthorthurm zuletzt. Der wichtigſte iſt der Münzthurm. Er hat vierzig Mann Beſatzung und Lamego hat den Befehl.

„So ſtürme ich den!“ rief Friedrich, und in ſeiner Seele glühte der Wunſch, Clara zu ſchützen, da das Heileß'ſche Haus neben der Münze, in der Nähe dieſes Thurmes, lag.

„Doch — wo iſt Bedrangle?“ fragte er Lauer'n. „Könnten wir den gefangen nehmen, ſo wäre die Sache ſchnell entſchieden!“

„Der hat wohlweislich den Templerhof verlaſſen,“ ſagte grimmig Lauer, „und ſich hinter Stahlecks Baſtionen zurückgezogen, wo ihn ſeine Feldſchlangen und Falconets ſchützen vor des Volkes Wuth.“

Friedrich's Auge flammte. Thatendurſt erfüllte ſeine Bruſt. Er eilte jetzt raſch vorwärts, doch ſo leiſe und vorſichtig, daß man kaum in geringer Entfernung ſeine Schritte vernahm. Jetzt war er bei dem niedern Bogen, wodurch der Münzbach in die Stadt ſich ergoß. Noch war hier das Eis nicht geſchmolzen. Hohl dröhnend wälzte ſich das Waſſer darunter weg in die Stadt. Hier warf er ſich auf das Antlitz nieder und gelangte, über das Eis rutſchend, glücklich, ohne bemerkt zu werden, in die Stadt zu dem bezeichneten Hollunderſtamme, wo er der Folgenden mit Ungeduld erwartete, die bald auf gleiche Weiſe ihm folgten.

Lauer führte ſie nun auf felſigem, gefährlichem Pfade hinter den Häuſern des Holzmarktes weg auf den Friedhof der Petri- und Paulskirche. Hier ſtand der alte Wächter Bernhardi, der Friedrich mit Freudenthränen begrüßte und ſie durch das Seitenthor in die Stadt ließ. Vom Templerhofe her dröhnte das wilde Bacchanal der Spanier. Unangefochten gelangten ſie die Marktgaſſe hinab zur Stiege, die zum Mauergange neben dem Marktthorthurme führt. Kopf an Kopf ſtanden die Bürger oben, aber nur Männer, alle zum Kampfe bereit und gerüſtet. Die Spanier ahneten nichts. Sie ſahen von den Thürmen dem ſchauerlichen Schauſpiele zu, das ihnen der, ſeiner Feſſeln ſich entledigende Strom ſo bedeutungsvoll gab.

Gegen zehn Uhr trat der Mond aus dem zerriſſenen Gewölke hervor, das ihn bisher gänzlich verhüllt hatte. Die Luft war lau und mild. Der weiche Südwind jagte die Wolken mächtig vor ſich her gegen Norden. Das Waſſer brauſte hohl und ſchrecklich über und unter der ſtarken Eisdecke, die unter ſeiner Gewalt krachte, als ſollte eine Welt in Trümmer gehen. Das Schwellwaſſer trat ſchon über die Ufer ein durch die Abgangskanäle in die Thore. Das Brechen des Eiſes mußte bald erfolgen. Ueberall geſpannte Erwartung! Da lief's leiſe von Munde zu Munde: — Er iſt da! Und es theilten ſich, wie verabredet, die Haufen, und begaben ſich auf ihre Poſten ohne Aufſehen. An Friedrich, Lauer und den Köhler drängten ſich zwanzig bis dreißig Männer, die ihnen leiſe über den Mauergang zum Münzthorthurme folgten, wo eine minder große Anzahl ihrer harrte. Jetzt vermehrte ſich das Krachen des Eiſes; der Wind ſprang nach Weſten um und wurde zum brauſenden Sturme. Von Lorch her erſchallten jetzt die Signalſchüſſe. Von Fürſtenberg her meldete ein Falconetſchuß den Eisbruch, und der am Kloſter aufgeſtellte Spanier löſte ſein Geſchütz, das die warnende Nachricht nach Caub trug. Furchtbar brauſte das Waſſer, das jetzt über die Hügel drang, die als Hafendamm dienten, und ſich gegen die Stadt wälzte. Das Eis krachte entſetzlich und ſetzte ſich in Bewegung, ungeheure Blöcke gegen die Stadtmauer ſchleudernd, daß es ſchauerlich dröhnte. Der Sturm raſte wild und pfiff zwiſchen den Häuſern ſeine grauſigen Weiſen.

Friedrich's Herz pochte. Er warf einen Blick nach der Münze, wo ſein Theuerſtes war, und ſagte zu Lauer, der dicht neben ihm ſtand: „Nun, mit Gott!“ — Feſt trat er gegen den Spanier heran, der, an der Thurmthüre Wache haltend, ihm die Partiſane entgegen hielt.

„Jeſus, Maria!“ ſagte Friedrich. Die Partiſane ſenkte ſich — aber in demſelben Momente traf den Spanier ein betäubender Hammerſchlag, daß er taumelte.

„Halt, Halunke!“ rief halblaut Lauer, und faßte ihn mit nerviger Fauſt, du wollteſt einſt mein Weib entehren — nimm hier den Lohn!“

Er ſtürzte ihn über die Bruſtwehr hinab in den ſchäumenden Münzbach.

„Hinauf nun!“ rief Friedrich.

„Inſelius!!“ ertönte das Feldgeſchrei, und im Augenblick entſpann ſich oben der Kampf mit den Ueberraſchten. Der Kampf war heftig. Die Spanier feuerten ihre Piſtolen ab — aber die Angſt ließ ſie nicht treffen. Es waren Reiter, die, des Fußkampfes unkundig, leicht überwunden wurden. Nur Lamego wehrte ſich wie ein Raſender; doch ein Schlag Lauer's lähmte ſeinen Arm. Er ergab ſich. Ein Spanier war von des Köhler's Keule erſchlagen worden, den die Bürger hinabſtürzten; die Anderen fielen alle lebendig in ihre Hände.

Faſt ohne einen Schwerdtſtreich fielen die übrigen Thürme in der Stürmenden Gewalt; denn längs der Linie des Rheins überraſchten ſie alle, die in dem ihnen neuen Schauſpiele des Rheinaufganges verſunken waren, und in dem ſchauderhaften Kampfe der Elemente Alles überhörten. Nur am Holzthorthurme war der Kampf heftiger, wilder. Dort floß das meiſte Blut, dort herrſchte die grimmigſte Erbitterung, aber der dahinſtrömenden Uebermacht mußten die Spanier weichen. Sie ergaben ſich Alle.

Die erſten Schüſſe vom Münzthorthurme gaben das Signal des allgemeinen Aufſtandes in der Stadt. Schnell waren die Gefängniſſe am Marktthorthurme erbrochen und die Gefangenen dort befreit. Ebenſo brachte man Freiheit denen, die in den Verließen des Kummerhofes ſaßen. Dorthin ſchleppte man die Spanier, die vor Wuth brüllten. Lamego wurde auf den Marktthorthurm in Haft gebracht. Er meinte verzweifeln zu müſſen, als er den Laboranten als ſeinen Ueberwinder erkannte. Noch dachte er ſeines

Hammerſchlages, und gerne hätte er noch einmal den Dolch, und dieſesmal ſicherer, nach ihm geſchleudert; aber es war umſonſt, und Friedrich allein war es, der den Siegerübermuth des Volkes hemmte und den Ausbruch ihres Grimmes gegen Lorenzo. Er in ſeinem Edelmuthe vergab dem hinterliſtigen Andaluſier jenen Meuchelverſuch an ihm. Der Sieger dachte zu edel, als daß er ſich jetzt hätte rächen können. Nur der Blick der Verachtung traf den Elenden.

Noch hatten die Sieger nicht Alles vollendet. Aus der Kellerei waren die Reiter nach dem Templerhofe geeilt, und hatten ſich dort mit den übrigen, die hier lagen, vereinigt, und ſich durch Wagen und anderes Geräthe in Eile verſchanzt. Friedrich ertheilte ſeine Befehle. Er ließ die Wernerskirche mit ihrem freien Raume beſetzen, von wo man den Templerhof von der Rückſeite beſtrich, den Kirchhof von Sanct Peter und Paul, und gebot, den Haufen von der Vorderſeite zu ſtürmen. In Lauer's Hand legte er auf kurze Friſt das Commando, denn das Blut rieſelte ſtark aus einer Armwunde und bedeckte faſt ſeine ganze Kleidung. Der treue Köhler zog ihn zurück. „Folgt mir," bat er, „daß Ihr verbunden werdet." Er zog ihn durch das Gedränge auf dem Markte hin zur Münze zum Heileß'ſchen Hauſe.

Angſt und Entſetzen herrſchte hier in hohem Grade. Clara kniete bleich bei den weiblichen Gliedern der Heileß'ſchen Familie. Im Gebete hatten die Frauen Kraft, Muth, Hilfe geſucht. Wo dem Manne die That geziemt, da bleibt dem Weibe nur das Gebet; denn ohnmächtig ſteht es im wilden Männerkampf, ohnmächtiger als im Kampfe der Elemente, wo oft der Mann den Gleichmuth, die Faſſung des Geiſtes einbüßt, und das Weib, ſich ermannend, ſtärker iſt als er.

Als ſich die Thür öffnete und der blutige Jüngling hereintrat, ſtürzte Clara mit lautem Angſtruf auf ihn zu und ſank, übermannt von ihren Gefühlen, an ſeine Bruſt. Nur aber einen Moment ſeligen Vergeſſens, dann kehrte die weibliche Beſonnenheit zurück. „Du biſt verwundet?" rief ſie, das ſüße Du dem theuern

Geſpielen der Jugend gebend — und ſchnell eilte ſie mit der wackern Gattin des Rathsbürgermeiſters hinweg, Verband zu ſuchen. Ruhig, alles Andere vergeſſend, kehrte ſie wieder und leiſtete dem Geliebten Hilfe.

Lächelnd ſah der treue Köhler der Liebe Sorgfalt. Als aber die leichte Wunde verbunden war, ſank ſie in einen Stuhl, und fühlte jetzt erſt, wie die Angſt ihre Kräfte untergraben hatte.

Da drang der fürchterliche Ruf der Sturmglocke in Friedrich's Ohr. „Die Pflicht ruft!“ ſagte er, drückte einen Kuß auf die reizenden Lippen der Geliebten und ſagte: „Es gilt die Rettung deines Vaters und des wackern Heileß! Und nur mit ihnen kehre ich wieder. Gott ſchirme euch! Bis zum Tage iſt Alles vollendet!“

Und davon eilte er zum wilden Kampf am Templerhofe. Die Sturmglocke heulte furchtbar in den nächtlichen Kampf, in den Kampf der Elemente, in das wilde Rufen der Streitenden, und die Falkonette des Schloſſes brüllten ſchrecklich auf die arme Stadt.

„Voran! Gott iſt mit uns!“ drang jetzt Friedrich's kräftige Stimme durch den Aufruhr, und kaum ſah man die weiße Feder auf dem Hute des hohen Jünglings, als neues Leben Alle durchdrang.

„Inſelins!“ ſchrieen ſie lauter, und unaufhaltſam drangen ſie vorwärts. Die Verſchanzungen fielen unter den Schlägen des Köhlers und zweier Schmiede. — Das Thor des Templerhofes wurde geſprengt. Zugleich drangen von Sanct Werner's Höhe durch die Weinberge des Schloßbergs Andere ein.

Da ergaben ſich die Spanier, wurden entwaffnet, und der Kampf ruhte einige Augenblicke.

Es war um die Stunde, wo der Tag über die Nacht ſiegte. Die Kanonen des Schloßes ſchwiegen. Aber nur kurz. Man ſchaffte die Verwundeten weg, dann rief man oben vom Sanct Werner her:

Sie nahen!

Ein heftiges Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die dort ſtanden. Vedrangle rückte mit einem bedeutenden Theile ſeiner

Leute herab zum Entſatz derer, die er noch belagert glaubte im Templerhof. Ein mörderiſches Gewehrfeuer begrüßte die Bürger, die wehrlos gegen die Anrückenden waren. Sie ſtutzten einen Augenblick, — als aber einige fielen, da glich die Wuth der Uebrigen nichts Menſchlichem mehr. Brüllend ſtürmten ſie die Höhe. Bedrangle konnte dem heftigen Andrange nicht Stich halten, er ſchritt langſam zurück, jeden Schritt mit Muth vertheidigend.

„Halt!“ rief plötzlich Friedrich in einer Pauſe des Feuers und Schreiens und Brüllens. „Laßt uns nicht unnütz Blut vergießen. Gebt uns die Glieder des Rathes frei,“ rief er Bedrangle zu, „ſtellt Eure unmenſchlichen Maßregeln ein, erlaßt die Steuer, und wir kehren friedlich in unſere Häuſer! Wir haben Eure Leute auf den Thürmen nebſt Lamego gefangen, — laßt uns ſie austauſchen!“

Bedrangle traute ſeinem Ohre kaum, als er die Mähr vernahm, und von dieſer Stimme. — Allein ſchnell ſtellte er Alles zuſammen — die Stelle auf den Thürmen, der Mangel des Angriffs der Rebellen im Rücken, und nahm hinzu die Folgen, die dies Ereigniß haben konnte, — zähneknirſchend rief er: Zugeſtanden! legt die Waffen ab!

„Die zweite Bedingung iſt,“ rief Friedrich, „Strafloſigkeit der tapfern Bürgerſchaft!“

„Zugeſtanden!“ rief abermals Bedrangle, aber ſein Sinn war es nicht, Wort zu halten.

„So begebt Euch zum Schloſſe und ſtellt das Feuern ein, bis morgen am Tage wir unſeren Handel völlig beenden, und zieht in das Schloß zurück, ſogleich den Rath frei zu geben!“

„Zugeſtanden!“ rief zum dritten Male Bedrangle.

Langſam zogen ſich die Bürger zurück, — ebenſo Bedrangle, ſich gegenſeitig mit Argwohn beobachtend.

Jetzt wurde es ruhiger. Das wilde Rufen, Schreien, Fluchen hörte auf, die Verwundeten wurden weggebracht. Zwei Todte hatte man zu beweinen, Beide redliche Bürger der Stadt — ein Strumpfwirker und ein Hufſchmied. Lautes Lob wurde jetzt Friedrich's

Mäßigung gezollt. Alles drängte ſich um ihn, des Vaters Züge in denen des Sohnes wieder zu finden beim Scheine der Fackeln. Es war eine allgemeine Bewegung. Jeder drückte ihm die Hand, nannte ihn Retter in der Noth. Aus dem nahen Gölziſchen Schenkhauſe brachte der tapfere Lauer, der ſtets an Friedrich's Seite gefochten hatte, einen Labetrunk dem Erſchöpften. Er ſelbſt lallte nur noch. Er hatte einen heroiſchen Zug gethan bis auf des größten Humpens Boden. Das war ſeine ſchwache Seite, ſo gut und wacker auch ſonſt der Mann war. Friedrich mußte, ſo ſehr ihn auch ſein Herz hin zu Claren zog, dennoch hier weilen, bis die Punkte des Vertrags erfüllt waren. Lauer aber ſuchte ſich in einer Tenne ein Plätzchen, und ſchlief ſeinen Rauſch aus in Gemächlichkeit.

Eine unausſprechliche Angſt hatte beim Donner des Geſchützes auf Stahleck und den Kleingewehrſalven Clara's Herz ergriffen. Bald ſah ſie den Geliebten todt hinſinken, bald wähnte ſie, man bringe den Schwerverwundeten in ihr Haus. Die Glieder der Heileß'ſchen Familie, die alte Frau des Rathsbürgermeiſters und ſeine zwei Töchter, theilten ihre Angſt. Alle führte daſſelbe Gefühl zum Gebet. Und ſo wurde denn hier inbrünſtig gebetet zu dem Herrn der Heerſchaaren um einen glücklichen Ausgang für ein theures Leben.

„Unſer Gebet iſt ſchon zum Theil erhört!“ rief freudig Clara — „hört Ihr's, das Feuern hört auf!“ Man vernahm nur noch das ferne Gewühl. — „O, gib Ruhe und Frieden uns zurück!“ beteten ſie wieder. Angſtvolle Stunden ſchlichen mit bleiernem Fuße herum. Schon begann der Tag zu grauen, da erhob ſich ein Jubelgeſchrei in der Ferne. Es wälzte ſich allmählich näher heran zum Hauſe, — Tritte vernahm man jetzt auf der Stiege, — die Thüre ging auf, und an Friedrich's Händen traten Rima und Heileß in das Gemach. Ungemeſſener Jubel erfüllte das Haus. An des theuern Vaters Bruſt hing die ſelige Clara, — dann aber flog ſie Friedrichen entgegen, als wolle ſie ihn umfaſſen, — aber einige Schritte von ihm beſann ſie ſich, blieb ſtehen und reichte ihm ihre Hand mit unendlichem Liebreiz. „O, wie viel verdank' ich Euch!“ ſagte ſie leiſe, „Alles! Alles!“ Friedrich faßte ihre Hand, drückte ſie an ſeine Bruſt und ſlog hinaus.

„Wohin?“ rief ihm Rima nach und wollte ihn halten.

„Nein!“ rief Friedrich, „mein Werk iſt noch nicht vollendet. „Haltet mich nicht auf. Ich bringe Euch Freiheit und Heil!“

Rima verſtand ihn nicht und meinte, er wolle die Burg ſtürmen. — Er wollte ihm nacheilen. — Da faßte ihn eine ſtarke rieſige Hand.

„Laßt ihn“ — ſprach eine rauhe fremde Stimme, „der Herr iſt mit ihm, er geht in ſeinem Schirm. Gedenket deſſen, was er für Euch that. Sein Blut floß für Euch, vergeſſet das nicht.

Und nach dieſen Worten ſchritt eine rieſige ſchwarze Geſtalt, mit einer ungeheuern Keule bewehrt, an ihm vorüber Friedrichen nach.

Der treue Köhler traf ihn unten. Er ſtand da und hatte die Hand auf das Herz gelegt, dem ſtürmiſchen Ruhe zu gebieten.

„Glück auf!“ rief ihm der Köhler zu, „ein Tagewerk iſt vollbracht, nun laßt uns nicht ſäumen, denn hier iſt keinen Augenblick mehr Sicherheit für Euch.“

Er ergriff den Träumenden bei der Hand, und zog ihn zum Münzthore hinaus, und zum zweiten Male ging Friedrich flüchtig den Weg über die Vogtswieſe, und kam glücklich in der Köhlerhütte an; als eben die Sonne im herrlichſten Glanze in Oſten heraufſtieg.

Aber über der Stadt lag eine Stille, angſtvoll und peinigend, wie die Erwartung eines ſchrecklichen Ereigniſſes. Der Rath war frei, der Capitän-Lieutenant hatte Friedrich's Bedingungen angenommen; allein was war gewonnen? War doch die Stadt in ſeiner Gewalt. Man glaubte nicht an die Erfüllung ſeines Verſprechens, und ſah nun mit Angſt der nächſten Zukunft entgegen. Viele bereuten ſchon den gefährlichen Schritt — Andere dagegen erwarteten trotzig Bedrangle's Thun, noch Andere ſuchten ihr Heil in ſchneller Flucht.

Bedrangle ſaß, bleich vor Wuth, im großen Saale der Burg. Vor ihm ſtand Lamego.

„Er war's, der Laborant, den ſie Inſelius nannten. Ihr könnt mir's glauben, Don," ſprach Lamego. „Er riß mich mit rieſiger Fauſt zur Erde. Der Teufel ſteckt in dem Hunde!"

„Und in dieſen Ketzerhunden allzumal!" ſetzte Bedrangle hinzu. „Und ſie haben mein Wort!"

„Den Ketzern ſoll man keine Treue halten! das wißt Ihr ja wohl noch von Eurem Beichtvater aus Sevilla?" argumentirte Lamego.

„Du haſt Recht, Lamego," verſetzte Bedrangle. „Die Rädelsführer laſſe ich greifen und erſchießen, und ſchonungslos die Steuer eintreiben. Geh', ſammle die Leute, wir rücken in die Stadt und in die Thäler, und Tod dem, der ſich widerſetzt!" —

Das Wort war geſprochen. Freudig eilte Lamego, den Befehl zu vollziehen.

Noch war es nicht Mittag, da zogen die Schaaren in enggeſchloſſenen Gliedern den Berg herab. Tödtliche Angſt überfiel die Bürgerſchaft, die nach der Ueberſpannung dieſer Nacht ſich in einem Zuſtande von Lethargie befand. Bedrangle beſetzte ſofort den Saal.

Rima war noch bei Heileß. Kaum erfuhr er die Nachricht, als er eilte, Bedrangle an ſein gegebenes Wort zu mahnen.

Dieſer lachte höhniſch. „Glaubt Ihr, ich laſſe mir durch ein abgetrotztes Verſprechen eine Feſſel anlegen? Dankt Gott, wenn ich Euch und den Rath nicht als Anſtifter des Complottes feſtnehme, und geht hin in Eure jetzige Wohnung, Euch ruhig zu verhalten!"

Hierauf erwiederte mit männlicher Würde der Saalſchultheiß: „Der Gewalt muß der Einzelne weichen, der ihren Andrang nicht zu hemmen vermag; aber das Recht habt Ihr nicht; Ihr uſurpirt es auf die tyranniſchſte Weiſe!" — Stolz wandte er ſich nun um und ſchritt wieder der Münze zu.

Bedrangle ſah ihm nach mit einer Miene, die deutlich genug kund gab, er fühle die Wahrheit von Rima's Bemerkungen; allein — der Schritt war gethan — zurückzugehen war ihm unmöglich.

Trommler durchſtreiſten die Straßen der Stadt und forderten die Bürgerſchaft auf, ſogleich auf dem Markte zu erſcheinen.

Lautes Wehklagen der Weiber und Kinder erfüllte die Stadt. Unſchlüſſig ſtanden die Männer unter den Thüren ihrer Wohnungen.

Lauer trat zuerſt heraus. „Laßt uns ſehen, was er will!" ſprach er. „Gutes iſt es nicht, das weiß ich — doch Gott wird uns nicht verlaſſen!"

Ihm folgten alle Bewohner der Untergaſſe. Es war ein langer Zug, über den Furcht und Entſetzen in reichem Maaß ausgegoſſen war. Bei Sanct Eliſabeth vereinigten ſich mit ihnen auch die Obergäſſer, und ſo traten ſie auf dem Markte zuſammen, mit Zittern das Urtheil aus dem Munde des Mitleidloſen zu erwarten.

Nachdem Alle da waren, ſchloſſen die Soldaten einen Kreis um ſie, und Bedrangle begann ein fürchterlich ſtrenges Verhör abzuhalten, und ließ ſodann eine große Anzahl feſtnehmen und binden. Lauer war unter den Erſten.

„Iſt das eure Parole?" fragte er. „Iſt das Offiziers Wort und Ehre? Iſt das Kriegsrecht bei euch Spaniern? Schmach über euch, ihr Treuloſen! Freut euch nur, es dauert kurze Zeit, der Rächer naht, ſchon ſteht er vor Mainz!

„Legt ihm Handſchellen an, und ſchließt ihn krumm!" rief ſchäumend Bedrangle.

Und es geſchah alſo. Bebend ſtand der übrige Theil der Bürgerſchaft. Todtenſtille herrſchte ringsum.

„Und ihr," herrſchte ihnen jetzt Bedrangle zu — „ſtellt eure Brandſchatzung binnen zweimal vier und zwanzig Stunden, oder ich laſſe euer Neſt an vier Ecken anſtecken, und euch ſammt eurer Brut in die Flammen ſchleudern!"

Kaltes Enſetzen durchrieſelte die Gebeine der Bürger — denn dieſer Menſch drohte nicht umſonſt; ſie hatten ihn kennen gelern als den Fühlloſen.

„Die Gefangenen ſchafft in die Verließe der Burg!“ befahl er, und ritt dem Templerhofe zu mit einer Kälte, Ruhe und Gleichgültigkeit, die fürchterlicher war, als ſeine Wuth.

Der Rath verſammelte ſich. Boten eilten in die Thäler, die ſchreckliche Kunde zu bringen. — Ueberall verbreitete ſich Kummer und Schrecken. Bacharach, Oberdiebach und Mannbach leiſteten die geforderte Contribution. Steeg zögerte. Der letzte Tag des Termines war ein Sonntag. Die Gemeinde war in der Kirche, Rache ſchnaubend umſtellten Frangipani's Reiter die Kirche, während das Fußvolk hineindrang. Der erſte Schuß ſtreckte einen Bürger nieder. Viele wurden verwundet, Alle mißhandelt an heiliger Stätte — und das doppelte mußte der Ort geben gegen die anderen. Mit rückſichtsloſer Grauſamkeit ſchaltete fortan Bedrangle. Seine Leute hatten alle Freiheit, nach ihres Herzens Gelüſten zu handeln. Furchtbare Strafe war die Folge der Widerſetzlichkeit. Alle geſetzliche Ordnung war aufgelöſt. Der Rath beſtand nicht mehr. Rima mußte ſeine Ohnmacht bekennen, dem Wütherich gegenüber. Ja, er konnte nicht einmal Botſchaft aus der Stadt bringen zum Kurfürſten, da alle Ausgänge geſperrt und ſtark beſetzt waren.

Die Stadt ſchien ausgeſtorben. Sie glich einem großen Grabe, in dem kein Leben ſich mehr regt. Sah man ein Geſicht, ſo war es bleich von Kummer, denn es hatte gewiß etwas Schweres zu tragen, Mangel zu leiden, oder es ſaß Eins der Seinigen in gefänglicher Haft auf Stahleck.

Indeſſen ſchwelgten und praßten die Peiniger aufs Ungeſtörteſte, und kümmerten ſich nicht um das Loos der Bürgerſchaft — ſorgten nicht für die Zukunft. Die Lebensmittel wurden muthwillig vergeudet und verdorben, ſo daß des Schloſſes Vorräthe gewaltig zuſammengingen.

Stille und kummervoll ſchlichen die Tage herum für Rima und Clara, und ſelbſt Rima wünſchte die Nähe und Ankunft der Schweden.

VII.

Ein kalter, finſtrer Decemberabend legte ſeinen nebeligten Rabenmantel über die Ebene zwiſchen Mainz und Oppenheim. Letztere Stadt war bereits in den Händen der Schweden, und vor der andern lagerte das Heer des Heldenköniges, von Verlangen brennend, die Stadt zu erobern, um der reichen Beute willen, die die reichen Handelsherren, Klöſter und Juden in ſo lockender Fülle zu bieten verhießen. Aus dem Kriegsrathe war eben der Rheingraf Otto Ludwig zurückgekehrt in ſein Zelt, das, weit entfernt, ſeines Herrn erlanchter Würde durch Glanz und Ueppigkeit zu entſprechen, vielmehr ganz den Charakter der Einfachheit und Schmuckloſigkeit trug, die von dem Erhabenen ausging, der aller Heeresthaten Seele war. Einige hölzerne Feldſeſſel, ein kaum die nothwendigſte Bequemlichkeit bietendes Feldbett, ein ebenſo einfacher Feldtiſch, worauf eine Landtafel (Karte) des Hunnsrückens und der Moſelgegenden lag — das war der ganze Inhalt des Zeltes, wozu noch das Gepäck, Waffen und dergleichen Dinge mehr gerechnet werden mußten.

Der Rheingraf trat jetzt in dieſes Zelt. Es war ein hoher ſtattlicher Mann mit einem, kräftigen Willen, kühnem Muth, und doch biedres Weſen und ſanftes Wohlwollen ausdrückendem Geſicht. Er war dicht in ſeinen Mantel gewickelt, den er jetzt ab und auf das Feldbett warf, rückte einen Seſſel zu dem in der Mitte des Zeltes luſtig brennenden Feuer und rief dem Diener, daß er den Tiſch mit der Landtafel auch dahin ſetze. Das Geſicht des Rheingrafen war nicht heiter. Eine düſtre Wolke lag auf der gerunzelten, ſonſt ſo freien, heitern, hohen Stirn. Es war im Kriegsrathe nicht nach ſeinen Wünſchen gegangen. Gerne hätte er der Erſtürmung von Mainz beigewohnt, und den Ruhm getheilt, der hier ſeine Kränze den Helden winden zu wollen ſchien, allein anders war der Wille Guſtav Adolph's geweſen. Er ſollte ſchnell in das Moſelland — dort den anrückenden Franzoſen entgegentreten, ſie verjagen, und Kirchberg, Simmern, Bacharach und die an der Moſel und dem Rheine, ſowie hin und wieder auf dem Hunnsrücken von den Spaniern beſetzten Orte einnehmen. Obwohl gewohnt, als braver Soldat dem Befehle des großen Geiſtes Guſtav Adolph's zu gehorchen, war ihm dieſesmal der Befehl doch unwillkommen geweſen aus dem angegebenen Grund. Eine Weile ruhte ſein Auge auf der Landtafel, den Weg verfolgend, indeſſen der Arm das Haupt ſtützte — dann rollte er dieſe auf den runden Stab, an welchem ſie befeſtigt war, und befahl, den Feldprediger ſeines Regimentes, den aus Bacharach vertriebenen Theologiae Doctor, Philippus Inselius, zu ihm ins Zelt zu beſcheiden.

Inſelius beſaß des Rheingrafen volles Vertrauen, ſeine Liebe, ſeine Hochachtung. Er war ſein liebſter Geſellſchafter. Wenn des Berufes Werk ihn nicht feſſelte, ſo hatte gewiß der Rheingraf den Prediger in ſeiner Nähe, mit ihm über religiöſe oder andere gelehrte Gegenſtände, in denen Inſelius bewandert war, ſich beſprechend.

So flogen dem Rheingrafen die leeren Stunden ſchnell und ſchön dahin; und er gewann Manches von dem ehrwürdigen Greiſe, der ſo viel erfahren im Leben, ſo viel geprüft durch Leiden, und in Kämpfen ſtark geworden war. Kam Unmuth in Otto Ludwig's Seele, ſo kannte Inſelius allein den Zauber, womit der böſe Geiſt zu bannen war, und die Fiſchleber, die er auf den Kohlenroſt legte, den Geiſt zu vertreiben — war — die Geſchichte und ihre Irrgänge und Labyrinthe, die er dann vor den geiſtigen Augen des Rheingrafen, einer Phantasmagorie gleich, mit reger Phantaſie faſt handelnd vorüberſchreiten ließ. Heute aber gedachte dem lieben Greiſe der biedere Rheingraf eine große Freude zu bereiten durch die Nachricht ſeines Zuges in ſeine Heimat, und die Hoffnung der Wiedereinſetzung in ſeine Rechte und Gerechtſame allorten.

Es währte nicht lange, ſo trat im ſchwarzen Predigerrocke, wie ihn ſeit der glorreichen Zeit der Reformation Lutheri die Geiſtlichen der erneuerten Kirche zu tragen pflegten, der aber, ob des Mannes hohem Alter und der Winterkälte, mit Pelz verbrämt war, der Pfarrherr in das Zelt, ehrerbietig den erlauchten Freund begrüßend. Die Zeit, die Strapatzen ſeines jetzigen Lebens, und der Harm des Herzens hatte eine gewaltige Veränderung in ihm hervorgebracht. Sein Nacken war gebeugt von der Jahre Laſt, ſein Haar gebleicht, und ſelbſt der Bart, den er, der Sitte der Zeit gemäß, bis auf die Bruſt herabwallen ließ, war ſchneeweiß. Nur das Auge, voll Feuer und Leben, verrieth noch Jugendkraft.

Freundlich ſtand der Rheingraf auf, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Feuer, wo er ihm einen Seſſel zurecht rückte.

„Ihr müßt es mir ſchon zu Gute halten, Herr Doctor,“ hob lächelnd der Rheingraf an, „daß ich Euch ſo ſpät noch zu mir beſcheide, wo ein Mann Eures Alters der Ruhe genießen ſollte.“

„Des Alters Erbe iſt Wachen“ — ſprach der Pfarrer, „der Jugend beneidenswerthes Gut allein iſt der ruhige, feſte Schlaf. Zudem iſt es Eurer Erlaucht hinlänglich kund, wie ich die Stunden, die ich in Eurer Geſellſchaft hinbringe, immer zu den angenehmſten zu rechnen pflege, die ich verlebe.“

„Ich entſchädige Euch hoffentlich auch für dies ſpäte Stören,“ fuhr in gleichem Tone der Rheingraf fort, „indem ich Euch eine angenehme Kunde gebe. — Doch, ſagt mir, waret Ihr nicht Diener des Evangelii in der Stadt Bacharach, ſo am Rheine liegt, etliche Stunden von Simmern?“

„Ich war's!“ — erwiederte mit einem tiefen Seufzer der Greis — „ich war's eine ſchöne Reihe von Jahren, habe dort die ſchönſten Tage meiner Kraft gelebt und gewirkt, bis ich vertrieben wurde und an Euch den Erſatz fand.“

„Und wie war, verzeiht mein Examen, wie war Euer Verhältniß zur Gemeinde? War es ſo, daß Ihr wünſchen mögt, je wieder dieſe Stelle anzutreten?“

„Die Gemeinde liebte mich, und ich ſie. Wiedervereinigung iſt mein und ihr Wunſch. — Ach, Herr Rheingraf, wenn die Jahre kommen, von denen man ſaget, ſie gefallen uns nicht, wenn der Feierabend nahe iſt, wo der Herr des Weinberges ſeine Diener zur Ruhe ruft, dann ſehnet ſich das Menſchenherz da zu ruhen, und das kühle Bettlein zum letzten Schlafe zu finden, wo auch die es fanden, die es geliebt. —

„Sehr wahr!“ fiel der Rheingraf ein, und ein Seufzer hob auch ſeine Bruſt, und eine verwandte Saite in ſeiner Bruſt ſchlug an, daß der Ton lange nachzitterte.

„Wer ruht von Euern Lieben dort?“ — fragte er mit wehmüthigem Tone.

„Mein Weib“ — ſagte Anſelms, und im Auge des Greiſen bebte eine Zähre, dem Andenken der Theuren geweiht, „mein Weib, in der mir der Herr einen ſanften Friedensengel gegeben, mit der ich dreißig Jahre eine Ehe geführt, die man eine Engelsehe hätte nennen dürfen, wenn Irdiſches himmliſche Namen verdiente.“

„Seid Ihr denn nun noch allein in der armen Welt, alter Mann?“ fragte bewegt der Rheingraf.

„Nein,“ antwortete freudig Anſelms, „ein theures Pfand ließ ſie mir. — Ach, und doch muß ich es entbehren, von Kindes Hand gepflegt zu werden, denn mein Sohn iſt Laborant geworden und lebt bei meinem Bruder im Odenwalde, allwo er deſſen Kunſt praktiſch erlernen muß, ehe denn er Doctor werden ſoll.“

„Habt Ihr denn lange nichts von ihm gehört?“ fragte wieder der Rheingraf, der herzlichen Antheil am Alten nahm.

„Seit Jahren nicht. Ihr wißt's, Erlauchter Herr, wie des Krieges Laune uns herumtrieb in allen Gauen des Vaterlandes. Bei ſolcher unſteten Lebensweiſe iſt's ſchwer, Kunde aus der Ferne zu erhalten, zumal Unordnung und eitel böſes Weſen herrſchet allüberall durch die Brandfackel des Kriegs und ſein Schwerdt, das alle Bande willführlich löſt.

„Seine Lehrzeit iſt aber vorüber, und mein Herz hoffet, ihn bald wiederzuſehen — denn ſchon viele Jahre iſt's, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen. O, mich verlanget ſehr nach ihm!“

Als dies Wort der Prediger geſprochen, trat ein Diener des Rheingrafen in das Zelt und meldete: „Es iſt ein Fremdling draußen, der da wünſchet, Euch, hochwürdiger Herr, zu ſprechen.“

Es trat nun auf des Rheingrafen Geheiß der Fremdling ein unter eben ſo höflichen als anſtändigen und gefälligen Begrüßungen. Es war ein hochaufgewachſener, blühend ſchöner Jüngling, deſſen Antlitz vielfach die Sonne gebräunt. Ein braunes Wamms lag nett am Leibe an, mit Pelz verbrämt gegen die Kälte des Winters. Ein ziemlich weiter Mantel hüllte die Figur ein, weite Stulpſtiefel ſahen unter Pluderhoſen von brauner Farbe heraus, in der Hand trug er einen breitgekrempten Hut; braune reiche Locken umwalten den ſchönen Kopf.

Er ſtand feſt und ruhig da, und ſah den Prediger an; allein mit jeder Secunde wurde es ihm weicher ums Herz — er vermochte kein Wort zu reden — ſein Auge, das allmählich ſich mit Thränen füllte, war auf Inſelins geheftet. Dieſer ſah ihn ebenfalls ſtarr eine Weile an — dann ſprang er mit jugendlicher Munterkeit auf und rief jubelnd: „Mein Sohn!“

„Mein Vater!“ rief der Jüngling, und ſank an des Vaters Bruſt, und das Gefühl Beider löſte ſich in Thränen auf.

Der Rheingraf, der aufmerkſam die Scene beobachtet, wiſchte ſich jetzt auch eine Thräne weg, und ſprach leiſe: O, welch ein Glück für das Vaterherz, wenn es die Kinder, wohlgerathen, nach langer Trennung wiederſieht. Wann wird mir die Stunde ſchlagen? —

Er ging eine Weile auf und nieder und überließ Vater und Sohn ſo ganz ihren Empfindungen und deren Erguß nach ſo langer Trennung.

„Ach,“ ſagte Inſelins zu Friedrich, „wie biſt du groß geworden, mein Sohn! Und nun ſah er ihn an, und der geliebten Mutter Bild ſprach ihn aus dieſen Zügen an, und wieder perlte ein Tropfen nach dem andern in den ſilberweißen Bart.

Acht Jahre lagen dazwiſchen, ſeit Vater und Sohn ſich nicht geſehen. Acht Jahre hatten vieles verändert. Kein Wunder, daß ſich Beide kaum wieder erkannten. Des Herzens, des Gefühles, der Natur allmächtiger Zug führte das Kind ans Vaterherz. Und wenn auch das Auge ungewiß war, das Herz ſprach: Er iſt's! und ſeine Stimme trog nicht. — Inſelins war, vom ziemlich kräftigen Manne noch, zum Greiſe im Silberhaare gealtert, Friedrich vom ſchönen Knaben zum ſchönern kräftigen Jünglinge heraufgeſchoſſen in jugendlicher unverkümmerter Kraft und Fülle. Jener an der Pforte ſtehend, die zum Leben hinaus — dieſer an der, die in das Leben führet — der Vater im hohen Winter, der Sohn im blüthereichen Frühling des Lebens. So ſahen ſie ſich wieder, und alle Wonne, die in ſolchem Wiederſehen vom Schöpfer huldvoll vereinigt iſt, erfüllte ihre Herzen. Wie leuchtete des Greiſes Antlitz von hoher, reiner Freude, als er jetzt dem Rheingrafen den Sohn vorſtellte, und dieſer ihn, wohlgefällig die ſchöne Geſtalt betrachtend, willkommen hieß. „O, dieſe Elternfreude iſt die reinſte, beglückendſte, die das Leben beut!“ ſagte der Prediger zu dem Rheingrafen, „ſie hebt über Jahre voll Harm hinweg, und gießt Honig in den Wermuths-Kelch des Weh's!“

Friedrich mußte ſich nun an des Vaters Seite ſetzen, der ſeine Hand nicht aus der ſeinen ließ, und nun erſt ihn fragte: „Woher kommſt du doch ſo ſpät?“

„Ich habe Euch lange geſucht, ehe ich Euch fand, mein Vater,“ antwortete der Jüngling. Schon ſeit drei Stunden bin ich im Lager.“

„Aber woher kommſt du?“

„Von Bacharach, und zwar als Vertriebener, als Flüchtling.“

„Von Bacharach?“ fragte Anſelms mit höherm Intereſſe. „Dann hat dich Rima —“

„Nein, mein Vater,“ fiel der Jüngling in die Rede, „ladet nicht neue Laſt dem Mann auf, der mir freilich ein Räthſel iſt. Es kam anders. Ein Handel mit dem ſpaniſchen Commandanten des Schloſſes Stahleck hat mich vertrieben, und die Noth der Bürgerſchaft führt mich hierher.“

Aufmerkſam hörte der Rheingraf dieſe Worte an.

„Ihr kommt alſo von Bacharach?“ fragte er den Jüngling.

Als dieſer bejaht, fuhr der Rheingraf fort: „Dann könnt Ihr mir weſentliche Dienſte leiſten, wenn Ihr recht ausführlich erzählet, wie es dort ſtehet.“

Friedrich, der dies um ſo lieber that, als ſchon in dem Worte des Rheingrafen gewiſſermaßen die Verſicherung der Erfüllung ſeiner Wünſche lag, begann nun beiden, ſeinem Vater und dem Rheingrafen, umſtändlich den Hergang ſeiner letzten Schickſale zu erzählen. Beſonders ausführlich verweilte er bei dem Aufſtand und ſeinen einzelnen Umſtänden. Aber mit vieler Beſcheidenheit verſchwieg oder ſtellte er ſeinen Antheil an der Sache in den Hintergrund.

Auch hier folgte ſeiner Rede der Rheingraf mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit.

„Es iſt entſetzlich,“ rief er dann aus, „wie dieſe Spanier ſchalten und walten, wie ſie ſo ganz ihren Vortheil aus dem Auge verlieren, und ſich ſelbſt Gefahren ſchaffen, wo keine für ſie wären. Aber, mein junger Freund, faſt ſcheint mir's,“ ſprach er zu Friedrich, „als wäret Ihr der Wahrheit nicht ganz treu geblieben. — Ihr habt mehr Antheil an dem Kampf, und ſehe ich recht, ſo iſt Euer rechter Arm etwas ſteif, was auf eine empfangene Wunde deutet?“ —

Friedrich erröthete und mußte nun Alles genauer erzählen.

Dem Rheingrafen gefiel des Jünglings Beſcheidenheit. „Ihr ſolltet Soldat werden,“ ſprach er, „da Ihr ſolchen Muth habt. Wie wäre es, wenn Ihr eine Lieutenantſtelle bei meinem Regimente nähmet?“

Friedrich dankte beſcheiden für ſo viel Huld. „Mein Beruf iſt heilen,“ ſagte er, „nicht verwunden, gnädiger Herr!“

„Wohlgeſprochen,“ antwortete der Rheingraf darauf, „bleibt dabei, Ihr nützet ſo mehr der Welt, als treibet Ihr unſer blutiges Handwerk!“ — Er forſchte nun nach der Anzahl der Beſatzung, nach den Werken der Stadt, des Schloſſes. Friedrich konnte überall genügende Auskunft geben.

„Ihr wolltet alſo hier um Erlöſung der Stadt bitten?“ fragte nun, nachdem er Alles ausgefragt über Bacharach, der Rheingraf.

„Das Loos der armen Bürgerſchaft, vor allem unſerer Glaubensgenoſſen, iſt ſehr hart, faſt unerträglich. Ihr verdientet einen wahren Gotteslohn, Erlauchter Herr, wenn Ihr dazu hinwirken wolltet, daß des Königs Majeſtät Rettung ſendete den Unglücklichen, ehe größeres Unheil der Wütherich ſtiftet.“ Alſo ſprach mit Feuer der Jüngling.

„Was dächtet Ihr, ehrwürdiger Doctor,“ ſprach der Rheingraf, ſich zu Inſelins wendend, „wenn wir hinzögen und die Stadt eroberten? Wäre es Euch wohl lieb?“

„Könnt Ihr zweifeln nach dem, was ich Euch vorhin geſagt?“ erwiederte der Greis.

„Nun ſo will ich's Euch nicht länger vorenthalten,“ fuhr der Rheingraf fort, „übermorgen brechen wir nach dem Hunnsrücken und der Moſel auf. Wir wollen, ſo es dem Herrn der Heerſchaaren gefällt und wir leben, die Gegend reinigen von dem ſpaniſchen Ausſatz, und Freiheit bringen von dem drückenden Joche unſeren Glaubensgenoſſen, und — Euch wieder einſetzen in Eure Rechte zu Bacharach, aus denen Ihr wider Recht und Gerechtigkeit ſeid vertrieben worden. Ehe ein neues Jahr beginnt, ſoll's mit Gottes Hilfe vollendet ſein“

„Dann ſegne Euch Gott!“ riefen jetzt Vater und Sohn, und die reinſte Freude erfüllte ihre Herzen. Und als ſie nun freudig geſchieden vom Grafen, und im Zelte des Predigers angekommen waren, da fielen ſie auf ihre Kniee nieder, Gott dankend und zu ihm flehend um einen glücklichen Ausgang. Dann ſanken ſie ſich noch einmal in die Arme, und genoſſen das Glück des Wiederſehens noch einmal ungeſtört.

Neu flackerte jetzt das Feuer in des Predigers Zelt, als des Rheingrafen Diener einen Flaſchenkeller ſeines Herrn brachte, mit dem Bemerken, auf ein frohes Willkommen zu trinken.

Friedrich labte ſich nun. Dann aber begannen des Vaters Fragen nach Alt und Jung in Bacharach, und Friedrich mußte erzählen von Allem. Beſonders intereſſirte den Greis die Krankengeſchichte und Heilung Clara's, obgleich des Sohnes Liebe ihr, die aus jedem Worte ſich verrieth, dem Vaterherzen darum nicht willkommen war, weil er nach Rima's fanatiſcher Denkart nie auf eine Vereinigung hoffen zu dürfen glaubte. Doch er empfahl des Sohnes Glück dem Herzen- und Schickſallenker, und erſt, als nach der langen Winternacht der Tag graute, ſuchten ſie des Lagers Ruhe und des Schlafes Erquickung.

VIII.

Mit einer anſehnlichen Heeresabtheilung zog Rheingraf Otto Ludwig nach der Moſel, und nahm eine feſte Stellung ein, da Kundſchafter ihm die geheime Nachricht gebracht, daß unter dem Obriſten Movillet zwei Regimenter Franzoſen, die bisher ſchrecklich auf dem Hunnsrücken gehauſt, ſich Veldenz bemächtigt hatten, nahe ſeien. Ein fürchterlicher Kampf entſpann ſich nun, der mit der gänzlichen Niederlage und Zerſprengung der Franzoſen endete. Ebenſo ſiegreich war Otto Ludwig gegen die Spanier, die er von Trarbach und aus der ganzen Moſelgegend vertrieb. Er rückte hierauf vor das hochliegende, von den Spaniern ſtark befeſtigte Kirchberg, und nahm es nach wenig Tagen mit Sturm. Sieg folgte ſeinen Schritten überall. Bald war der Hunnsrücken wie das Moſelland von dem Feinde befreit, und der evangeliſche Gottesdienſt hergeſtellt. Die vertriebenen Prediger kehrten zurück, und in dem Namen Königlicher Majeſtät zu Schweden ſetzte ſie Doctor Inſelius mit unausſprechlichem Hochgefühl in ihre Aemter wieder ein. Ueberhaupt war der Greis wie verjüngt, ſeit er die heimathliche Luft wieder athmete. Jugendmuth und Jugendfreude belebte ihn. Friedrich's Herz pochte ſtürmiſch der Rettung Bacharach's entgegen. Rheingraf Otto Ludwig hatte den Jüngling liebgewonnen, weil er in jedem Treffen wacker mitfocht, und dann ſich mit unermüdeter Thätigkeit nach der Schlacht der Verwundeten annahm.

Neue Hoffnung belebte die Herzen der Bürger Bacharach's, als die Nachricht kam, wie nahe die Schweden ſeien, und wie der Sieg ihnen auf der Ferſe folgte. Bedrangle erfuhr's früher ſchon. Ihm war's nicht heimlich bei der ſchwachen Beſatzung, die er hatte für Stadt und Schloß. Die zwei Fähnlein Reiter von Frankenthal hatten bereits ſeit längerer Zeit die Stadt verlaſſen, und mit der Brandſchatzung nach dem Ort ihrer Beſtimmung zu Frangipani's Truppen ſich zurückbegeben. Die Flüchtlinge von Simmern und Kirchberg, die ſich bei ihm auf Stahleck ſammelten, waren unbedeutend, und ſchadeten ihm mehr, als ſie ihm nützten, da ſie eine paniſche Furcht vor den Schweden mitbrachten, und dieſe in eben dem Maaße auch ſeinen Truppen mittheilten. Seine ganze Beſatzung beſtand, da er nun auch Fürſtenberg und Stahleck bei Steeg beſetzen und in Vertheidigungszuſtand ſetzen mußte, aus kaum achtzig ſtreitbaren Männern. Auf die Bürgerſchaft konnte er, wie er jetzt zu ſpät einſah, ſich nicht verlaſſen. Ein minder muthiger Krieger wäre muthlos geworden, nur Bedrangle nicht. Er traf alle möglichen Vorkehrungen zur Sicherung der Stadt, und wartete nun mit dem ihm eigenen beſonnenen Trotze das feindliche Nahen ab.

Doch ſpannte er gegen die Bürger gelindere Saiten auf. Daß er, ohne Hoffnung der Verſtärkung oder des Entſatzes, die Stadt auf die Dauer nicht halten könnte, das ſah er zu gut ein — darum begann er mit dem zuſammengebrachten Gelde ſich genügen zu laſſen. So feſt auch der Tod der in Haft ſitzenden Bürger beſchloſſen geweſen — er unterließ das Urtheil zu vollziehen, obwohl er ſie noch immer darum in feſter und enger Haft hielt, weil ſie gerade die unruhigſten Köpfe der Stadt waren. Rima war mit Claren in den Saal wieder eingezogen, und fanden zu ihrer Verwunderung das Ihrige unverletzt. — Clara ſah mit ſehnſüchtigem Hoffen der Zeit entgegen, wo ſie den Geliebten wieder zu ſehen hoffen durfte, denn ihr Herz ſagte es ihr, er komme mit den Schweden.

Man hoffte auf der Schweden Ankunft, und dazu hatte man die triftigſten Gründe, in bürgerlicher wie in kirchlicher Hinſicht; allein es war auch die Kunde von wilden Räubereien ihnen vorangegangen, nicht eben als ſonderliche Empfehlung. Manche Mutter lullte ihr Kind mit den Verſen ein:

Bet', Kindlein, bet',
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Oxenſtern,
Der wird dich, Kindchen, beten lehr'n.

Und viele Bürger gedachten des Sprüchleins, welches der Gaſtwirth und Bendermeiſter Gölz mit von ſeiner Wanderſchaft in Sachſen gebracht:

Gustavus Adolphus Rex,
Wer was hat, der verſteck's.

In der That hauſeten mitunter die Schweden grimmiger noch, als des Friedländer's Horden oder Tilly's Mordbrenner — ſie waren, was jene — Soldaten, aus allen zwei und dreißig Winden zuſammengetrommeltes Geſindel, dem es weniger um eine gute Sache, für die man ſtritt, als um die Beute zu thun war. Selbſt die Beſſeren wurden, zudem durch die lange Zeit, in der ſie das wilde Kriegsleben führten, rauh und wild, gefühllos und unmenſchlich. Daß es unter dieſen Umſtänden denen, die in der Stadt einen Sturm erwarten mußten, unheimlich wurde und werden mußte, war ſehr natürlich. Je näher die Schweden rückten, deſto banger wurde es ihnen ums Herz. Aus den Oberthälern brachten die Marktleute die Kundſchaften mit, und ihr Mund vergrößerte ſelbſt der Retter ſchlimme Namen oft nur aus Gewohnheit, etwas Neues zu erzählen im Hauſe des Kunden. Es herrſchte eine allgemeine Furcht vor den Dingen, die da kommen ſollten, ein Zuſtand der Spannung — den nur diejenigen nicht theilten, die in Stahleck's Burgverließen die mephytiſche Luft athmeten. In ihnen war nur Hoffnung, die nichts von Furcht kannte.

Verrangle ließ in aller Eile nun noch das Schadhafte, was ſich irgend an den Mauern fand, ausbeſſern, erpreßte noch Vorräthe für Stahleck und überließ ſich dann wieder der ſchwelgeriſchen Lebensweiſe, die ihm zur andern Natur geworden war, ſo lange nämlich nicht die Trommel wirbelte, die Kanone oder der Schießprügel knallte, und die Trompete ſchmetterte. Wenn er ſeinen Koller trug, dann gab es keine Strapaze des kriegeriſchen Lebens, die er nicht freudig ertragen hätte. Sobald aber des Lagers oder des Standquartieres Ruhe ihm zu Theil geworden — dann gab's keinen größern Schlemmer, als ihn. Mit der Stadt war ſein Verkehr unterbrochen. Rima's Feind war er geworden, und die Empfindungen, die er für Claren trug, welchen er den Namen Liebe, den ſchönſten, den die Sprache kennt, zu geben keinen Anſtand genommen, waren in bittern Haß gewandelt. So heftig indeſſen auch ſeine Gemüthsart war, ſo getraute er doch fürder gegen Rima nicht feindſelig zu verfahren.

Er mied allen Umgang mit ihnen. In der letzten Zeit lehrte ihn ſeine Politik, ſich etwas anzunähern. Dieſe Annäherung wurde aber ſo ſchroff von der andern Seite zurückgewieſen, daß ihm dazu die Luſt verging.

So ſtanden die Sachen in der Stadt gegen die zweite Hälfte Decembers hin — als eines Morgens frühe ſchmetternde Hörner auf den Höhen erſchallten, vom Kühlberg her gegen das Schloß ein Falkonettgruß donnerte und die Berggipfel von Schweden bedeckt wurden, die ſich langſam an das Ufer des Rheins, in angemeſſener Entfernung von der Mauer und dem Schloſſe, herabzogen und ihre Zelten aufſchlugen. Bald darauf erhoben ſich rings um das Schloß Schanzen in ungewöhnlicher Schnelligkeit in ſo ſpäter Jahreszeit, wo doch das Erdreich felshart gefroren war. Kanonen wurden nun aufgefahren, und Alles nahm die drohendſte Stellung gegen Stadt und Feſtung an.

Wie pochten die Herzen in der Stadt von Furcht! — Nur Eins bebte noch in freudiger Erwartung, in ſüßer Hoffnung!

In dem Dörflein Neurath nahm der Rheingraf ſein Hauptquartier, und leitete von hier aus die Operationen. Bei ihm waren Inſelius und Friedrich.

Schwer wäre es, die Empfindungen zu beſchreiben, die des Greiſes Bruſt erfüllten, als er, aus dem Walde herausreitend, nun die Gipfel der lieben Heimat und ihre Thäler erblickte, den ſchönen Strom da liegen ſah unter ſeiner ſchweren Eisdecke, die, in ſeltſamen Formen wild durch- und übereinander geſchoben, von der Höhe ein eignes Schauſpiel darbot. Nichts aber ergriff ihn ſo mächtig — als der Anblick der Stadt, des Thurmes zu Sanct Peter und Paul. Es ſtand der Greis an des Sohnes Seite auf einem jener weit gegen das Rheinbett hervorſpringenden Felszacken, zwiſchen denen ſich kleine Thäler hinabziehen zum Ufer. So kalt es auch war — er nahm das Baret von dem Silberhaare — kniete nieder auf die harte Erde und dankte dem Weltenregierer für des heißen Wunſches Erfüllung, einſt dieſer Stadt die Retter aus Drangſal und Elend zu bringen. — „Jetzt,“ ſchloß er in heiliger Begeiſterung, „jetzt, Herr, laß deinen Diener in Frieden zur Grube fahren, er hat erlebt, was er gehofft und gewünſcht!“ —

Auch Friedrich's Herzen entſtrömten Dankgebete, Bitten um ein fröhliches Gelingen. Doch, wie ſo verſchieden waren ſeine Empfindungen von denen ſeines Vaters! — Aus dem Fenſterlein ſeines kleinen Stübchens in dem Bauernhauſe war der Rheingraf Zeuge dieſer Scene geweſen. Er ging hinab zu den Beiden, ſich da umzuſchauen von dem freien Standpunkte. Kaum aber bei ihnen angelangt, ſauſte eine Falconetkugel über ihren Häuptern ganz niedrig vorüber. Erſchrocken blickte Inſelins auf.

„Das war ein Gruß von unſeren Freunden auf Stahleck!“ rief lachend der Rheingraf, „aber auch eine Warnung, vorſichtig im Wählen unſerer Standpunkte zu ſein. Laßt uns zurückgehen, da ich zudem mit Euch, Friedrich, jetzt eine Berathſchlagung halten muß, indem Ihr der Einzige ſeid, der mir die günſtigſten Orte zum Angriſſe bezeichnen kann.“

„Mit Freuden,“ erwiederte der Jüngling. „Doch muß ich mir eine Bedingung aushalten mit Eurem Wohlnehmen, Erlauchter Herr!“

„Zugeſtanden!“ rief der Rheingraf mit heiterer Miene. „Euch darf man ſchon ſeine Worte ohne Sorge verpfänden. Redet!“

„Meine Bedingung iſt — daß ich beim Sturme der Vorderſte ſein darf, daß ich, einige Häuſer der Stadt zu ſchützen, Leute von Euch überwieſen erhalte!“

Der Rheingraf ſah ihn ſcharf an, doch lächelnd.

„Habt Ihr Verwandte drinnen, Herr Doctor?“ fragte er den Greis.

„Nein,“ erwiederte dieſer.

„Freunde?“ —

„O, die ganze Stadt, mit wenigen Ausnahmen,“ ſprach mit erhebendem Gefühle der Greis.

„Dann habt Ihr vielleicht ein Liebchen dort?“ fragte jetzt, ſich raſch zu Friedrich wendend, der Rheingraf.

Da ſtand Friedrich hocherglühend da und wußte kein Wort zu finden.

Der Rheingraf ſah ſeine peinliche Verlegenheit, und ließ ihn nicht lange darin.

„Wie es auch ſei,“ ſagte er, „Ihr habt mein Wort!“

Darauf wandte er ſich zu dem Hauſe, das ſie jetzt erreicht hatten, und trat heitern Sinnes hinein.

Der Abend war gekommen mit ſeiner Dunkelheit und brachte Schneegewölke an den Horizont. Gegen zehn Uhr war ſchon Alles mit einer hohen Schneelage bedeckt, und die Gegend hatte jenes eintönige, öde, traurige Ausſehen, was einer gebirgigen Landſchaft eigen iſt.

Draußen war es ſtill. Nur der Ruf der Wachen und Vedetten hallte durch die Stille der Nacht weit her, und die Wachtfeuer brannten luſtig auf den Gipfeln und Felskuppen. Um das erwärmende Feuer ſaß der Rheingraf, nebſt den Hauptleuten ſeiner Truppen und Friedrich. Der Greis war zu ſehr erſchüttert von den Eindrücken dieſes Tags. Er hatte die Ruhe geſucht, die er in dem Hauſe eines ſeiner ehemaligen Kirchſpielgenoſſen fand.

Der Rheingraf hob alſo an: „Niemand, ihr Herren, kann uns hier weſentlichere Dienſte leiſten, als dieſer junge Mann, der in Bacharach gelebt und des Ortes Lage und Verhältniß, ſowie ſeine Thore und Mauern gehörig kennt. Laſſet uns ihm alſo unſer Ohr leihen. Welche Seite der Stadt haltet Ihr für die am leichteſten zu erobernde? Welches Thor iſt das ſchwächſte?“ —

„Das Münzthor, gnädiger Herr,“ verſetzte Friedrich, „ſcheint mir das zu ſein, welches am leichteſten einzunehmen iſt. Gerade dies iſt der Ort, wo die eindringenden Truppen ſich ſchnell ſammeln und aufſtellen, und in Maſſe vorrücken können; denn rechts vom Thore bis zum Diebsthurme hin zieht ſich der Gottesacker, und von da aus rücket Ihr vor auf den Markt, nehmt zuvor den Diebsthurm und Zehndethorthurm weg — und die Stadt iſt Euer. Es kommt Alles darauf an, daß ſich die Mannſchaft ſtille der Münzpforte naht; am Abend vorher ſchleiche ich verkleidet in die Stadt. Im Hauſe des Nachtwächters verberge ich mich — er iſt treu und dankbar, denn ich habe ihn in ſchwerer Krankheit geheilt, und ſo Ihr euch dem Münzthore naht, ziehe ich das Fallgatter auf, das den Bogen der Münzbrücke ſchließt; über das Eis kommt Ihr leicht herein, und die Stadt iſt gewonnen.“

„Vortrefflich!“ rief der Rheingraf, „aber höchſt gefährlich für Euch. Wie nun, wenn Ihr entdeckt werdet?“

„Dafür laßt mich Sorge tragen, gnädiger Herr,“ lachte Friedrich. „Ich fürchte das Wageſtück nicht. Es iſt das erſte nicht, das ich in Bacharach vollbringe, wie Ihr wißt.“

Die Offiziere ſahen den kühnen Jüngling mit Verwunderung an.

„Schade,“ ſprach Hauptmann Rößler, ein eisgrauer Krieger, „daß Ihr nicht Soldat ſeid, „Ihr verdientet eine Fahne, wenn nicht mehr.“

Der Kriegsrath ging auseinander mit der Weiſung des Rheingrafen, ſich bereit zu halten, damit er, ſobald die Stadt nicht gutwillig übergeben würde, den Angriff ordne. Plünderung wurde, denn das hatte der edle Rheingraf Inſelins verſprochen, ſtrenge unterſagt.

In der Frühe des kommenden Morgens, es war am erſten Januar 1632, neuen Styls, ritt ein Trompeter mit weißer Fahne gegen das ſüdweſtliche kleine Thor des Schloſſes Stahleck, und blies eine luſtige Fanfare.

Kaum wurde Bedrangle ſeiner anſichtig, als das Thor ſich öffnete, die Fallbrücke niederraſſelte und Lamego mit ſchlauer Miene heraustrat, nach dem Begehren deſſelben zu fragen.

Er verlangte zum Commandanten. Nachdem ihm die Augen ſorgfältig verbunden worden, führte ihn Lamego auf den Söller, wo Bedrangle ſtand, die Stellung der Schweden ſo viel als möglich zu erkundſchaften.

„Mein Obriſter, der Rheingraf,“ ſprach der Trompeter, „läßt Euch ſeinen Gruß entbieten, und Euch im Namen königlicher Majeſtät zu Schweden auffordern, Schloß und Stadt zu übergeben, auf daß nicht beides durch Bombardirung Schaden nehme.“

Bedrangle ſtieß eine gellende Hohnlache aus. „Sag deinem Obriſten,“ rief er, „daß ich kein ander Handwerk erlernt, denn Soldatenhandwerk, was ich ſo ziemlich verſtünde; daß es mir eine Schande wäre, ſo leichtlich eine feſte Stadt und wohlverproviantirtes Schloß zu übergeben. Sag' ihm, ich wolle mit Freuden die Schweden erwarten und mein Beſtes thun; daß du aber auch ein Trinkgeld für deine Mühe habeſt, ſo nimm dieſen Königsthaler.“

Die Augen wurden ihm wieder verbunden und Lamego führte ihn in das Gewölbe, wo eine Maſſe Munition und Proviant lag. Hierauf kehrte er zurück.

Kaum zurückgekehrt, begann ein heftiges Feuer auf das Schloß von Seiten des Kühlberges, das jedoch in eben dem Grade von Stahleck erwiedert wurde.

Heftiger dauerte das Feuer den folgenden Tag fort; allein der Schaden, den es anrichtete, war unbedeutend.

Am Morgen des dritten Tages ritt der Trompeter abermals zum Schloſſe, brachte indeſſen dieſelbe Antwort und Lohn zurück.

„Güte und Warnung hilft nicht!“ ſprach der Rheingraf. „Nun ſoll denn Euer Plan, Friedrich, ins Werk geſetzt werden! Sogleich konnte es indeſſen nicht geſchehen, da der Rheingraf erſt Verſtärkung von Simmern an ſich zog.

IX.

Der Wächter, Hanns Adam Bernhardi, blies eben die eilfte Stunde auf dem Markte von Bacharach, und hüllte ſich enger in ſeinen weiten warmen Rock, denn die Kälte war ſchneidend, und ein heftiger Oſtwind ſchärfte ſie noch. Der Himmel war mit dickem Gewölke bedeckt, durch das nur ſelten ein Strahl des Mondes fiel, der eben im Abnehmen war, und ſpät erſt aufging.

Die ſpaniſche Wache auf dem Holzthorthurme verließ den hohen, freien Standpunkt, um tiefer unten bei den Kameraden in der Thurmwachtſtube ſich zu erholen. Alles war ruhig außerhalb der Stadt. Oben auf den Bergen und weithin bei Rauheim ſtanden die ſchwediſchen Vedetten. Ehe der Soldat ſeine Stelle verließ, ſandte er einen forſchenden Blick in die nahe Umgebung — konnte aber nicht das mindeſte von Gefahr entdecken. Und doch war ſie näher, als jener ahnete; denn in einen weißen weiten Reitermantel gehüllt, den breitkrempigen Hut mit einem weißen Tuche bedeckt, damit er nicht von der Grundfarbe der ſchneebedeckten Gegend zu unterſcheiden ſein möge, ſchlich eine hohe, edle Mannesgeſtalt über den Mühldamm von der Mönchrinne her, zwiſchen den alten Weidenſtämmen dem Holzthore zu.

Sein Auge ſpähete unabläſſig nach dem Wachtpoſten auf dem Thurm. Er mußte jetzt entdeckt haben, daß dieſer unbeſetzt ſei; denn er ließ das Schleichen, und lief ſchnell herzu, wendete ſich aber rechts hinab in das Bette des zugefrornen Münzbachs. Als er an den Bogen kam, der in die Stadt den Bach einließ, fand er ihn faſt ganz zugefroren, ſintemal es ein ſehr gedrückter Bogen war. Er unterſuchte betaſtend die noch gebliebene Oeffnung, zog ein kurzes Schwerdt heraus, und begann ſo leiſe als möglich die Oeffnung zu erweitern.

Während er ſo arbeitete, ging die Wache wieder einmal oben hin, nachzuſehen, ob noch Alles ſicher ſei. Des Spaniers Auge, vom Lichte geblendet, konnte nichts entdecken, doch war ſeinem ſchärfern Ohre der Ton nicht entgangen, der durch die Arbeit des Mannes am Bogen hervorgebracht wurde. Mißtrauiſch gemacht, rief er hinab:

„Diaz, bring' mir eine Büchſe, drunten ſcheint es nicht ſicher!“

Schnell ſprang der Gerufene herbei. Der unten legte ſich, in der Stille der Nacht jede Sylbe vernehmend, derweile der Länge nach auf das Eis, ſo dicht als möglich an die Stadtmauer.

Eine Weile horchten die oben, worauf der Eine zum Andern ſagte: „Wer auch gleich den Schweden wittern möchte, wie du! Wahrſcheinlich war's eine Beſtie, die der Geruch des Fleiſches in die Gerbereien anlockte. Hätteſt du Lärm um Nichts gemacht, Bedrangle würde dich zu den Spießbürgern in das Verließ geſteckt haben.“ Mit dieſen Worten gingen Beide beruhigt hinab. Der am Bogen arbeitete nun rüſtiger. Es gelang ihm bald, die Oeffnung ſo weit zu vergrößern, daß er hindurchſchlüpfen konnte. Er warf nun den Mantel ab, kroch hindurch, und ſah ſich alſobald innerhalb der Ringmauern der Stadt. Schnell hing er den Mantel wieder um, und ſchlug den Weg am Berge weg hinter den Lohhauſen und Gerbehäuſern ein, und ſah ſich, mit den Oertlichkeiten vollkommen vertraut, bald am Häuslein des Wächters, der, ein alter Hageſtolz, ganz allein auf dem Holzmarkte hinten am nördlichen Berg unmittelbar an der Stadtmauer wohnte. Die Thüre war nur angelehnt, und er trat in ein matt von einer Lampe erleuchtetes ärmliches Kämmerlein. Der Ankömmling warf die Verkappung ab und ſtand nun in ſchwediſcher Uniform, wohlbewaffnet mit Piſtolen und Schwerdt, da.

Nicht lange nachher trat der Wächter herein und fuhr mit Entſetzen vor dem Ankömmling zurück mit dem Ausrufe: „Großer Gott, die Stadt iſt verrathen!“

„Stille, ſtille!“ rief ihm der Andere zu; „Hans Adam, kennt Ihr mich denn nicht? Ich bin ja der Laborant Friedrich, der Euch vor einem Jahre vom Fieber heilte und den Zahn ausriß!“

„Gott ſegne ihn!“ ſprach der Alte, „und auch Euch, wenn Ihr's ſeid.“

„Ich bin's,“ ſprach Friedrich, ihm die Hand reichend, „Gott grüß Euch!“

„Wahrhaftig!“ rief freudig der Nachtwächter aus. „Gott lohn's Euch, daß Ihr bei mir einſprecht; bin ich doch nur ein armer Mann. Wo aber kommt Ihr her? Habt Ihr Hunger? Ich theile freudig mein Brod mit Euch.“

„Laßt das,“ erwiederte Friedrich, „ich habe Wichtigeres mit Euch zu reden. Dieſe Nacht kommen die Retter noch; ich führe ſie in die Stadt.“

„Ihr?“

„Ja, Hans Adam, und Ihr ſollt mir behilflich ſein, ſollt mir Euer Amt ein Paar Stündchen abtreten —“

„Das darf ich nicht, ich habe dem Rathe geſchworen.“

„Brecht Ihr Euern Eid, wenn Ihr die Stadt befreien helſt von dem unerträglichſten Joche?“

Bernhardi beſann ſich — dann ſagte er: „In Gottes Namen. Wird aber auch die Stadt nicht geplündert?“

„Nein, bei Gott nicht!“ betheuerte Friedrich.

„Kennt Ihr aber auch das Verslein: Hört, Ihr Herrn ꝛc.“

„Seid nur ohne Sorgen,“ gegenredete Friedrich, „ich will ſchon Alles gut machen.“

Der alte Mann beruhigte ſich nun, und Friedrich erzählte ihm, daß ſein alter Prediger, deſſen Küſter er geweſen, mit den Schweden wiederkehre, und er wieder ſein Küſteramt erhalten ſolle bei Sanct Peter und Paul.“ Dieſe Hoffnung warf einen neuen Lichtſtrahl in das arme Leben des Einſamen, und erfüllte ihn mit hoher Freude.

Noch eine Weile beſprachen ſie ſich — wo denn Friedrich vernahm, daß Lauer, Zinkgräff und die Uebrigen noch im Verließe von Stahleck ſeufzten, und manche neue Mähr von den Leiden, die die Stadt erduldet ſeit jenem Aufſtande — aber auch die frohe Kunde von Claren's Wohlbefinden. Bald aber mahnte der Wächter, „nun ſei es Zeit, die Mitternachtſtunde zu rufen.“

Friedrich hüllte ſich nun in des Wächters Rock, bedeckte ſein

Haupt mit der Pelzmütze, hing das Horn um, ergriff den ungeheuern Knotenſtock, und ging unter Segenswünſchen des Wächters, ſeines neuen Amtes zu warten.

Alles ging vortrefflich. Er wußte Hans Adam's Stimme ſo täuſchend nachzumachen, daß ihn Niemand erkennen konnte und unterſcheiden von dem Wahren.

Heftig pochte indeſſen doch ſein Herz, als er, die Roſengaſſe herabkommend, ſich dem Münzthorthurme näherte. Doch auch hier fand er die Wache nachläſſig. Er ſtieg die Stiege auf die Stadtmauer hinauf, und unterſuchte nun ſorgfältig den Haſpel, der das Fallgatter am Münzthorbogen herauf und herab ließ. Zu ſeiner größten Freude entdeckte er kein Schloß daran, alſo auch kein Hinderniß, es aufzuwinden. Leichtern Herzens ſtieg er wieder herab, ging über die kleine Brücke hinüber, an den Gotteshäuſern *) vorbei, und wandte ſich, nachdem er die Stunde geblaſen, die Fleiſchgaſſe hinauf. Jetzt ſtand er vor dem Saale und ſollte hier die Stunde blaſen. Dort war Clara's Kämmerlein. — Sie hatte noch Licht. — Iſt ſie krank geworden? — Er vergaß die Stunde zu blaſen, — achtete nicht ſeiner faſt erſtarrten Hände, und kletterte flüchtig, wie das Eichhörnchen, am Stamme der alten Kaſtanie hinauf, die vor Clara's Fenſterlein ſtand. — Aber ein neidiſcher Vorhang verbarg das jungfräuliche Heiligthum.

Friedrich brach ein Aeſtchen ab und warf es gegen das Fenſter. Innen entſtand jetzt ein Geräuſch. Es trat Jemand gegen das Fenſter. Noch ein Aeſtchen flog dem erſten nach. Jetzt wurde geöffnet. — Es war eine ſchlanke Geſtalt — es war Clara. Friedrich's Herz pochte hörbar.

Leiſe rief er hinüber: „Sei wacker, mein Mädchen, dein Treuer mit den Rettern iſt nahe. Erſchrick nicht, wenn Kriegsgetümmel die Stille unterbricht.“

---

*) Gotteshäuſer hießen und heißen noch die Armenwohnungen, welche dem von den Wittelsbachern geſtifteten Hoſpital zum heiligen Geiſte gehören, die in jener Gegend liegen.

Clara fuhr erſchrocken zurück. „Das iſt Friedrich's Stimme!" ief ſie leiſe.

„Ich bin's, Clara!" ſprach er, „bald ſehe ich dich wieder; jetzt ruft die Pflicht."

Pfeilſchnell glitt er am Baume hinab, und bließ nun unten die Stunde und ſang das Verslein.

Clara zitterte. — Denn das war ja doch derſelbe, wie ſie deutlich ſah, der mit ihr geredet, und das war doch Niemand anders, als Hans Adam, der Wächter.

Sie konnte dies Räthſel nicht löſen, aber eine unbeſchreibliche Unruhe bemeiſterte ſich ihrer. Ihre Phantaſie war lebhaft erregt. Der Schlaf floh ſie. Sie ſaß und ſann. Nach vielem Sinnen ſchien es ihr doch wahrſcheinlich, daß es Friedrich geweſen. Sie eilte nun, ihren Vater zu wecken, dem ſie Alles umſtändlich erzählte. Zwar ſchüttelte der Alte den Kopf, doch unwahrſcheinlich fand er es nicht, daß die Schweden mit Liſt die Stadt zu nehmen trachteten. Er kleidete ſich an, um nun mit Claren und der Schweſter die Dinge, die da kommen ſollten, zu erwarten. —

Indeß Friedrich heimlich ſich in die Stadt geſchlichen, waren etwa zweihundert Männer aus des Rheingrafen Regiment unter Anführung des Hauptmannes Rößler in weitem Umkreis um das Schloß Stahleck gezogen, um ſich über die Vogelswieſe von der nördlichen Seite durch den Ketzer der Stadt zu nahen. Dies geſchah mit ſolcher Vorſicht und Stille, daß ſie ſchon vor der Stadt waren, am Münzthor in den Gärten, ohne daß nur Jemand von der ſpaniſchen Beſatzung etwas geahnet.

Der Wächter blies Eins. Sanft ſchliefen auf dem Münzthurme die Spanier. Friedrich ſchlich die Stiege hinauf auf die Stadtmauer, wand das Fallgatter auf, und in aller Stille, ohne irgend ein Hinderniß, kamen die Schweden in die Stadt. Friedrich warf das Nachtwächtersgewand ab und trat an Rößler's Seite. Dieſer theilte ſofort die Mannſchaft. Friedrich nahm zwölf rieſige Dalekarlier mit ſich auf den Münzthorthurm. Die Spanier taumelten auf und legten kein Hinderniß in den Weg, meinend, es ſei die Runde. Kein Schuß fiel. Zitternd legten ſie die Wehr ab und ergaben ſich. Der Thurm war genommen.

„Bleibt hier und haltet ihn beſetzt,“ rief Friedrich den Dalekarlen zu, und eilte mit Blitzesſchnelle hinab.

Ueber den Kirchhof nach dem Diebsthurm war Rößler gezogen, die Beſatzung war wachſam. Bald entſtand ein Gefecht und ein lebhaftes Feuer von oben herab. Allein der Schweden Uebermacht ſiegte.

Friedrich warf ſich indeſſen auf die Stadtmauer und eilte dem Marktthurme zu. Hier fand er den ſtärkſten Widerſtand. Hartnäckig vertheidigten die Spanier den Thurm. Sie wurden alle niedergehauen bis auf Einen, der Quartier nahm.

„Die Stadt iſt unſer,“ jubelte Friedrich, und ſtürmte weiter. Nach Verlauf einer halben Stunde waren alle Thorthürme erobert, ihre Beſatzung niedergehauen oder gefangen. Nur die nördlichen und weſtlichen Thürme, der Holzthorthurm, der Sonnenthurm, der Katzenthurm und Peſtenthurm waren noch in der Spanier Gewalt. Dieſe fielen durch die Roſengaſſe den Schweden in die Flanke und ſuchten den Markt zu gewinnen. Vedrangle hörte das Lärmen und Schießen in der Stadt nicht ſobald, als er auch perſönlich ſich an die Spitze eines Haufens ſtellte, und über den Sanct Werner herabeilte.

Auf dem Markt entſpann ſich jetzt ein lebhafter Kampf. Friedrich kehrte eben vom Zollthorthurme zurück, wo er zugleich die Hauptwache gefunden und gefangen gemacht hatte. Er ſtürmte die Marktgaſſe zurück, theilweiſe die Beſatzungen der eroberten Thürme mit ſich vereinigend. So fiel er den Spaniern in den Rücken und entſchied ſchnell und glücklich den mörderiſchen Kampf, der hier wüthete. Die Spanier zogen ſich fechtend auf die Burg zurück, da ſie der Uebermacht der nachrückenden Schweden, die indeſſen das Münzthor aufgehauen hatten, nicht Stich zu halten vermochten.

Kaum aber ſah Friedrich dieſes Ziel des Kampfes, als er auf den Saal zueilte, und mit banger Sorge die Thür unterſuchte —

noch war ſie unverletzt. Er nahm hier mit ſechs Schweden ſeine Stellung zu Schuz und Schirm der Geliebten.

Lauter Jubel erfüllte jetzt die Stadt. Alle Thüren öffneten ſich, und die Bürger brachten gefüllte Pokale zum Willkommen den Soldaten zu. Kein Exceß fiel vor. Strenge hielt man das Gebot des Rheingrafen, kein Eigenthum der Bürger anzutaſten. Die gehoffte Beute verſprach er durch eine Brandſchatzung des Kloſters den Soldaten zu erſetzen, womit dieſe ſich begnügten.

Bebend hörte man im Rima'ſchen Hauſe den Kampflärm. Oft dünkte es Claren, ſie höre Friedrich's gewaltige Stimme. Furcht und Hoffnung bewegten wechſelnd das liebende Herz. Sie betete leiſe und inbrünſtig für Friedrich's Erhaltung. Allmählich entfernte ſich das Kampfgewühl vom Markt und ließ endlich, nach einer Stunde, die die Dauer einer Ewigkeit hatte, ganz nach.

Freier athmete ſie nun. Aber ach, die Furcht quälte ihr Herz wieder. Lebt er noch? Wird er nicht verwundet ſein? — Wo ſollte ſie Ruhe finden bei ſolchen quälenden Gedanken? —

Da ſprang plötzlich die Thür auf, und mit dem Ausrufe: Der Sieg iſt unſer! trat der Geliebte herein — in ſchwediſcher Uniform, die ihm außerordentlich gut ließ.

Rima eilte ihm entgegen. „Seid mir willkommen, Retter in der Noth und Gefahr!“ rief er und ſchüttelte des Jünglings Hand mit freudigem Gefühle.

Clara ſtand ferne mit wonneſtrahlendem Blick und hochklopfendem Herzen. Es war ihr, als müſſe ſie ihm entgegeneilen, ihn an das treue, liebende Herz drücken — den Retter, den heldenkühnen Jüngling — und doch konnte ſie nicht. Ein unbeſchreibliches Etwas hielt ſie zurück.

Friedrich nahte ſich und drückte ihre ſchöne Hand mit ſtürmiſchem Gefühl an ſeine Lippen. Hoch erglühte die Jungfrau. Rima bemerkte es, jetzt erhob ſich ſeine Ahnung ihrer Liebe zur vollen Gewißheit. Aber zürnen konnte er nicht. Er verdankte ihm ja ſo viel.

Nun aber mußte Friedrich erzählen. Sie ſtaunten ob ſeiner

Kühnheit, ſeines Muthes — ſie bebten bei dem Gedanken an die Gefahr, in der er geſchwebt.

„Und wart Ihr's wirklich?“ fragte Rima, „der, als Nachtwächter verkleidet, Claren warnte.“

„Ich war's,“ ſagte Friedrich. „Ich wollte Euch den Schrecken erſparen, der Euch ergreifen müßte, wenn unvorbereitet das Kriegsgetümmel die Stadt erfüllt hätte. Clara eilte auf des Vaters Wink hinaus, mit warmem Weine den vom Kampf Ermüdeten zu erquicken, und als nun die Becher ſchäumten — mußte Friedrich ſeine Begebniſſe, die Fahrten erzählen bis heute. Dann fragte er nach ihren Schickſalen. So tauſchte man in alter Traulichkeit das Erlebte gegeneinander aus, bis plötzlich Friedrich ſich eines Auftrags erinnerte.

„Verzeiht, Herr Doctor,“ ſprach er, „wenn ich nun mit einer Bitte hervorrücke: der Rheingraf bittet um Obdach bei Euch!“

Rima nahm die Bitte mit Freuden auf. „Vielleicht,“ fuhr Friedrich fort — „nehmet Ihr auf kurze Zeit noch Jemanden — mich und meinen alten Vater, bei Euch auf?“ —

Freudig bejahte dies Rima. „Wie mögt Ihr fragen?“ gegenredete er. „Seid Ihr ja ſchon mein alter Hausgenoſſe, und ich denke, jetzt ſollt Ihr's bleiben, und unſer früher beſprochenes Verhältniß nichts mehr ſtören!“

Clara vernahm mit freudepochendem Herzen ihres Vaters Rede, und Friedrich ſchlug mit Entzücken in die dargebotene Hand ein.

Jetzt tönten von der Münzpforte her Trompeten und Trommeln.

„Ha, der Rheingraf!“ rief Friedrich aus, und eilte hinab. Auf der Stiege begegnete ihm der ganze Rath, der ſich in Feierkleidern zu Rima begab, den Rheingrafen zu empfangen.

Der Tag war angebrochen. Friede herrſchte in der Stadt. Die Todten und Verwundeten waren untergebracht.

Die Schweden ſtanden in Reih' und Glied — Kopf an Kopf die Bürgerſchaft.

Der Rheingraf! hallte es überall wieder. Seht doch, riefen jetzt Viele zugleich — iſt das nicht unſer Pfarrherr Inſelius? — Er iſt's! jubelte die Menge, und Alles drängte ſich zu dem Roſſe, das der Greis ritt, der, weinend der Freude Zähren, in die liebe Heimatſtadt einzog und die Liebe der Bürger ſah. Alles ſtreckte die Hand nach ihm aus, und tief gerührt ſegnete er die Menge, die mit Andacht ſeinen Segen empfing.

„Herr Doctor!“ ſprach der Rheingraf zu ihm, „Ihr feiert einen ſchönern Sieg, als ich, und einen ſchönern Einzug — denn Ihr zieht in die Herzen dieſer Menſchen ein, — ich aber nur in die Mauern!“

Jetzt aber ertönte dem Rheingrafen ein donnerndes Lebehoch! Er aber zog den Hut vom Haupt und ſprach: Dem Herrn allein die Ehre! Und ab ſtieg er vom Pferd und mit ihm ſeine Begleiter und Inſelius. Ein weiter Kreis bildete ſich jetzt, und Inſelius ſprach, als eben die winterliche Sonne hinter Naſſau's Gebirgen hervortrat, ein Dankgebet mit jugendlichem Feuer, ungeſchwächter Kraft und inniger Begeiſterung, und alle Herzen beteten mit. Dann ſtimmte die ſchwediſche Soldateska mit der Bürgerſchaft ein dankbares, volltöniges: „Herr Gott, dich loben wir ꝛc.“ an. Die innigſte Rührung ſpiegelte ſich auf allen Geſichtern. Soldaten und Bürger umarmten ſich, und die frohe Hoffnung einer ſchönern Zukunft nach all den Leiden und Trübſalen zog in die Herzen der Bürger ein, mit der Freude, den geliebten Seelſorger wieder in ihrer Mitte zu haben nach achtjähriger Trennung.

X.

Die letzten Töne des herrlichen, alten Chorals waren verklungen. In der Nachfeier des heiligen Momentes ruhten noch die Gemüther mehr oder weniger, je nachdem ſie für fromme Eindrücke empfänglich waren, als mit einem Male die Volksmenge ſich theilte, eine Gaſſe bildend, durch die mit ernſter Würde der Rath, mit Rima an der Spitze, der auf ſammtnem Kiſſen den ſilbernen

Schlüſſel der Stadt trug, einhertrat. Vor dem Rheingrafen neigte er ſich tief, den Schlüſſel ehrerbietig darreichend mit den Worten: Heil dem Retter vom unerträglichen Joche! —

Heil! Heil! tönte es nach im vielſtimmigen Echo.

Der Rheingraf nahm den Schlüſſel im Namen Königlicher Majeſtät zu Schweden, und verkündigte laut die freie Religionsübung der Proteſtanten und die Wiedereinſetzung des ehrwürdigen Inſelius in ſeine Stelle als Prediger des göttlichen Wortes.

Da erſchallte ein abermaliges Jubelgeſchrei von den Proteſtanten.

Rima ſah jetzt erſt ſeinen alten, vielgekränkten Freund Inſelius. Sein Anblick erſchütterte ihn. Die Furchen des Harmes, die ſilberweißen, in der Verbannung gebleichten Haare, die ganz vom Alter gebeugte Geſtalt erfüllte ſeine Bruſt mit inniger Wehmuth, mit Reue, ob der ihm dermaleinſt zugefügten Kränkungen, und das Gefühl der Nothwendigkeit, gut zu machen alles Verſchuldete, ergriff ihn mit aller Stärke. Er folgte dem unwillkürlichen Drange ſeines Herzens, trat zu ihm und faßte ſeine Hand, indeß Thränen über ſeine Wangen rieſelten, Zeugen der innern tiefen Bewegung. Er war keines Wortes in dieſem Augenblicke mächtig. Auch Inſelius war erſchüttert. Die ganze düſtre Vergangenheit lag unverhüllt vor ihm, und der grelle Abſtand der Gegenwart. Doch ſein Herz kannte keinen Haß, keine Rache. Er breitete ſeine Arme aus, und mit dem Ausrufe: „Vergebung!“ lag Rima an ſeiner Bruſt. Jedes Herz ſchien der Greiſe Empfindung zu theilen — denn Stille herrſchte und manches Auge wurde feucht.

Rima wurde zuerſt ſeiner Meiſter. „Unſere Tage ſind gezählt,“ ſprach er, „der Weg zum Frieden kurz, laßt ihn uns in Liebe und Eintracht, als Brüder, gehen, und vergeſſen das Vergangene. Die Schule der Leiden hat mich weiſe gemacht und mich erkennen gelehrt, daß, wie auch immer der Glaube uns ſcheide — wir Alle doch Brüder ſind und Eines ſein ſollen in der Liebe.

Inſelius vernahm mit leuchtenden Blicken die Worte, die aus dem Herzen kamen. „Gottlob!“ rief er aus, „nun ſcheint's, als ſolle mein Feierabend noch freundlich werden! Glaube, Liebe, Hoffnung — dieſe drei — aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen! Ja, ſo ſei's, wie Mund und Herz ſpricht — Liebe eine uns! Fortan wollen wir in Liebe dem Herrn dienen und unſere Fehler tragen mit Geduld, und nie mehr trennen durch Meinung das Band der Liebe!“

Er ſprach dieſe Worte mit wankender Stimme. Ueberhaupt ſah man dem Greiſe an, wie ſehr die letzten Auftritte nachtheilig auf ihn eingewirkt. Darum nahm der Rheingraf ſeine Hand und ſagte:

„Ihr bedürft der Ruhe, Herr Doctor, laſſet uns ſie ſuchen.“

Da nahm Rima die andere Hand, und ſie führten ihn in den Saal.

Als die Thür aufging, bot ſich den Eintretenden ein neues Schauſpiel dar. In ſeligem Vergeſſen lag Clara an Friedrich's Herzen, und ſeine Arme umſchlangen das liebliche Mädchen.

Todesſchrecken ergriff die Jungfrau. Sie ſank faſt ohnmächtig in den Stuhl und bedeckte die Augen mit den Händen. Auch Friedrich erſchrack. Er wollte reden — konnte aber nicht.

Rima zürnte nicht. Er lächelte. Mit ihm war ja eine gänzliche Umwandlung vorgegangen.

Der Rheingraf aber trat näher und ſprach: „Wahrlich, Friedrich, Ihr könnet erobern, beſſer als mancher Feldherr — Städte und — Herzen. Doch recht ſo! dem Sieger gebührt der Preis, und Minneſold iſt ſüßer denn Ruhmeskränze.“

Inſelius ſah ihn mild und freundlich an. Auch er konnte nicht zürnen. Forſchend blickte der Rheingraf die Väter an — dann trat er zu dem Paare, legte ihre Hände in einander und ſprach zu Friedrich: „Der Lohn iſt herrlich wie die That, die ihn errang!“ Segnet das Paar, ihr Väter!“ bat er dann.

„Väter?“ fragte Rima.

Inſelius ſah ihn erſtaunt an: „Wiſſet Ihr denn nicht, daß es mein Sohn Friedrich iſt?“

„Euer Sohn?“ fragte mit größerm Erſtaunen Rima. Und Ihr konntet mir das verhehlen?“ fragte er mit dem Tone des Vorwurfs Friedrichen. „Ihr konntet ſo lange in meinem Hauſe leben und mir verhehlen, daß Ihr meines treuen, vielgeprüften Freundes Sohn wäret?! — Das war nicht fein! Und hättet Ihr Euch nicht als Fremdling meine Liebe und Dankbarkeit erworben, ich müßte, ob der Lüge, hart ſein — doch — er hat ſie vom Tod errettet — ſie ſei ſein. Seid glücklich,“ rief er mit Thränen aus, „meine Kinder, ſeid glücklich, wie es Eure Väter waren!“

Da zog Friedrich Claren auf ihre Kniee vor den Vätern, und ſie ſegneten ſie — und umarmten ſich mit inniger Liebe.

Der Rheingraf aber trat zum Fenſter und trocknete ſich das Auge, und ein ſeliges Gefühl, wie er es lange nicht empfunden, ſchwellte ſeine Bruſt.

Der erſte Januar 1632, alten Styls, war gekommen. Am klaren Winterhimmel ſtand die Sonne, herrlich leuchtend. Der Himmel lächelte einem ſchönen Feſte. Um 9 Uhr früh erklang vom Pfarrthurme zu St. Eliſabeth das volltönige harmoniſche Geläute. Den erſten Tag des neuen Jahres dem Herrn zu heiligen, für die Rettung ihm zu danken, um ſeine Huld ihn anzuflehen, ſtrömten die Proteſtanten und mit ihnen viele ihrer katholiſchen Glaubensgenoſſen zur Kirche, denn heute hielt Inſelius ſeine erſte Predigt wieder. — Gefühle hoher, heiliger Freude, unausſprechlichen Dankes wogten in des Greiſes Bruſt bei dem Gedanken, heute wieder die heilige Stätte zu betreten, auf welcher er ſo oft im Dienſte des Herrn, frommen Eifers voll, gelehrt, getröſtet, gewarnt und mit des lebendigen Wortes Kraft die Herzen erſchüttert hatte, bei dem Gedanken, heute des Sohnes Liebebund einzuſegnen.

Die Stunde ſchlug — die Glocken riefen mit ehernem Munde. Der Rheingraf faßte Friedrich's Hand, die Offiziere umgaben ihn. Dahin wandelten ſie, und die verſchämte Braut mit der Myrthe Grün im Haare wurde von des alten Heileß Tochter geführt. Die Bürger ſchloſſen ſich an, unter ihnen die ihrer Haft durch Auswechſlung ledigen, entſchloſſenen Männer, an ihrer Spitze Lauer und Prätorius. Gedrängt voll war das hohe, herrliche Gebäude. Wunderbar ergreifend rauſchte der herrliche Geſang Paul Gerhard's: „Befiehl du deine Wege," daher in den Hallen des Herrn. Er war verhallt. — Auf der Kanzel ſtand der ſilberhaarige Greis, und jedes Auge hing an ſeinem Munde.

Jetzt öffnete er ihn und brachte dem Herrn die Opfer des Danks im inbrünſtigen Weihegebete; dann begann er mit Jugendkraft die Predigt, und dieſes Wort, das zu neuem Leben, neuer Liebe mahnte, dieſes Wort, das das Alte vergeſſen hieß und fortan ein Leben im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung zu führen ermahnte, ergriff Aller Herzen wunderbar, und ſtreute eine Saat, aus der Duldung und Milde gegen anders Denkende in der folgenden Zeit hervorwuchs und reiche Frucht trug.

Als die Predigt geendet war, trat der tiefgerührte Greis vor den Altar.

Die Jungfrauen führten die ſchöne Braut, der Rheingraf den Jüngling herzu, und der Vater ſegnete ihren Liebebund fürs Leben.

Das waren heilige Augenblicke in ihrem Leben, deren Nachklang bis ins hohe Alter währte.

Als ſie beim frohen Mahle ſaßen im Saale, da trat Rima herein mit einem Packe Pergamente.

„Es iſt Zeit, daß der üble Schein ſinke," ſprach er. „O, die Welt hat hart gerichtet, und ich trug's als Strafe meiner Verblendung. — Doch — der über den Sternen ſah mich und mein Herz. Ich habe deine Habe eingezogen, Inſelins, ich war dein Haushalter. Sieh', ob ich treu war. Hier haſt du Alles mit Zinſen wieder."

Er legte die Pergamente in die Hand Inſelins'.

„O, du Vielverkannter," rief der Greis, ſeine Hand faſſend und drückend, „du haſt im Stillen Gutes gethan und Schmach erduldet unſchuldig — möge dir's Gott vergelten öffentlich."

„Jetzt wird mir's immer klarer," ſprach Friedrich, „wie unrecht ich gehandelt, daß ich meinen Namen verläugnet. Auch ich habe Euch in böſem Verdachte gehabt. — Gott vergebe mir's, verzeiht auch Ihr, mein Vater!"

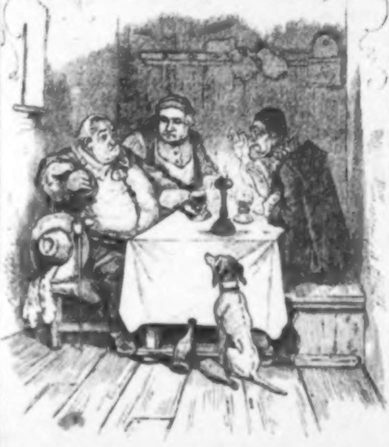
Konnteſt du anders?" fragte wehmüthig Nima. „War nicht der Schein gegen mich?" —

Jede Wolke verzog ſich an ihrem Himmel und im heitern Sonnenſcheine der Liebe und des Glückes flogen die Tage. Noch zwei ganze Wochen weilte der alte Rheingraf in ihrer Mitte. Er konnte das Schloß nicht nehmen, bis er von Guſtav Adolph Verſtärkung von Kreuznach aus erhielt. Nur wenig wurde es beſchoſſen. Bedrangle kapitulirte und zog ab. Zu neuen Siegen rief ſein Beruf den Rheingrafen, und mit Wehmuth ſchied er aus dem Kreiſe der Glücklichen, die er ſo ſehr liebte.

„Ihr habt Alle des Lebens Stürme erfahren" — ſagte er ſcheidend — „aber ſie ruhen nun und der Friede Gottes iſt heimiſch geworden bei Euch. Möge er bleiben und nie weichen bis zum ſpäteſten Ziel. Und ſollte es auch wieder ſtürmen um Euch, vertraut dem, der des Menſchen Schickſal lenkt. Durch Dornenpfade — zum Glücke, durch Nacht zum Tage, — zur Freude durch Leid — das ſind ſeine Wege. Und wenn Ihr Eurer Ruhe, Eures Lebens Euch freut, gedenket meiner, der ich die blutige Bahn gehe und weit vom heimiſchen Herde bin, und getrennt von Allem, was ich liebe — gedenket meiner in Liebe! — Und Ihr," ſprach er zu Friedrich und Clare'n, wehmüthig lächelnd, „wenn Ihr einſt einen kräftigen Knaben ans Vater- und Mutterherz drückt, nennt ihn: Otto Ludwig — und ich bin Pathe! Lebet wohl!"

Er riß ſich los. — „Gott ſegne Euch!" riefen ihm die Dankbaren, die Glücklichen nach. „Gott ſegne Euch!"

Ein Stücklein von der Mosel



Geſammelte

Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube)

Fünfter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Das Stabat Mater und Pergoleſe. Eine Geſchichte . 1
Ein Stücklein von der Moſel. (Hierzu das Titelkupfer.) 25
Des Domprobſts Mündel. Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts . . . 57
Die Nußdorfer. Eine Pfälzer Geſchichte aus dem Jahre 1525. 153

Das

Stabat Mater und Pergoleſe.

Eine Geſchichte.

Es war im Jahre 1736, als eines Abends ein junger Mann in einen leichten Mantel gehüllt, in einer von Toledo weit entlegenen, engen Gaſſe Neapels langſam einherging.

Wie hell auch die Sternennacht unter dieſem wunderreichen Himmel war, ſo wurde es ihm doch ſchwer, die Bezeichnungen und Schilder der Wohnungen zu erkennen. Man ſah, er war noch nicht lange einheimiſch; denn er ſuchte ſeine Wohnung, und wußte ſie nicht zu finden. Die Straße war leer und ſtill. In den weichen Armen des Schlafes lagen Frohe und Trauernde, und für den Jubel, wie für die Wehklage war die Lippe ſtumm geworden. Er konnte alſo Niemanden fragen, wo ſeine Wohnung läge.

Endlich blieb er vor einem Häuschen ſtehen, deſſen Dürftigkeit auf den Geldbeutel des Miethers keinen erfreulichen Schluß zuließ. Die Zufriedenheit ſeiner Miene, welche einer wenige Augenblicke vorher noch herrſchenden Spannung gefolgt war, ließ erwarten, daß er gefunden, was er ſuchte. Kein Riegel hemmte den Eintritt, denn der Bewohner mochte entweder auf die ſpäte Rückkehr ſeines Miethers gerechnet haben, oder von dem Bewußtſein geleitet worden ſein, es ſei ihm wenig zu nehmen.

Eben als der junge Mann auf die Klinke drücken wollte, hemmte indeſſen etwas ſein Vorſchreiten. Er blieb ſtehen und horchte, denn von dem Hauſe gegenüber klang ein Geſang an ſein Ohr, der ihn an der Stelle feſtbannte, wo er ſtand.

Wer war aber der, deſſen Ohr hier mit ſolcher Andacht lauſchte, und welcher Art war der Geſang, der ihn ſo feſſelte?

Der Fremde hieß Giovanni Pergoleſe. Er war nach Neapel gekommen mit ſeiner Violine, ſeiner Begeiſterung für die Tonkunſt, ſeinem feſten Willen, ſich hier weiter auszubilden, wo bei San Carlo die berühmteſten Meiſter ihren Wirkungskreis fanden, und mit ſo geringen Mitteln, daß wohl ein Anderer würde verzagt ſein, nur er nicht, deſſen Bedürfniſſe ſo gering waren, als ſeine Anſprüche. Die Natur hatte ihm frühe den Beruf gegeben, der Kunſt zu leben und mancherlei Umſtände den Entſchluß zur Reiſe gebracht, dieſem Berufe zu folgen.

So war er nach Neapel gewandert auf gutes Glück und mit heiterm Herzen, als ächter Sohn Italiens. Bei einem Schuſter hatte er ein Kämmerlein gemiethet, wo ein dürftiges Bett, ein Stuhl und ein wackeliger Tiſch das ganze Geräthe ausmachte. Er bedurfte nicht mehr.

Wär' es früher am Tage geweſen, ſo hätte das Finden ſeiner Wohnung keine Schwierigkeit gehabt, denn ſein Hausherr, der Schuſter, arbeitete, wie alle Neapolitaner, auf der Straße; allein der Abend auf dem Molo war ſo herrlich geweſen, die Luft ſo weich und balſamiſch, der Himmel ſo tiefblau und die Sterne ſo glänzend, die Wellen des Meeres murmelten ſo eigenthümlich, indem ſie den Damm des Molo berührten; alles war ſo ſtille und drüben ſtieg die Flammengarbe des Veſuv ſo wunderbar in die Nacht. Aus der Ferne hallten die melodiſchen Barcarolen der Fiſcher ſo wunderbar ergreifend herüber, getragen von den Wellen des Meeres. Wer konnte es da dem Fremdlinge verargen, daß er träumeriſch daſaß, lauſchte und ſchaute? Wer könnte an dieſen Ufern unter ſolchen Umſtänden an den Schlaf denken?

Beſonders war es ein Geſang, der immerfort in ſeiner Seele nachklang. Es waren Schiffer und Fiſcher die gen Capri ſteuerten, welche ihn angeſtimmt. Nie hatte Pergoleſe's gebildetes Ohr eine Melodie vernommen, wie dieſe; nie waren Töne ſo tief in ſeine empfängliche Seele gedrungen. Er ſaß noch lange da, als ſie verklungen waren.

Die eintretende Kühle, die ein ſich erhebender Seewind brachte, beſtimmte dennoch den Jüngling, endlich ſeine Wohnung zu ſuchen, und in dieſem, freilich wohl ſchwierigen Unternehmen haben wir ihn gefunden.

Was ihn aber jetzt abermals feſſelte, war daſſelbe Lied, das er auf dem Molo gehört. Und doch war es ein ganz anderes. Dort hatten es Männerſtimmen geſungen, hier aber ſang es ein — Engel!

In dem Hauſe gegenüber ertönte plötzlich eine Stimme, wie ſie Giovanni kaum jemals ſo friſch, ſo rein, ſo voll, ſo biegſam, ſo klangreich und zart gehört. Sie ſang dieſelbe elegiſche Barcarole, wie dort die Fiſcher, aber hier waltete ein Zauber, eine Macht, die ihm den Athem ſtocken machte.

Giovanni's Stimmung, die ſtille, reizende Nacht, die Melodie des Liedes, die Engelſtimme, die es ſang — das Alles wirkte zuſammen, um einen Eindruck hervorzubringen, wie ihn der junge Maeſtro niemals empfunden.

Er ſtand da wie eine Bildſäule und wich nicht, ſelbſt da, als Alles wieder in die frühere Grabesſtille verſunken war. Er meinte immer, die Stimme müſſe noch einmal ſingen; als er aber die Erfolgloſigkeit ſeines Harrens endlich erkannte, eilte er auf ſein Kämmerlein, aber ſelbſt in ſeinen Träumen hörte er noch den herrlichen Geſang.

Am andern Morgen war ſein erſter Gang zu dem luſtigen Schuſter, bei welchem er wohnte. Er erzählte von dem herrlichen Geſang und fragte nach der Sängerin. „Choſpetto! Herr," rief der Pechdraht, „habt Ihr endlich das Vögelein gehört? Ja, das iſt eine Nachtigall! Im Tageslicht ſingt ſie ſelten; aber Abends, ja Abends, entzückt ſie die ganze Nachbarſchaft, und wäret Ihr um dieſe Zeit zu Hauſe geweſen, ſo wüßtet Ihr längſt, welch einen Schatz wir in unſerer Gaſſe haben.

„Uebrigens meint man, Ihr wäret ein Nordländer. Himmel, wie ich ein Kerl von Euren Jahren war, bei San Gennaro! ich hätte in den erſten zwei Stunden gewußt, daß das ſchönſte Mädchen vom Meerbuſen von Neapel mir gegenüber wohnte! — Doch, ich will Euch nur ſagen, daß ſie beſſere Augen hat, als Ihr, aber doch nicht wie Ihr in die gekritzelten Notenblätter verliebt iſt. Sie hat nach Euch gefragt, und ich habe ihr geſagt, Ihr ſeiet der bravſte und fleißigſte junge Maeſtro in Neapel."

„Laßt die Poſſen," ſagte Giovanni, „und kommt endlich zur Sache."

„Richtig, das heißt, zur Sängerin!" verbeſſerte der Schuſter. „Nun, ſie ſingt wie ein Engel, iſt hübſch wie ein Engel, iſt brav wie ein Engel und heißt Annunciata. Weiter — war ihr Vater ein Fiſcher, daher er auch bei den Fiſchen ſtarb, nämlich am Cap Miſene im Sturm ertrank. Nun lebt ſie mit ihrer Mutter in dem Häuschen da drüben von ihrer ſchönen Hände Arbeit und wird Euch gerne bei ſich ſehen. Soll ich's einleiten?"

Giovanni war von Begierde erfüllt, das ausgezeichnete Mädchen zu ſehen. Er bejahte daher des Schuſters Frage, und dieſer ließ Knieriemen und Ahle fallen und eilte hinüber, nachdem er dem Jünglinge geſagt, er ſolle ein bischen warten.

Die wenigen Minuten dehnten ſich zu einem Jahre für den Ungeduldigen. Endlich kam der Schuſter wieder und rief: „Evviva San Gennaro! Ihr dürft kommen. Heute Mittag erwartet ſie Euch. Ich hab' Euch wieder eine Lobrede gehalten, daß Euch die Ohren müſſen geſingelt haben!" Der Jüngling konnte die Stunde kaum erwarten.

Es war ſechzehn Uhr, nach italiſcher Zählung der Stunden. Die Sieſta war vorüber. Mit ſeiner lieben Geige unter dem Arme, ſorgfältiger als ſonſt gekleidet, ſtieg Giovanni Pergoleſe die leiterartige Stiege von ſeinem Kämmerlein herab. Der Schuſter ſaß fröhlich auf ſeinem Dreibeine vor der Thür an ſeiner Werkbank und ſah ihn kommen. „Aha!" rief er, „ich merke, die Geduld iſt ſo kurz wie Eure Sieſta. Geht! San Gennaro geleite Euch! Aber davor möcht' ich Euch warnen, daß Ihr nicht zu tief in die Flammenaugen Annunciata's blickt. Da geht's einem jungen Manne wie dem Schmetterling am Licht. Er verbrennt ſich die Flügel und kann nicht mehr fort." Drauf lachte er aus vollem Hals und Giovanni ging, ärgerlich über den tollen Menſchen, in die Thüre des gegenüberliegenden Hauſes.

Bald öffnete eine betagte Frau, deren Züge auf einen vollen Jugendreiz zurückwieſen, wie Trümmer auf die einſtige Pracht eines

Gebäudes, eine Thür und ſagte freundlich: „Tretet hier ein. Ihr ſeid der junge Maeſtro,“ ſetzte mit einnehmender Freundlichkeit die alte Frau hinzu, „der meine Annunciata hören will? Geduldet Euch ein Weilchen, ſie wird bald kommen.“

Giovanni wurde das Herz leicht. Er hatte nicht recht gewußt wie er ſich einführen ſollte, und jetzt machte ſich das ſo leicht und anmuthig, daß er wieder all ſeine natürliche Verlegenheit und Befangenheit ſchwinden fühlte. Er ſah ſich, während ein gewöhnliches Gerede leicht fortgeführt wurde, in dem Stübchen um. Armuth, tiefe Armuth kündigte ſich überall an, allein die Reinlichkeit und Nettigkeit gab Allem einen Anſtrich des Gefälligen und Anſprechenden. Begonnene Fiſchernetze zeigten, daß die Wittwe mit Netzeſtricken ſich einen Erwerb zu machen verſtand, während andere Zeichen weiblicher Thätigkeit es verriethen, daß Annunciata die Nadel kunſtfertig zu führen wußte.

Es war nach wenigen Augenblicken dem Jünglinge ſo wohnlich und behaglich in dem Stübchen, daß er nun mit um ſo mehr Spannung der Ankunft des Märchens entgegenſah. Endlich ging die Thür auf und Annunciata trat herein mit einem freundlichen, harmloſen Gruße.

Der Schuſter hatte nicht gelogen und ſein Urtheil hatte das Richtige getroffen.

Annunciata war eine jener Geſtalten, wie man ſie nicht allzu ſelten an dieſen glücklichen Geſtaden erblickt. Voll, ohne ſtark zu ſein; vom reinſten Ebenmaaße der Formen; vollendet ſchön Haltung und Kopf. Ein Mund ſo roſig und zwei Augen ſo groß und feurig, wie ſie Giovanni niemals geſehen. Dunkelſchwarzes reiches Haar umfloß, von einem Spieße gehalten, den reizenden Kopf. Das unverkennbarſte Wohlgefallen drückte ſich in ſeinen Blicken aus und das Märchen nahm den Tribut der Huldigung ſo wohlgefällig hin, wie ſie ungeſcheut den ihrigen dem Jünglinge zollte. Beide gefielen ſich vollkommen, das war keine Frage.

„Ich habe Euch ſingen hören,“ ſagte er, „und das tönt noch in meiner Seele fort.“

„Und ich Euch herrlich geigen,“ ſagte ſie lächelnd.

„Wollen wir nicht bisweilen zuſammen ſingen und ſpielen?“

„So oft Ihr wollt!“

„Habt Ihr auch ſchon Noten geſungen?“

„Was iſt denn das?“ fragte ſie ungemein naiv.

So wenig war Giovanni auf dieſe Frage gefaßt, daß er ſie verblüfft anſah. „Alſo wirklich, Ihr wißt nicht was Noten ſind, ſchöne Annunciata?“

„Ihr ſeid ein ſeltſamer Menſch!“ rief ſie aus. „Was ſollte ich denn lügen? das iſt doch eine Sünde.“

„So will ich's Euch lehren,“ ſagte er und ſetzte ſich an ihre Seite. Es bedurfte nur eines ſehr geringen Aufwandes von Mühe. Sie faßte ungemein ſchnell und leicht.

„Seht Ihr nun,“ ſagte er, „daß man eine Engelsſtimme haben kann, ohne gehörig ſingen zu können?“

Etwas gedemüthigt, ſagte ſie: „Ja, nun verſtehe ich Euch und erkenne das; kann ich's denn nicht noch lernen?“ fragte ſie kleinlaut.

„Nichts leichter als das!“ rief der Jüngling aus. „Eine Schülerin, wie Ihr ſeid, wird's bald zu etwas Außerordentlichem bringen und ich ſehe Euch ſchon im Geiſt als Prima Doña in San Carlo!“

Sie ſchlug erröthend die Hände zuſammen.

„Glaubt Ihr das?“ fragte ſie.

„Es iſt gewiß,“ ſagte er; „denn wahrlich, Italien hat keine zweite Stimme wie die Eurige!“

Der Unterricht begann auf der Stelle. Eine Schülerin von ſo außerordentlichem Talente mußte reißende Fortſchritte machen bei dem Eifer und der Tüchtigkeit des Lehrers.

Der Lehrer war entzückt, als er endlich ſchied, und Annunciata war ſehr zufrieden. Die Bitte um baldige Wiederkehr wurde ebenſo freundlich ausgeſprochen als aufgenommen.

„Hab ich gelogen?“ rief der Schuſter, als Giovanni aus der Thüre trat. „Nein,“ antwortete er ſich ſelbſt, „ſolch ein Mädchen iſt am ganzen Meerbuſen nicht mehr und mögen die Mädchen von Iſchia noch ſo berühmt ſein, eine Annunciata, wie dieſe, gibt's dort nicht."

Konnte es anders kommen, als daß Giovanni halbe Tage lang bei ſeiner ſchönen Schülerin ſaß?

Schon nach wenigen Tagen mußte er ſich geſtehen, daß er zu tief in die ſchönen Augen geſchaut; daß er wie bezaubert ſei. Wo er ging und ſtand, ſah er ſie vor ſich. War er nicht bei ihr, ſo fehlte ihm das Beſte. Er war unruhig, zerſtreut. Seine eigenen Studien litten Noth; aber was half's? Er mußte hinüber. Es zog ihn eine Macht, der er keinen Widerſtand hätte leiſten können, auch wenn er gewollt — woran aber ſeine Seele nicht dachte. Der Schuſter lachte wie ein Schelm.

Seit Annunciata mit Giovanni zum erſten Mal in San Carlo geweſen war, ſchien ſie verändert. War früher ihr Lernen nur Spiel, jetzt trieb ſie es mit der ganzen Leidenſchaft der Neapolitanerin. Sie hatte ein Ziel. Ihr Ehrgeiz ſtachelte ſie und ſtündlich wuchs ihr Eifer; aber auch ganz dem gemäß waren ihre Fortſchritte. Giovanni war außer ſich vor Luſt.

Und immer inniger wurde das Verhältniß zwiſchen Beiden. Ihre Herzen ſchienen eins. Getrennt waren ſie unglücklich, vereint: — ſelig. Sie ſchwelgten im Vollgenuſſe der Harmonien und nicht minder im ſüßeſten Rauſche der Liebe.

Als Giovanni nach Neapel kam, hatte ihn eins jener glücklichen Ereigniſſe, eine jener wunderbaren Fügungen, die wir Kurzſichtige mit dem inhaltloſen Worte Zufall bezeichnen, in eine Verbindung gebracht, die von dem erfolgreichſten Einfluß auf ſeine Zukunft zu werden verhieß.

Er war in Santa Maria bei einer muſikaliſchen Meſſe. Hier ſpielten nur Meiſter. Es war ihm gelungen, auf die Tribüne zu kommen, die dem Hochaltare gegenüber den Muſikern eingeräumt war. Man führte eine der wundervollen Meſſen Guglielmi's auf, in der Giovanni einſt in ſeiner heimatlichen Kirche die erſte Violine geſpielt.

Plötzlich, als eben der Prieſter das herrliche Credo anſtimmen ſoll, ſinkt der erſte Violiniſt ohnmächtig zur Erde. Die Verwirrung war grenzenlos. Wo ſollte man in der Schnelle einen Stellvertreter finden? Nichts konnte dem Maeſtro unangenehmer ſein!

Da drängte ſich ein dürftig gekleideter Jüngling vor, ergriff die Violine und winkte dem betreffenden Maeſtro, er möge beginnen.

„Verſtehſt du, was du unternehmen willſt?“ fragte er raſch und leiſe.

Giovanni, denn er war es, nickte ſo zuverſichtlich, daß auf gutes Glück hin der Dirigent begann.

Zu deſſen nicht geringem Erſtaunen führte der unbekannte Jüngling ſeine ſchwere Parthie mit ſolchem Glücke, mit ſolcher Meiſterſchaft durch, daß Niemand die Abweſenheit des Künſtlers merkte.

Als die Meſſe vorüber war, umarmte ihn der Maeſtro. „Wer biſt du?“ rief er aus. „Du haſt mich aus einer verzweiflungsvollen Lage gerettet und zugleich eine Kunſt bewieſen, die ich nimmermehr deiner Jugend zugemeſſen hätte!“

Giovanni nannte ſeinen Namen und erzählte unbefangen ſeine Lebensgeſchichte mit einfachen Worten.

Das und ſeine Kunſt gewann des Meiſters Liebe. „Komme zu mir, mein Sohn,“ ſagte er, „ich will deine Studien leiten!“

Und von dem Tag an war er des Meiſters eifrigſter und beſter Schüler und die Theilnahme des für ſeine Kunſt begeiſterten Mannes wuchs für ihn mit jedem Tag. Er kannte ſeine Verhältniſſe; denn Giovanni hatte ihm ohne Hehl ſeine Armuth bekannt. Wie ihn der Meiſter liebte und werth hielt, ſo ſann er jetzt darauf, ſeiner Zukunft eine freundlichere Seite zu erringen.

Zu den Bekannten und Freunden des Meiſters gehörte der Marcheſe Spineſſa, ein Mann, der in dem Grade, wie er die Muſik liebte, auch bereit war, aufs menſchenfreundlichſte aufkeimende Talente der Atmoſphäre des Elends zu entreißen, in der ſie vergiftet und verkümmert ſterben.

Ein unermeßliches Vermögen kam ſeinem edlen Herzen zu

Hilfe. Der Marcheſe lernte den Jüngling kennen und gewann ihn lieb. Mit freigebiger Hand unterſtützte er ihn; die koſtbarſten Muſikalien verſchaffte er ihm. Eine der beſten Geigen, welche aus Cremona's Meiſterwerkſtätten hervorgegangen war, ſchenkte er ihm als Lohn ſeines trefflichen Spieles.

Der Jüngling blickte dankbar und froh in die Zukunft und warf ſich mit allem Eifer auf ſeine Studien.

Da lernte er Annunciata kennen und es war, als habe ein Sirocco alle ſeine Liebe zur Kunſt ausgetrocknet. Der Meiſter ſah ihn kaum mehr, und wenn er kam, ſo war er ſo zerſtreut, hatte ſo wenig Aufmerkſamkeit und Luſt, daß der Meiſter bedenklich den Kopf ſchüttelte.

Gerade zu dieſer Zeit traf er den Marcheſe, der längere Zeit auf ſeinen Gütern in Sicilien verweilt hatte.

„Wie ſteht's mit unſerm Pergoleſe?" fragte der Marcheſe.

„Uebel," entgegnete achſelzuckend der Meiſter. „Alle Luſt und Liebe zur Kunſt iſt weg. Wenn es nicht anders wird, ſo bleibt er ein gewöhnliches, verkommenes Talent und wir Beide ſind genarrt."

„Das iſt hart, Signor!" ſagte der Marcheſe. „Künſtler haben ihre Launen."

„Zugeſtanden," ſprach betrübt der edle Meiſter; „aber da iſt mehr als Laune. Eine ſolche währt wohl heute und morgen, aber das dauert ſchon, ſeit Ihr in Sicilien weiltet, und wird alle Tage ſchlimmer."

Der Marcheſe ſah ihn betroffen an.

„Was meint Ihr denn, Signor?" fragte er.

„Was ich meine?" brummte der Meiſter. „Wenn die Liebe nicht dahinter ſteckt, ſo iſt es der Teufel!"

„Halt!" rief der Marcheſe; „da müſſen wir forſchen. Am Ende wäre der Teufel leichter zu bannen als die Liebe. Wo wohnt der Junge?"

Der Maeſtro gab Alles genau an und der Marcheſe eilte die Toledoſtraße hinauf.

Nach zwei Tagen trat er mit unmuthigem Ausdruck in ſeinen wohlwollenden Zügen in des Maeſtro's Gemach.

„Nun hab' ich die Geſchichte heraus," ſagte er, „und Eure Vermuthung iſt richtig. Die Liebe iſt die Kette, welche das Talent des Jungen in ſeinem Fluge zum glänzendſten Ziele feſſelt. Einer meiner Diener kennt den Schuſter, bei dem Giovanni wohnt. Da hielt's nicht ſchwer, den Grund ſeiner Zerſtreuung und Unluſt zu finden, denn der Kerl that ſich etwas zu gute darauf, den ſchönen Jungen mit einem ſchönen Mädchen zuſammengekuppelt zu haben. Sie iſt eines Fiſchers arme Tochter, ſoll hübſch ſingen und ein Paar unwiderſtehlicher Augen im Kopfe haben. Nun, wir kennen dieſe neapolitaniſchen Augen und ihre Gluth! Die haben dem Jungen den Kopf verrückt. Was iſt da zu thun?"

„Seht Ihr's!" rief der Maeſtro. „Er iſt nicht der Erſte, den mir ſo eine hübſche Hexe verdirbt. Das hab' ich richtig geahnet."

„Zugeſtanden, Signor, aber was iſt zu thun? Das iſt die Hauptſache, daß wir ihn aus dem Netze herauswickeln."

Die beiden Männer beriethen reiflich.

Pergoleſe war eine weiche Natur. Es war weniger von einem entſchiedenen Widerſtande zu fürchten, als von jener ſtillen Hartnäckigkeit eines Gefühls, das ſeine ganze Seele einnahm und beherrſchte.

Es war einige Wochen nach dieſem Zwiegeſpräch, als ein ſtattlicher Wagen zum Thore Neapels hinausrollte. In der rechten Ecke ſaß der Marcheſe Spineſſa, ernſten gehaltenen Weſens; in der linken lehnte ein Jüngling, bleich, kummervoll ausſehend. Sein Auge ſchwamm in Thränen. Es war Giovanni Pergoleſe.

Eine diplomatiſche Miſſion führte den Marcheſe an den Hof von Florenz; doch auch in Rom hielt ihn der Auftrag ſeines Hofes einige Zeit feſt.

Es war ihm und dem edlen Maeſtro gelungen, den Jüngling aus ſeinem ſeligen Traume zu wecken. Er hatte die Wahrheit deſſen vollkommen erkannt, was dieſe wohlwollenden Männer ihm ſagten; aber es hatte ihn auch den ſchwerſten Kampf ſeines Lebens gekoſtet, ſich von der Geliebten zu trennen. Sie hatten ihm vorgeſtellt, wie er ja das Band nicht zu löſen brauche; hatten das ſüße Glück unzertrennlicher Vereinigung mit Annunciata als ſchönſtes Ziel, als Lohn und Krone ſeines Strebens dargeſtellt, und das hatte bewirkt, daß er einwilligte, Neapel einſtweilen zu verlaſſen und in Rom dem Studium der kirchlichen Muſik ſich hinzugeben, für die das Gemüth Pergoleſe's eine vorherrſchende Neigung hegte, und dann Florenz zu beſuchen, wo ihn Spineſſa erwarten wollte. Die Trennung war bitter; aber die ſchönſte Hoffnung leuchtete den Liebenden. Schwüre ewiger Treue wurden gewechſelt, Thränenſtröme floſſen. Dann riß ſich Giovanni los und verließ Neapel.

In die Kiſſen gedrückt, gab er ſich dem vollen, tiefen Schmerze hin. Es war ja ſeine erſte, heilige Liebe!

Der Marcheſe war ein Mann von tiefem Gefühl. Er kannte den Schmerz, der die Seele des Jünglings durchzuckte, und dachte zu edel, ihn jetzt in ſeinen Empfindungen zu ſtören. Er war aber auch ein zu ſicherer Kenner des menſchlichen Herzens, um nicht zu wiſſen, daß gerade die leidenſchaftliche Heftigkeit dieſes Gefühls den Grund ihrer eignen Abſpannung in ſich trage.

Allmählich gelang es ihm, den Jüngling einem andern Vorſtellungskreiſe zuzuführen. Er bemerkte, wie er ruhiger wurde, wie er in ſeine Bemerkungen einging, und bald hatte der Zauberkreis der Kunſt ſeine Seele aus den Banden des Schmerzes herausgewunden. Das Kunſtſtück war gelungen und der Marcheſe freute ſich deſſen herzlich.

Als ſie Rom erreichten, war Giovanni's Seelenzuſtand ein anderer geworden. Wenn auch noch die früheren Stimmungen wiederkehrten, ſo wußte es der Marcheſe ſo einzuleiten, daß ſie doch nicht mehr ſo ganz Herr in ihm wurden.

Der Marcheſe war ein Freund des Cardinals Barberini, eines begeiſterten Freundes der Muſik. Ihm übergab er ſeinen Schützling, indem er ihm die genaueſte Kenntniß aller Umſtände mittheilte, und ihm beſonders bemerklich machte, wie es ſo ſehr noth thue, Pergoleſe ganz und von allen Seiten in Anſpruch zu nehmen, damit er den Träumereien nicht wieder anheimfalle, die die edelſten Kräfte ſeiner geiſtigen Natur zu lähmen geeignet wären.

Das erkannte Barberini vollkommen, und die Theilnahme, welche der Marcheſe ihm für Giovanni einzuflößen wußte, der Beifall, welchen der Cardinal ſeinen Leiſtungen ſchenkte, die Hoffnung, welche des Jünglings Kunſtbegabung ihm beibrachte, bewirkten, daß ihn Barberini in ſeinen Palaſt aufnahm, daß er ſelbſt ſeine Studien zu leiten übernahm, daß er ihn in alle die Verbindungen mit den erſten Meiſtern brachte, welche den glänzendſten Erfolg zu ſichern verhießen.

Barberini täuſchte ſich nicht. Giovanni erkannte ſein Ziel und rang mit aller Kraft ſeines Weſens, es zu erreichen. Einzelne Compoſitionen gewannen ungetheilten Beifall. Es war entſchieden, daß die Kirche an dieſem werdenden Künſtler einen Schatz beſaß, deſſen tiefſinnige Fülle zu den ſchönſten Erwartungen vollgiltig berechtigte. Wie es in dieſer Zeit um des Jünglings Herz ſtand? — O, er trug ſeine Liebe warm und innig in ſeiner Bruſt. Er ſchrieb Annunciaten die leidenſchaftlichſten Briefe. Wenn auch das Mädchen, wie alle ihres Standes in Italien, die Kunſt des Leſens und Schreibens nicht verſtand, ſo iſt in Neapel, wie überall in Italiens Städten, für dieſen Fall hinlänglich geſorgt.

An allen öffentlichen Orten ſitzen die Schreiber an ihren Tiſchchen, zu jeder Minute bereit, öffentliche und Privatverträge zu leſen und zu ſchreiben, wie auch den geheimſten Regungen des menſchlichen Herzens in Wort und Zeichen den rechten Ausdruck zu geben. Der ſüdlichen Natur iſt es eigenthümlich, ſich leicht in jede beliebige Stimmung zu verſetzen und ſolch ein Escribano ſchreibt Liebesbriefe in all dem ſchwülſtigen, blumenreichen Stile, wie er der Empfindung zuſagt, die ſolchen Ausdruck will und ſucht. Dabei darf jedes liebeſieche Herz auf eine Verſchwiegenheit zählen, die das Grab kaum ſicherer gewährt. Dort ließ das Mädchen die räthſelhaften Zeichen ſich deuten und ſog die Wonne ihres Inhaltes mit ſeligen Gefühlen ein; dort ließ ſie antworten, wie des Escribano Feder die Gluth wiedergeben konnte, welche ſie in Worten aushauchte.

So trugen dieſe Briefe die Verſicherungen der Liebe hin und her, und die Trennung gab ihnen einen doppelten Werth, ohne daß dadurch Giovanni's Streben gehemmt worden wäre.

Barberini's Briefe an den in Florenz lebenden Marcheſe waren voll des lebhafteſten Lobes des jungen Meiſters, und die entſchiedenen Proben ſeines großen Talentes gaben dem edlen Manne den reichſten Lohn für die Opfer, welche er für Giovanni brachte, ohne daß ſie ihm ſchwer wurden.

Ein Jahr war ſo hingefloſſen.

Da erſchien plötzlich der Marcheſe in Rom, um ſeinen Schützling nach Florenz zu holen.

Was dies bewirkte, war ein Umſtand, den Barberini's ſcharfes Auge entdeckt.

Blieben die Briefe von Annunciata länger aus, oder wurden ſie kühler, liebeleerer? — Etwas mußte geſchehen ſein; — denn Giovanni gab ſich ſeit kurzem einem ſtets wachſenden Trübſinne hin, und es ſchien wieder jene geiſtige Lähmung einzutreten, die in Neapel der Liebe Glück hervorgebracht, jetzt aber der Liebe Leid in höherem Grade zu bewirken drohte.

Der Cardinal hatte das dem Freunde nach Florenz gemeldet, und dieſer in nie ermüdender Liebe eilte herbei, wieder eine günſtige Wendung, wenn es möglich wäre, herbeizuführen. Es gelang ihm auch, den Jüngling zur Mitreiſe zu beſtimmen. In Florenz angelangt, zog ihn der Marcheſe in die Kreiſe, welche ihm offen ſtanden. Er führte ihn ſelbſt bei Hofe ein, wo die Muſik geehrt, geliebt, gepflegt wurde mit ſeltener Kenntniß und Geſchicklichkeit.

Von allen Seiten in Anſpruch genommen, angeregt, getragen und gehoben, gewann der Jüngling kaum Zeit, an ſich ſelbſt und an ſeine Liebe zu denken. In dem Strome dieſes Lebens, voll der reichſten und edelſten Genüſſe, ſchwamm er wie ein Berauſchter; allein dieſer Zuſtand konnte auf die Dauer dennoch der Stimme des Innern kein Schweigen auferlegen. Sie wurde laut und lauter, und je weniger Kunde von der Geliebten kam, deſto glühender wurde ſeine Sehnſucht nach ihr. Sie war es, die ja, umſtrahlt von allem

Glanze, den eine weiche Künſtlerſeele dem Weſen zu verleihen vermag, dem ſie ſich ganz hingibt, dieſe Seele erfüllte.

Er ſchrieb und die Briefe erhielten keine Erwiederung. „Todt!“ war das entſetzliche Wort, das dumpf durch ſeine Seele klang und ſie in ihren feinſten Faſern erſchütterte.

Sein Trübſinn nahm zu. Allen ſeinen Tondichtungen hauchte er das Leiden ſeines Innern ein. Nur elegiſche Klänge entſtrömten ſeinem Inſtrumente. Nur Texte, welche fähig waren das Innerſte der Seele zu erſchüttern, konnten ihn begeiſtern, daß er ihre Worte mit Tönen begleitete, was ſie ſagten, in Töne ausdrückte, die aus ſeiner wunden Seele mit erſchütternder Gewalt hervorquellen.

Nur ein Text gelang ihm nicht, daß er ihn ſo im Tone wiedergäbe, wie er es wollte und fühlte. Er konnte den rechten Ausdruck nie finden, und doch waren dieſe herrlichen Worte von wahrhaft bezaubernder Wirkung auf ihn. Er konnte ſie nicht aus ſeinen Gedanken verbannen.

Das war jenes unübertreffliche Lied des Mönchs Jacopone, welches uns nach den Anfangsworten am lebhafteſten erinnerlich iſt, das „Stabat mater.“ Mit wunderbarer Tiefe ſpricht es der Mutter Weh aus, die unter dem Kreuze des Sohnes ſteht. Der Benediktinermönch trug eine wunderbare Fülle der Poeſie in ſeiner Seele, und hauchte ſie in dieſe Worte voll Wohlklang. Daß gerade dies Lied Pergoleſe's Stimmung zuſagen mußte, lag ſo nahe. Die Weiſe, nach welcher man es ſang, war leer. Sie paßte nicht zu der Tiefe und Herrlichkeit des Inhaltes. Da rang ſeine Seele nach dem rechten Ausdrucke für dieſe Worte, und er konnte ihn nicht finden. Je mehr er rang, deſto weiter wich das Ziel zurück.

In der düſterſten Stimmung ging er umher. Da wollte es ſein Geſchick, daß ihm Annunciata's erſter Brief in die Hand kam, worin ſie mit heißer Sehnſucht ihn bat, zurückzukehren an ihr Herz. Sie würde ſterben, wenn er nicht komme.

Gerade jetzt war dieſer Brief unwiderſtehlich. Ohne nur irgend einem Menſchen zu ſagen, was er thun wolle, verläßt er heimlich Florenz.

Mit beflügelter Haſt eilt er nach Rom, von Rom nach Neapel. Je näher er dem Ziele ſeiner Wünſche, der Wiege ſeines Glückes kommt, je mehr der Liebesfrühling wieder in ſeine Seele einzieht, aber auch je ungeduldiger er wird. Alle die Stunden des ſtillen, ſo harmloſen Glückes ſtehen wieder vor ſeiner Seele. Alle Seligkeiten, zwiſchen denen nun ſchier zwei Jahre trennend und ſcheidend ſich hineingedrängt, werden in der Erinnerung wach. Nun ſoll ihn nichts mehr von der Geliebten ſcheiden — wenn ſie noch — lebt! Dieſer Gedanke und alle die Sorgen der letzten Zeit werden nun wieder wach und liegen wie Maifroſt auf den wiedererwachten Blüthen ſeines Herzens. In dieſer Stimmung, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, erreicht er endlich Neapel. Sein erſtes iſt, an das Gäßchen zu eilen, wo die heimliche Wohnſtätte ſeines Glücks iſt — aber: ach, wie verändert findet er Alles dort! — Schwarze Mauertrümmer, einzelne verbrannte Balken, die aus den Trümmern hervorſtehen, ſagen Alles. Er braucht nicht zu fragen. Hier hat ein verheerender Brand gewaltet und das ganze Viertel iſt eine Stätte voll Gräuel der Verwüſtung. Hin und wieder iſt ein neues Häuschen gebaut, ſonſt iſt kein Zeichen des Lebens als das üppige Pflanzenleben des Südens, das die Trümmer mit ſeinen Ranken zu verhüllen ſein erfolgreiches Streben begonnen hat.

Pergoleſe ſteht wie eine Bildſäule da. Die Krallen eines namenloſen, ungeheuren Schmerzes ergreifen ſeine Seele, und preſſen ſie.

Da ſteht er noch, als endlich ein armer Mann aus einem der neuen Häuschen tritt und theilnehmend fragt: „Fehlt Euch etwas, Signor?“

Da bricht die Gewalt des Innern hervor. „Alles! Alles!“ ruft er aus und mit den Händen bedeckt er das bleiche Antlitz, um dem Manne die Thränen zu verbergen, die jetzt endlich hervorbrechen.

„Kann ich Euch dienen?“ fragt von Theilnahme bewegt der Mann.

„Wo iſt Annunciata?“ fragt haſtig Giovanni.

„Welche Annunciata?“ ſragt der Mann zurück. „Ihr wiſſet, der Name iſt hier ſehr häuſig!“

„Annunciata Marini, die dort, gegen dem Schuſter Tibaldi über gewohnt hat, die ſchöne Annunciata, die ſo ſchön ſang?“

„Ich kenne ſie nicht!“ war des Mannes Antwort; „ich kenne den Schuſter Tibaldi nicht.“

Da legt ſich eine Eiſeskälte auf ſein Herz. Stumm wendet er ſich weg und geht zu ſeinem Gaſthofe zurück.

„Todt!“ ſagt er, „todt! darum ſchrieb ſie nicht mehr.“

Wie er ſo dahingeht, begegnet ihm ein Weib, die ihn kennt.

„Ach, Maeſtro!“ ſagte ſie, „ſeid Ihr wiedergekommen?“

Er ſtarrt ſie an. „Kennt Ihr mich?“ fragt er.

„Wie ſollt' ich nicht? Hab' ich doch ſo oft gelauſcht, wenn die ſchöne Annunciata ſang und Ihr geigtet. Ja, der ſchreckliche Brand hat uns Alle elend gemacht!“

„Wo iſt Annunciata?“ fragt er mit bebender Stimme.

„Ach, das iſt eine betrübte Geſchichte,“ ſagte die Frau. „Ich will ſie Euch erzählen, obgleich meine Kinderchen daheim hungern. Sie hatte Euch recht lieb, und der Schmerz um Euch war groß; aber geſtorben iſt ſie doch nicht daven, wie ſie meinte. Als der unglückſelige Brand kam, war ihre Mutter bereits todt. Da brannte auch ihr Häuschen nieder. Bei Tibaldi wurde ſie aufgenommen, der ſchon früher in eine andere Straße gezogen war, und dort lernte ſie einen Menſchen kennen, der ſie ganz behexte. Es war ein Menſch, der eines ſchlimmen Rufes genoß, ein Bravo; aber ſchön war er, Signor, ſo ſchön als einer an dem Ufer des Meerbuſens. Er ſpielte die Laute und ſie ſang. Wo ſie ſich blicken ließen, waren gleich Hunderte um ſie verſammelt. Das war kein Wunder, Ihr wiſſet ja, wie engelgleich das Mädchen ſang! Um dieſe Zeit findet man eines Morgens einen Nobili, einen Gentiluomo, todt in Toledo. Es mußte ein wilder Kampf zwiſchen ihm und dem Mörder Statt gefunden haben, ehe er unter den Dolchſtößen deſſelben fiel, denn der Mörder hatte ſeinen Dolch in der Bruſt ſeines Opfers ſtecken laſſen." Und dieſer Dolch wurde als der Tommaſo's erkannt, und Tommaſo war Annunciata's Geliebter.

„Da waren Beide plötzlich ſpurlos verſchwunden. Die Abruzzen wußten, wo ſie ihren Schlupfwinkel gefunden — und bald erfuhren es auch die Leute; denn nie war ein Räuber kecker als Tommaſo; nie war ein Mörder erbarmungsloſer als er. Kein Reiſender war mehr ſicher; kein Schloß war ihm und ſeiner Bande zu feſt; aber auch ſein Weib, die ſchöne Annunciata, erwarb ſich einen Ruhm. Sie ſaß am Wege und ſang. Wenn nun die Reiſenden bei der ſchönen Sängerin verweilten, waren ſie verloren; ja, man ſagte, ſie ſelbſt führe die kühnſten Wagſtücke aus, kühner noch als ihr Mann. Ob aber das auch wahr geweſen, kann ich nicht behaupten. Ihr wißt, ein ſchönes Weib, eine Sängerin wie Annunciata, das Weib eines berühmten Räubers macht ohnehin viel von ſich reden.

„Lange Zeit ging das nicht, wie Ihr Euch denken könnt! Es wurden Carabinieri gegen die Räuber ausgeſchickt und ein großer Theil derſelben, auch Tommaſo, gefangen."

„Und Annunciata?" fragte mit angehaltenem Athem der Jüngling.

„Von ihr weiß man nichts," fuhr die Erzählerin fort. „Tommaſo ſitzt in Sanct Elmo und ſein letzter Spaziergang wird der zum Galgen ſein."

Das Weib lachte bei dieſen Worten, reckte dann ihre dürre Hand aus und bat: „Gebt mir etwas für meine hungernden Würmchen."

Giovanni warf ihr eine Gabe zu und — wankte hinweg.

Das Weib ſah ihm nach. „Armer Junge," ſagte ſie halblaut, „du hatteſt ſie lieber als ſie dich!"

Schier zwei Monate waren vergangen, da wälzte ſich eines Tags ein gewaltiger Menſchenſtrom gegen das Thor, unfern deſſen Giovanni's Wohnung gelegen war. Er trat aus ſeiner Thür um ſich im Freien zu ergehen. Eine große Bläſſe lag auf dem Angeſichte, das einſt ſo friſch geblüht, und man mochte es ſeinem unſichern Gang anſehen, daß er krank geweſen und noch nicht lange ein Geneſender war.

Ohne eigentliche Abſicht ließ er ſich von der Menſchenmenge fortziehen; ohne auf ihre lebhaften Reden zu horchen, blieb er in dem Gedankenkreiſe, dem er vorher ſchon ſich hingegeben. So kam er vor das Thor und ſah nun erſt, daß er Zeuge einer Hinrichtung ſein müſſe, da an eine Rückkehr bei der drängenden Menge gar nicht mehr zu denken war. Ebenſo willenlos, als er dieſe Richtung eingeſchlagen, wurde er in die vorderſten Reihen geſchoben.

Jetzt erſt, wo er den Galgen vor ſich ſah, gab er auf die Aeußerungen des Volkes Acht.

„Er war einer der ärgſten Bravo's, welche je die Straße von Terracina unſicher gemacht,“ ſagten einige der Leute, „und ihm wird ſein Recht!“ „Armer Tommaſo!“ riefen Andere. „Er muß ſterben und weit größere Schurken dürfen leben, weil ſie Gentiluomi ſind!“ ſagten Andere wieder.

Der Name Tommaſo machte Giovanni innerlich erbeben. War das nicht der Name jenes Banditen, der ihm Annunciata's Liebe geraubt? Hatte nicht das arme Weib ihn genannt?

Es blieb ihm nicht lange Zeit, dieſen Gedanken nachzuhängen, denn begleitet von den gefürchteten Carabinieri's und einigen Mönchen nahte der Verbrecher.

Es war ein ſchöner Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren. Seine Haltung war feſt, ja trotzig. Die Reden der Mönche ſchienen auch nicht den geringſten Eindruck auf ihn zu machen. Sein glänzendes Auge ſah feſt auf die Menge hin.

Die Hinrichtung war vorüber. Tief erſchüttert von dem, was er geſehen, wollte eben Giovanni umkehren, als ſich die Volkshaufen theilten.

„Ach, die Aermſte!“ rief das Volk von allen Seiten.

Giovanni konnte nicht ſehen, wem der Ausruf galt; aber eine Ahnung ſagte ihm, daß ihm der gefürchtete Augenblick nahe, Annunciata wiederzuſehen. Seine Beklemmung wuchs von Minute zu Minute.

Jetzt ſtürzte ein junges Weib zu dem Galgen hin. Das lange, rauhe, ſchwarze Haar flog aufgelöſt im Wind. Ihre Kleidung war höchſt bizarr und auffallend, reich, aber unordentlich. Und dennoch ſah man darin die edelſte Geſtalt, die reinſten Formen.

Mit einem Mark und Bein durchſchneidenden Schrei ſtürzte ſie am Galgen nieder, und umklammerte ihn mit ihren ſchneeweißen Armen. Mit einem Tone, der wie ein Schwerdt durch Giovanni's Seele drang, rief ſie: „Tommaſo, mein guter Tommaſo!“

Ein Blick hatte genügt, ſeine Annunciata wieder zu erkennen; aber es war nicht mehr dieſe reine, ſchuldloſe Annunciata! Ein wildes Weſen war in ihr, etwas Irres, Wahnſinniges. Der Ausdruck ihres Auges war unſtät und unheimlich.

War früher das Volk in ſteter Unruhe, ſo wurde es jetzt todtſtille und es ſchien, als bete Jeder ein Ave oder de profundis mit der Unglücklichen, die einen Moment ſtille auf ihren Knieen lag, die Arme um den Balken des Galgens geſchlungen, das Haupt tief zur Erde geſenkt.

Jetzt erhob ſie den Kopf, warf mit heftiger Geberde das dunkle Haar zurück, blickte mit ſchmerzzerriſſenen Zügen zu dem Leichnam auf und begann das „Stabat mater“ zu ſingen.

Sie ſang es aber in einer Weiſe, wie ſie noch Niemand vernommen. Die Töne drangen aus ihrem Innern und trugen die Worte in wunderbarer, in herzzerſchneidender Art und doch wieder ſo weich, ſo klagend, ſo ſeelenvoll, daß ſie mit nie geahnter Macht jedes Herz hinriſſen und bewältigten. Der Eindruck war ein außerordentlicher. Alle Hände waren gefaltet, in aller Augen ſtanden Thränen, und als ſie geendet, ſchloß das Volk mit einem „Ora pro nobis,“ was aus tiefſter Seele drang.

Jetzt riß der wildeſte Schmerz das unglückliche Weib empor und wenige Augenblicke darnach war ſie verſchwunden.

Einen Leichnam, den einige Wochen ſpäter das Meer am Molo auswarf, erkannte das Volk für den Annunciata's.

Zu dem Einſiedler, der ſeine Klauſe unweit der Somma beim Veſuv hat, kam nach Verlauf einiger Zeit ein bleicher junger Mann und bat ihn um einen Aufenthalt von mehreren Wochen. Der fromme Greis geſtand ihn um ſo lieber zu, als die äußere Erſcheinung des Bittenden auf ein leidendes Gemüth ſchließen ließ, das in dieſer Einſamkeit, umgeben von allen Schauern und Schreckniſſen der Natur, Ruhe ſuchte für das, was im Innern ſtürmte. Er beſaß nichts als eine Geige. Still wandelte er in den grauenvollen Einöden des Gebirgs umher und ſaß dann oft auf einem Lavablocke und geigte Weiſen, die wunderbar und gewaltig waren, und doch wieder ſo zart, ſo innig, ſo klagend, daß jede Saite des Gemüthes davon eigenthümlich berührt wurde. Und immer waren es dieſelben Töne, dieſelben Accorde und Harmonien, die er ſpielte. Er ſchien nur ſie zu kennen und nicht müde zu werden, ſie zu ſpielen.

Es war Pergoleſe, und dieſe Töne waren die, welche Annunciata geſungen. Unauslöſchlich waren ſie ſeinem Gedächtniß eingeprägt. Seine Seele hatte für keinen andern Tongedanken mehr Raum. Vergebens war das Bemühen des Einſiedlers, ihm Rede abzugewinnen. Seine Lippe blieb ſtumm und ſein Auge ſchien flehentlich um Schonung zu bitten.

Was aber den guten Einſiedler mit wachſender Sorge erfüllte, war die ſichtliche Abnahme der Kräfte des Unglücklichen. Man mochte es ohne Mühe erkennen, daß er dem Grabe ſchnellen Schrittes zuwankte.

Eines Tages kam eine Geſellſchaft aus Neapel, um den Veſuv zu beſteigen. Schon war der größere Theil derſelben an der Einſiedelei vorüber, da kamen noch zwei Männer in tiefem Geſpräche daher.

„Ich habe ſeine Spur verfolgt,“ ſagte der Eine, es war der Marcheſe Spineſſa, zu dem Andern, in dem wir den Maeſtro wieder erkennen, „bis Torre del Greco. Dort hat er ſich einige Zeit nach der Hinrichtung Tommaſo's aufgehalten, iſt aber dann verſchwunden.“

Der Maeſtro blieb plötzlich ſtehen und ſah den Marcheſe mit dem Ausdruck an, als habe er einen zum Ziele führenden, glücklichen Gedanken.

„Sollte nicht," rief er aus, „der Einſiedler von ihm wiſſen? Sollte er nicht in der Zerriſſenheit ſeines Innern hierher geflohen ſein, wo das Todesgrauen, das hier herrſcht, mit ſeiner Seelenſtimmung im mächtigen Einklange ſteht?"

Ohne zu antworten, zog der Marcheſe den Maeſtro zu der Klauſe und — als ſie eintraten, ſaß Pergoleſe in der Ecke und ſtützte den müden Kopf auf ſeinen Arm.

Eine Heiterkeit, wie ſie der Einſiedler nie an ihm geſehen, übergoß das kummerbleiche Geſicht bei dem Eintreten der beiden Männer, die erſchrecken die zerfallene Geſtalt anſtarrten.

Ihrer liebevollen Zurede gelang es, ihn zur Rückkehr nach Neapel zum Gebrauch eines Arztes zu bewegen. Beide verließen ihn kaum mehr.

Wohl gelang es ihnen auch, dem Leben ihn wieder mehr zu befreunden, aber er war innerlich geknickt. Er ſiechte hin, er welkte dem Grabe zu. Eine Compoſition hatte er in dieſer Zeit vollbracht. Es war die des „Stabat mater," wie er es von Annunciata hatte ſingen gehört.

Und dies war ſein Schwanengeſang.

Im Jahre 1739 ſtarb er in ſeinen ſchönſten Jahren, zu frühe für die Kunſt. Als die beiden Freunde von ſeinem Grabe zurückkehrten, drückten ſie ſich die Hand und der Maeſtro ſagte mit bebender Stimme: „Ach, hätten wir ihn damals in Neapel gelaſſen!"

Der Marcheſe ſah ſtumm zur Erde und erwiederte darauf: „Wir haben es treu und gut gemeint, das muß uns aufrichten, und die Welt hat das Stabat mater."

„Und ich, Monſignore," ſagte mit einer Thräne im Auge der Maeſtro, „ſo herrlich es auch iſt — ich gäbe es hin — könnt' ich ihn wieder holen!"

Ein Stücklein von der Moſel.

(Hiezu das Titelkupfer.)

Die Wahrheit zu ſagen, ſo hat es mir all mein Lebtag eine große Ergötzlichkeit bereitet, wenn Einer, der das Gras wachſen ſehen und die Fliegen huſten hören wollte, wacker gehänſelt, ein Spitzbube beſtraft wurde nach Verdienſt. Warum ſollt ichs Hehl haben? Tauſende lächeln mir ja bei dem Geſtändniſſe zu und ſagen: Bruderherz, mir geht's aufs Haar ſo! Daher mag es ſich denn auch erklären, daß mir die nachfolgende Geſchichte erkleckliche Luſt bereitete, als ſie mir mein Vetter Stoffel erzählte.

Dieſer Vetter Stoffel wohnt zu Cröv an der Moſel und er verdient's, daß ich ſeiner gedenke, wird's ja auch nicht übel nehmen, wenn er etwa dieſe Zeilen leſen ſollte. Dürfen ja doch grundehrliche Leute nicht muckſen, wenn ſie heutzutage in den Zeitungen hin und her gezerrt werden, da wir Preßfreiheit haben, was mitunter ſo viel heißt, als die Erlaubniß, Dieſem und Jenem, nach Liebe und Haß, einen Denkzettel anzuhängen. Das aber nur ſo im Vorbeigehen! Nein, mein lieber Vetter Stoffel zu Cröv, ich grüße dich freundlich und ſage dir: du kannſt ruhig ſein, ich zwicke dich nicht, und ich denke, da du nicht ins Parlament gewählt ſein willſt, laſſen dich auch andere Leute in Ruhe!

Mein Vetter Stoffel iſt der Stiefſohn der Schwägerin der Frau meines Onkels Peter. Wenn auch die Verwandtſchaft etwas weitläufig ſein ſollte, ſo thut das nichts. Wir ſind außer der Verwandtſchaft die beſten Freunde und haben im neun und zwanzigſten Regiment in einer und derſelben Compagnie geſtanden (was, glaub' ich, jetzt mit Fähnlein überſetzt wird?) und waren gute Kameraden, die ihr ſchwarzes Lederzeug tapfer putzten, die Knöpfe und Waffen blank hielten und ſomit ihre Garniſonspflichten gegen das Vaterland treu erfüllten, einſchließlich des Exercirens und Wachedienſtes. Schon damals lernte ich meinen Vetter Steffel als einen gemüthlichen Erzähler kennen und manche langweilige Wache kürzte er, und die Wach' 'raus! waren die Komma und Punkte in der Erzählung. Er fand aber immer den Faden wieder. Wie geſagt, er iſt zu Cröv zu Hauſe und das liegt an der Moſel, und wächſt allda und da herum köſtlicher Wein. Mein Kamerad und Vetter Steffel iſt ein ächter Moſeler. Erſtlich iſt er treu, offen, fröhlich und ehrlich; zweitens hat er das zirkelrunde Moslergeſicht; drittens immer Durſt und nie nach Waſſer, und ich habe mir ſagen laſſen, das allein ſei hinlänglicher Beweis, wo er zu Hauſe ſei.

Wenn ich ihn oftmals fragte: Steffelchen, woher kommt's doch? ſo ſagte er: Siehſt du, meine Mutter ſalzte ſtark, was ſie kochte; ſo hab' ich mir's angewöhnt. Item — es muß doch ein ſtarker Salzverbrauch an der Moſel ſein! — Am Ende ſind die Weiber ſchuld!

Um wieder auf meinen Vetter Steffel zu kommen, ſo ſchied er ein Jahr früher aus der Kaſerne, weil er ein Jahr früher eingetreten war, und ich ſah ihn mit Ach und Weh ſcheiden. Er ging mit Luſt; denn er hatte daheim ein Liebchen, das war ihm hold und treu. Wer möcht's ihm übel nehmen? Es dauerte auch nicht lange, ſo war das Liebchen die liebe junge Frau Steffelin und ein anderer Cröver, der auch bei uns ſtand, ſagte: das Annlieschen ſei das ſchönſte, bravſte und reichſte Mädchen in Cröv und der Steffel ſei kein Narr geweſen.

Nach einem Jahre ſagte ich auch dem Dienſte Valet, aber meiner harrte kein Liebchen, ſondern die papierſelige Plankammer zu Koblenz und ein Dienſtjoch. Wie ungleich ſind doch die Looſe vertheilt, dachte ich mit Wehmuth, wenn ich am Meß- oder Schreibtiſche ſaß und in Gedanken die Moſel hinauf reiſte zu Steffel und Annlieschen. Dabei blieb's, bis Anno 1847 der Steffel mir ſagen ließ: Komm, Kamerad und Vetter, und verſuche den Wein, den meine Reben getragen. Es wird dich nicht gereuen!

Da ging mir's wie dem eingeſperrten Zugvogel, wenn die Wanderzeit kommt. Ich hatte keine Ruhe mehr, erwirkte mir Urlaub und ging. Der Frühling iſt überall ſchön, darum auch in dem reizenden Moſelthale noch etwas ſchöner, als in der Mark Brandenburg, des wohlſeligen deutſchen Reiches weltberühmter Sandbüchſe. Die Höhen waren alle mit luſtigem Grün bedeckt; die Weinberge zeigten ihr friſchgrünes Gewand; überall flöteten Nachtigallen und aus den Geſträuchen der Felſen ſchmetterten die Droſſeln ihr Lied. Mir wurde die Bruſt ſo leicht, das Herz ſo friſch in ihr, daß ich's faſt nie ſo gefühlt habe.

Um langſam zu reiſen, beſtieg ich die Eiljacht. Wozu hätte ſie und ich eilen ſollen? Es war ja überall ſo wundervoll, daß man's der Moſel hätte übel nehmen mögen, daß ſie ſo raſch dem Rheine zueilte. Ich will die Reiſe nicht beſchreiben, nicht die Gegend mit ihren Burgen und Orten, ſondern will's kurz ſagen, daß ich endlich Cröv erreichte an einem ſchönen Samſtag im Anfange Juni.

Als ich in Stoſſel's Haus trat, das mir ein Büblein zeigte, kam mir ein nettes blühendes Frauchen entgegen, der ich mich kurz als Vetter vorſtellte und nach Landesbrauch die blühenden Lippen küßte.

„Was wird ſich Stoſſel freuen!“ rief ſie aus, und das Erröthen machte ſie noch ſchöner. „Wo iſt er denn?“ war meine Frage, und die Antwort: „Im Garten!“

Sie führte mich durch das ſaubere Haus in einen ſchönen, großen Garten, wo Stoſſel, ſeine Pfeife ſchmauchend, bei einem anſehnlichen Kruge von des Tages Laſt und Mühen ausruhte.

Das war ein Willkomm! Brüder können ſich nicht herzlicher umarmen. Es war ein herrlich Plätzchen, wo ich mich zu ihm ſetzte. Ein weitäſtiger Aepfelbaum wölbte das ſchönſte Laubdach über uns, und Blumen blühten, Näglein dufteten um uns. Dort rauſchte die Moſel; vor uns lag die Höhe, wo im goldenen Abendſonnenſtrahle die Ruinen des Kloſters Wolf ſich herrlich darſtellte. Im Glaſe perlte ein 1846er, wie ihn der König nicht beſſer trinken kann, und neben mir ſaßen zwei liebe Menſchen mit herziger Freundlichkeit im Geſicht und Herzen.

Sollt's mir da nicht wohl werden? — Sollt' ich mich da nicht glücklich gefühlt haben? — „Hörſt du auch noch gern Geſchichten erzählen, wie ſellmals,*) als du auf der Pritſche lagſt?“ fragte Steffel lachend, ſo will ich dir morgen eine von dem Kloſter da oben erzählen, die ſo recht nach deiner Liebhaberei iſt.“

Ich hielt ihn beim Wort und als wir andern Tags wieder an dem lieben Plätzchen ſaßen, in ſtiller Ruhe eines Sonntagsnachmittags, da begann er alſo zu erzählen, und zwar nach einer handſchriftlichen Chronik von Traben, die er beſaß.

Anno 1722 war der ſilberne Schwan zu Traben an der Moſel, ſo gegen Trarbach überliegt, ein Wirthshaus, das ſeines Gleichen ſuchte und nicht fand zwiſchen Trier und Koblenz. Man trank daſelbſt ſein Schöpplein (oder noch mehr) Graacher, Cröver, Zeltinger, Piesporter, Rißbacher, Enkircher und Trabener ſo gut und rein, daß es der Kurfürſt von Trier und ſeine Kapitelsherren nicht reiner und beſſer hatten, und die wußten, was gut war, und legten ſich keine Abſtinenz auf. Wären auch Narren geweſen! der liebe Gott läßt's ja dazu wachſen!

Der Schwanenwirth, der Johannes Melz hieß und meines Urgroßvaters Pathe war, der Kaspar geheißen, war das Muſter eines Wirthes, ein Pfiffikus, der reden konnte wie's einer haben wollte, und lügen wie ein Zeitungsſchreiber. Er verſtand's, mit dem halben Geſichte zu lachen, wenn links ein Luſtiger, und mit dem andern halben zu greinen, wenn rechts ein Betrübter ſaß. Niemals aber vergaß er, wo ſein Säckel war, und brauchte keine Kreide für ſeine Kunden, denn er hatte ein erſchrecklich gutes Gedächtniß. Er wußte, daß die Leute an der Moſel viel Durſt haben und nicht gern Rachenputzer und Kähleſit trinken, daher hielt er ſeinen Wein rein und hatte immer Extraproben. Niemand ſagte ihm nach, ſeine Schoppen ſeien zu groß, und er verzapfe ihn zu wohlfeil; aber die Leute kamen doch, weil er gut war. Es gab kein Spiel, das er nicht meiſterlich ſpielte, doch war Landsknecht und Knöcheln ſein Hauptſach und man konnte ihn zu allen Tagesſtunden mit den Herren Holländern daſitzen ſehen, die dazumal in der Gräfinburg über Trarbach lagen, nachdem die Verbündeten ſie eingenommen. Die hänſelte und zwickte er redlich und man konnte ſeinen Kopf gegen ein Fettmännchen *) wetten, ſie gingen im Säckel leichter und im Kopfe ſchwerer allemal heim, als ſie gekommen waren, und doch blieben ſie nicht weg.

---

*) Für: dazumal.

Der Schwanenwirth hatte kurzweg den Namen Molzenvetter, weil er ſo aller Welt den Namen Vetter gab. Wir gehen zum Molzenvetter, ſagten Bürger, Bauern, Soldaten, Gemeine und Offiziere. Er war aller Welt Vetter, aber ein theurer Vetter, denn er koſtete Jeden Geld.

Ei, da muß er ja reich geweſen ſein! konnte man da denken. Dafür hielt ihn auch alle Welt und er wußte die Leute auch in dem Wahne zu erhalten; allein dem war nicht ſo. Als er das väterliche Erbe ſeiner Frau empfangen, meinte der Molzenvetter, das ſei gar nicht zu verthun, und zechte, ſpielte und ließ andere Leute arbeiten, wobei er nicht müde wurde. Ueberdies meinte er, ein Küfer und Brauer ſei, weil er mit Weinfäſſern umgehe und bedenklos trinken könne, auch ein geborner Weinhändler. Da legte er ſich einen Keller voll theuern Weins ein, und als die Franzoſen kamen, tranken die ihn rein aus und ſparten ihm das Zechemachen und Aufſchreiben. Da war mit einem Knalle ſein Vermögen fort und ihm blieb das Wirthshaus zum Schwan, eine weinende Frau und ein kleines Kind. Er konnte aber ſein Leben nicht laſſen und ſetzte jetzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß die Schlappe ihn nicht an den Bettelſtab gebracht, und das war doch geſchehen. Seine brave Frau nahm's zu Herzen, fing an zu kränkeln, bis ſie krank wurde und — ſtarb.

---

*) Eine kurtrieriſche Scheidemünze.

Jezt ſah der Melzenvetter ſein Verderben nahen. Der Tod ſeiner Frau beugte ihn tief. Was ſollte aus ſeinem Kinde werden, das noch nicht einmal laufen konnte?

Hier in Cröv hatte ſeine Frau eine Schweſter, ein reſolutes Weibsbild, reich und ſchön dabei, wenn auch nicht mehr ganz jung. Zu der kam Einer, der um die Ecke ſchießen konnte, und ſagte: „Jungfer Kathrine, Sie hat das Kind Ihres Schwagers zu ſich genommen und will Mutterſtelle vertreten; nehme Sie des Kindes Vater dazu und werde Sie ſo deſſen Mutter! Er hat ſich aus dem Salze gebeſſert und Sie hat Haare auf den Zähnen und wird ihn vollends beſſern, wenn etwa noch etwas ſollte zurückgeblieben ſein!“

„Bleibt mir vom Leibe,“ hat darauf die Kathrinebaſ' geſagt, „einen Mohren bleicht man nicht weiß und der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Nappen *) nicht. Mein lieber Herr Schwager will mein Geld, aber mich nicht, und ich mag weder ihn noch ſeine Schulden. Sagt ihm das und laßt mir Ruhe!“

Das war deutlich und man konnt's nicht mißverſtehen. Soviel iſt gewiß, daß der Melzenvetter keinen Verſuch mehr wagte in dieſer Art, aber das Sturmlaufen auf der Kathrinebaſ' ihr Geld ließ er nicht. Sie ſah wohl ein, daß es das Kind galt und ſein Erbe. Sie ging daher zu dem kaiſerlichen Notarius in Trarbach, ließ ſich im tiefſten Geheimniſſe Hab' und Gut des Melzenvetters verſchreiben und zahlte ſeine Schulden.

„Schwager,“ ſagte ſie liebreich, „reitet Euch nun wieder der Teufel, daß Ihr Euer Lüderleben fortführt, ſo iſt's alle. Ich ziehe Haus und Hof an mich und wenn Ihr dann auf einen Baum ſteigt, habt Ihr auf der Erde nichts mehr zu ſuchen.“

Das war wieder deutſch und der Melzenvetter verſtand's ohne Auslegung. Er ſah nun ein, daß es mit ihm Matthäus am Lezten wäre, wenn er die Kathrinebaſ' wetterwendiſch mache.

---

*) Nappen ſo viel als Tücken, böſe Eigenſchaften.

Daher legte er ſich von der flachen auf die hohe Seite und wurde ordentlich.

Alle Welt ſagte: Melzenhannes iſt ein andrer Menſch geworden und die Cröver Kathrine hat's fertig gebracht. Die iſt ein rechter Huſar. Schade, daß ſie ihn nicht geheirathet hat!

Es war aber wirklich nicht nöthig geweſen. Sie kam dann und wann, ſah nach und hielt den Melzenhannes ſo wacker im Zaume, daß er in ruhigem Schritte blieb und das Hintenausſchlagen ließ. Es iſt aber eine ganz kurioſe Geſchichte, daß ein Bruder Liederlich ſo umſchlagen kann. Johannes Melz wurde nach und nach ein Knicker, ein Pfennigfuchſer, ein Haltfeſt.

Nachdem die Schwagerin zu Cröv ihm Geld geliehen, begann er ſeine Wirthſchaft wieder, und wußte die ſo in Schwung zu bringen, daß Jedermann hinlief. Er trank jetzt nur die Reſte, welche die Gäſte ſtehen ließen; er ſpielte wohl, aber nur, wenn es die Gäſte verlangten, und gewann dann in der Regel unverſchämtes Geld.

Nach und nach erholte er ſich und die Leute, denen die Quelle, woraus ſein Geld floß, unbekannt blieb, meinten, er ſei ein reicher Mann geworden, weil er einen Schatz müſſe gefunden haben. Er war ein Pfiffikus und ließ ſie drauf. Wenn ſie ihn fragten, ſo lächelte er, und das hieß nicht ja und nicht nein, und die Leute meinten, er wolle es nicht gerade Jedem auf dem Präſentirteller entgegenbringen, und er habe recht, daß er's nicht thue.

Derweile die Wirthſchaft des Schwanenwirths prächtig ging, wuchs ſein kleines Töchterlein zu Cröv lieblich heran, ein Kindchen wie Milch und Blut, und im Nachbarhauſe der friſche, rothbackige Jacob ging für das liebliche Käthchen durch Waſſer und Feuer. Als das Mädchen ſechzehn Jahre alt war, ſah er's klar ein, daß Käthchen das ſchönſte, liebſte und bravſte Mädchen im Moſellande ſei, und obgleich das auch Andere erkannt hatten, wußte er's doch am Beſten, weil er ſie alle Augenblicke ſah, mit ihr ſprach und, wenn's ſonſt Niemand ſehen konnte, auch einmal ihre ſüßen Lippen küßte. Sie wehrte ſich freilich tapfer, ſchmollte, wenn's geſchehen war; allein der Jacob war gar zu ſtark, ſie konnte ſeiner nicht Meiſter werden, und es war von ihm auch gar nicht bös gemeint, wenn er ſie küßte.

Die Baſe war weder blind noch taub, und Beides hätte ſie gründlich ſein müſſen, wenn ſie nicht hätte ſehen ſollen, wie es mit dem Pärlein ſtand. Sie hatte ihre Freude daran, denn der Jacob war brav und hatte das Gebot im Herzen: Ehre Vater und Mutter; und wer das ſagt und übt, der hat die Verheißung, daß es ihm wohl gehe auf Erden. Zwar war er arm, aber da lag ihr nichts dran. War ja doch Käthchen nicht arm, denn es war ja ihr Erbe.

Um dieſe Zeit kam der Melzenhannes einmal nach Eröv, wohin er ſehr ungern ging, denn in der Regel holte er ſich eine ordentliche Naſe bei der ſtrengen Kathrinebaſ', zumal er nur kam, wenn er Geld brauchte und ſie losſchneiden ſollte.

„Aha!“ ſagte ſie, als er eintrat, „Ihr wollt gewiß wieder Geld; aber diesmal irrt Ihr Euch, Schwäher, ich habe ſelber keins.“

Der Melz verbiß den Aerger und ſagte: „Dann iſt's gut, daß Ihr Euch irrt. Ich komme heute nicht, um Geld zu holen, ſondern aus andern Gründen. Ich will's Euch gerade ſagen: ich werde vollends ein Lump, wenn ich noch länger mit Mägden hauſe. Gebt mir das Käthchen, das weiß, wo Barthel den Moſt holt, denn Ihr habt das gelehrt.“

Die Baſ' dachte: ſo unrecht hat er nicht; aber mit dem Käthchen ging ihr das halbe Herz fort. Das Mädchen war ihr Augapfel geweſen, und die vierzehn Jahre, die ſie es nun um ſich gehabt, waren Jahre des Glücks für ſie geweſen, und nun ſollte ſie es weggeben! das war ein ſchweres Opfer für ihr Herz.

Sie war aber nicht die Perſon, die greinte und lamentirte, oder die das, was ſie für Recht erkannt, unterlaſſen hätte, weil es ihr wehe that. Sie hatte eine rechte Mannesſeele und überwand ihren tiefen Schmerz. „Es iſt richtig,“ ſagte ſie, „geht in Gottes Namen heim. Ich bringe das Kind.“ Da machte ſich der Schwanenwirth, ſeelenvergnügt, daß er ſo leichten Kaufs ſein Ziel erreicht, aus dem Staube, gab dem Jacob, als er ihn über die Moſel ſetzte, zwei Fettmännchen und pfiff vor Luſt ein Lied, als er an dem Kloſter Wolf vorüberging, — oder um ſich die Furcht zu vertreiben, denn da iſt's nicht juſt, wie die Leute ſagen, und die alten Schmöger, die Mönche, ſollen da ſpuken.

Als die Baſe dem Käthchen die Neuigkeit ſagte, fiel's zuſammen, wie ein Ulmer Schlocker *) und weinte viel heiße Zähren, die theils dem Scheiden von der lieben Baſe, theils der Trennung vom lieben Jacob galten. Bei dem gab's auch Herzeleid genug, und in dieſem Herzeleid durfte er ſein Mädchen küſſen, ſo viel er wollte, und ſie wehrte ſich nicht. Sie ſchwuren ſich Treue bis ans Grab und darüber hinaus und Käthchen zog endlich nach Traben.

Von nun an war das Wirthshaus zum Schwan in Traben alle Tage noch einmal ſo voll wie ſonſt. Selbſt die alten Herren von Trarbach meinten, der Wein ſei um Vieles beſſer, ſeit ihn das engelſchöne Mädchen kredenze, und die Jungen fanden ihn über die Maßen köſtlich; die Offiziere von der Gräfinburg meinten aber vollends, es gäbe ſolchen Trank nicht mehr in der Welt. Und dennoch hatte das Mädchen etwas, was ſie Alle, ohne daß ſie ein Wort ſprach, im Zaum und Zügel hielt, und Keiner wagte auch nur eine Schmeichelei, zu geſchweigen ihre Hand zu berühren. Mit dem Anblicken allein, mit dem freundlichen Erwiedern des Grußes mußten ſie ſich Alle begnügen. Hatte ſie den Wein kredenzt, was ſie nur that, wenn der Vater nicht da war oder nicht konnte, ſo verſchwand ſie ins Nebenzimmerchen, und dahinein wagte ſich Keiner.

Der Molzenvetter rieb ſich fröhlich die Hände. Diesmal hatte er die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Es war, als ob ein Magnet im Schwanen und alle Männer Eiſen wären.

Zu den Eigenheiten des bildſchönen Mädchens gehörte es auch noch, daß ſie Niemanden mehr Wein reichte, wenn er anfing trunken

---

*) Meſſer, welche hinten keine Feder haben und in Ulm gemacht wurden. Früher ſah man ſie im Rhein- und Moſellande häufig.

zu werden. Der erſte Trunkene ſcheuchte ſie weg. Darin wich ſie ganz von ihrem Vater ab. Der hatte dann die Gäſte am liebſten; denn erſtlich, wenn ſie in dieſem Zuſtande nicht mehr unterſcheidungsfähig waren und rieſen: Melzenvetter! Graacher, Piesporter, oder ſonſt einen köſtlichen Tropfen, ſo bekamen ſie vom geringſten und bezahlten den beſten; zweitens konnte er dann ſtatt einem Schoppen zwei ſagen, ohne Gefahr; endlich drittens konnte er ſie dann im Spiele beneppen *) und bemekeln, wie er wollte. Sagten dann die Gäſte: Wo iſt doch Euer ſchön's Töchterlein? ſo ſagte er: Das ſind ſo alte Jungferntriller, die ihr die alte Baſ' in Cröv in den Kopf gearbeitet hat; ich bringe ihr ſie ſchon noch heraus.

So kam es denn, daß alle Tage, die Gott kommen ließ, wenn es nicht Knebel und Spieße regnete, die Pont **) zwiſchen drei und vier Uhr Mittags und Sonntags noch früher, ganze Ladungen Trarbacher überſetzte nach Traben, und der Ferge ſagte zu ſeinem Bub: Peterchen, wenn ſie wieder kommen, ſind's ihrer noch einmal ſoviel, denn Jeder hat noch einen bei ſich und wir müſſen die Augen aufthun, weil ſie Alle ſchief geladen haben. Der Junge verſtand's und lachte.

Daß dabei die holländiſchen Offiziere nicht fehlten, iſt begreiflich, denn das Kriegsvolk hat durſtige Lebern, vorab die Holländer, die viele Häringe eſſen. Unter dieſen Offizieren war einer, ein Hauptmann, der Jan van Gorgelfleth hieß; der blinzelte allemal dem Fergen mit den Augen, und dieſer wußte, daß das ſo viel hieß als: warte auf mich, wenn's auch ſpät wird.

Dieſer geſtrenge Herr Hauptmann war ziemlich klein und kurzbeinig, aber anzuſehen wie ein wandelndes Ohmfaß, weil er viel dicker als lang war. Nichts nahm ſich ſchöner aus als der lange Stoßdegen an ſeiner Linken. Seine Soldaten, die ihn wie den böſen Feind haßten und hinter ſeinem Rücken ihn höhnten, nannten ihm nur das fette Ferkel am Bratſpieße. Wenn in Feindesland, ſagten ſie von ihm, der Hauptmann in einem Hauſe geweſen, ſei kein Anderer nach ihm hineingegangen, weil er Alles ſo rein ausgefegt, daß ein Nachſuchen Thorheit geweſen. Von ſeinen Thaten wußte er viel zu rühmen, aber nur er. Es ſollte ganz verwunderlich geweſen ſein, wie ſchnell er laufen konnte mit ſeinen kleinen Beinen, wenn's rückwärts ging; kam eine Schlacht, ſo hatte er allemal die Kolik, gegen die kein Therial helfen wollte. Er mußte hinter die Fronte oder ins fliegende Lazareth. War die Schlacht vorüber, ſo war er auch wieder da und ſäuberte das Schlachtfeld. Eine Geſchichte erzählten ſie von ihm, die beſonders luſtig war. Einmal war unter den Wagen auf einem Schlachtfeld auch ein Geldwagen gefunden worden. Da hatte ſich der Hauptmann Jan van Gorgelfleth wohl bedacht. Wohin es aber thun? das war die Frage, zumal er diesmal aus einem Gefechte nicht entrinnen konnte. Er hatte ſich ein Roß erbeutet, darauf er ritt. Da war denn kein beſſerer Rath, als das Geld in die Stulpſtiefel zu ſtecken. Nun war aber an einem die Seitennaht auf und das Geld fiel einzeln heraus. Hinter ſich ſehend, bemerkte er die lange Straße vertrippelter Goldfüchſe. Raſch ſprang er ab, raffte und ſteckte es in den Stiefel, während ſein Gaul dem Futter nachging. Kaum aber war er etliche hundert Schritte raffend fortgegangen, als er hinter ſich ſah und wieder dieſelbe Straße geſäeter Füchſe erblickte. Er war außer ſich, weil er meinte, das Geld regne vom Himmel — bis er endlich ſah, wie es ſtand. Fluchend band er ſein rothes Tuch um den Stiefel, wo das Loch war, und raffte, bis er's wieder hatte; allein jetzt erſt bemerkte er, daß ſein Gaul weit weg auf einem Kleefelde ſich Gutes that. Was half's? er mußte nach. Kaum aber ſah ihn der kitzliche Gaul, ſo lief er weiter. Gorgelfleth gerieth leicht in Zorn. Er lief dem Thiere nach, lockte und ſuchte es kirre zu machen; aber das half Alles nichts. Dadurch war er weit nebenabgekommen und plötzlich umringten ihn feindliche Reiter. Sie zogen ihn aus, nahmen ſein Geld und was er hatte, und machten ihn zum Gefangenen. Glücklicher, als er es verdiente, war er dennoch; denn eine holländiſche Schaar befreite ihn wieder und ſo kam er zurück. Seitdem hieß er auch Hauptmann Raffauf. Lügen konnte er aber wie ein Prälat. Alle Welt macht er weiß, er ſei von altem Adel, und doch war ſein Vater Schuſter in Amſterdam. Er ſprach von ſeinen Gütern und hatte keine Handbreit Erde, die ſein geweſen wäre.

---

*) So viel als: betrügen. Die Worte ſind nur dem Grade nach verſchieden.

**) So heißen an der Moſel die breiten flachen Ueberfahrtsſchiffe (pons.)

Saßen nun die Zwei zuſammen, der Molzenvetter und der Hauptmann, ſo legen ſie ſich an, daß ſich die Dielen in der Stube biegten. Wenn man gefragt hatte: Was zieht den Hauptmann nach Traben in den Schwan? ſo hätte Eins geſagt: der Wein, und das hätte viel für ſich gehabt, denn ſeine Gurgel war weit wie ein Stiefel und ſein Durſt ohne Maaß. Ein Anderes hätte geſagt: das Landsknechten und Knöcheln, und das hätte auch ſchwere Gründe für ſich gehabt, denn er ſpielte ſo gern als einer. Das Dritte hätte geſagt: das Lügen, weil der Wirth ihn geduldig anhört, und wär' nicht weit von der Wahrheit geweſen; allein wenn das Vierte geſagt hätte: das engelſchöne Käthchen, ſo hätte doch das den Nagel auf den Kopf getroffen.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht, ſagt das Sprüchwort, und das bewies wieder der dicke Holländer, denn er war kahlen Kopfes und die Haare, die ihm geblieben, hatten die Kümmel- und Salzfarbe. Wenn ein altes Haus brennt, ſo brennt's rack ab, ſagt wieder ein Sprüchwort, und das hatte auch hier ſeine Anwendung, denn der Hauptmann war verliebt wie ein Eichhörnchen, alle Verſuche aber, das liebliche Kind für ſich zu gewinnen, blieben von wegen des Jacob's von Cröv erfolglos. Geht's bei der Tochter nicht, geht's doch bei der Mutter, ſagt ein drittes Sprüchwort, und weil hier die Mutter fehlte, machte er ſich an den Vater.

Eines Abends ſaßen ſie allein noch bei einander, da alle andere Gäſte heimgegangen waren, und keiner von Beiden wußte, daß hinter der Bretterwand, die das Heiligthum des Nebenſtübchens von der Wirthsſtube trennte, ein engelſchönes Köpfchen in ſüßem Duſel *) nickte und von dem Liebſten auf Erden träumte; da hob endlich der Hauptmann, der dem Wirthe von ſeinen Gütern in Nordbrabant ein Unendliches vorgelogen und von der Erbſchaft eines Oheims, der Statthalter von Java geweſen, und von zwei Tanten, die auf ihren Geldſäcken ſaßen und in zarter Liebe ihres edlen Erben auf der Gräfinburg gedachten, und ihn ganz hitzig gemacht, alſo zu reden an: „Freund Molz, ich hab' oft zu Euch geredet, wie ich ſtehe, und Ihr wißt's ſo genau als ich ſelber, daß ich Euer Käthchen über die Maßen liebe. Gebt mir ſie zum Weib! Ich bin eine Parthie, wie Ihr ſie hier zu Lande nicht findet!“

---

*) Für Schlummer.

Nachdem der Wirth auf die kurze Werbung des Soldaten mit vielen Redensarten geantwortet, bemerkte er, daß er die Ehre erkenne und äſtimire, ſo dennoch einige Punkte zu ſetzen habe, über die hinaus Alles ein Ende habe, nämlich erſtens müſſe der geſtrenge Herr Hauptmann ſeinen Abſchied nehmen, dieweil ſein Kind keines Soldaten Weib werden könne; zweitens müſſe er eine Verſchreibung bei dem Notarius machen und dem Mädchen ſeine Güter in Nordbrabant und Alles zuſichern, was er jetzt beſitze und künftig von ſeinem Oheime, dem Statthalter von Java, und ſeinen beiden ſteinreichen Tanten zu erben habe; drittens müſſe er zu ihm ins Haus ziehen und Wirth werden; viertens aber das leichtfertige Leben laſſen, denn er (der Wirth) ſähe an ſich und ihm (dem Hauptmann), daß das zu böſen Häuſern führe.

Innerlich fluchte der Hauptmann: daß du beim — wärſt! aber äußerlich nahm er ſich zuſammen und ſagte Alles zu.

Nachdem das abgemacht war, ſprach der Wirth: „Nun, Herr Schwiegerſohn in Hoffnung, fangt Euer anſtändiges Leben heute an. Es iſt Zeit, daß Ihr geht, denn die Mitternacht iſt da, und da gehen die Geiſter um.“

„Was Geiſter?“ lachte der Soldat. „Ich fürchte keine!“

„Nun, nun,“ ſagte der Wirth, „ſo war's doch eben nicht alle Tage und ich hab' von dem Lieutenant Druckſcheut ein Stücklein von einem Hauptmanne gehört, der gerade ſo heißt wie Ihr, das redet nicht alſo.“

„Was?“ ſchrie der Hauptmann, „was hat der Höllenhund geſagt?“

„Ereifert Euch nicht. Ich nehm's Euch nicht übel,“ ſagte der

Wirth, „denn ich fürchte mich entſetzlich vor Spuk. Wenn Ihr's aber wiſſen wollt, ſo ſagte er, Ihr wäret auf der Runde geweſen und ein Soldat, der in Berg op Zoom deſertiren wollte, habe Nachts ein weißes Hemd übergezogen und da ſeiet Ihr ſammt Eueren Conſorten davongelaufen, weil Ihr geglaubt, es ſei ein Geiſt, und der Kerl ſei glücklich entwiſcht.“

Der Hauptmann fluchte wie ein Türke und leugnete friſch weg; es ſei pure Verleumdung, ſagte er, und er werde den Lügner im Duell erſtechen. So ging er fort, aber er vergaß ſchon vor der Thür die Geſchichte und dachte nur an ſeine Freierei und an des Alten vier Punkte und an das ſchöne Käthchen.

Warte nur, alter Fuchs, ſagte er in ſich hinein; ich kriege dich doch in die Falle! Leſen und ſchreiben kannſt du nicht. Da will ich dir ſchon ſo ſchwer aufbinden als du tragen kannſt, und hab' ich das Mädel, ſo wird ſich Alles finden. Meinen Abſchied hab' ich ſchon gemacht und das Verſchreibungs-Inſtrument kann ich leicht machen laſſen. Magſt du nachher die Güter in Nordbrabant ſuchen, die ich ſelber nicht finde, und die Onkeln und Tanten, die nicht zu ſterben brauchen, weil ſie nie gelebt haben.“

Mit ſolchen edlen Gedanken ging er an die Moſel, ſah ſich aber überall ſcheu um, ob nicht ein Geiſt da oder dort ſich blicken laſſe, und fing dann endlich, um ſich die Furcht zu vertreiben, zu ſingen an. Als er die Moſel erreichte, kehrte ſein Muth wieder, denn der Ferge harrte ſeiner und begleitete ihn für ein Trinkgeld bis an die Burg — der Unterhaltung wegen, wie der Kriegsheld ſagte und der Ferge glaubte.

Das bildſchöne Köpfchen hinter der Bretterwand war aber über dem Geſpräche der beiden Handelsleute um ihr Lebensglück erwacht und hörte Alles ganz genau. Da fiel der ganze Trabener Berg auf ihre Seele und ſie weinte die Nacht heiße Thränen bis zum Morgen.

Zum Glück war andern Tags ein Sonntag und die Cröver Baſe hatte mit dem Vater ausgemacht, alle vierzehn Tage dürfe Käthchen den Sonntag bei ihr in Cröv zubringen. Das war nun gerade der Tag, und ehe der Alte auf war, war ſie ſchon über das

Küſter Wolf draußen und der liebe Jacob harrte ſchon mit dem Kahne. Dem klagte ſie ihr Weh gleich und der Schrecken lähmte faſt ſeine Hand.

Kaum war ſie drüben, ſo ſagte ſie: „Wir können gegen Abend noch plaudern, Jacob; jetzt muß ich zu der Baſe. Weiß die keine Hilfe, ſo laufe ich lieber in die Moſel, als ich des alten Sünders Frau werde.“

Und leichten Fußes flog ſie dahin und das thränenſchwere Auge des guten Jungen folgte der ſchönen Geſtalt, die blitzſchnell hinter den Häuſern verſchwand.

Was machte die Baſe große Augen!

„Was?“ ſagte ſie, und die Gluth des tiefſten Unwillens bedeckte das, wenn auch ſtark ausgeprägte, doch immer noch hübſche Geſicht der Baſe, „er will dich verſchachern gleich einem Juden? — Da hat er ſich verrechnet! Erzähle mir die ganze Unterredung, mein Kind!“

Das Mädchen vergaß keine Silbe.

Als ſie bei der Stelle ankam, wo des geſtrengen Herrn Hauptmanns Muth eine ſo ſchöne Rolle ſpielte, lachte die Baſe laut auf; allein bald verſank ſie in ein ſtilles Nachdenken und ſagte endlich wie aus einem Traum erwachend: „Das geht ſicher!“ Darauf wandte ſie ſich an das Mädchen. „Kind,“ ſagte ſie, „ſei gutes Muths und laß mich ſorgen. Du wirſt nicht des alten Sünders Frau, du müßteſt denn ſelber lüſtern ſein nach dem ſchönen Titel: Frau Hauptmännin?“ — Käthchen bedeckte mit beiden Händen das Geſicht und ſchauderte zuſammen. „Lieber ſterben!“ rief ſie aus.

„Oder noch lieber mit dem Jacob leben!“ ſagte die Baſe, und über des Mädchens ſchöne Züge legte ſich das tiefſte gluthigſte Roth. Sie fiel der Baſe um den Hals und hatte den Muth nicht mehr, ſie anzuſehen.

„Nun, ſei nicht närriſch, Kind!“ ſagte ſie liebreich. „Ich weiß es ja, daß ihr euch lieb habt, und ich gebe euch meinen Segen. Deinen Vater will ich ſchon dazu bewegen, daß er auch ſeinen Segen gibt. So ſei denn nur heiter und thue, als wüßteſt du von der ganzen Sache kein Wort und als ging dich das Alles nichts an.

Mich laß ſorgen und vertraue mir, wie es auch komme. Nur, das halte ich mir aus, daß du aufs Beſtimmteſte Nein ſagſt, wenn der Vater mit dir redet und dich verplaudern will. Sollte er hart gegen dich ſein, ſo weißt du, wo deine Zuflucht iſt und wo dich ein Mutterherz erwartet."

Wieder umſchlang das Mädchen den Nacken der Baſe und es war ihr, als wäre alles Weh und alle Angſt von ihrer Seele genommen. Was aber eigentlich die Baſe thun wollte, ſagte ſie nicht; auch redete ſie nur von Dingen der Haushaltung und andern Geſchichten, daß Käthchen am Ende alle ihr Weh in Cröv ließ und heiteren Herzens zu Jacob zurückkehrte, der ſchon lange in ſeinem Kahne ſaß, ſie zu erwarten.

Er ſah forſchend in ihr Auge.

„Du biſt ſo fröhlich und warſt doch ſo tief betrübt?" fragte er. „Ach, was hab' ich für einen Sonntag gehabt?" ſagte er ſeufzend. „Gott laſſe mich keinen mehr ſo erleben!"

Sie lächelte ihn herzig an. „Sei gutes Muths, Jacob, die Baſe hat's geſagt, wir könnten's ſein; ſie würde Alles zu nichte machen!"

„Hat ſie das geſagt?" rief fröhlich der Jüngling aus. „O, dann iſt Alles gewonnen. Sie hat Muth und Kraft wie ein Mann."

Unter dieſen Geſprächen landeten ſie und ſtiegen langſam die Kloſterhöhe hinauf, und droben in den Ruinen ſetzten ſie ſich unter den Schatten eines Nußbaums auf eine der Trümmer und plauderten ſüß und traulich wie ſchuldloſe Kinder, bis die Abendſonne hinabgeſunken war und die Nacht kam.

An demſelben Nachmittage war früh der Hauptmann wieder da. Die Stube war vollgepfropft, allein die Gäſte verliefen ſich ungemein früh.

Zuletzt ſaßen nur noch Zwei bei dem Wirth. Es war eben der Hauptmann und der Rector der lateiniſchen Schule zu Trarbach, ein hagerer Schulmeiſter, den heute der Herr Hauptmann mit beſonderer Freigebigkeit traktirte und davon war der Rector ein Liebhaber. „Wo iſt denn Euer feins Töchterlein?" fragte der Magiſter. „Hab' ja heute das liebe Kind noch nicht erblickt?"

„Sie iſt wieder bei der Baſe zu Cröv!“ rief ärgerlich der Melzenvetter. „Ich wollte, die Baſe wär' im Himmel!“ ſetzte er voll Ingrimms hinzu. „Was das für ein Ausbleiben iſt!“

„Freilich,“ ſagte das dürre Rectorlein, „es ſollte ein Mägdlein in ſolchen Zeitläuften, wie ſothane, nicht in der Nacht gehen!“

„Ja, ja, das ſag' ich hundertmal; aber da predige ich tauben Ohren, denn das Mädel iſt in die Alte wie verhext,“ ſagte der Wirth.

„Nun, nun, Herr Melz,“ fiel ihm der Rector ins Wort, „ſo alt iſt ſie noch nicht und immer eine hübſche, ſtattliche Perſon. Nehmt's aber auch Eurem Kinde nicht übel. Die Mutter, Gott hab' ſie ſelig, kannte das liebe Kind kaum, als ſie das Zeitliche ſegnete, und die Baſe erzog es und war ihm Mutter. Da iſt's wohl kein Wunder, daß ſie ihm als Mutter gilt.“

„Freilich,“ ſagte gedehnt der Wirth, der die Wahrheit deſſen fühlte, was der Rector geſagt hatte.

„Dennoch,“ rief er aber dann, wieder in den frühern Unwillen zurückfallend, „könnte das Mädel früher heimgehen!“

„Ja wohl,“ ſagte der Hauptmann zuſtimmend, der bis jetzt ſtill in ein Loch geſehen hatte. „Sie könnte einmal recht geängſtigt werden“

„Davor iſt mir nun nicht bange,“ verſetzte der Wirth. „Das Mädel hat Courage wie ein Huſar; aber wie leicht könnte ihr ein Unfall zuſtoßen! Ich meines Orts möchte ſie nicht in der Nacht gehen, denn ſie iſt keines Menſchen Freund, zumal ſie über das Kloſter gehen muß.“

„Ja, richtig,“ ſetzte der Rector mit bedenklicher Miene hinzu.

„Hat das Etwas auf ſich?“ fragte neugierig der Hauptmann.

Wirth und Schulmeiſter ſahen ſich fragend einander an.

„Erzählt Ihr's,“ ſagte der Wirth zu dem Rector, „Ihr ſeid ein Gelehrter.“

Dieſer räuſperte ſich etlichemale und hob dann an: „Allerdings, Verehrteſter, man munkelt allerlei hier herum von dem Kloſter. Ich kann's freilich nicht verbürgen, ſintemalen und alldieweil ich ſelber das Spukweſen noch nicht geſehen habe, jedennoch ſind Leute genug da, die drauf leben und ſterben, es ſei in den alten Mauern nicht juſt. Und wenn man's ſo bedenkt, wie es ſeiner Zeit dort zuging, ſo könnt's einen eigentlich gar nicht verwundern, wenn der Herr ein Exempel ſtatuirte, wie er die Verworfenheit ſtraft."

„Iſt's denn ein Geheimniß, weil Ihr nicht mit der Farbe heraus wollt?" fragte der Hauptmann. „Was war's denn für ein Dohlenneſt?"

Dieſe Frage hatte der Rector erwartet, der ſeine Gelehrſamkeit gern an den Mann brachte.

„Habt Ihr, geſtrenger Herr Hauptmann und Gönner, ſchon etwas von den Gogel- oder Kugelherren gehört?" fragte der Rector. „Kugeln habe ich wohl pfeifen gehört, aber nichts von den Kugelherren," ſagte lachend der Soldat.

„Der Stifter des Ordens," verſetzte der Rector, „war Euer Herr Landsmann dazu, nämlich Gerhardus Groot aus Deventer, der Anno 1384 am zwanzigſten des Monats Auguſti mit Tod abgegangen iſt.

„Er war ein gar frommer Herr und daneben auch Canonicus in Utrecht; wollte ſeine Seele nach Art ſeines Glaubens zu höherer Seligkeit fördern und ſtiftete darum ſelbigen Orden mit ſonderlicher Regel, und hat ihn der Papſt beſtätigt. Darauf haben die Erſten in Deutſchland Poſto in Geiſenheim im Rheingau gefaſſet und ſind dannenhero nacher Wolf gekommen, wo ſie ſich auf ſelbigem Berge ein Kloſter erbauet, welches die Ritter und Grafen des Landes weidlich dotiret mit Gütern, Gülten, Zehnten, Gefällen, Rauchhafer, Baſtardfall, Rauchhühnern und wie der Segen alle hieß, den ſie dem Kloſter ſpendeten."

„Iſt das alles?" fragte der Hauptmann, als das Männlein inne hielt und aus ſeinem Glas einen Moslerzug that, das heißt, der bis auf den Boden reichte.

„Nein, nein, geſtrenger Herr und Gönner," rief er darauf haſtig, „ich bin noch keineswegs am Ende. Hört nur weiter. „Reichthum macht üppig und liederlich denjenigen, der ſich nicht ſelber beherrſchen und höhern Gebrauch von den Gottesgaben machen kann. Was zur Ehre Gottes und der Armen Heil geſchenkt war, verwendeten ſie zum Wohlleben. So kam es denn, daß das ſittliche Verderben mit allen Mächten einriß und das Kloſter ein Pfuhl des Laſters und der Schwelgerei war. Da konnte denn das Strafgericht nicht ausbleiben. Schirmvogt und Erzbiſchof jagten ſie fort und zerſtörten die Stätte der Unzucht. Und als nun die Mönche hier und dort ſtarben, mußten ihre Geiſter hierher wandern und als Geſpenſter umwandeln, und das müſſen ſie ſo lange, bis ſie ſich ſelber alle begraben haben.“

„Wie?“ fragte Gorgelſteth, den es eiskalt überlief.

„Ja,“ fuhr der Rector fort, „alle hundert Jahre finden ſie für einen aus ihrer Mitte ein offenes Grab und legen ihn hinein, der dann erlöſt iſt; daher ſieht man ſie, nämlich wer ein Frohnſonntagskind iſt, in langem Leichenzuge vorüberziehen von der Stelle, wo das Refectorium war, bis zum Gottesacker, und wenn ſie kein Grab finden, tragen ſie ihn wieder zurück, und ſo ſoll's alle Abende geſchehen.“

„Huh, huh!“ rief der Hauptmann und ſchüttelte ſich. „Ich ſag' euch, ihr Herren, zehn Lebendige vor die Klinge und ich fürchte mich nicht; aber ſo ein Leichenzug könnte mich aus der eigenen Haut treiben, und die liegt doch recht feſt an, wie ihr wiſſet. Wie möget ihr es doch zulaſſen,“ wandte er ſich vorwerfend gegen den Wirth, „daß das herzliebe Kind zu ſolcher Nachtſtunde über den gefährlichen Weg gehet?“

Dem Wirthe war es graulich geworden und er ſchüttelte ſich mehrmals, der Vorwurf aber ärgerte ihn über die Maaßen.

„Was kann ich dafür,“ rief er zornig aus, „wenn die Alte zu Erdö das Kind ſo lange hält? Ich ſollt' 'mal drüber maulen! Himmel und Erde, wie ſollte dies Zankeiſen mir den Kümmel reiben! Aber wenn ihr Euch ſo für das Mädel in den Riß legt, ſo ſtehet auf und gehet ihm entgegen, es zu ſchützen! Ihr habt ja den Bratſpieß an der Seite!“

Der Rector überblickte ſchnell die Lage der Sachen. Er ſah in des Wirthes Auge den Grimm, in dem des Hauptmanns die Verlegenheit, und mochte gern Beide befriedigen.

„Mit Gunſt,“ ſagte er, „ich glaube, daß dies nicht nöthig iſt.

Einem ſo frommen, reinen, lieben Kinde thun die Geiſter nichts. Ihr werdet ſehen, daß ſie wohlbehalten ankommt. Auch weiß man hierorts genau, daß ſie Niemanden etwas zu Leide gethan; ſie tragen nur ihre Todten vorüber, damit iſt's aus und fertig."

„Nein, nein!" rief der Wirth aus. „Wenn Ihr's mit dem Kind ſo gut meint, wie Ihr ſagt, ſo geht ihm entgegen. Thut Ihr das nicht, ſo —"

„Halt!" rief der Hauptmann, „ich gehe ſchon!" Er ſtand auf und faßte den dürren Schulmeiſter am Arm und zog ihn, obwohl er ſich ſträubte, zur Thüre hinaus in die ſtockfinſtere Nacht.

Kaum einige Häuſer weiter ſtand er ſtill.

„Herr Rector und guter Freund," ſagte er, „wenn Ihr meint, ich hätte Luſt nach dem verfluchten Kloſter zu gehen und meinen Hals zu riskiren, ſo ſeid Ihr auf falſcher Fährte. Ihr habt vollkommen recht, wenn Ihr ſagtet, ſolch frommem Kinde, wie das herzige Käthchen iſt, thäten die geſpenſtigen alten Schmöger nichts. Ich glaub's gewiß; da brauchte ſie uns nicht. Sie wird nun auch ganz nahe bei Traben ſein. Ueberdies iſt es friſch dieſe Nacht, und da ich am Zipperlein laborire, ſo iſt mir die Nachtluft nicht gut. Ich denke, wir wenden uns zur Pont und ſchiffen nach der guten Stadt Trarbach hinüber, legen uns ins Bett und pflegen der Geſundheit, die doch das edelſte Gut bleibt, das uns Gott anvertraut hat."

„Da habt Ihr ein weiſes Wort geſprochen," verſetzte der Rector, dem eine Gänſehaut nach der andern über den Rücken lief. „So laſſet uns denn umkehren und uns ſalviren."

Geſagt, gethan. Bald ſtanden ſie in der Pont, und als ſie die Moſel von dem Ufer ſchied, wo die Gefahr drohte, kehrte Beiden der Muth wieder und ein Jeglicher ſuchte ſeine Wohnung.

Es war einer jener neckiſchen Zufälle, die im Leben oftmals eintreten, daß das herzige Käthchen längſt ſtille hereingeſchlüpft und hinter der Bretterwand Ohrenzeuge der ganzen Geſchichte war, die, wenn ſie auch ihr einigemal kühl um das Herzchen machte, dennoch Beluſtigendes genug für ſie haben mußte. „Das alles muß die Baſe wiſſen!" ſagte ſie lachend zu ſich. Als ſie der Vater fand, war er zufrieden und legte ſich gutes Muthes nieder.

Mittlerweile war es dem geſtrengen Herrn Hauptmann van Gergelſleth nicht nach Wunſch ergangen. Das Zipperlein mit all ſeinen Leiden hatte ſich eingeſtellt und ihn auf das Bett der Ehre gelegt, auf dem er fluchend und tobend ausharren mußte. Nur allein der Herr Rector beſuchte ihn da und tröſtete ihn in ſeinen Schmerzen.

„Hört, geſtrenger Herr und Gönner,“ hob er eines Tags an, „wie ich habe vermerken können, ſo buhlt Ihr um des Schwanenwirths Töchterlein. Laßt Euch rathen. Es ſind noch mehr Leute da, die Euch ins Gehege gehen, abſonderlich, wie ich höre, Einer in Cröv; iſt aber ein blutarmer Schelm. Unterdeſſen iſt ein Weiberherz ein kurios Ding, und wer ihm unbedingt traut, iſt auf falſchem Weg. Ich würde Euch rathen, das Vögelein einzufangen, ſo es eben noch Zeit iſt.“

„Ihr ſeid mein guter Freund,“ ſagte betreffen der Hauptmann, der nicht im entfernteſten daran dachte, daß ihm Gefahr drohe, „was ſoll ich's Euch verhehlen? Der alte Fuchs hat ſeine Einwilligung an etwas läſtige Bedingungen geknüpft. Verſteht Ihr Holländiſch?“

„Hebräiſch, Syriſch, Chaldäiſch, Griechiſch und Lateiniſch verſtehe ich wohl,“ ſagte der Rector mit Gravität, „aber Holländiſch keine Silbe, es müßten denn einige Brocken ſein, die ich von Euch aufgeſchnappt.“

„Blexem!“ rief der Hauptmann, „das iſt ſchlimm, iſt denn ſonſt Niemand hier, der deſſen kundig wäre?“

„Keine Seele, wohledler Herr und Gönner!“ verſicherte der Schulmann.

Während der Hauptmann das äußerlich bedauerte, jubelte er in ſeinem Herzen, weil er nun vollkommen ſicher war, daß dem Wirthe Niemand ſeinen falſchen Abſchied würde deuten können.

„Aber,“ fragte der neugierige Rector, „wenn ich fragen darf, was hielt ſich denn unſer Freund Molz aus?“

„Das ſollt Ihr hören,“ entgegnete der Hauptmann, „denn Ihr ſollt Zeuge ſein bei dem Acte, den ich ſofort will aufnehmen laſſen. Thut mir den Gefallen und ruft mir alſobald den öffentlichen kaiſerlichen Notar Zilleſius hierher.“

Der Rector nahm ſein Spaniſchrohr, rückte ſeine Perücke oder Atzel zurecht und ging, ſeines Gönners Wunſch zu genügen.

Nicht lang nachher trat der Notarius Zilleſius in das Gemach auf der Gräfinburg, ſetzte ſich nach großen Förmlichkeiten an den Tiſch und begann ſeinen Act, worin der Hauptmann Jan van Gorgelſleth ſeiner Zukünftigen, Katharine Melz, ſeine Güter Harterdam und Eulendorp in Nordbrabant, und Alles, was er von ſeinen beiden Tanten, Laurentia und Eva van Gorgelſleth, ledigen Standes in Saardam, und ſeinem Oheim, dem Exgouverneur von Java, Herrn van Audermeulen, inskünftige zu erben habe, wie auch alle ſeine fahrende Habe verſchrieb. Nachdem der Act geſchloſſen und verſiegelt war, unterſchrieb der Hauptmann und der Rector als Zeuge.

Hierauf nahm der Hauptmann Beiden das Verſprechen der Verſchwiegenheit ab, und die Geſchichte hatte ihr Ende erreicht.

Wenn der Soldat auf Verſchwiegenheit rechnete, ſo war ſeine Rechnung falſch; denn der Rector war eine alte Plaudertaſche und der erſte Mährchenträger in Trarbach.

Gegen den folgenden Mittag fühlte der Hauptmann ſich ſo munter, daß er hinüber konnte nach Traben.

Freudig begrüßte ihn der Melzenvetter, und ſein Geſicht verklärte ſich in ſeliger Hoffnung, als ihm der Hauptmann den Abſchied und den Act verlas und den erſteren verdeutſchte. Er erhielt das Jawort des Vaters in beſter Form.

„Was hilft mich das,“ ſagte der Hauptmann; „macht, daß ich das Wort Eurer Tochter und den Brautkuß erhalte!“

„Alles im Sturme!“ brummte der Wirth. „Wartet's ab! Die Zeit bringt Roſen. So ein Mädchen iſt wie eine Feſtung, ſie will belagert und erobert ſein. Das müßt Ihr doch aus Kriegserfahrung wiſſen.“

Das merkte ſich der Hauptmann und bot alle Liebenswürdigkeit auf, die ihm zu Gebote ſtand; allein das Alles erwarb ihm noch keinen freundlichen Blick. Er verſuchte es mit glänzenden Geſchenken, aber ſie nahm ſie nicht an.

Als er es dem Alten klagte, rückte der mit Entſchiedenheit vor; aber wie erſtaunte er, als ihm das Mädchen beſtimmt und feſt erklärte, ſie werde eher in die Moſel laufen, als den Hauptmann heirathen! Er bat, aber ſie beharrte. Er drohte, aber ſie wankte nicht. Er donnerte, haſelirte wie raſend im Hauſe herum, aber unter Thränen erklärte das Mädchen daſſelbe.

Nun war der Friede aus dem Hauſe gewichen. Ebenſo vergeblich blieben die Vorſtellungen aller Vettern und Baſen aus Trarbach, Enkirch und Traben. Was zur Familie gehörte, legte ſich ins Geſchirr, um der Ehre willen; allein das Mädchen begriff die Ehre nicht und ſagte nein.

So ſtanden die Sachen, als eines Tags ein Mann von Cröv ſich am Tiſche des Schwanenwirths niederließ. Der Wirth reichte ihm das Schöpplein und ſetzte ſich zu ihm. Vom Wetter anhebend, kam endlich der Mann auf die Heirath zu reden und brachte ſeinen Glückwunſch gehörig an.

„Ja, ja,“ ſagte der Melzenvetter, „das Alles wäre ſchon recht ſchön und gut, wenn nur das Mädchen wollte!“

„Aha!“ ſagte der Cröver, „merkt Ihr nichts?“

„Was denn?“ fragte der Wirth mit Neugierde.

„Ei, daß die Baſe dahinterſteckt!“ rief der Cröver.

„Daß dich das Mäuſel beiß!“ rief Melz aus. „Ich glaube Ihr ſeid auf der rechten Fährte.“

„Ob ich das bin?“ ſagte der Andere, „freilich bin ich's. Dem Perlhuber ſein Jacob löffelt um das Mädchen ſchon ſeit der Confirmation herum, und die Kathrinebaſ' ſieht's gern, weil ſie den Jungen gern hat.“

„Der iſt ja aber ſo arm wie eine Kirchenmaus! Das muß ich ſagen!“

„Es wäre der ein rechter Schwiegerſohn für Euch. Und — wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch etwas erzählen.

„Erinnert Ihr Euch nicht, daß am Sonntag vor acht Tagen das Käthchen ſpät heimkam?“

„Freilich!“ rief der Wirth.

„Nun, da war ich in den Kloſtermauern —“

„Ihr?“ fragte mit Entſetzen der Wirth. „Thaten Euch denn die Geiſter nichts?“

„Das fragt Ihr doch wohl nur im Spaß und Uz," ſagte der Cröver, „denn vernünftige Männer glauben an keine Kindermährlein. Kurz, ich ſaß da, und alsbald kam Käthchen und Jacob Arm in Arm, und herzten und küßten ſich."

„Ei ſo fahr' Euch das Wetter in den Lügenhals hinein!" tobte der Wirth. „Das thut mein Kind nicht."

„Seht's ſelber," ſagte der Mann ruhig. „Laßt übermorgen das Mädchen nach Cröv gehen und kommt um acht Uhr auf das Kloſter. Ich erwarte Euch da, und wenn Ihr's nicht ſelber ſehet, was ich ſage, ſo ſollt Ihr das Recht haben, mich einen ſchlechten Mann zu nennen. Ich erwarte Euch."

Damit zahlte er ſein Schöpplein, ſagte Adjes und ging.

Der Wirth war außer ſich. Er rannte wie ein Verrückter umher und durfte doch, wollte er hinter die Geſchichte kommen, nichts ſagen; aber zorniger als je ſprach er ſein Ja, als Käthchen fragte, ob ſie morgen nach Cröv zur Baſe gehen dürfe?

Am Samſtag Mittag kam der Hauptmann. Auch ſeine Stirne lag in krauſen Falten, und man ſah es ihm an daß er etwas Unangenehmes hinter dem Berge hielt.

Als ſie allein waren, ſagte er: „Schwiegervater, was hab' ich gehört? Das Mädchen ſoll in Cröv eine Liebſchaft mit des Perlhuber's Jacob haben. Schöne Geſchichten!"

„Hab's auch gehört," ſagte verblüfft darüber, daß es der Eidam ſchon wußte, der Molzenvetter. „Ich kann's gar nicht glauben. Um aber dahinter zu kommen, ſchlag' ich Euch vor, daß wir morgen gegen Abend auf das Kloſter gehen und aufpaſſen."

„Auf das Kloſter!?" rief der Hauptmann und entfärbte ſich. „Was Teufels fällt Euch ein? Wollt Ihr den geſpenſtigen Kugelherren, wie ſie der dürrbeinige Schulmeiſter nennt, in die Mäuler laufen?"

„Ach was!" ſagte der Wirth. „Ich hab' in Cröv einen guten Freund, der iſt ein Teufelsbanner, der wartet auf uns. Soll denn die Sache ſo im Zweifel bleiben? Ihr müßt dahinterkommen und ich auch. Nehmt Euern Palaſch mit und einen Knittel, dann laßt ſie kommen."

Der Hauptmann wußte nicht, ob er träume, ſo hatten ſich des Molzenvetters Gedanken geändert. Er ſtarrte ihn ungläubig an.

„Was guckt Ihr da?“ fragte dieſer. „Soll ich Euch, einen wetterharten Soldaten, an Muth übertreffen? Pfui, die Schande werdet Ihr Euch doch nicht machen?“

„Wer führt Euch aber die Wirthſchaft?“ fragte der Hauptmann, der nach Abwehr des Anmuthens ſuchte.

„Dafür laßt mich ſorgen,“ erwiederte der Wirth. „Mein Vetter, der Küfer Kaſpari, der drunten an der Moſel wohnt, hat ſchon mehrmals meine Stelle redlich vertreten. Alſo bleibt's dabei, Punkt acht Uhr!“

Was wollte der Hauptmann machen? Gab er ſich bloß, ſo war es um ſeine Ehre als Soldat vollends geſchehen; er mußte alſo zuſagen.

Die Unterredung wurde durch Gäſte unterbrochen, die Platz nahmen. Sowohl der Wirth als der Hauptmann waren ſehr zerſtreut dieſen Tag, und Keiner brachte es ſo weit, ein Lanzknechtchen oder Knöchelſpielchen zu machen.

Frühzeitig zog der Hauptmann ab, zumal ſich Käthchen heute gar nicht ſehen ließ.

In einem der Keller des Kloſters Wolf auf der Höhe, welche in ſcharfem Bogen die Moſel umkreiſt, war an dieſem heiligen Sonntag ein verwunderlich Treiben. Da lagen zehn Fackeln und eine Laterne, die am hellen Tage brannte. Da ſtand eine Bahre zum Tragen, wie ſie Schreiner haben, um neues Geräth zu den Kunden zu bringen. Da ſtand ein Korb mit weißen großen Tüchern, und dabei ſaßen, leiſe plaudernd, Jacob und neun junge Burſchen aus Cröv. Was aber das Poſſierlichſte war, in einer Ecke lehnte eine Figur, die eine Art holländiſche Uniform anhatte. Sie war aus Stroh gemacht und hatte eine Larve vor und einen Federhut auf.

„'S iſt doch ein mordpfiffig Weibsbild, die Kathrinebaſ',“ ſagte der Jacob Perlhuber. „Wer wäre auf den luſtigen Einfall gerathen?“

„Wenn du dir den Wanſt von Holländer vom Leibe ſchaffſt und das ſchöne Kind kriegſt," ſagten die Anderen, „ſo mußt du ihr die Hände küſſen."

„Will's auch thun," ſagte er, und die Hoffnung malte ſich auf ſeinem blühenden Geſichte.

„Wißt ihr was," hob wieder ein Anderer an, „ich denke, wir nehmen die Kreide und malen uns einſtweilen die Geſichter weiß. Das iſt eine abſcheulich langweilige Arbeit."

Alle ſtimmten bei und der Burſche begann die Geſichter mit Kreide weiß zu machen. Bald ſahen die blühenden Geſichter der jungen Leute fürchterlich aus, und als der Mann von Cröv, der die beiden Helden erwartete, in das Gewölbe trat, fuhr er faſt mit Entſetzen zurück, ſo ſchauderhaft war in der That der Anblick. An Stoff zum Lachen und zu allerlei Schnacken fehlte es nicht. Als es gegen acht Uhr ging, fragte der Mann einen der Burſchen: „Weißt du auch deine Rede noch?"

„Freilich;" lachte der, und Jener ging, nachzuſehen, ob die Erwarteten recht bald nahten; aber Alles war ſtill, und ſo weit das Auge reichte, konnte man Niemanden ſehen.

Endlich, als die Sonne ſchon lange hinabgeſunken war, kamen die beiden Helden langſam den Berg herauf, wurden von dem Wartenden empfangen und hinter das Gebüſch, das ſich erſt mit jungem Grün geſchmückt, geführt, wo man das Innere der Mauern überſehen konnte.

Still ſaßen ſie da auf dem ſchwellenden Moos und harrten des liebenden Pärchens.

„Sie kommen nicht und es wird dunkel," ſagte mit angſtbebender Stimme der Hauptmann.

„Seid kein Narr, Schwiegerſohn," flüſterte ihm der Wirth ins Ohr. „Wollt Ihr Eure Soldatenehre vor dem fremden Manne verlieren? Ich habe Courage, ſo lange der bei uns iſt."

Der Hauptmann biß ſich in die Lippen. Allmählich wurde es dunkler.

„Das Teufelsmädel!" brummte der Wirth, dem es doch auch nicht geheuer war. Er hielt ſich feſt an des Crövers Arm.

„Seid doch kein Kindskopf, Molzenvetter," ſagte der halblaut. „Ich glaube gar Ihr zittert?"

„Es iſt der Grimm über das Mädel!“ rief Molz.

„Was Grimm?“ ſagte der Hauptmann, der ſich über die Lüge des Wirths ärgerte, der doch ſo wenig Muth hatte als er ſelber, und jetzt den Eiſenfreſſer ſpielen wollte, „Geiſterfurcht iſt's!“

„Nun wird's gut,“ ſagte zornig der Wirth. „Ein Eſel nennt den andern Langohr!“

„Haltet Euer ungewaſchenes Maul, altes Weib,“ fuhr der Soldat auf, „oder ich ſpalte Euch den Kopf!“

„Ei ſieh da,“ ſchrie der Wirth, „wie wird der Held von Bergen op Zoom auf einmal ſo tapfer! Lief dort vor einem Deſerteur fort, der ein weißes Hemd übergezogen, und will mich hier der Geiſterfurcht zeihen! Altes Weib! Wer weiß, wem von uns Beiden der Weiberrock am beſten paßt? Himmel und Erde, wenn ich ſo einen Helden ſehe, der das Ferſengeld zahlt, wenn's in die Schlacht geht! Meint Ihr, Eure Soldaten wären blind und ſtumm? Mich ein altes Weib nennen? Ei da ſoll ja —“ Aber die Verwünſchung blieb ihm in der Kehle ſitzen, die des Hauptmanns Fauſt, in ſolchen Kunſtgriffen geübt, mit Rieſenſtärke gefaßt hatte.

Der Wirth war auch nicht ſchwach. Er rang ſich aus den Fäuſten des Soldaten heraus und ſchlug mit aller Kraft auf deſſen weit vorſtehende Naſe, daß ein Blutſtrom daraus hervorquoll.

Die Rauferei würde ohne Zweifel noch zu größeren Thätlichkeiten geführt haben, hätte nicht der Tröver überlaut gerufen: „Was iſt das?“

Die Streitenden ließen ſich los und fuhren mit den Köpfen herum.

Da kam aus dem Gewölbe ein Zug weißer Geſtalten mit Leichengeſichtern. Ein Jeder trug eine Fackel in der Hand. Langſam ſchritten ſie daher, und in ihrer Mitte erſchien die Bahre mit dem aufgeputzten kleinen dicken Strohmanne.

Die Dämmerung ließ das Alles noch ſchauerlicher erſcheinen.

Von lähmendem Schrecken gehalten, ſtarrten die Beiden, welche eben ſo kampferhitzt waren, den geſpenſtigen Zug an. Sie konnten nicht von der Stelle.

Da ſprach eine dumpfe Stimme: „Tragt den Hauptmann van Gorgelſleth zu ſeiner Gruft, den Lügner, Säufer, Spieler und Betrüger!“

„Siehſt du, Hund,“ ſchrie der Hauptmann und ſchlug den Wirth zu Boden, das iſt dein Werk!“ Und von Todesſchrecken ergriffen rannte er über Stock und Stein davon; ſtürzte zur Erde, raffte ſich aber wieder auf und lief, ſo ſchnell er konnte, den Berg hinab.

Der Cröver winkte, und blitzſchnell waren die Fackeln ſammt den Trägern in dem Gewölbe zurück.

Der Wirth lag regungslos an der Erde. Als der Cröver in das Gewölbe lief, rief er: „Jacob, waſche dich ſchnell und komm, der Soldat hat den Alten geſchlagen, daß er ohne Beſinnung iſt.“ Drauf kehrte er zu dem Wirthe zurück, wohin ihm Jacob ſchnell folgte, während die Anderen ihr Geräthe verbargen und gen Cröv hinabliefen unter herzlichem Gelächter über den Poſſen, den ſie Beiden geſpielt.

Eben als der Wirth unter den Bemühungen der Beiden erwachte, kam die Baſe mit Käthchen langſam daher. Sie hielt ſich ſehr ernſt, Käthchen ahnte von der Geſchichte nichts, denn die Baſe hatte ſie wohlweislich aus dem Spiele gelaſſen.

Wie erſchrack das gute Kind, als ſie ihren Vater leichenblaß ſah und an dieſem Orte.

„Wie kommt Ihr hierher, mein Vater,“ fragte ſie angſtvoll. „Iſt Euch etwas paſſirt?“

„Paſſirt? Du ungerathenes Ding,“ kollerte der Alte. „Bin ich nicht deinetwegen mit dem Holländer, dem Flegel, hierher gegangen, und der Kerl haut auf mich wie beſeſſen? Fragſt du noch? Dich wollten wir abfangen mit deinem Buhlen, der hier iſt, und da kommen die Geiſter faſt noch bei hellem Tage!“

Käthchen begriff die Geſchichte nicht. Sie ſtarrte bald ihren Vater, bald die Baſe an.

„Es ſcheint, der Wein hat Euch den Kopf verwirrt, Schwager,“ ſagte dieſe; „denn ſonſt könntet Ihr ſo ſinnlos nicht reden. Ohnehin wollt ich Euch ſagen, daß Eure Wirthſchaft mit dem Holländer mir nicht gefällt, und daß ich im Begriffe bin, mein Teſtament zu Gunſten des hier anweſenden Jacob Perlhuber zu machen. Gebt nun Euer Kind dem reichen Offizier, es bedarf meines Geldes nicht." Sie drehte ſich um und ging ruhig den Weg nach Cröv zurück.

Eine Weile ſtand der Wirth wie verſteinert; dann lief er ihr nach. „Kathrine," rief er, „biſt du verrückt geworden? Mein — deiner Schweſter Kind willſt du enterben? Ich bin ein geſchlagener, ein verlorner Mann!"

„Gebt ſie dem reichen Holländer!" ſagte unerſchütterlich die Baſe.

„Um Gotteswillen, Kathrine," rief der geängſtigte Wirth, „glaubſt du denn, ich gäbe dem Menſchen mein Kind, der mich abgebläut hat, der mich erwürgen wollte? Nein, niemals, ſo wahr ich lebe! Haſt du denn das Teſtament ſchon gemacht?"

„Es iſt Alles fertig," ſagte ſie. „Geſtern war ich in Trarbach, denn ich hörte, Ihr hättet Euer Jawort gegeben."

„Iſt's denn nicht mehr rückgängig zu machen?" fragte er in bebender Angſt.

„Ich breche mein Wort nicht!" ſprach Kathrine.

Der Cröver war indeſſen langſam herbeigekommen, während ſich das bebende Mädchen an ihren Jacob lehnte.

Erſchrocken fuhr der Wirth herum, als er die Tritte hörte, wurde aber wieder ruhig, als er den Mann erkannte.

„Ich wüßte einen Rath," ſagte er zu dem Wirthe, „wie nämlich das Vermögen der Kathrinebaſ' dennoch Euerm Kinde bliebe, Molzenvetter. Gebt dem braven Jacob das Käthchen zur Frau, ſo iſt Alles gut. Dem dicken Holländer werdet Ihr ſie wohl nicht geben wollen, denn ich bin Zeuge, daß er Euch den Hals umdrehen wollte. Das iſt ja ein Strauchmörder! Der würde, wär' er Euer Schwiegerſohn, Euch das Mus auf dem Kopfe hacken und dem guten Kind ebenſo. Der Jacob iſt, wie Ihr ſeht, nun ein reicher Burſche, und brav iſt er und treu wie Gold. Beſinnt Euch kurz!"

In fieberhafter Aufregung ſtand der Wirth da. Er wußte nicht, was er thun ſollte. Immer verworrener wurden ſeine Gedanken.

„Ach Gott,“ ſagte er und ſeufzte tief auf, „ich weiß nicht, was ich thun ſoll!“

„Mir iſt recht, was der da geſagt hat,“ ſprach die Baſe in ihrer unüberwindlichen Ruhe. „Bedenkt, Schwager, daß der Jacob ſein Geld braucht und Ihr Alles herausgeben müßt. Da iſt kein Ausweg.“

Da rief, um der Folterqual los zu werden, endlich der Wirth: „So mag er ſie nehmen in Gottes Namen!“

„Kommt her, Ihr Kinder,“ rief da plötzlich in ſeliger Freude die Baſe, „er will euch ſeinen Segen geben!“

Die kamen ſchnell wie der Wind daher und er legte ihre Hände in einander, ſah aber immer noch ſcheu um ſich.

„Nur laßt uns dieſen vermaledeiten Ort verlaſſen, ſo ſchnell als möglich,“ bat der Wirth; und ſie gingen nach Cröv, wo die Verlobung dieſen Abend noch gefeiert wurde.

Am andern Morgen mußte Jacob den Schwiegervater und die Braut nach Traben fahren, denn der Wirth wäre um kein Gut mehr über das Kloſter gegangen.

Der Hauptmann betrat des Wirthes Schwelle nicht mehr, und da die Probe ſeines Heldenmuths allgemein bekannt wurde, kam es ihm ſehr gelegen, daß ſeine Compagnie bald darauf abgerufen wurde zum größten Leidweſen des Herrn Rectors.

Eine fröhliche Hochzeit folgte bald, und Jacob ſchickte ſich ſo gut in die Wirthſchaft, daß der Wirth die geiſterhaften Mönche ſegnete, die ihm einen ſo guten Schwiegerſohn zugeführt. Käthchen kam bald hinter die Geſchichte, aber ſie grollte weder der Baſe noch ihrem lieben Manne.

Hier endete mein Vetter Steffel. „Bravo!“ ſagte ich, „aber ſag' mir doch, wo haſt du die Geſchichte her?“

„Ich habe dir's ja ſchon geſagt,“ antwortete er, „aus der Chronik von Traben!“

Des Domprobſts Mündel.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus der Mitte des
vierzehnten Jahrhunderts.

I.

Einem mehr naſſen als kalten Januar war der milde Februar des Jahres 1349 gefolgt. Ungewöhnlich heiter und warm waren die Tage, und ſchon ſah man das junge Grün auf den Wieſen und die Maßliebchen blickten freundlich daraus hervor, und der Wieſenranunkel glänzte goldgelb aus ſeinen ſaftigen Blättern. An ſonnigen Rainen blühte das duftende Veilchen und der wilde Johannisbeerſtrauch trieb friſchgrüne Blättlein. Auch die Lerche und der Buchfinke ließen ihr Frühlingslied hören — kurz, überall begann ſich das frohe Auferſtehen anzukündigen, das dem öden Winter folgt und Wonne jeglicher Kreatur bringt.

Es war eben um dieſe Zeit, als die Umgegend von Frankfurt am Main einen [illegible] ſeltſamen Anblick darbot. Die Thore waren bewacht und wohlverſorgt. Ueberall ſah man wehrhafte Bürger auf den Thürmen und Mauern. Vor der Stadt dehnte ſich ein mächtiges Kriegslager aus, das rings ein Erdwall und Graben, und innerhalb deſſelben noch eine anſehnliche Wagenburg, umgab. In dem Lager regte es ſich im bunten Gewimmel. Ritter und Reiſige kamen und gingen. Größere Abtheilungen ſchwärmten den Main hinab gen Höchſt, ebenſo gegen das Gebirge bis Kronberg und jenſeit weithin in die Ebene. Das Lager bildete ein Oval, deſſen Mittelpunkt ein gar anſehnlich und ſtattlich Gezelt einnahm, deſſen Ausdehnung und Pracht ſchon genugſam ſeinen Bewohner angekündigt haben würde, auch wenn nicht zwei Herolde mit dem Reichswappen auf der Bruſt über dem gelben Rocke dort ſichtbar geweſen, und die mächtige Reichsfahne auf der Zinne des Gezeltes mit dem Winde geſpielt hätte. — Dort wohnte des Reiches Oberhaupt.

Hatte denn der Krieg ſein entſetzlich Spiel begonnen? Wurde die Reichsſtadt belagert? Hatte ſie vielleicht rebelliſch ſich aufgelehnt gegen des Kaiſers heilige Majeſtät — denn das große Gezelt mit der Fahne und den Herolden war das Kaiſerzelt.

Nichts von dem Allem hatte ſich zugetragen.

Im Prediger-Kloſter zu Frankfurt war am 1. Januar 1349 nach manchem Wirren der edle Fürſt Günther von Schwarzburg durch die Kurfürſten von Mainz, von der Pfalz, Sachſen und Brandenburg gewählt worden zum Kaiſer des deutſchen Reiches, da ſie Carl's IV. Wahl und Krönung für ungiltig erklärten. Günther hatte die Wahl angenommen und nahte ſich der Wahl- und Krönungsſtadt mit einem ebenſo anſehnlichen als auserleſenen Heere, deſſen kriegeriſcher Geiſt ſich nicht verkennen ließ. Wohl dachte der neue Kaiſer nicht daran, daß ihm die Wahlſtadt ihre Thore zuſchlöſſe. Aber das alte Recht war heilig, und es erblickte mit Staunen Günther ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, entweder ſchnell den Gegner, Carl IV., aufzuſuchen, ihn zu überwinden und ſich ſo die Thore zu öffnen, oder ſechs Wochen und drei Tage zu lagern vor den Thoren der Stadt und des Feindes zu harren. Waren dieſe Tage um und der Gegner kam nicht, ſo zog ungehemmt der Kaiſer ein.

Günther war klug genug, die Privilegien der alten Stadt zu ehren. Er ließ ein Lager ſchlagen und bezog es. Der günſtige Winter machte das möglich. Er harrete des Feindes, ſtets gerüſtet, aber er kam nicht. So wurde das Leben im Lager ein fröhliches Luſtlagerleben, wo die Kurzweil ihre verhaßte Stiefſchweſter nicht zur Herrſchaft kommen ließ. Alle Bedürfniſſe floſſen in reichen Strömen dem Heere zu, und das Geld der kaiſerlichen Kammerknechte in der Judengaſſe zu Frankfurt fand leichten Weg ins Lager und fröhlichen Willkomm.

Es war eben in der erſten Hälfte des Februars 1349, als ſich von Falkenſtein her ein Zug Reiſiger gegen Frankfurt hin bewegte. Es mochten wohl an die dreißig wehrhafte Männer in den beſten Jahren ſein, wohl beritten, bewappnet und gekleidet. Sie führten ein Fähnlein, drinnen das Wappen derer von Falkenſtein kunſtreich geſtickt war, ein Wappen, das ſchon von eines Zeltes Zinne im Lager gar ſtattlich wehte. An des reiſigen Haufens Spitze konnte man zwei Ritter erkennen. Der Eine, jung, edel gebaut, groß und ſtattlich, trug eine ſtahlblaue Rüſtung mit dem Wappen der Ritter von Wiltberg auf dem Schilde; der Andere, ein Greis, gebeugt von der Laſt der Jahre, von bleichem, krankhaftem Anſehen, trug ein pelzverbrämtes Sammtkleid von dunkler Farbe, einen Sammthut, der tief herab das ſchneeweiße Haar bedeckte, und einen weiten Mantel darüber, der ihn gegen die möglichen Wechſelfälle der Witterung ſicherſtellen konnte. Der Zug bewegte ſich langſam fort und die Ritter ſprachen traulich, indem der Greis, nach der Alten Art, Geſchichten aus früheren Tagen lebhaft erzählte, die der Jüngere ſchon oft gehört haben mochte, da er mehr ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen ſchien, als auf jene Geſpräche zu hören.

„Siehſt du, Rüdiger,“ fuhr der Alte fort, „unſere Freundſchaft, nämlich die deines Vaters und die meine, datirt ſich von Kaiſer Ludwig's Römerzug. Gott gnade ihm! Damals, als wir ſchon die Wachfeuer des verfluchten unteritaliſchen Geſindels auf den Höhen von der Engelsburg aus deutlich ſahen, als die gährende Stimmung der treuloſen gelben Römer ſich kecker kund gab, merkte der Kaiſer, es ſei Zeit, von dannen zu ziehen. Wir hätten gerne das Neſt der Molche anſtecken mögen; was aber der edle Kaiſer verboten hatte. Wir, dein Vater und ich, gehörten zu den Letzten, die aus dem großen Thore zogen, was gen Deutſchland weißt. Da ſchmiß mir ſo eine gelbe Teufelslarve einen Stein auf den Kopf, daß ich betäubt vom Pferde ſank. Ungemeſſener Jubel umtönte uns. Mit jedem Augenblicke wuchs die Gefahr mit dem Uebermuthe des Geſindels. Da brachte mich dein Vater mit Gefahr des eigenen Lebens aus der Stadt, wußte mir durch des Kaiſers Leibarzt Hilfe zu verſchaffen und brachte mich unter den größten Mühſeligkeiten, Opfern und Gefahren bis Pavia, wo der Kaiſer weilte und ich genas. Damals ſchwur ich ihm ewigen Dank und ewige Treue.

Leider ſtarb er am Fieber, als wir Bayern erreichten, und meiner Liebe bliebſt nur du, ſein einziges, auch mutterloſes Kind.“

„Ihr habt die Treue edel geübt, Herr Ritter,“ ſprach Rüdiger von Wiltberg. „Ihr habt das aus mir gemacht, was ich bin. Euch danke ich Alles. Vater ſeid Ihr mir, wie Euer edles, in Gott ruhendes Weib mir treue Mutter war.“

„Da haſt du Recht, Rüdiger,“ fiel ihm der Alte ins Wort. „Sie war ein Weib nach dem Herzen Gottes. Ach, daß ſie ſo frühe uns entriſſen wurde und meine Agnes mir als Waiſe ließ!“

Als der Ritter den Namen „Agnes“ ausſprach, drängte ſich aus Rüdiger's Bruſt ein Seufzer; aber kein Wort folgte dem ſtillen Zeugen inneren Gefühles, wohl aber ſank der Kopf merklich der Bruſt zu.

„Iſt dir dein Helm ſchwer, bei dem warmen Wetter?“ fragte liebevoll der Greis den Ritter.

Jener lächelte wehmüthig. „Ach nein,“ ſprach er; „wohl aber hat mich ein eigenthümlicher Athem angeweht aus vergangenen Tagen. Ihr wißt, wie es mir allemal ein Gebreſte macht, wenn ich an den doppelten Verluſt, den ich ſo frühe erlitten, erinnert werde.“

„Ja, ja;“ ſagte ſchmeichelnd der Alte; „doch ſei du zufrieden. Du haſt in mir einen Vater, der auch für deine Zukunft ſorgt.“

Indem der Alte ſo ſprach und ohne Zweifel noch weiter würde darüber ſich ausgeſprochen haben, wie er für Rüdiger's Zukunft ſorgen wolle, da dieſer blutarm war und nur ein unbedeutend Gan-Erbantheil an der Väter Burg hatte, wo ſeine Sippe zuſammen wohnte, wie Häringe in einer Tonne, ritten ſie aus dem Walde heraus, welcher ſich jenſeit Kronberg gegen die Ebene dehnte, und vor ihren Augen breitete ſich jetzt das Lager ſchon aus, obwohl ſie noch weit davon entfernt waren. Dies gab dem Geſpräch eine ganz andere Wendung. Rüdiger tadelte den Eigenſinn der Frankfurter Ellenritter, wie er ſich nach dem Geſchmacke ſeiner Zeit und ſeines Standes ausdrückte, und meinte, der Kaiſer ſolle nicht ſo viel Federleſens mit ihnen machen. Jetzt aber hatte er ſo recht in einen Bienenſtock geſtochen.

„Ei, ei!“ rief der Alte und hielt ſein edles Roß an, „Rüdiger, du weiſt, ich bin ein Freund der Stadt und halte es mit ihr ſeit langen Jahren, und Geipel von Holzhauſen, der wohledle Schultheiß, iſt mein Freund, mit dem auch dein Vater in gutem Vernehmen ſtand; ich bin anderer Meinung als du in deiner Unerfahrenheit. Die Frankfurter hielten's wahrlich lieber mit dem Günther; aber es iſt ihr gutes Recht und Privilegium, was ſie behaupten. Hat mir doch Geipel ſelbſt, als ich meine Agnes in ſein Haus brachte, das Pergament vorgezeigt, an dem in einer Bulle das kaiſerliche Inſiegel hängt, und deſſen Inhalt vorgeleſen. Da iſt es der Stadt verbrieft, daß ſie nicht gehalten iſt, einem Kaiſer ihre Thore zu öffnen, der zwieſpältig erwählet iſt, und einen Gegenkaiſer hat, es ſei denn, er habe jenen in offener Feldſchlacht beſiegt, oder ſechs Wochen und drei Tage vor der Stadt Thoren und Mauern gelegen und des Gegenkaiſers geharret zum Kampf. Auf ihren Rechten ruhet der Stadt Wohl, und was bleibt ihr, ſo ſie ſich deren ſelber begibt?“

„Das iſt ein Anderes!“ verſetzte ſcheinbar überzeugt der Ritter.

„Ja, ja,“ fuhr Jener fort, „ihr junges Volk meinet mit Euren Trotzköpfen und Schwerdtern Alles rund abzuthun, aber das Recht muß man ehren, dem Unrecht wehren, das iſt Ritter-Art!“

Noch lange demonſtrirte der Ritter ſeinem Begleiter von der Stadt Rechten und Privilegien, während Rüdiger mit ſeinen Gedanken im Hauſe des Schultheißen Geipel von Holzhauſen war; doch nicht aus beſonderem Intereſſe an dieſem, ſondern an einem andern Weſen, das ſeinem Herzen theurer war.

Allmählich jedoch wurde der Raum, der ſie von dem Lager trennte, kürzer, und bald hielten ſie an der Holzbrücke, die über den Graben weg zum Lager ſelber führte.

Die wachehaltenden Reiſigen riefen an; als aber der Ritter ſeinen Namen genannt, da wurde er mit Ehrerbietung begrüßt und eingelaſſen. In den Zeltgaſſen bewegten ſich umherſchlendernd viele Ritter und Edelknechte, ſowie auch Knappen, Reiſige und Troßbuben. Hierher und dorther grüßten Bekannte und Befreundete, und nach manchem Anhalte gelangten ſie vor das Zelt des Kaiſers, wo die Herolde ihre Namen laut ausrieſen. Die Ritter ſaßen ab, die Knappen nahmen ihre Roſſe am Zügel und die Reiſigen blieben auf ihren Roſſen, weitere Befehle erwartend.

Eben als der alte Falkenſteiner in das Zelt trat, das eine große Vorhalle bildete, wo viele edle Herren umherſtanden, kam aus der anderen Abtheilung hinter einem Vorhange, den zwei Diener ehrfurchtsvoll erhoben, ein Mann heraus, dem Alles ehrerbietig Raum machte.

Es war eine jener heroiſchen Geſtalten, in denen die Natur die Fülle ihrer Kraft vereint zu haben ſcheint. Groß, daß er über die Meiſten der Anweſenden hinausſah, wie einſt der König Saul über ganz Iſrael, nämlich eines ganzen Kopfes Höhe; dabei ſo muskelkräftig und breit an Bruſt und Schultern, daß man ſeine Rieſenkraft auch ohne weitere Proben begriff; ſo wohl genährt, daß ein ſtattlich Bäuchlein ſich vor ihm geltend machte — ſchritt der Mann in ſtolzer Haltung daher, und die Tracht eines geiſtlichen Würdenträgers wollte zu dieſer ritterlichen Geſtalt gar nicht recht paſſen. Seltſam war es zudem denn auch anzuſchauen, daß er ein mächtiges Schwerdt an reichem Wehrgehänge trug, mit dem ſich das große goldene Kreuz auf der Bruſt, das Zeichen der Würde des Dompropſts der Stadt Mainz, ſich ganz friedlich vertrug, alſo daß man ohne weitere Umſtände verſtehen lernte, daß beide oft ſchon gute Nachbarſchaft gehalten in Zeiten des Kampfes und Sturmes. Ueber dieſer breit und hochgewölbten Bruſt erhob ſich ein dicker Hals, den er faſt frei und bloß trug, und über dieſem ein ſtattlicher Kopf, dem man trotz der Größe ſeiner Formen, der mächtigen Naſe und den breiten, ſtrotzenden, rothglühenden Backen, das Zugeſtändniß männlicher Schönheit nicht abſtreiten konnte; denn der Mund hatte ſo viel Einnehmendes und Freundliches, das Auge ſtrahlte ſo geiſtvoll und muthig, die Stirne wölbte ſich ſo hoch und ſtolz, und die braunen Haare lagen in ſo gefälligen Ringeln um den Kopf, daß man ihn ohne Wohlgefallen nicht ſehen konnte, wenn ſchon mehr als vier Decennien längſt den Schmelz der Jugend abgeſtreift hatten.

Beſah man ſich aber das Geſicht genauer, ſo war Liſt und Schlauheit, Stolz und Herrſchſucht, Hartnäckigkeit und Zähigkeit des Sinnes ſo wenig mißzuachten, als ſich die Ueberzeugung aufdrängen mußte, der trage das Schwerdt nicht zu eitler Schau, ſondern verſtehe ebenſo wohl den Segen des Prieſters, als die kernhaften Hiebe des Kämpfers auszutheilen.

Wie ſchon bemerkt, machte ihm die zahlreiche Verſammlung mit ehrerbietiger Scheu Raum. Ueberall grüßte er mit einer gewinnenden, ſtolz demüthigen Freundlichkeit, und hatte hier und dort Einem ein honigſüßes Wörtlein zuzuflüſtern, worauf ſich denn der alſo Beglückte tief beugte.

Auch die beiden Ankömmlinge traten ehrerbietig zur Seite; Rüdiger, ohne alle beſondere Gefühle, denn er kannte den Mann nicht, mit Ausnahme der Neugierde und des Wohlgefallens an ſolcher Manneskraft. Anders war es dagegen mit dem alten Herrn Ulrich von Falkenſtein. Dieſer wurde todtbleich, als er den Domprobſt ſah. Scham oder Furcht war's jedoch nicht, was ihn beſeelte, ſondern eine Wehmuth und tiefer Schmerz, der ſich deutlich genug in dem Auge ausſprach, das nahe daran war, daß es ſich mit einer Thräne füllte.

Der Domprobſt ſchritt raſch voran. Jetzt war er in die Nähe dieſer Beiden gekommen. Ein meſſender Blick flog über Rüdiger's ſtattliche Geſtalt hin. Der Blick war beifällig. Jetzt aber ſah er den gebeugten Greis — und ſein Antlitz entfärbte ſich — er wandte es ab und ging ſchnell vorüber. Rüdiger hatte ſo gut den Blick geſehen, als Herr Ulrich auch, und ſtaunte und ſah den Alten fragend an. Der neigte ſeinen bleichen, zuckenden Mund zu ſeinem Ohr und ſagte, ihm verſtändlich — doch leiſe:

„Das war mein Bruder, der Domprobſt Kuno von Falkenſtein!“

Rüdiger fuhr zuſammen. Er hatte das Unglück, weder Bruder noch Schweſter zu haben. Er dachte ſich das geſchwiſterliche Verhältniß ſo zart, ſo ſchön, ſo beglückend, daß er, obwohl er wußte, daß Ulrich und Kuno in alter Spänne lebten, und Letzterer ſeit neunzehn Jahren allen Verkehr mit Ulrich abgebrochen, dennoch ein ſolches Verhalten nicht begreifen konnte.

Ein Kämmerling war, während Rüdiger in ſolchen Vorſtellungen noch befangen war, zu Ulrich von Falkenſtein getreten, hatte ihn nach Namen und Stand gefragt, war in das innere Zelt gegangen und kam nun, den alten Ritter zu dem Kaiſer zu führen, der eben jetzt allein war. Indeß der alte Herr dem Junker folgte, traten zu Rüdiger ein Haufen alter Freunde, unter denen ihm beſonders befreundet war Hans von Waldeck, Marſchall von Sanecke, ein Ritter des untern, und Heinz Krazz von Scharfenſtein, ein Ritter des obern Rheingau's. Beide waren mit Rüdiger einige Zeit in der weltberühmten Schuljunkerſchaft in Lorch im Rheingaue geweſen. Der Kreis bildete ſich, der Stoff der Unterhaltung war ſo reich, ſo anziehend, daß Rüdiger ſchnell aus dem Ideenkreiſe herausgeriſſen war, der eben erſt ſeinen Geiſt gefeſſelt hatte.

In den hinterſten Raum des kaiſerlichen Zeltes wurde Herr Ulrich geführt. Der Vorhang rauſchte zurück und in einem anſehnlichen Raume, wo rings ſammtgepolſterte Lehnſtühle ſtanden, den Boden ein kunſtreicher Teppich deckte, das koſtbarſte Geräthe umherſtand, erblickte er einen Mann von edler und würdevoller Geſtalt, deſſen koſtbarer Anzug ihn ſogleich als den Kaiſer bezeichnete. Seine Geſtalt war weniger groß, als derb und kräftig; das Geſicht edel und ausdrucksvoll, das Auge hell und geiſtreich. Ein rothſammtner Mantel, innen mit Hermelin gefüttert, umwallte die Geſtalt in reichem Faltenwurfe, das Haupt deckte eine Mütze, ähnlich dem Kurfürſtenhut, ebenfalls roth von Farbe und mit reichem Hermelinbeſatz. Eine ſchwere goldene Kette hing über das ſchwarze eng anliegende Wamms und ein reich verziertes Schwerdt hing an ſeiner Linken. So ſtand Günther von Schwarzburg auf einer nicht ſehr hohen Eſtrade.

Ehrfurchtsvoll grüßte der Greis. Kaum ſah Günther die ſchneeweißen Locken des alten Ritters, als er ſchnell die Eſtrade verließ, ihm entgegentrat, die Hand bot und ihn willkommen hieß.

„Es thut uns leid," ſagte er darauf zum Ritter in zutraulichem Tone, „daß Ihr nicht um eine halbe Stunde früher kommt; Ihr hättet dann Euern Herrn Bruder, den ritterlichen Probſt des Domes zu Sanct Martin in Mainz, getroffen, was Euch doch ſicherlich lieb geweſen.

„Ihr irret, Herr Kaiſer,“ ſprach feſt der Ritter. „Was mich heute an Euer Hoflager führet, wäre gerade nicht erfreulich für ſein Ohr geweſen, denn ſeit neunzehn Jahren kehret er mir den Rücken, und ich weiß kaum mehr, daß ich einen Bruder habe. Ihr hättet ſehen müſſen, wie er an mir vorüberging draußen in Euerer Vorhalle, und Ihr würdet erkannt haben, wie ſchwer ſo ein Prieſterherz verzeiht.“

Günther ſchüttelte bedauernd das Haupt. „Wir wollen's nicht hehl haben,“ ſagte er nachdenkend, „daß das Uns keine frohe Botſchaft iſt. Wir möchten alle unſere Freunde als Freunde ſehen, abſonderlich aber Herrn Kuno mit ſeinem eheleiblichen Bruder.“

„Dem Einzigen, den er hat!“ fiel Ulrich in die Rede.

Der Kaiſer zog den Ritter in den Lehnſtuhl neben ſich und fragte: „Sagt an, was trennet denn ſo arg die Bruderherzen?“

„Das iſt eine lange Geſchichte, Herr Kaiſer,“ hob jetzt der Ritter an; „allein ſo Ihr ſie wiſſen wollet, will ich ſie Euch mittheilen, damit Ihr ſelber urtheilen möget.

„Ich war jung, aber meines Willens eigner Herr, als ich in Frankfurt, in dem Hauſe des Ritters Gisbert von Glauburg, ein Fräulein ſah, das mein ganzes Herz gewann. Auch ihr gefiel ich wohl. Ich kam öfter, ſah ſie, und liebte ſie ſtets inniger. Weß das Herz voll iſt, deß quillet der Mund über. Bei frohem Tanze mochte ich ihr das nicht länger verhehlen, und — ſie erhörte mein Flehen und gab mir ihr Jawort; denn ich meinte es treu. Auch ſie war freie Herrin ihrer Hand, eine Waiſe aus dem Hauſe Glauburg, entfernt mit Herrn Gisbert verwandt. Als ich ſolches dieſem ſagte, erſchrack er und meinte, das würde wohl eitel Haß und Feindſchaft geben, denn mein Bruder, der Domherr in Mainz, habe bei ihm gefreit um Maria's Hand für den Henne Krazz von Scharfenſtein, der ſein Herzfreund ſei, was ich wohl wußte. Item, das Fräulein verſchmähte den Krazz, ſie wurde mein Weib, und ſeitdem haßt mich der Bruder wie ſeinen Todtfeind; der Krazz ſoll lange getrauert haben um ſeine unglückliche Liebe. Später verheirathete er ſich; ſtarb früh und hinterließ, da auch ſein Weib ihm geſtorben, einen Sohn, der meines Bruders Mündel iſt."

Der Kaiſer wiegte nachdenklich das Haupt. „Neunzehn Jahre!" ſagte er dann. „Ja, das iſt alter Hader; doch nicht ſo alt, daß wir verzweifeln ſollten, ihn zu enden. Habt auch Ihr Kinder?" fragte er raſch den Ritter.

„Eine Tochter hat mir Gott gegeben. Um ihretwillen bin ich theilweiſe bei Euch heute. Ich trage manches Lehen vom Reiche, das ich Kaiſer Ludwig's Holden danke, aber es ſind alle nur Mannlehen, keins Kunkellehen. So wünſche ich denn, meinem Kinde ſie zu erhalten, daß es ſonder Sorge ſein könne, wenn mein Stündlein nahet, das nicht ferne mehr iſt, wie ich fühle."

„Habt Ihr die Lehenbriefe bei Euch?" fragte weiter der Kaiſer.

Aus ſeinem Wamms neſtelte nun Herr Ulrich einen ſeidenen Beutel, ihn dem Kaiſer darbietend. Dieſer trat näher an einen Vorhang zur Seite, ſchob ihn zurück und ſprach dort zu einem Mann einige Worte.

„Euer Wunſch ſei vollſtändig gewährt," — fuhr nun der Kaiſer zu reden fort — „aber" —

„Erlaubt in Gnaden, Herr Kaiſer," fiel ihm Ulrich ins Wort, „daß ich Euerer Huld noch eine Bitte ſtelle. Ein Freund, der mir das Leben bei des Bajern Römerzuge rettete, hinterließ meiner Liebe ein Kind. Ich hab' den Jungen großgezogen, und er iſt ein ſtattlicher Rittersmann werden, den ich Euerem Heere heute mit dreißig wohlbewehrten Reiſigen zuführe, weil ich nicht mehr das Schwerdt führen kann. Er heißet Rüdiger von Wiltberg. Ihm möchte ich, da er eben arm iſt, wie eine Kirchenmaus, etliche Afterlehen geben, ehe denn ich ſterbe, und ihn aufnehmen in meine Ganerbſchaft zu Falkenſtein. Wollet ſolches in Gnaden beſtätigen. Die Urkunde, ſo der Pater Anſelmus von Weißkirchen, mein

Beichtiger, auf Latein verfaſſet, überreiche ich Euch hiermit.“ Er gab dem Kaiſer ein Pergament, welches dieſer dem Kanzler wiederum reichte.

„Ihr ſehet, Herr Ritter,“ hob jetzt der Kaiſer an, „daß Wir mit Freuden Euch willfahren; Wir rechnen nun aber auch feſt darauf, daß Ihr Uns zu Willen ſeid, wenn Wir Euch Vorſchläge machen, um vielleicht die Spänne zu enden, die zwei Brüder trennet. Heinz Krazz von Scharfenſtein iſt ein ſchöner Jüngling, dem Wir den Ritterſchlag heute ertheilt. Wir wiſſen wohl, wie ihn der Dompropſt liebet als ſein eigen Kind. Wie wär's denn nun, wenn Ihr Eures Töchterleins Hand in die des Krazz von Scharfenſtein legtet, alſo begütigend das Weh, das Ihr ſeinem Vater bereitet und zugleich des Bruders Haß? Wir meinen, das ſei der rechte Weg zum Frieden!“

Ulrich runzelte die Stirne. „Ich kenne den Junker nicht!“ ſagte er.

„Den ſollt Ihr kennen lernen, heute noch. Und er wird Euch gefallen,“ verſetzte der Kaiſer.

„Ob aber Agnes ihn liebet?“ — ſprach der Greis.

Der Kaiſer lachte. „Iſt das Euere Sorge allein, ſo iſt unſer Spiel gewonnen!“

Aus der verhängten Thüre trat jetzt der Kanzler mit der Urkunde, die der Kaiſer mit einem kräftigen Zuge beſtätigte. Er reichte ſie nun dem Falkenſteiner mit gewinnender Freundlichkeit.

„Gerne,“ ſprach der Kaiſer, „erfüllen Wir die Wünſche Unſerer Getreuen und würden Uns glücklich preiſen, könnten Wir ſtets ſo dem Würdigen lohnen. Doch rechnen Wir feſt darauf, daß Ihr Uns willig die Hand darreichet, wenn nun auch Wir von Euch verlangen, daß Ihr williget in Unſern Plan, Euch Brüder zu verſöhnen.“

In dem Herzen des Ritters bewegten ſich widerſtreitende Empfindungen. Nie war ihm der Gedanke nahe gekommen, daß Rüdiger ſein Kind liebe, ſein Eidam hätte werden können, als jetzt. Und dieſer Gedanke trübte die Ausſicht, ſich mit ſeinem Bruder auszuſöhnen. Was ſollte er aber thun? Durfte er dem gnädigen Kaiſer abſchlagen die Bitte, die er doch nur im heiligſten Intereſſe ſeiner Familie that, womit er dem lang und heiß genährten Wunſche ſeines Herzens entgegen kam? — Einwilligen mußte er, das lag klar vor ſeinem Geiſte.

„In Gottes Namen, der ja Alles wohl machen wird!“ ſprach der Alte endlich zu ſeinem kaiſerlichen Herrn, und dieſer ließ ihn in eins der Seitengemächer des Gezeltes treten, und rief einen Edelknaben, den er vor den Dompropſt ſandte, um ihn zu bitten, doch ſogleich zu dem Kaiſer zu kommen.

II.

In dem kaiſerlichen Vorzelte war es derweile ziemlich ſtürmiſch zugegangen. Gruppenweiſe ſtanden die Bekannten und Befreundeten zuſammen, um über die politiſchen Verhältniſſe ſich zu beſprechen. Dieſer wußte etwas Neues von Carl's IV. Zuge gegen Worms, und daß er wohl bald es wagen würde, Günthern aufzuſuchen und in offenem Kampfe zu erproben, wer von Beiden der Krone Deutſchlands am würdigſten ſeie. Lauter als alle radotirten zwei junge Ritter. Es war Rudolph von Arras, ein Ritter aus dem Moſellande, der vorerſt mit Carl IV. gezogen war, dann aber deſſen Partei verlaſſen hatte, um ſich zu Günthern zu wenden. Es war ein wilder Menſch, von unſtätem Weſen, deſſen Aeußeres keinen wohlthätigen Eindruck machte, weil Falſchheit und Tücke lauernd aus dem Auge ſah. Sein ganzes Antlitz trug den Stempel der Verworfenheit. Umherziehend in Deutſchland, Frankreich und England, hatte er ſich in Mancherlei verſucht und war wohlerfahren in allen Laſtern. An ihn ſchloß ſich ſogleich Heinrich Krazz von Scharfenſtein, des Dompropſts Mündel, und bald ſah man ſie als unzertrennlich an. Auch jetzt waren ſie es, die vorlaut über Carl's IV. Feigheit ſich luſtig machten. Das Bemühen, ſich als recht warme Anhänger Günther's zu zeigen, war ſo ſichtbar, daß es faſt auffallend war und beinahe hätte Veranlaſſung geben können, an das Gegentheil zu denken.

Vielen mißfiel dies Benehmen. Beſonders Rüdiger'n und Saneck, die Beide, in ziemlich gleicher Gemüthsart, die beiden Andern verabſcheuten. Eine günſtige Gelegenheit bot ſich, als Günther's Marſchall hereintrat, um den Führer der Falkenſteiner Schaar aufzuſuchen, daß er ihm und ihnen die Zelte anweiſe, die ſie beziehen ſollten. Saneck folgte dem Freunde und war erfreut, ihm die Wohnung neben der ſeinen angewieſen zu ſehen. Nachdem dies Geſchäft beendet war, lud Beide der Marſchall zur kaiſerlichen Tafel. Beide Freunde ergingen ſich noch in den Zeltgaſſen, wo es ſtill wurde allmählich, da Söldner und Reiſige ſich in die Zelte zurückgezogen hatten. Der Mond ſchien hell vom Himmel herab, daß es faſt Tag zu ſein ſchien. Als ſie in die Nähe des Zeltes kamen, wo Krazz und Arras zuſammen wohnten, blieben ſie zufällig im dunklen Schlagſchatten eines gegenüberſtehenden Zeltes ſtehen, leiſe ſich über Beide beredend.

„Was dünkt dir von dieſem Arras?“ fragte Rüdiger. „Auf mich hat er ſchlimm gewirkt. Ich kann ihm nicht trauen. Ich weiß wirklich nicht, daß mir je ein Menſch ſo mißfallen hätte.“

„Ich theile deine Empfindung,“ ſprach Saneck. „Als ich in Trier war am Hofe des Kurfürſten, da lernte ich ihn ſchon kennen als ränkevollen Menſchen. Wo eine Gelegenheit war, reizte er Andere und zog ſich dann, ſchlau und erfahren in der Verſtellung, zurück.“

„Und Krazz?“ fragte Rüdiger.

„Er iſt das verzogene Kind des dicken Dompropſts. Seines Vaters Freund war der, das weißt du beſſer als ich. Seine Erziehung bringt dem dicken Mann indeſſen wenig Ehre. Ohne wahren Muth, iſt er keck und vorlaut, treulos und falſch geblieben, wie wir ihn als Knaben in Lorch ſchon kannten. Beiden traue ich nicht viel Gutes in Bezug auf den edlen Schwarzburger zu. Gott vergebe mir, wenn ich irre!“

Als Saneck dieſe Worte ſprach, ſchlich eine dunkle Geſtalt aus

Arras Zelte hervor. Es war ein Mönch. Liſtig und lauſchend ſah er ſich nach allen Seiten um. Die Freunde bemerkten ihn, er jedoch ſie nicht. Klar war es, daß er Jemanden erwartete.

Sanck drückte den Freund zurück und bat ihn leiſe, ſich nicht bemerklich zu machen.

Bald vernahm man Schritte. Der Mönch zog ſich etwas zurück. Der Kommende war Arras. Er erſchrack etwas, als er Jemanden in ſeinem Zelte ſtehen ſah. Schnell flog ſein Auge umher. Als aber alles ſtill und ruhig war und er den Mönch erkannte, ſprach er leiſe zu ihm: „Gut, daß Ihr da ſeid; laßt uns ſchnell eintreten, daß uns Niemand ſehe.“ — Sie verſchwanden im Zelte.

„Bleib du hier,“ flüſterte Sanck, und ſchlich an den Rand des Zeltes. Er lauſchte. Innen wurde lebhaft geflüſtert; allein es war nicht möglich, irgend etwas zu verſtehen. Er kehrte zu Rüdigern zurück und erzählte ihm, daß er nichts habe verſtehen können. Kurz darauf ſchlich der Mönch heraus und verſchwand unter den Zelten.

In leiſem Geſpräche, ſich ihren Argwohn mittheilend, ſchritten die Freunde fort, und gelobten ſich Beide, ein wachſames Auge auf dieſen Arras zu haben.

Sie waren noch nicht in die Nähe des Kaiſerzeltes gekommen, als ſchon Arras ihnen folgte.

„Ihr habt ja noch ſpät Geſellſchaft gehabt,“ ſprach Sanck zu ihm und ſah ihn ſcharf an. Er erſchrack.

„Ich?“ fragte er. „Ihr irret, Ritter!“

„Kann wohl auch ſein,“ ſprach jener anſcheinend gleichgiltig; „ich meinte, ſo eine Kloſterratte aus Eurem Zelte ſchleichen geſehen zu haben. Konnte mich auch irren. Es kam mir juſt ſo vor, als hätte der Strolch kein gut Gewiſſen im Leibe. Er ſchlich und flog zugleich, und ſah um ſich, wie ein Rabe im Flug.“

Arras gerieth ſichtlich in Verwirrung und ſchoß giftige Blicke auf den Sancker. „Jedenfalls,“ ſagte er, endlich bei dem Kaiſerzelt angekommen, „war der, von dem Ihr redet, nicht bei mir. Uebrigens habe ich Niemand geſehen, und Ihr müßt ſehr ſcharfe Augen haben, da Ihr Eurer Sache ſo gewiß ſcheinet."

„Saneck lachte höhniſch und meinte, ſeine Augen ſeien von jeher ganz beſonders ſcharf für das geweſen, was ſie nicht hätten ſehen ſollen."

Unter dieſen Reden traten ſie in das Zelt, wo eine lange Tafel ſtand, und viele Fürſten, Grafen, Ritter und Herren vereint waren und des Kaiſers harreten. Er ließ nicht lange auf ſich warten. Heitern Antlitzes trat er aus dem Innern des Gezeltes hervor, an der Rechten den Dompropſt Kuno von Falkenſtein, an der Linken ſeinen Bruder Ulrich führend. Auch die Züge dieſer drückten Befriedigung aus.

„Es iſt uns gelungen, alten Zwiſt zu ſchlichten," ſprach der Kaiſer, „deß ſind wir fröhlich. Sehet hier die vereinigten Brüder. Möge kein Zwiſt die ſtören und trennen, die ſich unſerer guten Sache angeſchloſſen haben! Nur in der Eintracht ſind wir ſtark unſern Feinden gegenüber!"

Alles neigte ſich gegen den Kaiſer, um ſeines Wortes Wahrheit zu beſtätigen.

Noch waren die Truchſeſſen nicht erſchienen. Des Kaiſers ſcharfe Blicke flogen die große und ſtattliche Reihe der edlen Geſtalten hinab und hinauf, und er neigte ſich gegen das Ohr des Ritters von Falkenſtein.

„Wer iſt der Ritter, der dort unten bei dem Ritter Waldeck von Saneck ſteht?"

„Das iſt mein Rüdiger," ſprach ſtolz der Alte. „Erlaubt, daß ich ihn Euch vorſtelle, Herr Kaiſer."

Günther nickte freundlich mit dem Haupt und Ulrich rief ſeinem Pfleglinge.

Rüdiger trat herzu. Seine Begrüßung des Kaiſers hatte etwas Freimüthig-Edles. Auch dem Kaiſer gefiel er wohl, und ſelbſt der Dompropſt reichte ihm ſeine Hand unter freundlichen Worten.

Das Mahl begann. Unfern von Rüdiger ſaß Freydank von

Heringen, ein Freund aus jüngſter Zeit, wo oft der Ritter von Falkenſtein gen Frankfurt gekommen war.

Freidank war des Kaiſers Leibarzt. An dieſen drängte ſich auf eine faſt widerliche Weiſe der Ritter Arras, lud ihn zu ſich in ſein Zelt, allwo er ihn mit dem edelſten Moſelweine laben wolle.

Auch dieſe Zudringlichkeit fiel den beiden Freunden um ſo mehr auf, als ſie gegen dieſen Arras einen entſchiedenen Widerwillen gefaßt hatten.

Gegen das Ende des Mahles, was keineswegs ſchwelgeriſch zu nennen war, erſchien auch Heinz Krazz bei ſeinem Pflegevater, dem Domprobſte. Hier lernte ihn Herr Ulrich kennen. Unwillkürlich ſuchte ſein Auge die edle Geſtalt, die offene, freundliche, treue Miene des edlen Rüdiger und ſtellte Vergleiche an mit dieſem Jüngling, auf dem des Domprobſts Auge mit wahrer Affenliebe ruhte, — und dieſe Vergleiche fielen nicht im Mindeſten zu Gunſten Krazzen's aus. Er ſeufzte tief auf und ſank in ſtilles Hinbrüten, das dem Glücke ſeines Kindes galt.

Früh am andern Morgen begab ſich Heinz Krazz von Scharfenſtein nach Frankfurt im Auftrage des Kaiſers. Er war an den edlen Schultheiß Geipel von Holzhauſen gewieſen, welchem er auch ein Schreiben des Domprobſtes Kuno und einen beſondern Gruß Herrn Ulrich's an die liebliche Agnes von Falkenſtein zu bringen hatte, mit dem Wunſche, ſie ſelber zu ſprechen, damit er ſichere Kunde könne zurückbringen.

Obwohl die Stadt gewiſſermaßen als ein feindlich Gebiet zu betrachten war, da ſie ihre Thore dem Kaiſer verſchloſſen, ſo war doch in der Wirklichkeit die Spannung nicht vorhanden. Drinnen hielt man feſt auf altem guten Recht, und draußen ehrte man das. Ueberdies waren in der Stadt die Meiſten auf Seiten Günther's von Schwarzburg, was ſich bei ſeiner Wahl ſchon beurkundet hatte, und Carl, der ſich in ſicherer Ferne hielt, zählte nur Wenige in ihr, die es mit ihm hielten, und dieſe Wenigen hatten den Muth nicht, ſich aufzuwerfen.

So war denn der Verkehr zwiſchen dem Kaiſerlager und der Stadt eigentlich gar nicht ſonderlich geſtört, und Alles, was einen feindlichen Charakter trug, war kaum mehr als eine leere Form. Es hatte daher auch nicht den mindeſten Anſtand, daß, als Scharfenſtein am Thor erſchien, dies auf ſein Verlangen geöffnet und er eingelaſſen wurde. Ein Stadtwächter geleitete ihn zu dem Hauſe des Schultheißen Geipel von Holzhauſen.

Leichtſinnig und ſorglos hüpfte er die breite Steinſtiege hinauf, geſchmückt, wie nur ein Fant jener Zeit, mit Bändern und allerlei goldenem Zierathe. Sein Gewand war aus Sammt, zierlich mit helleren Einſätzen von Atlas in den Einſchnitten der Arme und Beine verſehen. Um den Hals hing eine goldene Kette von hohem Werthe, welche ihm der Dompropſt verehrt hatte. Froh in ſich, weil er, kennend den Plan, gewiß darauf zählte, das Herz des lieblichen Mädchens zu gewinnen, deſſen Hand ihm zugeſagt war, nahte er ſich der Thüre, durch die er zu ihr gelangen ſollte. Noch einmal warf er die Locken zurück, ließ ſeine Blicke über ſeinen Anzug gleiten, und als er nichts Unſtatthaftes bemerkte, öffnete er raſch die Thür und trat ein.

Es war ein ſtattlich Gemach, in welches der junge Ritter eintrat. Alte Bilder hingen in reichgezierten Rahmen an den Wänden umher, die Ahnen der Holzhauſen darſtellend. Denn die Tracht war ſeltſam, und bald weltlich, bald geiſtlich, von höherer und niedrigerer Würde. Flüchtig glitt ſein Blick über die ſtattliche Reihe ſo ernſter und edler Geſtalten hin, deren Blicke mit unheimlichem Ausdruck auf ihm zu ruhen ſchienen. Sein Auge ſuchte einen Diener; aber Alles blieb ſtille. Ungeduldig ging er auf und nieder, daß ſeine Tritte auf dem harten Eſtrich laut dröhnten und die Sporen raſſelten; aber erſt nach einiger Zeit trat ein alter Diener ein, der ihn mit fragenden Blicken maß. Als ihm, ärgerlich über dieſe Stille und Leere im Hauſe des Schultheißen, endlich der Diener auf eine Thüre deutete, wo er den Herrn Schultheißen finden würde, trat er ohne alles Weitere ein. An einem Tiſch, auf dem viel alte vergilbte Pergamente lagen, ſaß im pelzgefütterten, weiten Hausrocke, die Tarnkappe über die Ohren gezogen, ein Mann, der nahe an den Sechzigen ſein konnte. Die Geſtalt war ſtark und groß, und das Alter hatte an ihr, wie hoch es auch war, ſeine Macht kaum geübt. Nur das Antlitz war tiefgefurcht und das Haar war weiß geworden wie Schnee. Ein ſcharfer, durchdringender Blick flog dem kecken Ankömmling entgegen, der von einer mißbehaglichen Miene begleitet war.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte der Greis in einem Tone, der jener Miene ganz entſprach, und hob ſich langſam aus dem Polſterſtuhle, den bezeichnend die alte Zeit den Sorgſtuhl nannte.

„Mein Name iſt Scharfenſtein,“ entgegnete etwas gereizt und ſchnippiſch der Junker, „und dermalen bin ich ein Abgeſandter kaiſerlicher Majeſtät.“

„Ihr wollt ſagen des Königs,“ verbeſſerte der Schultheiß, „denn noch iſt Günther von Schwarzburg nicht Kaiſer des deutſchen Reichs. Seid mir indeß als ſolcher willkommen, und ſagt an, welche Botſchaft Ihr dem Schultheißen freier Stadt zu bringen habet?“

In Scharfenſtein's Geſicht war die Gluth des Aergers über die meiſternde Rede des Alten emporgeſtiegen und auf ſeinen Lippen zuckte eine ſcharfe Antwort; doch beherrſchte er ſich ſo viel er vermochte.

„Noch weiß ich nicht,“ ſagte er gemeſſen, „ob ihr ein Recht habet, mich alſo zu fragen. Meine Sendbotſchaft lautet an den Schultheißen dieſer Stadt, Herrn Geipel von Holzhauſen.“

„Mit dem redet Ihr, junger Herr,“ entgegnete einfallend der Greis. „Ihr hättet das wohl Euch denken können, weil ich, wär ich ein Anderer, wohl hier nicht ſitzen und Euch nicht alſo fragen würde.“

„Gut dann,“ ſprach trotzig der Junker, „ſo nehmet dies Schreiben von dem Kaiſer und dies von dem Domprobſte von Mainz. Außerdem bringe ich einen Freundesgruß von dem Ritter von Falkenſtein.“

Der Schultheiß nahm beide Schreiben und ſagte alsdann:

„Ich weiß nicht, ob ich Euch danken darf für den Gruß. Ihr wiſſet, Herr Philipps von Falkenſtein iſt der Stadt und Günther's von Schwarzburg grimmer Feind. Iſt aber der Gruß von Herrn Ulrich, ſo danke ich des Beſten.“

„Herr Philipps iſt auf ſeiner Burg Münzenberg, Herr Schultheiß, oder drüben am Donnersberg auf ſeiner Burg, wenn er nicht gar im Lager des feigen Böhmen iſt. Herr Ulrich läßt Euch grüßen und bitten, mir zu geſtatten, das Fräulein zu ſprechen, das in Euerer Behauſung weilet; denn er möchte Kunde haben von einem Augenzeugen, wie es ſeinem Kind ergehet.“

Als der Junker Carl's IV. mit ſo unehrerbietiger Rede gedachte, runzelte tiefer noch der Greis ſeine Stirne, der Mund verzog ſich bitter, aber er ſchwieg und entfaltete die Schreiben, die er ſchnell überflog. Am längſten weilte er bei dem Schreiben des Domprobſtes. Es mußte ſehr wichtige Mittheilungen enthalten, denn der Greis las es mehrmals, allein ſeine Züge änderten ihren Ausdruck nicht im Mindeſten.

„Ich danke Euch für das Ueberbrachte,“ ſprach er endlich zu dem Sendboten. „Ihr ſollt Antwort mitbringen, wie ich ſehe; allein das geht ſchon ſo ſchnell nicht. Ueber das Erſte der Schreiben muß ich den hochedlen Rath zuvörderſt hören, und über den Inhalt des Zweiten bin ich außer Stande, Euch vor dem morgenden Tage Beſcheid zu geben. Ihr müſſet Euch daher gedulden. Wo gedenkt Ihr Einlager zu halten?“

Scharfenſtein beſann ſich. „Ich kenne die Froſche,“ ſagte er dann. „Dort denk' ich zu weilen.“

„Gut,“ entgegnete Holzhauſen; „ſo folgt mir jetzt, daß ich Euch in das Frauengemach geleite, wo Ihr Agnes, meine Pflegbefohlene, ſehen und ſprechen möget.“

Der Schultheiß legte die Briefe auf ſeinen Tiſch, und winkte dem Junker etwas freundlicher denn zuvor, indem er eine Thür öffnete.

Nach der Art und Weiſe, wie der Schultheiß den Ritter empfangen, ließ ſich der Schluß machen, daß er keineswegs einen günſtigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Indeſſen, als der amtliche Theil der Unterhaltung vorüber, und Scharfenſtein mehr als Gaſt ſeines Hauſes angeſehen war, entfaltete der Greis eine Freundlichkeit, an die der Junker kaum gedacht, der ihn für einen bärbeißigen Alten zu nehmen geneigt war. Der Schultheiß geleitete ihn in ein prachtvolles Prunkgemach, wo ſich der ganze Reichthum ſeines Hauſes in dem Geräthe und in der Ausſchmückung kund machte. Hier nöthigte er ihn, Platz zu nehmen und gab dann ein Zeichen.

Diener kamen mit ſilbernen Pokalen von kunſtreicher Arbeit, welche allerlei Scenen der bibliſchen Geſchichte darſtellte. Der goldene Rüdesheimer perlte, und Scharfenſtein mußte der Wahrheit Zeugniß geben, daß er, ſelbſt ein Rheingauer, und erzogen in dem Haus eines Prälaten, deſſen ſchwelgeriſche Tafel das Köſtlichſte zu tragen pflegte, was die Nähe und Ferne bot, niemals einen köſtlicheren Wein aus den rebenreichen, vielberühmten Höhen Rüdesheims genoſſen.

Des Schultheißen Heiterkeit nahm zu während des Morgenimbiß, den die Diener in ſeltener Leckerhaftigkeit auf die Tafel hinbreiteten. Auch Scharfenſtein ließ es ſich wohl ſein, und der Wunſch, die ſchöne Agnes zu ſehen, trat mehr und mehr in den Hintergrund, während er die Herrlichkeit des Lagerlebens auf dem Kaiſerwahlplatze mit überſprudelnder Laune ausmalte. Wenn auch Manches in der Art und Weiſe der Erzählung und in der Wahl des mitzutheilenden Stoffes dem Greiſe mißfiel, ſo lieh er doch mit ſeltener Geduld den leichtfertigen Reden ſein Ohr. Scharfenſtein beſtand, ohne es zu ahnen, eine ſcharfe Prüfung vor dem Welt- und Menſchenkundigen, den eben ſeine verlaute Zunge tiefe Blicke in das Weſen eines Menſchen thun ließ, der ihm nur von einer Seite des Beobachtens werth ſchien, inſofern er nämlich zum Gatten der lieblichen Agnes beſtimmt war, die Herr Geipel ebenſo liebgewonnen, als ſeine wackere Hausfrau und beider Tochter, Hildegard. Die Prüfung fiel aber keineswegs zu Gunſten des Geprüften aus.

Die Rückſichten jedoch, welche Herr Geipel in dieſem Augenblicke dem Abgeſandten des Kaiſers, dem Mündel des mächtigen Dompropſts und Stiftsverweſers und ſeinem Waffenbruder Ulrich von Falkenſtein ſchuldig war, ließen es nicht zu, ohne Rückſicht das zu äußern, was er eben fühlte und dachte, ſonſt würde freilich der loſe Junker in ſeiner allmählich ſchwindenden Meinung von des Schultheißen Bärbeißigkeit ſich zu beſtärken Gelegenheit in Fülle gehabt haben.

Der Morgenimbiß hatte ziemlich lange gewährt. Erſt als Herr Geipel ſah, daß ſein Gaſt nicht mehr zulangen konnte, ſtand er auf, um ihn zu den Frauen zu geleiten.

Agnes ſaß am Stickrahmen bei ihrer Freundin Hildegard, und die Frau von Holzhauſen war ebenfalls mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, die ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Als ſich die Thür öffnete und die beiden Herren eintraten, erhoben ſich die Frauen zum ſittſamen Gruß und ſchwiegen dann, bis Herr Geipel ſeinen Begleiter vorſtellte.

Scharfenſtein's Blicke verſchlangen faſt die ſchöne Agnes. Auch ein weniger geübtes Auge als das des Schultheißen müßte es augenblicklich bemerkt haben, wie mächtig der Eindruck war, den die Liebliche auf ihn machte. Gewandt wußte der Junker ſchnell ein Geſpräch anzuknüpfen, das anziehend für die beiden Jungfrauen war; beſonders glänzte das ſchöne blaue Auge der Falkenſteinerin, als er von der Verſöhnung ſprach, die des Kaiſers Milde und Lindigkeit zwiſchen den feindſelig ſo lange getrennten Brüdern zu Stande gebracht. Agnes Blicke füllten ſich mit Thränen, und wahrhaft rührend erhob ſie dankend ihr Auge zum Himmel.

Die Art und Weiſe, wie ſich Scharfenſtein benahm, bewirkte von Seiten des weiblichen Theiles dieſer Familie ein ſehr freundliches Benehmen gegen ihn. Er hielt ſich ſtreng innerhalb der Grenzen des allergemeſſenſten Anſtandes, und als er ſchied, hinterließ er eine gute Meinung. Er hatte ſich die Erlaubniß erbeten, des andern Tags wiederkommen zu dürfen, was man mit Vergnügen zugeſtand.

Wie gerne hätte Agnes etwas von Rüdiger'n hören mögen; allein der Junker erwähnte ſeiner gar nicht. Ihr ſchloß die Sitte die Lippen. Wie mußte ſie aber von der heiteren Hildegard leiden, die wohl die beſondere Aufmerkſamkeit des Ritters gegen ſie bemerkt, die ihr, der Argloſen, ganz unbemerkbar geblieben.

Der alte Schultheiß ſprach nichts über ihn und zuckte, als ihn ſeine treue Hauswirthin fragte, wie der Ritter ihm gefallen, die Achſeln etwas bedenklich. Gerade das Benehmen bei den Frauen, wo er die ſtrengſte Sitte beachtet, ließ ſeiner Meinung, daß dies Gemüth jeder Verſtellung fähig ſei, nur mehr Zuwachs kommen.

Der Ritter war indeſſen zeitig aus dem Hauſe des Schultheißen weggegangen; allein ſtatt in das ſtattliche Wohnhaus der edeln Froſche zu gehen, begab er ſich auf die Ritterſtube des Hauſes Limpurg, wo in luſtigem Zechen eine große Anzahl der Genoſſen dieſes Hauſes vereint war, und mit ihnen mehrere Ritter, welche die Stadt in ihre Dienſte genommen, Leute, deren Armuth ſolches gebot, und Umhertreiben in müßiger Luſt oder Noth es wünſchenswerth gemacht.

An ſolchen fahrenden Rittern war die damalige Zeit nicht arm. Der Zuſtand Deutſchlands bot ihnen eben recht das Feld für ihr Treiben. Gefiel es ihnen, ſo nahmen ſie bei Fürſten und Herren Dienſt oder traten in den Wehrbann mächtiger Städte zu Schutz gegen den Adel des Landes, der von ſeinen Burgen herab ſie befehdete, raubte und ſtahl. Der Zwieſpalt der Kaiſerwahl gab wieder ein neues Feld frei. Dort jenſeit des Rheines ſammelte Carl IV. bei Mainz zuerſt, dann bei Worms ſein Heer; hier that's Günther von Schwarzburg vor Frankfurt, und die Stadt ſelbſt, die im Kaiſerſtreite keine Partei zu nehmen für ihr Beſtes erkannte, bedurfte bei manchem gährenden Elemente des Zunftweſens in ihrem eignen Herzen einer Schutzwehr, die des Rathes Gebot unterthänig und ihm ergeben war.

So hatten nun manche dieſer adeligen Schnapphähne, dieſer wappen- und turnierfähigen Gaudiebe, ſich ihr ergeben für die Zeit der Gefahr gegen anſehnlichen Lohn, um die Bürger mit ihrer vielerprobten und bewährten Kampfkunſt zu unterſtützen.

Daß ſie aber ihren Sinn und Geiſt nicht jenſeit der Thore ließen, das erfuhr der Rath durch mancherlei Sträuße, die täglich vorfielen.

Unerwartet traf dann hier Scharfenſtein manchen Bekannten vom Rheine, manchen Genoſſen loſer Streiche, deren unfreiwillige Zeugen die Bürger von Mainz waren, und deren Gegenſtände ihre reizenden Töchter zu ſein ſich keineswegs für Glück und Freude achteten. Ein lauter Jubel empfing den Freund, deſſen glänzende und vollwichtige Turnoſen man kannte vom Würfelſpiele zu Mainz her, deſſen leichtfertige Geſinnung ſo wenig, als ſeine Luſt nach Abentheuern nach ihrem Geſchmack ihnen aus dem Gedächtniſſe gewichen war.

Schnell raſſelten die Würfel in den Bechern und ſchäumte der Wein im Pokale. Dabei gab es dann Erzählungen von den ſchönen Dirnen der Stadt und Kunde von mancher Kurzweil, die hier ihre Abende zu erheitern pflegten.

Scharfenſtein war ſelig in dieſem Verein. Er vergaß Kaiſer und Domprobſt, Schultheiß und Braut, ſchwelgte mit den Geſellen ſeiner Mainzer Schwelgereien; erluſtigte ſich in den Erinnerungen an Streiche, die bittere Thränen den zarten Opfern ihrer Verworfenheit erpreßt, und ſpielte das gefährliche Würfelſpiel mit jener Rückſichtsloſigkeit gegen Geld und Geldeswerth, die ihm von jeher eigen geweſen. So ſtieg die Luſt, ſo ſtieg der Taumel. Schon hatte er früh des Schultheißen edlem Rüdesheimer die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche einem verwöhnten Gaumen und durſtiger Leber nur immer möglich iſt; jetzt ſetzte er das fort. An ein Mittagsmahl wurde kaum gedacht, weil die Kumpane ſich weder im Spiele noch im Zechen mochten ſtören laſſen, und der mondhelle Februarabend ſank herab und fand ſie noch am Spiel und am Zechtiſch. Unter allen aber zeichnete ſich ein Ritter von Heppenheft als treuer Part des Scharfenſteiners aus. Er hatte dieſem eine große Summe im Spiel abgenommen und war dadurch zu einer ſchrankenloſen Fröhlichkeit geſpornt. Beider Köpfe waren ſchwer bis zum Taumeln, als ſie den Ort des Bachanals verließen, um Heppenheft's Wohnung zu ſuchen, die in der Nähe des Stifts lag, wo damals die meiſten Juden ihre Wohnungen hatten.

Arm in Arm ſchwankten laut jubelnd die Trunkenen durch die Gaſſen, und fanden erſt nach langem Suchen den Ort, wo des Ritters Wohnung lag. Laut lachend erzählte er ſeinem Freunde, daß er der Nachbar eines Juden ſei, der die ſchönſte Maid zur Tochter habe, die je die Sonne beſchienen.

In Scharfenſtein's Seele regte ſich der lüſterne Wunſch, das Mädchen zu ſehen, welches Heppenheft als die Krone der Dirnen bezeichnete. Während er behauptete, in Mainz wage es Niemand, dem Mündel des mächtigen Domprobſts zu nahe zu treten, ſchlug er vor, in des Juden Haus zu gehen.

Heppenheft ſelbſt, ſeiner Beſinnung nicht Meiſter, willigte um ſo lieber ein, als ihn die Luſt ſtachelte, die Mainzer Abentheuer zu erneuen, und ohne weitere Umſtände ſtürmten Beide vor des Juden Haus, pochten laut und verlangten Einlaß. Obwohl der Jude keineswegs ſchlief, ſo löſchte er ſchnell die Lampe aus, um ſicherer zu ſein vor den loſen Geſellen.

Dies gerade war das Mittel, die Trunkenbolde wild zu machen. Ihr Poltern wurde lauter und heftiger. Je mehr die ſtarke Eichenthür Widerſtand leiſtete, deſto höher ſteigerte es ihren Frevelmuth und Tollkühnheit.

Zum Unglücke lagen unfern des Hauſes einige Balken auf der Straße, die zu einem neuzubauenden Hauſe gehörten. Dieſe ergriffen ſie und rannten damit gegen die Thüre, daß ſie praſſelnd einſtürzte. Jetzt ſtürmten ſie brüllend in das Gebäude ſelbſt; aber der Jude ſchrie verzweifelnd um Hilfe; die Nachbarn kamen aus ihren Wohnungen hervor und der Tumult wuchs mit jedem Momente.

Als die Trunkenen einen Haufen Leute vor dem Haus erblickten, zogen ſie in halber Raſerei die Schwerdter und ſtürmten auf die Straße heraus, die Störer ihres Abentheuers zu verjagen. So lange es dem verhaßten Juden galt, waren die Bürger müßige Zuſchauer; als aber die Raufbolde gegen ſie ſelbſt ihre Waffen gebrauchten, da rief die Stentorſtimme eines vierſchrötigen Schlächters: „Haut die Krautjunker nieder!“

„Die Krautjunker nieder!“ ſcholl's im mächtigen Chore nach — und bald fielen gewaltige Streiche auf ſie, geführt mit dem Bauholze, das ihnen ſelbſt als Sturmwaffe vor wenigen Minuten gedient.

Die Kunde des Tumults war durch die Wächter zu den Ohren des Schultheißen gedrungen. Schnell erſchien er mit einer Schaar bewaffneter Bürger auf dem Orte des wildeſten Kampfs, und noch zeitig genug, um beide Ruheſtörer vor einem ſchmählichen Tode zu retten, den ſie um ſo gewiſſer würden gefunden haben, als mehrere Bürger aus tiefen Wunden bluteten.

Dem Schultheißen wichen die ergrimmten Kämpfenden, und auf den Augenblick war die Ruhe auf Seiten der Bürger hergeſtellt; allein die beiden Trunkenbolde rafften ſich jetzt auf und fielen den Schultheißen und ſeine Schaar in entſetzlicher Wuth an.

Dies war nun aber auch der letzte Auftritt des Handels. Sie wurden rücklings niedergeworfen und entwaffnet.

Der Mond ſchien zwar hell, aber im Schatten der hohen Häuſer war Herr Geipel nicht fähig, diejenigen zu erkennen, welche des Kampfes Urheber waren.

Er ließ ſie binden und in das Gefängniß abführen, ohne auch nur weiter zu fragen, wer es ſei, mit dem feſten Entſchluß, ein ernſtes Gericht zu halten am andern Tag über die Störer des Friedens und der Ruhe gemeiner Bürgerſchaft.

So ſchnell der Tumult ausgebrochen war, ſo ſchnell kehrte die Ordnung zurück. Die Bürger gingen nach Hauſe und der arme geängſtigte Jude ſuchte den Schaden ſeiner Thüre ſo ſchnell und ſo gut als möglich herſtellen zu laſſen; denn der nahende Sabbat gebot doppelte Eile.

Nicht auf die ehrenvollſte Weiſe waren die beiden Ritter zu dem Stadtgefängniſſe gebracht worden. Manche Püffe trugen ſie in verbiſſenem Grimme; denn die Bürger, höchſt ungünſtig gegen die Krautjunker geſtimmt, von denen ſie ſchon ſo manches Bittere erfahren, ſeit ſie ſich innerhalb der Mauern breit machten, pochend auf ihre Verdienſte, benutzten freudig die Gelegenheit, ihre Abneigung an zwei Gliedern dieſer engzuſammenhaltenden Sippſchaft mit thätlichen Liebkoſungen nach der Weiſe weiland Till Eulenſpiegel's zu beurkunden.

Einen Vortheil hatte dieſe bürgerliche Kurzweil für die Ritter. Der benebelnde Rauſch, welcher ſie ganz in ſeine umſtrickende Gewalt bekommen, wich dieſen mannhaften Angriffen ſo ſchnell, daß ſein Abzug mit ſeinem Anzug alle Aehnlichkeit einbüßte. Und wenn noch ein kleiner Reſt übrig geblieben wäre, ſo hätte er weichen müſſen, als der naßkalte Athem des Verließes ſie anhauchte und Moderduft verfaulenden Strohes, das zu ihrer Ruheſtatt für dieſe unheilvolle Nacht beſtimmt war, ihrer Naſe zuſtrömte. Sie wurden von den zahlreichen Wächtern, die ſich ohne Aufforderung zu thätigen Geſellen des Gefangenwärters darboten, in den finſtern Raum hineingeſtoßen, die Thüre raſſelte zu und die Nacht umfing ſie mit tiefer Schwärze; denn des Mondes Silberſtrahl fand keinen Eingang in dieſen Ort des Schreckens. Nur eine ſtille Wuth beherrſchte ihre Seele, die ſich jetzt in Flüchen Luft machte, daß Entſetzen jeden Hörer hätte ergreifen müſſen. Heppenheſt hatte nur das Eine zu beklagen, daß der Rath der Stadt ihn, da ſolcher Streiche mehr auf ſeinem ſchon ganz anſehnlichen Frankfurter Sündenregiſter ſtanden, am Ende gar aus ihren Thoren jagen, und ihn alſo früherem Elende preis geben dürfte.

Wie anders aber trat jetzt die kahle Kerkernacht vor des Scharfenſteiner's inneres Auge?! —

Er ſah jetzt die ganze Tiefe des Abgrunds ein, in welchen Frevelmuth und Leichtſinn ihn geſtürzt. Während Heppenheſt im lauten, entſetzlichen Fluchen ſeinem Grimme Luft machte, in den ſich allerdings auch noch die Reue über den Streich miſchte, den er ebenſowohl ſich als ſeinem Genoſſen zuſchreiben konnte, lehnte er ſtill und in ſich gekehrt an der Mauer und dachte nach über das Unwetter, das er über dem Haupte heraufbeſchworen und die Wege, es möglichſt ſchadlos vorüberziehen zu machen.

Da ſah er denn, wie ſchnöde er die Würde eines kaiſerlichen Abgeſandten aus dem Auge geſetzt, zu der ihn ohnehin nur unverdiente Gunſt erhoben; da erblickte er des Kaiſers und des Domprobſtes gerechten Zorn, Agnes Verachtung, des Schultheißen Hohn. Wie ſollte er entgehen dem Heere der Uebel, welches er gegen ſich heranziehen ſah? Sollte er ſtolz auf ſeine momentane Würde pochen? — Das konnte das Uebel nur ſchlimmer machen. Sollte er reumüthig bekennen und büßen? — Das wäre vielleicht das Rathſamſte geweſen, aber dagegen bäumte ſich der Hochmuth und Trotz ſeiner Seele. Er war rathlos und verzweifelte faſt. In dieſer Stimmung kam ihm Heppenheft's Toben und Fluchen höchſt ungelegen, zumal es ſich am Ende gegen ihn kehrte, wie denn überhaupt der Menſch in verzweifelter Lage gerne Schuld und Zorn auf Andere wirft, während er nur ſich ſelber anklagen ſollte.

Den quälenden Gedanken zu entgehen, wies er den Fluchenden heftig zurecht und gab Schimpf und Fluch zurück in gleicher Münze. Dies reizte den Raſenden nur noch mehr. Schäumend tappte er in der Finſterniß nach dem, der ihn, nach ſeiner Meinung, unglücklich gemacht, um ihm ſeinen Zorn entgelten zu laſſen.

Scharfenſtein war in nüchternem Zuſtande keineswegs ſo muthvoll, als er ausſprach. Er kannte Heppenheft's Berſerkerwuth aus mancher Scene früherer Tage und ebenſo das Uebermaaß ſeiner robuſten Muskelkraft, die mit der ſeinen durchaus in keinem Verhältniſſe ſtand. Er fand es daher gerathen, ein ernſtes Blindekuhſpiel mit ihm zu ſpielen, das heißt, an der runden Mauer des Gefängniſſes hinzuſchlüpfen, und ſo der Wucht der Fauſtſtreiche zu entgehen, die Jener nach ihm führte; allein er überſah dabei, daß das nur ſeine Wuth ſteigern mußte, und der ſie umſchließende Raum keineswegs groß genug war, um ihn auf die Dauer ſicher zu ſtellen. Er ſchrie alſo um Hilfe.

Der Ruf lieferte ihn aber in Heppenheft's Fäuſte. Unbarmherzig bläuete er ihn ab, ſtieß ihm den Kopf gegen die Mauer, bis er wie leblos niederſank. Mehrere Fußtritte waren die letzte Gabe der Freundſchaft, aber auch zugleich die völlige Entladung des Zorns.

— Er begann jetzt, wieder gute Worte zu geben und ſchrie ärger, als früher Scharfenſtein, um Hilfe.

Dieſe kam endlich. Der Gefängnißwärter hörte das Tumultuiren wohl, ſchrieb es aber anfänglich nur dem Rauſche Beider zu. Als jedoch der Hilferuf deutlicher ſein Ohr berührte, eilte er herzu und fand Scharfenſtein blutend aus mehreren, doch leichten Kopfwunden, welche eine Folge des Wiederſchleuderns gegen die Mauer waren.

Auch in dieſer Lage hatte feige Liſt ihn nicht verlaſſen. Obwohl die Schläge und Püffe ſeines Freundes heftig genug waren, Schmerz zu verurſachen, ſo waren ſie doch keineswegs der Art, ihn zu betäuben; vielmehr hatte er es gerathener gefunden, ſich ſo zu ſtellen, als ſei er ohnmächtig, um herberen Angriffen zu entgehen, und den Raſenden zu entwaffnen; dies war ihm gelungen, und nothgedrungen mußte er die Rolle weiter ſpielen.

Als der Gefängnißwärter die Sachlage erkannt, ſchloß er zornig ab, holte ſich Beiſtand und legte, da er nun Scharfenſtein wieder bei Beſinnung fand, nachdem ſeine Wunden mit Eſſig ausgewaſchen waren, Beiden ſehr ungemächliche Handſchellen an, welche ſich vorzüglich dazu eigneten, jede Erneuerung ihres Streites thatſächlich zu entfernen. So blieben ſie ſich, mit ihrem jetzt in Worten wieder ausbrechenden Streit überlaſſen.

III.

Am andern Tage wählte der Schultheiß das Wichtigere zuerſt zur Erledigung, die Botſchaft des Kaiſers. Saßen ihm ja doch die Ruheſtörer in ſicherer Haft und war keine Gefahr vorhanden, daß ſie ihr entſprängen, da der Gefängnißwärter die Vorgänge des Spätabends getreulich berichtet und auch die Art der Abhilfe nicht verſchwiegen hatte.

Die Botſchaft Günther's von Schwarzburg betraf nichts Anderes als das erneuerte Geſuch, ihm, da der Böhme jeden Kampf vermeide, die Thore der Wahlſtatt zu öffnen.

Der Rath der Stadt kam gegen Mittag zuſammen. Mehrere Glieder deſſelben, beſonders Herr Froſch, der perſönlich für Günther'n war, ſtimmten für die Oeffnung, da der Kaiſer ſchon lange vor den Thoren gelegen, und wenn man ihn einließe, gewiß zahlreiche Gnaden von ihm zu erwarten ſtänden, die man ja auch zu Gegenſtänden einer Unterhandlung machen und als Bedingungen aufſtellen könne.

Der Schultheiß hielt jedoch mit eiſerner Strenge auf den Privilegien der Stadt, auf dem Rechte, das ſie beſitze, machte aufmerkſam auf die Gefahr, die für ſie darin läge, wenn ſie tollkühn ſich Einem der beiden Kronanſtrebenden hingäbe, da noch kein Kampf Statt gefunden und man, da Carl bei Worms ſich rüſte, ja doch nicht wiſſe, auf welche Seite ſich die Schale neige. Er ließ, ohnehin mit dem edeln Froſch etwas geſpannt, leiſe einfließen, daß es ſchiene, als habe der Geſandte ihn ſehr für den Kaiſer eingenommen. Froſch fuhr auf und fragte, erzürnt ob des ihm zugefügten Unrechts, welcher Geſandte das ſei?

Der Schultheiß nannte Scharfenſtein.

Froſch ſah ihn erſtaunt an. „Ich kenne den Menſchen nicht!" rief er aus.

Der Schultheiß wußte nicht, was er ſagen ſollte. Er erzählte die Thatſache und das perſönliche Mißverſtändniß löſte ſich ſchnell wieder in den Gang der nöthigen Verhandlungen auf. Dieſe aber zogen ſich bis tief in den Nachmittag hinein und endigten mit einer abſchlägigen Antwort, die jedoch mit den Verſicherungen treueſter Geſinnung verwoben war, um das Bittere zu tilgen.

Als der Schultheiß heimkehrte, theilte er ſeiner Familie das ſeltſame Benehmen des Junkers mit und fragte, ob er nicht dageweſen. Als dies verneint wurde, ſtieg ihm eine dunkle Ahnung auf.

Er ſann eine Weile nach; dann ſagte er zu ſich ſelbſt: „War der Bube Einer der Ruheſtörer, ſo fühle er den Arm der Gerechtigkeit und lerne ehren die Ordnung in unſerer Stadt Vielleicht" — ſetzte er in ſich hinzu, „gibt dies ein Mittel ab, die unglückliche

Agnes zu bewahren vor einer Verbindung, die ſie nur elend machen wird.“

So kam die Nacht, und die Ritter ſahen weder die Stunde der Entſcheidung, noch die der Erlöſung. Die Noth zwang ſie zur Ruhe, die Ruhe zur beſonnenen Ueberlegung. Für Heppenheſt, der ſtets ein wüſtes, irres Leben geführt, hatte die Lage der Umſtände nur eine unangenehme Seite, die, daß er wohl wieder auf die alte, nur durch die Aufnahme in den Wehrbann der Stadt unterbrochene Bahn würde hingewieſen werden. Anders bei Scharfenſtein, der erſt jetzt das Ganze überblickte, das für ihn von allen Seiten her ſchmerzlich erſchien. So war denn die Unterhaltung ſehr karg, und Jeder hing ſeinen Gedanken nach.

Erſt am andern Morgen wurden ſie, gefolgt von den Gaſſenbuben und dem müßigen Geſindel, auf das Rathhaus geführt. Mehr als Todesqual war es für Scharfenſtein, daß er mit Handſchellen durch die Stadt geführt wurde und gar unter den Fenſtern des Hauſes des Schultheißen vorüber Vergehen hätte er mögen, als jetzt Agnes Auge dem ſeinen begegnete, das verſtohlen den Weg nach dem Fenſter nahm Die Sinne vergingen ihm ſchier und halb bewußtlos kam er eben an, wo mehrere Glieder des Raths und der Schultheiß zu ſcharfem Gerichte ſaßen.

„Ihr hier?“ rief der Schultheiß, als er ſeiner anſichtig wurde. „Ihr ein Störer der öffentlichen Ruhe und Ordnung in unſerer Stadt, der im Rauſche des Kaiſers Kammerknechte anfällt?“

Scharfenſtein raffte die ganze Frechheit zuſammen, die er in nicht geringem Grade beſaß, jetzt aber kaum ſammeln konnte. Er machte zu ſeiner Vertheidigung geltend, daß er in die Geſellſchaft alter Bekannter gerathen ſei und unkundig der Tapferkeit im Humpenſtechen ſchnell des Weines Beute geworden, und dann von Heppenheſt im Rauſche zu dem Frevel an dem Juden verleitet worden ſei.

Ehe noch der Schultheiß reden konnte, fiel Heppenheſt ein: „Glaubt's nicht, Herr Schultheiß; er verſteht das Trinken ſo, daß er überall, und ſelbſt in Mainz, als Meiſter gilt, und was das

Kurzweilchen betrifft, ſo iſt er im Mädchenjagen eben auch kein Neuling, und könnte Mancher von ihm mit Gewinn lernen!" Ein Blick, der Tod und Verderben drohte, flog dem Leichtſinnigen zu, der ſich in ſein Geſchick zu ergeben begann; aber der würdevolle Greis donnerte dem Unberufenen zu:

„Schweigt, bis wir Euch fragen!" Und zu Scharfenſtein gewendet, ſprach er: „Es thut mir leid um Euch; allein ich kann nichts thun, als was das Recht unabänderlich Euch zuſpricht."

Jetzt rief Scharfenſtein: „Ich bin des Kaiſers Geſandter! Wagt's, länger dieſe Schmach mich dulden zu laſſen!"

„Der Kaiſer hat Herolde, die ſonſt ſeine Botſchaften bringen. Euch fehlt Wappen und Stab und Rock;" ſprach mit eiskalter Ruhe der Schultheiß. „Briefträger waret Ihr wohl; aber deſto ſchlimmer, daß Ihr Euch ſo unwürdig betragen konntet. Um es kurz zu machen, ſage ich Euch, Ihr habt die Ruhe der Stadt geſtört durch wilden Frevel, habt mit blanker Waffe Bürger angefallen und verwundet, ſo ſeid Ihr dem Gerichte des hochedlen Rathes verfallen, aus deſſen Buße Euch Niemand befreien kann."

Die Zeugen wurden jetzt vorbeſchieden. Der Jude und die Nachbarn beſtätigten die bekannten Umſtände des Frevels und ließen keinen Zweifel übrig. Zum Glücke waren die Verletzungen, welche mehrere Bürger erlitten hatten, unbedeutend. Sie wurden in eben der Weiſe wieder in das Gefängniß abgeführt und nichts änderte ſich in dem Zuſtande ſelbſt mehrere Tage hindurch.

Im Lager fiel es allerdings, beſonders im Rathe des Kaiſers, auf, daß Scharfenſtein nicht zurückkehrte und keine Kunde brachte. Der Domprobſt, deſſen Liebe zu ſeinem Mündel wahre Affenliebe war, konnte kaum ſeine Entfernung dulden. Anfangs überredete er ſich, der Reiz der jugendlichen Agnes feſſele ihn ſo ſehr; als aber der dritte Tag hinabſank und keine Kunde kam, da erſchrack er heftig, und noch mehr, als ein Bote endlich die Antwort des Raths überbrachte, der feſthielt an ſeinem geheiligten Recht, aber bereit war, die Thore zu öffnen, wenn die geſetzliche Zeit verfloſſen ſein würde. Der Bote wurde zum Domprobſte beſchieden und erzählte die ganze Mähr von Scharfenſtein's wildem Unfug und des Schultheißen unbeugſamem Sinne. Den kannte wohl allerdings der Domprobſt aus früherer Zeit und ihm wurde ernſtlich bange. Wohl ſah er, von Zorn erfüllt, des Mündels Ungebühr ein, aber die Liebe ſiegte und er beſchloß, Alles aufzubieten, um ihn aus Holzhauſen's Gewalt zu befreien. Wie übrigens dieſer fatale Umſtand auf das Verhältniß zu Agnes wirken werde, mochte er ſich jetzt kaum geſtehen, weil der Gedanke, ſie Scharfenſtein vermählt zu ſehen, zu den theuerſten ſeines Herzens gehörte, die er nicht einmal als ſchwierig denken mochte, geſchweige denn als unmöglich.

An des Kaiſers Güte ſich zu wenden, ſeine Vermittelung anzuſprechen, war der erſte Vorſatz, zu deſſen Ausführung er ſogleich ſchritt.

Günther hörte ihn an mit Aufmerkſamkeit. Er wußte, was er dem charakterfeſten Kirchenfürſten ſchuldete, was er bei der Zeiten und Zuſtände Ungunſt zu ihm ſich zu verſehen hatte. Und doch ließ es ſein biederer, keuſcher Sinn nicht zu, des Junkers Unbill zu entſchuldigen. Nach einigem Schweigen ſprach der edle Schwarzburger ſeinen ganzen Unwillen gegen die Verletzung des kaiſerlichen Kammerknechts, die Störung des Stadtfriedens und Auflehnung gegen den Rath der Reichsſtadt aus, rügte die loſe und entſittete Lebensweiſe des jüngern Theiles der Ritterſchaft und tadelte des Domprobſts allzu große Nachſicht gegen ſein Mündel. Der Domprobſt verſchluckte nur ungern die Pillen, welche er empfing; doch ſein Gewiſſen war mit dem Kaiſer im Bund. Er mußte ſich ſelber geſtehen, daß er zu große Schonung dem Knaben und Jüngling erwieſen, der ſchon in Mainz ſo oft die Sitten mit Füßen getreten hatte. Nach ſolchen Aeußerungen fürchtete er faſt, der Kaiſer werde die Bitte, ſich für Heinrich zu verwenden, abweiſen; allein ſein Herz wurde erleichtert, als Günther hierauf lachend ſagte:

„Ihr wiſſet, Hochwürdigſter Herr und Freund, daß der Böhme die Fürſten gen Kaſtell, ſo gen Mainz überlieget, berufen hat, zum Heereszuge gegen uns. Wir haben eben dahin ein groß Tournier bei unſern Freunden im Reich anſagen laſſen. Zu ſolchem bedürfen wir der rüſtigen Kämpfen, wie Euer Mündel iſt. So mag denn Gnade vor Recht ergehen um Euretwillen!“ — Er wandte ſich und ließ den Arzt Freydank rufen.

Bald darauf trat im ſchwarzen, pelzverbrämten Talar ein Mann herein, deſſen edles Geſicht ſchnell für ihn einnehmen mußte. Er war in den mittleren Jahren und eines ernſten, faſt ſchüchternen Weſens.

„Meiſter Freydank,“ redete ihn freundlich, faſt zutraulich, der Kaiſer an, „ich weiß, Ihr ſeid ein Kind Frankfurts, und Eure Kunſt gilt viel in ihren Mauern. Kennet Ihr den Herrn Schultheiß Geipel von Holzhauſen wohl, unſern edlen Freund?“

Der Doctor neigte ſich tief und bejahte die Frage, indem er hinzuſetzte, er habe als Arzt ihn mehrmals behandelt und genöſſe ſeines beſonderen Vertrauens.

„Deſto beſſer,“ verſetzte der Kaiſer. „So gehet hin und meldet ihm unſern Gruß und unſern Wunſch, den Ritter Heinrich von Scharfenſtein uns zu überlaſſen, ſintemal er verfallen ſei des Reiches hohem Richteramte durch den Frevel, ſo er geübt an unſern Kammerknechten. Bietet Alles auf, dieſen unſern Wunſch ins Werk zu richten.“

Der Arzt neigte ſich abermals und zog ſich ſtille zurück, während dankend der Domprobſt den Kaiſer verließ.

IV.

Wo der Feldberg ſein dunkelbelaubtes Haupt in die reine Luft erhebt und herrſchend über die anderen Höhen weg ins reichgeſegnete Mainthal und in die blühende Wetterau blickt, da ſiehet das Auge des Wanderers die Ruinen einer Burg, die gebieteriſch noch jetzt in die wald- und fruchtreiche Landſchaft ſchaut, die einſt vor ihr ſich zitternd gebeugt. Obwohl in Trümmern liegend, kündigen doch ihre Mauern, ihre ſtolze Warthe und die kühne Lage es an, daß ſie einſt der Sitz eines mächtigen Geſchlechtes war, und daß da, wo jetzt Kauz und Falke horſten, ein fröhlich Ritterleben Säle und Räume erfüllte. Es iſt die Burg Falkenſtein, die Wiege eines großen Geſchlechtes. Die Lage des Schloſſes war kühn und feſt. Noch von den Ruinen ſchweifet der trunkene Blick in eine der ſchönſten Landſchaften, die es geben mag im Reiche. Dort thürmen ſich Altking und Staufen und des Reichenberg's Höhe, hier lehnt ſich die Burg gleichſam an des Feldberges bewaldete Bruſt. Im Vordergrunde ruht hier das alte Königſtein, dort das nicht weniger alte Kronberg, deſſen Burg einſt ein ruhmvoll Geſchlecht umſchloß, nahbefreundet in Fehde und Luſt den Falkenſteinern. Dörfer, ſo freundlich und friedlich, blicken aus dem Gürtel ihrer Obſthaine hervor, oder ruhen von dunklem Waldkranz umſchloſſen, oder im Schooß einer üppigen Fruchtflur. Mühlen und Höfe blicken hier und dort hervor. Je mehr ſich das Gelände zum ſilberhell dahinfluthenden Main abſenkt, deſto mehr tritt der Wald ſeine Herrſchaft an den Pflug ab, der ſeine geraden Furchen zieht, um den Segen der Erndte zu bergen, und die weite Ebene bildet ſich, die auf beiden Flußufern ſich hindehnt, hier das freundliche Höchſt mit ſeiner ſchlanken Warthe umſchließt, dort des Landes Schmuck und Segen, die ſtolze Freiſtadt am Maine mit ihren Häuſermaſſen, ihren Thürmen und Warthen und dem Alles beherrſchenden Dome.

Es war zur Vesperzeit an einem der ſonnenhellſten Tage des Junius im Jahre 1349, als von Frankfurt her ein Fähnlein reiſiger Knechte den Weg gen Falkenſtein verfolgte. An der Spitze des reiſigen Haufens ritt ein junger Mann, deſſen Wangen bleich, deſſen Auge düſter, deſſen Stirne tief gefurcht aus dem weitgeöffneten Viſire herausſah.

Kaum war Rüdiger's von Wiltberg ſonſt ſo heiter lächelndes, blühendes Antlitz mehr zu erkennen. Es lag aber auch ein halbes Jahr voll entſetzlicher Ereigniſſe hinter dem jungen Mann, ein halbes Jahr, das zehn Jahre des Lebens aufwog durch ſeine Erfahrungen, ſeine Leiden und ſeinen Schmerz. Düſter ritt er dahin. Noch konnte ſein Auge die Burg nicht ſehen, nach der oft ſehnſüchtig ſeine trüben Blicke ſuchten. Die Reiter ehrten die ſchwermüthige

Stimmung ihres Führers. Sie ritten in anſehnlicher Entfernung hinter ihm drein und wagten's nicht, durch lautes Geſpräch ihn ſeinen Gedanken zu entfremden. Nur leiſe flüſternd beſprachen ſie Vergangenheit und Gegenwart.

Auch auf der Burg Falkenſtein ſah es anders aus, als damals, da Rüdiger mit Herrn Ulrich von Falkenſtein in das Kaiſerlager von Frankfurt ritt.

Damals war ſein treuer Pflegevater noch rüſtig geweſen. Seitdem aber erlag er ſchwerem Gepreſte. Eine Krankheit hatte ihn, als Rüdiger im Heere Günther's von Schwarzburg in den Rheingau hinabzog, aufs Siechbette geworfen. Zwar ſtand ihm die ſanfte, treue Agnes pflegend zur Seite und eines Frankfurter Arztes weiſe Kunſt hob das Uebel; jedoch nur ſcheinbar. Tief im Innern der Bruſt fraß gierig das Uebel am Leben eines Mannes, der treu und edel war, und zerſtörte die edelſten Wurzeln in langſamem Siechthum. Agnes ſah ſeine Kräfte ſchwinden, und ihr kindliches Herz blutete. Dieſer Kummer nagte ohnehin ſchon an ihrem Innern, ſeit ſie wußte, daß man ſie zur Braut Scharfenſtein's beſtimmt, deſſen ruchloſes Leben ſie verabſcheute. Mit dem Tod ihres Vaters drehte ihr dies Loos noch gefährlicher; denn alsdann wurde ja Kuno, der Domprobſt, ihr Vormund, dieſer herrſchſüchtige, nur an Gebieten bei ſich, an blindes Gehorchen bei Anderen gewöhnte Mann. Und der, dem ihr Herz gehörte, war fern. So fehlte ihr Stütze und Troſt in dieſer ſchmerzlichen Lage.

Gerade an dem Tag, als Rüdiger ſich der Burg näherte, war Herr Ulrich beſonders übel. Nur ſehr ſchwer konnte er athmen, und es koſtete ihn ſehr viel Anſtrengung, wollte er die hoch angeſchwollenen Beine bewegen, um ſeinen Sitz im Lehnſtuhle, wo er halb ſaß, halb lag, zu ändern.

Anſelmus, der Beichtvater und Schloßkapellan, auch Pfarrer in Weiskirchen, ſaß bei ihm. Er hatte ihm vorgeleſen aus einer Chronik früherer Tage manche ſeltſame Kunde. Ulrich gähnte beträchtlich bei der trocknen Unterhaltung, und Agnes ſaß unfern des Fenſters, durch welches ihr Blick in die blühende Landſchaft ſchweiften. Thränen umdüſterten ihn. Sie dachte an des Theuern Tod, an ihr Verwaiſen, an Rüdiger's Fernſein in dieſer ſchweren, ſie ſo tief beugenden Zeit, und ſo ſank ſie in ein Meer von Gedanken, Wünſchen und Hoffnungen, die ſich mit banger Beſorgniß vermiſchten. Endlich löſte ſich all dies widerſtrebende Wünſchen, Denken und Fühlen in ein kindliches Gebet auf, das leiſe, leiſe aus des Herzens Tiefen zu dem emporſtieg, in deſſen Hand die Fäden ruhen, die ſich zum Gewebe unſerer Geſchicke einen und durchkreuzen.

Da blitzten plötzlich Lanzen und Helm und Pickelhauben aus der Ferne in ihr Auge. Sie richtete ſich auf: ſie wiſchte die Thränen weg, die des Auges Dienſte hemmten. — Jetzt ſah ſie's deutlicher — ja, das war ein Reiterzug, und an ſeiner Spitze glänzte im ſtählernen Bruſtharniſch ein Ritter. — Eine freudig bange Ahnung zog durch ihre Bruſt, wie des Windes Hauch durch die Saiten einer Aeolsharfe. Sie wagte noch nicht zu reden. — Da tönte von der Warthe des Wächters Horn dreimal mächtig durch alle Räume der Burg.

Der alte Burgherr fuhr auf aus dem Halbſchlummer, in den ihn des Paters Leſen gelullt. Er richtete ſich auf, als wenn die Kraft noch aus beſſeren Tagen in ihm wäre. „Was iſt das?“ rief er aus. „Es nahen Bewaffnete der Burg!“ —

„Auch ich ſah ſie ſchon eine Weile,“ ſprach zitternd Agnes; denn ſie wagte es noch nicht, auszuſprechen, was die ahnende Stimme der Bruſt ihr verkündete.

In dieſem Augenblick ertönte zum zweiten Male das Wächterhorn. Es war ein lang gehaltener, allmählich erſterbender Ton.

„Ha!“ rief der Ritter, und ſein Antlitz leuchtete vor Freude, „es ſind Freunde; es iſt ſicher Rüdiger mit meinen Mannen!“

„Er iſt's!“ rief jetzt die glückliche Agnes, die ſchon die Farben der Schärpe erkannte, die ſie ſelbſt ihm im Hauſe Herrn Geipel's von Holzhauſen geſtickt, und den Helmbuſch, der vom Kleinode des Helmes hernieder floß.

In der Freude ſeines Herzens wollte Herr Ulrich aufſpringen, aber er ſank ſeufzend zurück in den gepolſterten Stuhl; doch Agnes ließ ſich nicht halten. Sie flog hinab, dem Theuern entgegen.

Die Zugbrücke rollte jetzt nieder, das Burgthor auf, und auf dem gewundenen Wege ſtürmte der Ritter heran mit ſeinen Begleitern.

Im Hofe drängten ſich die Diener und Mägde. Alles wollte dienen, Alles helfen und gefällig ſein.

Ehe noch Rüdiger aus dem Bügel war, ſtand ſchon die Liebliche, das Bild ſeiner Träume, vor ihm. Uebermannt von dem Gefühle, das mächtig ſie durchglühte, flog ſie rückhaltlos an ſeine Bruſt. Seliger Moment! Du machſt vergeſſen die Leiden und Schmerzen vergangener Tage, du heiterſt auf den Himmel der Gegenwart und raubſt der dunkeln Zukunft ihre Schrecken! Die Röthe kehrte auf des Ritters bleiche Wangen, die Wonne in den trüben Blick zurück und die Falten der Stirne waren geglättet! — Auch droben im Gemache harrte ſein ein ebenſo herzliches Willkommen, wenn auch andere Gefühle ihm zur Wurzel dienten. Nur Anſelmus war weniger herzlich als ſonſt. Dieſe Aenderung, die jedoch weder der Ankommende, noch Eins der beiden durch ſeine Ankunft Beglückten merkte, hatte ihren guten Grund.

Zwar hing Anſelmus mit Liebe an dem Ritter; denn er war ſein Lehrer geweſen und hatte die erſten Keime ſeiner geiſtigen Entwickelung befruchtet, daß ſie zu dem heranreiften, was jene Zeit von dem forderte, dem vorzugsweiſe der ehrenvolle Dienſt der Waffen zum Berufe geworden war. Seine Geſinnung gegen ihn hatte ſich auch eigentlich nicht geändert, aber es waren höhere Rückſichten, welche ihn leiteten. Der Domprobſt war nicht lange nach der Ausſöhnung der Brüder in Falkenſtein geweſen. Er kannte dieſen Anſelmus wohl, wußte recht gut, wie unter dieſer gutmüthigen Miene eine Schlauheit wohnte, die nicht leicht ſeiner gefunden werden mochte; ihm war es bekannt, daß Habſucht, Genußſucht und Ehrgeiz, die drei Götzen dieſer Welt, eine gewaltige Herrſchaft über dieſe Prieſterſeele übten, unter deren Einfluß jede andere Rückſicht in gemeſſene Schranken gedrängt wurde. Ihm ſchien er ein recht brauchbares Werkzeug, ſeine geheimen Pläne zu erzielen. Es war ihm ſchon längſt bekannt geworden, daß Herr Ulrich durch rechtskräftige, ſelbſt vom Kaiſer beglaubigte Urkunden Rüdiger in ſeine Ganerbſchaft aufgenommen, Afterlehen von hoher Bedeutung ihm ertheilt hatte. Dieſe zu vernichten und ſomit Rüdiger's Anſprüche gänzlich zu tilgen, jeden Einfluß auf Agnes, den er in ihrer Nähe fürder üben konnte, wegzuſchneiden und ſich ſo den Weg zu bahnen, den Unbequemen zu entfernen, das war der Plan, den der Dompropſt ausgedacht, zu deſſen vollziehendem Werkzeuge er ſich den Pater Anſelmus erſehen.

Die Ausſicht auf eine Domherrnpfründe, die Cuno aus der Ferne herüberſchimmern ließ, reichte hin, den heiligen Mann völlig zu ſeinem blinden Werkzeuge zu machen. Er ſchwur ihm zu, ſeine Abſichten vollſtändig ins Werk zu ſetzen. Ruhig kehrte Cuno nach Frankfurt zurück, wo er ſich noch immer damals aufhielt, weil die Spänne zwiſchen der Parthei Günther's von Schwarzburg und Carl's IV. noch als unausfüllbare Kluft gähnte. Er war vollkommen überzeugt, daß Anſelmus Alles aufs Pünktlichſte vollziehen, auch das Herzensbündniß, das, wie er wußte, zwiſchen Agnes und Rüdiger'n beſtand, auf alle Weiſe zu löſen ſtreben würde.

Als Rüdiger eintrat, wollte die alte Liebe des Lehrers zum wackeren Schüler ſich wieder regen. Die Schlauheit hätte, wäre ſie wirklich nicht mehr vorhanden geweſen, doch ſicherlich ihr Gewand geliehen; allein es regte ſich das Gewiſſen in der geiſtlichen Bruſt. Was hatte ihm dieſer junge Mann gethan, daß er jetzt ſo tückiſch, feindlich gegen ihn handeln und ihm die Mittel rauben ſollte, die künftig ſeine ehrenvolle Exiſtenz ſicherten? War das der Lohn für die treue Liebe, den unwandelbaren Gehorſam, den ſtets regen Eifer, ihm gefällig zu ſein? In Anſelmus war noch nicht ſo ganz alles Gute erſtickt, daß er nicht ſeine eigene Verworfenheit hätte fühlen ſollen; allein ſo viel Macht hatte er auch wieder nicht, um dem Beſſern den Sieg zu geben. Aus dieſem Zerwürfniß im eigenen Herzen floß die befangene Begrüßung des jungen Ritters. Es war ein Glück für Anſelmus, daß jetzt Niemand auf ihn Acht hatte. —

Nicht lange dauerte es, da ſprach er leiſe in ſich hinein: „Ich gehorche meinem Oberen; was habe ich mir über das Wie lange Kummer und Sorge zu machen?“ Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als wiſche er damit jeden Vorwurf hinweg, den das Gewiſſen ihm etwa machen könnte. Die Schlangenklugheit hatte nun ihre Obmacht gewonnen — und — heiter lächelnd trat er zu dem Ritter und gab ihm ſeine Benediction. —

Es war eine geraume Zeit unter den Bezeugungen der Freude hingegangen, ehe Rüdiger daran dachte, den Helm und Harniſch abzulegen. Herr Ulrich erinnerte ihn zuerſt daran. Agnes ließ es ſich nicht nehmen, ihm den ſchweren Helm zu löſen und das Wehrgehänge von ſeiner Schulter zu nehmen. Mit ſeligen Gefühlen im Herzen ließ es Rüdiger geſchehen, und das Bild eines künftigen häuslichen Glückes trat vor ſeine Seele mit allen ſeinen unnennbaren Zauberreizen. Nur die Vorſtellung, wie ſchwer das geſchehen könne, fiel wie ein dunkler Schatten auf dies lachende Bild. — Er ſtand auf und ging auf ſeine Kammer, um die Gefühle zu verhehlen, die jetzt ſein Herz beſtürmten. Als er darauf wieder in das Gemach trat, harrte ſein ſchon Herr Ulrich und beſtürmte ihn mit Fragen zur Erläuterung der dunkeln Gerüchte, welche zu ihm gedrungen waren.

„Er iſt todt, der edle Günther,“ ſprach er, „und Deutſchland hat an ihm einen ſchwerern Verluſt erlitten, als es bis jetzt noch weiß. In ſeiner Hand, die feſt und mild zugleich des Reiches Zügel hielt, hätte wohl allein das Mittel gelegen, die feindliche Spaltung im Reiche herzuſtellen und auszuſühnen; ihm allein war es gegeben, indem er Alle in Liebe zu ſeiner Perſon vereint hätte, Schranken zu ſetzen der Anmaßung einzelner Fürſten, beſonders der geiſtlichen Herren, die, wie ſie über die Gewiſſen herrſchen, auch herrſchen möchten in weltlichen Dingen; er hätte den Landfrieden zurückgeführt — er — o daß er geendet, ehe er begonnen! Iſt es denn wahr, mein Sohn, daß das edle Leben durch tückiſches Gift geendet?“ —

„Höret mich an. Ich bin im Stande, genauer den Hergang

Euch zu berichten, denn irgend Jemand, weil ich ſelbſt eine Ahnung hatte von dem, was leider ſich dennoch ereignet, und mir zu wachen über das theuere Leben des edeln Kaiſers als heiliges Ziel ſelber vorgeſetzt hatte.“ —

„Du?“ fragte nicht ohne Erſtaunen Herr Ulrich.

„Als wir noch im Lager ſtanden, da fiel dem braven Hans Marſchall von Saneck und mir Einer auf, der ſich Arras nannte und zu Günther's Parthei hielt. Wenn je der Teufel in einer Menſchenlarve ſteckte, ſo war es dieſe. Er hatte mit Niemand engeren Verkehr als — vergebt, wenn ich es gerade ausſpreche, mit Scharfenſtein, dem Mündel Eures Herrn Bruders, des Dompropſts. Durch dieſen ſuchte er ſich an den edeln Meiſter Freidank von Heringen anzuſchmiegen, den ich von früherer Zeit her, wie Ihr wiſſet, kannte; aber der Arzt hatte einen Schrecken vor dem Menſchen, daß ihn in ſeiner Nähe ſchier eine Gänſehaut überlief. Als Freidank acht Tage in Frankfurt zubrachte, um Scharfenſtein zu befreien, der in ſicherer und ſchwerer Haft in Frankfurt ſaß ob ſeiner liederlichen Streiche, da wußte es Arras möglich zu machen, daß er den Knecht des Arztes gewann. Es war ein Böhme von Geburt, rothhaarig, ſcheel und gräulich verwachſen, kurz eine Creatur, die Einen zittern machte, wenn man ihrer nur anſichtig wurde. Ewig ſteckte er im Laboratorium des Doctors, braute Tränke aus Kräutern und mancherlei anderen Dingen, ſo eine geheime Heilkraft beſitzen.

Der Arras hatte Geldes die Fülle. Das war der Schlüſſel zu des Laboranten Herzen. Bald waren ſie einig. — Ich habe, als Freidank wiederkehrte, ihn getreulich gewarnt vor dem gräulichen Unholde, den er hegte und pflegte. Er lächelte nur und meinte, ich ſähe Geſpenſter am hellen Tage. Der Ralph ſei ſo treu wie Gold, und ſolchen Menſchen finde er nicht wieder, wenn er auch die halbe Welt durchziehe. Immer hatte der Arras und der Scharfenſtein heimlichen Verkehr mit dem Ralph. Freidank meinte, ſie möchten wohl ſich Liebestränke und ſolcherlei Arzneien von ihm kaufen, die er beſonders zu miſchen verſtehe, und ſolches ſagte ihm auch der

Laborant. So kam es dann, daß wir endlich in die Stadt zogen. Als aber der treuloſe Böhme, Carl IV., den Frankfurtern die Meſſe entzog, um ſie zu ſtrafen für ihre Neigung zu dem Schwarzburger, als er nach Kaſtel bei Mainz des Reiches Fürſten zum Heerbanne gegen Günther aufrief, und der edle Fürſt höhnend ein ſtattlich Turnei nach Kaſtel beſtellte, da war es Zeit, daß wir hinabzogen, um Schwerdt gegen Schwerdt uns zu meſſen mit den Abtrünnigen in ehrlicher offener Feldſchlacht. — Ihr habt von dieſen Begebniſſen gewißlich Alles erfahren, da es in Eurer Nähe ſich zutrug. Nachdem Kaſtel niedergebrannt war, zogen wir gen Eltville im Rheingau und lagen allda. Der edle Fürſt hatte ſich wohl erkältet; denn ihm war's nicht ganz geheuer, und er begehrte von Freidank einen Trank, der einen heilſamen Schweiß hervorrufe und ihn heile.

Gerade an dem Abend ſchlichen Arras und Scharfenſtein zu dem Knechte. Einige wollen es mit eigenen Augen geſehen und gehört haben, daß die Beiden ihm viel glänzendes Gold in den Lederſchurz geworfen, und er darauf geſagt habe: „Ihr ſollt ſehen, daß ich euch nicht täuſche.“

Noch ſaß der Kaiſer fröhlichen Muthes bei der Tafel, als die beiden Ritter eintraten und ſich unter die Gäſte miſchten. Darauf trat der Freidank herein, heiteren Antlitzes, und hinter ihm folgte der Ralph mit teufliſchem Grinſen, und trug eine zierliche Schüſſel, darauf ein goldner Becher ſtand.

Freidank nahte ſich dem Kaiſer und reichte ihm das Gebräu.

Der Kaiſer aber ſagte lächelnd: „Seid Ihr mein abſonderlicher Mundſchenk heute, ſo thut auch Eure Pflicht als ſolcher und kredenzt mir den Becher, den Ihr mir bereitet.“

Freidank neigte ſich lächelnd, nahm den güldenen Becher zierlich in ſeine Hand und that auf ſeines Kaiſers Wohl einen tüchtigen Zug aus dem Becher, und reicht ihn dann dem Kaiſer, der ihn in einem Zuge bis zu den Hefen leerte.

Seltſam war es anzuſchauen und unheimlich, als der Arzt trank. Die rothen Haare des Ralph ſträubten ſich empor und ſein kupferig Antlitz wurde weiß wie Kreide. Auch machte er Miene, als wolle er den Arm ſeines Herrn faſſen und ihn zurückhalten, daß er nicht trinke; allein es war zu ſpät. Schnell eilte er hinaus, und Arras und Scharfenſtein folgten ihm und verſchwanden alsbald. Aber ein Schiffer erzählte des andern Tags, an ſelbigem Abend ſeien zwei Ritter eilig an den Rhein geſtürmt und hätten verlangt, daß er ſie mit ihren Roſſen überſetze. Für ſchweres Geld hätte er ſich dazu verſtanden. Als ſie eben hätten abſtoßen wollen vom Ufer, da ſei ein kleiner buckliger Menſch in raſender Haſt daher gelaufen und habe mit überſetzen wollen. Das hätten die Ritter anfänglich nicht dulden wollen; doch habe endlich der Eine den Andern beredet, den er Arras genannt, ihn mitzunehmen. Darauf ſei er denn auch eingeſtiegen und habe viel mit dem Arras in wälſcher Sprache geredet. Er, der Schiffer nämlich, habe am Ruder geſtanden und auf den Strom geblickt; da habe es plötzlich einen ſchweren Fall ins Waſſer gethan, er habe einen gellenden Schrei gehört, aber nichts weiter geſehen. Darauf hätte der Arras geſchrien, der Kleine ſei in den Rhein geſtürzt, aber keine Miene gemacht, ihm beizuſpringen, und ſo ſei er elendiglich ertrunken. Ihm aber ſei es unheimlich geworden, weil es ihn bedünken wollen, als hätte der Arras den Kleinen mit Vorbedacht in die Wellen geſtürzt.“ —

Den alten Ritter überlief es bei dieſer Erzahlung eiskalt. Agnes hatte ihre zarten Hände angſtvoll gefaltet, und ſelbſt Anſelmus gab ſich ganz dem Eindrucke hin, den eine Mähr dieſer Art hervorbringen mußte. Rüdiger, ſelbſt bewegt von der ſchmerzlichen Erinnerung an ein Ereigniß, das tief und unheilbringend in ſein Leben einzugreifen drohte, ſchwieg lange, als müſſe er ſich neue Kraft ſammeln, das Entſetzliche zu ſchildern. Alle hingen geſpannt an ſeinen Lippen.

„Schon in der Nacht, die auf den Abend folgte,“ fuhr er endlich nach dieſer Pauſe fort, „zeigten ſich bei Freidank die Folgen des unſeligen Gebräues, das der ſchändliche Ralph gemiſcht. Des Arztes Körper war ſchwächlich von je. Nachtwachen und eifriges Studium ſeiner Kunſt, die er in ſo hohem Grade beherrſchte, mochten ſeine Kräfte geſchwächt haben, daß ihn ſchneller des genoſſenen Giftes Gewalt anfaßte. Er ſprang auf und rief nach Ralph, aber der Unhold war gänzlich verſchwunden. Dieſer Umſtand beſtärkte ſeinen Verdacht. Ich wohnte ganz in ſeiner Nähe, im Haus eines Hufſchmieds, der früh aufſtand, um das Eiſen zu hämmern. Er ließ mich wecken und kündigte mir an, wie wahr meine Furcht geworden. Schnell bereitete er wirkſame Gegengifte in hinlänglicher Menge und nahm ſie. Doch — was ſoll ich euch das grauſenhafte Bild ſeines Todes entwerfen! Nach drei leidenvollen Tagen drückte ich dem edeln Manne die Augen zu und betete ein Ave und Paternoster an ſeiner Leiche."

„Und der Kaiſer?" riefen fragend alle Drei faſt zu gleicher Zeit.

„Seine Kraft," fuhr Rüdiger fort, „ſchien Trotz zu bieten der hölliſchen Gewalt, die in ſeinem Innern wirkte; aber ſie unterlag dennoch. Umſonſt nahm der Edle die Gegengifte, welche Freidank bereitete. Später als bei ihm, aber nicht weniger heillos, wirkte das Gift. An Freidank's Bette war der Kaiſer und vernahm ſeine Unſchuld, die ſein Tod mit aller überzeugenden Kraft beſtätigte. Jetzt war des Kaiſers Tod nur zu gewiß, und er ſelbſt war vertraut mit dem Gedanken, ordnete ruhig und Gott ergeben Alles an, und kehrte nach Frankfurt zurück, ſiech und todtmüde. —

Es iſt euch bekannt, wie ſich nun der Zwieſpalt im Reiche löſte, wie der edle Günther gegen die namhafte Summe der Krone entſagte, und dieſe Summe nur dazu verwendete, um ſeinen getreuen Freunden die Koſten des Heerzuges zu entſchädigen. — O, ich gedenke noch des Einzugs in die Stadt! Glanz überall, aber keine Freude. Ihr, Pater Anſelmus, habt mir einſt erzählt, wie die heidniſchen Kaiſer nach glücklich beendeten Kriegen im glänzendſten Triumph in Rom einzogen. Günther's Einzug in die Freiſtadt mahnte mich lebendig daran; aber der Triumph war ſtille, traurig — es ſchien ein halber Leichenzug zu ſein. Im Johanniterhofe lag der edle Fürſt; dort endete er ſein Daſein zu frühe für das verwaiſte, vielfach bedrängte Reich. Groß war der allgemeine

Schmerz, — doch ſchlecht verhehlt die Freude der böhmiſchen Parthei.

Herrlich war Günther's Leichenzug. Zwanzig Grafen trugen die Leiche — und Carl von Böhmen folgte ihr in — Trauer. — Thränen hab' ich geſehen an ſelbigem Tag aus Augen rinnen, die gewiß ſelten geweint!

Um meinem Schmerze zu entgehen, folgte ich Sanck am Abend auf das Haus Limpurg, wo eine große Gemeinſchaft war. — Denkt euch meinen Grimm! Da ſah ich Arras bei Scharfenſtein ſitzen, die luſtig zechten mit dem Heppenheit, der kurz vorher aus Frankfurts Thoren getrieben worden, aber mit dem Böhmen wieder eingezogen war.

Auch ich, läugnen will ich es nicht, hatte des Weines mehr genoſſen als gut war. Da trat ich zu Arras und rief: „Giftmiſcher und Mörder, wie magſt du es wagen, hier dich zu zeigen!?“ — Wie wenn der Tod ihn berührt hätte, ſo flog Todesbläſſe über ſein durchfurchtes Geſicht. Er war anfänglich keines Wortes mächtig — doch bald ermannte er ſich, und ein Zweikampf war der Sache Ende. Es war ein Gottesurtheil. Mein erſter Schwerdtſtreich drang ihm zwiſchen Hals und Schulter ein, zerſplitterte das Bein und drang tief in die Bruſt, aus der ein Strom des ſchwarzen Höllenblutes quoll. Er iſt gerichtet, hier und dort.“ — Eine Pauſe entſtand jetzt wieder. Rüdiger hing einige Augenblicke ſeinen Empfindungen nach. Agnes ſaß tief erſchüttert da. Schauder überliefen ſie, und ihre Hände waren ſo krampfhaft gefaltet, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat. Der alte Ritter ſtarrte ſeinen Pflegeſohn an, der ſolch erſchütternde Geſchicke im Zeitraume weniger Monde erlebt, wie ſie ihm kaum ſein ganzes Leben bereitet; allein es lag eine ſtolze Freude in ſeinem Antlitz. Anſelmus kreuzte ſich und murmelte leiſe Gebete, indem der Roſenkranz laut durch ſeine Finger kugelte. Die augenblickliche Stille unterbrach Herr Ulrich.

„Gib mir deine Hand, Rüdiger,“ ſprach er, und drückte die dargebotene herzlich. „Ich bin ſtolz,“ fuhr er fort, „daß ich dich erzogen. So mußteſt du gegen dieſen Arras handeln; aber ſag' mir, was iſt aus Scharfenſtein geworden? Ich hoffe nicht, daß du mit ihm einen Strauß hatteſt?“

„Das nicht gerade,“ verſetzte Rüdiger. „Ich hab' ihm den Handſchuh ins Angeſicht geſchleudert in der Hitze, aber er hat es für beſſer gehalten, ſich unſichtbar zu machen. Vielleicht war es auch Herr Cuno, der wieder mit ihm ausgeſöhnt iſt. Ich ritt am Tage nach dem Kampf ab, weil ich viel giftige Blicke ſah, die mich überall verfolgten, abſonderlich von denen, die der böhmiſchen Parthei huldigten.“

Des alten Ritters Haupt ſank ſorgenſchwer auf die Bruſt herab. Dies Letzte beugte ihn tief. Er hatte wohl manchmal noch gehofft, jenes Bündniß würde ſich von ſelber löſen, das er Cuno zugeſagt; allein jetzt ſah er Cuno's wilden Haß gegen Rüdiger aufflackern, und dieſer Haß kannte leider keine Grenzen.

Es war nicht ganz einen Monat ſpäter, als ein furchtbares Hochgewitter, vom Feldberg abgeſtoßen, ſich langſam gegen die Niederung ſenkte. Es war ſchon ſpät am Abend. Längſt ſchon waren die Felder öde geworden und die Heerden heimgekehrt. Der Sturm tobte um die Burg Falkenſtein, als könne er dem Gelüſte nicht widerſtehen, ſie in ihren Grundfeſten zu erſchüttern. Wie feurige Schlangen ziſchten am dunkeln Nachthimmel die Blitze in allen Richtungen der Windroſe, und der Donner grollte ſchauerlich bald, bald entlud er ſich in angſterregenden Schlägen. Es war an dieſem Abend, als in der Halle, im Erdgeſchoſſe der Burg, die Knappen und Reiſigen zuſammenſaßen beim labenden Bierkrug, und ſich erzählten mancherlei Mähren und Geſchichten, welche ſie theils ſelbſt wollten erlebt haben, theils als Tradition bezeichneten, jedoch mit aller nöthigen Zuthat von Namen, Umſtänden und Perſonen, um ihnen Glauben zu ſichern. Selbſt der Thurmwart, der droben in der Lüfte freiem Reviere ſeine Wohnung und Gebiet hatte, ſchlich ſich herein und ſetzte ſich, indem er ſagte: „Der Wind ſchaukelt den Wartthurm wie ein Schilfrohr und der Regen ſchlägt ſo zu meinem Fenſterlein herein, daß ich's droben nicht aushalten kann.“

„Was thuſt du auch droben?“ ſprach Kunz, des alten leidenden Ritters Leibknappe. „Der Domprobſt wird ſich nicht tummeln, daß er herkomme, zumal der Sendbote nicht nach ſeinem Sinn iſt.“

„Mag ſein,“ entgegnete der Thurmwart. „Iſt ihm dann der Herr Rüdiger ein Dorn im Auge?“

„Allerdings, ſchon dadurch, daß er, der arme Ritter, das Fräulein liebt, und dieſes ihn, auch der alte Herr ihn gut bedacht hat. Du weißt ja doch die Geſchichte mit dem Krazz von Scharfenſtein noch, die iſt nimmer aus.“

„Wie ſteht es denn droben im Kämmerlein unſeres Herrn?“ fragte Jener weiter.

„Wie's ſteht?“ antwortete Kunz. „Nun, wie bei dem Lichte, das erlöſchen will. Ich glaube nicht, daß er das Tageslicht mehr ſieht.“

„Das glaub' ich auch,“ war des Thurmwarts Gegenrede, „denn der Todtenvogel ſchwirrt ſeit dreien Nächten ſchauerlich um die Zinnen der Burg und ruft unaufhörlich ſein Mark und Bein durchdringendes: „Komm' mit! Komm' mit!“

„Lieber Gott,“ ſagte Kunz, „unſere guten Tage ſind auch alle. Wir, ſind mit Herrn Ulrich alt geworden, und das Kriegswerk will uns alten Kämpen nicht mehr recht zuſagen. Wird der Domprobſt Vormund des Fräuleins, ſo iſt nur ein doppelter Weg; entweder es gibt hier eine Pfaffenwirthſchaft, oder der Krazz heirathet das Fräulein, und wir müſſen wieder einmal Wegelagerer werden, denn der treibt's toll genug.“

Die übrigen Knappen hörten dem Worte bedenklich zu. Sie mochten das Wahre an der Sache fühlen.

„Ich mein' aber,“ begann Einer zu Kunz, „der Scharfenſtein ſei flüchtig geworden, ſeitdem er mit dem Arras von Eltville floh.“

„Narr du,“ rief Kunz, „weißt du denn nicht, daß er zu dem Kaiſer floh, wo er ſeine beſondere Gunſt, vielleicht aus triftigem Grund, erwarb, zur Krönung nach Aachen folgte und dem Domprobſt zur Ausſöhnung mit dem Kaiſer half? Seitdem ſitzt er wieder feſt in ſeiner Gunſt.“

„Armes Fräulein! armer Rüdiger!“ ſeufzte der alte Thurmwart. „Ihr Loos iſt jetzt ſchon ſchlimm gefallen. Sie ſchleicht einher wie ein Schatten. Es wär' vielleicht beſſer, der Philipp käme wieder, der auf Münzenberg hauſt. Ich wollt' ihn lieber als den Domprobſt. Er iſt minder ſtolz und herriſch gegen Unſereins!“

„Davor behüt' uns der Herre Gott!“ riefen mehrere der Knappen zugleich. „Der iſt uns auch der Rechte! Das ganze Land der Wetterau bebt, wenn der Name genannt wird, und drüben am Donnersberge ſingen ſie auch ein Liedlein von ihm, das klinget ſchlimm.“

Während die Knappen alſo von der Zukunft redeten, trat eine Magd in die Halle, von deren Wangen Thränen perlten. Alle ſahen ſie fragend an. „Was iſt's?“ rief Kunz, der ein beſonderes Anſehen genoß. „Iſt unſeres Herrn Stündlein da?“

„Wollte Gott, er wäre erlöſt!“ ſeufzte das Mädchen. „Es iſt ein wahres Herzeleid, zu ſehen, wie er Noth leidet und nach Luft ringt. Das arme Fräulein ſitzt zu Häupten des Bettes und zerfließt in Thränen. Zu Füßen deſſelben kauert der Pater Anſelmus und läßt den Roſenkranz durch ſeine Finger rollen, während er wie eine Katze ſchläft.“

„Der hat's im Griffe!“ ſprach ein Reiſiger, der aus Weiskirchen bürtig war. „Ich kenn' ihn wohl. Wenn's aber was zu erſchnappen gibt, da kommt kein Schlaf in ſeine rothen Triefaugen, die kaum aus dem fetten Geſichte herausſehen können.“

„Ich fürchte,“ fuhr die Magd fort, „wir tragen, wenn der Herr ſtirbt, das Fräulein bald hintendrein in die Kirche von Königſtein zu Grabe.“

„Das wolle Gott verhüten!“ riefen Alle zugleich.

„Und doch muß man dem Ritter die Stunde der Erlöſung wünſchen. Er leidet ſchwer,“ verſetzte die Magd. „Käme der Domprobſt, er würde bald ſterben. Er möchte ſich gerne von Herzen mit ihm ausſöhnen und von ihm das Sakrament empfangen.“

Sie haben ſich ja im Lager verſöhnt,“ ſprach der Thurmwart.

„Das iſt wohl wahr,“ entgegnete Kunz, „aber es war ſo eine

Verſöhnung wie zwiſchen Katzen und Hunden, wenn Beide, vom Hunger übermannt, aus Einer Schüſſel ihre Nahrung ſuchen. Es dauert halt nicht lange, ſo iſt's am Ende. Als der Scharfenſtein ſchlechte Streiche machte, hatte unſer Herr nicht mehr eitel Luſt, ſein Töchterlein dem leckeren Zeiſig zu vermählen."

„Meint Ihr denn wirklich, der Dompropſt käme?" fragte lachend ein Reiſiger. „Hei, da kennt Ihr die Pfaffenköpfe nicht, wie ich ſie kenne. Ich habe dem Fürſt-Abt von Fulda als Reitknecht gedient und weiß wohl, wie die's zu halten pflegen. Wenn ich zudem an dieſe Nacht denke, wo man ja meinet, des Teufels Großmutter halte goldne Hochzeit, ſo kann ich vollends nicht glauben, daß er komme."

„Was liegt dem an dem Wetter," remonſtrirte jetzt ein Dritter; „ich hab' ihn reiten geſehen in Schnee und Hagel wie der wilde Jäger. Im Kriegshandwerk iſt er auch nicht fremd; dabei kann er Froſt und Hitze ertragen, beſſer noch als Unſereins. Und wie reitet der! Ich möchte ſein Gaul nicht ſein."

„Hab' auch niemals gehört," fiel ihm Kunz ins Wort, „daß er gern einen Eſel reitet, ſondern ſtets derbe Flammänder."

Obwohl der Zuſtand des Herrn Alle mehr oder weniger berührte, ſo brach doch ein ſchwer zu unterdrückendes Gelächter über den trivialen Witz aus.

Die Erſcheinung des vielgeliebten Fräuleins machte dem Geſpräch ein Ende, das nachgerade in den gewöhnlichen Ton ſolcher Unterredungen zu fallen Miene machen wollte.

Die bleiche, tief leidende Agnes machte die nöthigen Anordnungen, wenn etwa der Dompropſt käme, den zu holen Rüdiger gen Mainz geeilt war. Die Diener flogen in allen Richtungen hinweg, und der Thurmwart ſchlich leiſe die Treppe hinan zu dem weitausſehenden Kämmerlein, das ihm heute nicht ganz geheuer war. Agnes ging nach ihrem Kloſet, um, da der Vater eben einiger Ruhe genoß, die müden Glieder etwas zu erquicken durch einige Augenblicke Ruhe.

Unterdeſſen rückte Pater Anſelmus dem Bette näher, zu deſſen

Häupten ein Schränklein in der Wand war, wo, das wußte er wohl, die Urkunden lagen, welche für ihn ſo große Wichtigkeit hatten. Unvermerkt drehte er den Schlüſſel um, öffnete, während der Ritter ſchlief, das Thürlein, griff kundig die rechten Documente und ſchloß ebenſo geſchickt wieder ab, dann legte er den Schlüſſel wieder an den Ort, wo ihn, wohlbemerkt vom Auge des Heuchlers, Agnes bei ihrem Weggange verwahrt. Seine Hand hatte faſt gezittert, als er das Bubenſtück verübte. Jetzt wurde er freudig bewegt und das lockendſte Bild der Zukunft ſtand vor ſeiner Seele. Er ſah das Domherrnkreuz auf ſeiner Bruſt ſich wiegen; er genoß im Geiſte ſchon all die Herrlichkeiten, welche die reiche Präbende ihm ermöglichte, und das Entzücken, welches der Beifall des mächtigen Domprobſts ihm gewähren mußte.

Plötzlich fuhr der Kranke empor und ächzte laut. Er konnte kaum Luft gewinnen.

„Ach,“ klagte er und reichte dem Pater, der andächtig die Augen zu verdrehen begann, die Hand hin; „ach, es nahet das Ende meiner Tage mit Schrecken!“ —

„Ihr wiſſet, Herr Ritter,“ hob er jetzt halblaut an, „es gibt Mittel, die Schrecken des Todes zu mildern, um ſich theilhaftig zu machen des überflüſſigen Schatzes, der guten Werke der Heiligen, über welche die heilige Mutter, die Kirche, die Verwalterin und Haushälterin iſt. Sie theilt ſie denen zu, welche ſich ihrer würdig machen, und ſie gelten, alſo erwerben, vor Gott, als wenn ſie ſie ſelber vollbracht hätten.“

„Und welches ſind dieſe Mittel?“ fragte der ſeinem Ende ſich allmählich nähernde Greis, indem er mühſam ſeinen Kopf zu dem Geiſtlichen wandte.

„Glauben, Buße und gute Werke,“ ſprach mit Salbung Anſelmus.

„Ich habe nie gewankt im Glauben,“ flüſterte der Greis, „und meine Reue iſt tief, welche ich ob meiner Sünden fühle.“

„Aber gute Werke, gute Werke!“ rief halblaut Anſelmus. „Wo ſind die aufzuweiſen, Herr Ritter? — Die Kirche muß

Beweiſe ſehen, ehedenn ſie an die Aechtheit der Buße glauben darf.“

„Wie ſoll ich ſie thun?“ fragte von nahendem Huſten beängſtet der Leidende. „Kann ich doch kein Glied rühren!“

„Das thut auch gar nichts,“ verſetzte der Prieſter. „Ihr habt, wie ich merke, gar nicht die rechte Vorſtellung von guten Werken. Ich meine im Geiſte der Kirche nur ſolche gute Werke,“ fuhr ſalbungsvoll der Vater Anſelmus fort, „welche aus dem Glauben und der Reue entſpringen und thatſächlich den Beweis liefern, wie man es mit der Kirche, als der Anſtalt zur Seligkeit, überhaupt gemeint hat; das heißt alſo ungefähr ſo viel, als man durch letztwillige Schenkungen, Vermächtniſſe und dergleichen darthun, daß es des Herzens letzter Wunſch iſt, ſich auszuſöhnen mit Gott und jene guten Werke aus dem Schatze der Kirche ſich zuzueignen.“

„Iſt's nur das und nichts weiter,“ ſagte, oft von faſt erſtickendem Huſten unterbrochen, der Greis, „ſo ſetzt eine Urkunde auf, wonach ich den Zehnten von Mammelshain —“

„Dem Altar ad Sanctum Laurentium in Weiskirchen ſchenke — nicht wahr, ſo wollet Ihr ſagen?“ fiel der Seelenhirte ein.

„Ja!“ flüſterte der Leidende in äußerſter Mattigkeit.

„Ich habe mir wohl gedacht, daß Ihr etwas dieſer Art in Eurer frommen Seele trüget,“ nahm jetzt der Vater das Wort; „daher hab' ich denn eine Urkunde aufgeſetzt und nur noch den Ortsnamen einzuflicken.“

Anſelmus eilte freudig zum Tiſche, neſtelte ſein langes Kleid auf, zog ein Pergament heraus nebſt einem kleinen Gläschen voll Schwärze und einem Kiele. Schnell war der Ortsnamen geſchrieben, und zu dem Bette trat er wieder und ſagte, indem er dem Ritter die Feder darreichte:

„Machet nun hier Euer Kreuzlein.“

Kaum vermochte dies Herr Ulrich; allein die Hand des thätigen Beichtvaters half liebreich nach, und ſo gelang es.

„Nehmt nun,“ ſprach leiſe der Ritter, „mein Inſiegel und hängt es daran.“

Auch dies geſchah, und nun ſteckte Anſelmus die Urkunde in ſeine Taſche, ſetzte ſich zum Bett und ſprach: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Darauf betete er laut mit dem Kranken. Inbrünſtig ſprach dieſer die Worte nach und ſank endlich mit größerer Ruhe in einen leiſen Schlummer.

Als er nach einiger Zeit aus dem Schlummer etwas geſtärkt erwachte, fragte er nach Agnes.

Sie wurde gerufen und eilte mit beflügeltem Schritte zum Kranken, erquickte ihn durch einen Labetrank und ſetzte ſich wieder zum Bette.

„Agnes,“ ſagte leiſe der Vater, „ich werde bald zu deiner Mutter gehen. Dich laſſe ich mit ſchweren Sorgen in dieſer Welt zurück. Willſt du Scharfenſtein deine Hand geben?“

Agnes ſchluchzte. „O, Ihr ſterbet mir noch nicht, mein theurer Vater!“ ſagte ſie mit heißen Thränen.

„Doch, meine Agnes, das Stündlein naht. — Du weißt, daß ich dem Domprobſt dies Verſprechen gab, und ſo den langen Hader geendet habe, der uns trennte. Gibſt du ihm gerne deine Hand? Sprich frei!“

„Nein, mein Vater,“ antwortete ſie feſt.

Ulrich richtete ſich auf mit wunderbarer Kraft und ſtarrte ſie an. „Was ſagſt du? Nein? Haſſeſt du ihn?“

„Er iſt ein Unwürdiger!“ ſprach ſie.

„O, das iſt leider wahr. — Doch, Agnes, es iſt Jugendübermuth.

„Wer jung nicht edel iſt,“ ſagte ſie, „wird's nie recht in höheren Jahren. Mir blüht bei ihm kein Glück, und lieber nähm' ich den Schleier.“

„Wohlgeſprochen!“ fiel Anſelmus ein. „Da allein iſt Frieden!“

„Schweigt!“ rief der Greis mit Anſtrengung ſeiner letzten Kraft. Er ſank zurück und der Huſten kehrte wieder.

Als ſich dieſer gelegt, winkte er Agnes, ihr Ohr ſeinem Munde näher zu bringen. Sie that's.

„Agnes,“ flüſterte er, „du liebſt Rüdiger'n, ich weiß es. Gott iſt Zeuge, wie gern ich euch geſegnet; aber es war des Bruders Wunſch, der Kaiſer ſprach ihn aus. — Zürne deinem Vater nicht! Gezwungen ſollſt du nicht werden. Du biſt frei und alle Lehen ſind dein. Nimm ihn zum Gatten, den du liebſt. Gott wird mir vergeben, daß ich wortbrüchig werde. Gott wird euch ſegnen, wie ich euch ſegne."

Agnes ſchluchzte laut. Sie ſank, des Greiſes ſchon erkaltende Hand küſſend, am Bett nieder. Er legte die Hand ſegnend auf ihr Haupt.

In dieſem Augenblicke hallte der Ton des Hornes vom Wartthurme durch den wilden Sturm, der um die Burg heulte. Das Ohr des Kranken vernahm den Ton. „Er kommt!" ſagte er freudig bewegt.

Der Vater flog, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, von ſeinem Sitz auf und zur Thüre hinaus. Bald genug vernahm man lauten Lärm im Burghofe, ſtarke Bewegung in der Burg ſelbſt, und Anſelmus ſtürzte herein mit dem Rufe: „Der Herr Dompropſt iſt gekommen!" —

Agnes ſprang auf. Ihr ganzes Weſen war in einer fieberhaften Erregung. Sie fühlte mehr, als ſie es ſich klar bewußt war, daß einer der entſcheidendſten Momente ihres jungen Lebens nahe, und dies Gefühl machte ſie unfähig, irgend einen Entſchluß zu faſſen, ja, es verwirrte ihren Sinn für den Augenblick ſo, daß ſie nicht einmal dem Oheim entgegen ging.

Jetzt vernahm man ſchwere Tritte, welche ſich dem Gemache näherten.

Ulrich winkte Agnes, ihm entgegen zu eilen. Sie wankte rathlos der Thüre zu, die ſich eben öffnete — und herein trat Herr Cuno und hinter ihm Scharfenſtein und Rüdiger. Die Nähe des Geliebten gab Agnes ihre Faſſung wieder. Sie neigte das Haupt gegen den geiſtlichen Oheim, der wie zum Segen ſeine Hand darauf legte und mit den Worten grüßte: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" „In Ewigkeit!" flüſterte ſie zum Gegengruße.

Jetzt erblickte der Dompropſt das Jammerbild ſeines Bruders, das ihm beide Hände entgegen reckte, ſie aber ſchnell wieder ſinken ließ. Er ſtand wie eingewurzelt. Ein geheimer Schauder überlief ihn, und die Hinfälligkeit des Menſchen, das Schwankende alles Irdiſchen trat ſeiner erſchütterten Seele näher als jemals. Er faltete ſeine Hände und ſagte, im Innerſten ergriffen: „Mein Bruder, müſſen wir uns denn ſo wiederſehen?“

Der Kranke lächelte ihm wie ein Seliger entgegen.

„Dank dir, daß du kommſt, um meine letzten Augenblicke zu erheitern. Sei meines Kindes Schutz und Schirm. — Gib mir, mein Bruder, die heiligen Sakramente, meine Stunde naht.“

Schnell eilte der Pater Anſelmus hinweg, um das Nöthige zu bereiten

Die heiligen Handlungen wurden von dem Domprobſt mit tiefer Rührung vollzogen.

Als ſie vorüber waren, verlangte der Kranke nach ſeiner Agnes. „Ich gehe zu deiner Mutter,“ ſagte er, „Gott wird dich ſchirmen.“

„Bruder,“ ſprach er dann mit erhobener Stimme, „ich lege das Glück meines Kindes in deine Hand. Sei ihr Vater; aber — thue ihr keinen Zw — —“ das Wort erſtarb auf der Lippe, und ein leiſes Zucken folgte. Er hatte geendet.

Mit einer Thräne im Auge wandte ſich der Domprobſt zu Agnes und ſagte: „Er hat vollendet. Nun bin ich dein Vater!“

Eine Secunde ſtarrte ſie ihn todtenbleich an. Sie begriff das Wort nicht recht. So nahe ſie auch das Ende vermuthete, ſo unerwartet traf ſie es jetzt, einem Donnerſchlag ähnlich. Sie ſank ohnmächtig in Rüdiger's Arme, der weinend hinter ihr ſtand.

Der Domprobſt winkte, ſie hinauszubringen und ſie ihren Dienerinnen zu übergeben. Während dies geſchah, trat er zu der Leiche des Bruders, drückte ihm die Augen zu und ſprach: „Requiescat in pace!“

„Amen!“ wiederholte Anſelmus.

Es war Mitternacht. Und bald tönte das Glöcklein der Burgkapelle durch die Nacht, mit ſeinem hellen Schalle den Tod des Burgherrn verkündigend.

Anſelmus ließ die Kerzen am Altare zünden und trat dann mit dem Domprobſt in die Kapelle zur Abhaltung der Sterbegebete und Seelenmeſſe. Alle Bewohner der Burg ſammelten ſich dort in dumpfer Stille, um andachtsvoll für die Seele deſſen zu beten, der es im Leben mit ihnen Allen wohl gemeint hatte.

Nur Rüdiger war unbemerkt bei der Leiche des väterlichen Freundes geblieben, und ſank betend am Bett auf ſeine Kniee.

Wild ſtürmte es draußen, und wild hatte es geſtürmt in der Seele des jungen Mannes. Nur der Moment, den jetzt ſeine Seele feierte, konnte dem tief erregten Gefühle gebieten, daß es ſich legte.

Ihn hatte der Verſtorbene gen Mainz geſandt, um den Bruder zu holen, auf deſſen Seele er noch Manches binden wollte, woran ihn leider der ſchneller eintretende Augenblick des Todes gehemmt.

Rüdiger war in der Nacht vorher gen Mainz geritten. Der Morgen tagte eben, als er Mainz erreichte. Im Hauſe des Probſts aber war noch Todesſtille; denn ein fröhliches Gelage war ihr Grund, das den Abend vorher dieſe Räume mit bacchantiſcher Luſt erfüllt hatte. Nach vielem Klopfen und Poltern öffnete endlich murrend der Thürwächter und ließ den Ritter und den Knappen ein. Die Roſſe waren mit Schaum bedeckt. Für ſie mußte zuerſt geſorgt werden. Rüdiger trat in eine weite Halle ein, wo Humpen und Becher nebſt Würfeln ankündigten, daß nicht bloß die Herrſchaft, ſondern auch ihre Diener des Gelages tolle Luſt getheilt. Ermüdet von dem Ritt und durchſchauert von der Kühle des Morgens, ſchlug Rüdiger ſeinen weiten Reitermantel um ſich, ließ ſich in einen Lehnſtuhl nieder, der, obwohl das Polſter fehlte, dennoch dem jungen Manne zur Ruheſtätte diente. Er ſank in tiefen Schlaf, dem auch die ſpäter entſtehende Bewegung in dem großen Gebäude kein Erwachen brachte. Erſt als die Strahlen der Sonne ſein Antlitz trafen, erwachte er, rieb ſich die Augen und gewahrte Scharfenſtein, der mit einem Angeſicht, auf dem Haß und Neid ſich ſpiegelte, vor ihm ſtand und zu überlegen ſchien, welche

Rolle er gegen den Feind zu ſpielen habe. Die durchſchwärmte Nacht hatte vollends alle jugendliche Friſche von ſeinen Wangen getilgt, ſo daß dies Antlitz faſt ſchrecklich anzuſehen war.

„Guten Morgen!“ rief Scharfenſtein dem Erwachenden zu. „Ich kann mich kaum vor Verwunderung faſſen, dich hier zu ſehen und zugleich dich ſo ruhig ſchlafend zu finden!“

„Warum ſollte ich nicht?“ fragte nicht abſonderlich freundlich dem Verachtenden gegenüber der Ritter entgegen. „Seit acht Tagen iſt kein Schlaf in mein Auge gekommen, und letzte Nacht ritt ich von Falkenſtein hierher. Mit gutem Gewiſſen ſchläft ſich's ohnehin überall ſüß.“

Scharfenſtein überhörte gern die letzte Bemerkung, und ſagte bloß verwundert: „Von Falkenſtein? Ich glaubte dich in den Forſten des Soon unter dem heimathlichen Dache der Burg deiner Väter.“

„Meine Heimath iſt Falkenſtein,“ ſprach ſtolz Rüdiger. „Dort bin ich Ganerbe.“

Scharfenſtein achtete dieſes Wortes nicht. „Was bringt dich aber hierher? und zu dieſer ungewöhnlichen Zeit?“ — fragte er leicht weiter.

„Meine Botſchaft lautet an den Herrn Domprobſt“ — ſagte kurz der Ritter. „Iſt er zu ſprechen?“

„Da mußt du ſeinen Leibdiener fragen,“ bemerkte ſchnippiſch der Junker, „und noch einige Stunden dich in Geduld faſſen.“ Er fiel jedoch ſchnell wieder in den frivolen Ton und ſagte: „Die liegen gerne weich, zumal wenn ſie, wie geſtern, ſchwer auf das Pfühl ſanken.“

Diener kamen jetzt und brachten dem Ritter das Warmbier zum Frühſtück. Er reichte es Scharfenſtein zuerſt. Ein ſtechender Blick deſſelben ſagte dem Ritter, daß er die Mahnung an Eltville verſtehe. Feig jedoch wie das böſe Gewiſſen, ſuchte er die Empfindung ſeines Innern zu bemänteln und trank ihm den ſchäumenden Silberbecher zu. Nun ließ ſich's der Ermüdete wacker ſchmecken und ſtand dann neugeſtärkt aus ſeinem Lehnſtuhl auf, um ſeinen Anzug, der durch den Nachtritt gelitten hatte, in eine beſſere Verfaſſung zu bringen. In gleichgiltigen Geſprächen floß eine Stunde hin. Da erſt gelang es dem Sendboten zu dem Domprobſt geführt zu werden.

Als Rüdiger in das Gemach trat, war es noch leer. Er hatte Zeit, ſeine Blicke über den glänzenden Reichthum des Geräthes hingleiten zu laſſen. Reiches, mitunter vergoldetes Schnitzwerk zeigte ſich überall. Schwere Gardinen von blauem Damaſte dienten dazu, die Fenſter, die überall von den koſtbarſten Glasmalereien bedeckt waren, ganz zu verhängen und das blendende Farbenlicht zu beſchatten, was in das Gemach fiel, wenn die Sonne darauf ihre Strahlen brennen ließ. Gepolſterte Armſtühle, von ähnlichem Damaſte bekleidet, liefen an der Wand hin, an welcher, der Thüre gegenüber, ein wunderſam Bild im ſchweren Goldrahmen hing. Es ſtellte den Augenblick der Kreuzigung Chriſti vor, wo der Herr ſich zu dem Schächer wendet und ſagt: „Noch heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!“ Der Blick des Ritters ruhte noch in tiefer Andacht auf dem ſchönen Bild, als eine Nebenthür aufging, und in ſtolzer Haltung, mürriſchen Blickes, der Domprobſt eintrat. Rüdiger beugte ſich tief vor dem Würdenträger der Kirche.

Nach einem flüchtigen Kopfnicken fragte dieſer: „Was wollt Ihr von mir?“

„Ich,“ ſprach ſtolz der Ritter, den die Anrede und ihr Ton verletzte, „ich will nichts von Euch, Hochwürdiger Herr, aber ich komme im Namen und Auftrag Eures Herrn Bruders. Er liegt auf den Tod darnieder, und ſeine Tage ſind gezählt.“

„Das ſind auch die unſeren,“ entgegnete der Domprobſt.

„Wahr,“ gegenredete der Junker; „allein menſchlichem Dafürhalten nach iſt noch ein Unterſchied. Euer Herr Bruder liegt an der Bruſtwaſſerſucht unheilbar darnieder, und iſt ſo matt, daß ſein Ende ſehr nahe iſt. Er ſendet mich, Euch zu bitten, zu ihm zu eilen, weil er noch einmal ſich der brüderlichen Verſöhnung freuen möchte.“

„Ich habe ihm vergeben, was er an mir geſündigt,“ war des Probſts Antwort.

„Vater Anſelmus hat mich gelehrt, der Herr ſage: „Siebzigmal ſiebenmal ſollſt du vergeben!“ ſagte Rüdiger. „Es iſt die Bitte eines Sterbenden, laßt ihn nicht ohne Troſt hinüber gehen. Beichten möchte er Euch — und das Vaterherz möchte wohl manchen Wunſch ſagen, den er Euch auf das Herz binden möchte.“

Ueber des Domprobſts Antlitz fuhr ein Blitz des Unwillens, als der Ritter ſo furchtlos vor ihm ſtand und ihm die ernſte Lehre gab. Der Nachdruck des Wortes traf ihn dennoch. Und was er zuletzt geſagt, war wichtiger als Alles. Dennoch ſchwieg der Domprobſt einige Augenblicke.

„Mein Auge,“ nahm Rüdiger indeſſen ſchnell das Wort wieder, „ruht auf dem ſchönen Bilde, das dort hängt. Der Herr gibt auch hier Frieden einer ſcheidenden Seele, und das war die eines Menſchen, der ſelber ſagte, er verdiene den Tod. Und dort ruft ein leiblicher Bruder Euch, der Ihr Chriſti Nachfolger ſeid. Laſſet das Flehen des ſterbenden Bruders nicht unerhört.“

„Ihr ſeid ſehr erfahren in der heiligen Geſchichte,“ bemerkte ſpottend der Domprobſt, und ein markirter Zug von bitterem Hohne ſpielte um ſeinen Mund.

„Ich danke das meinem Lehrer Anſelmus;“ war Rüdiger's beſcheidene Entgegnung.

„Dem habt Ihr überhaupt viel zu danken!“ ſprach der Domprobſt lächelnd mit gleichem Ausdrucke zu Rüdiger. — „Doch — laſſet Eure Roſſe ſatteln. Ich werde kommen.“

„Wann gedenkt Ihr abzureiten, Hochwürdiger Herr?“ fragte Rüdiger.

„Vor ſpätem Nachmittage nicht,“ ſagte der Domprobſt herriſch.

„Gut,“ verſetzte Rüdiger. „Mein Roß iſt ſehr müde. Es mag ruhen, und Ihr erlaubt, daß ich Euch begleite.“

Der Domprobſt winkte und Rüdiger ging.

Als Rüdiger zur Thüre heraus trat, ſtand Scharfenſtein vor ihm, der gelauſcht. Eine Gluthröthe der Scham bedeckte ſein Geſicht, weil ihn Rüdiger alſo gefunden.

Dieſer ſah ihn verachtend an. „Horchen? Pfui über die

Schande!“ rief er laut genug, daß es der Domprobſt hatte hören können.

„Willſt du mir auch eine Strafpredigt halten, wie dem?“ fragte gezwungen lachend der Ritter und deutete auf die Thüre.

„Sie wäre fruchtlos!“ ſprach Rüdiger, und ſchritt ſtolz an ihm vorüber, gab ſeinem Knappen die nöthigen Befehle und verließ das Haus, um eine Herberge zu ſuchen.

Erſt am hohen Mittage kehrte er zurück. Der Domprobſt nahm ihn freundlicher auf, als er es ſelbſt erwartet hatte. War es das Gefühl des Unrechts, das er gegen ihn begangen, oder die Achtung, welche das freimüthige, edle, trotzig-kräftige Weſen des Ritters ihm abgenöthigt, oder die Klugheit des Alles ſchlau berechnenden Mannes — kurz, das Weſen des Domprobſts ſchien umgewandelt. Freundlich war er und blieb er auf der Reiſe, die durch das Unwetter zu den unerfreulichſten gehörte, die man machen kann. Im Gefolge des Domprobſts war Scharfenſtein und zehn reiſige Männer. Während des Rittes, der mehrmals durch längere Raſt mußte unterbrochen werden, weil Sturm und Gewitter zu arg hauſten, hielt ſich Rüdiger ſtets weit von der Perſon des Domprobſts entfernt, ſo daß er nur wenige Worte mit ihm wechſelte bis zur Ankunft in Falkenſtein, mit Scharfenſtein aber kein einziges.

Die Erfahrung, welche er in Mainz gemacht, zeigte ihm zur Genüge, wie es um ſeine Hoffnungen ſtand. Daß Scharfenſtein den Domprobſt begleitete, war ihm Beweis genug, daß der Vormund die Abſicht noch nicht fahren laſſen, Agnes dieſem zu vermählen. Und das Wort, was aus dem Munde des Sterbenden ein ſchweres Gewicht in die Wagſchale gelegt hätte — das war ja verhallt im Tod, ehe es das Ohr deſſen erreicht, dem es galt. All der Sturm in der Bruſt war ſtill geworden, als der Tod das Auge des Mannes ſchloß, der ihm Vater geweſen war im edelſten Sinne des inhaltſchweren Wortes. An ſeinem Bett kniete er jetzt allein und ſeine Seele ergoß ſich in heiße Gebete für deſſen Seelenruhe, und alles Andere ſchwand.

Da fühlte plötzlich Rüdiger eine zarte, lebenswarme Hand die ſeine berühren. Er fuhr empor — und neben ihm kniete eben Agnes nieder. Ihre Hände falteten ſich in einander, und Beide beteten und die Thränen perlten nieder auf den harten Eſtrich des Gemaches.

„Schlaf wohl, du theurer Vater!“ ſprach dann Agnes. „O Rüdiger, er iſt hinübergegangen zum Frieden; aber ſein Segen blieb dir und mir. Jetzt, wo heilige Wahrheit durch kein Gefühl gehemmt iſt, höre von mir, daß er unſere Liebe geſegnet hat — und hier vor Gott, hier an ſeinem Sterbebett, verlobe ich mich dir, dir zu ewigem Bunde, den keine Macht der Erde trennen ſoll!“ — Sie legte ihre Hand in die ſeinige und reichte ihm die friſche Lippe zum Brautkuſſe dar. Dann ſagte ſie, und heiliger Ernſt lag in ihren Zügen: „Du haſt es gehört, du verklärter Vater, und dein Geiſt hat uns geſegnet!“

Sie ſank nun an des Verlobten treue Bruſt und flüſterte: „Es ſei unſer heiliges Geheimniß!“

So unbemerkt auch Beide zu ſein glaubten, ſo waren ſie es doch nicht. Scharfenſtein ſah in der Kapelle weder Rüdiger'n noch Agnes; ſeiner Seele ahnte es, daß ſie ſich ſuchen könnten. Und er ſchlich herauf und ſah ihre ſtille, vom Schmerze geheiligte Umarmung, und hatte genug geſehen, um die Hölle in der Bruſt mit hinweg zu nehmen.

VI.

Der Tag des Begräbniſſes des Ritters war vorüber mit ſeinem Gepränge, ſeinen Ceremonien und ſeinem Schmerze. Der Dompropſt ordnete die Urkunden und Lehensbriefe des Ritters und ſein Verhältniß zu den Ganerben, beſonders zu Philipp von Falkenſtein-Münzenberg, dem Bruder, welcher der Familie ſchon lange den Rücken gekehrt. Alle Lehen des Reichs, und dieſe waren die wichtigſten, ſowie alle, welche der Kurfürſt von Mainz zu ertheilen hatte, waren in Frauenlehen oder Kunkellehen verwandelt. Agnes war eine reiche Erbin. Alle, welche Afterlehen trugen, wurden vorgefordert, daß Agnes ſolche beſtätige oder anders das Verhältniß ordne nach Willkür. Da trat auch Rüdiger in den Saal, wo die Verhandlung vor ſich ging.

Als Alles beendet war, fragte er den Domprobſt, wie es um ſeine Afterlehen ſtehe. Der Zeitpunkt ſei da, hierüber zu ſprechen.

„Ich weiß von keinem Afterlehen, ſowie ich erſtaunt war, Euch unter den Ganerben zu ſehen,“ ſagte ruhig der Vormund Agneſen's. „Habt Ihr Lehenbriefe, beſitzt Ihr Urkunden, ſo habt die Gefälligkeit, mir ihren Inhalt kund zu thun.“

„Die Urkunden ſchrieb Pater Anſelmus. Laßt ihn reden, und ſo Ihr ſie ſelber leſen wollt, erſucht Fräulein Agnes, das Schränklein zu öffnen, ſo zu Häupten des Bettes ihres Vaters in die hintere Wand eingemauert iſt. Dort legte ſie Herr Ulrich nieder und ſagte: Hier ſind ſie gut verwahrt.“

Anſelmus kam. Er bejahte die Frage, daß er die Urkunden gefertigt und der Kaiſer ſie habe beſtätigen ſollen. Ob dies geſchehen ſei, wiſſe er jedoch nicht, ſowie er nicht wiſſe, wo ſie ſeien.

Man holte den Schlüſſel des Schränkleins und unterſuchte ſeinen Inhalt. Mehrere wichtige Papiere fanden ſich, auch die Urkunde der Schenkung des Zehntens von Mammolshain an den Altar der Kirche von Weiskirchen, aber keine Spur von Urkunden in Bezug auf Rüdiger von Wiltberg war zu entdecken.

Rüdiger ſtand ſtolz dem Domprobſte gegenüber und ſah ihn mit lächelndem, aber durchbohrendem Blick an, den dieſer kaum zu ertragen vermochte.

„Es iſt ſeltſam,“ ſprach er, „daß noch vor vier Tagen der Verſtorbene von dieſen Urkunden mit mir ſprach, ſie mir geben wollte, ich jedoch ihn bat, ſie zu bewahren, und er ſie in jenes Schränklein vor meinen Augen legte. Wie es möglich, ſie bei ſeinem Leben zu entwenden, weiß ich nicht; und doch muß es geſchehen ſein; denn ſeit ſeinem Tode trug Fräulein Agnes den Schlüſſel an ihrem Gürtel. Ich werde nicht reicher, Herr Domprobſt, als ich war, und jene Güter hätten mich nur vor Noth geſchützt, mir ein Obdach gegeben, was ich nun nicht habe. Bekümmert Euch darüber nicht. Was die Art und Weiſe der Entwendung betrifft, ſo wollen wir das dem überlaſſen, der ins Verborgene ſchaut und jeden Frevler trifft. Es iſt ein Unglück, daß Herr Günther von Schwarzburg nicht mehr lebt. Ich könnte dann wenigſtens den Beweis führen, daß ſie da waren. Wollt indeß Euer Mündel, das Fräulein, darüber fragen, ſie wird es ebenſo beſtätigen können."

„Mag ſein," verſetzte der Domprobſt, der mit ſeiner Verlegenheit rang. „Sie fehlen, und ſo iſt's, als ſeien ſie nicht da geweſen. Ueberdies," hob er an, „muß ich mit Euch eine ernſte Sache beſprechen. Ihr fühlt wohl, daß Ihr nicht wohl länger hier werdet weilen können. Mein Bruder von Münzenberg müßte Euch denn bei ſich behalten wollen."

„Ich diene nicht," fiel ihm Rüdiger in die Rede, „wo es Wegelagern gilt."

Der Domprobſt wurde roth bis zur Stirne. Die Wahrheit war jedoch zu ſchneidend und entſchieden — und er ſchwieg.

„Denn" — fuhr der Domprobſt fort, „es will die Sitte nicht wohl es geſtatten, daß Ihr bei der Jungfrau weilet. Habt Ihr noch Forderungen?"

„Keine, die ſich auf Geldeswerth anſchlagen ließen, und andere mache ich keine geltend, weil ſie bei Euch, Herr Domprobſt, keine Anerkennung finden dürften. Nur Eine gilt mir als Preis meines Lebens — die Hand Agneſen's von Falkenſtein. Sie iſt meine Verlobte."

Der Domprobſt ſprang wie ein Raſender von ſeinem Sitz auf. „Seid Ihr vom Verſtande!" rief er. „Sie, die ihr Vater meinem Mündel Scharfenſtein verlobte, auch Eure Verlobte?" —

„Sie iſt es vor Gott und mit dem Segen ihres Vaters."

„Ihr lügt das!" ſchrie der Probſt.

Rüdiger's Hand fuhr unwillkürlich nach dem Schwerdte. „Herr," rief er mit edlem Unwillen, „wagt es nicht, das noch einmal zu ſagen. Es hat nie ein Menſch mich einer Lüge beſchuldigt. Ihr dürft es nicht, und ich dulde es nicht, und wäret Ihr Papſt oder Kaiſer!“

„Ruchloſer!“ ſchrie jetzt im wildeſten Zorne Cuno, „verlaß die Burg auf der Stelle!“

Rüdiger lächelte. „Ruchlos nenne ich Fälſchung und Diebſtahl, Herr Domprobſt. Davon iſt mein Gewiſſen frei. — Ueberdies ſeid Ihr nicht Herr hier, ſondern das Burgfräulein, die freie Erbin Eures Bruders; Ihr ſeid nur Ganerbe hier, und nichts weiter.“

Cuno war in ſeinem Zorne raſend. Er würde den Ritter zermalmt haben in ſeiner überlegenen Kraft, hätte nicht Rüdiger ſein gutes Schwerdt an ſeiner Seite getragen.

Agnes Eintritt veränderte die Scene gänzlich. Der Domprobſt ſammelte ſich und bezwang den Zorn ſo gut es nur immer ging.

Mit edler Faſſung ſprach ſie ſich aus über die ſchändlich entwendeten Urkunden, und ließ ſelbſt einen leiſen Verdacht einfließen, daß Einer ſeines Gefolges der Dieb ſein müſſe, womit ſie auf Scharfenſtein zielte. — „Es thut Noth, Herr Ohm,“ ſprach ſie endlich, „daß ich Euch über ein Verhältniß aufkläre, welches dies unerklärliche Ereigniß völlig ſeiner Folgen beraubt. Rüdiger iſt mein Verlobter. Der Segen meines ſterbenden Vaters hat uns vereint. Ich bin freie Erbin meines Vaters und mein Wille iſt frei.“ Sie ſprach dieſe Worte feierlich und würdig.

Der Domprobſt änderte mehrmals die Farbe. Es koſtete ihm ſichtlich unſägliche Mühe, eine ruhige, würdevolle Haltung zu erringen, wie ſie nöthig war, um alle die Waffen zu beſiegen, die gegen ihn und die Lieblingsideen ſeiner Seele gerichtet waren.

„Du irrſt, meine Tochter,“ hob er endlich an, „wenn du glaubſt, dein Wort genüge hier. Der Rauſch einer jugendlichen Leidenſchaft iſt trügeriſch. Du haſt keinen Beweis für deine Ausſage. Zudem biſt du nicht freie Herrin deines Willens. Ich bin an Vaters Stelle dein Vormund. Ich löſe, kraft meines Amtes, das Wort, das Wiltberg, der dich bethört, dir entlockt. Ich muß es löſen; denn du biſt Scharfenſtein verlobt von deinem Vater, der nie zweizüngig zu reden pflegte. Zuletzt endlich ſteht es dir nicht zu, den edeln Namen, dem du entſproſſen biſt, zu entweihen, indem du einem Junker aus dem niedern Adel des Hunsrücks deine Hand bieteſt. Wiltberg iſt dir nicht ebenbürtig. Bedenke das und nöthige mich nicht, daß ich die Gewalt ausübe, welche mir, als deinem vom ſterbenden Vater verordneten Vormunde, zuſteht.

„Umſonſt ſind Eure Reden, Herr Ohm,“ verſetzte mit wunderbarer Seelenruhe das Mädchen. „Einem Verworfenen, der ſeinen Kaiſer morden half, einem Menſchen, der mit Schmach und Schande ſich bedeckt, einer Schlange, die Ihr im eigenen Buſen genährt und ſo lange pflegt, bis ihr giftiger Stachel auch Euch trifft — nimmer würde ich mich ihm vermählt haben, und hätte ich den Giftkelch leeren müſſen, den er dem Kaiſer miſchen half. Das wußte mein Vater, und darum würde er nie es zugegeben haben. Hätte nicht der Tod ihn zu frühe weggenommen,“ ſetzte ſie hinzu, und ihre Thränen rannen ſtromweiſe — „er würde Euch das geſagt haben, was Anſelmus oft gehört.“

Der Pater, der in einer Fenſterblende zitternd ſtand, trat hervor und verſicherte, er habe das nie gehört.

Agnes thränenfeuchtes Auge ruhte feſt auf ihm, als er die Lüge keck ausſprach. Sie ſah gen Himmel und faltete ihre weißen Hände vor der wogenden Bruſt. „Gott,“ ſagte ſie, „wo iſt dann nun noch Treue und Wahrheit?!“

„Ihr habt wacker gearbeitet, Wiltberg, das hör' ich wohl;“ wandte ſich der Domprobſt an dieſen. „Schmach aber Euch, der Ihr ein Mädchenherz berückt, und Lüge auf Lüge, Verläumdung auf Verläumdung häuftet, um Euer ehrgeizig Ziel zu erreichen. Erbſchleicher zuerſt, dann —“

„Haltet ein,“ ſchrie Wiltberg und ſprang vor, „oder ich ſtehe nicht dafür, daß ich Euch zum Schweigen bringe für ewig!“

„Ha, Bube!“ brüllte der Domprobſt und ſtürzte nach der Thüre. Sein Ruf brachte Scharfenſtein und ſeine Reiſigen herzu.

Als er ſich umkehrte, hatte Rüdiger das Schwerdt gezogen.

Agnes eilte in ſeine Arme. „Hier vor Allen,“ rief ſie, „ſei es bekannt, daß ich vor Gott die deine bin und nie eines Andern Weib werde!“

„Faßt ihn!“ ſchrie der Domprobſt, und wollte ſelbſt auf ihn eindringen; aber Agnes trat ihm entgegen mit den Worten: „Ueber meine Leiche müßte Euer Weg führen!“

Ruhig ſtand Rüdiger. „Hört an, Ihr Domprobſt von Mainz, was ich Euch zu ſagen habe!“ rief er jetzt aus: „Betrogen um ein ehrlich Gut, um meiner los zu werden, ſeh' ich wohl, ich bin der Zankapfel. Nicht will ich Euren Namen verunehren, nicht mich eindrängen in Eure Familie. Ich gebe dir, theure Agnes, dein Wort zurück. Ich ſcheide. Erntet den Lohn, den Ihr verdient!“

Agnes war ohnmächtig niedergeſunken. Er kniete zu ihr und drückte den Scheidekuß auf ihre weiße Stirne. Dann ſchritt er ſtolz wie ein König durch die ſcheu zurückweichenden Reiſigen. Den Domprobſt würdigte er keines Blickes, ſo wenig als Scharfenſtein, der in peinlicher Stimmung daſtand. Bald hörte man den Hufſchlag ſeines Roſſes.

Der Domprobſt rieb ſich düſter die Stirne und herrſchte dem Ritter Scharfenſtein zu: „Geh' nach Mainz, loſer Bube, hier iſt deine Rolle ausgeſpielt!“

Bleich wie der Tod wankte Scharfenſtein hinweg. Cuno folgte ihm auf dem Fuße, während die Dienerinnen Agnes hinwegtrugen. In ſeinem Innern gährte ein Vulkan. Die Auftritte hatten ihm die Augen geöffnet. Er ſah, was er an ſeinem verzogenen Mündel hatte. Auf ihn warf ſich die Centnerlaſt ſeines bodenloſen Grimmes. Er trat zu ihm in ſein Gemach.

„Bube!“ donnerte er ihn an, „Schlange, die ich in eigenem Buſen genährt, für den ich mein Herzblut geopfert — deine Schandthaten brandmarken dich. Aus Agnes Mund hörte ich die Gräuel wieder, deren dich die Welt beſchuldigt. Kaiſermörder, Giftmiſcher, das nannte ſie dich, und — leider — muß ich glauben, daß ſie Wahrheit geſagt. Ihr Gatte ſollteſt du werden — aber lieber will ſie den Giftbecher leeren, den du dem Kaiſer miſchen ließeſt, als die deine werden. Verworfener, iſt das der Dank für meine Liebe?

— Ich kenne das Heer deiner Laſter; ich habe ſie gedeckt, wo ich konnte. Die Zeit iſt um. Der Schleier falle. Fahr' hin, ehrloſer Bube, ich habe keinen Theil mehr an dir!"

Scharfenſtein ſtand wie vernichtet; aber nicht das tiefe Gefühl der Reue war es, was jetzt in ſeinem Innern lebendig war; „Rache, Rache!" rief es in ihm. „Rache an Allen, zuerſt an dem, der dich heranzog, um dich zu zertreten!" Wie ein Blitz zuckte es über ſein früh zum Ausdrucke des Greiſenalters herangereiftes Antlitz. „Teufel," ſchrie er, „der du mich zermalmſt! Stirb!" — Ein Dolch blitzte in ſeiner Hand und fuhr mit Blitzesſchnelle gegen die Bruſt des Pflegevaters. Aber Cuno war zu gewandt in jeglicher Kampfesübung, um ſich dem Stoße preiszugeben. Er ſprang zeitig genug auf die Seite, und ſeine Fauſt fiel mit ſolcher Rieſenkraft auf das entblößte Haupt des Entarteten, daß er mit entſetzlicher Wucht zur Erde ſtürzte. Der Dolch fuhr aus ſeiner Hand, die Klinge ſprang und verletzte ſo heftig ſein rechtes Auge, daß es alsbald ausfloß. — Des Domprobſts Fuß trat dem Hingeſtürzten auf den Rücken. Umſonſt ſchrie er, vom fürchterlichſten Schmerz in ſeinem Auge gefoltert; umſonſt wandte er ſich wie eine Schlange. Der Fuß des rieſig ſtarken Mannes hielt ihn am Boden gefeſſelt.

Das Geſchrei rief die Reiſigen und Knappen herzu, die voll Entſetzen zurückwichen.

„Holt Stricke!" donnerte der Domprobſt. Sie zauderten. — Aber als zum zweiten Male der Ruf erſchallte und der Feuerblick dieſes Auges ihn begleitete, da eilten ſie hinweg und waren bald mit Stricken zur Hand.

Er feſſelte ſelbſt den Wüthenden. Zwar regte ſich noch einmal die alte Liebe, als er in die leere Höhle des blutenden Auges blickte — aber er gedachte des Dolchſtoßes und rief: „Der Herr hat dich gezeichnet, Parricida!" und ſtieß den Gefeſſelten den Reiſigen zu, mit dem Befehl, ihn in das tiefſte Verließ zu werfen.

Er ſelbſt aber ſchritt in ſein Kloſett, ſchloß die Thür ab und maß mit gewichtigen Schritten das Gemach.

„Wohl haſt du Recht, Wiltberg, ich fange an zu ernten wie ich geſäet!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, und raufte wild das braune Lockenhaar, das ſeinen Kopf umwallte.

Indeß dieſe entſetzlichen Auftritte ſich hier ereigneten, war Agnes troſtlos erwacht. Als man ihr alles Vorgefallene erzählte, ordnete ſie auf den andern Morgen an, daß Alles bereit ſei zum Ritte nach Frankfurt. In den Schooß der Familie, die ſie ſo liebend aufgenommen, wollte ſie flüchten aus dieſen ſchrecklichen Wirren, um zu entgehen der Gewalt eines Vormundes, der ſie doch nur elend machen wollte. Als ſie aber am andern Morgen den Oheim ſah, wie er gebeugt, bleich und zerſtört einherſchritt, und er ſie fragte, ob ſie ihn auch verlaſſen wolle, da blieb ſie und hörte die herzergreifenden Klagen über Scharfenſtein's ſchnöden Undank an, entſchloſſen zu warten, bis ihr Oheim Philipp in die Burg einziehen würde; obgleich ſie ſich nicht tröſten durfte, in ſeiner Nähe ruhiger zu leben. Von dem Geliebten ihrer Seele jedoch hörte ſie nichts mehr, und jede Spur von ihm ſchien getilgt.

So war denn allſeitig tiefes Weh in die Burg eingezogen, die früher ein Wohnſitz ſtillen Glückes geweſen war. Es ſchien des Ritter Ulrich's Tod der Beginn einer Reihe ſchrecklicher Auftritte zu ſein, die noch langhin in ihr oder von ihr aus walten ſollten über Andere.

Der Domprobſt fragte nicht nach dem Gefangenen. Seine Liebe war erſtorben gegen ihn, oder ſie war zum wildeſten Haſſe geworden, der nur in einer Menſchenbruſt wohnen mochte.

Ein Knappe aus des Domprobſts Begleitung nur und er allein nahm Theil am Geſchicke des Schändlichen. Er band ihm die Bäuſchlein auf das Auge, das für immer verloren war, weil in ihm der Quell des Lichts erloſchen war. Er gab ihm die Nahrung, die ſein Leben erhielt; denn Niemand ſorgte für ihn, weil Niemand ſonſt Neigung für ihn hegte. Dieſer Knappe aber war von jeher der Vertraute ſeiner Händel geweſen, hatte oft mit ihm die Luſt getheilt und war erfahren in allen den verſchlungenen Wegen des Laſters, die der Junker zu gehen gewohnt war. Durch ihn vernahm er den bodenloſen Grimm des mißhandelten Pflegevaters, und die Gewißheit folgte für ihn, daß nun keine Hoffnung mehr auf Vergebung ſei. Mit dem Knappen verabredete er nun die Flucht, da er befürchtete, der Domprobſt überliefere ihn dem Gericht in Mainz. Sie gelang. Und als die Kunde davon zu des Domprobſts Ohren kam, ſagte er freier aufathmend: „Gottlob, daß ich des Schwerſten überhoben bin!“ —

Als Rüdiger aus der Burg Falkenſtein ſtürmte, in der er ſo viel Schmerzliches in den letzten Tagen erlebt und doch ſeine ganze Welt zurückließ, da war es ihm, als könne er nun nicht mehr leben. So lange ſein edles Roß es ausdauern konnte, trieb er es im wildeſten Galopp an; nicht zurück ſah er, auch nicht einmal, weil er ſich das Herz nicht ſchwerer machen wollte, als es an und für ſich ſchon war. Wie hatte das Burggeſinde geweint, als er ſchied! Und nun lag die Welt vor ihm, und doch kein Plätzchen, wo ihm die Ruhe gegönnt geweſen wäre. Sollte er nach Wiltburg zu ſeiner Sippe? Dort herrſchte tiefe Armuth, und er wußte im Voraus, daß er ein unwillkommener Gaſt ſei. Da fiel ihm Lorch ein, wo ſein Freund Saneck im ſtattlichen Burgbaue lebte. Dorthin richtete ſich ſein Weg. Mit ſchwerem Herzen ritt er durch den Rheingau. Schmerzliche Sehnſucht ergriff ihn manchmal, wenn er in die grünen klaren Wellen blickte, die ſich raſtlos dem fernen Meere zuwälzten, die ein ſchnelles Enden alles Leides verhießen dem, der ſich in ihren Schooß ſtürzte; aber das Edle und Gute in ihm ließ ihn nicht zur Verzweiflung kommen. Er blickte in innigem Glauben empor und trug mit männlichem Muthe das herbe Loos, das ihm ſo unerwartet gefallen war. Von allen Seiten erwog er das, was in Falkenſtein geſchehen war. Er fühlte, daß er ſo hatte handeln müſſen, und wurde ruhiger. Lebte doch die Hoffnung in ihm, daß dennoch vielleicht ihm noch das Glück blühen könnte, mit Agnes vereint zu werden. Was aber aus ſeiner Zukunft werden ſollte, das war ihm ſelbſt ein Räthſel; denn ſeine Armuth drückte ihn ſchwer. Als er bei Rüdesheim in das wilde, ſchauerliche Rheinthal hineinritt, wurde es ihm recht ſchwer ums Herz; denn überall erblickte er die Burgen des Domprobſts, des Mannes, der ſein Glück zertrümmert hatte. Hier Klopp bei Bingen, dort Ehrenfels und weiter unten Bautzberg, ſeinen Lieblingsaufenthalt. Freier aber wurde ihm die Bruſt, als er endlich um den letzten Bergvorſprung ritt und nun das alte, reiche, ſchöne Lorch vor ihm lag, und der große Thalkeſſel des Rheins in ſeiner Pracht. Er hielt das Roß an, ſich zu laben an dem Anblicke, der ihm aus ſeiner Kindheit ſo theuer war; denn hier in Lorch hatte er ja ſeine erſten Jahre verlebt, bis ihn Herr Ulrich nach Falkenſtein holte.

Noch war Alles wie damals. Dort unten lag das alte Bacharach im Kranze ſeiner Mauern und Thürme, beherrſcht vom mächtigen Stahleck; dort drüben thronte Fürſtenberg in ſeiner Pracht, und das Dörflein Diebach in ſeiner Armuth ſchmiegte ſich ſchutzſuchend zu ſeinen Füßen. Wieder grünten die Berge und die Traube ſchwoll von ſüßer Fülle, und die Sonne lachte in das Thal ſo freundlich hinein, und ihre Strahlen hüpften auf des Stromes Wellen wie damals — aber — was lag Alles dazwiſchen?! — —

Er ſpornte das Roß, als wolle er dieſen jüngeren Erinnerungen entfliehen — und erreichte Lorch. Herzlich nahm Saneck den Freund auf, und ebenſo herzlich der alte Landmarſchall des Rheingaues, der Vater ſeines Freundes. Voll inniger Theilnahme hörten ſie ſein Geſchick, und ſuchten ihn zu tröſten, ſo gut ſie's vermochten.

Als Rüdiger mit ſeinem Freunde Saneck auf der Burg Saneck ſaß, wohin Beide ſchon am Abend des Tages ſeiner Ankunft ſich begeben hatten, da erſchloß ſich ſein Herz in ſeiner ganzen Fülle, da theilte er dem Freunde das Erlebte mit. Saneck hörte mit Theilnahme ſeine Ergüſſe an. „Rache dem Domprobſt!“ rief er aus, als Rüdiger geendet.

„Nein,“ ſagte dieſer; „das iſt nicht, was ich wünſche. Wollte Gott, — ich könnte glühende Kohlen auf ſein Haupt ſammeln!“

„Das ſind Grundſätze, die ihn nicht leiten, Freund. Wer wird dir die Urkunden entwendet haben, als er?“

„Das kann ich kaum glauben,“ war Rüdiger's Antwort; „vielmehr möchte ich Krazzen eher des Bubenſtücks zeihen.“

„Aber ſind nicht die Urkunden bei Ulrich's Leben entwendet worden, vielleicht in ſeiner Krankheit? War nicht der Pater Anſelmus vielleicht ein Werkzeug des Domprobſts, der durch Krazzen von Scharfenſtein Haß gegen dich trug?“

Rüdiger ſchwieg geſenkten Hauptes. Er ſann. „Sollte es möglich ſein!“ rief er endlich aus und ſtellte das Abläugnen deſſelben, daß Ulrich die Verbindung zwiſchen Agnes und ihm gewünſcht, in Verbindung mit Saneck's Vermuthung.

„Du biſt verrathen!“ rief Saneck aus. „Doch Freund, laß das Grübeln jetzt. Es kommt ja noch für dich eine beſſere Zeit. Wir wollen jagen im Walde droben auf der Höhe der Berge und von uns treiben die Grillen!“

Er bot Alles auf, den Freund zu zerſtreuen, aber es gelang ihm nicht, und Rüdiger's düſterer Sinn blieb ſich gleich. Konnte er Agnes vergeſſen? An ihr hing ſeine Seele mit der Macht der erſten heiligen Liebe. Sie war ſeine Welt, ſein Alles. Ohne ſie hatte ja ſein Leben alle Bedeutung und Zweck verloren. Wenn auch auf kurze Zeit er aufgeheitert wurde, ſo kehrte doch ſchnell der trübe Ernſt zurück, der ſich ſeines Weſens bemeiſterte.

So kam denn endlich der Herbſt mit ſeinen Freuden am Rheine. Die Jahrszeit war noch ſommerlich milde, aber die Stimmung des Volkes war gedrückt auf der einen Seite, und wieder oft ausſchweifend auf der andern. Dies verurſachte jene gräuliche peſtartige Krankheit, welche mit Rieſenſchritten durch Deutſchland wanderte und namenloſes Elend verbreitete, der ſchwarze Tod. Fürchterlich war der Schrecken vor dieſer entſetzlichen Krankheit, die wie ein Würgengel durch Deutſchland ſchritt, die Städte und das platte Land entvölkerte, daß Grauen und Entſetzen ihr vorherging, Grauen und Entſetzen ihr folgte. Es war gegen ſie kein Schutz, kein Heilmittel. Viele verſenkten ſich in die ſtrengſten Kaſteiungen und Bußübungen, weil ſie ihren Tod vor Augen ſahen und ſich ausſöhnen wollten mit dem Himmel. Reiche Gaben floſſen in die Säckel der Kirchen und Klöſter. Andere dagegen ſtürzten ſich in den wildeſten Strom der Luſt und wollten den Becher leeren bis zu den Hefen, ehe der furchtbare Feind nahe und ihnen denſelben aus den Händen winde. In den meiſten Orten, wo die Krankheit wüthete, kehrte ſich der Haß des Volkes gegen die Juden, deren Reichthum Neid und Mißgunſt längſt geweckt. Von fanatiſchen Mönchen und Prieſtern geſchürt, loderte ein furchtbarer Brand auf gegen das arme, heimathloſe, verfolgte Volk. Sie ſollten die Brunnen vergiftet und dadurch das Uebel hervorgerufen haben. Mord und Brand waren die Rachemittel gegen ſie, und in das geplünderte Gut theilte ſich ſchwelgend der Pöbel. Auch in Mainz hatte die Peſt ihren Einzug gehalten und furchtbar ihre Verheerungen begonnen. Wer fliehen konnte, floh, und glaubte dem Tode zu entgehen. Regellos ſchaltete der Pöbel in der Stadt. Judenblut floß in Strömen, und im Brauſen der Luſt verflog die gewonnene Beute. Der Kurfürſt war weggeflohen, ebenſo der Domprobſt und die Meiſten der hohen Geiſtlichkeit.

An der Spitze des zerſtörenden Pöbels ſtand ein gräulicher Menſch. Einäugig war er und wild verzerrt ſein Geſicht. Woher er gekommen, wußte man nicht. Manchem wollte er bekannt vorkommen; allein er läugnete keck, je Mainz geſehen zu haben, und war doch überall genau bekannt wie ein Einheimiſcher. Als er alle Gräuel gegen die Juden erſchöpft, ſchlug er in einem engeren Kreiſe den Genoſſen vor, ſich des Domprobſts Cuno von Falkenſtein zu bemächtigen und ſeine Schätze ihm abzupreſſen, um luſtig bis zum Ende leben zu können.

Der Anſchlag des Einäugigen fand Beifall. Man ſtürmte die Wohnung des Domprobſts, raubte ſie aus, fand aber weder ihn noch die Schätze, deren Bewahrungsort der Einäugige genau kannte und angab. Im wüthenden Grimme wurde von ihm das Gebäude niedergebrannt. Wohin der Domprobſt geflohen, war von einem ſeiner Diener bekannt worden, der, als er den Einäugigen erblickte, in den Ausruf ausbrechen wollte: Ei, Junker — aber ein ſchneller Dolchſtoß, ſicher geführt, ſchloß den Mund für immer, der Dinge enthüllen wollte, an deren Verborgenheit wohl dem Einäugigen unendlich viel mußte gelegen ſein.

Der Domprobſt war in Bingen auf dem Schloſſe Klopp, und wie der ermordete Knecht ausgeſagt, mit ihm ſein Mündel — Agnes von Falkenſtein, die ſich entſchloſſen haben ſollte, im Kloſter Rupertsberg, das einſt die heilige Hildegard gegründet, Profeß zu thun. Dieſe Kunde war genug für den Einäugigen, der ſich unter dem Volke Heinz nannte. Er verſchwand plötzlich aus Mainz, wie er dort, einem Irrwiſche gleich, aufgetaucht war.

Schon hatte die Weinleſe in Bingens Bergen begonnen, da ſaß eines Abends in einer Kneipe unfern des Strandes ein Haufen Menſchen beim Weinkruge, die zu den unruhigſten Köpfen gehörten, welche Bingen in jenen Tagen loſer Zucht umſchloß. Oben am Tiſche ſaß in unſcheinbarer Tracht ein Menſch, deſſen Wort und Erzählung die Geſellen ſchon lange gelauſcht. Er wußte gar mancherlei Mähr aus dem Schweizerlande zu erzählen, wo er zu Hauſe zu ſein vorgab. Es waren Geſchichten, wie ſie die Männer gerne hörten, die längſt mit dem ſtrengen Domprobſt unzufrieden waren, der während der Kurfehde eiſernes Regiment geführt und die Binger an Zucht und Gehorſam ſtreng gewöhnt hatte. Er berichtete nämlich, daß dort die einfachen Hirten die Zuchtruthe ihrer Dränger durch eigne Kraft und freien Muth gebrochen und Tell's Pfeil den Landvogt Geßler getroffen auf den Tod. So ſei des Landes Freiheit errungen worden.

Schlau und mit Gewandtheit hatte er dieſen Geßler gemalt, daß jeder Binger in dem Bild alsbald den Domprobſt Cuno wieder erkannte. Dabei blinzte er ſchalkiſch mit dem einen Auge, das ihm zu Gebote ſtand, denn das andere fehlte gänzlich. Darauf erzählte er, wie das Volk in Mainz auch gegen Cuno geſinnt ſei und ſeine Wohnung niedergebrannt habe.

„Alle Teufel!“ ſchrie plötzlich einer dieſer Männer, ein derber Schiffer, „was hindert uns, ebenſo zu handeln? Haben doch heute ſeine Zehntleute mir abgezehntet, was ich mit ſaurer Mühe im

Scharlachberge gewann! — Unſer Schultheiß mitſammt den Schöſſen ſind feige Schafe, die ſich fügen und uns das Fell abziehen laſſen, wenn nur das ihrige ungeſchoren bleibt!“

„Das heiße ich männlich geſprochen,“ ſagte der Einäugige, der Niemand anders als der Mainzer Mordbrenner Heinz war. Die Anderen ſahen ernſt drein.

„Es iſt wahr,“ bemerkte ein Zweiter, „er drängt und drückt uns hart; aber was wollen wir machen? Er ſitzt droben auf dem feſten Klepp und ſeine Reiſigen halten ſcharf Wache.“

„Er iſt hier?“ fragte der Heinz, und eine teufliſche Luſt lachte aus ſeinem Auge. „Da könntet ihr ja herrlich den Vogel im Neſte fangen und ihn zwingen, euch alle Freiheiten urkundlich zu leiſten.“ „Ueberdies hat er alle Schätze mitgebracht,“ bemerkte ein Erzſäufer, der mit zur Geſellſchaft gehörte. „Vielleicht holt uns doch der Teufel bald; da könnten wir noch eben erſt recht des Lebens uns freuen. Ich habe die eiſernen Truhen hinaufſchaffen helfen und weiß, was das heißt.“

„So dachten auch die braven Mainzer,“ bemerkte Heinz. „Als ſie aber ſein Neſt ausheben wollten, da war der Vogel weg mit ſammt den goldnen Eiern. Ihr habet Beides nahe, was zaudert ihr?“

„Ihr habt gut reden, Landsmann,“ ſprach der Erſte wieder. „Ihr kennt die Gelegenheit von Klepp nicht — und“

„Da irrt Ihr,“ fiel der Heinz ihm ins Wort. „Ich habe als Landsknecht dem Kurfürſten Heinrich gedient und war mehrmals hier. Aber iſt denn eiſene Belagerung nöthig? Jetzt, wo Alles in lauter Herbſtluſt hier lebt und die Köpfe benebelt ſind an jeglichem Abend, wär's ja doch ein Leichtes, die Veſte zu überrumpeln. Habt ihr denn gar keine Bekanntſchaft unter den Reiſigen?“

„Gewiß,“ rief Emmerich, der Sauſaus, „mein Gevatter Helmrich von Rüdesheim iſt auf der Burg, der Anton von Kempten und viele Andere, die auch juſt keine Freunde des Domprobſts ſind.“

Die Sache wurde jetzt alles Ernſtes beſprochen. Heinz verband die Anweſenden endlich zum Schweigen. Er ſagte, daß er gerne mit ſeiner Kriegserfahrung ihnen zur Hand ſein wolle. Nur möchten ſie in der Stille werben und vorſichtig ſein; er wolle ſich hier im Hauſe verborgen halten, und erwarte ſie Abends zum Rath und bald zu friſcher That.

Das Fünklein war geworfen. Es nährte ſich, griff um ſich ſchnell und kräftig, denn das Zehnten war mit aller Strenge geübt worden und hatte die ohnehin unruhigen Gemüther heftig empört. Hierzu kam in dieſen Tagen ein Anderes. Der Schultheiß ſtarb, ein hochbetagter Greis. Altes Recht war es in der Stadt, daß die Bürgerſchaft ihren Schultheiß ſelber wählen durfte. Bei der überall herrſchenden wilden Sucht, ſich aufzulehnen gegen Geſetz und Herrſchaft, war es dem Domprobſt wichtig, daß ein Schultheiß erwählt werde, der mit Kraft treue Anhänglichkeit an die Landesherrſchaft in ſich vereine. Die Wahl fiel anders aus und Cuno hatte den Aerger, einen jungen Brauſekopf an der Spitze der ſtädtiſchen Verwaltung zu ſehen, von dem nichts Gutes zu erwarten ſtand.

Die Lombarden, welche einen reichen Handel in Bingen trieben und aus beſonderen Gründen, nämlich weil ſie oft ſchon bedeutende Summen dem Kurfürſten dargeliehen, bevorzugt waren, ſahen die Wahl ungern, und hätten es wohl lieber ſehen mögen, daß der Ihren Einer Schultheiß würde. Ihre Vorſtellungen, die ſo ganz mit den Anſichten Cuno's einſtimmten, bewirkten es, daß er die Wahl umſtieß und Anton Pomaria, den reichſten der lombardiſchen Handelsleute, dazu ernannte.

Dumpfe Gährung ſchlich wie ein Geſpenſt durch die Stadt und führte auch die beſſeren Bürger jener Rotte zu, die bereits Gedanken gehegt und Entſchlüſſe gefaßt hatte, die mit jener Gährung in Einklang waren. So bereitete ſich im Stillen ein Unwetter vor, deſſen Blitze auf das Haupt des Mannes gerichtet waren, der am wenigſten an etwas Aehnliches dachte, obgleich das Niederbrennen ſeiner Wohnung in Mainz ihm hätte die Augen öffnen können.

Perſönliche Kraft und unerſchütterlicher Muth gibt indeß eine Sicherheit, die nichts fürchtet und nichts ahnt. Einet ſich damit die

Macht des Herrſchers, ſo iſt es noch gewiſſer, daß die Seele in jene ahnungsloſe Sicherheit eingehüllt wird, die ſo oft dem Frevel und der Frechheit gewonnen Spiel gab.

Es war an einem der ſchönſten Herbſtnachmittage, als ein Schiff im Hafen bereitet wurde zur Aufnahme des Domprobſts. Wohin die Fahrt ging, wußten die Schiffer nicht. Nicht ohne Herzklopfen hörte das Heinz, der ſich noch immer in der Kneipe am Strande, dem gewöhnlichen Verſammlungsorte der Schiffer, ſeit Kurzem aber auch der Rädelsführer des heranreifenden Anſchlags auf die Perſon des Domprobſts, verborgen hielt. Er fürchtete mit Grund, daß ihm das Opfer ſeiner Rache entgehen könnte. An einem Fenſterlein, das dicht von Rebenlaub umzogen war, ſtand er und ſtarrte harrend hinaus, bis er käme. Hätte er Bogen und Pfeil zur Hand gehabt, das tödtende Geſchoß hätte er mögen von hieraus auf das Haupt des Verhaßten ſenden; doch das gebrach, und nur zum ohnmächtigen Zuſchauer war er jetzt noch verdammt. Seine Fauſt ballte ſich krampfhaft bei dem Gedanken an die ſüße Rache, die ſeiner harre, die er ſo lang in der Bruſt ohne Befriedigung genährt.

Er mochte noch nicht lang an dem Fenſterlein geſtanden haben, da ſchritt der Domprobſt unten vorüber und — ſein Athem ſtockte, das Auge trat faſt aus ſeiner Höhle — neben ihm eine zarte Frauengeſtalt, in ſchwarze Gewänder gehüllt, aber von dichtem Schleier jeglichem Blicke neidiſch entzogen. Zwei Dienerinnen folgten ihr und mehrere Ritter waren im Gefolge des Domprobſts. Sie ſchritten dem Ufer zu, traten in das Schiff, das bald das Segel blähte. Die Ruder ſchlugen in einförmigem Takt in die Wellen, und bald verſchwand das Schiff hinter dem Mausthurme.

„Das war Agnes!“ rief Heinz. „Oder es müßte auch der Teufel mein letztes Auge geholt haben; es müßte nie ihren ſchwebenden Gang, ihre ſtolze königliche Geſtalt, ihre edle Haltung geſehen haben! Und die ließeſt du entſchlüpfen, Heinz?“ — Er fluchte furchtbar. — Doch bald beſann er ſich. „Weit kann ſie nicht ſein, ſie wird ja wiederkehren! — Und dann!“ Heinz lachte teufliſch und ſchlug ein Schnippchen in die Luft.

Und es war wirklich Niemand anders, als Agnes von Falkenſtein.

Nach Ulrich's Tod kam Herr Philipp VI. von Falkenſtein zurück auf die Burg, die je zu einem Drittheil ihm gehörte. Philipp war ein Ritter ſo recht nach dem Zuſchnitte ſeiner Zeit. Ohne Fehde war ihm das Leben eine Laſt. Grimm trug er gegen die Städte im Herzen, die ſich ſo mächtig erhoben und ein ſo mächtiges Gewicht dem rohen Treiben des Adels gegenüber geltend machten. Beſonders war ihm Frankfurt durch beſondere Verhältniſſe ein Dorn im Auge und ein Gegenſtand wilden Haſſes.

Hierdurch veranlaßt, begann er ein rechtes Stegreiftreiben. Bis unter die Thore der Stadt hin ließ er verfolgen und verfolgte er ſelbſt die Karavanen der Kaufleute, und raubte ihnen Habe und Gut, oder ſchleppte ſie ſelbſt, ein Löſegeld zu erpreſſen, auf die Burg. Dieſe wurde alſo der Schauplatz roher, oft ſchauderhafter Gewaltthat.

Empörend für ihr weibliches Zartgefühl war das Treiben des alten Ritters, und Agnes mußte nicht ſelten Zeuge von Scenen ſein, die geeignet waren, ein männliches Herz zu empören. So wurde ihr Falkenſtein verleidet und ſie floh zu der Familie des Schultheißen von Holzhauſen nach Frankfurt, dort eine Zufluchtſtätte ſuchend. Als aber die Peſt in Frankfurt ausbrach und mit ihr die entſetzlichſten Gräuel roher Geſetzloſigkeit, da holte ſie der Oheim und Vermund in ſeinen perſönlichen Schutz, und ſie begleitete ihn zu den Zerſtreuungen des Herbſtes an die geſegneten Ufer des Rheingaues. Jetzt geleitete er ſie nach Bautzberg, dem herrlich gelegenen Schloß einer wildromantiſchen Thalſchlucht, wo Cuno ſelbſt ſo gerne weilte, ſeit ſein Herz durch den treuloſen Scharfenſtein ſo ſchwer getroffen worden war.

Mächtig war der Eindruck, den das Rheinthal auf das Herz der Jungfrau machte. Bautzberg, auf ſeinem herrlichen Bergfelſen ruhend und ſtolz hinabſchauend auf das wilde Brauſen des Rheines

— mußte ihr bei ihrer Seelenſtimmung beſonders zuſagen. Der Burgmann des Domprobſts, ein alter biederer Ritter, der hier mit ſeiner Gattin hauſte in kinderloſer Ehe, gefiel ihr wohl, und als der Abend kam und ihr Zelter mit den Roſſen des Domprobſts anlangte, um zurück nach Klopp zu reiten, da bat ſie den Oheim, ſie einige Zeit hier allein zu laſſen, an einem Orte, wo ſie ſo ganz ungeſtört ſich ihren Gefühlen überlaſſen könne, an einem Orte, der ihr ſo ungemein zuſage, ſo ganz zu ihrer Stimmung paſſe.

Nur ungern fügte ſich der Oheim, der gerne die Jungfrau mit dem Leben ausſöhnen mochte, in ihren Wunſch; allein er konnte den Bitten um ſo weniger etwas entgegen ſetzen, als in Klopp viel ſtörender Tumult war, täglich der Adel des Rheingaues, die Grafen des Nahgaues ſich einfanden und in frohen Gelagen bei dem reichen Würdenträger der Kirche ſich's wohl ſein ließen.

Bei ſolchen Veranlaſſungen zog ſich Agnes ohnehin gerne zurück. Endlich machte ſie den Grund geltend, auf Bautzberg genöſſe ſie diejenige Seelenruhe, deren ſie bedürfe, um ſich vorzubereiten zum Eintritt in das Kloſter Rupertsberg, das jenſeit Bingen, Klopp gegenüber, lag.

So blieb dann dem Domprobſt nichts übrig, als allein mit ſeinen Begleitern den Rückweg nach Klopp anzutreten.

Als ſie durch die Straßen der Stadt ritten, fiel dem Domprobſt das außerordentlich rege Leben auf, welches ſich überall bemerken ließ. Die Vorbereitung auf die morgende Leſe gab jedoch völlig ausreichenden Grund ab, dieſe Erſcheinung zu erklären, die jedoch aus einem ganz andren Grunde hervorging.

Heinz hatte genaue Kundſchaft eingezogen und vernommen, der Domprobſt werde gewiß mit ſeiner Nichte am Abend von Bautzberg zurückkehren. So blieb ihm dann nichts zu wünſchen übrig; ſo lag denn des heißeſten Wunſches ſüße Erfüllung nahe vor ihm. Er war aus dem engen Verſchluß, in dem er ſich bis jetzt gehalten, keck herausgetreten, hatte mit den Führern der Bürgerſchaft Zuſammenkünfte gehalten, hatte ihnen die Gefahr der Entdeckung bei ſo vielen Mitwiſſenden einleuchtend gemacht, und ſie dahin beſtimmt, in der bevorſtehenden Nacht den entworfenen Plan auszuführen, nämlich Klopp zu überfallen und ſich der Perſon des Domprobſts zu bemächtigen und ihm neue Privilegien für die Stadt, beſonders Erlaſſung des Zehntens, abzupreſſen. Sein Vorſchlag fand willige Ohren. Schnell wurde die Sache von Hauſe zu Hauſe mitgetheilt. Man ſuchte Waffen hervor, alte, verroſtete, wie man ſie eben fand und hatte, und harrte dann des Zeichens, das Helmrich, ein Reiſiger des Domprobſts, in der Art geben wollte, daß in einem der Stadt zugekehrten Erkerfenſterlein drei Lichter nebeneinander ſtehen ſollten. Gleich darauf würde er die Wache am äußern Thore haben und ſich des Schlüſſels bemächtigen, der die anderen beiden Thore öffnete.

Uebrigens ſtand es Vielen nicht an, daß der Einäugige ſich in ihre Sache miſche. Manchen ſchien es, als wolle er eine beſondere Abſicht erreichen; als leite ihn lediglich der Gedanke, zu ſtehlen oder an der Perſon des Domprobſts eine alte Rache zu kühlen. Man fürchtete mit Recht Arges von dem Menſchen, deſſen Weſen auch nicht das mindeſte Vertrauen einflöße. So kam es denn, daß mehrere Bürger es über ſich nahmen, ein wachſam Auge auf ihn zu halten, da ſie es nicht wagen durften, ihn auszuſchließen, weil er leicht im Stande geweſen wäre, Alles zu verrathen.

Zitternd vor Ungeduld, ſtanden Emmerich und Heinz an einer Luke der Stadtmauer, die gegen Klopp ſah, und richteten ihre Blicke auf die Gegend, wo das Erkerfenſterlein war.

Die Nacht war ſtockfinſter. Auch kein Sternlein ſah mildleuchtend vom Himmel herab, vielmehr deckten ihn große Wolkenmaſſen. Gegen Mitternacht brach ein fürchterlich Wetter los. Der Sturm heulte, als wolle er die Berge zertrümmern. Der Rhein brauſte fürchterlich und der Regen ſchoß von den Dächern in Strömen. Das war ſo recht das Wetter, wie es ſich eignete zu einem Unternehmen ſolcher Art, das das Licht ſcheut und das ſcharfe Ohr des Menſchen.

Endlich, als bereits Mitternacht da war, zeigten ſich die drei Lichter am Fenſter, die hell und lockend den Verſchworenen entgegenſtrahlten.

Nun war kein Säumen. Raſch flogen die beiden durch langes Warten ermüdeten Männer hinab in die Stadt, und langſam zog die Schaar den Berg hinan und ſo leiſe, daß nicht einmal in der Stadt ſelbſt Jemand von denen es ahnte, die nicht um das Geheimniß wußten. Ebenſo unbemerkt kamen ſie an das Thor. Helmrich hatte Wort gehalten. Er öffnete leiſe. Sechzig Männer folgten ihm jetzt zum zweiten Thor. Auch dieß wurde geöffnet. Das dritte, welches in den eigentlichen Burghof führte, war ein Fallthor, das in Friedenszeiten nie herabgelaſſen wurde. Sie kamen nun in die Burg.

Der Herbſt iſt die Jahreszeit, wo nicht nur am Rheine der neue Moſt geſammelt zu werden pflegt, ſondern wo Jedermann darauf ſinnt, durch Wegtrinken des älteren Weines dem jungen Raum zu machen. So war es früher, wie es heute iſt. —

In der Halle des Erdgeſchoſſes ſaßen um langhinreichende Tiſche etwa dreißig bis vierzig Reiſige, die ſich, da der Herr ſchlief, gutthaten am Scharlachberger. Es war ein luſtiges Treiben, von dem man eben ſo wenig vernahm als ahnte.

Ohne Kampf, denn die Waffen fehlten, wurden alle gefangen genommen und einzelweiſe ſchnell in die Keller gebracht, was um ſo leichter war, als die Meiſten bereits vom Weine ſo gänzlich des Gebrauches ihrer Glieder als ihrer Verſtandeskräfte beraubt waren.

Heinz wollte ſchon hinaufdringen, und forſchte bei Helmrich, wo des Dompropſts Kloſett und das ſeiner Nichte ſei; aber ein Binger Bürger faßte ihn bei der Schulter und fragte, ihn derb ſchüttelnd, ob er etwa auch um ein Quartier im Verließe verlegen ſei? Er ſolle ſich ſtille und beſcheiden halten, ſonſt könnte ihm das heute noch werden, wenn nicht Schlimmeres gar.

Obgleich dies Wort eine höchſt unangenehme Wirkung auf den Angeredeten hervorbrachte und ſchnurſtracks mit ſeinen Planen in Gegenſatz treten mochte, ſo fand der Feige denn doch für gut, vorſichtig zu ſein, zumal er wohl ſah, daß ihn Augen beobachteten, deren Begleiter derbe Fäuſte waren.

Ruhig und friedlich ſchlummerte der Domprobſt in ſeinem Kloſett, deſſen Thür er nicht einmal geſchloſſen hatte. Arge Träume quälten ihn. Er ſah Verrath ihm nahen; doch dünkte es ihm, er ſei in Mainz und er ſähe Scharfenſtein, wie er den Feuerbrand in ſeine Wohnung ſchleudere.

Da dünkte es ihm wieder, er ſähe ſein Gemach erleuchtet und hörte das Geräuſch der Waffen. Er erwachte. Wirklich ſchien es, als ſei der Traum Wahrheit; denn er ſah eben Licht in das Vorzimmer dringen, und Waffengräuſch und verworrene Stimmen drangen in ſein Ohr. Einen Moment noch lag er ruhig und halb im Zweifel, ob er wache oder träume, — dann ſprang er auf und trat, obwohl im bloßen Hemd, in das Vorgemach: Wer malt ſein Entſetzen? da ſteht vor ihm — Scharfenſtein — mit hölliſchem Hohngelächter und zückt den Dolch nach ſeiner Bruſt.

Ein Sprung zurück rettet ihn vor dem Stoß — aber zugleich trifft ein Hieb mit dem Schwerdte den Verruchten, daß er röchelnd niederſtürzt.

„Was gibt das?“ ſchrie mit einer Donnerſtimme der Domprobſt, als er dies und die bewaffneten Bürger Bingens erkennt. „Binger, habt ihr eures Eides vergeſſen? Erhebt ihr Panier gegen euren Herrn?“

„Daß wir weder Mord, noch Brand, noch Raub ſuchen,“ ſprach hierauf ein Bürger, „das zeigt der Mörder, der ſich in unſere Reihe ſchlich, um alte Rache zu nehmen, der nun hier ſein ruchloſes Leben endet. Recht wollen wir, das Ihr uns weigert; Freiheiten, die Ihr uns nahmt. Ihr ſeid unſer Gefangener, folgt uns!“

Der Domprobſt ſann einen Moment, überblickte die Macht, die gegen ihn ſtand — und als er ſchnell und richtig erwogen, daß hier Gewalt brauchen wollen, Wahnſinn ſein würde, da ſagte er ruhig:

„Iſt das Bürgerpflicht? Iſt das der Dank für die Güte, welche ihr dem Krummſtabe von Mainz danken ſolltet?“

„Schweigt, Herr Domprobſt,“ herrſchte ihm Emmerich mit lallender Zunge zu, „wir wollen keine Faſtenpredigten von Euch, ſondern Euch ſelbſt, darum beſinnt Euch nicht lange!“

„Ich muß der Gewalt weichen,“ ſprach der Domprobſt, „aber die Folgen über eure Häupter!“

„Das ſollen ſie, das ſollen ſie!“ riefen lachend viele Stimmen jetzt aus. „Macht, daß Ihr uns gutwillig folget, ſonſt brauchen wir Gewalt!“

„Ich kann doch nicht nackt mit euch gehen, ihr Bürger. Bedenkt, daß ein Würdenträger der Kirche nicht eurer Jugend zum Spotte werden darf!“

„Das iſt wahr,“ ſagte der Bürger, der auf Scharfenſtein den Hieb geführt, und der noch das blutige Schwert in ſeiner Rechten hielt, während in gräßlichen Zuckungen zu ſeinen Füßen unbeachtet der Verworfene ſeine ſchwarze Seele aushauchte.

Der Domprobſt trat in das Kloſett, deſſen Thür er nur anlehnte, um ſich anzukleiden. Mehrere wollten ihm folgen; aber der Bürger rief: „Beobachtet die Geſetze der Zucht und Wohlanſtändigkeit, ihr Männer, und vergeſſet nicht, daß wir im zweiten Stockwerke der Burg ſind!“

„Das Kloſett hat keine geheime Thüre!“ rief Helmrich, „ihr könnt ohne Sorge ſein.“

„Wer hat den Meuchelmörder hier uns zugeführt?“ donnerte derſelbe Bürger jetzt die Anderen an. „Schande für uns iſt es, daß eine Dolchſpitze auf unſeres Gebieters Bruſt gekehrt wurde.“

Mehrere nannten diejenigen, welche zuerſt Gemeinſchaft mit ihm gemacht.

Viele wehrten den Vorwurf von ſich ab. So entſtand ein ziemlich heftiger Wortwechſel, der lange währte.

„Schafft den Leichnam des Schurken hinweg. Ein Strolch ſoll unſere That nicht verunreinigen,“ riefen Etliche. Andere dagegen wollten, man ſolle ihn liegen laſſen, um eben damit anzukündigen, daß ſie nichts mit ihm gemein gehabt.

Dieſer Wortwechſel hatte ziemlich lange gewährt. Erſt jetzt bemerkte Einer: „Der Domprobſt habe ſich denn doch in dieſer Friſt zehnmal aufs Koſtbarſte ankleiden können.“

Mehrere, welche der Thüre zunächſt ſtanden, ſtießen ſie auf und — blieben wie erſtarrt ſtehen. Das Gemach war leer — nur das Fenſter ſtand auf, das nach dem Burggraben in ſchwindelnder Tiefe hinabging. Schrecken und Entſetzen ergriff Alle. Das Zimmer wurde genau unterſucht. Es blieb kein Zweifel, daß er durch das Fenſter entflohen, in den Burggraben hinabgeſprungen war.

„Großer Gott!“ rief der Bürger mit dem Schwerdte, „ſo hat dennoch ſein Anſchlag ſein Leben gekoſtet, denn lebendig iſt er nicht da hinabgekommen. Auf, laßt uns den Leichnam ſuchen!“

Als der Domprobſt in das Gemach trat, maß er mit kundigem Blicke die Höhe, was ihm ein wenig Sternenlicht zuließ, als der heftige Sturm die Wolkenmaſſen von einer Stelle des Himmels weggetrieben hatte. In allen ritterlichen Uebungen erfahren, war der Domprobſt ein kühner Springer. „Lieber todt und frei, als nur eine Minute länger in der Gewalt dieſer treuloſen Bürger zu ſein!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und — flink wie ein Reh, trotz der Schwere ſeines Körpers, ſprang er durch das Fenſter hinab.

Obgleich es als ein Wunder mußte angeſehen werden, daß ein Menſch, ohne Hals und Beine zu brechen, von dieſer Höhe herabgeſprungen, ſo war es dennoch dem Domprobſt gelungen. Nicht die leiſeſte Verletzung hatte er erlitten, obwohl die Schwere ſeines Körpers ſehr beträchtlich war. Hatte ſich der immer wilder brauſende Sturm in den leichten Mantel, den er in aller Eile übergeworfen, gefangen, oder was war es, was ihn leicht zur Erde kommen ließ, kurz, außer einigen Dornritzen, welche er im Graben ſelbſt empfing von rankenden Brombeeren, war ihm nichts. Mit einem ſorgenvollen Blicke nach dem Fenſter, der ihm jedoch die Beruhigung gab, daß die guten Bürger eben jetzt ſich in breiten Wortwechſel ergingen, während ſie ihren fetten Fang durchgehen ließen, kletterte er mit großer Anſtrengung an der jenſeitigen Felswand in die Höhe und athmete erſt recht frei, als er ſich nun außerhalb der Burg erblickte.

Ohne ſich aufzuhalten, ohne das Schneiden der Steine in ſeine bloßen Füße zu achten, ohne die verletzenden Dornen zu fühlen, ſtieg der Dompropſt den Berg hinab und erreichte glücklich das Ufer des Rheins. Keine Seele ringsum! Alles Volk ſtand an den Orten, wo es die Burg im Auge hatte, mit angehaltenem Athem harrend auf das Gelingen des Planes. Zitternd zogen ſich die, welche es mit dem Dompropſt hielten, in ihre Wohnungen zurück, weil ſie fürchten mochten, der Pöbel möge am Ende ihre Wohnungen plündern und ob ihrer Geſinnung Rache an ihnen nehmen.

So war dann Alles ſtill und leer in dem Hafen der Stadt, wo nichts weiter als größere und kleinere Kähne vor Anker lagen. Mit Rieſenkraft hob Gunne einen dicken Stein auf, weil der Kahn, deſſen er ſich bedienen wollte, mit einer Kette daran geſchloſſen war, legte ihn in den Kahn ſelbſt, ſchob dieſen in das vom heulenden Sturm empörte Element und ſprang dann in den Kahn hinein, indem er das Ruder ergriff und in die undurchdringliche Dunkelheit kräftig hineinſteuerte — ſein Auge ſtets auf das Lichtlein richtend, das vom Thurme von Ehrenfels matt herüberflimmerte.

VIII.

Wenn auch im ganzen Rheingau die Weinleſe das ſchönſte und heiterſte Feſt bildete, und Jeder gerne Gäſte in dieſen Tagen bei ſich ſah, die er aufs Beſte zu bewirthen und aufs Angenehmſte zu unterhalten ſtrebte, ſo war das doch nirgends mehr der Fall, als auf dem ſtolz auf ſeiner Rebenhöhe thronenden Johannisberge. Der Abt, einer der reichſten Aebte des Rheinthales, liebte fröhliche Stunden, und hatte ſie lieber alle Tage, denn am Sonntage nur. Man konnte wohl ſagen, daß leckerer nirgends getafelt, köſtlicher nirgends gebechert wurde, denn auf dem Berge, der den Namen eines der enthaltſamſten Anachoreten trug, was denn auch bei den frohen Gelagen zu manchem Witzwort und Kurzweil Anlaß gab.

In der Weinleſe aber floß reicher noch die goldene Fluth, bog ſich noch mehr und ächzender die eichene Tafel von der köſtlichen Speiſen Fülle. Da ſah man hier den Ritterſtand des ganzen Rheingaues vereint, und der Kranz blühender Frauen, welche hierher von Gatten, Brüdern und Vätern geführt wurden, ließ den Aufenthalt noch paradieſiſcher erſcheinen. Niemand verſäumte es, hierher zu eilen, und Jeder war willkommen, am willkommenſten war er aber, wenn er heitere Luſt mitbrachte, um ſeinen Theil zur allgemeinen Freude beizutragen, die ungebunden und ſchrankenlos Jeder hier genießen konnte wie er wollte, da der milde und leutſelige Abt nichts that, um ſie zu verkümmern.

Als der Tag der Leſe und des frohen Feſtes bekannt wurde, rüſtete ſich alle Welt, dem Johannisberge zuzuziehen.

„Auch du mußt theilnehmen," rief der heitere Saneck ſeinem Freunde Rüdiger zu, der ſtill und in ſich gekehrt an einem Fenſter der Burg ſtand und in die verſilberrauſchende Fluth des raſtloſen Stromes blickte, der ſeine Wellen zu Füßen der Burg Saneck verſilberdrängte. „Du bedarfſt der Zerſtreuung, Freund," ſprach er liebevoll, „dein Trübſinn führt dich zum Grab."

Ein Seufzer ſtieg in Rüdiger's Bruſt auf, der vielleicht den Wunſch trug, es möge ſo ſein. Er wandte ſich zu dem gutmüthigen Saneck mit den Worten: „Laß mich hier! Was ſoll ich unter den Fröhlichen? Eure Luſt kann ich nicht theilen; du kennſt meine Stimmung. So fühle ich mich doppelt allein und in mich zurückgeworfen im lärmenden Jubel."

„Du ſiehſt zu trübe, Rüdiger," gegenredete der Freund. „Der Strom reißt die trübe Welle auch mit ſich fort und klärt ſie durch Ueberſchlagung ab. Du mußt mit mir dorthin. Und vielleicht — blüht dir das Glück — Agnes zu ſehen. Es iſt wenigſtens nicht ſelten, daß der Domprobſt, der jetzt in Bingen iſt, dort ſich einfindet. Vielleicht kommt auch ſie."

Rüdiger lächelte. „Sie iſt nicht hier am Rheine!" ſprach er wehmüthig. „Und wär' ſie's, was ſollte mir das Wiederſehen helfen? Noch elender mich machen als ich bin, mir die geringe, und doch ſo mühſam errungene Ruhe wieder rauben, das wäre der Gewinn und des Wiederſehens Frucht.“

Aber Sanck ließ nicht nach, bis er endlich, um Ruhe zu haben, einwilligte. Sie ſetzten nach Lorch über und zogen dann mit den Gilchen von Lorch, den Schävel, den Walderndorf, den Boos von Waldeck und einer großen Zahl Ritter, welche theils in Lorch anſäſſig waren, theils in der Umgegend — dem Johannisberg unter lautem Geſpräch und heiteren Scherzen zu.

Hätte Rudiger geahnt, daß dort eben das Herz der Geliebten um ihn trauere, als er am Bauſberge vorüberritt, wie anders würde es ihm um das Herz geweſen ſein. So glitt ſein Blick gleichgiltig an den Mauern vorüber, und er folgte in ſtillem Sinnen dem luſtigen Schwarme der Geſellen.

Groß war die Zahl der Gäſte ſchon in der Abtei, als ſie dort anlangten, und in jedem Augenblicke wurde ſie größer. Heitere Luſt war der Charakter des Zuſammenlebens. Nach einem Mahle, das Alles in ſich vereinte, was den Gaumen kitzeln und den Durſt reizen konnte, zog Alles hinab in den Weinberg, um der Leſe ſich zu erfreuen. Einzelne Gruppen bildeten ſich hier und dort. Der jüngere Theil der Männer umſchwärmte die Frauen und ergab ſich ſcherzender Kurzweil; die Aelteren beſprachen die Ereigniſſe der Zeit. Zu ihnen geſellte ſich Rüdiger. Hier vernahm er die Auftritte von Frankfurt und Mainz zum erſten Male, vernahm das wilde Leben Philipp's von Falkenſtein, und gedachte mit Beben des Looſes ſeiner geliebten Agnes. Obwohl es ihn drückte, nach ihr ſich zu erkundigen, ſo wagte er das doch nicht um ihretwillen; aber dieſe Mähren weckten die Erinnerung an die Vergangenheit ſo friſch und lebendig in ſeiner Seele, daß er ſich wegſtahl aus dem Kreiſe der Frohen und ſeinen Gang in den nahen Wald richtete, um ungeſtört ſich ſelber anzugehören.

In trübem Sinne floß eine Stunde nach der andern hin. Seine Stimmung war nun durchaus nicht mehr geeignet, zu der Geſellſchaft zurückzukehren. Er ſchlich in die Abtei, ließ ſein Roß ſatteln und entfernte ſich unbemerkt, nur ſeinem Freunde Sanck Kunde gebend von ſeiner Entfernung.

Der Abend kam, und mit ihm das wilde ſtürmiſche Unwetter, als er Geiſenheim noch nicht erreicht hatte

Die Dunkelheit war der Art, daß man, wie das Sprichwort ſagt, keine Hand vor dem Auge ſah. Der Sturm tobte grauſenhaft, die Wellen ziſchten und brandeten wild am Ufer und der Regen ſchoß in Strömen vom Himmel. Rüdiger ſchien unempfindlich für dieſen Sturm der Elemente. Sein Roß, das treue Thier, das ihn ſo oft in Sturm und Wetter ſicher getragen, fand, geleitet von ſeinem Inſtincte, den Weg

Als aber nun Rüdiger unterhalb des Ortes Rüdesheim ſich befand, ſchien das Unwetter den höchſten Grad erreicht zu haben. Sein edles Thier ſtand ſtille und ſchien ihn durch Scharren am Boden zu mahnen, ein geheures Obdach zu ſuchen.

Wo ſollte er hin? Gen Lorch war unmöglich, da der Weg zu gefahrvoll war. Nach Rüdesheim? Dort war er fremd.

Jetzt fiel ſein Blick auf die Lichter, die von Ehrenfels gaſtlich ladend herabſchimmerten. Er kannte den Ritter, der dort Burgmann des Erzſtiftes war, und ſchnell entſchloſſen, ſchlug er den Burgweg, welcher durch Weinberge emporführte, ein.

Luitpold von Ehrenfels war indeſſen auch auf dem Johannisberge bei der frohen Genoſſenſchaft geblieben. Rüdiger wurde, nachdem er ſeinen Namen genannt und von dem Thorwart als derjenige erkannt worden war, der oft ſchon bei ſeinem Herrn zu Gaſte geweſen, mit Freuden eingelaſſen. Er kleidete ſich in die Gewänder des Ritters um, da er bis auf die Haut durchnäßt war, ſuchte aber, durchſchauert von dem kalten Regen, ſchnell das Lager und ſank in einen tiefen Schlaf, der heilſam ſeinem Leibe war.

Nach Mitternacht kam ängſtlich der Thorwart an ſein Lager und rüttelte ihn aus ſeinem tiefen Schlaf auf.

„Herr Ritter,“ ſprach er, „entſchuldigt, daß ich Euch aus Euerm Schlaf aufſtöre; allein ich bin in großer Noth und weiß mir nicht zu rathen. Draußen am Thore der Burg erſcheint in dieſer Nacht, wo alle Teufel ihr loſes Spiel zu treiben ſcheinen, ein Mann, der eingelaſſen ſein will. Er ſagt, er wäre der Herr

Domprobſt Cuno von Falkenſtein, den die aufrühreriſchen Binger vertrieben hätten. Es iſt des Herrn Stimme und Geſtalt — aber mir kommt die Mähr unglaublich vor, und es will mir ſcheinen, als liege irgend ein Streich im Hinterhalte, weil man weiß, daß der Ritter nicht zu Haus iſt, obwohl ich mir nicht denken kann, wer böſe Abſichten auf die Burg haben könnte. Wollet Euch bemühen und aufſtehen, um ſelbſt in unſeres Herrn Namen, deſſen treuer Freund Ihr ſeid, das Beſte zu rathen und zu wählen."

„Das iſt eine ſeltſame Mähr," ſagte Rüdiger, und ſprang auf, um ſich ſchnell anzukleiden und das Schwerdt an ſeine Hüften zu gürten. — „Doch haſt du wohl gethan, ſo vorſichtig zu ſein," tröſtete er den Thorwart.

Ziemlich ſchnell war ſein Anzug beendet. Er folgte dem Thorwart auf ſein Stüblein über dem Thor, öffnete das kleine Fenſter und ſah, wie Jener es gemeldet, den Mann daſtehen, der vor Froſt zitterte.

„Wer ſeid Ihr?" fragte Rüdiger.

„Oeffnet ſchnell, Luitpold," rief draußen die Stimme. „Ich ſterbe ſchier vor Froſt. Kennt Ihr Eures Herrn Stimme nicht?"

„Er iſt's!" rief Rüdiger. „Gott weiß, wie das zuſammenhängt, aber wir müſſen öffnen."

„Auf Eure Gefahr!" ſagte der vorſichtige Thorwart.

Das Gatter ging in die Höhe, die Zugbrücke ſank nieder und der Domprobſt ſtürzte mit fieberiſcher Haſt herein.

Als er bei dem Lichte des Thorwartes Rüdiger'n erkannte, prallte er mit Erſtaunen zurück.

„Wie kommt Ihr hieher?" rief er aus. „Wo iſt Luitpold?"

„Dies zu beantworten, hochwürdiger Herr, iſt jetzt nicht Zeit und Stunde," entgegnete beſcheiden Rüdiger. „Eilet hinauf in Eure Burg, laſſet Euch warme Kleider reichen und Euch erquicken, dann ſollt Ihr das Alles hören."

Der Domprobſt fand das wohlgerathen, und alle Drei eilten hinauf, nachdem das Thor ſorgfältig geſchloſſen war, wo dann aufs Beſte für den Flüchtling durch Kleidung und Nahrung geſorgt wurde.

Nachdem er ſich, ſo gut es gehen mochte, in die Gewänder Ritter Luitpold's gekleidet hatte, begann er kurz die Thatſache zu ſchildern. Er fragte nicht mehr, woher Rüdiger komme, vielmehr benahm er ſich gegen ihn freundlich. Dieſer bot ſich zu allen Dienſten an.

Das war ſo recht nach des Domprobſts Sinn. Rüdiger beſtieg ſchnell ein anderes Roß und eilte nach dem Johannisberge zurück, wo er Alles ſchlafend fand, was dort geblieben war vom geſtrigen Abend.

Wie ſtaunten ſie aber, als er ſie aufgerüttelt aus ihrem Taumel und er ihnen mittheilte, was in Bingen ſich ereignet habe. Wie vom elektriſchen Schlage getroffen, ſprangen ſie auf und rüſteten ſich, um nach Ehrenfels zu eilen, wo der Domprobſt in ſeinem Grimme ſich aufhielt, aber bereits Eilboten rheinabwärts nach Lorch geſendet hatte. Rüdiger war vom Johannisberg aus mit raſtloſem Eifer weiter geeilt, und als der Abend kam, nahten die Ritter und Reiſige von allen Seiten her zum Entſatze der Burg.

Warm drückte der Domprobſt Rüdiger'n die Hand, als er höchſt ermüdet wieder auf Ehrenfels anlangte. „Ich bin Euch ſehr dankbar für die Treue, die Ihr mir erwieſen,“ ſagte er. Wer in ſeiner Seele hätte leſen können, würde ein tiefes Scham- und Reuegefühl entdeckt haben, das ſie erfüllte in dieſem Augenblicke, wo das Unrecht, welches er Wildberg angethan, ihm erſt recht groß und unverzeihlich erſchien. Ueberhaupt hatten des Ritters bleiche, kummervolle Geſtalt auf ſein Herz augenblicklich tief eingewirkt.

Im Rathe wurde nun beſchloſſen, heute Abend Bingen anzugreifen und die Burg wieder zu erobern, zumal Kundſchafter berichteten, daß die Burg wieder in den Händen der Reiſigen des Domprobſts ſei.

Dies war nämlich ſo gekommen:

Als der Domprobſt ſeinen Gegnern entſprungen war, ſtanden ſie anfänglich rathlos, verblüfft da, dann eilten ſie alle weg, um ſich ſeiner Perſon todt oder lebendig zu bemeiſtern. Viele waren vom Schrecken wie gelähmt, weil ſie vorausſahen, der Domprobſt würde todt im Graben gefunden werden. Andern war es darum zu thun, den Domprobſt in ihre Gewalt zu bekommen. So eilten ſie dann in einem Schwarm hinaus, ihn zu ſuchen, und Keiner dachte daran, die Burg zu beſetzen.

Helmrich, dem erſt jetzt die Größe ſeiner Schuld und ſeines Verrathes zum vollen Bewußtſein kam, der wohl ſein Verderben nahen ſah, wenn der Domprobſt glücklich würde entkommen ſein, bereute augenblicklich ſeine That. Er erkannte, daß ihm jetzt die Möglichkeit gegeben ſei, ſich wiederum ſeines Herrn Vergebung zu erwerben, wenn er die Burg ihm rettete.

Raſch entſchloſſen, ließ er das Fallthor nieder, ſchloß, als alle weg waren, jedes Thor ab und öffnete die Keller den Reiſigen. Dieſe ſtürmten hervor, beſetzten Thürme und Mauern und rüſteten ſich zu lebhaftem Kampfe. Sie hatten dazu um ſo mehr Zeit, als die Bürger raſtlos um Bingen Alles durchſuchten und erſt mit dem hellen Morgen daran dachten, ſich der Burg zu verſichern.

Wie ergrimmten ſie über ihr Mißgeſchick und ihre Thorheit, als ſie ein Pfeilhagel und geſchleuderte Steinkugeln ſo unfreundlich empfingen, daß mehrere todt blieben, viele ſchwer verwundet wurden.

Es blieb nun den Anführern durchaus nichts übrig, als die Burg zu ſtürmen, ehe der Domprobſt ihr zu Hilfe kommen könne. So wurde denn der Sturm auf die nächſte Nacht beſchloſſen.

Dieſe kam wieder in einer ſo furchtbaren Art, daß ſie die verfloſſene bei weitem übertraf. Der Sturm wurde ſo heftig mit dem Eintritte der Nacht, daß man es kaum wagen konnte, über den Strom zu ſetzen. Der Domprobſt war in Aßmannshauſen mit ſeinem Haufen übergeſetzt und Rüdiger, den er zum Führer des kleinen Haufens beſtimmt hatte, ſetzte mit großer Gefahr beim Eintritte der Dunkelheit unweit Geiſenheim über.

Die Binger hielten ſich um ſo ſicherer, je wilder die Nacht erbrauſte. Gegen Mitternacht begann der Sturm mit raſendem Kriegsgeſchrei.

Zweimal ſchlugen ihn die Vertheidiger ab; allein beim dritten Sturme waren ihre Reihen ſo gelichtet worden, daß ſie nicht alle

Punkte beſetzen konnten. An mehreren Stellen wurde die Mauer überſtiegen und endlich die Thore geöffnet.

Rüdiger war faſt unbemerkt mit ſeinen Reiſigen von Kempten hergenahet. Unaufhaltſam ſtürmte er nun plötzlich hervor und zur guten Stunde nahte er, denn er drang mit den Bürgern zugleich in das Thor ein. Furchtbar mähte ſein Schwerdt, furchtbar würgten ſeine Mannen. Dennoch wäre dieſer Kampf, der ſich bis in den Burghof erſtreckte, erfolglos geweſen, hätte nicht ein ſchreckliches Hilfegeſchrei aus der Stadt herauf das Ohr der Streitenden erreicht. Als ſie ſich umblickten, loderte eine wilde Feuerſäule zum Himmel auf.

„Die Stadt brennt!“ rief es wild durcheinander. In dieſem Augenblicke nahte der Domprobſt mit ſeiner Schaar, der die Stadt hatte in Brand ſtecken laſſen. Neuer Kampf auf Tod und Leben entſpann ſich. Die Bürger ſtritten wie Löwen — aber ſie erlagen, da die Uebung des Kriegshandwerks ihnen abging und der Scharfblick fehlte, der in ſo hohem Grade den Domprobſt auszeichnete. Dieſer kam nun Rüdiger'n zu Hilfe und die Bürger wurden aus der Burg geſchlagen. Cuno benutzte nun ſchnell die Verwirrung in der Stadt, und machte einen wüthenden Ausfall aus der Burg. Den Bürgern war aller Muth geſunken. Sie flohen jetzt wie gehetztes Wild vor den Verfolgenden her, und dieſe drangen, an ihrer Spitze der tapfere Domprobſt, in die Stadt mit den Fliehenden zugleich ein.

Fürchterlich würde das Blutbad geworden ſein, wäre nicht jetzt der greiſe Pemaria bittend dem Domprobſt genaht. „Die Stadt wird ein Aſchenhaufen,“ ſagte er, ſich auf ein Knie niederlaſſend, „wenn Ihr nicht Gnade übt und die Bürger löſchen laſſet. Uebt ein ſtreng Gericht morgen, nur heute ſeid gnädig gegen ſie; denn es ſind viele Unſchuldige, die leiden müſſen für die Schuldigen.“

Der Domprobſt gab nach. Er ließ das Feuer ſie löſchen. Gegen Tag war dies geſchehen; aber jetzt übte er Gerechtigkeit. Dreißig der Rädelsführer wurden in die Verließe der Burg gebracht, um peinlich gerichtet zu werden. Umſonſt flehten Weiber und Kinder, umſonſt ſelbſt der alte Schultheiß Pemaria.

Fünfe von denen, die in der Kneipe am Strande den Plan entworfen hatten, wurden noch in der Nacht enthauptet, die Andern ließ er ſpäter wieder frei, nachdem die Stadt aufs Neue Treue geſchworen hatte. Helmrich erhielt Vergebung.

Als nun Alle müde und abgeſpannt von den Mühen der Nacht in die Burg zurückkehrten, da bot ſich dem Domprobſt und Rüdiger'n ein furchtbar Schauſpiel dar. Eben ſchleppten die Knechte den Leichnam Scharfenſtein's, denn als ſolchen erkannten ihn ſogleich Beide, trotz des fehlenden Auges und trotz der fürchterlich klaffenden Kopfwunde, aus dem Burghof, um ihn den Wellen des Rheines zu übergeben.

Mit den Händen bedeckte der Domprobſt ſeine Augen. Und als der Leichnam entfernt war, faßte er Rüdiger's Hand. „Wie wahr ſagtet Ihr und Agnes!“ ſprach er mit bebender Stimme. „Ich habe die Schlange im eignen Buſen genährt, deren Stich mich morden ſollte. Zweimal hat mich Gott wunderbar vor dem Todesſtoße dieſes Scheuſals gerettet. Er war es, der die Brandfackel in meine Wohnung zu Mainz warf, weil er mich ſo zu verbrennen hoffte. Er ſtiftete hier die Meuterei an, die mir faſt das Leben koſtete, nachdem ſein Dolch meine Bruſt verfehlt.“

„Ich fühle,“ fuhr er fort, „Gott hat mich gerettet, daß ich ſchweres Unrecht abbüßen kann, welches ich an Euch gethan! — Doch jetzt laßt uns ſehen, wer in unſeren Reihen fehlt, und dann uns die Erquickung gönnen, die uns Allen ſo nöthig iſt.“

Viele von den Streitern des Domprobſts waren verwundet, viele gefallen. Unter dieſen auch der alte Ritter von Bautzberg, der muthig und tapfer gekämpft.

In der Stiftskirche zu Bingen wurden die Ritter beigeſetzt und auf dem Kirchhofe die Reiſigen; aber das Urtheil des ſtrengen Richters verſagte den gefallenen Bürgern das Grab in geweihter Erde. Sie wurden außerhalb der Stadt verſcharrt.

Nach wenigen Stunden waren die letzten Spuren der vorhergegangenen Begebenheiten bis auf den letzten Reſt in und um die Burg getilgt und das Leben in ihr nahm wieder ſeinen gewöhnlichen

Gang an. Der Dompropſt war ungemein heiter. Oft ruhte ſein Blick mit Liebe auf dem tapfern Rüdiger, und es ſchien, als gehe er mit beſonders geheimnißvollen Dingen um, denn oft trat ſein Geheimſchreiber zu ihm und ging dann wieder weg.

Als das Abendeſſen alle Ritter vereinte an der Tafel des Dompropſts, da rief er plötzlich aus, nachdem der Geheimſchreiber ihm einige Pergamente gereicht hatte: „Ich bedarf einiger wackerer Zeugen: Hans Marſchall von Waldeck, Ritter Saneck, Ritter Ehrenfels, Vollrath, Brömſer und Voos, wollet ihr es mir leiſten?“ —

„Mit Freuden!“ riefen Alle.

„Wohlan, ſo hänget Euer Siegel daran!“ ſprach er.

Der Geheimſchreiber nahte und der Act wurde vollzogen.

Hierauf las der Geheimſchreiber laut die erſte Urkunde. Sie ſicherte dem Ritter Rüdiger von Wiltberg die Lehen zu, welche ihm Ulrich von Falkenſtein ertheilt.

„Halt!“ rief der Dompropſt. „Höret, edle Herren und tapfere Freunde, ein Bekenntniß, das ich reumüthig hier ablege. Ich hatte ein Mündel, Heinrich Krazz von Scharfenſtein, den Gott gerichtet hat; er war eine Schlange, ein Teufel in der Geſtalt und mit der ſüßen Rede eines Kindes des Lichts. Ich war blind aus Liebe zu dem Knaben. Er hat den Kaiſer Günther höchſt wahrſcheinlich morden helfen und zweimal den Mordſtahl auf das Herz deſſen gezückt, der ihn mehr liebte als ſein eigner Vater, auf das meine. Sein Gift hat auch dieſen edlen Ritter begeifert und mich mit tiefem Groll gegen ihn erfüllt, der zum Haſſe wurde, als er ihn öffentlich Kaiſermörder nannte; als er mein Mündel Agnes von Falkenſtein liebte und ich mich ſeiner in meinem Stammbaume ſchämte, da riß mich Thorheit und Haß hin, durch Anſelmus, den Burgkaplan von Falkenſtein, die Urkunden entwenden zu laſſen, durch die ihm mein ſeliger Bruder die Lehen gab, welche dieſe Urkunde enthält. Ich ſtelle ſie zurück. Meine Reue iſt tief. Möge Gott mir vergeben mein Unrecht, was ich hier bekannt und gut zu machen ſuche. Vergib mir auch du, Rüdiger!“

Er reichte ihm ſeine Hand über den Tiſch, und mit tiefer

Erſchütterung, keines Wortes mächtig, drückte ſie Rüdiger, deſſen Thränen hervorbrachen.

Alle waren ergriffen und rieſen laut ihren Beifall.

„Stille!“ ſprach der Domprobſt.

Der Geheimſchreiber begann zum zweiten Male zu leſen. Die zweite Urkunde übergab ein Drittheil der Burg Falkenſtein mit allen Rechten, Gerechtſamen, Gütern, Zehnten und hörigen Leuten dem Ritter Rüdiger von Wiltberg als freies Eigenthum.

„Es iſt mein Antheil an der Burg meiner Väter,“ nahm der Domprobſt wieder das Wort, „was ich hier als Sühne meiner Schuld und als Zins für vorenthaltenes Gut an den Ritter übergebe. Möge er's beſitzen in Frieden bis in das höchſte Alter!“ —

Die Becher klangen. Hoch der Domprobſt Cuno von Falkenſtein! erſcholl der Jubelruf. Nur Rüdiger ſchwieg. Er war auf den Stuhl zurückgeſunken und ſtützte das Haupt in ſeine Hände. Eine ſelige Ahnung durchbebte ſein Herz.

„Stille!“ rief zum dritten Male der Domprobſt. Der Geheimſchreiber las eine dritte Urkunde.

Durch ſie wurde die Burg Bautzberg, mit Allem, was ſie enthält, dem Ritter Rüdiger von Wiltberg zum Lehen übergeben.

„Ich belohne ſo die Tapferkeit des Ritters und die Dienſte, die er mir, ſeinem Feinde, geleiſtet. Er hat glühende Kohlen auf mein Haupt geſammelt. Nur Eins muß ich mir aushalten. Auch die Wittwe des gefallenen Ritters iſt in der Burg; ſie gehört nicht zu dem, was die Urkunde umfaßt. Ich werde anders für ſie reichlich ſorgen.

Was euch betrifft, edle Herren und Freunde, ſo wird eure Treue, euer tapferer Beiſtand von mir durch beſondere Urkunden belohnt werden, für die mein Geheimſchreiber noch keine Zeit hat finden können. Ich verpfände euch mein Wort darauf; aber auf morgen ſeid ihr Alle meine Gäſte, wir wollen unſern neuen Lehensträger in ſein Lehen zu Bautzberg einführen.

Biſt du zufrieden mit mir, Rüdiger?“ fragte er dieſen, indem er ihm die Hand reichte. Rüdiger drückte ſie innig. „Ihr habt zu viel, viel zu viel gethan an mir, hochwürdiger Herr!“ rief er aus. „Ich bin deſſen nicht werth.“ —

„Fehlt noch etwas zu deinem Glücke?“ fragte er lächelnd. „Ich glaube nicht!“

Rüdiger ſchwieg. Die Unterhaltung nahm in ihrem heitern Flug eine andere Richtung. Nur Einer war ſtill in ſich gekehrt, obgleich er vielfach beneidet wurde.

Der andere Morgen graute kaum, ſo war auf Klopp ſchon Alles in Bewegung.

„Was mag er wollen?“ fragte ſich Wiltberg. „Warum ſprach er nichts von Agnes, während er mich mit Gütern überhäufte und doch wiſſen muß, daß ſie mir höher ſteht als die ganze Welt?“ —

Aber der Domprobſt ſchwieg.

Sie ritten endlich weg, nachdem mehrere Saumroſſe vorausgeſandt worden waren. Im Weſen des Domprobſts lag etwas Triumphirendes, und doch äußerte er ſich nicht, ſondern ſprach nur von dem geſtrigen Kampf und wie er noch ein ſo rüſtiger Springer ſei. Endlich trat Bautzberg *) auf ſeinem impoſanten Kegel hervor, und Cuno begann der treuen Veſte eine Lobrede zu halten, weil ſie nie den Landfrieden gebrochen, nie Weglagerei, dieſe Schmach des rechten Ritters, ſich habe ins Schuldbuch ſchreiben laſſen. Und ſo ſei er des Glaubens, ſchloß er, daß auch fortab der Friedensengel droben wohnen werde. Dann wolle er noch oft da ſich ſeines Lebens freuen, wo er überhaupt ſo gerne von jeher geweilt.

Jetzt waren ſie an dem Burgweg angelangt. Der Thorwart ſtieß ins Horn. Das Thor fiel. Knechte nahmen die Roſſe ab und die Herren ſchritten die Stiege hinauf, die zur Schloßpforte führte. Sie traten in die Halle.

„Wiltberg,“ rief der Domprobſt hier, „ich habe dir Bautzberg mit Allem, was es umſchließt, übergeben. Sieh' hier, wie ich das meine!“ —

---

*) Jetzt Rheinſtein, die erneuerte Burg des Prinzen Friedrich von Preußen königliche Hoheit.

Er riß eine Seitenthür auf und Agnes von Falkenſtein trat ihm entgegen.

„Kommt, ihr Herren,“ ſprach Cuno, „wir ſind hier ſehr überflüſſig.“

Lächelnd folgten ihm die Herren in den Saal, wo der köſtliche Frühtrunk ihrer wartete und ſie auf das Glück des Brautpaares herrlich zechten.

„Wir ſind noch nicht am Ende,“ ſagte der Domprobſt und entfernte ſich. Nach einer halben Stunde wurden die Ritter in die Kapelle geladen. Da ſtand im Ornate der Domprobſt am Altar und vor ihm Agnes und Rüdiger. Sie wurden Alle Zeugen des Actes, der die Glücklichen auf immer vereinte.

Als die heilige Handlung vorüber war und knieend vor ihm die Glücklichen um ſeinen Vaterſegen baten und ihm dankten, da ſprach er gerührt: „Ich habe euch viel zu vergüten. Scharfenſtein hat mich geheilt. Undank hat mir die Augen geöffnet, mich zum Rechte geführt. Gottlob, daß ich noch gut machen konnte. Ein Mündel wollte ich glücklich machen, und es ſtieß den Dolch nach meinem Herzen. Das Andere wollte ich, vom Wahne verblendet, unglücklich machen — und Liebe und Dankbarkeit iſt mein Lohn für die Rückkehr zur Pflicht. Wir wollen nie ihren Weg mehr verlaſſen! Ihr aber ſeid glücklich und laſſet mir die Freude, aus dem Gewühle der Welt, wo ich nur Undank ernte, in den Schooß eueres häuslichen Glückes zu flüchten, damit ich nicht ganz verarme am Lebensglücke!“

Die Nußdorfer.

Eine Pfälzer Geſchichte aus dem Jahre 1525.

I.

Es ſind nun ſchon ſechs Jahre her, da führte mich die heitere Frühlingszeit zum erſten Mal in die ſchöne Pfalz. Ich zog durch ihre alten Städte und ihre reichen, ſauberen Dörfer; ich ſtand auf ihren ſtolzen Höhen, wo die gebrochenen Burgen hinabſchauen ins üppig grünende Land, und wanderte durch die geſegneten Felder, wo der gelbe Kohl blühte zwiſchen den grünen Saaten; ich ſah die beweglichen, fröhlichen Menſchen ſich ihres Daſeins freuen und athmete die würzige Luft, und entzückt rief ich aus: „Die Pfalz iſt ein Garten Gottes, ein Paradies!“ Ins Herz aber tönte mir das Pfälzer Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Mancher denkt, ſolcher Ausruf gehe über die Schnur. Haſt du das Land noch nicht geſehen, das vom Rheine ſanft aufſteigt zu den Höhen, wo aus dunkelm Nadelholze friſchgrün die Maibuche hervorlugt? haſt du noch nicht geſtanden auf dem Trifels oder auf der Madenburg hinter Landau oder auf der Marxburg bei Neuſtadt? ſo darfſt du nicht drein reden! Standſt du aber auf einer dieſer Höhen im lieblichen Maien und ließeſt die Blicke ſchweifen über das Land, wo Dorf an Dorf ſich reiht; wo die Traube ſchwillt von geiſtigem Safte, wo die Kaſtanie ſich bräunt im grünen Laube, wo die Fruchtfelder wogen, wo aus dem dunkeln Nadelholze die Burgtrümmer ſich erheben und ein blauer Himmel ſich darüber wölbt, und du ſtimmſt nicht ein in den Ausruf, und deine Lippe wiederholt nicht das Pfälzer Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ — ſo warſt du blind, als du dort ſtandſt, oder das Herz iſt dir in der Bruſt geroſtet und das Schöne iſt für dich nicht mehr auf Gottes Erde, und ich bedauere dich! Hab' damals, wo die Gegenwart mich anlachte, der Vergangenheit nicht vergeſſen. Wie es hier war vor alter Zeit, hab' ich wohl gefragt, Bücher und Menſchen hab' ich gefragt, und Manches gehört, was mir ſeitdem in der Seele lag. Da hat mich Eins gedrückt, daß ich es wieder erzählen muß. Es iſt eine gar bewegte Geſchichte und iſt viel Unheil aus ihr erwachſen, viel Kampf und Blutvergießen, viel Menſchenelend und Jammer. Und gerade die jüngſte Zeit ließ die Bilder, die ich ſeit ſechs Jahren in mir trug, friſch und lebendig hervortreten. Und ob ich auch wieder ein Vorhänglein davorziehen wollte, es rutſchte mir allemal wieder zurück und nur lebendiger, friſcher traten die Bilder hervor. Es geht unſer einem manchmal wunderlich mit ſolchen Bildern, die ein anderes Auge gar nicht ſieht. Das innere Auge kann nicht 'weg davon und es iſt einmal keine Ruhe, bis ſie dargeſtellt ſind, daß ſie auch andere ſehen. So iſt mir's gegangen, und die mit mir rechten wollen, mögen's thun! Damals, wie oben geſagt, vor ſechs Jahren, war ich auch nach Nußdorf gekommen, als gerade die Kirchweihfiedel klang. Das war eine rechte Erklärung des Wörtleins: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Da war ein Jubel, ein Singen, Aufſpielen, Tanzen, Trinken, und wenn Einer für ein traurig Geſicht einen Thaler bezahlt hätte, ich glaub', er hätte keins gefunden.

Die Kirchweihen, einſt die fromme Feier der Väter, wenn ihr neues Gotteshaus zur Ehre des Herrn geweiht, geheiligt, übergeben wurde, ſind überall ihres chriſtlichen, kirchlichen Weſens entkleidet. Einſt ſo bedeutſam der Gemeinde, daß man in jedem Jahre die Wiederkehr des Tags in dankbarer Feier beging, ſind ſie nun Tage wilder Luſt ſeit langen Zeiten geworden; Volksfeſte kaum, denn ſie haben nichts Eigenthümliches mehr. Es ſind Tage des Schwelgens, der ungemeſſenen Luſt. So war's in Nußdorf.

Was aber dieſer Kirchweih, der jede andere gleicht wie ein Ei dem andern, für mich eine Bedeutung gab, das war ein Rückblick in die Zeit vor mehr denn dreihundert Jahren; denn gerade dieſe Kirchweih zu Nußdorf war die Wiege des Pfälzer Bauernkriegs, und das Kindlein fiel recht ungeberdig aus ſeiner Wiege heraus, wuchs ſchnell zum wilden, argen Rangen auf und trieb's bunt genug, bis es das bluttriefende Haupt im Tode neigte.

Sollen wohl noch Traditionen bewahrt werden? dachte ich und fragte hier und da einen fröhlichen Alten, deſſen Züge der Rebenſaft jugendlich geklärt und geröthet hatte.

Ei gewiß waren noch Ueberlieferungen da! Ich hörte Namen und Auftritte ſchildern; man zeigte mir Stellen, Häuſer, Orte genug, wo ſich dies und das zugetragen; man wußte noch dieſe und jene Mähr, die Einen tief bewegen konnte. Alle dieſe einzelnen Züge, Bilder, Erzählungen ſammelten ſich in mir wie Strahlen zu einem Ganzen, und als ich heimkehrte, ſchlug ich die Bücher und Chroniken auf, zu ſehen, ob es ſich alſo verhielt, und ſiehe da, das Einzelne reihte ſich zu einem Ganzen zuſammen, das nun heraus wollte in die Welt. Hier iſt es, wie ich's vernahm, wie ich's in den Büchern beſtätigt fand, wie es ſich in meiner Seele zu einem Bilde geſtaltete, wahr und treu! Vergiß es nicht, lieber Leſer, ich gebe wieder, was ich fand. Suche nicht meine Geſinnung in dem, was du lieſt. Ich gebe die Zuſtände, wie ſie waren; ihr Lobredner bin ich nicht!

Die letzten Klänge des Geſangs in der Kirche zu Nußdorf waren verhallt. Der Prieſter hatte ſegnend ſeine Hände über die Gemeinde ausgereckt. Aus der Thüre des Gotteshauſes quellen nun die Menſchen im Sonntagsputze hervor. Ob's noch Nachglanz der Andacht war, der die Geſichter der Mädchen und Jünglinge höher färbte, die Augen froher ſtrahlen machte, oder das Vorgefühl der Luſt, die heute kam? Wer möchte fragen? Aber ſie glänzten fröhlicher denn ſonſt. 'S war ja auch der zweite Oſtertag, und geſtern hatten ſie alle ihre farbigen Eier verkippt in fröhlicher Luſt, und heute war's Kirchweih, und morgen, vielleicht noch übermorgen. Der Himmel war ſo tiefblau und rein, die Sonne ſchien wie zu Pfingſten ſo warm, aus den dunklen Föhren des Gebirges blickte ſchon das hellgrüne Laub der Maibuchen, die Rebenknoſpen ſchwollen ſchon in der wolligen Hülle, die Veilchen dufteten an den Rainen und die Kirſchblüthen ſahen ſchon weiß aus den grünen Käppchen heraus. Der frühe Frühling erfüllte jedes Herz mit der Hoffnung eines geſegneten Weinjahres. Da wird des Winzers Herz ohnedem weit und leicht, und es ſchmeckt das Schöpplein Letztjähriger noch einmal ſo ſüß in der Hoffnung des kommenden Neuen. Wer wollt's den Nußdörfern verargen, wenn ſie fröhlich waren?

Wirklich war der Winter von Anno 1524 auf 1525 kaum ein Winter zu nennen geweſen. Nur einmal hatte es um Weihnachten hart gebacken, wie die Pfälzer vom Froſte ſagen, und dann war's ſchier am Ende. Milde Tage und Regen wechſelten mit kurz liegendem Schnee, und als Oſtern kam, die in den Monat April fiel, faſt an die äußerſte Zeitgrenze, wo das Feſt hinfallen kann, da war ſchon Alles grün, und der Schnee würde roth vor Scham geworden ſein, wenn er auf die Veilchen hätte fallen wollen, die ſo tiefblau blühten, oder in die rothe Pfirſich- und die weiße Mandelblüthe. Die Wolken machten ſich ſchnell hinter die Berge fort und räumten der ſiegenden Sonne das blaue Himmelszelt, und dieſe ſah lächelnd auf die ſchöne Erde nieder, die ſich zum Brautfeſt im Maien zu ſchmücken anſchickte, und in der Pfirſichblüthe ſah man ihr geſchämiges Erröthen, und die blauen Veilchenaugen verſteckten ſich im Blättergrün, äugelten aber ſo recht nach Art der Augen junger Bräute, inniglich ſelig nach dem Bräutigam.

Nicht weit von der Kirche zu Nußdorf ſtand ein ſtattliches Haus. Es war größer als die übrigen, ſonſt gerade aber nicht ausgezeichnet; denn die Fenſter waren klein, und die Rauten darin glichen den übrigen, und das Strohdach ſah auch nicht weniger moosgrün aus. Vor dem Hauſe lag ein Eichſtamm, der ſollte Weinpfähle geben, diente aber jetzt noch zum behaglichen Sitzen in der abſonderlich warmen Sonne und zum Plauderplätzchen der lieben Nachbarn.

Als der Sonntags- oder Kirchenrock abgelegt war, trat ein Mann aus der Thüre dieſes Hauſes, der ein kräftiges, trotziges Weſen an ſich hatte. Er trug den weißen Wollſtrumpf im Bundſchuh, die bis unters Knie reichende Hoſe von Hirſchleder, das lang bis über die Hüfte herabreichende Sonntagnachmittagswamms von

Hirſchleder mit gelben glänzenden Buckelknöpfen und ein Käppchen von Marderpelz. Alles drückte Kraft und Entſchiedenheit in ihm aus, Mienen, Auftreten, Bewegungen, Blicke, Worte. Und doch lag mehr denn ein halbes Jahrhundert hinter ihm, und der lange Bart war ſchwarz geweſen, jetzt aber ſo melirt wie Kümmel und Salz auf den Faſtenbretzeln. Er ſetzte ſich nieder auf den Eichſtamm und ſagte laut für ſich: „Da iſt's bei meiner Seel' wärmer als in der Kirche, und der liebe Gott beſcheert uns prächtig Kirchweihwetter.“

„Glaub's auch,“ ſprach in dem Augenblick eine tiefe Baßſtimme, die aus der Bruſt des Nachbars klang, der herzutrat. Faſt ganz gleiche Kleidung trug auch dieſer, den ſeine Frau begleitete, die im ſchwarzen Tertenkleid, eine weiße Linnenhaube auf dem Kopfe, recht ſtattlich ausſah, auch eben noch nicht vom Alter gebeugt war.

„Setzt Euch her,“ ſagte mit lächelndem Nicken die getreuen Nachbarn grüßend der alte Pfriemer zu Benz und ſeiner Frau. „Ihr habt's ja doch gut, Benzin,“ ſetzte er hinzu, „denn die blühende Tochter kocht den Kirchweihbrei für die Gäſte. In meinem Hauſe ſchaltet leider die fremde Magd, der's nicht am Herzen liegt. 'S iſt ein armes Leben, wenn die Wirthſchaft von fremder Hand geführt wird.“

„Wird auch einmal anders,“ verſetzte die Benzin.

„Ihr könnt's bald anders machen,“ fiel ihr Pfriemer in die Rede.

„Noch nicht, Nachbar,“ nahm Benz das Wort, „denn der Vogt von Germersheim will gar nicht dran, daß ich mein Kind freikaufen ſoll, und als Leibeigene ſoll ſie deinem Sohne nicht angetraut werden. Das willſt du ſelber nicht. Mir thut's leid genug, glaub' mir's.“

Pfriemer runzelte ſeine Stirne. Man ſah, es kochte in ihm ein langgenährter, bitterer Groll, der herauswellte.

Ehe noch der in ihm gährende Unmuth das Wort finden konnte, in welchem er ſich hätte entladen mögen, kamen noch andere

Bauern zu ihnen, grüßten und wurden gegrüßt, darunter auch Kirchweihgäſte aus nahen und fernen Dörfern.

Benz kannte ſeinen Nachbar und wollte das drehende Wetter ſeines Unmuthes gerne ableiten, wenn's möglich wäre.

„Ich glaub'," ſagte er zu Pfriemer, „wir ſind die Einzigen, deren Gäſte noch fehlen. Wo bleibt nur dein Schwager von Bechingen? Iſt doch ſonſt Keiner, der dein Geſottenes und Gebratenes und deinen guten Vierundzwanziger verſchmäht."

„Weiß nicht, ob ſeine Händel ausgeglichen ſind," verſetzte Pfriemer, ohne daß ſich ſeine Stirne glättete. „'S iſt eine Schmach!"

„Mit dem Ritter Rudolf von Zeiskam iſt nicht zu ſpaßen," ſagte ein Nachbar Pfriemer's, der links neben ihm wohnte, der ſcheele, rothe Märten Streſſer, ein Leibeigener von Kurpfalz, der im Geruche ſtand, als brächte er dem Vogte die Mährlein. Er fuhr mit der Hand in ſeine rothen Haare und ſagte: „Hu, mit dem möcht' ich nicht anbinden!"

„Thuſt auch wohl dran, du feiger Haſe," ſagte Pfriemer biſſig zu Märten, „denn wenn du Kirſchen mit ihm äßeſt, würde er dir die Kerne an den Kopf werfen."

„Das könnt' er Euch auch," ſagte zurückbeißend Märten. „Man meint, Ihr wäret ſeines Gleichen!"

„Bin's auch, denn ich ſitze frei auf meinem eigenem Gute," fuhr ſtolz Pfriemer in die Höhe.

„Ho, ho!" rief Märten Streſſer, „habt Ihr etwa den Ritterſchlag vom Kaiſer gekriegt? Er iſt ein Ritter und des Kurfürſten Mundſchenk."

„Und wenn er des Teufels Mundſchenk wäre," verſetzte der alte Pfriemer, „ſo ſoll er den Freiſaſſen nicht hänſeln und büßen, und, weil er die Buße nicht erlegen will, in ſein Burgverließ werfen und drangſaliren wie's ihm beliebt!"

„Warum hat der denn das gethan?" fragte Benz.

„Weißt du das nicht?" fragte Pfriemer zurück. „Vor acht Tagen äzten ſich ein Rudel Hirſche auf des Fechenheimer's Saat.

Der paßte mit der Armbruſt auf und jagt einem Vierundzwanzigender einen Bolzen in die Bruſt, daß das mächtige Thier ſich ſtreckt und die anderen blitzſchnell davon fliehen. 'S war Morgens, als ſich der Himmel röthete. Der Jacob Fechenheimer zieht ſein Meſſer und bricht das Thier auf, weidet's aus und trägt's heim. Des Zeiskamer's Förſter ſieht's, hinterbringt's und der Zeiskamer büßt den Jacob Fechenheimer um fünf Gulden! Habt ihr ſo was erhört?" wandte er ſich fragend an die Bauern.

„Hat er die Buß' erlegt?" fragten Drei zugleich.

„Nein," ſagte Pfriemer darauf; „aber was thut der Stegreifheld? Er läßt von ſeinen Knechten den Jacob gefangen nehmen und ſteckt ihn ſo lange ins dunkle Loch bei Waſſer und Brod, bis er das Geld zahlt und den Hirſch dazu herausgibt. Iſt das erhört? Hat der Bauer dazu ſeine Saat, daß ſie ihm die Hirſche abweiden, damit der Krautjunker jagdbares Edelwild hege? Sind die Hirſche da, des Bauern Schweiß und Mühe zu verzehren? Das muß anders werden!"

„Wenn's nur ſchon wäre! ſagte Märten Streſſer ſpöttiſch.

Zu Pfriemer's Füßen hatte ſich ein mächtiger, zottiger Hund gelegt, um auch ſein Theil Sonne zu erlangen. Als er jetzt den rothen Märten ſah, richtete er ſich auf und knurrte gegen ihn.

„Nicht einmal mein Brummer kann dich Mantelträger und Fuchsſchwänzer leiden," ſagte Pfriemer. „Du leibeigener Knecht biſt auch mit der Seele den Rittern eigen. Es iſt ſonſt anders; der Hund haßt ſeine Kette, du haſt ſie lieb!"

„Der Hund hat's von ſeinem Herrn," ſagte Märten.

„Freilich," entgegnete Pfriemer. „Einen Mährchenträger haß ich, und der Hund kann die Nachtſchleicher nicht leiden."

„Wer ſagt das?" fragte zornig Märten.

„Ich, rother Tagedieb, ich!" rief Pfriemer, dem's heiß wurde im Kopfe. „Warſt du's nicht, der dem Vogt zu Germersheim es hinterbrachte, daß ich gemault, daß er im letzten Herbſte ſtatt der Theiltrauben, die er zu Drittheilen hat, mir den Vorlauf aus der Entbütte ſchöpfte? Dafür hat er mich in zehn Albus Buße genommen. Theiltrauben hat er zu nehmen und nahm vom beſten Meſte. Meinteſt eine fette Suppe zu verdienen oder gar frei zu werden. Proſt die Mahlzeit! Vogelfrei kannſt du noch werden. Ich erleb' noch, daß er dich 'mal auspeitſchen läßt, wenn er hinter deine Lügen kommt.“

Dem Märten, der ſich getroffen fühlte, ſchoß die Galle ins Blut. „Was das Peitſchen betrifft,“ ſagte er, „ſo iſt mancher andere Buckel davor ſo wenig ſicher als meiner, auch wenn er ſich hochmüthig aufrichtet.“

„Ich kenne dein Sticheln,“ ſagte Pfriemer zornglühend, „und wenn Elsbeth's Freikauf nicht gelang, ſo kenn' ich halb und halb die Quelle. Sag', wer hat dich vom Hungertode gerettet als Benz und ich, als vor drei Jahren die Noth war? Das iſt des Strolchen Dank!“

Märten wurde glühend roth vor Scham und Zorn.

Der Hund zu Pfriemer's Füßen ſah mit glühenden Augen den Märten an, der ſeine Fauſt ballte, als wolle er an Pfriemer's Kehle. Er knurrte laut und ſtellte ſich drohend vor den Rothen.

„Sei ſtill, Brummer,“ ſagte der alte Pfriemer zu ſeinem Hunde gewendet; „die Haſen beißen nicht.“ Zu Märten ſagte er: „Geh' hin und ſag' deinem Patrone, was ich geredet. Sie müſſen Alle zu Boden getreten werden, die Blutſauger des Volkes, die Vögte und ihre Helfershelfer. Der Hanf für die Stricke wird heuer geſäet. Will auch drehen helfen! Der Mönch von Wittenberg hat nicht umſonſt ſeine Schrift ausgehen laſſen. Nun wiſſen wir's klar, daß es eine Sünde und Schande iſt, daß die Henkersknechte uns ſo ſchinden und plagen. Weiß doch die Herrſchaft keine Namen mehr für ihre Auflagen, und Ritter und Pfaffen machen's nicht beſſer. Spann' 'mal Einer die Armbruſt über Gebühr — patſch! da bricht ſie. Drüben im Reich, am Main und an der Tauber, in Sachſen und Thüringen, wo der wackere Thomas Münzer dem Bauer den Staar geſtochen, haben ſie das Joch abgeworfen, und in der Ortenau, im Kreichgau, im Elſaß ſind die Bauern aufgeſtanden, brechen Burgen und Klöſter und machen ſich frei Nur der Pfälzer läßt ſich das Fell über die Ohren ziehen und muckſet nicht! Will das der liebe Herrgott? Hat's im Paradieſe Ritter und Knechte gegeben? Hat der liebe Herrgott zu Adam nicht geſagt, herrſche über die Thiere des Feldes? War etwa der Adam ein Ritter? Von den Alten wiſſen wir, daß unſer Volk die Allemannen hieß, die alle freie Männer waren, aber durch Gewalt und Liſt haben ſie uns übertölpelt. Unſer Volk hat auf der Kalmit im Steinringe getagt, Recht geſprochen nach dem Landrechte. Jetzt thut's der Vogt, und wir beugen uns vor ihm. Ich erleb's noch, daß auch wir aufſtehen und die Burgen und Pfaffenneſter brechen!"

„Dann werdet Ihr der ewige Jud'!" ſagte Märten höhnend.

„O du kriechende Katze!" rief Pfriemer und ſprang auf.

Der Hund ſprang auf Märten zu. Benz faßte ihn am Halsband, und Pfriemer's Sohn, der jetzt auch herzugetreten war, faßte ſeines Vaters erhobenen Arm und ſagte: „Vater, beſudelt Euch nicht!"

Wüthend blickte der Alte ihn an, aber ſein Zorn legte ſich und er ſagte: „Du haſt recht, Heinz!" Ruhiger ſetzte er ſich nieder.

„Ach, Nachbar," ſprach die fromme Benzin, „redet doch nicht ſo wild. Ihr bringt uns Alle und Euch mit ins Unglück."

„Benzin, das verſteht Ihr nicht," verſetzte Pfriemer ruhig; „den Kurfürſten will ich nicht fortjagen. Obrigkeit muß ſein, aber die Blutſauger, die Vögte, Ritter und Mönche, die müſſen dran, ſo wahr als ich Pfriemer heiße! Unſer Pfarrer hat es mir ausgelegt, wie ehemals das Volk mit dem Herrn zu Rath ging. Sollen wir mit thaten, ſo wollen wir auch mit rathen, hatten ſie geſagt, und ſo hielten ſie's getreulich; aber wo iſt das alte Recht?"

„Der iſt auch Einer von den Abtrünnigen," ſagte der widerbellige Märten Streſſer, der ſo keck war, weil er den Rückhalt am Vogt in Germersheim hatte. „Dem kecken Pfaffen wird's auch noch übel aufſtoßen!"

„Seht ihr's!" rief Pfriemer, „ſo redet der Vogt und nach ihm der feile Knecht. Wer's wagt, dem Pfarrer Böſes nachzureden, der hat's mit mir zu thun. Merk' dir's, Märten! Der Pfarrer meint, und er hat recht, es ſei nicht des lieben Herrgotts Wille, daß ſich Hunderte von Menſchen in Kloſtermauern vergraben, die arbeiten könnten, und es ſei noch weniger ſein Wille, daß ſie dem armen Manne ſein Schweiß und Blut abpreßten, um auf der Bärenhaut zu faulenzen, die Bäuche zu mäſten und ein Paar Horen abzuplärren, wobei ihre Andacht aufs Schlaſen oder Wohlleben geht. Guckt 'mal hin nach Klingenmünſter und Hördt! Welch ein Reichthum, welch ein Nichtsthun, welch ein Praſſen und Schwelgen! Und wir geben Zehnten, Dritteltrauben, Beſthaupt, Rauchhühner, Faſtenhahnen, Oſtereier, Blutzehnten, und Gott weiß, was noch Alles, damit die Kahlköpfe dort jubeln und ſchwelgen, während wir darben? Was haben ſie an den Armen gethan, als die Mißernte uns Mangel und Hungersnoth brachte? Nichts! Und die Bettelmönche ziehen im Lande herum und ſchwatzen den Weibern für Heiligenbildchen das Fleiſch aus dem Schornſtein und den Rahm vom Topfe. Wetter auch, wenn das nicht Mißbrauch iſt, ſo gibt's keinen mehr! Und die Ritter," fuhr er fort, „was thun die? Sie brandſchatzen, rauben, nehmen auch Beede wie die Herrſchaft und Lehenszinſe von Gott weiß was. Fordern Frohnden und Heerbann, Baſtardfall und Mordgilde, während kein Menſch weiß, von wannen das ſtammt. Was bleibt uns denn am Ende als zu verhungern? Und ſchützt uns der Kurfürſt?"

„Halt," ſagte ein Bauer von Annweiler, der zu Gaſt in Nußdorf war, „da haut Ihr über die Schnur, Pfriemer. Ich will Euch eine Geſchichte erzählen, die Euch ſchlägt."

„Heraus damit!" ſagte Pfriemer, „zeig' mir mein Unrecht."

„Da iſt der Ritter von der Hauben," ſprach der Bauer von Annweiler, „der —"

„Ich kenne ihn wohl," ſagte Märten dazwiſchen.

„So macht dir's keine Ehre," warf ihm der Annweilerer hin, „denn er iſt ein arger Gaudieb und Straßenräuber."

„Langſam, langſam, du," ſagte Märten; „mach', daß dir die Trifelſer nicht die ſtruppigen Haare kämmen!"

„Nun iſt meine Geduld aus," ſagte Pfriemer und ſprang auf. „Ich ſage dir, rother Galgenvogel, ſchweig, oder mein Brummer bringt dich zum Schweigen!"

Brummer trat mit ſprühenden Augen vor Märten, daß dieſer ſich eilig zurückzog und ſich unter lautem Gelächter der Jüngeren im Haufen hinter andern Bauern verbarg.

„So, nun rede!" ſprach Pfriemer zu dem Annweilerer; „ich will gern es anhören, wenn von Heidelberg Gutes geſagt wird."

„Der von der Hauben," nahm der Annweilerer wieder das Wort, „trieb's arg mit den Bauern im Neckarthal und bei Mosbach. Er ſtahl ihnen das Vieh von der Weide, das Korn vom Acker, den Wein vom Weinberge weg, ſetzte reiche Leute in ſeine Burg, bis ſie ſich löſten, kurz, er macht's, wie man die Alten erzählen hört von den Raubrittern vor dem Kaiſer Rudolphus."

Hat er's lange ſo getrieben?" fragte Pfriemer ganz arglos.

„Freilich, ſchon ſeit Jahren," ſagte der Bauer, „und weil Niemand klagbar zu werden wagte, blieb's ungerächt!"

„Das iſt's ja eben, was ich ſage," rief Pfriemer aus. „Hätte das ein anderer Spitzbube gethan, alle Welt hätte auf ihn fahnden und Jagd machen müſſen und auf dem Rade hätte er ſeiner Sünden Menge büßen müſſen nach Urtel und Recht; aber der war ein Ritter, ſo einer von Adel, und da ſchwiegen Vögte und Amtleute, weil ein Wolf den andern nicht frißt. Du haſt da des Kaiſers Rudolphus gedacht. Unſer Paſtor hat eine Chronica von Baſel, da ſteht's von dem Grafen Rudolph von Habsburg zu leſen, daß er um kein Haar beſſer war als alle die Stoßfalken und Raubvögel, die darum die Raubthiere in ihren Wappen führen als Handwerkszeichen und Sinnbilder. Als er aber Kaiſer wurde, da hing er, wie geſagt, die kleinen Diebe drunten am Rhein, am Main und da herum, aber die großen ließ er laufen, weil die geſagt hätten: Hör', Bruderherz, ſei nicht ſo kurz von Gedanken, das hänfene Halsband paßt deinem Halſe ganz verwunderlich genau! So erzählt unſer Paſtor."

Die Bauern lachten im Chor und Märten Streffer ſchoß giftige Blicke auf ihn her. Pfriemer war ſtolz auf ſeine Gelehrſamkeit.

Der Annweilerer ſagte: „Pfriemer, Ihr ſchüttet das Kind mit dem Waſſer hinaus. Unſer Kurfürſt iſt ein gerechter Herr und mild gegen uns Bauern. Er heißt wohl der Sanftmüthige, aber unter der Naſe läßt er ſich doch nicht kitzeln. Was kann er dafür, wenn es nicht zu ſeinem Ohre kommt, wie's zugeht? Allwiſſend iſt er ja doch nicht!“

„Das iſt Alles richtig,“ fiel Benz in die Rede, „aber warum läßt er die Ritter eine Mauer um ſich bilden? Graf Eberhard im Bart von Würtemberg konnte ſein Haupt in den Schooß jedes ſeiner Unterthanen legen und ſchlafen.“

„Wenn's wahr war!“ ſetzte Pfriemer hinzu und zuckte ſpöttiſch lachend die Achſeln.

„Laßt mich denn doch meine Mähr auserzählen,“ ſprach der Annweilerer, und als die Bauern wieder ſchwiegen, fuhr er fort: „Vor noch nicht langer Zeit werden plötzlich eine Rotte Lombarden, die ſo mit Geld, Silber, Adamsäpfeln, Pfeffer und Seidenſtoffen handelnd umherziehen, auf der Landſtraße bis aufs Hemd und die leeren Kiſten- und Kaſten ihrer Maulthiere ausgeplündert von Kerlen, die ſich die Geſichter geſchwärzt hatten. Die führten in Heidelberg Klage. Da kam die ganze Geſchichte an Tag. Der von der Hauben war nun erſchrecklich dumm und ließ von den Stoffen verkaufen. Da wurde die Spur verfolgt und er verhaftet und in den Thurm des Heidelberger Schloſſes geſetzt, der der „blaue Hut“ heißt.“

„Kenne ihn,“ ſagte Pfriemer; „iſt der Eckthurm, rechts von der Altane. Ein gut Kämmerlein für ſolche Stoßvögel.“

„Richtig,“ fuhr der Annweilerer fort; „dort ſitzt er und ich möcht' in ſeiner Haut nicht ſtecken.“

„Das könntſt du kühnlich wagen,“ ſagte ein Neukaſtler Bauer, „denn er iſt ſammt dem Kerkermeiſter ſchon vor vier Wochen durchgebrannt und kämpft mit den Bauern im Elſaß gegen ſein eignes Geblüt, nämlich gegen Ritter und Pfaffen. Ich war ſelmals in Heidelberg, als er ſich aus dem Staube machte.“

„Mit den Bauern kämpft er?“ fragte Pfriemer.

„Ja, ich weiß es,“ fuhr der Neukaſtler Bauer fort; „ein fahrender Schüler von Straßburg, der gen Köln zieht, hat mir's erzählt.“

„Dann iſt der Hallunke beſſer als ich dachte,“ ſprach Pfriemer. „Ich ſehe, es kann aus dem Volke noch etwas werden, wenn ſie in gute Zucht kommen. Krieg zu führen verſtehen ſie und da mögen die Bauern froh ſein, daß er es mit ihnen hält. Wie lang es aber dauert? Trau', ſchau', wem! ſagt das Sprichwort.“

„Ihr vergeßt, was ich damit ſagen wollte,“ fiel ihm der Annweilerer in die Rede.

„Was denn?“ fragte Pfriemer.

„Daß es noch Gerechtigkeit in der Pfalz gibt!“

„Gewiß,“ bemerkte ſpottend Pfriemer, „aber ſie iſt blind, ihre Wage iſt lahm und hängt auf eine Seite; ihr Schwerdt iſt verroſtet und hat keine Schneide mehr; ihre Naſe iſt von Wachs, die immer dahin gedreht wird, wo des Bauern Recht nicht iſt.“ Pfriemer blickte triumphirend im Kreiſe herum.

„So iſt's!“ riefen lachend die Bauern. „Der Pfriemer hat recht!“

Ehe jedoch die Unterhaltung weiter konnte geführt werden, zog ein Lärm die Aufmerkſamkeit auf die Straße, die von Bechingen herführte. Dorther kam ein Trupp jubelnder Kirmeßgäſte, unter ihnen auch Fechenheimer und die Seinen und ein Fremder, der in ſeinem Anzuge vollkommen den Anſchein eines Bänkelſängers zur Schau trug, was denn auch ſeine Zither bewies. Solche Leute waren bei den Kirmeſſen ſehr willkommen, weil ſie durch ihre Lieder die Luſt des Feſtes neu beſchwingten. Jacob Fechenheimer führte den Bänkelſänger an der Hand. Selbſt im ärmlichen Kleide hatte der Menſch eine ſtolze Haltung und ſein Weſen etwas, das mehr zum Befehlen als zum Gehorchen paßte. Jacob Fechenheimer führte ihn bei Pfriemer mit den Worten ein: „Der ſingt uns eins, wie wir's gern hören!“ und Pfriemer hieß ihn willkommen, führte ihn in ſein Haus, und bald war die Verſammlung vor dieſem verlaufen.

Märten Streſſer war einer der letzten, die weggingen. Seine Galle war gereizt.

„Wart' nur, ſtolzer Freibauer," ſagte er halblaut, „ich brocke dir ein Süpplein ein, das dir ſchlecht ſchmecken ſoll! Wenn du nicht heut' über acht Tage in der Veſte zu Germersheim bei Waſſer und Brod ſitzeſt, ſo will ich dafür ſitzen; aber das hat guten Weg! Und das Mädchen ſollſt du nicht für deinen Heinz freikriegen, und wenn du dein ganzes Freigut dargäbeſt!" Als er in ſeiner Stube war, ſetzte er ſich in die Ecke, zu überlegen, und fuhr im Selbſtgeſpräche fort: „Mir ſchwant's, heute gibt's noch allerlei Geſchichten. Aus dem Elſaß brummt's herüber, und der alte Schreier, der Pfriemer, hat Feuer geſangen und die Funken heute ſchon umher fahren laſſen. Es iſt nicht juſt im Lande und der Zeiskamer hat auch nicht zur guten Stunde den Fechenheimer gerippt. Der iſt auch ſo einer wie Pfriemer. Kommt der Stahl an den Stein, ſo gibt's Funken! Was kümmert's mich? Ich gebe dem Fleckenſteiner Kundſchaft, der hat ſein Fähnlein Landsknechte auch nicht umſonſt zu Germersheim liegen. Er wird ſie tanzen lehren und ihnen eins aufſpielen, daß es eine Art hat. An mir ſoll's nicht fehlen, wenn der Pfriemer einen Siebenſprung machen muß. Hinge er nur ſchon! mich ſollt's freuen, und kann ich den Strick drehen, ſo will ich nicht faul ſein!

II.

Nicht weit von Nußdorf, gegen Rhodt zu, iſt eine Anhöhe, von der das Auge weit in das ſchöne Pfälzerland hinausſchaut. Damals, nämlich Anno 1525, ſtand auf ſelbiger Stelle ein Nußbaum, deß Stamm an Dicke einen Kapuzinerguardian übertraf, ſelbſt den von Speier, der doch des Rufes genoß, eine Ohm Plempel, wie ſie den Landauer Wein nennen, habe gemüthlich Raum in ſeinem Bauche. Die Aeſte reckte er ganz erſtaunlich weit hinaus, und der Gipfel ragte ſo hoch in die Lüfte, daß man ihn weiter denn eine Stunde Weges ſehen konnte, und wenn ſie ſo lang geweſen wäre wie die von Oggersheim nach Mannheim, die der Fuchs gemeſſen hat, der allemal ſeines Schwanzes Länge beim Sprunge drein gerechnet hat.

Unter dem Nußbaume ſtand ein Heiligenhäuschen und darin ein Marienbild, roh und grob aus Kaiſerslauterer Sandſtein gemeiſelt.

Der ganze Hügel war friſch grün, und weil ſein ſonniger Abhang von Veilchen wimmelte, war's abſonderlich lieblich daſelbſt. Hierzu kam, daß der Hügel trocken war, man alſo hier behaglich ausruhen ſollte und auch beten, denn dazu lud der vergitterte Schrein des Heiligenhäuschens fromme Seelen ein.

An dem Nußbaume ſah man ſchon die ſchwarzbraunen Kätzlein hängen und in den Zweigſpitzen die hellgrünen Blüthen, an denen ſchon die Nüßlein ſitzen. Auf ſeinen Zweigen ſchmetterte der Buchfinke ſein Lied unſern ſeines ſichern Neſtes, und ein Kuckuck ſaß oben im Gipfel und rief ſeinen eintönigen Ruf hinaus in das im Sonnenglanze ruhende Land.

Mehrere Wege liefen hier fächerartig in einen zuſammen, der gen Nußdorf führte, und es ſoll mich wundern, wenn's nicht mehr ſo iſt.

Auf allen dieſen Wegen, in größerer oder geringerer Entfernung ſah man Haufen herankommen, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen und Kinder, die alle nur ein Ziel hatten, nämlich die Kirmeß von Nußdorf und deren Fleiſchtöpfe, Weinkrüge und Tanzplätze. Hier aber mußten ſie zuſammen, wenn ſie nicht querfeldein gehen wollten, und dazu waren doch die Sonntagsſchuhe zu gut, weil das Feld frühlingsfeucht war.

An dem Heiligenhäuschen ſaß ſchon Einer, aber kein Bauer, denn ſein Kleid war nach Art der fahrenden Schüler und ziemlich lumpig und abgenutzt. Die Pelzkappe, die ſein Haupthaar deckte, ging weit in die Stirne und der Schirm deckte ſchier das halbe Geſicht. Ein Bündelein hatte er nicht zu tragen; ſtatt deſſen aber eine alte Zither. Daran konnte man ſchon ſehen, daß es einer von denen war, die ſich Meiſter und den die Welt Bänkelſänger nannte. Sie zogen landaus landein, und ſangen luſtige und traurige Lieder, Mordthaten- und Hochzeitslieder, und erzählten den Leuten wunderſame Mährlein und Geſchichten. Dagegen empfingen ſie Obdach, Speiſe, Trank und, wer's geben konnte und wollte, Geld, waren liebe Gäſte für Alt und Jung, abſonderlich willkommen auf Kirchweihen, Hochzeiten und Kindtaufen und auch ſonſt. Sie lehrten Buben und Mägdlein die Lieder und Weiſen, die dieſe dann fortab weiter ſangen und nicht wieder vergaßen. Der hier ſaß, war ein ſchöner, ſtattlicher Mann von etwa fünf und vierzig Jahren oder ein paar mehr — und das eher, als weniger; denn es zeigten ſich in ſeinem langen Haar und Barte ſchon etliche weiße. Sein Ausſehen, ſeine Haltung, ja ſein ganzes Gehaben wollte ſchier nicht zu dem Kleide paſſen, und ſeine feine Hand ſchien auch nicht zu grober Arbeit geſchickt noch daran gewöhnt. Was konnte man aber ſagen? So ein Bänkelſänger lebte ja vom Nichtsthun, und die Zither mit dem Finger oder Gänſekiel zu ſchlagen und mit der Linken eben die Töne zu greifen, das war keine Arbeit, die Schwielen in die Hand brachte. Der Meiſter oder Bänkelſänger folgte mit dem Blicke den Heranziehenden, und in ſeinen Mienen lag eine Freude, die er nicht hätte verhehlen können, wenn er es auch gewollt, als er ſie auf ſich zukommen ſah.

Zu allernächſt dem Hügel war ein Trupp, der von Bechingen herkam. Voran ſchritt die ſtattliche Mannesgeſtalt des Jacob Fechenheimer von Bechingen, eben der, von deſſen Spänne mit dem Ritter Rudolph von Zeitkam der Pfriemer erzählte. Er war ein rieſig großer und ſtarker Mann, ein Wittmann, dem ſeine Söhne und Schwiegertöchter nebſt ihren Kindern folgten und noch andere Bechinger, die ihre guten Freunde in Nußdorf mit Eſſen und Trinken abſtrafen wollten gegen Wiedervergeltung auf der Bechinger Kirmeß.

Als ſie ſich dem Hügel nahten, lüftete der Jacob Fechenheimer ſeine Tarnkappe von Wolfspelz, die er zu Ehren eines erlegten mächtigen Wolfes trug, wiſchte ſich den Schweiß ab und ſagte:

„Mein' Seel', 's iſt ein Wetter wie zu Johannis! da jubiliren die Lerchen und Buchfinken; der Kuckuck ruft, daß man das Geld in der Taſche umwende,*) und die Störche ſtreichen über das Land und klappern, daß es eine Luſt iſt; die Vögelein und die Immen**) halten auch Nußdorfer Kirmeß und die Blumen Oſtern, und das Gethier und Gewächſe hält überall Auferſtehung; der Nußbaum hat ſchon Reiher.***) Das wird heuer ein Weinjahr geben! Da geht's nicht wie das Mährlein vom heiligen Petrus ſagt!"

„Wie lautet denn das?" fragten die Anderen.

„Will's Euch erzählen," ſagte Fechenheimer. Er blieb ſtehen und ſeine Begleiter ſammelten ſich neugierig im Kreis um ihn.

„Einmal," heb er an, „als der Herbſt in die Pfalz kam, und die Sonne ſo ſchön in das herrliche Land ſchien und die Menſchen ſo fröhlich waren, gelüſtet's den heiligen Petrus, der an der Himmelsthüre Jahr aus Jahr ein ſtehen muß, auch 'mal in den Herbſt in die Pfalz zu gehen. Er ſagt zum Herrn: „Lieber Herr, erlaub's, daß ich 'mal in die Pfalz in den Herbſt geh' und 'mal ſehe, was die Pfälzer machen. Mein Bruder, der Jacobus, kann ſich auch 'mal ſo lange an die Himmelspforte ſtellen, wo's ohnedem zieht, wie auf der Kalmit da unten, daß man Zähnepein kriegt!"

Der Herr ſagt: „Geh' auf acht Tag'!"

Mein Petrus nicht faul und war ſtuggs zu Nußdorf. Da war eine Herrlichkeit und ein Jubel über die Maaßen, denn die Trauben waren goldgelb und fuchsbraun und dazu ſüß wie Honig. Sie laſen eben und der Petrus half wacker; aß Trauben, daß es eine Art hatte, faulen Käs, dazu Weißbrod und trank Alten wie ein Schwamm das Waſſer. Das gefiel ihm baß. Die acht Tage gingen herum wie ein Gedanke. Nun kam das Keltern und der ſüße Moſt und die gebratenen Kaſtanien dazu. Das ſchmeckte meinem Petrus, und er blieb auf gut Glück noch weitere acht Tage. Endlich wurde es ihm doch heiß und er machte ſich auf, ſeinen Bruder wieder abzulöſen, der den Zug nicht gut vertragen konnte. Als ihn der Herr ſah, blickte er ihn zornig an. Petrus aber ſagte: „Herr, vergib, es war gar zu ſchön, und die Leute ſagten: „Gottlob, was iſt das ein Weinchen! Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

---

*) Ein alter Volksglaube lehrt, man müſſe, wenn man zuerſt den Kuckuck höre, ſchnell das Geld in der Taſche umdrehen, dann mehre es ſich und werde zu Heckeſtücken.

**) Bienen.

***) Männliche Blüthen.

„So?“ ſagte der Herr, „ſagen ſie das, ſo freut's mich, und weil du mir ſagſt, daß ſie dankbar ſind, will ich dir das Ausbleiben diesmal vergeben.“ Wer war froher als mein Petrus?

Das Jahr darauf war's anders. Es war ein rauhes Jahr geweſen, kalt, regneriſch und unfreundlich. Die Trauben waren eſſigſauer, und war nirgends Luſt noch Freude.

Petrus hatte gar keine Schneide,*) in den Herbſt nach Nußdorf zu gehen. „Peter,“ ſprach da der Herr, der's merkte, wie die Gäule im Stalle ſtanden, „geh' wieder in den Herbſt nach Nußdorf und ſag' mir, was die Leute geſagt haben. Ich geb' dir vierzehn Tage Friſt, daß du mir nicht wieder über die Schnur haueſt.“

Was wollte Petrus machen? Er biß in den ſauern Apfel und ging; aber ſchon am andern Tage kam er wieder und trat vor den Herrn und ſchüttelte ſich.

„Wie iſt's? Was ſagen die Nußdorfer?“ fragte der Herr.

„Was ſagen ſie,“ hob Petrus an — „ſie ſagen: „Donner, was iſt das 'ne Brüh! ſauer wie Eſſig und bitter wie Galle! das gibt ein Drehwein!“

„Was ſoll das ſagen?“ fragte der Herr.

„Ei,“ ſagte Petrus, „wenn der 'mal federweiß iſt, muß um zwölf Uhr Nachts der Nachtwächter rufen: „Legt Euch herum!“

„Warum denn?“ fragte abermals der Herr.

„Ei,“ ſagte Petrus, „ſonſt frißt er den Magen durch, wenn er zu lang auf einer Seite liegt! Drum, Herr,“ ſagte er, „gib den guten Pfälzern guten Wein, dann ſind ſie fröhlich und dankbar, und ſingen ihr Liedlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

---

*) Luſt.

„Und,“ ſchloß Fechenheimer, als Alle laut lachten, „da ſeht Ihr, woher das Sprüchlein ſtammt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ Heuer gibt's keinen Drehwein, ſondern einen, dabei es heißt: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

Die Wirkung dieſes Stückleins dauerte noch fort, als ſie zugleich mit anderen Kirmeßgäſten, die von anderen Orten herkomen, den Hügel erreichten. Da gab's ein Grüßen und Handdrücken, ein Fragen und Antworten und Wiederfragen, daß ſie gar den nicht ſahen, der hier unter dem Nußbaume ſich ſonnte und luſtig lachend die Begrüßungen und die Freude Aller ſah.

„Die luſtige Nußdorfer Kirmeß zieht doch Alles herbei,“ ſagte Jacob Fechenheimer, „was nicht gerne Waſſer trinkt und das dürre Holz *) gerne raſſeln hört!“

„Gehört Ihr denn auch dazu?“ fragte ein Bauer von Edenkoben.

„Warum nicht?“ ſprach luſtig Fechenheimer. „Auch altes Holz ſchlägt noch 'mal grün aus, das ſeht Ihr an dem alten Kerl, dem Nußbaume hier.“

Alle lachten über des. luſtigen Mannes Rede.

Der Edenkober ſagte darauf: „Alles macht ſich ſchön. Wir können gleich mit Spiel und Sang einziehen, denn dort ſitzt Einer, der Rath weiß dafür!“

Fechenheimer ſah jetzt den Bänkelſänger.

„Mein' Seel',“ rief er, „den hat ein guter Wind juſtement daher geweht. Auf, Meiſter, ſpielt uns eins! oder ſeid Ihr müd'?“

„Könnt's wohl ſein,“ ſagte der Spielmann.

„Kommt Ihr denn ſo weit her heute?“ fragte Fechenheimer.

„Heute nicht gerade,“ war deſſen Antwort; „aber wenn Einer alle Tage weite Tagfahrten macht, muß er wohl müde werden.“

---

*) Volksausdruck für Geigenſpiel, Tanzmuſik.

„Freilich,“ ſagte Fechenheimer darauf. „Kommt Ihr denn ſo weit her?“

„Komme ſchnurſtracks aus dem Elſaß,“ ſagte der Bänkelſänger.

„Alle Blitz,“ rief der Fechenheimer, „ſo könnt Ihr uns auch ſagen, ob's wahr iſt, daß es dort zum Brechen gekommen iſt?“

„Freilich,“ ſagte der Spielmann, „die Bauern ſind dort wie drüben überm Rhein, am Main, am Neckar, in der Ortenau, im Lande Württemberg, einmal wach geworden, nachdem ſie lange geſchlafen und ſich im Schlafe haben das Fell über die Ohren ziehen laſſen. Sie ſahen ein, daß ſie nicht die Lämmer ſind, die Kloſterpfaffen ſcheeren ſollen.“

„Und die Ritter, die Stegreifer und Krautjunker,“ fiel der Fechenheimer haſtig ein. „Iſt's wirklich wahr?“

„Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, was ich Euch ſage!“ verſetzte der Bänkelſänger. „Das ganze Elſaß iſt in lichtem Brand. In hellen Haufen ziehen die Bauern umher, plündern die Klöſter letzen ſich einmal an dem Ueberfluſſe, der dort in Küche, Keller und Speicher herrſcht. Das iſt euch ein Herrenleben! Und wenn ſie geſchmauſt und gezecht haben, wobei die feiſten Kahlköpfe und Kuttenmänner aufwarten müſſen, brennen ſie die Rattenneſter nieder und theilen ſich in das Gut, denn, ſo ſagen ſie und haben Recht, ſie haben's unſeren leichtgläubigen Vätern mit ſchnödem Ablaß und für Heiligenbildchen abgemauſt; wir wollen's ehrlich wiedernehmen; denn wir ſind ihre Urenkel und Erben. Und zu der faulen, dickwanſtigen Pfaffheit ſagen ſie — Der Herr ſpricht: „Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen,“ und Sanct Paulus ſpricht: „Wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen!“ Iſt das nicht recht?“

„Freilich!“ riefen die Bauern mit leuchtenden Augen.

Fechenheimer klatſchte auf ſeine Lederhoſe und rief: „Das iſt prächtig! prächtig!“

„Und was machen ſie mit den Rittern?“ fragte Fechenheimer.

Etwas zögernd ſagte der Bänkelſänger: „Die es mit ihnen nicht halten, oder die ſie geplagt haben, überfallen ſie und brechen und brennen ihre Burgen.“

„Herrlich, herrlich!" ſchallte es aus dem Haufen.

„Aber man ſagt," fuhr Fechenheimer fort, „die Ritter, der Herzog und die hohe Kleriſei ſtünden zuſammen gegen die Bauern im Felde."

„Gewiß," ſagte der Spielmann; „da geht's nach dem Sprichworte: „Wenn's einem ehrlichen Manne gilt, ſind die Schelmen einig!"

Ein wieherndes Gelächter, das nicht enden wollte, begleitete die letzten Worte des Spielmannes.

„Der ſagt's dick!" riefen Etliche. „Es iſt die Wahrheit!" ſchrieen Andere.

„Wenn ihr aber meint," fuhr der Bänkelſänger fort, „der Herzog und die Ritterſchaft ſammt der Pfaffheit könnten den Strom dämmen, ſo ſeid ihr irre. Sie zittern vor dem ſtarken Arme der Bauern, weil ihr Gewiſſen ſie ſchlägt. Bis jetzt darbte der Bauer und ſie praßten in Hülle und Fülle. Nun wird der Spieß einmal umgekehrt."

„Ha," rief ein Bauer, „das wär' auch 'mal bei uns an der Zeit!"

„Gut, wenn ihr das 'mal einſehet," ſagte der Bänkelſänger. „Komme doch auch in der Pfalz herum, daß ich wiſſen kann, wie es da zugeht. Warum fordert ihr euer altes, gutes Recht nicht? Schlagt mit Knebeln drein wie die Elſäſſer und die anderen. Gutwillig kriegt ihr's nicht. Ja, die Elſäſſer, das iſt ein kernhafter Menſchenſchlag; die laſſen ſich nicht ungeahndet das Fell abziehen wie die Pfälzer. Euch hacken die Mönche und Junker das Mus auf dem Kopf und ihr ſagt noch: „Wohl bekomm's!" Dort ſchießen ſie das Wild und eſſen's auch, dort fangen ſie ſich die Fiſche und braten ſie ſich auch, hauen ſich Holz, ſo viel ſie bedürfen, aber denken nicht daran es zu bezahlen. Vom Zehnten ſollt' 'mal Einer reden, von Gülten, Beed, Schätzung oder dergleichen, dem wollt' ich's nicht rathen, daß er lange bliebe! Sie legten ihm ein hänfenes Halsband um. Und überm Rheine machen ſie's gerade ſo. Geht's überall los, ſo mögen ſie ſich einander nicht helfen. Ihr nennt eurem Kurfürſten den Sanftmüthigen — trau', ſchau', wem! Ich will euch einmal das Bauernlied aus der Ortenau ſingen, dann könnt ihr ſehen, wie viel Uhr es iſt. Die wiſſen, was ihnen noth iſt."

„Wir brauchen keine Lieder!" rief ein Bauer von Edesheim aus. „Was ſoll's mit Liedern, wo es zu Thaten kommen muß! Laßt uns die Kolben faſſen und aufſpielen denen, die uns zu Boden drücken!"

„Nein! nein!" riefen viele Stimmen, „wir wollen das Lied hören und lernen. Es iſt ſo ein heller Funken, der dort ins dürre Reiſig fuhr. Er ſoll's ſingen!"

„Meinetwegen!" grollte der Edesheimer. „Singt, ſo lang ihr wollt; die Mönche in den Klöſtern ſingen auch. Die haben vollauf zu leben. Meine neun Kinder ſingen ein Liedlein, das mir durchs Herz geht, und ſind alle neun Leibeigene des Stiftes zu Klingenmünſter." — Er ging trutzig ſeines Weges nach Nußdorf, und der Sack, der über ſeine Schultern hing, zeigte an, daß nicht die Luſt ihn nach Nußdorf trieb, ſondern die Noth und die Hoffnung, daß fröhliche Herzen gerne geben.

Der Spielmann rührte ſeiner Zither Saiten und ſang mit klangheller Stimme:

„Es iſt ganz todt, das alte Recht,
Die Freiheit iſt ein' Leichen,
Es gibt nur eitel Herr'n und Knecht',
Der freie Mann muß weichen!
Sie zapfen ab das Blut.
Fragt ihr: wer's thut?
Die in den Burgen hauſen
Und ſchmauſen!"

„So iſt's! ſo iſt's!" riefen die Bauern. „Der arme Mann *) darbt und die Ritter führen ein Lotterleben."

---

*) So nannte ſich das Volk in jenen Tagen vorzugsweiſe, und noch heute iſt der Ausdruck im Volke derſelbe für denſelben Begriff.

„Seht da hinauf, wo die Thürme der Biſchofsburg ragen," rief Einer aus dem Haufen mit mächtiger Stimme. „Der Vogt macht's gerade ſo. Er zapft uns das Blut ab und ſchmauſt alle Tage wie weiland der Sardanapalus."

„Macht's der Zeiskamer und der Fleckenſteiner zu Germersheim beſſer und der auf der Käſtenburg?" fragte Fechenheimer und blickte über die Menge hin, als wolle er Antwort.

„Ja! ja!" riefen Alle, „es iſt wahr!"

„Sie ſollen's am längſten ſo gemacht haben!" rief Fechenheimer heftig. „Jch kann reden davon, wie ſie's treiben. Die Elſäſſer haben vorgetanzt; wir folgen."

„Das wollen wir! das wollen wir!" hallte es im Chor.

„Hört weiter!" ſagte der Spielmann, ſpielte weiter und ſang:

„Der arme Mann, der leidet Noth,
Die Pfaffen und Ritter praſſen;
Für Weib und Kind hat er kein Brod,
Sie haben ihm nichts gelaſſen.
Der Zehnte, Beed' und Schoß,
Der Bettelmönche Troß,
Das Wild im Bann! Wer will tragen
Die Plagen?"

„Wir nicht! Wir nicht länger!" ſchrie der Haufen.

„Fechenheimer," rief Einer, „du haſt's neuerlich erfahren. Jſt dir's gut gegangen im Verließ zu Bechingen? Hat dir der Zeiskamer auch ein Stück Hirſchziemer vorgeſetzt?"

Alles Blut ſtieg in des Fechenheimer's Haupt.

„Verflucht ſei der Unhold!" rief er. „Seine Hirſche weideten meine Saat ab. Mein Bolzen ſtreckte einen nieder und er riß mich in das Verließ, bis ich mich löſte, und ich ſitze als freier Bauer auf meiner Hofſtatt? Wer hilft? Der Biſchof? Nein — der Kurfürſt? Nein! und abermals nein!"

„So wollen wir ſelber helfen?" ſprach der Bauer. „Streitkolben liefert der Wald."

„Ihr dürft ſie nicht abhauen!“ ſagte der Spielmann höhniſch lachend. „Der Wald war Euer — jetzt iſt er dem Herrn! Hört mich weiter,“ bat er dann, und ſang:

„In unſrer Sach' ein Andrer praßt,
Und thät ſich an den Guten;
Die Macht han ſie ſich angemaßt,
Und ſtreichen uns mit Ruthen
Bis auf das Blut! —
Fragt ihr, wer's thut? —
Die in den Klöſtern zechen —
Ja, zechen!“

„Davon haben ſie die rothen Naſen und dicken Bäuche!“ ſchrieen wild die Bauern. „Unſere Sach' betteln und nehmen ſie!“

„Denkt an die fetten Pfründner in Speier, in Euſſersthal, in Klingenmünſter und Hördt!“ rief der Edesheimer, deſſen Stimme wie ein Heerhorn Alle übertönte. „Es iſt das Gut, welches ſie unſeren Vätern für Ablaß und Seelenmeſſen auspreßten.

Solche Worte und noch viel ärgere hörte man, daß Frauen und Mädchen erröthend die Augen niederſchlugen. Es war ein wildes Durcheinanderſchreien, daß man zuletzt kein eignes Wort nicht mehr hören konnte.

Der Spielmann ließ den Sturm austoben. In ſeinen Zügen ſpiegelte ſich die Luſt ſeiner Seele. Er ſah ſeine Saat keimen. Endlich erhob er den Arm und es wurde ſtill. Er ſang:

„Hallo! Nur drauf, ihr Männer all,
Solch Schand' ſoll nit mehr geben!
Woll'n brechen Zwinger und Zell' zumal,
Und ſoll'n nit mehr erſtehen!
Fragt ihr, wer's thut?
Das thut der Bauer gut!
Zu lang hat er's getragen
Mit Zagen!“

„Hallo! Hallo! das noch einmal!“ riefen die Bauern, deren Zahl durch die Größe des Haufens und den wechſelnden Lärm ſtets im Zunehmen war.

„Die haben's noch nicht gehört!“ ſchrieen ſie, auf die Neuangekommenen deutend.

Man ſah von allen Seiten Leute eilings herzuſtrömen. Die auf dem Hügel ſtehenden winkten den entfernteren herbei und dieſe beſchleunigten ihre Schritte.

Endlich wiederholte der Bänkelſänger ſeinen Vers unter fortdauerndem Beifalljauchzen der Menge.

„Nun kommt das Beſte!“ ſagte endlich der Bänkelſänger. Der Lärm wich aufmerkſamem Zuhorchen. Er ſang:

„Das große Faß iſt unſer Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir trinken Alle baß,
Und zahlen keinen Heller.
Drum drauf, du friſches Blut!
Bauernfauſt iſt gut!
Will Klöſter und Burgen brechen
Und zechen!“

„Aha,“ riefen die Bauern, „das iſt das große Faß, das der Biſchof voll Deidesheimer auf der Käſtenburg liegen hat.“

„Nein,“ riefen die Pfälzer, „es iſt das große Faß zu Heidelberg im Schloßkeller!“

„Nein, alle beide ſind's!“ riefen wieder Andere. „Recht ſo! Das iſt das ſchöne Ende vom Lied! Wollen auch 'mal zechen und ſehen, wie's thut. Der Abt zu Limburg trinkt ſich alle Abend unter den Tiſch, und der Graf zu Leiningen und der Pfälzer machen's nicht beſſer. Sollen einmal Waſſer trinken und wir den Wein, ſo iſt's in der Ordnung!“

Allgemeines Gelächter folgte und man ſah in dem lüſternen Flammen der Augen, man hörte im gierigen Schnalzen der Zungen, wie mächtig das reizende Ausſichtgeben des Liedes wirkte.

Der Spielmann hing ſeine Zither um und ſchickte ſich an, ſeinen Weg fortzuſetzen.

„Wohin?“ fragte Zechenheimer.

„Gen Grünſtadt, dort hinab,“ ſagte er.

„Das wär' mir ſauber," entgegnete Fechenheimer. „Ihr wollt fort und in Nußdorf iſt die fröhlichſte Kirchweih des Landes? Nein, ſo fett ſchmälzen wir nicht! *) Der alte Pfriemer zu Nußdorf hat noch Platz auf ſeiner Bank, einen Teller für Euch und ſein Weinkrug hat einen weiten Bauch. Ich käme ſchön an, wenn ich ihm ſagte, ich hätt' Euch ziehen laſſen! Ihr ſeid mein und ſein Gaſt, und meiner Seel'! wenn's Euch reut, mitgegangen zu ſein, ſo ſoll mich der Zeiskamer, den Gott verdamme! noch einmal in das dunkle, feuchte Loch ſtecken, in das er mich warf, als ich den Hirſch bolzte."

Dem Bänkelſänger war's nicht Ernſt mit dem Gehen nach Grünſtadt. Die Nußdorfer Kirchweih hat ihn hergelockt, denn dort trafen viel hunderte von Bauern zuſammen aus der Nähe und Ferne. Dort war der rechte Acker, wo er die Saat der Aufwiegelung des pfälzer Landvolkes mit Erfolg ſtreuen konnte. Hier ſchon ſah er, wie trefflich der Boden ihm bereitet war, wie leicht das Werk, wie augenſcheinlich der günſtige Erfolg. Es war eben nur Spiegelfechterei, daß er nicht dorthin wolle. Gerne ließ er ſich daher beſtimmen, dem Fechenheimer zu folgen, und der ganze Troß brach zuſammen auf, deſſen Ankunft in Nußdorf ein ſo großes Aufſehen machte.

III.

Die Wohnungen des Benz und Pfriemer zu Nußdorf lagen neben einander. Die Höfe hinter dem Hauſe ſchied zwar eine Mauer, aber ſie war im Laufe der Zeit mürbe und lückig geworden, theilweiſe ſelbſt bis auf geringe Höhe zuſammengefallen, und da beide Nachbarn ſehr befreundet waren, ſo dachte Pfriemer, dem die Mauer gehörte, nicht dran, ſie wieder aufzumauern. So war ein heimlicher Verkehr möglich, ohne daß man der Straße dazu bedurft hätte. Das war Niemand lieber als dem Heinz Pfriemer und der Elsbeth Benz.

---

*) Sprichwörtliche Redensart, die ſo viel heißt als: „Das geht nicht an."

Wie zwei treue Nachbarskinder waren Beide ſpielend mit einander aufgewachſen, und die Liebe war in ihre Herzen hineingewachſen ſo feſt und tief, daß ihre Wurzeln mit den Wurzeln ihres Lebens eins geworden waren.

Heinz war ein ſchöner ;Jüngling geworden. Hoch aufgewachſen und ſtämmig zugleich, war er ein Abbild ſeines Vaters. Wie er ihm äußerlich glich, ſo auch innerlich. Feſt, männlich, muthig, bieder und treu ſtand der Jüngling da, die Freude ſeines Vaters, der Liebling ſeiner Altersgenoſſen, und der Mädchen Augen ſtahlen ſich ſelbſt während der Meſſe zu ihm hin und betrachteten mit ſtillen, ſüßen Wünſchen den ſchönen Burſchen, deſſen unbeſcholtenes Leben und Reichthum eine wünſchenswerthe Zugabe war, und endlich galt noch mehr, daß er eines freien Bauern freier Sohn war.

Nur eine blickte nicht nach ihm, weil ſie ihm alle Tage ganz nahe ins Auge ſah, und ihr Bild drein ſpiegelte. Das war Elsbeth Benz.

Es war auch gar kein Geheimniß, daß ſie ſich lieb hatten. Warum hätten ſie's verheimlichen ſollen? Ihre Liebe war alt, treu, lauter und die keuſcheſte Sitte heiligte ſie. Die Eltern wußten's und billigten es. Da war kein Grund für heimliches Schmuggeln. Daß Elsbeth beneidet wurde, lag auf der Hand; aber das kümmerte Beide gar nicht. Ebenſo wenig, daß trotz Elsbeth's Leibeigenſchaft mancher Burſche den Heinz Pfriemer beneidete; denn Elsbeth war ohne Zweifel das ſchönſte Mädchen in Nußdorf, und das ſittigſte, bravſte, häuslichſte dazu, und dort ſind faſt alle Mädchen hübſch.

Sie ſahen ſich alle Stunden, plauderten, ſcherzten, lachten und meinten, ihr Glück bedürfe keines Zuwachſes, keiner engeren Verbindung, obwohl ſich das mit den Jahren änderte.

Der alte Pfriemer und Elsbeth's Eltern waren auch der Meinung, die vom ſiebzehnten Jahre an ihre Kinder gefaßt hatten.

Pfriemer war ſchon lange Wittwer. Er hatte ſeinem Sohne die Zuchtruthe einer böſen Stiefmutter nicht aufbinden mögen, nicht das Erbe durch Theilnehmer ſchmälern wollen Nun wurde er alt und die alte Magd Grete wurde baufällig, und ihr Auge blöde.

Sie war eine verwaiſte Verwandtin von ihm. Verſtoßen ſollte ſie nicht werden, aber der Hilfe bedurfte ſie und das Hausweſen. Sie ſelbſt ſagte oft zu dem Pfriemer: „Mage,*) ſorgt doch, daß die liebe Elsbeth bald Hausfrau wird; meine alten Knochen ſind mürbe.“

Die Benz' ſahen den Vortheil und Segen einer ſolchen Verbindung wohl ein, und hätten lieber heut als morgen ihren Segen gegeben; aber Elsbeth war eine Pfälzer Leibeigene. Die paßte nicht gut zu des Pfriemer's freiem Stamme. Benz hatte ſich ein ſchönes Anweſen erworben. Er wollte ſie, koſte es, was es wolle, freikaufen; aber das wollte gar nicht gehen. Der Vogt von Germersheim ſtimmte nicht zu, denn er haßte den freimüthigen Pfriemer und der rothe Märten Stoffer goß, weil er mit dem Pfriemer in nachbarlichem Unfrieden lebte, Oel in die Flamme. So waren zum großen Herzeleid der Eltern alle Verſuche bis jetzt geſcheitert. Dies nährte Pfriemer's Grimm, der ohnehin angeweht vom herrſchenden Geiſte des Aufruhrs, ſeit ihn der Vogt geärgert, lichterlohe aufflammte.

Benz wollte nun das Letzte wagen und ſelbſt nach Heidelberg zum Kurfürſten gehen, deſſen Güte den beſten Erfolg verhieß. Pfriemer war dagegen, denn er wollte ihre Freiheit erkämpfen. Das war mehr nach ſeinem Sinne.

Benz war eine lenkſame Natur. Wäre nicht ſeine fromme und ſanfte Frau geweſen, er hätte gleich Pfriemer dreingeſchmiſſen, weil dieſer es ſo wollte. Sie aber hielt ihn im Zaume und darum neigte er zum Wege der Güte, wenn er daheim war, zu dem der Selbſthilfe, wenn er Pfriemer's beredte, feurige Worte vernahm.

Fechenheimer und die Seinen waren mit dem Spielmann und anderen Gäſten in das Haus Pfriemer's getreten, und der Bänkelſänger erzählte lebhaft und viel aus dem Elſaß und den Bauernaufſtänden dort. Selbſt während des Imbiſſes wurde das Geſpräch lebendig fortgeſetzt, und um ſo lebhafter, als der Steinkrug unaufhörlich kreiſte, für deſſen Füllung Heinz aus einem ungeheuern alten Kruge höchſt aufmerkſam ſorgte. Das Lied war auch wieder erklungen. Nachbarn ſammelten ſich bei Pfriemer, und mit jedem Augenblicke ſteigerte ſich die Erregung, die der Bänkelſänger wohlberechnend nährte und pflegte.

---

*) Verwandter, Vetter, ein alter, jetzt ſeltener Ausdruck in der Pfalz.

Wieder war der dicke Krug leer und Heinz ſchritt rüſtig die Kellerſtiege hinab. Der hölzerne Hahn ließ die goldene Fluth in den weiten Krug rauſchen, den Heinz in gebückter Stellung unterhielt, da legte ſich eine kleine Hand ſanft auf ſeine Schulter.

Erſchreckt, denn er hatte keine Schritte gehört, fuhr er empor und — blickte in Elsbeth's wunderſchöne, milde, blaue Augen.

„Hab' ich dich fürchten gemacht, Heinzchen?“ fragte ſie ſchmeichelnd. „Sei mir nicht böſe!“

„Du garſtige Maid!“ ſprach halb zürnend, halb lachend der Jüngling. „Hab' dich doch gar nicht gehört.“

„Biſt mit deinen Gedanken halt immer droben, wo der Bänkelſänger die Köpfe toll macht,“ ſagte das Mädchen mit einem Seufzer. „Ach, Heinz, wenn's ſo fort geht, werden wir niemals Mann und Frau!“

„Oho! Elschen, oho! du haſt falſch gerechnet!“ rief er aus und ſetzte den Krug aufs Knie. „Willſt 'mal Muth trinken!“

„Nein!“ ſagte das Mädchen; „mir fällt der Muth ſtündlich mehr.“

„Das faſſ' ich nicht,“ ſagte Heinz. „Meinſt du, mit Geld zwäng's dein Vater? Mein Leben nicht! Der Fleckenſteiner zu Germersheim haßt meinen Vater, weil er Haare auf den Zähnen hat, und der rothe Strolch neben uns, der Märten Streſſer, mit dem's mein Vater vollends nicht gut kann, der bläſt das Flämmlein zur Flamme. So wird's nicht; aber wenn wir wie die Elſäſſer dreinſchlagen, dann gibt's wieder das alte Recht, die Leibeigenſchaft hat ein Ende und du biſt meine Frau!“

„So leicht geſagt und ſchwer gethan!“ ſeufzte das ſchöne Mädchen. „Ach, Heinz, die Schrift lehrt, wie meine gute Mutter ſagt, unterthan ſein der Obrigkeit, die von Gott iſt. Wer ſich gegen die Obrigkeit ſetzt, der widerſtrebt Gottes Ordnung und wird beſtraft werden. Wer im Aufruhre das Schwerdt zieht, der ſoll auch durchs Schwerdt fallen. Ach, da bet' ich; gingſt du mit, ich ſtürbe! Laß ab, Heinz! Bleib auf Gottes Wegen! Ach, man richtet mit gutem Worte mehr aus als mit wilder Gewalt!"

„Man meint, man hörte deine Mutter," lachte Heinz. „Der hat der vertriebene Pfaff, der von Wittenberg kam, den Kopf voll ſolcher Dinge gemacht, und da ſie leſen kann, ihr ein Teſtament gelaſſen oder ein Stück davon, das erſt ganz neu von dem Luther verdeutſcht iſt. Iſt mir auch recht und lieb; aber damit wird's nicht. Hat dein Vater nicht gute Worte gegeben und gutes Geld geboten? Was hat's gefruchtet?"

„Nichts, weil es dein Vater zuſammenriß," ſagte ſie.

„Schmähe ihn nicht," warnte Heinz.

„Das ſei fern," ſprach aus Herzensgrund das Mädchen; „aber was doch wahr iſt, iſt wahr. Hätte er mit dem Vogt nicht aufgeſetzt —"

„Soll er ſich die Haut über die Ohren ziehen laſſen und ſich dazu bedanken? Damit lockt man die Katze nicht vom Ofen weg, glaub' mir's!"

Elsbeth ſeufzte und ſchwieg.

„Was recht iſt, iſt auch recht," fuhr Heinz fort. „Dazu konnte er nicht ſchweigen, daß der Vogt unrecht that! Schütte ihm nur nicht Alles in die Schuhe! Doch wozu das Gerede? Hat nicht der Vogt zu deinem Vater geſagt: Da wird nun und nimmermehr was draus! Das iſt doch genug geſagt und deutſch; man kann's leicht verſtehen. Dein Vater will nach Heidelberg? Halbwegs, Elsbeth, halbwegs!".

„O Heinz," ſagte ſchmeichelnd das Mädchen und legte ihre Hand auf die ſeine und ſah ihn mit unausſprechlich flehendem Blick an, „hilf zurückhalten! Willige nicht ein! Schließ dein Ohr vor dem Spielmann. Ich hab' ihm in die Augen geſchaut, das ſind böſe Augen; der iſt nicht lauter und meint's nicht treu. Mir iſt das Blut aus dem Geſichte gewichen, als er mich ſo anſah."

„Haſt ihm auch gefallen,“ ſcherzte Heinz. „Du thuſt's halt allen Leuten an.“

„O ſcherze nicht, Heinz,“ bat ſie. Mir iſt's gar nicht ums Scherzen. Das Herz iſt gepreßt von Angſt. Was ſoll's werden, wenn ihr zu den Waffen greifſt? Fällſt du im blut'gen Streite, ſo gräm' ich mich todt! Und zum Kampfe muß es kommen. Sollt' euch der Herr Kurfürſt gehen laſſen, wenn ihr, wie der Spielmann ſingt, Burgen und Klöſter brechen wollt? Da kommen die Ritter und die Landsknechte. Und was vermögt ihr gegen ihre Spieße und Kugelbüchſen? Mit Streitkolben richtet ihr nichts aus und ſie metzeln euch nieder. Ach, Heinz, ſoll ich denn in meiner Jugend vor Jammer ſterben?“

„Nein, nein!“ rief Heinz; „Hochzeit halten ſollſt du mit mir, als freie Dirne zum Altare treten, wenn ich dich habe freimachen helfen. Sie fallen nicht Alle. Sei ruhig, Kind! ich ſehe als Ziel deine Freiheit, dich als meine Hausfrau, Recht, Zucht, Ordnung im Lande. Da muß man gerne ein paar Tropfen Blut hingeben. Anders geht's ohnedem nicht. Du ſtellſt dir Alles ſo grauſam vor. Laß 'mal uns Bauern ausrücken zu Tauſenden! da klappt's, und der Pfälzer zieht linde Saiten auf; verlaſſ' dich darauf, er thut's.“

„Der Herr Kurfürſt ſoll euch widerbelligen Bauern nachgeben?“ fragte das Mädchen. „So wenig als ſchwarz weiß wird und Nacht Tag! Und ihr wagt ein Spiel, das euch Leben und Alles koſtet. Abtrotzen wollt ihr, abreißen, nicht abbitten.“

„Das ſind eisgraue Träume! mach' mir meinen Gaul nicht ſcheu! laß mich ſorgen. Du weißt, wie lieb ich dich habe, und wie ich nur ein Glück ſuche — dich. Da ich's nun auf dem Wege der Geduld nicht erreichen kann, will ich's erkämpfen.“

„Heinz!“ rief in dieſem Augenblicke des Vaters mächtige Stimme, „wo ſteckſt du? Haſt du den Krahnen in die Gurgel geleitet und liegſt am Faß?“

„Jeſus Maria!“ rief halblaut das erbleichende Mädchen, „wenn er mich hier bei dir fände?“

Sie verſteckte ſich ſchnell, und Heinz antwortete und lief eiligſt die Stiege hinauf, dem Vater entgegen mit dem Krug.

Als ihn der Alte kommen ſah, trat er wieder ins Haus, fragte aber rückwärts ſchauend: „Schließeſt du die Kellerthüre nicht?“

„Ich geh' gleich wieder heraus!“ ſagte Heinz.

Elsbeth horchte mit angehaltenem Athem auf ihre Entfernung, und als es ſtille geworden, eilte ſie pfeilſchnell in ihr Haus.

Heinz konnte kaum durch den Hausflur nach der Stube kommen, ſo voll Menſchen ſtand's da, die nicht müde wurden, das Bauernlied und die aufregenden Reden des Bänkelſängers zu hören. Kopf an Kopf ſtanden ſie, Alt und Jung, Frauen und Männer. Es war eine gar lockende Ausſicht, die ſich in den Worten des Mannes kund gab, reich zu werden ohne Mühe, und einmal mit den Mönchen und Rittern zu theilen und in ihrem Ueberfluſſe ſich den Guten anzuthun.

Je mehr der Bänkelſänger trank, deſto lebhafter, glühender ſeine Reden wurden. Das Volk ſchrie Beifall, und der alte Pfriemer, der ſonſt um keinen Preis ſolchen Zudrang in ſeinem Haus, einen ſolchen Lärm in ſeiner Stube und Flur würde geduldet haben, ſah und hörte das heute nicht. Da viele Fremde, Bettler und Landſtreicher da waren, hatte die alte Grethe alle Räume verſchloſſen, das wußte er, nur den Keller nicht. Darum empfahl er das nochmals ſeinem Sohne Heinz, und dieſer drängte ſich durch.

Als er die Kellerthüre, die, weil ſie ſchief hing, von ſelber zufiel, aufzog, rief er leiſe hinab: „Elschen!“ Aber Niemand antwortete, und da von Benz' Hinterthür ein leiſes „Bſt!“ herüberklang, ſah er raſch dorthin, wo Elsbeth ſich eben vom Fenſter zurückzog, da der rothe und ſcheele Märten Streffer zu Heinz trat.

Heinz theilte ſeines Vaters Abneigung gegen den widerlichen Menſchen.

„Was wollt Ihr?“ fragte er ihn trotzig. „Man ſollt' ſagen, Ihr ſchämet Euch über unſere Schwelle zu treten, nach dem, was Ihr heute Morgen gehört und erfahren habt!“

Märten zuckte die Achſeln.

„Beſſer Unrecht leiden als Unrecht thun!“ ſagte er. „Daß ich es beſſer mit dir und deinem Vater meine, als ihr alle Beide denkt, will ich dir beweiſen, Heinz!“

„Beweiſt's einem der Juden von Worms,“ ſagte mit einer ſprichwörtlichen Redensart Heinz. „Ich mag's nicht hören!“

Märten blickte ihn zornig an. „Knabe,“ ſagte er, „dich hab' ich auf meinen Knieen geſchaukelt. Darfſt du ſo mit einem älteren Manne reden? Du thäteſt beſſer, du hörteſt, was ich dir wohlmeinend ſagen will.“

Heinz fühlte, daß der Märten recht habe. Er ſchwieg und Märten Streſſer fuhr fort: „Kennſt du den, der drinnen in Eurer Stube ein ſo groß Maul führt und ſich als einen ſo getreuen Bauernfreund darſtellt?“

„Es iſt ein fremder Spielmann,“ ſagte Heinz kurz.

„Ich kenn' ihn,“ ſagte Märten mit Nachdruck.

„Nun, ſo ſeid damit zufrieden,“ verſetzte Heinz, der eine Bewegung machte, ins Haus zu gehen.

„Bleib' noch ein Weilchen, ein kurzes Weilchen,“ ſagte eifrig Märten. „Es iſt dir wichtig zu wiſſen, wer's eigentlich iſt, und ich will dir's ſagen. Haſt du heut' Morgen gehört, was der Annweilerer ſagte? Haſt du den Namen von der Hauben gehört?“

„Freilich!“ ſagte Heinz mit größerer Aufmerkſamkeit, als er ſie dem Mantelträger *) ſonſt gewidmet haben würde.

„Nun, der Bauernquäler und Straßendieb, den der Herr Kurfürſt im „blauen Hute“ ſitzen hatte, und der mit dem Kerkermeiſter zugleich durchbrannte, der im Elſaß mit den Bauern kämpfte, der hier auch Feuer legen will, iſt in Euerm Haus — iſt der Spielmann!“

„Fuchsſchwänzerei und Lüge!“ rief Heinz.

„Heinz,“ ſagte Märten, „geh' hin und ſag's ihm, und ſieh zu, was er macht und ſagt.“

---

*) Gleichbedeutend mit Ohrendiener, Mährchenträger, Fuchsſchwänzer.

„Thut Ihr's!“ warf Heinz hin.

„Dein Vater würfe mich zur Thüre hinaus,“ ſagte Märten. „Folgt nur dem Verräther, und ihr fallt Alle in die Grube!“

„Nehmt Ihr Euch nur in Acht!“ ſagte Heinz.

„Sorge nicht ſo liebreich für mich, Heinz,“ fuhr ſpottend der Rothe fort; „ich denke, du haſt's nöthiger. Der bringt der Elsbeth Freiheit nicht; aber hätteſt du mir ein Wort vergönnt, für ein ordentlich Betenbrod **) hätt' ich dir's fertig gemacht und will's noch heute. Nur jagt den Spitzbuben fort!“

„Das will ich thun!“ rief Heinz und faßte Märten bei der Bruſt mit ſeiner rieſig ſtarken Fauſt, trug und ſchleppte ihn zur hintern Hofthüre, die nach der Straße führte, und warf ihn hinaus.

„So!“ ſagte er. „Ich habe gethan, was ihr gewünſcht!“

„Verfluchter Bube,“ ſchrie Märten und ballte ſeine Fäuſte, „das ſollſt du mir nicht umſonſt gethan haben! Fluch auf dich und deinen meuteriſchen Hund von Vater!“

„Brummer!“ rief Heinz dem Hund.

Als aber Märten den Namen hörte, floh er pfeilſchnell davon.

IV.

Eben, als zornglühend Heinz in die Stube treten wollte, erklang von der Straße her ein mächtig Jubiliren und Jauchzen, und die Töne der Fideln und Zinken miſchten ſich luſtig darunter.

Wie ein Blitz war die Hausthüre leer. Alles ſtrömte hinaus. Das helle Kirchweihglöcklein läutete.

„Heinz!“ rief Pfriemer, „die Burſche ziehen auf und holen ihre Mädchen und du fehlſt noch!“

Raſch wie ein Gedanke flog Heinz zur Hinterthüre hinaus, warf den Kellerſchlüſſel der alten Grete zu und war ſchnell in Benz' Haus.

---

*) Trinkgeld, Lohn.

„Komm, komm Elſchen,“ rief er, „ſie fideln vor dem Hauſe, laß uns eilen!“

Er zog das Mädchen fort und bald ſtand das ſchönſte Paar des Dorfes vorn an in der Reihe.

Unter Jauchzen und Muſik zogen ſie weiter.

Burſche trugen mächtige Krüge und Becher, und ſchenkten den Alten und Armen ein, auch wohl ihren Befreundeten. Ueberall leerten ſich die Häuſer, und Alt und Jung trat auf die Straße. Manche Burſche hatten alte Muskedonner und krachten ſie 'mal los, was den Tumult und Lärm noch vermehrte.

Bei jedem Hauſe, wo ein Mädchen war, das einen Buben hatte, der es zum Tanze führte, hielt der Zug an, bis Beide kamen. So wurden alle Paare geſammelt; alsdann zogen ſie langſam zum Wirthshauſe, wo der Ausgangspunkt und der Verſammlungsort war.

Als der Zug dort anlangte, war überall das Mittagsmahl vorüber. Allmählich reihten ſich Nußdorfer und Gäſte zu Haufen, und zogen auch langſam zum Wirthshauſe, wo der Tanz gehalten werden ſollte.

Der Raum war die große Zehntſcheune des Dorfes, die in Länge und Breite alle anderen übertraf. Auf dem Lehmeſtrich tanzte es ſich wundergut.

Als die Paare dieſe Stätte der Luſt betreten hatten, und die Muſikanten unmittelbar aus einem Marſchtempo in das eines Tanzes übergingen, ſchaarten ſie ſich ſogleich in Reihen und der Tanz begann. Unter jubelndem Geſauchze ſchwangen hoch die Buben ihre Mädchen, und im wirbelnden Drehen flogen ſie dahin.

Allmählich füllte ſich der Raum mit Alten, die an den Tiſchen ſich niederließen und auch die Räume des nahen Hauſes füllten. Pfriemer, Benz, Fechenheimer und der Spielmann ſaßen in des Hauſes geräumiger Unterſtube bei einander und viele noch bei ihnen, die ihres Mundes Feuerrede andächtig hörten. Andere gingen ab und zu. Ganz in einer dunkeln Ecke ſaß Märten Streſſer lauſchend auf jedes Wort, wie eine Katze jede Bewegung des Mäusleins belauſcht, das noch nicht recht aus dem ſicheren Loche heraus will. Hatte der Wein ſchon daheim ihre Köpfe erhitzt, ſo wurde hier noch mehr getrunken, und die Wirkung des genoſſenen Weines immer merklicher an Worten und Geberden.

Immer lebhafter ſprach der Spielmann von den Elſäſſern und ihren Thaten und Errungenſchaften. Das Alles klang ſo lockend, daß die Bauern immer lebhafter dafür erweckt wurden, zumal ſie hörten, wie ſie dort die Kloſtergüter theilten, die Wälder ſich zueigneten, die Klöſter und Burgen plünderten und in ihrem Ueberfluſſe ſchwelgten. „Die Herren ſtellten,“ ſagte der Spielmann, „Urkunden aus, wodurch die Leibeigenen gefreiet, die Abgaben für immer erlaſſen, und die Zehnten an Herren und Pfaffheit für immer aufgehoben würden. Das thäten ſie aber erſt dann,“ ſagte er, „wenn die Bauern im Kampfe es ihnen abrängen.“

Immer voller wurde es in der Stube. Der Raum faßte ſie nicht mehr. Die Fenſter wurden geöffnet, daß die Worte heraustönen und auch von den Draußenſtehenden vernommen werden konnten. Der Tanz hörte auf. Da ergriff der Spielmann die Zither und das Bauernlied erklang wieder in ſeiner ergreifenden Weiſe.

Da ſprang Pfriemer wieder auf und rief: „Wir wollen's auch ſo machen! Wer geht mit?“

„Wir! wir!“ riefen Alle ohne Ausnahme.

„Der Spielmann ſoll unſer Führer ſein!“ ſchrie Fechenheimer.

„Ja! ja!“ erklang's im wilden Chor; „aber Ihr, Pfriemer, Euer Heinz, der Fechenheimer und Benz ſollen Unterführer ſein!“

Da trat Heinz Pfriemer vor den Spielmann und ſah ihn durchdringend an.

„Warum ſpielt Ihr Mummerei, Ritter von der Hauben?“ fragte er laut, daß es Alle hörten.

Erſtaunt ſprangen ſie von ihren Sitzen auf. „Was? Wie?“ ſchrieen ſie durcheinander, „Der iſt's?“

„Werfet die Maske ab,“ ſagte mit feſter Stimme Heinz, „und ſteht Rede, ehe wir Euch folgen.“

Der Spielmann war bleich geworden. Er ſchoß giftige Blicke auf den kräftigen Jüngling, und es war ihm, als ſtünde er vor einer Macht, die ihn zur Rechenſchaft und Strafe zöge. Endlich ſtand er auf.

„Woher kennſt du mich?“ fragte er mit ſchneidendem Tone.

„Das thut nichts zur Sache,“ entgegnete Heinz, „wenn Ihr's ſeid. Aber ein andres gilt. Ihr wart ein Bauernſchinder und nun wollt Ihr ein Bauernfreund ſein, wo liegt die Bürgſchaft?“

Von der Hauben bebte im Bewußtſein ſeiner Schuld und in der Gefahr des Augenblicks. Ehe er antworten konnte, fuhr Heinz fort:

„Wer es treu mit uns meint, ſei uns willkommen, aber ich zerſchmettere mit meinem Morgenſtern jedem Treuloſen den Kopf, merkt Euch das. Und nun redet, ob wir Euch trauen können.“

Der Spielmann ſprang auf die Bank empor. „Hört mich Alle!“ rief er. „Es iſt wahr, ich bin Ritter Erasmus von der Hauben, aus altem, edlem Stamm. Es iſt wahr, daß ich mit dem Kerkermeiſter heimlich aus dem blauen Hute entwich; es iſt wahr, daß ich ein Führer der Bauern im Elſaß war und verkappt hierher kam, um auch euch zu helfen, daß ihr frei und eurer Bande ledig würdet, weil ich erkannt habe, daß es ein Unrecht iſt, daß ihr Leibeigene ſeid und ſo gedrückt werdet. Was ſie mir Schuld geben, iſt nur halb wahr; und geſetzt, es wäre wahr, ganz wahr, kann nicht beſſere Einſicht und Reue das gethane Böſe gut machen? Ich habe es ſchon dadurch gut gemacht, daß ich im Elſaß für der Bauern Freiheit ſtritt und, um euch ſie auch zu bringen, hierher kam. Daß ich es nur in dieſem Aufzuge wagen durfte, mögt ihr ſelber erwägen.

„Daß ich die Klöſter brandſchatzte, das iſt meine Schuld, und darin ergriff mich der blödſinnige Pfalzgraf. Verdammt ſollen alle die ſein, die den Joachimsthaler geſchoren auf dem Kopfe tragen und damit den klingenden in ihren bodenloſen Säckel bringen! Hätt' ich mich ſollen geduldig hängen laſſen?“

„Nein, nein!“ ſchrieen die Bauern, „Ihr hattet recht!“

„Daß ich nun euer bin mit Leib und Seele, das ſchwör' ich euch! Iſt das nicht genug? Findet ihr mich auf fahlem Pferde, ſo geb' ich euch das Recht, mich todt zu ſchlagen wie einen alten Hund."

„Er ſoll unſer Feldhauptmann ſein," riefen die Bauern.

Heinz, den die Rede des Mannes nicht überzeugt hatte, wollte nochmals das Wort nehmen; aber ſein Vater gebot ihm Schweigen. Alle Bauern ſtürmten fort, ſich zu bewaffnen, ſo gut ſie konnten. Einige eilten in die Kirche und läuteten Sturm.

„Es war acht Uhr Abends, als ſich das Volk unter der Linde ſammelte. Da ſah man die ſeltſamſten Waffen. Keulen aus Baumäſten, Heugabeln, Morgenſterne, alte Streitäxte und Streithämmer, Knüttel, Aexte, Spieße, Hellebarden und einige ſchwere Muskedonner mit Stativen dazu; aber in allen brennende Begierde zum Kampfe. Lautes Schreien und Heulen, Jammern der Weiber und Kinder, Jubeln der Aufruhrluſtigen, dazwiſchen das Heulen der Sturmglocken; es war ein betäubender Lärm. Vergebens war es, daß die Frauen und Mädchen flehten; umſonſt war es, daß der ehrwürdige Pfarrer bat, ſie möchten doch erſt den Weg der Güte verſuchen. Jene mußten verſtummen, dieſer ſich zurückziehen, wenn er nicht wollte ſich den roheſten Ausbrüchen der Volkswuth ausſetzen. Er ſchlich ſich hinweg wie die weinenden Frauen und Mädchen. Der Strom war wild über ſeine Ufer getreten; an ein gutwilliges Dämmen war nicht mehr zu denken, und das war wie ein Blitzſchlag gekommen. Als ſich endlich der Tumult etwas legte und die Sturmglocke ſchwieg, trat Pfriemer auf den Steinring, welcher die Dorflinde umgab.

„Laßt uns die Sache ordnen," rief er, „daß es kein wildes, unordentliches Durcheinander werde. Auf allen Dörfern in der Umgebung hören wir das Sturmläuten, das dem unſrigen folgt; aber die Leute wiſſen nicht, was es gilt. Wir wollen Eilboten an ſie ſenden und ihnen kund thun, was wir wollen." —

„Recht! recht!" riefen die Maſſen in einem Schalle.

„Hört weiter," ſagte Pfriemer; „wir müſſen einen Sammelplatz haben, wo wir uns einigen, gliedern, ordnen und beſchließen, was zuerſt geſchehen ſoll."

„Richtig!“ hallte es durch die Menge.

„Ich ſchlage vor,“ fuhr er fort, „daß wir uns mit dem grauenden Tag alle bei dem Geilweilerer Hofe finden. Iſt euch das recht?“

„Ja, ja!“ ſchrieen Hunderte von Männern und Buben.

„Dann raſch ans Werk!“ rief Pfriemer.

Boten meldeten ſich freiwillig. Kirmeßgäſte waren es meiſt, die ſich erboten, in ihre heimathlichen Dörfer zu eilen, um dort die Kunde hinzutragen. Dieſe ſtoben nun auseinander. Die fünf Führer ordneten die zweihundert Nußdorfer und die Fremden, die da blieben, in vier Haufen. Erasmus von der Hauben an der Spitze, die Zinkeniſten der Kirchweihe, luſtig blaſend, voraus, ſo brach der Zug im hellen Mondenlichte nach dem Geilweilerer Hof auf unter ungemeſſenem Jubel. Laut aber wurde ſchon der Ruf, daß der Zug nach dem Kloſter Hördt müſſe gerichtet ſein. Das war in Nußdorf reich begütert, und dort war Alles in Hülle und Fülle zu finden.

Daheim aber blieben die weinenden Kinder und die jammernden Frauen und Mädchen, deren Kirchweihfeſt ſo bitter unterbrochen und in Leid verkehrt worden war. So bot das erſt noch in Luſt ſchwimmende Dorf das Bild jenes erſchütternden Wechſels dar, der im Leben des Einzelnen ſo nahe den Schmerz der ausgelaſſenen Freude bringt und das heitere Lachen des Scherzes in bittere Thränen des Schmerzes umwandelt.

Nahe dem Ofen in der Wirthsſtube hatte Märten Streſſer geſeſſen, tief herabgedrückt, daß ihn Pfriemer's Blicke nicht trafen. Er war Zeuge aller der Auftritte, die ſich dort ereigneten, hörte Alles genau, was vorging. Als die Bauern fortſtürmten, folgte er unter die Linde, damit ja nichts geſchähe, das ihm verborgen bliebe. Als nun dort die Boten ausgeſandt wurden, als der Geilweilerer Hof als Sammelplatz erwählt worden und die Mehrheit der Stimmen auf das Kloſter Hördt gefallen war, das zerſtört werden ſollte, da galt's ihm Eile, gen Germersheim aufzubrechen.

Es war Mitternacht geworden im bunten Wechſel dieſer Ereigniſſe. Der Mond ſtand hoch am Himmel und verbreitete faſt Tageshelle über die Gegend.

Märten kannte alle Seitenwege und Fußpfade der Gegend ſo genau wie ſeinen Wammsſäckel. Kein Schlupf war ihm im Wald und auf dem Blachfelde fremd; denn er fing heimlich in den Forſten das Wild in Gruben und Schlüpfen und die Droſſeln, die Wachteln, die Krammetsvögel, Haſel- und Birkhühner, um damit den Gaumen des Herrn von Fleckenſtein, der des Kurfürſten Vogt zu Germersheim war, zu laben und ſich ſeine Gunſt zu erwerben, denn er buhlte um Löſung ſeiner Leibeigenſchaft ſchon viele lange Jahre.

So brach er denn auch jetzt auf und Niemand ſah ihn weggehen. Wo ihm aber ein Bote begegnete, wenn er nämlich ihm gar nicht ausweichen konnte, da gab er ſich kecklich auch für einen Boten aus, und ſeiner gewandten Zunge gelang es trefflich, Jeden zu überzeugen, er gehe dieſelben Wege im Dienſte der aufſtändiſchen Nußdorfer.

Jacob von Fleckenſtein hieß der Ritter, der des Kurfürſten Vogt zu Germersheim war zur ſelbigen Zeit. Der Ritter von Fleckenſtein war ein dicker, wohlgewampter Herr, deſſen Bauch weit vorſtand, deſſen feiſtes Geſicht den Schlemmer verrieth, deſſen rothe Naſe Kunde davon gab, daß er des Weines goldene Fluth mehr liebe als die augenklärende des Quelle.

Er liebte die Ruhe wie alle fetten Leute und verſäumte es nicht, wenn er daheim war zu Germersheim, nach dem Morgenimbiß ſein Schläflein, nach dem Mittagsmahle ſeinen Schlaf zu halten und Abends bei Zeiten das weiche Lager zu ſuchen, wozu ihn dann freilich der ſelige Duſel genoſſenen Weines gar gebieteriſch mahnte.

Sein Regiment im Lande war nicht eben ſtrenge; aber hatte er einen Pick auf irgend Einen, ſo drückte er ihn weidlich oder ließ ihn drücken, und freute ſich deß weidlich, wenn's eben nach Wunſch gelungen war. Abſonderlich haßte er die, welche es wagten laut über Unrecht zu klagen.

„Ich will den Maulfechtern das Handwerk legen,“ ſagte er dann, und er that's auch. So hatte er den Pfriemer zu Nußdorf auf dem Striche. Wo er ihm eins verſetzen konnte, da ſäumte er nicht.

Um aber genau Alles zu wiſſen, unterhielt er überall Kundſchafter, und Einer der beliebteſten, weil auch gewandteſten, war Märten Streſſer.

Tief lag der Ritter in den Armen des erquickenden Schlafes jenſeit Mitternacht. Alles war friedlich und ſtille, und keine Seele ahnte die Stürme, welche wie ein Wirbelwind auf der Nußdorfer Kirmeß begannen, dann aber wild und verderbend über das Land hin ſich verbreiteten.

Am erſten Oſtertage war Herr Jacob von Fleckenſtein gen Speier geritten, daß er im Dome ſeine öſterliche Zeit hielte, aber daneben auch des Herrn Biſchofs Capaunen zuſprechen könne benebſt dem köſtlichen Weine, der in ſeinen mächtigen ſilbernen Pokalen Perlen ſchlug.

Dieſes Mal hatte er's extra getroffen. Der Herr Biſchof war gut auf Kurpfalz zu ſprechen, und der Confrater zu Worms hatte ein Fäßlein jenes herrlichen Weines zum Oſtergruß geſendet, der um die Liebfrauenkirche zu Worms wächſt und den Namen „Liebfrauenmilch“ trägt.

Geizig war der Biſchof nicht. Was er Gutes hatte, das ließ er ſeine lieben Gäſte mitgenießen. Zwar waren nach dem Jägerſprüchlein die Schnepfen vorüber, das nach den Sonntagen vor Oſtern alſo heißet:

„Oculi — da kommen ſie;
Lätare — da kommen die wahre;
Judica — dann ſind ſie wohl noch da;
Palmarum — tralarum!“

Aber der Märten Streſſer hatte noch ein halb Dutzend Nachzügler in ſeinen Schneußen gefangen, und die hatte der Ritter Fleckenſtein als Vorboten ſeines Kommens dem Herrn Biſchof verehrt. Da war denn der Ritter ein willkommener Gaſt, denn der Herr Biſchof liebte die Schnepfen über die Maßen, und ſein Koch konnte ſie zubereiten, daß der Kaiſer davon entzückt worden wäre.

Als nun der Ritter Fleckenſtein Abends heimreiten wollte, paſſirte es ihm höchſt unangenehm, daß er zwar links aufſtieg, aber rechts heruntergeſunken wäre, wenn nicht ſein Knappe und des Herrn Biſchofs Diener ihn zur rechten Zeit aufgefangen hätten. Sie mußten freilich Hilfe herbeirufen, denn für Zweie war die Laſt zu ſchwer, allein es gelang doch ganz ohne ſein eigenes Zuthun, ihn herunter, die Stiege hinauf und in das Lotterbette zu bringen, wo des Biſchofs Gäſte ihren Rauſch auszuſchlafen pflegten.

Da es ihm nun in Speier ſo abſonderlich gut gegangen war, blieb er auch noch den zweiten Oſtertag da und ritt erſt Abends heim und war auch im Stand, allein im Sattel ſich zu halten. Nach ſolchen Anſtrengungen bei Speiſe und Trank hielt ihn keine Macht der Erde bis zehn Uhr außer dem Bett. Ehe er aber das hohe Polſterbett beſtieg, ſagte er zu ſeinem Knappen: „Jochem, geh' in das kleine Kellerchen, du weißt's ſchon, da liegt rechts neben dem Fenſter eine Reihe Krüglein, darin ſüßer Franzwein iſt, den mir der Gerolsecker verehrt hat. Hol' eins; ich denke es wird mir den Jammer vertreiben, den ich im Kopfe, Magen und Gebeinen fühle."

Der Knappe ging hinab, wie er geheißen worden, ſetzte aber den Krug an den Hals, trank ihn halb leer und ließ ihn dann an dem Krahnen, der in dem Faſſe Guntersblumer Rothen ſteckte, wieder voll laufen und — kredenzte den Franzwein.

Der Fleckenſteiner trank zwar, ſetzte aber ſchnell wieder ab. „Es iſt doch ganz verwunderlich! Mein Magen muß gottlos verdorben ſein, denn das köſtliche Tröpflein, das die heiße Sonne Frankreichs kochte, ſchmeckt mir bitter und herbe!"

„Ihr habt des Guten zu viel genoſſen," ſagte der Knappe mit eiſerner Kaltblütigkeit; „da iſt am Ende das Köſtlichſte nicht mehr im Stande den Gaumen zu reizen."

„Verſuch du's 'mal, Jochem!" ſagte er und reichte ihm den Becher. Der zog ihn leer bis auf die letzte Thräne.

„Herr," ſagte er, „es muß mit Eurem Magen übel ſtehen, denn das iſt ein Trank, der den Herrn Biſchof erquicken würde. Wißt Ihr was, nehmt ein Becherlein bitteren Alantweines, wie Ihr ihn von Eurem Collegen in Bacharach bezogen habt und wie ſie ihn dort bereiten. Der wird Euch wieder in den Bügel helfen.“

„Du haſt recht, Jochem,“ ſprach Fleckenſteiner, „geh' und hole. Schütte den Reſt in das Faß Guntersblumer, daß es nicht Kahnen zieht.“

Der Knappe ging und ließ den Rothen in ſeine Gurgel fließen, brachte den Alantwein, und Fleckenſtein ſtürzte ihn mit Todesverachtung hinunter, verzog aber das Geſicht grimmig. „Es iſt eine rechte Arznei,“ ſagte er, „ſchmeckt aber, als hätt's des Teufels Großmutter ihrem Enkel zur Magenſtärkung gebraut!

Nun löſch' das Licht aus und geh, ich will ſchlafen!“ Er legte ſich herum, und ehe noch der lachende Knappe das Vorzimmer verlaſſen, hörte er ſchon jene langgezogenen, unmelodiſchen Töne, die dem kundigen Ohre den tiefen Schlaf feiſter Leute verkünden.

Nicht lange nachher erloſchen die Lichter in der Burg. Es wurde todtſtille und nur der Thorwächter ſaß beim Lichtglanz der Ampel in ſeinem Stübchen — und — duſelte.

Die Sterne wollten ſchon bleicher werden, da that es drei mächtige Schläge wider die Zugbrücke, die über den Graben ſumpfigen Waſſers führte. Es waren Steine, die heftig dawider geworfen wurden.

Die Hunde begannen im Burghof ein hölliſch Gebelle und der Wächter fuhr aus ſeinem Schlaf auf.

„O wärſt du in der Hölle!“ ſagte er für ſich und öffnete das kleine Lugfenſterlein. Da ſah er eine dunkle Geſtalt jenſeit des Grabens ſtehen.

„Du Bengel,“ ſo ſandte er ſein Willkomm hinüber, „wie magſt du ſo unverſchämt werfen?“

„Du hörſt ja nicht, du Siebenſchläfer, wenn man ſich auch die Lunge aus dem Leibe ſchreit. Mach' ſchnell und laß die Brücke nieder! Es eilt!“ rief Märten Streſſer dem ſchlaftrunkenen Wächter zu.

„Biſt du's, du rothe, ſcheele Nachteule?“ brummte der Wächter. „Da muß ich wohl aufmachen, denn es muß etwas Abſonderliches ſein.“

Die Zugbrücke raſſelte nieder und der Wächter ſchloß, nachdem er die Hunde durch Schelten beſchwichtigt, das kleine Pförtlein auf, durch welches Märten Streſſer, von Schweiß triefend, ſchnell hereintrat.

Die Brücke wurde wieder aufgerollt, das Pförtlein geſchloſſen und Märten ſtand im Burgringe.

„Schnell, ſchnell,“ drängte er. „Laß mir den Herrn Vogt wecken.“

„Das mag der Teufel thun,“ ſagte der Wächter, „du weißt, der verſteht in dem Artikel keinen Spaß.“

„Und wenn's deinen Kopf koſtete,“ rief Märten, „er muß ſchnell geweckt werden.“

„So leg' deinen hin,“ ſagte ruhig der Wächter. „Ich habe nur den einen, und wenn's um den geſchehen iſt, iſt's alle!“

„Mach' keine Späße, Jäckele,“ ſagte Märten. „Die Zeit zum Spaßen iſt jetzt nicht. Das ganze Land am Gebirge iſt im hellen Aufruhr. Du ſiehſt, da iſt der Scherz vorüber! Wecke mir nur den Jochem, das Uebrige überlaſſ' mir.“

Der Wächter erſchrack. „Iſt's wahr?“ fragte er faſt zitternd.

„Freilich!“ rief Märten Streſſer. „Käm' ich ſonſt um dieſe Zeit und ſo mit Schweiß bedeckt?“

Das machte dem Wächter Beine. Er ſchloß die innere Burgpforte auf und verſchwand mit Märten innerhalb derſelben. Von des Wächters Laterne geleitet erreichten ſie Jochem's Kammer; aber auch hier koſtete es Mühe den Schläfer zu wecken, auf deſſen Augen der Franzwein eine bleierne Kappe gelegt hatte. Als er aber eben hörte, wie es ſtand, ging er in ſeines Herrn Kloſett.

Es war indeſſen auch keine leichte Arbeit, den wach zu bringen, wenn er einmal ſchlief. Nach vielem Rütteln, Schütteln und Rufen richtete er ſich endlich auf. „Was gibt's, du Hund? was weckſt du mich?“

„Haltet zu Gnaden, geſtrenger Herr, ich muß," ſagte der Knappe, „denn es iſt ein Eilbote da."

„Jochem," ſprach der Vogt, „ſag' ihm, es würde keine ſolche Eile haben."

„Doch, doch, geſtrenger Herr!" rief Jochem.

„Iſt er von Heidelberg?" fragte der Ritter ſich wieder herumdrehend.

„Nein, Herr, es iſt der Märten Streſſer von Nußdorf. Er iſt die Nacht gelaufen und trieft von Schweiß. Die ganze Pfalz iſt in Aufruhr!" rief der Knappe.

„Alle Peſt! Wer ſagt das?" fragte der Ritter und ſetzte ſich hell und klar erwacht im Bett auf.

„Ich ſag's Euch ja, der Märten Streſſer!" ſprach der Knappe.

„Laß ihn herein, ſchnell, ſchnell! Hol' mir auf den Schrecken gleich einen Krug Franzwein! Hörſt du? Der Schrecken hat meine Gurgel getrocknet. Geſchwind! geſchwind!"

Der Knappe lief was er laufen konnte, und ſogleich trat Märten herein mit demüthigem Neigen des Hauptes und Gruße.

„Sag's an, Märten!" rief ihm der Ritter zu.

„Gelt, geſtrenger Herr," begann Märten, „Ihr wolltet mir niemals glauben, wenn ich Euch ſagte, das fahrende Volk bringe aus dem Elſaß alle paar Tage neue Mähr, wie es dort gehe; und der alte Pfriemer zu Nußdorf habe Feuer gefangen? Nun brennt's lichterlohe!"

„Wo? Märten, wo?" rief der erſchrockene Ritter.

„In Nußdorf, aber es läutet Sturm die ganze Nacht in allen Dörfern bis auf zwei Stunden von Nußdorf im Umkreiſe." Nun erzählte Märten Alles genau, wie es ſich zugetragen, und ſparte nicht die Farben recht dick aufzutragen, da er des alten und des jungen Pfriemer's gedachte. Als er im Verlaufe ſeiner Erzählung auf den Spielmann zu reden kam, ließ er ein Wörtchen fallen, daß er ihn kenne.

„Warum nennſt du den Strolch nicht?" fragte der Vogt.

„Ja, Herr Ritter," ſagte Märten, „Ihr ſagt immer, Adleraugen habe nur ein Ritter. Ich glaube aber, daß ſie dieſesmal der leibeigene Bauer auch hatte; allein Ihr glaubt mir's nicht."

„Ich will's ja glauben!" ſchrie Jacob von Fleckenſtein. „Sag' es nur!"

„Es iſt Erasmus von der Hauben, der dem „blauen Hut" entſprungen iſt!" ſprach, ſtolz auf ſeine Entdeckung, Märten.

Der Vogt ſah ihn betroffen an.

„Woher weißt du das?" fragte er dann — „oder welche Kennzeichen haſt du?"

„Ein Freund in Speier ſagte es mir," fuhr Märten fort — „und ich habe ihn ſo oft geſehen. Wenn auch mein Auge ſcheel iſt, ſo iſt doch das andere deſto ſchärfer."

Der Vogt brummte halblaut: „Der mag von Glück ſagen, daß er dem „blauen Hut" und dem hänfenen Halsband entſchlüpfte. Heutzutage noch Straßenr —" das Wort blieb ihm jedoch in der Kehle ſtecken und er ſetzte ſchnell an deſſen Stelle — „Wegelagerei treiben, iſt doch mehr als Keckheit! Der Eſel! die Zeiten ſind herum und andere, noblere Paſſionen gibt es jetzt für den Adel. Der Teufel hat die Donnerbüchſen erdacht! die haben dem Ritterthum den Hals gebrochen, und das verdammte Reichskammergericht — dieſe langſame Auszehrung! Aber es iſt ſchade um ihn. Er war eine luſtige Haut!" — Laut ſagte er: „Alſo den hätteſt du erkannt? Haſt du dich auch nicht geirrt?"

„So gewiß ich eine Droſſel von einem Stoßfalken unterſcheiden kann! Geſtrenger Herr, glaubt mir, er iſt's. Ich ſagt's dem Heinz Pfriemer, und der freche Bub' hat's ihm ſchnurſtracks unter die Naſe gerieben und ihm vorgehalten, er ſei ein Bauernſchinder geweſen."

„Was hat er denn da gemacht?" fragte geſpannt der Vogt.

„Nun, was wollt' er machen?" ſagte Märten; „er hat's bekannt, daß er der Ritter Erasmus von der Hauben ſei, er habe ſein großes Unrecht eingeſehen und wolle ſich beſſern."

„Das hat er zu den Bauern geſagt?" fragte der Vogt. — „So ſoll ihn der Blitz mitten auf ſeinen Hundekopf treffen!"

„Was wollt' er machen? geſtrenger Herr," fuhr Märten fort. „Er findet jetzt nur im Aufruhre ſeine Rache und ſein Fortkommen, denn heimkehren darf er nicht."

„Verflucht!" rief der Vogt; „aber, Kerl, du haſt recht und ich ſehe, daß du Verſtand haſt. Sag', waren viele Bauern in Nußdorf?"

„Das mein' ich," antwortete Märten. „Unſere Kirchweih iſt die berühmteſte in der ganzen Pfalz. So an tauſend Menſchen mögen leicht im Dorfe geweſen ſein, ein Paar drüber, ein Paar drunter, wer kann's ſo genau wiſſen, ohne ſie gezählt zu haben? Freilich iſt da Weib und Kind, Jung und Alt mitgerechnet."

„Auf den Dörfern läuteten ſie Sturm?" fragte der Ritter, wie wenn er träumte.

„Hab's Euch ja geſagt, geſtrenger Herr," verſetzte Märten Streffer faſt ärgerlich über das tolle Durcheinanderfragen des Vogtes.

Der Knappe hatte während der Unterredung den Krug gebracht und ohne Aufhören ſog der Ritter an ſeinem Halſe, bis er ihn geleert hatte auf die Neige. Es war, als ob mit dem Wein erſt Leben in ihn käme.

„Hole dem Märten ein Krüglein Plempel und etwas zur Atzung," ſagte er jetzt zum Knappen. „Der arme Kerl iſt die Nacht hindurch gelaufen und der Magen mag ihm ſchief liegen. Er muß Kräfte ſammeln, denn ich brauche ihn."

Darauf wandte er ſich an Märten: „Was haben die Racker von Bauern denn eigentlich für Pläne? Du haſt das ja doch wohl gehört?"

„Meint Ihr," entgegnete der Kundſchafter, „der Bauer ſei ohne Verſtand? Fehlgeſchoſſen, geſtrenger Herr! Der von der Hauben iſt ein Mönchs- und Kloſterfeind; die Bauern gehen weiter. Sie wollen die Ritter todtſchlagen, die Burgen verbrennen, die Leibeigenſchaft und alle Abgaben, Zinſe, Theile abſchaffen; freie Jagd, freien Fiſchfang, kurz, der Ritter ſoll Bauer werden oder ſterben, und der Bauer will Ritter ſein. Da habt Ihr's kurz! Iſt's Euch genug?"

Der Vogt ſchwieg.

„Heute Nacht noch,“ fuhr Märten fort, „ziehen ſie nach dem Geilweilerer Hofe, wo die vielen Pfälzer Zehntweine in den Kellern liegen, dort halten ſie Nußdorfer Kirmeß. Wenn aber morgen Abend von dem Weine noch ein Tropfen übrig iſt, ſo ſollt Ihr mich pflöcken, vorausgeſetzt, daß Ihr ſo ruhig im Bette bleibt und ſie ruhig gewähren laſſet.“

„Blitz und Hagel!“ ſchrie plötzlich der Vogt. „Jochem! Jochem!“

Der Knappe ſtürzte herbei.

„Meine Kleider, meinen Harniſch und Helm! Laß die Rottmeiſter der Landsknechte wecken. Alles muß heraus. Wir ziehen mit dem grauenden Tag ab. Das will ich ihnen eintränken, den Hunden!“ ſchrie er.

Nun gab's Leben. Er war wie ein Gedanke aus dem Bett und angezogen.

„Soll ich Euch den Harniſch gleich anlegen?“ fragte Jochem.

„Meinſt du, ich wäre ein Engel, oder könnte vom Morgenwinde ſatt werden, Eſel?“ fragte er zornig. „Nur geſchwind etwas zu nagen her!“

„Das ſag' ich dir, Märten,“ ſprach er zu dieſem, „wenn ſie bloß den Glatzköpfen aufs Tapet wollten, ſo ließ ich mir's noch gefallen; ich kann ſie auch alle nicht leiden vom Papſt bis zum Frühmeſſer; aber wenn ſie an des Landesherrn Recht und Gut und an den Adel wollen, ſo haben ſie's mit mir zu thun.“

„Wie, die Klöſter dürften ſie plündern?“ fragte Märten Streſſer.

„Wer ſagt das, du Narr?“ fragte er zurück, ſein unbeſonnenes Wort verbeſſernd. „Ich bin des Herrn Kurfürſten Vogt und will ihnen mit meinen Landsknechten am Geilweilerer Hofe ſchon in die kurzen Rippen fahren, daß ihnen das Tanzen auf der Nußdorfer Kirmeß vergehen ſoll. Und krieg' ich den Pfriemer, ſo will ich ihm das hänfene Halsband um ſeinen Spitzbubenhals legen, daß er vom Aufruhre geneſe.“

Der Knappe hatte Wein und Speiſen gebracht, dazu dampfendes Warmbier, das der ſchnell geweckte Koch bereitet hatte, weil er die anſehnlichen Nahrungsbedürfniſſe ſeines Herrn genau kannte. Während der Vogt zu eſſen und zu trinken anhub und Märten Streſſer ſich auch anſchickte, ſeinen Hunger und Durſt zu ſtillen, traten die Rottmeiſter ein.

„Halloh, ihr Rottmeiſter!“ rief der Vogt, „es gibt Arbeit. Die Bauern im Gebirge ſind aufſtändiſch geworden. ’S gibt eine luſtige Bauernjagd. Laßt die Trompeter blaſen, daß man’s zu Speier hört, und ſchnell aufſitzen; aber eſſet und trinket erſt, ſetzte er gutmüthig hinzu, daß es den Kerlen nicht unterwegs hohl und ſchwindelig wird!“

„Geſtrenger Herr,“ fiel ihm Märten in die Rede, „wenn Ihr, wie’s die Buben bei den Vogelsneſtern machen, die Alten mit den Jungen auf dem Neſte fangen wollt, ſo bitt’ ich, thut fein zimperlich und fein ſachte. Sie denken nicht an Euch. Macht Ihr aber viel Lärm, ſo iſt’s vorbei. Fangt Ihr den Eraſmus von der Hauben und die zwei Pfriemer ſammt dem Jacob Fechenheimer von Bechingen, ſo glaub’ ich, wäre dem Aufruhre der Kopf abgeſchnitten; aber der Ritter verſteht das Kriegshandwerk auch und wird ſeine Wachen ausſtellen, daß Ihr ihn ſo leicht nicht überrumpelt. Thut Ihr aber langſam, ſo kann’s ſein, daß es Euch doch gelingt, denn die Bauern betrinken ſich, wenn ſie’s umſonſt kriegen.“

„Du haſt recht,“ ſagte der Vogt; dann wandte er ſich an die Rottmeiſter. „Ihr ſeht, man muß im Eifer noch von den Bauern lernen. Geht und thut Alles fein ſtill ab.“

Sie gingen. Der Vogt ſaß ſtill da und aß und trank mit großer Behendigkeit und Eifer. Auch Märten that deßgleichen. Beide gaben ſich ihren Gedanken hin. Der Vogt erwog es, ob er eine Botſchaft an den Kurfürſten ſenden ſollte oder nicht. Märten ſah ſich im Geiſte bei den Bauern. Er überlegte, wie er ſeine Rolle zu ſpielen habe, daß er mit eſſen und trinken, rauben und ſtehlen und doch den Verräther ſpielen könne.

„Plötzlich rief der Vogt: „So muß es ſein!“

Er war nun mit ſich im Klaren. Niemand anders als Märten Streſſer durfte die Botſchaft übernehmen. Sandte er einen Andern, ſo mußte er einen Brief ſchreiben, und das ging langſam, denn er mußte viel Zeit haben, um ſeine Katzenfüße, die dennoch nicht leicht Jemand leſen konnte, aufs Papier zu malen Der wußte Alles und konnte es mündlich ausrichten. „Höre, Märten,“ ſagte er, „du mußt noch heute nach Heidelberg, um dem gnädigen Herrn Kurfürſten, den du ja kennſt, Alles mündlich zu ſagen.“

Das fuhr quer durch Märten Streſſer's Pläne. „Ihr denkt, meine Knochen ſeien von Eiſen,“ ſagte er. „Wie ſoll ich das fertig bringen? Ich kann's nicht!“

„Du mußt!“ rief der Vogt.

„Schlagt mich lieber gleich todt!“ ſprach Märten kalt, der wohl erkannte, daß es kein Anderer könne, und ſeine Dienſte im Werthe ſteigern wollte.

„Märten,“ rief der Ritter Fleckenſtein, „wenn nun deine Freiheit der Preis wäre?“

„So ging ich in den Plan ein, und wenn ich hinkriechen müßte!“ rief Märten.

„Es ſei!“ ſagte der Vogt und ließ ſich den Kaplan rufen.

Als dieſer kam, ſagte er ihm, er ſolle an den Kurfürſten einen Brief aufſetzen, worin er ihm meldete, daß er dem todmüden Märten Streſſer von Nußdorf, der ihm die Hiobspoſt des Aufruhres ſchnell bringen wolle, die Freiheit als Preis zugeſagt habe.

Der Kaplan eilte hinweg, und ehe noch der Ritter völlig geharniſcht war, brachte er das Schreiben wieder, das Fleckenſtein unterzeichnete und Märten übergab.

Eine Viertelſtunde ſpäter ritten die Landsknechte mit dem Vogt aus der Burg, nachdem Märten ihnen den Weg beſchrieben, und dieſer ſelbſt eilte pochenden Herzens zum Rheine, wo ihn ein Färcher ſchnell ans andere Ufer führte, von wo er ſo leicht, als habe er die Nacht durchſchlafen, ſeinen Weg antrat.

V.

In friedlicher Stille lag der Geilweilerer Hof, rings umgeben von Fruchtwäldern, Wieſen, Gärten und Weinbergen. Hohe weitäſtige Nuß- und Kaſtanienbäume umgaben die Wohngebäude und Scheuern und Ställe. Der Hof war ein Regal und der Bauer, der darauf im Erbpachte ſaß, ſtand ſich gut und war allgemein bei Hoch und Nieder, Alt und Jung beliebt. Unter den Gebäuden aber liefen mächtige Keller hin, in denen der Zehntwein der Pfälzer Dörfer lag.

In tiefem Frieden lag der Hof, als gegen drei Uhr des Morgens die Hunde zu bellen begannen. Der Hofmann ſprang aus dem Bett und riß den Laden auf. Mit Entſetzen vernahm er den wilden Geſang des Nußdorfer Hauſens, der von der Höhe herabſtieg. Ganz unbekannt mit dem, was das bedeuten ſolle, kleidete er ſich ſchnell an und ging ihnen entgegen.

Da vernahm er mit Entſetzen ihre Abſicht; aber er war auch klug genug, dem Strome nicht entgegenſchwimmen zu wollen. Nur flehte er, ſie möchten doch ihn nicht verderben.

Dies wurde ihm unbedingt zugeſagt und auch ehrlich gehalten. Da aber die Nacht friſch war, ſo mußte er die Keller öffnen und die Bauern begannen ein Gelage, das kaum irgendje ſeines Gleichen hatte.

Im Gemache ſaßen die beiden Pfriemer, Benz und Fechenheimer. Was ſie beſonders beſchäftigte, war das ganz unerklärliche Verſchwinden des Erasmus von der Hauben.

„Wird er uns nicht dem Vogt verrathen?“ fragten ſie ſich.

„Dem können wir begegnen,“ meinte Jacob Fechenheimer, „wenn wir ein Dutzend der Zuverläſſigſten auswählen und ſie als Lugpoſten, als Feldwachen ringsum auf die Höhen ſtellen, ſobald der Tag kommt.“

Sie gingen hinaus, ſich Wachen auszuſuchen; aber von allen Seiten ſchallte ihnen der wilde Geſang entgegen:

„Das große Faß iſt unſer Faß!“

Alle ohne Ausnahme waren völlig trunken, und nicht Wenige lagen vom Rauſche überwältigt hier und dort in den Ecken und ſchliefen wie die Säcke.

Ehe ſie in der Verlegenheit einen Rath gefaßt, hörte man Pferdegetrappel auf dem Hofe. Nicht ohne Angſt ſah der alte Benz zum Fenſter hinaus und berichtete dann, Dreie ſtiegen eben von ſtattlichen Roſſen, doch ſei es der dicke Vogt nicht; den kenne er auf eine Wegſtunde am dicken Bauche.

Bald darauf trat Ritter Erasmus in vollem Schmuck und in der vollen Wehr des Ritterthums in das Gemach. Als er aus dem Elſaß kam, hatte er ſeine Roſſe und ſeinen Knappen mit dem entflohenen Kerkermeiſter im Wald unfern des Dorfes Annweiler verborgen bei einem Köhler, den er durch Geld ſich zu eigen gemacht. Um nicht länger in der lumpigen Tracht eines Spielmannes umherzugehen und einen größeren Einfluß zu gewinnen, war er dorthin geeilt und war dann in wildeſter Eile hierher geritten, weil er das befürchtete, was bereits in weiteſter Ausdehnung eingetreten war. Zum Glücke für die trunkenen Nußdorfer kamen jetzt von allen Seiten die neuen Zuzüge von Bauern. Der Ritter ſtellte von dieſen Feldwachen aus und bewirkte auch, daß nicht das Uebermaß des Weins auch die neuen Ankömmlinge völlig kampfunfähig mache, wenn etwa der Vogt mit ſeinen Landsknechten käme, ſie zu überfallen.

Dennoch ging die großartigſte Trinkerei ihren Gang fort, und die am Abend geendet, begannen am Morgen aufs Neue.

Plötzlich aber, nachdem es hell geworden, ſtürmten die Wachen herbei und das Geſchrei: „Der Vogt! Der Vogt!“ brachte eine Verwirrung hervor, die jede Beſchreibung übertrifft. Wild rannten Alle durcheinander, Trunkene und Nüchterne; aber mancher Rauſch verflog ſchnell und gab klarem Bewußtſein der Gefahr völligen Raum.

Der Ritter Erasmus und die Nußdorfer Führer eilten hinaus. Die wenigen Büchſenſchützen wurden auf eine Anhöhe hinter dem Hofe poſtirt; Andere ſtellten ſich tiefer und höher auf, und trugen Haufen von Steinen herbei, um mit einem Steinhagel die Landsknechte zu begrüßen. Viele ſchlichen heimlich davon, die eigene Haut in hinlängliche Sicherheit zu bringen.

Das Land war einem Reiterangriff durchaus ungünſtig; denn ſein Anſteigen legte, wenn irgend ein tapferer Widerſtand geleiſtet wurde, in die Hand der Bauern den Sieg. Sowohl die Führer als der Ritter Erasmus ſetzten indeſſen wenig Hoffnung auf einen Sieg, wozu ſie bei der herrſchenden Trunkenheit und Feigheit der Bauern auch nicht berechtigt waren.

Mit unſäglicher Mühe war endlich ſo weit die Ordnung hergeſtellt, als die Landsknechte erſchienen.

Schüſſe knallten und ein fürchterliches Halloh der Bauern empfing ſie.

Raſch und energiſch war ihr Angriff. Einige Landsknechte fielen, aber auch mancher Bauer. Nach kurzem Kampfe flohen die Bauern den Höhen und dem Walde zu, erſt einzelne, dann in Haufen, endlich alle.

Die Landsknechte verfolgten ſie höhnend und ſpottend, und nach wenigen Stunden war um den Hof und in ſeiner Umgebung Niemand von den Bauern mehr ſichtbar als die Todten, die Verwundeten und eine Schaar Gefangener, die der Trunk unfähig gemacht hatte zu fliehen.

Der Vogt ritt zum Hofe zurück. Seine Wuth legte ſich. Er brach in ein lautes Gelächter aus, das ſo urkräftig war, daß ſein Bauch wackelte und es die Landsknechte ſelber unwiderſtehlich mit fortriß.

„Das war ein Stücklein Bauernkrieg," rief der Vogt aus — „das den Pfälzer Muth bewieſen hat. Meiner Treu'! er iſt wie Aprilſchnee, der nicht bis zum Morgen währt, wenn er Abends gefallen iſt. Ein ſolches Gelächter nach einer Schlacht iſt unerhört, aber das beſte Siegeslied!"

„Sollen wir ſie verfolgen?" fragten die Rottmeiſter.

„Laßt die Haſen laufen," erwiederte gutmüthig der Vogt. „Was ſollen wir ſie todtſchlagen? Ich wette, der Spaß hat ein Ende. Es iſt ſchade, daß es nicht Faſtnacht heute iſt. Dazu wär's eben angethan."

„Wir wollen uns laben nach dem Ritte, wenn das Bauernvolk uns etwas übrig ließ, und dann durch die Dörfer reiten, um zu ſehen, was dort geſchieht.“

Wohl hatten die Bauern ordentlich aufgeräumt; aber der Hofmann konnte doch ſeine Gäſte laben und that's um ſo lieber, als ſie ihn von großer Furcht befreit; denn wenn die Trunkenen ihr gegebenes Wort vergaßen, das erkannte der Mann wohl, war's auch um ihn und ſein Eigenthum geſchehen.

Nachdem Hunger und Durſt geſtillt und die Pferde erquickt waren, ſaßen Vogt und Landsknechte auf und ritten mit ihren Gefangenen heim, den Hofleuten es überlaſſend, die wenigen Todten zu beſtatten. Wo der Vogt durchkam, war's ſtille wie im Grabe. Weiber, Kinder und Greiſe verbargen ſich ſcheu, und gegen Mittag ſchon machte der Vogt mit ſeinem Fähnlein Kehrt! und ritt unter Lachen und Späßen gen Germersheim.

„Hab's doch gedacht, Jochem,“ ſagte er zu ſeinem Knappen, „daß der Märten aus einer Mücke einen Elephanten gemacht hat! das iſt ſo feiger Bauern Art. Wußt's im Voraus, daß es ſo kommen würde!“

Und dennoch hatte er ſich getäuſcht!

Nachdem die Reiter abgezogen waren, fanden ſich die Entflohenen wieder zuſammen. Erasmus donnerte in mächtiger Rede ſie an. Er wies auf das Elſaß hin, wo die Bauern tapfer ſtünden und ſelbſt die Ueberzahl ihrer Feinde vertrieben hätten. „Er wolle,“ ſagte er, „nicht länger unter dem Haſenpanier befehlen. Er gehe in das Elſaß zurück, um mit Männern für die Freiheit und das gute, alte Recht zu kämpfen.“

Nach ihm ergriff Pfriemer das Wort. Es ſprudelte über ſeine Lippen. Sein Zorn brach wie ein Waldſtrom hervor, den ein Wolkenbruch geſpeiſt.

Scham und Reue malten ſich in allen Geſichtern. Endlich baten ſie den Ritter und ihre Führer, ſie nicht zu verlaſſen, und ſchwuren, künftig feſtzuſtehen und muthig zu ſtreiten. Ein Beſchluß wurde gefaßt, nämlich der, am andern Morgen in der Frühe in

Nußdorf ſich zu verſammeln und dann gegen das Kloſter Hördt zu ziehen. Die weiter abwohnenden Gemeinden ſollten ſich im Siebeldinger Thale ſammeln und der Nußdorfer harren.

Jetzt ſchieden die Haufen, die ſich wieder geſammelt hatten. Ein Theil zog in das Siebeldinger Thal ab, ein anderer in das von Annweiler und ein dritter gen Nußdorf, wo ſie die Nacht hindurch jubelten und tanzten.

Umſonſt waren die Thränen und Bitten der Mütter und Gattinnen, der Bräute, Geliebten und Schweſtern, abzulaſſen von dem verderblichen Treiben, deſſen bitteren Vorgeſchmack der Ueberfall des Burggrafen und Vogts von Germersheim bereitet habe. Wie von einem [illegible], blindmachenden Wahnſinne befangen prallten alle dieſe Vorſtellungen treuer Liebe an ihnen ab, und theils Hohn und Spott, theils harte Worte waren der Bauern Antwort.

In Pfriemer's Hauſe war Kriegsrath.

Für Hördt ſtimmten Alle. Das war ein reiches Kloſter, deſſen überall ausgebreitete Güter, deſſen innerer Reichthum, deſſen Rinder-, Schaf- und Schweineheerden eine ſchöne Erbſchaft verhießen. Seine Mönche, Auguſtinerchorherren, waren ihrer Sittenloſigkeit wegen die verrufenſten und verachtetſten im Lande. Sie drückten ihre Pflichtigen und Leibeigenen am härteſten und — da der Biſchof von Speier Vogt des Kloſters war, ſo war der Germersheimer nicht zu fürchten, denn die Pfalz ſah auf dies altkaiſerliche Vogteirecht mit unfreundlichem Auge, weil allemal in Nothfällen Pfälzer Hilfe geſucht wurde, ohne daß ein dauernder Vortheil für die Kurfürſten von der Pfalz daraus erwuchs. Waren auch die Führer darin einig, ſo entſpann ſich dennoch zwiſchen Heinz Pfriemer und Erasmus von der Hauben eine Spänne über die etwa vorfindlichen heiligen Gefäße des Kloſters von edelm Metall.

Erasmus höhnte den Jüngling ob ſeiner religiöſen Bedenken. Heinz wollte die heiligen Gefäße dem Kloſter erhalten wiſſen, unangetaſtet und rein.

Erasmus ſah ſie als Güter an, die dem gehörten, der ſie finde. Auch bei dieſem Streite zeigte ſich eine tiefe Abneigung

Beider gegen einander, die bei Heinz in einer Ahnung lag, für die er noch nicht die Gewißheit hatte, bei Erasmus aber eben in der vollſten Gewißheit, daß Heinz der Geliebte, der Bräutigam des engelſchönen Mädchens ſei, auf das Erasmus ſein unreines Auge geworfen, deſſen Beſitz, ſeit er es am geſtrigen Tag erblickt, ſein Sinnen und Trachten in Anſpruch nahm. Vergeblich hatte er ſie bei dem Tanze geſucht; umſonſt war er um Benz' Haus geſchlichen. Elsbeth ließ ſich nicht ſehen, und doch war Heinz, der verhaßte Glückliche, lange bei ihr geweſen.

Heftig vertheidigte der Ritter ſeine Anſicht von der Siegesbeute. Ebenſo heftig verlangte Heinz den Schutz der Heiligthümer. Auf ſeine Seite traten die anderen drei Führer, und Erasmus mußte knirſchend nachgeben, wollte er nicht ſeinen Plan vor die Verſammlung gebracht und dann vielleicht ſeinen Einfluß vernichtet ſehen. Spät ſchieden ſie, um kurzer Ruhe zu genießen. Als aber Erasmus, der in Pfriemer's Hauſe ſchlief, aus ſeinem Kammerfenſterlein blickte, ſah er mit grimmigem Haſſe Heinz bei Elsbeth ſtehen und vertraulich koſen. Nur die einzige Luſt genoß er, daß er durch das Oeffnen ſeines Fenſterleins ſie auseinander ſcheuchte. Kaum graute über den dunklen Höhen des jenſeit des Rheines ſich ausbreitenden Odenwaldes der junge Tag, ſo weckte der Zinken durchdringlicher Schall die Streiter. Bald hatten ſie ſich geſammelt und zogen dann in großer Zahl in das Siebeldinger Thal ab.

Dort wogte es ſchon von Menſchen. Das Ortenauer Bauernlied klang hell von allen Seiten aus den Thälern und von den Bergen, und im frohen Vorgefühle der Freude des heutigen Tages ſtimmten nun auch die Nußdorfer die Strophe an:

„Das große Faß iſt unſer Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir Alle trinken daß,
Und zahlen keinen Heller!
Drum trank, du junges Blut!
Bauernzunft iſt gut!
Will Klöſter und Burgen brechen
Und zechen!“

Mit dieſem lauten Jubelgeſang einſtimmend in den Schall, der von allen Seiten herüber und herauf klang, ſtiegen ſie in das Siebeldinger Thal hinab, wo maſſenhaft ſich das Volk geſammelt hatte und auf die Nußdorfer wartete, die es als ſeinen Kern, deren Führer als ſeine Häupter anerkannte.

Ungemeſſener Jubel begrüßte ſie dort.

Es ſchien heute ein anderer Geiſt die Maſſen zu beſeelen. Man fühlte das Entehrende der geſtrigen Flucht. Heute ſollte feſtes Stehen Alles gut machen; man erkannte, daß das Verlaſſen der Führer am geſtrigen Tag ein ſchnödes Unrecht war; heute wollten ſie Alle um ſo williger gehorchen. Ueberall ſprachen die Bauern das aus, und dieſe Geſinnung förderte das Werk der Abtheilung in fünf Haufen, deren erſten Erasmus von der Hauben, den zweiten Pfriemer, den dritten Fechenheimer, den vierten Benz und den fünften Heinz Pfriemer befehligte. Dieſer beſtand meiſtens aus Jünglingen ſeines Alters.

VI.

Am Morgen des dritten Oſtertages waren Märten Streſſer und der Burggraf und Vogt von Germersheim, Jacob von Fleckenſtein geſchieden. Dieſer ging zum Kampfe gegen die aufſtändiſchen Bauern, Jener ſetzte in einem kleinen Kahn eines dem Vogt ergebenen Fergen *) über den Rhein.

Die aufgehende Sonne drückte einen kalten Nebel in das Rheinthal; Märten fror entſetzlich. Er hatte nicht geſchlafen, war den weiten Weg gelaufen und fühlte wohl, daß er kaum im Stande ſein werde, den Weg nach Heidelberg zu vollenden, ohne vorher geruht zu haben.

Zwar hatte der Koch zu Germersheim in der Burg, der Märten Streſſer's guter Freund war, ihm eine halbe Hammelskeule und ein gewichtig Stück guten Brods und Jochem in der Eile noch ein Krüglein Plempel in einen Ranzen geſteckt, den er umhing;

---

*) Fährmann.

aber er fühlte, daß außer guter Nahrung der Leib doch auch der Ruhe bedürfe.

So lang es ging, ſchritt er raſch querfeldein dem Gebirge zu, das er in gerader Linie zu überſchreiten pflegte. Als aber die Sonne warm zu ſcheinen anfing, dachte er, was hilft's, ob ich eine Stunde früher oder, ſpäter ins Schloß komme, meine Hiobspoſt kommt immer noch zu früh und mein Lohn iſt gewiß.

Er ſuchte ſich ein ſonnig Plätzlein am Saume des Waldes und ſtreckte die müden Glieder ins dürre Gras und raſchelnde Laub, das den Boden deckte. Bald war Alles, was ſeine Seele bewegte, in den Nebel des Traumes gehüllt und der Schlaf ſenkte ſich mit bleierner Schwere auf ſeine Augenlider. Der Mittag war nicht fern, als ihn das Horn eines Hirten, der nahe weidete, weckte. Er rieb ſich die rothen Augen, blickte nach dem Stande der Sonne und griff dann zum Ranzen, der ſeine Leibesatzung enthielt. Mit einer ungemein großen Geſchwindigkeit arbeiteten ſeine Kinnladen. Neu geſtärkt erhob er ſich und eilte dann in das Walddunkel hinein, die Pfade verfolgend, die er wie kein Anderer kannte.

Es mochte gegen neun Uhr des Abends ſein, als er ſich dem Schloß übers-Gebirg her näherte. Aus allen Fenſtern des Innern, in das ihm die Höhe der Blick gönnte, quoll blendender Lichtglanz. Im Ritterſaale tafelte der Kurfürſt, von dorthin und von dorther ſah er über den Hof die Diener mit Windlichtern eilen in andere Theile der weiten Gebäude, die das mächtige, thurmreiche Schloß der alten Pfalzgrafen bildeten und im Laufe der Zeit wachſend einen weiten Umkreis bedeckten. Der Mond war über dem heiligen Berg aufgegangen und beſchien magiſch die reizende Landſchaft. Nur die Stadt, die zu den Füßen des Schloſſes lag, und die Tiefe des Neckarthales deckte ein dünner blauer Nebelflor.

Weniger aber war es dieſer an ſich ſchöne und ein empfänglich Gemüth zu feſſeln fähige Anblick, als die Ueberlegung, wie er einen recht großen Antheil für ſeine Perſon erwecke und ſeine Dienſtleiſtung recht groß erſcheinen mache, was Märten Streiſer's Fuß hier feſſelte. Er nahm die Reſte ſeiner Lebensmittel und legte ſie am Fuß eines

Baumes nieder in der Hoffnung reicherer Erquickung an des Kurfürſten üppiger Hofſtatt. Dann ſann er eine Weile und ſtieg dann rüſtig und kräftig hinab. Als er ſich aber dem Thore nahte, das nach der Stadt hinabführte, am Berge hin, da ſchritt er langſam hinkend und keuchend einher, wie einer, deſſen letzter Reſt von Kraft durch außerordentliche Anſtrengung erſchöpft iſt. Als er am Thore ſelbſt anlangte, legte er ſich hin, ſobald ein Diener nahe, als Ohnmächtiger gefunden zu werden. Jeder im Schloſſe kannte ihn genau, denn er kam oft mit geheimer Botſchaft des Fleckenſteiner's. Schlau zu rechnen und jeden Vortheil zu benutzen war des Märten Hauptkunſt. Es dauerte auch keine Viertelſtunde, ſo wurde er gefunden.

Im Schloßhof entſtand eine Bewegung. Diener mit Windlichtern, begleitet vom Thürmer und Wächter, nahten ſich und hoben ihn auf, als ſie in ihm den Kundſchafter erkannten, der ſie ſo oft mit luſtigen Geſchichten beim Kaminfeuer und in der ſommerlichen Abendkühle unterhalten hatte.

In des Thorwarts Kämmerlein trugen ſie ihn, und einer eilte es dem Marſchalk anzuzeigen, der an des Kurfürſten Tafel ſaß.

Dieſer theilte ſogleich die Mähr dem Kurfürſten mit, und auf ſeinen Wink eilte der Leibarzt und der Marſchalk hinweg, das Nöthige zur Belebung des Botſchafters vom Ueberrheine anzuordnen.

Bereits hatten ihm die Diener und Reiſige Waſſer und Eſſig ins Geſicht geſpritzt und Märten ſchlug eben die Augen auf, als die beiden vom Kurfürſten Geſandten in das enge Stüblein traten.

Der Leibarzt faßte ſeine Hand und ſagte zum Marſchalk nach einigem Schweigen: „Es iſt wunderlich! Des Menſchen Pulsſchlag geht ſo kräftig als Eurer und meiner, und er iſt geſund wie ein Fiſch im Neckar.“

Darauf fragte er ihn, ob er gefallen ſei, oder ob ihn Jemand verletzt habe?

Märten ſchüttelte den Kopf und flüſterte: „Jähhunger!“

„Aha,“ ſagte der Leibarzt; „das iſt allerdings etwas Anderes. Haſt du lange faſten müſſen?“

„Seit neun Uhr heute früh,“ ſprach leiſe Märten.

„Glaub's wohl,“ verſetzte der Arzt. „Holt ihm einmal ein gutes Stück duftigen Hirſchziemers, wie es eben auf meinem Teller an der Tafel liegt und einen Becher alten Rheinweines, ſo wird er flugs auf den Beinen ſein.“

„Solche Recepte laß ich mir gefallen,“ lachte der Marſchalk. „Verordnet ſie auch nur, wenn ich erkranken ſollte.“

„Alles nach Geſtalt der Sachen,“ ſprach ernſt der Arzt.

Die verordneten Erquickungen kamen, und wie es der Arzt geſagt, ſo war's. Märten richtete ſich auf und ſagte: „Gott lohn's, Herr Doctor, Ihr habt mich hergeſtellt, obwohl mein Magen jetzt erſt zu bellen anfängt.“

„So labt ihn!“ befahl der Arzt.

Zum Marſchalk aber, der auf Märten's Wink herzutrat, ſagte er flüſternd: „Verſchaffet mir bald, gnädiger Herr, einen Zutritt zu des Herrn Gnaden. Ich bringe wichtigere Botſchaft, als ich ſie jemals getragen, und darum, daß ſie ſchnell komme, bin ich ſeit drei Uhr dieſe Nacht auf den Beinen und unterwegs; aber wenn ich hätte kriechen müſſen, ich wäre hergekommen.“

Der Marſchalk nickte und ging, ſolches zu melden, während die Diener die köſtlichſten Speiſen und Getränke Märten darreichten.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Märten Stoffer in das Kloſett des Kurfürſten geführt.

Es war ein Gemach von anſehnlicher Größe, deſſen Fenſter nach dem Neckar hinab und hinaus in das Thal führten, wo der Rhein ſich hindehnt. Es lag in dem weſtlichen Eckthurme des Schloſſes, da wo jetzt der Epheu ſich um wüſte Trümmer und zwei mächtige Steinbilder alter Pfalzgrafen rankt. Auf einem koſtbar behängten Tiſche ſtanden zwei große ſilberne Leuchter, deren jeder drei Wachskerzen trug. Hinter dem Tiſche ſaß der Kurfürſt im bequemen pelzverbrämten Hauskleid, eine ſtattliche, edle Geſtalt mit liebreichem Ausdruck im männlich ſchönen Geſichte. Wer ihn ſo ſah, begriff es, warum ihm die Zeitgenoſſen, ſo bereit in bezeichnenden Beinamen für die Landesherren, den des Sanftmüthigen beilegte.

Er lehnte in einem reichverzierten, ſammtgepolſterten Armſeſſel und in ſeinen freundlichen Zügen möchte man jetzt unſchwer die Neugierde leſen, die Botſchaft Märten Streſſer's zu vernehmen.

Zu ſeiner Rechten ſaß im ſchwarzen Kleide mit dem über die Bruſt herabhängenden weißen Barte, geſchmückt mit der güldenen Ehrenkette, ein dürres, kleines Männlein mit klugen, aber ſtechend ſcharfen Augen. Eine gewaltig gebogene, ſchmale Habichtsnaſe trug die großglaſige Brille. Er las in den Papieren, die vor ihm lagen, gar eifrig. Links von dem Kurfürſten ſaß der Marſchalk und zu deſſen Seite der Ritter Rudolf von Zeiskam, des Kurfürſten Mundſchenk und Liebling. Sonſt war das Gemach leer und es herrſchte tiefe Stille, als der Leibdiener die Thüre aufſchloß und Märten Streſſer ziemlich feſt hereintrat.

Keine Verlegenheit offenbarte ſich in dem Weſen des Bauers. Man ſah es deutlich, daß er oft in dem Gemach und in dieſer vornehmen Geſellſchaft geweſen war. Nicht einmal linkiſch war ſein Gruß, ſeine tiefe Verbeugung. Er ſchwieg darauf, harrend der Anrede des Landesherrn.

„Wir bedauern deinen Unfall, Märten Streſſer,“ hob mit ſanfter Stimme und Ausdruck der Kurfürſt an, „hoffen aber, daß du dich erquickt und erholt haben wirſt. Setzt ihm einen Stuhl, Rudolf von Zeiskam; ein ſo treuer Diener mag auch wohl ſitzen, wenn er in ſeines Herrn Dienſt ſo weite Wege gegangen iſt.“

Der Befehl wurde ſchnell vollzogen und Märten ließ ſich wie Einer, der kaum mehr zu ſtehen vermag, nieder.

Der kleine Mann mit der Brille, des Kurfürſten Kanzler, wandte nun den Kopf zu dem Kundſchafter und betrachtete ihn mit ſcharfem Blick, indem er die Klammbrille auf die Staatsacten legte, welche vor ihm ausgebreitet waren.

„Deine Eile,“ hob wieder der Kurfürſt an, „zeigt, daß du etwas Wichtiges bringſt. Wer ſendet dich?“

„Jacob von Fleckenſtein, Euer Gnaden Burggraf und Vogt,“ ſagte Märten.

„So ſag' an, ob du Briefe habeſt,“ fuhr der Kurfürſt fort.

Märten neſtelte ſein Lederwamms auf und löſte von einem Bande, das er um den Hals trug, das Brieflein, und reichte es dem Kurfürſten. Dieſer winkte, es dem Kanzler zu übergeben, welcher es nahm, ſeine Brille aufſetzte und es ſchnell durchlas.

„Euer kurfürſtliche Gnaden,“ ſprach der Kanzler, „ſind hier außer einer Bitte an Eure Huld auf den mündlichen Bericht des Boten gewieſen, da der Vogt nicht mehr Zeit fand, Weiteres zu berichten.“

„Das iſt ja ſeltſam,“ verſetzte der Kurfürſt. „Was trieb ihn denn zu ſo großer Eile?“

„Die Gefahr,“ ſagte Märten Streſſer.

„Welche Gefahr?“ fragte betroffen der Kurfürſt, und der Ausdruck der bangen Sorge war in ſeinen Zügen zu leſen. „Bringſt du Hiobsposten aus meiner Pfalz?“

„Leider ja,“ verſetzte Märten. „Die Dörfer am Gebirge ſind in vollem Aufſtande.“

„Was ſagſt du?“ rief der Kurfürſt und ſprang auf. Der Kanzler neigte ſein Haupt weit vor und der Marſchall blickte betroffen in das Antlitz Rudolf's von Zeiskam, deſſen Züge in dieſem Augenblick ſo erdfahl wurden, als ſeien ſie die einer Leiche.

„Erlaubt, gnädigſter Fürſt und Herr,“ ſprach jetzt Märten, „daß ich Euer Gnaden Alles genau und ſo erzähle, wie es ſich auf der Nußdorfer Kirmeß entſponnen hat.“ Er begann nun zu berichten, wie ſchon ſeit Wochen Kunde aus dem Elſaß gekommen ſei von dem Aufruhr dort, theils durch fahrende Schüler, Landſtreicher und wandernde Handwerksgeſellen. „Das habe,“ fuhr er fort, „ſchon eine bedenkliche Stimmung im Volke, beſonders aber zu Nußdorf erregt, wo der Pfriemer und ſein Sohn und der Benz, widerwillig gegen den Vogt zu Germersheim, zornig gegen die Bedrückungen der Auguſtinerchorherren zu Hördt, die ſeinen Bruder in Leimersheim bedrückt, ſolchen Lehren gerne Gehör gegeben und die Brandfackel in die Gemüther geſchleudert haben. Dazu ſeien an anderen Orten Auftritte gekommen, die alten Groll rege gemacht, beſonders, daß Herr Rudolf von Zeiskam den freien Bauer Jacob Fechenheimer, des Pfriemers Schwager, gebüßt, weil er einen Edelhirſch erlegt, der ihm ſeinen Waizen abgeweidet, und als er die Buße habe nicht erlegen wollen, ihn in das Verließ ſeiner Burg zu Bechingen geſteckt habe, bis er die Buße erlegt."

„Rudolf — das habt Ihr gethan?" rief unwillig der Kurfürſt. „Wißt Ihr nicht, daß ich ſolche Härte verabſcheue und meinen Bauer nicht gedrückt haben will?"

„Haltet zu Gnaden," ſprach mit dem Tone, den das böſe Gewiſſen dem Schuldigen aufnöthigt, Rudolf von Zeiskam; „der Fechenheimer iſt ein Krakeeler, der mit nichts zufrieden iſt. Er ſchoß meinen ſchönſten Hirſch im Forſte nieder, und brach ihn auf und trug ihn heim.

„So hättet Ihr es gütlich ſchlichten können und ſollen," ſprach ſcharf betont der Kurfürſt. „Wenn ſo die Ritterſchaft ihre Gewalt gegen Recht und Urtel mißbraucht, wird der Bauer zum Schlimmſten getrieben. Herr Kanzler, warum erfahre ich nichts von ſolcher Unbill?"

Der dürre Kanzler ſtand auf, neigte ſich tief und ſagte: „Ich vernehme eben das erſte Wort davon wie meines gnädigen Herrn eigenes Ohr."

„Laßt eine Schrift ausgehen an alle Amtleute, Vögte und die Ritterſchaft, die in aller Strenge gebietet, daß man ſäuberlich und ſanft mit dem Volke handele!"

Der Kanzler verbeugte ſich, nahm die Feder und merkte ſich ſeines Herrn Befehl auf ein Papier an.

„Ritter Rudolph," fuhr er dann zu Jenem gewendet fort, „ich erwarte, daß Ihr Euch ſühnet mit den freien Bauern und Eure Hirſche abſchießt. Für ſie und Eure Jagd pflanzen meine Unterthanen ihre Früchte nicht Sie zu ſchützen iſt mein landesherrlicher Wille!"

„Was hat der Pfriemer gegen meinen Vogt zu Germersheim?" fragte er mit feſtem Ton und ihn ſcharf ins Auge faſſend den Kundſchafter. „Du mußt es wiſſen. Rede!"

„Er hat im Herbſte Theiltrauben — zu heben bei — dem alten Pſriemer“ — ſagte ſtotternd Märten Streſſer, der gern ein Mäntelein darum gehängt hätte.

„Du ſtotterſt!“ rief der Kurfürſt. „Ich verlange die ganze Wahrheit.“

„Statt daß er,“ fuhr Märten fort, „die Theiltrauben erheben hätte, wie es Satzung iſt, hat er ihm den beſten Moſt nach Willkühr aus der Enkbütte weggeſchöpft.“

„Wieder ein Unrecht, und ein ſchnödes dazu!“ rief zornig der Kurfürſt. „Geht es ſo im Lande zu, dann mag ich's dem Bauer nicht verargen, wenn er ſchwierig wird. Wozu ſeid Ihr da, Herr Kanzler, wenn ſolches in meiner Nähe geſchieht? Iſt es nicht, als ob ſich Alle vereinigt hätten, meine Unterthanen zum Aeußerſten zu bringen? Fällt nicht aller Fluch auf mein Haupt, und ich bin doch nur ein ſchwacher Menſch, der nicht Alles wiſſen kann? Wie gerne will ich meine Unterthanen glücklich wiſſen! Gott weiß es! Aber die, die in meinem Namen handeln, die, die mir nahe ſtehen, zertreten das arme Volk und tödten den Keim des Vertrauens und der Liebe!“

Er ſtieß den Tiſch weg und ſchritt mit ſtarken Schritten in dem Gemach auf und nieder. Endlich ſtand er ſtille.

„Da iſt's kein Wunder, wenn das Volk in die Hände ſeiner Verführer fällt; wenn es die Fackel des Aufruhrs ſchwingt.“ Wieder maß er das Gemach mehrmals, dann trat er wieder zu ſeinem Seſſel und befahl Märten weiter zu erzählen.

Dieſer fuhr nun fort, das Geſpräch vor Pſriemer's Hauſe zu berichten, und darauf die Ankunft des Spielmanns und ſein Wirken und die nächſten Auftritte, bis er ſelber Nußdorf verlaſſen.

Der Kurfürſt hatte ſehr aufmerkſam zugehört.

„Wer iſt der Spielmann, deſſen du gedacht haſt, und woher iſt er?“ fragte der Kurfürſt.

„Es iſt der Ritter Erasmus von der Hauben,“ ſagte Märten.

„Was? der?“ rief der Kurfürſt und ſprang abermals auf. „Seht Ihr's, Herr Kanzler,“ rief er aus, „das iſt die Frucht des langen Verheimlichens. Wäre der Strolch damals geſtört oder beſtraft worden, als er die Bauern beſtahl und auf ſeiner Burg den Raub verpraßte, es wäre niemals ſo weit gekommen! Hättet Ihr den ſchlechten Klaus, den Ihr damals kennen mußtet, weggejagt, er wäre jetzt nicht mit dem Abſchaume des Ritterthums auf- und davongegangen.“

Wie früher ſo ſchwieg auch jetzt der Kanzler, weil ſich ſo das Unwetter am beſten entlud.

Wirklich war die Berechnung richtig, wie der Erfolg bewies. Die natürliche Gutmüthigkeit des Kurfürſten gewann bald wieder die Oberhand.

„Was iſt zu thun?“ fragte er, und ſchnell die allgemeine Frage zu einer beſonderen an Märten machend, „was that der Vogt Fleckenſtein?“

„Er iſt mit ſeinem Fähnlein Landsknechte nach dem Geilweilerer Hofe,“ ſagte Märten, „wo die Bauern lagern.“

„Wird Blut gefloſſen ſein, glaubſt du?“ fragte er weiter.

„Wer kann es wiſſen!“ ſagte Märten. „Soll ich aber meiner Vermuthung Raum geben, ſo möchte ich eher glauben, daß die Bauern heimliefen, wenn ſie die Landsknechte ſahen.“

„Das wolle Gott geben!“ ſagte der edle Kurfürſt und blickte mit gefalteten Händen betend gen Himmel.

„Glaubſt du aber, daß die Geſchichte aus iſt?“

„Nein, gnädigſter Herr,“ ſagte Märten. „Dazu ſind die Leute, die an der Spitze ſtehen, nicht angethan. Der Ritter Erasmus iſt landflüchtig. Geht's drunter und drüber, ſo hat er er gewonnen und glaubt Euch einen Frieden abtretzen zu können, der ihm eine ſichere Rückkehr verheißt. Die Anderen wollen Rache, wollen aber dann die Freiheit aller Leibeigenen, das Aufhören der drückenden Abgaben und Zehnten und Theile, und endlich freies Waldrecht und die alte Verfaſſung, da es hieß: „Sollen wir mit thaten, ſo wollen wir auch mit rathen!“

„Das iſt viel, mehr als ich gewähren kann, fürchte ich,“ ſagte der Kurfürſt. „Er ſchwieg und ſagte: „Märten geh', und laß dir's wohl ſein.“

Jetzt nahm der Kanzler das Wort: „Der Vogt ſchreibt, daß Euer kurfürſtlichen Gnaden den Märten Streffer damit lohnen möchten, daß ihm und ſeinem Hauſe die Freiheit gegeben werde.

„Fertigt dieſe Nacht noch das Inſtrument aus,“ ſprach der Kurfürſt, „denn morgen muß er hinüber, um die Befehle der Mäßigung dem Vogte zu bringen.“

Märten wollte auf die Knie fallen und danken, aber der Kurfürſt litt es nicht. „Sage meinen Pfälzern, ihr Landesherr habe ein menſchlich Herz. Nun geh'!“

Märten ging, aber er wußte nicht, ob er gehe oder ſchwebe. Nun war ſein Höchſtes erreicht. Nun ſtand er Pfriemer'n ebenbürtig. Wer vermöchte das Uebermaaß des Glückes zu ſchildern, das jetzt in ſeiner Seele wohnte?

In dem Kloſette des Kurfürſten aber dauerte die Berathung fort; denn in anderen Theilen des Landes war auch der Aufruhr ausgebrochen oder drohte auszubrechen. Das Land dieſſeit des Rheines durfte nicht entblößt werden, und doch mußte auch in die jenſeitige Pfalz ein Heer geworfen werden, das drohend daſtehe und Furcht einflöße. Endlich wurde entſchieden, daß der Marſchall die Landsknechte und Reiſige ſammeln, deren er habhaft werden könnte, und ſich bei Worms, doch dem Rheine nahe, aufſtelle; aber ehe er zu den Waffen greife, jeden Verſuch gütlicher Beilegung mache, der nur irgend zu machen ſei; jedenfalls aber Botſchaft ſende, ehe er etwas Entſcheidendes unternehme.

Zuletzt bat Rudolph von Zeiskam, der ſeine Reue ausſprach über ſein Verfahren gegen Fechenheimer, daß ihn der Kurfürſt nach ſeiner Burg Bechingen entlaſſe, damit er ſein Eigenthum ſchütze und bewahre, wenn etwa ein Ueberfall drohe. Der Kurfürſt gab es unter der Bedingung zu, daß er alle Verſuche mache, ſich mit dem Feinde zu verſöhnen. So endete die Berathung. Der Kanzler weilte noch im Kloſette. Der Marſchall und der Ritter aber traten heraus, und als die Thüre hinter ihnen geſchloſſen war, ſahen ſie ſich lachend einander an.

„Er wäre beſſer ein Biſchof geworden oder ein Guardian,“

flüſterte der Marſchall. „Ein Fürſt ohne alle ritterliche Kraft! Aber laßt mich hinüberkommen, ich will ihnen gute Worte mit Feldſchlangen und Kettenkugeln geben, und zureden mit Lanze und Schwerdt. Niederwerfen müſſen wir ſie, hängen und köpfen wie räudige Hunde, das iſt die Sprache, die ihrer ziemt. Und wenn einmal ein paar Tauſend niedergeſtreckt ſind, dann wird ihr Uebermuth Demuth werden und ihr Auflehnen Gehorſam.“

Rudolph von Zeiskam drückte ſeine Hand und ſagte: „Das iſt die Sprache, die wir reden müſſen! Glaubt nur, das Herz wollte mir brechen, als ich von Reue reden mußte. Hätt' ich den Bauer aufgehängt, jetzt müßte mir nicht bange ſein um einen Ueberfall meiner Burg; aber das gelobe ich Euch, was mir von dem verfluchten Pack in die Hände fällt, das ſoll hängen!“

Sie gingen — und der edle Kurfürſt war glücklich in dem Gedanken, daß ſie im Geiſte verſöhnender Milde handeln würden.

VII.

Als die Nußdorfer im Siebeldinger Thal ankamen und dort bereits ſchon zahlreiche Haufen fanden, rief Ritter Erasmus von der Hauben ſeinen Knappen zu ſich. Er hatte zwei, den mit ihm entflohenen Kerkermeiſter des blauen Hutes, der Claus hieß, und einen andern Namens Jockel, einen treuen Spießgeſellen aus den Tagen ſeiner Heldenthaten an Bauern und ihrem Gut und ihren Frauen und Töchtern.

Sie ritten ſelbdritt in einige Entfernung auf einen Hügel, und als Erasmus ſich rings umgeſehen und nirgends einen verdächtigen Horcher wahrgenommen, ſagte er zu Claus: „Für dich hab' ich ein Meiſterſtücklein aufgehoben, wo es gilt zu beweiſen, daß du in alle Sättel paſſeſt.“

„Probirt's, Herr,“ ſagte der Menſch ſpöttiſch lachend. „Gäb' mir der Teufel ſelbſt ein Räthſel auf, ich wollt's ſchon löſen.“

„Meiner Treu'!“ fiel Jockel ein, „Herr, der Kerl iſt für

Alles zu gebrauchen, und wenn wir erſt 'mal wieder frei in unſere Burg einziehen dürfen, könnt Ihr kecklich etwas zu Dritt wagen!"

Erasmus lachte Beifall. „So hört," ſagte er. „Als ich in des alten Pfriemer's Haus war, ſah ich Elsbeth, die Tochter des alten Benz. Es gibt nichts Schöneres auf dieſer Welt! Und dies engelſchöne Mädchen iſt die Braut des Heinz Pfriemer, des frechen Buben, den ich haſſe, der mir überall in den Weg zu treten wagt —"

„Verſteh' ſchon halb," ſagte Claus mit einem teufliſchen Lachen.

„Das Mädchen muß mein werden," ſagte mit wildem, leidenſchaftlichem Ausdrucke der Ritter. „Niemand kennt euch in Nußdorf. Gebt euch als Landsknechte des Vogts von Germersheim aus und ſagt, ihr hättet Befehl, ſie als Geißel für Pfriemer's und Benz' Rückkehr zur Ordnung nach Germersheim zu holen ſammt der Alten, ihrer Mutter. Habt ihr ſie eine Stunde weit weggebracht, ſo jagt die Alte heim und bringt das Mädchen zu dem Köhler, bei dem ihr waret und wo unſere Roſſe ſtanden. Der Kerl iſt ein ausgeheckter Spitzbube und zu jedem Streiche bereit. Dort verwährt ihr mir die Dirne, bis ich komme. Reicher Lohn iſt euer!"

„Das Ding iſt herrlich herausgeſucht," lachte Claus. „Verlaßt Euch auf mich und kommt dieſe Nacht in die Köhlerhütte!" Mit dieſen Worten trabten ſie fort und Erasmus kehrte zu den Bauern zurück, die ungeduldig ſeiner harrten.

Die beiden Strolche ritten ſcharf und hatten bald Nußdorf ereilt. Um recht genau des Ritters Plan zu verfolgen, ritten ſie, wohl wiſſend, daß kein Mann und kein Jüngling in dem Dorfe zurück ſei, geradezu an den Brunnen, wo Waſſer ſchöpfend und ſich ihr Leid klagend Frauen und Mädchen ſtanden.

„Wie wunderlieb die Nußdorfer Frauen und Mädchen ſind," hob Claus zu ſcherzen an. „Wär' ich ein Nußdorfer Bub', zehn Gäule hätten mich an der Kirmeß nicht von meinem Mädchen weggebracht."

Alle ſenkten bei ſo frecher Rede beſchämt die Blicke. Eine nur ſagte: „Wenn ihr uns Verlaſſene höhnen wollt, ſo reitet nur weiter. Uns iſt's nicht ums Scherzen.“

„Mir auch nicht,“ ſagte Claus, „und zum Scherzen hat mich der Vogt von Germersheim nicht hierher geſchickt.“

„Was wollt Ihr denn?“ fragte die Frau.

„Des Benz' Frau und Tochter als Geißel für des Benz' und der beiden Pfriemer Rückkehr zur Ordnung nach Germersheim holen,“ ſagte er pochend auf das Schwerdt an ſeiner Seite. Darauf wandte er mit Jockel die Roſſe, und Beide ritten gegen die Kirche hin, wo am freien Platze Benz' Wohnung lag.

„Habt ihr's gehört,“ ſagte die Frau, „was die Strolche wollen? Das ſind keine Landsknechte des Vogts, die ſind anders gekleidet und gewappnet.“

„Du haſt recht,“ ſagte eine andere, „ich ſah ſie alle Beide bei dem Ritter von der Hauben.“

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ rief die erſte. „Soll's nicht am Ende auf das liebe Clechen abgeſehen ſein?“

„Sollen wir überhaupt es zulaſſen, daß ſie ihnen Gewalt anthun?“ fragte eine dritte, „und wenn ſie auch des Vogts hergeſandte Landsknechte wären?“

„Was würden unſere Männer und Brüder ſagen?“ rief eine vierte.

„Auf,“ ſagte die erſte, „laßt uns mit Allem, was wir haben, auf ſie losgehen!“

Das Wort fuhr, wie ein Funke in eine Pulvertonne, in die Herzen der Frauen und Mädchen.

Alle verließen den Brunnen, ohne ihre Geräthe zu beachten, und vertheilten ſich ins Dorf.

Vor Benz' Hauſe hatten indeß die Reiter ihre Pferde angebunden.

Die erſte der Frauen ging leiſe hin, band beide Roſſe los und führte ſie, ohne daß es Jemand in Benz' Hauſe wahrnahm, in ihren Stall, der eine ziemliche Strecke davon entfernt lag, wo ſie angebunden geweſen waren.

Bald darauf gab es in Benz' Haus ein Wehgeſchrei. Die beiden Knappen ſchleppten Mutter und Kind gebunden vor die Thüre, wo ſie ihre Pferde vermutheten.

Mit einem fürchterlichen Fluche bemerkte Claus, daß die Pferde fehlten. Er ließ das Mädchen in Jockel's Schutz und eilte ins Dorf, um die Pferde zu ſuchen.

Plötzlich aber ſah er ſich von Frauen umringt. Ein Schlag mit einem Meſſerkolben traf ſeinen Kopf, daß er taumelnd zur Erde ſank. Schnell banden ihm die Frauen Hände und Füße mit Stricken und ſchleppten ihn nach dem Rathhauſe, wo ein Gefängniß für Feldfrevler war, und ſchloſſen es ab.

Jockel wartete mit Angſt auf Claus. Da ſah er den Zug der Frauen und Mädchen, und nichts Gutes ahnend, feig dabei, wie der Verworfene ſtets iſt, ließ er ſeine Schlachtopfer zurück und floh ſo ſchnell er konnte zum Dorfe hinaus. Lauter Jubel erfüllte die Luft, als die beiden geknebelten Frauen aus ihren Banden erlöſt waren.

Jetzt erzählten ſie ihren muthigen Befreierinnen, daß ſie in dieſen Beiden die Knappen des Ritters Erasmus erkannt hätten, was dieſe auch gar nicht geleugnet hätten.

Elsbeth brach in lautes Weinen aus, als ſie den Abgrund ermaß, der ſich vor ihren Füßen geöffnet hatte; aber ſie gedachte des Blickes noch, den ihr Erasmus zugeworfen, und ſchauderte.

Wohl hatte Pfriemer recht, als er meinte, ob wohl der verworfene Menſch ſeine Raupen *) laſſen werde? Und Heinz, als er ihn ſo hart zur Rede ſtellte.

„Hört 'mal, Nachbarin,“ ſagte die Frau, die den Anſchlag gegeben, „mein Rath wäre, Ihr gingt zu Eurer Schweſter nach Hardt mit dem Kinde. Die alte Pfriemersgrete und ich füttern Euer Vieh und Euer Haus ſchließen wir zu. Kommt Euer Mann, ſo ſagen wir's ihm; Euch und das Mädchen halte ich hier nicht

---

*) Tücken.

mehr ſicher. Hat der Strolch das am hellen Tage gewagt, wer ſteht dafür, daß er nicht einmal Euch Nachts überfällt?“

Die Frauen und Mädchen ſtimmten damit alle überein, und die alte Benzin brach noch an dem Tage nach der Hardt auf, wo ſie bei ihrer Schweſter ſichere Unterkunft fand.

Als Claus erwachte und ſeine Feſſeln fühlte, die ihn wie Feuer brannten, wüthete er und ſchäumte; aber Niemand hörte das, denn die heldenmüthigen Frauen wußten ihn ſicher verwahrt. Ihn hungern und durſten zu laſſen dünkte ihnen rechte Strafe. Die Pferde aber verſorgten ſie wohl.

Während ſich dieſer Schurkenſtreich in Nußdorf auf eine die Frauen ehrende Weiſe löſte, war das Heer, das weit über fünfzehnhundert Bauern betrug, gen Hördt aufgebrochen.

Ungemein freundlich lag das Dorf Hördt auf ſeinen Hügeln zerſtreut. Obſtbäume und Gärten zwiſchen den einzelnen Gehöften erſchien es wie ein fortlaufender großer Garten, an deſſen einem Ende das reiche Kloſter gleichen Namens, von Auguſtinerchorherren beſetzt, lag.

Das Kloſter war ein mächtiges Gebäude, das ſich an die Kloſterkirche von der wundervollſten Bauart anlehnte. Die Kirche des Dorfs oder die St. Georgenkapelle lag auf einem ſonnigen Hügel und dicht dabei ſtand das Wohnhaus des Leutprieſters. Um die Kloſtergebäude lief, wie es in jenen unſicheren Zeiten häufig ſtattfand, eine dicke Ringmauer, wohl im Stande, einem heftigen Angriffe Trotz zu bieten. Ein Thor aus ungeheueren Eichenbalken und Eichenbohlen zuſammengefügt, und dicht mit eiſernen Nägeln beſchlagen, war auch geeignet, Stich zu halten, wenn nicht eine ungeheuere Gewalt es bedrängte.

Der Probſt Florentius Schlider aus Lachen in der Pfalz bürtig ſtand damals dem Convente vor, der nur aus acht bis zehn Chorherren meiſt adeligen Stammes beſtand. Gerade der Probſt Florentius Schlider war es, der den Convent in die Verachtung und den Haß hinabſtieß, der ihn drückte. Er ſelbſt, ein Menſch von loſen Sitten, war nicht geeignet, ſeine Conventualen zu einem gottgefälligen Leben anzuhalten. Schwelgereien aller Art entehrten das Kloſter, und wie es in jenen Tagen auch anderwärts zu geſchehen pflegte, ſo wurde nicht ſelten die Clauſur von Dirnen überſchritten, deren Ruf nichts mehr einzubüßen hatte. Ueberdies aber war der Probſt ſeiner Habſucht wegen verrufen und noch verrufener durch die Unbarmherzigkeit, womit er die Abgaben des Kloſters von den hörigen Leuten eintrieb, und ſelbſt Arme und Hungernde mit harten Worten von ſeiner Schwelle trieb, wo Erbarmen wohnen ſollte.

Und dennoch hatte der Probſt ſeine Freunde, die ihm die Gefahr meldeten und zur Flucht mahnten.

Florentius Schlider lachte der Gefahr. „Unſere Mauern ſind gut, und ſteigen ſie darüber, ſo ſollen ſie erwarten, wie ſie bewillkommt werden!“ ſo ſprach er im unbegreiflichen Uebermuthe, bewaffnete ſchnell die Conventualen und die Kloſterknechte, und harrte des Angriffs.

Es war noch nicht zehn Uhr, da ſah man die wimmelnden Schaaren heranrücken. Als ſie das Dorf erreicht und ſich bei dem Kloſter aufgeſtellt hatten, forderte Erasmus die Mönche zur Uebergabe auf. Höhnend antwortete Florentius ihm zurück.

„Woll'n Burgen und Klöſter brechen
Und zechen!“

riefen die Bauern und bald rannten ſie mit Balken gegen das Thor, daß es in ſeinen Fugen bebte. Noch zwei, drei Stöße mit ſolcher Gewalt, und es lag innerhalb des Hofes. Jetzt quoll das Bauernheer herein.

„Wie?“ riefen ſie, „wollen die Kirchenratten beißen?“ als ſie die Mönche und Knechte bewaffnet erblickten.

Wenige Augenblicke ſpäter lag der Probſt Florentius in ſeinem Blute ſchwimmend am Boden und die Uebrigen flohen.

Jetzt aber begann ein Treiben in dieſen geweihten, leider aber ſchon entweihten Mauern, das jede Vorſtellung überſteigt.

Vom Tabernakel wurden die ſilbernen Leuchter, das Crucifix, der Kelch und die Patene geraubt, aus der Sacriſtei die koſtbaren

Paramente. Jeder nahm, was er fand, und kleidete ſich in die heiligen Gewänder. Dann ſtrömten die Haufen in die Keller und Vorrathskammern. Mit Eimern und Butten wurde der köſtlichſte Wein herausgetragen. Andere führten die Kühe aus den Ställen weg und trieben ſie heim; Andere wieder raubten Schafe. Bilder und Statuen der Heiligen wurden ihres Schmuckes beraubt und zertrümmert. Viele hatten Wagen und Säcke mitgebracht, die ſie auf den Speichern mit Frucht füllten und heimführten.

Erasmus war der Erſte, der den goldenen Kelch vom Altare raubte und das goldene Ciborium in ſeinem Kleide verbarg.

„Darf der's," riefen die Bauern, „ſo dürfen auch wir's," und nun war dem loſeſten Frevel Thür und Thor geöffnet.

Ein barmherziger Bauer des Dorfes ſchleppte den wunden Probſt in ſein Haus und pflegte ſeiner, allein trotz aller Kunſt, welche ſpäter die Aerzte von Speier an ihm verwendeten, ſtarb er dennoch am folgenden Jahr an den Folgen der Verletzungen, die er empfangen.

Mitten in dem Plündern trat ſchweißtriefend Jockel zu dem Ritter Erasmus.

„Iſt's geſchehen?" fragte der vom Wein glühende Ritter.

Aber mit Jammer erzählte der Schurke, wie es ihnen dort ergangen, wie die Roſſe verloren ſeien und Claus in Haft durch die Frauen liege.

Wüthend zog Erasmus ſein Schwerdt und würde Jockel durchſtoßen haben, wäre der nicht dem Stoß ausgewichen und dem Wüthenden entflohen.

„Zündet das Neſt an!" rief er, um ſeinem Grimme Luft zu machen.

Das Wort war Befehl, und bald loderten die Flammen aus dem Kirchendach und leckten gierig an dem dürren Holz.

Als der Abend nahte, lag das Kloſter theilweiſe in Aſche, und das Bauernheer zog trunken und beutereich nach der Gegend von Klingenmünſter ab.

Als die Führer von Nußdorf dem Ritter heftige Vorwürfe über den Brand machten, wagte er es jedoch nicht, ſie mit ſchnöden Worten abzuweiſen, ſondern ſchob die Schuld auf die betrunkenen Bauern.

Mitten in der Nacht verſchwand plötzlich Erasmus mit Jeckel, dem er vergeben hatte.

Er ritt gen Nußdorf, Claus zu befreien und die Pferde wieder zu gewinnen; aber er hatte nicht berechnet, daß Nußdorfer Bauern mit ihrem Raube bereits heimgekehrt ſeien. Als er in das Dorf ſchlich, war er Zeuge, wie ſie Claus an der Linde aufknüpften.

Da galt es ſchnelle Umkehr, und ſpurlos, wie er gekommen, aber voll unſäglichen Grimmes gegen Heinz Pfriemer, kehrte er nach Annweiler zurück, wo die Hauptmaſſe des Heeres dieſe Nacht lagerte.

Erasmus gehörte nicht zu den verſchlagenen Naturen, die unter dem gleißenden Lächeln, unter der beſtechenden Freundlichkeit den Haß zu verbergen im Stande ſind. Seinen Leidenſchaften den ungehemmt wilden, natürlichen Ausbruch zu laſſen, war er von Jugend auf gewöhnt, und ſein wildes Leben that dieſer Richtung ſeines Weſens keinen Einhalt. Berechnende Schlauheit war ihm wohl eigen, aber ſie verließ ihn jedesmal, wenn die Leidenſchaft in ihm gohr, oder wenn der Augenblick ihn heftig erregte.

So war es heute, als er zu den Führern trat, die in einem befreundeten Hauſe verſammelt waren, um das zu berathen, was weiter zu thun ſei.

Er trat herriſch herein und blickte mit finſterem Blick auf ſie hin.

„Ohne mich berathet Ihr?“ fragte er drohend.

In Heinz' Herzen lebte tiefer Unwille gegen Erasmus, der heute, ohne eine Ahnung deſſen, was ihm derſelbe hatte bereiten wollen, Nahrung genug gefunden. War es doch hinlänglich erwieſen, daß er den Kelch des Altars entwendet und die heilige Religion verhöhnend daraus in den Kellern getrunken hatte; war man doch nun gewiß, daß auf ſein Geheiß die Flamme das herrliche Gebäude der Kirche zerſtörte, deſſen rauchende Mauern einen ſo grauenvollen, die Frevler anklagenden Anblick darbot; war es doch mehr als gewiß, daß er zum ſchnöden Entweihen der Heiligen dadurch den Anlaß geboten, daß er des Probſtes goldene Inful auf das Haupt geſetzt, ſeine Stola umgehängt, ſein Cingulum als Schwerdtgehänge gebraucht und ein koſtbares Pluviale als Mantel übergehängt. Daher war es denn gekommen, daß mit heiligen Gewändern geſchmückt die Bauern umhertanzten, daß einer, der die Monſtranz erbeutet, damit den entſetzlichſten Frevel trieb. Gerade die Nußdorfer Führer hatten ſich vom Diebſtahle frei erhalten und waren nur bemüht, dem gottesläſterlichen Treiben, wo und wie ſie es vermochten, Einhalt zu thun, was freilich nur ſelten und nicht in dem Grade gelang, wie ſie es gewünſcht. Sie aber ganz ſchuldfrei zu halten, wäre Unrecht und Unwahrheit. Sie theilten ſich Kloſtergüter zu, weil ſie es ſo für recht hielten, und als Benz in des Probſtes Gemach eine wohlgefüllte Geldkiſte und die Documente des Kloſters in einer eiſernen Kiſte fand, theilte er ehrlich mit ſeinen drei Gefährten, und ſie verbrannten jene Documente. Das war in ihren Augen Kriegsrecht und Kriegsbeute; aber an dem durch die Religion Geheiligten vergriffen ſie ſich nicht.

Kein Wunder, daß ſie auf Erasmus zürnten. Als er nun ſo kecklich auftrat, erhob ſich Heinz und ſtützte ſich auf das ſchöne Schwerdt, das er einem der Chorherren entwunden hatte, und ſagte mit zornglühendem Auge: „Seit wann ſind wir Euch denn unterthan? Seid Ihr nicht als Landſtreicher und Landflüchtiger zu uns gekommen? Wir haben Euch zum Führer gemacht, weil Euer Kriegsberuf Euch größere Fähigkeit dazu gibt, aber nicht zum Herrn über uns, nicht zum Führer in Kirchenraub, im Entweihen des Heiligthums, im Mordbrennen. Das iſt Eurer Standes nicht zu beneidendes Vorrecht geweſen und Euer Anrecht auf den blauen Hut.“

„Bauer!“ ſchrie der Ritter und er ſchäumte vor Wuth, „verfluchter Bauer, willſt du mich erniedrigen?“

„Nein,“ ſagte Heinz mit Kälte, „das thut Ihr ſelber mehr und beſſer, als es Euch ein Bauer lehren könnte!“

Heinz hatte die Eigenthümlichkeit, daß, ob er gleich jähzornig war, er dennoch einem noch Jähzornigeren gegenüber ſchnell eine Ruhe gewann, die aber dann in ihren Worten zerfleiſchend traf und in ihren Handlungen den entſchiedenen Vortheil der Beſonnenheit ihm zuwandte.

„Meint Ihr,“ fuhr er fort, „Ihr ſändet willige Werkzeuge Eurer Pläne? Da irrt Ihr! Ihr habt den Kelch vom Altare geſtohlen und ihn entweiht; Ihr habt das Beiſpiel des frevlen Höhners gegeben; von Euch iſt der Befehl ausgegangen, die Kirche anzuzünden; gebt Rechenſchaft! Habt Ihr nicht gelobt, kein Kloſter niederzubrennen? Verſprachet Ihr nicht in Nußdorf, das Heiligthum zu ſchonen?“

Erasmus riß das Schwerdt aus der Scheide und wollte auf Heinz eindringen, aber in dem Augenblick unterlief Pfriemer ſeinen Arm und ſchleuderte ihn an den Boden, daß ein Ach! des Schmerzes ſeinen **Lippen** entſloh.

Die Beſonnenheit war ihm durch dieſes klare Beweismittel wiedergegeben. Er raffte ſich auf.

Pfriemer ſagte: „Wagt's nicht noch einmal ſo aufzutreten, Ritter von der Hauben! Ihr habt uns gelehrt, Bauernfauſt ſei gut. Bedenkt's, Ihr ſeid in unſerer Gewalt, wir nicht in der Euern.“

Bleich vor Zorn, aber dennoch erkennend, daß es Noth thue, einzulenken, zog er den Kelch des Altars aus ſeinen weiten Pluderhoſen und reichte ihn dem alten Pfriemer.

„Vergebt,“ ſagte er, „daß meine Hitze mich übermannte Es war nicht meine Abſicht, das Kleinod zu bewahren für mich. Ich nahm's, um es dem Prieſter in Annweiler zuzuſtellen. Thut Ihr's an meiner Statt. Uebermuth des Sieges ließ mich Scherz damit treiben; aber das iſt ſchnöder Lug und Trug, daß ich den Brand befohlen!“

Er reichte Heinz die Hand. „Laßt uns in Eintracht wirken,“ ſagte er, aber die Stimme zitterte und das Auge entſandte giftige Blicke gleich Blitzen.

Heinz wandte ſich ab. „Ich will die Judashand nicht!“ ſagt er mit Entſchiedenheit.

Jetzt legten ſich Fechenheimer und Benz ernſtlich darein. Der Ritter hörte mit glühendem Aerger Dinge, die er ſich unter anderen Umſtänden und Verhältniſſen nicht würde haben ſagen laſſen. Er fühlte indeſſen zu ſehr, daß er die einflußreichen Bauern nicht gegen ſich noch mehr aufreizen dürfe, denn das Volk hing an ihnen mit einer abgöttiſchen Verehrung. Waren ſie gegen ihn, ſo war er verloren. Darum bezwang er ſich zum erſten Mal in ſeinem Leben. Und endlich gelang es den beiden Friedensſtiftern, daß auch Heinz ihm die Hand der Verſöhnung reichte und ſo äußerlich ein Frieden hergeſtellt wurde, unter deſſen dünner Rinde das Feuer eines glühenden Haſſes fortloderte. Sie trennten ſich dieſen Abend äußerlich verſöhnt, aber die Bauern hatten eine Lehre gewonnen, die nämlich, daß ſie wachſam ſein mußten auf des Ritters herrſcheriſche Gelüſten.

Kaum hatte die Tagglocke vom Kirchthurme von Annweiler am andern Morgen geläutet, als ſchon wieder die Bauernhaufen weit zahlreicher als am Tage vorher von Hördt in das Thal herabſtiegen. Aus dem Dahner Thale, aus dem Sibeldinger, aus dem Neuſtädter, von den Gebirgsdörfern und aus der Ebene von Landau ſtrömten ſie raubluſtig herzu. Es war eine unüberſehbare Menge, die, als die Führer erſchienen, die heute alle hoch zu Roß ſaßen, nur ein Wort riefen: Klingenmünſter!

Dorthin ſetzte ſich der unabſehbare Zug in Bewegung, denn dort war der Sitz großen Reichthums.

Auch hier wiederholten ſich vollkommen die Auftritte von Hördt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Heiligthümer unangetaſtet blieben und die Gebäude nicht niedergebrannt wurden. Es wurde Abend über dem Werke des wildeſten Raubens, des ausſchweifendſten Lebens.

Der maßlos ausgelaſſene Zug ging dann am andern Tage nach dem Biſchofshofe zu Mechtersheim und nach dem reichen Johanniterhofe zu Haimbach.

Am Abend dieſes Tages, wo die Führer in einer Mühle ihr Quartier genommen, kam es zu heftigen Erörterungen. Es war auffallend, daß Erasmus von der Hauben nur dazu aufreizte, Klöſter zu plündern. Kam die Rede auf das Brechen einer der Burgen, die als Zwingburgen des Landes erſchienen, ſo ſuchte er davon abzuleiten, weil ja dort nicht der Reichthum zu finden ſei wie in den Klöſtern und Kloſterhöfen. Mit ſolchen Gründen hatte er im großen Haufen geſiegt und ſich einen namhaften Anhang erworben.

Die Nußdorfer und zunächſt Fechenheimer waren anderer Meinung. Sie trugen ebenſo glühenden Haß gegen die Ritter als gegen die Mönche, und da die nächſten, verhaßteſten Klöſter gezüchtigt waren, erwachte das Verlangen, nun die Burgen am Gebirge zu brechen.

Wieder war es Erasmus, der widerſprach und hemmte.

„Wir ſehen wohl, wie wahr es iſt, was Heinz Pfriemer ſchon zu Nußdorf ſagte, daß ein Wolf den andern nicht auffrißt,“ ſprach Pfriemer. „Das raubluſtige Geſindel habt Ihr auf Eurer Seite. Wißt Ihr was, zieht Ihr ins Biſchofsland, am Rheine hinab; wir wenden uns gegen das Gebirg und thun, was uns recht dünkt! Da könnt Ihr Klöſter genug finden!“ — Das war das Schlußwort langen Streitens und Haderns.

„So laßt das Volk entſcheiden!“ rief Erasmus von der Hauben.

Damit waren die Nußdorfer einverſtanden.

Am andern Morgen ſammelte ſich das Heer, das nun ſchon zu mehr denn zweitauſend angewachſen war.

Der alte Pfriemer redete zu ihnen mit der ihm eigenen Kraft. „Wer mit uns hinziehen will, die Raubneſter der Stoßfalken da oben am Gebirge zu zerbrechen, daß ſie nicht mehr erſtehen, wie's im Liede heißt, der trete rechts; wer's aber mit dem von der Hauben hält und in Klöſtern gottesvergeſſenen Kirchenraub treiben will, der trete links.“ So ſchallte es klar und vernehmlich über die Menge hin. Einen Augenblick hörte man ein Murmeln wie fernen Donners ſchauerliches Grollen, dann entwirrte ſich der Knäuel und es ſchieden ſich die Maſſen.

Erasmus ſah mit höhniſchem Grinſen, daß die Mehrzahl rechts ſich wandte.

„So ſei's!“ ſagte er grimmig und gab ſeinem Roſſe die Spornen. Und die Haufen ſchieden unter brüllendem Geſange. Erasmus trug die Flammen des Aufruhrs hinab in die Ebene des Speier- und Wormsgaues, während die tapferſte und größte Schaar mit den Nußdorfern nach dem Gebirge heimkehrte.

Wie auf jede heftige Aufregung eine Abſpannung zu folgen pflegt, ſo trat ſie auch hier ein. Die Bauern wollten ihres Gewinnes, ihrer Beute einmal froh werden, wollten die in ihren Gemarkungen liegenden Kloſtergüter theilen und verlooſen; darum trennten ſie ſich auf acht Tage, ſich das Wort gebend, am Morgen des neunten Tages wieder in Nußdorf ſich zu ſammeln.

VIII.

Als die Nußdorfer heimkehrten, traf ſie das dort Vorgefallene, von dem ſie keine Ahnung hatten, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Noch ſtanden die Roſſe da, noch hing der Gefängnißwärter Claus an den Aeſten der Linde.

Mit Entſetzen erkannten ſie des Ritters Roſſe und ſeinen Knappen. „Da liegt der Beweis ſeiner Verworfenheit,“ rief Heinz und gedachte der Worte Elsbeth's, die ſeine ſtechenden Blicke gerügt hatte.

„Es iſt Gottes Urtel an dem Claus vollzogen,“ ſprach Pfriemer; „auch der Ritter wird dem Gerichte nicht entgehen;“ aber die muthigen Frauen empfingen wohlverdientes, ihnen ſchmeichelndes Lob.

In Benz und Heinz erwachte ein dringendes Verlangen die Ihrigen zu ſehen, und Fechenheimer hatte gleiche Sehnſucht nach Bechingen zu eilen.

Da acht Tage Friſt gegeben war, begaben ſie ſich auf den Weg; aber Jeder trug eine Waffe, Benz einen mächtigen Morgenſtern, den er in den letzten Tagen geführt, Fechenheimer eine Streitaxt, die er von ſeinen Vätern ererbt, und Heinz ſein erbeutetes ſtattliches Schwerdt, das eine rechte Wirkung that, zumal wenn die ungeſchwächte Kraft Heinz Pfriemer's den Nachdruck gab.

Das herrlichſte Frühlingswetter hatte bis jetzt ununterbrochen eine wahre Sommerwärme verbreitet. Das Pflanzenleben war ſchnell hervorgelockt worden. Wenige Tage waren hinreichend geweſen, die Kirſchbäume in die herrlichſte Blüthe zu verſetzen. Friſches Grün ſpreßte überall und der Anblick des Gebirges war ungemein ſchön, da aus dem dunkeln Grün der Föhrenwaldung jetzt überall das ſaftige Buchengrün hervorſah. Der Himmel war welkenlos und tiefblau. Die Lerche jubelte in den Lüften, der Wachtelruf erſchallte weithin und die Geſänge der Nachtigallen waren an den ſchönen Mergen und Abenden vermiſcht mit dem hellen Schlage der Golddroſſel ſchon aufs herrlichſte zu hören.

Es war ein ſonniger Mittag, als die drei Männer Nußdorf verließen, um gemeinſam bis Edesheim zu gehen, wo dann Fechenheimer ſich nach Bechingen wenden, indeß Heinz und Benz ihren Weg nach der Hardt fortſetzen wollten. Sie waren durſtig und erſchöpft, als ſie Edesheim erreichten.

„Laßt uns bei dem Engelwirth eintreten,“ ſagte Fechenheimer; „er iſt mein Vetter urd Gevatter und guter Freund. Da trinken wir einen Becher Ferſter oder Deidesheimer, wie kaum am Orte ſelbſt, wo er gewachſen.“

Der Verſchlag gefiel den Geſellen und ſelbdritt betraten ſie das Wirthshaus, wo ſie der Wirth freundlich aufnahm und ihnen bald den perlenden Deidesheimer verſetzte, der den Durſt löſchte, den Gaumen kitzelte und dem Blut eine belebende Wärme gab.

In fröhlichem Geſpräche ſaßen die Drei bei dem Wirth, und die Ereigniſſe der letzten Tage und Woche, die Pläne der nächſten Zukunft waren Gegenſtände ihrer Unterredung. Nur Heinz nahm wenig Antheil am Geſpräche. Seine Gedanken ſchweiſten hinüber nach der Hardt, wo ſeine Elsbeth war.

Da vernahm man den Hufſchlag eines Pferdes. Der Wirth ſprang zum Fenſter und rief: „Entfernt euch durchs Hinterpförtlein, denn der Ritter Rudolph von Zeiskam kommt!“

„Laß ihn kommen,“ ſagte Fechenheimer ruhig. „Wir ſind Gäſte wie er, und wir wollen ihn nicht reizen, aber auch nicht aus dem Wege gehen!“

Rudolph von Zeiskam war von Heidelberg glücklich und ungefährdet nach Bechingen gekommen; denn damals hatte ſich das Bauernheer nach Hördt und ſpäter weit aufwärts am Gebirge, dann wieder gegen den Rhein hingezogen. Der Theil der Pfalz, den er zu durchziehen hatte, war noch unerſchüttert von dem Kriegsruf, und es ſchien, bei der herrſchenden Ruhe könne dieſer friedliche Zuſtand nicht in jenen umgewandelt werden, der die Gegenden höher am Gebirge jetzt in eine ſo wilde Gährung verſetzte. So bange es ihm geweſen, ſo wuchs jetzt ſein Muth wieder und mit heiteren Ausſichten ritt er gen Bechingen, wo er mit aller Kraft daran ging, vertraute Leute anzuwerben, Hörige, auf die er ſich verlaſſen zu können glaubte, an ſich zu ziehen und die Burg in belagerungsfähigen Stand zu ſetzen. Da er nun doch das Wetter ſich nur gegen die Klöſter entladen ſah, die ſelten ein kräftiger Rittersmann im Herzen trug, ſuchte er ſich zu überzeugen, die Bauern ſeien zu feig, es mit den Rittern und ihren Burgen aufzunehmen. Da wuchs ihm und ſeinen Standesgenoſſen wieder der Kamm ſo friſchroth wie den Hähnen im Frühling.

Gerade an dem Tage, als die Drei in Edesheim beim Engelwirth einkehrten, ſtieg gelockt von der warmen Frühlingsſonne, aber mehr noch von der Neugierde, wie es um die Unternehmungen der Bauern ſtehe, der Ritter zu Roß, empfahl die Burg ſorgfältiger Bewachung und ritt allein hinab nach Edesheim. Als er an der Herberge zum Engel vorüberritt, däuchte es ihm, er höre laut und ſtark darin reden. Er ſaß ſchnell ab, gab ſein Pferd dem Wirth und ſchritt mit trotzigem Uebermuth in die Wirthsſtube, wo die Drei in der Ecke ſaßen, ihre Waffen neben ſich.

Alle Vier waren betreten über dies Zuſammentreffen. Kein Gruß noch Gegengruß wurde gewechſelt. Hätte Rudolph nur einen Knappen zum Beiſtande gehabt, er würde ſie, ſo dachte er, ſofort zu Gefangenen gemacht und auf ſeine Burg geſchleppt haben. Doch gab er den Gedanken auch ſo noch nicht auf, trotzend auf ſein gutes Schwerdt.

Die Drei in der Ecke fuhren, nachdem ſie ſich geſammelt, in ihrem Geſpräche ruhig fort, wenn auch weniger laut, und der Ritter verlangte Wein, den er faſt in einem Zuge hinabſtürzte.

Das Zuſammenwirken ſeiner Erregung und des ſtarken Weines brachte bald ſeine Früchte. Der Uebermuth ließ es nicht zu, daß Rudolf lange müßig geblieben wäre, ohne mit den Bauern anzubinden.

„Da treff' ich ja ein ſauber Kleeblättlein!“ rief er aus mit einem Tone ſchneidenden Hohns, „und ich glaube gar bewaffnet?“

„Da habt Ihr Euch nicht geirrt,“ ſagte Fechenheimer. „Das Kleeblättlein iſt ſauber von Uebermuth und will jeden ſeines Weges ziehen laſſen; bewaffnet iſt's aber, weil die Zeit herum iſt, daß nur ein Stand das Recht haben ſoll, Waffen zu Schutz und Trutz zu tragen. Der Bauer will ſeine Haut eben nicht mehr gutmüthig zu Markte bringen.“

„Ei, ſieh 'mal, wie der Bauernkamm gewachſen iſt, weil er ein Paar Neſter voll wehrloſer Kahlköpfe bezwang! Haſt du lange keinen Hirſch mehr gejagt, Jacob?“ fragte er Fechenheimer, mit ſpitziger Hindeutung auf ſeine letzten Erfahrungen.

„Nein,“ ſagte ruhig Fechenheimer. „Wär' aber einer auf meine Saat gekommen, und ich hätt' ihn geſehen, ſo wär' ihm gewißlich für das Wiederkommen gethan worden.“

„Das will ſagen, du hätteſt ihm den Bolzen in die Bruſt gejagt?“ fragte ihn Rudolf von Zeiskam.

„Wie Ihr ſaget,“ war Fechenheimer's ruhige Antwort.

„Du haſt wohl wieder einmal ein Verlangen nach Stock und Verließ?“ fragte der Ritter.

„Das nicht,“ verſetzte der Bauer, „aber darnach, mein Eigenthum gegen frevelndes Verletzen zu ſchützen, wozu ich ein Recht habe als Freiſaſſe.“

„Verfluchtes Geſindel,“ rief der Ritter, „das auf ein Recht pocht und an den Ketten raſſelt, die es nach Ordnung und Verdienſt trägt!“

„Haltet Maaß!“ bat Benz halblaut ſeinen Nachbar.

„Sind wohl die Ketten von Gott beſtimmt dem einen Theile, während der andere faullenzt und praßt?“ fragte Fechenheimer. „Wer ſie zu tragen Luſt hat, mag zuſehen; der freie Mann wird ſie zurück auf das Haupt deſſen ſchlagen, der ſo keck iſt, zu verſuchen, ſie ihm anzulegen.“

„Zweifelſt du daran, frecher Bauer,“ rief Rudolf von Zeiskam, „ob ich ein Recht habe, dich, ſo du mir frevelſt, in Ketten zu legen, ſo ſollſt du es ſchon wieder erfahren wie ſchon einmal.“

Mit dieſen Worten faßte er ſeinen Schwerdtgriff.

„Laßt den Flederwiſch ſtecken,“ ſagte Fechenheimer, „ich fürchte ihn nicht, und der Verſuch zu dem, was Ihr eben geredet, möchte meine gute Streitaxt mit Eurem Schädel in eine ungefüge Berührung bringen. Uebrigens ſolltet Ihr und Eure Zunft bedenken, daß es mit dem vermeſſenen Pochen auf die Macht und Gewalt nichts mehr iſt. Der Mönch von Wittenberg hat ein Wort geſprochen, das gilt. Gleiches Recht vor Gott und vor den Menſchen!“

„Ich bitt' Euch, Herr Ritter, und Euch, Fechenheimer, laßt ab vom Reizen und Reckeln, *) das führt zu eitel Hader,“ ſagte Heinz begütigend.

„Nun, du Nußdorfer Finke,“ rief Rudolf von Zeiskam, „biſt du auch ſchon flügge? Willſt du Pater **) werden, weil du ſo guten Rath haſt, oder Prädicant?“ ***)

---

*) Aufwiegeln, aufreizen.

**) Mönch.

***) Prediger.

„Bin weder ein Vögelein, noch ein Pater, noch ein Prädicant,“ ſagte Heinz, dem die Galle ſtieg, vor deren Steigen er eben erſt Fechenheimer gewarnt; „aber ich kann doch ein Liedlein ſingen, das Euren Ohren mißfällt, eine Hora anſtimmen, daß ſie Euch gellen, und eine Predigt halten, die Euch kaum erbauen möchte.“

„Traun, Bürſchlein,“ höhnte der Ritter, „laß hören, vielleicht bekehrſt du mich. Heißeſt du nicht Pfriemer?“

„Das iſt mein ehrlicher Name,“ ſagte Heinz, „und wenn Ihr's denn ſo wollt, ſo will ich Euch den Staar ſtechen. Hätt' ich aber nicht Luſt dazu, ſo ließ ich's ſein bleiben. Wißt Ihr, wie der Adel entſtanden iſt? — Ich will's Euch ſagen: Mächtige Spitzbuben und dumme und arme Teufel ſpielten Würfel mit einander. Die Spitzbuben warfen den Paſch, und da die armen Teufel nichts hatten, nahmen ſie die Spitzbuben ganz und gar. Da wurden ſie hörige Leute und der Teufel lachte, daß der Adel da war! Wollt Ihr mehr hören?“ —

„Das Maul will ich dir ſtopfen, du patziger Bauer,“ ſchrie zornglühend der Ritter und ſprang auf. Blitzſchnell fuhr das Schwerdt aus der Scheide.

Aber auch Fechenheimer und Benz ſprangen auf, und während Benz den Hieb, der Heinzen galt, mit ſeinem Morgenſtern alſo auffing, daß die Klinge zwiſchen den Eiſenzähnen tief in das harte Holz drang, unterlief Fechenheimer des Ritters Arm, faßte ihn an der Kehle und warf ihn mit entſetzlicher Wucht zur Erde.

Rudolf verſuchte aufzuſtehen und riß ſeinen langen Dolch aus der Scheide. Fechenheimer hatte jede Bewegung ſeines Feindes beobachtet. Wie ein gieriges Raubthier warf er ſich jetzt auf ihn, kniete auf ſeine Bruſt und entwand ihm den Dolch. Mit der Wuth eines blutgierigen Tiegers zuckte er den Dolch nach des Ritters Bruſt und würde ihn durchbohrt haben, wäre nicht Heinz, der erſt, als jene Beiden aufgeſtanden waren, aus ſeiner Ecke konnte, herbeigeeilt, ſeinen Arm zu faſſen und auch ihm den Dolch zu entreißen.

„Gib mir ihn wieder!“ ſchrie Fechenheimer, „daß ich das Herz des Drängers finde! Gib mir ihn!“

„Nein,“ ſagte Heinz. „Laß ab! Hat er den Streit begonnen, ſo iſt er beſtraft. Kein Blut fließe und beſudle unſere Hand!“

Fechenheimer fühlte die Wahrheit. Seine ſchnell aufflammende furchtbare Hitze legte ſich ſchnell. Er ſtand auf und ließ den Ritter los.

„Gebt mir meine Waffen!“ ſchrie dieſer.

„Sie ſind im ehrlichen Kampf erbeutet,“ ſagte Benz, „und alſo unſer. Euch aber rath' ich, ſucht das Weite! Einmal kommt Ihr ohne Blut davon, weil Heinz Pfriemer Euch rettete; das zweite Mal könntet Ihr ſchlimmer wegkommen! Im Liede heißt's: „Bauernfauſt iſt gut! ſie trifft!“

Voll wüthenden Grimms und mit den entſetzlichſten Drohungen eilte der Ritter hinaus, und bald jagte er im wilden Galopp davon.

Fechenheimer ſchlug eine gellende Lache an, in der ſich befriedigte Rachſucht und Freude über die ſchmähliche Niederlage eines vermeſſenen Feindes ausdrückte.

Der Wirth ſagte: „Gevatter, Euer Lachen iſt zu früh. Den Einzelnen habt Ihr beſiegt; wie aber wird es werden, wenn er nun mit ſeinen Landsknechten und Reiſigen wiederkehrt? Und das wird er, ſo wahr ich lebe! Ich kenne ihn und auch Ihr wißt, wie wenig ſein Stolz einen ſolchen Schimpf erträgt. Und werdet Ihr ſeine Gefangene, ſo macht Euer Teſtament.“

Der Auftritt im goldenen Engel war indeſſen im Dorfe nicht unbeachtet geblieben. Auch aus Edesheim waren Viele mit auf den Zügen nach Hördt, Klingenmünſter, Haimbach und Mechtersheim geweſen. Man hatte die hochgehaltenen Führer in die Herberge treten ſehen, dann auch den Ritter, und Gruppen hatten ſich ſchon geſammelt, als die Niederlage des verhaßten Zeiskamer erfolgte. Jetzt, wo ſie ihn waffenlos und wutherfüllt davon jagen ſahen, wo ſie erwarteten, daß er Hilfe holen würde, drängten ſie in die Thüre der Herberge.

„Seht Ihr's,“ ſagte Fechenheimer mit triumphirender Miene, „unſere Brüder laſſen uns nicht im Stiche! Geht heim, ihr Männer,“ fuhr er fort, „und waffnet euch; bald wird unſer Feind kommen, uns niederzuwerfen. Das duldet ihr nicht!“

„Nein!“ ſchrieen die Bauern und eilten hinweg, den Rath zu befolgen.

Dem Wirthe wurde es nachgerade unheimlich. In ſeinem Hauſe war der Unfall vorgekommen. Lud auch er des Ritters Zorn auf ſich, ſo mußte er alle die Folgen tragen, die aus ſeinem Zorn und Haß unabweisbar erwachſen. Er bat, er flehte, daß ſie ſein Haus verließen. Aber Fechenheimer zeigte ihm, wie er ſie dann erſt recht in die Hände des grauſamen Feindes ſtieße.

Wenn ſie aber auch hätten entweichen wollen, es wäre nicht mehr möglich geweſen; denn ſchon ſammelte ſich das Volk in Schaaren vor dem Hauſe, darinnen ſie waren. Die Sturmglocke heulte hinaus in das Land, und bald antworteten die Glocken hier und dort, und man ſah von ferne die Leute von den Feldern und aus den Weinbergen herzueilen.

Den ſchönen Gedanken, nach der Hardt zu gehen, mußten Heinz und Benz jetzt aufgeben, wie Fechenheimer den, ſeine Lieben in dem Dorfe Bechingen wiederzuſehen. Jetzt war jeder Schritt weiter ein verderblicher.

Wie es der Wirth vorausgeſehen, ſo kam es. Der Ritter nahte mit einer anſehnlichen Schaar ſeiner Leute, die Alle beritten waren und wohl bewaffnet. Als ſie aber die Bauernſchaaren ſahen und das Sturmgeläute immer weiter vernahmen, da zogen ſie ſich ebenſo ſchnell zurück, als ſie gekommen waren.

Ein Hohngelächter im vollſten, brüllendſten Chore folgte den ſich Zurückziehenden, und aus dem Kampfe, der bevorſtand, wurde ein Gelage, bei dem durch den Vortheil des Wirths angſtvolle Züge ſich wieder aufheiterten.

Als der Ritter heimkehrte mit namenloſem Zorn und glühendem Rachedurſt, war Märten Streffer in ſeiner Burg.

Mit dem Ritter war er in die Pfalz zurückgekehrt, war, nachdem er die Erfolge der Bauern erkundet, nach Germersheim zum Vogte Fleckenſtein geeilt, der in ſeiner Bequemlichkeit den günſtigen Augenblick verſäumt hatte, den Unfug im Keime zu erſticken, und deſſen Spott über der Bauern Muth nun wie ein Centner auf ſeiner Seele lag. Er ſah nun, daß ſeine Macht nicht mehr ausreichte, den Strom zu dämmen; ja, als ſie Mechtersheim heimgeſucht, wurde es ihm ſchwül in ſeiner Burg, weil er einen Ueberfall befürchtete und ſich nicht Macht genug zutraute, den Ueberfall abzuſchlagen. Märten mußte wieder nach Heidelberg eilen, um dort Alles zu berichten und um Hilfe zu bitten. Der Marſchalk aber gab ſchlechten Troſt; denn er bedurfte der geringen Macht, um einen entſcheidenden Streich gegen Erasmus von der Hauben zu führen, der mit ſeinen Haufen die Niederungen des Altrheins und der Rheinufer ſelbſt mit der Brandfackel durchzog und überall den Auswurf der Dörfer, das Geſindel der Städte und die zulaufenden Strolche und Landſtreicher in ſeine Schaaren aufnahm. Märten mußte eilen die Botſchaft zu bringen, daß ſich Ritter Fleckenſtein fürs Erſte ſelber helfen müſſe, aber dem Ritter Rudolph von Zeiskam die Freundesbotſchaft des Marſchalks zu melden, daß er vom Rheine her gegen das Gebirge ziehen und ſeine Burg, ſollte ſie belagert werden, ſicherlich entſetzen werde. Dazu fügte der Marſchalk den Rath, ſo viel Geißeln als möglich in ſei[illegible]urg zu häufen, damit er durch die Drohung, ſie hinzumorden, die Bauern zurückhalten könne.

Märten erſchrack, als er von dem Auftritte hörte; der Ritter ſelbſt erzählte ihm Alles und erleichterte ſo ſein Herz einigermaßen. Ein Blitz leuchtete in ſeinem Auge, als Märten die Botſchaft von den Geißeln ausrichtete. Ohne Verzug ließ er Fechenheimer's ganze Familie und die ſeines Bruders aufgreifen und in die Burg ſchleppen.

„Darf Euch,“ hatte der argliſtige Märten geſagt, unſer einer einen Rath geben?“

„Heraus damit!“ rief Rudolph von Zeiskam.

„Wär' ich an Eurer Statt,“ ſprach liſtig Märten, „ſo holte ich mir einmal zuerſt alle Anverwandte des Jacob Fechenheimer, die alle in Bechingen zur Hand ſind.“

„Du haſt da einen prächtigen Plan!“ rief Rudolph.

„Noch mehr,“ fuhr der Tückiſche fort. „Glaubt Ihr, daß die

Drei heute, wo wieder der alte Brand aufflackert, zu Edesheim bleiben? Ich glaub's nicht. Wißt Ihr aber, wo ſie hinwollten?“

„Nein,“ ſagte der Ritter mit großer Spannung. „Weißt du es denn?“

„Ich weiß es,“ ſagte mit dem Stolze, den der Bauer auf ſein Wiſſen Höheren gegenüber zu legen pflegt, der hier den beſondern Nachdruck dadurch erhielt, daß Märten den Werth ſeiner Perſon in das rechte Licht ſetzen, ſeine Unentbehrlichkeit beweiſen wollte. „Der Ritter von der Hauben hat die Tochter des Benz ſchön gefunden und den entlaufenen Claus, den Gefängnißwärter im „blauen Hut,“ und ſeinen Knappen heimlich nach Nußdorf geſchickt, das Mädel unter dem Vorwande, der Vogt von Germersheim wolle ſie als Geißel aufheben laſſen, in ſeine Arme zu liefern. Die Weiber von Nußdorf aber ſtanden zuſammen, fingen den Claus und jagten den andern davon. Bauern, die mit Beute heimkamen, hingen ihn an der Linde auf.“

„Das iſt herrlich!“ rief ganz ſeinen Aerger vergeſſend der Ritter.

„Hört weiter,“ fuhr Märten fort. „Da ſich nun des Benz Frau und Kind, das des Heinz Pfriemer, eben deſſen, der in Edesheim iſt, Liebchen iſt, in Nußdorf nicht ſicher hielten, wichen ſie von dannen und begaben ſich zu einer Baſe auf die Hardt. Dort ſind ſie noch. Was hindert Euch, ſie morgen aufzuheben?“

„Du biſt ein brauchbarer Kerl,“ rief Rudolph, „und ſollſt dafür heute Abend die beſte Kanne Forſter haben, die in meinem Keller zu finden iſt.“

„Noch bin ich nicht fertig, Herr Ritter,“ nahm Märten, den das Lob ungemein ſchmeichelte, das Wort wieder. „Ich fragte, ob wohl die Drei in Edesheim blieben? Darauf antwortete ich mit nein! Offenbar wollte Fechenheimer heim und die zwei Anderen nach der Hardt. Glaubt Ihr aber, daß ſie, wie's nun ſteht, dorthin gehen werden und Jacob hierher?“

Der Ritter beſann ſich einige Minuten, dann ſagte er: „Nein!“

„So mein' ich auch,“ war Märten's Wort. „Sie warten den Abend ab und gehen dann nach — Nußdorf.“

„Meinſt du?“ fragte der Ritter.

„Verſteht ſich,“ fuhr Märten fort; „denn ſie müſſen ja doch dort die Geſchichte erzählen, um die Bauern nicht zu Verſtand kommen zu laſſen! Wie wär's, wenn wir die fingen und ſo der Schlange den Kopf abſchnitten? Ihr hättet ſie dann und die Geſchichte wär' aus und der Kurfürſt wär' Euer großer Schuldner.“

Der Ritter ſah den Rathgeber mit leuchtenden Augen an. „Kerl,“ ſagte er, „du könnteſt Kanzler werden, ſo gute Anſchläge haſt du! Aber wie ſollen wir's anfangen?“

„Ei, nichts leichter als das!“ rief Märten. „Kennt Ihr den dicken Nußbaum bei dem Heiligenhäuschen von Nußdorf, wo die Pfade zuſammentreffen? Dort verbergt Ihr Euch mit Euern Landsknechten, ſtellt die Gäule im Walde heimlich ein und erwartet ſie. Sie kommen gewiß. Sie ahnen auch nichts. Dann knebelt Ihr ſie, ſchleppt ſie zu den Roſſen und dann geht's haidi — hierher.“

„Wie aber kommen wir unbeachtet dahin?“ fragte der Ritter.

„Ei,“ rief Märten, „das iſt ja das Leichteſte! Ich kenne, wie ein Fuchs, der Trauben naſchen will, alle Schliche und Gänge, führe Euch unbemerkt an Ort und Stelle und das Weitere iſt Eure Sache! Ohnehin geht der Mond jetzt erſt ſpät auf.“

Der Ritter ging freudig ein auf den argliſtigen Plan. Er hatte Alles für ſich und das Gelingen ſchien völlig geſichert.

Fürs Erſte, da es noch zu früh am Tag war, um aufzubrechen, ließ der Ritter Fechenheimer's ganze Mage und Sippe *) aufheben und in die Burg ſchleppen. Es war ein entſetzliches Jammern und Schreien, Angſt und Beſtürzung im Dorf über dieſe Gewaltthat, die Märten Streſſer unklug genug war, ſelber mit auszuführen, und die mit Rohheit und Härte ausgeführt wurde. Märten genoß ſchon einen Theil ſeiner befriedigten Rache, und ſein Herz pochte lauter bei dem Gedanken, dieſen Abend noch ſie völliger befriedigen

---

*) Familie und Verwandtſchaft.

zu können. Gelang es, was er vorhatte, ſo lag noch der weitere Plan in ſeiner Seele, dann ſogleich Nußdorf zu überrumpeln und Pfriemer'n ſelbſt ebenſo wegzuholen. Sie dann in der Burg zu quälen und dem ſichern Strange zu überliefern war ein Gedanke, der ihn ganz außer ſich ſelbſt brachte. — Sah er ſich ja doch ſchon im Pfriemer'ſchen Haus und Gut als Freibauer durch des Kurfürſten Gnade.

Der erſte Streich war gelungen. Die Bechinger ahnten nicht, was in Edesheim geſchehen war und wer dort weile, ſonſt würden Boten dorthin geeilt ſein.

Als die Nacht ſich herabſenkte, ritt eine große Schaar mit dem Ritter an der Spitze aus der Burg. Ganz am Gebirgsfuße hin führte ſie der Kundſchafter, jeden bewohnten Ort vermeidend. Ja, daß man ſelbſt der Hufe ſchweren Tritt nicht in der Ferne höre, ließ er ſie umwickeln.

So erreichten ſie unbemerkt die Stätte, wo Erasmus von der Hauben als Bänkelſänger zuerſt die Gemüther ſo heftig entflammt hatte, und dort verbargen ſie ſich aufs Sorgfältigſte nach Märten's Angabe und harrten mit Spannung der Heimkehrenden. Das Sturmläuten hatte zeitig aufgehört; aber die Wirkung, die es hervorbrachte, war in ihrem ganzen Umfang und Kraft, wie ſie beabſichtigt worden war, eingetreten. Ganze Schaaren Landvolkes waren nach Edesheim geeilt mit Wehr und Waffen, wie ſie ſie eben hatten und fanden. Der Vorgang dort und des Ritters beabſichtigter Ueberfall empörte ſie um ſo mehr, als die ganze Spänne von Seiten des Ritters war hervorgerufen worden. Fechenheimer benutzte den Augenblick, der ſo günſtig war, um das Landvolk gegen die Ritter und ihre unerträgliche Gewalt, ihren verabſcheuungswürdigen Uebermuth aufzuſtacheln. Seine eigene Erfahrung und der heutige Auftritt wirkten ſo mächtig, daß das Volk entſchieden erklärte, des Ritters Burg zu Bechingen müſſe gebrochen werden, ehe der morgende Tag ſich neige. In oder bei Edenkoben beſchloſſen ſie ſolle der Verſammlungsort ſein. Freiwillige in Menge meldeten ſich in der Nacht noch, die Botſchaft hier und dorthin zu tragen, damit eine runde, volle Zahl Streiter erſcheine, die auch Brandleitern und Feuerhaken mitzubringen hätten.

Die Dämmerung kam ſchnell und in ihrem Schatten wollten die drei Männer den Rückweg nach Nußdorf antreten.

Die Edesheimer Bauern ſagten aber: „Ihr lauft dem Zeiskamer geradewegs in die Falle, wenn ihr allein geht! Meint ihr, der Strolch bedächte nicht, daß ihr heim gingt? Meint ihr, er legte euch nicht hier und dort einen Hinterhalt? Den kennen wir, und wo's einen liſtigen Streich gibt, da iſt er nicht blöde und das Schämen hat er ſchon gar lange verlernt.“

Fecherheimer meinte, er habe für heute genug; aber die Bauern ließen einmal nicht nach zu bitten, daß ſie nicht allein ihres Weges gingen. Endlich gaben ſie es denn zu, daß ihrer vierzig, die am beſten bewaffnet waren, ſie begleiteten. Einer war darunter mit einer Hakenbüchſe, die er auf dem Johanniterhofe zu Haimbach erbeutet, nebſt Pulver, Kugeln und Zündkraut. Er hatte ſich ſchon eingeübt, daß er damit ſchießen konnte.

Ehe ſie noch aufbrachen, lud er ſie.

Ohne alle Gefährte waren ſie bis in die Nähe Nußdorfs gelangt. Schon ſah man im Zwielicht der Sterne die dunkeln Umriſſe des Nußbaums und des Heiligenhäuschens, und Alles war ſo ſtill wie im Grabe. Schon mehrmals hatten ſie früher die Begleiter gebeten zurückzukehren; dieſe aber hatten's abgelehnt und wollten in Nußdorf herbergen, damit ſie morgen früh genug bei der Hand wären.

Plötzlich rief der Hakenbüchsſchütze halblaut: „Halt! dort an dem Nußbaum ſeh' ich Leute! Laßt ſehen, ob's nicht des Zeiskamer's Schnapphähne ſind?“

Er legte Zündkraut auf die Pfanne und der Schuß fuhr mit mächtigem Knalle dorthin, wo er die Bewegung geſehen. Ein Schrei wurde gehört, dann ein Ruf und in geſchloſſener Reihe rückten die Landsknechte heran.

Die Bauern ſtanden und bald entbrannte ein wilder Kampf, allein des Ritters Leute waren die geringere Zahl und der Kampf bald entſchieden. Drei wurden gefangen, Einer lag todt an dem Nußbaume, die Anderen flohen. Eine Weile wurden ſie heftig verfolgt, dann ließen die Bauern ab, denn von Nußdorf her, wo der Büchſenſchuß und das Schreien gehört worden war, kamen Haufen Bauern daher.

Der Ritter war glücklich entronnen und Märten Stoffer hatte ſich, ſo bald er den Schuß und den Schrei des tödtlich getroffenen Landsknechtes gehört, ſchleunigſt davon gemacht. Er war ſchon vor dem Ritter in der Burg.

Schlau und vorſichtig hatte er ſich die Umſtände zuſammengeſtellt auf ſeinem Weg. Er ſah die Belagerung der Burg voraus, und was ihm dann blühen könnte, wenn man ihn dort finde, das war ihm ſonnenklar. Er ging daher nur in die Burg, um ſein Bündelein zu holen, ſich mit Speiſe und Trank zu verſehen, und dann irgendwo einen Schlupfwinkel aufzuſuchen, an denen er keinen Mangel litt.

Als die Sieger in Nußdorf einzogen, begrüßte ſie das ganze Dorf; allein nur mit der Aufbietung ſeines ganzen Anſehens mochte es Heinz Pfriemer gelingen, die Gefangenen dem Zorne der Nußdorfer zu entziehen. Nur in ſeinem Hauſe waren ſie ſicher. Die Aufregung hatte wieder ſchnell ihre frühere Höhe erreicht. Man erkannte es in der Gemeinde an, es ſei dringend Noth, an den Geilweilerer Hof eine Verſammlung des Volkes zu berufen, unter dem Vorwande den Brüdern im Elſaß zu Hilfe zu ziehen. Eilboten wurden entſandt, die wieder andere entſenden ließen, und ehe es Mitternacht vorüber war, trugen ſchon in weiter Entfernung die ſchnellfüßigſten der Bauern die Kunde von Dorf zu Dorf, daß morgen am Geilweilerer Hofe das Stelldichein ſei.

Am anderen Morgen lag ein dichter Nebel auf dem Lande; daher geſchah es, daß es ein grauenhafter Anblick war, wie aus dem Nebel die Geſtalten heraustraten, die ſchaarenweiſe ſich dem Hofe nahten. Wie wenn ſie Erdgeiſter wären, die aus ihren Erdgängen und Höhlen hervorträten an den nebeligen Tag, ſo war es anzuſehen. Als nun bei Tauſend zuſammen waren, erzählte

Heinz Pfriemer mit ſeiner ferntönenden, klaren Glockenſtimme, was geſtern geſchehen ſei. Er ſagte ihnen, wie er nur den Vorwand gebraucht mit dem Zuge nach dem Elſaß, um etwa die Vögte hier und da irre zu leiten. Es gälte die Burgen des Landes zu brechen; denn wie der Verrath ſie überall auf Schritten und Tritten umgebe und umlauere, das habe ſich aus dem Verhöre mit den gefangenen Reiſigen in dieſer Nacht herausgeſtellt; denn nun liege es am Tage, daß Märten Streſſer von Nußdorf, den der Kurfürſt gefreiet habe, der Verräther ſei, der dem Vogte von Germersheim die Kunde gebracht, daß ſie ſich das vorige Mal am Geilweilerer Hofe verſammeln wollten; daß er ſtets unterwegs ſei, zwiſchen Heidelberg und der Pfalz, und zwiſchen den Burgen der Ritter und Vögte; ſo habe er am geſtrigen Abend den Hinterhalt, der ihm, Benz und Fechenheimer habe gelegt werden ſollen, auf weiten Pfaden an die Höhe geführt und den Anſchlag gemacht, ſeinen Vater auch aufzuheben. Er ſowohl als der Ritter ſeien in der Burg Bechingen, und da Rudolf von Zeiskam der wildeſte, boshafteſte und hinterliſtigſte der Ritter ſei, ſo meine er, daß auch ſeine Burg die erſte ſein müſſe, die falle.

Als er noch ſo redete, kam ein Eilbote daher, der die Gewaltthat ankündigte, die Rudolf von Zeiskam geſtern an Fechenheimer's Familie und Verwandten geübt.

Das würde entſchieden haben, wenn nicht ſchon Alle eines Sinnes geweſen wären.

Unter lautem Gebrülle des Bauernliedes brachen ſie auf. Vorausgeſendete Boten riefen die bei Edenkoben Verſammelten zur Einigung. Da waren denn mehr als zweitauſend Bauern vereint, die mit Leitern, Haken, Balken, Schmiedhämmern und dergleichen gen Bechingen zogen. Das Bauernlied ſchallte ſchrecklich, von ſo viel rauhen Kehlen geſungen. Selbſt den Ritter Rudolf von Zeiskam wandelte etwas Menſchliches an, als er die Macht, als er die Zorngluth der Bauern wahrnahm. Es wollte ihn tief reuen, was er geſtern gethan, und — daß ſich Märten Streſſer aus dem Staube gemacht, das dünkte ihm die ſchlimmſte Vorbedeutung, da, wie er wußte und ſich ſelber ſagte, das Sprüchwort meinte: „Der Fuchs verlaſſe allemal erſt dann den Bau, wenn er ihm keine Sicherheit mehr biete.“

Die frommen Bauern dachte der Ritter damit zu ködern, daß er ihnen die Botſchaft ſandte, er wolle Fechenheimer's Sippſchaft frei geben, ſie ſollten nur heimkehren.

„Die wollen wir ſelbſt befreien, aber die Burg brechen!“ riefen hohnlachend die Bauern, banden den Boten rücklings aufs Pferd, und gaben ihm den Schweif als Zügel in die Hand und ließen dann mit einem Schlage das Pferd laufen.

Darauf machten ſie unverweilt Anſtalt die Burg zu berennen. Schnell erkannte Rudolf ſeinen nahen Untergang. Nur geringe war gegen ſolche Zahl ſeine Vertheidigungsmacht; aber er war zu ſtolz, noch einmal Friedensvorſchläge zu machen, da ſie die erſten mit ſolch rohem Schimpf und Hohne zurückgewieſen hatten. Er wandte daher alle Macht an, aber ſie reichte nicht aus. Die Thore ſtießen ſie ein, die Mauern überſtiegen ſie und ehe eine Stunde vorüber war, lagen ſeine Leute theils todt da, theils waren ſie verwundet oder zu den ſiegenden Bauern übergegangen. Er ſelbſt, von Fechenheimer's Streitaxt getroffen, ſank betäubt nieder und erwachte in den Feſſeln und Handſchellen, die er ſelber hatte Fechenheimer anlegen laſſen, unter dem Geſange der Bauern:

„Bauernfauſt iſt gut!
Will Burgen und Klöſter brechen
Und zechen!“

Jeder Winkel wurde durchſtöbert, die Schränke und Kiſten ausgeleert und beſonders die Waffenkammer geplündert. Ueberall herrſchte Gräuel der Verwüſtung, und als die Burg leer war und auch Märten Streffer nicht gefunden worden war, da drohten die Bauern dem Ritter mit der Folter, wenn er nicht geſtehe, wo der Verräther ſei. Es war ein Glück für ihn, daß die gefangenen Reiſigen und Landsknechte es mit betheuerten, daß er ſchon vor des Ritters Rückkehr entwichen ſei. Eins lag ſchwer auf des Ritters

Herzen. — Früh am Morgen noch hatte er Reiſige nach der Hardt geſendet, um Elsbeth zu fangen. Brachten ſie das Mädchen, ſo war es um ſein Leben geſchehen. In dieſer Angſt ſchwebte er, als er hinab in Fechenheimer's Haus abgeführt wurde, wohin die Führer und die Befreiten gegangen waren. Vor der Thüre Fechenheimer's lag ein Balken. Darauf wurde er geſetzt, bewacht von zwei Bauern. Hier hatte man die Burg gerade im Auge. Hier mußte er ſehen, wie die Bauern die Mauern niederriſſen bis gegen Mittag. Das Werk der Zerſtörung war vollendet, ſo weit es die Menſchenhand vermochte.

Jetzt ſchlugen himmelhohe Flammen heraus unter einem wahrhaft teufliſchen Jubelgeſchrei der Bauern. Und bis gegen Abend ſaß er da, verhöhnt und verſpottet, immer noch Aergeres erwartend, wenn die Reiſigen mit Elsbeth kämen. Schwarz ſtanden die Mauern ſeiner ſtolzen Burg da; nur aus dem Innern brach bisweilen eine rothe Lohe hervor und ein furchtbarer Qualm, bis endlich auch der erloſch und die Nacht ihren Rabenſchleier über die ſchreckliche Stätte der Verwüſtung breitete. Mit gebrochenem Herzen folgte Rudolph von Zeiskam kettenbelaſtet dem Haufen, der ſich am Gebirge hinzog und in den Dörfern raſtete.

Früh am andern Morgen zogen ſie mit vermehrten Schaaren nach der Krebsburg, die auf ihrer ſteilen Höhe größere Schwierigkeiten bot; aber der Muth fehlte den Vertheidigern und leichten Kampfes wurde ſie erobert, geplündert, und wieder am Tage mit Zerſtören und Plündern hingebracht. Großer Gewinn waren die vollen Waffenkammern der Burgen, die Roſſe und Rüſtungen, die nun bald eine ſtattliche Schaar Geharniſchter, wohl beritten, bilden ließen.

Von der Krebsburg führte ihr Weg zum Kloſter Euſſerothal. Hier wiederholten ſich die unbeſchreiblich ſchauerlichen Gelage von Hördt und Klingenmünſter. Als der Rauſch ausgeſchlafen war, ſtürmte das Heer die Burg Triſels. Mit jedem Erfolge ſtieg der Bauern Uebermuth und rohe Gewaltthat. Jede Feſſel war gelöſt, jeder Zügel zerſtört. Der rohen Gewalt wüſter Leidenſchaften waren Thür und Thor geöffnet.

Nach der Eroberung des Trifels fiel die Biſchofsburg Kirrweiler, und ſiegestrunken zog das ſtets wachſende Heer, mit allem Geräthe nun reichlich verſehen, theilweiſe trefflich bewaffnet, ſelbſt mit Feldſchlangen bereichert nach der reichen Käſten- oder Marxburg bei Hambach, wo das große Faß lag, von dem ſie ſo lange ſchon geträumt, und von dem ſie ſangen:

„Das große Faß iſt unſer Faß,
Das liegt gefüllt im Keller.
Da woll'n wir Alle trinken baß
Und zahlen keinen Heller!“

Die umfangreiche und wohlbewehrte Burg machte den Bauern wohl viel Sorge und Mühe, aber dennoch erlag ſie endlich den vereinten Anſtrengungen, und auch in ihren Mauern begann das Werk ausſchweifendſter Völlerei, des Plünderns und Zerſtörens. Kahle Wände, rauchende Trümmer hinterließen ſie, als ſie nach Neuſtadt hinabzogen.

Todesſchrecken überfiel die Bürgerſchaft. Der Rath war verſammelt, konnte aber zu keiner Entſcheidung kommen. Der Gedanke, daß eine wilde Plünderung bevorſtehe, lähmte allen Muth. Lange zu warten war nicht der ſiegestrunkenen Bauern Sache.

„Laßt uns das Rattenneſt ſtürmen!“ ſchrieen ſie, und ohne Weiteres wurden die Leitern angelegt, die Thore zerſchellt, und unaufhaltſam drang der wilde Strom in die Stadt. Da rettete der pfälziſche Vogt die Stadt durch Unterwerfung. Zwar hatte er muthig geredet, aber der Muth ſaß ihm nur auf der Zunge. Feig unterwarf er ſich mit ſeinen Landsknechten und war ſo gottes- und pflichtvergeſſen, daß er den Eid ſeinem Herrn, dem Kurfürſten, brach und den Bauern Treue und Gehorſam ſchwur.

Märten Streſſer hatte in der Nähe alle dieſe Ereigniſſe mit angeſehen. Jetzt eilte er über den Rhein, die Hiebspoſt gen Heidelberg zu bringen.

IX.

Wenn man im Jahre 1525 durch das kleine Dörflein, das die Hardt hieß, hindurch ging, ſo kam man ganz am nördlichen Ende an ein kleines Hüttchen, deſſen Strohdach hinten auf die Erde niederging und unter ſeiner ſchiefen Höhlung ein Ställchen barg, darinnen zwei Ziegen blöckten. Ein altes Mütterchen wohnte in dem Stübchen, das Küche, Wohnraum und Schlafſtätte zugleich war. Einſam waren des Mütterchens Tage hingefloſſen, denn Gatte und Kinder hatte eine Seuche ihr genommen; Armuth war ihr Loos, und Gebet und Trauer ihr tägliches Brod. Sie bedurfte wenig, und dies Wenige warf ihr Fleiß ab, und was fehlte, erſetzte die Barmherzigkeit der bemittelten Inſaſſen des Dörfleins und ihrer Verwandten in Nußdorf. Plötzlich wurde das Hüttlein belebt; denn ein Weib zog ein mit einem bildhübſchen Knaben, der nun dem Mütterchen Holz las und auch andere Arbeiten ſtill und willig that. Wer die ſchlanke und doch ſo edelgeformte Geſtalt des Knaben ſah, verwunderte ſich darob; aber Niemand dachte daran, daß das Knabenkleid eine Jungfrau verhülle, daß unter der wüſten Pelzmütze, die der Knabe nicht ablegte, ein reiches, glänzendes Mädchenhaar verborgen ſei, und daß das bleiche Ausſehen des ſchönen Geſichtchens nicht eine Folge der Krankheit, ſondern tiefen Gebreſtes des Herzens ſei.

Sie lebten ſo ſtille, mieden ſo ſehr den Umgang Anderer, daß ſie kaum beachtet wurden, zumal denn in ſolchen Zeitläuften die Blicke hinausgerichtet waren auf das wilde Treiben des Bauernaufruhrs, der ſich mit ſeinen Stürmen immer mehr das Hardtgebirge herabzog. Ohnedem waren aus dem Dörflein alle Männer und Jünglinge fortgezogen zum Kampf, und jedes Haus war eine Stätte des Leids und ſchwerer, drückender Sorgen.

So war's denn auch gekommen, daß, als des Zeiskamer's Reiſige die Leute von Hardt, die ſie auf dem Felde trafen, nach des Benz von Nußdorf Töchterlein fragten, ſie ohne zu lügen verſichern konnten, die ſei nimmer in Hardt geweſen, noch weile ſie heuer daſelbſt. Sie waren darauf unverrichteter Sache abgezogen und — da ſie Bechingen und ſeine Burg erobert ſahen, ſchnell nach dem Rheine geeilt, wo der Marſchall des Kurfürſten den Aufſtändiſchen unter Erasmus von der Hauben entgegenſtand.

Elsbeth ahnte nichts von der Gefahr, die ihr gedroht, aber ſie hatte von dem Auftritt in Edesheim gehört, von dem Brechen der Burgen, und da keine Nachricht kam, zog in ihre Bruſt eine namenloſe Sehnſucht ein, den Vater und Heinz wiederzuſehen, und zugleich eine große Angſt um ſie.

Die Mutter aber wandte immer ein, wie ſie ſich auch ſelbſt im Knabenkleide ſo großer Gefahr nicht ausſetzen dürfe. Es könne, ſagte ſie, ihr ja leicht ein Unfall begegnen, der dann ihr Geſchlecht verriethe, und das könne höchſt unſelig gegen ſie ausſchlagen.

Immer aufs Neue flehte das Mädchen. „Sind denn nicht vier Männer, die mich ſchützen?“ ſagte ſie zur Mutter. „Und wenn nun einer von ihnen an einer Wunde Schmerzen leidet,“ fuhr ſie fort, „wer ſoll, wer wird ihn pflegen und ſeine Leiden mildern? Und in dem Kampfe, wie leicht iſt es, daß einer von ſolch einem Unglück ereilt werde? O Mutter, laßt mich ziehen, ich ſterbe vor Angſt und Qual!“

Die Mutter verwies ſie zu chriſtlicher Ergebung und Geduld, und wies ſie hin auf das erfahrene Ungemach, das ſie hierher getrieben habe von Haus und Hof.

„Der Unhold iſt ja fern, der uns ſolch Leid bereitet,“ ſagte ſie zur Mutter, „und wahrlich bei den Männern bin ich ſicherer, als hier bei Euch, wo Ihr mich doch nicht vertheidigen könnt.“

Dennoch blieb die Mutter unerſchütterlich.

Als aber nun die Kunde kam, daß die Marzburg bei Hambach von den Bauern erſtürmt werde, da eilte ganz Hardt auf die Höhe, von wo man Zeuge dieſes Sturmes ſein konnte, wenn auch nur aus der Ferne. Auch Elsbeth und ihre Mutter ſtiegen zur Höhe hinan. Als nun die Alte die Bergänge ſah, die Stürme, als ſie die Hakenbüchſen und die Feldſchlangen knallen hörte, dann die brennende Burg ſah, da neigte ſich ihr Herz zu ihres Kindes Wünſchen, und am andern Morgen ſagte ſie ſelbſt zu ihr, daß ſie hinab gen Neuſtadt gehe, zu ſehen, wie es um ſie ſtehe.

Da aber flog das Mädchen wie ein Pfeil, den die Sehne treibt, und in kürzeſter Friſt trat ſie in das Gemach, wo die vier Führer beim Ochſenwirth Rath hielten, was nun weiter zu thun ſei. Sie waren im eifrigen Geſpräche, als die Thür aufging und der Knabe hereintrat. Keiner von den drei Männern erkannte ſie, ſelbſt ihr Vater nicht; aber das Auge der Liebe ſieht ſcharf.

Heinz rief plötzlich: „Elsbeth, meine liebe Elsbeth!“ Die Männer blickten erſtaunt auf den Knaben, und nun erkannten auch ſie das ihnen allen ſo theure Mädchen. Da gab es ein Reden und Erzählen, ein Fragen und Antworten, das kein Ende nahm. Aber mitten durch die frohen Ergüſſe der Liebe tönte das klirrende Kettengetöſe aus der Kammer nebenan.

Elsbeth vernahm es, und es durchſchauerte ſie allemal, ohne daß ſie die Urſache des entſetzlichen Geräuſches kannte, noch errieth. Endlich fragte ſie Heinz darnach, und dieſer erzählte ihr, wie es gekommen, daß ſie Rudolph von Zeiskam in ſeinen Ketten mit ſich führten.

Tief ergriff es ihre Seele, daß ein Menſch von Ketten belaſtet ſei, der doch ein eigentliches Kapitalvergehen nicht begangen habe. Sie legte ſich aufs Bitten. „Laßt ihn Urfehde ſchwören und dann laßt ihn los. O,“ flehte ſie, „erlaubt es mir, daß ich ſeine Ketten und Banden löſe.“

Pfriemer, noch weniger Fechenheimer, war nicht der Meinung, eine ſolche Unklugheit zu begehen; aber am Ende flehte Heinz wie ſie, um ihr eine Freude zu machen, und die Alten willigten ein.

Heinz trat mit Elsbeth in das Gemach, wo der Ritter ſaß.

„Ritter,“ ſagte Heinz, „Ihr habt einen guten Engel gefunden! Seht, dies Mädchen, das um ihrer Sicherheit willen im Gewande eines Knaben kommt, bittet für Euch, obgleich ſie Euch nicht kennt. Sie iſt des Benz' Tochter und meine Braut.“

Rudolph von Zeiskam ſchlug beſchämt die Augen nieder, denn nun ſiel es ihm ein, daß er in der feindſeligſten Abſicht das Mädchen hatte wollen gefangen nehmen laſſen. Er wagte ſie kaum anzuſehen.

„Ihre Bitte gab Euch die Freiheit,“ fuhr Heinz fort. „Wollt Ihr die Urfehde *) ſchwören, ſo ſeid Ihr heute noch frei!“

Da hob der Ritter das Angeſicht gegen das holdſelige Mädchen, das ihn anlächelte wie ein Engel und ſagte: „Iſt es wahr?“

„Ja, ja!“ rief in kindlicher Freude das Mädchen.

„Kind, ſo vergelte dir's Gott!“ ſprach feierlich der Ritter, „und kann ich dir oder dir, Heinz Pfriemer, denn du haſt mich menſchlich behandelt, je vergelten, ſo ſoll Gott meiner vergeſſen, wenn ich es nicht thue!“

Heinz löſte ſeine Ketten, und nun ſchwur er die Urfehde und ging.

Fechenheimer ſah ihm mit Unwillen nach. Elsbeth ſah es.

„O,“ rief ſie, „Herr Ritter, Ihr wollt mir vergelten. Seht, jetzt ſchon iſt der Augenblick da! Ihr habt dem Fechenheimer Uebels gethan, er Euch. O, gebt euch jetzt, wo Ihr wieder frei einander gegenüber ſteht, die Hand der Verſöhnung!“

In dem Tone des Mädchens lag eine bewältigende Macht. Der Ritter ſtand und drehte ſich um.

„Es iſt wahr,“ ſagte er, „wir ſind quitt. Dies Mädchen übt einen Zauber aus! Sie hat mit ihrem Worte mir das Herz umgewendet. Hier iſt meine Hand, obgleich du mir ſchrecklich vergolten haſt, Jacob!“

Da reichte ihm auch Fechenheimer die ſeine.

„O, Herr Ritter,“ ſagte Elsbeth, kühner gemacht durch ihre Erfolge, „Ihr geht zu dem Herrn Kurfürſten. Er ſoll ſo gut und ſanftmüthig ſein. Redet zu ſeinem Herzen, daß er doch den Leuten nachgebe und ihre Laſten erleichtere, damit doch dies Kriegsweſen ende!“

---

*) Urphede, Urfehde ſchwören hieß: durch einen heiligen Eid betheuern, daß man die Waffen in dieſem Kampfe nicht mehr führen wolle.

Rudolf ließ lange ſeinen Blick auf den Zügen des Mädchens ruhen. Endlich ſagte er: „Du verdienteſt eine Königin zu ſein mit deinem Herzen! Wiſſe denn aber, Kind, daß ich das dem Kurfürſten ſagen will, ſo wahr mir einſt Gott der Herr helfe!“

Und er ging mit freundlichem Grüßen gegen ſeine Feinde von dannen. Benz wiſchte ſich etwas vom Auge, was einer Thräne glich wie ein Tropfen Waſſers dem andern. Fechenheimer ſah ernſt unter ſich. Pfriemer's Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf dem Mädchen, und ſie legte mit ſeligem Lächeln das Haupt an die Bruſt ihres Heinz, der ſie innig an ſich drückte.

Dieſen ſtillen Augenblick, der einem beſſeren Weſen in Aller Herzen den Weg zu bahnen ſchien, ſtörten einige Rottmeiſter des Bauernheeres, die von den Thor- und Lagerwachen meldeten, daß man dort Zwei angehalten habe, die ſich als Boten des Kurfürſten ausgäben.

Betreten blickten ſich die Männer an.

„Wer weiß,“ ſagte Pfriemer, „vielleicht will er ſich milder geben, als wir glaubten. Wir wollen ſie hören. Laßt ſie kommen!“

Dieſes Unerwartete hing aber ſo zuſammen.

Als die Siege der Bauern Schlag auf Schlag folgten, war Märten Streiſſer mit der Kundſchaft über den Rhein geeilt. War ſie eine Hiobspoſt, ſo erfuhr er eine Freudenbotſchaft, ehe er das rechte Ufer des Rheins erreichte, und dieſe konnte das Bittere der andern verſüßen. Erasmus von der Hauben war wie ein Mordbrenner durchs Land gezogen, und ſein Anhang hatte ſich vermehrt wie der Schneeſturz, der vom Berge herabgleitet. War ſchon oben am Gebirge jede Schranke der Zucht und der Sitte zu Boden getreten, wenn es das Eigenthum der Klöſter und Ritter galt, ſo war es bei ſeinem Zuge nur den Klöſtern zugedacht, daß ſie verſchwänden. Burgen fand er auch nur wenige.

Obgleich der Bauernaufſtand im Neckarthale dem Kurfürſten eine Theilung ſeiner Kriegsmacht gebot, ſo zog doch der Marſchall nach dem Rheine, dem Erasmus entgegen, und da kam es denn zur entſcheidenden Schlacht. So lange die Feldſchlangen nicht knallten, ſtanden die Bauern; als aber dieſe ihre Verheerungen begannen, ſtiebten ſie wie Spreu vor dem Wind auseinander. Erasmus wandte ſich gen Pfeddersheim, und dort loderte aufs Neue der Brand der Empörung auf, und Wachenheim erntete zuerſt den vollen Gewinn des Verderbens von dieſem Aufſtande. Dieſe Kunde brachte eiligſt Märten Streſſer dem Landesherrn, und der ſanftmüthige Kurfürſt erkannte es, jetzt ſei die Stunde da, die Hand friedlicher Verſtändigung zu bieten. So zog denn der Kanzler hinüber mit dem Oelzweige des Friedens. Von einer Anzahl bewaffneter Bauern umgeben trat der Kanzler des Kurfürſten, begleitet von einem Schreiber, in das Gemach. Die bewaffnete Schaar von des Marſchalks Heer, die ihm zum Schutze gedient, mußte außerhalb des Lagers und der Stadt harren. In ihre Mitte hatte ſich auch Rudolf von Zeiskam begeben. An einem länglich runden Tiſche im Hauſe des Ochſenwirthes ſaßen die vier Nußdorfer, als der Kanzler eintrat.

Ehrerbietig grüßend ſtanden ſie auf und Heinz rückte den Abgeſandten Stühle zurecht. Die Bauern ſetzten ſich erſt, nachdem der Kanzler ſich niedergelaſſen hatte.

Mit gewandter Rede, ſchonend und ernſt mahnend zugleich, wies der Kanzler ſie hin auf das Unrecht, das ſie beginnen, auf das frevleriſche Brennen und Rauben, auf das gottloſe Auflehnen gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit. „Dennoch,“ fuhr er fort, „biete der Kurfürſt, der mit Recht den Namen des Sanftmüthigen führe, die Hand friedlicher Verſtändigung und hoffe, daß die Aufſtändiſchen mit Einſicht und dem Gefühl ihres Unrechts ebenfalls geneigt ſeien, Alles wieder in das Geleis geſetzlicher Ordnung und guten Rechtes zurückzuleiten; damit ſie aber darin nicht etwa eine Schwäche erkenneten und trotzig zu ſein Luſt bekämen, müſſe er ihnen ſagen, daß jenſeit des Rheines der Aufſtand beſiegt ſei, und der Marſchalk die zügelloſen Haufen des Erasmus von der Hauben gänzlich zerſprengt habe und mit raſchen Schritten nahe, um die Schandthaten dieſes Verbrechers und ſeiner neugewonnenen Haufen zu Wachenheim mit der ganzen Schärfe des Schwertes zu züchtigen.

Er ſei,“ fügte er hinzu, „beauftragt von ſeinem gnädigen Herrn und Gebieter, den Aufſtändiſchen anzubieten, eine Unterredung mit ihnen in der Rathhausſtube des Dorfes Forſt zu halten, zu welcher er ſelber in hoher Perſon zu kommen gedenke, um ihre Beſchwerden zu hören und nach Kräften abzuſtellen, aber auch ihnen diejenigen Bedingungen zu ſtellen, die er als Landesherr ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen ſtellen müſſe. Als Bedingung dieſer Zuſammenkunft habe er die erſte Forderung zu ſtellen, daß der Ritter Erasmus von der Hauben dem Arme der Gerechtigkeit ausgeliefert werde.“

Die gewandte, würdevolle und doch mildgewinnende Weiſe, wie der Kanzler dies Alles vorzubringen verſtand, blieb nicht ohne eine eingreifende Wirkung bei den Bauern.

Pfriemer nahm das Wort und ſagte: „Sie erkenneten in den Worten des Kanzlers wohl die ſanftmüthige Geſinnung des Kurfürſten an, allein ſie hätten auch das Recht auf ihrer Seite und auch die Macht. Wenn der von der Hauben wirklich geſchlagen ſei, ſo berühre ſie das nicht. Er habe ſich ohnehin von ihnen getrennt; auch könnten ſie ihn nicht ausliefern, da er nicht in ihrer Gewalt ſei, ſie nicht einmal wüßten, wo er ſich herumtreibe. Was die Zuſammenkunft beträfe, ſo ſtehe die Antwort darauf nicht in ihrer Macht. Der Herr Kanzler möge weilen, bis ſie das Heer ſelber in ſeinen beſten Männern gefragt. Dies ſolle ſogleich geſchehen; ſie wollten alsdann die Antwort ſchnell überbringen.“

Der Kanzler entfernte ſich, nachdem er ſie nochmals kurz, aber höchſt eindringlich auf die Nothwendigkeit der Beilegung hingewieſen, theils um nicht das Maaß ihrer Schuld noch mehr zu häufen, theils um nicht noch mehr Unheil für Einzelne anzurichten, aber endlich, um nicht durch Vernachläſſigung ihrer ländlichen Geſchäfte Noth und Verderben über ſie und die Ihrigen zu bringen, ja über die ganze Pfalz.

Nachdem der Kanzler weggegangen war, berief der alte Pfriemer die hervorragendſten und einflußreichſten Männer des Heeres. Er ſtellte ihnen das vor, was der Kanzler geſagt, und die Verſammlung entſchied ſich für die Unterredung mit dem Kurfürſten;

aber, meinten ſie, es ſei nothwendig, daß man ſich darüber einige, wie groß die Begleitung des Kurfürſten ſei, damit nicht irgendwie ein Verrath geübt werde. Dreißig Pferde, meinten ſie, ſei das höchſte, was dem Landesherrn zuzugeſtehen ſei, und mit dreißig Pferden wollten auch ſie gen Forſt ziehen. Die beiderſeitigen Heere aber müßten in ihren Stellungen bleiben.

Dieſe Kunde brachte Pfriemer dem Kanzler, und dieſer fand keinen Grund, darin etwas Nachtheiliges zu argwöhnen.

So wurde es denn feſtgeſtellt, daß bis zur Beſprechung nichts Neues unternommen werden dürfe, und der Tag der Unterredung in Forſt anberaumt.

Obwohl Viele im Bauernheere dieſe Löſung wünſchten, ſo war doch auch eine große Zahl Solcher vorhanden, die darein nicht willigen wollten, weil das Leben im Saus und Braus ihnen gefiel, und das Plündern der Burgen und Klöſter ihnen beſſer zuſagte als das mühſelige Arbeiten.

Dennoch gelang es den Beſſeren, die Böswilligen zu beruhigen, und das dem Kanzler gegebene Wort wurde gehalten.

Am Tage der Unterredung ritten mit den Führern noch ſechs und zwanzig Bauern gen Forſt. Wohlbewaffnet mit ſtattlichen Schwerdtern traten ſie in das Rathhaus der Gemeinde Forſt, des Kurfürſten zu harren. Es waren kernige, mannhafte, kräftige Geſtalten. Die Bauern begriffen die Wichtigkeit des Augenblicks. In ihrem Weſen prägte ſich ein trotziger Sinn, aber auch ein tiefer Ernſt aus. Sie hatten den alten Pfriemer zu ihrem Fürſprech erwählt, wohl wiſſend, daß er dazu ganz gemacht ſei.

Sie ſaßen im Halbkreiſe, Pfriemer in der Mitte, und verhandelten noch lebhaft ihre Forderungen, als Pferdegetrappel die Ankunft des Kurfürſten ankündigte.

Pfriemer hatte vorgeſchlagen, den Kurfürſten an der Thüre des Hauſes zu empfangen, aber die Mehrzahl war aufs ſchärfſte dagegen. So blieben ſie ruhig ſitzen; als aber die Thüre ſich öffnete und die ſtattliche Geſtalt des Kurfürſten hereintrat, da ſtanden ſie Alle auf und neigten ſich vor ihm voll Ehrfurcht. Vor ihm gingen der Marſchalk und der Kanzler, und die Weiſeſten ſeiner Räthe folgten ihm.

Die Geſtalt des Kurfürſten war groß und edel. Um das ſchöne männliche Geſicht, deſſen Ausdruck mild und freundlich war, kräuſelte ſich ein gar ſchöner Bart, der auf die hohe Bruſt fiel. Der mit Hermelin beſetzte Kurfürſtenhut bedeckte ſein Haupt. Ein ſchwarzes Sammtkleid ſtand ihm herrlich zu Geſicht. Enganliegende hirſchlederne Beinkleider reichten bis in die breitüberhängenden Stulpſtiefel. Eine ungemein ſchwere goldene Kette hing auf ſeiner Bruſt, und von einem reichverzierten Wehrgehänge wurde das koſtbare Schwerdt getragen. Ein kurzer Mantel von Hermelin hing leicht um die breiten Schultern des Fürſten.

Es war mehr der leiſe Anflug von Trauer, welcher das Auge des Kurfürſten umdüſterte, als Unmuth. Die tiefen Falten der Stirne zeigten, daß die Regentenſorgen nicht allein dem Kanzler zufielen. Die ſonſt ſo friſche Farbe des Fürſten war einer Bläſſe gewichen, die von dem Leide zeugte, das ſeine Seele trug um die verirrten Unterthanen. Der Gruß des Fürſten war herzlich und volles Zutrauen erweckend. Er allein war bedeckten Hauptes in der Verſammlung.

Kaum hatte ſich das aus dreißig Perſonen beſtehende Gefolge geordnet, als der Kurfürſt ſie Alle niederſitzen hieß. Er nahm das Wort.

Aus ſeiner bewegten Seele rangen ſich die Worte los. Sie kamen aus tiefſtem Grunde dieſer edeln Seele. Er ſprach den Schmerz aus, daß der unbändige Geiſt wilder Zerſtörungsſucht, Selbſthilfe und unſeligen Verlangens nach fremdem Eigenthume, der wilde Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen das heilige Recht und Geſetz, der durch das deutſche Reich hindurchgehe, auch ſeine lieben, bisher ſo getreuen Pfälzer ergriffen habe, eingehaucht von Verworfenen, die ſich dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen hätten. Einer dieſer Ruchloſen habe dies beſonders bewirkt. Tief bedauere er es, müſſe es darum auch ſtrenge rügen, daß ſie ſich zu Verbrechen hätten hinreißen laſſen, den Landfrieden zu brechen, die

Stätten des Friedens und der Andacht zu berauben und zu zerſtören, mit den Heiligthümern heilloſen Frevel zu treiben. — Immer mehr ſteigerte ſich bei dieſen Worten der Ernſt des Kurfürſten, ſeine Stimme wurde lauter, der Ausdruck des tiefen Unwillens ſchärfer. Er hielt ihnen alle ihre Verbrechen vor und ſchloß mit dem Alle erſchütternden Worte, daß das eigene Gewiſſen ihnen ſagen müſſe, ſie Alle ſeien dem Schwerdte der Gerechtigkeit verfallen.

Hier hielt der Kurfürſt einen Augenblick inne, und ſein feſter Blick traf jeden Einzelnen im Kreiſe, und Jeder ſchlug ſeine Augen nieder im Gefühle der Wahrheit deſſen, was der Kurfürſt geſagt.

Darauf fuhr er fort, und ſein Ton wurde väterlich milde, — er ſähe ſie Alle nur als Verführte an, als Irregeleitete, als Ergriffene vom Schwindel einer Freiheit, die nicht Freiheit, ſondern Zügelloſigkeit ſei; denn wahre Freiheit achte und ehre das Geſetz und das Recht über Alles. Und weil er ſie als Verirrte betrachte, ſo ſei er als Vater in ihre Mitte getreten, obwohl er es mit der Strafgewalt der Waffen habe thun können. Statt zu vergelten wolle er verzeihen, wenn ſie in reuevollem Erkennen ihres Unrechtes zu ihren Wohnungen und Geſchäften zurückkehrten und den Frevler von der Hauben auslieferten. Er wolle, ſchloß er, gerne ihre begründeten Beſchwerden abſtellen.

Der Kurfürſt hatte geendet. Der Eindruck ſeiner ſo ernſten als milden Worte war tief. Stille ſaßen die Bauern da und blickten unter ſich. Gerade die wildeſten und die größten Schreier, die viel Weſens davon gemacht, wie ſie dem Kurfürſten die gute Wahrheit ſagen wollten, waren bleichen Antlitzes verſtummt. Die Wahrheit hatte ſie ſchwer getroffen.

Da erhob Pfriemer das Haupt, und als er ſich überzeugt, der Kurfürſt habe geendet, da ſtand er auf, blickte ehrerbietig aber feſt in des Kurfürſten Auge und hob dann an: Daß ſie in gebührender Ehrfurcht ſein Wort angehört, aber nun auch erwarteten, daß er, der von ſich geſagt, er ſei als ein Vater in die Mitte der verirrten Kinder getreten, nun auch dieſe Kinder hören und ihre Beſchwerden abſtellen werde. Vorerſt beklage er es mit ihm, daß Frevel ſei getrieben und das Heilige entweiht worden; das ſei nicht ſein, nicht ſeiner Freunde Wille geweſen, auch ſei ihre Hand rein davon; es ſei ſchwer einen Strom zu dämmen, daß er nicht ausbreche und Verderben ſtifte. Wenn aber der Kurfürſt glaube, daß der Aufſtand bloß und lediglich durch den Erasmus von der Hauben hervorgerufen worden ſei, ſo ſei das falſch. Das Wort des Ritters Erasmus ſei nur der Funke geweſen, der in das Zündkraut gefallen ſei, und es entzündet habe. Es ſei heute oder morgen doch zum Brennen gekommen, denn die Laſten, die ſie niederdrückten und beugten, der Druck der Frohnden, die Unmenſchlichkeiten der Ritter, die Härte der Vögte, das Unchriſtliche der Leibeigenſchaft, die Schonungsloſigkeit, Unſittlichkeit und Habſucht der Mönche, das Alles ſei genug geweſen, das Volk zur Verzweiflung zu bringen, da nirgends Abhilfe geweſen, keine Bitte Gehör gefunden habe. Nachdem dies im Allgemeinen vorgehalten, ging er ins Beſondere ein. Er belegte Alles, was er geſagt, mit Beiſpielen, und hob beſonders auch hervor, wie die Hördter Pfaffheit in Leimersheim gehandelt, was ſein Schwager Fechenheimer vom Ritter von Zeiskam erfahren, wie ihm der Vogt von Germersheim mitgeſpielt und wie er des Benz Tochter Elsbeth um keinen Preis habe wollen freikaufen laſſen.

In des Kurfürſten Antlitz konnte man den Mißmuth leſen, ſolche Dinge hören zu müſſen. Er blickte den wunderſam beredten Bauer, der ſo frei, ſo ruhig, ſo klar, ſo geordnet ſprach, mit wachſender Theilnahme an und lieh ihm völlig ſein Ohr.

„Pfriemer,“ unterbrach er ihn, als er von Elsbeth's Befreiung ſprach, „glaubſt du, daß von dem Allem eine Silbe an mein Ohr drang? O, wie gerne würde ich geholfen haben! Damit du es erkennſt, ſo ſei das Mädchen in dieſem Augenblicke gefreiet durch mein fürſtliches Wort, und Jacob von Fleckenſtein wie auch Rudolph von Zeiskam werde ich zur Rechenſchaft ziehen. Glaubet mir, liebe Pfälzer, mir iſt es eine Luſt zu ſegnen, aber ein bitteres Weh zu ſtrafen! Doch,“ fuhr er fort, „Pfriemer, du haſt geklagt, du haſt deine Klagen mit Beiſpielen belegt, die ich zum Theil abſtellen kann: — aber iſt das Alles, ſo iſt bald unſer Friede hergeſtellt, und ich will die Stunde ſegnen, die ich hier zubrachte!"

„Nein, Herr Kurfürſt und Pfalzgraf," ſagte Pfriemer, „das iſt nicht Alles. Ich will's Euch nun auslegen, was wir wollen. Gewährt Ihr uns das, ſo gehen wir heim in Frieden, vorausgeſetzt, daß alle Unbill vergeben und vergeſſen ſei."

„Das hab' ich dir zugeſagt," bemerkte der Kurfürſt.

Pfriemer fuhr fort: „Was wir wollen, iſt dieſes: Ihr löſet die Leibeigenſchaft, wie Ihr ſie Elsbeth Venz gelöſt —"

„Und Märten Streſſer von Nußdorf!" fiel der Kurfürſt ein und meinte etwas recht Dankenswerthes geſagt zu haben.

Alle Bauern ſprangen auf, als ob ſie eine Schlange geſtochen.

„Was?" rief Pfriemer. „Den Landesverräther habt Ihr gefreiet? den, dem der hänfene Strick von allem Volke zuerkannt iſt?"

Der Kurfürſt ſtand wahrhaft verblüfft da. Er ſah den Kanzler an, als ob er ſagen wollte: „Hilf du, gewandte Zunge." Der verſtand den Blick, ſtand auf und nahm das Wort, und es gelang ihm auch Alles wieder rund zu machen. Die Bauern ſetzten ſich beruhigt nieder und dachten wohl, daß die Freiung ihn nicht retten ſolle, käme er in ihre Hand.

Pfriemer fuhr fort, nachdem der unangenehme Zwiſchenfall erledigt war, die Forderungen der Aufſtändiſchen geltend zu machen. Aufhebung der Leibeigenſchaft in Summa, wiederholte er, dann Aufhebung des kleinen Zehntens und Blutzehntens, die Erlaubniß, das Wild für ſich zu erlegen, das ihre Saaten abweide; den Wald wollten ſie nicht betreten, ſofern ſie kein Recht dazu hätten. Daran ſchloß ſich die Erlaubniß des Fiſchens in den Waſſern, ſofern ſie ihr eigenes Land oder ihre Almend *) berühren; das Empfangen des nöthigen Bau- und Brenn- und anderweitigen Nutzholzes aus den Wäldern um billigen Geldſatz, damit das Freveln und Büßen **) aufhöre; Minderung der vielen harten Frohnden für die Herrſchaft, die Klöſter und Ritter; Rückgabe der ihnen entriſſenen Almenden; Aufhebung des Mord- und Baſtardfalles, von deſſen Urſprung keine Menſchenſeele wiſſe; Milderung der Abgaben überhaupt, da der arme Mann kaum mehr im Stande ſei, die Hälfte derſelben, zugeſchweigen das Ganze herbeizuſchaffen; endlich aber verlange das Volk, ſollten ſie mit thaten, auch mit zu rathen, oder mit anderen Worten, die Herſtellung ihrer alten Volksberathung, damit nicht Unrecht ſtattfinde und zeitig zum Ohre des Landesherrn bringe, was Unbilliges irgendwo und wie und wann vollbracht werde und ohne Beirath des Landtages keine neue Laſten ihnen aufgebürdet würden. Gewähre das der Kurfürſt und auch der Biſchof von Speier unter Vergeſſen alles bisher Geſchehenen, und binde es durch Handgelöbniß, ſo wollten ſie friedlich heimgehen, wo nicht — und feierlich erhob er ſeinen Arm, ſprach mit einer wahren Donnerſtimme: ſo möge Gott die Schuld denen zurechnen, die ſie verwirkt!

---

*) Gemeindegut.

**) So viel als ſtrafen.

Als Pfriemer mit dieſen Worten ſchloß, erſchallte plötzlich Trompeten- und Zinkenſchall von der Straße her. Erſtaunt und erbleichend blickten ſich die Begleiter des Kurfürſten an. Ebenſo verblüfft ſtanden die Bauern.

„Was iſt das?“ rief der Kurfürſt.

„Verrath!“ ſchrie der kleine Kanzler, der an das Fenſter getreten war. „Es nahen die Bauernhaufen mit Macht! Das gilt Euch, Herr Kurfürſt!“

Die Begleiter des Kurfürſten waren aufgeſprungen und die Hände lagen am Schwerdtgriffe.

„Haltet ein!“ rief Heinz Pfriemer mit ſeiner mächtigen, glockenhellen Stimme und ſprang ans Fenſter. Ein Blick reichte hin, ihm das Räthſel zu löſen.

„Herr Kurfürſt,“ rief er, „fürchtet nichts! Wir alle ſtehen zu Euch, wenn der Spitzbube, der das angezettelt hat, der Ritter Erasmus von der Hauben, irgend eine Meuterei im Schilde führen ſollte. Nur über unſere Leichname ſollen ſie an Euch kommen.“

Während dies im Saale vorfiel, waren die Bauern genaht.

Achttauſend Männer ſchritten in engern Gliedern, die ganze Straße einnehmend, daher, voraus die rothe Nußdorfer Fahne und Erasmus von der Hauben. Vor dem Rathhauſe hielten ſie an, und im furchtbaren Chor erklang des Liedes Vers:

„Es iſt ganz todt, das alte Recht,
Die Freiheit iſt ein' Leichen;
Es gibt nur eitel Herrn und Knecht',
Der freie Mann muß weichen!
Sie zapfen ab ſein Blut.
Fragt ihr, wer's thut?
Die in den Burgen hauſen
Und ſchmauſen!“

Es war ein Geſang, ſo wild, ſo erſchütternd, daß eines Jeden Nerven erbebten und er durch Mark und Bein ging.

Der Kurfürſt war ruhig, aber die Bläſſe ſeines Geſichtes gab Kunde, daß es ihm kein erfreulicher Gedanke ſei, ſich in ſolcher Gewalt zu wiſſen. Es bewegte ſeine Seele der Gedanke, wie doch ſein armes Volk mißhandelt worden ſei, und nun hatte dies Lied ihn tief erſchüttert.

Heinz Pfriemer arbeitete ſich durch, um auf den Balkon zu kommen, der in der ganzen Giebelbreite des Rathhauſes ſich befand.

Kaum ſah ihn das Volk, ſo wirbelte ein Jubelruf durch die Lüfte. Heinz winkte und alsbald trat eine lautloſe Stille ein.

„Was wollt ihr hier?“ rief er mit mächtigem Schalle; „habt ihr nicht euer Wort gegeben, die Beſprechung nicht zu ſtören? Und nun brechet ihr dies Wort und häufet Schmach und Schande, Treubruch und Verrath auf euch und uns! Schämet euch und ſchämet euch um unſertwillen. Trauet ihr uns nicht mehr? Haltet ihr uns für Verräther, ſo ziehet vors Dorf und wir legen unſere Köpfe vor euch auf den Block, ſo ihr uns untreu findet; aber brechen ſolltet ihr eure Zuſage nicht, weil der Strolch von der Hauben euch verleitet. Trauet ihr dem Kirchendieb und Bauernſchinder mehr als uns, ſo ſei's. Folget dem Ruchloſen und vollendet das Werk der

Schmach und der Treuloſigkeit. Wo nicht, ſo jagt ihn von dannen und erfüllet, was ihr dem Kurfürſt gelobet durch uns!“

„Er hat recht! er hat recht!“ riefen die Bauern.

Von der Hauben würde ihn erdolcht haben, hätte er ihn erreichen können.

„Glaubt ihm nicht!“ ſchrie er im wildeſten Zorne.

„Er hat meine Braut heimlich rauben wollen. Sein Knappe hängt an der Linde zu Nußdorf!“ rief Heinz. „Trauet ihr ihm mehr als mir?“

Ein wildes Geſchrei ertönte für und wider; aber bald entwirrte ſich der Knäuel. Mit unſäglichem Grimm erkannte Erasmus von der Hauben ſeine Niederlage. Nur ein kleiner Theil der Bauern folgte ihm, die ungleich größere Menge wandte ſich um und kehrte dahin zurück, von wo ſie hergekommen. Der Kurfürſt und ſeine Begleiter athmeten erſt wieder frei, als der ſchwere Tritt der letzten Bauern verklungen war.

Als Heinz wieder durch die Thüre des Balkons hereintrat, reichte ihm der Kurfürſt die Hand.

„Du haſt dich als ein braver Mann bewährt und ich ſehe, daß ihr alle ſchuldlos ſeid; aber das tritt aufs Neue ins Licht, wie gefährlich der von der Hauben iſt,“ ſagte er. „Er muß der Strafe verfallen.“

„Euer Wille geſchehe,“ ſagte Heinz; „nur können wir's nicht gleich erfüllen, wie es Euer Herr Kanzler verlangte. Er hat immerhin einen Anhang im Volke, der ſeines Gelichters iſt. Gönnt mir Zeit, und ich gelobe es, ihn zur Haft zu bringen!“

„Wohlan, es ſei, wie du ſagſt,“ fuhr der Kurfürſt fort.

„Noch Eins, Herr Kurfürſt,“ ſprach Heinz; „uns müßt Ihr einen andern Strolch ausliefern, den Märten Streffer —“

„Was that er Euch?“ fragte betroffen der Kurfürſt.

Da brach Heinz' ganzer Zorn hervor. Er wies dem Kurfürſten nach, wie er Lug und Trug auf ſeinen Vater und ihn gehäuft; wie er die Spänne mit dem Vogte von Germersheim geſchürt; aus Rache ſeiner Elsbeth Freikaufung verhindert, die nun der Kurfürſt ſelbſt gefreiet; wie er dem Zeiskamer die heilloſen Rathſchläge gegeben, und das ganze Sündenregiſter des Kundſchafters entrollte ſich vor aller Augen.

Der Kurfürſt war betreten. Das merkte der ſchlaue Kanzler und nahm das Wort. Glatt wie ein Aal und ſich windend wie eine Schlange war ſeine Rede. Gelahrte Redensarten floſſen drinnen hin. Allmählich lenkte er den Gedankenkreis der Bauern wieder auf das Allgemeine und meinte, es ſei doch heute nicht mehr möglich, die Punktationen einer Einigung aufzuſtellen, da der Vorgang auf der Gaſſe allzuſehr einen Jedweden erregt habe. Er ſchlage daher vor, daß ſobald als möglich gemeine Landſchaft, Ritterſchaft, Klerus und Landesherrſchaft zu einem Sendtage oder Landtage zuſammentrete, um alle desideria und gravamina zu prüfen und in geſetzlicher, ordentlicher Weiſe zu löſen. Bis dahin ſolle der Landfriede wie die alte treuga Dei ausgerufen werden und ein Jeglicher ſeine Waffe niederlegen und nach Hauſe gehen.

„So ſei es," ſagte der Kurfürſt, deſſen Bruſt leichter athmete.

Obgleich viele Bauern leiſe die Köpfe ſchüttelten und meinten, ein Fuchs habe mehr als ein Loch in ſeinem Baue, ſo hatte doch die Mehrzahl, gerade je weniger ſie das hochgelahrte Gerede des Kanzlers verſtanden hatte, Luſt, ohne Arg in dieſen Vorſchlag zu willigen. Dazu gehörten vorzugsweiſe die Nußdorfer. Endlich ſtimmten, überredet von dieſen, auch die Zweifelnden bei und durch Handgelöbniß wurde das Alles beſiegelt.

Die Zeit war weit über Mittag bereits vorgerückt. Der Kurfürſt lud die Bauern zu Gaſt, die das auch annahmen; nur Heinz ſagte: „Herr Kurfürſt, laſſet mich erſt zum Volke gehen. Ihr ſeht, wie leicht der Strolch von der Hauben es irre leiten kann. Draußen ſtehen die achttauſend und harren. Laſſet mich ihnen die Kunde bringen, daß nicht neuer Treubruch vorbereitet werde. Ich kehre nach gethanem Werke zu Euch zurück."

„So geh' mit Gott, mein Sohn," ſagte der edle Ludwig von der Pfalz, „und möge Gott deine Friedensworte ſegnen."

Während die Uebrigen alle dem Kurfürſten folgten zum Banket, eilte Heinz ſein Roß zu beſteigen, und flog hinaus zu dem Volk.

In Gruppen ſtanden ſie da, die Lage der Sache erwägend; aber Erasmus von der Hauben hatte durch Märten Streſſer, der horchend an der Rathhausthüre geſtanden, einen Wink erhalten und ſich aus dem Staube gemacht.

Als die Bauern Heinz daher ſprengen ſahen auf ſeinem ſtolzen Roſſe, das er in der Käſtenburg erbeutet, da begrüßte ihn ein tauſendfacher Jubel. „Er bringt uns Kunde!“ riefen ſie. Schnell ordnete ſich ein mächtiger Ring, in deſſen Mitte Heinz hielt.

Er winkte mit der Hand und es trat tiefe Stille ein.

Jetzt erzählte Heinz den Hergang genau. Seine helle Stimme klang zu jedem Ohr und trug ihm deutlich und vernehmlich ſeine Worte zu, bis er geendet.

Nun gab es ein murmelndes Hin- und Herreden.

Gar ſchwer einigt ſich der Bauer. Bei ſeinem Mißtrauen iſt es ſchwer, daß er Zutrauen gewinne. Mehrmals nahm Heinz das Wort wieder. Erſt als die Dämmerung zu nahen drohte, waren die Würfel gefallen; die Bauern nahmen die Vorſchläge an, wollten aber, wenn auch ruhig, doch bis zur endlichen Löſung durch den Landtag gewaffnet bleiben.

Als dieſer Beſchluß des Friedens endlich gefaßt war, blickte Heinz dankend gen Himmel. Heute war ihm doch Manches in anderm Licht erſchienen. Die Worte des edeln Fürſten hatten ſeine Seele erſchüttert, und es ſchien ihm, die wilde Gewalt, die ſie geübt, ſei nicht zu rechtfertigen. Glücklich pries er ſich deßfalls, und frohen Herzens wollte er zu dem Gelage zurückkehren, als in den äußerſten Kreiſen des Rings ein Tumult erſchallte.

„Märten! Märten!“ rief das Volk, und bald drängten ſich mehrere Männer in den Ring, den rothen Strolch, der todtbleich ausſah, herbeiſchleppend.

Er war umhergeſchlichen und drängte ſich vor, Alles genau zu vernehmen.

„Hängt ihn auf!“ ſchrie das Volk. „Hängt ihn auf!“

„Erbarmet euch!“ rief, die Hände faltend und auf die Kniee ſinkend, der Verräther.

„Fort mit ihm!“ ſchrie das Volk wieder und immer lauter.

Heinz ſah ihn an. Seine Stimmung war nicht geeignet, der Rache Raum zu geben.

„Hört mich!“ rief er, und das Volk ſchwieg, ſeinem Wort, gehorſam. „Laßt ihn laufen, iſt mein Rath. Laßt ihn geloben, daß er dem Verrath entſage, und beſudelt das heutige Werk des Friedens nicht mit Blut.“

Märten Streſſer hob ſeine Hände in die Höhe und rief laut: „Ich gelobe von heute an, was Heinz geſagt!“

„Geh' hin, du haſt es an mir nicht verdient!“ rief er ihm zu.

„Hätten wir den von der Hauben, der uns irre geleitet, der müßte dran!“ riefen einige aus dem Volke.

„Ich weiß, wo er iſt,“ ſagte Märten Streſſer, glücklich, daß er die Volkswuth auf einen Andern lenken konnte. „Ich bringe euch Kunde!“ verſicherte er und machte ſich davon.

Bei dem Mahle des Kurfürſten war es anfänglich ſehr ſtill geblieben. Jeder gab ſeinen Gedanken Gehör und ſtellte ſich das heut Erlebte in ſeiner Weiſe zuſammen. Hier und da flüſterten zwei miteinander. Den meiſten der Bauern wollte die Sache nicht recht zu Kopf. Was ſie am meiſten beunruhigte, war der Umſtand, daß keine Friſt geſetzt war für das Zuſammentreten des Landtags.

Als der Wein die Zungen löſte, wurden dieſe Gedanken laut, und Fechenheimer, der ſich bis jetzt ſtill gehalten, hob an, dem Kurfürſten dieſes Bedenken zu äußern.

Nach vielem Hin- und Herreden kam man denn endlich auch darüber ins Klare, daß als äußerſter Punkt das Pfingſtfeſt feſtzuſtellen ſei. Nun kreiſten die Becher luſtig und die Bauern redeten laut, wie es ihnen ums Herz war. Das war aber ein Liedlein, das dem Kurfürſten übel klang. Allmählich wurde es überlaut.

Da wurde der Kanzler abgerufen.

Es war Märten Streſſer, der auf ihn harrte.

„Was willſt du?“ fragte der Kanzler, dem es ungemein unbehaglich war.

„Euch warnen,“ ſagte der Unverbeſſerliche, „denn ich habe Reden gehört, die vorſchlugen, den Herrn Kurfürſten aufzuheben. Da könne man ihm vorſchreiben, was er thun ſolle und was die Bauern wollten.“

Mit Entſetzen hörte das der Kanzler. Verglich er es mit den wilden Aeußerungen der Bauern, ſo däuchte es ihm, als ſei die Gefahr groß.

„Wo ſtehen die Bauern?“ fragte er. „Iſt eine Stelle, wo man gut entweichen kann?“

„Gen Neuſtadt,“ ſagte Märten. „Dort iſt der Weg frei. Die Bauern ſind theils in Forſt, theils weiter weg; andere liegen auf den Feldern im Lager. Eilet, ehe es zu ſpät iſt!“

Auch hier hatte der Schurke gelogen. An die geheiligte Perſon des Landesherrn die frevelnde Hand zu legen, war in keines Bauern Seele gekommen. Und dennoch warf er den Feuerbrand des Verdachtes dazwiſchen, weil friedliche Einigung ihm eine reiche Quelle des Verdienſtes entzog. Während der Kanzler wieder in das Gemach trat, machte ſich der Verräther, der eben erſt dem Strick entgangen war und gelobt hatte, ſein unſeliges Werk zu laſſen, ſchnell hinweg, weil er noch Anderes auszuführen im Sinne hatte. Den Bauern nämlich ſich werth zu machen, galt ihm jetzt, wo er ſo nahe am Abgrunde durch ſie geſchwebt hatte, höher als Alles.

Der Kanzler flüſterte Märten's Kundſchaft in des Kurfürſten Ohr. Dieſer erhob ſich anſcheinend ruhig und entfernte ſich. Nach ihm der Kanzler, der den übrigen Begleitern des Kurfürſten Winke gegeben; einer nach dem andern verſchwand, während einer der Bauern nach dem andern von dem edeln Weine bemeiſtert zur Erde ſank. Allmählich wurde es ſtill im Gemach, und während die Bauern ihren Rauſch ausſchliefen, war der Kurfürſt mit den Seinen nach Neuſtadt gekommen, von wo er unbemerkt nach Heidelberg entwich.

Die aber, welche ſeine Sanftmuth nicht theilten, ſondern mit roher Gewalt dreinſchlagen und die Bauern zu Boden werfen wollten, fanden jetzt ihn empfänglicher für ihre Saat und ſtreuten ſie unermüdet. Wie hier eine Parthei den Frieden nicht aufkommen zu laſſen trachtete, ſo im Bauernheer die, welche immer neuen Verdacht erhoben und jede Maßregel, ſo die Flucht des Kurfürſten, dahin deuteten, als ſei, was er geſagt, nicht ſein Ernſt.

X.

In Pfeddersheim, wo der Ritter Erasmus von der Hauben jetzt die Rolle des Anführers ſpielte und eine ungetheilte Macht ausübte, lagen ſeine Schaaren, die Früchte des Zuges nach Wachenheim genießend. Da kam die Kunde von den verſöhnlichen Schritten des Kurfürſten und von dem nahen Frieden. Dieſe Kunde fiel wie ein Donnerſchlag auf des Ritters Haupt. Kam eine friedliche Löſung zu Stande, ſo war er verloren, das erkannte er. So war es denn eine Lebensfrage die, wie er Mittel und Wege finde, ſolcher Einigung entgegenzuwirken. Schnell brach er nach Forſt auf, um wo möglich noch vor der Beſprechung die Brandfackel zu ſchleudern.

Er kam zu ſpät, die Nußdorfer abzuhalten, die er wohl fürchtete, ſeiner Schurkereien und ihrer Entdeckung in Nußdorf gewiß, die er aber durch die Macht ſeines Anhanges zu beſiegen hoffte. Als er mit einem Haufen von nahe an tauſend Mann Neuſtadt erreichte, war es ihm ein Leichtes, die Bauern zu dem Zuge nach Forſt zu beſtimmen. Es ſei Gefahr für die Nußdorfer Führer, ſagte er ihnen. Der Kurfürſt wolle ſie nur heimlich machen,*) um ſie deſto ſicherer in die Falle zu locken, die er ihnen geſtellt; denn Kundſchafter hätten geſagt, der Marſchall nahe mit ſeinen Landsknechten Forſt, um ſie dort aufheben zu können. Es gelte darum, fuhr er fort, ihnen zuvorzukommen, und das am Kurfürſten und ſeinen dreißig Begleitern auszuführen, was er gegen die Nußdorfer im Schilde führe.

Dieſe Kunde, verbunden mit dieſem Vorſchlage, fand Eingang.

---

*) Volksausdruck für Sichermachen, Zutrauen einſtößen.

Schnell flog's durch die Haufen, und bald erhoben ſich die achttauſend Bauern und zogen gen Forſt in der feſten Abſicht, den Kurfürſten zu fangen.

Dort ſtörte Heinz Pfriemer's Auftreten des Ritters Pläne. Die Bauern ließen ſich beſänftigen, und ihr Haß warf ſich auf den Ritter, der ſich nun ſo ſchnell als möglich unſichtbar zu machen ſtrebte.

War ſein Haß früher ſchon bodenlos heftig gegen Heinz geweſen, jetzt erreichte er die größte Gewalt. Mancherlei Gedanken durchkreuzten ſeine ruchloſe Seele. Ihm auflauern und ihn meuchlings niederſtoßen, das wurde am Ende herrſchender Gedanke.

Da bot ſich ihm eine andere Gelegenheit, ihm unausſprechlich wehe zu thun, ehe ſein Stahl ſich in ſeinem Herzblute tränke, und ſeine Seele jauchzte auf in wilder Luſt.

Als nämlich die Führer des Bauernheeres in des kurpfälziſchen Kanzlers Vorſchlag einſtimmten, eine Beſprechung mit dem Kurfürſten ſelbſt zu halten, und Forſt dazu als Verſammlungsort beſtimmt worden war, quälte ſie die Sorge um Elsbeth's Unterkunft, da ſie, wenn auch im Knabenkleide, doch nicht mit in die Verſammlung gehen konnte.

Zum Glücke fiel es Benz ein, daß in Forſt eine Wittwe wohne, die einſt in ſeinem Haus als treue Magd gedient, da eben Elsbeth ein liebliches Kind war. Dort ahnte Niemand ihre Anweſenheit und ſie war ſicher, bis ſie ſie wieder mit ſich zurücknehmen konnten nach Neuſtadt.

Als ſie nun aufbrachen, ſaß Elsbeth feſt und ſicher wie ein Mann auf dem ſtattlichen Roſſe, das im Marſtalle Rudolf's von Zeiskam eine Zierde geweſen war, und das ſie mit großer Sicherheit und Erfahrung lenkte. Unterwegs ritt Heinz immer neben ihr, und manches trauliche Wort flog hinüber und herüber, und mancher Scherz über ihre Angſt.

„Kind,“ ſagte Benz ſich zurückwendend, „bei der alten Sibylle biſt du wohl aufgehoben; nur darfſt du dich an keinem Fenſter blicken laſſen!“

Sie gelobte das heilig, und als ſie Forſt erreichten, trabte Benz mit Heinz Pfriemer zu der Hütte Sibyllen's, um dort ihr Kleinod zu bergen.

Mit großer Freude begrüßte die Alte ihren guten Brodherrn und mit noch größerer das liebe Kind, das ſie auf ihrem Schooße geſchaukelt und das nun zur reizenden Jungfrau erblüht war. Benz ſagte ihr, er werde ſie am Abend abholen oder durch einen ſicheren Mann abholen laſſen, um nach Neuſtadt zurückzukehren.

Während die Alte für ein Mittagsbrod ſorgte, lag Elsbeth auf ihren Knieen und betete für ein geſegnetes Gedeihen des heutigen Werkes. Das heiße Ringen im Gebete hatte Freudigkeit und Hoffnung in ihre gläubige Seele geſenkt.

Da hört ſie mit einem Male die Zinken und Trompeten ſchallen, da vernimmt ſie den ungeheuern Lärm, der die Straße daherkommt. Sie faltete zitternd ihre Hände. Sollten die Bauern Hand legen wollen an die geheiligte Perſon des Kurfürſten? Sollte der Kurfürſt eines ſo ſchändlichen Verrathes fähig ſein? Sollte all ihr Hoffen ſo gräßlich zu nichte werden?

Immer näher kam der Tumult. Die faſt taube Sibylle vernahm nichts davon. Von unausſprechlicher Angſt gefoltert eilt Elsbeth, alle die Warnungen ihres Vaters vergeſſend, an des Häuschens Thüre. Da nahte der Zug, an deſſen Spitze noch Erasmus von der Hauben ritt. Sein ſcharfer Blick erkannte auf der Stelle das Mädchen, ſie in eben dem Augenblick ihn. Raſch eilte ſie in das Hüttchen zurück, ihre Unvorſichtigkeit ſchwer beklagend. Als jedoch das mächtige Heer vorüber war und es bis zum Abend ſtille blieb, ſie ſelbſt nicht angefochten wurde, auch ihr Vater nun bald kommen mußte, da wich ihre Furcht.

Aber Benz kam nicht, denn auch er hatte des ſüßen Weines, deſſen Schwere ſie Alle nicht kannten, zu viel genoſſen, und Heinz, der Einzige, der nüchtern war von den Führern, hielt noch Rath auf dem Feld und mußte dann die Befehle geben, wo das Heer übernachten ſollte. Auch er, Elsbeth ſicher wähnend, kam nicht, weil ihn ſeine Führerpflicht in Anſpruch nahm.

Erasmus hatte ſie geſehen; das war genug, um an dieſem Punkte den Faden ſeiner blutigen Rache an Heinz anzuknüpfen, zumal er die Befriedigung einer lodernden Leidenſchaft zugleich in der Ferne winken ſah.

Von dem Heere hatte er ſich weggeſchlichen und in einer Herberge ſich bis zur Dunkelheit verborgen. Dort war mit ſeinem in allen Schlichen des Laſters erfahrenen Knappen der Plan zur Reiſe gediehen.

Als die Nacht gekommen war, umwickelte Jockel die Hufe der Roſſe und führte ſie unferne des Hüttchens Sibyllen's, das nahe dem Ende des Dorfes lag.

Dann blieb Erasmus draußen auf ſeinem Roſſe, des Opfers gewärtig, und Jockel trat zutraulich zur Alten.

„Benz läßt Euch grüßen," ſagte er. „Er hält vor der Thüre mit ſeinem Roß. Elsbeth ſoll kommen." Darauf trat er wieder vor die Thüre.

Sibylle lief in die Stube und ſagte zu Elsbeth: „Tummle dich, Kind, dein Vater harrt vor der Thüre, er hat Eile!"

Jockel war unterdeſſen wieder hereingeſchlichen und hatte das Licht der Alten ausgeblaſen.

Elsbeth ſetzte ihre Mütze auf, verbarg darunter die Flechten ihres ſchönen Haares und eilte freudig dem Vater entgegen.

Jockel ergriff ſie, hob ſie vor den Ritter in den Sattel und dieſer, ihr ſchnell einen Mantel überwerfend, gab ſeinem Pferde die Sporen und war verſchwunden.

Wie der Iltis und Marder nach ſeiner Beute umher ſchleicht, ſo war Märten Streſſer umher geſchlichen, den Aufenthalt des Ritters von der Hauben zu erkunden; aber er hatte es mit Einem zu thun, der ihn an Schlauheit weit übertraf. Sein Geld ſchloß des Wirthes Mund, und Märten war zweimal im Haus und ahnte nicht, daß Erasmus mit ihm unter einem Dache weile. Nun durchkreuzte er in der Dunkelheit das Dorf in allen Richtungen und kam an Sibyllen's Häuschen, als Elsbeth aufs Roß gehoben wurde. Er hörte einen halb erſtickten Schrei; dann ſchien es ihm, als ſeien es Geiſterpferde. Er ſah ſie vorüberfliegen, ohne ihren Hufſchlag zu hören.

„Halt," ſagte er zu ſich ſelbſt, „mit rechten Dingen geht das nicht zu. Da ſind die Hufe umwickelt und zu ehrlichen Zwecken thut man das ſelten."

Er trat in das Haus. „Alte," ſagte er, „wer wurde denn da auf das Pferd gehoben?"

„Wer anders als Elsbeth, des Benz von Nußdorf Töchterlein?" gegenfragte antwortend Sibylle.

„War's denn Benz, der ſie abholte?" fragte er.

„Wer anders ſoll's denn geweſen ſein?" war ihre Antwort.

Noch ſtand Märten bei ihr, als die Thür aufging und Heinz Pfriemer hereintrat. Er trat raſch herzu, als er Märten ſah. „Was willſt du hier?" fragte er ihn und mit ſchlecht verhehltem Unwillen und Mißtrauen.

„Heinz," ſagte Märten, „da iſt eben ein Mädchen in Knabenkleidern auf ein Roß gehoben und fortgeführt worden, das nicht auf dies Roß gehörte, deſſen Hufe umwickelt waren. Wenn das nicht Erasmus von der Hauben war, ſo war es der Teufel!"

„Was?" ſchrie Heinz und faßte verzweifelnd mit beiden Händen ſeine Haare. „Was ſagſt du?"

Da erzählte Märten den Hergang und Sibylle beſtätigte es.

Wie eine Leiche bleich ſtand der Jüngling da. Es war, als ſeien ihm alle Gedanken getilgt. Starr blickte er in die Flammen des Lichtes. Da war's, als führe er plötzlich erwachend zuſammen. Er faßte Märten Streſſer's Schulter, daß dieſer zuckte, und rief: „Welche Richtung haben ſie genommen?"

Märten ſagte: „Wie willſt du ſie erreichen? Sie haben einen weiten Vorſprung und du hörſt ihren Hufſchlag nicht, da die Hufe umwickelt ſind. Eile du morgen nach Pfeddersheim, dort iſt des Fuchſes Bau, der das Täubchen geholt hat."

Heinz ſtürzte hinaus und auch Märten verließ die Hütte. In ſeiner Seele jubilirte er über das Unglück, das den Verhaßten getroffen hatte. Ja, die Verruchtheit des Menſchen zeigte ſich deutlicher, daß er die entgegengeſetzte Richtung andeutete, als die war, die Erasmus genommen, als Heinz dringender darnach fragte.

Erasmus war mit ſeiner widerſtrebenden Beute davon gejagt, und als er ſich in hinlänglicher Sicherheit wußte, ließ er von Jockel die Hufe losbinden und das Mädchen knebeln. Darauf jagten ſie blind in das Dunkel der Nacht hinein, in der Hoffnung einen Wald zu erreichen, wo die erſte Raſt möglich wäre, um weitere Pläne zu ermitteln. Noch keine Wegſtunde waren ſie ſo in geſtrecktem Laufe, nur ſelten zur Erholung der Thiere unterbrochen, fortgeritten, als ſie ſich plötzlich von Landsknechten umgeben und ergriffen ſahen. Das Wehren wäre Thorheit geweſen, denn Erasmus konnte ſich nicht regen, weil er das Mädchen vor ſich auf dem Sattel hielt. Einer der Landsknechte zog unter ſeinem Seitenmantel eine kleine Laterne hervor und beleuchtete die Gefangenen.

Da rief der Anführer plötzlich: „Alle Peſt, das iſt ja Erasmus von der Hauben!“

„Victoria! ihr Landsknechte,“ rief er, „der Preis, den der Kurfürſt auf des Strolchen Kopf geſetzt hat, iſt euer!“

Erasmus wollte jetzt das Mädchen unbemerkt zur Erde gleiten laſſen, aber die Landsknechte hatten es bemerkt.

„Das gefangene Vögelein muß zu den Raubvögeln gehören,“ rief Einer lachend, „denn er hat da ein Täubchen geſtohlen — und es iſt geknebelt!“

„Was?“ rief da der Anführer und ritt herzu.

„Seht her, Herr Marſchalk,“ ſagte der Landsknecht, „da iſt kein Zweifel!“

„Menſch,“ rief der Marſchalk, „welche verruchte Streiche häufen ſich bei dir, das Maaß voll zu machen!“

Erasmus entgegnete nichts. Er war verſtummt; aber Trotz, Grimm und Furcht zugleich ſtanden deutlich in ſeinen Zügen.

„Macht den Knaben frei,“ rief der Marſchalk.

„Es iſt iſt kein Knabe,“ ſagte der Landsknecht, „denn eben iſt ihm die Kappe entfallen. Seht nur ſelbſt, das reichſte Frauenhaar, das ich jemals geſehen!“

Das arme Mädchen war jetzt frei. Der Knebel war ihr aus dem ſchönen Munde genommen; aber Todesangſt malte ſich in ihren Zügen.

„Wer biſt du, Mädchen?“ fragte ſie der Marſchalk.

Mit zitternder Stimme ſagte ſie, wem ſie angehöre. Faſt kein Wort konnte ſie zuſammenhängend reden, ſo preßte ihr die Angſt heftiges Weinen aus.

Der Marſchalk ſah ihre Angſt.

„Sei ruhig, Kind,“ ſagte er, „dir geſchieht kein Leid. Danke Gott, daß du aus den Händen dieſes Unmenſchen erlöſt worden biſt! Freilaſſen darf ich dich zwar nicht, denn du biſt das Kind eines Anführers der Aufſtändiſchen, aber hier ſtehſt du unter meinem Schutz und morgen unter dem deines Herrn, des Kurfürſten. Da trifft dich kein Weh.“

Alles Nöthige war unterdeſſen beendet, der Ritter und ſein Knappe aufs Grauſamſte geknebelt und Elsbeth auf ein Handpferd geſetzt worden, und ſo ging es denn jetzt zurück in das Lager des Marſchalks.

Das unerwartete Zuſammentreffen war aber ſo gekommen: Obgleich der Kurfürſt volles Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit der Bauern ſetzte, ſo hegte doch der Marſchalk Sorgen um ſeine Sicherheit. So war er denn aus eigenem Antrieb im Dunkel der Nacht mit zweihundert Landsknechten ihm entgegen geritten oder doch nahe zu geritten, damit, wenn er von Verrath umgeben ſein ſollte, eine ſchnelle Hilfe möglich ſei. Durch die lichtloſe Nacht, da nicht einmal Sternenlicht die Dunkelheit hellte, waren ſie jedoch in der Richtung irre geworden, in der ſie Forſt zu ſuchen hatten. Deshalb hielten ſie auf freiem Felde ſtille. Als ſie die Pferde hörten und den ſcharfen Ritt, meinten ſie, es ſei vielleicht der fliehende Fürſt; allein es war Erasmus, der ihnen in die Hände lief und ſeinem Schickſal entgegen, das ihn mitten im Wege zum Ziel einer neuen Frevelthat ereilte.

Im Lager entſtand allgemeiner Jubel über die Gefangennahme des Mannes, der ſo vieler Verworfenheit ſich ſchuldig gemacht.

Alle Ritter und Befehlshaber eilten herbei, ſich zu überzeugen, daß dem wirklich ſo ſei. Als ſie das Mägdlein ſahen, bewunderten ſie deſſen Reize, und nicht Wenige trugen Luſt, ſich Scherze zu erlauben, die dem reinen Gefühl Elsbeth's wehe gethan haben würden. Sie wagte nicht aufzublicken und ſtand da, ein zitternd Engelsbild, das an jedes edle Herz das Anrecht des Erbarmens hatte.

Als eben ein Kreis junger und roher Geſellen um ſie ſtand, trat auch Ritter Rudolph von Zeiskam hinzu, der ſich in das Lager des Marſchalls begeben hatte. Kaum erblickte er Elsbeth, als er ſie erkannte.

„Halt!“ rief er, „laßt das Kind in Ruhe! Das edle Mädchen rettete mich aus Ketten und Banden, vielleicht vom Tod. Ich bin ihr hochverbunden. Komm, Kind,“ ſagte er zu Elsbeth, „faſſe Muth. Die Stunde iſt da, wo ich vergelten kann!“

Er faßte ihre Hand und führte ſie zum Marſchall, dem er das erzählte, was ihm Elsbeth gethan. Er bat den Marſchall, ſie ſeiner Obhut anzuvertrauen, indem er ſein Manneswort für ihre Sicherheit verpfändete, und gern überließ dieſer ſie ihm, da er wußte, daß der Ritter in einem Haus Einlager hielt, wo für das Mädchen bei einer braven Hausfrau eine rechte Stätte des Troſtes ſei.

Wenige Stunden nach dieſen Ereigniſſen erreichte der Kurfürſt mit ſeinen Getreuen das Lager, nachdem ſie vielfach herumgeirrt, endlich aber von einem treuen Bauern zurecht geführt worden waren.

Noch in der Nacht brach das Heer gen Heidelberg auf, und als die Morgenſonne hell über dem Gebirge aufging, beſchien ſie zwei Leichname an den Aeſten eines Nußbaums. Es waren die des Ritters Erasmus von der Hauben und ſeines Knappen. Elsbeth aber zog mit gen Heidelberg, wo ſie in dem Hauſe des Ritters Rudolph von Zeiskam eine Stätte, und bei ſeiner wackern und ſanften Hausfrau eine Zuflucht fand.

I.

Früh am Morgen erwachten die Bauern im Rathhauſe zu Forſt von ihrem wüſten Rauſche. Alles, was ſie am Tage vorher erlebt, erſchien ihnen wie ein Traum.

Benz gedachte Elsbeth's, Pfriemer fragte nach Heinz.

„Wo wird er ſein,“ — fragte lachend Benz ſeinen Nachbar, „wo wird er ſein, als bei ihr?“

Sie brachen auf zu dem Hauſe Sibyllen's; aber ſchon im Dorfe hörten ſie das Entſetzliche und vernahmen, daß Heinz ihm nachgeſetzt habe.

Dieſer Schlag traf die Väter um ſo ſchwerer, als ſie bereits die Nachſtellungen kannten, die Elsbeth von dem Verworfenen erfahren hatte. Sie waren tief gebeugt von dem Schickſale.

Allgemein wurde der Schmerz der geliebten Führer von dem Volke getheilt. Die Schlaueſten unter den Bauern erboten ſich als Kundſchafter auszugehen und eilten hinweg, dem Mädchen nachzuſpüren, wohin ſie auch der Räuber gebracht haben könnte.

Am Abend des Tages kehrte Heinz mit ſeiner Schaar troſtlos zurück. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß der Menſch, dem er das Leben erwirkt, ihn auf eine falſche Fährte abſichtlich geleitet habe, nämlich Märten Streſſer. Er hatte ſie nicht gefunden. Der Zorn gegen den verworfenen Märten Streſſer kannte keine Grenzen, und Heinz war troſtlos über Elsbeth's Verluſt. „Wüßt' ich ſie todt,“ ſagte er, „ich wollte weinen um ſie, aber ich wüßte ſie wohl geborgen im Himmel; doch ſo weiß ich ſie in der Gewalt eines Ruchloſen, der die ſchändlichſten Abſichten gegen ſie hegt, die er ausführen wird, um ſein Gelüſten und die Rache gegen mich zu befriedigen.“

Er raufte ſein Haar in wilder Verzweiflung. Vergebens war jeder Troſt, den ihm theilnehmende Liebe widmete. Er verſank in einen Zuſtand des Lebensüberdruſſes, der ſeinen Vater namenlos unglücklich machte. Benz war außer ſich, weil er ſich ſagen mußte, daß ſein Rauſch des Unglücks Urſache ſei.

Ein Bote nach dem andern kam zurück. Keiner brachte Kunde. Endlich am Abend des dritten Tages kam einer, der ſich bis ins pfälziſche Lager gewagt hatte. Er brachte die unerwartete Nachricht vom Abzuge des Heeres und von dem Ende des Erasmus und ſeines Knappen; aber auch die tröſtlichere von Elsbeth's Rettung durch Rudolph von Zeiskam.

Da fiel ein Lichtſtrahl des Troſtes in die gequälten Herzen. Sie wußten, daß ſie jetzt außer Gefahr ſei, und vertrauten dem Edelmuthe des Zeiskamer's, daß er ſie ſchützen werde um ſo mehr, als ſie ihm die Freiheit in Neuſtadt gebracht.

Von jetzt an widmeten ſich die Männer wieder den übernommenen Pflichten. Im Rathe der Führer wurde beſchloſſen, daß das Heer unter den Waffen bleiben ſolle, bis des Kurfürſten Wort ſeine Erfüllung fände. Die Stelle aber war bei Winzingen und in den nächſten Dörfern, wo das Heer ſich lagerte, wenigſtens ein Theil deſſelben.

Mittlerweile war das Heer des Kurfürſten von der Pfalz verſtärkt durch die Hilfstruppen der ihm verbündeten Fürſten und Biſchöfe, den Aufſtändiſchen jenſeit des Rheins entgegengezogen und Sieg auf Sieg folgte ſeinen Fahnen. Bald genug unterlagen die Bauern, denen es an Einheit der Führung fehlte, den verbundenen Fürſten und Herren und mit Thomas Münzer's ſchmählichem Tod endete der Aufſtand, weil die wirkende Feder in ihm gebrochen war und der mächtigſte Hebel gefallen. Durch dieſe Ereigniſſe verzögerte ſich die Erfüllung des Verſprechens, mit dem es dem Kurfürſten ein rechter Ernſt war.

Pfingſten kam, aber kein Landtag wurde ausgeſchrieben. Da gohr es wieder heftig jenſeit des Rheins.

„Er hat uns betrogen!“ riefen die Bauern voll Grimm und Zorn. Heinz hielt zurück. Ach, war ja doch ſein Theuerſtes in des Kurfürſten Gewalt! Er ſandte Botſchaft hinüber, aber der Kanzler wies ſie ſchnöde ab. Von Elsbeth kam keine Nachricht, auch nicht die geringſte. Da war's umſonſt, länger die Bauern zurückzuhalten, und aufs Neue loderte des Aufruhrs wilde Flamme auf; gewaltiger denn je. Heinz begann nachgerade Elsbeth für ſich als verloren anzuſehen. Auch in ſeiner Seele loderte eine wilde Leidenſchaft auf, und um dem Schmerz ein Gegengewicht zu bereiten, ſtürzte er ſich in den wilden Strom des Aufſtandes. Alle ſeine Hoffnungen waren zu Grabe gegangen; darum wollte er mit den Brüdern ſiegen oder ſterben.

Die Burg Wolfsberg war die erſte, die das Schickſal Bechingens und der übrigen Burgen erfuhr. Kaum drang die Kunde ins Land, ſo ſtrömten wieder die verwilderten Haufen herzu. Das Winzinger Schloß loderte in Flammen auf. Ihm folgte Rupertsberg und des Biſchofs Schloß zu Deidesheim. Sie bildeten die Fackeln des Aufruhrs, die ins weite Land hinein leuchteten.

Nach dieſen Siegen theilten ſich die Haufen. Die Bockenheimer, wie man die Haufen aus den Niederungen nannte, zogen gen Neuhauſen, die Nußdorfer aber nach Landau. Wie groß auch ihr Gelüſten war, die reiche Stadt zu plündern, ſo wußte doch die tapfere Bürgerſchaft zu gut das Loos, das ihrer wartete, als daß ſie nicht ihre Mauern und Thürme hätte mit allem Muthe vertheidigen ſollen. Wohl gelang es den Bauern, eine Verſchwörung in der Stadt anzuzetteln, allein der ſorgſame Vorſtand der Stadt entdeckte ſie, ſtrafte die Verſchworenen am Leben und vertheidigte um ſo tapferer die Stadt. Endlich wurden die Bauern müde, vor der Stadt zu liegen; ſie trafen ein Abkommen mit dem Magiſtrat. Dieſer lieferte dem Bauernheer, in dem Hungersnoth auszubrechen drohte, Brod und Wein, worauf ſich die Bauern nach der Burg Scharfeneck wendeten. Der feige Burghauptmann übergab die Burg gegen freien Abzug der Beſatzung und überließ die Veſte mit ihren reichen Vorräthen der Plünderung der Bauern. Hier geſchah es, daß Fechenheimer von der ſchwindelnden Höhe eines Thurmes herabſtürzte, ohne ſich im mindeſten zu beſchädigen. In dieſem Ereigniß erblickten die Bauern einen Fingerzeig, daß ihr Werk den Beifall des Himmels habe, und mit dieſem Troſte brachten Viele das allmählich erwachende Gewiſſen zur Ruhe; Andere gebrauchten es, die Bauern mehr und mehr zu entflammen und die Leichtgläubigen nur um ſo mehr an die Sache des Aufruhrs zu feſſeln.

Und welch ein Bild bot die geſegnete Pfalz dar! Die Aecker lagen unbearbeitet; keine Sommerſaat ſenkte ſich in die Furchen; kein Weinberg wurde bearbeitet; kein Gewerbe ging. Nur die Schmiede hatten Arbeit und die Schuſter, ſonſt lag die Nahrungsloſigkeit drückend auf allen Ständen. Wer es bewerkſtelligen konnte, floh in die jenſeitige Pfalz oder weit hinab in die Unterpfalz und den Nahgau, wo tiefer Friede wohnte. Alle vorhandenen Vorräthe waren aufgezehrt. Eine Zeit des Mangels, wie ſie kaum erſt verſchmerzt war, zeigte ſich immer näher und blickte hohlaugig und dräuend Die an, die nicht blind, wie die Aufſtändiſchen, die rechte Lage des Landes prüfend erkannten. Was ſollte werden, wenn kein Friede zu Stande kam? Und konnte er zu Stande kommen, wo neuerdings Frevel auf Frevel gehäuft wurde? Wo man Geſetz, Recht, Ordnung und Sitte mit Füßen trat? Wo Raub und Mord jetzt die Schritte der Horden zu begleiten begann? Raub, geübt an dem ſtillen Bürger, der noch etwas hatte; Mord, geübt an dem, der es wagte, dies Treiben zu tadeln oder ſich demſelben zu widerſetzen.

Konnte der Kurfürſt ſchweigend zuſehen, wie ſeine ſchöne Pfalz verwüſtet wurde? Konnte der „Sanftmüthige“ länger Nachſicht und Schonung üben, wo man ſein höhnte und die Bitten ſo vieler Entflohenen um Hilfe flehten?

Immer weiter abwärts bezeichneten Ruinen und rauchende Trümmer den Weg des Volksheeres, aber nicht bloß dies, alle Schandthaten eines entmenſchten Haufens wurden geübt, alle Frevel entfeſſelter Rohheit und Leidenſchaft. Sie nannten ſich Befreier und man bebte vor ihrer Freiheit; man floh vor ihnen.

Sie waren Räuber und Mordbrennerhorden, die keine Schonung mehr kannten. Vergebens war auch alles Einſchreiten der beſſerdenkenden Führer, denn Zucht und Gehorſam waren Dinge, die ſeit der Forſter Beſprechung zu den nichtvorhandenen gehörten.

Nachdem die Schlöſſer Dirmſtein, Leiningen, die Abtei Limburg, die zahlreichen Burgen, die wie ein Kranz den Donnersberg umgaben, gefallen waren; nachdem man Städte und Dörfer geplündert, geraubt, geſchändet, gemordet, zog von tauſendfachem Fluche begleitet das Heer gen Pfeddersheim. Feig ließ ſie der Rath der Stadt einziehen, und hier wollten die Bauern ruhen von ihrer Arbeit und der Früchte ihres Raubes froh werden.

Tief in ſeine düſteren Gedanken verloren ſaß Heinz Pfriemer am Fenſter eines Hauſes am Markte, wo er und die drei übrigen Hauptführer Quartier genommen. Ihm war's in der Seele, als nahe das Schwert der Vergeltung. Er ſprach ſeine Ahnungen aus, aber ſeine Gefährten, Fritz Bader, Fechenheimer und Benz, waren der entgegengeſetzten Meinung. Sie trauten ihrer Macht, die über zehntauſend Streiter betrug, und hofften, nun werde der Kurfürſt andere Saiten aufziehen, zumal das Heer verlange, gen Heidelberg geführt zu werden.

Ihr Geſpräch wurde immer lebhafter. Sie vernahmen nicht, daß ein wilder Lärm draußen auf den wogenden Gaſſen wirbelte. Plötzlich ſprang ein Bauer, der als Rottmeiſter diente, in das Gemach und rief: „Endlich haben wir ihn!“

„Wen?“ fragten alle Vier zugleich.

„Den Verräther, den Mönch Streffer!“ rief der Bauer. „Er ſchnüffelte wieder heimlich in der Stadt herum und ſuchte nach einem Knaben; aber das war nicht genug. Er forſchte auch unſere Leute aus, um unſere Zahl zu erfahren!“

„Nach einem Knaben forſchte er?“ fragte Heinz und ein leiſes Beben ergriff ſein ganzes Weſen.

„Ja,“ ſagte der Bauer; „aber wir halten das nur eben für einen Vorwand, für einen Kreuzer Urſache zu ſuchen.“

„Bringt ihn hieher!“ rief Heinz. „Er allein kann uns von Elsbeth Kunde bringen!“

„Das iſt zu ſpät,“ ſagte der Bauer, „ſie haben ihn draußen vor dem Thor an der großen Linde gehängt!“

„Sein Maaß war voll,“ ſagte Pfriemer. „Du, Heinz, warſt Schuld, daß er uns ſo lange ſchadete. Und was war des Streiches Lohn dafür, daß du ihm das Leben erhielteſt? Daß er dich auf eine falſche Straße wies, wo du Elsbeth verfehlen mußteſt. So gerieth ſie in die Hand unſerer Feinde.“

„O hätte ich ihn noch ſprechen können!“ klagte Heinz.

„Nach einem Knaben hat er geſucht?“ ſprach Fechenheimer. „Gebt Acht, das Mägdlein iſt ihnen in Heidelberg entſprungen.“

Das Wort war kaum geredet, da öffnete ſich leiſe die Thür und ein bleicher Knabe wankte herein, taumelte und ſank erſchöpft zu Boden. Es war Elsbeth.

Alle Vier ſtürzten auf ſie zu und hoben ſie auf. Ein Vetter, der als Arzt in Pfeddersheim Ruf hatte, wurde ſchnell herbeigeholt.

„Legt ſie aufs Bett,“ ſagte er; „ſie iſt übermüdet, das arme Mädchen. Laßt ſie ſchlafen und haltet's ſtille. Ihre Ohnmacht wird in einen geſunden Schlaf übergehen, und wenn ſie erwacht, iſt ſie geneſen.“

Sie folgten dem Rathe. Heinz, Pfriemer und Benz wichen nicht von ihrem Bett. Jede Veränderung ihrer Züge erſpähte Heinz mit bewegtem Herzen, ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung; aber als endlich die tiefen Athemzüge die Bruſt ſo ruhig heben und ſenkten, als nach einem mehr als zwölfſtündigen Schlaf auf die eingeſunkenen Wangen wieder eine leiſe Röthe trat, da hob ſich das treue Herz in der ſeligen Gewißheit baldigen und geſunden Erwachens.

Und bald darauf ſchlug ſie die Augen auf und ſahe angſtvoll empor; als ſie aber ihren Vater und ihren Heinz ſah, da lächelte ſie wie eine Selige und ſank wieder matt zurück. Erſt als ſie ſich durch Speiſe und Trank erquickt, kehrte die jugendliche Lebenskraft in reichem Maaße zurück, und ihre Hände drückend ſtanden Alle um ſie her.

„Wo kommſt du her, mein Kind?“ fragte ihr Vater.

„O, das iſt eine lange Geſchichte,“ ſagte das Mädchen; „doch ich will ſie ſo kurz als möglich zuſammenfaſſen.“ Sie erzählte nun, wie Erasmus von der Hauben ſie im Forſt getäuſcht und dann geraubt hatte. Sie ſchilderte ſo lebendig ihre Empfindungen in jener Nacht, daß einmal über das anderemal es die ſtarken Männer eiskalt überlief. Wie ſie dann durch den Marſchall gerettet, von Rudolph von Zeiskam freundlich aufgenommen und gen Heidelberg zu deſſen Frau gebracht worden ſei. Hier habe ſie als dienende Magd gelebt, kummervoll und gebeugt, überall bewacht und beargwohnt.

„O, in meiner Seele war nur ein Gedanke,“ ſagte ſie, „wie ich entfliehen könne aus dieſem Kerker, den man mir wirklich angenehm zu machen ſuchte, zumal ich gehört,“ ſagte ſie leiſe und erröthend, „daß mich der Herr Kurfürſt frei gemacht habe. Wie ich aber bemerkte, ſo wurde ich von allen Seiten bewacht. Von Niemanden als von Martin Streſſer, den ich oft umherſchleichen ſah, hörte ich von euch; aber was ich hörte, das machte mir das Herz bluten. Ihm gab ich Aufträge, aber ich dachte mir, daß er ſie nicht ausrichten würde. Da machte ich mir einen Plan. Ich wollte recht fröhlich und heiter werden; ich wollte ſelbſt die Bewerbungen eines Knappen des Ritters, aus Sanct Lamprecht bürtig, mir gefallen laſſen, um ſie zu täuſchen und meine Flucht möglich zu machen. Die Hofhunde des Schloſſes zu Heidelberg köderte ich mir an und machte ſie heimlich. Das Töchterlein des Thorwarts machte ich zu meiner Freundin, und ſo hielt ich mich lange und ſchläferte ihre Wachſamkeit ein.

Endlich — ach, es war vor acht Tagen! — da hörte ich den Herrn Marſchall zu dem Ritter Rudolph von Zeiskam ſagen, nun ſei der Feind am Main, an der Jaxt, der Tauber und dem Neckar beſiegt, nun werde der Kurfürſt ſeine ganze Heeresmacht auf die Pfälzer Bauern werfen, die eines ſolchen Schlages nicht gewärtig wären, die er darum zermalmen werde.“

Das, o ich kann es kaum ſagen, fuhr mir wie ein Pfeil in das arme gequälte Herz. Euch von der Gefahr Kunde zu geben, euch von dem Untergange zu retten, das ging mir jetzt über Alles. Einen Tag lang ſtellte ich mich krank, dann ging ich Abends zu des Thorwarts Käthe; aber im Schatten der Mauer zog ich meine alten Knabenkleider wieder an, die ich ſorgfältig aufbewahrt hatte, und einen günſtigen Augenblick benutzend flog ich zum Thore hinaus in die Stadt. Es war Nacht. Mit Bauern aus Seckenheim, die noch in der Stadt waren, kam ich durch das Mannheimer Thor und lief nun links vom Thor am Berge hin, um den Rhein zu erreichen. Mit vieler Mühe, unter ſchweren Opfern und Entbehrungen kam ich glücklich herüber. Raſt und Ruhe gönnte ich mir nicht, bis ich euch fand, um euch die Botſchaft der Gefahr zu bringen, die Gefahr mit euch zu theilen!“

Als ſie geendet, überhäuften ſie ſie Alle mit Lob, und Einer ſah ſie mit ſüßem Entzücken an und drückte innig die kleine Hand.

Wenige Tage reichten hin, die Roſen wieder auf die Wangen zurückzurufen, die einſt ſo herrlich hier geblüht.

Darüber entſtand aber eine ernſte Berathung, ob es nicht gerathener ſei, daß Elsbeth nach der Hardt gehe, wo die Mutter noch immer in ſchwerem Kummer weile.

„Gewiß!“ ſagte ſie; „aber ich kehre wieder, daß euch die Liebe in der Stunde der Gefahr pflege.“ Das mußten ſie ihr zugeſtehen, und ſo begleitete Benz ſie zur Mutter, die in ſchwerem Herzensgebreſte ſich ſchier verzehrte um ihr theures Kind.

XII.

Wie der Marſchall geſagt, als Elsbeth nahe ſtand, ſo war es wirklich, ſo lag es im Plane, ſo wurde es zur Ausführung bereitet.

Das ſanfte Herz des Kurfürſten war empört über der Bauern Treubruch. Sie hatten gelobt, die Waffen ruhen zu laſſen, bis es dem Kurfürſten möglich werde, den Landtag zu berufen; dann hatten ſie ihm als Friſt Pfingſten abgerungen, obgleich er kaum die Möglichkeit einſah, bis dahin Alles vorzubereiten. Und nun war kaum Pfingſten halbwegs, ſo zogen ſchon Viele nach dem Elſaß, dort ihren Brüdern zu helfen, oder beſſer und der Wahrheit treuer, dort zu rauben, da es jetzt in der Pfalz nichts zu rauben gab. Dort war bei Weißenburg in offener Schlacht das Bauernheer überwunden, zerſprengt, vernichtet werden, obgleich es an Zahl dreifach den Truppen geordneter Kriegsmacht überlegen war.

Dort war ein Beiſpiel gegeben. Noch war es Zeit zum Frieden, aber die Meiſten waren zu ſehr mit Schuld belaſtet, als daß ſie nicht hätten wünſchen müſſen, die Entſcheidung auf die Spitze des Schwertes zu ſetzen; Andere, und deren war eine große Zahl, waren verblendet genug, zu glauben, der Kurfürſt werde es nicht wagen, ſie anzugreifen; darum könnten ſie nach Herzensgelüſten rauben, plündern und ausſchweifen. Noch Andere waren entrüſtet über den Treubruch, weil der Kurfürſt nicht ſein Wort löſe; Alles hielten ſie darum für Spiegelfechterei, und ſo glaubten ſie aus Rache das alte Werk der Zerſtörung beginnen zu müſſen.

O, es war eine Sünde des Kanzlers und derer, die den ſanften, menſchenfreundlichen Fürſten umgaben, daß nicht ein offener Verkehr mit den Bauern unterhalten und das gegenſeitige Vertrauen erweckt wurde. Kundſchafter, wie der verworfene Märten Streſſer, ſchlichen hin und her, und nährten den Argwohn, den des Erasmus von der Hauben unſelige Aufreizung der Bauern am Tage von Forſt geſäet hatte. So trieb ein Keil den andern, bis die Flamme aufloderte, die das Land zerrüttete; bis die Aufwühlung aller Verhältniſſe dem Verderben Thür und Thor öffnete; bis das arme, verblendete, leider arbeitſcheuen und verderben gewordene Volk wieder zu Raub und Plünderung ſich wandte.

Da endete des edlen Kurfürſten reiche Geduld, und er erkannte, wie ſehr die recht hatten, die da ſagten: „Man müſſe der Schlange den Kopf zertreten, wenn man ihrem giftigen Biſſe entgehen wolle!“

Bei Oppenheim ſetzte das Heer über, das der Kurfürſt in Perſon begleitete, und in Eilmärſchen rückten die Landsknechte mord- und beuteluſtig gen Pfeddersheim heran, wo das Bauernheer ſich gelagert hatte, des Feindes in keckem Siegesübermuth harrend, denn viel Tauſende waren in der Stadt. Die Mauern waren mit Feldſchlangen beſetzt. Munition war in Fülle da, und kundige Feuerſchützen in hinlänglicher Zahl, und an Lebensmitteln waren reiche Vorräthe in den Kirchen der Stadt aufgeſpeichert.

Um noch einmal das Wort der Liebe und Verſöhnung zu reden, ließ ſie der Kurfürſt zur Uebergabe auffordern und ihnen Vergebung zuſichern, wenn ſie heimkehrten zu ihrem friedlichen Herde; allein der alte Pfriemer aufs Höchſte erbittert, weil er den Kurfürſten des Meineides beſchuldigte, ließ ihm durch den Boten ſagen: „Ihn, den Meineidigen und Treuloſen, und ſein Heer von Henkersknechten würden ſie in die Pfanne hauen, und was übrig bleibe wie räudige Hunde im Rhein erſäufen?“

Das war zu arg, zu viel, um es ruhig zu ertragen.

Enger umſchloß das Heer die Stadt. Ueberall wurden Hügelreihen aufgeworfen und Bruſtwehren, um die Feldſchlangen günſtig aufzuſtellen. Am Abend war dies vollendet und am andern Morgen ſollten die Karthaunen den ſchrecklichen Morgengruß den Belagerten zurufen.

Noch in der Nacht verſuchten die Bauern einen Ausfall. Es gelang ihnen, einige Kriegswerke zu zerſtören; aber des Kurfürſten Heerführer waren wachſam. Es kam zur mörderiſchen Schlacht und viertauſend Bauern blieben auf dem Felde liegen. Ein ſchauerlich, ein ſchrecklich Vorſpiel des morgenden Kampfes. Heinz Pfriemer und Benz waren die Anführer dieſes unglückſeligen Ausfalls. An ihrer Seite war das unerſchrockene Mädchen auf einem Roſſe. Sie ließ es ſich nicht nehmen, die Theuerſten, die ſie auf Erden hatte, in der Todesgefahr zu begleiten. Eine der erſten Stückkugeln traf Benz. Er ſank leblos, ohne einen Laut zur Erde. In demſelben Augenblick entſank die rothe Nußdorfer Fahne der Rechten Heinz Pfriemer's. Die Kugel eines Handrohres hatte den Oberarm, jedoch nur im fleiſchigen Theile getroffen.

Elsbeth, wenn auch ſchmerzzerriſſen über des Vaters Tod, ſah kaum das Sinken der Fahne und das Hervorſchießen des Bluts aus dem ledernen Aermel am Handgelenk, als ſie des Pferdes Zügel ergriff und das ihre antreibend aus dem Bereiche des Kampfes hinausflog.

„Wohin? Wohin?“ rief Heinz ihr zu — aber ſie hörte ihn nicht; nur vorwärts trieb ſie die Thiere. Vergebens widerſtrebte

Heinz. Die Thiere ſelbſt, getrieben von der Angſt, die das Knallen der Geſchütze ihnen brachte, flogen dahin, wohin, ohne zu wiſſen, welche Richtung ſie nahm, Elsbeth das ihre lenkte.

Allmählich wurde der Ton der Geſchütze dumpfer, das Dröhnen des Bebens weniger bemerkbar; das Kampfgetöſe verhallte in der Ferne. Heinz, vom Blutverluſte matt, ließ ſich faſt willenlos leiten.

Endlich vermochten es die Thiere nicht in ſo geſtrecktem Galopp weiter hinzujagen. Elsbeth hielt an.

„Wie iſt dir?“ fragte ſie. „Schmerzt deine Wunde ſehr?“

Sie zog ein Tuch hervor, der Arm wurde entblößt, und ſie wand es um die blutende Wunde, indem ſie Heilkräuter, die ſie geſammelt hatte, darauf band.

Heinz wollte zurück zu den Seinen. Er überhäufte ſie mit Vorwürfen, daß ſie ihn ſeinem Beruf entzogen.

Sie lächelte unter Thränen. „Soll ich dich auch ſterben ſehen, wie ich den Vater ſterben ſah?“ fragte ſie. „Nun ſind die Thor verſchloſſen. Du kannſt nicht mehr zurück. Aber ſagt dir nicht der Kampf dieſer Nacht, welch ein ſchrecklich Ende der Aufruhr nehmen muß?“

„Aber mein Vater!“ rief er aus. „Treulos verlaſſ' ich ihn im Augenblicke der Gefahr!“

„Will ihn Gott retten, ſo geſchieht es,“ ſagte gläubig das Mädchen. „Ich habe ihn beſchworen zu fliehen, er that's nicht!“

Und wieder faßte ſie die Zügel und immer in der Richtung, die ſie einmal genommen, ging der Ritt fort, bis in einem Walde der Ruhepunkt gefunden war. Doch auch hier war kein Weilen. Nach einer Friſt von höchſtens einer Stunde trieb das Mädchen die müden Thiere von Neuem an, die jetzt nur langſam die Reiſe fortzuſetzen im Stande waren. Als der Tag graute, lag rechts ein Hochwald. Der aufſteigende Rauch kündigte eine Köhlerhütte an. Dorthin lenkte das Mädchen die müden Roſſe und den todtmüden, ganz erſchöpften Heinz.

Die Niederlage der letzten Nacht brachte in Pfeddersheim eine Wirkung hervor, wie ſie zu erwarten ſtand. Zwar antworteten die

Geſchütze der Bauern wacker denen des kurfürſtlichen Heeres, welche die ganze Nacht durch die Mauern beſchoſſen; aber eine große Muthloſigkeit war über die Bauern gekommen. Als der Tag kam, konnte man von den hin und wieder gänzlich zerſtörten Mauern das Schlachtfeld des geſtrigen Abends überblicken. Es war ein grauenvoller, entſetzlicher Anblick. Viertauſend Leichen deckten das Land. Die Landsknechte hatten kein Pardon gegeben, darum waren nur wenige Verwundete in die Stadt zurückgekommen. Ein Todtenfeld dehnte ſich über den Kampfplatz, deſſen Anblick das Herz ſtocken machte.

Heinz, Elsbeth, Benz fehlten! Sie waren geblieben, das lag außer Zweifel.

Der alte Pfriemer, der nie geweint hatte, ſaß da und ſtützte den Kopf in beide Hände. Die Arme ruhten auf ſeinen Knieen und die Thränen träufelten nieder zwiſchen ſeine Füße. Jetzt ging ihm das rechte Verſtändniß auf, jetzt ſah er, wie er ſein Glück, das Glück Tauſender zertrümmert hatte.

„Sei ein Mann!“ rief Fechenheimer, deſſen Söhne Beide auf dem Schlachtfelde lagen. „Hab' ich weniger eingebüßt als du? — Nun gilt's einen ehrlichen Mannestod. Ein Anderes bleibt uns nicht mehr übrig. Laß uns als Männer ſterben! Sie wollen die Stadt übergeben!“

„Nimmermehr!“ rief er aus und ſprang auf. Beide eilten auf den Platz, wo das Volk verſammelt war in bedauerlichem Kleinmuthe.

Pfriemer und Fechenheimer widerſetzten ſich mit aller Kraft der Uebergabe; aber ſchon wehte die weiße Fahne vom Kirchthurme, ſchon waren die Glieder des Raths von Pfeddersheim mit einigen Bauern hinausgeeilt, ihre Unterwerfung mit der Bitte um Schonung vorzubringen.

Der Marſchall wies ſie trotzig zurück. Uebergabe auf Gnade und Ungnade, Auslieferung der Führer von Nußdorf, Niederlegung der Waffen, das waren die Forderungen, die er ſtellte.

Troſtlos kehrten die Abgeſandten zurück. Es galt einen ernſten, kräftigen Widerſtand von Seiten der Führer. Und dennoch riefen plötzlich Feiglinge: „Sie haben uns ins Unglück geſtürzt und nun wollen ſie uns vollends auf die Schlachtbank führen!“

Ein wildes Gemurmel entſtand.

Fechenheimer ſprang auf einen Brunnen, um ſich deſto beſſer vernehmbar zu machen.

„Reißt ihn herunter!“ ſchrie das Volk.

Mächtig drängten ſie heran, und ehe Fechenheimer herabſteigen konnte, war er und auch Pfriemer ergriffen und ſogleich gebunden.

Unter eben dem brüllenden Jubel, mit dem ſie die Führer ſonſt begrüßt, ſchleppten ſie ſie jetzt zum Thore.

In weitem Umkreiſe ſchweiften die Landsknechte umher, die Bauern, die in der letzten Nacht dem Blutbad entronnen waren, zuſammen zu treiben. Schaaren brachten ſie in das Lager, die hier dicht gedrängt ſtanden.

Da öffnete ſich das Thor Pfeddersheims und waffenlos kamen die Schaaren der Bauern hervor, die gefeſſelten Führer vor ſich herſchleppend.

Als aller Augen auf dies Schauſpiel gerichtet waren, machten die im Lager zuſammengetriebenen Bauern einen Verſuch zu entfliehen.

Kaum bemerkten das die erbitterten Landsknechte, als ſie ſchonungslos auf ſie einhieben.

Der Kurfürſt, der zu Pferde gegenwärtig war, ſprengte unter ſie und rief: „Laßt ab. Es ſind Verirrte. Ich habe ihnen vergeben!“ — Aber ſein Wort blieb ungehört und alſo unbeachtet Achthundert Bauern hieben ſie ſo zuſammen.

Der Kurfürſt ſah ganz bleich vor innerer Bewegung die Leichenmenge und er zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge. Denen in Pfeddersheim verzieh er; aber dreißig Rädelsführer der Bauern und vier Bürger der Stadt, die die Thore den Bauern geöffnet hatten, wurden enthauptet.

Pfriemer's und Fechenheimer's Häupter fielen zuerſt.

Der Tag von Pfeddersheim endete den Pfälzer Bauernkrieg. Einzelne zerſprengte Haufen fielen bald unter dem Racheſchwerdte der Landsknechte — und über der Pfalz lag die Stille des Grabes — aber Schmerz, Jammer, Elend wütheten fort und fort, gieriger als das Schwerdt, und drüben in Nußdorf brach ein Mutterherz unter der Laſt ſeines tiefen Schmerzes über ſein zertrümmertes Glück.

XIII.

Jahre waren vergangen, Jahre voll Leid für Tauſende in dem ſchönen Land, und das Sprüchlein: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“ wollte nicht mehr wahr werden.

Rudolf von Zeiskam hatte Bechingen nicht mehr aufgebaut. Er lebte in ſeinem Burghauſe zu Zeiskam in ſtillem Familienglück. Eines Tags, es war ſchon ſpät im Jahre, trat eine junge Frau in das Thor, ſo dürftig gekleidet, daß die Edelfrau, welche gerade im Hofe ſtand, ihr eine Gabe reichte.

„Ach,“ ſagte das Weib, „ich wollte nicht betteln — aber —“

Die Edelfrau wurde jetzt aufmerkſam. Sie blickte das Weib ſchärfer an. Es war eine blühende, kräftige Geſtalt, mit ſanftem, beſcheidenem Ausdruck. Auf ihrem Arme trug ſie ein engelſchönes Kind, ein Mädchen, und ein vollwangiger Knabe von etwa drei Jahren hielt ſich am Rock der Mutter.

Wie ſcharf aber auch die Edelfrau ſie anſah, etwas Bekanntes konnte ſie nicht finden.

„Was willſt du denn?“ fragte ſie endlich mild und freundlich.

„Ach,“ ſagte das junge Weib, „Ihr kennet mich nicht mehr, edle Frau, und doch habet Ihr mir viel Liebs und Guts erwieſen.“

„Dir?“ fragte die Edelfrau und blickte ſie noch ſchärfer an, und das Weib lächelte, und zwei Reihen Zähne wurden zwiſchen den friſchen Lippen ſichtbar wie Perlen.

Jetzt fiel's wie Schuppen von ihren Augen, und: „Elsbeth!“ rief ſie aus, ihr freundlich näher tretend.

„O, erkennet Ihr mich doch wieder?“ ſagte die junge Frau, und es trat eine Thräne in ihr Auge.

Die Edelfrau faßte ihre Hand und ſagte: „Komm herein, Elsbeth, komm! Sind das deine Kinder?“

Mit Mutterſeligkeit im Blicke bejahte ſie's, und als die gütige Edelfrau die Schönheit der beiden Kinder pries, da leuchtete Elsbeth's ſchönes Auge im Vollgefühl ihres Mutterglücks. Als ſie in das Burghaus trat, fragte ſie nach dem Ritter. — Er war anweſend und freute ſich, Elsbeth wiederzuſehen, die noch ſchöner geworden war als Mutter.

Die Edelfrau bewirthete die Wohlthäterin ihres Gatten, und auf natürliche Weiſe kam die Frage im Verfolge des Geſpräches, wie es ihr ergangen ſei.

Da erzählte denn Elsbeth, daß ſie in das Gebiet des Erzbiſchofs von Mainz geflohen ſei, und dort anfänglich mit ihrem Heinz ſich als Knecht und Magd verdingt habe, immer fürchtend, es möge noch die Rache des Geſetzes ſie verfolgen. Dort habe ſie das Schickſal Pfriemer's, der Tod ihrer Mutter tief gebeugt; noch tiefer, daß ſie nicht in die theure Heimath habe zurückkehren dürfen. Heinz habe ſeine Verirrung ſchwer beklagt und in langem Leid gebüßt. Als Knecht und Magd hätten ſie ſich nicht heirathen können; allein eine gute alte Wittwe, bei der ſie gedient und die ſie in ihrer Krankheit treu gepflegt, habe ihr, da ſie keine Kinder gehabt, ihr Häuschen und ein Gärtchen dabei vermacht. Nun hätten ſie ſich denn verheirathet und als Tagelöhner bisher ſich redlich ernährt; aber — da ſei denn mit jedem Jahre die Sehnſucht nach der Heimath mehr und lebendiger erwacht. Sie hätten wohl gehört, daß das Anweſen Pfriemer's vom Kurfürſten ſei eingezogen worden, und daß ein Pächter darauf wohne. Da nun der Ritter Rudolf einſt geſagt, ſie ſolle ſich an ihn wenden, wenn ſie einſt ſeiner bedürfe, ſo ſei ſie den weiten Weg dahergewandert, um die Bitte auszuſprechen, ob nicht der Ritter bei dem Herrn Kurfürſten eine Bitte einlegen wolle, daß ihr lieber Heinz, der ein ſo guter Gatte und Vater ſei, und die Verirrungen ſeiner Jünglingsjahre ſo tief bereue, begnadigt werde, und vielleicht durch des Kurfürſten Gnade Pächter werden könne auf dem Freigut, das einſt ſein rechtmäßiges Erbe geweſen, das ihm aber durch den Spruch des Geſetzes ewig verloren ſei. Der Ritter könne überzeugt ſein, daß er ſeine Bitte für einen gründlich Gebeſſerten einlege, der gewiß ein treuer Mann ſein werde ſeinem rechtmäßigen Herrn.

Das junge Weib hatte dieſe Worte mit einer ſo ſanften, wehmüthigen Stimme, mit einem ſo das Herz bewältigenden Tone vorgebracht, daß beide Gatten davon tief ergriffen waren.

„Sei ruhig, Elsbeth," ſagte Rudolf von Zeiskam; „ich reite morgen ſchon hinüber, und wenn du hier bleiben kannſt, etwa acht Tage, ſo kannſt du die Antwort ſelber mitnehmen."

Sie verſicherte, daß ſie das könne, und wenn es die edle Frau erlaube, hier bleiben wolle. Sie mußte nun dem Paar ihre und ihres Heinz Rettung aus Pfeddersheim erzählen und that's mit aller Genauigkeit, wie es die Sitte des Volks iſt. Sie ließ dabei ſo tiefe Blicke in ihr reines und treufrommes Herz thun, daß die Edelfrau ſie ſehr lieb gewann und Abends ihren Gatten bat, Alles aufzubieten, das Glück der zwei Menſchen zu gründen.

Früh am Morgen ritt Rudolf von Zeiskam, begleitet von den heißen Gebeten Elsbeth's und den innigſten Wünſchen ſeiner Gattin, hinweg. In ſeiner Seele lebte der heißeſte Wunſch, daß ihm das gelingen möge, was ſeine Seele erfüllte.

Der edlen Frau, die ſchon damals, als Elsbeth als Gefangene in ihrem Hauſe war, ſie geliebt und ihr viel Gutes erwieſen hatte, gewährte es eine hohe Freude, Elsbeth und ihre Kinder beſſer zu kleiden, als ſie trotz der ſchon kühlen Herbſtzeit gekleidet waren. So, in beſſerem äußerem Zuſtande, ging Elsbeth nach Nußdorf, an das Grab ihrer guten Mutter. Sie war dort mit reicher Liebe aufgenommen worden; aber wie hatten die Ereigniſſe des Bauernkrieges zerſtörend in das Familienleben eingegriffen! Keine Familie im Dorfe war ohne Trauer um irgend ein theures Glied. Und der Wohlſtand früherer Tage, wie war er zerrüttet und vernichtet!

Im Hauſe ihres Vaters ſaß eine andere leibeigene Familie.

Märten Streſſer's Kinder bettelten ihr Brod, obgleich ſie Freie geworden waren. Der tauſendfache Fluch, der ſich an ihres Vaters Namen knüpfte, ſchien auf ihnen zu laſten.

Sie verließ recht erſchüttert den Ort ihres Glücks, ihrer Jugend, ihrer ſchönſten Lebenstage, und ging über Bechingen zurück. Dort fand ſie von Fechenheimer's Familie keine Spur mehr. Die Männer waren alle bei Pfeddersheim gefallen, und die übrigen Alle in wenigen Jahren hingeſtorben.

Blutenden Herzens kehrte ſie in das Burghaus zurück, und es bedurfte der Liebkoſungen ihrer herzigen Kinder und der liebevollen Behandlung der edeln Frau, um ihr verwundetes Gemüth zu heilen und alle die ſchmerzlichen Vorſtellungen zu entfernen, die in ihrer Seele lebendig geworden waren. Schnell, aber doch zu langſam für die harrende Sehnſucht, und unangenehm durch das Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung floſſen die Tage hin in Zeiskam.

Endlich traf Ritter Rudolf ein. Die liebende Gattin eilte ihm entgegen; Elsbeth ſaß bebend in der Ecke des Gemaches. Sie konnte nicht von der Stelle.

Ritter Rudolf trat ein. Sie wagte nicht zu ihm aufzublicken.

Er reichte ihr zuerſt eine Pergamenturkunde und ſagte: „Du weißt, Elsbeth, der Herr Kurfürſt hat dich frei gemacht; aber du hatteſt keine Urkunde darüber. Ich dachte wohl, es ſei nothwendig, daß dir das verbrieſt werde, für dich wie für deine Kinder. Nimm hier die Urkunde und bewahre ſie wohl, ſie ſichert die Freiheit dir und deinen Nachkommen."

„Gott lohn's Euch und Euren Kindern, was Ihr an mir Gutes thut!" ſagte Elsbeth, und die Thränen der Dankbarkeit begleiteten ihre Werte. „Aber," fragte ſie zitternd, „wie ſteht es mit Nußdorf?"

„Der Kurfürſt heißt nicht ohne Grund der Sanftmüthige," ſagte der Ritter. „Sieh hier," er reichte ihr eine zweite Urkunde, „die Begnadigung deines Gatten und die Rückſchenkung des Pfriemer'ſchen Anweſens an Heinz, ſein Weib und ſeine Nachkommen als freies Eigenthum für ewige Zeiten."

Da ſank das junge Weib auf ihre Kniee nieder und betete laut: „Herr, Herr, ſegne den milden Herrn mit deinem beſten Segen und den Ritter, der mir ſolches Glück erwirkt!“ Dann ſchwieg die betende Lippe, aber ſie bewegte ſich leiſe, und ein Strom von Thränen begleitete ihr Gebet.

Und wie aus einem Traum erwachend ſprang ſie auf, und küßte Rudolf's und ſeiner Gattin Hände. „O, Ihr habt reich, mehr als reich vergolten,“ ſagte ſie; „aber jetzt muß ich fort. Es duldet mich nicht mehr hier. Jede Minute iſt eine verlorene für Heinz. Ach, wie wird er ſtaunen, wie wird er Euch und den Herrn Kurfürſten ſegnen!“

Vergebens redeten die Gatten ihr zu, nur noch einen Tag zu weilen. Sie eilte beflügelten Schrittes hinweg, dem geliebten Gatten die Freudenbotſchaft zu bringen.

Und als ſie unter dem heißeſten Danke geſchieden war und unter den innigſten Segenswünſchen, da ſagte die Edelfrau zu ihrem Gatten: „Ach, wie ſelig iſt das Verzeihen, und wie belohnend Böſes mit Gutem zu vergelten!“

Als im darauf folgenden Jahre Nußdorfer Kirchweih war, da ſaßen Heinz, ſein Weib und ſeine Kinder in ihrer Wohnſtube, und gedachten mit tiefem Weh, was einſt dieſer Tag ihnen und ſo Vielen Unheil und Verderben gebracht.“

„O meine Elsbeth,“ ſagte der wackere Bauersmann, „wir wollen alle Tage beten, daß niemals mehr ſolch ein Gelüſten die Pfälzer heimſuche, und unſere Kinder wollen wir beten lehren: „Führe uns nicht in Verſuchung!“

Da trabten Pferde vor ihrem Haus. Und als ſie zu den Fenſtern liefen, erblickten ſie den Ritter Rudolf und ſein Gemahl und ſeine Kinder.

Heinz eilte hinaus, den Bügel zu halten; dann ſagte er, ſich vor den vornehmen Gäſten neigend: „Ihr erweiſet mir große Ehre, aber noch größere Freude, denn Ihr kommet, mit den Fröhlichen Euch zu freuen, mit den Glücklichen glücklich zu ſein, die Ihr glücklich zu machen ſo treulich halfet!“

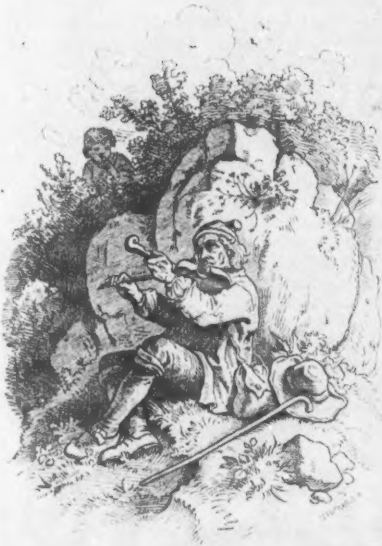
Und was das Haus vermochte, das wurde den edlen Gäſten geboten, und Rudolf von Zeiskam nahm die Kreide, die am Fenſter lag, und ſchrieb unter die Wochentage, die mit der Monatszahl an der Stubenthüre ſtanden, um als Kalender zu dienen:

„Fröhlich Pfalz,
Gott erhalt's!“

Als es Heinz erblickte, ſagte er: „O Herr Ritter ſchreibet darunter:

„Treu und friedlich Pfalz,
Gott erhalt's!“

denn davon hänget das Glück ab, ſo das meine wie das des Pfälzer Volkes überhaupt. Was hilft ein paradieſiſch ſchönes Land ohne Gottesfurcht, ohne Treue, ohne Friede?“ Und Rudolf drückte ſeine Hand und ſagte: „Du haſt recht!“



Zunderbuchs.

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Sechster Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1852.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer

Inhalt.

Seite

Hugo van Geeſt. Eine hiſtoriſch romantiſche Erzählung . 1

So ging mir's. Eine Geſchichte zur Lehre und Kurzweil . 63

Poccahontas. Eine wahre Geſchichte aus den Zeiten der erſten engliſchen Niederlaſſungen in Nordamerika . . . 105

Der Hageſtolz. Eine Doppelhiſtorie 163

Zunderbuchs. Ein Bild aus dem rheiniſchen Volksleben. (Hierzu das Titelkupfer.) 221

Heirathsgeſchichten. Erzählungen im Abendkreiſe meines Oheims 245

Hugo van Geeſt.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung.

Als im Jahre 1559 Philipp II. von Spanien die Niederlande mit einem Herzen voll finſtern Unwillens und geheimer Pläne zu ihrer Unterdrückung verließ, legte er in die Hände Margaretha's von Parma das Ruder des Staates; Margaretha aber ſollte nur den Namen geben — ein Anderer war beſtimmt, Regent zu ſein — ein Mann, der Philipp's volles Vertrauen beſaß und es rechtfertigte — ein Mann, auf deſſen Namen der Fluch eines unterdrückten, gemißhandelten Volkes laſtet — Anton Perennot, Cardinal von Granvella.

Nach Einigen zu Ornans, nach Anderen zu Beſançon in Burgund geboren, bahnten ihm frühe ſeine eminenten Talente zu hohen Würden den Weg, obgleich er von niederer Herkunft war. Schon Carl's V. ſcharfer Blick hatte in ihm frühe den großen Staatsmann erkannt, und ihn in ſeine Nähe geſtellt und ſeines Vertrauens gewürdigt, und Granvella löſte das ſchwierige Problem, als Carl V. den Thron mit dem Beichtſtuhle, den Königs- und Kaiſerpurpur mit der Mönchskutte vertauſchte, unmittelbar in das Vertrauen Philipp's überzugehen, in deſſen Gemüth Argwohn, Heimtücke und ein Heer verwandter Geiſter der Finſterniß wohnten — der keine Liebe im erhabenen Sinne des Wortes kannte. — Hören wir die Schilderung Granvella's, die uns der geniale Dichter und Hiſtoriker gibt, um ein Bild des Mannes zu gewinnen, der weſentlich in die Geſchichte eingreift, die wir zu erzählen unternommen. — „Granvella beſaß alle Eigenſchaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die ſich dem Despotismus nähern — aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwiſchen dem Thron und dem Beichtſtuhl erzogen, kannte er keine anderen Verhältniſſe unter Menſchen, als Herrſchaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl ſeiner eigenen

Ueberlegenheit gab ihm Menſchenverachtung. Seiner Staatskunſt fehlte Geſchmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsart und die Leidenſchaften ſeines geiſtlichen Standes. In das Intereſſe der Krone hüllte er ſeinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwiſchen der Nation und dem König unheilbar, weil er ſelbſt ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er ſeine eigene und niedrige Abkunft, und würdigte, nach Art aller derjenigen, die das Glück durch Verdienſte gezwungen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er geſtiegen war. Die Proteſtanten kannten ihn als ihren unverſöhnlichen Feind; alle Laſten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten deſto unleidlicher, weil ſie von ihm kamen. Ja, man beſchuldigt ihn ſogar, daß er die billigen Geſinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen abgelockt hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande verfluchten ihn als den ſchrecklichſten Feind ihrer Freiheiten, und den erſten Urheber alles Elendes, welches nachher über ſie gekommen iſt.“ —

Granvella, der ſchon als Biſchof von Arras Philipp's Gewaltſtreiche gegen die Freiheiten der Niederländer geleitet, und nun als Erzbiſchof von Mecheln und Metropolitan der ſämmtlichen Niederlande die wirkende Urſache und das Werkzeug von Philipp's herzloſer Politik zugleich war, der das Volk drückte, ſeine Ueberzeugung in Feſſeln legen wollte, Margarethen von Parma am ſchlau bemäntelten Gängelbande leitete, ihn, auf dem die zahlloſen Verwünſchungen über die unerſchwinglichen Steuern, die ſchrecklichen Glaubensedicte, die blutige Inquiſition, die die Zurückhaltung der ſpaniſchen Söldner, die Einführung der Ausländer in die Aemter des Staates, die Errichtung der neuen Biſthümer und ihren ſchlecht verhehlten Zweck, und die zahlloſen Eingriffe in die conſtitutionellen Freiheiten der Nation laſteten — ihn finden wir als den Gegenſtand des allgemeinſten und bitterſten Volkshaſſes in den Niederlanden.

Eine faſt ans Unbegreifliche grenzende Mäßigung, die ſich nur aus dem Charakter des niederländiſchen Volks erklären läßt, hatte bisher dieſen Haß niedergehalten, und nur in die ſtille Bruſt verſchloſſen. Nur in den vertrauteſten Zuſammenkünften, denen das Siegel erprobter Freundſchaft aufgedrückt war, wagte er ſich über die Lippe, und machte ſich in Worten Luft. Mit dem Druck aber ſtieg die Kühnheit; die Aeußerungen des Haſſes wagten ſich aus den vertraulichen Zuſammenkünften in das öffentliche Leben. Rückhaltloſer begann das Volk zu reden, und es währte nicht ſehr lange, ſo vernahm man, trotz der damit verbundenen Gefahr, auf den Straßen Brüſſels — ja ſelbſt in der Nähe der Sänfte, in welcher ſich der ſtolze Cardinal nach dem Palaſte der Statthalterin tragen ließ, Worte des Haſſes, Aeußerungen grenzenloſer Verachtung, Spottreden, deren giftiger Stachel unheilbar zu verwunden beſtimmt war. Selbſt der beißende Volkswitz, den kein Druck verdrängen, keine Macht zügeln, keine Grauſamkeit ganz in Feſſeln legen kann — machte den Verhaßten zu ſeiner Zielſcheibe, und wurde nur um ſo kauſtiſcher, je mehr Gefahr damit verbunden war. Begierig lauſchte man den Spottliedern und höhnenden Witzen, und im grimmigen Lachen, bei dem die nervige Fauſt des Niederländers ſich krampfhaft ballte, machte ſich die Rache Luft, die keine andere Mittel zur Befriedigung ſah. Dieſer Stimmung des Volkes ſagten beſonders die Rederyker (Rhetoriker; eine Geſellſchaft, deren Zweck Volksbeluſtigung — aber auch unter der Firma von Gedichten und Schauſpielen, die ſie im Geſchmacke der Zeit verfertigten und darſtellten, und Vorträgen in der Weiſe der Rhapſoden — tiefere Wahrheiten und freiere Anſichten zu verbreiten — war, die im Land umher ziehend, ein regelloſes, dabei aber romantiſch-poetiſches Leben führten) zu. Sie waren es, die mit der Geißel des Spotts und der Satyre den Verhaßten angriffen. Wo ſie erſchienen (und ſie tauchten wie Irwiſche bald hier, bald dort, bald einzeln, bald in Geſellſchaften auf, und verſchwanden, wenn der Arm der Polizei ſich nach ihnen ausreckte, begünſtigt durch das Volk, eben ſo ſchnell und ſpurlos wieder, um an anderen Orten und zu anderer Zeit ein Gleiches zu beginnen), da wurden ſie jubelnd aufgenommen.

Es war eben in der Zeit der Frühlingsluſt, wo ein freieres, kräftigeres Leben alle Adern der Natur erfüllt, und auch das Menſchengemüth einer frohern und freiern Stimmung ſich hingibt, als durch den Namen Rederyker die Bevölkerung Brüſſels in eine freudige Bewegung verſetzt wurde. Es waren bisher nur ſchuldloſe Spiele der Laune und des Witzes mit ſeltenen politiſchen und religiöſen Seitenhieben geweſen, womit dieſe Leute das Volk von Brüſſel beluſtigten; doch beſaßen ſie in einem ziemlich bejahrten Manne, deſſen Aeußeres finſter und abſtoßend war, einen ausgezeichneten Satyriker, deſſen Satyre aber eine ätzende Schärfe und eine Bitterkeit beſaß, welche in ſeiner jetzigen Stimmung das Volk ganz beſonders anſprach, und das Volk in Strömen, ja ſelbſt den ſchauluſtigen, müßigen Adel vor das Thor Brüſſels, an das jenſeitige Ufer der Sienne lockte, wo auf einer bedeutenden Raſenfläche Raum war für die Zuſchauer und Hörer. In ziemlicher Entfernung von dem Thore gewahrte man die roh aus Brettern verfertigte Bühne unter freiem Himmel, an welche ſich ein dichtverſchloſſenes Zelt anlehnte, in welchem ſich die handelnden Perſonen in den ſeltſamſten Aufzügen herumtrieben.

An dem Tage, mit dem unſre Erzählung anhebt, war früh am Morgen ſchon das Gerücht verbreitet worden, es erwarte heute das Volk ein ausgezeichneter Augen- und Ohrenſchmaus, und die Erwartung ſtieg mit jeder Stunde, je allgemeiner dieſe Sage war.

Schon bald nach Mittag erſchallte der Ruf: „Die Rederyker!“ von hundert Pöbelkehlen im unlieblichen Chore wiederholt, in den Straßen der brabantiſchen Hauptſtadt, und zog mit wahrhaft magnetiſcher Kraft das Volk den Schreiern nach. An dem Thore drängte ſich Kopf an Kopf, und faſt zu langſam ging das Durchdrängen der ſchau- und lachluſtigen Menge durch das weite Thor. — Draußen auf dem Heerweg und jenſeit der Brücke theilte ſich der breite Strom, und ergoß ſich auf die Felder und Wieſen, ohne den Schaden zu berechnen, den er verurſachte in dieſer Jahreszeit, und wogte heiter und luſtig der Bühne zu.

Eine große Volksmenge aus dem Gebiet, oder wie man damals zu ſagen pflegte, dem Quartiere von Brüſſel ſowohl, als aus der Stadt ſelbſt, umgab ſchon die Bühne. Man konnte eine namhafte Zahl angeſehener Bürger von Brüſſel in ihren ſtattlichen Kleidern darunter wahrnehmen, und viele Herren vom Adel, die, wie die Standarten über ein enggeſchloſſenes Heer, auf ihren ſtattlichen flämiſchen Roſſen über die Köpfe der Menge hinaus ragten.

Allmählich ſammelte ſich jetzt die Menge, und drängte ſich immer enger um die Bühne zuſammen. So groß auch der Lärm, das Lachen und Toben auf dem Wege geweſen war, ſo ſchwieg man doch erwartungsvoll, ſobald man ſich der Menge der Zuſchauer angeſchloſſen hatte, und eine Stille trat ein, die um ſo mehr zu bewundern war, da wirklich die Menge ſich in die Tauſende belief.

Ein ſchmetternder Trompetenſtoß unterrichtete jetzt die Volksmenge von dem Beginne der ſehnlich erwarteten Darſtellung. Alle Augen waren auf den Ausgang des Zeltes gerichtet. Jetzt öffnete ſich das Zelt, und ein tauſendſtimmiges: „Ah!“ wurde gehört; denn aus dem Zelte ſchritt mit mächtigem Gang eine rieſige, ſeltſame Geſtalt. Sie war angethan mit dem blutrothen Cardinals-Talar, auf dem ſich überall gräuliche Schlangen von ſchwarzem Tuch aufgenäht befanden. Unter dem Talare hervor bammelte ein ungeheurer Kuhſchweif. Eine entſetzliche, fratzenhafte, ſchwarze Maske bedeckte das Geſicht. Auf dem Kopfe ſaß der rothe Cardinalshut, den eine Hahnenfeder ſchmückte; die Troddeln und Schnüre desſelben beſtanden in eiſernen Ketten, die bis auf den Boden herabfielen. Durch den Boden des Hutes reckten ein Paar große Bockshörner ihre gebogenen Spitzen heraus. In ſeiner Hand führte er eine ungeheure von Blut triefende Geißel. Mit der andern Hand lenkte er an einem roſenrothen ſeidenen Seilchen eine große viereckte Weibsgeſtalt, deren Weſen mehr dem eines Lanzknechtes, denn eines Weibes glich. Ihre Hände waren mit vergoldeten Ketten gefeſſelt. Ihr Kopfſchmuck beſtand in zwei hohen

Eſelsohren — ihre Maske war das Geſicht einer Katze mit ungeheuerm Schnauzbarte.

Dieſe groteske Gruppe hatte ſich kaum den Blicken dargeſtellt, als auch ein brauſendes, wieherndes Gelächter in die Lüfte wirbelte, und tauſendſtimmig der Ruf: „Granvella! Granvella!“ erſchallte.

Noch brauſte der wilde Sturm des Lachens über die Menge hin, als eine neue Gruppe die Aufmerkſamkeit feſſelte. Einige Mönche traten auf die Bühne. Ihre Kutten waren mit Blut beſpritzt. Theils am Gürtel, theils in den Händen trugen ſie alle nur erdenkliche Mord- und Qualwerkzeuge. Eine ungeheure Folterbank wurde ihnen nachgetragen von zwei Henkern in blutigen Kleidern.

Das Lachen gab jetzt einem wüthenden Ausbruche des Unwillens Raum, und Alles ſchrie: „Die Inquiſition! Gott verdamme ſie!“

Noch eine dritte Geſtalt nahte jetzt in der unterwürfigſten Stellung, faſt kriechend und ſcheu um ſich blickend. Es war ein Bettler, deſſen ganze Kleidung in Lumpen beſtand. Er trug ein großes Buch, das jedoch ganz zerriſſen war, auf deſſen mit einem Zwirnsfaden zuſammengebundener Decke das Wort: „Verfaſſung“ in außerordentlich großer goldner Schrift zu leſen ſtand.

Zuletzt nahte der Teufel und trug einen Pack Pergamente, die eine Kette umſchlang. Auf der Außenſeite der Pergamente ſtand mit gleich großer goldner Schrift geſchrieben: „Edicte“ — ein Pickelhäring beſchloß unter tauſend linkiſchen Verbeugungen gegen die Zuſchauer die Reihen.

Hatten die Zuſchauer die erſte bedeutungsvolle Gruppe mit wieherndem Gelächter empfangen, und die zweite mit Grimm, der ſich laut ausſprach, ſo verſtummte bei dem Bettler jeder Mund, und zuckte nur krampfhaft. Faſt war dem Volke der Hohn zu bitter, da es ſich ſelbſt im Bettler conterfeit ſah. Zu einer andern Zeit, und unter andern Umſtänden, würde eine ähnliche Allegorie den Nederykern, bei aller Liebe zu ihnen, doch übel bekommen ſein; doch jetzt ſöhnte die erſte und zweite Gruppe mit dieſer aus.

Einigemale zog die Sippſchaft auf der Bühne herum, den Zuſchauern Zeit laſſend, ihren Witz an der unſchweren Deutung der Symbolik zu üben.

Unweit der Bühne hielten mit ihren Roſſen Albrecht von Noircarmes, der Graf Carl von Mannsfeldt, der Graf von Brederode und der Baron von Montigni. Sie waren aufmerſame Zuhörer der Auftritte geweſen, obwohl mit ganz verſchiedenen Empfindungen. Brederode und Montigni waren Feinde des Cardinals, und gehörten mit ganzer Seele der Partei des Volks und des Vaterlandes und ſeiner Freiheiten an; indeß Noircarmes und Mannsfeldt von der Partei des Hofes, und alſo auch des Cardinals waren. Jene ſahen mit Beifall, dieſe mit hohem Unwillen dieſe Farcen mit an.

„Alle Teufel!“ rief Brederode, nachdem er ſich das Ganze noch einmal aufmerkſam und mit Ergötzen betrachtet — „alle Teufel! das ſind Blitzkerle! das iſt ein Witz mit einer Lauche von Gift und Galle. Hätte ich den, deſſen Kopf ihn gebar, ich würde ihn —“

„Viertheilen!“ fiel ihm der junge Noircarmes ins Wort, „und das verdiente der Hund, der dieſen majeſtätsläſternden Scandal erſann und ausführt.“

Brederode ſah ihn gaffend an. — „Ho, ho!“ rief er mit Erſtaunen, „wo denkt Ihr doch hin, junger Freund? — Ans Herz würde ich ihn drücken, denn treffender konnte er nicht malen. Seh doch,“ fuhr er, Noircarmes Aerger ignorirend, mit Lachen fort — und das Volk drängte ſich näher zu den Redenden heran. — „Seht doch, den Granvella, den verkappten Satan, in ſeiner Leibfarbe — Blut iſt ja bekanntlich ſeine liebſte Flüſſigkeit — gekleidet! Seht doch, wie die Schlangenbrut in ſympathetiſcher Luſt ihn umwindet! Seht doch, wie er das Weib — die Republik oder“ — er flüſterte in Noircarmes Ohr — „Margaretha von Parma an dem lieblichen Gängelbande leitet, und ihre Hand mit goldenen Ketten feſſelt! Iſt das nicht köſtlich? Und jener Hutſchmuck, wie bedeutungsvoll! die Hahnenfeder ſeines Principals und die Bockshörner mit dem bammelnden Kuhſchweife — die Ketten, die wir Alle tragen! Seht die löbliche Inquiſition, wie charakteriſtiſch! Freilich iſt dies die ſchwächſte Parthie des Witzes. — Und der Bettler, Herr! der Bettler, verſtehet's wohl, das ſind wir. Unvergleichlich individualiſirt! Seht, wie er ſo krampfhaft die zerriſſene Verfaſſung hält, die nur noch ein Zwirnsfaden zuſammenheftet, den bald Granvella wird zerriſſen haben! Der Teufel, der ſeine eigene Ausgeburt, die Glaubensedicte, trägt — er ſollte“ — er neigte ſich wieder zu dem Ohre des zornesbleichen Noircarmes und ſagte leiſe: „er ſollte die Züge Philipp's von Spanien, unſers allergnädigſten Herrn, tragen.“

Der Jüngling wollte eben durch einen Strom loyaler Erwiederungen ſeinem Unwillen Bahn machen, als ein Gelächter aufbrauſte, dem jenes frühere kaum glich. Mit der Gewalt eines Orkans entſtrömte es den tauſend Kehlen, und feſſelte unwillkürlich die Rede Noircarmes, die ohnedies verhallt wäre. Seine zornſprühenden Augen flogen zur Bühne.

Nachdem die Schauſpieler einigemale auf der ziemlich geräumigen Bühne herumgezogen waren, geſchah es, daß mit oder ohne Willen die Granvella vorſtellende Figur irgend wo hängen blieb, und mit fürchterlichem Gepolter der Länge nach auf die Bühne ſtürzte, ſich dermaßen in die Gewänder und Ketten verwickelnd, daß ſie, trotz der komiſchen Beſtrebungen, nicht wieder auf die Beine kommen konnte. Das Weib bemühte ſich, ſie aufzuheben, allein ſie vermochte es nicht, da ihre Hände gefeſſelt waren. Der Teufel warf endlich ſeine Edicte weg, und eilte zu Hilfe — aber auch ihm gelang es nicht.

Jetzt ſchwang der Pickelhäring ſeine Pritſche und Narrenkappe, und machte Kratzfüße, laut auflachend. Endlich gebot er Schweigen.

Eine tiefe Stille trat urplötzlich ein — jedes Ohr horchte:

„Granvella iſt gefallen, und ſelbſt dem Teufel gelingt's nicht, den Herrn Bruder auf die Beine zu bringen. Gebt aber wohl acht, wenn der Teufel und die Narrheit ſich vereinigen, dann kommt er wieder auf, wenn er liegt, ſonſt niemals!“

Hierauf rannte er hinzu, faßte behutſam den Kuhſchweif und mit der Rechten den Cardinal am Arme, der ſofort durch Beider Hilfe ſich wieder erhob, und nun wüthend die blutige Geißel ſchwang und mit den Ketten raſſelte, daß Pickelhäring bei dem Teufel ängſtlich Schutz ſuchte, ſich aber hier nicht ſicher haltend, zu den Mönchen floh.

Allgemeiner Beifall erſchütterte die Luft. „Liegt er nur einmal,“ riefen laut die kräftigen Stimmen der Brüſſeler Bürger, „er ſoll wohl nicht Narren finden, die dem Teufel beiſpringen!“

„Es gibt adelige Wetterfahnen genug im Lande!“ rief nahe bei Noircarmes eine Stentorſtimme, daß dieſer zornig herumfuhr, den kecken Wortführer zu ſuchen.

Ein ſtämmiger Seemann, der ihn zu kennen ſchien und auch ganz nahe ſtand, wandte ſich mit ſpöttiſcher Miene an ihn und ſagte, gleich als ob er einen Commentar zu jenen Worten geben wollte:

„Er meint die, junger Herr, die bald laviren, bald mit dem Winde ſegeln — aber dennoch den Muth nicht haben, einem Sturme zu trotzen. Herr, das ſind keine Niederländer, nein, Gott verdamm' mich! es ſind Hunde, die man am beſten an eine Raae anſchließt!“

Alles Blut ſtieg in Noircarmes Wange, als der kecke Seemann ſchwieg, und der Ton des unterdrückten Lachens hörbar wurde. Er wollte eben losbrechen, als Brederode ihn am Arme faßte und ihm zurief:

„Wo ſeid Ihr doch mit Eueren Gedanken? Nicht wahr, der Hanswurſt iſt kein Eſel?“

Brederode wollte eben in ſeiner Harangue fortfahren, als der Hanswurſt vortrat an den Raum der Bühne und ein Zeichen gab, daß er reden wolle.

Noircarmes ſchleuderte noch einen wüthenden Blick dem lachenden Seemanne zu, dieſer aber winkte auf den Pickelhäring und ſagte halblaut:

„Hört auf den, der wird's Euch trefflich ſagen!“

Jetzt trat wieder eine Todtenſtille ein. Man konnte das Athmen hören. Eine volle, klangreiche, jugendliche Tenorſtimme haranguirte jetzt die Menge. Die Rede war fließend, lebendig, witzig. Beißende Sarkasmen ſprudelten über die Lippen. Er erklärte die Symbolik und ergoß ſich in wüthende Schmähungen gegen Granvella, den Hof und die Inquiſition — nur Margaretha's Perſönlichkeit wurde geſchont. Oft unterbrach jubelnder Beifall den Redner, der dadurch immer mehr in Feuer gerieth.

In einem dieſer Zwiſchenräume rief laut Noircarmes:

„Es iſt zu arg! Täuſcht mich mein Ohr nicht, ſo kenne ich dieſe Stimme — es iſt —“

Montigni erbleichte, und das Antlitz des kecken Seemannes trug den Stempel des Schreckens ſichtbar zur Schau.

„Es iſt die Stimme van Geeſt's,“ fuhr Noircarmes heraus — „ich ſetze meinen Kopf zum Pfande!

„Der iſt ſehr freigebig mit ſeinem Kopfe!“ ſagte höhnend und ſo laut, daß Noircarmes es hören konnte, der Seemann zu ſeinem Nachbarn, einem Brüſſeler Bürger. — „Meint Ihr nicht, Nachbar, es könnte für den vorwitzigen Kabeljau noch immer eine Höfiſche Angel geben?“

Der Nachbar lachte, ſeine Zuſtimmung zu erkennen gebend.

Noircarmes ſchwieg und unterdrückte den Grimm. Er hatte Mühe, die Wallungen ſeines Zornes zu bekämpfen; aber die Stimmung des Volkes ſprach ſich in dem Individuum ſo drohend aus, daß er nicht wagte, den Seemann zu züchtigen. Zudem wußte er zu gut, wie die Erinnerung an die wüthenden Parteikämpfe der Kabeljauen und Höker noch ſo lebendig im gereizten Volke war.

Montigni konnte nicht ſchweigen, wo es des theuern Freundes Wohl galt.

„Wenn Ihr Euren Kopf zum Pfande ſetzt, Noircarmes,“ ſagte er, „ſo iſt er verloren, denn der, den Ihr beſchuldigt, iſt in Valenciennes. Wäre er hier — Ihr würdet wohl Rechenſchaft geben müſſen, ob einer Beſchuldigung, deren Grundloſigkeit jedem Unbefangenen einleuchtet.“

Montigni, ſonſt ſo ſanft, war feurig und bitter geworden. Seine Worte waren ſcharf ausgeſprochen. Brederode ſah den nahenden Zwiſt.

„Laßt das Hadern, ihr Herren,“ ſprach er begütigend, „und bedenkt, daß ihr hier von vielen Leuten umgeben ſeid, denen ihr offenbar ein Aergerniß gebet.“

Auf Noircarmes wildes Blut wirkten die Auftritte zu erregend. Er konnte nicht mehr länger bleiben. Er und Mannsfeldt warfen ihre Pferde herum, ſuchten ſich durch das Volk zu drängen, und jagten, als ſie endlich das Freie erreicht hatten, mit verhängtem Zügel dem Thore Brüſſels zu.

„Der führt nichts Gutes im Schilde!“ ſagte der Seemann halblaut, und drängte ſich mit ſorgenvoller Miene zu dem Zelte hin, in welchem er verſchwand.

Brederode hatte die Rede des Seemannes wohl gehört, und fand ſie nicht nur wohlgegründet, ſondern ſie ſchien ihm mit Noircarmes Bemerkung in genauer Verbindung zu ſtehen. Er ſah Montigni an, der in ein trauerndes Sinnen verfallen war; dann ritt er näher zu dem Gerüſte hin und rief dem noch immer heftig perorirenden Pickelhäringe zu:

„Macht's kurz, ſonſt wird am Ende Ernſt aus der Sache!“

Der aber fragte nichts darnach, und fuhr mit wilder Ausgelaſſenheit in ſeiner Rede fort; rügte heftig alle Thaten der Regierung, die das Volk verdammte. Mit jedem Satze wurde ſeine Rede bitterer, ſchärfer, ironiſcher.

Als er geendet, traten Zimmerleute auf die Bühne, die einen Galgen errichteten. Unter dieſen glaubte Brederode die kräftige Geſtalt des Seemannes zu gewahren, die ſich dem Pickelhäringe näherte und ihm etwas ins Ohr flüſterte. Dieſer verſchwand ſofort, und bald darauf ſah man in weiter Entfernung am Rand eines Gehölzes einen Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, ſich auf ein Pferd werfen und im Gehölze verſchwinden.

Der Galgen war indeſſen errichtet worden. Der Bettler warf ſein Buch der Verfaſſung hin, und eilte, Henkerdienſte zu verrichten. Der Teufel riß den Zwirnsfaden entzwei und ſchleuderte die Blätter in die Luft. Weithin trug ſie der Wind über die Volksmenge. Begierig griff man darnach, und fand auf jedem Blatt eine Satyre auf Granvella, der indeſſen in beſter Art an dem Galgen aufgehängt werden ſollte — als plötzlich eine Staubwolke, die ſich vor Brüſſels Thore erhob, die Scene änderte.

„Macht euch aus dem Staube!“ ſchrie man von allen Seiten den Rederykern zu. Zu gleicher Zeit entſtand von allen Seiten eine unruhige, ja wilde Bewegung im Volke, das bald einem vom Sturme bewegten Meere glich.

„Laßt ſie uns zuſammenſchlagen!“ ſchrie die Stentorſtimme, die ſchon einmal ſich hatte vernehmen laſſen, und bald ging von Munde zu Munde der gleiche Ruf.

Immer drohender wurde die Stellung des Volks, und es ließ ſich vorausſehen, daß es zu ernſten Auftritten kommen würde.

„Wollen ſie uns jede Freude vergiften?“ ſchrien Viele.

„Es iſt Zeit! Rückt näher zuſammen, Brüder!“ rief der erſte Redner mit einer Stimme, die dem brüllenden Donner glich. Näher und näher rückte das Volk an der Bühne zuſammen.

Brederode und Montigni hatten erſtaunt dieſe Erſcheinung beobachtet. Jetzt aber ſchien es Zeit ihnen zuzureden.

Montigni verſchaffte ſich Gehör.

„Laßt das Widerſtreben, Bürger von Brüſſel, und gehet friedlich auseinander. Jede Widerſetzlichkeit iſt Aufruhr, und wird namenloſes Unglück über euch, über das Vaterland, über die zahlloſen Unſchuldigen bringen. Kaum befreit von den ſpaniſchen Söldnern, würdet ihr ſie wieder ins Vaterland rufen — noch ſind ſie nahe. Wollt ihr ſelbſt eurer Feinde Arme gegen euch bewaffnen?“

„Er hat Recht!“ riefen einige Stimmen. „Laßt uns auseinander gehen!“

Die Menge ſtand lautlos.

In dieſem Augenblicke ſtieg aus dem Zelt eine Rauchſäule aus, und blitzſchnell drang die Flamme nach. Das Zelt und die Bühne ſtand in Flammen, und nöthigte das nun hier verſammelte Volk auseinander zu gehen.

Die Reiterſchaar, und an ihrer Spitze Carl von Mannsfeldt und Albrecht von Noircarmes, nahte jetzt, aber die Schauſpieler waren in Sicherheit, die Bühne und das Zelt war nur noch ein Haufen brennender Trümmer.

„Die Vögel ſind ausgeflogen!“ rief wüthend Noircarmes, und begab ſich mit Mannsfeldt und den Reitern auf den Rückweg. Als ſie in der Nähe Brederode's und Montigni's vorübereilten, vernahmen Beide noch die drohenden Worte aus Noircarmes Munde:

„Es iſt eine und dieſelbe Perſon, dieſer Rederyker, und Jener, der den Kupferſtich in des Cardinals Hände drückte. Sein Lohn wird ihm bald werden!“ und laut wurde der Name: „van Geeſt“ genannt.

„Habt Ihr das gehört, Montigni?“ fragte Brederode.

Er nickte ernſt.

„Ihr werdet ernſthaft, Montigni,“ fuhr Brederode angelegentlicher fort — „ſollte wirklich Hugo van Geeſt — ? — Sein jugendlicher, heiterer Sinn hat ihn oft in Frankreich zu Dingen verführt, deren nachtheiligen Folgen er, wie man ſagt, faſt nur durch Wunder entging — und ich geſtehe es Euch, mir ſchien des Pickelhäringes Stimme die ſeine zu ſein.“

Ueber Montigni's Wangen breitete ſich das Roth der Beſchämung, ob der Unwahrheit, die er jetzt — ſagen mußte.

„Ihr irrt,“ hob er an, „wenn Ihr glaubt, daß die Wahrheit der frechen Behauptung Noircarmes mich beſtürzt mache. — — Nein, van Geeſt iſt auf ſeinem Gute la Gauchère bei Valenciennes, und ahnet nichts von dem, was hier vorgeht. Er genießt dort des lehrreichen Umganges ſeines Freundes, des ehrwürdigen Predigers la Grange aus Valenciennes, des Mannes, dem Geeſt ſeiner Talente Entwickelung, die edlen Grundſätze verdankt, die ſeine Handlungen leiten. Das aber ſtimmt mich ernſt, daß ein ſo tiefer Haß in dem Herzen Noircarmes wurzelt, daß bei Granvella und eben ſo in Spanien nur der Schein hinreicht, einen edlen Mann zu verdächtigen, und — aus dem Wege zu räumen, um ſo mehr, da man ihm jetzt ſolche Frevel zur Laſt legt, die Granvella nie vergeben wird.“

„Sehr wahr,“ ſprach Brederode — „doch ſagt mir, welche Bedeutung hatte es eigentlich mit jenem Kupferſtiche? Man trägt ſich mit ſeltſamen Mährchen; ich habe ihn niemals zu Geſichte bekommen.“

„Ich ſah ihn,“ erwiederte Montigni — „und ich geſtehe Euch, daß ich nie eine Karrikatur erblickt, die treffender und den Lachreiz unmittelbarer erregend war, als dieſe. Dabei war er ſo fein und fleißig gearbeitet, daß nur die Hand eines Meiſters ihn gearbeitet haben kann.“

„Wahrlich!“ rief Brederode, „es möchte leicht ſein, daß das heutige Schauſpiel und jene Karrikatur aus einer Quelle flöſſen. — Doch wie konnte man auf van Geeſt verfallen?“

„Sehr leicht,“ erwiederte Montigni. „Es war bekannt, daß er in Frankreich ſchon auf ähnlich Weiſe den Cardinal von Lothringen verſpottet hatte; zudem iſt ſein Talent für Malerei nicht unbekannt, und ſelbſt ſeine Meiſterſchaft im Aetzen und in der Führung des Grabſtichels, endlich weiß man, daß der Maler Breughel ſein Freund iſt. Nirgends, wo Granvella's Spürhunde auch die Werkſtätten der Meiſter durchſuchten, entdeckte man eine Spur von der Platte.“

„Und bei van Geeſt ſuchte man nicht?“

„Margarethen's Vorliebe für ihn iſt h[illegible]glicher Grund dafür,“ verſetzte Montigni, „und ſelbſt der Präſident Viglius will ihm ſehr wohl, ſo verſchieden auch ihre Anſichten und Grundſätze ſind, da van Geeſt's Vater des Präſidenten Jugendfreund war.“

„O, dann wird man auch jetzt ihm nichts anhaben, um ſo mehr, wenn er den alten Viglius durch den Beweis ſeiner Abweſenheit zufrieden ſtellen kann," ſagte darauf Brederode. „Noircarmes Anklage wird nur auf Vermuthungen beruhen."

„Vergeßt es nicht, daß jener ſatyriſche Kupferſtich nur ein harmloſer Scherz gegen den heutigen Auftritt war; daß damals Margaretha unangetaſtet blieb, was heute nach Eurer eignen Deutung nicht geſchah. Bedenkt ferner, daß Noircarmes Haß glühend iſt."

„Und waren ſie nicht einſt Freunde, die Jünglinge?" fragte Brederode.

„Sie waren's, Graf," entgegnete Montigni, „ſo lange nicht — die Schmach gekränkter Liebe die Fackel des Haſſes in Noircarmes Herz ſchleuderte."

„Wie?" rief Brederode — „das ſollte der Grund ſein?"

„Kein anderer," ſagte Montigni — „doch laßt uns abbrechen, Graf, wir ſind an Brüſſels Thoren."

Wirklich hatten ſie unter ihrem Geſpräche das Thor erreicht, und ritten jetzt unter dem noch heranwogenden Volk in die Stadt ein.

Das Geſpräch hatte Dinge berührt, die für Brederode von vielem Intereſſe waren. Er nahm einigen Antheil an van Geeſt, der überhaupt ſeines heitern Weſens, ſeines Biederſinns und ſeiner Sittlichkeit wegen viele Freunde unter den Häuptern des Adels hatte. Daher bat Brederode den Baron, ihn in ſein Quartier zu begleiten, um den Abend ſein Gaſt zu ſein. Montigni nahm es an, und ſo begaben ſich Beide nach des Grafen Wohnung die unfern des Palaſtes der Statthalterin lag.

Schon vergoldete die ſinkende Sonne die Thürme Brüſſels, als ſie dort anlangten. Die Diener nahmen die Pferde in Empfang. Die Herren begaben ſich in den Saal, wo bald der Becher des perlenden Weins auf dem Tiſche glänzte, Beide zu traulicher Zwieſprache einladend.

„Ihr kennt den warmen Antheil, welchen ich an van Geeſt nehme," hob Brederode an, den Faden des Geſpräches wieder anknüpfend, „und der Augenblick iſt ſo ganz geeignet zu traulicher

Rede; drum wünſchte ich, Ihr löſtet mir einmal die Räthſel, die auf van Geeſt's Verhältniß zu der Herzogin für mich ruhen. Mir ſcheinen die Charaktere ſo verſchieden, daß ich kaum begreiſe, wie er ſo feſt in ihrer Gunſt ſtehen kann, zumal er oft ſich ſehr freie Bemerkungen erlauben ſoll?“

„Wohl wahr,“ verſetzte Montigni, „van Geeſt verhält ſich zu Margarethen wie — Sommer und Winter, wie die mit Adlerfittigen begabte Phantaſie, und der hinkende kalte Verſtand, — wie ein feuriger Flammänder und ein feiſter Holländer.“

„Sehr poetiſch — in der That,“ rief lachend der Graf, „und zugleich ſehr ſchmeichelhaft für meine Abſtammung! doch fahrt fort, ich bitte Euch!“

Montigni lächelte nicht einmal. Eine ängſtigende Befürchtung für den geliebten Freund hatte ſein ganzes Gemüth umfangen, und ſelbſt die erheiternde Macht des alten Rheinweines löſte die Bande nicht.

Er fuhr fort.

„Und doch — ſo verſchieden auch die Elemente ſind: ſo ſind ſie doch hier friedlich vereint. Gerade van Geeſt's offenes Weſen iſt es, was Margarethen, die ſo ſelten die biedere Sprache der Wahrheit hört, den Jüngling werth macht. Zudem iſt Margaretha mit ihm Sproſſe eines Stammes, obwohl ein entarteter Zweig dieſes edlen Stammes ihr das Daſein gab, und dieſe Verwandtſchaft iſt der Freundeloſen theuer. van Geeſt trägt die Züge von Margaretha's Mutter, von der ſie ein Bild aus den Frühlingstagen ihres Lebens beſitzt, und dieſe Züge ſind es, die ihr Herz zu ihm hinzogen, als ſie ihren Einzug hielt, und ihr der Adel entgegentritt. Sie zog ihn in ihre Nähe, und hier war es, wo die Flamme der Zwietracht entzündet wurde zwiſchen Noircarmes und ihm.

„Ihr habt wohl jenes himmliſche Gebilde ſchon geſehen, das Margarethen wie ihr guter Genius umſchwebt? — Clara heißt das Weſen, deſſen Zauber Jeden hinreißt, der in ihre beglückende Nähe tritt. Beide — Noircarmes und van Geeſt ſahen ſie, liebten ſie, und nur Hugo wurde wieder geliebt von dem herrlichen Mädchen. Stille glomm das heilige Feuer dieſer Liebe in den Herzen, und nur Margaretha's Scharfblick ſah auf dem reinen Spiegelgrunde von Clara's Herzen das Bild des Jünglings, der ihr theuer war, und ihr Herz gewahrte es mit großer Freude, denn auch Claren umfaßt es mit einer ſo reichen Liebe, als Margarethen's faſt männliches Gemüth fähig iſt. Die Gewißheit ſeiner unglücklichen und Hugo's glücklicher Liebe entzündete in Albrecht's Gemüth einen Haß, dem nur die Gluth ſeiner Liebe zu Clara gleichkommt. Den Glücklichen zu verderben, fürchte ich, ſcheut der Rachſüchtige keine Mittel, ſie mögen auch noch ſo ſchimpflich ſein.“

„Und glaubt Ihr wirklich, daß Margaretha von Parma dieſe Verbindung beabſichtige?“

„Ich glaube es, wenn nicht Clara's dunkle Herkunft ein Hinderniß ſein wird. Doch ich kenne van Geeſt's Grundſätze und ſein Herz.“

„Dunkel, Montigni, nennt Ihr Clara's Herkunft —?“

„Wohl iſt ſie dunkel, Freund, und es möchte wohl in das Reich der Unmöglichkeiten gehören, jemals dieſes Dunkel aufzuhellen. Ihr wißt, Graf, aus Margarethen's früherm, nicht glücklichen Leben, daß, als Kaiſer Carl V., ihr Vater, aus Afrika ſiegreich heimkehrte, ihre erzwungene Eheverbindung mit Alexander von Medicis in Neapel gefeiert wurde — auf eine Weiſe, wie es einer Kaiſertochter und einem Herzoge von Florenz ziemte. Es herrſchte in dieſen Tagen ein Aufwand und Glanz in Neapel, wie ihn ſchwerlich dieſe Stadt wieder ſehen wird.

„Nach Neapel ſtrömten damals aus allen Ländern Europas Künſtler aller Art: Maler, Sänger, Schauſpieler, Muſiker und Gaukler, deren wunderbare Kunſt die Sinne ſo merkwürdig beſticht und — gefangen nimmt, und deren Geſammtaufgabe es iſt, die Zeit auf eine angenehme Weiſe zu vertreiben. Sie Alle lockte des Kaiſers Freigebigkeit und die Menge der ſchauluſtigen Herren und Frauen, welche damals Neapels Mauern gaſtlich umſchloſſen.

Jeder Tag brachte neue Feſte, neue Luſtbarkeiten für Auge, Ohr und Gaumen, und der Kaiſer ermüdete gar nicht, die Hochzeitfeier einer Tochter zu verherrlichen, deren Mutter einſt ſein ganzes Herz beſeſſen, der ſchönen Blomberg gleich, und ihn beglückt hatte.

„Ob er vielleicht, als Kenner des Menſchenherzens, Margarethen in dieſen Freuden und dieſem Glanze berauſchen wollte, und in dieſem Rauſch ihr einen, wenn auch immer nur vorübergehenden Erſatz für ein Leben geben wollte, das ſie einer herzloſen Politik zum Opfer bringen mußte, und für ein verlorenes Lebensglück, das muß unentſchieden bleiben. So viel aber bleibt gewiß, daß ihr Herz in dem Freudentaumel arm und freudenleer blieb, und es ihr unſägliche Kämpfe koſtete, den Thränenſtrom zurückzudrängen, der oft dem Auge entſtürzen wollte, wenn ein gemeſſener Volksjubel zum Himmel emporſtieg. — Sie konnte den Gatten nicht lieben, den ihr Herz nicht gewählt hatte, den man ihr gewaltſam aufdrang, und es ging die Sage, als habe bereits ein geliebtes Bild ihr Herz eingenommen, als ſie, eben aufblühende Jungfrau, die Niederlande verließ. — Doch ich ſchweif[illegible] ſehr von meinem Ziel ab! — Damals nun, wo Gaukler a[illegible] Art ihre halsbrechenden Künſte vor dem verſammelten Hofe zur Schau ſtellten, geſchah es, daß auch eine Geſellſchaft ausgezeichneter Kunſtreiter nach Neapel kam, denen ein außerordentlicher Ruf vorausging, und auf deren Künſte jedermänniglich geſpannt war. In Florenz hatten ſie ſich beſonders großen Ruf erworben, und von dorther waren ſie dem Herzog Alexander empfohlen.

„Es war eine ziemlich anſehnliche Geſellſchaft, deren Kunſttalente natürlicherweiſe ſehr verſchieden waren. Ihre ganze äußere Erſcheinung unterſchied ſie weſentlich von jenem verworfenen Geſindel ähnlicher Art. Fern war von ihnen jener Stempel des Vagabundenlebens, welcher in der Regel dieſen Menſchen auf die Stirne gedrückt iſt. Sie legten einen ſeltenen Grad von Reichthum und Pracht zu Tage, ſowohl in Hinſicht ihres Anzugs und Schmucks, als auch ihrer Pferde. Jener außerordentliche Ruf, der ihnen vorausgegangen, log keineswegs. Ihren Kunſtleiſtungen lag meiſt eine gewiſſe Idee zum Grunde, deren Urheber der Meiſter, oder wie ſie dort in Italien ſagen, der Maeſtro, war, und an denen man wirkliche dichteriſche Anlage erkannte.“

„Heißt er nicht Pietro Piella, und war ein Spanier?“ fragte Brederode geſpannt.

„Kanntet Ihr dieſen Mann? — Ja, ſo nannte er ſich,“ fuhr Montigni fort; „ich bitte Euch, ſagt mir, woher ihr ihn kanntet?“

„Er war ein wilder, gefährlicher Menſch, der den Frieden einer edeln Familie ſtörte, und ihr Glück für immer untergrub. Eben die Schweſter jenes la Grange, deſſen Ihr gedachtet, verführte und entführte er, und Vater und Mutter ſanken ins frühe Grab, und jener finſtere Ernſt, jene oft ſo heftige Leidenſchaftlichkeit, die la Grange auszeichnet, ſie iſt wohl die Frucht jenes niederdrückenden Schickſals.“

„Entſetzlich!“ ſagte Montigni. „Wißt Ihr ſonſt nichts von ihm?“

„Man beſchuldigte ihn noch gräßlicherer Verbrechen“ — fuhr Brederode fort — „doch erzählt weiter!“

„Dieſer Maeſtro Pietro hatte ein Kind, damals ſchon ein Weſen von ausgezeichneter Schönheit, deſſen Geſchicklichkeit und Reiterkünſte eben ſo ſehr wie ſeine Schönheit bewundert wurde.

„Auch vor dem Hofe zeigte Pietro ſeine Kunſt. Waren auch ſeine Talente groß, die dieſes Kinds übertrafen ſelbſt die ſeinen. Stürmiſcher Beifall begleitete jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer gefahrvollen Kunſtſtücke. Margaretha theilte das Wohlgefallen der Menge an der lieblichen Kleinen; aber noch etwas zog ſie zu ihr hin, dem ſie keinen Namen zu geben wußte — es war ein ihr Herz anſprechender Zug im Geſichte des Kindes. Sie wurde nicht ſatt, ſie zu ſehen. Ihr Wunſch, die kleine Clara in ihren Gemächern zu ſehen, wurde ihr bereitwillig erfüllt, da reiche Geſchenke in Pietro's Hände floſſen, der damals beſonders viel brauchte, da er ein leidenſchaftlicher Spieler war, und in Neapel Gelegenheit die Fülle zur damaligen Zeit fand, dieſe Leidenſchaft zu befriedigen.

„Margarethen's Herz, elend ohne Liebe und ſehnſüchtig nach einem Herzen, dem es ſich ſo ganz erſchließen konnte in uneigennütziger Liebe — fand dies Weſen in der unglücklichen Waiſen — denn Clara war Pietro's Kind nicht — vielmehr gab er ſie für ein Kind aus, das er in der Gegend von Ceuta einſt von einer wandernden Araberhorde gekauft. „Da ſeine Ehe kinderlos ſei, ſo erſetze ihm Clara dieſen betrübenden Mangel.“ pflegte er zu ſagen.

„Dieſes Dunkel, das auf Clara's Daſein und Herkunft lag, machte ſie Margarethen noch theurer. Das Mitleid mit dem Geſchicke der Unglücklichen geſellte ſich zu dem Wohlgefallen, und Margarethen's Herz kannte bald keinen heißeren Wunſch mehr, als Clara immer um ſich zu haben — um doch wenigſtens ein Weſen lieben zu können, und uneigennützig von einem geliebt zu werden. Zudem wünſchte ſie das herrliche Geſchöpf einer Lebensart zu entziehen, die ganz dazu geeignet war, alle zarten Keime der Sittlichkeit in ihrem Buſen frühe ſchon zu erſticken.

„Sie ließ insgeheim Unterhandlungen mit dem Maeſtro anknüpfen; allein er wies ſie alle ſchnöde zurück. Der Schlaue wußte zu gut, daß dieſes Mädchen einſt ſein Glück in der Welt begründen würde, wenn das Alter ihm die Ausübung ſeiner Kunſt zur Beſchwerde mache oder gar unmöglich. Auf ihre Schönheit mochte er vielleicht gar die verworfenſten Pläne bauen.

„Margarethen's Unterhändler lernte aber nur zu bald den unerſättlichen Gelddurſt Pietro's kennen, und ſomit die angreifbare Seite ſeines Weſens.

„Kaiſer Carl's Tochter, Florenz's Herzogin — konnte kaiſerlich zahlen — und — glaubt Ihr wohl? — für ſchnödes Geld gab der Unmenſch das Kind hin.“

„Ihr nennt ihn Unmenſch?“ — ſagte Brederode, „das gerade war das Menſchlichſte, was er dem Kind erweiſen konnte.“

„Ihr mögt Recht haben, Graf,“ verſetzte Montigni, „allein es liegt dennoch etwas ungemein Empörendes in der Weiſe, wie dieſer Menſch dies Kind an eine andere abtrat, ein lebendes, unſterbliches Weſen gleich einer todten Sache! Clara's Glück war es — ihre Seele wurde gerettet — ſie wurde dem Leben und der Sitte, ſich ſelbſt und der Menſchheit zurückgegeben, ehe das Gift in ihre reine, kindliche Seele gedrungen war. Clara fand bei Margarethen ein Herz voll überſchwänglicher Mutterliebe, und im Sonnenſtrahle dieſer Liebe erſchloß ſich die Blume in ihrer vollen Pracht und Herrlichkeit.

„Ein tiefes Geheimniß lag über der Art und Weiſe, wie Clara an die Herzogin gekommen, und ruht zum großen Theile noch darauf, da nur ſehr wenige die Umſtände kennen, die ich Euch hier mitgetheilt, und von denen ich wünſchte, daß ſie niemals über Eure Lippen kommen mögen. Pietro verſchwand alsbald ſpurlos mit ſeiner Bande, und in Neapel glaubte man, er habe ſich nach Dalmatien eingeſchifft. — Später ſagte man, eine türkiſche Caravele habe die gekapert, in welcher Pietro überfuhr, und er ſei mit den Seinen in Sclaverei gerathen.“

„Das wäre der Arm der Nemeſis, wenn es wahr,“ ſprach ernſt Brederode.

„Eben die Schönheit,“ fuhr er fort, „die die Herzen der Jünglinge in Flammen ſetzte, glaubt Ihr, Baron, daß ſie auch ein älteres und ein verworfenes, ein in Italiens Verführungskünſten erfahrenes in Wallung brachte?“

Montigni ſtarrte ihn an.

„Wen meint Ihr, Graf?“ fragte er.

„Granvella!“ ſagte Brederode. „Habt Ihr denn nicht an Margarethen's Geburtsfeſt die glühenden Blicke wahrgenommen, die er auf Clara warf? Er hatte ja nur Augen für ſie. Und ſähet Ihr ihn, wie er oft da drüben auf dem Balkone des Palaſtes der Statthalterin, hinter den duftenden Blüthen Indiens um die Blume koſet, die herrlicher iſt, denn alle; ſähet Ihr den Faunenausdruck ſeiner Miene, die lodernde Begierde im flammenden Auge, wie ich es zu ſehen Gelegenheit genug habe, Ihr würdet nicht ſo ſehr ſtaunen ob meiner Bemerkung.“

„Entſetzlich!“ rief Montigni. „Ahnet es jemals van Geeſt — wehe dann dem Menſchen, der nur geboren zu ſein ſcheint, das Lebensglück Anderer zu zermalmen — oder unheilbar zu vergiſten!“

Die Unterredung der Freunde würde ſich ohne Zweifel in das weite Feld der Thaten Granvella's verloren haben, wenn nicht durch die Ankunft eines Dritten ihr eine andere Richtung wäre gegeben werden. Montigni verließ bald den Grafen. Bis tief in die Nacht floh ihn der erquickende Schlummer. Die Sorge um van Geeſt's Geſchick lag ihm ſo nahe am Herzen. — Clara's Bild, ſchwebte vor ſeiner Seele, die auch er ſchwärmeriſch liebte. Aber tief im Innern lebte dieſe ſtille, reine Liebe, die er der Freundſchaft zum Opfer brachte.

* * *

An der Mauer des Palaſtes, den die Statthalterin Margaretha von Parma zu Brüſſel bewohnte, ſtand, wie es ſchien, in tiefes Sinnen verloren, ein ſchon ziemlich betagter Mann. Seine Kleidung war ärmlich. Ein obenhin jäh zugeſpitzter Hut bedeckte ein Haar, das trotz des greiſen Bartes, die dunkelſte Schwärze behalten hatte, und die breite Krempe beſchattete das Geſicht dergeſtalt, daß bei dem ſinkenden Abend Niemand die Züge deſſelben zu erſpähen vermochte. Sah man dieſe Züge aber im hellen Scheine des Tages, ſo ſprach ſich darinnen bisweilen noch eine Verſchlagenheit und Liſt aus, die wunderbar mit dem finſtern Ernſte contraſtirte, der in der Regel einen Schleier darüber breitete, welcher eben ſo ſehr abſtieß, wie jene.

Ein dunkelbrauner Mantel hüllte die hohe, athletiſche Geſtalt vollends ein, und nur das konnte ein geübtes Auge wahrnehmen, daß dieſe Geſtalt einſt herrlich mußte geweſen ſein, als des Lebens Frühling und Sommer ſie noch umſpielte, und eine ſeltene Gewandtheit ſie mußte ausgezeichnet haben, ehe die Laſt des Elends und der Jahre — vielleicht des Laſters — ſie ſo zerrüttet und gebeugt hatte.

Schon ſeit länger als einer Stunde ſtand regungslos die

Geſtalt an einer und derſelben Stelle. Sie ſchien auf Jemanden hier zu warten. Mancher Vorübergehende warf einen forſchenden, mancher einen unheimlichen, mancher aber auch einen mitleidigen Blick auf die Geſtalt, die ſo ſprechend an den entblätternden Spätherbſt und Winter des Lebens erinnerte.

Der ſpaniſchen Wache, die am Portale des Palaſtes auf- und niederſchritt, war längſt die fremde Geſtalt aufgefallen, indeſſen beſchränkte ſie ſich darauf, ſie ſcharf zu beobachten. Selbſt dem alten Söldner wurde es bei längerer Beobachtung unheimlich. Des Mannes Auge ſtarrte auf den Platz hinaus, und nahm ſo wenig Notiz von Allem, was ſich da zutrug, daß er faſt einem alten Steinbilde glich. Als nun das Abendroth verglommen war, und die Nacht ihren dunkeln Schleier über die Stadt zu breiten begann — das rege Leben allmählich verſtummte — die flimmernden Lichter des Palaſtes und der ſtattlichen Häuſer, die den Platz umgaben, ein geſpenſtiges Zwielicht auf den Platz warfen, da ſchien's der Wache, als vergrößere ſich die Geſtalt zum ungeheuern Rieſen, und die Furcht beſchlich das Eiſenherz des Kriegers, der in ſo mancher Schlacht dem Tod in das bleiche Antlitz geſchaut. — Doch bald kehrte der Muth zurück. Ruhigere Prüfung raunte ihm den Verdacht ins Ohr, als könne dieſer ſeltſame Menſch nichts Gutes im Schilde führen. Der Soldat trat nun mit gemeſſenem Schritte heran, und gebot in barſcher Weiſe augenblickliche Entfernung; als aber die lieben kaſtiliſchen Laute in ſeltener Reinheit ſein Ohr trafen, und er in dem Fremden unerwartet den Landsmann fand, da wurde Miene und Rede freundlich, und er ließ den räthſelhaften Mann nun gerne thun, was er wollte, da es deutlich war, daß die Stimmung ſeines Gemüthes nicht zu einer Unterhaltung geeignet war. Wäre es ein Niederländer geweſen, ohne Zweifel würde dann ſeine Hellebarde die Stelle eines Wegweiſers vertreten haben. Er überließ indeſſen nun den finſtern Landsmann ſich ſelbſt, und ging kopfſchüttelnd an ſeine Stelle zurück.

Jetzt, wo nicht mehr durch das ihn umwogende Treiben und

Drängen der Menſchen ſein geiſtiges Arbeiten nach Innen zurückgedrängt war, wo nicht mehr die äußere Umgebung ihn zerſtreuen konnte, ſchien ſich das gepreßte Herz durch ein halblautes Selbſtgeſpräch Luft machen zu wollen. Seine Augen ſchweiften über den vom magiſchen Zwielichte halb erhellten Platz hin, und als ſie den noch nicht fanden, den ſie zu ſuchen ſchienen, ſchloſſen ſie ſich halb, und ein ſchwerer Seufzer arbeitete ſich aus der Bruſt empor.

„Hier!“ ſagte der Mann halblaut, und es ſchien dabei, als zittere die ſonore Stimme durch eine innere Erregung, „hier ſtand ich einſt — und die Augen Tauſender waren auf mich gerichtet in freudigem Staunen. Wenn ich mit kräftiger Hand die Roſſe lenkte, und irgend ein gefährliches Kunſtſtück von mir ausgeführt wurde, dann ſchwirrte das Ach! der Furcht von mancher ſchwellenden Purpurlippe, und die Theilnahme hob manche ſchöne Bruſt in raſcherem Takte. — Jetzt ſteh' ich hier, von Alter und Elend gebeugt — und Niemand kennt mich — Niemand liebt mich! Aus jenen Tagen iſt mir nichts geblieben als die Erinnerung, die marternde — und das Weib — das aus dem blühenden Engel zur weinenden Matrone wurde. — Doch — noch Eins folgte mir. — Ha! die Frucht meiner Ausſaat — das Elend — die Armuth — und — die Schmach!!“

Er fuhr mit der Hand wild in das Haar, als wollte er es mit kräftiger Fauſt vom Schädel raufen. In ſtummes Schweigen verſunken ſtand er eine Weile. — Ein dumpfer Schmerz arbeitete in ſeiner Bruſt. Die hohe Geſtalt ſank in ſich zuſammen, und das Haupt langſam auf die arbeitende Bruſt herab.

„Nicht einmal die Gabe der Milde wird dem Bettler,“ fuhr er dann fort. „Bettler? — ja, ja, ich bin zum Bettler geworden! Vergelter, du richteſt ſchrecklich! Einſt war ich in dieſen Paläſten ein lieber Gaſt! Damals floß das Geld in Strömen mir zu — jetzt? — O, du armes Weib, das ſich an das verruchte Herz anſchloß — du Arme, wie gerne äßeſt du oft das Stücklein Brod — wenn du es hätteſt! Und ich, ich riß dich heraus aus dem harmloſen Frieden — aus dem beſcheidenen Wohlſtande deines Familienlebens, und ſchleuderte dich in ein wildes, eitles, verruchtes Leben hinein. Wehe mir! Wehe dir! — Auch dich betrog ich!“

Seine Stimme wurde weich, und eine Thräne fiel zur Erde. „O, daß ich vergeſſen könnte, daß ich die Erinnerung hinwegtilgen könnte, die aus ihrem feuchten Auge ſo marternd mich anblickt!“

Er horchte auf. Es kamen Tritte näher. Seine Geſtalt richtete ſich erwartungsvoll auf. Doch die Tritte entfernten ſich bald wieder, und auch ſeine Geſtalt ſank wieder zuſammen.

„War es nicht hier, wo ich Anna zum erſten Male ſah? — das himmliſch ſchöne Weib eines Andern? und in wahnſinniger, verbrecheriſcher Liebe entbrannte? — Ja, hier war es, wo ich die Höllenqual verſchmähter Liebe empfand, wo an der keuſchen Tugend des edelſten Weibes alle meine Verführungskunſt ſcheiterte, wo ich zum erſten Male von dem Glauben ergriffen wurde, es gäbe etwas Großes, Edles im Leben! O, daß er ſo ſchnell wieder ſchwand, daß ſo ſchnell wieder die hölliſchen Mächte mich ergriffen, und zu Thaten führten, deren Erinnerung als Schreckbild mir bis ans Grab, und als Kläger vor den Richter folgt! — Von hier folgte ich ihr in blindem Wahnſinne nach Valenciennes, und vollbrachte dort die ruchloſe That, mit einer zweiten alsbald mein Gewiſſen belaſtend. Warum, warum folgte ich nicht der Stimme des beſſern Gefühls, als nun Franziska wie ein Engel um mich ſchwebte, und gab das Kind, das glühende Rache geraubt, dem blutenden Mutterherzen zurück? — Es brach; und droben wartet meiner neue Klage. Verdammter Gelddurſt!“ rief er nach einer langen Pauſe, in der er ſtille in ſich verſunken war — rief es ſo laut, daß es die Wache vernahm und näher kam — leiſer fuhr er fort: „Verdammter Gelddurſt, der mich das Weſen verkaufen ließ, das mich allein retten konnte aus dem Schiffbruche meines Lebens! Seitdem folgt mir der Fluch. Judas! — Judas! — tönt's ewig in meinem Ohre! Tod, warum kommſt du nicht, die Qualen meines Daſeins zu enden?“

Er ſchlug ſich in wilder Verzweiflung vor die Stirne.

In dieſem Augenblicke rief eine rauhe Mannesſtimme: „Diego!“

„Ich bin's!“ antwortete die Geſtalt, und näher heran trat der Rufende.

Der Alte ſchien jetzt ein Anderer. Alle die Erinnerungen ſchienen verſchwunden, die eben ihn noch ſo tief erſchüttert, und alle die Empfindungen, die eben noch ſein Herz zerriſſen hatten, ſchwiegen plötzlich. Faſt ſtolz richtete er ſich auf. Feſt richtete er ſeinen kalten ruhigen Blick auf den nahenden Fremden, und ſprach mit feſter Stimme, aus der auch jede Erregung des Innern gewichen zu ſein ſchien: „Ihr habt lange auf Euch warten laſſen!“

„Ich bin in Eurer Winkelkneipe geweſen — denn ich hatte wahrlich vergeſſen, daß ich Euch hierher beſtellt,“ ſprach die rauhe Stimme des Mannes, der in der Tracht eines Seemannes bei dem Schauſpiele Neircarmes ſich ſo heftig erzürnt hatte.

„Kommt jetzt ſchnell, Alvarez,“ fuhr er haſtig fort, als die Wache ſich näherte, „es iſt hier nicht der beſte Ort, ein Geſchäft abzuthun, wie das unſrige.“

„Aber wohin wollt Ihr, Breughel?“ fragte der Alte.

„Das gilt mir gleich, verſetzte dieſer — am liebſten iſt's mir in Eurem Neſte.“

„Bedenkt, daß die Uebrigen —“

„Wen meint Ihr?“ fragte, ihm in die Rede fallend, Breughel — „die Nederyker?“

„Die ſind längſt zerſtoben wie eine Windsbraut. Ich ſtehe Euch dafür, und nähmet Ihr die Laterne des Diogenes, Ihr fändet keinen mehr in Brüſſel!“

„Sind ſie weg?“ fragte ſtehen bleibend Alvarez — „lügt Ihr nicht?“

„Bleibt mir mit den Fragen vom Leib, Alvarez, wenn Ihr auf mich rechnen wollt,“ ſprach ärgerlich der Andere. „Ich ſage Euch, ſie ſind fort, und damit gut!“

„Und mein Weib?“ — Sagt, was macht ſie?“

„Sie weinte, daß es mir durchs Herz ging, und jede Thräne wie eine glühende Kohle auf meine Bruſt fiel.“

„Wißt Ihr warum? Menſch!“ rief Alvarez heftig, und faßte krampfhaft die Schulter Breughel's.

„Ich fragte — aber ſie ſchwieg.“

„Edles Weib!“ rief Alvarez, „du leideſt und duldeſt ſtille! — Hört das Entſetzliche, Breughel“ — ſagte er dann mit zitternder Stimme — „ſie hungert — ſie hat heute noch nichts gegeſſen!“

„Allmächtiger Gott!“ rief Breughel, und eine tödtliche Kälte durchrieſelte ſeine Gebeine. — „Und Ihr konntet ſie hungern laſſen?“

„Habe ich denn ſelbſt etwas?“ fragte mit der Kälte der Verzweiflung der Alte.

Da riß ihn Breughel mit ſich fort in fliegender Eile, und als ſie nahe dem Winkel gekommen, wo, nahe dem Ufer der Sienne, das armſelige Hüttchen ſtand, unter deſſen Dach Alvarez eine Unterkunft gefunden — da drückte Breughel ihm Geld in die Hand, wies auf ein ihm bekanntes Bäckerhaus, und eilte voran zu der Unglücklichen.

Eine alterthümliche, matt leuchtende Ampel ſtand in der Ecke des engen Stübchens auf einem Tiſche, worauf eine Bibel lag. Eine ſehr ärmlich gekleidete Frau ſaß davor und las weinend. Ihre Thränen fielen auf das Buch. Ein gutmüthiges, ſanftes, in tiefem Leid unendlich rührendes Geſicht wandte ſich zu dem Eintretenden.

„Kommſt du endlich, Diego?“ fragte ſie freundlich, und trocknete das feuchte Auge.

„Er wird bald hier ſein und Brod bringen und einen labenden Trank,“ ſagte tief erſchüttert Breughel, indem er ihre Hand faßte. „Ich kenne auch die Laſt des Elends und der Armuth,“ ſagte er, „und der mir half, der mich vom Abgrunde rettete und meine Kinder, der reicht auch Euch ſeine helfende Hand — Hugo van Geeſt — das beſte Herz, das in den Niederlanden ſchlägt!“

Das Weib ſah ihn mit rührendem Ausdruck an und ſagte: „Habt Ihr auch gehungert?"

„Ja," antwortete Breughel, und die Erinnerung bewegte ihn tief — „ja, und fünf Kinder und ein krankes Weib mit mir."

„Aber wie ſtand es um Euer Herz, Mann?" fragte das Weib. — „Littet Ihr aus eigener Schuld, oder trugt Ihr ſchuldlos den Fluch des Geſchickes?"

„Gottlob, ſchuldlos!" ſagte Breughel mit Rührung.

„Wohl Euch, dann war Euer Elend ſanft und Eure Laſt leicht" — fuhr ſie fort, „aber" — ſie deutete auf die Bruſt — „wenn da die Stimme ſpricht: „Du ernteſt, wie du geſäet — dann — o dann —"

„Arme Frau," ſagte Breughel und faßte ihre Hand — „fehltet Ihr auch — aus Euren Worten ſpricht tiefe Reue — ſie verſöhnt, und die Hilfe ſendet der Herr durch gute Menſchen."

„Dank Euch für dies Wort der Theilnahme," fuhr ſie fort, „ach, Ihr habt mir damit viel gegeben. Ich las da eben vom verlorenen Sohne — nicht wahr, der hatte ja auch den Vater tief betrübt — aber er lebte ja auch noch —! — und der Vater verzieh ihm — glaubt Ihr, daß Reue droben verſöhnt?"

„Glaubt dem Worte, das Ihr laſet — es iſt Jeſu Wort — Gottes Wort — das bleibt in Ewigkeit!" tröſtete Breughel.

Da verklärte ſich ihr Antlitz, wie das einer Seligen, und in dem Momente trat Alvarez herein mit Speiſe und Trank. Er ſah ſie verwundert, freudig an und ſagte: „Wie biſt du heiter, meine Franziska, mein armes Weib? —!"

Da wurde ihr Antlitz heiterer, noch ſeliger. Sie ſank an Diego's Bruſt und ſagte: „Ich wollte, ich ſtürbe jetzt, Diego, du warſt ja lange nicht ſo liebevoll gegen mich!"

Breughel, den dieſe Auftritte unausſprechlich rührten, nöthigte nun zum Eſſen. Beide Alten ſetzten ſich. Die Speiſe ſchmeckte ſo ſüß nach dem langen Faſten, und doch war nichts Thieriſches wahrzunehmen. Breughel beobachtete ſcharf die Alten. Ihm, dem Künſtler, dem Maler, bot ſich hier ſehr erwünſchte Gelegenheit zum Studium der Natur, und er ließ eine ſolche nie ungenützt entſchlüpfen.

Nachdem das Bedürfniß der Natur befriedigt war, nahm Breughel das Wort: „Ich komme heute im Auftrage van Geeſt's zu Euch."

„O, ſagt, iſt der edle Jüngling gerettet?" — fiel das Weib in die Rede.

„Ich hoffe es zu Gott," erwiederte Breughel, und fuhr fort: „Er ſendet Euch dieſen Beutel Goldes als Entſchädigung, und läßt Euch dringend mahnen, ſogleich die Stadt zu verlaſſen, da er fürchtet, Ihr möchtet nicht ſicher ſein."

Diego ließ ſeine Hand ſinken.

„Breughel," ſagte er — „mich hält hier ein innerer Ruf, der mich hierher führt, und nun ſoll ich fliehen — ſagt, wohin mit meiner kränkelnden Gattin?"

„Nach la Gauchère, zu van Geeſt — das bietet er Euch an. Dort allein ſeid Ihr ſicher, da Ihr als Fremder ſonſt ſchwerlich den Spürhunden Granvella's entgehen möget."

Diego verſank in düſteres Sinnen.

„Nein," ſagte er endlich feſt — „nach la Gauchère kann und werde ich nicht gehen. Ich bleibe hier."

„Das dürft Ihr nicht!" rief Breughel ängſtlich. „Wollt Ihr ihn unglücklich machen, der die Tage Eures Alters vor Noth ſchützen will, da er einen beſondern Antheil an Euch nimmt?"

Diego ſeufzte tief auf. „O, wenn er mich kennte," ſprach er in ſich hinein, „er würde meiner fluchen!

„Gott ſei davor," erwiederte er laut dem Maler, „eher würde ich mich foltern laſſen, bis das letzte Glied dieſes alten Leibes ſeine Stelle verlaſſen hätte."

Das Weib bebte zuſammen bei dieſen Worten, und hielt die Hand mit Entſetzen vor die Augen.

„Zu ſolch einem anatomiſchen Experimente ſoll's, wie ich hoffe, niemals kommen; — indeſſen, wenn Ihr durchaus nicht die Stadt verlaſſen wollt, ſo kommt zu mir in mein ärmliches Haus.

Ihr mögt als Farbenreiber bei mir ſein, ſo bleibt Ihr verborgen. — Wäre nur Hugo ſicher!“

„Habt Ihr denn Zweifel an ſeiner Sicherheit?“ fragte ängſtlich Alvarez.

„Wohl bin ich nicht ganz ohne Sorge, da Noircarmes, ſein erbittertſter Feind, ſeine Stimme wirklich erkannte, und der wird ſich zu rächen, keine Mittel unverſucht laſſen. Doch laßt uns noch das Beſte hoffen!“

Es wurde nun beſchloſſen, daß die Alten zu Breughel ziehen ſollten, der ebenfalls in einer abgelegenen Straße im entgegengeſetzten Stadttheile wohnte. Indeſſen wurde dieſer Plan vereitelt. Franziska erkrankte in der Nacht noch. Das Elend hatte ihren Körper zerrüttet, und der Genuß kräftiger Nahrung nach langem Hungern wirkte jetzt nachtheilig auf ihre ganze ſchwache Organiſation zurück.

Der Morgen ſah ſonnig und klar durch die hohen Fenſter in das Cloſet des Cardinals Granvella, der im geſchmackvollen Hauskleide eben vom Brevier aufgeſtanden war. Sein ganzes Weſen war in ſichtbarer Wallung. Leicht erregbar, ehrgeizig und gewohnt, nur Herren und Sclaven in der Welt zu erblicken, zu deren Erſteren er ſich, und zu Letzteren die übrigen Menſchen rechnete, waren ihm die Ereigniſſe des geſtrigen Tags ein Gegenſtand des glühendſten Zornes geworden. Auf ſeinen Befehl war Noircarmes und Mannsfeldt mit den Reitern hinaus geeilt, um die Nederyker gefangen zu nehmen. Die vereitelte Hoffnung ſteigerte ſeinen Zorn zur Raſerei. Kein Schlaf war in ſeine Augen gekommen — ſelbſt das Gebet hatte ihn nicht ruhiger gemacht. Seinem Winke ſtanden alle Spürhunde Brüſſels zu Gebot. Alle waren ſchon am geſtrigen Abend in Thätigkeit geſetzt worden, allein Keiner hatte eine Spur entdeckt, da die Theilnehmer ſchon im Zelte von Breughel bezahlt worden waren, und ſich mit dem Volk aus dem Quartiere von Brüſſel nach allen Seiten bereits zerſtreut hatten, bis auf Diego, den der leidende Zuſtand ſeines Weibes und ſeine drückende Armuth in Brüſſel zurückhielt.

Der Cardinal wüthete in ſeinem Cloſet. Jener Kupferſtich, den man auch an öffentlichen Gebäuden anzuheften, und ſo ihn zur Kenntniß des Publikums zu bringen nicht verſäumt hatte, war noch zu neu in ſeinem Andenken, und jetzt kam dieſe neue entſetzliche Kränkung hinzu. Die Feinde hatten ſich ſo ſchlau in das Dunkel des Geheimniſſes zu hüllen verſtanden, daß Granvella alle ſeine Mühe, ſie zu entdecken, fruchtlos ſehen mußte. Eben dies Mißglücken ſeiner Racheplänе erregte ihn noch immer mehr.

Sein Kammerdiener meldete jetzt: „Albrecht von Noircarmes, Herrn von Sainte Aldegonde.“ Der Cardinal, hoffend, Licht über die geſtrigen Auftritte zu erhalten, ließ ihn willkommen heißen.

Noircarmes trat ein.

„Ihr bringt ſichre Kunde?!“ rief ihm Granvella entgegen. Ich ſehe es an Eurer Miene, junger Mann!“

„Wollte Gott, ich könnte Eurer Eminenz zweifelloſe Gewißheit geben!“ ſprach Noircarmes, „allein ſo zweifellos iſt die Nachricht doch nicht vor dem Gerichte, wie ſie mir iſt; denn ich wollte mein Leben daran ſetzen, daß der frevelnde Pickelhäring Niemand anders war, als Hugo van Geeſt.“

„Ich bin vollkommen Eurer Meinung, junger Freund,“ entgegnete vertraulich der Cardinal. „Des jungen Menſchen Uebermuth iſt grenzenlos. Er ſtützt ſich ſo feſt auf Margarethen's Gunſt, daß er ſich für unantaſtbar hält. Er ſoll ſich täuſchen! Granvella hat den Willen und die Macht, auch Margarethen's Günſtlinge zu zermalmen, wenn ſie es wagen, ihn zu verletzen. — Wo iſt van Geeſt?“

„In Valenciennes,“ verſetzte Noircarmes.

„Alſo nicht hier?“ — fragte Granvella.

„Er iſt ſeit einigen Tagen abweſend, und, wie man ſagt, in Valenciennes; allein könnte dies nicht alles Liſt ſein, den Verdacht von ſich abzuleiten? Er iſt ſchlau — Ihr wißt es, Herr Cardinal, von der Kupferſtichgeſchichte her!“

„Auch das war ohne Zweifel ſein Werk,“ verſetzte der Cardinal, „und das Geſtrige ſein Letztes, das dürft Ihr mir glauben!“

Er ſchritt wild auf und nieder. In ſeinem Innern wühlten alle feindſeligen Leidenſchaften, deren ſein Herz nur fähig war. Nach einiger Zeit blieb er vor Noircarmes ſtehen, der ebenfalls in dieſer Pauſe ſeinen Gedanken Gehör gegeben.

„Wollt Ihr mir einen Dienſt leiſten, junger Freund?“ fragte freundlich der Cardinal.

„Gebietet!“ rief Noircarmes. „Mit Gut und Blut bin ich Euer!“

„Granvella wird das nicht vergeſſen,“ ſprach er mit einer hohen Gönnermiene. „Wohlan, eilt heimlich nach Valenciennes, und bringt mir genaue Kunde von der Ankunft van Geeſt's, ſowie von ſeinem Treiben dort. Eilt, ſo viel Ihr könnt. Meine Dankbarkeit wird Euch erwarten.“

Noircarmes empfahl ſich freudig, den Plan Granvella's auszuführen. Schon im Geiſte ſah er ſich zu hohen Ehren durch den Mächtigen erhoben, und zu dem Haß in ſeinem Herzen geſellte ſich der Ehrgeiz. Beide ſpornten ihn zu heftiger Eile.

Granvella ſah ihm mit einem boshaften Lächeln nach.

„Geh nur hin,“ ſagte er, „du liegſt in den Ketten des Hochmuths, und ich will dich feſſeln. Du wäreſt mein Feind, wie ſie Alle, die ſtolzen Menſchen, die auf das Vorrecht ihrer Geburt ſo übermüthig trotzen, wenn nicht die Wuth verſchmähter Liebe dich beſeelte. Aber die Macht eines Niedrigen, den das Verdienſt ihnen gleichſtellte, wird ſie demüthigen, ſelbſt dich, zu ſtolzer Oranier, der du an meinem Untergang arbeiteſt. Sieh' zu, wer am erſten fällt, du oder ich!? — Und wenn ich einſt euch Alle in den Staub getreten habe, wenn ich ſiegend am Ziele der Macht ſtehe, das meinem Geiſte leuchtend vorſchwebt, dann will ich triumphiren über euch, dann ſollt ihr meine ganze Kraft fühlen, aber auch den Hohn und die Verachtung deſſen, dem ihr ſeine niedere Herkunft vorzuwerfen euch erkühnt! Philipp von Spanien kennt euch — und Philipp von Spanien“ — ſprach er hohnlachend — „iſt in Granvella's Hand. Granvella iſt König, und Philipp nur das ohnmächtige Werkzeug in Granvella's Hand! —

Nur ſchlau muß ich dem Ziele nahen. Margaretha — das Weib — Ha! Sie muß ſelbſt den verdammen, den ſie liebt, und ich will ſein Urtheil ſprechen!“

Er rief ſeinem Kammerdiener. Sein Antlitz leuchtete. Er [illegible] ſich ankleiden. Die Sänfte wurde gebracht, und mit der Miene der Demuth und der aufrichtigen Beſorgniß trat er hinein, und ließ ſich zum Palaſte der Statthalterin tragen.

Margaretha war bereits durch den Grafen Carl von Mannsfeldt unterrichtet von Allem, nur nicht davon, daß man ihren Liebling im Verdachte der Antheilnahme hatte, ja, daß man ihn als Urheber derjenigen Sache nannte, die jetzt ganz Brüſſel in eine ſtürmiſche Bewegung brachte.

Ihre erſten Worte an den Cardinal waren über dieſen Gegenſtand. Margaretha unterdrückte ihr Lachen, das gewaltſam hervorzubrechen drohte, als ſie des Cardinals wilden Zorn ſah; allein ihr Antlitz nahm bald einen andern Ausdruck an — als rückſichtslos der Cardinal ihr ſagte, ſie habe eine Schlange in ihrem Buſen genährt, Hugo van Geeſt ſei der Urheber dieſer Scenen, und noch ernſter wurde ſie, als ſie erſt die volle Deutung der allegoriſchen Perſonen vernahm, und ſich ſelbſt dem Spotte des Volkes preisgegeben ſah. Ein gekränktes Weibergemüth verzeiht ſelten. Margaretha war in heftiger Entrüſtung; allein ſie vertheidigte van Geeſt aufs Heftigſte.

Margaretha ſah es wohl klar ein, es müſſe hier ein Beiſpiel ſtatuirt werden, wie der Cardinal verlangte. Sie ließ den Präſidenten Viglius zu ſich beſcheiden, um mit ihm zu berathen.

Der ehrwürdige Greis erſchien alsbald, und Margaretha eröffnete ihm des Cardinals Antrag. Auch er ſtimmte für die genaueſte Unterſuchung und die exemplariſchſte Beſtrafung — aber wie entfärbte ſich der edle Mann, als er die Beſchuldigung des Sohnes ſeines geliebteſten Freundes erfuhr!

„Es kann nicht ſein!“ rief er aus, und ein edles Feuer blitzte aus ſeinen Augen. „Es kann nicht ſein, denn des Vaters Blut ſtrömt in ſeinen Adern. Hugo iſt wohl jugendlich ausgelaſſen, aber ich habe ihn mit den Augen eines ſtrengen Vaters in all ſeinem Thun verfolgt, und niemals fand ich ihn auf unrechtem Weg. Ich muß auf einer um ſo ſtrengern Unterſuchung beſtehen," ſchloß er, „damit der erniedrigende Verdacht von dem Unſchuldigen entfernt werde."

Der Beſchluß wurde gefaßt und die Befehle ertheilt.

Margaretha ließ den Baron von Montigni zu ſich entbieten. Er war Hugo's Freund, er mußte, da van Geeſt abweſend war, genaue Nachrichten über den Ort ſeines Aufenthalts geben können.

Montigni ſprach warm für den Freund. Er ſuchte den Verdacht, ſo viel als nur immer möglich, von ihm abzulenken, allein es war bei dem Cardinal umſonſt, der noch einen geheimen Grund des Abſcheues gegen Hugo hatte, ſeine Leidenſchaft für Clara.

Margarethen und dem Präſidenten war van Geeſt unſchuldig, nur dem Cardinal nicht. Er war feſt entſchloſſen, ihn verhaften und in den Kerker der Inquiſition werfen zu laſſen, auch wenn Margaretha es nicht ſollte zugeben wollen, da er hier freie Hand hatte, zu handeln, wie er wollte.

Ueber van Geeſt's Haupte zog ſich ein Unwetter zuſammen, und er ſelbſt ahnete es nicht in dem fröhlichen Muthe der Jugend. Er war nach la Gauchère geeilt und vergnügte ſich mit der Jagd, wenn nicht la Grange bei ihm war, ſein Erzieher und wärmſter Freund, ein Geiſtlicher aus Valenciennes, mit alle der Gluth ſeiner Seele dem Proteſtantismus zugethan, deſſen Lehre er auch in Hugo's Seele geflößt, und auch ihr die wärmſte Begeiſterung dafür eingehaucht hatte. Er ahnete nicht, wie nahe ihm der gefährliche Feind, der rachſüchtige Noircarmes war. — Dieſer hatte ſeine Erkundigungen eingezogen, und floh pfeilſchnell zu dem Cardinal zurück, ihm zu melden, daß erſt einen Tag nach dem Schauſpiele der Rederyker van Geeſt nach Valenciennes gekommen ſei.

Mit dieſer fröhlichen Kunde für den Cardinal war auch die eingegangen, daß man ein Glied des Rederyker-Vereins, und zwar einen alten gebornen Caſtilier, in einer Winkelkneipe Brüſſels entdeckt, und ſofort vom Bette ſeines jammernden, erkrankten Weibes in den Kerker der Inquiſition geſchleppt habe.

Schnell gab Granvella den geheimen Befehl, van Geeſt in la Gauchère, ſeinem Landgut, aufzuheben, und nach Brüſſel heimlich in den Kerker zu bringen.

La Grange war eben bei dem Jüngling, als die Schergen des Cardinals ihn aufhoben, feſſelten und ſich mit ihm nach Brüſſel zu auf den Weg machten. La Grange wollte ſich widerſetzen. Die Bauern des Dorfes harrten nur des Winks, um anzugreifen; allein Hugo bat, es nicht zu thun. Nur in la Grange's Ohr konnte er flüſtern, es an den Maler Breughel in Brüſſel zu melden. Er ſelbſt ergab ſich mit Ruhe und Geiſtesgegenwart in ſein Loos, hoffend auf Befreiung, wenn ſeine Gefangenſchaft zur allgemeinen Kunde käme. Und dazu mußte ſie kommen, wenn Breughel, der Treue, den Unfall vernahm, wenn Margaretha es erfuhr. Gegen jedes Gericht konnte er außerdem proteſtiren als freier Niederländer, das nicht der Staatsrath war. Nur Eins lag ihm ſchwer auf dem Herzen — ſeine geliebte Clara. — Er wußte es ja nicht, daß ſie ſchon von dem Verdachte wußte, ahnete es nicht, daß ſie ſchon manche Nacht durchweint um ihn, ſchon ſo oft zum Himmel um Rettung aus der Gefahr, die ihm drohe, gefleht.

Margarethen's Mittheilung an ihren Liebling über des Cardinals Verdacht gegen van Geeſt — hatte ſie tief erſchüttert. Sie kannte van Geeſt beſſer, als Alle, daher war auch die Ueberzeugung lebendig in ihr, daß er Antheil habe an dem Schauſpiele der Rederyker, nur das konnte ſie nicht glauben, daß er Margarethen mit in den höhnenden Aufzug hineingezogen. Dazu glaubte ſie ſein offenes, edles Herz zu gut zu kennen. Was hatte in dieſer ſchweren Stunde das Mädchen, als Thränen und Gebete?

Wie ſah ſie mit ſtürmiſch pochendem Herzen der Stunde entgegen, wo Breughel zu ihr kam, um ihr im Zeichnen Unterricht zu ertheilen. Er war ja der Treue, der das ſüße, heimliche Wort der Liebe brachte und nahm; er kannte ja jeden Schritt van Geeſt's, von ihm konnte und durfte ſie Wahrheit erwarten. In quälender Erwartung ſaß ſie da, und die Stunden ſchlugen ſo träge. Endlich nahte die erſehnte, und — Breughel kam nicht. Es verging noch eine, und er kam nicht. — Die Sonne ſchied zur andern Hemiſphäre, und Breughel, der ſonſt ſo ſehr pünktlich ſeinen Verpflichtungen nachzukommen pflegte, blieb aus. Hier mußte ein wichtiges Hinderniß obwalten. Welches konnte es aber anders ſein, als van Geeſt's Geſchick? — Tauſend marternde Vorſtellungen verfolgten ſie. Nirgends fand ſie Ruhe, und der Thränen Quelle verſiegte nicht mehr.

Margaretha ſah des Lieblings Schmerz. Sie kannte die Liebe des Mädchens und Hugo's, und doch mochte ſie nicht den zauberiſchen Schleier des Geheimniſſes davon hinwegreißen. Jetzt aber nahte die Stunde. Am Herzen der Freundin, der mütterlichen, zerfloß das liebende Mädchen in heißen Thränen. Da geſtand ſie ihr ſüßes Geheimniß, und der erſte Troſt kam in ihr Gemüth, als Margaretha auch dann ihr Verzeihung und Schutz zuſagte, wenn Hugo ſelbſt ſchuldig ſollte erfunden werden.

Jetzt ſchlug ihr Herz ruhiger, aber die Trauer, der Schmerz wich dennoch nicht von ihr, denn ſie dachte ſich den Geliebten vielleicht jetzt im Gefängniß, in den tiefen Kerkern der Inquiſition, wohin kein Strahl des Tages drang. Die Phantaſie der Liebenden malte ihr die Bilder ausſchweifend gräßlich, und ſo ſchuf ſie ſich ſelbſt eine namenloſe Qual.

Auch am andern Tage kam Breughel nicht. Der edle Menſch hatte Größeres jetzt zu thun. Diego's leidende Gattin nahm er in ſein Haus, und ſein Weib, ein ſanftes, frommes Gemüth, nahm ſich mit ihm der Leidenden mit Treue und Aufopferung an.

Unter dieſen Werken der Liebe fand ihn la Grange's Nachricht, und wie ein vernichtender Donnerſchlag traf ſie den Mann, der oft dem jugendlich leichtſinnigen Jüngling abgerathen hatte, den Plan auszuführen, der aber dennoch in der Verwegenheit ſeines Sinnes nur zu ſehr zu ähnlichen Dingen hinneigte, der eigentlich auch der Urheber jenes ſatyriſchen Kupferſtiches war, der des

Cardinals Anſehen eben ſo ſehr untergraben hatte, als es ſeinen wildeſten Zorn erregt. Er ſah einen Abgrund ſich vor van Geeſt öffnen, aus dem er ihn zu retten verſuchen mußte. Ueber die Wahl der Mittel war er nicht lange im Zweifel. Der Gattin übertrug er nun allein die Sorge für die Unglückliche, und er eilte zu Oranien, zu Egmont, zu Horne und Montigni, um ihnen den neuen Gewaltſtreich des Verhaßten anzuzeigen, und ſie zur Rettung des Jünglings, den ſie alle liebten, aufzurufen, ehe die Rache des Cardinals ihn mit ihren Tiegerkrallen zermalmte.

In einem jener Kerker, deren Schreckliches hinlänglich bezeichnet iſt, wenn man ſie Kerker der Inquiſition, des ſchrecklichſten aller Gerichte, nennt, war Hugo van Geeſt unterdeſſen mit dem Dunkel der Nacht angekommen. Des Cardinals Weiſung hatte ihm nicht den günſtigſten Empfang bereitet, und von Ketten belaſtet, gleich dem gemeinſten Miſſethäter, gab man ihm in dem finſtern, naßkalten Gewölbe Zeit, eine That zu bereuen, zu der jugendlicher Muthwillen, glühende Liebe zum Vaterland und Haß gegen ſeinen Unterdrücker verleitet.

Wo er ſich befand, wußte Breughel nicht — allein daß er bereits in Brüſſel ſein müßte, ſetzte er voraus.

Die edelſten Männer der Nation waren es, und die einflußreichſten, bei denen Breughel van Geeſt's Gefangennehmung gemeldet. Es bedurfte nicht der warmen, begeiſterten Rede, die von ſeinen Lippen floß, um ſie für van Geeſt zu intereſſiren. War auch dem verſchloſſenen, ernſten Oranien der Jüngling noch zu jugendlich, zu feurig ſelbſt, um ihn näher an ſich zu ziehen, ſo verkannte er dennoch das Gediegene ſeines Charakters, ſeinen feurig offenen Sinn nicht, und nicht die gerechten Hoffnungen, die das Vaterland auf ihn ſetzen konnte in den Augenblicken der Gefahr und Noth. Darum nahm er warmen Antheil am Jünglinge, der ſchon in Frankreich, wo er als Freiwilliger unter den Fahnen der Proteſtanten gefochten, einen ſeltenen Heldenmuth an den Tag gelegt; vornehmlich aber empörte ihn Granvella's neuer Gewaltſtreich.

Schon ſeit längerer Zeit waren die Grafen von Horne und

Egmont mit Oranien Granvella's bitterſte Feinde. Sie hatten bereits vor einer längeren Zeit dem König einen gemeinſchaftlichen Bericht erſtattet über den gefährlichen Zuſtand der Niederlande. Kräftig ſchilderten ſie den Haß gegen den Cardinal, deſſen Motive ſie ſattſam nachwieſen, und drangen auf ſeine Entfernung. Philipp kannte viel zu gut den Juwel, den ſeine Krone an Granvella beſaß, als daß er in das Anſinnen der Grafen und des Prinzen eingegangen wäre. Sie haßte er. Sie ſah er als die gefährlichſten Gegner ſeiner Pläne an, und ihre Klage war dem Cardinal in ſeinen Augen ein nur zu vollgültiger Empfehlungsbrief. Sie ſahen ihre Pläne vereitelt. Sie ſahen Granvella in eben dem Grad in ſeines Herrn Gunſt ſteigen, als er im Haſſe der Niederländer ſtieg. Da thaten ſie den entſcheidenden Schritt. Obwohl ſie in der Nähe des Hofes blieben, traten ſie gemeinſam aus dem Staatsrath, erklärend: daß, da ſie kein anderes Mittel kenneten, als Zuſammenberufung der Staaten, um des Vaterlandes tief einfreſſenden Schaden zu heilen — und dies ihnen zu verlangen nicht geſtattet ſei, ſie einſtweilen aus dem Staatsrathe ſchieden, wo länger Maſchinen Granvella's zu ſein, ihre Ehre wie ihr Pflichtgefühl nicht geſtatte. Von dieſem Zeitpunkt an ſah das Volk in ihnen ſeine Retter, der Adel, der Granvella haßte, in ihnen ſeine Häupter, und enger und enger ſchloß man ſich an ſie an. Ihre Stellung gegen Granvella, und jener eminöſe Scherz bei dem Gaſtmahle des Herrn von Grobbandonk, wo ſie auf die Livree ihrer Bedienten eine Narrenkappe von ſchwarzem Tuche ſetzen ließen, die man für einen Cardinalshut erklärte, gab ſelbſt Veranlaſſung, daß ſich das Volk laut über den Cardinal zu äußern begann, und man den Muth faßte, den gemeinſamen Feind mit allen Waffen der Satyre und des Witzes zu bekriegen.

Darum, dies wohl wiſſend, warfen ſie ſich jetzt als Sachwalter van Geeſt's auf, obwohl ſie ſich ſelbſt als Staatsräthe auch ihrer Rechte begeben hatten.

Margaretha von Parma erſtaunte, als man ihr die drei Statthalter meldete. Sie wußte noch nichts von van Geeſt's

Gefangennehmung und Einkerkerung. Nur die des Spaniers Diego hatte man ihr angezeigt. Jetzt traten Oranien, Horne und Egmont, die Ritter des goldenen Bließes, die Provinzialſtatthalter, die Männer, die ſie zu fürchten gewohnt war, bei ihr ein, und auf ihren Geſichtern las ſie eine Jeremiade. Kurz, kräftig und ſcharf ſprach Oranien über Granvella; enthüllte Margarethen, was ſie längſt gewußt, ihre Bevormundung durch den Cardinal; zeigte ihr, wie er hinter ihrem Rücken ihre Schritte paraliſire, und bei ihr die Illuſion zu erhalten ſuche, als regiere ſie, indeß er allein der Regent des Landes und durch die Beſetzung der Aemter des Staates durch ſeine Kreaturen einen mächtigern Arm habe als ſie. Er enthüllte ihr aus vielen Thatſachen, daß Granvella ſtets nach geheimen Inſtructionen von Madrid handele, deren Urheber wieder nur er ſelbſt durch ſeine Liſt und Gewalt über König Philipp ſei. Oranien's Rede eröffnete Margarethen die Einſicht in ſo manches Räthſel, daß es wie Schuppen von ihren Augen fiel, und ſie die Wahrheit deſſen, was der Redner ſagte, tief fühlte; allein wie erſtaunte ſie, als er endlich, als den ſchlagendſten Beweis ſeiner Ausſage, van Geeſt's Gefangennehmung und Einkerkerung ihr anzeigte, und dringendſt ſie bat, ſich des Verfolgten anzunehmen, und falls er ſchuldig ſei, ſeinen Rechtshandel vor den Staatsrath zu ziehen. Zuletzt verlangte er nochmals kräftig im Namen der Nation die ſchnelle Entfernung Granvella's.

Einer Bildſäule gleich, ſtand die Oberſtatthalterin jetzt vor den drei Herren, und wußte nicht, was ſie ſagen ſollte. Sie zweifelte noch an Granvella's Kühnheit zu dieſem Schritte, doch Oranien's gewiſſe Verſicherung erzürnte ſie heftig gegen den Gewaltſtreich deſſen, der ihr mit jedem Augenblicke ſelbſt verhaßter wurde, jemehr ſie ſeine Uebermacht erkannte und ihre eigene Herabſetzung durch ihn.

Sie ſagte den Herren volle Erfüllung ihres Begehrs zu, und entließ ſie ſehr gnädig.

In der vollen Aufwallung ihres Zornes trat ſie in ihr Cloſet. Ein unterdrücktes Schluchzen, das aus dem an das ihre grenzende Gemach Clara's an ihr Ohr ſchlug, zog ſie hinein. Da ſtand vor der Weinenden der treue Breughel, das Schickſal des Geliebten ihr eben erzählend. Breughel erſchrack nicht, als die Statthalterin eintrat, und ihr noch im Zorne flammender Blick ihn traf.

Hier galt es für ſeinen und der Seinen edlen Retter, und er fühlte, wie ſein Muth wuchs.

Margaretha fragte nach Clara's Thränen. Die Weinende vermochte nicht zu antworten, ſie deutete auf Breughel.

„Erlaubt Ihr, gnädigſte Frau," fragte er, „daß ich euch den Grund des Kummers des Fräuleins erzähle?"

Margaretha neigte das Haupt.

Da begann das Auge des Malers zu leuchten, und ſein Herz, ſein dankbares Herz ſprach für van Geeſt mit einer Begeiſterung, die Margarethen hinriß.

„van Geeſt hat in Euch einen Vertheidiger, wie ich ihn jedem Angeklagten wünſchen möchte, und wäre er auch nicht ſo unſchuldig, als Hugo iſt" — ſagte ſie, ihre Hand gnädig auf des Mannes Schulter legend.

„Sollte ich nicht für den Edelſten reden, der in den Niederlanden athmet," fuhr Breughel in wachſender Begeiſterung fort: „Mein Herz iſt ſein und mein Leben; denn er hat mich, meine Gattin und meine Kinder vom Hungertode gerettet, als wir Alle krank lagen, hat ärztliche Hilfe in meine Hütte gebracht, und ſo mir eine Schuld der Dankbarkeit auferlegt, die ich nie abtragen kann. O, gnäd'ge Frau," rief er aus, „Ihr kennet nicht ſein Herz, wie groß und edel es iſt! Mag er auch gefehlt haben durch ſeine Antheilnahme an dem Schauſpiele der Rederyker."

„Wie?" fragte Margarethe, und eine Todtenbläſſe überzog ihr Antlitz, und ihre Stirne legte ſich in düſtre, dräuende Falten. — „Wie? Hugo war dennoch dabei, und gab mich dem Spotte preis?"

Da ſtürzte Clara vor ihr nieder und umwand ihre Knie, da riß des Mädchens Beiſpiel auch Breughel vor ihr nieder.

„Ich habe nie vor einem Menſchen gekniet," ſagte er feierlich — „aber jetzt flehe ich knieend, vergebt dem jugendlichen Muthwillen! Euch hat er nie angegriffen, bei Gott, nie! Man hat Euch ſchrecklich hintergangen."

Margarethen's Herz, noch bewegt durch Breughel's Erzählung, wurde durch den Anblick der Knienden, durch Breughel's Worte völlig entwaffnet. Sie hob Clara auf und ſchlang ihren Arm um ſie, indem ſie Breughel winkte, aufzuſtehen.

„Waret Ihr zugegen, Meiſter?" fragte ſie.

Breughel bejahte.

„So erzählt mir ungeſchminkt, offen und wahr den Hergang. Habt Ihr's vernommen — wahr — Wahrheit will ich, muß ich hören!"

Breughel neigte ſich zuſagend. Ohne Schmuck und Zuthat erzählte er nun Margarethen das ganze Schauſpiel. Sie konnte ſich, als er zu Ende war, des Lachens nicht enthalten.

„So tollkühn auch das Unternehmen iſt und ſo ſtrafbar, ſo liegt doch zuviel treffender Witz darinnen, als daß man nicht lächeln müßte," ſagte ſie.

„Ich danke Euch, Meiſter, für Eure Mittheilung, und gebe Euch mein fürſtliches Wort, daß Eurem Wohlthäter kein Uebel begegnen ſoll. Er hat noch andere Schützer, die indeſſen, mögen ſie auch höher ſtehen als Ihr, dennoch an Werth Euch nicht vorgehen. Hugo iſt ſtrafbar," ſagte ſie zu Clara, „und wäre er mein Sohn, ich dürfte ſein Thun nicht ohne Strafe laſſen; indeſſen vertraue mir, meine Clara, und ſtille deine Thränen." — Sie entließ Breughel gnädig und begab ſich in ihren Audienzſaal, wo ſie den Greis Viglius von Luichem erwartete. Clara aber ſank auf ihre Knie, dem Herrn dankend für den Strahl des Lichtes, der in ihre troſtloſe Seele gefallen war, und den Geliebten der väterlichen Obhut empfehlend.

Viglius erſchien. Margaretha eröffnete ihm das bisher Erzählte, und er ſelbſt, der warme Freund, mußte dieſen Schritt heftig tadeln. Allein auch Hugo's Schuld ſchmerzte ihn tief.

„Es iſt wahr," ſagte er betrübt, „Strafe muß er leiden. Die Angriffe auf die Regierung ſind zu bitter, und das Beiſpiel der Gnade würde zu nachtheilig auf das Volk und den Adel wirken, dem nur bisher ein Punkt der Vereinigung fehlte, um ſeine Macht zu fühlen. Indeſſen iſt es nöthig, mit Umſicht zu verfahren. Ganz Brüſſel iſt in einem Zuſtande, den man faſt Aufruhr nennen könnte. Ueberall erblickte ich Haufen von Bürgern, die heftig redeten, und ich wage die Flüche nicht auszuſprechen, die Granvella treffen.“

Beide nahmen nun die Sache in Ueberlegung und erſt nach Verlauf zweier Stunden verließ Viglius die Oberſtatthalterin. Dieſe ſchloß ſich mit ihrem Geheimſchreiber Thomas Armenteras ein, und ehe noch die Mitternacht ihre zwölf Schläge von Brüſſels Thürmen ertönen ließ, war Armenteras ſchon auf der Reiſe nach Madrid, und das letzte Wort Margarethen's tönte noch in ſeinem Ohre: „Es hängt Alles von Eurer Eile ab, darum gebt Eurer Reiſe Flügel!“

In einem düſtern Gemache, deſſen Wände mit ſchwarzem Tuche bekleidet waren, ſaßen an dem, gleichfalls ſchwarz behängten Tiſch, auf welchem ein Kruzifix ſtand, Granvella und die Inquiſitoren. In ihren finſteren Geſichtern konnte man die Todesurtheile leſen, die ihr gräßlicher Mund zu ſprechen bereit war, und kein menſchenfreundlicher Zug verrieth die Hoffnung der Gnade. Eine dumpfe Grabesſtille herrſchte im Gemache. Gleich Bildſäulen, in denen kein Leben, ſaßen die Richter, und ſtanden in unterwürfiger Entfernung die Diener dieſes Gerichtes, das die Menſchheit ewig ſchändet.

Jetzt thaten ſich die Flügelthüren auf, und mit Ketten belaſtet, doch ſtolz, wie ein König, und freimüthig und furchtlos trat, von zwei Bewaffneten begleitet, Hugo van Geeſt herein, und gleich hinter ihm Diego in ähnlichem Schmucke. Hugo ſah den Alten mit freundlichem und doch mitleidigem Blick an, und grüßte ihn wie einen alten Bekannten. Diego war finſter. Sein glühendes Auge ruhte durchbohrend auf dem Cardinal, der ihn jedoch nicht zu kennen ſchien.

Die Flügelthüren ſchloſſen ſich wieder. Die vorige Stille trat ein, und Granvella gab das Zeichen, daß das Gericht eröffnet ſei.

„Hugo van Geeſt“ — hob der Fiscal, ein eisgrauer Dominikaner, an, aus deſſen häßlichem Geſicht eine teufliſche Seele blickte, indem er ſich erhob — „Hugo van Geeſt, Ihr ſeid ſchrecklicher Verbrechen angeklagt, des Ketzerthums, des Hochverraths und der Verſpottung des heiligen Tribunals. Ihr ſteht vor Euren Richtern, verantwortet Euch, wenn Ihr es vermögt!“

Der Jüngling trat kühn einen Schritt vor.

„Nehmt mir die Feſſeln ab,“ ſprach er feſt und gebieteriſch, „die ihr widerrechtlich mir angelegt, dann wird der freie Niederländer reden, wie er es für gut findet!“

Er trat wieder den Schritt zurück und ſchwieg.

Eine Weile ſahen ſich die Richter, durch dieſe unerwartete Kühnheit betroffen, an, und wußten nicht, was zu thun ſei. Endlich ſprach, nachdem er einige Zeichen mit Granvella gewechſelt, der Fiscal:

„Eure Frechheit könnte die Langmuth des heiligen Offiziums vernichten, wenn es nicht gewohnt wäre, milde zu ſein, ſelbſt gegen die Auswürfe des menſchlichen Geſchlechts!“

Ein Wink, und die Diener löſten des Jünglings Feſſeln. Es war ihm wie dem Vogel, der dem beengenden Bauer entronnen iſt. Freier und froher hob ſich ſeine Bruſt. Er trat wieder einen Schritt vor, ſtolzer, kühner als vorher, und ſah furchtlos in Granvella's gelbes Antlitz. Des Cardinals Auge ſchweifte unſtät umher. Er glich in dieſem Augenblicke dem Beklagten, van Geeſt dem Richter.

„Sehet mich an, Herr Cardinal,“ hob van Geeſt mit feſter, wohltönender Stimme an — „denn zu Euch rede ich, nicht zu dem Manne, den ich nicht kenne, deſſen ſchmähender Rede ich nur die Verachtung des guten Bewußtſeins entgegenzuſetzen habe.“

Der Dominikaner biß ſich in die bleiche Lippe. Granvella bemühte ſich, den Jüngling anzuſehen, doch er konnte den durchbohrenden Blick, in dem Verachtung und Spott lag, nicht ertragen.

„Wer, ſo frage ich," hob van Geeſt an, „wer gibt Euch das Recht, den freien Niederländer heimlich, wie einen Verbrecher, gegen die Rechte und Freiheiten ſeines Vaterlandes und Standes aufheben zu laſſen? Wer berechtigt Euch, ihn in Feſſeln zu legen, dem Mörder gleich, ehe ſeine Schuld erwieſen iſt? — Wer gibt Euch die Macht, ihn vor ein Gericht zu ziehen, das im Finſtern ſein verruchtes Weſen treibt, ihn, der nur in dem Staatsrathe, vor den Häuptern ſeines Volkes gerichtet werden kann? — Ihr ſchweigt? — Ihr fühlt, welcher vermeſſenen Handlung Ihr Euch ſchuldig gemacht! Ich proteſtire feierlich gegen dieſes Gericht, und verlange vor das meiner Nation geſtellt zu werden!"

„Schweig, Verruchter!" donnerte ihm der Cardinal, der ſich ermannt hatte, zu, „ſchweig, und vergrößere deine Schuld nicht!"

„Wer Euch den Wahn beibrachte," fuhr rückſichtslos van Geeſt fort, „daß jemals ein van Geeſt vor dem Machtwort eines Tyrannen zitterte, dem ſagt kühn ins Antlitz: daß er ein Lügner iſt!"

„Legt ihn in Ketten!" ſchrie der Fiscal. „Es bedarf keiner Unterſuchung!"

Die zwei Diener nahten ſich dem Jüngling. Sein Flammenblick traf ſie.

„Zurück!" — donnerte er ihnen zu, daß die Schergen bebend zurücktraten. „Ihr gebt," fuhr er fort, und trat noch einen Schritt näher, „Ihr gebt durch Euer Schweigen Euch als ſchuldig des Eingriffs in die Rechte und Freiheiten meines Vaterlands an, und ich würde es unter meiner Würde halten, Euch auf die Anklage zu antworten, wenn ich nicht jezt gerade die Luſt fühlte, ſie ins Auge zu faſſen, und mein Gewiſſen mich aufforderte, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Es iſt wahr, daß ich der gereinigten Lehre des Evangeliums von ganzer Seele und bis zum lezten Athemzug anhänge. Es iſt verruchte Lüge, daß ich jemals die Achtung vor dem König aus dem Auge verloren. Selbſt das Schauſpiel, das Ihr kennt, an dem ich allerdings Theil gehabt, galt nur Euch, Herr Cardinal, und ſollte Euch zeigen, wie man Euch haßt und verachtet, und Euch lehren, von einer Stelle zurückzutreten, ſo lange der Rücktritt ohne Schmach möglich iſt, und ſo lange nicht die Wuth eines mißhandelten Volkes ſich an Euch rächt, das bis jetzt nur den Spott und die Verachtung als Waffe gegen Euch gebraucht. Daß ich die Inquiſition verhöhnt — es iſt wahr, und ich that, was Recht war. Hier habt Ihr mein Bekenntniß. Ich bin ſchuldig deſſen, wenn es eine Schuld iſt — aber dieſer Mann (er deutete auf Alvarez) iſt unſchuldig. Stellt mich vor mein Gericht und laßt mich richten!“

Des Jünglings kräftige Rede und die völlig rückſichtsloſe und verwegene Offenherzigkeit, mehr aber das feſte Berufen auf ein angeſtammtes, vom König eingeſetztes Gericht, machte ſeine Richter im höchſten Grade verlegen. Das Bekenntniß ſeines Glaubens indeſſen legte ihnen wieder viele Gewalt in ihre Hand, und nachdem die erſte Ueberraſchung vorüber war, befahl in fürchterlichem Grimme der Cardinal, ihn enger zu feſſeln und in einen noch ſchlimmeren Kerker zu begraben. Vergebens proteſtirte van Geeſt. Er mußte der Gewalt nachgeben. Unbarmherzig feſſelten ihn die Gerichtsknechte und ſchleppten ihn in ein Gemach, das nahe bei dem Audienzzimmer war, wo er jedoch Alles vernehmen konnte, was drüben verging.

Anfänglich hörte er nur ein halblautes Reden. Deutlich aber vernahm er, wie die Stimmen zitterten im Grimm. Er konnte ſein Urtheil vorausſehen — das Todesurtheil — denn dieſe Richter, die er ſo empfindlich angegriffen, vergaben nicht; allein Hugo fühlte zu tief die Ungerechtigkeit des Verfahrens, ſein Glaube an das ewige Walten der Vorſehung ſtand zu feſt, als daß nur ein Augenblick ſein Muth, ſeine Zuverſicht gewankt hätte.

Diego wurde jetzt vorgerufen. Ihm wurde die Beſchuldigung des Ketzerthumes nicht zur Laſt gelegt, nur die beiden anderen, die man auch Hugo gemacht.

Diego ſprach wenig. Er verlangte laut, mit Granvella ein Wort im Vertrauen und unter vier Augen zu reden, dann wolle er ſich richten laſſen, da er deſſen, was man ihn beſchuldige, ſich ſchuldig wiſſe.

Hugo erſtaunte, bebte. Er horchte angeſtrengter. Er vernahm Tritte an der Thüre des Zimmers vorüber, in welchem er ſich befand, eine Thüre knarrte und fuhr ins Schloß.

Diego und Granvella ſtanden ſich gegenüber.

„Sehet mich genau an, Herr Cardinal,“ ſprach Diego. „Kennt Ihr mich?“

Der Cardinal ſtarrte ihn an. — Es ſchien, als dämmere das Bild dieſes Mannes in ſeiner Erinnerung.

„Es ſcheint,“ hob Diego an, als der Cardinal ſchwieg, „zehn Jahre haben viel Verwüſtungen an meinem Körper gemacht, daß Ihr mich nicht erkennet. Ich heiße:“ — — er flüſterte etwas in des Cardinals Ohr.

Der Cardinal erbleichte und fuhr zurück.

„Ha!“ rief lauter Diego, „gedenkt Ihr des Dienſtes noch, den Euch dieſe verruchte Hand geleiſtet? — Euer Geld liegt noch ſchwer auf meiner Seele, und Jahre lange Reue hat es nicht entfernt.“

„Menſch!“ rief Granvella, „lebſt du noch? —!“

„Ich lebe,“ ſagte Diego, „und nicht durch Euer Urtheil werde ich ſterben, mein Tod würde Euer Verderben nach ſich ziehen — mein Geheimniß liegt verſiegelt in eines Freundes Hand. Mein Tod, mein Verſchwinden ſelbſt — löſt in acht Tagen das Siegel. Herr Cardinal, Ihr ſeid in meiner Hand, ich nicht in der Euern, vergeßt das nicht, und ſeid klug. Ewig ſchweigt mein Mund. Mein Leben nur rettet Euch!“

Teufel!“ ſchrie verzweifelnd der Cardinal.

„Reicht mir die Hand,“ ſprach höhnend Diego, „wer iſt der größte von uns?“

Der Cardinal zitterte an allen Gliedern. Kalter Schweiß rann von der breiten Stirne. Er lehnte ſich an die kalte Mauer und ſchwieg.

„Ich fordere noch eins,“ hob Diego wieder an, „ich verlange, daß Ihr den Jüngling frei gebt, den Ihr widerrechtlich gefangen geſetzt!“

„Menſch, willſt du mich wahnſinnig machen?“ rief der Cardinal. „Gehe hin und entdecke, was du weißt, mag kommen, was da will!“

„Wohlan denn,“ entgegnete kalt Diego — „fället ein Urtheil, das ich längſt verdient — Ihr fället das Eure mit — die Welt verliert an uns nichts.“

Er wandte ſich zur Thüre.

„Halt, Entſetzlicher, mehr als Teufel, halt! Verſprichſt du mir ewiges Schweigen? Willſt du die Grenzen der Niederlande ſogleich verlaſſen und ſie nie mehr betreten? — Willſt du mir das geloben?“

„Das kann ich nicht,“ verſetzte Diego, „denn mein Weib iſt krank. Ihr habt mich von ihr geriſſen, Unmenſch!“

„Noch Eins,“ ſagte in fieberiſcher Bewegung Granvella; „ſo bleibe, bis ſie geneſen — dann aber verlaß dieſen Boden und ſtirb mit dem Geheimniſſe.“

„Wohl, es ſei,“ verſetzte der Alte, „doch der Freund behält, was er hat, in Verwahr — und ſterbe ich — Herr Cardinal, ich kenne Euch! — ſterbe ich durch Euch — dann —“

„Schweig!“ rief der einer Ohnmacht nahe Granvella. „Du biſt frei!“

„Und van Geeſt?“ fragte Diego.

„Er ſtirbt.“

„Dann ſterbe auch ich! — fällt mein Urtheil!“

Wie wahnſinnig fuhr Granvella mit beiden Händen in das Haar und raufte ſich. „Fluch der Stunde, in der ich dich erblickt, Satan!“ ſchrie er laut.

„Ihr vergeßt Euch, Eminenz,“ höhnte Diego. „Auch ich ſage: Fluch jener Stunde!“ Er ſeufzte tief auf. „Stirbt van Geeſt?“ fragte er wieder.

„Nein,“ ſagte in völliger Abſpannung Granvella — „nein; fordere Alles, was du willſt, nur ſeine Freiheit nicht!“

„Und dieſe fordere ich,“ ſagte kalt Diego.

„Er iſt ſtraffällig wie du, Diego,“ ſprach Granvella, und ſtimmte ſich zur Sanftmuth herab. „Ihr Beide müßt zum Scheine wenigſtens büßen.“

„Mein Weib ſtirbt vielleicht indeſſen, bedenkt es, Herr Cardinal, ſie allein, die Arme, feſſelt mich an das Leben. Stirbt ſie — dann ſuche auch ich den Tod!“

„So ſei frei, Diego. Nur eine kurze Zeit büße van Geeſt ſeine Tollkühnheit. — Doch das will ich dir zugeben, daß ich ihn der Statthalterin ausliefere.“

„Es ſei,“ ſagte Diego.

„Und du ſchweigſt?“ fragte Granvella.

„Ewig!“

Granvella trat aus dem Gemach. Er war entſtellt. Eine graue Todtenfarbe lag auf ſeinem Geſicht. Er nahm ſeine Stelle ein und rang nach Faſſung. Nur mühſam gewann er ſie, aber ſeiner körperlichen Erſchütterung konnte er nicht Meiſter werden. Sein Weſen ſchien in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Noch immer bebend lehnte er ſich matt in ſeinen Stuhl. Die Inquiſitoren waren erſtaunt und ſahen ihn angſtvoll an. Sie vermochten ſich nicht das Räthſel zu deuten.

Nach einigem Schweigen hob Granvella mit ſchwacher Stimme an: „Dieſer Mann hat mir Geheimniſſe anvertraut, deren außerordentliche Natur ihr die ſichtbare Erſchütterung meines Weſens zuſchreiben müſſet. Sie ſind von außerordentlicher Wichtigkeit für den Staat. Ich habe ſie ihm durch das Verſprechen ſeiner Freiheit unter der Bedingung, daß er in Friſt von einem halben Jahre die Niederlande verläßt, und ſich während dieſer Zeit ruhig und ohne Antheilnahme an irgend einer ähnlichen ſchändlichen Unternehmung verhält, abgekauft. Zudem war es meine Perſon, die durch jenes Schauſpiel hauptſächlich verletzt war, und es iſt chriſtlich, zu vergeben. Ich habe ihm verziehen, er iſt frei!“

Die Richter ſtarrten ihn an.

Der Fiscal räuſperte ſich und wollte ſprechen.

„Er iſt frei!“ ſagte aber mit Nachdruck Granvella, und der Fiscal ließ ſich mürriſch auf ſeinen Sitz nieder.

Diego wurde entfeſſelt, und ging ohne eine Sylbe zu reden hinaus, nur ein Blick kalter Verachtung glitt an dem Cardinal vorüber.

Leichter ſchlug jetzt Granvella's Herz. Ruhiger konnte er mit den Inquiſitoren über van Geeſt unterhandeln. Der Fiscal beſtand auf dem Todesurtheile für den Verwegenen; Granvella widerſprach halblaut. Er ſetzte die nachtheiligen und unausbleiblichen Folgen ſolcher That mit Umſicht und Klarheit auseinander; entwickelte, bei der Volksſtimmung, die man ſeit einigen Tagen in Brüſſel wahrgenommen, die Gefahr eines Volksaufſtandes bis zur Evidenz, dann ſchlug er vor, den Jüngling einige Zeit einzukerkern und dann frei zu laſſen.

„Ihr hättet wohlgethan, dies früher zu bedenken,“ verſetzte mit unterdrücktem Grimme der Fiscal, der auch hier wieder das Opfer ſich entwinden ſah, „ehe Ihr das heilige Officium dem Spott auf ſolche Weiſe bloßſtellt, und ihm eine Ohnmacht in den Augen dieſes hartnäckigen und widerſpenſtigen Volkes beilegt, die ihm nur vom größten Nachtheile ſein kann.“

Granvella bezwang ſeine Aufwallung.

„Ihr hättet dieſe Bemerkung beſſer geſpart, Herr Fiscal,“ ſagte dennoch ſcharf Granvella. „Ich weiß ſehr wohl, was ich zu thun habe, und mich dünkt, ich könnte der Weisheit Anderer fürs Erſte entbehren. Das heilige Officium gibt jetzt nur den Verhältniſſen nach. Die Zeit iſt nahe vielleicht, wo es ſeine volle Macht auf eine impoſante Weiſe entwickeln kann, da das Ketzerweſen frecher als jemals ſpukt. Bis dahin bleibt es bei meiner Meinung. Ihr habt wohl nichts dagegen? —!“

Die Richter neigten ſich vor dem Gewaltigen, deſſen Arm ſie heben und in die Unbedeutenheit ſchleudern konnte. Der Fiscal ſchwieg, bleich vor Ingrimm, und Granvella befahl den Dienern des Gerichtes, den Angeklagten, der theilweiſe dieſe Verhandlung gehört hatte, in ſeinen Kerker zurückzuführen, wenn das Gericht ſich würde entfernt haben.

Er hob die Sitzung ſofort auf und begab ſich nach Hauſe.

Hugo van Geeſt wurde in ſeinen Kerker zurückgebracht.

Den Cardinal hatte der Auftritt mit Diego ſo erſchüttert, daß er unfähig war, ſeinen Geſchäften vorzuſtehen, und einem dringenden Rufe zu der Oberſtatthalterin nicht Folge leiſten konnte. Er mußte ſich zu Bette begeben, und ließ dies der Herzogin melden.

Es währte nicht lange, ſo erſchien der Greis Viglius von Zuichem am Bette des Cardinals.

Der alte Präſident machte ihm heftige Vorwürfe ob ſeines Verfahrens gegen van Geeſt. Er ſetzte ihn von der Proteſtation und dem Verlangen der drei Unterſtatthalter in Kenntniß, und verlangte im Namen der Oberſtatthalterin, die ſehr ungehalten auf ihn ſei, des Jünglings augenblickliche Auslieferung.

Dem Cardinal begann es zu ſchwindeln. Er fühlte zum erſten Male ſich von einer trüben Vorahnung ergriffen, den Boden unter ihm wanken. Nur ſein Vertrauen bei Philipp II., und die faſt unumſchränkte Gewalt, die er über den Monarchen beſaß, flößte doch einige Ruhe in ſein Herz.

Er gab in Gegenwart des Präſidenten Viglius den Befehl, ſofort den Beklagten van Geeſt an diejenigen Perſonen auszuliefern, die die Oberſtatthalterin ſenden würde, und mit dieſem Beſcheide begab ſich Viglius zurück zu Margarethen.

Breughel war bei Clara. Kaum vernahm er die Löſung des Knotens, als er auch triumphirend von dannen eilte.

Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht, durch Breughel's übermäßige Freude unklug veranlaßt, durch die Gaſſen Brüſſels. Das Volk, welches von Allem durch Breughel unterrichtet war, ſammelte ſich haufenweiſe in der Nähe des Gefängniſſes und in den Straßen bis zum Palaſte der Oberſtatthalterin, durch welche van Geeſt kommen mußte.

Bald darauf erſchien Herr von Montigni in Begleitung des Hauptmannes der Leibwache und einigen Hellebardirern. Sie begaben ſich mit einer Sänfte nach dem Gefängniſſe.

Hugo van Geeſt, der der Liebling des Volkes geworden war, trat leuchtenden Antlitzes alsbald aus der Thüre des Hauſes, in dem er in kerkerlicher Haft geſchmachtet hatte.

Froher Jubel des Volkes begrüßte ihn und begleitete ihn wirbelnd bis zu dem Palaſte. Was auch Montigni ſagen mochte, wie ſehr er auch das Volk auf den Nachtheil aufmerkſam machte, der für den Gefangenen nothwendig aus dieſer tumultuariſchen Theilnahme entſtehen müſſe — es half nicht. Die Freude des Volkes, das van Geeſt aus den Klauen des Cardinals befreit ſah, ließ ſich nicht hemmen.

So gelangten ſie zum Palaſte, nicht ohne öftern Aufenthalt durch das Volksgedränge.

Mit dem Erröthen der Scham ſtand van Geeſt vor Margarethen von Parma, die ihn lange ſchweigend mit einem Blick anſah, in welchem Vorwurf und Wehmuth ſich paarten.

„Von dir,“ ſagte ſie, nachdem die Begleiter abgetreten waren, „von dir, Hugo, hätte ich das nicht erwartet. Du nöthigſt die, die dir ſo wohl wollen, durch deine Unbeſonnenheit zu einer Strenge, von der ihr Herz ſo gerne nichts wiſſen möchte! Du haſt mir und manchem Herzen, das dir wohl will, ſehr wehe gethan!

Dieſes ſanfte Wort, dieſer wehmüthige Vorwurf, der eine ſo innige Liebe ausſprach, ergriff unausſprechlich des Jünglings ſanftes Herz. Eine Thräne trat in ſein großes ſchönes Auge, und von dem Gefühle fortgeriſſen, von Scham und Reue durchdrungen, ſtürzte er vor Margarethen's Füßen nieder und ergriff ihre Hand, ſie an ſeine Lippen drückend.

„Könnt Ihr vergeben?“ fragte er, und die heiße Thräne benetzte Margarethen's Hand. „Könnt Ihr vergeben, wenn Scham und Reue das Herz durchglüht, das in jugendlichem Uebermuth etwas that, was Euch mißfiel! Wenn Ihr mich züchtiget, ſo dulde ich gerne, denn es iſt die Liebe und Milde eines edeln Herzens, die die jugendliche Unbeſonnenheit mit Ernſt in das Geleiſe der Ordnung und Pflicht zurückführt.“

Margaretha ſah mit Rührung auf den Jüngling herab. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür ihres Cloſets, und Clara ſtürzte, von ihrem Gefühl überwältigt, an Hugo's Seite vor ihr nieder. Da bebte ihre Lippe, da befeuchteten Thränen ihren Blick, und mit dem Ausrufe: „Meine Kinder!“ zog ſie Beide an ihr Herz.

Eine ſelige Stunde beglückte Margarethen, wie ſie ſelten in ihrem verarmten Leben ſie genoſſen. Alle die Sorgen ihrer Lage entwichen. Sie fühlte das Glück der Liebe im Anſchauen des fremden. Sie ſegnete Hugo's und Clara's Liebesbund, und die ſchönſten Stunden des Lebens eröffneten ihren Reihen vor den glücklichen Liebenden, da Margaretha bald ihre Vermählung zu feiern verhieß. Gerne trug Hugo die kurze Verweiſung auf ſein Gut la Gauchère bei Valenciennes. Das Ende ſeines Exils ſollte ja der Anfang ſeines höchſten Glückes ſein. Margaretha überſah ſelbſt ſeine ketzeriſchen Anſichten. Sie hoffte von der Zukunft Rückkehr in den Schooß der katholiſchen Kirche.

van Geeſt's Verweiſung auf ſein Gut machte großes Aufſehen; um ſo mehr Theilnahme fand er, da er jetzt als ein Märtyrer der Sache des Volks erſchien. Nur van Geeſt's und Montigni's Benehmen war es zuzuſchreiben, daß der Unwille des Volkes nicht in offenes Widerſetzen ausartete. Erſt da, als die Kunde ſich verbreitete, daß van Geeſt Clara's Verlobter ſei, wurde das Volk ruhig; dennoch aber glich ſeine Abreiſe einem Triumphzuge, denn alle ſeine Freunde begleiteten ihn, und Ströme des Volkes folgten dem Zuge mit dem Zeichen aufrichtiger Trauer.

* * *

Der edle Breughel hatte nach Diego's Gefangennehmung das leidende Weib deſſelben in ſeine Wohnung genommen, und das in ſich zerriſſene Gemüth Franziska's fand in Breughel's Gattin die warme Freundin, die treue Pflegerin, die ſanfte Tröſterin, und noch ein Engel erſchien an ihrem Siechbette — Clara, deren höchſtes Glück es war, unbemerkt Troſt und Hilfe dem Leidenden zu ſpenden. Aber ach! ſie konnten Alle nicht den Troſt ihr bieten, den ſie ſuchte, die Hoffnung der Rettung ihres Gatten. Mit jedem Tage wurde ihr Zuſtand bedenklicher, ihre Krankheit nahm zu, trotz der ärztlichen Hilfe, welche Clara brachte, und immer mehr ſchien Angſt und Reue ihr Inneres zu zerreißen. Es mußte ein Geheimniß ſchwer auf ihrem Herzen laſten, eine Begebenheit aus ihrem frühern Leben, das ſie jedoch nie deutlich ausſprach. Frieden kam erſt wieder in ihr Herz, wenn Breughel's Gattin ihr aus der heiligen Schrift verlas. — Je näher die Unglückliche der Stunde ihrer Auflöſung kam, und ſie war nicht mehr ferne, das war außer Zweifel, deſto ſehnlicher ſie es wünſchte, Diego wiederzuſehen und einen Prediger des proteſtantiſchen Glaubens bei ſich zu haben; ja, es lag am Tage, daß allein dieſe Sehnſucht die Seele noch an das morſche Gebäude des Staubes feſſele.

Um dieſe Zeit erſchien dem guten Breughel van Geeſt's Freund und Erzieher, la Grange, wie ein Engel Gottes. Dieſer Mann — dem proteſtantiſchen Glauben mit glühendem Feuereifer zugethan — war derjenige, der des unglücklichen Weibes Wunſch erfüllen konnte. Ihn trieb die Angſt um van Geeſt nach Brüſſel, und ſchweren Herzens trat er in Breughel's Haus.

Breughel trat ihm düſtern Blicks entgegen, ſo freundlich und herzlich froh auch der Mund grüßte.

„Wo iſt er?“ fragte bebend der Prediger.

„In Granvella's Händen,“ war des Malers Antwort.

„So helfe Gott und ſei ihm gnädig!“ rief la Grange in tiefem Schmerz.

„Amen,“ ſprach Breughel, und drückte ſeine Hand. „Doch verzaget nicht!“ ſetzte er hinzu — „des Cardinals Sonne iſt im Niedergang, und Hugo hat mächtige Freunde.“

La Grange war auf einen Stuhl geſunken. Matt ſtützte der ſonſt ſo kräftige Mann ſein Haupt. Jetzt erhob er den Blick zu Breughel — aber er wurde von einem andern Anblicke gefeſſelt, und ſchien im Anſchauen zu erſtarren. Die Kranke hatte bei dem Tone der Stimme la Grange's ihre letzten Kräfte zuſammengerafft und ſich emporgerichtet. Ein unbeſchreiblicher Ausdruck — halb

Furcht, halb Freude, halb Schmerz, halb Luſt ſprach aus den Zügen, die ſchon des Todes Hand berührt zu haben ſchien, und gaben ihnen eine unmittelbar das ganze Gemüth erſchütternde Gewalt.

Breughel und ſeine ſanfte Gattin erbebten, denn ihnen dünkte es, als ergreife eine fieberiſche Phantaſie das unglückliche Weib, und fördere dann ſchneller das Erlöſchen des ſchwachen Lebensfunkens.

Aber wie erſtaunten ſie, als das Weib ihre Hände abwehrte, und mit einer lauten Stimme rief: „Mein Pelegrin, mein Pelegrin!“ — und die Todtenbläſſe auf la Grange's Antlitz allmählich der Farbe des freudigen Erſtaunens Raum gab, und er halb zweifelnd, halb überzeugt, zu dem Bett eilte, und mit gleichem Ausdruck innerer, tiefer Bewegung: „Franziska!“ rief — — und bald Beide in enger Umarmung Alles vergaßen.

Nur das Schluchzen des Weibes vernahmen ſie, und die Worte: „Bruder — Schweſter!“

„Komm,“ ſagte Breughel zu ſeiner Gattin, und zog ſie hinaus — „hier thut der Himmel ſeine Pforten auf; laß ſie ungeſtört. Es iſt die letzte Erdenfreude Franziska's, vielleicht die einzige, die ihr wurde. Wir wollen ſie nicht verkümmern!“

Und als ſie nach einer Stunde in das Gemach traten, da war es wahr geworden — denn Franziska lag entſeelt da, aber der Friede Gottes ſchwebte auf ihren Zügen, und betend kniete la Grange vor der Entſeelten.

Weinend richtete ſich la Grange auf und faßte Breughel's Hand.

„Finden und verlieren,“ ſagte er, „iſt unſer Loos hienieden — aber es iſt hart, nach ſo langer Trennung und ſo plötzlichem Finden, ſo ſchnell zu verlieren! — O, daß ich die Seele hätte retten können, als ihr der verruchte Verſucher nahe war!“ — — Er ſah auf die Entſeelte und ſagte dann — „Ach, wie tief hat der Gram in dieſen einſt ſo herrlichen Zügen gewühlt! — O Gott, laß es nur das Laſter nicht geweſen ſein! — Doch nein,“ ſetzte er mit Freudigkeit hinzu, „nein — fallen konnte das unbewachte Herz Franziska’s, aber ſinken nicht! Nein, dieſer Frieden ruht nicht auf den Zügen des Gottloſen! — O, warum war ich ferne an den Ufern des Genfer Sees, als er ihr Herz verführte, der Verruchte? — !“

Breughel zog ihn hinaus in ein anderes Gemach, daß ſein Herz ruhiger werde, und dort erzählte ihm la Grange, wie Franziska in Liebe zu einem Menſchen entbrannt, der als Kunſtreiter in Valenciennes ſein Weſen getrieben, und wie dieſer Menſch ſie aus dem elterlichen Haus entführt und mit ihr verſchwunden ſei, und Vater und Mutter aus Kummer früh in die Gruft geſunken ſeien. ‚Nie,“ ſagte er, „habe ich eine Spur des Verführers entdecken können, um ihm die köſtliche Beute zu entreißen, denn ihre Seele war rein wie die Sonne, und nur ihre unbewachte Liebe riß ſie in den Strudel, in dem ſie unterging. O, wie oft rief ich Gottes Strafgerichte über den Verworfenen, an deſſen Namen ſich entſetzliche Thaten reihen,“ fuhr er in wilder Leidenſchaft fort — „er hatte mir ja das Theuerſte geſtohlen, was ich hatte, außer Vater und Mutter, und auch dieſe ſtahl er mir, und ihren Segen ſtahl er ihr! Fluch ihm!“

„Haltet ein,“ bat bewegt Breughel — „flucht ihm nicht. Die Hand des Richters hat ihn ereilt.“

„Hat ihn ereilt?“ fragte la Grange. — „Kennt Ihr ihn?“

„Diego — o ja, ich kenne ihn,“ ſagte Breughel, „er ſchmachtet im Kerker der Inquiſition, von wannen keine Erlöſung iſt.“

‚Diego? Nein, ſo hieß er nicht,“ ſprach la Grange — „Pietro Piella war ſein Name!“

‚Großer Gott!“ rief Breughel, „war das nicht der Menſch, den man im Verdachte des Kinderraubes hatte, der van Geeſt’s Schweſter vom mütterlichen Buſen raubte?“

‚Derſelbe,“ ſagte la Grange.

Da erbleichte Breughel — mit ihm ſtand van Geeſt im Bund — er war ein Rederyker! — Hier nannte er ſich Diego!

In dieſem Augenblicke trat weinend Breughel's Gattin herein.

„Diego iſt hier geweſen," ſagte ſie. — „Ach, ihr hättet ihn ſehen ſollen, wie er an ihrem Bette kniete, weinte und dann aufſprang in wildem Schmerz und davoneilte wie ein Verzweifelnder!"

In ſtummem Schrecken ſtanden die Männer und ſtarrten ſie an.

„Wo iſt er?" rief Breughel, zuerſt ſeiner mächtig, und eilte hinaus. Aber er war verſchwunden, und vergebens forſchte der Maler nach ihm.

„Laßt ihn," ſagte la Grange, deſſen Gemüth ſeinen Frieden wieder gewonnen hatte — „laßt ihn! Mein iſt die Rache, ich will vergelten! ſpricht der Herr. Die Hand des Herrn wird ihn ereilen!"

Er war verſchwunden. Breughel verfolgte durch ganz Brüſſel den Entflohenen, bis van Geeſt's Befreiung ſeiner Thätigkeit eine andere Richtung gab.

Stille wurde Franziska beſtattet. Breughel und la Grange folgten der Leiche. In ſtillem aber tiefem Schmerze kehrte la Grange in des Malers Haus zurück.

Er wollte nur noch van Geeſt's Geſchick erwarten, und dann wieder nach Valenciennes zurückkehren. — Da wurde er frei, der geliebte Schüler, und der erſte Strahl der Freude kehrte in das verdüſterte Gemüth des Mannes zurück, den der Schweſter Geſchick, ihr Wiederfinden und Verlieren tief gebeugt hatte. Mit ihm zog er nach la Gauchère, um die Tage des Exils ihm zu erleichtern.

Hier öffnete Hugo ihm ſein Inneres, ſeine Liebe zu Claren, ſein nahes Glück, und freudig ſegnete ihn der Fromme — denn Clara war ja das ſanfte Weſen, welches der Schweſter letzte Lebensſtunden verſüßt.

So ſchwer es auch für van Geeſt war, getrennt von Claren zu leben, ſo wurde doch ſeine Verbannung verſüßt durch Breghel, der als Bote der Liebe kam, und der Liebe ſüße Botſchaft brachte und nahm, und durch der Freunde Treue, die bei ihm aushielten, la Grange, Montigni und Brederode. Sie brachten ihm die Begebenheiten von Brüſſel, und genoſſen mit ihm die Freuden des Landlebens, beſprachen mit ihm die Pläne für die Zukunft In der Regel waren es die ernſten Angelegenheiten des Vaterlandes und der Religion, die in dieſem kleinen Bunde mit Wärme und Ernſt verhandelt wurden. Hier regten ſich die erſten Keime jener engeren Verbindung des Adels, die, dem Meteore gleich, am Horizonte des Vaterlandes leuchtend aufging und ſpurlos verſchwand. La Grange's erſchütternde Beredſamkeit weckte eine höhere, edlere Anſicht in ihren Gemüthern, und ein edles Feuer, das unauslöſchlich fortglomm. Ernſt und feierlich war er immer und ſtill und verſchloſſen; aber wenn einer der Punkte berührt wurde, die ihm die theuerſten waren — Religion und Vaterland, dann ſchlug die Flamme der Begeiſterung hoch empor, und erwärmte und erleuchtete Alles um ſich her. Hugo's Weſen gewann in dieſem Umgang unendlich an Ernſt und Tiefe, an Licht und Wärme für alles Große und Erhabene. Jahre hätten ihn ſo nicht reifen können wie dieſe Wochen, wo nur in den Regionen des Erhabenen ſein Geiſt lebte.

In dieſer Zeit erfreute ſie die Nachricht von Granvella's Falle — von ſeiner plötzlichen Entfernung nach Burgund. Jetzt war ihre Freude vollkommen. Ihnen ſchien der Morgen einer beſſern Zeit zu tagen, und in Hugo's Herzen lebte noch die ſchönere Hoffnung auf, nun bald im Beſitze Clara's einer ſeligen Zukunft entgegen zu leben. Und wie pochte ihr Herz bei dem Gedanken, nun bald mit Hugo vereint zu ſein? — Die Herzogin, im frohen Bewußtſein, der Feſſeln Granvella's enthoben zu ſein, bereitete in der Stille der Liebenden Verbindung vor.

Und an einem frohen Morgen, nachdem Breughel in la Gauchère und mit la Grange längere Zeit allein geweſen war, zog ein glänzender Zug durch das Thor Brüſſels, das nach Valenciennes führte.

Es war die Herzogin mit Claren und ihren Frauen in den ſtolzen, ſchwerfälligen Careſſen, begleitet von einem ausgezeichneten Schwarm adeliger Herren. Da ſah man den edeln Oranien, die Grafen von Meyen, von Egmont und Horne, Brederode und Hogſtraaten, die Herren von Montigni und Meteren und viele der angeſehenſten Männer des Adels. Selbſt der alte Viglius von Luichem von Aytta war unter ihnen, und auf Margarethen's beſondere Ladung — mit Grimm im Herzen — Noircarmes. Und in dem Zuge gewahrte man den Maler Breughel auf einem ſtattlichen Roſſe, das ihm die Herzogin verehrt, mit einem Geſicht, in dem die höchſte Wonne ſich abſpiegelte.

Der Jubelruf des Volkes begrüßte überall den Zug — denn ſein Zweck war durch Breughel's Mittheilung bekannt geworden, der mit dem übervollen Herzen unmöglich ſchweigen konnte. Es galt ja ſeines Hugo's Glück, ihm ſollte ja die wonnige Braut fürs Leben angetraut werden.

Schnell breitete ſich die Nachricht aus, und laut äußerte ſich des Volkes Theilnahme an ſeines Lieblings Glück. — Langſam zog der Zug, und überall, wo er durchkam und weilte, war Jubel.

Hugo ahnete nicht, was ihm bevorſtand, aber es fiel ihm auf, daß an einem heitern Tage ſchon vom frühen Morgen an ein ſo reges Leben im Schloſſe war, daß feſtlich die Kapelle geſchmückt wurde, daß la Grange's Antlitz von einer ſtillen Begeiſterung zu glühen ſchien, und er doch auf ſeine Fragen, was das Alles bedeute? keine Antwort erhielt.

Als aber nun bald darauf Poſaunen und Pauken ſchmetterten, und in den Schloßhof jener prächtige Zug einzog, und Clara's Auge ihm entgegenleuchtete — da gingen ihm die Augen auf, und das Räthſel löſte ſich.

Einem Träumenden gleich, führten ihn Viglius, der Greis, und der jugendliche Montigni in die Kapelle, wo hinter dem einfachen Altare la Grange im Predigerrocke ſtand, die heilige Handlung zu verrichten bereit.

Und Margaretha von Parma geleitete die erglühende, herrliche Braut vor den Altar. Rings herum ſtanden im Kreiſe die Herrn, und daß nicht der Teufel im Paradieſe fehle, lehnte mit wildem Grimm im Herzen Noircarmes an der Wand der Kapelle, und ſchoß glühende Blitze auf das ſelige Paar, das ſchöner nicht möchte geſehen werden.

Todtenſtille herrſchte, als Margaretha das Wort nehmen wollte — aber ſie vermochte es nicht zu reden, denn zu gewaltig war das Gefühl in ihr, und nur Thränen rannen über ihre Wangen, und nur die Worte ſtieß ſie hervor: „Gott ſegne euch, meine Kinder!“

Alle waren ergriffen, als Hugo und Clara an Margarethen's Herz ſanken.

Sie legte ihre Hände in einander — la Orange wechſelte die Ringe und begann die heilige Handlung.

Da ſtörte plötzlich ein fürchterlicher Schrei die Worte des Predigers. Kaltes Entſetzen rieſelte durch Aller Gebeine, und jedes Auge flog nach der Thüre der Kapelle — wo — von Staub und Schweiß bedeckt, das Haar wild emporgeſträubt, mit einem bleichen, entſetzlichen Angeſicht ein Mann hereinſtürzte.

„Haltet ein!“ rief er im Tone der wildeſten Verzweiflung — „haltet ein!“

Athemlos ſtand er jetzt vor ihnen, und wie aus einem Munde riefen Margaretha und Clara, Brederode und la Orange: „Pietro Piella!“

Breughel und van Geeſt erſtarrten, denn es war Alvarez.

„Ha, kennt ihr mich noch?“ rief er lachend im Tone der Hölle — „kennt Ihr mich noch? — — Stört mich nicht. Es iſt das einzige gute Werk, das ich jemals that, was mich hierher führt.

„Armer, armer Jüngling!“ rief er, Hugo's Hand faſſend, „dich muß ich elend machen, wie dieſen Engel — ſie iſt deine Schweſter — ich raubte ſie deiner Mutter, weil eine ſündhafte Liebe mein Herz bethörte, und die Reine mich, den Teufel, von ſich ſtieß — ich verkaufte ſie Margarethen!“

Da ſanken Margaretha und Clara leblos zu den Stufen des Altares nieder, und Hugo taumelte in Montigni's Arme.

Starr ſtanden Alle.

„Ergreift den Verbrecher!“ rief Viglius, der zuerſt ſeiner mächtig wurde. „Er iſt wahnſinnig!“

„Nein,“ ſagte la Grange — „er redet Wahrheit. Mir iſt das Entſetzliche jetzt klar. — Wehe, Wehe!“

Da griffen ſie nach Pietro, ihn feſtzunehmen — aber er war verſchwunden, und ſie folgten ihm eilig, aber ſie kamen zu ſpät — den Dolch im Herzen, lag er vor der Thüre der Kapelle, und hauchte eben die ſchwarze Seele aus. Erſchüttert von den ſchrecklichen Auftritten, kehrten die Herren in die Kapelle zurück, und man brachte die Frauen in die Gemächer des Schloſſes, wo ſie zur ſchrecklichen Wirklichkeit erwachten — aber der Wahnſinn hatte, diesmal eine Wohlthat, ſich auf Clara's Geiſt geſenkt, und ihn in ſeinen ſchrecklichen Arm genommen. Sie lächelte nur — ſie fragte nur nach Hugo, ſie bat nur ſo rührend, daß es jedes Herz durchſchnitt, den fürchterlichen Maeſtro zu entfernen, der ſie mißhandeln wolle. Wunderbar verſchmolz die Vergangenheit ihrer Kindertage mit der Gegenwart in ihrem ſtillen Wahnſinne, der ſie nicht mehr verließ, bis der Tod die einſt ſo herrliche Blume knickte, und der Geiſt zur Klarheit einging. Aber auch Margarethen's Lebensglück war nun zu Grabe gegangen, und die Welt hatte nichts mehr für ſie. In ſich zerriſſen, faßte ihre Hand die Zügel der Regierung mit eiſerner Strenge, und bald brauſte um ſie der wilde Strom der Empörung, und lebensmüde, trat ſie von ihrer glänzenden Höhe, Philipp's Scharfrichter — Alba — Raum gebend. Und als vor Valenciennes Noircarmes ſtand, die Stadt zu belagern, und er die unglückliche Stadt ſtürmte, da kämpfte auf ihren Wällen und Mauern den Kampf der Verzweiflung ein bleicher Jüngling, den Tod ſuchend, der ihn grauſam floh. Endlich ſah man ihn auf dem Nicolausthurme kämpfend, blutend aus vielen Wunden. Dorthin richtete Noircarmes ſein Geſchütz, und als des Thurmes Grundveſten dem Donner des Geſchützes wichen, und er ſtürzte, da ſtand der Jüngling mit ausgebreiteten Armen auf der ſchwindelnden Höhe, und ſtürzte mit dem Ausrufe: „Clara, ich komme!“ mit dem Thurm in die Tiefe, und die Trümmer begruben ihn mit fürchterlichem Krachen, in welches Noircarmes Hohnlachen ſchrecklich hineinklang!

So ging mir's.

Eine Geſchichte zur Lehre und Kurzweil.

Als ich noch in Heidelberg ſtudirte, und das war vor etwa vierzig Jahren, wohnte ich bei dem berühmteſten Schneider der Univerſitätsſtadt, dem Meiſter Ruppel, der alle Studenten zu Kunden und — in der Kreide hatte. Der Meiſter Ruppel hatte es weit genug gebracht. Er führte ein eigenes, anſehnliches Tuchlager, hielt zwanzig Geſellen, die alle in Einem Zimmer ihre Boutique hatten, und beſaß ein Haus, das ſich mit jedem der Stadt meſſen konnte. Er war glücklich, hatte wohlgezogene Kinder und eine liebenswürdige Frau. Sein Familienleben war friedlich und gemüthlich, und man meinte, im Hauſe ſeien alle Leute ſtumm, ſo ſtille ging Alles darin her, obwohl ſo viele Menſchen nicht wenig Bewegung hervorbrachten.

Ich hatte mich der beſondern Gunſt meines Hausherrn zu erfreuen, denn vor mir wohnte ein Kurländer im Hauſe, der Ruppel viel Herzeleid und Aerger anthat. Manchen Sonntag Abend verplauderte ich mit dem verſtändigen Manne, ſtatt auszugehen, und empfing dagegen Vertrauen und Freundlichkeit. Es iſt ein altes, wahres Wort: „Wie's in den Wald ſchallt, ſchallt's wieder heraus.“ Ich hab' das immer, hier aber beſonders erfahren.

Eines Sonntags, es war im hohen Sommer, wo Alles ausflog an den Sonntagen, mußte ich zu Hauſe ſitzen, weil ich mir den Fuß übertreten hatte.

Das war mir höchſt unangenehm; denn Beſuch bekam ich bei ſo ſchönem Wetter nicht, und ein ſolcher Sonntag iſt drei Jahre lang. Morgens arbeitete ich; aber am Nachmittage legte ich mir ein Buch vor und wollte leſen. Bei der Stille, die außer- und innerhalb des Hauſes herrſchte, wurde aber bald meine Andacht ſo tief, daß ich mit der Naſe auf dem Buche lag und mich inwendig beſah — oder, zu deutſch: hart und feſt ſchlief.

Durch ein leiſes Klopfen an die Thüre wurde ich geweckt.

Auf meinen Ruf trat Meiſter Ruppel herein und ſagte: „Lieber Herr, da Sie heute ohne Zweifel entſetzliche Langweile haben werden, und keine Herren Studenten kommen, ſo wollte ich für mich und meine Frau die Erlaubniß erbitten, mit und bei Ihnen den Kaffee zu trinken, und Ihnen ſo die Zeit etwas zu verkürzen, falls Sie nichts einzuwenden haben.“

„Vortrefflich, Herr Ruppel!“ rief ich aus. „Seien Sie mir herzlich willkommen.“

Er ſetzte ſich zu mir. Wir ſcherzten, lachten, plauderten Ernſtes, wie's eben ſich ſo in dem oft wunderlichen Gang eines Geſpräches macht, bis ſeine Frau kam. Nun zündeten wir uns die Pfeifen an, ſie goß Kaffee ein, und bald darauf ſaßen wir recht behaglich und gemüthlich bei einander.

Ruppel wurde ganz heimlich, wie man bei mir zu Hauſe ſagt, wenn Einem das Herz aufgeht. Er erzählte Eins um das Andere aus ſeinem Leben, das mich begierig machte, ſeine Lebensfahrten im Zuſammenhange kennen zu lernen.

„Warum nicht?“ ſagte er, als ich ihn darum bat; „Sie müſſen's aber nehmen, wie ich es gebe, denn jeder Vogel pfeift, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und ich denke, das iſt das Rechte.“

„Wer ſein Leben erzählen will, muß bei ſeiner Wiege beginnen,“ ſagte er. Die meine ſtand in einem uralten Bauernhauſe zu Schlierbach. Es war einſtöckig, ſtand am Berge, ſo daß das moosgrüne Strohdach nur eine Seite hatte, und mit ſeinen Sparren am Berge lehnte — und oben an der Firſte die Haſelnußſtauden überhingen, deren ſüße Frucht ich alljährlich, auf dem Dache hinaufkriechend, pflückte. Unten über den Fenſtern her lief eine ganze Reihe Schwalbenneſter, und die treuen Thiere hauſten hier am liebſten; denn ich vertheidigte ihre Häuſer gegen jeden frechen Spatz, der ſich darin einniſten wollte. Es war ein mir angeborenes Gefühl des Rechtes, das mich trieb, den faulen Hausdieb zu verjagen. Dafür zwitſcherten ſie mir Morgens und Abends ihr Lied, und waren ſo heimlich, daß ich zuſehen konnte, wenn ſie bauten, brüteten oder ihre Jungen fütterten. Glauben Sie mir, das Thier hat uns überall lieb, wenn wir ihm Liebe beweiſen, und ſeine Scheu vor uns iſt allzeit die Frucht der Rohheit und Härte der Menſchen gegen das arme Geſchöpf. Unſer Stübchen hatte zwei Fenſter, deſſen kleine Fenſterſcheiben der Mutter Reinlichkeit ſo klar hielt wie Kryſtall. In dem kleinen Stübchen ſpielte des Vaters Webſtuhl eine Hauptrolle, denn er war Leinweber. Der Mutter Spuhlrad machte ſich nebenan breit — da blieb faſt kein Raum mehr übrig. Es war ein Glück, daß wir Drei nicht viel Raum brauchten. Bei dem Weber-Handwerke war mein Vater Schulmeiſter. Das war ſo in Kurpfalz, daß die Handwerker in den Dörfchen Schule hielten, alle Tage vier Stunden. Das war genug. Was ſie lehrten? Nun, Rechnen, Leſen und ein Bischen Schreiben — das war der Inbegriff aller Weisheit. Dazu waren die Mädchen vom Schreiben ausgeſchloſſen. Sie lächeln? Ja, ja; da waren auch die Alten ſicher, daß ſie nicht hinter ihrem Rücken Liebesbriefe ſchrieben. Item, ſie wurden doch mit ihren Schätzen einig. Gelt, Lieschen?“

Die Frau lächelte ſchelmiſch, und man ſah, daß ſie aus ihren Jugendtagen ſich manche Erinnerung zurückrief.

„Für die Schule zu halten, empfing mein Vater dreißig Gulden; von jedem Bürger eine Uhrgarbe, um die Dorfuhr in Ordnung zu halten, und ebenſo von jedem ein Brod, ſogenanntes Glockenbrod, für das Morgen-, Abend- und Sonntagsgeläute. Das war ſeine ganze Beſoldung. — Außer der Schule wob mein Vater recht wacker, wie er denn ein ſtiller, fleißiger Mann war. Vom vielen Reden war er kein Freund, und ſeine Gemüthsruhe kam nicht leicht in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren.

„Uebrigens hab' ich's damals ſchon weggehabt, daß, wie man zu ſagen pflegt, meine Mutter die Hoſen hatte. Es iſt nun freilich das Loos aller Ehemänner, lieber Herr, daß ſie unter dem

Pantoffel ſtehen; es kommt nur darauf an, ob das Pantöffelchen von Sammt oder hartem Leder iſt.“

Die Meiſterin goß ihm Kaffee ein und ſagte: „Glauben Sie's nicht, lieber Herr. Wir Frauen danken Gott, wenn die Männer zufrieden ſind und nicht brummen. Wir laſſen ſie gerne gewähren.“

Ruppel ließ ſich nicht ſtören. „Ei,“ ſagte er, „hab' ich denn damit etwas Uebles geſagt? Ich, mein' Seel'! bin der Meinung, daß das recht gut iſt, und wir dadurch vor manchem dummen Streiche bewahrt bleiben.

„Item meine Mutter war eine ſeelengute, weichherzige Frau, die nur dann und wann ihr Köpfchen durchſetzte. Ach, ſie war meiſt trübe geſtimmt, und oft ſah ich ſie weinen. Fragte ich ſie, warum ſie weine? dann drückte ſie mich an ihr Herz und ſagte: „Jacöbchen, Gott hatte mir ſieben Kinder geſchenkt, alle wie Milch und Blut, und die hab' ich alle müſſen ins Grab legen. O, das thut weh, ſehr weh, und ein Mutterauge kann nicht trocken bleiben, wenn ſie ihrer verſtorbenen Lieblinge gedenkt.“ Das begriff ich damals noch nicht, jetzt wiſſen wir's auch, lieber Herr.“

Es entſtand eine Pauſe, und die Thränen, die in Beider Augen glänzten, galten einem lieblichen Mädchen von zwölf Jahren, das vor einem Jahre hingewelkt war, wie die Roſenknoſpe, die der Wurm benagt, ehe ſie ſich entfaltet hat.

„Ich wurde,“ fuhr darauf Ruppel fort, „von meinem Vater auf's Beſte unterrichtet. Ich rechnete fix, las fließend, ſchrieb leidliche Katzenfüße, und wußte den Heidelberger Katechismus ſo ſicher, wie ein Uhrwerk die Stunden ſchlägt. Dafür war ich — auch Primus in der Schule, und wenn der dicke Herr Kirchenrath zu Oſtern kam und Examen hielt, machte ich ihm den Knix für die ganze Schule, zum Gruße nämlich.

Er belobte allemal meinen Vater und ſagte von mir: „Herr Schulmeiſter, Er muß den Buben auch Schulmeiſter werden laſſen, maßen er nicht bloß gute Talente, ſondern auch Conduiten hat.“

„Das that mir allemal gut, und ich ſah mich im Geiſte ſchon als Herr Schulmeiſter in meinem lieben Schlierbach, das für mich die Welt war.

„Als ich confirmirt worden, machte mein Vater Ernſt aus der Sache; aber ganz unerwartet gab es da einen Widerſtand, den er nicht mochte erwartet haben, und ich auch nicht.

„Die Mutter ſprach nämlich: „Da wird nichts daraus!“

„Mein Vater ließ erſtaunt das Weberſchifflein ruhen und ſah ſie verwundert an. Ich nicht minder. „Warum denn nicht?“ fragte er langſam, und ich ſah zum erſten Male, daß er anlief bis an die Stirne.

„Darum,“ ſagte die Mutter, „weil du ſelbſt viel hundertmal aus der Schule kommſt, dich müde und ſchachmatt in den Sorgſtuhl fallen läſſeſt und ausrufſt: „Da ſoll man lieber die Säue hüten, als Schulmeiſter ſein!“ Darum, weil du ſelbſt viel hundertmal klagſt, daß die Glockenbrode ſchimmelig ſind, die Uhrgarben ſo klein, daß man ſie mit der Hand umſpannen kann, und jeder Bauer will, daß ſein Kind das geſcheidteſte werde. Geht's nicht, weil der Dummkopf nichts lernt, ſo heißt's: „Der verfluchte Schulmeiſter taugt nichts; wir dingen uns zu Martinstag einen andern!“ Setzeſt du die Kinder der Reichen nicht eben hin, ſo heißt's: „Wart', das gedenk' ich ihm!“ Und ſie ſpielen dir alle Schabernacke, die ſie nur können, und ich muß es hören und wieder hören. Gibſt du Einem eine Backpfeife, ſo iſt gar der Teufel los, und ſie laufen ſchnurſtracks zum Herrn Kirchenrath nach Heidelberg, der dich dann kommen läßt und rüffelt. Meinſt du, mein Jacöbchen, das letzte meiner Kinder, das mir Gott ließ, ſolle ſo geplagt ſein in der Welt? Nein; Handwerk hat einen goldenen Boden; aber freilich das der Leinweber nicht. Darum ſoll er mir auch kein Leinweber werden. Sieh ihn an, wie er ſo dünn und ſo krausgliederig iſt, und du wirſt ſagen: „Gott hat ihn zum Schneider beſtimmt, die alle nicht fett ſind.“ Da komm' ich oft in das Haus des Schneiders Glöckner in der Mittelbadgaſſe, rechts ums Eck, wo der Bäcker Reiſſel wohnt, und bringe ihm das Tuch, das die Frau Meiſterin geſponnen. Der hat Geld wie der Kurfürſt, lebt herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann im Evangelium, und hat ein Haus, wie's zwiſchen dem Mittelthorthurm und der Cameralſchule nicht ſteht. Der iſt nicht, wie hier der Meiſter Zeppel, der nur die Mode von Anno 1711 kennt und keinen Rock nach heutigem Schnitte machen kann; nein, der hat alle Moden im Kopf und iſt ein ſolider Mann. Zu dem **muß** er in die Lehre! Sein Glück iſt dann gemacht!"

„Auf das Wörtlein **muß** legte ſie einen entſchiedenen Druck.

„Mein Vater hatte aufmerkſam zugehört. Mancher Seufzer hatte ſich aus ſeiner Bruſt gearbeitet, als Zeuge, wie wahr die Schilderung meiner Mutter ſei. Er ſchwieg eine Weile, ohne daß ſein Schifflein hin und her flog.

„Nicht wahr, Conrad, das iſt auch deine Meinung?" ſagte ſie darauf mit einem ſo ſchmeichelnden, herzgewinnenden Tone, daß mein Vater wehmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, ſein Weberſchifflein wieder nahm, und ſeine Gedanken ſtille in das Tuch hineinwob, das er mit dem Rohrſchilde zuſammenſchlug.

„Die Sache war abgethan. Er hatte eingewilligt, und ich ergab mich um ſo lieber, als die Mutter mir mein ſicheres Glück vorausſagte, und heute noch danke ich Gott, daß es ſo kam.

„Ueber die Sache ſelbſt hörte ich nichts mehr; aber am folgenden Sonntage ging mein Vater nach Heidelberg. Er zog ſeinen Sonntagsrock an, ſetzte ſeinen Dreimaſter auf und machte ein Geſicht, dem ich's auf's Haar anſah, er habe etwas Wichtiges vor.

„Meine Mutter ſaß zu Hauſe mit gefalteten Händen. Ach die gute Seele betete ſicherlich für ihres Kindes glückliche Zukunft. Ich konnte es kaum erwarten, bis mein Vater zurückkam.

„Endlich ſah ich ihn daherſchreiten. Ich lief ihm entgegen, und freundlich nahm er mich bei der Hand, und führte mich nach Hauſe.

„Die Erwartung ſah aus meiner Mutter Augen, und ihre Lippe zitterte leiſe.

„Wie iſt's, Conrad?" fragte ſie. „Was hat Meiſter Glöckner geſagt?"

„Alles richtig!“ entgegnete der einſylbige Vater.

„Gottlob!“ rief die Mutter, und ſchlug ihr Auge zum Himmel auf, von wannen die Hilfe und Erhörung ihres Gebetes kam.

„Meiſter Glöckner braucht einen Jungen,“ fuhr der Vater fort, „und er iſt Zunftmeiſter. Da geht's. Morgen ſoll Jacöbchen in die Stadt. Gib ihm das gelbe Hähnchen mit, das einzige, das uns das Wieſel von der weißen Glucke übrig ließ. Das iſt ein angenehmes Präſent.“

„Er legte Rock, Hut und Stock ab. Die Mutter trug's fröhlich in die Dachkammer, und für meine Hoffnungen und Gedanken ſchloß die jugendliche Einbildung das weiteſte Thor auf, und die Welt lag im Sonnenglanze vor mir.

„Am andern Morgen zog mir die Mutter mein Sonntagswamms an, das mir der Vater bei dem Schneider Zeppel hatte aus einem lederfarbigen Rocke machen laſſen, den er als Geſelle ſich in Baſel vor vielen, vielen Jahren gekauft. Die Farbe hatte vielerlei Schattirung angenommen, und die Aermel waren kurz geworden, denn ich hatte ſeit meiner Confirmation einen entſetzlichen Schuß im Wachſen gethan. Meine blaue Hoſe zog ich an, die ich auch verwachſen hatte, und meine Schuhe mit gelben Schnallen. Das war mein höchſter Staat. Im Körbchen ſaß der Hahn. So zog ich ab unter den Segenswünſchen der Eltern, und meine Bruſt hob ſich in ſtiller Luſt.

„Es war eigentlich eine Schau, zu der ich ging, das wußte ich wohl, und die Mutter hatte mir Alles geſagt, was ich thun ſollte.

„Meine Sache ging gut. Zwar lächelte der ernſte Meiſter über meinen Knix mit dem Kratzfuße hinten aus; er ließ mich leſen, ein Exempel de tri rechnen und etwas ſchreiben. Das ging mordſein, und er ſagte: „Du kannſt morgen kommen. Ich will für die Lehraufnahme bei der Zunft ſorgen.“

„Ich flog nach Schlierbach zurück, brachte des Meiſters ſchönen Gruß und Alles war abgethan. Der Mutter Freude kannte keine Grenzen. Und doch — als ſie meine Hemden und Strümpfe in des Vaters altes Felleiſen packte, fielen mehr Thränen hinein, als ſie Kleidungsſtücke einpackte. Ihr Kind ging ja nun von ihr weg, um lange, lange draußen in der fremden Welt zu bleiben. Wer möchte das tadeln?

„Morgens früh ſchied ich. Alle meine Kameraden kamen und ſagten mir Atje. Die Mutter weinte; ſelbſt der ernſte Vater hatte Thränen in den Augen, als ich tröſtend zur Mutter ſagte: „Ich komme Sonntags immer zu Euch! Weinet doch nicht und macht mir das Herz nicht ſchwer!“

„Mir fiel's ſchwer genug auf das Herz, als ich zum Dorfe hinauszog. Aller friſche Jugendmuth war hin. So lange ich noch Schlierbacher im Felde ſah, hielt ich mich; aber als das Dorf und die Leute verſchwunden waren, ſetzte ich mich unter einen Nußbaum am Weg und weinte bitterlich.

„Es iſt Zeit, daß ich von mir rede. So wachsweich war ich eben doch nicht, daß ich leicht und gern weinte oder flennte, wie man zu Schlierbach ſagte. Nur jetzt preßte mir das Scheiden Thränen aus, und, meines Wiſſens, waren es die erſten dieſer Art; ſolche, die von Püffen und Fängen kamen, die ich bisweilen empfangen, waren häufiger geweſen. Dennoch war ich keine Schlafhaube, die gerne weint; vielmehr ein kecker Bube, dem das Mäulchen gar oft voreilte; zungenfix und naſeweis, und bereit, gerne abzutrumpfen, beſonders wenn man mich reizte; denn Alles ertrug ich leicht, nur keinen Spott und Uz, wie man zu Schlierbach ſagte. Dies möge genug ſein, der Erfolg wird weiter ſelbſt reden.

„Tiefe Eindrücke gibt's in einem friſchen Bubenherzen nicht. Als ich mich ausgeweint, und ein Trupp Handwerksburſche luſtig ſingend vorüberzog, war aller Schmerz vergeſſen. Ich ſchloß mich ihnen an. Sie trieben ihren Muthwillen mit mir, hatten aber auch ihre Luſt an meinen kecken Antworten. Sie belehrten mich nach allen Seiten hin, und als wir das nahe Heidelberg erreichten, rief mir noch ein Schneider zu: „Junge, laß dir nur nichts von den Geſellen gefallen!“

„Lieber Gott, ich meinte, das ſei Alles gut gemeinte Lehre, und dachte keine Minute daran, daß es Argliſt geweſen, und daß der falſche Judas mir da etwas ins Ohr geraunt, das mir viel Herzeleid machen mußte; denn das Jungenleben iſt überall ein Hundeleben, und Schweigen und ſchweigend Dulden iſt die erſte und oberſte Tugend eines Jungen. Es iſt, als ob jeder Geſelle an dem Jungen ſich ſchadlos halten wolle für alle Unbill, die er ſelbſt in der Jungenzeit erlebt und durchgemacht.

„So ging ich denn ſchnurſtracks in die Mittelbadgaſſe und in des Meiſters Haus. Statt aber in des Meiſters Stube zu gehen, gerieth ich an die Thüre der Arbeitsſtube, wo die Geſellen ſaßen, und dieſe hatte ich noch nicht geſehen.

„Ich klopfte an und öffnete auf das „Herein." Verblüfft blieb ich an der Thüre ſtehen und machte meinen Knix. Er war aber etwas tief, und als ich mit dem rechten Fuße den Kratzfuß machte, und tüchtig hinten ausfuhr, kam ich unerwartet wider die Wand, bekam dadurch eine Neigung nach vornen, das mächtige Felleiſen auf meinem kleinen Rücken verſchob ſich, die Laſt kam auf die rechte Seite, die ſich ohnehin durch den Kratzfuß geneigt, und um das Gleichgewicht war es geſchehen. Ich plumpſte auf die Naſe, und ein ſchallendes, endloſes Gelächter brauſte auf wie ein wilder Sturm.

„Das Alles war das Werk einer unſeligen Minute.

„Es war ein maßloſer Aerger, der ſich meiner bemeiſterte. Ehrgeizig war ich immer geweſen. Jetzt lag mir des Judasbruders Mahnung im Gedächtniß, und dieſe trieb den Zorn zur Flamme.

„Ich ſprang auf, ballte meine Fäuſte und rief: „Die Narren erkennt man am Lachen!"

„Aber nun lachten ſie noch ärger, beſonders Einer, ſo groß wie ich, der hinten und vornen einen namhaften Höcker hatte, rothe Haare und krumme Beine wie eine Sichel. Weil der Knirps ſo klein war, dachte ich, das iſt auch ein Junge wie du.

„Buckelrum," rief ich voll Zorn, „nimm dich in Acht, ſonſt dreſche ich dir das Affenkäſtchen, das du da hinten hängen haſt!"

„Jetzt hätte Einer den Menſchen ſehen ſollen! In einem Sprunge war er unten, und auf meiner Wange brannte eine Ohrfeige wie Feuergluth. Aber nun war's auch mit meiner Geduld aus.

„Daß dich —!" rief ich aus, packte ihn, und warf ihn unter die Boutique, daß ihm die Rippen krachten. Das war ſo Schlierbacher Art!

„Die Geſellen wollten berſten.

„Auf des Knirps Zetermordio ging die Nebenthüre auf und der Meiſter erſchien.

„Was gibt's hier?" fuhr er mich an, und in meiner Seele regte ſich eine Ahnung, daß ich tolle Streiche gemacht. Ich drehte angſtvoll meine Mütze.

„Ehe der Knirps ſich unter dem Boutiquetiſche herausarbeiten konnte, ſtand ich vor dem Meiſter und ſagte: „Herr Meiſter, als ich hier eintrat, weil ich Seine Thüre verfehlte, grüßte ich höflich, verlor aber das Gleichgewicht und fiel auf die Naſe; da lachten die, und beſonders der rothe Junge dort, der doch Junge iſt wie ich, und als ich mich opponirte, ſchlug er mir eine Backpfeife ins Geſicht, daß mir der Backen noch feuert. Da hab' ich's kurz gemacht und ihn ein wenig unter den Tiſch geworfen."

„Unwillkürlich lachte der Meiſter, aber er faßte mich beim Ohre, zupfte mich unſanft und ſagte: „Du biſt ein kecker Junge. Das will ich dir ſtecken. Der iſt kein Junge, wie du meinſt, ſondern der Obergeſelle, vor dem du Reſpect haben mußt, wie vor mir. Zähme dein Maul, ſonſt will ich dich lehren!"

„Zebedäus," ſagte er zu dem Buckelorum, „vergeß Er's dem Bauerbuben, was er gethan, und denk' Er großmüthig. Jacob wird ſich nicht mehr ſo vergeſſen."

„Mir rieſelte es eiskalt durch alle Glieder. Mein Vater hatte mir von der Macht des Obergeſellen geſprochen, und mich beſonders angewieſen, mich mit dem gut zu halten. Und nun hatte ich's wohl für immer verdorben. Ein Streifblick, den ich auf ihn warf, zeigte mir ein Geſicht voll Wuth über die erlittene

Schmach, und ein Auge, in dem der wilde Zorn glühte. Was wird das werden? dachte ich, und ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus meiner Bruſt hervor, ein Seufzer, der aus der Tiefe kam, wo die Warnungen meines Vaters jetzt erſt wieder in Flammenſchrift ſtanden. Der abſcheuliche Judas war Schuld daran.

„Der Meiſter zog mich in ſeine Stube. Er hatte Alles mit angehört, und hielt mir nun eine Predigt über die Pflichten eines Jungen, die mir das Blut erſtarren machte, zumal ich ſah, wie ich ſchon von vornherein dagegen geſündigt hatte.

„Iſt das dein beſtes Wamms?“ fragte mich, ablenkend, der Meiſter.

„Ich ſagte: „Ja!“

„Er ſchüttelte den Kopf. „So kannſt du dich nicht ſehen laſſen,“ fuhr er fort, „denn da laufen dir die Buben nach.“ Er nahm einen Rock aus einem Schranke, gab mir den und ſagte: „Geh' hinüber und zertrenne den!“

„Als ich in die Stube trat, brauſte das Lachen wieder auf.

„Ich dachte: Lachet nur; mich ſollt ihr nicht mehr kriegen, und ohne Weiteres trat ich zu dem Rothen, und ſagte ſo beſcheiden als ich's konnte: „Herr Obergeſelle, wo ſoll ich mich hinſetzen?“

„Mit einem hölliſchen Blicke wies er mir am untern Ende der langen Boutique ein leeres Loch an, von dem ich ſofort Beſitz nahm. Mein Nachbar war ein Berliner, der mir freundlich wies, wie ich trennen ſollte.

„Allmählich wurde es ſtille. Der rothe Buckelerum aber ſchnaufte noch immer vor Zorn.

„Ruppelchen,“ ſagte er nach einer Weile, „warum haſt du denn heute kein Hähnchen mitgebracht?“

„Jib ihm eins!“ flüſterte mir der Berliner zu, und abermals lief mir mein Maul davon, daß ich ſagte: „Herr Obergeſelle, wir hatten nur zwei, und dem Letzten iſt ein Unglück paſſirt.“

„Was denn für eins?“ fragte er höhniſch.

„Druf! druf!“ raunte mir der Berliner zu, und das ſtachelte mich.

„Ei,“ ſagte ich, „es iſt aufs Dach geflogen, und da iſt's ſchwindelig geworden und herunter gefallen, und hat ſich hinten und vorn einen Höcker gefallen, daß man's vor ehrlichen Leuten nicht mehr kann ſehen laſſen!“

„Wie ein Teufel ſprang der Obergeſell auf und alle Geſellen lachten ohne Maaß.

„Stille!“ donnerte aber der Meiſter, der in der Thür unbemerkt geſtanden.

„Da hat Er's, Zebedäus!“ rief er dieſem zu „und es ſchadet ihm nichts; Er hätte den Jungen ſollen in Ruhe laſſen; aber dir, Jacob, ſag' ich, zähme dein Maul, das eine ſcharfe Schneide hat; und Er, Lude, laß Er das Hetzen. Kommt ſo was noch einmal vor, ſo jag' ich ihn zum Teufel, und du, Jacob, wirſt heimgeſchickt, kriegſt aber erſt noch mein ſpaniſches Rohr zu ſchmecken. Jetzt will ich Ruhe und fleißige Arbeit haben!“

„Mit dieſen Worten ging er ins Zimmer, wo er zuſchnitt, und es war nun ſo todtſtille, daß man nur die Nadel hörte, die in das Zeug ſtach.

„Ich trennte wacker und es ging gut von der Hand.

„Zebedäus!“ rief der Meiſter, als ich den Rock zertrennt hatte.

„Dieſer huſchelte ins Gemach.

„Während dem flüſterte Lude mir zu: „Det haſt du jut gemacht; aberſcht, nimm dir in Acht! Der Buckelorum, wie du ihn jetauft haſt, wird dir kuranzen.“

Ich hatte genug gehört, um mir eine Lehre abzuziehen. Zu Pfingſten war ich im Schwetzinger Garten geweſen, und hatte da die Tempel-Inſchrift geleſen: „Reden iſt Silber; doch Schweigen iſt Geld!“ Die kam mir ins Gedächtniß und ich dachte, du willſt dir das „Geld“ zu Nutze machen. Ich hatte ſchon Lehren genug. Du kriegſt mich nicht mehr, dachte ich weiter, als der Berliner mich veranlaſſen wollte, den Rothen abzutrumpfen. Ich gab ihm keine Antwort.

„Ruppel!“ rief der Rothe. „Hierher!“

„Gehorſam ſprang ich zu ihm.

„Er nahm mir das Maß; allein wo er anhielt, bekam ich einen Puff, daß es ein blaues Mal gab oder er kniff ins Fleiſch, daß ich hätte laut aufſchreien mögen. Aber ich ſchwieg und trug's ſtille. Als er nichts ausrichtete, rief er, indem er mir einen Rippenſtoß gab: „Das iſt ja eine ſteife Canaille, die ſich nicht einmal drehen kann!“

„Aber ich ſchwieg und drehte mich dreimal herum wie ein Kreiſel.

„Die Geſellen verbiſſen das Lachen nur mit Mühe, und Buckelorum ärgerte ſich baß, weil das ein ſchweigender Spott war.

„Ich habe abſichtlich dieſe Begebenheiten breit erzählt, um zu zeigen, wie mein Eintritt ins Geſchäft begann, und wie ich mit meinem loſen Mäulchen mir einen Weg bereitete, auf dem mehr Dornen wuchſen, als ein Menſch ſchier ertragen kann, denn nichts machte ich von nun an recht. Der rothe Buckelorum tränkte mir's ein, daß ich ihm den Namen gegeben, und ihn unter die Boutique geworfen. Im Tage hieß es: „Ruppel, ich brauche Schnupftabak,“ denn er ſchnupfte unaufhörlich. „Hol' ihn am Mannheimer Thor bei dem Kaufmanne Hecht.“ Ich nahm die Doſe und lief, daß mir der Athem ausging. Kam ich wieder, ſo hieß es: „Du vermaledeite Hausſchnecke, biſt du wieder über einen Steppelacker gekrochen?“ Kaum ſaß ich, ſo rief er: „Ruppel, lauf zum Poſamentirer in der Steingaſſe und hol' die Knöpfe!“ Kam ich außer Athem zurück, ſo rief er: „Faulthier, haſt du wieder bei einer Schlierbacher Hockenfrau gefraubaſt? Da, trag' die Hoſe zu dem Herrn, der bei'm alten Schmitt am Klingenthore wohnt, aber raff dich!“ Hätte ich ſechſerlei Dinge auf einem Gang abthun können, ſo mußte ich ſechsmal darum gehen. Abends fiel ich ſchier um vor Müdigkeit, aber ſelbſt im Bette war keine Ruhe. Kaum ſchlief ich, ſo rief er: „Ruppel, hol' 'mal Waſſer!“ Ich mußte taumelnd auf. Oder er rief: „Hol' mir die Doſe, die im Rocke ſteckt.“ Ueberdies ſtieß, ſchimpfte und trat er mich mit Füßen, wo er nur konnte.

„Ich litt namenlos; allein den Triumph ließ ich ihm nicht, daß ich geklagt oder geweint hätte. Ich hatte ſchweigen gelernt und dulden. Es war feſter Verſatz, der Meiſter ſollte mit mir zufrieden ſein und den Unhold wollte ich müde machen. Das gelang mir freilich nicht. Kam ich einmal nach Schlierbach und klagte meine Noth, dann weinte meine Mutter voll Mitleid und der Vater ſagte: „Das iſt überall ſo. Du ernteſt überdem, was du geſäet haſt. Hättſt du mir gefolgt, wär's ſo weit nicht gekommen.“

„Einen Troſt hatte ich doch. Von jedem Kleidungsſtücke, das ich wegtrug, gab's ein Trinkgeld, das hielt ich ſorglich zu Rath. Für das erſte Sümmchen kaufte ich mir ein Paar Stiefel, dann eine neue Mütze, dann eine Hoſe und endlich einen Rock, ſo eine Art Colett oder kurzen Frack, wie man ihn damals trug. So ſah ich ſchmuck aus, und wenn ich nach Schlierbach kam, ſagten die Leute: „Guckt 'mal, das Jacöbchen iſt ſchon ein ordentlicher Stadtherr, und kommt daher wie ein Student!“

„Das ſchmeichelte meiner Eitelkeit, denn eitel war ich wie Einer. Man ſagt das uns Schneidern ohnehin nach und mit Grund, daß wir eitel ſeien. Mir ſcheint's natürlich. Wer alle Tage der Eitelkeit Anderer dient, und ſieht, wie viel Werth man im Leben auf die Kleidung ſetzt, wird's am Ende, ohne daß er's merkt; daß ich kein übler Junge war, ſagte mir ohnehin der mächtige Spiegel in des Meiſters Stube, und in den ſah ich gar gerne. Es war auch der Erſte, den ich ſah. Darüber zog mich der Buckelorum über die Maßen auf. Wenn's mich auch ärgerte, ich trug's wie das Andre, ſo ſtille wie ein Fiſch, und dachte, das wird ja auch ein Ende nehmen. Ich bemerkte nämlich ſeit einiger Zeit, daß der Meiſter mit dem Buckelorum nicht zufrieden war. Er machte ſich keck und ſpielte den Meiſter, wenn der abweſend war. Darüber beſchwerten ſich die Geſellen.

Eines Tages hörte ich ſie mit einander hadern, und als der Buckelorum aus der Zuſchneideſtube kam, rief ihm der Meiſter nach: „Hier iſt ſein Lohn, geh' Er auf die Herberge!“

„Victoria!“ rief ich in meinem Herzen. „Mit dir und meinem Elende hat's ein Ende!“

Er rannte durch das Zimmer wie ein Irrwiſch, und kam bald in vollem Anzuge zurück und holte ſein Geld.

„Als er ohne Adje zu ſagen, zur Thüre ging, raunte mir der Berliner zu, der jetzt Obergeſelle war; „Junge, jeh' und mach' ihm ſo enen Jratzfuß nach, wie du enen jemacht, als du jekommen; du ſollſt es doch jut bei mich haben!“

„Der böſe Feind ſaß mir im Nacken und ich dachte: da kannſt du dir einen Stein ins Brett ſetzen, und ich that's zum allgemeinen Vergnügen, weil ihn alle Geſellen haßten; aber als ich mich umdrehte, bekam ich von dem Meiſter, der zugeſehen hatte, eine ſo unangenehme Maulſchelle, daß ich, wie damals Zebedäus, unter die Boutique fuhr. Der Meiſter ſprach kein Wort dazu. Ich meinte, das ſei auch nicht nöthig geweſen, denn dieſe Handthierung ſprach deutlich genug, um verſtanden zu werden. Ich kroch heraus und rieb ſie ein, und der Berliner ſagte lachend: „So recht! reibe ſie wacker ein, von mir kriegſt du keene nich!“

„Gegen Abend nahm er mich auf die Seite. „Nuppelchen,“ ſagte er, „du biſt en janz juter Junge, wenn nur det verfluchte Maul nich wäre. Mich darfſte och nich quer kommen, denn de Hand iſt mich nich anjewachſen; aberſchſt du ſollſt es jut haben, wenn du dich mit mich hältſt. Siehſte, ich habe das Malheur, det ich oftermals Leibjneipen kriege, beſonders jejen Abend. Da muß ich enen Doppelkümmel hinter die Binde jießen. Et wäre mich aber unanjenehm, wenn et der Meiſter wüßte. Hier haſte Jeld. Jeh' an mein Bett. Unter dem Kopfkiſſen liegt ſo ene klene Bulle. Die nimmſte und jehſt zu dem Wirth im Schiff in der Schiffjaſſe, die nach dem Neckar führt. Da läßte ſe füllen und ſtellſt ſe wieder an ihre Stelle. So machſte dir anjenehm bei mich und wenn de det jeden Abend jut machſt, ſollſtet jut haben.“

„Aha! dachte ich. Dies Leibweh kommt wie das Fieber, allemal um die beſtimmte Zeit. Item, was liegt dir dran? Ich that's regelmäßig, und nun gingen wirklich goldne Tage für mich an. Zwar lud er mich oft ein, auch 'mal einen „Kurzen“ zu nehmen, wie er den Schnapps nannte; aber ich danke Gott, daß ich einen ſo gründlichen Abſcheu davor hatte, daß ich nie in Verſuchung kam.

„Der Berliner war im Grund ein gutmüthiger Menſch, wenn ich auch mit ſeinem Thun gar nicht zufrieden war; denn er hatte niemals Geld, weil er ſpielte und gerne gut aß und trank. Er machte wohl allerlei Verſuche, mir meine Trinkgelder abzuborgen, und zum erſten Male gelang es ihm auch, daß er mich um einen Gulden ſchnappte; allein ich gab nun mein Geld dem Meiſter aufzuheben, was dieſem recht wohl gefiel und mich ſicher ſtellte. Der Berliner verzog zwar die Miene etwas, als ich es ihm bei neuem Drängen ſagte; aber es blieb dabei, und ich hatte Ruhe.

„Wart' nur," ſagte er, „wenn du einmal Jeſelle biſt, und mit uf die Herberge jehſt, dann hebt erſt det rechte Leben an; denn die Studenten ſind Lumpenhunde jejen uns. Du wirſt ein ſtarker Kerl, und ich freu mir, an dir enen rechten Adjutanten zu kriegen. Ich möchte einmal an die Sulzer."

„So nannten wir die Studenten damals, und der Buckelorum hatte ihnen den Namen gegeben. Weil ſie allezeit tief in des Meiſters Kreide ſaßen, ſo nannte er das „die Sulze," was ſo viel hieß, als eine gewürzte Brühe. Sie wiſſen," fuhr er fort, „es iſt ein uralter Haß zwiſchen Studenten und Knoten, wie ſie die Handwerksburſche nennen, und ich kann wohl ſagen, ſo ſchlimm es auch iſt, daß der ſchon den Jungen eingeimpft wird. Es hat mancherlei Quellen dieſes Mißverhältniß; aber eine Hauptquelle ſuche ich darin, daß die Mädchen des Mittelſtandes meiſt nach den Studenten ſchielen und den braven Handwerksburſchen überſehen. Das wurmt dem jungen Blut und der Haß wirft ſich auf die, welche ihm die Herzen abwenden, eine ſo angeſehene Rolle ſpielen und ſich um keinen Menſchen ſcheeren Auch ich war damals ein rechter Studentenfeind, denn ich wurde von der Zunft losgeſprochen und aufgedungen als Geſelle, erhielt meinen Lehrbrief und war nun ein freier Herr. Das „Du" hörte auf und der Meiſter traktirte mich per Er. Das durchzuckte mich mit Wohlgefühl. Ich hätte es früher ſchon gut gehabt im Hauſe, wenn der Buckelorum nicht geweſen. Der Meiſter war immer freundlich gegen mich, die Maulſchelle abgerechnet, die er mir, wohlverdient, geſteckt, als ich den Scheidenden ruchlos verhöhnte. Ich blieb daher als Geſelle im Haus. Ich war ein fixer, tüchtiger Arbeiter. Das wußte der Meiſter, aber ich auch, denn da auf das Stück gearbeitet wurde, ſo machte ich die Woche ſchier ein Viertheil mehr, als jeder andere Geſelle, und doch war's beſſer genäht.

„Für mein Geld, das ich den Klauen des Berliners entriſſen, kaufte ich mir einen flotten Anzug; denn ſo wollte es der Meiſter, und den machte ich mir nach dem neueſten und feinſten Schnitte.

„Himmel, was war ich ein Prachtkerl! Gewachſen wie eine Tanne, um die Hüften ſchmal wie ein Inſekt, und doch kräftig gebaut, die Erſtlinge des Bartes reiften um Kinn und Wange, und ein Schnurrbart machte ſich gar patzig unter der Naſe, und die Wangen waren roth wie junge Kirſchen.

„Fragen Sie einmal meine Frau?"

Sie ſchlug ihm auf den Mund und ſagte: „Sehen Sie 'mal, wie eitel er iſt?" „Nun, nun," ſagte ich, „es geht Ihnen eben noch nach, daß Sie ein hübſcher Burſche waren."

Er lachte laut auf.

„Das merkte Niemand beſſer," fuhr er fort, „als Agneschen, die Tochter unſeres Gegenüber. Ihr Vater war ein Pechvogel, wie wir die Schuſter nannten; aber das Mädchen war hübſch, wenn auch nicht ſo hübſch wie mein Lieschen, das ich erſt ſpäter fand. Sei nicht böſe, Frauchen," neckte er, „der Herr will Wahrheit. Soll man denn die dummen Streiche ſeiner Jugend verſchweigen? Ich ſaß an unſerm Fenſter, und Agneschen drüben an dem ihrigen. Sah ich hinaus, ſo ſah ich ſie, blickte ſie auf, ſo ſah ſie mich. Das war natürlich. Und da wir uns beiderſeits gefielen, ſo gab's ſich auch ganz einfach, daß wir oft und gerne hinausſahen und die Augen ſich begegneten. Daß die ſprechen können, ohne Zunge, iſt eine ſeit Eva's und Adam's Zeiten bekannte Sache. Die unſeren redeten auch. Sagten die meinen: Agneschen, wie biſt du hübſch! ſo ſagten die ihrigen: Jacob, du gefällſt mir auch!

„Eine Zeit lang hielt dieſe Sprache aus, aber nun miſchte ſich der Mund drein. Wir trafen uns in der Dämmerſtunde am

Fenſter, aus dem ſie ſo freundlich lugte. Noch ein paar Wochen — und ſie war meine erklärte Geliebte.

„Niemand konnte mir etwas Unrechtes nachſagen. Ich lebte ſtille und eingezogen, ſparte meinen Verdienſt, kleidete mich gut, und war auf ſchnurgeradem Weg Altgeſelle, ja Obergeſelle geworden, da mir Meiſter Glöckner ſehr gut war. Das wußte der alte Pechvogel, des Agneschen's Herr Vater, ſehr wohl. Daher ſah er unſere wachſende Liebe ſehr gerne. Ich war ſelig im Traume, ſo herzlich von dem herzigen Mädchen geliebt zu werden, und ließ mir nicht träumen, daß ich nicht allein Hahn im Korbe ſei.

„Oben in einer Manſardſtube unſeres Hauſes wohnte ein Student, ein rechter „Sulzer," der Lampadius hieß und ein liederlicher Finke war. Schulden hatte der Menſch wie ein Erbprinz, aber das mußte man ihm zugeſtehen, er war ein bildſchöner Junge, ſo ſchön, wie nur Einer in der Stadt. Der luchſte aus ſeiner Kammer herab in des Agneschen's pechſchwarze Augen, und ich wußte es nicht, und unſer Junge, ein verſchlagener, kleiner Gaudieb, trug die Liebesbriefe hin und her, was ich aber Alles erſt ſpäter erfuhr, und auch des Agneschen's Vater nicht wußte.

„Mein Meiſter, der das Agneschen über die Taufe gehoben, ſah's gerne, daß ich ſo um es herum ging, und da er keine Kinder hatte, glaube ich, er hatte es gut mit uns Beiden vor. Davon ahnete ich freilich nichts.

„Die Sache ging ſo ihren gemeſſenen Gang. Erſt ſprach ich ſie am Fenſter. Dann ſaß ich bei ihr und dem Vater auf der Bank vor der Thüre. Darauf kam ich ins Haus, und, da ich merkte, daß mich der Alte wohl leiden mochte, machte ich kein Geheimniß daraus, daß ich das Mädchen lieb hatte.

„Um dieſe Zeit wollte es des Berliners Unſtern, daß der ſtrenge Meiſter hinter ſein Schnappstrinken kam. Da war's aus. Er mußte das Felleiſen ſchnallen und gehen, blieb aber doch in der Stadt und wurde Obergeſelle bei dem alten Batt auf der Hauptſtraße, nahe beim „König in Portugal." Auch der vermalekeite Buckelorum war noch da, und hatte ſich bei dem Schneider Eller im „kalten Thale“ als Obergeſelle eingeniſtet. Er mied mich aber, wo er konnte, und kam ich in den „faulen Pelz,“ um ein Rüpel Bier zu ſtechen, und er war auch da, oder in den „Reichsapfel,“ ſo machte er ſich blitzſchnell aus dem Staub. Er traute dem Landfrieden nicht Und doch wäre er ſicher geweſen, denn ich hätte mich ſicherlich an der mißrathenen Kreatur nicht vergriffen. Nur einmal, als er getrunken, wollte er an mich, aber ich beachtete ihn nicht mehr.

„Ich wurde Obergeſelle! Keine Worte ſchildern dieſe Freude und das Glück meiner Eltern. Ich darf es ja wohl ſagen, daß ich ſie in ihrem Alter getreulich unterſtützte und von meinem Ueberfluſſe, denn den hatte ich nun, ihre Lage beſſerte. Der Vater hatte, da ein Jüngerer ihm den Rang ablief, und wohlfeiler der Gemeinde diente, den Schuldienſt verloren. Da ging's ihnen etwas knapp, und ich ſchätzte mich glücklich, die Laſt ihres Lebens erleichtern zu können. Es würde auch fort und fort geſchehen ſein, wären nicht unſelige Ereigniſſe eingetreten. Seit ich Obergeſelle war und nur noch einen Schritt zum Meiſter hatte, wurde ich von dem alten Pechvogel mit ganz anderen Augen angeſehen. Selbſt Agneschen ließ ſich gerne von unſerer künftigen Heirath vorduſeln. Ich ſprach von nichts lieber, was mir mein Lieschen gewiß vergibt, da ſie auch einen Schatz hatte vor mir, der auch wohl ſolche Dinge mit ihr wird verhandelt haben. Gelt, Alte?“

Sie lächelte ſtill und ſagte dann: „Fahr' doch fort. So genau haſt du mir's doch noch niemals erzählt.“

„Wie geſagt,“ fuhr der Meiſter fort, „ich war ein gemachter Burſche. Damals hatte ein ſpekulativer Kopf dem „rothen Läppchen“ den Rang abgelaufen, und auf dem Wege nach Schlierbach den „Hausacker“ zu einer Wirthſchaft hergerichtet. Dahin ſtrömte Sonntags alle Welt: Studenten, Bürger, Handwerksburſche und Frauen und Mädchen des Bürgerſtandes. Agneschen pochte das Herz, wenn ſie erzählte, wie ihre Nachbarinnen, des Glaſers Töchter, am letzten Sonntage ſo vergnügt im „Hausacker“ geweſen.

„Wart!“ dachte ich, „nächſten Sonntag ſollſt du dieſe Freude haben!“ Ich ſagte es ihr. Und als der Sonntag kam und drei Uhr Mittags, trat ich in Agneschen's Zimmer. Ich trug einen königsblauen Frack, den ein Graf hätte tragen können, gelbe Nankinghoſen, weiße Weſte und neuen Hut. Agneschen war weiß gekleidet und ſah zum Küſſen hübſch aus.

„Stolz, wie ein König, ſchritt ich dahin, das hübſche Mädchen am Arme. Die Leute ſahen uns überall bewundernd nach.

„Agneschen preßte ſich an mich, als ſolle ſie mir geraubt werden.

„Sie zitterte vor Luſt und war im ſiebenten Himmel, wie man ſagt.

„Wohl fiel es mir auf, daß ſie oft zurückſah, als erwarte ſie Jemanden, aber ich beruhigte mich wieder, als ſie auf meine Frage entgegnete, ſie ſähe nach den geputzten Leuten. Freilich wurde ſie roth wie eine Eſſigroſe, aber ich dachte an nichts Schlimmes. Als aber das immer ärger wurde, kam mir doch der quälende Gedanke, ſie ſpiele am Ende die Falſche. Das wurmte mir im Stillen.

„Endlich erreichten wir den „Hansacker,“ wo alle Räume ſo vollgepfropft waren, daß wir kaum zum Sitzen ein Plätzlein fanden. Ich beſtellte Wein, denn ich wollte meinem Mädchen Ehre anthun. Mit nicht geringem Aerger ſah ich mir gegenüber an der Wand den rothen Buckelorum, den Zebedäus, ſitzen, der mich höhniſch anſah. Nicht weit davon ſah ich den „Sulzer“ Lampadius, der mit Agneschen zu liebäugeln anfing.

„Mein Blut wurde heiß. Ich ſtürzte einige Gläſer Wein raſch hinunter. Davon wurde es noch heißer. Die Muſik ſpielte auf, und im raſchen Tanze mit Agneschen glaubte ich Frieden zu finden. Aber Proſt die Mahlzeit! — Ich wurde nur noch aufgeregter. Als wir wieder ſaßen, ließ ſich Lampadius mit Agneschen in ein Geſpräch ein, das mir noch mehr wurmte, weil er ihr allerlei ſchöne Dinge ſagte, und das Mädchen ſie mit unzweideutigem Wohlgefallen anhörte. Bald merkte ich, daß die Füße des

Lampadius und Agneschen's ein gar vertraulich Zwiegeſpräch unter dem Tiſche hielten.

„Alle Wetter!“ dacht' ich. „Dir will ich das vertreiben;“ lugte hinab und treffe mit meinem Stiefelabſatze des Sulzers Zehen, daß er einen lauten Schrei thut.

„Der Zebedäus lachte teufliſch. „So recht, Ruppelchen,“ rief er, „du haſt ohnehin ſchöne Hörner! Stoß einmal damit, daß die Leute ſehen, du ſeieſt ein rechter Geisbock!“

„Da war's aus. Raſch griff ich über den Tiſch, faßte den Bucklorum bei den rothen Haaren, zog ihn herüber, tunkte ſeine Habichtsnaſe ſo heftig in den verſchütteten Wein, daß das Blut herausſchoß, und dann riß ich ihn heraus und ſchleuderte das kleine Ungethüm mitten unter die Tanzenden. „Det war ein Meiſterſtück!“ rief der Berliner, der plötzlich an meiner Seite ſtand. „College,“ ſagte er, „du biſt en Kernjunge jeworden! Ich denke, wir kommen heute noch an die Sulzer.“

„Das Alles ging ſchnell, wie ein Gedanke. Als ich mich nach dem Berliner umſah, fiel ein Ziegenhainer mit Rieſenkraft auf meinen Kopf. Hätt' ich den Hut nicht aufgehabt, er hätte mich ohne Zweifel tüchtig getroffen und zu Boden geſchlagen.

„Verdammter Knote,“ rief Lampadius, „das iſt für den Tritt!“

„Einen Augenblick war ich wie betäubt, dann aber ergriff ich die Flaſche und ſchleuderte ſie dem Sulzer an den Kopf.

„Nun gab es Arbeit! Der Lampadius blutete. Wie ein Raſender ſprang er auf den Tiſch, um an mich zu kommen. Ich aber faßte ſeine ſtämmigen Beine und ſchleuderte ihn in den Tanzſaal. Agneschen, die meine Hände von den Beinen des Sulzers abwinden wollte, flog in ihrem weißen Fähnchen, von der Macht des Schwungs ergriffen, nach.

„Jetzt gab's ein wildes Geſchrei. Alle Studenten ſchaarten ſich um Lampadius, alle Handwerksburſchen um mich, und es entſtand eine heilloſe Rauferei.

„Was ich that, weiß ich nicht; aber daß ich mit einem Stuhlfuße, den ich ausgeriſſen, dreinſchlug wie ein Beſeſſener, war eine nur zu wahre Thatſache. Wein, Leidenſchaft und Zorn hatten mich außer mir ſelbſt gebracht.

„Plötzlich, als eben der Kampf im höchſten Brande war, riß mich Jemand gewaltſam zurück. Es war der Berliner. „Junge,“ rief er mir ins Ohr, „et is Zeit, det wir die Platte putzen. Der Buckelorum iſt nach der Stadt jerannt, die Polizei zu holen. Kriegt dir die, ſo kannſt du in Nummro Sicher brummen, und mich jeht's nich beſſer.“

„Das Wort gab mir meine Beſinnung wieder. Ich erkannte ſeine Wahrheit, und ſchnell wie der Blitz waren wir draußen, während die Prügelei luſtig fortging.

„Es war dunkel geworden.

„Der Berliner zerrte unaufhörlich, daß ich mit ihm davonginge, aber ich konnte nicht. Ich wollte ſehen, wie es Agneschen gehe. So falſch ſie auch an mir gehandelt, ſo bedauerte ich ſie doch jetzt.

„Endlich kam ſie mit fliegendem Haare, zerriſſenem Kleid, in Summa in einem beklagenswerthen Zuſtande, heraus. Als ich ſie ſah, rang Zorn und Mitleid um die Herrſchaft in meinem Herzen. Ich trat ihr näher.

„Agneschen,“ ſagte ich, „das iſt der verdiente Lohn der Untreue!“ Da hätte aber Einer hören ſollen, wie ſie mich mit Schimpfreden übergoß. So etwas hätte ich dem ſanften Märchen nun und nimmer zugetraut.

„Jefällt dich der Jeſang?“ fragte mich der Berliner. „Det is ene Nachteule,“ ſagte er, „die dir in Nummro Sicher bringt, denn da hinten kommt die Polizei.

„Er riß mich fort auf dem Schlierbacher Wege.

„Fort, fort!“ rief er. „Hörſt du ſie laufen?“

„Wirklich waren ſie uns auf der Fährte.

„Wir waren wie Beſeſſene davongerannt, aber plötzlich empfand ich ſo entſetzlichen Milzſtich, daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Der Berliner riß mich in das Gebüſch zur Seite des Weges.

„Wo ſind ſie?“ hörte ich die Stimme der Schaarwächter, die auf dem Weg, uns gegenüber, ſtanden. Es waren ihrer Zweie.

„Stille nur!“ flüſterte der Berliner, allein in dem Augenblicke kam mir ein ſo unwiderſtehliches Nieſen an, daß ich umſonſt es zu bezwingen verſuchte.

„Mein Lebtag hatte ich die beſondere Natur, daß ich, wenn ich ins Nieſen kam, ein außerordentliches Geräuſch machte. Die Hitze, in der ich mich befand, und die Kühle der Nachtluft, der feuchte Boden, auf dem wir lagen, mußte es verurſacht haben, daß es jetzt mit außerordentlicher Macht losbrach und gar nicht enden wollte.

„Proſit!“ rief einer der Schaarwächter, und ſtand mit einem mächtigen Sprunge vor uns.

„Der Berliner ſprang auf, ſchlug ihm auf den Kopf, daß er taumelte, und entſprang, ich konnte mich vor Milzſtich nicht regen.

„Auf den Schrei des Getroffenen kam der Andere herbei, und ich war in ihren Händen.

„Umſonſt flehte ich, ſie möchten mich nur eine Minute ruhig laſſen, weil ich ſo heftig litte. Sie ſtießen mir die weißen Knöpfe ihrer ſpaniſchen Rohre in die Rippen, daß ich auf mußte, und ſo ſchleppten ſie mich denn ohne Erbarmen zum Hausacker, und von da nach der Stadt.

„Es war ein Glück für mich, daß es ſtichdunkele Nacht geworden, denn ich wäre vor Scham des Todes geweſen, hätten mich die Leute geſehen.

„Als wir ſo dahingingen, vernahm ich Agneschen's Stimme, und auch bald die des Lampadius, an deſſen Arm ſie hing. Sie verſicherte ihn, daß ſie nur ihn liebe, mich, den ſie mit den abſcheulichſten Namen benannte, aber nur als Vorwand behandelt habe. Das war wieder ein Gewinn für mich, aber der Grimm ſtieß mir ſchier das Herz ab. So ſehr es mich auch drängte, ihr ein Wörtlein zuzurufen, ich ſchwieg und überwand mich ſelbſt.

„Bald darauf nahm mich das Stadtgefängniß liebreich auf. Ich ruhte auf den Lorbeeren meiner Thaten aus — aber ſie waren hart und verwandelten ſich in die Dielen einer unreinen Pritſche.

„O, das war eine Nacht! Kein Schlaf kam in mein Auge, aber wohl die Reue in mein Herz mit einer zerfleiſchenden Gewalt. Meine Eitelkeit erſchien mir zuerſt in ihrer Verwerflichkeit. Hätte ich das Geld, was ich auf meine üppige Kleidung verwendete, meinen armen Eltern gegeben, wie wohl hätte es ihnen in ihren alten Tagen gethan! Und ich wäre ja bewahrt geblieben vor dem Heere von Thorheiten, welche die Schwelle zu meinem Unglücke bildeten. Hätte ich mich nicht an das leichtfertige Ding gehängt, die mich doch nur hänſelte, hätte ich die Augen aufgethan, ich hätte es wahrnehmen müſſen, wem der glühende Blick ihres ſchwarzen Auges galt, den ſie herauswarf, und den meine Eitelkeit auf mich bezog. Ich raufte mein Haar und verwünſchte die Eitelkeit und die Mädchen, den Hausacker und mich ſelbſt. Mein Jähzorn erſchien mir in ſeiner Strafbarkeit, und jetzt erntete ich noch die Früchte meiner kecken Zunge an dem vermaledeiten Zebedäus. Dachte ich an die Folgen meiner Handlungen, ſo war ich entehrt, konnte in Heidelberg nicht mehr bleiben, und was ſollte es werden? Ich hatte keinen Heller Geld mehr. Wo das hingekommen, wußte ich nicht. Es war mir aus der Taſche gemauſt worden im Gedränge. Manchmal kam mir ein Verdacht gegen den Berliner in die Seele, weil ich mich dunkel erinnerte, daß er einmal in meine Taſche gegriffen hatte. Ich ſprach ihn aber frei, denn ich hielt ihn für viel zu ehrlich, als daß er das thun könnte.

„Wohin ſollte ich? Nach Schlierbach? Nein! die Schande wollte ich meinen Eltern nicht machen. War ihr Kummer ja ohnehin groß genug, wenn ſie meine Streiche vernahmen.

„In dieſem Zuſtand einer entſetzlichen Seelenqual verlebte ich eine Nacht, wie ich mich keiner zweiten erinnere. Der Morgen wollte gar nicht kommen. Endlich blitzten die erſten Lichtſtreifen in das Loch, das meinem Kerker als Fenſter diente. Nie habe ich in tieferer Bewegung den Tag begrüßt, als damals. Ich fiel auf meine Kniee nieder und gelobte Gott, ein anderes Leben zu beginnen.

„Endlich, nachdem ich noch manche Stunde geharrt, wurde ich vor das Stadtamt geführt. Fürchterlich war mir dieſer Augenblick, fürchterlicher noch, weil Lampadius gegen mich zeugte, und der Buckelorum mit ſeinem höhniſchen Teufelsgeſichte mich belächelte und Schuld auf Schuld häufte. Mein Urtheil war acht Tage Arreſt bei Waſſer und Brod, und Verweiſung aus der Stadt. Acht Tage im Kerker! Ich meinte, in die Erde zu ſinken; allein ich hielt mich, um nicht dem Zebedäus die Freude zu vermehren. Als ich an ihm vorübergeführt wurde, flüſterte er: „Keinen Kratzfuß machen?“ Hätte ich gekonnt, ich hätte ihm den Hals gebrochen.

„Was ſoll ich von jenen acht ſchrecklichen Tagen ſagen? Die Qual, die ich ausſtand, läßt ſich ermeſſen; doch ſie waren mir heilſam, und eine beſſere Strafe hätte mir gar nicht zu Theil werden können zu meiner Beſſerung.

„Am Tage meiner Entlaſſung lief ich zu Meiſter Glöckner, packte und ſchnürte mein Felleiſen, und ſagte ihm dann, mit einer Thräne im Auge, Lebewohl!

„Er reichte mir ſeine Hand. „Ruppel,“ ſagte er, „laß Er ſich das zur Warnung dienen. Ich verliere Ihn ungern und ich hatte es gewiß gut mit Ihm vor, allein Sein Leichtſinn hat Alles zerriſſen. Werde Er ein braver Menſch, und kommt Er dann einmal heim, ſo will ich Ihn wieder mit Freuden aufnehmen.“

„Ich drückte ſeine Hand und ging. Ach, der brave Mann wußte nicht, daß ich auch nicht einen Kreuzer in der Taſche hatte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, es ihm zu ſagen. Er hätte mich wahrlich nicht verlaſſen. An Agnesche n's Haus eilte ich vorüber, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Alle Neigung zu der Betrügerin war erſtorben, und hatte einem tiefen Abſcheu, einer gründlichen Verachtung Raum gemacht.

„Ohne mich aufzuhalten, eilte ich über die Neckarbrücke. Erſt als ich jenſeits ſtand, wo man noch einmal in die Felſenſchlucht blicken kann, aus der der Neckar ſtrömt, wurde mir's weich ums Herz. „Dort oben liegt das Dorf deiner Heimath,“ dachte ich; „dort rollen die Thränen deiner Eltern, die jetzt ihre letzte Stütze wanken und fallen ſehen, und nicht einmal wiſſen, was aus ihrem Kinde wird.“ Dieſer Gedanke preßte mir die Bruſt zuſammen, daß ich nicht athmen konnte. Ich ſetzte mich in die Weiden am Ufer des Neckar und weinte bitterlich, und erſt, als ich mich recht ausgeweint, wurde mir's leichter um das Herz, und ich wanderte weiter, ohne zu wiſſen wohin.

„Gegeſſen hatte ich nichts, als eine Rinde trockenen Brodes. Bei Handſchuchsheim erbarmte ſich ein Bauer meiner. Er ſaß auf dem Kirſchbaum und brach die lockende Frucht.

„Als ich ſo ſehnſüchtig hinaufſah, rief er: „Wie iſt's, Landsmann, will Er ſich ſatt Kirſchen eſſen?“

„Ich habe kein Geld,“ ſagte ich mit gepreßtem Herzen.

„Darnach hab' ich ja nicht gefragt,“ ſagte der ehrliche Menſch; „leg' Er ſein Felleiſen ab, und komm' Er herauf.“

„Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen. Wie ein Gedanke war ich auf dem Baum und that mir gütlich. Ich dankte herzlich, als ich mich gehörig getroffen, und mit dem treuherzigen: „Behüt' Ihn Gott!“ entließ mich der Bauersmann.

„Ich lief, was ich laufen konnte. Vor dem Fechten, wie es die Handwerksburſchen nennen, hatte ich einen Abſchen, den ich nicht überwinden konnte. In ein Wirthshaus konnte ich nicht gehen, denn ich hätte ja das arme Schlafgeld nicht zahlen können. Jemanden in dem nahen Dorf um eine Schlafſtelle zu bitten, konnte ich auch nicht über mich gewinnen.

„Da fiel mein Blick auf die Wieſen, in denen die duftigen Heuſchober ſaßen. „Ei,“ dachte ich, „wie willſt du's beſſer haben?“ Es fing an zu dunkeln, und das Feld war leer von Arbeitern.

„Ich ließ den ſtaubigen Weg liegen, und ſchlug nach dem Neckar zu. In einem Heuſchober wühlte ich mir ein bequemes Lager, deckte mich mit Heu ſo zu, daß nur mein Geſicht frei blieb, legte das Felleiſen als Kopfkiſſen unter, und ehe noch der Mond am Himmel heraufſtieg, lag ich im tiefſten Schlaf. Ich hatte ja auch Vieles nachzuholen; denn in den Tagen meiner Haft konnte ich auf der harten Pritſche nicht gut ſchlafen; ich war dieſen Tag ſtark gewandert. So machte nun die Natur ihr Recht geltend und alle Leiden, alle Gewiſſensbiſſe, alle Sorgen vor der Zukunft waren vergeſſen. Der plätſchernde Neckar, die ſäuſelnden Winde und das Nachtlied zahlreicher Nachtigallen wirkten zuſammen mit meiner Ermüdung und meinem weichen, duftigen Lager, daß ich nie herrlicher geſchlafen zu haben, mich erinnern kann.

„Mit den erſten Strahlen der Sonne erwachte ich. Mir war ſo wohl. Ich erinnerte mich des Liedes, das ich bei meinem Vater gelernt: „Mein erſt' Geſchäft' ſei Preis und Dank ꝛc.,“ und ich betete es mit der innigſten, frömmſten Erhebung. Ich hatte die Seele Gott befohlen. Das gab mir ein Frohgefühl, daß ich freudig aufſprang, mein Felleiſen umwarf und fröhlich, wie die Lerche, die über mir ihr frohes Morgenlied ſang, meinen Weg antrat.

„Bald genug aber meldete ſich der unerbittlichſte Geſelle, der Magen. Wo ſollte ich etwas hernehmen, ohne zu betteln, was ich nicht über mich vermochte, oder zu ſtehlen, wogegen ſich mein Rechtsgefühl auflehnte. Ich mußte weiter. Es wurde Mittag. Ich ſah den blauen Rauch aus den Schornſteinen der Dörfer aufſteigen und dachte, wie gut das Mittagsbrod dort wohl den Leuten ſchmecken müßte; aber ich hatte keins, und konnte mir auch keins kaufen.

„Freilich hätte ich ein Kleidungsſtück veräußern können, allein ich fürchtete, für einen liederlichen Geſellen gehalten zu werden, und, ehrlich geſtanden! es ging mir auch ans Herz, ehrlich erworbenes Gut ſo wegzuſchleudern.

„Am Nachmittage ſah ich ein ſchönes Städtchen vor mir liegen. Ich fragte Jemanden, ob eine Schneiderherberge drinnen ſei?

„Das bejahte der Mann, bezeichnete mir das Haus, und, ſo gut es die matten Glieder vermochten, ſteuerte ich darauf los.

„Ich grüßte den Herbergsvater mit dem Handwerksgruße.

„Woher des Weges?“ fragte der mürriſch ausſehende Mann.

„Von Heidelberg!“ war meine Antwort.

„Wo gelernt?“ fragte er weiter.

„Bei Meiſter Glöckner,“ ſagte ich; „war auch Geſelle und Obergeſelle dort.“

„Warum denn fortgelaufen? He! Auch vielleicht in des liederlichen Ruppel Geſchichte verflochten?“

„Der Ruppel iſt ſo übel nicht,“ ſagte ich gluthroth. „Ich kenne ihn.“

„Was? den lieben? Er iſt doch dort zum Zeitvertreibe nicht eingeſperrt worden?“

„Nein,“ ſagte ich; „aber er iſt in Wuth gebracht worden durch ſchlechte Leute,“ warf ich ihm hin.

„Nun, das hat mir auch ein Berliner geſagt,“ fuhr der Herbergsvater fort. „Haben wir Hunger?“

„Gewiß!“ ſagte ich, „aber kein Geld.“

„Was, kein Geld? Ja, Freund,“ ſagte er darauf mit wüſtem Stirnrunzeln, „wo das Geld wendet, wendet Schrank und Keller, Krug und Teller. Will Er Arbeit hier? Wie heißt Er?“

„Ich nähme gerne Kundſchaft,“ entgegnete ich, „weil ich in Noth bin.“ Die zweite Frage ließ ich aus Scham unbeantwortet.

„Wie heißt Er denn?“ fragte er nun etwas mißtrauiſch.

„Ruppel heiße ich,“ war meine Antwort.

„Was der Teufel! Ruppel? So wäre Er der Tagedieb, der den Skandal gemacht?“ Er betrachtete mich lange; ich aber wandte ihm den Rücken und ließ ihn ſtehen.

„Er eilte mir nach. „Nun, nun, wohin will Er denn?“ fragte er.

„Wo ich freundlichere Herberge finde!“ ſagte ich. Es mochte ihm bange werden, ich brächte bei der Zunft ſein Haus in Verruf. Deßwegen legte er ſich jetzt aufs Gutewortegeben. Das half ihm nun nichts mehr. Ich ging weiter und ließ ihn verblüfft ſtehen.

„Das aber fühlte ich, daß ich weit nicht mehr fortkommen würde. Es war ſehr heiß. Die meiſten Bewohner des Städtchens waren draußen beim Heumachen, und in den Straßen ſchien es, als ſei Alles ausgeſtorben.

„Ich war nahe dem Ende des Städtchens gekommen, als mir plötzlich die Beine die Dienſte verſagten, Alles mit mir rund herum ging, und es mir blau und ſchwarz vor den Augen wurde. So viel vermochte ich noch, daß ich mit Anſtrengung aller Kräfte eine Steinbank erreichte, die unter den Fenſtern eines kleinen Hauſes hinlief. Dort ſank ich zuſammen und das Bewußtſein verging mir.

„Ich hatte ſeit den Kirſchen am vorigen Tage nichts mehr gegeſſen, und es war hoher Nachmittag. Wie konnte es anders kommen, als daß mir die Sinne vergingen?

„Ob ich lange oder kurz ſo ohne Bewußtſein gelegen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß mit dem Erwachen der Duft eines belebenden Eſſigs mir in die Naſe ſtieg. Eine zarte Hand rieb mir die Schläfe und die Stirn mit Eſſig. Das Alles empfand ich ſchon und doch waren meine Sinne noch gehalten und gebunden. Endlich erwachte ich aus der allmählich verſchwindenden Betäubung, und vor mir kniete ein Mädchen, das ſorglich mich mit Eſſig anwuſch. Ich blickte in ein Paar blauer Augen, wie ſie die Erde nicht ſchöner hatte, und in ein Geſichtchen, ſo lieblich wie eine erblühende Roſe. Ich hielt's anfänglich für einen ſchönen Traum und wollte die Augen wieder ſchließen, daß er nicht ſo ſchnell vergehe. Als ich aber die Fingerchen fühlte, die mir die Schläfe anſtrichen, da merkte ich, daß es nicht Traum, ſondern einfache Wirklichkeit ſei, und ich ſah das Engelsgeſichtchen an, und hätte ſo all mein Lebtag es anſehen können.

„Wo bin ich denn?“ fragte ich, denn alles bisher Erlebte war in meinem Gedächtniß wie erloſchen, wie ausgetilgt.

Sie nannte den Ort und fragte:

„Wie iſt es Ihm denn? Fühlt er ſich wieder wohl?“ — In dem Tone lag der Ausdruck einer ſo innigen, herzlichen Theilnahme, daß er mein Herz mit Wonne erfüllte.

„Will Er nicht jetzt etwas eſſen?“ fragte ſie weiter, als ich noch nicht auf ihre erſte Frage geantwortet.

„Ich nickte mit dem Kopfe.

„Ach,“ ſagte ſie, dann probiere Er doch einmal, ob Er in das Haus gehen kann. Hier brennt die Sonne ſo heiß, und das iſt doch nicht gut.“

„Ich richtete mich auf und das liebe Kind (denn das war das Mädchen noch, da ſie kaum ſechzehn Jahre alt war) faßte mich am Arm und half. Nur ſehr mühſam gelang es mir, in das Haus zu kommen, und als ich die nette, ſaubere Stube erreicht und mich in einem ledernen Großvaterſeſſel niedergelaſſen, verſagte mir wieder alle Kraft.

„Brod konnte ich nur noch herausbringen.

„Sie flog hinweg und holte Brod.

„Gierig verſchlang ich das dargebotene Stück und nun erſt wurde mir anders zu Muthe.

„Ach,“ ſagte ich leiſe, „ſeit geſtern Mittag vier Uhr habe ich nichts mehr gegeſſen.“

„Sie faltete die Hände und rief: „Großer Gott!“ — Kaum aber hatte ſie durch dieſen Ausruf ihr Mitleid und ihre Verwunderung zugleich ausgedrückt, ſo war ſie auch verſchwunden. Ich konnte nicht widerſtehen, ich ſchnitt mir noch einen rechten Ranken Brod ab und verſpeiſte den mit einem Heißhunger und einem Wohlgeſchmack, wie ich niemals etwas genoſſen.

„In unglaublich kurzer Zeit erſchien das liebliche Mädchen mit einem himmliſchen Lächeln auf ihren ſchönen Zügen wieder und ſetzte einen duftenden Pfannkuchen auf den Tiſch, den ſie ſchnell gebacken. Sie zerſchnitt ihn ſelbſt und ſagte dann: „Nun ſetz' Er ſich her, und laſſe Er ſich's gut ſchmecken!“

„Ich that's, und niemals hat eine Wirthin mit größerer Luſt dem Appetit ihres Gaſtes zugeſehen, als es hier geſchah.

„Soll ich noch einen backen?“ fragte ſie liebreich, als ich den köſtlichen Kuchen verzehrt hatte.

„Ich dankte und pries ihre Kunſt und ihre Güte gegen einen armen Fremdling. Sie erröthete und wies Alles ab, als wär' es nichts geweſen. Sie plauderte ſo herzig, daß ich gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören. Ich fühlte mich ſo wohl, daß ich ſogleich hätte weiter wandern können. Als ich aber Anſtalt machte, ſagte ſie ſo freundlich: „Es iſt ja noch ſo heiß! Leg Er ſich eine Stunde auf die Bank zum Schlafen nieder, daß Er wieder recht friſch wird. Es iſt ſtill im Haus. Ich gehe derweile in den Garten arbeiten.“

„Dies argloſe Vertrauen that mir wohl. Ich fragte ſie, ob ſie es denn wage, einen ihr ganz Unbekannten ſo allein in ihrem Hauſe zu laſſen?

„Ihn, ja,“ ſagte ſie erröthend und zögernd, „denn Er ſieht ja ſo gut und ehrlich aus.“

„Gottlob, das bin ich auch, du liebes Mädchen!“ rief ich, und ſie wünſchte mir: gute Ruhe, und ging, während ich mich auf die Bank legte, und träumte, es ſei mir ein Engel begegnet, der mich vom Tode des Verſchmachtens gerettet, und der Engel ſah gerade aus wie das liebliche Mädchen.

„Ein vorüberfahrender Heuwagen weckte mich. Ich ſtand neu belebt auf. Meine Retterin ſaß in der Thür und ſtrickte. Sie ſchien Wache gehalten zu haben, daß mir nichts begegnen könne.

„Mir wurde es ſchwer, zu ſcheiden von dem engelgleichen Mädchen; aber es mußte ſein. Ich faßte ihre Hand und ſagte ihr, indem ich in das ſchöne, blaue Auge blickte, als könne ich in der Seele Grund ſchauen, ich würde ſie nie vergeſſen und gewiß wiederkommen. Sie erröthete, wünſchte mir alles Reiſeglück, und ich ging mit ſchwerem Herzen. Das Mädchen hatte mir's angethan.

„An einer Ecke ſah ich nochmals zurück, und ſiehe, ich blickte in Lieschen's liebliches Geſichtchen, das aber ſchnell hinter dem Hofthore verſchwand. Da iſt mir's recht ſchwer geworden, nicht wieder zurückzukehren. Die weiche Weiſe des Liedes:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibſt hier —“

ſang ein vorüberfahrender Burſche. Es kam mir juſt vor, als ſei das das Echo meiner Seele, und es iſt es auch geweſen, denn Lieschen's Bild hab' ich mit mir genommen, und es iſt mein rettender Engel geblieben, bis —

„Doch ich muß weiter erzählen,“ unterbrach er ſich ſelber. Die Meiſterin war längſt heimlich weggeſchlichen.

„Vielleicht hundert Schritte war ich vor dem Städtchen, da merkte ich erſt, daß die Sonne ihrem Scheiden nahe war. Ich ſtand, zweifelnd, was ich thun ſollte, denn ein vorübergehender Bauersmann ſagte mir, bis zum nächſten Orte ſeien's zwei und bis Darmſtadt vier gute Stunden.

„In dem Augenblicke kam eine Kutſche daher, in der ein dicker Herr behaglich ſchlief. Dem Kutſcher eilte es auch nicht, und die Pferde ſchienen ihres Gebieters Meinung zu theilen.

„Buben und Handwerksburſchen haben das Recht, hinten auf zu ſitzen, wenn kein Koffer da iſt, dachte ich, und wartete, bis die Kutſche herankam. Durch eine unzweideutige Miene fragte ich beim Kutſcher an, ob ich hinten darauf dürfe. Er nickte bejahend, und mit einem raſchen Sprunge ſaß ich darauf.

„Der Weg ſenkte ſich bald und die Pferde fuhren raſcher. Ich zündete mir eine Pfeife an, die mir unendlich gut ſchmeckte, und wenn auch im Allgemeinen ſehr träge, ſo kam ich doch ohne Müdigkeit nach Darmſtadt.

„Als ich an der Krone abſprang und dem Kutſcher dankte, blies eben ein Nachtwächter zehn Uhr. Jetzt fiel mir's wie ein Centner aufs Herz. Kein Geld und fremd! Wo ſollte ich ſchlafen? Ei, dachte ich, ein unſchuldiger Schalksſtreich ſchadet ja nichts. Geh in den offenen Hof, und iſt Niemand da, ſo ſchlüpf in die Kutſche. Da ſchläfſt du gut und es koſtet nichts.

„Ich machte kehrt. Das Thor war noch offen. Niemand war zu ſehen. Ohne Umſtände ſchlüpfte ich in die Kutſche; zog die Leder vorn zu, die zwei Vorhänge bildeten, und legte mich auf die weichen Polſter, indeß mein Felleiſen zu meinen Füßen lag. Niemand kam, nachzuſehen. Der Kutſcher mochte glauben, der Hausknecht habe die Ledervorhänge beſorglich zugezogen, und jener mochte meinen, dieſer habe es ſelbſt gethan. Kurz, ich ſchlief wie ein König, und im ſüßeſten Traume lebte ich noch einmal das bedeutſame Ereigniß des letzten Tages durch, und Lieschen's Geſtalt ſchwebte wieder vor meiner Seele. Um vier Uhr des Morgens hörte ich den brummenden Hausknecht nach dem Pferdeſtalle gehen. Wie ein Blitz war ich aus dem Wagen, ſchloß die Ledervorhänge und die Thüre wieder ſorgfältig, riegelte leiſe das Hofthor auf und war unbemerkt auf einer der noch menſchenleeren Straßen Darmſtadts.

„Ich dankte Gott im Stillen, daß er mir den Gedanken eingegeben; denn es war ja kein Unrecht. Mit neuem Muthe wanderte ich fürbaß. Bei einem Brunnen fand ich ſchöpfende Mägde. Sie wieſen mich zurecht, daß ich die Herberge fand.

„Hier empfing mich der Herbergsvater freundlicher, als der in dem Städtchen an der Bergſtraße, wo Lieschen mir das Bittere ſeines Betragens vergeſſen machte.

„Ich hörte gleich, daß viele Geſellen im Hauſe ſchlieſen und äßen, ſetzte mich derweile rauchend in eine Ecke, bis die Zeit des Frühſtücks kam.

„Der Erſte, welcher hereintrat, war mein Berliner.

„Potz Dänschen! Männeken, wo kommſte her?“ rief er, ſich mit der einen Hand die Augen reibend und die andere mir zum Willkommen reichend. Er ſetzte ſich zu mir, um die Geſchichte meiner Heidelberger Schickſale anzuhören.

„Armer Junge,“ ſagte er mit Theilnahme, „hat dir ſo ein Halunke die Taſche jefegt. Na, heute ſollſte mein Jaſt ſind. Morjen aberſcht mußt du für dir ſelber ſorjen; denn die mirigte Kaſſe iſt ooch nicht jeſpickt wie ein Haſenbraten mit Speck. Ich ſage dich, hier in Darmſtadt iſt et niſcht für uns. Frankfurt iſt det Paradies der Jeſellen. De Meiſter hier ſind dämelige Kerle, verſtehen niſcht und jeben niſcht. In der Herberje muß man ſchlafen und eſſen, und da jeht Alles durch die Jurſel, was die Hand verdienen thut. Bleib ſo lange hier, bis du dich etwas verdient haſt, dann putz die Platte und ſelje mich nach Frankfurt, wohin ich ſchon dieſe Woche jehe und dich ein warmes Plätzjen ausmachen werde.

„Er hielt Wort. Ich blieb des guten Jungen Gaſt den Tag über, und gewann durch des Herbergvaters Sorge eine ganz gute Stelle. Der Berliner hielt aber auch darin Wort, daß er noch in derſelben Woche losging gen Frankfurt. Obwohl ſein Ruf nicht der beſte war, wie ich erfuhr, ſo konnte ich ihm doch nicht grollen. Er hatte mir Gutes erwieſen in der Noth, und auch in früheren Tagen mir nie Uebles zugefügt. Sie ſagten ihm nach, er fingere bisweilen gern in anderer Leute Taſchen. Das machte mich freilich etwas ſtutzig. Denn die Begebniſſe von Heidelberg lebten noch in friſchem Andenken bei mir. Ich will's gern geſtehen, daß ich zu gutmüthig war, etwas der Art zu glauben. Er war mir ſtets ſo wohlwollend begegnet. Ich konnte das nicht vergeſſen.

„In Darmſtadt blieb ich dennoch länger, als ich mir's gedacht. Ich fand's aber auch gar nicht, wie mir der Berliner geſagt. Im Gegentheil, ich verdiente mir ſchönes Geld, und — es war mir, daß ich es nur ganz ehrlich geſtehe, als könnte ich nicht weg aus — Lieschen's Nähe.

„Zu Weihnachten ging ich hin. Ich konnt's nicht aushalten. Ich ſah Lieschen in der Kirche. Wie erröthete ſie, als ſie mich erkannte. Selbſt in ihr Haus ging ich und erzählte ihrem Großvater, denn ſie war eine Waiſe und hielt dem Greiſe Haus, wie es mir ergangen, und wie Lieschen an mir gehandelt. Dafür wollte ich danken. Ich brachte ihr zum Chriſtkind ein Ringelein aus Gold. Sie nahm's nur, als es ihr Großvater gut hieß; aber ich ſah, daß ſie mir gut war. Ach, wie war ſie ſchöner geworden ſeit dem halben Jahre! Jetzt wurde mir's noch ſchwerer zu gehen; allein es mußte ſein und ich ſchied, nachdem ich ihr ehrlich geſtanden, wie lieb ich ſie habe, und ſie ſolle mir treu bleiben. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als ich ihr die Hand zum Abſchiede drückte, und mir war eine auch nicht fern vom Auge.

„O, wär' ich in Darmſtadt geblieben! —

„Ein Brief des Berliners verrückte mir den Kopf. Ich verließ den Ort, wo es mir gut ging und wanderte nach Frankfurt. Das Glück oder — das Unglück wollte es, daß ich bei einem der erſten Schneider Arbeit fand. Er war ein dicker Mann, wortkarg, aber ehrlich und bieder. Bald genug ſah er, daß er mich ſehr gut gebrauchen konnte, und ich wurde Zuſchneider, Obergeſelle mit tüchtigem Wochenlohne.

„Mein Unſtern war der Berliner. Er wußte mich, deſſen Nichtſinn nur ſchlummerte, allmählich in ein rechtes Handwerksburſchenleben hineinzuziehen, und ohne daß ich's merkte, fand ich mehr und mehr Wohlgefallen daran. Bornheim oder Bernem, wie die Frankfurter ſagen, war der Ort, wohin wir jeden Sonntag gingen, und in der Regel wurde der Montag darnach himmelblau. Immer neue Luſt wußte der Berliner zu bereiten. Er hatte Geld in Ueberfluß, und geſtand mir, er habe einen Schatz, der ihm die Börſe reichlich verſorge. Ich lernte dieſen Schatz kennen, denn das Mädchen wohnte neben uns, und war Beſchließerin im Haus eines der reichſten Bankiers der Stadt.

„Sie war ſchön, Herr, ich ſage es Ihnen, aber ihre Schönheit war eine ſinneberauſchende. Ich habe nie ein Auge geſehen, das brennender geweſen wäre, nie eine üppigere Geſtalt, nie ein verlockenderes Weſen.

„Der Bankier war unſer beſter Kunde. Ich kam oft in das Haus, um ihm das Maaß zu nehmen. Er war unendlich reich, modeſüchtig, lebensluſtig, jung und ausſchweifend. Seine Frau ſah aus, als wäre ſie aus Mondſchein und Vergißmeinnicht gewoben, und ſchmachtende Thränen ſeien das Bindemittel geweſen. Sie war ſo zart, daß ein leiſer Luftzug ſie hätte umwehen können. Waren die Haare der Frau Bankierin ſo etwas ſtaubblond, dünn und glanzlos, ſo waren die der Beſchließerin, Gretchen, kohlſchwarz, reich und voll. War das Ausſehen der Frau Bankierin wachsweiß, ſo blühten Gretchen's Wangen in friſchem Roth — kurz, verglich man Beide mit einander, ſo war der Sieg auf Gretchen's Seite.

„Als ſie der Berliner zum erſten Male nach Bornheim brachte und ich mit ihr tanzte, konnte ich den Blick dieſes Auges kaum ertragen. Sie ſchien großes Wohlgefallen an mir zu finden, größeres, als an dem Berliner, das ſah man ſchnell, und der alte Teufel der Eitelkeit regte ſich. Als wir heimgingen, es war ſpät, und der Berliner an ſeinem Haus abging, führte ich ſie bis zur Thüre, da riß ſie mich an ſich, drückte einen glühenden Kuß auf meine Lippen und ſagte: „Schlaf gut, Lieber! Heute Nacht träume ich nur von dir, denn du haſt mich erobert, ich gehöre forthin nur dir, dir allein an.“ Das Wort klang mir immer in den Ohren!

„O, ich hätte hier ſchon ſie durchſchauen können! Wohl ſtand Lieschen's Bild noch vor meiner Seele wie ein warnender Engel — aber allmählich erblich es, und das üppige Gretchen nahm meine Seele, doch nein — meine Sinne gefangen. Sie beſtrickte mich auf eine unbegreifliche Weiſe. Jeden Abend ſah ich ſie, und ſtets wurde mir's ſchwerer, von ihr zu gehen.

„Der Berliner war gar nicht böſe darüber, was mir unbegreiflich war. Gretchen machte mir ſogar Präſente. Das nöthigte mich, ihr wieder welche zu machen. Meine Kaſſe empfand das, und manchmal wurde es mir unheimlich, wie das enden ſolle. Sie ſah mich einſt traurig.

„Was fehlt dir, Lieber?“ fragte ſie. „Haſt du kein Geld?“

„Ich geſtand ihr das.

„Ach, mache mich ſo glücklich, und nimm meine Börſe!“ flehte ſie.

„Mein innerſtes Widerſtreben beſiegten ihre Küſſe und Schmeichelworte. So weit war's ſchon mit mir, als mein Meiſter mich allein nahm.

„Ruppel,“ ſagte er, „ſetz Er ſich emal. Ich mein' es gut mit em, und da kann ich's net mehr ſo anſehe, daß Er met dem Mädche danebe, met dem Gretche, ä Gehänk hat. Deß Mädche hot ä böſe Ruf vun wege ſei'm Herrn. Nehm Er ſich in Acht. Es is ä liederlich Perſon, die en brave Menſche verderbe kann. Mer ſagt, ſe hätt lange Finger in ihrem Herrn ſei Kaß. Deß ſag ich em, wann's net met dem Mädche ä End nimmt, ſo nimmt's met uns Zwä en End. Nu leg Er ſich ſchlafe, und denk Er, der Meiſter hätt's recht gut met em gemänt.“

„Mir ſchauderte. Ich ſah mit Entſetzen, an welchem Abgrund ich ſtand. Es war Samſtag Abend. Am Sonntage ging ich, da das Wetter ſo unendlich ſchön war, und ich Gretchen entgehen wollte, nach Königſtein und nach der Ruine Falkenſtein. Ich war ſo frühe weggegangen, daß ich mit dem grauenden Tage ſchon die Höhe von Soden hinaufſtieg, und oben auf der Ruine war, ehe der Zug der Frankfurter Sonntagsſchwärmer ſie erreichte. Da ſaß ich allein und mein Auge ſchweifte hinaus in das wundervolle Land des Segens, das zu meinen Füßen lag.

„Dort lag Darmſtadt! dort die Höhen der Bergſtraße. Dort weilte Lieschen, mein Rettungsengel! Wie hergezaubert ſtand dies liebe Bild vor meiner Seele. Ich erbebte. Hatte ich ja doch das herrliche Weſen ganz und gar vergeſſen über der lockenden Verführerin. Ich erglühte vor Scham. Thränen traten in meine Augen.

„Ach, ich war auf böſe Wege gerathen, das ſah ich, und des Meiſters Worte klangen in meinen Ohren, wie der Ruf des Todtenvogels. Ich ſaß mir ſelber zu Gerichte. Ich beichtete mir gewiſſenhaft. Ich dankte Gott, daß ich mein Beſſeres gerettet zur guten Stunde, daß ich nicht in den Pfuhl des Laſters geſunken war. Gottlob, noch war meine Seele nicht befleckt! Aber wie war die Gefahr ſo nahe geweſen. Dieſer Morgen weckte den beſſern Menſchen in mir auf. Ich betete wieder, was ich, daß ich es ſage, lange nicht gethan. Ich gedachte meiner Eltern, und — Herr, lächeln Sie nicht, wenn ich es ausſpreche — das Heimweh erfüllte mein Herz mit einer Macht, mit einer unwiderſtehlichen Gewalt. Es zog, es riß mich nach Frankfurt zurück. Ich wollte der Verworfenen das Sündengeld zurückgeben, das ſie mir gegeben, und Alles, was ich von ihr hatte, und heim eilen, heim zu den lieben, guten Eltern, die ich vergeſſen hatte ſeit mehr denn einem Jahre.

„Ich ſprang auf und rannte den Berg hinab. Es war, als ob das Feuer in mir brenne. Ohne mich aufzuhalten, erreichte ich Frankfurt wieder.

„Der Meiſter ſtarrte mich an, als ich erſchöpft in ſeine Stube trat. Ich faßte ſeine Hand. „Sie haben mir die Seele gerettet,“ ſagte ich, „haben Sie Dank; aber ich muß fort von hier, noch heute. Die Schlange hat mich bezaubert.“

„Ach ſo,“ lachte der Meiſter. „Nä, deß hat Er nicht nöthig, Ruppel,“ ſprach er. „Deß Gretche ſitzt uf der Mehlwoog, und Sein Freund, der ſaubere Berliner, derzu. Denk' Er ſich, heute früh, als Er weg war, kummt der Berliner und ſchleicht ſich uf Sein Zimmer drobe. Ich hör' en und denke, was will der ſo früh? Geh' ſachte die Trepp' ennuf und mache ebe ſo ſachte Sein Thür uf. Do ſteht der Halunk' an Sein Komod' und ſtoppt ſich die Taſche voll. Halt! denk' ich, de Vogel fängſte. Ich ſchließe die Thür, rufe de Geſelle und mer kriege de Dieb uf der That. Die Polizei war nett weit, und eh' er ſich's verſah, ſaß er uf der Mehlwoog. Kaum war deß geſchehe, ſo gebt's drübe beim Herr Bankje aach Spektakel. Deß Gretche is fort mit Geld und Juwele vun der gnädige Frau. Awer die Polizei hat ä fein Naſ'. In des Berliners Stub' erwiſche ſe ſe met all' dem Kram. Do hat Er nun nett nöthig fortzulaſe.“

„Ich ſtand ſprachlos da. Alſo auch mich wollte der Verworfene beſtehlen, und mit Gretchen ſtand er noch immer in Verbindung? Der Umgang mit mir ſollte nur ableiten von der Spur. Das lag am Tage. Mich durchbebte ein Schauder nach dem andern. Das Geld der Abſcheulichen brannte mir auf der Seele. Ich hatte keine Ruhe, bis ich es in die Armenkaſſe gelegt, und alle ihre Präſente dazu.

„Auch ich hatte die Kränkung, von der Polizei vernommen zu werden, aber doch nur als Zeuge. Des Verhältniſſes Gretchen's zu mir wurde nicht gedacht. Ich dankte Gott dafür, denn es erſparte mir eine höchſt bittere Beſchämung.

„Alle dieſe Umſtände veranlaßten mich, Frankfurt zu verlaſſen, das mich ohnehin an die Sohlen brannte.

„Ich eilte heim, heim zu meinen Eltern. Die Prüfungen waren nun vorüber. Von jeder Thorheit war ich geheilt.

„Heppenheim, wo Lieschen lebte, beſuchte ich nicht. Ich konnte jetzt nicht vor ſie treten, ohne das Gefühl, ihrer unwerth zu ſein. Die Zeit ſollte mich läutern.

„Meine Eltern fand ich ringend mit Dürftigkeit. Während ich gepraßt, hatten ſie gedarbt. Ich kann Ihnen, lieber Herr, nicht beſchreiben, wie mich das drückte, beugte, wie die bitterſten Vorwürfe an meiner Seele nagten. Gottlob, ich konnte ihre Noth lindern!

„Ach, wie waren ſie glücklich, mich wieder zu ſehen; wie blickten ſie nun nach langem Kummer wieder froh ins arme Leben. Mir vergaben ſie Alles in ihrer reichen Liebe.

„Nach einigen Tagen ging ich nach Heidelberg zu meinem lieben Meiſter Glöckner. Seine Frau war geſtorben. Er war kränklich geworden.

„Ruppel,“ ſagte er, „Sie kommen mir wie gerufen. Ich denke ſchon lange daran, mein Geſchäft abzugeben, und mich in wohlverdiente Ruhe zu ſetzen. Ich will Ihnen mein Haus verkaufen, und mir nur bis an meines Lebens Ende den zweiten Stock vorbehalten.“

„Ach,“ ſagte ich, „Sie wiſſen, wie arm ich bin! Womit ſollte ich es Ihnen bezahlen?“

„Thut nichts,“ ſagte er. „Sie zahlen mir nur die Zinſen des Kapitals, und dann dies ſelbſt in Summen oder Sümmchen, wie Sie können.“

„Daß ich dies Anerbieten dankbar ergriff, mögen Sie denken; allein für's Erſte blieb es Geheimniß unter uns. Ich ſpielte die Rolle des Geſchäftsführers, bis ich mir das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Die Kundſchaft wuchs. Mein Glück war gegründet. Nun kaufte ich das Haus. Meine Eltern verkauften ihr Häuschen und zogen zu mir.

„Ich eilte nach Heppenheim.

„Blühend, wie eine Roſe, fand ich Lieschen. Sie hatte manchen Antrag abgelehnt, weil ſie an meine Treue glaubte. Sie wurde meine Frau, und ſeit jenen Tagen hat mich Gott geſegnet ſichtbarlich. Ihr Großvater ſtarb noch vor unſerer Verheirathung. Ihr Erbe tilgte einen großen Theil meiner Schuld. Auch meine guten Eltern gingen, mich ſegnend, heim ins Vaterhaus, und heute, wo ich zurückblicke an die Tage meiner Irrfahrten, danke ich Gott, daß ich den Gefahren entrann, daß ich weiſer, erfahrungsreicher aus meinen Tollheiten herausging, und nun ein Leben führe, das mir einen heiteren Lebensabend verheißt."

Die Meiſterin trat wieder herein. Sie lächelte.

„Warum ſind Sie mir durchgegangen?" fragte ich.

„Ich kenne meinen Alten," ſagte ſie, „der hätte mich mehr als einmal ſchamroth gemacht."

„Sie werden wohl wiſſen," nahm der Meiſter wieder das Wort, „was aus dem Berliner und Gretchen geworden. Was ich darüber erfuhr, iſt ungenügend. Sie ſaßen lange in Haft, und nach ihrer Befreiung verſchwanden ſie gänzlich. Der Buckelorum hatte ſich hier als Meiſter geſetzt; allein das Glück wandte ihm den Rücken. Er kam nicht in Aufnahme. Ich gab ihm bis an ſein Lebensende Verdienſt, und ſuchte ſo die Unart meiner Knabenſtreiche gut zu machen, und — feurige Kohlen auf des Feindes Haupt zu ſammeln, was auch, wie ich glaube, nach beiden Richtungen gelang. Aus Agneschen wurde eine Wäſcherin."

Poccahontas.

Eine wahre Geſchichte aus den Zeiten der erſten engliſchen
Niederlaſſungen in Nordamerika.

Die mannichfaltigen Hinderniſſe, welche ſich einer Colonie auf Amerikas Boden entgegengeſtellt, waren endlich von einer Geſellſchaft unternehmender Männer in Plymouth und London glücklich überwunden. König Jacob I. hatte die Anträge günſtig aufgenommen und förderte, ſelbſt für den Gedanken eingenommen, die weiſen Plane, welche jene Männer ihm vorgelegt; ja er that mehr, als jene gehofft, er geſtand den Coloniſten jenſeit des atlantiſchen Oceans gleiche Rechte und Freiheiten mit den Bürgern Altenglands zu, und ſicherte der zu unternehmenden Colonie ſeinen beſondern königlichen Schutz zu.

Kaum trug der Sage vielzüngiger Mund dieſe Beweiſe königlicher Huld in die Grafſchaften Altenglands, als auch ſchon die Zahl der Coloniſten weit die überſtieg, welche in den Abſichten der Gründer lag. Mit Umſicht wählte man aus ihnen die geſundeſten, tüchtigſten und wackerſten Leute aus, beſorgte alle Geräthe, überſah alle Bedürfniſſe, und ſuchte jedem zu begegnen. Auch das erſte Erforderniß einer Colonie, ein in jeder Hinſicht trefflicher Leiter und Führer derſelben, war bald in der Perſon Sir Edward Smith's gefunden, und es wurden die Coloniſten mit allen Erforderniſſen einer Niederlaſſung in einem fremden, wilden Erdtheile reichlich verſehen, am 17. April 1607 unter dem Hurrah einer unabſehbaren Volksmenge in Plymouth eingeſchifft. Wie eine freudige Hoffnung die Herzen der Anſiedler, ſo ſchwellte bald ein friſcher Landwind die Segel, und Englands weiße Küſte ſchwand aus ihren Blicken.

Wenn auch mannichfache und ſehr gemiſchte Empfindungen die Herzen der Anſiedler jetzt erfüllten, als das Jugendland wie ein ferner Nebelſtreif am Horizonte verſchwand; wenn auch jetzt der Rauſch glänzender Hoffnungen verrauchte, und Schmerz und Wehmuth ihren Thränengruß den zurückbleibenden Theuren hinüberſandte, ſo empfand doch wohl kein Herz die Trennung tiefer und ſtärker, als Sir Edward Smith, der ein geliebtes Weib und zwei friſch aufblühende Knaben, der zärtlichſten Liebe beglückende Pfänder, auf Englands Boden zurückließ, um in einem fernen, noch damals ziemlich unbekannten Welttheile eine Niederlaſſung zu gründen, deren Erfolg, ſo glänzend auch die Ausſichten waren, dennoch ſich in undurchdringliches Dunkel hüllte. Ein glückliches, harmloſes Leben verließ er, um, dem Wunſche ſeiner Freunde und dem Befehle ſeines, ihn als tapfern und wackern Mann hochſchätzenden königlichen Herrn folgend, eine gefahr- und mühevolle Aufgabe zu löſen. Zu dieſen Empfindungen, die der Mann tief in das innere, dem Auge des Fremden verſchloſſene Heiligthum des Gemüthes zurückdrängte, geſellte ſich jetzt ein anderes, welches in ſeiner eigenthümlichen Stellung ſeinen Grund hatte. Schon oft zwar hatte Smith mit ſicherem Kiele die Wellen des Weltmeeres gefurcht — da aber befand er ſich unter einer ihm treu ergebenen Mannſchaft, die den beſorgten, ernſt-milden Capitän hochſchätzen gelernt, und ihm willig gehorſamte; jetzt ſtand er unter einer fremden Umgebung, deren eigenthümliche Intereſſen er wahren und fördern ſollte, und ein erweiterter Pflichtenkreis nahm ſeine ganze Thätigkeit und Umſicht in Anſpruch. Doch die Hemmungen ſeiner Wirkſamkeit, welche er hier befürchtete, verloren ſich bald. Er gewann ihre Achtung, und dieſer folgte die Liebe, und — da er in einigen Stürmen ſich als vielerfahrener Seemann erwies — das feſteſte Zutrauen. Freudig ergriff Jack, der vielerprobte Diener, ſeine Hand und ſagte: „Eure Leutſeligkeit macht Euch auch hier wieder zum unumſchränkten Gebieter über die Herzen!“

Nach manchen Leiden und Unfällen begrüßte endlich früh Morgens der Jubelruf der Equipage die Küſte Nordamerikas, und ehe der Abend kam, lag die breite Mündung des James-Fluſſes im Angeſichte der Anſiedler. Das regſte, freudigſte Leben entſtand jetzt auf den Schiffen. Jede Bruſt ſchlug freudig dem kommenden Morgen entgegen, wo die Schiffe in dieſen Strom einlaufen und die günſtigſte Stelle zur Landung und Anlage der neuen Colonie aufſuchen ſollten. Frohe Lieder ertönten auf den Verdecken, und ſelbſt des Anführers Bruſt war von erheiternden Gefühlen durchwogt. Dennoch hielt er es für ſeine Pflicht, die ſanguiniſchen Hoffnungen in beſonnenere Schranken zurückzuführen. Seines Wortes ergreifender Gewalt gelang es, durch das Hinweiſen auf die nothwendig mit der neuen Niederlaſſung verbundenen Mühen, Leiden, Entbehrungen und Kämpfe, die Freude zu mildern, und dadurch jenen Ausbrüchen der Muth- und Troſtloſigkeit vorzubeugen, die nur zu oft ſchon der Stein waren, an welchem derartige Unternehmungen ſcheiterten. Zwar murreten einige leidenſchaftliche Trotzköpfe, meinend, der Capitän mißgönne ihnen die Freude. Doch Jack wußte ihnen die Weiſe des Capitäns im günſtigen Lichte zu zeigen, und ſo legte ſich ſchnell der anhebende Sturm des Unwillens.

Ein Sonnenaufgang, wie er nur in den Tagen des Mai's ſo rein und herrlich zu ſein pflegt, vergoldete am andern Morgen die See ſo weit das Auge reichte und Amerikas reichbewaldete Küſte ſtellte ſich dem trunkenen Blicke des Ankömmlings noch einmal ſo ſchön dar. Stolz wälzte der majeſtätiſche James-Fluß ſeine rothen Wellen in das Meer, den Ankömmlingen, die an ſeinen Ufern ihren Herd gründen wollten, im Voraus die glänzenden Vortheile des Handels verheißend. Die Ufer des Fluſſes prangten ſchon in üppiger Vegetation. Bäume, von deren rieſenhafter Größe und ſtolzen Schönheit man in Europa kein Gegenſtück finden konnte, boten ſich hier dem Auge in überraſchender Menge und Mannichfaltigkeit dar. Die immergrüne Eiche hob ihr ſtolzes Haupt hoch ins Blaue der Lüfte, und wetteiferte faſt mit der ſchlanken Tanne, Fichte und Lärche. Weymouthskiefern, ſehr verſchiedenartige Acacien in duftender Blüthe, weißſtämmige Platanen mit den herrlichen Blätterkronen, wunderſchöne Nuß- und in reicher Blüthe ſtehende Kaſtanienbäume vollendeten einen Holzwuchs von der ausgezeichneſten Schönheit. Auf ihren Aeſten wiegten ſich Vögel in ſeltſamen Geſtalten und in einer Farbenpracht, die dem Auge des Europäers gänzlich unbekannt war, und darum ihn in das lebhafteſte Erſtaunen ſetzte. Unter den Bäumen blühten die herrlichſten Blumen, unter welchen ſich beſonders der immergrüne Rhododendren und die Magnolien auszeichneten. Die Blicke der Anſiedler ruhten mit wachſender Sehnſucht auf dieſem Holzreichthum und der Ueppigkeit der Gewächſe, und bemaßen in ſtiller Freude nach ihr des Bodens ungeſchwächte Triebkraft und Fruchtbarkeit. Umwogt von den verſchiedenartigen Wohlgerüchen ſegelten die Schiffe in die Mündung des Stromes mit einem friſchen, günſtigen Winde hinein, und an ihnen vorbei tanzten die herrlichen Ufer zu beiden Seiten, auf denen nicht ſelten Rehe weideten, welche die Seefahrer nach dem Genuſſe friſchen Fleiſches lüſtern machten.

Schon eine bedeutende Strecke aufwärts waren ſie geſegelt, als ſich ihnen plötzlich ein trefflicher Ankerplatz darbot. Der Fluß machte hier eine bedeutende Wendung nach dem rechten Ufer und ſchnitt tief in daſſelbe hinein, und bildete, indem er ſchnell wieder nach dem linken Ufer zurückbog, eine Halbinſel, welche denn zugleich eine Art Hafen abgab, wo die Schiffe ſicher lagen. Der Ort war herrlich für die Anſiedelung. Weithin ins Land dehnte ſich eine Ebene. In der Ferne umgrenzte eine Reihe mäßiger Hügel dieſe keſſelartige fruchtbare Fläche. Ein ſpiegelklarer Bach durchſtrömte ſie und ergoß ſich ins Flußbette. Herrliche, ſüße Quellen ſprudelten überall aus dem fetten Boden auf, von dem Rieſenbäume und eine überaus üppige Vegetation hinlänglichen Beweis gaben, daß er zur Cultur nicht beſſer gefunden werden könnte. Alle Vortheile einer Niederlaſſung vereinte in reicher Maſſe dieſer Ort. Eine allgemeine Berathung der Aelteſten, denen Smith den patriarchaliſchen Einfluß geſichert hatte, entſchied ſchnell. Die Anker fielen, und unter dem lauten Hurrah der Equipage beſtieg Smith mit den Aelteſten der Colonie das Boot und betrat, innigſt bewegt, den Boden des Landes, das nun die Heimath für ſie Alle werden ſollte. Nachdem die Mannſchaft ausgeſchifft war und Thornton, ein wackerer Greis, mit entblößtem Haupt ein Gebet geſprochen, ergriff der Capitän die Axt und führte den erſten Hieb in den Stamm einer Platane, indem er ausrief: „Jamestown heiße die Stadt, die hier unter Gottes gnädiger Obhut entſtehen wird, zu Ehren unſeres königlichen Herrn Jacob's I.!“ Ein Jubelruf folgte einſtimmig, und bezeugte Aller Zufriedenheit. Auf Smith's Wink bildeten nun Alle einen Kreis um ihn, und er entfaltete das Patent des Königs, welches ihn zum Oberhaupte der Colonie ernannte, und die Anſiedler zum Gehorſame gegen ihn verpflichtete. Als dies geſchehen war, ſprach er in kräftigen Worten zu ihnen. Noch einmal ſtellte er ihnen die Beſchwerden, die Leiden und Entbehrungen vor, die ſie erwarteten; ermahnte ſie zur Ausdauer, warnte ſie vor Kleinmuth, wenn nicht jeder Wunſch erreicht würde; erinnerte ſie der Huld des Königs und der Unternehmer der Anſiedelung ſich würdig zu machen; zuletzt ſchwur er feierlich ihnen Treue, Eifer und aufopfernde Thätigkeit zu, und verlangte, nachdem er tief ergreifend ſie an die Nothwendigkeit der Eintracht und vereinten Strebens nach ſicherer Begründung der Niederlaſſung, an die Milde gegen die Urbewohner, an das Verzichtleiſten auf perſönlichen eigennützigen Vortheil erinnert hatte, gleichen Schwur von ihnen.

Des Wortes ſiegende Gewalt ergriff mächtig die Gemüther, deren Stimmung ohnehin jetzt zu ſolchen Eindrücken geeignet war. Wie von einem Gedanken beſeelt, erhoben ſie die Hände zum blauen Himmel und ſchwuren ihm Treue und Gehorſam, ſchwuren Alle für Einen und Einer für Alle zu ſtehen!

„So laßt uns mit Gott ans Werk gehen!“ rief Smith, überwältigt von ſeinen Gefühlen, und bald hallte weithin der Schlag der Axt in die Wälder. Bald ſanken unter den kräftigen Hieben der Anſiedler die Rieſen der Urwälder.

Weithin ließ Smith den Wald lichten. Nur eine ungeheure Platane wurde von der Axt verſchont. Es ſollte der Vereinigungspunkt für die Colonie bleiben, unter ihren Aeſten, die einen weiten Umkreis beſchrieben, baute Smith, der gleich den Anderen rüſtig arbeitete, ſeine Laubhütte. Als nun der erſte Abend die Ruhe brachte, feierten ſie Alle von der Arbeit in den ſchnell erbauten Laubhütten, und ſchliefen zum erſten Male, nachdem durch Wachen für ihre Sicherheit hinlänglich geſorgt war, auf dem neuen heimathlichen Boden den ſüßen Schlaf nach nützlicher Thätigkeit.

Nach vierzehntägiger raſtloſer Arbeit ſtanden in geraden Gaſſen die freilich wohl nur roh erbauten Blockhäuſer der Anſiedler da. An jedem Hauſe lag ein Gartenraum, deſſen Boden urbar zu machen und anzupflanzen, gewiſſen Stunden, wo die gemeinſame Thätigkeit nicht auf die Erweiterung des Ackerfeldes gerichtet war, beſtimmt waren, und Jamestown (Jacobſtadt) war gegründet.

Smith, deſſen Augenmerk auf die immer gr[illegible]e Sicherheit der Colonie nach Innen und Außen gerichtet war, ſah jetzt die Nothwendigkeit ein, die Arbeiten mehr zu vertheilen. Während der Arbeiter den Boden urbar machte, den man gewonnen, und die Saat in die friſchen Furchen ſtreute, die der Pflug geriſſen, fällte der Zimmermann die Stämme zu größerem Ackergewinne, während der Maurer die Häuſer bequemer einrichtete, und gegen der Witterung übeln Einfluß zu ſchützen ſuchte, durchſtrich Smith mit den jüngeren Männern die Wälder, des Wildes Spur verfolgend, um kräftige, friſche Nahrung den Arbeitern zu erbeuten. Der Alten kleine Zahl beſchiffte in den Böten den fiſchreichen Fluß, für eine üblere Jahreszeit Vorrath zu ſammeln.

So herrſchte ein friſches, reges Leben in der jungen Colonie, und zufrieden ſahen am Abend, wo der wackere Befehlshaber die Glieder derſelben um ſich zu verſammeln pflegte, Alle auf das vollendete Tagewerk, und Jeder freute ſich, nach Maßgabe ſeiner Kräfte und Fähigkeiten zum Wohle des Ganzen beigetragen zu haben.

Bei den Zügen, welche Smith und die Jäger oft weit in die wälderreiche Gegend unternahmen, und von welchen ſie nicht ohne die herrlichſte Beute zurückkehrten, war es des Capitäns Abſicht, mit den Wilden einen freundlichen Verkehr einzuleiten. Vergeblich aber ſuchte er ſie auf. Oft begegneten ſie den Brandſtätten, wo ſie geweilt, ja oft verrieth die noch glimmende Kohle, daß ſie noch nicht lange ſich von der Stelle entfernt haben konnten, und dennoch trafen ſie ſie nicht. Das Daſein der Fremdlinge konnte auch unmöglich den Urbewohnern verborgen geblieben ſein, ebenſo wenig, war es die Furcht, welche ſie wohl abhielt, ſich dieſen zu nähern, da ſchon Sir Walther Raleigh, der dieſen Küſtenſtrich entdeckt, und ihn nach ſeiner jungfräulichen Königin Virginien genannt, ſoviel von der Tapferkeit, dem Muth — aber auch der biederen Treue dieſer Volksſtämme berichtet hatte. Einige Male glaubte Jack und Thornton am jenſeitigen Ufer des Fluſſes die rothen Geſtalten der Wilden entdeckt zu haben. Sie machten Geberden des Friedens, und winkten ihnen herüber — allein die Geſtalten tauchten urplötzlich in das grüne Dickicht, und ließen dieſe in Zweifel, ob es nicht Täuſchung geweſen — zumal der Fluß ſehr breit. Allmählich und bei angeſtrengterer Aufmerkſamkeit, welche Smith für nöthig erachtete, zeigte es ſich, daß die mißtrauiſchen Wilden ihre Wohnſtätte umſchlichen, denn man entdeckte deutlich ihre Fußtritte im friſchgepflügten Feld. Es mußten wenigſtens an zwanzig Männer geweſen ſein, ſo viele Tritte zeigten ſich. Sie hatten lange Rath gehalten, da auf einem Fleck alle Tritte vereint waren, und der Boden feſt zuſammengetreten war, und ſich dann wieder entfernt. Die ausgeſtellten Wachen erſtaunten, denn ihr Ohr hatte, ſo nahe ihnen auch die Wilden gekommen waren, nicht das geringſte Geräuſch vernommen.

„Ein ſchlauer Feind umkreiſt unſern friedlichen Herd,“ ſprach Smith in der Verſammlung, „laßt uns ſeiner Spur folgen, um ihn mit uns auszuſöhnen.“

„Glaubt Ihr denn, daß uns das gelingen wird?“ fragte der alte Thornton, „und,“ fuhr er fort, „haben wir ſie denn beleidigt?“

„Kannſt du in den Herzen dieſer Wilden leſen?“ fragte Sir Edward. „Könnteſt du es, du würdeſt vielleicht da den gerechten Zorn entdecken über den frechen Fremdling, der in ihre Wälder dringt, ihr Wild erlegt und auf ihrem heimathlichen Boden ſich herriſch eine Wohnſtätte gründet. Was hätteſt du dieſen Gründen entgegen zu ſetzen?“ fragte Sir Edward den Alten, ihm ernſt ins Auge blickend.

„Nichts; Gott verdamm' mich, nichts!" rief der Alte aus. „Es iſt wahr. Wir müſſen ihnen die Hand bieten, um ſie mit uns auszuſöhnen. Zieht hin, Sir," fuhr er fort, „und legt in meine Hand die Sorge für das Innere. Euch wird es gelingen, ſie uns zu befreunden. Und gelingt es Euch nicht — dann wehe! — dann wird unſchuldig Blut fließen."

„Das verhüte Gott!" ſprach Smith. „Es ſei, wie du geſagt, Thornton. Seid ihm gehorſam," ſprach er zu den Uebrigen, „er wird meine Stelle vertreten. Wer aber begleitet mich?"

Schnell ſtanden zwanzig der rüſtigſten Männer an des Capitäns Seite und ſprachen einſtimmig: „Wir!"

Er ließ ſie ſich bewaffnen und mit Munition verſehen. Dann nahm er Lebensmittel für fünf Tage und allerlei Spielereien, wie man als Geſchenke ſie den Wilden zu bieten pflegte, und einen Spiegel für den Häuptling.

Als der Zug aufzubrechen bereit war, bemerkte erſt Sir Edward, daß Jack unter ihnen war.

„Bleibe du hier, Jack," ſagte der Capitän. „Für deine Jahre iſt kein Zug der Art mehr;" aber Jack ließ ſich nicht abhalten.

„Wer weiß, was Euch begegnen könnte," ſagte er. „Ich habe der guten Lady verſprochen, Euch nie zu verlaſſen. Mein Wort muß ich halten."

„Aber du wirſt mehr uns zur Laſt ſein, alte, treue Seele," ſagte gerührt Sir Edward, „als du uns förderlich ſein wirſt."

„Glaubt das ja nicht, Capitän," verſetzte ernſt der Alte. „Sähe ich das, ich würde dann mir lieber das eigene Rohr aufs Herz ſetzen und eine Kugel durchjagen, um die unbrauchbare Maſchine zu vernichten. Glaubt mir, ſo untauglich iſt Jack noch nicht!"

Smith ließ es endlich nothgedrungen zu, und ſo ſetzte ſich, begleitet von den beſten Wünſchen der Anſiedler, der Zug in Bewegung, und folgte den Spuren der Wilden, die ſich weithin in weſtlicher Richtung ſtromaufwärts hinzogen. Schon hatten ſie die

Hügelreihe überſchritten, die wie ein natürlicher Wall die Niederlaſſung von Jamestown umgab; ſchon näherten ſie ſich einer anſehnlichen Bergkette, und noch war das Lager der Wilden nicht erreicht. Der dritte Tag ihrer Wanderung durch unwegſame Wälder war bereits dem Abend nahe, und ermüdet lagerte ſich die Caravane, und zündete ihr Feuer an. Obwohl die Wege der Wilden durchaus keine gerade Linie beſchrieben, ſo hatten die Anſiedler dennoch ihre Spur nicht verloren, und je weiter ſie kamen, deſto anſehnlicher ſchien der Trupp der Wilden ſich vermehrt zu haben. Die Nacht ging ruhig vorüber, und neu geſtärkt traten ſie am andern Morgen ihre Reiſe wieder an. Die Spur der Wilden verließ jetzt die Ufer des Jamesfluſſes, und zog ſich an einem kleineren Fluſſe hinauf, der ſich in den Jamesfluß ergoß. Immer wilder wurde jetzt die Gegend. Hohe Felſen thürmten ſich jetzt oft um ſie auf, und faſt undurchdringlich wurde der Urwald. Gegen Mittag erreichten ſie eine Stelle im Gebirge, deren wunderbare Bildung ſie zum Erſtaunen hinriß. Sie waren eine Strecke auf dem Gebirge fortgewandert, als plötzlich eine ungeheure Schlucht ſich vor ihnen öffnete. In ungemeſſener Tiefe, vor welcher auch dem Stärkſten ſchwindelte, brauſte der Fluß, in weißen Giſcht aufgelöſt. Senkrecht ſtiegen die Wände des Kalkſteinfelſens empor zu beiden Seiten in einer Entfernung von ungefähr ſechzig Ellen, und oben über dieſer ſchwindelnden Tiefe wölbte ſich ein großer Bogen, eine Brücke aus Felſen, gleich als habe die Kunſt des Menſchen ſie gebaut oder in den Felſen gemeißelt. Zu beiden Seiten des Bogens zogen ſich Bruſtwehren hin, ſo daß die Brücke völlig das Anſehen eines ungemein künſtlichen Menſchenbaues hatte, und doch war ſie Gebilde der Natur. Von einem Staunen ergriffen, das niemals ſich gewaltiger ſeiner Seele bemeiſtert, ſtand Sir Edward da und betrachtete das Wunder der Natur, das einzig in ſeiner Art iſt. Von gleichem Staunen gefeſſelt, ſtanden ſeine Begleiter. Keiner ſprach ein Wort. Der Anblick dieſes Wunders ergriff ſie mit ſeiner ganzen ſeelenbewältigenden Macht.

Einige Minuten ſtanden ſie ſo in den Anblick verloren, als ein Gebrüll rings um ſie erſcholl, das mit nichts zu vergleichen war, und ein kaltes Entſetzen in ihre Adern goß. Ein Pfeilregen, der ſie alſobald umſchwirrte, und einen der Männer todt niederſtreckte, löſte ſchnell ihre Zweifel.

Sir Edward wandte ſich ſogleich, riß einen Baumzweig ab und hielt ihn empor als Zeichen des Friedens. Umſonſt war ſein Bemühen. Raſend drangen die Wilden heran in weit überlegener Zahl.

Nothgedrungen ließ Smith Feuer geben, doch nur in die Luft.

Kaum aber geſchah dies, als von Todesſchrecken ergriffen, die Wilden flohen.

Langſam folgte Smith. Er gab Jedem der Seinen einen Baumzweig, band weiße Tücher daran und rief den Wilden nach.

Nachdem ſie eine Strecke in unordentlicher Flucht zurückgelegt, hielten ſie an einer lichten Stelle des Waldes an. Sie überſahen ihren Haufen mit ſichtbarer Angſt, und erſt, als keiner der Ihrigen fehlte, wurden ſie ruhiger und ließen die Anſiedler näher heran treten, indem ſie ſelbſt Baumzweige abriſſen und dieſen entgegen hielten.

Mit Würde trat Smith dem Häuptling, einem alten Mann, in deſſen Zügen Liſt und Verſchlagenheit, mit wildem Muthe gepaart, ſich ausſprach, entgegen und reichte ihm ſeine Hand. Nicht ohne Beben ergriff ſie der Wilde.

Man brachte jetzt die Geſchenke und theilte ſie an die älteſten Männer des Truppes, der an hundert Köpfe zählte, aus. Durch Pantomimen drückte Smith nun den Wunſch aus, mit ihnen in Frieden zu leben. Sie ſchienen ihn zu verſtehen, und beifällig, doch nicht ohne Mißtrauen, ſeine Zeichen zu vernehmen.

Der Häuptling nöthigte Smith, ſich zu ihm zu ſetzen.

Der Häuptling ſuchte ſich eine Weile dem Capitän verſtändlich zu machen. — Die Erwiederungen deſſelben ſchien er aber falſch zu verſtehen. Er ſprang auf und rief, mit wilden, ausdrucksvollen Geberden jedes Wort begleitend: „Warum kommt ihr in unſere

Wälder? Wer rief euch jenſeit des Salzwaſſers? Beſteigt eure ſchwimmenden Häuſer, und nehmet Blitz und Donner mit euch, und laßt uns unſer Wild und unſern Frieden!“

Sir Edward errieth den Sinn der Worte Powhattan's, ſo hieß der Häuptling des Stammes. Sanft und freundlich ſprach er zu ihm, legte die Hand auf ſein Herz und verſicherte ihm ſeine friedliche Abſichten.

Powhattan wurde ſanfter. Er beſah noch einmal die Geſchenke, und ergriff dann, durch dieſe beſtochen, ſeinen Spieß, den er tief in den Boden ſtieß. Dies war das Zeichen des Friedens. Sogleich thaten es ihm alle Glieder des Stammes nach, obwohl Manche es mit bitterem Grimme zu thun ſchienen.

Ein freundlicher Verkehr trat nun ein. Die Anſiedler begleiteten die nomadiſirenden Wilden zu ihrem Wohnplatze, der nicht ſehr weit von der natürlichen Brücke in einer Thalſchlucht am Cedarkreek lag. Der aufſteigende Rauch aus den Hütten verrieth ihn ſchon von ferne dem Auge.

Ein wilder Jubel der Kinder des Stammes begrüßte die Heimkehrenden. Aus allen Hütten traten Frauen und Mädchen, die mit ungemeſſener Neugierde die weißen Männer betrachteten, befühlten und belachten. Der Tumult wurde allgemein und mit jedem Augenblicke größer. Es ſchien, als betrachteten die Weiber die Anſiedler als Gefangene des Stammes — eine wilde Freude glänzte in ihren Blicken, denn ſie dachten ſich die Freuden des Feſtes, wenn nun dem großen Geiſte, der im Donner des Niagara wohnt, die Gefangenen geopfert würden.

Während die Menge mit jedem Augenblicke zunahm, ergriff Powhattan Sir Edward's Hand und führte ihn zu ſeiner Hütte. Als ſie ſich näherten, trat aus der Thür ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, im vollen Schmucke der Schönheit. Auch das verwöhnte Auge des Europäers mußte dieſe Geſtalt in ihrem herrlichen Bau und Ebenmaaße — dieſe ſchönen Formen, dieſe Zärte der Haut, dieſe reizende Fülle, dieſes Feuerauge, dieſen zartgeformten kleinen Mund mit den herrlichen Zähnen, mit Bewunderung betrachten. Mit allem Zauber der Unſchuld und Natur trat ſie ihnen entgegen, grüßte den Vater, nahm ihm die Waffen ab — und jetzt erſt ruhte ihr Blick mit ſchwermüthigem Ausdruck auf Smith, und bei aller Verwunderung über den weißen Fremdling, bei all dem ſichtbaren Wohlgefallen, mit dem ſie ihn betrachtete, wich doch jener rührende Ausdruck von Mitleid nicht von ihren ſanften Zügen. — Sie blickte endlich forſchend den Vater an und fragte, ob der fremde Mann ein Gefangener ſei? Als nun aber der Vater ihr ſagte, es ſei ein Bundesgenoſſe, mit dem er das Mahl des Friedens eſſen wolle — da erheiterte ſich das ſchöne Geſicht des Mädchens, da reichte ſie den Becher mit labendem Gebräue, das ihre Hand bereitet, dem Fremdling, und hieß ihn ſo traulich willkommen, daß Smith faſt vergaß, er lebe unter Wilden.

Poccahontas war Powhattan's einziges Kind, des Alten Stolz, des Stammes Liebling und Zierde. Um ihre Liebe warben des Stammes edelſte, tapferſte und ſchönſte Jünglinge, und doch ſchien ihr Herz verſchloſſen dem Gefühle, das ſie den Herzen einflößte. Ihre Liebe hatte nur einen Mittelpunkt, den alten Vater — da frühe ſchon die Mutter geſtorben war. Oft beſtürmte ſie der Vater, ſeinen Liebling Jukka, des Bruders Sohn, einſt nach ſeinem Tode Haupt des Stammes, ihre Hand zu geben — aber umſonſt. Sie mied Jukka, wie ſie die Jünglinge des Stammes überhaupt mied. Das ſüße Gefühl der Liebe war ihr fremd geblieben, bis zu dem Augenblicke, wo Smith in ihre Hütte trat. Da erſt fühlte ſie es erwachen in der Bruſt, als in dem fremden Manne von ſechs und dreißig Jahren das vollendete Bild männlicher Schönheit vor ihr ſtand. Dieſem Gefühle gab ſie ſich mit natürlicher Unbefangenheit hin. Sie ſetzte Smith das Köſtlichſte vor, was ſie beſaß. Sie bediente ihn mit wohlwollender Aufmerkſamkeit und emſiger Thätigkeit. Die Korallenſchnur, welche er um ihren ſchönen Hals hing, machte das Kind der Natur vollends glücklich.

Ihr Auge ruhte mit Innigkeit auf dem Manne, zu dem ſich ihr Herz ſo ſchnell hinneigte.

Smith verzehrte mit Powhattan das Mahl, welches Poccahontas bereitet. Sie tranken aus einem Becher. Der Bund des Zutrauens und der Freundſchaft war geſchloſſen. Freude erfüllte des Capitäns Bruſt. Frieden nur war das Element, in welchem ſeine Colonie gedeihen, blühen konnte, und Frieden hatte er gewonnen. Die Freude ſeines Herzens machte ihn heiter, fröhlich. Er tändelte ſcherzend mit dem lieblichen Mädchen, deſſen rothe Haut ihm nicht mehr auffiel. Er pflückte Blumen vor der Hütte und ſchmückte die Erglühende. — Sie ſich zu gewinnen ſtrebte er, da, wie er bald genug einſah, durch das Herz Poccahontas der ſichere Weg zu Powhattan's Herzen führte. Ohne daß eine Ahnung in Smith's wackerm Herzen entſtand, entzündete er durch ſein Benehmen gegen die Wilde das Feuer der Liebe in dem ihren immer mächtiger.

Drei Tage blieb Smith im Lager der Wilden mit den Anſiedlern, welche gleich ihm in freundlichem Verkehre mit dem Stamme lebten. Nur Einer des Stammes blieb verſchloſſen und grimmig. Seine Augen ſprühten Blitze, wenn er Smith ſah und die liebliche Poccahontas an ſeiner Seite, die ſo liebevoll ſich an ihn anſchmiegte, ſogar kein Geheimniß mit ihrer Liebe machte, und mit ihrem Wohlgefallen an dem ſchönen Weißen. Es war Jukka.

Powhattan ſchien es nicht zu gewahren. Ihn beſchäftigte ein anderer Plan. Ihm war es ſo recht nicht ernſt mit dem Freundſchaftsbündniſſe mit den Anſiedlern, beſonders ſeit Jukka heimlich den Funken, der unter der Aſche glomm, ſo eifrig ſchürte. Hinterliſt war ein Hauptzug ſeines Charakters. Dennoch aber wurde er überſtimmt, als die Wilden um ihr Berathungsfeuer ſaßen, wo einige der Aelteſten feſt darauf beſtanden, den Bund zu halten, der durch das Einſtoßen des Spießes geheiligt ſei. Für jetzt gab er es auf, die weißen Fremdlinge zu vernichten — aber für immer nicht. Noch einmal wurde der Bund in Gegenwart des ganzen Stammes bekräftigt, und der Stamm verſprach, da er auf dem rechten Ufer des Jamesfluſſes ſein Lager in der Nähe der Colonie aufſchlagen würde, niemals den Frieden zu brechen.

In der Frühe des andern Tages ſchickten ſich die Anſiedler zur Rückkehr an. Ihren Weg wollten ſie wieder nach der Felſenbrücke nehmen, um den gefallenen Gefährten zu beſtatten. Bis dorthin begleiteten Powhattan und Poccahontas den Capitän.

Sie war ſtill und ernſt. Von Smith zu ſcheiden, that ihrem Herzen ſo wehe, und doch konnte ſie den alten Vater nicht verlaſſen. An Smith's Hand ging ſie dahin. Bald pflückte ſie ihm hier eine ſaftige Beere, bald dort eine duftende Blüthe, und wenn er lächelnd die Gabe nahm, und ſie genoß, oder auf ſeinen Hut ſteckte, dann fühlte das kindliche Herz des Mädchens eine Götterwonne, und dieſe Wonne glänzte in ihrem Auge bei der Thräne, die der Trennungsſchmerz erzeugte.

So erreichten ſie jenen wunderbaren Bau der Natur, der ſie ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt, der aber auch für ſie ſo gefährlich hätte werden können. Tief in der Felſenſchlucht hing im Dorngebüſch der Leichnam des Anſiedlers, dem Jukka's Pfeil im Herzen ſaß. Noch hatte kein wildes Thier ihn gewittert. Es war ein braver Mann geweſen; darum herrſchte eine allgemeine Trauer, als man ihm das Grab grub und die irdiſche Hülle verſenkte. Poccahontas ſah ernſt der Beſtattung zu. Sie faltete gleich den Anſiedlern ihre Hände, als Smith, die Stelle des Prieſters vertretend, die einfachen, rührenden Gebräuche der Liturgie vornahm, und eine ehrfurchtsvolle Scheu ſprach ſich in ihrem Benehmen gegen ihn aus, nachdem die feierliche Handlung geſchloſſen war.

Noch einmal that Powhattan einen kräftigen Zug aus der Flaſche des „Feuerwaſſers,“ das ihn ſo unwiderſtehlich anzog — dann ſetzte ſich der Zug der Anſiedler in Bewegung. Poccahontas ſchlug das thränenfeuchte Auge nieder, als Smith ihr ſeine Hand bot. Sie faßte ſie und drückte ſie an den ſtürmiſch wogenden Buſen, und ihre Thränen benetzten ſie. Da durchſchauerte die erſte Ahnung der Gefühle dieſes Mädchens die Bruſt des Capitäns, und ein Gefühl, von dem er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnte, durchbebte ihn, er zog ſie an ſein Herz, drückte einen Kuß auf die ſchöne hohe Stirne der Jungfrau und entwand ſich ſchnell ihren umſchlingenden Armen, den Gefährten folgend.

Und tiefer und tiefer ſtiegen ſie hinab zum Flußbette, das ihnen Leiter zur Heimat werden ſollte, wie es ſie zu dem Stamme geführt. Als ſie es erreicht hatten, blickte Smith noch einmal hinauf zu dem kühn ſich wölbenden Bogen, den des größten Baumeiſters Hand ſo herrlich geſprengt — und hier oben ſtand Poccahontas und breitete die Arme nach ihm aus, und wehete mit dem Zweige, den ihre Hand hielt, ihm Grüße zu. Smith ſtand unbeweglich. Sein Auge ruhte auf der Geſtalt, die in ſo ſchwindelnder Höhe ſtand, und eine unausſprechliche Angſt ergriff ihn für das liebliche Weſen, deſſen Standpunkt ſo gefährlich war.

Während er noch ſo ſtand, bemerkte er die jugendliche Geſtalt eines Wilden, die zu ihr trat, ihre Hand zu faſſen. Mit Abſcheu wies ſie die dargebotene zurück. Da fiel des Wilden Blick herab auf Smith. Raſch riß er den Bogen von der Schulter, legte den tödtenden Pfeil auf, und er ſchwirrte ſchon durch die Luft, als erſt Poccahontas ſeinen Arm ergriff, ihn zurückzuhalten.

Einen gellenden, vom Echo lang gehaltenen Schrei ſtieß ſie aus, und trat näher zum Rande der Felſenbrücke, als wolle ſie ſich herabſtürzen, wenn der Pfeil die Bruſt des Geliebten träfe. Aber jetzt trat Powhattan herzu, ſie zurückzuziehen. Smith trat hinter den Stamm eines Baumes und entging ſo dem Pfeile, der an der Stelle niederfuhr, wo er geſtanden.

Als er wieder hervortrat hinter dem ſchirmenden Stamme, war Poccahontas verſchwunden, und mißtrauend den Indianern, zog raſch der Trupp der Anſiedler von dannen.

„Das war Jukka, der grimmige Wilde, der den Pfeil ſchoß," ſagte Jack zu Smith — „und wißt Ihr, Herr, warum er es that?"

„Ich bin eben ſo wenig lüſtern nach den Geheimniſſen der Wilden, als nach deiner enträthſelnden Weisheit!" ſprach ernſt der Capitän, und Jack, der ſeinen Herrn kannte, trat ſtill zurück. Smith's Geiſt aber ſchwebte über den Ocean hinüber zu ſeinen Lieben, und ihre Bilder traten vor die bewegte Seele des Mannes, dem das ſüße Gefühl geſtifteten Heiles für ſeine Colonie nur durch einen leiſen Vorwurf verbittert wurde.

* * *

Bange Erwartungen bewegten die Herzen der Daheimgebliebenen, welche bis zur Angſt ſtiegen, als ſich auf dem rechten Ufer des Jamesfluſſes hin und wieder Wilde zeigten, deren drohende Geberden hinlänglich ihre Abſichten verriethen. Thornton bewaffnete Alle, die bei ihm zurückgeblieben waren; ſelbſt die Frauen nöthigte der entſchloſſene Greis ſich zur Vertheidigung ihrer Herde zu rüſten. Die Indianer, welche wohl bloß die Colonie beobachten und ihre verwundbarſte Stelle aufſuchen ſollten, bis der Stamm verſtärkt zurückkehren würde vom großen Berathungsfeuer am Falle des Niagara, zu welchem er hinzuziehen die Abſicht gehabt, als er mit den Anſiedlern bei der Felſenbrücke zuſammentraf, zogen ſich, da ſie die Rüſtung der Coloniſten wahrnahmen, ſchnell zurück, und als dieſe einige ihrer beſten Schützen in einem Boote hinüberſandten auf das andere Ufer, zu kundſchaften, war keine Spur mehr von ihnen ſichtbar. Obwohl ſie die Schlauheit ihrer Feinde kannten, ſo beruhigten ſie ſich doch, hoffend, daß Smith bald zurückkehren würde. Als aber auch der achte Tag hinabſank, ohne ſie zu bringen, da beſchien der Sonne ſcheidender Strahl nur muthloſe Geſichter und trauernde Gruppen von Frauen und Kindern. Eine Centnerlaſt lag auf Thornton's, auf aller Greiſe Bruſt, denn mit der Blüthe der Colonie, mit dem wackern Smith, war für die Colonie Alles verloren, und Jamestown, ſo friſch und jugendkräftig heraufblühend, war, nach ihrer Ueberzeugung, jetzt in kurzer Zeit, da ſie den Andrang der wilden Stämme nicht mehr abzuhalten vermochten, eine Wildniß, wie ſie es vor wenigen Monaten geweſen war.

Die Nacht kam; die Sterne, die Bilder der Hoffnung, tauchten in ihrem Strahlenglanz aus dem Meere des nächtlichen Himmels auf. Kein Schlaf kam erquickend auf die Augen der Geängſteten und Weinenden. — Da erklang fernher der erhebende Schall eines chriſtlichen Lobgeſangs über die Ebene. Die Wachen zeigten es frohlockend Thornton an. Alles gerieth in frohen Aufruhr. Bald loderten Freudenfeuer empor, zugleich beſtimmt, Merkzeichen den Wanderern zu ſein — und ehe eine Stunde verfloß, lagen die

Todtgeglaubten an den freudig pochenden Herzen der Ihrigen. Thornton aber führte ſie Alle zur großen Platane vor des Capitäns Hauſe und ſtimmte begeiſtert ein: „Herr Gott, dich loben wir!“ an. Andacht und Dank erfüllte und erhob die Herzen, und machte ſie bereit, mit neuem Danke gegen den Schöpfer, die frohe Kunde des geſchloſſenen Friedensvertrags anzuhören.

Monate ſchwanden nun in nützlicher Thätigkeit den Anſiedlern dahin. Die erſte reiche Ernte wurde eingethan, und immer heiterer wurde ihr Blick in die Zukunft, immer freudiger ihre Thätigkeit, immer feſter ihr Vertrauen auf einen günſtigen Erfolg ihres Unternehmens.

Smith's Pläne waren, allmählich während der winterlichen Jahreszeit, die Waldungen mehr zu lichten, die Gegend dadurch geſunder zu machen, und das urbare Land zu vermehren, welches, wie es gewonnen war, ſogleich durch das Loos zu gleichen Theilen an die Anſiedler vertheilt wurde. Oft machte er, von einigen Treuen begleitet, Ausflüge auf das rechte Ufer des Fluſſes, um ſich von der Haltung des Vertrages durch die Wilden zu überzeugen; allein ſie ſchienen ihn nicht erfüllen zu wollen.

Sommer und Herbſt war verſtrichen, und noch hatten die Hütten der Wilden den Ort nicht eingenommen, den Powhattan als den Winteraufenthalt ſeines Stammes bezeichnet hatte. Wenn auch jetzt nach und nach gerechte Zweifel in ſeiner Seele aufſtiegen, daß es den Wilden Ernſt ſei, jene Bedingung einzugehen, und überhaupt den Vertrag zu halten, ſo durfte er dies dennoch nicht verlautbaren, um nicht wieder der Muthloſigkeit der Anſiedler Thür und Thore zu öffnen, und nur Jack und Thornton waren die Vertrauten ſeiner Anſichten. Manchmal hoffte er noch, daß, wenn die Biberjagd vorüber wäre, die Wilden dennoch kommen würden, und dann ſtand die Geſtalt Pocahontas freundlich lachend vor ſeiner Seele, und winkte bejahend der innigſt genährten Hoffnung, und ihre Neigung zu ihm verhieß ihm Beſſeres, als die Ahnung ihm zuflüſtern wollte.

Indeſſen verging der Winter langſam, und die Bäume trieben, und die Saat grünte aufs Neue, aber Powhattan war nicht gekommen — vielmehr deutete ein trauriges Ereigniß auf eine erneuerte feindſelige Stimmung der wildumherſchwärmenden Indianerſtämme. Einer der Jäger der Colonie, ein junger, thatkräftiger Mann, kehrte eines Abends nicht von der Jagd heim.

Auf den erſten Augenblick machte man davon nicht viel Aufhebens, da dies wohl ſchon öfter geſchehen war; indeſſen, als er am andern Abend noch nicht kam, und Niemand in Jamestown ihn wollte geſehen haben, da ſandte Sir Edward bewährte Männer in der Richtung aus, welche er angeblich ſollte eingeſchlagen haben. Man harrte mit Spannung ihrer Rückkehr.

Gegen Mittag des andern Tages kamen ſie heim mit dem Leichname des Jägers, deſſen Haupt, nach der Sitte der Wilden, ſkalpirt war. Man hatte den Leichnam an einem Baum angebunden gefunden, mit den unwiderleglichen Anzeichen vielfacher vorhergegangener, unmenſchlicher Qualen.

Allgemein war das Entſetzen, welches dieſe That der Wilden in der Colonie hervorbrachte, allgemein der Durſt nach Rache ob dieſer That. Smith, der den Verluſt des Mannes betrauerte, fand noch außerdem Urſache genug zur Betrübniß. Gerade dieſe That zeigte aufs deutlichſte, von welcher Geſinnung die Stämme beſeelt ſeien, zeigte aufs klarſte, wie wankelmüthig dies Volk der Wälder — aber auch wie groß der Einfluß des wilden Jukka ſei auf Powhattan, daß ſelbſt Pocahontas Bemühen fruchtlos blieb, die gewiß zum Frieden gerathen hatte. Und ſo war es wirklich.

Seit dem Heimzuge der Anſiedler ſtritten Gutes und Böſes um die Herrſchaft in Powhattan's Gemüthe. Jukka beſaß von Kindheit auf Powhattan's Liebe, denn er war in ſeiner Hütte aufgewachſen, hatte von ihm die Künſte des Krieges gelernt, hatte an ſeiner Seite tapfer geſtritten gegen die feindlichen Stämme am Miſſouri, und da Gelegenheit gehabt, dem alten Häuptlinge das Leben durch einen kühnen und ſichern Pfeilſchuß zu retten; Jukka war aus keiner Schlacht heimgekehrt, ohne daß die Skalps mehrerer Feinde ſeinen Gürtel zierten. Durch ſeine Tapferkeit ehrten ihn die Greiſe wie die Jünglinge, und ſelbſt am Berathungsfeuer, wo nur das Alter eine Stimme zu haben pflegt, durfte Jukka reden, und es ereignete ſich nicht ſelten, daß die Weisheit ſeiner Rathſchläge einſtimmigen Beifall fand. Dadurch war er Powhattan's Liebling geworden, der nicht das bei den Wilden beneidenswerthe Glück hatte, ſeine barbariſchen Tugenden, ſeine reichen Erfahrungen und ſein weitumfaſſendes Anſehen auf einen Sohn vererben zu können. Mit dieſer Liebe beſaß zugleich und durch ſie Jukka das Anrecht auf die Häuptlingſchaft nach Powhattan's Tode. Es war des Alten wie Jukka's heißeſter Wunſch, daß Poccahontas ſeine Gattin werde. Hatte aber das Mädchen früher ſchon, verachtend Jukka's Leidenſchaftlichkeit, Falſchheit und Hinterliſt, ſeine Liebe mit Unwillen abgewieſen, ſo war er jetzt, ſeit ein ſo reines, heiliges Gefühl für den ſchönen weißen Häuptling, wie die Wilden Smith nannten, ihr Herz einnahm, ſeit er ſo meineidig an Smith gehandelt, vollends Abſcheu und Haß an die Stelle eines verwandtſchaftlichen Wohlwollens getreten. Jukka war klug genug, bald die Quelle dieſer für ihn hoffnungsloſen Stimmung zu errathen. Schon am erſten Abend, da Smith im Lager der Wilden war, ahnete Jukka, was wirklich erfolgte, und glühend war darum ſein Haß, unerſättlich ſeine Rache gegen Smith und die Weißen überhaupt. So günſtig auch Poccahontas ihren Vater für Smith geſtimmt hatte, Jukka's glühender Haß theilte ſich dennoch wieder unvermerkt Powhattan's Herzen mit, und flößte Mordluſt in das Herz des Häuptlings, der von eigenem Haſſe nicht ledig, nur zu leicht ſich auf Jukka's Seite neigte. Wie bei Powhattan, ſo unterließ es Jukka auch nicht, bei den Aelteſten des Stammes feindſelige Geſinnungen gegen die Weißen zu erregen. Zwar gelang es ihm nicht gerade, ſie zum offenen Treubruche zu bewegen; allein die Saat war blutig, die er geſtreut, und es bedurfte dann ſpäterhin nur einer Veranlaſſung, um dieſe Saat aufgehen zu ſehen, und die Rache ihre volle Garben binden laſſen zu können.

Er wußte es endlich dahin zu bringen, daß Powhattan, in feindlicher Stimmung gegen Smith, nach dem Jamesfluß aufbrach.

Schon mehrere Tage hielten ſich die Wilden in der Entfernung mehrerer Stunden von der Colonie auf. Powhattan bewachte Poccahonta's Schritte, und Jukka ſchlich um Jamestown her, durch irgend eine blutig-grauſame That die Anſiedler zum Bruche des Vertrages zu reizen. Da fand er am Abend den Schützen. Liſtig, wie die Schlange, ſchlich er ſich, unbemerkt von dieſem, heran, und warf ihm rücklings eine Schlinge über, mit welcher er ihn aufs Unmenſchlichſte erdroſſelte, und dann an ihm ſeine erfinderiſche Grauſamkeit ausübte, um den höchſten Unwillen der Anſiedler auf ſeinen Stamm zu laden, und dann den offenen Krieg zu beginnen. Oft umſchlich er das Gebiet der Anſiedler, lüſtern nach Smith's Herzblut, der ihm die Liebe Poccahontas entriſſen; allein umſonſt war ſein Bemühen. Ja, auch dieſer grauſame Mord trug, da Smith immer noch zum Frieden rieth, die Frucht nicht, die Jukka erwartete. Da ritzte er ſich ſelbſt blutig, und kam triumphirend in das Lager der Seinen, den Skalp des erlegten Feindes zeigend, indem er erzählte, wie ihn der Jäger, ohne ſeine eigene Schuld, feindlich angefallen. Er aber habe ihn in offenem Kampf erlegt, und dieſe That, dieſer Treubruch fordere Rache an den Treuloſen. Ein wildes Toben und Brüllen der leidenſchaftlich erregten Indianer war die Antwort auf Jukka's Erzählung. Wild ſchwangen ſie die Spieße und Pfeile, und ſtimmten den ſchauerlichen Kriegsgeſang an.

Ein kalter Schauder durchrieſelte Poccahonta's Glieder, als dieſer fürchterliche Ton, deſſen Bedeutung ſie nur zu bald errieth, an ihr Ohr ſchlug. Sie eilte hinaus und vernahm nun Jukka's erdichtete Geſchichte, vernahm die entſetzlichen Racheſchwüre; ſah das wilde Durcheinanderlaufen und Sichwaffnen der Krieger, und eine namenloſe Angſt durchzitterte ſie.

Sie ging in die Hütte zurück, ihre und Smith's Lage zu bedenken. Nach kurzer Ueberlegung rief ſie aus: „Auch wenn der falſche Jukka es nicht erdichtet hat, ſo reizte er gewiß den Weißen, und der edle Häuptling, aus deſſen Auge der Frieden ſpricht, weiß nichts davon. Es ſoll kein unſchuldig Blut ungewarnt fließen!“

Mit dieſen Worten erhob ſie ſich ſchnell, ſchlüpfte zur Hütte hinaus und verſchwand bald in dem Dunkel des Waldes.

Die Nacht war über den Zurüſtungen zum ſchnellen Angriff auf Jamestown hereingebrochen. Mitten im Lager der Wilden brannte das Berathungsfeuer, um welches die Alten ſaßen, die Weiſe und Zeit des Angriffes zu überlegen Auf jenen wilden Tumult war jetzt eine Grabesſtille gefolgt. Das geſammte Volk des Stamms umgab im weitern Kreis in ruhiger Stille das bedeutungsvolle Feuer, um welches die Alten kauerten. Auch ſie ſchwiegen, der Anrede des Häuptlings gewärtig. Endlich erhob ſich Powhattan. In der Bilderſprache der Indianer, die ſo ausdrucksvoll und bezeichnend iſt, ſchilderte er zuerſt Jukka's Verdienſte, Ruhm und Tapferkeit mit verſchwenderiſcher Redſeligkeit, dann ging er auf die Weißen über, die ohne irgend ein Recht ihre Hütten in ihrer Jagdgerechtigkeit gebaut, und die Wälder niedergeſchlagen, den Boden aufgewühlt hätten, daß er nie mehr Waide bringen könne für das flüchtige Thier des Waldes. Bei dieſer Schilderung wurde mit jedem Worte der Ausdruck ſeines Gefühles wilder, grauſamer; ſeine Stimme hob ſich im Affect, und ſeine Beredſamkeit erhielt eine wirklich erſchütternde, hinreißende Gewalt. Jetzt ſprach er mit tiefer Verachtung und innerem Grimme von dem Treubruch an Jukka. „Hat er nicht an meinem Herde geſeſſen, nicht mein Lager getheilt, nicht aus einem Becher mit mir getrunken?“ rief er aus mit wüthender Geberde — „und doch bricht er den heiligen Frieden! Tod dem Häuptling und dem Volke!“

„Tod dem Häuptling und dem Volke!“ wiederholten in fürchterlichem Chore die Männer des Stammes. — Eine tiefe Stille trat wieder ein, als Powhattan ſich niederſetzte. Jukka's Antlitz glänzte in wilder Freude. Er ſtand nahe am Feuer. Das Blut rann noch aus ſeinen leichten Wunden, und gab ihm ein entſetzliches Anſehen, und erhielt die Gluth des Haſſes gegen die Weißen immer rege, indem das Volk ihn ganz ſehen konnte.

Einer der Aelteſten ſtand jetzt auf, ſeine Anſicht über den

Angriff auf die Niederlaſſung auszuſprechen. Er wollte den kommenden Morgen abwarten, zumal da ihre Uebermacht die Weißen erdrücken müſſe.

„Vergißt du,“ rief, als er geendet, Jukka, „daß Donner und Bliß in ihren Händen iſt? daß ſie am Tag auf uns ſchleudern werden, uns zu vernichten, was in der Nacht nicht zu befürchten iſt. Mein Vorſchlag iſt, daß wir die Wälder anzünden, und ſo die Brut in ihrem Neſte tödten, und ſo ſie fliehen, ſie niederſchlagen.“

„Der Krieger aus Virginiens Wäldern kämpft nicht wie ein Weib,“ rief jetzt der durch Jukka's Bemerkung gekränkte Alte; „er hat einen Arm, einen Tomahawk und ſeinen Muth, dem Feind ins Angeſicht zu ſchauen! Gegen das Feuer ſind auch die Söhne des Waldes ohnmächtig. Der Brand wird weithin den Himmel röthen, weithin die Flur verwüſten, weithin das Wild verſcheuchen. — Jukka iſt jung. Er iſt tapfer — aber arm an Erfahrung. Er laſſe das Alter erwägen, das kalt und ruhig prüft, und länger den Tomahawk geſchwungen hat!“

Jukka erbleichte. Er biß ſich in die Lippe und trat zurück.

Die Berathung ging nun wieder ihren ruhigen, ſichern Gang fort. Nach Verlauf einiger Stunden war man einig geworden, ſogleich aufzubrechen, da der Mond in voller Pracht die Gegend hell erleuchtete, und ſich am rechten Ufer des Fluſſes bis zur Morgendämmerung verborgen zu halten, dann durch den Fluß zu ſchwimmen, die Schiffe der Anſiedler anzuſtecken, und ſie ſelbſt in der Niederlaſſung zu vernichten. Dieſer Plan fand allgemeinen Beifall, und ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, brach die Mannſchaft des Stammes in aller Stille auf.

Poccahontas Schritte beflügelte die Liebe, die Angſt um das theure Leben des ſo heißgeliebten weißen Häuptlings. Wie ein flüchtiges Reh flog ſie durch die Wälder dahin. Ihr leichter Fuß ließ keine Spur im ſchwellenden Mooſe zurück.

Als noch die Alten am Berathungsfeuer ſaßen, hatte ſchon Poccahontas die Stelle erreicht, wo am linken Ufer Jamestown jetzt in ahnungsloſer Ruhe lag. Smith's Klugheit hatte das Ufer ſowohl, als die Landſeite der Niederlaſſung mit einem Kreiſe von Wachen umzogen, damit nicht ein plötzlicher Ueberfall die Colonie vernichte. Die meiſten Vorräthe waren auf die in der Bucht ankernden Schiffe gebracht, wo im Nothfalle die letzte Zuflucht der Coloniſten war. Thornton befehligte dort. Der wackere Alte ließ vor Einbruch der Nacht, auch ohne Smith's Befehl, die Kanonen laden, und Alles auf die Möglichkeit eines Angriffes rüſten, den man früher oder ſpäter erwartete.

Schon verſilberte der Mond die kräuſelnden Wellen des Jamesfluſſes, als Smith von der Beſichtigung der Wacheposten ruhig in ſein Blockhaus hereintrat, und Jack die Thüre ſchloß.

Um dieſelbe Zeit ſtand auf einem weit über den Fluß ſich hinausſtreckenden Felſen die Wache, und pfiff ein munteres Lied, indem ſie das Auge nach dem jenſeitigen Ufer warf, wo Alles in der tiefſten Ruhe war. Doch ſchien es plötzlich dem Anſiedler, als bewege ſich dort eine dunkele Geſtalt. Bald darauf vernahm er eine Bewegung im Waſſer, als ſchwimme etwas heran — auch dauerte es nicht lange ſo ſah er etwas in gerader Richtung gegen das Ufer heranſchwimmen. Er nahm ſein Gewehr und ſpannte es ruhig, meinend, daß vielleicht eine Unze lüſtern ſei nach den Heerden, und von Hunger getrieben, dieſe heimſuchen wolle. Vielleicht, dachte er, iſt es auch ein Reh, das hier wechſelt. Er ſtrengte ſeine Augen ſcharf an, genauer zu ſehen, doch trat jetzt der Mond hinter eine Wolke, und der Gegenſtand verſchwand in der Dunkelheit, und nur der Ton des regelmäßigen Schlags in die Wellen traf ſein Ohr. Und gerade dies machte ihn ſtutzig. Er nahm das Gewehr in den Arm und ſchlich um den Felſen herum ans Ufer, wo er vermuthen konnte, daß es landen würde. Vorſichtig bog er hier das Geſträuch auseinander, und — im Glanze des Mondes, der eben hinter der eilenden Wolke hervortrat — ſtand vor den erſtaunten und ängſtlichen Blicken des Anſiedlers, der etwas der Art gar nicht erwartet hatte, ein triefendes indianiſches Mädchen, das einen Friedenszweig in der

Hand hielt, und in welchem er alsbald die liebliche Poccahontas erkannte.

„S'ſt!“ ſagte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legend, nach dem jenſeitigen Ufer wies, „wo iſt der Häuptling? — Poccahontas bringt ihm ſchlimme Botſchaft.“

Der Anſiedler führte ſie zu Smith's Wohnung.

Schon ſeit dem Morde des Jägers pflegte Smith ſich des Nachts nicht mehr zu entkleiden, auf daß er, wenn die Gefahr nahete, ſogleich und ungehindert ſeine Pflichten erfüllen könne. Auch jetzt lag er in den Armen eines tiefen, ſanften Schlafs, angekleidet auf dem einfachen, harten Lager. Es war ein ſeltſames Spiel der Phantaſie, daß gerade jetzt das liebliche Bild der Poccahontas vor ſeiner Seele ſtand, wie ſie ſich ſo liebevoll an ihn geſchmiegt hatte beim Scheiden an der Felſenbrücke; er legte, von einem wohlwollenden Zuge ſeines Herzens getrieben, den Arm um das liebliche Weſen.

Da pochte es an der Thür einigemale mit Haſt. Smith fuhr aus dem Traum auf, und eilte zu öffnen — und vor dem überraſchten Manne ſtand verſchämt das vor Froſt zitternde Mädchen, und lächelte ihn an. So überraſcht auch Sir Edward war, ſo ſah er doch ſogleich, daß Poccahontas von Näſſe triefe. Er zog ſie in das Gemach und hüllte die Zitternde in einen ſeiner Röcke, wo ſie denn bald wieder erwärmte und der Sprache mächtig wurde.

Sie erzählte jetzt dem Capitän Jukka's That, die Berathung des Stammes und ſeinen Heranzug zum mörderiſchen Ueberfall. Angſt und Freude hob ihre Bruſt in ſtürmiſcher Bewegung, daß ſie kaum reden konnte. Sie ſagte ihm, daß ſie habe Alles wagen müſſen, um ihn vor der Gefahr zu warnen.

„Und was wird aus dir werden, wenn Powhattan deine That erfährt?“ fragte, bebend für das hochherzige Weſen, Smith.

„Er wird es nicht erfahren,“ erwiederte ſie, „denn Poccahontas eilt ſogleich auf dem linken Ufer hinauf, ihrer Hütte zu. Und ſollte er es ja erfahren, ſo ſtirbt Poccahontas gern für dich!“

In dieſen Worten ſprach ſich die Liebe ſo rein, ſo innig aus, daß Smith, tief ergriffen, das Mädchen an ſeine Bruſt zog und den Kuß der Dankbarkeit auf die weiche, ſchwellende Lippe des ſchönen Mädchens drückte. Sie ruhte ſelig an ſeiner Bruſt einige Augenblicke, dann ſchlang ſie im überwallenden Gefühle die runden Arme um Smith's Nacken, preßte ihre Lippen auf die ſeinigen, riß ſich dann raſch los und verſchwand mit Blitzesſchnelle.

Smith eilte ihr nach — aber er ſah nur noch die flüchtige Geſtalt zwiſchen der Häuſerreihe verſchwinden.

Von ſeltſamen Gefühlen bewegt, trat er in ſein Haus zurück. „Welche Liebe, welches Herz!“ rief er aus. „O, vergib mir, theures Weib, jenſeit des Oceans, wenn ich dieſes Herz bewundere, verehre. Nur das deine iſt ihm gleich — kein drittes ſchlägt ſo auf Erden!“

Es währte einige Zeit, bis er ſich gehörig geſammelt hatte — dann aber eilte er hinaus und ließ Jamestowns Bevölkerung aus den Feſſeln des Schlafes rütteln. Schnell waren Alle unter der großen Platane verſammelt. Smith unterrichtete ſie von der nahenden Gefahr. Weiber und Kinder wurden ſchnell auf die Schiffe gebracht, und Alles in Vertheidigungsſtand geſetzt. Hinter dem Gebüſche des Ufers verbargen ſich die Coloniſten, und nach Verlauf einer Stunde war wieder Alles in Jamestown ſo ſtille, als lägen ſeine Einwohner in tiefem Schlaf.

In geſpannter Erwartung harreten die Anſiedler des Angriffs. Ihre Augen ſchweiſten immer am jenſeitigen Ufer hin und her; aber keine Bewegung, kein Laut verrieth die Nähe der Wilden. Schon erblichen der Sterne Lichter am Morgenhimmel, ſchon ſank der Mond in die Wellen des Meeres — da plötzlich begann das jenſeitige Ufer zu leben. Dunkle Geſtalten drängten ſich an dunkle Geſtalten. Es ſchien, als hielten ſie noch einen Rath, dann ſtürzten ſie mit dem gräßlichſten Kriegsgeſchrei in die Wellen und ſchwammen mit Blitzesſchelle heran. Kaum näherten ſie ſich dem Ufer — da donnerten von den Schiffen her die Feldſchlangen, und ſpien Tod und Verderben auf die nackten Kinder der Wildniß. Augenblicklich entſtand eine wilde Unordnung unter ihnen. Sie tauchten gleich Ottern unter das Waſſer, und kamen an andern Stellen hohnlachend und noch wüthender wieder an die Oberfläche. Jetzt erſt begrüßte ſie das Gewehrfeuer der Anſiedler. Wie Schneeflocken fielen die Wilden unter dem mörderiſchen Kugelregen. Ihre Zahl war ſchon merklich geſchwunden, aber ihr Muth nicht. Immer raſender ſtürzten ſie heran, und bald begann der mörderiſchſte Kampf, Mann gegen Mann; aber bald neigte ſich auch der Sieg entſchieden auf die Seite der Anſiedler, da die Mannſchaft von den Schiffen den Wilden in die Flanke und in den Rücken kam und wie Würgengel mähete. Plötzlich aber ſtieg die rothe Flamme über die Schindeldächer von Jamestown mit praſſelnder Gewalt empor, und züngelte in die Lüfte. Zu gleicher Zeit ertönte das markdurchdringende Kriegsgeſchrei der Indianer auch im Rücken der Anſiedler. Jetzt kämpfte in ihnen die wildeſte Verzweiflung.

„Laſſet die Hütten brennen!“ rief Smith „Kämpfet nur tapfer!“

Es bedurfte dieſes Zurufes nicht, denn ſie ſtritten um den eigenen Herd, und für ihn und für ihre Exiſtenz. Die Erbitterung war beiſpiellos auf beiden Seiten. Mitten im Kampfe trafen Smith und Powhattan auf einander.

Brüllend ſchwang der Häuptling die bluttriefende Keule gegen den Capitän. Durch eine geſchickte Wendung entging er dem zertrümmernden Schlag, und die gewaltige Wucht, die der Häuptling gewonnen, ließ ihn das Gleichgewicht verlieren. Smith benutzte den Augenblick und ſtürzte ihn nieder. Jack, welcher treu an ſeines Herrn Seite gefochten, erſah kaum den Fall des Häuptlings, als er ein durchdringendes Jubelgeſchrei erhob. Die Wilden ſtutzten. Ihre Blicke ſuchten den Häuptling, und als ſie ihn nicht ſahen und die Anſiedler mit neuer Kraft eindrangen, flohen ſie in wilder Unordnung gegen das Ufer und ſtürzten ſich heulend in den Strom Noch Mancher färbte den Strom mit ſeinem Blut und ſchwamm entſeelt dem Meere zu. Bald waren die ſengenden und raubenden Wilden in Jamestown theils gefangen, theils in wilde Flucht getrieben, und ſiegend ſtanden die Anſiedler auf dem mit ihrem und der Wilden Blute bedeckten und von Leichnamen der Wilden beſäeten Boden ihrer neuen Heimath; allein auch von den Anſiedlern lagen viele entſeelt unter den Leichnamen der Indianer, und lautes Wehklagen der Wittwen und Waiſen erfüllte die Luft.

Die Gefangenen wurden nun gefeſſelt, die Leichname der Indianer in den reißenden Strom geworfen und unter Trauer und Thränen die gefallenen Anſiedler beerdigt.

Smith war mild gegen Powhattan, wie er auch den Seinen die größte Sanftmuth und Milde gegen die gefangenen Indianer gebot. Powhattan, wie dieſe, erwarteten nichts Geringeres, als einen grauſamen Tod von der Sieger Hand, wie es die Sitte ihres Volkes war. Powhattan bewies jene kalte Reſignation, welche ſtandhaft auch die Qualen der erfinderiſchſten Grauſamkeit erduldet, in welcher ſich ſo oft die feindlichen Stämme der Indianer zu überbieten ſtrebten, ohne einen Laut des Schmerzes, der als Feigheit würde gegolten haben, vernehmen zu laſſen. Er war ſtumm und ruhig, und wenn ja eine Gemüthsregung ſich ausſprach in ſeinen ſcharfen Zügen, ſo war es der Grimm über die Schmach und das Unglück ſeiner Gefangenſchaft.

Das Feuer hatte in Jamestown doch die Verheerung noch nicht angerichtet, welche die Kämpfenden befürchtet hatten. Es war bald gelöſcht. Ihr Magazin ſtand noch. Brüderlich nahmen die, deren Hütten noch ſtanden, die Uebrigen auf.

Dem Fleiße der Anſiedler gelang es in kürzeſter Friſt wieder, bei dem Holzreichthume der Colonie, die niedergebrannten Wohnungen aufzubauen, und es währte nicht lange, ſo war die Spur jenes Unglückes gänzlich getilgt.

Oft war Smith bei Powhattan und hatte ſich beſtrebt, ihm Rede abzugewinnen, aber alle Mühe war umſonſt; hartnäckig ſchwieg er, und ſelbſt das Anerbieten ſeiner Freiheit wies er mit verächtlicher Miene zurück. Smith ſtaunte ob der Charakterſtärke dieſes Wilden. Er würde ihm gleich am andern Tage ſchon ſeine Freiheit wiedergegeben haben, hätte hier nicht die Politik ſeinem

Herzen Feſſeln angelegt. Er beabſichtigte, durch freundliche und wohlwollende Behandlung den mächtigen Häuptling ſich erſt zum Freunde zu machen, und dann ein dauerndes Bündniß mit ihm zu ſchließen, das auf der Grundlage der Achtung und des Wohlwollens beruhe. Täuſchte ihn nun auch gleich das äußere Benehmen des Häuptlings ſehr, ſo war doch Powhattan wirklich überraſcht von der Behandlung, die er erfuhr. Er erwartete grauſamen Tod — und fand Milde und Freundlichkeit — ja das Anerbieten ſeiner Freiheit. Er begann in der Stille dieſes Benehmen der Anſiedler mit dem zu vergleichen, weſſen Jukka ſie beſchuldigt und — hegte allmählich leiſe, dann ſtärkere Zweifel an Jukka's Wahrheitsliebe. Indeſſen war die Gewohnheit zu mächtig und er ſuchte dann an andern Augenblicken nur Liſt in dieſem Benehmen Smith's und erwartete dennoch ſeinen Tod mit Gewißheit.

Bereits acht Tage waren ſeit dem mörderiſchen Ueberfalle der Wilden vergangen. In der Colonie hatte Alles wieder das Geleiſe des gewöhnlichen Lebens gefunden, mit der einzigen Ausnahme, daß Smith rüſtig an der Befeſtigung Jamestowns durch einen mächtigen Erdwall und Graben arbeiten ließ.

Müde von des Tages Laſt ſaß er eines Abends unter der großen Platane vor ſeiner Wohnung. Die Begebenheiten der letzten acht Tage gingen in dem bunten Gemiſche von wilden und rührenden Momenten, welches ſie charakteriſtiſch von den früher in der Colonie ſo eintönig verlebten, ſchied, vor ſeinem innern Auge vorüber. In Jamestown war es ſchon ſtill geworden. Man vernahm nur in der Ferne den einförmigen Tritt und von Zeit zu Zeit den Ruf der Wachen. Ein dickes Gewölke hüllte den Horizont ein und wehrte dem Lichte des abnehmenden Mondes auf die Erde klar herabzufallen. Eine jener Dämmerungen, die ſo ganz geeignet ſind, ernſt und trübe das Gemüth zu ſtimmen, lag über der nächtlich ſtillen Erde und allmählich verſank Smith's Gemüth in eine wehmüthige Stimmung und das Gefühl des Gänzlichalleinſeins in dieſem fernen Welttheile, was ſchon oft drückend auf ſeinem Herzen gelegen, ergriff ihn wieder und die Seele flog auf den

Fittigen der Sehnſucht hin über das unermeßliche Weltmeer nach Albions Küſte, wo gewiß, das fühlte er in leiſen Ahnungen, ein ſo naheverwandtes Herz ſeiner liebevoll gedachte und in gleicher Sehnſucht nach ihm ſchlug. Das ahnete aber Smith nicht, daß ein ihn ſo innig liebendes Herz ihm jetzt ſo nahe war.

An dem Stamme der Platane lehnte ſchon längere Zeit in tiefem kindlichem Schmerze die edle Poccahontas. Sie war gekommen, den Grabeshügel ihres Vaters zu ſuchen, um ihm die Todtenklage zu ſingen und das Opfer kindlicher Liebe auf dieſe Weiſe darzubringen. So ſehr ſie ihr Herz hinzog, ſo widerſtrebte doch auch wieder ein anderes Gefühl. Smith hatte ja ihren Vater hinterliſtig und feige in der Schlacht gemordet, ſo erzählte ihr Jukka. Durfte ſie ihn noch achten, noch lieben, nachdem er alſo ſich ſelbſt die größte Schmach aufgeladen? — Lange ſtand ſie ſchon hinter ihm, mit ſich ſelbſt und den widerſtrebenden Gefühlen ihres Herzens kämpfend. Sie wollte ihn fragen, wo ihres Vaters Grab ſei, und vermochte es doch nicht. Tiefe Seufzer hoben ihre Bruſt. — Smith erwachte dadurch aus ſeinen Träumereien. Er fuhr auf, als er die dunkele Geſtalt einer Wilden ſich ſo nahe erblickte, meinend, es gelte einen meuchleriſchen Angriff auf ſein Leben. Bald aber erkannte er ſeine und ſeiner Anſiedler edle Retterin, und er trat ihr näher, ergriff ihre Hand und zog die leiſe Widerſtrebende an ſein dankbares Herz; doch Poccahontas entwand ſich ſeinen Armen.

„Wo iſt meines Vaters Grab," fragte ſie, „den du erſchlugſt?"

Smith erklärte ſich ſogleich ihre Stimmung, ihr Benehmen.

„Komm mit mir," ſprach er, „daß ich es dir zeige."

Weinend folgte das Mädchen dem Führer.

Sie gingen durch die Straßen von Jamestown und kamen endlich an ein Blockhaus, vor dem eine Wache ſtand.

Die Thüre wurde ſogleich geöffnet. Vor dem Feuer des Kamins ſaß in der eigenthümlichen Weiſe der Indianer, der alte Häuptling. Er ſah nicht einmal um, wer ſich ihm nahe, aber als Poccahontas mit dem Ausrufe der höchſten Freude ihm entgegen flog, da fuhr er auf, da ſpiegelte ſich zum erſten Male wieder die Freude in ſeinen Zügen.

Er drückte ſeine Tochter an ſein Herz. Bald aber kehrte der alte Schmerz zurück, da er glaubte, auch Poccahontas ſei eine Gefangene, und gleiches Loos erwarte ſie wie ihn. — Er äußerte das mit wildem Zorne gegen Smith.

Da ergriff mit aller Wärme des Gefühles Poccahontas Powhattan's Hand. Wie ein ſanfter Strom floß die Rede über ihre Lippen. Sie enthüllte Jukka's Lügengeſpinnſte. Sie verſprach ihm Freiheit. „Nicht wahr,“ fragte ſie Smith, „du willſt mir den Vater nicht morden?“

Smith ergriff Powhattan's Hand. „Ich will dir Freiheit geben,“ ſagte er, „nur laß Friede ſein zwiſchen mir und dir, deinem Stamm und dem meinen! Wir wollen als Freunde neben einander leben! Nie wollen wir eure Ruhe ſtören, gefährdet nur die unſre nicht! Du biſt frei, Powhattan, wenn du dieſe Bedingungen erfüllen willſt!“

Der wilde Häuptling war von dem Edelmuthe Smith's gerührt. Er faßte ſeine Hand und ſchlang den linken Arm um ſeinen Nacken, indem er ſeine Naſe gegen Smith's Naſe drückte, das Zeichen der höchſten Freundſchaft bei den Wilden.

Sie verließen nun das Haus. Auf Smith's Befehl wurden die gefangenen Wilden befreit. Selige Freude ſtand in Poccahontas Zügen geſchrieben. Sie warf ſich vor Smith nieder und umfaßte ſeine Knie. Dankbare Thränen benetzten ihre Wangen. Smith hob ſie auf und drückte ihre Hand mit Innigkeit, indem er ſagte: „Es iſt nur eine kleine Gabe für das, was ich deiner Liebe danke, wenn ich deinen Vater befreie!“ Poccahontas überwallendes Gefühl warf ſie an des geliebten Mannes ſchlagende Bruſt. „Ich bin dein,“ ſagte ſie, „gebiete über mein Leben! Poccahontas will in deiner Hütte bleiben und dir dienen!“

Powhattan's Stirne runzelte ſich bei dieſen Worten.

„Nein,“ ſagte Smith ſanft, „du mußt den alten Vater pflegen, der deiner bedarf.“

Nur mit widerſtrebendem Gefühle folgte das liebende Mädchen dem Vater ins Lager jenſeit des Fluſſes. Ihr Herz blieb ja in Jamestown, das mit all der Stärke jugendlicher Gluth, mit all der Kraft unverdorbener, kindlicher Natur an dem Mann ihrer Wahl hing.

Allgemeiner Jubel erfüllte das Lager der Wilden, wie tiefes Staunen.

Unbegreiflich blieb ihnen die Handlungsweiſe des weißen Häuptlings, der den Feind, an dem er Rache üben konnte, freiwillig los ließ; aber das Edle dieſer Handlung faßten ſie dennoch, und das Freundſchaftsband mit den Anſiedlern wurde bei dem Feuer der Oneida-Stämme bekräftigt.

Jukka's Grimm war verzehrend. Alle ſeine Pläne ſah er ſcheitern, und ſo groß auch die Achtung geweſen war, die er ſich erworben hatte — er ſah ſie vernichtet, das Brandmal der Lüge konnte er nicht von ſich entfernen. Rachebrütend verließ er das Lager des Stammes und zog hinauf zu den Quellen der Flüſſe — in die dunkeln Wälder der Gebirge.

Poccahontas Herz ſchlug leichter, als ſie es erfuhr, denn ſie zagte für Smith's Leben, wenn der wilde Jukka blieb.

Der Oelbaum des Friedens aber grünte friſch und fröhlich. Der Wohlſtand der Colonie wuchs. Die Biberjagd mehrte ihre Reichthümer. Ihre Magazine waren voll herrlicher Erzeugniſſe Amerikas. Der Tauſchhandel mit den Oneida-Indianern führte ſie bis zu den Fällen des Niagara. Und reich an Gewinn kehrten ſie jedesmal heim. Smith fühlte ſich glücklich. Eines ſeiner Schiffe kehrte nach England zurück, ihre Handelsartikel umzuſetzen, und die frohe Hoffnung, durch Jack, der die Reiſe mitmachte, Nachrichten von Gattin und Kind zu erhalten, hob fröhlicher und freier ſeine Bruſt. Seit der Friede zwiſchen dem Indianerſtamm und den Coloniſten herrſchte, wohnte dieſer in der Nähe der Colonie, friedlichen Verkehr unterhaltend. Selten verging ein Tag, daß nicht Poccahontas in Jamestown bei Sir Edward war. Das liebende Mädchen folgte ſo ganz dem ſüßen Trieb ihres Herzens, daß ſie durch nichts ſich halten ließ, um ihn zu ſehn. Im glänzendſten Lichte zeigte ſich ihre reine Neigung, als Smith von einer gefährlichen Krankheit aufs Siechbett gefeſſelt wurde. Da ſaß das Märchen Tag und Nacht an ſeinem Lager und pflegte ihn mit ſorglicher Treue; da lauſchte ſie liebevoll jedem Athemzuge; da kam kein Schlummer in ihr Auge. — Alles, was die rohe indianiſche Heilkunſt in ihrem Schatze beſaß, wurde von ihr erſchöpft, das geliebte Leben zu retten.

Es gelang. Die Natur ſiegte ohne die Unterſtützung der Kunſt, und Smith genas. In ſeinem Herzen aber wohnte eine innige Dankbarkeit gegen die aufopfernde Liebe eines Weſens — das er nicht lieben durfte und — doch lieben mußte, welches mit dem ganzen Zauber jugendlicher Liebe ſeine Feſſeln um ihn legte, und, er geſtand es ſich öfter als je, ſein ganzes Weſen beherrſchte. Solche Liebe, wie ſie Poccahontas empfand und bewies, mußte ſelbſt das unempfänglichſte Herz rühren, und wenn auch nicht die Flammenliebe der Leidenſchaft für ſie wecken, doch jenes ſüße, innige Wohlwollen, das eher des ſchönen Namens würdig iſt, als jene ſich ſchnell ſelbſt verzehrende Gluth. Smith, deſſen Herz an einer theuern Gattin hing, der zu edel dachte, als daß er das ſchuldloſe Kind der Natur, das ſich ihm ſo arglos hingab, betrügen ſollte, fühlte auf eine quälende Weiſe jetzt den Kampf zwiſchen Pflicht und einer gegen ſeinen Willen ſich ſeines Herzens bemeiſternden Neigung. Er kämpfte ihn mit aller der Willenskraft, die dem Mann eigen iſt, der wahrhaft im vollen, ſchönen Sinne Mann iſt, die aber dennoch ſo oft an dem Gefühle zu ſcheitern pflegt — gegen deſſen Allmacht auch die Stimme der gediegenſten Grundſätze bisweilen nur ein verhallender Laut iſt. — Poccahontas Bild verdrängte er wohl oft eine Zeitlang aus ſeinem Herzen, indem er jene der Gattin und Kinder, die er ſo innig liebte, lebendig hervorrief; — aber wenn ſie immer wieder kam, und ſich an ihn ſchmiegte, und ſich das reiche Gefühl ihres Herzens in der poetiſchen Bilderſprache der Wilden ergoß, wenn ſie ihm ſagte, daß ſie nur in dem Gedanken an ihn lebe, daß er ſie begleite auf jedem

Schritt ihres Lebens,. daß der Verluſt ſeiner Liebe ſie tödten würde; daß es kein höheres Glück für ſie gebe, als um ihn zu ſein, ihm zu dienen, ſeinen Kummer und ſeine Freude zu theilen; wenn ſie endlich die Falten ſeiner Stirne ſah, das Trübe ſeines Auges, die unruhvolle beklommene Stimmung — eine Folge ſeiner Kämpfe, die ſie nicht ahnen konnte, und dann mit der tiefſten Theilnahme ihn fragte, was ihn quäle, und ihn ſo rührend bat, heiter zu ſein — oder verzweiflungsvoll an ſeiner Liebe zweifelte und einen Schmerz fühlte, der rührender nie ein Herz bewegt — o, dann übermannte ihn ſein Gefühl, dann zog er das reine, herrliche Geſchöpf an ſeine Bruſt und drückte den Kuß der Liebe auf die ſchwellende Lippe der blühenden Jungfrau — und flehte, dennoch bereuend, im heißen Gebet um Kraft zu ſiegen, um Vergebung ob des Frevels.

Smith's Leben war nicht mehr glücklich, ſeit dieſe Neigung in ihm erwacht, und ſo rieſenkräftig erwacht war. Der innere Zwieſpalt verzehrte die Freuden, die das Bewußtſein der Erfüllung ſeiner Berufspflichten, des blühenden Wohlſtandes der Colonie, der wachſenden Liebe ſeiner Untergebenen ihm gewährte. — Oft verwünſchte er die Stunde, wo er eingewilligt, Albion zu verlaſſen, und das abenteuerliche Unternehmen zu leiten. Er wünſchte ſich zurück in den Kreis ſeiner Lieben, zurück an das Herz ſeiner Gattin und ſeiner Kinder. Aber der Beruf feſſelte ihn an Jamestown. Hatte er es auch gewollt, er konnte es nicht, durfte es nicht. Feſter Entſchluß indeſſen war es doch bei ihm geworden, wenn vor Eintritt des Winters wieder ein Schiff nach Plymouth ſegle, um ſeine Zurückberufung einzukommen

Jukka, der lange Zeit vom Stamm entfernt, und von ſeinen Leidenſchaften weit umhergetrieben worden war, konnte von Ehrgeiz, Haß und Liebe gequält, die Ferne nicht mehr tragen. Wie der Habicht erſt in weiten, dann in immer näheren Kreiſen um ſeine Beute ſchwebt, bis er ſie endlich mit der grimmigen Klaue packt, ſo Jukka um Jamestowns Fluren. Alle Liſt, die ihm zu Gebote ſtand, und all ſeinen natürlichen Scharfſinn bot er auf, Mittel des Verderbens für die Colonie, für den gehaßten Smith zu erdenken. Wohl lauerte er ihm auf, wie die Hyäne, lüſtern nach ſeinem Herzblute, mit unermüdlicher Geduld, und dennoch wollte es ihm nicht gelingen, den Pfeil ihm ins Herz zu jagen. Jukka's Rache alterte nicht; ſie kannte keine Vergangenheit, ſie war ewig jung und friſch.

Auf die Jagden des Herbſtes baute er ſeine kühnſte Hoffnung. Der Herbſt kam endlich. Die Anſiedler ſtrebten, des Winters Vorräthe zu häufen, und jagten häufig das Wild. Oft begegneten ſie dabei den Indianern, die indeſſen nie ihnen etwas in den Weg legten.

Einſt nahm auch Smith ſeine Büchſe, um dem gefolterten Herzen Ruhe zu verſchaffen, und begleitet von einigen der beſten Schützen, in die Wälder zu ziehen. Es war ein beſonders glücklicher Tag, und freudig daher jedes Gemüth. Schon war die reiche Beute geſammelt, als noch ein herrliches Reh den Jägern begegnete. Raſch ging es an die Verfolgung, und eben, als ſie an einer dichten Stelle des Waldes vorübereilten, ſchwirrte ein Pfeil hervor und verwundete Smith in der Seite, ohne daß es gerade gefährlich geweſen wäre. Er wankte indeſſen doch, von Schmerz getroffen, in des alten Thornton's Arme. Kaum ſahen die Jäger die Wunde ihres Oberhaupts und die ihn anwandelnde Ohnmacht, die durch den häufigen Blutverluſt bewirkt wurde, als ſie gleich grimmigen Tigern nach allen Seiten in das Dickicht ſtürzten, den Urheber des Frevels zu finden, aber umſonſt ſchien ihr Suchen zu ſein — denn nirgends war eine menſchliche Geſtalt zu erblicken. Nach langem, vergeblichem Suchen kehrten ſie zu dem verwundeten Hauptmanne zurück, und ſprachen ihre Verwunderung aus, daß auch keine Spur zu entdecken ſei.

„O, ihr Thoren!“ rief Thornton, „kennt Ihr denn die indianiſche Liſt noch nicht? — Dorther kam der Pfeil! dort liegt, ich wette Alles, der Hund verborgen, der dieſen hinterliſtigen Schuß that!“

Alle ſtürzten nun dahin, wohin der Alte deutete, und nach wenigen Augenblicken ertönte das „Goddam!“ aus zehn Kehlen.

„Sie haben ihn!“ ſagte Thornton zu Smith.

Doch jetzt erſcholl ein „Huſſah!“ nach dem andern, und wildes Getümmel im Dickicht.

„Goddam!“ rief Thornton, „die Schurken haben ihn entſpringen laſſen!“

Jetzt fielen mehrere Schüſſe ſchnell nacheinander, und ein wilder Jubel begleitete den letzten Knall.

„Er liegt,“ ſagte Thornton darauf ruhig. „Er hat ſeinen Lohn.“

Nicht lange währte es, ſo brachten die Jäger den Wilden. Es war Jukka, dem eine Kugel das ſchwarze Herz durchbohrt hatte.

„Hängt ihn am nächſten Baum auf!“ rief ihnen Thornton zu, „auf daß die Geier ſein Aas verzehren!“

Es geſchah alſo, und als die gräßliche Execution vollbracht war, brachte man Smith nach Hauſe, wo er ſchnell wieder von der Wunde genas, für welche Poccahontas den erquickendſten und heilendſten Balſam bereitete.

So froh ſie auch war, daß der Geliebte genas, ſo ſchien doch ein bitteres Weh an ihrem Herzen zu nagen, denn ſie war ſtill, und oft rieſelte eine Thräne über ihre Wange. Smith ſah es. Er lockte ihr das quälende Geheimniß heraus. Unter rinnenden Thränen erzählte ſie ihm, wie der an Jukka verübte Mord die Stämme empört, wie offener Krieg gegen die Colonie dem heimlich längſt genährten Haſſe nun den Ausbruch geſtatte. „Sie habe,“ ſagte ſie, „lange in ihres Vaters Bruſt die Flamme gedämpft, aber es ſei, fürchte ſie, länger nicht möglich; darum möge er ſich ſchützen, ſo gut er könne. Genauere Kunde werde ſie gewiß noch ihm bringen.“

Darauf verließ ſie Smith — aber er ließ dennoch Alles in Vertheidigungsſtand ſetzen.

Wohl hatte Powhattan den Empfang bei dem erſten Ueberfalle der Weißen und ihre Aufmerkſamkeit einer heimlichen Mittheilung ſeiner Tochter zugeſchrieben, obwohl er keine ſichere Gründe für ſeine Vermuthung hatte. Darum verfuhr er jetzt klüger, heimlicher, und Poccahontas ahnete nicht, wie nahe der Sturm [illegible] über den Geliebten hereinbrechen ſollte.

Alles war in der Stille vorbereitet, und erſt kurze Zeit vor dem Ausrücken der Wilden wurde ihr ihre Abſicht kund. Jetzt hielt ſie keine Macht, keine Gewalt der Erde. Wie der Vogel in den Lüften, eilte ſie mit fliegender Haſt durch die Wälder, zertheilte kräftigen Armes die Wellen, und brachte Smith die Schreckenskunde, daß mehrere Oneida-Stämme im feindlichen Bund anrückten, ihn zu verderben. Der Capitän fand noch Zeit genug, die nothwendigſten Maßregeln zu ergreifen. Wieder brachte man Weiber und Kinder in Eile auf die Schiffe. Smith beſchwor Poccahontas, auch dort ihre Zuflucht zu ſuchen; allein umſonſt waren ſeine Bitten; ſie verließ ihn nicht. Sie wollte ſein Loos theilen. Der Speer, den ſie aus des Vaters Hütte mitgebracht, war ihre Waffe. Alle Ueberredungskunſt des Capitäns, alle liebevollen Schmeicheleien, die er anwendete, vermochten nicht, den Entſchluß des Mädchens wankend zu machen. Smith's Kundſchafter berichteten bald den Anmarſch der Wilden. Smith ließ hinlängliche Vertheidigung in dem befeſtigten Jamestown und rückte den Wilden entgegen. An ſeiner Seite die edle Poccahontas.

In der Ebene jenſeit Jamestown entwickelte ſich der wilde Kampf. War auch der große Vorzug der Waffen und der kriegeriſchen Haltung und Stellung auf Seiten der Anſiedler: ſo kam den Wilden die Uebermacht, die furchtloſe Todesverachtung, die grenzenloſe Wuth zu Statten, mit welcher ſie andrangen, mit welcher ſie kämpften, und die geringe Zahl der Anſiedler, die in Tapferkeit wetteiferten, faſt über den Haufen warfen. Wie Felſen im Wogendrange ſtanden die Anſiedler. Ihre Feuergewehre lichteten ſchrecklich die Reihen der Wilden, aber ihrem ſtürmiſchen Andrange konnten ſie unmöglich lange widerſtehen. Darum beſchloß Smith, ſich hinter den Wall von Jamestown zurückzuziehen, wo er Verſtärkung und Schutz fand.

Eben im Begriffe, dieſen Plan auszuführen, wurde er durch einen Pfeilſchuß verwundet, und ſtürzte neben Poccahontas nieder.

Die Anſiedler geriethen dadurch in Schrecken und Unordnung. Fürchterlicher erſchallte das Kriegsgeſchrei der Wilden, heftiger drangen ſie an. Die Anſiedler wichen — ihr Weichen wurde Flucht. Viele der Ihren blieben unter dem Tomahawk der Wilden, und nur mit genauer Noth erreichten ſie Jamestown. Hier erſt ſahen ſie, daß Smith fehle. Da erwachte mit dem Gefühle der Dankbarkeit ihr Muth wieder. Unterſtützt von ihren Brüdern, die Jamestown vertheidigen ſollten, ſtürzten ſie aus den Verſchanzungen hinaus, den Mann zu retten, dem ſie ſo Vieles dankten. Im Siegerjubel dachten die Wilden im Geringſten nicht an dieſe muthige Rückkehr nach ſchimpflicher Flucht, daher bemächtigte ſich ihrer ein wilder Schrecken, als ſie die Wüthenden andringen ſahen, und der Kugelregen aufs Neue in verſtärkter Gewalt ſie niederſtreckte. Das Kampfgeſchrei der Anſiedler kam faſt dem der Wilden gleich. Dieſe hielten ihre Anzahl für verdoppelt und flohen. Nun aber mähete der Anſiedler Schwerdt in den Reihen der Fliehenden, und ſie ſtürzten, wie von der Senſe Wucht die Grashalme.

Weit bis über die Berge verfolgten ſie die Wilden. Viele Gefangene führten ſie ſiegreich beim ſinkenden Abend heim — aber Smith fehlte. Keine Spur von ihm war zu entdecken, und eine allgemeine Trauer bemächtigte ſich ihrer. Thornton ruhte nun nicht. Als der Tag noch ſchlummerte, rückte er mit der ganzen Mannſchaft aus, die Wilden zu verfolgen und Smith vom grauſamen Tode zu retten. Es gelang ihnen, in bedeutender Entfernung das Lager der Wilden zu treffen. Noch einmal entſpann ſich ein wilder, blutiger Kampf, der mit der Flucht der Wilden endete, hinter denen ihre Hütten in Flammen aufgingen; — aber Smith war verſchwunden, und troſtlos kehrten die Anſiedler nach Jamestown zurück, nachdem ſie unermüdet Tag und Nacht ihn geſucht. Auch bei den Wilden war er nicht als Gefangener, das ſagten die aus, welche in die Hände der ergrimmten Anſiedler gefallen waren.

* * *

Fernhin in nördlicher Richtung hallte an dem Morgen nach der erſten Schlacht und Niederlage der Anſiedler, der wilde Kampf der verfolgenden Weißen. Dunkel ſtieg der Dampf des brennenden Indianerdorfes in die Tageshelle, als Poccahontas aus einem Schlupfwinkel heraustrat, der ſonſthin dem Auge des Spähers verborgen bleiben mußte, da eine Menge dichtverſchlungener Pflanzen den Eingang in die kleine Höhle verbarg. Es lag dieſe Zuflucht der Verfolgten weit jenſeit der Berge, welche die Ebene von Jamestown umgaben, da wo zu dichteren Maſſen ſich die Felſen thürmen.

Bis hierher hatte das liebende Mädchen den Geliebten, keine Erſchöpfung, keine Ermattung fühlend, getragen, und war, begünſtigt von dem buſchreichen Orte, wo Smith gefallen war — ſo glücklich geweſen, ihn, ohne beobachtet zu werden, zu retten. Selig in dieſem Gefühle, beflügelte ſie ihre Schritte bis zu dieſem Orte, deſſen Bekanntſchaft ſie dem Zufall in früherer Zeit verdankte. Erſt hier aber empfand ſie die gänzliche Erſchöpfung ihrer Kräfte, und ſank ohnmächtig auf den lebloſen Leichnam des Geliebten. — Noch immer war Smith bewußtlos, als Poccahontas erwachte. Kaum ihrer Kräfte wieder etwas Meiſter, unterſuchte ſie die Wunde, die keineswegs gefahrlos war. Von tauſendfacher Angſt gefoltert, eilte ſie vor Allem, den Leidenden weicher zu betten. In liebender Haſt raufte ſie das Moos von der Felswand und das dürre Gras vom Boden, und bereitete ein dürftiges Lager; dann eilte ſie zu einer Quelle, die plätſchernd über die Felſen herabfiel, und wuſch ihn an, wuſch die Wunde aus und legte ein Blatt einer heilenden Pflanze darauf, die ſie einſtweilen auf ihrem Wege gefunden. Ihren unermüdeten Bemühungen gelang es, ſpät erſt das Leben des Verwundeten zurückzurufen. Sein Haupt ruhte in ihrem Schooß, und ihr liebender Blick forſchte ängſtlich nach den Spuren des wiedererwachenden Bewußtſeins.

Er ſchlug endlich matt das Auge auf. Sie flößte einige Tropfen Waſſers, das ſie in ſeinem Hut aufbewahrte, zwiſchen die trockenen Lippen. Wirre ſah er ſie an. Er begriff ſeine Lage, den Zuſammenhang der Begebenheiten nicht.

„Du biſt gerettet,“ ſagte ſie liebevoll, „ſchone deiner!“

Aber umſonſt war ihre Bitte. Zu nahe lagen ihm die Seinen zu Jamestown am Herzen. Er fragte in fieberiſcher Bewegung nach dem Ausgange der Schlacht.

Poccahontas erzählte es ihm, ſie ergänzte zu ſeiner Beruhigung Manches, was ſie nur muthmaßte. Er wurde ruhiger.

„Wo bin ich?“ fragte er dann. „Iſt es weit nach Jamestown?“

„Sehr weit,“ erwiederte ſie, „aber du biſt ſicher, und Poccahontas wird dir die Wunde heilen, die dich ſchmerzt. Nur mußt du der Ruhe pflegen.“

Das fühlte wohl Smith, denn die wenigen Worte, die er ſprach, ſchmerzten ihn. Es währte auch nicht lange, ſo fiel er wieder in einen tiefen Schlaf.

Mehrere Tage vergingen unter Poccahontas ſorglicher Pflege. Sie ſuchte die heilendſten Kräuter und Wurzeln, die beſten Früchte für Smith. Er wurde beſſer — auch ſeine Wunde nahm einen beſſern Charakter an. Doch ſie hatte den Muth nicht, Nachricht nach Jamestown zu bringen, da ſie auf einer Wanderung nach Nahrungsmitteln in den Wäldern ganz nahe bei ihrem Zufluchtsorte Tritte fand, in denen das geübte Auge der Indianerin bald die unverkennbaren Merkmale ihres Stammes entdeckte, deren irres Durcheinanderſchweifen ihr aber auch deutlich genug ſagte, daß man ihre Spur verfolge, ſie ſuche. Sie wandte nun alle jene Vorſichtsmaßregeln an, welche der natürliche Scharfſinn die Wilden in ſolchen Lagen lehrt. Sie ging meiſt rückwärts, ſuchte ihren ohnedem ſo leichten, faſt ſchwebenden Tritt ganz auf dem Boden zu vertilgen, und bemühte ſich, durch mancherlei Künſte der Art ihre Verfolger irre zu leiten. Es gelang ihr. Die Spuren verloren ſich und die augenſcheinliche Gefahr war verſchwunden. Freier athmete das treue Weſen, das ſich in dieſer Einſamkeit, in dieſer treuen Sorgfalt für den geliebten Mann ſo ſehr glücklich fühlte, und gerne für das ganze Leben hier mit ihm gewohnt hätte, glücklich in ihrer Liebe — überglücklich, aber ihr Wunſch ſollte nicht erfüllt werden.

Powhattan's ſpähendem Blicke war Sir Eward's Fall nicht entgangen. Auf der Flucht ſah er oft, daß Smith nicht bei ihnen war, daß Poccahontas fehlte, die durch ihre Anhänglichkeit an die Feinde ſeinem Vaterherzen ſo herben Schmerz bereitete. Er ließ nach dem Rückzuge ſogleich nach dem verwundeten feindlichen Häuptlinge ſuchen, allein er war mit Poccahontas verſchwunden. Er begriff ſchnell den Zuſammenhang. An augenblicklicher Verfolgung ihrer Spur hinderte ihn nur die Verſammlung der Stämme am Berathungsfeuer, und am andern Morgen der neue Angriff der Weißen und die große Niederlage der zuerſt ſo ſiegreichen Wilden. Als aber nun fürs Erſte beide Theile von den Kämpfen ausruhten — als nach etlichen Tagen eine Friedensbotſchaft der Weißen kam, die die gefangenen Wilden gegen Smith, den ſie in den Händen der Wilden glaubten, auszutauſchen verlangte, da ging aufs Neue ihm ein Licht auf über ſeine bereits gehegte Vermuthung, und er faßte die freudige Hoffnung, dennoch den unter dem Opfermeſſer bluten zu laſſen, der ſeines Stammes ſchönſte Blüthe — Jukka — geknickt, und des eigenen Kindes, des letzten Gutes, was dem alternden Manne blieb, Herz von ihm gewendet in ſündlicher Gluth. Schreckliche Rachepläne machten ſchneller das alternde Herz ſchlagen, und gaben Feuergluth dem faſt blöde werdenden Auge, das einſt ſchärfer geſehen, als der Adler in der blauen Höhe. Er nahm nun die bewährteſten Späher des Stammes, vor deren ſcharfem Sinne des Wildes, wie der Feinde ſchlaueſte Liſt, nichts war, und der geheimſte Schlupfwinkel ſich öffnen mußte.

Aber der Liebe ſtilles Aſyl blieb jetzt dennoch ihrem Auge verborgen. Oft in der Nähe entdeckten ſie es dennoch nicht. So ſuchten ſie einige Zeit, dann wählten ſie andere Orte, und dort war ihr Suchen umſonſt, wie hier. Powhattan ſtampfte in wildem Grimme den Boden, und die Späher kränkte es, daß Weiberliſt die ihre überbiete. Sie waren Alle muthlos geworden, bis auf Einen — **Ampoda.**

„Ampoda hat der Delawaren Schlupfwinkel erſpäht, deren

Tritt vom Mooſe des Waldes ſchwand, wie der Thau, wenn die Sonne ihn aufleckt," ſagte er grimmig, „er wird auch Poccahontas finden, deren Fuß zwar leichter iſt als der des jungen Rehes, das vor dem Panther flieht!" Mit dieſem Entſchluß entfernte er ſich, und verbarg ſich in der Nähe jener Felſenquelle, wo Poccahontas den erquickenden Trank ſchöpfte. Es hatte dem Schlauen bedünken wollen, als habe er da gerade den Tritt des Mädchens erblickt. Er lag einen Tag da, ſtille, wie der Tiger, der auf ſeine Beute lauert, und unbeweglich wie die Rieſenſchlange des Südens, wenn ſie den Feind täuſchen will. Am andern Morgen, als die Sonne die Wipfel der immergrünen Eichen vergoldete, ſiehe, da ſchlich ſie hervor, die edle Jungfrau, aus den Felſen, und ſchöpfte den Trank, und entfernte ſich wieder mit Blitzesſchnelle; aber geräuſchlos ſchlich ihr der ſchlaue Ampoda nach, und ſah ſie hinter dem überhangenen Buſchwerke verſchwinden. Mehr zu wiſſen verlangte er nicht. Er knickte vorſichtig die Zweige, ſich den ſicheren Rückweg zu bewahren, und flog dann hin zu den Quellen des Cedarkreek, wo Powhattan mit dem Stamme weilte.

Der Triumph, welcher ſich in ſeinen Zügen ausſprach, als er ſo ſtolz daherſchritt, ſagte Powhattan des Wunſches Erfüllung zu. Sie war gefunden mit dem verwundeten Häuptlinge, das war das Reſultat ſeines Berichtes. Da galt kein Warten, kein Zögern, kein Ueberlegen; da zog der Männer genugſame Zahl, von dem alten Stammeshaupte geführt, hinter Ampoda drein, dem Schlupfwinkel zu.

Wie die girrende Taube an der Seite des Täubers ruht und nicht argwohnt, daß der gefräßige Geier über ihr ſchwebt, und eben im Begriff iſt, herabzuſchießen und ſie mit ſcharfer Kralle zu faſſen — ſo lag Poccahontas und Smith's Herzen, als die Feindſeligen ihren Zufluchtsort umſtellten. Es waren die ſeligſten Tage, die Poccahontas gelebt, dieſe Tage der Einſamkeit, mit dem verwundeten Geliebten. Und nun ſollten ſie ſo gräßlich enden!

Mit einer Stille und Umſicht war das Werk der Wilden ausgeführt worden, die zu bewundern war. Plötzlich trat Powhattan in die kleine Höhle. Das wildempörte Innere ſtand auf ſeinem Geſicht, auf den tiefherabgezogenen Augenbrauen, der gerunzelten Stirne, dem krampfhaft verzogenen Mund und in dem rollenden Auge geſchrieben. Er ſprach nichts — aber eben dieſe Zeichen der wildeſten Leidenſchaften ſprachen lauter, fürchterlicher, als das Wort es vermocht haben würde.

Kalter Todesſchrecken durchrieſelte Poccahontas und Smith's Gebeine. Auch ſie waren im erſten Augenblicke ſprachlos, aber im zweiten ſchon lag Poccahontas zu den Füßen des erzürnten Vaters, deſſen Wuth allmählich in ein grimmiges Hohnlachen überging, in welchem Smith ſein Todesurtheil vernahm. Sie jammerte, flehte, winſelte. „Nimm mein Leben,“ rief ſie verzweifelnd, „nur gib ihn frei, wie er dich befreit. Sei großmüthig, Vater, und thue an ihm, wie er an dir that!“

Aber Powhattan ſtieß ſie kalt von ſich. „Ich bin dein Vater nicht!“ rief er, und die Stimme zitterte ob der innern Erregung. — Die Wilden ſtanden jetzt mit teufliſche Freude verrathenden Geſichtern hinter ihm.

Poccahontas richtete ſich auf. Sie ſah ſtolz ihren Vater, dann die Wilden an.

Allmählich kehrte Ruhe in ihre Bruſt zurück; aber es war die Ruhe der Verzweiflung.

„Wohlan,“ ſagte ſie, „ihr wollt ſein Blut, ſo fließe zuerſt das meine. Nur über meinen Leichnam gelangt ihr zu ihm.“ Sie riß aus Smith's Gürtel den Dolch und hielt ihn feſt ihnen entgegen.

Smith hatte ſich indeſſen geſammelt.

„Laß ab,“ bat er, „du biſt des Vaters Tochter, mein Loos iſt gefallen — laß mich ſterben. Meine Freunde werden gräßlich meinen Tod rächen.

„Wenn alſo Powhattan vergelten will an mir, ſo laß ihn; die Schmach und die Rache komme auf ſein Haupt!“

Powhattan lachte grimmig. „Wer hat Jukka ermordet?“ fragte er. „Wer hat zum zweiten Male die Treue gebrochen?

Powhattan kennt euch, ihr Weißen, die ihr bloß unſer Volk vertilgen wollt, um Herrn des Landes zu werden. Jukka's Geiſt fordert ſein Opfer!" Er wandte ſich zu den Wilden und winkte ihnen.

Sie nahten ſich mit Stricken, ihn zu feſſeln.

„Hinweg," rief Smith — „ich entlaufe euch nicht, ihr Grauſamen, die ihr keine Dankbarkeit kennet! Sehet her, noch bin ich zu ſchwach, mich zu vertheidigen, ſonſt käme nur todt mein Leib in eure Gewalt!"

Poccahontas lächelte ihn an. Sie ergriff ſeine Hand. „Komm," ſagte ſie, „wie im Leben ſo auch im Tode bleiben wir vereint!" Sie zog ihn ſanft aus der Höhle, in die ſie einen wehmüthigen Blick zurückwarf, der noch einmal die Erinnerung der wenigen Tage ihres engelreinen Glückes zurückrief. Dann folgten ſie langſam den Wilden.

Durch die Urwälder, in deren ewige Schattendämmerung kein Sonnenſtrahl drang, führte ihr Weg. Er war weit. Die Stämme hatten ſich wieder getrennt, und nur der Stamm Powhattan's war noch allein, und hatte ſeinen Wohnplatz weiter hinauf genommen zu den Quellen des Cedarkreek. Dorthin zogen ſie. Poccahontas beſtürmte nun, da ſie den entſchiedenen Willen Powhattan's kannte, und die wilden Sitten ihres Volkes, den Vater nicht mehr mit ihren Bitten. Sie ſchwieg und überlegte ihre zu nehmenden Maßregeln mit Ruhe. Noch hatte ſie die Hoffnung; — allein ſie war ſchwach, ſie glich dem letzten Gluthſtreifen, der oft am Abendhimmel flammt, noch einmal mild leuchtet und dann ſchnell in das Dunkel der Abendwolken verſchwindet. Auch Smith lebte in ſeiner innern Welt. Sein Tod nahte in gräßlichſter Geſtalt, darum wandte ſich mit Entſetzen der Blick dem freundlichern Leben zu, das nun auch ſo bald verlaſſen werden mußte. Es wäre eine gewagte Unternehmung, den Zuſtand ſeines Herzens mit klaren Farben malen zu wollen. Da wogten die Vorwürfe, da kämpfte die Liebe, da nagte die Sehnſucht, und alle vereinte und umſchloß der bitterſte, tiefſte Schmerz, und breitete ſein Leichentuch über das ganze

Gemüth. Und dennoch kämpfte er als Mann ihn nieder, und erſchien äußerlich ruhig und feſt.

Ganz erſchöpft langten ſie bei der Niederlaſſung der Wilden an.

Unmenſchlicher Jubel wirbelte in die Lüfte, als ſie den Gefangenen erblickten — aber als ſie Poccahontas ſahen, des Stammes Liebling, der Kranken Pflegerin, des Leidenden Freundin und Tröſterin, da ſchwieg der Jubel, und Jeder drängte die unmenſchliche Freude zurück in das Herz. Powhattan ſtaunte über dieſe Erſcheinung. Er ließ Smith in eine Hütte bringen, die er mit wachenden Wilden umſtellte. Als Ampeda den Gefangenen wegführte, begleitete ihn Poccahontas. Powhattan griff nach ihrem Arme, ſie zurückzuhalten.

Sie ſah ihn ſchmerzlich an.

„Sagteſt du nicht, du ſeieſt mein Vater nicht mehr?“ hob ſie an, „ſo laß mich denn auch. Mit dem weißen Häuptling lebt und ſtirbt Poccahontas!“

Sie ging ſtolz an ihm vorüber und folgte Smith, ſeinen Dolch noch immer in ihrer Hand haltend.

Ampeda wollte ſie zurückführen. „Berührt mich nicht, Feindſeliger!“ rief ſie, und zuckte den Dolch. „Feſſelſt du ihn, ſo feſſele auch mich!“

Er that's — aber allgemeines Murren wurde laut unter dem Stamme.

Die Nacht ſenkte ihren Rabenmantel über die Wälder und Berge. Tiefe Stille herrſchte in den Hütten der Wilden, auch in der, wo Smith und das edle Mädchen in ſo verſchiedener Stimmung einem ſchauderhaften Tag entgegen ſahen.

Außerhalb der Hütten lag ein freier Raum — dort ſtand ein abgehauener Baumſtamm — der Block, auf dem Smith's Haupt der zerſchmetternde Schlag des Tomahawk treffen ſollte.

Nicht wie ſonſt ſahen die Wilden freudig dieſem Ereigniß entgegen. Die Erzählung von Poccahontas Entſchluß war ſchnell von Munde zu Munde gegangen, und die Empfindungen der Wilden waren ſehr gemiſcht.

Der Morgen tagte. Draußen, unweit des Blockes, loderte das Feuer der Berathung. Im Kreiſe ſaßen die Alten, Powhattan mitten unter ihnen, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, in tiefes, ſchmerzliches Sinnen verloren. Seine Pflicht als Stammeshaupt, als nächſter und einziger Verwandter Jukka's, heiſchte ſtrenges Gericht, heiſchte Smith's Tod unerläßlich; aber Peccahontas Liebe kannte er, ihm war ihr kräftiges, entſchiedenes Weſen bekannt, ſie war ſein Kind, ſein einziges, welches von vielen bereits geſtorbenen ihm geblieben war. Darum kämpfte Liebe und Herkommen in ſeiner Seele mit aller Heftigkeit.

Jetzt nahte Smith und Peccahontas. Sein Geſicht zeigte männlichen Muth. Um der Jungfrau Stirne ſchwebte die Glorie einer Seligen.

Erwartungsvoll umgab den Kreis das Volk der Wilden.

Eine tiefe Stille herrſchte. Aller Augen ruhten auf Powhattan. — Lange ſaß er und kämpfte — dann ſprang er plötzlich auf und rief: „Er ſterbe!“

Henkersluſt in den Blicken, ergriffen nun zwei Wilde Sir Edward, und zogen ihn zu dem Block. Ampoda ſchwang den Tomahawk — da ſtürzte Peccahontas herzu und rief: „Mich zuerſt, ihr Unmenſchen!“

Der Tomahawk entſank Ampoda's Händen. Kaltes Entſetzen durchſchauerte alle Wilden, als ſie den Entſchluß des Mädchens ſahen.

„Was zauderſt du?“ fragte ſie Ampoda, der unentſchloſſen und erſchrocken ſie anſtarrte. „Haſt du den Muth nicht, ein Mädchen deines Stammes zu tödten? den da wollteſt du ja doch morden, der dir und deinen Brüdern, der dem Häuptling, als ihr in ſeiner Gewalt waret, Leben und Freiheit ſchenkte? Lohnen ſo die Männer vom Oneida-Stamme? — Wäret ihr Chippewaier, ich wollte nicht ſtaunen; aber ihr, die ihr die Lüge verachtet und die Falſchheit — ihr, die ihr euch rühmet, edel und ſtark zu ſein, die ihr dienet dem großen guten Manitto — ihr lohnet die Großmuth mit rachgierigem Tode? Wer ſagte euch, daß dieſer edle

Mann den Lügner Jukka erſchlug? That es Einer ſeines Stammes, der Rache nahm, weil Jukka hinterliſtig den Häuptling meucheln wollte, warum ſoll der Unſchuldige büßen für den, der that, was Jeder von euch auch gethan haben würde? — Doch mein Mund ſoll ſchweigen — hier iſt mein Haupt — zerſchmettert es — dann das ſeine!“ — Sie legte das ſchöne Haupt auf den Block. —

Powhattan hatte zitternd ihre Worte gehört. Sie ſchnitten ihm ins Herz. Er wußte nicht, was er that, alle ſeine Gedanken waren verwirrt. „Kind, Kind!“ — rief er plötzlich und ſtürzte auf ſie zu, ſie emporreißend, — „Kind — thue es nicht!“

Da überglänzte ein Strahl reiner Freude des Mädchens Antlitz.

„Biſt du mein Vater?“ fragte ſie mit einem Tone, der ſo ſüß, ſo melodiſch klang, daß er jedes Herz ergriff.

„Biſt du mein Vater, Powhattan? O, dann will ich leben, — dann ſtirbt auch Smith nicht!“

Wie von einem Zauberſchlage getroffen, erheben ſich die Greiſe, die um das erlöſchende Feuer ſaßen. „Er lebe!“ riefen ſie. —

Da tönte von Ferne her ein wildes Rufen. Alle richteten die Blicke nach der Gegend, woher dieſer Ton kam. Da knallten die Flinten der Anſiedler und die Kugeln pfiffen um die Köpfe der Wilden, die in große Furcht geriethen. —

Poccahontas zerſchnitt ſchnell Smith's Feſſeln — er eilte ihnen entgegen, wehend mit dem weißen Tuche.

Die Anſiedler ſtutzten, ſahen ihn ungläubig aus der Ferne an — dann rief Thornton: „Er iſt es, er lebt!“ und frohlockend eilten ſie herzu, den Todtgeglaubten begrüßend.

Poccahontas aber ergriff Powhattan's Hand und legte ſie in Smith's Rechte: „Frieden!“ ſagte ſie ſanft und bittend zu dem erweichten Vater. „Frieden!“ wiederholte er, die Hand feſt ergreifend.

„Frieden! Frieden!“ jubelten die Wilden und die Anſiedler.

* * *

Der Friede war wiedergekehrt mit ſeinen Segnungen und wohnte bei den bisher Entzweiten. Vereint mit den Anſiedlern bauten die Wilden die von den Anſiedlern im Kriege niedergebrannten Hütten wieder auf, und nichts ſtörte ihr freundliches Verhältniß, ſeit der Urgrund ihrer Zwietracht nicht mehr lebte — Jukka. Um ganz jede ſtörende Erinnerung zu entfernen, ließ Smith, der langſam unter Poccahontas Pflege von ſeiner Wunde geneſen war, den Leichnam Jukka's beerdigen und pflanzte ſelbſt, jedem Groll entſagend, einen Rhododendron auf ſein Grab.

Poccahontas verließ oft des Vaters Hütte allein, öfter noch mit Powhattan, und kam nach Jamestown, ſelige Stunden in der Nähe des Mannes zu verleben, dem ihr Herz ungetheilt angehörte. Mit wahrer Verehrung begegneten ihr die Anſiedler. Die Reinheit ihres Verhältniſſes zu dem angebeteten Smith war ſo allgemein anerkannt, daß auch nicht der entfernteſte Zweifel in einer Seele entſtand, und ſelbſt kein Scherz darüber vernommen wurde. Sir Edward empfand die lauterſte, die reinſte Freundſchaft, ja ſelbſt Liebe zu ihr, und dieſes Gefühl beglückte Beide. Ihr verdankte er zwiefach ſein Leben; nie war ſeine Dankbarkeit inniger geweſen, als gegen dieſes Weſen, welches mit allen Reizen einer friſchen, üppigen Jugend und Schönheit die Seele eines Engels verband — das durch ſeine Einfalt und Natur unwiderſtehlicher das Herz beſiegte. Dennoch aber ſtand das Bild ſeiner Gattin in aller Herrlichkeit auf dem Altare ſeines Herzens; ja um ſo angebeteter, als es ihm oft ein Unrecht zu ſein ſchien, daß er die edle Poccahontas liebe, die doch ſo gerechte Anſprüche auf ſein Wohlwollen hatte. Dieſe lebendige Erinnerung wurde nun in ihrer größten und einflußreichſten Lebhaftigkeit hervorgerufen, als Jack aus England zurückkehrte und Briefe brachte von ihr, und ihm erzählte, wie ſie ſein gedenke und die Sehnſucht ſo groß ſei, ihn wiederzuſehen, und wie die lieben Knaben in friſcher Kraft heranwuchſen und mit zum Vater gewollt hatten. Ach, da lebte die Sehnſucht ſo mächtig in ihm auf, daß er den Zeitpunkt nicht mehr erwarten konnte, wo ein Schiff nach England zurückkehren und er ſeine Entlaſſung fordern könnte. Ein Ereigniß, das bald darauf eintrat, gab dieſem Wunſche noch mehr Gewicht. Die Wilden, ſelbſt Powhattan, ſprachen wiederholt davon, daß Poccahontas Smith's Gattin würde, daß ſie es Alle ſogar lebhaft wünſchten, damit auf dieſe Weiſe ihr gegengenſeitiges Bündniß eine ſichere Gewähr erhalte. Selbſt Poccahontas in ihrer Natur und Unſchuld äußerte den Wunſch, ihm ganz anzugehören, ganz Freud' und Leid mit ihm zu theilen. Dieſe Worte fielen wie glühendes Feuer auf ſein Herz. Durfte er ihr ſagen, ohne ihr Herz zu brechen, daß er Gatte, daß er Vater ſei? — durfte er es, ohne auf ſich ſelbſt, da er ſo lange geſchwiegen, das übelſte Licht zu werfen? — Smith's Gemüth litt in dieſer Zeit unendlich. Ein Labyrinth lag vor ihm, aus dem kein rettender Ariadnefaden leitete.

Er beſchleunigte die Abreiſe des Schiffs aus allen Kräften und legte die Bitte, zurückberufen zu werden, mit ergreifender Beredſamkeit am Throne nieder.

Monate vergingen und nichts änderte ſich. Smith's Frieden war entwichen. Tief ſchmerzte es ihn, Poccahontas verlaſſen zu ſollen. Er kannte die Tiefe ihres reinen Gefühles, die Stärke ihrer Liebe zu ihm, und darnach konnte er den tödtlichen Schmerz ermeſſen, der ihr Weſen zerreißen mußte, wenn er ſie verließ, ſie ihn als treulos anſehen mußte.

Die Anſiedler, die ihn alle als Vater liebten, ſahen mit inniger Theilnahme die düſtere Stimmung, welche in einer wachſenden Stärke Sir Edward's Gemüth umnachtete. Sie ſprachen oft davon und wußten doch den Grund nicht.

Endlich faßte der alte wackere Thornton den Entſchluß, ihn darum zu fragen. Und der alte Mann that es mit einer Herzlichkeit, die Sir Edwarden zu wohl that, als daß er nicht hätte ſein Herz vor ihm ausſchütten ſollen.

„Ihr ſeid ein edler Mann," ſprach nach geendigter Erzählung gerührt der Greis. „Ja, Ihr müſſet heimkehren, ſo wehe es uns Allen thun wird, Euch zu verlieren; denn Eure Thaten ſtehen in unſeren Herzen unauslöſchlich geſchrieben. Auch die edle Wilde müſſet Ihr ſchonen," fuhr er fort, „und dazu weiß ich nur ein Mittel, wenn Ihr es nicht verſchmählt, meinen Rath anzunehmen?"

„Sprich!" bat Smith.

„Ihr reiſet heimlich ab, wenn Eure Abberufung kommt, und wir geben Euch für todt aus. Die Trauer wird ohnedem ungeheuchelt ſein, da Ihr ja für uns wirklich nicht mehr ſeid. Das Mädchen wird Euch beweinen, und der Friede in ihr Gemüth wiederkehren, wenn die Zeit ihren Schmerz gelindert hat."

Smith ſann eine Weile tief bewegt dem Vorſchlage des ehrwürdigen Greiſes nach. Er faßte ſeine Hand und drückte ſie dankbar.

„Thornton," ſagte er, „du haſt eine Centnerlaſt von meinem Herzen genommen, dein Vorſchlag iſt das beſte Auskunftmittel. Armes Herz," ſeufzte er dann, „wie wirſt du bluten! Und wenn dort das Frohlocken meinen Namen nennt, werden hier Thränen dabei fließen!" —

Aber er erkannte dennoch den Plan als trefflich an und wollte nur die Zeit abwarten, um ihn auszuführen.

Es mußte als ein erwünſchtes Zuſammentreffen erkannt werden, daß die muthmaßliche Zeit der Rückkehr des Schiffes aus England mit jener zuſammentraf, welche die Indianer zahlreich zur Biberjagd hinauf zu den Seen und den Quellen der Flüſſe zog. Sie nahte.

Powhattan, allmählich das Sinken ſeiner Kräfte, das Erlöſchen ſeiner Lebensgeiſter fühlend, wollte noch einmal dieſe Jagdluſt genießen, die ihn in den Jahren der Kräfte ſo manchmal ergötzt.

Er kam mit Poccahontas und Vielen ſeines Stammes, Smith und den Anſiedlern ein Lebewohl auf kurze Zeit zu ſagen, da er nach einer Friſt von zwei Monaten wiederkehren wollte.

Thränen glänzten in den Augen des liebenden Mädchens, als ſie Smith erblickte, deſſen Gemüth ſelbſt erſchüttert war. Sie war ſchon öfter auf längere Zeit von ihm geſchieden, aber ſo ſchmerzlich war ihr die Trennung noch nie, gerade als ob eine Ahnung von ewigem Scheiden in ihrer Seele aufgedämmert wäre.

Ihre Arme umſchlangen den Geliebten krampfhaft. Sie konnte ſich nicht trennen. „Wir ſehen uns ja wieder, meine Poccahontas,“ ſprach weich Smith zu ihr, „und dann trennt uns nichts mehr!“ Er ſprach dieſe Worte mit tiefem Gefühl und in dem Andenken an eine beſſere Welt.

Irdiſcher faßte ſie das Mädchen, und die ſchöne Hoffnung, die für ſie darin lag, verſüßte doch in etwas den herben Schmerz der Trennung.

Als das Canot der Wilden vom Ufer ſtieß, ſtand Smith auf dem Vorſprunge des Felſens. Er hatte ſich mühſam von ihr losgeriſſen und kräftig den nagenden Schmerz unterdrückt. — Jetzt — als ſie dahin fuhr — als jede Minute den Raum zwiſchen ihr und ihm vergrößerte — erwachte er aufs Neue, und die Thränen rannen über ſein Antlitz.

„Deine Liebe war rein und himmliſch wie die meine zu dir,“ ſagte er leiſe in ſich hinein, „möge der Himmel deinen Schmerz lindern!“

Er kehrte bewegt in ſein einſames Haus zurück, und der folgende Morgen fand ihn noch wach auf ſeinem Lager.

Die ſchwerſte Stunde, vor der ihm ſo lange gebangt, war überſtanden. Allmählich kehrte Ruhe in ſein Herz zurück; allein mit jeder Stunde wuchs jetzt ſeine Sehnſucht nach der Heimath. Sie wurde endlich befriedigt. An einem frühen Morgen erſchütterten die Signalſchüſſe die Luft. Das Schiff war angekommen. Und als Smith freudig es zu begrüßen eilte, trat ihm ein Mann, faſt ſeines Alters, in Capitänsuniform entgegen, vor deſſen treffender perſönlicher Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt er faſt erſchrack.

„Ich bin der Marinecapitän Ralph,“ ſagte, gleichfalls überraſcht, der Fremde, „welcher Euch das ehrenvolle Abberufungsſchreiben des Königs, unſres Herrn, überbringen und Eure Stelle einnehmen ſoll. Wollet mir nun in der Zeit Eures Aufenthaltes hier mit Eurer Weisheit und Erfahrung freundlich beiſtehen, daß ich es verſuche, Eure Stelle der Colonie zu erſetzen.“

Alſo ſprach beſcheiden der Capitän.

„Das werdet Ihr auch ohne mich,“ entgegnete freudig und wohlwollend Smith. „Es ſind nur zwei Forderungen, welche die Colonie an Euch macht, Gerechtigkeit und Milde im Bunde, Sorgſamkeit und Treue gepaart — und dieſe werdet Ihr erfüllen, dafür bürgt mir Euer Herz.“

Ralph drückte die dargebotene Hand mit Herzlichkeit. Er fühlte ſich unwiderſtehlich zu dem Manne hingezogen, deſſen Benehmen ſo ganz dem Ruf und auch der Vorſtellung entſprach, welche er ſich von ihm gemacht.

Smith ließ ſogleich die Bewohner von Jamestown verſammeln. Er ſtellte ihnen ihr neues Oberhaupt vor, verlas ſeine Beſtallung und dann ſprach er weiſe, väterliche Worte, und legte ſeine Würde mit dem Wunſche nieder, daß ihm kein Fluch folgen möge.

Allgemein und innig war die Rührung. Der alte Thornton nahm das Wort und ſprach Aller Dankbarkeit, Aller Liebe aus. Thränen, die beredteren Zeugniſſe, beſtätigten die Wahrheit ſeiner Worte. Er hieß nun ebenſo herzlich Capitän Ralph willkommen, indem er, anſpielend auf die Aehnlichkeit beider Männer, ſagte: „Er hoffe in ihm einen zweiten Smith wieder zu finden.“

Ralph umarmte Smith mit wahrer Freundſchaft. „Mir wird bange,“ ſagte er gerührt, „daß ich ſolche Liebe mir nicht möchte erwerben können!“

Smith führte ihn in ſein Haus.

„Ihr ſeid hier Herr,“ ſagte er, „erlaubt mir nur, daß ich Euer Gaſt ſei, bis ich ſcheide.“

Beide waren Freunde ſeit dieſem Augenblicke. Wie ſie wunderbarer Weiſe ſich äußerlich glichen, ſo war auch ihr Inneres ſich ähnlich. Im Stillen dankte Smith dem Himmel für die ſonderbare Fügung, daß Ralph ihm im Aeußern ſo ähnlich ſah. Er hoffte, daß vielleicht Pocahontas in ihm Erſatz finden werde.

Da die Abreiſe ſo ſchnell nicht vor ſich gehen konnte, weihte Smith ſeinen Nachfolger in alle ſeine Obliegenheiten ein und ſetzte ihm die Intereſſen der Colonie auseinander. Aber auch in ſein Verhältniß zu Pocahontas ließ er ihn einen Blick thun, und ſagte ihm, wie es nöthig ſei, daß man ſeinen Tod dem edlen Mädchen verkünde. Er bat Ralph, ihren Schmerz durch Theilnahme zu lindern.

Endlich war das Schiff zur Abfahrt bereit. In Smith's bisherigem Garten erhob ſich unter dem Laubdach einer Platane ein Grabeshügel unter Jack's Händen.

Am Morgen vor der Abreiſe ging Smith allein noch einmal zu der Höhle, wo er mit Poccahontas ſo glückliche Tage gelebt. Alle ſahen ihm nach — aber Niemand folgte ihm, und als er zurückkam, ſpät am Abend, ſtill und traurig, und ſeine Augen Spuren vergoſſener Thränen zeigten, begleiteten die feuchten Blicke Vieler den edlen Mann bis zu ſeiner Wohnung.

Auch Ralph ehrte ſein Gefühl. Er zog ſich zurück und ließ ihn allein; früh am andern Morgen wehte ein friſcher Landwind.

Die Anſiedler alle ſtanden um das Haus herum, als Smith heraustrat.

„Ich danke euch für eure Liebe,“ ſagte er mit wankender Stimme. „Traget ſie auf Ralph über. Noch eine Bitte habe ich an Euch betrachtet mich als todt, ſaget den Wilden, ich ſei geſtorben!“

Als er dieſe Worte ſprach, da zuckte die Wehmuth in jedem Auge, und laut begannen ſie Alle zu ſchluchzen, ſo daß ſelbſt Smith ſeiner Empfindung nicht Herr werden konnte. — Nach einer Pauſe ſagte er: „Achtet und liebet Poccahontas! Vergeſſet nicht, daß ſie die Retterin Eures Lebens zu zweien Malen war!“

Er reichte Thornton ſeine Hand. „Lebe wohl!“ ſagte er.

Der Greis deutete weinend nach Oben und ſagte: „Dort! — Gott ſegne Euch!“

Jetzt drängten ſich Alle herzu, ſeine Hand zu drücken. Es war, als ob der vielgeliebte Vater von ſeinen Kindern ſchiede.

Der Signalſchuß vom Schiffe mahnte Smith an die Trennung. Ralph begleitete ihn und alle Anſiedler folgten bis zum Ufer, und unter Thränen und Segenswünſchen beſtieg Smith das Schiff, welches ſogleich die Anker lichtete und mit vollen Segeln dem Ocean zu ſegelte.

* * *

Wenige Tage nach Smith's Abreiſe ſaß Capitän Ralph in dem Garten ſeiner neuen Wohnung in tiefen Gedanken. Plötzlich umſchlangen ihn zwei runde, volle Mädchenarme, und ein heißer Kuß brannte auf ſeiner Lippe. — Ueberraſcht fuhr er auf, und vor ihm ſtand im Reize jugendlicher Schönheit Poccahontas — und ſtarrte ihn entſetzt an.

„Wo iſt Smith?“ fragte ſie bebend. — „Wer biſt du?“

„Sein Bruder,“ ſagte Ralph ſanft — „er ruht unter dieſem Hügel!“

„Todt?“ fragte ſie zitternd. „Todt!“ wiederholte gerührt der Capitän.

Da taumelte Poccahontas und ſtürzte leblos auf den Hügel nieder.

Jetzt erſt bemerkte Ralph Powhattan, der ſich an den Stamm des Baumes lehnte, mit allen Zeichen tiefer Erſchütterung.

Er hob die Ohnmächtige auf und trug ſie in das Haus, und der alte Häuptling folgte.

Als Poccahontas erwachte, ſchien ihr Geiſt zerrüttet. Sie ſprach irre. Doch dieſer Zuſtand verlor ſich bald — aber nicht ſo der Schmerz, der unerſättlich an ihrem Leben nagte. Die Anſiedler erwieſen ihr eine an Verehrung grenzende Liebe und Theilnahme. Sie kehrte zwar mit Powhattan willenlos nach der Niederlaſſung zurück — allein ſie war ſtille wie das Grab, das ihres Lebens Glück einſchließen ſollte, und kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippe. Oft kam ſie zu dem Grabe. Sie ſetzte ſich ſtundenlang darauf und benetzte den Boden mit ihren Thränen.

Ralph fühlte die innigſte Theilnahme. Er beneidete Smith um dieſe Liebe. In der erſten Zeit überließ er ſie ganz ihrem tiefen Schmerz; aber nach und nach geſellte er ſich zu ihr, ergriff ihre Hand und trauerte mit ihr.

Sie ſah ihn dann mild und freundlich an. In ſeinen Zügen fand ſie das geliebte Bild wieder, darum wurde er ihr werth. Es entſtand eine innige Freundſchaft zwiſchen ihnen. Sie erzählte von Smith, und willig lieh ihr Ralph ſein Ohr. Bald war ſie ihm theuer. Seine Achtung, ſein Wohlwollen bahnte der Liebe den Weg, und Ralph geſtand es ſich nach einigen Monaten: er habe nie ein ſchöneres, nie ein edleres weibliches Geſchöpf gekannt. Er verhehlte es ſich nicht, daß ihre Liebe ihn beglücken, ihr Beſitz ihn zum glücklichſten Gatten machen würde.

Der öftere Umgang, die Verſtellung, er ſei Edward's Bruder, die Aehnlichkeit im Aeußern und das edle Herz des Mannes blieben auch bei der Trauernden nicht ohne Einfluß. Ihr Herz neigte ſich allmählich ſanft ihm zu — und ehe auch ſie es ahnete, liebte ſie ihn.

Als aus England das Schiff zurückkehrte, das Smith hinübergeführt, brachte es der Colonie einen wackern Geiſtlichen. Von ihm wurde Poccahontas in der chriſtlichen Religion, die ihr durch Smith's Belehrungen nicht mehr fremd war, unterrichtet. Der Tag ihrer Taufe war der Tag ihrer Verbindung mit Ralph, der in ihrem Beſitze ſich unendlich glücklich fühlte. Auch Poccahontas war glücklich. Sie liebte ihren Gatten innig — aber Smith lebte in ihrem Innern. Sein Andenken verwiſchte keine Zeit, kein Glück. Als ſie nach einem Jahr ihrem Gatten einen Knaben ſchenkte, nannte ſie ihn Edward, denn er trug jene Züge, die ihr den Gatten ſo theuer gemacht.

Smith war glücklich in England angekommen. Geehrt von ſeinen Mitbürgern, geſchätzt und reich belohnt von ſeinem Könige, geliebt von einer edlen Gattin, umſpielt von blühenden Kindern, lebte er beneidenswerthe Tage. Sein Glück war nur getrübt durch die Erinnerung an Poccahonta's Schmerz. Als aber die Kunde kam, daß ſie Ralph's Gattin ſei und ſich glücklich fühle, da wich die letzte Wolke von dem Himmel ſeines Gemüths, und er pries die Gnade des Herrn, die Alles wohl gemacht.

Jahre kamen und flohen wieder. Jamestown wuchs heran zur blühenden Stadt. Bald ſah man kein Blockhaus mehr. Schöne Gebäude, nach europäiſcher Weiſe, bildeten breite Straßen, in denen ein fleißiges, glückliches Volk ſich bewegte. Neue Colonieen entſtanden hinauf und hinab am Stromesufer und im Innern. Die Urwälder fielen unter der Axt des Pflanzers, und eine andere Phyſiognomie nahm das Land an. Die Wilden vom Oneida-Stamme verſchmelzen mit den Anſiedlern, und Ralph erlebte die Freude, dieſen Wohlſtand unter ſeiner weiſen und milden Leitung blühen zu ſehen, und gleiche Liebe zu ernten, wie die, um welche er einſt Smith beneidet hatte. Und in eben dem Maaße wuchs, wie das der Colonie, ſein häusliches Glück. Poccahontas wurde die Mutter blühender Kinder. Nach Jahren traf ſie der ſchmerzliche Schlag, daß der alte Vater zu Grabe ging. Er wurde neben dem Grabeshügel Smith's eingeſenkt. Durch dieſes Ereigniß wurde der alte Schmerz wieder neu; denn — ſo treu bewahrte man das Geheimniß — noch immer glaubte ſie, Smith ruhe unter dem Hügel, den ihre Hand in ein Blumenbeet umgeſchaffen, das noch oft ihre Thränen benetzten.

Ralph glaubte, die düſtere Stimmung ihres Gemüthes nicht beſſer zu lichten, als daß er das geliebte Weib in den Schooß ſeiner Familie nach England führe. Ihr Wunſch begegnete dem ſeinigen, und ſo ſchifften ſie ſich mit dem kommenden Frühling nach England ein. Ralph ahnete nicht, daß dieſe Reiſe das Grab ſeines Glückes, ſeiner Heiterkeit werden ſollte.

Mit dem Glanze, der ihm als Gouverneur der Anſiedelungen in Virginien, wozu ihn die Gunſt des Königs erhoben, zukam, trat er in England auf. Wo ſich Poccahontas zeigte, da wurde dem ſchönen Weibe, ſo verſchieden ſie auch von den engliſchen Schönheiten war, Bewunderung gezollt. Ralph war unendlich glücklich. Alle Sehenswürdigkeiten Londons zeigte er ihr; in alle Zirkel, zu denen ſein Rang ihn erhob, führte er ſie; aber Poccahontas ſehnte ſich wieder nach der Stille ihres Hauſes, dieſes prunkvolle Leben widerſtand ihrem einfachen Sinn.

Es war ein heiterer Junitag, als Ralph mit ihr nach Hyde-Park fuhr, wo die ſchöne Welt Londons ſich verſammelte. Langſam fuhr Ralph's reicher Wagen in der Reihe. Da fuhr ein Wagen an ihnen vorüber zurück nach der Stadt. Plötzlich ſtieß Poccahontas einen entſetzlichen Schrei aus, und faßte krampfhaft ihres Gatten Arm. „Smith! Smith!“ rief ſie, und alle die Liebe, die ihr Herz gehegt, und all der Schmerz ſchrecklicher Täuſchung lag in dieſem Tone.

Smith war es mit ſeiner Gattin. Auch er ſah, auch er erkannte ſie.

Ohnmächtig brachte ſie der verzweifelnde Gatte heim.

„O, ich bin ſchrecklich getäuſcht, betrogen worden!“ rief ſie ſchmerzlich aus, als ſie erwachte.

Ralph enthüllte das Geheimniß jetzt, aber es war zu ſpät. Eine tiefe Melancholie ergriff ſie. Sie flehte den Gatten um ſchleunige Rückkehr. Noch an demſelben Abend verließ ſie in der Eile London, und nach drei Tagen ſtach ihr Schiff in die See; aber noch ferne lag Amerika's Küſte — da brach das treue Herz.

Ralph führte den Leichnam nach Jamestown, und wenige Jahre ſpäter betrauerten ſeine Kinder wie die Colonie auch ſeinen Verluſt.

An Smith's Herzen nagte ein Wurm ſeitdem. Er ſtarb frühe, und ließ eine troſtloſe Gattin zurück.

* * *

Eine wahre Geſchichte nannte der Verfaſſer die voranſtehende Erzählung. Sie iſt es wirklich. Herzog Bernhard von Weimar iſt ſein Gewährsmann; ihm hat er ſie nacherzählt. *) Noch blüht Ralph's und Poccahontas' Stamm in zwei edlen Familien Virginiens, in denen zwei Glieder — ein Jüngling Powhattan, eine blühende Jungfrau Poccahontas heißt.

Einige der Basreliefs, welche das Capitol von Washington ſchmücken, ſtellen Scenen aus Poccahontas Leben dar; namentlich die, wo ſie ihr Haupt für Smith auf den Block legt. So ehrt man dort die edleren Gefühle des Menſchenherzens!

---

*) Sie findet ſich in ſeiner Reiſe nach Nordamerika.

Der Hageſtolz.

Eine Doppelhiſtorie.

Von den ſieben Hauptkalamitäten, die einen Reiſenden über die Maaßen toll, ja bisweilen complet raſend machen können, zumal wenn er ungeduldiger Gemüthsart iſt, wie ich, trafen mich in D . . ., einem — ſchen Landſtädtchen, drei; nämlich: Mein Wagen zerbrach — der Poſthalter war das dümmſte Beeſt, was je in einer ſchwarzen Stutzperücke ſteckte, und die Gegend hatte auch für mich durchaus nichts, was mich hätte anziehen können. Der Gegenſtand meiner Reiſe war zudem der Art, daß ich nur mit dem heftigſten Widerwillen mich dazu entſchloſſen. Das Höfchen, in deſſen Reſidenzchen ich lebte, in deſſen Dienſten ich ſtand, hatte einen Knäul alter Händel zu entwirren. Mich Unglücklichen erkor des Fürſten rechte Hand zu ſeiner Rechten, und nun mußte ich, wohl- oder übelwollend, darangehen, dieſen Augiasſtall zu miſten. Die hundert Meilen der Reiſe hätten mich keineswegs geärgert, denn reiſen gehörte zu meinen Liebhabereien von den Zeiten her, wo ich in Jena mein Bier trank — aber am Ziele der Reiſe eine ſolche Herkulesarbeit zu wiſſen, bei der ich zu ſcharwenzeln angewieſen war, laut meiner, von der Excellenz empfangenen Inſtruction — das war eben die harte Nuß und die ſaure und bittere Arznei, die mir die Luſt zu Allem, was mich ſonſt erheitern konnte, benahm. Jene oben berührten Kalamitäten machten mich jetzt total falſch. Ich ſchnauzte meinen neugierigen, ekelhaften Wirth einige Male gehörigſt ab, ſtopfte mir eine Pfeife, ſetzte mich in die Ecke des Zimmers und blies dicke Rauchwolken in die Stube. Leſen konnte ich nicht des Tumultes wegen, den die liebe Jugend, des Wirthes hoffnungsvolle Nachkommenſchaft, auf höchſt naive Weiſe zu machen beliebte. Im höchſten Unwillen warf ich endlich meine Pfeife weg, und rannte ins Freie. — Aber wohin willſt du denn? fragte ich mich, und gab mir über kurz die Antwort: Narr du, der du fragſt wohin? Iſt denn nicht des Herrgottes beſte Welt überall, wohin ich laufe? Und iſt es denn nicht überall beſſer, als dort in der brillanten Kneipe, wo keine vernünftige Seele lebt? — Ich trabte zum Thore hinaus. Vor mir öffnete ſich eine weite Ebene, von Fruchtfeldern bedeckt, gleichförmig, ohne die kleinſte Abwechſelung. Kein Baum, kein Strauch, kein Bach. Rechts hin meinen Kopf wendend, gewahrte ich aber bald eine kleine Anhöhe mit Bäumen bedeckt. Die Sonne ſtand faſt im Zenith. Glühend, ja beinahe ſengend, trafen ihre Strahlen, meiner ziemlichen Corpulenz höchſt unlieb, da der Schweiß rann. Stärker trabte ich nun dem ſchattigen Orte zu und ließ mich wehklagend im kühlen Schatten nieder.

Meine Blicke ſchweiften über das Städtchen hin und weilten auf einem ſtattlichen Gebäude, das, von ungemein großen und ſchönen Gärten umzogen, in einer kleinen Entfernung vor mir lag.

Noch weilten meine Blicke darauf — da raſchelte es über mir im Baum, es krachte ein Aſt, und ließ ſich alsbald ein Schrei des Schreckens vernehmen. Meinen raſchen Blicken begegnete ein Knabe von etwa neun Jahren, der eben an einem Aſte hing. Der unter ihm, der ihm zum Standpunkte gedient hatte, war gebrochen. Die Gefahr war augenſcheinlich und groß.

„Halte dich feſt!“ rief ich dem Knaben zu, und kletterte, ſo gut es gehen mochte, den Baum hinauf. Oben angelangt, faßte ich feſten Fuß, nahm meinen kleinen Schützling beim Schopf, ſchwang ihn untern Arm und rutſchte am Stamme hinab. Daß meine halbe Hoſe hängen blieb, nahm ich nicht wahr.

„Teufelsjunge!“ rief ich, nachdem ich den allerliebſten Jungen in Sicherheit hatte, „was wollteſt du denn da oben treiben?“

Er ſah mich verſtört, aber doch lächelnd an und ſagte: „Ein Staarmatz hat ſein Neſt da oben. Es ſind Jungen darin, die wollte ich ausnehmen!“

Der Junge war gut gekleidet. Seine Art, ſich zu nehmen und zu reden, zeigte, daß er gebildeter Eltern Kind war. Seine kindliche Naivetät war unbeſchreiblich lieb.

„Ach,“ rief er aus, „du haſt deine Hoſen zerriſſen; was wird dein Vater ſagen?“

Ich lachte. Seine Gefahr war vergeſſen.

„Was würde aber dein Vater ſagen, wenn er wüßte, du ſeieſt in Gefahr geweſen, den Hals zu brechen?“

„War ich denn das?“ fragte er, und maß mit dem Blicke die Höhe.

„Freilich,“ antwortete ich. „Sieh, wenn du da herabgeſtürzt wäreſt, du hätteſt dich todtgefallen. Dein Vater, deine liebe Mutter würden ſich zu Tode geweint haben!“

Er ſah mich groß an. Sein Geſicht wurde ernſt. Sein Auge, ein ſprechend blaues Auge, füllte ſich mit Thränen. —

„Ich darf wohl nicht mehr hinaufſteigen? Nicht wahr?“ — fragte er.

„Wenn du gerne deine lieben Eltern kränken wollteſt!“

„Ach, nein!“ ſagte er ſehr weich. — „Aber — die Staarmatze — “

Ich ſetzte mich und zog ihn zu mir, denn der Knabe hatte mein ganzes Herz gewonnen.

„Wie heißt du denn?“ fragte ich.

„Adolph!“

„Nun, Adolph, denk' einmal, wenn nun ein böſer Menſch käme und raubte dich deiner guten Mutter, deinem guten Vater, nähme dich mit ſich hinweg, und ſie wüßten nicht, wo du ſeieſt, ob es dir gut oder übel ginge, ob du lebteſt oder geſtorben ſeieſt — was würden ſie thun, wie würde ihnen ſein?“ —

Er ſah mich ernſt an und ſagte: „Das wird kein Menſch!“

„Und wenn er es aber dennoch thäte, wie?“

„Ich glaube, ſie würden ſterben vor Leid!“ ſagte er faſt [redacted].

„Sieh nun, Adolph, und du, du wollteſt doch dem armen Thierchen da oben, dem Staarmatz, ſeine Kinder holen, wollteſt ſie mit dir nehmen. Ihre Eltern haben ſie ja auch ſo lieb, wie die deinen dich. Würden ſie ſich nicht auch zu Tode gehärmt haben? —

Sieh, wie ſie ſchreiend vor Angſt um den Baum ſchwirren und kreiſen, weil ſie dich ſahen, wie du unbarmherzig und unmenſchlich ihre Kinder rauben wollteſt. War das recht, war das ſchön von dir?"

Er reichte mir ſeine Hand. Ein Paar helle, große Thränen rieſelten über die blühende Wange herab. „Nein," ſagte er, „ich will es nie mehr thun!" Er wandte ſich nun an die, um uns noch immer herumkreiſenden Vögel. „Seid nur ruhig, ihr Vögelchen," ſagte er. „Eure Jungen hätten's gut gehabt, ich hätte ſie mit Semmel und Fleiſch gefüttert; aber nun — weil ihr ſo klagt, will ich ſie euch daraus nicht nehmen. Biſt du mit mir zufrieden?" fragte er mich.

Ich drückte das herzliche Kind an meine Bruſt, und küßte es mit dem innigen Wunſche, daß des Schickſals und der Liebe Sonnenblicke dieſe herrliche Knospe möchten zur herrlichern Blüthe werden laſſen, und nie der Wurm des Böſen an ihr nage.

„Willſt du nicht mit mir gehen!" bat er mich jetzt. „Mütterchen macht dir deine Hoſen wieder!"

Ich aber mochte nicht zudringlich ſein, obgleich ich von dem Kind auf vortreffliche Eltern ſchloß.

Er verſprach mir noch, nie mehr ein Neſt auszunehmen, und hüpfte dann fröhlich den Pfad entlang. Bald aber blieb er ſtehen — beſann ſich und kam wieder. „Wie heißt du denn?" fragte er, „Vater wird mich doch fragen, wie der gute Mann geheißen."

„Wie du, Adolph!" ſagte ich, küßte ihn noch einmal, und bald verſchwand er hinter dem Städtchen.

Ich ſaß noch eine Weile in ſüßen Rückerinnerungen meiner Kindheit, in wehmüthigem Andenken an meine vortreffliche Mutter, die nun auch ſchon lange unter dem Raſen ſchlummerte. O, ſie hatte ja auch, wenn des wilden Knaben Luſt an den kleinen gefiederten Geſchöpfen mich zum Ausnehmen eines Neſtes treiben wollte, mein Gefühl angeregt; hatte mit der vollen, faſt zauberhaften Ueberredungskunſt der Mutterliebe der Vögel Weh und Leid geſchildert, und mich nicht ſelten bis zu Thränen gerührt, zu dem Entſchluß und Schwure gebracht, nie ein Neſtchen auszunehmen. O, mit der innigſten Liebe dachte ich ihrer, mit der innigſten Wehmuth, daß ſie nicht mehr war, daß ich ihre Liebe nicht mehr vergelten konnte!

Ich mußte lange mit meiner Seele in den Paradieſes-Auen jener Unſchuld- und Liebe-Welt geweilt haben — wie lange, das wußte ich nicht. Die Bäume aber warfen ſchon lange Schatten, die Heerden kehrten heim, die Leute verließen die Felder. Ich knüpfte meinen Reiſeoberrock feſt zuſammen, daß das ziemlich große Fenſterlein, durch welches meine Unterhoſen ſo recht naſeweis in die Welt hinauslugten, unbemerkbar wurde, und ſchleuderte auf einem Umwege dem Poſthauſe zu.

Zu meinem nicht kleinen Erſtaunen ſtand der Reiſewagen fix und fertig vor der Thüre. Wer war froher als ich? Die Erlöſung war ja nahe!

Gekrümmten Rückens kam mir der Poſthalter entgegen. Er grinzte freundlich unter der ſchwarzen Perücke hervor und ſagte: „Haben lange auf ſich warten laſſen!“

„Wen?“ fuhr ich ihn an.

„Nun, den Herrn Juſtizamtmann.“

„Hol' ihn der — was habe ich hier mit Eurer Juſtiz zu verkehren?“

„Thut nichts,“ fuhr der Menſch fort; „der Herr Juſtizamtmann warten bereits eine gute Stunde.“

„Hat er Gensd'armen bei ſich?“ fragte ich lachend; denn ich meinte, die feinnaſige Juſtiz oder Polizei wittere vielleicht in meiner Perſon ein eminentes demagogiſches Genie. Ich freute mich auf das Quid pro quo. Was mußte der Herr Juſtizamtmann für eine Naſe machen, wenn er ſtatt eines Kapitalreformers einen philiſtröſen Rath von etwa dreißig Jahren traf? — Mir das ausmalend, trat ich in die Zimmerthüre.

Aber — mein ſpöttiſch lächelnder Mund öffnete ſich weit und verweilte in dieſer liberalen Stellung eine lange Weile — denn vor mir ſtand — — — — doch ich muß ein wenig zurückgehen in meine Jugendjahre und bleibe verweilen in der beſchriebenen Stellung in der Thüre des Poſthauſes zu O... ſtehen. —

Meine gute Mutter war frühe, zu frühe für die glückliche Ehe, die ſie mit meinem Vater geführt, Wittwe geworden. Sie hatte keine verwandte Seele mehr — außer der geiſtigen Verwandtſchaft mit allen Edeln und Guten — auf der weiten Erde. Ich war ihre einzige Hoffnung, damals dreizehn Jahre alt. Der Fürſt, gerührt von dem Unglücke der Vermögensloſen, gab ihr eine Penſion, die ſie wenigſtens vor Mangel ſchützte, und auch die Mittel bot, mich auf dem Gymnaſio zu erhalten, das ich in A...... ſchon mehrere Jahre beſuchte. Sie verließ die Reſidenz und zog zu mir nach A...... Wir wohnten dort in einem Hauſe, das hinten hinaus einen ſchönen Garten hatte, an den ſich mehrere Nachbarsgärten reiheten. Dieſer Garten war der Ort, wo in der milden Jahreszeit meine Mutter den ganzen Tag zubrachte, wo ſie arbeitete, weinte, wo wir aßen und ich in der Laube meine Aufgaben fertigte. Wir lebten ſo uns ſelbſt, glücklich vielleicht, wenn nicht der Schmerz um den Gatten meine Mutter troſtlos gemacht hätte und kalt gegen jede Lebensfreude. Nie werde ich vergeſſen dieſe Tage, wo ihre Liebe ſo ungetheilt an mir hing. Ein Jahr darauf zog in das Haus neben an uns ein ſeltſamer Kauz. In A...... nannte man ihn nur den Hochgrauen, weil ſein Kleid von dieſer Farbe war. Es war ein Fremder, ein Mann von vierzig Jahren, der bloß, um ſeinen Neffen auf das Gymnaſium zu bringen, hierher gezogen war. Sein Aeußeres wäre ſehr einnehmend geweſen, hätte nicht die finſtere Miene, die gefurchte Stirne, das menſchenſcheue oder menſchenfeindliche Weſen Jeden von ihm abgeſchreckt. Er pflog mit Niemanden Umgang. In ſeinem Garten war er immer beſchäftigt, ſeine Aurikeln zu pflegen, die er, unbeſchreiblich ſchön, beſaß. Sein Neffe, meines Alters — ein Junge, der viel von der Art ſeines Oheims an ſich trug und in ſich aufgenommen hatte, wurde bald mit mir bekannt, und es traf ſich in uns eine Seelenharmonie, wie ſie ſelten gefunden wird. Obwohl der Alte ſehr reich war, lebten Beide und kleideten ſich ſo einfach, wie mich die Noth lehrte. Auch das brachte uns näher. Der Alte ſah es ſehr ungerne, wenn Albert, ſo hieß ſein Neffe, Gemeinſchaft mit Knaben ſeines Alters hatte. Das that aber nichts. Die Freundſchaft hatte uns verbunden, und dies Hinderniß gab ihr einen geheimnißvollen Charakter, der um ſo mehr reizte. Zu mir kam Albert ſelten ins Haus. Draußen aber fanden wir uns in der herrlichen Gegend, und unſere Herzen wuchſen zuſammen wie zwei Schoſſe einer Wurzel. Der Alte mußte es zuletzt doch erfahren haben. Er ſah mich freundlicher an, wenn ich über die Mauer, die unſere Gärten ſchied, ſeine Aurikeln bewunderte. Durch mich wurde er aufmerkſam auf meine Mutter. Der ſtille, tiefe Schmerz, der ihr ſo leſerlich auf dem Geſichte ſtand, zog den Griesgram an. Es traf ſich wohl, daß er mit mir ſprach, mit meiner Mutter wohl auch einmal ein Wort außer dem nachbarlichen Gruße. Der Kinder Freundſchaft brachte die Eltern ſich näher. Noch ein Jahr entſchlief im Mutterſchooße der Zeit, und wir waren befreundet. Harpel, ſo nannte ſich der alte Iſegrimm, war nun ein ſehr wohlwollender Mann — aber nur gegen meine Mutter und mich. Allen Anderen kehrte er die Nordſeite ſeines Weſens zu, die rauh und unfreundlich war wie die der Waldbäume. Eine recht lautere Freundſchaft umſchloß uns Alle. Glücklicher war Niemand als Albert und ich.

Harpel hatte viele Bildung, große Beleſenheit, feinen Geſchmack. Seine Unterhaltung war geiſtvoll. Es diente zu meiner Mutter Zerſtreuung, mit ihm ſich zu unterhalten. Drei Jahre noch dauerte dieſes ſchöne, ſeltene Verhältniß. Wir waren reif zur Univerſität, Albert und ich. Die Trennung war nahe, ſehr nahe. Wir ahneten's nicht.

Ich kehrte eines Tages heim von einem Spaziergang und fand meine Mutter, vor dem Bilde meines Vaters knieend, in heftigem Weinen. Ich trat ſanft tröſtend zu ihr und umſchloß ſie mit meinen Armen, ſie zu ihrem Sitze zurückführend.

„Wir reiſen erſter Tage nach Jena ab,“ ſagte ſie, nachdem ſich ihre Thränen gemildert hatten. „Albert geht nach Heidelberg.“

„Heidelberg?“ ſtammelte ich.

„Ja, Adolph!“

„Und warum nicht auch wir, theure Mutter? — Was hindert uns? Warum ſollte das ſchöne Band, was uns vereint, getrennt werden?"

„Es muß ſein, Adolph!"

„Muß? Theure Mutter, ich begreife Sie nicht!" —

Da fiel ſie mir um den Hals und klagte weinend: „Harpel habe ihr ſeine Hand geboten und ſie habe ſie ausgeſchlagen, da ſie nie mehr die Gattin eines Andern werden könne; Harpel würde des andern Tages wahrſcheinlich abreiſen."

„Ich habe einen der edelſten Menſchen von mir geſcheucht!" ſeufzte ſie, „einen Freund für dich."

Das traf mich ſeltſam und zugleich ſchwer. Ich eilte zu Albert. Er wußte es.

„Aber warum will dein Oheim fort? — Albert!" — fragte ich.

„Laß ihn!" ſagte er. „Er iſt ein ſehr edler Menſch, der aber ſeltene Grillen hat."

„Die Wege ſeines Schickſals ſind keine Roſenpfade geweſen, Adolph, glaube mir's. Er fühlt es, daß das bisherige ſchöne Verhältniß zwiſchen deiner Mutter und ihm nicht mehr ſo fort beſtehen kann wie es bisher war. Er achtet ſie ſehr hoch. Ueber die Tage jugendlicher Liebe iſt der Mann hinaus. Noch innigere Achtung für deine Mutter nimmt er mit ſich hinweg — denn in ihrer Seele lebt dein Vater — in ſeiner eine alte Liebe — eine unglückliche." —

„Wir müſſen ihm ein Opfer bringen! Wir ſehen uns ja wieder."

Wir ſchieden. Er ging nach Heidelberg — wir nach Jena. Harpel aber nahm Abſchied von meiner Mutter in ſeiner alten Art. Verſtellung kannte er nicht. Das Scheiden war mir unausſprechlich ſchwer geworden. Ich lebte in Jena als Einſiedler ein halbes Jahr. Da klopfte es eines Sonntagsmorgens an unſrer Thüre; und — Harpel trat herein mit Albert.

„Wir ſuchen die alten Freunde wieder!" rief er freudig aus. „Nun, liebe Freundin — dort in Heidelberg hat der liebe Gott ein Paradies geſchaffen; aber ich war wieder allein, und der Junge da auch. Wir kommen wieder, um hier zu bleiben und Freunde zu finden!“ —

„Amen;“ ſagte mit einem recht fröhlichen Geſichte die Mutter. — Das Mißverhältniß war vergeſſen, aber die alte Freundſchaft nicht.

Im glücklichſten Vereine lebten wir, bis das ominöſe Triennium an ſeiner Grenzmarke ſtand, die Testimonia der Sitten, des Fleißes et caetera in ſicheren Händen lagen: da fiel zum zweiten Male die Trennung ſchwer aufs Herz. Es mußte ſein. Harpel reiſte mit Albert in die weite Welt hinein — ich ins kleine Miethſtübchen in die Reſidenz, alldorten im Schweiße meines Angeſichtes mein Corpus juris zu tractiren und mich ſo zum Examen vorzubereiten, das mir gerade vorkam wie die Teufelsbrücke, die Albert jetzt über Kurz oder Lang ſelbſt in natura zu paſſiren das Glück haben ſollte.

Der Tag der Trennung war ein ſehr wehmüthiger und ſchwerer Tag. Es lag ein dumpfes, düſteres Schweigen über uns, und eine Beklommenheit auf unſeren Herzen, die faſt unerträglich war. Es war, als gälte es einen Abſchied am Grabesrande! Und theilweiſe war es wirklich an dem. Es war jetzt das erſte Mal, daß ich Harpel'n weinen ſah.

„Ich hoffe Sie wiederzuſehen,“ ſagte er, die Hand meiner Mutter drückend. „Iſt's hier unten nicht mehr, ſo iſt es oben im Vaterlande!“ Mich drückte er ans Herz und ſegnete mich wie ein ſterbender Vater. Albert wollte mich nicht laſſen. Faſt mit Gewalt riß ihn Harpel los und rief, ſelbſt mit wankender Stimme: „Albert, ſei ein Mann!“

Wir ſchieden ſchweren Herzens.

Das Schickſal riß mich hin und her, bis ich endlich ein Stücklein eignes Brod aß. Meine gute Mutter erlebte dieſe Freude noch — aber nicht lange. Die Leiden des Alters, Frucht eines Lebens voll ſchwerer Prüfungen, betteten ihr endlich das letzte Ruheplätzchen. Ich ſtand allein. Oft hatte ſie gewünſcht, Enkel auf ihrem Schooße zu wiegen — der Wunſch blieb unerfüllt, weil ich kein weiblich Weſen bisher gefunden, das mich hätte beglücken können. In meinem Aemtchen wirkte ich ſtill und ſorglich. Von Albert kam ſelten Kunde. Die letzte vor dem Ausbruche des Freiheitkampfes war aus Neapel, wo er mit dem Gedanken umging, an der Hand ſeines wackern Oheims Sicilien, dann Griechenland zu durchwandern.

Da kam die ſchwere Zeit des Gerichts über den Gewaltigen, den die Welt läſterte und jetzt erſt ehren lernt. Deutſchlands Binde fiel, ſeine Feſſeln brachen, ſeine Jugend griff zum Schwerdte, ſeine Siegesfahnen wehten. Konnte ich im warmen Neſte bleiben und die Feder führen, während Tauſende den Flammberg ſchwangen? —

Nein, es war unmöglich. Ich zog mit den Schaaren ins Feld. Das Kriegsleben gefiel mir. Eine Weile ſchwankte meine Wahl zwiſchen Schwerdt und Kiel. Das Erſtere behielt den Sieg. In den letzten Gefechten vor Paris war ich ſo glücklich, den Prinzen eines fürſtlichen Hauſes aus den Händen der Feinde zu retten. Paris fiel — der Friede kam — ſeine Palme blühte wieder in Deutſchlands Gauen. Wir kehrten heim.

Die alte Fabel von Fürſtendankbarkeit blieb keine Fabel bei mir. Jahre wohl zog ich am Joche des Aktenwagens auf der holprichten Bahn des Geſchäftslebens. Ich hatte den Prinzen vergeſſen. Da las ich in öffentlichen Blättern, daß er die Herrſchaft ſeines Ländchens angetreten — und bald kam ein Brief mit ungeheuerm Siegel, der mich in die Ferne zu ihm berief, und mich höher ſtellte, als ich je in den ehrgeizigen Jugendtagen geträumt.

Senächſt fünf Jahre waren hingegangen, und von Albert war keine Kunde mehr zu mir gelangt. Ich hielt und betrauerte ihn für todt. Er lebte ſtets in meiner Seele. Ich fand Freunde wohl, dem Namen nach, im Leben oft, aber den Jugendfreund erſetzte mir Keiner. Die Verbindungen wurden weder ſo innig, noch ſo dauerhaft, noch ſo edel wie jene geweſen, zumal auf meiner ſpätern Stelle, wo ſo oft, wo ſo Viele meiner bedurften. Da ſchloß der kahle berechnende Verſtand die Menſchen an mich —

aber das warme Herz nicht. — Zu meinem Glücke fehlte mir Albert. Ich hatte alle Anlage zu einem alten Junggeſellen, wie man ſich ſprachwidrig ausdrückt. Die Weiber, die ich jetzt ſah, benahmen mir die Luſt, ein ähnliches Schickſal mir zu bereiten. Zwar war ich eben kein Aeſop der Figur nach, wiewohl auch kein Adon — item ich konnte wohl als ein ſtattlicher Heirathscandidat gelten, und es ſchien mitunter, wenn ich recht in den Augen las, als hätten die Mädchen nichts gegen ſolches Eigenlob einzuwenden. Sie gefielen mir aber nicht, und ſo blieb ich — Junggeſelle, bis zum dritten Male die Null in meinem Alter prunkte.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß Eingangs erwähntes Geſchäftchen mich aus der fürſtlichen Kammer in den Wagen trieb, und ich nach O.... in das Poſthaus kam — wo geſchah, was erzählt worden bis dahin, wo ich in der Thür offenen Mauls und ſtarr vor freudigem Erſtaunen ſtand — denn vor mir — ſtand — Albert, mein Albert im hechtgrauen Kleide wie ſein Oheim Harpel, blühenden Anſehens, heitern Blickes — mit einem honetten Schmeerbäuchlein, und an ſeiner Hand der Teufelsjunge, der mir zur zerriſſenen Hoſe half.

Wie geſagt; wir Beide ſtanden ſprachlos vor einander, ein Jeder hatte das Wort auf der Zunge: „Steh'n die Todten auf!?“ allein Keiner konnte es verlautbaren.

Der Kleine aber niſtelte ſich an mich, ſchlug meinen Reiſerock auseinander und rief: „Siehſt du, Vater, ſo hat er die Hoſen zerriſſen!“

Dieſes Wort riß den Starrkrampf von der Zunge.

„Adolph! Albert!“ Wir lagen uns am Herzen, und das Maulaufſperren war nun an den Herrn Poſthalter reſpective übergegangen. —

„Du lebſt noch?“ fragten wir uns Beide und ſchloſſen uns aufs Neue in die Arme, gleich als wollten wir's fühlen mit dem Taſtſinn und ſo die theure Wahrheit zu Kopf und Herzen führen.

Wie es in ſolchen Silberblicken des Lebens iſt, ſo war es hier. Unſere Rede war evangeliſch: „Ja, ja, und nein, nein.“

Drüber, ob's gleich nicht vom Uebel geweſen, brachten wir nichts heraus.

„Soll ich anſpannen laſſen?“ fragte pfiffig lächelnd der Poſthalter.

„Ja!“ rief Albert, „und aufpacken dazu Alles, was der Herr hat; und in mein Haus fahren! Hören Sie wohl?!“ —

„Zu Befehl!“ brummte der und ging.

Wir aber faßten uns unter dem Arm und gingen, und kamen zu dem Prachtgebäude, das in eliſiſchen Gärten lag, und der Kleine hüpfte jubelnd vor uns her.

An der hohen Treppe des Hauſes kam uns ein junges Weib entgegen mit einem Säugling auf dem Arme, ſchön, wie eine von Raphael's Madonnen.

„Mutter!“ rief der kleine Adolph, „wie haben ſich die ſo lieb!“ Er deutete auf uns.

Eine Thräne glänzte in des Weibes ſchönem Auge.

Sie trat auf mich zu und reichte mir die ſchöne Hand.

„Sie ſind der Retter meines Kindes! Gott ſegne Sie!“ ſagte ſie — „mein Dank iſt unausſprechlich!“

„Mutter!“ rief der Bube, „ſieh hier das Wahrzeichen!“ Und wieder gab er meine ruinirte Hoſe den Blicken preis.

„Er iſt mehr noch, Amalia,“ ſagte in ſchöner Begeiſterung Albert; „er iſt mein Adolph, den ich als todt beweinte. Er iſt's, Amalia, zweifle nur nicht! Lege ihm den Jungen auf den Arm, daß er ihn ſegne! Fall ihm um den Hals, Weib! Was zögerſt du? Es iſt ja mein Adolph!“

Ich mußte weinen, wahrhaftig, weinen wie ein Kind.

Das ſchöne Weib legte das Kind auf meine Arme, das ich in tiefer Rührung ans Herz drückte; dann flog ſie ſelbſt in meine Arme.

„Gib ihm einen Kuß, Amalia!“ rief Albert aufs Neue. „Es iſt mein Alter ego!“

Und meine Lippen berührten zitternd den ſüßen Mund.

„Willkommen!“ ſagte ſie dann ſo herzlich, ſo innig, wie ich das Wort nie gehört.

Ich war wie berauſcht. Albert drehte ſich auf dem Abſatz und rief einmal über das andere Mal: „Juchheiſa!“

So kamen wir in das Haus, wo Geſchmack herrſchte ohne Pracht und Prunk.

Jetzt erſt, als wir ſaßen auf den Polſtern des Kanapee's, ging das Fragen an, das keine Antwort abwarten kann.

Amalia führte mir den Geretteten vor.

„Wunderbare Fügung!“ ſagte ſie mit dem Engelslaute der Stimme, „Sie haben Ihren Pathen gerettet.“

„Ja, ja, Adolph,“ rief wieder Albert, „es iſt wirklich dein Pathe.“

„Aber höre, Amalia, daß du mir nicht wieder Sie zu dem alten Knaben ſagſt! Das iſt dein Bruder jetzt. Du, nicht wahr?“

Da reichte ſie mir noch einmal Hand und Mund, und du und du hieß es jetzt, und eine Freude zog in meine Bruſt, wie ich ſie nie empfunden, die mich faſt übermannt hätte.

Noch heute, wo ich an jene Tage zurückdenke, rufe ich aus voller Seele aus: „Menſch, nenne das Erdenleben nicht arm! Mag Trübſinn deinen Blick umnebeln, du kannſt es dennoch nicht arm nennen! Leid, Weh, Schmerz, Elend, ſie ſind die Schatten, die die Lichteffecte in dem Lebensbilde deſto lebendiger erheben, und eben erſt die Harmonie hervorbringen. Solche Tage, wie ich ſie damals gelebt, ſie überwiegen Jahre voll Weh und entſchädigen dafür.“

„Wo iſt dein Oheim, Albert?“ fragte ich, als der duftende Thee ſeine chineſiſchen Wohlgerüche zu meiner Naſe führte, und der Knaſterdampf mit einer nie gefühlten Wonne mir über die Lippen glitt.

„Der Herr hat ihn zu den Edelſten aller Zeiten verſammelt!“ ſagte er weich, „vor einem Jahre ſtarb er.“

„Und deine Mutter?“ fragte er mich.

„Auch ſie ſchläft!“

„Frieden ihrer Aſche!“ ſprachen wir Dreie, und unſere Thränen brachten ein Todtenopfer.

Wir ſaßen jetzt allein. Die Kinder waren von der lieblichen Mutter zur Ruhe gebracht worden.

„Erzähle, beichte!" gebot mir Albert. „Ich habe dich gefunden, du mußt zuerſt erzählen."

Ich that's. Vor ihren Blick führte ich die Kreuz- und Querwege meines Lebens, die Blüthentage der Freude und die dornenvollen des Leidens, die mühe- und gefahrvollen des Kriegs, und die einförmigen des papierenen Geſchäftslebens.

„Und nun biſt du?" — fragte Albert.

„Reſpect, Herr Juſtitiarius zu O....! Hochfürſtlich —'ſcher Geheimer Kammerrath!"

Er machte einen Kratzfuß, nahm ſein Weib in den Arm und fragte: „Und die Frau Kämmerräthin? Nicht wahr, ein Engel, wie meine Amalia? und Taugenichtſe ein halbes Dutzend?"

Ich ſeufzte tief auf. „Nein, Albert," ſagte ich, „ſo glücklich bin ich nicht. Noch ſtehe ich allein im Leben; ſtehe und falle mir ſelbſt; habe Niemanden, der meine Laſt tragen hilft; Niemanden, der mir meine Freuden theilen hilft — kurz, ich bin ein Hageſtolz in optima oder beſſer in pessima Forma."

„Armer Teufel, du," klagte er. „Nein, ſo darf es nicht bleiben! Heirathen mußt du, denn ein Hageſtolz lebt, hol' mich dieſer und der, nur halb. Hätte mein alter Oheim dieſen Engel nicht gehabt (er drückte Amalien an ſein Herz), ich hätte ihn innig bedauert."

Ich wies die Sache von der Hand.

An Albert war nun die Reihe. Er erzählte, daß er mit Harpel Griechenland beſucht, dann, zurückgekehrt nach Neapel, von dort England und Frankreich durchreiſet, endlich heimgekehrt ins Vaterland, eine Stelle in L...., einer bedeutenden Stadt, angenommen habe. Harpel hatte bei ihm gelebt.

Endlich wurde er nach O.... als Juſtizamtmann verſetzt, wo Harpel dies Gut gekauft, ihn zum Erben eingeſetzt habe, dann, nachdem er noch wenige Jahre gelebt, im zufriedenſten Alter geſtorben ſei. Ueber die Geſchichte ſeiner Heirath ging er ſchnell hinweg.

Ich fragte danach.

„Laß das, Alterchen,“ ſprach er; „Amalie darf nicht dabei ſein.“

„Warum denn nicht?“ fragte ſie lächelnd. „Glaube mir, Albert, ich gehe gern geiſtig in jene bittere und dann ſo ſchöne Zeit zurück.“

„Nun, Malchen, morgen iſt ja auch noch unſer,“ beruhigte er.

„Aber warum ſchriebſt du mir nicht, Albert?“ ſtrafte ich

„Habe ich nicht? — Amalie, gib Zeugniß, wie ich ſtündlich von ihm ſprach, und oft von dir den Vorwurf hören mußte, Adolph ſei mir mehr, als du? War's nicht ſo?“

Sie erröthete. „Ja,“ ſagte ſie, „du darfſt es glauben, Adolph, ſo war es. Er ſchrieb oft, und erhielt nie Antwort. Er forderte dich in öffentlichen Blättern auf, und Alles blieb ſtille.“

Er lief weg und holte die Blätter. „Glaubſt du, Thomas?“ fragte er mich.

Nur ſo konnte ich es mir erklären, daß gerade in der Zeit des Feldzugs es geſchah, wo ich in Galliens Geſilden lebte.

Noch lange plauderten wir traulich. Da ſchlug es Zwölfe und die Hausfrau trieb uns zu Bette.

Wie war mir jetzt O.... ſo lieb geworden! Wie war ich ſo glücklich. Meinen Albert hatte ich wieder. Blickte ich auf ſein häusliches Glück, dann drängten ſich Seufzer in meiner Bruſt. Konnte ich es nicht auch ſo haben? Hatte ich nicht durch des Fürſten Gnade mein reichliches Auskommen? War ich denn ſchon alt? Ich trat vor den Spiegel und beſah mich, und mußte mir ſelbſt das Zeugniß geben, ich ſei noch eben jung genug zum Heirathen. Dreißig Jahre ſind ja nur zehn mehr als zwanzig! Graue Haare habe ich noch nicht! Meine Zähne waren noch gut! Eine Brille brauchte ich auch noch nicht! Kurz, ich wurde an dieſem Abend, wo ich Zeuge einer Engelsehe geworden, bekehrt von der Hageſtolzerei. „Doch“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „nicht Alles iſt Gold, was glänzt.“ „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.“ Das war der kleine Asmodi, der mir das ins Ohr raunte, der Schalk. Mein Verſtand erhob auch ſeine Stimme im hohen Rath und ſprach: Apropos! Freund Adolph — zum Heirathen gehören Zweie. Wie denn nun, wenn ihn Niemand mag? He? — Der Bengel kam juſt zur Unzeit. Ich kratzte mich hinterm Ohr und legte mich zu Bett, und ſah mich im Traum im Schlafrock, in einer weißen Baumwollmütze, eine alte Anneſibylle um mich herum keifen, einen alten Kater neben mir in behaglicher Ruhe liegen, die Pfeife dampfend, das Podagra zwickend in den Füßen, kurz, den ganzen Haushalt eines Hageſtolzen comme il faut. — Dies Bild mußte mich tief ergriffen haben. Ich erwachte, und im Erwachen hörte ich den letzten Seufzer, der meiner Bruſt entſtieg, und — die Sonne des Frühlings ſah freundlich durch die hellen Fenſter, und der klare Himmel verſprach einen heitern Tag.

Und er wurde es im vollſten und ſchönſten Sinne des Wortes, denn über uns und in uns war's ein heiterer Frühlingstag voll Luſt und Licht, und Duft und Freude.

Da, wo ein klares Baſſin, von grünem, mit Veilchen und Vergißmeinnicht reich durchwirkten Raſen umgeben, von himmelanſtrebenden Pappeln und deh- und wehmüthigen Trauerweiden beſchattet, erquickende Kühle auf eine duftige Geisblattlaube ausgeß, hatte die liebliche Amalie das Frühſtück bereitet. Albert und mein herziger Pathe riefen mich ab, und wir fanden die Gaſtliche in aller emſigen Thätigkeit einer wackern Hausfrau.

Ihre Freundlichkeit würzte das Frühmahl. Es mundete köſtlich.

Nach dem Frühſtücke beſahen wir den ſchön und geſchmackvoll angelegten, in ſeinen abwechſelnden Parthieen überraſchenden Garten. Ich konnte nur bewundern.

Erſt nachdem wir lange umhergewandelt, führten die glücklichen Gatten mich zu einer der reizendſten und ſinnigſten Parthieen des Gartens. Dicht von Jasmin und Roſen umgürtet, aus denen Trauerweiden und Cytiſus ſich erheben, lag ein Gärtchen, wo die herrlichſten Aurikeln, ſorgſam gepflegt, blühten. Eine Moosbank, von einem Laubdache beſchattet, lud zum Anblick in Ruhe ein.

„Das iſt unſer und Harpel's Heiligthum,“ ſagte Amalie.

Albert zog mich auf die Moosbank nieder.

„Hier, Adolph,“ hob er an, „iſt der Ort, wo du erfahren ſollſt, was dir in Harpel's Leben dunkel blieb, wo du hören ſollſt, wie und durch welche Wege mich die Hand des Himmels in das Paradies meines ehelichen Lebens einführte.“

„Höre alſo: Harpel war der Sohn überaus reicher, aber auch ebenſo edler Menſchen, meiner Großeltern mütterlicher Seite. Hier in dieſen herrlichen Umgebungen wuchſen er und meine vollendete Mutter am Buſen der Natur und der Elternliebe, geleitet von einer innigen Religioſität, auf.

Die Eltern Harpel's ſtarben frühe. Meine Mutter kam zu entfernten Verwandten, lernte meinen Vater kennen und verband ſich mit ihm. Harpel beſuchte mehrere Univerſitäten, ohne ſich zu irgend einem Berufſtudio entſchließen zu können, was er bei ſeinem Vermögen auch nicht nöthig hatte.

Einige Zeit weilte er darauf bei meinen Eltern und fing dann an, die Welt zu durchſchweifen nach Oſt, Süd, Weſt und Nord. Und wo der Himmel das Füllhorn ſeines Segens ausgegoſſen, da blieb er, oder wo Wiſſenſchaft und Kunſt ihren Tempel hatten. So lebte er vier volle Jahre ein beneidenswerthes Leben.

Er ſuchte endlich ſein Vaterland wieder. Dresden mit ſeinen Schätzen und herrlichen Umgebungen feſſelte ihn. Er miethete ſich eine Wohnung, die ihm die Ausſicht auf die ſchöne Elbe bot, und führte, obwohl an keinen Ort gefeſſelt, das alte Leben, wenig Geſellſchaft ſuchend, ſich ſelbſt und die Wiſſenſchaft und Kunſt.

Wieder einmal, wo er den Winter in Dresden war, erkrankte er ſchwer. Gerade um dieſe Zeit kehrte die älteſte Tochter des Rathes R......, in deſſen Hauſe Harpel wohnte, aus der Ferne heim. Sie war bei einer Tante erzogen worden, deren Tod ſie der Heimath und dem älterlichen Hauſe wiedergab.

Harpel hatte noch nie geliebt. Einmal hatte ein Mädchen, welches er in Töplitz ſah, einen Eindruck auf ſein Herz gemacht; allein Harpel konnte bei ſeiner einfachen Art zu ſein, bei ſeiner, trotz der vielen Welterfahrung und Weltkenntniß, großen Schüchternheit, in der Nähe des weiblichen Geſchlechtes keine Gelegenheit finden, ſie genauer kennen zu lernen. Er ſah ſie oft in der Nähe, ohne ein Wort mit ihr gewechſelt zu haben. Lange noch ſchwebte, nachdem ſie längſt, unbekannt wohin, Töplitz verlaſſen hatte, das Bild vor ſeiner Seele — allein die Zerſtreuungen ſeiner Lebensweiſe ſtellten es zuletzt wieder ganz in den Hintergrund.

Jetzt ſieht er das Märchen plötzlich als ſeines Hausgenoſſen Tochter wieder, und ihr Bild nimmt den Raum wieder ein, den es einſt inne gehabt.

Aber er erkrankt. Ein heftiges Fieber zerrüttet ſein Weſen. Er ſchwebt, ſich gänzlich unbewußt, am Rande des Abgrundes.

Mit edler Aufopferung nehmen ſich die Hausgenoſſen des Kranken an. Er genießt wahrhaft elterlicher Pflege von den Menſchenfreundlichen, mit denen er nie in genauem Verkehre geſtanden.

Die eigene ungeſchwächte Natur, im Bunde mit der Kunſt von Dresdens berühmteſten Aerzten, rettet ihn. Er geneſt wieder, und an ſeinem Siechbette findet er die edle Mutter und die noch lieblichere, jetzt zur vollendeten Jungfrau herangewachſene Tochter.

Das Band der Dankbarkeit feſſelte ihn an die achtungswürdige Familie, das Band einer tiefen und innigen Hinneigung an Theodoren. Die Zeit beginnt jetzt für ihn, die unbeſchreiblich ſelige für das liebende Herz, wo die Liebe ſich, der Blume gleich, entfaltet, und plötzlich, den Gärtner überraſchend, in ihrer vollen Blüthe-Prangen vor ihm daſteht. Er iſt des Rathes täglicher Hausgenoſſe. Er kann ohne die geiſt- und gemüthvolle Theodora nicht mehr leben. Auch er iſt ihr theuer. Sie geſteht es ihm in einer ſüßen Stunde, daß ſie ihn in Teplitz bemerkt; ſie erröthet bei dem Bekenntniß, als ſei es eine Sünde. Da kann Harpel ſich nicht mehr halten. Er bekennt ihr ſeine Liebe. Im Mädchen kämpft die Jungfräulichkeit und die Liebe den unendlich reizenden Kampf. Die Liebe ſiegt — ſie liegt an ſeinem Herzen.

„Nun gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Nun war die Welt gewonnen
Für ſeinen Lebenslauf!“

„Wäreſt du nicht ein Hageſtolz, und das ein eingefleiſchter,“ bemerkte Albert, „ich würde dir ein Bild der Tage malen, die Harpel jetzt an der Zahl dreihundert fünf und ſechszig genoß; ich würde den Pinſel tauchen in die Farben der Erinnerung aus dem eigenen Jugendglück; — aber ſo etwas copirt der Herr Kammerrath nicht, ſind auch Allotria, da in den Acten und Rechnungen Hochdeſſelben niemals ähnliche Exempla gefunden werden; darum ſchreibe ich darunter: Latus per se — weil er das am Beſten verſteht, und gehe in meiner Hiſtorie weiter vorwärts, indem ich à la Fortunatus einen Siebenmeilenſchritt über ein ganzes Jahr hinaus thue.“

Harpel hatte ſein ganzes baares Vermögen in London angelegt. Wollte er ſich häuslich niederlaſſen, ſo bedurfte er jetzt bedeutender Gelder. Verſchiedene, mir unbekannte Verhältniſſe nöthigten ihn, ſelbſt die Reiſe nach England zu unternehmen. Theodore und er waren eins. Nur bei dem Vater hatte Harpel noch nicht förmlich geworben. Er haßte die Formalitäten des altfränkiſchen Lebens ſeiner Zeit und ihre ſteifen reifröckigen Formen. Ueberdies ſchien dies ihm auch überflüſſig. Der Rath R...... liebte ihn ungeheuchelt, und war nur in dem Einen Punkte nicht mit ihm einverſtanden, daß er kein Amt annehmen wollte, wozu ſich ihm ſchon oft die ſchönſte Ausſicht dargeboten hatte. Er war Kind der Familie. Seine Liebe zu Theodoren war kein Geheimniß; denn jedes Geheimthun war ihm, bei der offenen Biederkeit ſeines Charakters, verhaßt.

Dem Wunſche des alten wackern Geſchäftsmannes zu entſprechen, that Harpel Schritte wegen einer Anſtellung und wollte, da ſie einem ſo kenntnißreichen Manne nicht fehlen konnte, den alten Rath bei ſeiner Zurückkunft aus England damit überraſchen.

Nach oft gefaßtem und immer wieder aufgeſchobenem Vorſatze riß ſich Harpel endlich aus dem Arme der Liebe und reiſte ab. Sein Geld gab ſeiner Reiſe auf dem Feſtlande Blitzesſchnelle. Nicht ſo war es auf dem ungetreuen Element. Aeolus und Neptun's Launen konnten Dukaten nicht beherrſchen.

Eine langſame Seefahrt war ihm peinigend. Albions weiße Küſte wurde ihm ein Paradies, das ſeine Wünſche erſtrebten, indeß ſeine Gedanken nur rückwärts eilten zu der Geliebten.

Schnell glaubte er in England ſein Ziel zu erreichen. Er hatte ſich bitter getäuſcht. Das Geſchäft zog ſich in die Länge — der Winter kam. Großbrittanniens ungeſundes Klima ſchwächte ſeine Kräfte. Er erlag ihm endlich. Ein ſchleichendes Fieber warf ihn dort im fremden Lande, mit dem Heimweh der Liebe im Herzen, aufs Krankenbett. Lange, lange litt er. Schreiben konnte er nicht, und hatte Niemanden, der für ihn hätte ſchreiben können, mochte auch Theodoren nicht den Schmerz machen, ihn in der Fremde, in der weiten Entfernung krank zu wiſſen. Den ganzen Winter hindurch war er krank. Der Frühling kam; ſeine Geſundheit nicht. Spät im Frühling, an der Grenze des Sommers erſt, erholte er ſich.

Im Auguſt war endlich ſein Geſchäft beendet. Er ſchrieb, er eilte, die Geliebte wieder zu finden. Er kommt in Dresden an. Er eilt zu R......'s Hauſe, klopft — man öffnet. Es ſind fremde Geſichter, die ihn kalt begrüßen.

„Ich ſuche den Rath R......!“ ſagte er.

„Wir bedauern, Ihnen ſagen zu müſſen, daß er ſeit drei Vierteljahr todt iſt“ das iſt die Antwort, die ihn niederſchlägt.

„Und die Räthin?“

„Auch todt! — Wir haben das Haus erſtanden.“

„Und ſeine Kinder? Theodora?“

„Können leider nicht dienen!“

Harpel taumelt und ſinkt in einen Stuhl.

Mitleidig ſieht man ihn an.

Er läßt ſich Alles noch einmal erzählen und eilt dann zu dem Präſidenten F.....r, einſt des Rathes treueſtem Freunde.

Man meldet ihn.

Es währt lange, bis er vorgelaſſen wird.

Stolz, kalt, mit dem Blicke der Verachtung, tritt ihm der Präſident entgegen und fragt mit ſchneidender Bitterkeit: „Womit kann ich dienen?“

Harpel ſtarrt ihn an und iſt keines Wortes mächtig.

„Womit ich dienen kann?“ fragt noch einmal ärgerlich der Präſident.

„Um Gotteswillen!“ ſtammelt Harpel, „was iſt geſchehen? Erbarmen Sie ſich meiner, Herr Präſident, und löſen Sie mir das entſetzliche Räthſel!“

„Räthſel!“ hohnlacht der. „Die Löſung können Sie ſich ſelber geben!“

Noch nicht völlig geneſen, greift das Alles Harpel'n fürchterlich an. Er ſinkt ohnmächtig nieder.

Den Präſidenten ergreift eine ſanfte Regung. Er ruft Hilfe. Man bringt den Ohnmächtigen zu ſich.

Der Präſident entfernt ſich. Nach einer Weile kommt er wieder.

„Wo iſt Theodore?“ ſtammelt Harpel.

Der Name erweckt wieder alle Bitterkeit in dem Präſidenten. „Nennen Sie den Namen nicht wieder!“ ruft er aus. „Er iſt entweiht in Ihrem Munde. Sie haben niedrig gehandelt, Sie ſind ein Böſewicht, denn Sie haben das Herz eines Engels betrogen, meinen Freund ins Grab geſtürzt, die Mutter getödtet, die Kinder zu hilfloſen Waiſen gemacht. Ihr Ausſehn iſt der Beleg zu dem, was das Gerücht ſagte. Kehren Sie in die Arme von Londons Buhldirnen zurück. Das aber ſage ich Ihnen, daß Sie nicht triumphiren können: Theodore iſt glücklich verheirathet, ſehr glücklich. Und — ich habe zu viel Zeit an einen Niederträchtigen verſchwendet — gehen Sie und treten Sie nie mehr einem Ehrenmann unter das Auge!“ — Er wendet Harpel'n den Rücken und läßt ihn ſtehen.

Der iſt ſtarr. Das Gelächter der rohen Dienerſchaft erweckt ihn wieder. Er zerrauft ſein Haar und ſtürzt hinweg.“

„Armer Harpel!“ ſeufzte ich. „So wurdeſt du verkannt? — Und wie war's mit ihm?“ fragte ich, aufs Höchſte geſpannt. —

„Er flieht nach O.... hieher, und lebt in ſtummer Verzweiflung lange Zeit von aller Welt geſchieden. Ihm konnte das

Leben ja nichts mehr geben. Aber die Zeit milderte ſeine Verzweiflung. Das Gefühl der Unſchuld erhebt ihn wieder und gibt ihn ſich ſelbſt zurück. Er forſcht nach R......'s Waiſen. Er ſetzt ihnen, ohne daß es Jemand ahnt, woher es komme, Jahrgelder aus. Sie ſind wackere Diener des Staates, glückliche Väter geworden durch ihn. Von Theodoren hörte er, ſie lebe glücklich und ſei Mutter von fünf Kindern. Er liebte ſie noch ebenſo wie einſt. Seine Seele war nicht zum Vergeſſen geſchaffen. Ich erinnere mich dunkel, daß wir Kinder ihn nur den traurigen Oheim nannten. Er lebte lange Zeit bei meinen Eltern. Zuletzt, als meine Geſchwiſter von den Blattern hingerafft wurden, verließ er ſie nicht mehr. Und als auch mir der Wille des Himmels die Eltern nahm, da ging er mit mir hierher und erzog mich mit väterlicher Liebe. Zwiſchen ſeinen Aurikeln und mir war ſein Leben getheilt und ſein Herz. Aurikeln waren Theodoren's Lieblingsblumen.“

„Es liegt ein dunkler Schatten auf Theodoren,“ hob mit Thränen im Blick Amalie an; „ihn aufzuhellen, iſt meine Pflicht. Du vergönnſt es mir, Albert, nicht wahr? — Ich habe es ja aus ihrem Munde!“

Er nickte wehmüthig.

„Harpel's Abreiſe beugte die Treuliebende. Seine Rückkehr war ihrer Wünſche, ihrer Gebete, ihrer Hoffnungen, ihrer Reden und Träume Inhalt und Ziel. Aber ſie verzögerte ſich von einer Woche, von einem Monat zum andern, und ſelbſt kein Brief brachte Kunde von ihm. Da erfüllte ſtille Beſorgniß, Gram ihr Herz. Ihre Thränen floſſen in ſtiller Nacht, dann auch im Kreiſe der Ihren. Der Vater ſchwieg; aber die Wehmuth, mit der er ſein Kind betrachtete, die Liebe, mit der er ſie umfaßte, die Kälte, womit er von Harpel ſprach, ſtießen einen Dorn nach dem andern in ihr Herz.

Als nun gar der lange, öde Winter kam, und immer noch nichts von Harpel verlautete, als ſelbſt auf des Vaters Briefe nach London die Antwort kam, man wiſſe nichts von Harpel, als daß er da geweſen, ſein Geſchäft zu negociiren, dann aber verſchwunden ſei — da bleichten die Roſen ihrer Wangen und das bitterſte Weh zog in ihre Bruſt ein. Sie hielt ihn für todt. Treulos — nein, treulos glaubte ſie ihn nicht, denn ſie kannte den Edelmuth ſeines Charakters zu gut, um nur im Entfernteſten den Gedanken zu hegen. Sie entzog ſich jeder Freude.

Die Eltern aber hielten ihn für treulos. Ein junger Mann, der bei der Geſandtſchaft in London angeſtellt geweſen, ein Wüſtling, hatte Harpel'n dort gekannt, und entblödete ſich nicht, das Unwürdigſte, deſſen er fähig war, dem Edeln anzudichten.

Der alte Rath R......, deſſen Geſundheit ohnedem wankte, wurde von dem Schickſale ſeines geliebten Kindes ſo tief gebeugt, daß der Gram ſeinen Lebensfaden zerriß.

Man hatte geglaubt, R...... ſei ein wohlhabender Mann; allein nun wies es ſich aus, daß er arm, ſehr arm war; ja daß eine bedeutende Schuldenlaſt Alles aufzehrte, was die unglückliche Familie beſaß.

Die Lage der Armen war ſchrecklich. Theodoren's Elend zwiefach. Sie lebten von den Unterſtützungen edler Freunde und von ihrer Hände Arbeit. Das Mädchen war groß in ihrem Schmerz. Sie trug ihn mit wahrer Heldenſtärke. Sie lebte nur für die Mutter und die jüngeren vier Geſchwiſter.

Da raubte der Tod ihr die letzte Stütze. Die Mutter bekam ein ſchleichendes Fieber, das ein nahes Ende erwarten ließ. Theodoren's klarer, nüchterner Blick aber ſah ganz das Schreckliche ihrer Lage. Ihre Seele war groß und ſtark. Der Himmel gibt in ſolchen Prüfungen der weiblichen Seele eine Heldenkraft, deren ſelbſt der Mann nicht fähig iſt.

Um dieſe Zeit warb ein armer, aber ſehr rechtſchaffener Mann (er war bei Theodoren's Vater Regiſtrator geweſen) um ihre Hand. Theodore ſah, wie der Mutter Auge in neuer Freude noch einmal glühte. Sie ſah ja die Möglichkeit, ihre Kinder vor Noth zu retten. Theodore überwand das eigne Herz. Sie errang den ſchwerſten Sieg. Lieben konnte ſie den Mann nicht, aber ſie achtete, ſie ſchätzte ihn, denn es war einer von den ſeltenen Menſchen von altem deutſchen Schrot und Korn. Sie reichte ihm am Krankenbette der Mutter die Hand. Dieſe ſtarb heiter und ruhig. Das war der Lohn des Opfers für Theodoren. Ein reicher Lohn! Und die Vorſehung gab ihr einen höhern in dem ſtillen harmloſen Glück einer gewiß zufriedenen Ehe. Treue Freundſchaft verband die Gatten, und eine innigere Zuneigung kam mit den Jahren, den Leiden und Freuden ihres ehelichen Lebens. — „Sie hat auch vollendet!“ ſeufzte Amalie, und ihre Thränen rieſelten.

Albert drückte ſie ans Herz.

„Beruhige dich, Theure,“ ſagte er liebevoll. „Laß mich vollenden!“

„Mit dem immergrünen Gefühle der erſten Liebe im Herzen,“ fuhr jetzt Albert wieder fort zu erzählen, „konnte nie eine andere Neigung in ſeinem Herzen Eingang finden. Meiner Erziehung widmete der Edle alle Kraft und alle Zeit. Als er mich reif hielt, begleitete er mich nach A......, weil er mich nie wollte allein, nie in böſe Hände gerathen laſſen. Wir fanden uns dort, Adolph, und die ſeligſten Stunden der Jugendfreundſchaft genoſſen wir dort. Der Kinder Freundſchaft befreundete die Eltern. Harpel hatte im Stillen deine Mutter beobachtet. Sie gefiel ihm ſehr wohl. „Nie,“ ſo ſagte er ſpäter, „hat ein Menſch ſo meine Achtung und Hochſchätzung genoſſen, als Adolph’s vortreffliche Mutter.“ Aus dieſer Achtung, aus dem Gefühle, nur in der Nähe einer ſo herrlichen Frau könne ſein Alter erheitert werden, aus dem edlen Antriebe, für dich zu ſorgen, da er der Mutter keine Unterſtützung zu bieten wagte, ging es hervor, daß er ihr ſeine Hand bot. Er achtete deine Mutter wo möglich noch höher, da ſie ihn abgewieſen, als früher, da er, der an aller weiblichen Treue zweifelte, hier die treue Liebe ſo herrlich vorfand. Es war natürlich, daß doch durch dieſen Schritt, den Harpel oft bereute, ein Mißverhältniß eintrat. Er ging mit mir nach Heidelberg — dann aber, weil er ſich allein fühlte ſelbſt in dieſem Paradieſe Badens, wieder nach Jena, wo er wieder ſo heiter war, als er es in A...... geweſen. Darauf wanderten wir, wie einſt der berühmte Spaziergänger nach Syrakus, mit dem Ränzel auf dem Rücken, dem Stab in der Hand, durch Deutſchland, die Schweiz, Italien, Sicilien, die Levante, von hier zurück nach England durch Frankreich in die Heimath. Zum zweiten Male, freilich mit ſehr ſchmerzlichen Erinnerungen, wählte Harpel Dresden zum Wohnort. Er drang in mich, ein Amt anzunehmen. Ich machte mein Examen und bald wurde mir eine Stelle gegeben, wo ich die breiten Sandwege der Juſtiz und die Laſtwagen menſchlicher Narrheit und Schlechtigkeit, welche die Advocaten, für prunkende Staatswagen ſie ausgebend, der ehrſamen Dame mit der wächſernen Naſe ziehen helfen, kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Eine Verſetzung führte uns nach Leipzig. Die Schätze der Weisheit thaten ſich jetzt wieder dem alten Mann auf. Rüſtig wie ein Jüngling, benutzte er, was die Univerſität bot, und ſtudirte unermüdet. Oft bat er mich, mir ein trautes weibliches Weſen zu ſuchen, daß nicht mein Leben öde werde wie das ſeine; aber er rieth mir ſorgſame Prüfung an und hob oft die Kraft ſeiner Beſtimmungsgründe durch die bitteren Bemerkungen über das weibliche Geſchlecht wieder auf, ſo daß mir bangte vor jeglicher Verbindung. Da führte ein einfaches Ereigniß — doch nein, es war ja eine Schickung deſſen, der Alles wohl macht, in deſſen Weltregierung nichts unbedeutend iſt, eine gänzliche Umwandlung unſres Lebens herbei.

Harpel war ſtets ein Freund mechaniſcher Kunſtfertigkeiten geweſen. Neben der Wohnung, die wir in Leipzig inne hatten, wohnte ein Juwelierer, ein ſehr braver Mann, einſt ein Schulgenoſſe von meinem Oheim. Es that ihm wohl, eine bekannte Seele aus der Jugendzeit, die ihm ſo ſehr befreundet war, wieder zu finden, und andrerſeits zog ihn des Jugendgeſpielen Geſchäft ſehr an.

Eines Tages, wo er wieder in der Werkſtätte ſaß, trat eine alte Frau herein und bot dem Juwelierer ein Ringlein zum Verkauf an, auf deſſen Schilde die Buchſtaben T. P. eingegraben ſtanden. „T. P.,“ ſagte der Juwelierer nachläſſig, ohne zu wiſſen warum, und beſah den Ring, der ſehr wenig Werth hatte.

Theodore Pfeifer, ſo hieß ja die untreue Geliebte. Der Gedanke durchzuckte Harpel's Seele. Er nahm den Ring — und — er bebte — es war ein ihm wohlbekannter Goldreif, den einſt Theodore getragen.

Der Juwelierer bemerkte die Bewegung Harpel's. „Was iſt Ihnen?“ forſchte er ängſtlich. „Kennen Sie den Eigenthümer?“

Harpel fragte die Frau, woher ſie ihn habe? —

„Er gehört einer armen, kranken Wittwe, die mit fünf Kindern am Hungertuche nagt,“ ſagte die Frau.

„Und ſie heißt?“ —

„Theodore Pfeifer.“

„Heiliger Gott! wo wohnt ſie?“

Die Frau bezeichnete ein abgelegenes Gäßchen, das Harpel nicht kannte.

Er nahm den Ring und bat die Frau, ihn zu der Kranken zu führen.“

Albert ſah auf Amalien. Sie ſaß da mit einem Geſicht, auf dem ſtille Wehmuth und doch eine freudige Erhebung der Seele geſchrieben ſtand. „Willſt du mich ablöſen?“ fragte er ſanft.

Sie nickte.

„Ehe ich den Faden aufnehme, wo ihn mein Albert fallen ließ,“ ſagte ſie, „muß ich etwas ausſprechen, was du, Adolph, vielleicht ſchon ahnteſt — Theodore war — meine Mutter.“

„Deine Mutter?!“ rief ich erſtaunt aus. „O, ich bitte dich, fahre fort, liebe Amalie!“

„Mein Vater war ſeit drei Jahren todt,“ nahm ſie das Wort, „als das Erkennen des Ringes in Harpel's Seele die alten Empfindungen weckte. Mit Armuth hatte er gekämpft alle die Tage ſeines Lebens. Armuth war unſer Erbtheil, als er ſtarb. Der Mutter kunſtfertige Hand ernährte uns kümmerlich, bis ich, herangewachſen, ſie unterſtützen konnte. Da wurde unſre Lage in etwas beſſer. Allein der Brüder Unterricht, der Miethzins, die vermehrten Bedürfniſſe meiner heranwachſenden Geſchwiſter forderte mehr, als wir leiſten konnten. Die trübe Ausſicht in die Zukunft erfüllte der

Mutter Seele mit Kummer. Der Kummer nagte an ihrer Geſundheit. Sie erkrankte. O, ſie werde ich nie vergeſſen, dieſe Tage einer unausſprechlichen Noth! Nur der feſte Glaube an den allwaltenden Vater im Himmel, den die Mutter ſo feſt in meine Seele gepflanzt, hielt mich aufrecht in dieſer ſchweren Zeit. Der Arzt, der meine Mutter behandelte, war kein Menſchenfreund. Möge es ihm Gott vergeben, wie er an uns Armen handelte! Ich mußte ein Stück unſeres kleinen Beſitzthums nach dem andern verkaufen, um ſeine Forderungen zu befriedigen. Und doch war er ja das Werkzeug, durch deſſen Härte der Weltregierer uns die Hilfe ſandte. Der Ring der Mutter war das Letzte, was ich zu verkaufen hatte. Sorgfältig hatte ich es ihr verhehlt, denn mir hatte ſie den Ring am Tage meiner Confirmation gegeben. Er war mir heilig, und doch — o, es koſtete mich bittere Thränen — mußte er verkauft werden, um Brod für die kleineren Geſchwiſter anzukaufen.

Die Dämmerung, die Zeit des Tages, wo das kummerbelaſtete Herz tiefer ſein Weh fühlt, war gekommen. Die Mutter ſchlummerte im Kämmerlein. Ich ſaß in Thränen mitten unter meinen Geſchwiſtern und wartete mit pochendem Herzen auf die Wiederkunft unſerer braven, aber gleich uns armen Hausfrau. Da öffnete ſich die Thür, und ein Mann in einem hechtgrauen Kleide ſtand auf der Schwelle.

Er ſah mich an — er zitterte — er rief mit bebender Stimme: Theodore!“ und breitete die Arme gegen mich aus.

Eine unbeſchreibliche Angſt ergriff mich. Was wollte der Fremde? Was ſuchte er? — Meine Verlegenheit war ohne Grenzen.

Erbleichend ſtand ich auf.

Da ließ er die Arme ſinken — es ſchien, als erwache er aus einem Traume — Thränen rollten aus ſeinen Augen. „O mein Gott! mein Gott!“ ſagte er weich, „ich habe mich ja getäuſcht!“ Er wiſchte die Thränen weg, fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſuchte ſich zu faſſen. Es mochten ſo einige Minuten vergangen ſein, da richtete er das auf die Bruſt geſunkene Haupt empor, trat mir näher, reichte mir die Hand und ſagte mit rührendem Ausdruck: „Erſchrick nicht, Kind, ich komme in guter Abſicht. Wo iſt deine Mutter?“ —

Ich erzählte ihm, ermuthigt, was er wiſſen wollte. Er zog mich neben ſich auf einen Stuhl. „Kind,“ ſagte er, „ſei offen, was bedarf ſie, was Ihr? Sprich, ich bitte dich!“

„Brod, ach, Brod!“ baten die Kleinen.

Er ging wankenden Schrittes hinaus zu der Frau, die ihn geführt. Dann kam er wieder.

„Haſt du nie den Namen Harpel gehört?“ fragte er.

„Harpel?“ rief ich, und fuhr entſetzt zurück.

„Du erſchrickſt?“ ſagte er wehmüthig. „Ich bin der Harpel. O erſchrick nicht. Glaube an das Edle und Heilige im Menſchen!“

Ich konnte mich nicht erholen von meinem Schrecken; aber doch flößte mir der Mann Vertrauen ein.

Da rief die Mutter.

„Schweig' noch!“ bat er, und ich ging.

„Ach,“ ſagte ſie zu mir, „ich habe ſchön geträumt. Gott ſandte einen Engel zur Hilfe für Euch. Es war Harpel. Ich hörte ihn meinen Namen rufen.“

Ich zitterte; das ſah ſie.

„Sei ruhig, Amalie, ich rede nicht irre!“

„Das nicht, liebſte Mutter,“ rief ich. „Der Engel iſt da.“ —

„Da?“ fragte ſie und richtete ſich auf. „Harpel da?“

Da ging die Thür auf und Harpel ſtand vor ihr.

Ich vermag nicht die Scene zu ſchildern, deren Zeuge ich war; aber es war ein heiliger Moment, wie Harpel vor dem Bette niederkniete, und in ſtummer Rührung ihre Hand küßte und mit ſeinen Thränen benetzte. Auch meine Mutter weinte.

„So nah am Ziele?“ ſagte ſie endlich. „So nah am Ziele!“

Harpel richtete ſich auf. Sein Auge glänzte in einer heiligen Begeiſterung. „Ich danke dir, Gott,“ ſprach er, „ich danke dir; die Stunde iſt da, wo du zum Lichte führſt!“

Jetzt ſetzte er ſich nieder. O, meine Mutter lebte neu auf.

Ich war zu tief ergriffen, ich mußte hinweggehen, und im Gebete mein Herz erleichtern, indeß die Geſchwiſter aßen und ſich leiſe zur Ruhe begaben.

Als ich zurückkehrte, ruhte der Mutter Haupt an Harpel's Herzen, und Beide weinten.

Harpel zog mich zu ſich.

„Er iſt rein und edel, meine Amalie, wie ich an ihn geglaubt!“ ſagte die Mutter.

„So munter, ſo ſtark war ſie lange nicht geweſen.

Harpel ging ſpät weg.

O wie dankten wir Alle dem Helfer in der Noth, der keines bedrängten Herzens Gebet unerhört läßt.

Am andern Morgen kam er wieder. Er brachte zwei Aerzte. Er ſorgte für Alles. Er gab ſo reich, daß ich faſt niedergedrückt wurde von einem namenloſen Gefühl. Aber er gab wie ein Vater. „Meine Kinder ſeid Ihr jetzt,“ ſagte er. „Ich ſorge für Euch.“

Und er that's wie ein Vater; aber nicht lange genoß die gute Mutter die Freude, Harpel'n gereinigt von aller Schuld zu wiſſen. Sie ſtarb an ſeinem Herzen.

Albert unterbrach die weinende Amalie. Sie ging hinweg. „Ja, Adolph,“ ſagte er, „ſie ſtarb an ſeinem Herzen. Vergeblich wäre es, den Schmerz zu ſchildern, den er empfand. Doch in den Schmerz miſchte ſich das ſüße Gefühl, daß er rein vor ihr geſtanden, daß ſie ihm ein Herz voll heiliger Liebe bewahrt, daß ſie an ſeinem Herzen geſtorben war.“

„O nun habe ich droben noch einen Engel, der meiner in Liebe harret,“ ſagte er zu mir. Sein Schmerz war ſtill, darum deſto tiefer.

Obwohl er mich von Allem unterrichtete, ſo war ich doch nicht zu der Familie gekommen. Ich hatte ihn darum gebeten; allein ich ſah, daß er es nicht gerne gehabt. Warum? das konnte ich nicht ergründen. Am Tage vor der Beerdigung nahm er die Kinder und führte ſie hierher, und trauerte mit ihnen. Ich ehrte ſeinen Schmerz und blieb noch einige Zeit in Leipzig. Ich hatte dort Alles beſorgt, was nöthig war. Vierzehn Tage darauf fuhr ich hierher. Vor dem Thore des Städtchens begegnete er mir. Er führte zwei Knaben mit ſich, herrliche Jungen.

Sehr froh begrüßte er mich. „Komm, Albert,“ ſagte er, „und begrüße die Kinder. Sie ſind meine Söhne. Es iſt Frieden in meiner Bruſt, theurer Albert. Ein neues Wirken eröffnet ſich vor mir.“

Wir kamen im Hauſe an.

„Amalie!“ ruft er, und — meine Amalie tritt herein, geſchmückt mit allen Reizen der neunzehn Jahre.

Eine Flammenröthe übergießt ihr Geſicht wie das meine. „Das iſt Albert,“ ſagte er zu ihr.

„Sieh Albert, hier deine Schweſter Amalie!“

Ich trat zögernd auf die Liebliche zu.

„Gib ihr den Bruderkuß, Albert,“ rief der Oheim.

Ich that's, Adolph. Aber der Kuß entſchied über mein Leben. Ich blieb vierzehn Tage in O.... Es waren ſelige Tage, denn Amalien's Herz neigte ſich zu mir in keuſcher heiliger Liebe, und nun ging mir das Licht auf, das das Leben verherrlicht und mir ſeine wahre Bedeutung erſchloß. Harpel war ſehr, ſehr glücklich.

Ich mußte nach Leipzig zurück. Harpel eilte nach Dresden. Es gelingt ihm, die Verſetzung des Juſtizamtmannes zu bewirken, der längſt darum angeſucht.

Kaum iſt er wieder in O...., ſo erhalte ich Briefe, ſchnell Leipzig zu verlaſſen und zu ihm zu kommen.

Ehe ich noch abreiſte, kam der alte Juwelierer und beſah alle meine Mobilien.

„Im Auftrage des Oheims!“ ſagte er.

Was das ſollte, wußte ich nicht.

Ich kam hier an, Amalien's Liebe war mein Himmel.

Da kommen Wagen mit Effecten — es ſind die meinigen aus Leipzig.

„Was ſoll das, lieber Oheim?“ frage ich.

Er lächelt, zieht ein Papier heraus, reicht es mir — und — es iſt meine Beſtallung als Juſtizamtmann hier.

„Na,“ ruft er, mich an ſeine Bruſt drückend, „wie iſt's? Gratulire! Aber du Kerl biſt ja toll, was ſtarrſt du das Papier ſo an?“ —

Ich konnte nicht reden. Allein bald fand ich mich.

Ich flog an ſeine Bruſt. „Eins fehlt mir noch, theurer Vater,“ rufe ich aus.

„Fehlt?“ ſpricht er lachend. „Iſt doch der Menſch die unzufriedenſte Seele, die ich kenne.“ —

„O theurer Oheim!“ —

„Na, was fehlt dir denn?“ —

„Meine Amalie!“ platze ich heraus.

„So?“ — ſcherzt er — aber die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen, die Freudenthränen, Adolph. — „So? — Iſt das dein Ernſt? — Und wie ſteht's denn bei dir — Malchen?“ fragt er ſie, „die nicht weiß, wo ſie iſt. —

Kommt, Kinder,“ rief er aber plötzlich, übermannt von ſeinem Gefühl, „ihr liebt euch! Gott ſegne euch!“

Da lag ſie an meiner Bruſt, Adolph, und er umſchlang uns, und die Seligkeit des Himmels wohnte in unſerer Bruſt. Sie wurde meine Gattin — der Schutzgeiſt meines Lebens, der Engel, der mir täglich neue Blüthen auf den Lebenspfad ſtreut. Sieh, ſo kam mein Glück mit Rieſenſchritten, und blieb Gottlob bis heute. Noch zwei Jahre lebte Harpel. Er und du, ihr waret Pathen bei meinem Aelteſten. Er wurde wieder jung, Adolph. Er trug den Knaben, er ſpielte mit ihm, er war glücklich wie ein Kind.

„Ach,“ ſagte er oft, „mir iſt's, als könne ich nun in Frieden von dannen ziehen — und doch eure Liebe feſſelt mich ans Leben, daß ich mit Seufzen an die Stunde denke, wo des Herrn Stimme ruft!“

Amalie trug ihn aber auch faſt, wie man ſagt, auf den Händen. Ihre Brüder verſorgte er, und was er nicht vollenden konnte, iſt jetzt meine Sache.

Drei Jahre lebte er im Schooß unſerer Familie, dann entſchlief er, um zu einem beſeligenden Wiederſehen jenſeits zu erwachen, und dort geläutert vor Allen in der Liebe Aller beglückt zu werden.

„Frieden ſeiner Aſche!“ ſprach ich gerührt, als Albert geendet hatte.

„Laß uns Amalien ſuchen,“ bat er. Wir gingen. In einer ſtillen Laube ſaß ſie und weinte der Erinnerung Thränen, und der kleine Adolph küßte ſie ihr weg.

Auch ihre Ruhe und Heiterkeit kehrte wieder, und in der Mitte dieſer Menſchen, in der Erinnerung der glücklichen Jugendzeit ſchwanden mir drei Wochen wie drei Tage.

Mit Mißbehagen vernahm ich den Ruf der Pflicht. Hier war ja ſo gut ſein. O, hätte auch ich mir da eine Hütte bauen können!

Ich mußte ziehen.

Schweren Herzens ſchied ich von dem Wiedergefundenen, dem Treuen. Nur der Gedanke, daß ich auf der Rückreiſe länger weilen könne, machte mir den Abſchied weniger ſchwer. Thränen und Segenswünſche begleiteten mich.

Meine Reiſe war einförmig und ohne großes Intereſſe. Ich hatte aber ſo viel zu ſinnen, zu erwägen, zu bedenken, — daß ich dennoch vergnügt in dem Orte meiner Beſtimmung eintraf. Es koſtete mich ſchwere Kämpfe, bis ich die Scheintraulichkeit der politiſchen Gemüther mir beilegen konnte. Es mußte ſein. Mein Glück war es, daß ich mit redlichen Männern zu thun hatte. Ich war ſo glücklich, ſchnell, ſicher und erwünſcht meinem Ziele nahe zu kommen, und mir nebenbei die Gunſt des Miniſters, mit dem mich mein Beruf zuſammenbrachte, zu erwerben. Dies brachte mir Einladungen die Fülle.

Nur eine nahm ich gerne an — bei dem Staatsrathe v. H...., und das aus einem beſondern Grunde — den ich — jetzt ohne zu erröthen, bekennen darf; die Tochter des Staatsrathes hatte eine Geſellſchafterin — mehr eine Buſenfreundin, die mir mein Hageſtolzenthum zu verleiden anfing. Dieſes Mädchen, ein Inbegriff der Liebenswürdigkeit, hatte mein Herz gewonnen beim erſten Anblick. Vielleicht trug es viel dazu bei, daß ſie mit Albert's Amalie in ihren Zügen eine entfernte Aehnlichkeit, in ihrem Thun und Laſſen, in der Art, ſich zu benehmen, eine entſchiedene hatte. Ob ſie mir gut war? — Ihr Blick ruhte oft lange auf mir, wenn ſie ſich unbeachtet glaubte. — Redete ſie mit mir, ſo war ſie ſehr beklommen, und der ſonſt ſprudelnde Witz ſtockte — dieſe und viele andere Zeichen wollten mir faſt Muth zum Glauben geben, ſie ſei mir gut. Was ſollſt du lange ans Liebeln warten — dachte ich — friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Ich kleidete mich gut und ging zum Staatsrath, in der Abſicht, entſcheidende Schritte zu thun. Ich mußte auch eilen, denn meine Geſchäfte waren beendet; ich hatte erreicht, was ich wollte, vollkommener, als die Excellenz daheim geglaubt, und meine Abreiſe war nahe.

Ich fahre vor des Staatsraths vor.

„Excellenz ſind nicht zu Hauſe!“ ſagt der Portier.

„Und wohin denn?“ —

„Aufs Land!“

„Und Frau Gemahlin?“

„Ins Bad mit Fräulein Julie!“

„Donnerwetter!“ fluchte ich und ließ umkehren. „So macht mir das Schickſal einen Querſtrich!“

Jetzt war ich ärgerlich. „Fort!“ rief ich. „Hier iſt nichts. Du biſt zum Hageſtolzen verdammt. Alter Narr, wie konnteſt du auch glauben, das blühende Mädchen liebe dich? Pah! Laß fahren!“

Den Tag darauf rollte mein Wagen zum Thore hinaus. In D.... hoffte ich Erheiterung. Ohne Fährlichkeiten erreichte ich es. Albert wußte nicht, daß ich kam. Ich wollte ihn überraſchen. Leiſe ſchlich ich zur wohlbekannten Gartenpforte hinein durch die verſchlungenen Gänge zu Amalien's Lieblingslaube am Teiche. Dort dachte ich beide Gatten zu finden.

Als ich mich leiſe nähere, höre ich Stimmen, die ich nicht recht unterſcheiden konnte. Ich ſchlich näher. Amalien's Stimme erkannte ich, die andere nicht. „Horchen iſt verboten!“ ſprach mein Gewiſſen, aber — jetzt erkannte ich die andere Stimme auch, und mein innerſtes Weſen erbebte. Es war ja die Engelsſtimme Auguſten's, die ich bei dem Staatsrathe geſehen — geliebt — —

die Gedanken vergingen mir, denn ich hörte folgendes abgebrochene Geſpräch:

„Und er zeichnete dich aus?“ fragte Amalie.

„Ja,“ liſpelte Auguſte.

„Er iſt ein edler, guter Menſch, Schweſter (man vergebe das Selbſtlob, das jedoch rebus sic stantibus, kein Selbſtlob iſt), der ein Weib glücklich machen wird. Du wirſt ihn bald wiederſehen. Freuſt du dich?“

„Ach ja,“ liſpelte der Engel wieder und umſchlang die Schweſter.

Da aber konnte ich mich nicht mehr faſſen. Ich ſtürzte in die Laube zu ihren Füßen und bekannte meine Liebe. Die Ueberraſchung, der Schrecken war groß — aber ich hatte ja gelauſcht und Amalie legte ſie an mein Herz — und — der Hageſtolz wurde — was er noch iſt — der glücklichſte Gatte, ja, bei Gott, der glücklichſte!“

Mit dem Ausrufe: „Ja, bei Gott, einer der Glücklichſten!“ ſchloß ich meine erſte Hiſtorie, und wollte damit nur ſagen, wie unendlich glücklich ich mich als Gatte von Amalia's Schweſter, die in Allem ihr Ebenbild iſt, fühle. Daß ich aber am Schluſſe der Hiſtoria Vieles überſprang, was zwiſchen dem Tage meiner Abreiſe aus L.... und meiner Verheirathung lag, ahnete vielleicht Niemand, zumal man geneigt ſein möchte, zu glauben, was ich erzählt, ſei eine bloße Aufſchneiderei, oder, mich techniſch auszudrücken: ſo eine Art von Romänchen. Dagegen muß ich doch mit dem ehrlichſten Geſichte von der Welt und der Hand auf dem Herzen proteſtiren! Ich bin keineswegs der Mann, der den lieben Leuten etwas aufbindet. Ich habe aus meinem Leben jene Lichter und Schatten treu und redlich abconterfeit, und wer mich kennt, glaubt mir's aufs Wort ſchon.

Was ich aber dort zu erzählen verſäumt, hole ich gewiſſenhaft nach, ſo wie es ſich ereignet, ohne daß ich der Putzmacherin Phantaſie erlaube, auch nur Eine ihrer gemachten Blumen dem Kindlein in die Locken zu ſtecken.

Ob ich in D.... bei meiner Holden, bei meinem Albert, meiner Amalie und all den Herrlichen glücklich war? — Darnach wird wohl Niemand fragen, weil es latus per se wäre. Ich war's im Superlativ. „Bräutigam!“ du Wort voll Seligkeit! du Namen, der nur allein die Seele meines Freundes, des Medicinalrathes Friederici, des Eingefleiſchteſten aller Hageſtolze, ohne Wonne laſſen kann! — Dich hörte ich von den Lippen, den Roſenlippen meines Mädchens ſäuſeln, und jeder Nerv bebte, und mein Herz ſchlug in lauter Vierundſechzigſteln. Ich ſchäme mich gar nicht, es zu ſagen, daß das liebliche Weſen tauſendmal mir den ſüßen Namen geben mußte. O, lachet nicht, ihr Alltagſeelen, die ihr euren Bund ſchloſſet mit Kratzfüßen und „Erlauben Sie's!“ Ihr begreift der Liebe Seligkeit nicht, weil ſie eben nicht zu begreifen, nicht Sache des Verſtandes, ſondern des Herzens, des Gefühls iſt; aber wenn ein Glücklicher es lieſt, dem die Roſentage noch lächeln, oder der eben noch mit ſtiller Luſt in ſie zurückblickt wie — in ein verlornes Paradies — der wird mich verſtehen und nicht lachen, und entweder ſagen — „Ja, ja, ſo iſt's!“ oder mit einem tiefen Seufzer: „Fuimus Troes!“ Blitzſchnell flogen die Tage hin, und meine Urlaubszeit eilte ihrem Ende zu. Der Bräutigam fluchte auf den Kammerrath wie ein Bootsknecht, und konnte ihn doch nicht abſchütteln, weil der Ehemann in spe ihn gar zu nöthig hatte. Die Thränen im Auge meiner Braut drückten mir faſt das Herz ab — und doch mußte ich weg, um daheim Alles vorzubereiten, einzuleiten et caetera.

Der Abſchied bleibe ungeſchildert. Jeder, der einmal glücklich geliebt, greife in ſeinen Erinnerungskaſten, und er wird gewiß ein treues Conterfei finden.

Erſt nachdem die Thürme des Reſidenzchens mir wieder entgegen ſahen, wurde ich ruhig, denn der Kammerrath gebot eine Weile dem Liebenden Ruhe.

Es war ein heiterer Sommerw[illegible] da ich zum Thore hineinrollte und tauſend Willkomm[illegible]fing von allen Seiten.

In ganz anderer Stimmung trat ich über die Schwelle meines Hauſes, als ich über ſie hinausgeſchritten war vor wenig Monaten. Mein alter Conrad wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, denn ſein Herr lächelte, und ſah ihn doch nicht an, erwiederte doch ſeinen herzlichen Gruß nicht. Er beſchwerte ſich nachher darüber. Der alte Narr wußte nicht, daß ich jetzt im Geiſte meine Braut in mein Haus führte! —

Kaum umgekleidet war ich, da trat ſchon der Secretär Sr. Excellenz herein.

„Excellenz haben des Herrn Kammerraths Ankunft vernommen" — ſagte er pathetiſch, „und —"

„Werde ſogleich die Ehre haben" — erwiederte ich, und das Männlein huſchte hinaus.

Excellenz lagen auf der Ottomane und ſahen recht lüſtern nach den Novitäten aus.

„Grüß Sie Gott, lieber Kammerrath! Endlich? — Na ſetzen Sie ſich zu mir und referiren Sie haarklein — ich brenne vor Begierde."

Ab ovo begann ich, die lange Brühe anzurühren, legte die Documente vor — und von Minute zu Minute wurde das gelbe hohe Antlitz freudiger.

Als ich geendet, drückte er mir die Hand und ſagte mit dem allergnädigſten Geſicht: „Ihre Geſandtſchaft iſt herrlich geendet. Das errungene Ziel macht Ihnen Ehre. Sr. Durchlaucht vollſte Zufriedenheit und mein Dank ſpricht ſich in dieſem aus." —

Wie wurde mir's? — Eine goldene Tabatiere — und — ein Patent im größten Formate lag in meiner Hand. —

Se. Excellenz geruhten ſich an meiner Verlegenheit zu ergötzen.

„Nun, wie ſteht's, mein werther Geheimdte-Regierungsrath?" fragte er fein lächelnd. „Gratulire! — Ihr eifriger Dienſtfleiß wird Ihnen die Bahn der Ehre noch öfter öffnen!"

Ein gnädiger Wink — und ich — ging — ? — Nein, ich rannte wie beſeſſen von dannen.

„Kann ich dir gratuliren, Brüderchen?" fragte der Medicinalrath Friederici, ein Univerſitätsfreund von mir, und Albert, indem er in meine Stube trat und mir die Hand reichte, mich herzlich willkommen zu heißen; aber die Antwort auf ſeine Frage konnte er nicht abwarten. „Haſt's infam lang gemacht, Adolph,“ ſagte er; „da bin ich herumgezogen die lange Zeit her, von einem Siechbette zum andern, habe das Volk auf die Beine und unter die Erde operirt und kurirt, und war immer mißfidel, denn die ledernſte Langeweile plagte mich, weil du nicht da warſt, und — hol' mich der — ich habe ſeitdem keine Pfeiſe mit Luſt, keine einzige philoſophiſch geraucht.“

„Sei ruhig, lieber Doctor,“ fiel ich ein, „nun bin ich auch wieder da. Stopfe dir ſogleich eine in dieſen Meerſchaum — den ich dir mitgebracht!“

„Adolph!“ rief er, „biſt du geckig? Donnerwetter, das iſt ein Köpfchen! Nein, du biſt doch ein Goldjunge! Den will ich dir aber auch anrauchen, daß die Leute ſich ſcheel daran ſehen aus lauter Neid.“

Er drehte ſich auf einem Fuße herum vor Freude.

„Nun ſtopf' dir eine, und dann ſitz' nieder und gib Acht. Du ſollſt Wunderdinge hören.“

Er beſah den Kopf ohne mich zu hören, und brummte in den Bart: „Das iſt ein Köpfchen! Wie zart! Wie fein! Wie leicht! Und welche Form? — ! Und welch geſchmackvolles Beſchläge — Silber mit Gold? Höre,“ rief er dann, „ich wollte, du hätteſt ein Bein zerbrochen, und ich könnte dir's gleich wieder heilen, ohne daß du hinkteſt! — Du wäreſt gewiß froh und ſagteſt, Doctor, ich danke dir! Aber ſo froh wie ich mit dem Kopfe könnteſt du nicht ſein, und ſo herzlich nicht ſagen, ich danke dir, wie ich jetzt!“ Er ſchüttelte mir die Hand.

„Setz' dich doch, um Himmelswillen, und höre —“

„Aber was haſt du denn?“ —

„Mancherlei, lieber Friederici, was dich freuen wird. Höre und ſtaune! Ich fange beim Kleinſten an.“ —

„Und das iſt?“ —

„Dieſe Tabatiere, die mir Se. Excellenz als Zeichen der Zufriedenheit Serenissimi ſo eben eingehändigt!“

„Pah, die iſt hübſch; aber höre, Adolph, du ſchnupfſt doch nicht?“ —

„Warum denn nicht? Zuweilen eine Prise de contenance — iſt das denn was Uebles? Wie manche Grille nieſt man weg. Wie oft erheitert eine Priſe den verworrenen Kopf!“

„Schweig!“ rief Friederici, „der Schnupfer iſt — eins von den Thierchen, die Moſis Kinder ſcheuen. Pfui! Rauchen iſt eine andere Sache. Sieh, wie gravitätiſch, wie ehrwürdig ſieht der Raucher aus, wenn er ſeine treue Freundin an den Lippen hängen hat!“ —

„Friederici? Freundin? Iſt das nicht eine Idee, die ein Weiberfeind, wie du, durchaus gar nicht herbergen ſollte?“

„Du haſt recht, Adolph — allein du verſtehſt mich und hätteſt mich nun einmal durch dieſe Diverſion nicht aus dem Concepte bringen ſollen. — Der Raucher iſt der ächte Philoſoph,“ ſage ich, „denn dem iſt das Irdiſche nichts. Der Dampf ſeiner Pfeife mahnt ihn an die Nichtigkeit der Dinge in dieſer Welt, und wie er aufwärts ſteigt, führt er den Geiſt aufwärts in die höheren Regionen, und der Dampfring, der ſeiner Pfeife entſteigt, das Sinnbild der Ewigkeit, eröffnet durch die Aſſociation der Ideen dem denkenden Geiſte des Rauchers die Sphären des Ewigen. Der Raucher hat nur die unverkennbarſte Anlage zu der Schule des Zeno von Cittium, und wenn Bedürfnißloſigkeit Seligkeit iſt, ſo iſt der Raucher allein der Selige, weil er, wenn ſein Pfeifchen dampft und glüht, und der Rauch von Blättern duftend ſeine Naſ' umzieht, ſelbſt nicht tauſcht mit Göttern. Mir iſt's immer, als ſei ich der Herr der Welt, wenn ich meine Pfeife rauche. Ich brauche nichts. Hunger und Durſt flieht.“ —

„Amen;“ ſagte ich, die Standrede unterbrechend; „ich habe in der That nicht Luſt, jetzt dein Sancho Panſa zu ſein, Doctor, darum halt's Maul in Gottes Namen! Du haſt noch ſo viel zu hören, daß du deine fünf Sinne zuſammen nehmen mußt!“

„So rede!“ rief er ärgerlich.

„Daß ich geheimer Regierungsrath geworden bin, iſt das zweite.“

„Gut, Adolph, bei mir ſoll's geheim bleiben — denn ich habe keine Frau. — Aber ich wünſche von Herzen Glück!“

„Das Dritte iſt, — ich habe meinen und deinen Albert wieder gefunden.“

„Albert? — Biſt du geckig? — der iſt ad patres verſetzt; wer weiß, wie lange ſchon dem kein Zahn mehr weh thut.“

„Auf Ehre, Friederici, ich habe ihn gefunden!“

„Iſt dein Ernſt?“ —

„Er lebt und iſt ſehr glücklich.“

Da ſtarrte er mich an, und ich mußte ihm die Begebenheit in O.... erzählen. Seine Freude war groß.

„Wir müſſen hin, Adolph, den muß ich ſehen, ehe denn ich die alte Mode mitmache und ſterbe.“

„Du wirſt dich glücklich bei ihm fühlen. Er hat ein treffliches Weib, das Ideal einer Hausfrau und Gattin.“

„Weib?!“ rief er. „Iſt er denn auch des Teufels? — Und du ſagſt mir — ein gutes Weib? Gutmüth'ger Narr, der du dich nun wieder einmal von einem Weibe haſt über den Löffel barbiren laſſen!“

„Sei zufrieden, Doctor, und ſuche dich zu faſſen. Nimm jetzt ein niederſchlagendes Pulver, daß dich meine vierte Eröffnung nicht allzuſehr alterire.“ —

Er ſah mich lange forſchend an. „Du kommſt mir ganz anders wie ſonſt, ſo — ſo — wie ſoll ich ſagen? — ſo eheſtandscandidatiſch vor! Du wirſt doch nicht complet verrückt geworden ſein?“

„Das hieße in deiner Sprache ſo viel als „heirathen wollen?““

„Die Interpretation iſt richtig.“

„Gut, Freund, ſo bin ich verrückt, denn wiſſe — Albert's Schwägerin iſt meine Braut!“ —

Er wurde jetzt kreidebleich, trat nach einer Pauſe zu mir, faßte meine Hand, und legte, ſehr ernſt, den Finger an den Puls — dann ſagte er beſorglich: „Kein Delirium! — doch es iſt Scherz, du willſt mich bloß foppen?“ —

„Nein, bei Gott nicht, Freund! Ich liebe und werde geliebt, und fühle mich unbeſchreiblich glücklich.“

Da faßte er Hut und Stock, und rannte donnernd und fluchend die Treppe hinab.

Ich aber lachte herzlich und dachte: „Er wird ſchon wieder kommen!“ —

Friederici war ein vortrefflicher Menſch, aber ein Grillenfänger und Brauſekopf. Er hatte in ſeiner Jugend geliebt mit all dem Feuer ſeines Weſens, und ihn traf das herbe Geſchick, daß er eine Unwürdige liebte, die — ihn betrog, die dem Mittelloſen einen reichen alten Sünder vorzog. Seitdem war ſein Herz leer, und nur noch ein heiliges Gefühl war ihm geblieben, die Freundſchaft. Amt, Beruf hatte in ſpäterer Zeit, nebſt den mannigfachen Verbindungen, ihn in das Innere vieler Familien, beſonders höherer Stände, eingeführt. Manches Weib hatte um den ſchönen Mann kokettirt — ſein ſcharfer Blick hatte die Weiber von keiner ſchönen Seite kennen gelernt, und mit dem Vorurtheile ſah er ſelbſt im hellſten Lichte dunkle Schatten — er haßte und verachtete aus Grundſatz die Weiber. Und wie denn jeder Hageſtolz gewiſſe fixe Ideen, Eigenheiten, Narrheiten beſitzt, die eben zu ſeiner Vereinzelung ihren Grund haben — ſo war Haß des anderen Geſchlechtes bei ihm fixe Idee geworden, die er ſo weit trieb, daß kein Thier weiblichen Geſchlechts in ſeinem Hauſe ſein durfte. Ihm mußte der raſche Entſchluß, den ich gefaßt, greuelhaft erſcheinen, wie er denn aufrichtig Jeden bedauerte, der ſich verheirathete, weil er ihn nun keiner hochherzigen Idee mehr fähig, nur für einen Sclaven hielt, der im allergemeinſten Particularismus untergehe. Das waren ſeine Anſichten; allein ich zweifelte oft daran, daß es wirkliche Ueberzeugung ſei — ich hielt es mehr für eine gewiſſe Bizarrerie. Wenigſtens thaten dieſe Anſichten ſeiner Menſchenliebe keinen Eintrag. Dieſe war aufopfernd und umfaſſend. Rief ihn der Arme, ſo gab er ſicher, und die Linke wußte nicht, was die Rechte that.

Man ſah ihn oft eifrig und mit ſich ſelbſt redend über die Straße ſchreiten, und ſeine Säcke weit abſtehen und ſtrotzen von Gaben für den Dürftigen, dem er Linderung bringen wollte.

Die allgemeine, ungetheilte Achtung, die er genoß, die unverkennbare Liebe gegen ihn, die ſich bei Hohen und Niederen ausſprach, gab den ſicherſten Maßſtab zur Beurtheilung ſeines Charakters. Seine Eigenheiten überſah man. Seit einer langen Reihe von Jahren war er mein täglicher Umgang. Oft, und das konnte nicht fehlen bei ſeiner Art, kämpften wir hitzig für und wider eine Sache; oft war er ärgerlich von dannen gerannt, immer nach Verlauf weniger Stunden wiedergekommen, und ſeine heitere Miene wies deutlich aus, ſein Aerger ſei verraucht. So wird es auch jetzt ſein, dachte ich, und ſetzte mich freudig an den Schreibtiſch, der Geliebten alle die fröhlichen Nachrichten von Tabatiere, Geheimde-Regierungsrath cum annexis zu melden und zu ſchwatzen — wie ein — achtzehnjähriger Verliebter. Notabene! In der Liebe und ihrem erſten Beginne wird der Menſch nicht alt. Das herrliche Gefühl äußert ſich überall gleich — nur wenig modificirt. Der Brief wurde lang. Zeile an Zeile reihte ſich. Die Zeit verſtrich, der Brief wurde geleſen, geſiegelt, expedirt — Friederici kam nicht.

Ich nahm meinen Hut, um ihn aufzuſuchen.

Als ich mich ſeiner Thüre nahte, lauſchte ich, denn ich hörte ihn fulminiren. Er ſchritt heftig auf und nieder. Ich konnte nur die Worte: Narr — Eſel und dergleichen Ehrentitel vernehmen.

Indem zupfte mich Jemand am Rockſchooß.

Es war Sebaſtian, des Doctors buckliger Famulus, ein Kabinetſtück, deſſen Aeußeres einem Teufel auf Breughel's Bildern ähnlich ſah.

Er geſtikulirte, ohne zu reden. Seine Pantomimen waren verſtändlich. Er deutete auf die Stirne, ſchüttelte mit der Hand und, wies auf die Thüre.

„Nicht bei Troſt?“ fragte ich leiſe, mit Mühe das Lachen unterdrückend.

Er nickte bejahend.

„Was widerfuhr ihm denn?“

„Gott weiß es!“ ſagte er leiſe. „So tobt er ſchon ſeit heute Vormittag! 'S iſt nicht auszuhalten.“

„Sebaſtian! Sancho! Wo hat dich der Teufel?“ — rief des Doctors Stentorſtimme jetzt.

„Er iſt bei demſelben, ſeiner Frau Großmutter und Sippſchaft auf Hochderſelben Witthûm bei einem Thée dansant!“ ſagte ich und trat zu ihm hinein.

Halb ärgerlich, halb lachend ſah er mich an.

„Was willſt du?“ fragte er.

„Eine Pfeife Knaſter rauchen und ein Glas Doppelbier mit dir trinken, Patron!“

„Potz Element, Baſtianchen, lauf, hole Bier! Aber der Kobold iſt bei einem teufliſchen Thee!“ —

„Sei ruhig, Freund, ſo eben iſt er auf einer Miſtgabel angeritten.“

„Gut, ſo komm und ſetz' dich!“

Alles war vergeſſen.

„Gottlob!“ ächzte Baſtian und humpelte fort, Bier zu holen.

Das Bier ſchäumte, die Pfeifen glühten und die leidige Politik, dieſe Mumie ohne Seele, hatte uns auf ihre Schlachtfelder und Sandſteppen gelockt. Ich wußte meinen Murrkopf zu behandeln. Die Politik war ſein Steckenpferd. Saß er im Sattel zurecht, dann vergaß er Alles.

Um ihn jedoch wieder auf das Heirathsthema zu bringen, ſuchte ich einzulenken. Ruhiger ſprach er jetzt. Der Vulkan war durch eine ſtarke Eruption ruhiger geworden. Kleine Lavaſtröme erinnerten nur noch an ſeinen frühern Ausbruch.

„Wie magſt du,“ hob er an, „du alter Kerl, noch einmal ein Narr werden?“

„Mit Vergunſt,“ fiel ich ein, „bin nur ein Jahr jünger als Dieſelben.“

Das ſtörte ihn nicht. „Sieh, Adolph, ich meine es ſo gut mit dir wie, Gott iſt mein Zeuge! mit Niemanden mehr auf dieſer

Welt! Darum ſei vernünftig und höre nur diesmal meine warnende Stimme. Es iſt die Stimme deines Schutzgeiſtes. Du weißt es, ich kenne die Frauen beſſer als du. Du ſtehſt an einem Abgrund, in dem deine Selbſtſtändigkeit, deine Zufriedenheit, ja, um kurz zu reden, dein ganzes Glück und deine Würde untergehen will, und du ſiehſt nicht, daß dich eine Finſterniß erwartet, wo da iſt Heulen und Zähneklappen. — Lache nicht! — Sieh da den armen Finanzrath X.... Der arme Teufel beſaß ein Erkleckliches, war das fidelſte Haus, was nur konnte gefunden werden. Da fällt's dem Eſel ein, zu heirathen. Er nimmt ein glattwangiges Gänschen, das ſo ſanft zu ſein ſchien wie ein Lamm, ſo beſcheiden wie ein Veilchen et caetera, und — ſiehe — kaum ſind die ſogenannten Küßwochen vorüber, ſo entfaltete der Engel ſeine Xantippentugenden. Sie keift wie ein Hofhund, ſie putzt ſich wie ein Pfau. — Die Fidelität geht per. Der arme X.... darf kein Caſino mehr beſuchen! indeß die Dame von einer Sippſchaft in die andere rauſcht. Außen Prunk, innen Schmalhanns Küchenmeiſter. X.... ſieht täglich ſeine Gelder von dannen ziehen in floribus, während er in einem abgeſchabten Gottfried von Anno Elf umherſchleicht und ſeufzt, und arbeitet wie ein Plantagenſclave, und doch Schulden machen muß: — Ein Beiſpiel für Viele.

Pro secundo: Da iſt mein College, der Doctor medicinae Rumpel, ein treuer, ehrlicher Kauz, der noch nie ein Waſſer getrübt. Er heirathet ein Mädchen von den reinſten Sitten, wie man ſagt. Sie liebt ihren Mann furios. Es geht eine Weile gut. Da aber führt der gute Doctor das ſchöne Lärvchen ſeiner Frau zur Schau. Wo Honig iſt, da ſummen die Bienen. Die jungen Gelbſchnäbel wittern gut. Der Doctor freut ſich königlich, daß mehr Leute, Leute von ſeinem Geſchmacke, Theaterkritiker, Poetaſter und dergleichen ſeinen Geſchmack gut finden. Dem Frauchen gefällt's. — Die treue Seele ahnet's nicht; allein blieb es ihm nicht verborgen. Man beſpöttelt ihn, und iſt endlich ſo gutmüthig, ihm den Staar zu ſtechen. — Er ſieht's ein, und ſein Glück iſt hin. Die Scheidung macht ihn nicht mehr glücklich. Er ſchleicht umher wie ein

Gerippe. Wenn er den nächſten März erlebt, ſo will ich, mit John Fallſtaff zu reden, ein ausgenommener Häring ſein! — Ein Beiſpiel für Viele.

Pro tertio: Du kennſt den Aſſeſſor Dorr? — Er iſt ein edler, wackrer Mann. Seine Eltern ſtarben früh, ihm blieb Niemand hier unten als ſeine Schweſter, eine Zwillingsſchweſter, die er liebt wie ſeine Seele. Dieſe Schweſter iſt in L..... hier in der Nähe an den Amtmann verheirathet. Zu ihr lief er, ſo oft er konnte. Ich habe ihn nie glücklicher geſehen, als wenn er von ſeiner Schweſter kam. Dieſer Schweſter einziger Troſt iſt er — da ihre Ehe eine Hölle auf Erden iſt, denn ſie und ihr Mann taugen nicht zuſammen. Vor einigen Jahren nun gewinnt die Amtmännin eine Freundin, die ſich recht innig an ſie ſchließt, wahrſcheinlich um ein Netz nach dem Bruder zu werfen. Es gelingt. Dorr findet der Schweſter Freundin ſchön, liebenswürdig, weil ſie der Schweſter Freundin iſt. Er heirathet ſie. Wie immer, geht's im Anfang gut. Bald aber zeigt es ſich, welch ein Schätzchen die Aſſeſſorin iſt. Ihre Anmaßung muß des Aſſeſſors Schweſter in die Schranken weiſen. Da entſteht Hader. Sie verbietet dem Aſſeſſor, die Schweſter zu beſuchen. Der Gutmüthige will Frieden ſtiften, bringt ſeine Schweſter zu ſeiner Frau. Dieſe aber empfängt ſie mit den pöbelhafteſten Reden. Kurz, der Skandal wird ſtadtkundig und Dorr iſt von ſeiner Schweſter getrennt, darf ſie nicht mehr ſehen und hat daheim einen Teufel. — Ein Beiſpiel für Viele!“

Bis hierher hatte ich ruhig zugehört, allein meine Geduld war nun auf der Neige.

„Biſt du zu Ende?“ — fragte ich mit Satire.

„Nein, Adolph!“ erwiederte er; „ſtöre mich nicht!“

„Schöpf' ein wenig Athem, Freundchen, und laß mich auch einmal reden, ein Wörtchen reden. Deine Exempla ſind in der That odiosa; allein du übertreibſt bei all deiner bewundernswerthen Kunde der Chronique scandaleuse dieſer ehrenhaften Reſidenz, und ſchadeſt dadurch offenbar deiner Sache. Du gibſt nur Ausnahmen von der Regel glücklicher Ehen. Bei dem erſten deiner Exempel iſt der Mann ein Tölpel, bei der zweiten ein Rülps und bei der dritten ein armſeliger Wicht. Daß es recht viele böſe Sieben unter den Weibern gibt, iſt nicht zu beſtreiten; allein ebenſo wenig, daß es unendlich viele der herrlichſten Geſchöpfe, an jeder Tugend, reich, unter ihnen gibt.

Hatteſt du nicht eine Mutter, Friederici?“ —

„O, eine vortreffliche!“

„Du biſt geſchlagen, Freund!“

„Nein, Adolph, höre noch Eins!“ —

Er trat zu mir, ernſt und feierlich. Seine Miene war kummervoll, ſein Auge feucht. Er faßte meine Hand und ſagte: „Auch ich habe geliebt, treu und rein. Auch ich glaubte einen Engel gefunden zu haben — ſie betrog mich. Adolph, das Glück meines Lebens iſt dahin ſeit jener Zeit.“

„Armer Freund, dir fiel ein ſchwarzes Loos. Fällt es darum aber Jedem?“

„Laß uns abbrechen, Adolph,“ bat er. „Ich habe eine Wunde berührt — ſie blutet noch, und wird bluten, ſo lange ich leben werde, und jeder Tropfen dieſes Bluts iſt ein ätzendes Gift für mein Herz.

„Ich ergriff ſeine Hand und zog ihn mit hinweg. Wir luſtwandelten in den Alleen des fürſtlichen Gartens bis tief in die Nacht.

Ich mußte ihn bedauern. „Schade, daß dieſe edle Seele nicht das volle Glück des ehelichen Lebens genießt!“ ſeufzte ich, und ſchlief in ſüßen Träumen meines Glücks ein.

Friederici kam oft, wie immer. Noch oft handelte er ſein Lieblingsthema ab; aber er konnte nun einmal mich Mohren nicht rein waſchen, und wurde zuletzt müde. In ſeiner Geſellſchaft durfte ich jedoch nicht mehr meine Herzensſache berühren. Mit Kummer ſah er meine neue Einrichtungen.

Indeſſen hatte ich den Conſens von meinen Vorgeſetzten erhalten. Alles war vorbereitet. Ich reiſte nach O.... ab, um dort der glücklichſte Gatte zu werden.

Von liebenden Herzen ſehnlichſt erwartet, kam ich in D.... an. Unſere Vermählung wurde vollzogen, und Albert und Amalie begleiteten das junge (?) glückliche Paar heim.

Albert freute ſich ſehr, den curioſen Cumpan wieder zu ſehen; ſelbſt Amalie und meine liebe Frau waren ſehr auf die Auftritte begierig, die es ſetzen würde, wenn wir in unſerer Reſidenz einträfen.

Wir kamen an. Ich führte die Geliebte in mein Haus ein, wo ſie ſchalten und walten ſollte. Albert hielt ihr eine Standrede in Friederici's Geiſte, die komiſch genug ausfiel. Nachdem Alles gehörig eingerichtet war, ließen wir uns Alle bei Friederici, der ſich noch nicht hatte blicken laſſen, melden.

Wider Erwarten nahm er den Beſuch an.

Meine Frau war etwas verlegen.

„Sei nur ruhig," ſagte Albert, „er wird ſchon artig ſein."

Friederici kam uns heiter entgegen. Als er aber die Frauen ſah, machte er ein etwas ſauertöpfiſches Geſicht.

Der Willkommen zwiſchen Albert und ihm war herzlich. Lange redeten ſie zuſammen von der alten Zeit.

„Laßt doch," rief ich, „dazu habt Ihr noch immer Zeit! Friederici, ſieh hier meine liebe Frau!"

Er verbeugte ſich ziemlich linkiſch und brummelte einige abgenutzte Formeln daher.

Nun aber ſtockte die Unterhaltung.

Albert wunderte ſich, ihn ledig zu finden.

Das ſtimmte ihn faſt wehmüthig, und verletzte ihn zugleich, weil es wie Spott ihm vorkam.

Doch Albert glättete die Falten ſeiner Stirne, da er von Politik zu reden anfing.

Die Staatsviſite endigte endlich. Mein Weibchen lud Friederici ein, uns ja oft zu beſuchen, und wir ſchieden.

„Ein curioſer Kauz, dein Special," ſagte mein Weibchen.

„Aber ein ſehr edler Menſch, Liebe," fiel ich in die Rede. „Du wirſt ihn kennen und achten lernen."

Ich erzählte ihnen ſein Schickſal, und ſie bemitleideten ihn innig.

Am Abend kam Friederici, wie er es gewohnt war. Sein Anzug ebenſo nachläſſig als ſonſt, ſeine Pfeife in der Hand. Ohne anzuklopfen trat er ſingend ein. Wahrſcheinlich hatte er in ſeiner Zerſtreutheit mein Verheirathetſein wieder rein vergeſſen.

Ich konnte das Lachen nicht halten, als er verblüfft an der Thüre ſtehen blieb, ſich linkiſch verbeugte und, ſich vor die Stirne ſchlagend, ausrief: „Ich meinte, es wäre noch wie ſonſt!“

„So ſoll es auch ſein und bleiben,“ ſagte mein Weibchen, faßte ihn freundlich bei der Hand und führte ihn zu Albert und mir aufs Sopha. Dann hüpfte ſie hin, holte meinen Tabakkaſten, ſetzte ihn vor ihn und ſagte: „Jetzt ein Pfeifchen, mein lieber Herr Medicinalrath, ungenirt wie immer, ich bin jetzt die Dritte in eurem Bunde.“

Da ſtarrte ſie Friederici an, lange, lange; dann ſchien's, als beſchleiche ihn eine leiſe Wehmuth. Sein Geſicht wurde heiter. Er drückte mir die Hand, ſtopfte, und das heiterſte Geſpräch fing an, unſeren kleinen lieben Zirkel zu beleben.

Zur Nachtſuppe mußte er bleiben, dann braute mein Weibchen Punſch und kredenzte ihn. Es war des Doctors Lieblingsgetränk. Einmal über das andremal ſah er mich an und in ſeinem Geſichte lag Etwas, das ſo viel zu ſagen ſchien — als — ich bereue; das iſt eine Ausnahme von der Regel!

Ich mußte mein Weibchen bewundern. Es lag in ihrem Thun eine Grazie, die mich entzückte, eine ſeelenvolle Heiterkeit und Anſpruchloſigkeit, die mir ein Leben voll Seligkeit verhieß. Friederici kam nun jeden Abend wieder; und immer heiterer. Er ſagte nichts; aber ich ſah's, mein Weibchen hatte ihn gewonnen. Nur einmal ſtrömte ſein Herz über. „Adolph,“ rief er, meine Hand drückend, „dir iſt der große Wurf gelungen; dir iſt keine Niete in dieſem gefährlichen Lotto gefallen!“ —

Und ſo war's. Jeder Tag war ein Feſttag des reinſten Glücks, der innigſten Liebe. Ich fing neu an zu leben, und lernte jetzt erſt, was Leben ſei. Unbeſchreiblich lieblich war meines Weibchens Anblick in ihrem häuslichen Thun. Sie war ſo ganz im vollen und ſchönen

Sinne des Wortes Hausfrau, und ſie fand in dieſem ſchönen weiblichen Berufe ſo ganz ihr Glück.

Ging ich in mein Collegium, ſo war ihr Lebewohl eine herzliche Umarmung; kam ich wieder, ſo empfing ſie mich jubelnd. — O, wie iſt das Hageſtolzenleben ſo arm, ſo elend, ſo engherzig und verſchroben! Ich blickte in die Tage meines Junggeſellenlebens zurück, wie man, angelangt in einer freundlichen Gegend, in die öde Steppe zurückblickt, die man mit Seufzen durchwandert.

Monde ſchwanden in ungeſtörtem Glück. Auch jenſeit der Küßwochen blieb mein Weibchen, zu Friederici's Erſtaunen, ein Engel wie vorher.

Mein Glück aber ſollte noch höher ſteigen. Ich wurde Vater eines herrlichen Knaben.

Friederici und Albert wurden Pathen.

„Bei Gott, Adolph,“ rief er aus, als er mein Vaterglück und meine Vaterfreude ſah, „nicht jeder Eheſtand iſt ein Weheſtand!“

„Biſt du endlich bekehrt?“ fragte ich frohlockend. „Willſt du nun auch freien?“

Er wurde ernſt. „Nein, Adolph,“ ſagte er, „für mich iſt Spiel und Tanz vorbei, das Freien iſt vorüber.“

Ich aber hoffte noch alles Gute und dachte: Sein Stündlein hat noch nicht geſchlagen!

Ueber lange Zeit kam eines Abends Friederici früher als gewöhnlich. Sein Weſen ſchien ſtark aufgeregt zu ſein, ſein Herz bewegt. Er ſprach kein Wort, und ging raſch im Zimmer auf und nieder.

„Was gibt's, Patron?“ fragte ich.

„Für dich nichts, Adolph, rufe deine Frau.“

Sie kam.

„Sie wollen mit mir reden, lieber Doctor?“ ſprach ſie mit ſeelenvoller Freundlichkeit. „Setzen Sie ſich, und laſſen Sie mich hören.“

Er that's, und begann: „Heute früh werde ich in das Hoſpital gerufen zu einer kranken Frau. Ich gehe hin ſo ſchnell ich konnte, und finde eine Fremde, eine Frau von fünfzig Jahren in den letzten Zügen. An ihrem Lager knieen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, die in Thränen zerfließen. Der Mutter war nicht mehr zu helfen. Das hypokratiſche Geſicht war ſchon eingetreten und alle Vorboten eines nahen Todes. Ich ließ die Kinder entfernen, um mit der Mutter zu reden. Sie war noch ganz klaren Geiſtes. Ich fragte nach ihrem Befinden. In einer Sprache, die ganz die vortreffliche Bildung ihres Geiſtes und Herzens kund gab, ſagte ſie: „Ich fühle es, mir iſt nicht mehr zu helfen. Meiner wartet die Ruhe — aber — meine Kinder — o Gott, o Gott! — Sie ſind hilflos. Sie haben Niemanden, der ſich ihrer annimmt!“ —

Sein Sie ruhig,“ entgegnete ich, „es lebt ein Gott, der der Waiſen Vater iſt, und gute Menſchen, die ſein Geiſt regiert.“

„O ja,“ ſagte die Frau, „das allein iſt mein Troſt — aber das Mutterherz — ach — Herr, man ſagte mir, Sie ſeien gut und edel — aber Sie fühlen nicht, was ein Mutterherz fühlt beim Scheiden von hilfloſen Kindern.“

Während ſie ſo ſprach, kam eine ſtärkende Mixtur, die ich verordnet. Sie nahm und wurde ſtärker. Ich forſchte leiſe nach ihrem Herkommen. Sie war die Wittwe eines Offiziers, der kurz erſt geſtorben war. Sie wollte in ihre Heimath, um dort, wo ſie auch Niemanden mehr hatte, mit ihrer Hände Arbeit ihre Kinder zu ernähren; da erkrankt ſie hier.

Des Weibes Schickſal, das ſo viel Aehnliches mit dem meinigen hatte, denn ich hatte ja auch Niemanden mehr auf Erden, ſprach gewaltig zu meinem Herzen. Ich verſprach ihr mit Hilfe edler Menſchen für ihre Kinder zu ſorgen. Mit dieſem Troſte wurde ſie ruhiger, und ihr Herz floß in Dank gegen Gott und mich über. Nun ließ ſie die Kinder kommen, und gab ihnen die trefflichſten Lehren der Tugend. — Ich mußte hinwegeilen, denn mein Herz war tief erſchüttert. — Nun komme ich zu Ihnen, um — —“ er ſtockte — „um Sie zu bitten, die Leidende zu beſuchen. Ihnen wird ſie mehr anvertrauen als mir. Wollen Sie?“

„Mit Freuden!“ rief mein edles Weib, und eilte, ſich ſogleich zum Mitgehn anzuſchicken. Auch ich ging mit.

Wir fanden die Kranke um Vieles ihrer Auflöſung näher. Mein Weibchen ſetzte ſich zu ihr, ſprach mit ihr lange und angelegentlich. Allerlei Stärkendes hatte meine Frau mitgenommen. Jetzt bediente ſie ſich deſſen mit einer Geſchicklichkeit, die Friederici aufs Neue in Erſtaunen ſetzte.

„Das iſt ein ſeltnes Weib!“ rief er begeiſtert aus.

Wir blieben bis ſieben Uhr. Da entſchlummerte die Kranke zum ewigen Frieden.

Friederici drückte ihr das Auge zu und ſagte gerührt: „Frieden ſei mit dir!“

Der Jammer der Kinder war unbeſchreiblich groß.

Wir nahmen ſie mit in unſer Haus, wo meine Frau ſie zu tröſten bemüht war.

Friederici ordnete das Leichenbegängniß.

Die Kinder blieben bei uns. Es waren zwei Knaben, einer von acht, der andre von zehn Jahren; das Mädchen, ein ſehr liebliches Geſchöpf, hatte vierzehn. Sie hieß Victorine.

Bei den Knaben war der Schmerz heftig, aber ſchneller vorübergehend, bei Victorine ſanft, aber tief und innig.

Mit zärtlicher Liebe ſchloß ſie ſich an mein Weib an, die ihr Mutter im vollen Sinne des Wortes war.

„Wir müſſen mit den Kindern einen feſten Plan faſſen,“ ſagte nach vierzehn Tagen Friederici.

„Und welchen meinſt du?“ fragte ich.

„Die Knaben müſſen in einer Schule untergebracht werden. Ich habe ſie geprüft. Sie haben gute Anlagen.“

„Gut, Doctor, ſo ſorge du für Eins, ich für Eins, das Dritte nimmt Albert gewiß mit Freuden.“

„Wir looſen um ſie,“ ſagte mein Weib.

Sie machte Looſe.

„Sie müſſen zuerſt ziehen, Doctor,“ ſagte ſie; „Adolph zieht für Albert, ich für uns.“

Friederici zog. „Victorine!“ ſagte er verlegen, „was ſoll ich mit dem Mädchen machen?“ —

„Sie dir groß ziehen!“ ſagte ich lachend.

„Nein,“ rief mein Weib, „der Doctor kann ſie nicht brauchen, wir wollen ſie an Albert vertauſchen, meine Amalie wird ſie beſſer bilden als ich; darum aber bleibt ſie doch des Doctors.“

Er mußte einſtimmen.

Wir waren doch entſchloſſen, unſern Albert zu beſuchen. Friederici wollte uns begleiten.

Die Knaben brachten wir in einer Bildungsanſtalt unter. Victorine reiſte mit uns nach O.... Zwar that ihr die Trennung von meinem Weibchen ſehr wehe, da ſie ſie zärtlich liebte; allein auch Amalien neigte ſich ihr Herz zu, und ſie blieb gerne in O....

Friederici beſchäftigte ſich viel mit ihr.

Amalie und meine Frau verkehrten heimlich viel mit einander. Erſt, als wir wieder in unſerem häuslichen Stillleben waren, vertraute ſie mir, was ſie verabredet.

„Der Doctor will dem kleinen Mädchen wohl,“ ſagte ſie. „Er iſt ohnedem ganz anders geworden ſeit einem Jahr. Amalie wird in Victorinen's offnes Gemüth den Keim der Achtung und der Dankbarkeit für den Doctor legen. Er iſt ein ſchöner Mann, wird ihr gefallen, und — ſie muß ſeine Gattin werden. Das haben wir ausgemacht.“

„Wenn ihr nur nicht die Rechnung vor dem Wirthe machtet?“

„Laß nur Amalien gehen!“ ſagte ſie triumphirend, und brach ab.

So oft Friederici kam, redeten wir von den Pfleglingen. Von dem Director der Anſtalt, in der die Knaben waren, kamen die beſten Nachrichten.

Amalie ſchrieb oft. Ihre Briefe waren voll Lobes über Victorinen. Recht vergnügt hörte es der Doctor an, und meine Frau, der kleine Schelm, wußte ſo viel zu ſagen von ihrem Gemüth, ihren

Talenten, daß der alte Kauz recht behaglich zuhörte, und unbewußt Victorinen's Bild in ſeine Seele aufnahm.

„Er darf ſie nicht eher ſehen, als bis ſie ſechzehn Jahre vorüber iſt," ſprach meine Frau, „und dann — Adolph, du wirſt ſehen, dann verliebt ſich unſer Hageſtolz in ſchönſter Art."

Ich zweifelte daran — aber Frauenliſt geht über Alles, wie Ihr wißt! Sie legte ihren Plan methodiſch an, und führte ihn methodiſch fort.

Oft ſagte der Doctor, wenn die beiden Knaben in ihren Ferien bei uns waren: „Ich wünſchte doch auch Victorinen wieder zu ſehen, wie die ſich gemacht hat;" aber mein Frauchen hatte immer etwas einzuwenden. Als aber endlich die zwei Jahre um waren, und des Doctors Geburtstag, der 8. October, nahte, da gerieth in meinem Hauſe Alles in neue Thätigkeit. „Wir reiſen nach O.... zu Albert und Amalien," ſagte meine Frau zum Doctor; „machen Sie ſich fertig; allein gerade nehmen wir den Weg dahin nicht. Ich wünſchte die herrlichen Anlagen von Wörlitz zu ſehen. — Nicht wahr, Adolph, du gewährſt mir die Bitte? Sie auch, Doctor?"

„Mit Freuden!" riefen wir Beide. Wir hatten Wörlitz ſelbſt noch nicht geſehen, und wünſchten dieſes Paradies einmal beſuchen zu können.

In der letzten Hälfte Septembers reiſten wir zuſammen ab. Das herrlichſte Wetter begünſtigte unſere Reiſe. Heiterkeit und Frohſinn waren unſere Begleiter. Selbſt der Doctor war des fröhlichſten Humors. Mein Weibchen aber war ausgelaſſen munter. Sie mußte etwas in petto haben, das konnte ich nicht bezweifeln. Fragte ich, ſo legte ſie den Finger auf den ſchönen Mund und ſchlug ein Schnippchen.

In Wörlitz, wo Kunſt und Natur Hand in Hand gehen, um den Ort in ein Elyſium umzuzaubern, ſollten wir einige Tage weilen; ſo wollte es wenigſtens meine Frau. Was mir auffiel, war, daß ihr Mädchen ſo oft ausging, wiederkam, und mit ihr verkehrte. —

Endlich ſchlug die Stunde, wo auch ich eingeweiht werden ſollte in dieſe Myſterien.

„Vergib mir, lieber Adolph,“ bat ſie dringend, „daß ich ſo lange dich hinhielt! Albert iſt hier mit Amalien und Victorinen. Hier ſoll, ohne daß er es weiß, Friederici ſie ſehen, hier ſoll ſein Wiegenfeſt gefeiert werden.“

Ich hatte Luſt zu ſchmollen — aber es ging nicht.

„Wie ſoll denn das aber werden?“ fragte ich.

„Ich habe Victorinen geſehen, Adolph, ſie iſt ſchön wie ein Engel geworden. Verliebe dich mir nur nicht in ſie? Hörſt du! Nun gehſt du heute um drei Uhr in den Garten, führſt Friederici zum großen Teiche, dort wird Victorine mit Albert's Kindern ſpielen — und das Weitere wird der Himmel fügen!“

Ich ging mit Friederici in die Gärten. Seine Seele war hier in dieſer herrlichen Natur ungewöhnlich heiter.

„Ich bin ſehr glücklich, Adolph,“ ſagte er, „und bin deiner Frau tauſendfachen Dank ſchuldig, daß ſie mir dieſe Freude bereitet hat.“

Da nahten wir uns dem Teich und mein Auge traf auf Victorinen, die uns nicht ſah. Mit dem rechten Namen hatte meine Frau das Mädchen genannt, ſie war ſchön wie eine Hebe, wie ein Engel.

„Doctor,“ rief ich, „ſieh das herrliche Geſchöpf dort!“

Er ſah hin. „Bei Gott,“ ſagte er, „das Mädchen iſt allerliebſt — mir kommt ſie bekannt vor — doch es iſt eine Larve — ein Weib.“

Er drehte ſich um, ſah aber doch wieder hin und konnte endlich ſeine Blicke nicht mehr abwenden. Geſtehen mochte er es freilich nicht, und darum wollte er mich glauben machen, die Kinder intereſſirten ihn.

„Laß uns weiter gehen!“ ſagte ich.

„Hier iſt gut ſein,“ erwiederte er, „laſſet uns Hütten bauen.“

In dieſem Augenblicke klopfte uns Albert auf die Schultern, und Amalie und mein Weibchen waren da.

„Willkommen, Doctor,“ rief Albert laut.

Victorine erglühte und ſah freudig auf.

Herzlicher Willkommen überall. Jetzt nahte das Mädchen. Eine brennende Gluth lag auf der ſehr ſchönen Wange.

„Doctor,“ rief wieder Albert, „willſt du denn deine liebe Victorine nicht ſehen?“

Da fuhr er ſchnell herum und war unbeſchreiblich verwirrt, als das ſchöne Mädchen vor ihm ſtand, zitternd faſt, und doch mit einem Blicke, ſo ſeelenvoll, ſo dankbar.

Sie neigte ſich tief und wollte ſeine Hand faſſen, da fiel eine Thräne darauf, und Friederici zog das Mädchen, ſeiner ſelbſt kaum bewußt, an ſein Herz. „Hier iſt dein Ort, meine Tochter,“ ſagte er tief gerührt, und „mein Vater!“ rief Victorine, und ihre Thränen rieſelten.

Wir waren Alle gerührt.

„Wohl verdient ſie an deinem Herzen zu ruhen, Bruder,“ ſagte Albert, „denn ſie iſt gut und deiner werth.“

Da drückte ſie Friederici noch einmal an ſeine Bruſt, küßte ſie auf die Stirne mit Innigkeit und ſagte, aufgelöſt in Wehmuth: „Gottlob, ſo habe ich doch einen Menſchen, eine gute Tochter, die in meinem Alter meiner pflegt. Willſt du das, und mir einſt, wenn ich ſterbe, die Augen zudrücken?“

„O Gott!“ rief weinend das Mädchen und ſchlang ihre Arme in kindlicher Unſchuld und reiner Liebe zu dem edlen Mann um ſeinen Hals. „Nein, nein, Sie ſterben nicht!“

Als aber dieſe Wallung vorüber war, erglühte das Mädchen in hohem Purpur. Sie hatte den Muth nicht mehr, ihr Auge aufzuſchlagen.

Friederici war ernſt, aber ſanft und weich geſtimmt. Oft traf ich ſeinen Blick, der auf Victorinen ruhte, und ein leiſer Seufzer ſeine Bruſt hob.

Victorinen's Scheu verlor ſich. Schon am andern Tage ſaß ſie bei dem Doctor und ſprach mit ihm recht innig und ohne Scheu. Auch ging ſie mit ihm in den Garten des Hauſes, wo wir wohnten. In ihrem Weſen lag das engelreine, heilige Vertrauen der Unſchuld, der Dankbarkeit — der Liebe!

Mein Franchen und Amalie jubelten. „O,“ rief ſie, „unſer ſchöner Plan gelingt! Schon ſteht im Heiligthum der Seele Victorinen's des Doctors Bild mit einem Heiligenſcheine. Der ſchöne Mann wird vollenden.“

Am Abend ſprach der Doctor ſeine Freude über die geiſtige Bildung Victorinen's aus und über ihr reines heiliges Weſen.

„Alſo laſſen Sie doch einmal unſerm Geſchlechte Gerechtigkeit widerfahren?“ fragte meine Frau.

„Seit ich Sie und Amalien kenne und — Victorinen — vollkommen!“ antwortete der Doctor.

„Wie aber,“ ſagte ich am Abend zu ihm, „wenn ein Engel wie dieſe Victorine dein Weib wäre?“

„Schweig', Adolph, ich bin alt.“

„Ein Narr biſt du,“ ſagte ich, „und das ein recht großer.“

Damit endigte unſer Geſpräch, aber es hatte doch gezündet. Ich ſah's an dem Ernſte ſeines Weſens, daß er rathſchlagte. Ich berührte nun dieſe Saite nicht mehr.

Täglich ſchloß ſich Friederici enger und näher an Victorinen an, täglich neigte ſich ihr Herz näher zu ihm.

Am Abend vor unſrer Abreiſe nach O.... flog ſie an Amalien's Herz und weinte, und pries ſich glücklich, daß der Himmel ihr ſolche edle Menſchen geſchickt. — Dann erzählte ſie Amalien, was ihr Friederici von ihren Brüdern erzählt.

„Er iſt ein ſehr edler Mann!“ ſagte Amalie, und begeiſternd ſtimmte Victorine in ſein Lob ein.

„Wenn Friederici nicht verliebt iſt in unſre Victorine,“ ſagte Albert, „ſo war ich es meiner Lebtage nicht; denn ſeht nur, ſeit er hier in O.... iſt, läßt er ja gar nicht von dem Mädchen, und wie ſein Auge ſo lebhaft ſtrahlt!“ —

„Und Victorine,“ ſagte Amalie, „iſt auch nicht mehr die alte; auch ſie iſt verändert, und mir ſcheint's, ſie liebt — aber ſie weiß es nicht.“

„Wie ſich der Weiberfeind geberden wird?“ rief ich lachend.

Da ging die Thür auf, und der Doctor ſtürzte herein, bleich, entſtellt.

„Was iſt geſchehen?“ — fragten wir Alle erſchrocken.

„Um's Himmelswillen, Hilfe!“ rief der Doctor außer ſich, und rannte wieder hinaus.

Wir Alle ihm nach in Victorinen's Stube.

Dort lag das herrliche Weſen, bleich und todtähnlich.

„Entkleidet ſie, ihr Frauen!“ rief Friederici.

Wir entfernten uns. Aber etwas aus dem Doctor zu bringen, war vergebliche Mühe.

Erſt über eine Weile, da Victorine ſich in etwas erholt hatte, hörten wir, ſie ſei im Garten nahe an dem Fiſchteich ausgeglitten und hineingeſtürzt, und Friederici habe ſie herausgeholt. Jetzt ſahen wir erſt, daß der Doctor naß war.

Victorinen's erſte Frage war nach ihm.

Als er nun umgekleidet war und zu ihr eintrat — da fielen alle Feſſeln, da ſtürzte er am Bette nieder und preßte ſeine Lippen auf des Mädchens ſchneeige Hand und rief: „Ich fühle es, ich kann ohne dich nicht leben!“

Und Victorine? — In unbeſchreiblich ſüßer Verwirrung umfing ſie Amalien; und dieſe legte ihre Hand in des Doctors Hand und ſagte: „Ihr ſeid für einander geſchaffen,“ und — an ſeinem Herzen lag das Mädchen, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen.

Am andern Tag, an des Doctors Geburtstage, war Verlobung. Friederici war ſelig. Feierlich that er dem weiblichen Geſchlecht Abbitte, und — nun ſind ſeitdem ſechs Jahre und darüber hingeſchwunden, und noch blüht unſer beiderſeitiges Glück. Unſre Kinder ſpielen zuſammen, und wenn Friederici in mein Haus tritt, ſagt er immer: „Gibt's glücklichere Gatten als wir?“

Zunderbuchs.

Ein Bild aus dem rheiniſchen Volksleben.

(Hierzu das Titelkupfer.)

Es war an einem lauen Juniabend, als ich mich zu dem alten Schullehrer ſetzte, der auf der Bank vor dem Hauſe ſein Pfeifchen rauchte. Die Abendglocke hatte längſt geläutet; die Bauern waren aus den Weinbergen heimgekehrt und ſaßen nun gruppenweiſe vor ihren Hausthüren, während die Kinder fröhlich ſpielten. Aus den Weinbergen wälzte die Abendluft die würzigen Düfte der Rebenblüthe herüber und die zahlreichen Nachtigallen ſangen in den nahen Hecken ihre herrlichen Lieder, die nun bald verſtummen ſollten.

Der Greis, der ſchon lange von ſeinem wohlvollbrachten Lebenstagewerk ausruhte, empfing mich mit dem freundlichen Worte: „Wollen wir Eins zuſammenplaudern, Herr Nachbar?“

Schon aus dieſem Worte ging es hervor, daß er heute wohl aufgeräumt war. Dann pflegte er gar gerne aus ſeinen Lebenserfahrungen auszukramen und die Art und Weiſe, wie er das that, ließ mich gerne des Alten redſeliger Erzählung lauſchen. Gewöhnlich ſagte er: „Sie müſſen Geduld mit mir haben. Das Alter iſt geſchwätzig, und wenn ich ſo erzähle, kommen mir mancherlei Gedanken, und ich blicke wohl gerne von dem „Damals“ auf das „Heute,“ das meiſt himmelweite Abſtände zeigt. Glauben Sie mir, es wäre beſſer, wenn es noch wäre wie damals.“ Stellte ich ihm dann meine Gegengründe auf, ſo gab er ſich nur in den ſeltenſten Fällen gefangen. Uebrigens war er ein höchſt wohlwollender, mildrichtender, gemüthlicher Mann.

Ein ſogenannter „Schnurrant,“ der mit einer Geige und einem tanzenden Hunde die Bauern ergötzt hatte, und der nun eben zum Dorfe hinausgezogen war, gab dem Alten diesmal Veranlaſſung zu einer Erzählung mit mancherlei Nebenbemerkungen. Ich gebe ſie hier getreu wieder, hinweiſend auf des Alten Wort: „Das Alter iſt geſchwätzig.“

„Herr Nachbar,“ hob er an, „der Schnurrant da hat mir ein Bild aus meiner Jugend und aus den erſten Jahren meiner Berufsthätigkeit ins Andenken gerufen, das ich Ihnen, wenn Sie mich anhören wollen, mittheilen will.“ Ich nickte beifällig und er begann:

„Wie geſagt, der Schnurrant hat mich recht lebhaft an den alten Zunderbuchs erinnert.“

„Welch ein ſeltſamer Namen!“ rief ich aus.

„Freilich,“ ſagte der Alte lächelnd; „aber Sie wiſſen, unſere Thalleute lieben ſcharfe und beſtimmte Bezeichnungen.“

„Es iſt alſo ein ſogenannter Spitznamen?“ fragte ich.

„Gewiß; hören Sie nur! Es iſt noch nicht dreißig Jahre her, da trugen unſere Leute in all den Thälern, die ſich von den Höhen des Hunsrückens nach dem Rheine herabziehen, und auf dem Hunsrücken ſelbſt, lederne Kniehoſen, hirſchlederne, wollt ich ſagen. Die waren unvergänglich. Sie erbten vom Vater auf den Sohn; von dieſem auf den Enkel, ja, wenn kein Extra-Unglück paſſirte, ſelbſt noch weiter hinab in der Geſchlechtsfolge. Die hielten einen Puff aus! Jetzt freilich hat das Weitererben ſein Ende erreicht, und man thut wohl, wenn noch eine vorhanden iſt, ſie mit dem „Aufenthaltsvater“ zu begraben, denn ſonſt werden ſie am Ende noch als Spatzenſcheuche verwendet. Wie geſagt, ſo lange das Hoſenerbrecht im Lande noch gäng und gäbe war, da herrſchte noch die alte, gute Zeit, wo es hieß: „Kurpfalz, Gott erhalt's.“ Schon in der unglückſeligen Franzoſenzeit hörte es auf. Freilich, damals war's eine Kunſt, Hoſen fortzuerben, wo keine Erben waren; denn die wurden ja Alle auf den Schlachtfeldern hingeopfert und die vielen Mädchen — trugen keine. Jetzt iſt das ſchlechte Zeug aus Baumwolle ſo wohlfeil, daß ſie kaum an Einem Leib ins andre Jahr erben, und ſeit die langen Hoſen ins Land gekommen ſind, thun Einem die Teufelsbuben keine alte Kniehoſe mehr an. Hab auch eine Rotte Buben groß gezogen, wild wie die Rotte Korah in der

Bibel, und hatte noch lederne Erbbuchſen, aber — Proſt die Mahlzeit! Keiner zog ſie mehr an!

Doch um wieder auf den Zunderbuchs zu kommen! „Sehen Sie, der trug noch eine ſolche Erbbuchs, und da ſie vielleicht ſchon ins ſiebente Glied vererbt war, ſo war ſie im Laufe ihres langen Lebens gelbbraun und fleckig geworden, wie der Zunder, den die Zunderhändler von Gendershauſen aus Buchenſchwamm machen und an ihren oben krummgebogenen Stecken auf dem Simmerer Martinimarkt verkaufen. Freilich wird das auch nun bald ſeine Endſchaft erreichen, und zwar, weil es Erſtens keine alten Buchen mehr gibt, und Zweitens, weil das vermaledeite Fixfeuer oder die Streichhölzchen überhand nehmen. Item, von dieſer Buchs, und eine andre hab ich ihm niemals angeſehen, hatte der Zunderbuchs ſeinen Namen."

„Aber, Herr Schullehrer, wer war denn Ihr Zunderbuchs?" fragte ich.

„Warten Sie nur," fuhr er fort, „ich komme ſchon darauf. Unter dieſem Namen war er aller Welt bekannt, und er hörte auch darauf und gab Antwort. Manchmal iſt mir's ſo vorgekommen, als ſähe er's gerne, daß man ihn ſo nannte, weil dadurch Niemand veranlaßt wurde, ihn nach ſeinem eigentlichen Namen zu fragen, und wenn's einmal geſchah, ſo wich er aus und ſagte: Ihr wißt ja, ich heiße Zunderbuchs!"

Der alte Mann klopfte ſeine Pfeife aus und ſtopfte ſie friſch, fuhr aber ungeſtört fort: „Jetzt ſteht er vor meiner Seele, wie er leibte und lebte, und es iſt mir, als ſähe ich das eigenthümliche Lächeln, das einem Ausdruck des Schmerzes ähnlicher ſah, als dem der Freude, und das um ſeine Lippen ſchwebte, wenn er fröhlichen Leuten auf ſeiner Fiedel Eins aufſpielte.

Er war groß, fünf Schuh pfälziſches Maaß und noch darüber hinaus; breitſchultrig war er dabei und körnig, wie ein Hinterhunsrücker. Das Alter hatte ſeinen Nacken ſchon gebeugt und das Haar war ſchneeweiß. Dabei trug er ein Kamiſol, wie man's heute auch nicht mehr ſieht, das bis in den halben Schenkel reichte, und eine graugrüne mancheſterne Weſte und eine Strumpfkappe, roth und blau gemuſtert, mit einem dicken Klunker dran. So trugen ſich die Alten zu meiner Zeit, Herr Nachbar, heutzutage tragen ſie Ueberröcke, wie ſie damals höchſtens der Landſchreiber trug! Das Kamiſol des Zunderbuchs war ehemals dunkelblau; aber da es fadenſcheinig geworden und auch wohl Löcher bekommen, ſo hatte er hellblaue, müllergraue und ſelbſt grüne Lappen darauf geſetzt, daß es gerade ausſah, wie eine Landkarte vom weiland deutſchen Reich; aber es war Alles ſäuberlich geflickt, wenn auch die Stiche halbellenlang waren. Nun, meine Frau, Gott hab ſie ſelig! verſtand das Flicken beſſer. Bei ſieben Buben, die alle Erzreißer waren, hat ſie flicken gelernt, und ſie verſtand's. In der linken Seite hing ihm ein Büchſenranzen, und darin ſteckte Fiedel und Bogen. Auf dem Rücken trug er einen grünen Plüſchſack, wie ihn die Flößer am Rheine tragen, und darin lag ſeine ganze Habſeligkeit.

Meine ſelige Frau hat ſich oft gefreut, daß der alte, arme Mann ſo ſauber war wie geblaſen. Kein Stäubchen duldete er an ſich. Armuth und Unreinlichkeit ſind nicht Geſchwiſter, wie Viele glauben. Er hatte ein ungemein ausdrucksvolles Geſicht. Gar tiefe Furchen hatte das Weh des Lebens über ſeine hohe Stirne gezogen; ebenſo waren ſeine Wangen gefurcht. Auf ſeine blitzenden Augen ſenkten ſich buſchige Augenbraunen, deren dunkle Farbe gegen das ſchneeweiße Kopfhaar ſeltſam abſtach. So lange ich ihn kannte, ſprach, trotz ihrem natürlichen Glanz, aus dieſen Augen ein geheimer Kummer. Freilich, wohl habe ich ihn nur in den Tagen geſehen, von denen die Schrift ſagt: „Sie gefallen mir nicht;“ aber man konnte nicht in dieſe Augen ſehen ohne den Gedanken, daß ihm das Leben auch manchmal übel möchte aufgeſpielt haben. Seine Naſe war ſcharf gebogen und berührte ſchier das Kinn, denn die Zähne thaten ihm nicht mehr weh, und das Haſelnüßkrachen mochte ihm auch ſchon lange vergangen ſein. Wollte er ſeine irdene Pfeife rauchen, ſo mußte er Zwirn darum wickeln, damit er ſie halten konnte, wie mir's eben auch geht. Heutzutage rauchen die Buben ſo lang zuſammengerollte Tabaksblätter, die ſie Cigarren heißen. Daß dich das Wetter! — Ziehkarren ſind's! Hab 'mal eins gekriegt von meinem Aelteſten, dem Einnehmer, hab mir aber ſchier die Lunge herausgezogen. Auch wieder ſo was Neues, das viel koſtet und nichts taugt! Gott ehre mir die alte Zeit!“

Der Alte war ganz hitzig geworden. „Verzeihen Sie mir die Abſchweifung,“ ſagte er; „aber die Galle ſchießt mir altem Manne über, wenn ich das aberwitzige und verderbliche Weſen ſehe, deſſen Wirkung auf unſere Bauern ſchon ſo mächtig iſt! Doch kehren wir zu Zunderbuchs zurück!

„Sie werden ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer ſtille, oft träumeriſche und ſchwermüthige Mann ein Schnurrant war, ſo ein Geiger, der von Haus zu Haus zog und auf keiner Hochzeit, Kindtaufe und Kirchweihe fehlte; daß er der Poſſenmacher der Bauern war; tauſend luſtige Geſchichten wußte, und die Leute ſchier berſten machte, wenn er nur den Mund aufthat. Er lachte ſelten, faſt nie. Nur ſo ein Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. Wer aber genauer zuſah, der mußte finden, daß trotz ſeiner Witze tiefe Seufzer ſich aus der Bruſt hervorarbeiteten, und trotz jenes Lächelns man dann nicht mehr lachen konnte, wenn man den eigenthümlich ſchmerzlichen Ausdruck deſſelben geſehen. Ja, es iſt mir viel Hundertmal geweſen, als preſſe er das Weinen zurück, wenn die Bauern ſo unergründlich lachten über ſeine Erzählungen. Alle dieſe Geſchichten hatte er gewiß vierhundertmal erzählt, und die Bauern wußten ſie alle auswendig. Sie riefen ihm zu: „Zunderbuchs erzählt 'mal die und die Geſchichte, Ihr wißt ja!“ Daraus geht auch hervor, daß weniger die Geſchichte ſelbſt, als die Art der Erzählung den mächtigen Lachreiz in ſich ſchloß, und ich möchte ſagen, gerade jener auffallende Gegenſatz des komiſchen Stoffes und des wehmüthig ernſten Weſens des Erzählers habe jene urkräftige Wirkung hervorgebracht. Das aber muß ich zu ſeiner Ehre ſagen, nie hat er etwas erzählt, was nur irgend im Entfernteſten jene heilige Grenze berührte, wo die Schamröthe ſchuldloſer Wangen die Nähe des Unlauteren ahnet. Alles war rein, keuſch, lautete wohl und er ſelbſt wies entſchieden jeden Scherz unlauterer Art zurück, und wo loſe Buben Zoten riſſen, da ergriff er ſchnell ſeine

Geige und entfernte ſich mit unzweideutigem Ausdrucke des tiefen Unwillens.“

„Aber, liebſter Herr Schullehrer,“ ſagte ich, „haben Sie denn nie etwas Genaueres erfahren?“

„Haben Sie Geduld,“ fiel er mir ein, „das Alter iſt geſchwätzig. Sie ſollen ſchon noch erfahren, was ich ſelber erfahren habe. Seine Violine ſpielte er ungewöhnlich gut. Es war eine uralte Geige, ganz ſchwarz von Alter; aber einen Ton hatte ſie wie eine Glocke, ſo hell und rein. Manchmal konnte er ſo beweglich ſpielen, daß es Einem weich um das Herz wurde, und es kam Einem dann juſt vor, als höre man aus der Geige heraus eine Menſchenſtimme klagen, die das tiefſte Leid offenbarte. Als Bube ſchon ergriff mir das die Seele mit voller Gewalt, und ich mußte manchmal eine Thräne wegwiſchen, wenn er ſo mit dem alten, geflickten Bogen über die Saiten ſtrich.

Einmal, es war im Sommer, da ſtrich ich durch die Hecken dort hinten, wo die Thäler gegen den Hunsrücken anſteigen. Ich ſuchte Vogelneſter und Erdbeeren, die ſo glänzend roth und duftig im Graſe ſtanden. Plötzlich, als ich um eine Bergecke bog, höre ich leiſe, aber ſo ſüße, herzergreifende Töne, daß ich gleich denke: das iſt Zunderbuchs und ſonſt Niemand! Ich biege die Zweige der Hecke leiſe weg und ſchleiche möglichſt ſachte heran. Da ſeh ich ihn auf der Erde ſitzen, mit dem Rücken an ein bemooſtes Felsſtück gelehnt. Er ſah und hörte nicht. Wunderbar zart ging der Bogen über die Saiten. Es waren Klänge, wie ich ſie niemals gehört habe, aber ſo weich und ſchwermüthig, ſo herzerſchütternd, daß es mir durch die Seele zitterte. Er hatte das Auge zum Himmel aufgeſchlagen, aus dem heiße Thränen rannen, und ich dachte nicht anders, als er rede jetzt durch dieſe Töne mit den Engeln in Gottes Himmel. Ich ſetzte mich ins Gras und lauſchte, bis er plötzlich mit einem lauten Aufruf aufſprang und davon ging. Was er ausrief, hab ich nicht verſtanden; aber es klang wie ein Namen.

Seitdem ſah ich den armen Mann mit großer Theilnahme an, und hätte Alles darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, was ihm ſo ſchwer auf der Seele laſte.

Wenn er, und ich beobachtete ihn nun mit größerer Aufmerkſamkeit, auf der Kirchweihe geigte und die jungen Leute ſo luſtig tanzten, ſo zuckte es oft über ſein Geſicht, als fühle er einen tiefen Schmerz. Ich war noch ein Knabe. Fragen konnte, durfte und mochte ich ihn nicht um das, was ihm fehle.

Alle Leute hatten ihn lieb, und man ſah es ſehr gerne, wenn er in ein Haus trat und um die Nachtherberge anfragte. Wo er ſich ſehen ließ, folgten ihm Schaaren von Kindern nach; aber nie habe ich es erlebt, daß muthwillige Knaben ihren Scherz mit ihm zu treiben ſich hätten beigehen laſſen. Sie hatten eine große Scheu vor ihm.

Ich weiß, daß mein Vater ſelig, der auch Lehrer war, zu meiner guten Mutter ſagte: Was mag doch der Mann erduldet haben? Es kommt einem manchmal vor, als triebe er das Luſtigmachen als Selbſtſtrafe, als Buße, die er ſich ſelbſt auferlegt. Solche Reden habe ich hernachmals oft in meiner Seele bewegt, und es kam mir vor, als habe mein Vater in ſeiner Vermuthung recht.

Daß mir dadurch der Mann immer wichtiger wurde, mögen Sie wohl leicht begreifen, und ich meinte, ſein Leid wüchſe mit jedem Male, wo ich ihn wiederſähe.

Als ich aus dem ſtillen Vaterhauſe fort mußte, um in der Stadt bei dem Organiſten Unterricht zu erhalten, empfahl ich den armen Mann meiner ſanften Mutter. Ich hätt's nicht nöthig gehabt, denn ſie ſelbſt meinte es ſo gut mit ihm. Er bettelte nie, aber er nahm dankbar, was ihm die reiche Liebe guter Menſchen gab.

Damals kam er mir aus den Augen und bald auch aus dem Sinne, denn die Jahre, die nun kamen, waren ernſte Lehrjahre, die mich ganz in Anſpruch nahmen. Es gab ſo viel und ſo Schweres zu lernen, daß ich zu anderen Dingen keinen Raum in meiner Seele fand. Zwei bis drei ſolcher Jahre flogen in angeſtrengtem Fleiße dahin, und dann, als ich leidlich befähigt war, bekam ich, nach kurpfälziſchem Brauch, eine kleine Winterſchule, und zwar auf einem Dörfchen auf dem Hunsrücken. Seltſam war's, daß hier Niemand von Zunderbuchs redete. Es ſchien, als kenneten ſie ihn nicht. Mir kam er dadurch ganz aus dem Geſicht, und erſt nachdem ich wieder in das Thal meiner Heimath zurückkehrte, wurde er mir wieder nahe gerückt.“

„Aber haben Sie ſich denn niemals nach ſeinem Namen, Stand und Herkommen erkundigt?“ unterbrach ich den redſeligen Greis.

„Glauben Sie wohl?“ ſagte er lächelnd. „Da waren Leute genug, die dazu auch außer mir Luſt hatten; aber Niemand wußte das und, wie ich Ihnen bereits ſagte, er ſelbſt wehrte jede zudringliche Frage in einer Weiſe ab, die das Wiederholen derſelben nicht aufkommen ließ, ohne daß er gegen Jemanden grob oder nur unartig geweſen wäre. Es war etwas ſo Beſonderes in ihm, daß man eine ehrfurchtsvolle Scheu fühlte.

So viel hatten die Leute herausgebracht, daß der Landſtrich, auf dem er ſich bewegte, etwa fünf bis ſechs Stunden breit, vom Rheine bis Trier, über die Gebirge, links von der Nahe, hinging, und die Mundart, die er redete, ähnelte auch der breiten und gedehnten, die man hinter und um den Hochwald ſpricht.

Wie ich Ihnen vorher geſagt, ich kehrte endlich ins Vaterhaus heim, und nach einander ſtarben meine Eltern hin, deren einziges Kind ich war. Die Gemeinde wünſchte mich als ihren Lehrer, und der Kirchenrath in Heidelberg hatte ein Einſehen, daß ich's wurde. Es war Winter damals, und ein recht herber, kalter Winter. Wenig kam ich unter die Menſchen, weil ich, traurig geſtimmt, die heitere Geſellſchaft mied und ſelber auch gerne für meinen Beruf thätig war.

Als die Sonne wieder wärmer ſchien; als die Knospen zu ſchwellen begannen und die Veilchen und Maßliebchen blühten, und die Droſſeln in den grünenden Hecken ſo herrlich ſangen, lebte ich erſt wieder auf. Ich ging wieder mehr unter die Menſchen, und da kam es denn, daß ich wieder an meinen alten Freund Zunderbuchs erinnert wurde.

„Er iſt lange nicht da geweſen,“ ſagte mir ein alter Bauer, den ich nach ihm fragte. „Auch iſt er gar nicht mehr ſo luſtig wie er früher war. Das Alter drückt ihn, und es will halt nicht mehr ſo wie früher. Er ſieht oft gar traurig drein. Und es iſt auch gar kurios, wenn er Conrad's Appelchen ſieht, Ihr kennet's ja, Herr Schulmeiſter, ſo paſſirt's ihm mehr als einmal, daß er zu weinen anfängt, der alte Mann, das iſt recht beweglich."

„Nun will ich Ihnen ſagen, Herr Nachbar," fuhr der alte Lehrer fort, „warum ich nicht weiter fragen mochte. Das Appelchen, was, wie Sie wiſſen, Apollonia heißt, war das ſchönſte Mädchen im Dorfe, ſtill, ſittig und fromm. Sie gefiel mir über die Maßen wohl, und da ich den Dienſt hatte, auch allein nicht beſtehen konnte, ſo wollte ich ſie mir heimführen. Da nun der Bauer ſagte: „Ihr kennt ſie wohl" — ſo wurde ich kirſchroth und ſchwieg; aber was mochte denn das ſein, daß gerade dies liebliche Mädchen einen ſolchen Eindruck auf den Alten machte?

Als gerade wie jetzt, die Reben blühten, kam die Kirchweihe, die ja auch in dieſen Tagen iſt. Damals aber hielten die Leute noch auf die uralten Bräuche dabei, die jetzt mehr und mehr zu Grunde gehen. Sonntag nach Sanct Johannis des Täufers Tag iſt ſie.

Am Abend vorher wurde ſie eine halbe Stunde eingeläutet und von den jungen Burſchen angeſchoſſen. Im Backhauſe drängten ſich die Frauen und Mädchen mit ihren Kuchen auf den blanken Blechen und weißgeſcheuerten Brettern. Aus jedem jungen Auge lachte die Luſt, und im Vorgefühle des Tanzes hob ſich leichter der Fuß zum hüpfenden Gange. Rottenweiſe ſtanden die Burſche umher, die Sonntagspfeife, den Ulmer Maßerkopf mit ſilbernem Beſchlag und Kettchen, im Mund, und foppten die Mädchen und harrten des Kirchweihbaumes, den der Förſter zu holen geſtattet, und der dann nach dem Feſte zum Beſten der Kaſſe der Kirchweihburſchen verkauft zu werden pflegte. In jedem Hauſe wurde geputzt und geſcheuert, daß ja Alles blank und nett ſei, wenn die Gevatterleute und guten Freunde aus den benachbarten Orten kämen. Die Maurer liefen herum, die letzte Hand an die friſchgetünchten Stuben zu legen, etwa noch eine Borte zu vollenden oder eine Jahreszahl mit allen erdenklichen Schnörkeln über dem Ofen oder der Stubenthüre zu malen, oder endlich noch einmal mit der Bürſte über den friſchgeſchwärzten Ofen zu fahren, damit er recht ſpiegelklar glänze. Es war eine Regſamkeit und heitere Thätigkeit überall, daß ich von meinem Fenſter aus recht meine Luſt ſah.

Es mochte etwa fünf Uhr ſein. Ein lauer Wind kühlte ſchon die Hitze des Tages, da hörte man von ferne Jubel und Piſtolenſchüſſe. „Sie bringen den Kirchweihhammel und den Baum!“ riefen die Kinder und strömten dem Ende des Dorfes zu, von woher ſie kommen mußten. Bald darauf kam denn der Zug. Trotz des Kinderjubels hörte man die Töne einer Violine. Ach, das waren alte, liebe, bekannte Töne, das war ja mein Freund Zunderbuchs wieder, den ich ſo gar lange nicht mehr geſehen!

Ich kann Ihnen ſagen, daß es mich recht freudig und doch auch wieder recht wehmüthig bewegte; denn als ich ihn zum letzten Male geſehen, da lebten meine guten Eltern noch. Es war mir dabei, als thäten ſich die goldenen Pforten meiner harmloſen Knabenjahre wieder vor mir auf, und die lange Reihe ſchmerzlich ſüßer Erinnerungen zog an der Seele vorüber.

Jetzt nahten ſie. Voraus hüpften große Kinderſchaaren im Takte, den der nun folgende Zunderbuchs mit der Weiſe ſeines Spiels angab. Dann folgten die Burſche mit dem großen Hammel, deſſen wolliges Vließ mit rothen Bändern verziert war. Dieſer Hammel pflegte am Kirchweihtag ausgelooſt zu werden.

Hinter dieſen folgte der ſtattliche Buchenbaum und der mächtige Strauß, in der Regel der Gipfel einer ſtolzen Tanne, getragen von einem ſtarken Burſchen.

Für das Alles hatte ich keine Augen, nur für Zunderbuchs. Der Bauer hatte Recht. Die Jahre, welche zwiſchen dem letzten Male lagen, da ich ihn ſah, und dieſem Wiederſehen hatten ſtarke Veränderungen hervorgebracht. Das war nicht mehr die ſtattliche, aufrechtgehende Geſtalt; vielmehr war der Nacken noch mehr gebeugt. Das war nicht mehr der ſelbſtbewußte, kräftige Auftritt; ſondern vielmehr ein Dahinſchleichen, dem man es anſah, daß der Weg zum Grabe wohl ſchwerlich mehr ſehr weit ſein konnte. Das war auch nicht mehr die feſte Hand, die den Bogen führte, ſondern das eigenthümliche zitternde Spiel ließ auf ein Zittern der Hand ſchließen. Und vollends das edelgeformte Geſicht! Es war bleich, abgehärmt, und das Auge ſah ſo trübe und matt aus der tiefen Höhle heraus, daß man's kaum mehr erkannte.

Während ſich ein Knäuel um die Burſche bildete, kam er auf mich zu. „Ich hab's gehört, daß Er jetzt hier Schulmeiſter iſt,“ ſagte er treuherzig und reichte mir die Hand. Das hat mich gefreut!

„Kommt ein Bischen herum zu mir,“ bat ich ihn; aber er ſchüttelte den ſchneeweißen Kopf und ſagte: „Ein Andermal!“ und ging ins Dorf zu einem ſeiner Gaſtfreunde, die ältere Rechte hatten.

Der Baum wurde nun in das mitten auf dem Markte gegrabene Loch mit dem Fuße gebracht und nun aufgerichtet, vermittelſt der oben angebrachten Seile, an denen Burſche und Männer in den Dachluken der benachbarten Häuſer zogen. Oben prangte der Strauß, unter dem ein mächtiger Kranz von Blumen hing, den die Mädchen gemacht. Nun kamen alle Dorfbewohner, betrachteten und bewunderten ihn, und allmählich ſenkte ſich die Nacht auf das bewegte Dorf, deſſen Bewohner mit ſtiller Freude, Viele aber mit hochklopfendem Herzen den einzigen, vollen Freudentag des Jahres erwarteten, dem ein heiterer Himmel und ein glühendes Abendroth freundlich zulächelten, ihm einen ſonnenhellen Morgen verheißend.

Mir aber gingen gar mancherlei Gedanken durch den Kopf, und ich nahm mir eben vor, Alles anzuwenden, den alten Zunderbuchs zu ſprechen, beſonders, um ihn zu fragen, warum ihn denn das herzliebe Appelchen ſo ſehr in Trauer ſetze; allein am andern Tage bekam ich ihn erſt ſpät zu Geſicht, und dann war es völlig unmöglich, mit ihm zu reden, da er beim Tanz aufſpielte.

Als die Jungburſchen Mittags durch das Dorf zogen, um ihre Mädchen mit der Muſik abzuholen, und um den Baum tanzten, ſah ich den Alten nicht. Sonſt war er immer dabei geweſen. Ich ſprach meine Verwunderung gegen meinen Nachbarn darüber aus.

„Ach Gott, Herr Schulmeiſter,“ ſagte der Nachbar, „der arme Schelm trägt eine ſchwere Laſt, und da er ſie Niemand ſagt, kann man ihn auch nicht tröſten, aber ſo viel iſt gewiß, er wird alle Tage trauriger. Vor einem halben Jahre begegnete ich ihm einmal auf der Hunsrücker Landſtraße und ging eine Strecke mit ihm, da ſagte er plötzlich mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Philippspeter, wie bleibt mir der Tod ſo lang aus!“

„Habt Geduld,“ ſagt ich zu ihm, „der Herr weiß allein Zeit und Stunde.“

„Ja wohl,“ erwiederte er, „aber ich wollt ſie wär' ſchon da!“ „Geht's Euch denn ſo übel?“ fragte ich. Darauf ſagt er: „Nein, Philippspeter, mir geht's ſchon gut, aber ich hab kein Plätzchen, wo ich mich einmal hinlegen kann, um zu ſterben. Denn wo ich es ſollte, da kann ich nicht mehr hin, weil's mir das Herz abdrückt.“ —

Weiter hab ich nichts mehr von ihm herausgebracht.

Als des zweiten Kirchweihtages Nachmittag kam, ſollte der Kirchweihhammel ausgelooſt werden. Alt und Jung verſammelte ſich am Kirchweihbaume, darauf kamen die Burſche mit den Mädchen, und Zunderbuchs geigend vorauf.

Es war ſo die Weiſe des Ausſpielens, daß man an einen großen Nagel ein Laternchen hing, in deſſen Raum ein Talglicht brannte; an dies Talglicht war mit einem Faden ein Fläſchchen mit Waſſer gebunden. Zur Seite ſtand ein Stuhl, auf welchem ein Burſche ſtand, der ſo oft eine Nummer nannte, als eins von den um den Baum tanzenden Paaren gegen ihn kam. Bei welcher Nummer nun das Fläſchchen herabfiel, wenn nämlich die Flamme des Lichtes den Faden durchgebrannt hatte, die gewann den Hammel.

Zunderbuchs geigte ſeine Tänze, das ganze Dorf war um den Kreis der Tanzenden verſammelt, Kopf an Kopf gedrängt, voll geſpannter Erwartung, ja alle Fremde und Gäſte hatten ſich zu ihnen geſchaart.

Was in dem Kreiſe vorging, konnte ich aus meinem Fenſter nicht ſehen. Ich hörte nur das Jauchzen der Burſche und die Töne der Geige und die Aeußerungen der Leute über das raſche Abbrennen des Lichtes und die nahe Entſcheidung.

Plötzlich vernahm ich einen grellen, Mark und Bein durchdringenden Ton der Violine, der gerade ſo klang, als ſtieße ein zum Zerſpringen gepreßtes Herz einen Schrei der wildeſten Verzweiflung aus. Ich erbebte im Innerſten meines Herzens.

„Ach, der arme Zunderbuchs!“ hörte ich rufen.

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte ich meinen Nachbar, der mir nahe ſtand.

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ ſagte er, „aber ich will mich erkundigen.“

Nach einiger Zeit trat er in meine Wohnſtube. Unterdeſſen hatte der Tanz eine Weile aufgehört; zwei Burſche hatten den todtbleichen Zunderbuchs weggeführt; ein anderer Spielmann trat an ſeine Stelle, und der Tanz ging fort, als ob nichts geſchehen ſei.

„Nun,“ rief ich dem Eintretenden zu, „was war's?“ —

„Man weiß es ſelber nicht genau,“ ſagte der Nachbar; „die Burſche tanzten um den Kirchweihbaum und der alte Zunderbuchs geigte und ſah kaum um ſich, wie er das ſo macht. Da geſchieht's, daß Einer das ſchöne Appelchen zum Tanze holt. Wie das Paar an ihm vorübertanzt, ſinkt ſeine Hand; der Bogen fährt über die Saiten und macht den erſchrecklichen Ton, und darauf ſinkt er ſelber wie ohnmächtig zuſammen. Sie haben ihn zum Bäcker geführt. Weiter weiß ich nichts.“

„Wieder Appelchen!“ dachte ich. Es muß da etwas Statt haben, was ich noch nicht ergründen kann. Gerade das Räthſelhafte gab meiner ohnehin erregten Einbildungskraft viel zu thun. Die Luſt des Zuſchauens war mir vergangen. Ich nahm meine Mütze, um ein wenig ins Freie zu gehen.

Draußen hatte eine recht friedliche Sonntagsſtille Platz gegriffen. Hin und wieder gingen Menſchen auf dem Dorfwege. Die Vögel ſangen luſtig ihr Abendlied und aus den Weinbergen hauchten die Traubenblüthen ihren herrlichen Duft. Die Sonne war eben am Rande der Berggipfel gegen den Hunsrücken hin, und eine friſche Kühle ſtieg aus den Wieſen des ſchönen Thälchens auf, durch das unſer Bach fließt.

Dorthin zog es mich. Ich hatte in dem Wäldchen, das rechts die Bergſeite bekleidet, damals ſo mein Lieblingsplätzchen. Sie kennen ja die große Eiche, die dort ſteht, Herr Nachbar? Nun, an dem Fuße derſelben hatte ich mir von abgeſchältem Raſen eine Bank gemacht, wo ich manchmal ſaß und ausruhte von des Tages Laſt oder ein gutes Buch las. Ich ſehnte mich, gerade jetzt allein zu ſein, und richtete dorthin meine Schritte.

Auffallend war es mir, daß ich friſche Fußtritte im ſchwellenden Graſe fand, wo man abgehen mußte vom Pfade nach meinem Plätzchen; allein ich dachte, vielleicht ſei ein Flurſchütze daher gegangen und achtete weiter nicht darauf. Als ich aber näher kam, war mir's, als hörte ich tiefe Klagelaute aus einer Menſchenbruſt. Ich dachte: „Es iſt doch merkwürdig, was die menſchliche Einbildungskraft vermag! Nun haſt du den armen Zunderbuchs im Kopf und kannſt den Gedanken an ihn nicht los werden. Da hörſt du ihn denn auch gleich in deiner Nähe wehklagen, und doch war's vielleicht nur ein Aſt, der ſich an einem andern rieb, den der leiſe Abendwind bewegte, oder eben dieſer leiſe Luftbauch ſäuſelte durch die dürren Blätter der hohen Erlen."

Doch horch! — Da ſeufzte es wieder, ſo tief, ſo tief, daß ich ſtehen blieb. Jetzt, bei ſchärferem Hinhorchen vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

Es überlief mich eiskalt. Alſo doch kein Spiel der erregten Einbildungskraft, dachte ich, und ging ganz leiſe meinem Lieblingsplätzchen zu; denn von daher klang der Ton. Als ich ganz nahe war und die Zweige ſachte auseinander bog, ſah ich wirklich Zunderbuchs daſitzen. Er ſah mich nicht; hatte mich auch nicht gehört. Er ſaß in vorgebeugter Stellung. Beide Ellenbogen ſtützten ſich auf die Knie und in den hohlen Händen ruhte das Angeſicht. Er weinte ſo heftig, daß ſeine Thränen auf die Erde rannen.

Sie mögen ſich wohl denken, Herr Nachbar, daß mich der Anblick des Mannes tief erſchütterte, zumal meine Seelenſtimmung dazu recht geeignet war. Thränen hab ich meiner Lebtage nicht ſehen können, ohne das tiefſte Mitleid zu empfinden; aber die Thränen des Mannes, der ſo mächtig ſich zu beherrſchen verſtand, der ſo oft das tiefe Weh in die wunde Bruſt hinabgedrückt und ihm Schweigen geboten hatte, waren für mein Gefühl überwältigend.

Es mußte etwas Außerordentliches ſein, was die eiſerne Macht des Willens dieſes Mannes ſo urplötzlich gebrochen hatte.

Sollte ich ihn ſeinem Weh überlaſſen oder ſollte ich tröſtend ihn anreden? Die Frage drängte zur Entſcheidung. Ich kann es betheuern, daß keine eitle Neugierde den Wunſch erregte, einen tiefen Blick in das Herz und das Leben dieſes Mannes zu thun; mir fiel das Wort der Schrift ein: „Weinet mit den Weinenden!“ Ich hielt mich für berufen, zu ſeinem Troſte jetzt zu ihm zu treten. Ich beugte vollends die Hecken aus einander und trat ihm näher, eingedenk des Wortes, mit dem der Herr in die Mitte ſeiner trauernden Jünger trat, und ſprach: „Friede ſei mit Euch!“

Der alte Mann zuckte vor Schrecken zuſammen. Er dachte wohl nicht, daß ihm hier Jemand nahe ſei. Schnell fuhr ſein Kopf in die Höhe. Als er mich erkannte, trocknete er ſchnell ſeine Thränen mit der Hand. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wurde freundlich. „Ach, Er iſt's, Herr Schulmeiſter,“ ſagte er darauf, und es klang ebenſo, als ob er ſich freue, daß eine Menſchenſeele ihm nahe ſei, der er ſagen könne, was ihn drücke. „Nun,“ fuhr er fort, als ob er für ſich einen Beweggrund ſuche, das ſchwere Geheimniß zu brechen, „Er iſt immer dem armen Zunderbuchs freundlich geweſen. Ich weiß es von Seiner Mutter, Gott hab' ſie ſelig. Die war auch gut. Vor Ihm brauch ich ja mein Leid nicht zu verhehlen.“

Er ſprach die Worte ſo beweglich, daß mir auch ſchier das Weinen kam; ich ſagte: „Nein, ich hab's gewiß immer gut mit Euch gemeint, und was Ihr mir ſagt, das ſchwör' ich Euch, ſoll auch bei mir bleiben.“ Nun ſetzt ich mich zu ihm.

„Was iſt Euch denn heute begegnet?“ fragte ich traulich. „Kann ich Euch vielleicht helfen?“

„Helfen?“ fragte er mit ſchmerzlichem Tone; „nein, das kann Er nicht; helfen kann nur Einer, der alle Bürden abnimmt. Hier (er deutete auf ſeine Bruſt) brennt's arg.“

„Theilt mir's mit!“ bat ich herzlich. „Es wird leichter, wenn man ſein Leid Anderen mitgetheilt, die Theil daran nehmen.“

Ein langer, prüfender Blick fiel auf mein Geſicht. Er mußte ihm Gewißheit gegeben haben, denn er ſagte: „Warum denn nicht?

Hat Er Zeit, Herr Schulmeiſter, ſo will ich Ihm Alles ſagen, Alles, was mich ſo ſchwer drückt.“

Ich verſicherte ihn, daß ich von nichts abgehalten wäre, ihm zuzuhören.

„Wohlan denn,“ ſagte er und ſeufzte tief auf. „Es iſt das erſte Mal, daß ich einem Menſchen mein Leid klage.“

„Mein Vater,“ hob er an, „war weit her, aus Böhmen, und kam dort oben an der Saar in die Kohlenwerke als junger Kerl. Er verſtand ſein Bergmannsgeſchäft und war Sonntags ein gar beliebter Spielmann bei den Knappen. Auch der Herrſchaft machte er ſich bald geneigt, und nach wenig Jahren war er Steiger. Es glückte ihm halt. Haus und Gut erwarb er ſich und eine brave Frau. Ich war ihr einziges Kind. Mein Vater war ein braver Mann, aber er hatte einen Hauptfehler — einen gewaltigen Stolz, und dieſen Stolz, dieſen Hochmuth pflanzte er auch in meine Seele ſchon frühe. Er hielt ſich für beſſer als andere Leute, und ſuchte nur immer Geſellſchaft und Gunſt Hoher heraus. Längſt hatte er das Geigen für Geld aufgegeben; aber die Vorliebe für das Spiel der Geige ſteckte tief bei ihm im Holz. Ich mußte es auch lernen und that's gerne. Damals dachte ich nicht daran, daß es einſt noch vor Hunger ſichern würde. Als mein Vater alt geworden, die Mutter ſtarb frühe, da wurde ich ſein Nachfolger im Amt als Steiger. Luſtig war ich, aber ſehr hochmüthig auf meinen Reichthum und mein Amt. Wo ich unter der Knappſchaft oder ſonſt auftrat, forderte ich den erſten Platz. Das ſtieß die Leute von mir ab. Ins Wirthshaus ging ich nicht, weil die Leute mir auswichen So geigte ich daheim deſto fleißiger. Durch meinen Reichthum gelang es mir, Eingang in das Haus eines Revierförſters zu gewinnen, deſſen Tochter ich lieb hatte. Sie war mir auch nicht abhold, und wir wurden Mann und Frau. Ach, ſie war gut, zu gut für mich, der ich nach und nach ein Wucherer wurde. Darum nahm ſie mir auch Gott im erſten Wochenbett, und mir blieb das mutterloſe Kind. Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, das aufblühte wie eine Blume. Sie war noch ſchöner wie ihre Mutter. Ach, Herr Schulmeiſter, hat Er das ſchöne Appelchen geſehen?“

Ich bejahte, nicht ohne Schamröthe.

„Nun, die gleicht ihr wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Durch meinen Hochmuth entfremdete ich mir auch meine Vorgeſetzten. Das Pochen auf meinen Wohlſtand machte mich trotzig. Ein Wortwechſel brachte den Beamten ſo auf, daß ich abgeſetzt wurde. Kränkte das auch anfangs meinen Stolz, ſo nahm ich mir das doch vor den Leuten nicht an. Ich baute mein Gut. Günſtige Zeiten mehrten meinen Wohlſtand. Ich war der Reichſte im Dorfe. Mein Evchen war ein Gegenſtand vieler Bewerbungen. Alle Burſche ſahen ſie gerne. Sie war ſchön und reich — konnte es ſich fehlen? Aber ich litt nicht, daß ſie ſich mit Einem einließ. Ich wollte ſie nur an einen Mann verheirathen, der mir auch gefiele und meinem Ehrgeiz entſpräche.

Ich kurzſichtiger Menſch wollte der göttlichen Fügung vergreifen, die die Ehen im Himmel ſchließt, und diejenigen ſich finden läßt, die für einander paſſen.

Da kam ein Revierförſter auf das nahe Forſthaus. Es war ein junger, ſchöner, ſtattlicher Mann von gutem Herkommen; aber man munkelte allerhand. Er ſollte ausſchweifend, fürchterlich roh und boshaft und ein Spieler und Säufer ſein, der auf ſeiner frühern Stelle einen armen Familienvater niedergeſchoſſen habe, weil er ihm Vorſtellungen gemacht, daß er mit dem Leſen dürren Holzes ja doch keinen Schaden verurſache. Ein Spieler und Säufer war er, das wußte ich wohl, und roh und unbarmherzig war er auch, das ſagten ja laut die armen Leute; aber ich dachte, Evchen wird ihn ſchon beſſern. Er ſah ſie gern, das wußte ich wohl; aber ſie ihn nicht, denn — ſie hatte einen Andern lieb. Nicht weit von uns wohnte eine Wittwe, arm und dürftig, aber unbeſcholten. Sie hatte einen Sohn, ſo alt wie mein Kind. Sie waren zuſammen in die Schule gegangen, zuſammen confirmirt worden, hatten zuſammen als Kinder geſpielt. Sie hatten ſich unendlich lieb, und ich wußte es nicht, wenigſtens war es mir damals ein Geheimniß. Denk ich jetzt ſo dran, ſo mein' ich, das Herz müßte mir brechen! Der Conrad war ein Muſter von einem braven Burſchen, und auch ein Bild von einem ſchönen Burſchen. Wie glücklich hätte ich ſie und mich ſelbſt machen können; aber der Hochmuth ſteckte in mir, und er war des Teufels Handhabe. So war ich blind und taub gegen Evchen's Leid, und nun irr' ich umher gleich dem ewigen Juden, ohne Ruhe, ohne Frieden; trage die Bürde meines Jammers; möchte gern ſterben und kann nicht, und ſie ſind Beide todt!“ —

Er bedeckte ſeine Augen mit ſeinen Händen und jammerte laut!

„Der Förſter mochte erfahren haben, daß ich ihn gern als Eidam habe; er ſuchte an mich zu kommen. Ich kam ihm überfreundlich entgegen. Er wußte aus ſchlauer Berechnung mich zu täuſchen, ſo daß ich nichts von alledem mehr glaubte, was ihm die Leute nachſagten, und ihm ſchon nach wenigen Wochen mein Jawort gab.

Als ich ihr das ſagte, war Evchen troſtlos. Jetzt erſt merkte ich, woher der Wind wehte, und mein Zorn kannte keine Grenze mehr. Ich tobte, raſete, ja ich mißhandelte das Kind, das nie mich durch einen Ungehorſam oder eine Unart betrübt; ich fluchte ihrer Liebe zu dem braven armen Conrad. Sie war troſtlos, ich hart wie ein Stein. Die Vaterliebe war in meinem Herzen geſtorben. Der Hochmuth herrſchte nur darin.

Von nun an bewachte ich ſie auf Schritt und Tritt, und zwang ſie zur Verheirathung mit dem Förſter. Niemand war glücklicher als ich. Des Kindes Schmerz und Thränen machten keinen Eindruck auf mich. In der Freude meines Herzens über den angeſehenen Schwiegerſohn verſchrieb ich ihm Hab und Gut, und hielt mir für meine alten Tage nichts, nicht einmal den Sitz in meinem Haus aus. Um meine Freude voll zu machen, ſtarb Conrad's Mutter, und er ließ ſich als Soldat anwerben in Saarlouis. War der fort, dann, ſo dachte ich, wird ſich ja Alles geben! Ach, wie iſt der Menſch ſo blind, wenn er von einem böſen Geiſte, wie ich von dem Hochmuthe, beherrſcht iſt! Der Förſter wußte Alles. Er trug dem Conrad einen erſchrecklichen Haß.

Ich machte eine Hochzeit, die vier Tage dauerte. Seit dreißig Jahren war ſo keine im Dorfe gehalten worden; aber mein Kind war wie das Lamm zur Schlachtbank geſchleppt worden. Alle Welt ſah's, nur ich, ich allein nicht!

Am letzten Hochzeitstage ging auch der Conrad zu den Soldaten fort. Abends ging Evchen hinaus; gleich darauf auch der Förſter. Sie kam mit rothgeweinten Augen wieder. Der Förſter blieb faſt zwei Stunden aus. Er kam endlich wieder und war ausgelaſſen luſtig; allein dieſe ſeine Luſtigkeit hatte etwas an ſich, das ſie entſetzlich machte. Er lachte, aber dies Lachen klang wie teufliſche Luſt. „Schwiegervater,“ rief er, „ſpielt uns Eins auf, ich möchte tanzen!“ Ich ſpielte auf und er tanzte nicht, er raſte. Es fiel uns Allen auf, aber wer dachte etwas Arges? —

War er früher ausſchweifend, ſo wurde er's jetzt noch mehr. Jeden Abend war er betrunken und mißhandelte mein armes, ſichtlich und zuſehends hinwelkendes Kind. Er verſpielte hohe Summen in Einem Sitze. Sagten ihm die Leute etwas, ſo rief er: „Der Alte hat ja Geld und Alles iſt ja mein!“ Als ich ihm ſelber Vorſtellungen machte, rief er aus: „Alte Eule, willſt du auch krächzen? Nimm dich in Acht, ſonſt ſtopfe ich dir das Maul!“ Und dieſe Worte begleitete er mit Geberden, die es deutlich genug machten, es ſeien eben keine leeren Worte.

Etwa ein Vierteljahr ging es ſo fort. Er vernachläſſigte ſeinen Dienſt. Die Vorgeſetzten zogen ihn zur Rechenſchaft, und da ſich allerlei ſchlechte und faule Händel fanden, wurde er abgeſetzt. Das knickte zuerſt meinen Hochmuth. — Jetzt zog er in mein Haus, und ich war täglich Zeuge, wie elend mein armes Kind war, und in meiner Seele erwachte die Hölle.

Um dieſe Zeit entſtand ein beängſtigendes Gerüchte.

Wo der Weg nach der Stadt führte, war ein dichter Schlag zur Seite des Weges. Dort pflückten Kinder Erdbeeren und fanden ein Wamms, das ſie heimbrachten. Es waren ſchwarze dicke Flecken dran, wie wenn's Blut wäre, und die Leute erkannten es ſogleich für das Sonntagswamms des armen Conrad. Seiner Verwandten Einer ging nach Saarlouis und fragte bei dem Werber nach ihm; aber Niemand wußte etwas von ihm. Da er ſich nur hatte anwerben laſſen, aber noch kein Handgeld erhalten hatte, ſo fragte auch der Werber nicht weiter nach, als er nicht kam.

Jetzt wurde die Sache ruchbar. Man ſagte faſt laut: „Der Unhold hat ihn todtgeſchlagen!“ Das kam endlich dem Gericht zu Ohren, und in dem Schlage wurde nachgeſucht, und ſiehe da! Man fand den Leichnam des Conrad mit zerſchmettertem Hirnſchädel, und dabei *mein* Beil! —

Ihr mögt Euch denken,“ ſagte nach einer ſtummen Pauſe der ſchweraufathmende Zunderbuchs, „daß wir alle Beide eingeſetzt wurden als ſeine Mörder. Das gab einen langen Proceß. Ich wurde, weil alle Zeugen für mich ſprachen, freigegeben. Er aber wurde in der Haft behalten, bis er endlich es eingeſtand, er habe ihn erſchlagen an jenem Abend. Er iſt darauf öffentlich hingerichtet worden.

Als ich heimkam, wie fand ich Alles verändert! Der verworfene Menſch hatte ſchwere Schulden gehabt, die Niemand kannte. Als er und ich in das Gefängniß geſetzt wurden, kamen die Schuldner mit ihren Forderungen. Evchen litt furchtbar. Sie mußte Hab und Gut verkaufen. Was übrig blieb, nahmen die Gerichte.

Da ſtand ich nun, herabgeſtürzt von meiner Höhe, in Schande, Armuth und Elend. Ach, meine Buße begann! In Conrad's Hüttchen zogen wir, Evchen und ich. — Und dieſer leidende Engel klagte nicht. Still trug ſie das Weh, bis ihr das arme, gequälte Herz brach.

Nun war das Maaß voll! —

Auf dem Grabhügel meines gemordeten Kindes brachte ich manche Nacht hin; aber es war zu ſpät. Die treue Seele hatte ausgelitten. Ihr Lebensglück hatte ich zerſtört. Ich war ihr Mörder! — —

O, da hat's mich hinausgetrieben in die Welt, ohne Raſt, ohne Ruhe. Das Kainszeichen ſtand auf meiner Stirne. Mit der Geige verdiente ich mein wenig Brod. Das war meine Buße, daß ich mit dem Weh im Herzen der Leute Luſtigmacher ſein mußte. Und wenn ich recht luſtig geigte, dann ſchnitt das Schwerdt des Schmerzes durch meine Seele und zerriß ſie! Dann ſah ich mein Kind, wie es mich im Tode noch anſah mit dem Blicke der

Vergebung; aber es kam dennoch kein Frieden in meine arme Bruſt. So trag ich's nun ſchon zwanzig Jahre und darüber. O ſagt, ſagt, kommt der Tod bald?“

Er hatte ſeine Hände zuſammengepreßt und ſah mich mit einem Blick an, der mein Blut ſchier erſtarren machte.

Ich ſprach zu ihm Worte des Troſtes, Worte der Liebe.

Er hörte mir mit großer Andacht zu.

„Habt Dank!“ ſagte er dann. „Ja, ich will harren, bis der Herr die Laſt des Lebens mir abnimmt. Was Ihr ſagt, iſt Balſam für mich!“

„Aber,“ fragte ich, „was war's doch, was Euch ſo ergriff, als Ihr vorhin am Kirchweihbaume geigtet?“

„Ich will's nicht verhehlen,“ rief er aus. „Heute iſt der Jahrestag von Evchen's Hochzeit. Während ich ſo geigte, gingen alle die Schickſale, die ich erduldet und ſelbſt verſchuldet, an meiner Seele vorüber, und die alten Wunden bluteten wieder. Da blickte ich herab und — Appelchen tanzte gerade vorüber. Da war mir's, als ſei's mein Kind, mein armes Kind. Innerlich hat es mich da geſchüttelt, meine Sinne ſind mir vergangen, und der Bogen, der über die Saiten fuhr, brachte einen Ton hervor, der mir wie ein Gruß der Hölle durch die Seele drang. Da bin ich umgeſunken. Nun kennt Ihr mein Leid,“ ſagte er, drückte meine Hand, und ehe ich mich's verſah, war er weg. Ich hab' ihn nicht wieder geſehen!“

„Auch nichts mehr von ihm gehört?“ fragte ich mit großer Theilnahme.

„Doch,“ ſagte der alte Schullehrer, „doch. Ein Jahr nachher, ich war ſchon mit Appelchen verheirathet, da kam einmal ein Glashändler ins Dorf, wie ſie ſo aus der Gegend da hinten an der Saar mit ihren Glaskarren im Lande herumfahren, den fragte ich nach Zunderbuchs.

„Ach ja,“ ſagte er, ſich erinnernd, „das war Steiger's Joſeph aus unſerm Dorf.“ Er erzählte mir nun die Geſchichte des Armen, wie ich ſie ſchon kannte.

„Er iſt ſeit einem Jahr und länger nicht mehr hier geweſen," ſagte ich. „Glaub's wohl," erwiederte der Glashändler. „Er war lange Jahre nicht mehr in unſer Dorf gekommen; aber im vorigen Sommer, gleich nach Johannistag, ſahen ihn die Leute daher wanken an einem Stabe. Man ſah's ihm an, daß er krank war, und daß ſein Stündlein nicht mehr ferne ſei.

Wir hatten Alle ſo viel Mitleid mit ihm. Einer ſeiner Kameraden aus der Jugendzeit nahm ihn freundlich auf und erquickte ihn; aber er war ſo ſtill, ſo leidmüthig, daß ihn der Mann am Ende nicht mehr mit Fragen quälen mochte. Abends ging er 'mal hinaus, kam aber nicht wieder.

Die Leute warteten auf ihn bis zehn, bis elf Uhr; als er aber da auch nicht kam, da wurd's ihnen unheimlich. Sie ſuchten ihn, fanden ihn aber nirgends, bis endlich die Kinder ſagten, ſie hätten ihn auf den Kirchhof gehen ſehen.

Da gingen ſie hin, ihn zu ſuchen, und fanden ihn liegend auf dem Grabe ſeines Kindes, und er war todt. Das ganze Dorf beklagte ihn. Sie hatten ihm ja Alle vergeben ſeinen Uebermuth, den er ſo ſchwer gebüßt hatte. Er wurde ehrlich begraben neben ſeinem Kind.

Ach," ſagte der Glashändler, „Herr Schulmeiſter, der Hochmuth iſt vor Gott ein Greuel, und des Zunderbuchs Geſchichte ſollte alle harten Väter warnen, ihre Kinder nicht zu einer Ehe zu zwingen, da wird nur Herzeleid daraus und Jammer!"

So ſprach der Mann," ſchloß der alte brave Lehrer; „und er hat recht. Es wird mir kühl; gute Nacht, Herr Nachbar!"

Er ging ins Haus. Es war dunkel geworden. Ich ſaß noch lange da, recht tief bewegt, und dachte an des Dichters Wort:

„Wo Gleiches ſich zu Gleichem findet,
Da gibt es einen guten Klang!"

Heirathsgeſchichten.

Erzählungen im Abendkreiſe meines Oheims.

Nach einer vieljährigen Trennung kehrte ich in mein Vaterland zurück. Ich hatte die merkwürdigſten Länder Europas durchwandert und ſehnte mich nun wieder nach dem häuslichen Stilleben der Heimath — welches mir freilich nicht am elterlichen Herde — nicht unter dem Dach eines Bruders oder einer Schweſter entgegenlächelte — denn ich ſtand verwaiſt in der Welt — ſondern nur im Kreiſe meines alten Oheims — eines Mannes von ſeltener Geiſtes- und Herzensbildung. Er war der einzige Verwandte, den ich beſaß — aber er war mir Vater und Freund. Früher, als mein Oheim noch in H...... wohnte, lebte ich bei ihm, um meine Schulbildung dort zu erhalten. Als ich von Univerſitäten heimkehrte, lebte ich nur kurze Zeit unter ſeinem wirthlichen Dach — ein Ereigniß, — welches wie ein Geier an meinem Herzen nagte — trieb mich in die weite Welt. — Mein Oheim verließ, als er ſeine Aemter niederlegte, ſeinen bisherigen Wohnort und kaufte ſich in einer ſchönen Gegend des Rheins, in einer bedeutenden Stadt Haus und Garten, wo er nun ganz ſich ſelbſt und ſeiner Familie und ſeinen Lieblingsſtudien lebte. Einen kleinen Kreis ausgezeichneter Menſchen, tüchtig an Herz und Geiſt, ſah er jeden Abend bei ſich, im Sommer im Garten, im Winter in dem kleinen Salon des Hauſes. Seit er hier wohnte hatte ſich Vieles verändert in ſeinem häuslichen Leben. Kurz nach meiner Entfernung war er hierher gezogen, wo ſich der neuvermählte Gatte Amalien's, ſeiner einzigen Tochter, als Handelsmann etablirte. — Des Oheims höchſt intereſſanten Briefe ſchilderten mir mit plaſtiſcher Wahrheit diejenigen Menſchen, welche er ſich zur Geſellſchaft, zum vertrauteren Umgang erkoren. Es waren nach dieſem Gemälde Menſchen, die man lieben mußte. Vor Allen begegnete ich dem Bild eines meiner vertrauteſten

Univerſitätsfreunde, den mein Oheim mit redender Treue abconterfeiet. Mein guter Rode lebte jetzt in ***, um ſeine, wie der Oheim ſchrieb, durch harte Schickſalsſchläge erſchütterte Gemüthsheiterkeit und Körpergeſundheit wieder herzuſtellen. — Von Allen, die bei ihm aus- und eingingen, hatte er mir nun ſchon geſchrieben und wirklich den Wunſch rege gemacht, ſie kennen zu lernen — nur von dem Gatten Amalien's nicht, — der mich doch gar ſehr intereſſirte. Dies Benehmen des Oheims, das noch ſeltſamer durch gänzliches Schweigen auf eine vertrauliche Frage erſchien, fiel mir ſehr auf. Er mußte hinlängliche Gründe dazu haben und keine erfreulichen, das begriff ich. Ich kannte meinen Oheim genau, darum ſchwieg ich und wollte mit eigenen Augen ſehen. Indeſſen glaubte ich doch aus Amalien's Briefen, die freilich ſehr ſelten kamen, den Schlüſſel für dies Räthſel gefunden zu haben. Sie hauchten einen ſo rührenden Schmerz, ſo leiſe, ſo zart, daß nur ein Herz, welches das ihre kannte, ihn ahnen, ihn verſtehen konnte. Ach, ein am Glücke gänzlich verarmtes Leben nur konnte ein ſo heiteres Weſen, wie Amalie geweſen, ſo umſtimmen. Sie jammerte mich innig. Sie war ſo gut, ſo gut und rein! O, mein Herz hatte ſie mit gewaltiger Gluth geliebt, und noch ſtand im Strahlenglanze der erſten, nie alternden Liebe ihr Bild vor meiner Seele, und fünf Jahre des Lebens in der Ferne konnten dieſe Gefühle nicht verdrängen! Als ich die Univerſität verlaſſen hatte, lebte ich wieder wie einſt in meines Oheims Hauſe, um an ſeiner Hand die Geſchäftswege meines Berufes gehen, und ſicher gehen zu lernen. Amalie war mir ein liebes Kind, eine theure Schweſter geweſen — in meinen Knabenjahren. Jetzt kam ſie als friſch erblühte Roſe im Morgenrothe der Jugend aus dem Inſtitute zurück, und jene harmloſe Traulichkeit unſerer früheren Jahre, ſie war noch nicht verwiſcht. Sie war der Leiter der innigſten Liebe in mein Herz; aber Amalie blieb kalt. Sie war mir gut. Es gab Momente, wo ſich der Himmel mir aufzuthun ſchien — allein ſie vergingen ſchnell, wie Sonnenblicke im April. War es ein erwachendes Gefühl — oder nur der Abglanz des meinigen? Ich wußte es nicht. Mein Oheim ſah meine Liebe und billigte ſie; ſo die Mutter Amalien's. Sie aber hielt mich fern — ſtieß mich oft mit Kälte ab — kurz, ich begrub meine Liebe tief im Innern meines Gemüths, und trug ein Gift in mir, welches die Keime meines beſten Seins zu verderben drohte. Da enthüllte ſich Amalien's räthſelhaftes Benehmen. Sie geſtand den Eltern ihre Liebe zu einem jungen Manne, dem Bruder der Vorſteherin des Inſtituts. Ich war ungeſehen und ohne Abſicht Zuhörer dieſes niederſchmetternden Geſtändniſſes. Am andern Morgen reiſte ich heimlich ab, meinem edlen Oheim einen erſonnenen Beweggrund angebend, deſſen Werth er zu würdigen wußte. Amalie wurde die Gattin dieſes Mannes, und ich zog mit verwundetem Herzen durch die Welt und kehrte nun mit dem mühſam errungenen Sieg über das eigene Herz heim. Eine leiſe Bangigkeit fühlte ich bei dem Gedanken, nun in Amalien's Nähe zu ſein und zu leben; doch ſie war eines Andern Weib, und dieſer Gedanke wurde die Aegide für mein Herz; — ſo träumte ich. — — —

Schon wehte der Nordwind eiſig über die Stoppelfelder, und Morgenreife kamen als Vorboten des nahenden Winters. Der Moſt war ſchon zu Wein gegohren, als ich den Entſchluß faßte, unerwartet dem Rheine zuzuwandern. Ich verließ die langweiligen Zirkel einer prunkvollen Hauptſtadt, um die Wintertage in einer Stadt weit untergeordneten Ranges zu verleben. Man fand dieſen Entſchluß ſehr bizarr; aber die ihn ſo nannten, kannten nur den Schaum des Lebens — das mildbeglückende, in Liebe und durch Liebe und Zutraulichkeit anheimelnde (wenn ich ſo ſagen darf) Leben einer feingebildeten Familie des Mittelſtandes nicht. Ich wußte, welch einen reichen Erſatz ich für die glänzenden Soiree's voll herzloſer Kälte und ſteifen Ceremoniels — für die Theaterfreuden, die Bälle und alle dieſe glänzende Armuth der höheren Stände finden würde, zumal da Rode in *** lebte — und ſchied. —

Ich kam in *** an. Man wies mir das ſtattliche Gebäude, worin mein Oheim wohnte. Die Dämmerung brach eben herein. Ich ſtieg hochklopfenden Herzens die breite Treppe hinauf und öffnete ein geräumiges Zimmer. In der Fenſterecke erhob ſich eine hohe

Frauengeſtalt und trat mit Würde auf mich zu. So recht ſehen konnten wir uns Beide nicht. Sie fragte nach meinem Namen in ſehr verbindlichen Ausdrücken. Großer Gott! es war Amalie. Der Ton ihrer Stimme machte jede Fiber meines Weſens erbeben. Ich mußte mich gewaltſam zuſammennehmen, um ihr zu antworten, und doch bebte die Stimme hörbar. Kaum aber vernahm ſie den erſten Ton meiner Stimme, als ein Paar weiche, volle Arme ſich um meinen Hals ſchlangen, und ſie mit dem Ausrufe: „Lieber Carl!" an meiner Bruſt lag. Da zerrann jene Illuſion. Da vergaß ich, was ich nicht hatte vergeſſen wollen — ich ſchlang meinen Arm um ſie, und mein Mund berührte im Rauſche des Entzückens den ihrigen.

Noch ſtanden wir ſo — da öffnete ſich eine Seitenthüre, und mein Oheim trat mit einer Kerze in der Hand herein — blieb erſtaunt auf der Schwelle ſtehen, und ſah auf die unerwartete Gruppe. Ein Lächeln wehmüthiger Freude ſpielte um den wohlwollenden Mund des Greiſes. — Nun erſt öffnete er mir die Arme. Ich lag am Herzen eines Mannes, dem ich ſo viel verdankte. Die Erinnerungen früherer Jahre, das Bewußtſein des Glücks, das ich eben empfunden, ſei nur Täuſchung, preßte mir die Thränen in die Augen. Auch die Tante, die gute, kam und begrüßte mich wie den Sohn, der lange Außen geweſen. Sie Alle blickten mich mit verwunderten Blicken an, mit wohlgefälligen. „Wie biſt du Mann geworden, Carl," ſagte der Oheim, und klopfte mir auf die Schulter. „Dein innerer und äußerer Menſch iſt gereift." „Und wie gleicht er ſeinem Vater, nicht wahr, Fritz?" ſprach die Tante zu dem Oheim. Amalie ſchwieg. — Wie fand ich ſie Alle aber auch verändert! Die fünf Jahre waren vorübergezogen mit manchem Weh, und die Spuren las mein Auge in des Oheims tiefgefurchter, einſt ſo heiterer Stirn, in dem Schnee des Haares, in dem gebeugten Nacken; das zeigte der Tante tiefliegendes, wohlwollendes Auge — ihre eingefallenen Züge, ihre ſchrecklich gealterte Geſtalt. Auch Amalie war vielfach verändert. Als ſchlanke, blühende Jungfrau von edlen Formen hatte ich ſie verlaſſen. Jetzt ſtand das vollendet ſchöne, junge Weib mit junoniſcher Geſtalt und zauberiſcher Anmuth vor mir. — Nur bleich waren ihre einſt ſo blühenden Wangen, und ein Zug unausſprechlicher Wehmuth und tiefen Leidens prägte ſich um das Auge herum aus, der ſie jedoch noch reizender machte.

Tauſend Fragen und Vorwürfe beſtürmten mich. Ich hatte ihnen zu ſelten, zu wenig geſchrieben, und ich ſollte jetzt das durchs Erzählen erſetzen. Ich antwortete ſo ſchnell, als es mir möglich war. „Laßt ihn doch erſt zu ſich ſelbſt kommen!“ rief endlich mein Oheim faſt unwillig. „Bedenket doch die langen Winterabende und wie er uns noch ſo oft die Zeit kürzen muß.“

Es gelang den Vorſtellungen meines Oheims, ſie zur Ruhe zu bringen. Jetzt kam die Reihe des Fragens an mich. Ich erkundigte mich nach Amalien's Gatten, nach ihrer Familie. — Der Oheim hatte davon nie geſchrieben.

Amalie ſah mich — ich ſaß neben ihr, ihre Hand lag in der meinen — von der Seite wehmüthig an, und eine Thräne arbeitete ſich aus den Wimpern hervor. „Ich entbehre das Mutterglück;“ ſagte ſie leiſe — kaum hörbar, und mich ſchmerzte es tief, dieſe Saite ohne Wiſſen berührt zu haben; denn der Ton hallte lange in den Saiten ihres Gefühles nach — das ſah ich deutlich. Von ihrem Gatten ſuchte ſie mir eine gute Vorſtellung beizubringen. Sie ſagte zuletzt: „er ſei jetzt noch auf dem Comptoir.“ „Ach, du edles Herz,“ ſprach ich leiſe in mich hinein — „du pflanzeſt Blumen auf das Grab deines Glückes!“ —

„Geh jetzt, Mutter,“ rief endlich der Oheim, „und ſorge, daß der Burſche etwas zu eſſen bekommt. Der wird vom Anblick ſchwerlich ſatt, wie ihr.“

Ich mußte lachen, ſo wenig auch meine Stimmung darnach war; denn der Oheim hatte ſeine Art und Weiſe noch, wie von je. „Und du, Carl,“ fuhr er fort, „wirſt wohl thun dich umzukleiden, zu deiner Bequemlichkeit, und weil unſere Freunde bald ſich einfinden werden.“

Ich folgte dem Worte des Oheims. Als ich angekleidet zurückkam — und kaum in das Gemach getreten war, wo der Oheim und

Amalie mich erwarteten, kam der Gatte Amalien's. Sie flog ihm entgegen. Kalt wehrte er ihre Liebkoſungen ab. Sie erbleichte ſichtlich. Der Oheim ſtellte mich vor. Sein Bewillkommnen war ceremoniös — kalt — gleichgiltig. Ich betrachtete ihn genau. Seine Geſtalt war groß — aber hager. Seine Züge ſchön, doch von Leidenſchaften durchwühlt. Die Sünden früherer Jahre ſtanden leſerlich in ſeinen Zügen geſchrieben, und aus ſeinen Blicken ſah Geiz, Heimtücke und ein Heer hölliſcher Geiſter. Wie Amalie dieſen Menſchen lieben konnte? — das blieb mir ein Räthſel, welches ich nicht zu löſen vermochte. Wir ſetzten uns zu Tiſche. Er ſprach wenig. Amalie gar nicht. Manchmal ſtahl ſich eine Thräne aus ihrem Blick. Er ſah ſie nicht an, der Oheim und ich ſprachen allein, und auch dieſes Geſpräch ſtockte bald. Nicht einmal die Artigkeit gegen den Fremdling erwies er mir. Man ſah, er rechnete und prüfte Speculationen. Als wir abgegeſſen, erklärte er mit wenigen Worten, er werde morgen ganz frühe nach *** in Wechſelgeſchäften reiſen und erſt vielleicht in vierzehn Tagen wiederkehren, darum verließ er uns denn auch bald. — Amalie blieb bei uns. Bald traten nun die erwarteten Abendgäſte herein. Herzlich wurde der Ankömmling willkommen geheißen. Zuletzt trat Rode ein. Ich kannte ihn kaum, ſo hatte er ſich verändert. Wie mußten die Stürme des Geſchickes dieſes blühende, kräftige Leben umbrauſt haben, das es ſo altern konnte!? —

Wie ſtolz war ſonſt dieſe Geſtalt aufgerichtet! Wie frei und kühn blickte ſonſt dieſes geiſtvolle Auge umher! Welche Ruhe wohnte auf dieſer ſchön gewölbten Stirne! Welche Lebensluſt und Heiterkeit ſpielte um dieſen feinen Mund, ſtrahlte aus dieſen Zügen! Und jetzt? — Gebeugt war ſeine Stellung; ſchwermüthig und düſter blickte das Auge, gefurcht und umwölkt war die Stirn, und Leiden, inneres Leiden ſprach aus allen Zügen. Obgleich, das hatte mir mein Oheim ſchon geſagt, er gewöhnlich ernſt und melancholiſch war, ſo gab es doch auch wieder Zeiten, wo der Geiſt ſeiner Bande ledig, wieder heiter die Fittige entfaltete, und er voll Laune und Humors ſein konnte; allein es waren ſeltene

Silberblicke ſeines düſtern Lebens. Und doch ſagte er nie den Grund dieſer Stimmung, und eben weil er ein Geheimniß daraus zu machen ſchien, war man zu discret, ihn jemals zu fragen. Ich trat der treuen, biedern Seele entgegen und reichte die Hand ihm zu. Er ſtarrte mich an, dann ſank er an meine Bruſt mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung. Zehn volle Jahre lagen zwiſchen unſerm durch Freundſchaft beglückten Zuſammenleben und dieſem Wiederſehen. — Jahre, deren Ereigniſſe zur Geſchichte eines Jahrhunderts ausreichten, und in ihm ſich zutragend, es auszeichnen würden unter Vielen der Geſchichte. Wir hatten nur Augen und Ohren für uns, und Alle für uns. Man fand die Ergüſſe ſo treuer Freundſchaft unter Männern ſo intereſſant, ſo rührend, daß einige Frauen, beſonders Amalie, Thränen vergoſſen. Wie drängten ſich aber auch die Fragen! Wie folgten blitzſchnell die Antworten, wie war das ganze Weſen in wohlthätiger Spannung!

„Ich ſehe,“ ſagte Rode, „wir müſſen Zeit haben, lieber Carl, um das reiche Thema unſeres und des Lebens derer, die wir liebten und ſchätzten, ſo weit es uns bekannt, gehörig abzuhandeln, und damit wollen wir morgen ſchon beginnen, denn meines Bleibens iſt nicht mehr lange hier. Unabweisliche Ereigniſſe fordern meine Rückkehr in mein Vaterland.“

Die Bemerkung Rode's wirkte wahrhaft elektriſch auf die Geſellſchaft.

„Sie wollen uns verlaſſen?“ fragte erſchrecken mein Oheim, der ihn ſehr lieb hatte.

„Wollen? nein,“ entgegnete Rode mit Wehmuth. „Ich habe, ſeit die Stürme des Schickſals mein Lebensſchifflein entmaſteten und es ſtrandete, ſo glückliche Tage nicht geſehen als hier. Frieden habe ich hier gewonnen, wenn er jemals zu gewinnen möglich. Ihre Liebe hat mich ſo gefeſſelt, daß ich nur mit blutendem Herzen ſcheiden kann. Könnte ich, dürfte ich bleiben — o, bis zum letzten Athemzuge bliebe ich, allein ich muß. Glauben Sie mir, ich nehme als einzigen Troſt eine ſchöne Erinnerung mit — mein Herz — bleibt bei Ihnen!“ —

Er ſprach die letzten Worte bebend, und ſein Blick, in welchem die ganze Seele lag, glitt an Amalien vorüber.

Dieſer Blick ließ mich in dieſem Herzen leſen. —

Alle waren betrübt. Sie liebten ihn Alle ſo herzlich.

Er ſelbſt brachte das Geſpräch, ſchnell abbrechend, wieder auf unſere Univerſitätsjahre.

„Haſt du nie etwas von Werning und Wamſchleder gehört, den edeln Gliedern unſerer Herzens-Quadrupelallianz?“ — fragte er mich.

„Niemals, Rode, und doch hege ich den Wunſch ſo lebhaft, von ihnen zu hören.“

„Wie iſt es doch ſo gut, liebe Amalie,“ ſprach er zu ihr gewendet, „daß ich zögerte mit der Erzählung jener Heirathsgeſchichten, die ich Ihnen ſo lange ſchon ſchulde. Sehen Sie, jetzt müßte ich ſie dem Freunde wieder erzählen.“ Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Die Heirathsgeſchichten dieſer Wackern iſt ein zu wichtiger Theil ihres Lebens, als daß ich nicht damit anfangen ſollte, zumal ich ihres allgemeinen Intereſſes halber ſie unſerer lieben Geſellſchaft ſchon längſt mittheilen wollte. Nun ſoll morgen Abend damit der Anfang gemacht werden.“ Alle freuten ſich, da ſchon oft Rode ſie durch ſeine Erzählungen unterhalten hatte.

„Es dürfte indeſſen doch gut ſein, Carl'n auch die Veranlaſſung bekannt zu machen,“ bemerkte Amalie.

„Nun?“ fragte ich. —

„Sieh,“ fuhr Rode fort, „wir laſen vor längerer Zeit einen Roman in dieſem lieben Kreiſe. Dein Oheim machte die Bemerkung, daß doch der Roman im Grund eine Heirathsgeſchichte ſei, da er gewöhnlich mit einer glücklichen ende, oder durch eine verunglückte einen tragiſchen Ausgang nehme. Ich faßte damals dies auf, um die Heirathsgeſchichten dreier Freunde mitzutheilen, und dieſe Schuld iſt noch abzutragen.“

„So löſen Sie denn morgen Ihr Wort, lieber Rode,“ hieß es nun einſtimmig, „und kommen Sie frühe — wir erwarten Sie gewiß ſchon Alle.“

Er verſprach's und ſchied.

Am andern Morgen war Amalien's Gatte, ohne uns Lebewohl geſagt zu haben, abgereiſt. Amalie ſchien heiter zu ſein; doch eine ängſtliche Scheu hielt ſie von mir zurück. Sie fürchtete vielleicht eine Bemerkung über das Betragen ihres Gatten. Ich hielt mich mit Fleiß etwas entfernt, bis jene Furcht ſich würde verloren haben, und ging, Rode'n zu begrüßen. — Heiter empfing er mich. „Du biſt die Urſache, daß ich die letzten, mir ſo ſchmerzlichen Tage, die ich noch hier bin,“ ſagte er, „fröhlicher als viele andere durchlebe, und doch,“ ſetzte er ernſt werdend hinzu, „du machſt mir den Abſchied um Vieles ſchwerer!“

Wir ſetzten uns, und bald waren wir bei Amalien. Mit hoher Begeiſterung und unverkennbarer Liebe ſprach er von ihr. Mit tiefer Indignation von ihrem Gatten. Er ſchilderte mir ihn als einen Menſchen, der ſeine Jugend verwüſtet habe, und nun mit einer Geldgierde ſeine Geſchäfte betreibe, die ihn Allen verächtlich mache, die ihn kennen zu lernen genöthigt ſeien. Amalien behandle er ſchnöde. Sein Herz habe nie Liebe zu ihr gefühlt. Nur ihr Geld ſei es geweſen, was ihn, den kundigen Verführer, beſtimmt, dieſes klare, unbewachte Herz durch ſeine Schmeicheleien zu bethören. Sie, die den Himmel verdient, ſchloß er, iſt endlos unglücklich durch den Elenden.

Mein Herz war tief erſchüttert. Ach, Rode ahnete nicht, welches Gift er mir beibrachte — doch auch er fühlte es, denn er liebte Amalien — das war mir bald klar geworden.

Ich blieb einige Stunden bei dem Freunde — dann ließ mich mein Oheim abrufen. Er wollte mir, da er leidenſchaftlicher Gartenfreund war, die Anlagen ſeines Gartens zeigen, ſo ungünſtig auch die Jahreszeit ſei, ſo ſagte er — doch bald wurde es mir deutlich, daß er nur eine Gelegenheit geſucht habe, mit mir ganz ungeſtört allein ſein, und ſein Herz vor mir ausſchütten zu können.

Schon auf dem Wege fragte er mich ernſt, wie mir ſein Schwiegerſohn gefalle? —

Ich wollte ausweichen und bemerkte, daß ein beſtimmtes

Urtheil über den Charakter eines Mannes nicht das Ergebniß einiger Augenblicke ſein könne, ſondern eine längere Bekanntſchaft vorausſetze.

„Du thuſt nicht recht daran, Carl,“ verſetzte der Oheim, „daß du mir altem Mann eine Unwahrheit aufbürden willſt. Du müßteſt wenig Kenntniß der Menſchen auf deinen Reiſen gewonnen haben, wenn du ihn nicht ſchon aus dem Wenigen, was du von ihm ſaheſt und hörteſt, durchſchaut haben ſollteſt. Es gab freilich eine Zeit, wo das ſo leicht nicht war, wo der Heuchler uns Alle bethören konnte. Nun zu heucheln iſt ihm nicht mehr der Mühe werth.“

Thränen traten in das Auge des alten ehrwürdigen Mannes, und man ſah, ihm wurde leichter um das Herz, wenn es einmal in eine vertraute Bruſt ſich ausſchütten konnte.

Ich geſtand ihm nun offen meine Meinung.

„Du haſt leider ſehr treffend und wahr geurtheilt,“ fuhr mein Oheim fort, „Amalie iſt ſehr unglücklich — er iſt ein ſittenloſer, verworfener, entnervter Menſch“

„Aber ſagen Sie mir, theurer Oheim, wie konnte Amalie, das blühende, liebliche Mädchen, dieſen Menſchen lieben?“

„Haſt du noch nie geſehen, daß ſich die friſche Rebe auch um eine erſtorbene Ulme ſchlang? - Man ſagt ſo wahr, die Liebe iſt blind; aber denke dir das argloſe, unbewachte, offene Herz Amalien's, und nun den gewandten, feinzüngigen, in Paris gebildeten Schmeichler, der das Gift ſeiner Schmeicheleien in das Herz, das ſehnſüchtige Herz des Mädchens flößt; ihr eine Liebe vergaukelt, deren er, der Wüſtling, niemals fähig war — und ſie ſo bethört, daß ihr Herz nur für ihn ſchlägt und jeder andern Empfindung unfähig iſt. Und was war es anders, als der Durſt nach Amalien's Vermögen — der den Heuchler trieb. Daß er Amalien, das unerfahrene Mädchen täuſchte, war natürlich, war leicht; daß er aber auch mich alten Graukopf in ſein Netz zog, mein Auge verblendete, auch mich zwang, den Heuchelſchein für wahre Tugend, das leere Wortgeklingel für wahre Empfindung zu halten, und ich die diaboliſchen Beweggründe in der maskirten Engelsgeſtalt nicht erkannte — Carl! — das hat mein Haupt gebleicht, das hat das Glück meines Lebens und meines Kindes im Innerſten vergiftet!“

Der Ton, womit er dieſe Worte ſprach, war herzzerſchneidend, und ſeine Hand fuhr unwillkürlich in die grauen Haare, als wolle er ſie ausraufen. Er maß mit großen, heftigen Schritten den Pfad des Gartens. Ein bitteres, ſchmerzliches Gefühl erfüllte auch meine Bruſt.

Nach einiger Zeit kam der Oheim wieder auf mich zu. Er war ruhiger geworden.

„Carl,“ hob er wieder an, „du glaubſt kaum, was ich gelitten habe ſeit dieſen fünf Jahren! Schon bald nach der Verheirathung warf er die Maske ab. Er achtete Amalien nicht, weil er keiner Achtung werth iſt. Er kennt nicht den Edelſtein, den er in ihr beſitzt — ja er hat ſie ſogar mißhandelt. — Und doch liebt ſie ihn. Manchmal war es mir — als du weg wareſt, als kämen Zweifel und Reue in Amalien's Herzen. Es ſchien mir, als könne ſie das wahre, lautere Gefühl von jenem, wie es ihr Geliebter zeigte, unterſcheiden — aber ein Brief voll ſchwärmeriſchen Wahnſinns — verdarb Alles. — Wir ſind Alle unglücklich, nur er nicht. Laß mich einen Schleier über ſein Leben werfen, deſſen Verworfenheit Amalie nicht einmal kennt. Sie iſt elend genug. Wer möchte ihr den Wahn, er ſei gut und treu, benehmen? — Ach, wie zerrannen ſie, die Einbildungen, die mich ſo lange beglückten! — Carl,“ fuhr er ſanfter fort, „du biſt Mann — dir kann ich mein Herz öffnen, wie Niemanden — dir, dir hatte ich Amalie beſtimmt, dich, den ich väterlich liebe, mir als Sohn erkoren. Du liebteſt Amalien, ich weiß es, Carl — auch ſie erfuhr es, als du abgereiſt warſt. Ich wußte den Grund deiner Entfernung. Meine Achtung, meine Liebe nahmſt du mit dir. Du haſt als Jüngling gekämpft und männlich geſiegt — ſollte ich es denn nicht können?!“ — So ſprach er. —

Wie wurde mir? — Alle der Schmerz vergangener Jahre zog wieder marternd durch meine Bruſt. „Ach,“ ſeufzte ich, „wenn du es wüßteſt, wie ich geſiegt!“ —

Einer von meines Oheims Freunden ſah uns im Garten und kam zu uns. Ich dankte Gott im Herzen für dieſe Erlöſung; denn nun leitete ſich das Geſpräch auf gewöhnliche, alltägliche Dinge, und in unſere Herzen kam wieder Ruhe.

Es war ſchon hoher Mittag, als wir heimkehrten. „Vergiß, Carl,“ ſagte mein Oheim, „was wir geredet. Laß Amalien nicht merken, daß du ihren Gatten durchſchaut.“

Konnte ich das, ohne zu heucheln? Konnte ich das Mitleid unterdrücken mit dem unglücklichen Opfer eines ſchönen Wahnes, für das mein Herz — das fühlte ich — mehr noch fühlte, als es durfte?! — — —

Amalie hatte uns mit Sehnſucht erwartet.

„Wo bleibt ihr doch ſo lange?“ fragte ſie unzufrieden. „Kaum daß du Flüchtling wiederkehrſt, ſo verläßt du uns auch wieder. Jetzt aber ſetze dich zu mir, und laß uns einmal plaudern.“

Mein Oheim ging in ſeine Studierſtube — die Tante war außen beſchäftigt; Amalie ſtickte, und ich ſetzte mich ſchweren Herzens an ihre Seite. Wir redeten von der Vergangenheit, von unſeren Kinderſpielen, unſeren kindlichen Freuden, Zänkereien und Wiedervereinigungen. Wir waren Beide ſo glücklich in dieſer Erinnerung. Sie legte ihre Arbeit nieder, und ſah mich wieder ſo traulich an — erinnerte mich an Manches, was mir entfallen war. Ich ſchwelgte in ſüßen Träumen.

Aber ich erwachte wieder aus den ſchönen Träumen, und kam mir vor, wie der Wanderer, der eine paradieſiſche Gegend durchwanderte, und nun auf einer kahlen und öden Berghöhe ſteht, über die ſein Weg führte, und wehmüthig zurückſieht in das Tempe, welches er verließ, und den Blick in die Ferne wendend — nur einer Steppe ohne Schatten, ohne Annehmlichkeit begegnet. — In Amalien's Gemüth ging Aehnliches vor. Sie ſeufzte tief auf und ſagte — halbträumend: „So verlieren wir Menſchen ein Paradies nach dem andern;“ — „aber“ — ſetzte ich hinzu — „wir ſtehen dem erſten am nächſten, wenn das Schickſal ohne unſere Schuld uns aus dem letzten treibt!“ —

„Wohl, Carl,“ ſagte ſie — „und wenn wir auch Alle verlieren hienieden, und uns nur Dornen und Diſteln das Leben trägt, das Paradies der Erinnerung bleibt uns, und kein Engel mit dem Flammenſchwerdte vertreibt uns daraus.“

Ich warf einen Blick in mein Inneres. Fünf Jahre, während welcher ich mich vereinzelt, verarmt in der weiten Welt fühlte, lebte ich ja mehr in dieſem Paradies, als in der wirklichen Welt.

„Was wäre die Welt,“ fuhr Amalie fort, „wenn nicht die Seele die ſchönen Blumen der Vergangenheit in den Winter der Gegenwart pflanzen, und bei dem Anblick ihres Farbenſchmelzes jenen Lebensfrühling zurückträumen könnte? — Ja, was wäre dermaleinſt das Leben in der andern Welt ohne Rückerinnerung? — Nur dem Verbrecher möchte ich wünſchen, daß ſie verginge — für ihn wäre dann noch Seligkeit — aber dem Guten kann nur durch ſie jener Gottesfrieden werden!“ —

Amalie ſagte dieſe Worte mit tiefer Bedeutſamkeit. Ich ſah in ihr Herz. Das Bild ihres Gatten ſchwebte ihr vor. Es ergriff mich mit unnennbarer Gewalt. Stürmiſch faßte ich ihre Hand und rief, meiner nicht mehr mächtig: „O, du Engelſeele!“ — Dann ſprang ich auf und verließ das Zimmer.

Wie habe ich den Ausbruch meines Gefühles bereut! Amalien hatte ich mein Herz dadurch eröffnet. Sie war und blieb zurückhaltend — ſcheu — und doch ſah ſie mich oft unbewacht wieder ſo liebevoll an — daß es mir ſchwindelte, und ich die Stunde verwünſchte, die mich hierher gebracht. —

Der Abend kam. Frühe ſchon waren alle Genoſſen des ſchönen Vereins verſammelt. Rode kam ſpäter. Er trug ein Packet Briefe in der Hand. Sein Ausſehen war ruhig, ja heiter.

„Erlauben Sie,“ begann er, „daß ich meine Einleitung zunächſt an Carl richte, der die geheiligtſten Anſprüche an die Mittheilung hat, da Werning ſein wie mein vertrauter Freund war. Und wenn ich meine unbedeutende Perſon mitunter handelnd mit einführe: ſo halten Sie es ja nicht für eine Nachahmung der Clauren'ſchen Methode, ſondern glauben Sie, daß es reine Wahrheit iſt.“

„Unſtreitig erinnerſt du dich,“ hob er an, „daß Werning im Jahre 1813 Göttingen verließ, gerade, als du und ich den Entſchluß gefaßt hatten, eine andere Hochſchule zu beziehen, die entfernter von dem blutigen Schauplatze des Krieges läge. Werning ſchied von uns unter dem Verſprechen, uns nie ohne Kunde von ſich zu laſſen. Die erſte Zeit ſeiner Anweſenheit auf ſeinen Gütern hielt er dieſes Verſprechen treu. Auf einen räthſelhaften Brief, zu dem wir keinen Schlüſſel fanden, folgte ein gänzliches Schweigen von ſeiner Seite. Du verließeſt bald darauf die Univerſität, um in deine ſüddeutſche Heimath zurückzukehren. Ich zog nach Norden, meinem vom Kriege des Uſurpators hart bedrängten Vaterlande zu. Obgleich Werning's Güter weit von meinem Weg ab lagen, konnte ich dennoch den Wunſch nicht unterdrücken, mich perſönlich nach ihm umzuſehen und mit ihm einen Entſchluß zu berathen, der auf der Reiſe durch einen andern Jüngling in mir rege geworden war — nämlich unter die Streiter für des Vaterlandes Freiheit vom Joche Napoleon's zu treten. Ich kam auf Werning's Gut an. Er war nicht da. Ich ging zum Juſtitiarius, einem ſehr edeln Mann, und vernahm, daß Werning ſeit fünf Monaten in den Reihen des Befreiungsheeres als Hauptmann kämpfe, daß er fünf und zwanzig Freiwillige ſeiner Inſaſſen equipirt und mit ihnen zum Heere geſtoßen ſei. Da war das Räthſel gelöſt, und auch klar, warum er nicht mehr an uns geſchrieben. Es war Furcht — uns zu ſchaden, die wir noch in einem Napoleon befreundeten Lande lebten.

Mein Entſchluß ſtand jetzt auch feſt. Ich mußte durch einen weiten Umweg die feindlichen Truppen umgehen und kam ziemlich ſpät nach Berlin. Mein Wunſch war, in Werning's Compagnie als Freiwilliger zu treten; — dies wurde mir jedoch nicht gewährt, und ſo wurde ich Huſar.

Sie ſind zu bekannt, die Begebniſſe dieſes Krieges bis zu Napoleon's endlichem Sturze, daß ich ſchnell darüber weggehen kann. Ich bin nur ſtolz darauf, Theil an dieſem ewig denkwürdigen Kampfe genommen zu haben, obwohl ein ſiecher Körper meine Trophäen ſind.“ —

„Und das Kreuz, das Ihre Bruſt ſchmückt, der Erſatz und das Zeugniß ritterlichen Muthes," ſchaltete mein Oheim ein.

„Seltſam war es," fuhr Rode fort, „daß ich nie Werning ſah; ſelbſt auch da nicht, als Friede geſchloſſen war. Mich führte damals ein neu überkommenes Amt nach Oſtpreußen. Ich konnte Werning nicht einmal ſchreiben, da ich nicht wußte, wo er lebte. Nur das kam mir zu Ohren — er habe die Stelle behalten und ſei ins ſtehende Heer eingetreten.

Europa wurde durch das meteorartige Wiedererſcheinen Napoleon's aus ſeinem Friedensſchlummer aufgeſchreckt. Aufs Neue rief das Vaterland unter die Waffen. Ich verließ, mit huldvoller Genehmigung meiner Vorgeſetzten, meine Stelle, um wieder als Huſar in mein Regiment einzutreten. Als Adjutant meines wackern Obriſten wurde ich recipirt, und von neuem zogen wir zum Rheine hin. Auch über dieſes Feldzuges Begebniſſe kann ich hinwegeilen. Wieder geſchah es, daß Werning zu ſehen mir nicht vergönnt war; aber der Ruf von ſeiner Tapferkeit und biedern Treue, der Ruf, daß der König ihn durch Orden auszeichnete, kam zu mir. Nie trug eine würdigere Bruſt die Ordenskreuze. Leider war uns nicht ſo es vergönnt, Theil an den Thaten dieſes Krieges zu nehmen, als wir es wünſchten. Wir gehörten zur Reſerve. Als Paris erobert war, blühte mir die Hoffnung, in der Weltſtadt meinen Werning wieder zu ſehen, da ich wußte, daß ſein Regiment dort ſtand. Mit meinem Obriſten verließ ich das Standquartier in einem elenden Städtchen und eilte nach Paris.

Ich flog auf das Generalcommando, nach Werning zu fragen.

„Hauptmann Werning?" — fragte man. — „Es iſt kein ſolcher in der Armee, wohl aber ein Major von Werning."

„Nun ja, den ſuche ich eben!" —

„Sie finden ihn im Lazareth. Er iſt ſchwer verwundet worden in einem Scharmützel — wird wohl aber jetzt auf dem Wege der Geneſung ſein."

Jetzt trieb mich die Angſt nach dem Lazarethe. Den Stabsarzt hatte ich in Berlin kennen gelernt. Er führte mich zu Werning.

Da ſaß der ſonſt ſo blühende, kräftige, junge Mann, bleich, hager, ein Bild des Jammers, auf ſeinem Lager. Ich kannte ihn faſt nicht mehr — er mich aber auf den erſten Blick.

„Rode!“ rief er freudig aus, „du auch Soldat!?“ —

Ich flog an ſeine Bruſt. Er war ergriffen. „Schonen Sie ſich, lieber Major,“ ſagte der Stabsarzt; „jeder zu heftige Affect ſchadet und verzögert die Heilung.“

Als die erſten Ergüſſe der Freundſchaft vorüber waren, ſchob er mit einem wehmüthigen Lächeln die Decke weg und ſagte: „Da ſieh das Opfer, welches dieſes fatale Paris von mir gefordert hat.“

Sein rechtes Bein war, von einer Stückkugel zerſchmettert, am Knie abgenommen worden.

Ich fuhr betroffen zurück.

„Lieber Doctor,“ rief er er nun mit Laune dem Stabsarzte zu, „befehlen Sie doch, daß man meinen Fuß hole, damit ihm Rode in ſeinem Witthum einen guten Tag ſagen kann.“

Der Stabsarzt ging ſelbſt und brachte ein ungeheures Glas, worin Werning's Fuß in Weingeiſt ſtand.

„Sieh, Rode,“ fuhr er fort, „dieſe Reliquie werde ich meiner künftigen Frau als Mahlſchatz bringen. Er ſoll mich heimbegleiten, damit er einſt, wenn ſein ehemaliger Herr zum letzten Manöver geht, ſein hölzernes Subſtitut, welches Paris mir ſehr großmüthig als Erſatz gibt, wieder remplaçire.“

„Ich beneide dich um deine Heiterkeit, lieber Werning,“ ſagte ich, den Stoiker bewundernd.

„Und ich möchte dich beneiden, daß du Soldat bleiben kannſt —“

„Und nicht mag — lieber Werning“ — fiel ich ein.

„Seltſam,“ erwiederte er, „ich bin traurig, daß ich jetzt als Invalide den Dienſt verlaſſen muß; nun gehe ich auf mein Gut und werde Bauer oder ein Einſiedler.“

Wir ſprachen noch lange über die Art, wie ein häusliches Leben auf dem Lande recht angenehm zu machen ſei. Endlich ſprach der Doctor zu mir: „Ich wünſchte, Sie verließen Werning jetzt, ich ſehe, daß er ſehr angegriffen iſt.“

Ich ging — aber jede freie Stunde brachte ich bei ihm zu. Vierzehn glückliche Tage lebte ich mit ihm, und noch inniger ſchloſſen ſich unſere Herzen an einander; — mit dem Schwure ſchieden wir endlich, als die Zeit des Urlaubs verfloſſen war, daß niemals — weder Entfernung noch die verſchlungenen Wege des Geſchicks uns trennen ſollten. Mein Obriſt und ich kehrten trübſinnig in das elende Standquartier zurück. Und Werning hat den Schwur gehalten. Er ſchrieb mir ſpäterhin, als noch eine weite Entfernung uns trennte, ſehr oft, und ſpäter noch öfter, da wir einander näher gerückt wurden. Dieſe Briefe, aus denen ich die meiſten Data meiner Hiſtorie mittheilen werde, ſind Zeugniſſe ſeines ſchönen Herzens. Mich führte mein Schickſal, mein hartes Amtsjoch — und Vieles mußte ich leiden und erfahren“ — er ſeufzte tief auf. — „Werning's Briefe waren meine Freude, meine Erholung. Werning lebte ruhig und zufrieden auf ſeinen Gütern, Gutes wirkend und fördernd. Doch bald traf auch ſein Herz ein harter Schlag — wie Ihnen dieſe Zeilen, in denen ich das Außerweſentliche übergehen zu dürfen bitten muß — ſagen werden:

N....... am 10. Mai 1816.

„Was hat Dich Invaliden aus deiner Klauſe herausgetrieben? wirſt Du fragen, wenn Du dieſe Zeilen von N...... datirt ſieheſt — Freund! — Das ſchwarze Siegel, welches ich, obwohl abhold aller ledernen Philiſterei des vergangenen Säculums — nahm, um der Leute willen — wird Dir ſagen, wenn Du jene Formelſprache verſteheſt, daß Trauer in meiner Familie iſt. Du weißt, ſie iſt klein, meine Familie — ich bin der letzte männliche Sprößling meines Stamms, und die gütige Vorſehung ließ mir Erſatz für das Entbehren von Vater und Mutter und Bruder in einer geliebten, theuern Schweſter, die, Wittwe eines ſehr edlen Mannes, ihre Tochter in N...... erzog. Wir hatten uns lange nicht geſehen; und meine Auguſte konnte nur einmal eine kurze Zeit bei mir zubringen, während Clementine, meine Nichte, in der Erziehungsanſtalt blieb. Damals verabredeten wir, daß wir fortan im engſten Verbande leben, ſie N...... verlaſſen und zu mir auf mein Gut ziehen wolle, ſobald Clementine confirmirt ſei. Wie ſehnſüchtig erwartete ich dieſe Zeit, und wie malte ich mir die Stunden ſo ſchön aus, die ich Clementinen's Ausbildung widmen wollte, da jene Anſtalt nicht die beſte war.

„In dieſem Jahre noch ſollte mein Wunſch erfüllt werden — aber ach, wie war es ſo anders beſchloſſen im Rathe des Himmels! Ich ließ eben die Zimmer geſchmackvoll herſtellen, welche Auguſte und Clementine bewohnen ſollten, hoffend, daß ſie ihren Wünſchen ganz entſprechen würden — als ich einen Brief aus R...... von fremder Hand empfing. Ich erſchrak, nichts Gutes ahnend. — Der Brief kam von Auguſten's Freundin, einer edlen Frau. Sie meldete mir die erſchütternde Nachricht, daß Auguſte ſehr krank ſei und ſehnſüchtig wünſche, mich vor ihrem Ende, was ſie als nahe befürchten zu müſſen glaube, zu ſehen.

„Wie ſchlug dieſer Donnerſchlag in meine ſchönen Träume und Hoffnungen, und zerſchmetterte ſie! Ich wußte nicht mehr, was ich that. In der Eile ließ ich packen und ſtieg, die Schmerzen, welche die Reiſe mir machte, nicht achtend — mit Windeseile nach R...... — Und doch kam ich zu ſpät! — Sie war nicht mehr, als ich ankam, und der doppelte Schmerz, ihre Sehnſucht unerfüllt gelaſſen, und ſie für die Tage dieſer Pilgerfahrt verloren zu haben, legte ſich wie eine Centnerlaſt auf meine Bruſt. Auguſten's Freundin führte mich, auf mein Bitten, in das Zimmer, wo der Leichnam der Theuern lag, und ließ mich allein. „So alſo ſehe ich dich wieder?“ rief ich im Innerſten erſchüttert, und kniete an dem Sarge nieder, den Kuß des Scheidens auf die kalte Lippe drückend. Ich ſchwur ihr zu, Clementinen's Vater, Bruder, Freund, Bildner — Alles zu ſein, was ich ihr ſein konnte! Es war ein heiliger, unvergeßlicher Augenblick, den ich bei der geliebten Verſtorbenen zubrachte. Ich fühlte das Wehen ihres Geiſtes. Er ſchwebte um mich — er war mit mir zufrieden. Ach, es war wohl die Sorge für Clementine, die ſie mir ans Herz legen wollte. Ich fühlte mich erhoben, als ich ihr den Schwur geleiſtet, ich fühlte meinen Schmerz gelindert. Allein er erwachte wieder, als ich das Zimmer verließ, und nun für dieſe Welt von ihr mich trennte, da ſie ſchon am Nachmittage beerdigt werden ſollte.

„Auf dem Corridor kam Auguſten's Freundin mir entgegen. Sie reichte mir weinend die Hand und führte mich in ein anderes Gemach, wo ich Clementinen, welche ich nun in ſechs Jahren nicht wieder geſehen hatte, finden ſollte.

„Ich trat hinein. Da ſaß auf einem Canape ein etwa ſechzehnjähriges Mädchen, mit einem bleichen, kummervollen — aber äußerſt lieblichen Geſichtchen. Ihre Thränen rannen ſtromweiſe über die bleiche Wange. Es war Clementine. Als die Thüre aufging, warf ſie einen ſcheuen, ängſtlichen Blick nach der Thüre — dann aber richtete ſie ſich auf, ſah mich forſchend an, und als ich ihr meine geöffneten Arme entgegenbreitete, da rief ſie: Mein Oheim! und flog an meine Bruſt. — Laß mich hinweggehen, Freund, über die Empfindungen dieſes Augenblicks, über des Kindes, über meinen Schmerz. Zu ſchildern iſt er nicht. Du kennſt ihn ja auch, Du Armer; Du leerteſt ja auch des Wehes herben Kelch bis auf die Hefen. Vorgeſtern wurde Auguſten's Hülle zur Ruhe beſtattet, und es that mir wohl, die allgemeine Theilnahme wahrzunehmen. Sie liebten ſie — denn ſie war gut. — Wenn auch die Todesſtunde etwas Schreckliches hat, etwas Zermalmendes für das liebende Herz, ſo gleicht ſie doch nicht der, wo die Hülle des geliebten Weſens nun mir entzogen ward, dem ſchauerlichen Orte der Verweſung übergeben wird. Ich empfand dieſen Schmerz zum erſten Male mit Bewußtſein, da meine früheren Verluſte den früheſten Tagen meiner Kindheit angehören — aber ich empfand ihn mit aller ſeiner herzzerreißenden Gewalt! — Für Clementinen war mir bange; ihr Schmerz war ſtumm, thränenlos. Doch als man von Ferne den ſanften Grabgeſang vernahm — da ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, und mit ungemeiner Gewalt entſtrömten ihrem Auge die Thränen.

„Jetzt bin ich allein! rief ſie aus, und der Ton durchſchnitt mein Herz wie ein zweiſchneidig Schwerdt, und nie werde ich ihn vergeſſen.

„Nein, das biſt du nicht, meine Clementine, ſagte ich erſchüttert, ſie an mein Herz ziehend — ich lebe noch und meine Liebe!

„Da ſah ſie mich an mit unendlich rührendem Blicke. Sie nickte ſanft mit dem Haupt und legte es vertrauensvoll an meine Bruſt. Laß es immer hier ruhen, meine Clementine, ſagte ich.

„Von nun an wich ſie nicht von meiner Seite. Mußte ich, um Auguſten's Angelegenheiten zu ordnen, einige Augenblicke ſie verlaſſen, dann fand ich ſie jedesmal in Thränen gebadet wieder, und ſie wurde erſt wieder ruhig, wenn ich eine Weile bei ihr war.

„So bin ich denn ſchon zehn ſchwere Tage hindurch hier, und erſt nach acht Tagen verlaſſe ich die Stadt.

„Ich habe es Clementinen freigeſtellt, ob ſie in die Penſion zurückkehren oder mich nach Hochkirchen begleiten wolle. Sie zog Letzteres vor. O, wie war ich froh in meinem Herzen. Ich würde mich jetzt noch mehr vereinzelt gefühlt haben. Nun bleibt mir doch ein theures Weſen, für das ich leben kann.

„Auguſten's treue Dienerin begleitet uns. Lebe wohl, Freund! Von Hochkirchen aus erfährſt Du erſt wieder etwas von mir, wenn mein neuer Haushalt eingerichtet ſein wird.“ —

„Zwiſchen dieſem Briefe,“ fuhr Rode erzählend fort, „und dem folgenden, lag ein bedeutender Zwiſchenraum. Ich ſchrieb ihm öfter, ohne Antwort zu erhalten. Ich konnte mir dies indeſſen recht wohl erklären. Clementinen's Bildung und Unterricht beſchäftigte jetzt Werning zu ſehr, als daß er Zeit fand zum Schreiben. Ich haderte auch nicht mit ihm — da ich gewiß wußte, daß er in dieſer Beſchäftigung Troſt und Erheiterung für das leidende Herz fand, und Beides wieder Clementinen gewährte. Gerne wäre ich zu ihm gereiſt — allein die Entfernung war zu groß, und meine Berufsarbeiten ließen es nicht zu. Ich hoffte, daß in Zukunft Werning öfter ſchreiben würde. Indeſſen darin täuſchte ich mich. Seine Briefe kamen immer ſeltener. Erſt im September 1816 erhielt ich das nachfolgende Schreiben:

„Monate liegen zwiſchen dieſen Zeilen und meinen letzten, mein theurer Rode; ſei mir nicht gram! Auch mehrere Deiner Briefe blieben bisher unbeantwortet. Du weißt, wie gerne ich mit Dir mich unterhalte, wie ich in Deine Bruſt ſo gerne Freude und Leid der meinigen goß — auch bisher hatte ich oft Veranlaſſung dazu gehabt; allein Clementinen's Ausbildung feſſelte mich ganz. Meine gute Auguſte hatte zu viel Vertrauen zu der Bildungsanſtalt. Sie leiſtete, wie ſo viele ihres Gleichen, im Ganzen nichts — und ſchaden oft mehr, als ſie nützen. Für Clementinen war es recht gut, daß ſie die Anſtalt verließ. Noch iſt die einfache Natur erhalten und noch nicht verdrängt von jener karikirten Unnatur, jener puppenartigen Steifheit, wie ſie uns ſo oft an ſolchen Treibhauspflanzen vor Augen tritt. In weiblichen Künſten hat ſie viel gewonnen — aber an innerer, wahrer Geiſtesbildung iſt ſie ſehr verſäumt. Das fühlt ſie jetzt ſelbſt, wo ich mit allem Fleiß und aller Liebe, und doch auf eine zwangloſe, ſie anſprechende Weiſe ſie einführe in die heiligen Hallen der Geſchichte, ſie kennen und verſtehen lehre den wunderbaren Bau und Haushalt, den Reichthum des Segens und die Schönheit der Natur; ſie einen ernſten Blick thun lehre in die Welt und ihr großes Ganze, unten in das, was der Erdbeſchreibung, und oben, was dem Gebiete der Sternenwelt angehört. Der Prediger ertheilt ihr den Unterricht in der Religion, und nächſtes Frühjahr, wenn das ſchöne Feſt der Auferſtehung das Licht ſeiner beſeligenden Hoffnung in das gläubige Gemüth ſtrahlt, wird ſie aufgenommen in den Chriſtenbund. Sie erfaßt Alles mit Wärme. Beſonders gibt die Religion ihrem Weſen ſichtlich eine höhere Weihe. O, Du ſollteſt ſie ſehen, wie ſie mit Auge und Ohr auf mich gerichtet daſitzt, oder mit mir im Garten luſtwandelt, wenn ich ihr erzählend dieſe Kenntniſſe beizubringen ſuche, welche beſonnene, oft mich verwirrende Fragen ſie thut, und wie, wenn ſie irgend einen Gegenſtand ſo recht klar aufgefaßt hat, ihr Dank und ihre Liebe ſo erhebend ſich ausſpricht. Sie lieſt mir vor. Von jeher war Länder- und Völkerkunde für mich ein äußerſt wichtiger Zweig der Literatur. Die neueſten Reiſebeſchreibungen lieſt ſie mir nun vor. Da gibt es ſo oft wieder Gelegenheit, außer der belehrenden Unterhaltung an und für ſich irgend einen Gegenſtand der Naturlehre oder Naturgeſchichte oder Technologie aufzufaſſen und ihr bekannt zu machen. Sie kann kaum die Stunden erwarten, die dazu beſtimmt ſind. Oft lieſt ſie mir aus unſeren klaſſiſchen Dichtern vor mit einem ſo wahren, tiefen und richtigen Gefühl und Ausdruck, mit ihrer ſo rührenden und wohlklingenden Stimme, daß ich mit wahrer Seelenfreude zuhöre, daß ich meine, ich hätte nie ſo tief dieſe Schönheiten empfunden und oft begeiſtert wurde von den erhabenen Ideen. Clementine hat überwiegende Talente für Muſik. Schon in der Anſtalt empfing ſie Unterricht auf dem Piano und der Harfe. Nun halte ich ihr einen eigenen Muſiklehrer, und auch hier ſind ihre Fortſchritte ans Wunderbare grenzend. Wie oft ſcheucht ſie den Trübſinn von mir, der manchmal ſich wie ein Nebel über mein Gemüth ſenkt. Setzt ſie ſich dann, und es iſt, als wüßte ſie ſchon die Macht, welche die Tonkunſt von jeher über mein Gemüth ausübte — als ſähe ſie den böſen Geiſt nahen — ſetzt ſie ſich dann an den Flügel, oder gleiten ihre Finger über der Harfe Saiten, und ſie erhebt ihre klare, flötende Stimme, — dann ſinkt jener Nebel, dann hebt ſich mein Geiſt jungbeſchwingt wieder empor, und ein ſüßer Frieden zieht durch meine Bruſt, oder er löſt ſich in eine Wehmuth auf, die mir die Thränen in das Auge lockt. Sieht ſie das, dann verläßt ſie das Inſtrument, kommt zu mir, fragt ſo traulich: Was iſt Ihnen, lieber Oheim? und plaudert nun ſo ſüß oder zieht mich hinaus ins Freie, in den Garten zu ihren Blumen — daß ich wieder geneſe von meiner Schwermuth, und heiter werde wie ſie, die heitere Seele.

„Sieh, durch dieſe Schilderung beantworte ich Dir indirect die Frage, wie ich lebe? — und Du wirſt Dir ſelbſt die Antwort geben: Glücklich! Ich hatte es wahrlich nie geahnet, daß mein Leben ſo glücklich werden könnte. Lebte jetzt Auguſte noch! — O, wie glücklich müßte das Mutterherz ſein, wenn es dieſe Entwickelung zu allem Guten und Wahren und Schönen bei ihrer Clementine ſähe! Ich habe die Mutterfreude mit den Pflichten geerbt. Gewiß, Rode, es iſt eine ſelige Freude, dieſen Rieſenſchritten zu folgen, mit denen das Mädchen das Gebiet des Wiſſens durchſchreitet, und die Luſt, zu beobachten, wie ſie ſich auch in körperlicher Rückſicht zu einem Weſen entfaltet, deſſen Liebreiz wirklich bezaubernd zu werden verſpricht. Ich werde wieder jung, Rede — in dieſen Verhältniſſen. Ich vergeſſe die Jahre, die hinter mir liegen, und gebe mich ganz dieſem ſchönen Leben hin. Könnteſt Du bei mir ſein und meine Freuden theilen — Freund! ſie wären dann zehnfach.

„Es iſt jetzt oft der Fall, daß ich einige Zeit entfernt bin. Komme ich dann, vom Heimweh getrieben, zurück, — dann ſagt gewöhnlich die treue Dienerin, es ſei mit Clementinen nicht auszuhalten geweſen. Sie habe keine Ruhe, keine Luſt zur Thätigkeit, ſie gehe traurig umher. Komme ich, — o dann eilt ſie mir jubelnd entgegen, und weiß ſie den Tag, dann kann ich rechnen, daß ich ſie auf der Höhe finde, die etwa eine Stunde von Heſſkirchen liegt, wo ſie mich erwartet. Dieſe Freude iſt köſtlich. Sie fliegt dann an meinen Hals, ſie jubelt und weint faſt zu gleicher Zeit, und ich alter Narr habe ſchon manchmal ſelbſt Freudenthränen über des Mädchens Anhänglichkeit vergoſſen.

„Glaube indeſſen ja nicht, daß ich bloß ein Weltkind, bloß ein ſo gewöhnliches, hochadeliges Dämchen aus ihr bilden will, die von Allem zu ſagen weiß, nur nicht von dem Hauſe und ſeiner Welt, in der das Weib ſo recht eigentlich die ihrige hat. Auguſten's treue Dienerin, die mit wahrhaft mütterlicher Liebe an Clementinen hängt, führt ſie in dieſes Heiligthum des Frauenberufs ein. Sie leitet die Wirthſchaft. Selbſt in der Küche iſt ſie beſchäftigt, und auch dieſe Zweige des weiblichen Berufs erfaßt ſie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Thätigkeit.

„Schmerzt mich manchmal mein invalider halbhölzerner Fuß — was jetzt immer ſeltener iſt, dann ſollteſt Du die rührende Sorgfalt, die innige Theilnahme, das Beſtreben ſehen, mir den Schmerz zu lindern! Du würdeſt dann es natürlich finden, daß ich mit ganzer Seele an Clementinen hänge.

„Nicht wahr, ich habe Dir nun recht viel von meinem Treiben geſchrieben? Dir kann ich's ja auch, ſonſt Niemanden; denn Du freueſt Dich mit mir wie Du mit mir traurteſt. Lebe wohl!“

„Werning's folgende Briefe waren immer voll Lob Clementinen's. Das Mädchen war ſeine Welt, ſeine Freude, ſein Glück. Seine Seele war nur immer bei ihr. Nach Verlauf zweier Jahre indeſſen wurden ſeine Briefe ſeltener. War er zuletzt ſchwärmeriſch für Clementine eingenommen geweſen, ſo ſprach er jetzt mit einem gewiſſen Ernſte von ihr, und es herrſchte ein elegiſcher Ton in ſeinen Briefen. Da erſt blickte ich in ſein Herz. Er liebte Clementinen. Das war das Geheimniß ſeines Herzens, welches er ſelbſt noch nicht kannte, oder doch noch nicht zu kennen ſchien. Ich wollte ihm den Schleier nicht vom Auge wegziehen. Indeſſen wurde er immer ſchwermüthiger, ja er war zuletzt mit ſich ſelbſt zerfallen, als ihm ſein Gefühl durch mich endlich klar wurde. Ich konnte mir den Gang dieſer Liebe klar denken. Anfangs nur die uneigennützigſte Vaterliebe zu der Waiſe der Schweſter, zu dem einzigen ihm verwandten Weſen. Dieſes Weſen entwickelte nun vor ſeinen Augen ſeinen ſchönen Geiſt, ſein reines, herrliches Gemüth, entwickelte der Schönheit edelſte Formen, wuchs heran zur blühenden Jungfrau, trat in das Lebensalter, wo die Jungfrau der friſcherblühenden Roſe gleicht, und ihr Liebreiz das Herz mit einem unausſprechlichen Zauber erfaßt, auch das roheſte ſelbſt, vielmehr das edle, gefühlvolle, und nun lernte er ihren Werth kennen, empfinden und — die Liebe ſaß ſchon feſt, ohne daß er es wußte. — Da antwortete er mir:

„Du haſt eine Fackel in die Finſterniß und Verblendung meines Innern geworfen, theurer Freund! die es furchtbar erſchüttert hat. Ich bin erſchrocken — ich fuhr mit Entſetzen vor mir ſelbſt zurück. Ja, Du haſt Recht, ich fühle es tief im Herzen, ich liebe das engelgleiche Weſen, das mich in allem Zauber der Jugend, Schönheit, des Talents und der reinſten Weiblichkeit umſchwebt. Großer Gott! wie konnte das mir ſo lange verborgen bleiben? Jetzt fällt die Binde, wo es zu ſpät iſt. Ich habe, ſeit ich Deinen ſchrecklichen Brief erhielt, und es iſt ja ſchon lange, lange her, ich habe ſeitdem gekämpft, furchtbar gekämpft, — aber ach! all mein Kämpfen iſt umſonſt, ſchwebt ſie wieder daher — die Liebliche, dann ſind alle Siege über mein thörichtes Herz eitel. Ich beſchwöre Dich, ſage mir, wie ſoll ich geheilt werden? — Ich muß fort von hier. Ich will reiſen, bis meine Vernunft geſiegt hat. Wie könnte ſie mich lieben — ſie — das junge, blühende Mädchen, mich — den Mann von ſechs und dreißig Jahren — mich alten invaliden Soldaten? — Ha! biſt du wahnſinnig, Werning? — Wahnſinn iſt's, ſchrecklicher Wahnſinn! Ich will, ich muß fort — ehe Clementine es ahnet, was in mir vorgeht!“ —

Vierzehn Tage ſpäter fortgeſetzt:

„Rede, Rede, an welchem Abgrunde ſtehe ich! Clementine ahnet es wohl. Sie war ja ſonſt noch immer ſo kindlich zutraulich — und jetzt iſt ſie ſcheu, ernſt — ſie blickt mich nur verſtohlen an, und dann mit ſeltſamem Ausdruck. Ihr Auge iſt oft trübe — es zeigt Spuren heimlich vergoſſener Thränen. Das Glück iſt gewichen aus meinem Haus — aus meinem Herzen auf immer. Mein innerer Zwieſpalt warf mich aufs Siechbett. O, da, da war ſie wieder wie einſt — da ſah wieder die alte Liebe zum Oheim aus den klaren, himmliſchen Augen. Da ſaß ſie am Bett und fragte wieder wie ſonſt — ſo liebevoll. Ach, ſie wußte es ja nicht, wie ſie das verderbende Gift in mein Herz flößte, wie ſie den zerreißenden Zwieſpalt meines Innern noch ſteigerte. Es waren Tage der Seligkeit und des namenloſen Schmerzes. Ich genas — ſiehe da, ſeit ich wieder umhergehe, iſt ſie wieder ſcheu, ernſt, melancholiſch, ſeufzt und weint. — Auch ihren Frieden habe ich wohl geſtört. Da klage ich mich an einer ſchrecklichen Schuld, eines Verbrechens, werth der höchſten Strafe. Ich ſuche mich an die Entfernung von ihr zu gewöhnen. Ich bleibe tagelang weg — aber die Sehnſucht bleibt, und ein Weh — das mich tödten wird. Komme ich dann am Abend heim, dann fliegt ſie mir entgegen — und bleibt erſchreckend auf halbem Wege ſtehen. Kann ſie mich noch achten, mir noch gut ſein? frage ich mich oft ſelbſt, aber da ſehe ich wieder die tauſend Zeichen ihrer liebevollen Aufmerkſamkeit, die tauſend Kleinigkeiten, die doch ſo bedeutungsvoll ſind.

„Ich ſaß neulich im Garten. Da kam ſie mit ihrer Arbeit und einem Buche.

„Sie ſind ſo traurig, liebſter Oheim, ſagte ſie faſt weinend, ſoll ich Ihnen vorleſen? — oder ſie ſtockte.

„Mein Herz bebte. Ja, lies, liebe Clementine, bat ich.

„Da begann ſie — aber die Stimme bebte — ſie konnte nicht.

„Sie wollte aufſtehen und weggehen.

„O bleibe doch, liebe Clementine, bat ich wieder. — Ich hatte mich geſammelt, ich wollte ihr ſagen, daß ich ſie verlaſſen müſſe. Sie ſetzte ſich; aber ſie wendete das Geſicht ab, es ſtanden Thränen in ihren Augen.

„Ich muß auf lange Zeit verreiſen, hob ich mühſam die Worte herausſtoßend an — ich muß — nach England.

„Nach England?! rief ſie, und ſtromweiſe perlten die Thränen über ihre Wangen. — — Ach, fuhr ſie fort, „was wird dann aus mir werden?

„Rede, da preßte es meine Bruſt zuſammen, daß ich aufſpringen mußte, um Luft zu gewinnen.

„Ich ging eine Weile auf und nieder, um Faſſung zu gewinnen.

„Der Prediger und ſeine Frau ziehen zu dir aufs Schloß, da wird dir die Zeit ſchnell und angenehm verſtreichen.

„Angenehm? wiederholte ſie und ſah mich ſchmerzlich an. O, ſagte ſie, dann müßte ich vergeſſen, wie ich bisher gelebt. —

„Wie erſchrack ſie, als das Wort ausgeſprochen war. Sie erröthete und erbleichte in einem Moment.

„O, ich dankte Gott, daß der Juſtitiarius kam und dieſe peinvolle Unterredung abbrach. Clementine entfernte ſich. Der Juſtitiarius begriff mich nicht, denn ich gab ihm die ſeltſamſten Antworten von der Welt. Als er ging — wanderte ich hinaus aufs Feld und ſuchte Ruhe.

„Ich kehrte ſpät heim. Clementine ließ ſich entſchuldigen — ihr ſei nicht wohl, ſagte die Dienerin.

„Jetzt fühlte ich eine Angſt, der nichts gleich kam. Ich fragte, was ihr ſei.

„Ach, ſagte die gute Seele, ich begreife das Fräulein nicht mehr. Sie iſt ganz umgewandelt. Sie weint oft, oft lächelt ſie wie eine Selige. Heute aber war ſie ganz troſtlos."

„Sieh, da ſtand mein Entſchluß feſt. Ich muß fort, ehe es auch für ihren Frieden zu ſpät iſt. In acht Tagen reiſe ich nach Pyrmont, bleibe da einige Wochen, und gehe nach Frankreich und England. O, könnte ich Dich ſprechen, Dich ſehen! Lebe wohl!"

„Ich las dieſen Brief, fuhr Rede fort, und lächelte und dankte Gott. Geh' du nur, ſagte ich, ſie liebt dich, daran iſt kein Zweifel, und dein Himmel iſt dir nahe, während du, Edler, Höllenqual duldeſt!

Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Ich ſuchte Urlaub nach und erhielt ihn, nahm Werning's Briefe zu mir und reiſte ab. — Nach vier Tagen kam ich nach Hochkirchen. Ich fuhr beim Prediger vor, den ich von früheren Jahren kannte. „Iſt der Baron zu Hauſe?" fragte ich.

„Er iſt geſtern abgereiſt," ſprach er, — „Gott weiß, was ihn dazu bewegt. Der edle Mann iſt mir ſeit einem halben Jahr ein Räthſel geworden. Jenes harmloſe Glück, das ſonſt ihn wie ſein Engel umſchwebte, iſt gewichen. Er iſt unglücklich, und Niemand erräth den Grund."

Ich ſchwieg und ging aufs Schloß.

Durch den Garten ging ich ungeſehen dem Schloſſe zu. Ein Saal, deſſen Thür in den Garten ging, aus deſſen halbkreisförmigen hohen Fenſtern man faſt den größern Theil des Gartens überſehen konnte — war Werning's Lieblingsaufenthalt. Die Thüre ſtand offen. In voller Blüthenpracht ſtand der Garten.

Ich bog eben um eine Gruppe blühender Gebüſche, da ſah ich nicht weit von mir eine weibliche Geſtalt. Sie war in ein einfaches weißes Kleid gehüllt. Aber welch eine Geſtalt? — Schöner ſah ich ſie nie, die Formen des weiblichen Körpers. Sie hatte etwas Majeſtätiſches. Eine Fülle blonder Locken ringelte ſich um einen Nacken, den man ein vollendetes Meiſterſtück der Natur nennen konnte. Ich trat in das Gebüſch zurück, das mich verbarg, ohne mir ihren Anblick zu entziehen. Es war Clementine. Nach einigen

Augenblicken wandte ſie ſich gegen mich. Ich hatte ſie mir ſchön gedacht, nach Werning's begeiſterter Schilderung — aber wie weit blieb dieſe hinter dem Urbilde zurück! Dieſer Liebreiz, dieſe Unſchuld, dieſe Engelsmilde — nein, ſie iſt nicht wieder in Einem Weſen vereint zu finden. Ich war überraſcht, geblendet. Ich begriff es nun, wie es nicht anders möglich war, als daß Werning ſie lieben mußte. Sie kam näher zu mir. Ihr Gang war nur ein Schweben. Der niedliche Fuß ließ keine Spur im ſchwellenden Raſen zurück. Und doch ſah ſie bleich, leidend aus. Eine Raſenbank ſtand vor dem Gebüſche — das mich verſteckte, darauf ließ ſie ſich nieder. Ihr ſchönes Haupt ſank in die Hand, und tiefe Seufzer arbeiteten ſich aus der Bruſt hervor. So ſaß ſie eine Weile ſtill. Es ſchien mir, ſie weine.

Wo magſt du jetzt ſchon ſein? ſagte ſie laut — den Blick in die ſich vor ihr ausbreitende Fläche hinausgewendet. Warum zogſt du weg?" fuhr ſie fort. „So kennt und liebt man dein edles Herz doch in der Fremde nicht — als hier.

Mit einemmale fuhr ſie auf. Glühend roth ihre Wangen, ihre ſchöne Stirne — ſah ſie ſich um, mit ſichtbarer Furcht, belauſcht worden zu ſein. Sie konnte mich indeſſen durchaus nicht ſehen.

Sie ſetzte ihren Monolog fort — aber ich vermochte auch kein Wort mehr zu verſtehen. Ueber eine Weile erhob ſie ſich und pflückte von dem Gebüſche Roſen — dann ging ſie zu einer alten Eiche, die in einiger Entfernung ihre ſchirmenden Aeſte über einen blühenden Raſenteppich breitete, und brach Zweige ab, und daraus wand ſie einen Kranz. — Plötzlich bückte ſie ſich zu dem Raſen. Da blühte das Blümchen der Treue. Sie brach einige Vergißmeinnicht, um ſie in den Kranz zu winden — doch ſie beſann ſich und warf ſie wieder weg. Sie kam wieder zur Bank und ſetzte ihr Geſchäft fort mit vieler Emſigkeit. Nein, ſagte ſie endlich — Vergißmeinnicht flechte ich nicht hinein! Sie legte dabei die Hand an ihre Bruſt.

Was in ihr vorging, glaubte ich zu errathen. Die Pantomime war ſo ausdrucksvoll, daß man ſie unmöglich mißverſtehen konnte.

Du verräthſt meine Gefühle — du Blümchen, wollte ſie ſagen, und dieſe Gefühle müſſen in meiner Bruſt dem Auge der Welt verborgen ſchlummern.“

„Habe ich ſie richtig erklärt?“ fragte Rode die Frauen, und dieſe geſtanden ihm einſtimmig die Richtigkeit ſeiner Interpretation zu, baten ihn aber zugleich, doch ja ununterbrochen fortzufahren.

„Als der Kranz gewunden war, erhob ſie ſich und ging auf die Thüre des Gartenſaales zu, hinter welcher die herrliche Geſtalt verſchwand.

Das niedrige Werk des Lauſchens hatte ich nun einmal übernommen — jetzt konnte ich es auch noch nicht aufgeben. Ein Cytiſus ſenkte ſeine Blüthenzweige dicht an einem der Fenſter des Saales herab. Auf einem Umwege kam ich dahin. Das Plätzchen war nicht ſchöner für mich zu finden. Gerade vor mir ſtand Clementine und befeſtigte den Kranz, welchen ſie gewunden, um Werning's ſehr ähnliches Bild. Die Thränen ſtanden ihr dabei immer in den himmliſch blauen Augen.

Als ſie ihr Werk vollendet, ſetzte ſie ſich vor das Bild und ſah es unverwandt an. Ihre Lippen bewegten ſich leiſe. Ein bezauberndes Lächeln umſchwebte ihre Züge. Hören konnte ich nichts, und geſehen glaubte ich genug zu haben. Ich verließ meinen Schlupfwinkel und ging zu der Thüre des Gartens zurück, um nun den geraden Weg zu gehen.

Als ich in die Nähe des Saales kam, blieb ich ſtehen, ſah mich um und machte ein Geräuſch.

Sie gewahrte mich, ſprang erglühend auf und wollte ſich entfernen. Doch ſie beſann ſich und kam auf mich zu.

Ich begrüßte ſie, und fragte nach dem Baron.

„Ich bedaure, Ihnen ſagen zu müſſen, daß er auf einer Reiſe nach England iſt,“ ſagte ſie ſehr verbindlich.

„Dann habe ich eine ſehr weite Reiſe umſonſt gemacht, und die freudige Hoffnung des Wiederſehens umſonſt genährt“ — ſagte ich in anſcheinendem Unmuth.

„Er wird es ſehr bedauern!“ —

„Ohne Zweifel, mein Fräulein,“ verſetzte ich zuverſichtlich; „denn wo die Freundſchaft ſo lange genährt, ſo treu erprobt iſt, als zwiſchen uns, da muß ſolcher Zufall beiden Theilen gleich wehe thun.“

Sie ſah mich jetzt forſchend an.

„Ich heiße Rode, mein Fräulein,“ fuhr ich fort — „vielleicht iſt Ihnen der Namen nicht fremd?“

„Rode?“ rief ſie aus, und wieder malte ein hohes Erröthen die lieblichen, bleichen Züge, und verſchönerten ſie unendlich. „Rode? — o dann ſein Sie mir zehnfach willkommen, ich weiß nur zu gut, wie meines Oheims Herz ſie liebt.“

Da reichte ich ihr die Hand. „Wir ſind uns dann auch nicht mehr fremd — theure Clementine,“ ſagte ich, und dieſe Worte kamen aus dem Herzen, „dann ſehen Sie mich als Ihren Freund an, und erlauben Sie mir, jede Förmlichkeit abzulegen, Sie mit dem ſchönen Namen: Clementine zu nennen, und — einige Tage mit Ihnen zu verleben — da ich nun einmal meinen Werning nicht finde.“

O, da hätten Sie das liebe Mädchen ſehen ſollen! Eine Heiterkeit überſtrahlte ihr Geſicht, die es noch reizender machte. Sie drückte mit rührender Freundlichkeit meine Hand und ſagte: „Wie freue ich mich, Sie ganz ſo zu finden, wie Sie oft der Oheim mit der Freundſchaft hoher Begeiſterung ſchilderte.“

Sie führte mich in den Saal.

Aber wie erröthete ſie, als ich, Werning's Bild erblickend, darauf zuging, und den bedeutungsvollen Kranz gewahrte.

„Du guter, edler Menſch!“ ſagte ich, ſelbſt lebhaft ergriffen — „ja du verdienſt, was dieſer Kranz ſpricht: ‚Ewige Liebe!“ —

„Wahrlich,“ fuhr ich zu ihr gewendet fort, „ich möchte Werning beneiden! Wer ſo in den Herzen der Seinen lebt, der hat das ſchönſte Loos des Lebens gezogen.“

Sie war unausſprechlich verwirrt, und ſtotternd ſagte ſie: „Er iſt ja auch ſo gut!“

„Wohl iſt er das, theure Clementine,“ fuhr ich, von ſeinem

Werthe lebhaft durchdrungen, fort. „Sie ſollten ihn kennen, wie ich! Sie ſollten in die Tiefe dieſes reichen Herzens geblickt haben, ſollten ihn unter den ſchwerſten Prüfungen und Kämpfen gekannt haben, wie ich, und ſo lange wie ich — Sie würden dann bekennen müſſen, daß er einer der Edelſten iſt, die die Erde trägt.“

Die Begeiſterung riß ſie hin. Ihr klares, großes Auge ſah ohne Scheu in das meine — ich ſah es, ich hatte mir ihr Herz, ihr Vertrauen ganz gewonnen. Als ich ſchwieg — ſagte ſie gerührt:

„Es thut mir ſo wohl, aus Ihrem Munde zu hören, was ich ſo tief fühle. — Glauben Sie mir, ich kenne ſein edles Herz. Habe ich denn nicht tauſend Beweiſe davon? Bin ich nicht, was ich bin, durch ihn? Und wenn etwas Gutes in mir iſt, ſo iſt es ſein Werk!“ —

Sie ſprach dieſe Worte raſch und feurig — und doch ſtockte ſie zuletzt und erröthete, als hätte ſie zuviel geſagt.

Ich drückte ihre Hand. Wir ſetzten uns nieder, wir plauderten von Werning. Ich erzählte ihr ſo manchen ſchönen Zug ſeines Herzens. Ihr Blick hing an meinem Mund, und manche Thräne rieſelte über ihre Wangen herab.

Ich trat dann zum Flügel. Einige der Lieblingslieder Werning's lagen da. Ich ergriff Mozart's herrliches „Vergißmeinnicht“ und legte es auf, und bat ſie, es zu ſingen.

Sie entſchuldigte ſich damit, daß ſie jetzt nicht in der geeigneten Stimmung ſei. Als ich aber in ſie drang, als ich ihr ſagte, daß mir Werning ihre wunderliebliche Stimme geſchildert, und ſie bat, ſie möge einmal denken, ſie ſänge es ihm — da zauderte ſie nicht länger, und ſang mit tiefer Bewegung das Lied.

„Ich glaube faſt,“ ſagte ich, als ſie geendet, „ein ähnliches Gefühl, als dieſe Worte und Töne es ſchildern, erfüllt jetzt Werning's Bruſt — ich weiß, wie unendlich ſchwer es ihm wurde, ſich von Ihnen zu trennen.“

Sie ſchlug das Auge nieder, und ein ſtürmiſches Gefühl hob die jungfräuliche Bruſt.

Ich mußte jetzt abbrechen. Nicht zu ſchnell wollte ich verſchreiten. Doch ich kannte jetzt das Terrain, auf dem ich agiren mußte, genug, um meines ſchönen Zieles gewiß zu ſein.

Sie entſchuldigte ſich nun, daß ſie mich verlaſſen müſſe — und ich ging in den Garten.

Dort fand ich Werning's Reitknecht, den alten treuen Jacob, den ich in Paris bei ihm gefunden. Die treue Seele jauchzte laut auf bei meinem Anblick.

„Du hier, Jacob, und dein Herr reiſet?“ fragte ich erſtaunt.

„Ach, Herr Rode,“ ſagte er, „der gute Gott weiß es am beſten, was unſerm Herrn iſt. Er reiſte allein ab, und verſagte es mir ſtreng, ihn zu begleiten. Es iſt nicht mehr, wie es war,“ fuhr er fort, „er iſt nicht glücklich, der gute Herr. Wir waren Alle immer ſo froh — das iſt jetzt anders. Nur trüben Geſichtern begegnet man. Wir fragen uns Alle, und Niemand weiß warum. Ich habe oft an Sie gedacht, Sie vermögen ſo viel über ihn; aber ich wußte, ſie wohnten zu weit entfernt.“ —

„Sieh, eben darum kam ich, Jacob, und du mußt insgeheim, ohne daß Clementine etwas erfährt, heute noch deinem Herrn nach.“

„Aber um Gottes Willen, wir wiſſen ja nicht einmal, welchen Weg er nahm, da er mich von der nächſten Station zurückſandte!“ —

„In Pyrmont findeſt du ihn ſicher. Dahin mußt du. Rüſte dich ſogleich und komme zum Prediger, dahin gehe ich eben, dir einige Zeilen zu ſchreiben.“ Ich ging dahin, und Jacob eilte kopfſchüttelnd von dannen, ſich reiſefertig zu machen.

Bei dem Prediger ſchrieb ich Werning, daß ich hier angekommen ſei, in der Hoffnung, ihn noch zu finden. Dinge von der größten Wichtigkeit habe ich mit ihm zu reden, darum müſſe ich wünſchen, daß er am 30. Juni auf der nächſten Station eintreffe, wenn er es nicht verzöge, hierher zurückzukehren. Auf der ſchönen Höhe bei Hochkirchen wollten wir uns um drei Uhr an dieſem Tage treffen.

Jacob nahm den Brief und ritt weg. Es waren bis zum Dreißigſten noch zehn volle Tage, und ich konnte bis dahin gewiß am Ziele ſein. Der Prediger wußte auch aus mir nicht klug zu werden. Er war ein ſehr wackerer Mann, Werning von ganzer Seele ergeben und ſein Freund. Darum glaubte ich ihn in das Geheimniß einweihen zu dürfen. Wie ſah er mich ſo überraſcht an, als ich ihm meine Eröffnungen gemacht!

„Wahrlich!“ rief er aus, „ſo iſt es! Sie haben tiefer geblickt, als wir Alle. Und glauben Sie, daß Clementine ihn liebt?“ — fragte er angelegentlich.

„Ohne Zweifel,“ verſetzte ich. „Darum eben kam ich hierher, um ihr Herz zu prüfen, und ſchon jetzt glaube ich vollkommen überzeugt zu ſein.“

Der Prediger ſann eine Weile nach; „Sie können Recht haben,“ ſagte er dann; „meine Frau iſt Clementinen's Freundin; ſie ſind an Jahren wenig verſchieden, und ſie ſagte mir einſt, ſie glaube faſt, daß Clementinen's Liebe zu Werning mehr ſei als Dankbarkeit und Verehrung!“

„O, Gott ſegne ihr ſchönes Bemühen,“ rief er dann plötzlich erfreut aus, „mit reichem Erfolg!“

Ich kehrte nun ins Schloß zurück. Clementine, ihre Kammerfrau und ich aßen zuſammen. Am Abend leiſtete uns die Prediger-Familie Geſellſchaft. Werning war der Gegenſtand aller unſerer Geſpräche, und der Prediger hob ſeine Verdienſte um das Dorf in begeiſterter Rede hervor. Clementine lauſchte mit ſeliger Freude — dem Lobe.

Und als der Prediger ging, flüſterte er mir ins Ohr:

„So glücklich ſah ich ſie ſeit Monaten nicht! Es gelingt — Gott ſegne ſie!“

Mit jeder Stunde wurde ich nun vertrauter mit Clementinen. Ihr ſchönes Herz erſchloß ſich ſo arglos. Ich ſah nur Werning's Bild auf ſeinem Altare. Nach einigen Tagen bat ich ſie, mich auf die ſchöne Höhe zu führen, wo ſie ſo oft Werning erwartet habe, wenn er von einer Reiſe zurückgekehrt ſei.

Sie erröthete — aber ſie ſchlug es nicht ab. Sie nahm meinen Arm, und wir traten die Wanderung an.

Die Ausſicht oben war entzückend. Wir ſetzten uns auf das ſchwellende Moos, welches den Boden bedeckte — unter das Laubdach einer alten ehrwürdigen Eiche.

„Wenn er jetzt ſo plötzlich aus dem Gebüſche träte" — fragte ich, wie würde Ihnen da zu Muthe ſein?" —

„Wer?" fragte ſie haſtig und ſah leuchtenden Blicks umher — den ſie eilend wieder wehmüthig ſenkte, als er ihn nicht fand.

„Werning," erwiederte ich.

„O, ich würde ihm ſo gerne entgegen eilen!" verſetzte ſie mit hohem Erröthen.

„Wir ſind jetzt ſo ungeſtört, liebe Clementine," hob ich an, „da muß ich Ihnen denn doch eine mir wichtige Frage vorlegen. War nicht Werning in der letzten Zeit ſehr düſter und ſchwermüthig?"

„Ach, ja," ſeufzte ſie, „und wir hatten ihn ja doch Alle ſo lieb Gott weiß es, was ihm war." Ihr Auge wurde feucht.

„Und ahneten Sie nie den Beweggrund ſeiner Reiſe? Laſſen Sie uns offen, voll Zutrauen ſein! Sie kennen mich und meine Liebe zu Werning und Ihnen." —

Eine Gluth übergoß ſie — ihr Herz pochte faſt hörbar. Sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen — dann ſtieß ſie die Worte heraus: „Ich weiß es nicht!" — und blieb in derſelben Stellung. Ihre Glieder bebten, zitterten.

„Glauben Sie mir, theure Clementine," fuhr ich fort, „Ihr Wohl und das Werning's liegt mir am Herzen. Leſen Sie dieſe Briefe — dann geht Ihnen vielleicht ein Licht auf." Ich reichte ihr Werning's Briefe an mich, und ging die Höhe hinab, ſie allein zu laſſen.

Jetzt nahte die Entſcheidung. So gewiß ich auch meiner Sache zu ſein glaubte, ſo ergriff mich dennoch jetzt eine Unruhe, eine Bangigkeit, ein Zagen, das ich nicht beſchreiben kann. Eine peinvolle Viertelſtunde verlebte ich. Ich war keines Gedankens fähig.

Endlich kehrte ich zitternd zu dem Orte zurück, wo ich ſie verlaſſen. Lautloſe Stille herrſchte. Ich bog das Buſchwerk auseinander. Welch ein Anblick erwartete mich! Da kniete Clementine, die Briefe Werning's an ihre Bruſt gedrückt, in heißen Gebeten. Ihr Antlitz ſtrahlte von innerer Seligkeit, und doch rannen ihre Thränen. —

Leiſe zog ich mich zurück, und erſt nach einer Weile kehrte ich wieder zu ihr.

Unbeſchreiblich iſt der Ausdruck ihres Geſichtes. Das Glühen der jungfräulichen Scham, die Wonne, ſich geliebt zu wiſſen, und doch wieder eine ſo innige Wehmuth ſprach es aus, daß ich nicht weiß, welches von allen dreien das herrſchende war.

Sie reichte mir mit niedergeſchlagenen Augen ihre Hand. Ich zog ſie zum Sitze nieder. Da lehnte ſie ihr Haupt an meine Bruſt und weinte laut.

„Was iſt Ihnen, theure Clementine,“ fragte ich bewegt, „hätte ich ſchweigen ſollen?“ —

„O laſſen Sie mich,“ bat ſie. „Ich kann ja nicht reden, nicht ſagen, was ich fühle!“ —

Eine lange, ſtumme Pauſe folgte; dann hob ſie ihr Antlitz zu mir.

„Iſt es wirklich ſo?“ fragte ſie.

„O, Clementine, Werning's Herz liegt vor mir und Ihnen, wie der klare Himmel über uns. Ich beſchwöre Sie, wenn Sie es vermögen, ſagen Sie mir, finden Sie in Ihrem Innern ein entſprechendes Gefühl?“

Da flüſterte ſie ein leiſes, kaum hörbares: „Ja!“

Freunde, da drückte ich das Mädchen, meiner ſelbſt nicht mächtig, an meine Bruſt! Da jubelte ich: „Werning, Werning!“ rief ich aus, „du Glücklicher, komm wieder an das Herz, das dich liebt!“ Ich wußte nicht mehr, was ich redete, was ich that.

Sie ſah mich endlich verſchämt an und fragte: „Darf ich die Briefe behalten?“

„Sie ſind dein, Clementine,“ rief ich aus, „denn ſein Herz iſt ja dein. Gott Lob! der mir's ins Herz gab, hierher zu eilen!“

„Aber Werning,“ fragte ſie leiſe, „wo iſt er?“

„Er wird kommen, Clementine, in einigen Tagen. Ich habe, weil ich in Ihr Herz geblickt hatte. Jacob ihm nachgeſchickt. Jetzt muß ich Ihnen Alles ſagen: Sehen Sie, ich ſtand ungeſehen hinter Ihnen, als Sie den Kranz um Werning's Bild wanden; ich hörte Ihre Worte, ſah Ihre Thränen, ſah Sie vor dem Bilde ſtehen — und ich wußte genug, mehr als Sie. Da war mein Entſchluß gefaßt, auch Ihnen über Ihre heiligſten, Ihnen noch dunklen Gefühle Ihre Augen zu öffnen, und zwei Herzen glücklich zu machen die des Glückes ſo würdig ſind. Herr, ich danke dir, daß mein Streben gelang!“ —

Da ſchlang Clementine ihren Arm um meinen Hals und weinte die Thränen der ſeligſten Empfindung an meinem Herzen, und ich nannte ſie Schweſter und ſie mich Bruder, und auch unſer Bund war geſchloſſen.

Die Tage, die nun noch bis zum Dreißigſten hinfloſſen — waren Tage des reinſten Glückes, der heißeſten Sehnſucht. Clementine blühte auf wie die junge Roſe im Strahle der Morgenſonne. Der Liebe Glück goß all ſeinen Zauber über ſie. Ich verließ ſie nun keinen Augenblick. Wir ſprachen nur von Werning und ſeiner ſtummen, aufopfernden Liebe.

So kam endlich der 30. Juni. Ich hatte einen geheimen Boten nach der Stadt geſendet. Werning war da.

Nach Tiſch — es war Werning's Geburtstag, bat ich Clementinen, ſich zu ſchmücken. Sie lächelte erröthend, aber ſie that es. Ich ging in das Gewächshaus und ſchnitt zu des Gärtners Aerger eine der ſchönſten Myrthen zuſammen, und wand ein Kränzchen daraus, welches ich wohl verwahrt zu mir ſteckte. Eine eben erblühende Moosroſe pflückte ich für Clementinen. Werning's Bild war heute mit Roſen und Vergißmeinnicht umwunden. Ich wartete lange. Endlich kam ſie. Ihr ganzer Schmuck war ein einfaches weißes Kleid mit einer himmelblauen Schärpe. Ich konnte mein Auge nicht von ihr wenden, ſo ſchön war ſie. Die Moosroſe ſteckte ſie an die ungeſtüm wogende Bruſt.

„Wollen wir nicht den ſchönen Tag auf der uns ſo lieben Höhe feiern?“ fragte ich ſie.

„O ja," entgegnete ſie, „die Ausſicht iſt ſo ſchön." —

„Nicht auch die Erinnerung?" fragte ich ſcherzend.

Wir gingen. Es war etwa zwei Uhr Mittags, als wir ohnweit der Fläche auf der Höhe anlagten.

„Nur einen Wunſch hätte ich heute," ſagte ich leiſe zu ihr.

„Und der wäre?" fragte ſie.

„Daß wir Werning da oben fänden."

Sie ſah mich mit ängſtlicher Freude an.

Ich zog ſie fort. Wir kamen oben an. „Bleiben Sie einen Augenblick hier, liebe Clementine," ſprach ich — und ging etwas voraus. Ja, da ſaß er, bleich und düſter, das Haupt in die Hand geſtützt, am Stamme der Eiche. Ich winkte ihr. Zitternd nahte ſie. Ich wies ihr Werning.

„O Gott!" rief ſie aus und hielt ſich krampfhaft an meinen Arm. — Dann flog ſie wie ein Reh durch die Büſche auf ihn zu — und blieb erbleichend einige Schritte von ihm ſtehen.

Er fuhr auf — und ſah ſie an wie ein Weſen höherer Art — ohne Leben ſchien er zu ſein.

Und nun trat ich hervor. „Werning!" rief ich, „Glücklicher, verſchmähſt du das Angebinde, das ich dir bringe?" —

Da erwachte er aus der Erſtarrung.

„Sie iſt dein, ſie liebt dich ja, komm, komm an ihr Herz!" rief ich — da eilte er auf ſie zu. Da lag ſie an ſeiner Bruſt, und der Wonnekuß der glücklichen Liebe beſiegelte ihren Bund.

Mir gingen die Augen über, und meine Bruſt war zum Zerſpringen voll, und doch war ich ſo glücklich.

Ich ſetzte nun auf Clementinen's Locken den Myrthenkranz. Sie ſah es, und verbarg an Werning's Bruſt ihr Geſicht. — Dann ging ich und ließ ſie allein.

Wie war es ſo anders, als ich wiederkam! Da lag die Braut an ſeiner Bruſt — Küſſe der Liebe gebend und nehmend, und der ganze Himmel der Liebe war in ihrem Herzen. Jetzt öffneten ſie ihre Arme und umſchlangen mich und ſagten: „Sei du der Dritte in unſerm Bunde! Du Gründer unſeres Glückes!"

Wir kehrten nun nach Hochkirchen zurück.

Als ich am andern Morgen aufſtand und ans Fenſter trat, ſah ich ſie ſchon Arm in Arm luſtwandeln im Garten und koſen — ich öffnete das Fenſter und rief hinab:

„Vergißt du denn ganz, Werning, daß ich mit dir nach England zu reiſen hieher kam?“ —

Clementine drohte mir mit ihrem niedlichen Zeigefinger, und Werning ſchlang ſeinen Arm um ſie und rief herauf: „Ich bin ja im Lande der Engel und der Seligen!“ —

„Laſſen Sie mich,“ ſprach nun Rede zu uns, „ſchnell endigen. Die glücklichſte Heirath folgte, und noch heute und mit jedem Tage mehr, ſagt Werning, daß nur Liebe wahrhaft beglücke, und ſie die Erde zum Himmel umwandle.“

Mit dem regſten Intereſſe und der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit waren wir Rede'n bei dieſer Erzählung gefolgt; aber Niemand mehr als ich, der ich Werning ſo innig liebte, und mich nun ſeines Glückes ſo innig freuen konnte. Rede war heiter geworden, ja fröhlich. Das Bewußtſein — hier zwei Herzen beglückt zu haben — leuchtete aus ſeinem Auge.

Mein Oheim ſchenkte die Becher voll perlenden Weines, und brachte einen Toaſt aus: „Dem bravſten Kuppler, den ich je gefunden!“

Ein herzliches Lachen erhob ſich, und jeder trank auf Rede's Wohl den Becher leer. — „Und noch einen,“ rief der Oheim: „Werning und ſeiner Clementine! Möge ihr Glück blühen!“ Ebenſo freudig wurde auch dieſer aufgenommen.

„Für heute,“ ſagte Rede nun, „iſt mein Gemüthe zu voll freundlicher Eindrücke, als daß ich Ihnen die zweite meiner Heirathsgeſchichten erzählen könnte!“ Unter herzlichem: „Gute Nacht!“ ſchieden die Freunde. —

Am andern Abend verſammelten ſich Alle wieder, und ſie konnten es kaum erwarten bis Rede kam. Amalie allein war ernſt geſtimmt. Schon am Morgen glaubte ich Spuren einer durchwachten und durchweinten Nacht gefunden zu haben. Sie mochte wohl die glückliche Liebe Werning's und Clementinen's mit der ihrigen verglichen haben. Ich dachte mir es wenigſtens ſo, und fühlte das innigſte Mitleid mit der Dulderin. Sie blieb in dieſer ſchwermüthigen Stimmung. Auch meine Bemühungen, ſie zu erheitern, blieben fruchtlos, und ſo war auch ich heute nicht heiter geſtimmt. Wo Amalie trauerte, da konnte ich nicht froh ſein!

Rede kam.

„Es tritt beinahe daſſelbe Verhältniß wieder ein, wie geſtern,“ hob er an, „es iſt ja die Geſchichte wieder eines unſerer Freunde, die ich erzählen will — lieber Carl, darum für dich beſonders; jedoch hoffe ich, auch Ihnen wird ſie nicht unintereſſant ſein als Seitenſtück oder beſſer Vis à vis zu der Werning's.“

„Gewiß erinnerſt du dich noch oft des heitern Wamſchleder, Carl? — Er war ja auch Einer aus unſerem Freundſchaftsbund — obwohl ganz verſchiedenen Temperaments von uns Dreien. Leicht beweglich an Geiſt und Gefühl ſchien faſt franzöſiſches Blut in ſeinen Adern zu rollen. Er hatte ſich der Juriſprudenz gewidmet, und obgleich er, wie du weißt, nicht viel arbeitete, ſo beſaß er doch, als er die Univerſität verließ, einen ſoliden Schatz von Kenntniſſen, die ihm eine ſchöne Laufbahn verhießen. Wo Andere nur mit mühſamem Fleiße ſich Kenntniſſe erwarben, erhaſchte ſie Wamſchleder's Talent gleichſam im Flug, und dennoch hielt ſie ſein Geiſt mit ſeltener Beharrlichkeit feſt, und was er einmal wußte, vergaß er nicht wieder. Sein Herz war edel und gut, und die muthwilligen Streiche, die er oft in ſeiner Ausgelaſſenheit beging, waren mehr Früchte ſeines jugendlichen Uebermuthes, als eines böſen Herzens. Was ihm aber oft von uns zur Laſt gelegt wurde, war ſeine Flatterhaftigkeit. Alle Mädchen in Göttingen kannte er, und es war wohl keine da, die nur irgend auf Reize Anſprüche machen konnte, in die er nicht verliebt geweſen wäre. Hatte ihn ſolch ein ſchönes Lärvchen beſtrickt, dann war er von ihr begeiſtert. Es gab keine Göttin der alten Mythologie, mit der er ſie nicht verglich, und ſchwur, er werde ſie bis zum letzten Athemzuge lieben. Er brachte ihr Ständchen, dichtete Sonette — war, mit einem Worte, verliebt bis über die Ohren.

Wer indeſſen dieſen Gefühlen die Ewigkeit zugetraut hätte, die er ihnen beimaß, der würde ſich durchaus getäuſcht haben, denn meiſt nach ſechs oder acht Wochen war es eine Andere, die ihn ebenſo bethörte und in einen gleichen Enthuſiasmus verſetzte. Wernig war es beſonders, der ihn darüber oft hart und bitter tadelte, und ihm in prophetiſcher Vorausſicht ſagte, er werde nie ganz glücklich durch ein weibliches Weſen werden, ja er bedaure das Gemüth, das ihm einſt in wahrer Liebe ſich zuwende. Dieſe Bemerkungen thaten jedesmal Wamſchleder's Herzen wehe; aber er grollte dennoch nie den tadelnden Freunden — obgleich der Tadel ihn auch nicht beſſerte.

Er verließ die Univerſität mit uns, und nie hörte ich wieder etwas von ihm, bis vor zwei Jahren ein Zufall mich ihn wiederfinden ließ.

Meine durch vielfache Leiden erſchütterte Geſundheit nöthigte mich damals, die Bäder von Töplitz zu gebrauchen.

Eines Tags, es war in der größten Hitze des Juli, ſaß ich in den Anlagen im Schatten eines Baumes. Schon war die größte Hitze des Tages vorüber, und allmählich füllten ſich die reizenden Anlagen mit Luſtwandelnden an. Ich hatte meinen Sitz ſo gewählt, daß ich Alle, die die Allee heraufkamen, wohl ins Auge faſſen konnte. Bald wogte es herauf und hinab, und eben dieſes Wogen und die ſeltſame Miſchung von Menſchen ſo vieler Nationen, und das Beobachten ihrer Eigenheiten und Sitten — das Studium der einzelnen Geſichter und die Enträthſelung dieſer Hieroglyphenſchrift — gewährte mir eine höchſt intereſſante Unterhaltung. Was mir aber beſonders auffiel, war — daß ich unter der Menge auch nicht einen Bekannten traf. Eben, als ich dieſe Bemerkung machte, gab es in dem ſtarken Zug eine Lücke, und ich ſah in einiger Entfernung ein kleines Männchen daher kommen, deſſen Ausſehen kränklich war, und doch war Alles an ihm Leben und Bewegung, indem er mit einem Herrn ſprach, der, ſein abſoluter Antipode, phlegmatiſch wie ein Holländer an ſeiner Seite ſchritt, und behaglich und langſam die ſtämmigen Beine fortſetzte. Ich faßte ihn genau ins Auge, und als er näher kam, ſchienen mir die Züge wohlbekannt, indeſſen wußte ich mich ihrer doch nicht genau zu erinnern.

Ich ſchien das Männchen auch zu intereſſiren, denn er zog eine Lorgnette hervor und beäugelte mich.

Ich ſann nach, wo ich ihn wohl konnte getroffen haben. Plötzlich aber ſprang er auf mich zu und rief, mich umarmend: „Sehe ich dich denn doch noch einmal wieder, Rode!?“ —

„Jetzt, da ich ſeine Stimme hörte, kannte ich ihn — es war Wamſchleder. Er ließ ſeinen Phlegmaticus fahren und blieb bei mir.

Seine Freude war ſehr groß. Zwölf Jahre lagen zwiſchen unſerer Trennung und dieſem Wiederſehen. Wie viel gab es da zu fragen nach ſo Manchem. Seine erſte Frage war nach dir, Carl, und nach Werning. Seine Fragen ſtrömten noch mit eben der Schnelle über die Lippen, wie einſt in jüngeren Jahren, und ich konnte ſie unmöglich mit eben der Schnelle beantworten, mit welcher er ſie mir ſtellte. Dieſe Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mir jedoch nur ein meteorartiges Aufflammen zu ſein; denn bald kehrte er in den Gleis der Ordnung und ruhigern Haltung zurück. Er ergriff meinen Arm, um mit mir in eine entlegenere und einſame Parthie der Anlage zu gehen, wo wir ungeſtört uns einander mittheilen konnten.

Dort betrachtete ich mir ihn recht. Er war hektiſch, und man ſah das allmähliche aber nichtsdeſtoweniger ſchnelle Schwinden aller Lebensgeiſter und Lebenskräfte. Wamſchleder ſchien nie Anlage zu dieſer ſchrecklichen Krankheit gehabt zu haben. Ich äußerte dem Freunde mein Befremden über ſein leidendes Ausſehen. — Er drückte meine Hand mit Innigkeit.

„Rode,“ ſagte er, „wenn das ſchönſte Band des Herzens zum Fluche des Lebens wird — und der Peſthauch des Unglücks jede Blüthe im Keime ſchon vergiftet, wunderſt du dich dann noch, daß auch der kräftigſte Menſch zuletzt erliegt, und wie der vom Blitze zerſchmetterte und vom Hagel vollends zerſchlagene Baum da ſteht — verwittert und zuletzt erſtirbt?“ —

Ich ſah ihn betroffen an. „Iſt das die Schilderung deines Lebens und Seins, armer Freund?“ —

„Sie iſt es,“ antwortete er ſeufzend. „Laß mich dir die Geſchichte meines Lebens und meiner Leiden erzählen, vielleicht, daß es mir leichter ums Herz wird.“

An meiner Seite ſetzte er ſich nieder und begann:

„Mit den ſchönſten Ausſichten für die Zukunft verließ ich die Univerſität, um in den Schooß meiner Familie zurückzukehren. Ein gutes Examen eröffnete mir eine ſchöne Laufbahn in meinem Vaterlande, das, wie du weißt, einer der kleinen deutſchen ſelbſtändigen Staaten iſt. Nachdem ich etwa ein halbes Jahr in meiner Vaterſtadt praktizirt hatte, wurde ich zum Aſſeſſor unſeres Hofgerichts ernannt, und ſomit in die Reſidenz verſetzt, wo mancher neidiſche Blick auf den jungen Aſſeſſor fiel, der älteren und verdienſtvollen Männern vorgezogen worden war — weil — der Herr Präſident jenes Gerichts ſeinem reichen Vater eine horrende Summe durch Abkauf eines Rittergutes ſchuldig geworden, und dermalen inſolvent war. — Ich geſtehe dir das mit Erröthen. Aus dem Grunde wollte ich jene Stelle nicht annehmen; aber Vater und Mutter baten, und das einzige Kind wollte ſie nicht kränken, fühlte ſich auch ungemein geſchmeichelt durch den ſchönen Titel „Herr Hofgerichtsaſſeſſor“ und die damit als Appendix verbundenen krummen Rücken der Unterbeamten.

Ich zog mit den ſchönſten Erwartungen in die Reſidenz; machte meine Viſiten, wurde mit gleißender Artigkeit empfangen — überaus aber honorirt im Hauſe meines Gönners, des Präſidenten, — der mich ſogleich bat, doch ja auf der dieſen Abend Statt habenden Redoute zu erſcheinen. Seine Familie ſah ich nicht, da ein Beſuch ſie entfernt hatte.

Der Abend kam. Ich nahm einen Domino und fuhr hin. Von tauſend Lichtern flimmerte der ungeheure Saal. Eine wogende Menge intereſſanter Masken trieb ſich herum in dem gewöhnlichen

Maskenſpiel. Ich miſchte mich unter ſie. Eine aber zog allein meine Blicke auf ſich. Es war ein bulgariſches Mädchen. Der ſeltſame Putz, ſo recht geeignet die ſchönen Formen eines weiblichen Körpers hervorzuheben, machte ſie zum Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Sie verdiente es auch. Nie ſah ich eine ſchönere Geſtalt. Junoniſche Haltung und die Formen einer Venus! Welch ein Fuß, welche Hand, welche Locken! Rede — ich war begeiſtert."

„Wie immer, wenn du ein ſchönes Mädchen ſahſt!" verſetzte ich lächelnd.

„Nein, Rede, ſo nie wie damals. Ich folgte der ſchönen Bulgarin wie ihr Schatten. Sie ſah es und ſchien es gerne zu bemerken. Auch den Präſidenten fand ich, dem ich mich zu erkennen gab. Auch die Bulgarin ſchien er zu kennen und flüſterte ihr etwas zu. Es ſchien mir, als ſei ſie ſeitdem freundlicher gegen mich.

Bald begann der Tanz. Ich tanzte mit der Bulgarin. Ich glaube, ich habe nie mit größerer Luſt getanzt; denn nie hatte ich eine ſolche Tänzerin gefunden, aber alle meine Bitten, ſich zu demaskiren — blieben fruchtlos, bis endlich — Alles ſich demaskirte.

War ich durch die Geſtalt bezaubert, ſo vollendete das ſchöne Geſicht meine Verzauberung. Erſt jetzt wurde ſie mir als die Tochter des Präſidenten vorgeſtellt.

Daß ich ihr Tänzer blieb für den Abend — war natürlich, und daß ich ihr nicht gleichgültig war — hatte ich bald weg. Wie ein Seliger kam ich heim. —

Am andern Tag empfing ich eine Einladung zu dem Präſidenten. Mir lächelte das Glück. Nur Julien ſah ich, nur Julien dachte ich. Einen der ſchönſten Tage meines Lebens verlebte ich dort. Wir muſizirten. Julie ſpielte und ſang wie ein Engel. Wir ſprachen über Kunſt. — Julie malte mit Geſchmack und Talent. Wir ſprachen über Literatur — Julie war bewandert in allen Fächern. Ihr Urtheil war treffend und ſcharf; ihr Witz fein, und welch eine Tiefe des Gefühls offenbarte ſie, welche edle Grundſätze, welche ſtrenge Grundſätze, wie religiös ihr Gemüth, wie liebevoll ihr Urtheil über Andere! Sieh, Rede, ſo lernte ich ſie lieben, bewundern, anbeten — Alles im Lauf eines halben Monats. Und dieſes Herz liebte mich ſo innig!

Nach Verlauf noch eines halben Monats war Julie — meine Braut. Wir wurden feierlich verlobt im Kreis einer ſehr glänzenden Geſellſchaft. — Dieſer Tag war der letzte meines reinen Glücks.

Ein langer Brautſtand ſoll, ſo hörte ich oft ſagen, nie gut ſein. Ich habe durch die Erfahrung es beſtätigt gefunden. Bei allen Vorzügen Julien's entdeckte ich bald Fehler — Unwahrheiten. So zum Beiſpiel waren die Bilder, welche ſie vorzeigte, nicht die ihrigen — ihre Kenntniß der Literatur nur äußere Schminke — ihre treffenden Urtheile — auswendig gelernte Formeln, zuſammengekrommelt aus der Kritik der Tagesblätter. — Erſchien ſie mir früher als gefühlvoll — ich lernte ſie jetzt als hartherzig — als kalt, berechnend, gefühllos kennen. Hielt ſie früher viel auf äußern Wohlſtand — jetzt erkannte ich ſie als nachläſſig — o, Rode — jeder Tag gebar neue Fehler, neue Mängel — neuen Kummer!

Mein Unglück wurde voll, als ich mehr in der Stadt bekannt wurde, und nun Julien's böſen Charakter auch von Anderen ſchildern hörte.

Jetzt kam eine Verwandte Julien's ins Haus. Eine ſanfte Engelſeele — ein Weſen, das alle Tugenden beſaß, die Julie erheuchelt hatte. Wilhelmine war der Engel — der Julie nur zu ſein ſchien.

Jetzt erſt lernte ich, was Liebe war. O, die ich zu Julien fühlte, war es nicht. Ich war verblendet! O, mein Gott! das Glück meines Lebens — ja, ich fühle es, mein Leben ſelbſt iſt der Preis!“ —

Er verſank in ein ſchwermüthiges Nachdenken. Ich fühlte das tiefſte Mitleid mit dem Armen, an dem Werning's Prophezeihung ſo ſchrecklich eingetroffen war.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Nun erſt, als Julie mein keimendes Gefühl für Wilhelminen ſah, wurde ſie, was ſie noch iſt — der Teufel!! —

Wilhelmine, das edle, ſanfte, engelgute Weſen, mußte entfernt werden, und ich wurde Julien's Gatte. Es ſchien Alles vergeſſen; aber auch das war nur Schein. In meinem Innern zerriſſen, lebte ich meine Tage — von Julien gemartert. Ich wurde befördert — durch ihren Vater. Ich hänge an goldener Kette, Rode, und mein Daſein iſt verpeſtet.

Mit jedem Jahre wird ſie ſchlimmer. Ihr Geiz, ihr Eigenſinn, ihre Eiferſucht, mit der ſie mich faſt zu Tode quält, wächſt. Wilhelmine iſt nicht mehr. Sie ſtarb, weil — eine unglückliche Liebe ihr Herz gebrochen hatte. Auch meine Kräfte ſinken. Bald — bald" — ſagte er prophetiſch, „wird auch mein Leben ſein Ende erreichen, und mit ihm mein Unglück!"

Die hellen Thränen ſtanden in ſeinen Augen. Ich fühlte tiefes Mitleid. Mit all der ihm eigenen Innigkeit ſchloß er ſich nun an mich an. Wir verlebten noch einige Wochen miteinander. Er nannte ſie die glücklichſten ſeines ſpätern Lebens. Als wir ſchieden, nahm er tiefgerührt Abſchied fürs Leben von mir. — Nachrichten, die ich ſpäter empfing, beſtätigten ſeine Ahnungen. Als die Blätter herabfielen und das Leben in der Natur zu welken begann — welkte auch er. Schon iſt der Hügel eingeſunken, unter dem der unglückliche Mann ruht. Ich kam durch die Stadt, wo er lebte, und an ſeiner Ruheſtätte brachte ich ihm ein Todtenopfer. Julie log ihm im Tode noch Liebe — denn ein prunkvoller Leichenſtein ſpricht den Schmerz der Wittwe aus, den ſie ſchwerlich fühlte, da ſie ein frivoles Leben führt und mit den Reichthümern ihres Gatten ſchwelgt, während ſie ihn durch Geiz gequält. Ob ſie aufs Neue das Netz dadurch ausſpannen will? — Ich vermuthe es!" —

Er ſchwieg, und eine düſtere Stimmung bemächtigte ſich Aller. Das Schickſal Wamſchleder's hatte zu große Aehnlichkeit mit dem Amalien's, — als daß nur Jemand gewagt hätte, ein bitteres Urtheil zu fällen. Mir lag auf dem Herzen eine Centnerlaſt; — denn ich ſah, wie in Amalien's Herzen ein unſäglicher Schmerz wühlte, und wie ſie die Thränen ſo gewaltſam zurückhielt, die hervorzubrechen drohten.

Rode war ſeltſam bewegt.

„Und nun,“ begann er endlich, „laſſen Sie mich die Trilogie vollenden!

„In B...... lebte eine glückliche Familie. Sie beſtand aus Vater, Mutter und einem Sohne — der Eltern Liebling. Ich kannte ihn ſehr gut und liebte ihn — — er war gut. Alles, was treue Eltern, denen die Mittel in ziemlicher Ausdehnung zu Gebote ſtanden, vermochten, wurde auf Heinrich's Bildung verwendet. Aber nicht wie die anderen Jünglinge war er froh — ein düſterer, ernſter Sinn zeichnete ihn aus, und nur in einzelnen Momenten konnte er recht froh ſein, — ſie waren aber ſehr ſelten in ſeinem Leben, und war er einmal recht vergnügt, dann erſchrak er oft mitten in der Freude, weil es ihm war, als müſſe das Unglück nahen, wenn er ſich gefreut. Und ſo war es. Ein finſteres Geſchick waltete über ihm, und an jeder ſeiner Freuden nagte der Wurm des Verderbens. Die Eltern waren troſtlos über die unheilvolle Richtung, welche des Jünglings Gemüth nahm. Befreundete, theilnehmende Menſchen gaben den Rath, er ſolle reiſen. Schwer wurde der Entſchluß den liebenden, beſorgten Eltern; indeſſen brachten ſie das Opfer, und Heinrich reiſte ab, ſelbſt hoffend, daß es beſſer mit ihm werde. Er durchreiſte Italien, England und Frankreich, und wirklich genaß ſein Gemüth. Er wurde heiterer, fröhlicher in der Fremde, und wie er an Erfahrungen und Kenntniſſen gewann, ſo auch an Lebensluſt. Nach drei Jahren, die er in der Ferne gelebt, erwachte doch die Sehnſucht ſo lebhaft nach der Heimath und den theuren Eltern, daß er ſie nicht mehr beſiegen konnte. Er verließ das ſchöne Verhältniß, in welchem er mit gebildeten Deutſchen in Paris gelebt, und kehrte nach dem Norden zurück.

Hohe Freude erfüllte ſein Herz bei dem Gedanken an das Wiederſehen ſeiner Eltern; allein das finſtere Geſchick war nicht müde geworden, ihn zu verfolgen. Er kam an in B......ch, an dem Tage, an welchem ſein Vater beerdigt wurde, und fand die theure Mutter in den letzten Zügen. Nach drei Tagen ſtarb auch ſie, nachdem durch des Sohnes Rückkehr noch einmal das Leben in ihr aufgeglüht war, dann aber um ſo ſchneller erloſch. Allein ſtand er nun in der Welt da, und mehr als jemals kehrte ſeine finſtere Stimmung zurück, und nahm nun eine mehr religiöſe Richtung. Man nahm allgemein den wärmſten Antheil an dem Leidenden. Jeder bemühte ſich, ihn dem Leben wieder zu befreunden. Nach unſäglicher Mühe gelang dies endlich einem der edelſten Männer B......chs, indem er ihn mehr den Wiſſenſchaften zuwandte. Nach einem Jahre beſuchte er eine Univerſität, und lebte hier drei Jahre im Umgange mit edlen Jünglingen, deren Liebe und Freundſchaft ihn dem Leben und dem edleren Lebensgenuſſe wieder befreundete. Es waren die glücklichſten Tage ſeines Lebens. Harmlos floſſen ſie dahin wie ein Silberbach durch blumenbekränzte Ufer.

Als er die Univerſität verließ, tagte Deutſchlands Auferſtehungsmorgen. Preußens Volk erhob ſich, von einer Begeiſterung durchglüht, wie ſie kaum edler und größer die Geſchichte eines Volkes aufzuweiſen hat. Da fiel auch in ſeine Seele der zündende Funke. Glühender Haß gegen den Dränger und Unterdrücker ſeines Volkes erfüllte ihn. Er ergriff muthig das Schwerdt und kämpfte in den Reihen jener edlen Streiter. Neues Leben durchdrang ihn jetzt. Das erloſchene Feuer der Jugend flammte auf mit aller Gewalt, wie es in einem tieffühlenden Gemüthe nur flammen kann.

Glücklich wurde der Feldzug vollendet — heiter, und gleichſam ein anderer Menſch, kehrte er heim. Er hatte für das Vaterland geblutet — nun gehörte er ihm, ſeinem Volke, wieder an, und freudig ergriff ihn das neuerwachende geiſtige Leben, freudig die auflebende Religioſität ſeines Volkes. Er trat in das thätige Leben ein. Weit in den Norden rief ihn ſein Beruf. Kaum aber, daß er heimiſch geworden in den neuen Verhältniſſen — da kehrte der Erbfeind ſeines Vaterlandes wieder von Elba auf Frankreichs Boden zurück, und aufs Neue erwachte in ihm die alte Kriegsluſt wieder.

Mit Bewilligung ſeiner Vorgeſetzten verließ er ſeine Stelle, und trat aufs Neue auf den Schauplatz des Kriegs, und als er beendet war, kehrte er mit dem ſiegreichen Heere heim. Die Achtung ſeiner Oberen war eine vollgiltige Empfehlung, und das Vaterland blieb den Lohn nicht ſchuldig. Eine ausgezeichnete Stelle in Schleſien wurde ihm übertragen.

Der neue Beruf nahm den ganzen Menſchen in Anſpruch. Nur ſeltene Stunden konnte er dem Umgange widmen. Als aber einmal der Weg betreten, als er heimiſch geworden war in dem neuen Berufskreis, und die angehäufte Arbeit des ſaumſeligen Vorgängers hinweggearbeitet war, da wurden ſie ihm öfter zu Theil, und er konnte mit den gebildeten Familien der Stadt in freundlicheren Verkehr treten.

Heinrich hatte weite Reiſen gemacht, an vielen Orten gelebt — aber nie kam Liebe in ſein Herz, und was ihn in der Ferne geflohen, fand er hier. Er lernte die Liebe kennen.

Nahe bei ſeinem Wohnorte lebte eine angeſehene Familie auf einem ſchönen Landgute. Dort lernte er Louiſen, die Nichte des Gutsbeſitzers, kennen, und das liebenswürdige Mädchen flößte ihm die innigſte Liebe ein. Er liebte und wurde mit ſeltener Innigkeit geliebt. Lange blieb dies ſchöne Band der Herzen Geheimniß. Heinrich aber, gewohnt den Weg des rechtlichen Mannes zu gehen, warb um Louiſen. Doch wie erſtaunte er — von dieſem Augenblick an war das Verhältniß zwiſchen ihm und Louiſen's Oheim ein anderes geworden. Kalt und abſtoßend nahm man ſeine Bewerbung auf. Louiſe war arm — aber ſie war die Erbin ihres Oheims, von ihm adoptirt. Bald ſtellte ſich der Grund heraus. Louiſe war Katholikin, Heinrich Proteſtant, und der Oheim ein ſtrenger, in religiöſen Dingen hartnäckiger und unduldſamer Mann.

Man gab Heinrich zu verſtehen, daß nur dann etwas aus der Verbindung werden könnte, wenn er alle ſeine etwaige Nachkommen in der Religion Louiſen's erziehen laſſen wolle.

Das Undelicate dieſes Anmuthens empörte Heinrich's Gemüth. Er verwarf mit bitterm Unwillen die Anträge, und der Oheim brach das Verhältniß ab. Aber die Liebe lebte und grünte, und die Grillen der Menſchen und ihr Fanatismus konnten ſie nicht ertödten. Louiſe litt unendlich durch ihres Oheims fanatiſche Geſinnung. Ihr war das wahre Weſen des Katholicismus klar geworden in ſeiner Einheit mit dem Proteſtantismus — im chriſtlich frommen Glauben, Hoffen, Lieben. Der Eigenſinn des Alten wurde Starrſinn, und ein Leben voll Leid und Schmerz war Louiſen's Loos. Sie ſahen ſich nur ſelten, die Liebenden, und nur ſchriftlich konnte das Herz zum Herzen reden, und ewige Treue gelobten ſie ſich. Mit des Oheims Starrſinn wuchs Heinrich's Feſtigkeit, und er glaubte ſeinem Glauben eine Schmach zuzufügen, wenn er nachgebe.

Glaube man ja nicht, daß darum ſeine Liebe keine innige und ſtarke geweſen ſei! Bei einer Denkart, wie ſie Heinrich hegte, war jene Lauheit in Glaubensſachen, die ſich ſchmiegt, wenn es ein Intereſſe, ſei es des Herzens oder des gemeinen Lebens, gilt, nicht denkbar. Wohl wünſchte er, daß Louiſe ſich losſage von den Ihren, und ihm als freie Herrin ihres Herzens und ihrer Hand zum Altare folge; — aber Louiſen's kindlicher Dankbarkeit war dieſe That entſetzlich. Sie konnte den Entſchluß nicht faſſen. „Soll ein Fluch auf unſrer Liebe laſten?“ ſprach ſie in Thränen zerfließend; „können wir glücklich ſein, wenn wir mit dieſem Bewußtſein leben?“ — Heinrich mußte Louiſen's Geſinnung achten und ehren — und es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Liebe, das ſüße Heiligthum des Herzens, im Innern zu verſchließen und auf glücklichere Tage zu hoffen. Jahre floſſen dahin, und nichts änderte ſich. Ihre Liebe war rein und edel, darum blieb ſie ewig jung und friſch, auch unter dieſen ſo drückenden äußeren Umſtänden. Ihre einzigen Freuden waren ihre Briefe — ihr höchſtes Glück ſich einmal zu ſehen.

Da endlich ſchien das Geſchick verſöhnt. Louiſen's Oheim ſtarb. Die Tante, eine gute, ſanfte Frau, gab gerne ihre Einwilligung, und die Seligkeit der Treuliebenden kannte keine Grenzen. Louiſe wurde Heinrich's Gattin. Die ganze Stadt nahm freudigen Antheil an dem Glücke ſo lang geübter und treu erprobter Liebe. Heinrich und Louiſe fuhren nach der Stadt, um dort ſich von dem proteſtantiſchen Pfarrer im Tempel, wie es Heinrich wünſchte, trauen zu laſſen. Viele Freunde folgten. Nach der Trauung fuhr man nach dem Landhauſe zurück. Der Weg führte über eine ſteile, felſige Höhe. Arm in Arm und Bruſt an Bruſt ſaßen die Neuvermählten in dem Wagen, und träumen von künftigen ſeligen Tagen. Da wurden die Pferde plötzlich durch einen aufſtehenden Bettler ſcheu;

— da reißen ſie den Wagen auf die Seite, da ſtürzt der Wagen mit fürchterlicher Gewalt auf die Seite, wo zackiger Fels vielarmig zu Tage liegt. Enger drückt Heinrich in ſtummem Entſetzen die Geliebte an ſein Herz. Der Wagen ſchlägt gegen die Erde, und ein Schrei des heftigſten Schmerzes tönt aus Louiſen's Mund in das Geklingel der zerſchmetterten Glasfenſter des Wagens hinein. — Ein Splitter des Glaſes war durch Louiſen's Auge tief in den Kopf gedrungen, und nach drei Tagen hatte ſie ausgelitten."

Rode war furchtbar erſchüttert von der Erzählung, und uns Alle ergriff die Art, der Ton, mit welchem er ſie erzählte, aufs ſtärkſte. — Sein Haupt ſank in ſeine Hand, und lange ſaß er ſo, und die Thränen rannen und träufelten auf den Boden. Wir ahneten, es ſei ſeine eigene Geſchichte, die er kurz und ſchmucklos erzählt, und ein inniges Mitleid erfüllte jedes Herz. Niemand wagte zu reden.

Nach einiger Zeit ermannte ſich Rode und fuhr fort: „Seitdem war ſein Leben nur Nacht, ſein Daſein verödet, ſein Herz geſtorben." —

„Und neigte es ſich nie wieder freundlich dem Leben zu?" fragte tief bewegt eine edle Frau den Erzähler.

„Ach," ſagte er, „noch einmal ging ihm ein Stern auf — aber er war nur in neblichter Ferne. — Noch einmal nahmen ihn edle Menſchen liebend an ihre Herzen, und der Schmerz wurde weicher, ſanfter — aber auch aus ihrer Mitte ruft ihn ein feindſeliges Geſchick — er muß ſcheiden — er muß! Lebt wohl," rief er leidenſchaftlich, „und denket mit Mitleid an ihn!" —

Er ergriff raſch ſeinen Hut und eilte hinaus.

Ein lautes Schluchzen folgte dieſem Auftritte. Jedes Herz fühlte das unſägliche Leiden des trefflichen Rode, fühlte es tiefer noch, weil jedes ihn liebte. Aber die Beziehung jenes Sternes, der ihm in neblichter Ferne aufgegangen — ahnete nur ich — und bedauerte ihn um ſo mehr. — Stille und traurig ſchieden Alle an dieſem Abend, doch Niemand ahnete, was folgen würde.

Am andern Morgen frühe ging ich zu Rode. — Er war — abgereiſt, und ſein Wirth gab mir dieſe Zeilen:

„Ich ſcheide, ohne Dich noch einmal an mein Herz gedrückt zu haben, Freund meiner ſchönern Jugend! Hadre nicht mit mir — ich konnte ja nicht — es war mir zu ſchwer. Mit wundem Herzen kam ich hierher — mit wundem ſcheide ich wieder; aber doch die ſchönſten Tage meiner Leiden habe ich hier verlebt — lernte noch einmal das Leben wünſchen, um es noch einmal von ſeiner Nachtſeite kennen zu lernen. Du ahneſt, was ich fühle. Lebe wohl! Bete zu dem Allgütigen, daß bald mein Engel ſeine Fackel ſende! Sage auch ihnen Lebewohl, die mir ſo wohl wollen!

R.“

Das hatte ich nicht erwartet. Noch nie war ich ſo betroffen, als von Rode's plötzlicher Abreiſe. Ich hielt den Brief in der Hand und ſtand ſprachlos da.

Auch der Wirth war bewegt. „Er war ſo gut,“ ſagte er, „und die Armen erhielten ſo viel von ihm; — es wird noch manches Auge hier um ihn weinen.“

„Du edler, guter Menſch,“ rief ich aus, als ich allein war, „ja, dir iſt des Grabes Ruhe die größte Wohlthat!“ —

Ich kehrte heim und erzählte ihnen das unerwartete Scheiden Rode's. Er that ihnen Alle weh, und ihre Thränen und ihre Segenswünſche folgten ihm nach, und in ihren Herzen ſtand ſein Andenken geſchrieben. Noch einige Abende ſprach man im lieben Freundeskreiſe nur von Rode. Niemand mehr als Amalie war ſeine warme Lobrednerin.

Aber ach! ein neues ſchreckliches Ereigniß verdrängte bald des Freundes Andenken. Amalien's Gatte kehrte krank heim und ſtarb nach einigen Monaten an einem ſchleichenden Fieber. Ach, wie duldete ſie von den Launen dieſes Menſchen, und doch trug's der Engel ſo ſtille, und nie kam eine Klage über ihre Lippen.

Eine verwüſtete Jugend, ein ſchnell gelebtes Leben rächte ſich durch langſames, qualvolles Sterben an ihm.

Amalie trauerte aufrichtig. Sie hatte ihn ja geliebt. Mein Oheim faßte meine Hand und ſagte: „Der Herr weiß am beſten, was uns gut iſt! Er hat es wohl gemacht!“

Ich blieb noch bis zum Frühling. Ich fühlte es, ich mußte ſcheiden, um meiner Ruhe willen. Amalie ſchien es mit Trauer aufzunehmen, als ich davon ſprach, Werning zu beſuchen. — Doch ich ging.

Selige Tage lebte ich bei dem Glücklichen. Ja, Rode ſagte die Wahrheit — ſeine Clementine war ein Engel. Hier ſah ich der Liebe Glück — und Amalie trat wieder mit allem Strahlenglanz ihrer hohen, reinen Weiblichkeit vor meine Seele, und eine lebendige Sehnſucht ergriff mich nach ihr, der Heißgeliebten, die nun wieder Herrin ihres Herzens und ihrer Hand war. —

Als ich noch bei Werning war, traf die Nachricht ein, daß Rode heimgegangen war zum ewigen Frieden, zum Wiederſehen Louiſen's. Thränen der Liebe und Dankbarkeit wurden ihm nachgeweint, und in Werning's Garten, an der Stelle, wo er Clementinen belauſcht hatte, wurde ihm ein einfaches aber edles Denkmal von der Hand der Menſchen geſetzt, deren Glück ſein Werk war.

Mit dem Verſprechen, uns öfter wiederzuſehen, trennte ich mich von dieſen Menſchen, bei denen das Leben nur Wonne und Liebe iſt. Ich kam wieder zum alten wackern Oheim, der mich mit wahrer Freude empfing. Auch Amalie — deren Herz nun ſichtlich ſich zu mir neigte. Zwei Jahre ſchon grünte das Gras über dem Hügel ihres Gatten, da reichte ſie mir die Hand am Altar und machte mich zum glücklichſten Sterblichen. Der Vater lebte wieder auf und die gute Mutter, und als Großvater- und Großmutterfreuden ihnen zu Theil wurden, da dankten ſie mit Rührung dem Herrn, der den Abend ihrer Tage ſo ſchön werden ließ! Aber ihr Glück war nur der Wiederglanz des unſrigen, und Werning und Clementine ſtanden mit den theuren Alten als Gevatter bei meinem Erſtgeborenen.

Den unglücklichen Freunden, Wamſchleder und Rode, brachten die Glücklichen ein wehmüthiges Todtenopfer!

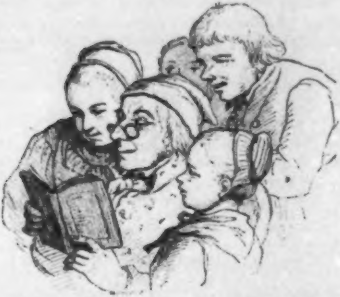
* * *

In demſelben Verlag iſt ferner erſchienen:

Die Spinnſtube,

ein Volksbuch herausgegeben von

W. O. von Horn.



Erſter Jahrgang auf das Jahr 1846,

fehlt leider! Die anmuthigſten Geſchichten dieſes Jahrgangs findet man aber in den Schmiedjakob's Geſchichten wieder, die mit ganz neuen, ſaubern Holzſchnitten verziert, für Rthlr. 1 Preuß. Cour. oder fl. 1. 45 kr. bei jedem Buchhändler zu haben ſind.

Zweiter Jahrgang auf das Jahr 1847,

mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten,
koſtet 12$^{1}/_{2}$ Sgr. oder 45 kr.

Dritter Jahrgang auf das Jahr 1848,

mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten,
koſtet 12$^{1}/_{2}$ Sgr. oder 45 kr.

Vierter Jahrgang auf das Jahr 1849,

mit einem Stahlſtich nach Michelis, und vielen Holzſchnitten nach Profeſſor L. Richter.

koſtet 12½ Sgr. oder 45 kr.

Fünfter Jahrgang auf das Jahr 1850,

mit einem Stahlſtich nach Engel, und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten im akademiſchen Atelier für Holzſchneidekunſt in Dresden.

koſtet 12½ Sgr. oder 45 kr.

Sechſter Jahrgang auf das Jahr 1851,

mit einem Stahlſtich nach v. d. Embde, und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten im akademiſchen Atelier für Holzſchneidekunſt in Dresden.

koſtet 12½ Sgr. oder 45 kr.

Siebenter Jahrgang auf das Jahr 1852,

mit einem Stahlſtich nach von Heideck, und vielen Holzſchnitten, gezeichnet von L. Richter, geſchnitten in den Ateliers von H. Bürkner und A. Gaber in Dresden.

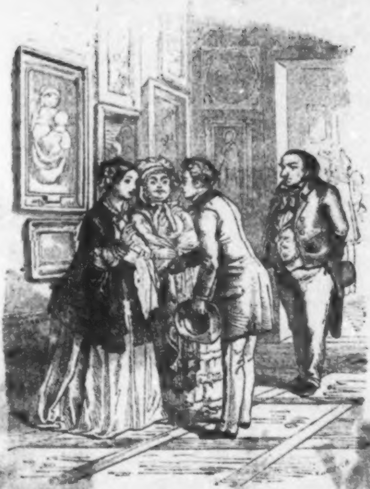
koſtet 12½ Sgr. oder 45 kr.

Achter Jahrgang auf das Jahr 1853

wird zum ſelben Preis noch in dieſem Jahre erſcheinen!

Neben allen Volksbüchern ſteht die Spinnſtube einzig in ihrer Art da! Der Herr Verfaſſer, der ſich längſt ein warmes Plätzchen in unſerem Herzen erobert hat, iſt bekannt dafür, daß er nicht allein die kräftige, reiche und naive Sprache des Volkes vollkommen bemeiſtert, ſondern auch ſeinen aus dem eigenthümlichen Leben der Nation gegriffenen Stoff mit einem Humor würzt, der von Jedem willkommen geheißen wird. Der Spinnſtubenſchreiber hält uns in ſeinem Kalender einen Spiegel vor, in dem wir uns ſelbſt wiedererkennen, und das Gemüthsleben der deutſchen Familie, mit allen ſeinen kleinen Freuden und Leiden, allen ſeinen Licht- und Schattenſeiten. Wenn nur die Leute fleißig hineingucken! Der Spinnſtubenſchreiber gräbt auch zu Nutz und Lehr für Alt und Jung und Arm und Reich ein recht gediegenes „altes Gold“ aus, und der Schmiedjakob mit ſeinem Stelzfuß trägt der, den Leſern hinlänglich bekannten, Spinnſtubengeſellſchaft verſchiedene Bruchſtücke ſeiner mitunter recht tragiſchen Erlebniſſe vor. Wenn nur die Leute ein Exempel daran nehmen!

S. 182.



Geſammelte

Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube)

Siebenter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1852.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Der Kaufmann von Lyon. Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung 1

Eine Hiſtorie ohne Titel 65

Der phyſiognomiſche Bock. Ein Fragment aus A. Muff's Autobiographie (Hierzu das Titelkupfer) 117

Die Zukünftige. Eine Geſchichte 139

Die Retter Niederweſels. Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1629 221

Die Kreuzfahrer. Eine Erzählung aus dem eilften Jahrhundert 287

Der Kaufmann von Lyon.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Obwohl die Ereigniſſe des Jahres 1578 nicht der Art waren, daß ſich Frankreich einer, wenn auch noch ſo nothgedrungenen Ruhe hätte erfreuen mögen, vielmehr die Coalition der proteſtantiſchen Häupter und ihre Unterhandlungen um auswärtige Hilfe es deutlich genug verriethen, es glimme unter der Aſche noch das Feuer, ſo verſprach doch die Meſſe von Beaucaire, beginnend am 22. Juli und andauernd bis tief in den Auguſt, eine der günſtigſten für die Verkäufer zu werden, denn es ſtrömte eine unabſehbare Menſchenmenge aus allen Theilen Frankreichs nach der Stadt hin, und dieſe beſtand nicht aus dem Volk allein, ſondern großentheils aus Rittern und Herren der verſchiedenſten Parteien. Schon lang vorher ſah man ſchwer belaſtete Schiffe die Rhone herabfahren, welche Lyons kunſtreiche Seiden- und Sammtſtoffe brachten.

Die Nähe des Meeres geſtattete den Venetianern und Genueſern, ihre Waaren hier aufzuſtapeln. Genfs Kunſtprodukte trug die Rhone herzu — kurz, Alles, was Luxus und Bedürfniß heiſchte, floß hier zuſammen und wurde in glänzenden Buden dem Käufer feil geboten. Dieſe Meſſe hatte in jener Zeit einen ſo ausgebreiteten Ruf, daß ſelbſt des größern und reichern Lyons Märkte nicht dagegen aufkommen konnten. Innerhalb der Stadt war es unmöglich, alle die Buden aufzuſtellen. Man wählte daher eine anmuthige Fläche vor der Stadt, gegen Nimes hin, zu dieſem Zwecke. Da erhoben ſich denn die Buden reihenweiſe, gleich breiten, ſchimmernden Straßen und dehnten ſich bis zu dem kühlen Kaſtanienwalde. Ungeheure Bäume boten hier den erfriſchendſten Schatten, doppelt geſucht in einem warmen Klima und in den heißen Tagen des Julius.

Hier trieben Jongleurs, Troubadours, Minſtrels und wie das Heer der Luſtigmacher hieß, die in der damaligen Zeit, wie heute, gern geſehen waren, ihre freie Kunſt. Da ſah man gelbe Zigeuner lauernd umherſchleichen, ihre üppigen Dirnen in frivolen Tänzen zum Klange des Tambourins und der Caſtagnetta's die Blicke der Männer feſſeln, ihre alten Sibyllen aus den Lineamenten der Hand der Zukunft Räthſel löſen oder verliebten Frauen heimlich bedeutungsvolle Tränklein verkaufen; da hatten Quackſalber ihre Bühnen, von denen herab Harlequine die wunderbare Kraft ihrer Mixturen, Pillen und Eſſenzen prieſen. Da ſtanden die luſtigen, ſchön geſchmückten Zelte der Speiſe- und Trinkwirthe, die des Südens erquickende Früchte dem Erhitzten feil boten, oder ſeine ſüßen, hitzigen Weine in ſchäumenden Pokalen kredenzten. Ein bunteres Leben, ein ſeltſameres Gemiſch von Volkstrachten, ein wilderes Schwelgen und ein merkwürdigeres Durcheinander von ehrlichen Leuten, Gaunern und Spitzbuben, von Adel und Volk, war kaum zu ſehen, als es in dieſem Wäldchen ſich darbot. Während auf der Meſſe der Prevot von Beaucaire nebſt ſeinen Leuten auf ſtrenge Ordnung hielt, waren hier alle Bande gelöſt und Jeder trieb's, wie er wollte. War am Tage dieſes Treiben bunt und wild, ſo nahm es am Abend, wo der ganze Wald von tauſend Lichtern ſtrahlte, eine noch weit ſeltſamere Geſtalt an; denn nach der Arbeit des Tages ſich Jeder hierher, ſich zu erholen und zu erfreuen; die Kühle machte es eben erſt recht lockend, im Freien zu ſein und die Freude umgaukelte in tauſend Geſtalten nun den Beſucher. Das Wäldchen hallte wieder vom Jubel, Geſang, Gelächter und den verworrenen Tönen einer Muſik, die im Charakter der Zeit, roh, wild und lärmend war. Gegen neun Uhr aber veränderte ſich die Scene. Die Freude hatte bis jetzt hier in der, dort in jener Geſtalt,. Form und Art ergötzt oder gelockt; jetzt concentrirte ſich Alles auf einen Punkt; denn die Enfans sans souci gaben eins der beliebten Schauſpiele auf dem freien Raume des Waldes, wo nun Vornehm und Gering, Reich und Arm, Alt und Jung hinſtrömte, der Schauluſt ein Opfer zu bringen.

Unter dieſen Enfans sans souci verſtand man anfänglich eine Geſellſchaft junger Leute aus den höheren Ständen, die ſich aus Liebhaberei an der Schauſpielkunſt zuſammengethan, um Stücke voll heiterer Laune, Witz und Spott aufzuführen, welche ſie ſelbſt dichteten, in denen ſie, da Paris der Ort ihrer Entſtehung war, oft genug Lächerlichkeiten aller Stände, curioſe Abentheuer, ärgerliche Auftritte, behandelten, oft aber auch ſolche Stücke gaben, die tragiſch genannt werden konnten; je nachdem der Stoff ihnen zufloß, wurden ihre Stücke gedichtet und gegeben. Die Confrairie de la Passion beſchäftigte ſich meiſt mit religiöſen Darſtellungen, die Société des Bazochiens langweilte mit ihren Lehrdramen — kein Wunder, daß dieſe Enfans sans souci mit ihren geſunden, derben Witzen, wo der Lachſtoff nie ausging, die Menge nach und nach faſt ausſchließlich anzog.

Sie waren förmlich conſtituirt, hatten ein Oberhaupt, das den Titel: Narrenkönig führte, und gelangten bald in Paris, und da eben ſowohl Paris in Frankreich, als Frankreich in Paris iſt, im ganzen Lande zu einem Ruf und Anſehen, das Nachahmer in großer Zahl erweckte. Die Zunahme des Beifalls lockte bald genug induſtriöſe Köpfe, aus dieſen Darſtellungen ein Gewerbe zu machen. So entſtanden wandernde Schauſpielertruppen, die eben wohl den Namen Enfans sans souci trugen. Wo ein Jahrmarkt, wo eine feſtliche Veranlaſſung war, da fehlten auch die ſorgloſen Kinder nicht. So auch in Beaucaire. Schon am 12. Juli waren die Einwohner der Stadt durch das ſeltſame Schauſpiel ihres Einzugs ergötzt worden.

Der Narrenkönig, voranreitend auf einem wunderlich geputzten Maulthiere, prangte in dem glänzendſten Flitter. Eine Schellenkappe mit hohen Hörnern bedeckte ſein Haupt, deren unterer Theil jedoch der Reif einer Königskrone umſchloß. Ein mit Hermelin verbrämter Purpurmantel umfloß die Geſtalt, die als Scepter eine zierliche Geißel nebſt einer Pritſche führte, Symbole, deren Bedeutung jedermänniglich verſtand.

An ihn reihten ſich burleske Harlequine mit tollen Sprüngen, Andere, die als Affen, Bären, Löwen, Eulen und Fledermäuſe verkleidet waren, Meerweibchen und phantaſtiſche Ungethüme, deren Bedeutung ſchwer anzugeben, eben weil ſie vielleicht ſelbſt keine hatten. Hörner und Zinken machten eine rauſchende Muſik dazu und in Beaucaire war keine geſunde Seele, die nicht die Volks-

Lieblinge zu ſchauen kam und ihnen ein fröhliches Willkommen zugejauchzt hätte.

Während nun die Kaufleute ihre Buden errichteten, hier die herrlichſten Damascener-Klingen, die feinſten mit Elfenbein und Silber ausgelegten Piſtolen, die zierlichſten Dolche ſich geſchmackvoll ordneten, dort Brabants Tuche und Spitzen lockend ſich ausbreiteten, die goldenen Ketten, Ringe und andere Schmuckgegenſtände in ſinnvoller Anordnung zu glänzen begannen und überhaupt jeder Kaufmann das Seine im ſchönſten Lichte darzuſtellen bemüht war, errichteten auf einem runden, freien Platze des Kaſtanienwäldchens die Enfans sans souci ihre geräumige Bretterbude, wo ihre Kunſt die Augen und Herzen Tauſender erfreuen ſollte.

Als nun dieſe Vorbereitungen zur Meſſe recht im Gang und auf den Straßen der Stadt eine ungewöhnlich große Menſchenmenge ſich drängte, ſtanden unter dem Vorſprunge des Rathhauſes, deſſen zweites Geſchoß, auf zehn derben, unförmlichen Säulen ruhend, um etwa drei Schritte vor das Erdgeſchoß herausgebaut war, zwei junge Herren in der geckenhaften Kleidung, welche Heinrich's des Dritten bizarre Laune und unmännliche Ziererei in Mode gebracht. Sie waren noch nicht lange angekommen, und waren unſchlüſſig, wo ſie ſich einlegen ſollten. Unfern von ihnen hielten an den zierlichen Zügeln die Reitknechte zwei der ſchönſten andaluſiſchen Roſſe. Mittlerweile betrachteten ſie mit Laune die auf- und abwogende Menge, lugten nach den ſchönen Geſichtern der Dirnen und ließen ihre Gedanken in kecken Reden und Scherzen aus.

Plötzlich rief der Eine: „Sieh' doch einmal zu, Corniaire, dort an dem Fenſter ſteht wahrlich das ſchönſte Madonnengeſicht, ſo mir jemals vorgekommen.“

Der Andere ſah ſchnell in der angegebenen Richtung und erblickte wirklich in dem gegenüberſtehenden Haus ein Mädchen, deſſen ſeltene Reize vollkommen die Bezeichnung ſeines Genoſſen rechtfertigten.

Beide betrachteten eine Weile unbemerkt das engelſchöne

Geſchöpf, deſſen Auge recht ſehnſüchtig die Straße hinabſchaute, als ob Jemand kommen ſollte, der dem Herzen recht theuer.

„Ventre Saint Christ!“ rief Corniaire aus, „ſolch' eine Schönheit umſchließt ganz Paris nicht und gegen dieſen Liebreiz iſt die Sauve eine Bauerdirne.“

„Wenn ich auch das nicht gerade ſagen mag, ſo behaupte ich doch keck,“ entgegnete la Tremouille, „daß, ſähe Alenſon oder der Bearner Heinrich dieſes Mädchen, die Sauve ſie Beide nicht länger gegen einander eiferſüchtig machte, es müßte denn ſein, daß ſie ſie Beide haben wollten.

Corniaire lachte. „Wie denn,“ fragte er, „wenn das bei uns Beiden der Fall wäre?“

„Welche Thorheit?! Wär's das erſte Mal,“ ſprach ſchalkhaft la Tremouille, „daß wir uns brüderlich in die Gunſt eines Mädchens getheilt?“ —

„Recht ſo,“ war Corniaire's Antwort. „Wie unſer Beutel gemeinſam iſt, ſo ſoll's auch in dieſem Punkte ſein. Säumen wir nicht lange. Ich rede ſie an.“

Er trat mit gewinnenden Manieren gegen das liebliche Geſchöpf und fragte, wo er eine Unterkunft finden könnte? Mit flüchtigem Erröthen entgegnete die Liebliche ſeiner Frage durch Angabe einer guten Herberge. Sie wollte das Fenſter, ſich neigend, ſchließen, aber ehe ſie das vermochte, hatte ſchon Corniaire ihre kleine weiße Hand gefaßt.

„Seid nicht ſo geizig mit dem Anblick Eurer himmliſchen Reize,“ bat er ſüß. „Schließt nicht das Fenſter ſo ſchnell. Solche Schönheit iſt ſo ſelten in der Welt und mein Herz könnte den Verluſt nicht ſo leicht verſchmerzen.“ Eine Verwirrung bemeiſterte ſich des Mädchens, aber ſchnell ſtieg eine Röthe des Unwillens über das holde Geſicht.

„Die loſen Sitten von Paris gelten in Beaucaire nicht!“ ſagte ſie ſcharf betont, zog ihre Hand zurück und ſchloß ſchnell das Fenſter, vor dem verblüfft der kecke Junker ſtand.

La Tremouille lachte laut auf.

„Da biſt du abgefahren!“ rief er ſpottend. „Ei, das iſt ein ſeltener Fall und dem Marquis de Corniaire nicht oft vorgekommen in Paris, wo eine Eroberung viel leichter iſt, als ihr Fahrenlaſſen.“

„Verdammt!“ knirſchte der Marquis. „Aber das Trotzköpfchen ſoll zahm werden!“

Als er ſich umdrehte, ſtand ein Menſch neben ihm, dem die Natur den Stempel der ſittlichen Verworfenheit unverkennbar auf das Antlitz geprägt. Es war eine unterſetzte Geſtalt, breitſchultrig und muskulös. Das kahle Haupt umkränzten nur wenig weiße ſtruppige Haare. Eine breite Narbe zog ſich über das ganze Geſicht herüber, dem ſie nur ein Auge gelaſſen, das unheimliche Blitze ſchoß.

„Kann ich Euch dienen? meine Herren,“ fragte der Balafré mit einem Faunenausdrucke. „Michel Marcot weiß in jeder Weiſe Beſcheid und fürchtet ſich vor Nichts.“

La Tremouille ſah ihn forſchend an, erkannte aber ſchnell, es ſei ein Menſch, den man nicht von der Hand weiſen dürfe, zumal, wenn es einen Streich auszuführen gälte, wie ihn die jungen Herren vom Hofe Heinrich's des Dritten ſo oft und mit ſo viel Vergnügen auszuführen pflegten.

„Warum nicht,“ antwortete er dem Alten, „wenn du gewandt und zuverläſſig biſt, auch nicht unerfahren in Dingen, wie wir ſie lieben.“

„Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, junger Herr,“ lachte der Alte.

„Haſt du noch mehr Leute, auf die man ſich verlaſſen kann?“

„So viel Ihr wollt und brauchet!“

„Gut, ſag' mir denn, wie heißt der ſchöne Vogel in dem alten Käfig da drüben?“

„Iſolde Cormelard.“

„Cormelard? der Name iſt mir nicht fremd.“

„Glaub's,“ verſetzte der Alte. „Wahrſcheinlich iſt der himmelblaue Atlas Eures Wamſes aus ſeiner Fabrik. Es müßte mein letztes Auge, das ich noch habe, ſeinen Dienſt ſchlecht verrichten, wenn ich Euch nicht am Hof in Paris geſehen, als Heinrich aus Polen ankam.“

„Dein Auge iſt gut, Alter.“

„Nun, dann kennet Ihr auch den Jaques Cormelard aus Lyon, der dem Hofe die herrlichen Stoffe liefert.“

„Richtig, Alter; ich habe den Atlas von ihm gekauft. Iſt er hier?“

„Nein; aber er dürfte wohl kommen, da er ſein Töchterlein hier hat und auch Geſchäfte auf der Meſſe macht.“

„Bei wem iſt denn die Kleine?“ fragte Corniaire.

„Bei einem alten Drachen von Verwandtin,“ war die Antwort, „die ſie bewacht, wie ein Luchs.“

Mehrere Leute waren, durch den reichen Anzug der beiden Herren angezogen, ſtehen geblieben. La Tremouille erkannte die Nothwendigkeit, die Aufmerkſamkeit von ſich abzuleiten. Sie folgten alſo dem Alten nach der Herberg, ohne daß jedoch ihre ſehnſüchtigen Blicke die Schöne mehr erreichten.

Nicht lange nachher fuhr ein leichtes Wägelein die Straße daher und hielt an dem Haus an, das neben dem lag, aus deſſen Fenſtern Iſolde geblickt. Auf dem Wägelein ſaß, zierlich gekleidet, ein junger Mann von blühendem Aeußern. Sein Auge war ſchon von ferne auf jenes Haus gerichtet mit einem mehr als gewöhnlichen Ausdrucke von Erwartung. Wirklich öffnete ſich auch, als das Wägelein hielt, das Fenſter wieder und der ſchöne Lockenkopf Iſolden's blickte hervor. Bei dem ausdrucksvollen Gruße des jungen Mannes ergoß ſich ein glühendes Erröthen über die liebreizenden Züge der Jungfrau. Der ſchöne Mund öffnete ſich zum Gruße gegen den Ankommenden und ſchnell zog ſie ſich wieder zurück.

Unterdeſſen hatte ein Mann die Thüre geöffnet und war unter herzlichen Begrüßungen zu dem Wagen getreten. Der junge Mann ſtieg ab. Schwere Kiſten wurden herabgenommen und in das Haus getragen, und im Zeitraume einer Viertelſtunde war es wieder ſtill vor dem Hauſe. Nur innen war ein reges Leben; denn der

Beſitzer ordnete ſeine Waaren einſtweilen, um ſie am anderen Morgen im ſpiegelhellen Laden zierlich auszulegen.

Der junge Mann war ein Juwelierer aus Genf, der, aus Beaucaire ſtammend, jährlich die Meſſe hielt und dann in ſeinem eigenthümlichen Hauſe ſeine Waare feil bot, die man mit Recht das Köſtlichſte nennen konnte, was die Meſſe brachte. Hinter den beiden Häuſern befanden ſich an einander grenzende Gärten. In den ſeinigen trat, als ſeine vorläufigen Einrichtungen beendet waren, Clement Clichy mit pochendem Herzen, denn er harrte der Geliebten, die er ſo lange nicht geſehen.

Eine milde, ſternenhelle Juliusnacht war dem heißen Tage gefolgt. Das Getöſe der Stadt verlor ſich allmählich. Nur von ferne her vernahm man das Brauſen der Rhone, der kräftigen Alpentochter, welche ſtarke Gewittergüſſe ungewöhnlich angeſchwellt hatten, die ſich mit reißender Gewalt fortwälzte dem Meere zu, um in der Unendlichkeit zu verſchwinden. Es war eine jener reizenden Nächte, die nur der glückliche Süden kennt.

Im tiefen, dunkeln Blau ſchwammen die Sterne in wunderbarem Lichtglanze. Die Luft war ſo mild, ſo lau und doch ſo würzig, daß ſie in tiefen Zügen die Bruſt athmete. Die Düfte der Blumen wogten berauſchend und es lag ein Frieden in dem ſtillen Schlummer der Natur, der dem Gemüth einen höhern, faſt religiöſen Schwung gab. Clement lehnte am Stamm eines Fruchtbaumes, der nahe der grünen Umzäunung ſtand, welche die Nachbargärten ſchied. Vor ſeinem Geiſte gingen trübe und freundliche Bilder vorüber. Er gedachte des Vaters, der in den entſetzlichen Metzeleien der Bartholomäusnacht eben hier gefallen war von Mörderhand, der geliebten Mutter, welche die Mörderfauſt gerade an dieſem Baum erreichte. Schmerzliche Gefühle durchzuckten ihn und der gute Sohn weinte den Geliebten, die er ſo ſchrecklich verloren, während er in der Ferne war, eine Thräne der Liebe nach. Noch ein anderes düſteres Gefühl miſchte ſich in die Hoffnungen, die ihn hierher geführt. Er wußte, daß Iſolden's Vater kommen würde, ſie heimzuholen. Das ſüße Zuſammenſein, wenn er hier war, ſollte aufhören. Das Glück, ſich zu ſehen, zu ſprechen, ſollte ſeltener werden, mit mehr Schwierigkeiten verknüpft ſein. Zwar dachte er ernſtlich daran, um ſie zu werben und ſie als Gattin heimzuführen in ſein ſchönes Haus in Genf; aber da thürmten ſich alpenhoch die Hinderniſſe auf; da trat Cormelard's Stolz, ſein unaustilgbarer Haß gegen die Proteſtanten entgegen, den ihm der Mann oft geſchildert, dem er ſo viel dankte, ohne daß dieſer freilich ahnete, wie tief er mit dieſer Schilderung das Herz des Jünglings träfe. In ſolche düſtere Bilder hatte ſich unvermerkt ſein hoffendes Sehnen verloren. Vergangenheit und Zukunft woben einen düſtern Schleier, der ſein Gemüth immer tiefer zu umſtricken drohte, als plötzlich eine weiche zarte Hand ſich auf ſeine Schulter legte und der melodiſche Klang einer Frauenſtimme ſein Ohr leiſe berührte.

„Willkommen, mein guter Clement!“ flüſterte ſie ihm zu.

„Iſolde!“ rief er, und mit einem kräftigen Schwunge war die Hecke überſprungen und das bebende Mädchen lag an der Bruſt des Glücklichen.

Jene Momente der Seligkeit, die kein Wort erreicht, die nur das Herz fühlt, und wenn es ſie nie fühlte, auch durch die glühendſte Schilderung nicht nachfühlen lernt, traten für ſie ein. Was zwiſchen ihrem letzten Zuſammenſein lag, wurde bis zur Stunde des Wiederſehens erzählt; wie oft ſie ſich nach einander geſehnt, treu ſich berichtet und ſo vieles Andere, was nur für Liebende Werth hat, was der kühle Verſtand belächeln würde. Im Gange dieſes ſüßen Koſens erwähnte Iſolde ihres Vaters, der nun kommen und ſie mitnehmen würde nach Lyon. Da trat eine düſtere Wolke auf Clement's Stirne.

Er zog inniger die Geliebte an ſeine Bruſt und ſprach mit erſtickter Stimme:

„Weißt du, meine theuere Iſolde, was du da ausſprichſt? Haſt du erwogen, was in dieſen Worten liegt?“

Sie erſchrack und ſah ihn an.

„Was iſt dir, Clement?“ fragte ſie. „Sind wir denn getrennt, wenn ich in Lyon bin? Kommſt du denn doch immer erſt nach

Lyon, ehe du nach Beaucaire gehſt? Können wir uns denn dort nicht ſo gut ſehen und ſprechen, wie hier?“

„O, du Glückliche!“ rief er leidenſchaftlich aus, „die du das Heer der Hinderniſſe nicht kennſt, die dort unſerer Liebe entgegentreten — dein Vater —“

„Ach, er iſt gut, Clement; er liebt mich, er will ja mein Glück.“

„Das will er, Iſolde, aber deine Anſichten von deinem Glück und die ſeinen ſind verſchieden. Er iſt ſtolz; ſein Reichthum ſtellt ihn über mich hoch empor, hebt dich zu unerreichbarer Höhe hinauf — Iſolde!“

„O Clement, du kennſt ihn nicht, —“

„Er haßt die, welche die Prieſter Ketzer heißen, und ich bin ein Ketzer, Iſolde!“

Ein leiſer Schauder durchrieſelte bei dieſem Worte das Mädchen und ſie verſuchte es umſonſt, den Seufzer zurückzuhalten, der die Bruſt beengte.

„Du ſchauderſt und ſeufzeſt, Iſolde?“ fragte er und hob ſanft den geſenkten Kopf des Mädchens gegen das helle Sternenlicht, daß er in das ſchöne Geſicht Iſolden's ſehen konnte. Es war bleich und kummervoll; ja, es rang ſich eine Thräne aus den ſchönen Wimpern hervor, die ſanft über die zarte Wange hinabglitt.

„Iſolde?“ fragte er kummervoll, „auch du?“ —

Iſolde ſchlang laut weinend die Hände um Clement's Hals und ſprach: „O, die Ketzer können ja ſo böſe nicht ſein; wenn ſie dir gleichen, ſo ſind ſie ja gut und edel, und wer gut und edel iſt, nicht wahr, mein Clement, den liebt Gott? Ach, vergib es mir, ich bin ein Kind, daß ich ſo frage. Kenne ich dich denn nicht? kenne ich nicht deine Geſinnungen, dein Leben?“

„Beruhige dich, meine Iſolde,“ ſprach er ſanft. „Oft habe ich ja deine Zweifel widerlegt, oft dir geſagt, wie nicht das äußere Bekenntniß den Werth des Menſchen beſtimmen kann, wie dieß mit ſeinen Verſchiedenheiten nur die Schale, der Kern aber ſtets derſelbe iſt bei dem edlen, geiſtig ſich ſelbſt klaren Katholiken, wie bei dem freien Proteſtanten. Auch die Fanatiker beider Theile ſind ſich gleich, fallen in dieſelben Irrthümer und Fehler und vergeſſen das Schwerſte im Geſetze, das reine Leben, über dem Leichteſten, den äußeren Formen der Andachtsübung.“

Sie horchte ihm gläubig.

„Du ſprichſt ſo wahr — aber die Prieſter reden anders, und ihnen folgt nur zu ſehr mein guter Vater.“ —

„O, ſie ſind ja all des Jammers Urheber, der Frankreich zerrüttet, meine Iſolde,“ verſetzte darauf Clement mit heftiger Erregung. „Sie ſind es, die den düſteren Haß Catharina's von Medicis ſtets neu anfachen und die ränkevollen Wege ihr vorzeichnen, die ſie geht. Sie haben den größten Theil der Schuld jenes unſeligen Blutbades der Sainte Barthelemy auf dem Gewiſſen — jenes Gräuels der Menſchheit, der mir Vater und Mutter nahm und Nichts ließ, als das nackte Leben, ſelbſt nicht einmal das Vaterland!“ —

„Armer Clement,“ ſeufzte unter heißen Thränen das liebliche Mädchen. „Meine Liebe können ſie dir nicht nehmen.“

„Nein, Iſolde, über die Gefühle unſerer Herzen haben ſie keine Gewalt; aber ſieh', es brennt das Blut in meinen Adern wie ſiedendes Blei, wenn ich des Schrecklichen gedenke, der ſie hinmordete in der teufliſchen Wuth und ſeinen Namen nicht entdecken kann, daß ihn die Rache ereile.“ —

„O, mein Clement,“ flehte das Mädchen, „ſprachſt du nicht oft von der reinen Lehre Jeſu, und ſagt er nicht in dem Evangelium, das ich von dir habe: „Segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen, liebet euere Feinde!“ — Betete nicht Jeſus am Kreuze für ſeine Feinde? Vergib, mein Clement, vergib, daß Friede dir bleibe und mein Herz nicht zurückbebe vor dem wilden Manne, der im Brauſen einer gottvergeſſenen Leidenſchaft ſich Recht verſchaffen will, wo nur der Richter droben das Urtheil zu fällen hat.“

„Wie wahr ſprichſt du, Engel des Friedens und der Liebe, wie wahr! Und doch, wie ſchwer wird's dem Herzen!?“ —

„Und haſt du ſelbſt über dich geſiegt — wer iſt größer als du?“ fragte in frommer Begeiſterung das Mädchen.

„Dächte dein Vater wie du!“ ſeufzte Clement.

„Laß mich walten, Clement, laß mich walten!“ tröſtete ſie. Blieb das Wort an deinem Herzen nicht erfolglos — dann trifft's auch das Vaterherz.“

Sie faltete die Hände und blickte in heiliger Verklärung zum Himmel auf:

„O, ihr himmliſchen Mächte,“ betete ſie laut, „ſegnet mein Streben, daß die Kluft ſinke, die Menſchenwahn gebaut, und die Liebe die Brücke werde, die das Herz zum Herzen führt!“

„Amen,“ ſprach gläubig Clement, indem ſein Auge in ſeligem Entzücken auf dem Engel ruhte, der vor ihm ſtand.

„So wollen wir glauben und hoffen in treuer Liebe, daß eine milde Friedensſonne das Eis des Glaubenshaſſes ſchmelze, das deines Vaters Herz umſchließen ſoll. Noch kennt er mich nicht,“ fuhr Clement fort, „und ich ihn nur durch dich. Eine Scheu, eine unbeſchreiblich mächtige Scheu hielt mich ſtets vor ihm zurück. Ich ſah in ihm nur den glühenden Feind meines Glaubens, und ihm konnte, durfte ich mich nicht nahen, wollte ich nicht die Hoffnung verlieren, dich einſt die Meine zu nennen. Vielleicht, daß der Herr ſein Herz durch dich regiert — —“ er hielt inne und horchte. „Was iſt das, Iſolde?“ fragte er.

„Es klang wie Menſchentritte,“ ſagte ſie, ſich ängſtlich an ihn ſchmiegend.

Clement machte ſich ſanft los und ging in den Garten tiefer hinab, der ſich gegen die Rhone ſenkte. Da ſah er eine menſchliche Geſtalt über die Mauer ſpringen, die den Garten von Iſolden's Verwandtin von der Straße trennte, die an der Rhone hinlief.

Schnell wie der Blitz war Clement hinter ihm über die Mauer hinabgeſprungen — doch ſchon hatte ſich der Fliehende verloren.

Als er zurück in den Garten kam, war Iſolde, von Angſt getrieben, ſchon hinter verſchloſſenen Thüren, und von ſeltſamen Gefühlen erfüllt, kehrte Clement in das Stübchen zurück, die Ruhe zu ſuchen, die ihm nach den Anſtrengungen der Reiſe Noth that, ihn aber noch lange floh, weil die Erregung ſeines Innern zu lebhaft war, und der Gedanke an den ungebetenen Horcher ihn mit mancherlei Sorgen erfüllte.

Ehe wir die Begebenheiten weiter ſchildern, welche ſich in den folgenden Tagen in Beaucaire ereigneten, müſſen wir in die Vergangenheit zurückgehen, doch nicht in eine ferne, um den Mann kennen zu lernen, welcher der Gegenſtand der Unterredung der Liebenden war, und eine ihn betreffende Begebenheit, deren Einfluß ſo groß war auf die Geſchichte, die wir erzählen.

Wer um das Jahr 1575 auf dem Thurme der Kathedrale von Lyon geſtanden und herabgeſchaut hätte auf die große, anſehnliche Stadt, die ſich ihm zu Füßen ausbreitete mit ihrem Reichthum und ihrer Noth, ihrer Betriebſamkeit und trägen üppigen Ruhe, ihrem Glück und ihrem Elende, dem wäre ſicherlich ein Gebäude aufgefallen oder eigentlich eine Geſammtheit von Gebäuden, die ſich, ein Ganzes bildend, am Ufer der Rhone ſtolz erheben. Die Gebäude nahmen ſchier ein ganzes Quadrat der alten Stadt ein. Fragte man die Vorübergehenden, wer hier wohne, ſo wurde in der Regel geantwortet: „Ei, kennet Ihr denn nicht Jaques Cormelard, den reichen Jaques Cormelard, den Crösus von Lyon? der wohnt in dem ſtattlichen Gebäude und iſt reicher wie der König!“ Das waren Volkshyperbeln, die wohl der Kenntnißreiche zu ſchätzen wußte; aber ſo viel hatte er doch auch flugs weg, daß, wenn das faſt königliche Gelaſſe Einem gehöre, dieſer ſicherlich ein Schooßkind Fortuna's ſein müſſe.

Damals war Cormelard's Wohnung eins der anſehnlichſten Gebäude der Stadt, ja man konnte mit Gewißheit behaupten, es war das bedeutendſte, denn es bildete ſchier eine Stadt in der Stadt und mahnte den Weltkundigen an Augsburgs berühmte Fuggerei, mit welcher es denn auch die entſchiedenſte Aehnlichkeit hatte; hier wie dort, war es das ſtolze Beſitzthum eines unermeßlich reichen Kauf- und Fabrikherrn; hier wie dort wurden die kunſtreichſten Stoffe gewoben und hier wie dort regte ſich, dem Willen eines Einzigen gehorſam, eine kleine Welt in reger Geſchäftigkeit. Das weitläufige Häuſerganze, von dem hier die Rede iſt, war gegen Außen hin mit hohen ſtarken Mauern umſchloſſen, durch welche nur ganz kleine, mit mächtigen Eiſenſtäben bewehrte Fenſterchen nach der Straße gingen, ein kärgliches Licht hereinlaſſend in die engen Wohnungen. Große taghelle Rundbogenfenſter liefen indeſſen an der Seite in ununterbrochener Reihe hin, die nach den Höfen und Gärten gerichtet war, welche das Innere des großen Vierecks einnahmen. Hier ſtanden die edelſten Obſtbäume, hier ſprudelten Springquellen, hier blühten die herrlichſten Blumen.. An den Rundbogenfenſtern liefen die Webſtühle hin, wo die kunſtfertigen Hände die Stoffe woben, die der Mode an Heinrich's des Dritten üppigem Hofe zu den Ausgeburten der bizarreſten, oft wahnſinnigſten Laune das Material boten.

In einer von Krieg und Parteihaß wildbewegten Zeit, wie die damalige war, gebot es die Klugheit einem Manne von ſolchen Reichthümern, wie Jaques Cormelard, ſeinem Hauſe den Charakter einer kleinen Feſtung zu laſſen, den es beſaß, um wenigſtens bei möglichen Stürmen nicht ſo ganz dem erſten und wildeſten Andrange hingegeben zu ſein. Dieſen Charakter trug das Gebäude von ſeiner erſten Anlage her. Es war eine Commenthurei des Tempelherrn-Ordens geweſen, der es nie und nirgends unterlaſſen, ſeine Sitze nicht nur mit allen Annehmlichkeiten des Lebens zu ſchmücken, ſondern ihnen nach Außen hin ein drohendes kriegeriſches Anſehen zu geben und es ſo wehrhaft zu machen gegen die Feinde, die der Orden mehr, als einer jemals in der Welt hatte. Als nun aber von Frankreichs treuloſem Monarchen dem Orden durch Molay's und der Seinen gräßlichen Tod der Todesſtoß gegeben war und ſich die Blutgenoſſen dieſſeit und jenſeit der Alpen in des Ordens reiche Habe theilten, da kam der Templerhof von Lyon in Privathände und wurde im Laufe der Zeit einer ſo nützlichen Beſtimmung geweiht, wie er es jetzt war. Das Wohngebäude, welches gegen das Rhoneufer das ſtattliche Viereck abſchloß, erhob ſich in ſpitzen Giebeln ſchwerfällig empor. Steinmaſſen, wie aus einem Stücke, waren die Wände und Giebel. Große Balkone liefen an der Vorderſeite hin. Cormelard hatte ſie bereits mit den herrlichſten Blumen und Gewächſen verziert, um Iſelden, wenn ſie von Beaucaire heimkehre, eine Freude zu machen.

Hohe viereckte Fenſter liefen an dieſer Fronte hin, dem Gebäude ein ſehr nobles Anſehen gebend. In dem Souterrain des Hauſes waren die Magazine und Verkaufsläden, ſowie die Schreibſtube der Diener. Hier waren die herrlichſten Seidengewebe und Sammtſtoffe aufgehäuft, die Mailand und Venedig ſo köſtlich nicht feilboten. Daher war denn auch der Name: Jaques Cormelard in ganz Frankreich berühmt.

Seine Fabrikate waren die geſuchteſten auf Beaucaires berühmter Meſſe. Am üppigen Hofe von Paris gehörte es zum guten Tone, ſich nur in Cormelard's Stoffe zu kleiden. Faſt kein Jahr verging, wo nicht ein neues Gewebe von ihm erfunden und zu Kauf gebracht wurde nach Paris oder Beaucaire, und nie kehrte er, ohne zahlreiche, kaum zu erfüllende Beſtellungen heim.

So war Cormelard reich geworden wie Keiner mehr in Lyon. So war ſein Reichthum in der Stadt ſowohl, als in ganz Frankreich ſprichwörtlich geworden. Er war aber dabei, was ſonſt wenige Reiche ſind, ein Mann, der nicht von filzigem Geize beſeelt war. Seine Arbeiter waren reichlich bezahlt und gehalten wie ſeine Kinder. Sie wohnten im Templerhofe bei ihm. Ihre Bedürfniſſe befriedigte er reichlich, und ſtarb ein Vater von den Seinen, ſo durfte er darauf zählen, daß „Vater Cormelard," wie ſie ihn nannten, auch für die Hinterlaſſenen ſorgte. Er war der Armen Vater in Lyon. Wurde einer ſeiner Leute alt und unbrauchbar im Geſchäfte, ſo wurde er im Spittel untergebracht, das Cormelard der Stadt erbaut, und es fehlte ihm nicht an milder, guter Pflege, bis der Todesengel ihn abrief. Wer etwas bedurfte, der klopfte an Cormelard's Thüre und er klopfte nie umſonſt an.

Kein Wunder, daß ihn ganz Lyon verehrte und pries, und

Mönche und Prieſter ihm ganz beſonders zugethan waren; denn galt es, ihnen zu geben, ſo wußte die Linke nicht, was die Rechte that; gab er ein Gaſtmahl, ſo pflegten ſie ihre in Frömmigkeit und Abſtinenz zu anſehnlichem Umfang gediehenen Schmeerbäuche, und Cormelard wußte es ſo einzurichten, daß jedes Kloſter der Stadt, jede Kirche meinte, ſie ſei die Begünſtigte in ſeinem frommen Herzen. Cormelard, ſagten die Lyoner, iſt eben ſo reich als freigebig, eben ſo barmherzig als andächtig! und das war wahr; denn er hielt mit unerſchütterlicher Strenge auf der Kirche Satzungen und Bräuche; entzog ſich, trotz ſeiner Geſchäfte, keiner kirchlichen Andachtsübung, trug bei Prozeſſionen ſeine Kerze geſenkten Hauptes und hatte in ſeinem Kloſett, wo er die wichtigſten Arbeiten ſelbſt zu verrichten pflegte, einen eigenen Betaltar. Dabei mußten alle ſeine Diener, gleich ihm, die Kirchenbräuche halten und die Faſttage hielt in Lyon Niemand ſtrenger, als er und die Seinen.

Was aber in den Augen der Cleriſei mehr als Alles galt — Cormelard war ein ſchwärmeriſcher Anhänger des Hauſes Guiſe, ein beſonderer Freund des Cardinals von Guiſe und ein Ketzerfeind, gleich dem Herzog von Montpenſier und ſeinem Generalprofeß, dem Pater Babelot. So Viele in Lyon auch in Cormelard's Lobe übereinſtimmten: ſo fehlte es doch auch an Solchen nicht, die gerade über den Punkt ſeines, an den wildeſten Fanatismus grenzenden Ketzerhaſſes ein hartes Urtheil fällten und meinten, eben die allzu große, ängſtliche, peinliche Frömmigkeit des Mannes ſei ein einſchläferndes Pülverlein für ſein nicht ganz leichtes Gewiſſen aus den Tagen der Sainte Barthelemy.

Dafür ſprach allerdings die oft düſtere Schwermuth des Mannes, der in des Glückes reichem Schooße ſaß, die ſeltſame Eigenheit, daß er nie in einer dunklen Stube allein blieb, daß Niemand der Bartholomäusnacht in ſeiner Gegenwart gedenken durfte — und geſchah es doch, er in einen peinvollen Zuſtand gerieth. So war Cormelard im Grunde nicht glücklich, obwohl ihm an Erdengütern Nichts abging, das Wohlleben ihm in reichem Maaße zu Theil geworden, und er ein Kind beſaß, das Alles in ſich vereinte, was den Vater zum Glücklichſten der Erde machen konnte. Dieſe Tochter lebte aber nicht bei ihm. Seine Gattin war frühe geſtorben und dadurch wurde eine Ehe gelöſt, welche auch nicht zu den glücklichen konnte gerechnet werden, da ſie das Herz nicht geſchloſſen. Iſolden's Erziehung konnte er in dem Geſchäftsleben, das ihn ſo ganz feſſelte, den Fleiß und die Aufmerkſamkeit nicht widmen, die ſeine Vaterpflicht erheiſchte. Er gab ſie daher ſeiner Verwandtin in Beaucaire zur Erziehung. Zwar gehörte auch das wieder zu Cormelard's abnormen Eigenheiten, daß er Beaucaire, die Stadt, wo er geboren worden, wo er ſeine ſchuldloſe Kindheit verlebt, ſo haßte, daß er ſie nur ſelten beſuchte, und dann ſtets mit innerem Widerſtreben; allein alle ſeine Mühe, ſeine Verwandtin zu bewegen, Beaucaire zu verlaſſen, war geſcheitert, und wollte er Iſolden der trefflichen Frau übergeben, ſo mußte er einwilligen und ſie nach Beaucaire bringen. Mußte die Meſſe bezogen werden, ſo ging Menier, der alte treue Gehülfe Cormelard's dorthin, oder in den letzten Jahren ein Mann, der, obwohl er in religiöſen Dingen ſo ganz von Cormelard abwich, daß er niemals eine Kirche beſuchte, niemals einen religiöſen Gebrauch mitmachte, obwohl er in ſeinem Weſen etwas Finſteres hatte, in dem kurzen Zeitraume zweier Jahre durch ſeine Kenntniß und Treue ſich das unbegrenzte Zutrauen des Herrn erworben, ja auf ganz eigenthümliche Weiſe ihm gegenüber ſtand, ſo daß man hätte wähnen können, Cormelard buhle um ſeine Gunſt, ſtatt daß Legrand ſich um die Cormelard's bewerben ſollte. Dieſer Mann, auch aus Beaucaire gebürtig, hatte viele Jahre in Marſeille ein eigenes Haus gehabt, war dann aber, obwohl reich, urplötzlich nach Lyon gekommen und als Gehilfe in Cormelard's Geſchäfte getreten. —

Die Abneigung Cormelard's gegen ſeine Vaterſtadt war in neuerer Zeit außerordentlich gewachſen und hatte faſt den Charakter der Furcht angenommen. Doch dieß war eine Folge des Alters. Woher ſie entſtand, das lag in den früheren Verhältniſſen des Mannes.

Cormelard's Vater war ein Seidenweber in Beaucaire geweſen, ein Mann von großem Vermögen und den allerſtrengſten religiöſen Grundſätzen und einem ebenſo glühenden Ketzerhaß, als ihn Cormelard im Herzen trug. In dieſen Grundſätzen war er auch erzogen worden, hatte ſie alſo frühe in ſein Weſen aufgenommen. Neben dem Hauſe des alten Nicolas Cormelard wohnte ein Goldarbeiter, Namens Robin Clichy, ein Jugendgeſpiele von Nicolas Cormelard, der in früheren Jahren lange Zeit unter Franz dem Erſten geſtritten, dann in Venedig ſeine Kunſt geübt und zuletzt ſich in Beaucaire niedergelaſſen. Die beiden Männer waren in ihrer Denkungsart, wie in ihren Charakteren himmelweit verſchieden.

Clichy war leichtſinnig, lebensfroh und zungenfertig wie ein alter Soldat und vielgewanderter Künſtler. Ihm war es gleich, ob es ein Jude oder ein Heide war, mit dem er ſich freuen, ſein Gläschen Medoc ſchlürfen und von alten Geſchichten ſchwatzen konnte, war der Genoſſe nur jovial wie er. Cormelard war finſter, einſilbig, mönchiſch-engherzig. Er hätte um alle Welt mit keinem Ketzer Umgang gepflogen. Und demnach kam Niemand beſſer mit ihm zurecht, als Clichy, ging er mit Niemandem lieber um, als mit dem Goldſchmied. Die aneinander grenzenden Gärten ihrer Häuſer vermittelten in den Feierſtunden, wenn Robin Clichy nicht in einem Wirthshauſe ſaß, den Umgang. Da horchte Cormelard den Erzählungen der luſtigen Abentheuer ſeines nachbarlichen Freundes, und dieſer Umgang war durch die lange Zeit ſeiner Dauer Beiden zuletzt zum unerläßlichen Bedürfniſſe geworden. Kamen ſie einmal auf religiöſe Dinge, ſo ſcherzte der alte Clichy über Cormelard's Engherzigkeit, ſprach freimüthig über die Gebräuche der Religion und ſchonte weder Pfaffen noch Mönche. Aergerte ſich auch wohl Cormelard einmal tüchtig und grollte dem Anderen, ſo war Clichy wieder der Mann mit ſeinen Witzen, die Stirne des alten Freundes zu glätten.

Bei dieſem Verhältniſſe der Väter konnte es ſich kaum fehlen, daß die Kinder frühe ſchon ſich ebenſo ſehr aneinander anſchloſſen. Cormelard hatte von ſieben Kindern nur eins behalten, einen Knaben, bei deſſen Geburt auch die Mutter ſtarb. Clichy, frühe ſchen Wittwer, hatte nur einen Sohn, faſt fünf Jahre älter, als Jaques Cormelard; dennoch war Bernard Jaques' täglicher Geſpiele. Die Knaben ſchloſſen ſich eng aneinander, obwohl Jaques leidenſchaftlich, Bernard ſanft und ruhig, das Abbild ſeiner frühvollendeten Mutter war. Ihre Jugend floß harmlos und glücklich hin. Als ſie Jünglinge wurden, trennte ſie der künftige Beruf.

Bernard ging nach Italien, dort ſeine Kunſt auszubilden, wozu der Vater mit Vorliebe Venedig empfahl, und Jaques ging nach Brüſſel, um die ſeine zu üben. Die Trennung war ſchmerzlich. Der alte Cormelard hielt beiden Jünglingen ernſte Mahnpredigten, ihrem Glauben treu zu bleiben, und Clichy ſprach: Seid froh, aber verlaſſet den Pfad der Rechtſchaffenheit nicht, dann bleibt euch ein froher Rückblick in die geſchwundene Jugend.

Jahre kamen und gingen. Clichy hörte nichts von Bernard. Deſto öfterer ſchrieb Jaques, und zu des Vaters Freude ging aus ſeinen Briefen hervor, daß ſeine Saat reifte, daß er ebenſo ſchwärmeriſch und fanatiſch wurde, wie der Vater war.

Da traf eines Tags unerwartet Bernard ein. Nichts glich der Freude des alten Clichy, als er den Sohn, herangereift zu einem bildſchönen Jünglinge, vor ſich ſtehen ſah, ſeiner Mutter ſchönes Abbild. Mit Vaterſtolz führte er ihn hinüber zum Nachbar. Bernard war ein milder, ernſter Menſch geworden. In ſeinem Weſen hatte ſich nur das der Mutter wiederholt, allein ſein Charakter hatte eine ſeltene Feſtigkeit gewonnen, ſein Geiſt eine edle Reife.

Es konnte bei Cormelard's Denkart nicht fehlen, daß er, in religiöſer Beziehung, nach den Grundſätzen des Jünglings forſchte. Bernard ſprach ſich freimüthig, doch ſchonend, aus. Cormelard wurde hitzig.

„Wie kommſt du in Venedig zu ſolchen Grundſätzen?“ fragte er grollend.

„Je näher Rom, je weiter vom Papſte,“ ſprach jetzt Bernard. „Das iſt ein Sprüchwort in Deutſchland und enthält eine entſchiedene Wahrheit.“

„Du warſt in Deutſchland?“ fragte der Vater nicht ohne Wohlgefallen, weil er hoffte, von dieſem ihm unbekannten Lande, aus des Sohnes Munde manche Mähr zu vernehmen.

„Ja, mein Vater,“ entgegnete Bernard, „und die längſte Zeit meiner Entfernung im kunſtfleißigen Genf, wo ich mehr gewann, als ſelbſt in der meerbeherrſchenden Republik Venedig.

„Genf?!“ rief wild Cermelard. „Im Pfuhle der Ketzer warſt du, Bernard? Vergiſſeſt du ſo meine Lehren?“

„Ich ehrte Eure Lehren,“ ſprach beſcheiden der Jüngling, „doch die Wahrheit mehr. Sie zu finden, war mein Beſtreben, und ich habe ſie da gefunden, wo Ihr der Hölle Pfuhl findet!“

„Ein Ketzer!“ ſchrie der Alte faſt in Raſerei. „Fort denn, fort aus meinem Hauſe, daß nicht dein verpeſteter Athem die Luft verderbe, die ich athme!“

„Der alte Clichy ſtand verblüfft neben dem Sohne, ſah bald dieſen, bald ſeinen Freund an.

„Iſt es wahr, haſt du Calvin's Grundſätze angenommen, mein Sohn?“ fragte er endlich nicht ohne Bewegung.

„Ja, mein Vater,“ entgegnete feſt der Sohn, „ſie ſind die meinen geworden nach reifer, ruhiger Prüfung, und ſeitdem iſt der Zwieſpalt meines Innern gelöſt und Friede in meiner Seele.“

„Dann haſt du wohlgethan, mein Bernard,“ ſprach Robin Clichy. „Nun, Nachbar Cermelard, Ihr wißt, mein Grundſatz iſt: glaub', was du willſt, thue, was du ſollſt; laßt uns Freunde bleiben, wie auch der Junge denke!“ —

„Wie? auch Ihr, Clichy, ſprecht ſo?“ rief Jener. „Wohl weiß ich, daß Ihr weder kalt noch warm ſeid, daß euch das Geld der Chatillon's eben ſo lieb iſt, als das der Guiſen, und Ihr die Fahne dreht, wie der Wind weht. Nein, betretet meine Schwelle nicht wieder!“

„In Gottes Namen,“ ſprach Clichy. „Dächten alle Katholiken wie Ihr, ſo würde ich heute noch Proteſtant.“ Er ging, und das liebgewordene Band war gelöſt.

In Clichy's Hauſe blieb Frieden. Der Alte ließ ſeinen Sohn glauben, was er wollte; ja, er war ſelbſt überzeugt, daß die Proteſtanten von Beaucaire die redlichſten Leute waren, und ſchloß daher, ihr Glaube könne nicht ſchlimm ſein. Im Hauſe Cormelard's wurde es dagegen öd' und ſtille. Wenn auch der Alte es bereute, daß er den Vater von ſich geſtoßen, an den er ſich ſo feſt angeſchloſſen, ſo konnte er es dennoch wieder billigen, um ſeines Leichtſinns und um ſeines Sohnes willen.

Indeſſen fühlte er doch gar zu ſchmerzlich die Leere, die ſeit der Entfernung des alten Nachbars in ſeinem Leben blieb. Er ſchrieb nach Flandern und Jaques kehrte heim. Mit Schmerz vernahm er ſeines Jugendfreundes Glaubenswechſel, der auch eine Scheidewand zwiſchen ihren Herzen aufrichtete. Er nahm es ſich vor, ihn zurückzuführen in den Schooß der Kirche, aus dem er gewichen, und gegen des Vaters Willen ihn heimlich aufzuſuchen. Das hielt nicht ſchwer.

Bernard's Herz ſchlug warm dem Jugendfreund entgegen, den er wieder zu ſehen, ſich ſo innig gefreut. Es that ihm wohl, daß Jaques ihn aufſuchte. Es dünkte ihm, er fühle das ſchnöde Unrecht in der Härte des Vaters und wolle es wieder gut machen und einigen, was die Leidenſchaft und der Wahn getrennt. Wie täuſchte er ſich!

Wie bald ſah er die Täuſchung ein und wie wehe that ſie ihm! Nach den erſten, von Jaques Seite ziemlich kühlen Begrüßungen, den erſten Fragen nach den Schickſalen und Begebenheiten der Jahre der Trennung, rückte Jaques mit ſeiner ſchlecht verdeckten Abſicht hervor. Bernard ließ ihn ſich ausſprechen und alle die Gründe entwickeln, die er vorzubringen hatte — dann begann er ruhig, ihn zu widerlegen. Mit Schärfe des Urtheils und ſeltener Klarheit des Geiſtes legte er das Falſche und Schiefe in den Schlüſſen Jaques, das Unchriſtliche in ſeiner Verdammungsſucht, das Unlautere ſeines Partikularismus zu Tage. Mit jeder Waffe, die ihm Bernard's ſcharfer Verſtand entriß, wurde Jaques heftiger, und als endlich Bernard ihn völlig beſiegt, da ſchäumte er vor Wuth und überhäufte ihn mit harten beißenden Reden.

Bernard blieb ruhig und ſanſt — aber deſto wilder wurde Jaques — bis er endlich Jenen verließ und das Verdammungsurtheil über ihn ausſprach.

In Bernard's Auge brannte eine Thräne. Er ſah ihm lange ſchmerzlich nach, und ſagte dann zu ſich:

Fahr' wohl! Es iſt nicht meine Schuld, daß ich dich verlor — aber du warſt meiner nicht werth.

Und doch blieb ein Weh in Bernard's Herzen. Hatte er doch ſo lange den Freund ſchmerzlich entbehrt; und nun fand er ihn nur wieder, um ihn auf immer zu verlieren. Er zog ſich nun von allem Umgange zurück. Nur die Andachtsübungen ſeiner in Beaucaire ziemlich zahlreichen Glaubensgenoſſen beſuchte er, ſonſt ſah man ihn ſelten außer dem Hauſe, und war dieß, ſo ging er mit ſeinem Vater oder allein auf den einſamſten Spaziergängen der Umgebung der Stadt. War er zu Hauſe, ſo übte er mit ſtrenger Pünktlichkeit ſeine Kunſt und mit einer Meiſterſchaft, die des Alten Herz mit hoher Freude erfüllte. Schon jetzt begann er das Geſchäft des Vaters ganz zu übernehmen. Er erweiterte es, indem er nicht bloß Goldarbeiter, ſondern auch Juwelierer war, ſehr, und gab ihm einen Glanz, der ganz Beaucaire mit Erſtaunen erfüllte. Sein Ruf verbreitete ſich bald.

Auf der nächſten Meſſe war ſein Abſatz ungeheuer, zumal er Waffen auf die künſtlichſte Weiſe mit Steinen zu verzieren wußte und mit goldenem Laubwerk, daß ſie an Schönheit und Koſtbarkeit ihres Gleichen im weiten Frankreich nicht hatten. Trotz dem Ketzerthume, ſah man oft den Adel aus den nahen Provinzen, ſelbſt aus Savoyen, bei ihm aus- und eingehen, ja, zu der Cormelard's größtem Unwillen beſtellte der Herzog von Guiſe ein Paar Piſtolen bei ihm, und der Hof fand es nicht ſündlich, von dem geſchickten Ketzer von Beaucaire zu kaufen.

Des alten Robin Clichy Herz erfreute ſich täglich mehr an dem ſtillen, ſinnigen Sohne. Er vergab ihm freudig ſein Ketzerthum und wünſchte Nichts ſehnlicher, als daß Bernard ſich vermähle. Allein Bernard ſchien dieſen Wunſch des Vaters ungern zu vernehmen. In Beaucaire war kein Mädchen, das ihn anziehen konnte, obwohl ſo manches ſchöne Auge nach ihm ſah; denn das geſtanden ſich die Mädchen alle insgeheim, es ſei doch kein ſchönerer Mann in Beaucaire als er; und wenn er auch ein Ketzer ſei, ſo ſei er doch ſo ſinnig und ernſt, ſo einfach und beſcheiden, und zeichne ſich vor Jaques Cormelard weithin aus, der ſeinen Fanatismus recht ſichtbar zur Schau trage und der an Bernard recht unedel gehandelt. Nicht lange indeſſen blieb es ſo.

Aus Lyon kehrte ein Mädchen zu ihren Eltern nach Beaucaire zurück, die dort erzogen worden war und ſich zu einem wahren Engelbild entfaltet. Agnes Bourel brachte ganz Beaucaire in Aufruhr. Ihr Vater war gleichfalls früher Goldarbeiter geweſen, aber frühe geſtorben und hatte ihr ein außerordentliches Vermögen hinterlaſſen. Die Mutter war bald dem Vater auf dem Wege zum Jenſeits gefolgt. Agnes kam zu Verwandten nach Lyon und kehrte nun in der vollen üppigen Blüthe der Jugend, im ſchönſten Schmuck einer edlen Weiblichkeit, nach der Vaterſtadt zurück, um bei kinderloſen Verwandten zu leben. Als Kind hatte ſie Bernard geſehen und oft mit Wohlgefallen das freundliche Geſichtchen betrachtet. Jetzt ſah er ſie als vollendete Jungfrau und — zum erſten Mal fühlte er Liebe zu einem weiblichen Weſen, fühlte ſie aber auch mit der tiefſten Innigkeit und ganzen Kraft eines unentweihten Herzens.

Auch Jaquès Cormelard blieb die Jungfrau nicht gleichgiltig. Der alte Cormelard berechnete, wie der Reichthum Agneſen's das Geſchäft erweitern könnte, und wie er dann wenigſtens fähig wäre, dem verhaßten Bernard, mit dem weder Vater noch Sohn ſeit jenem Wiederſehen ein Wort gewechſelt, es gleich zu thun. Was des Vaters Berechnung angeregt, vollendete der Jungfrau ſeltener Liebreiz. Jaques' Herz erglühte in heißer Leidenſchaft und er bewarb ſich eifrig um Agneſen's Gunſt.

Als der beſcheidene Bernard Jaques' Bewerbungen erfuhr, zog er ſich mit blutendem Herzen zurück. Seine Beſcheidenheit erkannte jenem den Siegerpreis zu — und er gewann ihn.

Agnes fühlte, je eifriger Cormelard's Bewerbungen wurden, einen deſto größeren Widerwillen gegen ihn. Bernard's ſtille Liebe, die ſich ſelbſt verhüllte und doch ſo klar ausſprach, gewann ihm ihr Herz. Als Cormelard endlich um ihre Hand warb, da ſagte ſie ihm ohne Rückhalt, ſie könne die Seine nicht werden, da ſie ihn nicht liebe.

Mit tief verletztem Ehrgeiz und noch tiefer verwundetem Gefühl zog ſich der Verſchmähte zurück und in ſeinem leidenſchaftlichen Herzen geſtaltete ſich die verſchmähte Liebe zu einem ebenſo glühenden Haſſe — denn er ahnte — und die Ahnung wurde zur entſetzlichen Gewißheit, Agnes habe, aus Liebe zu ſeinem Feinde, ihn verſchmäht. Hatte er aus Fanatismus die Clichy's gehaßt, jetzt haßte er ſie noch tiefer, und der Rachedurſt brannte furchtbar im empörten Herzen.

Bernard warb jetzt, als Cormelard zurückgetreten, und — obgleich Agnes Katholikin war, ſie reichte dennoch Bernard ihre Hand und das ſtille häusliche Glück zog in das Haus ein und die Engel Gottes mit ihm.

Von jetzt an war aller Friede, alle Heiterkeit von Jaques geflohen. Finſter und abgeſchloſſen lebte er ein faſt einſiedleriſches Leben. Ein neuer Schlag traf ihn. Die Geſundheit ſeines Vaters begann zu wanken. Jetzt, ſo nahe dem Tode, dachte Clichy und ſein Sohn, endet der Haß. Mit ungeheuchelter Liebe betraten ſie das Haus, wo zu dem Einſamen eine Schweſtertochter des alten Cormelard gekommen war, zur Pflege des Leidenden; aber mit ſchneidendem Hohne wies ſie Jaques zurück.

Trauernd überließen ihn die Guten ſeinem Geſchicke. Der Vater ſtarb bald darauf. Jetzt vermochte es Jaques nicht mehr, in Beaucaire auszuhalten, wo ihn die Verhaßten mit ihrem Glücke täglich an das mahnten, was er entbehrte. Er überließ der Verwandten das Haus und ſiedelte ſein Geſchäft nach Lyon über. Hier blühte ſein Wohlſtand bald herrlich auf. Er widmete ſich, um des Herzens nagendes Weh zu vergeſſen, ganz ſeinem Geſchäfte, das er in den trefflichſten Stand ſetzte. Das Glück, das ihn von Seiten des Herzens vergeſſen, ſuchte ihn von Seiten des materiellen Wohlſtandes auf. Seine Speculationen glückten. Trotz der kriegeriſchen

Zeitverhältniſſe und den wilden Parteikriegen unter Carl des Neunten unglückſchwangerer Regierung gewann Cormelard unermeßliche Summen, und des einſamen Lebens müde, führte er Lyons reichſte Erbin heim, kaufte jenes beſchriebene Beſitzthum eines ſchändlich hingemordeten Ordens und gründete eine Fabrik, die großartiger Lyon, ja Paris und ganz Frankreich nicht aufzuweiſen hatte.

Obwohl nun ſein Reichthum ins Ungeheuere wuchs, obwohl ſeine Gattin edel und ſchön war und Alles aufbot, ihn zu beglücken, obwohl eine Tochter ihm wurde, die ſeine Freude war — dennoch blieb ein nagender Wurm im Herzen und der Haß gegen Bernard Clichy wuchs eher, als er ſich milderte — denn er vernahm, wie auch er ſich eines wachſenden Reichthums freue, wie ſein häusliches Glück blühe, wie ein herrlicher Knabe das Pfand der glücklichſten Liebe ſei, wie Beaucaires Bürgerſchaft den Verhaßten achte, ſchätze, liebe — wie ihn — den Ketzer — die Kaufmannſchaft der Vaterſtadt zu ihrem Prevot erwählt. Das war ätzender Schierlingſaft, den das Geſchick in den Kelch ſeiner Freuden goß. —

Unterdeſſen verfinſterten ſich die Zeitverhältniſſe immer mehr. Condé und Coligni ſtanden an der Spitze der Partei der unterdrückten Proteſtanten in offenem Kampfe gegen die Partei des Hofs und der Katholiken, und wankte in einer ſchändlichen ränkevollen Politik der Hof, deſſen Seele Catharina von Medicis war, Italiens giftige Natter, ſo gaben die Guiſen den Ausſchlag und zogen ihn auf die Seite der Katholiken zurück.

Cormelard war in den älteren Tagen noch ein wilderer Fanatiker geworden, als er es früher geweſen. Sein Geſchäft brachte ihn oft mit dem Hofe, mit den Gliedern des Hauſes Guiſe, in Verbindung. Hier war die Quelle, die ſeinem Haſſe neue Nahrung bot. Beaucaire mied er von der Zeit an, wo er es verlaſſen. Kam die Meſſe dort, ſo ſandte er unter Menier's — eines alten treuen Dieners, der ſchon im Vaterhauſe im Geſchäfte geſtanden und mit ihm nach Lyon gegangen war — Aufſicht und Leitung ſeine Waaren dahin; aber der Name Clichy durfte nie in ſeinem Hauſe mehr genannt werden.

Als ſich die Umſtände der Proteſtanten verſchlimmerten, als Coligni und ſeine Freunde ſo blindlings in die ihnen geſtellte Falle gingen, da jubelte Cormelard ob des blutigen Sieges ſeiner Partei; denn ihm, der des Cardinals von Guiſe Vertrauter geworden, war der hölliſche Plan eines Mordes aller Proteſtanten in Frankreich kein Geheimniß. Als nun endlich die unglückſelige Vermählung Heinrich's von Bearn mit Margarethen von Valois am Tage des heiligen Bartholomäus herannahte, da erfaßte eine unbeſchreibliche Unruhe Cormelard und kurz vorher verließ er Lyon, um neue Stoffe ſeiner Fabrik, die der Hof zum Vermählungsfeſte beſtellt, ſelbſt zu überbringen. Jene entſetzliche Nacht entſchied über das Leben Tauſender unglücklicher Proteſtanten in Paris, und die Höllenthat der Hauptſtadt wiederholte ſich aufs Gräßlichſte in den Provinzen. Die Geſchichte hat, mit verhülltem Haupt ihren Griffel in das Blut der Schuldloſen tauchend, mit Schaudern die Begebniſſe jener Tage in ihre Tafeln gegraben, und Frankreichs ſchreckliche Geſchichte hat nur noch einen Pendant zu jenen Gräueln.

Auch in Beaucaire wüthete der Fanatismus. Ein Abgeſandter des Herzogs von Montpenſier leitete dort die Metzeleien. Unter ſeinen Mordſtreichen fiel der edle Bernard Clichy und ſein Weib. Nur die Abweſenheit in Genf rettete ſeinen Sohn. Sein Haus wurde geplündert und der Name Clichy verſchwand aus Beaucaire. Cormelard kehrte krank am Leib — und man ſagte, krank an Seele — nach Lyon zurück. Hatten die Gräuel, deren Zeuge er in Paris geweſen, ihn ſo tief erſchüttert, oder war es aus anderem, unbekanntem Grund entſtanden — kurz, er wurde auf das Siechbett geworfen und nahe ſtand er an der dunklen Pforte einer Welt, wo vergolten wird der Menſchen Frevel wie ihre Tugend. Cormelard's Geneſung ging nur langſam von Statten. Ganz Lyon, das ihn ehrte, nahm Theil an ſeinem Leiden. Die Prieſter und Mönche belagerten ſein Haus, ſein Siechbett. Er genas, aber die Leiden und Beſchwerden ſeines langen Krankenlagers erſchütterten die Geſundheit ſeiner Gattin, die in treuer Liebe bei ihm ausgehalten hatte — ſie ſtarb nach kurzem Leiden.

Wenn auch nie jene Liebe ſein Herz gegen ſie erfüllt, die er einſt für Agnes Beyrel gefühlt, ſo waren ihre Tugenden, ihre Liebe zu ihm doch das Mittel geweſen, ſein Herz mit Achtung, Wohlwollen und Freundſchaft an ſie zu ketten.

Der Verluſt ſeiner Gattin beugte Cormelard, beugte ihn um ſo mehr, da die aufblühende Iſolde jetzt gerade der mütterlichen Erziehung, der weiblichen Leitung bedurfte. Zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten, war ihm unmöglich. Er konnte Iſolden's Erziehung nicht leiten, denn ſein Geſchäft forderte ihn ungetheilt, ſollte es nicht leiden. Sie in ein Kloſter zu thun, trug er, der eifrige Katholike, Bedenken, da ihm eines Theils traurige Erfahrungen dieſen Gedanken verleideten, theils die Zeitverhältniſſe nicht die Sicherheit boten, die er wünſchte. Da gedachte er der Verwandten, die im Vaterhauſe zu Beaucaire als kinderloſe Wittwe lebte. Seit Clichy nicht mehr ihm den Gedanken an Beaucaire verleidete, konnte er ſich eher mit dieſem Plane, den der treue Menier entworfen, befreunden. Menier reiſte hin und bald brachte er, da Cormelard ſich nicht entſchließen konnte, ſelbſt nach Beaucaire zu gehen, Iſolde dorthin. Wie ſie ſich dort herrlich entfaltet, wie ſich endlich die Zeit nahte, wo der Vater ſie wieder ins Vaterhaus zurückholen wollte, das haben wir erzählt. Ehe jedoch dieſer Plan zur Ausführung kam, ereignete ſich Etwas im Hauſe Cormelard's, das zu weſentlich in den Gang ſeines Schickſals eingriff, um es hier zu verſchweigen.

Die Vorbereitungen zur Meſſe von Beaucaire brachten ein ungewöhnliches Leben in die Wohnung und Fabrik Cormelard's. Da ſah man zahlreiche Diener beſchäftigt, die Stoffe zu meſſen, zu bezeichnen, in Ballen einzupacken und ſorgfältig zu verſchließen; Andere waren emſig daran, die letzte Hand an das kunſtvolle Gewebe zu legen, das nun bald die zierliche Geſtalt einer Dame umwallen ſollte. Jeder in ſeinem angewieſenen Kreiſe war thätig und fleißig in dieſer Zeit und der Gebieter war bald hier, bald da mit ſeinem Rath und ſeinen Befehlen.

Im Innern des Hauſes lag das Gemach, wo Guerin Menier und Antoine Legrand, der Marſeiller, eben der ſeltſame verſchloſſene Menſch, der ſein eigenes Geſchäft aufgegeben, um in das eines Anderen zu treten, der ſelbſt reich, um fremden Lohn diente; der in einem Alter, wo die Ruhe vom Tagewerk des thätig hingebrachten Lebens dem Greiſe ziemt, und ſo wohlthätig iſt, noch vom Morgen bis zum Abend die Laſt eines vielverwickelten Geſchäftes trug — wo dieſe beiden ergrauten Diener ſaßen, unterſtützt von einem jüngern Schreiber, den wichtigſten Theil des Geſchäftes beſorgten, die Buchhaltung über das weitverzweigte Ganze. Beide hatten rüſtig gearbeitet. Der lange heiße Sommertag war dem Scheiden nahe und die milde Kühle lud zum Athmen der friſchen Luft ein. Dennoch wollte Menier ſeinen Sitz noch nicht verlaſſen, und Legrand, deſſen Auge unruhig oft zu Menier hinüberblickte, mochte, da ihm, wie ſich das in ſeiner Unruhe kund gab, etwas Wichtiges auf dem Herzen lag, nicht weggehen, ohne mit Menier geſprochen zu haben. Endlich dauerte es ihm doch zu lange. Er ſtand auf, trat zu Menier's Tiſch und flüſterte ihm zu:

„Entlaßt den Schreiber, Guerin Menier, ich habe ein wichtiges Anliegen mit Euch zu beſprechen.“

Menier nickte ihm zu, da er eben ſeine Berechnung geendet hatte, entließ den Schreiber, und — nachdem die Bücher in das Repertorium gelegt, die Schlüſſel von allen Fächern des maſſiven Wandſchranks in ſeiner Taſche waren, ſprach er:

„Nun bin ich zu Euren Dienſten, Antoine Legrand!“

„Hab' ich recht gehört, ſo will der Herr nach Beaucaire mit den neuen Stoffen und —“

„Zugleich ſeine Tochter holen,“ ergänzte der alte Menier mit Freundlichkeit.

„Er hat alſo endlich den Widerwillen überwunden oder ſein Gewiſſen abgefunden“ — ſprach Legrand kalt vor ſich hin — aber ſein Auge fixirte den Alten ſcharf. „Doch, das geht mich Nichts an; aber wißt, Guerin Menier, daß die Straße nach Beaucaire nicht ſicher iſt.“

„Ihr träumt, Antoine Legrand,“ entgegnete, nicht ohne eine ſichtbare Unruhe, aber ohne auf die Bemerkung Legrand's irgend Etwas zu erwiedern, Menier; „die Heerſtraße iſt ſicherer als je.“

„Da irrt Ihr, Guerin Menier“ — replicirte Jener. „Der alte Trödler Autun kam dieſer Tage dorther und wußte viel von Räubereien zu erzählen.“

„Vielleicht brodloſe Hugenotten, die ſich vom Wegelagern nähren; nein, Legrand, glaubt mir, der Statthalter im Lionnois wird ihnen bald das Handwerk legen.“

„Immer doch Hugenotten!“ rief Legrand. „Ihr theilt doch ganz Cormelard's Geſinnung gegen ſie. Sind Euch vielleicht noch nicht genug in der Sainte Barthelemy geſchlachtet geworden? Alles Böſe ſollen die armen Verfolgten verübt haben, gerade, als ob ein Glied der katholiſchen Kirche nicht eines Schurkenſtreiches fähig wäre! Ihr wißt, Menier, die ſchrecklichen Gräuel an Coligni und den Tauſenden Proteſtanten verübten Katholiken. Und nennt mir einen Teufel, der mehr Teufel wäre, als der Vermummte von Beaucaire? Oder wißt Ihr vielleicht die Geſchichte nicht? Ich will ſie Euch erzählen.“

„Ei, ei, Legrand,“ verwies Menier, „wie mögt Ihr eine ſolche Lobrede auf Ketzer halten? Zwar mit Eurer Frömmigkeit iſt es nicht weit her. Ich glaube, die Kathedrale von Lyon hat Euch noch nicht geſehen?“

Legrand's Antlitz übergoß eine Zornröthe. Doch ſuchte er den wilden Ausbruch zu mildern. „Das iſt meine Sache, Guerin Menier, und ich habe es einſt vor Gott zu verantworten. Was Ihr da von Frömmigkeit ſagt, ſchmeckt ſtark nach den Reden des Pater Lenormand, der im Hauſe hier den Gewiſſen das ſanfte Polſter unterſchiebt. Ich haſſe den Pfaffen, der mich gerne bei Cormelard verdächtigen möchte und es auch ſchon verſucht hat. Arme Thoren, die! Damals wollte mich Cormelard zur Rede ſtellen. Ich wies ihn zurück und in der Heftigkeit rief er: Ihr tragt bloß die Maske eines Katholiken! Ich entgegnete nur, dann ſei meine Maske keine ſchwarze Sammtmaske! Dieſe Worte machten den Herrn ſtumm und Antoine Legrand hat Ruhe ſeitdem.“

Bei dieſen Worten wurde Menier ſehr unruhig, doch wollte er's nicht ſcheinen und ſagte:

„Was wollt Ihr doch mit der Maske und dem öftern Ermahnen eines Vermummten von Beaucaire? Laßt doch ſolche Dinge! Es ſind müßige Geſchwätze!“

„Guerin Menier,“ ſprach leiſe Legrand, ſich vertraulich zu ihm neigend — „faſt ſcheint's mir, Ihr ſähet dem alten Legrand gerne auf den Rücken. Seid ruhig, nur noch einige Zeit bleibt er, dann zieht er ohne Eure Reden. Ihr wißt, daß ich ohne Jaques Cormelard leben und ſein kann.“

„Vergebt, Legrand!“ verſetzte Menier, „wenn ich Euch wehe that; aber nehmt es mir nicht übel, es ſcheint mir, als ſeid Ihr gereizt und ſuchet an mir die Mißſtimmung auszulaſſen.“

„Ja, Menier,“ ſprach Jener, „gereizt bin ich, und wie ich es geworden, das ſollt Ihr hören. Ich erfuhr zufällig Dinge, vor denen die Haut ſchaudert, und Ihr kennet mein Rechtlichkeitsgefühl — Wehe — dreimal Wehe! wenn es Wahrheit iſt, das, wofür Cormelard's wilde, fanatiſche Gemüthsart ſpricht.“

So ſehr auch Menier etwas Unangenehmes zu befürchten ſchien, ſo war doch ſeine Neugierde, und dieſe war ein großer Fehler des alten Mannes, erregt. Die Dämmerung war vollends eingebrochen und näher rückten die beiden alten Männer zuſammen.

„Ihr müßt Geduld haben, Guerin Menier,“ hob Legrand an, „denn ich muß weit ausholen; ich muß bei dem — Vermummten von Beaucaire anheben. — Es lebte vor etwa vier Jahren in Beaucaire ein Mann, der Clichy hieß, Bernard Clichy — Ihr müßt ihn ja gekannt haben, da er neben Cormelard's Vater wohnte und früher Cormelard's Freund, ſpäter ſein Todfeind war?“

„Ja, ja doch!“ ſprach mit wankender Stimme der alte Menier.

„So müßt Ihr auch wiſſen, Guerin Menier, daß dieſer Mann zur Zeit der Bluthochzeit Prevot von Beaucaire war, zumal Ihr zur Meßzeit mit ihm verkehren mußtet! Iſt's ſo?“ —

„Ja — ja!“ dehnte faſt bebend Menier.

„So kann es Euch auch nicht unbekannt ſein, daß eben in jenen greuelvollen Metzeleien dieſer Clichy, dieſer Bernard Clichy, Cormelard's Todfeind, und ſein treffliches Weib, die einſt Cormelard liebte, auf eine empörende Weiſe von einem Menſchen ermordet wurden, der außer dieſen den Tod von ſiebenhundert Schuldloſen auf ſeinem Gewiſſen hat?“ —

„Man — man — erzählt davon,“ — war Menier's unſichere Antwort.

„Nun hört! Ihr wißt, ich ſitze wohl manchmal Abends bei Beauclaire und trinke ein Glas Medoc in der Abendſtunde, wo wir frei ſind. Auch geſtern Abend war ich dort. Da ſitzt unten in der Ecke ein Menſch, dem der Teufel das Zeichen ſeiner Brüderſchaft recht kenntlich auf das Geſicht gezeichnet hat, der erzählt die Mordgeſchichte von Beaucaire und ſagt — er kenne den Vermummten.“ —

„Was iſt's denn — mit dem Vermummten?“ fragte kleinlaut, und ſichtlich um ſich den Schein der gänzlichen Unwiſſenheit zu geben, Menier.

„Richtig, Guerin Menier, ich bin darüber weggegangen. Nun, verzeiht, das Alter iſt kurzen Gedächtniſſes. Als in unſerem guten Frankreich der chriſtliche Sinn ſich im Morden der Brüder kund gab, ich meine, in den Tagen jener Gottverdammten Hochzeit eines edlen Prinzen mit einer buhleriſchen Prinzeſſin, kam, ſo erzählte der Menſch, ein Geſandter des liebenswerthen Montpenſier nach Beaucaire mit der Vollmacht, ähnlich der, die einſt Paulus hatte, als er nach Damaskus zog, die Chriſten zu ſteinigen. Er fand in Beaucaire, wo etwa ſiebenhundert Ketzerſeelen ihren Gifthauch ausließen, ſogleich recht freudigen Anklang, denn die Ketzer waren reich und es gab da ein Erbe ohne Verwandtſchaft. Allein Bernard Clichy, der Prevot, wieß ihm die krauſe Stirn und alle Edlen Beaucaires, doch wohlverſtanden, nicht die Adelichen, ſtimmten ihm bei. Dieſer Mörder aber, der ſtets einen weiten ſchwarzen Mantel trug, obwohl es im Auguſt in Beaucaire, wie Ihr wißt, kein Eis friert — ſo einen Mantel, wie ihn neulich der Trödler Autun von unſeres Herren altem Leibdiener kaufte, obwohl ganz eigenthümliche Flecken drinnen waren — dieſer Mörder, ſage ich, der überdieß eine ſchwarze Sammtmaske vor dem Geſichte trug, wie man ſie zur Zeit des Carnevals in Venedig, auch ſonſthin in der Banditenheimath ſieht, wenn's ein Bubenſtück gilt, wußte den Pöbel auf ſeine Seite zu ziehen und das Geſindel, und am frühen Morgen ging auf das Zeichen der Sturmglocke das Morden los. Der Vermummte ließ morden, wie und wo man wollte. Er ſtürmte mit ſeiner Rotte auf Clichy's Wohnung an und — erdolchte das Gattenpaar mit eigner Hand auf's Schrecklichſte." Legrand hielt inne.

Menier fragte mit zitternder Stimme: „Warum erzählt Ihr mir denn das?"

„Das ſollt Ihr jetzt hören, Guerin Menier. Ihr kennt meine Genauigkeit in allen Dingen. Sehet, ſo forſche ich auch ſchon ſeit zwei Jahren nach dem Vermummten." —

„Ihr?" fragte aufſpringend Menier. „Warum forſcht Ihr nach ihm?"

„Seltſame Frage! Alter Mann, was erregt Euch ſo? Gibt's doch ſeltſame Liebhabereien — dieß zu erfahren, iſt die meine. Doch wozu dieß! Hört! Damals führte mich mein Weg nach Beaucaire, weil ich ein ſchweres Gelübde gethan und da ſprach man faſt nur von dem Vermummten. Einige meinten, es ſei der Herzog von Montpenſier geweſen. Poſſen! der hatte in Paris auch Arbeit nach ſeinem Sinne. Andere ſprachen: es ſei Babelot, der ſchreckliche Babelot geweſen. Tolles Zeug! der hätte ſich nicht vermummt; denn wer vor den Augen von ganz Frankreich die Rolle eines Scharfrichters ſpielt, hat Nichts mehr zu verlieren. Andere endlich meinten: es ſei —"

„Wer? wer? Um Gotteswillen, redet aus!"

„Nur ruhig, nur ruhig! Guerin Menier! Wer wird denn ſo leidenſchaftlich ſein. Ihr ſchreiet ja, als ob's Euch Etwas anginge, als ob Ihr's ſelbſt geweſen: Ha, ha, ha! Menier — Eure Natur iſt zu lammsartig — dazu gehörte ein Tieger."

„Wie bemerkt," fuhr Legrand mit einer entſetzlichen Ruhe fort, das Herz Menier's zu foltern — „der Menſch im Schenkhauſe des jungen Beauclaire ſprach, er kenne ihn — er lebe in — Lyon!"

„In Lyon!“ rief Menier und ſprang auf. — Sich an ſeinem Stuhl haltend, ſtand er da, weil ſeine Kniee bebten.

„Ei ja doch! Menier, meint Ihr nicht, in Lyon ſeien viele Schurken und nicht alle Heilige heilig.“

„Nannte er ihn, Antoine Legrand, nannte er ihn?“

„Wenn Ihr wollt, nein — aber er — ſpielte ſo an —“

„Auf wen? — Antoine Legrand?“ —

„Ei nun, mir kam's vor, als ob er auf Cormelard anſpiele!“

Menier ſank mit einem Angſtruf in den Stuhl zurück. „Kann denn auch der edelſte Menſch nicht frei von Verläumdung bleiben? — Es iſt ſchrecklich! — Legrand, Ihr kennt Cormelard's Leben, wie es rein und tadellos iſt; wie Wohlthun ſeine Freude, ſein Glück, Wohlthun und Segnen ſein Beſtreben iſt. Und wie mögt Ihr ſolcher Rede Glauben beimeſſen? Kennt Ihr den Schurken, der ſo etwas anzudeuten wagte? Habt Ihr ihn nicht mißverſtanden?“ —

„Sag' ich denn, daß ich es für eine ausgemachte Wahrheit hielte, Guerin Menier?“ verſetzte Legrand mit Eiſeskälte. „Mir iſt's ja nur darum zu thun, den Schein von der Wahrheit zu ſichten, und mich zu überzeugen, ob dem ſo ſei oder nicht. Ihr vergeßt in Eurem Eifer, daß ich ja bloß erzähle, was ich gehört, und gerade Euer Eifer macht mich ſtutzen, da Ihr am vertrauteſten mit Cormelard's früherem Leben ſeid.“

„Ach, ja doch,“ ſprach mit tiefer Bewegung, bemüht, ſich zu ſammeln, Menier. „Mein alter Kopf iſt ganz zerrüttet von dem Schrecklichen, was Ihr erzählt, Antoine Legrand, und meine Liebe zu Cormelard zu groß, um es ruhig anzuſehen, wenn auch nur der Schatten eines Verdachts auf einen Mann fällt, deſſen Tugend ich am beſten kenne.

„Bin ganz Eurer Meinung, Menier,“ entgegnete anſcheinend ruhiger Legrand; doch die Dämmerung hinderte Menier, den bittern Zug des Hohnes zu ſehen, der über Legrand's Mienen flog, als er dieſe Worte ſprach, deren Inhalt und Ton mit ſeinem Innern im geraden Widerſpruche ſtand.

„Indeſſen,“ fuhr Legrand fort, „iſt mir — und das ſchalte ich meiner Erzählung ein, die noch nicht zu Ende iſt — geſtern Etwas vorgekommen, was doch ſeltſam iſt. Ihr erinnert Euch, Guerin Menier, daß Cormelard mir geſtern auftrug, behufs der Verpackung der Stoffe nach Beaucaire, die Kiſten auf dem Boden durch Louis Autun, des Trödlers Sohn, der bei dem Verpacken hilft, ordnen und reinigen zu laſſen und alsdann ihm ihre Zahl anzugeben. Als ich nun da eben in dem alten Wuſte wühlen laſſe, ſchleudert der Louis Etwas vor meine Füße. Ohne Arg bücke ich mich — und ſiehe — es war eine alte Sammtmaske, die man durch Haften recht feſt vor das Geſicht heften konnte. Ich beſah mir das Ding und — denkt Euch! — es war Blut daran, unverkennbar Blut.“ —

„Wo habt Ihr das Ding?“ fragte Menier. „Ich bitte, zeigt es mir! Gebt es mir! Eine unglückſelige Kette von Umſtänden vereinigt ſich, in Euch Zweifel zu erregen, die ſündlich ſind — und doch ſind es Zufälle, die ſo weit auseinander liegen, als Himmel und Erde!“ —

„Hab's weggeworfen,“ verſetzte anſcheinend gleichgiltig Legrand. „Ihr könnt es morgen noch auf dem Boden finden, wenn Ihr ſuchen wollt. Doch hört, warum ich gerade dieſes Umſtandes gedenke! — Der Menſch nun, der in Beauclaire's Trinkſtube ſo ſeltſame Dinge ſprach und den ich im Auge behalten wollte, entwiſchte mir doch, weil er wohl merken mochte, daß ich ein wachſames Auge auf ihn hatte. Mir war das höchſt unangenehm, denn ich hatte die Abſicht, ihm den Prevot auf den Hals zu hetzen, und der ſpaßt nicht, wie Ihr wißt.“

„Das wäre ſehr gut geweſen!“ rief Menier, „der Schurke hätte büßen ſollen! Und habt Ihr gar Nichts mehr von ihm erfahren?“

„Doch, Guerin Menier, doch,“ fuhr Legrand fort. „Als ich das Schenkhaus verließ, lag eine ägyptiſche Finſterniß auf der Stadt. Es war ſpät, denn ich hatte im Nachgrübeln lange Zeit noch bei meinem Glaſe geſeſſen. Die Straßen waren leer. Ich ging an der Kathedrale vorüber. Auf meinen Filzſohlen, die ich meiner leidenden Füße wegen trage, ging ich kaum hörbar. Als ich mich der Kirche näherte, dünkte es mich, ich ſähe zwei Menſchen unter dem Portale ſtehen. Leiſe ſchlich ich mich nun heran und ich wurde Ohrenzeuge eines entſetzlichen Zwiegeſpräches, das mir das Blut in den Adern faſt gerinnen machte.“

„Was ſprachen ſie, Antoine Legrand, verhehlt mir Nichts!“ flehte in wachſender Unruhe Menier.

„Er muß! rief Einer mit Heftigkeit, er muß!

„Und wenn er dennoch das Geld hartnäckig weigerte? wandte der Andere ein; denn du forderſt viel, Michel?

„Bah, rief der Erſte, ſo will ich ihn geben machen!

„Womit denn, Michel Marcot? fragte der Zweite.“

„Marcot!“ fiel faſt außer ſich Menier ein. — „Marcot hieß der Schurke; der iſt aus Beaucaire, ein verrufener Taugenichts!“

„So?“ — dehnte Legrand, „Ihr kennt ihn alſo?“ —

„Ob ich ihn kenne?“ gegenredete Menier in gleicher Weiſe. „War er doch Arbeiter bei meinem Herrn Vater, wurde aber weggejagt, weil er ein liederlicher Burſche war.“ —

„Hört mich aus“ — ſprach Legrand.

„Womit? flüſterte Marcot, ich will ihm ein Wörtchen ins Ohr raunen und ihm Etwas vor die Augen halten, das ihn zahm machen ſoll. Dafür laß mich nur ſorgen. Es iſt ein Passe par tout für alle ſeine Geldtruhen. Glaub' mir das, Baptiſte!

„Du pochſt auf deine Macht, Michel Marcot — wenn aber dennoch Alles mißglückte? Was willſt du ihm ſagen? Was ihm vor die Augen halten?

„Närrchen! Ich ſage nur Mörder von Beaucaire! Sieh', das ſüße Wörtchen thut Wunder, und thut's die noch nicht, ſo ſoll's dieſer Ring hier an meiner Hand, den ich ihm verehren will. Er iſt von Einem aus Beaucaire, dem der alte Corinelard Feind, der junge nicht gut war; dem er darum am Herzen zur Ader gelaſſen. Den Ring kennt er; denn als ich ihm dieſen nach dem Aderlaß, wobei ich den Finger mit ſammt dem Ring abſchnitt, geben wollte, entſetzte er ſich ſehr darüber. Meinſt du, das Dingelchen habe ganz ſeine Kraft eingebüßt? Täuſch' ich mich nicht, ſo hat's an Kraft gewonnen, denn des Menſchen Gewiſſen ſoll die Naſe rümpfen über frühere Streiche, von denen ich ſehr wohl zu reden weiß, da ich ſelbſt mein ehrlich Theil dabei geholfen. Ich hab's gebeichtet! Nun iſt's gut.“

„Wenn er nun aber aus den Eiſen ſchlägt, dich feſt nehmen läßt? Der Prevot iſt ſein Freund!“ —

„Ich werde mich hüten, daß ich Zeugen rufe, wenn ich mit ihm rede! Nein, Baptiſte, ſo dumm iſt der alte Marcel nicht. Er iſt weit von ſeinen Kinderjahren und zum zweiten Male ſind ſie noch nicht da. — Im Nothfall bleibt mir mein Meſſer. Das iſt mein „Helfausdernoth,“ der mich noch nie hat ſitzen laſſen. — Sollte Alles mißglücken — ſo werde ich im äußerſten Falle gehenkt. Sterben muß ich doch — drum ſei's gewagt. — Dann aber, wenn ich als Opfer meines Muthes mit Ehren gehenkt werde, muß der Templerhof brennen, damit mein Genoſſe von Beaucaire mir zum letzten Tanz in friſcher Luft leuchte!“

„Als ich dieſe Rede vernahm, entſetzte ich mich, ob der Bosheit, des Leichtſinns und Frevels, der in ihr lag; ich griff nach meinem Dolch und hätte wohl das Amt des Henkers verwaltet, hätten die Kerle mich nicht gewittert und wären davongegangen.“

„Was ſagt Ihr dazu, Guerin Menier?!“ —

Menier bebte wie Eſpenlaub an allen Gliedern und ſeine wenigen Zähne ſchlugen hörbar zuſammen. Den kalten Schweiß wiſchte er ſich unaufhörlich von der tief durchfurchten Stirne, aber es kam kein Wort über die Lippe. Auch Legrand ſchwieg. Er ſchien mit einer Eiſeskälte und mit unumſtößlicher Sicherheit der Ueberzeugung abwarten zu wollen, was der alte Menier, der in die Geheimniſſe Cormelard's eingeweiht ſein mußte, ſagen würde.

Endlich wiederholte er:

„Was ſagt Ihr dazu?“ —

„Was ich dazu ſage, Antoine Legrand, was ich dazu ſage?

Hier hat die Hölle ihre Hand im Spiel und ein Teufel will eines ehrlichen Mannes guten Namen zerſtören und ſein Glück. Ich hoffe, Ihr — glaubt nicht daran, wie ich — nicht — daran glaube, weil ich Cermelard kenne. Ueberdieß war er damals nicht in Beaucaire, ſondern in der entgegengeſetzten Richtung, in Paris.“

„Habt Ihr Gewißheit dafür?“ — verſetzte Legrand. „Die Rache, Menier, iſt eine gräßliche Leidenſchaft. Sie gibt dem Lamme ſelbſt Schlauheit und Argliſt, die zu täuſchen, die es opfern will; ſie läßt Alles opfern, wenn ſie nur ihr Opfer fallen ſieht; ſie kennt keine Rückſicht, kein Hinderniß, keine Beſchwerden, keine Zeit. Jahre ſind vor ihr wie Stunden, und während ſie im Innern wühlt, iſt die Außenſeite glatt. Habt Ihr Gewißheit?“ —

„Sie liegt in Cermelard's Herzen.“

„O, Menier, das Herz iſt ein trotzig und verzagt Ding! Ein Wechſelbalg, unbeſtändig wie Aprilwetter. Baut auf keine Tugend vor der Stunde der Verſuchung. Habt Ihr keine anderen Gründe, ſo ſteht's ſchlimm.“

„Legrand, Legrand!“ hob endlich Menier wieder an, „Ihr denket Arges von einem Manne, deſſen fleckenloſes Leben vor Euch liegt. Seid Ihr nicht, wie ich, der Spender ſeiner heimlichen Wohlthaten? Kennt Ihr nicht, wie ich, ſeine Frömmigkeit und ſtrenge Rechtlichkeit?“

„Heute iſt nicht geſtern! Menier. Ich habe Menſchen gekannt, ſanft und mild wie Engel, die zu Tiegern wurden, als ihre Leidenſchaft rege wurde.“

„Wozu das Alles, Legrand. Wozu?“ fragte Menier.

„Weil ich Gewißheit ſuche, alter Mann; Gewißheit in einem erſchütternden Zweifel; weil ich weiß, daß das Racheſchwert über Cermelard gezuckt iſt und er nicht ſchuldlos leiden ſoll, weil —“

„Seid Ihr der Rächer? Legrand!“ fragte plötzlich Menier, vor ihn tretend. „Wiſſet Ihr nicht, daß der über uns ſprach: „Mein iſt die Rache, ich will vergelten!“ — Ich werde irre an Euch, Legrand. Ihr ſeid mir räthſelhaft.“

„Die Räthſel löſen ſich," ſprach Legrand mit entſetzlicher Ruhe, aber mit einem Tone, der durch Menier's Gebeine drang.

„Sollte Cermelard eine Schlange an ſeinem Buſen genährt haben? Legrand, von Euch das zu denken wird mir ſchwer. Ich hielt Euch für edel und redlich. Hab' ich mich denn auch in Euch getäuſcht? — Habt Ihr Cermelard gedient, um ihn auszuforſchen und ihn zu morden? — Wehe dann Euch!" —

„Ja!" rief mit furchtbarer Stimme Legrand, „ich bin Clichy's Rächer. Cermelard iſt ſein Mörder! Geht hin und ſagt ihm das!"

Ehe Menier einen Gedanken denken konnte über das, was jetzt zu thun, war Legrand aus dem Zimmer weg. Und als er ihn aufſuchte, war er verſchwunden. Dies Geſpräch war von einer furchtbaren Wirkung auf den alten Mann, der die innigſte Liebe für Cermelard hegte und ſein Geſchick als das eigene zu betrachten gewohnt war. Auf ſeinen, vom Alter gebeugten Körper mußte eine ſo heftige Erſchütterung die nachtheiligſte Wirkung äußern. Er mußte ſich ſchnell zu Bette begeben und ein heftiges Fieber ſchüttelte ihn, und ehe der Morgen graute, hatte ein Schlag das Leben eines Mannes geendet, der in langen Jahren eine ſeltene Treue ſeinem Herrn bewieſen.

Auf Cermelard wirkte dieſer Verluſt äußerſt niederſchlagend. Menier war ihm theuer, ſeine Stelle, außer durch Legrand, unerſetzlich, und Legrand war verſchwunden, ſeine Stube leer. Es war Cermelard unbegreiflich, was den Mann, den er bevorzugt, konnte bewegen haben, ebenſo urplötzlich zu verſchwinden, wie er gekommen war. Er unterſuchte ſchnell Kaſſe und Bücher; Alles war in der muſterhafteſten Ordnung. Er forſchte genau nach den Vorgängen des letzten Tages und Nichts weiter vernahm er, als daß noch ſpät am Abend ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen Legrand und Menier Statt gefunden. Er ſchloß auf Zwiſt, der zwiſchen Beiden müſſe ausgebrochen ſein. Er rief ſogleich ſeine brauchbarſten und älteſten Diener in die Stelle Legrand's, die Menier's ſelbſt zu erfüllen war ſein Wille. Er ließ ſämmtliche Bücher des treuen Dieners auf ſein Kloſett bringen und ſchloß ſich ein.

Nach einigen Stunden meldete man ihm, ein Fremder warte ſchon lange und wünſche ihn zu ſprechen, aber ohne Zeugen, da er ihm etwas Wichtiges zu offenbaren habe.

Cormelard, wähnend, es beziehe ſich auf Legrand's Flucht, was der Fremde ihm zu verkündigen habe, ließ ihn eintreten, doch bereute er dieß ſchon im erſten Momente; denn der Fremde war ein in dürftige Kleidung gehüllter Menſch von unterſetzter Statur. Obwohl ſchon alt, war die Geſtalt doch noch ſtark und kräftig, und das Eine Auge, was er noch hatte, blitzte ſchauerlich unter den überhängenden Wimpern hervor. Die breite und tiefe Narbe, die ſich über das Geſicht zog und die einſt des Auges Ende verurſacht, bezeichnet ihn als jenen Verworfenen, den wir bereits in Beaucaire kennen lernten, als den Mann, den Legrand bezeichnet, mit einem Wort als: Michel Marcot.

Obwohl ſich Cormelard nicht genau erinnern konnte, dieſe Phyſiognomie, die die Liſt des Fuchſes, den Blutdurſt der Hyäne und die Grauſamkeit des Tiegers in ſich vereinigte, der alle Laſter ihre Merkzeichen aufgedrückt, irgend geſehen zu haben, fand er ſie dennoch ebenſo bekannt als widerwärtig und ein unheimliches Grauen erfüllte ſeine Seele.

„Was willſt du von mir und wer biſt du?“ fragte er den keck Eintretenden.

Der Menſch reichte ihm mit ekelhafter Vertraulichkeit die ſchmutzige Hand dar.

Cormelard ſtieß ſie empört zurück. „Faſſ' dich kurz,“ rief er ihm entgegen, „meine Augenblicke ſind koſtbar.“ Marcot ſtutzte.

„Ei,“ ſagte er indeſſen ſogleich mit höhniſchem Lachen — „haben denn ſechs Jahre mich ſo verändert, oder Euer Gedächtniß ſo durch die vielen Bußübungen geſchwächt, daß Ihr mich nicht mehr kennt? — Seht mich einmal an, Jaques Cormelard aus Beaucaire und probirt, ob Ihr ohne eine Sammtmaſke ſo gut ſeht als durch das Ding! — Erinnert Euch, daß Ihr dieſe Narbe einſt als klaffende Wunde verbandet mit eigener Hand, die damals freilich von Blut roth war — ſagend, Michel Marcot, dieſe Wunde wird ſtets ein Empfehlungsbrief in meinen Augen ſein. Seht, nun kommt Michel Marcot, der Euch in Beaucaire ſo ritterlich half den Hugenotten zur Ader laſſen, Euch dieſen Empfehlungsbrief 'mal leſen zu laſſen, damit Ihr, eingedenk früherer Verpflichtungen, begreifen lernt, das Leben vom Winde ſei eine ſchwere Kunſt — und Euer Auge, das noch recht gut zu ſein ſcheint, kennt die leſerliche Schrift nicht mehr! —? Alle Teufel, Cormelard, wie kommt Ihr mir vor? Seid Ihr denn wirklich ſo ein Betbruder geworden, wie man ſagt, daß Ihr die alten Freunde und Genoſſen nicht mehr kennt, oder nicht mehr kennen wollt? Leſt doch den Empfehlungsbrief einmal genau und erinnert Euch, daß er von Bernard Clichy's Hand geſchrieben iſt, einer Hand, die ſeitdem das Schreiben verlernt hat, als ich ihn faßte und Ihr ihm —"

„Menſch! Was willſt du von mir?" ſchrie Cormelard und hielt ſich krampfhaft an den Tiſch, vor dem er ſtand. „Schweig', um Gottes willen ſchweig' und ſag' an, was du willſt?" —

„Ei, warum denn, Meiſter Cormelard? Warum ſoll ich denn ſchweigen? Iſt denn Euer Herzchen weich geworden, daß es Euch keine Freude mehr macht, von Eueren Heldenthaten zu reden. Denkt doch einmal, wie ſich der alte Feind, der Bernard, der Euch das Mädchen nahm, die Agnes Beurel und ihr ſchönes Geld, das mir ſo viele frohe Tage machte und leider jetzt zu Ende iſt, denkt doch, wie er ſich wehrte mit Löwenkraft und wie Euer Dolch, ſeht, er iſt noch da, ich habe ihn bei mir behalten, da er ſo gut traf, ſo ſchnell ihm ein Ende machte. Teufel! das war aber auch ein meiſterhafter Stoß! Mir iſt nur Einer mehr ſo gelungen. Und die Frau, ſage mir Einer, alte Liebe roſte nicht! Das iſt Nichts! — Und die Frau, wie ſie vor Euch auf den Knieen lag und um ihr Leben flehte. Pih! wie ſauſte der Dolch an meinem Ohre vorbei in ihr Herz! Ihr ſeht," fuhr der unerſättliche Quäler fort, ohne auf Cormelard's Erbleichen, ohne auf den Angſtſchweiß zu achten, der eiskalt von ſeiner Stirne rann, „mein Gedächtniß iſt jugendlich friſch! Ja, Michel Marcot iſt ſo alt noch nicht, wie er ausſieht, und ſeine Zunge kann mehr reden, unter gewiſſen Umſtänden ſein

Arm mehr thun, als lieb iſt Denen, die es zu fühlen haben dürften.“ — Er machte dabei mit dem Dolch eine ausdrucksvolle Bewegung.

Cormelard wankte.

Marcot fuhr fort: „Meint Ihr vielleicht, das ſchwarze Läpplein, welches damals vor Eurem Geſichte hing, habe Euch mir ſo unkenntlich gemacht, wie anderen Leuten? Der ſchwarze Mantel habe Eure ſchlanke Geſtalt auch mir verbergen, wie den Eſeln von Beaucaire? Ha, ha, ha! Da müßte ja Michel Marcot nicht Eures Vaters Hausknecht und ſpäter ſein Nachbar und Packknecht geweſen, nicht ſo genau mit Eures Vaters einzigem Sohne bekannt geweſen ſein! — Doch — Freund Cormelard, ich glaube gar, Ihr alterirt Euch? Tauſend Lire verſtopfen meinen Mund, bis ſie alle ſind und ſo weiter! Seid nicht kindiſch! Nehmt's nicht zu Herzen! — Der wird mir noch gar ohnmächtig!“ —

Wirklich wurde Cormelard von Minute zu Minute bleicher; wankte immer mehr und ſank endlich in den Lehnſtuhl, der hinter ihm ſtand, ohne ein Lebenszeichen, zurück.

Marcot erſchrack. Einen Augenblick ſtand er unſchlüſſig da; dann aber, ſich ſchnell ſammelnd, ſchloß er die Thüre des Kloſetts ab, unterſuchte vorſichtig Cormelart und als er ſich überzeugt, es habe eine tiefe Ohnmacht ſeinen Geiſt umſchleiert, ſah er ſich in dem Gemache um. Mehrere eiſerne Truhen ſtanden umher, in denen Schlüſſel ſteckten.

„Ha!“ rief er, „da könnte ich ihm am Ende noch die Mühe des Zählens erſparen!“

Er öffnete eine nach der andern, bis er in der letzten Geld fand. Da leuchtete eine teufliſche Freude aus ſeinem kleinen Auge und eine Gluthröthe goß dieß Gefühl über das ſcheußliche Antlitz. Mit der grenzenloſeſten Begierde ſtopfte er alle Räume ſeiner Kleidung aus; ja, ſelbſt die weiten Stiefel, die er trug. Als dieß Werk vollbracht war, dachte er an ſeine Sicherheit. Cormelard lag ohne Regung da. Er redete nun laut, um etwa Leute, die in der Nähe ſein könnten, zu täuſchen, ſchloß die Thüre wieder auf, warf einen trauernden Blick auf das Geld, daß er es nicht alle hatte nehmen können und ging, unter den üblichen Formen des Lebewohls an dem leblosen Cormelard, zur Thüre hinaus, ohne daß ihn Jemand weiter beachtet.

In den Geſchäften des Hauſes ging Alles ſeinen gemeſſenen Gang fort. Nur die neuen Schreiber wußten ſich in ihre Geſchäfte noch nicht recht zu finden. Es kamen zu viele, ihnen noch nicht bekannte Fälle vor. Sie warteten von Stunde zu Stunde, daß Cormelard, wie er es gewohnt war, kommen würde, nachzuſehen; allein er kam nicht. Sie erkundigten ſich, ob er Geſchäfte habe und vernahmen, es ſei ein Fremder bei ihm; als man aber endlich horchte und es ſo ſtill blieb, da wagten ſie es, in das Gemach zu treten und zu ihrem Schrecken fanden ſie den verehrten Herrn einer Leiche gleich.

„Mord! Mord!“ hallte es durch das weite Haus, daß Alles zuſammenlief, was Leben hatte.

Bei genauerer Unterſuchung fand man aber keine Verletzung. Man ſuchte nun den Ohnmächtigen in das Leben zu rufen und das gelang erſt, als ärztliche Hilfe gerufen worden war.

Cormelard ſchlug das Auge verwirrt auf. „Wo iſt der Gräßliche?“ fragte er wild. —

Niemand wußte Auskunft. Der Arzt ließ die Leute entfernen. Er verſuchte alle Mittel ſeiner Kunſt; aber ſeltſam war es, ſo matt auch Cormelard äußerlich war, ſo aufgeregt war er innerlich. Seine Sinne waren umnebelt. Seine Phantaſien wurden immer wilder. Nur von Beaucaire, von Mord, ſprach er. Alle Anweſende ſah er für Geiſter der Erſchlagenen an. So ging eine ſchreckliche Nacht vorüber. Gegen Morgen ließen, auf einen Aderlaß des Arztes, die wilden Phantaſien nach und der Kranke fiel in einen Zuſtand von Entkräftung, der in einen tiefen Schlaf überging. Als er endlich ſpät erwachte, war er ruhiger geworden. Die Phantaſien kehrten nicht wieder, allein es blieb eine Unruhe, eine Angſt, die dem Arzte räthſelhaft ſchien. Jetzt erſt durfte er es wagen, nach dem Menſchen zu fragen, der ihn beraubt.

„Beraubt hat er mich?“ fragte Cormelard zurück; „ja, wohl beraubt. Das Gold iſt nicht das Beſte, was er mir geraubt hat. Laßt ihm das!“

„Ich habe dem Prevot den Raub angezeigt,“ ſagte der Arzt. „Die Thore ſind geſchloſſen. Man wird den Räuber finden!“

„Um Gotteswillen,“ ſchrie Cormelard, „eilt zu dem Prevot. Laßt ihm, was er hat; nur bringt den Menſchen nicht zurück.“

Der Arzt ſtaunte noch mehr. Er befürchtete die Rückkehr der wilden Phantaſien und ſandte, um den Leidenden zu beruhigen, zu dem Prevot.

Die Sache hatte in Lyon Aufſehen erregt, allein es war umſonſt, eine Spur von Michel Marcot aufzuſuchen; ebenſo wenig fand man Legrand, deſſen Verſchwinden auf einen Zuſammenhang mit den letzten Ereigniſſen hatte ſchließen laſſen. Nach mehreren Tagen war indeſſen die Rede nicht mehr davon.

Nicht ſo im Hauſe Cormelard's. Als der Arzt ihn über das Nichtfinden der Verfolgten beruhigt, verlangte er nach ſeinem Beichtvater.

Der Franziskaner Lenormand, ein Mann von mittleren Jahren, mit einem frivolen Geſichtsausdruck und ächtphariſäiſchem Weſen, trat bald darauf ein. Der Arzt und alle Anweſende verließen ſogleich das Gemach. Der Mönch ſetzte ſich freundlich am Bett nieder. „Ihr ſeid unwohl,“ hob er mit zuckerſüßer Miene an, „wie ich vernehme, in Folge eines bedauerlichen Raubes, den ein Schurke Euch zugefügt. Ich bezeuge Euch mein aufrichtiges Beileid; denn — ſeid Ihr beſtohlen, ſo ſind wir's auch, da Ihr unſer größter Wohlthäter ſeid, Euch erbarmend des armen Convents.“

Cormelard ſeufzte tief auf.

„Ach,“ ſagte er, „nicht Geld iſt's, was mich beängſtigt.“

„Und was könnte es ſonſt ſein?“ fuhr der Pater fort und gähnte mit Ausdauer und Behagen; „Ihr, das Muſter chriſtlicher Geſinnung, frommer Uebung, unerſchöpflicher Wohlthätigkeit, was könnt Ihr verbrochen haben, daß des Gewiſſens Frieden geſtört ſei? Redet, verehrter Herr und Freund. Die Kirche iſt ſo mild. Wo iſt eine Wunde, für die ſie kein Pflaſter, wo ein Weh, für das ſie kein Mittel hätte? Und wären die Sünden roth, wie Roſinfarbe, ſo wiſcht ſie ſie doch weißer, denn Schnee.“

„Roth! ja, roth,“ ſeufzte Cormelard aus der Tiefe eines erſchütterten Gewiſſens, „roth wie Blut. Es klebt Blut an dieſen Händen!“

Der Mönch fragte mit Verwunderung: „Blut?“

„Hat vielleicht eine jugendliche Leidenſchaft? — Doch redet, Herr und Freund! Es haben die Heiligen Gottes des Guten ſoviel mehr gethan, als ſie thun ſollten, daß ein Schatz von guten Werken im Buche des Lebens ſteht, der dem reuigen Sünder zu Theil wird, welchem die Kirche ſie zutheilt. Und wer könnte größere Anſprüche darauf haben, als Ihr, der treueſte Sohn der Kirche, ihr Wohlthäter?“

Cormelard ſah ihn gläubig an. Seine Bruſt hob ſich leichter und freier bei des Mönchs Verheißung. Es kam Troſt, Muth, Hoffnung in ſein Herz.

Jetzt begann er, ihm Alles zu ſagen, was bereits uns aus den einzelnen Reden und Vermuthungen Legrand's und Marcot's bekannt iſt. Er bekannte, wie ihm der alte, tiefe, ewig am Herzen freſſende Haß keine Ruhe gelaſſen; wie er dann, von dem Ketzerhaſſe beſeelt, von der wilden Rachegluth der damaligen Zeit erfüllt, nach Beaucaire geeilt, angefeuert von Montpenſier und vom Cardinal von Guiſe und — Clichy und ſein Weib mit eigener Hand gemordet und den Tod von ſiebenhundert Ketzern veranlaßt.

Als Cormelard geendet, ſah er mit Sehnſucht in des Mönchs Auge.

Die Gründe, mit welchen der Mönch Cormelard zu beruhigen ſuchte, waren für denſelben, der nach Troſt verlangte, ſo triftig, daß er ſich gänzlich ſeiner Laſt enthoben fühlte und freudig ein Kapital ſtiftete, um die Seelen durch Meſſen zu retten. Er bedachte reichlich alle Kirchen und Klöſter der Stadt und beſonders des Lenormand's; gab den Armen reiche Geſchenke und gewann den vollen Frieden ſeiner Seele wieder.

Als das Herz beruhigt war, kehrte die Geſundheit wieder. Menier's irdiſche Reſte wurden feierlich beſtattet und Cormelard widmete ſich mit neuer Kraft ſeinen Geſchäften, ruhig an den Beſuch in Beaucaire gedenkend, welcher dadurch vorbereitet wurde, daß er ſeine Waaren auf der Rhone einſchiffen und nach Beaucaire verſenden ließ, wo er dieſes Mal ſelbſt ihren Abſatz leiten wollte.

In Beaucaire hatten indeſſen, und wir nehmen den Faden da wieder auf, wo wir ihn fallen ließen, die Vorbereitungen zur Meſſe ihren Gang gehalten.

Auch Clement Clichy war am anderen Morgen nach der Unterredung mit Iſolden früh ſchon im Aufräumen des Ladens begriffen, den er ſo zierlich als möglich herzuſtellen bemüht war. Da ſtellte er auf die Tiſche die netten Glaskaſten, worin auf ſchwarzem Sammtausſchlage ſich die zierlichen Ketten mit den herrlichen güldenen Schauſtücken und Kreuzen gar ſtattlich abhoben, die Reife und Spangen gar herrlich leuchteten, die goldenen Spornen prunkten, und die Edelſteine der Agraffen und Gürtelſchnallen und der Siegelringe in mancherlei, das Auge blendendem Farbenglanze ſpielten. Alles ordnete ſich unter der geſchickten Hand des jungen Mannes ſchnell und ſchön. Schon gegen die neunte Morgenſtunde war Alles mit Hilfe des alten Dieners, dem Clichy das Bewohnen des Hauſes überlaſſen, völlig im Stande, die Käufer und Neugierigen zu erwarten, die hier das Koſtbarſte und Schönſte zu finden wußten, was die Meſſe aufwies und der feinere Kunſtfleiß jener Zeit hervorbrachte. Vorzüglich reich und koſtbar aber waren die Waffen und Dolche, die man ſchon, ſeit man in den Zeiten der Kreuzzüge die koſtbaren Waffen der Sarazenen geſehen, mit werthvollen Steinen und Metallen auszulegen und zu ſchmücken pflegte. Der junge Beſitzer ſtand im netten ſchwarzen Sammtkleide da, ſeinen Reichthum mit wohlgefälligen Blicken betrachtend.

Da öffnete ſich die Thüre und ein altes, ärmlich gekleidetes Männlein trat in den Laden, den Jüngling ehrerbietig, doch mit einer Vertraulichkeit grüßend, die es verbürgte, er ſtehe in einer langjährigen Bekanntſchaft mit ihm.

Während das Auge des Männleins beifällig und neugierig an den Koſtbarkeiten hinlief, die ſich hier dem Auge darboten, rief ihm der Jüngling freundlich entgegen:

„Gott grüß' Euch, Meiſter Autun, Gott grüß' Euch! Es iſt lange her, daß ich Euch nicht ſah; aber Ihr habt Euch tapfer gehalten. Die Jahre gehen faſt ſpurlos an Euch vorüber.“

Autun lächelte.

„Ihr ſcherzt gerne,“ ſprach er. „Meine Jahre drücken mich wohl und meine Lebensweiſe beginnt nach grade mir der Beſchwerden zu viele zuzumeſſen, alſo daß ich geſonnen bin, ſie meinem Sohn allein zu überlaſſen; allein die alte Gewohnheit iſt zu mächtig und ein beſonderes Geſchäft führt mich hierher, Euch aufzuſuchen.“

„Gewiß, Ihr bringt mir Nachricht von meinem Vetter aus Lyon?!“ —

„Vom Herrn Beurel — Legrand wollte ich ſagen, ja, werther junger Herr. Er trug mir eine ſeltſame Botſchaft auf, deren Sinn Ihr allein wohl ganz zu enträthſeln vermöget.“ —

„Was ſagt er mir durch Euch?“ — fragte mit einer faſt fieberiſchen Spannung der Jüngling, indem er raſch ganz nahe zu dem Alten trat.

Er ſagte: „Er ſei nahe daran, den Preis ſeiner Kämpfe und Mühen zu erringen und würde bald gänzlich hinter den blutigen Schleier blicken. Wie das geſchehen, werde er hier eintreffen, vielleicht ſchon bald.“

Der Jüngling zitterte heftig an allen Gliedern. Ein Ausdruck wilder Leidenſchaft prägte ſich in dem ſonſt ſo ſanften Geſicht aus und unwillkürlich fuhr die Hand an den Dolch, der an ſeiner Seite hing. —

Autun fuhr mit Entſetzen zurück. „Zürnet mir nicht,“ bat er bebend. „Ich bin ſchuldlos; was ich Euch geſagt, iſt mir dunkel. Ich bin nur Bote.“ Aengſtlich zog er ſich zur Thüre zurück.

Clement's Geſicht nahm ſchnell wieder einen ruhigeren Ausdruck an.

„Nicht Euch, guter Autun, gilt dieſe Wallung. Seid ruhig. Es iſt etwas Anderes, was erſchütternd mein ganzes Weſen durchbebt.“

Autun athmete freier.

„Gottlob!“ ſagte Autun, „daß Ihr mir nicht zürnet. Mir wurde faſt bange bei Eurem Anblicke, denn ſo hab' ich Euch nimmer geſehen.“

„Seid ruhig,“ ſagte darauf Clement, „die Wallung iſt vorüber.“

„Nun, wenn Ihr mir's nicht verargen wollt, ſo hätte ich noch ein Geſchäftchen mit Euch abzuthun. Ihr wißt, junger Herr, unſer Einem kommt in ſeinem Gewerbe auch manchmal Etwas von Werth in die Hände, das eher in Euren reichen Laden paßt, als in die Hände eines Mannes, der mit dem handelt, was andere Leute nicht mehr wollen.“

„Zeigt her, Autun, was Ihr erhandelt habt!“

Der alte Mann neſtelte ſein Wamms auf und zog einen ſchweren Siegelring heraus, in welchem ein herrlicher Carniol von der kunſtreichſten Faſſung gehalten wurde.

Kaum wurde Clement des Rings anſichtig, als er einen lauten Schrei ausſtieß und mit wilder Haſt ihn aus Autun's Hand riß, der vor Schrecken faſt erſtarrt vor ihm ſtand.

Er beſah ihn genauer, und als er die eingegrabenen, ſchön verſchlungenen Buchſtaben B. C. erblickte, rief er, wie außer ſich: „Es iſt der Siegelring meines unglücklichen Vaters!“

Ein kaltes Entſetzen durchrieſelte das Mark Autun's.

„Wie?“ fragte er, „der Ring Eures hingemordeten Vaters wäre es? — Großer Gott, dann wäre ich vielleicht das Mittel, daß Ihr den Mörder entdecktet!“

„Es iſt der Ring, den er nie von dem Finger zu thun pflegte,“ rief Clement. „Sprecht, alter Mann, wo habt Ihr ihn her?“ —

„Hört,“ hob jetzt Autun an, „als ich vor etwa vierzehn Tagen Lyon verließ, um eine Handelswanderung in der Umgegend zu machen, und dann hier zur Meßzeit mit dem Erhandelten und dem einzutreſſen, was mein Sohn hierher zu Waſſer bringt, kommt in Nimes ein Menſch zu mir, den ich in früheren Zeiten oft hier geſehen in Beaucaire — mit Namen Michel Marcot. Er war guter Dinge und hatte Geld in Hüll' und Fülle. Obgleich nun das Schurkengeſicht mir nicht gefiel, ich auch bei meinem wenigen, ſauer erworbenen Gelde Sorge genug trug, ſo war es mir doch nicht möglich, mich von dem Menſchen los zu machen, der wie Pech an mir hing, allermeiſt wenn die Nacht einzubrechen drohte oder wirklich einbrach. Ich vermuthete gleich, es müſſe mit ſeinem Gewiſſen gerade nicht die beſte Bewandtniß haben, zumal er auch überall Almoſen gab — und man wußte, daß er eine Geſinnung äußerte, die es mit dem Menſchenleben und der Redlichkeit nicht ſehr genau nahm. Unterwegs bemerkte ich ſchon, daß er dieſen Ring verborgen bei ſich trug. Die ſchöne Arbeit fiel mir auf, und ich handelte ihn ihm endlich ab. Ich ahnte nicht, wie nahe er Euch angehe."

Clement ließ ſich den Menſchen genau beſchreiben und forſchte ſorgfältig, wo er ihn verloren. Dieß war nahe bei der Stadt geſchehen. Wohin er ſich aber gewendet, wußte Autun nicht. Beide verabredeten nun, als Clement Clichy, denn Clichy's verwaiſter Sohn war es der aus Rückſicht auf die drohende Gefahr und auf inſtändiges Bitten ſeiner Verwandten, den Namen Legrand's angenommen, den auch dieſer führte, um deſto ſicherer den Mörder ſeines ihm theuern Verwandten zu entdecken, Autun den ausgelegten Preis bezahlte, genau auf jenen Michel Marcot zu achten. Clement glühte. War er auch ſanft und mild wie ſeine Mutter, ſo war er doch ſeiner Zeit nicht entwachſen und theilte ihre herrſchende Denkweiſe, welche die Blutrache gebieteriſch forderte. Im Blute des Mörders, das ſchwur er einſt in des wilden Bourel, ſeines Vetters Hand, der mit ihm den Namen Legrand angenommen, wollte er ſeinen Dolch röthen. Dieſer hatte ſein Geſchäft darum aufgegeben und einer dunkeln Spur, von der er aber, eben weil ſie nicht ſicher war, gegen Clement hartnäckig ſchwieg, folgend, war er nach Lyon gegangen, wo er, ſeit einigen Jahren in des reichen Cormelard's

Geſchäfte arbeitend, Gelegenheit hoffte, ſich die entſetzliche Gewißheit zu verſchaffen, wer Clichy's Mörder ſei. —

Das, was er Clement ſagen ließ, deutete ſchon auf eine friſche Fährte hin, und Clement konnte es kaum abwarten, bis er ſelbſt käme.

Ohne jedoch des blutigen Planes fürder zu gedenken, von dem ſie ihm ſo milde abgemahnt, theilte er am Abend Iſolden ſeine Entdeckung mit. Noch einmal erzählte er ihr in dieſer Stunde die ſchreckliche Geſchichte jenes Mordes, und das liebliche Mädchen theilte den Schmerz des Sohnes ebenſo innig, als ſie ihn von Rache abmahnte. Clement war, eingedenk der Störung des geſtrigen Abends, die er jedoch hauptſächlich einem Raubplan auf ſeine Koſtbarkeiten zuſchrieb, bewaffnet mit ſeinem langen Dolch in den Garten gekommen; allein nicht die geringſte Spur einer frevelhaften Abſicht und einer unheimlichen Nähe gab ſich dieſen Abend kund, und ungeſtört blieb die ſüße Stunde des Beiſammenſeins der Liebenden.

Noch nicht lange hatten ſich an eben dem Morgen, der Autun zu Clement führte, die beiden Edelleute, Corniaire und la Tremouille aus den Armen des weichlichen Schlafes gewunden und kaum hatten ſie das Frühſtück eingenommen, als, mit vielen Entſchuldigungen wegen des frühen Störens, der Wirth ihrer Herberge in das ſchöne Gemach trat, das die beiden vornehmen Gäſte einnahmen und ihnen meldete, es warte ſchon lange der Menſch auf ſie, der ſie geſtern hierhergeleitet.

Mit brennender Ungeduld rief Corniaire, er erwarte ihn ſchnell, indem er noch dem Wirth die Weiſung gab, dieſen Mann ſtets ohne Hinderniß und ungemeldet bei ihnen eintreten zu laſſen, auch durch Nichts ihren Verkehr zu ſtören.

Alsbald ſah das abſchreckende Schurkengeſicht des Michel Marcot zur Thüre herein.

„Tritt näher, Galgenvogel,“ rief ihm Corniaire zu, „und ſag' an, was du erkundet.“

Der alte Schurke trat nun keck herzu und berichtete, daß bereits ein anderer Vogel warm im Neſte ſitze.

„Narr du,“ rief ihm la Tremouille zu, „den wollen wir auch gar nicht verdrängen. Er mag ſein Püppchen nur wieder nehmen und wir treten's ihm, ſeiner Zeit, gerne wieder ab. Wer iſt es denn?“

„Der reiche Goldſchmied Legrand aus Genf!“ verſetzte Michel Marcot; „aber, es müßte denn ſeltſam kommen, wir fangen unſer Dirnchen doch; denn jeden Abend gibt's ein Schäferſtündchen im Garten hinter dem Hauſe. Ein guter Stoß, wenn Ihr gut bezahlt, und das Hinderniß iſt weg. Ein paar kräftige Arme faſſen dann das Mädchen. Die Mauer des Gartens iſt niedrig und gleich unten die Stadt, in deren engen und gewundenen Gaſſen das Mädchen uns Niemand mehr abläuft, wenn wir ihm nur das Schreien wehren.“

„Haſt du Alles gehörig geſehen?“

„Herr,“ ſprach der Marcot, „hätte ich geſtern, wo ich auf der Lauer und ganz nahe bei dem Pärchen ſtand, nur einen Menſchen zur Hilfe gehabt, ſo hättet Ihr dieſe Nacht das ſchöne Kind ſchon Euer genannt.“

„Du biſt ein Meiſter in deiner Art,“ ſprach Corniaire. „Sei verſichert, du thuſt, was du thuſt, nicht umſonſt. Nimm einſtweilen im Voraus den Beweis!“ Er gab ihm Gold, welches der Schurke gierig in ſeine Taſche ſchob.

„Verlaßt Euch auf mich,“ ſprach er dann keck und zuverſichtlich. „Sollte uns,“ fuhr er alsdann eifrig fort, „das Späßchen in dem Garten nicht gelingen, wenn nämlich der Goldſchmied, der juſt kein Haſe am Herzen, wohl aber an den Beinen iſt, denn er war mir verzweifelt nahe im Nacken geſtern Abend, durch meine Gegenwart ſtutzig gemacht, nicht mehr das Schäferſtündchen hielte, ſo bleibt uns ein anderer ſicherer Ausweg. Ihr wißt, die Enfans sans souci haben ihre Bude bereits im Kaſtanienwalde aufgeſchlagen und geben am erſten Meßtage ſchon ihre Vorſtellung. Das Mädchen müßte kein Mädchen ſein, wenn es da zurückbliebe. Iſt ſie da, ſo iſt's ja leicht, bei dem Weggehen einen Tumult zu erregen und Michel

Marcot iſt nicht allein in Beaucaire. In dieſem Tumult reißt Einer der Meinigen, oder ein Zigeuner, die auch dem Gelde nicht abhold ſind, das Mädchen weg und Ihr haltet Euch nur hinter dem Walde bereit, wo ſie Euch überliefert wird."

„Vortrefflich!" riefen die beiden jungen Herren freudig aus. Ihrer Ungeduld währte es nur zu lange, bis ihr Plan in Erfüllung gehen konnte. Marcot ſah ſich, während die Herren ſich lebhaft unterhielten, im Zimmer gehörig um. Es war ihm erfreulich, Gold und Geldeswerth reichlich in ihrem Beſitze zu entdecken, was ihm die Gewähr gab, daß ſeine Bemühungen nicht umſonſt ſein würden. Als er dieſe Beobachtung vollendet, entfernte er ſich, während die Herren ſich zu einem Gang an die Meßbuden ankleideten. Dahin begab ſich auch Marcot, um mit Baptiſte, ſeinem Gefährten, und anderen ſeines Gelichters, welche hierhergekommen, der Künſte freieſte zu üben, jenen, von ihm ausgeheckten Plan zu Iſolden's Entführung zu beſprechen, auch während dem ein anderes ſchnellfingeriges Geſchäft zu vollenden.

Beide traten, nachdem Marcot ſeinen Gaunerſtreich verübt, der in nichts geringerem beſtand, als einem Marſeiller Kaufmann den reichen und ſchönen Beutel wegzuputzen, den er an ſeinem Gürtel trug, tief in den Hintergrund des Kaſtanienwäldchens, um ſich zu berathen.

„Marcot," hob Baptiſte an, der noch ein leidliches Spitzbubengewiſſen hatte; „wie magſt du es verantworten, dem Mann, den du erſt in Lyon ausgeplündert, jetzt ſein Kind zu rauben und es den Schurken von Junkern in die Arme zu liefern? Ich würde mich der Sünde fürchten."

„O, du fromme Seele! Du mildes Herz, du Engel des Lichtes!" rief höhnend Marcot, „der du die Kehlen von ſechs, acht Reiſenden abſchneideſt und nun mir das Gewiſſen ob eines Mädchenraubes ſchärfen willſt!"

„Laßt es gut ſein, Michel, mir ſchaudert die Haut. Hab ich doch heute das Mädchen geſehen. Sie iſt gewiß ein Engel des Lichtes, wenn es einen gibt. Es iſt doch ſchlecht, ſie den verworfenen Wüſtlingen in die Hände zu liefern, den Alten elend und den

Legrand unglücklich zu machen. Auch möchte es ſo leicht nicht ſein, da Cormelard ſelbſt da iſt. Er iſt heute angekommen."

„Hm! Baptiſte, da darf ich wenigſtens mich nicht blicken laſſen" — — ſprach ernſt Marcot — „denn ich habe eine zwar intime, aber doch auch etwas fatale Bekanntſchaft mit dem alten Herrn."

„Ich will dir einen andern Vorſchlag machen, Marcot. „Er iſt luſtig, und doch ſo ſchön wie vortheilhaft, und der Mädchenraub, zu dem ich mich nur ſchwer verſtehen möchte, bleibt mir von der Seele. Laß uns die beiden Hofjunker rein ausplündern und ſie alſo für ihre Schurkenſtreiche belohnen!" —

„Wahrhaftig, Baptiſte, du biſt ein Menſch von zartem Gewiſſen. Allen Reſpekt! Aber die Sache gefällt mir. Gelingt es, das Mädchen ihnen zu überliefern, im beſten Falle iſt es Zeit alsdann, Beaucaire auf eine geraume Friſt zu verlaſſen, und das wäre ſchlimm, da jetzt Erntezeit iſt. Zudem dürfte die Belohnung nicht ſo reich ausfallen, daß ſie uns hinlänglich entſchädigte für den Verluſt; aber führen wir deinen Plan aus, ſo bleibt dein zartes Gewiſſen frei, unſer Gewinn iſt reich und wir bleiben in Beaucaire; denn klagen können die Schufte wohl nicht, werden's auch nicht, und die Lüſtlinge zu prellen, iſt allerdings am Ende das Luſtigſte von der Sache. Laß mich die Sache leiten. Rede du mit Martin und Roſſignol und erwarte mich heute Abend neun Uhr am Markte, an der Ecke der Herberge, da ſollſt du das Weitere hören."

Er entfernte ſich ſchnell.

Baptiſte ſtand eine Weile und wog ſeinen Antheil am Gelde des Marſeillers, dann folgte er dem Bundesgenoſſen.

Der Abend kam. Mit den Seinen berieth ſich Marcot lange Zeit in leiſem Geſpräche, dann ging er in die Herberge, deren unterer Theil von Menſchen wimmelte, während oben nur die Zimmer der Junker erleuchtet wären, ohne daß ihn Jemand ſah.

Bald darauf folgten ihm Beide aus der Herberge. Er leitete ſie durch enge Gäßchen nach der Rhone zu, wo er ihnen ein Haus bezeichnete. In dieſem Augenblicke jedoch wurden die Junker von hinten überfallen, zur Erde geriſſen und ehe ſie ſich vertheidigen konnten, geknebelt. Mit aller Ruhe und Gemächlichkeit trugen ſie ſie nun in die Weiden, welche das Rhoneufer ſäumten, beraubten ſie aller Habe und Kleidung und ließen ſie alsdann höhnend liegen.

Marcot hatte den Schlüſſel zu ihren Zimmern gefunden. Nicht zufrieden mit dem, was ſie bei ſich trugen, eilte er nun zu der Herberge, deren Wirth ihn ohne alle Hinderniſſe hinaufließ, weil er zudem meinte, ſeine Gäſte ſeien oben. Als auch hier Alles von Werth geraubt war, begaben ſich die Gauner weg und durchjubelten im Kaſtanienwalde die Nacht, nicht ahnend, wie nahe die Strafe ſei.

Corniaire, welcher weniger feſt geknebelt war, als la Tremeuille, wußte, nach den größten Anſtrengungen, ſich endlich loszumachen von ſeinen Banden. Er riß das Tuch ab, das ſeinen Mund ſchloß und befreite auch ſeinen Freund. Wüthend über den Betrug, der ihnen geſpielt worden war, eilten ſie, faſt nackt, ihrer Herberge zu, wo ſie, zu ihrem nicht geringen Schrecken, Alles ausgeplündert fanden.

Der Lärm, den ſie machten, zog bald den Wirth herbei, der ſtaunend die Mähr vernahm und in wildem Zorne, daß ſolcher Schimpf ſein Haus betroffen, ſogleich in die Gaſtſtube rannte, wo der Prevet beim Weine ſaß. Es war ein raſcher, kräftiger Mann. Schnell nahm er ſeine Leute und eilte in den Kaſtanienwald, mit Recht vermuthend, daß dieſelben Räuber auch des Marſeillers Börſe entwendet. Der Wirth hatte ihm Marcot, den er aus früheren Tagen kannte, genugſam bezeichnet, und ehe eine Stunde verging, war es ihm gelungen, ſie ſämmtlich aufzuheben und in das Gefängniß zu bringen.

Autun, der getreu Clement's Auftrag befolgt und die Spur Marcot's zu entdecken ſuchte, war Zeuge dieſes Auftrittes, der der Räuber Herrlichkeit ſo ſchnell endete. Fröhlich eilte er in Clement's Wohnung, ihm dieſe Kunde zu bringen.

Er traf ihn mit Legrand im tiefen Geſpräch und entfernte ſich bald wieder, da er ſah, daß beide wichtige Dinge verhandelten.

„Du irrſt, Clement, wenn du glaubſt, dieſer Marcot ſei der Mörder. Er war bloß Gehilfe der Schandthat; ein Anderer hat ſie vollbracht. Ich kenne ihn, ich werde ihn dir bezeichnen und du wirſt die Rache üben, die dir die Pflicht gebeut.“

„Nennt mir ihn,“ bat der Jüngling dringend.

„Nein, Clement, erſt noch eine Probe, noch eine,“ ſagte er. „Morgen ſoll ſie ſein. Ich habe mit Gibbin, dem Narrenkönige der Enfans sans souci, Bekanntſchaft. Sie ſtellen morgen die Geſchichte Cain's und Abel's dar. Cain wird dieſe Larve tragen und dieſen Mantel — ſie trug der Mörder deines Vaters.“

Er hielt das Kleidungsſtück dem Sohne dar und die Larve.

Clement fuhr mit furchtbarem Entſetzen zurück. Der Anblick der entſetzlichen Verhüllung, unter der einſt das gräßliche Verbrechen vollbracht worden war, das ihn elternlos gemacht und ſeine Jugend vergiftet hatte, lähmte faſt ſeine Geiſtesthätigkeit. Doch ermannte er ſich und rief: „Thut es weg, mein Vater, das Entſetzliche, ich kann den Anblick nicht ertragen.“

„Sieh' es an, Clement Clichy,“ ſprach Legrand, „ſieh' es an, auf daß nicht eine ſündliche Milde dein nur zu weiches Herz, das ohnehin wohl Frauenliebe vom Berufe, Rächer der Gemordeten zu ſein, abzuziehen ſcheint, erſtarke in der Erinnerung an die ſchuldloſen Opfer eines gräulichen Haſſes, daß dein Arm ſich waffne, den hinzumorden, der das Furchtbare aus Rache vollbracht. „Zahn um Zahn, Auge um Auge!“ ſpricht die Schrift. Blut um Blut. „Wer Menſchenblut vergoß, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden.“ Und biſt du zu ſchwach — feig will ich nicht ſagen, der Eltern Mord zu rächen, ſo ſoll es meine zitternde Hand thun und der Vergelter möge ſie ſtärken, daß ſie das Herz treffe, das der Wahn in Schlummer gelullt. Aber ſchon wird es aufgewacht ſein, als es in der Nähe des Ortes ſchlug, wo es ſeinen Frevel vollbracht.“

„Thut es weg,“ rief erſchüttert der Jüngling. „Ich habe es Euch geſchworen, daß durch meine Hand er falle; aber Ihr ſprecht, als ob er hier ſei, der Mörder.“

„Er iſt hier! Clement. Du wirſt ihn ſehen. O nicht umſonſt habe ich Jahre hindurch geforſcht, daß ſich das Dunkel aufkläre. Die letzten vier Wochen haben vollbracht, was Jahre nicht vermocht.“

Clement bebte. Vor ſeine Seele trat Iſolde wie der Engel des Friedens. Ihre Worte: Vergib, daß dein Herz rein bleibe! ſie tönten unaufhörlich in ſeiner Seele wie der Ruf eines Schutzgeiſtes; aber da ſtand wieder der Mann vor ihm, der einen außerordentlichen Einfluß auf ihn ausübte, der ihn jetzt an ſeinen Schwur mahnte, der die wildeſte Leidenſchaft wieder in ihm aufregte, die dennoch ſein beſſeres Bewußtſein ſo ſtrafbar erklärte.

Es war, als ob Legrand in ſeiner Seele läſe.

„Sieh' her,“ rief er mit ſeiner gewaltigen Stimme, „hier klebt das Blut deines edeln Vaters, deiner trefflichen Mutter noch an Larve und Mantel. Sieh' hier, Clement, ſchreit es nicht um Rache zum Sohne? — Sehen nicht die Geiſter herab? Es iſt mir, als hörte ich ihren Ruf: Sohn, räche uns! Hörſt du ihn nicht in deinem Innern? Hörſt du ihn nicht! Soll er umhergehen, der Mörder, und ſoll ihn keine Strafe treffen? Kannſt du ihn ſehen, ohne ihn niederzuſtoßen? Ha, dann Fluch dir, du Pflichtvergeßner!“ —

Clement's Weſen war im wildeſten Aufruhre.

„Haltet ein! um Gottes Willen, ich bin Euer, befehlet und ich ſtoße nieder, was Ihr mir zeiget.“

„So, mein Sohn,“ fuhr Legrand fort. „Dieß iſt eine Geſinnung, wie ich ſie von dir erwarte. Nur dann, wenn du der Rache genügt, wenn der heuchleriſche Schurke, der ſo recht nach der Art derer, die da Mücken ſängen und Kameele verſchlucken, den Armen Gutes thut, da er noch vor wenigen Jahren erſt den Mord von Hunderten auf ſeine verworfene Seele lud — wenn er von deiner Hand fiel, dann erſt ſegne ich freudig deiner Ehe Bund!“ —

Er ſchritt aus dem Gemach und ließ Clement in einer Stimmung von Gemüthszerriſſenheit, die kaum ihres Gleichen haben mochte. Die Erwähnung ſeiner Liebe ſchien ihm ein kalter zerfleiſchender Hohn zu ſein. Es überlief ihn eiskalt dabei. Er ſank mit dem Haupt auf den vor ihm ſtehenden Tiſch und eine heiße Thräne rann auf die Erde nieder.

Legrand trat wieder ein. Er hielt jedoch die grauſenerregenden

Gegenſtände nicht mehr in ſeiner Hand. Der wilde Geiſt ſchien von ihm gewichen, denn traulich ſetzte er ſich zu Clement.

„Du ſprachſt von deiner Liebe, mein Sohn, wer iſt das Mädchen deiner Wahl, nenne ſie mir.“

Clement wagte es nicht, ihn anzuſehen. Es ſchnürte ein unausſprechliches Gefühl ſeine Bruſt zuſammen.

Dieſen Mann hatte er geliebt, geehrt. — Jetzt erſchien er ihm furchtbar. Es kam ihm vor, als zertrete er alle Blüthen des ſüßen Glückes ſeiner Liebe, als träufle er ätzendes Gift in ſeinen Lebenskelch. Er war nicht im Stande, zu antworten.

„Du biſt mir ein Räthſel geworden, Clement, ſeit ich dich nicht wiederſah. Dein Herz iſt weich wie das eines Mädchens. Ich glaubte dich gereift zum Manne, ſo feſt und ſich ſelbſt klar, wie einſt dein wackerer Vater, aber ich finde dich ſehr verändert. Haſt du kein Vertrauen zu mir? Zu mir, der ich Alles dem höchſten Zwecke, den ich kenne, geopfert habe, der ich nur für dich lebe?“ —

„O laßt mich, Vater,“ bat Clement. „Dieſe Stimmung geht vorüber! Fragt mich heute nicht nach meiner Liebe. Die Stimmung meiner Seele iſt nicht der Art, daß ich von ſolchen Dingen mit Euch rede.“

Legrand ſchüttelte unmuthig den Kopf. „Auch den Namen willſt du mir nicht nennen? Gott gebe, daß kein unlauterer Grund —“

Clement fuhr auf und ſah ihn wild an. „Redet nicht aus,“ rief er. „Beflecket den Engel nicht, der milde verſöhnend Worte ſpricht, nicht ſolche, wie Ihr! — Iſolde iſt rein und fleckenlos, in ihrer Seele wohnt die Religion Jeſu, die Liebe lehrt.“

„Iſolde?!“ rief Legrand und wurde todtenbleich. „Wie? nannteſt du wirklich den Namen Iſolde? Iſt's vielleicht die Iſolde, die neben an dir wohnt, die Tochter Jaques Cormelard's von Lyon?“

„Sie iſt es!“

„O, all ihr Mächte des Himmels!“ rief Legrand mit bebender Stimme! „Iſt des Jammers noch nicht genug?“

Clement erſtarrte vor Schrecken.

„Was wollt Ihr mit Iſolden?“ Kennt Ihr dieſen Engel?“

„Iſolde — Cormelard's Tochter — und er —"

Clement faßte ihn wild bei den Schultern. „Redet aus," rief er. —

„Und er," fuhr matt Legrand fort — „iſt deiner Eltern Mörder!" —

Da ſanken erſchlafft des Jünglings Arme herab — er taumelte und ſank in ſeinen Lehnſtuhl nieder. —

Legrand ſtand tief erſchüttert vor ihm und ſah ihm in's ſchmerzliche, todtenblaſſe Antlitz. Dann faltete er ſeine Hände und warf einen verzweifelnden Blick gen Himmel. „Es iſt vorüber," fuhr er fort. „Auch das letzte Band iſt gelöſt, das die rächende Hand feſſelte! Jetzt wird er es fühlen, daß ſein Schwur dennoch die Kluft unüberſteiglich gemacht. — Und es iſt gut ſo. Wie konnte er die Katholikin heirathen, es ſei denn, daß er ſie bekehrt zur reinen Lehre. —

Jetzt ſchlug Clement das Auge zu ihm auf. Er richtete es flehend auf Legrand.

„Nicht wahr, Ihr habt Euch geirrt?" ſprach er, „Cormelard iſt der Mörder nicht!"

„Er iſt es, der Gräßliche, der deinen Vater zweimal durchbohrte, daß der Blutſtrahl ihn ſelbſt bedeckte, der deiner Mutter ſchon ergrauendes Haar um ſeine Mordfauſt ſchlang und ſie in den Garten ſchleppte und dort ſie niederſtieß mit hundert Dolchſtichen, als fürchte er, das einſt geliebte Leben fliehe nicht; aber nicht ſie — die ſiebenhundert Glaubensgenoſſen, die hier den Martyrertod ſtarben, ließ er hinmorden. Kannſt du glücklich werden mit dem Kinde dieſes Teufels? Muß nicht der Fluch deiner Eltern auf deiner Verbindung ruhen? Kann Segen aus Fluch werden? Clement!"

Clement bedeckte ſeine Augen mit ſeinen Händen und ſeufzte tief, tief aus der ſchmerzlich wunden Bruſt.

„Sei Mann, Clement, ſei Mann!" ſprach Legrand.

„O laßt die Mahnungen, laßt ſie. Ich bin Mann; aber ich fühle tief im Herzen einen brennenden Schmerz. Soll ich ihn verleugnen? Ich fühle es, das Band mit Iſolden iſt zerriſſen, aber auch die Pforten des Glückes ſind geſchloſſen für dieſe Welt und mein Leben iſt elend ohne Grenze!“ So ſprach mit unſäglichem Weh der Unglückliche.

„Sieh, Clement, deines Elends Urheber iſt dieſer Cormelard —“

„Reizt mich nicht, Legrand, es iſt umſonſt. Ich kann meine Hand nicht an ihn legen und Iſolden unglücklich machen. Nicht mein iſt die Rache, ſondern Dem, der vergilt. Er wird ſeinen Richter finden. Ich verlaſſe morgen frühe Beaucaire, um es nie wieder zu ſehen; Frankreich, um ſeinen blutgedüngten Boden nie wieder zu betreten. Sparet jedes Zureden, es iſt vergeblich.“ Er ſtand auf und trat mit feſter Entſchloſſenheit in den Laden. In aller Eile wurden alle ſeine Koſtbarkeiten gepackt. Als ſie zum Theil in Ordnung waren, nahm Clement Legrand's Hand, der in ſtummem Grimme ihm zugeſehen.

„Zürnet mir nicht, Legrand,“ ſagte er. „Ihr habt nie geliebt! Ihr ſtandet und ſtehet allein in der Welt. Ihr ſagtet zu mir: „ſei Mann!“ Ich will es ſein, ich will es ſein, ich will handeln, wie es meine Religion und nicht die tobende Rachſucht mich lehrt. Ihm ſei vergeben!“

„Halt ein!“ ſchrie Legrand. „Nein, nie, nie! Vergeben dem Scheuſal, das die Deinen, das Clichy und Agnes mordete? Agnes! — O Clement, du irrſt, wenn du glaubſt, mein Herz wiſſe nicht, was Liebe ſei. Ich trug ſie ſtill und unerkannt und unerwiedert im Herzen zu Agnes, deiner Mutter, meiner Verwandten. Sie liebte deinen Vater. Der Glückliche führte ſie heim. Ich ſegnete ſie, denn es war eine freie Wahl des Herzens — aber Fluch dem Mörder der edelſten Menſchen, Fluch ihm! Er iſt meiner Rache verfallen! Er ſoll ihr nicht entgehen!“

Legrand ging auf ſeine Kammer in wilder Erregung.

Clement rief den treuen Diener und trug ihm auf, das Packen noch zu enden, damit die Güter morgen mit kommendem Tage bereit ſeien, die Rückreiſe mit ihm anzutreten, dann ging er in den Garten, unter den Baum, wo er ſo oft die Geliebte erwartet hatte. Der Mond ſchien taghelle hernieder, doch nur auf Augenblicke, denn ein friſcher Wind trieb mächtige Wolken am Firmamente hin in ſeltſamen Formen und Geſtalten, und zerriß ſie wieder in andere.

Clement ſtand wie eingewurzelt. Sein Auge war bald auf Iſolden's Fenſter, wo noch Alles dunkel war, bald auf das Treiben und Zerreißen der Wolken hingerichtet, das ſo ſymboliſch ſein Inneres abſpiegelte. Nur an Iſolden dachte er, von der er heute ſcheiden mußte. Da kam Licht in ihr jungfräuliches Kämmerlein. Sie trat zum Fenſter, ſah ihn und flog herab in die Arme des Unglücklichen.

„Mein Vater iſt hier,“ rief ſie halblaut ihm entgegen, „er iſt heute gekommen. Ach, Clement, er iſt nicht heiter. Es treibt ihn eine ſtete Unruhe um. Und doch, wie liebt er mich — o — er wird — unſere Liebe nicht trennen!“

Clement's Herz durchſchnitten dieſe Worte. Er drückte ihre Hand an die brennende Stirn; ſie ſah bei dem Streiflichte des Mondes das kummervolle Antlitz, die rinnenden Thränen des tieferſchütterten Mannes.

„Was iſt dir, mein Clement?“ fragte ſie zitternd. „Du weinſt, du biſt in einem unbegreiflichen Zuſtand. O rede, Clement, was iſt dir; martere mich nicht grenzenlos!“ —

„Ich komme, dir auf ewig Lebewohl zu ſagen, Iſolde!“ ſprach er dumpf. „Es waltet ein ſchreckliches Verhängniß über unſerer ſchuldloſen Liebe. Es ſoll nicht ſein, daß ſie uns durchs Leben glücklich mache!“

„Clement!“ rief Iſolde und ſah erbleichend in ſein feuchtes Auge. „Was ſagſt du?“

„Ja, meine Iſolde, wir haben den ſchönſten Traum des Lebens ſchnell ausgeträumt. Die Räthſel meines Schickſals haben ſich ſchrecklich gelöſt.“

„Mir ſind deine Worte größere Räthſel, Clement!“

„Auf unſerer Liebe ruht der Fluch. Iſolde, waffne dich, das Entſetzlichſte zu hören! Dein Vater iſt der Mörder meiner Eltern!“

Ein Schrei des Entſetzens entfuhr gellend der Bruſt Iſolden's. Der bodenloſe Abgrund dieſer Worte that ſich plötzlich vor ihr auf. Sie lag bewußtlos in Clement's umfangenden Armen.

Er trug ſie nach dem Hauſe zurück. Ihr Zimmer war gleicher Erde, die Thüre offen. Bebend betrat er das Heiligthum jungfräulicher Reinheit. Er legte ſie auf das Bett, drückte noch einmal den Scheidekuß auf die erkaltete Lippe, ſchnitt eine Locke von ihrem Haar und ſchied mit gebrochenem Herzen. Ehe der Tag graute, lag Beaucaire hinter ihm und das Glück des Lebens.

Im wildeſten Aufruhre des Schmerzes fand Cormelard am andern Morgen ſein Kind. Ihr Zuſtand war ihm unbegreiflich. Liebe und Abſcheu gegen ihn ſtritten in ihrem Herzen, in ihrem Betragen — und doch ſprach ſie kein Wort. Ihre Thränen rannen unaufhörlich. Er ließ die Aerzte Beaucaires holen, aber ihre Kunſt blieb erfolglos; denn die Krankheit ſaß tief im wunden Herzen. Er wich nicht von ihrem Bett. So verging der Tag.

Gegen Abend kamen der Prevot und mehrere angeſehene Männer, um ihren angeſehenen Landsmann und Jugendfreund zu beſuchen und ihn zum Schauſpiel abzuholen. Cormelard empfand einen unbeſiegbaren Widerwillen dagegen, da Iſolden's Zuſtand ſein Herz beängſtete, weil er keinen Grund deſſelben kannte und ſie durch nichts zum Reden zu beſtimmen war. Nur ihre Dienerin vermochte ihr einige Worte abzulocken. Bei ihr fragte ſie, ob Clement abgereiſt ſei. Als die Dienerin dieß bejahte, wurde ihr Herz freier und ſie entſchlummerte bald darauf.

Cormelard konnte den Bitten ſeiner Freunde nicht widerſtehen. Er mußte ſie zum Kaſtanienwalde begleiten. Dort hatten die Enfans sans souci eine große Bretterbühne gebaut. Im Halbkreiſe waren Bänke aus Raſen errichtet. Eine unabſehbare Menſchenmenge bewegte ſich in dem Wäldchen. Rauſchende Muſik erſchallte von der Bühne her. Den angeſehenen Männern, die mit Cormelard kamen, wich das Volk überall ehrerbietig aus und ſie ſetzten ſich endlich, Cormelard ſeine innere Qual beherrſchend, vor der Bühne nieder.

Als Cormelard aus dem Hauſe ſeiner Verwandten getreten war und nicht ohne Schauder an der Wohnung Clichy's vorüberſchritt, wandte er das bleiche Antlitz nach der entgegengeſetzten Seite. Er ſah es nicht, daß die Thüre ſich öffnete und eine lange hagere Geſtalt heraustrat und von Ferne der Geſellſchaft folgte, doch ſo, daß er ſie nicht aus dem Auge verlieren konnte. Als ſie ſich niedergelaſſen, nahm auch Legrand, denn er war es, hinter Cormelard Platz und zog ſeinen Mantel dichter um ſich. Jetzt ſchwieg die

Muſik, der Vorhang rollte weg und der Narrenkönig trat vor, ankündigend: die Enfans sans souci würden heute, auf beſonderes Verlangen eines Gönners und ohne alle Entſchädigung, da er großmüthig ſie bezahlt, von ihrer Sitte, bloß heitre Farçen zu geben, abgehen und Eins der in Paris ſo beliebten Myſterien darſtellen und zwar Cain und Abel. Unter lautem Zujauchzen der Menge verließ er die Bühne und die Handlung begann mit einer Scene zwiſchen Abel und ſeiner Geliebten. Sie waren gekleidet im Style und Geſchmack der damaligen Zeit und geberdeten ſich aufs Unnatürlichſte. Cain, der Abel's Geliebte auch, aber unglücklich liebte, ſtand hinter einem Baume und beobachtete die Glücklichen mit Haß und Rachedurſt. Die Entwickelung war langſam, allein die Zuſchauer waren und wurden ſtets mehr hingeriſſen bis zum Momente des Opfers.

In Cormelard's Innern tobte, neuerwacht, die Hölle. Alle Folterqualen des Gewiſſens trug er in immer ſteigenden Graden. Er lebte noch einmal die frühere Zeit durch und die innere Erregung trieb den Angſtſchweiß auf die Stirne.

Da kam die Opferſcene. Abel opferte. Cain trat hervor. Er trug den ſchwarzen Mantel, die ſchwarze Larve. Tauſend Stimmen riefen in einer: „der Vermummte von Beaucaire!“ —

Cormelard's Entſetzen hatte den höchſten Grad erreicht. Er wollte aufſpringen und konnte nicht. Er wollte das Auge abwenden und mußte es immer auf ſeinen entſetzlichen Doppelgänger heften. Er preßte die gefalteten Hände zuſammen, daß das Blut unter den Nägeln hervorquoll.

Da ſprach eine Stimme hinter ihm in ſein Ohr:

„Das iſt Jaques Cormelard von Lyon! Gebt Acht, jetzt mordet er Bernard Clichy, der ihm ſeine Agnes nahm! Es iſt wirklich der Mantel und die Larve, die er im Auguſt 1572 in Beaucaire trug. Ihr könnt mir's aufs Wort glauben; denn ich habe ſie in ſeinem eignen Hauſe gefunden — ſeht, da iſt auch Clichy's Ring, den Cormelard's Gehülfe, Marcot, raubte!“ —

Mit einem fürchterlichen Schrei fuhr Cormelard empor. Auch der Mann hinter ihm richtete ſich auf. Er ſah in Legrand's rollendes Auge und ſchauderte zurück.

Aller Augen waren auf die Beiden gerichtet. „Seht hier den Würger von Beaucaire,“ ſchrie Legrand, „er hat Clichy und ſein Weib gemordet. Die Hölle hat ihn gefaßt, den Brudermörder. Stirb, Cain!“ rief er und ſein Dolch wühlte in Cormelard's Herzen, als ſuche er das ſich verbergende Leben.

Cormelard ſtürzte in die Arme ſeiner entſetzten Freunde; aber ſchnell waren zehn Dolche frei, die ſich in Legrand's Bruſt bohrten. Er ließ es ruhig geſchehen. —

„Die Rache iſt befriedigt!“ rief er und ſank ſterbend zurück.

Ein ungeheurer Tumult war die Folge dieſes Auftritts, der die ganze Vorſtellung ſtörte. Man ſchrie dem Narrenkönige zu, wer ihn bewogen, dieß Stück zu ſpielen? —

Er nannte den Namen Beurel-Legrand, den man in Beaucaire nur zu gut kannte. Jederman verließ die Stätte des Grauens, wo die Schauluſt ſo furchtbar war geſtört worden. — Aber Aller Haß warf ſich auf Legrand, deſſen Leichnam das empörte Volk, als es genauer war belehrt worden, zur Rhone ſchleifte und unter gräßlichen Mißhandlungen in die ſchäumenden Wogen warf.

Das entſetzliche Ereigniß blieb der unglücklichen Iſelde nicht verborgen. Es zerrüttete ihre Seelenkräfte, denn ſie hörte den Namen Legrand und wähnte, Clement ſei es. In ſtillem Wahnſinn lebte ſie noch einige Zeit, aber der innere Kummer zehrte ſie auf.

Als einige Tage ſpäter Corniaire und la Tremouille trübe aus Beaucaires Thoren ritten, ſahen ſie Marcot's Leib am Galgen.

Cormelard's Beſitzthum ging an Kirchen und Klöſter über und verſchwand im Laufe der Zeit; aber auf Iſelden's Grab ſah man noch mehrere Jahre eine kummervolle Mannesgeſtalt ganze Nächte hindurch, in tiefem Schmerz verſunken, zur Meßzeit ſitzen. Man ehrte ſtill den ſtillen Schmerz, und als der Trauernde endlich ausblieb, ſchloß man in Beaucaire, ſein Herz habe Frieden gefunden im Tode.

Eine Hiſtorie ohne Titel.

Der Candidatus SS. Miniſterii Traugott Adami, welcher in X., einem zwei Meilen von der Povinzial-Hauptſtadt belegenen Städtlein, wo einſt ſein Vater Prediger geweſen, in einem engen Stüblein wohnte, hatte einen Freund, der ein Magiſter ſeines Zeichens, ſeit Jahren, wie er, auf ein Amt hoffte, und immer die Erfahrung des Kranken am Teiche Bethesda machte, daß nämlich ein Reicherer, Freigebigerer, Klügerer oder Zudringlicherer, als er, den erſten Segen wegſchnappte und ihm das Nachſehen und Trübſal auf-Noten-blaſen ließ. Seit Jahren hofften Beide, die die trefflichſten Zeugniſſe aufzuweiſen hatten, jener auf eine fette oder magere Pfründe, dieſer, der Magiſter Mukk, auf das warme Neſt eines Conrectors oder dergleichen. Das Schickſal hatte nun einmal beſchloſſen, daß Beide nur die Molken, Andere ſtets den Rahm vom Milchtopfe des Glücks erhalten ſollten. Beide waren arme Teufel von Haus aus, wunderliche Käuze dabei. Adami war eine gute, weiche, treue, fromme Seele, bei dem aber oft das Herz mit dem Kopfe davon lief. Mukk dagegen ein erzſchnurriger Patron, der gern ſeine Kapriolen in eigener Manier ſchnitt und tauſend Poſſen in petto hatte, indeß ſein Herz treu und edel war. Einen complettern Stoiker gab es kaum als ihn. Ruhig und gleichmüthig im Mißgeſchick, konnte er mit Witzen und Poſſen ſeine dürre Brodrinde kauen und einen tüchtigen Zug klares Waſſer nehmen: dann ſchritt er in ſeinem Dachſtübchen fideliter auf und ab und pfiff ein Liedchen, indem er ſo ſeine Verdauungsſtunde hielt. War das geſchehen, ging er heitern Sinnes auf eine kritiſche Accentenjagd oder gab ſeine Stunden, wovon er lebte. Ein Weh hatte er, daß er nicht bei ſeinem Special Adami leben und wohnen konnte.

Dem aber ſtand ein Häckchen im Weg. In X. konnten Zweie vom Unterrichtgeben nicht ſatt werden, ſintemal Adami dabei hungerte wie eine Kirchenmaus, und in dem Wohnorte Muff's war's juſt gerade ſo. Darum waren briefliche Mittheilungen ihre Seligkeit, und alle Woche mußte Einer dem Anderen ſchreiben, ſo war's eingeführt. Ihre Herzen waren eng verwachſen; aber nicht die Leidensbrüderſchaft, nicht die gleiche Armuth, nicht die gemeinſam durchlebten Jubeljahre des akademiſchen Lebens hatten ein ſo unzertrennbares Band um ihre Herzen geſchlungen, ſondern mehr als dieß Alles, ihre gleiche Denkart, das jedesmalige Zuſammentreffen ihrer Ideen, ihres hohen Strebens, mit einem Worte, ihre geiſtige Einheit bei aller Verſchiedenheit ihrer Individualitäten.

Im innigſten, ſchönſten Zuſammenleben waren ihnen die drei akademiſchen Jahre dahingefloſſen, wie drei hohe Feſttage und ihre Freundſchaft war feſt geworden, troz dem, daß oft Muff's wunderliche Streiche des ſanften, gefühlvollen Adami's Mißbilligung erhielten, und der ihn dafür recht ärgerlich einen Grillenfänger ſchalt. Die glücklichſten Jahre flohen dahin und das eiskalte Philiſterthum fiel wie ein Maifroſt in die Frühlingsblüthen auf die warmen Jünglingsherzen. Das Fehlſchlagen ihrer Wünſche und Hoffnungen wirkte auf Beide verſchieden. Adami wurde dadurch ſtiller, trüber geſtimmt, in ſich ſelbſt verſchloſſ'ner; ſeine Stimmung war wehmüthig ernſt, ja, zulezt wankte ſein Zutrauen in ſich ſelbſt. Die Muſik war allein ſeine Tröſterin, und wenn er an ſeinem Piano ſaß — das er in theuern Zins bei dem Juden Schmuel Offenbacher gemiethet — und in den Tönen ſeine Empfindungen ausſprach, dann vergaß er ſein Weh und ſeine Armuth und phantaſirte ſich hinweg über Raum und Zeit, über Sorge und Aerger in eine reine, heilige Welt voll Frieden, Freude und Seligkeit, und nicht ſelten rollten die Thränen eines unausſprechlich ſeligen Gefühls über ſeine Wangen, und ein ſüßes Bild, das ſeine Seele bewahrte, trat friſch und heiter vor ihn — aber es war ja unerreichbar ihm entſchwunden und — mit einem klagenden Adagio, das ein Seufzer aus tiefer Bruſt begleitete, ſchloß er, ſtand auf und trat zum Fenſterchen, das die Ausſicht auf ein allerliebſtes Thal bot, indem Tieck's Worte ihm ins Gedächtniß kamen:

Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer iſt gar zu weh!

Bei Mukk war das anders. Er pflegte zu ſagen: Wenn's Noth thut, kann ich arm ſein und reich ſein, Mangel und Ueberfluß haben! Ihm galt das ziemlich gleich. Er konnte lachen, wo Adami's Herz hätte brechen mögen. Habe ich nur ſoviel, ſagte er, daß der Leichnam in statu quo bleibt, ums Andere kümmere ich mich nicht, und ich bin reicher in meiner Armuth, als mein Nachbar, der Harpax, der aus Sorge wegen ſeiner Goldfüchſe keine Nacht ruhig ſchläft und aus Geiz ſich nicht ſatt ißt. Was iſt denn Armuth, harangnirte er ſich ſelbſt, die Narren draußen meinen, der Mangel an klingendem Verſtand, an Gemächlichkeit und Wohlleben und üppiger Schwelgerei, am Flittergolde der Ehre, an Kleiderpracht et caetera! Fehlgeſchoſſen! Zwar iſt Gold der nervus rerum, der über manche Sandwüſte hinaus zu einer friſch blühenden Oaſe führt — aber das Bedürfniß beſtimmt ſeinen Werth. Bin ich nicht reich bei meiner mageren Koſt? Bin ich nicht reich und lebe alle Tage herrlich und in Freuden in meinem Knurrwinkel am warmen Ofen, obgleich ich keinen Champagner, Madera, Xeres, Tokaier oder Rüdesheimer und Johannisberger trinke, ſondern das klare Quellwaſſer und am Geburtstage meines Adami einen Krug Merſeburger Gerſtennektar? Bin ich nicht reich, obgleich ich nur einen Rock habe, der auf der Akademie noch ſeine Jugendjahre verlebte? O ihr Thoren, der wahre Reichthum iſt eine Mens sana in corpore sano und das iſt mein! Nach ſolchen Monologen ſang er aus heiterer Bruſt:

Die Zeit iſt ſchlecht,
Mit Sorgen trägt
Sich Mancher ohne Noth.
Nur wo ein Herz in Freude ſchlägt,
Da iſt die Zeit noch gut!

Doch blieben die folgenden Verſe ihm in der Kehle ſtecken, wenn er an ſein karges Mahl dachte und an den Diogeniſchen Waſſerpokal, den er ſich ſelbſt kredenzen mußte. So waren ſchon mehrere Jahre verfloſſen und die Freunde hatten ſich nicht geſehen; ſo war ſchon manche trügeriſche Seifenblaſe des Glücks zerplatzt, — da ſaß Arami am Tiſch und ſchrieb an ſeinen Special Mutt:

„Du haſt doch wohl auch in deiner Kindheit das Mährlein vom „Hans Dudeldee“ und dem „Fiſchlein“ und der „hochfahrenden Frau Ilſebille“ gehört, Mutt? Sieh', das wiederholt ſich recht ergötzlich in meiner Erdenpilgrimſchaft, und der Narr, der Dudeldee, das bin ich, und die Ilſebille, die ſitzt mir im Kopf. Als die letzten Sparpfennige meiner Mutter, der ſanften Engelſeele, die im Reiche des Friedens iſt, verzehrt waren, trotz aller möglichen Sparſamkeit, und keine Ausſicht auf eine Sinecure da war, und die Sorge um das tägliche Brod an meiner Heiterkeit zu nagen anfing wie der Wurm an der Blüthe — da wurde ich Schulmeiſter zu Marienthal und hatte mein Auskommen und meine Kinder liebten mich. — Warum war ich nicht zufrieden wie du, Mutt? und aß mein ärmlich Stücklein Brod? — Aber die Ilſebille im Kopfe rührte ſich, der Hochmuthsteufel, der meinte, er müſſe höher hinauf — gerade als ob da oben auf den Sonnenhöhen des Lebens das Glück allein wohne. Ich verließ meine Schulmeiſterſtelle und zog hieher nach L., wie Aeneas omnia mea mecum portans. Ich war wieder der Herr Candidat, und hatte nichts zu leben. Die Reue blieb nicht aus; aber der, der die jungen Raben ſpeiſt, vergaß meiner nicht. Ich fing an, Privatſtunden zu geben wie du, und aß wieder ein ſelbſterworbenes Stücklein Brod.

„Und wenn ich nun ſo den ganzen Tag hindurch mit meinen Knaben in den Sandwüſten der Grammatik herumgewandert war — und der ſtille freundliche Abend ſich auf die paradieſiſche Umgebung meines Städtchens herabſenkte — dann wanderte ich hinaus in die friſche Gottesluft, auf den Hügel, der im Oſten ſich ſanft erhebt, und blickte der ſinkenden Sonne nach, und dachte an dich und an die ſeligen Tage, wo ich mit dir in den ehrwürdigen Ruinen des Heidelberger Schloſſes umherwanderte, dann war ich glücklich. [illegible]

Mukl, und ich vergaß mein Alleinſein. So manches herrliche Bild der Vergangenheit trat vor die Seele — auch Eins, — doch ſtille davon! — — und meine Seele war gewiß froh, denn ſie war fromm geſtimmt; — aber kehrte ich dann wieder heim, dann fand ich nur die ſtillen Wände meines Stübchens und meine Bücher und deine Briefe — und mein Piano. Hätte ich deine Ruhe, ich wäre glücklich geweſen auch ſo. Das Menſchenherz iſt nie ohne Wünſche. Auch das Meine war es nicht. Der alte Pfarrer von Dornbach ſtarb. — Sieh', da that ſich das Eldorado auf und ich hißte die Wimpel auf, richtete die Maſten, ſpannte die Segel — der Hafen lag vor mir — ich war im Geiſte ſchon eingelaufen — ach, ich dachte nicht, daß mein Schiff auch im Angeſichte des Hafens noch zerſchellen könnte! Ich meldete mich bei dem Conſiſtorio geziemendſt um Dornbach. Klar, nackt und ehrlich ſtellte ich meine wahre Lage dar, nur betteln konnte ich nicht.

„Um der Sache mehr Nachdruck zu geben, ging ich ſelbſt in die Provinzialhauptſtadt, mündlich das Fehlende zu ergänzen. Aber meine Hoffnungen wurden zu nichte. Warum? fragſt du. Weil ich keine Luſt bezeugte, das gelbe, alte keifende Töchterlein eines der Herren zu meiner Lebensgefährtin zu machen, weil — Mukl — weil ein anderes Engelsbild mir die Seele füllt. — Ein Mitbewerber um Dornbach war reich und konnte alſo die Thüren der Herzen öffnen, nahm das Mädchen zum Weib und erhielt Dornbach. Ich aber hatte nun einen unverſöhnlichen Feind im Conſiſtorio und — ging tiefgebeugt, aus dem Himmel meiner Hoffnungen in die leere, arme Wirklichkeit herabgeſchleudert, heim und fing das alte Leben wieder an. Ein Gaſt kehrte nun noch bei mir ein, der Mißmuth, und träufelte neuen Wermuth in meinen bittern Lebenskelch. Nur deine Briefe und meine Muſik, die blieben meine Freuden und der Genuß der ſchönen Natur meine Erholung. Seitdem habe ich nun ſchon dreimal mich um Stellen beworben, und jedesmal wurde ich abgewieſen. Die Gegenwart iſt wüſt und leer, die Zukunft dunkel — nur die Vergangenheit bleibt mir zum Erſatz. O, die iſt reich, unausſprechlich reich, und ihr Reichthum gibt auch der Gegenwart einen Theil jener Herrlichkeit. Deine Liebe iſt der Lichtpunkt derſelben, und die iſt mein, wie die Meine ewig dein!“

Mukk erhielt dieſen Brief an einem Sonnabend, nach einer mühe- und arbeitvollen Woche. Er ſaß im Knurrwinkel und rauchte ſein Pfeifchen, und machte Gloſſen über die Narrheit der Menſchen. Aber ihm war wohl zu Muthe, und ſeine Gloſſen waren keine menſchenfeindlichen, ſondern ſatyriſche. Er hatte juſt eben vorher ſeinem Nachbar, dem reichen Gewürzkrämer, einen Poſſen in ſeiner Art geſpielt. Seit langer Zeit war Mukk ein Bauchredner, und hatte dadurch ſich manchen Privatſpaß gemacht, aber lange her die Kunſt nicht mehr geübt. Aus ſeinem Dachſtübchen ſah er in die Schlafſtube des Reichen, wo dieſer ſeine Geldkaſten verwahrte und mit der knöchernen Hand ſeine Thaler zählte, die er Wittwen und Waiſen abgeſtohlen und durch fürchterliche Wucherzinſen gemehrt. Eben zählte er wieder. Die Brille ſaß auf der Naſe und das ſtiere Auge folgte der geübten Daumenbewegung. Da rief plötzlich eine Donnerſtimme hinter ihm: „Dein Geld her, oder dein Leben!“ Der Alte fuhr herum, wie von einem elektriſchen Schlag getroffen. Das Geld rollte unter den Tiſch. Er wollte ſchnell ſich darnach bücken, aber die Angſt riß ihn empor nach der Thüre. Die aber war ja verriegelt dreifach. — Wo war der Dieb? — „Daniel!“ rief er ſeinem alten Diener, „Daniel, um Gottes Willen, komm mir zu Hilfe!“

„Ha, ha, ha,“ lachte eine Stimme wie Daniel's Stimme — „wie kann ich denn helfen, der Kerl hat mich todt geſchoſſen!“

„Daniel,“ rief der Alte und ſeine Haare ſträubten ſich, „hat er dich todtgeſchoſſen? Du treuer Knecht! Ach, ſo wohlfeil dient mir keiner mehr! ſo zufrieden iſt keiner mit der ſcheelen Waſſerſuppe!“

„Geizhals!“ rief eine krächzende Stimme aus einem der Geldkäſten jetzt, Geizhals, gib's den Armen, was du geſtohlen!“

Der Alte erſtarrte. „Gräulicher Spuk!“ rief er — „den Armen geben, dem Lumpengeſindel, daß es in Fuſel den Schweiß meiner Arbeit vergeude?“ —

„So halt's, du Nimmerſatt!" rief's jetzt unten im Hof — „aber wuchre nicht mehr, ſonſt verwandle ich dein Geld in Spreu und du ſelbſt betteln und nichts bekommen!"

Jetzt ſank der Alte erſchöpft in den Stuhl und der Gerufene klopfte an der Thüre.

Aber der alte Geizhals öffnete nicht, bis Daniel verſicherte, er lebe, und es ſei keine Menſchenſeele im Hauſe, als er und ſein Herr.

Muff lachte wie toll, und am andern Morgen ging der Alte zum erſten Mal ſeit Jahren in die Kirche und gab einen Heller ins Almoſen.

Muff ſaß wieder im Knurrwinkel, da klopfte es an die Thür und der Poſtbote brachte einen Brief von Adami. Hochauf jauchzte er, herzte den erſtaunten Briefträger, gab ihm freudig einen Theil ſeines Erübrigten, und riß in der Ungeduld das Siegel entzwei, denn er hatte lange vergeblich auf Briefe gewartet.

Als er ihn geleſen, warf er ihn auf den Tiſch und rief: „O du armer Jonas, hat dir denn auch dieſen Kürbis wieder der Wurm angefreſſen, daß er dürre wird!" — Er las ihn noch einmal, und jetzt wurde er faſt unwillig über des Freundes Klagelieder. Er ſetzte ſich und ſchrieb: „Blaſ' eine Feder in die Luft, Traugott, und thue, was dein Name ſagt! Geberdeſt du dich doch wie ein Weib, Junge! Warum klagſt du ſo und biſt ſo kopfhängeriſch? — Mir kommen auch die gebratenen Tauben nicht in den Mund — aber ich bin zufrieden — ſei's auch! Warſt du aber auch nicht ein Narr? Warum nahmſt du die gelbe Schönheit nicht? Gelbe Roſen ſind ja auch Roſen! Sie iſt alt —? Haſt du's denn aber durchaus nicht bedacht, daß Reife der Jahre auch Reife des Verſtandes und Herzens mit ſich führt? Das iſt viel werth. Wie erkleklich müßte der Anblick geweſen ſein, wenn du Filius Adami ſolch ein liebes Evachen heimgeführt, und ſie nun dir ſtatt des Paradieſes ſo eine Art Höllchen bereitend, ein eiſernes Hausregiment eingeführt und ein Pantöffelchen, nicht von Sammt und Seide, ſondern von Blei oder Eiſen, über deinem Lockenkopfe geſchwungen hätte! Wenn ich mir das ausmale — dann möchte ich mich zu Tode lachen und ein Pas Zephir tanzen. Du hätteſt dir die Phraſe lammsartiger Ehemänner angewöhnt: „mit deiner Erlaubniß, Weibchen!“ hätteſt im Schlafrock an der Wiege geſeſſen und die Kinderchen gewiegt, Windeln getrocknet, und juſt ſo viel Pfeifen Knaſter geraucht, als ſie dir erlaubte. Wäre ich einmal zu dir gekommen, hätteſt du mich vorgeſtellt mit den Worten: „Schönſter Engel, das iſt, mit deiner Erlaubniß, mein Freund Muff!“ O du ſchönes, ungenirtes Junggeſellenleben, wie wärſt du zu Schanden geworden! Wie wäre in der ledernen Philiſterei ſolch einer Heirath jeder Lebensreiz zu Schanden gegangen. Das Herz wäre eingeſchrumpft zu einer ägyptiſchen Katzenmumie! Gottlob, daß es ſo nicht gekommen! Du hätteſt in einen ſaueren Apfel gebiſſen, der dir übler würde bekommen ſein, als jener ominöſe unſeres Urältervaters. Sei froh und klage nicht. Unſer Loos ſcheint es einmal zu ſein, von der Welt vergeſſen zu werden — wir, Freund, wir vergeſſen unſerer nicht. Und bleibt die Welt unſere Schuldnerin, ſo ſind wir ja reiche Kapitaliſten — denn wir haben gewiß eine große Schuldnerin, und der himmliſche Vater zahlt uns die Zinſen mit dem Kapital am Tage der großen Abrechnung. Nur vergiß nicht, was Gries ſagt:

„Immer luſtig, immer heiter,
Geht ſich's leichter durch die Welt!“

„Mein Prinzip iſt das, und ich befinde mich wohl dabei, mache meine Poſſen und bin glücklich. Ich muß dir doch auch ein Späßchen erzählen. Hier in meinem gebenedeiten Krähwinkel gibt's auch Gelehrte (mich nicht eingerechnet). Einer von dieſen iſt Oberbürgermeiſter. Dieſe Leute ſind nun der eigentliche Centralverſtand der Bürgerſchaft. Sie denken und ſorgen für ſie, die Bürgerſchaft nämlich — eſſen und trinken wohl auch für ſie, letzteres im eminenteſten Sinne bisweilen.

„Kürzlich klopft's an meiner Dachſtubenthür. Ich ſetze mich in Poſitur, den Beſuch geziemendſt zu empfangen — und ſiehe — der Herr Bürgermeiſter treten ein, machen gar höfliche Bücklinge und nehmen Platz. Wie alle gelehrte Unterhaltungen, fängt auch dieſe unſere bei dem Wetter an und endigt bei dem Doctor Philosophiae, zu welchem Se. Wohlgeboren abſonderliche Luſt verſpürten, ſintemalen es doch gar ſchön ſei, die zwei bedeutungsvollen Buchſtaben: Dr. vor dem Namen zu führen, wie er das aus einigen Regierungsreſcripten erſehen. Er argumentirte ganz richtig, wie ſo Viele unſerer ehrenwerthen Zeitgenoſſen, und bewies mir ſonnenklar, daß es Fakultäten gäbe, bei denen man für eine klingende Inaugural-Diſſertation von hundert Kapitelchen im Augenblick ein Diplom erhalten könne.

„Ich konnte das nicht widerlegen, da er mir Beiſpiele angeführt. Jedoch bemerkte er, wolle er ſo leicht nicht dazu kommen. Er wolle eine Diſſertation, wenn auch nicht ſchreiben, doch wenigſtens einſenden. Nachdem er nun mir einige Mal den Fuchsſchwanz geſtrichen, rückte er heraus, daß, da er bekanntlich vor Tabellen, Berichte und geheimen Relationenmachen nicht zu ſich ſelbſt kommen könne, er mir das lukrative Geſchäft auftragen wolle.

„Wiſſen Sie denn etwa einen Gegenſtand, worüber Sie eine philoſophiſche Brühe machen wollen? fragte ich.

„Darüber hatte er nicht Zeit gehabt, nachzudenken; darum wolle er mir das überlaſſen. Sie ſchreiben ſie, denke ich, lateiniſch; das iſt ja die gelehrte Sprache! ſagte er.

„Wie meinen Sie, ſprach ich ernſt, wenn Sie eine Diſſertation de lana caprina ſchrieben?

„Vortrefflich, rief er aus, vortrefflich, theuerſter Herr Muff! Sie ſollen ein Honorar haben, das meiner würdig iſt! Ich verſprach die Abhandlung und er ging, ſelig in der ſchönen Hoffnung, von dannen.

„Nun ſetze ich mich hin und ſchreibe, wie ich eben gelaunt war, das bunteſte, ſchnurrigſte und verrückteſte Zeug, was ich nur erſinnen konnte. Spare nicht die bitterſte Satyre über die Doctorfabrik, und das Alles ſchreibe ich, ſo viel möglich, in elegantem Latein.

„Wer war ſeliger als mein Bürgermeiſter, der keine Sylbe Latein los hat! Die Diſſertation mit dem goldenen Anhange geht ab. Mein Männchen poſaunt ſich ſchon als Doctor aus und — —

auch aus unumwölkter Höhe
kann der zündende Donner ſchlagen! —

„Da kommt die Diſſertation zurück mit dem Gelde — und eine fürchterliche Fakultätsnaſe hinterdrein. Die Perſiflage hatte gewirkt. — Mein Zweck war erreicht — aber ich ſaß in der Schwemme und ſitze noch drin — denn nun haßt mich der von ſeiner Höhe herabgeſtürzte Doctor in spe grimmig, und — mir wird zuletzt nichts übrig bleiben, als — den Staub von meinen Füßen zu ſchütteln und von dannen zu ziehen, und durch die Welt zu wandern, bis ich ein Plätzchen finde, wo ich meinen Stab in die Erde ſetze, daß er grüne. Sieh', wir Beide haben uns die Suppe verſalzt, aber wer war der größte Narr?

Dein Freund Mukk."

„Wenn du das ſelbſt ſagſt, Haſenfuß, ſo brauche ich's nicht zu ſagen!" rief ärgerlich Arami aus, da er den Brief empfangen und geleſen. Es gehört eine eigene Natur dazu, ſich mit Lachen einen Backenſtreich zu geben, von dem noch lange hin die Wange funkelt! Mukk's toller Streich verbitterte dem Treuen einen ganzen Tag. Zuletzt konnte er ſich doch des Lachens nicht erwehren, und ſchrieb ihm, daß er zu ihm kommen ſoll, um mit ihm brüderlich ſein karges Stücklein Brod zu eſſen, und ihre Wege für die Zukunft gemeinſam zu bedenken.

Ein Gedanke war ſeit kurzem in Arami's Seele aufgedämmert, der ihn ſehr beſchäftigte. Waren auch ſeine Hoffnungen, bisher dem Abendrothe gleich, nur der Nachglanz einer untergegangenen Sonne geweſen — jetzt war auch dieß Abendroth allmählich verglommen und düſter ſeiner Hoffnung Himmel geworden.

Im Vaterlande war kein Heil für ihn mehr zu finden. Es ſtieß ihn ja kalt von ſich. Dieß Bewußtſein ſchmerzte ihn unendlich, und nur der Gedanke konnte ihn erheben, daß er nicht durch ſolche Mittel, die das Gewiſſen verdammt und das Urtheil der Edeln brandmarkt, ſein irdiſches Glück gegründet.

Arm — aber edel, und die Armuth ſchändet und drückt nicht, ſprach er zu ſich ſelbſt. Daß er hier nicht bleiben konnte, war ihm zur Gewißheit geworden. Wohin aber? — Nach Amerika! ſprach ſein guter Genius. Dort, wo der Tag anbricht, dort, wo Kenntniſſe und Rechtlichkeit zu einem ſichern Ziele führen, dort, wo Menſchenwerth noch Etwas gilt, dorthin wollte er mit Mukk, dem Herzensfreunde, deſſen Zuſtimmung er ſich im Voraus verſichert hielt. Aber Eins hielt ihn. — O, er liebte ja, allein freilich wohl eine Unbekannte.

Immer hegte er noch die Hoffnung, ſie zu finden, deren Bild in ſeinem Herzen rein und heilig lebte. Und mit dieſer Liebe war es ſo gekommen.

Einſt in den Ernte-Ferien, wo Mukk in den romantiſchen Odenwald gewandert war, ſaß Arami an einem wunderſchönen Mittag auf ſeinem Lieblingsplätzchen im Garten des Heidelberger Schloſſes.

Dieß war jenes ſtille heimliche Plätzchen am Ende der Terraſſe, ohnweit des Pavillons, wo von überhängenden Gebüſchen beſchützt, eine kleine Bank ſteht, von der aus man über die ſich unten ausbreitende Stadt mit dem Fluß und der Brücke hinüber, die ganze herrliche Ebene vor ſich hat, durch welche ſich der Neckar wie ein Silberband ſchlängelt, welche im Weſten die Gebirge begrenzen, hinter denen in wunderbarer Herrlichkeit die Sonne nach heiteren Sommertagen hinabſinkt. Links ſtreift der Blick an den herrlichen Ruinen des Schloſſes hinweg, und rechts öffnet ſich das liebliche Thälchen des heiligen Berges, in welchem die Hirſchgaſſe ſo ſtill und freundlich liegt. Tief unten brauſet der Strom über ſein Granitbett hin, oben aber herrſchet Frieden.

Dort ſaß er oft in ſtillen Betrachtungen, oft las er hier die Meiſterwerke der Alten und Neuern, und die Feſtſtunden, die er hier verlebt, machten das Plätzchen ihm unendlich theuer. Hier ſaß er denn an jenem Tage unter der Ahornſtaude und dem blühenden Flieder. Ueber ihm in den Zweigen flötete eine Nachtigall ihr herzerquickendes Lied. Das Buch entſank ſeiner Hand — er lauſchte der Sängerin. Ringsum war's ſtille. Nur das Brauſen des Stromes ſcholl herauf. Nahende Menſchenſtimmen ſtörten die Nachtigall in ihrem Liede. Arami griff wieder zum Buche, es war Jean Paul's Titan. Immer näher kamen die Redenden. Jetzt traten ſie das Pfädchen herauf zur kleinen Anhöhe, auf deren Gipfel Arami ſaß, der ſich, ſo viel er konnte, unter die herabhängenden Zweige barg, um nicht geſehen zu werden. Er erreichte ſeinen Zweck. Es waren Fremde, die das Schloß beſahen. Ein ältlicher, wohlgekleideter Mann mit einem freundlichen Geſichte kam voraus. Er kehrte dem Jüngling den Rücken und ſah auf die unausſprechlich reizende Landſchaft.

„O, wunderſchön iſt Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu ſein!"

ſagte er leiſe, und es war unverkennbar, dieſe Worte kamen aus einem tief fühlenden, edlen Herzen.

„Amalie!" rief er dann, „komm doch hierher, wenn du eine der ſchönſten Ausſichten in der Welt genießen willſt!"

„Wo ſind Sie denn, lieber Vater?" fragte unten eine Stimme, deren Wohlklang in Arami's Seele drang.

„Hier!" war des Vaters Antwort, und bald darauf hüpfte ein Mädchen herauf, und blieb mit dem Ausruf: „O Gott, wie ſchön!" an des Vaters Seite.

Arami hatte nie etwas Herrlicheres geſehen. Blonde, reiche Locken ringelten ſich um den blendendſten Nacken, und um ein Geſichtchen von unendlichem Liebreiz. Er hatte Zeit, aus ſeinem Obſervatorium die liebliche Erſcheinung zu betrachten. Solch eine feine, im herrlichſten Ebenmaße gebaute, ſchlanke Geſtalt, war ihm noch nicht vorgekommen. Sie war eben in der Zeit, wo die Jungfrau ſich, wie die junge Roſe, entwickelt. Dieſes Bild prägte ſich ſeiner Seele ein, und er fühlte tief im Innern, dieſer Augenblick habe über ſein Leben und Lieben entſchieden.

Beide, Vater und Tochter, überließen ſich nun ganz dem

Genuſſe, den ihnen die herrliche Stelle gewährte. Keins von Beiden ſprach.

Endlich brach der Vater das Schweigen.

„Wie glücklich iſt der, liebe Amalie, der nach vollbrachter Arbeit hier eine Stunde ruhen könnte von den Plackereien!“

Das Mädchen nickte mit dem lieblichen Köpfchen und ſagte: „Oder auch luſtwandeln in dieſen herrlichen Räumen. Eins, meine ich, müßte die Seele eben ſo ſehr erheitern, erquicken, ſtärken — als das andere.“

Der Alte ſchwieg wieder eine Weile, dann ſagte er:

„Hätten wir doch nur Jemanden, der uns die Einzelnheiten zeigen, uns auf den Wolfsbrunnen begleiten könnte!“

Das Mädchen nickte wieder und ſah unverwandt hinaus in die Gegend.

Da zog's den Jüngling mit einer namenloſen Gewalt, und er, der ſonſt ſo Schüchterne, wurde von einer unbekannten Hand fortgezogen. Er trat hervor und ſagte:

„Ich mache mir eine Freude daraus, Ihren Wunſch zu erfüllen!“

Die Worte waren heraus — aber nun war's ihm, als ſchnüre es ihm die Bruſt zuſammen. Eine Feuergluth brannte auf ſeinen Wangen.

Die beiden Fremden fuhren in der größten Ueberraſchung herum. Allein es lag in dieſen Augen nur das dankbare Anerkenntniß einer Gefälligkeit und — vielleicht ein Wohlgefallen an dem ſchönen Jüngling, der ſo beſcheiden, ſo mit mädchenhafter Schüchternheit vor ihnen ſtand.

Adami's Muth kehrte jetzt, wo er der Lieblichen in das ſeelengute blaue Auge geblickt, zurück. Er war gefaßter, als er es ſelbſt, wenn er ſpäter die Situation überdachte, begreifen konnte.

„Sie ſind ſehr gütig,“ ſagte darauf der alte Herr, zu dem, wie es ſchien, bittend die Jungfrau hinſah, mit gar heiterer Miene und wohlwollendem Stimmtone, „daß Sie uns Wildfremden Ihre Dienſte anbieten; allein ſo ſehr ich auch wünſchte, Ihr gütiges

Erbieten annehmen zu können, muß ich doch Anſtand nehmen, da wir vielleicht Sie um eine koſtbare, der Wiſſenſchaft geweihte Stunde berauben könnten!“

„Das gar nicht,“ antwortete der Studio, und ſein Auge ſah recht treuherzig in das des alten Herrn. „Wir haben jetzt Ferien. Ich verſäume durchaus nichts. Zudem,“ ſetzte er hinzu, „habe ich eine Schuld abzubüßen; ich war hier ein lauſchender Zeuge Ihrer Herzensergießungen, und — dieſe waren der Art, daß ich die Stunde, die ich in der Geſellſchaft von Menſchen verlebe, die ſo innig und rein ſich der ſchönen Natur freuen können, nur für Gewinn rechnen kann. Laſſen Sie uns, ſo Sie es anders genehmigen, gemeinſam in dem großen Buche des Herrn eine der ſchönſten Stellen leſen!“

Hätte ein anderer Mund dieß geſprochen und ein anderer Blick dieſe Worte begleitet, der alte Mann würde ſie wohl für eine leere Tirade gehalten haben. So aber war es gewiß keine, auch keine Angel, um ein Stündchen in der Nähe eines ſchönen Mädchens zu ſein, wie anfangs der alte Herr zu glauben Luſt zu haben ſchien. Sie kamen aus einem offenen Herzen.

Der Alte ſah das Mädchen an, und es ſchien, als hätten die Worte Adami's ſein Herz getroffen und das ihre nicht gefehlt.

Er reichte dem Jünglinge die Hand.

„Es ſcheint,“ ſagte er, „uns habe ein „guter Geiſt hierher geführt, der uns zur Erfüllung eines ſehnlichen Wunſches hilft. Da wir denn nun ſchon gewiſſermaßen bekannt ſind, ſo nehmen wir dankbar Ihr Erbieten an.“

Adami's Seele ſtreifte nun die letzte Feſſel der Befangenheit ab. Ihm war unausſprechlich wohl zu Muthe.

„Da nun mein Amt als Cicerone in dieſem Moment anhebt,“ ſagte er, „ſo bitte ich Sie, noch einige Schritte heraufzutreten. Hier in meinem Verſteck, wo ich ſo manche ſchöne Stunde verlebt habe, können Sie noch weit herrlicher die Ausſicht genießen, und in Ruhe genießen, die Ihnen nicht ſchädlich ſein dürfte, da der Weg zum Wolfsbrunnen in dieſer Wärme ermüdend iſt.“

Ein freundlicher Blick Amalien's fiel auf ihn. Sie traten herauf und ſetzten ſich auf die Bank.

„Wahrlich, die Wahl Ihres Lieblingsplätzchens, junger Freund, macht Ihnen Ehre!“ ſprach der Greis.

Adami's Buch lag noch da.

Amalie ſah es und griff darnach. „Entſchuldigen Sie die weibliche Neugierde!“ ſcherzte ſie und ſchlug es auf. „Ach! Jean Paul's Titan!“ rief ſie, „und gerade hier die herrliche Schilderung von Isola bella!“ Sie las eine Weile — dann ſagte ſie: „Ja, hier muß man den Titan leſen, um ſeinen hohen Werth zu fühlen, und das Herrliche in das offene Herz aufzunehmen, und begeiſtert zu werden für alles Erhabene und Heilige!“

„Ja wohl!“ ſagte Adami faſt unwillkürlich, und es war ihm, als ſei ihm jetzt auch das Engelbild erſchienen, nach dem ſein Herz ſich geſehnt.

Ob die Jungfrau gefühlt, was ſein Herz gefühlt und in dem Wörtlein ausgehaucht? — Sie erröthete und that eine nichtsbedeutende Frage, die ſchnell von Adami beantwortet wurde..

„Haben Sie denn,“ fragte er, „auch ſchon Alles Sehenswerthe des Schloſſes geſehen?“

„Wir ſind ſo eben erſt durch die dunkle Halle heraufgekommen,“ ſagte das Mädchen.

„O dann, wenn anders der morgende Tag noch Ihrem Aufenthalte hier beſtimmt iſt,“ rief Adami, „laſſen Sie heute den Gang nach dem Wolfsbrunnen. Es bleibt Ihnen noch viel zu ſehen übrig, und der Nachmittag iſt ſchon weit vorgerückt. Morgen führe ich Sie dahin.“

Der Alte lächelte. „Wir ſind, Gottlob! an keine Zeit gebunden. Wollen Sie ſo das Maaß Ihrer Güte voll machen, ſo nehmen wir's mit Freuden hin.“

Darauf führte der Jüngling ſie denn wieder hinab in die duftenden Gänge des Gartens, hin in den Stückgarten, wo die alten Linden ſtehen, und die Ausſicht ſo ſchön iſt.

„Sehen Sie ſich das jetzt nicht ſo an,“ ſprach er, „wir kehren noch einmal hierher zurück, um das ſchönſte Schauſpiel zu ſehen, das die Erde bietet — einen ſchönen Sonnenuntergang.“

Er führte ſie nun hinab an den klaren Kryſtallquell des Fürſtenbrunnens, im dunkeln Schatten der hohen Bäume. Er geleitete ſie hinauf auf die gewaltige Ruine des geſprengten Thurmes, und erzählte ihnen das Hiſtoriſche.

Wie gerne lauſchte das reizende Mädchen der ſanften, ſchönen Stimme des Jünglings, der heute ſo beredt, ſo hinreißend ſprach! Mit jedem Schritte wuchs das Wohlgefallen des Alten an dem freundlichen, gefälligen, beſcheidenen und doch ſo kenntnißreichen und gefühlvollen jungen Mann. In ſeiner Nähe genoß er doppelt dieſe Schönheiten. Und trog nicht der Jungfrau ſeelenvoller Blick, der oft ſo lange auf dem Jünglinge heftete, ſo gewann er auch ihr Wohlwollen immer mehr.

Sie kehrten jetzt wieder zurück, ſtiegen die ſchmale Stiege wieder herauf und traten in den Schloßhof, wo die herrliche Ruine des Ritterſaales ſich ganz ihrer Aufmerkſamkeit bemeiſterte; dann traten ſie in die ehrwürdige Schloßkapelle, wo einſt die gewaltigen Dynaſten, wo Könige ſich vor dem Ewigen in den Staub beugten.

Nicht ohne eine ernſte, heilige Stimmung traten ſie auf die Altane, wo der Blick über die friedliche, lebenvolle, ihr Licht weithin ausbreitende Stadt ſchweift, links wieder die herrliche Ebene vor ſich hat, rechts aber von den näher auseinanderrückenden Granitbergen begrenzt wird, zwiſchen denen ſich der Neckar herauszuwinden ſcheint.

Lange freuten ſie ſich des ſchönen Anblicks.

„Aber Sie haben uns ja noch Nichts von dem berühmten Faſſe geſagt?“ fragte der Vater.

„Weil dieſe plumpe Maſſe, dieſe barocke Idee in meinen Augen nur den allerkleinſten Werth hier oben hat,“ ſagte Adami. „Kommen und ſehen und urtheilen Sie dann ſelbſt.“ —

Als ſie heraus traten, ſagte lachend der Alte: „Das iſt wahr, es iſt eine ſehr triviale Epiſode in dieſem poetiſchen, erhadenen Ganzen, und zieht den Geiſt recht eigentlich aus den erhabenſten Regionen in die gemeinſte und materiellſte herab — in die —“

„Darum laſſen Sie uns ſchnell den alten Standpunkt wieder gewinnen,“ fiel Adami ein; „die Sonne will zur Ruhe gehen. Es flammt ſchon dort über dem alten Rieſen, der Vorhut der Vogeſen, dem Donnersberge — das ſchönſte Schauſpiel wartet unſerer!“

Sie gingen nun zurück nach dem Stückgarten. „Hier unter den Schweſterlinden laſſen Sie uns auf der Steinbank Platz nehmen!“ ſagte Adami, „denn von hier aus können wir in behaglicher Ruhe den Zeitpunkt abwarten, wo wir an die Bruſtwehr der Mauer heraustreten müſſen, um Nichts zu verlieren.“

Und immer höher und gluthiger flammte der Himmel im abendlichen Scheidestrahle der Lichtgeberin. Große Wolkenmaſſen zogen am Horizente dahin, deren Saum im reinſten Golde glänzte. Kleinere verſchwammen im abendlichen Gluthmeere. Feierliche Stille herrſchte rings umher. Es war Feierabend im ſchönſten Sinne des Wortes. Was ſonſt ſo ſehr ſelten der Fall zu ſein pflegt, heute war der Garten leer an Luſtwandelnden.

Um ſo ungeſtörter konnten ſie, deren Herzen ſo harmoniſch geſtimmt waren, das herrlichſte Schauſpiel genießen.

Immer röther wurde der Himmel. Wie vergoldet lag die ſchöne Ebene da, aus deren Saatfeldern der ſilberne Strom blitzte. Jetzt ſchien die Sonne auf den Gipfeln der Berge zu ruhen. Noch einmal ſchien's, als wollte ſie ſich ſatt ſehen an dem lachenden Garten Gottes, ehe ſie hinabgehe, einer anderen Hemiſphäre das Lebenslicht zu ſpenden, aus ihrer unerſchöpflichen Fülle.

„Laſſen Sie uns jetzt heraustreten an das Geländer!“ unterbrach Adami das andächtige Schweigen, in das alle Drei verſunken waren.

Sie traten heraus. Allgemach ſank die Sonne hinab, und tiefer wurde das Roth des Himmels. Jetzt ſah man noch ihren Rand. Noch einmal ſchien's, als recke ſie ſich empor, dann ſank ſie hinab. Aber noch lange lag die Gluth am Himmel, bis ſie verſchwamm und der Abend ſeinen duftigen Schleier über die Gegend breitete.

Noch waren Amalien's und ihres Vaters Blicke auf den Punkt gerichtet, wo die Sonne hinabgeſunken war. Der Alte hatte ſeine Hände gefaltet. In Amalien's blauem Himmelsauge glänzte eine Thräne des Entzückens.

Arami aber ſtand und ſah in dieſen Himmel und drückte das ſchöne Bild in ſeine Seele, daß es ihm nicht mehr entſchwinde. Für ihn war der Sonnenuntergang ein Sonnenaufgang der reinſten Liebe geworden.

Der Alte dachte zuerſt an die Heimkehr.

„Das war einer der ſchönſten Abende meines Lebens,“ ſagte er, „und nie habe ich mehr die Nähe der ewigen Liebe gefühlt, nie andächtiger gebetet, als heute!“

Er trat zu dem Jüngling und reichte ihm die Hand.

„Gott lohn's!“ ſagte er mit Wehmuth. „Ich kann Ihnen nicht genug danken; aber wann ich und wo ich die Sonne noch niedergehen ſehe, ehe ſie mir ganz hinabſinkt, da werde ich Ihrer gedenken und Ihnen ein dankbares Andenken weihen!“

Amalie ſchien keine Worte finden zu können. Sie ſah nur Arami an; allein in dieſem Blicke, der noch von der ſchönen Freudenthräne glänzte, lag eine ſo rührende Dankbarkeit, ein ſo inniges Wohlwollen, daß des Jünglings Herz bebte in dem ſeligſten Entzücken.

„Welchen Weg gedenken Sie nun einzuſchlagen, lieber Führer?“ fragte der Alte im herzlichſten Tone.

„Den, der uns am gemächlichſten und ſchönſten unter dem Laubdache der blühenden Akazien hinabführt;“ antwortete der Selige und reichte Amalien ſeinen Arm. — Wie wurde ihm aber, als der weiche, runde Arm des herrlichen Weſens in dem ſeinigen lag? Ach, er war ja ſeiner nicht mehr mächtig. Er drückte ihn leiſe an die hochklopfende Bruſt. — Ein leiſer Seufzer entſchlüpfte den Roſenlippen kaum hörbar.

Still gingen ſie dahin. Ihre Herzen feierten noch einmal die heiligen Stunden nach, und Adami's Herz ſchwelgte in der reinſten Himmelswonne.

„Wir wohnen im Badiſchen Hofe!“ ſagte der Alte, der ſich noch nicht recht orientiren konnte.

Adami geleitete ſie dahin.

Noch einmal drückte er Amalien's Hand, die ſie ihm willig ließ.

Der Alte drang nun in den Jüngling, heute ſein Gaſt zu ſein, mit aller Gutmüthigkeit des Alters. Aber ſo ſehr auch Amalien's Auge zu bitten ſchien, er konnte es nicht annehmen. Sein Herz war zu voll — es ſehnte ſich nach Einſamkeit. Er verſprach, ſie morgen Punkt acht Uhr abzurufen. Noch einmal dankte der Greis, und diesmal auch Amalie innig und ſinnig, und mit einem herzlichen „Gute Nacht!“ ſchied der Glückliche, der nun noch einmal den lieblichen Traum des heutigen Tages nachträumte, und erſt ſehr ſpät in Morpheus Arme ſank.

Die Frühſonne des andern Tages weckte den Jüngling. Ihre erſten Strahlen fielen durch das Fenſter ſeines Dachſtübchens auf ſein Lager.

Schnell ſprang er auf und ordnete den einfachen Anzug. Aber er nahm den beſten, den er hatte, ein ſchwarzes, altdeutſches Kleid, unter dem er die einfache leinene Wanderhoſe trug. Er ſah nach der Uhr. Es war noch zu frühe, hinzugehen zu der Geliebten. Er griff nach dem Titan und las dort die herrlichen Schilderungen der reinſten Liebe, die auch er im Herzen trug. Er las und las lange. Endlich ſah er wieder nach der Uhr, und ſchon war acht Uhr vorüber. Er eilte in das Gaſthaus und fragte.

„Sie ſind vor wenig Augenblicken auf den Rieſenſtein gegangen,“ ſagte der Kellner.

Raſch flog der Jüngling die nächſte Straße hinauf auf den Pariſer Weg und hinauf zum Rieſenſtein.

Schon von unten ſah er Amalien's ſchneeweißes Gewand. Sie ſaß auf der morſchen Bank vor dem Häuschen, und ſtützte ihren ſchönen Arm auf den Tiſch, der dort feſtſtand. Sie ſah und kannte ihn ſchon von weitem und kam ihm entgegen.

Adami bat ſehr um Entſchuldigung. „Ich fürchtete, Ihnen früher beſchwerlich zu fallen,“ ſagte er.

Mit wenigen, aber vielſagenden Worten widerlegte ſie ſeine Meinung und bezeugte ihre Freude über ſeine Ankunft.

„Ach,“ ſagte ſie mit kindlicher Freudigkeit, „wie iſt es ſo ſchön hier!“

Auch Adami wäre beinahe in dieſelben Worte, aber nur in Beziehung auf die Jungfrau, die, wie die friſch erblühte Frühlingsroſe mit verſchämten Wangen und ſanft leuchtendem Auge vor ihm ſtand, ausgebrochen.

Heute war ſie über alle Beſchreibung ſchön, da das blendende Weiß des Gewandes ſo herrlich ihr ſtand.

Adami konnte das trunkene Auge nicht von ihr wenden. Sie ſchien es zu bemerken, und wurde verlegen.

In dem Augenblicke kam der Vater vom Rieſenſtein her.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ rief er und reichte dem Jüngling die Hand, ſie treuherzig ſchüttelnd. „Es iſt merkwürdig,“ ſagte er, „wie ich mich ſo leicht an eine werthe Perſon gewöhnen kann. Glauben Sie mir, Herr, mir fehlte heute ſchon Etwas — ich habe das Schöne dieſer Stelle gewiß ſo nicht genoſſen, wie ich es hätte genießen können, wären Sie bei mir geweſen. Sie haben uns gefehlt, wahrhaftig. Nicht wahr, Malchen?!“ —

Amalie hauchte ein leiſes: Ja hervor, und mit ihm zog ein hoher Purpur über ihre Wangen und Stirn.

O, wie that das dem Jüngling, deſſen Leben ſo einſam war, ſo wohl! Wie erweiterte es ſeine Bruſt, und wie zog durch alle Thore das Bewußtſein in ſeine Seele, das Hochbeglückende, Amalie wolle ihm wohl.

Ein friſcher, aus Weſten blaſender Morgenwind machte es für Amalie wünſchenswerth, den Rieſenſtein zu verlaſſen. Adami führte ſie über die Brücke hinüber, den Weg nach dem Stifte Neuburg. Neue Schönheiten entfalteten ſich überall. Beſonders ſind die

Anſichten des Schloſſes herrlich, die ſich hier dem Auge darbieten. Oft ſtanden ſie und ſchauten. Das heiterſte Geſpräch, die munterſte Laune, die offenſte Vertraulichkeit verſchönerte den Luſtgang.

„Wahrlich,“ ſprach der Alte, deſſen Corpulenz viel zu ſeiner großen Ermüdung geholfen, der Geiſt hat auf dieſem Wege viel Nahrung gehabt, jetzt wollen wir auch dem Leibe das nicht vorenthalten, was Ziegelhauſen bieten kann.“

Indeß nun Amalie in liebenswürdiger Vertraulichkeit bei Adami ſtand, beſtellte der Vater das frugale Mahl, das bald darauf unter heiteren Scherzen eingenommen wurde.

Nachdem der alte Herr gehörig ausgeruht und durch heitere Geſpräche die Zeit verkürzt worden war, machte Adami den Vorſchlag, über den Neckar zu ſetzen und nach dem Wolfsbrunnen zu gehen. Freudig nahm man den Verſchlag an. Er ſaß an Amalien's Seite im Kahn. Ihr Athem beſtrich ſeine Wange, er ſah oft in das ſchöne blaue Auge. Wer kennt nicht die Seligkeit, die in ſolchen Momenten die Seele des Liebenden erfüllt!?

An ſeiner Hand wandelte ſie den Pfad durch das Thal hinauf bis zur Mühle, hinter welcher im Schatten alter, ehrwürdiger Bäume Jetta's Quell liegt, wo die muntere Forelle in den klaren Quellen ſpielt.

„O, wie ſchön, wie herrlich!“ rief das entzückte Mädchen. O erzählen Sie uns doch die Volksſage von der Seherin, die einſt hier des Raubthieres Zahn zerriß.“

„Mit Freuden,“ erwiederte Adami, „aber kennen Sie denn nicht der Hellwig ſchönes Gedicht vom Wolfsbrunnen?“

Man verneinte die Frage.

„So erlauben Sie, daß ich, ſtatt zu erzählen, es Ihnen vorleſe! Er zog das Büchlein aus der Taſche, das er zu dieſem Zwecke eingeſteckt. Auf der friſchen blumigen Wieſe lagerte man ſich, und der Jüngling las nun mit ſeiner ſchönen ausdrucksvollen Stimme, mit tiefem Gefühle das ſchöne Gedicht.

Amalien's Auge hing an ſeiner Lippe. Sie war ganz Ohr. Selbſt der Vater fühlte ſich wunderbar hingeriſſen von des Jünglings ſchönem Vortrage, durch den das Gedicht noch um Eins ſo ſchön erſchien. — —

Amalien's Thränen floſſen, als er geendet. Jetta's Unglück hatte ihr Herz bewegt. Still ſtand ſie auf und ging zu dem Teiche hin, wo der Forellen Schaar heimlich und kirre die Semmel haſchte, die ſie ſinnend in die klare Fluth warf. Sie ſetzte ſich. Ihr Herz war bewegt. Ohne zu wiſſen, was ſie that, pflückte ſie die ſchönen Vergißmeinnicht, die am Rande des Waſſers wuchſen. In dieſem Augenblicke fühlte ſie es — daß ſie den Jüngling liebe, der wie ein freundlicher Genius ſie hier begleitete, und ihren Aufenthalt in Heidelberg ſo ſehr verſchönerte. Sie dachte an Jetta's unglückliche Liebe, und der Gedanke durchbebte ihr Herz, daß die zarte, heilige Neigung zu Adami vielleicht auch für ſie ein nie verſiegender Thränenquell werden könne.

Während hier Amalie in ſtillen Träumen ſaß, ſprach der Vater mit Adami noch über die Schönheiten des Gedichts der geiſtreichen Frau. Unvermerkt lenkte ſich ihr Geſpräch auf die Sage ſelbſt, auf den Wolfsbrunnen und ſeine jetzige Lage, und — auf die Forellen, die man hier pflegte, und der Alte ging hin, ein Gericht davon zu beſtellen.

„Das Mittagsmahl iſt uns nun heute einmal verdorben," ſagte er, „ſo wollen wir doch einigen Erſatz uns zu verſchaffen ſuchen. Gehen Sie doch hin, junger Freund, und ſuchen Sie Amalien, daß ſie heute unſere Hauswirthin mache!"

Adami's Auge hatte die Liebliche begleitet — er fand ſie bald. Noch ſaß ſie ſinnend im Graſe des Ufers und pflückte Vergißmeinnicht. Leiſe nahte er ſich. Sie ſah ihn nicht, bis er neben ihr ſtand. Ihre Heiterkeit war gewichen und hatte einer ſtillen Wehmuth Raum gemacht.

„Ich dachte an Jetta," ſagte Amalie, zu ihm aufſchauend, „und habe mir ein Andenken an dieſen ſchönen Ort gepflückt."

Adami ſah die Blumen. Er ergriff ihre Hand — aber reden konnte er nicht. Ihm war ſo ſeltſam zu Muth, und nur mit Mühe wurde er ſeiner Rührung Meiſter. Aber da, als er in

Amalien's Auge geblickt, da löſte ſich der Zauber. Er ſprach mit ſanftem, herzgewinnendem Ausdruck:

„Amalie, ich habe die glücklichſten Stunden eines armen Lebens in Ihrer Nähe gelebt. Es iſt mir, als ſei ihr Ende nahe; geben Sie mir ein Andenken dieſer Stunden, einen Beweis, daß auch Sie meiner wohlwollend gedenken!“

Sie ſah ihn durch Thränen lächelnd an. Wir bleiben ja noch einige Tage — und wenn auch“ — ſagte ſie ernſter, weicher, „wahrlich, Ihre aufopfernde Güte, Ihre Freundſchaft gegen uns, die Freuden, die Sie uns bereiteten, ſie ſichern Ihnen in unſeren Herzen ein inniges Wohlwollen. Es waren ſchöne Tage“ — fuhr ſie fort —“

„Amalie!“ rief des Vaters Stimme, „wo ſteckſt du denn?“ —

Da ſah ſie ihn mit einem Blicke an, in dem die Seele, die ganze treue, liebende, reine Seele des Mädchens lag, und — drückte die Vergißmeinnicht in ſeine Hand. „Denken Sie meiner dabei,“ flüſterte ſie, „und welken ſie auch — die Erinnerung bleibt ewig grün und ſchlingt ſich wie das friſchgrünende Epheu ſelbſt — um die Trümmer unſeres ſchönſten Glücks!“

Und dahin flog ſie wie das geſcheuchte Reh, und als ſie noch einmal umſah, — da lag eine hohe Purpurröthe auf dem reizenden Geſicht.

Adami ſtand da in einem Entzücken, das ihn unfähig machte, ihr zu folgen. An ſeine Bruſt drückte er die Blumen — an ſeinen Mund. „Sie iſt mir gut!“ rief er leiſe aus, „nun bin ich nicht mehr arm — das ſchönſte Erdenglück blüht mir ja nun noch heute und morgen. Und geht's dann vorüber ſchnell im Fluge — dann war ich doch glücklich, und dieſe Augenblicke wiegen ein Leben auf.“

„Nun ſag' mir Einer,“ rief des Alten Stimme, „wo das junge Volk ſteckt? — Heda! junger Freund, ſollen denn die köſtlichen Forellen umſonſt getödtet worden ſein? Wo uns Himmels Willen ſind Sie denn?“

Adami ſuchte ſich zu faſſen, ſo gut er konnte. Er trat hervor.

„Ich habe die Forellen gefüttert!“ ſagte er.

„Seltſam,“ lachte der Alte, „ich habe an das Gegentheil gedacht, daß nämlich die Forellen uns füttern ſollen! Nun ſie werden durch Letzteres ihre Dankbarkeit für Erſteres an den Tag legen wollen.“

„Kommen Sie nur, daß wir Amalien ein wenig an die Hand gehen.“

Adami folgte. Aber welch ein Anblick erwartete ihn?

Da ſtand die Jungfrau am Heerde, das weiße Schürzchen war um den ſchlanken Leib geſchlungen — es ſtand ihr lieblich an.

Adami ſtand in ſeliges Schauen verſunken.

Er malte ſich das ſchönſte Bild — Amalien einſt ſo als liebende, ſorgende Gattin am eigenen Heerde. Es war ſo ſüß, ſo ſchön —

Amalie ſchien in ſeiner Seele zu leſen. Sie erglühte höher und ſchlug das ſchöne Auge nieder.

Der Alte war ungemein heiter.

„Kommen Sie,“ ſagte er, „ich ſehe, wir können doch Nichts helfen, wir wollen eine Pfeife im Freien rauchen.“

Sie luſtwandelten unter ernſten Wechſelreden unter der Bäume lieblichen Schatten. Mittag war ſchon längſt vorüber, da rief endlich Amalie zum Mahl am Steintiſch unter den Bäumen.

„Das iſt das feſtlichſte Mahl, welches ich je genoſſen,“ ſprach Amalien's Vater.

Die Blicke der Beiden begegneten ſich und ſenkten ſich, denn in jedem ſtand Aehnliches zu leſen.

Der alte Mann ſann eine Weile, dann fragte er: „Bleiben Sie noch lange hier?“ —

„Meine Studirzeit hat erſt begonnen,“ ſagte Adami; „noch zwei Jahre ſicher bleibe ich hier.“

„Dann ſehen wir uns nächſten Sommer hier wieder!“ rief er freudig aus. „Iſt dir's auch recht, Amalie?“

„Ich war zu froh hier, um das nicht zu wünſchen!“

„Ja, ja,“ fuhr er fort, „das wollen wir, wenn's dem Vater über uns gefällt. Dann aber nehmen wir den kleinen Rudolph mit, denn, offen geſtanden, das Kind fehlt mir doch gar ſehr!“

Amalie ſagte: „Wie wird er ſich freuen, uns wieder zu ſehen!“

„Und wie will ich mich freuen!“ ſagte aus dem Herzen heraus Adami, daß er ſelbſt erſchrack. Aber der Alte ſchien nichts zu bemerken. Amalie aber erröthete.

„Wahrhaftig! So ſoll's ſein!“ rief der Alte noch einmal aus. „Aber,“ ſagte er, „Sie begleiten uns doch Morgen nach Schwetzingen?“

Adami verſprach es mit jubelndem Herzen.

„Kinderchen,“ ſagte der Alte darauf und ſah nach der Uhr, „wollen wir noch einmal den Sonnenuntergang ganz ſehen auf dem Schloſſe, dann müſſen wir aufbrechen.“

Und ſo geſchah's denn, und in der frohen Hoffnung des Wiederſehens gingen ſie nun über den Berg dem Schloſſe zu, das ſie ziemlich ſpät erreichten.

Die Sonne war ſchon im Scheiden. Noch einmal genoſſen ſie das überſchwänglich herrliche Schauſpiel, und als ſie die Stelle verließen, ſagte leiſe Adami zu Amalien: „Da will ich jeden Abend ſtehen und träumen und hoffen, bis Sie wiederkehren!“

Der gute Junge ahnte nicht, daß die Sonne ſeines Glücks heute auch für immer untergegangen war.

Als er am andern Morgen in den Gaſthof trat, kam ihm der Kellner entgegen. „Die Herrſchaft iſt vor Tagesanbruch ſchnell abgereiſt. Wohin? weiß ich nicht. Dieſe Zeilen habe ich den Auftrag, an Sie abzugeben.“

Das Blut in Adami's Adern wurde zu Eis. Das Leben ſchien aus ihm gewichen. Er nahm das Blatt aus des Kellners Hand und ging langſam hinaus. Der Kellner ſchüttelte den Kopf und ſah dem Jüngling nach, indem er zu ſich ſelbſt ſagte: „Es iſt gewiß der alte Herr nicht, der dem ſo nahe geht!“ —

Der Jüngling ging geſenkten Hauptes die Straße hin und kam, ohne zu wiſſen wie, auf ſein enges, ſtilles Stübchen. Dort ſchien ihm das Bewußtſein erſt wiederzukehren. „Ja, ja," ſagte er leiſe und ſein Auge wurde feucht, „ſie iſt untergegangen geſtern Abend!" —

Erſt nach einer Weile erbrach er das Blatt.

Eine feſte, ſchöne, kaufmänniſche Hand ſchrieb:

„Es iſt ewig Ebbe und Fluth im menſchlichen Leben, mein junger Freund. Heimgekehrt in der Nachfreude des ſchönen Tages finde ich einen Brief, der mir meines kleinen Rudolph's, des letzten Kindes, das meine geliebte, nun ruhende Gattin mir geſchenkt, ſchweres Erkranken meldet. Wir ſcheiden mit dankbarer Erinnerung, mit wahrer Liebe von Ihnen. Will es Gott, ſo ſehen wir uns nächſtes Jahr wieder. Leben Sie wohl! Nehmen Sie meinen innigen Dank und die Verſicherung meiner aufrichtigen Liebe! A."

Und unten auf dem Blättchen ſtand von einer ſchönen weiblichen Hand geſchrieben:

„Sie enden ſchnell, die ſchönen Stunden — ach, zu ſchnell, und bange Sorge geſellt ſich zur Wehmuth. Aber die Erinnerung bleibe und die ſchöne Hoffnung!" Amalie."

Nun waren die Pforten des Paradieſes geſchloſſen für Adami. Nur die Liebe Amalien's blieb ihm, die ja ſo leiſe und rührend aus ihren Zeilen ſprach. Er konnte lange nicht auf das Schloß hinaufgehen. Es war ihm zu ſchmerzlich. Als aber der Frieden wieder allmählich in ſein Herz zurückgekehrt und die Sehnſucht ſanft geworden war, ja, da war's ſein liebſter Aufenthalt, und er ſah die Sonne untergehen, dachte an Amalie, drückte ihre Blumen und ihren Brief an ſein Herz, und ſandte ihr ſeinen Liebesgruß in die unbekannte Heimath. Erſt jetzt fiel es ihm ſchwer auf's Herz, daß er ja nie nach ihrem Namen, nie nach ihrer Heimath gefragt, nie ihnen den Seinigen genannt hatte. O wie verwünſchte er dieſe thörichte Verſäumniß, die ihn der Ausſicht beraubte, jemals in der Zwiſchenzeit Etwas von der Geliebten zu erfahren.

Mukk kehrte von der Odenwaldfahrt heiter zurück. Allein er konnte ſich kaum in ſeinen Special finden. Der war ganz verändert.

„Gott, der Herr, weiß,“ ſagte er zu ihm, „in welche kurioſe Form du umgegoſſen worden biſt. Du lachſt ja nun alle Quatember einmal, und ſchneideſt Geſichter, wie ein ſchmachtender Schäfer aus Arkadien. Du gehſt im Mondſchein ſpazieren, pflückſt Vergißmeinnicht, weinſt einmal — Kerl, rief er plötzlich, werde vernünftig und fidel — ſonſt ziehe ich, hol' mich dieſer und der, davon! Schlag' dir die Grillen aus dem Kopf, Damon, deine Phillis wird nicht verloren ſein.“

Aber Adami blieb ſich gleich, und erſt nach langer Zeit wurde er heiterer.

„Nun iſt doch wieder mit dir auszukommen,“ ſagte Mukk, der ſeitdem hinter die Geſchichte gekommen war; „laß du's gehen. Flehe den Abendſtern an in rührenden, herzbrechenden Verſen, das ſoll ja der Stern der Liebe ſein, und es wird ſchon gut gehen. Das Püppchen ohne Zunamen und der Alte, mit dem es dir geht, wie mit dem Winde, von dem man ja nicht weiß, von wannen er kommt, wird ſich wieder einfinden!“

Der Winter kam. Adami arbeitete mit ſeinem ehrlichen Mukk, dem er doch ſeine Heilung verdankte, rüſtig und unermüdet. Amalie lebte in ſeinem Herzen fort. Das wollte ihm Mukk auch nicht wehren, nur das melancholiſche Hinbrüten, das ſeine Kraft zu erlahmen, ſeinen Fleiß zu tödten drohte, wollte er ſcheuchen, und das gelang der edeln Seele vollkommen durch ſeine Reden und Poſſen. Die Eisdecke, unter der die ewige Liebe die Natur warm und ſicher gebettet, ſchmolz vor den warmen Strahlen der Sonne. Der Frühling mit ſeinen Blüthen kam, und die Hoffnung zog wieder ſiegend in des Jünglings Buſen ein, und die Lebensfreude mit ihr. Je näher der Sommer kam, deſto froher wurde er.

Mukk freute ſich des gelungenen Werks, und doch wußte er nicht, warum der Freund jeden Abend im Stückgarten unter den Linden ſaß, oder an dem Geländer lehnte, und ſo ſehnſüchtig in die untergehende Sonne ſah.

Sie ging unter und ging auf, und die Tage flohen und der

Herbſt färbte Wald und Flur mit ſeinen flammenden Farben — Amalie kehrte nicht wieder.

Die getäuſchte Hoffnung beugte den Liebenden tief.

Mukk ſchien in ſeiner Seele zu leſen. Er hatte Mitleid mit ihm, doch ehrte er den ſtillen Schmerz, und griff ihn nie mit harten Worten an. Aber er zog den Jüngling wieder unvermerkt in den Zauberkreis ſeiner immer grünen Heiterkeit und Laune, er zog ihn mit dem Rieſenarm treuer Freundſchaft an das ernſte, heilige Studium, ohne daß es Adami merkte.

Auch dieſer kommende Winter ging wieder in ſtillem Wirken hin — der Frühling und Sommer kam und ſchied, und Amalie blieb fern.

Adami ſeufzte, aber er glaubte an ihre Liebe, und die Seine lebte im innern Heiligthume ſeines reinen Herzens ewig jung fort.

Ausgerüſtet mit allen Reichthümern der Wiſſenſchaft kehrten die Jünglinge heim voll froher Hoffnung und heiterer Ausſicht. Wie ſie ſich getrübt, wiſſen wir, und wie die Armuth, die auf die Hochſchule ſie begleitet, auch wieder mit ihnen heimkehrte, und nun drückender und immer drückender wurde, der Freunde Briefe thaten's kund. Aber ſie blieben die Alten auch in dieſem bittern Wechſel des Geſchicks.

Adami lehnte an ſeinem Fenſterchen und ſah trüben Blickes hinaus in die winterliche Landſchaft. Das Jahr ging zu Ende, und nur Ein Gulden war in der Taſche des Armen — und Schmuel Oppenheimer, der Beſitzer des geliehenen Piano's, hatte achtzehn Gulden zu fordern an ihn, als Miethzins vom Inſtrumente. Wenn Tritte auf dem Gange vor ſeinem Stübchen hörbar wurden, bebte der Candidat — er fürchtete, der Jude komme, den er zwar als ehrlich kannte — der aber doch ein Jude war, von dem er viel Gutes nicht hoffte. Der Gedanke an die Auswanderung nach Amerika's freiem Boden ſtieg wie ein glänzendes Meteor in ſeiner Seele auf — aber verſchwand auch eben ſo ſchnell wieder — denn mit dieſer Auswanderung erblich ja für immer die Hoffnung, Amalie einſt wieder zu ſehen, von der er ſich doch nicht trennen konnte, ſo chimäriſch ſie auch zu ſein ſchien. Die Erinnerung an die Geliebte ergriff ihn mit aller Stärke. Er ſetzte ſich an das Inſtrument, den ſtillen Vertrauten ſeiner Liebe, und griff zarte, wehmüthige Accorde, wie eben die Stimmung ſeiner Seele war. Er hauchte das ſtille Weh den Tönen ein. Der Schmerz, den das Adagio ausgeſprochen, löſte ſich in das Andante der aufdämmernden Hoffnung auf, und dieſes ging endlich in ein Allegretto moderato über.

Immer mehr und mehr vertiefte ſich Adami in ſein Spiel. Er war Meiſter ſeines Inſtruments in hohem Grade, und eine Welt voll Harmonie ſchlummerte in ſeiner Bruſt. Solche Momente weckten ſie dann, und er vergaß Alles um ſich, ſich ſelbſt; er hörte und ſah nicht, was um ihn verging, denn in höheren Regionen ſchwebte der Geiſt von den Tonwellen hinaufgetragen und alles Weh' ſchwand in dieſen Silberblicken ſeines kümmerlichen Daſeins. Auch jetzt war wieder einer ſolcher Augenblicke muſikaliſchen Somnambulismus' gekommen. Darum hörte er denn auch nicht, daß ein knöcherner Finger an die Thüre pochte — endlich aber, als kein Herein! erſcholl, die Thüre ſich öffnete und der Jude Schmuel Oppenheimer hereintrat. Der Jude hatte ſchon eine Weile den herrlichen Phantaſien des meiſterhaften Spielers mit Beifall gelauſcht. Er ſah's ein, daß er den Glücklichen jetzt nicht aus dem idealen Himmel in die nackte, arme Wirklichkeit herabziehen dürfe, darum ſetzte er ſich ſtille hin und horchte. Und je länger Adami ſpielte, je wunderbarer das Spiel den Iſraeliten ergriff, der ſo Etwas nie gehört. Er legte ein Zeitungsblatt, das er in der Hand gehalten, auf den Schreibtiſch und horchte mit aller Anſtrengung. In Adami's Seele war jetzt Frieden, jener ſtille Gottesfrieden, der höher iſt, als alle Menſchenvernunft. Er war ausgeſöhnt mit der Welt. Liebe zu allen Brüdern erfüllte ſein Herz, und eine fromme Rührung ergriff ihn — noch einige Uebergänge — und er fiel in den alten, ehrwürdigen, herrlichen Choral ein, und ſeine reine, metallreiche Tenorſtimme ſang Paul Gerhard's köſtliches Lied:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, der den Weltkreis lenkt!
Der Wolken, Fluth und Winden
Beſtimmte Ziel und Bahn:
Der wird auch Wege finden,
Die dein Fuß gehen kann!“

Der Jude war aufgeſtanden und immer näher zu dem Jüngling hingetreten. Er hatte die Hände andächtig gefaltet und eine Thräne tiefer Rührung bebte in den grauen Wimpern des ehrlichen, frommen Iſraeliten.

Adami ſang nun auch den zweiten Vers und den dritten des herrlichen Liedes. Leiſe ſchlich der Jude wieder zum Tiſche. Da lag das Buch offen, in welchem Adami ſeine Einnahmen und Ausgaben aufzuſchreiben pflegte. Des Juden Blick fiel auf dieſe Worte:

„An Schmuel Oppenheimer 18 fl. Miethzins ſchuldig.“

Da ergriff die ehrliche Seele raſch die Feder, und ſchrieb in der frommen Rührung ſeines Herzens darunter:

„Zu Dank zahlt.“ S. Oppenheimer, Trödler.

Und als es geſchehen war, da erfüllte ihn eine mächtige Freude; das Bewußtſein einer guten That ergriff ihn, und er brummte mit leuchtendem Antlitze die Melodie mit. Aber die herzzerſchneidenden Diſſonanzen des ehrlichen Juden fielen auf Adami's Gehör wie ein elektriſcher Schlag. Er fuhr herum und ſah ſeinen begeiſterten Zuhörer mit offenem Mund an.

Der aber ergriff ſeine Hand und rief: „Gott lohn's Ihnen, Herr, Sie haben meine Seele erquickt!“

Adami ſtand auf. „Es freut mich,“ ſagte er, „daß Ihr meine Gefühle getheilt habt, Schmuel, und Sinn habt für ſolch einen Genuß! Könnte ich Euch nur auch mit ſolchen Tönen zahlen! An ihnen bin ich reich, an Geld arm wie Hieb.“

„Nein, Herr!“ rief der Jude, „wer eine Seele erquicken kann, iſt nicht arm. Sie haben mich bezahlt, überreich. Hier ſteht die Quittung.“ Er deutete auf das Buch.

Adami ſah hin, ſah wieder auf den Juden, und traute ſeinen Sinnen kaum.

„Ei, wie ungläubig,“ tadelte der Jude. „Nu, meint der Herr denn, ein Jude habe kein Herz?“

„O du haſt ein's, und ein gutes, redliches, du ehrliche Seele,“ rief Adami, und drückte mit Wärme die gelbe Hand des Juden. „Möge Gott dir einſt eine ſchwere Laſt vom Herzen nehmen, wie du ſie mir jetzt davon nahmſt!“

„Dein Wille geſchehe!“ ſprach mit einem Blicke gen Himmel der Jude; „aber noch Eins bitte ich,“ ſetzte er hinzu, „ſpielen Sie mir noch einmal das Lied — und ſingen Sie's, ich will ja auch nicht mehr mitſingen — und darnach reden wir ein Wörtchen im Vertrauen.“

Da ſetzte ſich denn der von des Juden Edelmuth gerührte Jüngling wieder an das Piano, und ſang das ſalbungsvolle Lied noch einmal mit Dank und Freude zu dem Geber jeder guten Gabe! —

„Ach,“ ſagte der Jude, als er geendet, „das war eine Stunde der Andacht, wie ich ſie noch nicht erlebt in der Synagoge!“

Er ergriff nach einer Weile das Zeitungsblatt wieder.

„Herr,“ ſagte er, „ich weiß, Sie ſpinnen keine Seide hier, und die Raben des Propheten Elias kommen nicht mehr, den Hungerigen zu ſpeiſen. Weiß Gott, Sie haben mich ſchon manchmal gedauert, wenn ich ſo in Ihr trauriges Geſicht ſah. Nu, ſo einen braven, frommen Herrn verläßt der Gott Abraham's nicht, und die Hilfe kommt, wenn ſie auch nur durch die Hand eines armen Iſraeliten käme. Da hab' ich geleſen ein Blatt von der Zeitung, und gefunden etwas Rares für Sie. Der gewaltig reiche Banquier Arnoldi in der Hauptſtadt ſucht einen Lehrer und Erzieher für ſein Jüngelchen. Es iſt eilf Jahr alt, und der — der hat Geld. Da dachte ich, das wäre Etwas für Sie. Wie meinen Sie?“ Adami horchte hoch auf. Er nahm das Blatt, las, las wieder, und ſagte dann traurig: „Ach, guter Schmuel,

Bayeriſche Staatsbibliothek München

das Blatt iſt ſchon einen Monat alt. Die gute Stelle wird beſetzt ſein!“

Das hatte der ehrliche Jude überſehen.

Er ließ traurig den Kopf auf die Bruſt ſinken und ſchwieg.

Nach einigen Augenblicken ſagte er heiterer: „Da kann auch Rath werden; morgen gehe ich in die Stadt, da kann ich Beſcheid holen. Schreiben Sie ein Briefchen an Herrn Arnoldi!“

Das leuchtete dem Candidaten ein. Er ſetzte ſich und ſchrieb an den Banquier, und bat um Antwort, und der Jude ging fröhlich und von des Jünglings Segenswünſchen begleitet von dannen.

Zwei Tage vergingen für Adami in größter Spannung. Abends ſpät kam endlich der Jude. Auf ſeinem fröhlichen Geſichte las der Neugierige die günſtige Antwort.

„Wie iſt's?“ fragte er.

„Nu, wie iſt's?“ wiederholte der Jude, „gut iſt's. Die Stelle iſt Ihnen gewiß. Schmuel hat Etwas geredet. Sie ſollen kommen, Ihre Zeugniſſe mitbringen, und wahrſcheinlich das Contractchen abſchließen!“

Da kam die Freude in des Jünglings Herz, und der wärmſte Dank gegen Gott. Und den ehrlichen Juden ſchloß er an ſeine Bruſt.

„Mein!“ rief Schmuel, und ſeine Stimme zitterte, „drücken Sie mich alten Mann nicht todt in der Freude, ſonſt kann ich mich ja nicht mit Ihnen freuen und Sie nicht beſuchen in Ihrem Glücke.“

„Ja, das mußt du, ehrlicher Menſch,“ ſprach Adami, „und kein Gaſt ſoll mir willkommener ſein als du.“

Am andern Tag ordnete Adami Alles zur Abreiſe, die er zu Fuße machen wollte, weil er mußte.

Schmuel kam zum Abſchied! „Haben Sie denn auch Geld zum Reiſen und Logiren im Wirthshauſe?“ fragte er Adami.

„Mit einem Gulden komme ich aus, ſo viel habe ich noch.“

„Ei,“ rief der Jude, „Sie kennen die Welt ſchlecht. Herr, dafür eſſen Sie ja kaum einmal ſich ſatt. Sie können nicht leben und reiſen wie unſer Eins, das eine Tagreiſe mit einer Kreuzerſemmel macht. Nehmen Sie die zwei große Thälerchen Vorſchuß von mir. Erhalten Sie Ihr erſtes Geld, ſo zahlen Sie mich ehrlich, dafür kenne ich Sie.“

„Menſch,“ ſagte bewegt der Candidat, „dich ſendet mir die Vorſehung als einen rettenden Engel. Wie will ich dir's lohnen?“ —

„Nu, muß dann Alles gelohnt ſein? So dir's wohl geht, gedenke an mich! ſagte einſt Joſeph zu Pharao's Mundſchenken, dem er Heil geweiſſagt. Thun Sie deßgleichen und Schmuel Oppenheimer will ſonſt Nichts.“

Dankbar drückte Adami ſeine Hand. „Der Herr vergeſſe meiner, wenn ich jemals deiner vergeſſe!“ ſagte er mit Zuverſicht.

Und am andern Abend wanderte ein müder Pilger durch das Thor der Provinzialhauptſtadt, durch die langen, breiten Straßen hin, nach dem Gaſthauſe, das Schmuel ihm genannt hatte. Gegenüber ſtand ein hohes, großes Gebäude, hell erleuchtet. Wunderſam nahmen ſich die blühenden Blumen aus, die in den doppelten Fenſtern ſtanden, durch die das Licht magiſch herüber auf Adami's Fenſter ſchien.“

„Wer wohnt da drüben?“ fragte er den Diener, der ihn heraufgeführt.

„Der große Mogul unſerer Stadt, der reiche Banquier Arnoldi,“ erwiederte der Gefragte.

„Wann kann man ihn wohl am Schicklichſten ſprechen?“ fragte wieder Adami den Diener, der ihn groß anſah.

„Morgen um zehn Uhr kommt er aus dem Comptoir. Haben Sie Etwas bei ihm zu ſuchen?“

„Dieß und Jenes und gar Nichts,“ erwiederte Adami dem naſeweiſen Frager, und der ſchob ſich darauf mit höhniſcher Miene zur Thüre hinaus.

Eine unruhige Nacht folgte dem ſtillen Abend. Mancherlei Träume umgaukelten ihn. Bald wurde er freundlich empfangen, und erhielt die Stelle alsbald und Geld, ſeine Schuld bei dem ehrlichen Schmuel zu tilgen; bald aber wurde er mit Stolz und Hohn abgewieſen, und zu ſeinem Elend kam noch die Schuld an Schmuel, die ihn quälte und marterte.

Einige Tage ſpäter ſchrieb er an den Freund:

„Was wirſt Du ſagen, Mukk, daß ich Dir von hier aus ſchreibe? Was wirſt Du ſagen, wenn Du erfährſt, daß ich hier lebe fortan im ſchönſten, im glücklichſten Verhältniß? — O wo ſoll ich anfangen, Dir die wunderbare Wendung meines Schickſals zu erzählen?! Schmuel Oppenheimer's edle Handlung kennſt Du aus meinem letzten Briefe, weißt auch, mit welcher Ausſicht ich hierher zu reiſen Willens war. Das Alles weißt Du — aber wie der Himmel des Herzens ſtille Wünſche erfüllte, wie ſich das Alles zum herrlichſten Ziele gewendet, das will ich Dir erzählen. In Dein treues Herz will ich das Meine ergießen, daß es nicht vor Freude breche. Ich kam hier, an müde und von banger Beſorgniß gefoltert. Am anderen Morgen ging ich in das palaſtähnliche Haus Arnoldi's. Ich kann Dir kaum das Gefühl ſchildern, das mich durchbebte, als ich die Marmortreppe hinaufſtieg. Man wies mich in ein großes Prunkzimmer, deſſen Wände mit köſtlichen Gemälden in goldenen Rahmen verziert waren, mit einem Wort, hier herrſchte eine Pracht, die mich faſt niederdrückte. Was mich beſonders anzog, war ein Wiener Flügel von vortrefflicher Arbeit. Ich mußte lange warten, und die Langweile wollte ſich nachgerade einfinden, als mich die Neugierde trieb, näher an den Flügel zu treten — da ſtand auf dem Notenbrett eine herrliche Symphonie von meinem Lieblingsmeiſter — Beethoven. In dieſem Augenblicke dachte ich durchaus nicht daran, wo ich mich befand, ich ſetze mich auf den gepolſterten Drehſtuhl und greife in die Klaven. Mukk, welch ein Ton! Welche Fülle, Rundung und Reinheit! Ich mußte ſpielen. So begann ich denn die Symphonie, die ich noch nicht kannte. Je weiter ich ſpielte, deſto mehr ergriff das herrliche Werk, deſto mehr wurde meine Seele voll Wonne, und ſo ſpielte ich ſie wahrſcheinlich zu Ende. Gewiß weiß ich das nicht, aber nun war meine Seele zu voll, ſie mußte ſich entladen — ich ſpielte — gewiß habe ich beſſer nie geſpielt, und ſo ſehr vergaß ich mich, daß ich aus vollem

Herzen Körner's Gebet zu ſingen anfing, und zu Ende ſang. Als ich aber nun mit einigen vollen Accorden ſchließen wollte, da klopfte mir Jemand kräftig auf die Schulter und eine wohlbekannte Stimme rief: „Herr, Sie ſind ein Virtuoſe!“ Da fuhr's wie Blei in meine Adern. Ich wandte mich beſtürzt um — und — mein Alter vom Heidelberger Schloſſe ſtand vor mir, und hinter ihm in unendlichem Liebreiz Amalie! Mir vergingen die Sinne, ich mußte mich an den Flügel lehnen — der aber ſtarrte mich mit offenem Mund an, und was Amalie machte, weiß ich nicht.

„Der Alte brach zuerſt das Schweigen. Er reichte mir ſeine Hand. Wie kommen Sie hierher? Wie fanden Sie uns? fragte er.

„Ich bin ja der Candidat Adami, der eine Hauslehrerſtelle bei Herrn Arnoldi ſucht, der hier wohnen ſoll! ſagte ich Etwas verblüfft.

„Herr Gott dich loben wir! rief der Alte und riß mich an ſeine Bruſt. Ich bin ja der Arnoldi, den Sie ſuchen!

„Da ſchwindelte mir, Muff, und ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen ſollte. Beides aber war mir nahe.

„Sein Sie tauſendmal willkommen, theurer Adami, von nun an Freund und Genoſſe meiner Familie.

„Fordern Sie Ehrenſold, ſo viel Sie wollen — Alles iſt zugeſtanden! Amalie! ſo komme doch her, Kind, und freue dich, daß ich den lieben Jungen habe und einen Spieler, von dem du noch lernen mußt! Wo iſt Rudolph? — So ging das in einem Athem fort, ohne Unterbrechung. Er rannte hinaus.

„Da ſtand Amalie vor mir — im Erröthen der lichten Freude. Ich ſah ſie an — und ſagte: So ſehen wir uns doch wieder! aber mehr konnte ich nicht ſagen, denn meine Kehle war wie zugeſchnürt, meine Stimme verſagte den Dienſt.

„Ach, ſagte ſie, dieſe Freude hatte ich nicht erwartet! Ich kannte Sie nicht, als Sie da am Flügel ſaßen und ſo herrlich ſpielten und ſangen — aber ich fühlte, daß eine verwandte Seele mir nahe ſei. Und nun ſind Sie es ſelbſt!

„Da kam der Alte wieder mit dem Knaben, einem ſchönen

Jungen, von friſchem, blühendem Ausſehen und mit einem geiſtvollen Auge. Er führte ihn zu mir. Sieh', Rudolph, ſagte er, das iſt der Herr, der ſo freundſchaftlich gegen deinen ihm fremden Vater war, den du zu kennen wünſchteſt — er iſt nun fortan dein Führer und Lehrer. Liebe ihn, er iſt gut. Suche ſeine Liebe dir zu erwerben und zu verdienen!

„Der Knabe blickte mich mit gewinnender Freundlichkeit an. Er reichte mir ſeine Hand. Das will ich, ſagte er feſt. Sein auch Sie mir gut!

„Ich zog ihn in meine Arme, an meine Bruſt, und — Muff, lächle nicht, die hellen Thränen rieſelten mir aus den Augen! Gott gebe, daß ich Ihre Wünſche erfülle! ſagte ich mit Wehmuth, aber mit einem innigen, frommen Gefühl und dem Entſchluß, meine Pflicht ganz zu thun und unermüdet, zu dem Vater.

„Der Alte zog mich nun aufs Sopha zwiſchen ſich und Amalien. Er ließ meine Hand nicht los.

„Adami alſo heißen Sie? Nun weiß ich's doch. Wie oft habe ich mich geärgert, daß ich nicht gefragt, Ihnen meinen Namen nicht und dabei geſagt hatte, brauchen Sie Hilfe — Arnoldi's Hand, Haus und Herz iſt Ihnen offen! Wie ging's Ihnen denn aber bisher? Freilich, wie der ehrliche Jude mir ſagte, nicht gut. Hätte ich doch gewußt, daß Sie es ſeien! —

„Ich mußte nun erzählen. Ich that's, einfach, wahr, ungeſchminkt. Beide hörten mit der gerührteſten Theilnahme zu. Ich verſchwieg nicht, daß ich ſie jeden Sommer erwartet hatte.

„Ja, ja, rief Arnoldi, wir wollten auch. Die Erinnerung war viel zu ſchön, aber mich plagte die infame Gicht, und ſo mußte ich jeden Sommer ins Bad, bald in dieſes, bald in jenes, und meine liebe Amalie mußte Krankenwärterin werden. Nun bin ich geheilt und Sie ſind hier bei uns, nun reiſen wir einmal zuſammen nach Heidelberg.

„Ein Comptoirdiener rief ihn ab. Aergerlich folgte er.

„Die alte Zeit ſtand jetzt wieder vor mir in aller leuchtenden Herrlichkeit. Amalie war mir nahe, wie damals.

„Ach, ſagte ich, wie oft habe ich in der ſcheidenden Sonne nachgeſehen und Ihrer gedacht, theure Amalie!

„Sie erröthete und fragte den kleinen Bruder etwas.

„Ich fuhr zuſammen, wie ein armer Sünder. Ich hatte ja an den Knaben nicht gedacht.

„Sie bat mich, zu ſpielen.

„O die weibliche Feinheit weiß ſo ſchön wieder ins ruhige Gleis zu leiten! Ich wußte ihr Dank und ſpielte nun, aber befangen und ohne Theilnahme, mein Spiel war ja nur der Deckmantel meiner Verlegenheit, in die das Herz mich gebracht, das mit dem Kopfe davon gegangen war.

„Arnoldi kam wieder um die Zeit des Mittagmahls. Jetzt wurde ich den Freunden des Hauſes vorgeſtellt, die mit zu Tiſche ſaßen, und er erzählte dann ausführlich die Begebenheiten von Heidelberg.

„Ein heiterer Tag verſtrich und ein genußvoller Abend kam. Wir muſicirten und ſangen, Amalie und ich. Sie ſpielt bezaubernd ſchön und ſingt wie ein Seraph. Wie glücklich iſt Dein Freund! O wärſt Du bei mir, daß Du meine Freude theilen könnteſt! —

„Am andern Tag begann ich Rudolph's Unterricht. Mein Weniges wurde gebracht. Der Alte ließ ſich's nicht nehmen, mir die Hälfte des anſehnlichen Gehalts zu meiner nöthigen Einrichtung zu geben. So konnte ich meinen guten Juden ehrlich zahlen und dem Armen auch die achtzehn Gulden wieder erſtatten, die er nur mit Widerſtreben nahm. Und nun fließt mein Leben hin, wie ein ſanft dahinrieſelnder Bach über Blumen. Ich ſehe Amalien bei Tiſche und Abends, wo denn die heiterſte Freude unſeren Kreis verſchönt. Und wie traulich, wie liebevoll ſie iſt, du glaubſt es kaum. Mukk, welche Tage erwarten mich?" — —

Der las den Brief mit inniger Freude. Aber am Ende warf er ihn doch ärgerlich auf den Tiſch. Er überdachte ſeines Freundes Lage, und fürchtete für ihn. Das warme Herz liebt, ſagte er zu ſich ſelbſt, liebt mit aller Kraft einer reinen, tiefen Empfindung. Wenn er nun erwachte, bitter getäuſcht? Wenn nun der alte Herr, der doch ein Kaufmann, ein Profit- und Geldmännchen iſt und zweifelsohne bleiben wird — am Ende die Liebe ſieht und den armen Teufel ſchaßt? — Dann — iſt er ärmer und elender als je, und was ihm ein Glück dünkte, war nun ein Abgrund des Elends für ihn!

Er antwortete:

„Wenn der Himmel voll Geigen hängt, ſummt's und brummt's in allen Ecken und Winkeln, und der ehrliche Verſtand, dem die Ohren zu gellen anfangen, ſchnürt ſein Bündel und geht los und läßt das Herz allein, das mitunter die dummſten Streiche und halsbrechende Capriolen macht! Sei nicht unwirrſch, Traugott, über den geharniſchten Prologus. Wie ich mich freue über die günſtige Wendung Deines Geſchicks, ich brauche Dir's nicht erſt zu ſagen, Du kennſt ja mein Herz. Aber mir bangt! Freund, ich beſchwöre dich, halt ihn feſt, den ehrlichen, nüchternen Burſchen, er führt Dich, ich glaube es ſicher, auf glücklichere Pfade, als jetzt Dein aufgeregtes Herz. Bedenke doch, daß, bei aller Herzlichkeit der Behandlung, bei aller Achtung, die Dir widerfährt, dennoch ſtets ein untergeordnetes Verhältniß, ein dienendes, das Deine iſt. Und du erhebſt kühn Dein Auge zu der Tochter des Millionärs. Weißt Du, was das heißt? Es heißt, wie Ikarus weiland zur Sonne fliegen wollen, und herabſtürzen und den Hals brechen. Mein Wort ſcheint Dir rauh, es wird vielleicht Dein Gefühl verletzen — aber noch hat ſich die Leidenſchaft Deiner ſo nicht bemeiſtert, daß Du nicht fähig wäreſt, ein verſtändiges Wort zu hören und zu kapiren. Halt es in den Schranken, Dein Gefühl, theurer Freund, und bedenke, was zu Deinem Frieden dient! Amen. — Dein Nothſtall iſt zu einem Luſthauſe werden — das Luſthaus meiner Armuth zu einem Nothſtalle. Mein Bürgermeiſter ſticht, wie ein Muskito, und iſt nicht abzuwehren, wie eine rachgierige Bremſe. In Deiner Herrlichkeit ſcheinſt Du Deines Freundes Lage ganz vergeſſen zu haben, ſonſt würdeſt Du geſagt haben, zieh' in das warme Neſt, das ich verlaſſen habe, Muff! Ich will's thun — und ehe dreimal das Morgenroth des Himmels jungfräuliche Wange ſchminkt, bin ich in X.... in Deinem Neſte, und fahre fort, Trübſal auf Noten zu blaſen, wo Du aufgehört. Dann ſind wir einander näher, und die zwei Meilen überſpringe ich leicht. Ehe Du Dich's verſiehſt, wird Muff in ſeinem leberbraunen Bratenröcklein vor Dir ſtehen und Dir die Hand ſchütteln.“ —

Muff hatte ſich verrechnet — der Himmel machte einen Strich durch des Bürgermeiſters Rechnung, und er ſtarb, und alle Weinſchenken des Städtleins gingen ihm zu Grabe. Er blieb, wo er war, und fühlte ſich glücklich, daß die liebgewordene Gewohnheit nicht von ihm entfernt wurde. Nun war ihm ſein Dachkämmerlein noch einmal ſo theuer, das er aufgegeben mit Schmerzen, und wiedergefunden mit Freuden. Aber das, was der Eingang ſeines Briefes und deſſen erſter Theil beabſichtigte, gelang deſto beſſer. Zwar verletzte er des Freundes weiches, jetzt ſo ſehr empfindliches Herz tief, alſo daß ein tiefes Weh in Adami's Bruſt einzog. Zwar riß ihn Muff heraus aus ſeinem Himmel, der ihn beſeligte, und ſchleuderte ihn mit rauher Hand hinab, tief hinab in den Koth eines miſerablen, mit den ehernen Feſſeln einer ſtarren Convenienz belaſteten Lebens — aber Adami's Verſtand ſah doch zu klar, als daß er hätte die gute, ja die liebevolle Abſicht ſeines Freundes verkennen können. Mit Thränen im Auge dankte er ihm.

Wirklich fand Adami ſo viel einfache, ungeſchminkte Wahrheit in dem, was Muff ſchrieb, daß er ernſtlich zu überlegen anfing, und von nun an ſich Gewalt anthat. Aber welch eine Mühe koſtete es ihn! So mußte der größte Reiz ſeines Lebens welken, und ſeine Freude mit.

Ein inneres Leiden ſprach ſich deutlich genug in ſeinem Geſicht aus. Amalie hatte das veränderte Benehmen des Jünglings mit Schmerz beobachtet. Sie liebte ihn mit aller Kraft einer engelreinen, weiblichen Seele, ſeit ſie ihn zum erſten Male geſehen. Hochbeglückt fühlte ſie ſich, als er nun von der Hand des Himmels in ihren Familienkreis geführt wurde. Das fromme Mädchen ſah darin die Billigung ihrer Liebe. Und er war ja auch noch der Alte. Aus ſeinem erſten Blicke ſprach ja ſeine Liebe, und die Folgezeit ließ ihr keinen Zweifel gegen die ſie beglückende Wahrheit aufkommen. Sie ſah im Geiſt eine ſchöne

Zukunft nahen, obgleich ihr unſchuldiges Herz nie mehr wünſchte, als jetzt der Himmel ihr verliehen. Da änderte ſich plötzlich Adami's Weſen. Eine ſcheue Ehrerbietung trat an die Stelle ſeiner Zutraulichkeit. Das Familienverhältniß, das ſie in ihm einen geliebten Bruder ſehen ließ, war zerriſſen, und das Dienſtverhältniß trat in Adami's Weſen ſichtbar und ſcharf hervor.

Sie ſah ihn oft mit fragendem, zweifelndem, wehmüthigem Blick an. Er ſchlug dann das Auge nieder und ging hinweg, und es wollte ihr manchmal ſcheinen, als nehme ſie an ſeinen Augen Spuren vergoſſ'ner Thränen wahr. Das ſtille Leiden des Liebenden rührte ſie tief, und doch konnte ſie keinen Grund dafür finden, ſie mochte ſinnen, wie ſie wollte. Ihr und ihres Vaters Benehmen blieb ſich gleich; ja man konnte es deutlich wahrnehmen, wie der alte Mann ihn täglich lieber gewann — denn ſeine Pflichten erfüllte er mit einem heiligen Eifer, mit muſterhafter Treue.

Arnoldi bemerkte endlich ſelbſt das veränderte Verhältniß. Amalien's Wangen bleichten, und Adami ſchlich betrübt umher, und eine Oede war in ſeinem Haus. Er forſchte, beobachtete, und errieth die Quelle.

Da ereignete ſich Etwas, was ſonſt wenig zu ändern pflegt. Arnoldi kündigte die Ankunft eines lieben Schweſterſohnes an, der forthin bei ihm arbeiten und einſt, wenn er in die Tage träte, von denen man vorzugsweiſe zu ſagen pflege: „ſie gefallen mir nicht!“ — für Rudolph das Geſchäft leiten ſollte. — Dieſe Nachricht, mit ſcheinbarer Gleichgiltigkeit gegeben, wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf Adami. Das iſt Amalien's beſtimmter Gatte, dachte er, und er fühlte, wie eine Todtenbläſſe ſein Geſicht entfärbte.

Nach kurzer Zeit erſchien der junge Richter, ein ſchöner, beſcheidener, liebenswürdiger, junger Mann, der mit allen Zeichen herzlicher Liebe aufgenommen wurde, und mit Amalien ſich unterhielt, wie der Bruder mit der Schweſter. Das verwandtſchaftliche Du berechtigte ihn zu Vertraulichkeiten, die jedoch ſtets in den Grenzen des vollkommenſten Wohlſtandes blieben. Richter, ebenfalls ein Verehrer der Muſik, ſchloß ſich recht feſt an Adami an.

Er ſang einen trefflichen Baß. Nun war ihr Terzett voll, und eine neue, ſchöne Unterhaltung blühte auf, die nur für Adami etwas ſehr bitteres hatte. Mehrere Wochen vergingen ſo. Richter's Verhältniß zu Amalien blieb ſich gleich. Nur Adami's aufgeregtes, ja in ſich zerriſſenes Gemüth ſah eine wachſende Zuneigung des Jünglings zu Amalien. In dem Maaß aber, wie Adami's Trübſinn zunahm, wurde Amalie liebevoller gegen ihn, ſoweit ihr jungfräuliches Gefühl es zuließ. Adami nahm es mit wehmüthiger Freude wahr. Arnoldi war auch ernſt und nachdenkend. Adami ſah darin bitteren Unwillen gegen ſich, weil er das Herz der Tochter von dem Neffen entfernte, die zu verbinden, Arnoldi's Abſicht zu ſein ſchien.

In dieſer zerriſſenen Stimmung ſeines Innern ſchrieb er an Muff:

„O wie haſt Du ſo wahr geredet, Muff! Es iſt Alles eingetroffen, wie Du es voraus ſah'ſt. Ich bin unglücklich, denn ich bin der, der unſchuldig hier im Hauſe das Unkraut unter den Waizen väterlicher Abſichten ſtreut.

„Ich habe Dir ja gefolgt, Muff, ich habe die unendliche Liebe zu Amalien tief in den Hintergrund meines Herzens gedrängt. Ach, wie iſt es mir ſo ſchwer geworden, und wie bitter iſt ſeitdem der Kelch, den ich trinke! Amalie liebt mich, daran iſt nicht zu zweifeln. Ihre Wangen bleichen, denn ſie ſieht mein Ringen und Kämpfen, und ahnet, daß mein Herz unterliegen wird, und das untergräbt ſichtlich den Frieden ihrer Seele. Ich Unglücklicher! Mußte ich denn dem Herzen, das mich liebt, Elend geben! — Arnoldi ſcheint zu ahnen, was vorgeht, allein er bleibt ſich unverändert gleich. Nur bisweilen ruht ſein Blick mit ſeltſamem Ausdruck auf mir. Und in dieſer traurigen Stimmung muß ich nun ſingen mit ihr, und immer tiefer den Pfeil in das arme Herz drücken, der es zerreißt. Nun iſt mir aber endlich Alles klar geworden, was Arnoldi's Herz bewegt. Er bemitleidet mich, das unterliegt keinem Zweifel, denn Amalien's Hand gehört einem Neffen, Namens Richter, der ſeit einigen Monaten hier iſt. Der alte Mann reicht und drückt mir wohl noch wie ſonſt die Hand, vielleicht auch noch herzlicher als ſonſt, und überhäuft mich mit Geſchenken — ach, das Schönſte, Beſte kann er mir Armen nicht geben! Er fragt mich nicht, was mir ſei? er läßt mich meinen ſtillen Gang gehen. Richter ſchloß ſich freundſchaftlich an mich an. Aber ich mußte einen innern Widerwillen niederkämpfen, ehe ich ſeine Geſinnung erwiedern konnte, und ganz kann ich es doch nie. Ich bin der Friedeſtörer hier im Haus. Ich verbittere den edelſten Menſchen die Freuden ihres Lebens. Was ſoll ich länger hier? Soll die Noth größer werden? — Nein — mein Entſchluß ſteht feſt! Und wenn mein Herz bricht — was iſt's denn weiter? Beglücken kann ich ja doch Niemanden — mein Schickſal will es ſo — ſo will ich denn auch nicht länger unglücklich machen. Aber wohin? fragſt Du, Freund! Wohin anders, als an Deine Bruſt, und da ausweinen meinen Schmerz, und mit Dir dieſen Welttheil verlaſſen, und nach Amerikas freiem, geſegnetem Boden auswandern! Gewiß, Du ſtimmſt mit ein! Auch Du ſtehſt ja allein auf der weiten Erde, und Dein edles Herz erkannte nur ich. So komm denn, wir wollen hin über das Weltmeer. Ach, wie wird's mir ſein ohne Amalien? Und doch muß es ſo ſein! Alles könnte ich ſein, nur nicht undankbar gegen den edlen Arnoldi. Ich erwarte keine Antwort von Dir, Freund! Ich komme. In der Stille des Abends verlaſſe ich dieſes theure Haus, bete noch einmal für ſie — und ſcheide dann. Bitte Du Gott, daß es mir nicht zu ſchwer werde!"

Dieſer Brief ſetzte Mukk gar nicht in Erſtaunen, ob er ihn gleich ſehr betrübte. Er hatte ja ſo Etwas vorausgeſehen. Er überlegte die Sache reiflich, ging auf und ab und blies dicke Rauchwolken in die Luft. Dann ſetzte er ſich in ſeinen Knurrwinkel an den Ofen, und erwog Alles, las mehrmals den Brief Adami's. „Sollteſt du dich täuſchen?" fragte er plötzlich ſich ſelbſt. „Sollte Arnoldi vielleicht die Abſicht haben, dich dennoch zu beglücken? Er iſt ein edler Menſch."

Wie ein Lichtſtrahl in die Finſterniß fällt, ſo wirkte dieſe

Vermuthung auf ihn. Er wollte ſogleich an Adami ſchreiben — aber der Brief erreichte ihn ja nicht mehr. Wahrſcheinlich war er unter Wegs zu ihm. Da blitzte ein Entſchluß in ihm auf. Freudig ſprang er vom Stuhl empor, warf ſein Magiſterkäppchen in die Höhe und rief: „Victoria!“ Schnell ließ er ſeinen Hausphiliſter, wie er ihn noch burſchikos nannte, kommen. Der Alte, ein wackerer Schreinermeiſter, der auf ſeinen Miethmann viel hielt, weil er oft ſchon ſein Brod mit dem Nahrungsloſen getheilt, und ihn liebte, trotz ſeiner ſeltſamen Art, ſeinen Poſſen und Streichen, trat herein.

„Hört, Alter!“ ſagte er, „ich fliege aus. Wohin? das rührt Euch nicht. Wahrſcheinlich bleibe ich etwa acht Tage aus. In der Zwiſchenzeit wird ein Mann ankommen, der ſo und ſo ausſieht, Adami heißt, und nach mir fragen wird. Ihr nehmt ihn freundlich auf, führt ihn in meine Stube, und gebt ihm dieſe Zeilen. Darauf wird er mir nichts, dir nichts Beſitz von der [illegible]ube nehmen. Ihr werdet gefällig gegen ihn ſein, und damit [illegible]a! Wie geſagt, in acht Tagen komme ich wieder!“

Der alte Mann ſah ihn kurios an, dachte bei ſich: „Was [illegible] denn das wieder abſetzen?“ — verſprach Alles, und Mukk [illegible] ſeinen lederbraunen Bratenrock an, nahm Hut und Stock, [illegible] wanderte, die Worte ſingend:

„Bemooſter Burſche zieh' ich aus — Ade!“

[illegible] dannen. Die Zeilen, die er an Adami geſchrieben, lauteten alſo:

„Der Herr Magiſter Mukk, gebenedeiten Andenkens, hat mir, ſothanem Brieflein nämlich, den Auftrag ertheilt, den Herrn Erzhofmeiſter Adami geziemendſt zu becomplimentiren, was ich hiermit, vermittelſt eines Kratzfußes, gethan haben will! Sein Auftrag lautet ferner: genannten Herrn höflichſt zu erſuchen, ſich's hier ſelbſt kommode zu machen, und zu thun, als ob er zu Hauſe ſei; ferner, daß Herr Mukk nicht da, dürfe den Herrn nicht derangiren, ſintemal er nothwendigerweiſe nach H....... gemußt, dort dem Buchhändler Pfiffikus eine Ueberſetzung des alten Poſſenmachers Ariſtophanes zu einem erklecklichen Honorar zu verhandeln, damit das Reiſegeld nach Amerika nicht fehle; ferner möge Herr Erheſmeiſter Adami die Güte haben, derweile ſich ſelbſt zu unterhalten, bis Herr Muff fideliter wieder in ſein Kämmerlein einziehe, was binnen acht Tagen beſtimmt der Fall ſein wird.“ —

Muff zog heiter ſeine Straße. Eins nur quälte ihn, der Gedanke, dem Freunde zu begegnen. Und wie er erwartet hatte, geſchah es. In einem Städtchen, wo er ſich ausruhte, ſah er ihn draußen vorüberziehen in Eile. Wie drängte es ihn, den theuren Freund ans Herz zu drücken — und doch mußte er ſich beherrſchen, und die Freude des Wiederſehens nur auf einen kurzen Augenblick und verſtohlen genießen. So froh auch Muff war, ihn wieder zu erblicken, ſo ſehr erſchrak er über das bleiche, abgehärmte Ausſehen des Freundes.

Es war an einem Sonntage, juſt nach dem Gottesdienſt, als ein Mann in einem leberbraunen Röcklein in Arnoldi’s Haus trat. Es war ein hoher, ſtattlicher Mann, deſſen ſtolzer Gang gar ſehr mit ſeinem ärmlichen, obwohl reinlichen Anzuge contraſtirte. Die hohe ernſte Stirne verhielt ſich ſeltſam zu dem heitern, ſatyriſchen Blick und dem muthwilligen Lächeln, zu dem ſich oft der Mund verzog. Es war Muff.

Er wurde gemeldet.

„Was will der kuriose Patron?“ fragte Arnoldi ſich ſelbſt, als Muff mit dem feinen Anſtand eines Weltmannes, ernſt und feſt ihn ins Auge faſſend, hereintrat.

„Ich wünſchte, den Herrn Candidaten Adami zu ſprechen,“ ſagte er.

Arnoldi entfärbte ſich. „Sie ſind vielleicht ein Bekannter des jungen Mannes?“

„Ich darf mit Stolz ſagen, ſein einziger Freund!“

„Da thun Sie offenbar dem Guten zu viel,“ entgegnete Arnoldi, „denn ich rechnete mich zu den treueſten, wohlmeinendſten Freunden Adami’s.“

„So wären wir nahe verwandt! edler Mann,“ ſprach Muff, und eine innige Freude ſtrahlte aus ſeinem lebhaften Auge; „ich darf dann frei und offen zu Ihnen reden. Ich heiße Muff —“

„Mukk?“ rief Arnoldi, „ja, dann kenne ich Sie, ſeltſamer Menſch, und dieſer Brief iſt von Ihrer Hand?“ —

„Das iſt er, Herr,“ erwiederte feſt Mukk, „und hätte ich Sie gekannt, wie ich Sie jetzt beurtheile, ich würde Sie wahrlich kein Geld- und Proſitmännchen genannt haben. Aber wie kommen Sie zu dem Brief?“

„Adami hat ihn in der Eile verloren, und trügt mich meine Ahnung nicht, ſo hat dieſer Brief einen bedeutenden Antheil an einer unüberlegten, uns Alle betrübenden Handlung ihres Freundes, der mir noch halb ein Räthſel iſt.“ —

„Das glaube ich auch,“ ſagte Mukk lakoniſch.

„Und das können Sie ſo mir nichts, dir nichts ſagen?“ rief faſt ärgerlich Arnoldi.

„Freilich, weil ich Ihnen hier einige Briefe geben will, die Ihnen über Adami's Handlung die Augen öffnen, und die Geldſtufe ſeines Innern erkennen laſſen ſollen.“

Er reichte ihm die Briefe. Arnoldi nahm ſie, und warf einen erwartungsvollen Blick auf Mukk. Der aber trat ans Fenſter und blickte hinaus, und ſein Auge erhob ſich zum Himmel, und ſein Herz betete: „O Herr, hilf, o Herr, laß wohlgelingen! Amen.“

Arnoldi las lange und eifrig, als er den letzten Brief geleſen, wiſchte er eine Thräne vom Auge.

„Das ahnete ich,“ ſagte er. „Ich habe in ſeiner Seele geleſen. Ein Opfer wollte er mir bringen, der edle Menſch, und opferte ſein Herz, und wußte nicht, daß er auch Amalien's Herz opfern wollte. O hätte er geſehen in mein Inneres, er würde den Wunſch geleſen haben, ihn und Niemanden ſonſt zum Schwiegerſohne zu haben.“

Da ſprang Mukk herzu, und ergriff den Alten, und tanzte im Saale herum; dann ließ er ihn fahren, und ſprang wie beſeſſen, und jubelte und ſchrie.

Arnoldi rief: „Hat Sie die Tarantel geſtochen?“

„Nein, Herr, nein, aber die Welt iſt zu enge für meine Wonne! O Gott!“ rief er aus, wie wird ſich das enden!“

„Kommen Sie doch zur Vernunft, Menſch,“ ſagte Arnoldi. „Mir wird ja bange für Sie!“

„Machen Sie ſich kein Kopfbrechens,“ ſprach Mukk. „Ich bin bei vollem Verſtande; aber wenn ich mir das traurige Geſicht denke, wie's nun nach ſchweren Kämpfen lächeln wird in Seligkeit, dann weiß ich ja nicht, wie ich meinem Herzen Luft machen ſoll!“

„Setzen Sie ſich denn doch zu mir, und ſagen Sie mir, wo iſt denn Adami?“

„Ei, daheim ſitzt er in meinem Knurrwinkel und kaut an den Nägeln, oder ſetzt mit ſeinen Thränen mein Dachſtübchen unter Waſſer. Er macht Pläne, Herr, nach Amerika auszuwandern.“

„Lieber Herr Mukk, reden Sie denn doch nur einmal verſtändig! Wie denken Sie denn, daß wir ihn wieder bekommen?“

„Dafür laſſen Sie mich nur ſorgen. Ein wenig muß ich ihn noch narren, ehe er ſeine Himmelfahrt hält. Laſſen Sie mich machen. Bereiten Sie Alles hier zu. Ich bringe ihn hier, ohne daß er's weiß.“

Arnoldi konnte aus dem luſtigen Kautze nichts herausbringen. Er wußte nicht, was er thun wollte. *Sein* Plan war es geweſen, Amalien mit Adami zu verbinden. Sein Geburtstag ſollte nur noch abgewartet werden. Er liebte Adami mit voller Seele. Er ſah es ein, nur durch Adami könne die geliebte Tochter beglückt werden. Er hatte ſich ein Freudenfeſt für ſein Vaterherz bereiten wollen — da machte Adami den fatalen Streich.

Er erzählte das Alles dem ruhiger gewordenen Mukk, der ſeine Hand faſt zerdrückte. Dagegen erzählte ihm *der* denn ſeinen Plan, hierher auf Kundſchaft zu gehen.

Der Alte erkannte bald das edle Herz Mukk's. Trotz ſeiner ſeltſamen Poſſen und Ideen gewann er ihn lieb.

„Sie ſollen Amalien ſehen, und ihr ſelbſt dieſe Briefe geben!“ ſagte Arnoldi und rief nach ihr.

Da trat denn das ſchöne bleiche Mädchen mit den verweinten Augen herein. Sie erſchrak beim Anblicke Mukk's.

„Adami's Buſenfreund Mukk,“ ſtellte ihn der Alte vor, „der uns Nachrichten von ihm bringt.“

Da flog eine leiſe Röthe über die bleiche Wange.

Zitternd nahm ſie die Briefe und ging.

Der Vater folgte ihr bald nach und ſagte ihr ſeinen Plan. O wie lebte ſie jetzt aufs Neue auf. Sie ſank an des Vaters Bruſt. „Amalie,“ ſagte der Vater, „dein Glück iſt ja nur das Ziel meiner Wünſche und Beſtrebungen. Adami iſt edel — ſei glücklich!“ —

Hier legt der Erzähler die Feder nieder und läßt jedes Herz ſich ſelbſt die Scene ausmalen, und nachfühlen die Seligkeit, die mit der jungen Hoffnung Amalien's Bruſt durchſtrömte.

Noch nicht volle acht Tage ſpäter rollte ein ſchöner Wagen dem Thore von Mukk's Wohnorte zu, hielt an, dieſer ſtieg heraus, hing ſein Bündel auf den Rücken und wanderte frohen Muthes ſeiner Wohnung zu.

Dort ſaß Adami in ſchwermüthigen Träumereien, doch um Vieles ruhiger und männlich gefaßter, als vor acht Tagen, da er Arnoldi's Haus verlaſſen. Es war vorüber für dieſe Welt, das ſchöne Glück. Was konnte er noch wünſchen? Nur fern von der Gegend, wo ihr Athem wehte, konnte völlige Ruhe ihm wiederkehren, wenn ſie je wieder kam. Da trat denn Mukk herein, und der Freund flog an ſeine Bruſt.

Sie hatten ſich lange nicht geſehen. Wie innig umfingen ſie ſich! Adami's ſtiller Schmerz brach ſeine Feſſeln, Thränen entſtürzten ſeinem Blicke.

Mukk wollte es faſt das Herz abdrücken, und er fluchte im Stillen über das Wort, das er an Arnoldi gegeben, und über den Vorſatz, den er ſelbſt gefaßt, den Freund zu überraſchen auf dem Gut Arnoldi's N . . . .

„Sei ein Mann,“ brummte er, noch ärgerlich über ſich ſelbſt, „und laß das Weinen über eine Weiberlarve. Du haſt edel gehandelt, und man wird wohl dein Andenken ſegnen, das ſei dein Troſt. Das Schickſal legt einmal das Ei unſeres Glückes überall neben das Neſt. Soll man ſich darüber zu Tode grämen? Nein, ſage ich, man muß größer ſein, als das Schickſal, und lachen, wenn es narrt oder eine ſaure Miene zieht. Komm, laß uns von Amerika reden! Haſt du Reiſegeld?“

Adami nickte. „Ich auch,“ ſagte Mukk. „Ich habe meinen Ariſtophanes paſſabel verkauft. Nun wollen wir ſchnell abmachen, den Staub von den Füßen ſchütteln und einen Spaziergang nach Philadelphia machen, wie Seume nach Syrakus.“

Adami nickte ſchmerzlich lächelnd.

„Kannſt du dir denken, Adami, daß ich entſetzlich großmüthig und freigebig geworden bin? Alles, was ich hier habe, vermache ich meinem Philiſter, und nehme nur Wäſche und derlei Utenſilien mit; das iſt bald gepackt. Ich denke, übermorgen reiſen wir ab?“ —

Adami ſtimmte in Alles ein. Er ließ Mukk mit ſich machen, was er wollte. So weh' ihm auch Adami's Schmerz that, ſo kehrte doch bald Mukk's alte Heiterkeit zurück.

Am Tage der Abreiſe ſtellte Mukk ſich krank.

„Herr Adami,“ ſagte er, „ich kann nicht gehen, wir müſſen einen Wagen nehmen!“

„So warte deine Geneſung ab, und laß uns dann erſt ziehen.“

„Nein,“ rief Mukk, „was einmal beſtimmt iſt, muß bleiben. Die Conſequenz iſt eine gar ſchöne Sache. Sei ohne Sorge, Freund Hein mag mich noch nicht. Ich muß erſt die Amerikaner noch ein wenig foppen.“

Der Wagen wurde beſtellt, und ſo fuhren denn die Freunde ab in der Richtung nach X., wo Adami von dem wackeren Schmuel Oppenheimer wollte Abſchied nehmen.

Unvermerkt lenkte aber der Poſtillon vom Wege nach X. ab, und nahm die bezeichnete Richtung nach dem Landgute Arnoldi's. Da Mukk über Zahnweh klagte, mußte der Wagen geſchloſſen werden. Und ſo fuhren ſie dann in die Welt hinein, ohne daß ſie die Gegend ſahen, durch die ſie kamen. Mukk war ungemein luſtig trotz ſeiner Zähne Pein. Er machte tauſend Poſſen und Witze, und ſelbſt Adami, dem es war, als ſchlöſſe jetzt das Leben ſeine Thore hinter ihm, mußte manchmal lächeln.

Am dritten Reiſetage kamen ſie Abends ſpät nach N........., dem Gut Arnoldi's.

An dem Herrnhauſe, das jetzt den Namen eines Wirthshauſes erhalten hatte, ſtiegen ſie aus, und begaben ſich ſogleich in die bereiteten Zimmer. Mukk war ſehr krank, auch am andern Morgen noch. Er kleidete ſich zwar an, allein er legte ſich auf's Bett und erklärte, er könne durchaus nicht weiter. Adami wich nicht von dem Bette. Wagen kamen an, es gab ein gewaltiges Trippeln und Trappeln im Hauſe.

„Das Gaſthaus ſcheint Ruf zu haben,“ ſagte Mukk; „doch wollte ich, daß ich Ruhe hätte.“ Nun ging's gar neben ihrem Zimmer bunt durcheinander. Die Fremden hatten jedoch die Rückſicht gegen den Kranken, nur zu flüſtern. Der mußte oft den Kopf ins Kiſſen drücken, um — ſeinen Schmerz — nein, ſeine Freude zu verbergen. Endlich ſprang er auf.

„Der Lärm wird mir zu arg!“ rief er ſich wüthend geberdend, und faßte Adami beim Arm, riß die Thür auf und ſchob ihn vor ſich in den Saal. —

Da ſtand Amalie im bräutlichen Schmucke, das Myrthenkränzchen im Haar; an ihrer Seite Richter, feſtlich gekleidet, Arnoldi und mehrere Freunde mit dem Prediger im Ornat.

Adami erbleichte, zitterte.

„Nun ſo ſchieb dich doch!“ rief Mukk und zerrte ihn zu Amalien. „Weg da, Herr,“ rief er Richtern zu und ſchob ihn an Amalien's Seite. „Herr Prediger, thun Sie, was Ihres Amts iſt!“

Adami ſchien ohne Leben zu ſein.

Da trat Arnoldi herzu, und legte ſeine Hand in die Amalien's und ſprach: „Gott ſegne Euch!“ Und die Thränen rollten aus ſeinen Augen.

„Willſt du das herrliche Mädchen nicht, du grundtoller Emigrant, ſo geh' ins Teufels Namen nach Amerika, und ich freie um ſie!“ rief Mukk.

Da ſank Adami in Amalien's Arme. Aber er mußte ſich auf das Sopha ſetzen, um zu ſich ſelbſt zu kommen. Langſam erwachte er zum freudigen Bewußtſein.

„Iſt's denn kein Traum?" fragte er Amalien, an deren Herzen er lag.

„Traum? Narr, du meinſt, weil mein Zahnweh einer war, ſo müſſe Alles ein Traum ſein!" rief Mukk. „Herr Prediger, ich bitte Sie, machen Sie fort, ſonſt wird mir der Menſch noch zum kompletten Narren."

Arnoldi ſelbſt drang darauf, und ſo wurde denn das glückliche Paar getraut, und das Glück kehrte in Adami's Bruſt ein.

Ein frohes Mahl vereinte ſie jetzt. Und als ſie am Tiſche ſaßen, öffnete ſich die Thüre und Schmuel Oppenheimer trat herein, bewillkommt von Allen wie ein Freund, umarmt von Adami.

Der ehrliche Jude weinte vor Freude. Er mußte neben Adami ſitzen. Nun wechſelten ſie die fröhlichen Reden, und Alles klärte ſich auf.

„Gehſt du nun noch einmal durch?" fragte Mukk.

„Das läßt er bleiben," antwortete Arnoldi, „denn Amalien's Arme halten ihn feſt."

Zum Nachtiſch überreichte Arnoldi den Neuvermählten ein Papier. — Es enthielt die Schenkung des Guts. Mukk mußte verſprechen, ſein Leben bei ihnen zuzubringen. Schmuel wurde reich beſchenkt, daß er ſeinen Trödel mit einem beſſeren Handel vertauſchen konnte.

Und als nun Alle in der höchſten Freude beiſammen ſaßen, fragte Mukk:

„Sagt, Freunde, wäre die Geſchichte Adami's und ſeiner Liebe wohl ein Stoff zu einer paſſablen Erzählung?" „Ja freilich!" lachten Alle. „Allein welchen Titel gäben wir ihr?" fragte Richter.

„Alle Ingredienzien ſind da: Armuth und Reichthum, ein edler Vater und ein verliebtes Pärchen, ein Poſſenreißer (ich, mit Verlaub) und ein wackerer Jude et caetera, Ueberraſchungen und dergleichen; nur der Titel fehlt. — Nein!" rief darauf Mukk, jeder Titel wäre zu alltäglich — darum gar keiner und damit Lied am Ende!"

Der phyſiognomiſche Bock.

Ein Fragment aus M. Muff's Antibiographie.

Es gibt Leute in der Welt, die die Ruhe ſo wenig vertragen können und das gute Leben (wie man zu ſagen pflegt), als Andere das Eſſen ihres Stücklein Brods im Schweiße ihres Angeſichts, oder die bittere Koſt der Armuth. Sintemalen es nun nicht zu meinen Mucken gehört, hinter dem Berge zu halten, ſo ſei es vorderſamſt ehrlich geſtanden, daß ich einer dieſer — Menſchen bin (die epikuräiſchen Philiſter würden ein anderes Wort einſchieben, das näſelnd anhebt und ſchnarrend aufhört). Mich hatte es nie gelüſtet nach den Fleiſchtöpfen Aegypti, mir war mein Stüblein das Land, wo Milch und Honig fließt, und wenn ich einen Poſſen trieb, die Leute neckte, oder an meinem Special, dem alten Poſſenmacher Ariſtophanes ſaß (mit deſſen Ueberſetzung es juſt keine Narrheit war), oder mit einer Thräne im Auge lächelnd meines Adami's Briefe las — dann vergaß ich, daß ich ein Stiefſohn des Glücks, ein Hapaxlegomenon in der Welt ſei, der keine blutverwandte Seele habe, und war bei dem kargen Mahle, das mir Koch Schmalhanns bereitet, überaus fidel und glücklich. — Aber wie das ſo zu gehen pflegt, mit den meiſten meiner Poſſen hatte ich mir ſelbſt die tollſten Poſſen geſpielt — bis endlich das Geſchick mir einmal lächelte, und meinen Adami aus dem Hofmeiſter zum Herrn Sohn und mich zum Hofmeiſter des Herrn Arnoldi machte; jetzt kam das gute Leben mit Haufen, und zuletzt machte die Sorgloſigkeit mir viel Sorgen. —

Etwas muß der Menſch außer ſeinem Berufe mit Luſt treiben. Ich ließ Adami Blumen pflanzen und Liebeln und ſtudirte Hegel's Philoſophie. Mit der ging's mir aber juſt, wie ſo vielen meiner philoſophiſchen Zeitgenoſſen, die ſich über die geſunde Vernunft hinaus zu Narren philoſophiren. Es war Zeit, daß Adami mich zurück brachte. Wie's nun aber in der Welt geht, ich war nun einmal in ſpeculativen Banden, und ſo leicht kam ich nicht wieder heraus.

Lavater's phyſiognomiſche Fragmente fielen mir in die Hand, und ſie wurden nun das Steckenpferd, das ich ritt. Ich wurde Phyſiognom und practicirte nun in dieſem Fache mit ganzer Seele.

Bekanntlich iſt aber auf einem Dörflein, wie Adami's Landgut, wo ich mit meinem Zögling den Sommer verlebt, nicht viel auf dem Felde dieſer Wiſſenſchaft zu ernten. Der Winter kam, ich zog in die Stadt zu Vater Arnoldi. Da ging's jedoch auch nicht nach Wunſch. Der Frühling nahete und ich fühlte, daß ich eine Reiſe machen müſſe, um meine phyſiognomiſche Meiſterſchaft, zu der ich's gebracht, immer mehr und mehr zu bewähren.

Einſt ſaß ich bei meinem Zögling in studiis, da öffnete ſich die Thüre, und mit ſeltſamer Miene, in der ich alſobald las, daß eine wichtige Sache die Seele beſchäftige, trat Arnoldi herein.

„Setzen Sie ſich einmal her zu mir, lieber Mukk, ich habe ein kleines Examen mit Ihnen zu halten.“

Ich ſchob meinen Stuhl herzu und wartete ungeduldig, bis die erſte Frage käme, die mir Licht über die konfuſe Idee des alten Herrn geben könnte.

„Wie hieß doch Ihr Vater?“

„Bartholomäus Iſaak Mukk.“

„Und war?“

„Pachter zu Friedewalde, Oekonom, das heißt ein armer Teufel.“

„Thut nichts zur Sache; wie hieß Ihre Mutter?“

„Marie Frank.“

„Von?“

„Zittau.“

„Richtig, lieber Mukk.“

„Aber wenn Sie das ſo gut wiſſen, als ich, lieber Herr Arnoldi, dann begreife ich nicht —“

„Ich recht gut. Haben Sie nur Geduld. Haben Sie die Tauf- und Todesſcheine Ihrer Eltern?“

„Ja wohl.“

„Die holen Sie mir ſchnell!“

Ich ging, und gab ihm dann die Papiere.

„Vortrefflich!“ rief er. „Hatten Sie auch Geſchwiſter?“

„Keine.“

„Aber ich bitte, ſagen Sie mir doch, warum Sie ſo fragen?“

„Wiſſen Sie, lieber Mukk, wie die Kinder ſagen, wenn man ſie fragt, warum ſie das oder jenes thäten?“

„Und?“

„Darum!“ antwortete er und rannte zur Thüre hinaus und lachte.

Bei dem rappelt's, dachte ich, und ſetzte mich ärgerlich an den Tiſch, wo der Junge ſich am Virgil zerarbeitete; doch es ging nicht, ich mußte immer an den Alten denken und erforſchen, was er gewollt.

So oft ich ihn auch fragte — er ſtand mir nicht Rede, und ſo ließ ich's am Ende und ſchwieg.

Nach ungefähr vierzehn Tagen ſaßen wir gerade am Frühſtück, als der Auslaufer dem alten Herrn die Briefe und Zeitungen brachte. Einen dicken Brief mit dem Poſtzeichen „Hamburg“ erbrach er ſchnell, las ihn mit lächelnder Miene, ſteckte ihn ein, und fuhr nun mechaniſch in dieſem Geſchäfte fort, dann ließ er den Buchhalter rufen, übergab ihm die meiſten der Briefe mit kurzen Bemerkungen, und wandte ſich dann zu mir mit den Worten:

„Iſt es wohl an dem, wie ich früher gehört, daß Sie durchaus keine Anverwandte mehr haben?“

„Keine Seele, ſoviel ich weiß, und dieſe Sachen kenne ich ziemlich.“

„Alſo gar Niemanden mehr?“

„Niemanden.“

„Sagen Sie aber, hat denn Ihre Mutter Niemanden mehr gehabt?“ —

Ich beſann mich. Ich hatte manchmal von einem Bruder gehört, den meine Mutter noch gehabt, der aber in früheren Jahren zum Teufel gelaufen, und von dem ſie nie mehr Etwas vernommen hatte. Das ſagte ich ihm.

„Hieß nicht der Bruder Bernhard? Und wollte nicht der Vater, daß er ſtudire, und darum lief er fort?“ —

„Richtig, Herr Arnoldi, doch ich erſtaune mit jedem Augenblick mehr über Ihre ſpecielle Kenntniß meiner Familienverhältniſſe.“

„Glaub's,“ erwiederte er, „allein ich weiß noch mehr. Der Oheim Bernhard iſt aus einem Taugenichts ein Taugeviel, aus einem Bettelbuben, als welcher er aus dem elterlichen Hauſe echappirt, ein grundreicher Handelsherr in Surinam geworden, kommt heim, ſucht ſeine Lieben, findet leere Neſter und fremde Geſichter, und ſucht nun Sie auf in allen Zeitungsblättern, Sie, als den eheleiblichen Sprößling Ihrer Mutter. — Na, na, gucken Sie mir nicht ſo konfuß in die Welt! — Da giebt's eine Erbſchaft, alle Wetter!“

So wenig mich ſonſt Etwas außer Faſſung bringen kann, ſo that's doch dieſe Mähr, die mir wie ein Mährchen aus Tauſend und Eine Nacht klang. Daher ich denn anfänglich den Kopf ſchüttelte und nicht recht wußte, was zu thun.

„Ungläubiger Thomas!“ rief Arnoldi aus, „ſo hören Sie denn, daß Sie glauben werden: Ich habe Ihre Papiere, die Sie mir vor vierzehn Tagen gaben, an den Oheim aus Surinam geſendet, Ihre Authentie und Integrität iſt anerkannt, und er verlangt Sie zu ſehen und zu ſprechen — da iſt der Brief an Sie. Leſen Sie ihn, und es wird wie Schuppen von Ihren Augen fallen.“ Er drückte einen Brief mit meiner Aufſchrift in meine Hand, und ließ mich allein. Mir war ſeltſam zu Muthe. O, es iſt doch ein ſchönes Gefühl, das die Bruſt bei der Gewißheit ſchwellt, nicht ganz allein in der weiten Welt daſtehen, eine Seele zu haben, die uns näher angehört! Als ich das ſo überdachte, wurde mein Auge feucht, meine Hände falteten ſich zum Dankgebet, und — dann erſt löſte ich das Siegel und las:

„Mein theuerer Neffe!

„Der, um den, trotz dem, daß er ein böſer Bube war, ein Vaterherz gewiß getrauert, ein treues Mutterauge geweint, und für den ein Schweſterherz gebetet — der iſt wiedergekommen in die Heimath, abzubitten all den Kummer und zu vergüten den Schmerz — den er gebracht über gute, ach, ſo edle Menſchen — ich — dein Oheim Bernhard, der Langverſchollene, von dem du wohl gehört aus der Großeltern Munde und von der ſanften Mutter — Böſes — aber auch Gutes gewiß; denn die Liebe verzeiht Alles! — Ja, Sohn meiner Schweſter, ich bin wiedergekommen mit dem Herzen voll Hoffnungen des Wiederſehens — und ich habe nur Gräber gefunden — eingeſunkene Gräber und keine Herzen mehr, die mir verzeihen konnten. O, wie thut das ſo weh! Und wo ich und wie ich geforſcht, ich fand Niemanden mehr von den Meinen. Das nur erfuhr ich, Armuth ſei das Loos meiner Schweſter geweſen und ein Sohn ſei übrig; aber wo, konnte man mir nicht ſagen. Arm alſo war ſie, meine Marie, o Gott! und ich war reich, ich hätte die Sorge von ihrem Herzen wälzen können, und blieb in der fremden Welt! Als ich das wußte, brannte es wie Feuer in meinem Herzen. Auch er, dachte ich, der Sohn meiner Marie, iſt vielleicht arm und darbt — und heftiger brannte es in mir und eine unbekannte Stimme rief: „Suche ihn!“ Wo ſollte ich Dich ſuchen? In alle Blätter ließ ich nun ſchon ſeit Dreivierteljahren die Aufforderung an Dich rücken — und doch blieb's ſtille, und ich dachte, er iſt auch todt. Da endlich, als ich ſchon wieder von Zittau nach Hamburg abgereiſt war, und mich eben mit tiefem Weh einſchiffen wollte, um nach Surinam zurückzukehren, da ſandte man mir von Zittau aus den Brief deines edlen Freundes Arnoldi nach, und zum erſten Mal, ſeit ich Europas fremdgewordene Küſte betrat, wurde mir's wohl ums Herz, und die Freude zog wieder ein. Wann werde ich Dich ſehen? Eile, wenn's Dir eine Freude macht, Menſchen glücklich zu machen! Eile! O, wenn nur ein Funke von Deiner Mutter unendlicher Liebe in Dir iſt, dann haſt Du nicht mehr Raſt noch Ruhe. Bis Bamberg komme ich Dir entgegen. Drei bis vier Wochen nach Oſtern erwarte ich Dich dort. Arnoldi wird Dir die anliegenden Wechſel zahlen. Eile, eile an das Herz Deines treuen Oheims!

B. Frank.“

Freudetrunken ſprang ich auf und ſang mit lauter Stimme: „Jeſu meine Freude!“ denn es war ein recht frommes Gefühl, was mein Herz durchdrang. Alſo war es wahr! Ich hatte noch Jemanden auf Erden! Und dieſer Oheim mußte ein ſanfter, guter Menſch ſein, wie meine ſelige Mutter, dem Briefe nach zu urtheilen. Arnoldi kam herein. Ich drückte ihn mit ſtürmiſchem Jubel ans Herz. „Junge!“ rief er aus, „haſt du mir nicht auch einſt einen Theuern zurückgegeben, den ich verloren hielt? Sieh' da, ich habe es wett gemacht, und Gott gebe, daß das Glück deines Lebens daraus hervorgehe! Aber nach Surinam gehſt du doch nicht? Sieh', Mukk, du biſt ja auch mein Sohn und mir lieb geworden. Darum freue ich mich nicht, daß du reich wirſt, denn ich hatte auch für dich geſorgt, du ſollteſt es aber erſt erfahren, wenn du einmal ein weibliches Weſen gefunden haben würdeſt, das dich beglücken könnte. Verſprich mir, daß du uns nicht verläßt!“

Er reichte mir die Hand dar. Stumm ſank ich an das Herz des edlen Mannes. Ich weinte, denn jetzt ſah ich ja, daß ich nicht allein in der Welt ſtand, auch ohne Blutsverwandte.

„Was wird Adami ſagen?“ fragte ich endlich.

„Der weiß Alles!“

„Und ſchwieg?“

„Weil er mußte. — Es hat ihm bald das Herz abgedrückt, aber — ich wollte mir die Freude nicht nehmen laſſen, dir ſo zu vergelten.“

Da drückte ich ihn noch einmal ans Herz und rief: „Nein, Euch theure Menſchen kann ich nie verlaſſen, und wenn man mir ganz Surinam böte!“

Wir beſprachen nun die Sache hin und her. Arnoldi brachte die Wechſel, die ich hatte auf dem Kanape liegen laſſen. Es war eine höchſt bedeutende Summe, mit der ich, gewohnt wie der ſelige Asmus zu reiſen, die halbe Welt hätte durchreiſen können. Welche Ausſicht eröffnete ſich vor mir. Ich konnte meine phyſiognomiſche Paſſion befriedigen, konnte den Wunſch des Herzens erfüllen, den lang genährten, die Rheingegend zu bereiſen, und fand am Ziele einen Oheim, der es ſo gut meinte, der gewiß das Ebenbild meiner Mutter war. Meine Phantaſie malte mir ihn nun als einen ſchönen Mann mit ſanften Zügen, ſonneverbrannt, ernſt, mild und — bald war das Bild fertig und ſtand vor mir. Anders konnte er nicht ausſehen. Dabei war er ein alter Junggeſelle — denn er hatte ja nichts von Familie geſchrieben. Der März war nahe. Ich flog zu meinem treuen Adami, blieb im Schooße ſeiner Familie einige Tage, und zog dann von dannen heiter und fröhlich — mit dem Verſprechen, meinen Oheim mit zurück zu bringen.

Freilich wohl hatte ich mehr Geld in der Taſche, als ich je zuſammen geſehen in meinem Leben — aber ich konnte mich doch nicht wohl von meiner Art zu reiſen losſagen — ich wanderte — mein Studiosränzel auf dem Rücken, durch das rheiniſche Paradies, und beobachtete die menſchlichen Antlitze mit emſigem Fleiße, und fand manches phyſiognomiſche Kabinetſtück. Ich hatte Frankfurt noch nicht geſehen. Jetzt hatte die Meſſe begonnen und Menſchen aus allen Landen verſammelt; da war der Ort zu meinem Studium. Schneller, als ich geſollt, eilte ich durch Deutſchlands Paradies, um noch einige Tage in der berühmten Stadt verweilen und neben meinem Hauptzweck auch den erreichen zu können, die Schätze für Wiſſenſchaft und Kunſt, die hier ſich finden, genau und ſorgfältig in Augenſchein zu nehmen.

Es war der zweite Meßſonntag, als ich Frankfurt erreichte. Nicht müde von der Reiſe, da ich ſie zu Waſſer von Mainz herauf gemacht, benutzte ich den ſchönen Nachmittag, um die freundlichen Umgebungen in Augenſchein zu nehmen. Obgleich noch der ſchönſte Schmuck der Natur in dieſen lieblichen Anlagen fehlte, ſo wimmelte es doch an dieſem ſonnigheitern Tage von Luſtwandelnden. Ich poſtirte mich recht pflegmatiſch auf eine Ruhebank und ließ nun die Menſchen vorüberwandeln, um meine phyſiognomiſchen Beobachtungen in Ruhe und Gemächlichkeit anſtellen zu können. Da kamen ſie denn heran, die fröhlichen Geſichter und die traurigen, die ernſten und muntern, die ſatyriſchen und Gott weiß, was für welche noch — Fratzen und Engelsgeſichter. Ich hatte vollauf zu thun. Aber da kam Einer — Gott verzeih' mir! ich ſchauderte, und mir lag unbegreiflicher Weiſe der Gedanke ſo nah', das iſt — — der Teufel. Ich hatte auf meiner Reiſe mehrere Höllen-Breughel's geſehen, und denen glich er aufs Haar. Ja, das war verkörpert der, der hier umher ſchlich, wie ein brüllender Löwe, und ſuchte, welche er verſchlinge. Das Grauen zog mir die Haut auf dem Scheitel zuſammen, daß ſich die Haare zu Berge ſträubten. Schwarzbraun ſah der Entſetzliche aus; dickes rabenſchwarzes Haar hing ſtraff herab in einzelnen erklecklichen Büſcheln. Weit ſtanden die ſpitzen Backenknochen vor, und in tiefen Höhlen lagen ein Paar kleiner grauer Katzenaugen, die mit brennendem, ſengendem Feuer umherflogen. Ein unendlicher Mund reckte von einem Ohre bis zum anderen, und dieſe Ohren ſtanden wie Haſenlöffel ſpitzig hervor. Einzelne Zähne ſtanden noch im Munde; die Ruinen eines ſeiner Zeit entſetzlichen Gebiſſes. Spitz wie eine Nadel war das bartloſe Kinn. Unter einer ſchmalen, kurzen, tiefgefurchten Stirne wölbte ſich ein unendlicher Naſenbogen, und endigte in einer Spitze, die ſchärfer kaum zu finden, und von dem Naſenwinkel aus gingen zwei gerade Streifen ſtruppiger grauer Haare über die Augen hin, und vollendeten ein Geſicht, das, jetzt nahe bei mir, und mich mit den Augen faſt durchbohrend, das Blut zu Eis in meinen Adern machte. „Alle gute Geiſter!“ et caetera, betete ich im Stillen und lugte nach der Hahnenfeder und dem Pferdefuß, und — ſiehe, letzterer war in Form eines Klumpfußes vollkommen vorhanden; der unendlich hohe Hut deckte gewiß die Bockshörner, und den Schweif barg ein über Gebühr langer ſchwarzer Spitzfrack ganz ſicher. Sein Gang war ein Schleichen und die ganze Geſtalt klein und gedrungen. Er ſah mich ſehr ſcharf und mit einem grinzenden Lächeln an, ging dann, noch mehrmals umſehend nach mir, vorüber.

Erſt da, als dieſer Entſetzliche vorüber war, athmete ich frei auf.

Es iſt der Teufel in höchſt eigener Perſonage, ſprach's in mir, und mein feiner phyſiognomiſcher Takt gab ſein Concedo aus dem Grunde, weil ſo kein Menſch ausſehen könne. Alle Welt blickte auf ihn mit ähnlichen Gefühlen und ähnlichen Gedanken, das ſah ich klar.

Zwar warf mir meine Vernunft entſetzliche Sprenkel in den Weg über den Teufel und ſeine Frau Großmutter, deren Ausbehalt und Wittwenſitz im Weſtrich zu finden, aber — war er nicht oft in heiliger Form, mit einer Mönchskutte ſchon erſchienen. War nicht hier in der Meſſe, wo Wucher, Betrug, Spitzbüberei und alle Laſter ihre Gelegenheit ſuchen, recht eigentlich das Plätzchen für ihn, wo er das Seelennetz auswerfen und einen reichen Zug thun konnte? — und das Geld, die Seele des Handels und der Meſſe, war ja von je und je der Köder, womit er ſeine Opfer an ſich lockte? — Bei ſolchen Demonſtrationen wurde mir's ſchwül zu Muthe und mir bangte für meine arme Seele, die ihm abſonderlich mußte behagt haben — da er, jetzt zurückkehrend, mich wieder fixirte.

Ich ſtand auf und ging ärgerlich und doch ganz bänglich von dannen. Er folgte mir. Ich durchſtrich noch einige der ſchönſten Straßen, und, hinter mich ſehend, gewahrte ich ihn nicht mehr. Recht froh trat ich in das Theater und ſetzte mich. Hier verſank ich in Betrachtungen über das Thema, das meine Seele ausſchließlich einnahm, und gewahrte zuletzt nichts mehr von dem, was mich umgab. Das Beginnen der Ouvertüre weckte mich — man gab den Freiſchützen. Schnell flog mein Blick umher — und — ſiehe, da ſtand der Gräuliche unweit von mir und das Auge fixirte mich wieder. Ein ſeltſames Gefühl ergriff mich, dem nur ähnlich, was das Thierlein auf des Baumes Aeſten durchdringt, wenn am Fuße des Baumes die Klapperſchlange liegt und ihr rollendes Auge es verfolgt, und es, wie elektriſirt, zuletzt, obwohl ſich ängſtlich ſträubend, in ihren giftigen Rachen eilt. Es zog mich hin, und doch widerſtrebte Alles in mir.

Die Oper begann und ich wurde endlich, als er das Auge zur Bühne wandte, meiner wieder Herr. Der Zauber löſte ſich. Ich folgte der Oper — und mit Schrecken ſah ich hier meine Ahnung verwirklicht, und ich kam mir vor wie Max. Als die Höllenſcene kam, wo Samiel erſchien, da konnte ich mich nicht halten. Ich ſah zu ihm hin. Er lachte gräulich. Warum? Dieſer Samiel war ja doch nur ein armer Teufel gegen den wirklichen Beelzebub! Mich durchbebte ein namenloſes Gefühl. Das Theater kam mir wie der Abgrund der Hölle vor, ich rannte hinaus und drückte mich draußen in eine Ecke — ſiehe, da humpelte auch er heraus. „Pah,“ ſagte er im Vorübergehen, „das iſt tolles Zeug! Aber wo mag er hin ſein?“ — —

Das Er galt mir. — Fahr wohl! dachte ich und ſchlich leiſe hinweg in mein Gaſthaus, ſchloß meine Thüre ab und ſteckte mich tief in die Decke. Mein Schlummer war ein ſeltſames Traumwachen. Er ſtand vor mir, der Schreckliche. Der Hut war weg. Die Hörner da, der Spitzrock fehlte und richtig! ein langer Kuhſchweif baumelte vom Allertheuerſten herab. Er lockte mich, er forſchte nach meinem Denken und Empfinden — er packte mich endlich, um mit mir den Accord zu ſchließen. Er legte ein Papier hin — ich mußte mit meinem eigenen Blute den Pakt unterſchreiben, und als ich das „Mutt“ geſchrieben, da flammte es auf in grünem Feuer — er faßte mich mit Rieſenkraft — und — ich fuhr' mit einem heftigen Schrei auf. Es klopfte an meiner Thür, es war heller Tag.

„Herr!“ rief's, „machen Sie auf, was iſt Ihnen?“ — Ich erkannte des Kellners Stimme, öffnete, und wurde nun über das entſetzliche Schreien gefragt, das ich hören gelaſſen.

Ich machte ihm etwas blauen Dunſt vor, und er beruhigte ſich, glaubend, daß ich mit Bacchus am letzten Abend wohl Etwas zu vertraut geworden ſei. Ich ließ ihn darauf.

Zuletzt ſagte er: „Man hat ſchon nach Ihnen gefragt!“ —

„Wer?“ fragte ich mit Beben. „Wer kann hier nach mir fragen, wer kennt mich hier?“

„Es muß Sie doch Jemand kennen, aber nur den Namen nicht wiſſen, nach dem fragte er.

„Wer denn? Wie ſah der Frager aus?“

Er beſchrieb mir ihn nun, und ich konnte nicht mehr zweifeln, daß er es war, der mir auf der Ferſe folgte.

„Aber was wollte er denn?“

„Nichts, als Ihren werthen Namen.

„Wußten Sie den?“

„Nein; Sie kamen geſtern ſpät an und ich vergaß bei der Menge von Gäſten, nach Ihrem Namen zu fragen, um den ich Sie jetzt bitte, da ich ihn der Polizei angeben muß.“

„Und auch dem — — dem Frager wahrſcheinlich?“

„Wenn Sie wollen, ja. Doch wenn Ihnen viel daran liegt, dann weiß ich zu ſchweigen.“

„Thun Sie das,“ ſprach ich, und bekräftigte das mit einem breitgeränderten goldenen Grund. Ich hielt mich ſo für ſicherer.

Ich nahm nun einen Lohnbedienten, der mich zu Bethmann's Hauſe führte, um dort Dannecker's herrliche Ariadne zu beſchauen, die dem Fremden gezeigt wird. Ich trat mit großen Erwartungen in den Saal. Da ſtand ſie vor mir, die herrliche Geſtalt, ſo ſanft hingeſchmiegt auf das ſchöne Thier! Ich wurde ganz Auge. — Aber als ich mich umſah, da ſtand der Schreckliche in einer Fenſtervertiefung und hielt vor das Auge eine Lorgnette, die auf mich gerichtet war. Ich mochte ſichtlich erſchrocken ſein, aber ich faßte und ſammelte mich wieder, und machte ihm ein äußerſt abſchreckendes Geſicht. Demohnerachtet ſchien er Luſt zu haben, ſich mit mir in ein Geſpräch einzulaſſen.

Fürchterlich, wie ſeine Geſtalt, war ſeine Stimme.

Meine Antworten waren jedoch ſo kurz, ſo abſtoßend, daß er ſich ſcheinbar zurückzog. Allein mein Genuß war weg, rein weg, und ich entfernte mich ſo ſchnell ich konnte aus der ſchauderhaften Nähe.

Nach einem Spaziergange kehrte ich in den Gaſthof zurück.

„Er iſt da geweſen,“ rief mir der Kellner zu, „iſt aber kahl abgefahren, da er nichts herausbrachte!“ — Ich lächelte, ſo wenig es mir auch ums Lachen war, aß wenig und ging am Nachmittag auf die Meſſe. Ich wanderte unter den Buden umher und beſah die Herrlichkeiten und zerſtreute mich wieder. Da traf ich eine Bude mit Juwelen und Geld im Braunfels, beſonders ſich auszeichnend durch Reichthum, Eleganz und Geſchmack.

Als ich ſo daſtand im Anſchauen dieſer eitlen Reichthümer, und meine Gloſſen machte über den unheilbringenden Luxus — ſiehe, da nahet eine Dame und an ihrer Seite ein Mädchen — — wie ſoll ich ſie beſchreiben, dieſe Reize, dieſe Unſchuld, dieſe Engelshuld und Milde? — Sie war keine Frankfurterin, überhaupt keine Deutſche. Es war etwas Fremdartiges in dem himmliſchen Weſen — der Accent, mit welchem ſie das Deutſche ausſprach, mir noch nie vorgekommen, und doch war er ſo wohlklingend, daß das Ohr nicht ſatt werden konnte zu hören, wie das Auge zu ſchauen. Ihr Blick glitt an mir vorüber, und es ſchien, als ob dieß beifällig geſchähe. Sie flüſterte ihrer Begleiterin Etwas zu — worauf dieſe mich forſchend anſah, dann aber ruhig ihren Handel abſchloß und ging, indem ſie kopfſchüttelnd Etwas zu dem Mädchen ſagte.

Ich ſtand noch wie bezaubert. Einen Ring, den ſie in der lieblichen Hand gehabt, ein einfacher Ring mit einem Vergißmeinnicht aus einem Chryſopas und vier Onix beſtehend, kaufte ich ſchnell um einen enormen Preis, und ſteckte ihn mit ſeltſamen Gefühlen an den Finger. Sie wandelte, nein, ſie ſchwebte dahin und wandte das Engelsköpfchen noch einmal um. Ich mußte folgen — es zog mich mit unnennbarer Gewalt dem Engel nach. Sie waren jetzt um eine Ecke getreten. Ich folgte raſch — und — ach! — da ſtand mitten in dem Gange der Gog und Magog, und der Engel des Lichts legte ſeine Hand in die des Teufels! —

Mir ſchwindelte. Es war mir, als müſſe ich hinzuſpringen, ſie hinwegreißen und rufen: „Es iſt der Teufel! Flieh' ihn, du Reine!“ Aber ſie redeten traulich mit einander engliſch, und als er mich anſichtig wurde, wandte ſich das Engelsbild mit unbeſchreiblicher Anmuth zu mir, und er, er verließ ſie und kam auf mich zu. — Da aber packte mich ein fürchterliches Grauſen und ich rannte wie beſeſſen davon die Stiege hinab, hinaus und fand mich erſt auf meinem Zimmer wieder.

„Hinweg," rief ich, „du Satan, von dem Engel! Hinweg von mir! Ich will aus dieſer ſchrecklichen Stadt!" —

„Ich will fort," rief ich dem geſchmeidigen Kellner zu, „ſorgen Sie doch für einen Wagen, daß es ſchnell gehe!"

„Fort —?" dehnte der und ſchnitt eine Grimaſſe des Erſtaunens. — „Fort? Und Sie haben das Muſeum noch nicht geſehen, nicht die Städel'ſche Galerie?"

„Ja, die will ich noch ſehen," rief ich, mich ermannend aus, „und wenn mir der Teufel überall auf der Ferſe folgt."

Der Kellner ſah mich jetzt mitleidig an. Er mußte mich für einen gepfropften Narren halten, das lag in dem Ausdrucke ſeiner Phyſiognomie. Obwohl mir das Lachen ankam, ſo ärgerte es mich doch.

„Gehen Sie nur und ſagen Sie dem Lohnbedienten, ich wolle nun einmal das Muſeum ſehen."

Er neigte ſich und ging.

Bald darauf kam der Bediente.

Nun wird mir doch nicht überall der Satan folgen! dachte ich und trat in das Muſeum. Wir durchwanderten die Säle ſchauend. Aber richtig! da ſtand bei Rüppell's großer Giraffe der Satan wieder. Es überlief mich eiskalt und ich fluchte meinem Geſchick, das mich immer in die Nähe des Gräßlichen brachte. Eins aber fiel mir heute doch auf. Er ſtand baarhaupt — und — hatte — keine Hörner. Der Mangel dieſes Attributs konnte mich jedoch in meiner auf phyſiognomiſchem Wege gefundenen Ueberzeugung von teufliſcher Identität nicht irre machen, und ich ſchob mich ſchnell, um doch jetzt die Städel'ſche Galerie wenigſtens ungeſtört zu ſehen, und dann wieder nach dem Braunfels zu gehen — in der Hoffnung, das Engelbild wieder zu ſehen, das mein Herz einnahm und meine Seele beherrſchte. Manchmal ſchien mir's, und ein Traum der letzten Nacht führte mir's vor die Seele, als ſei die Holde der Köder des Teufels, mit welchem er mich locken, bethören und herreißen wolle zum hölliſchen Pakt — aber dann widerſprach meine Phyſiognomik, die keine teufliſche Seele in einer Engelform finden konnte, und zu können zugab. Ich ſuchte derlei Ideen zu verbannen, und kam ſo, ohne daß ich eigentlich gewußt wie, zu dem Gebäude, das die Bildergalerie enthält. Ich folgte bloß dem voranſchreitenden Diener, ſah zur Erde, und — plötzlich blinkt mir etwas auf der breiten Treppe entgegen — ich bücke mich und finde einen ganz einfachen Haarreif mit vorzüglicher, aber ganz ſeltſamer Goldarbeit. Ich ſteckte ihn einſtweilen ein, um ihn der Polizei zu übergeben, da er gewiß für den Eigenthümer von Werth, vielleicht vom größten, war. Jetzt traten wir in die Säle ein. Es war leer, und ich athmete froh und frei, da doch einmal Ein Genuß unverkümmert mir zu Theil werden ſollte. Darum gab ich mich denn nun auch ganz ungetheilt dem Genuſſe hin, den von je das Beſchauen der Werke der bildenden Kunſt mir gewährt. Nur langſam ſchritt ich vorwärts, weil ich Alles gehörig beſchauen wollte. Der Führer, den ich nach einem Raphael fragte, vertröſtete mich auf eine Madonna, die er, irre ich nicht, Giulio zuſprach. Sehr begierig trat ich in den Saal, wo ſie hing, und — da ſtand vor dem ſchönen Bilde, über welches eine unendliche Anmuth, eine himmliſche Ruhe ausgegoſſen war — das Engelsbild, das ich ſuchte, mit ihrer Begleiterin, die ihre Dueña zu ſein ſchien. Sie ſchienen in das Anſchauen des Bildes ganz verſunken, und gewahrten nicht, daß ich hinter ihnen ſtand.

„Wie ſchön!“ ſagte halbleiſe das Mädchen, indem ſie unwillkürlich ihre Hände faltete. Doch auch in demſelben Augenblicke ſchrie ſie: „Ach, der Ring mit meiner Mutter Haaren! Ich habe ihn verloren!“

Sie wandte ſich um und ihre Roſenwangen waren erblichen, ihr Auge feucht.

Da griff ich raſch nach dem Ring und hielt ihn dem Engel hin.

„Iſt es dieſer?“ fragte ich, „ich habe ihn eben erſt auf der Stiege gefunden.“

Da leuchtete ein milder Strahl der reinſten Freude aus ihrem ſchönen Auge. „O Gott, ja, das iſt er,“ ſagte ſie erröthend. „Wie ſoll ich Ihnen danken?“ Sie küßte ihn und ſteckte ihn an ihren Finger. „Es iſt mir ein unſchätzbares Gut,“ ſagte ſie, „es ſind die Haare meiner ſeligen Mutter.“

Das ſagte ſie mit unbeſchreiblichem Gefühl, und es war mir, als dränge der ſüße Wohllaut ihrer Stimme noch tiefer in mein Herz, als ihr ſüßes Bild. Ich war nie glücklicher geweſen, als in dieſem Momente.

Mein feindſeliges Geſchick gönnte mir die Freude nicht — denn in eben dem Augenblick trat mein Erbfeind in das Zimmer — und wer malt mein Erſtaunen! — das Mädchen flog auf ihn zu mit dem wonnigen Ausruf: „Mein Vater!“ —

„Vater?!?“ wiederholte ich leiſe in mich hinein, und eine tödtliche Kälte durchbebte mein Inneres.

Sie mußte es ihm erzählt haben, denn er trat zu mir und bot mir die gelbe Hand und ſagte: „Sie haben meiner Tochter einen großen Dienſt geleiſtet, für den ich Ihnen herzlich danke.“ — Ich ergriff die dargebotene Hand unwillkürlich, und er ſchüttelte ſie herzlich.

„Ueberhaupt,“ fuhr er fort, in eben ſo fremdartigem Dialecte, als ſeine Tochter, „zieht mich, ich muß es Ihnen offen ſagen, ein unbekanntes Etwas mit unnennbarer Gewalt zu Ihnen hin, und Sie — ſcheinen mich mit Widerwillen zu fliehen. Ueberſehen Sie die Schale, der Kern iſt gut.“

Ich ſtand verwirrt, verblüfft, und hielt noch immer ſeine Hand, indeß er fortfuhr: „Sie tragen eine Aehnlichkeit in Ihren Zügen, die meinem Herzen unbeſchreiblich theuer iſt. Es ſind die Züge einer theuren, längſtverlornen Schweſter, die Sie tragen. Ihr Name, den ich noch nicht erfahren konnte, wird das Räthſel löſen.“

„Ich heiße Mukk.“

„Mukk?“ wiederholten alle Drei mit ſichtbarem Erſtaunen.

„Mukk?“ wiederholte Der — — „aus Zittau? Jetzt bei Arnoldi Erzieher in —?“

„Der bin ich, Herr,“ wiederholte ich in geſpannter Erwartung, und mir war's dabei, als ſei alles Teufliſche von ihm gewichen. „Ich gehe einem Oheim nach Bamberg entgegen, der aus Surinam kommt!“ ſetzte ich hinzu.

„Sohn meiner Schweſter, meiner Marie! So hat mich mein Gefühl nicht getäuſcht!“ rief er aus, und die hellen Thränen rannen aus ſeinem Auge. Er riß mich an ſein Herz. — Ich ſah und hörte Nichts mehr, denn ich bat ihm im Stillen mein Unrecht ab, ich fluchte auf meine heilloſe Phyſiognomik, die mich zu ſolchem Unrecht irre geleitet, und allgemach zerfloß die Eisrinde meines Herzens in Thränen der Freude, an meines Oheims Bruſt zu liegen, endlich ein verwandtes Herz, wenn auch in ſo herber Schale, gefunden zu haben.

„Sieh', Marie,“ rief er nun, und zog die Holde, die ihre Thränen trocknete, zu mir, „ſieh', das iſt meiner Schweſter Sohn, der Einzige Verwandte, den wir noch in Europa haben — o komm, umarme ihn, er iſt dein Bruder, er hat ja auch Niemanden mehr, als uns.“

Da reichte ſie mir die Lippe zum Bruderkuß und ich küßte eine ihrer Thränen mit weg und mir ſchwindelte faſt.

Da kam der Himmel in meine Bruſt und eine unbeſchreibliche Wonne, und ich ſank von einem Herzen wieder an das andere. Der Engel war meine Schweſter — der Teufel, Gott verzeihe mir's, mein Oheim, meiner theuren Mutter Bruder.

Wie es jetzt kam, weiß ich ſo recht nicht mehr; aber das weiß ich, daß Marie, ſo hieß, nach meiner Mutter, der Engel, an meinem Arme hing, und mit ihrer Flötenſtimme mich ſo viel fragte, daß ich faſt nicht genug antworten konnte, und mein Oheim meine Hand hielt, und die Thränen nicht ſtillen konnte, und wie er mich anſah, und alle Minute mich weinend ans Herz drückte und rief: „Ja, du biſt meiner Schweſter Sohn, ihr Ebenbild!“

Was zog der Kellner für ein Geſicht, als er vernahm, daß der — mein Oheim ſei, vor dem ich geflohen. „Wie ging das zu?“ fragte er mich am Abend, nachdem wir alleſammt den übrigen Theil des Tages beiſammengeſeſſen und gegenſeitig gefragt und geantwortet hatten, und glücklich geweſen waren.

Und meine Antwort war: „Ich habe einen phyſiognomiſchen Bock geſchoſſen, wie noch Niemand!“

Er lachte und ſagte: „Laſſen Sie den Bock zum Teufel fahren, und halten Sie das engelſchöne Täubchen, daß es nicht fortfliegt!“

So naſeweiß auch die Bemerkung war, ich konnte nicht zanken; denn ich fühlte eine Flammenröthe mein Geſicht überziehen. Unſer Aufenthalt in Frankfurt wurde nun verlängert. In ihrer Geſellſchaft beſahen wir nun die Schätze der Wiſſenſchaft und Kunſt noch einmal, und wie viel herrlicher erſchienen ſie mir nun!

Es war eine merkwürdige Veränderung mit mir vorgegangen. Ich war nur glücklich bei Marien. Ich konnte ſtundenlang ſie betrachten, in ihr Auge blicken, und wußte nicht warum. Und ſie war ſo zutraulich, ſo hingebend, ſo ſchweſterlich, ſo liebevoll!

Oheim Bernhard ſchien's gerne zu ſehen. Er lächelte, und in dem Lächeln ſah ich nun nichts mehr, als die Vaterfreude, die Liebe, das Wohlwollen. Er war nun nicht mehr häßlich. Er war ja ſo gut, ſo edel. Er ſchenkte den Armen eine große Summe. „Sie ſollen froh werden,“ ſagte er, „denn ich bin's auch!“

Erſt nach wenigen Tagen fragte er mich: „Wie iſt's nun, Sohn, du gehſt doch mit uns nach einigen Tagen nach Surinam?“

„Ans Ende der Welt, wenn Sie und Marie es wollen, theurer Oheim!“

„Bleibſt du aber nicht lieber bei uns, wenn wir in Europa bleiben?“

Ich ſah ihn groß an. „Hätte ich zu wählen, ſo wäre die Wahl entſchieden.“

„So ſei's,“ ſagte er. „Wir wollen uns irgend ein ſchönes Plätzchen ſuchen im deutſchen Vaterland, und uns Hütten bauen. Was meinſt du, Marie?“

Sie ſah mich an. „Es iſt gut und ſchön in Europa! Wo

Sie ſich glücklich fühlen, bin ich's auch;" antwortete ſie dem Vater.

„Aber eine Bitte habe ich an Sie," ſagte ich —

„Gewährt!" rief er, „ſprich ſie aus!"

„Sie gehen mit mir den Rhein hinab zu Adami, zu Arnoldi, zu den Menſchen, die mir Vater und Bruder waren — mir — dem bisher Verlaſſenen — Sie kennen ſie ja ſchon als edle Menſchen!"

„Topp!" ſagte er, „ſo wollen wir morgen abreiſen."

So geſchah's.

Und wir fuhren nun den ſchönen Strom hinab. Ich ſaß an Marien's Seite, ihre Hand ruhte in der meinigen. Wie war ich glücklich.

Wir kamen unerwartet bei Arnoldi an.

„Haſt du ſie gefunden?" fragte er lachend, als ich hinter dem Oheim mit Marien eintrat. „Gott grüß' Euch Alle, ſeid mir willkommen!"

Die beiden Alten waren bald Eins. Handel und dahin Einſchlagendes beſchäftigte ſie gar ſehr, und zog ſie von Allem ab. Nur dann und wann flogen Arnoldi's Blicke zu mir und Marien herüber, und er lächelte, wenn er ſah, wie das ſtille Flüſtern und das trauliche Beiſammenſein uns Beide beglückte.

Da kam Adami und ſeine liebe Frau und Kinder, und die edlen weiblichen Herzen erkannten ſich, und verſchmolzen in Eins.

Die ſeligſten Stunden meines armen Lebens waren da, und blieben ununterbrochen. Ich entdeckte ſtündlich neue Tugenden, neue liebenswerthe Eigenſchaften an Marien, und meine Liebe — ja, das war der rechte Name für das Gefühl, wuchs mit jedem Tage.

Meinem Adami erzählte ich den Hergang. Er lachte weidlich.

„Ja," ſagte er, „das war ein phyſiognomiſcher Bock, den du geſchoſſen. Schieße hinfort keinen mehr."

„Nein!" rief ich, „hole der Teufel die Wiſſenſchaft, die ſo trügt! Ich will im Kreiſe des gewöhnlichen Lebens bleiben, und nie mehr phantaſtiſchen Träumen mich hingeben, und —"

„Ein glücklicher Gatte werden durch Marien!" ſetzte er hinzu, und zog mich an ſein Herz, und ich fühlte, er hatte die geheimſten Wünſche errathen.

Alles ging ſeinen ſchönen ruhigen Gang nun, bis mein Geburtstag kam.

Am Abend vorher nahm Arnoldi meinen Oheim unterm Arm und ging mit ihm in den Garten.

„Hören Sie, Freund!" ſagte er, „es kann Ihnen nicht verborgen geblieben ſein, daß unſer lieber Mukk Ihre Marie liebt und ſie ihn. — Morgen iſt des Jungen Geburtstag, laſſen Sie uns die beiden lieben Seelen glücklich machen."

„Herr!" rief der, „Sie haben in meiner Seele geleſen. Bei Gott, das war mein Wunſch, ſeit ich ihn fand."

„Gut, ſo laſſen Sie mich ſorgen."

Ich ahnte davon nichts. Erſt ſpäter erzählte mir's Adami.

Mein Geburtstag brach an. Die erſten Strahlen der Morgenſonne fanden mich im brünſtigen Dankgebete vor dem Schöpfer meines Lebens und meines Glücks.

Mein Gemüth war ſo ſelig. Ich ging herab. Sie waren Alle im Garten. Ein milder Morgen hatte Arnoldi beſtimmt, dort das Frühſtück bereiten zu laſſen.

Ich trat in den Garten. Adami empfing mich mit Glückwunſch und brüderlicher Umarmung. Dann kam mein Oheim und Arnoldi. Dieſer aber zog mich zuerſt an ſeine Bruſt, indem er zu Oheim Bernhard ſagte: „Er war eher unſer als Ihrer." Dann küßte mich der Oheim mit Thränen.

Jetzt kamen Adami's herrliches Weib mit der feſtlich in Weiß gekleideten Marie. Auf ihren Geſichtern lag eine unendliche Heiterkeit.

„Es iſt an mir," ſagte Amalie, „Ihnen, Freund, ein unſchätzbare Gabe zu bringen."

Sie legte die Hand der überraſchten Marie in meine Rechte. „Ihr liebt Euch!" fuhr ſie bewegt fort. „Seid glücklich!"

„Gott ſegne Euch!“ riefen Alle, und der glückliche Vater ſegnete uns!

Marie war mein! — Nach acht Tagen war Hochzeit.

„Hoch lebe das Brautpaar! Pereat der phyſiognomiſche Bock!“ Das war Adami's Toaſt.

Und nun iſt Mull der glücklichſte Menſch der Erde; denn Oheim Bernhard, ſein Vater, hat ein Landgut nahe bei dem Adami's gekauft, und da leben ſie nun ein Leben wie im Himmel, ſo lange Gott will!

Die Zukünftige.

Eine Geſchichte.

I.

In den gebirgigen, waldreichen Theil Oberſchleſiens müſſen mir diesmal meine lieben Leſer folgen; denn die Begebenheit, welche ich erzählen will, hatte dort ihren Verlauf.

Da liegt denn vor uns eine wundervolle Landſchaft. Es iſt Morgen, die Sonne hat ſich durch die herbſtlichen Nebel ſiegreich hindurchgedrungen. Auf Wälder, Felſen, Wieſen und Felder hat ſie den duftigen Nebelſchleier niedergelegt, daß ihr ſtrahlend Antlitz die Welt ſchauen könne. Auf den Nadeln der Tannen, auf dem Mooſe der Felſen, auf den Kräutern des Feldes und den zahlreichen Zeitloſen der Wieſen glänzen die Milliarden der kryſtallenen Thauperlen, und in jeder ſpiegelt ſich der Sonne Glanz, und es iſt, als ob Gold und Diamanten überall ausgeſtreut wären in unendlicher Fülle.

Nirgends aber iſt der Anblick in die blitzende Landſchaft ſchöner, als vor dem Forſthauſe zu Tiefenau, das auf der Anhöhe über dem Dorfe liegt.

Gerade im Vordergrunde ſenkt ſich das Land wellenförmig hinab zum Thalgrunde. Kein Wald hemmt die Ausſicht in der Nähe; nur in der Ferne, die Berge bedeckend, bildet er den dunklen Rahmen um das ſchöne Bild. Der Thalgrund, der ſich vor dem Blicke öffnet, iſt breit. Wieſen, welche zahlloſe Zeitloſen ſo roſenroth erſcheinen laſſen, als ſei's im Lenz, und Ackerland theilen ſich unter die Herrſchaft in ihm. Erſt da, wo das Dorf ſich im Kranze der Obſtbäume birgt, zeigen ſich mehr Aecker, und an dieſe ſchließen ſich, näher dem Dorfe, die Gärten. Weiter über das Dorf hinaus zeigen ſich noch Stellen, wo der Pflug ſeine Furchen zieht, niederer Schlagwald häuft ſich dann, und endlich folgt dunkler Hochwald. Rechts reihen ſich Berge an Berge, immer einer höher als der andere, und alle ſind ſie gekleidet in das dunkle Gewand des Nadelholzes, aus dem hier und da eine Eiche im hellſten Goldgelb des herbſtlichen Farbenſchmucks, oder das glühende Roth eines wilden Kirſchbaumes hervorſieht und bunte Blumen in das dunkle Gewand der Berge wirkt. Links treten ſchroffe, wildzerklüftete Felſen nahe heran an den noch immer grünenden Wieſengrund. Ein Gießbach brauſt darüber hin, herrliche Waſſerfälle bildend, bis er tiefer im Thalgrund ſanfter fließt, aber ſein klares Waſſer immer noch wild genug fortwälzt, und ſich dann auf ein Mühlrad wirft und es ſchäumend zwingt zu raſchem Umlauf. Hinter den Felſen thürmt ſich der Berg auf, und bald iſt wieder der Hochwald herrſchend, wie ringsum auf allen Höhen.

Auf der freien Stelle, von wo aus dies Landſchaftsbild ſeine Pracht entfaltet, ſteht das Jäger- oder Forſthaus und beherrſcht die Ausſicht über Thal, Dorf, Wald und Berge. Es iſt ein alterthümlicher Bau, an dem mehr denn ein Jahrhundert vorüberging und ſeinen Stempel ihm aufdrückte; zwei Thürme ſtehen an den Flanken des großen Gebäudes, und dazwiſchen dehnt ſich das Haus ziemlich lang hin und endet nach oben in zwei ſpitze Giebel, auf denen, wie auf den Spitzdächern der Thürme, mächtige Wetterfahnen mit allerlei Zierath in die Lüfte ragen. Drei Reihen Fenſter über einander zeigen die Vorderſeite. Ein Balken, breit und maſſenhaft, ruhend auf Tragſteinen, welche groteske Thiergeſtalten aus dem Reiche fabelhafter Phantaſien darſtellen, zieht ſich an der ganzen Fronte von einem der ebenſo weit, als der Balken breit iſt, vortretenden Thürme bis zum andern. Dahinter iſt die erſte Fenſterreihe, hoch und oben im Rundbogen endend, mit runden Fenſterſcheiben, in denen, namentlich in den Rundbogen, noch Glasmalereien ſichtbar ſind. Ueber dieſen erhebt ſich die zweite Reihe mit eben ſolchen Scheiben, doch minder hoch, und über dieſen die niedrigere dritte. In den beiden Giebeln ſind noch Gemächer und Fenſter, doch nur ſehr kleine.

Ein gealtertes Portal aus Eichenbohlen, mit Nägeln beſchlagen, deren nußdicke Köpfe alle ein Kreuz zeigen, führt in die unteren Räume, wo zuerſt eine große Treppenhalle ſichtbar wird, dann führen Thüren in Küchen und Vorrathsräume. Ueber dem Portale zeigt ſich ein altes Wappen, das jedoch vom Zahne der Zeit zernagt iſt. Mächtige Zimmer reihen ſich um einen großen, gewölbten Saal, deſſen Ausgangsthür auf den Balkon führt. In der Treppenhalle ſind überall Geweihe und Stangen verkrüppelter Art von den barockſten Formen angenagelt und bilden ein waidmänniſches Raritätenkabinet, das aber zum Inventarium gehört nach den Beſtimmungen des letzten Bewohners, und das zu vermehren des Nachfolgers erſte Pflicht iſt. Ueber alle dominirt ein rieſiger Vierundzwanzigender und ein ſchaufeliges Elengeweih von ungeheueren Verhältniſſen, als ebenbürtiges Gegenüber.

Da mußte ein Waidmannsherz Generalmarſch ſchlagen! Aber um dies ſeltſame Gebäude iſt's todtſtille. Nur die Wetterfahnen gähren im Morgenwind und ein paar Dutzend Thurmdohlen ſchwirren kreiſchend um das leere Haus. Es iſt keine Menſchenſeele darin; denn den letzten Oberförſter haben ſie begraben, und die lachenden Erben haben das alte Rattenneſt ausgeleert, ehe dieſe Beſtien ſeine Hinterlaſſenſchaft zernagt. Ein neuer Oberförſter iſt ernannt; er ſoll heute einziehen mit Hab' und Gut und Sack und Pack.

Gegen acht Uhr Morgens wackelt die Anhöhe eine Frau herauf, deren Umfang unglaublich maſſig iſt. Es wird ihr ſauer, die Höhe heraufzuſteigen, und mehr als einmal muß ihr die Magd die Hand reichen, daß ſie über den vom niedergeſenkten Nebel ſchlüpfrigen Boden, ohne zu fallen, wegkomme. Das war gut; denn, Hundert gegen Eins, ſie wäre in ſolchem unglückſeligen Falle wie eine runde Tonne hinabgerollt bis zum Baumkranz des Dorfs. Es iſt die Frau Tanneberg, des Förſters ſtattliche Ehehälfte aus dem Dorfe Tiefenau da unten. Jetzt hat ſie glücklich die Höhe vor dem Forſthaus erreicht. Der Schweiß perlt über das fette Geſicht, in deſſen immenſen Backen ſich die ſtechenden Aeuglein verkriechen. Sie puſtet und ächzt und kann ſchier keinen Athem kriegen. Beide Arme auf die Hüften geſtemmt, ſucht ſie ſich zu erholen. „Hol's der Kuckuck," ruft ſie dann endlich aus, „ich bin das Heraufſteigen müde! Man kriegt's ores, wie der Mardochai, der Handelsjüd, ſagt, ſich ſo zu plagen für mir nichts, dir nichts! Muß ich da herauf, um das Rattenneſt zu fegen! Und wem zu Dank?"

„Wer ſollt's denn ſonſt thun?" ſagte die Magd, „und wer verſteht's, wie Sie? Der Herr Oberförſter wird ſich ſchön bedanken." Die Dicke überhörte das Letzte.

„Wer's thun ſollte? Catharine, der Schulz; denn es iſt königliches Eigenthum; aber ſiehſt du, der Herr Forſtmeiſter hat ſo ein Neſt voll adeliger Fräuleins, du kennſt ja die dürren, bleichen Penſionspuppen, und der Herr Oberförſter iſt noch ein Junggeſelle. Merkſt du's? Da ſchreibt er: die Frau Tanneberg ſei ſo eine reinliche Hauswirthin, die würde wohl am beſten die Räume fegen können. Daß dich der Markolph biſſe! Seit acht Tagen putzen wir die Spinnweben ab, und doch iſt's noch nicht ſauber. Heute ſoll er kommen, da muß der Staub noch einmal abgewiſcht ſein und die verrückten Geweihe in der Halle müſſen mit dem Spinnenkopf gefegt werden. Ja, ſo eine Junggeſellenwirthſchaft, wie ſie der Alte geführt, iſt ein rechter Unſegen! Da ſieht man, was eine Frau ein Heil iſt. Aber ſiehſt du, Catharine, die Männer — die Tappſe — erkennen's nicht. Gelt, wie brummt meiner, wenn wir ſcheuern und fegen? Der ließ' ſich auch einſpinnen von den Kreuzſpinnen, und Mohrrüben könnte man auf den Stubenböden ziehen. So ſind ſie Alle miteinander. Grillenfänger, Knutterer, Grammler, Brummköpfe. Das Beſte iſt, Catharine, wir kümmern uns nichts drum und machen's juſtement, wie wir wollen, und denken: Laß die Baßgeige brummen! Mußt's auch 'mal ſo machen, wenn du den Peter kriegſt!"

„Ach, gehen Sie doch!" ſagte die Magd verſchämt.

„Na, Ampel, ich glaube gar, du willſt ins Kloſter gehen und den Peter auch ſo 'ne alte Junggeſellenwirthſchaft führen laſſen? Stell' dich nicht einfältig! Willſt du 'ne alte Jungfer werden? He?"

„Das freilich nicht!" ſagte halblaut die Magd.

„Na, eben drum ſchwatz nicht ſo einfältig! Ich bin eine Frau, die's gut mit dir meint; drum ſollſt du auch mit mir offen reden; ich weiß doch, wo Barthel den Moſt holt! Laß dir's geſagt ſein! Zieh' dir ihn nach deiner Hand, ehe Ihr den erſten Scheffel Salz miteinander eſſet. Da gilt's. Hab's juſtement auch ſo gemacht.“

Die Magd nickte beifällig und ſagte: „Von Ihnen kann man Etwas lernen.“

„Aber, Frau Tanneberg, was wird's geben,“ hob ſie darauf wieder an, „der junge Herr Oberförſter iſt ja auch wieder ſo ein Einſiedler und Waldbruder?“

„Ja freilich; aber wart's nur ab! Ich will ihm ſchon die Hölle heiß machen und ihm Eine freien. Ich verſteh's!“

„Sie? Ach Herr Jerum! Wen denn? Wen haben Sie denn auf dem Strich?“

„Ja, das kann ich dir noch nicht ſagen,“ ſprach wichtig die dicke Förſterin. „Man muß doch erſt wiſſen, wer für ihn paßt. Meinſt du, ich ſollte mein Gewiſſen belaſten? Der edle Gellert ſagt: „Mein Gewiſſen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber.“ Da will ich mir auch den Wurm nicht hineinpflanzen, der nicht raſtet. Ich muß ihn erſt kennen, daß ich weiß, wer für ihn paßt, verſtehſt du? Aber dann ſoll's auch bald fertig ſein.“

„Ja, ja,“ ſagte das Mädchen, „da haben Sie Recht. So 'ne Ehe kuppeln, die hintenach es treibt wie Katzen und Hunde, das muß ein rechter Dorn in der Seele ſein; aber wer iſt er denn eigentlich?“

„Nun, ein Adeliger, ſo ein Herr von. Den Namen hab' ich vergeſſen,“ ſagte die Frau. „Wenn er nur kein Hochmuthspinſel iſt, der Unſereins über die Achſel anſieht! Siehſt du, das adelige Volk meint, Unſereins ſei eben nur Canaille, und Canaille heißt Hund, denn mein Mann ſchimpft den Caro und die Waldine ſo, das liebe Vieh. Wär' er ſo eine Cau — wollt' ich ſagen, ſo ein ſtolzer Narr, dann ließ ich ihn laufen, und er möcht' ſich eine Frau ſuchen, wo er wollte. Iſt er aber ordentlich und manierlich, dann ſollſt du's erleben, was die Frau Förſter Tanneberg fertig bringt. Meinſt du, der Forſtmeiſter mit ſeinem Viertelsdutzend heirathsluſtiger

Dunzelchen wäre ſo artig, wenn er nicht dächte: die kann Einer an den Mann helfen? Ja, Catharine, an mir verſiehſt du dich. Ich bin nicht ſo dumm, als ich ausſehe. Siehſt du, ich kann ſo fein hinten herum kommen, daß es ſo ein Tollpatſch von Mann gar nicht merkt. Doch — wir wollen anfangen, ſonſt könnt' er uns erwiſchen über der Arbeit. Plaudern können wir ja dabei doch, wie's uns gefällt."

Sie wackelte gegen das Portal, ſchob den großen Schlüſſel in die Thür und ſchloß auf.

Catharine trug Spinnenkopf und Handbeſen, und folgte der gewichtigen Herrin leichteren Trittes.

Immer plaudernd, wurden die monſtröſen Geweihe und Stangen abgeſtäubt, dann die Halle gekehrt; und nun ſtiegen ſie hinauf, um den Staub, der ſich mittlerweile wieder auf Kamine und Fenſterbrüſtungen geſetzt, leiſe abzuputzen. Sie legten die letzte Hand ans Werk.

Dort ſtellte ſich Frau Tanneberg wieder hin, ſtemmte die Arme auf die Hüften und ſagte: „Nun, ſeh' mir 'mal die Scheiben an! Da ſaß ein alter Knaſter drauf von Anno Tobak her. Man ſah gar die Bilder nicht. Jetzt glänzt's und blinkt's und des Herrgotts liebe Sonne und Licht kann wieder herein. Und der ſchöne eingelegte Boden! Bei dem alten Knaſterbart ſah er aus wie eine uralte Tenne, auf der Erbſen gedroſchen werden, ſo hatten ſich die Nägel der Jagdſchuhe in den Schmutz getreten, der ihn ſeit zwanzig Jahren bedeckte. Da iſt jetzt, nach vieler Mühe, eine andere Welt. Die alten Ledertapeten zeigen freilich nicht mehr die Jagden der Tiger und Löwen, die mit Gold hineingepreßt waren, als noch des großen Kurfürſten höchſtſeliger Herr Vater oder ich glaube gar, damals war Schleſien Oeſterreichiſch — alſo die Kaiſer hier jagten, oder ſonſt hohe, unbekannte Herrſchaften, polniſche Staroſten, oder ſolche hohe Herren. Damals muß es eine köſtliche Zeit geweſen ſein! Ich wollte, die Wände könnten reden, Catharine; da ſollten wir Etwas zu hören kriegen! Geſchichten, daß das Herz popperte oder die Haut gänſemäßig würde! Die waren auch nicht katzengrau!

„Weißt du was? Mich friert's hier im Saale. Komm, wir haben ja noch Zeit; laß uns ein Bischen auf den Balkon treten, in die liebe Sonne! Man kann ja da auch plaudern und hat das ſchöne Land vor ſich. Wer nur da wohnen könnte!“

Sie traten Beide hinaus und lehnten ſich behaglich auf die Brüſtung, ſchauten über die Gegend hin und freuten ſich des köſtlichen Anblicks.

Plötzlich hörte man den klatſchenden Knall einer Fuhrmannspeitſche von ferne, den das Echo der Höhen lange nachhielt.

„Was war das?“ fragte erſchreckend die dicke Frau ihre Magd.

„Eine Peitſche war's,“ ſagte die Magd. „Ich verſteh' mich drauf.“

„Meiner Six, du haſt recht!“ äußerte die Förſterin. „Gib Acht, bald wird ein prächtiger Wagen mit zwei oder drei Rappen daherrollen. Vorn auf dem Bock ein Kutſcher in Livree, mit breiter Silberborte um den Hut, hintendrauf ein Jäger mit wallendem Federbuſche!“

Die Magd riß weit ihre Augen auf und ſtarrte nach der Lichtung im Walde, woher der Ton gekommen war.

Jetzt ſah man einen Frachtwagen mit zwei Pferden langſam nahen. Ein großes Tuch war über ſeine Ladung gebreitet, die nicht erheblich ſein mußte, da ſie nicht ſehr hoch über die Leitern hinausreichte. Vorne ſaß auf einem Strohbündel ein Mann, der eine warme Marderpelzmütze über die Ohren und das halbe Geſicht und einen alten grauen Mantel mit grünem Halskragen um die Schultern gezogen hatte. Er blies dicke Rauchwolken aus einer kleinen Pfeife, die man „Jagdkleben“ nennt, und hinten an den Wagen war ein Reitpferd gebunden, aufgezäumt und geſattelt. Sonſt ſah man Niemanden außer dem Fuhrmanne, der, mit der Peitſche klatſchend, nebenher ging.

Vor dem Forſthauſe hielt der Wagen. Der mit der Marderpelzmütze grüßte herauf zu den beiden Zuſchauerinnen und ſagte höflich: „Mit Gunſt, iſt dieß das Tiefenauer Forſthaus, wie ich vermuthe?“

„Gehorſamſt aufzuwarten!“ ſprach mit einem namhaften Knix die Frau Tanneberg, die artig zu ſein verſtand.

„So ſind wir am Ziele, Fuhrmann,“ ſagte der Mann und ſtieg ab.

„Alle Wetter!“ flüſterte die Förſterin ihrer Catharine zu, „ich glaub' gar, das ſind die Habſeligkeiten des Oberförſters? Da hätt' ich mich geſchnerrt! Da ſieht's ſchofel aus, ſchofele Maſſematte, ſagt Mardochai, der Jüd. Keine Caroſſe, keine Rappen! Catharine, der iſt entweder von dem Waſſerpolackenadel, wo zwei und dreißig auf ein Loth gehen, oder es iſt ein Irrthum und ſeine Ahnen waren Kirchenmäuſe! — Doch wir müſſen hinuntergehen. Halte dich in anſtändiger Entfernung von mir. Der braucht's nicht zu wiſſen, daß wir ſo vertraut mit einander ſind! Ich bin's meinem Stande ſchuldig.“

Kurze Zeit darauf trat Frau Tanneberg aus dem Portale, machte einen herzgewinnenden Knix und ſagte: „Wen hab' ich denn die Ehre —?“

Vor ihr ſtand ein Mann von etwa fünfzig Jahren, aber noch ungemein rüſtig. Sein Haar trug ſo die Kümmel- und Salzfarbe, der Schnurrbart aber war noch kohlſchwarz. Er hatte die Mütze höflich abgenommen, und Frau Tanneberg ſah in ein freundlich, ehrlich Angeſicht. Er hatte den alten Mantel auseinandergeſchlagen, daß man den grünen Rock, mit Apfelgrün am Kragen, ſehen konnte, die Hirſchfängerkuppel und dergleichen, Alles bedeutend fadenſcheinig und verbraucht, auch an diverſen Stellen anſehnlich geflickt und gerieſtert.

Er verbeugte ſich linkiſch, ſagte aber mit Pathos und Selbſtgefühl: „Ich habe die Ehre, meines gnädigen Herrn, des Herrn Oberförſters Freiherrn von Diſtelheck Haushofmeiſter, Jäger, Leibdiener, Koch und Haushalter zu ſein, und heiße Conrad Früchtelmeier, Ihnen höflichſt zu dienen.“

„Freut mich, daß ich die Ehre habe,“ ſagte Frau Tanneberg und neigte ſich mehrmals. „Ich bin, wenn ſie erlauben, die Frau des Förſters Tanneberg aus Tiefenau da unten, und habe im Auftrage des Herrn Forſtmeiſters von Droſſel das Forſthaus hergeſtellt und eben den letzten Staub abgefegt. Ich hoffe, Herr Früchtelmeier, es wird Ihnen gefallen.“

„Zweifle nicht,“ ſagte Conrad mit einer Verbeugung, „wo ſo eine weiſe Frauenhand gewaltet hat, da wird's nach Wunſch ſtehen; denn des Herrn Forſtmeiſters Gnaden haben in einem Briefe an meinen gnädigen Herrn geſagt, der Amtsvorgänger ſei, was man im gemeinen Leben einen Schweinigel nennt, geweſen; aber er habe die Frau Tanneberg mit der Säuberung des Hauſes betraut, und die ſei, wie überall ein Muſter, ſo auch in der Reinlichkeit eine leibhaftige Holländerin, was ſo viel ſagen will, als die ſauberſte, reinlichſte Frau unter der Sonne.“

Auf dem breiten Antlitze der Frau Tanneberg lag der Glanz der Verklärung. Ihr breiter Mund lächelte zum Entzücken, und der Mann ſaß ſattelfeſt in ihrer Gunſt.

„Ach, du mein Dänschen!“ rief ſie, „zu viel Ehre, viel zu viel! Ich bin eine Hausfrau wie tauſend andere; aber ſehen Sie, Herr Früchtelmeier, man liebt die Sauberkeit, wie es ſich ziemt, das iſt die ganze Hexerei. Freilich, der ſelige Herr Oberförſter hielt auf das Gegentheil. Da iſt in vielen Jahren kein Beſen in das Haus gekommen. Er haßte unſer Geſchlecht, und man weiß, die Mannsleute laſſen's beim Nächſten bewenden, kehren huſch, huſch, ob'n drüber und in den Ecken bleibt, was ſich drauf reimt. Sie verſtehen mich.“

Ueber Conrad's Angeſicht fuhr der Aerger und ſchoß an in geraden und queren Linien, wie das werdende Eis an den Fenſterſcheiben im Winter. So was durfte er ſich doch nicht gefallen laſſen, zumal er ſich der größten Reinlichkeit bewußt war, und ſo viele Würden in ſich vereinigte, als etwa eine Haushälterin.

Frau Tanneberg merkte den Bock, den ſie geſchoſſen hatte, indem ſie ſich aller der Würden erinnerte, die Conrad in ſich vereinigte. Ehe ſie aber ihrer Verlegenheit Meiſter werden konnte, ſagte Conrad:

„Sie ſchütten da das Gemüſe mit dem Brühwaſſer hinaus, verehrte Frau Tanneberg. — Zu viel iſt zu viel. Es gibt Ausnahmen.“

„Ach du —“ wollte ſie einfallen, aber Conrad fuhr fort:

„Wenn's auch Einzelne gibt, denen die Unſauberkeit eigen iſt, ſo gibt's doch auch Viele, die —“

„Verſteht ſich,“ fiel die Förſterin ein, der es darum zu thun war, den ſchlimmen Eindruck ſchnell zu verwiſchen; „verſteht ſich, daß es ſolcher Viele gibt. Da ſieht man's aber auch dem Vogel an den Federn gleich an, ob er ein Wiedehopf iſt. Wenn ich ſo den Herrn Früchtelmeier betrachte, wie trotz der Reiſe Alles ſitzt und klappt, ſo brauch' ich nichts weiter zu wiſſen, um zu glauben, daß er eine Extraausnahme iſt. Da iſt aber mein Alter! Sehen Sie, Herr Früchtelmeier, dem iſt's oder war's egal, ob er drüber ſtolperte.“

Jene Linien wichen der diplomatiſch ſchlauen Schmeichelei und Conrad ſagte nichts weiter. Er verbeugte ſich bloß in ſeiner ſteifen Art und Weiſe und lächelte wieder mit dem ganzen Geſichte.

„Sie werden nun abladen und einrichten wollen,“ fuhr Frau Tanneberg fort; „da biet' ich meine geringen Dienſte gehorſamſt an. Ich verſtehe mich auf ſolchen Nummel.“

Conrad, der nicht wollte, daß ſeines Herrn Plunder gleich den Blicken einer ſcharfäugigen Frau preisgegeben würde, ſagte darauf: „Danke ergebenſt! Ich würde es für Unrecht halten, Sie zu bemühen. Ich bedarf dazu nur eines kräftigen Mannes, der abladen hilft. Da hat Ihr Herr Gemahl wohl einen Forſtarbeiter, Holzhauer und dergleichen, den ſchicken Sie mir doch gleich. Nun noch eine Frage: Iſt auch ein Wirthshaus im Dorfe, wo man zu Mittag Etwas haben könnte? Der Herr Oberförſter ſind ein gar frugaler Mann. Eine Milchſuppe und ein Pfannkuchen reicht hin, ihn zu befriedigen.“

„Ein Wirthshaus iſt nicht im Dorfe,“ ſagte Frau Tanneberg, „denn die Fremden kommen nicht in unſere Einſamkeit; aber ich rechne es mir zu einer Ehre, wenn ich dem Herrn ein Mahl bereiten darf, wie es Unſereins verſteht.“ Dabei knixte ſie wieder.

„Sehr gütig,“ ſprach Conrad, verbindlich ſich verbeugend; „ich bin ſo frei, es anzunehmen, wenn es Ihnen keine Mühe macht. Wie geſagt, Milchſuppe und Pfannkuchen iſt des Herrn Leibkoſt, und dabei müßte ich bitten zu bleiben.“

Die Förſterin dachte: Schwatz' du! Hier gilt's, mich in meinem Kochglanze zu zeigen. „Wann befiehlt der gnädige Herr?“ fragte ſie.

„Wir ſpeiſen eigentlich nur einmal,“ erwiederte Conrad, „ſo zwiſchen Vier und Fünf. Zum Frühſtücke hat der gnädige Herr eine prächtige Wurſt in der Taſche, und der Fuhrmann und ich — wir ſind auch bis dahin wohl verſehen.“

„Aber wo ſind denn der gnädige Herr?“ fragte die Förſterin.

„Sie ſind an der Grenze des Reviers abgeſtiegen, um es gleich einmal zu begehen. Bis halb Fünfe ſind ſie hier, denn der gnädige Herr hält auf Ordnung und macht gute Schritte.“

„So will ich gleich gehen,“ ſagte die Frau Tanneberg, „damit ich meine Einrichtungen treffen kann. Den Holzhauer Steffen werde ich ſenden. Empfehle mich Ihnen!“ Sie machte einen tiefen Knix und ging, und Catharine folgte ihr. Mit aller Kraftanſtrengung bemühte ſie ſich, leicht einherzuſchreiten, was auch gelang.

Als ſie im Abhange waren, ſagte die Magd: „Was Sie aber Conduiten im Leibe haben, Frau Tanneberg! Man meint, Sie läſen es aus einem Buch ab. Und wie Sie den Stoffel, den Sie gemacht, rund gekriegt haben! Das muß ich ſagen, ſo 'ne Frau gibt's nicht mehr!“

„Gelt!“ ſagte die Förſterin im ſüßeſten Triumphe, „ſo was iſt dir noch nicht vorgekommen? Ja, Kind, Unſereins hat in der Welt gelebt und nicht umſonſt ſeine Bildung genoſſen. Ich ſage dir, ich war einer Ohnmacht nahe, als ich meinen Stoffel bemerkte, aber ſo Etwas rund zu machen, verſteh' ich aus dem Fundamente.“

„Das glaub' ich,“ ſagte die Magd. „Sie leſen aber auch den halben Tag. Und wie viel Bücher hab' ich nicht ſchon von dem Buchbinder aus der Leihbibliothek im Städtchen, oder wie das heißt — geholt! Da iſt's kein Wunder!" —

Die Förſterin überhörte das und ſagte: „Iſt aber auch ein feingebildeter Mann der Herr Haushofmeiſter, Leibdiener, Jäger, Koch und Haushälter, Conrad Früchtelmeier. Er hat ſo ein „Avec," wie man ſagt, und ich hoffe, er wird uns wohl 'mal beſuchen."

Sie hatten nun den Abhang glücklich hinter ſich und erreichten in Kurzem das Dorf und das Jägerhaus, wo dann alsbald das Feuer loderte und die kochkünſtleriſche Thätigkeit der Frau Tanneberg begann.

Conrad ſah ihr lange nach. „Eine raiſonable Frau, das muß man ſagen," hob er ſein Selbſtgeſpräch an; „ſpricht wie ein Buch und hat, was man ſo Lebensart nennt, wie ein Cavalier; hat ein erkleckliches Plapperment; aber ich bin doch in der Seele froh, daß ſie ſich geſchoben hat. So Weiber ſchnüffeln Alles aus und laſſen ihre Zunge gleich durchs ganze Dorf ſpazieren gehn. Was braucht die den gelben Mehlſtaub zu ſehen, den die unverſchämteſten aller Beſtien in den alten Möbeln meines gnädigen Herrn anrichten, und die Mottenſpaziergänge auf dem Tuchüberzuge des Kanapé's? Was geht's die an, daß die Garderobe dünne und die Linnenvorräthe ſo klein ſind, daß ich unter zwei Augen alle acht Tage große Wäſche habe? Es iſt ſchlimm, aber es iſt ſo!"

„Jacob!" rief er jetzt laut.

Der Fuhrmann kam.

„Wir wollen abladen," ſagte Conrad.

„Er hat gut reden," ſagte ärgerlich der Bauer. „Sieben Stunden gefahren und die Pferde haben noch nichts! Die müſſen erſt Futter haben, ſonſt rühr' ich nichts an."

Conrad kratzte ſich hinter dem Ohre. „Hätteſt du das doch geſagt, als die Frau Tanneberg da war, die hätte Rath geſchafft."

„Er hätte ja auch dran denken können; aber da mußte Er Scharwenzel und Faxen machen, wobei nichts herauskommt. Ich hatt's dickſatt und ging fort," ſagte der Bauer.

„Grober Eſel!“ brummte Conrad in den Bart. Laut ſagte er: „So geh' ins Dorf und ſuche dir Heu zu verſchaffen.“

„Iſt nicht nöthig,“ ſagte der Holzhauer Steffen, der eben ankam. „In der Scheune ſitzen dreißig Wagen Heu von den Waldwieſen und etliche Tauſend Pfund Stroh von den Dienſtländereien des Herrn Oberförſters, die Herr Tanneberg bebaute. Der hat geſorgt.“

„Gottlob!“ ſagte Conrad, während der Steffen den Bauer in die Scheune führte, „gottlob, da hat doch der Gaul Futter und der gute Herr braucht nicht gleich Schulden zu machen. Wenn des Jacob's Fracht bezahlt iſt, bleibt ein Thaler übrig.“

Die Zweie kamen wieder, und während die Pferde ausgeſchirrt und das Reitpferd abgeſattelt wurde, ſagte Steffen: „Ja, Herr, der Herr Tanneberg hat für den geſtrengen Herrn Oberförſter geſorgt, wie ein Vater für ſeinen Sohn. Gehen Sie 'mal in den Keller! Achtzig Säcke Kartoffeln! Gehen Sie auf den Speicher! Dreißig Malter Hafer und ſiebzig Malter Roggen. He? Das iſt ein Stellchen!“

„Und das iſt Alles unſer?“ fragte Conrad mit leuchtenden Augen.

„Wem denn ſonſt?“ gegenfragte Steffen. „Freilich muß der geſtrenge Herr dem Herrn Tanneberg die Koſten erlegen; aber wenn er einen kleinen Theil verkauft, ſo iſt Alles kugelrund.“

Conrad faltete ſeine Hände. Einen Blick heißen Dankes richtete er gen Himmel. — Da hatten ſie ja Brod und Kartoffeln für ſich, Hafer, Heu und Stroh für das Pferd in Hülle und Fülle; konnten verkaufen, um fürs Erſte einen Theil der Schulden zu bezahlen, die den Oberförſter tief beugten. Sein Herz jubelte in der treuen Bruſt.

Er ging nun in das Haus, um ſich die Räume anzuſehen.

Schon in der Vorhalle ſtand er ſtarr vor Erſtaunen und Freude. Gerade ſolche monſtröſe Geweihe und Stangen zu ſammeln, war ſeines Herrn größte Liebhaberei. Und wie ſie hier waren, ſo confus, zwerg- und kapitaltoll verwachſen, hatte er ſie noch nicht geſehen. Voll Freude über ſeines Herrn Freude, den er ſo herzlich lieb hatte, ſchritt er die Treppe hinauf. Als er in den Saal trat und ſich umſah, fiel ihm doch das Herz in die Schuhe.

„Wenn lauter ſolche Zimmer da ſind,“ ſagte er, „ſo ſieht's ſchön mit dem Mobiliar aus!“

Er unterſuchte übrigens Alles genau und kam endlich ſeufzend in den Saal zurück.

„Er iſt verwettert groß!“ ſagte er; „aber leer laſſen können wir ihn nicht. Hier müſſen wir wohnen. Nun, was thut's? Kein Holz brauchen wir zu kaufen und keins zu ſchonen. Wir wohnen hier! So bleibt's! Rechts in dem Gemache ſchläft der Herr, links ich. Stühle und Tiſche und Commode brauchen wir dort nicht. Wenn die nur hier im Saale ſtehen. Aber zwölf ſtrohgeflochtene Stühle, die zu zwei Drittel lendenlahm ſind, was richten die hier aus? Du lieber Himmel, das iſt armſelig!“

Er ſtellte ſich an die Thüre und ſah ſich Alles an. Nach einer Weile ſagte er: „Dort häng' ich den Spiegel hin, an deſſen Rahmen das Gold ſchon bei den Eltern des Herrn abgewaſchen war. Hier herein werden die Ahnenbilder gehängt. Dort ſtell' ich die Commode hin. An dieſe Wand kommt das wackelige Kanape. Davor den Tiſch mit den Geiſenfüßen. So iſt's richtig. Der Kleiderſchrank kommt in die Schlafſtube. Neben das Kamin wird der Sorgenſtuhl mit den lahmen Fußrollen geſtellt. Ueber das Kamin häng' ich die Pfeifen. Dort an die Wand die Gewehre und die zwei Käfige mit den Canarienvögeln. Prächtig!“ rief er und klatſchte in die Hände. Darauf eilte er hinab zum Auspacken.

Alles war wohl erhalten, obwohl die Reiſe lange gedauert.

Nach zwei Stunden war der Saal eingerichtet. Nun ging's an die Betten und den Kleiderſchrank. Dann richtete er ſich die Küche ein. Damit war er ſchnell fertig, denn des Geräthes war wenig.

Als Alles fertig war, wurde die Leberwurſt ausgepackt und Brod, nebſt einem Kruge Wein, und alle Drei thaten ſich bene.

Da Jacob noch eine Strecke zurückfahren wollte, zahlte Conrad ſeine Frucht; ließ dann von Steffen Holz herbeitragen und machte ein luſtiges Kaminfeuer an, da es in dem Saale kühl war, und ſetzte den Theekeſſel auf den Roſt für den Abend.

Als ſo Alles in Ordnung gebracht war, ſagte Conrad zu Steffen: „Hör' 'mal, Alterchen, habt Ihr auch einen Juden in Tiefenau, der mit Frucht handelt?“

„Das mein' ich,“ war die Antwort; „der Mardochai iſt ein Erz-Fruchthändler. Wollt Ihr verkaufen?“

„Ich denke ſo dran,“ ſagte Conrad, „was thun wir zwei Menſchen mit der vielen Frucht? Die Mäuſe und Ratten freſſen ſie ja auf; denn ſo viel von dieſen Beſtien hab' ich meiner Lebtage nicht geſehen, wie hier ſind.“

„Da habt Ihr Recht,“ ſagte Steffen. „Das Haus heißt auch das Rattenneſt. Ihr müßt Euch Katzen anſchaffen.“

„Wir haben einen Rattenfänger,“ verſetzte Conrad, „der wird ſchon ſäubern.“

„Die Frucht dürft Ihr aber nicht alle verkaufen,“ ſagte Steffen, „denn hundert und achtzig Morgen Dienſtländereien, ohne die Waldwieſen, fordern Saatfrucht. Ihr müßt doch fünfzehn bis zwanzig Kühe haben, acht Pferde, vier Knechte, drei Mägde — Herr, das räumt! Das koſtet Maſſummelchen, wie der Jüd ſagt.“

Conrad ſchwindelte. Woher Geld zu dem Allem nehmen? ſagte er zu ſich ſelbſt. Armer Herr! Das gibt neue Schulden!

„Habt Ihr denn auch einen Kerl, der das Pferd verſorgt?“ fragte Steffen.

„Nein,“ war Conrad's Antwort.

„Sagt's dem geſtrengen Herrn,“ bat Steffen, „daß ich's um ein Billiges thun will. Ich bin arm und hab' eine Frau und neun Kinder.“

Das verſprach Conrad, und Steffen ging fröhlich von dannen.

In Conrad's Kopf ging es aber immer bunter durcheinander. Es wurde ihm ſiedheiß und eiskalt, Eins um das Andere. Er dachte an die Dienſtländereien, an die Knechte und Mägde, an ihren Lohn und Unterhalt, an die Pferde und Ochſen, Kühe und

Schweine und die Preiſe, die ſie koſten würden; an ſein Alter und ſeines lieben Herrn Unkenntniß von dem Allen, und allmählich ging's kreuz und quer in ſeinem Kopfe. Der genoſſene Wein, der volle Magen, die Ermüdung von der Reiſe, die Wärme des Feuers — Alles wirkte zuſammen, daß er in ſeines Herrn Sorgenſtuhl, in den er ſeine alten Glieder gebettet, zurückſank und in einen tiefen Schlaf fiel, in dem der Traum ihm das Gehörte in bunten Bildern, toll und barock, durcheinander warf mit der dicken Frau Tanneberg, ihren Knixen und Redensarten und ihrem Mittageſſen — kurz, es war eine confuſe Traumwelt, in der ſich ſeine Seele erging. Die Stille, die ihn umgab, war ganz geeignet, ſeinen Schlaf recht tief werden zu laſſen.

II.

Conrad hatte recht lange ſchon geſchlafen, als eine ſtarke Hand die Saalthüre öffnete und eine Stimme rief: „He, Conrad! Wo ſteckſt du denn?“

„Hier bin ich, werthe Frau Tanneberg!“ rief Conrad, der eben von der fleiſchbegabten, erſten Bekanntſchaft geträumt hatte. Dabei rieb er ſich die Augen, und da die Abendſonne noch hell durch die Fenſter ſchien, war er ganz geblendet von ihrem Glanz.

Ein ſchallendes Gelächter, recht urkräftig, weckte ihn vollends und lehrte ihn, es ſei ſein gnädiger Herr, der vor ihm ſtehe und ſich an ſeiner Schlaftrunkenheit ergötze.

„Conrad,“ rief er, immer heftiger lachend, „biſt du bezaubert in dieſem verwünſchten Rübezahlsſchloß, oder trunken? Was haſt du mit einer Frau Tanneberg zu ſchaffen? Steh' mir Rede!“

„Ach, gnädiger Herr!“ ſagte kleinlaut Conrad, „ich bin eingeſchlafen geweſen, und da hab' ich geträumt!“

„Merk's wohl!“ ſagte der Oberförſter, um den die Hunde ſprangen; „aber du mußt völlig ſchneeblind im Herbſte ſchon ſein, ſonſt ſäheſt du, daß ich von Näſſe triefe!“

Jetzt ſah erſt Conrad, wie wahr das ſei. Er fühlte ſeinen Herrn an und erſchrak.

„Herr meines Lebens, was iſt Ihnen paſſirt?“ fragte er voll Schrecken. „Sind Sie ins Waſſer gefallen?“

„Gefallen oder geſprungen,“ ſagte der Oberförſter, der aber in der heiterſten Laune war, „das gilt jetzt ein Geld. Gib mir Kleider, Wäſche, Stiefel, Schlafrock, Pantoffeln, was du am Erſten bei der Hand haſt, denn mir iſt's eiskalt. Rübezahl hat dir gewiß geſagt, du ſollteſt Feuer ins Kamin machen, weil ich wie eine begoſſene Katze hier einziehen würde — ſonſt wär's doch ein Narrenſtreich, bei ſolchem wahrhaftigen Sommerwetter Feuer ins Kamin zu machen.“

Aber Conrad hörte von dem Allem nichts mehr. Er war bereits fortgerannt, ſeinem lieben Herrn das Nöthige zu holen. Da indeſſen Alles noch in weidlicher Unordnung war und Conrad erſt auspacken mußte, ſo dauerte es ziemlich lange. Um ſich zu erwärmen, lief derweile der Oberförſter, nachdem er ſein Waidmannsgeräthe abgelegt, in dem Saale wie ein Beſeſſener auf und nieder.

Endlich kam der Alte, der ſich gar nicht beruhigen konnte, daß ihn ſein Herr ſchlafend gefunden.

Als der Oberförſter angekleidet war und Conrad die triefenden Kleider auf dem Arm hatte, ſtand er, zwar ſchweigend, aber kopfſchüttelnd da. Der Oberförſter betrachtete ihn lachend.

Conrad ſagte endlich: „Wie das zuging, errathe Einer! Nach der wahrhaftigen Patſchnäſſe der Kleider hätten Sie ja leibhaftig ertrinken können?“

„Sieh' hierher,“ ſprach lachend der Oberförſter; „ich ſtehe auf meinen Ständern, um waidmänniſch zu reden, leibhaftig vor dir, bin alſo wirklich nicht ertrunken. Das ſei dir fürs Erſte genug; du ſollſt Alles erfahren bis ins Kleinſte; aber das Herz wird mir erſt aufgehen, wenn ich vernünftig gegeſſen habe. Wie ſteht's? Haſt du etwas bereitet? Für morgen iſt geſorgt. In der Taſche ſteckt ein Haſe und vier Rebhühner.“

„Die Frau Tanneberg macht verzweifelt lange,“ ſagte Conrad.

„Die Frau Tanneberg?“ rief lachend der Oberförſter. „Alter, biſt du verliebt, daß du wachend und im Traume nur die Frau Tanneberg im Kopfe haſt? Wer iſt denn die und was hat ſie mit unſerem Eſſen zu thun?“

Die Anmuthung, verliebt zu ſein, traf Conrad ſchwer. Er überwand indeſſen den Unmuth über ſeines Herrn foppende Rede und ſagte: „Du lieber Gott, was dichten Sie mir da an? Die Frau Tanneberg iſt die Frau Ihres Förſters in Tiefenau, die mich hier einführte. Es iſt eine ſehr räſonable Frau, gnädiger Herr, über die Sauſewindsjahre hinaus, wie ich. Sie war freundlich, und da ich nichts zu kochen hatte, auch es Ihnen gerne behaglich gemacht hätte, ehe Sie kämen, ſo fragte ich ſie, ob man nicht irgendwo eine Milchſuppe und einen Pfannkuchen kriegen könnte? Da faßte ſie mich aber gleich und meinte, das wäre eine Unehre für ſie, wenn ſie nicht dem jungen Herrn ein einfaches Mahl bereiten dürfe, der doch noch nichts auf dem eigenen Herde könne brotzeln hören; ein Wirthshaus ſei überdieß im Dorfe nicht, und mit den Bauern ſei's unappetitlich in Gemeinſchaft zu treten. Was wollt' ich machen? Ich beſtellte alſo Milchſuppe und Pfannkuchen.“

Der Oberförſter hörte unmuthig zu. „Es iſt mir unangenehm,“ ſagte er, „ſo etwas begründet gleich ein gewiſſes Verpflichtetſein. Freilich, du konnteſt, wenn ſie dich ſo faßte, nicht ausweichen; wir haben ja wohl auch noch ſo viel Geld, es zu bezahlen?“

Conrad ſah ſeinen Herrn wehmüthig an. „Einen Thaler!“ ſagte er; „und morgen muß ich Salz, Butter, Milch, Kaffe, Zucker und Talgkerzen kaufen. Da reicht der Thaler nicht hin.“

Der Oberförſter ſeufzte tief auf und ſchwieg eine Weile. „Ich denke,“ ſagte er, „du kaufſt keinen Zucker, und von dem anderen Zeug je nur ein halbes Pfund, dann reicht's. Hätten wir nur heute Abend Licht!“

Ehe Conrad reden konnte, hörte man das Bellen der Hunde. Es war ganz gewiß Frau Tanneberg, und er lief ſchnell hinweg, ſeines Herrn durchweichte Kleider in einer der leeren Stuben aufzuhängen; dieß ließ ſich jedoch nicht ſo ſchnell thun, zumal er erſt ein

Seilchen ſpannen mußte, und ſo konnte er bei der Vorſtellung im Saale nicht ſein, was ihm ſehr empfindlich war.

Der Oberförſter hörte ſchwerfällige Tritte die Stiege heraufkommen, dem Saale ſich nahen, und dann klopfte es an.

Auf ſein: „Herein!“ ging die Flügelthüre auf, und es trat die umfangreiche Frau Tanneberg herein, hinter welcher Catharine folgte, einen großen Korb auf dem Kopf und einen Henkelkorb am Arme tragend.

Als Frau Tanneberg den Oberförſter ſah, machte ſie Knix über Knix und äußerte, ſie habe ohne Zweifel die Ehre, den gnädigen Herrn Oberförſter zu begrüßen; ſie ſei des Förſters Frau, der ſich ſogleich würde gemeldet haben, wenn er nicht gerade heute bei der Forſtgerichtsſitzung in der Stadt hätte erſcheinen müſſen und erſt mit der Nacht würde zurückkommen können. Da des Herrn Oberförſters Gnaden doch noch ſo gar nicht am erſten Tage des Aufzugs könne eingerichtet ſein, ſo habe ſie ſich die Ehre ausgebeten, eine kleine einfache Mahlzeit herzurichten, und ſie bitte nur, mit ihrer geringen Kunſt vorlieb nehmen zu wollen. Man ſei auf dem Lande nicht ſo mit allen Requiſiten der Kochkunſt verſehen wie in der Stadt. Sie habe zwar ihr Möglichſtes gethan, aber ſie zweifle doch, daß ihre Gerichte vor dem Herrn Gnade finden werden. In der Vorausſetzung, daß der Herr Haushofmeiſter Früchtelmeier noch nicht habe auspacken können, habe ſie ſich die Freiheit genommen, Tiſchzeug und Utenſilien, ja ſelbſt einige Hirſchtalgkerzen, die ſie ſelber zu ziehen verſtehe, nebſt Leuchtern und Scheeren für den Abend mitzubringen.

Das Alles ging in ſo rapider Fluth über die Lippen, daß der Oberförſter gar nicht zu Wort kommen konnte. Er paßte jedoch einen Moment ab, wo etwa in der Rede ein Komma ſtehen mußte, und fiel kräftig ein, indem er ſeinen Dank für ſo viel Aufmerkſamkeit ausſprach und einfach verſicherte, daß er kein Feinſchmecker ſei und am Allereinfachſten ſeine vollſte Befriedigung fände. Er hoffe, ſetzte er hinzu, ſie würde Conrad's Wünſche beachtet haben. Frau Tanneberg lächelte im überwältigenden Vorgefühl ihrer Triumphe, hob Catharine den Korb ab und deckte das ſchneeweiße Tuch vom Korbe.

Der Oberförſter hatte einen Bärenhunger. Ihm wäre jetzt Brod und Wurſt oder derlei etwas vollkommen zur Genüge geweſen; aber jetzt ſtrömten ihm Wohlgerüche aus dem Korb entgegen, die ſeine Lebensgeiſter höchſt anmuthig weckten. — Er wollte Conrad rufen, aber die dicke Frau ließ ſich's nicht nehmen, auch den Tiſch in würdiger Weiſe zu bereiten, was ſie mit großer Gewandtheit vollzog. Sie ſetzte zwei Flaſchen auf und ſagte: „Gnädiger Herr, es iſt freilich nur Grüneberger, und Sie wiſſen, der genießt nur in Schleſien wohlverdienten Ruf, während ſie anderwärts, beſonders am hochmüthigen Rhein, ihm mancherlei andichten, weil der gelbe Neid ſie plagt — allein ich dachte, nach dem Ereigniſſe wäre Ihnen ſo ein erwärmend Tröpflein wohlthätig."

Der Oberförſter wußte nicht genug zu danken.

„Ach, du lieber Gott," hob ſie da wieder an, „wie haben Euer Gnaden ſich aber bei uns eingeführt! Nein, das verdient einen Stuhl im Himmel, und wie iſt der Dank unſeres lieben Herrn Pfarrers ſo groß, obwohl er noch gar nicht weiß, wer ſein Kind rettete. Ich aber ſagte gleich: das war keine andere Seele, als unſer neuer Herr Oberförſter; denn Herr Früchtelmeier hatte mir geſagt —"

Eines Theils war es der immer bellender werdende Magen des jungen Mannes, verbunden mit dem lockenden Dufte kräftiger Speiſen, andern Theils aber auch die Beſcheidenheit des Oberförſters, die hier ſchnell den Faden abſchnitt, der in unabſehbarer Länge ſich fortzuſpinnen drohte. Auf einige abwehrende Worte begriff die dicke Frau, es ſei ihm unangenehm; ſodann erwog ſie ſchnell, daß der Werth ihrer Kochkunſt durch das Erkalten bedeutend in Abnahme ſtehen würde; daher wünſchte ſie geſegnete Mahlzeit, knixte und empfahl ſich.

Zum Glücke kam eben Conrad herab; ſie konnte nun noch Entſchuldigungen anbringen, daß ihr Dies und Das gefehlt, Eins und das Andere mißrathen ſei, ſie aber hoffe, daß ein ſchonendes

Urtheil durch den guten Willen, den ſie als Hauptwürze überall beigefügt, hervorgerufen werden würde.

Conrad's Naſe hatte Vieles mit der ſcharfen Witterung der Hühner- und Jagdhunde gemein. Schon waren Düfte ihm zugeweht worden, die ihm die Kunſt ſeiner neuen Freundin außer Zweifel ſetzten. Er konnte daher, dieſe gewichtige Eigenſchaft gebührend in's Licht ſetzend, ſie im Voraus beruhigen, und ſomit wurde die Unterredung abgebrochen, indem Frau Tanneberg noch ſagte, Catharine werde in der Halle warten, bis abgeſpeiſt ſei, um das Geräthe und die Reſte mitzunehmen, wenn nicht Herr Früchtelmeier dasjenige für morgen zurückbehalten wolle, was dem gnädigen Herrn etwa beſonders wohl geſchmeckt habe.

Das verſprach Conrad, und ſo ſchieden ſie im beſten Einvernehmen. Conrad, dem der Magen ſelbſt nicht mehr in der rechten Linie lag, eilte, in den Saal zu kommen, nicht etwa, um ſeinen Herrn zu bedienen; denn ihr gegenſeitiges Verhältniß hatte in dem Leid und der Freude der Vergangenheit längſt aufgehört, das ſtrenge der Abſtufung zu ſein, das ſonſt zwiſchen dem hochadeligen Herrn und dem Diener beſtehen mußte. Conrad war's, der ſchon des Oberförſters verſtorbenem Vater ein ganzes Leben gedient und nun ſeit der früheſten Jugend der Führer, Verſorger und treueſte Freund ſeines theuren Herrn war. Conrad hatte Niemanden mehr in der Welt und der Oberförſter ſtand auch mutterſeelenallein. So waren ihre Herzen zuſammengewachſen. Conrad galt es jetzt auch, an den Leckerbiſſen der Frau Tanneberg ſein erkleckliches Erbe in Anſpruch zu nehmen, wie es ihm eingeräumt war.

Als er eintrat, arbeitete der Oberförſter ſchon mit allen Kräften an den Gerichten.

„Conrad, komm, ſetz' dich und iß," rief der Oberförſter, deſſen Roſenlaune vollkommen wiedergekehrt war. Er ſchob dem Getreuen die Suppenſchüſſel zu und ſagte: „Bei alle den krummen, verwachſenen Geweihen und Stangen in der Halle; Conrad, das iſt eine Suppe, die könnte der Oberlandforſtmeiſter eſſen, ja, was ſag' ich, der König! Die labt und erquickt, und dieſer Wildbraten, dem ich eben in die Flanke falle, iſt auch ein Stück Arbeit, das ſeines Gleichen ſucht. Du weißt, du haſt mich an eine köſtliche Zubereitung des edlen Wildes gewöhnt, aber dieſem Rehziemer muß ich dennoch volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

„Riecht vortrefflich!“ ſagte Conrad ſchnüffelnd, „und hat auch ohne Zweifel den unentbehrlichen haut-goût, der erſt dem Wildbraten ſeine volle Bedeutung gibt?“

„Meiner Treu'!“ ſprach der Oberförſter, „du haſt's getroffen! Doch mein' ich, das Reden ſei nirgends beſſer zu entbehren, als beim Eſſen. „Alles hat ſeine Zeit,“ ſagt der weiſeſte unter den Königen, und dabei hat er auch des Eſſens ausdrücklich gedacht. Wir wollen ſeine Erfahrung uns zu Nutze machen!“

Das wurde denn auch von Conrad getreulich beobachtet. Er war ohnehin gewohnt, ſeines Herrn Befehle aufs Pünktlichſte zu vollziehen.

Wer den Beiden aber hätte zuſehen können — und nicht ſelber hungrig geweſen wäre, — hätte ſeine wahre Luſt daran haben müſſen, ſo wacker war die Arbeit, ſo unermüdlich die Ausdauer, ſo tapfer der Vertilgungskampf. Manches der ſchmackhaften Gerichte erlag mit Stumpf und Stiel, beſonders im Anfange der Mahlzeit. Erſt ſpäter blieben Rudera, welche Conrad liebäugelnd betrachtete, weil er ſie morgen noch einmal produciren durfte, was ihm Mühe und Sorge erſparte — und — Koſten!

Als endlich das Mahl zu Ende war, trat der Oberförſter auf den Balkon, während Conrad wegräumte. Vor ihm lag im Golde der nun ſchon dem Niedergange zueilenden Sonne der wunderſchöne Thalgrund, das Dorf, die Berge und Wälder. Er ſah darüber hin mit reiner, heiliger Luſt und vertiefte ſich völlig in den herrlichen Anblick. Als er auf den wild ſchäumenden Bach blickte, kehrten Bilder in ſeine Erinnerung zurück, die kaum erſt von dem materiellſten Bedürfniſſe weggedrängt worden waren. Er verſank in ein tiefes, aber nicht unerquickliches Sinnen, aus dem ihn nach langer Zeit Conrad weckte.

„Gnädiger Herr!“ ſagte er, „die wackere, raiſonable Frau

Tanneberg hat ja, denken Sie nur! gemahlenen Kaffe geſchickt, und ſo viel, daß ich Ihnen heute Ihre gewohnte Taſſe Schwarzen bereiten konnte und wir morgen frühe noch einen köſtlichen Trank zum Frühſtück haben. Ihre Pfeife, Ihre Taſſe und ein Licht, da es im Saale dunkelt, ſtehen bereit! Dem Mädchen aber hab' ich geſagt, ſie ſolle die würdige Frau Tanneberg ſchön grüßen und ihr ſagen, ſie ſei die erſte Köchin Schleſiens."

„Brav gemacht, mein lieber Conrad," ſagte der Oberförſter, ihm auf die Schulter klopfend; „ich darf aber zuſetzen, daß du dann der erſte Koch dieſes geſegneten Landes biſt!"

Als der Oberförſter in den Saal trat, hatte Conrad das Feuer des Kamins geſchürt, den Tiſch vor den Sorgenſtuhl gerückt, worauf der Kaffe ſtand, und reichte nun ſeinem Herrn die lange Pfeife und zündete den Fidibus.

„Nimm deinen Jagdkloben, Conrad," ſagte der Oberförſter, „und ſetze dich zu mir, du ſollſt nun hören, wie ich zu den naſſen Kleidern gekommen bin."

Auch an dieſe allerdings reſpectswidrige Einrichtung hatte ſich Conrad längſt gewöhnt, obwohl es ihn Anfangs nicht geringe Ueberwindung gekoſtet hatte. Sein Herr wollte es und er gehorchte.

Bald dampfte denn auch der Kloben Conrad's. Der Oberförſter dehnte ſich behaglich im Seſſel und begann ſein Abentheuer zu erzählen, auf das Conrad nicht wenig geſpannt war.

„Die nächſten Wälder meines neuen, mir noch ganz fremden Revieres kennen zu lernen, lag mir zunächſt am Herzen, Conrad," ſprach er in der allergemüthlichſten Stimmung, wie ſie eine gute Mahlzeit, eine gute Taſſe Kaffe, ditto Pfeife und Ruhe im Sorgenſtuhl bei jedwedem ehrlichen Manne zu erzielen geeignet ſind. „Meine Seele frohlockte," fuhr er fort, „denn der Beſtand iſt prächtig; es ſind Schonungen von ausgezeichneter Schönheit, Schläge vom wünſchenswertheſten Zuſtande, Culturen vom üppigſten Wachsthum vorhanden. Wie geſagt, nicht beſſer zu wünſchen. Nur Eins finde ich fatal: mein Vorgänger hat das Wild über die Maaßen gehegt —"

„Und den Schmutz,“ ſagte Conrad.

„Meinetwegen,“ fuhr der Oberförſter fort; „aber da muß ich aufräumen, und unſere Speiſekammer wird ſich dabei ganz wohl befinden —“,

„Da werd' ich müſſen Hirſchtalglichter ziehen lernen,“ meinte Conrad, „was ich aber noch nicht verſtehe.“

„Gewiß, bei der raiſonablen Frau Tanneberg lernſt du es,“ verſetzte lachend der Oberförſter. „Nun bei der kannſt du überhaupt Etwas lernen, glaub' ich. Item, Conrad, ich war ſeelenvergnügt und der Tag war ſo wunderherrlich, ſo warm; die Sonnenlichter zitterten ſo eigenthümlich durch die Tannenäſte, daß es mir gar wohl um das Herz wurde.

„Ich war froh, daß ich Mundvorrath in unſere leere Küche ſchießen konnte. Etwa um Eins ſetzte ich mich an unſer getheiltes Wurſtexemplar und verzehrte es, aber die Waldluft, meine ſtarke Wanderung und das frühe Frühſtück waren, zuſammenwirkend, die Urſache, daß ich kaum halbſatt wurde, daher auch mein Zuſpruch bei den leckern Gerichten der raiſonablen Frau Tanneberg. Um mir die Gedanken an Mehr zu vertreiben, ſchlenderte ich noch eine Weile herum und kam, es mochte etwa drei Uhr ſein, in die Nähe des Dorfes, wo der Waldbach ſchäumt und brauſt. Dort iſt noch ein wahres Dickicht, eine urwäldliche Wildniß. Plötzlich ſteht die Aurora, und der Hektor will auch drein ſpringen. Du haſt aber bei der Dreſſur dieſer edlen Thiere ein ſolches Meiſterſtück zu Tage gefördert, daß es nur meines Winkes bedurfte, um ſie zur Ruhe zu bringen. Schießen mochte ich hier nicht; auch dachte ich wohl, es dürfte kein Wild in ſolcher Nähe des Ortes ſein. Ich legte daher Taſche und Gewehr ab, deutete den verſtändigen Hunden an, daß ſie dabei Wache zu halten hätten, und ſchlich, die Zweige vorſichtig auseinander biegend, dem rauſchenden Waſſerfalle zu, der ſchöner kaum im Gebirge zu finden ſein dürfte.

„Plötzlich erblickt' ich Etwas vor mir. Es war ein blütheweißes junges Lämmchen, das im Graſe weidete und nicht weit davon ſaß auf einem großen Waldſtein unter den überhängenden

Aeſten einer knorrigen, verkrüppelten, aber höchſt maleriſchen Birke ein Mädchen, welches ſtrickte und ihre Augen auf einen etwa neunjährigen Knaben gerichtet hatte, der in dem Waſſer unter dem Waſſerfall angelte.

„Conrad, wenn ich in meinem Leben etwas Schöneres, Lieblicheres und Reineres ſah, als dieſes Mädchen, ſo will ich mich auswaiden laſſen wie ein erlegtes Wild. Meine Seele trat in die Lichter (Augen wollt' ich ſagen) und die waren ſtarr auf den Einen Punkt gerichtet. Conrad, ich ſage dir, Schöneres hat Gott nichts erſchaffen. Beſchreiben will und kann ich dir das Mädchen nicht. Du mußt mir's aufs Wort glauben, bis du es ſelber ſiehſt. Gewiß zehn Minuten ſtand ich wie verzaubert etwa zwanzig Gänge von dem ſchönen Bild und wünſchte nichts ſehnlicher, als ein Maler zu ſein. Da ſchreit das Mädchen plötzlich voll Entſetzen auf, wirft das Strickzeug weg und ſtürzt dem reißenden Bache zu. Ein Blick dorthin zeigte mir den Knaben, der fruchtlos mit den ſich fortwälzenden Wellen rang. Du kannſt dir denken, daß ich dabei nicht ruhig blieb. In drei Sätzen war ich bei dem Knaben, ſprang in den Bach, um ihn zu faſſen; aber unglücklicher Weiſe hatte ich mit meinen Stiefeln auf einen runden glatten Rollkieſel getreten, glitt ab und plumpſte der Länge nach in den Bach. Das war freilich nur eine Unterbrechung von einer oder zwei Minuten, da ſtand ich wieder und hatte noch gerade Zeit, den Knaben zu faſſen, den ich nun in die Höhe hielt, und hatte, da mir das Waſſer bis an die kurzen Rippen reichte, ordentlich zu thun, daß ich auf den Ständern blieb und, den Knaben immer in die Höhe haltend, das jenſeitige Ufer erreichte. Der kleine Balg zappelte und ſtrampelte wie eine angeſchoſſene wilde Katze, aber er kam doch bald wieder zu ſich.

„Auf das Mädchen hatte ich während dieſer Expedition in's Kühle natürlich gar nicht achten können, nur hörte ich ihren Angſtſchrei, als ich auch ſo der Länge nach mich in das eiskalte Waſſer legte. Jetzt, wo ich an's Ufer ſtieg, lag ſie mit gerungenen Händen auf ihren Knieen, bleich wie ein Marmorbild, aber auch ſo unbeſchreiblich ſchön. Sie hatte jetzt nur Sinn für ihren kleinen Bruder und wollte mir ihn abnehmen.

„Nein, ſagte ich, das Waſſer iſt eiſig kalt, laſſen Sie mir den Kleinen und eilen wir nach Ihrer Wohnung, die ohne Zweifel in der Nähe iſt.

„Im Pfarrhauſe zu Tiefenau, ſtieß ſie aus der gepreßten Bruſt hervor; aber er wird Ihnen zu ſchwer — und Sie ſelbſt ſind durchnäßt, ich bitte!

„Der Knabe iſt mir nicht, aber Ihnen zu ſchwer, ſagte ich. Streiten wir nicht lange. Mir wird's ſelbſt wohlthätig ſein, wenn ich die Glieder durch Gehen erwärme. Seien Sie nur ſo gütig, mir den nächſten Weg zu zeigen.

„Jetzt flog ſie vor mir her, wie ein Reh. Es ſchien, als berühre ihr Fuß den Boden nicht. Ich bin ein guter Läufer, aber, meiner Treu', Conrad, ich hatte mich zu ſputen, wenn ich der ſchönen Geſtalt, die ich nun recht betrachten konnte, folgen wollte. Bei ſolcher Eile erreichten wir indeſſen ſchnell Tiefenau und das Pfarrhaus.

„Das Mädchen war, wie ich dir ſagte, vorausgeeilt, und nun kamen Vater, Mutter, Geſinde — Alles in größter Beſtürzung uns entgegen. Ich gab dem Vater den Knaben und ſagte: Ziehen Sie ihn ſchnell aus, ſtecken Sie ihn in ein Bett und machen Sie ihn durch gelinden Fliederthee ſchwitzen, ſo iſt Alles gut!

„Er nahm mir ſein Kind ab und eilte ins Haus, und Alle folgten ihm nach. Daß Niemand an mich dachte, lag einfach in der Natur der Sache. Als Alle im Hauſe waren, machte ich ſchnell Kehrt und lief, was ich laufen konnte, zum Bache zurück, weil es mich tüchtig zu ſchuckern anfing.

„Dort lag noch ihr Strickzeug, das ich mit Entzücken einſteckte, dann wieder durch den Bach watete, dießmal aber an einer Stelle, wo eine Sandlage war und er mir nur bis an die Knie reichte. Dort fand ich mein grünes Hütlein, und die getreuen Köder lagen, ohne ſich zu rühren, bei Taſche und Doppelflinte. Lange war da nicht zu zögern. Ich hatte das Forſthaus vom Dorfe aus liegen ſehen und eilte hieher.“

Conrad ſeufzte. „Ich dachte mir gleich, daß Sie mit einem weiblichen Weſen zu thun gehabt, denn ich fand das Strickzeug in der linken Bruſttaſche Ihres Jagdcollets, was mir nicht wenig auffiel.“

„Nun weißt du die ganze abentheuerliche Geſchichte, Alter; aber das Mädchen mußt du ſehen. Du kannſt morgen das Strickzeug hintragen und nach dem Befinden des Knaben fragen. Du wirſt die Lichter aufreißen, Conrad! So was ſahſt du nie. Was ſind da alle Stadtpuppen und Penſionsäffchen gegen dieſen Engel? — Da werd' ich recht oft hingehen, Conrad, denn das Mädchen hat einen mordintelligenten Kopf, und der Vater iſt, wie ich gleich ſah, auch kein verbauerter Dorfpaſtor, dem es auf ſeinem Dorfe geht, wie einem Hühnerhunde, der, ohne zu jagen, immer am Ofen liegt und die Dreſſur verlernt hat. Ich hoffe, daß mein einſames Leben hier gerade dadurch jenen Reiz gewinnen ſoll, der es auf die Dauer allein erträglich machen kann.“

Conrad ſah fortwährend gegen den Boden. Solche warme Begeiſterung für die ſchöne Pfarrerstochter war ihm denn doch ein wenig zu arg. Er war Menſchenkenner genug, um zu wiſſen, daß bei ſechs und zwanzig Jahren das Herz wie Buchenzunder iſt, ein Fünklein, und es lohet. Das Fünklein war in ſeines Herrn Herz gefahren, das ſchien ihm außer Zweifel, und dieſe Beobachtung machte ihm vermehrte Sorge.

Conrad war nämlich ein eingefleiſchter Ariſtokrat. Seiner Herrſchaft ſeit ſeinen früheſten Jahren mit ganzer Seele anhangend, und erfüllt von der tiefgewurzelten Ehrfurcht vor der reichsfreiherrlichen Würde und Hoheit derer von Diſtelheck, kannte er nichts Höheres, als den Glanz und Ruhm dieſes uralten Hauſes. Es war ausgeſtorben bis auf ſeinen Herrn. So ſtand, wie er als Waidmann zu ſagen pflegte, des hohen Hauſes Beſtand nur noch auf zweien Ständern und zweien Lichtern, oder, wie ſich andere Leute würden ausgedrückt haben, auf zwei Beinen und zwei Augen. Da galt's, zu wirken, daß der Stammbaum rein und das Vollblut erhalten werde. Dieß war bei dem unverantwortlichen Leichtſinne ſeines Herrn in dieſem Hauptpunkte Conrad's Lebensaufgabe. Daran reihte ſich eine zweite. Schon ſeines gnädigen Herrn höchſtſeliger Herr Großvater war ein Hans Schlurian geweſen, der ſchlecht haushielt. Ihm lag am Gelde, nicht viel, weil er meinte, der reichsfreiherrliche Quell ſei nicht zu erſchöpfen, und die Cavalierstournüre fordere das Fließenlaſſen des Geldes. Die höchſtſelige Frau Großmutter war ein Stiftsfräulein geweſen, das von der Haushaltung ſo viel verſtand, wie der Blinde von der Farbe. Da ging's denn, wie man zu ſagen pflegt, den Krebsgang mit den Finanzen, und ein Breslauer Jude war Finanzminiſter, das heißt, contrahirte die Anleihen zu ganz tractabeln Zinſen. Beim Lichte beſehen, ſchoß er ſelber das Geld, ſtellte ſich aber, als ſchaffe er es höchſt mühſam und gegen, Gott weiß, wie vielfache Bürgſchaft, herbei, nnd zog noch ein Zaſſeras als Mühewaltung, daß Einem Hören und Sehen verging. Er beſaß indeſſen das vollſte Vertrauen der gnädigen Herrſchaft und damit war Alles zu Ende; aber nicht die wachſende Verarmung des Geſchlechtes. Beide Großeltern ſtarben ſo ziemlich gleichzeitig, und des Oberförſters Vater machte gewaltig große Augen, als der hebräiſche Manichäer kam und alle Güter entweder an ſich zu reißen Luſt zeigte, oder eine Summe forderte, vor deren Größe ihm das Blut gerann. Er fand ſich mit ihm ab und gab ihm die Güter. Ihm blieb nur Eins übrig, das Stammgut; aber auch darauf ruhten Schulden, die wuchſen, als er in die Armee trat und als Lieutenant ſieben Jahre der Noth hatte, wie ſie Joſeph in Aegypten erlebte, aber für ihn waren keine Vorrathshäuſer in den fetten Jahren geſammelt werden. Als er endlich Hauptmann wurde, war das Gütchen fort. Kümmerlich behalfen ſich die Eltern des Oberförſters, denn die vortreffliche Mutter war auch bettelarm, aber adelſtolz über die Maßen, dabei aber engelgut. Sie war's, die als Wittwe noch auf ihrem Todbette Conrad verpflichtete, dafür ſorgen zu helfen, daß ihr Sohn reich und ſtandesgemäß heirathe.

Das lag nun centnerſchwer in der Seele des ſeinem Herrn mit Leib und Seele ergebenen, ganz nur für ihn lebenden Menſchen, als der Oberförſter ſein Abentheuer erzählte und von dem Pfarrerstöchterlein mit einer Begeiſterung redete, wie ſie Conrad noch niemals bei ihm wahrgenommen.

Als das nun ſo durch ſeine Seele zog und er trübſelig daſaß, ſprach der Oberförſter:

„Ich glaube gar, du freuſt dich nicht einmal, daß es mir vergönnt war, ein Menſchenleben zu retten und einer wackeren Familie einen ſchweren Kummer zu erſparen? Ich danke Gott dafür!“

„Ich auch,“ ſagte Conrad geſenkten Hauptes, „wenn nur dabei Eins nicht wäre!“

Der Oberförſter, der in ſeiner Gutmüthigkeit kaum zu erzürnen war, auch ſeinem guten Conrad wahrhaft vormundſchaftliche Rechte einräumte, ſah ihn groß an. „Was iſt denn das Eine, was dich drückt?“

„Halten Sie zu Gnaden,“ ſprach Conrad, — „das Mädchen!“

„Biſt du toll?“ fragte lachend der Oberförſter.

„Ach nein,“ ſeufzte Conrad, „aber ich denke weiter hinaus.“

„Ei, wohin denn?“ fragte, immer ſtärker lachend, der Oberförſter.

„Nun, gnädiger Herr,“ ſagte Conrad, „mit ſechs und zwanzig Jahren iſt Keiner ganz ſchußfeſt.“

„Ich glaube, nicht einmal mit ſechs und fünfzig,“ rief der Oberförſter, „denn die Frau Tanneberg! die Frau Tanneberg!“ Er drohte mit dem Zeigefinger.

„Spotten Sie nicht über mich alten Burſchen,“ ſagte Conrad etwas verlegen, aber dennoch geneigt, in das Lachen ſeines Herrn einzuſtimmen, das wirklich einen anſteckenden Reiz hatte, weil es ungemein kräftig war und aus dem Innerſten kam.

„Du denkſt alſo,“ fuhr der Oberförſter fort, „das ſchöne Pfarrerskind habe mir's angethan?“

„Ganz juſt iſt's nicht, gnädiger Herr,“ verſetzte Conrad und ſah ihn bedenklich an. „Meiner Lebtage habe ich Sie noch nicht ſo von einem Mädchen reden gehört.“

„Und wenn's denn nun ſo wäre, Conrad; wenn ich in das ſchöne Mädchen mich, wie man ſagt, ſterblich verliebt hätte und bei näherer Bekanntſchaft fände, daß ſie auch inwendig ſo ein Engel wäre, wie ſie es äußerlich iſt, und ich führte ſie als mein liebes Weib hier ins Forſthaus ein: ſage, was wär's denn für ein Unglück? Haſt du mir nicht ſchon hundertmal geſagt, ich müſſe vor den Dreißigen heirathen, weil es nach ihnen nichts mehr tauge? Haſt du mir nicht ſchon hundertmal vorgerechnet, daß ich der letzte Sproſſe meines alten Stammes ſei und ihn nicht dürfe untergehen laſſen?"

„Darin gerade liegt's, gnädiger Herr," ſprach da mit Eifer Conrad, und es war, als ob ein neues Leben in ihn käme. „Erlauben Sie mir, daß ich mich ausſpreche."

Der Oberförſter war an ſolche Don Quixott'ſche Standreden ſeines treuen Conrad's gewöhnt und jetzt gerade in der gemüthlichſten Laune, ihn anzuhören und ſich ſo den ſchon ziemlich langen Abend auf eine angenehme Weiſe zu verkürzen.

„Rede nach Herzensluſt," ſagte er, „ich höre!"

„Es iſt," hob Conrad an, „keine Kleinigkeit um eine edle, berühmte Abſtammung. Solch ein Stamm iſt ein Gut, das erhalten werden muß, aber auch in aller Reinheit des Blutes. Der Stammbaum iſt das Document davon. Da ſteht noch keine Bürgerliche drauf. Als ich ihn aufrollte, betrachtete ich ihn mit Stolz. Freifräuleins, Baroneſſen, Gräſinnen und im ſchlimmſten Falle Landadel, von dem, wie Sie wiſſen, das Land voll läuft, aber doch immer Adel iſt mit den drei glorreichen Buchſtaben, ſtehen in den Schildern. Nirgends eine Spur einer Mesalliance, wie ſich Ihre hochſelige Frau Mutter auszudrücken pflegte, die mir's auf die Seele gebunden hat, das Ihnen ausdrücklich zu ſagen. Welch eine Schmach, wenn dieſe goldene Kette durch einen groben eiſernen Ring ſollte unterbrochen werden! Nein, gnädiger Herr, das ginge nicht! Sehen Sie, Sie müſſen darauf ſehen, daß Sie eine Hochadelige kriegen!"

„Vortrefflich, Conrad," ſagte lachend der Oberförſter „Alſo um meines alten verrauchten Stammbaums willen ſoll ich mich verbinden gegen meine Neigung und mein Leben verpeſten? — Meinſt du, ich wäre tollhausfähig? Lieber Conrad, mit dem Adel iſt's am Ende. Er pfeift auf dem letzten Loch. Ich will dir das 'mal auseinanderſetzen. Ich weiß, du biſt ein geſcheidter Menſch und weißt, wo Barthel den Moſt holt.

„In unſerer Zeit iſt die Bildung, die in früheren Zeiten bloß des Adels Eigenthum war, wie ein Strom in der Niederung breit auseinandergegangen. Das Wiſſen iſt jetzt der bürgerlichen Leute Beſitzthum, und wenn ich auch nicht ſage, der Adel habe als Erbe die Dummheit, ſo iſt doch der höhere Bürgerſtand ſein bevorzugter Miterbe und, da der Adel nicht gerne ſich plagt, fällt in dieſem Teſtamente ein Legat nach dem andern dem Bürgerſtande zu. Das iſt eins. Wir Adelige müſſen arbeiten, ſtudiren, uns nützlich machen, ſonſt gehn wir vollends flöten. — Es gibt keine Pfründen mehr, die dem Adel allein gehören. Auch die Kirche fordert Kenntniſſe und thut wohl daran. In der evangeliſchen Kirche iſt's vollends aus. Da drängt ſich kein Adel herbei. Im Militär, nun ja, da geht's noch, aber der Staat wäre blind, wenn er glaubte, Tapferkeit und Tüchtigkeit fließe aus einem vergilbten Pergament in die Seele. Blick 'mal in die gelehrte Waffe. Da ſiehſt du den Bürgerſtand in Blüthe. Die Güter ſind leider durch üblen Haushalt häufig fortgegangen. Ich bin ein redend Beiſpiel, Conrad. Armer Adel iſt übel daran. Drum mein' ich, wenn der Adel tüchtig iſt in Wiſſen, Wollen und Können, ſollt' er auch darin ſeinen Ruhm ſuchen, und unſer lieber Herrgott hat uns Alle gleich erſchaffen und vor ihm gilt eben nur der, der etwas werth iſt. So wär's denn, und das iſt meine feſte Entſchließung, kein Unheil, einen lieblichen Bürgerzweig auf meinen Stammbaum zu pfropfen, wenn ich einen finde, der mir zuſagt und der's mit mir für die Lebensreiſe wagen will.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Conrad, „das ſind ja die unglückſeligen Ideen, welche in dieſer traurigen Zeit ſind ausgeheckt worden, und daß Sie davon erfüllt ſind, das iſt mein Jammer. Ich will ja dem ſchönen Pfarrerskinde ſein Recht nicht ſchmälern, aber es paßt nicht für Sie.“

Jetzt lachte der Oberförſter aus Leibeskräften. „Du biſt toll, guter Conrad; „ich rede ja gar nicht von dem lieblichen Mädchen.

So ein flüchtiges Wohlgefallen iſt ja noch kein Heirathen! Will ſie mich denn auch?“

„Oho! Gnädiger Herr!“ ſagte Conrad betroffen. „Wo denken Sie hin? Wer würde Sie nicht wollen? Von altem Adel —“

„Still, ſtill!“ rief der Oberförſter, „du könnteſt mich noch eitel machen! Denkſt du nicht, daß ich ſo arm bin wie eine Kirchenmaus? Daß ich Schulden habe wie ein Garde-Lieutenant?“

Conrad ſeufzte und ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Es gibt ſo liebe, herzige Fräuleins; der Herr Forſtmeiſter hat ihrer drei, von denen mir die Frau Tanneberg ſagte, es ſeien gar treffliche Fräuleins. Und der Herr Forſtmeiſter iſt ganz unermeßlich reich. Da bliebe der Stammbaum rein und alle Ihre Schulden könnten glorreich bezahlt werden.“

„Denk' an meine Großmutter, Conrad,“ ſagte der Oberförſter.

„Aber ich bitte unterthänigſt,“ fiel ihm Conrad in das Wort, „müſſen denn Alle ſo ſein?“

„Halt, Alter!“ ſagte der Oberförſter, „da biſt du auf einer Fährte, die verſtehſt du nicht; ſie führt dich nicht in den Dachsbau, ſondern juſt daran vorbei. An der Erziehung liegt's. Wo iſt denn Eins dieſer adeligen Dämchen, die nicht in einer Penſion erzogen wäre? Was lernen ſie da? Sich benehmen, Nr. 1, das heißt, ſich wie eine Puppe drehen, wenden; ſchöne Floskeln anbringen; gefallſüchtig werden. Das iſt mir eine ſaubere Geſchichte! Wo der ſittliche Takt fehlt, da fehlt's in Summa; wo die ächte Geiſtesbildung nicht iſt, da ſteht's mit dem Benehmen, daß ſich Gott erbarme! Da lernen ſie ein paar Stücklein Franzöſiſch, etwas parliren, um es ein Jahr nachher vergeſſen zu haben. Das iſt Nr. 2. Sie lernen ein Bischen Klavierklimpern, Strauß'ſche oder Labitzky'ſche Walzer und dergleichen; ein paar Lieder abkrähen und und quinkeliren, das iſt Nr. 3. Dann folgt Sticken, Häkeln und allerlei derartige Künſte; aber gilt's einen Strumpf ſtricken, tüchtig nähen, eine Haushaltung überſehen und regieren, dem Mann eine Suppe kochen — dann hat das Lied ein Ende. Siehſt du, mit ſolch einer Frau, die überdieß noch hoch herabſieht auf Andere, die ſelbſt vielleicht nicht einmal die erſte aller Hausfrauenpflichten, die Reinlichkeit, werth hielte, iſt ein Mann betrogen. Ich könnte dir mehr als ein Beiſpielchen vorreiten, daß du ſcheu würdeſt, kopfſcheu, Conrad! Glaub mir's, ich kenne ſolche Exemplare!"

Conrad ſchwieg; es gingen ähnliche Figuren jetzt an ſeinem Geiſte vorüber, denen er begegnet war. Oben Hui! und unten Pfui!

„Noch Eins, Conrad, was zu dem Kapitel gehört," fuhr der Oberförſter fort; „du kennſt ja meine Tante, die Frau von Diſtelheck in Königsberg?"

„Gewiß!" ſagte Conrad. „Ja, das iſt eine Dame von ächtem Golde. Vor der hab' ich einen erſtaunlichen Reſpect."

„Nun gut," fuhr der Oberförſter fort, „die ſagte mir, als ich ſie vor einem Jahre beſuchte: Fritz, ſei in der Wahl deiner Gattin ſorgfältig. Nicht bloß auf das Aeußerliche blicke, freilich muß ſie dir gefallen — ſondern auf ächte Bildung, Reinheit der Seele, Tüchtigkeit im Hausweſen, frommes Gemüth. Findeſt du das vereint bei einer Adeligen, deſto beſſer — aber findeſt du es bei einer Bürgerlichen, und ſie gibt dir ihre Hand, ſo danke Gott auf deinen Knieen, und wenn ſie nichts hat, ſie iſt ein Schatz für dich. Ihr Reichthum ſteckt in ihrem Geiſt, in ihrem Herzen, in ihrer Tüchtigkeit. Ich wollte, fuhr ſie fort, du fändeſt in der Welt das Mädchen, welches ich im letzten Jahr im Bade zu Warmbrunn fand. Fritz, ſie war ein vollendeter Engel an Schönheit, ein Engel an Reinheit, ein Engel an Güte und Frömmigkeit, und dabei erfahren in allen Künſten des Haushalts, wie ich ein Mädchen dieſes Alters nie geſehen. Sie mochte ſechszehn oder ſiebzehn Jahre alt ſein und pflegte eine kritelige alte Tante mit einer Geduld und Hingebung, wie ich ſie nie erlebt habe. Sie wohnten neben mir, und ich zog das engelſchöne Mädchen gerne an mich. Mit rührender Zutraulichkeit ſchloß ſie ſich an, und in ihrer Seele war keine geheime Falte, die ich nicht kennen lernte. Vier Wochen reichten hin, daß dieß Mädchen mir wahrhaft an die Seele wuchs.

Hundertmal dacht' ich an dich dabei und wünſchte ſie dir zur Frau."

„Wie hieß ſie denn, liebe Tante?" fragte ich geſpannt.

„Ja, du lieber Gott, fordere doch nicht, daß eine ſieben und ſiebzigjährige Frau ſo Etwas behalte! Mir iſt's entfallen," ſagte ſie, „aber das will ich dir ſagen, eine Adelige war ſie nicht."

„Und doch gäben Sie es zu, daß ich — ſagte ich — aber ſie ließ mich nicht ausreden. Meinen vollſten, reichſten Segen gäbe ich dir, wenn du mir ſo eine Nichte brächteſt. So ſprach die Tante, Conrad!"

Die Unterredung nahm eine für Conrad's Gedankenkreis ſo ungünſtige Wendung, daß er froh war, durch ein Klopfen an die Thüre unterbrochen zu werden. Es war Steffen, der meldete, er habe das Pferd beſorgt. Conrad ſchloß nun mit des Oberförſters Zufriedenheit den Contract mit ihm ab, und er ging.

Der Oberförſter hörte mit Erſtaunen, daß Conrad ihm im Fortgehen noch zurief, er ſolle ja nicht vergeſſen, den mit Früchten handelnden Juden Mardochai morgen zu ſenden.

„Was willſt du mit dem Juden?" fragte der Oberförſter. „Du haſt ja doch nur noch einen Thaler? Wir werden eher von dem Juden Geld leihen müſſen!"

Jetzt erſt kramte Conrad aus, was Tanneberg's für ihn gethan. Der Oberförſter erſtaunte. Er billigte den Verkauf, zumal das Geld an Tanneberg's zurückbezahlt werden mußte, welches dieſe für die Beſtellung des Feldes und die Einheimſung des Heues vorgelegt hatten. Was er aber mit den Dienſtländereien anheben ſollte, wußte er ſelber nicht. Wo ſollte er in ſeiner Armuth das Geld hernehmen für Viehſtand, Schiff und Geſchirr?

„Hätten wir nur das eine Kapital gerettet, das Sie für den Lieutenant bezahlen mußten, für den Sie Bürge wurden," ſprach er. „Mit zwölfhundert Gulden könnten wir uns helfen aus der Noth."

„Mach' mir das Herz nicht ſchwer, Conrad," ſagte der Oberförſter; „damals mußte ich ihm helfen. Seine Ehre und ſeine

Zukunft ſtand auf dem Spiele. Daß er ſein Wort nicht hielt und ich bezahlen mußte, das verzeih' ihm Gott, wenn er es anders konnte, da er auch arm war, wie ich jetzt. Laß es ruhen. Es iſt verſchmerzt!“

III.

Kaum war Frau Tanneberg vom Forſthauſe heimgekehrt, ſo eilte ſie ins Pfarrhaus, um nach dem Knaben zu ſehen. Der war wieder munter und ſeelenvergnügt in ſeinem Bett, um das die Eltern, die alte Tante und die ſchöne Auguſte ſaßen. Hier wurde denn die ganze Geſchichte erzählt.

„Wüßte ich nur, wer der Fremde wäre und wo er hingekommen!“ ſprach der Pfarrer. „Nicht ein Wort des Dankes ſagte ich ihm. Er war wie verſchwunden, als wir endlich wieder zur Beſinnung kamen und uns nach ihm umſahen. Was mag aus dem jungen Manne geworden ſein? Wenn er nur nicht erkrankt, da er ſo durch und durch naß war! Ich habe gleich im Dorfe nachfragen laſſen, aber Niemand hatte ihn geſehen.“

„Glaub's wohl,“ ſagte lächelnd Frau Tanneberg.

Alle ſahen ſie fragend an.

„Wiſſen Sie, wer es iſt?“ fragte der Pfarrer eifrig.

„Ja, freilich weiß ich's,“ ſagte die dicke Frau. „Denken Sie nur, als im heute im Forſthauſe war, kamen des neuen Herrn Oberförſters Effecten an. Er ſelber aber war gleich im Forſte geblieben und hatte ſich darin umgeſehen. Da nun die guten Leute — es iſt nur der Herr von Diſtelheck und ſein Bedienter — noch nichts zu eſſen haben können und hier in dem Neſte kein Wirthshaus iſt, ſo bot ich meine Hilfe an, die der Bediente, ein ganz ſcharmanter Mann, auch annahm. Als ich denn nun um vier Uhr das Eſſen hinaufbrachte, hatte ſich eben der junge Herr umgekleidet, und meine guten Augen hatten gleich die Waſſerpfühle geſehen, die auf dem Boden ſtanden, obgleich der gute Früchtelmeier die Kleider oben zum Trocknen aufhing. Ich ließ, da ich ſchon von dem Unglück und der Rettung des lieben Kindes gehört hatte, ſo Etwas davon fallen, um zu tippen, und richtig, ich hatt's getroffen, und der Bediente beſtätigte mir's, daß er ſeines Herrn pudelnaſſe Kleider aufgehängt. So wiſſen's alſo der Herr Pfarrer, wer Ihres Kindes edler Retter war, nämlich der junge Herr Oberförſter, Reichsfreiherr von Diſtelheck.“

Jetzt erinnerten ſie ſich auch alleſammt, daß er eine Jagduniform getragen habe, und die Thatſache war über allen Zweifel erhaben.

Nur Auguſte ſchien an der Erzählung der Frau Tanneberg gar keinen Antheil zu nehmen, was die gute Frau um ſo unangenehmer berührte, als ſie eines Theils das gar nicht gewohnt war, andern Theils aber es auch gar nicht verdiente, da ſie die begeiſtertſte Gönnerin des liebenswürdigen Mädchens war.

„Aber, Auguſtchen,“ ſagte ſie endlich, „Sie ſind ja heute ſo theilnahmslos, als ginge Sie das Alles nichts an und als freuten Sie ſich nicht einmal, zu wiſſen, wer Ihren lieben Bruder vom Tode rettete?“

„Ach, thun Sie mir nicht Unrecht, liebe Frau Tanneberg,“ ſagte, erröthend über den Vorwurf, das Mädchen. „Ich trage gewiß die tiefſte Dankbarkeit im Herzen, aber der Name des Herrn Oberförſters war es, der mir auffiel. Hat der Name dich an nichts erinnert, gute Tante?“ fragte Auguſte die ihr gegenüberſitzende Schweſter ihrer Mutter.

„Du haſt wahrlich Recht, Kind,“ hob dieſe jetzt an. „So hieß die alte adelige Frau in Warmbrunn, die neben uns im Badehaus wohnte und ſo freundlich gegen mich, ſo ungemein liebevoll gegen dich war. Du haſt wirklich Recht!“

„Am Ende kennen Sie den Herrn Oberförſter ſchon?“ fragte erſtaunt die neugierige Frau Tanneberg.

„Das nicht, gewiß nicht,“ ſprach die Tante; und ſie erzählte nun, wie die alte Frau von Diſtelheck ſie ſo liebevoll behandelt und namentlich an Auguſten, was man ſo nenne, ihren Narren gegeſſen habe. Sie erinnerte ſich, daß ſie oft mit großer Vorliebe eines

Neffen gedacht, der Fritz heiße und damals noch als Stellvertreter eines kranken Oberförſters in der Uckermark geſtanden habe. Der könne möglicherweiſe der Herr Oberförſter ſein.“

„Warten Sie nur,“ ſagte Frau Tanneberg, „das will ich bald herausgearbeitet haben, denn der wackere Herr Früchtelmeier, der ſeines Herrn Haushofmeiſter, Jäger, Leibdiener, Koch und Haushälter iſt, hat das Herz auf der Zunge.“

So nahe auch das Leid noch ihren Seelen war, ſo konnte doch faſt kein Glied der Pfarrersfamilie das Lachen bewältigen, als Frau Tanneberg dieſe Aemter und Würden nannte, die in Einer Perſon der Herr Früchtelmeier vereinige. Sie ſelbſt lachte mit, daß ſie ſchockelte.

„Ich fürchte,“ ſagte ſie, „das gibt wieder ſo eine vertrackte Junggeſellenſchaft, wie es eine dort war. Es ſcheint, daß das Haus es auf ſich hat. Freilich bezweifle ich, daß es ſo in Betreff des Schmutzes wird wie ehedem, denn der Herr Früchtelmeier ſieht mir gar nicht ſo aus, als habe er eine Wiedehopfsnatur, und der Herr Oberförſter iſt ein bildhübſcher junger Mann, dem die Herzensgüte aus den Augen ſieht. Nun, ich denke, bei ſechs und zwanzig Jahren wird er kein Kloſterbruder werden wollen, und zudem iſt er auch Proteſtant.“

Frau Tanneberg würde ohne Zweifel noch eine Reihe der Beobachtungen und der daraus gezogenen Schlüſſe mitgetheilt haben, wäre ſie nicht von ihrer Catharine gerufen worden, die ihr die Heimkehr ihres Gatten meldete.

Kaum waren ſie auf der Straße, ſo fragte ſie neugierig:

„Nun, Catharine, hat's ihnen geſchmeckt?“

„Himmel und Erde,“ ſagte das Mädchen, „die Zweie verſtehen's! Haben die eine Niederlage gemacht! Es iſt von all den Speiſen nur wenig übrig geblieben, und das hat Herr Früchtelmeier nach Ihrem Befehl aufgehoben.“

„Befehle?“ verbeſſerte Frau Tanneberg; „Bitte. Ich habe da nichts zu befehlen.“

„Er hat doch aber ſo geſagt!“ verſetzte das Mädchen.

„Nun, nun, Catharine, das verſtehſt du noch nicht. Das iſt ſo Manier und Höflichkeit unter gebildeten Menſchen und zeigt, daß der Herr Conrad Früchtelmeier ein feiner Mann iſt. Allerdings iſt es die größte Anerkenntniß einer Köchin, wenn die Gäſte einen guten Faden ſpinnen, aber es wäre mir doch auch lieb geweſen, Etwas zu hören —"

„Ei, das kann ich Ihnen ſagen," fiel ihr das Mädchen in die Rede: „Ich hab's mit meinen eigenen Ohren —"

„Du ſollteſt wiſſen," rief unwillig Frau Tanneberg, „daß man in einem Forſthauſe von Ohren nicht redet, ſie heißen Gehör, Löffel oder Lauſcher!"

„Nun, beſte Frau Tanneberg, ſeien Sie mir doch nicht gram; wir ſind ja auch nicht im Forſthauſe, ſondern auf der Gaſſe, da red' ich als einmal, wie mir der Schnabel gewachſen iſt; aber laſſen Sie mich nur einmal ausreden! Wie geſagt, ich hörte, wie der Herr Oberförſter zu dem Herrn Früchtelmeier ſagte: Laß der räſonablen Frau Tanneberg ſagen, ich ließe ſie grüßen, und ſie ſei ohne Zweifel die erſte Köchin in ganz Schleſien."

Frau Tanneberg blieb, ganz erſtarrt vor Freude und Wonne, mitten auf der Straße ſtehen; darauf zupfte ſie Catharine am Aermel und ſagte: „Haſt du das erlauſcht?"

„Gehört, erlauſcht und erlöffelt!" ſagte das Mädchen, um nur nicht anzuſtehen.

„Kind," rief Frau Tanneberg, „das iſt Oel auf meine Lebenslampe! Erzähl's meinem Alten, daß er's beherzigt, denn der knurrt ärger darüber, als die Waldine, wenn ein Jude kommt, ſobald mir, was ja doch jedem Koche leichtlich paſſirt, einmal ein Braten anbrennt oder eine Suppe verſalzen iſt."

Die folgende Nacht war für Viele eine glückliche. Die Pfarrersfamilie hatte ihr Kind wieder; Frau Tanneberg wußte, daß ihre Kochkunſt zu hohen Ehren gelangt war; der Oberförſter hatte das ſelige Bewußtſein, ein Menſchenleben gerettet zu haben, und im Traume ſah er das engelſchöne Mädchen wieder. Da ſchläft ſich's gewiß gut. Nur Conrad's Seele war von trüben

Gedanken erfüllt, und was ihn am meiſten ärgerte, war die Tante, die ſo ſtandeswidrige Geſinnungen geäußert.

Kaum graute der Tag, ſo ſprang der Oberförſter vom Lager. Er mußte dem Forſtmeiſter ſeine Aufwartung machen, und der Weg war weit. Conrad bereitete zuerſt, da Steffen nicht bei der Hand war, das Pferd; dann machte er den Kaffe, und als er getrunken und eine Pfeife geraucht war, brachte er die Uniform und den Mantel.

„Ach, lieber Himmel, ſagte er, „die Uniform iſt Ihre beſte, und die Nähte ſind ſchneeweiß, und überall ſieht man die Fäden am Tuch. Wenn ich ſie ausklopfe, thue ich ſachte, und wenn ich ſie bürſte, nehm' ich allemal die Sammtbürſte, um ſie zu ſchonen, und doch will ſie nicht mehr halten. Wenn uns doch der liebe Gott, ohne Geld, eine andere beſcheerte!“

„Du biſt eitel, Alter,“ ſagte, einen Seufzer, der leider die Wahrheit der Worte Conrad's beſtätigte, unterdrückend, der Oberförſter. „Es kommt am Ende doch auf den Rock nicht an, ſondern auf Den, der drin ſteckt!“

„Halten Sie zu Gnaden,“ ſagte Conrad, „damit hat's ſeine Richtigkeit nicht. Das Sprichwort ſagt: „Man ſieht nur auf den Leib, aber nicht hinein,“ und ein anderes: „Kleider machen Leute.“ Es gehört dazu.“

„Bleib' mir mit den Sprichwörtern vom Leibe!“ rief halb komiſch, halb wehmüthig der Oberförſter.

„Sprichwort — Wahrwort, gnädiger Herr! Und wär's das alleine! Du lieber Gott, an dem Kanape hält vor lauter Mottenlöchern kein Faden mehr an dem andern. Sezt ſich 'mal Einer mit Leibeskräften darauf, ſo gibt's ſo gewiß ein Loch, als zweimal zwei vier iſt. Dabei wackelt das Gehölze drum, daß ich fürchtete, ich brächt's nicht herauf. Aus der Commode dort rann ſo viel Staub von den Holzwürmern, als wir's herauftrugen, daß man meinte, es habe Eins mit gelbem feinen Sande die Treppe beſtreut. Das iſt auch ein arges Zeichen der Vergänglichkeit. Der Tiſch mit den Geiſenfüßen krachte, als ich ihn geſtern vor den

Seſſel rückte, ſo bedenklich, daß ich auf den Tod erſchrak. Am Spiegel iſt alles Gold am Rahmen ſeit, Gott weiß, welcher Zeit rein abgewiſcht, und das weiße Zeug, welches drunter war, iſt überall zu Tage. Er iſt ſcheckig wie die Aurora, das edle Thier. So iſt's mit Allem. Und ſolche Fenſter müſſen Gardinen haben. Was ſoll's geben, wenn einmal der gnädige Herr Forſtmeiſter mit ſeinen Damen herkommt!"

„Lieber Conrad," ſagte wehmüthig der Oberförſter, „warum quälſt du mich mit ſolchen Dingen? Meinſt du, ich ſei blind, weil ich nicht davon rede? Damit wird Zerbrochenes nicht ganz, Altes nicht neu; aber mein Herz machſt du mir ſchwer, und ändern kann ich's nicht. Mag die ganze Welt ſehen und wiſſen, daß ich ein armer Teufel bin. Durch Verſchwendung von meiner Seite iſt es nicht verurſacht worden."

Er ſeufzte und ging hinaus. Bald hörte man Pferdetritte und er verſchwand im Walde.

Conrad ſtand am Fenſter und das Weinen war ihm näher als das Lachen. Er hatte ſeinen guten Herrn betrübt und doch ſein Ziel nicht erreicht, das drückte ihm bald das Herz ab. Was er mit den Hinweiſungen wollte, war nichts Anderes, als daß ſie den Uebergang bilden ſollten zu der erneuerten Erinnerung, doch eine der Töchter des als ungeheuer reich verſchrieenen Forſtmeiſters zu ſeiner Zukünftigen zu erwählen. Durch die Wendung, welche das Geſpräch genommen, war ſein Ziel verfehlt, und eines erreicht, das er durchaus nicht hatte erreichen wollen.

Während er ſo daſtand, kam Steffen, um für das Pferd zu ſorgen. Hier wurde der Hausmeiſter an die Frucht erinnert, um deren Preis er ſich hatte erkundigen wollen. Er winkte Steffen, der bald erſchien.

„Die Frau Tanneberg läßt ſein grüßen," ſagte er, „und Sie ſollten mit der Frucht nicht eilen, ſie ſei eben im Aufſchlagen."

Conrad freute ſich des Sinnes der räſonablen Frau, wie er ſich ausdrückte, die doch an Alles dächte. Er wollte gerne ſelbſt in das Dorf gehen, ſteckte darum das Strickzeug in die Taſche, ſchloß ab und befahl Steffen, in der Halle zu warten und das Haus zu beſchützen.

Langſam ſchlenderte er dem Dorfe zu. Da begegnete ihm ein Mädchen, deſſen blendende Schönheit, Freundlichkeit und Nettigkeit den Alten wahrhaft bezauberte. Er blieb ſtehen und ſah ihr lange nach. „Das muß ein wackeres Kind ſein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „das ſchon ſo frühe aus dem Garten kommt!“ „Blitz!“ rief er plötzlich und ſchlug ſich vor die Stirne: „Gib Acht, das iſt des Pfarrers Tochter, von der mein gnädiger Herr — — Himmel und Erde, wenn ich's ſo bedenke, ſo kann ich's ihm nicht verargen, daß er ſie ſo ſchön findet; ich muß ſagen — etwas Schöneres gibt's nicht. Ach, wäre ſie nur von nobler Abkunft! Ich glaub', bei der hätte ich's gut in meinen alten Tagen! Doch — es iſt nichts und ſoll nichts ſein!“ ſprach er mit entſchiedenem Willen; „der Stammbaum darf kein dunkles Blatt haben!“

Er ging ins Dorf und fand bald das Forſthaus. Dort ſaß das Ehepaar beim Kaffe. Faſt hätte Conrad, ſo wenig es ihm ums Lachen war, bei ihrem Anblicke laut aufgelacht. An der Seite des Weibes, das den Durchmeſſer eines Ohmfaſſes gewiß weit hinter ſich ließ, ſaß ein Männchen, das vollkommen einem dünnen Faden glich.

Mit der Artigkeit, welche ſie geſtern ſchon ausgelegt, empfing ſie auch heute den Herrn Früchtelmeier und ſtellte ihren Mann vor. Mit einem Strome von Redensarten überſchüttete ſie ihn, wußte es aber ſo einzuleiten, daß Conrad das Urtheil ſeines Herrn über die geſtrige Abendmahlzeit Wort für Wort wiederholen mußte. Das war ein Triumph!

Kaum konnte Conrad zu Worte kommen. Ihm lag es daran, den Grund der Armuth ſeines Herrn, die Frau Tanneberg geſtern Abend ſchnell weg hatte, zu beleuchten. Da erzählte er denn, wie er aus Edelmuth ſein ſchönes Kapital hingeopfert für den Freund; „aber,“ ſagte er, „noch iſt nicht aller Tage Abend da. Mein vortrefflicher Herr, denn einen edleren gibt es nicht, hat noch eine hochbetagte Tante, die ein anſehnliches Vermögen beſitzt. Kriegt er eine Frau nach ihrem Sinne, ſo iſt er Univerſalerbe. Freilich würde das ſich ändern, wenn er eine Ehe ſchlöſſe, die nicht ſtandesmäßig wäre. Ich hoffe, er ſoll eine von den Fräulein Töchtern des reichen Herrn Forſtmeiſters wählen, denn heirathen muß er.“

„Ach, davor behüte ihn Gott!“ ſchrie Frau Tanneberg, „das ſind eitle Dinger und nichts weiter. Was ſoll da aus den Dienſtländereien werden, deren Ertrag ihn zum reichen Mann machen kann? Stangen haben ſie im Kopfe, Herr Früchtelmeier; können ein Bischen klimpern, quinkeliren ein paar Liedchen, putzen ſich den ganzen Tag und ſticken und häkeln — aber eine ſolide Arbeit thut keine. Was aber den Reichthum betrifft, ſo glauben Sie mir, der iſt nicht weit her. Der Alte macht nur Wind, um die Mädchen an den Mann zu bringen. Das Ende wird die Laſt tragen! Meines Dafürhaltens müßte der Herr Oberförſter, der, wie Sie ſagen, von der Oekonomie kein Stäubchen verſteht, eine tüchtige Hausfrau haben. Ob die am Ende adelig iſt oder nicht, da kräht kein Hahn darnach — Sieht er nur erſt einmal die citrongelben Forſtmeiſters Dinger, ſo bin ich überzeugt, er nimmt keine, und wenn ſie eine Milliarde mitbekäme.“

Conrad hatte viel Reſpect vor der Frau Tanneberg gehabt, aber nach ſolchen Reden nahm er doch ab. Er konnte ſich nicht entbrechen, den Werth adeligen Stammes hervorzuheben und den Wunſch auszuſprechen, daß ſein Herr ſich nicht vergeſſen werde, außerhalb ſeiner adeligen Stellung ſich die Gefährtin ſeiner Tage zu ſuchen. Der Förſter, welcher gar nicht wagte, darein zu reden, trat ſeine Frau auf den Fuß, was denn die Folge hatte, daß ſie dem Geſpräch eine andere Wendung gab. Sie kam auf die Frucht zu reden, welche er verkaufen wolle. Frau Tanneberg war klug genug, nach dem, was Conrad erzählt, den Schluß zu ziehen, es müſſe in dem Geldbeutel des Oberförſters eine bedenkliche Ebbe ſein. Sie ſagte darum: „Ich habe Sie bitten laſſen, den Verkauf noch aufzuſchieben; allein ich habe erwogen, daß bei der Menge der Mäuſe der Schaden doch zu groß iſt. Ich denke, wir laſſen den

Mardochai hierher rufen, wenn es Ihnen genehm iſt, und Sie verkaufen einſtweilen nur einen Theil der Frucht.“

Conrad ſtimmte bei, und Catharine beſchied den Hebräer, welcher kurz darauf erſchien. Frau Tanneberg machte faſt ohne Conrad's Zuthun den Handel, und ſeine Seele jubelte, daß er einmal wieder die Summe von fünf und ſiebenzig Thalern in ſeinen Händen ſehen ſollte, während noch Früchte zu einem ſpäteren Verkauf übrig blieben. Er berechnete im Stillen, wie lange er mit dieſem Gelde würde reichen und was er Alles dafür werde kaufen können.

Als der Handel abgeſchloſſen war, wurde Frau Tanneberg abgerufen, und Conrad konnte nun mit dem dürren Männlein reden, in dem er einen ruhigen, verſtändigen Mann fand, der ſeinem Berufe vollkommen gewachſen war, ſich aber ſonſthin um andere Dinge nicht kümmerte, deren Bereich er ſeiner Frau ganz ungeſchmälert preisgab.

Eben als Conrad dem Förſter erzählte, daß ihm ein ſo liebliches Mädchen begegnet ſei und nach der Familie des Pfarrers fragte, kam die redſelige Frau wieder. Sie hörte die Frage und riß die Antwort alsbald an ſich. „Pfarrers?“ ſagte ſie; „ja, Herr Früchtelmeier, das ſind Leute nach dem Herzen Gottes. Er ein Mann von hohen Gaben; ſie eine Hausfrau, wie es wenige gibt, und gar die Tochter! Ich ſage Ihnen, das wär' eine Frau für Ihren gnädigen Herrn! Schön iſt ſie wie ein Engel Gottes, und fromm wie ſo Einer. Dabei unermüdet thätig von Morgens früh bis Abends ſpät. Eine Pflegerin aller Kranken im Dorf, eine barmherzige Samariterſeele. Ich ſage Ihnen, der Segen Gottes ruht auf Allem, was das liebe Kind anfängt! Die verſteht die Oekonomie und, das können Sie mir glauben, die feinen Arbeiten dazu; ſpielt Clavier wie eine Virtuoſin und ſingt wie ein Engel; aber das iſt Nebenſache. Das Hausweſen iſt Nro. 1. Die müſſen Sie erſt 'mal ſehen und kennen lernen. Nicht wahr Tanneberg?“

Der Förſter beſtätigte das Alles beſtens.

Conrad war im höchſten Grade mißſtimmt durch die Aeußerungen der Frau Tanneberg. Er wollte jetzt um kein Gut in das Pfarrhaus gehen, ſondern bat Frau Tanneberg, das Strickzeug zu übergeben, was dieſe auch annahm. Er hatte ja auch nicht nöthig, nach dem ins Waſſer gefallenen Knaben zu fragen, da er von Frau Tanneberg vernahm, er ſpringe wieder herum, werde aber das Angeln nie wieder verſuchen, da er eine tief eingehende Scheu vor dem Waſſer aus ſeiner Kataſtrophe davongetragen habe.

IV.

Es war keine Roſenlaune, die ſich der Seele des Oberförſters bemeiſtert hatte, als er vom Forſthauſe rechts in den Wald einbog, um die Landſtraße zu gewinnen, welche nach dem kleinen Landſtädtchen führte, welches man in dieſen Gebirgsgegenden mit dem bedeutungsvollen Namen der „Stadt“ bezeichnete.

Die Unterredung mit Conrad hatte ihn in die Tiefe ſeiner Armuth blicken laſſen, und wenn dieſe Unterredung es nicht bewirkt hätte, der letzte baare Thaler in ſeiner Taſche hätte eine ſolche gedrückte Stimmung hervorrufen müſſen. Diſtelheck war nicht leichtſinnig. Seine bodenloſe Gutmüthigkeit war es vielmehr, die ihn in eine Reihe von Unannehmlichkeiten geſtürzt und Schulden auf ihn gebürdet hatte, die ihn ſchier zu Boden drückten. Die Tante hätte helfen können, aber ſie that es nicht, und er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie um Hilfe anzugehen. Ihm war jetzt eine ſehr einträgliche Stelle geworden; aber ſollte ſie recht ausgebeutet werden, ſo bedurfte er einer tüchtigen Baarſumme und, was noch mehr war, einer Kenntniß des Landbaues in allen ſeinen Verzweigungen, die ihm völlig abging und die er bei dem alten, treuen Conrad nicht vorausſetzen durfte. So ſaß er wieder zwiſchen zwei Stühlen, und der Segen drohte ihm zu entgehen, weil er ſich außer Stande fühlte, ihn ſich zuzueignen. Das wehmüthige Gefühl, welches ihn im Forſthauſe beſchlichen hatte, erfüllte ſeine Seele noch lange hin. Erſt als er tiefer in den duftigen Hochwald kam;

als die Kronen der Buchen ſich über ihm ſchloſſen und jene tiefe Waldruhe, jenes unbeſchreiblich ergreifende, geheimnißvolle Waldleben; jenes Flüſtern der Wipfel und Sichzueinanderneigen der Kronen im leiſen Hauche der Morgenluft; jener balſamiſche Hauch der Düfte ihm bemerklich wurden, hob ſeine Seele wieder die matten Schwingen und die Phantaſie trat in ihre vollſte Thätigkeit ein. War es da anders denkbar, als daß die Ereigniſſe des geſtrigen Tages wieder vor das innere Auge traten? Daß wieder jenes Engelsbild vor ihm ſtand, wie er es in wahrer Entzückung am Waſſerfalle geſchaut? Daß er ſich wieder ganz in dieſe Anſchauungen verſenkte? So zogen ſich die Nebel draußen vor dem Sonnenlichte zurück und fielen nieder in den weiten Schooß der grünenden Erde. Als er aus dem Walde herauskam, lag die lachende Landſchaft im Golde der Morgenſonne vor ihm und in ihrer Mitte das Städtchen.

Bei ſeinem Anblicke kam freilich wieder ein Gedanke in der Seele des Oberförſters empor, der alle poetiſchen Träume, die noch aus dem Walde her um ſeine Seele ſpielten, niederſchlug. Es war das Bewußtſein, daß er nur Einen Thaler in der Taſche habe. Ans Haushalten zwar gewöhnt, mußte er doch überlegen, wie er ſeine Sache zurecht lege, um ſich anſtändig aus der Klemme zu ziehen. Nach einigem Ueberlegen war Alles entſchieden. Sein Pferd ſtellte er in dem Gaſthof allerdings ein. Der Hafer war zwar theuer, allein das Heu wohlfeil. Lud ihn der Forſtmeiſter nicht zu Tiſche, ſo ritt er dann in Gottes Namen, leeren Magens und leichter Taſche, heim. Dem Seufzer konnte er freilich nicht gebieten, daß er tief drunten bleibe. Er arbeitete ſich aus der Bruſt hervor. Ein Blick nach Oben, der das Vertrauen ausſprach, der, der ihn bis jetzt ſo väterlich geleitet, werde ja auch weiter helfen, gab der Seele ihre Ruhe wieder ſo weit zurück, daß er, wenn auch ernſt, doch heiteren Angeſichts ins Städtchen einritt. Nicht ohne einige Bewegung trat er in des Forſtmeiſters Haus ein. Conrad hatte von den Töchtern des reichen Mannes geredet. Wie mochte er ſie finden?

Auf ſein Anklopfen rief eine Stimme: „Herein!“ die auf die Bezeichnung einer Nachtigallenklarheit keinen Anſpruch machen konnte.

Er trat mitten in den Kreis der drei forſtmeiſterlichen Grazien, die ihn mit ſehr aufleuchtenden Blicken betrachteten, ihn aber mit einer Artigkeit und Zuvorkommenheit empfingen, daß ſeine Befangenheit ſchnell endete. Zwar ſchien es ihm, als ob ihre Blicke mehr als nothwendig auf ſeiner fadenſcheinigen Uniform weilten, und die Aelteſte, die überhaupt etwas Spöttiſches in ihrem Geſichte hatte, ihren Schweſtern ein bischen, auf die Uniform deutend, zublinzte; allein das konnte den Oberförſter nicht beläſtigen.

Bei der noblen Zungenfertigkeit der Damen war das Geſpräch ſchnell im Gange. Die Gegend von Tiefenau, die Lage und alterthümliche Beſchaffenheit des Forſthauſes, und wie ihm das Alles gefalle; dann die Wirthſchaft ſeines Vorgängers, ſeine Unreinlichkeit und die barocke Eigenthümlichkeit des uralten Junggeſellen gaben einen ſo reichen und höchſt komiſchen Stoff der Unterhaltung, daß der Oberförſter ſich ungemein gut unterhielt, bis der Vater kam und nun mit ihm in die Schreibſtube trat, um das Dienſtliche abzuthun. Als ſich der Oberförſter empfahl, luden ihn die Fräuleins zu Tiſche, und — ein Stein fiel von ſeinem Herzen, wegen des Thalers und leeren Magens.

Bei Tiſche, wo die Damen in einer anderen und ausgeſuchteren Toilette erſchienen, entwickelte Jede ihre Talente und ſuchte die Schweſtern durch Volubilität der Zunge, pikante Bemerkungen und unmäßiges Ueberſchreien in den Schatten zu ſtellen. Das war ein gellendes Geſchnatter, daß der Oberförſter lieber hungrig nach ſeinem „verwünſchten Königsſchloſſe“ geritten wäre, als dies ertragen hätte.

Ein verwünſchtes Königsſchloß hatte die Aelteſte das Forſthaus genannt; Rübezahl's Sommerpalais, die zweite; eine poetiſche Reliquie aus der Ritterzeit, die ſentimentale Jüngſte. Alle ſtimmten aber darin überein, es ließe ſich recht glücklich dort leben, wenn man öfters Ausflüge per Wagen nach Warmbrunn machen könne, und wenn man oft nach der Stadt führe und täglich Geſellſchaft von dem Adel der Gegend empfinge.

„Ich würde," ſagte die Aelteſte, „meine Staffelei auf den famoſen Balkon ſtellen und den ganzen Morgen dort malen. Die Beleuchtung iſt köſtlich, und ein Blick zur Seite in die ſchöne Landſchaft würde immer mehr begeiſtern. Zu welchen Studien gäbe der Wald mit ſeinen uralten Bäumen; der Bach mit ſeinen köſtlichen Cascadellen; die Felſen mit ihrem Epheu und dem maleriſchen Ueberzug von farbigen Mooſen und Flechten, und endlich die Gruppirung der wild zuſammengerüttelten Felſenpartien Veranlaſſung!"

„Ich würde," ſagte die Zweite, „meinen Schreibtiſch auf den Balkon ſtellen und dort meinen poetiſchen Träumen nachhängen; da müßte jeder Gedanke ein Gedicht werden; die Reime müßten ohne der Syntax Reimlexicon der Seele zuſchwärmen, wie Bienenſchwärme, und die Sonnette müßten pure Muſik und Wohllaut werden."

Die Dritte, die endlich durch ein gellendes Ueberſchreien auch zur Rede kam, meinte: „In dem alterthümlichen Gebäude müßten die Ritterromane lebendig werden. Welchen Genuß müßte es gewähren, da Walter Scott's Novellen zu leſen oder die Romane der Paalzow, oder gar des großen britiſchen Dichters Dramen? Da müßte man wahrhaft ſchwelgen können in hiſtoriſch-romantiſchen Phantaſien!"

Der Forſtmeiſter hörte mit ſüßer Genugthuung zu und flüſterte ſeinem Nachbar ſelig zu: „Wie lohnen ſolche Augenblicke für die Aufbietung reicher Mittel, die man an die Bildung ſeiner Kinder gewendet hat!"

Dem Oberförſter wurde es grün und gelb vor den Augen. Er fühlte ein Zwicken in den Kaldaunen, als bekäme er die Kolik, und alle die koſtbaren Biſſen des opulenten Diners ſchmeckten ihm gallenbitter. „Wär' ich draußen in meinem grünen Walde, wie wollte ich Gott danken," ſeufzte er.

Es half ihn nichts, er mußte aushalten.

Der Kaffee wurde im Salon gereicht. Dort ſtand eine Staffelei mit einem Gekleckſe darauf, das jedem Naturſinn und aller Wahrheit Hohn ſprach. Es ſollte eine Landſchaft aus dem Gebirge ſein. Lucie, die Aelteſte, führte ihn davor und erſchloß die Tiefen des

Bildes. Als hier ſeine Wahrheitsliebe Schiffbruch gelitten — denn er mußte ja ein Lob ſpenden, das ſo energiſch und ausdauernd herausgefordert wurde, — trat Amalie, die Zweite, an den Flügel und hackte und raſſelte eine Partie Walzer, Polka's und Schottiſche herunter. „Tanzen Sie auch?“ fragte ſie dann; aber ſie wartete gar nicht auf die Antwort und fuhr fort: „Ach, wie freue ich mich, daß Sie auf unſeren Bällen erſcheinen werden! Sie glauben gar nicht, wie empfindlich es iſt, mit Kaufleuten, Beamten und anderem hergelaufenen Volke zu tanzen. Der Adel unſerer Nähe beſteht meiſt aus älteren Herren und Damen, und ſonſt iſt Niemand von Diſtinction vorhanden, ſeit die Offiziere des Militärs weg ſind, die hier herum cantonirten, obwohl auch darunter bürgerliches Geſindel war, das gegen alle Ordnung ſogar Port d'Epées und Epauletten trug. Es iſt leider keine Stufe, welche früher dem Adel vorbehalten war, vor dem Eindringen der leidigen Bourgeoiſie ſicher. Fi donc!“

Während dieſer Gemüthsäußerungen war Eugenie, die Jüngſte, zum Flügel getreten und begann in näſelndem Tone Beethoven's Adelaide in einer Weiſe zu mißhandeln, daß dem Oberförſter der letzte Faden der Geduld zu reißen drohte.

Aber auch dieſe Drangſal mußte überſtanden werden.

Hierauf kam man auf ſeinen Amtsvorgänger zurück. Da wurde denn kein guter Faden übrig gelaſſen. Er war ein Narr; ein ekelhaft unreinlicher Menſch. Man konnte ihn gar nicht beſuchen, und er kam auch niemals zu ihnen. Seine Geſellſchaft war der ſteifſchotterige Paſtor von Tieſenau und deſſen Familie, Menſchen ohne alle Bildung, verſunken in der Gemeinheit des alltäglichen Weſens und verbauert, comme il faut. Deutlich genug wurde es ihm gemacht, daß er ſie einladen müſſe, ihn in Tieſenau zu beſuchen.

Als der Oberförſter dies endlich nothgedrungen that, wies er darauf hin, wie unvollkommen er ſeine Gäſte würde bewirthen können, da er Niemanden habe, der ihm das Hausweſen beſorge, als ſeinen alten Conrad; aber das ſchreckte die Damen nicht ab. „Die Frau Tanneberg,“ ſagte Lucie, „ſei eine renommirte Köchin, und ſie alle Drei würden ſich eine Freude daraus machen, die Wirthinnen zu ſpielen.

Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Mit dem Verſprechen baldigen Wiederſehens in Tiefenau beglückt, beurlaubte ſich der ſchwergeprüfte Oberförſter; allein ſeiner völligen Erlöſung ſollte er ſich noch nicht erfreuen. Der Forſtmeiſter wollte ihn noch eine Strecke zu Roß begleiten, da er noch einige Dinge mit ihm zu beſprechen habe.

Als ſie das Städtchen hinter ſich hatten, begann der Forſtmeiſter ihn aufs Dringendſte einzuladen, recht oft bei ihm vorzuſprechen. Er hoffe, daß ſich ein recht intimes Verhältniß zwiſchen ihnen herſtellen werde. Er habe gehört, fuhr er zutraulich fort, der Oberförſter ſei nicht in brillanten Umſtänden. Das thue aber nichts, meinte er; denn ſolche Zufälligkeiten könnten den Werth des Menſchen nicht verkümmern. „Une bonne mariage paiera tout!" ſagte er lachend. Wenn aber in dieſem Augenblicke, wo eine neue Einrichtung Noth thue, es ihm an Fonds fehle, ſo dürfe er ohne Hehl und ohne Rückſicht über ſeine Kaſſe verfügen und kein Bedenken tragen, wenn auch die Summen das Maaß des Gewöhnlichen hinter ſich ließen.

Das kam aber doch dem Oberförſter zu dick. „Ich bin arm," ſagte er zu dem Forſtmeiſter, „aber ich ſchäme mich dieſer Armuth nicht; denn verſchuldet habe ich ſie nicht. An eine neue Einrichtung denkt meine Seele nicht. Ich haſſe den Prunk, wie er ſich auch ausprägen mag. Die alten, wurmſtichigen Mobilien meines Hauſes genügen mir und müſſen alſo auch Jedem, der mich mit ſeinem Beſuche beehren will, genügen. Für Ihr ſehr gütiges Anerbieten ſage ich gebührenden Dank, hoffe aber, keinen Gebrauch davon machen zu müſſen!"

Der Oberförſter konnte die Mißſtimmung nicht verbergen, in die ihn die indelicate Aeußerung und die widerliche Zudringlichkeit ſeines Vorgeſetzten, hinter der ein noch unangenehmeres Flunkern zu erkennen war, verſetzt hatte. Fühlte das der Forſtmeiſter oder war er bis zu dem Punkte gelangt, wo er zurückzureiten ſich vorgenommen, kurz, er verabſchiedete ſich, und der Oberförſter gab ſeinem Pferde die Sporen, um bald in den Wald zu kommen. Es war ihm, als müſſe er dem Kreiſe leiblich entfliehen, dem er geiſtig längſt gerne entronnen wäre, worin er heute ſo viel Unerträgliches hatte dulden müſſen. Erſt jetzt machte ſich ſeine Stimmung in Ausrufungen Luft, und noch nicht frei von dem Banne, in dem er leiblich und geiſtig ſich befunden, kam er im Forſthaus an.

„Schon ſo frühe?“ fragte Conrad, als er ſeinem Herrn das Pferd hielt, und ſchüttelte ſorgenvoll den Kopf.

„Gott ſei gelobt, daß ich wieder hier bin!“ rief Diſtelheck im vollſten Grimme der Erinnerung an die überſtandene Drangſal.

Conrad war ſehr betroffen von dieſer Antwort. Er führte das Pferd in den Stall und übergab es dann dem kommenden Steffen, um dem Oberförſter das Nachteſſen zu bereiten und — Aufſchlüſſe zu erhalten. Seine Hoffnungen aber gingen ſtark herunter.

Nach Tiſch erfolgte die gewohnte Scene.

Behaglich ſaßen Beide bei einander, ſchmauchend und plaudernd.

„Wie iſt es Ihnen heute ergangen, gnädiger Herr?“ fragte der treue Diener. „Wie haben Sie die Fräuleins gefunden?“

„Das will ich dir getreulich ſagen,“ erwiederte der Oberförſter. „Es ſind ihrer Drei. Die Aelteſte hat ihre acht und zwanzig, und es zeigen ſich jene bedenklichen Falten, jene dieſem Alter eigenthümliche Verſtimmung und Neigung zu übler Nachrede. Sie iſt hager wie eine Bohnenſtange, gelb wie eine Citrone und häßlich wie die Gefallſucht, an der ſie laborirt. Dabei malt ſie den ganzen Tag Landſchaften, die, wenn ſie wahr wären, Einen zur Auswanderung beſtimmen könnten, putzt ſich über die Maßen, des Tags zwei- oder dreimal, und nennt das Beſorgen des Hausweſens gemein. Sie würde, wenn ſie hier wohnte, ihre Staffelei auf den Balkon ſtellen und malen.“

„Gott ſei meiner armen Seele gnädig!“ ſeufzte Conrad aus tiefſter Seele.

„Amen;“ ſagte mit ſo komiſchem Pathos der Oberförſter, daß Conrad unwillkürlich in ein herzliches Lachen ausbrach.

„Und die Zweite, gnädiger Herr?“

„Iſt auch ſchon in den ſtehenden Jahren, Conrad, in denen nämlich, in welchen ein Mädchen nicht älter wird. Sie ſieht bleichſüchtig aus, iſt blond und ſchmachtend und macht den ganzen Tag Gedichte. Ich danke Gott, daß ſie mich mit der Vorleſung eines oder des anderen von ihren Fabrikaten verſchont hat. Sie meint, wenn ſie hier in Rübezahl's Sommerpalais wohnte, würde ſie ihren Schreibtiſch auf den Balkon ſetzen und dichten. Im Uebrigen denkt ſie gerade wie ihre Schweſter.“

„Auch ein Extraexemplar, das wir hier bei den Dienſtländereien und der nothwendigen Landwirthſchaft brauchen könnten!“ meinte Conrad.

„Gewiß,“ ſagte der Oberförſter.

„Und die Dritte?“ fragte Conrad.

„Iſt weich, wie Butter in der Sonne; lieſt den ganzen Tag Romane und meint, hier in dieſem romantiſchen Burghaus aus der ritterlichen Vorzeit müßte man die Romane mit göttlicher Entzückung genießen können. Im Allgemeinen iſt ſie die Anſehnlichſte, aber zu einer tüchtigen Hausfrau paßt ſie, wie eine Fauſt aufs Auge. Es ſcheint aber, als hätten ſie es alle Drei auf mich gepackt, obwohl meine fadenſcheinige Uniform ihre Spottluſt anfänglich zu erwecken ſchien. Plaudern aber können ſie Alle, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und ſchreien, als wären ſie in einer Mühle geboren oder unter Stocktauben aufgewachſen. Und die Ehre ihres Nebenmenſchen tractiren ſie ſo, daß davon möglichſt wenig übrig bleibt. In die Küche ging Keine. — So ſteht's dort. Nun weißt du ſo ziemlich Alles, nur das noch nicht, daß du ſie bald hier wirſt zu ſehen kriegen. Dann kannſt du dich auf die Hinterbeine ſtellen, Alter! Und nun kein Geld! Mein Thaler iſt nahe auf der Neige.“

Conrad richtete ſich freudig auf. „Gnädiger Herr!“ ſagte er, „mit unſerem Einzug in dieſes alte verwünſchte Schloß, wie es eines der hochnäſigen Fräuleins zu nennen beliebte, iſt Segen über uns gekommen. Ich habe heute nur einen Theil des Getreides verkauft und fünf und ſiebenzig blanke Thaler erlöſt!“

Ueber die traurig gewordene Miene des Oberförſters zog ein Strahl der Freude. „Conrad,“ ſagte er, „der alte Gott in Iſrael lebt noch! Er ſei gelobt! Haſt du unſere Schuld an die braven Tanneberg's bezahlt?“

„Bei Heller und Pfennig!“ rief Conrad freudig aus.

„So kauſe nun morgen Vorräthe. Du wirſt wohlthun, wenn du nach der Stadt reiteſt und Steffen mit dir nimmſt. Die drei Damen laſſen, darauf möchte ich ſchwören, nicht lange auf ſich warten. Für Wild werde ich ſchon ſorgen.“

„Noch Eins, gnädiger Herr. Der Herr Paſtor Maurer iſt hier geweſen, um Ihnen ſeinen Dank für ſeines Kindes Rettung auszuſprechen. Ein räſonabler Mann, meiner Treu'! Er wird morgen wieder kommen. Ich habe nun Alles eingerichtet. Wollen Sie nicht einmal Einſicht nehmen?“

Er nahm das Licht, und der Oberförſter folgte ihm in das Gemach rechts vom Saale. Dort hatte er des Oberförſters Schreibtiſch, ſeine Bücher, die Kaſten mit den ausgeſtopften Vögeln aufgeſtellt. Alles war ſo ſchön und zweckmäßig geordnet, daß der Oberförſter wohl zufrieden war und dem Alten das wohlverdiente Lob ſpendete, was ihn höchlich erfreute.

Als ſie zurückgekehrt waren und der Oberförſter wieder in ſeinem Seſſel lehnte, brachte Conrad die Rede auf die Dienſtländereien und die nothwendige, feſte Entſcheidung, was damit gemacht werden ſolle.

„Wiſſen Sie was,“ ſagte der treue Menſch, „wenn morgen der Herr Förſter Tanneberg Ihnen aufwartet, ſo reden Sie einmal mit ihm, er iſt ein räſonabler Mann —“

„Dann paßt er ja herrlich zu ſeiner räſonablen Frau!“ rief der Oberförſter.

„Das thut er auch,“ ſagte ruhig Conrad, „und da auch der Herr Paſtor kommt, ſo können Sie ja auch ſeine Meinung hören.

Ich meine, mit dem Verpachten ſei's nichts. Sie ſollten lieber ein Kapital leihen und ſich das Nöthige anſchaffen, oder — Ihre gnädige Frau Tante ſollte Vorſpann leiſten. Sie könnte es herrlich, wenn ſie wollte, zumal Ihre Zukünftige aus dem reichen forſtmeiſterlichen Stamme, wie ich zu vermuthen Grund habe, nicht entſproſſen zu ſein ſcheint."

„Das iſt ein vernünftig, oder, wie du zu ſagen pflegſt — ein recht räſonnables Wort," verſetzte der Oberförſter. „Die gnädige Tante wird aber nichts hergeben, und den Jammer der Schulden noch mehr auf mich zu laden, als ich ihn ſchon trage, habe ich keine Luſt. Es bleibt alſo beim Verpachten. Jetzt gib mir Licht, ich muß noch arbeiten."

Conrad brachte Licht, und mit einem herzlichen: „Gute Nacht!" ging der Oberförſter in ſein Gemach. Conrad ſaß noch lange da und ſah den Ringeln ſeiner dampfenden Pfeife gedankenvoll nach.

„Mit denen iſt's alſo nichts," ſagte er, an die Töchter des Forſtmeiſters denkend. „Ich hatte meine ganze Hoffnung auf ſie geſetzt. Wenn das, was die räſonnable Frau Tanneberg ſagte, nur halb wahr wäre, ſo fürchte ich das Allerſchlimmſte, das dunkle Blatt im Stammbaum von der ſchönen Pfarrerstochter!" Mit ſo trüben Gedanken ſuchte er endlich ſein Lager.

Am andern Morgen erſchienen ſämmtliche Förſter, um dem neuen Oberförſter aufzuwarten. Die Angelegenheiten der Forſte, die neuen Culturen, die Saatkämpe, der künftigjährige Holzſchlag, alle dieſe wichtigen Dinge wurden allſeitig erörtert und beſprochen. Dann kam der Oberförſter auf ſeine Dienſtländereien zu ſprechen. Alle dieſe Männer riethen, da die Dörfer des Forſtbezirks wohlſtehende Bauern hegten, zur Verpachtung, bis der Herr Oberförſter eine tüchtige Hauswirthin habe, die ſich der Einrichtung annehmen könnte.

Als die Audienz vorüber war, meldete Conrad den Herrn Pfarrer Maurer von Tiefenau.

Daß ſein Herr dem Pfarrer entgegenging und ihn in den

Saal führte, fand der Alte gegen alle Ordnung. Wäre der Herr Pfarrer von Adel geweſen, ſo hätte er es ſich noch gefallen laſſen; aber ſo — nein, es war doch kaum zu dulden! „Ach, er fängt ſchon an, aus der Art zu ſchlagen,“ ſeufzte er, „Adieu, Stammbaum!“

Als der Pfarrer des Oberförſters Hand faßte, traten heiße Thränen in des Mannes Auge. Er vermochte kaum einige Worte tiefgefühlten Dankes auszuſprechen. Als der Oberförſter den Dank abzulehnen ſuchte, ſprach der Pfarrer: „Sie fühlen noch nicht, was ein Vaterherz gegenüber dem Retter ſeines Kindes empfindet!“ Mit großer Gewandtheit ſuchte jedoch der Oberförſter das Geſpräch in andere Gleiſe zu lenken. Er erkannte es, daß er einen Mann vor ſich hatte, der tiefes Wiſſen beſaß. Er gefiel ihm ungemein wohl. Er mochte acht und vierzig Jahre zählen, war ein ſchöner Mann von edler Haltung, aber höchſt anſpruchsloſem Weſen. Im Laufe der Unterredung kamen ſie auch auf den alten verſtorbenen Oberförſter, von dem ſein Amtsnachfolger nur Nachtheiliges gehört.

„Daß man ſo über ihn urtheilt, weiß ich,“ ſprach der Pfarrer, „aber ich weiß auch, daß nur ſeine Eigenheiten die Urſache davon ſind. Ich habe, vielleicht der Einzige, Umgang mit ihm gepflogen. Glauben Sie mir, er war ein ebenſo edler Menſch, als er ein wiſſenſchaftlich tüchtiger war. Schwere Schickſale, vielfaches Täuſchen von Seiten Anderer hatten eine rauhe Rinde um den edelſten Kern gelegt. Er zog ſich, weil er eben getäuſcht worden war, von der Welt zurück; aber hatte er Vertrauen gefaßt, ſo hielt er es auch feſt. Daß er im ſpäteren Leben etwas weniger auf Reinlichkeit hielt, als gut war, wurde von den Leuten bis zum Extrem geſteigert, aber glauben Sie den Gerüchten nicht. Hören Sie ſeine Untergebenen — es wird nur Eine Stimme ſein über die Redlichkeit und Biederkeit des Mannes, und könnten Sie die Stimmen der Armen und Nothleidenden hören, Ihr Herz würde den Mann noch im Grabe lieben, wie ich ihn geliebt und geachtet habe!“

Staunend hörte Diſtelheck dieſe Worte des würdigen Mannes, die ſo völlig im Widerſpruche mit dem ſtanden, was er über ihn gehört.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte er, „daß Sie mir eine beſſere Meinung von einem Manne beibringen, über den ich noch geſtern Urtheile hörte, die an Schärfe und Bitterkeit kaum ihres Gleichen haben mögen.“

„Mag wohl ſein,“ verſetzte der Pfarrer; „allein es gibt Verhältniſſe, Herr Oberförſter, über die zu reden mir nicht zuſteht; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß eben ſeine ſtrenge Redlichkeit und Amtstreue Conflicte hervorrief, die leicht geeignet ſind, einen Haß zu erzeugen, der ſelbſt im Tode nicht befriedigt wird. Eine andere Seite ſeines Weſens war der Frauenhaß. Daher mag, mit wenigen Ausnahmen, die Abneigung der Frauen gegen ihn abzuleiten ſein. Auch hier hatten bittere Erfahrungen bei ſeiner Heftigkeit ſolche Früchte getragen, obgleich er auch Ausnahmen machte.“

Der Pfarrer erzählte nun einzelne Züge ſeines edlen Charakters, die jedenfalls dem Manne die Achtung und Werthſchätzung jedes Unbeſtechenen erwerben mußten.

Mit wahrer Hochachtung betrachtete der Oberförſter den Pfarrer, der einen Verleumdeten ſo ſiegreich in Schutz nahm. Gefiel ihm der Mann ſchon von dieſer Seite, ſo gab es noch andere im Laufe der Unterredung, welche zu ähnlichen Ergebniſſen führten.

Als der Pfarrer ſchied, bat ihn der Oberförſter aus Herzensgrund, daß er ihn öfter beſuchen möge, und erbat ſich die Erlaubniß, ſich ſeiner Familie vorſtellen zu dürfen.

Dieß geſchah am folgenden Sonntage nach der Kirche. O, mit welcher Liebe kamen ſie ihm entgegen! Wie ſchloß ſich der ſchöne Knabe ſo dankbar an ihn an! Doch — Die, die er ſuchte, ſah er nicht. Sie hatte die Küche zu beſorgen und ließ ſich darum nicht blicken.

Als er aufbrechen wollte, bat ihn der Pfarrer ſchlicht und herzlich, die Suppe mit ihnen zu eſſen. „Ernſt, laufe ins Forſthaus, es Conrad zu ſagen.“

Diſtelheck ließ ſich gerne bereden und blieb. Blühte ihm doch ſo die Hoffnung, das ſchöne Mädchen wieder zu ſehen.

Bei Tiſche erſchien ſie. Die Mutter entſchuldigte ihr früheres Nichterſcheinen mit der Pflicht der Köchin. Sie war, das geſtand ſich der Oberförſter, in der That heute noch ſchöner als damals, wo er ſie nur wenige Augenblicke beobachtet hatte. Und wie anſpruchslos war dies Mädchen! Wie einfach in dieſer Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit, wie unausſprechlich reizend. Ueber Tiſch nahm ſie Antheil an dem Geſpräche. Das Unglück am Mühlbache kam natürlich zur Sprache. Sie erzählte den Hergang. Sie hatte Ernſt mehrmals gewarnt, nicht zu keck zu ſein, — und eben als ſie aufbrechen wollte, ſtürzte er hinein in das wilde Waſſer, dem er keinen Widerſtand leiſten konnte. Sie malte ihren Schrecken, die Freude, als der Oberförſter in den Bach ſprang, dann wieder ihre unausſprechliche Angſt, als dieſer ſelbſt der Gewalt des Waſſers nicht Widerſtand leiſten konnte, ſo ausdrucksvoll, daß der Oberförſter ganz Auge und Ohr war. Lächelnd berichtigte er ihren Irrthum über die Gewalt des Waſſers durch die Erzählung der Thatſache, daß er auf einen mit Schlamm bedeckten Rollkieſel getreten und durch das Abgleiten das Gleichgewicht verloren habe.

Wahrhaft rührend war ihm die Erzählung der Vorwürfe, die ſie ſich gemacht, daß ſich Niemand um ihn gekümmert, und die Angſt um ſeine Geſundheit, obgleich ſie gar nicht gewußt, wer er eigentlich ſei, bis die gute Tanneberg ihnen den Staar geſtochen.

Das Alles trug ſo den Stempel der Wahrheit und Natur, der tiefſten und lauterſten Empfindung, daß es nur wohlthätig auf das Gemüth des Oberförſters wirken konnte.

Er blieb den Nachmittag im Kreiſe der Familie. Ein Fortepiano, das in dem Zimmer ſtand, führte auch natürlich auf die Muſik. Der Pfarrer war ein gründlicher Kenner. Er freute ſich, daß auch der Oberförſter dieſe edle Kunſt pflege und ſchlug ihm vor, zu Zeiten Duette für Flöte und Fortepiano zu ſpielen, was der Oberförſter mit Freuden annahm. Nur auf ſein inſtändiges Bitten, aber dann auch ohne Ziererei, ſetzte ſich Auguſte an das Inſtrument. Da gab es aber keine Walzer, keine Polka's — ſie ſpielte nur ernſte, tüchtige Stücke mit ebenſo viel Geſchmack, Gefühl und Präciſion, als Gewandtheit. Stille ſaß der Oberförſter da und ſtellte Vergleiche an, die ihm ſo nahe gelegt waren.

Als er ſie um ein Lied bat, ſang ſie einige Schubert'ſche Lieder; aber das waren Töne, die in die Seele drangen, dieſe Stimme war ſo glockenrein, ſo ſeelenvoll und ergreifend, daß er ſich geſtand, er habe kaum noch irgendje einen ähnlichen Geſang gehört.

Da mußte er loben, weil ihn ſein Herz drängte, aber er that es in einer Weiſe, die den Kenner verrieth und darum auch nicht beſchämte.

Auguſte erröthete zwar, aber man ſah es ihr an, wie dies Lob ihr wohlthat.

Dieſer Nachmittag war für den Oberförſter ein reicher Erſatz für Alles, was er in des Forſtmeiſters Hauſe erduldet hatte. Als er ſchied und die Bitte ausſprach, wieder kommen zu dürfen, kam ihm der Vater und die Mutter mit ſo einfacher Herzlichkeit entgegen, daß er in ſeligem Gefühle die Höhe hinanſtieg zu ſeinem „verwünſchten Schloſſe.“

Conrad machte ein mürriſches Geſicht, als er das ſeines Herrn von Freude glänzen ſah.

Abends ſagte der Oberförſter: „Conrad, ich danke Gott, daß ich dieſe Familie hier habe. Das ſind Menſchen nach dem Herzen Gottes, und Auguſte iſt, was ich dir ſchon ſagte, ein leibhaftiger Engel!“

Conrad ſchwieg; aber in ſeiner Seele lag ein Dorn. „Er darf nur noch oft in das Pfarrhaus gehen,“ ſagte er zu ſich, „ſo iſt's vollends aus. Ach, ich bebe bei dem Gedanken an den hochadeligen Stammbaum! Muß ich denn das noch erleben, daß ſein ununterbrochener Glanz getrübt wird?“

Gleich am andern Morgen gab ihm ſein Herr ein Buch, das er ins Pfarrhaus tragen ſollte, weil der Pfarrer es zu leſen wünſchte.

„Geht's ſchon ſo an?“ dachte er mit einem tiefen Seufzer, „ſo kommt's auch weiter.“

Er ging mit ſchwerem Herzen und tiefem Unmuthe den Berg hinab. Als er an Tanneberg's Wohnung vorüberging, klopfte Frau Tanneberg, und er trat ein.

„Guten Morgen, Herr Früchtelmeier," ſprach freundlich die räſonnable Frau zu Conrad, als er grüßend eintrat. „Sie laſſen ſich ja gar nicht mehr blicken! Seine guten Freunde ſoll man nicht ſo vernachläſſigen. Setzen Sie Sich doch! Ach, da muß ich Ihnen doch gleich ſagen, daß mein Alter und ſämmtliche Förſter des Revieres ganz entzückt ſind von Ihrem gnädigen Herrn. Ja, ja, das iſt ein Mann bei der Spritze! ſagten ſie. Der verſteht Etwas vom Rummel; ſieht keine Kartoffelflur für eine Eichencultur an und hat ein Urtheil wie eine Senſe beim Mähen. — Das iſt Etwas werth, Herr Früchtelmeier," fuhr ſie fort, „wenn Untergebene Reſpect vor ihrem Vorgeſetzten haben! Das aber ſagten ſie Alle: Der wackere Mann muß heirathen! Eine Junggeſellenwirthſchaft macht die Leute viereckig und confus. Eine Frau iſt der wahre Schleifſtein für die rauhe Weiſe des Mannes. Da geht Alles weg, was roſtig und rauh iſt. Sie waren hier noch bei einander und zerbrachen ſich die Köpfe über ſeine Zukünftige; aber ich ſchlichtete den Streit. Laßt Gott gewähren, Ihr Herren, ſagte ich, der verſteht's am Beſten, was zuſammengehört! Alle Ehen müſſen im Himmel geſchloſſen ſein, wenn ſie ſo Etwas vom Himmel auf die arme Erde herunterziehen ſollen! Das ſchlug durch. Dabei, mein vortrefflicher Herr Früchtelmeier, denk' ich, ſei nicht ausgeſchloſſen, daß wohlwollende Menſchen ein Bischen helfen. Nicht wahr?"

„Freilich," entgegnete Conrad. „Wenn's aber auch nur Etwas fruchtete!"

„Wie ſo?" fragte Frau Tanneberg.

„Nun, Sie wiſſen," nahm Conrad im Vertrauen das Wort, „daß ich nichts ſehnlicher wünſche, als daß der edle Stamm auch unverletzt bleibe. Da hatte ich denn auf die noble Familie des Herrn Forſtmeiſters alle meine Hoffnungen geſetzt, weil — weil — auch ſo der unverſchuldeten Vermögensloſigkeit meines edlen Herrn hätte abgeholfen werden können; aber da iſt's Nichts, rein gar Nichts. Die haben ihm den Appetit auf lange Zeit verdorben!"

„Alle Drei?“ fragte, die Arme auf die Hüften ſtützend, Frau Tanneberg.

„Ja, alle Dreie,“ bekräftigte ſeufzend Conrad.

„Gottlob!“ rief Frau Tanneberg aus. „Vor den gelben Engeln war mir bange, denn die verſtehen alle Köder beim Angeln. Nur iſt es merkwürdig, daß kein Fiſchlein anbeißen will. Alſo er iſt ſie leidig geworden? Glaub's auch. Da gehört ein abſonderlicher Magen dazu, um das zu verdauen, was es da gibt. Kenne ſie Alle, ſammt Papa. Iſt auch kein Schäfchen, wie er die Wolle trägt, und der Wege zum Gelde gibt's viele. — Doch, was geht das Euch an? Ich danke nur Gott, daß er ſich nicht fangen ließ. Es wäre Jammerſchade geweſen um ſo einen lieben, guten Herrn, wenn er eine dieſer Kratzbürſten gekriegt hätte. Sie, Herr Früchtelmeier, ſollten auch noch Etwas erfahren haben!“

„Ja, wenn nur der Stammbaum nicht wäre,“ ſagte Conrad.

„Ach, bleiben Sie mir doch damit weg,“ ſprach Frau Tanneberg, ärgerlich über den ewigen Kuckucksruf des Alten. „Wollen Sie denn Ihren Herrn zeitlebens elend machen um des vergilbten Stammbaums willen? Sie ſind zu vernünftig und Ihrem Herrn zu treu ergeben, als daß ein ſolcher Gedanke in Ihre Seele kommen könnte.“

„Freilich,“ ſagte Conrad, ſich hinter dem Ohre kratzend, „wenn die Wahl ſo ſtünde — “

„So ſteht ſie, Herr Früchtelmeier, aufs Haar ſo,“ fiel ihm Frau Tanneberg in die Rede. „Das Lebensglück hängt ja doch, bei meiner armer Seele! nicht vom Stammbaum ab. Und da, als die Menſchen noch am glücklichſten waren, im Paradieſe, gab's keinen Stammbaum und keinen Adel. Laſſen Sie einmal ſo ein bürgerlich Engelsbild, wie Pfarrers Auguſte —“

„Wa — was?“ fragte Conrad; „iſt da ſchon Etwas im Werke?“ —

„Nun ſieh 'mal Eins!“ rief Frau Tanneberg. „Was haben Sie denn gegen das liebliche Kind? Da kann ein Mann die Finger alle zehn nach lecken! Und wenn er vom höchſten, älteſten, nobelſten

Adel der Welt wäre! Ich ſage Ihnen, wenn ich Kaiſer wäre, ich ſtiege von meinem Thron und legte in ihren Schooß meine Krone nieder, kniete vor ſie hin und ſpräche: „Heilige dieſe Krone dadurch, daß du ſie auf deine Locken ſetzeſt!“ Sie kennen den Edelſtein, die Perle noch nicht! Aber wenn Sie glauben, da wäre Etwas im Werke; glauben, da würden Ihrem Herrn Fallen geſtellt, ſo ſind Sie irre. Pfarrers wollen nicht höher hinauf. Sie ſuchen keinen Mann für das junge Mädchen. Sie laſſen's Gott anheim geſtellt. Ich habe nur eben ein Beiſpiel brauchen wollen, und das hat Sie ſo alterirt! Ich will mich über den Adel nicht ausſprechen, denn es kommt mir nicht zu; aber — ich gebe ihn — wohlfeil, ſo wohlfeil, als möglich.“

Conrad fühlte, daß er einlenken müſſe, wenn er die räſonnable Frau, deren er, wenn die Forſtmeiſters kämen, bedurfte, nicht gänzlich vor den Kopf ſtoßen wolle Er lenkte darum ein und ſagte: „Ihm ſolle ſie es nicht verargen, wenn er auf den Ruhm des alten Hauſes halte, in dem er aufgewachſen und mit dem ſein Herz verwachſen ſei. Zudem habe des Oberförſters gnädige Mama vor ihrem Tod es ihm aufs Herz gebunden, dafür zu ſorgen, daß ihr Sohn nicht eine Bürgerliche heirathe. Er ſähe freilich ein, daß die adeligen Fräuleins als Hausfrauen keinen Schuß Pulver oder doch nicht viele werth ſeien, aber man könne ſich von ſeinen Anſichten nicht ſo leicht trennen, wie von einem Schlafwamms, das man Morgens ausziehe, damit könne es ſonſt auch ſo gehen, daß man es Abends wieder anlege. Wenn auch ſeine Anſichten von den ihrigen verſchieden ſeien, ſo dürfe das doch ihrem gegenſeitigen herzlichen Einvernehmen keinen Abbruch thun. Er werde auch, wenn das Herz ſeinen Herrn zu einer Bürgerlichen ziehe, nichts thun, was hemmen könne, zumal die einzige Verwandte, eine hochadelige Tante ſeines Herrn, nun auch mit ihren Rathſchlägen dem Stammbaum den Rücken zugewendet habe — gerade — wie ſein gnädiger Herr ſelbſt.“

„Alſo der iſt auch nicht von der ſtrengſten Sorte?“ fragte Frau Tanneberg.

„Das iſt ja eben das Herzeleid!“ ſagte betrübt der ehrliche Conrad. „Sein Adel gilt ihm nichts.“

Frau Tanneberg lächelte, wie wenn ſie eines mächtigen Triumphes ſicher wäre; brach aber dieſes Kapitel ab und ſagte: „Nun, Ihr gnädiger Herr war geſtern lange im Pfarrhauſe! Hat's ihm da gefallen?“

„Beſſer, als mir's lieb iſt,“ ſagte Conrad. „Er wurde des Lobes der Familie nicht müde und ſendet mich mit dieſem Buche zum Pfarrer.“

„Nun, der Herr Pfarrer,“ entgegnete ſtarkbetonend Frau Tanneberg, „war auch des verſtorbenen Herrn Oberförſters alleiniger Umgang. Gelehrte ſuchen ſich und das iſt ganz natürlich. Wiſſen Sie was, Herr Früchtelmeier, tragen Sie das Buch hin, und wenn Sie zurückkehren, ſagen Sie mir, wie's Ihnen bei Pfarrers gefiel.“

Conrad verſprach das und ging.

Er trat in das Pfarrhaus. Die Eltern waren ausgegangen in den ziemlich entlegenen Garten. Auguſte allein ſtand im netten Hauskleide bei einer häuslichen Arbeit. Obgleich ſie Conrad eigentlich nicht kannte, begegnete ſie ihm doch ungemein freundlich. Sie nahm ihm das Buch ab und nöthigte ihn, ſich zu ſetzen. Bald waren Beide in einem Geſpräch über hauswirthſchaftliche Gegenſtände. Der Alte hörte mit Entzücken dem lieblichen Mädchen zu, das ſo erfahren und verſtändig ſprach, wie eine Hausfrau, die jahrelang einer ausgedehnten Wirthſchaft vorgeſtanden. Allmählich lenkte er das Geſpräch auf Landwirthſchaft und auf die ſeines Herrn und ihre Einrichtung.

Auguſte äußerte ohne Hehl, daß ſie der Meinung ſei, ihr Vater habe da ein Vorbild gegeben, das, da es die Erfahrung als gut erwieſen, maßgebend ſein dürfte.

„Und wie haben es dero Herr Vater traktirt?“ fragte Conrad, der ſich auch hier zeigen wollte.

„Ganz einfach ſo,“ ſagte das Mädchen. „Er hat alle Wieſen, als den ohne Zweifel einträglichſten Theil des Pfarrgutes, für ſich behalten und gerade ſo viel Landgut, als wir bedürfen; das andere hat er Alles verpachtet und befindet ſich vortrefflich dabei. Sehen Sie," ſagte das Mädchen, „das können wir gehörig überſehen; ein braver Bauer beſtellt es uns und wir ſind nicht genöthigt, eine vollkommene Bauernwirthſchaft zu führen. In der Viehzucht liegt aber der größte ökonomiſche Vortheil, und die in ausgedehntem Maßſtabe zu betreiben, laſſen uns die anſehnlichen Wieſen zu. Gerade ſo wäre es bei Ihnen, zumal Sie die Ställe und Alles dazu haben, was nöthig iſt."

Sie hatte dem Alten Alles ſo klar auseinandergeſetzt, daß er unbedingt zuſtimmen mußte und ſeine frühere Anſicht völlig aufgab.

Es war indeſſen Zeit, daß er ging, wenn er noch ein paar Augenblicke bei Tanneberg's eintreten wollte. Das aber geſtand er ſich, er hätte noch gerne dem lieben Kinde bis Abend zugehört.

Frau Tanneberg ſtand am Fenſter und erwartete ihn.

„Nun?" fragte ſie.

Conrad ſetzte ſich. „Ich bin jetzt über Dinge ins Klare gekommen, die mir wie Steine im Magen gelegen haben," ſagte er. „Und mich hat ein Mädchen belehrt, das die Kinderſchuhe noch nicht lange ausgetreten hat. Ja, Sie haben Recht, Frau Tanneberg, das Mädchen iſt eine Perle, ein Edelſtein! Und ſchön iſt ſie wie ein Engel. Ich muß ſagen, die kennt die Land- und Hauswirthſchaft aus dem FF. Hat mir da, als ich ihr auf die Fährte half, einen Plan entwickelt, der herrlich iſt. Will ihn ſchon an Mann bringen! Sie will, oder vielmehr ſie meint, wir ſollten uns alle Wieſen behalten und ſo viel Ackerland, als nöthig zur Wirthſchaft, das Andere aber verpachten."

„Aha," ſagte ſelig lächelnd Frau Tanneberg. „Hat die Ihnen den Staar geſtochen? Gelt! das iſt ein Mädchen? Ja meiner Seele! mit der iſt ein Mann glücklich! Und, liebſter Herr Früchtelmeier, wie ſie mit Ihnen über ſolche Dinge ſprach, ſo ſpricht ſie auch über höhere Dinge. Ihr Vater hat ſie ſelbſt gebildet und da iſt Etwas draus geworden. Die paßt auf einen Karren, einen Wagen und in eine Kaleſche, und überall iſt ſie die Rechte." Was ſie den Armen, Kranken und Nothleidenden iſt, hab' ich Ihnen geſagt, und wie ſie die alte, griesgrämliche Tante zu behandeln weiß, das überſteigt alles Maaß. Solch ein Mädchen gibt's nicht wieder. Glückſelig der Mann, der ſie heimführt! Mit ihr kommt Gottes Segen ins Haus."

„Ach," ſagte Conrad, „wie iſt es doch bedauerlich, daß ſie keine Adelige iſt!" —

V.

Ein Brieflein des Forſtmeiſters kündigte auf übermorgen ſeine und ſeiner Töchter Ankunft an. Da gab's im Forſthauſe plötzlich eine eigenthümliche Rührigkeit. Frau Tanneberg ſchaltete mit der ausgedehnteſten Vollmacht, und nie gab es wohl ein völligeres Einverſtändniß, als zwiſchen Conrad und ihr; allein jetzt entdeckten ſich Mängel und Defecte, an die Conrad nie ge[illegible]. Da fehlte ein Porzellanſervice für den Tiſch, eins für den Kaffe und allerlei andere Dinge, welche in der kleinen Junggeſellenwirthſchaft nicht als von Nöthen bisher waren erkannt worden. Eine räſonnable Frau, wie Frau Tanneberg, wußte indeſſen Rath zu ſchaffen. Was ſie nicht hatte, das hatte das Pfarrhaus. Catharine ſchleppte herbei und Conrad eilte in die Stadt, das einzukaufen, was Frau Tanneberg für unabweisbar nothwendig erkannte.

Endlich kamen ſie.

Als die Damen in die Halle traten, erhoben ſie beim Anblick der monſtröſen Geweihe ein ſchallendes Gelächter.

„Schaffen Sie doch das unſinnige Zeug weg," ſagte Lucie.

„Wer könnte ſich an ſolchen abſcheulichen Formen freuen?" ſagte Amalie.

„Daran könnte ich auch keinen Geſchmack finden," meinte Eugenie.

„Die Natur hat barocke Launen," ſagte verſtimmt der Oberförſter; „aber gerade dieſen Launen nachzugehen, hat für den Forſcher ſeinen eigenthümlichen Reiz. Mein würdiger Amtsvorgänger, den ich, ſeit ich von Ihnen ſo viel Uebles gehört, in ganz anderem Licht erkannt habe, hat dieſe Sammlung gemacht, und meine Pflicht iſt es und meine Freude wird es ſein, ſie zu vervollſtändigen.“

Die Damen ſchwiegen. Obwohl die Bemerkungen nicht geeignet waren, den angenehmſten Eindruck zu machen, ſo verſchluckten ſie doch die Pille und machten gute Miene zum böſen Spiel. Als ſie in den Saal traten, gab's ſpöttiſches Naſenrümpfen. Da waren die uralten Mobilien, die ſie zuerſt intereſſirten.

„Roccoco,“ bemerkte Lucie.

„Es ſteckt Poeſie drin,“ ſagte Amalie.

„O, wie ritterlich alterthümlich!“ rief Eugenie. „Es weht Einem Walter Scott'ſcher Geiſt an!“

Ein bitteres Gefühl erfüllte des Oberförſters Seele, aber er mußte, als Hausherr, ſeinen Gäſten gegenüber ſchweigen.

Jetzt ſahen ſie ſeine Pfeifen.

„Sie rauchen?“ fragten ſie alle Drei zumal.

„Gewiß,“ ſagte der Oberförſter, „und ſogar mit großem Behagen.“

Da gab's Naſenrümpfen.

„Wer könnte Vergnügen daran finden, den übel riechenden Rauch hinaus zu blaſen?“ fragte Lucie. „Was die Wilden Amerikas thaten, ahmen unſere Herren nach!“

„Eine ſchöne Königin Frankreichs dachte anders,“ ſagte ſpottend der Oberförſter.

Lucie ſchwieg.

„Poetiſch iſt's wahrlich nicht,“ meinte Amalie, „und einen Raucher könnte ich, glaub' ich, nicht lieben.“

„Wenn das Letztere auch manchen braven Mann zur Verzweiflung bringen könnte,“ bemerkte der Oberförſter ſpottend, „ſo dürfte doch über das Erſte noch zu ſtreiten ſein. Ich bitte Sie, zu bedenken, wie hochpoetiſch es iſt, den Ringelwölkchen des Rauches zuzuſehen und ihr Verſchwinden im Sonnenlicht und Aether zu beobachten. Iſt es nicht ein Bild ächter Liebestreue, wenn der

Raucher ſeine Pfeife immer küßt, ſie, die Geliebte, immer an ſeinen Lippen ſaugt; ihre Liebesgluth ſeine Wonne iſt?“

„Schweigen Sie nur ſtille, Sie Spötter,“ rief ärgerlich die Poetiſche, und der Oberförſter lachte herzlich.

„Haben die Ritter auch geraucht?“ fragte Eugenie.

„Nein!“ ſprach mit einer tiefen Verbeugung der Oberförſter, und dieſe Verbeugung war ein ſo unverkennbarer Spott, daß Lucie ſagte:

„Unſer verehrter Wirth iſt heute in ſo roſenfarbener, ſatyriſcher Laune, daß wir uns in Acht zu nehmen haben.“

Dem Forſtmeiſter wurde es unheimlich, denn er beobachtete den Oberförſter und glaubte, es ſei gut, ihn jetzt zu entfernen, weil ſonſt die Eindrücke ſeinen Wünſchen gar ſehr entgegenarbeiten dürften.

Er bat alſo ſeine Kinder, ſich fürs Erſte ſelbſt zu unterhalten, während er mit dem Oberförſter einen kleinen Ritt machen müſſe, um Einiges im Walde nachzuſehen.

Der Oberförſter bedauerte, aus Gehorſam ungalant ſein zu müſſen und folgte ſeinem Vorgeſetzten, um erſt zu Tiſche wieder zurückzukehren.

Jetzt waren die Zungen ungebunden, und Alles, was Aerger, Spott und Hohn zu Tage fördern können, ergoß ſich über den armen Oberförſter und ſeine Einrichtung. Wären ſie hier Herrinnen, meinten ſie, ſo ſollte das alte Gerümpel in die Oefen wandern. Alles müßte comfortabel und brillant eingerichtet werden, und der Herr Oberförſter würde ſich bequemen, Obedienz zu leiſten. Dann kam die Langweile und die Klagen darüber in allen Formen und Diſſonanzen.

Unglücklicher Weiſe hörte Conrad das Alles im Nebenzimmer, wo er zu thun hatte. Er war außer ſich vor Zorn über dieſe Aeußerungen. Dieſer Zorn ſollte aber noch wachſen, als aus Langweile die Damen in die Küche traten und hier die Leere wahrnahmen.

Die Aeußerungen des Uebermuthes wurden immer kecker, immer pikanter der Spott.

Frau Tanneberg meinte, wie liebenswürdig ſie als Hausfrauen ſein müßten, wenn ſie in Küche und Keller ſchalteten.

Da eiferten Alle gegen ſtandeswidrige Beſchäftigungen. Dazu habe man das dienende Perſonal, meinten ſie, deſſen Sphäre ſei es; die Dame des Hauſes habe bloß deſſen Honneurs zu machen und etwa den Küchenzettel höchſtens.

Als die Herren zurückkamen, fanden ſie die Damen verſtimmt, gelangweilt, mißvergnügt, und bald nach Tiſche rollte der Wagen von dannen, der ſie trug.

„Sehen Sie's nun, Herr Früchtelmeier,“ ſagte Frau Tanneberg. „Das iſt Ihr hochgeprieſenes, adeliges Weſen!“

Conrad gab ſich nicht gerne gefangen. „Es gibt ja wohl auch noch Andere,“ erwiederte er. „Warum das Kind mit dem Bad ausſchütten?“

„Habe nichts dagegen; aber ich könnte Ihnen noch gar herrliche Exempelchen adeliger Wirthſchaft mittheilen,“ ſagte ſie. „Ich kenne freilich auch tüchtige Haushaltungen, aber es ſind ihrer wenige. Es fehlt halt im Allgemeinen an der Erziehung zu tüchtigen Hausfrauen, und ich nehm's den jungen Leuten nicht übel, wenn ſie bedenklich werden, ſich eine Lebensgefährtin zu ſuchen.“

Er brach das Geſpräch ab, und Frau Tanneberg ſandte das Geliehene zurück.

Der Oberförſter, deſſen Geſicht erſt wieder heiter geworden war, ſeit die Damen weg waren, trat mit ſeiner Pfeiſe in die Küchenthüre.

Er konnte ſich nicht enthalten, der Frau Tanneberg das wohlverdiente Lob und ſeinen Dank auszuſprechen.

„Werden ſich recht amüſirt haben?“ ſagte Frau Tanneberg.

Der Oberförſter war ein Gradaus. „Gottlob,“ ſagte er, „daß dieſes gefürchtete Drangſal endlich überſtanden iſt. Die kriegen mich nicht wieder, und ich hoffe, heute iſt ihnen auch die Luſt des Wiederkommens vergangen.“

„Ei, ei,“ verſetzte Frau Tanneberg, „man meinte zudem im Dorfe, heute werde es richtig, und der gnädige Herr habe ſich eine von den liebenswürdigen Damen auserkoren, hier als Herrin zu ſchalten.“

Der Oberförſter lachte laut auf. „Wie doch die Leute für mich ſorgen!“ ſagte er. „Nein, Frau Tanneberg, ſo iſt's nicht gemeint. Wenn ich nicht neulich in der Stadt ſchon wäre hinlänglich enttäuſcht worden, ſo hätte der heutige Tag vollkommen dazu hingereicht.“

Als Abends das Plauderſtündchen kam, fragte der Oberförſter: „Nun, Conrad, wie haben dir die Damen gefallen?“

„So gut,“ ſagte er mit erwachendem Grimme, „daß ich Ihren Wunſch theile, ſie hier nicht wieder zu ſehen!“ Nun erzählte er dem Oberförſter, was er gehört.

„Biſt du denn nun kurirt von dem Wahne, mir Eine von dieſen Dreien zuzudenken?“

„Vollkommen, gnädiger Herr,“ ſagte Conrad.

„Und meinſt du noch immer, nur eine Adelige dürfe die Meine werden?“

„Gnädiger Herr,“ ſagte Conrad im Eifer, „wären ſie Alle wie dieſe, dann nicht, wahrlich nicht, aber Sie werden zugeſtehen, daß es auch Beſſere gibt.“

„O ja, Conrad. Nur bin ich der Meinung, daß ich fürs Erſte das Suchen aufgebe.“

* * *

In Schleſiens Hochgebirgen kommt der Winter ſchnell und frühe. Es war, als hätten die Damen aus des Forſtmeiſters Hauſe den letzten ſchönen Herbſttag benutzt; denn ſchon am andern Tage fiel Schnee; der Sturm brauſte; die Luft war kalt, und ſo blieb's kaum einmal unterbrochen, bis der Winter mit aller Macht ſein Scepter ſchwang und das Leben der Natur ſich vor ihm beugte.

Den Oberförſter zog das Bedürfniß der Geſelligkeit täglich ins Pfarrhaus; daß auch ein Zug eines tieferen Bedürfniſſes ſich geltend machte, geſtand er ſich gerne. Er liebte Auguſten aus tiefſtem Grunde ſeiner Seele, und auch das blieb ihm kein Geheimniß, daß das reizende Mädchen ihm mit voller, reiner Seele ſich zuneigte.

Bei Frau Tanneberg war ſchon Alles fertig, daß ſie ein Paar wurden. Nur Conrad war unglücklich, weil er alle ſeine Hoffnungen für ſeines Herrn Stammbaum mehr und mehr erbleichen ſah.

In der angenehmſt geiſtigen Unterhaltung floſſen im Pfarrershauſe die Stunden hin. Da wurde muſicirt, geleſen, gemüthlich geplaudert, politiſirt, wie es eben kam, aber es fehlte nicht am Stoffe, und die Stunden gewannen Flügel.

Eines Tages, wo wieder ein Stündchen im traulichen Geſpräche hinfloß, fragte die Tante, ob der Herr Oberförſter nicht eine Tante habe, die ſeinen Namen führe?

Der Oberförſter beſtätigte das und fragte, woher ſie ſie kenne?

Da erzählte ſie denn, wie ſie im vorletztjährigen Sommer in Warmbrunn mit Auguſten geweſen, die Frau von Diſtelheck dort kennen gelernt, und beſonders Auguſte eine warme Gönnerin an ihr gefunden habe.

Der Oberförſter zitterte vor freudiger Erregung; aber er hielt an ſich. Wie auch das Herz pochte, er hatte Gründe, noch zu ſchweigen. Am Abend ſetzte er ſich und ſchrieb der Tante, er habe nun gewählt fürs Leben. Da er aber dazu durchaus der Einwilligung der Tante bedürfe, ſo bitte er ſie aufs Innigſte, mit den erſten Frühlingstagen auf die Brautſchau zu kommen.

Das ſagte die Tante auch wieder zu und ſchrieb: ſie habe ſich auch endlich des Namens jenes herzigen Mädchens erinnert, von der ſie ihm geſagt. Sie heiße Auguſte Maurer; allein ſie habe ſich vergeblich auf den Namen des Orts beſonnen, woher ſie geweſen. Da er nahe bei Warmbrunn wohne, ſo ſolle er ſich im Badehaus erkundigen, da es ihr ſelbſt wichtig ſei. Sonſt ſchrieb ſie Nichts.

So kam denn, lang erſehnt, endlich der Frühling wieder mit all ſeiner Herrlichkeit, und als die tauſend Blüthenglocken ſeine Feſtzeit einläuteten, kamen zwei Ereigniſſe von großer Bedeutung. Der Förſter Tanneberg ſtarb und machte die räſonnable Frau zur gebeugten Wittwe, und die lang erwartete Tante traf ein.

Frau Tanneberg trug tiefes Leid um ihren „Alten,“ wie ſie ihn bei ſeinen Lebzeiten genannt, denn ſie erkannte doch auch ſeine guten Seiten an. Sie hatte lange Jahre glücklich mit ihm gelebt, kleine Fehden abgerechnet, da er ernſter und brummeliger Natur geweſen und viel auf einen guten Tiſch gehalten, obwohl er in ſeiner Jugend viel Mangelbrod hatte eſſen müſſen.

Pfarrers nahmen herzlichen Antheil und ſuchten die Wittwe zu tröſten. Auch Conrad war oft bei ihr und fühlte ſich verpflichtet, ihr ſeine Theilnahme zu weihen, da er ſie als eine der räſonnabelſten Frauen ſeines Lebenskreiſes erkannt hatte. So nahm der Schmerz in ihrer Wittwenſeele nicht überhand, vielmehr legte er ſich ſtill zur Ruhe.

Ihr Einfluß auf Conrad war groß. Das zeigte ſich auch allgemach mehr in Betreff des Stammbaums, deſſen er weit weniger gedachte, indem er ſich endlich, da Frau Tanneberg mit ſcharfem Auge bemerkt hatte, wie es um des Oberförſters und Auguſten's Herzen ſtand, darein ergab, das liebliche Mädchen als ſeine zukünftige Herrin zu betrachten. Es war ganz verwunderlich, daß, ſo lange er bei Frau Tanneberg war, dieſe Stimmung vorhielt, und nur im Forſthauſe die entgegengeſetzte ſich geltend machte.

Eines Tages ſagte Frau Tanneberg: „Liebſter Herr Früchtelmeier, das ſag' ich Ihnen, wenn Auguſtchen Frau Oberförſterin iſt und, wie es doch ſo im Gange der Dinge liegt, einmal eine Kinderwärterin bedürfen ſollte, ſo verſchwöre ich es nicht, daß ich mein Haus hier verkaufe und zu ihr ins Forſthaus ziehe. Ich bin durch den täglichen Umgang ſo an den Engel gewöhnt, daß ich, da mir das Erſteigen der Höhe beſchwerlich iſt und mich, ſie alle Tage zu ſehen, hindern könnte, lieber Alles aufgäbe, als dieſes Glückes mich zu berauben.“

„O!“ rief Conrad, „wie glücklich machten Sie mich dadurch, denn, ich will es Ihnen nur ſagen, auch ich habe mich ſo an Ihren lieben Umgang gewöhnt, daß mir das als das größte Glück erſchiene! Ja, wenn ich wüßte — daß ich — —“ Er ſtockte.

„Nun, warum reden Sie nicht weiter, Liebſter?“ ſagte ſie mit ahnungspochendem Herzen

„Ja," ſagte, endlich ſich ſammelnd, Conrad, „daß ich nicht eine verneinende Antwort fürchten müßte, ich würde ſagen, laſſen Sie uns das Band, das uns vereint, durch Prieſterhand ſchließen."

Er ſchwieg, erwartungsvoll den Athem anhaltend.

Frau Tanneberg hielt, wie eine räſonnable Frau, eine kleine Weile das Taſchentuch vor die Augen, aber ſie weinte nicht. Endlich ſagte ſie: „Ach, liebſter Herr Früchtelmeier, wollen Sie eine Wittwe freien? Sie können ganz andere Anſprüche machen! — Doch — über die Jahre des Zierens bin ich hinaus. Wenn es Ihr Ernſt iſt — hier iſt meine Hand!"

Da fühlte Conrad die erſten zarteren Regungen ſeines Herzens, und er faßte die Hand ſeiner Erkorenen ehrbar und zog ſie an ſich.

Da waren zwei Glückliche mehr auf dieſer Welt!

Doch Frau Tanneberg machte zwei nachträgliche Bedingungen. Erſtlich müßte Conrad vom Stammbaum ſchweigen, und dann ihre Verbindung geheim halten, bis Auguſte Diſtelheck's Gattin ſei. Das war nun freilich viel verlangt, aber die glückliche Liebe iſt mächtig!

Er verſprach's mit Hand und Mund, und keine Seele in Tiefenau ahnte, was im Forſthauſe geſchehen war. Am meiſten Mühe koſtete es ihn, gegen ſeinen Herrn zu ſchweigen. Der Oberförſter hätte auch an ſeiner überſeligen Stimmung es wahrnehmen müſſen, hätte er in dieſer Zeit Augen für etwas Anderes als Auguſten haben können.

In dieſer Zeit kam die Tante Diſtelheck an.

Das war eine Herrlichkeit im Forſthauſe, wie wenn der liebende Sohn die langerſhente Mutter wieder ſieht, und die Mutter den Sohn. Sie war ja aber auch des Oberförſters einzige Verwandte in der Welt, und ſie hing an ihm mit der zärtlichſten Liebe. Daß ſie ihn mit dem Gelde, deſſen ſie genug hatte, kurz hielt, ja, als eine Geizige erſchien, hatte ſeinen guten Grund. Des Oberförſters bodenloſe Gutmüthigkeit war ſo oft mißbraucht worden, er kannte den Werth des Geldes ſo wenig, und hatte überall ſo offene Hände, daß ſie es für nöthig erkannte, ihn zu ſeiner Beſſerung einmal eine Zeitlang durch die Schule der Noth gehen zu laſſen. War ja doch

Alles ſein, was ſie beſaß, und was ſie ſparte, erhielt ſie ja nur ihm. Er wußte nicht, wie genau ſie von allen ſeinen Verhältniſſen unterrichtet war, und ahnte nicht, daß ſie mit dem Auge der Liebe ihn begleitete.

Sie war in das Gebäude eingetreten und hatte überall Ordnung gefunden. Im Saale fiel ihr Blick ſchnell auf die unverkennbaren Spuren der Armuth. Das wollte ihr das Herz preſſen, aber ſie hielt an ſich.

Er führte ſie auf den Balkon, wo die herrliche Landſchaft vor ihren Augen lag, gekleidet in das junge Grün, wo das Dorf ſich im Kranze blühender Kirſchbäume barg, wo der Wieſengrund wie ein golddurchwirkter Sammtteppich ſich ausbreitete. Wellen der ſüßeſten Düfte trug die laue Luft zu ihnen her.

„Es iſt ein ſchönes Fleckchen Erde, wo du deinen Stab in die Erde ſteckteſt,“ ſagte ſie ernſt und bewegt, „und ſiehe, er grünt. Selbſt das wunderſame, alterthümliche Gebäude hat eigenthümliche Reize. Du wohnſt abgeſchieden und doch unter Menſchen. Nun noch ein liebendes, wackeres Weib, und ich finde dich beneidenswerth.“

Als ſie wieder in den Saal traten, ſagte ſie: „Mich wundert's, daß du bei deiner ſchönen Einnahme die alten, abſcheulichen Ledertapeten ließeſt; daß hier überhaupt eine Auswahl von Gerümpel ſteht, das du als Möbel denn doch umſonſt einem vernünftigen Menſchen darſtellen würdeſt. Ich erwartete eine ſehr comfortable Einrichtung: prachtvolle Tapeten, Fußteppiche und die modernſte Einrichtung von der Welt, wie es heutzutage Ton iſt.“

„Sie haben gut reden, beſte Tante,“ ſagte der Oberförſter. „Von meinen Dienſtländereien habe ich noch keinen Pacht bezogen und meine Beſoldung hatte zwei Abzugskanäle, des Lebens und ſeiner, wenn auch noch ſo einfachen Bedürfniſſe nicht zu gedenken. Wir kamen hierher als wahre Lumpen. Meine beſte Uniform war fadenſcheinig und transparent; die Nähte weiß. Conrad fürchtete ſich, ſie auszubürſten. Der arme, treue Menſch war ſo aufgeriſſen, wie ſein Herr. Dazu kam, daß ich Hemden und überhaupt Linnen brauchte. Dieſe Seite nahm ein Schönes weg, obgleich ich nur das

Nothwendigſte anſchaffte. Der andere Abzugskanal waren meine Schulden, die ich noch von der Academie her hatte. Sie begreifen's, daß es da nicht im Ueberfluß herging."

„Und neue Schulden haſt du nicht gemacht?"

„Wo denken Sie hin?" rief der Oberförſter. „Trage ich nicht noch ſchwer an den alten? Sie dürfen mir's glauben, dieſe Schulden nagen an meiner Seele, und das ſpreche ich Ihnen feierlich aus, ehe ſie bezahlt ſind, wird nichts auf eine neue Einrichtung verwendet, und ich werde mich nicht eher vermählen; denn mein Weib ſoll nicht den Kummer kennen lernen, den ich ſeit Jahren trage. Ich muß ſchuldenfrei ſein, ehe ich ſie heimführe."

„Das iſt ſehr brav gedacht, lieber Fritz," ſagte die Tante, die der bewegte Ton, in dem der Neffe ſprach, tief rührte; „aber da wird's denn doch wohl noch lange währen, bis dein Glück vollkommen iſt. Wie hoch belaufen ſich denn deine Schulden noch?"

„Tauſend Thaler," ſagte kleinlaut der Oberförſter. „In zwei bis drei Jahren ſind ſie gewiß bis auf den letzten Heller bezahlt, und dann will ich frei aufathmen und meinem Gott danken, daß der Bann von meiner Seele gewichen iſt, und dann führe ich mein holdſeliges Mädchen heim."

„Ja, ja," wiederholte die Tante, „dann kannſt du den Fettſuppſchöpfabski zum Haushofmeiſter und den Schmalhans zum Haushalter machen und am Rade der Hoffnung einen langen, dünnen Faden ſpinnen."

Sie ſchwieg; aber ihre Miene zeigte Wohlwollen und Zufriedenheit.

„Ich habe mir Vieles verſagen gelernt," ſprach der Oberförſter darauf und dachte: du könnteſt helfen, wenn du wollteſt.

Sie kam nun auf ſeine Braut zu reden. „Du biſt ein merkwürdiger Menſch," ſagte ſie. „Warum ſagſt du mir denn nicht, wie ſie heißt und wer ſie iſt."

„Sie iſt ja meine Braut noch gar nicht," verſicherte er lachend. „Sie ſollen ſie erſt ſehen, prüfen, und dann, wenn ſie dieſe Probe beſteht, werbe ich um ſie."

„Alſo wirklich, ſo ſteht's?“ fragte erſtaunt die Matrone.

„Wahrhaftig!“ entgegnete der Oberförſter. „Ich denke, wenn Ihre Pferde ausgeruht ſind, fahren wir auf die Brautſchau.“

Dies kindliche Vertrauen ihres Neffen that ihr unendlich wohl, und über hundert Dinge des gewöhnlichen Lebens ergoß ſich nun der Strom gemüthlicher Unterhaltung.

Am andern Morgen, der wieder ſo ſonnig ins Thal ſchaute, ſagte ſie: „Du magſt aber doch ein trauriges Winterleben hier geführt haben, zumal, wie du ſagteſt, du mit dem Adel der Umgegend gar keinen Umgang hatteſt?“

„Sie vergeſſen, liebſte Tante, daß im Winter gerade der Beruf des Oberförſters vielfache Beſchäftigung gibt und die Jagd des Waidmanns Zeit auch in Anſpruch nimmt.“

„Ganz gut; aber du konnteſt doch nicht immer in der Schreibſtube ſitzen und auch nicht Tag und Nacht jagen?“

„Sehr wahr,“ verſetzte der Oberförſter; wenn ich aber einmal das Bedürfniß geſelliger Unterhaltung hatte, ſo fehlte es mir auch da nicht. Unſer Pfarrer in Tiefenau iſt ein ſehr geſelliger Mann in reiferen Jahren, von einer ſo feinen, tiefen und umfaſſenden Bildung; zugleich ſo muſikaliſch, und ſeine Frau eine ſo vortreffliche, gebildete und liebenswürdige Frau, daß ich in dieſer Familie mich ſo wohl und behaglich fühlte, wie kaum irgendje und irgendwo. Wenn Sie es nur erlauben, führe ich Sie heute dahin, und ich bin überzeugt, auch Sie werden mein Urtheil beſtätigen.“

Sie nahm das Erbieten gern an, und bald darauf bot ihr der Oberförſter den Arm, und ſie gingen.

Unterwegs fragte ſie, ob er nicht in Warmbrunn geweſen ſei, ſich nach ihrem Lieblinge umzuſehen.

„Lieber Gott, dazu hatte ich keine Zeit!“ klagte er.

„Glaub's wohl,“ ſagte ſie ſcherzend. „Du wirſt jede freie Stunde bei deiner Erkorenen zugebracht haben?“

„Wollten Sie mir das verargen, beſte Tante?“ fragte er.

Sie lachte. „Wahrlich, nein,“ ſagte ſie; „denn ich ſetze voraus, daß ſie ſo liebenswürdig iſt, daß du anders gar nicht konnteſt, wenn du auch gewollt, woran ich jedoch, wie billig, zweifle.“

Sie waren mit dieſen Worten in den Hof des Pfarrhauſes getreten, und der Pfarrer, der ſie kommen ſah, trat ihnen entgegen.

Ehrfurchtsvoll begrüßte er die ehrwürdige Frau und geleitete ſie in das Gemach, wo die Pfarrerin eben eintrat. Die Ordnung und Reinlichkeit, das Gemüthliche in der nichts weniger als koſtbaren Einrichtung berührte Frau von Diſtelheck aufs Angenehmſte.

Bald war ein recht lebhaftes Geſpräch im Gange, das aber eine plötzliche Störung erlitt, als Auguſte, die liebliche Tochter des Hauſes, im netten Hauskleide hereintrat.

„Mein Gott!“ rief die Frau von Diſtelheck und ſah ihren Neffen an, „ich glaube, du ſpielſt Verſteckens mit mir.“

Aber Auguſte war zu ihr geeilt und küßte ihre Hand.

„Nein,“ ſagte mit dem Ausdrucke ſtrahlender Freude im Antlitze die Matrone, „dein Platz iſt an meinem Herzen, Kind! Ich habe dich vermißt, wie eine Mutter ihre geliebte Tochter. Sie küßte ſie auf die roſige Lippe.

„Nein, Fritz,“ rief ſie in komiſchem Unwillen, „das werde ich dir in meinem Leben nicht vergeſſen, mich ſo herumzuführen und zu betrügen!“

Sie ſah jetzt die fragenden Züge der Eltern Auguſten's. „Sehen Sie,“ wandte ſie ſich nun an dieſe, „in Warmbrunn habe ich die Freude gehabt, Ihre liebenswürdige Tochter kennen und lieben zu lernen, und da ich leider in meinen hohen Jahren den Namen des mir ſo theuren Kindes vergeſſen hatte, trug ich dieſem Menſchen hier auf, ſich doch ja die Mühe nicht verdrießen zu laſſen, ſie mir ausfindig zu machen; ja, als mir der theure Name endlich einfiel, ſchrieb ich ihn ihm ſogleich; aber daß er ſie gefunden, davon ſagt er mir keine Silbe.“

„Laſſen Sie mich die Räthſel löſen,“ ſagte der Oberförſter in ſichtbar tiefer Bewegung und wandte ſich zu den Eltern Auguſten's. „Als ich von meiner theuren Tante ſchied,“ ſagte er, „da erzählte ſie mir mit ungewöhnlicher Begeiſterung von Auguſten. Wie hätte ich ahnen ſollen, daß ich ihr ſo nahe ſei, da die liebe Tante mir den Namen nicht nennen konnte. Erſt als ich hier, in Ihrem Hauſe, von Ihrer Tante gefragt wurde, ob die Frau von Diſtelbeck aus Königsberg mich Etwas anginge und nun die Begegnung in Warmbrunn erfuhr, wurde mir Alles klar; aber ich hatte einen andern Grund, um ein tiefes Schweigen zu beobachten. Laſſen Sie mich davon Rechenſchaft geben. Seit ich Auguſten am Waſſerfalle ſah, liebte ich ſie, und dieſe Liebe wuchs im Umgang in dem Grade, als ich zu ahnen glaubte, daß auch ſie mir hold ſei. Bei meinem Scheiden hatte die Tante zu mir geſagt: wenn du mir dieſes Mädchen als deine Zukünftige zuführteſt, mein reichſter, mütterlicher Segen ſollte dir werden! — Dieſe Erklärung war ich Ihnen, war ich meiner geliebten Auguſte ſchuldig, aber ich wollte jene Zuverſicht gewinnen, die mich nicht irrgehen ließe.“

Mit dieſen Worten trat er zu der, einer geknickten Lilie gleich, ſich an die Mutter lehnenden Auguſte.

„Hier vor den theuren Eltern, vor meiner einzigen Verwandten, meiner mütterlichen Tante, vor Gott, der in mein Herz ſieht, bitte ich um deine Hand fürs Leben, theures, geliebtes Mädchen. Sprich, ich glaube dein Herz zu kennen, ſprich, Auguſte, willſt du mich zum Glücklichſten auf Erden machen und mir angehören?“

Da richtete ſich das Mädchen auf, und als ſie Thränen in ihrer Eltern, in Frau von Diſtelbeck's Augen ſah, blickte ſie mit dem ganzen heiligen Reichthum ihrer Liebe in des Oberförſters Auge und ſagte laut und feſt: „Ja!“ Und er zog ſie an ſeine Bruſt und rief: „Theure Eltern, theure Tante, wollen Sie uns Ihren Segen geben?“

Da umſchlangen ſie Alle das ſchöne Paar, und der Pfarrer blickte gen Himmel und betete laut: „Herr, es iſt dein Wille! Du haſt ſie zuſammengeführt in deinem heiligen Rathſchluſſe. Segne du ſie und laß deine reiche Gnade auf ihnen ruhen! Amen.“

Und Amen; ſprachen tief ergriffen Alle. Auch die Tante

Auguſten's, die leiſe eingetreten war und aus den Umſtänden auf das ſchloß, was vorgefallen war, legte ihre Hände auf ihre Häupter und ſegnete ſie.

An ein Zurückgehen auf die Höhe, wo das Forſthaus ſtand, war nun vor Abend nicht zu denken. Sie blieben den glücklichſten Tag ihres Lebens im engſten Kreiſe, und Ernſt ſagte es zeitig dem alten Conrad an.

Und als ſie nun ſo daſaßen, ſagte die heitere Frau von Diſtelheck zur Pfarrerin: „Ich bitte Sie, kochen Sie uns heute die Suppe, ſonſt wird ſie ſicher ſo verſalzt, daß wir ſie nicht eſſen können!“

In den fröhlichſten Scherzen und Geſprächen ging die Zeit hin.

Der Frau von Diſtelheck wurde nun die Rettung Ernſt's erzählt, und ſie erzählte wieder, wie ſie ihr Neffe angeführt.

„Als ich Ihnen um Faſtnacht ſchrieb, Sie möchten doch auf die Brautſchau kommen,“ ſagte der Oberförſter, „da war ich mir längſt klar. Sie dürfen darum ja nicht glauben, Ihre begeiſterte Schilderung der Vorzüge meiner geliebten Auguſte hätte mich bewogen, ſie zu wählen. Nein, liebſte Tante, in ſolchem Falle ſieht man beſſer und lieber mit eigenen Augen.“

„Sehen Sie!“ rief da die Tante, „ſo raubt mir der Undankbare mein Bischen Verdienſt, und ich hatte ihn doch in einer gewiſſen Vorahnung im Voraus geſegnet!“

„Vergeben Sie ihm die kleine Undankbarkeit,“ ſagte Auguſte, lieblich lächelnd, „ich werde deſto dankbarer ſein!“

* * *

Conrad war, als die Tante im Pfarrhauſe blieb, in einer unausſprechlichen Spannung. Er ahnte, daß der entſcheidende Moment gekommen ſei. Reden durfte er nicht vom Stammbaum, das hatte er ſeiner räſonnablen Zukünftigen gelobt, aber das konnte ihm doch Niemand wehren, daß er an ſeines Herrn Bücherbrett ging, wo er in der Lederkapſel ſteckte, ihn herausnahm, aufrollte und wehmüthig betrachtete. Alle die Scrupel ſeines Gewiſſens erwachten wieder und er ſagte: „Ach, könnt' ich meiner gnädigen Frau Vergebung erhalten!“ Lange ſah er ihn an und ſagte dann: „Alſo doch! Nun, wie Gott will!“ — Er rollte ihn wieder auf, ſteckte ihn in die Kapſel und ſtellte ihn hinter eine Reihe Folianten. Dann trat er auf den Balken, und die Liebe zu ſeinem Herrn überwältigte das treue Herz. Weinend ſank er auf ſeine Kniee und betete mit der vollen Inbrunſt einer frommen Seele um Heil und Segen für ihn und — die liebliche Auguſte. Jetzt war's überwunden und ihm war wahrhaft wohl; allein ſeine Unruhe war ſo groß, daß er Steffen's Ankunft gar nicht erwarten konnte. Er nahm nun, obgleich es noch heller Tag war, die große Laterne und eilte hinab zu ſeiner geliebten Zukünftigen.

„Dacht' ich mir's doch,“ rief ſie ihm entgegen, „daß du in der Unruhe deines Herzens kämeſt, lieber Conrad.“

„Aber wie ſteht's denn, Philippine?“ fragte er. „Iſt's klar? Iſt's entſchieden?“

„Ich weiß ſo viel wie du,“ ſagte ſie, „und brenne vor Begierde, endlich zu hören, wie es iſt; aber ich zweifle nicht daran, daß es richtig geworden iſt, da die Tante und er zu Tiſch und den ganzen Nachmittag dort geblieben ſind. Nun wird es ja bald dunkel, dann gehſt du hin.“

Unter allerlei Geſprächen kam endlich die Dämmerung, und pochenden Herzens ging Conrad ins Pfarrhaus, dort ſeine Befehle zu holen.

Als der Oberförſter hörte, daß er da ſei, kam er, ihn in das Gemach zu holen, wo Alle waren.

„Wenn Alle ſich meines Glückes freuen, darfſt du nicht fehlen, treue Seele,“ ſagte [illegible]d leitete ihn in die Mitte des glücklichen Kreiſes.

„Conrad,“ ſa[illegible] der Oberförſter, „ſieh', die Tante hat hier in Auguſt[illegible] das Mädchen gefunden, das ſie mir einſt empfahl, und ſie hat uns geſegnet. Auguſte iſt meine Braut!“

Da weinte Conrad faſt laut und trat zu der Lieblichen.

„Gottes reichſter Segen komme über Sie!“ ſagte er, von Weinen unterbrochen. „Ich hab' ſo was geahnt und Gott auf meinen Knieen für Ihr Glück und das meines geliebten Herrn angefleht. Seien Sie mir eine milde Gebieterin! Ich werde alt und bedarf der Nachſicht.“

Auguſte drückte ſeine Hand mit Rührung. Sie ſagte ihm, wie ſie ihm ſeine Liebe für ſeinen Herrn vergelten wolle! Er ſolle ſie nur halb ſo lieb haben, wie ihn.

* * *

Als der glückliche Oberförſter die Tante in das Forſthaus eingeführt hatte und ſie traulich bei ihm ſaß, ſagte ſie bewegt: „Lieber Fritz, der ſchönſte Wunſch meines Lebens iſt erfüllt. Du haſt Raum in deinem Haus. Ich bleibe bei dir, und dieſer Engel ſoll mir einſt die müden Augen zudrücken. Alles, was ich habe, iſt ja dein. Deine Schulden bezahle ich ſogleich und dein Haus richte ich dir ein, wie es ſich ziemt. Nun mach' mir aber auch nicht lange mit der Hochzeit. Sieh', meine Tage ſind gezählt, und ich möchte noch gerne Zeuge deines Glückes ſein und mich Eurer Liebe erfreuen!“

Das waren Worte, die ſich der Oberförſter nicht zweimal ſagen ließ. Er beeilte ſeine Vermählung ſo viel als möglich. Die Tante ließ alle ihre Habſeligkeiten kommen und richtete ſich behaglich ein. Seine Wohnung ſtellte ſie aufs Schönſte her und ſeine Schulden zahlte ſie.

Sein Dank war innig.

„Sieh', darum habe ich dich ein Bischen zappeln laſſen,“ ſagte ſie zu ihm, „daß du weiſer werdeſt und beſſer zu Rathe halten lernteſt. Nicht, als ob ich dich für einen Verſchwender gehalten hätte; nur deine leichtgläubige Gutmüthigkeit fürchtete ich, die ſo oft und ſo viel von Menſchen mißbraucht wurde, die deiner Liebe nicht werth waren.“

Wenige Tage nach der Trauung trat Conrad verlegen in das

Gemach ſeines Herrn, der am Schreibtiſche ſaß. Da der Oberförſter ſich nicht gerade nach ihm umſah, ſtand er eine Weile in der größten Verlegenheit da, weil er nicht wußte, wie er ſeine Sache anbringen ſollte.

Endlich, als es ſtill blieb, wurde der Oberförſter aufmerkſam, blickte um und fragte, als er den Ausdruck der Verlegenheit in Conrad's Geſicht wahrnahm: „Haſt du etwas Beſonderes auf dem Herzen, Alter?“

„Ach — ja,“ ſagte Conrad, „ich wollte Sie bitten, mir doch zu geſtatten — mich zu verheirathen.“

Der Oberförſter ſprang von ſeinem Sitz auf und rief: „Conrad, iſt das dein Ernſt? Willſt du mich verlaſſen?“

„Ach,“ ſagte der alte, treue Menſch, „die Wittwe Tanneberg und ich ſind ſchon einig, ſeit Sie Verlobung hatten und früher; aber wir wollten nichts ſagen. Sie aber zu verlaſſen — nein, gnädiger Herr, daran dachte ich nicht! Wir Beide ertrügen das nicht; denn wie ich an Ihnen hänge, ſo meine Zukünftige an Hochdero Frau Gemahlin. Wir dachten nun ſo: da doch die gnädige Frau ſeiner Zeit einer Kinderfrau bedürftig wäre, ſo eignete ſich meine gute Philippine dazu, und ich bliebe bis zum letzten Hauch Ihr getreuer Conrad.“

Obgleich der Oberförſter mächtigen Lachreiz verſpürt hatte, ſo war doch ſein Gemüth durch Conrad's Schlußworte recht bewegt worden. Auguſte trat herein, und als der Hocherröthenden der Oberförſter Conrad's Motive mittheilte, willigten Beide mit Freuden in den Antrag und behielten es ſich vor, die Hochzeit herzurichten, von der aber Conrad meinte, ſie müſſe ganz ſtill vor ſich gehen, wie es alten Leuten zieme.

„Und räſonnabel!“ ſetzte der Oberförſter hinzu.

So wurde denn die Hochzeit beſtellt, und das räſonnable Paar zog in den dritten Stock des Forſthauſes. Einſtweilen half Frau Früchtelmeier die alte Tante bedienen, bis Conrad's Vorausſetzungen eine lebendige Wahrheit wurden; da ſchaukelte ſie den Erſtgeborenen ihrer innig geliebten gnädigen Frau auf ihrem breiten Schooß und ſang ihm in ſeliger Freude ihre Kinderliedchen vor.

Ueber des Oberförſters Familie waltete, wie die ehemalige räſonnable Frau Tanneberg geweiſſagt hatte, der Segen Gottes, der an Auguſten's Tritte gebunden zu ſein ſchien. Das Hausweſen blühte, wie ihr ſtilles Familienglück. Pfarrers und die beiden Tanten waren in dem Glück ihrer Kinder ſelig. Conrad hatte mit dem Stammbaum jeden Kummer über ihn eingepackt, und ſeine und ſeiner dicken Ehehälfte Zufriedenheit ſtand im vollſten Einklange mit dem Glücke des Hauſes, dem er mit voller Seele zu eigen war.

Im forſtmeiſterlichen Hauſe fiel natürlich das Sichzurückziehen des Oberförſters auf. Nachdem aber ſeine Vermählung kund geworden, reichte kein Maaß hin, die Galle zu meſſen, die über ihn ausgegoſſen wurde. Es war in dienſtlicher Beziehung gut, daß der Forſtmeiſter verſetzt wurde. Trotz der Ueberſiedelung in eine größere Stadt blieben die drei Damen in unfreiwilligem eheloſen Stand, aber berühmt durch ihre ſcharfen Zungen und ihren ungemeſſenen Stolz.

Die Retter Niederweſels.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1629.

Ein Sommerabend in all ſeiner eigenthümlichen Schönheit und Milde ſenkte ſich auf die Umgegend von Niederweſel herab und wob ſeinen duftigen, roſigen Schleier über das grüne Land, die dunklen Häuſergruppen der Stadt und das breite Silberband des Stroms. Ueber dieſem, durch die feuchten Dünſte vermehrt, nahm aber dieſer Duft die Geſtalt eines leichten Nebelwölkchens an, das in einiger Höhe über dem Strome ſchwebte, vom Wiederſcheine des gluthigen Abendhimmels vergoldet. Die Sonne war ſchon untergegangen — aber ihr Glanz überzog noch den weſtlichen Theil des Horizontes mit tiefer Goldgluth, welche ſich je weiter gegen Oſten in ein milderes Roſenroth verlor und zuletzt in Grau erſtarb. Im weſtlichen Gluthmeere ſchwammen nur einzelne Purpurwölkchen, von tieferem Golde geſäumt; aber im Süden ſtiegen in grandiöſen Formen Wolkenmaſſen auf, deren ſchneeweiße Häupter ihnen das Anſehen ferner, ungeheuerer Alpen gaben, die weit über die Linie des Geſichtskreiſes heraufragten. Dieſe fetten Wolkenmaſſen verhießen für dieſen Spätabend noch ein Gewitter, worauf auch die Schwüle der Luft deutete. Die Pflanzen lechzten nach Erquickung, die der feuchte Abendthau oder ein Gewitterregen bringen mußte, ſollte ſie nicht, nach einem ſo heißen Tage, der kommende Morgen kraftlos und welk finden.

Es war Sonntag. In Sabbathruhe feierte die Menſchenwelt und die Natur. Weſel lag in ſo friedlicher Stille im Schooße der es umgebenden Natur, daß man faſt keine Ahnung davon hatte, daß hier ein ſpaniſcher Waffenplatz ſei mit zahlreicher Beſatzung; daß in dieſen Mauern die empörendſte Willkür mit den heiligen Rechten des Menſchen ihr gottloſes Spiel treibe; daß jedes Geſchäft darniederliege, alle Betriebſamkeit erlahmt ſei, weil von jeder Unternehmung der beſte Gewinn in des Commandanten bodenloſen Sack fiel; daß der letzte Reſt von Wohlſtand auf der Neige ſei, weil die Erpreſſungen und Kriegsſteuern endlos ſich erneuerten. Es war nicht zu ahnen, welch ein ungeheuerer Kummer auf den Herzen der Bürger lag, die nach ſo langen Leiden kaum mehr auf Rettung und beſſere Tage zu hoffen wagten.

Auf den Wällen ſchritten mit finſteren Mienen die ſpaniſchen Kriegsleute auf und nieder. Gebeugt von ihrem Loos, in den bleichen Zügen des Kummers leſerliche Urkunde tragend, ſchlichen die Bürger mit ihren Frauen und Kindern nach der unglücklichen Stadt zurück, aus der ſie gegangen waren, um ihr Elend im Schooße der freien Schöpfung und im Athmen einer freien, reinen Luft zu vergeſſen.

Mürriſche, oft aber auch freche, oft höhniſche Blicke warfen die Wachen auf die Heimkehrenden, und mancher unreine, derbe Scherz der in den Kriegen der Niederlande entmenſchten Soldateska jagte die Gluth der Scham und des Unwillens auf die Wangen der züchtigen Frauen und Jungfrauen, und die Bläſſe unterdrückten, ſich ohnmächtig fühlenden Grimms auf das Antlitz der Männer, die nicht einmal ein ſtrafendes oder tadelndes Wort wagen durften, wollten ſie nicht Monate hindurch im Kerker büßen, und dann erſt mit unerſchwinglichen Summen ihre Befreiung erkaufen.

Der Zug der Heimkehrenden vermehrte ſich gegen die Stunde des Thorſchluſſes, nach der Niemand weder ein- noch ausgelaſſen wurde. — Als dieſe endlich nahte, war auch der Letzte der Luſtwandelnden längſt in ſeine Wohnung zurückgekehrt, um ſich nicht Unannehmlichkeiten und Plackereien auszuſetzen.

Am Wachhauſe unfern des Thores ſaßen in verſchiedenen Gruppen die Soldaten, theils ihre heimiſchen Romanzen ſingend, theils Würfel ſpielend um geraubtes Geld, theils von ihren Kriegsfahrten ſich gegenſeitig in ächt ſpaniſcher Art ſo viel vorlügend, daß am Ende Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, und nun, von guter Laune angeſteckt, zwei muntere Aſturier den Fandango zu tanzen begannen, den ſie mit einer alten Guitarre, welche im Wachhaus als Heiligthum aufgehoben wurde, und ihren Caſtagnetta's begleiteten. Um die Tanzenden bildete ſich ſchnell ein Kreis und — was außer dieſem vorging, war fortan für ſie nicht mehr verhanden. —

Während dies ſich am Wachhauſe zutrug, ſtand am Thor ein ernſter Andaluſier Wache. Seine Züge waren mild und ſanft, und es ſchwebte ein Schleier von Wehmuth jetzt gerade darüber, gänzlich im Widerſpruche mit den Phyſiognomien ſeiner Kameraden, die roh und wild anzuſehen waren. Auf ſeinem Geſichte hatte faſt jede Schlacht, die er mitgekämpft, ihr Merkzeichen hinterlaſſen, und dennoch that dies dem Menſchlichen in ſeinen Zügen keinen Abtrag. Obgleich ihn Philipp II. ſeit ſechs Jahren ſeinem Heimathland entriſſen, ſo war dennoch ſein Herz nicht, gleich denen ſo Vieler, entmenſcht werden; es hing mit ſchwärmeriſcher Sehnſucht an ſeinem ſchönen Vaterland, am theuren Weibe ſeiner Jugend und dem einzigen Kinde, mit dem ſie ihn kurz vor ſeinem Scheiden beglückte. Oft verlor ſich ſein Geiſt, zum Spott und Aerger der Uebrigen, in ſanften Träumereien. Auch jetzt überflog er die Länderſtrecken, die zwiſchen ihm und den Theuren lagen. Ihre Bilder traten vor ihn, beſonders das ſeiner kleinen Concha, die wohl jetzt herangewachſen war; aber zu ihrem Bilde, das ſeine Phantaſie ſchuf, ſaß die ſchöne Mutter.

Die Dämmerung, welche inzwiſchen eingetreten war, eignete ſich ſo recht für dieſe Träumereien, und ſie waren es, die ihn eine Pflicht vergeſſen ließen, die, hätte der Rottmeiſter nicht bloß Augen für den heimiſchen Tanz gehabt, ſchlimme Folgen für ihn hätte haben müſſen — er vergaß das Thor zu ſchließen und die Zugbrücke aufzuwinden. In tiefem, träumeriſchem Sinnen lehnte er ſich an die Mauer. Plötzlich flog, kaum hörbar, eine weiße Geſtalt an ihm vorüber und verſchwand, ehe er von dem unwillkürlichen Schauder zu ſich ſelbſt kam, jenſeit des Thores. Sie hatte die Größe eines Mädchens von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Ein weißes Gewand umfloß die faſt ätheriſche Geſtalt. Der Soldat, welcher zu ſeinem heimiſchen Aberglauben ſchon ein Bedeutendes des deutſchen von Geiſtererſcheinungen und Anzeigen in ſich aufgenommen hatte, war tief erſchüttert. Er ließ ſeine Waffe ſinken und bedeckte mit der Hand das thränengefüllte Auge. Sollte es ihr Geiſt geweſen ſein? ſprach er zu ſich ſelbſt. Sollte meine Concha todt ſein, und ihr Geiſt, wie die Deutſchen ſagen, ſich mir angezeigt haben, weil ich ſo lebhaft an ſie dachte? — O, meine Concha, mein theures Kind! —

„Sanchez!“ rief in dieſem Augenblick einer ſeiner Kameraden, der herbeigetreten war, „träumeſt du wieder? Was wird der Rottmeiſter ſagen, wenn der ſieht, daß du das Thor nicht geſchloſſen?!“ —

„Diaz,“ bat dieſer, „verrathe mich nicht! Eben iſt mir der Geiſt meiner Concha erſchienen, ſie iſt todt!“ —

Unter dem Spottgelächter des Andern wankte Sanchez zum Thore, ſchloß es, zog die Zugbrücke auf und wankte zum Wachhauſe hin, wo er um Ablöſung bat. Unter wieherndem Gelächter gewährte ſie der Rottmeiſter, dem Diaz die Geiſtererſcheinung angezeigt hatte. Der im Innerſten ſeines Weſens verwundete Sanchez zog ſich in einen Winkel der Wachtſtube zurück, um ſeinen Träumereien und ſeinem Schmerze nachzuhängen.

Während ſich dies in der Nähe des Thores zutrug, war das Mädchen, welches Sanchez für einen Geiſt gehalten, flüchtig, wie Atalanta, auf der Heerſtraße, welche nach Arnheim führte, fortgeeilt. Sie mochte ungefähr vierzehn bis fünfzehn Jahre alt ſein. Sie war von einem feinen Gliederbaue, doch ziemlich ausgebildet für ihr Alter. Ein ſchneeweißes Gewand flatterte in dem ſich erhebenden Abendwinde und die aufgelöſten hellblonden Locken waren ihm zum freien Spiele hingegeben. Das jugendliche Weſen, zwiſchen Kind und Jungfrau ſtehend, war in außerordentlicher Aufregung. Ihr großes Auge flog unſtät und angſtvoll nach allen Seiten hin, als erwarte oder ſuche es Jemand, der dem Herzen überaus theuer ſei. Ihre Bruſt hob ſich heftig und auf den jugendlich vollen Wangen ruhte die Todtenbläſſe naher Erſchöpfung der Kräfte. Wirklich wurde auch ihr Lauf bald langſamer, ihre Haltung wankender und — als ſie auf einer Anhöhe angekommen war, von der man in einige Entfernung gegen die Stadt und abwärts ſehen konnte, verſagten die Beine den Dienſt. Ihr Athem ſtockte, ſie mußte ſich auf einen am Wege liegenden Baumſtamm niederlaſſen, um nicht zu Boden zu ſinken.

Die Gewitterwolken waren indeſſen in langſamem Zuge dem Scheitelpunkt allmählich näher gekommen und hatten ſich mehr und mehr concentrirt. Einzelne Blitze fuhren am Himmel hin wie feurige Pfeile und fernher hallte des Donners dumpfes Gemurmel. Der Wind hob ſich immer mehr und ſein Wehen war kühl.

Er ſchüttelte froſtig die Glieder des Mädchens, das in der leichten Bekleidung nicht den entfernteſten Schutz fand. Thränenſtröme, an denen Schmerz, bange Ahnung getäuſchter Erwartung und Furcht gleichmäßigen Antheil hatten, rannen über die geiſterbleichen Wangen. Ihre ſchneeweißen Händchen falteten ſich vor der Bruſt und das Auge ſah betend nach oben, wo der Unſchuld Schützer wohnt.

„Wird er ſchon vorüber ſein?“ hauchte ſie leiſe und ein Seufzer drängte ſich aus der angſtbeklommenen Bruſt. „Ach, mein Gott!“ flehte ſie, „laß mich ihn doch finden und — gib meinem Worte Kraft, daß es die harte Männerbruſt durchdringe, ehe es zu ſpät iſt, um noch größeres Unheil abzuwenden!“

Das zum Himmel aufgeſchlagene Auge zuckte und ſchloß ſich jetzt angſtvoll, denn ein Blitz flog in ſchauderhaftem Zickzack am Himmel hin und des Donners grauſig rollende Stimme ſchlug näher an das Ohr der Hilfloſen, ihr die wachſende Gefahr zu klarem Bewußtſein bringend.

Todtenſtille lag auf den Feldern umher, wenn des Donners Stimme ſchwieg. Auch die zirpende Grille ließ ihr eintöniges Lied verſtummen vor der zürnenden Sprache des Himmels. Das Mädchen horchte in dieſen lautloſen Zwiſchenräumen mit Anſtrengung nach der Stadt hin — aber es blieb ſtille und ſie allein. Jetzt hallte der Ton der Abendglocken von Weſel und den Dörfern der Umgegend ernſt und melancholiſch. Dieſer Ton ſchien eine Wirkung auf das Mädchen hervorzubringen, ähnlich dem elektriſchen Schlage.

Ihre Lage und Verlaſſenheit, der Thorſchluß der Stadt, der ſie nöthigte, unter den Schrecken des hereinbrechenden Gewitters auf freiem Felde zu übernachten; die Furcht vor dem Alleinſein, die Angſt ihrer Eltern und die allgemach mehr ſchwindende Hoffnung, ihre Abſicht zu erreichen — das Alles ſtürmte jetzt auf ſie ein, und würde ſie einer Ohnmacht nahe gebracht haben, hätten nicht nahende, eilige Tritte allen Lebensgeiſtern neue Kraft verliehen und alle ihre Seelenkräfte auf einen Punkt gerichtet.

Sie flog eiligſt von ihrem Sitz auf und eilte auf die Straße. Der Kommende blieb ſtehen, als er ſie ſah, und wollte, nicht wiſſend, wer es ſei, eine andere Richtung nehmen; allein das Mädchen breitete ſeine Arme aus und rief:

„Jan, kommſt du doch! — So hab' ich doch nicht umſonſt geharret!“

Aus dem Dunkel trat die kräftige Geſtalt eines Jünglings hervor und nahte ſich der Harrenden.

Ein heller Blitz zuckte am Himmel hin und erleuchtete die Scene.

Ein ſtarres Erſtaunen bemächtigte ſich des Jünglings. „Agnes!“ rief er endlich mit unterdrückter Stimme aus, „um Gotteswillen, Agnes, wie kommſt du hierher zu dieſer Stunde? Was willſt du hier?“ —

Das Mädchen flog an ſeine Bruſt und umklammerte mit ſeinen Armen ſeinen Nacken. Sie zitterte heftig und ihre Thränen rannen.

Innig ſchloß ſie der Jüngling an ſeine Bruſt. Er ahnte den Beweggrund ihres Kommens. So manche Aeußerung eines früh erwachten Gefühls wurden ihm jetzt erſt verſtändlich. Solche Liebe konnte er nicht durch Vorwürfe kränken. Und doch — was ſollte aus Agnes werden? Er mußte fort von hier — der Tod folgte ihm auf der Ferſe. Lag doch vor ihm nur Rettung und die Stunden der Nacht allein waren ihm zur, jetzt ſchon gefährlichen, Flucht gegönnt, da er vorausſetzen mußte, daß ſchon die erſten Lichter des kommenden Tages ſeinen Verfolgern leuchten würden, indem der Commandant von Weſel ſchon zwei Tage nach ihm ſuchen ließ und nur ein Wunder ihn den Nachforſchungen entzogen hatte. Aber was ſollte bei dem nahen heftigen Gewitter auf freiem Felde ſchutzlos aus dem Mädchen werden? — Dieſe Gedanken durchkreuzten wirre ſeinen Kopf und er fand keinen Rath!

Agnes erholte ſich an ſeiner erwärmenden Bruſt. Sie fand ſich ſelbſt wieder. Jede Angſt wich von ihr; denn von Jan's ſtarkem Arm umſchlungen, gab es keine Gefahr für ſie. Was ſie gewollt, trat jetzt wieder recht klar in ihr Bewußtſein.

„Was mich hierher getrieben,“ hob ſie unter noch immer rinnenden Thränen an, „o Jan, kannſt du das fragen? Weißt du nicht, wie ich dich liebe? Jan, ich wußte, daß du heute fliehen würdeſt — Anna hat es mir vertraut. Die Mutter wollte noch einmal zu deinem Herzen reden, daß kein Groll gegen den Vater in deiner Seele bliebe — ach, ſie fand dich nicht mehr in Mulder's Hauſe und durfte dich in deinem Verſtecke nicht aufſuchen. Sie war troſtlos, wie ich. Mir ahnte, daß du dich nach Holland wenden würdeſt, wo dein Muth ſein offenes Feld findet. O, mein theurer Jan! willſt du denn dem Tod in die offenen Arme eilen? Willſt du uns denn dem endloſen Schmerze preisgeben? Willſt du denn allein in der fremden Welt umherirren, wo dich Niemand kennt, Niemand liebt, Niemand dich ſo lieben kann, wie wir, die Mutter und ich? Zürnte dir auch der Vater — ſein wilder Zorn iſt ſchon verrauſcht. Kehre mit mir zurück. Er wird dich mit Liebe aufnehmen!“

„Haſt du, meine gute Agnes, denn ganz meine Verhältniſſe zu dem Commandanten, jenen unglücklichen Schlag vergeſſen, der des Rottmeiſters Leben endete?“ fragte mit bewegter Stimme der Jüngling. „Kind,“ fuhr er fort, „du kennſt dieſe Spanier nicht, wenn du glaubſt, ich könnte dem ſchmählichſten Tod entgehen. Welche Wahl bleibt mir alſo?“

„Geld verſöhnt Alles. Sie ſind geldgierig, Jan; und der Vater will gerne Alles aufopfern und Mulder. Weißt du nicht, wie Terſtegen durch Geld ſich befreite? War ſeine Schuld geringer als die deine? Du wurdeſt ja ſchuldlos Mörder — er mit Schuld! Jan, höre meine Bitte, mache uns nicht unglücklich!“

Der Jüngling drückte das Mädchen, deſſen Worte aus einem tiefbewegten Herzen kamen, mit Innigkeit an ſeine Bruſt. Es war ihm, als höre er die Stimme ſeines guten Engels, ſeines Schutzgeiſtes, der warnend zu ihm ſpräche; aber es erwachte in ihm jetzt auch eine andere, die Stimme des tiefverletzten Gefühls. Er hatte bis jetzt im Hauſe ſeines Oheims wie ſein eigenes Kind gelebt, obwohl nie von ihm geliebt. — Die Milde ſeiner Tante vermochte allein die Zerwürfniſſe, die ſeines Oheims Herbigkeit herbeiführte, auszugleichen. Vor Kurzem aber waren Umſtände eingetreten, die des Oheims Zorn im höchſten Grad erregten. Im überwallenden Jähzorne hatte er es dem Jüngling vorgeworfen, daß er das Gnadenbrod bei ihm eſſe, daß er mit ſchnödem Undanke lohne. Zur Stunde verließ Jan das Haus. Alle Bande waren zerriſſen und jene unglückſelige Begebenheit, deren Jan gedacht, hob alle Hoffnung auf, ſie wieder aufs Neue zu knüpfen. — Er mußte weg von Weſel, wie es auch kommen mochte. Sein Oheim hatte zwar, ſeine Aeußerungen bereuend, ihm reichlich Geld geſpendet zu der Flucht; aber Jan wies es ſtolz zurück und allein das nahm er, was der edle Mulder ihm bot, der ihn wie ein Vater geliebt.

„Agnes,“ ſprach er mit Rührung, „dich und deine Mutter verkenne ich nicht, auch ſelbſt nicht deinen Vater; aber nach dem, was vorgefallen iſt, konnte ich nicht bleiben, auch wenn ſich alles Andere ausgleichen ließe! Laß mich. Ich gehe in Gottes Schutz. Die That, die nicht ſowohl meine Schuld, als ein Unglück war, wird mir der vergeben, der ja die Herzen kennt. Ich will, ich muß meine Kräfte in der Welt verſuchen. Am Ladentiſche deines Vaters iſt meine Stelle nicht, das habe ich längſt gefühlt. Bete du für mich, du Engelſeele, und der Herr wird mit mir ſein; denn mein Wille iſt gut. Die Hoffnung bleibt, dich und Alle einſt in glücklicheren Tagen wiederzuſehen. Sage deinem Vater, aß ich ohne Groll ſcheide.“

Das Mädchen weinte troſtlos. Inniger umſchlang ſie ihn jetzt. Es war, als wollte ſie ihn feſthalten durch ihre Liebe.

„Jan, iſt's gar nicht möglich?“ fragte ſie bebend, und ihr großes, thränengefülltes Auge ſah flehend zu ihm auf.

„Es iſt unmöglich, du Engelherz!“ ſprach er feſt.

Da beugte ſie in unſäglichem Schmerze das Köpfchen tief zu ſeinem Herzen herab.

Er fühlte es in dieſem Augenblicke lebendig, daß er ſich losreißen müſſe, wenn er nicht wanken ſollte in ſeinen Entſchlüſſen.

Schneller folgten jetzt ſich Blitze und Donnerſchläge; ein Orkan brauſte dumpf daher und große, einzelne Regentropfen fielen vom Himmel herab.

Agneſen's Lage fiel centnerſchwer jetzt auf ſein Herz. Das Thor war geſchloſſen und wurde nicht mehr geöffnet, wenn nicht ein beſonderer Befehl dazu vom Commandanten eingeholt war. Dennoch war kein anderer Ausweg.

Jan machte Agneſe ſanft von ſich los. „Du mußt in die Stadt zurück, theure Agnes,“ ſagte er — „das Gewitter wird ſehr heftig. Hier zu bleiben unter den Bäumen bei deiner leichten Bekleidung — das würde dein Tod ſein. Komm, laß uns eilen!“

„Iſt's nicht anders, Jan,“ ſagte ſie mit einer Stimme, die von Thränen faſt erſtickt war, „ſo flieh; für dich iſt Gefahr, für mich nicht; ſie werden mein Rufen hören und mich einlaſſen. Du darfſt mich nicht begleiten. Aber nimm das von mir (ſie reichte ihm einen kleinen Beutel) du haſt vom Vater nichts genommen und gehſt mittellos in die Welt! O Jan, wenn es dir mangelte, ich müßte vergehen. Nimm es, es ſind meine Sparpfennige. Es ruht gewiß Segen für dich darauf.“

Jan konnte nicht antworten. Sein Gefühl übermannte ihn. Er preßte ſie heftig an ſein Herz. Sie drückte ihm das Geld in die Hand, umſchloß ihn noch einmal, und flog dann blitzſchnell dem Thore zu.

* * *

Während dieſe Scenen ſich auf der Heerſtraße zutrugen, hatte man im Hauſe des Kaufmanns Jan Rootleer mit Beſorgniß die Entfernung des einzigen Kindes bemerkt. Es war nicht Agneſen's Gewohnheit, um dieſe Zeit noch außer dem Hauſe bei ihren Geſpielinnen zu ſein. Man erinnerte ſich, bei ihr eine ungewöhnliche Aufregung bemerkt zu haben. Die Mutter hatte ſie weinend gefunden und die Unvorſichtigkeit begangen, ihren eigenen Schmerz in des Kindes Herz auszuſchütten, das mit Innigkeit an Jan hing. Ihr zuerſt dämmerte der Gedanke, wohin ſie ſich möchte begeben haben. Ihr Gatte war außer ſich. Er ſelbſt hatte ſie in den Häuſern der Stadt geſucht, wo ſie ſonſt zu ſein pflegte. Troſtlos kehrte er heim. Da theilte ihm die Gattin ihre Vermuthung mit.

Rootleer erbleichte — denn er dachte an das Gewitter, an den Thoresſchluß. Von der Angſt des Vaterherzens getrieben eilte er weg.

Am Thore war es ſtill geworden. Die Soldaten hatten ſich in das Wachhaus zurückgezogen, da es immer heftiger donnerte und der Regen nahe war. Ihr ſchonungsloſer Spott verfolgte hier den trauernden Sanchez, der es endlich nicht mehr ertragen konnte und dringend um die Wache bat. Ihn zu quälen, verſagte es der Rottmeiſter. Der Arme wußte ſich nicht anders zu helfen, ſein ſchwerbelaſtetes Herz von dieſer Qual zu befreien, als daß er aus der Stube ging und ſich draußen an die Thüre lehnte. Er war kaum herausgetreten, als ein Mann gegen das Wachhaus ſtürmte.

„Oeffnet mir um Gotteswillen das Thor!“ rief er.

„Ei, Senhor Rootleer,“ ſprach Sanchez, „was iſt Euch begegnet? Ihr ſeid ja ganz außer Euch ſelbſt?“

„Oeffnet das Thor!“ rief jener athemlos.

„Das können wir nicht ohne des Commandanten Erlaubniß,“ ſprach Sanchez. Warum dringt Ihr denn ſo darauf?“

„Ach, mein Kind! meine Agnes iſt hinaus in die Nacht!“ —

„Wie?“ fragte Sanchez, und eine Centnerlaſt löſte ſich von ſeiner Bruſt. „Euer Kind? Ach ja, ich kenne ſie; trug das Mädchen nicht ein weißes Kleid?“

„Ja, ja!“ rief Rootleer, „habt Ihr ſie geſehen?“ —

„Mir war's, als wär's ein Geiſt,“ ſprach mit Freudigkeit der Andaluſier. „Sanct Jacob ſei geprieſen, daß es nicht iſt. — Doch kommt zum Rottmeiſter.“

Er zog ihn in die Wachſtube, wo Rootleer nochmals ſeine ſtürmiſche Bitte vorbrachte und den Hergang erzählte, ohne zu bedenken, daß er Jan's Flucht verriethe.

Der Rottmeiſter horchte geſpannt und eilte dann, dem Aelteſten der Soldaten den Befehl über den Poſten anvertrauend, in fliegender Haſt von dannen.

Der gutmüthige Sanchez ſah voll aufrichtiger Theilnahme den Schmerz des Vaterherzens; war er ja doch eben durch den Rootleer's von dem ſeinigen befreit worden.

Rootleer verzweifelte faſt; denn Minute um Minute verging und der Rottmeiſter kam nicht. Endlich hörte man ihn. Sanchez hatte eine Laterne angezündet und faßte Rootleer's Hand.

„Kommt,“ ſprach er, „ich begleite Euch, um Euer Kind zu ſuchen.“

Als ſie aus dem Wachhauſe traten, bemerkten ſie einen großen Haufen Reiter; wildes Schreien und Rufen hallte überall. Der Rottmeiſter ſchrie nach dem Schlüſſel.

Als er gebracht worden war, wurde das Thor aufgeriſſen, die Brücke raſſelte nieder und mit Windeseile jagte das Fähnlein Reiter zum Thore hinaus ins Freie. Erſt jetzt verſtand Rootleer den Zuſammenhang und doppelte Angſt ergriff ihn. Er zitterte heftig.

Sanchez, der an ſeiner Seite ging, ſah es.

„Seid ruhig,“ Senhor,“ ſprach er, „Ihr findet ſicher Euer Kind wieder. So weit kann es noch nicht ſein — und — habt Ihr Sorge um den Burſchen, der den aſturiſchen Hund erſchlug, ſo tröſtet Euch; der iſt ſchlau und flüchtig. Die Reiter finden ihn nicht; denn wenn es ſtärker zu regnen beginnt, kehren ſie wieder heim!“

Mit dieſen leiſe geſprochenen Troſtworten ſuchte der gute Menſch das Herz Rootleer's zu erleichtern.

Der Regen begann jetzt ſtärker zu fallen. Der Donner rollte, die Blitze zuckten am Firmamente hin, die Nacht ſchauerlich erleuchtend.

„Vater!“ lispelte es in dieſem Momente ganz nahe am Wege. —

„Halt, hier iſt ſie!“ rief freudig Sanchez, der den Ton vernommen, da gerade einen Augenblick der Donner ſchwieg. Er leuchtete nach einem naheſtehenden Baume, wo wirklich Agnes ſtand.

„Sanct Jacob ſei gelobt! hier iſt ſie!“ rief Sanchez.

Die von ferne folgenden Soldaten kamen herzu und waren Zeugen, wie der glückliche Vater das wiedergefundene Kind an ſeine Bruſt drückte. Sanchez ſah es mit herzlicher Theilnahme. Auch ſeinem Herzen trat eine Hoffnung nahe.

Im Rollen des Donners verhallte des Vaters Jubelruf, verhallten ſeine von der Vaterliebe und der Freude des Wiederſehens gemilderten Vorwürfe.

Sanchez zog ſie fort zur Wachſtube, da Agnes bereits durchnäßt war, und der Regen jetzt ſtromweiſe zu fallen begann. Die Soldaten folgten wieder in einiger Entfernung und traten bald nach ihnen in die Wachſtube, wo Sanchez bereits an einem Feuer im Kamin ſchürte, um die erkältete Agnes zu trocknen und zu erwärmen.

Alsdann verließ er das Wachhaus, um, trotz des fallenden Regens, der Mutter die Freudenbotſchaft zu bringen, daß ihr Kind gefunden ſei. Er kehrte bald wieder zurück und mußte nun aufs Neue die ſchonungsloſeſten Spöttereien erdulden, die von allen Seiten auf ihn gehäuft wurden.

Als der Regen nachließ, vernahm man die Rückkehr der Reiter. Sie hatten den Flüchtling nicht gefunden.

Rootleer's Bruſt athmete freier.

Er dachte nun daran, heimzukehren und Sanchez ſchickte ſich an, den Mann, an welchem er das lebhafteſte Intereſſe nahm, zu begleiten, als der Rottmeiſter vortrat und ſprach:

„Ihr ſeid mein Gefangener, Rootleer, auf des Commandanten

Befehl. Ich ſollte nur den Regen noch abwarten und die Rückkehr der Reiter, um Euch vor ihn zu führen.“

Rootleer erbleichte wohl bei dieſer Nachricht; aber im Bewußtſein ſeiner Unſchuld erhob ſich ſein Gemüth wieder. Frei blickte er den Vollſtrecker der Gewaltbefehle an und fragte:

„Welcher Grund liegt vor, mich gefangen zu nehmen?“

„Darüber habe ich weder das Recht noch die Fähigkeit, Euch Antwort zu geben; eben ſo wenig als Ihr das Recht habt, zu fragen,“ fuhr ihn der Rottmeiſter an. „Mich deucht, Ihr wüßtet wohl am beſten das Warum? Auf, laßt uns nicht lange zögern.“

„Ich kann Euch mit gutem Gewiſſen folgen,“ ſprach ruhig Rootleer; „aber bedenkt, daß dieſes noch halb durchnäßte Kind zuerſt nach Hauſe gebracht werden muß, wenn es nicht erkranken ſoll.“

„Wenn Ihr mit gutem Gewiſſen mit folgen könnt, ſo iſt das am beſten für Euch,“ ſprach der Rottmeiſter; „aber mein Befehl lautet auf Euch und das Mädchen. Mir ſteht es nicht zu, daran ein Haar breit zu ändern, darum macht's kurz!“

Vergebens proteſtirte Rootleer gegen die Unmenſchlichkeit dieſes Befehls. Er mußte ſich fügen und die weinende Agnes ihm folgen.

Mitleidsvoll ſah ihnen Sanchez nach.

* * *

Jan Huygens war der Schweſterſohn der Gattin des Kaufmanns Jan Rootleer in Niederweſel, eines Mannes, welcher im Rufe ſtrenger Rechtlichkeit, patriotiſcher Geſinnung, aber auch einer ſehr heftigen Gemüthsart ſtand. Jan Huygens Vater war ebenfalls Kaufmann geweſen, hatte längere Zeit mit Rootleer in Maskopei geſtanden, war aber mit ihm ſpäterhin zerfallen, wodurch er bewogen wurde, ſein eigenes Handelsgeſchäft zu gründen. Die unglücklichen Zeitverhältniſſe, mißglückte, zu ſehr gewagte Unternehmungen und Mißbrauch ſeiner Herzensgüte von Seiten ehr- und gewiſſenloſer Menſchen, welchen er das vollſte Vertrauen ſchenkte, brachten im Zeitraume weniger Jahre ſeinen blühenden Wohlſtand ſo ſehr herab, daß er ſich am Bettelſtabe ſah. Der Kummer darüber brach ihm das Herz. Er hinterließ ſeine troſtloſe Gattin und Jan in einem Alter von zwei Jahren. Huygens' Ehe konnte man eine der glücklichſten nennen; denn die innigſte Liebe verband die Gatten. Tief, bis ins innerſte Weſen, erſchütterte ſein Tod die Gattin. Auch ihre Lebenskeime waren zerſtört. Ihr Kind war noch das Band, was ſie an die Welt knüpfte. Von des Kummers Laſt zu Boden gedrückt, kam ſie in der Schweſter Haus; mit dem Keime des Todes im Herzen, lebte ſie noch ein Vierteljahr, anſcheinend geſund — dann entwickelte ſich ſchnell eine, den ganzen Organismus ergreifende Krankheit — und — als im Herbſte die Blätter fielen, war auch ihre Erdenwallfahrt geendet. An das Schweſterherz legte ſie das theuerſte Gut des Mutterherzens — ihr Kind. Es fand dort das Verlorene wieder. —

Rootleer's Gattin war kinderlos. Jan wurde ihr, als der hingeſchiedenen einzigen Schweſter Kind, als ihr letztes, heiligſtes Vermächtniß, ſo theuer, als hätte ſie's unter dem eigenen Herzen getragen, mit der eigenen Bruſt genährt. Auch Rootleer liebte den ſchönen, munteren Knaben und vergaß, daß er nicht ſein eigenes Kind war. Schon ſah er im Geiſte den Knaben ſeine Geſchäfte übernehmen, in ſeine Fußtapfen treten. Schon war ſein Entſchluß feſt, ihn, da zumal gleicher Taufname ihnen Beiden war, zu adoptiren, damit er nicht einmal die Firma zu ändern brauchte, als ihm ſelbſt die Vaterhoffnung blühte. Seine Gattin ſchenkte ihm ein Mädchen. Jetzt war Rootleer's Glück vollſtändig. Wenn er auch den Gedanken aufgab, Jan zu adoptiren, ſo verlor der ſchöne, muntere, ſich herrlich entwickelnde Knabe durchaus nichts an ſeiner Liebe. —

Wenn auch die äußeren Lebensverhältniſſe immer unerfreulicher wurden; wenn auch Weſel unter dem Druck und den Wehen des lang andauernden Krieges ſeufzte; wenn auch der Handel faſt niederſank — Rootleer lebte in ſeiner Familie das harmloſeſte, glücklichſte Familienleben. Jan wuchs heran, friſch und kräftig;

aber in ſeiner Kraft, in dem Sinne, der nur ins Weite ſtand, dem die Grenzen des Hauſes zu eng, die Feſſeln des Kaufmannslehrlings zu drückend, das Kleinliche des Detailhandels zu peinlich, der Krämergeiſt zu engherzig und verächtlich war — entwickelte ſich der Keim zahlloſer Zerwürfniſſe zwiſchen dem Oheim und Neffen. So ſehr ihn Jan achtete und liebte, ſeinen Stand konnte er nicht lieben. Die Stunden, welche er am Ladentiſche oder der Wage, in der Schreibſtube oder im Magazine zubringen mußte, waren Stunden der Folterqual, Stunden, die ihm ein Raub am Leben dünkten. Oft brauſte wild des Oheims Zorn auf — ja ſelbſt zu Thätlichkeiten riß ihn nicht ſelten ſeine Hitze hin, wenn Jan lieber den Waffenübungen der Spanier beiwohnte, die er doch glühend haßte, als im Geſchäfte arbeitete — und dies Alles bewirkte nur immer mehr das Gegentheil. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsſtand wurde nur größer dadurch, ſein Entſchluß, eine andere Lebensrichtung zu wählen, entſchiedener, ſeine Kälte gegen den Oheim und der Wunſch, das Haus zu verlaſſen, ſtärker. Aber ſeine Tante, ſeine zweite Mutter, die ihn mit Mutterliebe umfing — feſſelte ihn. Eine Thräne in ihrem Auge riß alle Vorſätze zuſammen. Ein Wort von ihrem Munde machte ihn zum duldenden Lamm, und — ſtille ging er wieder in das verhaßte, ihn anekelnde Joch. Bei dieſer Gemüthsart und dieſen Neigungen war Jan durchaus kein Wildfang, noch weniger ausſchweifend. Auch der peinlichſte Splitterrichter hätte ſeinem Lebenswandel keinen Grund zum Tadel abgewinnen können. Zu ſeinen liebſten Beſchäftigungen in den freien Stunden gehörte es, wenn er nicht von der entſchiedenen Vorliebe für das Militär hingeriſſen wurde, mit der kleinen Agnes ſich zu beſchäftigen; das liebliche Kind hinüber in das Nachbarhaus zu tragen, wo Peter Mulder, des Oheims Special, wohnte, der das Kind wie ſeinen Augapfel liebte und Jan's beſonderer Gönner war. Dadurch hing das Kind mit ungetheiltem Herzen an ihm von ſeinen früheſten Tagen an, und je mehr es ſich entwickelte, deſto mehr wuchs dieſe Anhänglichkeit. Für die Mutter war es der beglückendſte Traum, wenn ſie ſich in der Zukunft Jan und Agnes als ein Paar dachte; zwar durfte ſie das ihrem Gatten nicht ſagen; denn er würde im wilden Jähzorn aufgebrauſt ſein, da ſeine Abneigung gegen Jan mit jedem Tage wuchs und er ihn für einen Taugenichts erklärte, der nie in der Welt auf eigenen Füßen ſtehen würde, weil er zum Erwerben kein Talent, zum Vergeuden deſto größeres habe.

So wuchs Jan zum Jüngling von achtzehn Jahren heran. Agnes war eben in das fünfzehnte getreten. Ihr Verhältniß war das eines Bruders zur Schweſter. Jan war kräftig, ſtrotzend von Geſundheit, lebhaft, feurig. Sein Charakter hatte eine gewiſſe männliche Feſtigkeit erhalten, die ſonſt wohl dieſem Alter noch nicht eigen zu ſein pflegt. Seit Kurzem ging Jan noch öfters zu Mulder's, als früher.

Anna, Mulder's einzige Tochter, war ins Vaterhaus zurückgekehrt. Der Vater, ein ſehr vermögender Rheinſchiffer, der lange Zeit höchſt einträglichen Holzhandel auf dem Rheine getrieben, den er erſt, durch ſpaniſchen Druck veranlaßt, eingeſtellt, hatte das Mädchen bei einer Schweſter in Düſſeldorf erziehen laſſen, da ihm die Gattin frühe geſtorben war; dagegen war Alf Dülmen, der Schweſter älteſter Sohn, einige Zeit in ſeinem Geſchäfte geweſen, war aber ſpäter nach Düſſeldorf zurückgekehrt, als es Mulder nicht mehr betrieb. Anna war ein blühend ſchönes Geſchöpf, heiter und voll Laune. Ihr Weſen, wie ihre Schönheit entzündeten Jan's Herz. Obwohl Anna ihm nicht die geringſte Auszeichnung zu Theil werden ließ, wuchs ſeine Liebe bis zur Leidenſchaft.

Anna mochte ihn wohl leiden; ſie ſcherzte gerne mit ihm — aber Liebe fühlte ſie nicht zu ihm, da ihr Herz Alf Dülmen gehörte.

Dieſe Neigung ſah Mulder mit der größten Freude keimen und ſich entfalten, während Anna ſie kaum zu beobachten ſchien.

Oft, wenn Rootleer gegen Mulder ſeinen Unwillen über Jan's Betragen, ſeine Abneigung gegen *ſeinen* Stand ausſprach, nahm Mulder mit Wärme ſeine Partie und ſagte:

„Du verkennſt den Jungen, Jan. Es ſteckt etwas Tüchtiges in ihm. Hätte ich einen Sohn, wie er — ich wäre, trotz unſeres

Elends, glücklicher, als der reichſte Minheer von Amſterdam, der in träger Behaglichkeit ſeine Tonnen Goldes überzählt. Daß er nicht Kaufmann zu werden Luſt trägt — iſt das Sünde? Seine Lehrer waren mit ihm zufrieden; er weiß genug, um in der Welt als behaltener Mann ſein Brod zu finden, und hat Geſchick, Luſt und Thätigkeit, es überall zu finden, nur nicht bei Wage und Elle. Daß ihm Gott ein anderes Pfund vertraut — willſt du deßfalls hadern oder es ihm ewig vorwerfen? Ja, ich glaube, gerade durch dein Drängen, daß er ſich dem Handelsſtande widme, haſt du ihm die Unluſt daran eingefleiſcht! — Muß denn alle Welt handeln und über den Handelsbüchern ſitzen, daß das Mark in den Knochen eintrocknet? Muß es nicht Schiffer, Künſtler, Gelehrte, Soldaten geben? Und wo liegt am Ende das Glück? Nein, der Herr, der mit Tauſenden von Blättern einen Baum ſchmückte, und doch keins dem andern völlig gleich bildete, wollte nicht, daß ſeine Menſchen all eines Sinnes, einer Art ſein ſollten. So könnte ja auch nimmer die Welt beſtehen. Wären wir alle Kaufleute, wer beſchiffte Ströme und Meere? Wer baute Städte und Kirchen? Wer pflügte das Land? Wer baute die Rebe? Wer verarbeitete die Stoffe? Wer pflegte das Heiligthum der Religion? Wer förderte Künſte und Wiſſenſchaften? Wer führte das Schwert, wenn es Rettung gilt für das Vaterland und die Freiheit? Nein, Rootleer, du biſt einmal heftig verbiſſen in deinen Stand und willſt den Jungen hineinzwingen. Laß ihn — ſein Geiſt bricht ſich ſelbſt ſeine Bahn!“

Wenn ſo der biedere Peter Mulder ſprach, gab ſich wohl Rootleer für einige Zeit, aber gegen Jan blieb der Unwille; ja, er nahm ſogar zu. Deſto mehr ſuchte die Mutter und Agnes ihn durch Liebe ſchadlos zu halten.

Als Jan's Liebe zu Anna Rootleer'n bekannt wurde, tagte wieder das Wohlwollen in ſeinem Herzen für ihn.

Er glaubte darin das erſte Erwachen eines kaufmänniſchen Geiſtes wahrzunehmen; denn Mulder war reich, Anna ſeine einzige Erbin. Jan, vermögenlos, wie er war, konnte dann Mulder's Holzhandel wieder aufnehmen und war geborgen. Von jetzt an wurde Rootleer gütiger gegen Jan und überhaupt freundlicher im Umgange. Ganz anders wirkte dieſer Umſtand auf die weiblichen Glieder ſeines Hauſes. Seine Gattin, die die ſchönſte Hoffnung genährt, ihre Lieblinge einſt vereint zu ſehen, nahm es mit Wehmuth wahr — denn jetzt bleichte dieſe langgenährte, ihrem ſanften Herzen unendlich theuer gewordene Hoffnung für immer. Stand ja doch dieſer Verbindung nichts im Wege und ſahen ſie die Väter doch beide gleich gerne.

Als ihr Rootleer dieſe frohe Ausſicht ſeines Herzens mittheilte, zerdrückte ſie die Thräne vereitelter Hoffnung im Auge und ſtimmte, aus Liebe zu dem Gatten, obwohl ihr Herz blutete, in ſeine Freude ein. Agnes war der Mutter Ebenbild. Sie hatte ein tiefes Gemüth voll Innigkeit. Was ſie ergriff, hielt ſie mit ſchwärmeriſcher Gluth feſt. Sie war eine Knospe, die eine Blüthe voll des höchſten Liebreizes verhieß. Ihre Sanftmuth war dennoch nicht ohne Kraft des Willens. Dunkel und noch unentwickelt lag das Gefühl für Jan in der kindlichen Bruſt. Und dennoch fühlte ſie es unendlich ſchmerzlich, als Jan weniger bei ihr war, als bei Annen, an die ſie ſich ſogleich liebevoll anſchloß, obwohl ſie vier Jahre älter war, als ſie. Hier erſt ſah ſie, wie anders Jan's Gefühl für Anna war, als für ſie. Und dieſe Beobachtung reifte ihr Herz um ganze Jahre. Was dunkel im Gemüthe gelegen, erwachte zum Bewußtſein, und mit der Liebe erſtem Erwachen kam auch ihr Schmerz in die liebende Bruſt und begann bald am Herzen zu nagen.

Peter Mulder machten Jan's Bewerbungen höchſt glücklich. Er prieß Annen den Jüngling, wo er konnte — er ließ deutlich durchſchimmern, wie gern er es ſehe, wenn Beide ein Paar würden. Da gingen Annen die Augen auf. Im jugendlichen Uebermuthe hatte ſie mit Jan's Liebe geſcherzt, ſie nicht einmal für das gehalten, was ſie war. Jetzt durchblickte ſie das Gewebe der Umſtände, in das ſie gerathen war, ohne es zu ahnen — und bebte. Sie fühlte, daß ſie ihr Betragen gegen Jan ändern müſſe, um ihn aus dem Wahne zu reißen, ſie erwiedere ſein Gefühl. Es that ihr wehe; denn Jan war ihr werth — aber lieben konnte ſie ja nur ihren

Alf und die Gattin eines Anderen werden ohne Liebe — Anna wäre lieber tauſendmal geſtorben! Jan bemerkte mit Schmerz Anna's Kälte. Er ſchwieg und trug ſeinen Schmerz ſtill. Da nahte das Johannisfeſt mit ſeinen Freuden und Tänzen und Alf Dülmen erſchien plötzlich wieder in Weſel bei dem Oheim. Mulder liebte ſeinen braven Neffen und nahm ihn alſo mit Freuden bei ſich auf; aber er ahnete nicht im Entfernteſten, wie nahe das Vernichtetwerden ſeiner Pläne war. Das Auge der Liebe ſah ſchärfer. Alf ſchloß ſich an Jan offen und bieder, und dieſer war zu edel, um die trefflichen Eigenſchaften ſeines Jugendfreundes nicht anzuerkennen, zu beſcheiden, um ſie nicht höher, als ſeine eigenen anzuſchlagen. Er ſah, er fand Anna's Liebe gegründeter, gerechter für Alf, als ihn.

Als er zu Anna kam und ſie ſeine bleichen Wangen ſah, ergriff ſie ſeine Hand und ſagte mit Thränen im Auge:

„Jan, vergib mir! Ich ahnete nicht deine Liebe; ich liebte Alf ſeit meiner Jugend. Sei edel, Jan, und vergelte mir nicht mit Haß. Ich liebe dich, wie ich einen Bruder lieben würde, hätte mir Gott einen gegeben. Sei mein Bruder!“

Jan drückte mit Schmerz ihre Hand an ſeine Bruſt. Er ſchwieg und ging weg.

Es war am Abend vor dem Johannisfeſt, als Jan in das Mulder'ſche Haus trat und Anna allein traf. Sie ſaß weinend bei ihrer Arbeit. — Er trat zu ihr und ſetzte ſich neben ſie hin.

„Du weinſt, Anna?“ fragte er. „Sage mir, warum, vielleicht kann ich ſie trocknen, dieſe Thränen, die mir wehe thun.“ —

Sie erzählte ihm, wie der Vater ausdrücklich ihr geſagt, er werde nie ſeine Einwilligung zu einer andern Verbindung geben, als zu der mit Jan, auch nicht geſtatten, daß ſie mit Alf zu dem Tanze gehe. Er habe mit Rootleer verabredet, daß morgen Abend Verlobung ſein ſolle zwiſchen ihr und Jan.

„Ach,“ ſetzte ſie hinzu, „du kennſt meines Vaters Entſchiedenheit, wenn er einen Vorſatz gefaßt hat. An ihr ſtrandet meines Lebens Glück, wenn du nicht ſein Schutzengel wirſt!“

Jan hatte den ſchwerſten Kampf ſeit zwei Tagen gekämpft, den das Herz kämpfen kann — und — er hatte den Sieg errungen. Seiner Liebe zu entſagen, war feſter Entſchluß.

„Ja!“ rief er, „Anna, du ſagteſt, ich ſolle dein Bruder ſein — ich will es ſein, ich will dein Glück gründen; allein morgen gehſt du mit mir zum Tanz und Alf begleitet uns. Sei ruhig und laß mich walten.“

* * *

Der Johannistag erſchien hell und klar. Der Jahrmarkt zog tauſende von Menſchen herbei. Es ſchien jeder den Druck der ſpaniſchen Gewalthaber vergeſſen zu haben, und ſich einmal dem Frohſinn hinzugeben. Der Tanz war ſehr beſucht von Weſels Jugend. Doch auch Spanier miſchten ſich in die Reihe der Tanzenden, und ihre Anmaßung, ihre hochfahrenden Manieren, ihr Nichtachten der Ordnung erregten ſchon den heftigſten Unwillen. —

Jan war es, denn er tanzte nicht, der die Ordnung erhielt, der den Zorn der Jünglinge niederdrückte und auf dieſe Art blutigen Händeln vorbeugte, welche ohne ihn unausweichlich ausgebrochen wären.

Die Stimmung ſelbſt war aber im höchſten Grade gereizt, als Jan mit Alf und Anna den Tanzort verließ.

Sie kamen bei Mulder's Hauſe an. Keins von den Dreien vermochte Etwas zu reden. Jedes Herz pochte aus Furcht vor den Ereigniſſen, die da kommen ſollten; denn Mulder's Haus war ungewöhnlich erleuchtet. Zahlreiche Gäſte ſah man durch die Fenſter.

Ein lauter Freudenruf empfing die Eintretenden. Jan zwang ſich, heiter zu ſein. Er faßte Mulder's Hand und zog ihn in ein entferntes Zimmer.

Würdevoll ſprach der Jüngling zu dem Manne über ſeine Liebe zu Anna — über ſein Verhältniß zu ihr. Er ſchilderte dann mit lebendigen Farben Anna's Liebe zu Alf, deſſen Tugenden, und ſchloß:

„Nein, Ihr denkt als Menſch zu edel, Ihr ſeid als Vater zu liebevoll gegen Euer Kind, als daß Ihr dieſes Band trennen wollet.

Mein Lebensglück, fürchte ich, iſt zerſtört. Anna war meine erſte Liebe; ſie wird meine einzige ſein und doch muß ich ihr entſagen. Ich weiß, wie gut Ihr mir waret, wie lebhaft Ihr mein Glück wolltet. Wollet das Eures Kindes jetzt auch! Zerſtört nicht für ewig Anna's Frieden. Könntet Ihr es verantworten, könntet Ihr je glücklich werden, wenn Anna unglücklich wird?“

Mulder war urplötzlich aus dem Himmel ſeiner ſchönſten Pläne herabgeſtürzt. Er konnte ſich nicht faſſen und ſank in einen Stuhl.

Jan ergriff ſeine Hand und benetzte ſie mit Thränen. Seine Bitten beſtürmten ſein Herz; nach langem, ſchwerem Kampfe gelang es ihm endlich.

„Es ſei,“ ſprach Mulder — „aber du ſollſt mein Sohn ſein, guter, edler Menſch, der du deine Liebe, dein Glück dem Glücke Anderer opferſt. Ich will handeln wie du.“ Er zog den Jüngling zur Geſellſchaft zurück.

Anna ſaß bei Roetleer's Gattin. Agnes lehnte bleich und kummervoll an ihrer Schulter.

Anna's Auge forſchte lang und zweifelnd in den Zügen der beiden Eintretenden. Jan's Antlitz ſtrahlte wie verklärt.

Mulder war ernſt, wehmüthig — aber keine Leidenſchaft verrieth ſein Geſicht. Ihr Herz wurde leichter.

Mulder trat in die Mitte der Verſammelten und begann das Verhältniß zu ſchildern, das obwaltete. Er ſchilderte Jan's edles Zurücktreten und legte dann Alf's Hand in die der glücklichen Anna, ihnen ſeinen Vaterſegen ertheilend.

Stummes Erſtaunen ergriff die Verſammlung, die dieſe Wendung nicht erwartet hatte. Alle wünſchten den Verlobten Glück — die nun in Jan's Arme ſanken, ihm, dem Gründer ihres Glückes, zu danken.

Agnes war tief erſchüttert und ſo ſehr angegriffen, daß die Mutter ſie wegbringen mußte.

Nur Roetleer ſtand bleich vor Grimm da. In ihm gohr ein wilder Zorn. Ueberall hatte Jan das Unglück, ihm und ſeinen Plänen entgegenzutreten. Niemals aber war dies ſchmerzlicher geſchehen, als jetzt; nie war ihm ein theuerer Plan vereitelt worden, als dieſer.

„Du allein Rootleer,“ hob endlich Mulder an, „wünſcheſt meiner Anna kein Glück? Gib keinem ſchmerzlichen Gefühle Raum! Der Herr hat es anders beſchloſſen, als wir — ſein Name ſei gelobt!“

Die letzten, aus ſeinem frommen Gemüthe kommenden Worte hörte ſchon Rootleer nicht mehr. Seine Zornglut durchbrach jede Schranke. Der langgenährte Unwille, jetzt wieder aufs Wildeſte erregt, mußte ſich in einem Ausbruche Luft machen und that es jetzt ungehemmt, da die Eine fehlte, die ihm in ihrer Sanftmuth Schranken ſetzen konnte, ſeine Gattin; und ſo vergaß ſich denn das grimmerfüllte Herz gegen Jan in ungezügeltem Strom. Alles, was er jemals gegen ſeinen Willen gethan, jede Vereitelung ſeiner Wünſche, jeder Ungehorſam gegen ſeine Befehle — jedes verdrießliche Ereigniß, deſſen Urheber Jan geweſen, warf er ihm mit harten Worten rückſichtslos vor. Er kannte ſich ſelbſt nicht vor Zorn.

Jan ſtand ruhig und ſtill vor ihm.

Dieſe Stille und Ruhe reizte Rootleer'n noch mehr; noch wilder entbrannte ſein Zorn — er vergaß ſich ſo ſehr, daß er Jan des ſchnödeſten Undanks anklagte gegen ihn, der ihn erzogen, bei dem er ſeit frühester Kindheit das Gnadenbrod gegeſſen.

Jan richtete ſich jetzt, als Mulder Rootleer'n um Gotteswillen bat, ſich zu mäßigen, ſtolz auf. —

„Oheim,“ ſagte er mit bebender Stimme, „Ihr habt mir harte und bittere, oft unverdient bittere Worte gegeben; ich ertrug ſie ſtill, weil ich dachte, daß ich in kindlichem Leichtſinn oder in kindiſcher Unart Euch wohl oft beleidigt, ſie alſo, wenn auch nicht ſo hart, da mein Herz keinen Antheil daran hatte, verdient; aber daß Ihr mir die in meiner Kindheit und bis jetzt empfangenen Wohlthaten vorwerfet, für die ich Euch jederzeit gedankt habe, die ich auch nie vergeſſen werde — das löſt das Band, das uns vereinte! Vielleicht wird es mir im Leben möglich, das an mich verwendete Kapital, das ich berechnen werde, zu bezahlen. Gott iſt mein Zeuge, daß ich es alsdann berichtigen will. Was Ihr in Liebe gethan, kann ich nie — möge es aber Gott vergelten! Lebt wohl! Ich gehe in dieſer Stunde noch.“

Er ließ den plötzlich verſtummten und beſchämten Rootleer ſtehen, ging zu Anna, zu Alf, zu Mulder, um Abſchied zu nehmen. Umſonſt beredeten, baten, flehten ſie ihn.

„Es iſt nicht länger möglich,“ ſprach er mit Wehmuth, ſchüttelte die Freundeshände und verließ das Haus.

Es war eine dunkle, ſchwüle Nacht. Kein Sternlein ſah zur Erde nieder. In Jan's Bruſt wühlte der Schmerz verſchmähter Liebe, des tief verwundeten, beſſern Gefühls, der Schmerz über ſein zertrümmertes Glück. Er war zerfallen mit ſich ſelbſt, mit den Menſchen, mit ſeinem Schickſale. Die bitterſten Thränen perlten über ſeine Wangen. Er wußte das Gefühl nicht zu benennen, was in ihm war. So lehnte er an der Thüre des Hauſes. Schmerz und Zorn rang um die Herrſchaft in ſeinem Herzen.

Da drang ein wilder Lärm die Straße herab.

„Hilfe! Hilfe!“ ſchrie eine unbekannte Stimme, „die Spanier ermorden uns!“

Dies kam ihm in dieſem Augenblicke gerade gelegen. Er ſtürmte die Straße hinauf. Im Tanzſaale herrſchte ein unbeſchreiblicher Tumult. Die Frechheit eines ſpaniſchen Rottmeiſters war die Veranlaſſung zum wilden Kampfe geworden, der furchtbar wüthete. Jan ſtürmte hinauf und warf ſich mit Rieſenkraft in den Kampf. Er hörte den Namen Lorenzo, und ſah den Frevler an der Freude Anderer unweit von ſich. Es war der Keckſte von Allen ſchon am Tage geweſen. Er ſtürzte auf ihn zu, entriß Einem den Stock und ein kräftiger Hieb traf den trunkenen Spanier, daß er rücklings auf eine Bank mit dem Kopfe ſtürzte und — regungslos liegen blieb. Er hatte durch den Fall mit dem Nacken auf die Bank das Genick zerbrochen.

In dieſem Augenblicke drangen Bewaffnete in den Saal. Eine Hand ergriff Jan und riß ihn aus dem Gewühle zu einer

Nebenthüre — zog ihn raſtlos hinab auf die Straße und auf einem Umwege zu Mulder's Hauſe. Betäubt von der ſchrecklichen Folge ſeines Schlages, folgte er willenlos.

Erſt hier ſprach der Mann, in welchem er Mulder'n erkannte, zu Jan:

„Unglücklicher, was haſt du gethan?! — Welche entſetzliche Folgen wird der Tod des Spaniers, der zudem des Commandanten Liebling iſt, für dich haben?!“

„Ich habe nichts zu verlieren, als das nackte, verarmte Leben!“ ſprach Jan, „mögen ſie das nehmen!“

„Frevle nicht!“ warnte Mulder und zog ihn in ſein Haus, das leer geworden war ſeit dem Auftritte zwiſchen Rootleer und ihm. Er zog ihn in das obere Gebäude, wo er ihn in einen finſtern verborgenen Winkel verſteckte.

In einem Zuſtande von Betäubung, der ihn kaum zu einem Gedanken kommen ließ, ſaß Jan da, bis der Schlaf, in Folge gänzlicher Abſpannung, ſich ſeiner bemeiſterte. Ein wohlthätiger Schleier breitete ſich für ihn über die folgenreiche Ereigniſſe dieſes Tages. —

In Rootleer's Hauſe floh der Schlaf die Bewohner.

Agnes war ſo heiter geworden, ſo ſelig, als ſie mit der beſorgten Mutter allein war, daß ſie dieſer ein Räthſel war, zu dem indeſſen ihre kindlich offenen Aeußerungen der ſcharfſichtigen Mutter bald den Schlüſſel gaben.

Die Mutter ſah zum erſten Male ganz auf den Grund ihres Herzens und gewahrte, nicht ohne Erſchrecken, wie mächtig und weit über ihr Alter hinausreichend, die Liebe zu Jan ihr Herz erfüllte.

Was im Mulder'ſchen Hauſe ſich zugetragen, ahneten ſie nicht, obgleich ſie nicht ohne Beſorgniß waren. Dieſe wurde erhöht, als Rootleer in ſeltſamer Stimmung heimkehrte — bald in ſtummes Hinbrüten verſank, bald zornig von Jan ſprach, bald wieder mißmuthig ſeinen Jähzorn verdammte. Die Gattin wagte nicht, zu fragen, um Agnes willen. Sie fürchtete, das Schlimmſte zu hören und überließ den Gatten ganz ſich ſelbſt.

Noch ſpät kam Mulder. Sein kummervolles Geſicht ſchon verrieth nichts Gutes. Aengſtlich forſchte ſie nach Jan — da vernahm ſie das fürchterliche Ereigniß. Mulder war dem Lärm gefolgt. Ihm ahnete, daß Jan in ſeiner Aufregung dorthin geeilt ſei, wo der Kampf wüthete Auch er flog dahin und drang gerade in dem Augenblicke bis zu Jan vor, als dieſer den unſeligen Streich führte. Er erzählte das Alles. Agnes zitterte — ihre Thränen rannen.

„Was wird aus ihm werden?“ fragte ſie angſtvollen Tones.

„Er muß fliehen, Kind; das iſt allein ihm übrig, und darf Weſel nicht wieder betreten, bis das verfluchte Joch zerbrochen iſt.“

Da fiel die ganze Schwere des Elends auf die bebenden Herzen — aber auch auf das Rootleer's. Sich allein klagte er als den Urheber dieſes Jammers an; ſich maaß er allein die Schuld bei. Die ſchmerzlichſte Reue ergriff ihn — aber zu ſpät. Das Geſchehene war ja nicht zu ändern.

„Du haſt recht, Freund!“ ſagte er zu Mulder, „er muß fliehen je eher, je beſſer, dieſe Nacht noch, wenn es möglich iſt.“ — Er eilte weg und brachte Geld.

„Gieb ihm das, Mulder; es wird ihn vor Noth ſchützen für die erſte Zeit; auch weiterhin ſoll er nicht Noth leiden. Ich muß gut machen, was ich übel gemacht durch meinen Jähzorn.“ Mulder nahm das Geld und ging.

Noch war die Stadt nicht ruhig. Viele waren verhaftet worden, Einige verwundet. —

Am andern Tage wurde die Sache unterſucht. Es ſtellte ſich heraus, daß Jan Huygens die, obwohl willenloſe Urſache des Todes des Rottmeiſters geweſen. Nach ihm wurde jetzt Rootleer's, dann Mulder's-Haus durchſucht, allein man fand ihn nicht. Alle Ausgänge der Stadt wurden ſorgfältig bewacht. An Flucht war nicht zu denken.

Als ihn aber der Commandant nicht finden konnte, gab er ſich zufrieden, da er die Anderen in ſeinen Feſſeln hatte, die für ihn zu büßen beſtimmt waren.

Mulder brachte nun Jan das Geld. Er wieß es ſtolz zurück. Das traf noch ſchmerzlicher das Herz des Bereuenden. Er wollte ihn ſelbſt ſehen, Jan ließ es nicht zu.

So vergingen mehrere Tage. Rootleer und ſeine Hausgenoſſen wußten nicht einmal beſtimmt, wo er war, weil Mulder es geheim hielt. Anna verrieth es endlich an Agnes, daß er an jenem Sonntage fliehen würde.

Noch einmal wollte die Mutter zu ſeinem Herzen reden, doch am Tage getraute ſie ſich nicht, in Mulder's Haus zu gehen, weil ſie Entdeckung fürchtete und Spione ſie, wie ſie Alle wußten, auf Tritt und Schritt beobachteten. Umſonſt hatte Agnes gefleht, ihn noch einmal ſehen zu dürfen. Mulder war unerbittlich geblieben. Gegen Abend ging die Mutter in Mulder's Haus; allein er war bereits weg. Sie eilte nach Haus und weinte ihren Schmerz an des Kindes Bruſt aus. Da entſtand jener Gedanke in ihrem Innern, der ſie veranlaßte, Jan auf der Heerſtraße zu erwarten.

* * *

In der Wohnung des Commandanten von Niederweſel war noch ſpät am Abend viel Bewegung. Offiziere kamen und gingen. Der Commandant ſelbſt war in lebhafter Unruhe. Er konnte kaum die Rückkehr der Reiter erwarten, die, darauf zählte er ſicher, den Flüchtling bringen mußten.

„Wenn auch Alle unſchuldig, die ich in den Kerkern hielt und mit Daumenſchrauben zwicken ließ,“ ſprach der Commandant zu ſich ſelbſt, als er einen Augenblick allein war, „ſo haben ſie das doch als Theilhaber am Aufruhre gegen die Macht verdient — bekomme ich aber den Schurken, dann ſoll er exemplariſch beſtraft werden und — ſeine Helfershelfer ſollen büßen“ — das heißt,“ ergänzte er mit ſelbſtgenügendem Lächeln, „ſie ſollen mir meine Kaſſe mit Geld ſpicken!“

In dieſem Augenblick trat ein Offizier herein und rapportirte, daß die Reiter unverrichteter Sache zurückgekehrt ſeien; ebenſo die, welche durch das Braun'ſche Thor geritten

Der Commandant ſtampfte mit dem Fuße wie ein Raſender. Er befahl dem Offizier, ſogleich mit einem andern Fähnlein auszureiten und die Straße bis zu Hollands Grenze zu erforſchen.

Der Offizier entfernte ſich. Fluchend ſchritt der Commandant auf und nieder — dann trat er vor das Kamin, in welchem, da der Abend etwas kühl war, ein Feuer brannte.

Ein Mönch trat herein und nahte ſich mit devoten Bücklingen. „Wollet mir erlauben,“ ſprach der Dominikaner mit vielem Hochmuthe, der jedoch hinter einer äußerlichen Demuth ſich zu verſtecken ſuchte, „daß ich dem Verhöre des Rootleer beiwohne, Herr Commandant!“

Dieſer drehte ſich um, indem er ſich bemühte, den unangenehmen Eindruck, den dieſe Anrede auf ihn gemacht, in ſeinem Geſichte durch einige Freundlichkeit zu erſetzen:

„Ihr wollt ohne Zweifel Eure Verdienſte um die gute Sache noch vermehren“ — ſprach der Commandant mit einem ironiſchen Zug um den Mund.

„Euer Anerkenntniß meines guten Willens freut mich um ſo mehr, Don Vincente, als ſonſthin unſer einem dies ſelten zu Theil wird.“ —

„Die Welt iſt ungerecht,“ fuhr in gleichem Tone der Commandant fort, der es deutlich verrieth, wie unwillkommen die Anweſenheit des Mönchs ihm war, aber doch ſich ſcheute, ihn geradezu zu entfernen. — „Wie weit ſeid Ihr denn mit der Bekehrung der gefangenen Ketzer? Ohne Zweifel habt Ihr ſchon eine namhafte Quantität Seelen aus dem Pfuhle gerettet?“ —

„Iſt nicht ſo leicht, als einen Flüchtling zu erhaſchen, Don,“ bemerkte ſpitzig der Mönch, der die Ironie verſtand. „Ihr dürft nicht vergeſſen, daß Euer Bekehren zum Gefängniß und Geſtändniß von tauſend Händen und der Folter unterſtützt wird, während das meinige für die Kirche und den Himmel nur auf der Macht der liebevollen Ueberredung beruht.“ —

„Wahr, Hochwürdiger!“ entgegnete der Commandant — „allein, man ſagt, Eure Zunge ſei oft mehr als Folter für die Ketzer.“

„Wenn ſie das wäre, ſo zerriſſe ſie keine Glieder und leerte auch keine Beutel zu meinem Vortheile. — Doch ſagt, wozu dies Geſpräch? Ihr wißt, wir kennen uns Beide recht genau und ebenſo unſere Achter, Don Vincente. Wer am beſten wegkommt, iſt der Glücklichſte!“

Vielleicht würde dies Geſpräch ſich noch weiter über das gegenſeitige Verhältniß verbreitet haben, wäre in dieſem Augenblicke nicht gemeldet worden, daß Roetleer angelangt ſei.

Der Commandant befahl, ihn vorzuführen und nahm eine nachläſſige, doch unendlich hochmüthige Stellung und Miene an. Die Gefangenen traten endlich ein. Er ließ ſie einige Augenblicke ſtehen, ehe er ſie eines Blickes würdigte, den er dann verächtlich über ſie hingleiten ließ. Als der ſie begleitende Rottmeiſter die Namen nannte, trat er dicht vor ſie hin. Jetzt wurden ſeine Blicke ſo ſtechend und wild, daß Agnes ſich zitternd an den Vater lehnte.

„Führt das Mädchen weg!“ herrſchte er den Soldaten zu. „Sie ſoll beſonders verhört werden!“ —

Laut jammerte die, von den Ereigniſſen dieſes Abends ſehr angegriffene Agnes. Sie umklammerte ihren Vater.

Der Commandant war durch des Mönchs letzte Worte gereizt. „Schafft die Brut weg!“ ſchrie er.

Die willigen Vollſtrecker ſeiner Befehle ergriffen das Kind und riſſen es von dem wuthkreiſchenden Roetleer weg in ein Nebengemach.

Umſonſt bat und proteſtirte er gegen dieſe Unmenſchlichkeit.

„Schweigt!“ ſchrie der Commandant, „und danket Gott und ſeinen Heiligen, daß ich Euch nicht Ketten anlegen laſſe.“

„Ich bin in Eurer Gewalt!“ ſprach Roetleer; „Ihr könnt mich feſſeln laſſen, wie Ihr wollt — aber das Recht, gegen eine Unmenſchlichkeit zu proteſtiren, werdet Ihr mir nicht entwinden!“

„Laßt ihn doch doppelt feſſeln,“ rief der hitzige Mönch.

„Dazu werde ich den geeigneten Zeitpunkt zu finden wiſſen!“ warf ihm der Commandant hin. „Bis dahin muß ich Euch bitten, mich nicht zu unterbrechen.“

Jetzt begann das Verhör. Der Commandant ſtellte dem Gefangenen die ſchlaueſten Fragen. Offen und wahrheitsliebend erzählte Rootleer den Hergang der Ereigniſſe. Es entſtanden indeſſen Zweifel an der Wahrheit dieſer Ausſage, daß nämlich das Kind von Jan's Flucht wußte, und der Vater gar nichts wiſſen wollte.

Aufs Neue begann der Commandant zu fragen und auch der Mönch, der ein rechtes Inquiſitortalent beſaß, ſchaltete einige Fragen ein; allein Rootleer konnte nichts Anderes ſagen, als was er bereits bekannt. Im höchſten Grade aufgebracht, rief endlich der Mönch:

„Laßt den Ketzer foltern, Herr Commandant, das wird ihm ſchon den Mund öffnen. Wie oft haben wir in den Niederlanden durch dies wohl und klug erdachte Zwangsmittel die Zungen der hartnäckigſten Ketzer und Rebellen gelöſt, und dann Alles erfahren, was wir wiſſen wollten."

Zum erſten Male lächelte der Commandant beifällig dem Worte des Mönchs.

„Es ſei," ſprach er; „morgen ſollen die Daumenſchrauben den Proceß eröffnen. Jetzt führt ihn ab und bringet das Mädchen."

Rootleer wollte ihn bitten, doch das Kind nicht von ihm zu trennen und es nicht allein einzuſperren; allein es ſchien, als leſe der Unmenſch in ſeinem Herzen. Ein Wink an die Soldaten und zehn Hände faßten den unglücklichen Vater und riſſen ihn weg in die unteren Theile des Gebäudes, wo ſie ihn in ein feſtes Gemach einſchloſſen.

Während hier Rootleer in ohnmächtigem Grimme den Kopf gegen die kalte Wand ſtemmte, wurde das zitternde Mädchen vor den Commandanten geführt. Ihr kindliches, von Thränen erfülltes Auge ſah ſo bittend, ſo flehend zu dem harten Mann auf, daß auch dieſes gefühlloſe Herz ſelbſt davon ergriffen wurde.

Milder, ſanfter wurde ſein Ton, freundlicher ſeine Miene. Der Anblick der kummervollen Unſchuld überwältigte den Commandanten.

Der mildere Ton gab dem Mädchen wieder Faſſung. Sie erzählte umſtändlich Alles, was ſie wußte, bis zu dem Treffen Jan's auf der Heerſtraße.

„Weißt du nichts weiter?“ fragte der Inquiſitor.

Agnes verneinte.

„Sanchez!“ rief der Commandant einem Soldaten, der bis jetzt unthätig in einer Ecke geſtanden hatte, wo ihn das Licht nicht traf.

„Führe das Kind zu ſeiner Mutter zurück. Ihr aber, Rittmeiſter, begebt Euch in die Wohnung des Holzhändlers Peter Mulder und führet mir dieſen hierher.“

Freudig faßte Sanchez die Hand des Kindes und zog es weg, um es, ehe der Commandant andern Sinnes werden konnte, der troſtloſen Mutter zu bringen.

„Dacht ich's doch,“ ſprach der Commandant, als ſie weg waren, zu dem Mönche, „daß dieſer ſtarrköpfige Mulder die Hand im Spiele habe!“ —

„Mit Gunſt,“ hob der Mönch gleißneriſch an, „mir ſcheint's, als verführet Ihr viel zu milde mit der Kleinen! Ihr hättet ſie behalten ſollen. Auf Kinderherzen läßt ſich leichter wirken, als auf die der Männer.“ —

„Da zeigt ſich eben recht der Unterſchied zwiſchen Euch Streitern der Kirche und uns“ — lachte der Commandant höhniſch. „Ihr kämpft am liebſten gegen Unmündige und Wehrloſe, weil die Eurer Haut keinen Schaden thun können! Ich denke, wir erſparen die Einkerkerung des Kindes bis wir unſere Rollen wechſeln — Ihr Commandant von Weſel und Soldat werdet und ich — eine Kutte trage und mich ſcheeren laſſe.“ —

Der Mönch verſchluckte die bittere Pille nicht ganz. „Ihr ſeid heute ſehr zur Kurzweil aufgelegt,“ ſagte er, „und das macht den Unterſchied zwiſchen uns ſehr bemerklich; denn ich, meines Orts, nehme die Sache Seiner Majeſtät und der Kirche ſehr ernſt, wie ſie das wohl verdient.“

„Macht Euch keinen Kummer, Hochwürdiger,“ fuhr, ſich gleichbleibend, der Commandant fort. Mir bleibt das Kind immer noch, wenn ich ſeines Zeugniſſes bedürfen ſollte, und Euch iſt ſie auch nicht verloren. Geht nur in das Haus — vielleicht ſanget Ihr zwei Seelen für eine — die Mutter und das Kind!“ —

Der Mönch ſuchte von dieſem Punkte wegzukommen. „Was gedenkt Ihr zu thun, Don Vincente,“ fragte er ſchmiegſam, „da des Kindes Ausſage die Wahrheit der des Rootleer beweiſt und zu ſeiner Gefangenhaltung eigentlich kein Grund vorliegt?“

„Ueberlaßt das mir allein, Hochwürdiger,“ ſprach der Commandant und befaßt Ihr Euch nur recht eifrig mit den Seelen der Gefangenen. Für alles Uebrige werde ich ſorgen!“

Mit ſchlecht verhaltenem Grimme zog ſich der Mönch in eine Fenſterblende zurück, während der Commandant nachdenkend auf- und niederging. Er war ſelbſt zweifelhaft geworden, was er thun ſollte. Der Vorfall beim Tanze, welcher einem Rottmeiſter das Leben gekoſtet, zeigte ihm zur Genüge, daß die Weſeler, welche bisher ihr Joch ruhig getragen, wie Verzweifelte, nichts mehr ſcheuten, weil nichts mehr zu verlieren war. Die Einkerkerung vieler Jünglinge und junger Männer war auch nicht geeignet geweſen, die Stimmung ruhiger und beſſer zu machen. Sollte er es aufs Aeußerſte treiben? Und doch mußte Rootleer und eben Mulder, der oft ſchon die Aufmerkſamkeit der Spione erregt, waren ſie nur irgend ſchuldig, zur Strafe gezogen werden. Zum Glück für Rootleer ſtellte ſich heraus, daß er mit Jan Huygens in böſem Vernehmen geſtanden, und Mulder'n gereichte es zur Entſchuldigung, daß Nichts auf ihn herausgekommen war bei der ganzen Unterſuchung, nicht einmal, daß er es war, der Jan aus dem ſichern Verderben gerettet. Nur des Kindes Ausſage brachte Verdacht auf ihn, dem freilich nicht viel Gewicht beizulegen war. Der Mönch hatte allerdings mit ſeiner Frage: „Was denkt Ihr zu thun?“ den Commandanten aufmerkſam gemacht auf die Wichtigkeit ſeiner jetzigen Handlungsweiſe und auf das Kritiſche des Augenblicks; denn Rootleer und Mulder genoſſen Beide die höchſte Achtung bei dem Bürgerſtande und Volke der Stadt. Es konnten ſehr unangenehme Verwickelungen daraus hervorgehen, war er zu ſtrenge; und war er zu milde — hatte er da nicht den Mönch auf dem Nacken? Konnte der ihn nicht anſchwärzen, dem ohnehin jedes Mittel heilig war, wenn es nur zu ſeinen unlautern Zwecken führte. Der Commandant hegte gleich Anfangs die Hoffnung, daß dieſer Vorfall ihm ein rundes Sümmchen würde einbringen; allein da ſtand ihm der Mönch im Wege, der täglich naſeweiſer wurde, von dem ſich unabhängig zu erhalten einmal ſein Beſtreben war, den er darum auch mit allen Waffen in die Schranken wieß, freilich ſich auch mußte hierin wieder etwas gefallen laſſen, weil ihm dieſer auch mehr in die Karte geſehen, als für ihn gut war.

Das Reſultat ſeines Nachſinnens blieb ſehr zweifelhaft. Der Mönch lehnte im Fenſter, ſah aber mit ironiſchen Blicken auf die tiefgerunzelte Stirne des alten Soldaten. Er konnte wohl merken, daß er mit ſich ſelbſt nicht ins Klare kommen konnte und hoffte, er würde am Ende noch um ſeinen Rath ihn bitten.

Der Commandant überlegte ſich die Sache her und hin. Endlich fand er fürs Rathſamſte, beide Männer einige Zeit in Gewahrſam zu halten, dann aber ſich den Schein der Großmuth zu geben und ſie gegen eine bedeutende Caution loszugeben, welche zur Sicherheit in ſeiner Hand blieb. — Letzter Punkt war ihm hauptſächlich wichtig; denn gerade die herrſchende Leidenſchaft ſeiner Seele war Habſucht. Mit der Einkerkerung dieſer Beiden fand ſich zugleich eine recht ſchickliche Gelegenheit, ohne Furcht zu verrathen oder anderweitig eine Blöße zu geben, die bisher verhafteten Jünglinge und Männer frei zu laſſen.

Als das Reſultat der Selbſtberathung gefunden war, verklärte ſich des Commandanten Geſicht. Er rieb ſich die Hände vergnügt und blieb mitten im Gemache ſtehen, indem er einen triumphirenden Blick auf den ärgerlichen Mönch warf, gleich, als wollte er ſagen: „Nun bedarf ich deiner Weisheit nicht!“

Der Mönch ſchien dieſe ſtummberedte Sprache zu verſtehen, und ſo ſehr ihm auch die Täuſchung unangenehm war, ſo verbarg er ſeinen Unmuth doch, indem er lächelnd ſprach:

„Euer Scharfſinn hat Euch gewiß das Mittel gezeigt, aus dem Labyrinth, indem Ihr Euch befindet, den Ausweg zu finden?“

„Und zwar ohne Eure Weisheit dieſes Mal!“ lachte der Commandant.

„Ob ich gleich nicht zweifle, daß, was Ihr entſchloſſen ſeid, zu thun, vortrefflich iſt, ſo wünſchte ich doch —“

„Der Erfolg wird das ſicherer zeigen, als es jetzt mit Zeitverluſt meine Worte Euch zu ſagen vermöchten,“ entgegnete mit ironiſcher Höflichkeit der Spanier, indem er zur Thüre ging und befahl, den gefangenen Mulder hereinzubringen.

Feſt und männlich-frei trat Mulder, von Ketten gefeſſelt, zwiſchen zwei Bewaffneten herein. Seine Miene war ernſt, ſein Blick ſtolz, ſeine Haltung kühn. Kein Gruß wurde von ihm dem Commandanten. Er faßte ihn ſcharf ins Auge. Auf dieſen machte Mulder's Haltung einen ſtarken Eindruck. Er wußte, dieſem Manne gegenüber, weder ſeinen Hochmuth, noch ſeine trotzige, abgemeſſene Härte zu finden; ja, es ſchien faſt, als hätten Beide ihre Rollen getauſcht. Freier ſtand der Gefeſſelte da, als der, welcher ihn hatte feſſeln laſſen.

„Mit welchem Rechte,“ hob endlich Mulder an, als der Commandant verlegen ſchwieg, „mit welchem Rechte habt Ihr mich als einen Verbrecher feſſeln laſſen? Was gibt euch das Recht, mich meinen häuslichen Geſchäften ohne Grund zu entreißen? Welche Schuld haftet auf mir? Iſt es nicht genug, daß Ihr zahlreiche ſchuldloſe Opfer habet, verlangt Eure Tyrannei deren noch mehr? — Sprecht es aus, weß beſchuldigt man mich!?“ —

Voll, kräftig, ja gewaltig war die Stimme, die dieſe Worte ſprach. Gegen das Ende hallte ſie faſt wie Donner. Ein flammender Blick, der den Commandanten durchbohren zu wollen ſchien, begleitete die Worte und die Stellung des Mannes war trotzig. —

Der Commandant war ſo verblüfft, ſo entwaffnet, daß er faſt keine Worte zu finden wußte. Ehe er ſich geſammelt, ſprang grimmig, wie eine Hyäne, der Mönch gegen Mulder.

„Schurkiſcher Ketzer!“ ſchrie er, „wie wagſt du ſolche Rede? Weißt du nicht, daß du ſchon dadurch dem Strange verfallen biſt?“

„Seit wann hat ſich der Commandant von Weſel in eine Kutte verkrochen?" — fragte Mulder mit Hohn den Rottmeiſter, der neben ihm ſtand.

Ein lautes, unaufhaltſames Gelächter antwortete, in welches der Commandant einſtimmte, und ſo ſich ſelber wieder fand.

Der Mönch wurde wüthend. Wie beſeſſen rannte er endlich, als ihn alles Schreien nichts half, zur Thüre hinaus.

Der Commandant ſammelte ſich.

„Eure Rede iſt keck und anmaßend, Mulder," ſprach er, „und — ob Ihr gleich dem Mönch gut gedient habt, ſo hat dieſer doch die Wahrheit geſagt. Ihr ſollt indeſſen ſehen, daß Ihr mich fälſchlich tyranniſcher Gewalt angeklagt. Jene ungeziemenden Worte will ich nicht gehört haben. Antwortet mir jetzt auf meine Fragen.

Er begann nun Mulder's Verhör hinſichtlich jenes Abends und des Mordes an dem Rottmeiſter; ging dann auf Jan Huygens Rettung aus ſeiner Gewalt, und auf ſeine durch Agnes verrathene Flucht und ſeinen Aufenthalt in Mulder's Hauſe über.

Mulder ließ ihn ruhig ausreden, dann begann er die Erzählung der Thatſachen unentſtellt — die zuletzt ſeinen Antheil an Jan's Flucht ins klarſte Licht ſetzte.

Jetzt donnerte der Commandant. Er hielt ihm das Strafwürdige dieſer Handlung vor und befahl, ihn ins Verließ abzuführen. Mulder war keineswegs durch des Commandanten Zorn erſchüttert. Ruhig entwickelte er Jan's That als Folge der Uebereilung und des Unglücks, da ſie abſichtslos geſchehen, was aus allen Verhören müſſe erfolgt ſein. Er proteſtirte gegen ſeine Verhaftung und Gefangenhaltung; allein er mußte dem Willen der eiſernen Gewalt ſich beugen.

* * *

Es war ſpät geworden über dieſen Verhandlungen. Das Gewitter hatte während derſelben ſich verzogen und der Regen aufgehört. Der Vollmond war klar und glänzend am blauen Himmel heraufgekommen und leuchtete heute in den Straßen Weſels einer wogenden Menſchenmenge; aber nicht die erfriſchende Kühle der balſamiſchen Luft war es, welche die Bürger wider alle Gewohnheit ſo ſpät noch auf die Straße trieb — es war die Gefangennehmung zweier allgemein geachteten Männer aus ihrer Mitte. Ueberall ſtanden Gruppen von Männern in eifrigem Geſpräche. Man konnte laute Verwünſchungen der Spanier hören. Der Ingrimm war allgemein. Hätte nicht Alf zur Ruhe gerathen, es würden Exceſſe in dieſer Nacht vorgefallen ſein. Er aber machte geltend, wie das nur das Loos der Gefangenen verſchlimmern konnte, ſtatt es zu verbeſſern, und machte den Vorſchlag, zuerſt den Commandanten um ihre Befreiung zu bitten, ehe man zu einer Deputation an den kommandirenden General ſeine Zuflucht nähme.

Die billig und vernünftig Denkenden fanden Alf's Rath vortrefflich. Aus dem Kaufmannsſtande wurde ſofort eine Deputation erwählt, die ſich durch die wogenden Straßen drängen mußte, um zu dem Commandanten ſich zu begeben.

Unterdeſſen war dieſem die Volksſtimmung hinterbracht worden. Zahlreiche Truppen nahten aus der Citadelle mit klingendem Spiele der Stadt und rückten in die Straßen. Einige Falconets wurden vor des Commandanten Wohnung gefahren. Die Bürger erſchracken vor dem drohenden Anſehen der Soldaten, die ihr Zündkraut nicht zum Scherz in Bereitſchaft zu haben und ſich auf ein Spiel zu freuen ſchienen, das ſeit dem Kampf in den Niederlanden ihnen nicht mehr zu Theil geworden war.

Die Deputation fand den Commandanten im heftigſten Zorne.

„Was wagt Ihr Ratten und Mäuſe!“ rief er halb wüthend; „ſoll ich Euch zermalmen in Eurem Neſte und Euch mit ihm in Trümmer ſchießen? Fort mit Euch, wenn es Euch nicht gelüſtet, die Verließe der Citadelle zu bevölkern!“

Bleich vor Schrecken zogen ſich die Deputirten zurück. Die Soldaten wurden in die Häuſer verlegt und zahlreiche Haufen durchſtreiften die Straßen bis zum Tage. Aller Muth ſank.

Die Reiter, welche Jan hatten verfolgen und einbringen ſollen, waren auch ohne Erfolg zurückgekehrt und gegen Mittag trafen von der nächſten Beſatzung noch zweihundert Reiter ein, die

Macht in Weſel zu verſtärken. Drohend ſah man überall die Gewalt; jede Minute erwartete man grauſame Mißhandlung. In Angſt und Sorgen lebten die Bürger und troſtlos ſahen Anna und Rootleer's Gattin und Kind der nahen Zukunft entgegen, welche ſo düſtere Ausſichten ihnen darbot.

Der Commandant ließ gegen Mittag den Rath der Stadt zu ſich entbieten. Mit harten Worten verwies er ihm die Keckheit der Bürgerſchaft; ſagte ihm, wie es nur ſeiner Milde zuzuſchreiben ſei, daß er geſtern die Stadt nicht zu Paaren getrieben; er wolle Gnade vor Recht ergehen laſſen und die in jenem Tumulte am Johannistag Ergriffenen frei geben, weil die beiden Schuldigen, Mulder und Rootleer, in ſeiner Gewalt ſeien.

Der Rath bat für dieſe, aber trotzig wies ſie der Commandant ab mit dem Bemerken: Zu ſolcher Bitte eine gelegenere Zeit abzuwarten. Indeſſen müſſe die Bürgerſchaft gezüchtigt werden. Er ſetzte dem Rath eine Contribution von fünftauſend Gulden an, bis zu deren Zahlung die Soldaten in den Bürgerhäuſern bleiben würden.

Umſonſt ſtellte der Rath die Erſchöpfung der Hilfsmittel der Stadt vor. Umſonſt bat er um Milderung. Es blieb beim Anſatze des Gewalthabers und der Rath mußte mit ſchwerem Herzen heimkehren.

Als die Gefangenen befreit wurden, war Jubel in der Stadt, ſo ſchwer ſie auch die Contribution drückte, da deren ſo viele bereits vorangegangen waren, daß es kaum möglich war, das baare Geld zu erſchwingen. War auch mit den Heimgekehrten das Glück in manche Familie zurückgekehrt; ſo waren zwei Häuſer doch Häuſer der Trauer und des tiefſten Jammers; denn ihnen fehlten die Theuren und über das Loos derſelben war ein grauſenhaftes Dunkel verbreitet. Jeder Verkehr war abgeſchnitten mit ihnen und nicht einmal über ihre Lage wäre es möglich geweſen, irgend eine beruhigende Erkundigung zu erhalten, hätte nicht Sanchez, wenn er Wache geſtanden an den Gefängniſſen, ein Licht des Troſtes in die Nacht des Kummers fallen laſſen und freundliche Worte den Trauernden gebracht.

Ob er gleich ſtreng auf ſeine Soldatenpflicht hielt, ſo war er ſeit jenem Abend, wo Rootleer's Kummer ſein Herz von einem gleichen befreit, mit dem innigſten Antheil an dem Geſchick der Leidenden erfüllt, daß er es ſich nicht verſagen konnte, heimlich ihnen gegenſeitig Nachrichten zu bringen. So ſelten nun das auch war, da Sanchez die größte Vorſicht beobachten mußte, ſo reichte es doch hin, die Gemüther zu erheben und durch die Mittheilung, daß es den Gefangenen durchaus nicht ſo übel ergehe, wie es zu befürchten war, auch wohl in etwas, in Hinſicht auf die Zukunft, zu beruhigen. —

So gingen die Sommermonate hin. Der Mönch war in völligem Zwieſpalt mit dem Commandanten nach Brüſſel zurückgekehrt und ließ nun dieſem freien Spielraum zu ſeinen Plänen. Es hatte ihn geſchmerzt, ſchon ſo lange die beiden Männer gefangen zu halten, ohne ſich durch ſie bereichern zu können; allein vor dem Mönche wagte er den kühnen Streich nicht, ſie gegen Caution frei zu laſſen. Von Weſels Bürgern war nichts mehr zu befürchten. Die Maßregeln des Commandanten waren der Art in der letzten Zeit geweſen, daß Keiner mehr wagte, auch nur ein lautes Wort des Unwillens zu ſprechen. Nur war der Commandant noch zweifelhaft, wie er die Freilaſſung der beiden Gefangenen einleiten ſollte. Nach reiflicher Ueberlegung ließ er es den Gefangenen durch die Wärter beibringen, daß, wenn ihre Angehörigen jetzt bei dem Commandanten bittend einkämen und eine Caution zu leiſten ſich bereit erklärten, dieſer wohl nicht abgeneigt wäre, ein freundliches Gehör zu ſchenken. Mulder verwarf dieſen Antrag mit tiefer Entrüſtung.

„Bin ich ſchuldig, warum verurtheilt man mich nicht nach Recht? Bin ich unſchuldig, ſo muß ich freigegeben werden ohne Caution?“

Rootleer nahm die Sache milder. Seine Geſundheit, minder feſt und ſtark, als die ſeines Freundes, begann in der feuchten Kerkerluft zu wanken. Die Sehnſucht nach ſeinen Lieben wuchs mit jedem Tage. Der Gedanke an ſeine zerrütteten Geſchäfte quälte ihn Tag und Nacht.

Er ergriff freudig die dargebotene Hand zur Erlöſung.

Unbeſchreiblich war die Freude, als eines Tages Sanchez frei in das Haus Reotleer's trat und einige Zeilen ſeiner zitternden Hand brachte, welche der Gattin die Mittel und Wege angaben, um ihn zu befreien.

Die Glückliche eilte zu Anna, auch ihr die frohe Botſchaft zu bringen und Beide entſchloſſen ſich, als Bittende ſich dem Commandanten zu Füßen zu werfen und ihm das Opfer darzubringen, nach dem ſeine Geldgier verlangte. —

Dies geſchah. Sie hatten Alles, was ſie aufzubringen vermochten, zuſammengerafft, um dem unerſättlichen Geizigen zu genügen.

Wie pochten die Herzen! Wie bebten ſie!

„Seid muthig, edle Frauen!" ſprach Sanchez, welcher Wache ſtand, „Eurem beredten Munde, Euren kummervollen Zügen, Eurem Gelde widerſteht er nicht. Segne Gott Euer Bemühen, daß ich die Freude habe, Euch glücklich zu ſehen!"

Thränenſchwere Blicke des Dankes lohnten den menſchlich Fühlenden unter den vielen Herzloſen und geſtärkt durch dieſen Zuſpruch wankten ſie die Stiegen hinauf.

Ueber Erwarten mild nahm ſie der Commandant auf. Er nahm das Geld in Empfang und verhieß auf Morgen die Freilaſſung. Mit ſeliger Hoffnung kehrten ſie heim und unter Gebeten um Hilfe und unter den innigſten Dankſagungen gegen den Herrn, ging die längſte Nacht ihres Lebens herum.

Am andern Tage fielen die Feſſeln. Auch Mulder's Trotz erloſch vor dem Sonnenblicke der Hoffnung und Freiheit. Mit ernſten Warnungen und dem Befehle, die Mauern der Stadt bei ſtrengſter Strafe nicht zu verlaſſen, wurden ſie von ihren Feſſeln frei. Die Wonne des Wiederſehens war unbeſchreiblich. Dieſer eine Moment wog die Leiden trauriger Monate auf. Die trüben Erinnerungen traten fürs Erſte ganz in den Hintergrund zurück und man genoß die Seligkeit des Wiederzuſammenlebens in vollen Zügen. Ganz Weſel bewies den Befreiten die innigſte Theilnahme.

Achtung für die beiden Männer, aufrichtige Theilnahme an ihrem unverdienten Schickſale, aber auch der Wunſch, eben dadurch die Spanier zu kränken, veranlaßten ſelbſt Leute, welche durch Stand und Lebensverhältniſſe weit höher geſtellt waren, als ſie, ihnen ihre Mitfreude perſönlich zu erkennen zu geben. So wohl aber Beiden auch dieſe Erfahrungen thaten: ſo hatte ihre Gefangenſchaft doch auf Beide einen tiefen Eindruck gemacht. Mulder war in ſich verſchloſſen; faſt theilnahmslos für ſolche Dinge geworden, welche ſonſt ſeine ganze Seele zu ergreifen pflegten. Nur ein Punkt war fähig, ihn zu elektriſiren, die ſpaniſche Gewalt. Kam darauf in vertrauten Cirkeln die Rede, ſo wurde der Stumme beredt, der Kalte feurig; dann ſprach ſich die ganze Energie ſeines Geiſtes aus in einem gewaltigen Haſſe und es leuchtete überall der Wunſch durch, daß kräftige Geiſter auf Mittel ſännen, der Vaterſtadt die Freiheit und ihren geſetzlichen Rechtszuſtand wieder zu erwerben. Regte ſich dann aber kein Geiſt im kühnen Fluge, wie der ſeine, dann klagte er mit tiefer Bewegung, daß der Eine, der eines großen Gedankens, einer großen, aufopfernden That fähig geweſen, als Flüchtling in der Welt umherirre. — Gewöhnlich verließ er darauf den Kreis und ließ ſich lange nicht ſehen.

Mulder ſchmerzte unbeſchreiblich das Verbot, die Stadt zu verlaſſen. „Ich bin Gefangener," pflegte er zu ſagen, „mir iſt mein Gefängniß etwas erweitert." Selbſt auf ſein Familienleben hatte ſeine Stimmung Einfluß. Auch da war er wortkarg; allein auch hier gab es einen Gegenſtand, der ihn geiſtig regſam machte; wenn nämlich die Rede auf ſeinen Liebling, Jan Huygens, kam. Um von ihm öfter ſich unterhalten zu können, ging er häufig zu Rootleer's Gattin und Kind. Bei Rootleer ſelbſt durfte der Name gar nicht genannt werden; denn die Reizbarkeit des Mannes war ſeit ſeiner Gefangenſchaft ſo ſehr geſteigert worden, daß er, wenn irgend Jan's gedacht wurde, plötzlich wahrhaft außer ſich gerieth. An dieſen Namen knüpften ſich ja auch die ſchmerzlichſten Erinnerungen ſeines Lebens, die bitterſten Täuſchungen ſeiner einſt gehegten ſchönſten Hoffnungen. Ihn mußte er als den Urheber ſeiner Leiden und des Verluſtes des wohl bedeutendſten Theiles ſeines Vermögens anſehen. So wie von Jan war er noch von keinem Menſchen gekränkt, beleidigt worden. Darum wurzelte immer tiefer der Groll. Verſuchte man es gar, ſeine letzten Handlungen zu entſchuldigen, ſo verdarb man Alles, und man trieb ihn ſicher von dannen.

Mulder hing mit um ſo größerer Liebe an ihm, je weniger er von ſeinem Schickſal erfahren konnte. Er beſchäftigte ungetheilt ſeine Seele, ſobald ſie auf ihn geleitet wurde. Darum ſprach er gerne mit Agnes und ihrer Mutter von ihm, wo er den warmen Vertheidiger ſeiner letzten Handlungen machte, ſelbſt der, daß er Anna's Hand entſagt, obwohl das Mulder'n ſchmerzlich berührt hatte. Er ſah es aber jetzt ein, wie edel Jan gehandelt — und dankte es ihm, weil Anna ſo glücklich war. — Unbewußt aber errichtete er dauernd den Altar im Herzen Agneſen's, auf dem die reinſte Liebe dem Geliebten ihr jungfräuliches Opfer brachte.

Das Ungewiſſe und Dunkle ſeines Schickſals bekümmerte dieſe drei Menſchen ſehr. Umſonſt war auch bis heute jede Nachforſchung geweſen. So viel wußte man von dem wackern Sanchez, welcher manchen Abend bei ihnen zubrachte, daß die Spanier ihn nicht in ihre Hände bekommen hätten; aber, was übrigens aus ihm geworden, ob er noch lebe, daß Alles blieb mit einer ägyptiſchen Finſterniß bedeckt. Manche mütterliche und noch viel mehr Thränen der Liebe aus Agneſen's Auge floſſen ihm nach.

* * *

Unter den Leiden, welche Druck und in deſſen Gefolge mannigfache Noth hervorbrachte, floſſen zwei Jahre hin. Der Wohlſtand Weſels wurde völlig zerrüttet; Nahrungsloſigkeit nahm mehr und mehr überhand. Geſetzloſe rohe Willkür herrſchte überall und die übermüthigen Dränger ſetzten immer ſchonungsloſer den Fuß den Unterdrückten auf den gebeugten Nacken. Mulder und Rootleer waren im ruhigen Beſitze deſſen, was ihnen noch übrig geblieben, niemals mehr geſtört worden. Dennoch minderte ſich der Haß gegen die Schonungsloſen durchaus nicht; am wenigſten im Herzen Mulder's. —

Ein weitausſehender Plan beſchäftigte ſeine ganze Geiſteskraft. Er hielt ſich für berufen, der Retter Weſels zu werden, und wollte es mit aller Macht ſeines unbeugſamen Willens; aber die Vorſicht, welche alle ſeine Handlungen leitete, ließ ihn auch hier nur noch Zweien ihn mittheilen, nämlich ſeinem Bruder und ſeinem Freunde Rootleer.

Beide erſchracken vor dem gefährlichen Plane; Beide warnten den Bruder und Freund.

Entrüſtet ſtand Mulder auf. Seine ſtarke Geſtalt ſchien noch größer zu werden; ſein Auge ſprühte Zornesflammen.

„Soll es länger ſo bleiben, wie es iſt?“ fragte er wild. „Kann es länger ſo bleiben? Seht Ihr nicht das Elend in tauſend entſetzlichen Geſtalten durch die Straßen wandeln? Habt Ihr in das Innere der Familien geblickt? Da herrſcht der Jammer, da wächſt furchtbar die Armuth und mit ihr Verzweiflung, kaltes Verzichtleiſten auf Alles, was ſonſt des Menſchen Kräfte ſpannt, ſeinen Muth ſpornt, ſeine Ausdauer ſtählt. Sollen dieſe Unholde länger uns in den Staub treten? Weil es bis jetzt Keiner gewagt, zaudert Ihr? Wohlan, Peter Mulder wagt es. Er will das alte, morſche Leben daran ſetzen, daß eine beſſere Zeit nahe für ſeine Mitbürger.“

„Müſſen wir's nicht dulden, wenn wir auch nicht wollen!“ ſprach Rootleer mit kaltem Hohne.

„Müſſen!?“ rief Mulder. — „Jan, wer kann den Willen des Mannes zwingen? Wo iſt die Macht? — Sie können mich hängen, viertheilen, morden, wie ſie wollen; aber meines Willens eiſerne Kraft zwingt keine Gewalt. Und ich will, Jan! Ich habe vor Gott im Gebete gelegen und um Hilfe gefleht für die Unglücklichen, da kam's in meine Seele wie ein Ruf von Oben: „Sei du mein Werkzeug! Wolle, und die That vollendet und mein Segen krönt das Werk!“ Da war mein Beruf entſchieden. Ich will und Gott iſt mit mir! An Euch dachte ich, als an Männer voll Kraft und Liebe; an Euch, die Ihr wiſſet, wie weh das Elend der Knechtſchaft thut, weil Ihr der Freiheit, der geſetzlichen Freiheit, Glück zu ſchätzen wißt.“

„Peter,“ ſprach Mulder's Bruder, „was du ſagſt, fühl' ich im Herzen — aber ſprich, wenn auch mein Wille mit dem deinen im Einklange iſt, wenn auch Rootleer unſere Entſchlüſſe theilt, was wollen wir Dreie? Sind wir nicht verlaſſen von auswärtiger Hilfe? Was vermöchte ſelbſt Weſels geſammte Bürgerſchaft, wenn auch ein Geiſt ſie beſeelte, gegen dieſe zahlreichen kampfgeübten Schaaren, die unſere Werke inne haben, deren Feuerſchlünde von der Citadelle Tod und Verderben der Stadt drohen, wenn nur das geringſte Zeichen des Aufſtandes ſichtbar würde?“

„Verlaſſen wir uns ſelbſt, ſo ſind wir verlaſſen, Bruder,“ verſetzte Peter Mulder; „aber lebt in uns feſter Muth in Gefahren, frommes Vertrauen auf Gott, der ein Helfer der Unterdrückten iſt, ſo wird das Unmöglichſcheinende möglich, das Unglaubliche zur Wirklichkeit — der Muth Weniger bricht das harte Joch!“ —

Rootleer ſchüttelte den Kopf. „Wer könnte es wagen, einen Platz wie Weſel, mit ſolchen Baſtionen und Mauern, ſolcher Beſatzung und Wehr, zu überrumpeln, wenn nicht eine bedeutende Macht wohl geübter Truppen ihm zu Gebote ſteht?“ —

„Das eben iſt es ja, was ich Euch ſagen will,“ entgegnete Mulder. „Hört nur erſt meinen Plan. Du, Rootleer, gehörſt zu jenen Verzweifelnden, die den letzten Schimmer von Hoffnung aufgegeben haben und mit ihr ſich ſelbſt. Sei Mann und prüfe den Plan, der in meiner Seele entſtand, den ich Euch mittheilen will. Ich weiß, wie lüſtern die Holländer ſind, Weſel den Spaniern zu entreißen. Ich weiß, daß unfern der Grenze ſich ein bedeutendes Lager gebildet hat. Dort ruht der Keim unſerer Hoffnung. Der Commandant, wie Sanchez dir vertraut, will am öſtlichen Ende der Stadt ein neues Bollwerk errichten. Gerade da wird, während es in der Arbeit iſt, ein Angriffspunkt gegeben. Ich gehe nach dem Haag —“

„Du darfſt die Stadt nicht verlaſſen, mein Bruder,“ ſprach Mulder's Bruder.

„Iſt die Nacht nicht dunkel? Iſt die Mauer ſo hoch, daß nicht ein Seil hinabreicht? Iſt der Graben ſo tief, daß ich nicht durchſchwimmen könnte?“ rief Mulder. „Solche Einwürfe mache nur nicht. Sie ſchrecken Kinder — deinen Bruder nicht! Es wird mir gelingen,“ fuhr er fort, „Hilfe zu erlangen und — Weſel iſt frei!“

„So leicht nicht, als du denkſt, Mulder,“ fiel Rootleer ein. „Wie magſt du hoffen, unbemerkt ein feindlich Heer in die Nähe dieſes Platzes zu bringen?“ —

„Haben nicht die Spanier ihre Spürhunde überall? Sie werden's wittern, und Weſel wird noch elender, als es iſt, das Joch ſchwerer, als wir's ſchon tragen.

„Kleinmüthiger!“ ſchalt Mulder. „Denkſt du, daß mir das entgangen? Wird nicht vierteljährig durch ein Convoi Munition in die Feſtung gebracht? Gerade das iſt der Scheingrund für das Nahen der Niederländer. Die Spanier werden das Convoi verſtärken, ſich ſelbſt dadurch ſchwächen, unſere Retter laſſen das Convoi durch und wir ſind am Ziele. Nein, es iſt kein Zweifel, daß am Muthe Einzelner der Tyrannei Gewalt zerſchellt. Aber Euerer bedarf ich. Wollt Ihr?“ —

Beide ſchlugen jetzt freudig ein.

„Gottlob!“ jauchzte Mulder. — „Männer! Brüder! denen das Geſchick der unglücklichen Vaterſtadt durchs Herz geht, Ihr fühlet es mit mir, es müſſe durch feſten Willen, kühne That und Gottes Segen gelingen, uns Rettung zu erringen; ſeid Ihr auch feſt entſchloſſen, Leib und Leben, Gut und Blut an der Vaterſtadt Rettung zu ſetzen? Soll Euch keine Mühe zu groß, kein Opfer zu ſchwer ſein? Wollt Ihr Euch ſelbſt und Euren kleinen Vortheil vergeſſen, wo es das Wohl Aller gilt, und nimmer wanken im Entſchluſſe, den Ihr jetzt gefaßt?“

Sie erhoben feierlich ihre Hände und ſprachen:

„Wir wollen es! Gott helfe uns!“

In der höchſten Begeiſterung legten ſie die Hände in einander und ſchwuren es ſich zu, feſt und männlich ihr ſchönes Ziel zu verfolgen. Dann beteten ſie ſtille und fielen ſich in die Arme.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Anna in das Gemach. Ihr Ausſehen war bleich und verſtört. Ihr Athem ſtockte faſt. —

„Vater!“ rief ſie endlich, „es iſt ein ſpaniſcher Rottmeiſter drunten, der nach Euch verlangt!“ —

Rootleer und Mulder's Bruder erbleichten.

„Wir ſind verrathen!“ riefen Beide außer ſich vor Schrecken.

Mulder ſah ſie mit lächelnder Ruhe an. „Iſt das Euer Muth? Iſt das Euer Gottvertrauen?“ fragte er. „Seht auf mich: mein Glaube wankt nicht, ob ich gleich nicht weiß, was der Spanier von mir will. Das aber ſteht mit Flammenſchrift in meinem Innern geſchrieben: Gott iſt mit uns, und was auch erfolge, es kann nur dienen, das gute Werk zu fördern! Ruhig und feſt ging er hinab.

Der Geſandte meldete ihm barſch: der Commandant begehre ſein!

Mulder folgte ihm.

Mancherlei Sorgen wollten ſeine Bruſt auf dieſem bittern Wege beſtürmen. Sein kräftiger Glaube aber ſcheuchte ſie alle und heitern Antlitzes trat er in des Commandanten Gemach.

Er hatte ihn erwartet und kam ihm faſt freundlich entgegen. „Mulder,“ hob er an, „mir iſt der Befehl geworden, eine neue Baſtion zu errichten. Zu dieſem Zwecke ſind bereits alle Anſtalten getroffen; allein noch fehlt das Nöthigſte, das Holz zu den Palliſaden, die einſtweilen den Zugang ſchützen ſollen. Ihr ſeid der Mann, der die Kenntniß hinlänglich beſitzt, um ſolches von Köln hierher zu bringen. Dieſes Geſchäft lege ich in Eure Hand. Es ſoll mir den Beweis liefern, ob Ihr würdig ſeid, daß ich Euch die volle Freiheit wieder ſchenke, aus der Stadt zu gehen, wie Ihr wollet.“

„Ihr ſollt Euch nicht getäuſcht haben, Herr Commandant,“ ſprach Mulder, und ſein Herz hätte laut aufjauchzen mögen; denn gerade jetzt und ſo war ihm die volle Sicherheit gegeben, ſeinen Plan ins Werk zu ſetzen. Schon hatte ſich der Gedanke in ſeiner Seele feſtgeſtellt, daß Alf nach Köln in und unter ſeinem Namen gehe, während er ſich, verſehen mit dem Sicherheitsbriefe des Commandanten, unaufgehalten nach den Niederlanden begeben konnte. Er ließ ſich vom Commandanten die nöthigen Weiſungen ertheilen, empfing die Gelder und eilte nach Hauſe, um in der Frühe des morgenden Tages ſeine Reiſe anzutreten.

Zu Hauſe angekommen, ſprach Mulder mit Alf, trug ihm das Geſchäft auf, beſprach genau alle mögliche Umſtände, und Beide verließen mit dem grauenden Morgen unaufgehalten die Stadt in der Richtung nach Köln. — Kaum aber durften ſie ſicher ſein, nicht mehr von Don Vincente's Spürhunden beobachtet zu werden, ſo hielt Mulder an.

„Alf," ſagte er, „geh' du mit Gott in und unter meinem Namen nach Köln. Die ich dort kenne, kennſt auch du. Findeſt du Jemanden, der dich genauer kennt und weiß, daß du Alf Dülmen heißt, gut, ſo ſage, ich habe dich adoptirt, damit dein Name mit dem der Papiere übereinſtimmt. Haſt du die Bäume gekauft und zum Floß gekettet, ſo warte meine Rückkehr ab. Sie wird, will's Gott, innerhalb zehn Tagen erfolgen. Sollte es länger währen, ſo bin ich krank geworden, verſtehſt du mich!" —

Alf verſtand ihn, obwohl er in die geheimen Pläne des Alten nicht eindringen konnte und aus Beſcheidenheit jede Frage mied.

Ein ſtolzes Schiff ſegelte jetzt von Oben her. Im friſchen Thalwinde flatterten die Wimpel und blähten ſich die Segel. Mulder rief das Schiff in der ächten Schifferweiſe an. Sogleich wurde ein Boot ausgeſetzt, um ihn aufzunehmen. Es war ein befreundeter Schiffer von Arnheim, welcher bei ſo günſtigem Wind und auf Mulder's Rath ſich entſchloß, den Kanonen Weſels zum Trotz vorüber zu ſegeln, ohne den Zoll zu erlegen, den der Commandant den vorüberfahrenden Schiffen auferlegte. Der Wind hob ſich immer ſtärker aus Südoſten und wurde gegen acht Uhr faſt zum Sturme. Die Wellen gingen ſehr hoch.

„Wohlauf!" rief Mulder, „laßt mich ans Ruder. Kein Boot wird es bei dieſem Sturme wagen, uns zu verfolgen."

So nahten ſie mit vollen Segeln Weſel, das Schiff flog auf den Wellen des breiten Stromes dahin, da überdies es nicht ſeine volle Ladung hatte. Kaum im Bereiche der Feſtung angelangt, donnerte ein Falconet von der Rheinbaſtion ſeine Mahnung herüber, beizulegen. — Ein friſcher Windſtoß trug das wilde Hurrah der Equipage hinüber als Gegengruß.

Einen Augenblick ſchienen ſie zweifelhaft, wie ſie dieſe Antwort deuten ſollten.

Als aber die gewöhnliche Thätigkeit auf dem Schiff ausblieb, welche regelmäßig dem Landen vorherzugehen pflegt, als nichts den Anſchein gab, daß die Segel eingerefft würden und das Schiff in gerader Richtung ſeinen Lauf fortſetzte, im kecken Uebermuthe Hollands Flagge aufhiſſend, da donnerten die Feldſchlangen herüber und die Kugeln ſauſten um die Köpfe der Schiffenden. Zwei bemannte Boote ſchickten ſich in aller Eile zur Verfolgung der kecken Rebellen an und auf den Hafendämmen regte ſich Alles geſchäftig. — Allein ehe die Boote ausliefen, lag Weſel ſchon hinter dem eilenden Segler und Mulder's Auge warf einen wehmüthigen Blick auf die Thürme zurück, indem er in ſich hineinſprach:

„Leb' wohl, theure, vielgeprüfte Vaterſtadt! Mit neuen Hoffnungen im erſten Morgenſtrahle der Freiheit ſeh' ich dich wieder!“ —

* * *

Nach einer glücklichen Fahrt landete das Schiff im Hafen von Arnheim. Mit pochendem Herzen betrat Mulder den freien Boden. Sein erſter Gang war zum Commandanten, dem Obriſten van Dyden. Er traf ihn nicht. Der Obriſt war nach dem Haag abgereiſt. Die Befehlshaberſtelle über die feſte Stadt und die im Lager ſtehenden Truppen der Staaten von Holland führte Hauptmann Lauwyk, ein Schweizer, welcher ſeinen Arm ſchon ſeit den erſten Freiheitskämpfen unter Wilhelm dem Schweigſamen, den ihre Freiheit erſtrebenden Holländern geliehen, und durch Muth, Tapferkeit und Einſicht das gerechteſte Vertrauen erworben hatte.

Zu dem ließ ſich Mulder führen. Er fand einen Mann von herkuliſcher Geſtalt und Kraft. Er hatte ganz das biedere, einfache Weſen ſeiner Landsleute. Kein Stolz war bei ihm bemerklich. Freundlich hieß er den Eintretenden willkommen.

Mulder, obwohl ein in einfachen Lebensverhältniſſen erzogener Menſch, beſaß durch viele Reiſen und vielſeitigen Verkehr mit der Welt jene ruhige Haltung, die nie vor Höhern verlegen wird, und jene Klarheit des Geiſtes, welche nicht lange ängſtlich nach Worten ſuchen läßt.

Unumwunden, aber auch mit dem Feuer des Patriotismus' ſchilderte er Lauwyk die Lage Weſels, den Jammer der Bürgerſchaft, dann ſeinen Rettungsplan, ſeine Abſicht, die Stadt in die Hände der Holländer zu liefern, um ihr ein beſſeres Loos, hauptſächlich in Rückſicht der unterdrückten Religionsfreiheit zu bereiten.

Die natürliche Beredſamkeit des Mannes feſſelte das Ohr des Hörers, der Plan und ſeine in die Augen ſpringenden Vortheile deſſen ganze Seele. Lauwyk äußerte ſeinen tiefen Schmerz darüber, daß er augenblicklich nicht im Stande wäre, ihm irgend einen Beſcheid zu ertheilen, da er bloß für die Friſt der Abweſenheit die Stelle des Obriſten van Dyden verſehe; indeſſen wünſchte er ſehr, daß Mulder die Reiſe nach dem Haag machen möchte, um durch eine Audienz bei dem Statthalter der Sache einen entſchiedenen Nachdruck zu geben.

Während Mulder über die Zeit nachſann, welche ihm etwa bliebe, um dieſe Reiſe zu machen, vernahm man einen ſchweren Männertritt dem Zimmer ſich nahen. Das Klirren der Sporen verrieth von ferne ſchon den Offizier.

Es trat ein Mann herein von hoher Geſtalt und edler Haltung. Er trug die ſchöne Kleidung der Hauptleute der Reiterei. Der ſtattliche Federhut vermochte nicht, die Fülle des ſchönen Haares in ſeinem Herabwallen auf Nacken und Schultern zu hemmen. Friſche Blüthe der unverwüſteten Geſundheit thronte auf den Wangen. Um Kinn, Lippen kräuſelte ſich ein ſchöner Bart. Feuer und Muth blitzte aus dem Auge.

Mulder's Blick fiel auf ihn — ein freudiges Erſchrecken aber lähmte ſeine Zunge: denn im Augenblick erkannte er Jan Huygens in dem Offizier. Auch bei dieſem war das Erkennen augenblicklich. Die Jahre voll Kämpfe, Leiden und Erfahrungen, welche zwiſchen der Trennung und dem Momente des Wiederſehens lagen, fielen in nichts zuſammen. Mit freudigem Willkommen lag der Jüngling an des väterlichen Freundes Bruſt. In Mulder's Auge regte ſich die Thräne der Freude. Innig umſchloß er den ſchmerzlich Vermißten, den ſo unerwartet Wiedergefundenen — aber eingedenk des Orts und der geänderten Lebensverhältniſſen drückte er mit dem, dem Alter eigenthümlichen Feſthalten an Förmlichkeiten, den Hauptmann leiſe von ſich zurück.

„Es hat ſich Vieles unter uns geändert, Herr Hauptmann,“ ſagte Mulder mit Ehrerbietung, „und es will ſich nicht ziemen, daß ich Euch, wie damals, umarme, als Ihr noch ein Jüngling ohne Stand und Rang waret!“ —

„Wie?“ rief Jan aus, „Ihr, mein väterlicher Freund, wollet vergeſſen, wer ich war und Gott ſei Dank! noch bin? Nein, Vater Mulder, zu einem Ehrenmanne, wie Ihr ſeid, kann kein Verhältniß mein Gefühl ändern. Das Herz iſt daſſelbe geblieben, obgleich ich die Uniform der Staaten mit dem einfachen Wamms des Kaufmannslehrlings vertauſcht habe. Ihr liebtet mich einſt wie ein Vater ſeinen Sohn, und, leſe ich recht in Eurem Auge, ſo lebt die alte Liebe noch. Das freundliche Du müßt Ihr mir geben — ſonſt — ſetzte er mit Wehmuth hinzu, muß ich glauben, jenes unglückliche Ereigniß in Weſel habe mir in Euren Augen ebenſo viel geſchadet, wie in denen meines Oheims Rootleer. Müßte ich dann nicht glauben, ich ſei vergeſſen worden von Euch!“

Jetzt erſt fiel ohne Rückhalt Mulder an des Jünglings Bruſt.

„Ja,“ ſagte er, „du biſt, Gottlob! unverändert geblieben am inwendigen Menſchen, mein Jan. Ach wie lange haben wir deinetwegen Angſt und Sorgen gelitten! Es war unnütz, wie ich jetzt ſehe.“

Ehe Jan aber die Begebenheiten des eigenen Lebens mittheilte, mußte Mulder erzählen. Es geſchah ſo ausführlich, wie es des Alters Sitte und Art iſt, allein ganz nach Jan's Wünſchen, denn auch das Kleinſte hatte Intereſſe für ihn. Beſonders angelegentlich fragte er nach Agnes. Mulder, welcher das Mädchen lieb hatte, wie Jan, ſparte nichts in ihrem Lobe, verhehlte nichts von ihrer ſo offenbaren Liebe für Jan, von ihrem Kummer um ihn. Nicht ohne Bewegung vernahm es Jan. Auch in ſeiner Seele lebte ja das liebliche Bild des Kindes noch immer ſo friſch, als habe er ſie geſtern verlaſſen. Auch ihm waren die Umſtände bei Anna's Verlobung am Abend ſeiner Flucht recht verſtändlich geworden. — Jetzt, wo Mulder von ihr erzählte, ihr Bild ihm malte, wie ſie in den wenigen Jahren zur Jungfrau herangewachſen und in jeder Tugend der Mutter ſchöneres Abbild ſei, jetzt malte ſeine lebendige Phantaſie das Bild aus mit den lebhafteſten Farben und unvermerkt tiefer noch grub er es in ſein Herz.

Nicht ohne Beben hatte er dieſer Erzählung geharrt, weil er von dem Zwiſchenraume, der ihm auch nicht ein Lebenszeichen gebracht, ſo vieles Schreckliche zu hören befürchtet hatte, als ſein Herz geahnt. Jetzt traten freundliche Bilder vor ſeine Seele, und wenn auch die Einkerkerung eine ſchwarze Folie bildete, ſo hoben ſich die Bilder des Lebens, wie ſie Mulder gab, deſto ſchöner davon ab. Mulder ſchwieg voll zarter Schonung über Weſels jetzige Lage. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, den bitteren Wermuth in den Freudenkelch der Erinnerung zu preſſen. Er wollte warten, bis Jan ſelbſt frage. Jetzt aber war das dem Herzen Näherliegende im ungetheilten Beſitze ſeiner Seele, ſo daß er an nichts weiter dachte. An ihm war jetzt die Reihe, Mulder's Neugierde zu befriedigen, und er that's mit Freuden. Damals war er, wie durch ein Wunder, den Nachſtellungen ſeiner Feinde entgangen und nach einem angeſtrengten Marſche, den er großentheils nur in der Nacht fortſetzte, während er am Tage, von Feldfrüchten ſich nährend, ſich verbarg, in den Niederlanden angelangt, wo man mit Vergnügen den rüſtigen, vielverſprechenden Jüngling ins Heer aufnahm.

Jan's Muth, ſeine Tapferkeit, ſein ſchnell ſich entwickelndes

Talent, ſeine ausgezeichnete, unermüdliche Dienſttreue machten ihn bald dem Obriſten van Dyden bemerklich. Dieſer zog ihn hervor, lernte ihn täglich mehr ſchätzen und bahnte ihm den Weg zum Emporkommen. So ſchwang er ſich mit reißender Schnelle durch ſein Verdienſt zum Hauptmann auf. Sein biederer, männlicher Charakter, ſein makelloſes Leben erwarb ihm Aller Achtung, ſein gutes Herz Aller Liebe. Tief im Gemüth aber lag ein Kummer, den allein das Auge des Freundes Lauwyk erkannt hatte. Schmerzlich bereute er ſeine raſche That; ſchmerzlich das Ungemach, welches er ſeinem Oheim Rootleer bereitet, was er aus der Kenntniß der Umſtände als gewiß vorausſetzen konnte, ob ihm gleich alle directe Nachricht fehlte. Seines Oheims Härte erſchien ihm jetzt bei Weitem in milderem Lichte. Richtigere Prüfung und Entfernung des im fremden Lande mehr auf ſich ſelbſt gewieſenen Gemüths ließ ihn Manches anders, als früher, anſehen. Sein eigenes Benehmen erſchien ihm jetzt erſt als ſtrafbar. Wie gerne hätte er es gut gemacht, hätte er gekonnt. Das Alles umdüſterte ſeinen Himmel, gab ſeinem Gemüth eine ernſte, faſt melancholiſche Richtung. Die Entfernung raubte ihm jede Kunde von den Theuren. Lauwyk ſchloß ſich wärmer an ihn an. Ihm verdankte Jan die Rettung von völliger Melancholie. Er zog ihn mehr in das Leben herein, dem er ſich zu entfremden in Gefahr geſchwebt. Als nun van Dyden's Regiment an die Grenze rückte, da hob die Hoffnung wieder die Flügel; allein der Spanier Wachſamkeit ließ es nicht zu, auch nur das Mindeſte aus Weſel zu erfahren, bis Mulder ihn wiederfand.

Dieſe Umſtände theilte Jan dem alten Freunde mit. Lauwyk aber nahm, als Jan geendet, das Wort:

„Ihr vergeßt über dem Perſönlichen das Wichtigere,“ ſagte er; „obgleich ich Euch das nicht zum Vorwurfe mache, denn ich weiß wohl, wie theuer ſolche Kunde dem Herzen iſt, allermeiſt dem meines Freundes Huygens; aber laſſet uns doch auch des Ernſteren gedenken.“

Jetzt erſt vernahm Jan Huygens das Elend der Vaterſtadt und ſeiner Freunde. Erſt jetzt ſchilderte ihm Mulder die Leiden

Rootleer's und ſeine eigenen Erfahrungen. Tief erſchütterten ſie Jan. Hoch erfreut aber wurde er, als Mulder ſeinen kräftigen Entſchluß ausſprach, ſeine Vaterſtadt zu retten.

Die Unterredung, welche nun zwiſchen Lauwyk, Jan und Mulder erfolgte, betraf die Pläne Mulder's und die Möglichkeit ihrer Ausführung. Man kam überein, daß es nöthig ſei, daß Mulder mit Jan nach dem Haag ſich begebe. Und ſo geſchah es am andern Tag in aller Frühe. —

Wenn auch dieſe Reiſe eine ſehr beſchleunigte war und Mulder'n viele Ungemächlichkeiten verurſachte, ſo diente ſie auf der andern Seite wieder dazu, ihn tiefe Blicke in Jan's Herz thun zu laſſen, auf deſſen tiefſtem Grund ihm Agneſen's Bild entgegenlächelte. Oft leitete er das Geſpräch auf ſie und immer ergriff mit höchſter Wärme Jan den Faden und ſpann ihn mit tiefſter Erregung weiter. —

So erreichten ſie den Haag, wo alsbald Jan mit Mulder'n ſeinen Obriſten aufſuchte. Der Obriſt vernahm mit Vergnügen den Antrag. Ihm hatte ſchon die Unthätigkeit in Arnheim zu lange gewährt. Es gelüſtete ihn nach dem Kampf. Er verſprach, Mulder'n ſchon am andern Tage zu dem Prinzen zu geleiten. So geſchah es. Aengſtlich pochte Mulder's Herz, als die Stunde kam, wo er zum erſten Male vor einem Mächtigen der Erde ſtehen ſollte; allein die Milde und Freundlichkeit des Prinzen verſcheuchte ſchnell alle Befangenheit. Der Obriſt nahm für Mulder'n das Wort; doch bald wendete er ſich an Mulder'n ſelbſt, ließ ſich von ihm ſowohl die Werke und ihre Feſtigkeit, als auch den traurigen Zuſtand der Stadt beſchreiben, wie auch die Anzahl der Beſatzung. Mit ſichtbarem Wohlgefallen horchte er dem ſchlichten Mannesworte, lobte den Plan, den Mulder entworfen und ſagte endlich die Erfüllung ſeines Wunſches zu. Es lag klar am Tage, daß der Handſtreich keineswegs zu gewagt, der Erfolg aber, fiel er günſtig aus, von dem größten Gewichte war.

„Ihr ſteht im Lager zu Arnheim, Obriſt,“ hob endlich der Prinz nach einiger Ueberlegung an. „Wie groß iſt die Macht unter Eurem Befehle?“ —

„Sechzehnhundert Mann Fußvolk, zum Theil mit Feuerröhren, zum Theil mit halben Lanzen bewaffnet,“ antwortete van Dyden. „Es ſind erprobte Burſche und acht Schwadronen Reiterei.“

„Wer befehligt ſie?“

„Huygens und Lanwyk.“

„Und welche Hauptleute ſtehen dem Fußvolke vor?“

„Der Droſt von Bonſert, Dieſt und Marquelte.“

„Gut,“ ſagte der Prinz. „Es ſind tapfere Degen, deren Kriegsruhm die Bluttaufe nicht von geſtern hat. In Gottesnamen ſei es. Ueberleget mit dieſem wackern Manne die Sache genau und unternehmet den kecken Handſtreich. Schonet aber des Bluts, und wenn Ihr Sieger ſeid, ſo ſendet mir den Hauptmann Huygens mit der Botſchaft. Ich bin ihm ohnehin noch verpflichtet.

Der Prinz verließ ſie ſehr gnädig und Beide eilten, dem Harrenden die Freudenbotſchaft zu bringen.

* * *

Vierzehn volle Tage waren in ſteter Erwartung dem Commandanten von Weſel hingefloſſen wie vierzehn Jahre. Seine Ungeduld ſtieg mit jeder Stunde. Er warf ſich ſelbſt die Unvorſichtigkeit vor, Mulder'n zu viel getraut zu haben. Als aber der fünfzehnte Tag bis zum Mittage verfloſſen war, meldete man ihm vom Hafen: Peter Mulder ſei mit einem herrlichen Floße gelandet. Dieſe Nachricht erfüllte ihn mit großer Freude. Schon war das Material vorräthig und nur die Palliſaden fehlten, um die Arbeit an der Baſtien zu beginnen.

Wäre unterdeſſen eine Unterſuchung gekommen, der Commandant würde ſich in einer keineswegs erfreulichen Lage befunden haben. Alles aber war beim Alten geblieben und dieß war der Grund, warum er Mulder'n, deſſen Holz vortrefflicher Art war, ſehr freundlich empfing und ihm die volle Befugniß gab, ſeiner Freiheit ſich zu bedienen, wie er wolle. Obgleich nun Mulder wohl wußte, inwieweit dies zu verſtehen ſei, daß man ihn dennoch mit

Mißtrauen auf jedem Schritt beobachten würde, freute er ſich dennoch innig darüber. War ihm doch ſo freiere Hand gegeben, ſeinen Plan auszuführen. —

Groß war die Freude des Wiederſehens bei den Seinen, größer noch die ſeiner Mitverſchwornen, als er ihnen die günſtigen Reſultate ſeiner Unterhandlungen mittheilte.

Rootleer wußte ſeine Freude kaum zu mäßigen. Ihm und Mulder's Bruder hatte der Commandant andeuten laſſen, daß ſie mit ihrer Freiheit und Habe für die Rückkehr Peter Mulder's und Alf's haften müßten. Schon bebten ſie bei dem Gedanken, daß Mulder möchte ein Unglück zugeſtoßen ſein, weil auch das ſchon für den Habſüchtigen hingereicht haben würde, ſie auszubeuten.

Es war ein Freudenfeſt in Mulder's Haus. Er ſelbſt war wie umgewandelt. Sein Antlitz leuchtete von freudiger Erregung. Auch wenn die Vertrauten nicht gefragt hätten, auf ſeinen Zügen ſtand ja die Gewährung ihrer ſchönſten Wünſche, die Erreichung ihres Zieles, geſchrieben. Alle Andere ſetzten dieſe Freude auf die Rechnung der wiedergewonnenen Freiheit.

„O, daß der Tag morgen ſchon käme,“ rief Rootleer, als Mulder ihm und ſeinem Bruder ſeines Strebens Erfolge erzählte, „wie wollte ich die Retter ſegnen!“

„Wollteſt du das, Rootleer?“ fragte Mulder.

„Wie kannſt du zweifeln, Jan?“ gegenredete der. „Selbſt mein Köſtlichſtes ſollte mir nicht zu theuer ſein, daß ich es zum Opfer brächte.“

„Und wenn nun ſie, wenn ich dich beim Worte hielte?“ fragte mit bedeutſamem Lächeln Mulder; aber er ſprach nichts weiter von dem Wiedergefundenen zu Rootleer. Als er indeſſen zu den Frauen kam, denen er verſprochen, nach Jan zu forſchen, ſtand die ſtumme Erwartung, das Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung auf ihren Geſichtern geſchrieben, und ſie wagten die Frage nicht, deren Beantwortung ihrem Herzen Wonne und Schmerz bereiten konnte. Mulder, das Herz voll Freude, weidete ſich einen Augenblick an dieſem Anblick, indem er die Wonne überdachte, die folgen würde, wenn er nun die Lebenskunde brächte; aber die Thräne in Agneſen's Auge ließ ihn fühlen, wie grauſam er handle.

„Er lebt!" rief er aus.

Da leuchteten die Blicke, da kehrten die Roſen auf die bleichen Wangen zurück, da falteten ſich die kleinen ſchneeweißen Hände vor der ſtürmiſch-pochenden Bruſt und das Auge blickte nach Oben, während die Lippe leiſe ſich bewegte.

Mulder ſchwieg. Er hätte den Athem anhalten mögen, um das heilige Dankgebet eines liebenden Herzens nicht zu ſtören.

Die Mutter wurde zuerſt ihrer Gefühle Meiſter.

„Er lebt, ſagt Ihr, Mulder; aber iſt das Alles, was Ihr uns zu ſagen wißt? Ach, wir möchten mehr wiſſen; mehr, als dies kahle: Er lebt! — ? —"

„Er lebt und iſt geſund!" ſetzte Mulder hinzu.

„Habt Ihr ihn denn ſelbſt geſehen?" fragte Agnes mit einer Stimme, die den großen Antheil des Herzens an dem Gegenſtande der Frage nur zu deutlich verrieth.

„Ja, Kind, ich habe ihn geſehen, und war drei Tage bei ihm."

„O, ſo erzählet uns doch um Gotteswillen und martert uns nicht!" riefen Beide.

Da erzählte er denn, wie er männlicher und ſchöner geworden, aber noch ganz derſelbe von Seiten des Herzens geblieben ſei; erzählte, wie er ihn gefunden, wie er in Achtung ſtehe — und — Agnes Augen ſenkten ſich und eine höhere Röthe trat auf die Wangen — wie er noch mit der alten Liebe ihrer gedenke; ja wie dieſe Liebe noch ſtärker geworden durch die Entfernung, wie er ſo unerſättlich geweſen im Fragen nach den Theuren, die er verlaſſen. — „Und wie äußerte er ſich über den Vater?" fragte die Mutter nicht ohne Angſt.

„Wie ein edler Menſch!" ſprach Mulder. „Er vergab; ja, er mißt ſogar ſich ſelbſt den größten Theil der Schuld bei."

„Gelobt ſei Gott!“ ſprach die ſanfte Seele. „Möchte doch nur Rootleer auch mildere Geſinnungen annehmen gegen ihn.“

„Er wird es,“ ſagte Mulder. „Laſſet erſt die Zeit kommen, wo Jan in Eurer Mitte ſein wird, dann gleicht ſich Alles aus, dann fallen alle Scheidewände, und wir preiſen Gott, der Alles wohl gemacht!“ —

„O, wann wird die kommen!“ rief die Mutter ſchmerzvoll aus, und dieſe Worte hallten wehmüthig in Agneſen's Herzen nach.

„Sie wird kommen,“ ſprach mit prophetiſchem Feuer Mulder, „ſie wird kommen, ehe die Blätter fallen, die jetzt noch die Bäume ſchmücken, ehe der Herbſtſturm über die Stoppeln fährt!“

Da ſahen ſie ihn, noch ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung, an.

„Ja, ſie wird kommen, ſo wahr die Abendſonne heute hinabſinkt und morgen wieder leuchtend und wärmend heraufſteigt!“ Dieſe Worte betonte er ſtark und ſchritt, die Frauen ihren Gefühlen überlaſſend, von dannen.

* * *

Der Commandant war durch das Holzfloß, welches Alf und Mulder herbeigeführt, in den Stand geſetzt, den Bau der Baſtion mit allem Eifer zu beginnen. Im weiten Umkreiſe wurden Palliſadenreihen eingerammt und nun, geſchützt durch dieſe, der bisherige Graben zugeworfen. Zahlreiche Arbeiter waren Tag vor Tag beſchäftigt, das Werk, ehe die ungünſtige Jahreszeit einträte, zu beendigen. Schon war unter dieſen Arbeiten die Hälfte des Auguſts gekommen. Schon erhoben ſich die Mauern, ſtark und dauerhaft, zu halber Manneshöhe, als Mulder ſeinen Bruder nach Arnheim ſandte, dem Obriſten zu melden, daß es an der Zeit ſei, zu handeln; denn vom gutmüthigen Sanchez, der oft das Haus Rootleer's beſuchte, hatten ſie erfahren, daß am ſiebzehnten Auguſt das Convoi abgehen ſollte, das beſtimmt war, neuen Bedarf an Munition zu holen und einen Theil der Garniſon mit Wallonen zu vertauſchen. Freudig rüſteten ſich die Niederländer und rückten der Grenze ganz nahe.

Wohl brachten die Kundſchafter dieſe Nachricht. Die Klugheit gebot es ſelbſt Mulder's Bruder, der Ueberbringer dieſer Botſchaft zu ſein.

„Sie werden uns nichts anhaben,“ lachte der übermüthige Spanier und ging in die Falle; denn er verſtärkte das Convoi über Gebühr und ſchwächte dadurch die Beſatzung. Ihm kam es nicht im Entfernteſten in den Sinn, die Niederländer könnten einen Ueberfall der Feſtung wagen wollen. Er pochte zu ſicher auf die Feſtigkeit der Werke, die Stärke der Beſatzung und ihre Tapferkeit. So lullte er ſich ſelbſt in den gefährlichen Schlummer der Sicherheit, der um ſo nachtheiliger war, je weniger er an die Gefahr glaubte. —

Als am Morgen des achtzehnten Auguſt die Nachricht kam, die Niederländer hätten ſich bei dem Anblicke des durch Reiterei geſchützten Convoi's ſchnell zurückgezogen, da höhnte der Commandant ihre Feigheit. Die Nachricht brachte allgemeine Freude unter der Beſatzung hervor, und ſo groß war die Unklugheit, daß man am Abend jene Stelle, wo die Baſtion erbaut wurde, nicht einmal gehörig mit Wachen verſah.

Bereits einige Stunden vor dem Thorſchluß war Mulder durch das Braun'ſche Thor hinausgewandert, als ob er ſich ergehen wolle in der abendlichen Kühle, die nun bald auf die Gegend ſich herabſenken ſollte.

Niemand argwohnte etwas. Tiefe Stille lag auf der Stadt und der Umgegend. Nur der drei Verbundenen Herzen pochten der Stunde der Erlöſung ſtürmiſch entgegen. Eine Stunde ſpäter, als Mulder, verließ Rootleer heimlich die Stadt durch ein anderes Thor und gleich ihm Mulder's Bruder. Auf weiten Umwegen gelangten ſie an dem verabredeten Orte, eben auf jener Stelle, wo einſt Agnes ihren Jan erwartet hatte, zuſammen. Noch einmal flehten die Männer um Gottes Schirm und Schutz für ihr Werk und drückten ſich mit frohen Ahnungen die Hände — dann ergriff

Mulder den ungeheuren Hammer, den er ſich zum Zerſchmettern der Palliſaden hatte machen laſſen, und ſie ſchritten in die Nacht hinaus, den nahenden Rettern entgegen. Nach einem ſtundenlangen Wandern trafen ſie die Vorhut des Heeres.

Roetleer und Mulder's Bruder blieben bei der Vorhut. Peter Mulder ging zu dem Obriſten, um noch einmal eine kurze Rückſprache mit ihm zu nehmen. Als ſie ſich gegenſeitig verſtändigt, wurden die Looſe über die Aufeinanderfolge der Streiterhaufen geworfen. Sie waren je zu hundertfünfzig Mann vertheilt. Das erſte Loos traf Jan Huygens. Frohlockend faßte er Mulder's Hand.

„Euch folge ich!“ rief er; „wir werden die Erſten ſein, die der Vaterſtadt Rettung bringen!“

Still und ohne bemerkt zu werden, geſchützt von dem Rabenmantel einer regendrohenden Neumondnacht, rückten ſie bis dicht an die Palliſaden heran, die jene Stelle ſchützten, wo die neue Baſtion erbaut wurde.

Ein furchtbarer Schlag von Mulder's ungeheurem Hammer traf die Palliſaden, daß ſie krachend ſich auseinander thaten. Hageldicht fielen ſeine herkuliſchen Streiche nach und erſt jetzt erholte ſich der nächſte Wachpoſten von ſeinem Schrecken über das unerklärliche Schlagen. Ein Schuß brannte los — aber ſchon ſank der Soldat, von einer niederländiſchen Kugel getroffen. Wie ein Strom ſtürmten Huygen's, Lanwyk's und Dieſt's Leute nach. Ehe die Spanier zur Beſinnung kamen, war der Markt beſetzt.

Mulder und Huygen's, von Wenigen begleitet, ſprengten die Wache des Braun'ſchen Thores auseinander und öffneten mit Gewalt das Thor. Jetzt drang unaufhaltſam der Schwarm der Reiter herein, an deren Spitze Huygens ſich ſtellte.

Nach einem Hauſe aber, das nahe am Braun'ſchen Thore lag, ſandte er einen ausdrucksvollen Blick und gebot ſechſen ſeiner Leute, zum Schutze deſſelben zurückzubleiben, indeſſen er mit den übrigen dem Markte zuſprengte, wo ein Fähnlein geharniſchter Reiter, welche einige Kanonen und ihre Munition bewachten, ſich zur tapfern Wehr geſetzt hatten. Hier entſpann ſich das wildeſte Treffen. Umſonſt bot Jan Huygens Pardon den Tapfern — ſie fielen Alle bei ihren zu bewachenden Geſchützen. Unterdeſſen war die ganze Stadt erobert, die Wälle beſetzt, die Thore geöffnet worden und alle noch außerhalb Stehenden waren nachgerückt.

Der Commandant ließ einige Bomben von der Citadelle auf die Stadt ſchleudern, allein ſie verurſachten keinen ſonderlichen Schaden und die Ungewißheit eines nächtlichen Kampfes ließ ihn das Sichere wählen, die Waffen bis zum Morgen ruhen zu laſſen.

Die Niederländer ruheten indeſſen nicht in dieſer Nacht. Mehrere Batterien errichteten ſie gegen die Citadelle und beſetzten ſie mit dem ſchweren Geſchütze, welches ſie mitgebracht, zum Theil aber auch in den Werken der eroberten Stadt gefunden hatten.

In der Citadelle befanden ſich eilfhundert erprobte Streiter. Voll wüthenden Haſſes gegen die Niederländer, welche ſie noch immer Geuſen (Bettler) nannten, verlangten ſie laut, ausfallen zu dürfen. Wohl geſchah dies mit außerordentlicher Kraft; allein mit eben ſolcher Kraft wurde der Ausfall zurückgetrieben. Die Holländer folgten den fliehenden Spaniern auf dem Fuß und beinahe zu gleicher Zeit wären ſie mit ihnen in die Citadelle gedrungen. Jan Huygens forderte ſie zur Uebergabe auf.

Grimmige Blicke ſchoß der Commandant auf ihn, als er ſo muthig, ſo fröhlich vor ihn hintrat, um die unwillkommene Botſchaft ſeines Obriſten auszurichten. Schnöde wurde er abgewieſen; doch als noch Holländer nachrückten, als der Commandant ſah, wie man in der Stadt mit Ernſt eine Belagerung vorbereitete, die ihm nur Tod und Verderben bringen konnte, da gab er ſich mit eintauſend und zwei und vierzig Mann, welche ihm geblieben waren, kriegsgefangen und Jan nahm den Degen des Wuthknirſchenden in Empfang. —

Ein dumpfer Schrecken hatte ſich bei dem erſten Getümmel des Ueberfalles der Weſeler bemeiſtert. Was vorgehe war ihnen nicht klar, da das Alles ſo unerwartet kam, ſo unvorbereitet. Nur im Hauſe Rootleer's und Mulder's ahnte man die Wahrheit. Hätte die Sorge um das theure Leben des Gatten und Vaters ſie zur Ruhe kommen laſſen, die Bewohner hätten ſich wohl mögen der höchſten Freude hingeben. Zur Gewißheit wurde ihnen ihre Ahnung, als vor beiden Häuſern Sicherheitswachen erſchienen gegen mögliche Ungebühr. Auf ihren Knieen beteten Agnes und ihre Mutter hier — Anna dort für die Theuren, welche ihr Leben wagten für ihrer Mitbürger Freiheit. In Angſt und Sorge, in Hoffnung und Erwartung ging die Nacht herum. Schon graute in Oſten der Morgen, als Rootleer's Haus ſich öffnete und er ſelbſt, von Staub bedeckt, von Schweiß übergoſſen, hereintrat.

„Weſel iſt frei!“ rief er, „und ihr auch!“

Da flogen ſie ihm entgegen und fielen in ſeine Arme und ein Moment doppelten, innigen Dankes folgte.

Zum zweiten Male öffnete ſich die Pforte.

Wie Verklärte traten Mulder und Anna herein. Stürmiſch umarmte Anna die Frauen, beſonders ihre geliebte Agnes.

„Hoffe, meine Agnes, er iſt nahe!“ flüſterte ſie in ihr Ohr. In wonnigem Erſchrecken bebte das Mädchen zuſammen und ſchlang feſter die Arme um der Freundin Nacken, ihr Antlitz an ihrem Buſen verbergend.

„Jan,“ rief Rootleer'n jetzt Mulder zu, „du ſagteſt einſt, ſegnen wollteſt du Alle, die mitgewirkt zur Befreiung?“ —

„Ich ſegne ſie, wie ſie Gott ſegnen möge!“ erwiederte feierlich der tiefergriffene Rootleer.

„Alle?“ fragte noch einmal Mulder. „Auch wenn du zu grollen Urſache gehabt?“ —

„Alle, ſo wahr Gott uns geholfen!“ war die Antwort.

Mulder riß die Thür auf.

„Herein denn, du Verſtoßener, der du der Erſte warſt auf dem Boden der Stadt unter ihren Befreiern!“ rief er, und — Jan Huygens, im Schmucke des Reiterhauptmannes, trat in das Gemach.

Rootleer ſtutzte einen Augenblick.

„Er war der Erſte auf Weſels freiem Boden!“ rief Mulder. „Rootleer, biſt du deines Wortes nicht mehr eingedenk, deines Wortes, das du eben erſt geſprochen?“

Einen Augenblick noch kämpften in ihm widerſtreitende Gefühle; aber das Beſſere gewann die Oberhand.

„Komm an mein Herz, Jan!“ rief er. „Es iſt Alles vergeſſen; ich ſegne dich! Es ſei von nun an anders bei uns, als es geweſen!“

Jan, überwältigt von ſeinen Gefühlen, ſtürzte an des Oheims Bruſt und ſeine Thränen rannen.

Es war ein ſeliger Moment

„Gelobt ſei Gott!“ ſprach Mulder in ſich hinein. „Es iſt gelungen!“

Tiefe Rührung bemächtigte ſich Aller.

Agnes lehnte ſich zitternd an Anna's Schulter. Es hatte ſich ihrer eine Angſt, eine Bangigkeit bemeiſtert, welche ſelbſt die Wonne, welche ihr Herz fühlte, den Geliebten wieder zu ſehen, überbot. Sie wagte es kaum, ihr Auge auf den ſchönen Mann zu richten, deſſen Weſen und Haltung etwas ſo Stolzes, Imponirendes hatte; der, ſo wollte es ihr dünken, hoch über ihrer Liebe ſtand und — doch ſo überſchwänglich von ihr geliebt wurde.

Die Mutter hatte ſich in die Umarmung Jan's und Rootleer's gedrängt. Beider Arme umſchloſſen den Glücklichen, der in dieſem ſeligen Augenblick alle herben Erfahrungen ſeines Lebens vergeſſen hatte, dem es war, als habe ſich ihm der Himmel aufgethan.

„Haſt du denn Agnes ganz vergeſſen, Jan!“ rief endlich der überſelige Mulder und lächelte unter Thränen, die ſich über ſeine gefurchte Wangen herabdrängten.

Jan erwachte. Er richtete ſich empor. Da ſah er das in aller Fülle der herrlichſten Blüthe vor ihm ſtehende verſchämte Mädchen. Er faßte ihre zitternde Hand und ſein wonnetrunkener Blick zog das ſchöne Bild in ſich hinein; aber ihr Blick war geſenkt und ihre Wange glühte. Halb zog er ſie, halb drängte ſie Anna an ſeine Bruſt.

„Mein guter Geiſt,“ ſprach er, ſanft ſie an ſich drückend, „der mich auf allen Wegen begleitete! Agnes, meine geliebte Agnes, haſt du keinen Blick, kein Wort für mich?“

Da blickte ihn ſcheu und zagend ihr großes, feuchtes Auge an; aber in dieſem Blicke lag ein ganzer Himmel. Aus ihm ſprach der Liebe ganze Seligkeit.

In der Mutter Herzen war die höchſte Wonne bei dem Anblicke der ſchönen Gruppe; denn an Jan geſchmiegt, ſtand das liebliche Mädchen. An ſeiner Bruſt ruhte der ſchöne Kopf. Sein Arm hielt ſie umſchlungen. Sein Mund ruhte auf ihren Locken.

Auch Rootleer ſah mit Wohlgefallen das ſchöne Bild.

„Rootleer,“ ſprach jetzt Mulder, der nicht mehr an ſich halten konnte, „du ſagteſt einſt, auch dein Köſtlichſtes wäreſt du bereit, dem Retter zu geben. Ich mahne dich an dein Wort, wie ich es in Anſpruch zu nehmen damals mir verſetzte, weil ich ihre Liebe kannte. Sieh' hin, alter Freund, gibt es, kann es Menſchen geben, die der Wille Gottes für einander mehr beſtimmte, als ſie? die ſich inniger lieben, als ſie? — Mache dein Kind glücklich und Jan, den du als Sohn wieder aufnahmſt! Gib ihnen deinen Segen, wie ſie Gottes Segen haben!“

Bittend ſah die Mutter zu ihm auf, bittend legte Anna ihre Hand auf ſeinen Arm.

Der Sturm der Gefühle in Rootleer's Herzen war zu mächtig, als daß er fähig geweſen wäre, zu widerſtehen.

Er trat zu den Glücklichen.

„Agnes,“ ſagte er ſanft, „iſt es wahr, liebſt du Jan? Willſt du mit ihm durch's Leben gehn?“

Da ſchlang das Mädchen ihre Arme um Jan's Nacken und preßte ihr erröthendes Antlitz an ſeine Bruſt.

„Willſt du eine andere Antwort, Alter?“ rief Mulder.

Jan ſchloß ſie feuriger noch an ſeine Bruſt.

„Wohlan, in Gottes Namen ſei's! Seid glücklich! Gottes Segen ruhe auf euch!" —

Mulder jauchzte laut auf und ſchloß die Seligen an ſeine Bruſt.

Jan drückte den Brautkuß auf die Lippen Agneſen's. Ihr Glück hatte die höchſte Stufe erreicht. Aller Wünſche waren erfüllt.

* * *

Vor den Obriſten van Dyden rief eine Ordonnanz den Hauptmann Huygens. Aus den Armen der Geliebten mußte er dem Befehle folgen.

„Nun," rief der Obriſt, „Ihr habt mit der Feſtung eine ſchöne Braut erobert? Glück auf! Doch thut es mir leid, Euch von ihr reißen zu müſſen. Angeſichts dieſes müßt Ihr nach dem Haag, dem Prinzen den Rapport zu bringen. Eilt, der Braut Lebewohl auf kurze Friſt zu ſagen, und dann ſchnell zu Pferde. Kehrt Ihr wieder, ſo bitte ich mich bei dem Hochzeitmahle zu Gaſt.

Jan eilte zu Reetleer's Wohnung zurück, um die unwillkommene Botſchaft zu bringen. Sie machte ſie Alle traurig, aber Mulder tröſtete ſie.

„Er kehrt fröhlicher zurück, das glaubet mir;" ſagte er mit Zuverſicht.

Der Abſchied war wohl ſchmerzlich nach ſo kurzer Friſt des Wiederſehens; allein über das Gebot der Pflicht konnte man nicht klagen. Er mußte ſich losreißen. Von ihren Segenswünſchen begleitet, warf er ſich auf das Roß und ſprengte zur Stadt hinaus, von einigen Reitern begleitet.

Ohne Gefahr erreichte er den Haag. Noch vom Staube bedeckt, ließ er ſich bei dem Prinzen melden.

„Vergebt, Hoheit," ſprach Jan, „daß ich alſo vor Euch trete. Der Eifer, Euch die frohe Kunde von der glücklichen Einnahme Weſels zu bringen, ließ van Dyden mir verbieten, die Kleider zu wechſeln."

„Seid willkommen!“ ſprach freundlich der Prinz. „Alſo Weſel iſt unſer? Hat es viele Opfer gekoſtet?“ —

„Faſt keine; Gott ſei Dank!“ entgegnete Jan, indem er des Obriſten Schreiben ehrfurchtsvoll überreichte.

Der Prinz erbrach und las es. Seine Züge erheiterten ſich immer mehr.

„Wackere Männer!“ rief er dann aus. „Ja, das Vaterland iſt wohl geborgen, ſo lang es ſolche Streiter und Helden hat! Hauptmann,“ fuhr er, ſich gegen Jan wendend fort, „Euer Obriſt meldet mir, daß Ihr mit der Feſtung eine holde Braut erobert. Es wäre grauſam, Euch von ihr zu trennen, und, da ich ohnehin Euch für ſo manche wackere That noch verſchuldet bin, ſo will ich mich dieſer Oblage entledigen. Bringet van Dyden ſeine Ernennung als Commandant von Breda, Lauwyk die ſeine als Befehlshaber des Regiments Friesland, und Euch ernenne ich hiermit zum Obriſten an van Dyden's Stelle und zum Commandanten von Weſel. Dienet dem Vaterlande ſo treu und tapfer, wie bisher, und haltet Euch wacker in der Feſtung, deren Eroberung zum großen Theile Euer Werk iſt!“ —

Jan dankte tiefgerührt dem Prinzen. —

Am andern Morgen wurden ihm die Papiere eingehändigt nebſt einem Befehl an van Dyden, den Commandanten der ſpaniſchen Beſatzung anzuhalten, ſämmtliche Erpreſſungen zu erſtatten.

War er im Fluge nach dem Haag geeilt, ſo war dieſer Ausdruck kaum zureichend, um die Eile zu bezeichnen, mit welcher er nach Weſel zurückkehrte.

Frohes Staunen erfüllte alle Herzen, als der Erfolg ſeiner Botſchaft bekannt wurde. Jeder gönnte Jan das wohlverdiente Glück.

Mit van Dyden gingen die Gefangenen nach Holland. Der Commandant mußte blutenden Herzens ſeine geraubten Schätze herausgeben. Es war ihm ſchwerer, als der Verluſt der Feſtung und ſeiner Freiheit. Aber des biedern Sanchez vergaßen die Glücklichen nicht. Reich beſchenkt verließ er die Stadt, um, der Einzige, dem man die Freiheit gab, nach Brüſſel und bald in die Heimath zurückzukehren, wohin ſo mächtig das Herz ihn zog.

Weſel blieb in der Niederländer Gewalt. Jan's Milde hob bald wieder den geſunkenen Wohlſtand, und ſein Hochzeitfeſt war ein Freudenfeſt für die gerettete Stadt, die den biederen Mulder und ſeine Genoſſen als ihre Retter bis zu ihrem Grabe verehrte.

Die Kreuzfahrer.

Eine Erzählung aus dem eilften Jahrhundert.

I.

Die Winterſtürme brauſten ſchauerlich über die Vogeſen hin und wirbelten das abgefallene Laub der alten Eichen und Buchen raſſelnd in die Höhe, und hin und wieder krachten die dürren Aeſte und brachen. Regen, mit Schnee untermiſcht, wurde von dem heulenden Sturme wider die Wände der Menſchenwohnungen und die Wangen der Wanderer getrieben, die in dieſer ſchauerlichen Jahreszeit noch die Heerſtraße oder die einſamen Pfade längs des Rheines gingen. Wen nicht die Nothwendigkeit mit ihrer eiſernen Ruthe trieb, der mochte wohl lieber weilen am kniſternden Feuer des Heerdes oder Kamins, und näher hinzurücken ſeinen Schemel oder Lehnſtuhl, um dem innerlich ſchüttelnden Froſte zu wehren. In den Dörfern des Oberrheins war es ſtille, und ſelbſt die Straßen der Städte waren öde und leer, denn in den Hütten und Häuſern ſaßen die Bewohner beim erwärmenden Feuer und beſprachen einen Gegenſtand, deſſen Heiligkeit und Wichtigkeit den Gewalthaber auf dem Throne, wie den Bauer in der Strohhütte, den Ritter wie den Leibeigenen, den Prieſter und Mönch wie den Laien mit gleicher Stärke anſprach, und die Gemüther Aller in jedem Stande und Verhältniß erregte. Es war dies der namenloſe Jammer, welcher aus dem Innern Paläſtinas bis herüber in die Abendländer erſcholl; der unmenſchliche Druck, die raub- und blutgierige Verfolgung, welche Paläſtinas Chriſten und die frommen Pilgrime traf, die dort ſühnen wollten ihre Schuld, und die rohe, rückſichtsloſe Verwüſtung, welche durch der Sarazenen Fanatismus die heiligen Orte betroffen, wo der Heiland einſt heilbringend gewandelt und geſtorben war. Was die rückkehrenden Pilger erzählt hatten in vielfachen Modificationen, das hatte Peter von Amiens auf ſeinen Zügen mit der wilden Gluth ſeines ſchwärmeriſchen, exaltirten Gemüths anſchaulicher, greller, furchtbarer und empörender geſchildert, und ſo die Rachegluth in den Gemüthern erzeugt, und ſie zu einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung hingeriſſen, die noch lange nachglomm, als ſchon die Tage von Clermont und Piacenza vorüber und Peter bereits mit ſeinem zuſammengerafften Haufen Geſindels in Ungarns Wäldern eine entſetzliche Niederlage erlitten hatte, und nur mit den Trümmern in die Nähe des entnervten Conſtantinopels gekommen war. Einen neuen Antrieb hatte aber des Volkes Begeiſterung wieder in dieſen Tagen erhalten, denn durch den Elſaß und Lothringen, durch die oberrheiniſchen Gauen und die angrenzenden Länder zog ein neuer Kreuzprediger.

In jener, Eingangs beſchriebenen, entſetzlichen Witterung kam ein Mönch die Heerſtraße von Straßburg herab, deſſen ſeltſames Weſen einen außerordentlichen Beruf verkündete. Nicht achtend der ſchneidenden Luft und des erſtarrenden Regens und Schnee's ſchritt er ſeinen Weg dahin. Seine ſtarke breitſchultrige Geſtalt ſchien ganz dazu geeignet, den empörten Elementen zu trotzen. Die Kutte, an Dicke dem Sohlleder vergleichbar, mochte ihn wohl gegen den erſten Andrang des ſchneeigen Regens ſchützen, allein die bloßen, von Kälte und Näſſe rothblauen, bloß mit dicken Sandalen unterlegten Füße mußten der Witterung wilde Gewalt deſto empfindlicher erfahren, obgleich dies ihn wenig zu kümmern ſchien. Ein dicker Hanfſtrick hielt oberhalb der Hüfte die Kutte zuſammen, von welchem ein großes hölzernes Kreuz bis zum Knie herabhing. Ein rothes Kreuz zierte ſeine Schulter, und ſeine Rechte führte einen kräftigen Pilgerſtab mit baumelnder Kürbisflaſche. Die Kapuze war über das kahlgeſchorne Haupt gezogen, doch nicht ſo tief, daß man nicht hätte ein vollwangiges Geſicht, buſchige Augenbrauen, ſchwarz wie des Raben Gefieder, und ein Augenpaar entdecken können, deſſen brennender und ſtechender Blick und gewaltige Gluth den Schwärmer verrieth, in deſſen Innerem fanatiſcher Feuereifer und ein ganzes

Heer von Leidenſchaften wühlte. Sein Name war **Gottſchalk** und ſeine Heimath die Pfalz. Gottſchalk hatte Peter'n von Amiens auf ſeinen Kreuzpredigerzügen durch Deutſchland, und nachmals an Peter's großem Triumphtage zu Clermont kennen gelernt. Er hatte Peter's Umgang genoſſen und einen Theil ſeiner Schwärmerei war auf ihn übergegangen, denn er war in den Jahren, wo noch das Gemüth überhaupt empfänglicher der Begeiſterung und ihrer Entartung, der fanatiſchen Schwärmerei, iſt, als ſpäter, wenn die Jahre nahen, von denen man ſagt: Sie gefallen uns nicht. Allein es miſchte ſich doch zu ſeiner Schwärmerei eine ſtarke Doſis Eiferſucht über den Geruch der Heiligkeit, in welchem Peter bei dem Volke ſtand, und über die anbetende Verehrung, die es ihm allerwegen gezollt hatte. Kein glänzenderes Ziel für das junge, ehrgeizige Mönchsgemüth konnte es geben, als das, ein Idol des Zeitalters zu werden, wie es Cucupeter geweſen. Klug genug, um die Schwäche des Zeitalters zu kennen und einzuſehen, jetzt ſei, gerade in dieſer Gewitterſchwüle und Stille, nachdem das erſte brauſende Wetter vorüber gezogen war, jetzt ſei der Zeitpunkt gekommen, auch um ſein Haupt den Heiligenſchein zu ziehen und ſeinen Namen der Nachwelt zu überliefern; ſchwärmeriſch-religiös genug, um im Innern den raſtloſen Trieb zu fühlen, zur Befreiung der heiligen Erde von ſeiner Seite alles, was ihm möglich ſei, beizutragen; von einem zu regen Geiſt erfüllt, als daß, bei der wachſenden Gährung der Gemüther, ſeine enge Zelle und des Kloſterlebens Einförmigkeit und Unthätigkeit ihm nicht hätte ein Greuel ſein müſſen, und auch wieder zu viel Weltkind, um nicht die ſchrankenloſe Freiheit des Anführers eines Kreuzheeres den Feſſeln des klöſterlichen Gehorſams, und eine genußvollere Lebensweiſe dem ſtrengen Selbſtverleugnen ſeiner Ordensregel vorzuziehen — war Gottſchalk unfähig, länger nnerhalb ſeines Kloſterzwingers zu weilen. Er verließ ſein Kloſter, erließ die blühenden Gauen der Pfalz, und wanderte muthig und ifrig in den Elſaß und Lothringen, und predigte das Kreuz, nach em Maaße der Gaben, die er empfangen hatte. — Aber — waren ieſe geringer, als Gottſchalk glaubte, oder war der erſte Rauſch der Begeiſterung vorüber, den Cucupeter erregt hatte — war er kühlerer Ueberlegung und ruhigerer Beſonnenheit gewichen — oder waren die Augen der Ritter und des Volkes auf Deutſchlands innere Gährung und italiſche Befehdung gerichtet, kurz, Gottſchalk, obgleich er Peter's Grimaſſen und herzbrechende Floskeln ſich zu eigen gemacht hatte, ſah keinen ſonderlichen Erfolg ſeines Predigens in jenen Gegenden. Freilich hatte er hin und wieder eine reiſe Ernte gefunden, und rüſtig ſich in die Zeit ſchickend, dieſe geſchnitten und in volle Garben geſammelt, aber ganz nach Wunſch ging es nicht. Mit Graf Emiko von Leiningen hatte er ſein Bündniß geſchloſſen, ehe er ſeinen Apoſtelzug angetreten. Dieſer wollte ſich als Heerführer des Zugs aufwerfen. Sehr klug war es berechnet von Beiden, daß Gottſchalk ſo weit von der Heimath ſeinen Kreuzzug hatte zu predigen begonnen, und ſtill durch die Pfalz gezogen war, denn mißlang es dort, ſo konnte ohne die Schmach fruchtloſen Bemühens er ſich wieder hinter die Mauern ſeines Kloſters und die Gitter ſeiner Zelle zurückziehen. Jetzt aber kehrte er triumphirend in die Heimath zurück. War auch der Triumph klein, ſo war es doch immerhin ein Triumph für den, durch die Nothwendigkeit genügſam gewordenen Gottſchalk. Auf dieſem Zug erblickten wir ihn zuerſt.

Es war deutlich wahrzunehmen, wie es in ſeinem Innern arbeitete und wie ſich *eine* Vorſtellung ſeines ganzen Weſens bemeiſtert hatte, alſo, daß ſelbſt das Gefühl nur zurückgedrängt war. Die Muskeln ſeines Geſichts waren in ſteter Bewegung, ſein Auge glühte, und er richtete es oft gen Himmel mit neuem ſeltſamen Ausdruck der Mienen, dann erhob er wieder ſeinen Pilgerſtab, als wollte er wüthend drein ſchlagen, und ſtreckte die geballte Linke drohend hinaus. So ſchritt er eine Weile fort, dann wurden einzelne Laute hörbar, die er herausſtieß, und endlich auch zuſammenhängende Worte.

„Biſt du mehr als ich, Peter!?“ rief er aus. „Bin ich vom Himmel verdammt, ein Prediger in der Wüſte zu ſein? — Nein, auch der verkannte Gottſchalk wird, wie du, ein Heer ſammeln, und es, mit Ruhm bekränzt, hinführen an die heilige Stätte, und ſiegen über die blutgierigen Tieger! durch die Pfalz ſoll meine Stimme ſchallen, wie der Ton der Poſaune des Weltgerichts, und ſie rütteln aus ihrem memmenhaften Schlafe, die ſchlemmenden Pfälzer, und in die Schlöſſer der Fürſten und Biſchöfe, in die Burgen der Ritter und die Hütten des Volkes ſoll meine Stimme ſchallen mit der Gewalt des Donners!“ Während dieſes Monologs hatte ſich der Weg um eine Ecke gewendet, und aus den Bäumen heraus wurde der ſteigende Rauch und bald auch die Dächer eines Dörfleins ſichtbar, das bisher Gottſchalk's Blicken verborgen geweſen war. Dieſer Anblick ſetzte ſein ganzes Weſen in neues Feuer. „Wohlauf, Gottſchalk!“ rief er ſich zu, „ſei ein rüſtiges Werkzeug des Herrn!“ Durch dieſe Apoſtrophe goß Gottſchalk neues Oel auf die Fackel ſeiner Begeiſterung, die doch etwas erloſchen war. Rüſtiger ſchritt er in das Dörfchen. Sein Anblick rottete bald das Volk zuſammen, und das rothe Kreuz auf ſeiner Schulter, that nicht ſobald ſeinen Beruf kund, als es auch ſchon wie ein Lauffeuer durch die Gaſſen des Dörfleins bis hinauf zu der darüber liegenden Burg erſcholl: „Ein Kreuzprediger, ein Kreuzprediger!“ Alles, was Athem und Beine hatte, verließ die Häuſer und ſammelte ſich auf einem freien Platze des Dörfleins, wo bereits der ungeduldige Eiferer eine im Kothe liegende Weintonne erfaßt, aufgeſtellt, und ſich mit Hilfe ſeines Pilgerſtabes darauf geſchwungen hatte.

Gerade als der Ruf: ein Kreuzprediger! auch in der Burg erſcholl, ſaßen daſelbſt beim perlenden Weine drei Ritter, Hans von Reiffenberg, der Burgherr, Heinrich von Stadion und Welf von Greifenklau, letztere Beide noch Jünglinge, und beſprachen mit einander die Sache des Kreuzzugs. Ihrem jugendlichen Eifer wollte der Tag Mariä Himmelfahrt des Jahres 1096 zu lange ausbleiben. Die Kunde von Gottſchalk's und Emiko's Unternehmen war bis zu ihnen erſchollen, und Reiffenberg hatte bereits ihnen den nicht unwillkommenen Antrag gemacht, ſich dieſen Beiden anzuſchließen. Jetzt erſcholl jener Ruf, und wie von einem elektriſchen

Schlage getroffen, fuhren ſie alle Dreie von ihren Sitzen auf und folgten eiligen Schrittes den Knappen und Knechten, die bereits auf dem Wege zum Dorfe waren. Der feurige Gottſchalk ſtand ſchon auf ſeiner mehr als profanen Kanzel, und ſeine Rede war ſchon im vollen Fluß, als ſie ankamen. Die Thränen rollten ſchon ſtromweiſe aus den Augen der Zuhörer, die Gluth der Begeiſterung flammte ſchon in den Blicken der Jünglinge und Männer. Durch den anſehnlichen Zuwachs ſeiner Zuhörerſchaft neu erweckt, ſtieg ſeine Gluth jetzt höher und höher. Ergreifend ſchilderte er Halem's Grauſamkeit, Ortoc's Blutdurſt und Wüthen. Anſchaulich, und darum mit ſichtbarem Erfolge, malte er die Scenen beiſpielloſer Grauſamkeit, verübt an den frommen Pilgern, die hingezogen waren, am Grabe des Heilandes zu beten und zu büßen. Seine Thränen rannen, ſein Auge flehte um die Rache des Himmels, ſeine Hände waren krampfhaft geballt, als er des Unglücks gedachte, welches die, unter der Leitung der Biſchöfe von Mainz, Bamberg, Utrecht und Regensburg, nach Paläſtina gezogenen ſiebentauſend Pilger getroffen, von denen nur zweitauſend das Vaterland wiederſahen! Jetzt rief er zur Rache, zum Kreuzzug auf. Jetzt ſchilderte er das Heil, was zu erwerben ſei. Jetzt gedachte er der irdiſchen Vergünſtigungen, welche der heilige Vater in Rom den Kreuzfahrern zugeſtanden. Seine Stimme erhob ſich immer kraftvoller, bis mit dem Ausruf: „Nehmet das Kreuz auf Euch, es iſt der Wille Gottes!“ ſeiner Stimme den Dienſt verſagte, und er, der noch wenig genoſſen hatte, ſeit der mühſeligen letzten Tagreiſe, ganz erſchöpft in die Arme des rüſtigen Reiſſenberger's ſank, der ihm den wonnevollen Ruf: „Es iſt der Wille Gottes!“ mit barbariſcher Kraft in die Ohren brüllte. Und in gleichem Grade der Stärke erſcholl er jetzt ringsum. Die Ritter führten Gottſchalk im Triumph auf die Burg, und das erregte Volk zog ſchaarenweiſe hinterdrein, immer rufend: „Es iſt der Wille Gottes!“ bis endlich an den Thoren der Burg Gottſchalk ſie ſegnend entließ. War gleich dieſer Erfolg nur der ſchwache Schatten jener Scenen von Piacenza und Clermont, ſo war dennoch Gottſchalk unendlich glücklich, und als nun gar der gute Rheinwein aus Reiffenberg's Keller den ermattenden Körper des Mönchs zu der frühern Stärke hinaufgetrieben hatte, da war Gottſchalk ein Feuer, eine Gluth, ein Leben, und er befeſtigte in den Herzen der Ritter den frühern Entſchluß bis zur unerſchütterlichen Feſtigkeit. Nun wurde das Nähere reiflich beſprochen. Nun ſetzte Gottſchalk ihnen den ganzen Plan auseinander. Er ſprach von Emiko's Eifer, von den Aufopferungen, die er zu machen bereit und geſonnen ſei. In der Ebene von Grünſtadt bis Speier ſollte das Heer ſich bis zu Anfang des Monats März verſammeln, und von da ſeinen heiligen Zug beginnen.

Unter ſolchen Reden war die Mitternacht herangekommen. Gottſchalk dehnte ſich behaglich auf dem weichen Pfühl und ſchlief ein, umgaukelt von den Träumen, die die Ereigniſſe des Tages ſo lieblich vor ſeine Seele malten.

Stadion und Greifenklau waren zwei ſo ziemlich gleichalterige Jünglinge, Beide waffengeübt, Beide ruhmvoller Geſchlechter Sprößlinge, aber Beide ſehr verſchieden in ihrer Denk- und Handlungsweiſe. Heinrich Stadion war wild, leidenſchaftlich, aufbrauſend, aber dabei dennoch ſchwach und lenkſam, wenn ein ruhigerer Genoſſe ihn zu lenken wußte. Jedem Eindruck offen, leicht von Liebe, auch leicht von Haß entzündet, war ſein Herz dennoch nicht ohne Tücke und Falſchheit. Liſtig wußte er da, wo offene That ihn nicht zum Ziele brachte, durch Hinterliſt es zu erreichen. Seine Mutter war eine Italienerin, die ſein Vater auf einem Kaiſerzuge nach Rom lieb gewann und als Gattin heimführte. Weitläufig mit Greifenklau verwandt, brachte er ſchon den größern Theil eines Jahrs auf der Burg von Welf's Vater zu, wohin ihn die Liebe zu Welf's Schweſter Bertha zog und feſthielt. Welfen achtete und fürchtete er mehr, als er ihn eigentlich liebte; denn der Neid, der ſeiner Seele nicht fremd war, ließ gegen Welfen keine Liebe in ihm aufkeimen. Sah er Bertha's und Welf's wirklich überſchwängliche, an Innigkeit und Kraft kaum ihres Gleichen zwiſchen Geſchwiſtern, abſonderlich in jenem rohen Zeitalter, findende Liebe, ſo nagte gegen Welfen eine heimliche Eiferſucht an ſeinem Herzen; denn Bertha liebte ihn nicht, und ließ es ihn wiederholt fühlen, wie unlieb ihr ſeine Gunſt ſei. Manchmal kam ihm der Geſchwiſter Liebe zu innig vor, und das Zwiegeſpräch, das er einſt zwiſchen dem alten Diener Kurt und Bertha's Vater belauſcht hatte, wollte ihm Zweifel beibringen, als ſei Welf Bertha's Bruder. Und doch konnte er nichts finden, was ſeinen Zweifel beſtätigte, und ſeine Nachforſchungen führten ihn zu dem Reſultate, Welf und Bertha ſeien Zwillinge, von der Gattin des Ritters ihm in Erfurt geboren, wo er auf der Heimfahrt aus Sachſen, woſelbſt er ſeine Schweſter Elfriede aus dem Hauſe eines ihrer Verwandten mit der Gattin abgeholt, durch ihre nahende Niederkunft ſei aufgehalten worden. Welf war edel, ſtark, rein, treu, fromm und wahrhaft, ſo recht das Urbild eines Deutſchen vom ächten Schrot und Korn. Sein Gemüth lag offen und klar da, wie der reine Spiegel des Himmels. Sein Wille war eiſern, wenn es ein edles Ziel galt, und doch war ſeine Seele ſanft und voll Liebe zu Allem, was er nicht als unedel kannte. Und wie ſich das Innere ausprägt in der äußern Erſcheinung, ſo war auch Stadion ein blühender, friſcher Jüngling, aber des Auges dunkle Gluth, die bedeckte, ſelbſt bei dem Jüngling faltenreiche Stirne, und der Zug der Falſchheit, der unverkennbar auf ſeinem Geſichte lag, ſtieß den Fremden ab und zog den Bekannten nicht an.

Für ſchön konnte er gelten, wenn Welf's blühende Heldengeſtalt nicht neben ihm ſtand. Sah man Welfen bei ihm, den hohen Jüngling mit dem großen, treuen, blauen Auge, in dem ſeine reine Seele lag; ſah man Welf's offene, hohe Stirn, den ſchönen Mund, die edle Adlernaſe und das in Locken auf ſeine Schultern fallende blonde Haar, dann ſchlug ihm, und nur ihm, jedes Herz entgegen.

Ritter Reiſſenberg, bei welchem die Jünglinge vor wenigen Tagen gaſtlich eingekehrt waren, gehörte zu den Menſchen, die aufrichtig und ehrlich, ſich gerne jedem Eindruck ganz hingeben, ohne lange zu überlegen, ob es fromme. Abentheuerlich, wie er war, hatte ihn der Kreuzzug mehr von dieſer Seite als von der frommen angeſprochen, und nur der jungen Gattin umſchlingende

Arme, des lieblichen Knäbleins Lächeln, das ſie ihm geſchenkt, hatte ihn von Peter's Zuge zurückzuhalten vermocht. Jetzt aber loderte, von Neuem angefacht, die Luſt nach Abentheuern in ihm auf, und er löſte des Lebens ſchönſte Bande ohne Kummer. So war das Kleeblatt, über welches Gottſchalk's Beredſamkeit einen ſo herrlichen Sieg errungen.

Daß in dieſer Nacht in Aller Augen kein Schlaf kam, als in die des ermüdeten und nun zur Genüge leiblich erquickten Mönchs, läßt ſich aus dem Zuſtande der Erregtheit, in welchen ſie der Mönch verſetzt, leicht begreifen. Doch hatte jeder ſeinen eigenen Bilderkreis, in dem ſich die Seele bewegte. Reiſſenbergen ſchwebten die Abentheuer, die Kriege, Schlachten und Siege vor. Stadion ſah Bertha's Herz im Scheiden ſich erweichen und die verborgene Liebe bei ſeinem edlen Entſchluſſe ſiegend hervorbrechen. Welf's Seele hatte andere Gegenſtände, die ihr Stoff gaben zu immer neuen Vorſtellungen. Sein frommer Sinn zeigte ihm das Verdienſtliche jenes Entſchluſſes. Er empfand die Seligkeit, dort, wo der Heiland gelebt hatte und geſtorben war, zu wandeln und zu beten. Er hatte daheim einen alten Vater, an dem ſeine Seele mit unendlicher Liebe hing, und eine Schweſter, mit deren Herzen das ſeinige in Eins verſchmolzen war. Der Zuſtand des Traumwachens führte ihre Geſtalten vor ſeine Seele. Bertha, die ſo innig, ſo unausſprechlich geliebte Schweſter, lag vor ihm auf den Knieen, und beſchwor ihn zu bleiben, und doch pries ſie wieder ſeinen Entſchluß hoch und jammerte, daß ſie nicht Mann ſei, um ihn begleiten, an ſeiner Seite ſeine Gefahren theilen zu können. Der alte Vater legte ſegnend ſeine Hand auf ſein Haupt und ſprach: „Zieh' hin, mein Sohn, es iſt der Wille Gottes, er ſei mit dir!“ Und dennoch ſah er Beide von troſtloſem Schmerze zerriſſen, als er ſchied. Solche Bilder zauberte ſeine Phantaſie ihm vor, bis das Licht der winterlichen Sonne matt und röthlich durch die bunten Glasſcheiben auf ſein Lager fiel; da erſt ſank ſein Auge zu, um nach wenig Augenblicken in das erwachende Leben in der Burg wieder geweckt zu werden. Im Burghofe hörte er ſchon ſeines alten treuen Kurt's ſchnarrende Stimme, der Reiſſenberg's Knechten freudig kund that, wie er ſeinen Herrn begleiten würde auf dem Zuge nach Paläſtina. Raſch erhob ſich der Jüngling, und als er herab in die Halle trat, da kam ſchon Reiſſenberg, mit dem rothen Kreuz geſchmückt, ihm entgegen, und Reiſſenberg's Gattin heftete eben auf Stadion's Schulter unter rinnenden Thränen das heilige Zeichen, und auch für Welf war ſchon eins bereit. Gottſchalk aber war ſchon vor des Tages Grauen von dannen gewandert, um rheinabwärts ſeines Wortes Kraft zu verſuchen.

II.

Es war am 24. April deſſelben Jahres, als früh Morgens Gottſchalk, gefolgt von etwa zwei Hunderten des lumpigſten und elendeſten Geſindels, gegen die Burg Leiningen anzog. Am Thore trat ihm ſchon Graf Emiko entgegen und beugte ſich t[illegible], des Mönchs ſegnenden Gruß zu empfangen, den dieſer höchſt würdevoll ertheilte. Nun zog die Mannſchaft ein in den geräumigen Burghof, und Graf Emiko blickte nicht ohne Achſelzucken über ſie hin. Der Beobachter würde auf ihren Geſichtern die Merkmale der ſittlichen Verworfenheit in allen Abſtufungen und in ihrem Aeußern die des Elends gefunden haben. Der Graf befahl, ihnen Mundvorrath darzureichen und den Nackteſten Kleidungen, und ſchritt nicht eben ſehr freundlich gegen den Mönch dieſem voran die Wendeltreppe hinauf bis zu ſeinem Kloſett, deſſen Thüre er öffnete, den Mönch hineinſchob und nach einem Labetrunk rief. Letzteres klang wunderlieblich in des Mönchs Ohren, der ziemlich lange ſich nicht erquickt hatte und aus guter Erfahrung wußte, daß man nicht nur den beſten Markebrunner, ſondern auch die ächte Liebfrauenmilch bei dem Grafen fand. Unten im Hofe wurden ſchon die Laute der Freude und des Wohlbehagens hörbar von den Kreuzfahrern, die ſich gelagert hatten und ſich gütlich thaten. Emiko ſaß, ernſt und unwillig ausſehend, gegen Gottſchalk über in ſeinem gepolſterten

Armſtuhl. Die Diener ſetzten zwei Pokale auf den Tiſch und eine gewaltige Silberkanne, auf der lüſtern Gottſchalk's Blicke hafteten, während er, von öfterm Nippen und ſeltnern kräftigern Zügen unterbrochen, die Erfolge ſeines Predigens, mit allen Umſchweifen und Verbrämungen mönchiſcher Redſeligkeit und Prahlerei, dem aufmerkſamer werdenden Grafen zum Beſten gab. „Aber, Mönch,“ hob endlich nach langem Zuhorchen der Graf an, „wenn du keine beſſeren Beweiſe für deine Rede führſt, als den im Schloßhof, ſo darfſt du meinen Glauben an deiner Erzählungen Wahrheit nicht ſehr hoch anſchlagen, wer möchte Anführer eines Heeres ſein, das aus ſolchem Geſindel beſtünde? Was könnte ich mit ihnen anfangen?“ — „O, ho!“ rief Gottſchalk einfallend, der ſeinen Mann kannte, „kommt es denn etwa in Anſchlag, ob der Sarazenen Pfeile einen braven Mann treffen oder einen Schurken? Und ſteht nicht dieſer Galgengeſichter eines ſo gut auf ſeinen Beinen wie ein braver Mann, und füllt ſolch Einer nicht ſo gut ſeine Lücke, wie Jener? — Meint Ihr, es fehle ihnen an Muth und Eifer? Ei, da irret Ihr, denn wer daheim kein Obdach und keine Ruhe vor den Schuldnern, und dabei ſchon eine Schuldverſchreibung an Rad und Galgen gegeben hat, der, ſollte ich meinen, ergriffe mit Luſt die Gelegenheit, von ſeinen Schulden, ſeinen Sünden und der Anwartſchaft an den Galgen erlöſt zu werden, und nebenbei die Hoffnung reicher Beute hinzunehmen. Auch dürft Ihr nicht glauben, als ſei dies der beſte Theil meiner Werbung; das Beſte kommt nach. Ich bringe Euch rüſtige Lothringer, handfeſte Elſäſſer, kernhafte Schwaben, feurige Pfälzer in Menge, und Ritter, wie die Beiden von Hohengerolseck, den Reiſſenberger, den Stadion, den Greifenklau, den wackern Landſchaden von Steinach, zwei Gemmingen und Dreie von den edlen Kämmerern von Wormbs, Alle mit ihren Reiſigen.“

Der Graf konnte eigentlich gegen des Mönchs erſte Argumente nichts einwenden, und ſeine letzte Namensliſte entwölkte ſeine Stirn. — „Aber,“ verſetzte er, „wie ſteht's mit den Koſten des Zugs?“ — „Auch dafür iſt ſchon geſorgt, verlaßt Euch nur auf

Gottſchalk, der weiß Beſcheid, wo Niemand weiß. Ich habe Geld in Fülle bekommen, das werde ich euch ſchon einhändigen.“ Der Graf reichte Gottſchalken die Hand. „Wohlan, Gottſchalk, ſteht die Sache ſo, ſo ziehe ich mit, und je eher je lieber!“ „Dafür ſorgt abermals nicht,“ fiel wieder Gottſchalk ein, „in höchſtens vierzehn Tagen ſehet Ihr das Heer dort in der Ebene ſich lagern. Die Elſäſſer und Lothringer mit den Oberrheinern ziehen ſchon heran und werden bald eintreffen. Daß aber Reiſſenberg, Stadion und Greifenklau noch nicht bei Euch waren, wundert mich; ſie hatten mir zugeſagt, dieſer Tage hier zu erſcheinen, denn erſt vor fünf Tagen war ich bei ihnen.“

Als Gottſchalk noch ſo ſprach, erſcholl im Hof ein freudiges Halle der erquickten Kreuzfahrer, und Emiko, der ans Fenſter trat, ſah Reiſſenberg, Stadion, Greifenklau und den Aeltern von Hohengerolseck eben hereinſprengen. „Sie haben das Kreuz genommen,“ jubelte der Graf, warf den ungeheuern Fenſterflügel praſſelnd zu, und rannte, dem Mönche freudig auf die Schulter klopfend, zu des Kloſetts Thüre hinaus, die Kommenden zu empfangen. Gottſchalk blinzte ihm nach, lachte in ſich hinein, und machte mit der Hand eine Bewegung, als ſähe er gerne ſeine Entfernung; dann goß er ſchnell ſeinen und des Grafen Pokal voll bis zum Rand, und eben ſo ſchnell leerte, füllte und leerte er wieder, und ſchlich dann, inniglich auf die noch den Reſt enthaltende Kanne zurückblickend, zur Thüre hinaus.

Vor dem Saale angelangt, richtete er ſich mächtig auf, gab ſeinen Mienen einen Ehrfurcht gebietenden Ausdruck und trat ein. Da ſaßen ſie ſchon tief im Geſpräche, Meinungen äußernd und austauſchend über den heiligen Zug, für den der ehrgeizige Emiko mit Feuer und Liebe erfüllt war. Die Ehrerbietung, die der Mönch zu empfangen gewohnt war, nahm er mit innigem Behagen hier um vieles geſteigert, und ſetzte ſich dann, während Emiko ein ſatyriſches Lächeln nicht bergen konnte, neben dieſen, um an der Berathung ſelbſt ſeinen thätigen Antheil zu nehmen. „Der Zug wird zu groß werden, um mit dem vorhandenen Gelde alle Bedürfniſſe deſſelben zu befriedigen," fuhr Emiko, gegen die Ritter gewendet, fort; „dann ſelbſt nicht, wenn wir alle unſere Beſitzungen verpfändeten." — „Aber wie wollt Ihr dann das Volk ernähren und vor Mangel hüten und Hungersnoth?" fragte geſpannt Welf, der dem Gange der Unterhaltung bis hierher ſtill und ohne alle Unterbrechung gefolgt war, und jetzt ein Labyrinth für den Grafen ſah, aus welchem er nicht zu retten wußte. Der Graf, erregt, und ſelbſt unwillig durch des Jünglings Unterbrechung, ſagte barſch: „Wohlan, laßt uns die Sache verſuchen und Alles der heiligen Sache opfern! Ihr ſeid ja ein reicher Erbe, Greifenklau, und könnet alſo auch opfern! Ich bin nicht alleiniger Erbe meines Vaters, und dabei lebet er noch," verſetzte Welf ſcharf; „zudem habe ich mich nicht geweigert, meine Mittel alle darzureichen. Ihr meintet ja, es hülfe dennoch nicht!" Emiko wollte eben losbrechen und mit ſcharfen Worten Welfen zurecht weiſen, als Gottſchalk ſich erhob. „Pax vobiscum!" ſprach er. „Wozu des beginnenden Zwiſtes? — Nicht unſere Sache iſt's, die wir führen, ſo iſt die Sache Gottes; darum wird ſich der Herr nicht unbezeugt laſſen an uns. Nicht der Ehrgeiz treibet uns, ſondern der heilige Gotteseifer und die Liebe zu Gott — iſt es denn nun nicht aller Chriſten Pflicht, daß ſie theilen ihr Brod mit uns? Sie werden's, denn unſre Sache iſt ihre Sache. Wir ſind geheiligte Streiter des Herrn. Nicht unſer iſt unſere That, ſondern des Herrn; nicht unſer das Lob, ſondern des Herrn, der ein Herr iſt über Alles auf Erden. Sind wir denn des Herrn, ſo iſt unſer Alles auf Erden, und ſo wir ſchneiden vom Brode des Bürgers oder Leibeigenen, ſo iſt's von unſeres Herrn, und derohalben von unſerm Eigenthume!" — Da erglühte Welf furchtbar und ſprang auf. „Wie, ſo wollt Ihr rauben, Ihr, ein Diener des Herrn? So wollt Ihr durch arge Trugvorſtellungen uns zu Räubern umſchaffen? — So fahre lieber hinweg, du heiliges Zeichen, von meiner Schulter, wenn du der Schild ſein ſollſt, unter dem man freveln darf am Eigenthum des Nächſten!" Er griff mit dieſen Worten raſch nach dem Kreuz und wollte es herabreißen; allein Stadion und Gottſchalk fielen ihm in den Arm. „Biſt du raſend, Jüngling," ſchrie Gottſchalk, „weißt du, was du thuſt? So willſt du um eines eiteln Mißverſtandes willen deiner Seele Heil, des heiligen Grabes Rettung aufgeben? Als Streiter Chriſti verlange ich von dir das Dämpfen deiner brauſenden Leidenſchaft und der unheiligen Flamme des Zornes! Oder willſt du gleich ſein den wilden, raſenden Sarazenen, deren Unthaten unſeren allerheiligſten Glauben ſchmähen und ſchänden?"

Welf wurde bleich. Der edle Menſch ſchämt ſich ſolcher Aufwallungen; auch Welf fühlte Schaam über ſein Beginnen. Gottſchalk gab ſeinen Worten eine feinere Deutung. Er wies dem Jüngling die Gerechtigkeit ſeiner Forderungen an die Chriſtenheit nach, und ſchloß mit der Verſicherung, daß es ihnen nicht fehlen würde. Welf wurde dadurch beruhigt. Seine argloſe Seele ließ ſich von des Münchs Worten einlullen, ſo daß auch kein Funke irgend eines Verdachts einer unedlen Abſicht übrig blieb. Guter Welf! hätteſt du die Greuel vorausgeſehen, die das Kreuzheer begehen würde, hätteſt du die Maſſe des Elends gekannt, die es hervorgebracht, hätteſt du die Scenen roher, viehiſcher Barbarei alle gekannt, die ſeinen Zug bezeichneten, du würdeſt nicht gezogen ſein mit dieſen Auswürflingen des menſchlichen Geſchlechtes; dein ritterlicher Muth würde beſſere und ehrenvollere Gelegenheit zu edlen Thaten gefunden haben, als bei dieſem Volke du fandeſt!

III.

In einem hoch gewölbten Gemache ſeiner Burg ſchritt, in tiefes Sinnen verſunken, der alte Ritter Greiſenklau mit ſo gewaltigen Tritten auf und nieder, daß der ziegelſteinerne Fußboden erſchallte und nicht ſelten die Glasſcheiben in den ſpitzbogigen Fenſtern klirrten. Er war ein Greis von ſiebzig Jahren, aber der Jahre Laſt hatte ihn nicht gebeugt und das Alter hatte nur ſeinen Schnee ihm aufs Haupt geſtreut, nicht aber ſeine Kräfte gebrochen. Die ſonſt ſo heitere Miene war verſchwunden, ein wehmüthiger Ernſt lag auf den edlen Zügen des Greiſen, und die Falten ſeiner Stirne, das unſichere Umherirren ſeiner Blicke, der raſche, kräftige Gang, waren Verkünder eines mächtigen Zwieſpalts in ſeinem Innern und einer Verworrenheit, aus der er den rettenden Faden nicht finden konnte. Was mochte den Mann ſo bewegen, der ſonſt eiſern und feſt im Leben daſtand, unerſchüttert von ſeinen Stürmen? Was konnte ihn zu ſolcher Unentſchloſſenheit führen, da ſonſt ſein ſicherer Blick, ſein heller Verſtand und ſein edles Herz ihn nie lange wählen ließ? — Aus dem ſtillen Gemache Bertha's, der einzigen, lieblichen Tochter, war er ſo eben getreten. Dort hatte er das liebliche Mädchen in ihren Thränen gefunden, wie er ſie ſeit langer Zeit ſo oft fand. Der unausſprechliche Kummer, der an ihrem Herzen nagte, konnte ſelbſt ihre erzwungene Heiterkeit nicht fürder verhehlen, denn er hatte ihre Wange gebleicht, das Feuer ihres ſchönen Auges gelöſcht, die hohe, edle Geſtalt gebeugt. Des Vaters Blicken war dieſe Veränderung nicht entgangen. Sorglich hatte er das geliebte Kind beobachtet, weil er wähnte, ein körperlich Leiden trage ſie. Aber ſeit Welf's Abweſenheit, ſeit der Ruf erſcholl von einem neuen Kreuzzuge, hatte ihr Zuſtand ſich ſichtlich verſchlimmert und auch des Vaters heiterer Sinn war mit Bertha's Wohlſein gewichen. — Er war beſorgt in ihr Gemach getreten. Da kniete Bertha vor einem Bilde der heiligen Jungfrau und betete, und ihrer ſelbſt und Alles außer ihr vergeſſend, betete ſie laut, von heftigem Schluchzen unterbrochen: „O, gib Frieden meinem Herzen, Heilige, gib ihm Frieden! Laß es nicht brechen bei dem Schmerze der Trennung. O, nimm in deinen Schutz den Streiter deines Sohnes. Wahre du ſein Haupt vor den feindlichen Schwertern. Laß ihn wiederkehren an mein Herz. Sollte er fallen, o, ſo nimm mich zu dir, zu ihm!“ Sie ſchluchzte lauter und lauter. Krampfhaft drückte ſie die gefalteten Hände vor die kummervolle Bruſt und ſenkte das Haupt. Dann erhob ſie es wieder. „Bin ich ſtrafbar, daß ich ihn ſo unendlich liebe? O, du Heilige liebteſt ja ſo unendlich deinen Sohn, ſo ich den Bruder!“ Bei dieſen Worten der Jungfrau ſchüttelte ein eiſiger Schauer den Greis, der überraſcht von dem Anblick, ergriffen und im Innerſten bewegt von dem Gebete ſeines Kindes, mit gefalteten Händen daſtand. Wie Fieberfroſt ſchüttelte es ihn. Leiſe trat er zurück, wie er gekommen, die Betende ſich ſelbſt überlaſſend. Die Scene, deren unbemerkter Zeuge er geweſen, hatte alle die Räthſel mit einem Male furchtbar gelöſt. Ihm war eine Gewißheit geworden, die er wohl manchmal geahnt, öfter gefürchtet hatte, ohne ſie ſich ſelbſt jedoch zugeſtanden zu haben. Mit allen den Gefühlen, die in ihm wogten, mit allen den Gedanken, die ſeinen Kopf durchkreuzten, trat er in das Gemach und ſeufzte tief aus dem Innerſten ſeiner Seele: „Herr, Herr! bleibe bei mir, denn es will Nacht werden!“ Er ſchritt mit ſich ſelbſt im Kampf auf und nieder, und konnte nicht die ruhige Ueberlegung gewinnen. „Elfriede, Elfriede!“ rief er mit gebrochener Stimme, „du Vollendete, bete für dein Kind und das meine! — O, des furchtbaren Schickſals! Soll das einzige Herz brechen, das noch mein iſt? Fluch dem Buben, der deine Ehre raubte, Fluch ihm ewig!“ — Er ſchritt wieder heftiger auf und nieder. „Sie liebt ihn,“ ſagte er nach einer Pauſe, ruhiger geworden, „ſie liebt ihn, und dieſe Liebe iſt nicht die Geſchwiſterliebe, ſie iſt die reine Liebe der Jungfrau zu dem Jüngling ihrer Wahl! Warum wollte ich der Natur ihre Rechte nehmen? Warum mußte ich ihn meinen Sohn nennen und als Bruder ihn zu Bertha geſellen? O, wie glücklich könnte ich jetzt ſein! — Und doch? — Vergib mir, Elfriede, vergib mir, daß ich den heiligen Eid bereue, den ich dir geſchworen! War es nicht der Schweſter Ehre, unſeres Stammes Ehre, unſeres Wappens Reinheit, die mich verpflichtete, der Unwahrheit den Stempel der Wahrheit aufzudrücken und ihn meinen Sohn zu nennen, der der Baſtard eines Elenden war? — — Was ſoll ich beginnen? Soll ich Welfen, ſoll ich Bertha'n ein Geheimniß enthüllen, das die Schranken niederreißt, die ſie trennen, und ſoll dann Bertha's Herz brechen, wenn Welf fällt?“ — — — Er rieb ſich angſtvoll den kalten Schweiß von der Stirne, ſaß eine Weile nachdenkend — dann fuhr er auf und rief aus: „Wer aber löſt meinen Eid? Soll ich eidbrüchig werden?“ — „Das verhüte Gott!“ ſprach eintretend und des Ritters letzte Worte vernehmend, Benedikt, des Ritters vieljähriger Freund und Beichtvater, von ihm hochverehrt ob ſeines Edelmuths und ſeiner Frömmigkeit. Benedikt war Abt eines nahen Kloſters. Auch zu ihm war die Kunde von Welf's Entſchluß gedrungen. Er kam, dem Greiſe Glück zu wünſchen, und ſo es Noth thäte, Troſt zu ſpenden.

„Ihr ſeid mir ein Engel des Herrn heute," redete ihn mit einem, um Vieles erleichterten Herzen, der Ritter an, ihm die Hand bietend zum traulichen Willkommen. — „Aber was habt Ihr doch, Ritter," fragte mit herzgewinnender Freundlichkeit der fromme Benedikt, „daß Ihr im Zweifel ſtandet, eidbrüchig, alſo untreu und unwahr gegen den Allmächtigen zu werden? — Ich will nicht glauben, daß ſolches Euer Ernſt war, denn dafür möchte ich Bürge werden, daß mit ſolcher Sünde Euer Herz nichts gemein hat!" —

„Ihr, der Vertraute meines Herzens, Ihr, vor dem meine Seele in ihren geheimſten Falten offenbar iſt," ſprach jetzt ernſt und wehmüthig der Ritter, „Ihr mögt entſcheiden, was die Pflicht mir gebeut. Euch will ich mein Herz ausſchütten: Ihr wiſſet, daß Welf nicht mein Sohn, daß er die Frucht einer getäuſchten Liebe meiner Elfriede war, die lange und ſchwer gebüßt für den Fehltritt. Euch iſt es bekannt, wie ich den Knaben als den Zwillingsbruder Bertha gelten ließ, weil gerade meine vollendete Gattin auf der Fahrt aus Sachſen in Erfurt mir Bertha gebar, als Welf erſt wenig Tage alt war. Ihr billigtet dieſe Handlung, da ſie Elfrieden's Ehre ſchützte, unſeres Stammes Ehre erhielt und ſo mein Wappen unbefleckt blieb. Ich hielt meinen Schwur. Ich vergaß in der Liebe zu dem herrlichen Knaben, daß er mein Kind nicht war — er war es durch die Bande der Liebe. Beruhigt hierüber ſtarb meine Schweſter ruhig und freudig. Jetzt erſt wird mir zur furchtbaren Gewißheit, was meine Seele gefürchtet, geahnet, Euch oft vertraut, daß — Bertha's Liebe zu Welfen mehr iſt, als die Liebe der Schweſter zum Bruder. Ihr Herz hängt mit einer unendlichen Liebe an Welf, es bricht, fürchte ich, wenn Welf ſcheidet. Darf ich das Geheimniß enthüllen, darf ich Bertha's

Liebe billigen? O, wie glücklich könnte ich ſein, wenn der Ehe heiliges Band ſie umſchlänge, und ich die Enkel ſchaukeln könnte auf meinen alten Knieen? — Entſcheidet, ich bitte Euch!“ — Während dieſer Rede ſaß Benedikt im ernſten Sinnen. Er hatte des Ritters Rede mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit angehört. Sein Herz, das an Beider Wohl und Wehe den innigſten Antheil nahm, war bewegt durch dieſe Entdeckung. Er ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Ihr müßt ſchweigen, mein alter Freund. — Fraget Euch ſelbſt, wird Bertha glücklicher, wenn Ihr das Geheimniß enthüllet? Auch Welf liebt die Jungfrau, das habe auch ich ſchon längſt erkannt. Aber Welf hat im frommen Eifer für ſeines Heilandes Ehre das Kreuz genommen. Wird er das aufgeben?“ „Er wird, er darf nicht!“ verſetzte mit gebrochener Stimme der Ritter. „Wohlan denn,“ fuhr Benedikt fort, „wollet Ihr ihm den Gang der Pflicht erſchweren, wollet Ihr ſein Herz mit einer irdiſchen Liebe entflammen, da jetzt ſeine Liebe eine geheiligte iſt? Wollet Ihr Bertha's Herz mit einer Hoffnung beglücken, die vielleicht auf Erden nicht ihre Erfüllung findet? O, laßt ſie in dem Glauben, als ſeien ſie Geſchwiſter. Laſſet ihren Herzen den goldenen Frieden. Und kehret einſt Welf, wie es Gott gnädiglich fügen wolle! kehret einſt Welf heim, dann iſt ihre Liebe erprobt, und glühet ſie noch in ihren Herzen, wohlan, dann laßt uns ſie krönen durch der Ehe heiliges Band!“

Da faltete der Ritter ſeine Hände, und ſein Auge richtete er gen Himmel und ſprach: „So hilf du, Herr, und laß es wohl gelingen!“ Und eine große Thräne rollte in den grauen Bart. „Amen,“ ſprach Benedikt gerührt, des Greiſes Rechte faſſend; „ſeid getroſt, der Herr wird auch Bertha's Seele Frieden geben! Wo iſt ſie?“ — „Sie betet in ihrem Kämmerlein,“ verſetzte der Ritter. „O, dann ſeid ruhig, mein Freund!“ tröſtete der Abt, „dann hat ſie ſelbſt das untrüglichſte Heilmittel gefunden für ihres Herzens Weh; denn wo die irdiſche Hoffnung bleicht, da gibt das Gebet die himmliſche dem Herzen; und wo der Menſchen Troſt verſiegt, da flößt des Gebetes Gotteskraft eine Ruhe in das kummervolle Herz, die unzerſtörbar iſt, und gibt ihm einen Muth, der Alles erträgt, und eine Demuth, die Alles duldet, ſelbſt die Dornenkrone des tiefſten Schmerzes.“

Und alſo gab der fromme Mann den Frieden und die Ruhe dem Herzen des Greiſes wieder, indem er ihn ſelbſt den Ausweg aus dem Labyrinthe finden ließ. Und lange ſaßen ſie noch in traulicher Zwieſprach, und immer feſter wurde in des Ritters Seele der Entſchluß, zu ſchweigen. Aber im Stillen betete er zu Gott um Bertha's Ruhe und Glück. Der Mittag war heraufgekommen unterdeſſen. Heiter lächelte der blaue Himmel auf die noch todte Erde, und der Sonne erſte warme, belebende Strahlen fielen durch die großen bemalten Fenſter in die Gemächer der Burg. Bertha hatte im hausmütterlichen Berufe gewirkt. Des Herzens Weh hatte das fromme Gebet gelindert. So trat ſie bleich — aber mit dem ſanften Lächeln frommer Ergebung in das Gemach, wo der Vater und der fromme Abt noch immer im Geſpräche daſaßen. — „Der Herr ſei mit dir, und gebe dir Frieden und Freude!“ ſprach ſanft der Abt, die Jungfrau ſegnend, die den frommen Gruß erwiederte und hinzuſetzte: „Deß bedarf ich wohl, ehrwürdiger Vater!“ „Und warum, meine Bertha?“ verſetzte Jener, „warum? Sollte dein Herz nicht voll heiliger Freude ſein ob des Heiles, deſſen Welf gewürdigt wird? Möchteſt du denn, daß der Bruder hier in träger Ruhe weile, während Tauſende von Gattin und Kind, von Vater und Mutter ſcheiden, um das heilige Grab zu befreien von der Ungläubigen unheiliger Hand? Willſt du trauern, wo ihm des Glaubens Ehre gebeut zu ziehen? Willſt du verzagen, wenn er im Schutze des Herrn und ſeiner Heiligen dahingeht, zu fechten für eine heilige Sache? Oder ſäheſt du lieber, daß er eiteln Ruhm erkämpfe in den heimiſchen Zwiſten und Fehden, und ſiegen über Brüder, über Chriſten? das ſei ferne von dir. Dem Mann iſt es Pflicht zu handeln für eine heilige Sache, und ſo es Noth thut, ſelbſt zu bluten, und zu ſiegen über andere Wünſche. Das Weib muß beten, und beruhigen und ermuthigen, wenn der chriſtliche Kämpfer feig genug wäre, hier zurückzubleiben, wo das Heiligſte auf dem Spiele ſteht. Fühlſt du, erkennſt du das nicht?“ — „Ich erkenne, ich fühle es, mein Vater; aber wollet Ihr der Schweſter Herz verdammen, wenn ihm die Trennung von dem geliebten Bruder wehe thut, die vielleicht eine ewige iſt? — das wollet nicht!“ — „Eine ewige?“ fragte verweiſend in ſanftem Tone der Abt. „Gibt es denn eine ewige Trennung, Bertha? Stehet nicht Welf im Schutze des Herrn, für den er ſtreitet? Und fällt er im heiligen Kampfe, ſo biſt du nicht ewig getrennt, ſo ſiehſt du ihn da wieder, wo unſer Aller Heimath, unſer Vaterhaus iſt. Bertha, bedenke das!“ — „Es iſt mein letzter Troſt, wenn die Hoffnung irdiſchen Wiederſehens zu Grabe geht,“ liſpelte die Jungfrau, während eine Thräne ihr Auge umflorte.

Und über dem einfachen Imbiß, zu dem ſie jetzt gingen, ſprach im väterlichen Tone der Abt weiter, und flößte neue Kraft Bertha's Seele ein. Der Abt ſah, wie nöthig ſeine Gegenwart ſei. Er blieb. Und als ſie am Nachmittage traulich im Gemache ſaßen und Benedikt ihnen die Greuel, die auf der heiligen Stätte ſich ereigneten, erzählte, und Bertha in der Niſche des Bogenfenſters ſaß und für den geliebten Bruder eine himmelblaue Schärpe mit ſilbernen Kreuzen ſtickte, da rief ſie plötzlich freudig, ihres Leidens vergeſſend, aus: „Er kommt, er kommt!“ Und ehe noch der Abt und der Ritter ſich erhoben hatten, war ſie ſchon hinausgeflogen und die Stiegen hinab, den Geliebten zu begrüßen, der eben vom Pferde ſtieg, das die frohlockenden Knechte ihm hielten.

„Kommſt du endlich?“ rief ſie, ſeinen Hals mit ihren Armen umſchlingend. „Ach, wie oft habe ich mich vom Söller nach dir umgeſehen und konnte dich doch nicht herbeiholen!“ Welf küßte die Holde und ſagte, die Locken ihr von der Stirne ſtreichend: „Nun haſt du mich ja wieder, du Gute! Was macht der Vater?“ In dieſem Augenblicke fiel Welf's Mantel zurück und das rothe Kreuz auf ſeiner Schulter fiel ihr ins Auge. Sie erbleichte, ſie wankte, und Stadion, der bisher von ihr gänzlich unbeachtet, zitternd vor Grimm ob dieſer Nichtachtung, dageſtanden hatte, fing ſie auf.

Sie ſtarrte ihn an. „Welf,“ rief ſie, „o nimm mich in deinen Arm.“ Welf ſtand da wie eine Bildſäule, ſo war er erſchrocken. „Was iſt dir, meine Bertha?“ rief er jetzt angſtvoll, ſie auf ſeine Achſel hebend und mit der geliebten Laſt die Treppe hinaufeilend. Bertha erholte ſich wieder. Die beiden Greiſe, die Zeugen des Auftritts durch die Fenſter geweſen waren, kamen ihnen angſtvoll entgegen. Bertha hing weinend in Welf's Armen. „So willſt du wirklich ziehen, mein Bruder?“ fragte ſie mit einer klagenden Stimme. „O, könnte ich mit dir!“ — Die Worte drangen wie ein Schwert durch des Jünglings Seele und raubten ihm die heitere Stimmung wieder, die das Wiederſehen der geliebten Schweſter und des Vaters, und das Bewußtſein der Erfüllung einer hochheiligen Pflicht durch ſeinen Zug ihm gegeben. Ernſt und ſtill ſaß er neben Bertha, und nur Benedikt's frommes und ſalbungsvolles Wort richtete ſeine Seele auf. Allein der nahende Trennungstag, den Stadion's Treiben noch näher rückte, breitete eine Wehmuth über ſie aus, die dieſem allein fremd blieb, in deſſen Bruſt eine unauslöſchliche Bitterkeit eingezogen war. Nur der alte Ritter war muthiger als Alle. Eine jugendliche Heiterkeit ſchien ihn zu beleben. Er pries Welfen glücklich. Er wünſchte nur noch einmal die erloſchene Jugendkraft zurück, um auch gleich ihm den Zug zu des Glaubens Ehre machen zu können; und dieſe Stimmung des Vaters regte Welf's Glaubensmuth von Neuem auf, und ſelbſt Bertha's Schmerz ſchien ſanfter zu werden. Aber was ſie heimlich litt, was ihr Herz empfand, wenn die Männer von den Thaten ſprachen, mit denen die Jünglinge ihren Namen ehren würden, das ſah kein Auge, als das des Allwiſſenden, vor dem ſie ihrer Seele Schmerz in heiliger Andacht ausſtrömen ließ, zu dem ſie für Welfen betete. Es ſchien, als wolle ſie die wenigen Stunden, die ſie noch um den geliebten Bruder war, erkaufen; denn ſie begleitete ihn wie ſein Schatten. Sie war thätig, mit ihm die Vorkehrungen treffen zu helfen, und mochte auch ihr Herz bluten, mochten ihre Thränen rinnen, ſie ließ ſich's nicht nehmen. Noch einmal beſuchten Beide Arm in Arm die Orte, wo ſie in und um die Burg bei den Spielen ihrer Kindheit ſo harmlos glücklich geweſen waren. Noch einmal verſetzten ſie ſich in jene lieblichen Tage zurück. Kein Plätzchen blieb unbeſucht. Von dem Saale, wo der Ahnen Bilder hingen, wo Beide in ſinnigem Beſchauen vor Elfrieden's und Bertha's Mutter Bilde ſo oft geſtanden, unwiſſend, wie nahe das Bild den Jüngling anging — bis zu den alten Eichen, an deren Fuße ſie ſo oft unter des Vaters oder Kurt's Augen geſpielt hatten, gingen ſie alle durch ihre Liebe geheiligten Orte durch, und bei jedem ſeufzte Bertha: „Wann wirſt du wiederkehren?!“ — Dann tröſtete ſie Welf mit einer Hoffnung, an der er ſelbſt mit ahnungsvollen Schauern zweifelte. —

Greifenklau's Dienſtmannen und Reiſige ſammelten ſich allmählich. Stadion war von ſeiner elterlichen Burg mit einer Anzahl Reiſigen zurückgekehrt. Drei von der edlen Familie der Kämmerer von Worms fanden ſich bei Greifenklau ein mit ihren Mannen, und brachten die Kunde, wie unweit Leiningen es ſchon wimmele von Kreuzfahrern. Sie hatten Alle ſchon ihr Lebewohl den Lieben der Heimath geſagt. In ihren Herzen glühte das Feuer einer edlen Begeiſterung. Für Welf's Gemüth war das regere Leben in den Mauern der Burg ſehr wohlthätig. Er hatte jetzt nicht Zeit, ſeinen Gefühlen nachzuhängen; aber Bertha ſchlich wie ein Schatten umher. Nur für Welf hatte ſie Augen, und nur um ihn war ſie beſchäftigt. Sie wußte nirgends Beſcheid, denn ihre Seele hatte nur einen Gegenſtand, der ſie beſchäftigte. — So kam der Scheidetag. Früh rüſtete ſich der Zug. Welf hatte die blaue, unter Thränen geſtickte Schärpe Bertha's um ſeine Hüften. Er ſtand zwiſchen dem Vater und der Schweſter, und hielt ihre Hände, und Alle waren ſtumm, und nur die Thränen, die ihnen entrannen, ſprachen ihre Gefühle aus. Da trat Stadion herein und rief zum Scheiden, und die Hörner erklangen im Burghof. Und Welf kniete vor dem Vater nieder und vor dem Abt, und ſie ſegneten ihn, und der Abt ſprach: „Sei ein wackerer Streiter des Herrn. Zieh' hin mit Gott, und der Herr ſegne deinen Ausgang und Eingang, und führe dich wieder zurück in unſere Arme, auf daß dir werde deiner

Thaten Lohn!“ Der Jüngling erhob ſich. Der Vater ſchloß ihn an ſeine Bruſt, dann Bertha. Krampfhaft hatte ſie ihn umſchlungen, und als der Vater ihre Arme wollte losmachen, da war ſie kalt und bleich. Noch einen Kuß drückte Welf auf die kalten Lippen, dann rannte er die Treppen hinab, ſchwang ſich in den Sattel, und das geſpornte Roß flog pfeilſchnell zu dem Thore hinaus.

IV.

Es gibt keinen Zeitraum der Geſchichte, wo menſchliche Größe und Armſeligkeit, Nationalhaß und Gemeingeiſt, Sclaverei und Freiheitsſinn, frommer Glaube und übertünchte Gleisnerei, Pfiffigkeit und unbegreifliche Dummheit, Verſchlagenheit und offene Ehrlichkeit, Heldengeiſt und Don Quixoterie, Tugend und Laſter in einem wunderbareren Gemiſch konnte gefunden werden, als den, welcher die Kreuzzüge umfaßt. Alle dieſe betrogenen Theile vereinigten ſich zu einem Ganzen; alle dieſe Tugenden und Laſter hatten Ein Ziel, aber jedes hatte wieder ſeine beſonderen Zwecke, deren Befriedigung es hoffte und erwartete von dem Zuge. So zogen ſie denn heran, die Züge aus nahen und fernen Gegenden, im ſeltſamſten Gemiſch von Tracht und Bewaffnung, und Bildung und Sprache. Doch war der größere Theil deutſchen Volkes. In der großen Ebene zwiſchen Speier und Wormbs wimmelte es von Kreuzfahrern; und was die Orte nicht faſſen konnten, das lagerte unter dem großen Himmelszelte, oder in Laubhütten, die man ſchnell errichtet. Da ſah man Greiſe und Männer, Knaben und Jünglinge, und Weiber und Mönche, und Ritter und Knappen. Die Luft zitterte vom Lärm und Geſchrei der Mißhandelten und Gewaltthäter, denn es war der Kreuzfahrer Grundſatz, daß Alles, was ſie fanden, ihr ſei, und ein Gemeingut. Da fehlte es denn nicht an Händeln mit den Einwohnern der Ebene.

Auf Burg Leiningen aber war noch großer Tumult, denn da fanden ſich alle die Ritter, der beſſere Theil des Zuges überhaupt ein. Da wurde Kriegsrath gehalten und dennoch nichts beſchloſſen, denn die Ichſucht, die zu allen Zeiten des Elends und der Zwietracht Urheberin war, hatte auch hier ſchon ihren Spielraum gefunden. Durch Gottſchalk's Bemühungen gelang es endlich, ein Reſultat zu gewinnen. Emiko wurde als oberſter Feldherr erwählt und Gottſchalk ihm an die Seite geſtellt. Das geſammte Heer zählte fünfzehntauſend Mann, ohne das, was nebenbei lief, als Weiber und Knaben. Man theilte es in drei Heerhaufen. Reiffenberg und Welf Greifenklau befehligten den erſten, der ältere Geroldseck und der Landſchad von Steinach den zweiten, der Kämmerer Aelteſter und ein Gemmingen den dritten. Unter Welf ſollte Stadion kämpfen. Wie es ihn ſchmerzte, wie ſein Herz kochte, als er hier ſich wieder zurückgeſetzt ſah, wie dort bei der Geliebten, und das Alles durch Einen, der in ſeinen Augen nicht mehr Verdienſte hatte, denn er, — das vermag kaum beſchrieben zu werden. Abgeſchloſſen in ſeinem Weſen, mürriſch und ſtill, in ſich Pläne ſchmiedend, ihn zu ſtürzen, und ſo ſeine glühende Rache zu befriedigen, war Stadion einer Maſchine gleich, die thut, wozu ſie eingerichtet wird. Er gehorchte — aber mit Zähneknirſchen. Im Aeußern war alſo Friede und Ordnung gewonnen. Die Heerhaufen wurden geordnet und unter jubelndem Jauchzen und frommen Ceremonien wurde der Zug begonnen. — Aber ſchon ſeine erſten Schritte bezeichneten Greuelthaten. Gottſchalk hatte in des wilden Emiko's Seele ein Feuer angefacht, das verderblich wüthete. Aber nicht nur Emiko, ſondern auch der größere Theil der Kreuzfahrer war davon ergriffen. Die Einbildungskraft dieſer Horden war voll von den Mißhandlungen, welche die Chriſten in Paläſtina erlitten, und ſie entzündete ſich noch mehr bei dem Anblicke des Volkes, das ohne Heimath in aller Welt herumirret, ſeit es ſein Kanaan verlor. Begierde nach Beute bot dem Fanatismus die Hand, und die wilden Horden ſchwangen die Geißel gräßlicher Verfolgung über ein bemitleidenswerthes Volk. Es wurde ſchrecklich mißhandelt. So wurde der Zug begonnen, wie konnte er geſegnet ſein?

Die edleren Männer ſchauderten. Welf's Herz blutete. Er beſtrafte die Wüthendſten, aber es war vergeblich. Selbſt Stadion war an Emiko's Seite. Seine Rache fand Nahrung. Im Kriegsrathe zu Mainz zog Welf ſein Schwert gegen Emiko, und nur Gottſchalk's Machtwort rettete den Jüngling. Allein das bewirkten doch die Beſſern unter Welf's Anführung, daß dem Schlachten des unglücklichen Volks Einhalt gethan wurde. Aber wer wollte die Räubereien alle hindern, die dieſe Auswürfe der Menſchheit begingen. Blut und Raub bezeichnete die Wege, die ſie durch Deutſchland gingen. Der Fluch von Tauſenden folgte ihnen. Und dennoch wuchs der Haufen, denn was Verworfenes dieſſeit und jenſeit des Rheines wohnte, das ſchloß ſich an ſie an, in der Hoffnung reicher Beute, der Befreiung von ihren Schulden und Sünden.

Die ſchaudervollen Ereigniſſe, deren er Zeuge geweſen war, und die er nicht hatte hindern können, hatten tief Welf's edles Herz empört. Die Sehnſucht nach Bertha, nach dem alten Vater, hatte in dieſer düſtern Stimmung ihn mit unausſprechlicher Gewalt ergriffen. Er haßte den blutgierigen Emiko, er verabſcheute den wüſten Gottſchalk, deſſen verworfenes Herz Welf bei den Judenverfolgungen, deſſen thieriſche Leidenſchaften und unheiliges Gemüth er bei ſo manchen empörenden Auftritten der Ausſchweifung und Schwelgerei erkannt hatte. An Stadion hatte er ſich betrogen, denn der Heuchler hatte die Larve gegen ihn abgeworfen und trat nun als ſein erklärter Widerſacher auf. Die Edeln unter dem Haufen hielten ſich zu Welf — aber ihre Zahl war klein. Stetes Ankämpfen gegen Stadion's Ränke, ſtetes Auflehnen gegen Emiko's Pläne machten ihm das Leben bitter, und oft ſchlich ſich die Reue in ſein Gemüth, daß er mit ſolchen Menſchen den Zug unternommen. Rückkehren konnte er nicht, ohne einen heiligen Schwur, in Gottſchalk's Hände auf Leiningen geleiſtet, zu brechen, ohne den Schein der Feigheit auf ſich zu laden. Darum zog er ohne Theilnahme, ohne Luſt mit, und in Stunden einſamer Betrachtung beengte eine bange, eine ſeltſame Ahnung ſein Herz, von der er ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte; und je näher ſie Ungarns Grenzen kamen, deſto öfter beſchlich ihn dieſe Ahnung und eine daraus hervorgehende ähnliche Stimmung. — Reiſſenberg und ſeine Freunde, die ſich zu Welf hielten und mit ihren Mannen die Nachhut des Heeres bildeten, waren in einer beinahe ähnlichen Stimmung, obgleich das Abentheuerliche des Lebens der Kreuzfahrer, nachdem das Blutvergießen aufgehört hatte, dem Erſtern mehr und mehr zuzuſagen begann. Gottſchalk's Scharfſinn ſah die Entzweiungen mit allen verderblichen Folgen voraus, denn Peter's Schickſale in Ungarns Wäldern waren ihm nicht unbekannt geblieben. Thätig, wie er war, ließ er nichts unverſucht, ein gutes Verhältniß unter den Heerführern wieder herzuſtellen. An Ungarns Grenze waren ihm Maleville's Schrecken, recht grell und fürchterlich geſchildert, vor die Seele getreten. Er ſuchte, Emiko's Gemüth zur Ausſöhnung zu bringen, er ſtellte ihm alle die Folgen einer ſolchen Zwietracht vor, indem er ihm die nicht eben wohlwollende Stimmung der Ungarn gegen die Kreuzfahrer ſchilderte, deren verderbliche Aeußerung Peter's Heer beinahe aufgerieben hätte.

Eine Verſammlung der Führer bewirkte endlich ſein raſtloſer Eifer. Aber bei dieſer Zuſammenkunſt beurkundete ſich der Geiſt, der ſie beſeelte. Am Abend vor dieſem Tage hatten ſich bei Welf die Ritter Reifenberg, Gemmingen, Landſchad Hohengeroldseck und die Kämmerer von Wormbs eingefunden und einmüthig beſchloſſen, ihren Heerhaufen von den übrigen zu trennen und auf ihre Fauſt den Zug durch Ungarn und Bulgarien zu machen. Vereint traten ſie mit finſteren Mienen in Gottſchalk's und Emiko's Zelt, wo dieſe Beiden, Stadion und ihre Genoſſen, ſchon ihrer harrten. Gottſchalk nahm das Wort. Er entwickelte mit ſiegender Beredſamkeit die Gefahren der Spaltungen im Heere. Nicht ohne Tadel gedachte er der verübten Greuel, wollte aber ſich und Emiko rein waſchen von der Blutſchuld. Eine Weile hatten Alle ſtill und aufmerkſam der Rede des Mönchs ihr Ohr geliehen; jetzt aber trat Welf hervor. — „Wohl iſt es übel,“ hob er an, „daß Spaltungen unter uns herrſchen; um ſo übler, da der Ungarn feindliche Stimmung uns den Durchzug dürfte ſchwierig machen; aber nicht länger können wir gemeinſam mit einem entmenſchten, gottloſen Haufen ziehen, nicht länger wollen wir gemeinſame Sache mit denen, auf welchen der Fluch des Himmels ruht, machen. Für uns wollen wir hinziehen ins heilige Land. Für uns einen Durchzug uns verſchaffen. Mögen Eure räuberiſchen Horden fortan freveln, ſo mögen ſie ſelbſt büßen unter der Ungarn Schwert.“ — Er trat zurück und enger zuſammen rückten die Edlen, die eines Sinnes waren mit ihm. Emiko und Stadion und Gottſchalk erbleichten um die Wette. Das hatten ſie nicht erwartet. Eine unheimliche Pauſe entſtand. Da faßte ſich Gottſchalk wieder. „Iſt das Eure Geſinnung?“ fragte er ernſt. Die Ritter neigten ſich bejahend. „So alſo wollet Ihr den Schwur halten, den Ihr geleiſtet in Prieſters Hand? Ihr wollet Euch trennen, Ihr, die Ihr die beſten Reiſigen habet, und uns Preis geben der Ungarn Wuth! O, dann Wehe über Euch, die Ihr die Sache des Herrn verlaſſet. Wehe über Euch, die Ihr den unter günſtigen Ausſichten begonnenen Zug jetzt ſtöret in ſeinem Fortgang! Doch, — nein, es iſt nicht Euer Wille! Laſſet uns tilgen die Entzweiung, laſſet uns brüderlich uns einigen. Vergeſſen ſei, was dahinten iſt. Ein Sinn belebe uns, dann iſt der Herr mit uns!“ So ſprach er. Und Emiko machte den Vorſchlag, ein ernſtes und ſtrenges Gebot unter dem Heer ausgehen zu laſſen, und dem die Todesſtrafe zu drohen, der frevle im Ungarland, und nicht treu und redlich zahle, was er an Lebensmitteln kaufe. Reiſſenberg war der Erſte, welcher zuſtimmte dem Vorſchlag Emiko's; die Uebrigen waren noch unentſchloſſen; aber ſie vermochten nicht zu widerſtehen den Bitten Gottſchalk's und ſelbſt Emiko's, der ſeinen Stolz brach und dringend bat um Vereinigung und feſtes Zuſammenhalten. Die Einigkeit war hergeſtellt; aber nun galt's, einen Entſchluß zu faſſen, wie man es mit dem Durchzuge durch Kalomann's, des Ungarkönigs, Reich halten wollte.

„Nicht als Feinde dürfen wir handeln,“ rieth Welf. „Laßt uns eine Geſandtſchaft an den König ſenden, und bitten um einen friedlichen Durchzug und um freundliche Behandlung, ſo wie um Darreichung von Lebensmitteln gegen billige Zahlung.“

„Alſo ſei es!“ ſprachen die Ritter, und Emiko war es, der vorſchlug, „man möge Welſen und Gottſchalk an des Königs Hoflager ſenden, dort das Nöthige zu veranlaſſen.“

Und mochte Welf beſcheidentlich ſeine Jugend und Unerfahrenheit vorſchützen, es ſtimmten Alle in des Grafen Vorſchlag ein, und ſchon am nächſten Morgen zog der Mönch und Welf in anſehnlicher Begleitung ab, ihren Auftrag zu erfüllen.

V.

Die Mähr' von dem neuen Zuge der Kreuzfahrer, der ſich den Grenzen des Reiches nähere, war von allen Seiten zu den Ohren Kalomann's gekommen. Der tauſendzüngige Ruf hatte der Kreuzfahrer Anzahl bis in die Hunderttauſende vergrößert. Die Sache, über die Kalomann und ſeine Magnaten zuerſt als über eine ihnen unbegreifliche Verrücktheit gelacht hatte, wurde ihnen jetzt bedenklich. Man überlegte ſehr ernſt, was in dieſem Falle zu thun ſei. Als eben Kalomann im Rathe ſeiner Magnaten ſaß und die Botſchaften anhörte, trat ein Diener ein, des Kreuzheeres Geſandtſchaft meldend. Kalomann ließ ſie vor ſich beſcheiden, und bald traten, geführt von einem alten vornehmen Ungar, herein Gottſchalk in ſeinem Mönchsgewande, mit allen ſeinen Abzeichen geſchmückt, und neben ihm mit einem Achtung gebietenden Anſtand ein hoher Ritter im blanken Stahlharniſch, umgürtet mit einer blauen Binde voll ſilberner Kreuze und einem gewaltigen Schwerte. Sein Haupt deckte ein glänzender Helm mit einem wallenden Reiherbuſche, deſſen Viſir geſchloſſen war. Der Ungar, der ſie hereinbegleitet, richtete in deutſcher Rede die in ſeines Königs Auftrag ausgeſprochene Frage an ſie: „Wer ſie ſeien? von wannen ſie kämen, und was ſie begehrten?“ — „Von des Rheines Ufern,“ nahm Gottſchalk das Wort, „kommen wir in chriſtlichem Eifer und frommem Sinne, hinzuziehen nach Jeruſalem, um von der Ungläubigen Hand zu befreien das heilige Grab des Herrn. Keine feindliche Abſicht bringet uns an Eures Reiches Grenzen. Fromm, wie unſere

Abſicht, iſt unſer Thun. Wir wünſchen einen friedlichen Durchzug durch das Ungarland, und flehen, daß Ihr Euren Unterthanen gebieten möget, uns darzureichen von ihrem Ueberfluſſe gegen billige Zahlung, was wir zu unſeres Lebens Friſtung bedürfen.“ Der alte Ungar dollmetſchte des Mönchs Rede dem König und ſeinem Rathe. Bedenklichkeiten erhoben ſich hier vielfach. Man erinnerte Peter's und der Seinen Ausſchweifung und Mißhandlung. Man konnte es wahrnehmen, daß der Dollmetſcher ſich der Kreuzfahrer annahm. „Es ſind gutmüthige und ehrliche Deutſche,“ ſprach er, „und nicht des üppigen Frankenlands Inſaſſen. Laſſet ſie ziehen!“ — Seine Bitte fand Eingang; doch berathſchlagte man noch lange über die Bedingungen, und endlich ſprach der Magnate: „Ihr möget durchziehen durch das Ungarland in Frieden, ſoferne Ihr als die Geſandten Eures Herrn verſprechet, daß Euer Volk ehre ungariſches Eigenthum und nicht frevelnd es verletze, daß Euer Volk das Leben unſeres Volkes nicht antaſte, und redlich zahle, was es empfängt von den Unſerigen.“

„Wir geloben's feierlich!“ ſprachen jetzt, ihre Hände erhebend, Gottſchalk und Welf. — Doch kaum waren die Worte über ihre Lippen, noch waren ihre Rechte ſchwörend erhoben, als man Außen Tumult vernahm und mehrere Magnaten hereintraten, verkündend, daß aus den Grenzprovinzen Geſandtſchaften ſo eben anlangten, die ſchnell ein geneigtes Gehör begehrten. Welf und Gottſchalk, die der Slaven Mundart nicht verſtanden, traten auf des dollmetſchenden Greiſes Wink auf die Seite, und hereintraten Ungarn, deren wildes Aeußere, deren blutige Gewänder nur blutige und ſchreckliche Mähr' erwarten ließen. Gottſchalk's Herz pochte von einer böſen Ahnung, und unſicher irrte ſein Blick umher, das Gefährliche ſeiner Lage erwägend. Welf's Seele ahnte nichts Arges, denn ſein Vertrauen auf die Menſchheit war ſehr feſt, obwohl er ſo vieler Greuel und Ausſchweifungen Zeuge geweſen war. Er hatte Emiko's Wort, und dem traute er. Bald aber ſagten auch ihm der Ungarn und ihres Königs racheglühende Blicke, hier handle es ſich um ſie. Er ſchob raſch ſein Viſir weg und blickte muthig in die immer zorniger werdenden Geſichter und wartete ungeduldig des Beſcheids, der kommen mußte, indeß dicke Tropfen des Angſtſchweißes auf Gottſchalk's Stirne ſtanden. Jetzt hatten die Geſandten geendet. Der Magnate wandte ſich zu ihnen und hob an: „Alſo ſpricht mein Herr, der König: Ihr ſeid Heuchler und Betrüger, denn Ihr wollet hintergehen mich und meinen Rath und die Großen meines Volkes. Ihr ſchwöret Frieden und Ruhe zu, und während deſſen wüthen Eure Horden in meinem Reiche ſchlimmer wie Feinde, und rauben und morden mit unmenſchlicher Grauſamkeit. Alſo ſeid Ihr verfallen meinem Blutbann.“ Da zitterte Gottſchalk ſichtlich und er vermochte nicht mehr, ſich aufrecht zu erhalten. Er ſank auf ſeine Kniee und flehte um ſein Leben. Da richtete Welf ſich ſtolz empor und blickte verächtlich auf den Mönch: „Haſt du nicht ſterben gelernt in deinen Kloſtermauern?“ herrſchte er ihm zu, trat dann einen Schritt vor und ſprach: „Mag es ſein, daß vielleicht Etliche wider Sitte und Recht handelten von unſerem Volke, ſprechet darum kein Urtheil über Alle. Sie werden ihre Strafe erleiden und fortan nicht mehr ſchänden das heilige Zeichen, das ſie ſchmückt. Wir aber ſind hier als Geſandte, und unſere heiligen Rechte müſſet Ihr ehren, und ſo Ihr es nicht wollet, ſo ſoll wenigſtens mein Leben Euch theuer zu ſtehen kommen!“ Mit dieſen Worten funkelte das Schwert in ſeiner Rechten, und er ſtand da, kühn und muthig die Angreifenden erwartend. Da aber funkelten der Ungarn Klingen auch und ſie ſtürzten auf Welfen ein. Doch der dollmetſchende Magnate, der mit einem rührenden Ausdruck in Welf's Geſicht geblickt und in dieſer Anſchauung ganz verſunken war, hielt, jetzt gleichſam zum Selbſtbewußtſein erwachend, ſie zurück. Er verſtändigte ſie über des Jünglings Worte. Er wollte ihre Zornesgluth beſänftigen; aber umſonſt. „Er hat das Schwert gezogen in des Königs Gegenwart, er iſt des Todes ſchuldig!“ riefen Alle. Jetzt wandte ſich der Greis ſanft bittend zu Welf: „Stecke ein, Jüngling, dein Schwert, ich bitte dich. Gib dich gefangen, du macheſt dein Schickſal alſo nur ſchlimmer!“ Er bat ſo rührend, daß Welf nicht wußte, wie ihm geſchah. Er ſteckte ſein Schwert in die Scheide, löſte es ab und reichte es dem Manne dar. Und Feſſeln brachten ſie nun, und ſeine Hände wurden gebunden und er und Gottſchalk wurden abgeführt in einen dunklen, feuchten Kerker, wo wenig Stroh ihr kümmerlich Lager war. — Immer noch hoffte Welf, es werde ſich aufklären und das Heer gerechtfertigt erſcheinen. Aber Gottſchalk, der ein beſſerer Menſchenkenner war als der Jüngling, fragte unter Beben: „Meint Ihr denn, daß die, die längſt des Teufels waren, nun auf einmal Engel geworden ſeien?“ Auch Welf's Vertrauen ſchlug dies nieder. „Und Ihr habt,“ zankte Gottſchalk, „durch Euren unbeſonnenen Eifer die Sache gänzlich verdorben. Wir werden bluten müſſen und unſer edles Werk geht unter.“ „Edel?“ — dehnte der Jüngling, „iſt es edel, ſo geht's nimmer unter. Nur Muth. Auch aus Kerkers Banden kann der Herr erretten. Und iſt's nicht, wohlan, ſo laßt uns muthig und Gott ergeben der Welt Valet ſagen!“ Gottſchalk gefiel das nicht. Er brummte heimlich noch lang, als ſchon Welf mit dem reinen Bewußtſein, trotz ſeiner Feſſeln, in die ſüßen Arme des Schlafes geſunken war, und träumte von Bertha'n und dem Vater, und vom fröhlichen Wiederſehen.

Der Anblick Welf's hatte auf Jaroslav, ſo hieß der Magnate, welcher des Deutſchen kundig war, einen ſeltſamen Eindruck gemacht. Der Greis, wenn man einen Mann ſo nennen konnte, deſſen Körperkraft, trotz ſeiner ſechzig Jahre, noch ungeſchwächt war, und welchen nur das weiße Haar als einen Alten bezeichnete, ſchien ſeitdem tief bewegt. Die Stille, mit welcher er der tumultuariſchen Rathsverſammlung beiwohnte, fiel ſelbſt ſeinem König auf. Er nahm an den Berathungen keinen Antheil. Der ſtarre Blick und der wehmüthig ernſte Ausdruck ſeiner Mienen gaben kund, daß er an frühere ſchmerzliche Auftritte ſeines Lebens zurückdachte. Für nichts, was vorging, hatte er Sinn. Ohne zu wiſſen, was er that, gab er ſeine Zuſtimmung zu dem Bluturtheil gegen die Geſandten des Kreuzheeres; aber deſto heftiger auch erſchrak er, als er, zur Beſinnung gekommen, vernahm, was er gebilligt hatte.

Die beiden Geſandten im Kerker verlebten einen grauenvollen Tag. Gottſchalk ſeufzte, weinte, betete, fluchte und jammerte abwechſelnd über ſein ungünſtiges Geſchick und über Welf's Brauſekopf. Voll tiefer Verachtung ſchwieg Welf; deſto mehr aber ergrimmte der Mönch, der in Welfen einen Stab ſuchte, an welchem er ſeine geſunkene Seelenſtärke wieder emporrichten wollte. Welf ſah ruhig der Stunde entgegen, wo ſein Haupt fallen ſollte. Wenn etwas ihm ſeiner Seele Heiterkeit trübte, ſo war es das Andenken an ſeine geliebte Bertha und ſeinen alten Vater. Ein von Außen ſehr ſtürmiſcher Tag ging vorüber in ſteter geſpannter Erwartung deſſen, was kommen ſollte. Eine noch ſtürmiſchere Nacht folgte dem Tage. Finſter und regneriſch war es draußen; das Kerkergewürme kroch eiskalt an den Gefangenen herum und piepte ſchauerlich in die Kerkerfinſterniß hinein, ſo daß es ſelbſt Welfen anfing unheimlich zu werden. Ganz nahe ihrem Kerker rief der Todtenvogel ſein ſchreckliches: „Komm' mit! komm' mit!" welches denn Gottſchalk's Blut erſtarren machte. Dumpf hörten ſie jetzt Tritte in der Nähe ihres Kerkers. „Sie kommen!" ſeufzte der Mönch, und ſeine Zähne klapperten fürchterlich. Er rückte dicht an Welf, als wolle er Schutz ſuchen bei ihm. Dieſer aber hatte jetzt keinen Sinn für den Mönch. Die Nähe des Todes trat doch ſchauerlich auch vor ſeine Seele; denn wo ſchlägt ein jugendlich Herz, ſo muthvoll, ſo fromm es auch ſei, das nicht das Leben mit ſeinen Armen liebevoll umfaßt und es nicht gerne feſthalten möchte? Die Hoffnungen des jugendlichen Herzens ſind viel zu reich und ſchön, als daß es ihnen ohne Schmerz entſagen könnte. „Warum," ſo ſeufzte jetzt Welf in ſich hinein, „warum hat der edle Ungar, deſſen ganzes Weſen mich ſo gewaltig zu ihm hinzog und ihm eine ſo entſcheidende Macht über meinen Willen gab, warum hat er nicht unſere Rechte vertheidigt?" — Jetzt wurde behutſam der Schlüſſel umgedreht im roſtigen Schloſſe, die eiſerne Thüre knarrte, und eine hohe Geſtalt ſtieg, im Dunkel umhertappend, die Treppe herab, und zog dann erſt unter dem ſie umwallenden Mantel eine Leuchte heraus. „Ihr ſeid frei!" ſprach jetzt eine wohlbekannte Stimme. „Folget mir!" Das Wort „frei" wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf den Mönch. Er ſprang frohlockend auf, ſo daß der Bote des Heils ihm Stille anempfehlen mußte. Auch Welf richtete ſich mit erleichtertem Herzen auf. „Sind wir durch ordentlichen Spruch frei?“ fragte er ernſt. Der Mann leuchtete ihm ins Antlitz und ſtarrte ihn an. „Was ſoll die ſeltſame Frage jetzt?“ verſetzte er. „Genug, ich bringe Euch Freiheit!“ „Nicht genug!“ ſagte Welf. „Fliehen wie ein Feigling mag ich nicht, und lieber —“ „Willſt du ſterben?“ fiel der Ungar ein, „ſterben, wo deine Brüder in unbeſchreiblicher Noth ſind? Weißt du, daß ein furchtbar Heer gegen ſie anrückt?“ — „Iſt das wahr?“ fragte geſpannt Welf, „o, dann komm', dann ruft eine heiligere Pflicht!“ „Narr du!“ brummte der Mönch, „der du lieber ſterben willſt, als fliehen. Ich bin anderer Meinung! Komme ich nur mit heiler Haut aus dieſer Löwengrube, ſo will ich nicht lange fragen: wie und wodurch?“ —

Der Führer empfahl Stille, und ſchritt dann durch die ſtürmiſche Regennacht mit ihnen rüſtig fürbaß. Im Dunkel folgten Beide, denn die Leuchte hatte der Ungar wieder verborgen, um deſto unbemerkter von dannen zu kommen. So ging es eine gute Viertelſtunde fort über das Feld und über Wieſen. Dann hielt der Ungar an und horchte, ob Niemand folge. Alles war ſtill, nur die Nachtvögel ſchwirrten und krächzten ſchauerlich in den heulenden Wind. Jetzt nahm er die Leuchte heraus. Sie waren auf einem breiten Wege. Der Hochwald, der ſie jetzt in ſeinen Schutz nahm, ließ Welfen den Weg erkennen, den ſie gekommen waren, ihre Botſchaft auszurichten. Noch eine gute Strecke gingen ſie ſtill und ſchnell fort, dann lichtete ſich der Wald und der Ungar pfiff ſchneidend auf ſeinen Fingern. Aus weiter Ferne wurde der Pfiff erwiedert. Rüſtiger ging's nun über das Haidekraut und durch niederes Strauchwerk, bis ſie endlich an die Stelle kamen, wo Pferde und einige Leute ihrer harrten.

„Gottlob, daß Ihr da ſeid, Junker!“ frohlockte Kurt, Welf's alter Diener, der allein zurückgeblieben war, als bei den tumultuariſchen Auftritten die übrige Begleitung in der Verwirrung unbeachtet entfloh. Er ſchüttelte Welf's Hand freudig. „O, wie viel Angſt habe ich Eurethalben ausgeſtanden. Segne Gott Euren Retter!" Der Ungar ließ ihn nicht weiter reden. „Schwingt Euch in die Bügel!" rief er, „und zieht im Schutze Gottes weiter; dort iſt Euer Führer." Welf wollte gerührt danken, aber der Mann war ſchon in der Nacht verſchwunden. Ihn ſegnend ſchwangen ſie ſich auf die Roſſe, und trabten in geflügelter Eile der Straße nach, die der Führer ihnen voranritt.

„Das war einmal eine Geſandtſchaft übernommen," ſprach, ärgerlich durch die Erinnerung der Gefahr, in der ſein Haupt geſchwebt, der Mönch, „und nie wieder! Kommen ähnliche Fälle, ſo mag Emico ſelbſt hinziehen. Ich will mein Leben alſo nicht wieder aufs ſchwankende Spiel ſetzen." So wenig es Welfen ums Lachen war, ſo konnte er doch dem Lachreiz, den des Mönchs Rede bei ihm erweckte, nicht widerſtehen! — Der Regen hatte allmählich nachgelaſſen. Der Wind hatte ſich in ein ſanftes Wehen verwandelt. Der Wald hatte ſein Ende erreicht. Noch immer aber war der Rabenmantel der Nacht über die Gegend gebreitet, durch welche ſie zogen. Als ſie aus dem Walde herausritten, war an zwei Stellen der Himmel gluthig roth. „Das iſt Brand!" riefen Alle zugleich aus. Der Ungarführer blickte dahin — deutete dann knirſchend und kopfſchüttelnd auf das Kreuz, welches Welf's Rüſtung zierte, indem er ſeine Leuchte darauf hielt. Und Alle verſtummten ob der verſtändlichen Pantomime, und Welf faltete leiſe ſeine Hände und ſeufzte gen Himmel: „O, du heilige Religion, du Himmelgeborene, zu welchen entſetzlichen Greueln leihſt du ſchon deinen Namen! O, ſtrafe ſie nicht in deinem Zorn, Herr, die Gottloſen!" Und er blickte ſeufzend auf das Kreuz auf ſeiner Schulter, und ritt mit einem unausſprechlichen bittern Gefühle die Straße dahin. Und Jeder hing ſeinen eigenen Gedanken nach.

Dicke Nebel ſtiegen jetzt von der feuchten Erde in großen Maſſen auf. Es wurde heller. In Oſten röthete ſich der Himmel, des Tages Herrin verkündend. Fliehende Ungarn begegneten ihnen, beladen mit dem Wenigen, was ſie vor der Kreuzfahrer Raubſucht bewahrt hatten. Die Weiber trugen weinende Kinder. Jetzt hielt der Führer an. Er deutete auf die Flüchtlinge, dann in die Gegend in öſtlicher Richtung hinaus, als wolle er ſagen: „Seht hier den Beweis, daß Ihr in der Nähe der Eurigen ſeid;“ wandte dann ſein Roß, und jagte, das Thier ſpornend in aller Eile zurück.

Welf's Herz war zerriſſen. Gottſchalk ſelbſt war betroffen, und ritt ſtill, unter ſich blickend, dahin. Nur Kurt fluchte mit deutſcher Kraft auf die Kreuzfahrer, die alſo verführen in Freundes Land. An den brennenden Dörfern vorüber zogen die drei Reiter, und hatten kaum den Muth, auf die Brandſtätten zu blicken, ſo drückte ſie das Schamgefühl nieder. Gegen Mittag fanden ſie die letzte Abtheilung des Heeres, unter Reiſſenberg's Führung. Frohlockend empfing er ſie. „Ich hielt Euch für verloren, Greifenklau!“ rief er aus, „denn Eure muthigen Begleiter kamen und brachten die Kunde, Ihr würdet enthauptet. Nun,“ ſetzte er hinzu, „ſo weh mir es that, ſo konnte ich doch den Ungarn ſo etwas nicht verargen, denn es iſt ſchrecklich, wie das Volk wirthſchaftet; die Judengreuel am Rheine ſind nur ein ſchwaches Beiſpiel dieſer Verheerungen geweſen!“ — „Warum aber thatet Ihr ihnen nicht Einhalt?“ fragte Welf zornig. „Einhalt thun?“ ſpottete der Ritter. „Wenn die Führer mit gutem Beiſpiele vorangehen, wie es Emiko und Stadion thaten, wie will man dann das Volk ſtrafen? O, Ihr hättet die Freude ſehen ſollen, als man Euern Tod als wahrſcheinlich meldete. Unſer Volk that nichts der Art, denn wir hatten die Todesſtrafe auf jede Unthat geſetzt!“ — „Wohl Euch!“ erwiederte ſchwer betrübt Welf, „wohl Euch! Und Wehe über die Wüthriche.“

„Wie aber ſeid ihr denn der Gefahr entgangen?“ fragte neugierig der Ritter weiter. „Das laßt Euch von dem redſeligen Mönch erzählen, wenn ihm die Todesangſt nicht die Zunge gelähmt hat!“ verſetzte Welf, und Reiſſenberg wandte ſich zu Gottſchalk, der eben aus der Flaſche eines Reiſigen einige kräftige Züge that, und nun, begeiſtert von des Ungarweins Gluth, die Abentheuer, ſich und ſeinen Muth herausſtreichend, dem lachenden Reiſſenberg erzählte.

— „Euch hat der Herr wunderbar errettet,“ ſagte Reiſſenberg, ſich wieder zu dem, in ſtiller Betrübniß verſunkenen Welf wendend, „Lob und Dank ſei ihm dafür! Aber wißt Ihr denn auch, wie es um uns ſteht, junger Freund? — Die Ungarn,“ fuhr er, ſich ſelbſt antwortend, fort, „haben ſich gerüſtet, uns zu bekämpfen, und wir werden in dieſen Tagen wohl manchen harten Strauß zu beſtehen haben.“ — „Wohl weiß ich es,“ entgegnete dumpf der Jüngling; „die Strafe des Himmels wird nicht ausbleiben! Gottlob, ich bin ſchuldlos an dieſen Greueln, aber bald iſt mir's leid, daß ich nicht in meinem Kerker blieb und den Tod fand; ich hätte dann doch nicht Zeuge dieſer Schandthaten ſein müſſen. Vielleicht finde ich ein ehrlich Grab auf dem Schlachtfelde, daß ich ſo ein Daſein ende, das mir ein Abſcheu wird!“ „Das verhüte Gott!“ rief Reiſſenberg gerührt aus; „es thut der guten Sache Noth, daß edle Kämpfer, wie Ihr, übrig bleiben!“

VI.

Die Nachricht von der Ungarn Heranziehen wirkte auf die Kreuzfahrer wie das Berühren auf die Mimosa pudica. Sie waren wie zerſchmettert, denn ſie fürchteten Beides, die Strafe des Himmels und die Rache des mißhandelten Volkes; und ſie fürchteten Beides mit Recht; denn fürchterlich zeugten die Leichname der ermordeten Ungarn, die Wunden der Mißhandelten, die reiche Beute welche die Sieger über Frauen, Kinder und Wehrloſe belaſtete, und die Brandſtätten und rauchenden Trümmer einſt blühender Dörfer und Städte gegen ſie, und forderten den Himmel zur Strafe, und das wehrhafte Volk der Ungarn zu blutiger Rache auf. Gepeitſcht von der Furcht, floh in wilder, regelloſer Eile das Heer der Kreuzfahrer durch die Berge und Wälder des Ungarnlandes, bis ſie endlich unweit Belgrad eine weite Ebene erreichten, und vor Erſchöpfung nicht weiter konnten. Dort lagerten ſie ſich, glaubend, der Ungarn Kriegsheer ſei noch weit hinter ihnen zurück. Diesmal aber hatten ſie ſich getäuſcht; denn als die Nacht herabſank, da verkündete das dumpfe Geräuſch und die Menge der erglühenden Feuer rings um ſie herum, daß in ihrer Nähe ein furchtbares Heer, größtentheils berittener Ungarn ſtehe. Man rief die Ritter in Emiko's Zelt zum Kriegsrath. Wild und trotzig trat er ihnen entgegen. „Es gilt jetzt Sieg oder Tod!“ ſprach er, „denn die Feinde umgeben uns, die —“ „Unſere Freunde ſein könnten, wenn Vernunft und Mäßigung Eure Schritte geleitet hätten!“ warf ihm Welf bitter ein. Mochte Emiko das Gerechte dieſes Vorwurfs fühlen — er unterdrückte ſeinen Zorn und erwiederte: „Zu Vorwürfen iſt es jetzt nicht Zeit, laßt uns berathen, was zu thun ſei!“ Es war nur ein Rath, das Heer zu ermuthigen, eine feſte Stellung einzunehmen, und ſo den Kampf um Leben und Freiheit auf gutes Glück hin zu wagen. Gottſchalk, nebſt den Prieſtern und Mönchen, die bei dem Heere waren, unternahmen dies nebſt den Rittern. Alles gerieth jetzt in Bewegung im Lager der Kreuzfahrer. Die Mönche hielten feurige Reden an das Volk. Das Wort der Ritter entflammte ſie. Sie erkannten Alle, daß nur in einem verzweifelten Muth ihr Heil und ihre Rettung liege, da an Flucht nicht zu denken war. So bemeiſterte ſich ihrer der ſtarre Trotz der Verzweiflung. An Ruhe dachte Niemand. Emiko und die übrigen Führer ordneten die Schaaren. Sie nahmen auf den nahen Hügeln eine feſte Stellung noch in dieſer Nacht ein, ſo geräuſchlos, als es ſich immerhin bei einer ſolchen Maſſe thun ließ, und erwarteten in trotziger Ruhe den kommenden Tag. Endlich graute er. Die Nebel, die ſich auf die Ebene geſenkt hatten, fielen als Thau nieder, und in hehrer Pracht ſtieg die Sonne über die öſtlichen Berge herauf und zeigte beide Heere in ihrer Ehrfurcht gebietenden Stellung. Die Ungarn ſtutzten und ſtaunten. Sie hatten eine regelloſe Menge erwartet; jetzt ſtand ein wohlgeordnetes Heer ihnen gegenüber. König Kalomann rief ſeine Heerführer zum Rathe zuſammen, denn er ſelbſt ſtand an ſeines Heeres Spitze. Lange überlegten ſie, was man beginnen ſolle; ob man ſie einſchließen und durch Hunger, oder in offener Feldſchlacht aufreiben ſollte. Endlich ſiegte der machiavelliſtiſche

Rath, dies Geſindel ſei der Ehre eines Treffens nicht werth, und wenn man jemals Treuloſigkeit im Kriege geſtatten könnte, ſo wäre ſie gegen Treuloſe verzeihlich, die keine Schonung verdienten. Der Einzige unter den Magnaten, der dieſem Rathe ſich widerſetzte, war Jaroslav — aber ſeine Stimme war die eines Predigers in der Wüſte — er wurde überſtimmt, und der Rath ging durch. Man wollte Geſandte zu den Kreuzfahrern ſenden mit verſtellten Friedensvorſchlägen, um ſie zu täuſchen und den Sieg deſto gewiſſer zu machen.

In banger Ahnung ſtanden die Kreuzfahrer da, denn die feindlichen Streitkräfte entwickelten ſich jetzt furchtbar in der Ebene. Da erſchienen plötzlich unter Vertragung einer ſchneeweißen Standarte drei Abgeordnete der Ungarn und begehrten eine Unterredung mit dem Heerführer. Emiko ließ ſie vor ſich, und die Ungarn ſprachen: „Der König der Ungarn läßt Euch großmüthig die Wahl zwiſchen Krieg und Frieden. Aus der unzähligen Menge derer, die Ihr zum Streit gerüſtet ſehet, könnet Ihr urtheilen, welche Wahl Euch die Klugheit gebeugt. König Kalomann will lieber Frieden als Krieg; denn wohl weiß er, daß unter den Tauſenden viele Unſchuldige ſind.“ Jenen will er dieſerwegen Gnade widerfahren laſſen. Der Preis, den er fordert für dieſe Huld, iſt, daß Ihr Eure Waffen ſo lange niederleget, bis geſchloſſen iſt ein dauerhafter Vertrag zwiſchen uns und Euch. Dies Zeichen des Friedens wird auch uns entwaffnen. Ihr möget wohl prüfen, was wir Euch bieten, und unterdeſſen werden wir Euch, als Zeichen unſerer friedfertigen Geſinnung, Lebensmittel in Fülle ſenden!“ Alſo ſprachen ſie und ſchieden.

Dieſer Antrag warf die Fackel des Zwiſtes in das Heer der Kreuzfahrer. Die Führer waren getheilt. Welf führte das Wort für die Klügern, auf deren Seite alle Ritter der Pfalz und ein großer Theil der übrigen ſtanden. — „Soll man uns als Ueberwundene betrachten?“ ſprach Welf muthig. „Sind wir Geſchlagene, denen man ſolche Wahl zwiſchen Untergang und Frieden ſtellt? Es iſt eine Liſt, zu grob erſonnen, als daß wir ſie nicht durchſchauen könnten. Wer will ſeine Waffen niederlegen und ſo ſich ſeiner Feinde Gewalt überliefern? Schmach dem Feigling, der das will!“ Aber auf Seiten Emiko's ſtanden die Mönche, zitternd vor offener Feldſchlacht. Sie trauten den Worten des Königs. Das Verſprechen der zu ſendenden Lebensmittel blieb unerfüllt. Der Hunger hatte ſie abgemattet. Da fand der Mönche Wort Eingang in den Gemüthern, und die Mittagsſonne ſpiegelte ſich in dem ungeheuern Haufen der Waffen, die ſie in ihrer Unbeſonnenheit niederlegten. Nur ein kleiner Theil des Heeres blieb kampfgerüſtet. Jetzt brachte man Lebensmittel in Ueberfluß. Die Gierigen fielen wie Verhungernde darüber her, und der Ungarwein beraubte ſie völlig ihrer Faſſung. Kaum ſahen die Ungarn ihrer Wünſche Erfüllung, als ſie wie wüthend über die Wehrloſen herfielen und ein Blutbad begannen, deſſen Beiſpiel ſelten gefunden werden mag. Wohl lief Alles nach den Waffen, wohl gelang es einem Theile derſelben, ſich ihrer wieder zu bemeiſtern, aber ſie waren trunken und vermochten nicht Widerſtand zu leiſten. Der gerüſtete Theil des Heeres focht mit beiſpielloſer Tapferkeit. Welf, aufs Heftigſte erzürnt ob ſolchem Verrath, glich dem Würgengel, der nur mordet, ohne Barmherzigkeit. Seine Wuth führte ihn in das tiefſte Gewimmel der ungleichen Schlacht. Da traf er auf Jaroslav. Aber er kannte ihn nicht, denn auch ſein Viſir war geſchloſſen. Beide kämpften mit Heldenmuth. Da führte Jaroslav einen Hieb auf Welf's Helm, daß das Viſir aufſprang, und in dieſem Augenblicke klirrte ſeine Klinge und brach in zwei Theile. Welf's Geſicht erblickend, erbleichte er. „Gott im Himmel!“ rief er, „willſt du ſo vergelten!“ Da erkannte ihn Welf an dem wohlbekannten Klang der Stimme. Er warf kräftig ſein Pferd herum, und ſtürzte mit dem Ruf: „Mit Wehrloſen kämpft der Deutſche nicht!“ tiefer in das Schlachtgewimmel, und bald ſank ſein Roß, und er, überdeckt von unzähligen Wunden, ſchloß ſein Auge, leblos dahinſinkend. Und weiter und weiter hinaus in die Ebene brauſte die Schlacht, und blutig ging die Sonne endlich, müde, des unmenſchlichen Würgens Beſchauerin zu ſein, unter. Und auf dem Schlachtfelde, das dieſen Namen verdiente, lagen dreizehntauſend gemordete Kreuzfahrer, und unter ihnen Emiko und Gottſchalk, und alle die Edlen, die mit freudigem Heldenmuthe gefochten hatten an Welf's Seite, und die, die den Tag des Jammers überlebten, irrten in Ungarns Wildniſſen umher und fanden durch Hunger und Feindes Hand den Tod, und nur Wenige erreichten die Heimath wieder. Jubelnd zogen die Ungarn über das Schlachtfeld zurück, das, gräßlich vom Mond erleuchtet, vor ihnen lag, ein ſchauderhafter Zeuge menſchlicher Unbeſonnenheit, Feigheit und hinterliſtiger Verrätherei, und das Volk wühlte unter den Todten und raubte wieder, was ihnen geraubt war, und kehrte ſchwer mit Beute beladen in die Heimath zurück.

Es war Mitternacht, und friſche Kühle wehte über das blutige Schlachtfeld, das vom Röcheln und Wimmern wiederhallte. Der Mond ſtand voll und klar mit ſeinen tauſend Begleitern am Himmelszelte; da ſchlug Welf das Auge auf und das Bewußtſein kehrte ihm wieder. Blutend aus vielen Wunden, fühlte er ſich unendlich matt und ſchwach. Ueber ihm lag ſein Roß, doch ſo, daß ſeine Laſt auf andern Leichnamen mehr ruhte. Alle ſeine Kräfte ſtrengte er an, um ſich heraus zu arbeiten. Es gelang ihm. Er richtete ſich empor, blickte über das ungeheuere Leichenfeld und ſchauderte. „So alſo,“ rief er ſeufzend aus, „ſo mußtet ihr enden! So mußte ein Zug enden, der mit Sünden begonnen war! Du biſt gerecht, Allvater,“ ſeufzte er, „und ſtrafeſt die Sünder, wie ſie's verdienten! Aber was iſt auch Euch geworden, Ihr Edlen?“ Er blickte umher, da lag Reiſſenberg an ſeiner Seite mit geſpaltetem Schädel, und dort der edle Landſchad. Welf hielt die Hände vor ſeine Augen, und eine Thräne der Wehmuth, geweint den Edlen, floß über ſeine Wangen! „O, warum muß ich denn Euch überleben, warum?“ In dieſem Augenblicke wankte eine blutige Geſtalt auf ihn zu. „Lebt Ihr, mein Junker?“ fragte mit leiſer Stimme der alte Kurt, „o, dann will ich ja gerne ſterben!“ Mit dieſen Worten ſank der Treue zu Welf's Füßen nieder. „Kurt, mein Kurt!“ rief zitternd der Jüngling, „o, ſtirb nicht!“ Er richtete ihn auf. Kurt blutete heftig. Des eigenen

Schmerzes vergeſſend, hob er ihn auf, legte ihn auf ſein todtes Roß, riß Reiffenberg's Harniſch auf und von ſeinem Wamms ein Stück herab, des Treuen Wunde zu verbinden. Es gelang ihm. Dann löſte er ſeinen Harniſch ab, wand Bertha's Binde um ſein blutendes Haupt, nahm Reiffenberg's Helm und wankte zu einer Quelle hin, deren Rieſeln er vernahm. Dort ſchöpfte er, erquickte ſich, und brachte durch das Waſſer auch Kurt wieder zu ſich. Beide verbanden ſich nun mit wetteifernder Liebe. Sie irrten über das Schlachtfeld hin zu dem Orte nahe an den waldigen Hügeln, wo das unbedachtſame Volk die Lebensmittel der Ungarn genoſſen hatte, und aus dem Blute hoben ſie das Brod auf und genoſſen's, und ſtärkten ſich alſo wieder zu ihrer Wanderung.

VII.

Fünf Tage hindurch waren ſie in Ungarns unwegſamen und unwirthbaren Waldgebirgen umhergeirrt, ohne ein menſchliches Weſen gefunden zu haben. Mit Wurzeln und wilden Beeren hatten ſie ihr Leben kümmerlich gefriſtet. Ein dichter Wald umgab ſie. An dem Fuß eines Baumes hatten ſie die laue Juninacht zugebracht; aber der Schlaf hatte die ermatteten Wanderer nicht geſtärkt, nur mehr fühlten ſie ihre Schwäche, und beſonders war der alte Kurt nicht mehr Meiſter über ſich; er konnte nicht mehr weiter. „Laßt mich hier in Euren Armen ſterben, mein edler Junker!“ ſprach er leiſe; „ich bin Euch nur zur Laſt. Gehet Ihr weiter, bis daß Ihr Menſchen findet, und Gott gebe! auch Menſchlichkeit und Erbarmen!“ „Das ſei ferne von mir,“ erwiederte gerührt Welf, „daß ich dich verlaſſen ſollte, du treue Seele; nein, mit dir ſterben will ich, oder mit dir gerettet werden!“ Und trotz alles Widerſtrebens des alten Dieners lud ihn Welf auf ſeine ermatteten Schultern und trug ihn fürbaß. Nicht lange war er ſo gewandert, da hörten ſie Menſchenſtimmen. Freudig belebte das des Jünglings Kräfte. Süß klang der fremden Sprache Klang in ſeinen Ohren. Es waren Menſchen. Er hatte vergeſſen, daß es Feinde waren. Bald trafen ſie auf ungariſche Bauern, die Holz fällten; aber kaum erblickten ſie dieſe, kaum ſahen ſie das rothe, verhängnißvolle Kreuz auf ihren Kleidern, als ſie racheſchnaubend mit geſchwungenen Aexten auf ſie zu rannten. Schon waren ſie nahe, ſchon erwartete Welf den Todesſtreich, als ſie plötzlich ihre Aexte ſenkten und ſcheu zurück traten. Welf wandte ſich um — und — vor ihm ſtand Jaroslav. „Du hier?“ fragte der Ungar mit mildem Tone. „Biſt du entgangen den Schwertern unſeres ungerechten Volkes?“ — Welf blickte ihn kalt an. „Warum laßt Ihr nicht dieſe da uns den Todesſtreich geben?“ fragte er bitter. „Laſſet daß Maaß Eurer Schande voll werden und die Wehrloſen tödten, denen das Leben eine unerträgliche Laſt iſt!“ — „Ich fühle deinen gerechten Vorwurf, Jüngling!“ ſprach wehmüthig, ihn mit einem liebevollen Blicke betrachtend, der Magnate; „allein du biſt ungerecht, da du dem Einzelnen entgelten läſſeſt die Schandthat ſeines Volkes, gegen die er muthig, doch vergeblich, ankämpfte! Komm mit mir, mein Sohn! Lerne den Ungar lieben, wenn du die Ungarn haſſeſt. Dein guter Stern führte dich auf mein Gebiet. Dein Leiden ſoll geendet ſein!“ Er rief den Bauern. Sie trugen den kranken Kurt. Jaroslav unterſtützte den ermatteten Jüngling, und ſo wanderten ſie einen Fußpfad dahin. Bald wurde der Wald lichter, und auf einem ſonnigen Hügel vor ihnen lag des Magnaten Burg. Dahin führte er ſie. Die Diener leiſteten ihnen Beiſtand. Jaroslav ſelbſt war unermüdet thätig, und bald lagen die beiden unglücklichen Flüchtlinge auf ſanften Ruhebetten, und der Schlaf ſenkte ſich zum erſten Male erquickend auf ihre Augen, denn der Schmerz ihrer noch nicht geheilten Wunden war durch Verband, Reinigung und wohlthätige Heilmittel gelindert. Aber die Ruhe, die ſie jetzt genoſſen, die beſſere Lebensart war für ſie nicht zuträglich. Beide erkrankten. Jaroslav kam nicht von Welf's Bett. Er entſagte dem Schlaf und wachte bei ihm, und in den Stunden nächtlicher Stille ſaß er am Lager und ſeufzte, und ſeine Seele lebte in der Vergangenheit mehr als in der Gegenwart. Der Greis war nicht glücklich. Ein geheimer Schmerz hatte ihn auf allen Wegen ſeines Lebens begleitet. Er war nie vermählt, und ſeit er von einer Sendung Kalemann's an des deutſchen Königs Hoflager zurückgekehrt war, wo ihn lange Zeit ſein Auftrag feſtgehalten hatte, konnte auch kein weibliches Weſen mehr ſein Herz rühren, ob er gleich damals in den ſchönſten Jahren männlicher Vollkraft und Blüthe ſtand. Er hatte ſpäter noch einmal eine Reiſe nach Deutſchland gemacht, war lange dort geblieben, ohne daß Jemand einen Grund wußte, und nur ſchwermüthiger kehrte er in ſein väterlich Erbe, die Baronie Szegedin, zurück, und lebte einſam, von allem Verkehr mit ſeines Gleichen getrennt. — Kalemann, der den brauchbarſten ſeiner Magnaten hochſchätzte, zog ihn an ſeinen Hof zurück, bewies ihm viel Vertrauen, und ſtellte ihn hoch über ſeine Standesgenoſſen. Und dennoch war er nicht glücklich. Noch in ſeinem Alter mußte er das Schwankende der Fürſtengunſt ſchmerzlich erfahren. Er war es, auf den man den nicht ungerechten Verdacht der Beförderung der Flucht Welf's und Gottſchalk's geworfen hatte. Er war es, der heftig gegen die Hinterliſt proteſtirte, die man gegen die Kreuzfahrer ausübte. Das hatte ihm des Königs Ungnade zugezogen, und der verdiente, alte, treue Diener, der des Volkes Heil als die höchſte Aufgabe ſeines Wirkens betrachtete, und nur in dieſem Geiſte gewirkt hatte, wurde nach kaum geendigter Schlacht vom Hofe verbannt.

So ſehr ſolch Unrecht auch den Freiherrn ſchmerzte, er ging gern in die ländliche Ruhe zurück, denn in ſeinem Innern waren alle Wunden aufgeriſſen worden durch Welf's Anblick, die aufs Neue bluteten, und ihn dem geſelligen Leben entfremdeten. Denn ſah er glückliche Gatten, glückliche Mütter und Väter, dann ergriff ihn eine Wehmuth und eine ſtille Schwermuth, die nur nach Einſamkeit und Zurückgezogenheit ſich ſehnte. Welf's Züge hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht vom erſten Augenblick an, da er ihn ſah, und bei dem Zuſammentreffen mit dem Jüngling in der mörderiſchen Schlacht wurden aufs Neue jene geheimen Saiten ſeines Innern angeſchlagen. Er fühlte ſich mit einer innigen Liebe zu Welſen hingezogen. Um ſo größer war jetzt ſeine Angſt, ſeine Beſorgniß, um ſo herzlicher aber auch ſeine Freude, als das Fieber, welches Welſen heimgeſucht hatte, nun ihn verließ, und das jugendliche Feuer wieder in dem Auge des Jünglings zu glühen, das friſche Roth der Geſundheit wieder ſeine Wangen zu ſchmücken begann. Welf fand die Liebe des ihm fremden, aber ihm dennoch durch einen geheimen Zug ſeines Herzens theuren Mannes ſo edel, ſo uneigennützig, daß das Gefühl der Dankbarkeit der Liebe die Hand bot, und alſo ein Band aufrichtiger Zuneigung Beide umſchlang, durch welches des Greiſes Stirne ſich entwölkte, und er gleichſam neu belebt, ja verjüngt wurde. Auch Kurt genas durch ſorgſame Pflege, und ſo fühlte ſich denn bald Welf heimiſch auf Szegedin.

Als Welf's Kräfte ſo weit zurückgekehrt waren, daß er das Gemach verlaſſen und in Gottes freier, reiner Luft luſtwandeln konnte, nahm ihn der Magnate bei der Hand und führte ihn in den Garten, der das Schloß auf der einen Seite umgab. Die Blumen dufteten Wohlgerüche, die Vögel ſangen ihre Lieder, der Himmel war wolkenlos und rein, und die Strahlen der Sonne ſandten dem Geneſenden wohlthätige Wärme. Welf's Herz war heiter und froh, es ergoß ſich im innigſten Danke gegen Gott und Jaroslav. Dieſer ging nachſinnend neben dem Jüngling. Forſchend blickte er ihm von Zeit zu Zeit in das Auge. Es ſchien, als liege ihm Etwas auf dem Herzen, was ihn quälte, als liege ihm eine Frage auf der Zunge, die er ſich auszuſprechen vor ſich ſelbſt fürchtete. Welf bemerkte das. „Was iſt Euch, mein Vater?“ fragte er theilnehmend. Bei dem Worte „Vater“ zuckte der Greis in ſich zuſammen. „Vater!“ wiederholte er langſam; „o, mein Gott, mein Gott, wäre es möglich, daß dieſer ſüße Name mich beglücken ſollte?!“ — Welf ſah ihn recht wehmüthig an. Der unglückliche Mann, der ſo vereinzelt im Leben daſtand, der Niemanden um ſich hatte als Miethlinge, jammerte ihn. Welf ſetzte ſich auf eine Bank, die zur Ruhe einlud. Jaroslav ſtand mit verſchränkten

Armen vor ihm und blickte feuchten Auges ihn unverwandt an; dann hob er ſtockend an: „Ich habe eine Frage an dich zu richten, Jüngling, die du mir zu gute halten mußt, weil es dem Gaſtfreund nicht ziemt, den Gaſt um den Namen zu fragen; ich bitte dich, ſage mir deinen Namen! Deine Züge rufen mir Menſchen ins Andenken, die mir einſt unendlich theuer waren — und — noch ſind," ſetzte er leiſe hinzu, „denn ich war lange Zeit in deinem Vaterlande!" —

„Welf von Greifenklau iſt mein Name," verſetzte Welf. „Vergebt, edler Mann, daß ich das Euch zu ſagen vergaß."

„Greifenklau!?" rief der Ungar. „Allmächtiger Gott! Greifenklau!" Und er faltete ſeine Hände und erbleichte, und doch lebte eine unendliche Freude in ſeiner Bruſt. „Greifenklau heißeſt du? Und wo, ſprich, ich bitte dich, wo iſt deine Heimath?"

„Am Rheine," ſagte Welf, betroffen über des Ungarn ſeltſames Betragen. „Aber warum bewegt Euch der Name ſo? Kennt Ihr meinen Vater?" — „O, daß ich ihn kennte, und meinen Frieden wieder fände!" ſprach Jaroslav leiſe in ſich hinein. „Der Rhein!" wiederholte er dann laut; „iſt das weit vom Sachſenlande?" — „Sehr weit," entgegnete Welf. „Lebt dein Vater noch?" fragte geſpannter der Magnate. „Ich verließ ihn wohlbehalten, und, ſo Gott will! lebt er noch," war Welf's Antwort. Jaroslav ſchwieg. Eine Weile ging er in tiefem Sinnen umher; dann kam er wieder zu Welfen. „Hatte dein Vater Geſchwiſter?" fragte er ſtotternd. „Zwei," erwiederte Welf; „einen Bruder, der in Italien fiel, und eine Schweſter, die als Nonne ſtarb." „Als Nonne? Sage, um Gotteswillen! wie hieß ſie?" Immer geſpannter wurde Welf. „Elfriede hieß ſie!" — „Elfriede?" rief Jaroslav, „Elfriede!" und ſank wider einen Baum und bedeckte die Augen mit ſeiner Hand und ſchluchzte hörbar. „Todt? ſagteſt du nicht ſo?" hob er nach einer Weile, in der Welf ſeltſam gerührt und ergriffen war, wieder an. „Ihr ſcheint meine Familie näher zu kennen und Antheil an ihrem Geſchicke zu nehmen. — Ja, Elfriede ſtarb im Kloſter Rupertsberg, von tiefem Weh zerriſſen!" Aufs Neue rannen des Greiſes Zähren. Er ſetzte ſich zu Welfen und lehnte ſein Haupt auf ſeine Schulter und weinte ſtill, und auch Welf weinte, denn ſein Herz war wunderbar von des Greiſes tiefem Schmerz ergriffen.

Lange ſaßen ſie ſo: dann erhob ſich der Ungar wieder. „Habe Geduld mit mir, du theurer Jüngling," ſprach er; „ach, du ahneſt nicht, wie nahe du meinem Herzen ſteheſt. Deine Worte haben alte Wunden neu aufgeriſſen. Dich, dich hat der Himmel mir zugeführt. O, ich ahnete das! Als ich dich zum erſten Male ſah, da ſprachen deine Züge mich wunderbar an. Du, du biſt das Ebenbild Elfrieden's. Ihr kanntet ſie alſo, meines Vaters geliebte Schweſter? — Ja, man ſagte mir's oft ſeit meiner Kindheit, ich ſei ihr Ebenbild." „Du biſt's, mein Sohn! O, erzähle mir, ich bitte dich, erzähle mir, was du von Elfrieden weißt! Sie war nie vermählt?" „Nie. Ich hörte einſt von meinem Vater, eine unglückliche Begebenheit habe ihr Herz gebrochen; und ſeit ſie aus Sachſen kam, wo ſie bei der Gräfin von Plauen erzogen worden, lebte ſie im Kloſter Rupertsberg, wo ſie ſtarb." — „Ach," ſeufzte der Greis, und ſeine Thränen rannen wieder ſtromweiſe, „wie foltern deine Worte, Jüngling! — Ich, ich habe ihr Herz gebrochen. O, du Engel des Lichts, vergib es mir, ich war ja unſchuldig! Ich ſuchte dich ja wieder mit liebendem Herzen, und fand dich nicht!" Welf ſah ihn groß an. „Ihr, Ihr brachet Elfrieden's Herz, Ihr?" fragte er überraſcht. „Verdamme mich nicht, Kind," bat der bewegte Greis, „höre erſt meine Schickſale, dann urtheile. — König Kalomann ſandte mich an deines Kaiſers Hoflager in wichtigen Angelegenheiten. Ich zählte damals acht und zwanzig Jahre. An des Kaiſers Hoflager lernte ich den jungen Grafen Heinrich von Plauen kennen. Wir wurden bald Freunde, denn gleiche Geſinnung und gleiche Gefühle verbanden uns. Meine Sache zog ſich am kaiſerlichen Hof ins Weite. Ich mußte länger verweilen als ich gedacht hatte. Graf Plauen reiſte indeß auf ſein Stammſchloß. Ich begleitete ihn. Dort fand ich Elfrieden von Greifenklau und — liebte ſie. Auch mir war Elfriede gut. Unſer längeres Verweilen auf Plauen's Stammſchloß brachte unſere Herzen näher. Elfriede liebte mich zärtlich und innig. — — Da rief mich mein Beruf plötzlich an das Hoflager zurück. Ich verſprach Elfrieden wieder zu kehren und ſie als Gattin heimzuführen in mein väterlich Erbe. Gott iſt mein Zeuge, daß ich's redlich meinte! Ich mußte nach Ungarn zurück. Länger mußte ich dort am Hoflager des Königs weilen, als ich es wollte. Die Sehnſucht zog mich nach Deutſchland. Sobald ich konnte, kehrte ich nach Deutſchland zurück. Ach, es war zu ſpät. Ein Jahr war verfloſſen, ſeit ich Elfrieden gefunden hatte. Plauen's Mutter war todt. Er war mit einem Heereszuge des Kaiſers nach Italien. Von Elfrieden wußte mir Niemand Auskunft zu geben. Eine Spur entdeckte ich von ihr. Ich verfolgte dieſe bis Erfurt — dort verlor ich ſie gänzlich. Nach raſtloſen Nachforſchungen, die ich ein ganzes Jahr fortſetzte, konnte ich nichts mehr von ihr entdecken. Mit dem blutenden Herzen kehrte ich nach dem Vaterlande zurück. Meine Hoffnung war verſchwunden, auch mein Friede und das Glück meines Lebens. Ihr blieb ich treu! Freudlos ging ich meinen einſamen Lebensweg bis dieſe Stunde!“ — Er hielt inne. „Armer, armer Mann!“ ſeufzte Welf. „O, wie glücklich hätte ich ſein können!“ wehklagte Jaroſlav. „Und Elfriede blieb auch mir treu?“ — „Sie war Euch treu, denn ſie wies alle Anträge ab und ging ins Kloſter.“ — Männer, die in dieſem Augenblicke nahten, unterbrachen das Geſpräch. Jaroſlav legte Welfen ſtrenges Schweigen auf und Beide gingen vielfach bewegt in das Schloß zurück. — Welche Gedanken, welche Empfindungen erregte die Unterhaltung in Welf's Herzen! Er fühlte in dieſem Augenblick, auch er könne ſo ein edles weibliches Weſen lieben und ihr treu bleiben, wie der edle Greis. Zum erſten Male erwachte in ſeinem Herzen eine Sehnſucht, der er eigentlich keinen Namen geben konnte. Und ſeltſam! Bertha's Bild ſtand in aller ſeiner Lieblichkeit vor ihm. Aber ein heiliger Schauer rieſelte durch ſeine Glieder. Sein beſſeres Gefühl, die heilige Stimme Gottes in ſeinem Herzen ſagte ihm, Bertha'n dürfe er ſo nicht lieben, denn ſie ſei ſeine Schweſter. Der Zuſtand ſeines Herzens war unbeſchreiblich. Zu jenen Empfindungen geſellte ſich die wehmüthige

Theilnahme an des unglücklichen Jaroslav's Geſchick, die wehmüthige Erinnerung an Elfrieden's Weh, deſſen oft ſein Vater gedacht. Vor ihm ſtand Jaroslav gerechtfertigt. Schmerzlich war ihm die Erinnerung an den Fluch, den oft ſein Vater über den ausgeſtoßen, der Elfrieden's Herz gebrochen. Dieſe Bilder ſchwebten unvertilgbar in ſeinen Gedanken. Loszureißen von ihnen war ihm unmöglich. Gern hätte er bei Kurt, der, als treuer alter Diener ſeiner Familie Elfrieden gekannt hatte, weitere Auskunft geſucht, aber er hatte dem edlen Manne ſein Ritterwort gegeben, zu ſchweigen, und das durfte er nicht brechen.

VIII.

Den übrigen Theil des Tages war Jaroslav unſichtbar. Er hatte ſich in ſein Kloſett zurückgezogen, ſeinen Empfindungen offenen Lauf zu laſſen. Ach, wie lag es ſo ſchwer auf ſeinem Herzen, das Schickſal ſeiner Elfriede. Welche Ahnungen durchbebten ihn, welche Empfindungen durchkreuzten ſein Herz, welche Zweifel marterten ihn! Es blieb ihm ſo Vieles dunkel in Elfrieden's ſpäterm Leben, und er konnte den Jüngling aber das nicht fragen, was eigentlich ihn ſo tief bewegte. In einer Stunde leidenſchaftlicher Wallung hatte er und Elfriede das heilige Geſetz keuſcher Sitte verletzt. Sie hatte die leiſe Ahnung der Mutterhoffnung, ihm unter verzweiflungsvollem Jammer entdeckt, am Abend vor ſeinem Scheiden. Und er mußte eilends von dannen, und das widrige Geſchick hielt ihn länger in Ungarn, als es ſeine namenloſe Sehnſucht ertragen konnte. Mit unaufhaltſamer Eile war er nach Deutſchland geflogen, als er frei war von ſeinen drückenden Feſſeln. Und Elfrieden, deren verlorne Ehre er vor dem Altar ihr feierlich wiedergeben wollte, fand er nicht mehr. Was war aus ſeinem Kinde geworden? Manchmal ergriff ihn eine leiſe Ahnung, als ſei Welf ſein Sohn. Aber er hatte ſo beſtimmt ſeinen Vater genannt, daß Jaroslav wieder zweifelte.

In dieſen Stunden inneren Kampfs erinnerte er ſich des alten Dieners, den Welf bei ſich hatte, aus deſſen Mund er gehört, daß dieſer Welfen als Kind auf ſeinen Armen getragen. — Ein Lichtſtrahl der Hoffnung fiel in das ihn umnachtende Dunkel. Er ſchickte ſeinen Diener nach Kurt und ließ ihn zu ſich rufen. Erwartungsvoll trat der alte, treue Diener Greifenklau's in das Gemach. Er mußte ſich zu dem Freiherrn ſetzen, der ihn um Nachrichten über Welf's Familie bat. „Ich habe Welf's Vater gekannt,“ ſagte er, „mir liegt viel daran, von ihm zu hören.“ Kurt ſah ihn forſchend an. „Welf's Vater?“ fragte er, „meinen alten Herrn verließen wir wohlauf.“ „Und Welf's Mutter?“ „Iſt längſt todt!“ erwiederte Kurt. „Hatte Greifenklau nicht eine Schweſter?“ „Elfrieden! Ja, die ſtarb im Kloſter.“

„Unvermählt?“ — „Sie ſtarb unvermählt. Aber was ſollen die ſeltſamen Fragen, Herr? Welf wird Euch das Alles ſchon geſagt haben.“

„Wohl, Kurt; aber Welf weiß zu wenig von Elfrieden's Schickſal, weißt du nicht mehr? Wer führte ſie aus Sachſen in die Heimath?“ —

„Mein alter Herr und meine in Gott ruhende Herrin. Ich ſelbſt war mit in Erfurt.“

„Du? — O, dann weißt du mehr: Alter, ich bitte dich, ich beſchwöre dich bei deiner Liebe zu dem Jüngling, ſprich, iſt er Greifenklau's Sohn?“ —

„Wie möcht Ihr zweifeln?“

„Ich habe gerechte Urſache, zu zweifeln. Iſt er nicht der unglücklichen Elfriede Sohn?“ —

„Gerechter Gott, woher wißt Ihr das?“

Jaroslav ſprang auf. Alle ſeine Glieder bebten. Er faßte Kurt's Schultern mit ſeinen beiden Armen, blickte ihm durchbohrend ins Auge und rief: „Um Gott, iſt er's?“

„Er iſt Elfrieden's Sohn, ja, er iſt's. Möge Gott mir vergeben, daß ich ein Geheimniß verrathe, das ich zu wahren geſchworen hatte.“

„O, du Heiliger!“ rief Jaroslav. „O Welf, Welf, du biſt mein Sohn, mein Sohn! O, ſo täuſchte mich meine Ahnung nicht. — Ich, ich bin Elfrieden's Verführer, ich der Vater ihres Sohnes!“

Da ſtand Kurt bleich und ſprachlos vor dem Mann, und ſeine Kniee bebten alſo, daß er in den Stuhl zurückſank. „Ihr alſo ſeid Welf's Vater? — O, ſo vergebe Euch Gott das Leiden der Unglücklichen, deren Lebensglück Ihr vergiftet habt!“

„Schweig, o ſchweig, Alter! Der über uns kennt den Jammer, den ich trug, kennt die Reue, die mich verfolgte, kennt das namenloſe Weh, das ich empfand ſeit jener unſeligen Stunde. Er aber kennt auch meine edle Abſicht, in der ich wieder nach Deutſchland eilte, und — Elfrieden nicht mehr fand!“ — Jaroslav ſank mitten im Gemach auf ſeine Kniee: „O, nimm meinen unausſprechlichen Dank, Vater!“ betete er, „der du mir, ſo nahe dem Grabe, die letzte Hoffnung gewähreſt! Und du, reiner, verklärter Geiſt meiner Elfriede, ſieh' verſöhnt auf mich nieder! An deinem, an meinem Kinde will ich gut machen, was ich verſchuldet!“ — Und als er ſo betete, kniete Kurt neben ihm und ſprach ein „Amen“ aus ſeiner Seele Innerſtem.

Und nun war bei Jaroslav kein Haltens mehr. Er eilte hinaus in Welf's Gemach, der noch in ſtillen Träumen beim matten Scheine ſeiner Lampe ſaß, das Haupt in die Hand geſtützt. Er fuhr erſchrocken auf, als Jaroslav ſo ſpät in ſein Gemach ſtürzte. Dieſer ſchloß ihn in ſeine Arme. „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief er aus mit jauchzender Stimme, und doch rannen ſeine Thränen. Und auch Kurt ſtand weinend daneben und nickte lächelnd dem Jüngling zu, der nicht wußte, was das ſein ſollte.

„Aber was beginnet Ihr?“ fragte er überraſcht.

„Du biſt mein Sohn, mein Welf! Elfrieden's und mein Sohn!“

Welfen durchlief ein Schauer, denn ihm war's, als ſei Jaroslav irre. Er bemühte ſich, aus ſeinen Armen loszukommen.

„Willſt du mich nicht, willſt du deinen Vater nicht anerkennen?“ rief dieſer, und ſchloß ihn von Neuem an ſein Herz.

„Aber, um Gott, ſprecht, was ſoll das ſeltſame Weſen? Sprich, Kurt, antworte du mir.“

„Ihr ſeid ſein Sohn, edler Junker, glaubt's meinem Wort, ein graues Haupt lügt nicht, und der Scherz wäre ſtrafbar.“

Da ſtand Welf wie vom Blitze getroffen, und es war ihm, als ginge vor ihm die Welt in Trümmer. — Er war keines Wortes mächtig. Kurt bat den Freiherrn, Welfen zur Beſinnung kommen zu laſſen. Und nun ſetzten ſich Beide zu ihm, und Jaroslav erzählte und Kurt bekräftigte das Unglaubliche dem ſtaunenden, erſchütterten Jüngling, der immer neue Zweifel erhob und nimmer ihre Löſung fand, und dennoch nicht wußte, wo er Licht finden ſollte in dieſem quälenden Chaos.

Nach und nach ruhiger geworden, entfaltete ihm Kurt das ganze Geheimniß, reichte ihm den Faden in dieſem Labyrinthe. Da legte Welf ſein Haupt an ſeines Vaters Bruſt und weinte, denn es ſchmerzte ihn unendlich, ſeinen Vater, an dem ſeine Seele von früher Jugend an liebevoll gehängt hatte, zu verlieren, und einen fremden ſo urplötzlich wiederzufinden, und jenem fremd zu ſein. Er verlor in Bertha eine Schweſter, die er ſo unendlich liebte. Er ſaß lange weinend in dieſer Stellung. Ach, jetzt wurde ihm ſo Manches klar, was ihm früher dunkel geweſen war. Jetzt erinnerte er ſich an Begebenheiten, an einzelne Reden, die er nicht verſtanden, deren Sinn er aber jetzt klar und deutlich einſah. Jetzt fiel es wie Schuppen von ſeinen Augen. Jetzt fühlte er erſt, warum er Bertha'n ſo innig geliebt. Jetzt dämmerte eine Hoffnung, leiſe und ſanft, die er ſich kaum zuzugeſtehen wagte.

Und die Tage, die nun kamen, waren Tage des Glückes, der Wehmuth, der Freude, der Hoffnung für Vater und Sohn, und Kurt ſprach oft gerührt: „Herr, wie ſind die Wege ſo wunderbar, auf denen du deine Kinder führſt! Aber gehen ſie auch durch Nacht und Finſterniß, ſo ſind ſie doch Licht, und gehen ſie über Dornen, ſo ſind's doch Wege der Liebe und des Glücks!“ Und er betrachtete das Kreuz auf ſeiner Schulter und ſagte zu ſich: „Du trügſt nicht, du Zeichen des Schmerzes und der Wonne, denn beides brachteſt du uns!“

IX.

Einſam und ſtill, Öde und freudenleer war es auf der Burg des Ritters Greiſenklau, ſeit Welf ins heilige Land gezogen war. Es fehlte dem Vater der ſinnige Jüngling, dem er die Thaten ſeines Lebens und Abentheuer ſeiner Ritterzüge erzählen könnte, und Bertha fehlte Alles, denn Welf war ihr Alles geweſen. Für ſie hatte das Leben keine andere Bedeutung mehr, als die Pflichterfüllung gegen den Vater, der ſie ſo ſehr liebte. Für ihn nur lebte ſie noch. Von ihm ließ ſie ſich die Schlachten und das ganze blutige Kriegswerk ſchildern, und zitterte dann für ihren Welf, wenn ſie der Gefahren gedachte, die ihm droheten. Kam Benedikt zu den Verwaiſten herüber, erzählte er von dem heiligen Lande, wo er einſt als frommer Pilger geweſen war, dann lauſchte die Jungfrau, ganz Ohr, und dachte, jezt wird vielleicht Welf da ſein, wovon Benedikt erzählt. Und gedachte er der wilden, blutgierigen Muſelmänner, dann bebte ſie für den geliebten Bruder, und dennoch hörte ſie nichts lieber als von den Oertlichkeiten und Verhältniſſen des heiligen Landes erzählen, denn dadurch erhielt ihre Einbildungskraft immer neuen Stoff.

Schmerzlich hatte ſie alle die Nachrichten von den blutigen Ausſchweifungen des Kreuzheeres ergriffen, die Benedikt ihnen hinterbrachte. In Bertha fand Welf die eifrigſte Ehrenretterin und Vertheidigerin ſeiner Unſchuld an dieſen Greueln, wenn er irgend einer bedurft hätte; aber die beiden alten Freunde kannten ihren Liebling zu gut, als daß ſie nicht hätten von ſeiner Unſchuld überzeugt ſein müſſen. Als aber das Heer Deutſchland verlaſſen hatte, blieb jegliche Kunde aus. Je länger dies währte, deſto größere Beſorgniß erfüllte Bertha's Herz. Der Schmerz, verbunden mit dieſer ſteten Spannung, nagte ſichtlich an ihrem Leben. Was ihren Kummer um vieles vermehrte, war des Vaters Kränklichkeit und zunehmende Schwäche, die eine baldige Auflöſung fürchten ließ. Ach, wie fühlte ſie ſich jezt oft ſo unglücklich, da ſie Niemanden hatte, in deſſen theilnehmende Bruſt ſie ihres Herzens Qual ausſchütten konnte. Sie mußte ſtill und geheim ihr Weh tragen. Die Hälfte des Sommers war langſam und träge für ſie vorübergeſchlichen, und ſo oft Benedikt kam und ſie ihn um Nachrichten vom Heere beſtürmte, zuckte er traurig die Achſeln und ſchwieg. Einſt kam er noch ſpät am Abend auf die Burg. Seine ungewöhnliche Traurigkeit fiel Bertha'n um ſo mehr auf, da ſonſt ſtets die Ruhe und Heiterkeit einer frommen Seele auf ſeinen Zügen ſchwebte, und dieſe Bemerkung erfüllte ſie mit quälender Angſt. Die Furcht feſſelte ihre Zunge. Sie hatte den Muth nicht, zu fragen, denn ſie beſorgte, eine ſchauderhafte Mähr' zu hören, und doch ſpornte die Ungewißheit ihre Neugierde. Sie geleitete ihn ſtumm in das Gemach ihres Vaters, der ſchlummernd in dem großen Armſeſſel ſaß. Als ſie eintraten fuhr der Greis aus ſeinem unruhigen Schlummer auf. „Ich habe ſchwer geträumt," ſprach er, den Abt begrüßend. „Ich ſah eine furchtbare Schlacht und des Kreuzheeres Niederlage, und auch Welfen ſah ich blutend ſinken." — „Sonderbar iſt's, traun, mein alter Freund!" hob Benedikt an, „denn eine ähnliche Mähr' habe ich Euch zu verkünden." Bertha drohte zu ſinken; ſie hielt ſich mühſam an der Lehne des Armſeſſels ihres Vaters aufrecht, der auch vor Schrecken bleich in dieſen zurückſank. Beide hielten den Athem an, aus Furcht, ein Wort zu verlieren, und Benedikt hob jetzt an, ihnen des Kreuzheeres gänzliche Niederlage in Ungarn zu melden. „Und Welf, und Welf, wißt Ihr nichts von ihm?" fragten Beide zu gleicher Zeit mit dem Ausdrucke der geſpannteſten Erwartung, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend. „Ich weiß leider nichts von ihm, als daß er zu den Wenigen gehörte," fuhr Benedikt fort, „die beſonnen genug waren, den falſchen Ungarn zu mißtrauen, und darum ihre Waffen behielten, und mit ritterlichem Muthe fochten."

„Ja wohl, ja wohl, ein untreu und falſch Volk!" ſeufzte, von einer ſchmerzlichen Erinnerung ergriffen, Greifenklau. — „Ach mein Welf, mein Welf, lebſt du noch?" wehklagte Bertha mit herzzerſchneidendem Ton, „oder biſt auch du gefallen unter den

Schwertſtreichen des abſcheulichen Volkes?" — „Verzaget nicht!" tröſtete Benedikt. „Nicht Alle ſind ſie umgekommen. Viele ſind ſchon in die Heimath zurückgekehrt, Viele kommen noch. Gebet der Hoffnung Raum und vertrauet auf Gottes Leitung, ſo lange es nur immer möglich iſt." Aber ſein Troſt blieb fruchtlos. Bertha jammerte troſtlos, und der alte Ritter ſaß ſtumm und bleich da mit gefalteten Händen, und ſtarrte thränenlos in eine Ecke. Benedikt ſuchte wieder Hoffnung in ihre Herzen zu flößen, ſie wieder aufzurichten. Es gelang ihm wohl ſcheinbar, aber ein Ereigniß, das jetzt eintrat, riß Alles, was er mit Mühe gebaut hatte, wieder nieder. Der Burgvogt meldete einen Pilger, der um Einlaß und Obdacht flehe. Man geſtattete gerne Beides, und da dieſer, wie der Burgvogt meinte, ſicherlich Neuigkeiten von den Schickſalen des Kreuzheeres wiſſen müſſe, ließ ihn Bertha in das Gemach führen, auf daß er ſich daſelbſt erquicke. —

Kaum aber war er in das Gemach getreten, kaum hatten alle Drei ihm ſchärfer in das bleiche Geſicht geſchaut, als ſie auch mit dem, zwiſchen dem Ausdruck der Freude und Furcht getheilten Ausruf: „Stadion!" von ihren Sitzen aufſprangen, und bleich wie Bildſäulen vor Stadion daſtanden. Keines hatte den Muth, eine Frage zu thun, denn Stadion blickte ernſt und traurig auf Bertha'n, gleich als habe er ihr Schwereres zu ſagen, als ihr Herz ertragen könne. Benedikt erholte ſich zuerſt von ſeinem Erſtaunen. „Was bringt Ihr Gutes, Ritter Stadion," fragte er, nachdem er ihn begrüßt. „Gutes nicht viel, wohl aber Schlimmes die Fülle," begann jener zu erzählen. „Es kann Euch nicht unbekannt geblieben ſein, welch grauſes Geſchick uns heimgeſucht. In Belgrads Ebene liegt unſer Heer begraben. Zerſchlagen iſt die ſchöne Unternehmung, und mit ihrem Blute beſiegelten die Edlen ihrer Wünſche und Abſichten Zerſtörung." „Und wie ſteht es mit Welf?" fragten zitternd Alle zugleich. — „O, daß Ihr wieder mein Herz bluten machet!" ſeufzte Stadion. „Er fiel an meiner Seite, der Gute, denn wie wir immer ein Herz und eine Seele waren, ſo konnte uns auch in jenen ſchrecklichen Stunden des meuchelmörderiſchen Ueberfalles nichts trennen. Wir fechten muthig, bis er, vom tödtlichen Streiche getroffen, fiel, und ich, von Blutverluſt erſchöpft, neben ihn ſank in todtähnlicher Betäubung. Als ich erwachte, war es Morgen. Welf lag mit ſeiner kalten Wange wider der meinigen. Ach, nicht mein Jammern, nicht mein Weinen konnte mir den erblichenen Freund wiedergeben — er war unwiderbringlich verloren, er war todt! Nur durch ein Wunder des Herrn entging ich, kämpfend mit allen Schrecken des Hungers und des Schmerzes, dem Racheſchwert der Ungarn. Nach namenloſen Leiden ſeht Ihr mich hier als Bote des Schmerzes und der Trauer. O, daß ich als Bote der Freude hätte kommen können!“ — Er ſchwieg gerührt. Der Schmerz Bertha's und des alten Ritters liegt jenſeit der Grenzen menſchlicher Darſtellung. War er bei ihnen Beiden gleich tief, gleich gewaltig, ſo äußerte er ſich doch verſchieden; Bertha ſchien in ſich zuſammengeſunken zu ſein, ihre Züge waren ſtarr wie ihre Blicke. Die Thränen waren verſiegt, keine linderte das unausſprechliche Weh, an dem das Herz litt. Der Greis weinte laut. Es war herzzerſchneidend, den alten Mann jammern zu hören. Benedikt hielt ihre Hände liebevoll gefaßt; er war tief gerührt, denn er nahm Antheil, innigen, ungeſchminkten Antheil an dem Schmerze der Familie; aber der innige Glaube und die ſtille Demuth und Gottergebenheit gab ſeinen Zügen im Schmerze den Ausdruck eines leidenden Heiligen. Stadion ſah eine Weile ſtarr auf die Gruppe, dann ſchauderte er innerlich zuſammen, und er ſchlich leiſe hinweg wie Judas, der Verräther, denn ſein Gewiſſen ſchlug ihn, und der nie ruhende Wurm erwachte. „Böſewicht! was haſt du gethan?“ rief er ſich ſelbſt zu, indem er floh, als wenn ein Geiſt der Hölle ihn jage. — Das aber war nur das leiſe Aufblitzen des beſſern Gefühls, vergleichbar dem vorübergehenden Wetterleuchten am ſchwülen Sommerabend; es war die Stimme ſeines guten Engels, der längſt von ihm gewichen war, ſeit er in Gottſchalk's und Emike's verpeſtender Nähe gelebt. Auch jetzt war ſeine Stimme nur der Scheidegruß eines Freundes, den das Wehen der Lüfte noch zu dem Zurückbleibenden hinüberträgt, und bald flüſterte ſein böſer Dämon ihm zu: „Laß, es wird vorübergehen! Und auf ſolchem Grunde führſt du das Gebäude deines Glücks auf. Du wirſt nun Bertha's Tröſter, und der theilnehmende Tröſter wird Freund, der Freund Buhle, und der Buhle Gatte. Alſo war das Gewebe der Büberei angelegt und wohlberechnet auf das Herz gewöhnlicher Menſchen, aber zu dieſen gehörte Bertha nicht. Stadion kannte das Herz der Jungfrau nicht, ſonſt würde er längſt am Gelingen dieſes Planes gezweifelt haben. Nur ein gleiches Gemüth konnte Bertha'n kennen. Stadion war ſeines Sieges ſo gewiß, daß er frohlocken konnte, als der tödtliche Schmerz in Bertha's Herzen wühlte. Wäre ſeine Liebe edel geweſen, das hätte er nicht gekonnt. — Er ſah Bertha an dieſem Tage nicht wieder. Mit neuem Muthe trat er am andern Tage zu ihr. So iſt der Menſch. Er richtet voll Zuverſicht die Maſten auf, breitet die Segel auf, hißt die Wimpel der Hoffnung hoch hinauf, und bedenkt nicht, daß ein Höherer am Ruder ſitzet, lächelt ſeiner Thorheit, und ſpricht: „ſo ſoll's ſein!" — Stadion erſchrak, als er die Jungfrau ſah. Mit der treuherzigen Miene theilnehmender Freundſchaft nahte er ihr und wollte tröſten. Sie ſchüttelte, lächelnd wie eine Sterbende, das Haupt. „Ich bedarf des Troſtes nicht," ſagte ſie. „Wollt Ihr mir eine Freude machen, ſo erzählet von Welf." Das that er, und hier ſprach er Wahrheit. Bertha lauſchte ſtill. „Ja," ſagte ſie dann, „ſo war er! Da ſpiegelt ſich ſein edles Herz! Ach, es lebte nur Ein Welf!" ſetzte ſie dann, gen Himmel blickend, hinzu. So blieb es aber auch, das Verhältniß, die ganze Zeit, ſo lange Stadion auf der Burg war. Und zu ſeinem größten Leid war Bertha kalt und ernſt, abgeſchloſſen in ſich, wie Eine, die mit der Welt ihre Rechnung geſchloſſen, und das Leben nur trägt als eine Bürde, von der ſie bald hofft erlöſt zu werden. Und Stadion wagte nicht näher zu ſchreiten zu ſeinem Ziel Flehte er, ſie möge wieder Freude gewinnen am Leben, dann entgegnete ſie: „Das Leben hat nur noch ein Band, das mich mit ihm verbindet, und Ihr ſehet, das iſt mürbe." Sie ſpielte auf ihren Vater an; und wirklich hatte der Schmerz den Lebensfaden des Greiſes ſehr verkürzt. Er wurde täglich ſchwächer. Der edle

Benedikt wich nicht mehr von ihm. Er leitete die Geſchäfte ſeines Kloſters von der Burg aus durch Abgeordnete, die kamen und wieder gingen.

Langſam ſchlich ein Monat dahin, und wieder einer, und als die Traube ſich zu füllen begann mit geiſtigem Stoff und die heimlichen Schwalben ſich ſammelten auf der Zinne des Wartthurms zum baldigen Zug in die ſüdlichere Zone, da klang eines Abends dumpf und ſchaurig das Glöcklein auf der Burg, und Bertha und Benedikt knieten am Sarge des Ritters. In dieſem Augenblick trat Stadion in das Gemach. Und Benedikt erhob ſich mit leuchtendem Antlitz gegen den Sünder und deutete auf den Leichnam, und laut heulend floh er von dannen, denn jetzt hatte ihn der Arm der Hölle gefaßt. Und als der Ritter beigeſetzt war in der Väter ſtille Gruft, da war Bertha's Bleiben nicht mehr in den öden Mauern. Ihr Herz ſuchte Ruhe, und dieſe war nur zu finden in Hildegard's Aſyl, in dem ſtillen Kloſter Rupertsberg, das dort ſtand, wo die jungfräuliche Nahe ſchüchtern und ſittig zaudernd in die Arme des Rheines ſinkt.

Es war an einem ſchönen Herbſtſonntag, als ſie die zur Burg Hörigen auf dem Hofe der Burg verſammelte. An Benedikt's Hand trat ſie unter ſie, ſchwarz verhüllt bis zum Kinn. Das bleiche Geſicht lächelte wie das eines Engels. In Benedikt's Hand legte ſie die Verwaltung ihrer Güter vor Aller Augen. Da nahm ſie rührenden Abſchied von ihnen für dieſe Welt, ſegnete ſie, kniete nieder und küßte die theure Erde, und wankte dann unter dem Schluchzen ihrer Unterthanen, die ſie wie eine Himmliſche verehrten, an Benedikt's Hand durch das Schloßthor, wo Beide ihre Zelter beſtiegen. Und bald begrüßten die Nonnen im Kloſter Rupertsberg die neue Schweſter.

X.

So innig Welf den neugefundenen Vater liebte, an dem nun, durch Kurt und den Vater ſelbſt überzeugt, der Jüngling nicht mehr zweifelte, ſo war dennoch ſein Herz getheilt, und er konnte nimmer im Ungarlande heimiſch werden. Das Heimweh nagte an ſeinem Herzen. Sein ganz verändertes Lebensverhältniß hatte dem Jüngling die Binde von dem inneren Auge genommen. Er fühlte jetzt, daß er Bertha'n liebe, und eine Sehnſucht, für welche ſeine Bruſt zu enge war, zog ihn zu der Geliebten, zu dem theueren Pflegevater, zur lieben Heimath. Wie unzählige Male ſchwebte jetzt ſein Geiſt über die Berge, Flüſſe und Ebenen, die in weiten Strecken zwiſchen ihm und den geliebten Weſen lagen. Wie träumte er voll ſeliger Hoffnung von dem Wiederſehen, und wie oft ſaß er bei dem treuen Kurt, mit ihm plaudernd von dem künftigen Glück. Für Jaroslav war dieſe Entdeckung ſchmerzlich, denn ihm ſchien es, als ſei Welf's Herz nicht ſein. Und doch konnte er des Jünglings Sehnſucht nicht mißbilligen, und ſelbſt in ſeinem Herzen keimte der Wunſch, Welf und Bertha, die er aus Welf's Schilderungen herzlich liebte, vereinigt zu ſehen, und der Trieb der Dankbarkeit gegen Elfrieden's edlen Bruder, der ſo edel ſeiner verlaſſenen Geliebten Ehre rettete, und ſeines vaterloſen Kindes Vater geworden war, erwachte immer lebhafter, und geſellte ſich zu dem wehmüthigen Wunſche, Elfrieden's Grab zu ſehen und dort zu beten, und — einſt neben ihr auszuruhen von den Kämpfen eines verkümmerten Lebens. Der Greis, deſſen Herz zwiſchen dem Himmel und der Erde, Elfrieden und Welfen getheilt war, den nur ſchmerzliche Erinnerungen an Ungarn banden, der ſein Volk, ſeit es ſo unedel gehandelt, nicht mehr lieben konnte, wurde nach und nach Welf's Wünſchen zugänglicher. Er ſuchte und fand Käufer für ſein Szegedin, und als er endlich ſeine Geſchäfte in Ordnung gebracht hatte, traten ſie die Reiſe in Welf's Heimath an, aber nur langſam kamen ſie vorwärts. Je näher ſie den Grenzen Deutſchlands kamen, deſto hoffnungsvoller wurde Welf's Herz, deſto düſterer der Greis. Die Bilder der Vergangenheit traten lebendig vor ſeine Seele und erfüllten ihn mit ſtiller Wehmuth, und oft ſchloß er unter heißen Thränen den Jüngling in ſeine Arme. Er that es nicht anders, ſie mußten nach Plauen, und Tagelang führte er Welfen umher, und ſchilderte die glückliche Vergangenheit dem Sohne, der es tief im Herzen zu fühlen begann, das Glück einer innigen Liebe. Eine ſeltſame Beengung fühlte Welf, als der liebe, vaterländiſche Rhein wieder vor ſeinen Augen ſeine Silberfluthen dahinwälzte. Es bangte ihm, Erkundigungen einzuziehen, denn er fürchtete, eine Hiobspoſt hören zu müſſen; davon wollte ihn wenigſtens die bange Ahnung ſeines Gemüths überreden. Bei Wormbs ſchifften ſie über den Rhein. Wie traurig und dennoch wie freudig blickte Welf über die Ebene hinüber nach Leiningen's Gegend, wo das für ſein ganzes Leben ſo entſcheidende Ereigniß war vorbereitet worden. Auch Jaroslav's Gemüth war beſchäftigt mit Gedanken an die Vergangenheit, er nahte ſich ja jetzt der Gegend, den Orten, wo Elfriede gelebt — und geweint hatte. Kurt allein war ungetrübt heiter, denn er ſollte ja ſeinen alten Ritter, die alte Heimath, und — wie er ſich heimlich glauben machte, ein friſch blühendes Glück für ſeinen Junker finden.

Endlich erreichten ſie die Burg. Sie lag im Glanze der Sonne majeſtätiſch vor ihnen. Nach wenig Augenblicken hielten ſie im Burghof. Welf flog vom Roſſe, die Treppen hinauf mit angſtvoll pochendem Herzen, denn Alles war ſo ſtill, ſo leer. Er riß die Thüren der Gemächer auf, wo ſein Vater, wo Bertha gewohnt hatte — Alles leer, Alles öde und ausgeſtorben. Da überfiel ihn eine unnennbare Angſt, und ein lauter Angſtruf machte dem furchtbar beengten Herzen Luft. Schauerlich antwortete das Echo in den leeren, hohen Gemächern. Da aber gingen denn mehrere Thüren auf, und Gottfried, der alte Burgvogt, trat ihm entgegen, bebte zurück, und entfloh mit einem entſetzlichen Angſtgeſchrei. Welf ſtand verſteinert. „Iſt denn Alles todt, Alles!“ rief er, „und bin ich denn hier zum Gegenſtande des Haſſes und Abſcheu's geworden?“ ſo fragte tief bewegt der Jüngling den nun mit mehreren alten Dienern die Stiege heraufkommenden Jaroslav, in deſſen Auge die Thräne ihm mehr ſagte, als er wiſſen mochte. Ungeheuchelt war der Diener und Knappen Freude; auch Gottfried, der Vogt, welcher Welfen für einen Geiſt gehalten, trat jetzt beſchämt herzu, ſeinen theuren Junker und künftigen Herrn zu begrüßen. Jetzt löſte ſich traurig das Räthſel, und Welf vernahm ſeines Pflegevaters Tod, Bertha's Zurückziehen ins Kloſter und Stadion's teufliſche Lüge. Seine Seele aber fühlte nur den Schmerz, nicht hatte ſie Raum für Grimm und Rache gegen den Verräther, den Mörder des edlen Greiſes. An des Vaters Sarge weinten Beide, Welf und Jaroslav, Thränen des Schmerzes, der Liebe, der Dankbarkeit; und als ſie von ihrem Thränenopfer zurückkehrten in die leere Halle der Burg, da trat ihnen die hohe Geſtalt Benedikt's entgegen mit dem Wunſche des Segens: „Friede ſei mit Euch!“ An ſeine Bruſt ſank der Jüngling ſprachlos, und der Abt küßte ihn ſegnend auf die Stirn und ſprach: „Sei ruhig, mein Sohn, er hat vollendet!“ Aber die Ruhe fand der Jüngling lange nicht; denn das Herz hat ſeine Rechte, die es ſich nimmer nehmen läßt. Tage gingen vorüber, bis er Benedikt die ſeltſame Entwickelung ſeines Schickſals mittheilen konnte. — Benedikt horchte aufmerkſam — dann ruhte ſein Blick lange und durchbohrend auf Jaroslav, gleich als wolle er ihm jetzt Elfrieden's Leiden ſtrafend vorhalten; aber Jaroslav ſchlug nicht das Auge nieder; wehmüthig, aber ruhig blickte er ihm ins Auge. Und als Welf geendet, erzählte er ihm ſeines Schickſals Verwicklungen, und heiterer und heiterer wurde Benedikt's Blick, und er ſchüttelte Jaroslav's Hand und ſprach: „Gott iſt barmherzig; gelobt ſei er!“ Dann wandte er ſich zu Welfen, Alles beſtätigend. — „Aber wie, wie iſt es mit Bertha?“ fragte dieſer mit ſtockendem Athem. „Sei ruhig, mein Sohn!“ entgegnete Benedikt, „ſie iſt noch nicht eingekleidet, und ihr Noviziat noch nicht herum.“ Da fiel Welf in des Vaters Arme, der ihn frohlockend empfing, und rief: „Ja, Gott iſt barmherzig, er will Freude geben meinem alten Herzen!“

Schon an dieſem Tage wollten ſie die Fahrt nach dem Rupertsberge antreten, allein Benedikt wollte das nicht zugeben. Er ſandte noch an dieſem Tag einen Boten an die Aebtiſſin des Kloſters, um nicht Bertha'n zu ſehr zu überraſchen. So mußten ſie denn ſich gedulden, bis der Bote zurückkehrte, und nun Welf mit dem Herzen voll liebender Hoffnung, in Begleitung des Vaters und Benedikt's, nach Rupertsberg zog, wo er die ſo innig Geliebte wiederfinden ſollte.

Sie ließen rechts das Kloſter liegen und ritten gen Bingen, ſo ſchwer es auch Welfen und Jaroslav wurde, denn Vater und Sohn wußte dort ſein Theuerſtes verborgen; jener bei den Todten, dieſer bei den Lebenden, denn dort ruhte ja Elfrieden's Hülle. Und in Bingen mußten ſie verweilen, indeß Benedikt allein in das Kloſter ging. Er fand Bertha ganz verändert. In dem erloſchenen Auge lebte wieder der Strahl der Freude, und auf die bleichen Wangen begann das ſanfte Roth der Hoffnung zurückzukehren. Sie flog ihm entgegen, raſcher, lebendiger, als es der Himmelsbraut ziemen wollte. „Habt Ihr Kunde, mein Vater, lebt mein Bruder noch?“ — Der Greis ſah ſie lächelnd an. „Ja, meine Tochter, ich habe Kunde, er lebt, er wird wiederkehren in die Heimath, zu dir!“ ſprach er ſanft und freudig. Da blickte unter Thränen lächelnd die Jungfrau gen Himmel und dankte Gott innig. Und ſelbſt die Nonnen hatten Thränen der Freude in ihren Augen, denn ſie liebten ſie Alle! „Kommt er bald?“ fragte ſie weiter, „ach, täuſcht mich nicht!“ „Er kommt bald, Bertha, vielleicht in dieſen Tagen — vielleicht heute noch!“ — Da bebte Bertha, da rann ein Strom von Freudenthränen über ihre Wangen, und in dieſem Momente trat Welf, den Benedikt beſchieden hatte, an ihre Seite, und — ſie lag ohnmächtig an ſeiner Bruſt — und Jaroslav ſtand bewegt, ergriffen in ſeinem Innerſten, da, und blickte auf die Gruppe mit unausſprechlich rührender Freude, und Alle, die zugegen waren, konnten ſich der Thränen nicht enthalten. „Laßt ſie allein!“ bat Benedikt die Aebtiſſin, und ſie gingen Alle hinweg, und Jaroslav fragte nach Elfrieden's Grab, und Benedikt führte ihn dahin. Da ſank der Greis auf ihren Hügel und umfing ihr Kreuz, das ihren Namen trug, und lag da in ſeinem Schmerze. Benedikt aber ließ ihn allein. Er ging hinauf zur Aebtiſſin und ſprach lange mit ihr allein, und als Beide wieder heraustraten aus der Zelle und hinabgingen an das Grab Elfrieden's, da knieten Jaroslav, und Bertha und Welf um den Hügel, und des Greiſes Haupt lehnte an Welf's Bruſt und Bertha trocknete mit ihrem Schleier Beider Thränen. Benedikt richtete den Greis auf. „Seid Mann und Chriſt!“ ſprach er ſanft; „Gott hat Euch vergeben, und auch ſie, wenn ſie Euren Schmerz ſieht.“ Und er führte ihn hinauf in den Verſammlungsſaal. Dort trat die Aebtiſſin zu Bertha. „Und wie iſt's mit dir, mein Kind, meine gute Tochter? Steht dein Entſchluß noch feſt, die Braut des Himmels zu werden? Oder willſt du lieber jetzt an des wiedergefundenen Bruders Hand in das Leben draußen zurückkehren?“ Welf erbleichte bei dieſen Worten; er ſah Bertha mit flehendem Blick an. Benedikt lächelte wie ein Seliger. Bertha aber ſank in der Aebtiſſin Arme und drückte ihr Geſicht an ihren Buſen und ſchluchzte. „Sprich, Bertha,“ hob dieſe wieder an, „was willſt du thun? Wirſt du mir zürnen, wenn ich den Schleier von deinem Haupte nehme, und das Bußgewand von deinem jetzt ſo glücklichen Herzen?“ — Da ſchluchzte die Jungfrau lauter. „Nun, ſo ſei's in Gottes Namen!“ ſprach ſie. „Ich bin Mutter dir, du Vater- und Mutterloſe — ſo gehe hin in Frieden an deines Bruders Hand, und wenn dermaleinſt das Leben für dich keine Freuden hat, und du Ruhe ſuchend hierher kommſt, und ich noch unter den Lebenden walle, dann wird mein mütterlich Herz dich aufnehmen mit Freuden!“

Und ſchon am ſelbigen Tage ſchied Bertha an Welf's Hand aus dem Kloſter und kam mit neuer Hoffnung auf das Glück des Lebens in die väterliche Burg, und des Volkes Jubel füllte die Luft.

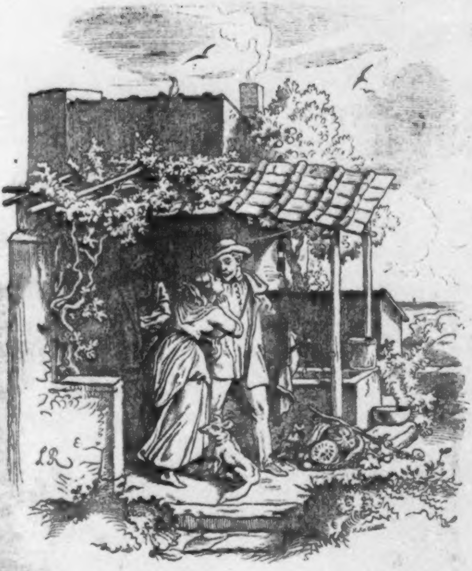
Und als die erſten Tage und die erſte Freude vorüber war und die Herzen ruhiger geworden waren, und ſie Alle traulich in des alten Ritters Gemach ſaßen, da nahm Benedikt das Wort und enthüllte vor der ſtaunenden, zitternden Jungfrau das Geheimniß.

„Ach,“ ſeufzte ſie, „habt Ihr mir ihn darum wiedergegeben, daß Ihr ihn mir wieder nehmen wollt? — O, Welf, Welf, bleibe mein Bruder!“ Da ſtürzte der Jüngling vor ihr nieder und rief: „Nichts ſoll uns mehr trennen, Bertha, inniger ſollſt du mein werden; mein Gemahl, mein Weib, wenn du willſt!“ Da legte Jaroslav und Benedikt ihre Hände in einander und ſegneten ſie, und Bertha ſank erröthend in Welf's Arme, und Kurt öffnete die Thür und ließ Knappen und Diener herein, und ihr Jubel füllte das Gemach.

Sie wurden glücklich, und Jaroslav lebte friſch auf, als er die lieblichen Enkel ſchaukeln konnte, und Benedikt kam oft, und ſo oft er kam, ſagte er zu Jaroslav: „Gott iſt barmherzig!“ Und „Amen“ ſprach der glückliche Greis.

Aber Stadion war verſchwunden, und nach Jahren kehrte ein Pilger aus dem heiligen Lande bei Welf und Bertha ein, der erzählte ſeinen Tod, denn er war mit Gottfried von Bouillon's Zug nach Paläſtina gezogen und hatte den Tod gefunden. „Vergebe ihm Gott, wie wir ihm vergeben haben!“ ſprachen die Glücklichen.

[illegible]iſche
St[illegible]liothek
[illegible]


LR

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Achter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1852.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Victorin's Schickſale. Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges 1

Huaskar. Eine Erzählung aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts 61

Begebenheiten eines Landſchaftmalers in Italien. Von ihm ſelbſt erzählt. (Hierzu das Titelkupfer) . . 185

Die Schuld 233

Die Eiche von Vincennes. Novellette 247

Venedigs Patrizier. Eine Erzählung aus dem ſiebenten Jahrzehend des fünfzehnten Jahrhunderts 275

Die Chriſtfreude. Ein Bild 339

Victorin's Schickſale.

Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

In der Burſa des Meiſter Dietrich zu Ingolſtadt ging es am 15. Mai des Jahres 1630 herrlich und in Freuden her. Im großen Speiſezimmer waren die Tiſche an einander gereiht, und bogen ſich faſt von der Menge von Deckelkrügen und Humpen, die, wie der Magnet das Eiſen, in einem fort die Hände der Burſarii oder Burſchen, die in mannichfaltigen Gruppen umher ſaßen, anzogen, und den Weg, den ſie ſchon ſo viel tauſendmal gemacht, in jedem Augenblick wieder antreten mußten, nämlich den zum Munde. Viele Lichter zweckmäßig geordnet, machten den Saal ebenſo hell, als das brauſende Doppelbier die Köpfe dunkel; fröhliche Lieder, nachgedonnert im vielkehligen Chore, ſchallten, und die luſtigen Stadtpfeifer, kaum mehr im Stande, ſitzend die Vertikallinie zu behaupten, begleiteten die Geſänge oder rauſchten den ſchmetternden Tuſch zu den Vivats, Pereats und Trinkſprüchen, die bald deutſch, bald lateiniſch den Freunden, Feinden, Buhlen und anderen hochwichtigen Dingen des Jugendlebens dargebracht wurden. Meiſter Dietrich, der regſamſte Wirth, der je die Kreide an der Tafel zum Aufſchreiben der Zeche inſolventer Gäſte handhabte, ſtand in ſeinem lehmgelben Plüſchwamms, den er nur zu Feſtzeiten trug, in Mitten des Saales, hatte ein nettes Tüchlein unterm Arm, die Hand auf dem Geldſacke ſeiner Hoſen, und ließ die Augen von einem Deckelkruge zum anderen, von einem Munde zum anderen wie Irrwiſche umherflattern, nickte freundlich, wenn Einer zahlte, verzog den breiten zahnloſen Mund bis in die Nähe der Ohrlappen (denn Läppchen konnte man dieſe vehementen Hauptſtücke nicht heißen), wenn ein Anderer freundlich ſagte: „Zu dem

Anderen, lieber Meiſter!“ und war dennoch in ſeinem Elemente, was man an ſeinen leuchtenden (ſo viel es annoch den triefenden möglich war) Augen richtig abziehen konnte.

Was aber der Grund dieſes, obwohl nicht ſeltenen, doch aber auch nicht gewöhnlichen Gelages war, das mußte man darin ſuchen, daß die Jünglinge erſt kurz von ihren Heimfahrten zurückgekehrt waren, und manchen blanken Ducaten und Kaiſerthaler mitgebracht hatten, vermittelſt welcher ſie jetzt ſich gütlich thaten. — Als nun Alles im vollen Jubel war, erhob ſich plötzlich am obern Ende der Tafel ein Burſche, deſſen Stentorſtimme allen Tumult übertönte, und rief: „Wo iſt denn unſer luſtiger Victorin? Ich höre weder ſeine ſchöne Stimme, noch ſehe ich ſein von dem edlen Bier verklärtes Vollmondsgeſicht?“ —

Alle ſahen ſich um, denn es hatte keiner den munteren Victorin heute Abend geſehen; ſelbſt Meiſter Dietrich's kleine Katzenaugen flogen die Reihe hinab und hinauf, ohne auf den zu treffen, den man ſonſt nie umſonſt ſuchte, wo die Humpen klangen, das Bier brauſte, die Muſik ſchallte, und der frohe Geſang das Herz erheiterte.

„Er iſt nicht da!“ erſchell es von allen Seiten. „Meiſter Dietrich!“ rief wieder die Stentorſtimme des Juriſten Vicelius, mit dem Zunamen: Hans Liederlich, „wo habt Ihr denn unſeren braven Victorin?“ — „Verzeiht, Herr Hans Liederlich, wollt' ich ſagen Vicelius, daß ich Euch nicht Rede ſtehen kann!“ erwiederte demüthig der Meiſter; „Victorin hat heute einen Eilboten von Ulm erhalten, der ihm wohl eine Hiobspoſt mochte gebracht haben, denn ich ſah ihn traurig!“

„Fürs Erſte,“ verſetzte darauf Jener, die Linke in die Seite ſetzend und den Zeigefinger der Rechten drohend emporhebend, will ich Euch kund thun, daß ſoferne Ihr noch einmal meinen ehrlichen Namen mit meinem Beinamen zuſammenſetzet, Ihr Euch der Gefahr ausſetzet, daß Euere Haut, beſtimmt zu edlem Pergament, getiegert wird, mit Flecken von allen Farben des Irisbogens, und zwar vermittelſt meiner reſpectiven Hand und meines Haudegens, genannt Philiſterfeind. Fürs Zweite iſt in Euere Haut gelogen, daß Victorin, deſſen Mienen nur dem Lachen unterthan ſind, traurig geweſen!“

Dietrich ſchnitt ein Geſicht wie ein Affe, der eine taube Nuß aufbiß, verbeugte ſich gegen den Altburſchen, und verſetzte kleinlaut, während deſſen ein ſchallendes Gelächter durch den Saal wirbelte: „Wollet Euch ſelbſt überzeugen, Herr Vicelius.“ „Famulus!“ rief wieder Vicelius einem ſanften Jünglinge zu, der ihm freundlich entgegentrat: „Gehe hinauf an Victorin's Kammer, und ſieh' nach, wie es ſteht.“ Indeß der Famulus ging, ſtimmte Vicelius brüllend Qualther's: Mihi est propositum an, deſſen wohlbekannte Klänge mit elektriſcher Gewalt Alle hinriſſen.

Der Jüngling, der dieſe kurze Unterredung veranlaßt hatte, war ein Ulmer, mit Namen Victorin Amperger. Früher ſchon waren ſeine Eltern in dürftigen Umſtänden geſtorben. Obgleich ſein Vater Rathsherr und ein alter Patrizier geweſen, ſo hatten doch Unglücksfälle, mißglückte Speculationen und Familienleiden ſeine Vermögensumſtände zerrüttet. Ein Bruder, der letzte ſeines Stammes und Namens, Rathsſchreiber in Ulm, deſſen Ehe mit vielen Mägdelein, aber keinem Sohne geſegnet war, verſprach auf des ſterbenden Vaters Bitte, ſich des Sohnes anzunehmen, und ihn ſo erziehen zu laſſen, daß er dermaleinſt mit Ehren das Haupt einer freien Stadt und der Stammhalter einer edlen alten Familie werden könne. Der Oheim Nicolaus hielt redlich Wort, ſo viel ihm ſein Geiz zuließ, allein mit Victorin hatte der Rathsſchreiber ſeine geheimen Pläne. Fünf Blumen blühten im Garten ſeiner Ehe. Die Welt ſagte es laut, und — trotz der Affenliebe des Vaters, die in ihnen nur die köſtlichſten Blüthen der Schöpfung gewöhnlich zu ſehen meint; — der Vater ſelbſt mußte es ſich heimlich geſtehen, daß die ziegelrothen Haare und das zimmetfarbene Heer der Sommer- und Winterſproſſen (denn ſie vergingen nie), welche auf den Köpfen und Angeſichtern dreier dieſer Huldinnen das Auge des Beſchauers entzückten, und der Höcker, der den Rücken der Vierten zierte, und die ſchielenden Aeugelein der Fünften

— eben keineswegs geeignet waren, die Herzen der Söhne Ulms in verliebten Aufruhr zu bringen.

„Bringe ich,“ ſo hielt er oft Selbſtgeſpräche, „bringe ich nur einmal Eine an, ſo iſt's gewonnen; der Ruf der Ausſteuer wird die Bahn brechen, und dieſe Eine ſoll mir Victorin nehmen. Was will er auch mehr? Er iſt bettelarm und ich laſſe ihn die Univerſität beziehen, um ihn zu einem Rechtsverſtändigen zu bilden — als Dank verlange ich, daß er mein ſchielendes Töchterlein (denn Exuperantia iſt doch die Lieblichſte!) nehme; ich verleihe ihm Geld, Rang, Ausſichten!“ Er ſchlug ein Schnippchen in die Luft und pfiff ein Lied: — Dieſe Rechnung war ohne den Wirth gemacht. So vielfältig auch, ungeachtet ſeiner Knickerei, Victorin dem Rathsſchreiber verbunden war, ſo lag doch ſeiner Dankbarkeit Grenze jenſeit der Pläne und Wünſche des Oheims. Victorin war jugendlich leichtſinnig, beſaß aber, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, dabei das beſte Herz. Er hatte aber leider dies offene Herz auf der Zunge, und ſagte bei ſeiner letzten Anweſenheit in Ulm, als der Stadtſchreiber nicht undeutlich anſpielte, ſeine Meinung ohne Hehl. Obgleich nun das ſchon an und für ſich das Herz des fünffach beglückten Vaters tief empörte, ſo ſchob er es dennoch begütigend auf die Rechnung des Leichtſinns ſeines Mündels, und würde Alles verziehen haben, hätte nicht Victorin mehr Geld gebraucht und mit dem Bürgermeiſter freier Stadt ſich tödtlich durch ein Duell verfeindet, in welchem er ſeinem Sohn in Ingolſtadt das linke Ohr vor die Füße legte. Als dieſe Hiobspoſt ankam in Ulm, da war große Noth, und wie eine Fluth glühender Lava ergoß ſich des Stadtſchreibers Zorn über den verſteckten Sünder, den Victorin. Er verſtieß ihn und zog die Hand von ihm ab. Der Rath von Ulm verwies ihn aus dem Stadtgebiete und, auf daß ſein Elend vollkommen werde, ſtarb bald darauf ſein Oheim Nicolaus, und wie ihm die erbitterte Exuperantia ſchrieb, war ſein letztes Wort ein Fluch auf Victorin. Dieſe Botſchaft hatte am Morgen des 15. Mai ein Eilbote gebracht. Oft ſchlägt der Blitz in die friſch und üppig grünende Eiche und ſpaltet ſie vom hohen

Gipfel bis hinab in die Wurzel. Wäre das Bild nicht zu ſtark, auf Victorin könnte es angewendet werden. Herausgeſtürzt aus dem Himmel ſeines ſorgenloſen, jugendlichen, fröhlichen Lebens — ſtand er jetzt am Scheidewege, wo dieſſeits heiterer Frohſinn — jenſeits trüber, kalter Ernſt lag. Hatte ſein Oheim auch viele Fehler gehabt, ſo war dennoch Victorin's Herz mit Liebe, Dankbarkeit und Ehrfurcht ihm ergeben geweſen, und er wußte es nur zu gut, was er dem Manne ſchuldig war, der ſeine hilfloſe Kindheit gepflegt, die ſchlummernden Anlagen ſeines Geiſtes geweckt, die erwachten genährt, geſtärkt, belebt, und endlich vor dritthalb Jahren die Laufbahn nützlichen Wiſſens in Ingelſtadt ihm eröffnet hatte. Der Jüngling fühlte ganz den Verluſt des Mannes, der allein ihm für die Zukunft zu einem redlich nährenden Amt in ſeiner Vaterſtadt helfen konnte, wo Nepotismus das eine und Simonie das andere unüberſteigliche Hinderniß ſeines Fortkommens war, und ebenſo konnte der bei dem hochmögenden Bürgermeiſter ſeines lieben Ulms in Gunſt ſtehende Stadtſchreiber allein ihm Verzeihung und Aufhebung ſeines Verbannungsurtheils erwirken. Abgeſehen aber auch hiervon, ſo war eben für Victorin's gefühlvolles Herz in doppelter Hinſicht des Oheims Tod höchſt ſchmerzlich. Es war der letzte Verwandte, den er väterlicher Seits hatte im deutſchen Lande, denn ſeine Mutter war eine Schweizerin geweſen, und dieſer ihm theuere Mann hatte ſeiner geflucht. — Dieſer Gedanke folterte ſein Herz. „Ach!“ rief er aus, „du rachſüchtige Exuperantia, wie haſt du die Seite meines Herzens ſo gut gekannt, wo ich am leichteſten und am tiefſten zu verwunden war, um Rache zu nehmen für die unbeſonnene Freimüthigkeit meiner argloſen Rede!“ Zerfallen mit ſich ſelbſt und ſeinem Schickſale, ſaß Victorin ſeit Mittag ſchon auf ſeiner Kammer, und Meiſter Dietrich hatte nicht gelogen, als er jenem Hans Liederlich von Victorin's Thränen geſagt, denn ſie rannen wirklich ſtromweiſe über ſeine bleiche Wange. Die Klänge rauſchender Fröhlichkeit, die aus dem Saale herauf an ſein Ohr ſchlugen, hatten die düſteren Gedanken düſterer, ſeine bitteren Gefühle bitterer gemacht. Unſchlüſſig, was er beginnen ſolle, wollte er ſich eben, höchſt abgemattet, auf ſein Bett hinſtrecken, als es erſt leiſe, dann härter an ſeine Thüre pochte.

„Denkt doch Jemand meiner?“ ſprach Victorin zu ſich ſelbſt. „Vielleicht iſt's ein Engel der Rettung!“ — Er öffnete und mit forſchendem Blicke trat der ſanfte Leuchtlin, auch ein Ulmer, ins Zimmer.

„Wir haben dich heute Abend ſo ſehr vermißt, Victorin,“ ſprach jetzt der eintretende Gottfried, „daß Vicel mich abſandte, nach dir zu ſchauen, da du ſonſt doch ſelten fehlteſt, wann die Landsleute heiter und guter Dinge waren. Iſt dir was begegnet?“ fragte er mit mitleidiger Stimme.

„Ja, Gottfried,“ entgegnete Victorin, mir iſt heute ein großes Leid widerfahren. Dir kann ich es ſagen, du ſpotteſt nicht eines verwundeten Gemüths!“ Und nun erzählte er weitläufig die Hiobsposten, welche ihm geworden.

„Was deinen Oheim betrifft, ſo iſt allerdings deine Lage ſehr zu bemitleiden; doch vielleicht hat der ſchielende Kobold mit den übrigen vier Genoſſen, dein weiches Herz kennend, dieſen Streich dir mit einer Lüge geſpielt, und ich bin deß gewiß. Haſt du ja doch nie deinen Oheim beleidigt.“

Victorin ſeufzte und dachte an die Heirath.

Leuchtlin aber fuhr in einem Tone fort, die Spießbürger mit ihrer Verweiſung ſollen ſchon zahm werden. Du wendeſt dich wegen dieſer Sentenz eines hohen Raths an das Summum imperatoris Tribunal, oder des heilig römiſchen Reiches Kammergericht, welches von Kaiser Maximiliano I. und den Reichsſtänden Anno 1495 geſtiftet worden, und concurrentem jurisdictionem mit dem Reichshofrathe hat, welches anfänglicher in Frankfurt am Main war, hernach aber Anno 1530 iſt nach Speier verlegt worden, ſintemal es immer eine freie Stadt ſein muß, woſelbſten ſolches iſt. — Aber Victorin, du hörſt nicht einmal, was ich dir ad oculos demonſtrire?! Es iſt doch der einzige Rath für dich. Dann wird die Sentenz unterſucht, und ich bin ſicher, daß ſie aufgehoben wird, ſintemal man um keines Eſelsohres willen noch hat einen freien Mann verbannt."

Victorin mußte lächeln, allein er wollte den Freund nicht in Harniſch bringen, ſonſt war es vorauszuſehen, er würde vor Tage mit ſeinen Pro et Contra's nicht fertig geworden ſein.

„Bedenkſt du auch, daß ich vielleicht, ehe auf ſothanem Wege meine Sache entſchieden wird, ein Greis werde, und ſonſt wo längſt mein Neſtchen gebaut habe, wie die wandernde Schwalbe? Und geſetzt, Gottfried, es würde der Gang des Reichskammergerichts umgekehrt, und bald entſchieden, ſo daß die Philiſter in die Jauche kämen, werde ich dann je, obwohl meine Familie alt iſt, einen Dienſt erhalten? Und wie viel Unannehmlichkeit werde ich ausſtehen müſſen von meinem einohrigen Feinde?"

„Dagegen ließe ſich nur ſetzen," remonſtrirte Gottfried, „daß ſowohl nach Grundſätzen des natürlichen Rechts, als auch der Vernunft und Religion, ſowie des juris privati, wie ich dir leicht nachweiſen könnte, auf deiner Seite das Recht iſt; denn —"

„Bemüge dich nicht, lieber Gottfried, und erwäge nur, in ihrer Hand iſt die Gewalt!"

„Philiſter über dir, Simſon! nimm den Eſelskinnbacken und ſchlage todt, was dich hemmt und unwirſch macht!" ſo rufend, trat der Senior Vicelius, heftig angeſteckt ins Zimmer. „Biſt du ein Kerl, Victorin? Du, der du Ohren abſchneiden kannſt, beſſer wie ein brittanniſcher Scharfrichter; — du, der du trinken kannſt, ſo lange es lauft; du, der du im Reichthum deiner Laune lachen kannſt, wenn die Welt untergeht; — du ſitzeſt hier, während wir des Lebens froh, und käueſt wieder eine Hiobspoſt, und weinſt wie eine Leichenfrau, und ſiehſt drein, Gott verzeih' mir's, als ſollteſt du heute noch mit dem leidigen Luzifer die Reiſe ad inferos antreten! Nimm deine Leier mit, und du machſt die Kerle raſend! Hat da die Lammſeele nicht etwas von Philiſtergewalt geſagt?" —

Sie erzählten ihm die Sache. „Ha! nichts weiter!" rief er; „komm Victorin, dein Name iſt nomen et omen, wirb dir alle brave Kerle an, und zieh' wie Coriolan vor das Ratzenneſt!"

„Mit Gunſt, Vicel!" fiel Gottfried Leuchtlin, des Zunftmeiſters Sohn, ein; „es iſt eine freie Stadt, unſer Ulm."

„Hol' dich der Henker, mit ſammt der freien Stadt, ein Neſt iſt's, ſage ich dir, das von einem Stoßweihen oder Falken tüchtig gefegt wird. Schweig', Famulus, und bring mich nicht in Hitze!"

Leuchtlin war nicht dafür geſchaffen, zu opponiren, wo man mit Kraft ſeinen, mit Juriſterei und Schulfuchſerei untermiſchten Reden entgegentrat. Das Wort auf ſeiner Zunge erſtarb, und Vicel wandte ſich zu Victorin. „Iſt's nichts weiter als das, Victorin, ſo laß dir nur von dieſer lebendigen Reichsgerichtsordnung (auf Leuchtlin deutend) nichts ins Ohr ſetzen, und laß du mich machen. Heute freilich bin ich zum Nachdenken nicht ſo ganz geſtellt, aber das ſage ich dir — morgen ſoll Rath werden, und dein verwittertes Ulm laß fahren. Komm! Ubi bene, ibi patria! Laß uns trinken bis die Sonne am Himmel heraufzieht, dann iſt's genug, und wir wollen ausruhen und dann denken!" Er faßte Victorin am Arme und zog ihn mit ſich hinab, wo ein ſchallendes: „Hoch!" ihn empfing. Der Liederſang, die trauliche Rede, der Klang der Becher, des Bieres Macht, waren nun alleſammt thätig, Victorin's Kummer einzulullen, der denn ihrer Gewalt nicht widerſtehen konnte. Und ehe noch die Mitternachtsſtunde warnend ihre zwölf Glockenſchläge den Schwelgern in die Ohren ſchallen ließ, war Victorin heiter und heiterer, bis endlich Vicel's Zutrinken die höchſte Potenz der Luſtigkeit hervorbrachte.

Mit einem dumpfen Kopf und einem mit ſich ſelbſt unzufriedenen Herzen erwachte am Morgen Victorin, durch ein Geräuſch an ſeinem Bett. Meiſter Dietrich ſtand vor ihm, und ſah ihn mit einem wohlwollenden Ausdrucke an.

„Nehmt mir's nicht übel, Herr Amperger," nahm Dietrich, nachdem er gegrüßt hatte, freundlich das Wort, „daß ich Euch ſchon ſo frühe wecke; allein bei uns zu Lande ſagt man: „Ein guter

Rath kommt nie zu früh, wohl aber oft zu ſpat,“ und weil ich Euch denn jederzeit, ob Eurer guten Sitten und freundlichen Manieren, die tollen Streiche abgerechnet, wohl in Affection genommen, ſo wollte ich Euch, meinen ſchwachen Verſtandeskräften nach, rathen, und mein kleines Lichtlein nicht unter einen Scheffel vor Euch ſetzen!“

„Nun, Meiſter,“ unterbrach ihn Victorin gähnend, und die Augen reibend, „was iſt's denn eigentlich?“

„Mit Gunſt,“ fiel Jener ſchnell wieder ein, „unterbrechet mich nicht! „Jugend hat nicht Tugend,“ ſagt das Sprichwort, und ich will eigentlich damit nicht nur auf Euren letzten Hauſtreit und das abgehauene Ohr ſowohl, als auch ebenmäßig darauf hindeuten, daß das Alter oft mehr Ueberlegung als die Jugend hat. Mein ehrenwerther Landsmann Vicelius, genannt Hans Liederlich, ſprach geſtern von Euren Unfällen; da konnte ich dann vor Kopfbrechen Eurethalben nicht ſchlafen.“ — „Ihr habt wohl daran gedacht, daß ich noch in der Kreide bei Euch ſtehe?“ unterbrach ihn ärgerlich Victorin.

„Es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun,“ ſagt das Sprichwort, Herr Victorin; „ich will Euch den Beweis liefern, daß ich ehrlicher bin, als Ihr glaubt, und Euch zeigen, daß oft Gold iſt, was auch nicht glänzt, indem ich hiermit Eure Rechnung vor Euren Augen zerreiße.“ — „Halt, Meiſter! das ſollt Ihr nicht,“ rief aufſpringend Victorin. „Ich habe annoch Bücher und Kleider!“ —

„Thut mir den Gefallen und ſchweigt,“ entgegnete der Burſenbeſitzer. „Ihr habt mir durch eueren Oheim, Gott hab' ihn ſelig! einen Dienſt geleiſtet, der ſolch eine Lapperei aufwiegt, als Ihr mir das halb verlorene Erbe meiner in Gott ruhenden Catharina in Ulm herausbrachtet. Und da nun eine Hand die andere waſcht, wie wir ſagen, und es, wie es in den Wald ſchallt, auch herausſchallt, ſo biete ich euch nebenbei meine geringſten Dienſte an, da, wie Ihr wißt, ein Freund in der Noth beſſer iſt, als eine Feder auf dem Hut, und will Euch einen Weg zeigen, wie Ihr fortkommen mögt in der Welt. Viel zwar kann ich nicht für Euch thun, aber im Schiffbruche greift man nach einem Strohhalm. Ich habe mit meinem Landsmanne Vicelius geſprochen, der wird fürs Mehr ſchon Sorge tragen. Mein Rath iſt, daß Ihr von hier abgeht nach Magdeburg; dort wird, das weiß ich, ſolch ein Kopf wie Ihr gebraucht und geehrt; damit Ihr dort nicht braucht wegen eines Obdachs in Sorge zu ſein, ſo habe ich an meinen Bruder Euch einen Zettel geſchrieben. Er iſt zwar bloß Nachtwächter in der Domſtraße — aber er iſt ein ehrlicher Mann und hat ein eigenes Haus, und er wird Euch gewiß aufnehmen wie ein Kind, und Euch um meinetwillen ſo lange Brod geben, bis Ihr es Euch erwerben könnt.“

Victorin ſaß noch immer im Bett und ſah in ſtummer Rührung den rauhen Mann an, der ſo grundredlich ſich ſeiner anzunehmen geſonnen war und ihm eine Summe geſchenkt hatte, die er jetzt nicht erſchwingen konnte, ſo er ſie hätte bezahlen müſſen. Es regte ſich wohl in ſeinem Innern der Patrizierſtolz des freien Reichsſtädters — aber ein beſſeres Gefühl ſiegte. Warum, fragte er ſich in ſeinem Innern, warum ſoll es mich entehren, in meiner Noth aus der Hand dieſes ehrlichen Mannes ein Geſchenk zu nehmen? das, wollte ich es verſchmähen, mich die wenigen Habſeligkeiten koſten würde, die ich jetzt für Reiſegeld und Bezahlung ärmerer Gläubiger anwenden kann. Er nahm alſo, einig geworden bei ſich ſelbſt, Meiſter Dietrich's Hände, drückte ſie herzlich und dankte dem Ehrenmanne für ſein Wohlwollen, und konnte nicht bergen, was ſein Herz fühlte.

Auch der alte Dietrich war gerührt. „Herr,“ ſagte er, „Ihr habt mir große Freude gemacht! Ihr jungen Herren fahret oft hart uns niedrige Leute an, aber ihr thut uns oft Unrecht. Ich meinte, auch bei Euch würde mir ſo etwas zu Theil, aber ich ſehe nun, daß Ihr ein treues Blut ſeid, wie ich immer gedacht und glaube; darum, Ihr nehmt auch dieß Wenige von mir. Ich weiß, wer auf Federn lag, findet das Stroh hart.“ — Mit dieſen Worten wollte er in Victorin's Hand ein ledernes Beutelchen ſtecken, aber

Victorin drückte ſeine Hand und ſprach: „Nein, braver Mann, das nehme ich nicht von Euch! So lang ich arbeiten kann, nehme ich keine Almeſen; möge Gott es Euch vergelten, was ich nicht vergelten kann!“ „Nun,“ entgegnete Dietrich, „wenn Ihr durchaus nicht wollt! — Aber vergeßt mich nicht. Und findet Ihr, was ich Euch nicht wünſchen möchte, ſo gern ich's auch erfüllte, was ich ſage, findet Ihr keine Unterkunſt, ſo ſeid Ihr mir immer willkommen!“ — Jetzt eben hörte man Vicelius die Stiege herauf kollern, und Dietrich ging ſchnell, Schweigen auferlegend, zur Thüre hinaus, indem er ſich bemühte, ſeinen Zügen die gewöhnliche Haltung wieder zu geben. Victorin, es bemerkend, fragte ſich ſelbſt: „Iſt denn die Welt ſo ſchlimm, daß die Treue und die Redlichkeit ſich verbergen muß? Nein, ſie ſind nicht ſelten, die biedern deutſchen Männer, und Heil dem Vaterlande, das ſolche Kinder hat!“ —

„Predigſt du?“ fragte Vicel, den Kopf in die Thüre ſteckend; „dann ziehe ich in Frieden von dannen, denn davon bin ich kein Freund; mein Gewiſſen iſt etwas weit und kann viel herbergen; ſo mag ich es denn nicht verengern laſſen. Ich liebe das Freie, Weite, darum mag auch der Teufel die Burſa zu Ingolſtadt holen! Weißt du was? Bruder Coriolan (er erinnerte ſich ſeines geſtrigen Vorſchlags und lachte laut auf), wir wollen eine Fahrt antreten! Den Leuchtlin nehmen wir mit als Famulus, ſagen unſerm Griesgram Dietrich Valet, und fahren durchs Bayerland den Rhein hinab gen Köln, und ſo es uns allda nicht behagt, quer herüber nach Wittenberg oder Halle, und wo gut ſein iſt, da bauen wir Hütten! Na, gefällt's?“

„Unter anderen Umſtänden würde ich freudig einſchlagen und mit dir durchs Vaterland ziehen; allein jetzt muß ich wohl bedenken, wie ich ausſäe, daß ich ernte!“ —

Mit offenem Munde und großen Augen ſtarrte ihn Vicel an, trat dann leiſe näher, rüttelte ihn mit einer ſatyriſchen Miene, ſprechend: „Du träumſt oder befindeſt dich in delirio, oder es iſt ein frommer Schlafhaubengeiſt in dich gefahren? — Warte, ich will einen Exorcismus ſprechen, der ihn austreiben ſoll.“ —

„Laß die Späße, Vicelius; es iſt mein Ernſt. Ich habe des Lebens Ernſt erkannt und bin ernſt geworden; ich habe die Schellenkappe von mir geworfen, die du noch trägſt.“

„Ein Bekehrter will gleich Andere bekehren; ha, ha, ha, Victorinchen, ich nehme dir ſo etwas nicht übel; bei deiner überſchwenglich luſtigen Natur muß bald eine Kriſis kommen, wo das Phlegma von dem Spiritus ſich ſcheidet. — Aber, ich bitte dich um Alles, ſage mir, wie du zu dieſem ſauertöpfigen Ernſt kommſt, und was du mit dieſer falſchen Münze, die dir Niemand abnimmt, anfangen willſt?“

Auf Vicelius hatte dennoch, ob er gleich den Ernſt für eine falſche Münze ausgab, und darum ſich nie mit ihm befaßte, immer eine vernünftige, ruhige Vorſtellung die beſte Wirkung gehabt, wenn auch nur augenblicklich. So war es denn auch hier. Bei Victorin war die entſcheidende Stunde ſeines Lebens mit dem Eilboten von Ulm gekommen; der Gährungsproceß war entſchieden. Das tolle Weſen, dem er bisher gehuldigt, war niedergeſunken, und eine klare, ruhige Anſicht der Dinge, eine kühle Ueberlegung hatte die Oberhand behalten. Das Leben lag dunkel vor ihm. Kein lichter Punkt fiel ins Auge, aber dennoch rief ſein Gedächtniß immer den Namen Magdeburg in ſein Andenken. Er ſchilderte Vicelius ſeine Lage, ſeine Pläne, ſeine Ausſichten, und ſelbſt der rohe, leichtſinnige und moraliſch ſchon ziemlich tief geſunkene Vicelius mußte nothgedrungen die Achſeln zucken.

„Wie fällſt du aber auf Magdeburg gerade, das ſo fern liegt?“

„Den erſten Grund überlaß mir ſelbſt“ (er mochte nicht Meiſter Dietrich’s gedenken, und es war eine kindiſche Furcht vor Vicel’s Spotte), erwiederte Victorin; „der zweite iſt dieſer: Viele meiner Landsleute ſind dort angeſiedelt, und vielleicht finde ich auch ein ehrliches Unterkommen.“

„Das will ich nicht in Zweifel ziehen,“ entgegnete Jener; „doch darfſt du die Zeitumſtände nicht unberückſichtigt laſſen: Es iſt, als ob man ein Hochgewitter über Deutſchland heraufziehen ſähe, ſo eine dumpfe, beengende Schwüle herrſcht in den Gemüthern. Nur das Klirren der Waffen und das Blitzen der Schießprügel iſt's, was die Stille unterbricht. Tilly ſteht drohend in Niederſachſen. Die Proteſtanten ſchlafen auch nicht, und es iſt, als ob Einer den Anderen beobachte. Da kann man auf eigene Fauſt am beſten handeln und im Trüben fiſchen, aber dazu iſt ein anderer Kerl nöthig, als du jetzt biſt. — Doch — verſuch's einmal. Ich will dir einen Zettel mitgeben an meinen Schwager, den Stadtſchreiber Muzel in Magdeburg, der nimmt dich vielleicht als Scribent."

„Aber," wendete Victorin ein, „wird mir auch deine Empfehlung eine Empfehlung ſein?"

„Wie verſtehſt du das?" fragte mit einem kauſtiſchen Geſichte Vicel.

„Ohne Tropus und Metapher, gerade herausgeſagt, iſt dein Leumund nicht eben der beſte, und werden dich wohl die Deinen auch alſo kennen!"

„Du ſprichſt ſehr verſtändlich, Victorin, und haſt nicht Unrecht hierin. Die fatale Fama hat ihre Plaudertaſche nicht halten können, und da der Wind aus dem Loche pfeiſt, ſo muß ich's leider ſelbſt geſtehen, daß mein ehrſamer Federheld von Schwager nicht ſehr große Affection zu mir trägt, doch deſto mehr meine Schweſter, und an die will ich dir ein Sendſchreiben behändigen, das dich in ihrer Gunſt feſtſetzen und bei ihrem Manne manuteniren ſoll."

„Ich geſtehe dir's offen, daß mir dieſer Weg nicht abſonderlich behagen will. Durch eine Haube möchte ich nicht zu Brod und Ehren kommen."

„So? — Ei nun, ſo fahr' zum Teufel! — Doch nein — ich beſinne mich, ganz Unrecht haſt du nicht! Nun, ich will's ſchon machen; aber wir fahren doch eine Strecke mit einander?"

Ehe noch Victorin antworten konnte, trat Leuchtlin ins Zimmer mit einem ungeheuren Folianten unter dem Arme, den er keuchend auf den Tiſch warf. Ein ſchallendes Gelächter von Vicelins tönte ihm entgegen. „Da will ich mich doch eidlich verpflichten, bis heute Abend keinen Becher in die Hand zu nehmen,“ rief er aus, „wenn nicht wieder dieſe Alteweiberſeele in dem Jünglingskörper hier das ganze Corpus oder die verwitterte Reichsgerichtsordnung, oder Gott weiß was, ſonſt anſchleppt, um dir den Coriolan aus dem Kopfe zu treiben. Höre, Gottfried, zieh' mit dem Schulfuchs da ab und ſchnalle dein Bündel; thue ein Paar Hemden, mein Sammtkleid hinein, und mache dich bereit zu einer Fahrt.“

„Da habe ich denn doch einige Merkpünktlein vorerſt dir ins Andenken zu bringen, Vicel, die dich ein Anderes lehren!“ ſprach ernſt Leuchtlin.

„Das erſte Merkpünktlein iſt: proximus sum egomet mihi! Das zweite beſteht darin, daß ich hier bin um zu lernen, und nicht um als Taugenichts in der Welt herumzufahren. Das dritte, daß ich frei und nicht dein Sclave bin, und das vierte, daß ich dir hiermit Valet ſage. — — Longior esse nolo!“

Er nahm ſeinen Folianten, richtete ſich ſtolz auf, und ging.

„Haſt du's gehört, Victorin?“ fragte nach einer Pauſe des Erſtaunens Hans Liederlich. „Entweder iſt der Welt Untergang nahe, oder —“

„Der Knabe iſt mündig geworden,“ ergänzte Victorin.

„Na, laß den Schafskopf fahren. Entweder ich muß meine diegeniſche Habe ſelbſt tragen, oder mich nach einem Pennal umſehen, das mir dient. Du aber, Brüderchen, rüſte dich. Mit dem Sonnenaufgang des morgenden Tages muß das thurmreiche, gebenedeite Ingolſtadt hinter uns liegen. Mir geht's wie der Wachtel im Käfig, wenn die Wanderzeit kommt, ich habe keine Ruhe mehr!“ —

Victorin hatte alles Entbehrliche verkauft, und ſowohl aus ſeinen Kleidungsſtücken als Büchern einen kleinen Nothpfennig zuſammengebracht, womit er bis Magdeburg durchzukommen hoffte. Doch wie es die Sitte ſeiner Zeit war, hatte er einen Haudegen und ein Paar große Piſtolen in ſeinem Gürtel; das Uebrige faßte ein kleines Bündel auf ſeinem Rücken. Der Abſchied von Ingolſtadt, wo er ſonächſt drei Jahre eines ungeſtörten, harmloſen Glückes genoſſen hatte, von den Jünglingen, die er liebgewonnen, von Meiſter Dietrich, deſſen wackern Kern er erſt jetzt von der rauhen Schale unterſcheiden gelernt hatte, that ihm ſehr wehe. Mit all den tollen Reden, die Vicelius führte, mit all dem Fluchen, Singen und Pfeifen, das abwechſelnd ihn beſchäftigte, hatte er nicht Victorin's traurige Stimmung ſcheuchen können. Endlich brummte er in den Bart, und ließ den Jüngling ſeinen eigenen Gedanken und Empfindungen. Wie die Nebel am Herbſtmorgen in den Thälern wogen und der mattere Schein der Sonne nichts darüber vermag, ſo war ungefähr der Seelenzuſtand des Jünglings. Zum erſten Male ging er mit Sorgen ſeiner dunkeln Zukunft entgegen. Oft durchbebte ihn ein leiſer Schauer ob ſeiner Lage; doch der frohe Lebensmuth des Jünglings ſiegte bald über den Ernſt, der jenſeits der Grenzen ſeines Alters lag, und ſein frommer Sinn, den er errettet aus den wüſten Stürmen ſeines Studentenlebens, und der wie eine Goldſtufe, umgeben von unedlen Metallen, in der Tiefe ſeines Gemüths verborgen gelegen, jetzt aber in dem Schmelzofen des Kummers geläutert, in ſeiner ganzen Reinheit, Herrlichkeit und ungeſchwächten Kraft zu Tage gefördert wurde, gab bald dem Gemüthe die auf Augenblicke verlorene Kraft wieder, und er kam ſich vor wie Jacob, der auch, ausgetrieben aus dem Vaterhauſe, einer umwölkten, unbekannten Zukunft entgegen ging, und weil er ſtark und muthig war, ſein Schickſal beſiegte. Er verdoppelte ſeine Schritte, um ſeinem Iſegrim von Gefährten beizukommen, der da zuſchritt, als habe er Fortunatus berühmtes Stiefelpaar an ſeinen Füßen. Das gute Verhältniß war bald wieder zwiſchen ihnen hergeſtellt, und ſo ging's dann munter fürbaß über Bäche und Gräben, über Hügel und Ebenen, durch Wälder und Fluren der Heerſtraße nach, ohne daß ihnen irgend ein Ungemach oder Abentheuer begegnet wäre, und wir laſſen ſie ihre Straße ziehen, ohne ihnen wieder zu begegnen, als jenſeit der Grenzmarken des bayeriſchen-Kreiſes, wo wir Victorin allein, abgemattet von den Strapatzen des Weges, den er mit naſſen Kleidern bei ſtetem

Regen gemacht hatte, bleich und krank ausſehend, vor der Thüre, einer Mühle auf einem abgehauenen Eichenſtamme hingeſunken ſinden. Die Mühle lag rechts ab von der Heerſtraße, in einem kleinen, von dichtem Hochwald umſchloſſenen, nur von dem Mühlbache durchſchnittenen Thälchen, beinah' eine Stunde in jeder Richtung von den Wohnplätzen der Menſchen abgeſondert. Das Aeußere derſelben war ärmlich. Einen Mühlgang trieb der Bach. Dichtes Weidengebüſch begrenzte ſeine Ufer, an welche dieſſeits ein Gärtchen und jenſeits friſch grünende Wieſenmatten ſtießen Die Mühle ſah man kaum vor den überhängenden Aeſten einiger hoch aufgeſchoſſenen uralten Erlen und Silberpappeln, durch deren Laub nur hier und da ihr rothes Ziegeldach hervorleuchtete. Victorin konnte nicht mehr weiter. Er hörte das ferne Klappern des Mühlgangs und ſchleppte ſich bis dahin, wo er vor der Thüre auf den Eichſtamm hinſank und einer Ohnmacht nahe war. Er empfand eine unüberwindliche Schwere in ſeinen Gliedern, ein ſtechendes Weh in ſeinen Seiten und ein Brennen im Kopfe, das ihn das Kommen einer ernſten Krankheit fürchten ließ. Vicelius hatte ſich ſeit drei Tagen von ihm getrennt und war links hinabgezogen. Kaum war Victorin hingeſunken, als ein Hofhund ſein Mark und Bein durchſchneidendes Bellen ertönen ließ, und obgleich es fortdauerte, ſo kam dennoch Niemand aus der Mühle. Victorin's Mattigkeit nahm zu. Er vermochte nicht, ſich zu erheben, um an der Pforte zu klopfen. Sein Haupt ſank auf die Bruſt und ein leiſes Stöhnen war der einzige Ton, den er hervorbringen konnte. Fünf Minuten mochte er in dieſem Zuſtande, der nahe an Bewußtloſigkeit grenzte, vielleicht gelegen haben, als er eine naſſe Hand über ſeine Wangen ſtreichen fühlte und die Augen aufſchlug.

Das fortgeſetzte, zuletzt in ein Heulen ausgeartete Bellen des Hundes hatte aus dem ſich hinter der Mühle hinabziehenden Garten ein Mädchen herbeigerufen, das mit Schrecken den bewaffneten Jüngling, der freilich keinem Räuber ähnlich ſah, ohnmächtig hingeſunken gewahrte. Sie blickte ihm eine Weile höchſt überraſcht in das bleiche, ſchöne Geſicht, um das eine reiche Fülle blonder

Ringellocken wallte, und eilte dann, vom innigſten Mitleide beflügelt, in die Mühle, um Eſſig zum Abwaſchen des Kranken zu holen. Sie vergaß, daß ſie allein in der Mühle war, denn ihr Vater war mit ſeinen Eſeln Mehl nach dem nächſten Dorfe fahren, und konnte mindeſtens erſt in einer Stunde zurückkehren. Das weiche Herz des Mädchens, ergriffen von des ſchönen Jünglings Trauergeſtalt, kannte keine Rückſichten. Sie kam zurück. Sie wuſch ihn an, und Victorin's erwachendes Auge blickte in ein ſchönes, glänzendes, braunes Mädchen-Auge und fühlte den Hauch ihres ſchönen Mundes an ſeiner Wange.

„Euch iſt unwohl geworden?“ fragte eine wohllautende Stimme.

Jetzt erſt gewahrte Victorin die blühende, hochaufgeſchoſſene, in ein einfaches dunkles Kleid gehüllte Geſtalt des ſiebzehnjährigen Mädchens. Mit wenigen kurzen und oft unterbrochenen Worten erzählte er dem Mädchen ſeine Lage, ſein Uebelfinden.

„Stützt Euch auf mich,“ bat erröthend das Mädchen, „und verſucht, ob Ihr ſo kräftig ſeid, in die Mühle zu gehen. Ich will Euch gerne mein Bett einräumen, und mein Vater wird Euch gerne eine Weile Obdach geben, bis Ihr hergeſtellt ſeid. Er weiß auch viele nützliche Heilmittel und Kräuter, die Euch gut ſein können.“

Victorin nahm dankbar die Anerbietungen des einfachen, lieblichen Mädchens an, und geſtützt von ihr, kam er in die niedrige, ärmliche, doch ſehr reinliche Stube, an die Röschen's nettes Kämmerchen ſtieß, in dem ihr Bett, gefüllt mit Haferſpreu, ſtand. Sie bat ihn, hier zu verweilen, bis ſie friſches Linnen über ihr Bett gelegt. Victorin wollte ihr Bett nicht einnehmen, er bat um etwas Stroh, allein Röschen gab es nicht zu, nöthigte ihn, in des Vaters hölzernen Sorgenſtuhl ſich niederzulaſſen, und hüpfte hinaus, um friſche Laken zu holen. Dies Geſchäft war bald beendigt. Victorin, immer matter und matter ſich fühlend, ließ ſich gerne von ihr in das Kämmerchen leiten, wo er ſich auszog, und kaum hingeſtreckt in das Bett des Mädchens, von einem furchtbaren Froſte geſchüttelt wurde. Aengſtlich ſah ſie zur Thüre herein, holte ihres Vaters Decke und legte ſie noch auf den Jüngling, und ſuchte ſchnell Holunderblüthe, ihm einen ſchweißtreibenden Thee zu brauen. Während ſie beſchäftigt war, ihm dieſen zu reichen, klopfte es an der Thür, und das freudige Jauchzen des Hofhundes verkündete des Vaters und ſeiner langohrigen Begleiter Ankunft. Röschen eilte hinab zu öffnen.

„Was fehlt dir, Kind, du ſiehſt ja ſo ſonderbarlich drein?“ war die erſte Frage des Alten.

„Ach, Vater,“ begann Röschen ſtotternd, „ich habe etwas gethan, deſſen ich mich freilich nicht zu ſchämen brauche, aber was Ihr vielleicht tadeln dürftet!“

„Was denn?“ fragte neugierig der Greis.

Nun erzählte ihm Röschen die Begebenheit mit dem fremden Jünglinge ſo rührend, ſo ergreifend, daß gerührt der Alte ihre Hand nahm und ſagte: „Du haſt wohlgethan, mein Kind, dir gilt die Verheißung des Herrn: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen!“ Was du mit deinem Samariterherzen angefangen, will ich nicht als Levite tadeln, ſondern als Chriſt gutheißen, und ſegnen und fortſetzen, was du begonnen haſt!“ Freudig ſchlang das Kind ſeine vollen Arme um des Vaters Nacken, und bat, daß er eile, um ihren Pflegling zu ſehen, und ſchnell Mittel zu ergreifen, um größerem Uebel vorzubeugen. Das aber war zu ſpät. In erſetzlicher Fieberhitze fand der Greis den Kranken. Er glühte, ſeine Pulſe ſchlugen, und wirre Reden ſtieß er haſtig aus. Mit thränenden Augen ſtand Röschen an ſeinem Bette, als kopfſchüttelnd der Vater ſich von ihm wandte.

Mit ſorgſamer Hand bereitete das gutmüthige Röschen die Arzneimittel, die der Vater ihr, beſtehend in Kräutern, brachte; allein alle ihre Sorgfalt war vergeblich, von Tag zu Tag ſtieg Victorin's Krankheit. Immer wilder wurden ſeine Phantaſien. „Exuperantia, du hölliſcher Kobold!“ rief er oft, wenn das Mädchen ſeinem Bett nahte, und Röschen bebte dann zurück, und ſchlich weinend hinaus, und klagte, ſie meine es doch ſo gut und treu mit ihm. Oft lag ſie auf ihren Knieen, zum beſten Helfer betend für den Fremdling. Nach zehn ſchrecklichen Tagen brach ſich die Krankheit. Die Kriſe war eingetreten in der neunten Nacht, und bald wurde Victorin ſeiner Sinne Meiſter, ſeiner ſelbſt ſich bewußt; aber nun erſt zeigte ſich, wie krank er geweſen war, denn er fühlte ſich ſo matt, daß er kaum zu reden vermochte. Der Müller war gerade wieder mit ſeinen Eſeln weggefahren, als Victorin zum erſten Male zu ſich ſelbſt kam. Röschen nach ſaß an ſeinem Bett und beobachtete ihn aufmerkſam. Er reichte nach ihrer Hand; ſie gab ſie ihm. Leiſe drückte er ſie, und ſprach kaum vernehmbar ſeinen Dank aus. Da glühten auf Röschen's Wangen die Roſen der Freude. „Gottlob!“ rief ſie, „daß Ihr wieder reden könnt und bei Sinnen ſeid. Ach, wie wird mein Vater ſich freuen, wenn er Euch wieder beſſer findet! — Nun erſt erfuhr der Jüngling, wie lange er gelitten. Nun erſt konnte er errathen, was die guten Menſchen für ihn gethan hatten. Um ſo inniger wurde nun aber auch ſein Dank, um ſo aufrichtiger ſeine Liebe zu ihnen. Hatten die edeldenkenden Naturmenſchen früher ſchon für ihn Alles aufgeboten, was ihre Verhältniſſe ertragen konnten, ſo war jetzt ihre Sorgfalt noch größer, ihre Thätigkeit unermüdeter, ihr Wohlwollen ſichtbarer. Es dauerte lange, bis Victorin hergeſtellt war; als er aber nun endlich nach vier Wochen wieder außer dem Hauſe ſein konnte, und zum erſten Male wieder den Schein der herbſtlichen Sonne empfand, da zog er Röschen und ihren Vater zu ſich nieder auf den Eichenſtamm, auf den er einſt hingeſunken war, und drückte ihre Hände an ſeine Bruſt, und ſtammelte ſeinen innigſten Dank. In dieſer Stunde, wo ſein Herz ſo voll des feurigſten Dankes gegen Gott und ſeine Wohlthäter war, erzählte zum erſten Male der Jüngling dem Greiſe und dem Mädchen ſeine Schickſale, und ſprach von ſeinen Ausſichten in die Zukunft mit bewegtem Herzen. Röschen horchte mit ſichtlicher Theilnahme. Im Innern ihres Vaters bewegte ſich etwas, welches er nicht auszuſprechen wagen mochte.

In ſichtlicher Verlegenheit, fragte er endlich, ob er denn ſchon ſo ſchnell weg müſſe? Röschen's Wange wurde bleich, ihr Auge ſtarrte auf Victorin's Lippe, ihre Hände waren krampfhaft ineinander gepreßt, ihr Athem ſtockte. Victorin bemerkte es nicht und antwortete, „daß ihm allerdings viel an ſeiner Hinkunſt nach Magdeburg gelegen ſei; allein, wenn es ihm, dem Vater, nicht unlieb ſei, ſo denke er ſich erſt zu erholen.“ Jetzt kehrte langſam die Röthe auf des Mädchens Wange zurück; ein tieſer Seufzer arbeitete ſich aus der Bruſt. — „Ach, bleibt doch noch lange, wenn's Euch bei uns gefällt,“ bat ſie mit einem Tone, der tief in Victorin's Seele nachklang. Victorin's Herz erbebte in dieſem Augenblicke. Wie ein Blitz flog ein Gedanke durch ſeine Seele, der ihn in einen Widerſtreit von Gefühlen ſtürzte, der kaum zu beſchwichtigen war. Der Vater ſaß lange in ſich gekehrt und nachdenkend neben dem Jünglinge. Röschen war ſchon in das Haus gegangen, das Abendbrod zu bereiten, und hatte im Hineingehen einen Rückblick auf den Jüngling geworſen, voll eines Ausdrucks, dem Victorin einen Namen zu geben ſich fürchtete. Da ergriff plötzlich der Greis Victorin's Hand. „Junger Herr,“ hob er an und ſeine Stimme zitterte, „ich habe etwas auf meinem Herzen, das herunter muß, wenn ich Ruhe gewinnen ſoll! Ihr ſeid vater- und mutterlos, Ihr habt keine Freunde in der argen Welt, und wollt auf gut Glück Euerem Schickſal entgegengehen. Ich liebe Euch zu ſehr, als daß ich hierbei gleichgiltig bleiben könnte. Ich ſehe es an, als habe Euch der Herr in mein Haus geführt, und darum ſpreche ich kühn meinen Wunſch aus: „Wollt Ihr nicht hier bleiben auf immer? Meine Mühle iſt ſchuldenfrei, mein Kind iſt gut und rein und Euch nicht gram. — Wählet; es ſteht bei Euch, ein friedlich Obdach oder ein irres Leben zu ergreiſen; am eigenen Herde mit einem guten Weibe glücklich zu ſein, meines Alters Stütze zu werden, oder Euch blindlings dem wilden Brauſen unſerer Tage hinzugeben.“

Victorin erbleichte. Was ſollte er beginnen? was antworten? War es nicht wahr, was der Greis geſagt? Fühlte er es nicht, daß das Mädchen ihn liebe? Es dauerte lange Zeit, bis Victorin fähig war, zu antworten. Er bat den Greis, gegen Röschen zu ſchweigen und ihm Zeit zur Ueberlegung zu gönnen. „O, übereilt Euch nicht,“ bat der Greis, „und glaubet nicht, daß es mich ſehr kränken wird, auch wenn Ihr meinen Antrag ablehnen zu müſſen glaubt, obwohl es mir ſehr wehe thun würde,“ ſetzte er mit zitternder Stimme hinzu und ging.

Victorin ergriff ſeinen Stab und ſchlich hinüber über die Brücke des Mühlbachs unter die uralten Eichen, deren Säuſeln ihm wie Geiſterflüſtern klang. Er faltete ſeine Hände und flehte zum Himmel um Kraft, einen Entſchluß zu faſſen, der entſcheidend ſei für ſein Glück. Er ſetzte ſich auf einen Waldſtein, und ſeine Gefühle löſten ſich in ein Selbſtgeſpräch auf. „Wie wahr ſprach der Greis, wenn er meinen Lebensweg einen irren Lauf nannte! Wie wahr iſt es, daß ich heimathlos umherirre und eine Ruheſtätte ſuche, die mir hier geboten wird! Röschen — iſt ſie gleich nur ein Bauernmädchen, ſo iſt doch ihr Herz rein und klar wie der Spiegel des Baches, der dort ſich hinabſchlängelt. Geht ihr das ab, was die Städterin ziert, jene feine Art im Umgange — ſo erſetzt ihr natürliches reines Gefühl dieſen Mangel. — Daß ſie mich liebt — ach, ich fürchte es nur zu ſehr; aber liebe auch ich ſie? Wird das, was ich für das holde Kind der Natur empfinde, dauernd ſein, um ein Lebensglück zu begründen? Wird nicht vielleicht ſpäte Reue mein Leben verbittern? Ich habe zwar noch nie ein ähnlich Gefühl für ein weibliches Weſen empfunden — aber iſt es Liebe? Und dennoch — ich gehe einem fremden Leben entgegen, das ich nicht kenne — hier wohnt der Friede — dort der Haß, der Neid! — Aber biſt du nicht zu etwas Beſſerem berufen, als hinter den Eſeln herzugehen und das Mehl den Kunden zuzuführen?“ ſprach es leiſe in ſeinem Innern. „Du mit deinen Kenntniſſen, ſollſt du nicht dem Vaterlande nützen? Kannſt du dir nicht ein beſſeres Loos gründen? Wirſt du nicht mit der Zeit das Bedürfniß drückend fühlen, nicht auf der Stelle zu ſtehen, wohin dich deine Kenntniſſe, dein Stand ruft?“ So ſprach leiſe der Ehrgeiz. Er richtete ſich auf und ſah ſtolz um ſich — doch bald ſank das emporgerichtete Haupt wieder auf die Bruſt. „Iſt es nicht ſchnöder Undank, wenn ich das Anerbieten von mir weiſe?“ So fragte er ſich. Und die Stimme ſeines Innern entgegnete: „Biſt du verbunden, deinen höhern Beruf, den du in dir fühlſt, als Dankopfer darzubringen?“ — Seine Lage war jetzt unausſprechlich peinlich. Da trat der Müller unter den Bäumen hervor; ſeine Augen glänzten von Thränen, die ſie füllten. „Ihr ſeid ein guter Menſch!“ hob er an, Victorin's Hand drückend. „Vergebt, daß ich Euch belauſchte. Allein Ihr habt mir die Augen geöffnet durch Euer Selbſtgeſpräch. Ihr habt Recht, Ihr könnt nicht einſtimmen in den Wunſch, den meine Seele hegt. Euer Beruf iſt höher. Vergebt einem Greiſe die Grille, die Euch beunruhigte, an der leider ſein ganzes Herz hing. Ich werde Euch jetzt nur noch herzlicher lieben, nur noch mehr bedauern, in Euch nicht meinen Eidam umarmen zu können; aber Ihr könnt, Ihr dürft nicht. Ich war bethört. Vergeßt meine Rede, ich bitte Euch; aber bleibt wenigſtens noch bei uns, ſo lange Ihr könnt!“

Victorin drückte ſeine Hand. Still und traurig gingen Beide nach der Mühle, wo Röschen ihnen entgegen kam, um ſie zum Abendbrod zu rufen. Es wollte aber keinem der Beiden munden, und ſo ſehr auch Röschen nöthigte, und endlich ſchmollte, es ging nicht. Abgemattet von den Kämpfen, die er beſtanden, fiel Victorin bald in einen tiefen Schlaf, und obwohl der Körper wie todt in den Banden des Schlafes lag, ſo war die Seele deſto geſchäftiger, und mancherlei Traumesbilder gaukelten an dem inneren Auge vorüber. Nur eines einzigen derſelben konnte ſich der Jüngling am Morgen noch entſinnen, das lebhafter als alle anderen vor ſeiner Seele geſchwebt hatte. Es war ihm als ſtünde er auf einem blühenden Eiland, und ringsum brach ſich wild das Meer. Und es zog ihn fort in die Brandung mit unwiderſtehlicher Gewalt, und dennoch ſah er jenſeits nur Brand, Mord und Verwüſtung. Aber das Grauſenhafte des Anblicks feſſelte nicht ſeine Sehnſucht. Da wandte er ſich in dem Augenblick, als er in die Brandung ſtürzen wollte, um, und ſah Röschen da knien, und die gefalteten

Hände und die thränenden Augen auf ihn gerichtet, und der Entſchluß wankte. Jetzt aber erſchien jenſeits eine Geſtalt, herrlich anzuſchauen, wie die eines Engels, und winkte, und breitete die Arme aus und — er ſtürzte ſich in die Fluth, und das Schreckbild der Verwüſtung verwandelte ſich ſchnell in ein Eden, und — die Geſtalten floſſen ineinander, indem ſein Auge ſich aufthat.

War auch Victorin frei von jedem Aberglauben: ſo ſah er doch in dieſem Traume den Wink des Himmels, und konnte ſich nicht von dem Bilde losmachen, das ihm der Spiegel ſeiner Zukunft zu ſein ſchien.

Kurze Zeit blieb er noch bei den guten Menſchen, deren Liebe einen magiſchen Kreis um ſein Herz gezogen hatte. Obgleich der Vater ſich in ſeiner ſchönſten Hoffnung getäuſcht ſah, ſo war doch der Greis um nichts weniger liebevoll gegen Victorin, und täglich ſah er tiefer in Röschen's Herz, das ihm nur ſein Bild wie ein Spiegel zurückwarf, und erkannte mehr die Nothwendigkeit, ſeinen Wanderſtab weiter zu ſetzen, um nicht den Frieden dieſes unverdorbenen Herzens zu untergraben.

Die Stunde, vor der ihm längſt gebangt hatte, kam. Eine große Strecke begleiteten ihn Vater und Tochter, in ſtille Trauer verſunken. Als ſie endlich auf einer Anhöhe ſtanden, welche weit hinaus die Heerſtraße beherrſchte, erinnerte der Vater an die Trennung. Victorin's Lippen bebten, als er dem Vater die Hand reichte. Bleich und ſtumm ſtand er vor ihm; keine Thräne, ſo ſehr auch ſein Herz mit Trauer erfüllt war, wollte beſänftigend aus dem Auge träufeln. Der Greis ſchüttelte ihm die Hand und gab ihm ſeinen Segen. Jetzt wandte ſich Victorin zu dem Mädchen, das ſeine Augen mit einem Tuche verhüllte. „Leb' wohl, du treue Seele,“ ſtammelte er; „möge Gott dir vergelten! Meiner Seele wird dein Bild vorſchweben, wo ich auch ſei!“ Er legte den zitternden Arm um ihren jugendlichen Leib, drückte einen Kuß auf die Lippen, und nun erſt ſchien Leben in die Geſtalt zu kommen. Laut ſchluchzend ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Nacken, drückte die Lippen auf die ſeinen, und ließ dann ſchlaff die Arme herabſinken, und lehnte ſich an ihren Vater. Noch einmal umarmte Beide Victorin und eilte dann ſchnell die Anhöhe hinab. Noch weit hinaus ſah er Röschen's Tuch in den Lüften wehen. Erſt als ein Bogen der Heerſtraße ihm den Anblick entzog, ſtand er ſtille, überdachte noch einmal Alles, und wankte in dem Entſchluß, ob er nicht umkehren ſolle. — Doch nur einen Augenblick dauerte der Kampf, dann ſchritt er muthig fürbaß, aber es war ihm, als zögen tauſend Arme ihn zurück. „Fahr' wohl!", rief er aus; „fahr' wohl, du Engelsherz! Möge der Himmel dir einen Gatten, gut und rein, wie du, geben, und das vollſte Maaß irdiſchen Glückes über dein Leben ausgießen. Du verdienſt es!"

Der ſechste Tag ſeiner Wanderung begann ſich zu neigen. Gluthig zogen die Wolken über die Wipfel der Bäume des Hochwaldes, und warfen einen wunderbaren Schein auf die gelbenden Blätter, in denen ein rauher Herbſtwind pfiff. Einſam war es und öde. Nur das Geſchrei eines Waldvogels unterbach dann und wann die lautloſe Stille der Gegend.

Victorin war ermüdet von der langen Tagereiſe. Der mooſige, weiche Boden, die Stille der Gegend luden ihn zur Ruhe; er ging von der Heerſtraße ab hinter einen Buſch, und legte ſich nieder. Bald fingen die Bäume vor ſeinen halboffenen Augen zu tanzen an, die Stämme wurden zu grandiöſen Maſſen, irre und wirre Bilder erſchienen, und ſanft umfaßten ihn die zarten Armen des Schlafes und drückten in ſeligem Vergeſſen den Jüngling an eine Bruſt, an der ſelbſt der herbſte Kummer die Seele nicht mehr quält.

Die Dämmerung wob ihren Nachtſchleier um die Gegend. Das Abendroth war längſt verglommen, und ſchon blinkte die liebliche Freia zwiſchen den Bäumen auf den ermüdeten Schläfer, als der Ton mehrerer rauhen Männerſtimmen, die ganz in der Nähe ſich unterredeten, Victorin's erquickende Sieſte unterbrach. Sich dehnend in die friſche Abendluft, fühlte er neue Kraft und neues Leben, und dieß Gefühl erfüllte ihn mit Wohlbehagen; allein die Geſpräche ſeiner Nachbarn waren der Art, daß ſie Letzteres bald in das Gegentheil verwandelten. —

Folgendes war ungefähr der Inhalt dieſer Reden:

Während eine widerlich krächzende Stimme eine lange Relation machte, die jedoch ſelbſt in der Nähe nicht zu verſtehen war, wegen des durchaus fremden Dialekts und der fremden Worte, die durch die Menge der Conſonanten einen unendlich widerlichen Eindruck auf das Gehör machte, fragte eine rauhe Baßſtimme:

„Wo haſt du dieſe Nachrichten her, Casleu?“

Der Gefragte erzählte nun wieder weitläufig den Hergang, aus welchem denn Victorin doch ſo viel entnahm, daß dieſer Casleu in dem nächſten Dorfe die Schenke bei dem Hufſchmiede beſucht, und dort in Erfahrung gebracht habe, daß ein reicher Kaufmann auf ſeiner Reiſe, die ſehr eile, noch heute hier durchkommen müſſe. Geld habe er bei ſich, und das viel. Bei dem Bezahlen des zerbrochenen Hufes habe er eine Katze herausgezogen, in der, nach ſeiner, Casleu's, Schätzung, gewiß mehrere Hunderte enthalten geweſen. Auch ſeien die Pferde köſtliche Holſteiner, und die ganze Sippſchaft des Reiſenden beſtehe aus einem Bedienten, der graue Haare habe, die jedoch gegen die ſeines Herrn noch rabenſchwarz ſeien.

Bei dieſer Erzählung lachten, ſo viel Victorin unterſcheiden konnte, Drei, ohne Casleu. „Und wie gedenkſt du deinen Sack anzuhängen?“ fragte der Baſſiſt wieder.

„Ha!“ erwiederte Casleu mit teufliſchem Lachen, „der alte Kerl muß doch eheſtens ſterben; ſo denke ich, wird mich der Teufel nicht holen, wenn ich ſeine Stelle einmal einnehme.“

„Nein!“ ſprach ein Anderer. „Der Hauptmann will nicht unnöthig Blut vergießen laſſen. Laß ihn leben. Vielleicht hat er Kinder!“ — Nun aber brauſte ein wüthendes Lachen daher. „Memme!“ rief Casleu; „es wäre kein Wunder, ich ſchlüge dir mit meinem Schießprügelkolben den Hirnkaſten ein, um alle Welt zu überzeugen, wovon ich jedoch längſt überzeugt bin, daß ſtatt Gehirn bloß Seifenſchaum drinnen iſt und du den Galgen entehren würdeſt, wenn du zu deiner dereinſtigen Erhöhung kämeſt!“ Alle fielen nun unbarmherzig über den menſchlichen Räuber her. Während des Tumults lud Victorin ſo leiſe als möglich ſeine Piſtolen, feſt entſchloſſen, dem wehrloſen Greiſe zum Retter zu dienen, möge auch daraus entſtehen, was da wolle. Er hatte noch kaum ſo viel Zeit, ſich der Heerſtraße zu nähern und ſich hinter einem Baume zu verbergen, als der Baſſiſt den übrigen freien Künſtlern Stille auferlegte, weil nun wohl bald der Erwartete kommen werde.

Es war ſeitdem dunkel geworden, aber der Mond ſchien und ſeine Sichel warf ſo viel Licht auf die Scene, daß man doch die Gegenſtände unterſcheiden konnte. Jetzt hörte man in weiter Ferne Pferdegetrappel. Victorin ſpannte ſeine Hähne.

„Horch!“ rief Casleu, „klang das nicht, als ob ein Hahn ſei geſpannt worden?“

„Narr du!“ zankte halblaut ein Genoſſe, „wo alle Teufel ſoll denn ein Schießgewehr hierher kommen außer denen der unſerigen?“

„Wenn's nur nicht von Tilly's Reitern ſind!“ fuhr er fort.

„Warum?“ fragte Casleu. „Meinſt du, die wären Heilige? Wenn es Gerechtigkeit gäbe, ſo müßte längſt Tilly mit ſammt ſeinem Heere gehängt ſein, denn das ſind die größten Spitzbuben, die je in der Schule des Teufels promovirten!“ —

Dieſe Redensarten wurden allgemach leiſer, je näher die Pferde kamen. Als ſie nahe genug waren, ſtellten ſich plötzlich die Räuber ihnen entgegen, und aus Casleu's Büchſe pfiff eine Kugel hart an dem Kopfe des Reiſenden vorbei. Dieſer wollte ſchnell ſein Pferd wenden, allein zwei andere kamen von hinten. Ehe jedoch Casleu noch einmal zielen konnte, ſtreckte ihn ein Schuß aus Victorin's Piſtole unter lautem Fluchen nieder, und ein zweiter lähmte des Baſſiſten Arm. Jetzt riſſen ſie den Greiſen vom Pferde; der Bediente lag in ſeinem Blute. Victorin ſchwang ſeinen Haudegen und fuhr wie ein Rachegeiſt unter die Räuber. Es entſtand ein Gefecht zwiſchen Victorin und den zwei Anderen, aber Victorin hatte die Vortheile der Fechterkunſt für ſich, und ſah ſich ſchon von einem erlöſt, als plötzlich mehrere Schüſſe aus dem Dickicht fielen, und Victorin ſchwer getroffen auf die Heerſtraße niederſank. Wüthend trat ihm der Letzte der vier Räuber auf die Bruſt, um ihm den Stahl ins Herz zu bohren — doch eine Hand hielt ihn, und er mußte dem Befehl eines andern Räubers gehorchen. Man band Victorin's Arme und Füße zuſammen und ſchleppte ihn mit dem Reiſenden und ſeinem Bedienten fort. – Ohne Bewußtſein brachten ihn die Räuber in ihre Lagerſtätte. Caslen war todt. Heulen und Wehklagen erſchallte bei dieſem Anblick, und einſtimmig verlangte man als Sühnopfer den Tod des unberufenen Vertheidigers.

Während dieſen Unterhandlungen erwachte Victorin. Sein Haupt lag in dem Schooße des Alten, für den er gefochten hatte. Mit Dankbarkeit und Mitleid ruhte des Greiſes Auge auf dem edelmüthigen Jüngling, deſſen That er erſt aus dem Munde der Räuber vernahm. Victorin hörte die Reden der beſtialiſchen Menſchen, die laut ihre Freude äußerten, den Hund, der Caslen getödtet, recht martern zu können.

„Iſt er verwundet?“ fragte jetzt eine Stimme, deren Klang wohlbekannt in Victorin's Ohren drang Man holte ihn und zerrte ihn bis zu dem Hauptmanne, der mit dem Ausruf: „Mein Victorin!“ in ſeine Arme ſtürzte. Ueberraſcht blickte ihn Victorin an. „Vicelius!“ rief er aus, „du hier, du der Hauptmann dieſer Scheuſale?“ —

Vicel legte ſeine Hand auf des Jünglings Mund. Schweig' und moraliſire mir nicht. ſchon wieder, du irrender Ritter!“ dann rief er laut den Namen: „Käthe!“ und ein Mädchen, blühend und ſtark, aber mit dem unverkennbaren Ausdruck der Verworfenheit im Blicke, trat hervor, in welcher, bei näherem Beſchauen, Victorin eine Ingolſtädterin erkannte, die einſt Vicel's Gunſt beſeſſen, aber nebenbei nach Victorin oft, aber vergeblich das Netz ihrer Buhlerei ausgeworfen. Froh erkannte ſie ihren einſtigen Liebling. Vicelius befahl, ihn zu verbinden. Seine Wunde war ſehr arg. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen, und verurſachte dem Jüngling einen brennenden Schmerz.

Mit dem Mißbehagen, ihre Wünſche betrogen zu ſehen, ſtanden jetzt die Räuber da – aber Vicelius befahl mit ſeiner Stimme, die Mark und Bein erſchütterte, ein Moosbett für „ſeinen Freund“ zu bereiten. Der alte Bediente des gefangenen Kaufmanns wurde auf des Hauptmannes Befehl auch verbunden, und mit ſeinem zitternden Herrn in eine Hütte geſperrt, vor welcher ein Räuber Wache hielt, indeß Victorin von der gefälligen, redſeligen Dirne in ihre Hütte geführt wurde. — Als Victorin verbunden wär, entſchlummerte er gegen Tag, und Käthe hielt ſorgſam Wache an ſeinem Moosbette, das ihm Casleu's Rächer bereitet hatten.

Hell und freundlich ſchien die Sonne in das Innere der Laubhütte, als ein Kuß, den eine warme Lippe auf die ſeinige drückte, Victorin's Erwachen bewirkte. Die liebäugelnde Käthe ſtand vor ihm. „Wie iſt dir's, mein ſprödes Jüngelchen?“ fragte ſie, ſeine Wangen ſtreichelnd. Victorin drückte ihre Hand zurück und wollte ſich aufrichten, ſank aber ermattet wieder auf ſein Lager.

„Nun, nun, ſei nur nicht mehr ſo dumm wie in Ingolſtadt,“ fuhr die Dirne fort, „ich bin dir ja noch ebenſo gut, und Vicel iſt nicht ſehr eiferſüchtig.“

Mit einem unausſprechlichen Widerwillen wandte ſich der Jüngling ab. Allein eine kurze Ueberlegung gebot ihm, zum böſen Spiel gute Miene zu machen, um es nicht mit der mächtigen Beherrſcherin dieſer Bande zu verderben, von der, wie er leicht einſah, Vieles zu ſeiner Rettung abhing. Freundlicher ſah er ſie hierauf an, und fragte nach Vicelius.

„Der war ſchon hier, du ſchlieſſt aber noch,“ erwiederte ſie. „Greife dich jezt nicht an, deine Wunde fordert Ruhe.“

Sie legte ihm nun einen neuen Verband an, während deſſen Vicelius herein trat. „Guten Morgen, du Held!“ redete er ihn an. „Wie gefällt dir jezt meine Käthe? Nicht wahr, ich habe Wort gehalten, als ich dir ſagte, in ſolch kriegeriſchen Zeiten, wo die Narren ſich ihres Glaubens wegen morden, ſei es gut im Trüben fiſchen und auf eigene Hand die freieſte aller Künſte treiben!?“ —

„Das haſt du furchtbar!“ erwiederte Victorin; „aber —“

„Was ſoll dein gedehntes Aber? Willſt du etwa wieder einmal eine moraliſche Faſtenpredigt halten? Höre, lieber Junge, willſt du, daß wir Freunde und Genoſſen bleiben ſollen, ſo ſchlag' dir dieſe Poſſe aus dem Kopf, die weder ich noch unſere mildherzige Käthe lieben!“ —

Victorin ſchüttelte den Kopf, und fragte dann: „Wie biſt du aber hierher gekommen, während ich dich längſt in Köln glaubte?“ — „Sic sunt fata hominum!“ verſetzte lachend Vicel. „Ich wurde wetterwendiſch, als ich von dir geſchieden war, ging nach Ingolſtadt zurück, holte meine Käthe zum Mißbehagen ihres Herrn Vaters, und zog dir nach, und kam ſo per varios casus et tot discrimina rerum unter meine jetzige Standesgenoſſen, die uns eben da, wo du den ehrlichen Casleu von der Bürde des Lebens befreiteſt, plünderten, und hierauf uns großmüthig in ihre ehrſame Zunft aufnahmen, wo ſie dann, da ſie im Grunde Alle, bis auf Casleu, Eſel waren, meine Genialität bald erkannten, und mich zu ihrem Anführer wählten, welches Ehrenamt ich ſeit einem Monde bekleide.“

„Vicelius, wie konnteſt du ſo tief fallen?“ — warf ihm Victorin vor.

„Ha! ha! ha!“ lachte der. „Bin ich denn gefallen? Du ſiehſt ja, ich bin erhöht. Ich bin ja Freiherr geworden, ſo gut als mancher Bauerndrücker unſeres, unter Soldaten gebenedeiten Vaterlandes auch. Sei du nur einmal eine Weile bei uns, habe du nur einmal dir Käthen's Gunſt erworben, ſo wirſt du bald anders denken.“

„Denkſt du denn nicht an das Ende?“ —

„Ende? O, du engherzige Philiſterſeele! Ich ſterbe einen ehrlichen Soldatentod, und damit Baſta.“

„Oder am Galgen?“ —

„Nun denn, ſo bin ich nicht der erſte Studiosus juris, der dieſe ehrenvolle Höhe erſteigt, um Schwingungen in freier Luft zu halten. Ich diene ja dann auch noch höheren Zwecken, ich werde eine Speiſe der jungen Raben und ihrer Eltern.“

Ein Schauder durchrieſelte Victorin's Gebeine. Er hatte die Hoffnung gefaßt, vielleicht den Leichtſinnigen zu retten, aber nun gab er ſie auf. Vicelius war in der kurzen Zeit moraliſch geſtorben.

„Was gibt's denn?“ fragte jetzt Käthe, auf Victorin's Lager ſich ſetzend; „du wirſt ja bleich wie Kreide?“ — Vicelius ließ Wein bringen, um ihn zu erquicken; aber der Wein konnte den inneren ſtechenden Schmerz nicht heben, den Victorin bei dem Gedanken an Vicelius empfand. Dieſer entfernte ſich bald mit ſeinen Leuten auf einen Streifzug, empfahl den Verwundeten Käthen's Pflege, und kam nicht eher zurück, als bis die Sonne hinabgeſunken war. Käthe hatte Alles aufgeboten, Victorin's düſtere Stimmung zu verſcheuchen — aber es gelang ihr nicht. Der Jüngling machte ſich heftige Vorwürfe, daß er nicht in der Mühle geblieben, und mit dem liebenswürdigen Röschen ein Loos, das, wenn es auch nicht glänzend war, doch redlich ihn genährt haben würde, getheilt hatte. Wie war Röschen in ſeiner Krankheit gegen ihn geweſen? Die Dirne, die jetzt ihn mit ihren Zudringlichkeiten marterte, war die Folie, die Röschen's Engelsherz und Engelsreinheit in Victorin's Augen bis zur höchſten Höhe erhob, und ihn je länger je mehr mit Reue erfüllte. Ja, es wollte ihm dünken, als liebe er wirklich das einfache Bauernmädchen. Solcherlei Vorſtellungen durchkreuzten ſich bei ihm, und waren nicht geeignet, ſeinem Herzen die Ruhe zu gönnen, die zur baldigen Geneſung nöthig geweſen war.

Wie es mit dem Kaufmanne ſtand, erfuhr er von Käthe. Noch immer ſaß er gefangen. Der Bediente hatte unbedeutende Wunden Auf ſeine Bitte ging Käthe, ihn mit beſſerer Speiſe zu verſorgen, als er ſonſt würde erhalten haben. Und als Vicel am Abend heimkehrte, konnte er des Jünglings Bitten nicht widerſtehen, gab ihm einen Drittheil des ihm geraubten Geldes zurück und ließ ihm auch aus beſonderer Vergunſt die Pferde wieder zuſtellen, unter der Bedingung, daß der Greis ſeinem Retter Victorin danke. Dies that er mit aller der Inbrunſt, die in ſolchen Lagen das Herz erfüllt gegen den Retter aus Gefahren, und ſchied dann mit dem Wunſch, einſt, wenn auch Victorin frei und geſund ſein würde, ihm lohnen zu können.

Victorin's Geneſung ging ziemlich langſamen Schrittes — doch konnte er innerhalb drei Wochen wieder an ſeinen Abzug aus dieſer Heimath des Laſters denken; allein er hatte einen ſchweren Kampf mit Vicelius zu beſtehen. Dieſer ſchilderte ihm alle Reize eines ungebundenen Lebens und der Ernte, wo man nicht geſäet. „Sieh', du frommer Milchbart," ſprach er, „wir leben ja ächt chriſtlich! Wir ſorgen nicht für den kommenden Tag. Wir ſammeln uns Güter, wo keine Diebe zukommen, denn unſeres Gleichen beſtiehlt ſich nicht ſelbſt. Wir laſſen Andere ſorgen und freuen uns des Lebens; laſſen Andere arbeiten und theilen mit ihnen. Die Grillen einer Hausfrau plagen uns nicht, denn gefällt uns Eine nicht, ſo ſind wir heute geſchieden. Während du deine Federſpule kauſt und dein Gehirn plagſt, und Actenſtaub centnerweiſe einziehſt, genießen wir Gottes freie Luft und ruhen auf den Lorbeeren unſerer Siege. Ohren hiebſt du ja immer gern ab. Sieh', ich erlaube dir, alle abzuhauen, die dir vorkommen, die meinigen und die unſerer Leute abgerechnet. Du fochteſt gern — dazu gibt's alle Tage Gelegenheit. An Geld fehlt's nie, und willſt du einſt die Coriolans-Sache ins Werk ſetzen, ſo ſtehe ich dir für Leute, die das dulce und decorum des Todes von anderer als Henkershand kennen."

„Biſt du für alles Edle verloren, Vicel, ſo laß mir wenigſtens die Grille, wie du es nennſt, es zu lieben. Plage dich nicht, mir die Reize deines Lebens zu konterfeien — für mich hat es keine. Laß mich ziehen und gehe du deinen Weg. Möge Gott dir bald ein Licht aufgehen laſſen, ehe es in deinem Innern auf Mord und Elend fällt."

Vicelius wurde bleich. Er lachte nicht; aber er gab ihm ſtillſchweigend ſeine Hand und ſagte: „Grüße meine — gute Schweſter und — ſage ihr, ich ſei verloren!" — In dieſem Augenblicke aber war auch die gute Regung vorüber. Er ſchlug ein Schnippchen in die Luſt und pfiff ein Lied; ſtrich über die Stirn, als wolle er eine unwillkommene Vorſtellung verſcheuchen. — „Na, ſo zieh' in Frieden; ich will denken, du ſeiſt unſeres Lebens nicht werth!" ſetzte er hinzu, befahl ſeinen Leuten, den Jüngling auf die Landſtraße zu leiten. Käthe ſtürzte auf ihn zu und umſchlang ihn und bat mit Thränen, da zu bleiben. Als aber Victorin ſie von ſich zu halten bemüht war, ſtieß ſie ihn weg und ſchalt ihn Gimpel und ging knurrend davon. Noch einmal drückte er Vicel's Hand, ſagte leiſe: „Denke, daß ein Gott lebt, denke an den Kummer deiner Schweſter!" und als Vicelius mit der Hand ein Zeichen der Verneinung machte, ſchied er traurig von dannen und betete leiſe: „Ich danke dir, Herr! daß du mich nicht gerathen ließeſt in die Schlingen des Laſters! Laß mich immer ein freies, reines Herz bewahren, und dann komme es, wie es wolle!"

Bis vor den Wald begleiteten ihn die Räuber, und ſcheidend ſagte der Eine derſelben, jener Baſſiſt, den Victorin verwundet hatte: „Macht, daß Ihr fortkommt, ſonſt möchte ich mich verſucht fühlen, zur Sühne für Caslen und meinen kranken Arm Euch eine Kugel nachzuſenden!" Mit dieſen Worten gingen ſie ins Dickicht zurück, und Victorin ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen und eilte, ſo viel er konnte, eine Gegend zu verlaſſen, an die für ihn die unangenehmſten Erinnerungen geknüpft waren.

Es war gerade am 11. November 1630, am Tage des heiligen Martinus, als Nachmittags um zwei Uhr der Nachtwächter der Domſtraße zu Magdeburg, Meiſter Martin Dietrich, mit ſeiner Ehehälfte, Frauen Elſe, an einem kleinen Tiſchlein ſaßen und eine Flaſche Wein vor ſich ſtehen hatten und einen duftenden Zwiebelkuchen, womit Elſe ihren Gatten an ſeinem fünf und ſechzigſten Geburtstage beſchenkt hatte.

„Fünf und ſechzig Jahre, liebe Elſe, wandle ich nun ſchon hienieden," ſprach der ſilberhaarige Greis wehmüthig, „und Gottlob, meine grauen Haare trage ich als eine Krone der Ehre, wie

Salomon ſagt, denn ich war redlich und treu in meinem wichtigen Berufe!"

„Deß iſt Gott Zeuge!" verſetzte das Mütterchen.

„Nun ſind wir neun und dreißig Jahre im heiligen Eheſtand, und es iſt mir, als ſeien es kaum neun und dreißig Wochen. Wir hatten uns lieb und ertrugen unſere Fehler mit Geduld, und der Friede wich nicht von uns. Nicht wahr, Elſe?"

Das Mütterchen nickte freundlich, aber es perlten ein paar große Tropfen in ihren Schooß.

„Nun, weinen mußt du nicht, Mutter!" fuhr der Greis fort; „aber ſprich, warum weinſt du denn? Vielleicht, daß Gott unſer Gebet erhört und wir Beide zuſammen ſterben; dann nimmt uns ein Grab auf. Sieh', es iſt mir, als müſſe es ſo kommen; ich habe ſo einen feſten Glauben dran. Ach, es wäre hart, wenn Eins von uns ſterben ſollte, und es müßte das Andere ihm die müden Augen zudrücken. Es wäre ſehr hart, denn mit Kindern ſegnete uns der Herr nicht, und wie ſollte es dem Uebrigbleibenden ergehen?"

Das Mütterchen weinte heftiger.

„Doch," fuhr der Greis fort, „warum uns grämen heute, wo wir froh ſein ſollten und dankbar gegen Gott, der uns ſo lange bei einander leben ließ! Komm, Liebe, dein Zwiebelkuchen ſcheint ſo gut, und die Flaſche, die uns deine Sparſamkeit erwarb, ſoll und muß geleert werden an dieſem Tage der Freude. Wer weiß, wer ihn noch einmal erlebt, und wozu ſollen wir ſparen, für wen? Mein Bruder iſt reich und du haſt keine Verwandte mehr! Doch — liebe Elſe, einen Wunſch hegte ich mein Leben lang — und der wird mir alle Tage lebhafter: einen Sohn zu haben, und wenn es auch nur ein angenommener wäre. Was meinſt du?"

„Was dir Freude macht, Martin, das iſt auch mir das Liebſte!"

„Na, laß uns einmal überlegen. Da haben in der Sudenburgerſtraße des Deimling's einen ſchmucken Knaben, und du weißt, die Leute ſind arm und haben ihrer noch acht außer dem. Ich glaube, die geben ihn uns; der erbte unſer Häuschen und mein Amt, das Gottlob ſeinen Mann nährt und ein wichtiges Amt iſt; denn ich habe dir oft ſchon geſagt, wie wichtig der Mann iſt, der für Anderer Sicherheit ſich den Schlaf bricht.“ Während er ſo ſprach, trat ein Mädchen herein mit einem Körbchen, grüßte freundlich und ſetzte einen Kuchen und eine Flaſche und ein Goldſtück auf den Tiſch und ſagte: „Das ſendet euch meine Gebieterin, mit dem Bedeuten, den alten Johannisberger auf ihr Wohl zu trinken!“ Der Alte nahm mit Rührung die Mütze ab, faltete ſeine Hände und ſprach: „Segne Gott die holde Jungfrau, die das Alter ehrt und die Treue! Danket ihr in unſerem Namen und ſagt ihr, der alte Martin würde für ihr Heil beten!“

„Siehſt du, Elſe,“ ſprach er hierauf, als das Mädchen weg war, „daß man mich ehrt. Aber ich habe auch ſchon dem alten Horſt manchen Dienſt gethan, den ein Anderer nicht gethan hätte. Er ſagt aber auch immer: Der alte Martin iſt treu wie Gold!“

Mit dieſen Worten war er ans Fenſter getreten, und ſah drüben die freundliche Hulda, des Kaufherrn Horſt's einzige Tochter, [illegible] Fenſter ſtehen, die ihm das Geſchenk geſandt hatte, und er nickte ihr zu, beugte ſein Haupt, und hob ein Glas hoch in die Höhe und trank. Und die Jungfrau lächelte wohlgefällig ob des redlichen Mannes Freude.

In dieſem Augenblicke wurden Beider, der Jungfrau und des Greiſes, Augen auf einen andern Punkt gelenkt. Es kam die Straße vom Dom herauf ein ſtattlicher Jüngling, deſſen phantaſtiſches Aeußere auf einen fahrenden Schüler ſchließen ließ. Ein knappes Wamms umſchloß die ſchmale Hüfte und die breiten Schultern, auf die eine reiche Fülle natürlicher Ringellocken herabfiel, auf denen ein ſchwarzes Baret nachläſſig ſaß. Die Hüfte umſchloß ein Gürtel, in dem zwei Piſtolen ſteckten, und ein langer Haudegen hing an ſeiner Seite. So ſchritt der ſchöne Jüngling die Straße herauf, und mit Wohlgefallen folgten ihm die Blicke der ſittigen Jungfrau, bis er innerhalb der Thüre Meiſter Martin's verſchwand.

„Elſe, der Jüngling iſt in unſer Haus getreten, was mag der bei uns ſuchen?“ rief haſtig der alte Martin. Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, da klopfte es leiſe an die Thür, und herein trat, das Baret in ſeiner Hand, beſcheidentlich Victorin.

Das ſilberweiße Haupt neigend, reichte der Greis dem Jüngling die Rechte, mit den Worten: „Was Euch auch in das Haus eines armen Mannes führen mag, ſeid mir willkommen, junger Herr, ſofern es nicht etwas Unrechtes iſt, und dafür ſehe ich Euch nicht an!“

Victorin ſchüttelte die dargebotene Hand. „Darüber könnt Ihr ruhig ſein, alter Vater!“ verſetzte Victorin. „Ich bin ein Bote des Friedens von Euerem ehrenwerthen Bruder, Meiſter Dietrich zu Ingolſtadt, der Euch einen herzlichen Gruß entbieten läßt und dieſen Zettel ſendet.“

„So ſeid mir dreimal willkommen, junger Herr! Geh', Elſe, nimm dem Herrn den Degen ab, daß er ſich ſetze und das Feſtmahl eines armen, aber redlichen Mannes nicht verſchmähe.“

„Nennt mich nicht: „Junger Herr,“ Vater, ich heiße Victorin, und ſo höre ich mich am liebſten nennen!“

„Nun, wenn Ihr's erlaubt, ſo ſoll es geſchehen!“ verſetzte mit leuchtenden Augen der Greis. „Setzt Euch in Gottes Namen und thut Beſcheid. Mutter, hol' den ſchönen Becher, hörſt du, den ſchönen, und brich Jungfrau Hulda's Flaſche an und kredenze dem Herrn. Ihr aber erlaubt, daß ich mich einen Augenblick entferne und meines Bruders Botſchaft leſe!“

Hierauf lief der muntere Alte flugs hinüber zu Jungfrau Hulda, die des Leſens kundig war, und bat ſie, ihm ſeines Bruders Schreiben zu leſen, welches die Jungfrau gern that, und alſo las:

„Gott zum Gruß und Jeſus zum Troſt!

„Herzliebſter Bruder! Dieweil der junge Herr Victorin Amperger, eines angeſehenen, aber verarmten Mannes Sohn, hierſelbſten in unſerem guten Ingolſtadt ſeines Bleibens, ob böſer Menſchen willen, nicht mehr hat, und ein redlich Stücklein Brod durch ſeine Erkenntniß ſuchen will in Magdeburg, auch ein braves junges Blut und treu wie Gold, und ſittig und fromm wie eine

Jungfrau iſt, als welchen ich ihn Dir wolle empfehlen ſein laſſen, ſo bitte ich Dich, Du wolleſt ihm ein Obdach geben auf meine Rechnung, und auch Unterhalt, bis daß er ſich's mag verdienen; und ſomit ſei Du Gott befohlen. Grüße Deine Frauen und gehab' Dich wohl.

Hans Dietrich.

Ingolſtadt am Tage Laurentii in dieſem Jahr."

„Seht, Jüngferchen," hob nun fröhlich der Greis an, als er das gehört hatte, „da haben wir heute eine Weile geweint (meine Elſe nämlich, und hätte ſie mich beinahe auch weichherzig gemacht), daß uns der Herr nicht Eheſegen gab, und hatte ich mir ſchon einen Ausweg ausgeſonnen, nämlich des Tagelöhners Deimling in der Sudenburger Vorſtadt kleines Andreschen an Kindes Statt anzunehmen. — Aber Gottlob, iſt der junge Menſch ſo, wie ihn Hans ſchildert, ſo ſoll er mein Sohn ſein und ſoll es gut haben, ſo wahr ich Martin heiße, und heute fünf und ſechzig Jahre alt geworden bin. — Doch — bald hätte ich's ja in der Freude vergeſſen, Euch ſonderlichen Dank zu ſagen für Euer Geſchenk. Nun, Gott vergelte es Euch reichlich, was Ihr an uns alten Leuten thut!" Er drückte der Jungfrau lilienweiße Hand, und entfernte ſich dann ſo ſchnell er konnte, um zu ſeinem Gaſte zu kommen.

Und zu Hulda trat ihre Zoſe Agathe und ließ ſich mittheilen, was in dem Briefe geſtanden.

Derweile hatte denn geſchäftiglich Elſe dem Jüngling den edlen Johannisberger kredenzt und den Zwiebelkuchen dargeboten, den er ſich zu Elſen's nicht kleiner Freude kräftiglich munden ließ; aber den Wein nahm Victorin nicht. „Setzt ihn weg, Mutter!" ſagte er ſanft, „der iſt für Euch. Ich habe Gottlob meine Kräfte, und bedarf einer Stärkung nicht; doch in Euren Jahren thut ſo etwas Noth." Und Elſe wunderte ſich ob des Jünglings weiſer Rede und ſittiglichem Betragen, und wurde ihm ſehr gewogen in ihrem Herzen.

Ueberdem trat der alte Martin, den Zettel hochhaltend, ins Stübchen, und rief: „Elſe, der Sohn iſt gefunden, wenn der Jüngling will!"

Da ſtarrte die gute Alte bald den Gatten, bald den Jüngling an, und wollte den Scherz unziemlich finden, aber Victorin ſchlug freudig ein, und der Bund dreier guten Menſchen war geſchloſſen, und die Freude, die ſo neu war, zog in die Herzen der Alten ein, und wuchs ihnen beinahe über das Haupt hinaus, als Victorin bei dem alten Manne traulich am Kamine ſaß, und ihm die Mähren alter Zeit erzählte. Elſe bereitete ihm das obere Stübchen ſo nett und freundlich zu, daß Victorin ſich bald behaglich und heimiſch fühlte.

Als am andern Morgen der Jüngling ausgeruht, und ſich ſtattlich in ſein Sammtkleid geworfen hatte, ging er an das Werk, was ihm jetzt beſonders anlag, nämlich bei dem Stadtſchreiber Wimmer, Vicel's Schwäher, das Schreiben deſſelben abzugeben und ſich zu empfehlen. Als Elſe vernahm, was ihr Pflegling beginnen wolle, ſah ſie ihn mit einer gewiſſen Ehrfurcht und Scheu an, denn Wimmer war ein hochangeſehener Mann, und Elſe fühlte ſich hochgeehrt, wenn ihr Pflegeſohn mit dieſem Mann im Verkehr ſtand.

Dem fragenden Victorin wies man ein ſchönes, großes Haus als des Stadtſchreibers Wohnung. Er trat in ein großes, geräumiges Zimmer. An dem Fenſter ſaß ein junges Weib in den beſten Jahren, züchtig gekleidet in ein ſchwarzes, bis an das Kinn reichendes Gewand, aber bleich und nachdenklich anzuſchauen. Auf ihrem Schooße ſaß ſpielend ein Knäblein von einem Jahre Alters, und zu ihren Füßen ſpielten zwei Mädchen, ſchön wie Engel. Die Züge des Weibes waren die Vicel's, nur gemildert und zärter, reiner, alſo daß man ſie ſehr ſchön nennen konnte. Auf Victorin's zierliche Verneigung ſetzte ſie das Knäblein zu den kleinen Mädchen, und trat freundlich auf ihn zu, fragend, womit ſie ihm gefällig ſich erweiſen könne?

„Ich komme von Ingolſtadt, edle Frau, und bringe, wenn ich den Zügen Eures Angeſichts trauen darf, von Eurem Bruder Vicelius freundliche Begrüßung und dieſes Schreiben.“ —

Wenn die Frau hätte bleicher werden können, ſie wäre es geworden, als Victorin ſo ſprach. Aber man ſah dennoch in ihrem Auge die ſchweſterliche Liebe aufglühen. Sie nöthigte Victorin, ſich niederzulaſſen, und trat mit des Bruders Schreiben in eine Fenſtervertiefung. Sie las, und während des Leſens flog oft ihr Auge über den Brief hinaus, und weilte forſchend auf dem Geſichte des Jünglings, der in den Anblick der Spiele der Kinder vertieft, für nichts Anderes Auge und Ohr hatte. In dieſem Augenblicke drohte das Knäblein zu fallen. Pfeilſchnell flog Victorin auf ihn zu, hob ihn auf und trug ihn zur Mutter, ihm liebkoſend — und hatte nun ſchon das Mutterherz gewonnen.

„Mein Bruder ſchreibt mir viel Gutes von Euch, und das macht mir Freude, daß mein Eheherr Euch vielleicht wird dienen können. Ein junger Mann wie Ihr darf nicht darben.“

Das Blut war in Victorin's Wangen getreten und hatte ſie hochroth gefärbt.

„Eure treuherzige Miene und das Lob, das mein Bruder Euch zollt,“ fuhr die junge Frau mit einem tiefen Seufzer fort, „berechtigt mich zu der Frage: Habt Ihr mir auch Gutes von meinem Bruder zu verkünden?“

Victorin erröthete wieder. „Er iſt wohlauf, das darf ich zu Eurer Beruhigung ſagen,“ — erwiederte er.

Sie ſah ihn ſcharf an. „Verſtandet Ihr den Sinn meiner Frage nicht, oder wollet Ihr ihn vielleicht nicht verſtehen? Ich bitte Euch um Wahrheit!“

Victorin hatte nie gelogen. Die Unwahrheit wollte nicht über ſeine Lippen. „Selbſt auf die Gefahr hin, Euer ſchweſterliches Herz zu verwunden, muß ich leider Eure Frage mit Nein beantworten!“ entgegnete wehmüthig der Jüngling.

Das Weib rang die Hände, und ſtromweiſe ſtürzten die Thränen aus den ſchönen Augen. „Und wo fandet Ihr ihn zuletzt, denn dieſer Brief iſt ſehr alt? — O, ich beſchwöre Euch, bei der Liebe, die Ihr zu Euren Geſchwiſtern fühlt, ſeid redlich und verhehlet mir nichts, denn ſchon iſt ein ſchrecklich Gerücht mir zugekommen, deſſen Beſtätigung zu hören mein Herz bebt.“

„Ich kenne leider die Geſchwiſterliebe nicht, aber ſie iſt mir ehrwürdig und heilig, ſeit ich Euch ſah — wollet Ihr dem Fremdling nicht zürnen, ſo ſoll Euch die treueſte Kunde werden!“ Und nun erzählte er ihr Alles. Das gute Weib war einer Ohnmacht nahe.

„Und habt Ihr ihm denn nicht das Schrecklichſte ſeines Lebens vorgeſtellt, habt Ihr ihn nicht an Gott, an ſeine Seele, an ſeiner Schweſter namenloſen Kummer gemahnt?“ —

„Gott iſt mein Zeuge, daß ich es that; Gott iſt aber auch mein Zeuge, daß es fruchtlos blieb, und ich Hohn erntete und Spott für meine gute Meinung!“

„Kann denn der Menſch ſo fallen?“ rief ſie, die Hände ringend. „O, mein Gott, iſt es möglich?!“ Der Schmerz der unglücklichen Schweſter war herzzerreißend. „Ach,“ jammerte ſie, „wäre er geſtorben in meinen Armen, ich würde in der Hoffnung des Wiederſehens Troſt gefunden haben, — ſo aber todt, todt, zehnfach todt!“ Victorin's Thränen rannen mit den Ihrigen. —

Er mußte nun von Vicel's früherem Thun und Laſſen reden. Aufmerkſam hörte ſie zu; dann aber brach ſie plötzlich wieder in lautes Weinen aus. Unter Fragen, Antworten und Weinen war es Mittag geworden, und Victorin griff nach ſeinem Baret, ſich zu beurlauben. Die gute Frau war ſo ſehr von ihrem Schmerz ergriffen, daß ſie noch nicht einmal die Abweſenheit ihres Eheherrn gemeldet hatte. Jetzt bat ſie um Vergebung deßfalls, und erſuchte den Jüngling ſo dringend, ſo zutraulich, ihr Mittagsmahl zu theilen, daß er nicht umhin konnte, ihrer Bitte Gehör zu geben und die Rückkunft ihres Gatten aus der Rathsſitzung abzuwarten.

Endlich, als es ſchon Mittag vorüber war, kam er. Es war ein junger, ſchöner Mann, dem der ſchwarze Amtsmantel wohl anſtand, deſſen edle Züge Biederſinn und Redlichkeit verriethen. Ungezwungen und freundlich hieß er den Jüngling willkommen, der ihm doch ein Unglücksbote war; ließ ſich mit ihm in ein ernſtes Geſpräch ein und fand mit Freuden, welch ein offener Kopf Victorin war und welch einen reichen Schatz von Kenntniſſen er ſich erwerben hatte, und gab ihm ſogleich Arbeit, reichlichen Lohn für die Zukunft verheißend. Gar bald trat ein zutraulicher Verkehr unter ihnen ein, und das Mahl war noch nicht geendet, da wußten ſchon der Stadtſchreiber und ſeine Gattin die ganze Lebensgeſchichte des Jünglings. Nun beriethen ſie ſich, wie Vicelins zu retten ſei. Der Stadtſchreiber ließ ſich von Victorin genau die Gegend beſchreiben, wo er die Räuber gefunden hatte, und es wurde ausgemacht, daß man eheſtens ſich dahin begeben wolle, um das Möglichſte zu verſuchen, Vicelins auf den Weg des Rechts und der Ordnung zurückzuführen.

Mit dem freudigen Bewußtſein, vor Mangel geſchützt zu ſein und ſich ſelbſt ſeinen Unterhalt zu erwerben, ging ſpät am Nachmittage Victorin nach der Wohnung des ehrlichen Nachtwächters zurück. Stolz, wie ein Freiherr, ſchritt er die Straße entlang und mit leiſem Erröthen lehnte ſich Hulda hinter dem Behange des Fenſters hervor, den ſchönen Jüngling zu ſehen, auf deſſen Geſicht die Freude erfüllter Wünſche ausgeprägt war. Freudiger ſchüttelte er ſeines Hausherrn Hand und beruhigte die halb ſchmollende Elſe, die ihr Mahl bis ſpät hinaus, auf ihn wartend, verſchoben hatte. Und ſo ungern ſie es auch zugaben, er machte mit ihnen ſeinen Miethepakt feſt für die Zukunft, unter der von Martin und Elſe ausdrücklich geſetzten Bedingung, daß das unter ihnen ſtatthabende Verhältniß kein anderes, als das zwiſchen Eltern und Sohn ſein ſollte.

Rüſtig ging Victorin nun an die Arbeit des Stadtſchreibers. Er nahm die halbe Nacht hinzu, und als er aus dem ſüßen Schlafe, den das Bewußtſein erfüllter Pflichten dem Manne gönnt, erwachte, kleidete er ſich ſchnell an, um noch vor der Rathsſitzung dem braven Wimmer die Arbeiten zu bringen, über deren Vortrefflichkeit dieſer höchlich erfreut war. Hier machte denn der Stadtſchreiber dem Jüngling den Vorſchlag, des morgenden Tages ſchon ſich Urlaub zu nehmen, und dann mit ihm nach der Gegend zu reiten, wo er Vicelins zuletzt getroffen, den Victorin wohlgefällig aufnahm. Als Victorin über den Domplatz ging, um nach ſeiner Wohnung zurückzukehren, hörte er den Geſang gottesdienſtlicher Andacht in dem Hauſe des Herrn. Die Stimmung, in welcher jetzt ſein Gemüth war, zog ihn in den Tempel, dem Lenker ſeiner Schickſale die ſchuldigen Opfer des Dankes darzubringen. Er trat hinein und miſchte ſich unter die Gläubigen, und die herzergreifenden Worte des Wochenpredigers, der von dem Vertrauen auf die Hilfe des Herrn ſprach, ergoſſen ein ſüßes Gefühl und einen ſtillen Frieden in ſeine Seele, der ihn mit männlichem Muth und ſicherer Hoffnung für die Zukunft erfüllte.

Die erbauliche Predigt war geendet. Harmoniſch erklang wieder die ſchöne Weiſe von Paul Gerhard's herrlichem Liede: „Befiehl du deine Wege“ — als Victorin's Auge unwillkürlich über die Reihen der Frauen und Jungfrauen hinflog, die die Andacht hier verſammelt hatte. Eine hielt ſeine Blicke gefeſſelt. Es war eine Jungfrau von etwa achtzehn Jahren, ſittſam gekleidet, aber reich, deren holdes Madonnenangeſicht, verklärt von dem Andachtsgefühl, auf Victorin einen bezaubernden Eindruck machte. Er vergaß das Singen über dem lieblichen Anblick, und es that ihm unendlich wohl, daß auch ihr Auge einigemal auf ihm weilte, ob ſie es gleich erröthend niederſchlug, wenn es das ſeine traf. Noch ganz verſunken in dem Gedanken an das liebliche Weſen, kehrte er heim, und ſiehe, die Liebliche ſchwebte vor ihm her und trat ſchnell, als ſie ihren Begleiter gewahrte, in das Haus, das gegen dem ſeinigen über ſtand.

Er erzählte Elſen, wo er geweſen, und gedachte im Vorübergehen auch der Jungfrau. „O,“ rief ſie, „da habt Ihr ja Herrn Horſt's einziges Töchterlein geſehen. Nicht wahr, wie iſt ſie ſchmuck? Aber ihr Herz iſt ſchöner als ihr Körper. Sie iſt ſo mild, ſo ſanft, ſo häuslich, daß Ihr's kaum glauben könnt. Sie führt des reichen Mannes große Haushaltung gar verſtändig. Sie iſt der Armen Mutter — ja, ich gelte gar viel bei ihr! Wer die einſt heimführt, der hat ohne ihres Vaters Reichthum den reichſten Schatz.“ So ging es in einem Athem noch lange fort, und man fand hier erfüllt das Sprüchwort: „Wovon das Herz voll iſt, fließt der Mund über.“ Was ihn ſelbſt Wunder nahm, Victorin wurde des Geplauders der Alten nicht müde, die denn auch ihrerſeits nichts verſäumte, den Grund zum Wohlwollen in Victorin's Herz zu legen.

Das Kuppeln, ſelbſt im edelſten Sinne des Worts, iſt den alten Frauen eigen. Sie möchten beglücken, weil ſie einſt glücklich waren. Sie möchten die Liebe in die Herzen einführen, weil ihr Herz voll von Liebe iſt. Bei der guten Elſe, die ſchon nach den wenigen Tagen kaum wußte, ob ſie Victorin oder „ihr Huldchen,“ wie ſie die Jungfrau nannte, die ihr ſo viel Gutes that, und die ſie einſt auf ihren Armen geſchaukelt, als Herrn Horſt's Gattin noch lebte, in deren väterlichem Hauſe ſie ihren Martin liebgewonnen hatte, mehr liebe, traf obige Bemerkung aufs Genaueſte ein. Kaum glaubte ſie in Victorin's Herz den guten Grund gelegt zu haben, als ſie eilend's hinüber zu Hulda'n trippelte, und auch hier die beredteſte Apologie aus dem Stegreiſe hielt, die je aus einem wohlmeinenden Herzen in das offene Ohr eines jungen Mädchens drang, dem der Gegenſtand der Lobrede nichts weniger als gleichgiltig zu werden anfing.

Auch hier fand Elſe, zu ihrer unausſprechlichen Freude, geneigtes Gehör. Triumphirend in ihrem Innern, ſah ſie ſchon in ihrem Geiſte Victorin und Hulda vereint. Feſt nahm ſie es ſich vor, an dem Altare der Liebe unermüdet fortzubauen.

Der Morgen graute kaum im Oſten, da hielt vor Meiſter Martin's Wohnung ein ſtattliches Roß, von einem Diener geführt, der nach Victorin fragte. Elſe, die ſchon auf war, führte den Diener zu dem Jüngling, der ihm einen Gruß entbot von dem Herrn Stadtſchreiber und ihn erſuchte, ſich in den Pelzmantel zu hüllen, den er ihm reichte, ſintemal, wie der Diener ſagte, ein barbariſches Wetter draußen ſei. Victorin zog den Pelz an, gürtete ſeinen Degen um, ſchob ſeine Piſtolen in den Gürtel, ſetzte ſeinen Filzhut auf und folgte dem Diener. Elſe verſtand von dem Allen nichts und fragte ängſtlich, wohin Victorin wolle und ob er denn auch wiederkehre? — „So Gott will, in wenig Tagen!“ antwortete er, ihr die Hand reichend; und als er ſich flink auf das edle Thier ſchwang, flog ſein Blick zu Hulda's Fenſtern hinauf, und ſiehe, da ſtand die Liebliche im netten Morgengewand und nickte erröthend, als Victorin grüßend den Hut ſchwang und dann die Straße hinab flog. „Das muß man aber ſagen,“ ſprach Elſe in ſich hinein, „ſchön iſt er wie ein Engel, und ſteht ihm nicht der Pelz wieder allerliebſt? Und wie er dahin reitet? Wahrhaftig, wenn der nicht Huldchen's Herz ſich erwirbt, ſo iſt es in Kurzem zu einem Kieſel geworden!“ — —

Jetzt gewahrte Elſe ihren Liebling am Fenſter und machte ſich auf, um mit ihr zu überlegen, was wohl der Grund von Victorin's geheimnißvoller Abreiſe ſei, da er doch ſonſt ihr allemal ſage, wohin er gehe und wo er geweſen, wenn ſie ihn darum frage. Hulda ſelbſt hätte es wohl gern gewußt, doch blieb ihr Sinnen fruchtlos.

Der Stadtſchreiber wartete des Jünglings ſchon zu Pferd. Er hatte ſich auch in einen Pelzrock gehüllt und einen Degen umgegürtet.

Begleitet von den Segenswünſchen der betrübten Gattin, begaben ſie ſich nun ſchnell auf ihren Weg, und hatten bald die Thore Magdeburgs hinter ſich. — Vier Tage ritten ſie ununterbrochen in dem ſchrecklichſten Schneegeſtöber und dem ſchneidendſten Winde, als ſie endlich am Abend des fünften in der Nähe jener Waldgegend ankamen, wo Victorin ſein Abentheuer beſtanden hatte. Sie machten in dem Dorfe Halt, das am Saume jenes unſichern Waldes lag, und kehrten in der Schenke des Hufſchmieds ein, wo einſt jener unglückliche Greis war belauſcht worden. — Viele Bauern ſaßen um die Tiſche und zechten, als die Reiſenden eintraten. Ehrerbietig machten ſie den Ankömmlingen Platz, und als Victorin und der Stadtſchreiber ſich etwas von der erſtarrenden Kälte erholt hatten, begann Erſterer ſich in ein Geſpräch mit dem Wirth einzulaſſen, und kam unvermerkt auf die Räuber. Das war

Feuer an den Zündſtoff gebracht, das jetzt hoch loderte. Jeder wußte eine Gräuelthat zu erzählen, und zu Beider nicht geringer Ueberraſchung vernahmen ſie Victorin's Begebenheit aufs Genaueſte mit allen einzelnen Umſtänden, welche die Beſcheidenheit des Jünglings zu erzählen nicht gelitten hatte. Recht freundlich drückte ihm der Stadſchreiber die Hand, ſo ſehr auch eine entſetzliche Angſt ſein Herz folterte. Hauptſächlich wußten die Bauern viele Gräuel von dem Hauptmanne der Bande zu berichten. Die Worte ſchnitten wie zweiſchneidige Schwerter in Wimmer's Herz ein, und tief bekümmert ſaß Victorin neben ihm.

Als endlich dieſe chronica geendet war, nahm der Wirth allein das Wort: „Nachdem meine Gäſte und Nachbarn euch, ehrbare Herren, Alles erzählt haben, was offenkundig von den Räubern geworden iſt, ſo muß ich euch auch das Ende dieſer Geſchichte erzählen. Dieſer Räuberhauptmann, von dem man ſich ſagte, er ſei vornehmer Eltern Kind aus Magdeburg und habe in Ingolſtadt ſtudirt (Wimmer erbleichte bei dieſen Worten), iſt denn neulich unweit Coburg eingefangen worden und wurde dort, wie heute ein Händler erzählte, vor drei Tagen gehenkt, mit etwa Vieren von ſeiner Bande, namentlich dem, dem der fahrende Schüler den Arm lahm gehauen."

Tief erſchüttert von der Nachricht, ſank Wimmer ohnmächtig auf die Bank. Ein allgemeiner Tumult entſtand. Man ſprach von dem plötzlichen Unfalle mit ſonderbaren Mienen und muthmaßte, es müſſe der Hauptmann dem Fremden ſicherlich verwandt ſein. Mit vieler Mühe brachte ihn Victorin zu ſich. Alles, was er ſprach, war: „Ach, mein Weib, mein armes Weib!" Victorin wandte alle ſeine Beredſamkeit an, ihn zu beruhigen. Er ſchlug ihm das einzige Mittel vor, was der guten Frau zum Troſte gereichen konnte, nämlich ihr die Umſtände ſeines Todes anders zu erzählen. Nach vieler Mühe gelang es ihm, Wimmer'n endlich von der Wohlthätigkeit dieſer Maßregel zu überzeugen, der dann gern die nöthige Relation dem Jüngling überlaſſen zu wollen verſprach.

In ſtummem Schmerze ritten ſie am andern Morgen ab, um über Coburg die Rückreiſe zu machen. — Der Hufſchmied hatte nicht gelogen. Nahe bei Coburg ſtand ein Galgen mit vier Leichnamen, in deren größtem Victorin alſobald Vicelius erkannte. Nach vieler Mühe geſtattete man ihnen, daß er konnte beerdigt werden; und als Victorin dem Unglücklichen dieſen letzten Dienſt erwieſen hatte, zog er mit dem trauernden Wimmer nach Magdeburg zurück, wo ſie der leidenden Schweſter des Unglücklichen die Nachricht brachten, er ſei in einem Gefechte mit Tilly's Reitern gefallen, welches ſie denn auch glaubte.

Hatte auch dieſe Reiſe keinen weiteren glücklichen Erfolg, ſo war doch jetzt Wimmer's und ſeiner Gattin Herz mit der redlichſten Freundſchaft dem Jüngling ergeben, der durch gute Sitten und freundliches Benehmen, treuen Fleiß und ausgezeichnete Geſchicklichkeit ſich Wimmer's Freundſchaft täglich mehr erwarb.

Es war an einem kalten Novemberſonntage, als nach geendigtem Gottesdienſte der Kaufherr Horſt, ein geborener Heilbronner, der ſich in Magdeburg ſeit Jahren niedergelaſſen, und ein reicher Mann geworden war, in des Stadtſchreibers Wohnung trat. Höflich ging dieſer ihm entgegen. In kurzen Worten that der ſtolze Reiche dem Stadtſchreiber kund, wie er bei dem Rathe der Stadt eine Klage gegen einen ſaumſeligen Zahler müſſe vorbringen, und er ihn erſuchen wolle, dieſe Sache zu übernehmen.

„Mit Eurem Wohlnehmen, Herr," verſetzte ernſt Wimmer, „kann und mag ich mich der Sache nicht unterziehen; allein ich will Euch an einen, zwar fremden, aber dennoch nichts deſtoweniger geſchickten Rechtsgelehrten empfehlen, der nebenbei in etwas dürftigen Umſtänden iſt, und gerne die Sache übernehmen würde." — „Und der wäre?" fragte jetzt auf einmal grinſend freundlich der Kaufmann, auf den die letzten Worte des Stadtſchreibers eine magiſche Zauberkraft ausübten, denn er gehörte zu der Zunft, deren Grundſatz es iſt: „Nehmen iſt ſeliger denn Geben! Wimmer nannte ihm Victorin's Namen und Wohnort.

„Alſo mein nächſter Nachbar, wenn ich recht gehört habe, und mir noch unbekannt? Hm! Hm! Nun — ich danke Euch, Herr Stadtſchreiber.“

Mit dieſen Worten und einer kurzen Verbeugung zog der Filz ab, und Wimmer ſagte zu ſeiner Gattin: „Leid iſt es mir, daß ich dem Jüngling nicht beſſere Kundſchaft und in einer beſſern Sache überweiſen konnte; doch er kennt ſeinen Mann noch nicht, und es wird ihm wenigſtens Ruf machen, wenn er die Sache durchführt!“ —

Es war noch keine Stunde verfloſſen, da kam Herr Horſt mißmuthig zu Hauſe. Die Streitſache einem ſo unbekannten, unerfahrenen Menſchen zu übergeben, war ihm doch im Ganzen zu kritiſch erſchienen; darum war er bei mehreren Rechtsgelehrten, die alle, den Geiz des Menſchen und ſeine erniedrigende Behandlungsart aus Erfahrung kennend, in feinen und unfeinen Worten ihn abgewieſen hatten. Das hatte denn doch den Hochmuth und Geldſtolz des Kaufmannes ſchwer beleidigt, und mißmuthig warf er ſich jetzt in den Seſſel, der am Kamine ſtand, und ſtatt mit Haaren bloß mit Moos gepolſtert war. „Hulda!“ rief er dann der blühenden Tochter zu: „Laß mir einmal den Fant herüberrufen, der ſich beim alten Martin eingeniſtet hat!“ —

„Aber, Vater! was wollet Ihr mit dem Jüngling, den Ihr mit Unrecht einen Fant nennet, denn er iſt ſehr ſittſam und brav?“

„Ei, ſieh' da, am Ende kennt gar mein züchtiges Töchterlein alle Tugenden eines Landſtreichers, während ſie die Laſter, oder wie ſie es zu nennen beliebt, des Junkers Kettelhodt mit eben ſo großer Freude hervorhebt!“

Hulda erröthete vor Unwillen. „Ihr thut mir ſehr Unrecht, Vater. Ich habe mir zufällig von der alten Elſe erzählen laſſen, wer denn ihr Hausgenoſſe ſei; die mir dann, ohne meine Frage, viel Gutes von ihm rühmte. Wenn ich aber Kettelhodt's Laſter hervorhebe, ſo thue ich es bloß, um der Wahrheit offene Bahn zu machen, und mich von einem läſtigen, widerlichen Menſchen zu befreien, der ſeines Geldes wegen Euch werth iſt.“

Horſt ſchwieg. Er fühlte das Wahre in Hulda's Aeußerungen, der er erſt am Vormittage wieder ernſtliche Anträge wegen des Junkers gemacht, und dadurch Hulda's Inneres tief gekränkt hatte.

Eine Magd wurde hinübergeſandt, und bald erſchien Victorin. Der alte Filz mußte ſich doch ſo den Jüngling nicht gedacht haben, denn etwas verblüfft begrüßt er den jungen Mann, der in ſtolzer, edler Haltung vor ihm ſtand, und nach ſeinen Wünſchen fragte. Der Alte ſetzte ihm die Sache nun auseinander, und Victorin verſprach, ſie des morgenden Tages zu betreiben.

Er hielt Wort. So langſam auch der Gang des Gerichts war, ſo trugen doch Victorin's bündige Darſtellungen mit den evidenteſten Rechtsgründen belegt, viel dazu bei, daß der Schuldner in die Koſten verurtheilt, und binnen kurzer Friſt bei Gefängnißſtrafe im Falle der Nichtleiſtung der Zahlung angehalten wurde, ſich mit Horſt zu verſtändigen.

Der Alte war ſeelenvergnügt, allein Victorin's Herz war tief bewegt, als er vernahm, der Schuldner ſei arm und Vater von ſechs Waiſen.

„Diesmal, Huldchen,“ ſagte Horſt am Tage des Entſcheids, „diesmal hatteſt du Recht. Der Junge iſt ein tüchtiger Juriſt, und nebenbei ſehr honnet, indem er mir nicht fordern wollte.

„So werdet Ihr ihm doch auch ſeine Mühe lohnen?“

„Ja; ich denke, ein Ducate ſoll hinlänglich ſein?“ — „Ich dächte wenigſtens viere!“ entgegnete Hulda. Der Vater, der überall geizig war, nur gegen ſeine Tochter nicht, fügte ſich ihrer Meinung, obwohl nicht gerne.

Mißmuthig warf der Jüngling das Geld auf ſeinen Tiſch, weil er es für Sündengeld anſah. Elſe ſchlich aber bald herein, und ſetzte ſich zutraulich neben ihn, und erzählte ihm, wie die edle Hulda jetzt eben den Schuldner ihres Vaters habe kommen laſſen, und ihm nicht nur den Betrag der Koſten, ſondern auch die ganze Schuldſumme zum Einhändigen an ihren Vater gegeben. „Ich war Zeuge,“ ſetzte ſie mit Thränen der Freude im Auge hinzu, „als der arme Mann vor der Jungfrau auf den Knieen lag, und ihre Hände mit den Thränen der Dankbarkeit benetzte.“

Victorin fühlte jetzt in ſeiner Seele ein Gefühl, das der Anbetung nahe kam. Er hätte mögen hinüberſtürzen und ſich vor dem Engel niederwerfen.

Das günſtige Urtheil, welches ſämmtliche Glieder des Raths aller Orten über den fremden Jüngling, ſeine Kenntniſſe, ſeine Beſcheidenheit fällten, brachte ihm einen großen Ruf, und bald ſah er ſich im Beſitze des Ueberfluſſes. Niemand freute ſich deß herzlicher als Wimmer und ſeine Gattin. Um ſo ſchrecklicher war aber auch eines Tags der Schlag für ſie, als ein Coburgiſcher Abgeſandter bei dem Rathe der Stadt die Anzeige machte, es habe die Beiſchläferin des Räuberhauptmannes, der ob ſeiner Thaten gehenkt worden ſei, auf dieſen Victorin Amperger, als einen Genoſſen des Hauptmannes, bekannt. Zitternd an allen Gliedern, brachte Wimmer die Trauerbotſchaft der Gattin, die ihn trieb, zu Victorin zu eilen, um ihm zur Flucht behilflich zu ſein.

Victorin arbeitete heitern Sinnes auf ſeiner Kammer, als der bleiche Stadtſchreiber hereinſtürzte und athemlos in einen Stuhl fiel.

Erſchrocken fuhr Victorin auf, meinend, es ſei dem Freund oder der Seinen Einem ein Unfall begegnet. Als Wimmer wieder athmen konnte, verkündete er ſo ſchnell als möglich die Trauerpoſt, und beſchwor den Jüngling, zu fliehen, ehe er verhaftet würde, wozu er ihm ſogleich ein Pferd ſenden wolle.

Victorin hielt ihn zurück. Er war allerdings betroffen, denn er gedachte des Rufs und — was Hulda ſagen würde. — Aber das Bewußtſein der Unſchuld hielt ihn aufrecht. „Laßt es kommen, das Ungewitter, mein theurer Freund,“ ſprach er ruhig zu Wimmer, „ich zittere nicht. Mag die Metze mir aufbürden, was ſie will, droben über uns iſt der Schützer der Unſchuld. Ich werde nicht entfliehen. Die Schmach, die mich unſchuldig trifft, erniedrigt mich nicht. Wollt Ihr mir aber nützlich ſein, ſo ſucht es alſo zu erwirken, daß ich hier vor dem Rathe gerichtet und die Anklägerin mir entgegengeſtellt werde.

Wimmer eilte ſchnell zum Bürgermeiſter. Kaum aber hatte er das Ende der Straße erreicht, als ſchon die Rathsdiener kamen, den Jüngling in gefängliche Haft zu nehmen. Groß war der Zuſammenlauf des Volkes, größer Martin's und Elſen's Jammer. Bleich wie ein Marmorbild lehnte Hulda in dem Fenſter. Da trat Victorin mit der heitern Stirn und dem Lächeln der Unſchuld aus der Thüre, warf einen Blick hinauf, indem er die Hand auf ſein Herz legte und gen Himmel deutete — und ſchritt dann durch die Volksmenge, die mitleidig den ſchönen Jüngling betrachtete. Der Auflauf zog die Bewohner Magdeburgs an die Fenſter. Man ſah dem Jüngling traurig und mitleidig nach; aber nur Ein Mann wurde tief erſchüttert bei ſeinem Anblick. Es war ein Kaufmann, der ohnlängſt erſt von einer langwierigen Krankheit erſtanden war, die ihm ein Schrecken zugezogen hatte, über deſſen Grund er übrigens ein ſtrenges Stillſchweigen beobachtet hatte. Er ſandte ſogleich ſeinen Diener ab, der bald mit der Nachricht von der Urſache der Verhaftung des jungen Mannes zurückkehrte und mit freudiger Miene hinzuſetzte: „Er iſt es, Herr, ich habe ihn ſogleich erkannt!“ „Gottlob,“ erwiederte der Herr, „jetzt kann ich vergelten!“

Der Coburgiſche Abgeſandte verlangte Victorin's Auslieferung mit vielem Nachdruck, indem er der gravirenden Ausſage eines Wirthes erwähnte, bei dem dieſer Jüngling kürzlich in Begleitung eines andern Mannes geweſen, der bei der Nachricht von der Räuber Hinrichtung in Ohnmacht geſunken ſei.

Der Bürgermeiſter aber erklärte, daß er dem Jüngling Schutz verheißen, und dieſes gegebene Wort nicht brechen könne; worauf endlich der Geſandte nach vielem Widerſtreben die Verhandlung vor den Rath von Magdeburg zu bringen zugab. Victorin erhielt ein anſtändiges Gefängniß, in welchem oft der Bürgermeiſter mit Wimmer ihn beſuchte und hier aus des Jünglings Mund den Lauf der Sache erfuhr. Victorin bat Wimmer, wo möglich Vicelius Namen nicht zu nennen. Aber der edle Mann kannte keine Rückſichten mehr — es galt ja die Rettung der Unſchuld, möchte nun auch Schmach die eigne Sippſchaft brandmarken. —

Der von Victorin ſo ſehnlich erwartete Tag der Ankunft Käthen's erſchien, und bald der Tag des Verhörs.

Eine angſtvolle Stimmung hatte ſich der Richter bemeiſtert. Nur der Bürgermeiſter und Wimmer blickten ruhig, ja wohl triumphirend um ſich. Victorin erſchien; kurz darauf Käthe und der Schmied, nebſt den Abgeſandten von Koburg. Das Verhör begann. Käthe ſtotterte oft, verwickelte ſich ſelbſt in ihren Ausſagen, und hatte nicht den Muth, den Jüngling, den ſie entehrt, um Rache zu nehmen für verſchmähte Gunſt, anzublicken. Als ſie geendet, legte der Schmied Zeugniß ab. — Jetzt erhob ſich Wimmer von ſeinem Sitze innerhalb der Schranken, trat vor den Zeugen, und ſprach: „Bin ich's nicht, von dem du ſprachſt?“ — „Das iſt gewiß wahr!“ betheuerte der Ueberraſchte. Nun wandte ſich der edle Mann gegen die Richter, und erzählte kurz und einfach den Hergang der Sache, die in allen Theilen der Zeuge beſtätigte. — Eben als nun Victorin zu reden beginnen wollte, entſtand vor der Thüre des Rathſaales ein Lärm: „Laßt mich, laßt mich!“ rief eine Stimme laut, und gewaltſam ſtieß ein Mann die Thür auf und ſtürzte herein. Bei ſeinem Anblicke zitterte Käthe heftig. — „Gottlob!“ rief Victorin. Es war der Greis, den er gerettet. Mit dem Feuer eines Jünglings ſtellte er Victorin's edle That dar. Er war Zeuge der Auftritte mit Vicelius, mit Käthen geweſen. Victorin's Unſchuld lag klar am Tage.

Voll Ingrimm über des Weibes Verworfenheit donnerte der Bürgermeiſter den Befehl, die Schändliche zu entfernen. Dann trat er von der Eſtrade herab zu dem Angeſchuldigten, deſſen Rechte der Mann gefaßt hielt, für den er einſt ſo viel gewagt, nahm ihn bei der andern Hand, und begleitete ihn unter dem Jubel des Volkes, das ſeine Unſchuld durch das Proclama der Gerichtsdiener vernahm, von dem Rathhauſe bis zu Martin's Wohnung, und umarmte ihn dort auf offener Straße, zum Zeugniß ſeiner Unſchuld, und der gerettete Kaufman verkündete allerwärts des Jünglings Edelthat, alſo daß er ein Liebling des Volks und ein Gegenſtand gerechter Achtung wurde. Wer aber beſchreibt das

Entzücken Hulda's und der beiden Alten und des edlen Wimmer's und ſeiner Gattin? — Wer aber ſchildert auch ihren Schmerz, als ihres Bruders ſchreckliches Ende ihr offenbar wurde? —

Seit langer Zeit hatte Hulda's Schönheit die Herzen der Jünglinge Magdeburgs entzündet, aber keines mehr, als das des wüſten, rohen Otto von Kettelhodt, der denn auch regelmäßig die Unerbittliche belagerte. Kettelhodt's Neigung wurde zur flammenden Leidenſchaft bei der Jungfrau Widerſtand und ſichtlicher Abneigung gegen ihn. Er ſchwur nun hoch und theuer, er müſſe das engelgleiche Mädchen beſitzen. Alles, was Liſt und Klugheit zu erſinnen vermochte, wurde angewendet — Alles fruchtlos. Da endlich ſuchte der Junker durch bedeutende Geſchäfte im Gewölbe des alten Horſt ſich deſſen Gunſt und den freien Zutritt ins Haus zu verſchaffen, und ſich in des Alten Gunſt feſtzuſetzen. Kettelhodt war klug genug, ſeiner Leidenſchaft wenigſtens äußerlich den Stempel der Rechtlichkeit aufzudrücken, indem er den Alten verſicherte, er ſuche Hulda's Hand. Geſchmeichelter Ehrgeiz und befriedigte Habſucht ſollten Kettelhodt's Freiwerber ſein. Seine Berechnung hatte den Wüſtling nicht getäuſcht. Der Vater wurde ihm täglich gewogener. So ſtanden die Umſtände, als plötzlich Victorin auf den Schauplatz trat, und Hulda's Herz ſchon in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts ſehr großen Antheil an dem Jüngling nahm, welcher Antheil nun täglich wärmer, herzlicher wurde, bis er endlich das ganze reine Herz des Mädchens einnahm.

Die Leidenſchaft iſt nicht immer blind, ſie ſieht oft ſchärfer als die Ruhe und der Gleichmuth. Kettelhodt's Späher hatten bald den ſchönen Zugvogel ausgewittert, der an einem ſo gefährlichen Orte ſein Neſtchen baute. Sie wollten ſogar wiſſen, daß ſeitdem die alte Elſe öfters hinübergehe in Horſt's Wohnung, daß Hulda öfter am Fenſter zu ſehen ſei, und ſogar in der Domkirche, wo der Fremdling gegen ihr über geſtanden, lange ihre Blicke habe auf ihm ruhen laſſen. Kettelhodt wurde unruhig. Er ſah den

Jüngling, und mußte, trotz des Haſſes, ſich geſtehen, einen ſchönern Mann nie geſehen zu haben. Dies niederſchlagende Bewußtſein erfüllte ſeine Seele mit wüthendem Haſſe, der bis zur höchſten Höhe geſteigert wurde, als nun gar Victorin durch den alten Horſt in das Haus kam, ſomit alſo Hulda Gelegenheit hatte, ihn zu ſehen, zu ſprechen und zu lieben.

Willkommener konnte darum dem loſen Junker nichts kommen, als jener Ruf von Victorin's Gefangennehmung und ſeiner Theilnahme an den Räubereien der Bande, an deren Spitze ſchon des Stadtſchreibers Schwäher geſtanden, in deſſen Hauſe nun der Fremdling ſo zutraulich aus und eingehe. Kaum war Victorin in ſeiner Haft, als ſchon der Junker in Hulda's Wohnung trat mit dem feſten Vorſatz, jetzt dem Begünſtigten, denn dafür hielt er mit Gewißheit den Jüngling, eine Grube zu graben, und könne er auch nicht ſiegen, doch Rache zu nehmen durch des Mädchens Folterqualen. Ganz verſtört, ganz außer ſich, fand er die Jungfrau, die ſchnell die Thräne zerdrückte, die eben wieder in das Auge getreten war.

„Verzeiht, daß ich Euch ſo früh beläſtige!“ hob der Junker an. „Ich konnte nicht umhin, mich nach Eurem Befinden zu erkundigen, ſintemal der Volkslärm da drüben bei der Gefangennehmung des fremden Rechtsgelehrten Euch, wie ich ſehe, Schrecken verurſacht hat.“ —

Hulda dankte verlegen für ſeine Theilnahme, und verſicherte, daß ſie allerdings den Fremden bemitleide, der ihr nicht wie ein Verbrecher ausſähe.

„Mir auch nicht!“ ſetzte darauf ſanft und gleißneriſch Otto hinzu: „allein es ſind Gravamina gegen ihn vorhanden, die ihn, wenn nicht an den Galgen, doch zu ewiger Haft bringen können.“

Hulda erbleichte und zitterte, ſo, daß ſie ſich halten mußte. In Kettelhodt's Herzen wühlte jetzt die Rache alle unedlen Leidenſchaften auf. Er ſah ſeinen Argwohn beſtätigt, zur Gewißheit erhoben, aber er mäßigte ſich, um ſich nicht zu verrathen.

„Vielleicht iſt es euch unbekannt,“ fuhr er in höchſt gleichgiltigem, ruhigem Tone fort, „was man eigentlich gegen ihn hat? Doch, ſo etwas kann Euch zu hören gleichgiltig ſein!“ —

„Um Gott, Junker! erzählt mir's, ich — ich — ich nehme viel Antheil an der Sache.“

„So?“ — dehnte Otto. „Nun, dann ſollt Ihr Alles erfahren. Ich dachte, Ihr kümmertet Euch nicht um ſolch einen hergelaufenen Taugenichts, da Ihr ohnedem Euch um anſehnlichere Perſonen nicht bekümmert. Die Hauptſchuld des jungen Menſchen iſt, daß er Vicel's Freund und einige Zeit bei ihm und ſeiner Bande war, mit raubte und mit mordete, dann aber bei dem Streite um eine, verzeiht den Ausdruck, Metze einen andern todt ſchoß und —“

„Haltet ein mit Eurer giftigen Zunge!“ rief jetzt Hulda tief empört, und ſchont den Ruf eines jungen Mannes, deſſen Lebenswandel die giftigſte Zunge nicht beflecken kann; dem Ihr vielleicht nicht werth ſeid, die Schuhriemen zu löſen!“ —

„Zu viel Ehre, edle Jungfrau!“ erwiederte mit ſtechendem Hohne der Junker. „Ihr ſcheint ſehr genau mit dem Vagabunden bekannt zu ſein! Hat vielleicht gar die ſchöne Larve das ſpröde Herzchen erweicht? — Wie wird man ſich in Magdeburg über die Mähr' wundern, von der ich zu reden weiß!!“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich lachend und überließ Hulda den zerreißenden Sorgen, die ihr Herz durchwühlten. Bald darauf kam Elſe. Ihre Thränen floſſen. Sie erzählte der Jungfrau, wie Victorin ſo ruhig geblieben, vor Gott heilig ſeine Unſchuld betheuert, wie er bei ihrem Anblick die Hand aufs Herz gelegt. Sie wurde ruhiger über Victorin's Gefahr — aber ihre Ehre, ihren guten Ruf ſah ſie jetzt der Rache des ſchändlichen Kettelhodt preisgegeben.

So ſehr auch Kettelhodt jetzt von Rachedurſt glühte, da dieſer erſt halb befriedigt war (der Rachſüchtige hat etwas Aehnliches mit der Löwin, die erſt, wenn ſie Blut ſchmeckt, blutgierig wird), ſo überlegte er doch, daß es beſſer ſei, jetzt noch eine Mine gegen Hulda ſpringen zu laſſen, die ſie ihm ſelbſt anlegen half. Er ging am folgenden Tage zu Hulda. Ihr Vater meldete ihm, Hulda ſei ſehr krank. Kettelhodt wurde betroffen. Er theilte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſeinem Verbündeten die Entdeckungen mit, die er bei Hulda gemacht. Wie unſinnig ſprang der Wucherer umher. Er raſte. Er wollte zu Hulda, um an ihr die ganze Wuth ſeines Herzens auszulaſſen. Kettelhodt ſah ſchnell die Folgen ſeiner Thorheit ein. Er ſuchte den Alten zu begütigen, dadurch, daß er ſich ein neues Sammtkleid ausnahm und den horriblen Preis ohne Widerſpruch zahlte, den Horſt gefordert. Nun erſt verſprach Horſt, zu ſchweigen. Als Hulda wieder hergeſtellt war, drang ſich Kettelhodt bei ihr ein. Er heuchelte Vergeſſenheit alles Früheren, kam aber bald wieder darauf zurück, daß heute Victorin ſein Urtheil empfangen würde. Hulda war bereits beruhigt durch den alten Martin, der bei Wimmer den Stand von Victorin's Angelegenheit erfahren hatte. Hulda war gütiger als ſonſt gegen den Junker. Sie ſuchte ihn ſo lange als möglich da zu halten. Kettelhodt konnte endlich doch nicht mehr ſchweigen. Er machte Hulda darauf aufmerkſam, wie ſie ihren guten Ruf in ſeine Hand gegeben, wie er aber, da ſie jetzt gütiger gegen ihn ſei, keinen Gebrauch davon machen würde. Das aber hatte Hulda nicht erwartet. Mit dem Unwillen, den der beleidigte jungfräuliche Stolz ihr eingab, befahl ſie dem Junker, augenblicklich ihr Haus zu verlaſſen und nie mehr ihre Thürſchwelle zu überſchreiten. Kettelhodt war unangenehm überraſcht bei der Rede der Jungfrau. Er ſah alle ſeine Pläne ſcheitern und eilte zähneknirſchend hinweg. Gerade als er zum Hauſe heraustrat, kam Victorin im Triumph am Arme des Bürgermeiſters die Straße herauf. Er war Zeuge des ehrenvollen Anerkenntniſſes der Unſchuld des Jünglings. Er biß ſich in die Lippen und ſchwur Rache. —

Kettelhodt aber hatte das Unglück, in die Grube zu fallen, die er dem Jüngling graben wollte. Bei Hulda war jede Hoffnung vorüber; Victorin hatte ſich durch ſeine Schickſale, die jetzt zum Tagesgeſpräche wurden, allgemeine Theilnahme und Achtung erworben. Seine Verſuche, ihn zu verleumden, ſcheiterten größtentheils.

Unter Umſtänden, die für Victorin's perſönliche Verhältniſſe höchſt günſtig waren, ſchied das 1630ſte Jahr zu ſeinen Brüdern.

Am Tage Sylvestri 1630 ſaßen Hulda und ihre Zofe Agathe mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt. Agathen's Zunge war nie müßig, am wenigſten, wenn ſie bei ihrer Herrin ſaß, denn ſie hatte alsdann ſo viel Schönes und Gutes von dem jungen Nachbarn zu ſagen, daß ſie nicht aufhören, und Hulda es anzuhören nicht müde werden konnte. Heute aber war der Gegenſtand ihrer Unterredung anderer Art. Das Zöfchen war eine Schwäbin, die Horſt einſt von Heilbronn mitgebracht, und hatte all den Aberglauben ihres Vaterlandes an Zauber, Beſchwörung, Hexen, Kobolde und dergleichen mit der Muttermilch eingeſogen. Hulda, zwar beſſer unterrichtet und klarer denkend, theilte den materiellen Theil von ihrer Zofe Aberglauben nicht, allein es lag der Glaube an die mögliche Einwirkung des Menſchen auf die Geiſterwelt, an die Möglichkeit des Vorherwiſſens künftiger Schickſale, wie in der Denkungsart ihrer Zeit, ſo auch innerhalb der Grenzen ihres Glaubens. Agathe kam in ihrer Redſeligkeit auf mancherlei Dinge zu reden; endlich auch auf den Sylveſter-Abend und die geheimnißvollen Dinge, die in der Scheideſtunde des Jahres zwiſchen elf und zwölf Uhr in ihrem Vaterlande von liebenden Mädchen mit beſonderem Erfolge unternommen würden.

Hulda wollte unwillig werden, aber ſie vermochte es nicht. Die Neugier des Weibes behielt die Oberhand. Lachend fragte ſie, worin denn dieſe beſtünden? Agathe wurde durch das Lachen gereizt. Eifrig vertheidigte ſie ihre Anſicht, und erklärte ſich nun genauer, daß man in jener verhängnißvollen Stunde ein Gebet zum heiligen Andreas ſpreche, ſodann einen Löffel mit Blei über ein Kohlenbecken halte, und ſo es geſchmolzen, in Waſſer gieße, worauf das Blei entweder die Geſichtszüge oder das Attribut des Standes des künftigen Gatten zeige. Jetzt konnte Hulda das Lachen nicht mehr an ſich halten. Agathe aber erzählte ſo viele Beiſpiele aus ihrer Erfahrung, daß am Ende Hulda halb und halb gläubig wurde. Jetzt hatte Agathe leichtes Spiel, ſie zur Proſelytin ihrer Meinung zu machen, und es wurde endlich beſchloſſen, dies Experiment am Abend vorzunehmen. Der Abend kam. Sorgfältig bereitete Agathe Alles vor, indeß Hulda unſchlüſſig war, ob ſie auch recht handle.

Der letzte Tag des ſcheidenden Jahres war einer der furchtbarſten. Ein ungeheurer Schnee lag auf den Straßen. Die Kälte war entſetzlich und der ſchneidende Wind pfiff ſchauerlich in den Rauchfängen der Kamine. Schon den ganzen Tag über litt der alte Martin an einer Verkältung, die er ſich zugezogen, und die ſich ihm auf die Bruſt geworfen, und ſehr bedenkliche Folgen hatte. Nichts aber war dem Greiſe ſchwerer, als der Gedanke, in dieſer Nacht nicht ſeines Amtes warten zu können. Seine Unzufriedenheit und Unruhe wuchs bis zu der Stunde, die ihn ſonſt zum Berufe geführt. Da trat Victorin in die Stube, griff nach des Alten Mantel, hüllte ſich bis über die Ohren hinein, nahm das Horn von der Wand und wollte gehen. Martin und Elſe ſtaunten ihn an, und Letztere wollte es nicht zugeben. „Aber bin ich denn nicht Euer Sohn?“ fragte lächelnd Victorin. Martin remonſtrirte, daß es unziemlich für ihn ſei. Aber Victorin ließ ſich nicht irre machen, und ging unter den ihn begleitenden Segenswünſchen an die Erfüllung von des Kranken Beruf. Faſt erſtarrt kehrte er wieder, nachdem er die Stunde geblaſen, und ſetzte ſich nun an das Kamin, und unterredete ſich mit dem Kranken, der nicht ſchlafen konnte und des Dankens nicht müde wurde. So kam die Mitternacht herbei. Victorin griff wieder nach ſeinem Horn, und ging leiſe hinaus, denn der Kranke war eben eingeſchlummert, und auch Elſen's Augen hatten dem Drange der Natur ihren Tribut gezollt. Still und öde war's auf der Straße. Alle Lichter waren erloſchen, nur in Hulda's Stube flimmerte ſchwach ein Lämpchen, und man ſah zwei Geſtalten ſich bewegen. Lange ſtand Victorin ſtill vor dem Hauſe. Zufällig fiel auf die Thüre ſein Blick, und er bemerkte, daß ſie weit offen ſtand. Er trat hinzu und lehnte ſie an, ging dann die Straße blaſend hinab, und kehrte zurück, um zu ſehen, ob die Thüre noch nicht geſchloſſen. Sie war noch offen. „Soll ich es ihnen nicht ſagen?“ dachte er bei ſich ſelbſt. „Aber was wird man denken? — Doch ihre Sicherheit gebietet es!“ Er ging leiſe hinauf. Das Licht ſchien durch die Fugen der Thüre. Er ſtand eine Weile ſtill. Agathen's Stimme flüſterte. Jetzt klopfte er leiſe an und öffnete dann — und — bleich wie ein Schatten, ſtand Hulda vor ihm; der Bleilöffel war aus Schrecken ihrer Hand entſunken. Agathe ſelbſt war wie erſtarrt. Victorin ſchlug ſeine Kapuze zurück, und entſchuldigte ſeine Zudringlichkeit zu dieſer ſpäten Stunde mit der Sorge für ihre Sicherheit, indem er ſie auf die offene Thür aufmerkſam machte. Als eben der Jüngling ſich von den überraſchten Mädchen entfernen wollte, vertrat ihm Horſt, der durch den Fußtritt Victorin's auf der Stiege aufmerkſam gemacht, durch Agathen's Schrei erſchreckt, herbeigeeilt war, den Weg.

Victorin wollte eben beſcheidentlich den Grund ſeines Kommens entſchuldigen, als ihn Horſt wüthend bei dem Rocke faßte, und ihn zur Thüre hinausſchob, während er fluchend drohte, die Nachbarſchaft aufrühreriſch zu machen, und den Verführer gefangen nehmen zu laſſen, der mit ehrvergeſſenen Mädchen ein Stelldichein um dieſe Stunde der Nacht halten wolle. Victorin's Entſchuldigungen halfen nichts. Ein Donnerwetter entlud ſich jetzt aller ſeiner Blitze gegen Hulda. Der Alte war wie beſeſſen. Der lang verhaltene Zorn, den Kettelhodt erregt, brach jetzt mit allen ſeinen Schrecken hervor. Noch an dieſem Abend wurde Hulda mit Agathen in ein finſteres Zimmer des hintern Hauſes geſchloſſen. Der Seelenzuſtand war unbeſchreiblich. Nur Agathe blieb ſich gleich. Ihr ſah mit ſtiller Freude auf ihre geliebte Gebieterin, und ſagte leiſe: „Beruhigt Euch! der Zorn geht vorüber — aber Victorin iſt Euer. Hatte ich nicht Recht?“ Hulda war nicht im Stande, ihr zu antworten. Zu verſchiedenartig waren die Bilder, die vor ihrer Seele ſtanden. Am meiſten aber ſchmerzte ſie Victorin's Behandlung.

Victorin dachte nur an Hulda. Er ließ ſich am kommenden Morgen bei Horſt gebührend melden, aber er wurde abgewieſen. Bewegt von widrigen Gefühlen ging er, ohne zu wiſſen wohin, die

Straße hinab und ſtand, ehe er recht wußte, wo er war, in einem Weinkeller, wo viele Menſchen ſaßen und ſich gütlich thaten, dem neuen Jahre zur Ehre. Victorin ließ ſich Wein reichen und ſetzte ſich ebenfalls an einen der Tiſche. Luſtige Schwänke und Witz und Scherzreden hielten die Geſellſchaft in beſtändigem Lachen. Junker Kettelhodt bemerkte nicht ſobald ſeinen Erbfeind, als er auch zu ſticheln begann. Victorin achtete anfangs nicht darauf; als er aber von Nachtwächtern zu reden begann, die ſchönen Jungfrauen um Mitternacht den Hof machten, wie dieß in der letzten Nacht geſchehen ſei bei dem Kaufherrn Horſt, und ſich dann mit beißender Ironie zu Victorin wandte und fragte, ob er auch bei dem Sturze von der Treppe ſich nicht beſchädigt, da erhob ſich zornglühend der Jüngling und ſprach: „Auf Euere unziemlichen Reden will ich Euch ſogleich mit meiner guten Klinge antworten, die Ihr wohl nicht ablehnen werdet aus Feigheit!?" — Der verblüffte Junker zwang ſich zu lachen und entgegnete: „Er als Cavalier ſei nicht verbunden, ſich mit einem hergelaufenen Menſchen zu ſchlagen. „So ſeid ihr Alle Zeugen," erhob Victorin ſeine Stimme, „daß das, was ich jetzt thue, nur nothgedrungen geſchieht, um mir mein Recht zu verſchaffen, das dieſer feige Krautjunker mir als ehrlichem, freiem Ulmer Bürger verweigert;" und mit dieſen Worten führte er mit flacher Hand einen ſo kräftigen Schlag in des Junkers Geſicht, daß er rücktaumelnd in ſeiner Genoſſen Arme fiel und das Blut ſtromweiſe aus Mund und Naſe floß. Victorin rief dann noch, daß er ſeinen Gegner in einer Stunde vor dem Sudenburger Thor erwarte, und ging raſchen Schrittes hinaus. Kaum im Freien angelangt, begegnete ihm Wimmer. „So früh ſchon kommt Ihr glühend aus einer Weinſchenke?" fragte dieſer, nicht ohne leiſen Vorwurf. „Richtet nicht," entſchuldigte Victorin, „bis ich Euch Dinge mitgetheilt habe, die ich Euch, als meinem einzigen Freunde, wohl ſchon längſt ſollte offenbart haben." Er ging mit Wimmer heim und öffnete ſein Herz vor ihm, that ihm alle jene Auftritte kund, bis zu dem vor wenig Augenblicken. Wimmer ſchüttelte ſorgenvoll das Haupt. „Es mag Euer Handel enden," ſagte er, „wie er will, er wird höchſt nachtheilige Folgen für Euch haben; denn die Kettelhodt's haben einen gewaltigen Arm im Lande ſowohl, als hier in Magdeburg. Nehmt meinen Diener und meine Pferde mit. Im Fall es übel enden ſollte, könnt Ihr ſchneller fliehen. Doch das hoffen wir nicht. Es würde ja auch dann übel um Eure Liebe ſtehen, die auf einen ſehr liebenswerthen Gegenſtand gefallen iſt.“

Victorin nahm das Anerbieten des Stadtſchreibers an, ſchwang ſich auf das Pferd, der alte Kurt auf das andere, und ſo ging's zum Thore hinaus. Der Stadtſchreiber hatte dem Jüngling keine Vorwürfe ob ſeiner hitzköpfigen That gemacht, denn der vernünftige Mann ging von dem Grundſatz aus, daß jeder Vorwurf eine Thorheit ſei, da ja die That nicht mehr ungeſchehen gemacht werden könne; allein er bedauerte aufrichtig die Unannehmlichkeiten, die auf ſeine That folgen mußten. Ginge das Gefecht für Victorin glücklich ab, ſo entginge er ohne eilige Flucht unmöglich den Verfolgungen der Familie Kettelhodt — endigte es unglücklich für ihn, ſo war er immer ein Gegenſtand neuer Anfeindungen, und er hatte Alles von der Tücke und Hinterliſt des Junkers zu fürchten. Das überlegte jetzt reiflich der edle Mann, und fand dennoch keinen Ausweg für Victorin.

Unterdeſſen war denn der bleiche Kettelhodt, der nur für Hinterliſt, nicht für offene Fehde Muth beſaß, auch auf dem Platz angelangt, wo Victorin hielt. Man verabredete ſich, den Ort des Zweikampfes weiter von der Stadt zu verlegen. Dort zogen ſie denn, und bald neigte ſich das Glück der Waffen auf Victorin's Seite, wo die volle Jugendkraft focht. — Noch wenige heftige Streiche, und ſchwer getroffen wälzte ſich Kettelhodt in ſeinem Blute. Victorin ſchwang ſich ſchnell auf ſein Roß, das Kurt gehalten hatte, und jagte, ohne zu wiſſen, wohin, die Heerſtraße entlang. — Ihre Flucht ging beinahe ohne Raſt, bis die Grenzen des Erzſtifts hinter ihnen lagen. — Jetzt, als zum erſten Male der Jüngling Ruhe genug fand, über ſich ſelbſt und ſeine Lage nachzudenken, ergriff ihn ein Entſetzen ob ſeiner Lage. Ohne Geld, ohne Kleidung, als die, die er trug, wußte er kaum, wie und auf welche Art er ſich nähren, wo ihm ein Obdach werden ſollte. Der Gedanke an Hulda verfolgte ihn. Was wird ſie denken von dir? Wird ſie nicht dem Andenken eines Mordes fluchen? Jetzt erſt trat der Mord in allen ſeinen Schrecken vor ſeine Seele. Zwiefachen Mord warf er ſich vor. — Hatte er nicht auch jenen Caslen erſchoſſen? Der Jüngling, deſſen Einbildungskraft jetzt ungeheuer thätig war, deſſen Schickſal finſterer als je ausſah, der an dem Höchſten verzweifelte, was ſein Herz kannte und liebte, deſſen Bewußtſein ihn bei ſich ſelbſt des Mordes anklagte, war dem Zuſtande gänzlicher Zerrüttung ſeines Geiſtes nahe, hätte nicht der treue Diener des edeln Wimmer, vom Mitleid für den Jüngling beſeelt, deſſen Lob er ſtets aus dem Munde ſeines Herrn vernommen, ihn aufgerichtet, ihm Muth eingeflößt und ſeiner Thätigkeit eine Richtung gegeben, die den ſchrecklichen Folgen ſeines dumpfen Hinbrütens entgegen wirkte. Als der ehrliche Kurt den Kummer Victorin's wahrnahm, ſelbſt das Mißliche ſeiner Lebensverhältniſſe überlegte, jetzt erinnerte er ſich erſt, daß ihm ſein Herr auf den Nothfall der Flucht für Victorin ein Päckchen mit Geld gegeben. Freudig händigte es ihm der redliche Diener ein und ſagte dann: „Leid iſt es mir, Euch, junger Herr, hier verlaſſen zu müſſen, wo Ihr in der Irre geht wie ein verlorenes Schaf. Laßt mir aber die einzige Freude, meinem Herrn die Nachricht bringen zu können, daß Ihr Euch entſchloſſen habt, Euch bei dem kaiſerlichen Heer anwerben zu laſſen, denn da allein könnt Ihr jetzt für den Augenblick am ſicherſten eine Unterkunft finden.“ Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch Victorin's Kopf. Es war eine Wohlthat für ihn jetzt, eine ſichere Richtung für ſeine Gedanken gewonnen zu haben, die ihn nicht mehr auf das Grübeln über ſeine Lage zurückkommen ließ. Freilich traten auch wieder bei ihm ſelbſt Hinderniſſe gegen dieſen Entſchluß ein. Doch was ſollte er beginnen? Er hatte keine Heimath. Sollte er nach Ingolſtadt? Hier dem braven Dietrich zur Laſt fallen? Dagegen erhob ſich ſein Selbſtgefühl. Er wurde alſo einig, den glücklichen Gedanken Kurt's zu verfolgen. Er ſchrieb an Wimmer, ſagte ihm den wärmſten Dank und entließ dann ſeinen ehrlichen Begleiter. Seinen treuen Pflege-Eltern ließ er durch Kurt ebenfalls ein Brieflein zuſtellen, in welchem er auch ihnen für ihre Liebe dankte, ihnen Alles vermachte, was ſein war, und Elſen auftrug, der theuren Hulda ein Lebewohl zu ſagen und ihr zu verſichern, daß er ihrer nie, nie vergäße. Er wußte, daß dies Brieflein in Hulda's und ſonſt in Niemandes Hände kommen würde. Von ſeiner That erwähnte er nichts, nichts von ſeinem Vorſatze.

In einer Schenke eines unbekannten Dorfes des niederſächſiſchen Kreiſes ſaßen drei Wochen ſpäter mehrere Offiziere von Tilly's Reitern und erquickten ſich. Fröhliche Geſpräche würzten ihr Mahl. Ihr Feldherr war der Gegenſtand ihrer Unterredung, von der nur das Bruchſtück mitgetheilt werden ſoll, deſſen Zuhörer Victorin war.

„Habt Ihr's ſchon gehört, Brüder," begann, nachdem er Tilly's Geſundheit im ſchäumenden Bier ausgebracht, ein junger Mann in der ſchönen Kleidung des Tilly'ſchen Reitercorps, „daß bald unſere Klingen wieder ledig werden?"

„Wie ſo?" fragten die beiden Anderen neugierig.

„Der Schneekönig (ſo nannten ſie ſpottweiſe Guſtav Adolphen) wird, wenn anders die Sachſen nicht ritterlicher werden, über die Elbe ſetzen und uns aufſtöbern aus unſeren Standquartieren."

„Laßt ihn kommen!" entgegnete ein Anderer, „unſer alter Corporal (wie Guſtav Adolph Tilly hieß) wird ihm ſchon ſein Jeſuitenbrevier vorbeten, daß er mit blutiger Naſe abzieht, und ich denke, meine Schwabenklinge ſoll auch das Ihrige thun." —

„Aber wo wird Tilly ihm begegnen? — Ich glaube faſt," verſetzte der Erſtere, „daß er einen andern Plan vorher ausführen will, ehe er ihm begegnet. Geſtern ſagte er, und ſeine kleinen Katzenaugen rollten, und die breite Stirn ſchlug Wellen wie die Nordſee, und ſeine Miene nahm den grimmigſten Ausdruck an, „ich will dem Schneekönig eine Jungfrauenfackel anzünden, daß ſie ihm nach Schweden leuchtet!" Ich war gerade in dem Gemache, und, ich ſage es frei, es lief mir ein eiſiger Schauer durch alle Gliedmaßen meines Leibes, als ich den Ton vernahm, mit dem der Feldmarſchall dies ſprach, er glich dem Ton einer zerriſſenen Feldtrommete, ſo ſchrill war er, und hatte das Erſchütternde, was der Ruf des Nachtwächters in ſtiller Nacht hat, wenn er „Feuer!“ ſchreiet.“

„Was meinte er aber mit der Jungfrauenfackel?“ fragte halblaut und ſich umſehend der Zweite.

„Mich däucht, er zielte auf Magdeburg, das die Gelehrten Parthenopolis nennen!“ erwiederte Jener, indem er aufſtand und ans Fenſter trat, um den draußen haltenden Reitern den Befehl zum Aufſitz zu geben. Victorin ſaß in einer Ecke und hatte, um unbemerkt zuzuhorchen, ſeinen Kopf wie zum Schlafe auf den Tiſch gelegt. Was ihn noch mehr hierzu bewog, war, daß er in einem der Offiziere einen Ulmer, und zwar einen Spielgenoſſen, einen ſtrengen Katholiken, erkannt hatte, und von ihm nicht wollte erkannt ſein; darum hatte er denn auch diejenige Ecke der Wirthsſtube zum Sitze gewählt, in der es ſo dunkel war, daß man kaum Jemanden erkennen konnte. Die Rede, die er vernommen, hatte ihn mit Entſetzen erfüllt. Tilly's blutgieriger, erbarmungsloſer Charakter war genugſam bekannt, daß dasjenige, was jene Worte andeuteten, allerdings zu befürchten ſtand, um ſo mehr, da das proteſtantiſche Magdeburg ſehr auf die ſchwediſche Seite neigte, und Tilly Scharfblick genug beſaß, vorauszuſehen, daß Magdeburg ſeine Thore und ſeine gewaltige, noch neue Citadelle dem erſehnten Retter alſobald öffnen würde, ſobald er die Elbe überſchritten haben würde. Dieſem einen ſolchen Haltpunkt zu entreißen, an welchem ſonſt ſpäter ſeine Pläne, wie die Wallenſtein's vor Stralſund, ſcheitern dürften, und nebenbei die glühende Rache, die ſeine Seele gegen die Proteſtanten erfüllte, zu befriedigen, was konnte willkommener für einen Mann wie Tilly ſein, der ohnedem ſeit des Friedländers Ungnade beinahe unumſchränkte Macht beſaß? Das überdachte Victorin, und ſein Herz bebte für die Geliebte, für Wimmer. — Sein Plan war es geweſen, in Guſtav Adolph's Heere Dienſte zu nehmen, und für die Rechte ſeiner unterdrückten Glaubensgenoſſen zu fechten. Jetzt wankte dieſer Entſchluß. „Geſetzt," ſprach er zu ſich ſelbſt, „geſetzt, der grauſame Tilly führt ſeinen Plan aus, dann könnte ich nicht nur vielleicht in Wimmer's Hände eine Nachricht bringen, und ihn und Hulda warnen, oder ich könnte vielleicht ihr Retter werden!" Dieſer Gedanke bemächtigte ſich ſo ganz ſeiner Seele, daß er ſich erhob, vor den ihm bekannten Offizier trat, und ihm mit den Worten: „Grüß dich Gott, Kroneck!" die Hand bot. Der Offizier ſah ihn lange zweifelhaft an, erkannte ihn aber bald, und bewillkommte ihn freudig.

„Du haſt ein ſchmuckes Anſehen gewonnen, Amperger, ſeit ich dich nicht ſah!" ſagte er zu ihm. „Aber ſprich, welch ein Wind hat dein Schifflein in dieſe höchſt unſaubere Bucht getrieben — oder haſt du gar Schiffbruch gelitten?"

„Ja und Nein, wie du willſt," verſetzte Victorin. „Doch laſſen wir das, und reden von einer Sache, die uns Beiden näher liegt. — Ich will Dienſte nehmen unter Euch!"

Die anderen beiden Offiziere traten herzu und maßen den ſtattlichen Jüngling mit großen Augen.

„Du bei uns Dienſte nehmen?" fragte ironiſch Kroneck. „Ich dächte, du gingſt unter die Schweden oder Weimarer." —

„Ich habe mich beſtimmt geäußert!" ſprach ſcharf betont Victorin, daß ich unter Tilly's Fahnen dienen will, und ich dächte, das Ehemals und Jetzt fügte weder dich noch mich an!"

„Gilt mir auch gleich," entgegnete Kroneck. „Du warſt immer ein kecker Bube, und mir ſcheint's, als ob der Wolf die alten Haare, doch nicht die alten Neigungen verloren. Immerhin! du wirſt dem Feldmarſchall willkommen ſein, um ſo mehr, da du deine Klinge an dem Ulmer Ohre bereits in Ingolſtadt erprobt. — Ha, ha, ha!"

„Du ſcheinſt genauer meine Verhältniſſe zu kennen, und ich darf alſo nichts weiter hinzuſetzen, als das, daß Ihr guten Herren (indem er ſich zu den anderen Beiden wandte) mir behilflich ſein möget, daß ich nicht gemeiner Lanzknecht werde!" — Alle Drei reichten ihm hierauf ihre Hände und verſprachen ihm, ſich bei dem Feldmarſchall für ihn zu verwenden; ja ihm, wo möglich, Gelegenheit zu verſchaffen, ſich ſelbſt ihm zu empfehlen.

Nachdem ſie nun auf gute Kameradſchaft getrunken und Kroneck dem Jugendgenoſſen ein vorhandenes Saumroß hatte vorführen laſſen, brachen ſie auf nach ihren Standquartieren. Kroneck und Victorin ritten nebeneinander. Die goldenen Tage der Knabenzeit ſchloſſen ihre Thore vor ihnen auf. Die Vergangenheit mit ihren Freuden und Leiden wurde zurückgerufen. Gern weilt auch der ernſte Geiſt des Mannes, wenn in dem Dornengewinde des Lebens der Genoſſe jener unſchuldigen Freuden ihm unvermuthet begegnet, noch einmal bei den Blüthengrenzen ſeiner harmloſen Kindheit, und nichts macht ihn empfänglicher für alles Gute, als gerade dieſe Erinnerung, auf die er wie auf ein entſchwundenes Paradies mit einem wehmüthigen Seufzer zurückblickt. Durch ſie wurde das Finſtere in Kroneck's Gemüthsart gemildert. Sein Herz fühlte ſich zu dem Geſpielen ſeiner Kindheit hingezogen, und ſchnell umfaßte ein herzliches Wohlwollen für Victorin ſein Herz. Als Freunde kamen ſie am andern Tag in dem Hauptquartiere des Feldmarſchalls an. Victorin mußte bei Kroneck wohnen. „Laß mich für dich ſorgen,“ ſagte er, „und du ſollſt gewiß mit mir zufrieden ſein. Nur um Eins bitte ich dich, vermeide ſorgfältig, daß dein Glaube offenkundig werde. Ich glaube, es würde dir den Tod zuziehen. Ich ſelbſt will dich bei dem Feldmarſchall melden. Sei kühn — ohne dreiſt zu ſein. Antworte kurz und beſtimmt, wenn er dich fragt. Laß dich durch den ſtechenden Blick ſeiner Augen nicht irre machen und dein Glück iſt gegründet. Vorerſt aber muß er dich ſehen, ohne daß es den Schein hat, als ſei es verabredet.“ —

Kroneck verſchaffte nun Victorin ein ſtattliches Streitroß, das er, nicht ohne eine dankbare Erinnerung, mit Wimmer's Geld bezahlte; und alsbald beſtiegen ſie ihre Roſſe und ritten, Victorin mit ſeinem unglückbringenden Ingolſtädter Haudegen umgürtet, wie zufällig an dem Hauſe vorüber, wo der Feldmarſchall wohnte. Er ſtand gerade auf dem Balkon und blickte die Straße entlang. Seine Adjutanten und Offiziere hinter ihm. Victorin ſah dreiſt hinauf und grüßte, wie Kroneck, mit ächt militäriſchem Anſtande. — Sie waren noch nicht weit geritten, als ſchon ein Offizier ihnen nachjagte und Kroneck zu dem Feldmarſchall entbot. — „Das iſt guter Wind!“ raunte dieſer dem Jüngling zu, und kehrte mit ihm um, ihn erſuchend, unten auf ihn zu warten.

„War das der Jüngling, von dem mir Ragowsky erzählte?“ fragte barſch der Feldmarſchall den Rittmeiſter von Kroneck. — Kroneck verbeugte ſich bejahend. „Kennt Ihr ihn?“ — „Er iſt mein Spielgenoſſe geweſen!“ — verſetzte Kroneck, „und ich darf ihn als einen wackern Katholiken und Haudegen Eurer Huld auf gutes Gewiſſen hin empfehlen!“ „Was will er denn?“ fuhr der Feldmarſchall fort. „Unter Euren Fahnen Lorbeeren ſammeln, wenn Ihr es huldvoll ihm geſtattet!“ „Das mag er!“ verſetzte darauf Tilly. „Er gefällt mir. Aber als Lanzknecht wird er nicht dienen wollen?“ — „Mit Eurem Wohlnehmen, mein Feldherr,“ ſprach kühn Kroneck, „es würde Unrecht ſein, ſolch ein Talent nicht emporzuheben, denn er vermag mit der Feder ebenſo rüſtig umzugehen, als mit der Klinge!“ „Habeat sibi!“ verſetzte Tilly; „ruft ihn herauf!“

Nicht ohne Herzklopfen trat Victorin in den Saal. Er hatte ein Prunkgemach erwartet, aber er fand ſich getäuſcht. Hölzerne Bänke ſtanden an den Wänden umher, ſtatt Polſterſeſſeln, zum Niederſitzen der Obriſten beim Kriegsrath. Inmitten des Saales ſtand ein grober, eichener Dieltiſch, an dem der Furchtbare auf einer Trommel ſaß. Kein Zeichen ſeiner Würde war an ihm wahrzunehmen. Ein grobes, einfaches Reiterkleid war ſein Gewand; auf dem kleinen ſpitzigen Kopfe trug er einen alten Federhut. Vor ihm lag ein aufgeſchlagenes Brevier in lateiniſcher Sprache. In einer Ecke ſtand ein gewaltiger Säbel, auf dem Tiſche lag Pergament, daneben ein Tintenfaß und ein Becher voll Waſſer. Tilly's Aeußeres war unendlich abſchreckend. Sein Haar war rabenſchwarz und kraus. Die Stirne lag in tiefen Falten und war ſehr breit;

ein ungewöhnlich großer Mund, von einem ſtruppigen Barte beinahe bedeckt, ein langer Spitzbart am hervorſtehenden Kinne, tiefliegende, von buſchigen Braunen beſchattete, kleine, feuerſprühende Augen und eine braungelbe Geſichtsfarbe machten ſein Geſicht überaus häßlich und vollendeten den Totalanblick dieſes fürchterlichen Menſchen, der jetzt Victorin winkte, näher zu treten. Victorin nahm ſich zuſammen, ſeinen Widerwillen und ſeine Scheu zu beſiegen, und ſchritt in ſtolzer, edler Haltung auf ihn zu.

„Wie heißt du?“ war ſeine Anrede. „Victorin Amperger.“ „Woher des Weges?“ — „Gerade von Ingolſtadt“ — „Warum ſetzteſt du deine Laufbahn nicht fort?“ — „Die Luſt, unter Euren ſiegreichen Fahnen zu kämpfen, zog mich hierher.“ — „Wenn's wahr iſt, iſt's gut!“ entgegnete Tilly. „Willſt du Reiter werden?“ — „Wenn ich wählen dürfte?“ — „Kroneck!“ rief Tilly, „er mag als Rittmeiſter bei dem Regimente Eures Obriſten dienen — bringt ihm die Nachricht, das Patent ſoll folgen!“ — Er wandte ſich zum Fenſter. Victorin wollte danken. „Laßt mich ungeſchoren, Rittmeiſter Amperger, und ſeid brav! — Gott befohlen!“ — Kroneck zog mit Entzücken den Jüngling hinaus, umarmte ihn dann freudig und führte den Ueberraſchten zu dem Obriſten, der, knurrend über Tilly's raſche Beförderung eines Fremdlings, dieſen muſterte, und ihm dann bei Kroneck in die Lehre zu gehen befahl. — Im Triumphe führte Kroneck ſeinen neuen Kameraden in ſeine Wohnung, wünſchte ihm Glück zu ſeinem Emporſteigen, und gab ihm nun die Regeln ſeines Benehmens an. Militäriſche Uebungen nahmen nun ſeine ganze Zeit hinweg; bald aber hatte er ſich in den Dienſt eingeſchoſſen, und ſein manierliches Benehmen, ſeine Beſcheidenheit, ſein Scharfblick machten ihn bald ſeinem murrköpfigen Obriſten werth, und erwarben ihm die Liebe ſeiner Kameraden.

So war eine ziemlich lange Zeit hingegangen. Die beſſere Jahreszeit war zurückgekehrt, und von ferne ſchon konnte man das Brauſen der Stürme des Jahres 1631 vernehmen. Es herrſchte über Deutſchland eine Gewitterſchwüle, die die Gemüther beängſtigte, und das Herannahen ſchrecklichen Donners erwarten ließ. Victorin's Seele war tief betrübt. Von Hulda hatte er nichts, nichts von Wimmer'n vernommen, ſeit er geflohen war aus der Stadt, die ihm Leiden wohl, aber auch die edelſten Freuden gegeben hatte. Mit ſich ſelbſt war er zerfallen. Gegen die Glaubensgenoſſen ſollte er kämpfen, das hatte er geſchworen in die Hand ſeines Obriſten. Seinen Glauben mußte er verleugnen; das dünkte ihm eine ſchwere Sünde. — Aber nur die edle Abſicht, die er erfüllen wollte — der Retter ſeiner biederen Freunde in Magdeburg zu werden — nur dieſe konnte ihn in Augenblicken ernſten Nachdenkens beruhigen. Aber die Stärke ſeiner Seele im Doppelkampfe mit Pflicht und Zwangspflicht, mit ſtrengem Gehorſam und treuer Liebe ſollte auf eine härtere Probe geſtellt werden.

Es war am 16. März 1631, als Victorin eiligſt zum Feldmarſchall entboten wurde. Victorin eilte dahin. Mit raſchem Schritte trat ihm Tilly entgegen. „Rittmeiſter," redete er ihn an, „ich bedarf zweier Männer von Muth, Klugheit und Umſicht. Euch habe ich dazu erſehen und Kroneck. Gegen Magdeburg, das Neſt, das mit dem Schneekönig einen Bund ſchloß, und wußte, daß ich in der Nähe war, habe ich meinen Plan gerichtet. Es muß erobert ſein. Um meine Maßregeln zu nehmen, muß ich wiſſen, wie ſtark die Macht der Spießbürger iſt, muß den ſchwächſten Ort der Werke kennen, muß überhaupt genau über die Lage des Ortes, der Citadelle, des Proviants, des Geiſtes, der drinnen herrſcht, unterrichtet ſein. Ihr reitet bis in die Nähe der Stadt. Kroneck begleitet Euch. Dort nehmet ihr Beide Bauernkleider, kauft Euch etwas, und traget es zu Markte. Hier iſt Geld. Ihr ſehet zu, daß Euch nichts entgehe. In ſechs Tagen erwarte ich Beſcheid!" — Er machte eine Bewegung der Hand. Victorin mußte ſich entfernen. Mit geballter Fauſt ſchlug er ſich vor die Stirn, als er in ſeinem Quartiere ſtand. — Er klagte ſich als Verräther an. Er war außer ſich. — Kroneck kam mit der nöthigen Weiſung, und erſtaunte nicht wenig, Victorin in ſolcher Stimmung zu finden. Dieſer durfte ihn nicht in ſein Inneres blicken laſſen.

Mit zerriſſenem Herzen machte ſich Victorin am andern Morgen auf den Weg mit Kroneck. Nach einem forcirten Ritte kamen ſie am Morgen des dritten Tages in die Nähe von Magdeburg. Dort ließen ſie ihre Pferde bei ihren Dienern, hüllten ſich in die Landestracht, kauften mehrere Lämmer und Kälber, und trieben dieſe nach der Stadt. Mit nichts aber hatte Victorin größere Mühe, als den Trompeter ſeiner Schwadron, der mit einer unverbrüchlichen Treue ihm anhing, zurück zu halten, weil er mit aller Gewalt die Gefahren mit ſeinem Rittmeiſter theilen wollte. Es war um ſo mehr zu verwundern, da der Knabe (noch zeigte ſich kein Flaum an ſeinem Kinne) ſonſt kleinmüthig war, und erſt kurze Zeit bei dem Regimente ſtand. — Oft ſchien es Victorin, als müſſe er irgendwo ihn geſehen, irgend mit ihm zuſammengetroffen ſein, allein die Erinnerung verlor ſich im Dunkel früherer Zeiten, und der junge Rittmeiſter hielt es nicht der Mühe werth, weiter darüber zu ſinnen, obwohl ihn die Treue des lieblichen Knaben mit aufrichtiger Zuneigung zu ihm hingezogen hatte. Er mußte endlich es zugeben, bei den Dienern und Pferden zu bleiben, und die Beiden ihre nicht ungefährliche Wanderung antreten zu laſſen. Der Zuſtand in Deutſchland überhaupt hatte jetzt einen entſchiedenen kriegeriſchen Charakter angenommen. Daß Magdeburg, ſo nahe dem Vorabend ſchrecklicher und blutiger Ereigniſſe, nicht ruhig geblieben, läßt ſich leicht begreifen. Bürgerwachen hatten die Thore beſetzt, Wachen ſtanden auf den Wällen der Stadt und in den Werken. Die Citadelle war ganz im kriegeriſchen Zuſtande. So ganz verändert fand Victorin den Zuſtand der Stadt, daß es ihm bedünken wollte, er ſei an einem andern Ort. Ungehindert kamen ſie zum Thore hinein — dann trennten ſie ſich verabredetermaaßen, indem Kroneck den Zuſtand der Mauern und Feſtungswerke, Victorin aber die Citadelle und den Zuſtand der Gemüther zu erforſchen übernahm — am Abend ſollten Beide ſich in einem Wirthshauſe der Vorſtadt wiederfinden.

Von der Rathsverſammlung war eben der Stadtſchreiber Dr. Wimmer mit kummervollem Antlitz zurückgekehrt. Mit ſtarken Schritten maß er das Gemach, und die Wolken ſeiner Stirn wurden dichter; Seufzer entſtiegen ſeiner Bruſt. Seine Gattin, die bei ihrer Arbeit ſaß, blickte mit kummervoller Miene auf ihn, und hatte nicht den Muth, ihn zu fragen nach ſeines Kummers Quelle, aus Furcht, Schreckliches zu vernehmen. Dieſe für beide Theile grauenvolle Pauſe unterbrach plötzlich ein leiſes Klopfen an die Thüre, die ſich auf Wimmer's: „Herein!“ öffnete. Es trat ein junger Bauersmann herein, der ſittig grüßend auf Wimmer zutrat. Wimmer ſah die Haltung des Mannes, die Geſtalt, und ſtaunte, denn das Alles lag über dem Kreiſe des Mannes; ſtaunte noch mehr, als dieſer ihm von Victorin einen Gruß meldete. Jetzt faßte ihn Wimmer feſter ins Auge, und fiel mit dem Ausrufe: „Victorin, Ihr hier?“ in ſeine Arme. Als die herzlichſten Begrüßungen gewechſelt waren, fragte Wimmer, wie es ihm ergangen, warum er in dieſer Tracht erſcheine. Victorin riß ſeinen Kittel aus einander, und Wimmer ſchauderte zurück vor Tilly's Offiziers-Kleidung, die Victorin unter ſeinem Kleide von Linnen trug. „Als Spion hat man mich hergeſandt, aber ich komme als Freund, Rather und Warner!“ ſprach der Jüngling. Nun erzählte er ſeine Schickſale, die Abſicht, warum er unter Tilly Dienſte genommen. Wimmer umarmte ihn. „Ihr ſeid ein ſehr edler Menſch!“ ſagte er, ſeine Hand ſchüttelnd. Erröthend fragte Victorin nach Hulda. — Aber ehe noch Wimmer antworten konnte, ſtürzte ein Bauernknabe ins Gemach, in dem Victorin ſchnell ſeinen treuen Trompeter erkannte, und rief: „Flieht, Herr Rittmeiſter! Kroneck iſt entdeckt und gefangen; Euch ſucht man überall.“ Beſtürzt hörte Wimmer die Nachricht. „Könnt Ihr mich verbergen?“ fragte Victorin. „Nur Eins noch, Freund,“ ſetzte er hinzu, „nehmt, was Euch lieb iſt, und bringt's aus Magdeburg. Tilly wird die Stadt zerſtören, er hat es geſchworen. Rettet Hulda!“ — Jetzt gab es auf der Straße Lärm. Wimmer verbarg Victorin und den Knaben, und als am Abend die Ruhe etwas zurückgekehrt war, brachte er

Beide glücklich aus der Stadt, und ſchied mit Thränen dankbarer Rührung von dem Jüngling.

„Eure frühe Rückkunft bringt nichts Gutes?“ fragte Tilly mit ſtechendem Blicke den Rittmeiſter, der zu ihm ins Zimmer trat, um zu rapportiren „Wo iſt Kroneck?“

„Im Gefängniß zu Magdeburg!“ erwiederte Victorin traurig.

Tilly's Geſicht wurde braunroth. „Was habt Ihr gethan, daß es ſo kam? Ich glaubte Männer zu ſenden!“ — „Ich verdiene den Vorwurf nicht, mein Feldherr!“ ſprach ſtolz Victorin. „Kroneck unterſuchte die Außenwerke und wurde entdeckt. Ich ſollte die Citadelle erforſchen und entkam nur durch ein Wunder, leider ohne Euren Befehlen entſprochen zu haben. Die Nachricht kann ich Euch übrigens bringen, daß man in Magdeburg auf ſeiner Hut iſt.“

„Zu wenig für Kroneck's Verluſt!“ ſchäumte Tilly. „Ihr ſollt mir das entgelten. Und ſeid Ihr nicht der Erſte auf Magdeburgs Wällen, ſo ſoll Euer Kopf mir haften.“ Er zuckte bei dieſen Worten teufliſch mit dem Munde und ein Lächeln verbreitete ſich über ſeine Züge, das Victorin's Mark durchſchnitt. „Geht und erwartet meine Befehle!“ donnerte er ihm dann zu, und ſchweigend neigte ſich Victorin und entfernte ſich. Am andern Morgen zog Tilly das Heer zuſammen und ſetzte ſich gen Magdeburg in Marſch, das er am dritten Tage nach Victorin's Rückkunft erreichte. Eng wurde die Stadt eingeſchloſſen. Furchtbare Rüſtungen wurden gemacht. Feuerſchlünde von dem größten Kaliber und Feldſchlangen wurden auf die ſchnell errichteten Schanzen geſtellt. Alles verkündete ein Bombardement, das bis dahin ſeines Gleichen nicht hatte. Kampfluſtig ſtanden Tilly's wilde Schaaren, der langen Ruhe müde und begierig nach Raub und Beute, in drohender Stellung um die unglückliche Stadt. Voll Kummer und Verzweiflung blickte Victorin auf die Thürme des Doms, in deren Nähe er ſein höchſtes Kleinod jetzt in der furchtbarſten Gefahr wußte, und flehte brünſtig zum Weltenregierer, daß er ihn zum Werkzeuge der Rettung Hulda's mache und das Herz des unbändigen Wüttherichs lenke zu Mitleid und Erbarmen über die Tauſende Unſchuldige in dieſer unglücklichen Stadt. — Näher und näher rückte Tilly an die Stadt. Magdeburg hatte nicht Streiter, ihre ſehr weitläufigen Außenwerke gegen die furchtbare Macht von Tilly's blutgierigen Schaaren zu vertheidigen. Darum ließ man die Vorſtädte in Tilly's Hände fallen — aber ſie waren leer. Alle Habe hatten die unglücklichen Bürger der Vorſtädte mit ſich in die Stadt genommen, die ſie deſto mannhafter zu vertheidigen entſchloſſen waren, hoffend, der nordiſche Retter werde eilen, ſie zu erretten aus den Händen des Unmenſchen Tilly. Die Wuth von Tilly's Truppen war grenzenlos, als ſie Alles leer fanden. Tilly's Ingrimm wuchs furchtbar, und auf ſeinen Befehl begann mit dem Grauen des 6. Mai 1631 eine gräßliche Beſchießung der Stadt, die furchtbare Verheerungen in ihrem Innern anrichtete, die ununterbrochen bis zum Abend des 8. Mai dauerte. Am 9. Mai hörte plötzlich die Kanonade auf — eine Stille herrſchte im kaiſerlichen Lager, als habe die Sichel des Todes in ihm gemäht, wie einſt in Sanherib's Lager vor Jeruſalem. — Freude belebte zum erſten Mal wieder die Herzen der armen Belagerten. „Guſtav Adolph naht!“ rief man ſich freudig zu. „Tilly muß ihm entgegen rücken!“ Der Kummer auf allen Geſichtern gibt der Freude und die Angſt der Hoffnung Raum. In den Tempeln bringt man Dankgebete dar. Die Müden legen ſich endlich zur Ruhe nieder, die ſie ſo lange entbehrt. Die Wachen verlaſſen ihre Poſten und ſchlummern den ſüßen Schlaf der Erquickung nach langem, mühevollem Dienſt.

Am Abend des 9. Mai berief Tilly alle ſeine Offiziere zu ſich. Ein ungeheurer Kreis umgab ſein Zelt, als er, wie gewöhnlich, in ſeinen grauen Reitermantel gehüllt, heraustrat und alſo ſie anredete: „Ich habe Euch, meine Obriſten und Hauptleute, hierher beſchieden, um Euch die Befehle für den morgenden Tag zu ertheilen. Um die nöthigen Anſtalten zu treffen, ließ ich das Geſchütz ſchweigen. Es hat den Weg gebahnt, Ihr müßt ihn gehen. Die Schweden nahen — die Brandfackel muß leuchten! Magdeburgs unverletzte Mauern müſſen wir erſtürmen! Zwar iſt es kühn, doch ihr ſeid mir Bürge, daß ich kein tollkühn Wageſtück beginne. Auf Euch und mir wird die Schande laſten, wenn wir abziehen müßten von dieſem ketzeriſchen Neſte, wie Wallenſtein von Stralſund. Nicht zweimal werdet Ihr Euch brandmarken wollen. — Von vier Seiten beginnt der Sturm — die Stadt und was ſie enthält, iſt Euer — darum ſeid Männer und der Sieg iſt unſer!“

Ein ſtürmiſches Schlagen an die Schwerter zeugte von dem Eindrucke dieſer Worte, und mit freudeleuchtenden Blicken trennten ſich die Offiziere, um alles zum Sturme zu rüſten und ihren Schaaren die freudige Botſchaft zu bringen. Nur Einer ging mit Schaudern und tiefem Gram in ſein Zelt, wo ihn ſein Trompeter erwartete. Der Knabe ſtand bleich da und richtete den Blick auf den betrübten Rittmeiſter. „Was willſt du ſo ſpät, mein Sohn?“ fragte ihn Victorin. Der Knabe trat leiſe herzu, faßte des Rittmeiſters Hand und küßte ſie in tiefer Bewegung. „Hab ich Euch auch treu gedient, Herr Rittmeiſter, und ſeid Ihr mit mir zufrieden?“ fragte er, von Schluchzen unterbrochen. „Das haſt du, mein Sohn, das haſt du bei Gott!“ ſprach gerührt der Jüngling; „aber ſprich, warum biſt du ſo bewegt?“ „Ich fühle, daß ich morgen ſterbe,“ entgegnete leiſe der Knabe, „und da wollte ich mir den Troſt mit hinüber nehmen, daß Ihr mir nicht gram wäret!“ „Kind,“ rief Victorin, „du biſt gut. Ich liebte dich wie meinen Sohn; aber ſolchen düſteren Gedanken gib nicht Raum. Bleibe du im Lager bei meinen Pferden!“ „Verkennet mich nicht, Herr Rittmeiſter; es iſt keine Feigheit, die mich treibt; es iſt das Vorgefühl eines baldigen Todes. Nur die Freude laßt mir, daß ich Euch begleiten, an Eurer Seite ſterben darf und — daß Ihr mir die Augen, die ſo oft für Euch wachten, zudrückt!“ — Victorin konnte ſeine Bewegung nicht bergen, er umfaßte den Knaben, küßte ihn auf die Stirn und bat ihn, ſich niederzulegen und den traurigen Gedanken zu verſchlafen. Als ihn Victorin küßte, bebte er zuſammen, ſein Auge leuchtete. „Nun will ich gern ſterben!“ rief er, und flog ſchnell zum Zelte hinaus. „Das iſt ſehr ſeltſam!“ ſprach Victorin zu ſich ſelbſt. „Des Knaben Liebe rührt mich tief!“

Am andern Morgen um 7 Uhr begann mit beiſpielloſer Wuth der Sturm. „Amperger!“ hatte Tilly ihm zugerufen, „von Euch fordere ich, daß Ihr das Reichspanier auf Magdeburgs Mauern zuerſt pflanzet!“ Die Hauptleute, die Obriſten hatten den Ruf vernommen. Mächtig ſpornte der Ehrgeiz, mächtiger die Liebe zu Hulda. „Dorthin meine Sturmleiter!“ rief er ſeinen Leuten zu, und flog dahin, und war mit dem Panier der Erſte auf der Leiter, der Trompeter der Zweite. Raſch ging's hinauf. Den Magdeburger, der einen Hieb auf Victorin führen wollte, ſtreckte eine Kugel aus des Knaben Piſtol nieder, und nun war mit einem Sprunge Victorin oben, pflanzte unter dem Jubelrufe der Stürmenden das Panier auf, und bald war Magdeburg erobert. Noch vor Mittag war Tilly Sieger. — Aber jetzt begann ein Morden und Wüthen, das zu den ungeheuerſten gehört, die die Geſchichte aufzuweiſen hat. Mordſucht und Fanatismus waren die Triebfedern dieſes Würgens. Es iſt geſchichtlich, daß unſchuldige Kinder und hilfloſe Greiſe, Frauen und Mädchen gräßlich zu Tode gemartert wurden. Drei und fünfzig, in der Catharinenkirche betende Frauen wurden enthauptet, Kinder in die Flammen geworfen, Säuglinge an der Mutterbruſt geſpießt. Ströme Blutes floſſen in den Straßen, Jammern und Aechzen erfüllte die Luft, gräßlich wütheten die Flammen, getrieben von dem heulenden Sturmwind.

Victorin, von namenloſer Angſt getrieben, eilte mit einem großen Theil ſeiner Schwadron auf Wimmer's Haus zu, und ließ es beſetzen; dann flog er mit den Uebrigen zu Hulda's und Martin's Wohnungen, dieſe letzte brannte ſchon. Er ſtieß Hulda's Hausthüre auf. Er rief mit einer Stimme, die Todte erwe[illegible] konnte; Niemand vernahm's. Von beiſpielloſer Angſt gefoltert, eilte er die Stiege hinauf, auf Hulda's Thüre zu. Sie war verſchloſſen. Ein Fußtritt ſprengte ſie auf. Da lag bleich un[illegible] wie todt Hulda. — Er lief zurück auf die Straße, holte ſeine Leute, ließ die Geliebte in ſeinen Mantel hüllen, und durch die Straßen nach Wimmer's Wohnung tragen. Als er ſie ſicher wußte, und ſie dem unglücklichen Wimmer, der am Arme verwundet auf ſeinem Bette lag, übergeben hatte, flog er, von Niemand als dem treuen Trompeter begleitet, zu Tilly, der auf dem Balkon des Rathhauſes ſtand, und behaglich den wüthenden Flammen und dem Morden zuſah, um für die unglücklichen Einwohner Schonung zu erflehen, und dem, ſein Herz zerfleiſchenden Morden Einhalt zu thun. Er ſtürzte zu des lächelnden Wütherichs Füßen, und flehte um Erbarmen, daß nicht das unſchuldige Blut des Helden Siegerruhm beflecke. Graf Tilly hörte die feurige Rede des Jünglings ruhig an: „Kommt in einer Stunde wieder, Amperger!“ war ſeine Antwort. „Ich will dann ſehen, was ich thun werde; der Soldat muß für ſeine Gefahr und Arbeit etwas haben!“ — Da erhob ſich glühend Victorin: „So komme über dich, Unmenſch, das Blut der Tauſende, die du ſchlachten läſſeſt, und dein Richter fordere es einſt von deiner Seele, und fluche dir dann, wie ich dir fluche!“ — So ſprach er zu dem erbleichenden Wütherich, und ſchritt hinaus mit einem Herzen, das in ſeinen innerſten Tiefen zerriſſen war. — Da fand er bei dem Hinausſchreiten aus dem Portale des Rathhauſes ſeinen Trompeter bleich und blutend hingeſunken. Er lud den Knaben auf ſeine Schultern, und eilte mit ihm davon. — Aber der Gedanke, er könne ihn in's Leben rufen, ließ ihn bald wieder raſten und den Knaben niederlegen; er riß ihm das Koller aus, das Wamms auf — und — ein ſchneeiger Buſen, jugendlich und reizend, quoll ihm entgegen — ein Blick in das bleiche Geſicht, und mit dem Ausruf: „Allmächtiger! das iſt Röschen!“ hob er den Leichnam an ſeine Bruſt, und ſeine Thräne rannen, und ſeine Lippen küßten die bleichen Lippen Röschen's — da ſchlug ſie noch einmal das Auge auf: „O, Victorin, an deinem Herzen?!“ liſpelte ſie und — ſtarb. Betäubt von allem Schrecklichen, was er erlebt und geſehen ſeit den wenigen Stunden, unausſprechlich verwundet in ſeinem Innern, ſank er neben dem Leichnam des treuen Mädchens hin ohne Bewußtſein. Mehrere ſeiner Reiter fanden ihn, und trugen ihn in Wimmer's Wohnung, die von der Plünderung verſchont geblieben war durch die Treue von Victorin's Reitern. Dort erwachend, ſtaunte er, die geliebte Hulda an ſeinem Lager zu finden. Wimmer, den einen Arm in der Binde, half ihr den Retter erwecken. — „Um Gotteswillen, ihr zwei Menſchen, die ich allein noch auf Gottes Erde habe, laßt uns fliehen aus dieſer Mördergrube! Mein Eid iſt gelöſt, ſeit der Wütherich erbarmungslos meine Bitte abwies."

„In Eurer Hand, mein Retter, liegt mein Loos, ſprach Hulda, — o, mein Vater!" unterbrach ſie ſich jammernd, „ich bin vaterlos, ſeid Ihr mein Bruder!" Entzückt durch die Rede, befahl Victorin den Reitern ſchnell, denn das Feuer nahte furchtbar drohend, zwei Reiterkleider zu holen, und bald brachten ſie des Trompeters Kleidung für Hulda, und eine andere für Wimmer, und berichteten die Entdeckung, daß der vermeinte Knabe ein Mädchen geweſen. — „O, Jungfrau," ſprach wehmüthig Victorin, „es hat ein edles Herz unter dem Wamms geſchlagen, das Ihr tragt; kommt jetzt ſchnell, ſobald wir in Sicherheit ſind, ſollt Ihr das Weitere erfahren." — Er zog Wimmer'n und die Jungfrau mit ſich. Der Abend war hereingebrochen, aber nicht die Nacht, denn gräßlichen Tag machten des unglücklichen Magdeburgs Flammen, die weithin den Himmel ſchrecklich rötheten.

Er zog ſie hinaus in die Vorſtadt, machte einen Kahn los, hob Hulda hinein, dann Wimmer, und ſtieß vom Ufer. Mit kräftigem Ruderſchlage theilte er die gluthige Fluth, und pfeilſchnell glitt das Boot hinab. Bald verſchwand die brennende Stadt, die Wimmer und die Jungfrau ſtumm angeſtarrt hatten, aus ihrem Geſichtskreiſe, doch der gluthige Himmel blieb über ihnen. Das kaiſerliche Lager lag gegen Morgen weit hinter ihnen und Victorin nicht mehr mächtig, weiter das Steuer zu führen, legte am Ufer an. Die drei Flüchtlinge erquickten ſich. Victorin konnte, ſeit es Tag geworden war, ſeine Blicke nicht von Hulda wenden. Hulda in dieſem Anzuge war ihm, wenn es möglich geweſen wäre, doppelt theuer. Jetzt erzählte er ihnen nicht ohne Thränen Röschen's Geſchichte, von ſeinem Eintritt in die Mühle bis zu ihrem Tode, der, wie man deutlich an dem Kleide ſah, durch einen Schuß in die Seite veranlaßt worden war, ſofern ſie ihm nämlich ſelbſt bekannt war. Wimmer wurde innigſt bewegt, und Hulda drückte ihre Arme unwillkürlich gegen das Herz, als wolle ſie Röschen's Gewand an ihr Herz drücken. „O," ſeufzte ſie in ſich hinein, „könnte ich für ihn thun, was ſie that, für ihn ſterben!" Victorin ſchien es geahnt zu haben, was ſie dachte; er drückte leiſe ihre Hand und zwei große Thränen rollten, dem Andenken Röschen's geweiht, über ſeine Wangen.

Als Victorin geendigt, nahm Wimmer das Wort. „Euer Werk iſt gelungen, edler Menſch; Ihr habt mir Gattin und Kinder und ihnen den Gatten und Vater erhalten, Ihr habt dieſe edle Jungfrau gerettet aus dem größern Elend als dem Tode — — jetzt, jetzt nehmt meinen Dank!" Er flog an ſeine Bruſt, er drückte ihn an ſich mit unausſprechlicher Liebe, er nannte ihn du, Bruder; alle Namen der Liebe gab er ihm. Victorin entwand ſich ihm — „Habt Ihr mir weniger gethan?" fragte er. „O, ich habe kaum vergolten, was ich Euch ſchuldete." — „Aber wie will ich Euch vergelten?" ſprach Hulda in der Gluth der Liebe. Da wandte ſich Wimmer zu ihr. „Ihr, Jungfrau? O, Ihr könnt dem Edlen reichlicher vergelten als ich. Habt Ihr nicht ein Herz, ein reines — treues Herz? O, wie er Euch liebt, darf nur ich Euch ſagen." Da kniete Victorin nieder vor ihr und faßte ihre Hand, und überwältigt von ihren Gefühlen, ſank die Jungfrau an Victorin's Bruſt, und Wimmer legte ihre Hände zuſammen und ſprach: „Was Gott zuſammengefügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!" — und die Morgenſonne trat eben hervor aus gluthigem Gewölk und beſchien zwei der glücklichſten Menſchen. Nach dem erſten Rauſche des Entzückens fragte Wimmer den Jüngling: „Was aber wollt Ihr beginnen? — Wohin Euch wenden? Wohin die Jungfrau bringen?" — Hulda erbleichte bei der Frage. Victorin hob begeiſtert ſeine Hand empor: „Ich weiß," ſagte er mit Feuer, „daß ſie in Heilbronn eine Muhme hat; dorthin will ich ſie geleiten, als ein treuer Bruder, und für ihr Heil und Leben das meinige einſetzen, ſo wahr mir Gott helfe!" Wimmer ſchwieg eine Weile — dann ſagte er: „Bedenkt, ſie iſt ein Weib, bedenkt die Gefahren des Wegs!“

„Ich habe es wohl bedacht!“ erwiederte Victorin. „War ich nicht ein fahrender Schüler noch vor Kurzem? Ich werde es wieder. Will anders die Jungfrau ſich meiner Ehre anvertrauen, ſo begleitet ſie mich als Pennal und wir ziehen ohne Fährlichkeit der Heimath zu.“

„Ich vertraue Euch; wem ſollte ich ſonſt trauen als meinem Lebensretter, dem Retter meiner Ehre? Wem könnte ich mich ſicherer anvertrauen?“ So ſprach ernſt und feierlich die Jungfrau.

„So geleite euch Gott und ſeine Engel ſeien mit euch!“ ſprach Wimmer. „Ich danke Gott, daß ich von meiner Habe ſo viel retten konnte, daß ich euretwegen außer Sorgen ſein kann!“ Er ſchnallte nun einen Gurt ab und theilte mit Victorin. Dann kauften ſie ſich im nächſten Städtchen Kleider und trennten ſich. Der dankbare Wimmer zog zu Gattin und Kind, die er in Dresden ſicher wußte, und Victorin mit der Geliebten nach dem Schwabenlande.

Ohne Gefahren kamen ſie nach einer langen, wegen Hulda'n langſamen Reiſe nach Heilbronn, wo Victorin die Geliebte der Muhme überlieferte. Es waren die glücklichſten Tage ſeines Lebens, die Tage dieſer Reiſe. Hulda's Herz hatte ſich in ſeiner ganzen Engelreinheit vor dem Jüngling entfaltet. Ihre Liebe zu ihm hatte ſich ſo herrlich gezeigt, ſie war ſo innig geworden, daß mit Schmerz der Jüngling die Thürme von Heilbronn ſah. Noch acht Tage blieb er dort in der Geliebten Nähe, dann begab er ſich in die Gegend von Ulm, um Gottfried Leuchtlin, der derweilen Stadtkämmerer geworden war, zu ſich zu beſcheiden. Er kam, der ehrliche Gottfried, und ſeinen Bemühungen und uneigennützigen Anſtrengungen hatte Victorin es zu danken, daß, da ſein Erbfeind todt war, der Rath von Ulm die Verweiſung aufhob und Victorin die Bürgerrechte verlieh. Leuchtlin war es, der ihm eine einträgliche Stelle verſchaffte. Und als zwei Monate um waren, erſchien Victorin als Freiwerber bei Hulda

Er fand die Geliebte überaus glücklich, denn ihr Vater hatte ſich durch ein halbes Wunder aus dem brennenden Magdeburg gerettet, hatte Wimmer gefunden und ſeiner Tochter glückliche Rettung erfahren und ſie in Heilbronn wiedergefunden. Gern ſegnete der von dem Verluſte ſeines Vermögens gebeugte Alte den Bund ihrer Liebe, und bald führte Victorin die Geliebte als Gattin heim, und das Glück der Liebenden blühte fröhlich, und als ihr erſter Sohn getauft wurde, ſtand der edle Wimmer zu Gevatter in Ulm, und freute ſich unausſprechlich ihres Glückes.

Huaskar.

Eine Erzählung aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts.

1.

In jener Zeit, wo Francesco Pizarro nach unausſprechlichen Leiden, Entbehrungen, Kämpfen und Blutvergießen das herrliche Peru entdeckt und erobert, das großherzige Volk der Peruaner zu der drückendſten Sclaverei herabgewürdigt, in dieſes unglücklichen Volkes Blute ſich gebadet, ſeinen Fürſten gemeuchelmordet, den Frieden tauſender harmloſer Menſchen zertrümmert, und dennoch, trotz dem unausſprechlichen Reichthume der Beute, ſeinen Golddurſt nicht geſtillt hatte, in jener für Europa in vielfacher Hinſicht heil-, für die neue Welt aber unheilbringenden Zeit, wo Alles, was Spanien an verworfenen, raubgierigen, habſüchtigen Glücksrittern in ſich ſchloß, nach dem transatlantiſchen Paradieſe die gefahrvolle Reiſe unternahm, hoffend, mit amerikaniſchem Golde die verlorenen Glücksgüter, den eingebüßten guten Ruf dermaleinſt wieder zu gewinnen und ſchwelgend die Folgezeit zu durchleben — in jener Zeit ungeregelter Wünſche und Handlungen, Begierden und Leidenſchaften — lebte unweit Sevilla, treu ergeben ſeinem heiligen Berufe, Führer der Menſchen auf dem Wege zum Himmel zu ſein, Muſter jeglicher Tugend im dreifachen Verhältniß als Menſch, Chriſt und Prieſter, der fromme Las Caſas. Beinahe angebetet von ſeinen Pfarrkindern, hochverehrt von Jedem, der ihn kannte, hatte der edle Mann ganz ſeinem heiligen Berufe gelebt, und heller ſehend, als ſo viele Andere ſeiner finſteren Zeitgenoſſen, Licht und Troſt geſpendet nach allen ſeinen Kräften, und den hohen Gottesfrieden eines reinen, pflichttreuen Bewußtſeins in ſeinem Thun gewonnen; aber wie in ſo manches Gemüth, obwohl auf andere Art, die Nachricht von Pizarro's wirklich gefundenem Eldorado gleich einem elektriſchen

Schlag, jede Kraft neu aufregend, fuhr, ſo traf auch dieſe Kunde den edlen Las Caſas. Mit einem Herzen voll Menſchenliebe hatte ihn die Natur beſchenkt, mit einem großen, edlen Herzen. Ihn hatte ſein Geſchick in früher Jugend nach Sanct Domingo geführt, wo er Zeuge war jener unmenſchlichen Mißhandlung, welche die Spanier an den Wilden verübten; wo er oft mit blutendem Herzen Zeuge geweſen, wie entmenſcht ein Menſchenherz werden, wie ſchrecklich es gegen die Brüder wüthen kann.

Seit jener Zeit ſtanden jene grauſenhaften Bilder in all ihrer blutigen Furchtbarkeit vor ſeiner Seele, und es zog ihn ein heiliges, unnennbares Gefühl hinüber in den Welttheil des Jammers, Freude zu bringen den Unglücklichen. Nicht der Ehrgeiz, der nur nach eitler Verherrlichung des eigenen, unbedeutenden Namens ringt, nicht die Habſucht, die nur Reichthümer ſucht, und nicht die Frivolität, die den Erwerb nur als Mittel zum Zweck üppigen Lebensgenuſſes anſieht, beherrſchte ihn; in ſeinem Herzen wohnte jene Liebe, die des wahren Jeſusjüngers eigenthümliches Abzeichen iſt, die nicht das Ihre ſucht, ſich nicht erbittern läßt, nicht nach Schaden trachtet, ſondern Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet, Alles verträgt; jene Liebe belebte ihn. Es war ihm oft in den heiligen Stunden einſamen Gebets, als ſpräche in ihm eine Stimme: „Ziehe hin, mein Knecht, und bringe Frieden, wo alle deine Brüder nur Mord und Raub üben, gib dem unglücklichen Volke die unvergänglichen Güter, wo jene die vergänglichen mit thieriſcher Leidenſchaft ſuchen, gib ihm die Freiheit der Kinder Gottes, wo ihm jene die äußere frevelnd rauben!“

So ſprach's in ihm. Und öfter und öfter vernahm er die innere Stimme, die er nur als die heilige Stimme des Herrn anſehen konnte. Und der innere Trieb wurde kräftiger, ſo daß der fromme Mann nicht mehr länger widerſtehen konnte. Wie wehe es ihm auch that, die zu verlaſſen, die ihm anvertraut waren, die er mit Grauen wieder in Händen eines finſtern Fanatikers fallen zu ſehen befürchten mußte; wie lieb ihm auch der ſtille Frieden ſeines bisherigen Lebens war, und wie oft auch das Bild ſeiner Zukunft ihm in einem düſtern Lichte erſchien, widerſtehen konnte er nicht. Mit ſchwerzem Herzen verließ er ſein ſtilles Dörfchen und ſeine ihn liebende, um ihn trauernde Heerde, und wanderte zu ſeinem Biſchof nach Sevilla, der ihm feierlich die Befugniß gab, jenſeit des Meeres dem Herrn einen Tempel im Menſchenherzen zu erbauen.

Damals gerade war es, wo wieder ein Haufen gold- und ruhmgieriger Hidalgos und Ritter, untermiſcht mit der Hefe des Menſchengeſchlechtes, ſich einſchiffte, um Pizarro's Waffen neue Stützen, Perus Völkern neue Henker und Mörder zuzuführen, und nicht ohne inneres Widerſtreben, das nur im Bewußtſein ſeiner reinen und lautern Abſicht ſeine Beruhigung fand, geſellte ſich Las Caſas zu ihnen, und beſtieg mit ihnen ein Schiff, das dem neuen Welttheil ſo viele Schlacken und nur ſo wenig reines Gold bringen ſollte. Kaum hatten ſie das Schiff beſtiegen, ſo blies auch ſchon ein günſtiger Wind in die ſchwellenden Segel, und die Wimpel mit den ſpaniſchen Farben, geziert mit dem heiligen Kreuze, wehten und flatterten luſtig in dem freien Luftraum, und die Schiffe tanzten über die kreiſelnden Wogen des Meeres dahin, als ſeien ſie ein leichter Federball. Wie es wohl dem treufrommen Diener des Herrn ſein mochte, als jetzt die, deren unlautere, ja verdammungswürdige Beweggründe zu dieſer Reiſe ſo deutlich ſich in den rohen, entmenſchten Zügen, und in den frevelnden Reden und Wünſchen offenbarten, einen Lobgeſang auf den Herrn anſtimmten, der ſie zu Streitern für ſeine Ehre erkoren habe? — Schneller noch und glücklicher, als es Las Caſas gewünſcht, ging die Reiſe vorüber, und bald hatte er die Freude, die ſchneebedeckten, mitunter auch grünbelaubten Gipfel der Cordillera de los Andes zu erblicken, wie ſie ſich hinziehen durch das herrliche Land bis hoch hinauf, wo der Nebel der Ferne ihre Formen einhüllte; die Freude, Limas Häuſerreihen am Ufer des ſanft ſeine Fluthen fortwälzenden Fluſſes, im Schatten friſchen, lebhaften Grüns, belebt durch Gruppen neugieriger Spanier, die ſich an den Hafen drängten, zu erblicken.

Las Caſas ſegnete den Augenblick und wünſchte ihn ſehnlichſt herbei, wo er aus der Folterkammer, welche das Schiff für ſeine beſſeren Gefühle und Empfindungen geweſen war, erlöſt würde, und wieder frei von ſolcher unmenſchlichen Menſchennähe, athmen könnte in der freien Gottesluft, und einmal wieder den lang entbehrten heiligen Genuß frommer, ungeſtörter Andacht haben möchte. In den Augenblicken ſolcher Wünſche eilte des frommen Mannes Herz dem Kopfe voraus, denn er bedachte nicht, daß er in Lima nur einen großen Haufen ſolcher Menſchen um ſich haben müßte, die, wo möglich, roher, thieriſcher noch waren, denn die, von denen erlöſt zu werden jetzt ſeine Seele wünſchte. Unter dem lauten Jubelruf der Menge landeten die Ankömmlinge. Alles drängte ſich herzu, ſie willkommen zu heißen, und hier und dort umarmten ſich lang getrennte Freunde und Gefreundete, und die Anſiedler prieſen die glücklich, die da kamen in den Schooß des Reichthums und in die geſetzloſe Willkür dieſes Barbarenhaufens, der wilder und roher war als das Volk, das ſie wild nannten, das ſie mit allen Zwangsmitteln zu Verehrern des Kreuzes zu zwingen bemüht waren, das aber auch als Heiden und Wilde, nach ihrer Ueberzeugung, nicht Anſpruch auf Menſchenrechte machen durfte, und darum in ihrer Hand das willenloſe Spielwerk ihrer Leidenſchaften war. Hin und wieder ſtand, kummergefurchten Angeſichts, ein Peruaner, an den Stamm einer ſchlanken Areca-Palme gelehnt, und blickte traurig auf die Ankömmlinge, in ſeinem Innern ahnend, daß ſie neue Laſten ihm und ſeinem Volke brächten.

Wunderbar fühlte Las Caſas ſich ergriffen, als er zum erſten Mal ſeinen Fuß auf Peru's goldreichen, blutgedüngten Boden ſetzte. Seine Seele fühlte nur Dank gegen den Allmächtigen, deſſen Hand ihn bis hierher ſo wunderbar geleitet; aber dennoch überlief ihn ein Schauer; denn alle die Scenen des Schreckens, die auf dieſem Schauplatz europäiſcher, chriſtlicher Barbarei vorgefallen waren, traten nach gerade vor ſeine Seele. Noch ſtand er ſinnend da, als die Haufen des Volkes ſich ehrerbietig theilten, und nun ein Mann von unterſetztem Körperbau, breitſchultrig und muskulös, mit einem Geſichte, das ſtarr, kalt und ernſt, nie den Zeichen des Schmerzes und der Freude unterthan geweſen zu ſein ſchien, belebt von einem durchbohrenden Auge, auf ihn zuſchritt. Sein Aeußeres war höchſt einfach. Ein bis auf die Knöchel herabreichender, ſchwarzer Rock, umgürtet von einem rieſenhaften Schwerte, weiße Schuhe und ein grauer Filzhut, ohne allen Schmuck, machte ſeine Kleidung aus. Die Ehrerbietung, welche die Spanier ihm bewieſen, die Bläſſe, die bei ſeinem Anblick ſich über die Geſichter der Peruaner verbreitete, und ein forſchender Blick, den Las Caſas ſchnell auf ſeine Züge warf, ſagten dieſem, hier habe er den ehemaligen Schweinhirten ſeines Kloſters, den jetzigen allmächtigen Vicekönig von Peru, den blutigen Helden Francesco Pizarro zu begrüßen. Nicht ohne eine ſeltſame Regung in ſeiner Bruſt, erweckt durch den Gedanken an den gewaltigen Wechſel menſchlicher Schickſale und Verhältniſſe, trat er ihm entgegen, ihn als ſeinen Oberherrn zu begrüßen. Dieſer aber ließ ihm nicht Zeit zu reden. „Jeſus Maria!“ rief er aus, „da iſt mein erſter Wohlthäter!“ und mit dieſen Worten neigte er ſich, des Greiſes Hand zu erfaſſen, und ehe noch Las Caſas ſie ihm entzogen, küßte er ſie und bat um ſeinen Segen, den Las Caſas, gerührt durch Pizarro's Benehmen, ihm ertheilte. Der Vicekönig erhob ſich. „Seht hier,“ ſagte er bewegt im tiefen erſchütternden Baß, „den Mann, der dem armen Schweinhirten, der jetzt Euer Vicekönig iſt, manche harte Züchtigung erſparte! Ich will, daß Ihr ihn ehret, wie ich ihn ehre!“ Und er faßte Las Caſas Hand, und die Haufen theilten ſich wieder, und durch die ſich neigenden Reihen der Spanier führte ihn Pizarro nach ſeiner Wohnung. Und in ſeiner Rührung ſprach Las Caſas in ſich hinein: „Gott, ich danke dir, daß du mir Gelegenheit gibſt, ein Unrecht abzubüßen! denn der Mann, der ſolche Demuth beweiſt, kann nicht das Scheuſal ſein, wie ihn die Berichte ſchilderten, und bei dieſer Grundlage ſeines Gemüths kann es nicht fehlen, daß ich die etwaigen wilden Regungen in ihm bändige durch die Macht der Religion!“ — Angelangt in ſeiner Wohnung, führte er den Prieſter in eins ſeiner Gemächer, und ſprach: „Hier ſeid Ihr Herr, ehrwürdiger Pater! genießet jetzt der Ruhe und Erquickung, deren Ihr bedürft!“

Und Las Caſas that alſo, nachdem er von den Speiſen genoſſen, welche der peruaniſche Bediente Pizarro's ihm in verſchwenderiſcher Fülle vorgeſetzt hatte.

Am folgenden Morgen hatte Las Caſas kaum ſein Morgengebet geendet, als auch Pizarro ihn ſchon durch einen Edelknaben zur Meſſe einladen ließ. Las Caſas legte ſein Brevier zur Seite und folgte dem Statthalter, und als ſie nun die Meſſe gehört und wieder in den Hof von Pizarro's Wohnung traten, erklang der dumpfe Ton einer Glocke, das Zeichen zum Gericht, das Pizarro nun halten wollte. An einem roth behängten Tiſche nahm er Platz und ließ Las Caſas neben ſich niederſetzen. Bald füllte ſich der Hof mit Spaniern und Eingeborenen, und die Audienzia begann. Schnell und kräftig entſchied Pizarro's ſcharfer Verſtand — aber mit Trauer ſah Las Caſas, wie die Gunſt und Ungunſt willkürlich ihr Spiel mit dem heiligen Rechte trieb. Schon waren die meiſten Händel entſchieden, und murrend entfernten ſich die Betheiligten, denen Unrecht geſchehen, triumphirend die Freunde Pizarro's, als kühn und freimüthig ein Peruaner vortrat, Klage führend gegen Pizarro's Halbbruder Alcantara, daß er ihm ſein Weib entriſſen. Wüthend erhob ſich Pizarro und rief donnernd zu der Wache: „Fort in das Gefängniß mit dem Lügner, der es wagt, öffentlich den Bruder des Vicekönigs ſolch eines Frevels zu zeihen!“ Die Wache riß den betäubten Peruaner hinweg. Aber in dieſem Momente ſprangen mit der Hand an dem Schwerte zwei Spanier, Herrada und Benalcazar, hervor aus dem dichteſten Haufen, und ſchrien: „Das iſt himmelſchreiendes Unrecht! Wir ſind Zeugen, daß Alcantara den Frevel beging. Sprich ein gerechtes Urtheil über ihn!“ Pizarro knirſchte. „Buben!“ rief er brüllend, „iſt das die Ehrfurcht, die Ihr vor dem Repräſentanten Eures Königs habt? Wiſſet Ihr nicht, daß es mich einen Wink koſtet, Euch Beide zu vernichten?“ — „Tyrann!“ riefen ſie, „deine Stunde wird ſchlagen!“ Da riß Pizarro's Geduld. „Schlagt ſie in Feſſeln!“ gebot er mit einer Kälte, die alles Blut in Las Caſas Adern ſtarren machte. Er erhob ſich. „Statthalter,“ ſprach er ſanft, „gilt mein Wort etwas bei Euch, ſo laßt dieſe Männer frei und auch den

Peruaner, und unterſucht die Sache.“ Alcantara, der triumphirend dageſtanden hatte, erbleichte. Pizarro ſah den ehrwürdigen Greis lange an, der ernſt und ruhig vor ihm ſtand. „Ihr ſeid ſehr kühn,“ ſprach er dann, „aber es ſei ſo! Gebet ſie frei. Ich werde unterſuchen — aber wehe Euch, wenn Ihr falſch zeugtet!“ — Er ſtand auf und ging in das Haus. Die Menge verlor ſich, und bald ſah Las Caſas ſich ganz allein im Hofe. Er ging hinaus, um außerhalb der Stadt, im Schatten der Akajoubäume, den Sturm zu beruhigen, der in ſeinem Innern tobte, und den Frieden der Seele wieder zu gewinnen, den er bei dem Anblicke ſolcher Greuel verloren. Er hatte ein Unrecht wenigſtens verhütet, das erheiterte ihn. Als er ſo im Schatten der gewaltigen Bäume dahin ging, in ſeine Gedanken vertieft, da erſchütterte ihn ein neuer Anblick. Ein Spanier trieb mehrere Peruaner mit einer Peitſche vor ſich her zur Arbeit an, die ſie in einem Feldſtück verrichten mußten. Die Hitze war brennend. Erſchlafft von der Anſtrengung, ſanken die Armen nieder. Aber ſtatt ihnen Ruhe zu gönnen, hieb er unbarmherzig auf ſie los. Las Caſas konnte den furchtbaren Anblick nicht ertragen. Er ging hin und verwies dem Spanier ſeine That. „Ha, ha, ha!“ lachte der. „Seid Ihr, ehrwürdiger Pater, denn ſo ein Neuling hier, daß Euch das auffällt? Die Sclaven ſind mein, denn mir hatte ſie Pizarro geſchenkt!“ — Und lachend ſchlug er aufs Neue auf die Unglücklichen; Las Caſas aber wandte ſich mit blutendem Herzen von der Greuelſcene ab und ſeufzte: „Ach, Herr! dieſe Unmenſchen tragen deinen Namen! O, erbarme dich des armen Volkes!“ Tiefer gebeugt, als er ſie verlaſſen, kehrte er zur Stadt zurück, und es ſchien, als habe Pizarro alles Vorgefallene vergeſſen, denn heiter kam er ihm entgegen.

Geſchäfte mancherlei Art feſſelten, nachdem die Siesta vorüber war, den Statthalter am Nachmittag in ſeinem Gemach, wo einige ſeiner Vertrauten bei ihm waren. Las Caſas, dem es in dieſem Hauſe des Schreckens unheimlich zu werden begann, verließ es, um ſich im Freien zu ergehen. Da geſellte Herrada ſich zu ihm. „Ich bin Euch Dank ſchuldig, ehrwürdiger Pater,“ begann er, „für die

Errettung aus den Banden unſeres Tyrannen, die wenigſtens für den Augenblick mir geworden iſt!" — „Für den Augenblick?" fragte Las Caſas. „Ich glaube, daß Pizarro Euch vergeben hat." „Da irret Ihr in Eurer guten Meinung," entgegnete Jener, „denn Pizarro vergibt nicht, ſeine Rache iſt unerlöſchlich; das mag Euch Almagro's Schickſal beweiſen. Doch — wir hoffen, es werde bald anders werden!" —

„Wie meint Ihr das, Herrada?" forſchte Las Caſas. — „Nun," verſetzte Jener verlegen, „man ſagt, Don Alvarez ſolle Statthalter werden und werde bald kommen." Las Caſas ſicherer Blick fand aber, daß dieſe Hoffnung nicht der Grund jener Meinung war, die ſo unwillkürlich herausgeſtoßen worden. Allein Herrada ließ ihn nicht zum Nachſinnen kommen. Er begann von Pizarro's Thaten ſchreckliche Mähr' zu erzählen, ſchrecklichere, als ſelbſt das vergrößernde Gerücht jenſeit des Meeres verkündigt hatte. Unter ſolchen Reden waren ſie an einen Ort gekommen, wo viele Spanier Ball und Würfel um unermeßliche Goldſummen ſpielten. Gerade als ſie ankamen, entſpann ſich ein lebhafter Streit. Um den Preis des Spieles waren zwei Spanier uneinig geworden, und ehe noch Jemand ſich ins Mittel gelegt hatte, ſtieß der Eine ſeinem Gegenpart den Dolch tief ins Herz, daß er röchelnd niederſank und ſtarb. Las Caſas faltete ſeine Hände und rief: „Iſt denn alles Gute erſtorben in dieſen Herzen?" „Alles," erwiederte Herrada, „denn ſeht, wie das Alles ſo gleichgültig angeſehen wird!" Wirklich fingen ſie ruhig wieder an weiter zu ſpielen; ſelbſt der Mörder begann eine neue Spielpartie. „Iſt denn keine Gerechtigkeit?" fragte ſchmerzlich Las Caſas. „Er iſt ein Günſtling Pizarro's, der Mörder," entgegnete höhnend ſein Begleiter, „der ſteht über dem Geſetz, wie Ihr's an Alcantara geſehen." „Das iſt ſchrecklich!" ſeufzte Las Caſas. „O, das iſt nicht Alles," fuhr Herrada fort; „Ihr werdet bald Gelegenheit haben, Pizarro's erfinderiſche Grauſamkeit zu bewundern, denn er hat eine neue Goldſteuer auf die Peruaner ausgeſchlagen, und wenn ſie nicht im Stande ſind, ihr Genüge zu leiſten, ſo zwickt man ſie mit glühenden Zangen, foltert ſie und übt Alles an ihnen aus, was nur die feinſte Bosheit zu erfinden im Stande iſt zur Qual der Menſchen. Doch vielleicht wird ſich's ändern!"

„Seid ſtill," rief jetzt Las Caſas, „und martert mein Herz nicht fürder mit ſolchen Darſtellungen, und entſchuldigt für jetzt, wenn ich Euch verlaſſe." Don Herrada verbeugte ſich und der edle Las Caſas ging. — Aber mit welchen Gefühlen? Zerfallen mit der Welt, die ihn hier umgab, verabſcheuend die Menſchen, von denen er nur Greuel und Schrecken zu ſehen und zu hören gewohnt war, ging er von dannen. Und dennoch lag erſt ein Tag hinter ihm, und der zweite wollte bald ſich neigen, ſeitdem er dieſes Land der verruchteſten Grauſamkeit betreten hatte. Nicht ohne inneres Widerſtreben betrat er Pizarro's Wohnung. Als er ihm die Hand reichte, ſchauderte Las Caſas zuſammen, denn es war ihm, als dampfe Blut von dieſen Händen. — Pizarro bemerkte ſein Schaudern. „Habt Ihr mir auch eine Hiobspoſt?" fragte er lachend. „Es iſt ſchon Einer bei mir geweſen, der mich warnte, weil man mir nach dem Leben trachtete." Jetzt ſtutzte Las Caſas, und jene Andeutung Herrada's fiel ihm wieder ein. Doch beſann er ſich ſchnell. „Ich könnte dem Mann Unrecht thun und einen neuen Funken des Argwohns wieder in Pizarro's Seele werfen," ſagte er zu ſich, und fuhr dann, zu Pizarro gewendet, fort: „Iſt das, mein edler Adelantado, dann möchte ich Euch ins Andenken rufen, was ein Sprichwort unſeres Volkes iſt: „Eine Warnung iſt beſſer als ein Schlauch Xereswein!" — „Recht!" lachte Pizarro, „aber ich fürchte die Warnung nicht." — „Da thut Ihr Unrecht, Adelantado," verſetzte ernſter Las Caſas; „denn erſt zwei Tage bin ich hier, und ſchon weiß ich, daß Ihr Feinde habt." „Die fürchtet Pizarro nicht," entgegnete er ſtolz; „ſo lange meines Armes Kraft und mein gutes Schwert mir bleibt, bin ich unüberwindlich." „Sprecht ſo nicht," bat Las Caſas; „Ihr habt mir ein väterliches Recht über Euch eingeräumt, laßt es mich dadurch ausüben, daß ich als Diener des Herrn Euch erinnere, daß Hochmuth vor dem Falle kommt!" Bei dieſen Worten verzog Pizarro die Miene wie

Einer, der nicht gewohnt iſt, ſolche Erinnerungen zu hören; doch unterdrückte er ein unangenehmes Gefühl und eine bittere Aufwallung, indem er Las Caſas Hand nahm und ſagte: „Eure Sittenpredigt findet nicht Eingang, Pater; denn mein Gewiſſen iſt, ſeit ich in Peru lebe, nicht mehr ſo enge, als es in Spanien war. Laßt uns unſer Mahl einnehmen;“ und mit dieſen Worten gingen ſie dem Saale zu, in dem ſchon mehrere von des Vicekönigs Freunde ihrer warteten.

Die Vorſicht, die man wohlmeinend Pizarro gerathen, ließ er unbenutzt. Nicht einmal eine Wache hatte er an ſeinem Hauſe, weil er fürchtete, daß man es ihm möchte als Feigheit auslegen. Doch mochten ihn die ſtillen Stunden der Nacht davon überzeugt haben, es könne dennoch etwas an der Sache ſein, denn am andern Morgen meldete ein Edelknabe Las Caſas, der Adelantado wünſche, daß er in ſeinem Zimmer eine Meſſe leſe. Gerne entſprach der Prieſter dem frommen Wunſche des Vicekönigs. Gegen alles Erwarten blieb es ruhig in den Straßen Limas, obgleich dieſer Tag als der Tag des Meuchelmordes Pizarro's war angegeben worden. Verſchiedene Offiziere kamen beim Mahle zu Pizarro und Niemand ahnete etwas. Als aber nun Limas Bewohner ſich zur ſüßen Sieſta niedergelegt hatten, erſcholl das furchtbare Geſchrei des Aufruhrs: „Lange lebe der König! Tod dem Tyrannen!“ Jetzt rannten aus allen Theilen der Stadt die bewaffneten Verſchwornen nach dem Palaſte des Adelantado, Herrada und Benalcazar an ihrer Spitze. Ohne Widerſtand drangen ſie ein. Las Caſas war der Erſte im Palaſte Pizarro's, der die Eindringenden ſahe. Er ſtürzte in das Gemach Pizarro's, der eben mit ſeinen Freunden ſich unterredete. „Rettet Euch!“ rief er, „die Meuterer ſind da!“ Die Offiziere erbleichten; nur Pizarro blieb ſich gleich und befahl, die Thüre zu verriegeln, daß er ſchnell ſich rüſten könne; aber es war zu ſpät. Schon ſtürzten ſie zur Thüre herein. Einige Offiziere entſprangen durch das Fenſter, nur Alcantara und einige Freunde blieben, ſich zur Wehre ſetzend. Jetzt begann ein blutiger Kampf. Alcantara fiel zuerſt, gefällt durch Herrada's Schwert. Rüſtig kämpfte Pizarro. Jede Nerve war ein Held an ihm. Bald aber ermüdete ſein Arm und Benalcazar's Schwert führte den Todesſtreich auf ſein Haupt. Ruhig ſtand Las Caſas in der Ecke, ſeinen Tod erwartend, und wirklich drangen Einige auf ihn an; da rief Benalcazar: „Schonet des Prieſters!“ Und die Schwerter ruhten. Laut brauſte der Jubel durch Limas Straßen: „Der Tyrann iſt todt!“ — Und alſobald rief man den jungen Almagro, des durch Pizarro betrogenen und gemordeten Almagro's Sohn, zum Adelantado von Peru aus.

Von Las Caſas und den treuen Bedienten Pizarro's wurde der Leichnam des Ermordeten in die Kirche getragen, und Las Caſas und Halipa, ein geweſener Diener Pizarro's, wagten es allein, den Leichnam des Unglücklichen zu beſtatten. Als dieſe Handlung chriſtlicher Liebe vollbracht war, hatte Las Caſas nicht fürder Ruhe in Lima. Schon war bei dem Anblick des wüſten, geſetzloſen Lebens der Wunſch in ihm rege geworden, ſobald als möglich Lima zu verlaſſen, um mitten in den Urwäldern Perus, in der Nähe einer peruaniſchen Niederlaſſung den ſchönen Entſchluß auszuführen, um deßwillen er hergekommen war. Unbemerkt in dieſem anarchiſchen Tumulte, verließ er die Hauptſtadt und wanderte rüſtig fürbaß, ohne eigentlichen Plan und Abſicht, wo er ſich anzuſiedeln geſonnen ſei; ohne irgend einen Begleiter, als den, den der Fromme immer und überall hat, der der treueſte in der Gefahr iſt, ſeinen Gott; ohne Lebensmittel, weil er welche in den Wäldern zur Stillung ſeines beſcheidenen Bedürfniſſes zu finden hoffte. Er mochte noch nicht weit von Lima entfernt ſein, da ſtieg die Sonne in ihre höchſte Höhe, und beinahe ſengend fiel ihr Strahl herab auf die ſchmachtende Erde, und kein Lüftchen kühlte den ermüdeten Wanderer, der ſeiner ehemaligen Regel getreu, im ſchweren, unbequemen Ordensgewand einherſchritt. Er konnte, nachdem er noch eine Weile über mit köſtlich duftenden Blumen und Kräutern bedeckten Felder und Wieſen gegangen war, nicht mehr weiter; alle ſeine Kräfte waren erſchöpft, die ſtete, unangenehme Spannung, in welcher ſein Gemüth ſich befand, ſeit er Peru betreten, wirkte höchſt nachtheilig auf den Körper zurück, der kräftig genug war, eine noch ziemliche Weile den Stürmen des Lebens zu trotzen. Mühſam konnte er noch eine Gruppe herrlichen Schatten bietender Bäume erreichen, und höchſt ermattet ſank er daſelbſt nieder an dem hohen Stamme des herrlichen Campechebaumes, neben dem ein Tſchirimaja ſeine Aeſte voll duftender Früchte ausbreitete, deren der Arme nicht einmal habhaft werden konnte, weil die Aeſte zu hoch für ihn waren. —

In dieſem Augenblicke, wo Las Caſas einer Ohnmacht nahe war, trat haſtig und triefend von Schweiß ein Peruaner zu ihm, der ſich zu ihm neigte und mit Entſetzen ſpaniſch ausrief: „Heilige Jungfrau! was iſt Euch?“ — Und ſchon bei dieſem Worte ſprang er zu dem Tſchirimajabaum und kletterte, ſchnell wie ein Luchs, hinauf, um Früchte für den Verſchmachtenden abzupflücken. In wenigen Augenblicken ſchon ſaß er neben Las Caſas, legte deſſen müdes Haupt in ſeinen Schooß, und bot ihm die Früchte, die er aß, und dann alſobald in einen erquickenden Schlummer ſank. Noch immer lag ſein Haupt im Schooße des Peruaners, als er das Auge öffnete, und nun, im Beſitze ſeiner vollen Beſinnung, in ihm den Diener Pizarro's erkannte, der mit ihm den Leichnam des unglücklichen Ermordeten in die Kirche der Mater dolorosa getragen hatte. — „Gottlob,“ ſagte der Menſch, da Las Caſas ſich aufrichtete, „Gottlob, daß ich Euch noch zur rechten Zeit fand. Ich war Eurer Spur gefolgt, ſeit ihr Lima verlaſſen; denn wie Ihr nicht mehr in dieſer Mördergrube bleiben wolltet, ſo konnte ich es nicht mehr, denn nun, da mein Herr, der Adelantado, todt iſt, mag ich keines Anderen Sclave werden, denn bei ihm war ich frei und gehalten wie ein Kind.“ Er weinte. „Seltſam,“ ſprach Las Caſas, „du weinſt um den, dem Tauſende fluchen, deſſen harte Fauſt dein Volk in den Staub drückte! Das iſt wohl die erſte Thräne, die ein Peruaner um einen Spanier weint, die erſte, die für dieſen gerade fließt!“ — „Das mag ſein,“ entgegnete Halipa, „aber ich verdanke ihm viel, ſehr viel, und vor Allem die Erkenntniß des wahren Gottes, und mir war er ein Vater. Bei ihm fand ſich, wie in unſeren Bergen, das reine Gold mit Erde und Schmutz vermiſcht. Wer das Gold fand, mußte es ſchätzen!“ —

„Du ſprichſt wahr und wie ein Chriſt reden ſoll von dem Abgeſchiedenen, mein Sohn,“ ſagte Las Caſas, ſeine Hand drückend; „nimm dafür und für meine Rettung Gottes Segen und meinen Dank!“ — Nach einer kleinen Pauſe hob wieder der Peruaner an: „Wo wollt Ihr hin, Vater, in dieſen wilden Gegenden?“ „Mir eine Ruheſtätte ſuchen und deinem armen, gedrückten Volke den Gott der Liebe verkündigen.“ Da leuchtete das Auge Halipa's. „Segne Euch Gott um dieſes Entſchluſſes willen,“ ſagte er gerührt; „aber“ — fuhr er fort, „habt Ihr auch wohl bedacht, daß Ihr nicht mehr jung, und ſo allein allen den Müheſeligkeiten des Lebens in unſeren Wäldern ausgeſetzt ſeid?“ „Ich bin nicht allein, mein Sohn, Gott iſt mit mir!“ „Und wann Ihr wollt, auch ich,“ fiel Halipa ein. „Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder ſind todt, meine Heimath, Kusko, zerſtört, ich bin eine Waiſe, wollt Ihr mein Vater ſein? Alles, was Kindesliebe vermag, will ich für Euch thun!“ Dankend der Vorſehung, ergriff Las Caſas ſeine Hand. „Es ſei,“ ſagte er gerührt, „es ſei; vor Gott hier ſei der Bund geſchloſſen!“ — Die klare Freude leuchtete nun aus des Peruaners ſprechenden Zügen, und Las Caſas fühlte ſein Herz unendlich erleichtert, da er nun ſicher war, ſeine ſegensvolle Abſicht deſto gewiſſer zu erreichen, und einen Genoſſen hatte, der, erleuchtet von demſelben himmliſchen Licht, ihm dienen, ihm die drückendſten Laſten abnehmen, und ſein kleines Hausweſen beſorgen konnte. Neu geſtärkt durch den Genuß der erquickenden Tſchirimajafrucht und der unerwarteten Freude ſetzten ſie nun ihren mühſeligen Weg fort, den freilich Halipa für Las Caſas ſo viel als möglich zu ebenen und zu erleichtern bemüht war.

Tagelang wanderten ſie durch die Moräſte und über die Berge, durch undurchdringlich ſcheinende Wälder, deren Bäume durch ungeheure Schlingpflanzen, voll der wunderſamſten Blüthen und Früchte, oft zu einer feſten Wand verbunden waren. Ueberall ſorgte Halipa, daß Las Caſas nicht Schaden nahm, und wo es für ihn nur irgend nachtheilig werden konnte, wenn er Moräſte durchwaten ſollte, da trug ihn der ſtarke Halipa auf ſeinen Schultern hindurch. Nach vielen Müheſeligkeiten erreichten ſie endlich, weit entfernt von Lima, eine Höhe, von der weit hinaus in das Land ſich ein gewaltiger Hochwald zog. Unten im Thale rauſchte ein klarer Bach, an deſſen Ufer ein Dorf der Peruaner im Schatten hoher Fruchtbäume lag. Sie ſtanden auf der Höhe am Saume des Waldes und blickten in das freundliche Thal, und Halipa ſah fragend und bittend in Las Caſas' Antlitz, worauf dieſer, in Halipa's Seele leſend, alſo ſprach: „Hier iſt gut ſein, Halipa, hier laß uns eine Hütte bauen!“ Da jauchzte der Peruaner laut auf vor Freude. „Bleibt hier in des Waldes Dunkel, Vater, ich will hinab in das Dorf gehen, um meine Landsleute Euretwegen zu beruhigen; denn ſonſt werdet Ihr bei dem Haſſe, den das Volk gegen die Spanier nährt, nicht ſicher ſein,“ ſagte er. Und mit dem Wunſche, daß der Herr ſein Werk fördern wolle, entließ er den Treuen, der eiligſt dem Dorfe zulief. Während deſſen aber ſank der Greis betend auf ſeine Kniee, indem er ſprach: „Vater, der du mich bis hierher geleitet, mich errettet aus Limas blutigen Mauern, gib, daß ich hier dir einen Tempel baue und die Saat deines Sohnes ſtreue auf einen guten Boden, auf daß er grüne und wachſe zu deines Namens Ehre!“ —

Lange Zeit mußte er harren, bis endlich Halipa kam. Er brachte den Caziken des Ortes mit ſich, der einen grünen Palmzweig als Zeichen ſeiner friedlichen Geſinnung trug, und ihn Las Caſas darbot. „Ihr könnt Euch ihm anvertrauen,“ ſagte Halipa. „Er meint es ehrlich und gut; folget ihm, mein Vater! Er will Euch in ſeine Hütte nehmen, bis wir eine Hütte erbaut haben werden im Walde.“ Gerne folgte Las Caſas, denn er ſehnte ſich wieder einmal an einem ſichern Orte zu ſchlafen, wo nicht das Heer des Moſkito's ihn quäle, und die Gefahr, von Vampyren oder Unzen und den furchtbaren ſchwarzen Tiegern getödtet zu werden, ihn nicht mehr umgäbe. Mit Herzlichkeit wurde er aufgenommen, und ſchon am Abend begann er durch Halipa's Dolmetſchung den

Grund des chriſtlichen Glaubens zu legen, wo er willige und achtſame Hörer fand, obgleich doch viele Bewohner des Orts ihn nicht ohne Mißtrauen in ihrer Mitte ſahen, denn nur zu ſehr hatte die Vergangenheit ſie gelehrt, daß keinem Spanier zu trauen ſei. Das Zuſammenleben mit den Peruanern, die kleinen Kunſtfertigkeiten, die er ſie zu lehren wußte, die Mittel, die er gegen manche Krankheiten kannte, und die Leutſeligkeit und Freundlichkeit, die er ihnen erwies, gewannen bald dem edlen Las Caſas alle Herzen, und wie ihn der treue Halipa ehrte, ſo ehrten und liebten auch ſie ihn.

Ohne alle Widerrede bauten ſie ſelbſt ihm eine geräumige Hütte unweit des Dorfes im lichteren Theile des Waldes, und daneben eine kleine Kapelle mit einem Altare, dem Gott, der die Liebe iſt, geweiht. Und hier in dieſer abgeſchiedenen Einſamkeit, fern von den Europäern, die ſo unwürdig dieſes großherzige Volk behandelt, lebte er Tage frommer Beſchauung und geſegneten Wirkens; und während in Lima Spanier- und Peruanerblut in Strömen floß, und der Bürgerkrieg, ſeit Gonzalez Pizarro aus Quito zurückgekehrt, wüthete, wohnte hier der Friede Gottes; und während dort Gonzalez und ſeine Anhänger Rache, blutige, unerſättliche Rache an den Mördern ſeines Bruders nahm, verkündigte der fromme Diener des Herrn das Wort des Ewigen, und erleuchtete und erwärmte die Herzen der Peruaner. Der ſichtbar glückliche Erfolg ſeiner Bemühungen ſchuf Las Caſas zu einem Jüngling um. Neue Kräfte, neues Leben fühlte er in ſich. Begeiſtert von dem Gedanken, das erkorene Werkzeug in der Hand des Herrn zu dieſes Volkes Erleuchtung zu ſein, gab ihm eine Freudigkeit, die ihn nie ermüden ließ. Und ebenſo wuchs des Volkes Liebe zu ihm. Und Halipa, der Genoſſe ſeiner Einſamkeit, deſſen rührende Liebe zu ihm Las Caſas reines Glück erhöhete, war gleich ihm thätig zu ſeines Volkes Veredlung.

In gleichförmiger Stille und Ruhe floſſen des Greiſes Tage dahin. Halipa beſorgte den kleinen Haushalt mit pünktlicher Treue, und bot Alles auf, Las Caſas edle Abſicht zu befördern und dem Greis in den Stunden der Erholung Freude zu machen. Alle ihre

Bayeriſche Staatsbibliothek

Lebensbedürfniſſe brachten die dankbaren Peruaner, und ſelten verging ein Tag, wo nicht Einer oder der Andere Grenadillen, Sapaten, Bataten oder andere köſtliche Früchte brachte, um dem „Vater,“ wie ſie Las Caſas nannten, eine Freude zu bereiten. Oft machte Las Caſas mit ſeinem treuen Halipa Wanderungen in die Wälder, um dort die köſtliche Ananas zu ſuchen, die Peru hervorbringt. Eines Tages waren ſie auch wieder mit den erſten Strahlen der Morgenſonne hinausgewandert, und zwar nach einer Gegend der Anden hin, wo ihr Weg ſie noch nicht hingeführt hatte. Die Luft war rein und heiter; noch lag die drückende Hitze nicht auf den Wäldern, und ſanfte Kühle umwehte ſie noch. Wundervolle Blumen blühten überall, herrliche Bäume erhoben ihre Wipfel hoch in die Lüfte, und ſchaarenweiſe wiegten ſich die prächtigſten Papageyen auf ihren Aeſten, und die zahmen Agami flogen zutraulich um ſie. Las Caſas fühlte ſich ungemein wohl in dieſer lieblichen Wildniß, und ſetzte ſich auf einen großen Waldſtein, ſich ganz ſeinen Empfindungen zu überlaſſen, als plötzlich Halipa zu ihm zurückkam und erzählte, wie unweit von ihnen ein Knabe ſitze, den er für einen Inka, für ein Kind der Sonne, wie ſein Volk ſie nenne, erkannt habe. Las Caſas ging mit ihm. In dieſer Gegend war keine Niederlaſſung; um ſo auffallender mußte die Erſcheinung des Knaben ſein. Bald erblickte ihn auch Las Caſas, und als er eine Weile ihn beobachtet hatte, ſprach er zu Halipa: „Der Knabe weint; er iſt unglücklich, mein Sohn. Laß uns ihm helfen.“ — Sie gingen jetzt auf ihn zu. Der Knabe fuhr erſchrocken bei ihrem Anblick auf und wollte fliehen; allein Halipa rief ihn freundlich an, und der Knabe blieb. Er ſchien fünfzehn Jahre alt zu ſein, war groß, ſchlank und weißer als die übrigen Peruaner. Auf ſeinem Geſichte, das man ſchön nennen konnte, lag der Ausdruck tiefer Trauer. — „Was iſt dir, Kind der Sonne?“ fragte freundlich Halipa. „Nenne mich Huaskar,“ erwiederte er, „und ſprich, „was will der Spanier?“ „Frieden dir bringen, und Hilfe und Troſt,“ verſetzte Halipa, „denn du biſt traurig und er iſt gut und mild, und die Unſrigen lieben ihn wie einen Vater.“ Er ſah Las Caſas forſchend an, und wendete ſich dann wieder zu Halipa mit den Worten: „Er ſieht nicht aus, wie die Mörder meines Vaters Atahualpa. Iſt er gut, ſo bitte ihn, daß er dem helfe, der mir ein zweiter Vater iſt, mich rettete, mich erzog!“ Die Thränen rannen bei dieſen Worten über ſeine Wangen, und traurig ſetzte er hinzu: „er iſt ſehr krank!“ — „Wo iſt der Kranke?“ fragte Halipa, „führe uns zu ihm, und ſo es noch möglich iſt, wird er ihm helfen, denn er weiß wohl die Kranken zu heilen.“ Hierauf erklärte Halipa die Unterredung ſeinem Herrn, der ſie nicht ganz verſtanden hatte, indem er ſo ganz noch nicht der Sprache Meiſter war. Freundlich bot Las Caſas dem Jüngling die Hand. Er führte ſie durch ein verwachſenes Dickicht, zwiſchen hohen Felſen hindurch, bis ſich plötzlich ein kleines Thal vor ihnen öffnete, wo eine Hütte neben einer plätſchernden Quelle lag. Sie traten ein. Auf einer Matte lag ein Greis, ehrwürdigen Anſehens, aber manches Leiden ſchien dieſen ſtarken Körper getroffen und ihn ſo hinfällig gemacht zu haben. Sein matter Blick maß die Eintretenden. „Huaskar,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme, „was will der Spanier? Warum bringſt du ihn jetzt gerade, wo meine Augenblicke gezählt ſind? Warum willſt du mich quälen in den letzten Augenblicken meines Lebens?“ — „Den Vorwurf mir nicht, Vater!“ flehte Huaskar; „glaube mir, er will dich heilen, daß du noch nicht zu den Göttern geheſt; er iſt ein Bote des Friedens, ſo ſagte dieſer Peruaner!“ — „Bote des Friedens?“ rief, alle Kräfte krampfhaft anſtrengend, der Sterbende; „kein Spanier will Frieden — nur Raub und Mord. Sie haben mir Alles genommen, Weib und Kind, Ehre und Habe, meine Heimath und Alles, was mir lieb war; Fluch ihnen ewig!“ — „Gott!“ ſchrie in dieſem Augenblicke Halipa, „das iſt mein Vater!“ Er ſtürzte zu dem Lager hin, er kniete vor dem Greiſe. „Vater, mein Vater!“ rief er, „o ſtirb nicht, jetzt, wo ich dich wiederfinde! — Großer Gott! ſeine Hand wird kalt! Vater, Vater, ſieh mich nur noch einmal an, ehe du ſtirbſt!“ — Der Geis richtete ſich noch einmal auf und blickte ſtarr auf ihn. „Halipa,“ ſprach er matt, „biſt du's, mein verlorener Sohn?“ — „Ich bins, mein Vater, mein theurer Vater! o ſegne mich!“ Der Greis legte die Hand auf ſeine Stirn und bewegte leiſe die Lippen; dann ſprach er: „Sei Huaskar's Bruder — er iſt das letzte Kind der Sonne, *) Perus rechtmäßiger Inka! Haſſe die Spanier und räche an ihnen unſer Elend — Segen Euch — Fluch ihnen!“ — Die letzten Worte hatte er unter convulſiviſchen Zuckungen ausgeſprochen; nun ſank er auf das Lager zurück und war eine Leiche.

Sprachlos und ſtarr hatte Las Caſas bei dieſer Scene geſtanden. Wie ein Dolch fuhr des Sterbenden Rede ihm durchs Herz. Nun trat er zu der Leiche, in ſeinem Innerſten erſchüttert, und drückte die ſtarren Augen zu. Er faltete die Hände über der Bruſt und wandte ſich dann zu Halipa und Huaskar, die in ſtummem Schmerze noch auf ihren Knieen lagen. „Friede ſei mit dir, mein Sohn!“ ſagte er, Halipa's Hand faſſend. „Finden und verlieren iſt der Erde Loos!“ — „Mein Vater, mein Vater!“ klagte Halipa. „Blicke hinauf, mein Sohn,“ fuhr gerührt der Greis fort, „dort ſiehſt du ihn wieder, war er edel und gut!“ Er zog ihn an ſeine Bruſt und küßte ihn auf die Stirne. „Nannteſt du mich nicht Vater, ehe du den Geſchiedenen fandeſt?“ fragte er ſanft. „Nenne mich wieder ſo; ſei mein Sohn, wie ich dein Vater ſein will!“ Da ſank Halipa an ſeine Bruſt; dann ging er wankend zu Huaskar, der, einer Bildſäule gleich, da ſtand, faßte ſeine Hand und nannte ihn „Bruder.“ Da ſchien es, als erwache er aus einer Starrſucht, und auch er fiel um Halipa's Hals. „Sei mein Bruder, Fremdling!“ rief er aus; „nimm dich des Verwaiſten an!“ Halipa umarmte ihn; dann führte er ihn zu Las Caſas. „Sei auch ſein Vater!“ bat er; und Las Caſas zog Huaskar zu ſich und nannte ihn Sohn, und ſein Geſicht war verklärt wie das eines Heiligen. Der Schmerz Huaskar's und Halipa's, der ſeinem Vater früh entriſſen worden war und ihn längſt als todt betrauert, und nun ſo plötzlich ihn wieder erkannte, um ihn jetzt erſt ganz zu verlieren, war groß und dauernd. Las Caſas überließ ſie gern ſich ſelbſt,

---

*) So nannten die Peruaner ihre Fürſten, ihre Inkas.

bis der Leichnam in das Grab geſenkt war, das Las Caſas ſelbſt mit zitternder Hand graben half; dann bat er ſie, den Ort zu verlaſſen, wo ſo ſchmerzliche Erinnerung ſie überall begleite. Es koſtete ihn viele Mühe, Huaskar'n zu vermögen, daß er ſeine ſtille Hütte verließ, wo er erzogen werden war. Doch gab er endlich nach, als Halipa ſelbſt in ihn zu dringen anfing, und ſo kehrten ſie zur ſtillen Hütte zurück, von der Halipa ſo fröhlich geſchieden war, die er jetzt ſo kummervoll wieder ſah.

Allgemein war die Freude der Peruaner, als ſie vernahmen, daß Las Caſas, deſſen Verſchwinden ſie tief betrübt hatte, wieder heimgekehrt ſei. Alle kamen, ihn zu ſehen und ihm ihre Freude zu verkündigen, und ihm zu ſagen, wie ſehr ſie beſtürzt geweſen, als er und Halipa ſo plötzlich, ſo ſpurlos verſchwunden ſeien. Alle erſtaunten, in Huaskar einen Inka zu finden, da ſich längſt die Sage unter dem Volke verbreitet hatte, ſie ſeien Alle von Pizarro ermordet worden.

Und die alte Ordnung, die alte Stille, aber nicht die alte Heiterkeit kehrte wieder in der Hütte ein, denn Halipa und Huaskar waren beide zu tief gebeugt von ihrem Schmerze; doch der Troſt der Chriſtusreligion gab Frieden Halipa's Seele, und auch Huaskar lernte ihn bald kennen und ſeine Gotteskraft empfinden. Bei ihm, dem unverdorbenen Kinde der Natur, bei dem die Irrthümer ſeiner Volksreligion noch nicht feſtgewurzelt hatten, fand nun der edle Las Caſas ein neues Feld ſeiner Thätigkeit. Aber dennoch, obgleich Huaskar's offene Seele jedes Samenkorn kräftig aufnahm, ſtand ein gewaltiges Hinderniß Las Caſas entgegen — der tief eingewurzelte, von ſeinem Pflegevater lang genährte Haß gegen die Spanier. — Aber die Liebe ſchmolz endlich die Eisrinde des Haſſes, die um des Jünglings Herz lag, und die Sonne der Gnade erleuchtete und erwärmte auch ihn. Die Stunden des Unterrichtes, des Gebetes, ſie waren die ſeligſten für den Greis. Oft ſaßen ſie alle Drei im Scheine der hinter die Anden hinabſinkenden Abendſonne und ſprachen vom ewigen Leben, vom freudigen Wiederſehen im Reiche des Vaters der Liebe, und ſtiller Frieden ſenkte ſich in ihre Seelen, und ſie fielen nieder im innigſten Gebete. — Obgleich bis hierher die Religionslehre der Hauptgegenſtand der Unterrichtsſtunden Huaskar's geweſen war, ſo begann doch jetzt Las Caſas, der ſelbſt einſt auf Salamanca's Hochſchule den Wiſſenſchaften und vor Allem der Rechtskenntniß obgelegen, ſpäter aber aus eigenem, innerem Triebe Profeß gethan hatte, wahrzunehmen, der helle Geiſt des Jünglings verlange und erheiſche auch noch andere Nahrung, und es ſei Sünde, ſolche Anlagen, wie Huaskar's, unentwickelt zu laſſen. Recht froh, wieder einen neuen Kreis nützlicher Thätigkeit ſich eröffnet zu haben, begann Las Caſas des Jünglings Unterricht ſpielend, und ſiehe, er ſchritt muthig und kräftig voran, und der Greis mußte rüſtiger vorſchreiten, um aus dem Borne des Wiſſens den Durſt des lebhaften Geiſtes zu ſtillen. Oefters nahm Halipa Antheil an dem Unterricht — aber bald wurde es ihm zu viel und zu ſchwer, und freiwillig ließ er Huaskar allein auf der neuen Bahn, auf der er ohnedem dem Wißbegierigen nicht folgen konnte. Auf dieſe Weiſe ging eine geraume Reihe von Tagen, Wochen und Monden herum, ohne daß ſich die drei Einſiedler um die Außenwelt bekümmerten, und ſie wähnten, in Lima ſei Ruhe und Frieden; aber wie ſchrecklich wurden ſie aufgeriſſen aus dieſer Ruhe durch die Nachricht, daß mordend, ſengend und brennend und goldgierig, wie nach Beute das hungrige Raubthier, hordenweiſe die Spanier, auf Gonzalez Pizarro's Befehl, Peru durchzogen und Greuel übten, vor denen die Menſchheit ſchaudere.

Am Nachmittage deſſelben Tages, wo Halipa weit ſüdwärts in der Richtung gegen Lima zu in die Wälder gegangen war, um kühlende und erquickende Baumfrüchte zu leſen, wurde er plötzlich durch mehrere Spanier überraſcht, die ihn rücklings anfielen und ihn anriefen: „Gold, heidniſcher Hund, oder wir hängen dich an dem nächſten Baum auf!“ — „Das werdet ihr nicht thun,“ — antwortete ſpaniſch Halipa den verblüfften Räubern und kehrte ſich zu ihnen. Dieſe fuhren zurück und riefen: „Halipa, wie kommſt du hierher?“ Halipa erzählte es ihnen und ſprach von Las Caſas. „Aha,“ entgegneten ſie, „das iſt der Freund Pizarro's! Nun, wir wollen das Dorf ſchonen.“ Sie gingen hierauf zurück. Halipa eilte, ſo ſehr er konnte, ſeinem väterlichen Freunde und Herrn die Kunde von der drohenden, aber glücklich abgewendeten Gefahr zu bringen. Doch wie erſchrak er, als er das Dorf in Flammen, die Einwohner im ungleichen, blutigen Kampfe mit den Spaniern fand. Entſetzt wendete er ſich zur Hütte. Sie war leer und verrieth deutlich die Spuren der Beraubung. Das würde ihn weniger entſetzt haben; allein große Flecken friſchen Bluts entdeckte er am Boden. „Großer Gott!“ rief er jetzt verzweifelnd aus, „das iſt ſein Blut!“ Er lief durch den Wald, Las Caſas Namen rufend — aber nur das Echo antwortete. Angſt und Wuth ergriffen jetzt gleich mächtig ſeine Seele. Mit Blitzesſchnelle eilte er dem Dorfe zu, wo der Kampf der Verzweiflung mörderiſch wüthete; aber jetzt gerade wichen die Peruaner und flohen in die Gebirge, und die Maſſe riß ihn mit ſich fort. „Wo iſt der Vater?“ fragte der niedergebeugte Halipa die Jammernden, deren theure Angehörigen ermordet, deren Hütten verbrannt, deren Habe geraubt war. Aber ſie wußten's nicht. Nur das konnten ſie ſagen, daß der Edle ſich den Raubmördern entgegengeſtellt, ihnen das Abſcheuliche ihres Thuns vorgehalten, ſie um Schonung angefleht, ſie an die ewige Vergeltung erinnert und als Antwort einen Schuß erhalten hatte, der ihn niedergeſtreckt.

Die Spanier hatten Alles, was in ihren Augen Werth hatte, ſelbſt Las Caſas heilige Gefäße von dem Altare, mit ſich genommen, und waren wieder das Thal hinabgezogen, ihren teufliſchen Weg weiter zu verfolgen. Die Einwohner mit Halipa kehrten auf die rauchenden Trümmer ihres einſt ſo harmlos glücklichen Wohnplatzes zurück, um ihre Todten zu beerdigen. Man räumte den Schutt weg, man zog die verſtümmelten Leichname der unglücklichen Opfer der teufliſchen Barbaren hervor, — aber Las Caſas fand man nicht. Und als das traurige Werk verrichtet war, ſchwuren ſie Rache an den Spaniern auf den Trümmern ihres Glücks, und zogen Alle weiter hinauf auf die freien Berge, wo der Spanier Hab- und Mordſucht ſie nicht verfolgen konnte, und bildeten den erſten Stamm jener freien Horden, die, unerbittliche Feinde ihrer Unterdrücker, noch Jahrhunderte hindurch ihre Freiheit behaupteten, und einen wüthenden Vertilgungskrieg gegen die Anſiedelungen der Spanier führten. — —

In der, von himmelhohen Felſen umſchloſſenen Hütte, wo einſt Las Caſas und Halipa ihren Huaskar gefunden, auf eben dem Lager, auf welchem Halipa's Vater den letzten Fluch gegen Perus Henker ausgeſtoßen, und dann das Auge im Tode geſchloſſen hatte — lag jetzt Las Caſas in einem heftigen Wundfieber, irre redend, und an ſeiner Seite kniete Huaskar. Des Jünglings Herz war zwiefach zerriſſen, durch ſeines Volkes namenloſes Elend und ſeines Pflegevaters Mißgeſchick. „Ach," ſeufzte er, „ſoll ich noch einmal einen geliebten Vater verlieren, wie es ſchon zweimal mein trauriges Loos war?" — Doch es war ihm, als könne Gott ihn nicht verlaſſen, als werde Las Caſas leben und geſunden. Das iſt die Frucht des innigen Glaubens an den Weltenvater, daß er der Seele Frieden gibt unter allen äußeren Stürmen! „Dein Glauben hat dir geholfen!" ſprach einſt der Heiland zu den Leidenden. Auch Huaskar hatte er geholfen. Bald ſchwand der Fiebertraum von Las Caſas, und erwachend ſah er Huaskar an ſeinem Lager knieen, und die Verklärung auf ſeinen Zügen ſagte ihm, was des Jünglings Seele bewege. Da ſprang der Jüngling frohlockend auf. „Dank dir, Allgütiger!" rief er; „du haſt mein Gebet erhöret!" „Ein Troſt bleibt doch immer dem leidenden Herzen," ſprach Las Caſas, und zog ihn an ſeine Bruſt, ihm den Segenskuß auf die Stirne drückend. „Gott, ich danke dir für dieſen!" — Seine Seele war erhoben, und dieſe Erhebung wirkte kräftigend zurück auf den Körper. Er ſandte den Jüngling heilſame Kräuter zu ſuchen, und als er zurückkehrte, wuſch Huaskar ſeine Seitenwunde aus, verband ſie und legte die Kräuter darauf. Alsbald ſank der Greis in einen erquickenden Schlaf. — In dem Treffen hatte Huaskar, der ſeinem Pflegevater nachgeeilt war, in den Reihen ſeiner Landsleute gefochten, und ſo Las Caſas blutend gefunden, den er ſchnell auf ſeine Schultern lud und hierher trug, was ihm, ohne verfolgt zu werden, glücklich gelang. So ſehr auch die Liebe zu ſeinem Volk ihn trieb, wieder in die Reihen der Streitenden zurückzukehren, die Liebe zu dem edlen Manne, der ihm Alles geworden war, feſſelte ihn ſtärker, und er blieb zu ſeiner Rettung.

Langſam genaß Las Caſas durch Huaskar's treue Pflege von ſeiner Wunde. Innigſt trauerten Beide um den treuen Halipa, den ſie für todt hielten.

Als aber nun Las Caſas geneſen war, als er wieder die Kraft fühlte, die Strapazen einer Reiſe zu unternehmen und zu ertragen, da ſagte er eines Tages, wo Huaskar von den Greuelthaten der Spanier ſprach, mit tiefer Empörung: „Länger kann ich ſelbſt dieſer Menſchen ſchändliches Thun nicht ertragen; darum will ich dieſen Welttheil verlaſſen und nach Spanien gehen, um vor des Kaiſers geheiligter Majeſtät kund zu thun dieſe Greuel, und um Hilfe zu bitten.“ „Ihr Peru verlaſſen?“ fragte erbleichend Huaskar; „was ſoll dann aus mir werden?“ — „Du gehſt mit mir nach Spanien, erwirbſt dir dort nützliche Kenntniſſe, und kehrſt einſt nach Peru zurück zu deines Volkes Heil!“ „Ich kann nicht mit nach Spanien gehen; Peru, mein Vaterland, kann ich nicht verlaſſen, um es mit dem Lande zu vertauſchen, das den Auswurf der Menſchheit umfaßt!“ „Du ſprichſt mir ein hartes Urtheil,“ ſprach ſanft verweiſend Las Caſas. „Euch?“ fuhr raſch der Jüngling auf. „Haſt du vergeſſen, Huaskar, daß ich ein Spanier bin?“ — Da röthete eine edle Scham des Jünglings Wangen, unwillig ſprach er: „Vergebt, guter Vater! daß ich Euch gekränkt; nicht Euch galt's. O, Ihr ſeid ja gut, wie die Engel des Himmels ſind, die Ihr mich kennen lehrtet.“ „Und viele Tauſende,“ ſagte ſanft Las Caſas, „ſind gut in Spanien. Urtheile nicht wieder alſo, mein Sohn! Des Chriſten Pflicht iſt, milde zu urtheilen über ſeine Brüder, ja den ſelbſt zu ſegnen, der ſeiner flucht, und dem wohlzuthun, der ihn verfolgt. Kannſt du Jeſu gleichen, ohne dieſe Liebe?“ — „Nein, mein Vater!“ rief Huaskar, in ſeine Arme eilend. „O, vergebt es mir! Ich will nicht wieder verdammen, ſondern ſegnen wie Jeſus!“ — „So nur gefällſt du mir, Huaskar," fuhr der Greis fort, „und nun hoffe ich, wirſt du einſtimmen, mit mir nach Spanien zu reiſen?" — Und Huaskar's Antwort war: „Es wird mir ſchwer werden — aber ich will, weil Ihr es wollet!" —

II.

Es war acht Wochen ſpäter, als das Kriegsſchiff „Iſabella" im Angeſichte von Lima unter dem Donner ſeiner Scheidegrüße aus dem Munde ſeiner metallnen Beſchützer und den antwortenden Feldſchlangen von dem Fort, welches Gonzalez Pizarro angelegt zum Schutze der Stadt und ſeiner ſelbſt, die Anker lichtete und ſtolz den Strom hinabglitt. Auf ihm befand ſich Las Caſas mit Huaskar, der bebend bei dem Donner der Feldſtücke und Falconets, und der ſchaukelnden Bewegung des Schiffes, in ſeines Pflegevaters Armen lag, der ihm die Urſache und Wirkung erklärte. Und oben auf dem Verdecke ſtanden ſie eben, als Perus Küſte ſich verlor am Horizont. Feſt war Huaskar's Blick darauf gerichtet. Jetzt war ſie noch ſichtbar — jetzt ſchien ſie mit den Bergen nur noch ein Nebelſtreif — jetzt hatten ſich die Wolken des Himmels auf ſie geſenkt, und ſie war verſchwunden. — Noch einmal blickte Huaskar hin, zwei große Thränen perlten aus ſeinen Augen — er wandte ſich raſch zu Las Caſas, fiel an ſeine Bruſt und rief erſchüttert: „Jetzt bin ich ganz Euer, denn jetzt habe ich auch keine Heimath mehr — dort — dort iſt Peru eben ins Meer geſunken!" Da drückte ihn der Greis inniger an ſeine Bruſt und ſprach leiſe: „Meine Liebe ſoll dir erſetzen, was du auf kurze Zeit verlorſt, um es glücklicher wiederzuſehen!" — Bald zerſtreuten den Jüngling die neuen Gegenſtände, und Las Caſas hatte alle Mühe, ihm Alles zu erklären, denn ſeine Wißbegierde kannte keine Grenzen, und ruhte nicht, ſo lange nur noch ein Punkt unklar war. Aber ſein heller Geiſt begriff ſchnell und leicht und hielt Alles feſt. Doch wenn wieder am Horizont eine Küſte aufdämmerte, ſo war ſeine erſte Frage: „Iſt das Peru?“ Und betrübt wandte er ſich immer wieder ab, wenn man kopfſchüttelnd den Namen nannte.

Nach einer glücklichen Fahrt lief endlich das Schiff in Cadiz ein. Da ging für Huaskar eine neue Welt auf; was er ſah, war neu, und wo er hinblickte, da ſtellte ſich Niegeſehenes ihm dar, und ſein Blick ſtarrte es an, ſeine Hände befühlten es, und ſeine kindliche Neugier und Bewunderung war unerſchöpflich. Las Caſas ließ ihr vollen Spielraum, verweilte überall mit ihm, bis endlich auch ſie durch die Gewohnheit mehr und mehr abgeſtumpft und geſättigt wurde. Aber am meiſten zogen ihn die Kirchen an. Das Herrliche der Bauart, der erhebende Geſang — Alles ergriff ſein Gemüth gewaltig, und oft warf er ſich, beſonders dann, wenn ihn Jemand freundlich behandelt hatte, an ſeines Vaters Bruſt und klagte ſich des Unrechts an, das er Spanien gethan; dann aber fragte er wohl: „Warum aber ſendet Ihr uns die Verworfenſten Eures Volkes?“ Und Las Caſas hatte unendliche Mühe, ihm die Verhältniſſe zu entwickeln, weil er nicht begreifen konnte, daß nicht auch ebenſo gut edle Menſchen hätten nach Peru auswandern können. So lange Las Caſas in Cadiz verweilte, war der junge Inka der Gegenſtand der Neugier und Bewunderung; denn man fand ihn gar nicht ſo dunkel, als man ſich ſeine Farbe gedacht; man fand ſeine Geſtalt edel, ſeine Geſichtsbildung ſchön und voll männlicher Würde, ſeine Freimüthigkeit allerliebſt, ſeine Sitten keineswegs ſo rauh und wild, als man gedacht, und eher abgeſchliffen und mild. Ueberall umdrängte ihn das Volk, wo er ſich blicken ließ, ſo daß es endlich Huaskar'n unangenehm wurde, und er Las Caſas bat, Cadiz zu verlaſſen. Es geſchah. Nach mehreren Tagen erreichten ſie Sevilla und das Kloſter, wo Las Caſas einſt gelebt. Die Aufnahme war herzlich und für Huaskar rührend, da er überall den Mann, den er ſo innig liebte, ſo hoch verehrte, geliebt und geehrt ſah. Hier erblickte er das Leben von einer neuen Seite, aber von der ärmſten, traurigſten. Neue Fragen, neue Beantwortungen, neue Zweifel — neue Löſung. Aber obgleich der thätige, lebendige Geiſt des Jünglings am wenigſten in Kloſtermauern zu taugen ſchien, das ernſte, ſtille, beſchauliche und nur die Wiſſenſchaften übende Leben, wie es die Jünger Benedikt's führten, das war für ihn das Thor zum Heiligthum, und mit Freude unterrichteten ihn die Mönche. Las Caſas aber, der ſeinen Pflegling in guten Händen wußte, gedachte an Ernſteres, Heiligeres. Ihm ſtand das Elend, das zermalmend auf Peru's Eingeborenen laſtete, in allen ſeinen Schrecken vor der Seele. Und er hielt das ſchreckliche Geſpenſt feſt vor ſeinem innern Blick, auf daß es ihn reize und treibe, deſto treuer, deſto wahrer, aber auch deſto entſetzlicher das Bild jenes unglücklichen Volks und ſeiner Quäler darzuſtellen, und es dann auch das Herz des Königs rühre und ihn treibe, zu helfen, wo ihm allein Hilfe möglich war.

Die Schrift war vollendet. Das Pergament enthielt Alles, was aus einer edlen Seele über ſolche Thaten kommen konnte, und nun ſollte das lebendige Wort nachhelfen, wo des todten Buchſtabens Macht endete. So dachte es Las Caſas, und mit dieſen Vorſtellungen verließ er das Kloſter und Sevilla, indem er den trauernden Huaskar bei ſeinen neuen Freunden ließ. Glücklicher als es nur immer ſein kühnſter Wunſch geweſen, war der Edle am Hofe. Sein Name machte ihm Bahn, denn ſein Vater war einſt Gouverneur von Domingo geweſen, und hatte den Ruf eines treuen Dieners für ſich gehabt. Vor Las Caſas aber war ſchon die Fama hergegangen, und hatte dem Hofe die Kunde gebracht. Er erſchien nicht unerwartet.

In der Mitte ſeiner Räthe ſaß auf einem goldenen Thronſeſſel der Monarch, von Glanz und Pracht umgeben, wie es ziemen mochte dem reichſten und gewaltigſten unter den Fürſten Europas, voller Erwartung, was wohl der Mönch bringen würde, der Jahrelang in Peru gelebt und dennoch arm zurückgekehrt ſei aus dem Lande, wo Pluto ſeinen goldenen Thron hatte. Die Flügelthüren gingen auf und hereintrat im einfachen härenen Gewande Las Caſas. Tief beugte er ſich, ſprechend den ſpaniſchen gewöhnlichen Gruß: „Lange lebe der König, mein Herr!“ Und gnädig winkte der Monarch, dem das graue Haupt, der ehrwürdige weiße Bart, das ganze Ehrfurcht gebietende Aeußere des Mannes imponirte, näher zu treten, und ehrerbietig überreichte Las Caſas ſeine Pergamentrolle, alſo redend: „Nicht Gold und Silber, wohl aber was mehr iſt als Gold und Silber, bringe ich aus Peru, und lege es zu Eurer Majeſtät Füßen — die Wahrheit!“ — „Da biſt du ein ſeltener Bote, Mönch,“ ſprach dieſer, und gab ſeinem Kanzellar das Pergament, und dieſer erhob ſich, und las laut und vernehmlich das kräftige Wort der Wahrheit. Las Caſas ſtand, und ſein Auge war ſtarr auf das Angeſicht des Königs gewendet. Dieſer war geſpannt aufmerkſam. Ein trüber Ernſt lag auf der tief gefurchten Stirne, die Lippen waren zuſammengepreßt, als ob innerer Schmerz es bewirke. — Das Auge loderte in wilder Gluth, und die gewaltige Fauſt hielt die Lehne des Thronſeſſels, als wolle ſie ſie zermalmen. Als der Kanzellar geendet hatte, ſaß eine Weile der Monarch ſtill da, als ob er ſein Gemüth beruhigen wolle; — dann erhob er ſich und trat auf Las Caſas zu, ſah ihm ſcharf ins Auge und ſprach: „Wahrheit wollteſt du bringen, Mönch — weißt du, was du dort geſchrieben? — Es iſt das Todesurtheil Aller, die du in Peru ſaheſt. Bedachteſt du, was du thateſt? Hat nicht Haß und Leidenſchaft deine Hand geleitet, oder dir dieſe Worte dictirt?“ — „So wahr mir Gott helfe!“ ſprach jetzt, ſich mit der Würde einer reinen Seele aufrichtend und dem Gewaltigen ins Auge blickend, Las Caſas: „So wahr mir Gott helfe, es iſt Wahrheit! und nur die gelindeſte. Erlaubt es Eure Majeſtät, daß ich frei rede, wohlan, dann ſoll vor Gott und meinem Herrn auf Erden meine Rede frei kund thun, was ich dem Pergamente nicht anvertrauen wollte.“ — Der Monarch neigte erlaubend das Haupt.

Da aber ſprach Las Caſas, wie der Diener Gottes und der Wahrheit reden ſoll, der mehr Gott gehorcht als den Menſchen: „Ich habe das Leben in Peru in allen ſeinen Greueln geſehen; ich ſah Menſchen morden, um Gold zu preſſen; ich ſah Hütten und Dörfer brennen; ich hörte die Flüche der Sterbenden über ein chriſtlich Volk, das wilder iſt als der wildeſte Barbar; ich ſah Spanierblut fließen durch Spanierhand; ich hörte von den Scheiterhauſen, wo die Ankömmlinge eines großherzigen Herrſcherſtammes der Wuth, dem Gelddurſt, dem wildeſten Ehrgeiz zum Opfer ihr Leben in den Flammen aushauchten; ich ſah Hunderte von unſchuldigen Peruanern ſchlachten wie Schlachtvieh; ich ſah die Marterwerkzeuge, wo man ihre Glieder auseinanderzerrte und riß, und ſie eines zehnfachen Todes ſterben ließ, um die Goldminen zu entdecken — das ſah ich, und jede Stunde erneuert ſich ein Schauſpiel, vor dem der Teufel ſchaudern würde!“ — „Halt ein, halt ein! ich bitte dich, Menſch!“ rief der Monarch, und hielt ſeine Hand vor die Augen, als wolle er wegdrängen das entſetzliche Bild, das vor ihm ſtand. Bleichen Antlitzes ſaßen die Granden da und ſtarrten bald den kühnen Redner, bald den tiefergriffenen Kaiſer an, der nun, ſeine gefalteten Hände erhebend, ausrief: „Mein Gott! mein Gott! das Alles geſchieht in meinem Namen!“ und dann in ein Fenſter des Saales trat, um die Bewegung zu verbergen, die ſeine Seele ergriffen hatte — Nach einer Pauſe wandte der Kaiſer ſich zu Las Caſas: „Ich danke dir, ich danke dir innig, du Mann der Wahrheit; aber hier ſchwöre ich es dir zu, vor Gott und dieſen Zeugen, daß ich Gerechtigkeit üben will fürchterlich, daß ich helfen will in dieſer Noth, und nicht mehr den Spaniernamen die Schandthat brandmarken ſoll! Ich gebe dir mein kaiſerliches Wort. Gehe nun, aber wiſſe, daß du meine Achtung und meinen Dank und meine Liebe dir erworben haſt!“ — Er wandte ſich um. Tief verbeugte ſich Las Caſas und wollte gehen. „Noch eins!“ rief der Kaiſer, „bleibe hier, daß ich dich ſprechen kann, wenn ich meine Ruhe wieder gewonnen habe!“ — Las Caſas ging und ſelbſt die Granden mußten ſich entfernen, und lange Zeit blieb der Kaiſer allein mit ſich ſelbſt. Einige Stunden ſpäter wurde Las Caſas wieder gerufen in das kaiſerliche Cabinet, und dort war es, wo der Kaiſer genauer ſich berichten ließ über Alles, und Las Caſas von Neuem ſeine grauſenhafte Schilderung entwarf. Lange hörte ihm der Kaiſer zu, und als er endlich geendet hatte, ſagte er: „Du biſt ein edler Menſch, bitte dir von mir, was dein Herz wünſchet!“ — Las Caſas dankte innigſt. „Meine Tage ſind gezählt,“ ſagte er; „Ehre ſuche ich nicht, als nur bei Gott, Reichthümer mag ich nicht — aber dennoch habe ich ein Anliegen.“ — „So ſprich es kühn aus!“ rief der Kaiſer. — „Ich bin ſo glücklich geweſen,“ hob Las Caſas an, „den letzten Sprößling der Inkas von Peru, den letzten und jüngſten Sohn des unglücklichen Atahualpa zu retten und ihn zu Chriſto zu bekehren. Er iſt ein guter Menſch, reich an Talenten. Ich habe ihn mit mir nach Spanien gebracht, um ihn hier auszubilden und dann nach Peru zurückzubringen — aber die Mittel fehlen mir, in Salamanca ihn zu erhalten.“ — „Gottlob,“ rief jetzt haſtig der Kaiſer, „gottlob! daß ich Gelegenheit finde, an ihm ein ſo ſchreckliches Unrecht zu vergüten. In königlicher Pracht ſoll er in Salamanca leben!“ — „Vergebt mir, gnädigſter Herr,“ bat Las Caſas, „wenn ich das nicht wünſche. Seine Seele verſchmäht den Prunk, und ſie, die die ewigen Güter kennen, ſchätzen und lieben gelernt hat, ſoll nicht durch äußere Pracht auf das Irdiſche gelenkt werden.“ „Dein Wille geſchehe!“ ſprach der Kaiſer. „Ich erlaube dir, dich unmittelbar an mich in allen deinen Angelegenheiten zu wenden. Aber ſehen möchte ich den Sprößling jenes gemißhandelten Herrſcherſtammes doch!“ Las Caſas ſagte das zu, und in Gnaden und Hulden entließ ihn der Kaiſer — Er eilte nach Sevilla, um Huaskar zu holen, der ungern ſein Kloſter verließ, wo ihm ſo Vieles ſchon klar geworden war, was früher wie ein Nebelbild vor ſeiner Seele geſtanden hatte. Als er von dem Kaiſer kam, der ihm gelobt hatte, den Greueln Einhalt zu thun, da war ſeine Seele begeiſtert von der Huld des Gewaltigen, und dankbar warf er ſich an Las Caſas Bruſt, abermals abbittend die Unbill, die er durch ſein Urtheil den Spaniern zugefügt; denn er erkannte jetzt, daß gute Menſchen in Spanien lebten, wie in Peru.

Mit Huaskar reiſte jetzt Las Caſas nach Salamanca ab. Er lebte von nun an, wo das heiligſte Geſchäft ſeines Lebens vollbracht war, nur für den Jüngling. Seinen Unterricht, ſeine Studien leitete er mit väterlicher Sorgfalt, und die Freigebigkeit des Kaiſers ließ es an nichts fehlen, was den hellen Geiſt Huaskar's bilden konnte. Mit Rieſenſchritten eilte Huaskar auf der Bahn menſchlichen Wiſſens fort. Täglich erweiterte ſich ſein Geſichtskreis, täglich thaten ſich ihm nie geahnte Fernen auf, täglich ſtieg er tiefer hinab in die Schachte der Wiſſenſchaft.

So lebte er ein Jahr, und der Jüngling war in dieſem Jahr an Erkenntniß und innerer Charakterfeſtigkeit zum Manne herangereift. Um dieſe Zeit war es, wo Las Caſas, von dem Wunſche des Kaiſers beſtimmt, mit Huaskar nach Madrid ging. Höchſt ehrenvoll war ihre Aufnahme. Halbe Tage hindurch war Las Caſas im Innern des kaiſerlichen Kabinets mit dem Kaiſer allein, deſſen vollſtes Vertrauen er genoß. Aber nichts verlautete von dem, was dort insgeheim beſchloſſen wurde. Nur das Eine ſagte einſt Las Caſas zu Huaskar: „Der Kaiſer hat ſein Wort herrlich gelöſt; ein neues Geſetz iſt für dein armes Vaterland entworfen, und Geſetzlichkeit und Ordnung wird ihm das verlorene Glück wieder geben. Wir ſelbſt aber kehren bald nach Peru zurück, mit edeln Männern, in deren Hand der Kaiſer Perus Glück mit vollem Vertrauen legte.“ Da leuchtete des Jünglings Angeſicht. „Das thatet Ihr, mein Vater,“ ſprach er gerührt, „Ihr, deſſen Verdienſte mein Volk nicht kennt; aber der Gott, den Ihr mich kennen und lieben lehrt, der Gott wird Euch vergelten Eure Thaten ewiglich!“

Noch weilten ſie einige Zeit in Madrid. Eines Tages begab es ſich, daß der Kaiſer ein großes Stiergefecht veranſtaltete. Eine unzählige Maſſe von Zuſchauern hatte ſich auf dem großen freien Platze vor dem Schloſſe verſammelt, um das Lieblingsſchauſpiel der Nation nicht zu verlieren. Rings um den Circus erhoben ſich amphitheatraliſch die Sitze für die Granden Spaniens und den niederen Adel, abſonderlich aber für die Frauen, deren liebliche Reihen hier im vollen Glanz ihrer, durch Schmuck erhöhten Reize den Blicken der Beſchauer ſich darboten. Auch Huaskar ſtand auf einer jener Tribünen, und ragte mit ſeiner Heldengeſtalt über Alle hinaus, und beinahe ausſchließlich ruhten die Blicke auf ſeinen ſchönen Zügen. Den Blicken der Frauen entging der ſchöne fremde Jüngling nicht; nur Huaskar bemerkte das nicht. Andere Vorſtellungen belebten ſein Inneres. Allgemach füllten ſich die Sitze, wogender wurde die Volksmenge, glänzender die Tribünen. Jetzt erſcholl die rauſchende Muſik, und das erſte ſtolze Thier ſtürzte hervor mit unbegreiflicher Wuth, rannte einigemal im Kreiſe herum, bis ſich endlich der Kämpfer ihm entgegenſtellte, hoch ſtolzirend auf einem prächtigen Andaluſier. Die mit Bändern geſchmückten Pfeile flogen auf das wüthende, vom Schmerze noch mehr gereizte Thier; eine unglückliche Wendung des Pferdes, und in deſſen Eingeweiden bohrte das Horn des gewaltigen Thieres. Noch einigemal wiederholte ſich der empörende Auftritt, bis endlich der Matador dem Stiere ſeinen Degen in das Genick ſtieß und es, die gewaltigen Glieder ſtreckend, todt dahin ſank. Lautes Beifallklatſchen von tauſend Händen, die wehenden Tücher der Frauen, das einſtimmige Bravo lohnte dem Künſtler im Mordhandwerk — und ein anderer Stier ſchoß hervor. Huaskar ſtand, wie Alle, an der Bruſtlehne. Aber der Anblick ſolcher Grauſamkeit empörte ihn. Er blickte zornig um ſich und vor Allem auf die Frauen, deren unnatürliche Empfindungen ihn tief verletzten. „Ach," ſeufzte er in ſich hinein, „welch ein Vergnügen für den Chriſten! Der Gerechte, ſagte oft mein Vater, erbarmet ſich auch ſeines Viehes! Aber hier iſt Marter eine Augenweide und Quälen eine Ergötzlichkeit. Unwillig ſetzte er ſich nieder und ſtützte ſeinen Kopf in die Hand, um nicht wieder dieß empörende Schauſpiel ſehen zu müſſen, da wegen der Menge an Entfernung nicht zu denken war. Ein Schrei des Entſetzens, der neben ihm ausgeſtoßen wurde, weckte ihn aus ſeinem Hinbrüten. Er ſah zuerſt in den Kreis — da wurde eben ein blühender Jüngling, ſchwer verwundet von dem Stiere, den ſeine Lanze verfehlt hatte, hinweggebracht. Jetzt wandte ſich ſein Blick dahin, woher der Schrei des Entſetzens kam, und an der Seite einer ehrwürdigen Matrone ſaß ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, deren feuchtes Auge mit dem ſeinen zuſammentraf. Huaskar fühlte eine wunderbare Regung in ſeinem Innern bei ihrem Anblick. Er konnte ſeine Blicke nicht von der Lieblichen abwenden. Jetzt flüſterte ſie ihrer Nachbarin zu: „Laßt uns weggehen von dieſem empörenden Schauſpiel!" — „Es iſt unmöglich, E[illegible]a," entgegnete dieſe, „die

Menſchenmenge iſt zu groß.“ — Huaskar fühlte ſich gedrungen, ihr ſeinen Beiſtand anzubieten. „Ihr fühlt wie ich, holde Jungfrau,“ hob er ſanft an; „auch ich mag nicht länger Zeuge eines Schauſpiels ſein, das für den Menſchen und den Chriſten gleich entwürdigend iſt! Darf ich Euch meine Hilfe anbieten?“ — Hoch errötheud blickte ihn das Mädchen an. „Ihr habt Recht, Señor,“ ſagte ſie mit einer Stimme, deren ſüßer Wohllaut in des Jünglings Herz drang; „aber meine Mutter hat weislich gethan, mich auf die Menge aufmerkſam zu machen. Es würde Anſtoß geben, wenn ich mich vor dem Ende entfernte.“ „Und wird das noch lange dauern, Señora?“ fragte der Jüngling. „Ich fürchte,“ erwiederte ſie leiſe, „daß noch mehrere Stunden hingehen werden, ehe die Schauluſt gebüßt iſt.“ „Dann wird das beſſere Gefühl noch lange dieſe Folter ertragen müſſen,“ fuhr Huaskar fort, „denn das iſt ſie mir, und gewiß auch Euch! Ich hatte nicht gedacht, daß man in Spanien ſolche grauſe und unmenſchliche Freude lieb haben könne!“ „In Spanien?“ fragte die Jungfrau; „Ihr ſeid kein Spanier?“ und doch redet Ihr unſere Sprache wie ein Kaſtilianer!“ „Ich bin aus Peru!“ verſetzte er, „und erſt ſeit anderthalb Jahren in Spanien.“ Jetzt ſtarrte ihn das Mädchen ungläubig an, und dennoch lag in dieſem Anſtarren der Ausdruck eines innigen Wohlgefallens, gemiſcht mit einer unſchuldigen Neugier, an der das Wohlgefallen viel Antheil hatte. „So ſeid Ihr wohl der junge Inka Huaskar?“ fragte ſie mit der den Spanierinnen eigenthümlichen, ſo liebenswürdigen Freimüthigkeit. — „Wenn Ihr meinen Namen kennt, darf ich bloß bejahen“ — erwiederte Huaskar. Jetzt ruhte lange ihr freundlicher Blick auf ihm, und eben wollte ſie weiter reden, als die Mutter ſie anſtieß und ihr ſagte, daß ihr Geſpräch mit dem Fremden bereits viele Augen auf ſie gezogen habe. Sie erſchrak. „Vergebt, Señor,“ flüſterte ſie, „wir dürfen nicht weiter reden, ohne Anſtoß zu geben.“ Ihren Schleier zog ſie [illegible] [illegible] über das liebliche Geſicht, und entzog dem Jüngling den Anblick eines Engelbildes, deſſen Züge ſich bereits tief in ſein Herz geprägt hatten.

Die Sitte ehrend, ſchwieg Huaskar; aber konnte er ſeine Blicke feſſeln? Konnte er dem Herzen gebieten, das der Jungfrau entgegen ſchlug? Sein Auge ruhte auf ihr, und die ſchwarzen, lichtvollen, klaren, ſprechenden Augen des Mädchens begegneten den ſeinigen unter dem Schleier. Jetzt hatte das Mordſpiel ein Ende. Die Menge verlor ſich. Die Vornehmen, welche auf den Tribunen ſaßen, erhoben ſich — auch Elvira. „Werde ich Euch wiederſehen, Señora?“ fragte, ſich ſeiner unbewußt, der Jüngling. „Vielleicht!“ liſpelte ſie. „Lebt wohl, Señor!“ und ſchon drängte Alles die Stufen herab. Er verlor ſie im Gedränge. Mochte er auch hin und her eilen, die Jungfrau wieder zu finden — umſonſt — er fand ſie nicht, und ging mit einem ſüßen, wehmüthigen Gefühle ſeiner Wohnung zu, wo ihn Las Caſas mit der Frage empfing, wie ihm das Stiergefecht gefallen habe? Sein Urtheil war bald abgegeben. Nicht ungerne hörte das Las Caſas. „Was du ſagſt, mein Sohn! das haben längſt die Beſſeren unſeres Volkes gefühlt, die darum auch jenes Schauſpiel meiden.“ „Die Beſſeren meiden es? alſo nur der unedlere Theil fände Unterhaltung dabei?“ fragte erglühend Huaskar. „Nein, mein Vater! da irret Ihr ſehr! Ich möchte Euch ſchwören, daß heute von den reinſten und edelſten Menſchen bei dem Stiergefechte waren! Ob ſie aber Freude daran fanden, das iſt eine andere Frage!“ Las Caſas ſah ihn groß an. „Magſt auch wohl Recht haben, Huaskar — aber mein Urtheil iſt im Allgemeinen eben ſo richtig. Frage nur dein eigenes Gefühl!“ — „Gut,“ fiel Huaskar ein; „ich bin übrigens der feſten Gewißheit, daß die, die ich meine, eben ſo dachten und fühlten wie ich, und ſich gewiß eben ſo gut wegwünſchten wie ich, ohne die Möglichkeit, den Wunſch zu erfüllen, zu haben.“ Las Caſas brach ab, denn mancherlei hatte er noch zu beſchicken, indem die Zeit ihrer Rückkehr immer näher kam, wie er jetzt Huaskar zu bedenken gab. Zu jeder andern Zeit würde die Nachricht den Jüngling mit überſchwenglicher Freude erfüllt haben, ſein Vaterland nach ſo langer Trennung wiederzuſehen; jetzt aber empfing er dieſe Nachricht mit einer innern Unruhe, mit einem Widerwillen, den er ſich ſelbſt zum Vorwurfe machte. Seit dem Zeitraume weniger Stunden war Spanien ihm unausſprechlich theuer geworden, denn es umſchloß ein Weſen, das ſeinem Herzen mehr galt als eine Welt. Und doch — ſah er ſie je wieder? Jenes leiſe ausgehauchte: Vielleicht! klang wie die Stimme eines Orakels, und in ſeinem Innern ſprach eine Stimme die Gewißheit aus, es werde der Wunſch ihm erfüllt werden. Aber dennoch wagte er kaum, den Wunſch zu hegen, da ſeine Rückkehr in das Land der Heimath ſo nahe war. Er durchſtreifte die Straßen Madrids und ſah nach jedem Fenſter, jedem Balkon. Manchem freundlichen Auge, mancher lächelnden Miene begegnete ſein forſchender Blick, doch Elviren nicht, die er ſuchte. Müde und abgeſpannt, düſter und mißmuthig kehrte er oft ſpät zurück. Keine Arbeit hatte Reiz für ihn, und in ſeiner Wohnung wurde es ihm zu enge. Die Veränderung, die mit dem Jüngling vorgegangen, war zu ſichtbar, als daß ſie hätte Las Caſas verborgen bleiben können. Es war in den letzten Tagen ihrer Anweſenheit in Madrid, als wieder von ſolch einer fruchtloſen Wanderung der Jüngling zurückgekehrt war, und in ſich gekehrt in einem Lehnſtuhle ſaß. So traf ihn der Greis, der ſich mit dem herzlichen Worte zu ihm ſetzte: „Du biſt nicht heiter, mein Sohn! und doch haſt du die Hoffnung, dein Vaterland wieder zu betreten! Was iſt dir, das dich ſo abſonderlich düſter ſtimmt?“ — Huaskar warf ſich in ſeine Arme. „Laß mich in Eure Bruſt mein Geheimniß begraben, mein Vater! Ach, zürnet mir nicht, wenn ich Euch eine Thorheit bekenne, zu der mich mein Herz hinriß!“ Erſchrocken blickte ihm Las Caſas ins Geſicht, denn der Greis verſtand nicht, was er ſagen wollte, und ahnete Schlimmes; aber ehe er noch der Sprache wieder Meiſter war, begann ſchon Huaskar, ihm ſeine Liebe zu dem Mädchen zu bekennen. Ernſt hörte ihn der Greis an. „Wohl haſt du wahr geſprochen,“ hob er dann ſanft an, „da du Frauenliebe eine Thorheit nannteſt. So gerne hätte ich dein frommes Herz bewahrt geſehen vor dieſer Thorheit. Aber danke Gott, Huaskar, daß es noch erſt den Charakter einer jugendlichen Thorheit trägt. Das Bild, das ſo vorübergehend, ſo flüchtig dir erſchienen, es wird erbleichen, wenn deine Vernunft den Sieg über die jugendliche Aufwallung errungen und einmal das Weltmeer zwiſchen ihm und deinem Herzen liegt. Keine ſolche Thorheit ſollte den Mann beſchleichen, der ein ſo herrliches Ziel vor Augen hat, wie du; denn ſie könnte leicht jenen Zweck in deinen Augen verdrängen. Ein Apoſtel des Friedens willſt du deinem Volke werden — o bedenke das Ziel — blicke auf die herrliche Bahn, ſieh' hinauf! Die Himmelskrone, die dereinſt deiner wartet! Reiße dich männlich los von ſolchem eitlen Wahn!“ Aber Huaskar ſtand und hatte die Hand auf das pochende Herz gelegt, und empfand es lebhaft, daß wenn auch das Weltmeer zwiſchen ihm und Elviren läge, und wenn Jahrzehnde des Elendes zermalmend auf ſein Herz fielen — jenes Bild würde nicht erlöſchen in ſeinem Innern. Aber dem Greiſe zürnte er nicht, der das heilige Gefühl, was ſein Weſen belebte, eine Thorheit nannte, und ihm ſagte es ſein Selbſtbewußtſein, daß dieſe Liebe ſein herrliches Ziel ihm nicht entrücken könne; wohl im Gegentheile geeignet ſei, ihn mit größerem Muthe auszurüſten und mehr noch ſeine Thatkraft zu ſtählen. — Die Hoffnung, Elviren wiederzufinden, gab jetzt Huaskar auf. Allein dies Aufgeben ſeiner ſchönſten, theuerſten Hoffnung koſtete ihn einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt, indem er beinahe hätte unterliegen müſſen; doch ſeine Seele war ſtark, allein ſein Herz liebte. Und ob er auch die Hoffnung, Elviren je wiederzuſehen, aufgab, ſo war doch ſein Herz mit ihr allein und unabläſſig beſchäftigt, ſo ſtand doch nur ihr Bild ſtets vor ſeinem Geiſte. Las Caſas ſah das wohl an dem ſtillen Trübſinn, dem oft träumeriſchen Weſen des Jünglings, und der Wehmuth, die ſich in allen ſeinen Reden ausſprach. Der Greis ſchwieg. Er wollte Zeit und Entfernung, Thätigkeit und den hohen Beruf, den Huaskar ſich ſelbſt erwählt hatte; er wollte dieſe als Heilmittel gegen die Krankheit des Jünglings anwenden. Er wußte nichts von dem Gefühl, das ſo glücklich und doch ſo unglücklich machen kann. Darum meinte er denn auch, es ſei ein vorübergehender Sinnenrauſch bei Huaskar, und ahnete nicht, daß es das erſte, tiefe, innige, heilige Gefühl war, das Seele zu Seele hinzieht, und beide mit diamantenen Banden umſchlingt, die keine Zeit und kein Raum zu trennen und zu löſen vermag.

Das Ceremoniell bei Hofe laſtete recht ſchwer auf Huaskar, der nichts mehr wünſchte, als Stille und Ruhe, um ſeinen Empfindungen und Träumen nachhängen zu können. Auch es ging vorüber. Las Caſas hatte noch eine geheime Audienz bei dem Kaiſer, dann kam auch er. Die Maulthiere ſtanden bereit, und ſo wurde der Zug zu der Küſte angetreten, wo das herrliche Kriegsſchiff lag, mit welchem ſie die Fläche des Weltmeeres nun wieder durchſtreichen und durchſchneiden wollten. Huaskar ſchied mit wundem Herzen von Madrid, denn da, wußte er, lebe die Geliebte, die er nur einmal ſah, um nie mehr ihr Bild zu vergeſſen.

Er ſah das Weltmeer wieder, jenſeit deſſen ſein Vaterland lag; aber ſeine Lebensfreude blieb dieſſeit deſſelben. Mit ſchwerem Herzen beſtieg er das Schiff. Ein günſtiges Geſchick bringt ſie glücklich über den Ocean, glücklich in den Hafen von Lima. Sie hofften Vieles in Lima anders zu finden auf des Kaiſers Befehle — aber noch waltete Geſetzloſigkeit und rohe Willkür, Blutdurſt und unerſättliche Habſucht, und das erſte Schauſpiel, das ihnen ſich darbot, war ein feierliches Auto da fé. Herrada und Benalcazar, die, als ihre Empörung durch Gonzalez Pizarro's Rückkunft aus Quito eine für ſie ſo unerfreuliche Wendung nahm, tief ins Innere des Landes geflohen waren, und dort Jahre hindurch ſich der Rache Pizarro's entzogen hatten, waren durch einen unglücklichen Zufall in die Hände goldpreſſender Spanier gefallen, die mit ihren Gefangenen ſchnell nach Lima eilten. Gerade wenige Tage vorher waren ſie eingetroffen, und ein fürchterliches Gericht hielt Gonzalez über ſie. Er ließ ihnen die Hände zuerſt abhauen, dann ſie brandmarken, und dann mußten die Unglücklichen den langſamen Feuertod ſterben und — Pizarro ſtand dabei und weidete ſich mit teufliſcher Luſt an den Martern der Mörder ſeines Bruders. „Laß uns eilen in unſere ſtillen Wildniſſe, mein Vater!“ bat ſchaudernd vor dem entſetzlichen Anblicke der Jüngling. „Dort wird ſolch eine That uns nicht mit Entſetzen erfüllen.“ Und gern folgte ihm Las Caſas weiter und immer weiter hinauf in die undurchdringlich ſcheinenden Schluchten und Urwälder der Cordillera de los Andes, in die Nähe von Mimoala; denn jene Stätte, auf der ſie einſt gelebt, war nicht wieder von den Peruanern angebaut worden. Dort errichteten ſie ſich ihre Hütte. Von dort aus machten ſie oft Reiſen in das Innere und lehrten die Völker Chriſtum erkennen. Etwas von dem, was Las Caſas ſich gedacht, war bei Huaskar eingetroffen. Ruhiger, ſtiller war ſeine Sehnſucht geworden, aber dennoch wich nicht der trübe Ernſt von ſeiner Seele, und es gab Stunden, wo er für nichts Sinn hatte und in ſtillem Hinbrüten da ſaß. Inniges Mitleid fühlte der Greis mit dem Schmerze des Jünglings, da er ſah, wie tief und dauernd er war. Oft ſaß der Jüngling und lehnte das Haupt an die Bruſt des Greiſes, der dann im Stillen betete: „Gib ihm ſeinen Frieden wieder, o Herr!“

So lebten Beide in harmloſer Stille und in ihrem heiligen Berufe, und Las Caſas berührte nie die wunde Seite von Huaskar's Herzen. Dennoch aber unterhielten ſie Verbindungen mit Lima, denn ſie hofften täglich auf die Ankunft des neuen Gouverneurs, daß er Frieden und Ordnung bringe. Lange, ſehr lange wurde ihre Hoffnung hingehalten, und nur Trauerbotſchaften brachte Huaskar mit. Feindſeliger wurden mit jedem Tage die Spanier und grauſamer gegen die Eingeborenen, und täglich wurden dieſe erbitterter, ſammelten ſich in größere Haufen in den unzugänglichen Gebirgen und wurden gefährlicher den Niederlaſſungen der Spanier. Huaskar galt ſehr viel bei ihnen. Oft ſuchte er ſie von Streifzügen gegen die ſpaniſchen Pflanzſtädte zurückzuhalten, und oft gelang es ihm auch. Eines Tages war wieder ein gewaltiger Heerhaufen in Mimoala eingezogen, der gegen Lima rücken wollte. Die Kunde kam ſchnell zu Huaskar's Ohren. Er eilte dahin, um friedliche Geſinnungen der Horde einzuflößen und ſie [illegible] der baldigen Aenderung des Zuſtandes ihres unterjochten Vaterlandes zu beruhigen. Als er in Mimoala eintraf, empfingen ihn jubelnd mehrere Peruaner. Sie waren von denen, in deren Nähe Huaskar und Las Caſas einſt gewohnt. Sogleich fragten ſie nach dieſem. „Er lebt in der Nähe," entgegnete ihnen Huaskar. Nun wurde die Freude noch lauter, und Einer rannte ſchnell davon und kam mit dem Anführer zurück, der in Huaskar's Arme ſtürzte. — Es war der treue Halipa. Die ganze Truppe zog mit zu Las Caſas. Welche Freude des Greiſes und Halipa's! Gern und freudig unterließen ſie ihren verheerenden Zug. Aber ungern verloren ſie ihren Führer, der ſich nicht von Las Caſas trennen konnte. Und endlich — nach geraumer Zeit — gelang es erſt den vereinten Bemühungen Halipa's, Huaskar's und Las Caſas, den Stamm zu vermögen, daß er unweit der Ufer des Titicaca-See's eine feſte Niederlaſſung gründete und das unſtete Räuberleben aufgab. Und die Drei waren hinfort unzertrennlich, ein Herz und eine Seele!

III.

Es war am 5. Juni 1543, als in den Hafen von Lima die Schiffe einliefen, welche den neuen Adelantado, Don Blasco Nunez Vela und die ganze Audienzia an Bord hatte, welche für die Zukunft die Eigenmacht des Vicekönigs beſchränken, und mit ihm das ſtrenge Geſetz handhaben ſollte, welches Carl V. Peru und überhaupt ſeinen neu entdeckten und erworbenen Ländern gegeben hatte. Die Schiffe legten ſich im Angeſichte der Stadt vor Anker, und nur der Abweſenheit Gonzalez Pizarro's zu Quaiaquil mochte es Nunez und die Audienzia danken, daß nicht der Donner feindlicher Kanonen und die gewappnete Hand ſie abhielt, das Ufer zu betreten. Wie der Sturmvogel ſich ſchon auf die Segelſtange ſetzt, wenn auch der erfahrene Pilote noch keine Wahrzeichen des Sturmes entdecken kann, ahnend, daß er nur ſo ſich retten könne; ſo war es bei dem Commandanten von Lima und ſeinen Offizieren und Soldaten. Sie ahneten die Wetterwolke, die ſich über ihrem ſchuldigen Haupte zuſammen zog; ſie hielten es für erlaubt, ihren Freund Pizarro zu hintergehen und ſich unter den ſichereren Schirm der Gnade der Audienzia und des Adelandato, Don Nunez, zu begeben.

Und ehe noch Nunez ſeinen Herold ausgeſchifft hatte, die Uebergabe der Stadt zu fordern und Amneſtie Allen, die ſich von Pizarro wendeten, zu verkündigen, erſchienen ſchon im Hafen die Offiziere der ſpaniſchen Beſatzung, auf dem Fort wehte eine weiße Flagge, und als Don Nunez nun an das Land trat, da huldigten ihm knieend alle die, die vor Kurzem noch Gonzalez zugeſchworen hatten, ſeine Gerechtſame als Adelantado von Peru und Quito gegen alle Eingriffe eines etwa kommenden Andern, ſelbſt mit ihrem Leben, zu beſchützen.

Unter dem Freudenjauchzen des Volkes zogen ſie in die Stadt. Die Audienzia und Don Nunez nahmen Beſitz von dem Palaſte Pizarro's. Die mitgebrachten Truppen, deren Obriſter Alonzo Vela, des Vicekönigs Neffe, war, wurden in das Caſtell gelegt; denn trauen durfte man nicht der Geſinnung der Offiziere und Soldaten in Lima. Daß Lima ſo leicht in ihre Hände fiel, ohne nur einen Schwertſtreich zu führen und Blut zu vergießen, das ſchien Don Nunez ein gutes Zeichen, und der Audienzia mit ihm, und am Abend dieſes Tages umarmte er innig Gattin und Kind, Gott dankend, daß alſo leicht eine ſo ſchwere Sache vorübergegangen ſei. Langſam, aber ſicher und ernſt begann der Gang der Ordnung. Nunez ließ das kaiſerliche Geſetz proklamiren. Die Beſſeren freuten ſich der Einkehr geſetzlicher Ordnung, die Böſen knirſchten, da das Geſetz ihrem Unweſen Schranken ſetzte und furchtbare Strafen drohte für das begangene Verbrechen der Uebertretung. So äußerte ſich eine ſehr getheilte Stimmung, hervorgebracht durch das Geſetz. Aber die Audienzia ließ ſich's nicht irren, und that Alles, was Recht und Gerechtigkeit gebot, mochten ihr auch Hinderniſſe und Unannehmlichkeiten entgegen treten. Aber Eins noch lag ſchwer auf Nunez Seele — Gonzalez Pizarro's Unterwerfung. Kaum waren die erſten nothwendigen Anordnungen und die Feſte vorüber, die die Huldigung der neuen Regentſchaft mit ſich brachte, als auch Nunez eine große Audienzia hielt, wo alle Glieder des Raths und Don Alonzo, der Obriſte des Kriegsvolks, ein Mann von zwanzig Jahren, der nicht durch Muth und Verdienſt, ſondern

durch des Oheims Anſehen und deſſen Liebe jene Stelle erhalten,
zugegen war. Nunez legte ihnen die wichtige Frage vor, ob Gonzalez
durch einen Herold aufzufordern ſei, oder ob man mit kriegeriſcher
Macht ihm entgegen treten, und ſo der Aufforderung gehörigen
Nachdruck geben ſolle? — Nach langer Ueberlegung aller Gründe
für und wider, reſolvirte die Audienzia, es ſolle vorerſt der Weg
der Güte eingeſchlagen werden. Man ſchlug vor, Don Alonzo
ſolle das ehrenvolle Amt des kaiſerlichen Herolds übernehmen.
Das aber wollte Alonzo nicht recht einleuchten. Er ſah die Gefahr
voraus, die mit dem Auftrage verbunden war. Er fürchtete die
Nähe des ſchrecklichen Pizarro's; aber noch ein anderer Grund
geſellte ſich hinzu. Er liebte feurig Don Nunez liebliche, ſechszehn-
jährige Tochter Elvira, und hatte ihr zu Liebe, und um ſtets bei
ihr zu ſein, das gefährliche Amt eines Kriegs-Obriſten über-
nommen; denn all die Ehre hätte ihn ſonſt nicht vermocht, das
luſtige und genußvolle Leben eines reichen Hidalgo am Hofe Carl's
mit dem eines Kriegers in dem ſturmbewegten Peru und die ſüße
Ruhe mit einer gefahrvollen Seereiſe zu vertauſchen. Bläſſe (der
Ueberraſchung überredete ſich Nunez) überzog leichenweiß ſeine
friſchen, blühenden Wangen, als dieſer Vorſchlag gemacht wurde.
Alonzo rückte hin und her auf ſeinem gepolſterten Lehnſtuhle, der
reich mit Gold verziert war. Als die Reihe an ihn kam, bemerkte
er ſtotternd, er erkenne dankbar das Ehrenvolle des Auftrags an;
allein ihm wolle es bedünken, als ſei es unklug, den Anführer den
Truppen zu entziehen, ſintemal im Falle der Empörung es heilige
Pflicht für denſelben ſei, mit dem Schwerte in der Hand die
geheiligten Perſonen des Adelantado und der kaiſerlichen Audienzia
zu beſchützen. Don Nunez konnte nicht umhin, die weiſe Umſicht
ſeines Lieblings und ſeinen ritterlichen Sinn gebührend zu
lobpreiſen, und einen Andern zu dieſem Auftrage vorzuſchlagen,
wozu denn Alonzo einen ſeiner Offiziere, einen ritterlichen, kraft-
und muthvollen Jüngling, der ihm längſt ein Dorn im Auge war,
weil er ſich mitunter ſpottend über die Kriegsthaten ſeines Obriſten
ausgelaſſen, vorzuſchlagen nicht verſäumte. Nicht ohne ſpöttiſche

und höhniſche Mienen ſtimmte endlich die Audienzia ein, und der Jüngling zog ab. Kaum aber erlaubte es der Wohlſtand, ſo verließ auch Alonzo ſchon die Verſammlung und eilte zu Elviren, die er im Garten fand, luſtwandelnd unter den Bäumen, die einſt Francesco Pizarro's bluttriefende Mörderhand gepflanzt hatte. „Seid Ihr ſchon wieder da, Vetter!" rief ihn das Mädchen an; „ich glaubte Euch noch in der Audienzia. „Freilich," ſetzte ſie hinzu, „mögt Ihr Euch komiſch genug im Rathe der Alten ausnehmen!" Alonzo biß ſich in die Lippen und entgegnete beleidigt, „er habe einen andern Empfang erwartet, da er heute den vollgiltigſten Beweis ſeiner Liebe zu ihr dadurch gegeben, daß er den Auftrag, Gonzalez Pizarro zur Unterwerfung aufzufordern, darum abgelehnt habe, weil er mit dem Schwert in der Hand ſie gegen Pizarro's mögliche Empörung vertheidigen wolle." „Da habt Ihr wohlgethan, Vetter!" ſagte ſie, „und ich weiß Euch Dank dafür; denn es iſt keine Kleinigkeit, einen Mann, wie Pizarro, um ſolch eine Sache anzugehen. Es hätte leicht ſein mögen, daß er Euch hätte aufknüpfen laſſen, und da wäre es doch ſchade für Eure zierliche Halskrauſe geweſen, die der Strick verdorben hätte, des Federhuts und übrigen koſtbaren Anzugs nicht zu gedenken!" „Ihr habt heute einmal wieder Eure ſatyriſche Laune, Doña Elvira!" ſprach verlegen, die Bitterkeit unterdrückend, Alonzo; „allein Ihr thut, bei dem heiligen Jacob! Unrecht an mir. Meine Liebe zu Euch läßt mich Alles ertragen, weil ich es gewiß weiß, daß Ihr es ſo im Herzen nicht meinet." „So?" lachte, den ſchönen Arm in die Seite ſetzend, Elvira; „wenn ich Euch denn aber nun zum tauſendſten Male wiederhole, daß das Alles mein Ernſt iſt, wie dann?" — „Dann glaube ich es dennoch nicht, weil es unmöglich iſt, daß in einem ſo herrlichen Körper nicht auch eine eben ſo herrliche Seele wohnen ſollte!" — „Ihr ſeid unverbeſſerlich!" zürnte Elvira, und wandte ſich von ihm ab, den Baumgang hinaufwandelnd. Der Unverdroſſene folgte ihr. —

„Verzeihung, Doña, wenn ich Euch gekränkt," ſagte er ſanft bittend. „Ich komme eigentlich in der Abſicht, Euch zu einem Luſtgang in den herrlichen Areca-Palmenhain einzuladen, der das Ufer des Stromes weſtlich von Lima bekränzt. Die Audienzia wird jetzt aufgehoben ſein, und Don Nunez wird uns begleiten!“ Elvira beſann ſich nicht lange; die reizende Umgebung von Lima war ihr noch zu unbekannt und zu anziehend, als daß ſie dies Anerbieten hätte ausſchlagen können. „Wohlan, mein kriegeriſcher Vetter,“ ſagte ſie, ſeinen Arm nehmend, „habt Ihr Euch aber auch gewappnet gegen die Biſſe giftiger Schlangen, an denen dies Land ſo reich iſt?“ — Alonzo blickte unwillkürlich auf ſeine Stiefeln, ſchwieg aber dennoch und ging mit ihr den Laubgang hinab. Oben aber am Fenſter ſeines Gemaches ſtand Don Nunez, der eben die Audienzia entlaſſen hatte, und blickte freundlich herab auf das Paar, indem er ſich freudig ſagte: „Endlich beginnt doch die Widerſpenſtige meinen Bitten nachzugeben. Und ſieht mich Peru als glücklichen Vater, und Elvire als Alonzo’s glückliches Weib, ſo will ich das Land ſegnen trotz aller Leiden, die es mir bringen möchte!“ — Der Ausdruck der innigſten Vaterfreude lag auf ſeinem Geſicht, als Elvira mit Alonzo eintrat. „Wir kommen,“ hob ſogleich Alonzo an, „Euch, mein edler Oheim, zu einem Luſtgang in den Palmenhain einzuladen, den Ihr wohl auch noch nicht geſehen.“ Zu Allem war in dieſer Stimmung Nunez bereit, und als ſie eben das Gemach verlaſſen wollten, trat Antonio da Silva, einer der Offiziere der alten Beſatzung herein, um dem Adelantado einen Bericht abzuſtatten. „Gut, daß Ihr kommt, Don Antonio,“ rief ihm heiter der ſonſt mürriſche und ſtolze Vela entgegen, „denn jetzt könnet Ihr, als ein Bekannter in Peru, uns als Wegweiſer auf dem Luſtgange dienen.“ Der Offizier verbeugte ſich tief, bemerkte jedoch, „ob es nicht dem Vicekönig gefalle, vorher ſeinen Rapport anzunehmen.“ „Dazu,“ erwiederte Nunez, „wird es auch in dem Palmenhain Gelegenheit geben, den mein Neffe, der Obriſt, ſo ſonderlich rühmt.“ Abermals verbeugte ſich der Offizier gehorchend, und Alle gingen. —

Kaum außerhalb der Thore Lima’s lag der Hain, zu dem ſie gingen. Stamm an Stamm ſtanden die ſchlanken Areca-Palmen an einander mit ihren Kronen, ein undurchdringliches Dach bildend.

Nur hin und wieder erhob ſich ein Sabucaja oder Acajen. Die herrlichſte Kühle wehte unter den Bäumen. Friſches Gras, untermiſcht mit köſtlich duftenden Blumen, lud zum Luſtwandeln auf dem ſchwellenden Grünen ein. Scherzend und neckend hüpfte Elvira über den Raſen hin, pflückte hier ein Blümchen und dort eins zum duftenden Strauße für die geliebte Mutter. Mit nicht ganz heiterer Laune folgte ihr Alonzo. Der Vicekönig ging im ernſten Geſpräche mit dem Offizier eine Strecke hinter ihnen, und ſein Auge folgte unabläſſig beobachtend den Beiden. Dichter und immer dichter wurde der Hain. Ermüdet, wollte endlich Elvira ſich unter einem großen Baum auf das Moos, das ſeine Wurzeln umgab, niederſetzen. Alonzo breitete galant ſeinen mit koſtbarem Pelzwerk verbrämten Sammtmantel darüber hin, und die Jungfrau ließ ſich nieder. Aber in dieſem Augenblicke raſchelte es ſonderbar klingend unter ihr und bewegte ſich. Einen Schrei der Angſt ausſtoßend, ſprang ſie auf — doch zu ſpät — eine Klapperſchlange ſchoß hervor und grub ihren todtbringenden Zahn in ihren niedlichen Fuß. Auf den Schrei eilte Nunez erſchrocken mit dem Offiziere herzu. Dieſer erblickte noch die wegſchießende Schlange und rief, ſtarr vor Entſetzen: „Eine Klapperſchlange! Es iſt die giftigſte, die Peru aufzuweiſen hat, und wenn nicht ſchnell Hilfe geleiſtet wird, ſo iſt die Doña verloren!“ — Da erſtarrte Nunez zu einer Bildſäule. „Alonzo,“ rief das Mädchen, „Ihr ſagtet mir oft von Eurer Liebe zu mir, die Euch ſelbſt den Tod wollte für mich erleiden laſſen — ſaugt das Gift aus, es ſchadet Euch nicht!“ — Aber Alonzo trat erbleichend zurück, indem er ausrief: „Holde Baſe, muthet mir das nicht zu; ich würde ja ſterben; was hättet Ihr davon, mich getödtet zu haben?“ „So laßt mich ſterben!“ ſagte matt Elvira, und ſank auf den Raſen. Da ſprang zwiſchen den Bäumen ein Jüngling hervor. „Was iſt hier vorgefallen?“ rief er ſpaniſch aus. „Eine Klapperſchlange!“ ſtammelte Alonzo. Da riß er den Schuh von dem ſchwellenden Fuße, zog den Strumpf herab und legte ſeine Lippen auf die Wunde. „Huaskar, was beginnt Ihr?“ fragte erſchrocken Elvira, die den Jüngling erkannte. Da blickte ihr Huaskar liebevoll in das Auge, und ſprach: „Ich danke Gott, daß ich Euch retten kann!“ und er ſog wieder ſtärker und ſtärker. Alle die vielſeitigen Eindrücke machten Elviren ohnmächtig.

Huaskar winkte dem Offizier, die Jungfrau in ſeinen Arm zu nehmen, daß der Körper höher liege als der Fuß. Mechaniſch gehorchte dieſer, und ſtärker ſog der Jüngling. Da ſchlug Elvira wieder das ſchöne Auge auf, und heftete es auf den Jüngling mit unausſprechlicher Zärtlichkeit und Verwirrung, denn ihr bloßer Fuß lag in ſeiner Hand, und ſie fühlte die warmen Lippen des Jünglings darauf. Und ob auch die Jungfräulichkeit ſich ſträubte gegen Huaskar's Thun, und die Angſt für des Jünglings Leben ihr ſchwer auf das Herz fiel — ſie vermochte nicht den Fuß ihm zu entziehen; denn er hielt ihn zu feſt, und ſein Auge flehte zu beredt, es nicht zu thun. Jetzt hörte Huaskar zu ſaugen auf. Die Wunde war weiß wie Schnee. „Ihr ſeid gerettet, Doña!“ ſprach er. „Ich danke Gott, daß ich das Werkzeug Eurer Rettung wurde!“ „Huaskar,“ liſpelte die Jungfrau, „wie kann ich Euch lohnen?“ — Da neigte ſich Huaskar ſanft zu ihr: „Mit Eurem wohlwollenden Andenken!“ erwiederte er, „und mit dieſem Blumenſtrauß aus Eurer Hand!“ Da reichte ſie ihm den Strauß, und ein Kuß brannte auf ihrer Hand. — Der Offizier maß den Jüngling mit großen Augen, und ſagte dann zu dem jetzt erſt zu ſich kommenden, troſtloſen Vater: „Danket Gott, Adelantado, Eure Tochter iſt gerettet!“ — „Und wer hat ihr das Gift ausgeſogen? Wo iſt er, daß ihm meine Liebe lohne?“ Alle ſahen ſich um, aber von Huaskar war keine Spur mehr zu entdecken. „Ihr habt ihn weggehen laſſen ohne Lohn?“ fragte zornig der Oheim den Neffen, der eine ſehr klägliche Figur machte. „Nun,“ erwiederte Alonzo empfindlich, „ſoll ich den frechen Buben vielleicht gar auf meinen Armen halten, der es wagte, Elviren's Fuß frech zu entblößen? Züchtigung hätte er verdient, ſtatt Lohn!“ — Da ſchoß Nunez einen Zornblick auf Alonzo und donnerte ihm zu: „Schweigt, Undankbarer! War das Eure Liebe zu Elviren?“ — Dann kniete der Greis neben ſeinem Kinde nieder, und mit Thränen der Freude drückte er ſie an ſeine Bruſt.

— „Aber," fragte er dann wieder mit neuer Angſt den Offizier, „iſt ſie wirklich außer Gefahr, Don?" — „Das iſt ſie;" antwortete dieſer. „Der Peruaner hat den Tod aus ihr geſogen, und" — ſetzte er hinzu — „iſt er nicht kundig der Mittel, und war er unvorſichtig, ſo iſt der ſeine unvermeidlich!" — Dies Wort regte alle Kräfte in Elviren's Seele wieder auf: „Redet Ihr Wahrheit?" rief ſie bebend; „Don, iſt Gefahr für ihn?" — „Allerdings, wenn er nicht ſehr vorſichtig war und ſchnelle Gegenmittel anwendet!" — Da warf ſich die Jungfrau vor dem Vater nieder. „O, mein Vater, wenn Euch des Kindes Leben Werth hat, ſo ſendet dem Edlen nach, daß er nicht ſterbe!" Sie umſchlang krampfhaft ſeine Kniee, die Thränen floſſen unaufhaltſam. „Eilt," gebot Nunez dem Offizier und Alonzo, „eilt ihm nach und ſuchet ihn; Ihr werdet die gerechteſten Anſprüche auf meine Dankbarkeit haben, wenn Ihr ihn zurückbringt! Und Ihr, Alonzo, Ihr könnt Euch nur dadurch meine Verzeihung erwerben!" — Hierauf entfernte ſich ſchnell der Offizier in der Richtung, die Alonzo angedeutet hatte; dieſer aber ging ihm langſam nach, indem er unwillig über Nunez Rede in den Bart brummte: „So ſoll ich nun noch gar den ſuchen, den ich wie meinen Tod haſſe!"

Spanier, die in dieſem Augenblicke vorübergingen, eilten auf Nunez Gebot nach Lima, eine Sänfte zu holen für die heftig angegriffene Jungfrau. Und als man die Sänfte brachte, trugen ſie Elviren zu der erſchütterten Mutter. — Der Arzt aber erklärte den beſorgten Eltern, jede Gefahr ſei vorüber. Bald ſank Elvira in einen erquickenden Schlummer, und Huaskar's Bild trat lebhaft vor ihre Seele. Sie ſah den Jüngling, den ihre Seele liebte, ſeit ſie ihn bei dem Stiergefechte geſehen, wie er unter namenloſen Schmerzen ſich wand, ihren Blumenſtrauß an ſeine Lippen drückte, und dann „Elvira!" rief, und ſtarb. Aengſtlich ächzte und ſtöhnte ſie im Traume. Neue Furcht bewegte die Mutter, die ſich über ſie hinlehnte. Sie hörte ſie den Namen „Huaskar" nennen. „Wie?" fragte ſich die Mutter, ſteht noch das Bild jenes Jünglings vor ihrer Einbildungskraft?" Elvira ſchlummerte jetzt ſanfter; ſie lächelte ſogar im Traume. Sie ſah Huaskar blühend und geſund — ſie ſah ihn ſich ihr nahen. Er ſank an ihre Bruſt. Jetzt erwachte ſie. „Wie iſt dir?“ fragte die ängſtlich beſorgte Mutter. — „Mir iſt wohl, liebe Mutter,“ ſagte Elvira, „aber ſagt mir um Eurer Liebe willen, haben ſie Huaskar gefunden?“ Die Mutter ſah ſie ſtarr an, dann faltete ſie ſeufzend die Hände: „Mein Gott, ſie redet irre!“ — „Nein, liebe Mutter, ich rede nicht irre; ich fühle mich geſund und wohl,“ ſagte Elvira, ſich von dem Ruhebett erhebend; „allein ſagt mir nur, haben ſie Huaskar zurückgebracht?“ — „Welchen Huaskar? Hieß nicht ſo der fremde Jüngling bei dem Stiergefechte zu Madrid?“ — „So hieß er, gute Mutter, und eben der iſt mein edler Retter! Eben der war es, der an des elenden Alonzo Statt mir das Gift aus der Wunde ſaugte, und ſo ſein eignes Leben für das meine aufopferte, und dann ohne Dank ſich entfernte.“ — „Aber Kind, ſprich, wie kommt dieſer Jüngling hierher?“ — „Er war ja aus Peru, Mutter. Ach, Ihr tadeltet mich oft, wenn ich es im Innerſten meiner Seele ahnete, daß ich ihn einſt wiederſehen würde. Ich habe ihn wieder geſehen, Mutter, und er iſt die Urſache, daß Ihr noch Eure Tochter habet!“ — „Lohne es ihm Gott!“ wünſchte die Mutter. „Doch — vielleicht liegt er jetzt an dem Fuße eines Baumes und haucht ſein edles Leben aus an dem Gifte, das er aus meiner Wunde ſog!“ — „Das verhüte die heilige Jungfrau! Aber ſage mir, wer ſollte ihn aufſuchen?“ — „Antonio da Silva und Alonzo!“ erwiederte Elvira. „O, daß ſie ihn doch fänden, daß ihm dein Vater vergelten könnte!“ — „Auch wenn ſie ihn, wie ich zu Gott hoffe, finden, ſo kann das der Vater nicht mit aller ſeiner Macht. Ich allein kann ihm vergelten, Mutter, ich allein, und ich will es, das ſchwöre ich bei meiner Heiligen!“ — „Kind,“ fragte die Mutter, „wie willſt du ihm vergelten?“ — „Mit meinem Leben, das ſein iſt, Mutter, mit meiner Liebe! Ich bekenne es Euch, theure Mutter, ihn liebte ich, ſeit ich ihn zum erſten Male ſah, ihn werde ich lieben, bis zum letzten Athemzuge, und nie wird meine Hand eines Andern werden; lieber keines, wenn nicht ſein!“ — „Schweig, meine Tochter," bat die Mutter, „du weißt nicht, was du redeſt. Bedenke, daß dein Vater einer von Spaniens edelſten Granden, der Adelantado von Peru iſt, und Huaskar ein gemeiner Peruaner." — „Nein," rief Elvira, „das iſt er nicht. Er ſtammt von den Inkas von Peru ab — und — ſetzte ſie eifriger hinzu — wäre er aus dem niedrigſten Stamme, ſo rollt kein anderes Blut in ihm, als in uns; er iſt Menſch, und ein edler Menſch, iſt das nicht mehr als Adel? Mein Lebensretter — iſt das nicht mehr, als fürſtlicher Rang?" — Die Mutter ſchwieg, denn dagegen konnte ſie ſelbſt nichts einwenden. Sie ſelbſt war damals in Spanien ſchon für den Jüngling eingenommen, und jetzt war er ihr um ſo theurer. Sie billigte im Stillen Elviren's Liebe — aber äußern durfte ſie es nicht. Sie kannte ihres Gatten Stolz, denn er war ein Kaſtilianer. Sie bat ſogar Elviren, doch ja nicht zu geſtehen, daß ſie Huaskar'n ſchon gekannt habe, wenn der Vater frage. Sie drückte Elviren mit Thränen an ihre Bruſt. Es ſchmerzte ſie tief, die Hoffnung aufgeben zu müſſen, Elviren an Alonzo's Hand dermaleinſt glücklich zu ſehen — denn das war einer der ſchönſten Träume. Es ſchmerzte ſie doppelt, da ſie wußte, daß auch Nunez ſelbſt keinen höhern und angelegenern Wunſch hatte, als dieſen, zumal da Alonzo der Sohn von Nunez Bruder und ſeiner Gattin Schweſter war, und die beiderſeitigen Eltern ſeit ihrer Kinder Geburt dieſen ſchönen Plan genährt hatten; ja bereits in Rom durch den Erzbiſchof von Sevilla die Diſpenz des heiligen Vaters erwirkt hatten, da Beiden ſonſt die Verbindung, als in zu nahem Grade verwandt, kirchlich unmöglich geweſen wäre. Das Alles ſah jetzt die Mutter zuſammenſtürzen. Sie kannte Elviren, ihre Feſtigkeit, ihre Liebe. Und dennoch konnte ſie dem Jünglinge nicht grollen, der ihr ja ihres einzigen Kindes theures Leben erhalten hatte.

Traurigen Angeſichts trat bald darauf der Vater in das Gemach. Mit angehaltenem Athem blickte Elvira ihn an. „Sie haben ihn nicht mehr gefunden, deinen und meinen Wohlthäter, meine Tochter," ſprach der Greis, ſie an ſeine Bruſt drückend. Elvira weinte im tiefen Schmerz des Verluſtes. — Aber dennoch hoffte ihr Herz. Aus Huaskar's Benehmen ſchloß ſie auf ſeine Liebe. Sie betete leiſe zu ihrer Schutzheiligen, zu Gott, daß ſie ihn wiederfinde. — Unerſchöpflich war der Vicekönig im Lobe des edlen Jünglings, aber auch ſehr erzürnt über Alonzo, der nicht das Gift ausſaugen wollte, obgleich er wußte, daß es Mittel gab, jede unangenehme oder gefährliche Folge zu entfernen. Elvira frohlockte im Stillen, daß dadurch ſie von den ihr ſo unangenehmen Bewerbungen Alonzo's würde entfernt werden. — Allein ihr Frohlocken war zu frühe, zu übereilt. Sie dachte nicht an ihres Vaters unbeugſamen Sinn, der ſo leicht nicht einen Wunſch, der ihm ſo am Herzen lag, aufgab, der ſo leicht nicht den haſſen konnte, den er einmal liebte, wie er dann aber auch den Haß nie fahren ließ, den er einmal gegen irgend Jemanden gefaßt hatte.

Als Alonzo ſich durch eine lange Sieſte erholt, durch Speiſe und Trank geſtärkt, mit Hilfe ſeines Dieners ſeine Locken und ſeinen Anzug in Ordnung gebracht hatte, war es ſeine erſte Sorge, des Oheims Unwillen zu verſöhnen, und Elviren wieder zu beſänftigen. Kalt nahm ihn Nunez auf. Alles bot Alonzo auf, ſich zu entſchuldigen. Seine ganze Ueberredungskunſt wendete er an, und es gelang ihm, des Oheims Wohlwollen wieder zu erhalten. Sicher gemacht dadurch, und rechnend auf ſeine Redegabe, trat er unangemeldet in Elviren's Gemach. „Ach!“ rief dieſe ihm entgegen, „mein edler Vetter! Habt Ihr Eure Anſtrengungen um den frechen Buben ſchon ausgeſchlafen? Es thut mir leid, daß Ihr Euch meinetwegen hierher bemüht!“ Er ſtotterte etwas daher, konnte aber den rechten Fluß der Rede nicht gewinnen. Er fühlte zu tief, wie verächtlich er da ſtehe. „Ich muß Euch um Vergebung bitten,“ fuhr Elvira fort, „daß ich ſo kühn war, Euch ſolche Ungebühr zuzumuthen. Ihr hättet vielleicht Euer Sammtkleid verletzt, oder gar Schaden genommen an Eurem edlen Leben. Ich Thörin glaubte, die oft vorgewinſelte Liebe könne ſolch ein Opfer bringen! Seid indeß ohne Sorge, Vetter, zum zweiten Mal ſoll Euch ſolche Ungebühr nicht mehr angemuthet werden. Daß Ihr aber ganz davor ſicher ſeid, wünſche ich, daß Ihr ſo fern von mir Euch haltet, als es nur immer möglich iſt!" — „Ihr laßt mich hart büßen, Doña!" ſagte er, „aber hört doch auch meine Entſchuldigung!" — „Mir iſt unwohl, Vetter! Seid ſo galant, Euch zu entfernen. Nehmt dann auch zugleich die Lehre mit, daß es nur einem frechen Peruaner zu vergeben iſt, wenn er ſich unangemeldet in ein Frauengemach drängt, wo man ihn zumal ſo ungern ſieht, wie etwa Euch hier!" — Da ſtieg die Zornesgluth in die Wangen des eitlen Hidalgo. Er verbeugte ſich leicht mit einer höhniſchen Miene und ging. Aber da erſt, als Elviren's liebliches Bild nicht mehr vor ſeinen Augen ſtand, als das Dach ſeines Oheims ihn nicht mehr bedeckte, da erwachte ſein Zorn und wuchs und flammte wild, und die Rachſucht geſellte ſich zu ihm und die beleidigte Eitelkeit. „Mir," rief er, ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn ſchlagend, „mir, einem Verwandten, mir, einem ſpaniſchen Obriſten, ſo zu begegnen!? Das fordert Rache! O, ich will ſie nehmen an dir, ich will ſie nehmen ſchrecklich!" Er ſchritt den Weg hinauf und wieder herab in wilder Zorngluth und ſah und hörte nicht. Von fern aber ſah ihm ein zerlumpter Spanier zu, der in ſeinen Lumpen eben den untrüglichen Beweis ſeines ausſchweifenden Lebens trug, und auf ſeinem Geſichte den Ausdruck einer unbeſchreiblichen Spitzbüberei und Verſunkenheit. Er beobachtete den Obriſten eine Weile, und dann ſprach der Menſch zu ſich: „Ob ich's ihm ſagen ſoll? Mir ſcheint's, es hat ihm ſchon Einer das Geheimniß verrathen, ſonſt würde er nicht ſo wahnſinnig ſich geberden. Muth hat der Milchbart nicht, und vielleicht gelingt es mir, doch etwas zu verdienen. Wohlan, ich verſuche mein Heil!" Er näherte ſich leiſe dem Glühenden mit tiefer Devotion. „Verzeiht, edler Herr! wenn ich Euch in Euren Selbſtgeſprächen unterbreche," hob er an, „allein die Wichtigkeit meiner Eröffnungen wird mich in Euren Augen entſchuldigen." — Alonzo ſtutzte und ſah ihn groß an. „Was willſt du?" fragte er barſch. — „Wenig für Vieles, Kleines für Großes!" entgegnete liſtig lachend der Spanier. „Dann biſt du ſehr beſcheiden," fuhr in gleichem Tone jetzt Alonzo fort, „aber was iſt denn das Wenige und das Viel?" — „Die Zuſage des Wenigen wird das Viel mehren oder mindern!“ — „Aha, du willſt Gold?“ — „Was ſoll ich's leugnen? — Ja! ich brauche viel, und habe wenig. — Doch im Ernſt, ich bin durch einen Zufall in den Beſitz eines Geheimniſſes von unendlicher Wichtigkeit gekommen. Was wollt Ihr geben?“ Alonzo ahnte etwas und verſprach viel. „Wohlan,“ hob, als er das Gold in einem Lederbeutel in Händen hatte, der Spanier an, „ſo wißt, ehe zwei Tage herumſchleichen, wird Gonzalez Pizarro mit einer anſehnlichen Truppenbegleitung vor Lima erſcheinen, um es zu erobern. Denkt an Euer und der Eurigen Wohl und Leben!“ Alonzo ſtand bleich vor Schrecken da. Er fragte weiter, aber erſt, als er aufs Neue Gold gegeben, fuhr der Spion fort, ihm die genaueſten Umſtände anzugeben, und ihn auf die Unmöglichkeit der Erhaltung der Audienzia gegen Pizarro aufmerkſam zu machen. Eiskalt rieſelte der Schrecken durch des Helden Glieder. Noch eine Spende bewirkte des Spions anderweitige Verſchwiegenheit.

Alonzo's erſter Gang war nach dem Hafen. Der Schiffshauptmann, der ihn herübergefahren, ſtand mit ihm auf ſehr vertrautem Fuße; zu ihm begab er ſich. Eine lange, beinahe zweiſtündige Unterredung hatte er mit ihm. Kaum war Alonzo heimgekehrt, ſo ſchloß er ſich in ſeine Gemächer, packte mit Hilfe eines ſehr treuen Dieners ſeine beſten Sachen, Gold und dergleichen ein, und ließ ſie am Abend ſtill auf das Schiff bringen. An ſeine Pflicht dachte er nicht, oder wollte nicht daran denken. Die ſpaniſchen Offiziere, welche die Amneſtie angenommen hatten, frohlockten leiſe über die Unwiſſenheit der Audienzia und das glückliche Gelingen ihres Plans, da Alonzo und ſeine Truppen nichts zu ahnen ſchienen.

Als die Dämmerung ihren Schleier über Lima hingebreitet hatte, und ſchon hin und wieder ein Sternlein oben in der Bläue flimmerte, ſaß Nunez in Pizarro's goldbeſchlagenem Lehnſtuhl in ſeinem Cabinet. Sehr ernſte Dinge beſchäftigten ihn, und die Düſterheit, die ihn umgab, ließ ſeinem Geiſte ganz den geeigneten Spielraum, darüber reiflich nachzudenken. Indem er ſo da ſaß, hörte er leiſe Tritte auf dem Corridor, dachte aber, es ſei der Seinigen Eines, das ihn nicht ſtören wolle; aber es dauerte zu lange, und er rief. Da öffnete ſich die Thüre und herein trat die hohe, edle Geſtalt eines Mannes, der jetzt fragte: „Adelantado, ſeid Ihr's ſelbſt?“ — „Ich bin's,“ erwiederte nicht ohne Verlegenheit Nunez, „was willſt du, Fremdling?“ — „Euch warnen, edler Herr, denn Ihr ſeid verrathen!“ Da ſprang Nunez auf, in ſeiner Hand blinkte der Dolch, und ſo trat er auf den Unbekannten zu. Dieſer bat ihn, ruhig zu bleiben und ihn anzuhören, und fuhr fort: „Unter der alten Beſatzung Limas, welche Eure Vergebung annahm, iſt ein meuteriſches Complott. Gonzalez Pizarro rückt ſchon mit nicht unbedeutender Macht gegen Lima an. Euch und die Audienzia wird man in ſeine Hände liefern. Eben jetzt ſind die Meuterer verſammelt, zu berathſchlagen bei dem Hauptmann Esculvedo, wo Ihr ſie Alle aufheben könnet. Nehmet Eure Maßregeln gut, und rettet Euer Weib und Kind!“ — „Sprichſt du Wahrheit?“ fragte Nunez. „Wollte Gott, ich hätte gelogen!“ ſprach der Fremdling, „es würde viel Blut unvergoſſen bleiben!“ — „Sprich, wer biſt du, Fremdling, daß ich dir deine Treue lohne!“ ſprach Nunez. „Ich bedarf keines Lohnes,“ erwiederte dieſer, „nur die Sorge für Euer Wohl hat mich geleitet. Seid vorſichtig und lebt wohl!“ Mit dieſen Worten war er zur Thüre hinaus, und der nacheilende Nunez fand ihn nicht wieder. — Ein Diener rief ſogleich Alonzo und die Audienzia zuſammen. Nunez ſelbſt ſtellte ſich mit Alonzo, der keine rechte Luſt bezeigte, an die Spitze einer Rotte, um die Verſchwornen gefangen zu nehmen. Man fand ſie, wie der Unbekannte geſagt hatte, bei Esculvedo, aber Einige entſprangen. Nun gab es Lärm in Limas Straßen. Die bisherige Ruhe und Sicherheit contraſtirte ſehr mit dem Kriegsweſen, das jetzt vorherrſchende Beſchäftigung Aller wurde. Waffen, Waffenübungen und Waffenglanz überall. — Allein wie nothwendig war es doch auch! Schon nach wenigen Tagen ſtand drohend Gonzalez vor dem Walle Limas, den er einſt ſelbſt unter ſeines Bruders Leitung hatte aufwerfen helfen, deſſen ſchwache Stellen er alſo auch am beſten kannte. Die Angriffe waren ernſt, wurden aber ebenſo zurückgewieſen. Pizarro's Truppen fingen an auszureißen, und es verging kein Tag, wo nicht zehn bis zwanzig Ueberläufer eingebracht wurden. Eine unbegreifliche Verblendung ließ Nunez dieſe Leute ſogleich den Rotten einverleiben, und hinderte ihn, den ſchlauen Plan Pizarro's zu durchblicken. Sicher gemacht durch ihre wachſende Stärke, wurden die Belagerten nachläſſig, und Alonzo, dem die Außenwerke anvertraut waren, verließ oft ſeinen Poſten. Es war am Tage St. Jago's, als er wieder in die Stadt ſich begab, und indeß Limas Einwohnerſchaft ſorgloſer Ruhe ſich hingab. Die Nacht war finſter. Dicke Gewitterwolken hingen drohend am Himmel. Dieſe Nacht war es gerade, die Gonzalez Pizarro zur Ueberrumpelung der Stadt auserſehen hatte. Die Ueberläufer rotteten ſich zuſammen. Die Gefängniſſe, in denen die meuteriſchen Offiziere ſaßen, wurden geöffnet, Pizarro's Anhänger in Lima ſchloſſen ſich an, und ehe noch die Mitternacht kam, war Pizarro in der Stadt und das Blutbad begann. Das wilde Waffengeräuſch weckte Nunez. Er eilte heraus, da ſah er ſchon, wie es ſtand. Er lief haſtig hinauf, Weib und Tochter auf die Schiffe in Sicherheit zu bringen. Er riß ſie mit ſich fort. Aber ſchon pfiffen ihnen die Kugeln um die Köpfe, und ehe ſie noch den Hafen erreichten, hatte Elviren's unglückliche Mutter einen Schuß in die Seite erhalten, daß ſie niederſank. In demſelben Augenblick faßte Jemand die Verwundete, lud ſie auf ſeinen Arm, und eine bekannte Stimme rief: „Fort, in den Hafen, die Verfolger ſind uns auf der Ferſe!“ Alle eilten betäubt fort. Aber ein entſetzlicher Anblick wartete ihrer im Hafen. Alle Schiffe ſtanden in lichten Flammen — nur eins ſegelte weg. „Das iſt das Schiff, auf dem Euer Neffe Alonzo ſein Leben in Sicherheit bringt,“ ſagte der Mann, der die Verwundete trug. „Für Euch iſt nur noch eine Rettung möglich. — Steiget dort in das Boot und vertraut Euch mir an!“ Da blickte zuerſt Elvira ihn an, und im Widerſcheine der brennenden Schiffe erkannte ſie Huaskar. Sie zog den Vater mit ſich fort und in das Boot hinein. Sanft legte Huaskar den Leichnam der Mutter in die Arme der Jammernden, und ſtieß das Boot vom Ufer, um das jenſeitige, das für den Augenblick die erſte

Sicherheit hatte, zu erreichen. Dort wartete ſeiner Halipa und mehrere treue Peruaner, welche nun das Boot rüſtig den Strom hinanzogen.

Auf Nunez und Elviren's Seelenzuſtand ruhte der Schleier! Willenlos ließen ſie ſich weiter bringen. Als der Morgen tagte, erreichten ſie eine Bucht, welche hohe Felſen einſchloſſen, ſo daß ſie dem forſchenden Auge, das ſie nicht ſchon kannte, unbemerkbar blieb. Durch überhängendes Geſtrüpp, durch Schlingpflanzen bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet, war ſie von der Landſeite vollends geſichert. Hier hielten ſie einen Tag Raſt, während ein Peruaner als Kundſchafter wieder nach Lima ging, und am Abend die frohe Botſchaft brachte, man glaube dort, der Adelantado ſei mit dem einen Schiffe, welches dem Complott entging, entflohen. Froh vernahm Huaskar den Irrthum, welcher die ſichere Rettung der Geliebten ihm verbürgte. Rüſtiger noch fuhren ſie dieſe Nacht hindurch. Die Sternenpracht des ſüdlichen Himmels leuchtete freundlich auf ſie herab. – Am folgenden Morgen fanden ſie ſchon am Ufer die alten Urwälder. Nun wurden Tragbahren geflechten für Elviren und den Leichnam der Mutter, die man erſt eine Tagreiſe weiter beſtatten wollte. Als ſie den von Huaskar erwählten Ort erreicht hatten, entfernte ſich dieſer und grub ein Grab für die Mutter der Theuren; und als es gefertigt war, trugen ſie ſie unter den religiöſen Geſängen, die Las Caſas ſie gelehrt, den Leichnam dahin und verſenkten ihn. Stumm waren Vater und Tochter gefolgt; aber jetzt, wo ſie den Leichnam hinabſenkten, jetzt brach der wilde Schmerz aus. Selbſt tief ergriffen, tröſtete ſie Huaskar mit der Hoffnung des Wiederſehens. Es hielt ihm außerordentlich ſchwer, Elviren und Nunez von dem Grabe der Mutter und Gattin hinwegzubringen; dennoch gelang es endlich Huaskar. Und nun zogen ſie durch Wälder am Andengebirge hin, bald hinauf, bald hinunter. Niemand ſprach, denn den Schmerz ehrte man. Voll Sorge und Bekümmerniß hatte Las Caſas bereits Tagelang ſeines Huaskar und Halipa gewartet, und immer kamen ſie noch nicht, obgleich ſie dieſe Tage, als die ihrer Rückkunft, beſtimmt angegeben hatten.

Ueberhaupt war Huaskar ſeit Kurzem dem Greiſe ein Räthſel geweſen. Oft war er Tagelang abweſend, aber ſtets heiter kehrte er zurück, ſchwieg aber hartnäckig, indem er ſtets behauptete, er habe etwas recht Gutes im Werke, das er aber erſt, wenn es werde vollbracht ſein, enthüllen könne. Bald darauf nahm er Halipa und ſechs Peruaner aus Mimeala mit ſich. Lächelnd trat er beim Abſchiede vor Las Caſas. „Segnet mich, mein Vater,“ bat er, „denn ich gehe an ein ernſtes Werk, Menſchenrettung heißt es, und dazu hilft Euer Segen.“ Las Caſas legte gerührt ſeine Hände auf des Jünglings Haupt. „Gott ſegne dich und nehme dich in ſeine Obhut, und führe dich glücklich zu mir zurück.“ — Huaskar küßte des Greiſes Hand und eilte leuchtenden Antlitzes von dannen. Las Caſas aber ahnete nicht, was es war, das den Jüngling ſo beſchäftigte. Doch das Wort „Menſchenrettung“ beruhigte ihn. —

So wartet der Greis lange auf ihre Zurückkunft. Sie kommen nicht. Immer unruhiger wird er. In der Wohnung wird es ihm zu enge. Er verläßt ſie und will den Weg nehmen, den Huaskar mit Halipa gegangen. Da begegnete ihm ein Peruaner, der Limas Fall, das Verbrennen der Schiffe, den Untergang der Audienzia ihm meldet; und nun wächſt ſeine Angſt über ſeine Beſonnenheit hinaus, und martert ihn fürchterlich. Er beweint ſeiner beiden Lieben Tod. Doch bald iſt ſeine Angſt vorüber, denn er ſieht am andern Morgen den Zug die Anhöhe herauf kommen, erkennt Huaskar und Halipa, und fällt nieder, dem Herrn für ihre Erhaltung zu danken. — Jetzt naheten ſie, und beide, Huaskar und Halipa, fallen in Las Caſas Arme. — „Wen bringſt du mir denn?“ fragte freundlich der Greis. „Das iſt Don Nunez Vela, der Vicekönig von Peru, deſſen Tochter Elvira dieſe!“ ſagte er, und führte den nicht wenig erſtaunten Greis zu ihnen, die nun des Lobes ihres Erretters kein Ende fanden. Froh, daß es ſeinem Huaskar gelungen war, das edle Werk zu vollführen, führte ſie Las Caſas in die Hütte. Aber ein tiefer Kummer lag auf den Zügen der beiden Geretteten. Las Caſas fragte, ob ſie vielleicht geliebte Angehörige in den Händen des blutgierigen Gonzalez gelaſſen? — Aber da erzählte Nunez ſeiner

Gattin Mord, und aufs Neue wurden ihre Wunden aufgeriſſen, und aufs Neue rannen die Thränen des Schmerzes. Doch auch am Balſam des Troſtes gebrach's nicht, da Las Caſas ſich dazu berufen fühlt, ihr Tröſter zu ſein. Huaskar ſtand an die Thüre gelehnt, ſeine Seele lag im Blicke, ſein Blick ruhte auf Elviren. Las Caſas Wink erinnerte ihn an die nöthige Sorge für das Hausweſen. Indeß Huaskar für ſeine geliebte Elvira das Mooslager bereitete, kniete ſie am Altar in der kleinen Kapelle, die Las Caſas errichtet hatte, und betete mit dem Vater recht fromm und innig, und dankte der Vorſehung für ihre Errettung. Zurückgekehrt in die Hütte, fanden ſie das frugale Mahl aus Früchten, die Peru hervorbringt, und Huaskar ſuchte das Köſtlichſte Elviren heraus, und ihr dankbares Lächeln war Himmelslohn für ihn.

So begann nun ein Leben in paradieſiſcher Ruhe und patriarchaliſcher Einfachheit. Elvira theilte Huaskar's Beſchäftigungen oft, und erhöhte dadurch ſein Glück. Je ſanfter der Schmerz um die geliebte Mutter wurde, deſto inniger neigte ſich ihre Seele zu ihm, und oft ſtanden Beide im Strahle der untergehenden Sonne, ſich innig umſchlungen haltend. Und dennoch war kein Wort wegen ihrer Gefühle über ihre Lippen gekommen, obwohl oft Elvira ihrer zweifachen Lebensrettung gedachte. Wie erſtaunte aber Nunez, als er in Huaskar'n, ſeiner Tochter Retter, ſeinen Retter kennen lernte. Wie zog er den erglühenden Jüngling an ſeine Bruſt, und wie dankbar ſprach er: „Ich bin dir hoch verpflichtet!“ Da erntete Las Caſas die Früchte ſeiner Saat, und ſein Herz war glücklich. Halipa, der Huaskar's Liebe kannte, that Alles, die Liebenden einander näher zu bringen. Las Caſas aber bemerkte nicht ohne Sorge die wachſende Liebe Huaskar's und Elviren. Ihm war es klar geworden, welches Elend für die Liebenden aus dem Stolze des Vicekönigs erwachſen konnte, den er edel und gut, aber feſthaltend an den Standesunterſchieden fand, wie es nur immer ein Kaſtilianer ſein konnte. Doch vertraute der Greis dem Himmel, der ſo ſichtbar das Band dieſer Liebe geknüpft, geſchützt und erhalten hatte.

In dem ſchönen Zuſammenſein Huaſkar's mit der Geliebten erſchloſſen ſich die verwandten Seelen bald, und ſchloſſen ſich unauflösbar aneinander in einer Liebe, wie die Liebe der Engel. Nur für ſich lebten ſie, nur für ſich hatten ſie Sinn. Nicht an die Zukunft dachten ſie, da die Gegenwart ſie mit Roſenketten umfing. Alle die Schönheiten ſeiner Gegend wies Huaſkar der Geliebten. Die ſchönſten Blumen pflanzte er ihr, die herrlichſten Früchte pflückte er ihr. Den lieblichen Agami, der Vogel Amerikas, der des Menſchen Nähe ſucht, und nur in ihr ſich wohlgefällt, zog er ihr groß; den herrlichen Flamingo zähmte er ihr. Alles, was der Jüngling vermochte; Alles, was ſeine Liebe erſinnen konnte, ſuchte er zu Elviren's Freude zu verwirklichen. Ach, ſie erkannte es an, ſie liebte ſo innig. Sie hatte immer einen Blick der Liebe, ein Lächeln, ein freundliches Wort, einen ſanften Druck der Hand für ihn, der ihn unendlich glücklich machte. — Nunez lebte für die Außenwelt. Ihm lag nur der Zuſtand Limas, die Schickſale ſeiner Freunde am Herzen. Daher mochte es wohl kommen, daß er die wachſende Liebe Elviren's und Huaſkar's nicht wahrnahm.

So war Perus Winter, die Regenzeit, vorübergegangen, und wieder grünte und blühte und reifte Alles üppiger und ſchöner, als eines Tages Halipa aus der Gegend von Lima zurückkehrte und die traurige Kunde von dem Wüthen Pizarro's gegen Nunez Freunde brachte, und von dem Zuſtand entſetzlicher Willkür und Grauſamkeit, unter welchem Lima ſeufze. Das war ein harter Schlag für Nunez, doch der zweite war, wo möglich, noch härter und erſchütternder für die Ruhe ihrer Tage. Auf eine unbegreifliche Art hatte ſich das Gerede verbreitet, Don Nunez ſei noch in Peru und halte ſich verborgen. Ueberall hatte Gonzalez Späher ausgeſandt, darum meinte Halipa, es ſei rathſam, den Ort zu verlaſſen, da zudem der grimmige Gonzalez jetzt mit Beſtimmtheit wiſſe, daß Las Caſas der Urheber davon geweſen, daß die Audienzia nach Peru gekommen ſei, und dieſem den Tod geſchworen habe. Allein ſowohl Las Caſas, als Don Nunez, ſchienen wenig Gewicht hierauf zu legen, indem die Entfernung von Lima ihnen Sicherheit genug zu gewähren ſchien.

IV.

Die Morgenandacht in der Kapelle war eben beendet. Im traulichen Geſpräche luſtwandelte Huaskar mit Elviren im Schatten des Waldes, während Nunez mit Las Caſas im Strahle der Morgenſonne auf der Bank ſaßen, welche Huaskar vor der Hütte errichtet hatte. Eine Weile ſchon ſchwieg Nunez und blickte mit gefurchter Stirne über das Peruanerdorf hin. Die Gedanken waren jenſeit des atlantiſchen Oceans. „Schon lange,“ hob er endlich, zu Las Caſas gewendet, an, „ſchon lange bin ich jetzt hier in unthätiger Verborgenheit; was wird der Kaiſer, mein Herr, von mir urtheilen? Werde ich ſeine Gnade nicht verlieren? — Wer weiß, welche Gerüchte die Verleumdung, die am Hofe nie ruht, ihm zu Ohren bringen? Meint Ihr nicht auch, ehrwürdiger Vater, daß es wohlgethan ſei, wenn ich ſuche nach Spanien zu kommen, um Truppen und Mittel zu holen, den Wüthrich endlich zu ſtürzen? — Nur ſo kann ich meines Namens Ehre retten, nur ſo meine Stelle behaupten, nur ſo die Wahrheit zu dem Ohre meines Monarchen bringen!“ — „Einerſeits,“ ſprach erwiedernd Las Caſas, „habt Ihr Recht, und ich muß Euch ganz beiſtimmen, allein auf der andern Seite dürfet Ihr die Schwierigkeiten nicht überſehen, die die Ausführung ſolch eines Planes nothwendig hat.“ — „Und welche meinet Ihr denn?“ fragte der Vicekönig. „Zuerſt bedenkt,“ verſetzte Las Caſas, „daß es Euch an allen Mitteln zu ſolchem Unternehmen fehlt; ſodann vergeſſet nicht, daß alle Häfen, wo etwa Schiffe liegen, von den Anhängern Pizarro's beſetzt ſind, denen Ihr nicht entgehen würdet. Und fürs Dritte iſt zu erwägen, daß eine Landreiſe bis zu den Küſten des abendlichen Meeres mit Mühſeligkeiten und Gefahren verbunden iſt, die den abgehärteten Sohn der Wälder aufrieben, falls er's unternähme, wegloſe Wildniſſe, reißende Ströme und himmelhohe Felſen und Steppen zu durchwandern, wie vielmehr Euch, edler Herr, und Elviren?“ Die Gründe fielen mit Centnerlaſt auf Nunez Bruſt. Ihre Wahrheit war unbezweifelbar. Aber Nunez gehörte zu den Menſchen, deren Eigenſinn mit den Hinderniſſen wächſt, die ſich ihren Plänen entgegenſtemmen. Nun war der Funke in ſeine Seele gefallen, jetzt glühte er auf und der Gedanke verfolgte ihn überall. Er brütete ſtundenlang darüber, und immer ſtanden Las Caſas Gründe ihm dennoch entgegen. Das ſtimmte ihn mürriſch. So oft ſich Gelegenheit darbot, nahm er den Gegenſtand von Neuem auf, um ihn von allen Seiten zu erwägen. „Wir müſſen nach Spanien, Elvira,“ ſagte er beim Mahle zu dieſer, „wenn nicht mir das Schickſal ſoll beſchieden ſein, immer in den Wildniſſen Perus als Flüchtling umher zu irren.“ Elvira erbleichte. „Wäre es denn nicht ſchon hier genug, um immer zu bleiben, mein Vater?“ fragte ſie bebend. „Thörichtes Mädchen!“ ſchalt unwillig Nunez, bedenkſt du nicht deinen und deines Vaters Stand? Mich ruft die Pflicht und die Ehre, dir die Pflicht des Kindes!“ Leiſe war Huaskar bei dieſen Worten hinausgeſchlichen, und draußen ſtand er an den Stamm der Palme gelehnt, die er ſelbſt gepflanzt. Las Caſas hatte ſein Erbleichen bemerkt. Er folgte beſtürzt dem Jüngling, der an ſeine Bruſt fiel und klagte: „Vater, mein Vater, ich ſoll ſie wieder verlieren, an die meine Seele nur denkt, die ich ſo unendlich liebe!“ — Der Greis drückte ihn an ſich. „Sei ruhig, mein Sohn,“ ſprach er, „noch iſt ſie dir nicht entriſſen. Noch thürmen ſich Hinderniſſe entgegen, die Nunez nicht überwinden kann!“ — So ſuchte er ihn wieder zu beruhigen, aber er zitterte für des Jünglings Glück.

Sie kehrten in die Hütte zurück, doch die heitre Stimmung war verbannt. Kummer lag auf allen Geſichtern, und eine peinliche Stille herrſchte. Das zerſtörte Geſicht Halipa's, der jetzt herein trat, weckte Alle aus ihrem Hinbrüten, in welches ſie verſunken waren. „Ich habe eine ſchreckliche Kunde zu bringen!“ ſagte dieſer bebend. „Alle Anzeichen eines furchtbaren Erdbebens ſind vorhanden.“ Schrecken ergriff Alle, denn ſie Alle hatten von Perus furchtbaren Erdbeben gehört, ohne jedoch je ihre ſchrecklichen Wirkungen erfahren zu haben. „Welche Anzeichen haſt du?“ fragte

Nunez. „Eins der fürchterlichſten Gewitter,“ verſetzte Halipa, „das wohl je über Perus Berge ſeine Wuth ausgelaſſen, zieht ſich zuſammen. — Hört Ihr nicht ſchon den Donner? — Eine außerordentliche wellenförmige Bewegung der Luft, begleitet von einem dumpfen Getöſe, das Ihr auch hören könnt, iſt ſchon wahrzunehmen. — Doch kommet ſelbſt,“ fuhr er fort, „denn in dieſen Wänden iſt ohnedem Gefahr.“ Er zog ſie hinaus, und ſie fanden wie er's geſagt. Schon hörte man das Jammergeſchrei der Einwohner des Dorfes, die ihre Hütten verließen. Jetzt eilte athemlos Huaskar herbei, ergriff Elvira's Hand, winkte den Uebrigen, raſch zu folgen. Im Fluge ging es fort, bis ſie einen großen, freien Platz des Waldes erreichten. Mit jedem Momente wurde die Hitze drückender. Die Luft war ſüdheiß; die wellenförmige Bewegung derſelben dauerte fort; das Getöſe nahm mit jedem Augenblicke zu — der Donner brüllte in die Thäler und wider die Anden, mit einer Gewalt, die unausſprechlich iſt. — Der Himmel war ein Feuermeer von Blitzen. Jetzt ſchien ein Schwindel alle Vögel des Waldes ergriffen zu haben; ſie flogen nicht mehr wie gewöhnlich, ſondern ſchußweiſe, und hatten nicht mehr die Kraft, ihren Flug zu lenken; wider Bäume und Menſchen ſtießen ſie, und fielen betäubt zu Boden. Das Geheul der Tieger und Unzen und Brüllaffen war fürchterlich. Jetzt hörte man deutlich ein ſchreckliches Getöſe in der Erde, und, als ob die Erde in Zuckungen verfallen ſei, ſo wurde ſie gehoben, und ſenkte ſich wieder. Aber immer gewaltiger wurden die Zuckungen, ſo, daß Alle ſich niederlegen mußten, dem Herrn ihre Seele empfehlend. Plötzlich hörte das Gewitter auf. Eine dichte Finſterniß umfing ſie. Ein Orkan heulte entſetzlich, nur noch einzelne Blitze zuckten durch die Luft, aber um ſo entſetzlicher in dieſer Nacht. Heftiger wurde das Erdbeben, heftiger das Geheul der Thiere und Menſchen und das Getöſe in der Erde. Kalter Schweiß ſtand auf allen Stirnen, und die Angſt des Todes im Herzen, betete Jeder inbrünſtig. Nur Las Caſas kniete in Mitten Aller, und flehte um Schutz für die Geſchöpfe zu Gott. Auf ſeinen Zügen lag nicht das Merkmal der

Furcht, ſondern die Verklärung der Andacht und die Heiterkeit des Gottvertrauens. Immer mehr Menſchen ſtrömten auf den freien Platz zuſammen. So vergingen mehrere Stunden eines fürchterlichen Aufruhrs der Elemente. Da ließen allmählich die Stöße nach, ein ſanfter Regen fiel, und die Sonne trat hinter dem ſchwarzen Gewölke hervor, und bildete einen Regenbogen, und Las Caſas deutete darauf hin und ſprach: „Der Herr iſt barmherzig!“ und Alle ſtimmten an: „Herr Gott, dich loben wir!“

Als nun wieder Frieden in der Natur war, da eilte Jeder nach ſeiner heimiſchen Hütte; aber zwei Spanier, die Gonzalez Pizarro als Späher ausgeſandt hatte, ſahen nicht ſobald Nunez hier, als ſie eilends den Rückweg antraten, bis dahin, wo eine ganze Rotte lag, um nun endlich deſſen ſich zu bemeiſtern, den ſie ſo lange vergeblich geſucht, und hier bei dieſem ſchauderhaften Auftritt entdeckt hatten. Auch Nunez und die Seinen, nicht ahnend, welche Gefahr ihnen drohe, wandelten jetzt nach der Hütte zurück, noch ganz zerſtört von dem Schrecken, den die verfloſſenen Stunden ihnen gebracht. Aber welches grauſenhafte Bild der Zerſtörung bot ſich ihnen dar! Das Häuschen und die kleine Betkapelle lag in Trümmern, entwurzelt hatte der Orkan die Bäume rings umher. Alles war zerſtört. Und ſo wie hier das Erdbeben gewüthet, gleichermaßen auch im Dorfe der Peruaner. Am Dorfe ſtanden weinend die Menſchen vor den Trümmern ihrer Wohnungen und hoben ihre Blicke voll Kummers gen Himmel. „Laßt uns nicht trauern,“ ſprach Las Caſas, „ſondern danken dem Herrn, daß der Unſeren keines fehlt, und wir noch leben! Eine Hütte bauen wir wieder. Mir aber will es vorkommen, als ſei dieſe Zerſtörung ein Fingerzeig des Himmels, daß wir uns einen ſichereren Wohnort ſuchen, höher in den Anden.“ Sie ſtimmten ihm Alle bei; allein kaum hatte der Greis geendet, da nahte die Schaar der Spanier, und in ihren Händen war Nunez, ehe man an Widerſtand denken konnte.

Sie riſſen ihn mit ſich fort in den Wald hinein. Starr vor Entſetzen ſtanden Alle. Elvira ſank mit einem Schrei in Ohnmacht.

— Als Huaſkar ſie dahinſinken ſah, da ſprang er ſchnell hinzu, legte die Geliebte in Las Caſas Arme, rief Halipa zu: „Laß uns ihn retten!“ und eilte in das Dorf. Sein Muth entflammte alle Einwohner. Mit Bogen, Pfeil und Speeren bewaffnet, eilten ſie den Spaniern nach. Gerade da, wo einſt Huaſkar Elviren's Mutter beſtattet, lagen eben frohlockend die Spanier, ruhend von der Anſtrengung, den gefeſſelten Nunez mißhandelnd, als von allen Seiten die Rächerſchaar hereinbrach und mit ihren Spießen und Keulen die Spanier ſo wüthend anfielen, daß an kein Entkommen zu denken war für ſie. Zwar widerſetzten ſie ſich muthig, aber der Ueberfall war zu plötzlich, zu überraſchend, als daß ſie ſich hätten ordentlich zur Wehre ſetzen können. Einige entflohen, die anderen kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Eben da Huaſkar mit einem rieſigen Spanier im Kampfe war, ſah er mit einem Seitenblick, wie ein anderer anſchlug, um Nunez zu tödten. Ein gewaltiger Hieb mit der Keule ſtreckte ſeinen Gegner zu Boden, und ein zweiter traf die Schulter des Mörders, daß die Kugel hoch über Nunez Haupt hinausflog und der Mörder hinſtürzte mit lautem Schmerzgeheul. Noch eine Weile dauerte der ungleiche Kampf, dann lagen alle Spanier, mit Ausnahme der wenigen Feiglinge, die entflohen waren; auf der Wahlſtatt. Triumphirend löſte Huaſkar Nunez Feſſeln, und der Dankbare drückte ſeinen Retter an ſein Herz. „Jüngling!“ rief er aus, „du biſt mein und der Meinen Schutzengel; wie kann ich je dir vergelten?“ Aber Huaſkar bat ihn, zu eilen, daß ſie die Ihren wieder erreichten, denn ein Gedanke lag centnerſchwer auf ſeinem Herzen, der an Elviren, die er leblos verlaſſen hatte. Schon ſtanden die Sterne und die Sichel des Mondes am Himmel, da blinkte ihnen von Weitem das Feuer entgegen, das Las Caſas am Stamm eines gewaltigen Acajou-Baumes angefacht hatte. Elvira war wieder erwacht, aber die Angſt folterte ſie ſchrecklich. Da hörte ſie von Ferne das Jubeln der Sieger, die ihr den Vater brachten, den ſie für verloren hielt, und den Geliebten, der aufs Neue ſie ſich durch dieſe That verpflichtet hatte. O, wie drang die Freude wieder ſo belebend durch ihr ganzes Weſen. Wie fühlte ſie ſo tief die dankbarſte Liebe für den Jüngling, der Alles für ſie gewagt, das Höchſte für ſie vollbracht hatte. Sie warf ſich dem Jüngling an die Bruſt vor den Augen aller Gegenwärtigen, und drückte ihn an ihre liebende Bruſt. Huaskar wußte nicht, wie ihm geſchah. Er war wie betäubt, jetzt, da ſein höchſter Wunſch erfüllt war. Freude leuchtete aus aller Augen, denn jedes Herz liebte ihn. Nur Nunez, ſo ſehr er auch dem Jüngling zum Danke verpflichtet war, nur er blickte ernſt und mit einem mißfälligen Zucken des Mundes auf Elvira, die jetzt wieder in ſeine Arme flog. „Beherrſche dich beſſer!“ raunte er ihr ins Ohr, daß es eiskalt ſie überlief, und ſein Wort, wie ein Frühlingsfroſt, die Blüthen der Freude mit einem Male zerſtörte. Dann wandte er ſich zu Las Caſas, ſprechend: „Mich däucht, unſer Verweilen hier iſt zur Unzeit. Meinet Ihr nicht auch, daß uns nur ein anderer, ſehr verborgener Ort Sicherheit und Ruhe zu geben im Stand iſt? Je länger wir hier weilen, je eher unſere Sicherheit gefährdet wird!“ — „Ihr habt Recht, Adelantado!“ erwiederte Las Caſas, „Huaskar wird uns ſchon eine Stätte ſuchen. Unfern von hier iſt im Gebirg eine trockene Höhle, in welcher wir einſtweilen, da ihr Eingang überwachſen iſt, hinlängliche Sicherheit finden, dahin laßt uns gehen!“ — Als das Volk ſich verloren hatte, um die Trümmer ſeiner Habe zu ſammeln, und ſich ſodann eine andere Heimath zu ſuchen, entfernten auch ſie ſich, um von der Höhle Beſitz zu nehmen. Hier aber ſtellten ſich für Elvira Schwierigkeiten des Hinaufklimmens entgegen, ihr ſchwindelte vor der Höhe. Da nahm ſie Huaskar auf ſeine Schulter und trug ſie den Abhang hinan in die Höhle, darauf mit ebenſo rüſtiger Kraft Don Nunez und Las Caſas. „Gottlob,“ ſagte er, „jetzt ſeid ihr vor der erſten Gefahr geſichert. Ich aber eile in das Gebirg, eine Stätte zu ſuchen, die uns Alle Sicherheit darbietet, mehr als dieſe. Von den Segenswünſchen Aller begleitet, wanderte er fürbaß, und weit hinaus ſah er noch das Winken der Geliebten. Er durchſtrich das Land nach allen Richtungen, immer am Gebirge hinziehend, aber er konnte keine Stelle finden, die als ein Hafen der Ruhe für die Verfolgten, dennoch auch Elviren durch ſeine Schönheit die Stunden der Einſamkeit verſüße. Endlich traf er eines Morgens hoch im Gebirg ein Plätzchen, das jeder ſeiner Anforderungen gänzlich entſprach. Dicht von Felſen eingeſchloſſen, nur durch eine ſchmale Felsſpalte zugänglich, fand er ein kleines Thal. Himmelhoch thürmten ſich die Wände von allen Seiten auf; herrliche Bäume ſtanden ringsum, und ein köſtlicher Raſenteppich breitete ſich unter ihnen aus. Tief im Hintergrunde murmelte eine kryſtallhelle Quelle und verbreitete, rings umgeben von duftenden Stauden und Blumen, die lieblichſte Kühle. Hier, und nirgends ſonſt, iſt der Ort der Ruhe für ſie, ſagte er zu ſich ſelbſt, und trat, ſorgfältig den Weg ſich bezeichnend, die Rückwanderung an. Er ſammelte Ananas und die köſtliche Perſimonpflaume, nebſt der von den Spaniern ſogenannte Avocatobirne, um der Geliebten ſie zu bringen.

Spät eines Abends, nachdem er vierzehn Tage entfernt geweſen war, traf er in der Höhle ein. Schon hatte der Schlaf Alle in ſeine Arme genommen und feſt an ſeine Bruſt gedrückt. Lange ſtand der liebende Jüngling vor der ſchlummernden Geliebten, und betrachtete mit ſüßem Entzücken das liebliche Weſen, auf deſſen Zügen der Zauber der engelreinſten Unſchuld thronte, dann legte er ſeine Früchte und Blüthen leiſe neben ſie hin und ſchlich hinaus, daß nicht Jemand erwache. Und frühe, mit dem erſten Lichtſtrahle, der in die Höhle fiel, erwachte Elvira. „Quaskar," ſeufzte ſie, „wo wirſt du jetzt ſein?" — Da fiel ihr Blick auf die Früchte und Blumen, und wie ein Blitz durchzuckte ſie die Freude, denn dieſe Zeugen ſeiner Gegenwart trogen nicht. Sie blickte auf Vater und Freund, — ſie ſchliefen noch. Da ſchwebte ſie leiſe, kaum mit dem Fuße den Boden berührend, hinaus, und — in ihren Armen lag Quaskar, und der erſte Kuß inniger Zuneigung brannte auf ihren Lippen. Selige Momente des ſüßen Vergeſſens! — Herz an Herz ſtanden ſie ſo lange in der Umarmung, dann erſt gewannen ſie das Wort wieder, denn die höchſte Wonne, wie der höchſte Schmerz iſt ſtumm. — Sie ſetzten ſich nun nieder, und die Vergangenheit, das Werden ihrer Liebe that ſich vor ihren Blicken auf wie ein Paradies. Aber auch die dunkle Zukunft trat ängſtigend vor ſie hin. Doch die Liebe ſieht nur Licht, und auch das Dunkel hellte die Hoffnung auf, und das vollſte Maaß reinen Erdenglücks ſenkte ſich in ihre Bruſt nieder. Sie traten mit den freudeglühenden Angeſichtern in die Höhle, wo ſie jetzt das Reden Las Caſas und Nunez vernahmen, die freudig den Jüngling empfingen, und begierig der Schilderung ihres Aſyles horchten. Und als das Mahl eingenommen war von Huaskar's Früchten, da brachen ſie auf, den Ort der Ruhe zu erreichen.

Die Reiſe war ſehr beſchwerlich, und konnte nur ſehr langſam fortgeſetzt werden. Oft trugen Huaskar und Halipa Elviren große Strecken, damit nur nicht ihre Ermüdung die zarte Jungfrau krank mache. Nicht ſelten fehlte es an Lebensmitteln, und Halipa und Huaskar mußten die Wälder durchſtreifen, um ein Wild zu erjagen, oder eßbare Früchte einzuſammeln, um die Noth zu lindern, die oft ſehr groß war. Immer aufwärts zogen ſie, bis dahin, wo die Cordilleren ihre Arme weſtlich ausbreiten, um das geſegnete Thal zu umfaſſen, in welchem Quito lag, und der Maranhon oder Amazonenſtrom ſeine Fluthen von den Anden hinab durch die breiten Ländertheile Südamerikas wälzt, um ſich in den Schooß des weſtlichen Weltmeeres zu ergießen. Als ſie nahe dem Orte waren, wo jetzt Xeberos liegt, machten ſie auf Huaskar's Bemerkung Halt, daß ſie jetzt unfern ihres Zufluchtsortes ſeien. Er führte die Staunenden in das liebliche, friedliche Bergthal, und ein lauter Ausruf freudiger Verwunderung, den ſelbſt Nunez nicht zurückhalten konnte, ſagte ihm, wie gut er gewählt. Dankbar erquickten ſie ſich an der friſchen Quelle, und unter dem heitern Sternenhimmel ruhten ſie die erſte Nacht in ihrem verborgenen Zufluchtsorte. Mit dem andern Morgen begann der Bau einer Hütte, bei welchem Alle halfen, und bald ſtand ſie, Schutz und Obdach bietend, fertig da, und daneben baute ſich Huaskar mit Halipa eine andere. Die nothwendigen Vorkehrungen waren nun getroffen, aber auch der kleine Vorrath von Lebensmittel aufgezehrt. So Vieles bedurfte man, was man nicht hatte, und auch des Geldes ermangelten ſie, um es in dem drei Tagereiſen entfernten Pagta einzukaufen. Auch in dieſer Noth wußte Huaskar Hilfe. Auf ſeinen Wanderungen hatte er reiche Goldminen entdeckt. Schweigend entfernte er ſich eines Tages. Der Abend kam, aber Huaskar nicht. Beſorgt um ihn, ſtreifte Halipa in der Nähe umher, aber er fand ihn nicht. Sechs Tage vergingen, und der Jüngling fehlte. Jetzt ergriff Angſt und Sorge jedes Herz, denn Alle erkannten es, daß ohne ihn nur Mangel und Elend ihr Loos in dieſer Einöde ſein würde. Elviren's Auge ſchwamm in Thränen, ihre Seele fand nirgends Ruhe. „Wird er verunglückt ſein, oder iſt er die Beute wilder Thiere geworden?“ fragte ſie jammernd, allein wer konnte ihr ſichere Kunde geben? Je länger er ausblieb, je troſtloſer ſie, je troſtloſer Las Caſas und Halipa wurde. Nunez bedauerte innigſt Huaskar's Schickſal, aber es war etwas in ſeinem Gemüthe, was ihn darin dennoch etwas Gutes ſehen, und ſeine Trauer nicht tief wurzeln ließ. Sie ſaßen einſt wieder kummervoll bei ihrem kärglichen Mahle, als ſie Tritte vernahmen, und Elvira mit dem jauchzenden Ausrufe: „Mein Huaskar!“ die Thür aufriß und hinaus ſtürzte. Er war es. Beladen mit einer ſchweren Laſt mannigfaltigen Geräthes, einiger Matten und eiſerner Werkzeuge, trat er, kaum athmend können vor Müdigkeit, in die Hütte. „Ach, Huaskar! mein theurer Huaskar!“ rief das Mädchen, ihn umſchlingend, „wie haſt du mich betrübt, wie haſt du meine Seele geängſtigt durch dein Ausbleiben!“ ſie ſchlang ihre Arme um ihn in der Freude ihres Herzens, jede Rückſicht vergeſſend. Huaskar drückte ſie an ſich, drückte Las Caſas die Hand. Aber als er ſie Nunez reichte, ſtieß dieſer ſie zornglühend zurück. „Was erkühnſt du dich, Menſch?“ fragte er wild. — „Woher nahmſt du dir die Frechheit, die Tochter des Adelantado, deines Herrn, zu liebkoſen, wie deine Braut? Und du, ehrvergeßne Dirne,“ donnerte er der erbleichenden Elvira zu, „konnteſt du ſo deinen Stand vergeſſen, dein Herz in thörichter Neigung an einen Peruaner zu hängen, und im Angeſichte deines Vaters ihn zu umarmen?“ — Jetzt brach wild, wie der verheerende Waldſtrom, des Kaſtilianers

Adelſtolz hervor, und riß rückſichtslos jede Schranke nieder, die die Dankbarkeit gegen Huaskar ihm hätte gebieten ſollen. Elvira ſank ohnmächtig dahin.

„Ihr ſeid ein harter Mann," ſprach würdevoll Huaskar, „denn ſonſt würdet Ihr Eures Kindes ſchonen. Ich habe nicht gebuhlt um Elviren's Herz. Frei hatte ſie es mir ergeben. Meine Liebe zu ihr verberge ich nicht, denn ſie iſt rein und edel vor Gott, der nicht, wie Ihr, den Menſchenwerth nach vermoderten Pergamenten ſchätzt. Allein wiſſet, daß meine Liebe Eure Tochter nicht entadelt, denn in meinen Adern rollt edleres Blut, als in den Euren. Perus Inkas ſind meine Voreltern. Ich bin der rechtmäßige, geborene König meines Volkes! Aber ich fühle Scham in meinem Herzen, daß ich nur eines eitlen Ranges erwähnt habe, denn ich bin Chriſt, und des Chriſten Adel iſt Chriſtenſinn und fromme Tugend. — Ich habe keine Rechte auf Elviren, und will keine haben — aber meine Liebe zu ihr kann kein Adelantado und kein Teufel mir rauben oder wehren. Ihr ſeid Herr über Euer Kind. Aber ich erinnere Euch an des Chriſten Pflicht, die milde die Schwächen Anderer richtet, ſich der eigenen bewußt." Er ſprach's und ging — „War das die Sprache eines Peruaners?" fragte erblaßt Nunez. „Die Sprache der Wahrheit aus eines Peruaners Munde," verſetzte Las Caſas. — „Ihr habt unklug gehandelt, Don Nunez. Bedenkt, daß Ihr Euer Leben und Euer Lebensglück, das Leben Elviren's allein dieſem Jünglinge zu verdanken habt — und Ihr werdet wenigſtens einſehen, daß Ihr, um dankbar zu ſein, anders hättet handeln müſſen, auch ſelbſt dann, wenn Ihr durchaus ſeine Liebe nicht hättet billigen können!" — Nunez ſchwieg. Er ſtand auf, und wuſch Elviren's Wangen mit kaltem Waſſer an. „Wo iſt Huaskar?" war ihre erſte Frage. „Beruhige dich, Kind!" ſprach Nunez, „er wird wiederkehren." Er ſelbſt ging hinaus, den Jüngling aufzuſuchen. Huaskar ſtand bei Halipa. Sein Haupt hatte er auf des Freundes Schulter gelehnt. Der Grand fühlte tief die Schmach, dem Jüngling freundlich zuzureden, und doch gebot es ihm die Klugheit. Er trat zu ihm.

„Huaskar," ſprach er, ſeine Hand faſſend, „ich habe dich tief gekränkt!" — „Seid ruhig, Adelantado, ich habe es vergeben und vergeſſen," fiel ihm Huaskar ein. „Sieh'," fuhr Nunez fort, „meines Volkes Sitten werden es nie zugeben, daß Elvira dein Weib wird, ſo bitte ich dich, laß ab von ihr! — Laß aber den Frieden wiederkehren in unſere Mitte!" — Huaskar ſah ihn mit einem langen, durchdringenden Blick an. „Könnet Ihr dem Strome gebieten, Don, daß er zu ſeiner Quelle zurückfließe?" fragte er ſanft. „Habt Ihr das Weib nie geliebt, das in meinen Armen ſtarb?" — Nunez fühlte, was Huaskar ſagen wollte — aber er konnte keine Worte finden, ihm zu entgegnen. „Geht zu Elviren, ſagt ihr, Huaskar werde ſie ewig lieben, allein Huaskar denke edel genug, ein Opfer zu bringen, und wenn es ſein Leben wäre!" Er trat feierlich hin vor Nunez, er erhob ſeine Hand gen Himmel. „Don Nunez," hob er an, „Ihr huldiget jetzt, wo Ihr Euch zwinget, mir freundlich zu ſein, Ihr huldiget nur der Erinnerung an das, was die Vorſehung durch mich zu Eurem Beſten geſchehen zu laſſen für gut fand, ich entbinde Euch hier vor Gott jeder Verpflichtung gegen mich. Vergeſſet, was ich Euch Gutes gethan, ich will vergeſſen, was ich von Euch erlitt und erleide! Gott ſei deß Zeuge!" Er ſchritt ſtolz, im Gefühl innerer Würde, an dem zerknirſchten Kaſtilianer vorüber, ging in die Hütte, ſchloß Elviren in ſeine Arme, und drückte den Scheidekuß auf ihre Lippen. Dann trat er zu Las Caſas, umarmte ihn, riß ſich los, und flog zur Hütte hinaus, durch das Thal und — war verſchwunden. Wir gehen hinweg über die erſten Tage, die dieſer Begebenheit folgten. Einen Rabenmantel der düſtern Schwermuth hatte dieſer Vorfall über Elviren und Las Caſas verbreitet. Nunez ſchien in Stunden, wo das Menſchliche in ihm über die Vorurtheile ſiegte, zu bereuen, was er gethan — aber dieſe Stunden waren ſelten. Er bewunderte zwar des Jünglings Edelſinn, den ſeine Selbſtverbannung bewies, aber er freute ſich auch deſſen, da dadurch, wenigſtens ſeiner Meinung nach, Elviren's Liebe nicht zunahm. Und von der in jeder Hinſicht, nur in dieſer nicht, allmächtigen Zeit hoffte er Heilung der kleinen Wunde. Er beobachtete ſcharf Elviren, daß ſie nicht heimlich den Jüngling ſähe, aber er fand keine Urſache zu dieſem Verdachte. — Aber der Gedanke, Peru zu verlaſſen, wurde mit jedem Tage lebhafter, und der Gedanke, aller Mittel beraubt zu ſein, je dieſen Wunſch ausführen zu können, fiel täglich ſchwerer auf ſein Herz. Der Gedanke an Alonzo's Verrätherei war minder lebhaft. Die Verbindung Elviren's mit ihm trat wieder lebhaft vor ſeine Seele. Das machte die Rückkehr nach Spanien und ihre Unmöglichkeit zu einer unausſprechlichen Qual für ihn. Elvira weinte, duldete und ſchwieg; Las Caſas ſeufzte, und betete um Frieden für Huaskar. „Aber jede Nachforſchung nach ihm war vergeblich. Halipa ſagte nichts, als: „Gott gebe ihm Frieden!"

Täglich wurde Nunez muthloſer, unzufriedener, unglücklicher. Er ſah ſeine Pläne unausführbar. Er ſah Las Caſas Kummer, der ihm durchs Herz ſchnitt. Allein ſein Stolz ließ es nicht zu, ſeinen Kleinmuth bloß zu geben. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, des Vaterherzens beſſere Empfindungen laut werden zu laſſen. Und ſo wuchs ſeine Unzufriedenheit ſtündlich. Er hatte Niemanden, dem er ſich anvertrauen, dem er den Zwieſpalt ſeines Innern entdecken mochte. Nur in der Einſamkeit machte er in Selbſtgeſprächen ſeinem Herzen Luſt. Hier behorchte ihn einſt Haſipa. — Wenige Tage darauf fand Nunez eines Morgens vor ſeinem Bett einen Sack, und eben darauf ein Palmblatt, in das die Worte eingeritzt waren: „Euer Wunſch iſt, Peru zu verlaſſen; hier iſt Geld, ſoviel Ihr bedürfen mögt dazu. Bis zum Tage St. Antoni werdet Ihr in Pagta ein Schiff finden, das den Namen „El Paz" führt. — Legt Las Caſas Mönchskleid an, und gebt Elviren Mannskleider, ſo möget Ihr Eures Wunſches Erfüllung finden. Gott geleite Euch!" — Ueberraſcht las es Nunez wieder und wieder. Es war dem alſo. Gediegenes Gold enthielt der Sack. Er ſprang auf und ſuchte Halipa. „Wer hat dies Blatt und das Gold gebracht?" fragte er ihn. „Ich weiß es nicht!" war ſeine Antwort, und ſonſt ſprach er nichts. Das war zu viel für des Spaniers Ehrgeiz. Er kämpfte lange mit ſich, ob er es annehmen ſolle; denn daß es von Huaskar kam, lag über jeden Zweifel erhaben. Sonſt war Nunez Ehrgeiz unüberwindlich. Hier ſiegte der Wunſch, nach Spanien zu kommen, über ihn. Er bat Halipa dringend, nach Pagta zu gehen, um die Wahrheit zu erforſchen. Er weigerte ſich. „Verlaßt Euch auf den Edelmuth eines Peruaners,“ ſagte bitter Halipa, „und trauet ihm nur diesmal. Kann ich Euch ſonſt dienen, ſo befehlet, und es wird geſchehen.“ Halb und halb ſchwankend in ſeinem Entſchluß, traf er auf Las Caſas. „Ehrwürdiger Vater,“ ſprach er, „Euer Huaskar hat das Maaß ſeiner Wohlthaten gegen mich voll gemacht; ich habe Gold und ein Schiff, um Peru in drei Tagen zu verlaſſen.“ Las Caſas erſtaunte. „O du edles Herz,“ rief er aus, „brich nur nicht unter dieſen Opfern!“ Dann fuhr er gerührt, ſich zu Nunez wendend, fort: „Ich bitte Gott, daß Euch der Entſchluß nie gereue; ziehet in Frieden! Verberget Euch wohl. Ich will Euch ein abgelegtes Prieſterkleid geben, und von Huaskar's Kleidung für Elviren!“ — Jetzt belebte die Freude Nunez Herz. Er ging in die Hütte, aber Las Caſas bat er, Elviren ſeinen Plan mitzutheilen. Der Greis fand ſie, wie immer, in Thränen. Er war ſelbſt verlegen, und wußte kaum, wie er das Wort ausſprechen ſollte, das ſie erſchüttern mußte. Sie ſelbſt kam ihm zuvor. „Euch liegt Etwas auf dem Herzen, mein Vater,“ ſagte ſie, „was Euch ſchwer wird herabzuwälzen. Ich ahne es. Ich ſehe es an meines Vaters triumphirender Miene — wir verlaſſen Peru?“ — „So iſt es, mein Kind!“ — „Wann, o ſprechet, wann?“ — „Uebermorgen, Elvira.“ — „Darf ich nicht mehr hoffen, ihn wiederzuſehen hienieden?“ fragte ſie leiſe. „Frage ſo nicht mehr, meine Tochter! Gib die Hoffnung nicht auf, ſo lange der Himmel über dir blau iſt. Kennſt du die Wege der Vorſehung? Sie ſind dunkel, räthſelhaft, aber gütig und weiſe. Vertraue ihnen. Da wo du Nacht ſiehſt, leuchtet vielleicht das Licht des Herrn!“ „Vielleicht, ſagtet Ihr, mein theurer Vater, vielleicht!? O, ich habe aufgehört zu hoffen, denn ich kenne das ſtolze Herz, den unbezwinglichen Willen meines Vaters. Nur noch einmal möchte ich Huaskar ſehen, und dann — dann will ich gerne ſterben, oder im Kloſter meine Tage vertrauern!“ „Haſt du nie gehört, daß das Schickſal auch den eiſernen Willen des härteſten Menſchen mürbe machen kann, meine Tochter? — Vertraue dem Herrn! Eure Liebe iſt nicht das Werk der Sinnenweide. Euch hat der Himmel zuſammengeführt. Er wird euch wieder vereinen. Euer Troſt iſt ſüß, aber nur der Troſt der Liebe für ein krankes Herz!“ — „Werde ich ihn wiederſehen, ehe Perus Küſte ſich im Nebel hinter mir verliert? — Antwortet mir, es iſt meine letzte Bitte!“ — „Willſt du dir das Scheiden ſchwerer machen und ihm — Elvira? Bedenke das und gib den Wunſch auf. Auch Huaskar wird den Wunſch hegen, den du nährſt — aber er wird ihn männlich beſiegen. Beſiege auch du ihn!“ — Da warf ſie ſich an ſeine Bruſt, weinte lange, und ſprach dann mit Entſagung: „Es ſei alſo, wie Ihr wollet!“

Glücklich, wie Einer, dem ein lang genährter Wunſch erfüllt wird, dem ſich unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeworfen hatten, war Nunez, aber an den Blüthen ſeines Glückes nagte ein heimlicher Wurm — das Bewußtſein ſeiner Undankbarkeit gegen Huaskar, das Bewußtſein, Elviren's Herz durch dieſen Schritt zu brechen; denn das ſah er an den kummervollen Zügen der Jungfrau, an dem erloſchenen Auge. Aber dennoch zog's ihn fort, dennoch konnte er's nicht über ſich gewinnen, ſeinen beſſeren Gefühlen zu folgen. Der Antoniustag kam näher. Die Reiſe mußte angetreten werden. Die Prieſterkleidung verwandelte Nunez in einen Mönch, und ſeine finſteren Geſichtszüge mit den ſcharfen Linien paßten recht gut zu dem Kleid. Elvira war ein Jüngling, dem man das Seelenleiden, die Reſignation auf das Leben, und Alles, was es Wünſchenswerthes hat, wohl anſah. So trat Nunez vor Las Caſas. In ſeinem Scheidewort ſprach ſich ſein Dank aus und das Verſprechen, dermaleinſt, wenn Perus Statthalterſchaft wieder in ſeiner Hand ruhe, nach Möglichkeit zu vergelten. Denn das konnte der ſtolze Mann nicht tragen, Wohlthaten anzunehmen, ohne zu vergelten, aber [illegible] ſchien ihm Elviren's Hand an Huaskar ein zu großes Opfer des Dankes. Las Caſas ſah ihn wehmüthig an. „Mir,“ ſagte er, „habt Ihr nichts zu vergelten, und Huaskar hat ſeinen Lohn! —

Doch kein Vorwurf beſudle die Scheideſtunde! Ziehet mit Gott, und findet Frieden und Glück jenſeit des Meeres! Dir, meine Tochter, dir gebe der Himmel Geduld, Ausdauer, Ergebung und Hoffnung, und vor Allem deinem Herzen Ruhe!“ So ſprach er zu Elviren, die vor ihm niederſank und ſeine Kniee umſchlang. „Sagt Huaskar,“ bat ſie mit gebrochener Stimme, „daß ich ihn ewig liebe!“ Muthiger, als es Las Caſas erwartet, erhob ſie ſich, und ſagte zum Vater: „Laſſet uns gehen!“ Aber als ſie am Ausgang des Thales ſtand, als jetzt der Strahl der Morgenſonne auf die Hütte fiel, ach, da brachen dennoch die Thränen ſtromweiſe hervor, und gewaltſam mußte ſie ſich abwenden. —

Der Gang nach Pagta hinab glich dem Gang auf das Schaffot. Ernſt und ſtill war er. Hinter ihr lag eine Welt voll Glück, vor ihr der Tod. Aber ihre Seele war ſtark. Sie blickte noch einmal zurück nach dem Thal, in dem ſie ſo glücklich geweſen. Nunez ſchwieg zu Allem. Es ſchien ein Panzer um ſein Herz zu liegen, der jeglichem beſſeren Gefühle den Eingang wehrte. Nur die Richtung, in der Pagta lag, ſuchte ſein Blick. Nach mehreren Tagreiſen erreichten ſie es. Das Schiff lag ſegelfertig. Es war ein ſpaniſches. Als ſie das Schiff beſtiegen, und nun Elvira den Fuß in das Boot ſetzen ſollte, da ſank ſie leblos in die Arme der Matroſen. Leblos brachte man ſie in das Schiff. Die angewendeten Mittel jedoch brachten ſie wieder ins Leben. Sie verlangte auf das Verdeck. Noch ſtand Halipa am Ufer, gleich als warte er ihres Scheidegrußes für Huaskar. Sie winkte ihm zu, — ging dann hinab in das Schiff, und ehe noch der andere Morgen tagte, war günſtiger Wind eingetreten, und Perus Küſte war verſchwunden, da Elvira noch einmal nach ihr hinblicken wollte. Von dieſem Augenblick an war Elvira ſtumm wie das Grab. Die Außenwelt rührte ſie nicht, denn ſie trug in der Erinnerung eine Welt voll Blüthen und Seligkeit, während die Außenwelt einer Winterlandſchaft glich, wo das entflohene Leben allen Geſtalten traurige Merkmale ausdrückte. Seit die See unter ihm und Peru hinter ihm war, ſchien Nunez ein Anderer geworden zu ſein. War er früher kalt gegen Elviren erſchienen, ſo war er jetzt ganz der liebende, beſorgte Vater. Allein Elvira hatte nur ein wehmüthiges Lächeln, gleich dem Sterbenden, der Hoffnung ſeiner Lieben ſieht, während er den Tod in allen Gliedern fühlt.

Sie waren mit günſtigem Wind einige Tagreiſen geſegelt, als Nunez mit Schrecken wahrnahm, daß das Schiff die Richtung nach dem Lande nahm. Schon konnte man deutlich die Gegend von Lima unterſcheiden und die Mündung des Stroms. Aengſtlich wandte er ſich zu dem Schiffshauptmann. „Ihr habt ja Euren Lauf geändert, Señor, mich dünkt, wir nahten uns Lima?“ — „Da habt Ihr ganz richtig geſehen!“ erwiederte der wortkarge Seemann. „Aber was ſollen wir denn dort? Unſere Reiſe geht ja nach Spanien!“ — „Da irrt Ihr ſehr!“ war die Antwort des Schiffhauptmannes, „meinet Ihr, ich wollte das Geld verlieren, welches Gonzalez Pizarro auf Euren Kopf geſetzt?“ — „Auf meinen Kopf?!“ fragte erſtarrend Nunez. „Was habe ich mit Pizarro?“ — Haltet doch die Leute nicht für ſo dumm, Don Nunez,“ lachte Jener; „ich habe Euch erkannt, als Ihr mir nur unter die Augen kamt. Wolltet Ihr für einen Prieſter angeſehen ſein, ſo durfte Eurem Haupte die Tonsura nicht fehlen — das hattet Ihr nicht überlegt!“ — „Schurke!“ ſchrie Nunez, „ſo ſollſt du lebend mich nicht dem Wütherich überliefern!“ Er griff raſch nach ſeinem Dolch — aber ſchon hatten zwei nervigte Seeleute ihn gefaßt. — „Einſtweilen,“ befahl kalt und gleichgiltig der Schiffshauptmann, „feſſelt ihn, daß er nicht wieder ſolche Thorheiten macht, bis ihm Pizarro die Mühe des Selbſtentleibens erſpart.“ Man feſſelte Nunez und brachte ihn zu Elviren. Sie erſchrak heftig und beklagte weinend das Schickſal ihres Vaters. Nun begann der Wetteifer der Liebe auch bei Elviren. Sie ſchien ihres eigenen Grams über dem des Vaters zu vergeſſen. Sie bot Alles auf, die ſtarre Verzweiflung deſſelben zu verſcheuchen und ſeine Seele mit Hoffnung zu erfüllen, an die ſie doch ſelbſt nicht glauben konnte. In laute Aeußerungen brach oft Nunez Seelenzuſtand aus. Dann fluchte er ſeines Geſchicks, dann klagte er ſich ſelbſt laut als den Urheber ſeines Elends an. — Bald hatten ſie Lima erreicht. Ganz in der Stille begab ſich der Capitän zu Pizarro, der freudig ihm die ausgeſetzte Summe zahlen ließ und den Gefangenen mit Elviren in der Stille der Nacht in die Gefängniſſe bringen ließ, die tief unter dem Palaſte lagen, in dem einſt Nunez für des Volkes Wohl geſorgt hatte. Den gefährlichen Gegner enthaupten zu laſſen, war Pizarro's erſter Gedanke. Doch Gonzalez Gemüth war ſo entmenſcht nicht, wie das ſeines Bruders Franceſco geweſen war. Er berief ſeine Freunde zum Rathe zuſammen. Sie kamen. „Eine frohe Botſchaft," ſprach Pizarro, „habe ich Euch zu geben, Freunde; ſeit geſtern iſt Nunez Vela in meinen Händen." „Nunez?" fragten Alle erſtaunt. — „Er wollte nach Spanien flüchten in Prieſtertracht," fuhr Pizarro fort, „und hatte mit ſchwerem Golde Lopez, den Befehlshaber des Schiffes „El Paz," gedungen zur Ueberfahrt; der aber erkannte ihn und lieferte ihn aus. Was dünkt Euch, hat er den Tod verdient?" — Eſcavedo nahm das Wort: „Den Tod verdiente Nunez nicht. Ihr wißt, ich war ſein Freund, wahrlich! nie; allein er handelte gerecht." — „Auch," verſetzte Alvarado, „möchte es klüger ſein, ihn in ſicherem Gewahrſam zu halten; ſintemal Ihr nicht wißt, ob der Hof in Madrid durch Eure Geſchenke günſtig für Euch geſtimmt iſt. Und iſt er es nicht, ſo könnte im ſchlimmſten Falle die Auslieferung Don Nunez Vela's Euch vor dem Tode ſchützen." „Du haſt Recht, Alvarado," ſprach Gonzalez, „und ſo ominös auch deine Rede ſchließt, ſo ſcheint mir's doch, als enthalte ſie keine Unwahrheit! Alſo Nunez lebe, aber die Mauern meiner Gefängniſſe ſollen ihn bewahren, daß er mir nicht ſchädlich werde!"

V.

Nachdem Huaſkar jene, das Innerſte des ſtolzen Kaſtilianer's erſchütternde Worte geſprochen, die Geliebte umarmt, und dem edlen Las Caſas ein Lebewohl geſagt hatte, floh er in wilder Haſt von dannen. Es war, als müſſe er eilen, daß nicht das ſchwächere

Herz ihm ſeine Pflicht ſchwer mache. In jenem Momente, wo Nunez zu ihm ſagte: Laß ab von Elviren, denn meines Volkes Sitten geſtatten nicht, daß ſie je dein werde, in jenem Momente faßte ſeine große Seele den Entſchluß der Entſagung. Aber wie tief verwundet war ſein Inneres! Seiner Liebe Hoffnung erblichen, ſein beſſeres Gefühl und das Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde ſo tief verletzt, ſeine edlen Thaten ſo ſchnöde vergolten zu ſehen, das nagte an des Jünglings edlerem Theile wie ein unheilbarer Krebs. Und dennoch gab ihm der Sieg über ſich ſelbſt manchmal eine anſcheinende Ruhe. Ein Gedanke an Elviren aber riß dieſe wieder nieder, und das alte Weh zog mit ſeiner ganzen erſchütternden Gewalt wieder in ſeiner Seele ein. So litt er unausſprechlich, und doch wollte er nicht ſeiner Sehnſucht, Elviren wiederzuſehen, nachgeben. Er hatte ſein Wort gegeben, ſo wollte er es auch nimmer brechen. In der erſten Zeit ſeiner Entfernung hielt er ſich in der Nähe des Thales auf. Da fand ihn der treue Halipa, und ſank an des Freundes ſchwer belaſtete Bruſt. Lange hielten ſie ſich umarmt, dann brach Halipa's Unmuth in harte Worte über Nunez aus. „Laß ihn,“ bat Huaskar. „Ich habe ihm ja vergeben, ſo vergiß auch du ihm. Weißt du nicht, Halipa, daß wir, wie Jeſus, auch dem vergeben ſollen, der uns den Mordſtahl in das Herz ſtößt?“ — „Wohl ſtieß er dir den Mordſtahl ins edle Herz, und dennoch vergibſt du ihm, du große, edle Seele! Wohl, es ſei, auch ich will ihm vergeben, weil du es willſt!“ — Er drückte ihn wieder an ſeine Bruſt. Dann erzählte er ihm von Elviren, ſagte ihm, daß ſie nach ihm gefragt, ſagte ihm, wie ihre Roſenwange erblichen und des Auges Glanz erlöſche. — Unausſprechlich ergriff das Huaskar's Herz und — doch bat er Halipa, jedes Wiſſen von ihm zu leugnen. „Vielleicht,“ ſagte er leiſe, als zweifle er ſelbſt daran, „vielleicht — findet ihre Seele Frieden.“ Sie nahmen nun Abrede, ſich täglich zu ſehen und Kunde zu geben. Huaskar gab Halipa den Auftrag, ihrem väterlichen Freunde Alles mitzutheilen. Er that's. Las Caſas war tief betrübt über des Jüngligs Schickſale; aber er mußte ſeine Handlungsart billigen. Er ſelbſt verſagte es ſich, ihn zu ſehen, um nur Elviren nicht ahnen zu laſſen, daß Huaskar in der Nähe ſei. Nun ſammelte der Jüngling täglich die herrlichſten Früchte und Halipa holte ſie ab. Ach, oft küßte er ſie, weil er hoffte, Elviren's Lippen würden ſie berühren. So blieb es lange Zeit — aber die Zeit milderte des Jünglings Kummer nicht. Nur ſchwerer wurde ihm ſein Loos, gleichgiltiger das Leben. Da offenbarte ihm Halipa das Selbſtgeſpräch des Spaniers. „Wohlan,“ ſprach Huaskar, nachdem er Minutenlang ſeine Hand über die Augen gelegt hatte, „auch das noch will ich thun. Bricht mein Herz — in Gottesnamen, ſo finde ich Frieden — nach dieſen Kämpfen, Ruhe nach dieſen Stürmen. Es ſoll ſo ſein!“ Halipa begriff nicht, was er wollte. — „Und was willſt du thun? Bruder!“ fragte er. — „Ahneſt du es nicht, Halipa? — Ich will ihm Gold geben, daß er ſich halb Spanien kaufen kann, ich will nicht mein Haupt zur Ruhe legen, und wenn vor Durſt meine Zunge an den Gaumen klebt, bis ich ihm ein Schiff verſchafft habe, mit dem er ſegeln kann in das Land, wo das Menſchenglück von eitlen Stammbäumen abhängig iſt.“ „Das wollteſt du?“ fragte erſtaunt Halipa. „Kannſt du zweifeln? Halipa! — Eher ſiehſt du mich nicht wieder!“ — „Weißt du, Bruder! bedenkſt du, was du thuſt?“ fragte er ihn. „Haſt du es bedacht, daß du dein Glück muthwillig von dir ſtößeſt?“ — „Dein Glück, ſagſt du, Halipa? Habe ich denn noch Eins auf Erden; ſeit Elvira für mich verloren iſt?“ Und er ließ ſich nicht irre machen. Halipa kehrte, ſeines Freundes Seelengröße bewundernd, zurück in das ſtille Thal; Huaskar aber trat ſogleich den Weg nach Pagta an. Nach drei Tagen erreichte er es. Ach, mit welchen Empfindungen ging er dieſen Weg? Vor Kurzem war er hingeeilt, um der Geliebten eine Freude zu bereiten, erwägend im liebenden Sinne die heiteren Stunden, die er ihr dadurch bereite. Jetzt ging er ihn, und ſeine Wonne war Schmerz, und die Blüthen ſeines Glückes waren welk geworden. Er erreichte Pagta, doch ohne ſeine Abſicht zu erreichen, denn es war kein ſpaniſches Schiff da, allein die Nachricht erhielt er, daß in Quajaquil eins vor Anker liege, das eheſtens die Rückreiſe nach Spanien antreten würde. Er ging nach Quajaquil. Er fand in dem Schiffshauptmann einen einſilbigen, ernſten und derben Mann, der jedoch die Krankheit, die epidemiſch bei den Spaniern geworden war — den Goldhunger mit ihnen gemein hatte. Er bot, was er forderte. Das machte den alten Spanier aufmerkſam. Der Handel wurde geſchloſſen, und der Schiffshauptmann verſprach am Tage San Antonio in Pagta zu ſein, und dort ſeinen Reiſenden zu erwarten. Jetzt kehrte Huaskar wieder zurück. Er ſuchte die ihm bekannten Goldminen auf, und nahm, ſo viel er immer zu tragen im Stande war; dann beſchrieb er ein Palmblatt, und trug es bei Nacht in die Hütte vor Nunez Bett. — Aber der Jüngling hatte ſich zu viel zugetraut — ach, ſo nahe der Geliebten — ohne ſie zu ſehen — das vermochte er nicht. Er ſchlich leiſe an ihr Lager, kniete nieder, und drückte den Scheidekuß für ewig auf ihre Lippen. In dieſem Augenblick liſpelte ſie im Traume — „Bleib', o bleibe, mein Huaskar!“ — Da durchzuckte es ihn mit einem Schmerz, der unausſprechlich war. — Er riß ſich mächtig los und floh hinaus, geängſtet, als habe er ein Verbrechen verübt. Und träumend ſaß er die folgenden Tage in ſeiner Schlucht, und blickte auf den Weg nach Pagta. Aber ſie kam nicht, und Halipa kam nicht. Angſt und Sorge erfüllte ihn. Da endlich ſah er ſie den Weg hinab wanken, die Geliebte, und ſeine ganze Seele drängte ſich in das Auge, denn ſeine Ahnung ſagte ihm, jetzt ſähe er ſie zum letzten Mal für dieſes Leben. Sie ging, und ſah nicht um. Er folgte von weitem. Er umkreiſte ſchützend den Ort, wo ſie ihr Nachtlager nahmen. Ach, ſie ahnete nicht die Nähe deſſen, den ihre Seele ſo unendlich liebte. So folgte er bis Pagta. Und auf der mit Palmen bewachſenen Anhöhe blieb er ſtehen, und ſtarrte auf den Hafen, auf das Schiff! Jetzt ſtieg ſie in das Boot — ſie ſank. — Ein Schrei der Angſt preßte ſich aus ſeiner Bruſt. — Sie brachten ſie in das Schiff. Zitternd und bebend ſtarrte er dahin, wo ſie verſchwunden war. — Jetzt ſieht er ſie wieder — ſie winkt mit dem Tuch ein Lebewohl — und verſchwindet. Starr, wie ein Marmorbild, ſtand der Jüngling an der Stelle, und wich nicht. Die Nacht kam, der Mond ſtieg herrlich ſtrahlend herauf. — Er ſtand noch da, und ſah auf das Schiff. Jetzt blies der Wind in die Segel, die Anker werden gelichtet — das Schiff gleitet dahin, und mit dem Ausruf: „Fahr' wohl, du meines Lebens Freude!“ ſinkt der unglückliche Jüngling am Fuße des Baumes, der ihm Stütze geweſen war, nieder. —

Die Nacht verging, der Morgen kam friſch und heiter. Der Blick des Jünglings forſchte in dem Nebel der Ferne nach dem Schiffe, das die Geliebte barg. — Vergebens; die Ferne hatte ihren Nebelſchleier zwiſchen ihn und Elviren geworfen. — Huaskar fühlte ſich ermattet. Er blieb an der Stelle liegen, bis in Pagta das Leben ſich zu regen begann. Da kam und fand ihn Halipa, der den Rückweg antreten wollte. „O!“ rief er aus bei ſeinem Anblick, „ſo betrog mich meine Ahnung nicht, du begleiteteſt uns?“ — Huaskar antwortete nicht. Er ſah den Freund mit einer Wehmuth, einem Schmerze an, der jede Nerve ſeines Herzens beben machte. Er fragte nicht nach der Geliebten, und doch war ſein Blick bittender, als es das Wort hätte ſein können. Halipa erzählte ihm Alles was er wußte. Er gedachte des Abſchieds aus dem Thale. Die Erinnerung an das Thal, an Las Caſas, gab Huaskar's Gedanken und Empfindungen eine augenblickliche andere Richtung. „O,“ rief er, „laß uns eilen, mein Bruder, laß uns eilen! Dort, wo ſie geathmet und gelebt, dort, wo jeder kleine Raum ihr Bild mir zurückruft, dort, wo das treueſte Vaterherz für mich ſchlägt, dort allein iſt der Frieden, wenn er irgend auf Erden noch für mich zu finden iſt!“ Dieſe Gedanken, dieſe Empfindungen weckten aufs neue ſeine Kräfte. Rüſtiger wanderten ſie ihren Pfad, und wo Elviren geruht hatte, da ruhte Huaskar, denn der Ort war ihm heilig. Als der dritte Tag ſich neigte, betraten ſie das Thal. Leiſe gingen ſie an die Hütte. Die Thüre war nur angelehnt. Da kniete der Greis und betete laut: „Gib ihm Frieden, Allgütiger, deinen Frieden, der höher iſt als alle Vernunft. Lehre ihn tragen und dulden und hoffen!“ — „Amen,“ ſprachen die Eintretenden mit Rührung. Der Greis fuhr auf. „Sind ſie wirklich ſchon in See, Halipa?“

fragte er. Da erblickte er Huaskar, und mit dem Ausruf: „Sei mir geſegnet, mein armer Sohn!" drückte er feſt und innig den Weinenden an ſein Herz, und Halipa drängte ſich in die Umarmung, denn dieſe drei Herzen waren nur Eins. Ach, wie fühlte Jeder ſo tief des Jünglings Verluſt, und doch keiner wie er! Aber wie mühten ſich Freund und Vater, ihn zu zerſtreuen! Huaskar ſah es wohl und dankte es ihnen; doch es war umſonſt. Er hatte das Höchſte verloren, was das Leben hatte für ihn — nun war ihm das Leben nichts mehr, und nur um Las Caſas und Halipa's Willen beſiegte er oft ſeine Schwermuth, und mühte ſich, heiterer zu ſcheinen, als er wirklich war.

Daß ein düſtrer, wehmüthiger Ernſt jetzt über ihrem Leben ſchwebte, wer wollte ſich darob wundern? Durch das längere Zuſammenſein mit Nunez und Elviren hatte die Gewohnheit ein Band um ſie geſchlungen; bei Elviren war es das Band der Liebe. Das Scheiden von Hausgenoſſen, auch ſelbſt dann, wenn nicht gerade zärtere Bande ſie mit uns vereinten, läßt dennoch eine Leere zurück, die uns recht empfindlich iſt. Je näher ſie aber nun unſerem Herzen ſtanden, deſto größer die Leere bei ihrem Scheiden, deſto inniger die Trauer. Schon dieß war es, was Jeden ernſt ſtimmte und wehmüthig; nun kam noch hinzu, daß Huaskar's Schmerz der ihre war, weil ihre Herzen in inniger Liebe mit dem ſeinigen zuſammen gewachſen waren. So ſchlichen die Tage langſam und träge dahin, und mit Trauer nahm Las Caſas wahr, wie Huaskar's Kummer tiefer und tiefer wurzelte, und ſich ſeine beſten Kräfte im ſtillen Schmerze verzehrten, und alles Leben ihm abgeſtorben ſchien. Der Greis ſah es und dachte auf Hilfe. — „Aber wie," fragte er ſich, „wie ſoll ich ſie leiſten? — Tröſten iſt eitel, ſo lehrt mich die jüngſte Erfahrung; Hoffnung geben iſt eitel und unrecht, denn ſo ſie trüge, würde er unglücklicher." — Der Greis ſtützte ſein Haupt in die Hand und ſann nach. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. „Iſt nicht Kaiſer Carl V. ſein Schützer und der meine?" ſprach er freudig, „wird nicht des Kaiſers Fürwort den ſtarren Stolz ſeines Unterthans beugen?" — Er ſtand auf und ging, den Jüngling zu ſuchen. Er ſaß in ſich gekehrt an der ſprudelnden Quelle. Der Greis ergriff ſeine Hand. „Dein ſtetes Hinbrüten, mein Sohn, verzehrt deine Kraft und macht deinen Schmerz größer. — Was ſoll das endlich werden? — Ich weiß allein das Rettungsmittel für dich. Laß uns noch einmal den Ocean durchſchiffen und in Spanien wieder ſuchen, was du verloren haſt!“ Huaskar ſtarrte ihn gedankenlos an. „Ich verſtehe Euch nicht, mein Vater,“ ſagte er darauf. „Nach Spanien wollen wir, um dort Elviren wieder zu finden!“

„Um ſie wieder zu verlieren? Hat nicht Nunez zu klar ſeine Denkart ausgeſprochen, als daß nur je an Aenderung zu denken wäre? Es widerſtrebt überdem meinem beſſeren Gefühle, dem Vater ſein Kind abzutrotzen oder abzubetteln!“

„Aber Huaskar,“ hob Las Caſas wieder an, „kannſt du ihm nicht bieten, was nur irgend der ſtolze Grand fordern mag? Iſt nicht der Kaiſer dein Freund, und könnte nicht deine Kenntniß der Goldminen dich zum reichſten Manne Spaniens machen?“ —

„Ich mag durch ſolche Mittel mir kein Glück erkaufen!“ —

Obgleich ſtets Huaskar widerſtrebte, der Greis ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Allein mit Las Caſas Ausdauer ſtieg Huaskar's Entſchloſſenheit. Er hatte Gründe dafür. Abtrotzen wollte er Elviren dem ſtörrigen Grand nicht; abbetteln — widerſtrebte ſeinem Ehrgefühle. Sie erkaufen mit Geld, das hielt er für Elviren zu entwürdigend. „Laßt mich,“ bat er den Greis, „laßt mich mein Weh tragen. Ich mag nicht mehr nach Spanien, um unglücklicher in meine Heimath zurückzukehren, als ich jetzt ſchon bin!“ Las Caſas ſah es je länger, je mehr ein, ſein Zureden ſei fruchtlos. Da reiſte in ſeinem Herzen ein Entſchluß, des edlen Mannes würdig.

Eines Morgens war Las Caſas verſchwunden. Die beiden Freunde warteten bis zum Abend auf ihn — er kam nicht. Die Nacht ſank mit undurchdringlicher Finſterniß herab, und mit ihr eine namenloſe Angſt in ihre Herzen. Sie warteten den Morgen ab, dann durchſtreiften ſie die unwegſame Gegend; aber die Gegend war öde und ſtill. Täglich kreiſten ſie weiter, ohne jedoch nur die kleinſte Spur des Verſchwundenen entdecken zu können. Trauernd kehrten ſie nach ihrer Hütte, nach ihrem Thale zurück und muthmaßten ängſtlich, was ihn könne bewogen haben zu ſolcher Entfernung, oder welch ein höchſt unglückliches Ereigniß ihm zugeſtoßen ſein möge? — Doch es blieb dunkel, und der Greis kehrte nicht wieder. Da war der letzte Stern an Huaskar's Himmel untergegangen und trübes, ſchauerliches Gewölke zog an ihm hin und nahm ihn ein, und keine Sonne, und kein Mond, und keine Sterne ſchienen ihm mehr. So tief auch Halipa gebeugt war, ſo bemühte er ſich doch, ſeinen Freund zu zerſtreuen. Wie es ihm gelang, bewies Huaskar's zunehmender Trübſinn und Gleichgiltigkeit gegen Alles, außer ihm. Nur kurze Zeit war er manchmal heiter; das waren die Augenblicke, wo ſie über das Verſchwinden ihres beiderſeitigen Vaters ſich unterredeten. Nach vielem Sinnen und Muthmaßen kamen ſie endlich darauf, der Greis müſſe von Spaniern aufgegriffen und hinweggeſchleppt worden ſein außerhalb des Thales. Die Vermuthung erhielt dadurch vielen Grund, daß, hatte ihn ein Raubthier zerriſſen, man doch wenigſtens Spuren ſeines Blutes und ſeines Gewandes irgendwo gefunden habe.

Dieſe Vermuthung erlangte durch ihr ſtetes Beleuchten und Mitzuſtimmen endlich volle Gewißheit in ihren Gemüthern, und der höchſte Unwille, die höchſte Erbitterung gegen die Spanier in Peru regte ſich wieder lebhaft in den peruaniſchen Gemüthern. — Eine andere Veranlaſſung ſollte dieſe Empfindungen bis zur gewaltigſten Leidenſchaft anfachen. Eines Tages waren Halipa und Huaskar zum Jagen in die nahen Wälder gegangen. Lange hatten ſie das Wild verfolgt in allen Richtungen, und auf dieſe Weiſe waren ſie weit von ihrer Wohnung abgekommen. Von einer kleinen Anhöhe, auf der ſie ſtanden, ſahen ſie jetzt in der Entfernung viele und große Feuer brennen, und zwar in den höheren Regionen des Andengebirges, wo ſchon kein Baum mehr wächſt, ſondern nur niederes Geſtrüpp und Farrnkräuter. Es dunkelte ſchon zu ſehr, um deutlich ein Mehreres unterſcheiden zu können, und Halipa ſagte: „Da ſind die freien, muthigen Männer von Kusko und den übrigen zerſtörten Orten, die dort Freiheit und Sicherheit ſuchten und fanden, und einen ununterbrochenen Krieg führen mit ihren Unterdrückern!“ Sie machten ſich nun ebenfalls ein Feuer an, da ſie ihre Hütte nicht mehr erreichen konnten, und ſchliefen neben dem Feuer, welches ſie vor Ueberfall wilder Thiere ſchützte, ruhig und ſanft nach großer Ermüdung ein. — Kaum begann der junge Tag die Wolken golden zu ſäumen und die Häupter der uralten Koloſſe der neuen Welt zu verklären, indeß in den Niederungen noch das Zwielicht näher der Nacht als dem Tage verwandt war, da erweckte ein ſeltſam Geräuſch die beiden Schläfer, und als ſie endlich klarer um ſich blickten, da ſtand ein Kreis hoher dunkler Geſtalten um ſie, die ihres Erwachens gewärtig waren. Beide ſprangen in einem Moment auf. „Was wollet ihr?“ fragte kurz und beſtimmt Hyaskar. —

„Friede ſei mit dir, Kind der Sonne!“ ſprach ein Greis, der, noch ungeſchwächt von der Jahre Laſt, kräftig das Kriegshandwerk übte. „Wir danken den Göttern, daß wir dich fanden, denn längſt ſuchen wir dich. Längſt erhielten wir die Kunde, du lebteſt, und ein ſpaniſcher Prieſter entfremde dein Herz deinem Volk und neige es in Liebe zu dem ſeinigen; und ob wir das gleich nimmer glauben konnten von dem Sohne des gemordeten Atahualpa, ſo kannten wir doch die Macht der Ueberredung, die trügeriſche Schmeichelei der Spanier und des jungen Herzens Biegſamkeit zu gut, um nicht der Furcht in unſerem Herzen Raum zu geben. Darum ſegne ich die Stunde, wo ich dich ſah, und den Sohn deines muthigen Vaters ſogleich erkannte; denn nun höre aus meinem Munde das Wort, was dein Volk zu dir alſo ſpricht: „Du biſt unſer, Sohn Atahualpa's, und wir ſind dein! An dich haben wir geheiligte Rechte, uns biſt du nahe verbunden, und nicht den Mördern deines Vaters! Unſer Inka biſt und ſollſt du ſein; darum haben wir Pfeil, Bogen und Spieß ergriffen, und ſind hinauf in das Gebirg gezogen, dir ein freies Reich zu gründen; darum fechten wir muthig gegen die fremde Uebermacht und Willkür, daß ſie weiche von Perus geſegneter Küſte, und wieder das Glück früherer Zeit mit einem Regenten unſeres Stammes für uns beginnt!“ — Alſo ſpricht dein Volk zu dir. Willſt du es hören? Willſt du es glücklich machen? Willſt du unſer Inka ſein? Willſt du mit uns kämpfen für ein freies Leben, oder einen freien Tod? — Oder magſt du lieber der Spanier Freund und deines eigenen Volkes Verräther ſein? Ziehſt du es vor, ein Sclave zu ſein, oder ein freier Mann? Iſt der Muth und die Vaterlandsliebe deiner Vorfahren in dir erſterben, oder glüht ſie in deinem Herzen kräftig fort?“ —

Huaskar hatte lange mit ſtillem Ernſte dem Worte gehorcht, und geſenkten Hauptes dageſtanden. Das Letzte ergriff wunderbar ſein Inneres. Iſt es anders? fragte er ſich ſelbſt. Spricht der Greis nicht Wahrheit? Was habe ich zu verlieren auf Erden? Was feſſelt mich noch an ein Volk, das meinem Volk ein unerträgliches Joch auflud, und wie Räuber mein Vaterland an ſich riß? deſſen thieriſche Leidenſchaften ebenſowohl gegen ſich ſelbſt wüthen, als gegen mein armes Volk? Wohlan, ich will der Ihre ſein! — Aber — ich bin Chriſt! Darf der Chriſt kämpfen gegen den Chriſten? Er ſtand jetzt wieder geſenkten Hauptes da und die Männer ſahen ihn traurig an. Da fielen ſie plötzlich Alle vor ihm nieder und hoben bittend ihre Hände zu ihm empor. „Sei unſer Inka!“ riefen ſie Alle. Das ergriff ihn gewaltig. Er blickte mit leuchtendem, feuchtem Auge im Kreiſe herum, da lag auch Halipa vor ihm auf den Knieen, bittend: „Sprich ja, mein Huaskar, ſprich ja!“ — „Auch du, Halipa?“ fragte er ſanft. „Auch ich, Huaskar, auch ich! Bedenke, was ſie uns entriſſen! Vielleicht, daß es der Wille Gottes iſt, daß wir ſo dem Edeln vergelten ſeine Liebe, daß wir ihn retten aus ſeiner Feinde Gewalt!“ Da leuchtete mehr noch Huaskar's Auge, und er rief: „Ich bin euer, und mein Ruf ſoll euch zum Kampfe, mein Wort zum innern Frieden führen!“ Ein Jubelgeſchrei machte die Luft zittern, und im Triumphe wollten ſie den Jüngling nun zu ihren Brüdern in das Gebirg führen, aber Huaskar widerſetzte ſich. „Noch einmal muß ich in mein ſtilles Thal," ſagte er zu Halipa, „dann will ich folgen, wohin auch der blutige oder friedliche Weg führen mag, den ich erwählt habe zu meinem künftigen Lebenswege!" Gern geſtanden ſie ihm das zu. An der Stelle, wo ſie ihn gefunden hatten, wollten die Peruaner ihn wieder ſehen. Als nun die Männer ſich lagerten, ſchüttelte Huaskar ihnen die Hand und ging mit Halipa über die Felſen hinab.

„Wird er wiederkehren?" fragten ſie den Greis, der ihr Sprecher geweſen, indem ſie ihm halb zweifelnd nachſahen. — Aber der Greis beruhigte ſie, indem er ſagte: „Seid ruhig, Brüder, in ihm fließt Atahualpa's Blut, er wird Wort halten, und ſollte es ihn auch ein Opfer koſten!" Und ſo war es. Das Opfer fühlte Huaskar wohl ſchwer, was er ihnen brachte. Allein der Gedanke, vielleicht auf dieſe Weiſe noch Las Caſas Retter zu werden, den Halipa wie einen Funken in ſeine Seele geworfen, dieſer Gedanke überwand jede Rückſicht. Halipa bemühte ſich auf dem felſigen Rückwege, ſeinem Freunde von mehreren Seiten ſeinen Schritt im vortheilhaften Lichte zu zeigen. „Wer," ſagte er, „wer gab dieſen Spaniern das Recht und die Befugniß, ein ruhig und glücklich Volk, wie das unſere war, aus ſeiner Ruhe aufzuſchrecken, ihm ſein Heiligſtes, ſeine Freiheit zu rauben? Haben ſie nicht unſer Volk mißhandelt aufs Furchtbarſte? Und nicht zufrieden mit ihrem Wüthen und Raſen gegen unſer Volk, wüthen ſie gegen die Edlen ihres Stammes ebenſo, wie gegen uns. Darum iſt der Ruf heilig, die Dränger zu vertreiben, und Heil, Frieden und Freiheit uns wieder zu erkämpfen. Sprich ſelbſt," fuhr er zu dem ſtill dahingehenden Huaskar fort, „wie würde unſer Volk ſo ſchrecklich vergelten mit zehnfacher Rache, was die Spanier einfach verübt, wenn nur der wilde Ausbruch der Leidenſchaft ſie führt. Beſſer, menſchlicher, ſicherer zum Ziele führend, wird der Kampf ſein, wenn des Führers feſter, edler und guter Wille des muthigen Volkes rohe Kräfte regiert mit Beſonnenheit. Und leuchtet nicht als letztes Ziel unſeres Strebens, nicht wie ein glänzender Stern Las Caſas Befreiung entgegen, die wir in Lima ſicher bewerkſtelligen werden?!" Alſo ſprach Halipa, und ließ zur Reue über den ſchnellen Entſchluß Huaskar's Seele keine Zeit. Aber je näher ſie der ſo theuern und nun ſo leeren Heimath kamen, deſto wehmüthiger wurde es ihm, deſto klarer traten die Bilder ſeines früheren, harmloſen, glücklichen Lebens vor ſeine Seele. Mit dieſen Empfindungen betraten ſie am Abend ihr Thal. Ach, wie ging die Nacht ſo langſam vorüber in dieſem einſt ſo glücklichen Orte! Wie ſchwer lag der Schmerz über das Verlorenſein all jenes Glücks auf des Jünglings Seele! Halipa ſchlummerte ruhig an Huaskar's Seite und ahnte nicht, wie manche Thräne der Erinnerung an Elviren und Las Caſas in dieſer Nacht floß, wie mancher Seufzer der beengten Bruſt entſtieg! Erſt am Morgen, als zum letzten Male die Frühſonne über ſie in dieſem Thal aufging, ſah Halipa Huaskar's Schmerz, und er raſtete nicht, bis dieſer endlich aufbrach. Das Scheiden von dieſem Orte, wo jede Stelle eine ſelige Erinnerung in ſich ſchloß, wo jeder Baum, jede Pflanze Zeuge ſeines verwelkten Glückes war, wo er die Stunde ſeines höchſten Glückes und höchſten Schmerzes erlebt — das Scheiden von ihm that ihm unendlich weh, und Halipa hätte faſt ihn gewaltſam fortreißen müſſen, wenn nicht ſeine männliche Zurede den Jüngling wieder ſich ſelbſt, ſeinem Muth und ſeiner Faſſung zurückgegeben hätte. Nachdem er überall noch einmal geweſen war, jedem Plätzchen ſein Opfer gebracht, warf er ſich an ſeines Freundes Bruſt und ſprach: „Nun iſt es überſtanden, nun laß uns gehen!“

Und denſelben Weg, den ſie gekommen, ſtiegen ſie wieder hinan, und fanden die Harrenden wieder, die frohlockend ihnen entgegenſtürzten, ihnen den Jubel ihrer Brüder meldend, die ſehnſüchtig ſeien, ihren jungen Inka zu ſehen.

Durch finſtere Urwälder, die vielleicht Jahrhunderte hindurch ſchon ihr für jeden Sonnenſtrahl undurchdringliches Laubdach über dieſes köſtliche, goldreiche Erdreich wölbten; an reißenden Waldſtrömen vorüber und hindurch, über zackigte Felſen und weiche Mooslager, durch Dornen und ganze Gewebe der ſeltſamſten Schlingpflanzen hindurch führte ihr Weg immer bergan. Immer mehr verlor die Natur ihre üppigen Reize, unförmiger wurde Alles, der kühlende Schatten ſchwand, und die Strahlen der Sonne fielen ſengend auf die Wanderer herab. Nur Moos und Farrnkräuter, Dornen und zwergartige Bäume, wenn man ſie ſo noch nennen konnte, untermiſcht mit gewaltigen Felstrümmern, das waren jetzt die Gegenſtände, auf denen das Auge einen Ruhepunkt fand. Jetzt bog ihr Pfad um eine Ecke, und — vor ihnen ſtanden feſtlich geſchmückt und gerüſtet ein kleines Heer kernhafter Peruaner, Männer und Jünglinge. Ueberraſcht von dem Anblicke, blieb Huaskar einen Augenblick ſtehen und überſah, nicht ohne freudige Gefühle, die Schaar, die jetzt huldigend zu ihm ſich drängte. Ungemeſſener Jubel erſchallte aus jedem Munde, laut kundthuend, weſſen das Herz voll war. Aber der Anführer, ein Greis von ehrwürdigem Anſehen, gebot ſtille zu ſein, und alſobald verſtummte jeder Mund. Er trat vor Huaskar hin und ſprach mit Würde: „Sei mir geſegnet im Namen meines Volkes! Du, Perus Hoffnung! Dich haben wir lange geſucht und nicht gefunden; auf dich lange gehofft und unſere Wünſche aufgegeben! Gelobt ſeien die Götter, die dein Herz regierten! In deine Hand, Kind der Sonne, lege ich freudig den Befehl über dieſe. — Milde gegen ſie, unverſöhnlich gegen die Spanier, vorſichtig, muthig, gerecht und vorangehend mit eigenem Heldenbeiſpiele, das waren deiner Väter Tugenden. Auch die deinen werden es ſein, denn in deinen Adern wallt ihr Blut. Nimm hier meinen Bogen, hier meine Pfeile und meinen Spieß. Betrachte es als das deine, und übe es ſo, wie ich es geübt!“ Er wandte ſich jetzt gerade an ſeine Waffen und ſprach: „Möge die Sehne dieſes Bogens nie erlahmen gegen den Feind deines Volkes! Möge der Pfeil, den deine Hand führt, das Spanierherz ſtets durchbohren! Möge der Spieß, den du ſchleuderſt, nie verfehlen, einen Spanier anzuſpießen!“ — Als das Huaskar genommen aus des Oberhauptes Hand, da jubelte wieder das Volk, und Alles nannte ihn „Inka Huaskar,“ und bewies ihm ſeine Liebe und ſchwur ihm Treue zum Tod und Leben, in Freud' und Leid! Huaskar's Herz war vielſeitig bewegt. Er ſchloß Halipa an ſeine Bruſt. „Theile mit mir die Gewalt, mein Bruder,“ bat er ihn; aber Halipa drückte ihm die herrliche Federmütze oder Krone, die ihm der Prieſter einer aufgeſetzt hatte, tiefer in die Stirne, und ſprach kniend vor ihm: „Inka, verachte mich nicht, und laß mich dein Schatten ſein!“ Der feierliche Augenblick ging vorüber. Huaskar wandelte recht fröhlich unter ſeinen Männern herum, drückte ihnen die Hände und ſprach mit ſeiner herzgewinnenden Freundlichkeit zu ihnen, und gewann ſo noch mehr jedes Herz und kettete ſie immer feſter an ſich. Sein erſtes Werk war, einen anderen Lagerplatz in dem nahen Hochwald auszuwählen und zu beziehen. Mit Umſicht und Klugheit ordnete er ſein ſtets wachſendes Heer. Bekannt mit ſpaniſcher Art und Kunſt, Krieg zu führen, ſuchte er Vieles anders zu ordnen, und willig gehorchten ihm Alle, ſein reifes Urtheil bewundernd. Und erſt, als das geſchehen war, zog er näher hinab zu den Anſiedelungen der Spanier. Der blutige Krieg begann. Mit Schrecken erkannten die Spanier den Muth und die Ausdauer, die Ordnung und Mannszucht ihrer Feinde, überraſcht von den Vorzügen, die der Kampf dieſer Horden gegen den der früheren Kämpfer zu ihrem Schaden hatte. Und nicht mehr war die kannibaliſche Sitte des Mordens ihr Grundſatz, ſondern mild wurden die gefangenen Spanier behandelt. Haufen, die ſie früher nicht gefürchtet hatten, erfüllten ſie jetzt mit Schrecken.

Recht ernſtliche und wirkſame Maßregeln galt es jetzt zu ergreifen, wenn nicht die aufrühreriſchen Peruaner täglich neue Fortſchritte machen ſollten. Man ſprach viel von dem Heldenmuthe zweier Anführer, und von der Klugheit, mit welcher ſie die Vortheile ſpaniſcher Truppen zu ſchmälern und für ſich unſchädlich zu machen trachteten.

Reißend, wie ein Waldſtrom, waren ſie gegen Lima vorgerückt. Dieſe Peruaner fürchteten das Schießgewehr nicht und nicht die berittenen Spanier, und nicht die Heerden großer, beißender Hunde, die einſt durch ihre die unglücklichen Wilden zerfleiſchenden Zähne ſich bei ihnen ſo furchtbar gemacht hatten. Muthvoll, wie noch nie, und ſicherer in ihren Unternehmungen, als noch je, ſchlugen ſie die Minderzahl der Spanier bis in die Nähe von Lima zurück.

Gonzalez Pizarro war jetzt in einer Lage, die leicht einen minder Entſchloſſenen zum Kleinmuthe vermocht hätte. Auf der Landſeite ein furchterregendes Heer Peruaner, die, für Recht und Freiheit kämpfend, unüberwindlich ſchienen, dabei Kriegsvölker, die ihn nicht liebten. Auf der andern Seite Angſt und Sorge, denn ſchon ſeit Jahresfriſt hatte er ſeine Abgeſandten nach Madrid geſchickt mit unermeßlichen Reichthümern, um Carl V. Gunſt ſich zu erwerben und deſſen Beſtätigung als Statthalter von Peru zu empfangen; allein bis zur Stunde waren ſie nicht zurückgekehrt. Das flößte ihm bange Beſorgniß ein. Wie? dachte er, wenn ich nun Lima ganz von Truppen entblößte, ſie alle gegen die Empörer ſende, wie wird es gehen, wenn dann plötzlich Carl's mächtiges Wort eine Armada herüber ſendet, die von der Waſſerſeite mich anfällt! Das böſe Gewiſſen hat oft eine ſichere Vorahnung ſeines Schickſals. Pizarro ſchien hinter den Schleier der Zukunft geblickt zu haben, denn ſchon lag jetzt die von ihm gefürchtete Armada unter Pedro's de la Gasca Befehlen ſeit längerer Zeit auf Hiſpaniola vor Anker, weil ein Orkan furchtbarer Art, wie er bei den Antillen häufig, ja eigentlich heimiſch iſt, die Schiffe ſehr beſchädigt hatte, ſo, daß ohne Ausbeſſerung an eine Fortſetzung der Reiſe nicht zu denken war. Dabei waren denn auch die Lebensmittel ausgegangen, und Gasca mußte auf Hiſpaniola anlegen, damit er die Schiffe rüſte, Lebensmittel einnehme, die Kranken unter ſeiner Mannſchaft theilen laſſe. Dies hatte ſeine Ankunft bei Lima verſpätet. Pizarro ahnte die Gewitterwolke, die ſich über ſeinem Haupte zuſammen zog, und ſich über ihm zu entladen Willens ſchien, — darum zauderte er, gegen die Peruaner entſcheidende Schritte zu thun. Dieſes Zaudern erſchien Jenen als Muthloſigkeit, und dadurch wuchs ihr Muth, ſtählte ſich ihre Thatkraft. Täglich kamen neue Unglücksboten nach Lima, welche die Siege der Peruaner meldeten, und ihr Heranrücken gegen Lima. — Jetzt erkannte Pizarro die Nothwendigkeit, Alles aufzubieten, um die Rebellen zu zerſtreuen. Er zog ſeine Kriegsleute aus Kuſko und Quajaquil zuſammen. Alles, was in Lima waffenfähig war, vom Knaben bis zum Greiſe, mußte mit in das

Feld rücken, um den eignen Herd zu vertheidigen. Mit dieſer anſehnlichen Macht zog er ſelbſt dem Feind entgegen. Er traf ſie wohl gerüſtet. Mehrere Treffen wurden geliefert, ohne daß der Sieg auf einer Seite geweſen wäre. Von beiden Seiten aber wuchs jetzt die Kampfbegierde. Pizarro, klug und liſtig wie eine Schlange, ſandte Escovedo mit einer Abtheilung Spanier ab, um den Peruanern in den Rücken zu fallen, und ſie ſo zwiſchen zwei Feuer zu nehmen, und ihnen deſto ſicherer den Untergang zu bereiten. Huaskar und Halipa, ob ſie gleich ſehr vorſichtig waren, ahneten das nicht und gingen um ſo ſicherer in eine Falle, die ihnen höchſt verderblich wurde. Escovedo hatte einen Umweg genommen, der ihn lange aufhielt. Erſt nach zehn Tagen hatte er ſeinen Poſten erreicht. Nachdem dies bewerkſtelligt war, griff Gonzalez an. Mit einer Tapferkeit, die ſelbſt Gonzalez bange machte, ſchlugen ſich die Peruaner. Und als gerade ſich der Vortheil auf Huaskar's Seite neigte, als mit vermehrter Kampfluſt er ſelbſt ſich an der Spitze ſeiner ausgewählten Männer in die Reihen der felſenfeſt ſtehenden Spanier warf, um dem Kampfe die Entſcheidung zu geben, da brauſte, gleich einem Orkan, Escovedo mit ſeinen Truppen aus ſeinem Hinterhalte hervor in den Rücken der ſchon ſiegestrunkenen Peruaner. Mörderiſch wüthete jetzt der Spanier Schwert unter den Peruanern. Nicht lange konnte das Schickſal des Treffens unentſchieden bleiben. Der Peruaner Muth ſank plötzlich, denn Huaskar fiel verwundet in der Spanier Hände. Zwar kämpften ſie noch einzeln mit Verzweiflung, aber bald ſahen ſie ſich überwunden, und flohen ſchaarenweiſe vor den verfolgenden Spaniern.

Die Niederlage der Peruaner war außerordentlich. Tauſende deckten das Schlachtfeld, und Viele noch fällte der Spanier Schwert auf der Flucht. Eine Kugel hatte Huaskar'n getroffen, als er gerade einen Pfeil auf Pizarro abdrücken wollte. Sein Federſchmuck gab ihn ſogleich für den Anführer zu erkennen, und ſeine Geſtalt, ſein ganzes Weſen ließ nicht lange im Zweifel, daß er zum Stamme der Inkas gehöre.

Grinzend lachte Pizarro, als ihm dieſe Kunde wurde. Triumphirend blickte er um ſich, als wolle er ſein Schickſal herausfordern. Er ließ Huaskar nach Lima bringen, ihn verbinden und in das tiefſte Gefängniß werfen. Seine Rache ſann auf einen entſetzlich grauſamen Tod für den Empörer. Er glaubte mit dieſem einen Hauptſchlag das Heer der Peruaner vernichtet zu haben, und zog mit den Seinen nach Lima zurück. — So urtheilt der Menſch in ſeiner Vermeſſenheit, wenn ihm ein Plan gelang. Er meint nun Alles gewonnen zu haben. Allein das Urtheil des Grauſamen war längſt gefällt im ewigen Rathſchluſſe. Schon die Botſchaft, daß die Peruaner in einer Nacht alle Leichname ihrer Brüder vom Schlachtfelde geholt und verbrannt hatten, indem ſie Tod und Verderben den Spaniern ſchwuren, machte ihn wieder unruhig und ſtimmte ſeinen Uebermuth merklich herab. Täglich hinterbrachten neue Botſchaften die fürchterlichen Rüſtungen des unterdrückten Volks. Aus allen Gegenden ſtrömten Streiter zu Halipa, der nun ihr Führer war. Gerade als Pizarro Huaskar's Hinrichtung veranſtalten wollte, traf die Nachricht ein, Quajaquil ſei von einem andern Heere Peruaner erobert. Erſchrocken ſchob Gonzalez das Auto da fé, welches er zur Ergötzlichkeit ſeiner Truppen an Huaskar und andern Peruanern wollte vollziehen laſſen, auf, um neuerdings ins Feld zu rücken. —

Da meldete man eines Morgens eine peruaniſche Geſandtſchaft, die um Gehör bei Pizarro bäte. Pizarro ließ ſie vor. Um aber deſto mehr den Geſandten zu imponiren, waren alle ſeine Offiziere in der vollen, glänzenden Waffenrüſtung um ihn verſammelt. Die Peruaner traten ein. Es waren drei Männer von ſehr ſchönem Aeußern, deren herrliche Haltung ſelbſt die Spanier überraſchte. Nach den Begrüßungen, in denen ſich mehr männliches Selbſtbewußtſein, ja vielleicht Trotz ſich ausſprach, als Demuth, wie es die Spanier erwartet hatten, begannen ſie alſo: „Unſer Heerführer Halipa und unſeres Heeres Männer ſprechen zu dir: Du haſt Huaskar, unſeren oberſten Heerführer, in deiner Gewalt, und willſt ihn tödten, wie es Eure abſcheuliche Mordſucht heiſcht; wiſſe, fünfzig Männer deines Volkes, mitunter, wie du weißt, von den Edlen deines Landes, ſind in unſerer Hand. Huaskar, der

Held, hatte ſie geſchont. Sie leben und ſind geſund. Siehe, wir bieten dir Fünfzig, gib uns Einen: Huaskar! Du weißt, deine Pflanzſtadt iſt in unſeren Händen — gib uns Huaskar, und ſie iſt wieder dein, und deinen Landsleuten, die dort wohnen, ſoll nicht ein Haar gekrümmt werden; — aber willſt du unerbittlich ſein, ſo ſei dir unverhalten, daß die fünfzig Männer ſterben müſſen, und Alles, was von Spaniern in Quajaquil iſt, und Brand ſoll die Stadt verheeren, daß ſie von Perus Küſte getilgt werde, und unſer Heer, zweimal hunderttauſend Männer und Jünglinge zählt es, ſoll dich verfolgen, ſo lange Einer von ihnen athmet! — Das iſt unſere Botſchaft!“

Pizarro ließ ſie ſich eine Weile entfernen. „Was dünkt Euch?“ fragte er ſeinen Kriegsrath. Die Stimmen waren ſehr getheilt. Die Heftigſten verlangten Huaskar’s Mord als Strafe des Trotzes der Wilden. Die Gemäßigteren ſchlugen vor, Frieden zu ſchließen und Huaskar als Geißel zu behalten. Wenige ſtimmten für die Auslieferung. Lange erwog Pizarro die Sache. „Mich dünkt,“ hob er endlich an, „es wird beſſer ſein, wenn wir des Peruanezs Leben ſchonen, und Unterhandlungen einleiten. Ihr wißt, daß wir täglich eine Antwort aus Spanien, vielleicht mit Schwertern geſchrieben, erhalten werden, wo dann unſere Lage ſchlimm ſein würde, wollten wir nicht die Gelegenheit ergreifen, die ſich uns zur Ausgleichung bietet.“ — Er ließ die Geſandten wieder rufen. „Saget den Empörern,“ ſprach ſtolz Pizarro, „daß ſie es uns Dank wiſſen müſſen, daß unſere Herzen friedlicher geſinnet ſind, als die Ihrigen. Wir bieten Euch Frieden an. Ziehet heim in Eure Hütten und Dörfer, und lebet in Frieden. Euer Feldherr Huaskar ſoll leben. Alle Eure Gefangenen geben wir Euch zurück, nur ihn allein behalten wir als Geißel. Möget Ihr dagegen die fünfzig Landsleute als Geißeln von uns behalten.“ — „Wir haben hierauf nichts zu ſagen!“ erwiederten die Geſandten. „Mag unſer Volk entſcheiden, und Halipa, unſer Heerführer!“ Nun entfernten ſie ſich auf dieſelbe Weiſe, wie ſie gekommen waren. — Noch warteten die Spanier ſorglos auf ihre Entſcheidung — da loderte ſchon Quajaquil in lichten Flammen auf. Das war der Ruf an alle Peruaner zu den Waffen. Aus ganz Peru ſtrömten Heerhaufen herzu. Halipa's Schaaren wuchſen mit jedem Tag an. Mit einer furchtbaren Macht ſtand er plötzlich wieder in der Nähe Limas. Da erſchrak Gonzalez Pizarro und ganz Lima mit ihm. In aller Eile wurde Alles zuſammengerafft, um dem gewaltigen Feinde die Spitze bieten zu können. Man rückte gegen ihn ins Feld. Man verſuchte die angewandte Liſt des Hinterhalts. Vergeblich aber war dieſe Maßregel, denn der ganze Haufe fiel in die Hände der Peruaner, und wurde aufgerieben. Zu großem Nachtheile der Spanier kannte Halipa aus früher Zeit den Gebrauch des Feuergewehrs, und errichtete eine Abtheilung Peruaner, denen er ſelbſt die Handhabung der erbeuteten Gewehre lehrte. Schrecken erfüllte Pizarro's Heer, als es ſich von Peruanern angegriffen ſah, die, mit Feuerröhren bewaffnet, wie ſie ſelbſt, rüſtig auf ſie feuerten. Es dauerte nicht lange, ſo ward ihre Verwirrung allgemein, und endigte in einer gänzlichen Niederlage. Noch einmal ſtellten ſie ſich unweit Lima dem Feind entgegen. Einige Tage vergingen wieder in fruchtloſen Unterhandlungen. Die Peruaner verlangten Huaskar'n ohne Bedingung. Pizarro's Wuth kannte keine Grenzen mehr. Er wollte Huaskar'n öffentlich verbrennen laſſen, und dann kämpfen auf Tod und Leben. Dem aber widerſetzten ſich ſeine Offiziere. Unterdeſſen fielen die Peruaner ſie in kleinen Haufen an, und richteten ſie beinahe dadurch zu Grund. Pizarro ſah es bald ein, daß nur hinter Limas Wällen und Bollwerken noch Heil für ihn zu ſuchen ſei. Er warf ſich in die Stadt, die alsbald von dem Heer eingeſchloſſen wurde.

VI.

Acht traurige Wochen waren für die Belagerten unter ſteten kleinen Scharmützeln hingegangen, da bot ſich ihnen eines Morgens ein ſeltſames Schauſpiel dar. Schon im Beſitze namhafter Vortheile, zogen plötzlich eines Morgens die Peruaner ſich zurück, und nahmen vier Stunden hinter Lima eine feſte Stellung ein. Lauter

Jubel brauſte durch Limas Straßen. Alles ſtrömte in die Kirchen, Gott für die plötzliche, wunderbare Errettung zu danken, allein ihre Freude wandelte ſich bald in Schrecken, als gegen Mittag vor Lima ſechs Schiffe der größten Art unter ſpaniſcher Flagge erſchienen. Die Schiffe legten ſich vor Anker, und zum erſten Male bebte Pizarro, denn er ſah das Racheſchwert der Vergeltung nur noch an einem Haar über ſeinem Haupte ſchweben. In der Angſt ſeines Herzens beſchied er einen Kriegsrath. Er hatte Muth bei den Seinen zu finden gehofft, aber bleich ſtanden ſie um ihn herum, und Jeder bebte wie er, weil das ſchuldige Bewußtſein ſie Alle an ihre Thaten mahnte. Nur die Anhänger von Nunez, die, bloß der Gewalt weichend, Pizarro's Partei ergriffen hatten, blieben ſich gleich, obwohl es ihnen ſchwer wurde, die Hoffnung zu verbergen, die ſie beſeelte. Zu Pizarro's Nachtheile waren ihrer Viele mit ihm unzufrieden, und freuten ſich, ihn geſtürzt zu ſehen. Seine Lage war ſchrecklich. Hier und dort den Feind. Nirgends Rettung. Er entließ den Kriegsrath wieder, ohne ein Reſultat gewonnen zu haben; nur Escovedo und mehrere Andere blieben bei ihm, um auf irgend eine Aushilfe zu ſinnen. Alle ſaßen in tiefen Gedanken. Ihr Schickſal trat blutig vor ſie hin, und machte das Blut in ihren Adern ſtarren. Plötzlich fuhr Escovedo auf. „Noch iſt nicht Alles für Euch und uns verloren!“ rief er aus. „Haben wir nicht Nunez in unſerer Gewalt, um unſer Leben hier zu retten, und den Peruaner Huaskar, um dort uns einen Ausweg zu bahnen?“ — „Wahrlich!“ rief Pizarro, „du haſt das Rettungsmittel gefunden! Auf, Escovedo, und Ihr, treue Freunde in der Noth, eilet zu den Peruanern! Lieber will ich zu ihnen fliehen, als zu meinen eignen Landsleuten! Verſprechet ihnen Alles, wenn ſie friedlich in ihre Heimath zurückkehren und meine Bundesgenoſſen werden wollen!“ — Es geſchah, wie er befahl. Escovedo und drei ſeiner Freunde ſchwangen ſich auf ihre Roſſe, und ſprengten hinaus zu den Thoren Limas. Bald hatten die Boten die Peruaner erreicht. Die Palmzweige in ihren Händen verſchafften ihnen eine friedliche Aufnahme. Man führte ſie zu Halipa. „Was bringet Ihr?“ fragte ſie dieſer. „Du haſt geſehen,“ begann Escovedo, „welchen bedeutenden Zuwachs an Macht wir heute erhielten, und wirſt es als ein Zeichen des uns Spaniern-angebornen Edelmuths erkennen, daß wir Euch dennoch den Frieden unter folgender Bedingung anbieten. Ihr ziehet friedlich in Eure Heimath, leget Eure Waffen nieder, und werdet unſere und Pizarro's Freunde und Bundesgenoſſen. Dagegen ſoll Euer Heerführer Huaskar noch heute in Eure Hand ausgeliefert werden!"

Bei dieſen Worten ſtrahlte Halipa's Geſicht von hoher Freude. Er nahm den Vorſchlag an, ohne an irgend etwas in dieſem Augenblicke zu denken, als an das Wiederſehen des Freundes. Der Bund wurde geſchloſſen und beſchworen, und frohlockend über den glücklichen Ausgang ſeines gewagten Unternehmens, kehrte Escovedo nach Lima zurück, und mit ihm ein Trupp Peruaner, der Huaskar'n in Empfang nehmen ſollte. Mit dem freudigen Ausruf: „Es iſt gelungen!" ſtürzte Escovedo in Pizarro's Gemach. Dieſer ſchloß ihn freudig in ſeine Arme. „Gottlob!" rief er aus, „daß doch ein Ausweg uns noch übrig iſt! Lies ſelbſt," ſprach er hierauf zu Escovedo, indem er ihm ein großes Pergament reichte, „lies ſelbſt und erfahre, welches Schickſal unſerer wartet." Neugierig griff dieſer nach dem Pergament. Es war Carl's V. Manifeſt, durch welches er den Don Pedro de la Gasca bevollmächtigt, die Audienzia in Lima wieder einzuſetzen, ſeinem Geſetze treue Befolgung, den Peruanern milde Behandlung zu erwirken, und Gonzalez Pizarro zur ſtrengen Rechenſchaft, ob ſeines Verfahrens, mit allen ſeinen Anhängern zu ziehen, und worin Limas Einwohner zur Treue aufgefordert, Jedem aber Amneſtie verſprochen wurde, der Pizarro's Partei verlaſſe und zu Gasca übergehe. Escovedo war bleich geworden, als er das Blatt geleſen. „Nun," fragte bitter Pizarro, „was willſt du thun, Escovedo?" — „Könnt Ihr fragen? Nein, Don Pizarro, ſolchen Zweifel hat Escovedo nicht an Euch verdient!" — „Sei ruhig, Freund!" ſprach dieſer, ſeine Hand ſchüttelnd. „Gehe hin und befreie Huaskar!" — „Aber," fragte Escovedo, „wollt Ihr denn keine Schritte wegen Nunez thun?" — „Doch," ſprach Pizarro, „ſchon ſind meine Geſandten abgegangen, um Nunez anzubieten, wenn man mir Leben und Freiheit mit den

Meinigen garantire. Wo nicht, ſo muß Nunez uns begleiten in die Wildniſſe Perus.“ — Recht ſo!“ ſagte Escovedo. „Nur laßt uns klug handeln, daß wir nicht ſelbſt in das Netz laufen, das man uns geſtellt!“

In dumpfem Schmerze lag Huaskar auf ſeiner Baſtmatte im Kerker und dachte ſeinem traurigen Geſchicke nach. Der Jüngling war niedergebeugt von der Schwere ſeines Geſchicks. Er hatte Alles, Alles verloren, was für den Menſchen in dieſem Leben Bedeutung und Werth hat. Nur der fromme Glaube, den ihn Las Caſas gelehrt, gab ſeiner Seele Frieden und Ergebung. Von Tag zu Tag hatte er gehofft, man werde ihn zum Tode führen, denn dieſer war ſeine einzige und letzte Hoffnung, da alle Blüthen des Lebens für ihn längſt gewelkt waren. Ach, der unglückliche Jüngling ahnte nicht, daß über ſeinem Haupte das Weſen athme und ſeufze, das ihm auf dieſer Erde das Theuerſte war! Er ahnte nicht, daß über ihm Nunez und Elviren's Kerker ſei. Er glaubte ſie längſt jenſeit des Oceans. An dieſem Tage gerade hatte er mehr als je an ſie, an Las Caſas, an Halipa gedacht, denn er fühlte, daß die dumpfe Kerkerluft ohnedem ſeine Kräfte verzehre, und ihn bald den Hafen der Ruhe würde finden laſſen. Jetzt hörte er ſchwere Tritte und mehrere Stimmen, die ſich ſeinem Kerker nahten. „Meine Erlöſer kommen!“ ſprach er zu ſich. Da klirrten die Schlüſſel und raſſelten im gewaltigen Schloß und die Thüre ging auf. „Huaskar!“ rief eine Stimme, deren furchtbar wilder Ton ſeine Vermuthung beſtätigte. „Huaskar!“ rief's noch einmal, und vom Schein einer Fackel beleuchtet, trat ein Offizier herein. „Ich bringe dir Freiheit!“ ſprach er, indem er ihm die Feſſeln löſte. „Für immer, ſo Gott will,“ entgegnete Huaskar. „Ja wohl, für immer,“ ſagte Jener, und ergriff ſeine Hand und führte ihn aus dem Kerker heraus durch die feuchten Gänge. Endlich erreichten ſie das Freie, und Huaskar blickte freudig zum Sternenhimmel hinauf, der in ſeiner ewigen Herrlichkeit über ihnen ſtrahlte. Ruhig und ſtille lag Lima unter ihnen. Der Offizier faßte wieder ſeine Hand, führte ihn die Anhöhe hinab durch die Straßen Limas zum Thore hinaus. „Nun,“ ſagte ſein Begleiter, „biſt du frei!“

In dieſem Augenblicke nahten die Peruaner dem Ueberraſchten. Bekannte Stimmen ſchlugen an ſein Ohr. „Iſt es Ernſt, oder treibt Ihr grauſamen Spott und Scherz mit mir?“ fragte er in ſonderbarer Stimmung. „Du biſt frei, ſage ich dir, Huaskar!“ entgegnete ſein Begleiter. „Vergiß nicht, was wir dir Gutes gethan haben, wenn wir Schutz ſuchen müſſen bei dir und deinem Volke!“

So ſprach er, Huaskar's Hand ſchüttelnd, und die jubelnden Peruaner zogen ihn fort. Und ſo ſchnell es immerhin Huaskar ertragen konnte, ging es nun den Landsleuten entgegen. Die Freude machte die Peruaner ſo ſtark, daß ſie eilten, als ob ſie flögen. Aber der Jüngling, der nun ſo lange ſchon im feuchten Kerker geſchmachtet und nur die verpeſtete Kerkerluſt geathmet hatte, vermochte nicht, ihnen zu folgen. Beim Sternenlichte flochten ſie nun eine Bahre und trugen ihn ohne Raſt weiter. Huaskar wußte nicht, wie ihm geſchah. Alles, was ſich dieſe Nacht mit ihm zutrug, dünkte ihm ein Traum zu ſein. Als aber Halipa's Arme ihn umfingen, als die jubelnden Peruaner ihm die Hände drückten und küßten, da erwachte er erſt zur Wirklichkeit, und der erſte Strahl der Freude fiel durch das Bewußtſein ſeiner Freiheit in ſeine Seele. Und als zum erſten Male wieder der Frühſonne milder Strahl ihn erquickte, da ſank er nieder und dankte Gott innigſt für ſeine Huld und Gnade. Aber wie erſtaunte er, als Halipa ihm die Begebniſſe der letzten Zeit erzählte. Da erſt fand er den Faden zum Ausgang aus dem Labyrinthe von Unbegreiflichkeiten, in dem er bisher ſich befunden hatte. Noch vier Tage blieben ſie in ihrer Stellung; denn ſo hatte es Halipa Escovedo verſprochen. Da aber die vier Tage um waren und Niemand ihre Hilfe ſuchte, oder ſich in ihren Schutz begab, ſo zog das Heer ab in ſeine Heimath und löſchte des Krieges Fackel aus. „Aber wohin ziehen wir?“ fragte wehmüthig Halipa ſeinen Freund. „Wollen wir wieder in das ſtille Thal, wo —“ Er endete nicht, denn Huaskar's Blicke wurden düſter. „Sei unſer Inka!“ baten wieder die Aelteſten ſeines Volks, „und weile in unſerer Mitte! Regiere uns, wie uns deine

Väter regierten!“ Allein Huaskar lehnte ihre Bitte ab. „Laßt mich erſt mir ſelbſt leben, dann vielleicht, wenn ich meinen Frieden wieder gefunden, dann komme ich zu euch und will in euerer Mitte leben und dort meine Tage enden! Die Männer mußten abſtehen von ihrem Wunſche, und traurig ſchieden ſie von ihm. Da warf ſich Huaskar an des Freundes Bruſt. „Auch der Ehrgeiz iſt beſiegt!“ rief er, „o, vielleicht wird auch dieſes Herz noch ganz beſiegt!“ Sie wollten ſich die Heimath ſuchen, die Freunde, und dann eine Hütte ſich bauen. Ihr Weg war der wieder, den ſie einſt mit Nunez und Elviren gegangen. Sie kamen an die Stätte, wo Elviren's Mutter ſchlummerte. Lange blieben ſie da, und als Halipa zum Aufbruch mahnte, da ſagte Huaskar: „Hier laß uns bleiben, Bruder, und eine Hütte bauen! Hier weinte zuerſt Elvira an meinem Herzen über der Mutter Tod, hier will ich auch meine Tage verleben!“ — Halipa widerſprach ihm nicht, er erinnerte ihn nur an die Nähe von Lima. „Laß das ruhen,“ bat Huaskar. „Lima wird unſere Ruhe nicht ſtören!“ Und unweit des Grabes, wo ein klarer Bach ſich über Felſen hinab in einen lachenden Wieſengrund ſtürzte, bauten ſie ſich ihre Hütte, und als die Hütte gebaut war, errichtete Halipa mit Huaskar der Verſtorbenen ein Grabmal von Raſen, der friſch grünte und täglich mit ihren Kürbisflaſchen begoſſen wurde.

Während die beiden Freunde hier in der Abgeſchiedenheit wenigſtens die äußere Ruhe wieder fanden, war es ſo ruhig nicht in Limas Mauern.

Escovedo hatte Huaskar'n ausgeliefert. Er eilte in den Palaſt Pizarro's zurück. „Laßt uns eilig Eure Koſtbarkeiten einpacken, um ſie wenigſtens auch zu retten!“ ſagte er zu Gonzalez. Willig überließ dieſer ihm Alles. Unermüdet arbeitete Escovedo. Sehnſüchtig harrte indeſſen Pizarro der Rückkehr ſeiner Abgeordneten. Sie kamen nicht. Mitternacht war vorüber, da nahten ſich Männertritte ſeinem Gemach. Es waren wirklich die beiden Geſandten. Aber ſie brachten ſchlechten Troſt für Pizarro. Er ließ ſie neben ſich niederſitzen, um genaue Mittheilung alles deſſen zu erhalten, was auf den Schiffen vorgegangen ſei. Sie erzählten ihm Mancherlei.

Plötzlich vernahm man ein Geräuſch im Vorſaal, an den das Kloſett Pizarro's ſtieß. Erſchrocken ſahen ſich die Beiden an. Pizarro aber beruhigte ſie, indem er ſagte, es ſei Escovedo, der noch allerlei zu beſorgen habe. In dieſem Augenblick aber ergriffen Beide zu gleicher Zeit Pizarro'n und riefen laut: „Herein, er iſt unſer!“ Da ſtürmten Gasca und eine große Zahl Offiziere in das Gemach. Der Erbleichte wurde gefeſſelt, und in dieſem Augenblick erfüllte der Jubelruf: „Hoch lebe Don Gasca!“ die Stadt — und ein Schuß, der alſobald in der Nähe des Vorſaals fiel, ſagte den Hinzueilenden Escovedo's blutiges Ende an. Er hatte ſich ſelbſt gerichtet. —

Noch in dieſer Nacht wurden die Truppen ans Land geſetzt, und ohne einen Schwertſchlag wurde Lima eingenommen. Willig ſchloſſen ſich Nunez Truppen an Gasca an und Pizarro's Anhänger waren genöthigt, ein Gleiches zu thun. Als der Morgen tagte, war Lima in Gasca's Händen. Ruhig und mild fing Gasca die Umgeſtaltung aller bisherigen Verhältniſſe an. „Aber wo iſt Don Nunez Vela?“ fragte er die Mitglieder der Audienzia, die er aus ihren Kerkern befreit hatte. Niemand wußte Auskunft zu geben, denn ſtill und heimlich war Nunez in ſein Gefängniß geführt worden, und wer davon Kenntniß hatte, ſchwieg, um nicht den Schein der Mitſchuld auf ſich zu laden. Der erſte Akt der Audienzia war Oeffnung der Gefängniſſe. Wie mancher edle Mann ging bleich und hager aus dieſen Aufenthaltsorten des Schreckens hervor! Als man die Kerker unter dem Palaſte des Statthalters öffnete, da fand man Nunez und Elviren, noch gehüllt in die Kleidung Huaskar's. Welche Wonne für den edlen Gasca, hier endlich ſeinen Freund und deſſen Tochter zu finden! Kaum aber erkannte er Elviren. Der Kummer hatte ſie faſt entſtellt. Sie glich eher einem Schatten als einem lebenden Weſen. Feierlich wurde Nunez herausgeführt und von Gasca in ſeine Stelle wieder eingeführt. „Aber,“ fragte Gasca, „ſagte man mir nicht, daß in dieſen Kerkern auch der Häuptling der aufrühreriſchen Peruaner ſchmachte?“ — Man durchſuchte ſie alle und fand ihn nicht, und Jedermann glaubte, heimlich habe ihn Pizarro ſeiner Rache geopfert. Wie durchzuckte der Gedanke Elviren's Herz, als ſie vernahm, Huaskar habe in ihrer Nähe geſchmachtet! Doch wie beugte es ſie nieder, hören zu müſſen, er ſei wohl wahrſcheinlich das Opfer der Rache Pizarro's geworden. Wohl freute es ſie, ihren Vater wieder in ſeiner Stelle zu ſehen, allein das Leben war ihr öde und leer. Ihr Herz ſehnte ſich nach Stille und Abgeſchiedenheit. Ein Kloſter in Spanien war das Ziel ihrer Wünſche. Oft flehte ſie darum ihren Vater an. „Ach," ſeufzte dann der Greis, „ſoll ich denn meines letzten Troſtes in dem freudenloſen Alter beraubt ſein?" — und ſie drückte dann wieder den Wunſch in das arme Herz zurück, und trug mit Demuth und Ergebung ihr Geſchick. Ein Jahr ging ſo dahin. Der äußere Zuſtand Perus war unendlich beſſer geworden. Das Volk ſehnte ſich mehr und mehr mit ſeinen Unterdrückern aus. Ordnung und Geſetzlichkeit waltete überall ſegensreich. Die Audienzia hatte Pizarro's Proceß langſam genug geführt, um abzuwarten, ob nicht des Kaiſers Huld die Todesſtrafe des wilden Eroberers mildere. — Das Schiff, welches die Entſcheidung bringen ſollte, lief endlich in Limas Hafen ein. Tod — war des Kaiſers Urtheil. Nicht lange nach dem Eintreffen der Entſcheidung fiel Pizarro's Haupt auf dem Blocke durch Henkers Hand, und ganz Peru athmete freier, als dieſe Kunde erſcholl.

Am Abend des Todestages Pizarro's ſaß der kaiſerliche Commiſſarius Pedro de la Gasca einſam in ſeinem Gemache, und dachte dem Lebenslaufe dieſes Menſchen nach. Es klopfte leiſe an die Thür, und auf Gásca's Ruf öffnete ſich die Thür, und herein trat eine hohe, edle Mönchsgeſtalt, deren ſilberweiſer Bart bis weit auf die Bruſt reichte. „Friede ſei mit dir, Pedro!" ſprach der Eintretende. Gasca ſtarrte ihn eine Weile an, dann breitete er die Arme aus, und an ſein Herz ſank — Las Caſas. — „Woher, du alter, treuer Freund?" fragte ihn Gasca. „Das Schiff, das Pizarro's Todesurtheil brachte, führte mich hierher!" antwortete Las Caſas.

„In Spanien warſt du? Glaubte ich doch immer dich hier in Peru zu finden, als Bekehrer des heidniſchen Volkes?"

„Das war ich, Freund. Ein ſeltſam Geſchick beſtimmte mich, zum dritten Male die Reiſe nach Peru zu machen; aber auch, ſo Gott will, zum letzten Mal.“

Er unterrichtete nun den geprüften Freund von den Begebenheiten zwiſchen Elviren, Huaskar und Nunez, wie es die früheren Kapitel der Geſchichte berichtet, ſorgſam und genau; alsdann reichte er ihm mehrere Pergamente. Gasca ſtutzte, las ſie durch, und ſprach dann froh bewegt zu Las Caſas: „Ja, ſo iſt Carl gerecht in Strenge und Milde! So hat er ſich hier, ſo in Pizarro's Angelegenheit bewieſen. — Aber, Freund, heißt nicht dein Peruaner Huaskar?“

„Das iſt ſein Name!“

„Ein Nachkömmling der mächtigen Inkas von Peru?“

„Huaskar iſt des durch Francesco Pizarro gemeuchelmordeten Atahualpa's jüngſter Sohn.“

„Dann, theurer Las Caſas, dann traure um ihn! Er war der Anführer des Heeres von Empörern, die Lima bedrohten; er wurde von Pizarro gefangen und wahrſcheinlich gemordet!“

„Gerechter Himmel!“ rief wankend der Greis, und ſank in Gasca's Arme. An ſeiner Bruſt weinte er die Thränen der reinſten, uneigennützigſten Vaterliebe. Ach, Alles, was er ſo ſchön eingeleitet, ſollte ſo gänzlich jetzt zertrümmert ſein! Er fragte beſtimmter bei Gasca, allein dieſer war nicht im Stande, die Auskunft darüber zu geben, die er verlangte, und die Gewißheit, vor der ſeine Seele ſchauderte. Gasca ließ das Gefängniß öffnen, in welchem der Kerkermeiſter ſchmachtete, der meiſt Pizarro's Bubenſtücke ausführen half. Man brachte ihn. — „Menſch!“ redete ihn Gasca an, mit einer Stimme, die gleich dem brüllenden Donner durch Mark und Bein drang — „Menſch! du weißt, ich kann dich vernichten, wie du es verdienteſt, und dich begnadigen! Willſt du Wahrheit reden über das, worüber ich dich fragen werde, und ſo dein Leben vom Tode retten? — Willſt du?“ —

Der Menſch ſprach bebend ſein Ja!

„So ſage mir, was hat der Unmenſch mit dem Peruaner-Häuptling angefangen, der im Verließe ſaß?“ —

„Er ſaß wohl im Verließe, aber was aus ihm wurde, weiß ich nicht.“

„Wer holte ihn aus dem Verließe?“ —

„Der Hauptmann Escovedo.“

„Wann?“ — „Am Abend vor Eurer Landung, etwa drei Stunden vor Pizarro's Gefangennehmung.“ — „Führte er ihn gefeſſelt ab?“ — „Nein,“ erwiederte der Gefangenwärter, „er war von allen Feſſeln befreit, und Escovedo ſprach freundlich mit ihm.“ — „Glaubſt du, er ſei erdroſſelt worden?“ — „Nein, das glaube ich nicht, ſonſt würde er in Feſſeln geblieben ſein.“

Las Caſas hatte mit einer außerordentlichen Spannung dem Verhöre zugehorcht. Beruhigend waren ihm des Gefangenwärters letzte Worte. Gasca winkte den Soldaten, den Befreiten abzuführen. „Herr,“ ſprach dieſer bittend, „ich habe Wahrheit geſagt, gedenket Eures Verſprechens!“ — Die Soldaten führten ihn weg, und Gasca ſprach zu dem Freunde: „Gib nicht alle Hoffnung auf, du ſiehſt, ein Schimmer iſt noch von ihr da. — Wie willſt du aber Kunde von ihm erhalten?“

Las Caſas ſchwieg nachdenkend eine Weile; dann ſagte er: „Ich ſelbſt muß fort, ihn ſuchen. Mein Herz ſagt mir, er lebt, ich werde ihn finden!“ — Was auch Gasca einwenden mochte gegen dieſen Plan, der Greis blieb dabei, und am andern Morgen zog er — nur begleitet von einem treuen Diener Gasca's, in das Innere, voll Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Hilfe, ab. —

Von Tage zu Tage hoffte Gasca auf Kunde von ihm, aber ſie blieb aus, und ein halbes Jahr ging ohne alle Nachricht hin. — Er wollte Nunez Vela, den Vicekönig, unterrichten von allem, aber ein Schwur in Las Caſas Hand band ſeine Zunge. Nunez ſollte nichts wiſſen von Las Caſas Anweſenheit.

Elviren's Trübſinn und Kummer nahm von Tage zu Tage zu. Nunez ſah ſorgenvoll die Jungfrau dahinwelken, deren Geſundheit ohnedem durch die Gefangenſchaft ſehr gelitten hatte. Ach, wie oft bereute er, was er gethan; wie oft verwünſchte er jenen Schritt, der ihn zum Kinderloſen zu machen drohte. Und dennoch geſtand er nie, was in ſeinem Innern vorging. Elviren's Bitten, ſie den

Schleier nehmen zu laſſen, wurden immer dringender. Mit gebrochenem Herzen ſagte er es ihr endlich zu. Gasca wollte bald nach Europa zurückkehren, und unter ſeinem Schutze ſollte auch Elvira die Rückreiſe antreten, um ſich in die ſtillen Mauern eines Kloſters zu vergraben. Noch einen Wunſch hegte Elvira. Noch einmal wollte ſie der geliebten Mutter Grab beſuchen und an ihm beten, ehe ſie einen Welttheil verließ, in dem ſie das Glück ihres Lebens gefunden und ſo ſchrecklich verloren hatte. Gerne gab Nunez der geliebten Tochter hierzu ſeine Einwilligung. — Er ſelbſt wollte ſie dahin begleiten. Alles wurde dazu in Stand geſetzt, und am andern Morgen beſtiegen ſie die Maulthiere, von Don Gasca und ihren Dienern begleitet, um dem Andenken der geliebten Todten das letzte Thränenopfer darzubringen.

Nach zwei Tagereiſen erreichten ſie die Gegend. In wehmüthiger Stimmung folgten Alle der trauernden Jungfrau, die heute mehr einer Erſcheinung aus beſſeren Welten glich, als einer Staubgeborenen. In ihren Zügen ſprach ſich die tiefſte Wehmuth aus, aber die Erinnerung an vergangene Zeiten, und die Hoffnung, die Geſchiedene bald wieder zu ſehen, gab dem bleichen Geſicht Elviren's eine himmliſche Verklärung.

Ein tiefes Staunen ergriff Alle, als ſie das Grab erhöhet mit friſchem grünenden Raſen, umpflanzt von duftenden Blumen, und beſchattet von einer jungen Palme fanden. Ein glatter Stein lag oben darauf, in dem die Worte eingegraben ſtanden: „Elviren's Mutter!“ und darunter: „Friede ſei mit ihr!“ — „Das that Huaskar!“ liſpelte die Jungfrau, und ſank auf ihre Kniee nieder, ihr Haupt auf das Grab ſenkend. Bewegten Innerſten, zwiefach bewegt, ſank Nunez neben ihr nieder, und Alle knieten um ſie. — Das waren heilige Momente, dem ſtillen Schmerze geweiht! —

Das Geräuſch und die Menſchenſtimmen hatten Halipa, der in der Nähe an dem Waſſerfalle friſches Waſſer zu ſchöpfen gekommen war, herbei gezogen. Mißtrauiſch ſchlich er heran. Aber welcher freudige Schrecken durchbebte ihn, als er die Betenden ſah, die ihn nicht bemerkten. Er flog zurück zur Hütte, zu Huaskar und Las Caſas, der geſtern erſt ſie gefunden hatte, und nun noch in der Freude des Wiederſehens unausſprechlich glücklich war. Halipa faßte Beide bei der Hand und zog ſie fort. „Was willſt du mit uns?" fragten Beide den Lächelnden. „Schweigt!" befahl er, und zog ſie mit ſich fort.

„O, daß der Jüngling noch lebte und hier wäre, damit ich ihm vergelten könnte ſeine Liebe und Treue!" ſprach eben Nunez, als ſie hervortraten aus dem Dickicht, und Halipa rief: „Hier iſt er, nun haltet Euer Wort!" — — — —

Ich lege die Feder nieder; bilde du dir, Leſer, mit deiner Phantaſie die unbeſchreibliche Scene! Denke dir das Erſtaunen, die Freude, das Glück der Liebenden, die ſich an die treuen Herzen ſanken, die nun von Neuem die Hoffnung faßten, die längſt für ſie geſtorben war. — Nunez ſtand da, wie eine Bildſäule, keines Wortes mächtig. Was ihn bewegte, war ein ſanftes Gefühl, denn die Thränen perlten über ſeine Wangen. — Der erſte ſtumme Moment ging vorüber. Nunez trat zu Huaskar, faßte ſeine Hand und legte ſie in Elviren's Rechte. „Hier," ſprach er, „über dem Grabe meiner Gattin ſegne ich Euren Bund! Und du, Verklärte, ſegne auch du ihn!" betete er. Jetzt ſanken ſie Alle aufs Neue ſich in die Arme. Heiterkeit und Freude ſtrahlte von jedem Angeſichte.

Da trat Gasca vor, zog ein Pergament mit kaiſerlichem Inſiegel heraus und las: „Wir, Carl V., von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien, wollen und beſtimmen, daß Huaskar, Graf von Tucunna, Statthalter von Quito ſei, und Jeder unſerer Unterthanen ihm als ſolchem unſerm Statthalter Treue, Gehorſam und Ehrfurcht leiſte!" Er entfaltete ein Anderes — — es war Las Caſas Ernennung zum Erzbiſchof von Quito. — Da erſt verklärte höhere Freude Nunez Angeſicht, und er und Alle riefen: „Gott ſegne den König und das junge Paar, und den edlen Las Caſas!" Und dieſen umarmend, ſprach unter Thränen Gasca ſein „Amen."

Begebenheiten

eines

Landſchaftmalers in Italien.

Von ihm ſelbſt erzählt.

(Hierzu das Titelkupfer.)

Schon ſeit frühester Kindheit eine vater- und mutterloſe Waiſe, hatte ein Oheim mütterlicher Seits, zugleich mein einziger Anverwandter, Vaterſtelle bei mir vertreten. Er war Landſchafter, Hageſtolz, Sonderling, reicher Mann, und — ein ſehr edler Menſch, deſſen Edelmuth ſich aber meiſt auf eine barocke Art ausſprach und äußerte. Seine Kunſtleiſtungen wurden bewundert, theuer bezahlt, geſucht — aber er hatte die Grille, ſehr wenig zu arbeiten, und das Wenige, ſtets vorzüglich, nur an ſolche Liebhaber abzugeben, die gerade ihm gefielen, und mochten auch Andere um die Hälfte mehr geben wollen. Dieſer Oheim erzog mich — aber gerade auf die entgegengeſetzte Art, als alle Welt urtheilte. Ich empfing die liberalſte Erziehung. Er verſchwendete Geld, um mich auszubilden. Jedermann glaubte, bei meines Oheims Begeiſterung für Landſchaftmalerei würde er mich zwingen, Landſchafter zu werden; aber gerade das Gegentheil. Sobald er Anlage und Liebe für dieſe Art der Kunſt bei mir entdeckte, ſuchte er mich davon zu entfernen. „Die Kunſt iſt nichts mehr in unſeren Tagen,“ ſagte er, „darum widme dich einem andern Fache!“ „Oheim,“ entgegnete ich ihm, „werden nicht Ihre Bilder geſucht? — Gibt es nicht gerade in unſerer Zeit ſo viel wackere Meiſter? Regt ſich nicht ein neues Kunſtleben? Warum wollen Sie mich davon zurückhalten, wozu mich mein Herz hinzieht?“ — Er runzelte die Stirn und ſchwieg. Nach einer Weile ſagte er dann: „In Gottes Namen ſei's, wenn du dann nicht anders willſt! Aber von A......g müſſen wir dann weg. Du biſt reif für den Unterricht einer höhern Anſtalt!“ — Wirklich geſchah dies bald. Er verkaufte plötzlich Haus und Garten in A......g um ein Spottgeld, und zog mit mir nach

M......., um mich dort auf der Akademie ſtudiren zu laſſen. Mit großem Fleiße leitete er meine landſchaftlichen Studien ſelbſt. Als ich einen ziemlichen Grad der Kunſtbildung empfangen, fiel es ihm ein, M....... zu verlaſſen. „Aber wohin ſollen wir denn, theuerer Oheim?“ fragte ich. „Laß nur, Joachim,“ ſagte er, „du wirſt es ſchon ſehen.“ Er war damals ein rüſtiger Vierziger, ich ein Jüngling von zwanzig Jahren. Alles wurde zur Abreiſe geordnet. „Es gibt eine Reiſe,“ dachte ich, und meine Neugierde wuchs. Wir wanderten endlich zu M.......'s Thore hinaus. „Joachim,“ hob mein Oheim an, „du weißt, der Landſchafter wie der Maler überhaupt, hat nichts Höheres als die Natur in ihrer Erhabenheit und Poeſie. Um ihre Gunſt ſollſt du jetzt buhlen. Wir gehen an den Rhein zunächſt, dann nach Holland und ſo weiter.“ Ich umarmte den edlen Mann, denn er hatte in meiner Seele geleſen. Wir durchzogen die himmliſch ſchöne Rheingegend im Lenz. Ueberall zeichneten wir. Wo es uns gefiel, da blieben wir. Kein ſchöner Punkt entging uns. Wir durchreiſten Holland. — In Scheveningen ſah ich das Meer. Eine neue Welt that ſich vor meiner Phantaſie auf. In Holland weilten wir lange, denn hier gab es ſo viele Veranlaſſung zum Studium der niederländiſchen alten Meiſter, daß wir ein Jahr und länger blieben. Mein Oheim war in ſeinem Elemente. Stundenlang konnte er ſich vor mich hinſtellen, und auf ſeine eigenthümliche geiſt- und kraftvolle Weiſe mir die Verdienſte eines großen Landſchaftmalers darſtellen. Hochbegeiſtert ſprach er von Swaneſeld's friedlichen Hainen, von Claude Gelee's reizenden Schöpfungen, wo das weite Geſild voll herrlicher Einzelnheiten in purpurnen Duft verſchwimmt, von Ruisdael's einſamen Gründen, von Lorrain's Seeſtücken, von Salvater Roſa's wilden Schluchten und melancholiſchen Felsthälern, von Berghem's idylliſchen Hirtenfluren, von Pouſſins architektoniſchen Landſchaften. „Dieſe haben alle,“ ſchloß er, „ſolch einen kunſtgeſchichtlichen Vortrag, die Natur vergöttlicht: wer ſie bloß nachahmt, bleibt ein armſeliger Copiſt, ein Fels- und Baum- und Bach- und Waſſerfall-Portraiteur, der das höhere, freiere, poetiſche Walten der Kunſt verliert. Seine Landſchaften ſind geputzte Bauerdirnen.“ So wies er mich hin mit Wort und That auf das Höchſte der Kunſt. — Als wir Hollands Schätze beſchaut, ſtudirt, genoſſen hatten, ſchifften wir uns ein. Wir beſuchten England, dann Frankreich und die Schweiz. Nach fünf im köſtlichſten Genuſſe verlebten Jahren kehrten wir nach M....... zurück. „Ein Jahr bleibſt du jetzt noch hier,“ ſagte mein Oheim, „ordneſt und verarbeiteſt deine gewonnenen Schätze, dann gehen wir nach Italien.“ — Allein das Schickſal machte einen gewaltigen Strich durch meine ſchöne Rechnung, an der Hand meines theueren Oheims Italien zu bereiſen. Eine gefährliche Krankheit warf ihn aufs Krankenbett, von dem er nicht mehr aufſtand. Ich war zum zweiten Male vaterlos. Der Schlag traf mich hart. Als ich die Ueberreſte des theueren Oheims dem Schooße der Erde zurückgegeben hatte, meine Vermögensangelegenheiten geordnet waren, wollte ich Deutſchland verlaſſen und in die Schweiz gehen. Ich konnte handeln, wie ich wollte, denn ich war reich. Mein eigenes Vermögen war bedeutend, das meines Oheims noch bedeutender, und ich war ſein Erbe.

Ich ging in die Schweiz. In Vevai, an den herrlichen Ufern des Genferſee's, wollte ich mich eine Zeitlang niederlaſſen, dann nach Italien gehen. Einer wehmüthigen Erinnerung an den heimgegangenen Oheim waren meine Tage geweiht; und wenn ich im Anſchauen der herrlichen Umgebungen ſchwelgte, und im Gefühle hoher Begeiſterung mit Klopſtock ausrief: „Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht!“ — dann konnte ich nie den Gedanken unterdrücken: „O, daß du, edler Mann, mit mir theilen könnteſt die ſüßen Stunden des höhern und heiligen Naturgenuſſes! In dieſer reizenden Gegend, in der Nähe von Mailleries herrlichen Felſen, fand ich reichen Stoff für meine Studien. Täglich ſchiffte ich auf der Fläche des ſpiegelhellen See's, oder wanderte an ſeinen Ufern hin und ſuchte mir einen Punkt zum Zeichnen, oder ein ſtilles heimliches Plätzchen, wo ich Klopſtock's herrliche, meiner Lage jetzt ſo entſprechende, heilige Dichtungen las. Ein Plätzchen vor allen war mir theuer. Die Felſen des Ufers bildeten eine kleine

Bucht, von der aus ich einer herrlichen Ausſicht genoß. Unter dem überhängenden Geſtrüppe, das ein dichtes Dach wölbte, hatte ich mir an der Felswand einen Moosſitz errichtet. Still wie im Grabe war es hier, und darum ſo ganz meiner Stimmung entſprechend. Täglich wanderte ich dahin, und kehrte oft erſt am Abend zurück zur niedlichen heitern Wohnung. Oft war ich ſchon auf dem Hingange zu dieſem Oertchen des Friedens einem jungen Manne begegnet, deſſen ganze äußere Erſcheinung mir ausnehmend wohlgefiel. Es war eine kräftige Geſtalt, hoch und männlich. Auf den ſchönen Zügen lag ein düſterer Ernſt und eine Bläſſe, die deutlich auf ſtillen Kummer hinwies. Das rabenſchwarze Haar, das ſchwarze, leuchtende Auge, die ganze eigenthümliche Form des Geſichtes verrieth das Nationelle italiſcher Herkunft. Er ſchien die Einſamkeit zu lieben wie ich. Die Mappe, die er oft bei ſich hatte, bewies, daß er der Kunſt nicht fremd war. Meine Erkundigungen, die ich in Vevai angeſtellt, gaben mir kein Licht über den ſtillen Fremdling weiter, als daß er ein Italiener ſei, der ſeit der unglücklichen Revolution in Neapel hier einfach und ſtill lebe, obwohl er reich ſei; ſein Name ſei Marconi. Ein Umſtand, der wenige Tage ſpäter eintrat, ſollte mich näher zu ihm bringen. Es war an einem heißen Junitage, als ich wieder nach meinem ſtillen Plätzchen wanderte, um in der kleinen Bucht zu baden. Auf meinem Felſen angelangt, erſtaunte ich nicht wenig, dort männliche Kleidungsſtücke zu finden, die ich auf den erſten Blick für die erkannte, welche Marconi gewöhnlich zu tragen pflegte. Ich vermuthete, daß er dort bade, und ging zurück; aber in demſelben Augenblicke hörte ich den Angſtruf eines Schiffers, der wahrſcheinlich Marconi hierher gefahren hatte. Ich eile ſogleich zurück, klettere über die Felſen hinab und finde den Schiffer, der ſich eben in den Strudel ſtürzt und den bereits ohnmächtigen Marconi heraus aus den Fluthen zieht. Ich ſpringe ihm bei. Wir legen den Entſeelten auf den Raſen des Ufers und beginnen die Mittel anzuwenden, die man bei Ertrunkenen gewöhnlich anwendet. Allein erſt nach einer halbſtündigen Bemühung kehrte ſein Bewußtſein zurück. Er ſprach italieniſch, was weder ich, noch der Schiffer verſtand. Ich winkte ihm, ruhig zu bleiben, was er auch that. Nach und nach kehrte ſeine Kraft zurück. Der Schiffer erzählte: daß er ihn hierher gefahren habe, um zu baden, daß aber Marconi wohl müſſe vom Krampfe überfallen worden ſein, indem er plötzlich untergeſunken ſei. Zum Glücke ſprach Marconi etwas franzöſiſch, wodurch wir uns leidlich verſtändigen konnten. Recht innig dankte er für die Rettung. Wir brachten ihn nach Vevai mit dem Kahn. Ich begleitete ihn bis in ſeine Wohnung. Von nun an war unſere Bekanntſchaft gemacht, ſie wurde Freundſchaft — und bald waren wir unzertrennlich. Unſere Freundſchaft gewann täglich an Innigkeit und Stärke. Nun wurde die Leere, die ich in meinem Innern gefühlt, wohlthätig ausgefüllt. Die düſteren Schatten wichen, und heiter wie eine Frühlingslandſchaft wurde mein Inneres und mein Leben. Ich hatte den Freund gefunden. Marconi war ebenſo glücklich. Vereinzelt hatte er bisher gelebt. Keinerlei Umgang hatte er geſucht, denn das Geſchick, das ihn aus dem Vaterlande trieb, gebot ihm, Verborgenheit zu ſuchen. Deſto freudiger ſchloß er ſich jetzt an mich an, deſto liebevoller. — Eine Neigung einigte uns, die zur Kunſt, einerlei Sinn, Gefühl, Denk- und Handlungsart. Noch aber ſtand ein Hinderniß recht ſtörend zwiſchen uns — die Sprache. Aber auch hier ſiegte die Freundſchaft und Liebe. Marconi gab mir Unterricht in ſeiner Mutterſprache, ich ihm in der meinigen, und bald hatten wir die unausſprechliche Freude, uns gegenſeitig verſtändigen zu können. So lebten wir, bis die feſtlichen Herbſttage kamen, wo die Freude an den Ufern des herrlichen See's überall ihren Tempel aufſchlägt, ohne daß eigenklich Einer den Andern um Herkunft und Schickſale gefragt. Die Gegenwart war uns immer noch genug geweſen, ſo daß wir es nicht nöthig fanden, in die Vergangenheit zurück zu gehen.

Es war ein herrlicher Herbſttag; die Weinleſe beſchäftigte tauſend fleißige Hände. Schüſſe erſchütterten die Luft ununterbrochen, Muſik ſchallte überall her, und fröhliche Menſchenſtimmen ſangen und jubelten rings um uns. Wir gingen Arm in Arm die

Ufer des Sees entlang, und freuten uns der Volksfreude. So kamen wir, ohne es zu wiſſen und zu wollen, in die Nähe unſrer kleinen Felſenbucht. Marconi bog bald zu ihr ein, und wir langten, die Felſen überkletternd, bei dem Moosſitze an. Hier allein war es ſtill. Nur die Schüſſe der Nähe und Ferne waren hörbar. Marconi zog mich zu ſich nieder. „Ich bin dir noch Manches ſchuldig,“ hob er an, „was ich in dieſem ſtillen Augenblicke, wo unſere Herzen ſo offen ſind, löſen muß.“ Ich ſah ihn groß an, und wußte nicht, was er wollte. „Du haſt mich nie nach meinen Schickſalen gefragt, ſo muß ich dir ſie ungefragt mittheilen, denn ſo lange du ſie nicht wüßteſt, wäre immer noch etwas Fremdartiges zwiſchen uns.“ Ich ſetzte mich jetzt vor ihn, und er begann: „Ich bin ein Neapolitaner von nicht niedriger Herkunft. Mein Vater ſtand in hohen Aemtern und Würden. Auch mir öffnete ſich eine glänzende Laufbahn. Aber ich und mein Vater wurden Mitglieder der Carbonari-Loge. Die Verhältniſſe dieſes Ordens zur neapolitaniſchen Revolution ſind dir bekannt. Auch wir waren nicht unthätig; im Gegentheile, wir ſtanden an der Spitze. Du weißt, welchen Gang die Sache nahm. Ich war einer von den Hauptanſtiftern der unſeligen Begebenheit, und mußte alſo als Geächteter fliehen. So kam ich hierher, glücklicher als viele Andere. Allein wie es meinem Vater erging, in welchem Kerker er ſchmachtet mit meiner Schweſter, das weiß nur der Himmel; ich habe nie mehr Etwas in Erfahrung bringen können. Nun irre ich als Verbannter umher, glücklich, wenn man mir ein Plätzchen zur Ruhe läßt, aber ſtets verfolgt von der Beſorgniß um meinen Vater und meine Schweſter.“ Weinend warf er ſich an meine Bruſt. Er fand innige Theilnahme, die ihm wohlthat. Lange ſprachen wir noch über ſeine Lage, über jenes Ereigniß in Neapel, über ſeine Zukunft. Der Abend war unterdeſſen ſternenhell über den See und ſeine Rebenhügel heraufgekommen; allmählich hatte der Freudenjubel aufgehört. Wir gingen ernſt nach Vevai zurück und trennten uns. Kaum in meiner Wohnung angelangt, wurde ich durch einen Mann überraſcht, der geheimnißvoll hereintrat.

„Vergeben Sie, daß ich Ihnen beſchwerlich falle,“ hob er an, „meine gute Abſicht mag mich entſchuldigen. Sie ſind ein Freund des Italieners Marconi, der hier unter falſchem Namen lebt?“ —

„Marconi's Freund bin ich; allein was Ihre letzte Bemerkung betrifft, ſo möchten Sie wohl ſehr irren, denn —“

„Bitte mir das nicht zu widerlegen,“ fiel er mir ins Wort; „die Belege ſind in den Händen der Polizei, und ſagen leider mehr aus, als für den liebenswürdigen Jüngling gut iſt. Darum bitte ich Sie, unter dem Siegel unverbrüchlicher Verſchwiegenheit, ihm die ſchnellſte Flucht zu rathen. Hier iſt er nicht mehr ſicher. Kann er dieſe Nacht noch weg, ſo wird es um ſo beſſer ſein. Sagen Sie ihm, es ſei eine kleine Schuld der Dankbarkeit, die ihm ein ehrlicher Schweizer hiermit abtrage.“

Er verbeugte ſich und ging. Ich ſtand ſtarr vor Entſetzen da. Als ich mich nur ein wenig erholt hatte, eilte ich zu Marconi, ihm die Hiobspoſt zu bringen. Ich fand ihn ſchreibend, und theilte ihm die Botſchaft mit. Erbleichend hörte er mich an. „O, ich kenne den Mann, der mir das räth!“ rief er aus. „Ja, Freund, ich muß fliehen; mein Geſchick iſt noch nicht verſöhnt!“

„Aber wohin willſt du, Freund?“ fragte ich ihn. „Nach Frankreich darfſt du nicht.“

„So gehe ich nach Deutſchland. Du ſelbſt ſagſt, daß ich der Sprache ziemlich mächtig bin. Ich gehe nach Deutſchland und etablire einen Kupferſtichhandel. Mit dieſer Idee trage ich mich ohnedem ſchon lange, indem die Unthätigkeit, in welcher ich lebe, mich anekelt.“ Der Plan gefiel mir ſelbſt. Während Marconi ſeine wenigen Effecten packte, ſchrieb ich ihm Empfehlungsbriefe an meine Freunde in A....... und M......., worin ich ſie bat, den jungen Mann zu unterſtützen. Ohne daß er es merkte, ſteckte ich meine Börſe in ſein Reiſebündel; dann eilte ich hinweg, einen Lohnkutſcher bis zur deutſchen Grenze zu miethen. Als das Alles vollendet war, ſetzte er ſich ein und reiſte ab. Angſt und Beſorgniß, Trauer und Wehmuth raubte mir meinen Frieden. Ich machte kleine Reiſen, um mich zu zerſtreuen. Als ich zurückkehrte, hörte ich, daß man Marconi habe verhaften wollen. Bald darauf wurde ich vor die Polizei geladen, um mich über die Theilnahme an ſeiner Flucht auszuweiſen, deren ich verdächtig war. Es konnte mir nicht ſchwer werden mich zu reinigen, da ich bald in dem Beamten den Mann wieder erkannte, welcher auf meinem Zimmer geweſen war und mir Marconi's Gefahr mitgetheilt hatte. — Immer aber war ich noch nicht ganz beruhigt über des Freundes Schickſal, bis endlich der Lohnkutſcher zurückkehrte, und mir einen Brief voll des feurigſten Dankes und der feurigſten Liebe brachte. Jetzt wurde ich ruhiger. Es dauerte nicht lange, ſo ſchrieb mir ein Freund aus A........ unter anderm: „Ihr Freund Marconi hat nun ſeinen Kunſthandel mit viel Geſchmack und Einſicht eingerichtet, und ſein Unternehmen gewinnt ſichtlich an Kraft und Ausdehnung, durch ſeine Bildung, ſeine Kenntniſſe und ſeine edle Denkart erwarb er ſich bald allgemeine Achtung, und ich zweifle nicht, daß er ſich das Bürgerrecht verſchaffen wird, wozu Ihre und ſeine Freunde alle mitwirken werden, ſo viel es immerhin nur thunlich ſein wird.“ —

Jetzt zog Frieden und Freude wieder in mein Herz ein. Ich konnte wieder meiner Kunſt leben. Alles ſuchte ich vorzubereiten, daß ich mit dem kommenden Frühling nach Italien abreiſen könnte. Den Winter über ging ich nach Genf, und lebte dort weniger ungeſellig als in Vevai. Die Künſtler, die ich hier kennen lernte, brachten mich in nähere Berührung mit den erſten gebildeten Familien der Stadt, und trugen Alles dazu bei, meinen Aufenthalt in Genf zu verſchönern. Hier gelang es mir, mich vollſtändig mit der ſüßen, wohlklingenden Sprache Italiens vertraut zu machen. Unter den wechſelnden Freuden des geſelligen Lebens und künſtleriſchen Beſchäftigungen floh der unfreundliche Winter dahin. Oeftere Briefe von Marconi und meinen Freunden und Kunſtgenoſſen im lieben Vaterlande verſchönerten noch mehr meine Tage, und ſo kam denn endlich der liebliche Frühling. Als der März mit ſeinem blauen Himmel und blauen Veilchen gekommen war, hatte ich nicht mehr Raſt. Mir war's wie dem Zugvogel, der ſich nach dem fernen Lande ſehnt, und unruhig ſeine Flügel ſchlägt. Ich verließ

Genf, von den Segenswünſchen meiner Freunde begleitet, machte noch einen Abſtecher, um die Fernſicht vom Rigi-Culm zu genießen, und die Alpen in ihrer ganzen ſchauerlichen Wintergeſtalt zu ſehen Ho!!! — und zog dann über den Mont-Cenis dem lieben Italien zu. Wie man nur durch Kämpfe, Entbehrungen, Entſagungen, Selbſtüberwindungen zum Himmel dringt, — ſo nur kann man in das paradieſiſche Italien auf dem Wege, den ich nahm, — nur nachdem man unter tauſendfachen Mühſeligkeiten über die wildeſten Berge, durch ewigen Schnee, an Abgründen vorüber, worin einſt ganze Heere verſanken, über Klippen, deren ſcharfe Zacken des Wanderers Fuß verletzen, durch eine Oede, in der jede Spur des Lebens beinahe, bis auf das Geſchrei eines Steinadlers, verſchwunden iſt, und wo die arme Spur des Menſchenlebens, das Bild des höchſten Elends und der höchſten Selbſtverleugnung, einige armſelige Hütten und die ſchwarzen Mauern eines Mönchskloſters iſt, — gelangen. — Ich hatte mir vorgenommen, zu reiſen, wie der geniale Spaziergänger nach Syrakus, und dieſe Art war es eben, die meiner Beobachtung den meiſten Stoff darbot. Meine Effecten hatte ich nach Mailand mit der Poſt geſandt. Mein Reiſebündel, meine Mappe, ein tüchtiger Bergmannsſtab zum Schutz und Trutz — das war Alles, was ich genommen hatte, und ſo verließ ich Lanle-Bourg, und ſtieg die Wunderſtraße hinan, die Napoleon's Ehrengedächtniß bei kommenden Geſchlechtern erhalten wird. Höchſt ermüdet, langte ich im Poſthauſe an. Es hatte für mich etwas außerordentlich Reizendes, hier auf dieſer gewaltigen Höhe zu übernachten. Es war noch früh am Tage, darum nahm ich einen Führer, und wanderte mit dieſem herum, von der Eisdecke des See's bis zu den ſchroffeſten Abhängen gegen Piemont zu. — Erquickt und geſtärkt durch balſamiſche Luft, die mich auf der italiſchen Seite umwehte, ergriffen von den ſeltſamen Bildern dieſes für mich ſo fremden Landes, trat ich in das Piemonteſiſche ein. Das alte, kleine, an Mönchen und Soldaten reiche, an Bürgern und Gewerbfleiß arme Suſa hatte für mich einen ſeltſamen Werth. Alle Wände, ſelbſt die Kuh- und Schweinſtälle, ſind mit Al-Freſco-Gemälden bedeckt, Heiligenbilder und Legenden darſtellend, wo denn Anachronismen, ſeltſame Verwechſelungen und Vermiſchungen aus dem Cyclus der römiſchen und griechiſchen Mythen und der chriſtlichen Heiligen-Geſchichte ſich in ergötzlichem Gemiſche vorfanden. Ich weilte lange in Suſa, weil eben dieſer Bilderreichthum mir viele Freude machte. Es fehlte aber auch nicht an alten Fresken, deren manche nicht ohne Kunſtwerth waren. — Ganz mir ſelbſt und dem Genuſſe der Betrachtung lebend, zog ich nur langſam weiter. Meine Mappe wurde reich in dieſen Gegenden ſchon. Aber nun lag noch ſo viel vor mir, ſo viel Herrlicheres und Größeres. Ich mußte mich ſelbſt überwinden, um nicht in Turin länger zu verweilen. Nur was an mein Kunſtgebiet grenzte, was Turin an architectoniſchen Sehenswürdigkeiten, an Schätzen alter und neuer Bilder beſaß, wurde betrachtet — ſtudirt. Die Gefälligkeit eines Mannes, an den ich von Genf aus empfohlen war, half dem unbedeutenden Fußwanderer mehr in dem ariſtocratiſchen Turin, als all ſein Geld. Ich verließ Turin mit mancher ſchönen Erinnerung an herrliche künſtleriſche Productionen — und wanderte, ohne den wunderthätigen Thomasgürtel, noch die hinabgeſunkene Herrlichkeit Vercelli's beobachtet zu haben, dem herrlichen Mailand zu.

Es iſt überraſchend, wie jetzt die Phyſiognomie der Gegend wechſelt. In Piemont Verfall des Gewerbfleißes, öde Ländereien, vernachläſſigte Cultur des Bodens — hier üppige Reisfelder, herrliche Baumpflanzungen, überall Betriebſamkeit. In Piemont halbnackte und dennoch groteſk-geſchmückte, herkuliſche, aber häßliche Geſtalten der Männer und Frauen — hier Reinlichkeit, Anmuth, Ordnung, Schönheit — mit einem Wort, ein völliger Contraſt. Unter ſolchen Beobachtungen, aber um Vieles heiterer geſtimmt, erreichte ich das alte Milano, deſſen herrlicher Dom meine Blicke unwillkürlich feſſelte durch ſeine impoſante Geſtalt, durch ſein kunſtvolles Aeußere. Mehr aber noch wirkte der Name Leonardo da Vinci, den hier das Herrlichſte, was er ſchuf, verewigt, wenn auch längſt der Kalk von der Mauer wird gefallen ſein, der Leonardo's Götterwerk trägt. Für

Mailand durfte ich die Zeit nicht karg zumeſſen, denn hier gab es ſo viel für meine Kunſt, was reiche Ausbeute bot, hier ſchimmerten mir noch die Namen: Luini, Ferrara, Bramante, Appiani und Anderer entgegen, die mich lockten, die Gebilde ihres Pinſels zu ſtudiren. Hier in der Nähe enthüllte die Natur ihre reiche Pracht in verſchwenderiſcher Fülle am Comer- und Maggiore-See; aber dennoch lockten Florenz und die Weltbeherrſcherin Roma gewaltig. Jede Minute in Mailand war mir heilig und nur dem Kunſtgenuſſe geweiht. Ich brachte meine meiſte Zeit in der Galerie oder der hier ſobenannten Pinacotheca zu, wo die Schätze dieſer alten Meiſter und des göttlichen Raphael und ſeines Lehrers Perugino aufbewahrt, und dem Studium des Künſtlers und der Beſchauung des Kunſtfreundes dargeboten werden. Einer der herrlichſten Tage, an dem der tiefblaue, reine italiſche Himmel in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu ſchauen war, kam ich nach dem alten Como, deſſen Anſehen weniger freundlich, als ſeine Umgebung iſt. Zeichnete oder malte ich dieſe Gegend, ich würde das einzige bedeutungsvolle Wort „Frieden!“ darunter ſetzen, denn das iſt der Charakter dieſes Paradieſes. Hier in dieſer wundervollen Umgebung, wo Plinius die ſchönſten Tage lebte, ſo mancher Weiſe und Held, ſo manche verfolgte Tugend nach ihm Frieden fand; hier, wo die herrlichen Ufer des See's von Villas im ſchönſten Bauſtyle prangen, hier möchte man immer weilen. Rom! rief ich oft, wenn ich, von einem Barcarolo gerudert, im Mondſtrahl, umtönt von Geſang und Muſik, die Spiegelfläche des See's durchſchnitt, Rom! warum lockſt du mich in dein lebendiges Grab? — Wie reich für meine Studien war hier der Gewinn! Der Anblick iſt wundervoll. Jeder Punkt bietet neue Schönheiten dar. Paläſte und Villas, in Orangen- und Myrthenhainen verſteckt, zieren die Felſen, die Ufer, die Vorgebirge, und ſchauen hinaus in die Spiegelfläche. Klöſter und Kirchen, Kapellen und Einſiedlerhütten, Waſſerfälle, Baumpartien, Wieſen und Weinberge überall — und darüber ſchauen die Rieſen der Urwelt, die Alpen Veltlins und Graubündtens hervor, als ſollten ſie ſchützen dieſes herrliche Ländchen. Ich habe drei ganze Wochen hier gelebt und gemalt und geneſſen, und dennoch ſah ich immer Neues, noch nicht Geſehenes, wenn ich den verſchlungenen Pfaden an den Windungen des See's folgte, oder in der Barke den See durchſchnitt. Oft ſaß ich ſtundenlang unter der Platane des Plinius und träumte mich in jenes klaſſiſche Alterthum zurück. Unter ihr las ich ſeine Briefe, die er hier ſchrieb. Mit Wehmuth ſchied ich, als endlich meine Zeit abgelaufen war, und nahm eins der ſchönſten Bilder in meiner Phantaſie und die Erinnerung an harmlos glückliche Stunden mit hinweg. Ich flog mehr als vielleicht gut war durch Pavia, Genua, Piacenza, Medena nach dem herrlichen Florenz. Hier gab es wieder ſo viele Anziehungspunkte der Natur und Kunſt, daß ich mich wie gefeſſelt fühlte.

Die Ebenen der Lombardei waren durchwandert. Das Liebliche, Idylliſche gab nun wieder dem Romantiſchen Raum und ging allmählich in dieſes über. Die Apenninen waren reich an herrlichen Scenen neuer, wunderſamer Art. Einen Genuß ganz einziger Art gewährte mir der Anblick des Monte di Fo, oder auch di Fuoco mit ſeinen Lichtern und Flämmchen an einem heitern Abend. Herrlich vom Monde beleuchtet, erglänzten die gewaltigen Felſenmaſſen des Gioge, den ich von la Pietra Mala aus erſtieg. um den unausſprechlich herrlichen Anblick des ſchönen Landes im Strahle der aufgehenden Königin des Tages zu .genießen. Je näher man Florenz kommt, deſto üppiger und reicher die freigebige Mutter Natur ihre Schätze und Schönheiten entwickelt und darbeut. Nun betrat ich Florgnz, wo Brunelleſchi und Michel Angelo, Donatello und Ticiotti, Vaſari und Ghiberti, Andrea del Sarto und Cellini, und über Allen — Raphael mit ſeiner Madonna della Sedia mich entzückten. Herrliche Stunden des höchſten Kunſtgenuſſes, reich an Belehrung und Luſt, verlebte ich. Bald waren es Buonarotti's und Brunelleſchi's Wunderwerke der Baukunſt, bald die herrlichen Bilder und Sculpturen, die mich anzogen, ergötzten, belehrten.

Es iſt der Weg von dem blühenden Leben in das Grab — der von Florenz nach Rom. Und doch wie ſchlug mir das Herz, je näher ich kam. Die Natur iſt nicht geeignet, hier den Geiſt zu ſeſſeln; ihre Oede, ihre Leere, das Elend, die Armuth, die Bettelei, dieſe beiden Nachtſeiten der Natur und des Menſchenlebens, treten im traurigen Einklange vor die Seele wie vor das Auge, und tragen nur dazu bei, daß das Weſen des Reiſenden nur auf einen Punkt ſich ſixirt — auf das einſt weltbeherrſchende Rom, deſſen Leben in Trümmer ging, und deſſen Trümmer ſo voll Leben ſind. Nur die ſüße Erinnerung erquickte mich auf dieſer Reiſe, und ihr Schatz wäre reich genug zu einer noch weit größeren Reiſe geweſen. So nahte ich Rom mit Gefühlen, die ich nicht ausſprechen kann. Die Bilder meiner Jugend, wo ich die Helden Roms ſo hoch verehrt, ſpäter die Werke ſeiner Geſchichtsſchreiber, Dichter, Redner geleſen und von ihnen hochbegeiſtert worden, traten alle jetzt vor meine Seele. Ich ſah die Vorwelt aus ihrem Grab erſtehen und leben. Ich lagerte mich unter den Schatten eines Olivenbaums, und träumte von den Helden und großen Geiſtern. Hier lebte Mucius Scävola, Curtius, Brutus, Cato, Scipio und alle die Großen, deren Thaten uns ſchon frühe Bewunderung und Verehrung einflößen. O wie viele Erinnerungen traten jetzt vor meine Seele. Mit ſolchen Erinnerungen und den ihnen entſprechenden Gefühlen und Erwartungen betrat ich Rom. —

'Ueber dem Schauen vergaß ich meine eigentlichen Zwecke eine lange Zeit. Ich war überall. Ich wollte die Geſichtszüge des alten und neuen Roms erſt kennen lernen, ehe ich Anderes unternahm. Doch auch hier war mir der Zufall günſtig. Ich lernte bei Tivolis herrlichen Cascadellen einen deutſchen Jüngling kennen, einer Kunſt mit mir befliſſen. Bald führte er mich in Roms Künſtlerwelt ein, und nun begann mein geregeltes Studium wieder mit allem Eifer. Oft hatte ich bisher Marconi's gedacht, oft den Wunſch gehegt, von ihm Etwas zu erfahren, aber dieſer Wunſch war mir nicht erfüllt worden. Jetzt ſollte ich dieſe Freude haben. Gerade, als ich mit einem Manne, deſſen Kenntniſſe groß, deſſen Kunſtbildung höchſt achtungswerth, deſſen Freundſchaft mir unſchätzbar war, eine Wanderung nach Magliano in die Sabiner Berge vornehmen wollte, brachte man mir Briefe von dem Handelshauſe in Genf, dem ich meine Gelder anvertraut hatte, und eingeſchlagen war ein Brief von dem geliebten Marconi. Er athmete ganz der Liebe, die der edle Menſch für mich fühlte. Marconi ſchrieb, wie er in A....... ſich ſo glücklich fühle in dem Kreiſe ſeiner Thätigkeit, wie ſein Wohlſtand wachſe. Er berichtete mir von meinen Freunden glückliche Ereigniſſe. Aber mit beſonderer Bedeutung fragte er, ob ich Neapel ſchon beſucht habe? Sei dies nicht, ſo bitte er mich, dort zart und leiſe nach den Schickſalen der Familien Carigliani und Pescara zu forſchen. Jedoch empfahl er dringend Vorſicht, und bat, zu meiner und ſeiner Sicherheit, den Brief zu vernichten. Heiterer als je traf mich mein Freund, der Freiherr von M....... Sein Wagen wartete. Fröhlich ſtiegen wir ein. Die Reiſe war ſchön. Der heiterſte Himmel lachte uns. Ein milder Regen, der in der letzten Nacht gefallen war, hatte die Gegend erfriſcht. Alles prangte im herrlichen Grün. M....... hatte in Magliano einen Bekannten, der ein ſehr ſchönes Landhaus außerhalb des Ortes beſaß. Das Landhaus lag auf einer Höhe, die eine weite Ausſicht beherrſchte, reich an ſchönen Einzelnheiten. In dieſem Landhauſe bewillkommte er uns. Ich fand einen wackeren, ſehr unterrichteten Mann, der mir bald Achtung und Wohlwollen abnöthigte. Alles bot er auf, um uns den Aufenthalt ſehr angenehm zu machen. Uns Beiden gefiel es ſo wohl in dieſer ländlichen Stille, daß wir gar nicht an die Stadt und die Abreiſe dachten. Unſer freundlicher Wirth hatte Alles darauf angelegt, uns recht lange bei ſich zu halten. Beſtimmten wir auch einmal den Tag der Abreiſe, ſo hatte er entweder eine Partie ſchon angeordnet, die nicht abgeſtellt werden konnte, oder er bat mich, ihm ein Gemälde zu reſtauriren, mit einem Wort, es war, als ſollten wir Magliano nicht mehr verlaſſen.

Ein Hauptvergnügen hatte der freundliche Mann dem Baron aufgeſpart, eine Jagdpartie. Lange ſchon hatte M....... Deutſchland verlaſſen, und dort war die Jagd auf ſeinen Gütern eine ſeiner Schooßfreuden geweſen. Seit er Italien bereiſte, hatte er dies Vergnügen entbehrt; kein Wunder alſo, daß er ſich kindiſch freute. Mir ſelbſt, obgleich ich kein Freund der Jagd war, machte es um ſeinetwillen Vergnügen. So wurde denn mit beſonderer Sorgfalt Alles beſchickt, was nothwendig war, das Vergnügen zu erhöhen. Abends zuvor wurde abgeredet, daß wir uns in drei Partien trennen, und Jeder von uns einige Schützen zu ſich nehmen ſollte. Ein ſehr hoher Punkt im Sabiner Gebirge, von dem unſer Wirth mir eine herrliche Ausſicht verſprach, war als Sammelplatz beſtimmt. Dort ſollten wir uns um die beſtimmte Stunde finden und ein waidmänniſches Mahl unter dem Laubdach der immergrünen Eiche uns erfreuen. Freundlich und hell kam der Morgen. Kein Wölkchen unterbrach den tiefen Azur des italiſchen Himmels. Wohlgerüche dufteten uns entgegen. Die Schützen geſellten ſich mit den Hunden zu uns. Mir wurde das Loos rechts, in der Richtung nach Togliacozzo hin das Gebirge zu durchwandern. Zwei Jäger begleiteten mich, Leute aus Magliano, deren nicht eben vortheilhaftes Aeußere mir durchaus nicht gefiel. Der Eine war ein junger Kerl von etwa zwanzig Jahren. Er hatte ein kühnes, unternehmendes Geſicht, aber es lag ein Zug von Spitzbüberei darin, der ſehr abſtieß; dabei war ſein Blick unſtät, ſeine Haltung und Sprache dreiſt und trotzig. Der Andere war älter. Er konnte Vierzig haben. Sein Geſicht ſprach Hinterliſt und tückiſche Bosheit aus. — Beide waren nichts weniger als vortheilhaft gekleidet. Armuth und Lumperei war vorherrſchend. Mich ſchuckerte, wenn ich dieſe Galgengeſichter anſah und daran dachte, wie ich mich ſo ganz in ihrer Gewalt befand. Zuverſichtlich verließ ich mich auf eine Doppelbüchſe, mein Waidmeſſer und meinen Sultan, eine kräftige Dogge, ächt engliſche Raçe, der ſehr ſtark und treu war. Ich trat mit meinen Begleitern, deren Jeder ein einfaches Gewehr trug, den mir bezeichneten Weg. Anfangs ging der Weg über mooſige Anhöhen, bald aber bogen wir in tiefe Schluchten ein, mußten über Felſen klettern, ohne daß wir irgend Wild angetroffen hätten. Immer höher ſtiegen wir.. Ich bemerkte einigemale meinen Begleitern, daß wir zu weit rechts uns hielten, und uns zu weit vom Sammelplatz entfernten. Allein ſie ſchwuren, daß wir auf dem rechten Wege ſeien. Jetzt hörte allmählich das Geſtrüpp auf, durch welches wir uns bisher hatten durchwinden müſſen. Ein ſchöner Hochwald nahm uns auf. Bald wurde uns die Freude, Wild aufzuthun. Fernher klangen einzelne, kaum vernehmbare Schüſſe. Wir ſchoſſen alle Dreie, ich zweimal. Das Wild fiel. Freudig ſetzten wir uns nieder, um auszuruhen und von Neuem zu laden. Kaum war das geſchehen, als plötzlich hinter mir ein Schuß fiel, und mein Sultan heulend ſich zu meinen Füßen wand und ſtarb. Ich fuhr auf und griff nach meinem Waidmeſſer — aber — ſchon waren meine Arme gehalten. Ich wurde rücklings niedergeworſen. Vier furchtbare Geſtalten ſtanden mit geſpannten Piſtolen um mich, während zweie mich feſſelten. Mit ſcheinbarer Angſt entflohen meine Begleiter, die nicht einmal verfolgt wurden, was mich ſicher auf ein Einverſtändniß mit den Räubern und ihnen ſchließen ließ. Ich wurde gefeſſelt. Man nahm meine Büchſe, mein Waidmeſſer, meine Börſe, Uhr und Alles, was ich von Werth bei mir trug. Einer der Räuber, wie es mir ſchien, der Hauptmann, zog ſein Wamms, an dem deutlich genug die Spuren von Blut klebten, aus, und gebot mir unter furchtbaren Drohungen, meinen Rock mit ihm zu vertauſchen. Das was ſie bei mir fanden, ſchien ihren Erwartungen nicht zu entſprechen, denn ſie gaben mir heftige Kolbenſtöße. Ich wollte reden, allein der Eine rief: „Stata zitto! lui pure voglio de parlare! Bei dieſen Worten machte er eine Bewegung mit dem Dolche gegen meine Kehle. Das Klügſte, was ich thun konnte, war, daß ich ſchwieg, und mich geduldig in mein unerfreuliches Geſchick ergab. Kaum waren die Räuber einigermaßen mit ihrem Fange fertig, ſo befahlen ſie mir, ihnen zu folgen. Einen wehmüthigen Blick warf ich auf den Leichnam meines treuen Sultan. Laut und ſchallend lachten die Räuber. Sie nannten mich ein Weib und dergleichen. Nun ging unſer Weg vorwärts durch das Dickicht des Waldes, immer auf der Höhe fort. Wir mochten ungefähr zwei bis drei Miglien ſo gewandert ſein, als plötzlich ein durchdringender Pfiff aus einiger Entfernung ſie ſtutzen machte. Eine Weile rathſchlagten ſie leiſe, dann entfernten ſich Dreie. Wir Uebrigen blieben. Bald darauf fielen mehrere Schüſſe. Frohlockend kam ein Räuber durch den Wald (es war Einer, den ich noch nicht geſehen) und rief. Wir folgten ihm bis zu einem freien Platz, über den ein Fahrweg ging. Ein Wagen war dort umgefallen, die Pferde waren vom Kutſcher losgeſchnitten, und man ſah ihn weiter unten eilig mit ihnen fliehen. Einzelne Kugeln flogen ihm nach, ohne ihn jedoch zu erreichen. In dem Wagen ſaß ein Mann in reicher Kleidung, den eine Kugel ſchwer verwundet hatte. Er wurde herausgeriſſen, geplündert, der Wagen ausgeleert, ſo ſchnell es gehen mochte. Der Beraubte athmete noch. Stirb, Hund! rief Einer der Räuber, und ſtieß ihm ſeinen Dolch in die Bruſt. Dann kniete er nieder bei ihm, betete ein Ave, und dann ging's eilig und frohlockend über die Beute des glücklichen Tages weiter. Mir ſtanden bei dieſen Auftritten die Haare zu Berge. Kalt rieſelte es durch meine Glieder. Die Räuber ließen mich nicht lange überlegen. Wir nahmen jetzt unſere Richtung ſüdöſtlich, und kamen mit einbrechender Nacht auf einen einzeln liegenden Hof, wo die Räuber gut aufgenommen und als alte Freunde vom Hauſe bewirthet wurden. Ich war ſo ermattet, daß ich nicht weiter gekonnt hätte. Eine ſchlechte Mahlzeit wurde mir ertheilt. Jetzt erſt befragte man mich, wer ich ſei? Sie glaubten bisher, den Baron-L........ gefangen zu haben. Deſto unangenehmer war es ihnen, daß ich nur ein Maler ſei, von dem nicht viel zu hoffen ſtehe. O, ſagte der Hauptmann, du biſt mit dem Baron nach Magliano gekommen, und biſt ſein Freund, ſo mußt du für ihn aushalten.

Der Hauptmann ſetzte mir nun mein Löſegeld auf fünfzehnhundert Scudi. Ich erklärte, daß der Baron das nie für mich zahlen würde. Allein das war fruchtlos. Tobend fielen ſie über mich her. Ich mußte an das Haus in Rom, durch das ich meine Gelder bezog, ſchreiben. Dieſer Brief ſollte in Aquila, das ungefähr noch ſechs Miglien entfernt lag, zur Poſt gethan werden. — Als dies geſchehen, ſtellte der Hauptmann ſeine Wachtpoſten aus, und wir legten uns nieder. Aber der Schmerz meiner Hände, die unter den Stricken angeſchwollen waren, meine allzugroße Ermüdung, ließ mich nicht ſchlafen, und die Auftritte dieſes Tages, der Gedanke an den Schrecken meiner Freunde in Magliano beunruhigten mich ſehr.

Noch war der Tag nicht angebrochen, noch lag Finſterniß über den Apenninen und ihren Thälern und Schluchten, als wir unſeren Weg in derſelben Richtung fortſetzten. Ueber Haiden und Felſen hinweg, durch Wälder und Gießbäche führte unſere unwegſame Wanderung. Still und lautlos ging es weiter. Als am Mittag die Sonne heiter und freundlich, aber heiß und gluthig über uns ſtand, nahm uns ein lieblicher Buchenwald auf. Der Hauptmann geſellte ſich zu mir. „Giacomo,“ hob er an (er hatte meinen Vornamen Joachim in Briefen geleſen), „du biſt ſo trübe geſtimmt, und das iſt nicht gut. Die Maler ſollen luſtig ſein, hörte ich immer; darum ſei es auch. Du gefällſt mir. Höre, wie wäre es, wenn du uns malteſt, wie wir hier um das Feuer ſitzen und uns unſere Kaſtanien braten?“ — Ich mußte lachen. „Habt Ihr denn Papier und Blei?“ fragte ich. Er zog Beides ſchnell aus ſeiner Netztaſche heraus und reichte es mir. Ich mußte alſo wider Willen portraitiren. Er war einmal Etwas günſtig für mich geſtimmt, ſo mußte ich ſeine Gunſt zu erhalten ſuchen. Ich ſuchte ihn alſo hervorzuheben. Alle Räuber ſaßen umher und gafften mich an. Die geſpannteſte Neugierde lag auf den wilden Geſichtern. Als das Blatt vollendet war, ſchlug der Hauptmann, der es zuerſt in die Hand nahm, eine gellende Lache auf. Ich konnte es deutlich wahrnehmen, wie wohl er ſich gefiel. Freundlich reichte er mir die Hand. „Du biſt brav, Giacomo!“ rief er luſtig, und klopfte mir auf die Schulter. „Ich wollte, du könnteſt immer bei uns bleiben!“ Ich dankte für ſolche Ehre, was er durchaus nicht übel nahm. Die Anderen beſahen das Blatt mit Wohlgefallen und auch mich freundlicher. Von nun an plauderte der Hauptmann ſtets mit mir. Am Abend erreichten wir ſehr ermüdet ein enges, tiefes Thal, worin mehrere Hütten ſtanden. Das war der ſtetige Aufenthalt der Bande, die aus dreißig rieſigen Burſchen beſtand. Ich erhielt die Ehre, des Hauptmannes Hütte zu theilen. Unſere Hausgenoſſenſchaft beſtand noch in einer Dirne, die des Hauptmannes Buhle war. Noch an dieſem Abend fragte mich der Hauptmann, ob ich ihm eine Madonna malen wolle? Was ich ihm unter der Bedingung zuſagte, daß er mir Farben und Pinſel beſorge. Ehe noch der Abend des folgenden Tages, den ich größtentheils auf meinem Mooslager zubrachte, heraufdämmerte, trat er plötzlich frohlockend ein, und reichte mir ein Käſtchen mit Waſſerfarben in Muſcheln und einige Pinſel. Ich mußte bei des Hauptmannes ſichtbarer Freude die Farben gut finden, und begann meine Arbeit, indeſſen der Hauptmann mit dem größten Theile der Bande auf Spekulation auszog. Ich malte; aber in welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen? — — Eben mochte ich meine Zeichnung mit dem Blei vollendet haben, als ich einen Seufzer hinter mir vernahm. Ich fuhr herum, und — mir war, als ſtehe ein Engel vor mir. — Ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, mit einem Engelsgeſichte, ſtand hinter mir. Der Knabe erröthete, da er mein Erſchrecken wahrnahm, und bat mit einer außerordentlich wohllauten Stimme um meine Verzeihung. Ihn bei der Hand nehmend, zog ich ihn zu mir.

„Wer biſt du, Kleiner?“ fragte ich.

„Ein Gefangener, wie Ihr,“ war ſeine Antwort.

„Und biſt nicht eingelöſt?“ —

„Mein Vater iſt alt und arm,“ erwiederte er mit Thränen, und fuhr fort: „Wir ſind ſchon ein halbes Jahr hier in der Gefangenſchaft, und haben keine Hoffnung, unſer Löſegeld zu zahlen. Und zudem ſind wir jetzt den Räubern zur Laſt.“

„Wo iſt denn dein Vater?“

Der Knabe führte mich hinaus. Da ſaß mit gefalteten Händen ein ſilberhaariger Greis an einem Baum. Er ſchien zu beten, denn das matte Auge war emporgerichtet und die Lippen bewegten ſich leiſe. Der Ausdruck des Geſichtes war edel und ſtolz. Wir zögerten eine Weile, ehe wir uns nahten. Als uns der Greis erblickte, ſtand er auf, um mich zu begrüßen.

Es entwickelte ſich bald ein Geſpräch zwiſchen uns, aus dem ich den Schluß ziehen mußte, daß dieſer Greis einſt eine bedeutende Stelle in der menſchlichen Geſellſchaft eingenommen, denn Geiſt, reiche Kenntniſſe, eine gewählte Sprache und ungemeine Menſchenkenntniß waren in ihm unverkennbar. Ich mußte ihm die Art meiner Gefangennehmung mittheilen. Er erzählte mir die ſeine. Er wurde auf einem Landhaus in der Nähe von Neapel, wo er bei einem Freunde wohnte, aufgehoben. Der Greis aber berührte nicht ſeine Armuth — mit einem tiefen Seufzer und dem Ausdrucke ſchloß er: „Die Wege des Herrn ſind wunderbar!“ — „Aber gut!“ fiel mein freundlicher Knabe ein.

Das Glück entfremdet, das Unglück befreundet die Menſchen. Wir waren bald Freunde. Der Greis ſchien neu aufzuleben, indem er über die ernſteſten und heiligſten Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens mit mir reden konnte. Luigi — ſo hieß der Knabe — hatte eine Laute, die er herrlich ſpielte und mit einer Stimme begleitete, die ich reiner und ſchöner nie gehört. Obgleich es der Hauptmann nicht gern ſah, daß ich mit dem alten Mann umging, ſo ſöhnte ihn doch die Vollendung meines Madonnenbildes ganz mit mir aus. Er fiel mir um den Hals, als ich es ihm gab. „Giacomo!“ rief er aus, „dreihundert Scudi erlaſſe ich dir an deinem Löſegeld, wenn du noch nicht hineilſt, ſondern unter uns noch einige Tage weileſt, wenn auch dein Geld kommt.“

Ich verſprach es ihm gerne, denn die beiden Menſchen waren mir theuer geworden.

Eines Abends, wo die ganze Bande verſammelt war, befahl der Hauptmann Luigi, zu ſpielen, damit ſie tanzen könnten. Der Knabe ſpielte. Luſtigkeit ergriff Alle, und im wilden Tanze drehte man ſich. Alle Räuber wollten mir wohl. Alle baten mich, auch zu tanzen. Ich nahm dieſe Gelegenheit wahr, mir die Gunſt der Buhle des Hauptmannes zu erwerben, die mir ob meiner Gleichgiltigkeit gegen ſie gram geworden war. Allein der ſeltſame Luigi wollte, als er das wahrnahm, nicht mehr ſpielen. Es wäre ihm unwohl, entſchuldigte er ſich. Nur auf meine dringende Bitte that er's, aber mit ſichtbarem Widerwillen. Mein Tanz war zu Ende.

Gib mir deine Laute, lieber Luigi, ſagte ich ſchmeichelnd zu ihm, ich will dir ein deutſches Lied ſingen zum Lohne, daß du mir geſpielt. Er ſah mich mit den ſchönen großen Augen gar ſonderbar an, reichte mir ſogleich die Laute und ſetzte ſich zu mir auf den Raſen. Ich ſpielte Mozart's „Vergißmeinnicht" und ſang dies ſchöne Lied. — Alles war Ohr. Selbſt die roheſten Räuber ſchienen gefeſſelt, man hätte mögen jeden Athemzug hören, ſo ſtille war es. Luigi's Auge glänzte wie verklärt. — „Bravo!" riefen die Räuber, da ich endete. Ich ging aber plötzlich in die Weiſe des Saltarello über. Wie elektriſirt waren jetzt Alle, und ohne nur ein Wort zu reden, hoben ſie den Tanz an. Ihre Heiterkeit wuchs. Ich ließ die üppige Tarantella folgen und vollendete ſo ihr Glück. Dankbar drückten ſie mir die Hände für den hohen Genuß, den ich ihnen bereitet. Jetzt bat Luigi noch um ein Lied. Ich ſang ein ernſtes, wehmüthiges Lied. Auch der Greis trat herzu und horchte ſtill meiner Weiſe. Jetzt hatte ich mir die Liebe der Räuber verſichert. Ich nahm den Hauptmann bei der Hand und ging mit ihm allein in den Wald.

„Hauptmann," hob ich an, „ich habe eine Bitte an Euch, die Ihr mir gewiß nicht abſchlagen werdet!" —

„Bitte, Giacomo," rief er; „ſo es in meiner Gewalt ſteht, haſt du mein Wort, daß ich es erfülle!"

„Wohlan," fuhr ich fort, „laßt Luigi und ſeinen Vater mit mir ziehen, wenn mein Löſegeld kommt! Die dreihundert Scudi mögt Ihr für ſie noch nehmen."

Er ſah mich überraſcht an. „Giacomo, das wird nicht gehen!" ſagte er nachdenkend.

„Warum nicht? Ihr werdet ja doch nie ein Löſegeld von ihnen erhalten, und müßt ſie doch füttern."

„Da haſt du freilich Recht — aber —"

„Aber? Warum macht Ihr ſo viel Hinderniſſe, wo es doch gilt, von einer Laſt frei zu werden?" —

„Aber," fiel er mir ein, „wie kommt es, daß du ſo viel Antheil an ihnen nimmſt, ſo ſie dir doch fremd ſind?" —

Ich durfte nicht lange ſinnen. „Ich will Luigi als Schüler annehmen, daß er auch Heiligenbilder male, wie ich Euch eins gemalt habe.“ —

Dieſe Erinnerung an den geleiſteten Dienſt war von guter Wirkung. „Nun,“ ſagte er lächelnd, „magſt ſie mit dir nehmen!“ — Ich drückte ihm dankbar die Hand. Wir gingen zurück. In tiefes Sinnen verloren, ſtand Luigi an einem Baume. Luigi, liſpelte ich ihm ins Ohr, du biſt nun mein, und frei mit deinem Vater! Der Knabe fuhr erſchreckend zuſammen, er ſah mich an, ſo fragend, ſo zweifelhaft und freudig zugleich, daß ich es ihm erklären mußte. Da faßte er meine Hand und drückte ſie an ſeine Lippen, dann lief er zu ſeinem Vater, auch ihm die frohe Kunde zu bringen.

Die Räuber ſtanden Alle in einem Kreis um den Hauptmann, als ich zu ihnen trat. „Giacomo,“ rief mir dieſer entgegen, „da iſt dein Löſegeld!“ — Wirklich ſendeten die Bewohner des Hofes, auf dem wir übernachtet, einen Brief an mich nebſt dem Gelde. Der Brief war von meinem Freunde L....... — Er ſchilderte mir ſeine Todesangſt um mich, ſeine Maßregeln zu meiner Befreiung. Die beiden Kerls, die mich begleitet, ſaßen im Gefängniß. Ihr Einverſtändniß mit den Räubern war erwieſen. —

„Nun wirſt du morgen weg wollen?“ fragte unzufrieden der Hauptmann.

„Nein,“ entgegnete ich. „Morgen bleibe ich noch, wenn Ihr hier bleiben wollt, dann ſollt Ihr tanzen, ſo viel Euch lieb iſt.“

Freude ſtrahlte jetzt von ihren Geſichtern. Alle verſprachen, morgen recht luſtig zu ſein. Der Abend war etwas kühl, darum zogen ſie ſich Alle in die Hütten. Ich ſuchte Luigi und ſeinen Vater. Ich fand Beide in Thränen der Freude und des Danks. Es wurde nun zwiſchen uns Alles verabredet. Der Greis aber widerſtrebte heftig, daß er bei mir leben ſolle. — Es koſtete ihn eine unendliche Ueberwindung, es anzunehmen. Luigi weinte ſehr. Es gelang mir durch freundliche Ueberredung, Beide zu beruhigen.

In Saus und Braus wurde der folgende Tag verlebt. Tanz, Geſang und Spiel wechſelte ab. Die Hoffnung, meine Freiheit wieder zu erhalten, der freudige Gedanke, zwei gute Menſchen gerettet zu haben, machte auch mich überaus fröhlich und heiter. Am Abend gab mir der Hauptmann fünfzig Scudi. „Nimm das, Giacomo," ſagte er; „du wirſt es auf der Reiſe brauchen können." Nebſt dem Gelde händigte er mir einige Zeilen von ſeiner Hand ein, die mir als Sicherheitskarte dienen ſollten.

Der Morgen der Abreiſe kam. Traurig drückten mir die Räuber die Hand, indem ſie mir ihr: Addio, vai in pace zuriefen. Dem Hauptmanne that das Scheiden weh. Auch dem Greiſe ſchüttelten ſie die Hand und dem Knaben. Wir gingen, von dem Hauptmanne ſelbſt begleitet, bis in die Nähe von Tagliacozzo. Dort ſchied er, noch einmal mich umarmend. In Tagliacozzo blieben wir die Nacht. Dann nahm ich Maulthiere, und ſo ritten wir unter traulichem Gerede über Palombano, Lamontano nach Rom, wo wir glücklich und zur Freude unſer Aller und meiner Freunde am dritten Tag eintrafen.

Ich hatte nun meine Familie. Mein Logis hatte hinlänglich Raum für Colli, ſo hieß der Greis, Luigi und mich. Ich hatte Colli ſo lieb gewonnen, als wäre er mein Vater. Während ich arbeitete, las er mir aus Dante und Taſſo vor, abwechſelnd mit Luigi, der mit einer innigen Liebe an mir hing.

Als nun der ruhige, ſtille und harmloſe Gang meines Lebens wieder zurückgekehrt war, dachte ich ernſtlich daran, Luigi im Zeichnen zu unterrichten, wozu ich ſo viele Luſt in ihm zu finden meinte. Eines Abends, wo wir unter dem ſchönen Lorbeer unſeres Gärtchens ſaßen, und Luigi mit ſeiner Engelſtimme die Accorde meiner Guitarre begleitet hatte, fragte ich ihn, ob er nicht auch zeichnen wolle? — Ein Blitz der Freude leuchtete in dieſem Augenblick aus ſeinen Augen. „O, wenn Ihr wolltet," rief er aus, wie gerne möchte ich Euer Schüler werden! — Dann hielt er inne, und blickte ſich ſcheu um — Colli war nicht zugegen — dann fuhr er fort: „In unſeren glücklichen Tagen zeichnete ich Blumen mit beſonderer Vorliebe." Das überraſchte mich. Ich wollte leiſe weiter forſchen, allein der Knabe wich ſo fein aus, daß ich es mit hoher

Verwunderung wahrnahm, und etwas beſchämt über meine Neugierde abbrach. Am andern Morgen wollte ich Luigi die erſte Stunde geben; allein wie erſtaunte ich, als mit hochrothen Wangen der Knabe mir beim Frühſtück eine Blumenzeichnung brachte, an der auch der ſtrengſte Kritiker wenig oder nichts würde zu tadeln gefunden haben. Ich ſchloß den lieben Knaben in meine Arme, denen er ſich jedoch beſchämt entwand. Ich ſah nun die hohe Stufe der Kunſtbildung, auf welcher bereits Luigi in ſo zartem Alter ſtand, und freute mich innig, in ihm ein Talent ſeltener Art zu entdecken. Von nun an war er mein ſteter Geſellſchafter. Ich ließ ihm eine Staffelei fertigen, und förderte mit wahrer Luſt ſeine Studien. Der Ruf des genialen Knaben wurde bald durch mich allgemein. Eine ſeiner Zeichnungen, die vorzüglich gelungen war, kaufte L....... um einen hohen Preis. Ich brachte ihm das Geld. Colli ſaß gerade neben ſeiner Staffelei. Thränen drangen ihm aus den grauen Wimpern, während Luigi in hoher Röthe glühte. — Wir ſprachen nun lange über des Knaben Bildung. Der Greis vernahm jedoch mit gerunzelter Stirne, daß man von Luigi rede. Er wurde ſtill und nachdenkend. Mich wunderte das ſehr. Er bat mich dringend, jedoch nicht ohne Verlegenheit, ja die Aufmerkſamkeit der Menſchen nicht auf ihn und Luigi zu lenken, indem er hinzuſetzte: „Ich wünſche in der Stille nur mit Euch meine Tage zu verleben! Gerne ſagte ich ihm das zu, und ſo kehrte nach und nach die Heiterkeit unter uns wieder ein. —

Um dieſe Zeit machte ich die Bekanntſchaft des Grafen Z...., Geſandten des Hofes von .....g in Neapel. Liebe zur Kunſt führte uns zuſammen und verband uns bald aufs Innigſte. Der Graf beſtürmte mich täglich, nach Neapel zu gehen mit ihm. Der Wunſch des Grafen ſtimmte zu ſehr mit dem überein, den ich längſt in meinem Herzen trug, als daß ich nicht hätte in ſeine ſchmeichelhaften Anträge eingehen ſollen. Es wurde darum von uns verabredet, daß ich nach einigen Tagen mit dem Grafen abreiſen ſollte. Ich kam heim und fand Colli ſehr ernſt, und Luigi in Thränen. „Was iſt vorgefallen, Vater, und was iſt dir, lieber Luigi?“ fragte ich mit herzlicher Theilnahme.

„Ihr geht nach Neapel?“ fragte er.

„Ja, aber nur auf vier Monate, dann kehre ich hierher zurück.“

„So müſſen wir ſcheiden!“ ſprach der Greis mit tiefer Wehmuth.

„Ihr begleitet mich, Vater, mit Luigi und —“

„Das kann, das darf ich nicht!“ entgegnete Colli. „Ich bin ein Neapolitaner. Mich trieb die Revolution von dannen, und nun ſteht mein Name auf der Liſte der Verbannten. Ich darf nicht!“

„Nun,“ — ſiel ich ein, „ſo ſehe ich nicht, warum wir ſcheiden müßten. So bleibet Ihr mit Luigi hier und verwaltet mein Hausweſen bis ich wiederkehre.“

Er drückte mir die Hand und ſagte hierauf: „Ihr ſeid ein ſehr edler Menſch! Ich will Euer Anerbieten annehmen. Wie werde ich es Euch je danken können?“

„Willſt du mich denn nicht begleiten, lieber Luigi?“ fragte ich den weinenden Knaben.

„Ach,“ ſeufzte er, „laßt mich bei meinem Vater. Wie gerne würde ich Euch folgen, aber — es möchte meinem guten Vater etwas begegnen.“ —

Dem lieben Knaben ging meine Entfernung ſehr nahe. Erſt jetzt ſah ich, wie ſehr er mich liebe; aber erſt jetzt gewahrte ich, wie auch mein Herz an den beiden Menſchen hing; denn auch mich machte der Gedanke traurig, mich auf einige Zeit von ihnen zu trennen. Allein es mußte ſein. Ich hatte mein Wort gegeben, das ich nicht brechen durfte. Je näher meine Abreiſe heranrückte, deſto trauriger — und deſto inniger wurde Luigi gegen mich. Nur wehmüthige Töne entlockte er der Guitarre, und ſeine Lieder und Melodien hauchten Wehmuth und Trauer. Endlich mußte ich weg. Der Abſchied war rührend. Der Greis ſchloß mich weinend in ſeine Arme. Luigi hing an meinem Halſe und ſchluchzte laut. Ich mußte mich gewaltſam losreißen. Schriftlich hatte ich Colli Alles übertragen, was ich wünſchte, während meiner Abreiſe beſorgt zu haben. Ich bat ihn, mir recht oft Nachricht von ſich und Luigi zu geben.

Die Trennung von meinen Lieben machte mich düſter. Der Graf ſcherzte über meine Traurigkeit und meinte, ob es nicht die Huld einer idealiſchen Römerin ſei, die ich ſo ſchmerzlich miſſe? Ich erzählte ihm aber meine Räuberſcenen mit ihren Folgen, und ſein Scherz ließ mich in Ruhe. Wir erreichten glücklich Neapel. So ſehr auch im Allgemeinen meine Gedanken in Rom waren und um die liebgewordene, jetzt vermißte Gewohnheit ſchwebten und mich die gewohntgewordene Liebe vermiſſen ließen, ſo riß mich doch die Schönheit der Gegend hin, durch die wir fuhren. Man mag ſelten eine Gegend finden, die an romantiſchem Reize dieſer Gegend, beſonders von Mola di Gaeta bis Neapel, gleich geſtellt werden könnte.

Unmittelbar aus den herrlichen Scenen dieſes Paradieſes erreichten wir Neapel. Die einzige Anſicht, die man hat, ſind dürre, gelbe Bettlergeſichter und ausgeſtreckte Hände, Mönche, Nonnen, Soldaten, Lazzaronis, Obſt- und Waſſerhändler, Paläſte und Hütten. Wie ſeltſam ſtach das Volksleben in Neapel mit dem in Rom ab. Neapel iſt ein Körper voll Leben. Wie oft ſehnte ich mich zurück in mein ſtilles Leben in Rom, zu denen, die ſo eng mit meinem Herzen verwachſen waren! Wenn die ſtillen Stunden der Nacht kamen, das ewige Aqua! Aqua! der Waſſerſchenken, das Geſchrei der Fiſchhändler, Obſtverkäufer, Spieler, Garköche, Polichinelltheater, das Gebrülle, Gewieher, Gemäcker mit Gegrunze der vierfüßigen Geſchöpfe, die die Straßen belebten, das Geraſſel der Caroſſen, der Klang der Hörner, Mandolinen, Guitarren — kurz dieſes gänzlich betäubende Durcheinander des Tags aufgehört hatte, dann der Mond ſo wunderherrlich über den Meerbuſen aufging, und Meer, Schiffe, in der Ferne der dampfende Veſuv in der ſtillen Erhabenheit vor mir lagen, ach! dann ergriff mein Gemüth eine Sehnſucht, die ich kaum ausſprechen konnte, und das Bild meines Luigi ſtand vor mir und der Greis mit ſeinen Silberlocken, und mir war's, als müßte ich zu ihnen eilen und mir wurde ſo bange, ſo enge, daß ich hinaus auf den mit Blumen beſetzten Balkon treten mußte, in die laue Nachtluft, um Ruhe zu gewinnen. —

So wechſelte es täglich in mir mit heiteren Augenblicken. Der Graf bot Alles auf, mir die Stunden recht angenehm zu machen. Was Neapel ſelbſt Großes und Herrliches hat, ſeine Muſeen, Statuen, Bilder, Münzen, Gemmen, Cameen und vor allem ſeine Salvator Roſa's beſchäftigten mich den ganzen Tag über, ſo reizend, ſo ausſchließlich, daß ich Alles vergaß, und es währte lange, bis das Alte und Neuere beſchaut, ſtudirt war. Dann aber lag auch bald das lärmende Neapel hinter uns, und wir flogen hinaus in die reiche Umgebung, wo Natur und Kunſt in Trümmern und jugendlicher Friſche uns ihre Schätze boten. „Wohin aber zuerſt?" fragte ich den Grafen. Er lachte. „Wählen wir blind," ſprach er, überall iſt Neues, Herrliches." So war es. Aber vor uns lag Vulkans dampfende Werkſtätte und lockte die Neugier und Wißbegierde ſo gewaltig. Der Graf nahm mehrere Flaſchen Lacrymae Chriſti — „denn," ſagte er, „wollen wir dem alten Feuerkopf ein Trankopfer bringen, wie billig, ſo muß es das edle Naß ſein, welches er allein hervorbringt!" — Die Eſel kamen. Der Wagen wurde verlaſſen, und ſo ging's denn langſam bergan. Es war noch ſehr frühe, denn eben blickte der erſte Sonnenſtrahl vom Meere her. In Portici ſchlief noch Alles gar gemächlich. Steil und ſteiler wurde der Weg. „Blicken Sie ja nicht um ſich," rief mir der Graf zu, „bis ich es Ihnen ſagen werde!" Ich mußte gehorchen. Endlich, als ſchon die Spüren vulkaniſcher Verheerungen grauſenerregend vor uns lagen, da rief er: „Halt!" Ich ſah um mich. O, welch ein Anblick! da lag Neapel und ſein Golf, Portici, Bajä's Ruinen — mit einem Worte, ein Bild vor mir, vor dem das Wort auf der Lippe erſtarb — aber die ganze Seele ſich in das Auge drängte. — Wie ich begeiſtert war, fühlte der Graf durch eine herzliche Umarmung, die er eben ſo herzlich erwiederte. — Wir zogen weiter; aber jetzt trat der Tod vor uns hin in grauenvoller Geſtalt; ſchwarze Lavafelder, Aufhören aller Vegetation und alles animaliſchen Lebens. Je höher wir ſtiegen, je öder. Vor uns lag endlich der dampfende Kegel. Erquickt durch der beiden Klausner Erfriſchungen, traten wir unſere Fußwanderung an, da man hier die Maulthiere zurückläßt. Nach Verlauf einer Stunde, wo wir ſtetig in heißem Aſchenſande wateten, und mehr zurück als vorwärts gelangten, ſtanden wir an dem entſetzlichen Rande, der Tauſenden harmloſer Menſchen Tod und Verderben gebracht hatte, wovon Herkulanum und Pompeji die klarſten Zeugniſſe geben. Meine Stimmung war ſehr ernſt; auch der Graf hatte ſeine ſtete Heiterkeit abgelegt. Die fürchterliche Erhabenheit läßt nur eine Stimmung aufkommen. Wir feierten eine ernſte Stunde hier in der Nähe des Todes, und kehrten dann nach Portici zurück, um die übrige Zeit mit dem Beſchauen deſſen hinzubringen, was es Merkwürdiges für Kunſt und Alterthum aufzuweiſen hat. Freilich — was war das Alles gegen die Ideen, die wir mitbrachten?

Wir ſchweiften umher an den lachenden Ufern des Golfs, in Pozzuoli und Bajä; wir wallten da, wo die cumäiſche Sibylle ihre Orakel gab, und auf Salfataras ſchrecklichem Schwefelboden, wo jeder Fußtritt Dampfwolken erzeugt, deren Schwefelgeruch den Schrecken des Todes bringt, in Poſilippos wunderbarer Grotte, dann nach Herkulanum und Pompeji, dieſer auferſtandenen alten Welt, vor der wir mit Staunen — aber mit mehr Wehmuth noch ſtehen und der unglücklichen Brüder und Schweſtern denken, denen der furchtbare Augenblick ſchrecklichen Tod brachte. Unter dieſen Wundern lebten wir drei ganze Wochen. Jeder Tag ſchuf neuen Genuß, neue Belehrung. Ach, ich machte mir oft bittere Vorwürfe, daß ich ſo ſehr ſelten an meine Zurückgelaſſene in Rom dachte. Aber wie wurde ich überraſcht, als ich bei der Rückkehr in des Grafen Hôtel einen Brief von Luigi fand. Es waren ſchöne unbekannte Züge, feſt und männlich. Ich erbrach mit ſichtbarer Spannung den Brief und las. O, welche Freude! Wie ſprach ſich in jeder Zeile ſeine herzliche Liebe, ſeine Beſorgniß mit einer ächt italieniſchen Gluth aus! Ich ſtaunte, trotz der Freude, denn der Brief war geiſtvoll und herrlich ſtyliſirt. Freilich konnte ich es mir leicht erklären, denn der Vater hatte es wahrſcheinlich dictirt. So befremdete es mich nicht ſehr. Der Brief machte mir eine unbeſchreibliche Freude. Sie waren wohl und heiter, ſo ſchrieb der liebe Knabe. Mir ſchien es doch, und das leuchtete aus dem ganzen Briefe hervor, daß die Stimmung des Schreibenden eine tiefe Wehmuth war. Das beunruhigte mich wohl, — doch ſchien es mir aus der Anhänglichkeit Luigi's an mich erklärlich, und ſo achtete ich es nicht weiter. Der Graf ließ mir jetzt volle Freiheit. Ich begann zu arbeiten. Raſcher, lebendiger, feuriger als noch je wurde von mir der Pinſel geführt. Der Graf war entzückt und bat mich, immer bei ihm zu bleiben. Hatte ich den Tag über gearbeitet, dann mußte ich ihn am Abend in ſeine Geſellſchaften begleiten, wo ich manche herrliche Stunde verlebte. Ein engerer Kreis vornehmer und gebildeter Männer fand ſich eines Tages bei ihm zum Mahl ein. Heiterkeit und Laune würzte es, und als des Rebenſaftes Kräfte die Formen zertrümmert hatte und Geiſt und Herz feſſelfrei geworden war, da gedachte man der Zeiten der letzten Revolution. Die Neapolitaner ſprachen von verſchiedenen Familien, deren Unſtern dieſe Begebenheit geweſen war, und Einer derſelben ſagte: „Mich ſchmerzt das Schickſal des Marcheſe Peſcara und ſeiner Kinder tief und innig!“ — Ich horchte auf. Das war ja nebſt dem Namen Carigliani die Familie, nach deren Schickſal ich forſchen ſollte. Ich that's. „O,“ antwortete mir Jener, „könnte ich Ihnen Kunde geben! Der Marcheſe iſt mit ſeinen Kindern verſchwunden. Wahrſcheinlich fand er irgendwo ſeinen Tod, denn auch ſeine treueſten Freunde wiſſen nichts von ihm und Antonio, und ſeiner lieblichen Schweſter!“ Ich nannte den Namen Carigliani. Der junge Mann ſah mich an. „Es iſt ſeltſam,“ ſprach er, „Sie ſind durchaus fremd hier, und fragen gerade nach den Familien, die mir ſo theuer ſind! Carigliani ſchlummert im Schooße der Erde — aber — ſein einziger Sohn — ſteht vor Ihnen!“ Ich war ſehr verlegen, denn — durfte ich Marconi's Namen nennen? Durfte ich überhaupt nur ſagen, warum ich gefragt? — Carigliani drang in mich, es zu ſagen, allein die Verſicherung eines gebundenen Worts erlöſte mich von ſeinen Forſchungen, erhöhte aber das Intereſſe an meiner Perſon, das er bisher mir öfters bewieſen, um Vieles. Er wurde nun mein ſteter Geſellſchafter — mein Freund — doch nie ſuchte er mich auszuforſchen, und ich bewahrte ein Geheimniß, das mir theuer war. Ich ſchrieb oft an Marconi nach A......g, erhielt aber nie eine Antwort von ihm. Auch dies meldete ich ihm, und ein anderer Freund aus A.......g ſchrieb mir, wie tief der Eindruck meines letzten Schreibens auf Marconi geweſen, bat mich aber in ſeinem Namen, mein Geheimniß heilig zu bewahren. In einem heitern und ſchönen Verhältniſſe flohen ſieben Monate ſchnell wie ein Tag dahin. Nur in der letzten Zeit erfaßte mich eine ſeltſame Unruhe. Ich ſprach oft davon bei dem Grafen, allein er foppte mich nur, und ſo ſchwieg ich, und beſchloß zu handeln, ſtatt zu reden.

Es war eben im Anfange des März, als ich Alles angeordnet hatte zur Rückreiſe nach Rom. An Luigi und Colli hatte ich geſchrieben, daß ich kommen würde. Sehr ungern ſah es der Graf, daß ich ihn verlaſſen wollte, allein er legte mir kein Hinderniß in den Weg. Nur mußte ich ihm geloben, wieder nach Neapel zu kommen. Ich flog nach Rom, denn eine unerklärliche Sehnſucht trieb mich. Es war ſpät in der Nacht, als ich vor meiner Wohnung ankam. Alles war todt und ſtill. Lange ſtand ich unentſchloſſen, ob ich klopfen ſollte. Nein, ſprach ich dann zu mir ſelbſt, ſie ſchlummern jetzt ruhig und friedlich, ich will ihren Schlummer nicht ſtören. Ich ging in eins der erſten Gaſthäuſer. Noch war Alles dort in Bewegung. In einem Saale, in den ich trat, ſaßen zwei Männer. Mir ſchien's, als habe ich ſie in Neapel geſehen; auch ihre Sprache machte ſie mir als Neapolitaner kenntlich. Sie waren in tiefem Geſpräche und achteten meiner nicht.

„Nur drei Tage früher, ſagte der Eine, der neapolitaniſche Offizierskleidung trug, ſich vor die Stirne ſchlagend, „ſo war der Vogel gefangen!“ —

„Der Miniſter wird übel mit uns zufrieden ſein,“ ſetzte der Andere hinzu.

„Aber, wer dachte auch,“ ſprach wieder lebhaft der Erſtere, „daß der alte Schelm, der ſo ſicher ſaß, Wind bekommen würde.“ —

„Iſt er noch in Rom,“ verſetzte der Zweite triumphirend, „ſo entgeht er uns nicht, und wo er irgend in den oberitaliſchen Staaten landen mag, wenn er etwa zur See ſollte entflohen ſein, da wird man ihn, nach dem untrüglichen Signalement, aufgreifen und ausliefern.“ —

Dieſe Reden der beiden Sbirren, denn dafür gaben ſie ſich ſelbſt zu erkennen, bewegten mein Inneres heftig. Ich dachte unwillkürlich an Colli, doch auch ſchon im nächſten Moment mußte ich meiner Angſt ſelbſt ſpotten, denn warum mußte das gerade Colli ſein? — Dennoch konnte ich nicht ſchlafen. Der Tag graute kaum, da ſtand ich ſchon vor meines Hauſes Thür. Auf ſtarkes Pochen öffnete man endlich. „Ach, kommen Sie endlich!“ rief meine Wirthin mir entgegen. „Wären Sie doch nur wenige Tage früher gekommen.“ — „Warum das?“ fragte ich haſtig. „Colli und ſein Sohn ſind verſchwunden!“ war die Antwort, die mich beinahe ſtarr machte. „Kommen Sie herauf, und Sie ſollen Alles erfahren,“ ſagte die gute Alte, und zog mich herein. Auf meinem Zimmer war die alte Ordnung; Nichts ſah anders aus. Ich warf mich tiefbewegt in einen Lehnſtuhl, um der Alten Erzählung anzuhören. „Kaum waren Sie,“ hob ſie tiefathmend an, „etwa acht Tage hinweg, als ein Gemurmel in der Stadt ging, man ſuche einen Flüchtling aus Neapel, der ſich hier verborgen halte. Eingefangene Räuber ſollten von ihm Manches ausgeſagt haben. Das erzählte ich eines Tags in aller Unſchuld. Da wird der alte Colli kreidebleich, und auch Luigi, der denn gar nicht mehr munter wurde, ſeit Sie weg waren, erblaßte ſichtlich. Er bat mich dringend, genauere Kundſchaft einzuziehen, und es ihm alsdann zu berichten. Ich that ſo. Als ich einſt von ſolch einer Wanderung heimkehrte, trat eben ein Pater von den Dominikanern aus meiner Thür. Ich kreuzigte, und er gab mir den Segen und ging. Oben fand ich Colli und Luigi wehmüthig-heiter. Luigi malte eifrig, auch ſchrieb er viel am letzten Tag. Es war eben Samſtag Abend, etwa um die achtzehnte Stunde, da bat Colli mich abermals auf Kundſchaft auszugehen. Es währte lange bis ich heimkehrte. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich Alles leer fand, keinen Colli, keinen Luigi. Ich rannte alle

Ecken aus — Alles todt und ſtill — übrigens alle Ihre Sachen an ihrem Orte, und Ihre Schlüſſel in dieſem verſiegelten Packet auf dem Tiſch, und (indem ſie die Staffelei aufdeckte) dies Gemälde hier!" — Ich erſtaunte — denn es war eine herrliche Roſe, gerade im Erblühen herrlich gezeichnet, und mit Kraft, Wärme und viel Kunſt ausgeführt. — Unten ſtand ein „L." O, du treue Seele, ſo wollteſt du dein Andenken bei mir erhalten! Schade, ewig ſchade, wenn deine Talente untergehen ſollten! Ich konnte meinen Blick nicht weg wenden von dem lieblichen Gemälde, bis die Thränen es mir nicht mehr anzublicken vergönnten. Eine Weile hatte die redſelige Alte geſchwiegen, dann fuhr ſie fort: „Mit großer Angſt rannte ich zu meiner Nachbarin, der Gewürzkrämerin, die immer in ihrem Laden ſteht, und forſchte. Sie erzählte, es ſeien am Abend in meiner Abweſenheit drei Mönche, eigentlich nur zwei, und einer in Novizenkleidung aus dem Hauſe gegangen, und nicht wieder zurückgekehrt. Das waren ſie, lieber Herr, und ſeitdem habe ich nichts mehr von ihnen gehört. Was mag ſie nur zur Flucht beſtimmt haben? Manchmal dachte ich, ob Celli der Flüchtling ſei, dem man nachgeforſcht, aber ich konnte ihn doch für keinen Carbonaro halten, er war zu fromm und zu gut!" —

Recht zu meiner Freude wurde ſie jetzt abgerufen, und ich von ihren Vermuthungen befreit. Celli's Flucht ſchmerzte mich tief. Ach, es mußten wichtige Gründe ſein, die ihn dazu beſtimmten. — Er war ſicher jener geſuchte Flüchtling. — Ich empfahl ihn und den lieben Knaben dem Schutze des Höchſten, und ging gedankenvoll die Stube auf und nieder. Nicht lange hing ich meinen Gedanken nach, ſo kam auch die Alte ſchon wieder. „Ich hätte bald etwas Wichtiges vergeſſen," ſprach ſie; „auf meinem Tiſche lag, als ich an dem Abend von Celli's Flucht nach Hauſe kam, dieſer Brief an Sie." — Haſtig riß ich ihn aus ihrer Hand, erbrach ihn und las: „Das finſtere Geſchick, das mich verfolgt, ruht nicht, mein theurer Retter; ich glaubte den Frieden für mich und mein Kind gefunden zu haben, und nun iſt die Gefahr ſo nahe. Auf unbegreifliche Weiſe hat man meine Spur gefunden; mein gebrandmarkter Name

— ich heiße Peſcara, bringt Ihnen und mir den Tod von der Hand meiner Verfolger. Ich fliehe. Gott ſandte mir einen rettenden Engel in Ihnen, einen zweiten in einem Jugendfreunde. Ehe Sie zurückkehren, liegt das Meer zwiſchen uns. O, daß ich Sie nicht mehr ſehen, Ihnen nicht mehr für Ihre Liebe danken, Ihnen den Segen eines unglücklichen Greiſes nicht mehr geben konnte. Luigi und ich, wir haben vor Ihrem Bette gekniet und für Sie gebetet. Der Allgütige wird uns erhören. Ach, warum fliehe ich? Warum ſuche ich ein Haupt dem Henkerbeil zu entziehen, das doch bald unter der Senſe des Todes fällt? Richten Sie mild, edler Mann! Mein Kind, mein armes Kind zu retten, fliehe ich. Ich durfte es Ihnen nicht allein laſſen, ſo edel Sie ſind, ich durfte nicht, denn es würde entdeckt worden ſein, und — ich konnte mich nicht von ihm trennen, ich konnte nicht! O, hätten Sie die Thränen geſehen, die von uns vergoſſen wurden, Sie ahneten, wie wir Sie lieben! Ihr Andenken kann mit dem Tode nicht erlöſchen. Mein letztes Wort wird ein Segenswunſch für Sie ſein! Leben Sie wohl! Möge der Himmel Ihnen vergelten für Ihre Liebe zu uns. Wohin wir fliehen — ich darf es nicht ſagen — jetzt nicht — doch ſollen Sie es erfahren! — Vielleicht ſehen wir uns dann noch hienieden. Iſt's nicht, dann wird dort meine dankbare Seele Sie wiederſehen. Gottes Segen über Sie!

Peſcara.

P. S. Vernichten Sie dies Schreiben.“

Darunter ſtanden Schriftzüge Luigi's. Aber Thränen hatten ſie ausgelöſcht. Nur einige Worte waren lesbar. Die Roſe — mein Andenken — meine Liebe — nicht vergeſſen — das nur konnte ich leſen. So hatte ich ſie denn nun verloren, verloren auf immer, ſie, die ich ſo herzlich liebte. Warum wußte ich nicht früher, daß Colli der unglückliche Peſcara war? — Ich hätte ihn leicht retten können nach Deutſchland. Was wird Marconi ſagen, wenn ich das ihm melde — was Carigliani? — Luigi's Roſe, dieſer Brief, ſie waren das Theuerſte, was ich beſaß. Mein Leben wurde nun ſehr einförmig und öde. Die alten Freunde fanden mich ſehr verändert. Ich wollte nach Deutſchland zurück — doch bald ſiegte über dieſen Entſchluß die Liebe zur Kunſt. In ihre Arme warf ich mich jetzt wieder mit neuem Eifer, weil ich in ihr allein Zerſtreuung fand. Ich ging wieder nach Neapel. Ich beſuchte Sicilien, und lebte mit Carigliani lange unter den Ruinen von Syrakus und Selinunt. Unſere Freundſchaft war feſt und innig geworden. Wir bereiſten Calabrien und kehrten nach Neapel zurück. Zwei Jahre gingen vorüber, ehe ich Rom wiederſah. Carigliani's Tod machte mir Neapel fremd, mein Leben arm und leer dort. In Rom blieb ich noch ein Jahr, dann wollte ich nach Florenz. Ich führte den Plan aus. —

In Florenz ſelbſt konnte ich nicht lange verweilen, denn ich hatte für den Grafen L....... in Neapel den Auftrag, einen Seeſturm zu malen. Ich mußte darum in der Nähe des Meeres leben. Oefters machte ich deßwegen Ausflüge an die Küſte, brachte mehrere Tage in den Dörfern und Städten an der Küſte zu. Nirgends aber ſagte mir die Gegend ſo ſehr zu, als bei einem kleinen Dorfe, das rings umgeben von Oliven, Pomeranzen- und Citronenbäumen, aufs reizendſte dalag. Tage, ja ganze Wochen lebte ich dort.

Einſt, als eben von Weſten her ein furchtbares Gewitter ſeine Schrecken entfaltete, ſaß ich auf einer Klippe hoch über dem Meer, um der Natur ihre Reize auch in dieſer ſchrecklichen Geſtalt abzulauſchen. Fernher rollte wild der Donner, unter mir brach ſich wild die furchtbare Brandung. Stärker und ſtärker brauſte der Sturm, und hoch peitſchte Welle die Welle. Lautſchreiend flogen die Möven vorüber, und der Sturmvogel trillte hoch in den Lüften und konnte den ſichern Port nicht gewinnen. Der weiſe Giſcht der Brandung flog bis zu mir empor. Das ſalzige Element ſchien innerlich zu gähren und zu kochen. Da flog weit am Saume des Geſichtskreiſes ein Schiff daher. Bald in die Tiefe wurde es geſtürzt, bald zu ſchwindelnder Höhe gehoben. Nothſchüſſe trafen furchtbar das Ohr. „Ihr Armen, helfe euch Gott!“ rief ich aus, und faltete die Hände betend, während der Schrecken mir jedes

Haar emporſträubte und eine Eiskälte mir durch alle Glieder rieſelte. Ich war ganz Auge. Jetzt aber ſtieg die Noth der Hilfloſen aufs Höchſte. Man gewahrte ein Licht — es nahm zu — Entſetzen! das Schiff brannte. — Der Sturm hatte es näher zur Küſte geworfen. Man vernahm deutlich den Angſtruf der Verzweiflung. Noch einmal flammte das Schiff auf — ein furchtbarer Knall, und — dann bedeckte es das unendliche Grab. Während dieſes entſetzlichen Schauſpiels war ich aufgeſprungen und rief: „Iſt denn keine Menſchenſeele da, die retten kann?“ In dieſem Augenblick hörte ich den Schall einer Mannesſtimme dicht bei mir. „Kommt mit mir!“ rief ein ſchon bejahrter Fiſcher, und faßte meine Hand, mich mit ſich fortziehend. Wir umgingen den Felſen, und gelangten in eine freundliche Bucht, wo, verborgen dem Auge der Welt, die Fiſcherwohnung, von zwei Pomeranzenbäumen beſchattet, ſtand. Schnell war das Fiſcherboot abgelöſt; wir ſtiegen ein und ruderten rüſtig und muthig in die ſchäumenden Wellen hinein, die uns bald hoch hinauf, bald tief hinab ſchleuderten. Obgleich meine Seele nur von einer Vorſtellung beherrſcht war — ſo war es mir doch, als ob der ſüße Ton einer lieben Stimme an mein Ohr geſchlagen hätte. — Doch das war Einbildung. Immer näher zu den Trümmern ſchleuderten uns die Wellen. — Da tauchte neben uns plötzlich eine Menſchengeſtalt auf, dann weiter noch eine. Wir zogen mit furchtbarer Anſtrengung die Geſtalt in das Boot — aber es war eine Leiche — ein weibliches Weſen, von unausſprechlicher Anmuth, ſelbſt noch im Tode. Der Andere, den wir zu retten ſo glücklich waren, war ein Matroſe, auch dem Tode ſchon nahe. Wir hatten unſere Ladung. Das Boot, welches eher den Namen einer Barke verdiente, war ſehr klein.

Am Ufer angelangt, trugen wir unſere Geretteten heraus und zu der Hütte hinauf. „Annunciata!“ rief der Fiſcher; aber nichts antwortete. Wir erreichten die Hütte und traten ein. Wer malt mein Erſtaunen. Da kniet vor einem Bilde der heiligen Jungfrau ein Mädchen, gehüllt in die einfache, aber ſo überaus reizende Tracht des toskaniſchen Volks, und ringt unter rinnenden Thränen die friedlichen Hände im Gebet — ein Mädchen — und doch Luigi's Züge ganz, ganz. „Luigi!“ rief ich aus, ganz ergriffen von der Aehnlichkeit. Das Mädchen ſtand in lieblicher Verwirrung da, und blickte mich fremd an. Dann aber die Unglücklichen gewahrend, eilte ſie, dieſe auf ein daſtehendes, ärmliches, aber ſehr reinliches Bett zu legen. So gut es gehen mochte, wurden alle Rettungsverſuche angewendet bei der weiblichen Geretteten; allein umſonſt. Die lieblichen Züge blieben ſtarr, kalt und bleich. Der junge Matroſe erholte ſich bald. Unter den wehmüthigſten Empfindungen eilten wir wieder in unſere Barke, um den zweiten Rettungsverſuch zu machen. Der Sturm hatte ſich gelegt, die See ging noch hoch — allein jetzt hatten auch die Fiſcher der benachbarten Orte ſich hinausgewagt. Wir kehrten, ohne unſere Abſicht erreicht zu haben, zurück. Schon neigte ſich der Tag. Die Ebbe hatte noch einen Leichnam auf dem Ufer liegen laſſen. Der Matroſe erkannte ihn für den ſeines Capitäns, und den Leichnam des Mädchens für den ſeiner Tochter. „Du Glückliche,“ ſprach unter ſanftem Weinen, mit tiefem Gefühl die liebliche Annunciata, „du konnteſt mit deinem guten Vater ſterben!“ als wir Beide mit Rührung in ein Grab ſenkten. —

Die Auftritte bisher waren ſich ſo raſch und ſchauderhaft gefolgt, daß ich erſt ſpät ſo recht zu mir ſelbſt kam. Ich hatte mich ſehr getäuſcht. Annunciata war des Fiſchers Tochter. Ihre Aehnlichkeit mit Luigi war außerordentlich. Ich konnte meinen Blick nicht von dem lieblichen Mädchen wenden, deren Züge mir ſo theuer waren. Ich ſprach davon. Annunciata erröthete oft während meiner Erzählung, und oft rannen ihre Thränen, die ſie nicht, auch mit aller Anſtrengung, zurückhalten konnte. Auch ihre Stimme war Luigi's ſanfte Flötenſtimme. Durch die Auftritte, die ſich an dieſem Tage ereignet, ſtand ich den guten Seelen nahe. Unſer Freundſchaftsband war bald geſchloſſen. Ich bat den alten Andrea, bei ihm in ſeiner kleinen Wohnung einige Zeit wohnen zu dürfen. Er ſah es gerne. In Annunciata's Auge glühte die Freude, als ſie es vernahm, und ich — ich mag es gerne geſtehen, daß mein Herz in ſeltſamer, noch nie gefühlter Bewegung war, ich — war entzückt. Schon am andern Tag, als der gerettete Matroſe unter gerührtem Danke ſeine Wanderung nach Trieſt, woher er ſtammte, angetreten hatte, bezog ich mein freundliches kleines Stübchen. Ich ließ mein Feldbett, meine Staffelei und übrigen Effecten bringen, und ſiedelte mich ſo in der Nähe des herrlichen Mädchens häuslich an. Wie ſeltſam war mir bei Annunciaten zu Muth! Und täglich wurde es mir ſeltſamer. Ich hatte kaum den Muth, ſie anzureden. Sprach ſie, ſo war ich ganz Ohr. Sah ich ſie im kleinen Gärtchen arbeiten, dann flog Palette und Pinſel hinweg, und ich ſtand und ſah. Einen Seeſturm ſollte ich malen, und in meinem Herzen tobte ein gewaltiger Sturm der erwachten Leidenſchaft, und jener blieb bloße Skizze von Tag zu Tag. Und obgleich in Annunciaten ein wehmüthiger Ernſt herrſchende Stimmung war, und mich zum erſten Mal einem weiblichen Weſen gegenüber eine beinahe kindiſche Scheu anwandelte, ſo kamen wir dennoch täglich uns näher, und eine ſüße, mich beſeligende Vertraulichkeit fand bald Statt. So gingen Monate in einem wahrhaft idylliſchen Leben für mich hin. Ich liebte Annunciaten, ſie liebte mich, das ſagte jeder Blick, jedes Wort, und dennoch konnte ich das Wort „Liebe“ nicht über meine Lippen bringen. Wir waren glücklich — harmlos glücklich. Ich hatte mir es oft vorgenommen, dem alten Andrea meine Lage zu ſchildern, dann um Annunciata's Hand ſie ſelbſt zu bitten. Konnte ich es nicht? War ich nicht mein eigener Herr? Hatte ich nicht Vermögen genug, um, auch ohne meine Kunſt, leben zu können mit Weib und Kind? — Aber ein Tag verging wie der andere in ſtillem Glück, und ich vergaß was ich wollte. Die rauheren Tage des Spätherbſtes kamen, wenn man ſie unter dieſem glücklichen Himmelsſtrich rauh nennen konnte. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das ſtörend in mein Glück eingriff. Ein Brief des Grafen L....... rief mich eilend nach Florenz. Ich mußte hin. Wie weh that der Abſchied! Annunciata's Thränen rannen. In dieſem Moment ſank ſie an meine Bruſt in ſüßem Vergeſſen; bald aber riß ſie ſich los und eilte in die Hütte. Andrea ſah ihr kopfſchüttelnd nach, ſchüttelte mir die Hand, und ſprach: „So Ihr wiederkommt, will ich Euch Manches mittheilen, was ich ſtill in meiner Bruſt trug.“ — Ich mußte fort, des Grafen Wagen wartete. — Als wir Florenz erreichten, und vor des Grafen Hôtel anhielten, kam er mir entgegen. „Wo bleiben Sie ſo lange?“ fragte er. „Durch Sie habe ich die koſtbarſte Zeit eingebüßt, Sie müſſen noch heute mit mir nach Rom abreiſen — dort habe ich die herrliche Gemäldeſammlung des Abbate R . . . . an mich gekauft, die müſſen Sie mir ordnen in meiner Villa.“ — Das Blut wich mir aus allen Adern, ich war einer Ohnmacht nahe. „Nur jetzt nicht,“ bat ich, „laſſen Sie mich nur noch drei Tage hier, daß ich —“

„Nein, nein,“ rief er. „Ich habe ſchon zwei Tage auf Sie gewartet. Sie müſſen mit!“ Ich widerſtrebte, allein es half mich nichts. Der Graf war einer von den Menſchen, die ſich durch ihre Bitten eine ſolche Uebermacht über Andere zu nehmen wiſſen, daß ihnen zu widerſtehen unmöglich iſt, und man ihnen gegenüber kaum mehr ſeine Selbſtſtändigkeit behaupten kann. Er ergriff meine Hand — ein Fußtritt, die Wagenthüre flog zu, und wir wie ein Vogel in den Lüften dahin.

Ich war betäubt, erſchüttert. In meinem Innern ſtürmte es wild. „Ach, Annunciata!“ ſeufzte ich, und dachte daran, wie dieſer Graf in ſeiner zudringlichen Freundſchaft ſchon einmal mich entführt hatte nach Neapel, und ich durch dieſe Reiſe Alles verloren, was ich Liebes damals auf Erden hatte. Jetzt, jetzt, wo das Glück mir ſeine Paradieſes-Auen öffnete, wo zum erſten Male die Liebe mein Herz mit allem ihrem unendlich ſüßen Zauber erfüllte, jetzt entriß er mich wieder wie ein neidiſcher Dämon meinem Glücke. Die Analogie dieſes und jenes erſten Auftrittes mit dem Grafen und ſeiner Folgen erfüllte meine Seele mit einer Angſt, für deren Schilderung es weder Farben noch Worte gibt. „Was iſt Ihnen, Freund?“ fragte der Graf, beſorgt gemacht durch mein Erbleichen. Er bemühte ſich, mich zu erheitern, dadurch, daß er die Wunderbilder mir beſchrieb, die er nun ſein nannte. — Ach, es half nicht. Meine Seele war umflort. Sie hatte jetzt nur ein Bild, das ſie beherrſchte, und jeder Verſuch, ein anderes unterzuſchieben, war eitel.

Wir kamen in Rom an. Mit einer Anſtrengung, die meine Kräfte überſtieg, begann ich meine Arbeiten, in der Hoffnung, ſie bald zu vollenden. Ich hatte mich getäuſcht. Die Arbeit ſchien ſich zu mehren. Mit Widerwillen arbeitete ich, und dennoch mit Anſtrengung an der Reinigung und Reſtauration — bis ich eines Tages meine Kräfte ſchwinden fühlte und endlich beſinnungslos niederſank. Nach einem zehnwöchigen Krankenlager ſchlug ich zum erſten Male mit Bewußtſein das Auge auf. Der Graf ſaß mit theilnehmender Miene an meinem Bett. Er frohlockte, als ich ihm die matte Hand reichte; und eine Thräne der Wehmuth trat in mein Auge. Der Graf wurde ernſt. „Sie haben mir viel geopfert,“ ſagte er, „theurer Mann! Ihre Phantaſien haben mir den Blick in ihr Inneres geöffnet. O, wie oft habe ich meine ſtürmiſche Art bereut, mit der ich Sie aus dem ſchönen Verhältniſſe der Liebe riß. Seien Sie ſorglos, theurer Freund, Sie ſollen, ſobald es Ihr Zuſtand erlauben wird, wieder von mir nach Florenz gebracht werden!“ — So ſprach er und noch Vieles, was mein Herz mit neuen Hoffnungen erfüllte. Auch ſprach er eines Tages viel von einem Fremden, der mich aufgeſucht und mit der hingebenſten Freundſchaft an meinem Bett gewacht, dann aber wieder, nach ſeinen Worten, von einem unerbittlichen Geſchicke fortgeriſſen, aus Rom verſchwunden ſei. — Er nannte den Namen Marconi. „Marconi?“ fragte ich auffahrend. „Ja, ja,“ ſagte der Graf. „Es iſt ein edler Menſch, er trug Uniform, wo ich nicht irre, bayeriſche, und ſeine Papiere wieſen ihn als Hauptmann aus.“ „Und hat er nichts zurückgelaſſen für mich, kein ſichtbares Zeichen ſeiner Gegenwart?“ — „Doch,“ antwortete der Graf; „ich habe einen Brief für Sie.“ Er reichte ihn mir. Es waren Marconi's Züge. „Ich habe es gewagt, theurer Freund!“ ſchrieb er, „mein Heimathland zu betreten, um die mir theuren Menſchen vielleicht zu finden. Meine Hoffnung hat mich nicht ganz betrogen; allein wie viele habe ich zu beweinen! — An Deinem Bett habe ich gemeint. Dein Arzt und Dein edler Pfleger gaben mir die Hoffnung Deiner Rettung — da erſt ſchied ich, um heilige Pflicht zu erfüllen und Troſt einer Seele zu bringen, die auch Dir noch theuer werden wird. — — Vergib, daß ich nicht länger blieb. Ich durfte nicht. Die Gefahr iſt groß. Hätte nicht großmüthige Freundſchaft mir ein Opfer gebracht; ich würde Dich nicht geſehen und — ein ſüßes Glück entbehrt haben. Suche mich nicht mehr in A……g. Unweit Brixen in Tyrol habe ich mir ein Gütchen gekauft, dort lebe ich, dort erwarten Dich liebende Herzen. Komme! Gott gebe Dir bald Deine Geſundheit wieder!“

So räthſelhaft mir dieſer Brief war, ſo erheiterte er mich dennoch. Tagelang grübelte ich ſeinem Inhalte nach und konnte nichts errathen. — Meine Reconvalescenz ging ſchnell vor ſich. Der Graf bot Alles auf, ſie zu befördern. Kaum war ich ſo weit hergeſtellt, daß ich ohne Gefahr die Reiſe antreten konnte, ſo reiſte der Graf mit mir nach Florenz zurück. Dort ſchied er von mir, um die Bäder von Piſa zu gebrauchen. Ich mußte einen Tag länger bleiben, durch meine Verhältniſſe genöthigt. Als der Graf abgereiſt war, trat der Wirth zu mir ein. Zwei Diener trugen einen Verſchlag. Er reichte mir ein Billet des Grafen. „Sie haben jeden Lohn verſchmäht,“ ſchrieb er, „und mir dadurch doppelte Verpflichtung auferlegt. Möge Ihnen dann meine Liebe und Dankbarkeit der Lohn ſein für Ihre Opfer, die ich nie vergeſſen werde. Daß aber auch mein Gedächtniß nicht bei Ihnen erlöſche, dieſem Wunſche durch beifolgende Bilder eine Stütze zu geben, dürfen Sie dem Freunde nicht verargen. Es ſind Ihre Lieblinge geweſen. Gedenken Sie bei ihrem Anblicke deſſen, der Sie nie vergißt!“ —

Ich konnte nicht ohne Rührung dieſe Zeilen leſen. Der geöffnete Verſchlag zeigte mir einen herrlichen Salvator Roſa und einen ebenſo köſtlichen Tintoretto. Beide die Zierden aus des Grafen Sammlung; beide zu den ſchönſten Schöpfungen dieſer Meiſter zu rechnen. Das Geſchenk war fürſtlich; es machte mich ſehr glücklich und erhöhte meine Liebe zu dem edlen Geber.

Am andern Morgen flog ich hinaus zu den Küſten des Meeres hin, zu meiner Bucht, wo meine Annunciata lebte. O, wie malte ich mir den Empfang aus. Wie lebte jede Nerve, als ich um den Felſen bog. Noch war Alles, wie ich es verließ. Die Barke lag auf ihrem Flecke. Die Blumen im Gärtchen blühten. Ich trat zitternd in die Hütte — ich öffne die Thüre und wähne Annunciaten zu ſehen — aber — wie prallte ich zurück — ein junges Weib ſaß in heiterer Ruhe da — ein Säugling ſchlummerte auf ihrem Schooß. — Es war eine Fremde. — Sie erſchrak, als ſie mich ſah. „Sie ſind der Maler, der hier wohnte?“ fragte ſie mich; ich konnte nicht antworten. — Ich mußte mich halten an den Pfoſten der Thüre. „Wo iſt Annunciata?“ brachte ich nur mit vieler Mühe heraus. Das Weib ſah mich theilnehmend an. Eine fürchterliche Ahnung beengte meine Bruſt. — „Sie iſt nicht mehr hier,“ ſprach ſie dann — und ich — ſank taumelnd auf einen Stuhl. „O ſprich, wo iſt ſie?“ flehte ich. „Leider weiß ich das nicht! Doch — wollen Sie ſich nur etwas faſſen, ſo will ich Ihnen erzählen, was ich von Andrea weiß.“ „Und wo iſt Andrea?“ fragte ich ſtürmiſch. Sie deutete in den Garten. Ich blickte durch das Fenſter — da erſt gewahrte ich ein friſches Grab. „Vor drei Wochen haben wir ihn dort begraben. — Ich ſtürzte hinaus und ſank auf dem Grabe nieder.

Centnerſchwer lag es auf meinem Herzen, und die Thränen — ach, die fehlten mir. — Nach wenigen Augenblicken kam das junge Weib mit rothgeweinten Augen und ſetzte ſich ſtill neben mich nieder. „Darf ich Ihnen jetzt erzählen?“ fragte ſie ſanft. Ich bejahte, und ſie begann: „Nicht lange nach Ihrer Abreiſe, ſo erzählte Andrea, wurde Annunciata krank. Der Kummer unglücklicher Liebe war es, der ſie niederbeugte. Alles Leben war von ihr gewichen. Tagelang ſaß ſie träumend auf Ihrem Kämmerlein vor Ihrer Staffelei. Immer ſchwächer wurde ſie. Da kam ein Brief an Sie aus Deutſchland. Andrea trug ihn nach Florenz, und brachte dort ein Brieflein von Ihnen mit. Nun blühte ſie wieder auf. Als aber nun die lange Zeit vorüberging ohne Nachricht, verſank ſie wieder in ihren alten Schmerz. Sie glaubte Sie todt. Andrea wollte, ſie ſolle ſchreiben an Sie nach Rom, denn ſie konnte gar zierlich ſchreiben und leſen, auch war ſie Andrea's Tochter nicht, ſondern eine Fremde, die er einſt gerettet hatte, — das aber wollte ſie durchaus nicht. — Bald darauf kam eines Tags ein Mönch, und fragte nach Ihnen. In dem Mönch erkannte ſie ihren Bruder. Ihre Freude war groß. Der Mönch blieb lange in der Hütte, ging weg, kam wieder, und holte endlich Annunciaten weg. Auch Andreas ſollte mit ihnen, aber der Greis wollte nicht aus der Bucht weg, in der er ſo lange gelebt hatte. Er wurde von des Mädchens Bruder reich beſchenkt. Aber wie that Annunciaten das Scheiden ſo weh. Sie können es gar nicht denken. Andrea konnte ihren Verluſt nicht ertragen. Er kam herüber zu uns, zu mir und meinem Giovanni, und bat uns, zu ihm zu ziehen. Doch der Kummer und die Reue, Annunciaten nicht begleitet zu haben, brach ihm das Herz. Vor drei Wochen ſtarb er, und ſein letztes Wort war, Ihre Sachen heilig zu halten, bis Sie vielleicht wiederkehrten.“

Welchen Eindruck dieſe einfache Erzählung auf mich machte — ich kann es nicht ausſprechen.

„Wußte denn auch Andrea nichts von Annunciaten, nicht wohin ſie mit ihrem Bruder gezogen?“

„Leider nein,“ erwiederte das Weib.

Sie führte mich hinauf in mein theures Kämmerlein. Noch ſtand Alles, wie ich es verlaſſen hatte. Der Flor hing noch über der Staffelei. Ich zog ihn gedankenlos weg — und — o, der Wonne! da ſtrahlte mir das Bild der Holden herrlich entgegen. — Neue Wonne, neue Räthſel! Das Weib ließ mich allein. Ich kniete vor dem Bild, ich bedeckte es mit meinen Küſſen. Sonſt fand ich nichts von ihr. Aber ich war reich, ſehr reich. Ich hatte ja ihr Bild. Die Täuſchung ſchwand. Mein Verluſt trat wieder lebendiger ins Bewußtſein, mit ihm der Kummer und das Weh. — Ich lebte nur ganz meiner ſüßen Erinnerung. Ich konnte mich nicht trennen von der Hütte, wo ich zum erſten Male das höchſte Glück des Lebens empfunden hatte. — Mit der Zeit wurde mein Zuſtand ruhiger. Annunciata's Bild war mein Idol, mein höchſtes Gut.

Ich ſaß halbe Tage hindurch davor, und vergaß Alles, ſelbſt das Bedürfniß des Eſſens. — Aber bald fühlte ich, daß ſo ſich meine Lebenskraft aufzehren müſſe. Ich wollte zu Marconi, und dort meine Tage beſchließen. Ich ſchrieb ihm. Mein Herz wurde erleichtert durch die Mittheilung meines Kummers. Ich ſchrieb ihm den Tag meiner Abreiſe. Bis zum 14. Juli wollte ich bei ihm ſein. Meine Sachen packte ich und ſandte ſie nach Florenz. Aber wie wurde es mir ſo ſchwer, die Hütte zu verlaſſen, wo jede Stelle mir heilig war, wo Alles mir mein geſchwundenes Glück zurief. Ich gehe hinweg über dieſe Scenen. — Meine Reiſe ging ſchnell. Doch konnte ich nicht anders, ich mußte den edlen Grafen noch einmal in Piſa aufſuchen. Ich fand ihn nicht mehr. Er war wieder nach Rom zurückgekehrt. Nun eilte ich nach Tyrol. Ich erreichte Brixen am 12. Juli ſehr ermüdet. Einen Tag wollte ich raſten, dann flog ich hinaus in das liebliche Thal, wo Marconi's Gut lag. Ich erreichte ein kleines freundliches Dorf. Dort wohnte Marconi in einem freundlichen Hauſe, welches ein Garten umgab. Der Weg führte mich um den Garten herum; das Pförtchen ſtand offen, ich trat hinein. Schlangenwege durchkreuzten ſich im hohen Buſchwerk. Jetzt trat ich aus demſelben heraus auf einen freien Platz, und Luigi flog mir entgegen. — Luigi, nur größer, ſchöner. Luigi, die dunklen Haare im ſchwarzen Netz, in einer Kleidung, der ähnlich, die er in Rom trug, lag an meinem Herzen. — Aber ein neues Staunen ergriff mich, ich fühlte einen jungfräulichen Buſen an meiner Bruſt. „Um Gotteswillen — Annunciata?“ — Da rief's um mich „Victoria!“ und „Braviſſimo!“ und Marconi, einen kleinen Knaben auf dem Arm, und ein liebliches junges Weib flogen auf mich zu, mich umarmend. „Nun,“ rief mir Marconi entgegen, „kennſt du deinen Luigi nicht beſſer? Du treue Seele, ſiehſt du nicht, daß es meine Schweſter Annunciata iſt?“ „Annunciata deine Schweſter?“ „O Gottlob, ich habe dich wieder,“ und wieder lag ſie an meiner Bruſt, und ihre Roſenlippe ruhte auf meinem Mund. „Aber Luigi?“ fragte ich wie aus einem Traum erwachend — „war Niemand anders, als dieſes Mädchen hier, die du deine

Annunciata nennſt, ohne mich zu fragen!“ rief mit komiſcher Grandezza Marconi. Mir ſchwindelte. „O komm, Joachim, komm in mein Haus,“ ſprach Marconi. „Dort komme erſt zu dir ſelbſt, dann ſollſt du Alles erfahren.“

Annunciata entſprang, und kaum war ich Glücklicher im Haus angekommen, als ſie, das holde Fiſchermädchen, vor mich hintrat und fragte: „Gleiche ich meinem Bilde noch, oder willſt du, Geliebter, deinen Luigi wieder?“ Ich zog ſie an meine Bruſt, ſo eng, ſo innig. O, nun war mein Herz frei, nun „war die Welt gewonnen für meinen Lebenslauf!“ Ich war in einem ſteten Taumel. Alles war mir ſo neu, der Wechſel ſo gewaltig, daß ich's nicht recht faſſen konnte, nur das faßte ich, daß meine Annunciata an meiner Bruſt lag, und nun uns nichts mehr trennen ſollte.

„Wir ſind dir Dieſes aufzuklären ſchuldig, Bruder,“ hob endlich Marconi an. „So höre denn: Du hatteſt meinen Vater, den Marquis Pescara gerettet, und meine Annunciata, die der Sicherheit wegen Knabenkleidung trug; du edle Seele ahneteſt nicht, wie nahe die mir waren, die du ſo ſehr liebteſt! — Ihr lebtet ſtill in Rom. Du gingſt nach Neapel. Da kam ein Brief von mir an. Mein Vater erkennt meine Züge — aber ich hatte der Sicherheit wegen, den Ort, wo ich wohnte, nicht genannt, doch wußte er, daß ich lebte. Er harrte auf deine Zurückkunft, um dir ſein Geheimniß zu enthüllen und nach meinem Wohnorte zu fragen. Mittlerweile wird der Hauptmann jener Bande gefangen. Er bekennt meines Vaters Anweſenheit in ihren Schlupfwinkeln. Den Namen weiß er nicht. Das Signalement des Marquis Pescara trifft zu. Es wird nach Neapel gemeldet, und Alles eingeleitet, ihn in Rom zu entdecken. Ein Mönch, in dem mein Vater einen Jugendfreund wiederfindet, hilft zur Flucht. Sie ſchiffen ſich Beide auf einem Schiffe, das nach Venedig beſtimmt war, ein, und es gelingt ihnen, glücklich der Gefahr zu entgehen. Doch an der Küſte von Toscana, ſcheitert das Schiff bei einem entſetzlichen Sturm. Der gute Vater fand in den Wellen ſeinen Tod, Annunciata wird gerettet von dem alten Andrea, der ſie bei ſich behält als ſein Kind. Jahre vergingen, du kamſt nach Florenz, kamſt an die Küſte, zu zeichnen. Annunciata!“ — rief er plötzlich, „nun erzähle du.“

Erröthend begann das theurk Weſen, „ich erkannte dich gleich, als ich dich zum erſten Male ſah, Joachim und —“

„Ihr Herzchen ſchlug dir entgegen,“ fiel Marconi ein.

Annunciata erröthete wieder, und fuhr fort: — „ich ſah dich öfter, du mich nie. Ach, wie bebte ich, wie kämpfte ich. Endlich entſchloß ich mich, dir fremd zu ſein, ſo hielt ich's meiner Lage am angemeſſenſten. Du fandeſt mich an jenem Tage, wo dein Edelmuth, dir aufs Neue, wenn es möglich geweſen wäre, dich noch mehr zu verehren, meine ganze Seele zu eigen machte. Du riefſt „Luigi!“ Ach, wie mußte ich mich beherrſchen, nicht in deine Arme zu eilen! — Du zogſt zu uns — — —“ „Nun, warum ſtockſt du ſo?“ fragte ungeduldig der Bruder, „ſag es nur — kurz. Joachim, ſie liebte dich, du ſie, und im Augenblick des Scheidens wurde es Euch klar, daß Ihr ohne Euch nicht leben könntet. Du aber kamſt nicht wieder. Die liebende Jungfrau erkrankte. Ein Brieſchen von dir flößte Balſam in das wunde Herz. Du verſprachſt zu kommen, kamſt nicht, und auch keine Kunde. Da drohte der Gram ſie zu tödten. Doch,“ fuhr er lachend fort, „laſſen wir ſie ſeufzen, und ſehen, was Marconi in A......g macht! — Mir ging es herrlich. Mein Kunſthandel blühte. Glückliche Ankäufe von Gemäldeſammlungen machten mich reich. Ich gab meinen Kunſthandel auf, heirathete mein Minchen — und zog hierher. Aber nun trieb mich die Sehnſucht nach den Meinen. Deinen Brief brachte mir ein Freund ven A......g, ein Offizier. Seine Uniform zog ich an, und reiſte nach Italien. In Florenz erfuhr ich dein Studium an der Küſte. Ich lege eine Mönchskutte an, um deſto ſicherer zu ſein, und komme und finde Annunciaten. Ich eilte alsbald nach Rom, dich aufzuſuchen, und finde dich krank. Ich bleibe bei dir, bis dein Arzt mir alle Hoffnung macht, dapn eile ich zu Annunciaten. und gehe mit ihr eilig hierher; denn ich durfte nicht zu feſt trauen, und — nun iſt die Reihe an dir, nun erzähle du.“

„Ich that's. Als ich Andrea's Tod erwähnte, brach Annunciata in Weinen aus. Selbſt Marconi trocknete ſich eine Thräne, und murmelte: Requiescat in pace!

Ein neues, heiteres, glückliches Leben begann für mich. Bald wurde Annunciata mein Weib, und gerade am Tage der Trauung meldete man mir von Neapel aus, daß der König die Familie des Marcheſe Pescara begnadigt und wieder in den Beſitz ihrer Güter zu ſetzen befohlen habe. Da war unſer Glück vollendet. Und als der Frühling in die Berge Tyrols zog, da wanderten wir nach Süden, um an Parthenope's herrlichem Geſtade des Lebens Wonne zu genießen. Gottlob, noch immer ſind wir Alle glücklich, und meine Knaben geben Hoffnung, daß einſt tüchtige Maler aus ihnen werden.“

Die Schuld.

An dem tiefblauen Himmelsbogen ſtand einſt in unumwölkter Klarheit die Maiſonne, und badete ihr ſtrahlendes Antlitz in der Spiegelfläche des Vierwaldſtätterſee's, der ruhig war, und unbewegt, wie ein gut Gewiſſen. Die Mittagszeit hatte die fleißigen Menſchen um den Herd verſammelt, und nicht einmal ein Kahn glitt über den See hin. Alles athmete Frieden und Ruhe rings umher. Auf allen Seiten war der Himmel wolkenlos; nur über dem alten Rieſen der Urwelt, über dem Pilatusberge, erhoben ſich hellweiße, fette, tiefgrau ſchattirte Wolkenmaſſen langſam und majeſtätiſch, verheißend ein Unwetter. Und die Luft, die faſt ſchwül und drückend war, ließ des Föhns wilde Wuth fürchten, ehe noch des Abends Kühle Erquickung brächte den Geſchöpfen.

Gar freundlich ſandte die Sonne ihre Strahlen in eine kleine Bucht, die, rings umſtarrt von hohen und ſteilen Felswänden, geſchützt war gegen des Föhnes Raſen. Ueppiges Grün deckte den Boden, und das herabhängende Geäſte der Sträucher bildete faſt ein ſchützendes Laubdach. Einzelne Bäume erhoben ihre Wipfel in dem engen Raume der Bucht, zwiſchen deren Stämme jetzt eben ein junger Fiſcher ſeine Netze aufhing.

Unweit der Bäume ſtand ein Hüttchen — ärmlich — klein — aber nett und freundlich anzuſehen, und drinnen hatte treue Liebe, keuſche Sitte und harmloſer Frieden ſich angeſiedelt bei ihm und ſeiner Gattin, auf deren Wangen noch der Jugend Frühling blühte. —

Dieſe Bucht ſchien ſo recht geſchaffen zum Aſyle für der Liebe Glück — oder für ein Herz, das des Leidens bittern Kelch geleert, dem des Schmerzes Dornenkrone nicht fremd war, das nun Ruhe ſuchte nach des Lebens Stürmen. Jenes war ſie jetzt, dieſes war ſie geweſen. Jenſeit der Hütte lagen zwei Gräber, deren eines ſchon eingeſunken, das andere noch friſch und mit weißen Roſen bepflanzt war. Die Schläfer in dieſen Gräbern hatten hier des Lebens und des Glückes Frühlingstage, aber auch des Elendes kalte düſtere Wintertage durchlebt, und dann erſt, gerade da die Ruhe gefunden, wo jene ſie beglückt, dieſe ſie ſo tief gebeugt.

Einſt blühte hier des Vierwaldſtätterſee's ſchönſte Blume — Verena. Sie erheiterte ihres alten Vaters Tage, und wirkte ſtill im häuslichen Berufe. Alle Jünglinge des Landes buhlten um ihre Gunſt; keinem erſchloß ſich ihr Herz — bis einſt ein fremder Jüngling, der Schiffbruch gelitten an des See's Felſenufern, von den Wellen hierher getragen, ihr Herz gewann und ihre Hand. Jetzt mieden die Jünglinge die Bucht; kein Kahn legte hier mehr an, da ohnedem des jungen Mannes ſtiller, träumeriſcher, oft finſterer und melancholiſcher Sinn keinem zuſagte, und die durch ihre Liebe Beglückten freuten ſich ihres Stilllebens.

Ein Jahr verſtrich und noch ein halbes — da verbreitete ſich eine ſeltſame Mähr' längs des See's Ufern: Verena's Gatte habe ſie, die Mutter eines blinden Knaben geworden, in einer ſchrecklichen Anwandlung von Wahnſinn verlaſſen, und ſei ſeitdem ſpurlos verſchwunden. Das ging von Mund zu Mund, und der Neid freute ſich rachedurſtig und die gekränkte Eitelkeit — aber das beſſere Herz ſeufzte und ſprach leiſe und wehmüthig: „Die Arme!“

Und es mußte wohl ſo ſein, wie die Sage ging, denn Verena's Vater alterte ſchneller, als es im Gange der Natur lag, und der im Innern nagende Kummer ſtand mit leſerlicher Schrift auf den gefurchten Wangen geſchrieben. Verena's Gatte war wirklich verſchwunden. Sie hatte nur Thränen und Seufzer, und von ihren Wangen ſchwand die Blüthe, und nur der bloße Harm lag auf ihnen. Der wahre Gang ihres finſtern Geſchickes blieb ein Geheimniß, ſoviel auch die Neugierde forſchen mochte.

Ihr Vater trug ſeinen Schmerz nicht lange; der nagende Herzwurm fällte die noch rüſtige Eiche, und ihr Fall zerſchmetterte vollends die welkende Blume. Bemitleidet von Allen, jetzt ſelbſt von denen, die ſie einſt von ſich gewieſen, fand endlich das arme

Herz Frieden unter dem Raſen — über welchem der blinde Knabe nach der ſchlafenden Mutter wimmerte.

Entfernte Verwandte bezogen die Hütte (der jungen Fiſcherin Vater mit den Seinen) und der blinde Waiſe fand an den guten Menſchen treue Verſorger. Der von des Kummers Milch Genährte wuchs heran; allein ſein Aeußeres war finſter wie ſein Inneres. Die Außenwelt blieb ihm unerbittlich verſchloſſen, ſo lebte er mehr in der innern, geiſtigen.

Er lernte die Harfe ſpielen und Lieder ſingen, wie ſie im Munde des Volkes gingen, aber keine heiteren ſang er, nur ernſte, wehmüthige oder wilde, finſtere. Seine Weiſen ſchuf er ſelbſt, wie ſie das Echo, das Alphorn und die Menſchenſtimme in ihm erregten, oder des Liedes Geiſt ſie erheiſchten. Sie waren Grauen erregend, und je älter er wurde, deſto ſeltner ſich der ſtille Schmerz ſeiner Seele in eine wehmüthige Melodie aushauchte. Unſtät war ſein Geiſt, wie ſein Leben. Die Bucht war ihm zu eng. Er mußte hinaus und zog des See's Ufer auf und ab, ſeine Lieder ſingend. Und ob er gleich am liebſten ein ſchrecklich Lied vom Königsmord und Vatermord ſang, das jedes Herz mit Entſetzen erfüllte, ſo war er doch dem Volk ein lieber Gaſt. Oft ſah er Jahre hindurch die Bucht nicht wieder. Sein Pfleger ſtarb. Deſſen Tochter reichte einem biedern Mann ihre Hand, und genoß im einſamen Winkel des See's ihr ehelich Glück. Seitdem war der Blinde nicht wieder da geweſen, und mied ſichtlich den Ort ſeiner Geburt.

Mehr wußten ſelbſt die jetzigen Bewohner nicht von den früheren Ereigniſſen in dieſer Bucht.

Aus des Hüttleins Thüre trat jetzt zu dem jungen Gatten die Gattin. An ihrer Bruſt ruhte der lachende Säugling; aus ihren Augen ſtrahlte Heiterkeit und Glück. Sie ſetzte das Kind ins kühle Gras, wo es nach Blümchen haſchte, die umher blüheten, und half nun dem Gatten die Netze ausbreiten, was in einer um ſo heiterern Stimmung geſchah, da er in der Frühe des Morgens einen Fiſchzug gethan, ſo reich faſt wie einſt der des Apoſtels Petrus. Dann ſetzten ſich Beide zum ſpielenden Knäblein, an ſeiner kindlichen Fröhlichkeit ſich ergötzend.

Allmählich ſtiegen die Wolkenmaſſen gewaltiger auf und thürmten auf die ſchneeigen Gipfel der Alpen neue Alpen, ſo drohend und kühn, daß der Fiſcher, deſſen geübtes Auge das nahende Wetter vorausſah, ſchnell den Kahn feſter feſſelte und die halbtrocknen Netze wieder abnahm. Darauf ließen ſie ſich nahe an der Hütte auf ein Bänklein nieder und koſeten traulich, doch aber ſtill, denn ihre frommen Gemüther ließen ſie nicht laut fröhlich werden in der Nähe der Gräber der Unglücklichen. Manch freundliches Wort ſprachen ſie hier, bis ſie es endlich mit Schrecken wahrnahmen, wie vom erwachenden Winde bewegt des See's Wellen ſich ſchon ſchäumend brachen an den felſigen Ufern, und das Hochgewitter ſchon faſt über ihnen ſchwebte, der Sonne Licht bereits verdunkelnd.

Sie erhoben ſich nun, unter das ſchützende Strohdach der Hütte ſich zu bergen; da fiel des Weibes Blick auf die Felswand, die gerade ihnen gegenüber ſich ſteil und nur mit wenigem Buſchwerk bewachſen, erhob, und ſiehe, da oben in der ſchwindelnden Höhe gewahrte ſie einen Mönch im härenen Büßergewande, der, die dürren Hände gefaltet, den ſtarren Blick gen Himmel gewendet, ausſah, wie ein bleiches Steinbild. Es war ein hochbetagter Greis, deſſen ganzes Weſen etwas Edles hatte; aber ein Leben voll Weh und Leid ſchien an ihm vorübergegangen zu ſein, und hatte ihm ſein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt. Nur wenige, dabei ſchneeweiße Haare deckten den Schädel. Ein ſchneeweißer Bart fiel bis über den Strick herab, der ſeine Lenden gürtete, und vollendete das Ergreifende der Erſcheinung. Deutlich konnte man es wahrnehmen, wie von Zeit zu Zeit große Thränen in den weißen Bart hinabrieſelten.

Das junge Weib erſchrak in dem erſten Augenblick; in dem zweiten aber bewegte die innigſte Wehmuth ihr Herz, wie es denn auch überhaupt ein ergreifender und erſchütternder Anblick iſt, wenn [illegible] Greis weint, ſonderlich für das weibliche Gemüth, das tiefer und inniger und zärter fühlt, als das männliche. Doch auch den Fiſcher bewegte der Anblick des weinenden Alten, als ihn ſein Weib aufmerkſam auf ihn gemacht. Ihm war dieſe Erſcheinung ſo fremd nicht wie ſeinem Weibe. Der Greis war ihm in dieſer Gegend öfter ſchon begegnet. So nahe ſeiner Hütte, hatte er ihn jedoch ſelbſt noch nicht geſehen, und obwohl er immer ernſt und ſtill war, hatte er ihn doch ſo tief bewegt noch nicht erblickt.

„Wer iſt's? Kennſt du ihn?“ fragte das Weib den Gatten.

„Es iſt der alte Waldbruder, der in dem Eigen ſeine Klauſe hat, antwortete der Fiſcher.

„O, führe ihn doch herab zu uns,“ bat das Weib, „daß der arme Greis ein Obdach finde! Siehſt du,“ fuhr ſie, beredt durch ihr Mitgefühl, fort, „wie ſich die Blitze ſchlängeln? Hörſt du, wie der Donner rollt? Sagt nicht die drückende Luft den Föhn voraus?“ — Das Gewitter kam immer näher.

Der Fiſcher ſchüttelte bedenklich das Haupt und ſagte: „Er wird nicht mit mir gehen, denn er flieht die Menſchen und will keinerlei Verkehr mit ihnen.“

Aber flehender bat das Weib, und er ging den Pfad, der durch das Gebüſch ſich wand, hinauf zur ſchwindelnden Höhe der Felswand, und ſtand bald vor dem Greiſe.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ grüßte der Fiſcher.

„In Ewigkeit! Amen,“ ſprach mit einer zitternden Stimme der Mönch, das Haupt langſam erhebend und ſah den Fiſcher mit einem Blick an, der ihm durchs Herz ging, weil ein unausſprechlicher Schmerz drinnen lag. „Warum ſtörſt du mich?“ fragte der Alte.

„Ich habe nur eine Bitte an Euch, Pater Johannes,“ entgegnete der Fiſcher, „daß Ihr nämlich möchtet mit mir hinabſteigen und meiner Hütte Obdach annehmen, bis das gräuliche Wetter vorüber iſt und der Föhn ausgeraſt hat, dem Ihr hier oben unausweichlich ausgeſetzt ſeid!“

Der Greis ſah ihn mit einem wilden, durchbohrenden Blick an. „Weißt du, was du von mir heiſcheſt?“ fragte er raſch. „Haſt du je empfunden,“ ſetzte er dann etwas weicher hinzu, „was ein zerriſſenes, in ſeinem Innerſten zerriſſenes Herz empfindet, wenn es dem Orte naht, wo es die Schuld vergaß, die es drückt, und noch einmal eine Weile glücklich war, dann ſein Glück ſelbſt zertrümmernd der alten Schuld die neue zugeſellt? Haſt du das je empfunden? Kennſt du die Höllenqualen der eignen Bruſt?“ —

Die letzten Worte hatte er heftiger ausgeſprochen. Der Fiſcher ſah ihn erſchrocken an — denn er verſtand ihn nicht.

„Das Wetter, den Föhn und die Blitze fürchte ich nicht,“ fuhr der Greis in gleichem Tone fort. „O, es gibt einen Donner, der ſchrecklicher brüllt; Blitze, die feuriger zucken; einen Föhn, der fürchterlicher raſt — ſie verfolgen dies kahle Haupt, das ſterben möchte und nicht kann!“ Er fuhr wild mit der Hand in die wenigen Haupthaare, ſchwieg eine Weile und fuhr dann ſanfter fort: „Du, nein, du kennſt ſie nicht! Geh! Laß mich!“

Der Fiſcher ſtand bebend vor ihm und hatte die Hände gefaltet. „Ich bitt' Euch noch einmal!“ ſprach er ſanft.

„Willſt du,“ fuhr der Alte auf, „daß ich des Himmels Fluch noch einmal der Hütte da unten bringe? Wohin mein Fuß tritt, da ruht der Fluch, da ſiedelt ſich das Elend an, da hauſt Graus und Schrecken! Geh!“

„Gerechter Gott! er redet irre!“ ſeufzte der Fiſcher, und lauter ſprach in ihm die Stimme des Mitleids: Rette ihn!

„Das Wetter wird ſchrecklich,“ ſprach noch einmal der Fiſcher bittend, „geht doch mit mir hinab. Ich will Euch führen, daß Euer Fuß nicht ausgleite.“

Der Greis warf einen Blick hinab auf die Hütte, die Gräber, und ſchauderte in ſich zuſammen. Der Donner brüllte jetzt grauſiger; der Föhn tobte entſetzlich und riß Bäume in den See, die noch kurz vorher ihr ſtolzes Haupt in die Lüfte erhoben hatten; aber die Stelle, wo der Fiſcher ſtand und der Mönch ſaß, hatte er noch nicht erreicht.

„Der Föhn nahet!“ rief unten das junge Weib, von Angſt gefoltert, mit bittender Geberde.

„Geh' hinab,“ ſprach der Mönch, „dein Weib jammert. Laß mich allein hier. Um mich weint kein Auge mehr, denn der Fluch Tauſender folgt mir, wie mein Schatten!“ —

„Nein!“ rief der Fiſcher entſchloſſen, „allein laſſe ich Euch hier nicht. Wollt Ihr nicht hinab, ſo bleibe ich bei Euch und theile Euer Loos!“

Das Weib rang jammernd die Hände.

Der Greis ſah den jungen Mann wohlwollend an. „Gott lohn's,“ ſagte er darauf. — „Doch — du weißt nicht, was du thuſt. Und wüßteſt du es — du würdeſt fliehen aus der verpeſteten Nähe und dich kreuzigen.“

Der Fiſcher aber wich nicht. Er ergriff des alten Mannes Hand, ihm aufzuhelfen.

Jetzt verſank der Mönch einen Augenblick in Nachdenken — dann erhob er ſich und rief mit bitterem herzzerreißendem Ausdruck: „Ich will ja büßen!!“ blickte gen Himmel und bewegte in leiſem Gebete die Lippen; dann folgte er willig dem Fiſcher, deſſen leitende Hand er jedoch abwies.

„Ich bin wohlbekannt hier,“ ſprach er mit Wehmuth — „und — es gab eine Zeit, wo ich mit anderen Gefühlen hier herabſtieg.“

Als er aber nun unten angekommen war, ſtand er ſtill, blickte ſich um und ſeine Hände zitterten, ſeine Knie wankten, ſeine Thränen floſſen mild. Seine Gefühle übermannten ihn. Er ſank auf die Knie, ſchlug ſeine Bruſt und rief: „Mea culpa! mea maxima culpa!“ —

Mit vieler Mühe brachten ihn die, durch dieſen Auftritt aufs Neue erſchütternden Gatten in die Hütte. Jetzt brauſte der Föhn ſchrecklich über die Bucht hin. Nur ihre Felswände ſchützten die Hütte vor der Zerſtörung. In des Sturmes Geheul dröhnte und praſſelte der Donner. Die Blitze zuckten fürchterlich am Himmel hin und mit lautem Krachen brachen ſich die Wellen des See's im weißen Giſcht. Alle Elemente ſchienen entfeſſelt im wüthendſten Kampfe.

„Gott erbarme ſich der Schiffenden!“ ſagte leiſe der Fiſcher.

Bebend ſchmiegte ſich das Weib an den Gatten, Schutz ſuchend bei dem ſtärkern Mann.

Ein Blitz erhellte jetzt ſchrecklich das kleine Gemach, und über die Bucht rollte furchtbar der Donner.

„Rufſt du endlich?“ rief der Mönch jetzt dumpf. „Verena!!“ rief er lauter.

Die Gatten fuhren erſchrocken herum.

„Nein, nein,“ ſagte er, „ſie ſchläft, ſie ſchläft den ruhigen Schlaf des Friedens, und kennt nicht die Qual der Schuld!“ Er ſtand auf und ſchritt kräftig umher. Dann aber ſank er wieder ermattet auf den Schemel.

„Ihr lebt über den Gräbern einſt glücklicher Menſchen,“ hob er endlich ruhiger wieder an. „Setzt Euch zu mir! Kennt Ihr ihr Geſchick? — o, kommt, ich will eine Wunde aufreißen, die dennoch nie heilet, ich will büßen!“ —

„Habt Ihr nie gehört von Kaiſer Albrecht's Morde?“ fragte er.

„Wir haben die Mähr' oft gehört,“ antwortete der Fiſcher.

„Wohlan, ich will ſie noch einmal Euch genau erzählen, hört Ihr? genau ſage ich; ich kann's wie Keiner.“

„Wie mögt Ihr doch jetzt gerade ſolche Mähr' erneuen?“ fragte mißbilligend der Fiſcher.

„Weil ſie ſo genau mit Verena's Geſchick zuſammenhängt,“ ſprach der Mönch. Er ſammelte ſich eine Weile, dann begann er, ſichtlich erſchüttert:

„Einſt ſaß zu Baden beim frohen Mahle der Kaiſer Albrecht, und war guter Dinge, denn ſeine Gattin kam von ferne zu ihm her, und das erfreute ihn, weil er ſie lieb hatte; aber es kam auch die Rede von dem frohen Ereigniß auf der Waldſtätte eigenmächtige That, die er Frevel nannte, und erglühend in wildem Zorne, ſprach er, wie er den Frevel ſtrafen wolle durch ihrer Freiheiten Verluſt und harten Druck, und wolle das Land machen zu einem Lehen.

„Da erhob ſich unter den Edlen Johann von Schwaben, des Kaiſers Bruders-Sohn, dem er widerrechtlich ſein Erbe, das Schwabenland, vorenthielt und ſprach: Gebt mir das Land zu Lehen, Ohm! — Ob der Rede lächelte ſpöttiſch der Kaiſer, ſah den Jüngling mit ſpottender Miene an und nahm das Kränzlein, das er ſpielend gewunden von den Blumen, die die Tafel zierten, und ſetzte es ihm aufs Haupt, ſprechend: Das Jüngling, ziemet dir, das Regiment geziemet mir! —

Hans erbleichte und entſetzte ſich faſt ſehr.

„Das war hart!“ ſagte das Weib.

Der Mönch fuhr fort: doch wankte oft ſeine Stimme, und man ſah den Kampf, den es ihn koſtete: „Eine wilde Zornesgluth loderte darob alsbald in des Jünglings ungezähmtem Herzen auf, und ſeine Freunde, des Kaiſers bittere Feinde, ſchürten die Gluth und beſchworen mit ihm ein Bündniß der Hölle, Hand zu legen an den Geſalbten des Herrn. — Und es begab ſich, daß etliche Tage darauf der Kaiſer gen Rheinfelden ritt, es war juſt am erſten Tage des Mai.“ —

„So jährt es ſich heute!“ rief das Weib mit Entſetzen. —

Der Mönch ſchauderte — doch ließ er ſich nicht unterbrechen, — „und,“ fuhr er fort, „ein groß Gefolge von Rittern und Herren war mit ihm. Unter dieſen befand ſich auch Johann von Schwaben, den der Name Parricida brandmarkt, — — und ſeine Verbündeten Wart, Palm, Tägerfelden und Eſchenbach. Heitern Sinnes ritt der Kaiſer bis Windiſch, wo er ſetzen wollte über die Reuß mit ſeinem Gefolge, und war doch nur ein Kahn da. Und in den Kahn trat der Kaiſer, und nach ihm ſprangen Johann und die vier Freunde in den Kahn. Angelangt am andern Ufer, ritten ſie wacker fürbaß nach dem Stammgut in dem Eigen. Nahe der Burg Habsburg, wo in der Ebene ein reiches Kornfeld mit hohen Halmen wogte, war ein Kreuzweg. Da traf der Kaiſer Herrn Walther von Caſtelen, und redete ihn freundlich an, zu warten auf ſein ritterlich Gefolge. Da war die Stunde gekommen, wo der Teufel umſtrickte Johannes' Herz. Er legte ſeinen Speer ein und rannte in wilder Rachegluth ihn dem Kaiſer in die Gurgel, rufend: „Hier iſt des Unrechts Lohn!“ Und Palm ſtieß ihm hohnlachend ſein Schwert ins Herz, und Eſchenbach ſpaltete ſein Haupt, als ob es nicht genug geweſen wäre mit dem einen Todesſtoß.“ — —

Er ſchwieg und ſein bleiches Haupt ſank auf die Bruſt. Nach einer Weile rief er aus: „O, der entſetzlichen That, die keine Reue tilgt, keine Buße ſühnt!“

Das Weib ſank mit einem Schrei des Entſetzens an des Gatten Bruſt. „War das nicht Vatermord?“ fragte ſie bebend.

„Vatermord! Ja, das iſt der Name!“ rief der Mönch. „Parricida! Parricida!“ Der Mönch ermannte ſich wieder und fuhr fort: „Eine arme Bettlerin ſaß am Wege. Sie nahm das Haupt des Kaiſers in ihren Schooß und betete über ihm. Alſo gebettet — verſchied er, noch ehe das Gefolge ankam. Aber der Gott, der Alles ſieht, und vergilt einem Jeglichen nach ſeinem Thun, ſandte ſeine Racheengel, und die Mörder flohen, von ihnen verfolgt, in die unzugänglichen Wildniſſe des Landes. Und Johannes, der Vatermörder, irrte umher, unſtät und flüchtig, wie Kain, und fand nicht Raſt, nicht Frieden, und büßte hart — und fand nicht Frieden, und durchirrte Italia nach allen Richtungen mit der Centnerlaſt auf dem Gewiſſen, und kam wieder ins Schweizerland nach langen, langen Jahren, und brachte zurück, was er mit ſich genommen — die Hölle in der eigenen Bruſt! — — Schrecklich hatten derweilen Agnes, Eliſabeth und Leopold Blutrache geübt und waren der Schuldloſen viele gemordet worden um des Einen willen, dem die Strafe gebührte. Solche Mähr' wurde ihm hier am Vierwaldſtätterſee, und ſie mehrte tauſendfach noch ſeine Qual. Die Rache des Himmels folgte ihm auf der Ferſe. O, für den Böſen gibt es kein Glück! — Und doch blühte es noch einmal für Johann — aber es glich ſein Leben der Umgebung des Feuerberges Veſuvius, allwo er einſt lange geweilt auf ſeiner Flucht, wo unterirdiſch Feuer wüthet, und darüber Blumen blühen, bis es ausbricht und ſie zerſtört mit wilder Gewalt. — Von Stanzſtad, allwo er geweilt, wollte er ſchiffen gen Alpnach. Der Himmel war klar und rein, wie die Fluth. Am erſten Tage des Maien war es. Das Schifflein ſchwamm ruhig auf der Spiegelfläche — da brach urplötzlich der Föhn aus den Bergſchluchten hervor, und ein Hochgewitter zog pfeilſchnell herauf, und des See's Spiegel wurde zur wildempörten Fluth, und die Wogen thürmten ſich zu Bergen. Der Föhn zerriß das Segel. Das Schifflein war der Wellen Spiel. Die Schiffer beteten. Aber Johannes konnte nicht beten. Er ſtarrte finſteren Blicks in die Fluth. Nur das reine Herz kann beten! — Immer näher dieſer Bucht wurde das Schifflein getrieben, und endlich zerſchellte es an den Felſen." — —

Der Greis war erſchöpft. Er mußte ſich erholen.

Als dies geſchehen, fuhr er nach einer Weile fort: „Hier in dieſer Bucht wohnte damals, wie jetzt, der Friede Gottes. Ihr kanntet ſie nicht, die“ — — Thränen erſtickten faſt ſeine Stimme — „die — jetzt unter dem grünen Raſen ſchlummern — den alten Kurt und — den Engel — Verena. Sie fanden am Ufer Johannes Leichnam, trugen ihn in die Hütte, und übten chriſtlicher Liebe Werk an ihm. Er erwachte zu einem elenden Daſein. Aber ein Engel umſchwebte ihn — Verena. In der Nähe dieſes reinen, heiligen Weſens ſchwieg ſeines Gewiſſens Donnerſtimme. Er täuſchte ſich, meinend, ſeine Schuld ſei gebüßt, der Himmel verſöhnt. Sein Herz erſchloß ſich der Liebe. Er wurde heimiſch in der Bucht. Er träumte ſich glücklich. Er theilte Kurt's Arbeit. Er wurde ſein Sohn — denn Verena liebte den Verruchten. Nicht lange währte ſein Glück. Verena wurde Mutter eines blinden Knaben — der — Albrecht's entſetzliche Züge hatte, als er im Todeskampfe lag. Da erwachte die Hölle in Johannes Bruſt aufs Neue — ſtärker, marternder, als je zuvor. Aber er verbarg's Verenen's Blicken ſo lange, bis die Stunde des Gerichtes ſchlug. Ein Mönch kam, das Kind zu taufen auf den Namen Lathonius. Der Mönch war aus dem Kloſter Königsfelden, das Agnes und Eliſabeth geſtiftet hatten. Und er erzählte van ſeines Kloſters Stiftung, von des Kaiſers Mord, und fluchte furchtbar dem Mörder. Da konnte Johannes ſich nicht mehr halten: „Ich bin's!“ rief er wild, „ich bin Johannes Parricida!“ — Und er floh, von der Hölle gepeitſcht, und ſah ſeine Verena und ſein Kind nicht wieder!“ — — —

Bis hierher hatte der Greis alle ſeine Kräfte angeſpannt. Jetzt ſank er, wie ohnmächtig, zuſammen. Weinend eilten die Gatten ihm zu Hilfe. Es war ihnen ſeltſam zu Muthe. Unbeſchreiblich unheimlich wurde es ihnen in der Nähe des Gaſtes, und doch hatte ſeine Erzählung ſie mit dem innigſten Mitleid erfüllt, da ſie ahneten, es müſſe ihn nahe angehen, was er erzählt. Nach vielen Anſtrengungen erwachte er wieder. Der Föhn hatte ſich gelegt. Fernhin rollte der Donner und in Strömen ſchloß der Regen herab. Er ſah die weinenden Gatten mild an.

„Habt Ihr Mitleid mit dem Unglücklichen?“ fragte er. „Gott lohn' es Euch. Ach, die Thränen der Theilnahme ſind ihm lange fremd geweſen!“ — ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Erzählt mir, ich bitte Euch, was Ihr von Verena's Ende wiſſet!“

Das Weib trocknete ihre Zähren und erzählte: „Sie welkte ab, wie die Blume, wie die verblühende Roſe. Sie hatte nur Thränen und Weh. Ach, ſie wäre längſt geſtorben, hätte nicht der arme Knabe ſie gefeſſelt an die Welt, die für ſie ſo arm geworden. Und ſo lebte ſie ſtill und traurig, bis ihr armes Kind heranwuchs, und als er fünf Jahre alt war — da ſtarb ſie.“

„Requiescat in pace!“ ſprach heftig weinend der Mönch. Er war tief erſchüttert. Mit unausſprechlichem Gefühle betrachteten ihn die Gatten, und in ihrer Seele tagte ein Gedanke, den ſie nicht zu hegen wagten.

„Und der blinde Knabe Lathonius?“ fragte bebend der Mönch.

„Er irrt umher und ſpielt die Harfe in den Häuſern der Reichen,“ ſagte das Weib.

„Von des Vaters Fluch belaſtet!!“ rief mit fürchterlichem Tone der Alte.

Da erſchütterte ein furchtbarer Donnerſchlag die Felſen. Das Gewitter kam wieder. Donner auf Donner, Blitz auf Blitz folgte, und der Sturm wüthete fürchterlicher noch als zuvor. Ein Schrei außerhalb der Hütte riß ſie Alle von den Schemeln empor. Sie eilten hinaus. Da ſtand, von Näſſe triefend, ein Blinder und rief ſchmerzlich: „O meine Harfe!“

Das Weib und ihr Gatte ſtarrten ihn an. „Meine Harfe!“ jammerte der Blinde.

„Lathonius! Lathonius!“ ſchrie jetzt verzweifelnd der Mönch auf. „O du Schrecken der Vergeltung!“

Der Blinde ſtarrte nach ihm hin mit dem erloſchenen Auge.

Fürchterlicher raſſelte der Donner.

„Ha!“ rief jetzt der Mönch, „du rufſt zum Gerichte!“

Krampfhaft umfaßte er den Blinden.

„Ich,“ rief er noch einmal, „ich — bin Johannes Parricida, dein Vater,“ und ſank todt neben dem Blinden nieder.

Die Eiche von Vincennes.

Novellette.

I.

In einer Entfernung von etwa einer Viertelſtunde, rechts von der Heerſtraße von Paris nach Vincennes, ſtand eine ungeheure Eiche. Jahrhunderte waren ſturmbewegt an ihr vorübergerauſcht und hatten ihre Krone nicht gebrochen. Friſch und grün ſtand ſie auf einem kleinen Hügel, die ganze Gegend beherrſchend, die, von Wieſen bedeckt, ſich bis zu den Mauern des alten thurmreichen Vincennes hindehnte. Zu ihren Füßen quoll ein Waſſer, das rein wie Kryſtall, den erquickendſten Labetrunk bot für den müden Wanderer, der gerne hier ausruhte. — Die Eiche von Vincennes hatte ihre Geſchichte, ihre hohe Wichtigkeit. Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete ſie das Volk von jeher; und wehe dem, der ein Aeſtlein abzubrechen ſich erkühnt hätte! Sie war ein Heiligthum. Und doch hielten weder die Jugend ihre Sonntagstänze hier; noch gab ihr ein luſtiger Jahrmarkt Bedeutung; noch war eine Schlacht hier entſchieden worden; noch ein Mirakel in dunkler Zeit hier geſchehen, von dem Allen nichts. — Aber was war es denn, was dieſer Eiche eine ſo hohe Bedeutung lieh? Ihre Rieſengröße? — Allerdings war dieſe außerordentlich; und ſchwerlich hatte Frankreich einen zweiten Baum, wie die Eiche von Vincennes; allein das hätte denn doch nichts ausgetragen. Vielmehr lag der Grund ihres Anſehens in einer volksthümlichen Sitte, in einem uralten, geheiligten Brauche. — Hier gaben ſeit uralten Zeiten die Könige von Frankreich ihrem Volk öffentliche Audienzen. Unter dem Baume ſtand oder ſaß der König jährlich am erſten Mai, und die Ebene bedeckte eine zahlloſe Menge. Jeder durfte ſich ſeinem Könige nahen, und ihm ſeine

Wünſche, Klagen und Beſchwerden vortragen, und war gewiß, daß ſchnell entſchieden werden würde; denn der Kanzler ſchrieb, wenn der König nicht ſchnell das Urtheil fällte, die Sache nieder, und die Entſcheidung folgte gewiß von dem Gerichtshof oder dem Parlamente. Dieſer Brauch war durch Jahrhunderte geheiligt. Nur die Zeiten der Hugenottenkriege hatten ihn in Verfall gebracht. Das ausſchweifende Leben des Hofes war einem Acte nicht günſtig, wo ſo oft die loſen Streiche des Adels, die Ungerechtigkeiten der Gouverneure den unwillkommenen Weg zum Ohre des Königs gefunden. Das Volk betrachtete mit Wehmuth die Eiche von Vincennes, und es war nahe daran, daß die ſchöne Sitte der Sage anheimfiel.

Da erſchallte durchs ganze Land die Kunde: „Heinrich der Vierte, der galante, ritterliche König, der Liebling des Volkes, werde am erſten Mai wieder den alten Brauch ausüben, und mit eigenen Ohren ſeines Volkes Klagen und Wünſche hören unter der Eiche von Vincennes.“ Der Jubel hatte kein Maaß, den dieſe Kunde hervorbrachte. In den letzten Tagen des April, die nicht eben zu den freundlichſten gehörten, ſah man Züge, die ſich alle gegen das alte Vincennes bewegten. Da konnte man die Volkstrachten von ganz Frankreich erblicken, ſo maleriſch von den Pyrenäen und der Grenze Italiens her, und ſo ſteif und nichtsſagend aus dem Norden. Da kamen Bauern und Kaufleute, Beamte und Ritter, Mönche, Prieſter und hugenottiſche Geiſtliche in ihren langen, ſchwarzen Talaren und den ſchneeweißen Bäffchen, Frauen und Mädchen, Greiſe und Jünglinge — kurz alle Stände und alle Provinzen des Reiches waren vertreten, und die Gegend war ſo reich bevölkert, daß vor den Mauern der alten Stadt und Feſte, ſelbſt unter Zelten und ſchnellerbauten Laubhütten Leute wohnten und ſchliefen, Alle voll Hoffnung, ihren König zu ſehen, ihm ins offene Auge, ins freundliche Antlitz zu ſchauen, und ihm zu ſagen, was in Angſt und Qual das Herz belaſte.

II.

Am dreißigſten April war die Straße von Paris wahrhaft belagert. Alle Umwohner auf mehrere Stunden Weite waren herbeigeeilt, Heinrich, den Volkskönig, zu ſehen; denn es hieß, er würde mit dem Glanze ſeines Hofs einziehen in den Thurm von Vincennes, wie man das alte Schloß nannte. Alles hatte ſich gerüſtet, und harrte im beſten Staate, mit grünen Zweigen geſchmückt, des Königs, der da wollte, daß am Sonntag jeder ſeiner Unterthanen ein Huhn im Topfe habe. Die Männer erzählten von den Waffenthaten des Königs, die Mädchen und Frauen von ſeiner Schönheit und Galanterie, und überall tönte ſein Lob. Die Hugenotten meinten, mit ſeinem Uebertritte zur päpſtlichen Kirche ſei's nicht weit her, und er habe dieſen Schritt nur gethan, um Frankreich vom Bürgerkriege zu retten; die Katholiken rühmten den Glaubenseifer des gekrönten Proſelyten. So hatte Jeder ſeine Meinung; aber darin ſtimmten ſie Alle überein, er ſei gerecht, bieder, tapfer und liebenswürdig.

Mit einer Geduld, welche die dringendſten Bedürfniſſe des hungernden Magens und der durſtenden Kehle ſelbſt beſiegte, harrte das Volk. Es wurde Abend. Die Nacht hüllte das Volksgewühl in ihren dunklen Mantel. Die Sterne kamen leuchtend aus der tiefen Bläue des reinen Himmels hervor und blickten liebend auf die bräutlich geſchmückte Erde. — Er kam nicht. Und doch ergriff die Getäuſchten keine Ungeduld, kein Unwille. Manches Herz bangte wohl, es möge ſeine Hoffnung bleichen; aber es ſagten ſich Alle: Heinrich täuſcht uns nicht! Er kommt morgen in aller Frühe. Es iſt ihm etwas Wichtiges begegnet. Gebe Gott, daß es nichts Schlimmes iſt!

So zog ſich das Volk plaudernd, ſingend und jubelnd theils in ſeine Quartiere, theils in ſeine Zelte und Hütten zurück, und eine Stunde ſpäter war die Heerſtraße und ihre nächſte Umgebung ſo lautlos ſtille, daß der ſpäte Wanderer nicht würde geahnt haben, daß vor Kurzem erſt Tauſende hier ſich freudig bewegt hätten. Die zehnte Abendſtunde hatte ſchon dumpf vom Thurme von Vincennes geklungen, als von Paris her ein Trupp Reiter ſich der Gegend näherten. Sie waren im lebhaften Geſpräche begriffen, zwei wenigſtens, während die übrigen in einiger Entfernung hinter ihnen ritten.

„Wir ſind froh Sully,“ ſprach der Eine dieſer Beiden, ſich zu dem ſtattlichen Reiter zu ſeiner Linken wendend, daß Wir dem Gewühl entgangen ſind. Niemand ahnt in Vincennes Unſer Kommen.“

„Eure Majeſtät entziehen Sich doch ſonſt ungern dem glücklichen Volke, das ſeinen Liebling ſehen möchte,“ entgegnete der Angeredete, nämlich der Herzog von Sully.

„Du haſt recht, Sully,“ verſetzte darauf der edle Béarner, (denn er war es), „allein es iſt Uns heute ſo gar nicht zu Sinne geweſen. Ein König will auch einmal Ruhe; zumal Wir morgen einen ernſten und heißen Tag haben werden. Gott gebe Uns Einſicht und klares Urtheil!“

„Damit Sire hat Gottes Gnade Eure Majeſtät reich bedacht! Es wird ſich klar zeigen am morgenden Tage.“

„Sully ein Schmeichler?“ fragte Heinrich der Vierte.

Sully legte die Hand aufs treue Herz. „Gott weiß, wie ich's meine!“ ſprach er mit Gefühl.

„Wir auch, Sully! Wir auch!“ ſprach der König darauf, und hielt ſein Pferd an; denn die Eiche von Vincennes ſtand in ihren rieſenmäßigen Umriſſen, noch vergrößert durch das Helldunkel des Sternenlichtes, vor den Blicken Heinrich's des Vierten. —

„Was iſt das, Sully?“ fragte er.

„Das iſt die Eiche von Vincennes, Sire,“ entgegnete Sully, „wo die Könige Frankreichs ihr Volk gehört und nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen gerichtet haben; wo Eure Majeſtät morgen die ſchönſte Handlung des Königsthums ausüben wollen und werden.“

Des Königs Blicke ruhten auf dem Baum, und er hielt ſein weißes Lieblingsroß an, bis die Reiter des Gefolges näher kamen.

„Montmorency!“ rief der König und Einer des Trupps war im Moment zur Stelle.

„Nehmet Unſere Pferde und reitet bis zur Zugbrücke Vincennes in aller Stille. Dort harret Ihr Unſer.“

Ehe noch Sully eine Bedenklichkeit äußern konnte, war Heinrich aus dem Sattel und Sully folgte ſeinem Winke; die Reiter zogen ſich zurück, und bald war der Hufſchlag Ihrer Roſſe in der Ferne verklungen und es trat wieder die lautloſe Stille der ſchönen Nacht in ihre Herrſchaft ein.

Heinrich, von Sully begleitet, ſchritt langſam und ſtill der Eiche zu. Der Platz um dieſen Baum war geebnet. Grüne Zweige waren klein gehackt auf dem Boden umhergeſtreut, den man erhöhet hatte, damit des Herrſchers Fuß nicht an die dicken Wurzeln ſtoße, welche ſonſt zu Tage ſich verbreiteten und mit dicker Rinde bedeckt waren, wie der Stamm ſelbſt.

Als Heinrich unter dem Laubgewölbe des Rieſenbaumes ſtand, durchzuckten heilige Schauer ſeine Seele. Er ſtand einige Momente in ein lautloſes Sinnen verſunken; dann faltete er ſeine Hände, nachdem er den Hut abgenommen, und betete ſtill.

Auch Sully war von der Macht des Moments tief ergriffen. Die Sterne hätten ſich in einer Thräne ſeines Auges ſpiegeln können, wenn ihre Strahlen die dichten Laubmaſſen des Baumes hätten durchbrechen können. Auch er betete für den Freund ſeiner Seele, der Frankreichs Krone trug, und nie war ſein Gebet frommer und inniger geweſen, als jetzt. —

Heinrich bedeckte nach einiger Zeit ſein Haupt wieder, und wandte ſich an Sully.

„Freund!“ ſprach er ernſt, „es hat das Gebet Unſere Seele geſtärkt! Wir hoffen zu Gott, daß Wir morgen Unſere Pflicht erfüllen werden!“

„Ich glaube es,“ ſagte Sully.

„Warſt du je Zeuge eines ſolchen Gerichts, oder beſſer einer ſolchen Audienz, Sully?“ fragte der König. —

„Nie, Sire; die Zeit, wo ſie hier ertheilt wurden, liegt ſo weit hinter uns, daß ich nur davon erzählen hörte.“

„Und glaubſt du, daß das Erneuern des Brauchs heilſam ſein wird!“ forſchte Heinrich weiter. —

„Wie ſollte ich nicht, Sire? Hier wird die Wahrheit ſchlicht und einfach, nackt und ungeſchminkt Euer Ohr erreichen, und das Bollwerk des Hofes wird nicht zwiſchen Euch und dem Volke ſtehen!“ So ſprach Sully.

„Wohl, Sully! aber —“

„O,“ rief Sully, Sire, laſſet kein Aber hineindringen in das, was ich zu ſagen mir erlaubt! Jedes Aber iſt eine Schranke, und zwiſchen Eurer Majeſtät und Eurem Volke ſoll keine Scheidewand ſtehen, die die Herzen trennt. Nur dann iſt der Regent das, was er ſein ſoll und ſein kann, wenn er ein offenes Ohr für die Wahrheit hat, und dieſen freien Zugang zu ſeinem Ohr und Herzen läßt!“ —

„Wahr, ſehr wahr, Sully! Wir wollen das, und wenn Wir je es nicht wollen ſollten, dann erinnere Uns an die Eiche von Vincennes.“

„Das werde ich nie müſſen!“ rief mit tiefer Bewegung Sully. „Ich bitte Gott, daß er mich das wenigſtens nicht möge erleben laſſen!“ ſetzte er langſamer hinzu.

„St! Sully, wir hören Leute kommen!“ ſprach Heinrich. „Sie ſcheinen zu Uns und Unſerem Standpunkte zu kommen. Der Baum iſt dick genug, uns Beide den kommenden Fremdlingen zu verbergen. Vielleicht ſind Wir ungebetene Zeugen in einer Sache, die morgen entſchieden werden ſoll!“

Beide traten hinter den Stamm, und es that Noth, ſich zu ſputen, denn die Redenden nahten ziemlich ſchnell.

III.

„Seht dort, mein Fräulein,“ ſprach eine rauhe, etwas zitternde Männerſtimme, „iſt der verhängnißvolle Baum, wo Ihr mit ſo ſeltener Beharrlichkeit, dem guten Rath eines alten getreuen Dieners zum Trotze, bei dem beweglichen Könige Recht ſuchen wollt gegen Einen der Erſten ſeines Hofs und ſeiner nächſten Umgebung. Wir Picarde ſagen ſprichwörtlich: Verklage den Teufel bei ſeiner Großmutter und du wirſt ſchwerlich ungerupft, ſicherlich ohne Recht wegkommen!“

„Mortdieu!“ flüſterte leiſe Heinrich ſeinem Miniſter zu, da kommen Wir zu einer Vergleichung, die Wir Uns nicht haben träumen laſſen. Hat der Mann Recht?“

„Vielleicht!“ ſagte Sully leiſe.

„Wie? auch du?“ fragte Heinrich nicht ohne Regung des auflodernden Zornes.

„Vergebt, gnädigſter Herr!“ flüſterte Sully. „Wir ſtehen ja unter der Eiche von Vincennes, und Ihr wolltet Wahrheit! Glaubt Ihr nicht, daß es ſchwer werden dürfte, daß ein einfaches Mädchen gegen einen Eurer erſten Diener Recht behalte?“

Heinrich biß ſich in die Lippe und ſchwieg.

„Ihr urtheilt ſehr hart, Vater Lafont,“ verſetzte eine jugendliche Stimme von herzgewinnender Milde und ſüßem Wohllaute. „König Heinrich iſt zu galant, um mich nicht zu hören, und zu gerecht, um meinem Vormunde geradezu Recht zu geben.“ —

„Hörſt du?“ flüſterte der König Sully zu. „Da gewinne ich einen Advocaten, wie er mir, dir gegenüber, Noth thut!“

Sully lächelte in ſich hinein und dachte, der Alte würde in ſeinem Texte ſchon noch weiter fortfahren. So war es auch wirklich.

„Galant! ja, das iſt er wohl,“ fuhr der Alte, den das Fräulein mit dem Namen Lafont belegte, fort; „nur zu galant, wie man ſagt, daß er über den ſüßen Tändeleien der Liebe manchmal die ernſteren Pflichten des Herrſchers vergißt. Heinrich iſt gerecht, das unterliegt ſelbſt nicht dem leiſeſten Zweifel; allein er iſt dem reichen und mächtigen Baron Fezenſac zu ſehr verpflichtet, als daß er, nehmt mir's nicht übel, Gebieterin!—wenn ich rückſichtslos rede, um eines jungen und ſchönen Mädchens willen den Mann vor den Kopf ſtößt, der ihm und ſeiner Sache die ſchöne Provinz Picardie gewann! Das iſt, theures Fräulein, ein Punkt von Wichtigkeit. Heinrich iſt Politiker. Wer um eine Krone ſeinen Glauben abſchwört, der iſt gewiß nicht geneigt, um eines Mädchens willen einen einflußreichen, zur Bosheit geneigten Mann ſich zu verfeinden, wie den Seneſchall der Picardie!"

„Sully! Sully!" flüſterte Heinrich; denn die beiden Perſonen waren abgeſtiegen und der Eiche ganz nahe gekommen — „der lieſt mir, Ventre Saint Christ! den Text, daß ich froh über die Nacht bin; denn du könnteſt vielleicht etwas von Schamröthe auf meinen Wangen ſehen!"

Sully legte den Finger auf den Mund, indem er ganz leiſe zurückflüſterte: „Eurer Majeſtät Advocat wird's ſchon wieder entkräften!"

Die beiden Perſonen waren jetzt unter die ſchirmenden Aeſte der Eiche getreten. Wenn auch das herbe Wort Lafont's ihn zermalmend traf, ſo beſtätigte ſich doch die Wahrheit ſeiner Bemerkung über Heinrich's Galanterie hinlänglich; denn der König hatte an dem Fräulein ſo viel Intereſſe gewonnen, daß er nicht widerſtehen konnte, etwas hinter dem Stamme hervor zu lugen, um zu ſehen, ob die, die ſo für ihn war, auch ſchön genug ſei, um es zu rechtfertigen, wenn er ihre Partie nähme.

Zum Glücke wendeten Beide dem Könige den Rücken, und es war keine Gefahr; aber auch ſein Ziel erreichte er nicht; doch ſah er eine edle, ſchlanke Geſtalt vor ſich.

Sie ſchluchzte leiſe.

„Ihr nehmt mir alle meine ſchönen Hoffnungen, Lafont, die mich bisher oben hielten und mich vor der Verzweiflung bewahrten. Wird mir kein Recht, ſo nehme ich den Schleier und meine Güter fallen der Kirche zu."

„Da ſei Gott vor!“ ſagte der Diener.

„O Gott,“ flüſterte halblaut das Mädchen betend, „regiere du des Königs Herz morgen, wenn er hier ſteht und meine Rede hört! Stärke du mich auch, daß ich nicht gänzlich erliege!“

„Ich geſtehe, daß ich vor dem Augenblicke zittere,“ fuhr Lafont fort, „wenn Ihr reden wollt und ſollt. Ich meine, es ſei etwas Abſonderliches, vor einem Könige zu ſtehen. Obwohl er um kein Haar beſſer iſt, als ein anderes Menſchenkind auch, ſo iſt doch die Majeſtät, die ihn umgibt, ein Zauber, der Jeden leicht beſtrickt, und ihn unendlich hoch über uns hinaushebt.“

„Das glaube ich wohl auch,“ ſagte das Fräulein, „und ich will's Euch nicht leugnen, daß mir das Herz mit jedem Augenblicke mehr zu pochen beginnt, der mich der Kataſtrophe näher bringt.“

„Nennt's keine Kataſtrophe, Fräulein!“

„Nun wie Ihr wollt, Lafont; doch“ — bei dieſen Worten hob ſich ihre Stimme, „meine Liebe gibt mir Muth und mein gutes Recht, Kraft. Laßt uns aber eilen, ſonſt möchte Eure Schweſter umſonſt nach uns umſehen, denn die Söldner des Bearner's dürften uns am Ende die Zugbrücke nicht mehr herablaſſen; und die Wittwe Desquelbec, die als betagte Frau der Ruhe bedarf, würde durch uns in ihrer gewohnten Ordnung geſtört.“

Die Beiden entfernten ſich und kaum waren ſie weit genug dem Auge und Ohre des Königs entrückt, als er aus dem Verſteck hervortrat und Sully ihm folgte.

„Ventre Saint Christ!“ rief Heinrich Sully zu, „da hab ich mehr gelernt in einer Viertelſtunde, als in einem Jahre bei den Weiſeſten der Erde. Wer iſt dies Fräulein? Wer dieſer fatale Lafont?“ —

„Sie hat es Eurer Majeſtät ja deutlich genug geſagt!“ entgegnete Sully, und ein Lächeln der Befriedigung zuckte um ſeinen wohlgeformten Mund, das jedoch der König nicht ſehen konnte. „Du haſt Recht, Sully, der alte bärbeißige Poltron, hat mir ganz mein Concept in Verwirrung gebracht. Sagte ſie nicht, ſie ſei Fezenſac's Mündel?“

„So iſt es, Sire!“

„Und was hat ſie von ihrer Angelegenheit geſagt?“

„Nichts, Sire. Nur das Wörtlein „Liebe“ iſt ihr entſchlüpft.

Wahr! Ich entſinne mich: „Verklage den Teufel bei ſeiner Großmutter!“ „Daß dich denn die Großmutter ſammt dem Enkel hätte, du Poltron!“ brummte der König in den Bart, und man ſah, das derbe Wort hatte ihn verwundet; allein bald ſiegte ſeine große Gutmüthigkeit und ſein leichter Sinn. „Komm, Sully!“ rief er lachend, „folge der Großmutter des Teufels, wir wollen gen Vincennes, und dort dem alten Fezenſac noch ein wenig auf den Zahn fühlen, um dieſem Geheimniß etwas näher auf den Grund zu blicken.“

Mit dieſen Worten ſchritt Heinrich den Hügel hinab und raſchen Schrittes mußte Sully ihm folgen. Auf der Heerſtraße nahm er des Freundes Arm in voller gemüthlicher Vertraulichkeit und bald waren die Reiter des Gefolges erreicht. Der König ſchwang ſich aufs Roß. Sein ſilbernes Horn ließ der Seneſchall erklingen und die Zugbrücke rollte keuchend herab. Unbeachtet ritt Heinrich in die alte Stadt ein. Er hätte nach Lafont's Lehre um kein Gut der Erde mit königlichem Gepränge einziehen mögen.

„Fezenſac!“ rief er, als er am Thore des Schloſſes abſtieg, „Wir wünſchen noch ein Stündchen mit Euch und dem Herzog von Sully zu verplaudern. Wir erwarten Euch in einer Stunde!“

Der Seneſchall beugte ſich tief und Heinrich ſchritt in das hell erleuchtete alterthümliche Schloß, in deſſen Portal die Heldengeſtalt des guten Königs verſchwand.

IV.

In ein Gemach des Schloſſes, das Sully aufgenommen, trat der junge Heinrich von Rohan mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Setzt Euch zu mir, Sohn meines älteſten Freundes,“ begann Sully, den ſchönen jungen Mann zu ſich niederziehend auf ein Ruhebett, das durch ſeine plumpe Form ſein hohes Alter verrieth.

„Ich muß eine Sache mit Euch beſprechen, und meine Zeit iſt kurz; darum ſchnell zum Mittelpunkte derſelben. Fezenſac hat einen Sohn?“ —

„Ganz recht, und nur Einen!“

„Kennt Ihr ihn?“

„Allerdings!“

„Welcher Art iſt er?“

„Fragt im Pré aux Clercs, gnädiger Herr, und Ihr werdet viel von ihm hören!“

„Das heißt, er iſt ein Raufbold?“

„Ungefähr das?“

„Und ſonſt?“

„Nicht viel!“

„Schlimm! Iſt er ſchön?“

„Das hat noch Niemand geſagt!“

„Macht er Glück bei den Frauen?“

„Bei ihrem Auswurf, ja!“

„Das iſt noch ſchlimmer! Ihr brecht ihm aber da ſchonungslos den Stab?“ —

„Wollt Ihr Unwahrheit, gnädiger Herr, ſo dürftet Ihr keinen Rohan fragen!“

„Wahr, ich danke Euch; aber junger Freund, man ſagt, dieſer junge Fezenſac ſollte heirathen?“

„Ich habe es für Scherz gehalten!“

„Man ſagt, ſein Vater wünſche es!“ —

„Das mag ſein! Ich möchte das Mädchen ſehen, das ſeine Gattin werden wollte!“

„Der Arme!“

„Bedauert ihn nicht, gnädiger Herr! er iſt kein Weib werth; es ſei denn, daß es iſt, wie er!“

„Will er ſich denn des Vaters Wünſchen fügen?“

„Nichts weniger, als das; denn er entſagt nur ungern dem ungebundenen Leben, das er führt!“

„Alſo ſein Vater will ihn zwingen?“

„Vielleicht, wenn es ihm gelingt!“

„Ich danke Euch, Heinrich, für dieſe offene Mittheilung, aber jetzt muß ich fort!“

„Seid ſo gütig, mir zu ſagen, warum ich dieſes Verhör beſtand? Seid gewiß,“ ſagte Sully lächelnd, „daß Euch die genügendſte Auskunft morgen unter der Eiche von Vincennes werden wird. Adieu!“

Heinrich von Rohan ging kopfſchüttelnd von dannen, denn er begriff den edlen Sully nicht.

Dieſer aber trat nach kurzer Friſt in der rauhen Kleidung eines Picards, geleitet von einem alten Diener des Caſtellans von Vincennes aus dem Schloß und verſchwand mit dieſem in den engen und dunklen Straßen der Stadt.

V.

In einem Winkelgäßchen der alten Stadt Vincennes lag das Häuschen der Wittwe Desquelbec, der Schweſter Lafont's. Sie war an einen ehrlichen Picard verheirathet geweſen, der das Gewerk eines Schwertfegers nicht ohne Erfolg in einer Zeit getrieben, wo das Schwert ein ungeheures Gewicht in die Schale deſſen legte, welcher es zu führen verſtand. Von allen Parteien fern, diente er Hugenotten, Guiſen und Königlichen mit gleicher Treue. Er ſtarb. Seine Frau, geboren auf den Gütern des Marquis de Feugères, hing mit der ganzen Treue einer Picardin an ihrer Gutsherrſchaft, bei der außerdem ihr Bruder als Kammerdiener gedient und bis zum wohlbetrauten Ehrenamt eines Hausmeiſters geſtiegen war.

Welche Wonne erfüllte das Herz der kinderloſen Wittwe, als ſie durch einen Landsmann erfuhr, Jaques, der geliebte Bruder, werde kommen und ſeine junge ſchöne Herrin mitbringen, eine Ehre, die ſie nie geträumt. Jetzt wurde geſcheuert und geſegt, und aller Luxus, deſſen ihr Stand und ihr Vermögen fähig war, concentrirte ſich in dem Ehrengemache, welches die Marquiſe einnehmen ſollte.

Die ſchöne Lucie wollte ganz ungekannt und unbemerkt bei Frau Desquelbec einkehren; allein ganz Vincennes wußte ſchon acht Tage vorher, wer das Dach der Dame Desquelbec beehren würde. So kam es denn, daß Sully ohne große Mühe es herausbringen konnte, wer Lafont's Schweſter war und wer bei ihr einkehren würde, auch wo ſie wohne.

Er hatte an der Sache des Fräuleins großen Antheil genommen, zumal er ein Unrecht hier vermuthete, das von dem mit Recht verachteten Fezenſac ausging, deſſen große Dienſte bei Gewinnung der Provinz Picardie allein in Sully's Augen den Geiz, die Habſucht und andere Laſter dieſes hochgeſtellten Mannes einigermaßen bedecken konnte. Der König Heinrich war blind für Fezenſac eingenommen, und ließ ſich trotz ſeiner Achtung und Liebe für den edelſten Miniſter, der je einem edlen Könige rathend zur Seite ſtand, von ihm oft mißleiten. Jetzt galt's den Charakter dieſes Mannes zu entſchleiern und Sully verſchmähte es nicht, eine Maske vorzunehmen, um das Laſter ohne Maske zu ſchauen.

Es war ſchon ſpät, die Marquiſe ermüdet von der Reiſe, war ſchon in die Arme des Schlafes geſunken, und nur Lafont und ſeine Schweſter plauderten noch traulich bei der Lampe, als es leiſe zuerſt, dann ſtärker an die Thüre pochte. Die Wittwe ging zu öffnen, jedoch mit der ängſtlichen Vorſicht, welche ein ſo ſpäter Beſuch erheiſcht, deſſen Zweck ſie durchaus nicht begriff.

„Guten Abend, Dame Desquelbec!“ ſprach ein ehrlicher Picarde im breiten Dialecte ſeiner Heimath, und trat ein. Es war eine edle Geſtalt; groß, gerade und feſt, die etwas ſo Nobles hatte, daß es Lafont verdächtig vorgekommen wäre, hätte nicht der Mann mit aller Gemüthlichkeit ſeiner Landsleute geplaudert. Er hatte, wie er ſagte, den Sieur Desquelbec genau gekannt, war ein Landsmann von ihm, das heißt, aus Einer Stadt, und wollte doch, da ſein Freund nicht mehr lebe, deſſen Wittwe beſuchen, da er gerade nach Vincennes gekommen, um dem Könige ſeine Noth zu klagen, da ihm die Hirſche im Walde des Herrn von Fezenſac ſeine ganze Ernte abgeweidet. Da habe er denn Einige erlegt, um ſie zu ſcheuchen. Als dies Fezenſac erfahren, habe er ihn heillos mißhandeln laſſen.

Lafont hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Der Ton, die Art und Weiſe der Erzählung, die Thatſache ſelbſt, das Alles riß ihn hin, daß er ſich mit Vertrauen dem Landsmanne hingab, wie das überhaupt den Picards eigen iſt, wenn ſie in der Ferne einen Landsmann finden.

„Ja, Freund Liſſac“ (ſo nannte ſich der Fremde), ſprach mit Emphaſe Lafont, „dieſer Fezenſac iſt ein abſcheulicher Menſch, der leider bei dem guten Könige Heinrich in großer Gunſt ſteht. Das Eine nur begreife ich nicht, man ſagt: der Sully ſei ebenſo geſcheidt, als brav und gut, und doch entlarvt er dieſen Schelmen nicht!“ — „Wer weiß, wie das ſteht,“ ſagte Liſſac. „Der Sully iſt ja am Ende auch ſo wenig allmächtig, als jeder Andere, und der gute König iſt hellſehend genug, der wird ja hinter die Streiche dieſes Menſchen kommen — und — ich hoffe, daß ich ihm dazu leuchten werde mit dem hellſten Lichte!“

„Recht ſo, Compère Liſſac, recht ſo! Glaubt mir, daß mein gnädiges Fräulein auch das Seine dazu beitragen wird,“ ſagte Lafont.

„Wer iſt denn das?“ fragte mit einem Geſichte, Liſſac, das dummehrlicher nicht gefunden wird in der ganzen Picardie. Lafont lüpfte die Pelzmütze, die er trug, und Liſſac that ehrerbietig daſſelbe.

Dieſer Ehrfurchtsbezeugung folgte die Nennung der Marquiſe Lucie de Fengères.

„Aber was hat denn dieſe Dame aus dem edelſten Geſchlechte der Picardie mit dem alten Drachen Fezenſac gemein?“ fragte der dummehrliche Liſſac.

„Wohl die edelſte und ruhmbekränzteſte Familie unſerer ſchönen Heimath,“ ſprach Lafont — „aber dennoch abhängig von dieſem Unmenſchen, denn ſie iſt ſein Mündel!“ —

„Was Ihr ſagt, Sieur Lafont?“ — —

„So iſt es, mein Freund,“ fuhr Lafont fort. „Nun denkt Euch, will er dies junge Blut, dies himmliſch-gute Weſen mit ſeinem Scheuſale von Sohn vermählen, damit die Lehen und Allodien der Fongeres ſeinem Stamme zufallen. Um dies zu bewirken, wandte er ſelbſt Einſperrung des Fräuleins an; drohte ihr, ſie für eine Wahnſinnige auszugeben, ſie in ein Kloſter zu ſtecken und Gott weiß, was für Seelenfoltern er anwandte, ſeine ſchändlichen Zwecke zu erreichen. Da iſt denn mein Fräulein heimlich aus dem Schloſſe ihrer Väter entwichen, um hier unter der Eiche von Vincennes dem König ihre Noth zu klagen, und Hilfe zu finden!“

„Aber warum will ſie den jungen Baron nicht nehmen?“ fragte Liſſac.

„Ahnet Ihr das nicht? Einmal iſt der junge Fezenſac ein Katholik und mein Fräulein eine Hugenottin, deren Vater in der Sainte Barthelemy fiel, was ſie nie vergeſſen kann; dann aber liebt ſie einen Andern!“

„Ei, ſo ſoll ſie ihn nehmen!“

„Närrchen,“ ſchalt Lafont, „das iſt's ja eben, daß ſie nicht darf, weil ſie noch nicht ihre Volljährigkeit erreicht hat!“

„Wer iſt denn der Beglückte?“ fragte Liſſac.

„Nun, wenn es dich ſo ſehr anſpricht, ſo wiſſe, daß es der edle Herr von Clichy iſt; edel, gewiß wie irgend Einer, aber auch ſo arm wie irgend eine Kirchenmaus in Frankreich!“

„Iſt er denn nicht hier?“

„Freilich; wie konnte der ſeine geliebte Lucie allein ziehen laſſen, ohne in einer angemeſſenen Ferne ihr zu folgen, um ſie vor Gefahren zu ſchützen?“

„Das iſt ja brav!“

„Gewiß; aber anders iſt's auch von dem herrlichen Jungen nicht zu erwarten. Clichy iſt ſehr brav!“

„Clichy, Clichy?“ ſagte Liſſac ſinnend vor ſich hin. „Mir iſt, als hätte ich den gekannt, oder war es ſein Vater, der in dem Blutbade von Baſſy umkam?“ —

„Richtig, der iſt's. Sein Vater fiel dort unter der Hand der Guiſen!“

„Der Sohn ſelbſt hat dem Bearner gedient! Nicht ſo?“

„Auch das; allein ſeit der ſeinem Glauben abgeſchworen, zog er ſich zurück und — um dem Haſſe der Fezenſac's zu entgehen, die ihn überall verfolgten, da ſie mächtig am Hofe ſind!“

Eben ſchlug es die Mitternachtsſtunde. Liſſac nahm Abſchied von ſeinen neuen Freunden und verſprach, morgen ſchon wieder zu kommen. Er ſchied — und Frau Desauelbec erwachte durch das Geräuſch des Aufſtehens aus dem ſüßen Schlummer, in den ſie während des Geſprächs der beiden Männer verſunken war.

VI.

Ungeduldig über das lange Ausbleiben Sully's, ging Heinrich der Vierte in dem großen Gemach auf und nieder. Es war mit alterthümlicher Pracht eingerichtet. Tapeten hingen an den Wänden, welche Venedigs kunſtgeübte Weber verfertigt. In den lebhafteſten Farben prangten ſeltſame Vögel, welche ſich auf den ſchönſten Blumenkelchen wiegten. Ein großer Spiegel zierte das Gemach. Ruhebette und Polſterſitze liefen an den Wänden hin. Ungeheuer plumpe Mobilien ſtanden umher. Der Boden war mit koſtbaren Decken belegt.

Die Kerzen waren ſchon tief herabgebrannt, als endlich Sully eintrat.

„Wo bleibſt du ſo unendlich lange?“ fragte halb unwillig der König ſeinen Freund und Miniſter. —

„Die Wahrheit koſtet mitunter viel,“ entgegnete mit tiefer Verbeugung der Herzog von Sully. „Ich mußte die Kleidung eines Picards anlegen und aus meinem Gedächtniß den Dialect der Provinz hervorſuchen, um über das Abentheuer mit den Fezenſac's ins Klare zu kommen!“

„Vortrefflich!“ rief der König, und der Unmuth, der auf ſeiner Stirne lagerte, wich der lachendſten Heiterkeit. „Vortrefflich! Sully, Wir können es nur bedauern, nicht dabei geweſen zu ſein! Hat der alte Bär wieder 'mal über Uns losgefahren?“ —

„Das gerade nicht,“ ſagte Sully; „wir hatten Anderes zu beſprechen.“

„Wie gewannſt du doch ſein Zutrauen?“ —

Sully erzählte, wie ſich das Alles gemacht habe; wie er ſich introducirt, und was er denn nun von der Geſchichte wußte.

Heinrich ſtampfte mit dem Fuße wild auf die Erde.

„Es iſt wahr!“ rief er aus, „der Fezenſac hat Uns die Geſinnungen des armen Clichy verdächtigt, wie und wo er nur konnte, bis Wir endlich ihn entließen und durch ungnädiges Weſen ihn von Uns ſcheuchten. Ventre Saint Christ! Sully, iſt das wieder gut zu machen?“

„Warum nicht, mein gnädigſter Herr?“

„Rathe mir, wie!“ —

In dieſem Augenblicke meldete der Kammerdiener den alten Baron von Fezenſac, und auf den bejahenden Wink des Königs trat er ein. Es war einer jener Figuren, die in ſich ſelbſt zuſammengeſchrumpft, gelb wie eine Citrone, mit dem allermarkirteſten Galgengeſicht, einen ſo unausſprechlich widerlichen Eindruck auf uns machen, daß wir ſie nur mit Ekel betrachten, nur mit Abſcheu uns ihrer erinnern. Heinrich der Vierte ſchien das heute zum erſten Male zu empfinden. Es überlief ihn kalt, eiskalt, als der widrige Menſch mit den tiefſten Bücklingen, aber dennoch mit der Miene, die das Bewußtſein der Unentbehrlichkeit ausdrückt, ſich nahte.

„Ah, Fezenſac!“ rief der König, „Ihr kommt ſpät, alter Herr!“ „Eure Majeſtät vergeben,“ ſprach leiſe der Eintretende, „ein Bote aus der Heimath hat mich aufgehalten. Mein gnädigſter Herr! vergebt dem Herzen des Familienvaters, das einen Augenblick von ſeinem Gefühle ſich feſſeln ließ!“ —

„Aus der Picardie alſo, mein Lieber! Nun, was gibt's denn da Neues? — Wir bitten Euch, uns zu erzählen!“.

Der alte Baron ward verwirrt.

Heinrich bemerkte das.

„Es iſt Euch, wie Uns ſcheint, ein Arges begegnet, Wir bedauern — doch —"

„Warum ſollte ich ſchweigen vor meinem königlichen Herrn?" ſprach endlich mit tiefer Bewegung der Alte. „Mein Mündel iſt mir plötzlich mit ihrem alten Diener durchgegangen!"

Der König lächelte.

„Das iſt ja ſehr ſchlimm," ſagte er; „doch, ſagt, wie konnte das Mädchen ſich in ihren „alten Diener," wie Ihr ſagt, verlieben?"

„Nicht das, Majeſtät, nicht das!" rief Fezenſac. „Eine edle Fongères iſt ſolch eines Frevels unfähig. Ich habe mich unrichtig ausgedrückt, wenn Eure Majeſtät mich ſo verſtehen konnten. Sie iſt vielmehr entflohen unter der Begleitung und dem Schutze Lafent's."

„Entflohen?" fragte Heinrich. „Das ſetzt ja gewiſſermaßen ein Gefangenſein voraus? Wer dürfte es wagen, in Unſerem Lande die freie Erbin der Marquis de Fongères in Haft zu halten?" — Der Ton, womit der König dieſe Worte ſprach, war furchtbar und drohend. Sein Auge weilte mit einem zermalmenden Ausdruck auf Fezenſac.

Dieſer empfand die Wirkung dieſes Blickes vollkommen, und die Ahnung, der König ſei nicht ohne Kenntniß der Sachlage, erſchütterte ihn aufs Heftigſte. Doch ſagte ihm wieder ſeine Kenntniß der Verhältniſſe, daß dies nicht wohl möglich ſei. Er ſammelte ſich ſchnell und ſagte, indem er den Angſtſchweiß von der tiefgefurchten Stirn trocknete:

„Das wird Niemand wagen, Sire! allein Eure Majeſtät erkennen gewiß in Gnaden an, daß es Verhältniſſe gibt, die einen wahrhaft väterlich geſinnten Vormund beſtimmen können, die Freiheit ſeines Mündels dann einigermaßen zu beſchränken, wenn der Ehre des Hauſes durch ihren Leichtſinn Gefahr droht!"

„Und welche Verhältniſſe könnten dieſen Schritt der Willkür des Einzelnen rechtfertigen?" fragte Heinrich der Vierte.

Der Ton des Königs war dem Alten ſo unerwartet, daß er ihn in eine völlige Verwirrung brachte. Er ſtotterte und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Sully und der König weideten ſich an der Verlegenheit des alten Sünders, ohne daß ſie jedoch äußerlich dies kund gaben.

„Nun?“ fragte Heinrich ungeduldig. —

„Ich meine, mit Eurer Majeſtät Wohlnehmen — wenn — das Mündel — im Begriffe ſteht — eine — unſtatthafte Verbindung einzugehen!“ brachte endlich Fezenſac heraus.

„Sagtet Ihr nicht eben erſt,“ fuhr der König fort, „eine Fongères ſei eines ſo unwürdigen Schrittes unfähig?“

„Das — ſagte — ich, Sire, allein ich meine die Verbindung mit einem Diener!“ —

„So!“ dehnte der König. „Daß wir Obervormund aller Unmündigen unſeres Reiches ſind, werdet Ihr, Herr von Fezenſac, wohl nicht in Abrede zu ſtellen geneigt ſein! — Mithin haben wir das Recht, Rechenſchaft zu fordern! Die beabſichtigte Verbindung der Marquiſe de Fongères iſt alſo nicht der Art, wie wir vermuthet, und wir dürfen weiter vermuthen, daß ihr Geliebter dem Adel Unſeres Reiches angehört! Iſt dem ſo?“ —

„Allerdings!“ ſtotterte Fezenſac; „aber dem niederen Adel, dem, deſſen Stammbaum wenige Jahrhunderte alt iſt!“

„Wie heißt er?“ fragte Heinrich.

„Guido de Clichy, Sire!“

„Was? Guido de Clichy? der brave Junge, der ſo wacker ſtritt? Sein Adel iſt ächt und gut, wie der Eure, Fezenſac! Doch geht jetzt zur Ruhe und bereitet Euch vor, Uns, ſo es nöthig, morgen unter der Eiche von Vincennes Rede zu ſtehen. Andernfalls erwarten wir dieſe Rechenſchaft morgen Abend hier!“

Dieſe Worte, ſcharf und gemeſſen geſprochen, vollendeten die gänzliche Verwirrung des Seneſchalls der Picardie. Er ging faſt betäubt hinweg, denn die Ungnade lag klar am Tag. Als er in ſein Gemach kam, erwartete ihn ein neuer Schrecken, denn ſein Sohn war eben angekommen. Er hatte die Spur der Entflohenen bis Vincennes verfolgt. Sie war alſo hier! Wollte vielleicht des

Königs Hilfe anrufen! Fezenſac zerraufte ſich das graue Haar und häufte die heftigſten Zornreden auf ſeinen Sohn, daß er nicht im Stande geweſen, ein Mädchenherz zu erobern.

VII.

Früh am andern Morgen erklangen alle Glocken von Vincennes. Der König ritt zur Kirche, die Meſſe zu hören. Volksgewühl bedeckte die Gaſſen, und Jubel erfüllte die Luft und übertönte das Geläute der Glocken.

Kaum war die Meſſe vorüber, ſo ſtrömte das Volk zu dem Thore hinaus, wo ſchon eine zahlloſe Menge in weitem Kreiſe die Eiche umgab, an deren Stamm ein rothſammtner, reich vergoldeter alterthümlicher Lehnſtuhl ſtand. Zu Füßen deſſelben lagen koſtbare Teppiche. Unter dem Hügel war eine ihn kreisförmig umgebende Erhöhung von Raſen, beſtimmt, daß die Kläger und Hilfeſuchenden auf ihn, höher als das Volk, und tiefer als des Königs Standpunkt ſich ſtellten.

Zwei Herolde mit koſtbaren Stäben und reichen Wappenröcken, von Lilien bedeckt, ſtanden zur Seite des königlichen Stuhles, über welchem ein Baldachin ſich erhob.

Eine lautloſe Stille der Erwartung lag auf den Maſſen des Volks.

Jetzt wirbelte ein Jubelruf, wie ferner Donner brauſend, ſich vom Thore Vincennes her. Der König nahte.

Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, kam der Liebling des Volkes. Sully ritt an ſeiner Seite.

Heinrich trug ein Wamms von weißem Atlas, reich mit goldenen Gewinden geſtickt. Ein Federhut bedeckte den ſchönen Kopf, deſſen Antlitz in einer herzgewinnenden Freundlichkeit ſtrahlte. Zu allen Seiten grüßte der Monarch ſein Volk ſo herzlich, als ſei er ſeines Gleichen.

„Mortbleu!" rief Lafont zu ſeiner Herrin, die, weiß wie eine Leiche, neben ihm ſtand, „der Béarner iſt ein herrlicher Mann!"

Sie nickte ihm zu, indeß ihr Auge auf dem Könige ruhte.

Plötzlich hielt der König ſein Roß an. Sein Adlerauge ruhte auf einem jungen Edelmanne, der in den Reihen des Volkes zu Pferde hielt und deſſen kummervoller Blick das Auge des Königs ſah.

„Irren Wir nicht, ſo ſehen Wir dort den Ritter Guido de Clichy," ſprach er zum Seneſchall der Picardie, Baron de Fezenſac. „Eilet, Seneſchall, und entbietet ihn zu Uns!"

Wie vom Donner gerührt, wandte der, an den dieſer gemeſſene Befehl erging, ſein Roß. Das Volk theilte ſich und bald hielt er vor Clichy und ſprach mit durchbohrendem Blicke: „Der König will Euch ſprechen!"

Clichy war betroffen, allein ſogleich ſammelte er ſich und folgte dem Rufe.

Als er vor dem König erſchien, neigte er ſich tief.

Heinrich reichte ihm ſeine Hand dar, welche Guido kaum zu berühren wagte.

Lautloſe Stille herrſchte. Aller Augen ſahen auf den König und Clichy, der des königlichen Wortes harrte.

„Wir haben dich lange nicht geſehen, Ritter von Clichy!" ſprach der Monarch, „und ungern vermißten Wir in Unſerer Nähe einen ſo wackern Ritter, als je die Picardie, das Land, das tapfere Männer liefert, einen erzeugte. Wir hoffen, du verläſſeſt Uns nicht wieder!" —

Ein Jubelruf erfüllte die Luft aus zahlreichen Kehlen der vielen Picards, welche anweſend waren. Hätte man genau beobachtet, ſo hätte man den Beginn des Jubelrufs, in den alles Volk einſtimmte, in Lafont's Kehle ſuchen müſſen.

Clichy vermochte vor Rührung nicht zu ſprechen. Er neigte ſich tief, und Sully reichte ihm ſeine Hand.

„Habt Ihr das geſehen, gnädiges Fräulein?" fragte Lafont das erglühende Mädchen, in deſſen Herzen eine überſchwengliche Seligkeit wohnte.

Elichy ſchloß ſich an das Gefolge an und der König ritt der Eiche zu, wo er abſtieg und ſchnell auf ſeinen Standpunkt trat. Das Gefolge ordnete ſich hinter ihm. Sully trat zur Rechten und Fezenſac zur Linken des Königs.

Die Herolde riefen: „Frankreichs großmächtigſter und allerchriſtlichſter König ſteht hier, unter der heiligen Eiche von Vincennes, um ſeinem getreuen und geliebten Volke Gehör zu geben und Recht zu verſchaffen im Namen Gottes und ſeiner Heiligen! Wer Klage zu führen hat, der nahe und rede!“ Wiederum erfüllte ein endloſer Jubel die Luft.

Der König winkte mit dem Hut, als der Jubel gar nicht enden wollte. Jetzt wurde es ſtill.

Ein Greis wankte auf die Raſenſtufen. Er neigte ſein ſchneeweißes Haupt.

„Was willſt du, mein Vater?“ fragte der König mild und freundlich.

„Gerechtigkeit!“ ſprach der Bauer. „Mein Lehensherr, der Baron von Fezenſac, welcher hier zu Eurer Majeſtät Linken ſteht, hat mir wider Recht und Brauch unſeres Landes und unſerer Geſetze mein Lehensgut entzogen und es einem ſeiner Günſtlinge gegeben. Ich darbe ſeitdem mit den Meinen!

Der Boden wankte unter Fezenſac's Füßen.

Heinrich ſah ihn mit durchbohrendem Blick an. „Was habt Ihr zu antworten, Herr Seneſchall! der Ihr das Recht Eurer Landſchaft ſchützen ſollt?“

„Der Fall iſt mir unbekannt,“ ſtotterte der Seneſchall.

„Es mag vielleicht ſein,“ hob der Bauer an, „daß der alte Herr nichts davon weiß, weil es ſein Sohn vielleicht that, der umſonſt um Buhlſchaft bei meiner Tochter warb!“

„Pfui!“ rief Heinrich der Vierte. „Der Vater läßt ſeinem Sohne ſolche Gewalt! Gehe hin, Alter, ehrlicher Picard, du biſt wieder in dein Lehen eingeſetzt, und ſollte dir irgend Jemand, verſtehe mich recht, irgend Jemand, ein Leid zufügen, ſo weißt du mich zu finden!“ Er reichte dem Greiſe die Hand, der, überwältigt, niederſank in die Knie und dieſe Hand küßte.

Wieder wirbelte der Jubelruf des Volkes zum Himmel auf.

Fezenſac war vernichtet. Er lehnte ſich auf ſein Schwert, um nicht umzuſinken.

„Jetzt, jetzt iſt der rechte Zeitpunkt!“ rief Lafont ſeiner ſchönen Gebieterin zu, die aufmerkſam dieſe Scene beobachtet hatte. Er zog ſie willenlos fort.

Das Volk bildete vor der todtbleichen, in tiefe Trauer gekleideten jungen Dame eine Gaſſe und ſie ſchritt wankend der Eiche zu, unter der Heinrich ſaß.

Kaum vermochte ſie ſich aufrecht zu halten.

„Muth, Muth!“ flüſterte ihr Lafont zu, und trug ſie mehr, als er ſie führte.

Als ſich Lucie der Raſenſtufe nahte, vermochte ſie nicht hinaufzuſchreiten, ſo überwältigte ſie der Eindruck des Moments.

Heinrich ſah das engelſchöne bleiche Mädchen nahen — und ſchnell erkannte er ſie und ihren alten Führer. Der Anblick ihrer hinreißenden Schönheit tilgte den Aerger über des alten Lafont's giftige Reden. Mit dem ganzen Wohlgefallen ſeines Herzens blickte er auf die volle und doch ſo ſchlanke, edelgeformte Geſtalt, auf das liebreizende Antlitz, und, hingeriſſen von ſeiner Galanterie, ſprang er auf, alle Würde des Königs der ritterlichen Courtoiſie unterordnend, und führte ſie auf die Stufe.

Die Marquiſe war einer Ohnmacht nahe — aber oben unter der Eiche zitterte ein Sünderherz in rathloſer Verzweiflung.

„Ermannt Euch, ſchönes Fräulein!“ ſprach der König in herzgewinnender Rede. „Wir kennen Eure Lage ſchon, redet frei!“

Dies Wort aus des Königs Munde gab der Marquiſe ihre Kraft wieder. Sie begann zwar leiſe, doch dem Könige verſtändlich und ohne ihn anzuſehen, ihre Behandlung von Seiten ihres Vormundes zu erzählen.

„Wie?“ rief der König ſie laut unterbrechend, „der Herr von Fezenſac iſt wieder der Angeklagte? — Er hat Euch zwingen wollen, ſeinen Sohn, den Ihr verabſcheut, zu heirathen?“ —

„So iſt es, Sire!“ flüſterte das Mädchen.

„Er hat Euch eingeſperrt?“

„So iſt es, Sire!“

„Und wirklich gefangen gehalten?“

„Zwei Monate, Sire!“

„Nein, das iſt himmelſchreiend!“

Der alte Laſent erhob ſeine Stimme.

„Willſt du den Teufel bei ſeiner Großmutter verklagen, alter Picard?“ fragte halblaut der König, und der alte Mann erbleichte.

„Gnade mein König und Herr!“ rief er nach einigen Minuten aus. „Ich war bethört. Ich kannte Euch nicht, wie ich Euch jetzt kenne!“

„Gut dann!“ fuhr Heinrich fort. „Was willſt du ſagen?“

Und der Alte begann Fezenſac's ſchändliches Benehmen gegen die Waiſe zu ſchildern; wie er ſie, wie eine Verbrecherin, bei Waſſer und Brod ſogar, eingeſperrt, und wie ſie endlich entflohen ſei, um hier Hilfe bei dem Könige zu ſuchen, und falls dieſe ihr nicht würde, ins Kloſter zu gehen entſchloſſen ſei.

„Nein!“ rief Heinrich, ſelbſt ergriffen von der natürlichen Beredſamkeit des Greiſes, „ſolche Schönheit darf hinter Kloſtermauern nicht verblühen. Wir ſind Obervormund aller Waiſen Unſeres Reiches. Kraft dieſer Unſerer Würde erklären Wir die edle Marquiſe de Fongères hiermit für volljährig und ihrer Verhältniſſe zu dem unwürdigen Vormunde, dem Baron de Fezenſac, ledig!“

Und zu dieſem ſich wendend, ſprach er: „Baron, Wir fürchten, daß der Anklagen noch mehr ſich auf Euch häufen möchten, wodurch Wir genöthigt ſein würden, Euch verhaften zu laſſen!

„Ihr tragt ſchwer an dieſen Anklagen. Was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung zu ſagen?“ —

Fezenſac ſchwieg. Seine Lippe zitterte. Sie war blau und ſeine Farbe erdfahl. Der Stab des Seneſchalls entfiel ſeiner Hand.

Sully bückte ſich ſchnell und hob ihn auf, ihn dem Könige reichend. —

„Ihr ſeid alt," hob nach einigem Sinnen der König wieder an, „und Eure Hand kann den Stab des Seneſchalls der Picardie nicht mehr halten. Geht auf Eure Güter, Baron; aber ſeid menſchlich und vergeßt Unſer Wort nicht, ſeid menſchlich gegen Eure Unterthanen. Das Amt eines Seneſchalls bedarf einer rüſtigeren Kraft!"

„Guido de Clichy!" rief der König.

Der Gerufene trat vor. Es war eine Geſtalt von ausnehmender Schönheit, Kraft und Würde.

„Knie nieder, Clichy!" ſprach der König.

Es geſchah.

„Kraft Unſerer Machtvollkommenheit legen Wir," ſprach jetzt feierlich der König, „den Stab des Seneſchalls der Picardie in deine Hand, Baron von Clichy. Halt ihn mit feſter Hand. Schirme das Recht, die Sitte, die Freiheit der Perſon. Sei der Waiſen Vater, des Unterthans Stütze!"

„Stehet auf, Herr Seneſchall!" rief jetzt laut der König!

Clichy erhob ſich und mit Thränen der Rührung im Auge blickte er ſeinen edlen König an.

Dieſer lächelte.

„Damit Ihr aber das Recht einer Verlaſſenen recht ſchützen möget, wünſche ich, dieſe recht eng mit Euch zu vereinigen." Er winkte Lafont. Dieſer leitete Lucien herauf, und Heinrich legte ihre ſchöne Hand in die des neuen Seneſchalls. „Haltet feſt an Lieb' und Treue!" ſprach der König, und, damit nicht der edle Name der Fongères ausſterbe, wollen Wir, daß Ihr Euch fortan Marquis de Fongères-Clichy nennet.

Ungemeſſener Jubel erfüllte die Luft weithin.

Und zu dem alten Lafont wandte ſich lachend der König und ſagte: „Verklagſt du noch den Teufel bei ſeiner Großmutter!"

Lafont ſank auf ſeine Knie.

„Steh auf, Alter!" ſprach der König, und denke fortan beſſer von Uns!" —

Die Glücklichen entfernten ſich auf des Königs Wunſch.

Fezenſac war verſchwunden.

Die Richterſprüche dauerten fort.

Am Abend beugte Sully vor Heinrich dem Vierten ſein Knie und ſprach tief bewegt: „Sire, Ihr ſeid Frankreichs Erſter König! Gott ſegne Euch!“

Heinrich hob ihn auf und drückte ihn an ſein Herz.

„Sully,“ ſagte er, „ich werde die Eiche von Vincennes nie vergeſſen!“

Venedigs Patrizier.

Eine Erzählung aus dem ſiebenten Jahrzehend des fünfzehnten Jahrhunderts.

Am Sonntage vor Himmelfahrt 1472 ſtanden auf dem Rialto, der größten und ganz von herrlichem Marmor erbauten Brücke Venedigs, drei Jünglinge, ſich durch luſtige Reden und ſatyriſche Bemerkungen über die Vorübergehenden und in Gondeln den großen Kanal Befahrenden unterhaltend. Der geſchmackvolle und koſtbare Anzug, welcher aus Seide und Sammt beſtand, die wehenden Straußenfedern der Hüte, zuſammengehalten von blitzenden Agraffen, die goldenen Ketten, an denen die zierlichen Dolche, deren Hefte ebenfalls von Diamanten: ſchimmerten, befeſtigt waren, mehr aber noch die ſtolze Keckheit, die ſich in Worten und Manieren ausſprach, und der ſchonungsloſe Spott, der jeden Vorüberziehenden ohne Ausnahme traf, ließen ſie bald als Nobili's erkennen, deren Väter über unermeßliche Reichthümer, ſowie, als Glieder der Serenissima Signoria, über das Wohl und Wehe der Republik gebieten konnten. Sie ſtammten aus drei der erſten Familien des goldenen Buchs, und Mancher ihrer Vorfahren, ſowie jetzt noch der Vater des einen, hatten ſich am Himmelfahrttage mit dem adriatiſchen Meere vermählt und die herzogliche Krone getragen. Marco Falieri, der Sohn des Dogen, war der Eine, Lucio Cornaro der Andere und Giovanni Anafeſto der Dritte des ſpottenden, übermüthigen Kleeblatts. Sie ſchienen Freunde zu ſein, wenn man von dem traulichen Verkehr aus ſchloß; beobachtete man aber genauer die Blicke, ſo lag doch in einigen etwas, was keineswegs den Stempel der Himmelgeborenen trug. Marco Falieri war ein Jüngling von neunzehn Jahren, ſchön, daß man unwillkürlich bei ſeinem Anblick an die idealen Vorbilder des helleniſchen Alterthums erinnert wurde, ohne daß er doch eine Heldengeſtalt beſeſſen hätte. Er war zart gebildet, von mittlerer Größe, ohne aber auch ſchwächlich zu ſein; vielmehr blühten die friſchen Roſen der Geſundheit auf ſeinem Antlitz. In ſeinem Geſichte ſprach ſich bei einem leiſen Zuge von Frivolität, wie ſie damals des jungen Adels herrſchende Denkweiſe war, dennoch ſo viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit aus, daß Jeder, der ihn genauer kannte, ihn ſicher liebgewann; dabei war er edel und bieder. Lucio Cornaro beſaß die Geſtalt eines Herkules und den weitausſtrebenden Ehrgeiz, wie die kühne Tapferkeit ſeiner Vorfahren, die der Republik ſo große Dienſte geleiſtet. Er war ebenwohl ſchön, doch ſeine Züge waren rauher, derber. Der Dritte endlich, Giovanni Anaſeſto, war weder ein Liebling der Natur noch des Himmels. Das Siegel eines ſchwarzen Herzens lag auf ſeinen Zügen. Laſter hatten früh die Wangen gebleicht und gefurcht. In ſeinem Auge loderte die wilde Gluth ſinnlicher Begierde, das nie erlöſchende Feuer der Rachſucht. Wen er haßte, den haßte er furchtbar und ewig. — Freunde waren Cornaro und Falieri, denn Letzterer ſchloß ſich an Erſteren an und ward von ihm geliebt, obwohl die Väter einen geheimen Groll in dem Herzen nährten. Falieri's Vater war Doge, darum ſuchte Anaſeſto ihn auf und drängte ſich an ihn.

Für ihre Unterhaltung fanden die Jünglinge einſtweilen reichen Stoff, bis ſie die Ankunft der Galeere Cornaro's, auf welche ſie warteten, auf eine andere Art beſchäftigen ſollte; denn der milde Wind, der vom Meere her wehte, machte die Luft des ſonſt heißen Maitags kühler, und da der Gottesdienſt lange geendigt war, und die Canäle von Gondeln wimmelten und die Geſänge der Gondolieris und die lieblichen Klänge der Guitarren bereits hörbar wurden, wogte über den hohen Rialto eine zahlloſe Menſchenmenge herüber und hinüber, wie es eben die Wohnung, das Geſchäft oder die Luſt des Einzelnen beſtimmte. Bald ſchweiften die Blicke der drei Jünglinge über den Canal, bald über die an ihnen vorbeiwogende Menge, und überall boten ſich Gegenſtände des Witzes und Zielſcheiben der bittern Satyre dar. Machte es Giovanni Anaſeſto zu arg, dann gebot der ältere Cornaro Ruhe und Stille;

allein es half nicht. Volk und Adel, Männer und Frauen empfinwill ihre keineswegs ſchmeichelhaften Epitheta. Und eben als ſich in iblick Volkshaufen ein unzufriedenes Murren gegen die drei Spötter, erhob, und Jene das Wort der Drohung vernahmen und blitzenden Auges um ſich blickten, da donnerte ein Kanonenſchuß von der Rhede her, daß die Luft zitterte. „Horcht!“ rief Cornaro, „das iſt unſere Galeere, die meine Schweſter bringt!“ — Alsbald erfolgte ein zweiter Schuß; die Jünglinge eilten hinab, ſprangen in Cornaro's reichgeſchmückte Gondel und glitten fröhlich den Canal hinab den Lagunen zu. Und als ſie ſo dahinglitten zwiſchen den Häuſer- und Paläſtereihen und geſchmückten Gondeln, da wurde es Cornaro ernſt und wehmüthig. Dieſe Schweſter war ihm einzig geblieben, und mit ihrem Daſein hatte die geliebte Mutter das Leben eingebüßt; darum hatte der tiefgebeugte Vater das Kind des Schmerzes zu einer Schweſter nach Corfu gethan, wo es erzogen worden. Lucio hatte die Schweſter nicht geſehen ſeit der früheſten Kindheit. Aber ein Bild beſaß er von ihr, das er ſtets bei ſich trug, weil es, wie der Vater oft geſagt, das treueſte Abbild der geſchiedenen Mutter ſei.

„Lucio,“ hob endlich Marco Falieri an, „ſo ſage mir doch, wie ſieht denn deine Schweſter aus, daß ich wenigſtens nicht verblüfft werde, wenn ich vor ihr ſtehe!“

„Man ſagt, dies Bild ſei treffend ähnlich,“ erwiederte Jener, indem er es ihm darbot. „Ein Grieche aus Cypern, der Arzt und Maler, und die Götter wiſſen, was ſonſt noch iſt, Namens Calopulo, hat es gemalt!“

Raſch ergriff es Marco, und rief nach einem Blick, in dem ſeine ganze Seele lag: „Bei meinem Patron! das iſt das ſchönſte Engelsgeſicht, das ich jemals in Rom und Florenz ſah! Und“ — mit einem innern Schauer ſetzte er in ſich hineinmurmelnd hinzu: „Ich vergebe dem Vater, daß er dieſe Jeſſica ſo gewaltig liebte, wenn ſie dieſem Bilde glich!“ —

Ueber Marco's Schultern blickte gierig und lüſtern, wie der Teufel ins Paradies ſchaute, Giovanni Anafeſto auf das Bild Catharinen's gebi ſagte, mit einem ſeltſam giftigen Seitenblick auf Marco, zu vie[illegible]io: „Deine Mutter war ein ſchönes, ein ſehr ſchönes Weib!“

Der Ton der Stimme hatte etwas Schneidendes, das verletzend in Marco's Seele drang, und ihm ſchien's, als wiſſe dieſer unheimliche Anafeſto um das, was als Geheimniß der Vater ihm einſt anvertraut. Er blickte ſchnell zurück, und begegnete jedoch einem Geſichte, das grinzend freundlich ihn anſah.

Unterdeſſen hatten ſie die Lagunen erreicht. Stolz ſchwamm mit wehenden Flaggen und Wimpeln die ſchlanke Galeere daher, und man gewahrte ſchon deutlich unter einem purpurnen Baldachin drei Frauen auf dem Verdecke. Rüſtiger ruderten die Leute und das Hurrah der Schiffsmannſchaft begrüßte die Ankommenden. Lucio gab ſchnell dem Schiffshauptmann einen Wink, daß er nicht wolle erkannt ſein, den Jener verſtand; dann raunte er Marco ins Ohr: „Du beſteigſt zuerſt die Galeere!“ und ſie legten an. Die Strickleiter wurde herabgelaſſen. Marco betrat das Schiff, nach ihm Giovanni, endlich Lucio. Die Jünglinge ſchritten dem Verdecke zu, ſich verneigend vor den Frauen, die ſich von ihren türkiſchen Polſterſitzen erhoben hatten, ſie zu begrüßen. Catharina Cornaro warf einen forſchenden Blick auf die Geſichtszüge der drei Jünglinge, und trat dann mit glühender Röthe auf den jungfräulichen Wangen auf Marco Falieri zu, ihm Hand und Mund bietend zum Willkommen, indem ſie mit einer ſanftflötenden Stimme ſprach: „Sei mir gegrüßt, lieber Lucio!“ Aber Marco erröthete eben ſo glühend wie die Jungfrau, und entwand ſich den umſchlingenden Lilienarmen, indem er leiſe ſprach: „Vergebt, theure Signora, dieſer iſt Euer Bruder!“ Da erbleichte die Jungfrau erſchreckend; Lucio breitete ihr ſeine Arme entgegen, und die Thräne im Auge des Bruders hob den Zweifel, und ſie lag weinend an ſeiner Bruſt. — Zum Glücke für die beſchämte Catharina legte in dieſem Momente des Vaters Barke an, und ſie flog dem theueren Vater entgegen. Giovanni aber ſtand da wie eine Bildſäule des Neides, während ſein Auge mit einem ächt faunenartigen Ausdruck auf Catharina's wunderlieblicher Geſtalt ruhte, oder vielmehr herumſchwebte, die reizenden Formen betrachtend. Marco legte unwillkürlich die Hand auf ſein Herz. Er fühlte, daß dieſer Augenblick über ſein Leben entſchieden habe, und ſprach leiſe zu ſich: „O, wenn ich nur nicht dein Geſchick theile, armer Vater!“

In einem bis zur Ueberladung mit Gold, Sammt und Seide, koſtbaren Geräthen und ſchimmernden Teppichen verzierten Gemache des St. Marcus-Palaſtes ſaß am Morgen des folgenden Tages der Doge Falieri in ſeinem reichen gepolſterten Lehnſtuhle. Sein Arm ſtützte das müde Haupt, welches bleich und zerſtört ausſah, und das Auge war mit düſterm, ſchwermüthigem Ausdruck auf das Bild Catharina's gerichtet, — das ein Diener des Dogen auf dem Corridor vor Marco's Thüre gefunden. Etwas recht Schmerzliches mußte den ſilberhaarigen, aber noch ſehr kraftvollen Greis bewegen, das verriethen die Seufzer, die der gepreßten Bruſt ſich entwanden. Als er eine Weile ſo ſtill, auf das Bild hinſtarrend, geſeſſen hatte, ſtand er auf und maß mit gewaltigen Schritten das Gemach. Es ſchien, als rolle die Vergangenheit ihren Vorhang auf, und noch einmal kämpfte die Seele den Kampf früherer Jahre! — Herz! Herz! rief endlich der Doge aus, willſt du nach zwanzig Jahren noch einmal die mühſam errungene Ruhe meines Lebens ſtören?! Ach, der Vulkan hat ausgeglüht, die Leidenſchaft und die grauen Haare ſind ſeltſame Genoſſen! — Er ſchritt mächtiger auf und nieder. —

Wie kam das Bild in Marco's Hände? fragte er ſich, und legte die Hand an die Stirne. — Grauſames Schickſal! — Soll das Weh der Vergangenheit noch einmal den Greis durchzucken? Soll die bittere Wonne noch einmal ihn marternd in der Erinnerung durchbeben? — Jeſſica! Jeſſica! dir hat der Richter über den Sternen ein mildes Urtheil geſprochen; aber mir! — mir! — welch ein Strafgericht wird mich treffen, wenn der Richter das Donnerwort: Ehebrecher! ausſpricht!! — Er hüllte ſein Geſicht in den faltenreichen Purpurmantel, und ſank in den Lehnſtuhl zurück. — Ach, ſeufzte er leiſe, ich glaubte durch ein tadelloſes Leben, durch ſtrenge Buße den Himmel verſöhnt zu haben — aber jetzt — jetzt fühle ich tief die Schwere meiner Schuld! — Er ſank auf ſeine Knie nieder und betete leiſe mit tiefer Andacht und Inbrunſt; — dann wurden einzelne Worte hörbar: — Vergib, vergib Richter dem ſchwachen Menſchenherzen! — Richte mild und laß des Elendes genug ſein, das uber mein graues Haupt kam und mich alt machte vor der Zeit! O, gib Ruhe und Frieden meiner geängſteten Seele!! — Sein Haupt ſank auf den Lehnſtuhl, und in der betenden Stellung blieb er lange ſeufzend liegen — dann erhob er ſich ſchnell, horchend auf einen raſchen Schritt, der dem Gemache nahte. — Das iſt Marco! ſprach er; nun, Falieri, ſei wieder Mann! — — Er ſetzte ſich anſcheinend ruhig in den Lehnſtuhl, die Thüre ging auf und Marco trat herein; bleich und zerſtört ausſehend, grüßte er den Vater.

„Du kommſt ſo frühe, Marco,“ ſprach der Vater, „und ſiehſt ſo bleich aus; ich hoffe, du wirſt doch die letzte Nacht nicht gar durchſchwärmt haben in den Caſinos?“ „Das gerade nicht, theurer Vater!“ erwiederte der Sohn, „aber mich bewegt etwas Anderes. Ich fuhr geſtern mit Lucio Cornaro ſeiner Schweſter entgegen, die von Corfu zurückkam, wo eine Tante ſie erzog. Lucio zeigte mir in der Gondel ſeiner Schweſter Bild, vergaß es zurückzufordern, und ich ſteckte es in Gedanken ein, und — finde es nicht mehr, da ich es ihm zurückgeben wollte!“ —

„Marco!“ hob mit tiefgefalteter Stirn und ernſtem Worte der Vater an, und ſeine Stimme nahm einen Ton des ſcharfen Tadels an; „Marco, wie oft bat ich dich, Cornaro's Geſellſchaft zu meiden! Wie oft warnte ich dich vor dieſen Cornaro's, die deines Vaters Glück zerſtört, und ihm namenloſe Kämpfe und unzählige bittere Lebensſtunden bereitet haben! Und doch gehorchſt du der Stimme deines Vaters nicht!?“ —

„Vergebt mir, theuerer Vater!“ bat Marco, „wenn ich Euer Gebot übertrat. Lucio ſchließt ſich ſo arglos, ſo liebevoll an mich an; ſeine Grundſätze ſind ſo lauter und rein, ſein Leben ſo untadelig, ſo ganz dem wüſten Treiben der übrigen Nobilis entgegengeſetzt; ſein Sinn iſt ſo ritterlich — daß ich — vergebt, wenn mein Wort Euch kränken ſollte, daß ich oft dachte, ich müßte durch mein Betragen ein Unrecht vergüten, das Ihr den Cornaro's anzuthun ſcheinet!“

Der Vater blickte ihn ſtrenger an: „Marco,“ fuhr er dann ernſter fort, „deine Gutmüthigkeit ſieht Licht, wo Schatten iſt. Du biſt noch nicht gereift in der Schule bitterer Erfahrungen, wie dein Vater. Du darfſt meinen grauen Haaren reiferes Ermeſſen zutrauen, darfſt glauben, daß ich nicht gerne Menſchen verdamme; aber“ — hier wurde ſeine Stimme ſo feierlich, daß es kalt Marco's Gebeine durchrieſelte — „dein Geſchick könnte dich zu einem Abgrund unausſprechlichen Elendes bei dieſen Cornaro's hinreißen, in dem du untergehen würdeſt. Die Fäden deines Schickſals ſind näher mit denen des ihrigen verwebt, als du glaubſt! Forſche nicht wie, nicht warum? Aber ſprich, willſt du die grauen Haare deines Vaters mit Herzeleid in die Grube ſenken? Ich bin ein morſcher Baum, dem das Schickſal alle Blüthen nahm, bis auf Eine — ſoll ich auch die verlieren? Sprich, Marco, ſoll ich?“ —

Da ſank der Sohn in des Vaters geöffnete Arme, und rief erſchüttert: „Nicht mein, Euer Wille geſchehe!“

Nach einer ſtummen Pauſe ermannte ſich der Vater.

„Du ſagſt, Lucio's Schweſter ſei zurückgekehrt, Marco?“

„Geſtern, mein Vater!“ —

„Du warſt mit Lucio auf ſeines Vaters Galeere, wie war der alte Cornaro gegen dich?“

Marco beſann ſich. „Das kann ich Euch nicht ſagen, Vater; doch meine ich, freundlich.“

„Und Cornaro's Tochter, Catharina — wenn ich nicht irre?“ —

Marco erröthete. Er war gewohnt, vor dem Vater kein Geheimniß zu haben — und doch wollte es ihm jetzt ſchwer werden, den Auftritt auf der Galeere zu erzählen.

Der Doge las in ſeiner Seele. „Haſt du ein Geheimniß vor deinem Vater, Marco?“ — fragte er.

Da übergoß ihn die Scham, daß er nur einen Augenblick zweifelhaft ſein konnte. „Nein,“ ſprach er, „Ihr ſollt Alles wiſſen!“ Er erzählte ohne Rückhalt die Begebenheit mit den kleinſten Umſtänden dem aufmerkſam Horchenden. Als er geendet, runzelte der Doge die Stirn. „Das iſt nicht gut,“ ſagte er mit innerer Bewegung. „Marco, ich beſchwöre dich bei Allem, was dir heilig iſt, bei dem Heile deiner unſterblichen Seele, meide die Cornaro's, meide Catharina's Umgang. Fliehe ſie, wie du den Erbfeind deiner Ruhe fliehen wirſt. Willſt du das? Willſt du die einzige Bitte deines Vaters erfüllen?“ Falieri reichte dem Sohne ſeine Hand hin, und dieſer ſchlug mit einem Blicke gen Himmel, der um Kraft und Muth flehte, ein.

„Aber“ — ſagte er nach einer Pauſe, in der Beide ihren Gedanken und Empfindungen nachgehangen, „was werde ich Lucio ſagen, wenn er nach dem Bilde fragt?“

„Gib es ihm wieder, Marco, hier haſt du es,“ ſagte mit heftiger Bewegung der Doge, indem er auf das Bild blickte. „Nun geh mein Sohn, und vergiß nicht, was du mir gelobt!“ Marco verließ das Gemach, indem er ſeine Lippen auf das Bild der Theuren drückte, und leiſe ſeufzte: „Dir entſagen und dem Leben ſelbſt, das ſteht ſich gleich. Und doch ſcheint ein feindlich Geſchick uns zu trennen, während mein Herz mit einer ſüßen Zaubergewalt ſich zu dir hingezogen fühlt!“ Der alte Vater aber flehte drinnen zum Himmel, daß er gnädiglich walte über Marco und ihm.

Während die ſüße Sieſta ganz Venedig, das ſonſt ſo lebenvolle, in einen todtähnlichen Zuſtand der Stille und Leere verſetzt, und ſo manches von Freude ſtrahlende und von Thränen umdüſterte Auge geſchloſſen, und ſelbſt im Palaſte des Dogen Morpheus allmächtiger Mohnſtengel die Hellebardiere wie die Diener des Dogen, und dieſen ſelbſt beſiegt hatte, ſaß unter dem mit Blumen des Morgenlandes und duftenden Stauden zu einer dichten Laube umgeſchaffenen, mit grünem Schirmdache verſehenen Balcon des Marcuspalaſtes Marco Falieri, und ſtarrte hinaus in die öde Stille der Piazetta und auf das bläuliche, nur kleine Wellen ſchlagende Meer. Er glich einer

Bildſäule. Doch nur äußerlich war dieſer Zuſtand, innerlich tobte es gewaltig, und das Herz ſchien die Bruſt ſprengen zu wollen. Kurz darauf, als er den Vater verlaſſen, eilte er hinab, wanderte über die Piazetta durch das Gewühl des Marcus-Platzes hindurch, warf ſich in die erſte Gondel, die er traf, und befahl dem Gondoliere, nach dem Palaſte Cornaro zu fahren. Raſch und kräftig theilte das leichte Fahrzeug die Fluth, die langſam nur floß, mehr einem ſtehenden Waſſer gleich. Um einige Ecken bog die Gondel, — da lag der Marmorpalaſt des reichen Cornaro vor ihm, und ein Blick, den er mit beklommener Bruſt auf den Balcon warf, machte ſein Herz heftiger pochen — denn — da ſtand Catharina in einem ſchneeweißen faltigen Gewande, eine halbentblühte Roſe an ihrem jungfräulichen Buſen. An ihrer Seite lehnte Lucio. Als Marco näher kam, da deutete Lucio auf ihn. Catharina blickte nach ihm, und er ſah, wie ein ſüßes Lächeln um den lieblichen Mund ſchwebte, während eine leiſe Röthe die Wangen zu überfliegen ſchien. Lucio drohte jetzt dem Kommenden mit dem Finger, und rief luſtig herab: „Komm nur ſchnell, du Räuber, du haſt Vieles gut zu machen!“

Zitternd entſtieg Marco der Gondel. Es zog ihn mit ſüßer Gewalt hinauf, und doch war es ihm, als halte ihn eine kalte Hand zurück. In dieſem innern Zwieſpalt trat er in den reichen Saal, den Titian's und Tintoretto's Bilder in reichen Goldrahmen ſchmückten, und durch die große Glasthür auf den Balcon, wo ihn Lucio, mit einem biedern Handſchlag empfangend, zu der Schweſter führte, die in überaus reizender Verwirrung ihn willkommen hieß. Mit wenigen Worten entſchuldigte ſich der Jüngling, daß er ſo ſpät erſt komme, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Lucio ließ ihn nicht ausreden, ſondern rief lachend: „Freilich haſt du meiner lieben Cattinetta keinen guten Begriff von der feinen ritterlichen Sitte der Nobili Venedigs beigebracht, doch wird ſie dir das vergeben, wenn du ihr zuſagſt, für dieſen Abend ſie mit deinem lieblichen Lautenſpiel und deiner Silberſtimme Wohllaut zu entſchädigen!“ Marco neigte ſich gegen Catharina, indem er, obwohl mit wankender Stimme, ſolche Erlaubniß als hohe Ehre und Vergnügen pries, und die Jungfrau entgegnete, daß ſie nur bitten dürfe, wo ihr Bruder herriſch gebieten wolle.

„Ich habe aber noch ein ernſtes Wort mit dir zu reden, Falieri!“ fuhr halb ſcherzend Lucio fort, „denn an mir haſt du geſtern einen Raub begangen. Du dachteſt wohl, da ich das Original habe, könne ich Calopulo's Copie leichter entbehren? — In der That würde ich geglaubt haben, ich hätte es ins Meer fallen laſſen, allein Giovanni Anafeſto meldete mir, du habeſt das Bild in deinen Buſen geſteckt.

„Dir es wieder zu bringen, war ein Theil meiner Abſicht jetzt,“ entgegnete Marco, der immer verwirrter wurde, je mehr er Catharinen erglühen ſah, die wohl wiſſen mochte, wovon die Rede ſei.

Marco ſchlug den Sammtmantel zurück, und zog das Bild Catharinen's hervor, welches an einer roſenfarbenen Schnur um ſeinen Nacken, und gerade über dem Herzen hing, und reichte es ihm. — Lucio's Laune wuchs mit der Verlegenheit Marco's und ſeiner Schweſter. Siehe doch nur, Cattinetta!“ rief er lachend, wo er dein Bild hatte! Ich ſchwöre es bei Lyſipp's Pferden auf St. Marco, das dein Bild heute zum erſten Mal auf dem Herzen eines Jünglings ruhte, es müßte dann in Corfu geweſen ſein!“ —

Beider Verlegenheit ſtieg mit jedem Momente, mit jedem Worte Lucio's. Catharina warf ihm einen halb ſtrafenden halb bittenden Blick zu, und wollte ſich entfernen. Lucio ergriff ihre Hand. „Sei mir nicht abhold, Schweſter,“ bat er, „daß ich toll genug ſcherzte, aber ſieh', ihr Beide verdientet einen kleinen Verweis, du, weil du den ſchönern Jüngling lieber für deinen Bruder halten wollteſt, und er, weil er das Bild der niedlichen Schweſter nun ſchon für ſein Eigenthum anzuſehen beliebt. — Doch — er faßte Beider Hände und ſagte gutmüthig: Sehet es der Freude nach, die in mir lebt und webt über der Schweſter Rückkehr!“

Da ſang unten der Gondoliero:

„Wenn wild die Stürme ſauſen,
Und dumpf die Wellen brauſen —
Dann denk' ich nur an dich!
Daß mir bliebe
Deine Liebe,
Und kein Sturm erſchüttert mich!“

Die ſüße Sehnſucht, die die Melodie dieſes Liedes ſelbſt in der klangvollen Sprache Italiens haucht, drang in Marco's Herz, und ſchlug die gleichgeſtimmte Saite an. Lucio eilte in den Saal und holte eine herrliche Laute von Ebenholz, legte ſie in Marco's Arm, und rief: „Sing', o ſing' uns die herrliche Barcarola!“ Auch Catharina bat mit der ſo ſanften Stimme, daß der Jüngling, in dem mächtig die Gefühle angeregt waren, nicht widerſtehen konnte. Die Sonne war indeß hoch über der Inſelſtadt heraufgeſtiegen, und ſandte ihre brennenden Strahlen auf den Balcon, deren Gluth durch den ſie zurückwerfenden glänzenden Marmor des Palaſtes noch verdoppelt wurden. Catharina bat in den Saal zu treten. Dort, an des lieblichen Mädchens Seite, ſang Marco mit zitternder Stimme das Lied, das ſo ganz das reine Gefühl einer ſtarken und innigen Liebe ausſpricht, und dies Zittern gab dem Geſang einen Ausdruck, der ſeine Wirkung um ſo weniger verfehlen konnte, als wirklich Catharina's Herz gegen den blühenden, ſinnigen Jüngling keineswegs gleichgiltig war. Noch zitterte der letzte wehmüthige Accord durch die Silberſaiten, als Lucio aufſprang und den Sänger in ſeine Arme ſchloß, indem er ausrief: „Du haſt nie ſchöner geſungen!“ Auch Catharina ſprach mit Ausdruck von ſeinem herrlichen Geſange. Da nahm er die Laute und legte ſie in des Mädchens ſchönen Arm, bittend, daß auch ſie ein Lied ſinge. Und ſie nahm die Laute, ging mit wenigen Accorden in eine weiche Tonart über, und begann ein neugriechiſches Lied zu ſingen, deſſen Weiſe elegiſch, wie ſein Inhalt war. Marco's Auge ruhte auf der Lieblichen. Seine ganze Seele trat in das Auge, und ihr Bild grub ſich in dieſen Momenten unauslöſchlich in ſein Herz.

Die Sitte gebot, ſich zu entfernen. Er ſchied mit dem Verſprechen, am Abend wiederzukommen. Dieſes Zuſammentreffen war entſcheidend für Beide geweſen. Der Blitzſtrahl hatte in beider empfängliches Innere geſchlagen, und die Flamme loderte hell auf. Marco hatte unter Venedigs Töchtern keine an Reiz und Hulden, Catharinen gleich, bisher gefunden; was er für Liebe hielt, war der vorüberrauſchende Sturm einer ſinnlichen Leidenſchaft geweſen, auf welchen in beſſeren Gemüthern ſtets die Windſtille der Reue und Scham folgt. Erſt jetzt fühlte er das reine Gefühl, das „Menſchen Göttern gleich macht,“ oder den Kelch des Wehes dem Liebenden gleich beut mit unausſprechlicher Bitterkeit. Bei ihm war Liebe Leiden und Leiden Liebe geworden; denn ſein Herz war getheilt, und des Vaters dunkle Worte ſtörten die Wonnegefühle oft furchtbar. — Und dennoch übte der geheimniß- und gramvolle Schleier, der über ſein Verhältniß zu Catharinen gebreitet war, ſeinen Reiz auch bei ihm aus, und zog ihn bewußtlos mehr und mehr zu dem Mädchen hin. Auf Catharina's Herz hatte auch er tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Vom erſten Augenblick an, wo ſie ihn ſah und für ihren Bruder hielt, fühlte ſie ein inniges Hinneigen ihres Herzens zu dem Jüngling, welches ſie mehr und mehr ergriff. Mit ſtiller Freude dachte ſie, daß ſie ihn am Abend wiederſehen würde.

Marco kam träumend nach Hauſe zurück. Als er aber nun durch die Säle des Palaſtes wandelte, wo die Bilder ſeiner Ahnen in ihren ſeltſamen Trachten hingen, als er an der früh vollendeten Mutter Bild und dem des ernſten Vaters vorüberſchritt, da bebte er, und kalt durchzuckte es ihn. Des Vaters Bild ſah finſter auf den Sohn. Er war wortbrüchig geworden. Sein Gemach wurde ihm zu enge; es war ihm eine Folterkammer für ſein Gefühl. Zerriſſen in ſeinem Innern, floh er auf den Balcon, und ſuchte hier Ruhe zu gewinnen. Vergeblich! Er vermochte nicht vor dem Vater zu erſcheinen; denn er fühlte es tief, mit Scham und Reue, daß er gegen ſein Wort, gegen des theueren Vaters Wunſch und Willen gehandelt. — Er ſann nach. Er ſuchte einen Ausweg aus dieſem Labyrinth. Er fand ihn nicht. Die Liebe und die Pflicht ſtritten —

die Erſte ſiegte. Aber auch dieſer Sieg war bitter, weil die Stimme ſeines Gewiſſens ihn mit ſteten Vorwürfen folterte. Sollte er Catharinen meiden — ach, ſein Herz zog ihn ja zu ihr! Es war die Stimme der Natur, ſollte er ihr nicht gehorchen? Seine Liebe war rein und edel, warum ſollte er gegen ſie kämpfen? War es nicht vielleicht ein alter Haß gegen Antonio Cornaro, der dem Vater ſeine geliebte Jeſſica entriſſen hatte, der den Vater beſtimmte, ihn zu warnen vor den Cornaro's? Wollte er nicht vielleicht durch das Grauenvolle, das Dunkle ſeiner Worte des Sohnes Phantaſie mit Schreckbildern füllen, und ſo durch die Phantaſie das Herz harniſchen gegen eine Liebe zu dem Gliede der gehaßten Familie? — Das war ungefähr der Gedankengang in Marco's Kopf, der ſichtlich ſich für die Sache des Herzens entſchied. Das Herz war der Anwalt der Liebe vor dem Richterſtuhle des kalten Verſtandes, ſo konnte das Urtheil nicht mehr zweifelhaft ſein. — Manchmal wollte er zurück — aber er konnte nicht mehr. Sein Wort konnte er nicht brechen, ohne in Catharina's Augen ſich herabzuſetzen. — Das Reſultat ſeiner Selbſtunterhaltung war, daß er vor dem Vater ſeine Liebe geheimhalten, auch den Gang zu Cornaro's am Abend verſchweigen wolle. Marco's Schutzgeiſt rief ein: „Wehe, Wehe!"

Das Gold der untergegangenen Sonne ſäumte noch den Horizont fern über dem Meere. Purpurne Wolken mit goldenem Saume, deren Roth in allen Tinten und in den lieblichſten Uebergängen ſich verſchmolz, zogen, langſam von einem linden Weſt getrieben, am tiefblauen Himmelsbogen hin. Venedigs Thürme, Paläſte und Häuſer lagen im Schatten des kommenden Abends, und in den engen Straßen lag bereits ein Zwielicht, das näher der Nacht als dem Tage verwandt war. Hin und wieder ſah man Lichter in den Wohnungen ſchimmern, und an den großen Fenſtern der Paläſte wie Irrwiſche vorüberflattern. Marco ſaß noch immer auf dem Balcon und ſtützte das Haupt in die Hand. Je tiefer der Abend ſeinen Schleier ſenkte, je mehr in ihm die Unruhe zunahm. Endlich ging der Jüngling, vom Sturme ſeiner Gefühle getrieben, hinaus, dem Marcusplatze zu. Ein Leben und Weben war hier herrſchend, von kaum beſchreiblicher Art. Aus allen Straßen, die auf den Platz ſich ausmündeten, wogten Menſchen dem weiten Raume zu. Zimmerleute bauten hier an den Buden der Kaufleute; dort waren die Zeltmacher aus Pavia eifrig daran, reihenweiſe die geräumigen Zelte aufzuſchlagen. Laubgewinde und Maien pflanzten Andere in den Boden, und hingen die Maien in Bogen. Matroſen trugen koſtbare geſtickte Flaggen vorüber dem Hafen zu, und Andere brachten Körbe voll der herrlichſten Blumen, um ſie nach dem Hafen zu bringen, die Galeeren und Gondeln zu ſchmücken. Hier eilte ein betriebſamer Armenier in ſeinem langen dunklen Kleide mit der ſeltſamen Kappe auf dem Haupte durch die Menge; dort ging gravitätiſch ein Türke ſeinen Sclaven voraus, die die ſchweren Kiſten trugen voller Herrlichkeiten des Orients, die am morgenden Feſttage die Augen der Kaufluſtigen locken, und ihre mit Zechinen gefüllten Beutel leeren ſollten. Polniſche Juden, die der Pelzhandel aus ihrer rauhen Heimath in den fernen Süden lockte; liſtige Griechen, die der Gewinn gelockt, der hier zu finden war; hochgeſtaltige Albaneſer und Dalmatier in den ſeltſamſten Kleidungen — Alles wirbelte durcheinander, vom blendenden Glanz unzähliger Fackeln beleuchtet. Es ſummte das Menſchengewühl wie tauſend Bienenſchwärme, als nun plötzlich die Glocken von San Marco und San Geminiano ihren ehernen Mund aufthaten, und die Kanonen vom Hafen her darein donnerten, um die *Fiera dell' Ascensione*, die Vermählung des Dogen mit dem Meer, anzukündigen. Die beiden Tempel, die den Marcusplatz bekränzen, San Marco und San Geminiano, ſtrahlten von tauſend Kerzen. Die Menſchenmaſſe theilte ſich, und während der Türke ſich mit einem Geſicht, in dem Hohn und Verachtung ſich malte, zu ſeinen Buden und Zelten wandte, lenkte der Chriſt ſeine Schritte einem der beiden Tempel zu.

Immer ſtärker wurde der Strom der Menge nach den Kirchen. Marco Falieri hatte bisher gedankenlos das bunte Treiben angeſtarrt, das ihm heute wunderlicher vorkam als je, ob er es gleich ſo oft ſchon geſehen. Ihm war in ſeiner aufgeregten, nur auf ſich ſelbſt gerichteten Stimmung der Tumult im Marcuspalaſt entgangen, der auch dort durch die Feier des morgenden Tages veranlaßt wurde. Willenlos wurde er auch jetzt von dem Strome des Volkes fortgeſchoben in die Kirche San Marco, wo der Vesper-Gottesdienſt vor dem ſo bedeutſamen politiſchen und kirchlichen Feſte feierlicher als gewöhnlich gehalten wurde. Als ihn aber hier der weite herrlich erleuchtete Dom aufnahm, als der harmoniſche Geſang in ſanften Wellen das weite Gewölbe erfüllte, da löſte ſich der Zwieſpalt ſeines Innern in ein Gefühl der Andacht auf, das ſein Gemüth über die Grenzen des Raums und der Zeit erhob. Es war ihm, als umſchwebe ihn der Geiſt ſeiner Mutter und fächele ſeinem Herzen Frieden zu. Sein Haupt ſank auf die gefalteten Hände, und ſo kniete er betend, bis der Gottesdienſt geendigt war. Dunkel lag auf dem Marcusplatz, als er heraustrat. Das Gewühl der Arbeitenden hatte dem Gewühle der Luſtwandelnden die Stätte geräumt. Nur hin und wieder vernahm man den Klang des Hammers noch. Er wand ſich durch die Menge, und durchwanderte die Straße bei Procuratori, und gewann den Canal. Zahlloſe Gondeln ſchwammen, von Fackeln erleuchtet, hinab und hinauf. Marco beſtieg eine, die noch angefeſſelt lag, und ließ ſich hindurch ſchaukeln. Viele Gondelieri hatten, in der Berahnung morgenden reichen Verdienſtes, in Cyperwein ſich berauſcht, und ihr wüſtes Geſchrei verletzte das Ohr um ſo mehr, da es mit dem melodiſchen Geſang Anderer in einer gräßlichen Diſſonanz zuſammenklang. Unmittelbar vor Marco's Gondel glitt eine andere deſſelben Weges den Canal hinab, deren Lichtglanz weithin fiel, und das Waſſer ſtrahlte den Fackelglanz wieder, als ob es brenne. Marco war zu weit entfernt, um die zu erkennen, welche in der Gondel ſaßen. Er fragte die Gondelieri, die ihn ruderten, wer es ſei? und hörte nicht ohne Bewegung, daß es müſſe Cornaro's Gondel ſein. Jetzt befahl er ſchneller zu rudern, um ſie zu erreichen; allein ehe er noch einen bedeutenden

Vorſprung erreichen konnte, ſchlug ein gellendes Geſchrei und ein wildes Fluchen und Hilferufen an ſein Ohr. Eine gewaltige Angſt erfüllte ihn jetzt. Er rief, befahl, ſchalt, bat, alles in einem Athem — ſchnell und doch zu langſam für ihn rauſchte jetzt die Gondel dahin, und erreichte ſo endlich den Ort, wo das Getümmel geweſen und der Schrei hergekommen. Er ſah jetzt, wie man angſtvoll ſuchte mit den Fackeln, und wie Lucio Cornaro in das Waſſer ſich ſtürzte, während Giovanni Anafeſto in einer Gondel ſtand und die Hände verzweifelt rang und ausrief: „Rettet, rettet die Jungfrau!“ Krampfhaft preßte der Ruf ſeine Lungen zuſammen, er hatte keinen Athem mehr, und doch, aber blitzſchnell ſprang er über das Bord in den Canal, und theilte kräftigen Armes die Fluth. Jetzt ſchien es dem Schwimmenden, als erblicke er etwas unter dem Waſſer; er griff hinab, und faßte ein ſeidenes Gewand; „Hilfe! Hilfe!“ rief er, „ich habe ſie! nur hierher!“ Bald waren die Gondolieri da, und man zog Catharinen heraus, die bleich und ſtarr, mit geſchloſſenem Auge, ein Bild des Todes, in die Gondel gebracht wurde. Schnell brachte man ſie zu Hauſe, wo die zweckmäßig angewendeten Mittel ſie in das Leben zurückriefen. Der alte Cornaro, der eben erſt von der Signoria zurückgekehrt war, ſtürzte laut jammernd in den Saal, als Catharina eben die Augen aufſchlug. Er kniete neben dem Ruhebett, auf welches man ſie gelegt; jetzt aber, nachdem er Gott für ſeines Kindes Rettung gedankt, rief er mit ſteigendem Enthuſiasmus aus: „Wo iſt meines Kindes Retter, daß ich ihn an mein Herz drücke!“ Lucio, der bleich und noch mit triefenden Kleidern daſtand, faßte, in dieſem Augenblick raſch wieder zu ſich ſelbſt kommend, Marco's Hand, und führte ihn zu dem Vater und ſagte: „Hier iſt er, Vater!“ Ein Blick des Alten fiel auf Marco's Züge, und alſobald faltete ſich ſeine Stirn, bitter verzog ſich ſein Mund, und er fragte gedehnt — „Ihr — Falieri — rettetet mein Kind? So nehmt den Dank eines alten Vaters!“ Er drückte ihm gleichgiltig die Hand. Aber Lucio's Auge ſprühte Feuer. „Komm an mein Herz, Bruder!“ rief er, und drückte ihn feſt in ſeine Arme. Und Catharina, die des Vaters ſchneidende

Kälte bemerkte, und jetzt erſt den Jüngling ſah, der ihr Leben gerettet, winkte leiſe und matt, daß ihn Lucio an ihre Seite führe. Sie faßte ſeine Hand, und wollte ausſprechen, was ſo beredt ihr Auge ausſagte, allein die Stimme verſagte ihr den Dienſt. Der Jüngling flehte ſie an, ſich zu ſchonen. Giovanni ſtand bleich, aber eher vom Neide, als von der Angſt, dabei, und ſah der Jungfrau Blick, der mit einem unverkennbaren Ausdruck inniger Liebe auf Marco, der für ſie ſein eigenes Leben eingeſetzt hatte, ruhte, und entfernte ſich leiſe, indem er auf ſein Geſchick fluchte, und einen giftigen Blick auf Marco warf, in ſich hinein murmelnd: „Du ſollſt es mir entgelten!“

Catharina ſank in einen ſanften Schlummer, der ihre Kräfte ſchneller herzuſtellen verhieß. Langſam zogen ſich die Umſtehenden zurück, bis auf Catharinen's Amme und übrige Frauen. Erſt jetzt, wo die Hoffnung der rückkehrenden Lebensgeiſter der Geliebten Marco's Weſen freudig durchdrang, fühlte er die Kälte, die ihn durchſchauerte, bemerkte er die Näſſe ſeiner Kleider. Lucio ſah ihn zittern.

„Komm, theurer Bruder,“ rief er, als ſie auf dem Vorſaale zu Catharinen's Gemächern ſich befanden, „komm, und laß uns andere Kleider anziehen, daß nicht die Erkältung dir und mir ſchade!“ — Sie gingen, und der alte Cornaro ſandte dem Jüngling einen Blick nach, in dem ſich der Unwille deutlich genug kund gab, und ſprach: „Soll ich denn dem verhaßten Stamme noch zum Danke verpflichtet werden?!“ — In Lucio's Gemach angelangt, ſchloß dieſer den Retter ſeiner Schweſter noch einmal an ſein Herz. „Dank dir, und des Himmels Segen über dich!“ rief er, ihn umſchlingend. „O, vergiß die Kälte, Marco, mit der mein Vater dir dankte, vergiß ſie! Es iſt der alte Haß, der in ſeinem Herzen nicht vernarben kann. Laß uns in Liebe Eins ſein, daß die Kinder ſöhnen der Väter Haß. Laß dir meine und Catharina's Liebe der Lohn deiner Edelthat ſein!“

„Catharina's Liebe? O mein Lucio!“ entgegnete leidenſchaftlich Marco, „ſprich das Wort nicht mehr aus, daß nicht ein beſeligender Wahn mich beſchleiche, der ſpäter in ein leeres Nichts zerrinnend, dann mich deſto tiefer in den Abgrund eines verfehlten Lebens ſtürze!“

„Zweifelſt du, Marco? Zweifle nicht. Glaube mir, ich habe tief in meiner Schweſter Inneres geſchaut: dein Bild nur ſpiegelte es mir zurück. Dein ſei ſie, Marco, dein, und ſollte ich kämpfen mit der Hölle — denn du — du liebſt ſie!“ — Da ſchloſſen ſich die Jünglinge inniger in ihre Arme, und die Seligkeit des Bewußtſeins, geliebt zu ſein, drang durch tauſend Thore in Marco's Herz.

„Iſt es Wahrheit, was man mir ſagt, Marco?“ fragte der Doge, freundlichen Antlitzes. „Haſt du wirklich Cornaro's Tochter vom Tode errettet?“ —

„Ein ſeltſamer Zufall, mein Vater! —“

„Nein, Marco,“ fiel ihm der Vater in die Rede, „nenne nicht Zufall die Gelegenheit zu einer edlen That. Glaube feſt, daß die Gottheit, die jedes Schickſal lenkt, die uns zu unſerer ſittlichen Vollendung führen will, die Gelegenheit zu edlen Thaten zuführt. Doch erzähle mir den Zufall!“

„Ich war in San Marco's Kirche, in der Veſper-Meſſe,“ erzählte Marco, „und fuhr, nachdem ſie geendet war, den breiten Kanal gegen den Rialto zu, welcher von Gondeln wimmelte; da drang plötzlich der Hilferuf an mein Ohr. Ich befahl ſchneller zu rudern, kam zur Stelle, und ſah eben Lucio Cornaro in das Waſſer ſpringen. Schnell ſprang ich ihm nach, und war ſo glücklich, Catharina's Retter zu werden.“

„Aber dein Kleid iſt nicht durchnäßt?“ —

„Lucio gab mir andere Gewänder.“

„Du warſt alſo in Cornaro's Palaſt, wie benahm ſich Antonio Cornaro?“

„Er dankte mir ſo kalt, als ob er mir eine Zechine zum Lohne bieten wolle,“ erwiederte Marco. — „O, der alte Haß glimmt fort in ihm, bis die Todeskälte ihn erſtarren macht!“ rief der Doge aus. „Auch wenn er freundlich iſt, gleicht ſein Aeußeres dem Boden am Veſuv, der in heiterer Blüthe prangt, wenn unter ihm das Feuer fort glüht! Du haſt dem Feinde Gutes gethan, Marco, dafür danke ich dir, möge der Himmel dir's lohnen!" Er küßte den Sohn auf die Stirn. „Aber wie kam jenes Unglück?" fragte er weiter.

„Das kann ich Euch eigentlich nicht ſagen — Vater. Meine Gondolieri jedoch wollten wiſſen, daß Anafeſto's Gondel wider die Cornaro's prallte, und Catharina, die, wie Lucie erzählte, ſich über das Bord hinauslehnte, um dem Wiederſcheine der Fackeln im Canale zuzuſehen, das Uebergewicht bekam und hinaus ſtürzte."

„Und willſt du wieder zu Cornaro's gehen?"

Marco ſchwieg. „Es möchte ſcheinen," fuhr der Doge fort, „als wollteſt du dir den Dank holen! Ohnedieß wirſt du morgen bei der hehren Feierlichkeit nur an der Seite deines Vaters ſein, und ſo keine Gelegenheit finden, ſo wenig als Zeit. Geh jetzt, mein Sohn. Beſchicke, was du auf morgen zu beſchicken haſt!"

Marco entfernte ſich. Es ſchien ihm, als ſei ſein Vater gerührt geweſen, als er mit ihm ſprach. „O vielleicht, vielleicht!" rief er hoffend aus. — Doch das, was ſein Herz ſo gern hinzugeſetzt hätte, das auszuſprechen hatte er den Muth nicht. Der Schlaf floh ihn. Ach, wie war dieſer Tag ſo reich an Ereigniſſen, die ſeinen Gedanken und Empfindungen alle nur eine Richtung gaben! Er hatte die Geliebte gerettet! Sie liebte ihn, das hatte ihm ja der Bruder ſelbſt geſtanden! Wer konnte glücklicher ſein, als Marco?!

Der Morgen des Himmelfahrttages 1472 brach heiter an. Mit dem erſten Sonnenblicke, der über das kräuſelnde Meer wegzitterte, wurde in Venedigs Hundert-Inſeln Alles lebendig, und vom gewaltigen Saale der vier Thüren im Herzog-Palaſte bis zur finſtern Kammer im engſten Gäßlein jenſeit der Seufzerbrücke, regte ſich's mit fleißigen Händen, und ordnete zierlich den Schmuck der

Armuth und den Reichthum des Orients. In dies rege Leben hinein donnerten die Feldſtücke und Falconets von den Schiffen und Hafenbatterien, und von den ſiebenzig Kirchen und ſieben und ſechzig Klöſtern der Inſelſtadt klangen die gewaltigen Töne von mehr denn einem halben tauſend Glocken in den Geſchützdonner, und das fröhliche Aufjauchzen der ſeltſam und groteſk geſchmückten Menſchen, die die Straßen ſchon bedeckten, und theils in Gondeln, theils über die fünfhundert Brücken ſich drängten. Reger noch war das Leben auf dem Marcusplatze. Dort durchkreuzten ſich tauſend Gewerke und ebenſo viele Menſchen. Die Erzeugniſſe der damals bekannten Welt wurden in den Buden und Zelten ausgelegt, damit nicht am Tage, wenn die Buden geöffnet wurden, die Zeit damit müßte verloren werden.

Obgleich die Sitte des heißen Italiens den Frühmorgen dem ſüßen Schlafe weiht, ſo ließ es doch der feſtliche Tag, der im Kreislaufe des Jahrs über der gewaltigen Republik heraufdämmerte, nicht zu, daß man länger im ſchwellenden Pfühl die Glieder behaglich dehnte. Der Tag ſollte ſo viel Herrliches bieten, daß das Volk ſeine Neugierde an ihm nicht bändigen konnte. — Das Glockengeläute und der Geſchützdonner hatten indeſſen geſchwiegen. Die Königin des Tages ſtieg höher herauf und ſandte ihre Strahlen über ein Volk, das im ungemeſſenen Jubel eines Tages die Ketten vergaß, an die es eine ſtolze und weitausſtrebende Ariſtocratie gelegt.

Die Zeit, wo in der Baſilika des heiligen Marcus der feierlichſte Gottesdienſt der Feſtfeier die Weihe der Religion geben ſollte, nahte heran. Im Vierthürenſaale ſaß in ernſter Würde und königlichem Glanze der Doge, um ihn her die Signoria. Von Minute zu Minute füllte ſich mehr der Saal mit den Nobilis des goldenen Buchs. Auf der koſtbar behängten Tafel vor dem Dogen lag auf dem purpurnen Kiſſen der vom Papſte geweihte Brautring, der Falieri heute ſeiner Thetis-adriatica vermählen ſollte. Eine ernſte und feierliche Stille herrſchte, welche der Doge endlich unterbrach, indem er ſich an den greiſen Foskari, das älteſte Glied der Signoria, wandte und ſprach: „Noch fehlt uns die Jungfrau aus Venedigs erſten Familien, die den Brautring trage!“ —

„Das zu ordnen ſteht Euch zu,“ erwiederte dieſer; „doch dünkt mich, wäre dieſer Ehre Niemand würdiger, als Cornaro's Tochter, die erſt kurz in den Schooß der Republik zurückgekehrt!“ —

Der Doge nickte beifällig, und Marco, welcher zu des Vaters Seite ſtand, das Banner der Republik mit dem goldgewirkten Bogen haltend, erglühte ſichtlich. Mehrere Nobilis, unter ihnen Catharina's Vater, begaben ſich hinweg und traten nach einer Weile mit der erbleichenden Catharina in den großen Männerkreis. Der Doge war ſehr bewegt, als er ſie betrachtete, und konnte deß kaum Hehl haben. Vielleicht bewegten ſeltſame Vermuthungen in dieſem Augenblicke manches Herz, vielleicht auch, daß Mancher der grauen Häupter jetzt an das geſtörte Liebesband zwiſchen dem Dogen und der Jungfrau Mutter gedachte. Der Doge war zu ſehr mit ſich, und Marco mit der Geliebten, und Cornaro mit der Ehre ſeiner Tochter beſchäftigt, als daß einer der drei Betheiligten ſolch einer Bemerkung fähig geweſen wäre; aber auch das ſataniſche Judaslächeln Giovanni Anafeſto's beobachtete Niemand.

Der Doge neigte ſich zu Catharinen, ihr einige herzliche Worte ſagend, und ſchloß, daß er Gott für ihre Rettung am geſtrigen Abend danke.

„Dem Herrn und Eurem edlen Sohne ſei der Dank!“ ſprach Catharina, ſich ſittſam neigend. Dieſe kleine Unterredung jedoch hatte Niemand vernommen als die Nächſtſtehenden, und als ſie beendigt war, erhob ſich der Doge.

Von Neuem begann das Glockengeläute und der Donner des Geſchützes. Eine rauſchende Muſik, wie ſie nur in Stambuls Mauern gehört wurde, wenn der Sultan auszog, welcher ſie dann auch nachgebildet war, ließ ſich vor dem Palaſte vernehmen, wo die Söldlinge der Republik ſich aufgeſtellt hatten. Voraus traten die Procuratoren der Republik, dann folgte Venedigs Clerus, an deſſen Spitze der Patriarch von Venedig, der von Aquileja und der Primicerio von San Marco gingen; dann folgte der Doge im herzoglichen Schmuck und Mantel, vor welchem pochenden Herzens Marco mit der Standarte und Catharina mit dem Brautringe der Fluthengöttin gingen; dann folgte die Serenissima Signoria in ihren impoſanten Gewändern, und endlich die Nobili di Venezia nach ihrem Rang als Nobilita di natura, Nobilita di merito und die Nobilita per il prezzo comperata. Langſam und feierlich ging der Zug durch die Flügelthüren des ungeheuren Saales, die große Marmortreppe, die die gewaltigen Löwen bewachen, hinab, über die Piazetta hinauf nach der San Marco-Kirche, wo der Gottesdienſt und die nochmalige Einſegnung des Rings und der Standarte ſtattfand. — Wie pochte Marco's Herz, als er neben der Geliebten kniete und der Primicerio den Segen ſprach! Wie ſüß war der dankbare Blick, den Catharina auf ihn herüber warf! — Des Dogen Auge ruhte auf den Knienden mit einer Miſchung von Wonne und Schmerz, die ſich ſo deutlich in ſeinen Zügen malte, daß ſelbſt Marco es wahrnahm, und dadurch aufs Neue einer ſüßen Hoffnung Raum gab. —

Der heiligſte Theil des Feſtes war vorüber. In derſelben Ordnung, wie der Zug gekommen, zog er durch die eherne Pforte wieder hinaus. Kopf an Kopf ſtand das Volk, alſo daß kaum die Söldner konnten einen Weg bahnen zum Ausgange nach dem Hafen. „Der Doge!“ rief das Volk. „Evviva!“ wirbelte es durch die Lüfte. „Sehet, ſehet!“ riefen dann wieder Andere, „das ſchöne Paar! — Die ſind für einander geſchaffen!“ Marco vernahm's und Catharina, und in ihren bebenden Herzen klang das Wort nach und machte ſie heftiger beben, und jagte das Blut in die Wangen. Unter ſtetem Jubelruf erreichte der Zug den Hafen. Ein brauſendes „Hurrah!“ erſcholl, ſelbſt unter dem Donner des Geſchützes vernehmbar. Die mit Blumengewinden, Gold und Purpur verbrämte herzogliche Galeere nahm den Dogen und ſeine Begleitung auf. An Marco's Hand beſtieg ſie Catharina. Sie fühlte den Druck ſeiner Hand, ſie erwiederte ihn, von ihrem Gefühle überwältigt. Das Signal war gegeben. Zahlloſe geſchmückte Gondeln mit Frauen und Männern umſchwärmten die herzogliche Galeere. Das Meer, der ganze Golf ſchien lebendig geworden zu ſein. Und als der Jubel wieder gewaltig brauſte, bei dem Gruße, den der Doge der Menge winkte, da flüſterte Catharina ihrem Ritter (denn das war für die Dauer der Senſa jetzt Marco) zu: „Meinen Dank darf ich nur fühlen, ausſprechen kann ich ihn nicht!“ Und wie Worte des Himmels drangen ſie in Marco's berauſchtes Herz. — Jetzt hatte die Galeere das hohe Meer erreicht, das ſanft ſich unter die Herrſchaft des Gewaltigen, der auf ihm dahinſchwamm, zu beugen ſchien; Falieri nahm von Catharina's Hand den Ring, ſteckte ihn an ſeinen Finger, und dann zog ihn der Patriarch wieder ab, und warf ihn in die unergründliche Tiefe. Jetzt überſtieg der Jubelruf jede Beſchreibung, die Kanonen donnerten, die Glocken läuteten, die Muſik erklang. In dieſem Tumulte kehrte die Galeere in den Hafen zurück, und von da begab ſich die Signoria in den herzoglichen Palaſt, wo das üppige Mahl bereitet war.

Der Nachmittag kam. Der große Canal, der die Inſelſtadt in zwei große Hälften theilt, wimmelte ſchon von Barken und Gondeln. Am untern Ende deſſelben ſtanden in Reihen die Gondeln der wettfahrenden Gondolieri, die, im höchſten Schmucke an ihre Ruder gelehnt, zur Regatta bereit waren. Die Ufer des Canals waren von einer großen Menſchenmaſſe bedeckt, die Fenſter der Häuſer und Paläſte glänzten vom Schmucke der holden Frauen Venedigs, alle wollten die höchſte Volksbeluſtigung Venedigs, die Wettfahrt der Gondolieri, ſchauen. Auf den reichgeſchmückten Gondeln erſchienen jetzt die Signoria und der Doge, langſam den Canal hinaufrudernd. Catharina, von ihrem Cavaliero begleitet, trug den Preis des Sieges, einen koſtbar gearbeiteten Silberpokal, in ihrer ſchneeweißen Hand. Aller Augen ruhten auf der lieblichen Erſcheinung. Marco ſah die Triumphe, die die Liebliche erntete, die ſie nicht ahnete, und ſeine Liebe wuchs zur reinſten Flamme empor. Oft ruhte mit unnennbarer Angſt des Vaters Blick auf ihm. Er ahnete, wie dieſes Ebenbild ſeiner erſten Liebe, ſeiner Jeſſica, auf des Jünglings Herz wirken müſſe; er nahm den Eindruck wahr, den es bereits hervorgebracht — und er bebte und ſeufzte: „Lenker über den Sternen, walte du väterlich, und laſſe nicht den härteſten Schlag deiner Strafe den Vater treffen!“ Die

Regatta begann. Das Intereſſe dieſes Schauſpiels, wie die rüſtigen Söhne Neptuns ihre Gondeln über die Spiegelfläche des Canals fliegen ließen, nahm jedes Auge gefangen, nur das des Dogen nicht, nicht die der beiden Liebenden, nicht das Anafeſto's, der lauſchend in Marco's Nähe weilte, und hier das ſüße Flüſtern vernahm, und von dem Grimme der Eiferſucht erfüllt wurde. Ein junger Gondoliero empfing den Preis aus Catharina's ſchöner Hand. Jubelnd füllte er ihn ſchnell mit Cyperwein, und rief, ihn erhebend: „Der ſchönſten Jungfrau Venedigs und ihrem treuen Ritter!“ — Er leerte den Becher. Die Menge rief Beifall. Der alte Cornaro biß die Lippen auf einander und murmelte: „Tod und Hölle!“ Der Doge aber ſchoß einen Blick der Wuth auf den kühnen Sieger, und Anafeſte's Fauſt fuhr wild nach dem Dolche, den er im Gürtel trug.

Die Scenen und Eindrücke des Tages waren zu mannigfaltig und wirkungsreich, als daß nicht alle die, auf welche ſie beſonders gewirkt, die beſchauliche Stille geſucht haben ſollten. Höchſt verſchieden aber war die Stimmung derſelben. Während Marco und Catharina, die beide an dieſem einen Tage den Zeitraum eines Jahrs in gewöhnlichen Verhältniſſen durchlebt hatten, in der erſten Liebe ſüßem Entzücken noch einmal nachträumten, was die Wirklichkeit ſo beſeligend für ſie in den Zeitraum weniger Stunden zuſammengedrängt hatte, maß der Doge mit gewaltigen Schritten ſein Gemach. Die Erinnerung eines längſt verblühten Jugendglücks, und der Schmerz eines jahrelangen Elendes, waren ſo gewaltig auf ihn eingeſtürmt, daß er den Eindrücken beinahe unterlag. Ein Schreckbild entſetzlicher Art marterte ſeinen Geiſt mit Folterqualen. Er hatte Marco gewarnt vor Cornaro, vor der Liebe zu Catharinen, und jetzt ſollte ſein grauſames Geſchick durch unabwendbares Zuſammentreffen ſeine Vorſicht vernichtet, und in des Jünglings Herzen eine Liebe entzündet haben, vor deren Folgen der unglückliche Vater ſchauderte. Cornaro, deſſen alter Haß gegen Falieri nie bisher geſchlummert, war heute wieder in neuem Grimme, durch alte Erinnerung geweckt, entbrannt. Er hatte die Wirkung von Catharina's Erſcheinen auf den Dogen wahrgenommen. Er ſah, wie die Liebe zu der längſt heimgegangenen Gattin noch im Herzen des Greiſes lebte, und ſeine Eiferſucht konnte ſelbſt die Liebe zu der Vollendeten nicht dulden.

In dieſer Aufregung aller feindſeligen Leidenſchaften des, ſelbſt als Greis noch, wilden und feurigen Cornaro's, trat Lucio in das väterliche Gemach.

„Verdammt ſei die Stunde, wo Marco Falieri Catharinen rettete, und dein unmännliches Herz mit Wohlwollen für ſich einnahm!“ ſchnaubte er dem Eintretenden entgegen, der vor Entſetzen einen Schritt zurückwich.

„Was iſt Euch, Vater?“ fragte mit Mäßigung der Sohn. „Warum redet Ihr ſo hart mich an? Wie mögt Ihr ſo unväterlich denken und fühlen?“

„Schweig, Knabe!“ herrſchte ihm der Empörte zu. „Ich befehle dir, jeden Umgang mit Marco Falieri abzubrechen!“

Der Sohn ſah den Vater unverwandt und feſt ins zornglühende und feuerſprühende Auge. Die Gluth des Unwillens übergoß ſein Angeſicht mit dunkler Röthe; aber er unterdrückte ſie und ſprach ernſt und würdevoll: „Marco hat meine Liebe, und wird ſie erſt dann verlieren, wenn er je ſollte ihrer unwürdig werden. Ich bin ihm Dank ſchuldig, denn er war der Lebensretter meiner einzigen, theueren Schweſter. Mögt Ihr das nicht achten, ich weiß es zu würdigen. Ueber das Herz ſteht Niemand Gewalt zu, als dem, der es in der Bruſt trägt. Ich bin Euer gehorſamer Sohn bisher in allen Stücken geweſen und werde es bleiben in allen Dingen, die nicht jenſeit der Grenzen Eurer väterlichen Gewalt liegen!“ Das ſprach der Jüngling und ging ſtolz emporgerichtet aus dem Gemache.

„Das fehlte noch!“ rief wüthend Cornaro aus, „daß der eigene Sohn mir trozt! O, das iſt die Ohnmacht des Alters, daß ſie nicht mehr zermalmen kann, was ſich ihr in den Weg wirft! Aber ich will einen Damm aufbauen, über den hinaus auch das empörte Meer nicht dringen ſoll!“

Er eilte zu Catharinen. Er fuhr hart die Jungfrau an, und drohte mit Kerker- und Kloſtermauern, wenn je ihr Herz eine Neigung faſſe zu Marco.

Schweigend trug die fromme Tochter des wilden Vaters Zornreden. Sie hatte ja dem harten Manne nichts entgegenzuſetzen, als ein Auge voll Thränen und einen Blick, der um Schonung und Erbarmen flehte; aber als er hinausgeſtürmt war, legte ſie die gefalteten Hände vor die verwundete Bruſt und ſeufzte: „Kann ich denn anders, als ihn lieben? Er iſt ja ſo gut! Er iſt mein Retter; darf ich denn undankbar ſein?“ — Sie ſank auf ihre Knie und betete: „Du Heilige, nimm dein Kind in deinen Schutz! O, leite du ſein Herz, und wende das Ungewitter, das der reinſten Empfindung ſeines Herzens droht!“

Sie erhob ſich neu geſtärkt und — Lucio ſtand vor ihr, an ſeiner Hand Marco, in deſſen Blick die reinſte Liebe loderte. „O, mein Gott!“ rief ſie aus, und ſank in einen Stuhl, die Hände vor ihre Augen haltend. Da ſtürzte Marco vor ihr nieder. Seine Arme umfingen ſie. Sie lag an ſeiner Bruſt, und Lucio ſchloß Beide in ſeine Arme, und ſagte tief gerührt: „Ich will der Schutzgeiſt Eurer Liebe ſein!“ —

Catharinen's Anblick hatte ſchon im erſten Moment ihres Zuſammenſeins denjenigen Eindruck auf Giovanni Anafeſto hervorgebracht, den das mit allen Reizen des weiblichen Geſchlechts in ſeltenem Reichthum ausgerüſtete Mädchen auf ein unreines Gemüth, wie das Giovanni's, hervorbringen mußte. Seine unreinen Begierden und Leidenſchaften waren in hohem Grad erregt. Der Wunſch, Catharinen zu beſitzen, nahm ſeine Seele ein, und all ſein Dichten und Trachten war nur darauf gerichtet, wie er zu ſeiner Wünſche Befriedigung gelangen möchte. Er drängte ſich näher an Lucio an. Er folgte ihm wie ſein Schatten, ſo ſehr zurückſtoßend dieſer ihn auch behandeln mochte. Allein es ſchien, als habe ſich Alles verſchworen, ſeine Pläne zu durchkreuzen. Es gelang ihm nicht, Catharinen's Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, viel weniger ihre Gunſt. Das unglückliche Ereigniß, daß ſeine Gondel, von halbtrunkenen

Gondoliers gefährt, beinahe Catharinen den Tod brachte, das hatte vollends einen unauslöſchlichen Schatten auf ihn geworfen. Er wollte ihn entfernen. Darum eilte er ſchon des Abends zu Lucio, bat flehend, ihn zu Catharinen zu führen, und fiel vor ihr nieder, als er endlich ihr Gemach betrat; jammernd über ſein Mißgeſchick, flehte er um Vergebung, und betheuerte ſeine Liebe der Jungfrau.

„Seid Ihr unſchuldig,“ ſprach, von ihm ſich wegwendend, Catharina, „wie ich das feſt glaube, ſo dürfet Ihr nicht um Vergebung bitten wegen eines Unglücks, deſſen Urheber Ihr nicht ſeid. Eure Liebe aber, die Ihr mir betheuert, muß ich Euch bitten auf einen andern Gegenſtand zu lenken, der ihrer würdiger iſt!“

Das hatte einen giftigen Dolch in ſeine Bruſt geſtoßen. Er argwöhnte, Catharina's Herz neige ſich zu Marco Falieri. Er beobachtete dieſen, und fand Grund genug, die Ueberzeugung feſt zu gewinnen. Das Feſt der Senſa machte ihn vollends gewiß, Marco ſei geliebt, gleich innig wie er liebe. Von nun an nahmen die Furien der Eiferſucht, des Neides und der Rache ſein Herz ein, die mit jedem Tag ihn ſtürmiſcher verfolgten. Er brütete tagelang über den teufliſchen Plänen, und das Reſultat gewann er, daß Marco aus dem Wege müſſe geräumt werden. Dieſer Gedanke war am Himmelfahrttage ſo recht ſtark und lebendig in ihm geworden. In einen weiten Mantel gehüllt, den Federhut tief in die Augen gedrückt, ſchlich er in der Finſterniß des Abends um Cornaro's Palaſt, denn er hatte Marco mit Lucio hineintreten ſehen. Mit einer Geduld, die nur der abgehärtete Böſewicht üben kann in Verfolgung ſeiner Rachepläne, harrte er der Rückkehr ſeines Schlachtopfers. Es war ſchon Mitternacht vorüber, da öffnete ſich die Thüre des Palaſtes, und Marco trat heraus, und ſchritt im Bewußtſein ſeines Glückes, fröhlich die Gaſſe hinauf, bog dann über die Seufzerbrücke hinüber nach der Gegend des Marcusplatzes ein. Jetzt hatte ihn der Böſewicht erreicht. „Stirb!“ rief er halb laut aus, und ſtieß dem Argloſen den Dolch rücklings in die Seite. Marco ſtürzte nieder mit dem Ausrufe: „Mord, Mord!“ Giovanni floh die Straße hinab, und ließ den Unglücklichen in ſeinem Blute liegen.

Von einer ſeltſamen und unerklärlichen Ahnung ergriffen, hatte Lucio noch an der Palaſtpforte geſtanden und Marco nachgeblickt. Nicht ohne Angſt ſah er jetzt einen Vermummten vorübereilen. Er hatte keine Ruhe mehr, und folgte ihm eilend. Er kam zu ſpät. Marco wälzte ſich winſelnd in ſeinem Blut, als er ihn fand, und in demſelben Augenblick nahte eine Wache. Der Verwundete wurde aufgehoben, und Lucio als ſein Mörder mit verhaftet. Man brachte ihn auf die Wache am herzoglichen Palaſt, und erkannte mit Schaudern den Sohn des Dogen. Schon lag in den Armen des kummerſtillenden Schlafes der Doge, als die entſetzliche Botſchaft ihm gebracht wurde, Lucio Cornaro habe Marco ermordet. Unbeſchreiblich war der Eindruck dieſer Botſchaft auf den Greis. Händeringend ſtürzte er aus dem Bett, und wußte nicht ſein Gewand zu finden.

Indeſſen hatte man bereits den Verwundeten in den Saal des Palaſtes gebracht und ärztliche Hilfe herbei geholt. Als der unglückliche Vater, auf zwei Diener geſtützt, bleich und jammernd in den Saal wankte, da fiel er bei dem Anblick des Lebloſen ohnmächtig nieder. Der Wundarzt eilte herbei, unterſuchte die Wunde, und fand, daß der Stich zwar nach dem Herzen gerichtet, doch dieſes nicht getroffen, und deßfalls, wenn der Dolch nicht vergiftet, die Wunde nicht tödtlich ſei. Den angeſtrengteſten Bemühungen gelang es denn auch, den vom heftigen Blutverluſt Entkräfteten wieder ins Leben zu rufen, und die Wunde wurde verbunden. Ein Strahl der Hoffnung fiel bei dieſer Nachricht in des Dogen verzweifelnde Seele, der unterdeſſen auch wieder ſeine Beſinnung gewonnen hatte. Er kniete am Schmerzenlager des Sohnes nieder und bedeckte ihn mit ſeinen Küſſen. „O," rief er jammernd aus, „mußte mich denn auch dieſes Elend durch die Hand eines Cornaro treffen!" „Cornaro?" fragte matt Marco.

„Ja, mein Sohn! Lucio iſt der Meuchelmörder, der dir den Todesſtoß verſetzen wollte. Ach, ich warnte dich nicht umſonſt!"

„Das iſt unmöglich!" ſprach ſich anſtrengend der Jüngling. „Ein ſchrecklicher Zufall kann Lucio zu mir geführt haben, aber nicht die Abſicht des Mordes!"

„Sei ruhig, ſei ruhig," bat der Vater. „Lucio iſt verhaftet. Bereits iſt auch ſein Vater gefänglich eingezogen. Ich will ein Gericht halten mit fürchterlicher Strenge."

„Richtet nicht und verdammet nicht, Vater! ehe Ihr unterſucht habt. Eher will ich glauben, der Himmel ſei eingeſtürzt, die Liebe Gottes ſei Haß geworden, als daß Lucio mein Mörder ſei. Gebt mir den Dolch, ich kenne Lucio's Waffen!" Man reichte ihm denſelben.

„Nein," ſprach er, „das iſt Lucio's Dolch nicht — aber — ich kenne die Waffe, Vater, ich kenne ſie, und die Hand, die ſie führte!" — — — —

Der Arzt bat um Ruhe, und meinte, „die Geiſteskräfte des Leidenden möchten gelitten haben, denn Lucio müſſe der Mörder ſein, da er wie verzweifelnd ſich geberdet habe, als man ihn in das Gefängniß abgeführt."

Ein grauenvoller Schleier lag über dieſer entſetzlichen Begebenheit, die am andern Tage durch Venedig lief. Welches Entſetzen empfand Catharinen, als ſie es vernahm! Sie eilte zu dem Palaſte des Dogen, ſie warf ſich vor ihm nieder. „Habt Erbarmen!" flehte ſie. „Nicht mein Vater, nicht mein Bruder iſt der Mörder. O, eilet nicht mit dem Gerichte! Die Hand des Herrn, welche die Unſchuld ſchützet, wird Licht werden laſſen in dieſer Finſterniß!" — Des Dogen Herz bebte bei dem Anblicke der Flehenden. „Eure Bitte ſei gewährt, edle Jungfrau!" ſprach er, „aber den Arm der Gerechtigkeit kann ich nicht lähmen."

„O, Gottlob, Ihr ſeid menſchlich!" fuhr Catharina fort, „ſo werdet Ihr mir die zweite Bitte nicht verſagen. Laſſet mich das Gefängniß meines Vaters und Bruders theilen!"

„Das darf ich nicht," antwortete gerührt der Doge, „das ſteht nicht in meiner Macht. Ihr ſeid ſchuldlos, und Schuldloſe darf Venedigs Doge nicht verhaften."

„O, ſo geſtattet, daß ich ſie ſehen darf, nur jetzt und bisweilen einmal!"

„Ihr bittet Unmögliches, Jungfrau! ich kann nicht, auch wenn ich Euch gerne jeden Wunſch erfüllte. Das Geſetz verbietet vorweg allen Umgang mit den Verhafteten. Seid unbeſorgt," fuhr er dann fort, „ſollte es ſein, daß Euer Vater und Bruder unſchuldig befunden werden, ſo wird ihre Unſchuld bald gerechtfertigt, glänzend gerechtfertigt ſein, darauf gebe ich Euch mein herzogliches Wort!"

Catharina hatte noch etwas auf dem Herzen. Ihr Buſen arbeitete gewaltig, Röthe und Bläſſe wechſelten ſtets in ihrem Geſicht, und doch konnte ſie nicht reden, was ſie bewegte.

„Ihr ſcheint noch etwas fragen zu wollen?" redete ſie der Doge an.

„Vergebt," ſprach ſie leiſe und zitternd, „ich wollte nach Marco's Zuſtande mich erkundigen!"

„Ich danke Euch! Marco, Dank ſei es dem Himmel, lebt, und der Arzt gibt alle mögliche Hoffnung!" — Jetzt erſt entfernte ſich beruhigt die Jungfrau.

In dem ungeheueren Gerichtsſaale des Marcus-Palaſtes, den man unter dem Namen des Vierthürenſaales kennt, ſaßen auf der Eſtrade unter einem Baldachin der Doge, die zehn Senatoren in den feuerrothen Mänteln, ernſt und ſtill. Jenſeits ſtanden die Diener des Gerichtes, die Zeugen und das übrige niedrige Perſonale des Gerichts. Aller Augen waren auf die porta fatale gerichtet, wie man die Thüre nannte, durch welche der Gerichtete abgeführt wurde zum Tode, welche aber auch aus den Gefängniſſen des Palaſtes in den Gerichtsſaal führt; durch ſie mußten jetzt, nachdem der Doge das Zeichen des beginnenden Verhöres gegeben, die Angeklagten eintreten. Endlich öffnete ſich langſam die Thür, und in einer majeſtätiſchen Haltung, frei und kühn um ſich blickend, traten die beiden Cornaro's, mit Ketten belaſtet, ein.

Kaum aber war dies geſchehen, als auch ſchon der Doge ſich erhob und ſprach: „Nur noch wenig Minuten werde ich hier die herzogliche Stelle einnehmen, und darum ſei mein letzter Befehl, daß man den Angeklagten die Ketten abnehme, die mein Befehl ihnen nicht anzulegen hieß!" Ein Blick der Verachtung von Cornaro war das, was er erwiederte.

„Und nun," nahm wieder der Doge das Wort, „kann ich nicht Richter ſein und Kläger zugleich!" — Er legte den Mantel ab und gab den weißen Stab in die Hände Camillo Anafeſto's, Giovanni's Vater, der an ſeiner Seite ſaß. „Seid Ihr Richter, Anafeſto!" Ein leiſes Murmeln ging durch den Saal, und ſelbſt Cornaro blickte nicht ohne eine ſanfte Regung des Wohlwollens auf Falieri — aber er ſchüttelte ſogleich unwillig den Kopf, als ſei dieſe Regung ungerecht, und die Falten der hohen Stirn legten ſich enger zuſammen, ſo daß die buſchigen Augenbraunen ſich tief herablegten und beinahe das blitzende Auge bedeckten. Anafeſto nahm indeſſen den herzoglichen Lehnſeſſel ein, und rief den Kläger auf. Mit ſchlichten einfachen Worten ſchilderte Falieri den Thatbeſtand und ſchloß, daß man Lucio Cornaro bei dem Ermordeten mit blutigen Händen gefunden. — Die Anklage war zu Protocoll genommen, und die Zeugen traten einzeln vor. Sie ſagten daſſelbe aus. Nachdem auch ihre Ausſage niedergeſchrieben war, forderte Anafeſto Lucio Cornaro zu ſeiner Vertheidigung auf.

„Ehe ich ein Wort in meiner Sache rede," hob der Jüngling an, „muß ich die Frage ſtellen: „Was hat der Vater gemein mit der angeblichen That des Sohnes? — Ich bin treu und gehorſam meinem Vater, aber ſelbſtſtändig genug, mich nicht von ihm, dem Kinde gleich, am Gängelbande lenken zu laſſen; ich frage noch einmal, mit welchem Rechtsgrunde man ihn, den Greis, das Glied der Signoria, verhaftet hat?" — Die Richter ſchwiegen verwirrt. Der Doge trat vor. „Ich danke Euch, junger Mann, daß ihr mich ſo glimpflich an ein Unrecht erinnert, von dem mich nur die gereizte Stimmung des kinderlos ſich wähnenden Vaters frei ſprechen mag. Ich ſelbſt klage mich der Uebereilung an; ich ſelbſt verlange von Euch Richtern, und Euch, dem Stellvertreter herzoglicher Durchlaucht, daß ihr den Falieri, der ſo unüberlegt handeln konnte, zu der geſetzlichen Strafe, zur Ehrenbuße gegen Cornaro verdammet, und dieſen frei ſprechet!" — „Es ſei!" ſprach Anaſeſto, den Stab neigend gegen Cornaro. Dieſer hatte mit widerſtrebenden Gefühlen Falieri's Worte angehört. „Wohlan," ſprach er endlich, „ſo will ich an Edelmuth Euch nicht nachſtehn, und keiner Ehrenbuße gedenken, die die herzogliche Würde in den Augen des Volks herabſetzen würde." — Es trat jetzt eine peinliche Pauſe ein. Alter Groll ſprach ſich in den Zügen der beiden Greiſe aus, Verwunderung in denen der Uebrigen. — Lucio begann nun zu reden. Er erzählte den Hergang nach der ſtrengſten Wahrheit, wie erbittert ihn auch ſein Vater anſehen mochte. Es lag etwas ſo Ueberzeugendes in der kraftvollen Rede des Jünglings, daß die Richter nicht wußten, was ſie ſagen ſollten. In dieſem Augenblicke gingen die Flügelthüren des Saales auf, und auf einer Tragbahre, von vier Dienern getragen, erſchien Marco Falieri vor den Richtern. Kaum war er Lucio's anſichtig, als er ſeine Arme gegen ihn ausbreitete, und dieſer an ſeine Bruſt flog. — Die Verhandlungen des Gerichts wurden ſo lange ausgeſetzt, bis Marco wieder reden konnte. Er übergab dann den Dolch ſeinem Vater, und bat ihn, denſelben Anaſeſto zu reichen, nachdem man ihn unſtreitig als das corpus delicti anerkannt. Anaſeſto ergriff ihn, warf einen Blick darauf und erbleichte. —

Marco richtete ſich auf. „Kennt Ihr den Dolch?" fragte er. „Kennt Ihr die Hand, die ihn mir in den Rücken ſtieß?" — Erſtaunen ringsum. — Der Greis erhob ſich. Sein Geſicht war bleich und ſtarr; ſeine Hände waren über der Bruſt gefaltet. Sein Athem ſchien zu ſtocken. — „Es iſt — meines Sohnes Dolch!" ſprach er dann langſam und zitternd. „Richtet gerecht über den Mörder, und ſchonet des Knaben nicht!" Dann verließ er die Stufen, legte den Mantel ab, und ſank ohnmächtig in die Arme Falieri's. — Nach einer geraumen Weile ſchlug Anaſeſto die Augen wieder auf. „Laßt ihn gefeſſelt hierher bringen," bat er. Indeß die Diener des Gerichtes ſich entfernten, erhob ſich der Procurator Foſkari. „Mir geht ein gräßliches Licht auf über dieſes Ereigniß," begann er: „an jenem Abend war ich noch um Mitternacht bei einem Freunde, und kehrte eben heim über die Seufzerbrücke, als mir Marco Falieri begegnete, der aus der Richtung von Cornaro's Palaſt kam. Grüßend ging er an mir vorüber. Einige hundert Schritte weiter, ſah ich einen Vermummten an mir vorüberhuſchen, Jenem nach. Ich ging langſam weiter; allein bald hörte ich wieder eilende Tritte hinter mir. Es war der Vermummte. Ich vertrat ihm den Weg und erkannte in ihm Giovanni Anafeſto, der jedoch mich ſchnell über die Seite ſchob und an mir vorüber eilte. Böſes ahnete ich nicht, wohl aber ein Liebesabentheuer, wie es jetzt die Sitte unſerer jungen Nobilis leider mit ſich bringt.“ — Stummes Staunen und Entſetzen ergriff die Verſammlung. — Jeder ſchwieg; denn Keiner mochte das Gemüth des armen Vaters tiefer verwunden, als es ſchon verwundet war. — „Ja“ — nahm dieſer endlich das Wort, „ich ſelbſt theile jetzt Eure Vermuthungen. Ich ſah meinen Sohn am heutigen Morgen bleich und entſtellt und von einer Unruhe umhergetrieben, die ich mir nicht erklären konnte. Gott! Gott!“ rief er dann händeringend, „habe ich denn das verdient? Muß nun mein graues Haupt mit Schmach und Herzeleid in die Grube ſinken?“ — — Die ausgeſendeten Gerichtsdiener kamen jetzt zurück. „Giovanni Anafeſto iſt nach Dalmatien entflohen!“ berichteten ſie. — Da wurde der Vater noch bleicher. „Es iſt klar!“ rief er aus und wankte hinaus — noch an der Thüre ſich umkehrend und zu der Signoria ſprechend: „Gedenket des Vaters nicht, wenn Ihr das unnatürliche Kind richtet!“ — Falieri nahm ſeine Stelle wieder ein. Es iſt ein heiliger Act der Gerechtigkeit,“ ſagte er mit Würde, „Euch frei zu ſprechen!“ Es geſchah aufs glänzendſte. Die Sentenz wurde laut publicirt und Giovanni Anafeſto geächtet. Rührend war die Scene zwiſchen Marco und Lucio, wie ſie ſich umarmten, und ſelbſt der alte Cornaro blickte mit weniger Ingrimm auf ſie hin. —

Marco's Geneſung ging glücklicher als man vermuthete. Lucio Cornaro wich nicht von ſeinem Bett, und nicht wenig trug der Balſam der Liebe bei, den dieſer in Marco's Herz flößte. Ihnen waren Giovanni's Beweggründe klar, wenn auch im Allgemeinen ein Schleier darüber lag. Giovanni's Vater hatte ein prophetiſches

Wort geſprochen, als er geſagt: „Muß nun mein graues Haupt mit Herzeleid in die Grube fahren und mit Schmach?“ denn bald tödtete ihn des Sohnes Schande. Die Güter des Hauſes wurden der Republik zum Erbe, da kein Geächteter erben konnte. Giovanni hatte das Gebiet der Republik verlaſſen und war nach Albanien geflohen, wo er, von Haß und Rache erfüllt, die unruhigen Häuptlinge aufwiegelte, die den Krieg mit Feuer und Schwert in die Beſitzungen der Republik in Epirus trugen, und gleich ihm, wie gereizte Tieger, verheerend verfuhren, und keine Rechte der Menſchheit, kein Gebot der Sittlichkeit achteten.

Es war gerade ein halbes Jahr ſpäter, und wieder war die Signeria verſammelt im Palaſt San Marco, aber kein erfreulich Ereigniß mochte ſie vereint haben zur Berathung; denn es lag ein trüber Ernſt auf den Mienen. „Väter der Republik!“ redete ſie der Doge an, „es iſt euch nicht fremd geblieben, daß ein entartetes Kind der Republik in ihr Gebiet des Krieges Unheilfackel warf und ihre Säulen da zu erſchüttern droht, wo ſie leider leicht zu erſchüttern ſind, in den griechiſchen Beſitzungen. Anafeſto's Sohn, der unedlere Coriolan unſerer Zeit, hat den Klephtiskrieg in Albanien erregt und mächtige Banden geordnet, und iſt ihr Haupt und ihre Seele, und dabei wild wie das Thier der Wüſte, und blutdürſtend wie die Hyäne, die Aſiens Schrecken iſt. Die Depeſchen, die unſer Gouverneur aus Epirus ſendet, ſind nicht geeignet, das Herz zu beruhigen. Er hat angewendet, was er konnte, den Sturm zu beſchwören, allein er brauſt wild durch die Gebirge herüber an die Siedelungen, ſie zerſtörend und unſerem Handel einen ſchmerzlichen Dolchſtoß beibringend. Während dort der Bürgerkrieg wüthet, gefolgt von allen Furien der Hölle, regt ſich unter dem Volke Venedigs eine Gährung, die wild aufbrauſen könnte, wenn der Staat ſich von Söldnern entblößte und den Hafen von Galeeren leerte. Ich lege euch das zwieſache Uebel zur Berathung vor!“

Ein tumultuariſcher Widerſtreit der Meinungen entſtand, worin der Eigennutz und das Intereſſe des Einzelnen kein Reſultat gewinnen ließ. Am eifrigſten für die Dämpfung des Kriegs auf Griechenlands Feſtland war der alte Cornaro; denn er beſaß in dem Kreiſe des Kriegsſchauplatzes nicht unbedeutende Landgüter, wo er den Seidenbau mit beſonderm Erfolge bisher betrieben. Nach langen Debatten vereinigte man ſich, eine Abtheilung des Heeres dorthin zu ſenden. — „Und wer wird des Heeres Führer ſein?“ fragte der Doge. „Ihr habt ja einen heldenmüthigen Sohn, Cornaro, er ſei der Führer!“

„Die Ehre,“ entgegnete bitter der Alte, „möchte eher Eurem Sohne geziemen, der noch nicht das blutige Handwerk verſucht. Dort gibt's mehr Lorbeeren zu ſammeln, als in den Gondeln Venedigs!“ —

Ehe noch das Wort des Dogen über die zornbebende Lippe verheerend fuhr, meldeten die Diener, draußen ſeien Nobilis, die dringend vorgelaſſen zu werden begehrten. — Dieſe Bitte wurde gewährt, und es traten ein: Lucio Cornaro, Marco Falieri und eine bedeutende Zahl edler Jünglinge Venedigs, die Alle einmüthig begehrten, unter den Fahnen der Republik zu fechten für ihre Ehre und ihr Heil. — Mancher Vater erbleichte in dem Halbkreiſe der Signoria. Bitterer Unmuth lag auf Cornaro's, Wehmuth auf den Zügen des Dogen. Doch die Vaterlandsliebe der Jünglinge begeiſterte die Väter. Ihrem Begehren wurde willfahrt.

Rüſtig wurde nun die Sache betrieben. Bald waren Truppen geworben, bald die Flotte bereit, die Anker zu lichten. Schweres aber ſtand noch bevor — der Abſchied. Heimlich hatte Lucio ſeinen Marco zu der Geliebten geführt. Unter tauſend Thränen, Küſſen, Schwüren der Liebe und Treue ſchieden ſie von einander. Catharina war untröſtlich. Ihr ſchien nun das Leben ſeine Freudenpforten geſchloſſen zu haben, und eine Ahnung ſchwebte ihr vor, die jede Lebensfreude im Keim erſtickte. Mit des Vaters Segen ausgerüſtet, betrat Marco ſeine Galeere. Die Flotte lichtete die Anker. Ein friſcher Landwind füllte die Segel, und das weite

Meer nahm ſie auf, um ſie hinzutragen zu Thaten, Ruhm und Sieg. — Auch im Palaſte San Marco wurde es jetzt ſtill. Der alte Doge glich einem Stamme, den der Blitzſtrahl entlaubt und entäſtet. Nur für die Republik lebte er jetzt, und in den ſtillen Stunden des Alleinſeins betete der Greis für den einzigen Sohn und ſeine glückliche Rückkehr. Eine Entdeckung, die er erſt jetzt durch Foſkari's Mittheilung machte, fiel freilich wohl ſchwer auf ſeine Seele — allein ſie erhob ſich auch wieder. Bisher hatte der Greis des ruhigen Glaubens gelebt, Marco ſei durch die väterliche Warnſtimme vor einem Liebesbunde mit Cornaro's Tochter geſichert geweſen, und dieſer Glaube hatte oft die Falten ſeiner Stirn geglättet. Wollte auch hinwieder manchmal eine böſe Ahnung ihn beſchleichen, er mißtraute Marco's Offenheit nie, und wurde wieder ruhig, und ließ willig das Schickſal walten. Jetzt fielen die Schuppen von ſeinen Augen. Ach, es ſchmerzte tief den grauen Vater — und erfüllte ſeine Seele mit unbeſchreiblicher Angſt und Qual. Er ſah in Marco's Entfernung nur Heil und Segen — denn er hoffte, die Trennung würde ſeiner Neigung vielleicht eine andere Richtung geben. Der Greis blickte in ſein früheres Leben zurück und ſeufzte tief, denn es war nicht frei von Schuld — und haderte weniger über des Sohnes Heimlichkeit, ſo ſehr ſie ihn auch ſchmerzte.

Andere Sorgen ſollten bald ihn in Anſpruch nehmen.

Cornaro's Haß kannte keine Grenzen, ſeine Rache keine Verjährung. Neue Nahrung hatte ſeine Verhaftung der alten Gluth gegeben, und ſie flammte gewaltiger als je. Im Stillen zu wirken hatte er nie verabſcheut. Reichliche Spenden hatten das Volk ihm günſtig gemacht, und er befliß ſich, das Mißvergnügen des zügelloſen Pöbels zu nähren, zu mehren. Wo es geſchehen konnte, ſtreuten ſeine Agenten, Bürger, deren Reichthum ſie die Ehre des goldenen Buches zu erringen lüſtern machte, aber dieſer Ehre durch Falieri's Entgegenwirken nicht theilhaftig werden konnten, Leute, die durch ihre Klugheit allein den Galeeren entgangen waren — den Samen der Unruhe aus. Jede Laſt, jede Beſchränkung der

Freiheit, jede Beſtärkung des Ariſtocratismus — die von der Signoria ausging — wurde als Falieri's Werk dargeſtellt. So war eine Gährung geweckt und vorbereitet, die Falieri's Auge nicht entgangen war. Mehrere Nobilis, Falieri's Feinde, ſchloſſen ſich an Cornaro an. Jetzt gerade, wo ſich Alles vereinte, die allmächtige Venetia ihrer Hilfsvölker zu berauben, jetzt, wo auswärtiger Krieg die Signoria beſchäftigte, ſchien der Zeitpunkt gekommen, einen Racheplan auszuführen, der nur im italiſchen Herzen reifen konnte. Cornaro's Abſicht war zwiefach. Ihn dürſtete nach Falieri's Blut, und der Ehrgeiz und ſeine Schweſter, die Herrſchſucht, machte ihn lüſtern nach dem Herzoghute. —

Indeſſen dort auf Griechenlands Boden die Jünglinge kämpften für der Republik Heil, wurde im Herzen derſelben der teufliſche Plan eines Bürgerkrieges geſchmiedet. Umſichtig verfuhren Cornaro und ſeine Anhänger. Klug war Alles berechnet, vorſichtig angelegt. Allein dem wachſamen Auge Foskari's entging das heimliche Treiben nicht. Ihm wurde es bald klar, wie es ſtehe. Er offenbarte das grauenvolle Geheimniß dem Dogen, und nun wurde ſorglich entgegen gewirkt. Foskari reiſte an das Hoflager des Kaiſers, dort Hilfsvölker zu ſichern, um dem drohenden Sturme zu begegnen. — Eine Gewitterſchwüle, nahen Donner verheißend, lag auf Venedig. Cornaro triumphirte im Stillen ſchon. Er triumphirte zu frühe! Gute Mächte waren nicht auf ſeiner Seite, wie ſie nie des Verbrechens Schutz ſind. Ein unglückliches Ereigniß ſollte alle Pläne vernichten. Bald nach der Entfernung Lucio Cornaro's traf aus Cypern ein Mann ein, auf den Cornaro viel und großes Vertrauen ſetzte. Es war der Sohn von Catharina's Amme, Theophilos Calepulo, ein Grieche, der den Pinſel kunſtreich führte, aber auch den Dolch und das Miſchen des furchtbarſten Giftes ebenſo gut verſtand, als die Bereitung heilſamer Arzneien. Reich an Talenten, Erfahrungen, Liſt und Betrügerei, lag dennoch in ſeinem Gemüth etwas, das ihn nicht ganz ein Werkzeug des Teufels werden ließ — ein Zug von Gutmüthigkeit, der ihn feſt an den feſſelte, der ihm theuer war. Freilich wohl ließ auch dieſer Zug ſich durch goldene Feſſeln gewinnen und feſthalten, alſo daß die übrigen Eigenſchaften freien Spielraum gewannen. Cornaro, der ihn wohl kannte und leicht einſah, wie nützlich ihm dieſer Menſch werden konnte, zog ihn in ſein Intereſſe. Er wußte ihm den Dogen von einer Seite zu ſchildern, daß Calopulo es als ein gutes Werk anſah, die Sache Cornaro's zu fördern, wobei er denn nicht aus dem Auge ließ, wie es ihn ſo gewaltig heben müßte, wenn einſt der herzogliche Hut auf Cornaro's kahlem Schädel ruhe; allein es wollte ihm nicht behagen, eine untergeordnete Stelle in dieſem Unternehmen zu behaupten. Auf eigene Rechnung und Fauſt hatte er Manches bisher unternommen am Hofe von Cypern, und ſich dadurch in Jacob von Luſignan's, des Königs von Cypern, Gunſt hoch emporgeſchwungen. Jetzt galt es Ruhm und Gewinn in Venedig, und in ſeinem Kopfe reifte ein Plan, der ſchneller das Werk der Umwälzung herbeiführen ſollte. Ihm ſchien es gewagt, von Unten auf zu beginnen; ſicherer, dünkte es ihm, müſſe der Schlag treffen, wenn er von Oben herab komme. Der Doge ſollte von ſeiner Hand fallen — dann hatte Cornaro freien Spielraum.

„So ſei es!“ rief er frohlockend aus, als der Plan zur Reife gediehen war, „und Cornaro ſoll ſehen, daß Calopulo brauchbarer iſt, als alle ſeine goldbehängten Nobilis!“

Ein dunkler, ſtürmiſcher Abend war über Venedig hereingebrochen. Kein Stern blickte durch die finſteren Wolken, die den Horizont umlagerten. Wild brauſte das Meer und warf krachend die Schiffe gegen einander im Hafen. Auf den engen Straßen der Stadt gingen nur noch Einzelne hin und her, denn Jedermann hatte ſich zurückgezogen in die Wohnungen. In einen weiten Mantel gehüllt, ſchlich leiſe Calopulo aus Cornaro's Palaſt durch die engen, verſchlungenen Straßen, ſich nach dem Palaſte des Dogen begebend. Er fand Gelegenheit, ohne Hinderniſſe ſich hineinzuſchleichen, und wählte ſeinen Stand in der Ecke einer Galerie, die von des Dogen Gemächern nach der großen Löwentreppe führte. Nicht lange mochte er dort geſtanden haben, ſo kamen zwei Männer in Mänteln die Galerie herauf. Sie ſprachen über die Ereigniſſe im Epirus, und über Lucio Cornaro's Siege daſelbſt. Der, welcher auf derjenigen Seite ging, auf welcher Calopulo's Schlupfwinkel lag, war der Doge, das hörte Calopulo deutlich, indem der andere ihn „herzogliche Durchlaucht" nannte. Dieſer war ein Schiffshauptmann aus Corfu, der erſt dieſen Morgen angekommen, und wichtige Depeſchen überbracht haben mußte, auf die ſich theilweiſe der Inhalt ihres Zwiegeſprächs bezog. Sie näherten ſich langſam. Gerade vor Calopulo blieben ſie, leiſe ſprechend, ſtehen. Calopulo wollte den Moment abwarten, wann der Fremde ſich entfernt haben würde; allein jetzt vernahm man Stimmen am andern Ende der Galerie. Jetzt galt es Eile und einen ſichern Stoß, denn das Licht, das weither von den Kommenden ſchien, brachte ein Zwielicht hervor, das Calopulo's Auge ungewiß machte. Er beſann ſich kurz, ſtieß nach dem Dogen und rannte der Treppe zu, als dieſer: „Mord!" rief. Zu Calopulo's Unglück hatte der Schiffshauptmann ihn in dem Augenblicke bemerkt, als er den Dolchſtoß führte, und ergriff ihn jetzt mit nervigem Arm, ihn feſthaltend. Der Doge war gegen die Wand geſunken, allein es war mehr der augenblickliche Schrecken, der ihn betäubt. Die Wunde war nur leicht, der Mantel hatte ihn geſchützt. Bald hatte er ſich erholt. Die Diener kamen herbei. Calopulo wurde verhaftet. Fackeln erleuchteten jetzt den Schauplatz des Meuchelmordes. Man brachte den Griechen vor den Dogen. Er ſah ihn lange mit einem Blick an, der durch Calopulo's Seele drang, dem er mit ſeinen Augen nicht begegnen konnte.

„Was that ich dir, Grieche!" ſprach der Doge mit wehmüthigem Ernſt, „daß du mich morden wollteſt?" — Calopulo ſchwieg. — „Sieh her!" fuhr der Doge in eben dem Tone fort, „ſieh hier auf dieſes kahle Haupt — ich zahle bald den Zoll der Natur — warum wollteſt du dem Herrn des Lebens vorgreifen, der bald mich zu den Vätern verſammeln wird? Konnteſt du nicht noch die wenigen Stunden warten, um deine Seele vor einem ſchwarzen Verbrechen frei zu erhalten?“ — Calopulo ſah ihn an. In wahrer Hoheit ſtand der alte Mann vor ihm, und — er fühlte zum erſten Male Reue über ſolch eine That. — Der Doge fuhr fort: „Thatſt du's aus eigenem Antriebe, ſo ſage, warum du es thatſt, daß ich deinen Antrieb kennen lerne, vielleicht ein Unrecht vergüten kann. — Aber bitte du Gott, der über die Herzen richtet, daß er dir verzeihe! Handelteſt du auf fremdes Anreizen — dann geh und ſchäme dich, das Werkzeug der Bosheit geweſen zu ſein!“ — Calopulo ſtand ſtarr und bleich vor dem Manne, der ſo mild vergalt. „Den Mann wollte ich morden?“ ſprach er zu ſich, und unwillkürlich ſchüttelte er das Haupt und ſchauderte. „Nein!“ rief er dann aus — „nein — ich kannte dich nicht ſo, Herzog! Vergebe mir einſt Gott ſo mild, wie du! Aber wiſſe, du haſt jetzt keinen treueren Freund, als mich! Rufe deine treueſten Freunde, daß ich in ihrer Gegenwart dir ein Geheimniß enthülle, deſſen Opfer du werden ſollteſt!“ —

Der Doge blickte ihn ſtrafend an und ſagte: „Geh, du biſt frei; ich traue dir nicht!“

Calopulo's Lippe bebte vor innerem Schmerz, daß ihn der Doge verachtete.

„Wirf den guten Rath nicht weg, Herzog!“ ſagte er dann; „ich bin in deiner Gewalt! Lüge ich, ſo martere mich auf der Folterbank, bis kein Glied meines Leibes mehr in ſeiner natürlichen Lage iſt, und das Blut aus jeder Pore dringt!“

„Ich bitte Euch, durchlauchtiger Herzog, hört ihn,“ bat der Schiffshauptmann. Und die Diener Falieri's ſtimmten mit ein.

„So rede denn hier, was du zu reden haſt!“ ſprach der Doge zu Calopulo.

„So höre Herzog: Nach drei Tagen wird Cornaro mit ſeinen Genoſſen Venedigs Volk zum Aufruhr rufen, dich morden, wie ich's verſucht, denn ich war eingeweiht in ihren Plan; mir verſprach man hohe Ehren, reichen Lohn. Ich wollte ſchneller zum Ziele gelangen, dich morden. Ich war dein Feind, ohne dich anders zu kennen, als Cornaro dich geſchildert. Wache, Herzog! du biſt gewarnt! — Jetzt ſchalte mit mir, wie du willſt!“

Der Herzog hatte ihm ſtill zugehört. Die Umgebung war bleich vor Schrecken. Nur Einer von den Dienern war es aus anderem Grund, und ſchlich ungeſehen von dannen.

„Großer Gott!“ ſprach Falieri, die Hände faltend, „vergibt denn Cornaro nie?“

„Nie! wenn er einmal haßt,“ fiel Calopulo ein.

Falieri wandte ſich zu ihm und ſagte: „Geh, Grieche, warne Cornaro, und“ — er nahm jetzt den Ton des Herrſchers an — „verlaß Venedigs Gebiet, wenn dein Leben dir lieb iſt! — Du biſt frei!“

Er wollte reden, aber des Herzogs Blick traf ihn mit der Gewalt des Blitzes, und ſtille, aber geſenkten Hauptes, ging er die Treppe hinab, und ward nicht mehr geſehen. —

Der Herzog ging in ſein Kloſett, von dem Schiffshauptmanne gefolgt; die Diener ſtanden auf der Galerie in Gruppen und redeten über den Auftritt. — Eine Weile nachher wurden mehrere ausgeſandt, Falieri's Freunde zum Dogen zu beſcheiden, und die Verſammlung dauerte bis tief in die Nacht.

In Cornaro's Palaſt lag ſchon Alles in des Schlafes ſüßen Feſſeln; nur die Liebe und der Ehrgeiz wachten noch. Catharina kniete, betend für des Bruders und des Geliebten theueres Leben, vor einem Madonnenbild von Titian's Meiſterhand. Die Angſt um die Theueren ließ noch keinen Schlaf in ihre Augen kommen. „Schirme ſie, Heilige! die du die Angſt um ein theueres Haupt fühlteſt, ſchirme ſie in den Gefahren!“ betete ſie leiſe mit tiefer Inbrunſt.

Derweile maß der Vater ſein Schlafgemach mit raſchem Tritt. „Ha!“ rief er aus und ballte die Fauſt, „Falieri, nun geht dein Stern bald unter! Nun wird dein Feind bald jubeln, wird bald das ſüße Gefühl befriedigter Rache für erduldete Schmach empfinden, wird" — er richtete ſtolz ſein Haupt empor — „wird bald auf ſein Haupt deinen Ehrenhut ſetzen, und dich — wie ein ſchädliches Inſect, im Staube zertreten! — O, ihr Mächte der Finſterniß, ſteht mir bei!" — In dieſem Augenblick klopfte es dreimal ſanft an ſeine Thür. Er ſchauderte in ſich hinein und ſah bebend ſich um. „Was iſt das?" rief er dann — und ſetzte, ſich beſinnend, hinzu: „Tritt ein, Calopulo!" — Aber es war nicht Calopulo, ſondern Lionardo, Falieri's beſtochener Diener.

„Was willſt du ſo ſpät?" fragte ihn, nicht ohne Beſorgniß, Cornaro.

„Euch eine Hiobspoſt bringen," verſetzte Lionardo, bleich und entſtellt. „Flieht, ſobald Ihr könnt, noch dieſe Nacht mit Allem, was Euch lieb iſt! Alles iſt verrathen! Calopulo wurde in dem Augenblick erhaſcht, als er den Dolch in des Dogen Herz meinte geſtoßen zu haben. Dieſer begnadigte ihn und Calopulo verrieth Alles. Ich war Augen- und Ohrenzeuge. Flieht, wenn Euch Euer Leben lieb iſt!"

„Graeca fides!" rief erbleichend Cornaro. „O, führſt du zur Hölle, du Schurke! Sprich, Lionardo! ſprich, iſt's wahr, was du ſagſt?" —

„Es iſt leider zu wahr! und wollet Ihr's abwarten bis morgen, ſo könnet Ihr's in den Kerkern von San Marco reiflich überlegen!"

„Spotte nicht, Hund!" ſchrie Cornaro, und faßte ſeinen Dolch.

„Langſam!" ſprach kalt Lionardo. „Iſt das der Lohn, daß ich Euch warne vor drohendem Untergange?"

Cornaro faßte ſeine Hand. „Vergib, Lionardo!" bat er; „mir ſchwindelt. Geh', ich bitte dich, wecke meine Diener; geh', eile, fliege! Du ſollſt mit mir fliehen, ſollſt bei mir leben. Geh', eile nur!" Lionardo ging.

„Tod und Hölle!" fluchte der Alte, und ſchlug ſich wider die Stirn. „Mußte es ſich ſo wenden?!" Er riß die Thür auf und ſtürzte in Catharina's Gemach. „Weg mit deinen Heiligen, Dirne!“ rief er aus, „packe deine Sachen ſo ſchnell du kannſt. Nimm das Beſte von dem, was du haſt, noch dieſe Nacht müſſen wir fliehen!“

„Fliehen, mein Vater! vor wem?“ fragte zitternd vor dem ſchrecklichen Blick und Tone des Vaters die Jungfrau.

„Vor dem Teufel, Catharina! Frage nicht. Dein Vater muß fliehen und du. Ehe der Tag graut ſind wir ſonſt Falieri's Gefangene, und die porta fatale ſchließt ſich hinter uns!“ — Catharina begriff nichts von dem Allen; allein daß es ſchreckliche Wahrheit ſei, was der Vater ſage, das beſtätigte ſein Anblick. — Cornaro's Donnerſtimme hatte ihre Frauen geweckt. Dieſe beſchickten zitternd das Nothwendigſte. Catharinen hatte der Schrecken gelähmt. Alles im Palaſte war nun in ſtiller, emſiger Thätigkeit. Cornaro ſandte nach dem Hafen. Seine Galeere lag dort ſegelfertig. Die Klugheit hatte ihn dieſe Maßregel treffen gelehrt, wenn etwa die Verſchwörung mißglückte.

In dem Zeitraume zweier Stunden waren Päcke und Truhen auf dem Schiffe. Cornaro und die zitternde Catharina folgten und erreichten glücklich das Schiff, das alſobald die Anker lichtete und die offene See zu gewinnen eilte. Aber noch hatten ſie dieſe nicht erreicht, da wirbelte der Wind eine hohe Flamme in die Lüfte — die Kanonen der Hafencaſtelle donnerten, die Sturmglocken läuteten — Cornaro's Palaſt ſtand in lichten Flammen. „Sieh hin,“ ſprach mit dem Tone der Verzweiflung und unterdrückter Wuth Cornaro zu Catharinen, „das iſt mein Lebewohl für Venedig! Mag die Stätte zur Aſche werden, wo meine Pläne ſcheiterten! Mag von Cornaro keine Spur mehr übrig bleiben!“

Weinend wandte die Jungfrau ihren Blick dahin, und dann gen Himmel und betete: „Heilige Jungfrau, ſchütze meine Liebe und laß Licht werden nach dieſer Finſterniß!“ Die Flamme wuchs. Fernher ſcholl der verworrene Ton der Angſt und Noth. — „Ha!“ rief Cornaro — „letze dich, Falieri, an dem Anblick! Lägſt du in den Flammen! Mein Herz hätte doch dann noch etwas, woran es mit ſüßer Luſt denken könnte!“ — Weithin röthete die Flamme den Himmel und das Meer, über das nun das Schiff dahinflog. —

„Wohin ſollen wir ſteuern?“ fragte der Hauptmann.

„Nach Cypern!“ antwortete Cornaro, und ſtieg hinab in den Schiffsraum.

Jacob von Luſignan, König von Cypern, ſtand eines Morgens auf dem Balcon ſeiner Villa, deren Schönheit, Pracht und Ueppigkeit ihr den Namen eines Feenſchloſſes erworben, und dehnte behaglich die Glieder in die balſamiſche, von Blüthenduft geſchwängerte Luft hinaus; denn die letzte Nacht war durchſchwelgt worden mit ſeinen Günſtlingen. Jacob war ein Mann in der Blüthe ſeines Lebens, kraftvoll und feurig, und das Ideal männlicher, vollendeter Schönheit. Alles, was das Leben eines Fürſten erheitern kann, war ſein; Alles, was Ueppigkeit wünſchen mag, ſtand ihm zu Willen, und ſeine Feſte trugen den Stempel der Göttin Cyperns. Er blickte jetzt fröhlich hinaus in die lachende Ebene, die ſich, ein Eden, vor ſeinen Blicken ausbreitete. — Hier, fern von der Reſidenzſtadt, pflegte er den größern Theil des Jahrs im ungeſtörten Genuſſe der Freude hinzubringen. Die Höflinge, die ihn umgaben, ſprachen halblaut von dem geächteten Venetianer, der im Ueberfluſſe ſeiner Reichthümer, unweit der königlichen Villa, ſich eine andere erkauft, und ſie mit verſchwenderiſcher Pracht einrichten und ausſchmücken ließ; übrigens ohne allen Umgang dort lebte.

„Haſt du,“ fragte Einer dieſer Höflinge einen Anderen, „haſt du ſeine Tochter ſchon geſehen? — Man ſagt, ſie ſei ein Engel, ſie ſei Cyperns Göttin in menſchlicher Erſcheinung!“

„Da hat man dir nicht zu viel geſagt,“ entgegnete Dieſer. „Ich habe ſie einmal unverſchleiert geſehen, und bekenne —“

„Was?“ fragte Jacob von Luſignan, der das Geſpräch aufmerkſam mit angehört. —

„Ich bekenne“ — fuhr Jener fort, „daß Catharina Cornaro das ſchönſte Weib iſt, welches Cyperns Boden betrat, und das mag viel heißen!“

„Kann man ſie ſehen?“ fragte der König neugierig.

„Das möchte wohl nicht ganz leicht ſein,“ entgegnete Jener, „da Cornaro ſeinen Schatz hütet, und dabei des Mädchens keuſche Sitte einen dichten Schleier über ihr Angeſicht breitet.“

Der König ſann eine Weile nach. Abentheuer liebte er. Je romantiſcher ſie waren, deſto lieber.

„Seht dort hin!“ rief jetzt Einer. „Ew. Majeſtät können dort die Göttin reiten ſehen!“

Wirklich ritt Catharina auf einem milchweißem Zelter neben ihrem Vater vorüber. Allein der ominöſe ſchwarze Schleier verhüllte ſie, jedoch nicht ſo ſehr, daß nicht Jacob Gelegenheit gehabt hätte, eine wunderſchöne Geſtalt zu bewundern, die mit ausgezeichneter Grazie zu Pferde ſaß. — Des Königs Auge folgte der Geſtalt, ſo lange ſie zu ſehen war; dann zog er ſich in ſeine Gemächer zurück, nur von Einem begleitet. Dieſer war Jeronimo Donatelli, ein Genueſer, des Königs Günſtling, ſein Rathgeber, ſein Unterhändler, mit einem Worte, ſein Factotum. Liſtig und ſchlau, fein und gewandt, hartnäckig und ſchamlos, war er ganz zu dem Poſten geboren, den er einnahm, aus welchem ihn auch keine Ränkemacherei ſeiner Neider zu entfernen vermochte.

Zu langſam für Jacob's Wünſche ging der Tag hin. Als er aber ſich zu neigen begann, als die Sonne purpurn über dem Meere unterging, und ein ſanfter Wind von dem Meere her wehte, eine liebliche Kühle verbreitend, da erſchien außerhalb Cornaro's Garten ein Lautenſpieler in phantaſtiſcher Kleidung. Es war ein wunderholder Jüngling, deſſen Stimme, rein und klar, dem ſchwellenden Tone der Saiten folgte, mit einer Lieblichkeit, die jedes Ohr bezauberte und jedes Herz ergriff. — Nicht lange hatte der Sänger draußen geſpielt und geſungen, ſo horchten auch innerhalb des Gartens Catharina und ihre Dienerinnen den herrlichen Melodien, und die weibliche Neugier wollte ſehen, gerade, als ob dadurch der Genuß des Hörens verdoppelt würde. Eine kleine Cyprierin, Donatelli's Golde nicht abhold, die Tochter des Gärtners, kannte den Sänger als einen gar lieben, freundlichen Menſchen, wußte ſo viel Gutes von ihm zu erzählen, daß Catharina ſich nicht ſehr weigerte, ihn einzulaſſen. Die Kleine hüpfte zur Pforte und rief: „Komm, Alexis, du ſollſt meiner ſchönen Herrin ein Lied ſingen vom blinden Amor und ſeiner lieblichen Mutter!“ So ſehr auch Catharina vor Unwillen erröthete, ſo konnte ſie es doch jetzt nicht mehr hindern, denn vor ſie hin trat mit einer anmuthigen Verbeugung der Sänger, und rührte die Saiten ſo zart und lieblich, daß die Wolken des Unwillens von Catharinen's Zügen ſchwanden und die Heiterkeit ſie wieder mit ihren ewig jungen Roſen ſchmückte. Oft aber ſtockte des Sängers Stimme, denn ſein Auge ruhte auf Catharinen's Reizen, und ihr Bild drückte ſich mit unauslöſchlichen Zügen in ſein Herz. — Als er geendet hatte, wollte ihn Catharina belohnen. Er ſchlug es aus. „Gebt mir, engelgleiche Jungfrau, die Roſe, die Eure Bruſt ziert, und mein Lohn iſt königlich!“ ſprach er. In holder Verwirrung reichte ſie ihm Catharina. Er faßte die niedlichſte Hand, die je eine Roſe als Lohn bot, drückte ſie an ſeine Lippen und verſchwand.

„Dein Sänger iſt ein dreiſter, alberner Menſch,“ ſprach ſtrafend Catharina zu des Gärtners Tochter — „ich mag ihn nicht mehr ſehen!“

„Vergebt ihm,“ bat dieſe, „Eure Schönheit hatte ihn bezaubert! Hörtet Ihr nicht, wie ſeine Stimme zitterte?“ — „Schweig!“ gebot die Erröthende, und entfernte ſich. Der Sänger aber ging im ſüßen Taumel an der hohen Mauer entlang und drückte die Roſe an ſeine Lippen. Donatelli wartete auf ihn. „Was ſagt Ew. Majeſtät zu dem Mädchen?“ fragte er den Sänger. — „Rede nicht von ihr, wie von einer andern Sterblichen!“ verwies Jacob von Luſignan. „Sie hat zum erſten Male mein Herz die Liebe kennen gelehrt! Mein, als Geliebte oder Weib, muß ſie werden!“ „Weib?“ — zog lang hinaus Donatelli. Das Wort klang ſeltſam in Jacob's Mund und widerlich an Donatelli's Ohr. Die Idee mußte dem König benommen werden, ſonſt wurde ja Donatelli überflüſſig. Der König ſah ihn ſtrafend an, als er das Wort „Weib“ ſo lange dehnte. „Und wenn ich denn nun ſie als Geliebte in Ew. Majeſtät Arme liefere?“ fragte er liſtig lachend.

Der König ſchwieg ſtill und trat in ſein Gemach. Donatelli ſchüttelte den Kopf und ging auf Kundſchaft aus. Alles, was bisher geglückt war in ähnlichen Fällen, Alles, was in ſeinem erfinderiſchen Kopfe nur immer erzeugt wurde, wendete Donatelli leiſe und vorſichtig an; allein ſeine Liſt, ſeine Klugheit — Alles ſcheiterte. Er wurde muthlos. Jacob's Liebe wuchs mit jedem Tage, und in gleichem Maaße ſank Donatelli's Muth und Heiterkeit. Da entſchloß ſich Jacob, um Catharinen zu freien, und ſie als Gattin auf ſeinen Thron zu erheben. Dieſer Antrag überraſchte Cornaro. Allein welche Nahrung für ſeinen Ehrgeiz! Er ſprach mit Catharinen; — aber — wie bebte die Unglückliche, die ohnedem ſeit Monden ohne alle Kunde von Lucio und ihrem Marco war — wie fiel dieſe Centnerlaſt auf ihr geängſtetes Herz. Doch ſprach ſie ein entſcheidendes Nein aus, das Cornaro um ſo mehr erſtaunen machte, je weniger er ſolche entſcheidende Rede von der Demüthigen erwartet hatte. Er gab Jacob's Freiwerbern freundliche Rede zurück und bat um Weile. Jetzt aber war Jacob nicht mehr der ſchüchterne Liebhaber. An den Hof wurde Cornaro gezogen, das vollſte Maaß der Ehre ihm zugetheilt. Auch Catharina mußte wider ihr beſſeres Gefühl die glänzenden Feſtlichkeiten mitgenießen. Aber wie war es ſo drückend für ihr Herz! Täglich wurde ſie beſtürmt von ihrem Vater, von dem König. Ach! wie oft betete ſie auf ihren Knieen halbe Nächte hindurch um Erlöſung — aber ſie kam nicht. Cornaro ahnete wohl den Grund ihrer Weigerung. Er war zu klug, davon etwas zu äußern. Sein Plan war gut berechnet. Eines Tages brachte ein Schiff, das Morea's Küſte erſt kurz verlaſſen, Briefe von Lucio, die — Marco Falieri's Tod meldeten. Catharina ſah die Briefe; es war Lucio's Hand. Der Schmerz treuer Freundſchaft hatte die Zeilen geſchrieben. Ihr blieb kein Zweifel, aber von nun an auch keine Freude mehr. Die Nachricht hatte ſie fürchterlich erſchüttert. Sie erkrankte heftig, und kam dem Tode nahe, den ſie ſo ſehr wünſchte. Das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Sie ſollte die Bürde eines liebeleeren, kalten, dornenvollen Lebens tragen. Sie genas langſam. — Ihr Vater wartete kaum ihre Geneſung ab, um ihr wieder neue Anträge zu machen, ſie aufs Neue zu beſchwören. Sie wollte in einem Kloſter Frieden ſuchen; aber da trat der Vater flehend vor ſie hin. Ihr Beichtvater, mit Cornaro und Jacob von Luſignan im Bunde, ſtellte ihre Einwilligung als das ſchuldige Opfer der Kindespflicht dar. Sie hatte nichts mehr entgegen zu ſetzen, als ihre Thränen. Wie das Lamm ſich zur Schlachtbank führen läßt, ſo ließ ſie endlich willenlos ſich leiten. Jacob erhielt durch den Vater ihr Ja, und ſchwebte nun in den Regionen eines überirdiſchen Glückes. Die glanzvollſten Feſte feierten Catharina's Geneſung, und nach einem Monate wurde Catharina Cornaro Königin von Cypern, und hinter ihr ſchloß das Leben ſeine Freudenthore, und einer Steppe gleich, wo kein Blümchen blüht, that ſich die Zukunft vor ihr auf.

Das Spätjahr 1473 hatte den Feldzug gegen die wilden Albaneſer geſchloſſen. Blutig war er geweſen, ſiegreich nicht immer für die Venetianer. Die Jahreszeit allein ließ die Schwerter ruhen. Lucio und Marco hatten die Lorbeeren des Heldenruhms um ihre Schläfe gewunden. Inniger war ihre Freundſchaft geworden durch das Theilen der Gefahren. Die ſchreckliche Botſchaft von Cornaro's Thaten und ſeiner Flucht und Landesverweiſung war auch zu ihnen gedrungen, allein nichts Umſtändliches hatten ſie erfahren können. Die Jünglinge gingen nach Athen für die Zeit des Winters; Marco mit ſchwerem Herzen, Lucio mit tiefem Kummer, denn wohin war der Vater geflohen? Wo war Catharina? — Das Niederſchlagende der Nachrichten, welche Lucio in Athen empfing, warf ihn aufs Krankenlager. Ein Arzt, in jener Zeit eine Seltenheit, wurde glücklich gefunden. Er war erſt kurz von Joniens Inſeln herübergekommen. Es war Calopulo, der jetzt den Namen Athanaſios führte. An Lucio's Krankenlager wachte ſorglich der treue Kampfgenoſſe und Freund. Marco war ſein Troſt, ſeine Freude, da er ſonſt keine mehr hatte, und auf ſeinem Namen der Schandfleck der Acht ruhte. Calopulo lernte hier Marco kennen, ſah hier zuerſt Lucio. Marco's offenes Weſen, ſeine treue Freundſchaft, das Andenken an des Vaters Edelmuth, gewann ihm Calopulo's Wohlwollen. Dieſer theilte ihnen zuerſt die beſtimmteſten Nachrichten über Cornaro's Verſchwörung mit. Marco ſchauderte, er bebte für ſeinen Freund. Er ruhte nicht eher, als bis er Calopulo einen Brief an ſeinen Vater dictirt hatte, worin er Lucio's Thaten ins Licht ſetzte, und für ihn um des Vaters Verwendung und Begnadigung bat. Er hoffte, keine Fehlbitte zu thun. Die Wintermonde ſchlichen träge vorüber. Marco ſchlug jede Freude aus, zu der ihn der Gubernatore lud. Er blieb an Lucio's Siechbett, den Zoll der Freundſchaft entrichtend. Ach, er zeigte dem Freunde nicht, was ſein Herz litt um Catharinen. Er wollte Lucio's Schmerz nicht vermehren. Allmählich begannen Calopulo's Bemühungen, Lucio's Geſundheit zurückzuführen, aber die Heiterkeit ſeiner Seele kehrte nicht wieder. Die Tage des Frühlings kamen und ſchmückten Griechenlands Ebenen und Berge mit der Hoffnung ſchönerem Grün, mit Blumen und Blüthen. Die Rüſtungen zum Feldzuge gegen Albaniens Raubhorden wurden gewaltiger betrieben als früher, — aber noch ſchwebte Dunkel über Lucio's Schickſal. Da ließ eines Tages der Gubernatore die Freunde zu ſich beſcheiden. Sie fanden ihn im amtlichen Schmucke, von ſeinen Räthen umgeben. Nach den ehrfurchtsvollſten Begrüßungen entfaltete er ein Pergament, an dem das große Löwenſiegel der Republik hing. Er las das Decret der Signoria. Es ſprach Lucio von aller Gemeinſchaft an den Unruheſtiftungen ſeines Vaters frei, wandelte deſſen Verbannung, die für die Dauer ſeines Lebens ausgeſprochen war, in eine dreijährige, rief Lucio unter den ehrenvollſten Ausdrücken nach Venedig zurück, um ſeines Vaters Stelle in der Signoria einzunehmen, und übertrug das Commando des Feldzugs an Marco Falieri. — Der Gubernatore ergriff Lucio's Hand, ihm Glück wünſchend, und führte dann Marco in einen angrenzenden Saal, wo die Führer des Heeres ihren neuen Oberfeldherrn jubelnd begrüßten, und dem Ueberraſchten Treue und Gehorſam ſchwuren. — Das war ein Tag der Freude nach den trüben — aber dennoch ein Tag des Wehes, weil er das unabänderliche Gebot der Trennung den Freunden brachte. Von nun an waren ſie noch unzertrennlicher, bis endlich das Eintreten des günſtigen Windes Lucio an Bord des Schiffes rief, das ihn nach Venedig führen ſollte. Die Trennung war bitter. Nur das Verſprechen, oft Nachrichten zu Marco gelangen zu laſſen, nach Catharinen zu forſchen, und ſogleich das Reſultat ſeiner Forſchung z Marco mitzutheilen, erleichterte das Scheiden. Noch an demſelben Tage verließ Marco Athen, um ſich zum Heere zu begeben. Calopulo oder, wie er ſich jetzt nannte, Athanaſios, blieb dort zurück. Die Feindſeligkeiten begannen bald. Marco's Waffen folgte der Sieg. Giovanni Anaſeſto, der an der Spitze der wüthenden Klephtisherden ſtand, war außer ſich. Er ſchonte nichts, ſelbſt nicht das hilfloſe Alter, nicht die wehrloſe Kindheit. Das entfremdete ihn — und mehr noch ſein unerträglicher Despotismus, die Häuptlinge Albaniens. Sie fielen nach und nach von ihm ab und ſuchten die Gunſt der Republik. Marco ertheilte uneingeſchränkte Amneſtie Allen, die zur Ruhe zurückkehrten. Der Sieg war leichter über die Hartnäckigen. Tief in das Herz Albaniens drang Marco. Die Banden, ihres Unterganges gewiß, ſandten drei Häuptlinge als Unterhändler in Marco's Lager. Anaſeſto's Auslieferung war ihr erſtes Erbieten. Der Friede wurde vorläufig abgeſchloſſen, durch Geißeln geſichert, und Marco ſah bald der ſieggekrönten Rückkehr in die Vaterſtadt entgegen.

Am Abend des Tages, wo dies erfreuliche Ereigniß eingetreten war, ſaß Marco, heiterer als je, auf dem Feldſeſſel in ſeinem Zelte. Die Zukunft trat, mit neuen Hoffnungskränzen geſchmückt, vor ſeine Seele, und er öffnete willig ſein Herz den ſüßen Träumen eines nahen Glückes. — Da nahte eine vermummte Geſtalt ſeinem Zelte. Die Wache hielt ſie an und meldete den Arzt Athanaſios. Er trat ein.

„Du hier, Athanaſios?" rief ihm Marco entgegen. „Biſt du ein Bote des Glücks oder des Unglücks? — Oder kommſt du, dich mit mir des glücklichen Ausgangs dieſer blutigen Fehde zu freuen?"

„Von allen Dreien etwas — führt mich zu dir, Falieri!“ ſprach, ſich neigend, Calepulo. „Laß uns beim Guten anheben: Ich bringe dir Lucio’s Grüße, deines Vaters Freude, und will deine Siegesfreude theilen!“

„Sei willkommen mit dem Allen! Aber was bringſt du Schlimmes?“ —

„Nicht viel,“ antwortete Calepulo. „Schlimm iſt eigentlich nichts von dem, was ich dir bringe; denn — (er beobachtete ihn ſcharf) über das Glück der Schweſter deines Freundes wirſt du dich gewiß freuen wie über das ſeinige!? —“

Marco ſprang auf. Sein Auge flammte. Das Blut drang ihm all nach dem Herzen, daß es kaum mehr ſchlagen konnte. „Sprich deutlicher, Athanaſios, weißt du etwas von Catharinen?“

„O ja, wenn dich das ſo nahe angeht,“ verſetzte jener, „ſo wiſſe, Catharina Cornaro iſt — die Gattin von Jacob von Luſignan, König von Cypern; ſie iſt es ſeit einem Jahr. — Aber was iſt dir, Falieri, du erbleichſt?“ Marco taumelte zurück und ſank in den Lehnſtuhl und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. So ſaß er einige Minuten, dann ſprang er auf. „Hinweg, Schurke!“ rief er, du lügſt! Das iſt ein Truggewebe der Hölle! Das konnte Catharina nicht! Woher haſt du die ſchändliche Kunde?“ —

„Sei ruhig, Falieri,“ beſänftigte Calepulo. „Höre mich an, dann richte. Meine Mutter iſt Catharina’s Amme —“ „Du, du,“ fiel Marco ein, „du biſt der Maler, Calepulo, der Catharinen’s Bild malte?“ — „Ich bin’s,“ fuhr Calepulo fort, „und daß ich nicht lüge, ſo ſiehe hier Catharina’s Bild, das ich gemalt!“ — Marco entriß es ihm und preßte es an ſeine Lippen. „Nein, nein!“ rief er aus, „ſo treulos konnteſt du nicht ſein!“ — „Höre mich an, Marco, ich bitte dich!“ bat Calepulo wieder. „Sieh’, als du zwei Tage von Athen entfernt warſt, wird mir die Kunde, meine alte Mutter liege krank in Cypern. So thöricht auch mein Unternehmen war, weil ſie ja konnte geſtorben ſein, ehe ich Cypern erreichte, ich hatte dennoch nicht Ruhe. Ich eilte nach Milo, von dort mit einem Handelsſchiffe nach Cypern. Die Fahrt war glücklich.

Ich erreichte bald Nikoſia, und fand in Jacob's Palaſt meine kranke Mutter, Cornaro's Tochter als Cyperns angebetete Königin. — Als Papas meiner Religion fand ich Eingang und blieb unerkannt. Mir gelang's, die Mutter zu heilen. Von ihr erfuhr ich, Catharina habe dich geliebt. Die Nachricht deines Todes habe ſie krank gemacht, und nach ihrer Geneſung der Vater ſie gezwungen, Jacob von Luſignan's Hand zu nehmen und Cyperns Krone!"

Hatte Marco früher in wilder Leidenſchaft geglüht — jetzt verlor ſich mit jedem Worte Calopulo's ein Tropfen Blutes nach dem andern aus ſeinen Wangen, bleicher und bleicher wurde er; an die Lehne ſeines Feldſeſſels mußte er ſich halten — Catharinen's Bild entfiel ſeiner Hand — und die Elfenbeinplatte ſprang entzwei. — „Brich," ſagte er matt und wehmüthig, „brich wie die Treue und mein Herz!" — Dann ſank er leblos vom Stuhl in Calopulo's auffangende Arme. „O," rief Calopulo, „deine Liebe war ſtark! Vielleicht kann ich vergelten deines Vaters Edelmuth!" Er legte den Ohnmächtigen auf ſeinen Mantel und wuſch ihn an. Nach vielen Bemühungen erwachte Marco. „Hab ich geträumt, Calopulo?" fragte er. „Iſt Catharina untreu?" — Calopulo ſuchte ihn zu beruhigen. Es half nicht. Jede Kraft ſchien gelähmt. Einem Todten gleich, wankte er unter den Lebendigen. Keine Zerſtreuung konnte ſeinen Gedanken eine andere Richtung geben. Stundenlang ſaß er da und ſtützte ſein Haupt in die Hand, und ſprach nichts. Dann fuhr er wieder plötzlich auf, ſein Auge glühte noch einmal, und er rief: „Calopulo! wenn wir ihr Unrecht thäten, wenn?" — Dann aber ſank er gleich wieder in die alte Stellung und ſetzte leiſe hinzu, gleichſam ſich ſelbſt antwortend: „Nein, ſie iſt Königin! Auch ihr Herz war nicht von Ehrgeiz frei!" — „Thue ihr nicht Unrecht!" bat Calopulo. „Kennſt du die Kämpfe, die ſie beſtanden? Weißt du das Weh zu ermeſſen, das ihre Bruſt beengte? Kannſt du die Thränen zählen, die ſie vergoß?" — Wenn ſo Calopulo ſprach, dann hörte Marco ihm zu, und ſchwieg er — dann ſagte er nichts als — „ſie iſt eines Königs Weib! — Sie hat Marco's Liebe vergeſſen!" — Der Zuſtand ſeines Gemüths, einer Lethargie gleich, dauerte fort. Nur die Rückkehr albaneſiſcher Geſandten rüttelte ihn auf aus ſeinem dumpfen Hinbrüten. Calepule's Freude war groß bei dieſer Bemerkung. Er hoffte jetzt eine glücklichere Wendung nahen zu ſehen. — Anaſeſto's Auslieferung war unmöglich. Er hatte ſich mit dreien ſeiner Freunde gerettet und war nicht zu finden. Sie brachten ihre Geißeln. Der Tribut an die Republik wurde feſtgeſetzt, der Friede beſchworen, und bald trat das Heer ſeinen ſieggekrönten Rückzug an.

Auf den gewaltigen, ehrwürdigen Maſſen der Akropolis ſaß drei Monate ſpäter der unglückliche Jüngling, und blickte ſtumm hinaus über die Minervenſtadt und ihre untergegangene Herrlichkeit. Auf Tempeltrümmer und Ruinen einſt herrlicher Gebäude, auf zerbrochene Säulen und zerſtörte Altäre fiel ſein feuchter Blick. Meines Glückes Bild! ſeufzte er. Er hob ſeinen Blick, da lag vor ihm das bewegte Meer. Schiffe kamen mit vollen Segeln und gen dahin; aber nichts konnte ihn feſſeln. „Ich mag Venedig ht wiederſehen!" ſagte er, und dann ſeufzte er wieder: „O, mein urer Vater! mein theurer Lucio!" Er verſank wieder in ſein les Hinbrüten.

„Dort liegt Cypern!" ſprach in dieſem Augenblick eine Stimme ter ihm.

„Wo?" fragte er auffahrend.

„Dort," erwiederte Calepule, „und das Schiff dort im halbverſandeten Piräus ſegelt heute noch dorthin ab! — Willſt du Catharinen wiederſehen, deine Catharina?" —

„Komm, komm, Calepule, laß uns eilen!" Er riß ihn mit ſich fort. — Sie eilten zum Hafen, und willig nahm ſie der Schiffshauptmann auf. Nicht lange nachher blies der günſtigſte Wind, und das Schiff ſtach in See. — Jetzt erſt ſchien Marco zu ſich ſelbſt zu kommen. „Was beginne ich, Calepule?" — fragte er. „Soll ich ſie wiederſehen? Soll ich das Elend noch tiefer fühlen lernen, als ich es empfinde?" —

„Sei ruhig, Marco," beſänftigte dieſer; „weißt du nicht, daß jedes Elend ſeine Grenzen hat? Glaubſt du nicht, daß auch dein Herz wieder erwarme?"

„Kannſt du des Nordens Eismaſſen in blühende Orangen wandeln, Calepulo? Oder haſt du Macht, dem Strome zu gebieten, daß er zur Quelle zurückkehre? — Täuſche mich nicht. Mir wäre es beſſer geweſen, Giovanni's Dolch hätte mein Herz getroffen damals, — o, da wäre mein Herz glücklich gebrochen! Jetzt — jetzt?! —"

Aber es war nicht mehr zu ändern. Pfeilſchnell flog das Schiff über die Fläche dahin, ſeinem Ziele zu. Näher und näher kam Cypern. Und je näher es kam, deſto mehr wuchs Marco's Unruhe. „Du ſiehſt ſie wieder, Marco; hoffe, hoffe!" das war Calepulo's Rede — allein was der Gegenſtand ſeines Sinnens war — warum er ſtundenlang allein ſaß und nachdachte — warum er manchmal ſchauderte, dann wieder laut auflachte — das verſchwieg er, und nur Marco fühlte manchmal einen unausſprechlichen Widerwillen gegen ihn. Doch ſtrafte er ſich ſelbſt dafür, da Calepulo ihn behandelte mit einer Liebe und Sorgfalt, die oft die Freundſchaft kaum kennt.

„Land! Land!" rief eines Morgens, als eben Aurora den erſten Blüthenſtrauß auf das Meer warf, die Schiffsmannſchaft. „Was iſt das?" fragte Marco, der eben einen Nebelſtreifen am Saume des Horizontes dämmern ſah. „Cypern!" entgegnete der Steuermann. „Ihr werdet bald die grünen Punkte der Palmen über der Fläche erblicken!" Marco's Auge hing feſt an Cyperns Küſte. Allmählich tauchte es auf. Bald erſchienen die Felſen der Küſte, die Berge, die grünen Bäume — die Thürme von Nikoſia. Marco war feſtgewurzelt. „Dort lebt ſie!" — ſagte er zu ſich. „Ach, was beginne ich? Ich werde ſie ſehen — Herz, Herz, willſt du deine Feſſeln ſprengen? Muth, Muth!" Calopulo flüſterte ihm ins Ohr: „Suche ihn in dir ſelbſt, Marco! Vertraue mir — ich will dein Schützer ſein!"

Er war aber auch gleichſam nur eine willenloſe Maſchine in

Calopulo's Hand geweſen, und ſeine Seelenſtimmung ließ den klugen Griechen hoffen, er werde es auch ferner bleiben, da er ſo hochfahrende Pläne in ſeinem ſchwarzen Herzen barg. —

Sie waren in den Hafen eingelaufen. Im Schiffe herrſchte der bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Tumult. Der Grieche zog Marco hinab in den Schiffsraum. „Wirf dieſe Mönchskutte über,“ ſagte er, „daß dich Niemand kenne. Vielleicht iſt Catharinen's Vater hier!“ — Marco ſah ſelbſt die Nothwendigkeit ein, und gehorchte willig dem Rathe Calopulo's. In dieſer Vermummung, Calopulo als Papas, Marco als italieniſcher Mönch gekleidet, erreichten ſie die Stadt und die Herberge, wo der Grieche den Jüngling allein ließ und zu ſeiner Mutter eilte. Die Königin war krank. — Schöner konnte der Zufall Calopulo's Wünſche nicht begünſtigen, denn auch der, von dem er allein Alles zu befürchten Urſache hatte, Cornaro, war nicht in Cypern, und kehrte ſobald nicht wieder.

Am andern Morgen nahm er Marco's bebende Hand und ſchritt mit ihm durch Nikoſias volksbelebte Straßen dem königlichen Palaſte zu.

Bleich und krank ausſehend, ſaß Catharina in ihrem Gemache und las im Evangelienbuche, das auf purpurnem Pergamente, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, auf ihrem Schooße lag. Calopulo's Mutter wiegte in ihren Armen Catharina's Kind. Da öffnete ſich die Thür und die Beiden traten ein. Catharina erhob ihr ſchönes Haupt empor, warf einen Blick auf den Mönch, erglühte, und rief bebend: „Heilige Jungfrau! Marco? — Stehen die Todten auf?“ — Da ſtürzte der Jüngling zu ihren Füßen und umſchlang ihre Knie. „Ich war ja nicht todt!“ rief er aus. Die Amme und Calopulo zogen ſich zurück. „Welch ein Wiederſehen, Marco! O, ſo betrog man mich?“ ſprach ſanft die Dulderin, ihn emporhebend. Er ſank an ihre Bruſt, und die alte Liebe flammte in ihrem erſten Feuer auf. Thränen und Küſſe und Umarmungen — dann aber machte ſich Catharina los aus den umſchlingenden Armen des Geliebten. „Gott!“ rief ſie aus, „was beginnen wir?

Marco, ich beſchwöre dich, verlaß mich, und mache meiner heiligen Pflichten Erfüllung nicht zur unerträglichen Laſt. Es iſt ſchon Frevel, daß ich dich ſehe. Ich bin Jacob's Weib, ſeines Kindes Mutter. — O, ſo war es Trug, daß du nicht mehr lebteſt! — Vergebe euch Gott den Betrug!“ ſetzte ſie ſanft weinend hinzu. Marco warf ſich auf ſeine Knie. „O, vertreibe mich nicht, Geliebte!“ flehte er. „O, laß mir die einzige Freude, die das Leben noch für mich hat, laß mich dich ſehen!“ — Konnte ſie die Bitte abſchlagen? Durfte ſie die Pflicht verletzen? — Wer malt den Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe in dem Herzen Catharina's? — Wer wollte ſie verdammen, wenn die Liebe ſiegte? — Marco ſah ſie oft. Er erhob ſich wieder zur alten Kraft. Er wurde ein anderer Menſch, denn er vergaß, daß ſie Jacob's Weib war; aber die reinſte Sitte waltete in ihrem Verhältniß. Calepulo ging ſtolz einher; ſeine Augen ſtrahlten vor Freude. — Er mußte etwas Wichtiges vollbracht haben. — Jacob von Luſignan erkrankte und war nach dreien Tagen eine Leiche. — „Der Himmel iſt dir günſtig, Marco!“ rief er, mit dieſer Botſchaft in das Gemach ſtürzend, „Jacob iſt todt, Catharina frei, Königin von Cypern! Wirf die Kutte weg, jetzt iſt ſie dein, du König von Cypern!“ — Marco wurde bleich. Eine Eiſeskälte rieſelte durch ſeine Glieder. „Menſch!“ rief er aus, „wenn nur die Hölle nicht im Spiel iſt!“ Der Grieche lachte gellend auf. — „So lacht der Teufel, Calepulo! Warum ſtarb der König?“ „Ich bin ſein Arzt nicht, Marco! ich weiß es nicht. Was fragſt du auch? Iſt denn Jacob nicht ein Staubgeborener wie du und ich, daß er ſterben kann, wenn ſeine Stunde kommt?“

Tiefe Trauer herrſchte in Nikoſia. Die Leichenfeierlichkeiten gingen vorüber. Catharina wurde Königin von Cypern. Aber ein neuer Schlag wartete des armen Weibes: ihr Kind ſtarb bald nach ſeinem Vater. — In tiefer Trauer huldigte Cypern ſeiner ſchönen

Königin. Calopulo ſpielte jetzt eine Rolle nach ſeinem Sinn. Er wurde Rathgeber der Königin. Manches wurde anders als es früher geweſen. Männer, die Jacob's Gunſt beſeſſen, wurden entfernt, andere erhoben. Marco lebte ſtill und zurückgezogen. Das forſchende Auge der Höflinge entdeckte ihn nicht. Nur Catharina ſah ihn manchmal — doch ſelten. Erſt gegen das Ende der Wittwentrauer trat er öffentlich auf, und zwar als Kanzler des Reiches. So hatte es Calopulo geleitet. Jetzt nur noch ein Schritt, jubelte er, und mein Ziel iſt erreicht — mein Loos geworfen für mein Leben! — Aber anders war es beſchloſſen im Rathe des Schickſals. — Denn bald liefen venetianiſche Schiffe ein in den Hafen, und Lucio Cornaro ſah nach langer Trennung die Schweſter wieder, und — ſeinen Marco. Lucio war nicht heiter. Eine trübe Wolke lag auf ſeiner Stirn. Er hatte ein ſchweres Werk zu verrichten. Die Republik hatte Catharinen für ihre Tochter erklärt und ſich als ihre Erbin. Lucio war der Delegate der Signoria; ihm waren Truppen mitgegeben, Cypern in Beſitz zu nehmen. — Das eröffnete er der Schweſter. Catharina's Seele war von Ehrgeiz frei. Sie legte willig ihre Krone nieder, da keine Mutterpflicht ſie anders handeln hieß, und Lucio beſetzte Cypern mit ſeinen Truppen, wo er als Gubernatore der Republik beſtätigt war. — Marco aber ſank an des Freundes Bruſt am Abend des Tages, wo Lucio in ſeiner Würde aufgetreten war. „Entlaß mich meines Kanzlerthums,“ bat er; „gib mir Catharinen, und dann laß es kommen, wie es wolle. Ich fliehe mit ihr nach Theſſaliens Gefilden, ſiedle mich dort an und lebe wieder!“ Der Freund drückte ihn an ſeine Bruſt. „Laß mich handeln, Marco!“ ſagte er, „und ſei ruhig; du weißt es, ich war der Schutzgeiſt Eurer Liebe, ich will es wieder werden!“

„Dann habe ich noch einen Wunſch, Lucio, den verſage mir nicht!“ —

„Er ſei gewährt, ehe du ihn ausſprichſt!“ antwortete der Freund.

„Gib Calopulo die Kanzlerwürde Cyperns!“

„Sie ſei ſein, wenn er anders fähig iſt, ſie zu bekleiden!“

Das Trauerjahr Catharinen's ging vorüber. Lucio rüſtete das Schiff aus für ſie. Ein Prieſter traute die Glücklichen, und weinend riſſen ſie ſich aus Lucio's Armen, Griechenlands Küſte zu gewinnen.

Auf Cypern ging nun Alles den geregelten Gang des Geſetzes. Calopulo, dem Lucio für frühere Rettung verbunden war, that ſeines Dienſtes Pflicht zu Lucio's Zufriedenheit, allein der Grieche war nicht zufrieden. Die Wendung der Ereigniſſe hatte er nicht erwartet. Er wollte Cypern regieren unter Marco's Namen. Darum hatte er die Wege eingeſchlagen, die er bis hierher gegangen. Den erwarteten Lohn ſeiner Mühen fand er nicht. — Eines Tages ſchritt er murrend gegen ſein Geſchick in ſeinem Saal auf und nieder. Seit einem Jahre hatte er ſeinen hohen Poſten bekleidet — aber Lucio's ſcharfes Auge ließ ihn nicht walten wie er wollte. Das Sammeln der Reichthümer ging nicht nach Wunſch. Manchmal trat ſeines früheren Thuns Schreckbild vor ſeine Seele und drehete ſeinen Verſtand zu zerrütten. Er konnte ſein Gewiſſen nicht mehr übertäuben. In einem ähnlichen Zuſtande befand er ſich jetzt, als plötzlich ſeine Thüre ſich öffnete und der alte Cornaro eintrat. Erſchreckend, wie vor einem Geſpenſte, prallte Calopulo zurück. „Was willſt du hier, alter Sünder?“ brüllte er. Aber Cornaro ſtand ſtarr da und richtete ſeinen durchbohrenden Blick auf ihn, dem Calopulo zu entgehen ſuchte. „Was ich will,“ hob dieſer mit einer hohlen, tiefen Baßſtimme an, „fragſt du noch, Teufel? Giftmiſcher, hölliſcher Böſewicht! fragſt du noch?“ — Calopulo taumelte gegen die Wand. „Du haſt Jacob und ſein Kind gemordet, du haſt mich elend gemacht, du haſt Catharinen in Falieri's Arme geliefert! — Iſt es nicht ſo?“ — Calopulo hatte ſich geſammelt. Er rief zum Fenſter hinaus zu den Hellebardirern, die ſein Haus bewachten, um Hilfe. — Aber in dieſem Augenblicke ſtieß ihm Cornaro ſeinen Dolch ins Herz und er ſtürzte fluchend und röchelnd nieder. Der Saal füllte ſich mit Menſchen. Lucio ſtürzte herein. „Was iſt hier?“ fragte er wild, und — ſeinen Vater mit dem blutigen

Dolche erblickend, fuhr er mit Entſetzen zurück. „Was thatet Ihr?“ fragte er dann zürnend. „Ich habe den Königsmörder, den Giftmiſcher gerichtet!“ antwortete kalt Cornaro.

Da wo der Peneus ſeine Silberfluth von Theſſaliens Bergen herabwälzt durch die lachenden Gefilde, hatte Marco ſich niedergelaſſen. Eine ſchöne Beſitzung, früher das Eigenthum eines Griechen, war ſein geworden, und hier lebte er im Vollgenuſſe des höchſten Liebesglückes mit ſeiner, einer Frühlingsroſe gleich blühenden Catharina. Ungetrübt war der Himmel ihres Glücks. Ein holdes Knäblein hatte die ſchöne Mutter dem glücklichen Vater geſchenkt, und dadurch ihn auf den Gipfel des Glücks erhoben. Ach, die Tage des Elendes, ſie traten noch manchmal vor ihre Einbildungskraft, aber das heitere Bild der Gegenwart ließ ſie nicht lange weilen, und die Freude zog, da jene ihre Folie bildete, deſto herrlicher in ihre Herzen ein. Marco lebte nur ſeiner Catharina, ſeinem Kinde. Auf ſeinen Armen trug es der glückliche Vater hinaus in die freie Gottesluft, wandelte mit ihm in den Schluchten der Gebirge umher. Kehrte er dann heim mit dem lächelnden Knaben und legte den Lechzenden an der Mutter Lilienbruſt, daß er die balſamiſche Nahrung ſauge, dann hatte das Glück ſeinen höchſten Segen über ſie ausgeſchüttet.

Ein dichter Olivenwald umgab Marco's Landhaus; hinter dem Wald erhoben ſich ſteile Felſen und thürmten ſich furchtbar übereinander bis zu ſchwindelnder Höhe. Ungeheure Wände erheben ſich ſenkrecht empor. Eine aber vor allen ſtieg furchtbar empor. Oben auf dieſer Wand war eine kleine Plattform, hinter welcher der Felſen ſich wieder erhob. Entzückende Ausſicht genoß man hier, und Marco hatte hier ſich ſein Lieblingsplätzchen gebildet. Er hatte einen Pfad ſich in die Felſen hauen laſſen, um bequem die Höhe erſteigen zu können, und oben ſchirmte ein Zeltdach vor der Sonne Gluth. Von hier aus überſah man die Thäler und Flächen des lieblichen Landſtrichs, die Dörſchen und Hütten, die Wälder und üppigen Wieſen und Weiden mit ihren Heerden, die lieblichen Schlingungen des Peneus, der wie ein Silberband ſich durch das Grün hindurch wand. Oft weilten hier die Gatten in glücklicher Stille und freuten ſich ihres harmloſen Glücks und Friedens, nicht ahnend, daß auch aus wolkenloſer Bläue der ziſchende und zerſtörende Blitz des Geſchickes herabfahren könne in den Blüthengarten ihres Lebens — Einſt war Marco auch wieder die Höhe hinaufgeklettert und ſaß unter ſeinem Schirmdach. Die Amme hatte ihm das Knäblein gebracht, das er auf ſeinen Knien ſchaukelte und ihm die Blümchen pflückte, die hin und wieder der dürre Fels hervorbrachte. Da hörte er Männertritte den Pfad herauf kommen. Ohne böſe Ahnung gab er der Amme das Kind und wollte den Kommenden entgegen treten, als urplötzlich drei Albaneſer, wilden Anſehens, ſtark bewaffnet, in ihren blutrothen Mänteln und Mützen vor ihm ſtanden.

„Kennſt du mich, Räuber meines Glückes?“ herrſchte ihm mit der Wuth bebender Stimme der Vorderſte zu.

Marco war unbewaffnet. Erbleichend kannte er — Giovanni Anafeſto.

„Entſetzlicher Menſch! was willſt du von mir?“ rief Marco aus.

„Nichts als dein Blut, Marco! ſonſt nichts,“ lachte fürchterlich der Gräßliche.

Unmenſch, was that ich dir?“ fragte Marco zitternd zurücktretend.

„Du entfliehſt mir nicht, Falieri — aber — das iſt dein Kind?“ — Er riß es der Amme aus den Armen und hob es empor, um es in den furchtbaren Abgrund zu ſchleudern.

„Barmherzigkeit!“ flehte Marco. „Er riß ſeine Bruſt auf. „Da, tödte mich, ſtoße mir den Dolch ins Herz, nur ſchone des Kindes!“

„Knie nieder!“ brüllte er flammenden Auges Marco zu. „Fluche deines Weibes, deines Kindes, deiner ſelbſt, dann lebe das Kind!“ —

„Entſetzlicher! was verlangſt du?“ —

„Fluche ihnen, ſonſt zerſchmettere ich dein Kind vor deinen Blicken!“

Marco ſchauderte. Er rang verzweifelnd die Hände und flehte um Rettung.

„Hoffe keine Rettung für dein Kind,“ ſchrie wüthender Anaſeſto, wenn du nicht ihnen flucheſt!“

„Ich — fluche ihnen!“ ſtieß Marco, von allen Qualen der Verzweiflung gefoltert, aus.

„Ha!“ lachte Anaſeſto, „nun iſt deine Seele des Teufels, wie die meine! Nun ſtirb!“ — Er ſchmetterte das wimmernde Kind jetzt mit raſender Gewalt gegen die Felſen des Abgrundes. Marco ſtürzte mit einem Schrei der Verzweiflung gegen den Felſen. Dann aber erhob er ſich. Anaſeſto ſtand noch an des Abgrundes Rand, und blickte mit einem grinſenden, teufliſchen Gelächter dem zerſchmetterten Kinde nach. Da ſprang Marco auf ihn zu, umfaßte ihn verzweifelnd, und ſtürzte ſich mit ihm hinab — und in den Felſen hingen die zerſchmetterten Leichname.

Von einer unausſprechlichen, ihr unerklärbaren Angſt gefoltert, ſaß Catharina in ihrem Gemach und arbeitete. Ihre Angſt wuchs von Minute zu Minute. Sie warf endlich ihre Arbeit weg und wollte hinaus eilen, Marco und ihr Kind zu ſuchen. Da öffnete ſich die Thür, und bleich wie ein Geſpenſt ſtand der Doge Falieri vor ihr. — „Wo iſt Marco?“ fragte er. — „Iſt er dein Gatte?“

„Mein Gatte iſt Euer Sohn, Herzog! O, zürnet uns nicht!“ bat die liebliche Mutter. „O, ſehet Euren Enkel und ſegnet ihn!“

„O, ihr Mächte des Schickſals!“ rief taumelnd der Doge, „du — du biſt ſeine Schweſter — er dein Bruder! Siehe mich vernichtet, ich — ich brach die Ehe mit deiner Mutter!“

„Ha, ſo trog mich meine furchtbare Ahnung nicht!“ rief in dieſem Moment der alte Cornaro, der eben angekommen war. „So höre ich die entſetzliche Wahrheit aus deinem eigenen Munde!“

Falieri wandte ſich um. „Zieh' deinen Degen, Ehebrecher!“ rief Cornaro ſeinem Feinde zu — „Leben gegen Leben!“ Da funkelten die Klingen im Strahle der Morgenſonne, der durch die hohen Fenſter fiel. Und über der ohnmächtigen Catharina fochten grimmig die erbitterten Männer. Hitziger und hitziger wurde der Kampf. Da glitt Falieri aus und ſtürzte rücklings nieder, und Cornaro ſetzte ihm den Fuß auf die Bruſt und ſtieß ihm den Degen in das Herz, daß er röchelnd verſchied. — „Nun zu Marco!“ rief er dann — „daß ich die Brut vertilge!“ Aber — ein Bild des Entſetzens — ſtürzte jetzt die Amme in das Gemach und erzählte, was geſchehen. Ruhig ſteckte Cornaro ſein blutiges Schwert in die Scheide und hob Catharinen auf. — Sie erwachte zu einem furchtbaren Wahnſinn!

Die Chriſtfreude.

Ein Bild.

Der herzerhebende Chorgeſang war eben im Dom geendet; noch brauſten die feſtlichen, gewaltigen Orgeltöne durch das ehrwürdige, gothiſche Gewölbe, das von vielen Kerzen wunderſam erleuchtet war, zur Vorfeier des morgenden Chriſtfeſtes. Schon hatte der größte Theil der verſammelten Menge in ernſter und heiliger Stille den Tempel verlaſſen, da trat auch der alte, arme Kanzelliſt Rhode hinaus in die ſchneebedeckte Straße. Noch voll von den frommen Empfindungen und wehmüthigen Gefühlen, die des Dompaſtors Rede in ſeinem Gemüth erweckt hatte, wandelte er durch die Straße dahin. Ueberall begegnete ihm der Jubel und die Freude einer glücklichen, unſchuldigen Kinderwelt. Aus jedem Fenſter fiel hellerer Glanz auf die Straße, denn innen ſchimmerten die bunten mit Lichtern geſchmückten Chriſtbäume und die tauſend Herrlichkeiten, die an dieſem heiligen Abend ſo manches Kinderherz erfreuen. Ein Blick, den der alte Mann hin und wieder durch die hellen Fenſter warf, zeigte ihm Eltern, deren Angeſichter von der reinſten und heiligſten Freude leuchteten, wie das Angeſicht Moſis. Aber auch dieſer, jeden edlen Menſchen ſo ſehr erfreuende Anblick wirkte eine Thräne in ſeinem Auge. — Was weint der Greis, wo alle Welt ſich freut? Was weint er, wo doch heute nur wenige Augen weinen? Es müßte denn ſein, daß die innige Freude die Thränen hervorlockte? — Iſt es die Armuth, die ihn drückt und hemmt, daß er nicht beſcheeren kann eine gleiche Freude ſeinen Kindern? — Ach, er hat ja keine Kinder mehr, der Arme! Sieben Hügel auf dem Friedhofe bergen ſein Glück, und das Grab des achten liegt fern im Norden. Moskau's Brandfackel leuchtete ihm beim Hinabſteigen in die Gruft! Nein, nun will ich nicht mehr fragen: was weinſt du, alter Mann? — Fragen will ich nicht mehr ſo, denn ich fühle dir nach, was du fühlſt beim Anblick der überſchwänglichen Chriſtfreude der Eltern, Großeltern und der blühenden Kleinen. Ich fühle dein Weh. Du denkſt zurück an die Tage, wo auch dir dieſer Abend der feſtlichſte des Jahres war, wenn du von dem mühſam erworbenen Solde ſo viel dir erübrigt, an deinem Munde dir ſo viel abgeſpart, daß du mit der treuen Gefährtin deines Lebens nun auch deinen blühenden Kindern den Chriſtbaum putzen konnteſt, und die Chriſtgeſchenke ordnen nach Alter, Art und Bedürfniß der lieblichen Knaben und Mädchen, die du dein nennen zu können ſo glücklich warſt. Daran denkſt du jetzt, und dir fällt es ſchwer aufs Herz, daß das Alles vorüber iſt, und du nun der alten Eiche gleichſt, der die Elemente ihren Schmuck geraubt haben, ihre Aeſte und Blätter. Ach, wie wohl muß ſolch eine Erinnerung thun; ich ſehe es an deinen Thränen! Aber wohin gehſt du, Greis? Das iſt ja nicht der Weg zu der kleinen Straße, in der dein Häuschen ſteht? — Das iſt ja nicht deine Thüre, die dort liegt, das iſt ja das ſchwarze Thor, das zum Gottesacker führt! Er drückt es leiſe auf — er wankt hinein — über die Gräber hin — jetzt fällt er auf ſeine Knie nieder — betet und weint. O Greis, jammere ſo nicht! Siehe, droben im Himmel iſt auch heute Chriſtfeſt, ja viel ſchöner und herrlicher als hier unten. Siehe, wie die Kerzen ſo hell und herrlich leuchten im himmliſchen Saal! Aber er weinet immer mehr; und als er ſich ausgeweint, da ſteht er auf, wankte wieder über die mit dem Leichentuche der Natur, dem Schnee, bedeckte Gräber auf einem andern Wege zu ſeinem Häuschen.

Wie lange ſchon hatte die treue Eliſabeth des Gatten gewartet. Oft hatte ſie gehorcht, ob es noch nicht an dem blanken, meſſingenen Klopfer raſſle — aber Alles blieb ſtill. Sie beneidete den Gatten, daß er in den Tempel Gottes gehen konnte, während die Gicht ſie bei der Kälte das Zimmer zu hüten nöthigte. Ach, wie wurden ihr die zwei Stunden ſeiner Entfernung ſo lang!

Die wehmüthige Erinnerung an das verlorene Elternglück durchzuckte auch ſie mit all dem ihr eigenen Schmerze. Gerade heute vor acht Jahren waren zwei ihrer Kinder an den Blattern geſtorben — heute vor fünf Jahren war Leopold aus ihren Armen geſchieden, um des fränkiſchen Zwingherrn Fahnen zu folgen, und war nicht wiedergekehrt. Und Leopold war die letzte Hoffnung, die letzte Stütze der armen betagten Eltern; Leopold war fromm und gut, war der Bräutigam von des Nachbars lieblichem Töchterlein geweſen, ſollte bald ihr Gatte und des alten Vaters Amtsnachfolger ſein — da erſchien des Zwingherrn Befehl zur Aushebung einer Heeresmacht gegen Rußland. Auch Leopold war des Alters — er wurde zum Dienſte beſtimmt, erhielt jedoch die Vorgunſt, länger bei den Eltern zu weilen. Aber auch er mußte folgen dem Machtgebote, das ihn zur Schlachtbank rief. Er fiel bei der Einnahme Moskaus. So weit reichte ihre Kunde. Seitdem waren ſie kinderlos, die armen Eltern, und zu dem Kummer über den Verluſt ihrer Kinder kam des Alters Weh und der Armuth Laſt, nnd die Theuerung der letzten beiden Jahre. Das Alles drückte ſchwer, und mancher Seufzer hallte in dem kleinen Stübchen ſeitdem. Daran dachte Mutter Eliſabeth jetzt, und ihre Seele war betrübt, ihre Thränen rannen, und es war ihr in der Stille ihrer Einſamkeit, als ob die ſeligen Geiſter ihrer acht heimgegangenen Kinder ſie umſchwebten, und Leopold winke, auch bald hinüber zu kommen in die beſſere Heimath.

Als ſie noch in dieſen Gedanken da ſaß, klopfte es unten, und der Oeffnenden entgegen trat Vater Rhode mit rothgeweinten Augen und bleichem Angeſichte.

„Haſt mich ja lange warten laſſen auf dich, Vater!“ ſagte ſanft die Mutter, und der Kanzelliſt, der nicht der Gattin ſagen mochte von dem Todtenopfer, das er ſeinen Lieblingen gebracht, ſchob die Weite des Wegs und die Anfrage bei dem Freunde vor, die ihn abgehalten. —

„Ich habe dich um die heutige Abendpredigt beneidet, Bernhard!“ ſagte ſie; „denn ich weiß, wie herrlich an ſolchem Tage der Dompaſtor ſpricht. — Nun mußt du mich aber auch ſchadlos durch die Mittheilung halten.“

Der Kanzelliſt ſeufzte und rückte näher zum warmen Ofen. „Von der Chriſtfreude ſprach er, Eliſabeth, und was er ſagte, that mir wohl, aber ich dachte, wie doch uns Alten jetzt die Chriſtfreude zu einem Chriſtleiden wurde, und das bewegte mich recht ſchmerzlich, daß ich, vergebe es Gott, die höhere Chriſtfreude darüber gänzlich vergaß, und nur meines Schmerzes gedachte.“

Da rückte die gute Alte ihren Stuhl näher, und ihr Arm lag um des Gatten Hals, und Beide weinten wieder. O ihr Armen, wie iſt euch der ſchöne Stern untergegangen, und die Engel eurer Chriſtnacht ſind droben bei dem Herrn und ſingen dort ihr: Ehre ſei Gott in der Höhe! Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen! aber zu euch will kein Engel treten, der da ſpreche: Siehe, ich verkündige euch große Freude!

Und dennoch denket eurer ein Engel und ſinnt darauf, euch eine Freude zu bereiten. Segne dich Gott dafür! — Drüben im Nachbarhauſe ſitzt Hannchen, Leopold's trauernde Braut, und putzt den Chriſtbaum für die kleineren Geſchwiſter, und hinter ihr ſteht der Vater und ſieht zu, wie die Liebe ſinnt, Freude zu bereiten, und er lächelt, und in dem Lächeln liegt die Wahrheit: ich bin ein glücklicher Vater, denn ich habe gute Kinder. Aber Vater, würdeſt du auch lächeln, wenn du deines Hannchen's Thränen ſäheſt? — Sie gedenkt auch heute an Leopold's Scheiden, und ihr Herz iſt voll Kummer, während ihre Hand für ihrer Geſchwiſterlein Freude wirkt!

„Biſt du fertig, Hannchen?“ fragte er endlich, und ſie nickte mit dem blonden Köpfchen. „So laß uns die Kinder rufen!“

Da erhebt ſie ſich: „Vater,“ ſagt ſie, „wollen wir nicht Leopold's Eltern eine heitere Stunde machen und drüben den Kindern beſcheeren? Das würde an dieſem ſchmerzlichen Tage ſie erheitern!“

„Ich danke dir, Hannchen, daß du daran dachteſt. Ja, ſie ſollen die Freude haben! Rufe du der Magd, daß ſie Alles hinüber trage.“ Alſo ſpricht er, und geht hinaus, ergreift ein Licht und den Schlüſſel des Kellers, wo noch zwei Flaſchen des köſtlichen Elfers liegen, eines Freundes Geſchenk, und ſteckt ſie in die Säcke des Oberrocks und kommt wieder. „Sieh', Hannchen,“ ſpricht heitern Geſichts der Vater, „das will ich dem braven Alten beſcheeren!“ Und er zeigt die Flaſchen.

Und Hannchen zieht hervor eine Haube, kunſtvoll geſtickt von ihrer Hand in den Stunden, wo des Hauſes Verſorgung ſie nicht in Anſpruch genommen, und zeigt ſie dem Vater, der ſie beifällig beſchaut. Sie ſagt: „Das iſt mein Angebinde für die Mutter!“

Darauf tritt die Hausmagd herein und bringt den reinlichen Korb, und Hannchen legt hinein die Gaben der Liebe, und den Chriſtbaum ſtellt ſie oben darauf, daß er nicht verletzt werde, und Beide gehen, indeß der Vater zurückbleibt.

Schwebenden Tritts eilt Hannchen die Stiege hinab und des Nachbars Stiege hinauf, und klopft leiſe an die Thür, und tritt freundlich grüßend herein.

Da überglänzt die Freude die Angeſichter des trauernden Paares, und mit dem Kuſſe der Liebe begrüßen ſie die Liebliche. Als nun aber hinter ihr hereintritt die Magd mit der Kinder Geſchenken, da fragt bewegt der Kanzelliſt: „Was iſt das, mein Hannchen?“ „Hier bei Ihnen wollte ich den Geſchwiſterchen beſcheeren,“ ſagte ſie, „um Ihnen eine Freude zu machen!“ Da ſieht er die Mutter Eliſabeth wehmüthig an. „Sieh', Mutter,“ ſpricht er mit wankender Stimme, „der Herr ſendet uns doch einen Engel zur Chriſtnacht! O, auch der Arme hat doch noch eine Chriſtfreude, ſo will es der Herr!“ Und die Mutter ſchließt in ihre Arme das blühende Mädchen. Dieſe nun rücket behende den Tiſch in Mitten der Stube, ſtellet den Chriſtbaum darauf. Dorthin die Puppen für die Schweſterchen, zwei Schweizerinnen; hierher den Hanswurſt im bunten Gewande für das Brüderchen, die ſchönen Bücher, voll bunter Bilder, das Kochgeräthe von blinkendem Zinn; die neuen Kleiderchen, Säbel und Flinte von Blech, und des Marzipans duftende Häuflein auf blanken Tellern, Aepfel, Birnen und Nüſſe, und was ſo des Herrlichen mehr war. Still erfreut ſahen's die Alten, und meinten, die Pforten der Vergangenheit thäten ſich auf, und die ſchöne Zeit ihres Elternglückes kehre zurück. O täuſchet Euch, Ihr Guten, und ſeid glücklich in der Täuſchung. Alles iſt Täuſchung hienieden! Seid glücklich, auch wenn's nur einen Augenblick dauern ſollte! —

Kaum hatte Hannchen ihr Geſchäft beendigt, als ſie auch eilte, dem Vater das Zeichen zu geben. Sie kehrt zurück, ſteckt die Lichter an, und harret. Erheitert von der unerwarteten Freude ſtehen die beiden Alten da, und weiden ſich an dem Anblicke der Gegenſtände, die jetzt die einzige Hoffnung der Kleinen ſind. Die Magd des Nachbars ſteht voll Erwartung in der Ecke. Sie kann nicht weg, ſie will auch Theil nehmen an der Feſtfreude ihrer guten Herrſchaft. Jetzt hört man Tritte auf der Stiege — die Thüre geht auf, und der Nachbar mit den Kleinen tritt herein. Ein Ach! der Bewunderung entfliegt ihrem Munde. Sie ſtehen erſtaunt, und wiſſen nicht Worte zu finden. Jetzt nähern ſie ſich langſam dem Tiſche — beſchauen neugierig dies und jenes, und fragen: „Iſt das mein, Vater? Iſt das mein, Hannchen?“ — Aber der Chriſtbaum iſt das Ziel aller Bewunderung, denn an ihm iſt in buntſcheckigter Herrlichkeit das ſchönſte und nützlichſte Spielzeug aufgehängt. Alle hatten nur Augen für die Kleinen. Der Nachbar hielt ſeine beiden Flaſchen Elfer, und Hannchen die geſtickte Haube.

Aber was ſind das für zwei Männer in Mäntel gehüllt, die da unten von entgegengeſetzten Seiten vor des Kanzelliſten Thüre zuſammentreffen, ſich beim Laternenlicht anſchauen, näher beſchauen, und dann einander in die Arme fallen, wie zwei lang getrennte Freunde, oder wie ein Vater und Sohn, denn der eine iſt alt und der andere ſcheint jung? Iſt nicht der Paſtor des Kanzelliſten Freund, der von der Chriſtfreude ſeiner Kinder kommt zu dem alten armen Freund? Aber wer iſt der Andere? „Allmächtiger Gott! ſtehen die Todten auf?“ — ruft der Paſtor, als er den andern ſieht. „Leopold! biſt du es wirklich?“ „Ich bin es, Herr Paſtor!" antwortete dieſer, „leben die Guten noch?" — „Sie leben, Leopold! — aber ſprich, woher kommſt du?" — „Von den Ufern des Don komm ich in die Heimath — dort war ich Gefangener, bis des Kaiſers Huld mir Freiheit gab!" — Doch er zog den Paſtor mit ſich. „Halt," ſagte dieſer, „droben iſt Chriſtabend. Mir ſcheint's, als hörte ich Kinderſtimmen. Da iſt ſicherlich der Nachbar und Hannchen mit den Kleinen herübergekommen! Na, Leopold, zittere doch nicht ſo!" Der alte treue Freund Rhode's ging jetzt mit dem wiedergekehrten, als todt betrauerten Jüngling die Stiege hinauf. Er öffnete leiſe die Thüre. Da ſchallte ihnen der Kinder Jubel entgegen, und die Alten hörten und ſahen nichts, und die Beiden blieben in der Thüre ſtehen und Leopold zitterte und bebte, und die Thränen machten, daß er nichts ſah.

Jetzt zog der Nachbar ſeine Flaſchen Elfer hervor und ſtellte ſie auf den Tiſch, und Hannchen hing über die Flaſchen die Haube für Mutter Eliſabeth, und Beide nahmen der Alten Hände und führten ſie zum Tiſch, auch ihnen zu beſcheeren. — Da aber, als Eliſabeth die Haube ſah, ſchlang ſie wieder ihre Arme um das blühende Hannchen und ſprach: „O, daß ich dir auch ein Liebes ans Herz legen könnte und ſagen: das ſei deine Chriſtfreude!" Jetzt fiel der Paſtor ein: „Mutter Eliſabeth, da iſt eins; da iſt Hannchen's und dein Leopold! Er lebt, und ſtehet mitten unter Euch und Ihr ſehet ihn nicht und mich, der ich Euch auch ein Engel bin, der große Freude verkündigt!" — Da fuhren Alle herum, und den Mantel abwerfend, ſtand Leopold vor ihnen und breitete ſeine Arme aus. — Und an das Mutterherz, an dem er zuerſt gelächelt und geweint, ſank er zuerſt, dann in des bebenden Vaters Arme, der ihn betaſtete, ob's nicht ein Geiſt ſei — dann an das vor Freude und Schrecken und Seligkeit erbleichenden Hannchen's Herz — zuletzt in die Arme von Hannchen's Vater. O Ihr Glücklichen! wo iſt nun Euer Leid? Wo Euer Kummer? Weinet Ihr wieder? Ach, das ſind nicht Thränen des Schmerzes, das ſind Thränen der Freude! Und als ſie Alle ſo ſtanden im Aufruhr unbeſchreiblicher Gefühle, da hob der Paſtor ſeine Hände auf gen Himmel, und ſprach mit vor Rührung wankender Stimme: „Ehre ſei Gott in der Höhe! — denn Fried' und Freude iſt auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen!“ und wie von einem Gedanken ergriffen, ſanken ſie Alle nieder auf ihre Knie und lobten Gott. — Die Magd aber trocknete mit der Schürze ihre Augen und ſchlich hinaus, und die Kinder ſtanden und blickten die Gruppe an, und wußten nicht Beſcheid. Als aber dies Opfer gebracht war vor dem Allerbarmer, da entkorkte der Nachbar die Elfer Flaſchen, und die hervorgerufene Magd holte Gläſer, und er füllte die Gläſer zum fröhlichen Willkomm, und als ſie überſelig am Tiſche ſaßen, ſeliger noch wie die Kinder, ergriff der Paſtor Leopold's und Hannchen's Hände, und legte ſie in einander und ſprach: „Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“ Und die Verlobung wurde gefeiert an dieſem glücklichen Abend, und bald darauf die Vermählung, und neu auf lebten die Alten; und als nach Jahren der heilige Chriſt erſchien und ſie den Enkeln den Chriſtbaum beſcheerten, da ſprach der alte Freund, der Paſtor: „Siehſt du, Rhode! daß dir der Herr eine Chriſtfreude beſcheert groß und herrlich, wie ich ſie dir einſt verkündigt!“ und ſie drückten ſich Beide die Hand, und der Chriſtabend blieb ein Freudenfeſt doppelter Art für ſie Alle, ſo lange, bis ſie ihr Chriſtfeſt droben im großen Vaterhauſe feierten und ihr Halleluja in das der Engel Gottes miſchten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Geſammelte
Erzählungen

von

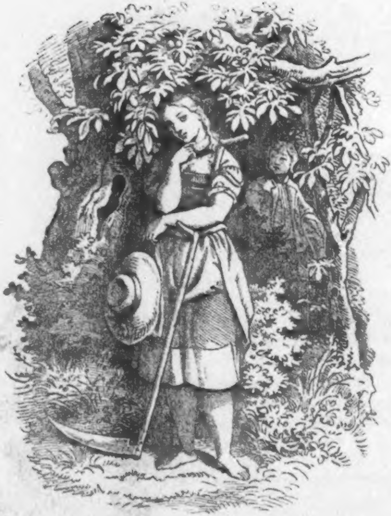
W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Neunter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1853.

S. 292.



Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube)

Neue Folge.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Die Geſchichte von den zwei Müllerskindern . . 1

Der Mann auf dem Mittelthorthurme. Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers 99

Die Noranha's. Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1640, in zwei Abtheilungen 145

Ammi. Eine Geſchichte aus dem Hunsrücker Hochlande. (Hierzu das Titelkupfer) 273

Die Geſchichte

von den

zwei Müllerskindern.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Von dem Idar, der ſein Haupt ſo ſtolz über das ſchöne Land des Hunsrückens hinaushebt, ſchweift der Blick weithin über die Wälder, Fluren und Wieſen, die ſo wunderſchön in dieſem Hochland abwechſeln; er ruht aus auf den Kirchthürmen, die aus den Thälern und Gründen auftauchen, und er labt ſich an dem friſchen Grün, das ihm überall entgegentritt. Von der Kuppe des Idar mag man leicht die Waſſerſcheide des Hochlandes erkennen, die von ſeinem Fuße gegen die Höhe der „Struth“ bei Oberweſel ſich hinzieht, und die Gewäſſer, deren Quellen hier ſprudeln, theils links hinab zum Rinnſal der Moſel, theils rechtshin in das entferntere, aber unausſprechlich reizende Thal entſendet, wo die Nahe ihre Wellen dem Rheine zuwälzt, in deſſen grünlicher Fluth ſie verſchwindet.

Die Bäche, welche dem Thale der Nahe entgegenrollen, haben durch die lieblichſten Wieſenthäler ihren ſchlängelnden Verlauf. Reiche Quellen mehren ihren Waſſerreichthum, bis ſie durch die dunklen Schluchten, die der Soonwald krönt, ſich hindurchwinden und ihre Fluth mit der der Nahe miſchen. Es müſſen fürchterliche Gewäſſer einſt geweſen ſein, als ſie dieſe ſchwarzen Melaphyrkoloſſe durchbrachen und die Spalten zu Thälern auswuſchen, die freilich wohl heute noch mitunter ſo enge ſind, daß des Wanderers Fuß umſonſt ſich einen Pfad ſuchen würde, der ihn an den ſchwarzen Wänden vorüberleite, die himmelhoch anſtehen.

Drei Bäche ſind es, die ſich durch Größe und zeitweiſe Wildheit auszeichnen: die Kir, welche, nahe ihrer Mündung, den Namen Hahnenbach annimmt; die Simmer und der Guldenbach. Die Erſtere bricht ſich durch mächtige Melaphyrberge den Weg zu ihrer Mündung, nachdem ſie weither durch die Schieferberge floß in einem Thale, das ſo reich an bezaubernder Schönheit iſt und in ſeinem Schooß eine uralte Raugrafenburg birgt, die eine ſchauerliche Einſamkeit umgibt. Sie treibt gar manches Mühlrad; grüßt die alte Burg Wartenſtein auf ihrem ſtolzen Felſen; eilt an dem prachtvollen Felslabyrinthe vorüber, wo über dem Dörſchen Callenfels im zerklüfteten Geſteine die Mauern dreier Burgen, die von Stein-Callenfels, trauern, und ſtrömt dann an der Kirburg vorüber, mitten durch das betriebſame Städchen Kirn, der Nahe zu.

Die Simmer hat einen weiteren Weg zurückzulegen, ehe auch ſie in der Nahe ihr Grab findet. Nachdem ſie die alte Stadt Simmern durchſchnitten, wo einſt die Herzöge von Pfalz-Simmern Hof hielten und ihres Stammes Viele in der ſtillen Gruft der Kirche ruhen; nachdem ſie die ſchöne Kirche des uralten und reichen Kloſters Ravengirsburg gegrüßt, bricht ſie in die ſchwarzen Felſen hinein und umſchäumt ihren Fuß; drängt ſich an den Burgen Heinzenberg und Dhann vorüber, wird der Induſtrie noch dienſtbar, und ſucht dann den mütterlichen Schooß der Nahe im ſchönſten Theil ihres Thales, im Simmerer-Grunde, oberhalb Martinſtein.

Der Guldenbach, gediegenes Gold führend, wenn auch nicht in californiſcher Fülle, ſchlängelt ſich durch ſaftige Wieſengründe lange Zeit; treibt eine Menge Mühlen nebſt zwei großartigen Eiſenhüttenwerken; durchſtrömt das herrlich gelegene Städtchen Stromberg; windet ſich um die Höhe, auf welcher die uralte Reichsburg thront, welcher erſt die neueſte Zeit, ohne alles Recht, den Namen Fuſtenburg beigelegt; tritt dann in die mächtigen Sandſteinfelſen und eilt der Nahe zu, das Loos ihrer beiden Schweſtern zu theilen.

Wild und unbändig ſind dieſe Bäche, wenn Herbſt- und Frühlingsregen ihre Fluth geſchwellt, oder wenn der Schnee des Hochlandes vor dem milden Sonnenſtrahle ſchmilzt. Dann ſchäumen ſie auf in wilder Luſt; peitſchen die Felſen, daß der weiße Giſcht hochaufbrauſt und rollen das Geſtein fort, daß es ſchauerlich dröhnt; aber ſieht man ſie in den Tagen des hohen Sommers, ſo iſt es, als hätten die durſtigen Sonnenſtrahlen ſie ausgetrunken und, daß ſie ſo wild werden könnten, das klingt wie ein Mährlein. Sie ſchleichen dahin, und höchſtens da ſchäumen ſie einmal auf, wo ein Felsblock in ihrem Wege liegt, oder wo ihr winterlicher Zornmuth eine uralte Erle oder einen knorrigen Weidenſtamm entwurzelte, der noch in ihrem Bette ruht.

In dieſen Bächen ſteht die ſcheue Forelle; da ſtreicht der gierige Hecht ſeiner Beute nach; da hält der Krebs ſeine nächtliche Wanderung. In den Büſchen ihrer Ufer niſtet ein Heer von Nachtigallen und an den Seiten der Felſen wohnt die Droſſel in Schaaren. Häufig tritt der Hochwald bis an ſie heran, wenn nicht die betriebſame Menſchenhand ihn verdrängt hat und der Pflug ſeine Furchen zieht oder die Wieſe ſie beherrſcht mit ihrem Blumenteppich. Meiſt aber umſäumen ſie dunkle Erlen und bleichgrüne Weiden. Wer ihrem Laufe nachgeht, findet Landſchaften von überraſchender Schönheit, oft wild und ſchauerlich, aber von einer Einſamkeit und einem Naturfrieden überhaucht, den Worte zu ſchildern unfähig ſind, den nur ein dichteriſches Gemüth zu empfinden und zu würdigen vermag.

Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als ich oft und auf längere Zeit in dieſen Bergen lebte, und an ihren Schönheiten meine Seele ergötzend, da gerade weilte, wo es mir gefiel. Es war ein herrlicher Sommer und gerne weilte ich an ſchattigen Stellen, wo ich mich dem Zuge der Gedanken und Empfindungen ungehemmt überlaſſen konnte.

Eines Tages war ich lange umhergewandert und war endlich, in den Felſen umherkletternd, an einer Stelle angelangt, die einen ſo magiſchen Einfluß übte, daß ich mich auf das weiche Moos niederließ, welches ſich am Fuß einer weitäſtigen und ſchattigen Buche ausbreitete, und dort mein einfaches Mahl hielt, das ich in einer Waidmannstaſche bei mir trug. Ich will es verſuchen, die Stelle zu beſchreiben, obwohl meine Schilderung nur annähernd das wiederzugeben vermag, was mein trunkener Blick beherrſchte.

Es war ein hoher Berg, einer jener mächtigen Melaphyrkoloſſe, auf dem ich meinen Ruhepunkt gewählt. Er fiel faſt ſenkrecht zum Bach ab. Nur hier und da wuchs eine Cornelkirſche oder ein Prunus Mahaleb an der Felswand, deren Gipfel den ſchönſten Buchwald trug. In ein einſames Thal fiel der Blick. Drunten ſchäumte der Bach über Felstrümmer, aber an ſeiner linken Seite, da, wo der gegenüberliegende Berg weiter zurücktrat, zog ſich ein Wieſengrund hin von einer unbeſchreiblichen Friſche und Schönheit. An beiden Ufern des Baches ſtanden hohe Erlen, Silberpappeln und Weiden. An einem hohen Wehr brach ſich ſeine Fluth in ſchäumendem Zorne. Von dem Wehr bog links ein breiter Mühlteich, dunkel von Erlen beſchattet, ab und trieb die Räder zweier, maleriſch liegender Mühlen, die etwa nur fünf- bis ſechshundert Schritte auseinander lagen. Ueber die obere dieſer beiden Mühlen ragte eine uralte Linde, und breitete ihre ſchirmenden Aeſte ſo weit aus, daß ſie faſt die Gebäude verdeckte, während die untere, von Obſtbäumen umgeben, nicht weniger friedlich dalag.

Jenſeit des Wieſengrundes ſtieg der gegenüberliegende Berg ziemlich jähe an; aber ſeine Seiten bedeckte ein dichtes Gebüſch und ſeine Stirne krönten die prächtigen Ruinen einer Burg, die einſt ein mächtiges Geſchlecht in ihren Mauern mußte beherbergt haben; denn ſie waren weitausgedehnt und der ſtolze Thurm ſah noch gebieteriſch in das Thal, als wollte er die Jahrhunderte dauernde Herrſchaft noch heute geltend machen, nachdem doch der Schild über dem Sarge des letzten Sproſſen des Geſchlechtes zerbrochen worden war und die Burg in Trümmern lag. Wandte ſich mein Blick zur Seite, ſo öffnete ſich dort ein lieblicher Thalkeſſel, rings von Burgen umſchloſſen, in deſſen üppigem Schooß ein ſtattliches Kirchdorf lag, von Fluren und einem Haine der ſchönſten Obſtbäume umgürtet. An den Sonnenſeiten der Berge grünte die Rebe in üppiger Fülle. Ueber dieſem reizenden Landſchaftsbilde wölbte ſich der tiefblaue Himmel in vollſter Reinheit, und die Strahlen der Mittagsſonne vergoldeten die Mauern der zerſtörten Feſte und die Gipfel der Berge, während das Mühlenthal drunten theilweiſe im erquickenden Schatten lag.

Es iſt hier am Ort, einen Augenblick bei mir ſelbſt zu verweilen. Möge es der freundliche Leſerkreis mir zu Gute halten! Von meiner Kindheit an trug ich eine nie vergangene Vorliebe für einſam liegende Mühlen. So als Müller dort zu leben, wo das Waſſer rauſcht und die Erlenwipfel ſich im Winde wiegen; in ſolcher friedlichen Stille und Einſamkeit mein Leben verrauſchen zu laſſen, war ein Traum, dem ich mit ſeltener Vorliebe mich hingab, und — der noch heute mich feſſeln kann. Wo mir auf meinem Lebensweg eine ſchöne Mühle begegnete, da weilte ich gern und konnte oft nur mit einem Seufzer, daß mir das Geſchick des liebſten Wunſches Erfüllung verſagte, den Blick davon abwenden. So war denn auch hier wieder die alte Liebe rege geworden und mein Auge hing an den beiden Mühlen mit ſehnſüchtigem Verlangen. Wie glücklich würdeſt du dich fühlen, dachte ich, könnteſt du dort leben! Welch ein Paradies wollte ich mir da gründen!

Die geſchäftige Einbildungskraft begann ihre Farben zu miſchen und ihren Pinſel zu führen, und bald geſtaltete ſich das lieblichſte Bild in meiner Seele, und ich verſank in jene Träumereien, die mich ſo oft ſchon über rauhe Lebenswege mild und freundlich wegleiteten, die aber dann in der Regel auch die umgebende Welt ganz in den Hintergrund treten ließen.

So hatte ich es denn auch jetzt nicht wahrgenommen, daß ſich Jemand mir näherte.

Die entſetzlich nüchterne, unpoetiſche Frage: „Ob ich einen Waffenpaß habe?“ weckte mich ſehr unangenehm aus meinen Träumen auf. Ich blickte empor und ſah neben mir den Flurſchützen ſtehen, der auf meine Büchſe deutete, welche am Stamme der Buche lehnte, unter deren Schirmdach ich ſaß.

Ich glaube, der Ausdruck meiner Züge war nicht eben ſehr freundlich, als ich ſo an dem Manne hinaufſah; allein ſie nahmen, das fühlte ich, ſchnell den der Freundlichkeit an, nachdem ihn mein Auge gemuſtert. Da war Nichts zu ſehen von jener trotzigen Derbheit und Unhöflichkeit, an die der ſtrenge Beruf Leute dieſes Schlages und Amtes gewöhnt. Ein milder Ernſt, aber der unverkennbare Charakter tiefer Gemüthlichkeit ſprach aus dem Geſicht. Es war ein Greis von wenigſtens ſiebenzig Jahren. Das Haar war ſchneeweiß, aber auf den, wenn auch tiefgefurchten und gebräunten Wangen lag noch das friſche Roth der Geſundheit, welches Greiſe ſo ſchön erſcheinen läßt. Die Geſtalt war zwar gebeugt, aber noch immer kräftig. Er trug einen blauen Kittel von gefärbter Leinwand, hemdenartig gemacht; ebenſolche Hoſen und einen breitkrämpigen Hut mit niederem Kopf. Auf ſeiner Bruſt glänzte das Flurſchützenſchildlein, und in ſeiner Hand trug er einen langen Eiſenſpieß mit hölzernem Griff, auf deſſen Spitze eine Holzkugel ſaß. Aus einer kleinen Holzpfeife blies er wallende Rauchwolken in die Luft, welche ein ſanfter Windhauch kühlte.

„Gewiß,“ entgegnete ich ihm, und griff in die Taſche, das Geforderte ihm darzubieten. Als er die Karte geprüft und richtig befunden hatte, ſagte er mit ungemein freundlichem Lächeln: „Nehmen Sie mir's nicht kraus, daß ich Sie ſo gefragt. Es iſt meine Pflicht, und um ſo mehr, als Sie mir fremd und unbekannt ſind.“ Er trat einige Schritte zurück, grüßte höflich und wollte wieder in den Wald hineingehen, als ich ihn bat, ſich zu mir zu ſetzen, wenn nicht etwa ſeine-Berufspflicht ihn anderswohin riefe.

„Das gerade nicht,“ verſetzte der Schütze. „Wenn ich Ihnen mit meinem Bleiben dienen kann, ſo ſoll mir's auf ein Stündchen nicht ankommen. Bedürfen doch meine alten Glieder auch der Ruhe!“

Er trat näher und ſetzte ſich zutraulich an meine Seite. Ich will's nur ehrlich geſtehen, daß mich weniger das Intereſſe an dem Manne zu der Bitte führte, als der Gedanke, ich habe da unmittelbar wieder eine Fundgrube in meiner Nähe, deren Schätze die Wünſchelruthe freundlicher Rede aufthun könne. Hadere man nicht mit mir! Wer im Volke das reiche Erzählertalent kennen gelernt hat, das in ſeiner Schmuckloſigkeit ſo mächtig ergreift; in ſeiner tiefen Gemüthlichkeit ſo wunderbar anzieht und in ſeiner poetiſchen Innigkeit der Seele Tiefen ſo gewaltig zu rühren vermag, wird mir's vergeben, daß ein gewiſſer Eigennutz mich bei der Einladung beſeelte. Leute meines Schlages ſind davon ſelten frei. Bedenk' ich aber, daß ich dadurch, daß ich das Gehörte und Empfangene Anderen wieder erzähle und dadurch verwandte Empfindungen wecke, eine ſtille Stunde ausfülle — vielleicht dem Herzen Wohlthuendes, dem Willen Erweckendes zuführe, ſo ſetz' ich mich friſch über den Vorwurf hinaus und mache mir weder Kopfbrechen noch Grillen darüber. So war ich denn auch hier ſchnell mit mir einig und ſagte zu dem greiſen Feldſchützen, auf ſein letztes Wort eingehend:

„Euer Leben iſt ein ſtetes Wandern; da begreift ſich's, daß ihr müde werdet."

„Gewiß;" verſetzte der Schütze, „dazu kommt aber noch, daß ich das Amt in der Gemeinde ſchon fünfzig Jahre hindurch verwalte." —

„Fünfzig Jahre!" rief ich aus — „wie iſt das möglich?"

„Wundern Sie ſich darüber?" fragte er lächelnd. „Ich bin nun drei und ſiebenzig Jahre alt, da iſt's doch, denk' ich, kein Wunder?"

Ich blickte wirklich mit Erſtaunen den Greis an, den ich wenigſtens um ein Jahrzehnt jünger ſchätzte.

„Da habt Ihr Viel erlebt," ſprach ich, „und könnet wohl auch Viel erzählen?"

„Warum nicht?" erwiederte er. „In einer ſo langen Lebenszeit geht Manches an Einem vorüber in Freud' und Leid."

Ich reichte ihm ein Glas goldenen Rebenſaftes aus meiner Feldflaſche und ſagte: „Da würd' ich Euch gern einmal zuhören."

„Sie?" fragte er verwundert, nachdem er das Glas auf mein Wohl geleert und es mir zurückgegeben hatte. „Was könnte einem fremden Mann und einem Herrn Wichtiges in unſerm armen ſtillen Leben aufſtoßen? Doch" — ſagte er, ſich beſinnend, „das, was ſich vor etwa dreißig und mehr Jahren da unten in den beiden Mühlen zutrug, könnte ſchon Etwas ſein, was Ihnen anzuhören keine Langweile machte."

„O," rief ich, „erzählt mir's doch! Ihr macht mir eine große Freude."

„Meinetwegen!“ erwiederte er; „dann aber müſſen Sie die Stelle hier verlaſſen und mit mir gehen. Ich führe Sie an ein Plätzchen, das in meiner Geſchichte zu wichtig iſt, als daß Sie es nicht ſehen müßten. Seien Sie unbeſorgt,“ fuhr er fort, als er in meinem Geſichte das Bedenken leſen mochte, die wunderſchöne ſchattige Stelle zu verlaſſen, „wo ich Sie hinführe, iſt's ſo ſchattig wie hier, und Sie werden es nicht bereuen, zumal das Plätzchen, wie Sie ſehen werden, eine beſondere Bedeutung hat.“ Er ſtand auf. Nicht ganz zufrieden mit dem Vorſchlage des Flurſchützen folgte ich dennoch ſeinem Beiſpiele, packte meine Reſte in die Ledertaſche, ergriff meine Doppelflinte und folgte ihm.

Wir ſchritten eine Strecke in das Dunkel des Waldes zurück und bogen dann links ab, wo ſich der Weg in mehrfachen Krümmungen gegen die Sohle des Thales hinabſenkte. Eine Weile waren wir auf dem abſchüſſigen Boden fortgeſchritten, als er den Weg verließ, zwiſchen den Bäumen eine Weile hinſchritt und dann an einer vortretenden Felswand ſtehen blieb.

„Hier,“ ſagte er, ſich zu mir zurückwendend, „gilt es aber einen kecken Schritt! Wir müſſen um die ſcharfe Kante dieſes Felſens uns herumſchwingen, um den Pfad, der auf der andern Seite beginnt, zu erreichen. Wenn Sie ſchwindelig ſind, ſo blicken Sie nicht in die Tiefe. Geben Sie genau Acht, und machen Sie es gerade wie ich.“

Die Felskante trat Meſſerſcharf vor und eine Haſelſtaude barg nur wenig die bodenloſe Tiefe, die ſich ſenkrecht bis zum Bache hinzog. Ein Fehltritt — und Alles Leid war am Ende und jede Neugierde geſtillt! — Mir wollte es blau und grün vor den Augen werden — allein der Flurſchütze legte ſich mit der Bruſt gegen die ſcharfe Kante, faßte mit beiden Armen an die Seiten der ſich ſcharf zuſpitzenden Felswand und gab ſeinem Leib einen Schwung, wodurch er den Pfad jenſeits gewann, den ich hier, wo ich noch ſtand, durchaus nicht gewahren konnte.

Er ſprach mir Muth ein und, kurzbeſonnen, ahmte ich das Manövre nach, das er mir vorgemacht und — war wohlbehalten an ſeiner Seite.

„Uns wird's ſchwerer, als dem ſchönen Lenchen,“ ſagte er. „Freilich, da war auch ein anderer Zug zu dem heimlichen Plätzchen, wohin ich Sie jetzt führe.“

Obwohl auch jenſeit der ſcharfvorſpringenden Felswand der Berg faſt ſenkrecht abfiel, ſo wuchs doch Strauchwerk genug, um meinen Schwindel nicht zu wecken. Der Pfad, den wir jetzt betraten, war ſchmal und ſteinig, aber ohne alle Gefahr. Ich folgte dem alten Flurſchützen etwa fünfzig Schritte in ziemlich gleicher Höhe. Plötzlich bog er die üppig aufgeſchoſſenen Sträucher auseinander und vor meinen überraſchten Blicken lag eine grottenartige Vertiefung in dem Felſen, die ich hier niemals würde geſucht haben. Eigentlich war es ein breiter tiefer Spalt, wie er in den Melaphyren dieſer Gegend bisweilen vorkommt. Oben war das Geſtein wieder geſchloſſen und mehrere magere Stauden, aber deſto reicherer Ephen bildete ein herrliches Dach, das vollends keinem Sonnenſtrahle, ſelbſt am hohen Mittage nicht, den Zutritt geſtattete. Von Außen her ahnte man gar das Plätzchen nicht, und ich würde, wie hundert Andere, an den hohen, es gegen Außen abſchließenden Stauden vorübergegangen ſein, ohne ſein Daſein zu vermuthen.

Als wir hineingetreten waren, fand ich den Boden eben und eine breite, ziemlich lange, von dürrem Mooſe und Blättern bedeckte Steinbank, die an der Rückſeite hinlief und bequemen Raum für fünf bis ſechs Perſonen darbot.

I.

Wir ſetzten uns und der Flurſchütze hob an:

„Sehen Sie, lieber Herr, das iſt ein kleiner Raum, aber er war die Wohnſtätte des Glückes lange Zeit, bis er, entweiht, der Ausgangspunkt großen Jammers wurde; und ich habe Sie geplagt, mit mir hierher zu gehen, weil die Geſchichte, die ich Ihnen erzählen will, hier begann und lange Zeit hier ihren ſtillen, ungeahnten und ungekannten Verlauf hatte.

„Sie haben da unten die beiden Mühlen geſehen, die freilich von hier aus ihr Blick nicht mehr erreicht, ſie müßten denn ganz nahe an den Rand des Abgrundes treten, der ſich, mehrere hundert Fuß tief, hier öffnet. Von der oberen Mühle führt kein anderer Weg hierher, als der, welchen wir gegangen ſind, und den viele Jahre hindurch kein Menſch kannte, weil ihn die Felswand verbirgt, um die wir uns haben ſchwingen müſſen; — von der unteren Mühle leitet der lebensgefährliche Geißpfad zu der Stelle, den damals und viel ſpäter noch nur Einer kannte, der ihn aber auch deſto öfter betrat.

„Die obere Mühle, welche unter dem hohen, uralten Lindenbaume halb verborgen liegt, war einſt in alten Tagen die Bannmühle des Dorfes dort im Thale, welches einem andern Herrn gehörte als dem Grafen, der dort auf dem zerſtörten Felsſchloſſe wohnte. Die untere Mühle aber war die Bannmühle des Dorfes neben der Burg dort oben, das Sie von hier aus, auch ſelbſt von der Höhe, wo ich Sie antraf, nicht ſehen können, und der Burg ſelbſt. Die beiden Müller hatten zu leben; keiner verdarb dem andern die Kundſchaft, da ſie von dem freien Willen der Kunden nicht abhängig, ſondern durch das Bannrecht genau geſchieden war. So nahe bei einander wohnend, hätten die Müller in Frieden und Eintracht leben können, wenn nicht der Teufel überall ſein Unkraut ſäete, wo des lieben Gottes ſchöner Waizen reifen will. Sie waren Erb- und Todfeinde, und das kam eben ſo. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt iſt, daß der oft ſo wilde Bach in ſehr trockenen Sommern ſo ſeicht wird, daß das mächtige Wehr in ſeinem Bette nur ſo wenig Waſſer in den Mühlenteich weiſet, daß das Mahlen ein Ende hat und die Räder ſtille ſtehen. Wenn das lange anhielt, ſo litten die Dörfer Noth, weil das Mehl zum Brode fehlte. Dieſer Umſtand war der Grund, daß die reichen Bauern des Dorfes, deſſen Bannmühle die Obermühle war, auf den Gedanken kamen, ſeitswärts vom Mühlenteich einen Weiher auszugraben, wie man ſie hier „Klauſe“ nennt. Dahinein ſchwellte der Müller Morgens und Mittags das Waſſer, und gewann dann deſſen ſoviel, daß er einige Malter mahlen konnte. Das „Klauswaſſer“ mußte aber wieder in den Mühlenteich abfließen und kam dann natürlich auch der Untermühle zu Gute. Die Bauern erkannten das, und gingen die Herrſchaft in der Burg und die Bauern des Banndorfes der Untermühle an, beim Graben der Klauſe doch auch zu helfen, da ihre Mühle auch den Gewinn theile. Das Recht zu dieſem Antrage lag, wie Sie einſehen, auf der flachen Hand; aber wer ihn ſchnöde abwies, das waren die Bauern und die Herrſchaft.

„Sie dachten: Grabet ihr nur die Klauſe! Ihr könnet ja doch dem Waſſer nicht wehren, daß es abwärts fließt, und dann muß es die Räder unſerer Mühle doch treiben, ohne daß es uns Mühe, Arbeit und Geld koſtet. Das war ganz abſcheulich; allein ſie blieben dabei und die Bauern gruben die Klauſe auf ihre Fauſt; ſchlugen aber dann einen Graben aus dem Mühlenteich ab nach dem Bache, machten in den Mühlenteich eine Schleuße und ließen ihr geſtautes Waſſer dadurch abfließen, ohne daß die Untermühle auch nur einen Tropfen bekam. Den Anſchlag hatte der Obermüller gegeben, der ein ſchlitzöhriger Schelm war.

„Daraus entſtand dann ein Proceß, der von dem Reichskammergericht endlich, und zwar nach langer Zeit erſt, dahin entſchieden wurde, daß die Schleuße im Mühlenteich entfernt und der neidiſche Abzugsgraben zugeworfen werden mußte. Nun lachte der Untermüller ins Fäuſtchen, aber der Haß und die Feindſchaft hatten tiefe Wurzeln geſchlagen zwiſchen den beiden Müllershaushaltungen, und er wucherte fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und erbte vom Vater allemal auf den Sohn bis in die Zeit, die mir gedenkt. Nun war freilich von den Franzoſen das Bannrecht längſt aufgehoben und die Mühlen waren erb- und eigenthümlich geworden, aber der Grund des Haders dauerte fort. War nämlich die Klauſe verſandet oder war Etwas an ihren Dämmen zerbrochen, ſo mußte der Obermüller das nun allein herſtellen und der Untermüller regte ſich nicht; er berief ſich auf Herkommen und Rechtsentſcheidung, und der Obermüller mußte mit ſchweren Mühen und Koſten allein für beide Mühlen das Waſſer im Sommer beſchaffen.

Einmal proceßten ſie wieder; allein der Entſcheid blieb ſich gleich. Hätte der Obermüller die Klauſe nur irgend miſſen und entbehren können, er hätte ſie längſt zugeworfen. So erwachte der alte Haß immer aufs Neue und trug unſelige Früchte. Die beiden feindſeligen Familien gingen nicht miteinander um, und eine mied die andere wie den böſen Feind. — Das iſt ſchlimm, wenn man weit voneinander wohnt, und noch viel ſchlimmer, wenn man ſich, ſo zu ſagen, in die Fenſter ſieht und ſich alle Tage viel hundertmal begegnen muß, auch wenn man nicht will. Nun kam's aber noch ſchlimmer für den Obermüller. Er hatte eine recht wackere Frau, die auch Haare auf den Zähnen hatte und wußte, wie man das Hausregiment kräftig führt. Er war ein luſtiger Finke, der immer Durſt hatte, wenn er ein Wirthshaus von Ferne ſah; ſpielte auch gern ein Solo mit guten Kameraden, und hatte große Neigung, ſich auf die flache Seite zu legen. Bei ſolchen Männern iſt eine kernhafte, grundtüchtige Frau, was bei einem wilden Gaul ein guter Kappzaum iſt. Herr! ich bin ein alter Kerl und hab' ſo meine Augen ſpazieren laſſen in der Welt und mein Judicium auf meine Fauſt gemacht — ich ſag' Euch, es iſt kein Unglück, wenn die Weiber als einmal ein Bißchen die Hoſen haben. Sie wiſſen's immer am rechten Zipfel zu faſſen und, wollte Gott, die Mannsleute würden nicht ſo leicht kopfſcheu. Es ginge beſſer in der lieben Welt. Dieſe Frau war dem Obermüller ein Zaun ums Haus und um ihn ſelber, daß er nicht ausbrach und hinten ausſchlug wie ein tolles Fohlen. Sie hielt ihn in Zucht und Ehren, und alle Leute hatten Reſpect vor ihr; denn ſie war außerdem eine fromme, wackere, treue Frau; Gott hab' ſie ſelig! Ihr Tod war ein rechtes Unglück für den Müller und ſein Kind. Er ließ nun ſeinem Gelüſten den Zügel ſchießen, war halbe Tage und ganze Nächte im Wirthshaus, und daheim ging's, wie das Sprichwort ſagt: „Wenn die Katze nicht daheim iſt, tanzen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken.“ War dies ein Verderben für das Vermögen des Obermüllers in doppeltem Betracht, ſo war's ein ebenſo großes für ſein Kind, ſein bildſchönes Lenchen; denn das ſah und hörte nichts Gutes bei den Mägden und Müllerburſchen, und wäre nicht ein guter Kern als mütterliches Erbtheil in des Kindes Seele geweſen, es wäre in den Grund und Boden verderben werden.

„Während ſo des Obermüllers Hausſtand den Krebsgang zuſehends ging und die Kunden ſich immer mehr verloren, weil die Mahlknechte einmal für ihren Herrn und einmal für ſich molterten, blühte des Untermüllers Wohlſtand erſt recht auf. Er hatte drei Kinder am Leben, aber zwiſchen dem älteſten der Söhne und dem Zweiten waren fünf weggeſtorben. Daher kam es, daß der zehn oder eilf Jahr älter war, als ſein zweiter Bruder, und das kleine Schweſterlein noch an der Mutter Bruſt ruhte. Der Untermüller war ein ſtiller, rühriger Mann, der wohl wußte, daß, wenn ſich das Gewicht auf die eine der Wagſchalen legt, die andere in die Höhe ſchnellt, und daß man, wenn's zwölf Uhr iſt und der Tiſch gedeckt iſt, ſich ans Eſſen geben muß. Die Kunden, die die Obermühle mieden, kamen zur Untermühle. Gutes Mehl und ehrlicher Molter ſind eines Müllers Empfehlung. Da braucht er keinen Fürſprech. Er iſt's ſich ſelber. Er konnte nicht genug Mehl machen und, wenn in der Mühle die Schelle ging, war flugs neues Getreide aufgeſchüttet.

„Außerdem trieb er einen gewinnreichen Fruchthandel an die Moſel oder, daß ich es beſſer ſage, einen Mehlhandel, und da kommt was heraus, zumal wenn man's ausbergen kann bis nach dem Herbſte. Zuletzt noch ſtarb eine alte Baſe im Dorf und vermachte ihm ein Bauerngut, auf das er zwei Gäule halten mußte. Da war dem Reichwerden Thür und Thor offen, und es ſäumte nicht, zeitig zuzuſprechen.

„Krampanje noch einmal,*) Herr! das waren Zeiten für den Untermüller, und er hatte, wie es im Mühlſpiel geht, ſo recht eine

---

*) Krampanje, ein beliebtes Ausrufungs- und Bekräftigungswort im Lande; doch ohne Arg.

Fickmühle. Sein Paul war ein friſcher, prächtiger Bub, und die ſchwarzen Augen im Kopfe flackerten und flammten. Er hatte einen erſchrecklich guten Kopf, und der Schulmeiſter ſagte: Für den iſt's Jammer und Schade, daß er nicht Schulmeiſter wird: das gäbe Einen, der ſich gewaſchen hätte! Nun, ein Müller kann auch Grütz im Kopfe brauchen, und es iſt gut, wenn die anderen Leute auch nicht auf die Naſe gefallen ſind. — Schulmeiſter können nicht alle Leute werden. Item, es war eine ganz kurioſe Geſchichte! Die alte Feindſchaft der Eltern ſollte in den Kindern ihr Ende finden. Warum auch nicht? Es iſt ja doch Gottes Wille, daß der Hader nicht fortwuchern ſoll, wie die Quecke. Das Lenchen und der Paul waren im Alter vielleicht zwei, drei Jahre von einander, das heißt, das Mädchen war ſo viel jünger, als der Paul; aber ſie gingen mit einander in dieſelbe Schule, und denſelben Weg, und da wurden ſie bald bekannt, und das ſchöne Lenchen fand, daß der Paul ein lieber, guter Bub ſei und gar nicht ſo ſchlimm, wie ihr Vater Untermüller's machte, die er als halbe Teufel darſtellte.

„Sagen Sie auch ſelbſt, was ging die Kinder der Eltern Hader und Zwiſt an? In den Jahren ſoll man davon ſich nicht regieren laſſen. Das Menſchenelend und das Unkraut wächſt ohnehin früh genug. Auf dem Hinweg und Heimwege gingen ſie mit einander; aber kamen ſie an den Wald, der ſich aus dem Thale zur Höhe zieht, dann ſagte das Lenchen: Paul, bleib' zurück, daß mein Vater nicht gewahr wird, daß ich mit dir rede und gehe. Du weißt ſchon, wie's geht. Ich müßt's entgelten und dürft' nicht mehr mit dir plaudern. So ein klein ſchlitzöhrig Ding weiß gleich, wo der Has' im Pfeffer und der Hund begraben liegt! — Es ſteckt halt in Jeder ſo ein klein Evchen! Nicht wahr?“ Ich bejahte ſeine Frage und er fuhr fort: „Auf ſo einem gemeinſamen Schulweg iſt ſchon manches Zuſammengehen auf dem Lebenswege fertig geworden, ohne daß Jemand daran dachte, wenn's auch nicht immer gerade ſo ausging, wie hier. Die Kinderherzen gewannen ſich alle Tage lieber, und keins wäre ohne das Andere zur Schule oder heimgegangen. Verſpätete ſich Eins, ſo wartete gewiß im

Walde das Andere, und dem Lenchen kam's recht zu Gute, daß der ſtarke und lebhafte Paul mit ihm ging, beſonders im Winter, bei Schnee und Glatteis, oder wenn der Weg kothig war. Dann trug er's oft den halben, ja den ganzen Weg auf dem Rücken, und das muthwillige kleine Ding zauſelte ihn noch ſchalkig an dem krauſen Haare, was er ſich jedoch gerne von dem Mädchen gefallen ließ. Ueberdies war er ihr Schutz und Schirm gegen die Dorfbuben, wenn's ans Schneeballenwerfen ging.

„Sie waren dabei ſo ſchlau, daß eigentlich Niemand auf ihr Zuſammenhalten aufmerkſam wurde, und kam einmal Jemand übers Querfeld dazu, ſo machten ſie Geſichter, als wären ſie ſich ſpinnefeind.

„Das war ſchon eine unſelige Frucht des elterlichen Zwieſpalts, daß die Kinder ſich ans Heimlichthun gewöhnten. Nun ging das ſo fort; aber es genügte ihnen nicht mehr, bloß auf dem Schulwege beiſammen zu ſein, und Mittel und Wege fanden ſich bald.

„Sehen Sie, in unſerer bergigen Gegend wird wenig Rindvieh, und nur ſo viel, als nöthig, gehalten; wohl aber deſto mehr Geiſen, weil die in den Bergen herumklettern und ſich ihre Nahrung ſuchen. Nun hatten Untermüller's eine kleine Heerde Geiſen und auch einige Lämmer, um ſich die Strumpfwolle zu ziehen, und da zur Mühle hier der ganze Heckenberg gehört, ſo war's des Paul Freude und Luſt, die Thiere hier zu hüten; denn, wären ſie in den Wald gerathen — und ſo Geiſen ſind naſchige Racker — dann hätt's Frevel und Strafen gegeben. Da iſt er denn mit den Thieren hier herumgeklettert, und ſie haben ihm auf den Pfiff gehorcht.

„Sie mögen ſich denken, daß er da oft Viertelstage lang ſich müßig herumtrieb und ans liebe Lenchen dachte, und wünſchte, es möge bei ihm ſein; abſonderlich, als er darauf kam, das Plätzchen hier, wo wir ſitzen, ſich zu einer ordentlichen Wohnung einzurichten. Da hat er denn mit rechter Bubenluſt gearbeitet; den Boden geebnet, mit Steinplatten belegt und die Fugen mit

Moos ausgefüllt; dann hat er die Sitzbank gebaut, auf der wir hier ſitzen, und ſo das Plätzchen wie eine Wohnſtube zurecht gemacht. Daß ihm Jemand dahinter käme, war gar nicht zu fürchten. Sein Vater hatte zu viel zu thun und zu ſchaffen; ſeine Mutter ſchwindelte; ſein Brüderchen war noch zu klein und ſonſt kümmerte ſich keine Seele um ihn, wenn er, ſein Vieruhrbrod in der Taſche, die Geiſen und Lämmer zu Berge trieb. So lebte er hier ganz ungeſtört. Die Vögel ſcheuten gar nicht vor ihm, denn er that ihnen nie Etwas zu Leide, und ſelbſt die Eidechſen liefen ohne Scheu um ihn herum. Wie er das Lenchen hierher brächte, darauf ſann er alle Tage. Endlich arbeitete er daran, den Fußpfad bis an die Felskante zu bauen, auf dem wir hierher kamen, und probirte, wie man ohne Gefahr ſich über die ſcharfe Kante ſchwingen könne. Da es gefährlich war und man bei einem Fehltritte leicht in die Tiefe purzeln konnte, und dann der Schuſter und Schneider Nichts mehr an einem verdiente, ſo flocht er mit unermüdlicher Geduld die Hecken ſo ineinander über der abſchüſſigen Tiefe, daß alle Gefahr wegfiel. Ueberdies ſtand damals an der Kante ein Haſelbuſch, der ſeitdem weggehauen worden ſein muß, mit deſſen zähem Stangenholze man einen ſichern Hebel hatte, um ſich leicht herüber zu ſchwingen. Daß von drüben Niemand den Pfad bis zum Felſen ahnte, war eine ſichere Sache, da Niemand hierher kam, weil eben Jedermann wußte, daß die Stelle ſehr gefährlich ſei und Niemand ſich in Gefahr begeben mochte, da ohnehin hier nichts zu holen war, als etwa Holz, das im Walde leichter und ohne Gefahr zu finden war.

„Erſt, als Paul das Alles fertig hatte, erzählte er ſeinem lieben Lenchen von ſeinem herrlichen Felskämmerlein, und malte es ihm ſo ſchön aus, daß das Mädchen vor Neugierde zappelte, es zu ſehen. Nun wiſſen Sie wohl auch, daß die Neugierde an den Mädchen und Frauen hängt, wie Pech am Schuſter. Iſt die einmal rege, ſo iſt's aus. Sie muß befriedigt ſein. Das Lenchen dachte im Wachen und im Traume an Paul's ſchönes Felskämmerlein und wie man da ſpielen und heimlich plaudern könne, ohne daß irgend Jemand daran dachte, ſie da zu ſuchen. Der nächſte Sonntagnachmittag war dazu beſtimmt, daß Paul ſie hinführe. Er hatte einen Vorrath Haſelnüſſe, Aepfel und Birnen dort verborgen, und ſie wollte Kuchen, der Sonntags in keiner Mühle fehlt, mitbringen. Da wollten ſie einmal recht ungeſtört ſpielen.

„Samſtags Mittags, als ſie heimgingen aus der Schule, ſchnitt Paul eine Kerbe in eine junge Eiche am Wege, daß ſie den Ort fände, wo er ſich verbergen und ſie erwarten wollte. Es iſt wohl kaum mit heißerem Verlangen eine Zuſammenkunft erwartet worden, als dieſe.

„Endlich war die Kirche aus; dann das Mittagseſſen vorüber. Niemand in der Untermühle fragte: Paul, wo gehſt du hin? Er ſchlich hinter die Mühle; ſprang über den Teich — dann über den Bach, der ohnehin wenig Waſſer hatte, und klomm den ihm vertrauten Geispfad, hinter Hecken und Büſchen verborgen, hinauf und ſtand bald hinter der knorrigen alten Eiche, nicht fern von dem Stämmchen, das die Kerbe trug, die als Wahrzeichen galt. Nicht lange ſtand er da auf der Lauer, ſo hörte er den Obermüller heraufkommen, der nach dem Wirthshaus im Dorf eilte, wo ihn ſeine Spießgeſellen erwarteten, und wo er an Sonntagen bei guter Zeit eintraf, um Nichts zu verſäumen.

„Jetzt kommt ſie, dachte er, und zitterte vor Freude. Wirklich hörte er bald den trippelnden Gang des Mädchens, den ſein ſcharfes Ohr wohl zu unterſcheiden wußte. Sie blieb an dem Mahlzeichen ſtehen.

„Bſt! klang's leiſe zu ihm herüber.

„Paul rührte ſich nicht, denn die neckiſche Bubennatur verleugnet ſich niemals.

„Bſt! Bſt! klang's wieder, und als es ſtille blieb, kam Lenchen näher, um zu ſpähen, ob er denn noch nicht da ſei.

„Da ſprang er hinter dem Eichſtamme heraus und hielt ihr die Augen zu.

„Das Mädchen wollte nach Mädchenart laut aufſchreien; aber er hielt ihr den roſigen Mund zu, und als ſie ſich freudig losgerungen, wollte ſie ihn ausſchelten. Jetzt war das warnende Pſt! ſeine Sache. Sie erkannte ſchnell die Nothwendigkeit des Schweigens, und eine drohende Fauſt war Alles, was ihm als Strafe zu Theil wurde. Da aber ein ſtrahlendes Geſichtchen dabei war, ſo erſchrack er nicht, nahm ihre Hand und zog ſie ſtill in den Wald bis zu der Ihnen bekannten Felskante. — Da ging aber das Elend an. Sie fürchtete ſich vor dem Hinüberſchwingen.

„Paul mußte es ihr erſt zwei- bis dreimal vormachen, bis ſie Muth gewann, es endlich auch zu verſuchen. Als ſie aber mit Hilfe der herabgebogenen Haſelſtaude ſich endlich hinübergeſchwungen und Paul ſie in ſeinen Armen aufgefangen hatte, war alle Furcht vorüber; denn ſie ſah, wie vorſichtig der Knabe alle Gefahr entfernt hatte. Jetzt klatſchte ſie freudig in die flachen Hände und folgte Paul auf dem hübſchen Pfade hierher, wo wir ſitzen. Wie erſtaunte das Mädchen, als es das hübſche Plätzchen ſah! Trotz der ausgeſchmückten Schilderung Paul's fand ſie es noch viel ſchöner und heimlicher, als ſie es ſich vorgeſtellt. Und als ſie nun neben ihm ſaß und er ſich an ihrer Ueberraſchung recht geweidet hatte, that er erſt ſeine verborgenen Schätze an Nüſſen und Obſt auf, und die Luſt wuchs mit jedem Athemzuge.

„Die ordnende Natur des Mädchens richtete nun ſchnell mit Schieferſteinen eine Küche zu und bereitete Nußkuchen und ausgezackte Aepfelſcheiben als Torten und Kuchen, und bald war in kindlicher Luſt das Mahl bereitet, das köſtlicher nicht erdacht werden konnte. Dann wurde das Geräthe geſpült und wieder geordnet, und nun ging's an jenes ſelige Kindergeplauder, das an ſich ſo leer und doch ſo unendlich anmuthig und ſeelenvoll erſcheint. Paul führte ſie an ſeine gehegten Vogelneſter, von denen die brütenden Mütter nicht einmal wegflogen oder in denen die junge Brut ſich nicht einmal ſcheu niederduckte; er machte ſie mit den heimlichen Eidechſen vertraut, vor denen ſie ſich anfangs hatte fürchten wollen; er erzählte ihr von ſeinen ſchwindelloſen kecken Geiſen, die gerade die gefährlichſten Zacken und Abgründe aufſuchten, um da einen friſchen Zweig zu erhaſchen; von ſeinen zahmen Lämmern, die auf ſeinen Pfiff zu ihm kämen, und all' das viele Wichtige und Merkwürdige, was er wußte, und die Stunden flohen mit Blitzesſchnelle und die Abendſonne vergoldete die Thürme und Mauern der alten Berge da drüben, ehe ſie es in ihrem Glücke merkten. Es mußte geſchieden ſein, wenn nicht die alte Lisbeth in der Obermühle Verdacht ſchöpfen oder gar Lunte riechen ſollte. Scheiden und Meiden thut weh, und auch die beiden Kinder fühlten das tief nach dem glückſeligſten Mittage, deſſen ſie alle Beide ſich zu erinnern wußten. Die Hoffnung aber, ſich recht oft hier zu finden, verſüßte die Trennung, und ſchon morgen nach der Schule lächelte dieſe Freude wieder. Mit dieſem Verſprechen trennten ſie ſich, und Lenchen ſchwang ſich ſo muthig über die Felskante, als hätte ſie das gefährliche Kunſtſtück ſeit, Gott weiß, wie viel Jahren täglich geübt. Sie kamen heim mit ſeligen Herzen. Paul wurde nicht gefragt, wo er geweſen, und als die alte Lisbeth Lenchen examiniren wollte, fertigte ſie ſie mit einer ſo ſchnippiſchen Antwort ab, daß ihr das Fragen für immer verleidete.

„Des andern Tages wurden auf dem Schulwege Pläne gemacht, wie ſie ſich die Zeit vertreiben wollten, und kaum war nach der Mittagsſchule Paul mit ſeinen Geiſen und Lämmern zu Berge gefahren, als er nach dem ſtillen Plätzchen eilte und — wer ſchon da ſaß und ſich in der Ecke zu verbergen ſuchte — war Lenchen. Nun wurde noch dieſe und jene Verſchönerung und Verbeſſerung angebracht, und dann wurde das Spiel von geſtern wieder begonnen; ſpäter boten die luſtigen Geiſen und die zutraulichen Lämmer Unterhaltung. Kinder werden des Spielens nicht müde, und es gibt ſolche Spielratzen unter ihnen, die immer dem Spiel eine neue Seite abzugewinnen, einen neuen Reiz ihm zu geben wiſſen, daß es vollends gar nicht langweilen kann. Lenchen war ſo eine rechte Spielratze, die es recht verſtand, bald ſo, bald anders es zu machen. Dazwiſchen wurde dann wieder geplaudert, Stücklein und Mährchen erzählt — kurz, die Stunden hatten Flügel und die Sonne ſchien abſichtlich immer früher untergehen zu wollen, wenn ſie bei einander waren. Sie hielten ihr liebes

Geheimniß verborgen, und gerade dies Geheimnißvolle übte einen unſäglichen Zauber aus und kettete die Herzen pickelfeſt an einander. Selbſt das Regenwetter hielt ſie nicht ab, ſich hier zu finden; denn Sie ſehen, die überwölbende Felsmaſſe iſt ein ſo ſicheres Dach, daß man hier gutes Muthes ſitzen kann, wenn auch draußen Ströme vom Himmel herabrauſchen. Erſt die Kälte des Vorwinters endete die Luſt; aber nun hatten ſie an der Erinnerung der frohen Stunden genug zu plaudern und Pläne auf dem Schulwege für den Frühling zu machen, da ſie mit ihren Gedanken und Träumen doch nur in dieſen Felſen lebten.

„Endlich kam der Frühling und das alte Spiel und Leben begann wieder wie vor einem Jahr, und ſo ging es denn ohne Unterbrechung von Jahr zu Jahr fort, bis endlich das Indieſchulegehen ein Ende hatte. In der letzten Zeit hatte ſich ohnehin Manches anders gemacht, als früher. Die Kinderſchuhe wurden zu enge, und ſie traten ſie endlich aus. Das Spielen nahm auch ein Ende, und an ſeine Stelle trat ein heimliches Koſen, ein liebevolles, ſchuldloſes Plaudern, ein ſtilles, ſeliges Anſchauen, wo dann Keins ſagte, was es dachte, und ihre Gedanken doch gar nicht weit auseinander lagen. Jetzt gewannen die Geſpräche einen trüben, ſchmerzlichen Inhalt. Es war der Hader ihrer Eltern, der ihnen Kummer machte, weil er ſie nöthigte, das, was ſie für einander fühlten, heimlich zu halten, als ob's etwas Böſes wäre. Andere, die ſich lieb hatten, wie ſie, gingen öffentlich mit einander und Niemand hatte Etwas dagegen. Nur ſie mußten den Mantel des Geheimnißvollen darum hängen. Das war aber nun einmal ſo und ſie konnten's nicht ändern, und eben das Geheimniß ihres Liebhabens war doch auch ſchön; und wenn Paul ſein Mädchen innig an ſich drückte und die Worte von ihrem ſchönen Munde wegküßte, vergaßen ſie, was ſie drückte, und dachten auch nicht daran, daß ſich nicht ſeiner Zeit der Hader würde beſchwichtigen laſſen. Der Himmel der Jugend iſt nie lange trüb! Item, lieber Herr! es nahte doch Beiden ein Mißgeſchick, deſſen ſie ſich nicht verſahen.

„Der Untermüller ſagte zu ſeiner Frau: Ich denke, liebe Margreth, es iſt nun Zeit, daß der Bub ein Bischen unter andere Leute geht. Es taugt Nichts, daß er ſo daheim herumleiert. Er muß fremdes Brod eſſen; ſehen, wie Andere das Mühlhandwerk treiben, und ſo erſt recht fähig werden, uns ſpäter zu helfen. Bleibt ſo ein Bub daheim, ſo wird ſelten mehr daraus, als eine Schlafhaube. Er meint, wenn ihn der Vater zurecht weiſe, es geſchähe ihm himmelſchreiendes Unrecht, und er mache es doch gar ſo vortrefflich. Dafür iſt die Fremde ein Heilmittel. Er ſteht nun an der Schwelle ſeines ſiebzehnten Jahres. Es iſt Zeit, daß er ſeine dreijährige Wanderſchaft antrete, wie es vor Alters Zunftgeſetz und Ordnung war. Hab's auch gemußt, und es war mir gut.

„Dagegen hatte die Mutter Nichts, ob's ihr gleich ſchwer wurde, den lieben braven Sohn wandern zu ſehen. Und ſo ſchrieb denn der Vater an einen guten Freund in Mainz, der eine Rheinmühle hatte, und der nahm ihn gerne.

„Mit dem Mädchen ging's gerade ſo.

„Obermüller, ſagte die Baſe im Dorfe, du läßt dein Kind aufwachſen wie eine Zigeunerin. Das Mädel iſt jetzt ſechzehn Jahre alt und kann noch keinen Strumpf ſtricken, keinen flicken; kein Hemd machen und was ſonſt ein Mädchen des Alters kennen und wiſſen muß. Es iſt hohe Zeit. Was ſoll's da werden, wenn Einer über Querfeld kommt und ſagt: Obermüller, Euer Lenchen ſtünde mir ſchön zu Geſicht als meine Hausfrau. Gebt ſie mir! Das wär' eine ſaubere Geſchichte, wenn da das Mädel da ſtünde, wie die Kuh vor einem neuen Scheuerthore, wenn's hieße: Strümpfeſtricken, Strümpfeſtopfen, Hemdenſchneiden und machen. Alle Krampanje! rief der Obermüller aus, da habt Ihr Recht, Baſ'; aber wo ſoll ich's hinthun? —

„Das will ich euch ſagen, verſetzte die Baſe; da in der Stadt, in der Langgaſſ' Nr. 83, wohnt eine Näherin, die ihr Geſchäft meiſterlich verſteht und es wohlfeil thut. Die nimmt ſolche Mädchen und ſchießt ſie ein, daß es eine Art hat. Geht zu ihr und macht's fertig.

„Alſo ging der Obermüller hin und that, wie ihm die Baſe geſagt hatte.

„Lenchen und Paul ließen ſich's nicht träumen, daß ohne ihr Mitwiſſen über ihr Geſchick entſchieden wurde. Es fuhr ein Todesſchrecken durch ihre Glieder, als ſie es erfuhren, und das war ſchier an einem und demſelben Tage.

„Da war denn das erſte Wiederſehen nach der Hiobspoſt auch ein getrübtes. Paul ſah ſtill und ſchmerzvoll drein und über Lenchen's roſige Wangen rannen die Thränen wie hellglänzende Perlen. Nur noch kurze Zeit war ihnen gegönnt. Die kauften ſie aber auch aus, und erſt jetzt wurde es ihnen klar, wie heiß ſie ſich liebten, und wie ſie ohne einander nicht leben könnten und möchten. Da ſchwuren ſie ſich denn ewige Treue mit Herz und Mund, und ihre Küſſe beſiegelten den Liebesbund für immer.

„Lenchen mußte zuerſt fort, und der Vater ſchrieb ihre Thränen dem Scheiden von der Mühle zu, die ſie niemals verlaſſen hatte. Er wußte ja nicht, welch einen ſchmerzlichen Abſchied da droben in den Felſen ſie genommen hatte. Er lud ihre Kiſte mit Kleidern und Hemden und dergleichen auf den Müllerwagen, den der weiße Spitz umbellte, hob ſie ſelber hinauf und die raſchen Pferde zogen an. Und als droben im Walde Lenchen gegen die Eiche hinſah, bemerkte er, der auf die Pferde ſehen mußte, nicht, daß dorther und dorthin thränenſchwere Liebesblicke wanderten. Er tröſtete Lenchen, ſo gut er konnte, — aber ihre Thränen floſſen. Jetzt war's auch mit Paul's Dableiben am Ende. Er drängte täglich, und als endlich die Mutter mit ſeiner Rüſtung fertig war, ſchied auch er aus dem Thale mit blutendem Herzen, aber nicht ohne vorher am heimlichen Verſtecke ſeiner Liebe getrauert und auf einer Schieferplatte die Worte eingegraben zu haben: „Treu bis in den Tod!“

II.

„Es war ſeltſam,“ fuhr der Flurſchütze, nachdem er ſich ſeine kleine Holzpfeife geſtopft hatte, fort, „daß drunten in der Untermühle die Eltern ſich den Kopf darüber zerbrachen, woher Paul's ſtilles, träumeriſches, ja, man könnte ſagen, wehmüthiges Weſen in den letzten Tagen gekommen ſei, und doch Niemand darauf kam, es ſei die Liebe der Grund. Freilich — Paul ſah, obgleich andere Burſche in dieſem Alter faſt regelmäßig ſchon ihr Liebchen hatten, kein Mädchen an; aber ſeine Vorliebe für Lenchen, als ſie noch Kinder waren, konnte doch ſo ganz unbeachtet nicht geblieben ſein. Da muß ich aber bemerken, daß man bei uns Leuten auf ſo Etwas gar ſelten achtet, und, da ſpäter gar kein Zeichen einer fortdauernden Verbindung in die Augen fiel, ſo wurde auch das in das Alter der Kinder Hinabweiſende gänzlich vergeſſen. Wäre ſo Etwas nur Einem aufgefallen, ſo ſtehe ich Ihnen dafür, es hätte keine Woche gedauert und die Mägde und Mädchen am Brunnen, die Wäſcherinnen an der Bütte, die Flachsbrecherinnen an der Brechkaut, in Summa, wie man hier ſagt: Die Schulkinder und die Kirchenleute hätten das Kapitel abgehandelt in die Länge und Breite. Daß es dann die Untermüller's gehört, dafür hätten die Marketenderinnen, die Butter und Eier aufkaufen, und die Waſchweiber geſorgt, oder der rothe David, der, um eine fette Suppe zu verdienen, Alles aufbot. Der hätt's auch dem Obermüller hinterbracht, denn er war der Mährchenträger hier wie dort, und es kam dem alten Tagedieb, der überall herumſchmarotzte, nicht darauf an, ſich auf die Lauer zu legen, um Etwas, was er gern wußte, herauszufingeriren.

„Die Zwei hatten ihr Spiel aber ſo vermimbelt, daß es Niemand ahnete.

„Untermüller's meinten, es thue es das Heimweh bei Paul, und daß er ſelber aufs Fortkommen gedrungen, das liege darin, daß er den Muthigen habe ſpielen wollen.

„Aber, lieber Herr, gucken wir in die ſonnenhelle Stube der Näheliеſe in der Stadt, ſo ſehen wir ein lieblich Landmädchen daſitzen und eifrig nähen, deſſen Wangen bleich, deſſen Augen von Thränen trüb ſind, die die Nacht heimlich fließen ſah und mit ihrem dunklen Schleier verdeckte; aber ſo eine alte dürre Näheliеſe, die ſo gelb iſt, wie eine reife Quitte und Augen hat für Alles, was ſie rechtmäßiger Weiſe nichts angeht, und eine Zunge ſo ſpitz wie die beſte ihrer engliſchen Nähnadeln aus einer Aachener Fabrik, läßt ſo Etwas nicht unbeachtet, zumal wenn ſie einen Pick auf das Mädchen hat.

„Ich möchte wiſſen, was du für Gedanken, Seufzer und Thränen in das Tuch hineinnäheſt, ſagte ſie ſpitzig. Bin doch auch jung geweſen, aber ſo eine Pimpel war ich nie. Man meint, du müßteſt die Jahre der ägyptiſchen Noth oder der babyloniſchen Gefangenſchaft in meinem Hauſe verleben. So was kommt bei den Leuten auf meine Rechnung und die judiciren gleich Schlimmes. Heimweh kann's doch nicht ſein, denn dein Vater iſt ja alle Amen-lang hier und ſonſt legt dir Niemand einen Stein in den Weg! —

„Dann beugte ſich allemal das ſchöne bleiche Kind tiefer auf ihr Genähe und ſchwieg oder ſie ſagte bittend: Laßt mich doch, es iſt meine Art ebenſo.

„Was Art? keifte dann die Näheliеſe; lachen und ſingen ſollteſt du den ganzen Tag, wie die anderen Mädchen. — Aber ich muß Ihnen, lieber Herr, dabei ſagen, daß, wenn die Anderen lachten und ſangen, die Näheliеſe auch über die Etwas wußte und klagte, ſie würde noch ſtocktaub über alle dem Spektakel. Zu ihrer Zeit ſeien die Mädchen fein ſtille und ſittſam geweſen; jetzt ſei mit ihnen kein Rath mehr. Es machte es halt Keins recht, denn ſie war eine alte Jungfer, für die Spiel und Tanz, gegen ihren Willen, vorbei waren, und auf das arme Lenchen hatte ſie einen giftigen Zorn, ſeit ihr Gegenübernachbar, der alte ledige Gewürzkrämer zu ihr geſagt hatte: Jungfer Lieſel, wie leicht kann man doch in Irrthum verfallen! Als die vielen jungen Herren und

Burſche an dem Hauſe vorbeigingen und nach dem Eckfenſter ſchielten, wo Sie gewöhnlich ſitzt, denk' ich, gib Acht, Alter, du erlebſt noch Etwas! Die Jungfer Lieſel fängt noch ſpät an, dem jungen Volke den Kopf zu verrücken, daß ſie Gelb für Roſenroth anſehen. Ich wollt' Ihr ſagen, Sie ſollte den gelben Lackſtock vom Fenſter ſtellen, der werfe einen ſo abſcheulichen Sonnenuntergangsſchein auf Ihr Angeſicht. Aber da ſah ich das bildhübſche Müllerskind und merkte erſt, wie die Pferde im Stalle ſtehen. Nun kann Sie den Lackſtock ſtehen laſſen; das Lenchen wird nicht gelb davon!

„Sie können ſich denken, wie die zu bellen anfing; hing auch dem Gatzvogel einen Denkzettel an, daß die ganze Nachbarſchaft in die Fenſter kam und mitlachten, als der Schalk ſich halb todt darüber lachen wollte. Sie zerſprang ſchier vor Zorn und die Hälfte des Grimmes mußte Lenchen allein tragen, während in die andere Hälfte ſich die übrigen Nähſchülerinnen theilten.

„Lenchen ſchwieg, und das war gut. Sie hatte ſchon die Erfahrung an den anderen Mädchen gemacht, daß, wenn man ihr den Widerpart hielt, kein Rath und Ende war, und ſie acht Tage fortbelferte. So war das arme Mädchen übel daran und trug ſtille, was das Herz preſſen wollte. Auch keine Freundin hatte ſie, der ſie ſich hätte können anvertrauen, da ihr die Mädchen alle nicht gefielen. Wenn ſie denn ſo ſtille daſaß, dachte ſie nur an Paul und an die ſchönen Stunden im Felſenkämmerlein, und die Liebe ſenkte ihre Wurzeln immer tiefer, bis auf den Grund des Herzens.

„Wollten Sie aber glauben, der Paul habe ſie im Geräuſche der Stadt Mainz vergeſſen, Sie würden ihm Arges zutrauen. Nein, ſo ein Bruder Leichtfuß war Paul nicht. Als er nach Mainz kam, wollte ihn der Müller und Mehlhändler daheim behalten und verwenden; er aber ſagte: Nein, Herr, ich danke; ich bin hierhergekommen, um in der Mühle thätig zu ſein, ſo laßt mich das auch thun!

„Närriſcher Kautz, ſagte der Müller, du weißt nicht, was du da für dich ſuchſt. Meine Mühle iſt die vierte dort im Rhein unter der Brücke. Du haſt ſie wohl ſchon geſehen. Sie iſt die Neueſte und Schönſte von allen. Wer aber da Mahlknecht iſt, der muß auf der Mühle wohnen und ſchlafen und kommt gar nicht ans Land.

„Das iſt mir juſtement Recht, ſagte Paul. So möcht' ich's haben.

„Nun, jedem Narren gefällt ſeine Kappe, ſagte der Müller, du kannſt ſchon morgen hingehen; aber ich erleb's, daß du das bald müde ſein wirſt.

„Nun, ſeid ſo gut und wartet's bis dahin ab, ſagte Paul lachend, und die Sache war abgemacht; aber Röschen, die ſchöne Müllerstochter, die bei Oſthofen zu Haus und in des Müllers Hauſe war, um ein Bischen gewürfelt zu werden, da die Väter Freunde waren und der Rheinmüller keine Kinder hatte, zopfte ihn und flüſterte ihm zu: „Thu's nicht!“ Paul ließ ſich nicht ſtören, ſo bildſchön auch das Röschen war und ſo lockend es ihm in die Augen ſah.

„Er fuhr Morgens hinüber und löſte den andern Mahlknecht ab. Da war denn ein Kämmerlein, recht freundlich und ſchön, und dann das Mahlwerk und die Frucht- und Mehlkammer, die alle Tage gefüllt und wieder geleert wurde. Und vor, neben und hinter der Mühle brauſte wild der Rheinſtrom, in deſſen Wellen die Räder einſchlugen ohne Unterlaß, und vor all' dem Brauſen konnte Einem ganz wirbelig im Kopfe werden, und, — meiner Treu! — es gehört eine abſonderliche Liebhaberei dazu, da zu hauſen und in dieſer Einſamkeit ſeine Tage zuzubringen. Item, für Paul war's ſo recht gemünzt. Dem war's erdenwohl da, und er konnte ſo viel an ſein Lenchen denken, als er wollte, und Niemand ſtörte ihn, denn die Mahlburſchen auf den anderen Mühlen, die ihn wohl einmal zu beſuchen kamen, ſahen bald ein, mit dem ſei Nichts anzufangen, denn er ließ ſich mit ihnen nicht ein.

„Das Oſthofer Röschen aber hatte dem ſchönen Paul zu tief in die dunklen Augen geſehen, um ihn ſchnell vergeſſen zu können

Sie wußte es rund zu machen, daß ſie ihm alle Tage das Mittagseſſen bringen durfte, denn ſeinen Kaffe kochte er ſich ſelber auf einem Saarlouiſer Oeſchen, das in dem Stübchen ſtand.

„Wann ſie aber auf die Mühle kam, ſaß er ſtill da und blickte in die raſch vorüberwallende Fluth. Sie dachte: Der hübſche Junge hat ein Leid auf der Seele, das wollte ſie ihm wegſcherzen, denn ſie war eine luſtige Hexe, wie's ſo der Pfälzer Art iſt; aber wenn er auch einmal lächeln mußte, ſie erkannte doch bald, daß das nicht der Weg war, ſeine Zuneigung zu gewinnen, und das hätte ſie doch gerne gemocht, zumal er auch eines Müllers Kind und ſie des Vaters Erbtochter war, der ein- für allemal auch nur einen Müller zum Eidam haben wollte.

„Sie erkannte, daß ſie es anders anfangen müſſe. Hätte er nur einmal geſagt: Röschen, du gefällſt mir! oder ſo Etwas nur von ferne merken laſſen; aber — wart' ein Bischen! Der redete freundlich mit ihr, das war Alles. Und ſie wußte doch, daß ſie hübſch war, denn ihr Spiegelchen betrog ſie nicht, und die öſterreichiſchen Korporäle, die in den „grünen Baum“ gegenüber gingen, ihr „Seidle“ tranken, wußten's auch und ſahen ſich doch nach ihr faſt die Augen aus dem Kopfe heraus. Nur der Paul ſah's nicht, und war doch auch nicht blind.

„Da kam ſie denn auf den Gedanken, er müſſe ſchon ſo Etwas im Getriebe haben. Das machte ſie traurig. Alle Verſuche liebevoller und natürlicher Gefallſucht blieben ohne Wirkung. Nun ſtand's feſt, ſo gut, als wär's vom Notär geſchrieben. Sie wurde bös. Der Sauertopf! ſagte ſie mürriſch. Man meint, bei meiner Seele! man wäre ſo eine Spatzenſcheuche, ſo eine Hirſeputzel. Mit dem Böswerden oder Bösbleiben ging's nicht. Röschen war zu gutmüthig; und als ſie einmal unverſehends auf die Mühle kam, um Schwingmehl extra zu beſtellen für den Zuckerbäcker in der Quintinsgaſſe, und unerwartet in ſein Stübchen trat, da ſaß er am Tiſchchen und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen. Das bewegte ihr Herz ſo, daß ihr Auge feucht wurde und ſie ihm ihre Hand reichte, und ſich zu ihm ſetzte, und ſagte:

Paul, ich weiß, wie es um dein Herz ſteht. Es iſt, wie's im Liede heißt:

„Kein' Flamm' und kein Feuer brennet ſo heiß,
Als heimliche Lieb', von der Niemand weiß!"

„Gelt, ich hab's gefunden? Aber ſag': Iſt dir denn das Mädchen abhold, oder iſt's ſo, wie das andere Lied ſagt:

„Weiß nicht dein Liebchen, wie lieb du es haſt?
Das drücket das Herz, als grundſchwere Laſt!"

„Haſt du's ihr etwa nicht geſagt? Hör', wir Mädchen ſind ſo dumm nicht. Wir merken's um die Ecke herum, wenn uns Einer lieb hat; wenn er auch ſeinen Mund beherrſchen mag, über die Augen iſt er nicht Herr. Laß dir keine Grillen kommen. Sie weiß es gewiß, und du haſt noch Zeit zum Reden!

„Oder iſt's etwa ſo, wie wir daheim im Liede ſingen:

„Haſt du ein Liebchen ſein, —
Darfſt es nicht lieben?
Wehret's die Mutter ſein,
Mag's dich betrüben!
Doch iſt das Liebchen treu,
Lieb' es nur ohne Scheu. —
Weiß, wie die Mütter ſind; —
Weinet das liebe Kind —
Gibt ſie dir's gern!"

„Da faßte Paul Röschen's Hand und ſagte: Meinſt du, ſo käm's? Ach, wie irrſt du dich da! Sein Vater iſt ein ſtockiger Mann, der alten Haß nährt, und eher läuft der Rhein gen Worms, als daß er ſeine Sinnesart änderte. Ich weiß es leider beſſer!

„Das ſagte er ſo tiefbewegt, ſo traurig, daß es in der Seele des Mädchens nachklang und in ihr ſchönes Auge auch ſo ein Tröpflein trat, das vom Mitleid Zeugniß gab. Von da an war Röschen ſeine Vertraute, und es iſt ſeltſam geweſen, obgleich das arme Mädchen immer die Blumen und Blüthen ihrer Hoffnung abriß vom grünen Stengel, ſo flößte ſie doch Hoffnung tröſtend in Paul's Seele und meinte, des eigenen Kindes Leid würde am Ende doch noch des Vaters harte Seele mürbe machen, und eine Lieb', die ſo lange genährt, ſo tief gewurzelt und ſo treu ſei, werde ihr Ziel doch noch erreichen, wenn auch jetzt keine Ausſicht dazu vorhanden ſei.

„Dann und wann wiegte ſolcher Troſt ſein Herz in eine gewiſſe Ruhe hinein; aber es erwachte allemal wieder zu erneuertem Weh und Leid. So lange er mit Lenchen zuſammenlebte, war ihm ſo ein Gedanke gar nicht gekommen, wie er jetzt an ſeiner Seele nagte. Die Freude des Zuſammenkommens und Zuſammenſeins ließ ihn nicht aufkommen. Man denkt ſo auch der Dornen nicht, wenn man ſich der Roſe in ihrer Pracht erfreut; man meint nicht, daß der Abend trüb werden könne, wenn man Morgens die Sonne ſo gluthig-golden aufgehen ſieht. Es iſt halt leider ſo mit dem gebrechlichen Menſchen, daß er über der Luſt des Augenblicks die traurigen Geſchicke vergißt, die ihm folgen können, wie dem Gebete das Amen.

„War's ihm denn ſo leidmüthig, ſo kam ihm abermals das ſeelengute Röschen wie ein Engel, und er liebte ſie wie ein Bruder die Schweſter und ſah gar nicht, daß es in des armen Mädchens Seele doch etwas ganz Anderes war, als in der ſeinen.

„So ſind denn ein paar Jährlein ins Land gegangen und zuerſt kam das Lenchen heim. Wie ſchlug ihr das Herz! Aber wie war's ſo ſtille und leer da droben im Felſenkämmerlein, wohin ſie zu allererſt ging. Da war Alles noch ſo, wie ſie geſchieden war, nur er fehlte. Auch damals, als ſie Abſchied nahmen, war's Herbſt geweſen und die Blätter gelbten wie jetzt, und der Wind fuhr, ſcharf wehend, durch die Thalſchlucht, und wiegte die Kronen der Bäume und ihre Wipfel, und der Bach rauſchte ein traurig Lied dazu. Sie ſaß da mit gefalteten Händen und dachte ſein, und es rieſelte ſacht und leiſe aus ihren Augen eine Thräne nach der andern ins dürre Gras. Da ſah ſie den angelehnten Schieferſtein, drehte ihn um und las die Schrift: „Treu bis in den Tod!“ und es durchzuckte ihre Seele wie ein blendender Blitz.

„Das hat er geſchrieben! rief ſie aus, das iſt ſein Gelöbniß! Und ſie las und las wieder die Inſchrift und wurde nicht müde, ſie zu leſen und ihre Thränen floſſen darauf, und ſie drückte ſie an die wallende Bruſt und küßte den kalten Stein.

„Hätte Paul die Schrift nicht eingegraben mit der Meſſerſpitze, ihre Thränen hätten ſie ausgelöſcht. Aus dieſen fünf Worten quoll aber auch wieder ein Bächlein der Luſt, das die Keime der Freudenblumen' wieder belebte, und ſie hoben ihre Köpflein und Kelche wieder empor und es wurde Lenz mitten im Scheiden der ſchönen Jahrszeit, der nicht mehr endete im Winter, der doch mit ſeinem Schnee und Froſt bald genug ins Thal kam und Lenchen abhielt, das Plätzchen der glücklichen Liebe zu beſuchen, weil auch ſo leicht die Trilte im Schnee zu Verräthern werden könnten an dem Geheimniß, an dem das ganze, ſo reiche Glück ihres Lebens hing.

„Aus dem Mädchen war bei der gelben Nähelieſe Etwas geworden,“ das kann ich Ihnen ſagen,“ fuhr der Flurſchütze fort. „Sie hatte ſich umgeſehen in der Welt; ſie war verſtändiger geworden, wie älter. Nun ſah ſie ihr Hausweſen mit anderen Augen an wie früher, und erkannte, daß die Mägdewirthſchaft ein rechter Unſegen ſei. Sie griff nun wacker an und ein, und man konnt's des Obermüller's Hausweſen wohl anſehen, daß da eine andere Hand im Spiele war, als früher. Es gab Ordnung, geregelten Haushalt und das ſogenannte Schnauſen und Mauſen hatte ein Ende. Der Obermüller blieb freilich, wie er war, denn einen Mohren bleicht man nicht mehr; aber das Haſeliren und Zanken hörte auf; er war ſeelenvergnügt und ſein Gläslein ſchmeckte ihm um zehn Procent beſſer, weil er nicht mehr ſoviel Aergerniß daheim hatte. Und trotzdem war das Mädchen nicht hart und ſtreitſüchtig. Sie that ſo Alles in der Stille und Ruhe ab, und das Geſinde hatte einen abſonderlichen Reſpect vor ihr.

Es wäre ein Heil für den Obermüller geweſen, wenn es ihm nur hätte helfen können!

„Nicht bloß die verſtändigen, alten Leute erkannten, daß das Lenchen ein wacker Mädchen geworden, die Burſche merkten's noch früher, wenn ſie auch die Sache anders anſahen.

„Krampanje! ſagten ſie, Obermüller's Lenchen iſt ſchnack wie eine Tanne und geht auf ihren netten Füßchen, daß ſich nicht einmal die Grashalme viel beugen, wenn ſie über die Wieſe geht, die muß tanzen! Andere ſagten: Sie hat ein Geſichtchen wie ein leibhaftiger Engel, und wenn ſie lächelt, wird's einem zu Muth, als wenn die Sonne aus dem heitern Morgenhimmel Einen anlacht! Wenn ſie den Mund aufthut, meint man, man ſähe die friſchaufblühende Aepfelblüthe, ſo ſchimmert's ſchneeweiß und roth. Blickt man ihr in die ſtrahlenden Augen, ſo hält man's keine Minute aus, das iſt purinziges Feuer und Flamme! Jeder wußte etwas Anderes zu ſprechen, und die Mädchen wurden gelb vor Neid. Wenn ſie in die Kirche kam, ſo machten die Burſche auf der Orgel lange Hälſe, wie die Gänſe, wenn ſie einen Hund kommen ſehen, um ſie nur ſehen zu können; aber ich ſage Ihnen, es war kurios, daß das Mädchen gegen das Alles wie blind war. Sie ſah's nicht und merkt's nicht, und ich ſagte damals zu meiner Frau, da lebte ſie noch und Gott hab' ſie ſelig! — Urſel, ich glaub', Obermüller's Lenchen kommen all' die Burſche vor wie Krautköpfe. Sie achtet gar nicht auf ſie. Hochmuth iſt's nicht, denn das Mädchen iſt ſo leutſelig und geſprächig mit Jedermann, Arm wie Reich, daß es eine helle Pläſir iſt. Weißt du was, Urſel, die hat einen Liebſten in der Stadt. Gib' Acht! —

„Sie ſah mich ſpöttiſch an und ſagte: Kümmerſt du, alter Narr, dich noch um die Mädchen? Das liegt mir neben einander! Hat ſie Einen, ſo geſegne es ihr Gott; hat ſie Keinen, ſo hat ihr Stündlein noch nicht geſchlagen und der Rechte iſt noch nicht dageweſen. Uebrigens meint ihr Mannsleute, ein neunzehnjährig Mädchen müſſe auch gleich Einen am Bändel haben! Ich fand, daß ſie Recht hatte; denn in der Stadt hatte ſie gelebt, wie vor Alters die Nonnen, die der Napoleon ausgeſtäubt hat, und Niemand wußte Etwas von ſo einem Gehänge mit einem Burſchen. Nun, dacht' ich, die Uhr wird ihr ſchon ſchlagen; aber das war nicht. Die Burſche kamen Sonntags auf die Mühle, beſonders des reichen Schaafmeier's Jörg, und machten ſich niedlich bei dem Mädchen. Sie lachte und ſcherzte wohl auch einmal mit ihnen, aber damit Holla. Sie verzweifelten ſchier, und Schaafmeier's Jörg ging ganz zurück vor Lieb' zu dem ſchönen Lenchen. Endlich iſt die Kirchweih gekommen. Da machte er denn kurzen Proceß und fragte ſie, ob ſie ſein Tanzmädchen werden wolle, was ebenſo viel heißt, als ob er um ſie gefreit hätte; aber ſie dankte und ſagte kurz, ſie könne gar nicht tanzen und habe auch ein Gelöbniß gethan, keinen Tanzboden zu betreten.

„Da hatten ſie's!

„Es hätte ein Chriſtenmenſch das Gerede, das Judiciren hören ſollen! Ueberall ſteckten ſie die Köpfe zuſammen. Der Eine ſagte, es iſt Hochmuth; der Andere höhnte und ſpottete, und der Jörg war troſtlos über das Abflattern und den Schimpf dazu. Bei dem ging's, wie bei dem Weine, der zu ſüß iſt: er geht in die Eſſiggährung über. Seine Liebe verwandelte ſich in giftigen Haß. Er lauerte ihr auf, um hinter ihre Schliche, wie er ſagte, zu kommen, und als ihm das auch nicht ging, ſagte er zu dem rothen David: Wenn du mir herausſpeculirſt, wie's mit dem Lenchen iſt, ſo kommt mir's auf einen, auch zwei neue Thaler nicht an; verſtehſt du mich? Ich müßt' ſtockdumm ſein, wenn ich glauben ſollte, die habe einen Kieſelſtein, wo andere Mädchen das zappelige Herzchen haben. Da ſteckt etwas dahinter, ſo oder ſo.

„Da war Jörg an den Rechten gekommen! Ihr wißt, lieber Herr, es gibt überall ſo Kerle, die Naſen haben wie ein Hühnerhund, und ſchnuppern am Liebſten in anderer Leute Händel herum; Kerle, die nur darauf ausgehen, wie eine ſchnauſige Katze, eine fette Suppe zu verdienen, und zu dieſem Zwecke keine Mühe ſcheuen. So einer war der rothe David. Der Menſch war arm, weil er faul war. Es überlief ihn eiskalt, wenn er von Arbeit reden hörte. Und doch litt er keine Noth. Er war ein Junggeſelle von etwa vierzig Jahren, aller Streiche voll; machte bei den Burſchen den Hofnarren und bekam zu trinken; bei den Alten den Mährchenträger und Fuchsſchwänzer; und bekam Fleiſch, Eier, Butter und dergleichen geſchenkt. Er war der Mäkler im Dorf, und von jedem Wein-, Frucht- oder Viehhandel bekam er, wie der Jud' ſagt, ſein Zaſſeras und Trinkgeld. Er wußte Alles und kannte alle Schliche. Es kam kein Handelsjud', kein Weinhändler, kein Marketender ins Dorf, er mußte bei dem rothen David fragen, und hörte auch allemal richtig, wo das zu finden war, was er ſuchte. Er trieb mit allen Weibern hinter dem Rücken der Männer Kotzelhandel, und verrieth keine, wenn ſie auch die Frucht vom Speicher halbmalterweiſ' für Kaffe und Zucker verſchacherte. Dabei war er ein ausgeheckter Schmuggler, und es verging in der guten Jahrszeit keine Nacht, wo er nicht die Bündel trug oder den Schmugglern als Spion und Wegweiſer diente; — in Summa, es war ein ſchlitzöhriger, ausgeheckter Schelm und Tagedieb. Wie geſagt, da war der Jörg an den Rechten gekommen; denn der ſtand gut mit den Mahlknechten, wo er ſein Pfannkuchenmehl um ein Erhebliches wohlfeiler kaufte, weil die's dem Müller ſtahlen, und mit den Müllersleuten in der Ober- und in der Untermühle ſtand er gut, weil ſie ihn brauchten als Mäkler, und ging hier, wie dort, aus und ein zu aller Zeit.

„Der verſprach's, und was er verſprach, das hielt er.

„Zuerſt machte er ſich an die Mahlknechte und Mägde, und lunkte ſo um die Ecke; aber da war er noch nicht halbwegs. Nun legte er ſich aufs Aufpaſſen; aber das führte auch auf kein rechtes Gleis. Er wurde dadurch nur hartnäckiger und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath! Lenchen hatte einen Aufpaſſer der ſchlimmſten Art. Sie merkte es wohl! — und dachte: Fuchs, mich fängſt du nicht auf dem Neſt!

III.

„Ein Jahr ging hin und David wurde ganz ärgerlich. Der Jörg fragte alle Tage, aber er konnte ihm nichts ſagen. Da änderte ſich die Geſchichte, nämlich in der Untermühle. Wenn auch der Müller noch ein Mann in ſeinen beſten Jahren war, ſo hatten doch die Fahrten an die Moſel in Wind und Wetter ihre Mucken. Das war immer eine Reiſe von drei Tagen, wenn's gut fahren wär. Aber im Frühjahr und im Herbſt ging's auch viere zu. Und Naßwerden und wieder Trocknen; durch Waſſer und Bruch, durch Koth und lettſchigen Schnee wandern iſt eine Affaire, die allemal die Gicht als Nachwinter bringt. Das iſt ein ſchlimm Erbe! Herr, ich hab' 'mal ſieben Wochen kreuzlahm dagelegen, und wenn nicht der Gichtmann zu Windesheim Sympathie gebraucht hätte, was mich drei Gulden Geſchenk koſtete (denn Bezahlung dürfen ſo Leute nicht nehmen), den Doctor'n wär' ich durchgetrippſt, ſo gewiß, als dem Kaufmanne Darweiler ſeine Frau, die ſuperklug war und die Doctor brauchte und von den Gichtmännern nichts wiſſen wollte, nicht einmal einen Gichtring anthat. Nun, die vornehmen Leute wiſſen Alles beſſer wie unſereins und haben keinen Glauben an ſo Etwas, Nichts für ungut! —

„Der Untermüller kriegte im Frühjahre die Gicht, und lag da und konnte ſich nicht rühren und nicht regen. Der kleine Bub konnte noch nichts manteniren. Da lag denn die ganze Laſt des Geſchäfts auf der guten Frau allein. Zum Glück hatten ſie den Stoffel, meines Vaters Bruders Sohn, einen kreuzbraven Menſchen, der den rechten Verſtehtihrmich von dem Mahlen hatte; das war's aber nicht allein; denn der Ackerbau mußte auch gehörig beſorgt werden. Sie hatten dafür wohl einen treuen Knecht — doch mit dem Mehlhandel an der Moſel ſtand's windſchief. Ich hab's Ihnen ſchon geſagt, daß im Herbſte das Mehl an der Moſel ausgeborgt wird. Da muß zu Oſtern das Geld eincaſſirt werden, weil die Wingersleute dann in der Regel den Wein verkauft haben. Iſt man da nicht auf der Schwelle, ſo witſcht den Leuten das Geld durch die Finger, und wer das Nachſehen hat, das iſt der Müller. Da brennt's an die Sohlen. Und nun lag der Untermüller kreuzlahm da und wußte nicht, wo aus, wo ein. Ich bin dazumal in die Mühle gekommen und hab' das Herzeleid angeſehen. Es war juſtement, wie Anno Siebzehn bei mir. Geht nach Windesheim zum Gichtmann, ſag' ich, der pfeift's weg wie Staub vom Rock!

„Das leuchtete dem Untermüller ein, und er ſagte zu mir: Ulerich, geh' du hin, du kennſt den Mann!

„Ich that's, und der brauchte, aber es half nicht. Entweder der Müller hatte keinen rechten Glauben, oder es war, wie der Gichtmann ſagte. Es gibt zwei und dreißigerlei Gicht, ſagt' er; iſt's die eine nicht, ſo iſt's die andere. Ich muß aber ſo lange brauchen, bis ich die rechte heraus habe. Da ich aber nur, wenn's Neumond iſt, brauchen kann, ſo wird's lange dauern. Manchmal treffe man's gleich, aber nicht immer.

„Als ich dieſe Kundſchaft brachte, weinte die Müllerin und ſagte: Ach du lieber Gott, bis dahin geht Alles zu Grund!

„Ei, ſo ruft Euern Paul heim, ſag' ich. Dann iſt Euch geholfen und der Müller kann's abwarten, bis es der Gichtmann trifft!

„Ulerich, rief die Frau, da habt Ihr's getroffen. Thut mir den Gefallen und geht zum Schulmeiſter ins Dorf, und ſagt ihm einen ſchönen Gruß und er ſolle dem Paul einen recht dringlichen Brief ſchreiben, daß er käme

„Ich gehe hin; der Schulmeiſter ſchreibt einen Brief, der Hand und Fuß hat, und ich ſelber trag' ihn auf die Poſt in die Stadt, und auf der Adreß ſtand dreimal: cito. — Leider Gottes kam an demſelben Tag eine andere Hiobspoſt, nämlich die Mahnung, daß der Paul im Zuge ſei, das heißt ſoldatenpflichtig, und der Zug ſei im October, daher der Burſch herbei müſſe. Das fehlte gerade noch, um das Maaß voll zu machen. Ich ſag' Ihnen, es war ſo, daß ſich ein ſteinern Herz über das Leid der armen Frau erbarmen mußte. —

„Als der Brief in Mainz ankam, fuhr gleich das Röschen zur Rheinmühle. Der Paul erſchrack recht, als er das cito dreimal auf der Adreß ſah und des Schulmeiſters Hand, denn ſonſt hätte ihm ſein Vater geſchrieben, der tüchtig in der Feder war. Er riß den Brief auf und las ihn laut vor und wurde dabei weiß wie Kreide. Ach, rief er aus, mein armer Vater! Da muß ich ſchon morgen fort!

„Du lieber Gott! Das arme Röschen fiel ſchier in eine tiefe Ohnmacht vor Schrecken. Daß das Scheiden ſo ſchnell kommen könnte, hatte ſie ſich niemals eingebildet.

„Es war ein tiefes, brennendes Wehe, das über das arme, heimlich liebende Mädchenherz kam; aber ſie zerdrückte die Thränen und verbiß den Schmerz mit aller Macht.

„Muß es denn ſein? fragte ſie mit halberſtickter Stimme.

„Ja, ſagte Paul, lies nur ſelbſt.

„Sie las den Brief und ſagte, als ſie ihn zurück gab: Es iſt nicht anders! Mit dem Worte wollte ihr faſt das Herz zerſpringen.

„Geh' heim, lieb Röschen, ſprach Paul, und ſag's dem Meiſter, oder beſſer, nimm ihm den Brief mit. Er iſt ja meines Vaters guter Kamerad und Freund und wird ein Einſehen haben. Der Peter kann auf die Mühle kommen und ich fahre den Abend noch hinüber.

„Röschen ſah ihn lang und ſchmerzlich an, als wollte ſie ſich das liebe Bild noch recht tief in die Seele hinein drücken, und dann ſprang ſie ſchnell in den Nachen und der Schiffer ſtieß ab.

„Der Müller konnte nichts dawider haben, ſo ungern er auch den braven Paul ſcheiden ſah, weil er einen Beſſeren niemals gehabt. Der Peter kam auf die Rheinmühle und Paul fuhr hinüber.

„Röschen hatte noch immer gehofft, der Müller würde ihn nicht gleich ziehen laſſen, und ſie könnte doch noch ein paar Tage bei ihm ſein; als aber der Müller ſagte: Ich kann nichts dawider haben. Geh' in Gottes Namen, da ſchlich ſie weinend hinaus.

„Paul war zu ſehr mit dem Gedanken an ſeiner Eltern ſchlimme Lage, vielleicht auch mit dem, ſein Lenchen wieder zu ſehen, beſchäftigt, als daß er hätte merken können, wie es um das arme Kind ſtehe.

„Er ſäumte nicht; empfing ſeinen wohlverdienten Lohn, ſchnallte ſein Bündel und reichte dem Müller und ſeiner braven Frau die Hand zum Abſchiede. Röschen war nicht da. Er ſah ſich nach ihr um, fand ſie aber nicht. Morgens wollte er in aller Frühe weg. Er wollte daher an Röschen's Thüre klopfen; aber es war die Thüre verſchloſſen und kein Licht mehr drinnen.

„Er ſchlich in ſeine Kammer und dachte: morgen früh rufſt du ihr ein Lebewohl zu.

„Kaum graute der Tag, ſo ſprang er vom Lager auf; denn das Binger Schiff, mit dem er fahren wollte, ging früh ab. Er öffnete leiſe ſeine Kammerthür und horchte an der Röschen's; aber ſie ſchlief ſo gut, daß er ſie nicht wecken wollte, ſo weh' es ihm auch that. Er ſchlich die Stiege des ſtillen Hauſes hinab; aber wie erſchrack er, als er in der Hausflur Jemanden ſtehen ſah. Bald jedoch wich ſein Erſchrecken, denn er erkannte Röschen, die weinend an der Wand lehnte. Erſt jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte im letzten Augenblicke, was er ſo lange Zeit nicht erkannt hatte. Es durchzuckte wie ein Blitz ſeine Seele.

„Er trat zu ihr und faßte ihre Hand. Es muß geſchieden ſein, Röschen, ſagte er; leb' wohl und denke meiner im Guten! Da war das Mädchen ſeiner nicht mehr Meiſter. Sie fiel ihm um den Hals und rief: Nein, dich vergeſſ' ich nun und nimmermehr! Und einen Kuß drückte ſie auf ſeinen Mund und floh dann wie ein geſcheuchtes Reh die Stiege hinauf.

„Eine Weile ſtand Paul da wie eine Bildſäule; dann ſagte er leiſe: Armes Kind, Gott gebe dir Glück und Frieden!

„Mit einer Thräne im Auge verließ er das Haus und ſchritt mit leiſem Weh' im Herzen die ſtillen Gaſſen der Stadt hinab zum Rheine, wo er mit dem abwärts ſegelnden Schiffe den Hafen verließ.

„Er blickte noch einmal wehmüthig auf die Mühle, deren Räder die ſchäumenden Wellen des Rheines ſchlugen, wo er ſo manche ſtille traurige Stunde verlebt, und griff mit ſeinem Ruder tief in die Fluth; denn er hatte verſprochen, rudern zu helfen, wie das am Rheine ſo Sitte iſt, wenn man umſonſt mit einem Schiffe fährt. Da hatte er recht Zeit und Gelegenheit, an das arme Röschen zu denken, das ihn ſo lieb hatte. Erſt jetzt, wo er wußte, wie es ihr ums Herz ſtand, begriff er Manches, was er früher arglos überſehen und nicht verſtanden hatte; erſt jetzt wurde er gewahr, wie das, was er für Freundſchaft gehalten, tief gewurzelte heiße Liebe geweſen war. Und das bekümmerte ihn recht; denn er war ja dem herzigen Mädchen von ganzer Seele gut; aber nur ſo, wie ein guter Bruder der lieben Schweſter. Als es endlich vollends Tag wurde, ſandte er ſeine letzten Grüße nach Mainz und ein ſtilles Gebet für Röschen und ihren Frieden zum Himmel.

„Erſt als die rheiniſchen Berge ſichtbar wurden da unten, wo der Mausthurm ſteht und der Gedanke die Seele erfaßte, er nahe ſich der Heimath, traten andere Gedanken in ſeine Seele, und Lenchen's holdſeliges Bild ſtellte ſich vor das des weinenden Röschen's, das er bis jetzt nicht hatte vor ſeinen Augen wegbringen können.

„Endlich landeten ſie. Paul ſagte den Schiffern Adjes, und wanderte durch die lebenvolle Stadt über die Brücke der Nahe und dann fürbaß der Heimath zu.

„Noch mehr bewegte es ſein Herz, als endlich die blauen Berge der Heimath ſichtbar wurden.

„Je näher er ihr kam, deſto mehr jeder Gegenſtand ſeine Seele berührte. Jeder Berg, jedes Dorf, jeder Bach war ihm ja ein lieber Bekannter, und ſo ſehr er auch eilte, er mußte überall ein Bischen verweilen, um ſich wieder daran ſatt zu ſehen und ob ſie noch unverändert ſeien, wie ſie waren, als er trüben Herzens beim Scheiden aus der Heimath vorüber gekommen. Damals hatte er traurig Allen ein Lebewohl geſagt, jetzt gab er ihnen fröhlich den Willkomm. —

„Man kann Einem ſo etwas gar nicht recht ſagen,“ ſprach der alte Flurſchütze nach einer kleinen Pauſe der Erholung, „weil man doch ſo eigentlich keine Worte dafür hat; aber ſo viel iſt gewiß, bei jedem Schritte, der Einen der Heimath näher bringt, wird das Herz weiter und das Auge freier. Man meint, es athme ſich dieſe Luft viel würziger, als die in der Fremde, und Dinge, die Einem ſonſt gleichgiltig mechten geweſen ſein, haben jetzt den höchſten Werth.“

Die richtigen Bemerkungen des ſchlichten Mannes berührten mich tief. Es traten Bilder der Vergangenheit vor meine Seele, die mir daſſelbe Gefühl der Erinnerung zurückriefen. O, es iſt gewiß wahr, die Rückkehr in die theure Heimath, wenn man lange von ihr getrennt war, weckt Empfindungen, die unbeſchreiblich ſind. Die Erregung wächſt mit jedem Schritte, der uns der Heimath näher bringt. Der Fuß kann nicht lange weilen. Die Seele drängt vorwärts und das Gefühl der Ermüdung weicht immer mehr zurück. Alles, was hinter Einem liegt, Freude oder Leid, es iſt vergeſſen. Jeder Baum, jeder Buſch empfängt ſeinen Gruß, und die Bilder der früheren Tage entrollen ſich an dieſen Marken immer friſcher und lebendiger. Ich ſagte das dem Manne, zuſtimmend ſeinen tief empfundenen Worten. Er drückte mir die Hand und ſagte: „Nein, es iſt unmöglich, daß Einer die Stätte ſeines früheren Lebens wieder ſehen könnte, ohne daß ihm das Herz im Leibe bewegt würde, bald von Leid und bald von Freude! Gerade ſo war's dem Paul. Er war reifer geworden in dem Zeitraume faſt dreier Jahre an Leib und Seele. So einfach und vereinſamt auch ſein Leben auf der Schiffmühle im Gebrauſe des Rheines geweſen war; dieſe Einſamkeit und das Alleinſein hatte ihm Zeit gegeben, über Manches klarer nachzudenken. Er hatte Pläne gemacht; Entſchlüſſe gefaßt; die Umſtände geprüft, erwogen und ermeſſen; aber ſeine Liebe für Lerchen hatte auch eine Kraft und Stärke gewonnen, die für ihre Dauer Bürge waren.

„Er ſah ſie jetzt lebendiger vor ſeiner Seele ſtehen; aber es war ſeltſam, daß er ſie ſich nicht anders denken konnte, als wie er ſie verlaſſen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ſie älter geworden ſein, und daß er ſie als ausgebildete, reizende Jungfrau wiederfinden könnte. Ja, je näher er der Heimath kam, deſto mehr ſchwand ſelbſt die Zeit. Es war ihm, als wär's eben geſtern geweſen, als er von ihr ſchied.

„Wie wird ſie dir entgegen kommen? fragte er ſich voll innerer Luſt. Wird ſie auch die Schiefertafel gefunden haben? An die Möglichkeit, daß ſie ihn könnte vergeſſen haben, dachte er gar nicht. Manchmal meinte er, ſie ſei noch in der Stadt, und er dachte mit Trauer daran, daß er ſie noch gar nicht antreffen könne.

„So war er fortgeſchritten in ſeinen Gedanken, und nur einmal hatte er ſich eine Raſt gegönnt, um ſich durch Eſſen und Trinken zu neuem Ausſchreiten zu ſtärken. Der Tag begann ſich zur Rüſte zu neigen. Die Sonne ſtand ſchon am Rande der Berge, die in blauem Dufte vor ihm lagen. In ihrem Schooße war das Mühlenthal, zu dem er hineilte. Allmählich ſäumten ſich die Abendwolken goldig, und dunkler Purpur umkleidete ſie. Einzelne goldene Wölkchen ſchwammen im glänzenden Abendhimmel daher und bald ſank die Sonne hinab. Vor Nacht konnte er die Mühle der Eltern nicht mehr erreichen. An dem Bache hin wanderte er den bekannten Weg, und bei einer Wendung des Thales hallte ihm Glockengeläute des Dorfs entgegen, das die Sabbathruhe ankündigte. Er ſtand ſtill, zog ſeine Mütze ab und betete für die Seinen und für ſich, und dann ſchritt er raſch vorwärts. Bald erblickte er die alte Burg, an deren Fuß die Obermühle lag. Sie hob ihre Thürme und Mauern ſchwarz in den noch mattſchimmernden Abendhimmel hinauf. Er grüßte ſie aus voller Seele, und die ſüßeſten Erinnerungen ſeiner Kindheit wurden wach.

„Endlich hüllte die Nacht das Thal ein, aber er war auch nun ſo nahe, daß er den alten Spitz ſchon hören konnte, deſſen heiſeres Gebelle ihm entgegentönte. Jetzt ſchimmerte das Licht aus den Fenſtern der elterlichen Mühle — er ſchritt über die

Brücke des Mühlenteichs und ſtand im Hofe. Das Herz pochte ſtürmiſch. Mit drei Sprüngen ſtand er in der Stube.

„Herr Jeſu, der Paul! rief die Mutter und ihre Arme umſchloſſen den geliebten Sohn; der Vater richtete ſich im Bett auf, was er bisher nicht gekonnt; die Kinder kamen, die Dienſtboten. Es war eine Freude im ganzen Haus über ſeine Heimkehr. Draußen aber im Hofe ſtand Einer, der eben mit dem diebiſchen Mahlknecht noch einen Mehlhandel gemacht, der lachte höhniſch und rieb ſich die Hände; und das war der rothe David, der Schnüffler.

IV.

„Am andern Tage war Sonntag. Paul war in der Kirche, aber Lenchen fehlte; auch hatte er ſie im Vorbeigehen am Mühlenteich nicht in der Obermühle geſehen. Fragen konnte und durfte er nicht, ob ſie noch in der Stadt ſei; aber er ſchloß es und, da der leidende Vater ſo viel mit ihm zu reden hatte, konnte er auch zum Felſenplätzchen nicht gehen, wie er doch ſo gerne gethan hätte. Endlich gegen vier Uhr kamen gute Freunde aus dem Dorf, um den Kranken zu beſuchen, da ſchlich er ſich weg und eilte den wohlbekannten Geisweg hinauf.

„Es gibt manchmal Octobertage, die noch ſo warm und ſchön ſind, als ſeien es übrig gebliebene Sommertage, die, wie manche Schwalben noch ſchwirren, wenn auch das Heer der Schweſtern ſchon fortgezogen iſt, ihnen ſchnell nachziehen wollten, weil ſie ſich vergeſſen und verſäumt. So war der Sonntag auch einer und die Sonne ſchien ſo gluthig in die Felſen, daß Lenchen, die früher hinaufgegangen war und nicht ahnte, daß Paul da ſei, ſanft einnickte und im warmen Sonnenlicht endlich recht tief in den ungeſtörten Schlaf ſank.

„Paul nahte ſtill. Ach, wenn ich ſie doch gefunden hätte! ſeufzte er, bog die hochaufgeſchoſſenen Geſträuche auseinander und ſtand vor dem lieblich ſchlafenden Mädchen. Schrecken und Freude erfüllte ſeine Seele. War das das Lenchen, das er verlaſſen hatte vor faſt drei Jahren? — Damals die kaum erblühende Jungfrau, — aber jetzt — die völlig erblühte, mit allen Reizen geſchmückte volle Geſtalt. Er traute ſeinen Augen kaum. In den Jahren macht aber auch ſo ein Mädchen Sprünge über Jahre hinaus. Ich kann Ihnen ſagen, lieber Herr, das Erſtaunen Paul's war ganz gegründet. Das Lenchen war erſtaunlich ſchön, und ein ſchöner gebildeter Körper war nicht zu ſehen. Einen Augenblick ſtand er ſo, wie behext, an der Stelle und ſtarrte das ſchlafende Mädchen an, deſſen Wangen höher glühten, dann war er ſeiner nicht mehr Herr. Er ſchlich heran und küßte ſie auf den ſchönen Mund. Lenchen fuhr empor und rief, ihn erkennend: Mein Paul! Herr, das was eine Luſt und eine Freude! Man kann ſich's denken, wenn man ſich ſo lange nicht geſehen hat; aber nicht bloß Lenchen war ſchöner geworden, auch Paul hatte ſich zu ſeinem Vortheil und zum Erſtaunen verändert. Das ſagten ſie ſich gegenſeitig und ihre Küſſe unterbrachen wieder die Worte, und dann betrachteten ſie ſich wieder. Dann aber gab's ein Fragen und Antworten, ein Erzählen und Wiedererzählen, daß der Tag ſchneller ausging, als ihr Erzählen. Sie mußten ſich trennen, aber es wollte gar nicht von Statten gehen, zumal Paul ſchon Morgen an die Moſel fahren mußte.

„Als Lenchen heimkam, erſchien auch gleich darauf der rothe David in der Mühle, und da Lenchen Salat putzte, ſtellte er ſich zu ihr an den Tiſch und ſagte: Weiß Sie auch ſchon etwas Neues, Jungfer Lenchen?

„Lenchen kannte den Böſfeind und Mährchenträger, und wußte, daß er ſie belauſche. Sie ſammelte ſich ſchnell und ſagte ſchnippig: Ihr müßt Eure Neuigkeiten weiter tragen, mich fechten ſie nicht an.

„Wer weiß? ſagte David. Es kommt auf die Nachricht an, die man erhält.

„Mir liegt's neben einander, ſagte Lenchen gleichgültig.

„Denkt Euch, fuhr David fort, des Untermüller's Paul iſt geſtern zurückgekommen!

„Er ſah ſie dabei ſcharf an. Lenchen aber konnte ſich merkwürdig verſtellen.

„Sagt's meinem Vater, David, der wird ſich freuen, ſagte ſie lachend. Ihr wißt ja, er hat eine alte Liebe zu Untermüller's, zumal der Alte krank ſein ſoll. Thut's doch! Ihr verdient ganz gewiß eine fette Suppe!

„David war abgetrumpft und ärgerte ſich ganz abſcheulich, zumal er jetzt die Fährte ſchier verlor. Du biſt entweder eine ausgelernte Heuchlerin, oder — ich ein Eſel! dachte er bei ſich und ging.

„Wer aber in Lenchen's Herz hätte ſehen können, der hätte ſeine Luſt geſehen. Sie ſang mit lauter Stimme und das Auge leuchtete und ſtrahlte vom Glanze, der ein Wiederſchein der Freude war, die im Herzen wohnte. Ja, fange Einer ſo Eine blindlings! —

So ſehr ſie aber auch nach einem neuen Zuſammentreffen verlangte, ſie mußte ſich gedulden, bis Paul wieder kam. An dem Tage, als Paul heimkam, ſtand er am Pferdeſtall und empfahl dem Knechte die warmgewordenen Pferde angelegentlich. Da ſchlich David herbei und reichte ihm grüßend die Hand.

„Auch wieder da? ſagte er; aber Muſje Paul, wie iſt er groß und ſchön geworden!

„Schade, daß Ihr kein Mädchen ſeid, ſagte Paul, denn aus uns könnte ein Pärchen werden, weil ich Euch ſo gefalle!

„David lachte und ſagte: Dafür wär' ich doch zu früh auf die Welt gekommen. Nun es gibt aber Andere, die das auch merken, und in der Nachbarſchaft wiſſen's auch die Leute.

„Ihr macht mich ſtolz, David, ſcherzte Paul. Ich wette, Ihr wollt mir des Obermüller's Dunzelchen freien? Mein Vater meint das auch. Er iſt mit dem Obermüller vor dem Landgericht ſo gut Freund worden, daß er gar nicht mehr von ihm laſſen kann. Da paßten die Kinder prächtig zuſammen. Die Frau könnte in der Obermühle hauſen und ich in der Untermühle, und die Klauſe bauten wir zuſammen aus dem Molter. Macht's fertig, David, Ihr kriegt einen rothen Rock.

„Der paßte zu ſeinen Haaren! rief der Knecht aus dem Stalle, der ſeinen Batzen auch dazu geben wollte.

„Das war dem David zu dick. Er konnte viel ertragen, nur keinen Spott auf die Extrafarbe ſeiner Haare. Er machte ſich grollend und brummig aus dem Staub und dachte: Da werde der Kuckuck klug!

„Dennoch gab er den Verdacht nicht auf, denn mit Paul war's ebenſo, wie mit dem Lenchen. Er ſah auch kein Mädchen an.

„Schaafmeier's Jörg war bitterböſe auf den rothen David, und nannte ihn kurzweg einen Einfaltspinſel und eine alte Schlafhaube, den man am Narrenſeile herumführen könne nach dem Gelüſten. Das wurmte dem Geſchmähten und er gelobte, deſto beſſer aufzupaſſen. Nun ſuchte er ſich ein Plätzchen an dem Berge gegenüber aus und lugte da hinab ins Thal. Da ſah ich ihn denn einmal, und ob ich gleich Nichts von dem wußte, was zwiſchen Paul und Lenchen beſtand, ſo ſagte ich in der Untermühle einmal: Ich wüßte doch gar nicht, was der rothe David im Schilde führe, weil er da oben auf der Wache ſitze. Er müſſe Etwas ausſpioniren wollen, meinte ich.

„Das war ein Fingerzeig für die Beiden, die nun um ſo vorſichtiger und ſchlauer wurden. Er entdeckte alſo Nichts, und ich ſelbſt vertrieb's ihm, indem ich ihn fragte: „Ob er da die Schützen auslunke, um deſto ſicherer die Aepfel zu ſtehlen? Das diente leider den beiden jungen Leuten, die nach wie vor ihre Zuſammenkünfte hielten, nur noch heimlicher, als bisher.“

„Leider, ſagt Ihr?“ unterbrach ich ihn. „Hat's denn ein böſes Ende genommen?“ —

„Lieber Herr!“ nahm er das Wort wieder, „es waren zwei Menſchen, bei denen man hätte ſchwören mögen, ſie ſeien für einander geſchaffen, und wahrhaftig, ſie waren es auch; aber der Menſchen Bosheit macht Alles übel. Und es kam noch Eins hinzu, daß die Liebe nur noch heißer wurde, nämlich die Furcht, ſich bald zu verlieren.

„Sie ſind zu jung, Herr, um zu wiſſen, wie es in dem

Lande ſtand, als die Franzoſen Herr darüber waren und der Napoleon das Ruder führte. Damals hieß es: Krieg und wieder Krieg! Alle Jahre wurden die jungen Burſche fortgeſchleppt, und es kam Keiner wieder, ohne daß er krumm und lahm wäre geſchoſſen geweſen. Es war ein Herzeleid im Lande, von dem Sie ſich keinen Begriff machen können.

„Kam die Zeit der Ziehung, ſo zitterten und bebten alle Väter und Mütter, die Söhne hatten. Zwar konnten Reiche ſich einen Mann einſtellen, allein ſo um das Jahr 1810 und 1811 herum waren keine mehr zu finden, und wenn Einer dageweſen wäre, ſo hätte ein wohlſtehender Mann, wie der Untermüller, doch das Heidengeld nicht auftreiben können, das für ſolch einen Einſteher bezahlt werden mußte. Ja, deſertirte etwa ſo ein Galgenvogel, denn nur ſolche ließen ſich herbei, Einſteher zu werden, ſo mußte dennoch der, für den er eingeſtanden war, daran, ohne daß ihm eine Macht der Erde hätte helfen können. Wer der Trommel folgte, ging in ſeinen Tod, denn von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ſchleppte er ſie, bis ſie eine Kugel ins Gras ſtreckte.

„Paul war ja nun auch in dem Alter, und zur nächſten Ziehung mußte er. Daß ein Burſch wie der, frei käme, der kein Unthätchen an ſeinem Leibe hatte, das zu hoffen wäre die größte Narrheit geweſen, die ein Menſchenkopf hätte ausbrüten können. Da galt's dem Pärchen, die Zeit auszukaufen, die ihm vielleicht nur noch kärglich zugemeſſen war.

„Ach, lieber Herr, wenn ich vorhin „leider“ ſagte, ſo hab' ich dazu Grund und Fug. Es iſt gewiß, all das geheime Getuſchel junger Leute, das heimliche Zuſammenkommen, das halbetagelang Alleinſein iſt nie gut. — Jene Tage der harmloſen Kinderliebe, jene Tage des Paradieſes waren vorüber, und hier in dies ſtille verborgene Plätzchen fand die Schlange auch ihren Weg und der Engel des Paares verhüllte ſein Angeſicht und weinte. — — —

„Ach,“ ſagte er nach einer Weile trüben Schweigens, „ſie waren blind in ihrer Leidenſchaft, und der rothe David ſchlief nicht da drüben auf ſeiner Lauer, die er, als er die Blicke Beider auf dem Jahrmarkt in der Stadt beobachtet hatte, ſorglicher als je beſuchte, bis er die Gewißheit hatte, daß ſie hier zuſammenkämen, und war nun ſeiner Sache ganz gewiß.

„Das traf zuſammen mit der Zeit der Ziehung, die gerade um die Zeit der Heumahd eintraf. Paul wurde natürlich gut und zur jungen Garde geſchrieben, und der Jammer kam zu Hauf in die Untermühle und — in dies Plätzchen — denn die Trennung war ſicher und Lenchen fühlte ſich Mutter. Herr, es kommt halt in dieſem Leben kein Herzeleid allein, und der Schuld folgt, nach des Herrn heiliger Ordnung und Gerechtigkeit, die Strafe auf dem Fuße.

„Lenchen's Lage war ſchauderhaft. Angſt, Scham, Verzweiflung zerriß ihr Herz. Ganze Nächte durchweinte ſie, und Paul war nicht minder elend. Er wollte, getrieben von ſeinem Gewiſſen, um Lenchen werben. Als ſeine Frau wollte er ſie zurücklaſſen, um wenigſtens die Schmach und Schande zu mildern, die ſie traf in den Augen aller Menſchen. Noch einmal waren ſie zuſammen gekommen, und der tiefſte Schmerz hatte ſie gebengt, als der rothe David drüben ſaß und nun endlich klar erkannte, wohin Lenchen, wohin Paul ſchliche. Es war Sonntag Nachmittag.

„Jubelnd in ſeinem Herzen, eilte der abſcheuliche Spürhund in die Obermühle, dem Müller das Nöthige zu hinterbringen und ihm endlich die Binde von den Augen zu reißen. Er wollte ihn an die Stelle führen, damit er ſie zuſammen fände, damit auch er eine rechte Rache an denen nehmen könne, die ihn ſo lange gehänſelt und gehöhnt; damit er einen recht hohen Lohn von dem Müller empfange. Haſtig ſtürmte er in die Mühle.

„Der Müller war ſchon weggegangen, ehe Lenchen zu Paul ſchlich. Er rannte nach dem Dorf, um es ſeinem Auftraggeber, Schaafmeier's Peter, zu hinterbringen, und dann in das Wirthshaus. Auch dort war heute der Obermüller nicht, gegen ſeine Gewohnheit. Man ſagte aber dem rothen David, er ſei auf einen der zum Dorfe gehörenden Höfe gegangen, wo heute eine Verlobung ſei, bei der es höchlich hergehe. Der rothe David war Keiner von denen, die ſich zurückſchrecken ließen, oder die eine Mühe ſcheuten, ein Ziel zu erreichen, das ſo lohnend zu ſein verhieß.

„Er gönnte ſich keine Ruhe, wies die Fragenden an Schaafmeier's Peter, der ihnen das, was er dem Obermüller zu ſagen habe, genau zur Kenntniß bringen würde, wenn er käme, und lief eilfertig den Weg nach dem Hofe hin.

„Er traf den Obermüller in dem Zuſtande, den er erwartet hatte, in dem ſeine Rohheit und Wildheit bei der geringſten Reizung zügellos und wahrhaft verheerend hervorbrach, in dem der Halbtrunkenheit.

„Nachdem er haſtig gegrüßt, ſagte er mit dem Ausdrucke der Bosheit und des Triumphs im Geſicht: Obermüller, brecht ſchnell auf. Ihr könnt einen Fang thun, wie Ihr ihn ſchöner Euch nicht träumen laßt; aber Ihr müßt gleich mit.

„An der Miene des rothen Spitzbuben ſah der Müller, daß es ſich um Etwas handle, das ihm wichtig ſei und ihn nahe angehe; ja, es war, als flüſtere ihm Jemand zu, daß es ſich auf Lenchen beziehe. Er ſtand haſtig auf, grüßte die Gäſte und Angehörigen des Brautpaares flüchtig und folgte dem Unglücksraben.

„Kaum waren ſie vom Hof entfernt genug, um ſicher reden zu können, ſo fragte der Obermüller, der vom genoſſenen Menzinger glühte: Was iſt's, David, was du bringſt? Gutes iſt's nicht, ich ſeh's an deinem Nachteulengeſichte! —

„Wie Ihr wollt, ſagte David, vielleicht iſt's noch ein Glück, ob ich gleich meinen Kopf nicht dafür einſetze, denn heimliche Zuſammenkünfte tragen ſelten gute Frucht!

„Was? ſchrie der Obermüller — du wirſt doch —

„Obermüller, ſagte der Rothe, Ihr wißt, ich bin Euer Freund, und hab' es allzeit gut mit Euch und Euerer Familie gemeint. —

„Ja, ja, ſchrie der Obermüller — aber wozu das lange Präambel?

„Habt Geduld, fuhr David fort, Ihr erfahrt's immer noch früh genug. Ihr reichen Leute wollt Alles gleich ganz haben. —

„Rede! Du bringſt mich zur Raſerei! Du ſollſt einen Baum Weißmehl haben!

„Ich wette, ſagte mit teufliſcher Ruhe der rothe David, wenn ich dem Untermüller ſo Etwas hinterbrächte, er knickerte nicht ſo mit einem treuen Freunde. —

„Du ſollſt einen halben Sack haben, ſchrie der Müller, aber nun martere mich nicht. Betrifft's mein Lenchen?

„Ich halt' Euch beim Worte, verſetzte David, und ich weiß, Ihr ſeid ein Ehrenmann, der treue Dienſte zu belohnen weiß. Ja, es betrifft Euer Lenchen! Nun, Obermüller, Ihr ſelbſt und, wie Ihr wißt, alle Welt zerbricht ſich den Kopf darüber, warum Lenchen mit keinem Burſchen geht und alle Heirathsanträge zurückweiſt. Euch iſt's ſchon oft ein Aergerniß geweſen, da Ihr gern einen braven Schwiegerſohn hättet. Wißt Ihr, wie viel Uhr es da iſt? Ich weiß es!

„Du, und du ſagſt mir's nicht? —

„Heute war ich drüben im Berge, hinter Euerer Mühle, und da hab' ich geſehen, was ich nicht ſehen ſollte.

„Was? Was haſt du geſehen? ſchrie der Obermüller, und faßte den rothen David an den Schultern mit ſolcher Wuth, daß er ihn ſchier zu Boden riß.

„Nun, macht mich nur nicht todt! rief David, und wand ſich los. Ich habe die heimlichen Zuſammenkünfte nicht mit ihr!

„Wer iſt's? rief bebend vor Zorn der Müller.

„Rathet einmal!

„Menſch, du machſt mich raſend! Rede endlich, ich kann nicht rathen!

„Rathet das, was Euch das Allerſchlimmſte, das Allerbitterſte, was Euch Gift und Galle wäre!

„Der Obermüller ſtand ſtill. Er war wie eine Bildſäule. Seine Augen traten ſchier aus der Höhle. Er konnte kaum reden. Das Allerſchlimmſte? ſchrie er endlich; weißt du, was das wäre? — Eine heimliche Liebſchaft mit dem Sohne meines Todfeindes!

„Jetzt habt Ihr's gerathen! ſagte langſam der rothe David.

„Des Obermüllers Arme ſanken ſchlaff herab. Alles Blut trat aus ſeinem Geſicht, aber es war, als ob Alles, was jetzt in ihm gohr, in ſeine Augen träte und dort zu Feuer und Flamme würde. Reden konnte er eine Weile gar nicht. Seine Gedanken verwirrten ſich. Endlich ſchlug er ſich mit der Hand gegen die Stirn, als wolle er ſich einen herben Selbſtvorwurf machen, daß er gehegten Vermuthungen nicht Raum gegeben habe. Er ſtampfte die Erde, daß ſie dröhnte; dann aber war's, als glaube er's nicht; als wolle er das hölliſche Blendwerk von ſich weiſen.

„David, weißt du, daß ich dich todtſchieße wie einen räudigen Hund, wenn du gelogen hätteſt? ſprach er mit einer Stimme, die wie grollender Donner klang.

„David, den des Müllers greulicher Zuſtand nicht im Mindeſten anzufechten ſchien, ſah ihn lächelnd an und ſagte: Paßt auf, Obermüller, ich brenn' Euch was auf! Haltet den David für pfiffiger, als daß er nicht wiſſen ſollte, was er thut, und wann habt Ihr mich auf falſcher Fährte gefunden? Euere Waldine, die Krone aller Bracken, führt Euch eher irre als ich. Wollt Ihr nicht alle fünf Minuten ſtehen bleiben und wacker zufußeln, ſo könnt Ihr ſie noch treffen und die Vögel auf dem Neſte fangen.

„Ohne ein Wort zu erwiedern, faßte der Obermüller den rothen David am Kamiſollappen und riß ihn fort.

„Sie griffen ungemein aus und David kam ſchier hinter den Athem, als er bei ſolchem raſchen Gange dem Obermüller erzählte, wie er die Vermuthung, daß Paul und Lenchen ſich lieb und heimliche Zuſammenkünfte hätten, ſchon lange gehegt, und Alles aufgeboten habe, hinter die Schliche zu kommen; wie ſie ihn aber am Narrenſeile herumgeführt, daß er am Ende ſelber gezweifelt habe; allein auf dem Jahrmarkt in der Stadt habe er ihre Augen beobachtet, und geſehen, wo Barthel den Moſt hole, da habe er denn auch nicht geruht, bis er heute die volle Gewißheit gewonnen habe.

„Und mir haſt du Nichts geſagt, Hallunke? rief der Obermüller.

„Gebt Acht, ich verbrenne mir den Mund, ohne daß ich Etwas von der Suppe weiß! Ich hätt' 'mal ſehen wollen, was Ihr gethan hättet? Nein, David ſalvirt ſeinen Pelz, wenn's zu regnen droht, und geht dem Gewitter ſein aus dem Wege.

„Die Erzählung David's hatte die Wuth des Müllers wieder furchtbar geſteigert. Er hätte die Welt zerreißen und zertreten mögen. Es war die größte Schmach, der größte Schabernack, der ihm konnte angethan werden. Sein Geſicht war braunroth. Oft rang er nach Luft und mußte eine Secunde ſtillſtehen, um nur weiter gehen zu können.

„Sie hatten ſich jetzt dem Wäldchen genähert, das ſich links den Abhang zur Mühle hinab und rechts ſich gegen das Dorf hinzieht, durch das wir Beide eben hierhergekommen ſind. Bei einer dicken Eiche am Wege ſagte David zu dem Obermüller: Bleibt nur hier einmal ein Bischen ſtehen, ich will einmal lauern, ob ſie noch bei einander ſind. Der Obermüller lehnte ſich an den knorrigen Stamm. Seine Bruſt arbeitete ſchrecklich. Das Blut kochte in ſeinen Adern. Seine dicken Fäuſte ballten ſich unwillkürlich. Er war in dem Zuſtande des wildeſten an Wuth grenzenden Zornes, wo kein Ueberlegen mehr iſt, und wo allemal der Menſch thut, was Gott leid iſt. War es aber auch nicht arg für einen Menſchen, wie der Obermüller einer war? Sein Kind hatte eine Liebſchaft mit dem Sohne des Menſchen, den er mit aller Macht ſeiner verwilderten Seele haßte; hatte ſchon, wer weiß wie lange, heimliche Zuſammenkünfte mit ihm! Und er, der ſich ſo klug dünkte, der in ſeinem Dünkel ſich weiſer hielt als alle Welt, er tappt im Finſtern und weiß Nichts davon? — Und nun entdeckt's der David, dieſer Allerweltsſchwätzer, bei dem ein Geheimniß keine Minute bleibt; der lieber eine Stunde Wegs läuft, wenn er Niemand in der Nähe hat, um es nur an den Mann zu bringen. Wie mußten ſeine Feinde jubeln; wie mußte Spott und Hohn ihn treffen; wie mußte ſich der Schaafmeier kitzeln! Seine Wuth warf ſich in faſt eben dem Grad auf den rothen David, der ihn nun in der Hand hatte, wie auf das Mädchen, das ihm ſolche Schmach angethan.

„Der rothe David war ins Holz geſchlichen und ſein Herz pochte doch ein wenig, wenn er dachte, er könnte des Müllers Zweifel anregen, wenn Lenchen nicht mehr bei Paul wäre. Zudem wußte er gar nicht, wie und auf welchem Wege ſie aus dem Wald in die Felſen kommen könne, da er die ſcharfe Felskante und den Abgrund darunter wohl kannte. Er war jetzt an der Kante angelangt und horchte. Da vernahm er eine weinende Stimme, und erkannte die Lenchen's; dann auch die Paul's, und ſeine Bruſt athmete leichter. Er lief eiligſt zu dem Müller zurück und ſagte mit teufliſchem Lächeln: Es iſt zu ſpät, ſie zu erwiſchen; aber geduldet Euch nur ein paar Amenlang, ſo kommt ſie, denn ich habe ſie weinen gehört. Wie ſie aber über den ſcharfen Fels kommt, weiß ich nicht.

„Wär' ſie nur beim erſten Mal hinabgeſtürzt! ſtieß der Müller im dumpfen Wuthtone hervor. Pſt! warnte David und ſtille harrte der Müller, aber er zitterte an allen Gliedern und glich dem wüthenden Raubthiere, das ſeine nahende Beute erwartet. —

„Länger als je waren Paul und Lenchen bei einander geweſen, denn ſie wußte, daß heute ihr Vater ſpät heim kommen würde und — daß es vielleicht das letzte Mal ſein würde, daß ſie ſich ſehen könnten, da Paul noch in dieſer Woche zum Heere mußte oder doch in das Depot ſeines Regiments, das in Straßburg lag.

„Ach, lieber Herr, wenn man ſich in des Mädchens Lage denkt, ſo möchte man verzweifeln! Darüber waren ſie einig geworden, daß Paul bald freien wollte um ſie. Seine Eltern gaben gewiß es zu; aber der Obermüller ſicherlich nicht. Und was dann? Da ſtanden ſie rathlos und verzweifelten ſchier, und das arme Mädchen rang die Hände wie eine Wahnſinnige. Und Paul konnte ſie doch nicht tröſten! — Die Qual der Schuld und Schande zerriß ihre Herzen. —

„Endlich ſchieden ſie. Lenchen ſtand dieſſeit des ſcharfkantigen Felſens und raufte ihr Haar und rang jammernd die Hände. Dann lief ſie, wie außer ſich, durch das Wäldchen, dem Wege zu.

„Jetzt nahte ſie der Eiche, hinter der ihr Vater ſtand. Es begann ſchon zu dämmern, aber er erkannte ſie ſogleich und ſtürzte wie ein Tiger auf ſie mit einem entſetzlichen Fluch und Schimpfnamen, die ich vor Ihnen nicht ausſprechen kann.

„Ein Fauſtſchlag traf ſie. Ein entſetzlicher Schrei wurde gehört und leblos ſank das Mädchen nieder. —

„Der Obermüller war in einem Zuſtande, der nicht beſchrieben werden kann. Er ſchlug, er trat auf ſein Kind. Er würde ſie getödtet haben, hätte ſich nicht in des rothen David's Seele das Menſchliche geregt, und wäre er nicht hingeeilt und hätte den Müller von ihr weggeriſſen.

„Was? ſchrie der Obermüller, du willſt meinen Zorn hemmen und haſt ihn angeregt? — Und, wie wenn er in dieſem Augenblicke ganz Lenchen vergeſſen hätte, ſo warf ſich ſein Ingrimm auf den Rothen.

„David war ein kleiner Knirps, aber das Knochengebälke ſeines Leibes war wehrhaft, und, war er auch dem Obermüller nicht gewachſen, ſo war er doch auch nicht ohne die Kraft, ihm einen Widerſtand entgegenzuſetzen, der nicht mit Einem Ruck zu überwinden war.

„Ihr ſeid ein Rabenvater! rief er dem Müller zornig zu.

„Ei, dich ſoll ja —! ſchrie dieſer und zog mit dem rechten Arme zu einem Schlage, der den rothen David ohne Zweifel würde niedergeſtreckt haben, wenn der ſchlaue Rothe, der hier gegen den Wüthenden im Vortheile der Beſonnenheit war, ihm nicht ausgewichen und drei Schritte zurückgeſprungen wäre.

„Das reizte den Müller noch viel mehr. Er war blitzſchnell bei ihm, und würde ihn jetzt ergriffen haben, wäre nicht der Rothe abermals zurückgewichen. Jetzt war's aber aus. Der Müller ihm nach, und nun ihn faſſend, ſchrie: Du willſt meinen Zorn hemmen, du rothe Schlange? Da haſt du deinen Lohn!

„Er hieb hageldicht auf den rothen David, deſſen Kopf indeſſen gut gehärtet war. Er unterlief den Müller und warf ihn zur Erde. Im Nu kniete er auf ihm. Indeſſen war doch ſeine Gewandtheit der Kraft des Müllers nicht gleich. Dieſer rang und gewann. David mochte ſich wehren, wie er wollte, der Müller droſch ſo erbarmungslos auf ihn, daß auch ſein Hilferuf endlich verſtummte und er ohne Lebenszeichen dalag.

„Lenchen war während dieſer Geſchichte erwacht. Sie ſtarrte wild um ſich. Als ſie aber die dumpfen Wuthtöne ihres Vaters hörte, kehrte ihr Gedächtniß zurück. Voll Entſetzen raffte ſie ſich auf und eilte hinab nach der Mühle und dort in ihr Kämmerlein. Da aber brach ſie zuſammen und lag ohnmächtig am Boden.

„Erſt als ſie ihres Vaters ſchreckliche Stimme hörte, kam ſie aus der Betäubung zu ſich.

„Margreth, rief er mit einem Tone, der Mark und Bein durchdrang: Iſt das Mädel daheim?

„Ja, in ihrer Kammer! ſagte die alte Magd.

„Wo iſt meine Flinte? fragte er wieder.

„Herr, was wollt Ihr thun? fragte mit zitternder Stimme die Alte, die ſeinen furchtbaren Ingrimm erkannte.

„Sie todtſchießen, verſetzte mit einer fürchterlichen Ruhe der Müller.

„Er ging in die Stube, wo die Flinte hing, und kam ſchnell wieder heraus.

„Die alte Margreth warf ſich ihm in den Weg, aber er ſchleuderte ſie weg und eilte die Treppe herauf, zur Kammer Lenchen's.

„Todesangſt durchbebte ihr Herz. Sie kannte ihren Vater. Sie glaubte nicht anders, als das entſetzliche Geheimniß ſei ihm offenbar. Voll Entſetzen irrte ihr Blick umher. Es war kein Ausweg. Da fiel ihr Auge auf das offene Fenſter, unter dem der Garten lag, und die Höhe war nicht bedeutend. Sollte ſie hinausſpringen?

„Schon war er nahe der Thüre. Herr! Herr! erbarme dich! rief ſie leiſe und ſprang hinab. Durch die offene Thüre des Gartens gelangte ſie auf die Wieſe, die am rauſchenden, waſſerreichen Bache hinlief. Sie horchte einen Augenblick. Die Thüre brach krachend unter ſeinem Tritte zuſammen. Einen Augenblick war's ſtille, dann lehnte er ſich fluchend zum Fenſter hinaus und ſchoß in den Garten hinab, ohne ſie zu treffen.

„Das Mädchen ſank mit einem Schrei in die Kniee.

„Dieſer Schuß hatte das Band gelöſt, welches das Kind mit dem Vater verband. — Lenchen rang die Hände in rathloſer Verzweiflung. Die Rückkehr ins Vaterhaus war für ewig abgeſchnitten. Sie hatte keinen Vater mehr. Sie war hinausgeſtoßen in die Welt, bedeckt mit Schmach und Schande, belaſtet mit dem fürchterlichen Vaterfluch. — Ihr Herz war kalt, ihre Gedanken verwirrt. — Da rauſchte das Waſſer neben ihr, als wollt' es ihr ſagen: In meinem Schooß iſt Ruhe, iſt deines Jammers Ende. Komm', ich decke mit meinen Wellen deinen Jammer, deine Schande zu! —

„Der Wind heulte in den hohen Erlen und rauſchte in den Weiden. Es war ihr, als rufe ihr jeder Windſtoß zu: Was zögerſt du? Was ſoll aus dir werden? Was aus dem ſchuldbelaſteten Weſen, das du unter deinem Herzen trägſt? Säume nicht! —

„Sie ſprang auf und raufte das ſchöne Haar. Der Wind riß das Halstuch von ihrer Schulter, und trug es, ihr unbewußt, an den Fuß einer Weidenſtaude. Sie ſtürzte zum Ufer des Baches mit dem ſchauerlichen Entſchluß, ihr zerrüttetes Leben zu enden.

„Da ſtand ſie einen Augenblick ſtill. Gegen ihr über brach der Mond durch die Wolken, und ſein Licht vergoldete Alles umher. Da war's ihr, als ſei das der warnende Ruf Gottes an ihre Seele. Sie ſchauderte vor dem Abgrund, an deſſen jähem Rande ſie ſtand, und — die beſſeren Gedanken ſiegten in ihrem Herzen. Sie ſchauderte vor ſich ſelbſt. —

„Aber jetzt hörte ſie, wie die Knechte, die alte Margreth mit lautem Jammergeſchrei in den Garten eilten. Sie hörte des

Vaters Stimme, wie er ausrief: Ich hab' ſie nicht getroffen! Wo iſt ſie? Und wie im Flug eilte ſie am Bache hinab, über die Brücke hinüber, den Weg hinauf, den ſie erſt herabgekommen war, und verſchwand im Walde."

V.

Des Flurſchützen Erzählung hatte mich tief erſchüttert. Er ſelbſt war ſo bewegt, daß er eine lange Weile ſchwieg. Mir ſtanden die Bilder ſo lebendig vor dem Auge der Seele, als hätte ich ſie mitgelebt. Mein Athem ſtockte, als er den Seelenkampf des Mädchens am Ufer des Baches ſchilderte. „So war aus der holden Blüthe eine giftige Frucht gewachſen!" ſagte ich halblaut und ein tiefer Seufzer rang ſich aus meiner Bruſt empor. Er hatte die Worte gehört.

„Ach ja," ſagte er, „und die giftige Frucht ſäete eine Saat, aus der nur neues Elend hervorbrach. Hören Sie nur weiter! Des Obermüllers Wuth war noch nicht gebrochen. Er lud, als er aus Lenchen's Kammer herabkam, mit entſetzlicher Ruhe ſeine Flinte wieder mit zwei Kugeln. Die beiden Mahlknechte ſtanden zitternd da. Margreth flehte für das Kind. Der Müller aber redete kein Wort. Als die Flinte geladen war, eilte er in den Garten, und nun folgten die Anderen mit lautem Jammern und Flehen.

„Stille! rief er, und blieb ſtehen. Ich ſchieße Euch Alle nieder, wenn Ihr mich aufhalten wollt!

„Und fort rannte er. Durch den Garten, zur Thüre hinaus; auf die Wieſe lief er, ſie zu ſuchen. Die Anderen folgten in einiger Entfernung mit Bangen und Zagen. Da erblickte er ihr weißes Halstuch an der Weide. Der Mond beleuchtete die Wieſe. Sie war nirgends zu ſehen. Er ſtand ſtill.

„Margreth erblickte jetzt das Halstuch.

„Heiliger Gott, ſie hat ſich erſäuft! ſchrie die alte Magd.

„Der Müller war wie vom Donner getroffen. Das Wort der Margreth traf ihn ſo und weckte ihn, und riß ihn aus den Banden ſeines Zornes. Das Gewehr entſank ſeinen Händen und der Schuß ging los. Er bebte zuſammen, und wäre ſchier zuſammengebrochen. Vor dem Morde ſeines Kindes war der greuliche Menſch nicht zurückgeſchaudert; aber daß er ſein Kind zum Selbſtmorde getrieben, das machte ſeine Seele beben.

„Er fuhr mit beiden Händen in die ergrauenden Haare und ſtieß einen Schrei aus, der zum Entſetzen war. Holt Haken und Heugabeln, daß wir ſie ſuchen, vielleicht iſt ſie noch zu retten! ſchrie er und die Knechte flogen zur Mühle, wie er ſelbſt.

„Die alte Margreth ſank laut weinend auf ihre Kniee und betete für das arme Kind. Sie leuchtete dann nach dem Bache, der ſeine gelben Wogen wild dahin wälzte, aber ſie ſah Nichts.

„Endlich kamen ſie wieder und nun wurde der Bach durchſucht bis unter die Untermühle hinab, bis gegen Morgen. Dann erſt kehrten ſie troſtlos heim."

„Ich will Ihnen nicht ſagen, wie es um des Obermüllers Seele ſtand," ſprach der Flurſchütze. „Sie mögen es ſich denken. Kein Schlaf kam in ſein Auge und die Stimme des Gewiſſens ließ ihn nicht ruhen, nicht raſten. Er ging umher wie ein geſcheuchtes Huhn; ſah keinen Menſchen mehr an; kam in kein Wirthshaus mehr, weil ihn die Schmach niederdrückte und die innere Qual. So trug er's ein Jahr lang. Da kamen ſeine Gläubiger zu Hauf über ihn und ſtülpten ihn. Es ergab ſich, daß er mehr Schulden hatte, als ſeine Habe tilgen konnte. Die Obermühle wurde verſteigert und der Müller von Haus und Hof getrieben. Er trieb ſich noch eine Weile als Vagabund und Bettler im Lande herum, verachtet und gemieden von Jedermann.

„In einer Nacht, es war gerade an dem Tage jährig, daß er ſein Kind ſo mißhandelt hatte, bellten die Hunde des Müllers in der Obermühle, der ſie erſteigert hatte, auf eine greuliche Art. Sie heulten und tobten wie raſend. Der Müller meinte, es ſeien Räuber da und machte Licht und weckte ſeine Leute. Sie leuchteten im ganzen Gebäude umher — aber es war auch nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Dennoch ließen die Hunde nicht nach. Es kam Allen Furcht an, und Keiner wagte es, vor die Thüre zu leuchten. Ins Bett gingen ſie nicht. Es war auch eine greuliche Nacht. Es krächzte der Todtenvogel um die Mühle herum; der Sturm tobte und heulte; der Bach brauſte wild und ſchäumte in ſeinen Ufern, und ſelbſt das Vieh im Stalle wurde unruhig. Eine ſolche grauenvolle Nacht hatte der neue Müller noch nie erlebt. Und der Tag wollte gar nicht kommen. Sie froren vor Angſt ſo, daß die Müllerin Feuer in den Ofen machte, obwohl es noch früh im Jahre war. Der Müller ſagte: Sollt' ich noch Eine Nacht ſo hier erleben, ſo verkauf' ich ſtracks die vermaledeite Mühle! Es geht gewiß der Geiſt des Mädchens um, das der Unmenſch in das Waſſer getrieben! Da wurde ihr Schrecken noch größer.

„Endlich kam der Tag. Die Hunde hatten ſich heiſer geheult. Die Leute in der Mühle dankten Gott, als ſie die erſten Streifen des Frühroths am Morgenhimmel ſahen. Und als es denn heller Tag geworden war, da wagten ſie es, vor die Mühle herauszugehen und ſich umzuſehen; aber, wie erſchracken ſie, als ſie an den breiten Aeſten der Hoflinde einen Menſchen hängen ſahen, der in Lumpen gekleidet war!“ —

„Und wer meinen Sie, Herr, der es geweſen?“ fragte mich der Flurſchütze.

„Der Obermüller!“ ſagte ich, und es überlief mich eiskalt.

„Sie haben's errathen,“ fuhr er fort. „Sie ſchnitten ihn ab, aber er war todt, und in der Ecke des Kirchhofs, wo das alte Beinhäuſel iſt, da liegt er begraben, und der Pfarrer hat damals eine Rede gethan, die mir nicht vergißt, ſo lang' ich lebe; aber ein Anderer vergaß ſie auch nicht, das war der rothe David.

„Von den Schlägen des Obermüllers konnte er gar nicht geneſen, und ſeine alte Schweſter hatte recht ſeiner zu pflegen, und ihre Laſt mit ihm. Sein Mehl hat er nicht geholt, und hätt's auch nicht gekriegt; ja, ich glaub', wenn er ſich hätte können vor dem Obermüller ſehen laſſen, er hätte ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt; denn ihn klagte er an als Urheber ſeiner Frevelthaten. Dem rothen Schelm iſt's auch nachgegangen, und er iſt umhergeſchlichen wie ein Schatten. In das Mühlenthal da drunten hätte ihn keine Macht der Erde mehr gebracht.

„Um dieſe Zeit hab' ich in der Stadt als Hausknecht im Wirthshauſe zum goldenen Apfel gedient, wo unſere Dorfleute alle einkehrten. Da hab' ich denn immer ſo die Geſchichten aus unſerem Dorf und ſo da herum genau gehört. Da haben ſie mir denn erzählt, daß der rothe David krank geworden ſei und ſchrecklich gefabelt habe in der Hitze der Krankheit. Da habe er Schaafmeier's Peter immer laut angeklagt, weil der ihn gedungen habe, das arme Lenchen auszuſpioniren. Seine irren Reden ſeien alle Tage ſchauderhafter geworden, und endlich ſei er geſtorben.

„Der Peter Schaafmeier hat auch nicht viel Seide geſponnen, und man hat's ihm all' ſein Lebtag angeſehen, daß er Etwas auf dem Herzen hatte, das nicht herunter wollte. Geſagt hat er Niemanden, was ihn drückte. Er iſt in hohem Alter geſtorben, allein glücklich und froh iſt er nie geweſen.

„Aber wie ging's mit Lenchen?“ fragte ich.

„Laſſen Sie mich Ihnen erſt erzählen, wie es dem armen Paul ging,“ ſprach der Flurſchütze, in deſſen Geſicht ſich ſein Seelenzuſtand ſpiegelte.

„Der war an jenem Abend mit Schmerz und Qual heimgegangen. Die Schuld drückte ihm ſchier das Herz ab; aber es ſtand ſein Entſchluß feſt, ſeinen Eltern Alles zu bekennen. Und das that er unter heißen Thränen.

„Er hatte erwartet, es würde ein arg Unwetter über ihn hereinbrechen, wie er es verdient hätte, allein es ging doch gnädiger ab.

„Sie können ſich denken, wie das Bekenntniß den Untermüller traf; denn ſeines Todfeindes Kind als ſeine Schwiegertochter aufnehmen zu müſſen, war ihm ſchlimmer als Gift und Poppermeint. Der Untermüller war aber ein chriſtlicher Mann. Herbe Strafworte fielen hageldicht auf Paul's Haupt, und die Mutter ſaß weinend in der Ecke. Sie wußte, wie hart das Alles ihrem lieben Manne war. Das Lenchen wär' ihr als Tochter ſchon recht geweſen, aber daß es ſo gekommen, das wollte ihr das Herz ſchier abdrücken, denn ſie war ein Muſter einer ehrbaren Frau.

„Was iſt nun zu thun? ſagte der Untermüller und ſchritt in der Stube auf und nieder, und trat auf, daß die Dielen ordentlich krachten. Du mußt morgen in die Obermühle freien gehen, und ich will den ſchwerſten Gang meines Lebens thun — ich will mit dir gehen. Mußt du fort, ſo iſt doch das arme Mädchen ſicher geſtellt, und ich will's als mein Kind ins Haus nehmen. Wird's aber auch der alte Bosfeind zugeben? Paul, Paul, wie haſt du Herzeleid deinen armen Eltern bereitet! — Geh', ſagte er nach einer Weile, geh' ſchlafen!

„Das Schlafen war leicht geſagt und ſchwer gethan. Um ſo weniger konnte er ſchlafen, da er zwei Schüſſe hörte gegen die Obermühle hin, die er ſich gar nicht deuten konnte; denn von dem, was jenſeit der Felskante geſchah, kam keine Ahnung in ſein Herz. Endlich ſiegte jedoch die Macht der Natur. Er ſchlief ein, und das Hundegebell weckte ihn ſo wenig wie ſeine Eltern.

„Am andern Morgen, als ſie aufſtanden, kam einer der Mahlknechte zu ſeinem Genoſſen aus der Obermühle, und dieſer theilte ihm die erſchreckliche Geſchichte der letzten Nacht und die Nachricht mit, daß das Lenchen, um den Mißhandlungen oder gar der Ermordung durch ihren eigenen Vater zu entgehen, ſich dieſe Nacht erſäuft habe. Sie hätten die ganze Nacht geſucht, allein da der Bach ſo entſetzlich viel Waſſer habe, möge der Leichnam längſt die Nahe hinab getrieben ſein. Die Wehre hätten ihn nicht aufhalten können.

„Das arme Mädchen! ſeufzte der Knecht. Mein Herr war unbändig im Zorn, und du weißt, wie der iſt, wenn die böſen Geiſter bei ihm los ſind.

„Was iſt denn geſchehen? fragte Untermüller's Knecht.

„Gott weiß es, verſetzte der Gefragte. Eine Frau aus dem Dorfe, die heute früh einen Stümmel Frucht brachte, erzählte mir, im Dorfe gehe das Geſpräch, das Lenchen habe mit Eurem Paul heimlichen Umgang. Das habe ihm der rothe David hinterbracht. Dafür habe der eine Tracht Prügel von meinem Herrn als Trinkgeld gekriegt, an denen er noch lange werde zu krächzen haben. Sein Kind aber habe er ſchon auf dem Wege wie ein Unmenſch mißhandelt, und es dann todtſchießen wollen. Er hat wirklich auf ſie geſchoſſen. Ob er ſie getroffen, ich weiß es nicht, aber einen aufgellenden Schrei haben wir gehört, und, als wir herauskamen, war ſie ins Waſſer geſprungen, denn ihr Halstuch lag am Ufer, ganz am Rand, und das Gras war da ſtark zertreten. Blut ſieht man im Garten nicht, in den ſie aus dem Fenſter ihrer Kammer geſprungen, als ſie der Alte dort ſuchte. Vielleicht hat ſie eben nur aus Schrecken über die greuliche Abſicht ihres Vaters geſchrieen, und hat denn durch ihren Selbſtmord die ſchreckliche Schuld von ihm abhalten wollen.

„So erzählte der Mahlknecht aus der Obermühle. Der Andere ſtand ſtarr vor Schrecken.

„Iſt aber der Müller nicht dennoch ſeines Kindes Mörder? fragte er.

„Der Andere ſchauderte zuſammen, zuckte die Achſeln und ſagte: Sei ſtill; wir wollen nicht richten. Seinem Richter entgeht er nicht, und damit deutete er nach Oben.

„Was macht er denn? fragte Untermüller's Knecht.

„Was macht er? entgegnete der Andere. Daheim ſitzt er bleich, wie eine Leiche, und redet kein Wort und guckt ſtarr in eine Ecke. Was wird das noch geben? ſprach er und ging weg, zur Mühle zurück.

„Des Untermüller's Knecht eilte heim, die ſchauderhafte Mähr dort mitzutheilen, obwohl er das nicht zu ſagen beſchloß, was der andere Mahlknecht von der Urſache der Wuth des Obermüller's ihm vertraut.

„Der Erſte, welcher ihm begegnete, war Paul. Er ſah ſo traurig, ſo verſtört aus, daß der Knecht faſt zauderte, es ihm zu ſagen. Indeſſen war er ſelber zu ſehr ergriffen von der Geſchichte, als daß er's hätte verſchweigen können.

„Er hob denn an, es ihm zu erzählen, ſo ausführlich, als er es ſelber von dem Mahlknechte gehört.

„Paul war ganz ſtarr vor Schrecken, als der Knecht anhob. Mit jedem Worte wurde er bleicher und zitterte am ganzen Leib, und als endlich der Burſche das Letzte ſagte, vom Erſäufen nämlich, — da ſtieß Paul einen Schrei aus, den man bis ins Haus hineinhörte, hielt die Hände vor die Augen und taumelte gegen die Wand, wo er zuſammenbrach wie ein Seckelmeſſer, das man zumacht."

„Man kann ſich's wohl denken," ſagte der Flurſchütze, dem ich es wohl anmerken konnte, wie ihn die Erinnerung an dieſe Vorfälle und Ereigniſſe im Innerſten ergriff und erſchütterte, — „man kann ſich's wohl denken, wie es ihm zu Muthe war. Von dem, was geſchehen, wußte er ja kein Wort, und nun ſieht er, daß Alles offenkundig ſei; denkt ſich, daß die Wuth des Müllers nur daher könne entſprungen ſein, daß ihm Lenchen's Zuſtand bekannt geworden; er ſieht alle Schmach auf das arme Mädchen gehäuft; denkt ſich ihre Verzweiflung und die Beweggründe ihres Selbſtmords, und muß ſich anklagen, ſich ſelbſt, als die alleinige Schuld. — Herr, wenn man ſich das ſo recht lebendig denkt — man könnte ſchnurſtracks ein Narr werden, und es iſt ein Wunder, daß Paul nicht verrückt wurde!

„Als ſeine Eltern aus der Mühle auf den Schrei herausſtürzten, da lag er, ſteif, ohnmächtig auf der Erde, und der Mahlknecht war an ihm, ihn aufzuheben, bracht's aber allein nicht fertig.

„Sie können es ſich denken, was da ein Lamento war; wie die Mutter jammerte, wie der Vater wehklagte: Muß denn alles Elend zu Hauf über mich kommen! Es ging dem Geſinde durch Mark und Bein.

„Sie trugen ihn aufs Bett und wuſchen ihn an. Während dem erzählte dem Vater der Mahlknecht Alles, was er wußte, und der Müller rang ſeine Hände.

„Als Paul nach vielen Mühen endlich wieder zu ſich kam, richtete er ſich raſch vom Bett auf und fragte: Iſt's wahr? Und als die Mutter laut zu weinen anfing, und dies Weinen ihm eine Antwort war, da legte er ſich herum mit dem Geſicht in die Kiſſen und regte ſich nicht. Nur an dem Schluchzen hörte man, daß er lebe.

„Die Folge des Schreckens und Leides war, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Das war ein rechtes Herzeleid. Er klagte ſich, wenn er fabelte, als Mörder Lenchen's an, und dieſe Vorſtellung brachte ihn dahin, daß er ſo heftig ins Raſen kam, daß ihn ſtets zwei, auch drei Männer bewachen mußten. Er wollte zu Lenchen ins Waſſer, und er ſähe, ſagte er, wo ihr ſchöner Leib auf dem tiefen Boden des Waſſers liege; dort müſſe er ihn holen.

„Außer dem maßloſen Leide der Eltern durch des Sohnes gefährliche Krankheit ſuchte ſie jetzt noch ein anderes heim. Als Paul nicht kam, um zum Regimente zu gehen, dem er zugetheilt war, wollten ihn die Franzoſen als Deſerteur behandeln. Das wär' ein neues Unglück geweſen. Sie kamen mit Soldaten in die Mühle, und erſt, als ein Militärdoctor zu Protocoll gab, er ſei gefährlich krank, wurde die Geſchichte niedergeſchlagen.

„Herr,“ ſagte der Flurſchütze, „wie bald hatte ſich in den beiden Mühlen Alles verändert; wie bald war der breite Strom des Elends in ſie gekommen und hatte ſie die ſchwere Hand des Unglücks betroffen!

„Wie es in der Obermühle ſtand, hab' ich Ihnen ſchon geſagt; aber wenn man damals in die Untermühle kam, wo das Glück ſo lange ungeſtört gewohnt hatte, ſo wurde es Einem ordentlich ſchauerlich, und man konnte nicht leicht ein erſchreckenderes Beiſpiel des Unbeſtandes alles menſchlichen Glückes finden als dort. Der Müller ging gebeugt wie ein Mann von ſechzig Jahren, und aus dem Geſichte der Müllerin, die eine gar ſchöne und blühende

Frau geweſen, war alles Leben, alle Farbe gewichen; ihre Augen lagen tief im Kopf, und man hätte darauf ſchwören mögen, es werde kein Lächeln mehr in ihrem Geſichte ſichtbar. Iſt auch ſo gekommen!“ —

„Iſt Paul geſtorben?“ fragte ich raſch und mit vollſter Theilnahme.

„Das nicht, Herr!“ ſagte mein Erzähler; „aber es dauerte bis in den folgenden Sommer hinein, ehe er wieder ganz hergeſtellt war, und da hieß es: Fort zum Heere, zur Schlachtbank! Das beugte die armen Eltern vollends; aber Paul iſt gerne gegangen. Er war ein ganz anderer Menſch ſeit dem Unglück. Es kam keine heitere Miene mehr in ſein Geſicht. Eine tiefe Schwermuth lag vielmehr darauf. Hierher, an das Felſenplätzchen, kam er nicht mehr. Es hielt ihn eine innere Macht davon zurück. Ich, meines Orts, kann mir das recht gut zuſammenreimen. Du lieber Gott, welche Erinnerungen müßten da ihn übermannt haben! —

„Endlich iſt er fort. Ich war damals gerade in der Untermühle, wo ich Korn mahlen ließ. Herr, ſolch ein Leid hab' ich nicht wieder erlebt! Und Paul hätten Sie ſehen müſſen! Keine Thräne kam in ſein Auge, ja es war mir, als ſei er heiterer als ſonſt, gleichſam als freue er ſich, dem Tod entgegenzugehen, nach dem er ein ordentliches Verlangen zu haben ſchien. Als er fort war, ſchien die Mühle ausgeſtorben. Man ſah kein frohes Geſicht mehr, und ſelbſt das junge Volk, aus dem doch das Geſinde beſtand, hatte ordentlich den Muth nicht, einmal zu lachen oder herzlich froh zu ſein.

„Paul kam in ſein Depot nach Straßburg, wie es die Franzoſen nannten, und als er einexerzirt war, mußte er zu ſeinem Regimente nach Spanien, wo eben der Krieg mit den Spaniolen recht im Brennen war. Da iſt er geblieben und hat die tauſend Kreuz- und Querzüge der Franzoſen, die zahlreichen Schlachten und Gefechte mitgemacht, welche die Armee zu beſtehen gehabt hat.

„Er erzählte mir ſpäter oft, er habe ſich überall in das rechte Treffen hineingeſtürzt; habe, wenn es einen kühnen, halsbrechenden

Streich auszuführen gegolten, ſich immer als Freiwilliger gemeldet, weil er auf eine Kugel gehofft, die ſeinem brennenden Leid im Herzen, ſeiner Qual im Gewiſſen ein Ende machen möchte, aber es kam keine, und er mußte die Laſt tragen ohne Hoffnung. Nicht die leiſeſte Wunde hat er erhalten in allen den blutigen Schlachten. Da habe er erkannt, ſagte er, der liebe Gott wolle ihn recht lange büßen laſſen, und da habe er ſich denn auch ſtill gebeugt unter den Rath und Willen Gottes.

„Seinen Eltern ſchrieb er oft und ſie auch ihm; aber vom Obermüller und ſeinem Schickſal und Ende ſchrieben ſie ihm Nichts, um nicht aufs Neue die alte Wunde aufzureißen.

„Zuletzt iſt er von den Engländern gefangen worden. Lange haben ſie ihn auf dem Meere herumgeſchleppt, bis ſie ihn mit vielen Anderen auf die Inſel Jerſey brachten. Hier nahm er, um dem harten Loos zu entgehen, das die Gefangenen zu erdulden hatten, in der deutſchen Legion Dienſt, und mußte mit dieſer, als der Napoleon von Elba wieder nach Paris kam, in die Niederlande, wo er an der Schlacht von Waterloo Theil nahm und an dem Feldzuge bis zur Einnahme von Paris. Da erhielt er ſeinen Abſchied und kam in die Heimath zurück.

„Da hatte ſich auch Vieles verändert. Sein Vater war geſtorben und ſein zweiter Bruder war herangewachſen, hatte ſich verheirathet und die Mühle übernommen.

„Die Mutter lebte bei ihm.

„Ach, wie kam er ſo traurig zurück! Er war ein bildſchöner Mann, das mußte man ſagen, aber wie fiel alle die Erinnerung auf ihn! Wie eine Zentnerlaſt lag ſie auf ſeinem Herzen, und ein trüber finſterer Ernſt ließ kein Lächeln aufkommen.

„Er war mit der Einrichtung, die ſein Vater gemacht hatte, wohl zufrieden, und ließ gerne ſeinem Bruder die Untermühle und das Bauerngut im Dorfe dem jüngſten; denn er hätte es hier nicht aushalten können, wo ihn jeder Ort an ſein ſchweres Leid gemahnte.

„Gerade damals wurde eine ſchöne Mühle in einem Dorf in den Rheinthälern feil. Die Kaufſumme konnte er wohl aufbringen, denn der Vater hatte ein ſchönes Vermögen erworben. Man ſah es ihm an, wie es ihm ſo wohl war, als er aus dem Thale da unten fortzog. Die Mutter ging mit ihm an ſeinen neuen Wohnort, ihm die Haushaltung einzurichten; aber das Alter drückte die vielgeprüfte Frau, und ihr ſehnlichſter Wunſch war, daß Paul ſich eine Frau wählte.

„Es hat ihn viele Ueberwindung gekoſtet, bis er auf den Wunſch der betagten Mutter einging.

„Es lebt noch Eine in der Welt, ſagte er, mit der ich leben möchte, und das iſt das Röschen, das in Mainz mit mir war; aber die wird nun ſchon lange ihre Kindlein auf dem Schooße wiegen, ſagte er traurig.

„Die Mutter ließ ihm keine Ruhe, bis er endlich ſich aufmachte und nach Oſthofen ging. Dort kehrte er in einem Wirthshaus ein und erkundigte ſich, da [illegible] den Namen des Vaters von Röschen wohl kannte, nach dieſem und ſeiner Familie. Die Wirthsleute waren redſprächig und die Frau war eine Kamerädin von Röschen, mit ihr in die Schule gegangen und mit ihr confirmirt worden. Die gab gerne Auskunft.

„Ja, ſagte ſie, mit dem Röschen war's eine eigene Sache und Geſchichte. Als es von Mainz zurückkam, war's lange nicht mehr ſo heiter und fröhlich wie früher, da es ſang wie eine Lerche, wo es ging und ſtand. Ich war damals Braut mit meinem Mann und kam oft auf die Mühle, und fragte es friſch weg, was ihm ſei. Da hat's mir geſagt, es habe einen Burſchen lieb, der bei dem Rheinmüller in Dienſt geweſen, als es auch im Hauſe war. Es beſchrieb ihn als einen gar braven und ſchönen Burſchen, aber der habe ein Liebchen und die Eltern wollten's nicht leiden. Darum ſei er immer ſo traurig geweſen, und da hab' es ihn aus Mitleid nur noch lieber gehabt, und dem hänge ſein Herz an und es könne ihn gar nicht vergeſſen. Da habe ſie ihm vorgeſtellt, wie das doch ſo thöricht wäre, der Lieb' zu einem Menſchen Raum zu geben, der es doch niemals heirathen könne und es gar nicht lieb habe. Es hat's auch eingeſehen, aber es konnte gar nicht Herr werden über ſein Herz, und viel hundertmal hat's an meinem Halſe bittere Thränen vergoſſen, ſagte die Wirthsfrau treuherzig, daß mir auch das Herz recht ſchwer geworden iſt. Immer hat das arme, treuliebende Mädchen gehofft, der Paul, ſo hieß ſein Schatz, käme, um es zu werben; aber der hat wohl doch ſein Mädchen gekriegt, und iſt nicht gekommen, da hat's denn endlich die Hoffnung aufgegeben, und da gerade ein braver Müller aus dem Münſterthal kam, um es zu freien, und er ein ſchöner und recht braver Menſch war, hat es ihn geheirathet.

„Voriges Jahr, ſetzte ſie hinzu, kam das liebe Röschen mit ſeinem Mann und ſeinen vier Kinderchen hierher, da hab' ich mich recht gefreut, daß es blühte wie eine friſche Roſe und ſo vergnügt und glücklich war, wie ich es bin, und es wurde doch gar nicht fertig, zu rühmen, was es für einen lieben guten Mann habe. Man konnt' auch ſehen, daß er es recht auf den Händen trug und es ſo lieb hatte wie ein Jungburſch ſein Mädchen und bei dem Röschen war's juſtement gerade ſo.

„Als ich es an Paul erinnerte, hat es geſagt: Ach, Käthchen, ich hatte ihn recht, recht lieb, und es iſt mir ſchwer geworden, die Gedanken an ihn mir aus dem Kopfe zu ſchlagen; aber ich ſage dir, ich habe meinen Fritz ebenſo lieb, wie ich einſt ihn hatte.

„Das iſt's, was ich Euch von Röschen ſagen kann. Darauf ſah ihn die Frau ſcharf an, und als ſie bemerkte, daß es ihm in den Augen feucht war, da hat ſie ſeine Hand ergriffen und geſagt: Gelt, ihr ſeid der Paul?

„Paul aber hat's nicht eingeſtanden und iſt früh am andern Morgen heimgegangen. Er iſt ſeitdem noch viel ſtiller und trauriger geworden. Die gute alte Mutter iſt auch bald darauf geſtorben. Nun nahm Paul eine alte Perſon zu ſich, die bei ſeinen Eltern lange Jahre treu gedient und Wittwe geworden war. Sie hatte keine Kinder und es ging ihr kratzig. So iſt's eine Wohlthat für Beide geweſen, daß ſie zu Paul kam. Sie hat ihm ſeine Haushaltung geführt, und er hat ein ſtilles, trauriges, einſames Leben geführt, obwohl er recht gut noch hätte heirathen können, und kein Mädchen ſich beſonnen hätte, dem ſchönen Manne ſeine Hand zu reichen, deſſen Mühle gut ging, der das ſchönſte Weingut im Dorfe hatte, und von Alt und Jung geliebt und geachtet war. Später nahm er den Sohn ſeines Bruders zu ſich, einen blühenden, prächtigen Burſchen von achtzehn Jahren, dem er Alles einmal vererben wollte.“

VI.

Der Flurſchütze ruhte eine Weile aus von ſeiner Erzählung, der ich mit großer Theilnahme gefolgt war. Ich goß ihm den Reſt aus meiner Jagdflaſche ein, was ihm herrlich mundete. Darauf klopfte er ſeine kurze Pfeife aus und ſtopfte friſch.

„Ich habe Euch nicht unterbrechen wollen,“ ſagte ich, „aber es liegt mir die Frage nach Lenchen wie ein Stein auf dem Herzen.“

„Kann mir's wohl denken,“ ſagte er, mit einem Ausdrucke von Wehmuth. „Ich hab' mir das bis zuletzt aufgeſpart,“ ſagte er, „weil mir's allemal recht an die Seele geht, wenn es mir in die Erinnerung kommt. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten!“ — Er fuhr fort: „Von dem Hunsrücken ſenken ſich tiefe Thaleinſchnitte herab nach dem Rheine. Bald ſind ſie enger, bald weiter, und je nachdem ſie von längerer oder kürzerer Ausdehnung ſind, liegen ein oder zwei Dörfer in ihrem Schooße, durch den in der Regel ein Bach ſtrömt, der ſich in den Rhein ergießt.

„Das ſind ſonnige, warme Thäler, und an den Bergen, die gegen Süden liegen, ziehen ſich die Weinreben bis zum Gipfel hinauf. Da wächſt ein herrlich Tröpfchen, lieber Herr, und in den Thälern iſt's gar heimlich und ſchön. In ſo einem Thale lag Paul's Mühle, ganz nah' an dem Pfarrdorfe. Der Bach war waſſerreich und um die ſchöne neue Mühle herum breiteten ſich ſaftige Wieſen aus, die ein Kranz von Erlen und Weiden einſchloß, und die zur Mühle gehörten. Ein prächtiger Garten voll köſtlicher Obſtbäume lag vor der Mühle. Die Lage der Mühle war ungemein ſchön. Ein weiter Hof, an den der Garten ſich anſchloß, lag vor dem großen neuen Hauſe, und dieſen Hof überſchattete faſt ganz ein außerordentlich großer weitäſtiger Nußbaum, der, hätte er erzählen können, was er hier erlebt, manchen Winterabend Einem hätte verkürzen können; denn mehr als einhundert Jährchen hatte der Wind durch ſeine Aeſte gepfiffen, und die Meiſten, die ſeine Nüſſe gekracht, hatten längſt das Krachen darangegeben. Neben dem Hofhauſe ſtanden das Kelterhaus und die Ställe und Schuppen, und der alten guten Lisbeth mußte man's nachſagen, ſie ſelbſt und die ihr untergebenen Knechte und Mägde hielten das Alles ſo ſauber und rein, daß es eine Luſt war. Im Hauſe ſelbſt ging's gar ſtill und ordentlich her. Da hörte man kein Zanken und Haſeliren. Alle Befehle wurden vom Müllerpaul, wie er im Dorfe nach dem Landesgebrauch hieß, der allemal den Rufnamen hinter das Handwerk oder den Schreibnamen ſetzt, ſtill und beſtimmt gegeben und pünktlich ausgeführt. Darauf hielt er, und gerade ſo machte es die Lisbeth. Der Müllerpaul aß kein beſonderes Bißchen, ſondern mit ſeinen Leuten aus Einer Schüſſel. Er ſprach wenig, weil er immer ſo ſtill und ernſt war, und daran gewöhnten ſich auch ſeine Leute, und der junge Jörg, den er halb und halb an Kindesſtatt angenommen, gewöhnte ſich auch daran. Es iſt am Ende Alles eine Gewohnheit, Herr, und iſt auch ſo gut; denn das viele Pappeln thut's nicht, und das Sprüchwort hat Recht: „Wenn die Zunge driſcht, gibt's keine Frucht für die Mühle.“ —

„Nur einmal im Jahre wurde es lebendiger und lauter in der Mühle. Das war allemal im Herbſt, wenn geleſen und gekeltert wurde; denn alsdann kamen die Hunsrücker Leſer und Leſerinnen in die Thäler, und die ſind heiter und lieben es nicht, mozig einherzugehen.

„Es war am Sonntage vor der Leſe im Jahre vier und dreißig. Ich weiß aber nicht, Herr, ob Sie ſich deſſen erinnern, nämlich des Jahres, mein' ich. Das war ein Weinjahr! Krampanje, noch einmal! Man wurde von dem Moſte toll und voll, und ich ſag' Ihnen, die Rieslingtrauben waren alle braun wie Ruländer, und die Finger klebten Einem beim Leſen, wie wenn man Honig ausläßt, und einen Wein gab's, der war ſüß wie Zuckerwein und warf ſeinen Mann, daß er krachte. Seit Menſchengedenken war ſo keiner gewachſen. Auch hingen die Trauben an den Reben, wie wenn ſie hineingeſchüttet wären. Die Kaufleute ſchnüffelten ſchon herum, als die Trauben noch an den Reben hingen. In ſolchen Herbſten ſollten Sie die Geſichter der Weinbauern (die Herrenleute ſagen: Winzer, wir aber nicht, denn es iſt nicht landesüblich) ſehen! Die lachen mit dem ganzen Geſicht, und die Sorgenfalten, die die Mißjahre gemacht, ſind alle, wie wenn ſie mit dem Bügeleiſen glatt gebügelt wären. Sie athmen wieder frei und friſch, die armen Schelmen, die ſo ſchwer gedrückt ſind und ſo ſelten ihrer ſchweren Mühen Lohn ernten.

„Ueberall ſtehen dann vor den Hausthüren die Moſtbütten voll Waſſer, daß ſie aufquellen, und die ſauber geſcheuerten Legel und Leſebüttchen aufgeſchichtet. Es ſieht Ihnen gar nett und ſauber aus! Neue Fäſſer ſtehen umher, die noch zu verkaufen ſind; denn ſolche, die gefüllt werden ſollen, liegen ſchon auf dem Lager.

„Wie geſagt, es war am Sonntag vor der Leſe im Jahre vier und dreißig. Die Mittagskirche war aus und vor ihren Thüren auf den Bänken oder dem Bauholz ſaßen die Männer hemdsärmelig, wie die Frauen und Mädchen, Alter bei Alter und Art bei Art.

„Die Männer dampften ihr Pfeifchen und ſprachen vom Herbſte, der noch ſo ſonnenklar und warm war, als hätten ſich die Kalendermacher um zwei Monde verrechnet.

„Haſt du deine Leſer ſchon? fragte Einer den Andern. Der Eine ſagte: Bei dem ſchönen Wetter eilt's nicht; ich komme mit meinen eigenen Leuten zurecht. Der Andre ſagte: 's iſt Herbſt; es kann leicht umſchlagen und Regen geben. Ich will mir Hunsrücker nehmen, wenn ſie kommen. Der Dritte lachte und meinte: Wenn's nur Regen gäbe! Das Waſſer, das der liebe Herrgott vom Himmel in den Wein regnen läßt, das macht nur mehr Brühe, aber verſchlechtert den Wein nicht.

„Die Frauen plauderten allerlei gleichgiltige Dinge und die Burſche neckten die Mädchen, wenn jetzt die ſchönen Hunsrückerinnen kämen, ſchafften ſie ſich andere Schätze an, wobei denn die Mädchen entgegenredeten, es kämen ja auch Legelträger und Büttenſammler vom Hunsrück; ſie würden's dann gerade ſo machen.

„Zu den Männern unter der Dorflinde trat jetzt auch grüßend der Müllerpaul. Die Männer ſtanden auf und lüfteten die Strümpfkappen oder Pelzmützchen, woran man ſehen konnte, daß ſie einen Reſpect vor ihm hatten, was ſie ihm auch dadurch bewieſen, daß ſie ihn zum erſten Schöffen gewählt hatten, was er aber mit Dank für die gute Meinung von der Hand wies.

„Alles ſchon in der Ordnung, Herr Nachbar? fragte der ihm zunächſt wohnende Wingertsmann. — Doch — verbeſſerte er ſich ſelber, bei Ihm braucht man nicht zu fragen! —

„Warum denn nicht, Kämmerspeter, ſprach der Müller. Bei mir iſt auch nicht immer Alles, wie's ſein ſoll.

„Nu, nu, ſagte der Nachbar, das muß ich doch auch wiſſen. Bei Ihm kann man lernen, wie man den Sack anhängen muß, damit Alles pünktlich geht. Auch ſchon Leſer?

„Da findet Ihr mich ſchon im Schlafwamms, ſagte der Müller. Ich muß ſagen, ich weiß es nicht gewiß. Vergangene Woche ſchick' ich meinen Jörg auf den Hunsrück, er ſolle mir Leſerinnen ausmachen; aber der bleibt mir auf der Binnenberger Mühle hocken und überläßt es der Müllerſche (Müllerin ſagen wir hier zu Lande), ſie auszumachen, und bleibt doch bis zum Dienſtag in der Mühle zu Gaſt. Nun iſt die Müllerſche eine alte Frau und, wie mir Jörg ſagt, noch von Siebenſuppenſchnitten oder Adam's und Eva's Zeiten her mit uns verwandt. —

„Es wird ſo eine Verwandtſchaft ſein, wie meine Frau als ſagt: Meines Urgroßvaters Kellerloch ging in den Hof und das deines Urgroßvaters auch, daher ſind wir Vetter und Bas, lachte der Kämmerspeter.

„So mag's ſein, ſagte der Müller und die Bauern lachten. Ich glaub' auch, daß es ein Irrthum iſt und ſie eine andere Mühle meint, die nicht weit von der meines Vaters lag. (Die Obermühle wollte er nicht nennen, weil er den Namen nie ausſprach, auch nie genannt wiſſen wollte, auch kam er nie mehr ins Mühlenthal, ſeit er es verlaſſen.)

„Nun, was thut's, ſagte der Kämmerspeter, wenn ſie nur für ordentliche Leſer ſorgt, und für deren genug. Ihr braucht ſchon ein Häuflein, daß es eine Art hat.

„Das iſt's eben und deßwegen bin ich in Sorgen. So eine alte Frau hat kurze Gedanken, ſprach der Müller.

„Seid guten Muthes, ſ'iſt ja eine Kellerlochsbas, tröſtet der Kämmerspeter, und als er eben noch etwas hinzuſetzen wollte, kam ein Trupp von etwa zehn bis zwölf Leuten aus dem Oberdorfe herunter. Sie hatten kleine Büttchen und große Henkelkörbe (um nach der Leſe Trauben mit heim zu nehmen) unter den Armen, gingen bloßärmelig und hatten, was die Weibsleute betrifft, tärtene Röcke an. Voran ging eine alte Frau mit ſchneeweißen Haaren, die aber für ihr hohes Alter noch recht wacker daherkam, und die Anderen folgten ihr wie die Küchlein der Henne oder der Glucke, wie wir ſagen.

„Aha, da kommen Eure Leſer, ſagte der Kämmerspeter, denn ich merk's an der alten Glucke, der Kellerlochsbas!

„Das Häuflein kam unterdeſſen heran, und die Alte fragte, wo die Mühle ſei.

„Seht Ihr's? rief der Kämmerspeter und ſah dabei den Müllerpaul an, aber er erſchrack, als er ihn anſah, denn ſein Geſicht war bleich wie Kreide, und es ſchien, als zitterten ihm die Hände und Füße.

„Iſt's Euch nicht recht? fragte beſorgt der Kämmerspeter und faßte des Müllers Arm.

„Ein Anderer lief in ſein Haus und holte ein Glas Wein, das er ihm reichte.

„Auf des Müllers Stirn ſtanden dicke Schweißtropfen, die aber eiskalt waren, und er mußte ſich an den Stamm der Linde lehnen. Peter, ſagte er leiſe, weiſet den Leuten meine Mühle! Peter ging mit ihnen hinweg. Niemand aus dem Hauſen ſah ſich nach dem Müller um, als ein junges wunderſchönes Mädchen. Es folgte zögernd der Alten und ſah, ſo lange es konnte, mehrmals nach ihm mit großer Theilnahme hin.

„Der Kämmerspeter kam ſchnell zurück, denn es waren bis zur Mühle kaum hundert Schritt von der Linde aus.

„Er trat wieder zum Müller, der indeſſen das Glas Wein getrunken hatte.

„Iſt's beſſer, Herr Nachbar? fragte er theilnehmend.

„Der Müller nickte bejahend, und man konnte es wahrnehmen, daß das Uebel vorüberging.

„Was war das doch? fragte der Peter wieder. Habt Ihr vielleicht einen neuen ſtarken Tabak geraucht? Da kann's dem beſten Raucher paſſiren, daß es ihm noch einmal geht wie den Buben, wenn ſie ſich das Rauchen anquälen. Ich weiß das aus Erfahrung; denn als ich neulich eine Pfeife A B Reiter Willem Stein rauchte, alle Krampanje! da meint' ich, mein Namenstag wär'!

„Es muß ſo Etwas geweſen ſein, ſagte der Müller, dankte für die Theilnahme und ging mit dem Kämmerspeter das Dorf langſam hinab. Der Peter, dem das Maul ging wie ein Weberſchifflein, erzählte noch ausführlich, wie es ihm damals geweſen, als er den A B Reiter von Willem Stein (das war ein Erzdreimännertabak!) geraucht; aber der Müller ging in ſo tiefen Gedanken dahin, daß er gar nicht hörte, was der pappelte, und erſt wieder aus ſeinem Sinnen erwachte, als Peter ihm an ſeiner Thüre: Gute Nacht! ſagte.

„Der Müller ging aber nicht in die Mühle, ſondern in ſeinen Garten, wo er ſich in das niedliche Häuschen ſetzte, das mit rothen Frühtrauben, Burgunderreben heißt man ſie, bezogen war, und ſeinen Gedanken nachhing.

„Sie werden mich fragen: Was dem Paul doch eigentlich zugeſtoßen ſei?“ ſprach, den Gang ſeiner Erzählung unterbrechend, der Flurſchütze. „Das kann ich Ihnen ganz genau ſagen.

„Hinter der alten Frau, die Niemand anders als die Müllerswittib aus der Binnenberger Mühle war, ging ein Mädchen, das höchſtens achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Das Mädchen war gewachſen wie eine Tanne, und in einem Ebenmaaß der Glieder, wie man's ſelten findet; aber Nichts kam der Schönheit ihres Geſichtchens gleich, um das ein dunkles, kaſtanienbraunes Haar vom ſeltenſten Reichthume wallte, und aus dem ein großes, dunkles Augenpaar, wie zwei Sterne, hervorglänzte, dabei war das Geſichtchen, wie Milch und Blut. Unter dem Haufen der Leſerinnen waren prächtige Mädchen, aber meiſt blondhaarig, wie es auf dem Hunsrück gefunden wird; aber dieſe Eine wirkte ſo auf den Müller, weil — ſie Lenchen's lebendiges Ebenbild, wie aus dem Geſichte geſchnitten war. —

„Da iſt denn bei ihrem Anblick dem Armen Alles lebendig geworden, was er nun ſchon ſeit Jahren mühſam und ſchwer überwunden und ins Grab gelegt hatte, die Zeit des ſeligen Glücks und die Zeit eines Elendes, das er im reichſten Maaß erduldet hatte. Sehen Sie, lieber Herr, es geht dem Menſchen mit den Erinnerungen gerade ſo, wie mit dem, was ihm bevorſteht. Man ſieht's kommen und meint, man wäre darauf gerüſtet; aber wenn es nun da iſt, wenn's heranbricht, ſo drückt's Einen doch zuſammen. Als mir meine Martha ſtarb, da ging mir's ſo. Sie war lange Zeit im Bett und ich ſah's voraus, daß ſie nur mit dem Tode daraus herauskäme; ich ſah ſie ſo langſam hinſterben, was ſie ſelber gar nicht merkte, und ich meinte, ich wär' vorbereitet; aber, aber — als ſie mir ſtarb, da meint' ich, mein Herz müßte zerſpringen und berſten!“ —

Er wiſchte eine Thräne weg.

„Nun,“ ſagte er, „Gott half's tragen; aber wenn ich ſo am Kirchhofe vorbeigehe und hinüberblicke auf die Stelle, wo ich den weißen Roſenſtock hingeſetzt, dann iſt mir's allemal, als wär's heute geweſen und die alte Pein wird wieder wach. Dann kann ich mich nur tröſten, daß ich zu mir ſelber ſage: Alter, deine Beine tragen dich nicht mehr weit! — Und mit dem Todtengräber hab' ich's ſchon lange abgemacht. Ich komme gerade neben ſie! — Und dreben find' ich ſie ja wieder!“ Er ſchwieg einen Augenblick und fuhr dann mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Gedankenkreis entfernen, in den er gerathen war.

„Nehmen Sie mir's doch ja nicht für ungut,“ ſagte er mit einer Stimme, in der noch der Nachhall ſeiner Empfindungen klang, „daß ich von dem armen Paul auf mich gekommen bin. Es geht dem Alter ſo.

„Ich wollte bloß damit ſagen, daß Paul gemeint hatte, er könne, da er den Schmerz um ſein Lenchen überwunden und durch eine ſchwere Buße ſeine Schuld gemildert habe, gar nicht mehr ſo lebendig in jene Tage zurückverſetzt werden, wo er den bitterſten Kelch ſeiner Leiden geleert hatte. Wie betrog er ſich damit ſelbſt! Ein Blick in das engelsliebe, herzige Geſicht des Mädchens hatte eingeriſſen, was er gebaut in vielen Jahren.

„Da ſaß er nun im Garten, im Traubenhäuschen, und die Thränen liefen ihm in Strömen über die Wangen, und er konnte gar nicht Herr ſeiner ſelber werden. Die Dämmerung kam und er ſaß noch da. Die Dunkelheit, die ohnehin in dieſer Jahrszeit frühe, und in dem tiefen Thale noch früher, als auf den Höhen kommt, brach herein und deckte Freude und Leid, — aber er ſaß noch und ſtützte den Kopf auf den Schieferſtein des Tiſches, der im Hüttchen ſtand.

„Wo doch nur der Vetter bleibt? hörte er ſeinen Jörg, den Brudersſohn, ſagen. Es iſt doch ſonſt ſo gar ſeine Art nicht, auszubleiben!

„Die alte Lisbeth trat zu ihm und ſagte: Jörg, ich weiß gar nicht, was wir machen ſollen. Die Leſer ſind weit gegangen und hungerig. Meinſt du nicht, daß wir eſſen ſollten?

„Wartet noch ein Bißchen, ſprach Jörg. Er kann nicht mehr lange bleiben. Beide gingen darauf ins Haus.

„Paul fühlte, er müſſe ſich ermannen, und er bracht' es fertig. Er ging an den Mühlteich und wuſch ſich Geſicht und Augen, blickte hinauf zum Himmel, an dem viel tauſend Sterne flimmerten, und betete leiſe um Kraft. Das wirkte beruhigend auf ſein Herz, und er ging dem Hauſe zu.

„Als er in die helle Stube trat, wo alle die Fremden umher auf den Bänken ſaßen und ſie nun grüßend aufſtanden, war wieder die Erſte, die er ſah, das Mädchen, das lebendige Lenchen, und — bald wäre es ihm wieder gegangen, wie an der Linde, aber er faßte ſich und ſagte, er bedauere es, daß ſie heute auf ihn hätten warten müſſen.

„Das Mädchen ſah ihn ſo mitleidvoll an. Man ſah es ihr an, ſie hätte ihn gerne gefragt: Iſt's Euch wieder wohl? — aber das ſchickte ſich doch nicht. Er ſah den Blick, und mußte mit aller Macht den ſeinigen abwenden. Sie ſetzten ſich zu Tiſche. Das Mädchen kam zufällig neben ihn zu ſitzen. Er legte ihr die beſten Biſſen vor, und er mußte nun mit ihr reden.

„Jetzt faßte ſie ſich ein Herz und fragte: ob es ihm denn wieder gut ſei?

„Ach, ſchier ſprang ihm das Herz entzwei, als er dieſe Stimme hörte! Es war ihm, als rede Lenchen zu ihm. Das war ja ihr Ton, der ſo tief in die Seele hineindrang, der gerade klang, wie eine Nachtigall ſingt.

„Niemals iſt ihm die Ueberwindung ſchwerer geworden, als an jenem Abend, und faſt war's ihm aus den Augen gebrochen das Leid in hellen Thränen, als das Mädchen beim Schlafengehen von Allen ganz allein ihm die Hand reichte und ſagte: Schlaft gut; ich denke, morgen werdet Ihr wieder auf dem Damme ſein!

„Es war recht gut, daß er nur Einen Schritt in ſeine Schlafkammer hatte, die gerade neben der Wohnſtube war! — Jörg ſah die alte Lisbeth an, ſchüttelte den Kopf und ſagte: der liebe Gott weiß, was dem Vetter iſt! — Er hat geweint. —

„O geh' doch, ſagte beſorgt die treue Alte. Ach, wenn nur die Zeit nicht wiederkommt, die ich mit ihm durchlebt habe. Jörg, Gott behüte ihn und uns davor! —

„Der Junge kannte ſeines Oheims Schickſal aus den Erzählungen in der Familie, und die alte Lisbeth kannte es noch genauer, und Beide gingen mit ſchweren Herzen in ihr Bett. Die Alte lag noch lange wach, und der Jüngling auch; aber vor ſeine Seele trat bald ein wunderholdes Bild und verdrängte das ſeines trauernden Oheims, ein Bild, das er, ſeit er in der Binnenberger Mühle geweſen war, gar nicht mehr vor ſeinen Augen weg hatte bringen können, wenn es ihm auch damit ein Ernſt geweſen wäre, wie es nicht war.

„Als er nämlich von ſeinem Oheim auf den Hunsrücken geſchickt worden war, Leſer und Leſerinnen auszumachen, da waren Viele ſchon an die Nahe und an die Moſel beſtellt. In Pleizenhauſen aber ſagte ihm die Wirthsfrau, er ſolle einmal in die Binnenberger Mühle gehen, die Müllerſch habe neulich zu ihr geſagt, ſie möchte einmal gern in den Herbſt gehen, um ihres Lenchen's willen, das wolle aber ohne ſie nicht gehen. Er ließ ſich den Weg ſagen, und ging. Es war Sonntag, und die Mühle lag ſo ſtill da in ihrem dunklen Baumkranz, als er eintrat, daß es ihn ordentlich anheimelte. Da fuhr ihm aber ein weißer Pommer in die Beine, als wolle er ihn zerreißen. Jörg wehrte ihn mit ſeinem Stock ab, aber das eiderbiſſerige Stück Fleiſch wurde nur noch wilder. Da rief auf einmal eine glockenhelle Stimme ihm zu: „Spitz, kuſch dich!“ Und knurrend kroch der Unhold in ſeine Hütte. Als Jörg aufblickte, ſtand das Mädchen, das auf den Müller ſo heftig gewirkt, in der Thüre.

„Gelt, ſagte ſie lächelnd und wies dabei hinter den kirſchrothen Lippen die Reihen ſchneeweißer Zähne, das iſt ein rechter Biſſer!

„Freilich, entgegnete Jörg. Der ſoll alle Krampanze kriegen! Aber er thut doch nur ſeine Schuldigkeit. Nur hätte er mich nicht für einen Spitzbuben halten ſollen. Gelt, ſo ſeh' ich doch nicht aus?

„Das Mädchen maß den ~~hüb~~ſchen, ~~ſehr~~ gut gekleideten Burſchen, der ohnehin die helle Müllerfarbe an ſeinen Kleidern trug, und ſchüttelte dann lachend den ſchönen Kopf.

„Alſo du biſt nicht ſo unfreundlich gegen mich, als Euer Spitz? fragte er.

„Bei Leibe, nein! ſagte ſie erröthend. Du ſiehſt auch gar nicht aus, wie Einer, der Böſes im Sinne hat.

„Behüte Gott, ſagte Jörg, ich komme in der beſten Abſicht, ich möchte dich als Leſerin für uns in den Herbſt dingen!

„O geh? rief das Mädchen und klatſchte die Hände freudig zuſammen. Aber dann mußt du auch die Baas dazu nehmen.

„Freilich! entgegnete Jörg. Wo iſt ſie denn?

„In der Kirche, verſetzte das Mädchen.

„Darf ich denn bei dir auf ſie warten?

„Warum denn nicht? entgegnete ſie und er trat ein. Sie ſetzte ihm Butter, Käſe und Brod vor, auch Birnlatwerg, und er ließ es ſich ſchon ſchmecken, denn das ſchöne Mädchen gefiel ihm alle Minuten beſſer, und es konnte ſo lieb und herzig plaudern, daß man ihr gar nicht zu antworten müde wurde.

„Sie konnte aber auch fragen wie ein Grenzwächter. Es war noch keine Viertelſtunde herum, ſo wußte ſie ſchon, wie er hieß; woher er war; daß er bei ſeinem Vetter ſei, der ihn an Kindesſtatt angenommen; daß der Vetter die ſchönſte Mühle weit und breit und das größte und beſte Weingut im Thale habe, und Tauſenderlei, was ihr der kirre gemachte Jörg ſchon gebeichtet hatte. Sie erzählte ihm dagegen, daß die Baas gar ſo gut ſei; ſie groß gezogen habe, da ſie ihre Eltern gar nicht gekannt habe, und daß ſie wie das Kind im Hauſe ſei und gar nicht wiſſe, daß ſie keine Mutter und keinen Vater mehr habe.

„Und wie ſie ſo plauderten, ſahen ſie ſich einander immer in die Augen und gefielen ſich gegenſeitig immer beſſer.

„Endlich kam die Baas. Lenchen, ſo hieß das Mädchen, lief ihr eilings entgegen und erzählte ihr Alles, was der Burſch geſagt, und er ſei etwas hübſch und ſcheine gar brav und lieb zu ſein.

„Als die Baas den Namen hörte, freute ſie ſich und eilte ſo ſchnell herein, als ſie konnte, begrüßte Jörg wie einen uralten Bekannten und ſagte: Ei, das freut mich doch, daß ich noch einmal

Jemand von der Familie ſehe, ehe ich ſterbe. Wir ſind nämlich noch entfernte Verwandte.

„Wie ſo? fragte Jörg und freute ſich, dem ſchönen Lenchen etwas näher zu kommen. Die Alte erzählte nun, daß des Obermüllers Großvater, und ihr Großvater, was weiß ich? — verwandt geweſen, und ihr Großvater habe eine Baas in der Untermühle als Müllerin gehabt, ſie wiſſe aber nicht, woher die Verwandtſchaft geſtammt habe; das thue aber Nichts, er ſei eben doch noch ein Freund, und ſo freue ſie ſich, daß er ſie beſuche. Geh', Lenchen, ſagte ſie, ſchneide Speck in die Pfanne und backe die Eier!

„Wie der Wind war das Mädel fort und bald drang der köſtliche Duft aus der Küche in Jörg's Naſe.

„Während des Eſſens trug er denn ſein Anliegen vor und klagte, daß er keine Leſer mehr habe kriegen können und ſie brauchten doch grad zwölf, darunter müßten aber drei Legelträger ſein.

„Die Alte lachte. Ei, rief ſie, wer hat dir denn geſagt, daß Niemand mehr in den Herbſt gehen wollte? Darauf freut ſich ja der Hunsrücker ein ganzes Jahr!

„Du kannſt ganz ruhig ſein und brauchſt nicht mehr herum zu laufen, ich beſorge dir die Zwölf ſo ſicher, als heut' die Sonne am Himmel ſteht.

„Da wurde dem guten Jörg das Herz federleicht. Als er aber fortgehen wollte, nach dem Eſſen, machte das ſchöne Lenchen ordentlich ein traurig Geſicht. Die Alte ließ aber auch nicht nach mit ihren Bitten, bis er blieb, und auch noch den Montag dablieb, und ihnen half die Aepfel abthun.

„Niemand ließ ſich lieber halten, als Jörg; denn das Mädchen hatte es ihm mit ſeinen großen blitzenden Augen völlig angethan. Und als er endlich dennoch fort mußte, war es ihm, als hätt' ihm ſein Lebtag kein Abſchied mehr anne gethan, als dieſer, zumal ihn das Lenchen noch ein Stück Weges begleitete, und dann ſo treuherzig ſagte: Wenn ich dich in acht Tagen nicht wiederſähe, thät mir das Abſchiednehmen noch leider! —

„Seitdem konnt' er das Mädchen wachend und im Traume vor ſeinen Augen ſtehen ſehen, und mußte immer an es denken und ſchnitt ſogar ein L. in einen jungen Erlenbaum am Mühlteich. Und wie hatte des Lenchen's Auge gelacht, als es ihm die Hand beim Willkomm reichte! Sie hatte geſagt: Gelt, Jörg, nun ſind wir ſchon wieder beiſammen und bleibens den ganzen Herbſt!

„Da hätte er ihr um den Hals fallen und ſie küſſen mögen, wenn es ſich nur geſchickt hätte.

„So ſehr ihm auch ſeines Oheims Trauer nahe ging, das Mädchen, die Hexe, verdrängte doch den Gedanken ſchnell, und die Freude, bei ihr zu ſein, erfüllte ſein Herz mit lauter Luſt. Als er endlich in den Schlaf ſank, träumte er fort und fort nur von ihr, wie's ſo den verliebten Leuten zu gehen pflegt.

„Paul lag noch wach da, als der Wächter Zwei blies. War's anders möglich? Durch den Anblick des Mädchens war ja Alles wieder lebendig geworden, was hinter ihm lag. Gerade ſo war Lenchen, als er von Mainz zurück kam, gerade ſo ſchön, wie ſie, und das Mädchen hieß auch Lenchen! — Endlich ſank er doch in einen kaum erquickenden Schlaf, und als die Unruhe im Hofe begann, war er ſchon wieder da. Jörg blickte beſorgt nach des Oheims Antlitz, aber er ſah es ſo traurig wie geſtern. Beim Frühſtück ſah er Lenchen wieder und ſein Herz pochte faſt hörbar.

„Als um ſechs Uhr die Glocke läutete, zogen unter fröhlichem Geſange die Leſer zu den Weinbergen. Voran die Legelträger und Burſche und hinter ihnen die Mädchen.

„Paul folgte langſam. Er ſah, wie Jörg mit dem ſchönen Lenchen ſcherzte und bedeutſame Blicke wechſelte, und der Gedanke ging durch ſeine Seele, wie glücklich er ſich fühlen könnte, wenn dieß Abbild ſeines Lenchen's einſt als Gattin ſeines Jerg ihn umſchwebe! — Im Weinberge hatte er nicht Zeit, ſolchen Gedanken nachzuhängen, aber ſein Blick folgte dem Mädchen überall hin.

„Der Jubel der glücklichen, heitern Jugend, die bald fröhliche Lieder ſang, bald aufjauchzte, daß die Berge wiederhallen, bald Piſtolen knallen ließ, daß es wie Donner fortrollte an den Felſen, ſtimmte ihn heute ſo unendlich traurig, daß er es kaum auszuhalten vermochte, und frühe, ehe die Abendglocke die Schaaren der Leſer heimrief, ging er hinab ins Thal und ſetzte ſich in ſein Stübchen, das neben der großen Wohnſtube lag, und mit dieſer durch eine Thür und ein Fenſterchen in der Wand verbunden war. Heute hatte die alte Lisbeth mehr zu thun, wie die Pfanne um Faſtnacht, denn ſie hatte das Eſſen zu kochen für die vielen Menſchen. Im Herbſte nämlich pflegt man nicht zu Mittag zu eſſen, ſondern begnügt ſich um die Mittagszeit mit Brod und Käſe, aber Abends um ſechs Uhr, wenn die Leute aus den Bergen heimkehren, wird eine warme Mahlzeit gehalten. Da bringen ſie denn einen geſunden Appetit mit nach Hauſe, und wer das Kochen zu beſorgen hat, mag nicht über Mangel an Arbeit klagen. Lisbeth hatte deßwegen die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle gebeten, um Mittag heimzukommen und ihr an die Hand zu gehen. Nun war Alles in Ordnung und das Eſſen ſtand beim Feuer, fertig, um angerichtet zu werden. Da Alles beſorgt war, traten die beiden Alten in die Stube, ſetzten ſich dahin und plauderten.

„Paul hörte jedes Wort, und da ihn das Geſpräch gar ſehr anzog, horchte er mit angehaltenem Athem.

„Ja, ſagte die Müllerin, es iſt ein gutes Kind, das Lenchen, und, wenn ich es nicht hätte, ich wär' in meinem Alter eine geſchlagene Frau. Ich hab' es aber auch ſo lieb, als wär's mein eigen Fleiſch und Blut.

„Ei, du lieber Gott, ſagte die Lisbeth, geht's Euch dann Nichts an?

„Gott behüte, ſagte die Müllerin. Wißt Ihr denn nicht, was es für eine Bewandtniß mit dem Kinde hat? —

„Wo ſollt' ich das herwiſſen? war Lisbeth's Gegenrede.

„Dann muß ich Euch doch die Geſchichte erzählen, fuhr die Müllerin fort, ich weiß gewiß, Ihr erſtaunt, denn es iſt eine herzbrechende Geſchichte, wie ſie in der Welt kaum wieder vorkommt.

„Es mögen jetzt neunzehn Jahre her ſein, mein guter Mann lebte noch, da ſtarb uns unſer einziges Kind. Ach, Lisbeth, es war ein ſchönes gutes Kind, unſer Gretchen, und war eben neunzehn Jahre alt. Es iſt ſchon hart und ſchwer, ein Kind zu verlieren in dieſem Alter, das man mit Liebe und Sorge groß gezogen hat, wenn man ihrer noch mehrere hat; aber wenn man nur Eins hat, und das nimmt Einem der liebe Gott, da meint man, das Herz müſſe Einem brechen und man möchte ſich mit ihm ins Grab legen. So war's uns damals, meinem Jacob und mir. Ihr könnt Euch unſer Leid nicht denken!

„Die Leute, die uns tröſteten, meinten, die Zeit würde das Leid mildern. Du lieber Gott, unſer Leid ſtand mit uns auf und ging mit uns ſchlafen, und war einmal, wie das andere Mal. So war ein Dreivierteljahr vergangen und es war noch gerade, wie am erſten Tage. Gar manche Stunden ſaßen wir da und weinten. —

„Einmal war mein Mann nach Simmern auf den Fruchtmarkt gefahren und ich allein daheim, ſonſt ließ er mich ſelten allein. Da iſt mir mein Leid wieder über den Kopf gewachſen, und ich legte die Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf und weinte ſo recht bitterlich, daß meine Thränen auf dem Boden ordentlich ein Bächlein machten. Ich hatte nicht gehört, daß die Thür aufgegangen war; auch nicht, daß Jemand in die Stube trat. Plötzlich hörte ich einen tiefen, tiefen Seufzer. Das ging mir durch die Seele, und es überlief mich, wie wenn ich im Winter unter dem Mühlrade ſtünde. Ich fuhr mit dem Kopf empor, und es war mir in der Seele, als würde nun der Geiſt meines ſeligen Gretchen's vor mir ſtehen — ach, Ihr könnt's Euch gar nicht denken, wie es mir zu Muthe war. Ich ſtarrte nach der Thür, von wannen der Seufzer gekommen war, und — denkt Euch meinen Schrecken! — da ſteht ein Mädchen von meines Gretchen's Alter, von ihrer Größe, bleich wie der Tod, und ſtreckt mir die gefalteten Hände entgegen.

„Gerechter Gott! rief Lisbeth und ſchlug die Hände zuſammen, war's wirklich ihr Geiſt? —

„Ach nein, ſagte die Müllerin, und wiſchte ſich eine Thräne weg, der war bei ſeinem Herrn im Himmelreich, denn das Kind war ſchon ein halber Engel auf dieſer Welt. — Ach, Lisbeth, der Schrecken war ſchnell vorüber. Ich ſah das Mädchen an und mein Herz wurde in mir bewegt. Es war ſo ſchön, ſo ſchön, wie mein Lenchen, das ihr ohnehin wie aus dem Geſichte geſchnitten iſt. Das Mädchen war recht gut angezogen, aber dennoch war Etwas in ihr, als ob ſie ein entſetzlich Leid trüge. Die Augen lagen ordentlich tief im Kopf, und es ſchien ſo müd', daß es nicht mehr ſtehen konnte.

„Ich ſprang auf, um es zu fragen, was es wolle, aber ehe ich aufſtehen konnte, lag das arme Kind ohnmächtig am Boden.

„Gerechter Gott, ſagte Lisbeth, was war das ein Schrecken!

Das mein' ich, fuhr die Müllerin fort; aber ich vergaß Alles über der Noth, die da war. Das Mädchen, mochte es auch ſein, wer es wollte, war ordentlicher Leute Kind. Drin in der Kammer ſtand meines Lenchen's Bett, friſch überzogen und rein. Dahin bringſt du es, dachte ich, und hob mit Mühe das Mädchen auf, und trug es hinein. Ach Gott, dacht' ich, du mußt das arme Kind auskleiden. Du biſt ja eine ehrliche Frau und iſt kein Mannsbild in der Nähe. Ich ſchnüre ſie auf und ziehe ſie ſchnell aus und lege ſie in das Bett; dann hol' ich Eſſig und waſche ſie an. Nach vieler Mühe ſchlug ſie die Augen auf und ſah, wie irre, um ſich. Sei ruhig, ſagte ich, liebes Kind, du biſt bei ehrlichen Chriſtenmenſchen. Fehlt dir etwas? —

„Sie konnte nicht reden.

„Ich eilte in die Küche, denn ich dachte: Kaffe iſt aller Menſchen Labſal, und ich hatte mir Morgens ein Töpſchen voll in die Aſche geſtellt und die Milch gleich dazu geſchüttet, weil ich mir Mittags Nichts kochen wollte, hole das und ſchenke dem Mädchen eine Taſſe ein. Sie trinkt ſie ſo begierig, als hätte ſie acht Tage gehungert. Wer weiß, dacht' ich, ſie trinkt auch noch eine, und ich reiche ihr noch ein Schälchen. Auch das trinkt ſie begierig.

„Hat's gut geſchmeckt? fragte ich. Sie nickte und lächelte ſo dankbar, und dann fielen ihr die Augen zu und ſie ſchlief ein. Ich blieb am Bett ſitzen und ſah das engelſchöne Mädchen an, wie die hellbraunen weichen Haare um das weiße Geſichtchen lagen. Hab' mein Lebtag nichts Schöneres geſehen, und doch kam mir das Geſichtchen nicht fremd vor. Aber ich kannte ſie doch nicht. Sie ſchlief fort. Ich ſchlich mich weg, weil ich mein Vieh beſorgen mußte; aber ich horchte als einmal nach der Thür, die ich offen gelaſſen hatte. Es blieb ſtill. Ich kochte eine gute Milchſuppe für mich und das Mädchen, und trug ſie in die Stube. Als ich aber an das Bett kam, wie erſchrack ich! Da lag Euch das Mädchen in einer trockenen Gluthhitze, die erſchrecklich war, und redete leiſe vor ſich hin. Bald aber auch laut. Ach, rief ſie, er ſchießt mich todt! Er ſchießt mich todt! Ach Gott, mein eigener Vater! Paul, Paul, lauf' fort, er ſchießt dich auch todt! — Lauf in die Untermühle! rief ſie dann wieder. Ich ſpringe ins Waſſer! — Nein! Nein! das darf ich nicht! — Und dann ſprach ſie wieder leiſe und ſo ging's fort, bis mein Mann heimkam. Dem ſagt' ich's. Ach, Lisbeth, der war der beſte Menſch auf der Welt, der keinen Wurm zertrat, wenn er auf dem Wege lag. Er ſchüttelte bedenklich den Kopf, aber er ſagte: „Du weißt, der Herr ſagte, der ſei des Unglücklichen Nächſter geweſen, der unter die Mörder auf dem Wege nach Jericho gefallen war, der die Liebe an ihm thät.“ Behalt' das Mädchen und pflege ſein. Du verdienſt einen Stuhl im Himmel an ihm. —

„Ach, du lieber Gott, ſagte die alte Lisbeth, mir wird's ganz ſchwindelig! Paul hat das Mädchen gerufen und die Untermühle hat es genannt? —

„Ja freilich, ſagte die Müllerin, ſo hat's geſagt.

„Die alte Lisbeth ſaß vor ihr mit gefalteten Händen und angehaltenem Athem. Wie ging's denn weiter? ſagte ſie, erzählt doch fort!

„Nun ja, nahm die Müllerin wieder das Wort, wer hätte denken ſollen, daß es das Lenchen wäre, unſeres Vetters, des ſchlechten Obermüllers, bei * * * *, Kind! —

„Da ſtieß die alte Lisbeth einen Schrei aus und ein Ausruf in dem Nebenſtübchen und ein Schlag, als ſiele Jemand zu Boden, riß ſie von ihren Sitzen auf. —

„Paul war, unbemerkt von den beiden Alten, die in der Küche thätig waren, in ſein Stübchen gegangen und ſaß da, im Herzen bewegt, wie kaum einmal ſeit langer Zeit. Als die Frauen endlich in die Stube traten und ſich zum Ofen ſetzten und von Lenchen ſprachen, wurde er aufmerkſam. Er trat an das kleine Fenſterchen, welches in die Stube ging und hörte mit wachſender Spannung zu. Mit jedem Augenblicke wurde ihm der Gedanke näher gerückt, es könne ſein Lenchen geweſen ſein, daß, wie auch alle Vermuthungen dagegen waren, ſich dennoch vielleicht nicht einen Tod angethan. Wie ihm das Herz ſchlug, Herr,“ ſagte lebhaft der Flurſchütze; „wie er zitterte am ganzen Leibe; wie er zuſammenfuhr, als er ſeinen Namen nennen hörte, das mögen Sie ſich denken. Als aber die Frau das, was er zu ahnen begann, mit klaren Worten ausſprach, da brach ſeine Kraft. Es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, und mit einem Schrei, der die Qual löſte, ſtürzte er zur Erde.

„Wie erſchracken die Frauen! Lisbeth eilte nach Licht, und in dieſem Augenblicke nahten ſingend und jubelnd die Leſer der Mühle und ſtellten im Hof ihr Geräthe ab.

„Jörg! Jörg! rief die alte Lisbeth, komm' geſchwind, der Vetter, der Vetter!

„Da ſtürzte zum Tode erſchreckt der Jüngling herein und das Lenchen der Müllerin folgte ihm auf dem Fuß. Als ſie endlich in das Stübchen drangen, da lag der Müller ſtarr und leblos am Boden.

„Wein! Wein! ſchrie Jörg und die alte Lisbeth eilte [illegible]weg. Ehe aber die Lisbeth kam, war er zu ſich gekommen, und Jörg hielt ihn in ſeinen Armen und Lenchen trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne.

„Leg' mich ins Bett, Jörg, ſagte er, und Alle gingen voll Entſetzen und Angſt hinaus.

„Jörg half ſeinem Oheim ins Bett, und als er ſo dalag, mit dem Geſichte gegen die Wand, da begann ſich der Krampf zu löſen, der ihm die Bruſt zuſammenpreßte, und er fing laut an zu weinen.

„Jörg ſtand dabei mit angſtvoll gefalteten Händen. Es iſt dem armen Jungen gegangen, wie es mir geht,“ ſagte der Flurſchütze. „Ich kann nicht ſehen, wenn ein Menſch weint, aber, Herr, wenn ich einen ſtarken, feſten Mann weinen ſehe, ſo preßt's mir die Seele, daß ich's nicht ertragen kann. Das iſt etwas Abſonderliches. Gerade ſo ging's dem Jörg und noch viel mehr, weil er ſeinen guten Oheim lieb hatte wie ſeinen leiblichen Vater.

„Was iſt Euch doch? fragte er, ſelber weinend, und beugte ſich über das Bett.

„Ach, laß mich, Jörg, ſagte der Müllerpaul, laß mich, du weißt nicht, was mich ſo mächtig preßt! —

„Ich hab's wohl geſehen, wie es Euch ſeit geſtern ſo ſchwer auf der Seele liegt. Iſt Euch denn ein Leid geſchehen? Hab' ich etwas verſchuldet?

„Ach nein, nein, Jörg! Du nicht, Niemand! fragt mich nicht. Mir iſt ſo weh! — Laß mich allein! ſagte er.

„Da ſchlich der Jörg weinend hinaus.

„Das Lenchen fragte angſtvoll: Wie iſt's?

„Jörg ſchüttelte den Kopf. Ich weiß es nicht, ſagte er.

„Schick' doch nach dem Doctor, ſprach das bebende Mädchen.

„Du haſt Recht, verſetzte Jörg, eilte in die Geſindeſtube, wo die Leſer ſtill und angſtvoll ſaßen, und ſandte ſchnell den Mahlburſchen fort, den Doctor zu holen.

„Lisbeth trat auch zum Bett ihres Herrn und fragte: ob er nicht etwas eſſen oder trinken wolle? aber er wies Alles zurück.

„Es war eine mächtige Zerſtörung in der Mühle. Alle waren wie zerſchlagen. Niemand redete laut, und das Lenchen hatte immer Thränen in den Augen und wußte doch nicht warum. Die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle kam gar nicht mehr zum Erzählen. Sie begriff es nicht, daß ihre Erzählung Schuld an dem Schickſale ſei; nur die alte Lisbeth, die ja das Alles genau kannte, ſchüttelte bedenklich den Kopf, und wagte es doch nicht, das zu ſagen, was ſie von der Sache hielt.

„Jörg legte als einmal das Ohr an das Schlüſſelloch, aber er hörte ihn drinnen noch ſchluchzen.

„Mit dem Eſſen ging's gar nicht recht. Keines hatte rechten Appetit und Jörg kam gar nicht an den Tiſch.

„Erſt gegen zehn Uhr Abends kam der Docter geritten. Er ließ ihm zur Ader, empfahl Ruhe und Schonung und ſagte: Ob denn etwas vorgefallen ſei, was den Müller ſo erſchüttert habe? Niemand wußte Etwas davon, und die, die es allein wußte, die alte Lisbeth, getraute ſich nicht, etwas dem fremden Manne zu ſagen.

„Jörg wachte die Nacht, aber ſie ging ruhig vorüber. Der Müllerpaul ſchlief gut, und Morgens früh, als die Lisbeth kam, nach ihrem Herrn zu ſehen, ſaß er im Bett und ſagte, es ſei ihm gut, nur ſei er ſo matt, daß er nicht wohl aufſtehen könne. Sie ſollten in den Wingert gehen und leſen, aber Lisbeth und die alte Müllerin ſollten daheim bleiben.

„Als es nun ſtill im Hauſe geworden war, rief er Lisbeth und die Müllerin herbei.

„Sezt Euch mit Euerer Arbeit — ſie kernten Nüſſe — zu mir, ſagte er, und erzählt die Geſchichte doch weiter, die Ihr geſtern Abend anfinget. Ach, Ihr wißt nicht, wie nahe mich das angeht! — ſagte er.

„Die alte Frau fuhr denn nun auch fort und ſagte: Das Mädchen lag ſechs Wochen krank, und weil ſie fabelte und irre war, ſo wurde es uns recht Angſt, denn wir befürchteten, ſie möchte irrſinnig bleiben. Gott ſei Dank, das geſchah aber nicht! Ich hab' ſie, ſagte die Alte, gepflegt wie mein eigen Kind und den Doctor zu Simmern holen laſſen, der hat's mit Gottes Hilfe endlich gepackt. Sie iſt wieder ganz verſtändig worden, und ganz ſachte und langſam auch geſund. Deß waren wir froh, aber wie centnerſchwer fiel es mir auf das Herz, als mich der Doctor allein nahm und mir vertraute, wie er der Meinung ſei, daß das Mädchen Mutterhoffnung habe! Ich ſolle ſie einmal examiniren.

„Ach, du allmächtiger Gott, ich meinte, ich müßte in den Boden ſinken! Aber was half's?

„Ehe ich aber fragen konnte, es war an einem Sonntage, wo mein Mann in die Kirche gegangen war, rief ſie mich zu ſich, und nun erzählte ſie mir, wie ſie mit dem Sohne des Untermüllers, den ſie und der ſie ſo lieb gehabt, heimlich zuſammengekommen, weil die Eltern in den Tod verfeindet geweſen, und — unter tauſend Thränen geſtand ſie mir ihren Fehltritt. Da ſagte ſie mir, wie ſie von ihm gekommen, an einem Sonntag Mittag, kurz vor ſeinem Abmarſche zu den Franzoſen, da habe ihr Vater ihr aufgepaßt, weil er müſſe dahinter gekommen ſein, und habe ſie zu Boden geſchlagen. Sie ſei endlich wieder zu ſich gekommen, und, da ihr Vater mit dem rothen David ſich gebalgt, ſo ſei ſie eilings nach der Mühle gelaufen und habe ſich in Todesangſt und Verzweiflung in ihre Kammer eingeſchloſſen. Endlich ſei er gekommen, trunken und in voller Wuth, habe die Flinte geladen und ſie todtſchießen wollen. Als er aber gegen ihre Kammerthür gekommen, ſei ſie zum Fenſter hinaus in den Garten geſprungen. Ueber dem Allem ſei es dunkel geworden. Als ſie ihr Vater nicht in der Kammer gefunden und ſie noch im Garten laufen gehört, da habe er nach ihr geſchoſſen, und ſie habe einen Angſtſchrei ausgeſtoßen und ſei in die Wieſe gelaufen an den Bach. Da habe der Verſucher ihr in die Seele geflüſtert: „Stürz' dich hinein, dann hat dein Leid ein Ende, denn nun haſt du keinen Vater mehr, da er dich ermorden wollte!“ Als aber plötzlich da der Mond aufgegangen, ſei ein Strahl vom Himmel in ihre Seele gefallen, und ihr guter Engel habe ſie zurückgehalten von ſolcher Schreckens- und Greuelthat. Sie habe Buße gelobt und Schmach tragen wollen, lieber, als ſich noch ſchwerer an Gott verſündigen.

„Als ſie nun gehört, wie ihr Vater mit dem Mahlknechte gerungen und gerufen habe: Sie muß ſterben! da ſei's ihr geweſen, als reiße ſie eine unſichtbare Hand fort. Sie ſei über die Wieſe hinüber gelaufen, dem Walde zu und fort und immer fort, bis ſie endlich in einem dichten Schlag, als der Tag gegraut, zuſammengebrochen ſei vor Ermüdung und Seelenangſt. Sie wiſſe nicht, wie es ihr geworden, aber ſie müſſe in einen tiefen Schlaf geſunken ſein, aus dem ſie neu geſtärkt erwacht ſei, als die Sonne ſchon zum Niedergange ſich geneigt. Ein paar Waldbeeren hätten ſie mächtig erquickt, aber wo ſie geweſen, das habe ſie nicht gewußt.

„Nicht weit von der Stelle habe ſie eine Höhe geſehen, auf die ſei ſie, nachdem ſie im Gebete gerungen, geſtiegen, und habe nun ſich zurecht gefunden, daß ſie nicht wieder zur Mühle heimwärts gekommen ſei. Sie habe nun ihren Weg über das waldige Gebirge fortgeſetzt und ſei endlich tief im dunkeln Hochwald in ein einſames Haus gekommen, wo ihr die armen Leute für die wenigen Kreuzer, die ſie im Säckel gehabt, Brod und Milch gegeben hätten. Dort habe ſie nach der Binnenberger Mühle gefragt und gehört, die liege weit rechts. Die Leute hätten ihr ein Nachtlager gegeben und ihr auch am andern Morgen den Weg gezeigt. —

„Der kranke Müller hatte mit großer Anſtrengung der alten Frau jedes Wort wahrhaft vom Munde weggeguckt; aber jetzt, als ſie etwas inne hielt, fragte er: Was wollte ſie dort?

„Das will ich Euch ſagen, nahm die Müllerin wieder das Wort: Meine Großmutter war von der Familie des Mädchens, daß mußte ſie gehört haben, und damals müſſen die Untermüllers und die Obermüllers auch nah' verwandt geweſen ſein. Wir hatten aber ſeit Menſchengedenken Nichts mehr mit unſeren Verwandten über dem Walde zu thun, und als wir uns einmal nach dem Obermüller erkundigten, da hörten wir, er ſei ein Unhold, der Alles verprozeſſe, vertrinke und verſpiele, und da waren wir denn froh, daß wir gar keine Gemeinſchaft mehr mit ihm hatten, und er vergeſſen zu haben ſchien, daß wir ſeine Gefreundeten ſeien.

„Nun wußte das das arme Leuchen und wollte Zuflucht bei uns ſuchen. Da hat ſich's nicht betrogen! — Kurzum̃, nachdem ſie ſich denn drei Tage durchgeſchlagen, kam das arme Kind endlich todtmüde und krank zu mir, wie ich geſtern erzählt.

„Jetzt war ihr der Stein vom Herzen, und ſie fiel vor mir auf die Kniee und umklammerte ſie und rief: Baſe, verſtoßt mich nicht, daß ich nicht in der Verzweiflung mir ein Leid anthue. Ohne Euch bin ich verloren. Mein Vater darf nicht wiſſen, wo ich bin. Haltet mich heimlich bei Euch!

„Da ſaß ich nun! Denkt's Euch ſelber! Ich weiß noch recht gut, wie mir's damals war; wie es mir eiskalt wurde bis ans Herz. Aber der liebe Gott rührte mein Herz an, daß ich weinend das jammernde Mädchen aufhob und ſagte: Sei getroſt, armes Kind, ich verlaſſe dich nicht!

„Ach, da hättet Ihr ſie ſollen ſehen, wie ſie mir um den Hals fiel! — Die Müllerin trocknete ihre Thränen, und der Kranke ſaß da mit gefalteten Händen und ſah ſo bleich aus, wie eine Leiche. Seine Lippen bewegten ſich leiſe und die dicken Thränen jagten einander.

„Endlich, fuhr ſie fort, iſt denn mein Mann gekommen, und dem hab' ich die Beichte des armen Lenchen's geſagt. Er ſtand auch da, wie Lot's Weib, aber er hatte ein mildes Herz. Eva, ſagte er zu mir, Gottes Wege ſind wunderbar! Hat er in ſeiner Gnade das junge Kind vor dem Selbſtmorde behütet, ſo wollen wir's nicht wieder ins Elend hinausſtoßen. Er will uns ein Kind ſchenken, da er uns das unſerige genommen hat. Siehſt du, ich ſehe in der Geſchichte ſo recht den Finger Gottes für uns alte Leute. Er will uns zu Werkzeugen ſeiner Gnade machen. Sein Wille geſchehe! Wir haben das Mahlen dran gegeben und ſind ſo allein. Niemand kommt zu uns. Anverwandte hier herum haben wir nicht. Da wird Niemand das Mädchen gewahr. Und merken es die Leute, nun, dann, ſo ſagen wir, ſie ſei unſere Magd.

„Aber, ſagt' ich, wenn nur Eins nicht wäre!

„Freilich, ſprach er, es iſt ſchlimm; aber wir wiſſen ja wie's ſteht, und Gott weiß es, ſo kümmern wir uns um der Leute Gerede nicht.

„Da war's fertig, und mit dem armen Lenchen war's gerade ſo, wie wenn die Sonne die Blumen der Wieſe ganz zu Boden gebrannt hat, und es kommt ein erquickender Regen, ſo heben ſie wieder die bunten Köpflein und Kelchlein in die Höhe, ſtrahlen und blühen und duften wieder in friſcher Kraft. Gerade ſo war's mit dem Lenchen. Es iſt angegangen wie ein Licht, dem man friſches Oel zugießt, oder wenn über die trockene Wieſe das Frühlingswaſſer fließt. Ach, wie hat ſie mich umſchlungen mit ihren Armen und die heißen Thränen der Dankbarkeit vergoſſen an meinem Halſe! Zwar fröhlich iſt ſie nicht geworden, denn es lag das Leid über ihren Fehltritt und ihre Schuld ſchwer auf ihrem Herzen; aber ruhig, ſtill, gottergeben iſt ſie geworden, und gar manchmal hab' ich ſie geſehen, wie ſie auf ihren Knieen lag und betete.

„Hat ſie nie — ein Wort über Den geſagt, der den größern Theil der Schuld trug? fragte mit bebender Stimme der Müller, nie ein zürnendes, ſtrafendes Wort?

„O nein, ſprach die Alte. Sie hatte ihn zu lieb dazu, und vielmehr ſprach ſie davon, wie es ihm ergehen möchte, und wenn er doch da wäre, daß ihr Kindlein ein ehrliches würde!

„Wollte ſie denn nicht zu ſeinen Eltern gehen? fragte er.

„Ach, ſie galt ja als todt im Thale; das haben wir gehört. Drum wollte ſie todt ſein für die, und erſt wieder leben, wenn er von den Franzoſen heimkehrte; aber ach! das ſollte ſie nicht erleben. Die Stunde der Geburt unſeres Lenchen's war ihr Tod!

„O, du heiliger Gott! rief der Müller mit einem Tone, der das Herz durchſchnitt.

„Was iſt Euch? fragte die Müllerin vom Binnenberg.

„Ich bin's! rief er. Ich bin der Vater Eueres Lenchen's!

„Da wäre die alte Frau ſchier zuſammen gebrochen vor Schrecken und Entſetzen.

„Die alte Lisbeth aber ſaß da und weinte und nickte der Müllerin die Beſtätigung zu.

VII.

„Es war im Advent deſſelbigen Jahrs, als die Müllerin von der Binnenberger Mühle mit dem ſchönen Lenchen am Rhein im Herbſt geweſen war, als ſie eines Sonntags Morgens mit Lenchen aus der Kirche heimkam. Es war kalt und der Froſt hatte die Erde ſchon ſteinfeſt gemacht und die Bäche bedeckt mit der glänzenden Eisbrücke. Schnee lag nicht auf den Feldern, aber der

Wald und die Bäume waren alle von Oben bis Unten angethan mit dem Froſtkleide des glitzernden Reifes. Die Sonne ſchien hell und klar in die Reifkryſtallchen, und es funkelte wunderbarlich rings umher, und es kniſterte und flüſterte ſo heimlich überall, wenn der Reif abfiel von den ſchwerbeladenen Aeſten. Manchmal that es auch gewaltige Schläge, wenn von des Reifes Laſt eine Krone brach oder ein Aſt abkrachte — daß der einſame Wanderer zuſammenfuhr.

„In ſtillen Gedanken wanderten ſie daher, die alte Frau und das liebliche Mädchen, und ihre Tritte kniſterten im Gras. Endlich ſahen ſie die Mühle, wo der Rauch des Schornſteins kerzengerade in die Luft ſtieg.

„Sieh' 'mal, Lenchen, ſagte ſie, die Annlisbeth denkt, es ſei heute doch mauſig in dem Walde, da hat ſie uns einen recht warmen Ofen gemacht. Gott lohn's! meinen alten Knochen wird es gar wohl thun.

„Das Mädchen, welches hinter der Alten herging, ſchüttelte leiſe den Kopf, und es flog plötzlich eine dunkle Röthe über ihr Geſicht.

„Ich glaub's nicht, Baas, ſagte ſie. Die Annlisbeth hat viel zu kurze Gedanken, als daß ſie ſo weit reichten.

„Was ſoll's denn bedeuten? fragte die Alte neugierig.

„Ich weiß es nicht, war des Mädchens Antwort.

„Meinſt du etwa, der Jörg ſei da und freie? — fragte ſie halb ernſt, halb neckiſch.

„Halt, rief ſie plötzlich, da fällt mir auch was bei. Der Herr Pfarrer ſagte: Er käme heute noch auf die Mühle; er ſei dahin beſtellt durch einen Brief. Das iſt mir doch zu rund!

„Das Mädchen fühlte ein leiſes Durchſchauern und dankte Gott, daß die Baſe nicht umſah, weil ſie ſonſt die Flammenröthe hätte ſehen müſſen, welche ihr Geſicht bedeckte.

„Für Beide aber war das eine ſtille Mahnung, um ſchneller drauf loszuſchreiten und bald traten ſie in den Hof der Mühle, wo ein Wagen hielt, auf welchem Säcke mit Haferſpreu gefüllt, als Sitze gedient hatten.

„Da haben wir's! rief die Alte aus. Wenn du nicht ein Frohnſonntagskind biſt, ſo gibt's keins mehr! Gäſte! Lenchen, Gäſte! Ach, du lieber Gott! was machen wir denn? Zum Kochen iſt's zu ſpät! —

„Seid nur ruhig, Baſe, verſetzte das glückliche Mädchen, wir wollen ſie ſchon ſatt machen. Wir ſchneiden Speck in die Pfanne und ſchlagen Eier drüber.

„Alle dieſe Sorgen, wie ſie der Weiber Art ſind, waren überflüſſig; denn als ſie in die Stube traten, war ſie leer, und die Annlisbeth ſagte bloß: Euere Gäſte ſind ins Dorf und werden erſt nach dem Mittagseſſen kommen.

„Wer iſt's denn? fragte die Alte.

„Ei, antwortete die Magd, es iſt ein junger hübſcher Burſch und ein ältlicher Mann, der aber auch noch einem Mädchen gefallen könnte.

„Lenchen erglühte vor Luſt, und doch war es ihr nicht recht, daß ſie nicht da waren. Daß es Jörg ſei, der als Freier komme, ließ ſie ſich nicht ausreden, wenn es auch Jemand verſucht hätte, denn ſie wußte zu gut, was er geſagt hatte, als er am letzten Abend in dem Häuschen im Garten an der Mühle bei ihr geſeſſen. Damals hatte er ſie an ſein klopfendes Herz gedrückt und geſagt: Dich oder Keine! und dann hatte ſie geſagt: Ach, Jörg, wenn's aber dein Vetter nicht litte, und weinend hatte ſie hinzugeſetzt: Auf mir liegt der Makel, daß ich ein unehelich Kind bin. Du weißt, wie es die Leute machen, wiewohl ich ſchuldlos die Schmach trage; ich weiß es, hatte Jörg geſagt; was liegt mir an den Leuten! Und wenn du ein Zigeunerkind wäreſt, dich oder Keine! Ich will lieber, wie der Vetter, ehelos ſterben! Das hatte er geſagt und geſchworen, ehe es Weihnachten würde, müßte ſie ſeine Frau ſein.

„Das ſtand ihr immer vor der Seele, und wenn der Spitz bellte, oder wenn die Hausthür knarrte oder ein Wagen gegen die Mühle fuhr — durchſchauerte ſie ein freudiger Schrecken; aber in der letzten Nacht hatte ſie geträumt, ſie hätte Jörg und ſeinen Vetter, den ſie ſo lieb hatte, und wußte nicht warum — aber doch ganz anders, wie den herzlieben Jörg — geſehen, wie ſie Sonntags in den Hof gefahren ſeien, und das war ein Traum, an deſſen Erfüllung ſie um ſo feſter glaubte, als ſie ihn eben im Advent geträumt, denn das war eine gar wunderſame Zeit, wo die meiſten Träume in Erfüllung gehen.

„Die alte Müllerin bewegten andere Gedanken. Sie hatte ja Alles erfahren in der Mühle im Rheinthale, was ſich mit Lenchen's Mutter begeben; ſie wußte, was der Müller thun wollte, und auch ſie hatte darauf gerechnet, daß er bald käme. Ueberdies hatte ihr Lenchen gebeichtet, wie ſie mit Jörg ſtehe, was aber der Müller nicht wußte. Wenn das auch die gute alte Frau freudig machte, ſo war doch etwas gar Bitteres beigemiſcht. Was ſollte aus ihr, der Einſamen, werden, wenn nun Lenchen, das ſie erzogen hatte, das ſie liebte, wie die Mutter ihr eigen Kind, mit Jörg zöge? — Solche Gedanken lockten ihr manchmal die Thränen in die Augen.

„Heute, wo Lenchen geſchwind noch einen Kuchen backen mußte und die Annlisbeth den Ofen wärmte, ſtand ſie neben dem Mädchen, deſſen Antlitz von der höchſten Freude ſtrahlte, und ſolche Wehgedanken zogen durch die Bruſt der Schwergeprüften. Lange hielt ſie ſie zurück, endlich aber ſagte ſie: Ach, lieber Gott, ſo ſeid ihr junges Volk! Du ſtrahlſt vor Freude, und mich quält der bange Gedanke, was aus mir werden ſoll, wenn nun Jörg dich als Frau an den Rhein führt! — Sie wiſchte mit der Schürze ihre Thränen weg, die jetzt in großer Menge hervorbrachen.

„Lenchen fuhr empor, als hätte ſie eine Weſpe geſtochen und ſah ernſt die Müllerin an.

„Was ſagt Ihr? ſprach ſie. Ich Euch verlaſſen im Alter? Nein, dann ſoll Gottes Gnade mich verlaſſen! Habt Ihr mich nicht aufgezogen als treue Mutter? Müßte nicht der Fluch Gottes auf mir ruhen, wenn ich jemals auch nur den Gedanken gehabt, von Euch zu ſcheiden? Verlangte das der Jörg, Baas, ich hab' ihn lieber, wie mein eigen Leben, ich will's Euch eingeſtehen, aber dann ſagt' ich: Nein, und wenn mir das Herz darüber bräche!

„Da umfaßte ſie die Müllerin und küßte ſie, und ihre Thränen, die aus Thränen des Leids, Thränen der Freude geworden waren, benetzten die glühenden Wangen des Mädchens.

„Das iſt ſo deiner lieben Mutter Art, ſagte die Alte. Gerade ſo dachte ſie. Du biſt ja meines Alters Segen! Wenn ich dich auch nicht unter dem Herzen trug und mit meiner Bruſt dich genährt hab', im Herzen hab' ich dich getragen und Sorg' und Leid um dich gefühlt, wie wenn du ein Stück von meinem Leben wäreſt. Ohne dich könnt' ich ja auch nicht mehr leben.

„So ſprachen die Zweie, und Lenchen knetete mit dem runden ſchneeweißen Arm den Teig und machte die Kuchen. Am warmen Ofen gingen ſie luſtig, und noch waren die Gäſte nicht da, als ſie ſchon braun, wie friſche Kaſtanien, die eben aus der Kolbe fallen, auf den Schüſſeln lagen.

„Heute ſchmeckte Beiden das Eſſen gar nicht, und Annlisbeth meinte, die Gäſte hätten getroſt dableiben können, ſie wären auch noch ſatt geworden.

„Als die alte Standuhr Eins ſchlug, kamen ſie, begleitet von dem Pfarrer und dem Ortsvorſteher und zwei Cenſoren, wie man dort die Kirchenvorſteher nennt. —

„Lenchen wollte ſich aus den Reiſern machen, aber die Müllerin hielt ſie feſt.

„Jörg glühte auch vor Luſt, als er Lenchen ſah, und meinte ſo in dem ſtillen Herzen, ſie ſei in den acht Wochen noch viel ſchöner geworden. Er drückte ihre Hand und hätte ſie vor ſein Leben gern geküßt. Auch blinzte er immer mit den Augen, als hätte er ihr gar Wichtiges zu ſagen.

„Mit dem Müllerpaul aber war's kurios. Als er zu Lenchen trat und ihr zum Willkomm die Hand reichen wollte, da war's, als übermannte ihn ein ſeltſames Gefühl. Er zog das erſchreckende Mädchen an ſeine Bruſt, drückte es feſt an ſich; hielt es dann wieder mit ſeinen ſtarken Armen weit von ſich, betrachtete es mit überſtrömenden Augen und rief: Ja, es iſt mein Lenchen! und riß es wieder gewaltig an ſein Herz und weinte laut. Willenlos überließ ſich ihm das Mädchen, und es wurde ihr ſo eigenthümlich zu Muthe, daß ſie ins Weinen ausbrach und, ob ſie gleich gar nicht wußte, was ſie that, dennoch ihren Kopf zutraulich an ſeine Bruſt lehnte.

„Auch der Pfarrer und die Männer wiſchten ſich die Augen, denn es mußte jedes Herz bewegt werden von dem Schmerze des Mannes.

„Laßt uns zur Sache ſchreiten, ſagte endlich der Pfarrer, denn die Tage des Winters ſind kurz.

„Er entfaltete nun eine Schrift, und las ſie vor. Darin ſtand, vom Notär war ſie gemacht, daß der Müllerpaul das Lenchen als ſein rechtmäßig Kind annehme und anerkenne, wie er denn auch ihr leiblicher Vater ſei.

„Ach, Herr, da hätten Sie aber die beiden jungen Leute ſehen ſollen!

„Lencherl ſtand da — ſtarr, bleich — vor Schrecken. Endlich hob ſie das Auge zu dem Müller empor und ſah ihn lange, lange an und ihre Lippen zitterten.

„Willſt du mich als Vater, mein Lenchen? fragte er. Ach, daß feindſelige Menſchen deine gute Mutter und mich auseinander riſſen! Ich habe gebüßt für den Fehltritt meiner Jugend, ſchwer gebüßt. Sie iſt droben ein Engel des Lichts, denn ihr iſt vergeben. Gott ſei Preis, daß ich Alles noch gut machen kann. Gott ſei Preis, daß er mir wohlthat über mein Hoffen und Würdigkeit, und mich dich finden ließ. . Lenchen, willſt du deinen Vater nicht?

„Ach, nun weiß ich, warum ich Euch ſo lieb hatte, ſeit ich Euch zuerſt ſah! rief ſie aus und ſtürzte, laut weinend, an ſeine Bruſt und küßte ihn, und rief einmal über das andere Mal: Mein Vater!

„O, daß deine Mutter die Stunde erlebt hätte! ſeufzte der Müller; aber ſie ſieht ja vom Himmel herunter, die arme Dulderin, und freut ſich unſeres Glücks! Ihren ehrlichen Namen hab' ich hergeſtellt in meiner Heimath, und hier der würdige Mann, Euer Herr Pfarrer, hat mir wacker beigeſtanden. Dir, mein Lenchen, iſt das noch dunkel, du ſollſt aber Alles erfahren.

„Um den armen Jörg hatte ſich derweile kein Menſch bekümmert, nicht einmal Lenchen; denn ihr Herz erfüllte ja jetzt nur der Eine Gedanke, daß ſie ihren Vater gefunden und der Makel ihrer Geburt getilgt ſei.

„Er ſtand todtenbleich am Ofen, und wußte ſo recht eigentlich nicht, ſollte er lachen oder weinen. Der Müller hatte ihm nichts von dem Allem geſagt und auch der alten Lisbeth hatte er's verboten, ihm etwas von dem zu ſagen, was ſich im Herbſt in der Mühle mit ihm begeben und wie er zu Lenchen ſtehe. Daß Jörg das Lenchen, wie ſein Leben, liebe, das hatte er ja geſehen und ſich deſſen innigſt gefreut, und die alte Lisbeth hatte ihm hinterbracht, daß ſie die Zwei an jenem Abend in dem Traubenhäuschen im Garten belauſcht, und was der ehrliche Jörg Alles damals geſagt, und auch die Worte Lenchen's.

„Was aber Jörg ſo überraſchte, war nicht der Gedanke, daß ihm nun des Onkels Erbe entgehe; denn ſo eigennützige Gedanken kamen nicht im Entfernteſten in ſeine Seele, vielmehr war es dieſe ganz unerwartete Wendung der Dinge und der Gedanke: Wird er ſie dir nun auch zur Frau geben? Wird ſie dich nehmen? —

„Der Müller dachte zuerſt an ihn.

„Jörg, rief er, du ſtehſt allein da, als wärſt du ein Fremder, und freueſt dich nicht, daß dein Oheim eine Tochter gefunden hat?

„Das weckte ihn. Er eilte herzu und ſagte: Glaubt das nicht; aber ich bin ganz verſteinert über das Alles, von dem ich mir Nichts träumen ließ!

„Haſt du denn nie in deines Vaters Haus von meinem Schickſal reden gehört? fragte der Müller.

„Doch, ſagte Jörg, aber ich hörte, das Lenchen aus der Obermühle habe ſich ertränkt. —

„Nein, Jörg, nein! Sie entfloh dem unmenſchlichen Vater und das verlorene Halstuch hatte ſolche Mähr erzeugt, die Jedermann glaubte und ich auch, bis du hier in die Mühle kamſt, und Gottes Hand es ſo leitete, daß ich Lenchen ſah, die ihrer Mutter lebendiges Ebenbild iſt, und die Müllerin da mir die Augen öffnete.

„Sieh' her, mein Kind, Jörg, mein theures Kind! Und obgleich es nicht Sitte iſt, daß die Väter für ihre Kinder freien, wenigſtens nicht die Väter der Mädchen, ſo thue ich's doch heute, denn ich weiß, wie lieb ihr euch habet, und Nichts könnte mich glücklicher machen, als euer Glück. Willſt du mein Lenchen zur Frau? Und du, mein Lenchen, willſt du ihn? —

„Da barg eine Weile das Mädchen ihr ſchönes Angeſicht an des Vaters Bruſt. Als aber Jörg freudig ſagte: Ja, das iſt meines Herzens Wunſch! Da liſpelte ſie auf die zweite Frage auch ihr Ja, und die alte Müllerin und ihr Vater ſegneten ſie, und der Pfarrer hielt feierlich das Verlöbniß, da der Müller, der an Alles gedacht, die Ringe mitgebracht hatte.

„Den Nachmittag blieben ſie Alle beiſammen, und Lenchen's rechte Hand hielt Jörg und die linke der Vater. Trotz alle der Freude war die gute Müllerin oft traurig. Mutter, fragte der Müller, warum blickt Ihr ſo trübe drein und zerdrückt ſo oft die Thränen? Denkt Ihr, Ihr müßtet das Lenchen verlieren? — Könnt' ich vergeſſen, was Ihr an dem Kind und ſeiner theueren Mutter gethan, ſo ſoll Gott meiner vergeſſen! — Nein, die Tage Eueres Alters ſollen die ſchönſten für Euch werden. Hört mich an! Ich hab' einen Mahlburſchen, der ehrlicher und reicher Leute Kind iſt. Der ſucht eine Mühle zu kaufen oder zu pachten. Da denk' ich denn, Ihr verpachtet ihm Mühſe und Gut und zieht mit uns an den ſchönen Rhein. Da ſollt Ihr in Ruhe und im Glück Euere Tage verleben, und wir wollen Euch hegen und pflegen, als ſeien wir Alle Euere leiblichen Kinder!

„Ja, ja, riefen Lenchen und Jörg und faßten die Hände der braven Frau, die vor Weinen nicht reden konnte, aber doch dabei lächelte wie eine Selige.

„Sie willigte gern ein, und nun war die Freude voll. Zwar gab es trübe Augen, als am andern Tage Jörg mit dem Müller wegfuhr, und dem Müller ſelbſt brach ſchier das Herz, daß er wieder von ſeinem Kinde ſcheiden ſollte; aber er that's aus Liebe und Dankbarkeit gegen die gute alte Frau, und dann war ja nach drei Wochen Hochzeit.

„Die alte Müllerin hatte dem Müllerpaul die Erlaubniß gegeben, den Pachtcontract mit dem Müllerburſchen ſoweit abzuſchließen, daß ſie ihn nur zu unterſchreiben brauchte. Das geſchah denn, und nach dem dritten Sonntag, als die Ausrufung vorüber war, holte der Müller Lenchen und die Alte mit ihren Siebenſachen an den Rhein, wo eine recht fröhliche Hochzeit erfolgte.

„Ich bin am Ende, lieber Herr," ſagte der treuherzige Flurſchütze; „denn was ich Euch noch ſagen kann, faßt ſich kurz zuſammen. In der Mühle im Rheinthale blühte ein friſches Glück auf, und ſelbſt der Müllerpaul dachte ſeltener an ſein zerſtörtes Jugendglück. Die gute alte Müllerin lebte noch lange und vertrug ſich aufs Beſte mit der alten Lisbeth und Lenchen, Jörg und der Müllerpaul trugen ſie wahrhaft auf den Händen. Der Fluch aber, der auf der Obermühle und Untermühle da drunten lag, iſt gewichen. Die beiden Müller bauen Wehr und Klauſe gemeinſchaftlich, und ſeitdem wohnt auch dort Frieden und Glück.

„Ach, lieber Herr," ſchloß er, „wie wenig iſt's oft, was die Menſchen elend macht, und wie leicht wäre es, die paar Lebenstage in Frieden und Glück zu verleben, wenn nicht die Leidenſchaften ihre Unkrautſaat unter den Waizen ſtreuten; aber das iſt der Fluch des Lebens!"

Er ſtand auf. „Mein Beruf fordert, daß ich noch einen Gang über die Flur jenſeit des Waldes mache," ſagte er.

Ich dankte ihm, und wir gingen wieder den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich bin ſeitdem oft an der Stelle geweſen, und allemal ſind die Geſchicke an meiner Seele vorübergegangen, deren verſchlungenes Gewebe der Alte mir entrollt. Das Plätzchen hat ſeitdem eine beſondere Bedeutung für mich gewonnen, wenn auch längſt die Gräber Derjenigen eingeſunken ſind, die einſt hier in Freud' und Leid gelebt.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der Mann
auf dem
Mittelthorthurme.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

In der guten Stadt Straßburg, gerade dem Münſter gegenüber, ſtand vor einer Reihe von Jahren ein hohes. ſtattliches Haus, deſſen ſolide Bauart ganz aus Stein, deſſen ausgezackte Giebelſeiten, himmelhohe Schornſteine, kleine, aber höchſt zahlreiche Fenſterlein, vor Allem aber die bizarre Steinmetzenarbeit an den Fenſter- und Thürengewändern, Stockwerkabſätzen und Ecken auf eine graue Vorzeit, als die Periode ſeines Urſprunges, zurückwieſen. Das Haus enthielt eine Menge von Zimmern und Kammern, und jedesmal in Mitten des Geſchoſſes lag ein Saal. Es hatte gerade ſieben Stockwerke, und jedes Stockwerk war außen durch eine Linie von kleinen Bogen abgegrenzt, von denen aus ganz merkwürdige und ins Fratzenhafte gehende Arabesken zwiſchen den Fenſtern hinliefen. Hunderte von Schwalben niſteten ungeſtört in dieſen Bögen, es ſei denn, daß ein frecher Spatz vom Münſter ein Neſt occupirt hätte, um da zu ernten, wo er nicht geſäet, oder genauer, da zu ruhen, wo er nicht gebaut. An des Hauſes Hinterſeite, und zwar gerade in der Mitte der längern Seite des Baues, ſchloß ſich ein runder, ziemlich weiter Thurm an, der die Treppe einſchloß. Sie empfing ihr Licht aus kleinen, ſchief mit ihr laufenden Fenſterlein. Auf ſie mündeten alle Stockwerke durch große Thüren aus, die jedes Stockwerk als ein Ganzes abſchloſſen. Oben lief ſein Dach ſpitzig zu und bildete einen Taubenſchlag, den man ſchöner und ruhiger gar nicht finden konnte; daher denn auch eine Tauben-Colonie hier hauſte, deren Zahl ſich weit in die Hunderte verlor. Große Speicher zogen ſich unter dem Dache des Hauſes und zu gleicher Erde reihten ſich zahlreiche trockene Gewölbe hin, welche auf ebenſo geräumigen als guten Kellern ſich erhoben. Was aber dem Haus einen eigenthümlichen Werth gab, das war das Wohnliche und Behagliche jener Räume, die Helle der Zimmer durch die vielen, wenn auch kleinen Fenſterlein, die großen, wunderbar wärmenden Kachelöſen mit ihren Rittern, Rieſen, Mönchen und wunderſamen Gethiere, die eingelegten Fußböden und durch merkwürdige Stuccaturarbeit verzierten Decken. Alles war ächt, nirgends Flitter; aber ſein Erbauer mußte enorme Gelder gehabt haben. Er ſelbſt, ſo eine Art Erwin von Steinbach, ſoll wie Bauherr, ſo auch Baumeiſter geweſen ſein. Das war eine alte Sage in der Familie, auf die man ſtolz war.

Schon ſind viele Jahre in das Meer der Zeiten hinabgefloſſen, ſeit ich es nicht mehr geſehen, und doch ſteht dies Haus vor meinen Geiſtesaugen, als hätte ich es heute geſehen und mich ergötzt an den barocken Fratzen des Steinmetzen, der ein abſonderlicher Kauz geweſen ſein muß. O, das Haus ſpielte eine bedeutende Rolle in meinem Leben — es ſah meine erſten Thränen und hörte meinen erſten Jubel — es war mein Vaterhaus.

Verarge mir es nicht, theuerer, freundlicher Leſer, daß ich es dir ſo genau abconterfeite; es war ja mein Vaterhaus. Seine Räume waren ja alle geheiligt durch theuere Erinnerungen aus meinem Leben. Dort hatte ich ſie geſpielt meine Knabenſpiele, meine Träume geträumt, meine Phantaſien gehegt, meine Thränen geweint, meinen Schmerz ſtille getragen. O, wer ſolche Räume ohne Pietät betrachten kann, dem ſpreche ich alles Gefühl ab!

Als ich wieder nach Straßburg kam vor etwa fünf Jahren, da fand ich es nicht mehr. Ja, es war weggetilgt vom Boden, wo eine moderne Zeit ihr frivoles Weſen trieb, eine Zeit ohne alle Pietät. In meinem Grimme wunderte ich mich, daß ſie den Münſter hatten ſtehen laſſen, oder daß ſie ihn wenigſtens nicht weiß oder himmelbläulich angeſtrichen und irgend wie und wo die drei Farben, die Tricolore, wie graziös die Straßburger mir ſagten, angebracht. Der war ihnen, ſcheint's, ein Bischen zu groß. Aber mein Vaterhaus mit ſeinen Erinnerungen war weg, ganz weg. Lächelt, wenn ich euch hier einfach ſage, daß mir die hellen Thränen aus den alten Augen rannen, als ich das ſteife, moderne, gradlinige Ding anſah, das jetzt da ſtand mit himmelhohen Fenſtern, glatt, geleckt, geſchniegelt mit einem Balkönchen für vertrocknete Blumen. Himmel und Erde! — ich hätt's niederreißen können, dies malitiöſe Ding ohne Vergangenheit, ohne Geſchichte, ohne Schwalben, Tauben und Arabesken — und doch blutete mir das Herz. War ich doch hergekommen, um mir es anzukaufen und darin zu ſterben. Hatte ich mir doch vorgenommen, nichts weg zu machen als die großen Spinnengewebe, womit es manchmal drapirt war. Welche Illuſionen! Ich hatte die vierzig Jahre vergeſſen, die rieſengroß zwiſchen dem Damals und Jetzt lagen oder ſtanden! An dem Münſter lehnte ich, als dieſe wechſelnden Empfindungen von Schmerz und Grimm mich durchzuckten. Die Leute gingen und kamen und ſahen mich nicht, was mir lieb war — nur eine uralte, verſchrumpfte Höckerin ſaß da bei ihren Aepfeln und Birnen, die mich beobachtete.

Gefällt Ihnen das Haus? fragte ſie mich.

Gott behüte! rief ich aus. Wie könnte mir das gefallen?

Nun, ſo geht's mir, ma foi, gerade, ſprach die Repräſentantin des Straßburger Zwitterthums, das halb deutſch, halb franzöſiſch und doch keins von Beiden iſt; da gefiel mir doch das alte Haus beſſer; da hatte ich toujours etwas zu observiren, bald ein monstre, bald ein idole, bald ein bête, bald ein visage und unter dem Thorbogen fand ich im Regen ein asyle.

Ich drückte ihr ein Frankſtück in die Hand und ging. Da war doch eine Seele, die mit mir gleich dachte. Ich ging auf die Plattform des Münſters und hing meinen Gedanken nach; — dann ſetzte ich mich ſchnell wieder in den Wagen und fuhr weg.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt!
Darinnen liegt begraben —“

was mir theuer und werth war. Fahr' hin — ich habe nichts mehr mit dir gemein. Nur deinen Münſter trag' ich im Herzen; denn er iſt der zweite Punkt meines Daſeins, an den ſich Vieles knüpft, woran der Greis noch halten wird mit aller Kraft der Seele! Doch ich muß zurückkehren!

In dem Hauſe, das ich beſchrieben, günſtiger Leſer, da wurde ich geboren. In meinen früheſten Erinnerungen lebt die helle etage, wo damals meine Eltern wohnten. In den trockenen Gewölben, welche mehr Hallen bildeten, waren die Magazine meines Vaters, denn er war Kaufmann. Die übrigen Stockwerke waren alle vermiethet an bunt zuſammengewürfeltes Menſchenvolk, unter dem nur Ein Paar mich intereſſirte, das war der Doctor Frommel und ſeine Schweſter, weil ſie meine Tauben fütterten und ſie ſo lieb hatten, wie ich ſelbſt. In der Stadt hatte ich noch zwei alte Tanten, denen ich von Zeit zu Zeit die Hand küſſen mußte und dann allemal durchgeſchimpft wurde, weil ich zu wild ſei.

Alle früheſten Erinnerungen ſind mir vom Sturme der Zeit und des Lebens weggewiſcht. Nur Ein Ereigniß ſteht hart, ſchauerlich und ſchwarz in meiner Seele, ſo ſchwarz wie der Sarg, der eine ſo ſchauderhafte Rolle darin ſpielte, obwohl ich erſt fünf bis ſechs Jahre damals alt war. Ach! der Sarg umſchloß mein Mütterlein, die treue, liebe Engelſeele. Sie ſtarb und die Menſchen holten mir ſie und trugen ſie weg. Als ſie den Sarg in die Erde ſenkten, wollte ich verzweifeln, wollte in das Grab ſpringen. Mein guter Vater hielt mich gewaltſam zurück. Bleib' bei mir, mein Kind, rief er, du biſt ja mein letzter Troſt in dieſem Jammerthale! Das Wort ſchnitt mir durchs Herz. Ich ſah den Mann an, den ich nie weinen geſehen, und klammerte mich an ihn und rief: Ja, ich will bei dir bleiben! — Alle Welt ſchluchzte laut über dieſe Scene. Nun ſchien's, als ſei mit dem Mütterlein, um das wir trauerten, alles Glück von uns gewichen. Ich begriff's eben nicht, wie es kam, daß wir keine Schreiber mehr hatten, daß die Gewölbe leer waren, daß wir ins ſiebente Stockwerk zogen und der Vater ſo traurig war. Die Tanten kamen nicht mehr. Niemand beſuchte uns, als der gute Doctor Frommel. Darauf ſah ich viele Soldaten, hörte ſchießen und bedauerte nur, daß dies meine arme Tauben ſo ungemein ſcheu machte. Oft gingen wir am Abend auf den Kirchhof, an der Mutter Grab und pflegten die Blumen. Und dann erzählte mir der Vater, wie lieb und gut ſie geweſen. Das wußte ich ja auch, und doch ließ ich mir's ſo gerne wieder erzählen Aber der arme Vater wurde immer trauriger, wie ſehr ich ihn auch liebkoſte. Es that mir wohl leid, daß wir ſo hoch hinauf in das Haus, in das enge Stübchen zogen; allein ich war meinen Tauben näher, ſah den Münſter und die frommen Schwalben, und was that's, daß ich, um in die Schule zu kommen, etwa hundert Stufen mehr hinab- und wieder hinaufhüpfen mußte? — Allein es ging doch ſchlimm mit uns. Der Vater ſchickte mich einmal mit einem Briefe zu den Tanten. Die aber ließen mich ihre Hand nicht mehr küſſen, ſchimpften den Vater einen Bankeruttirer und jagten mich fort.

Ach Gott, wie that mir das ſo weh! Und doch wußte ich gar nicht, was das Wort zu bedeuten hatte.

Nun folgten ſich die allerſchmerzlichſten Auftritte jählings und eine von Tag zu Tag wachſende Noth. Ich will nicht das Einzelne aufzählen, könnte es auch nicht mehr, wenn ich wollte; aber das ſteht in meiner Erinnerung feſt, es war die ſchrecklichſte Zeit, die ich je erlebt, die alle meine Jugendfreuden tödtete, die meinem Sinn alle ſeine Heiterkeit nahm und ihm einen Ernſt zugeſellte, der feſt in mir wurzelte. Ach, es kam ſo weit, daß ich zitterte, wenn ich Schritte vernahm, die ſich unſerem Kämmerchen naheten, weil ich fürchtete, es möchten wieder Leute ſein, die meinem guten, ſo tief gebeugten Vater Geld forderten.

Das Schrecklichſte für mich war, daß wir unſer Haus verlaſſen mußten. Es wurde verſteigert und kam an einen reichen Mann, der herrlich und in Freuden in den Räumen lebte, die Zeugen unſeres Kummers und unſerer Thränen geweſen waren. Der Moment, wo wir es verließen, war ein ſehr harter. Still, aber mit blutendem Herzen verließ es mein Vater; ich unter heißen Thränen. In einem abgelegenen Gäßchen fanden wir in einem Dachſtübchen unſere Wohnung. Ich ſah den Münſter nicht mehr, nicht mehr meine Tauben und die frommen, mir ſo befreundeten Schwalben. Alles war fremd; nirgends eine Erinnerung. Ich hätte müſſen an dem Münſter vorübergehen, wenn ich zur

Schule wollte, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. Hätte ich ja doch da auch müſſen an unſerem Hauſe vorübergehen! Konnte ich das? — Niemand beſuchte uns hier, als Doctor Frommel. Der kam uns immer wie ein Bote Gottes, denn er brachte dem Vater zu ſchreiben, und das gab uns Brod.

Während wir noch in unſerem Hauſe gewohnt hatten, war ich gar oft auf der Plattform des Münſters, um mich der wundervollen Ausſicht zu freuen, die ſchon mein kindlich Gemüth mächtig in Anſpruch nahm. Dadurch hatte ich mit dem dort wohnenden alten Thürmer eine recht vertraute Freundſchaft geſchloſſen. Er war ſo recht mein Mann, denn er wußte gar ſchöne Geſchichten zu erzählen, unter denen mich keins mehr ergriff, als die von dem alten Meiſter, welcher die Apoſteluhr gemacht, und dem ſie darum, daß er keine zweite mache, die Augen ausgeſtochen; der aber dann nichts mehr gebeten, als daß man ihn noch einmal an ſein Werk führe, und, als man das gethan, einen einzigen Griff in das Werk that, daß es nun gar nicht mehr ging und auch nicht mehr gemacht werden konnte. Gewiß hundertmal [illegible] ſie mir erzählen, und immer fühlte ich den ganzen heißen Schmerz des unglücklichen Opfers roher Undankbarkeit mit. Seit langer Zeit war ich nicht bei ihm geweſen. Da begegnete er mir einſt und hielt mich an. Der alte ehrliche Mann hatte ſich an mich gewöhnt und vermißte mich ſchmerzlich. Ich mußte verſprechen, wieder zu kommen und that es auch. Aber meine Feder kann den Eindruck nicht ſchildern, den der Anblick unſeres Hauſes auf mich machte, als ich da oben ſtand und herabſah auf die theueren Räume. Alle die ſeligen Tage und die nachtdunkeln der Zeit ſeit Mütterchens Tod gingen in langer Proceſſion an meinem Auge vorüber. —

Der alte Mann begriff, was die Seele des Knaben in ihrer tiefſten Tiefe erſchütterte. Er nahm mich an ſeine Hand und zog mich weg und erzählte mir wieder die Mähr vom alten Meiſter, von Erwin von Steinbach und ſeiner Tochter und was der Teufel Alles getrieben, um den Bau zu zerſtören, aber ich blieb theilnahmslos und in mich gekehrt. Am Ende zerdrückte er eine Thräne

— und ließ mich gewähren. Jede freie Stunde, welche mir nun übrig blieb, brachte ich auf dem Münſter zu. Mein Vater mochte glauben, ich ſpiele mit den Knaben meines Alters, während ich da droben in den reinen Lüften in meiner eignen Welt und in der Vergangenheit lebte, und wohl auch meinem alten Freunde die Laſt abnahm, die Fremden umher zu führen.

Eines Tags, es war am Todestage meines Mütterchens, war mir das Herz ſo voll und ſchwer, daß ich faſt nicht wußte, wie ich mir helfen ſollte. Ich war mit dem Vater auf ihrem Grabe geweſen, und dann bei ihm geblieben, bis der gute Doctor kam, um mit ihm zu plaudern und ſein Pfeifchen mit ihm zu rauchen. Da ſchlich ich weg und eilte auf den Münſter. Da ſtand ich denn wieder an meiner alten Stelle und träumte vom vergangenen Glück, als noch mein Mütterchen lebte. Mein alter Thürmer führte Fremde umher. Es war eine Familie von drei Perſonen, ein ſpindeldürrer ſchwarzer Mann, eine dicke frivole Frau und ein kleines liebes Mädchen meines Alters. Die ſah mich ſo ſtill und trauernd da ſtehen und trat mit dem lebendigſten Ausdrucke des Mitleids im Geſichtchen zu mir.

Du weinſt? ſagte ſie mit herzbewältigendem Wohllaut. Iſt dir was Schlimmes begegnet?

Ach ja, ſagte ich. Ich weine um mein theueres Mütterchen, das ruht im Grab, und dort unten liegt unſer Haus, aus dem uns die böſen Menſchen vertrieben haben.

Du Armer! ſagte ſie, und in die himmelblauen Aeuglein trat auch eine Thräne. Ich weine um meinen guten Vater, fuhr ſie fort, der lebt aber noch, und doch durfte ich nicht bei ihm bleiben! Sie breitete ihre Arme dort hinab, nach dem Rheine zu, und ſagte dann: Dort lebt er! O könnt' ich ihn wiederſehen, er war ſo gut! Wie heißt du? fragte ſie dann.

Albert, antwortete ich ihr.

Ich heiße Antonie, fuhr ſie geſprächig fort —

In dieſem Augenblicke rief eine ſchneidende Stimme: Antonie! Sie legte das Händchen auf meinen Arm, ſah mich weinend ins weinende Auge an und ſagte: Lebe wohl, Albert! und hüpfte, ſich die Augen trocknend, weg. Ich hörte noch die Mutter grollen und — ſie war verſchwunden.

Aber ihr Bild verſchwand nicht. Es war, als hätte es ſich durch die Thränen meiner Augen hindurch nur tiefer und unauslöſchlicher in meine Seele gegraben. Wie auch der Sturm des Lebens ſpäter um mich und über mich dahinbrauſte, dieß Bild ſchien mir immer ein Engel zu ſein, der mich anlächelte und Frieden meiner Seele gab. Wunderbar muß ich noch das Spiel meiner kindlichen Phantaſie heute nennen, die ſtets das Bild, umgeben von einem Sternen- und Strahlenkranze, ſah, und ſich überredete, es ſei eben ein Engel geweſen, den mir das Mütterchen geſendet. Die Züge aber konnte ich niemals vergeſſen. Ich weiß, daß ich in ſpäteren Jahren von einem reizenden weiblichen Antlitz angezogen wurde, immer aber war es eine Aehnlichkeit mit Antonien, die mich anſprach. Begann ich aber dann dieſe Züge näher zu betrachten, ſo zerfiel die Täuſchung ſchnell. Es war Ein Zug und nichts Ganzes. Das ſchöne Bild Antonien's ſtand doch unausſprechlich weit darüber.

Als ich an jenem Tage ſpät nach Hauſe kam, lag der Vater im Bett, und der gute Doctor ſaß davor. Wie erſchrack ich! Er war krank, ſehr krank geworden. Tag und Nacht wich ich nicht von ſeinem Bett, kam nicht aus meinen Kleidern. Ach, wie oft hab' ich gefleht um ſeine Erhaltung, auf meinen Knieen gerungen im Gebet! Aber es war nicht der Wille Gottes, deſſen Wege ſo dunkel und unerforſchlich ſind. Eines Abends ſchlief er ein. Er ſchlief ſo ruhig; es war ſo ſtill — auch ich erlag der ungeheueren Ermüdung und ſchlief ein. Als ich erwachte, ſchlief der Vater noch. Ach Gott, ich hatte noch keinen Todten geſehen. Ich wagte nicht näher ans Bett zu gehen, um nicht den Schlummer zu ſtören, der mir ſo viele Hoffnung gewährte. Endlich kam Doctor Frommel. Er ſchläft, ſagte ich.

Er blickte aufs Bett hin und ſagte traurig: Ja, armes Kind, er ſchläft — aber — um nicht mehr hienieden zu erwachen. Der liebe Gott hat ſeine Seele erlöſt und zu ſich genommen!

Ich ſtarrte den Doctor an. Ich faßte ſeine Rede nicht.

Er zog mich zu ſich hin und ſagte dann: Dein Vater iſt zu deiner Mutter gegangen. Nun ſind ſie Beide im Himmel.

Jetzt begriff ich ihn.

Wer ermißt meinen Schmerz? — Nun ſtand ich ja ganz allein, ganz verlaſſen in der Welt, ohne Halt und Stütze. Der Doctor war tief bewegt. Er drückte mich weinend an ſeine Bruſt und ſagte tröſtend: Du biſt nicht verlaſſen, mein Sohn. Ich bin nun dein Vater! Er zog mich mit ſich fort in ſeine Wohnung, wo ſeine Schweſter mich liebevoll aufnahm — und mich tröſtete. Der edle Menſch that Alles, was für den Leichnam geſchehen mußte. Aber ſehen ließ er mich ihn nicht mehr und auch zum Grabe durfte ich ihm nicht folgen. Ich war zu ſehr erſchüttert und angegriffen, ſo daß der Docter das Schlimmſte für mich fürchtete. Aber das kam von ſelbſt. Ich erkrankte ſchwer, theils aus Ueberſpannung durch das viele Wachen, theils durch die Größe meines kindlichen Schmerzes. Noch lebhaft ſind mir die Fieberphantaſien in der Erinnerung geblieben, die damals meine Seele beſchäftigten. Beim Vater und der Mutter war ich und der Engel, den mir Mütterchen geſendet, Antonie, umſchwebte uns. Wir waren bald im Vaterhauſe, bald auf dem Münſter. Meine Krankheit währte ſehr lange. Des edlen Frommel's Fleiß und Sorgfalt, ſeiner Schweſter liebevolle Pflege retteten mich vom Tode. Ich genas langſam. Es war mir indeſſen zu Muthe, als liege die Vergangenheit wie ein wüſter Traum hinter mir. Ach! wie glücklich iſt die Kindernatur, die ſich noch ſo leicht in jedes Verhältniß hineinleben kann! Ich war nun bei Frommel's und blieb bei ihnen, gehalten wie ihr eigen Kind, mit einer Liebe umfaßt, die mich tief rührte, mein ganzes Weſen ihnen zu eigen gab und als himmliſcher Lichtblick in die dunkle Nacht meiner Seele fiel. Doch ich war ein Anderer geworden. Das herbe Geſchick hatte mich mit zwölf Jahren zu dem Lebensernſte des Mannes hinaufgehoben. Die Spiele der Knaben ekelten mich an. Mit rieſenhaftem Fleiße warf ich mich auf das Nachholen deſſen, was ich in den letzten ſchweren Zeiten verſäumt hatte, und dieſer Fleiß, dieſe Luſt am Lernen blieb mir, zumal ich ſah, wie ich dadurch das Glück meines edlen Pflegevaters mehrte. Trieben ſie mich, wenn ich ſo angeſtrengt an den Büchern ſaß, hinaus ins Freie, ſo ging ich auf den Münſter zu meinem alten Freund oder hinaus auf den Kirchhof zu den Gräbern, die mein Theuerſtes umſchloſſen, und ich kam dann in der Regel mit roth geweinten Augen heim.

Eines Abends, wo dies auch wieder geſchehen und der ganze Schmerz meiner Seele in mir rege geworden war, kehrte ich in der Dämmerung heim. Der Doctor ſaß da und ſpielte auf dem Violoncello. Noch hatte ich ihn niemals dieſe Kunſt ausüben gehört. Still ſetzte ich mich in die Ecke. Er phantaſirte. Es waren wilde, ſeltſame Töne, die mich ergriffen; denn es war mir, als ſpräche ſich durch die Saiten der ganze wilde Schmerz aus, den in den erſchütterndſten Stunden meine Seele empfunden hatte. Allmählich wurden die Accorde milder, ſanfter, klagender, weicher. Es war, als lege ſich der entſetzliche Sturm des Gefühls, als brächen die wohlthätigen Thränen aus und löſchten milde das glühende Feuer des tieferregten Gefühls — und immer wehmüthiger wurden die Klagen, dahinſterbender die wunderbar ergreifenden Töne, die wie himmliſche Harmonien klangen, und verhallten dann, als ob die Seele ſich nun ergäbe in den unabänderlichen Rathſchluß Gottes mit heiliger Hingebung des Glaubens. Da erhoben ſie ſich wieder und gingen in den Choral: „Befiehl' du deine Wege ꝛc.“ über, und die Schweſter des Doctors fiel mit ihrer ſchönen Stimme ein und ſang das herrliche Lied Paul Gerhard's. Als ſie geendet, fiel ich ihr in die Arme und ſchluchzte laut; aber in meine wunde Seele war Himmelstroſt gekommen, wunderbarer Himmelstroſt.

Der Doctor ſtellte das Inſtrument weg, trat zu uns und ſagte, indem er mir die Hand auf das Haupt legte: Drum, Seele, laß ihn walten, er will dein Wohlergehen! —

Es war eine Scene, auf die der Gott der Liebe ſegnend niederſah. Sie blieb von den herrlichſten Folgen für mich; denn ich hatte einen Frieden gefunden, den ich bis jetzt nicht geahnt; aber in meiner Seele ſtand der Entſchluß feſt, dieſes Inſtrument zu erlernen. Ich ſprach's gegen den Doctor aus. Das ſollſt du, mein Sohn, ſprach er mit Rührung. Vielleicht kannſt du in deinem ſpätern Leben dir und Andern Frieden bringen, wie ich ihn eben dir ſelbſt gebracht.

Das Wort des edlen Mannes iſt ein prophetiſches geweſen! Doch, ich will dem Gange meiner Begebenheiten nicht vorgreifen! — Er ſelbſt unterrichtete mich nun in den Abendſtunden. Ich machte reißende Fortſchritte. Der Doctor, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Muſik, fühlte ſich dadurch höchſt glücklich. Die Lehrſtunden wurden unausgeſetzt gehalten, wenn nicht der Beruf den Doctor abrief, und mit einer Liebe von Lehrer und Schüler gepflegt, die von dem beſten Erfolge gekrönt war. Auch meine übrige Ausbildung ſchritt tüchtig voran. Die Zeit legte ihren Schleier über meine Empfindungen und die Wunden begannen allmählich zu vernarben. Mit Doctors war ich nun ſo enge zuſammengewachſen, als ſeien ſie mir Vater und Mutter. O, wie oft dankte ich Gott, der mir in ſeiner Gnade dieſe theuren Menſchen geſendet, als er mir die nahm, die mir ſo nahe geſtanden! Aber dennoch blieb mein Gang auf dem Münſter unausgeſetzt. Der Doctor wußte es. Mein alter Thürmer erzählte mir, daß er bei ihm geweſen und ſich erkundigt habe, was ich thue. Darauf ſei er ſehr befriedigt und nicht ohne Rührung weggegangen. Gegen mich ſelbſt aber äußerte er ſich nie darüber. Faſt täglich war ich oben, wenn auch nur auf die Dauer einiger Minuten. Da ſtand ich denn ſtets an der Stelle, wo mir der Engel erſchienen und wo das liebe Vaterhaus vor mir lag, in das ich nicht mehr eintreten durfte, denn es lebten Menſchen drinnen, die meine Beziehungen zu dem Hauſe, meine Liebe zu ihm nicht kannten. Nur die Nachbarn ſahen mich oft mit Theilnahme an, wenn ich vorüberſchlich, und mein alter Freund droben auf dem Münſter, der mich allein recht verſtand und mir oft nur ſchweigend die Hand drückte, wenn er mich ſo in meine Träume verſunken ſah.

Die Jahre flogen pfeilſchnell herum. Ich wurde Jüngling, und das Leben trat mit der ernſten Frage vor mich: Was willſt du? Ich hatte dieſe Frage längſt im Innerſten meines Herzens gehört, ehe ſie mein Pflegevater an mich richtete.

Am Abend nach der Prüfung unſerer Schule, in der ich wohl beſtanden, ſaßen wir zuſammen und ſpielten zuſammen, was wir, ſeit ich ſo weit war, faſt täglich thaten. Unſer Stück war geendet, die Cellos ruhten noch im Schooße. Der Doctor phantaſirte noch eine Weile in ſeiner unübertrefflichen Art und Weiſe, und ſeine Schweſter und ich lauſchten noch den ſüßen Tönen, die heute alle wie Freude und Jubel klangen; da ließ er den Bogen ſinken, ſtellte ſein Inſtrument weg und trat vor mich hin, indem er meine Hand ergriff, und ſprach: Was willſt du in der Zukunft? Albert, die Zeit iſt gekommen, wo du dich entſcheiden mußt, wie du deinen Beitrag zum Menſchenwohl abtragen willſt. Der Wege ſind viele, mein Sohn. Gott hat mir die Mittel gegeben, dir jeden, den du wählſt, zu erleichtern, dich auf ihm zu fördern; aber du mußt wählen. Ich werde dich nie beſtimmen. Bedenke, daß du mit dem Frühlinge die Univerſität beziehen kannſt oder einen andern Beruf wählen mußt.

Ich ergriff die Hand des Edlen und drückte ſie an meine Bruſt. Theurer Vater, ſagte ich, ich habe gewählt!

Kind, übereile dich nicht! ſprach er bewegt.

O längſt ſteht meine Wahl feſt! rief ich aus.

Und was haſt du gewählt? fragte er.

Sie haben wahr geſprochen, daß ich mein Scherflein zum Menſchenwohle beitragen muß, und ich will es redlich; allein wie könnte ich es beſſer, als in Ihrem Berufe. —

Der Doctor trat einen Schritt zurück. Erſtaunen, Ueberraſchung, Freude — das Alles ſprach aus ſeinen edlen Zügen. Albert, ſagte er, und ſeine Stimme zeugte für das, was ihn bewegte, kennſt du die Schwere, die Laſt dieſes Berufs? Siehſt du nicht an mir, wie er die größten Opfer fordert, wie er Ruhe und Behagen ſtiehlt, wie er oft ganze Tage mir den Frieden raubt, wenn ich umſonſt Alles aufbiet, um ein theures Leben zu retten? O, du weißt es noch nicht, wie das Herz des Arztes blutet, wenn er Zeuge des höchſten Elends, Kummers und Schmerzes iſt. Du kennſt nicht den weiten, ſchweren Lehrweg. —

O mein Vater! rief ich aus, mag der Schatten dunkel ſein, der auf dem Berufe des Arztes liegt, mag Bitteres oft ſein Lohn, Kummer ſein Erwerb ſein und der Weg weit und dornenreich, der zur Kunſt führt — ich verzage nicht. Habe ich nicht ſelbſt erfahren, wie der Arzt, gleich einem helfenden Engel, in die Mitte der Angſterfüllten tritt? Weiß ich es denn nicht, wie Sie ſo oft voll ſeliger Freude heimkehren, wenn Ihnen irgend eine Rettung gelang? Sehe ich denn nicht das liebende Vertrauen, das Ihnen überall entgegen kommt? Hab' ich denn nicht gerade bei Ihnen eine Seite des ärztlichen Wirkens kennen gelernt, das oft mehr Segen bringt, als die Medicamente? Ich meine das Herz voll theilnehmender, tröſtender, aufrichtender Liebe? Kenne ich denn nicht Ihr geſegnetes Hineintreten in die Hütte der Armuth? O, ſo blind bin ich nicht, ſo kindiſch nicht mehr, daß ich den Segen des ächten ärztlichen Berufes nicht kennen ſollte! Ihr Vorbild wird mich begeiſtern, wird mir immer vorleuchten! Ich will Arzt werden wie Sie; will heilen durch Kunſt, Gefühl und Troſt, wie Sie es thun, und will ſo der Menſchheit meine Schuld abtragen und den Zins ihr entrichten für das unendliche Capital der Dankbarkeit, das ich Ihnen ſchulde.

Der Doctor ſtand mit verſchränkten Armen vor mir. In ſeinem Auge glänzte eine Thräne. Er wollte die Rührung niederkämpfen, aber er vermochte es nicht. Endlich zog er mich an ſeine Bruſt und ſagte: Es ſei, mit Gottes Hilfe! Es ſei, wie du willſt! Und daß ich dir es nur ſage, du haſt den Wunſch meiner Seele erfüllt. Du wirſt meine Freude ſein und bleiben. Dich gab mir Gott zu meines Alters Freude. Auch ſeine Schweſter kam und liebkoſte mir. O, wie war ich reich und glücklich in dieſem ſchönen Momente! An ſeinem Herzen legte ich den heiligen Schwur ab, daß er nie ſich in mir täuſchen ſolle.

So ſtand meine Wahl feſt. Der Winter ging herum unter den ernſteſten Beſtrebungen und muſikaliſchen Erheiterungen und Genüſſen. Der Doctor war ungemein zufrieden mit meinem Spiel, und ich durfte mir ſelber geſtehen, daß ich es weiter in der kunſtfertigen Behandlung des ſchwierigen Inſtruments gebracht, als ich es mir ſelber wohl zugetraut. So kam der Frühling. Je näher er rückte, deſto mehr hörte ich den Doctor ſeufzen. Mir machte das unendlichen Kummer. — Endlich forſchte ich bei ſeiner Schweſter, ob vielleicht eine Sorge meinetwegen es ſei, was das Herz des Vaters beſchwere? Sie lächelte. Nein, Albert, ſprach ſie, es iſt bloß die Trennung von dir, die ihm ſo ſchwer wird. Unſer Leben wird ſehr einförmig und traurig werden; denn wir haben uns ſo an dich gewöhnt, daß deine Entfernung uns ſehr wehe thun wird.

Könnte ich denn nicht hier ſtudiren? fragte ich ſie, ſelber ahnend, wie ſchwer mir die Trennung werden würde.

Das geht nicht, entgegnete ſie mir. Mein Bruder hat in Heidelberg ſeine Studien gemacht; er will, daß auch du es dort ſollſt. Sprich nicht weiter davon, ſetzte ſie hinzu, und laß es gehen. Er wird ſich drein finden.

Wie mir das wohlthat, wer wollte es bezweifeln?

Und die Scheideſtunde kam. Ich will nicht davon reden, wie ich von meinen Erinnerungen, meinen heiligen Wallfahrtsorten, von meinen Pflegeeltern ſchied. Das Herz wollte mir ſchier brechen; aber es mußte ſein, und ich ſchied, reichlich ausgeſtattet mit Allem, was das Bedürfniß erheiſchte, ſowie mit Empfehlungsbriefen meines edeln Pflegevaters.

Zum erſten Male trat ich ſelbſtſtändig in die Welt, die mir noch eigentlich wildfremd war; denn, wenn auch Straßburg eine große, ſtark bevölkerte Stadt iſt, ſo hatte ich doch im Ganzen wenig, ja faſt keinen Verkehr mit anderen Leuten, und mit denen meines Alters faſt keinen Umgang. Es war mir ſo unheimlich zu Muth am erſten Reiſetage, daß ich's kaum ſagen kann; aber meine Ruhe kehrte zurück, mein Muth, meine freie Bewegung wuchs immer mehr — und als der Wagen in das Thor von Heidelberg hineinrollte, war mir's, als hätte ich längſt ſchon ſo frei dageſtanden. Eine Wohnung zu ſuchen, die mir gemüthlich, war meine erſte Aufgabe am andern Morgen.

Damals war noch die Stadt von der Vorſtadt getrennt durch den ſchlanken ſchönen Mittelthorthurm, den ſeitdem der Zeitgeſchmack gefällt hat. Ich will nichts darüber ſagen, daß man damit der Stadt eine Zierde nahm, es möchten ſonſt Viele vielleicht mit mir im Stillen rechten. Hatte ich doch von jeher eine Vorliebe für Thürme, und dieſe ſchienen mir allezeit für die Phyſiognomie einer Stadt unentbehrlich. Nur das will ich nicht verhehlen, daß mir's einen Stich in das Herz that, als ich ſpäter Heidelberg wiederſah und den Thurm nicht mehr fand. In einem Hauſe, das unmittelbar an den Thurm ſtieß, fand ich eine ſo heimliche, freundliche, helle Stube, daß ich ſie ſogleich miethete. Ich will nicht leugnen, daß die Nähe des Thurmes, der Gedanke, dort oben manchmal über dem Treiben der Welt zu ſtehen, im Aether mich zu baden, viel in die Wagſchale für dieſe Wohnung legte.

Ueber die erſte Zeit meines Aufenthalts, über meine Bekanntſchaften, Erfahrungen, Studien will ich weggehen; es wäre zu wenig Anſprechendes für meine Leſer; aber einen bedeutungsvollen Umſtand darf ich nicht verſchweigen.

Es war in einer Mainacht, die ſo warm, weich und ſternenhell war, daß ich mich nicht entſchließen konnte, mich zu Bett zu legen, als ich ſinnend und träumend am offenen Fenſter ſaß. Auf den Straßen war es endlich ſtill geworden. Ich dachte meiner Lieben in Straßburg, die unter der grünenden Decke des Friedhofs ſchliefen, und derer, die noch lebenswarm vielleicht auch jetzt meiner dachten. Da ſchlugen wunderbar klagende Töne an mein Ohr. Woher kamen die? — Ich lauſchte. — Es waren die Töne eines Violoncellos; — aber das waren Töne eines Meiſters, wie ich noch keinen gehört, gegen den der Doctor und ich Stümper waren. Klang's doch, als ſängen Engel Klagelieder, als wären das keine Saiten mehr, als berühre ſie kein Bogen, ſondern der Hauch himmliſcher Weſen. Meine ganze Seele concentrirte ſich im Hörſinn.

Woher kamen ſie? Manchmal ſchien mir's, als kämen ſie aus der Ferne der Straße her; allein ſie ſchwollen an, wie die Töne einer Aeolsharfe, und verſchwammen dann wieder ſo leiſe und wunderbar, daß ich meinte, ſie kämen aus der Höhe.

Manchmal trat eine Pauſe ein; dann aber wühlte es in den Tönen fürchterlich und ſchauerlich. Grelle Accorde klangen wie der Schrei der Verzweiflung; Läufe brauſten daher wie das dumpfe Grollen der Wuth — dann klagte wieder in unausſprechlich ergreifenden Mollaccorden die tiefſte Wehmuth. — Es waren freie Phantaſien — aber Phantaſien eines ſchmerzzerriſſenen Gemüthes waren es, das fühlte ich ſo lebendig, daß kein Zweifel mehr aufkommen konnte.

Inſtinctartig griff ich zu meinem Inſtrument. Ich gedachte der Scene in Straßburg, und meines Pflegevaters Worte von damals klangen mir wie Mahnruf in die Seele. Biſt du ein Leidender, der du deinen Schmerz in Tönen ausſprichſt, ſagte ich leiſe, ſo will ich's verſuchen, ein Himmelswort dir zuzurufen. Ich griff in die Saiten und ſpielte jene Melodie, die einſt mein ganzes Weſen ſo wunderbar heilte: „Befiehl du deine Wege.“

Es wurde ſtille.

Vielleicht lauſcht er! ſagte ich zu mir. Gott gebe dir Frieden! Ich variirte frei die Melodie. Ich fühlte, daß ich vielleicht nie beſſer geſpielt. Zuletzt ging ich wieder in den einfach herrlichen Choral über und — o, wer beſchreibt meine Freude! — ich vernahm, wie der Spieler mir ſecondirte. Die Töne waren näher gekommen. Jetzt erſt vernahm ich, daß ſie von der Galerie des Thurmes herabklangen. Wahrſcheinlich hatte der Spieler früher im Gemach am offenen Fenſter geſeſſen, und die wehende Luft hatte die Töne getragen, gedämpft und geſchwellt.

Alles wurde ſtill; aber ich ſah oben an der Galerie eine dunkle Geſtalt lehnen, die jetzt verſchwand. Auch ich ſchloß meine Fenſter; aber ich konnte lange nicht einſchlafen. Ich dachte nach über das Leiden des Unglücklichen. Spät entſchlummerte ich und der Traum gaukelte mir wunderbare Bilder vor. Ich hörte fort und fort die herrlichſten Töne und ich ſtand oben auf dem Münſter zu Straßburg und Antonie ſtand neben mir und ſagte: „Du haſt ihm Frieden gegeben!“ Wem? fragte ich, aber ſie entfaltete Engelsflügel und entſchwand zu lichteren Regionen, und ich ging frohen Herzens heim, legte mich nieder und entſchlief. —

Die Sonntagsſonne leuchtete hell in meine Fenſter. Die Glocken klangen ſchon mächtig als ich erwachte. Das Ereigniß der letzten Nacht, der Traum, das Wiederſehen Antonien's, deren Bild in den letzten Zeiten ſeltener vor meiner Seele geſtanden — das Alles zuſammen genommen, bewegte mich tief.

Leiſe klopfte mein Aufwärter.

Als er eintrat, fragte ich: Schottler, wer wohnt da droben auf dem Mittelthorthurme?

Der Thürmer, ſprach mit verwunderter Miene der ehrliche Kerl, der jedoch durch vieles Nachdenken ſich keine Ruhe raubte.

Wer iſt denn der Thürmer?

Ich hörte nun die ganze Familiengeſchichte eines ſchlichten armen Teufels, der vom Viertelsnachtwächter zum Thürmer avancirt war und da oben in edler Junggeſellenſchaft in höheren Regionen lebte, ziemlich unbekümmert um das Treiben in der Tiefe. —

Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Es iſt gewiß wahr, verſetzte betheuernd der ehrliche Schottler; Sie können mir's glauben; denn er iſt mit mir in die Schule gegangen und iſt unſeres Nachbars, des Nachtwächters, Sohn.

Spielt er ein Inſtrument?

Schottler lachte aus allen Kräften. Keins, Herr, als das Nachtwächterhorn, das nur einen Ton hat.

Jetzt erzählte ich ihm, während er mir mein Frühſtück zurecht ſetzte, was ich geſtern gehört.

Lieber Herr, hob er endlich an, und blickte mir bedeutungsvoll in die Augen. Geſtern Abend war Samſtagabend. Sie waren wohl auf dem Commers im Faulenpelze, haben ſich da das Bier gut ſchmecken laſſen und das iſt Ihnen zu Kopfe geſtiegen. Das läßt Einem allerlei Melodieen hören und ſpielt Einem gar ſeltſame Poſſen. Ich weiß das aus eigner vielfältiger Erfahrung.

Mit dem war's alſo nichts, das ſah ich klar ein. Ich entließ ihn ſchnell, kleidete mich ſonntäglich an und ging zu meinen Hausleuten, um hier mich zu erkundigen, allein es ging mir nicht beſſer als bei Schottler'n. Sie ſahen mich ſpöttiſch an und mochten wohl auch denken, ein Habemus habe mich beim Schopfe gefaßt und mir den ſeltſamen Spuk vorgeſpielt.

Ich fing bald an der ganzen Geſchichte ſelbſt zu zweifeln an und hielt's für einen Traum, wenn nicht bei meiner Rückkehr in meine Stube mein Violoncello noch am Fenſter gelehnt und mir klar bewieſen hätte, daß keine Phantasmagorie des Traumes, ſondern die Wirklichkeit meiner Seele ſich eingeprägt.

Aber bin ich nicht ein Thor? rief ich mich ſelber an. Da gehe ich von Pontius zu Pilatus und frage, um alle Augenblicke dummer und am Ende noch weißgemacht zu werden, ich habe einen Rauſch gehabt, während ich doch fern von all dem wüſten Treiben einer rohen ſogenannten Burſchikoſität mit einem Freund in den Ruinen des Schloſſes geluſtwandelt hatte, bis das zunehmende Dunkel der Nacht uns mahnte, die Ruhe zu ſuchen, da wir Beide nicht in der Stimmung waren, in Saus und Braus roher Luſt einen Abend zu morden, wie dieſer war. Ich ſteige ſelber hinauf, das iſt das Klügſte.

Geſagt, gethan. Ich eilte hinab unter das Thor, grüßte freundlich die alte Höckerin, die ihre verſchrumpften Aepfel und Birnen, geröſtete Kaſtanien und Haſelnüſſe anpries und öffnete die Thüre, die zum Thürmerſtübchen führte.

Eine dunkle enge Wendelſtiege führte mich nach unſäglich ermüdendem Steigen ins Helle.

Ein Ach! drängte ſich unwillkürlich über die Lippen, während das Auge das wundervolle Panorama durchſchweifte, welches hier ausgebreitet vor ihm lag.

Dort das Schloß. Im Golde der Frühſonne ſchimmerten die uralten Mauern gar herrlich, durch welche ſich das friſche

Maiengrün der Bäume hindurchdrängte; weiter herüber der Rieſenſtein mit ſeinen ſchönen Baumgruppen und der weltbekannten Sattler-Müllerei; dort oben brauſte der Neckar von Ziegelhauſen her in die letzte Bergſchranke, ehe er die lachende Ebene erreicht. Hoch thürmte ſich rechts der Kaiſerſtuhl, links die Granitmaſſe des Heiligenbergs. Und da unten die Stadt mit ihrer Häuſermaſſe, die ſo tief unter mir lag! Und als ich mich umwandte und der Brücke folgend, den Philoſophenweg, Neuenheim, Handſchuchsheim und die ganze Dörfermenge bis hinab zum vereinſamten ſtillen Mannheim überblickte und die Bergkette jenſeit des Rheines, den ſilbernen Neckar und dort drüben den Rhein – o da brach ich, Alles vergeſſend, in einen Ausruf des Entzückens aus.

Ich ging rund um die Galerie herum und genoß den herrlichen Anblick. Da erſchallte das Geläute, welches die Gläubigen zur Kirche rief, und wie mit einem Zauberſchlage klang's von den Dörfern rings umher, getragen vom ſäuſelnden Winde. Der Eindruck war groß und gewaltig und hob die Seele zu dem Herrn der Welt empor.

Der Thürmer trat jetzt zu mir heran, mich grüßend und mir ſeine Verwunderung bezeugend, daß einmal ein Student zu ihm herauf geſtiegen ſei. Es ſei ſeltſam, meinte er, daß ſo ſelten Jemand daran denke, wie ſchön es hier oben ſei und wie ſo reizend die reiche Gegend ſich vor dem Auge entfalte, und wie ſo viel reiner die Luft ſei, die man hier oben athme, gegen die drunten in den Gaſſen der Stadt.

Ein Blick auf den Mann bezeugte mir vollkommen die Wahrheit und Richtigkeit der Ausſage Schettler's.

Das kann doch nicht von Allen gelten, ſagte ich; denn noch heute Nacht, oder vielmehr geſtern Abend, hattet ihr Beſuch hier oben.

Ich? fragte der Thürmer. Da irren Sie. Es war Niemand hier!

Ei, verſetzte ich, ſpieltet Ihr denn ſo herrlich das Violoncello?

Nein, wahrhaftig nicht! verſicherte er gutmüthig; aber das war eben kein Beſuch; das that der alte Herr, der bei mir wohnt. Er hat einmal wieder gar ſchön geſpielt, aber auch ſo ſchauerlich. — Ach, das geht mir immer durch die Seele, und, glauben Sie mir, dann iſt er recht gebeugt, aber geſtern war's anders. Erſt ſpielte er wieder ſo wild — dann wurde er ſanfter, und als da unten der Student, der neben dem Thurme wohnt, auch anfing und das ſchöne Kirchenlied ſpielte, da ließ er den Bogen ruhen und faltete die Hände und ſah mit weinendem Blicke hinauf zum Himmel, und dann ſpielte er mit dem da unten, und in ſeinem Geſichte ſah ich zum erſten Mal ſeit zehn Jahren eine Art von Heiterkeit. Und auch heute iſt er viel ruhiger und ſtiller und hat viel ſchon gebetet, was er ſonſt ſeltener that.

Dieſe Worte waren mir Himmelskoſt.

Iſt er denn irre? fragte ich.

Gott behüte, nein, entgegnete der Thürmer. Aber er iſt ſehr traurig. Seit zehn Jahren wohnt er hier, und da unten wiſſen es die Leute nicht einmal. Manchmal iſt er ſehr unruhig. Dann ſpricht er laut und oft ſchreckliche Worte; aber iſt ſo ein Sturm vorüber, ſo wird er wieder ſanft wie ein Lamm, redet mit mir ſo freundlich und ſanft, als ſei er's gar nicht geweſen.

Wer iſt er denn eigentlich?

Das weiß ich nicht.

Und wißt Ihr auch nicht, woher er iſt?

Ebenſo wenig.

Der Mann brach kurz ab.

Aber aus der Thüre des Stübchens trat jetzt eine hohe edle Geſtalt. Sechs Jahrzehnte hatten nur das Haar zu Schnee gebleicht, wenn es der Kummer nicht gethan, allein die Kraft der Geſtalt hatten ſie nicht beugen können. Hoch und ſtolz wölbte ſich die Stirn. Nur das Auge ſah düſter, und dieſe Düſternheit ſtand im grellſten Contraſte mit dem liebevollen und milden Ausdrucke des männlich ſchönen Geſichts. Genauer betrachtet, zeigten ſich Spuren tiefen Seelenleidens. Als er mich erblickte, und meinen ehrerbietigen Gruß kurz und ernſt erwiedert hatte, wandte er ſich auf die andere Seite des Thurms.

Er iſt ſehr menſchenſcheu, ſagte der Thürmer, reden Sie ihn nicht an.

Das würde ich ohnehin nicht gethan haben, ſagte ich, und bat den Thürmer, mich allein zu laſſen, indem ich ihm ein Geldſtück in die Hand drückte.

Alles Unbekannte und Räthſelhafte, das uns im Leben begegnet, nimmt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch und hat für den Geiſt einen eigenthümlichen Reiz. Ich könnte indeſſen nicht ſagen, daß gerade das allein mir den Greis bedeutungsvoll und wichtig gemacht. Es war mehr als das. In dieſen Zügen lag etwas ſo Bekanntes und Anſprechendes, Etwas, was mich faſt gewaltſam anzog. Und zu dieſem unbekannten Etwas, das ich ohnehin mir nicht nachweiſen konnte, geſellte ſich das Gefühl für fremden tiefen Schmerz. O, ich hätte dem Greis an die Bruſt ſinken und ſagen mögen: Schütte den Schmerz deiner Seele in meine Bruſt aus; ſie weiß auch, was Schmerz und Kummer heißt. Ich will mit dir trauern und weinen, aber den Schmerz dir lindern! —

Er kam zurück, ſah mich mit einem langen, durchdringenden Blick an und verſchwand innerhalb der Thüre zur Wohnung des Thürmers.

In meinen Gedanken verſunken, blieb ich noch lange auf der Stelle, träumte mich zurück auf meinen Münſter und ſchied dann ſtill, aber mit dem Vorſatze, wieder zu kommen.

In meiner Wohnung angelangt, faßte ich den feſten Entſchluß, mich dem Greiſe zu nähern. Ich ſann nach, wie ich das wohl bewerkſtelligen könnte. Nach langem Sinnen ſchien mir die Muſik die Sprache zu ſein, die vermitteln könnte zwiſchen uns. Das lebhafteſte Intereſſe erfüllte mich für den unbekannten Leidenden, den vielleicht der Menſchen Tücke mit dem ganzen Geſchlecht entzweit, den ich aber wieder mit ihm auszuſöhnen für meinen heiligſten Beruf erkannte. Von nun an ſaß ich, ſobald die

Dämmerung kam, an meinem Fenſter und ſpielte das Beſte und Edelſte, was ich kannte, ſpielte mit ganzer Seele oft bis ſpät in die lauen Sommernächte hinein. Faſt jeden Abend ſah ich die hohe Geſtalt an der Galerie lehnen und meinem Spiele lauſchen. Wenn das auf der einen Seite meiner Künſtlereitelkeit auch ſchmeicheln mochte, ſo machte es mir auf der andern Seite um ſo größere Freude, weil ich merken konnte, daß ich, wenn auch langſam, doch ſicher meinem Ziele näher rückte.

Der Thürmer referirte mir, wie ihm dieſe Unterhaltung zuſage; wie er ſo lange aushalte, als ich ſpielte; wie er ſeitdem öfter mit ihm rede und ſich nach mir erkundigt habe. Das ſei ſehr viel, meinte der ehrliche Menſch, denn ſo viel Theilnahme an irgend Etwas habe er ſeit langer Zeit nicht geäußert.

Nach einiger Zeit ging ich Abends einmal auf den Thurm, um mich der Ausſicht zu freuen, die im hellſten Mondſchein einen eigenen Zauber haben mußte. Als die Zeit kam, wo ich ſonſt zu muſiciren pflegte, trat der Greis auf die Galerie und lehnte ſich ſtill an die Stelle, wo ich ihn jedesmal aus meinem Fenſter ſehen konnte.

Ich faßte mir ein Herz und trat zu ihm.

Ich ſtöre wohl manchmal Ihre Ruhe durch mein abendliches Spiel, ſagte ich — darf ich um Ihre Verzeihung bitten?

Ueberraſcht wandte er ſich zu mir, denn es ſchien, als habe er meine Anweſenheit nicht bemerkt.

Ach, ſprach er, ſind Sie der Violoncelliſt? Nein, das darf ich nicht ſagen; im Gegentheile, Sie haben einen alten Mann ſchon oft erfreut.

Dann danke ich Gott! ſagte ich mit einer Bewegung, die ſich ſelbſt in dem Tone meiner Stimme bemerklich machte.

Er ſchwieg eine Weile, dann ſprach er: Wohl iſt es der ſchönſte Triumph der Muſik, daß ſie erheitern kann und erheben und Frieden flößen in zerriſſene Herzen.

Ich habe das wohl erfahren, ſagte ich.

Er ſah mich forſchend an. — Sie? — fragte er. Junger Mann, wiſſen Sie, was Sie da ſagen?

Ich legte die Hand auf mein Herz und erwiederte: O, man muß noch nicht dem Greiſenalter nahe ſtehen, um zu wiſſen, was tiefer Schmerz heißt.

Das iſt wahr, ſagte er. Es hat jedes Menſchenleben ſeine Paſſionszeit. Dem kommt ſie frühe, jenem ſpät.

Aber — ſetzte ich hinzu — es hat auch jedes Leben ſein Oſterfeſt.

Er ſchüttelte den Kopf.

O glauben Sie, glauben Sie feſt und innig! ſagte ich. Das Oſterfeſt kommt. Es ſchließt die Paſſion, und wenn die Paſſion durchs ganze Leben gewährt hätte.

Wohl Ihnen, ſprach er dumpf, wenn Sie das glauben können!

Blicken Sie aufwärts, ſagte ich; der, der die Sterne dort lenkt, der kennt den Schmerz ſeiner Kinder und ſendet Frieden.

Im Tode, ja, ſagte er.

Gewiß! war meine Antwort; aber auch noch dieſſeit des Grabes. —

Er ſchüttelte die greiſen Locken, reichte mir die Hand und ſagte ſanft: Schlafen Sie wohl, wenn Sie können! — Er ging zur Thür, kehrte aber noch einmal um.

Junger Mann, ſagte er, wollen Sie die Bitte eines Mannes erfüllen, der dem Grabe, Gottlob! nahe ſteht?

Freudig bejahte ich ſeine Frage.

Dann ſpielen Sie wohl Abends wieder ſo, wie bisher!

Gerne, ſehr gerne, ſagte ich; doch ich weiß, auch Sie ſpielen dieß herrliche Inſtrument — dürfte ich wohl — ich ſtockte und fürchtete, zu dreiſt zu ſein.

Was denn? fragte er ſanft.

Dürfte ich wohl bitten, mit Ihnen zuſammen ſpielen zu dürfen? —

Sie haben die Eisrinde meines Herzens geſchmolzen, ſagte er, nach einer Pauſe — und Ihre Theilnahme an einem Manne, der längſt an kein menſchlich Mitgefühl mehr glaubte, hat mich wie umgewandelt. Es ſei. Ich will glauben, Gott habe Sie mir geſendet. Kommen Sie denn; ich erwarte Sie morgen. Und nun, gute Nacht! —

Er ging.

Ich aber blieb in einer Stimmung, die ich ſchwer beſchreiben kann, die mich aber noch nicht unter dem tiefblauen Sternenhimmel weggehen ließ. Ich dankte Gott, daß es mir gelungen war ſo weit. Jetzt hoffte ich mehr; ich hoffte, Frieden in dieſe wunde Bruſt zu bringen.

Der Thürmer kam, um die zehnte Stunde zu blaſen. Als dies beendet war, trat er zu mir.

Junger Herr, ſprach der einfache, biedere Menſch. Sie üben eine wunderbare Macht über den alten Herrn aus. Seit Sie ihn durch Ihr Spiel erfreut, iſt er ruhiger, milder. Jetzt hat er gar mit Ihnen geſprochen. Das iſt etwas Unerhörtes. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn wieder für die Welt zu gewinnen. Laſſen Sie nicht ab!

Ich erzählte ihm, daß ich nun wohl Abends mit ihm muſiciren würde, was den Mann in das größte Erſtaunen verſetzte.

Ich ging endlich — und — wie bin ich froher eingeſchlafen!

Mit Sehnſucht ſah ich dem folgenden Abend entgegen. Als er endlich nahte, nahm ich mein Inſtrument und das Beſte unter meinen Muſikalien, meiſt Duo's, welche ich mit meinem theueren Pflegevater geſpielt. Ich wanderte die ſteile Treppe hinan. Er hatte mich ſchon erwartet und führte mich durch des Thürmers enges Stübchen in ein etwas geräumigeres, deſſen Fenſterlein die herrliche Ausſicht in die rauhe Ebene von Mannheim bot. Das Ameublement war höchſt einfach. Ein Tiſch, zwei Stühle, ein Pult, ein Bücherſchrank — über dem Pult ein ſchönes Chriſtusbild in Oel — und das Bett — das war Alles. —

Freundlich empfing er mich. Ohne viel zu reden, ſetzten wir uns. Ich legte die Muſik vor.

Vortreffliche Auswahl! ſagte er. Sie ehrt Ihren Geſchmack. Er wählte eins aus. Wir ſtimmten und begannen.

Ich geſtehe gerne, daß ich mit Beſchämung mich als Stümper dieſem Meiſter gegenüber erkannte. Es lag in ſeinem Spiel eine Zartheit und Kraft zugleich; ein Wohllaut, der das Herz bewältigte. Selbſt mein Pflegevater ſpielte ſo nicht. Und mit welchem Gefühle, mit welcher Präciſion ſpielte er! Er ſchien aufzuleben. Die Vergangenheit ſchien begraben. Als das Stück geendet war und ſein Bogen ſank, konnte ich nicht umhin, meinem Gefühle Worte zu geben. Er ging kurz darüber weg und lobte mein Spiel. Das Stück hatte ihm ſo wohlgefallen, daß er vorſchlug, es da capo zu ſpielen. Nun ging es noch beſſer. So flog der Abend hin. Ich ließ mein Inſtrument mit ſeiner Genehmigung ſtehen, weil ich ja wiederkommen durfte, und ſchied ſpät, mit wachſendem Wohlwollen von ihm entlaſſen.

Forthin war ich jeden Abend bei ihm. Immer näher ſchloß ſich der Greis an mich. Schon nach einem Monat war es ihm zur Gewohnheit geworden, mich jeden Abend zu ſehen. Ich lernte viel. Gern opferte ich meine Spaziergänge. Gerne zog ich mich je mehr und mehr von dem Umgange der Studenten zurück, um dieſe höheren Genüſſe mir zu verſchaffen. Oft ſpielte er Solo. Oft phantaſirte er zum Entzücken. Ich ſah, wie ein neues Leben in dem Greis aufging, wie er mich liebgewann; aber der Schleier des Geheimnißvollen, der über ſeinem Leben, ſeinem Geſchicke lag, war immer noch undurchdringlich, und ich that Nichts, um ihn auch nur im Mindeſten zu berühren. Nicht einmal kam es zu einer Unterhaltung, die ein anderes Gebiet berührt hätte, als das der Muſik. Er ſelbſt beſaß Ausgezeichnetes aus dieſem Gebiete. So fehlte es uns nie an neuem vortrefflichen Stoff, und jeder Abend brachte neue Genüſſe.

Der Umgang mit dem ehrwürdigen Manne war mir nachgerade zum geiſtigen Bedürfniſſe geworden. Ich konnte die Abende kaum erwarten. Bis zehn Uhr währte unſere Muſik. So forderte es die Lebensordnung des Greiſes und meine Studien; denn mit dem grauenden Tage ſtieg ich auf, um den Verluſt der Abende zu erſetzen. Und als die Abende länger zu werden begannen, blieb mir noch Zeit, um das nicht zu verkürzen, was mir Lebensaufgabe war. Endlich nahte der Schluß des Semeſters.

Werden Sie in den Ferien zu den Ihrigen gehen? fragte mich der Greis eines Abends.

Ich bejahte ſeine Frage.

So werde ich Sie ſchwer vermiſſen, junger Freund.

Deſto erfreulicher wird mir, der ich Gleiches bekennen darf, das Wiederſehen ſein, ſagte ich.

Wenn — entgegnete er; ich bin alt und des Lebens müde. Vielleicht finden Sie meinen Hügel. Dann — ſetzte er hinzu, behalten Sie als Andenken mein Violoncello und meine Muſikalien. —

Ich redete ihm das aus — und als die Ferien kamen, ſchied ich mit Wehmuth von dem Manne, der mir theuer geworden war.

Aber gen Straßburg zog mich das Herz mit unnennbarer Gewalt. Dort erwarteten mich ja liebende Herzen! —

Ich flog der Vaterſtadt zu.

O, wie pochte das Herz, als ich mit dem ſinkenden Abend am Vaterhaus, am Münſter vorüber kam! Wie pochte es in der Bruſt, als ich die Thür öffnete zur Stube, wo die Theueren wohnten! Der Doctor ſaß da und phantaſirte wieder auf dem Cello — und ſeine Schweſter ruhte von des Tages Arbeit und horchte dem Spiele.

Da grüßte ich — und das Inſtrument flog in die Ecke, daß es donnernd grollte ob ſolcher Ungebühr — und ich lag an der Bruſt der edelſten Menſchen.

Als das Licht kam, wurde ich gemuſtert. Nun, du biſt größer und männlicher geworden! klang es. Siehſt wohl aus — u. ſ. w. Dann, während die Tante, wie ich ſie nannte, das Eſſen beſchickte, mußte ich unvermerkt ein Examen rigorosum beſtehen.

Aber das Geſicht des Examinators wurde immer heiterer, und er konnte es ſich nicht verſagen, mir ſeine Freude über die wohlangewendete Zeit zu bezeugen.

Wie ſteht's denn mit dem Cello? fragte er.

Wir könnten ja wohl eine Probe machen, Väterchen! ſagte ich.

Topp! rief er und drückte mir das Inſtrument in die Hand.

Ich ſpielte — und übertraf mich ſelbſt.

Alle Peſt! rief der Doctor, Junge, da muß ich die Segel bald ſtreichen! Wo haſt du dich denn ſo vervollkommnet?

Nun mußte ich erzählen, und that's mit froher Erinnerung und ſeligem Bewußtſein. Der Doctor horchte aufmerkſam.

Du haſt brav gehandelt, Albert, ſprach er, und drückte mir die Hand. Mag ein Geſchick den Greis gebeugt haben, von welcher Art es ſei, ſo iſt es brav von dir, Alles aufzubieten, ihn zu erheitern, und ebenſo brav, dich nicht in ſein Vertrauen einzudrängen. Fahre ſo fort. Dir iſt es wohlthätig, ihm heilſam, und Gott gebe ſeinen Segen dazu.

Am andern Tage war mein erſter Gang auf den Friedhof, der zweite auf den Münſter. Die Freude meines alten Freundes, des Thürmers, war groß. Mir kehrte die Vergangenheit zurück, und die Gefühle wurden mächtig wieder erregt.

Ich mochte ſchon eine Weile oben ſein, als der Alte, der mich mir ſelber überlaſſen hatte, zu mir kam. Bald hätte ich ja vergeſſen, hob er an, Ihnen zu ſagen, daß Jemand nach Ihnen gefragt hat, an den Sie gewiß nicht denken.

Ich fühlte, daß eine dunkle Röthe mir auf die Wangen ſtieg, denn ich dachte — an Antonien.

Rathen Sie einmal? — ſagte er lächelnd.

Endlich fuhr er fort: Erinnern Sie ſich noch des kleinen freundlichen Mädchens, das einmal vor — ich weiß nicht wie viel Jahren Sie hier vor Ihrem Vaterhauſe weinend fand und mit Ihnen plauderte und mit Ihnen weinte? —

In nicht geringer Bewegung bejahte ich ſeine Frage.

Nun, die iſt wieder da geweſen; aber wie hat ſie ſich verändert! Damals noch Kind — jetzt eine blühende Jungfrau; was ſag' ich? ſchön wie ein Engel Gottes und mild und freundlich, wie ſo ein Engel.

Es ergriff mich eine ſeltſame, mir bisher ganz fremde Ungeduld. Ich konnte nicht erwarten, bis mir der alte Mann ausführlich erzählte, und beſtürmte ihn mit Fragen.

Er erzählte: Vor etwa drei Wochen kamen drei Fremde — ein altes Paar, die ſehr verdrießlich und leidend drein ſahen und ein allerliebſtes Püppchen von etwa achtzehn Jahren, ſo ſchön, wie ich es Ihnen vorhin bezeichnete. Der Herr ſah dort hinaus, die Dame ging auf die entgegengeſetzte Seite und das Mädchen trat zu mir — ich ſtand nämlich dort, wo Sie jetzt ſtehen. Vor vielen Jahren bin ich ſchon einmal hier geweſen, hob ſie zu plaudern an mit einer Stimme, die etwas ungemein Einſchmeichelndes hatte. Ich, meines Orts, konnte mich natürlich darauf nicht mehr beſinnen, denn es kommen der Fremden, wie Sie wiſſen, Tauſende hier herauf. Wer ſieht ſich aber die Leute alle an? — Damals — fuhr ſie fort, und es ſtieg eine helle Gluth über das ſchöne Geſichtchen, ſtand hier ein Knabe und weinte — ich wurde jetzt aufmerkſamer — er ſah, fuhr ſie fort, dort hinab auf das alterthümliche Haus und ſagte mir, das ſei ſein Vaterhaus, aus dem ihn böſe Menſchen vertrieben, und aus dem ſie ihm auch ſein Mütterlein fortgetragen ins dunkle Grab. Jetzt wußte ich's; ja, die ganze Scene von damals kam mir recht friſch in meine alten Gedanken, denn ich hatte das Mädchen weinen geſehen, als ſie von Ihnen ging.

Ich fiel ihr alſo raſch in die Rede und ſagte: Das war Albert! —

Richtig, bemerkte ſie nicht ohne Erregung, er hieß Albert.

Was iſt aus dem Knaben geworden? —

Haha! rief ich, froh, daß ich Ihr Lob einmal auspoſaunen konnte, das iſt ein ſchmucker junger Herr geworden, wie Milch und Blut, und brav, Mademoiſelle, brav wie irgend Einer in der Welt. Ja, den ſollten Sie ſehen! Jetzt ſtudirt er in Heidelberg als Doctor.

Heidelberg! rief ſie in ſeltſamem Ton, und ein recht tiefer Seufzer arbeitete ſich aus ihrer Bruſt heraus.

Während wir ſo ſprachen, rief die alte Hexe, wie damals, mit ihrer gellenden und ſchneidenden Stimme: Antonie! Sie ſchrack zuſammen.

Wenn er wieder hierher kommt, ſo grüßt ihn freundlich von mir — von Antonien! — ſagte ſie, drückte mir ein Zweifrankenſtück in die Hand und flog wie ein Pfeil davon. Als ich an die Stelle zurückkam, lag einer ihrer Handſchuhe da, den ſie in der Haſt verloren. Ich hätte ihr ihn gerne nachgetragen; aber wie ſollte ich alter Mann das flüchtige Kind ereilen?

Habt Ihr den noch, Vater Jerome? fragte ich mit bebendem, pochendem Herzen.

Er lachte. Freilich, fuhr er fort, hab' ich ihn noch; denn ich konnte mir wohl denken, daß der für Sie einen unſchätzbaren Werth hätte. Ho! unſer Einer hat auch Ritter- und Liebesgeſchichten genug geleſen aus der Bibliothek des Meiſter Stephan, des Buchbinders, meines Gevattermanns, um zu wiſſen, wie es jungen Herren zu Muth iſt, wenn ſie ein Bischen verliebt ſind.

Er humpelte fort und ließ mich in einer höchſt aufgeregten Stimmung zurück. Nach wenigen Minuten brachte er mir den Handſchuh. Er war von gelblicher Seide und verrieth die kleine Hand, die ihn getragen. Vor dem Alten mochte ich keine neue Blöße geben, ich ſteckte ihn alſo ohne Weiteres in meine Taſche; aber ich fragte viel, ſehr viel, um irgend eine Spur zu finden, irgend ein Merkzeichen, wohin ſie ſich gewendet haben könnte. Das Alles aber war und blieb umſonſt; denn der alte Mann wußte natürlich nichts weiter, als was er mir bereits mitgetheilt. Nur das ſagte er noch, daß ſie einen unverkennbaren Zug ſtillen Leidens in ihrem Geſichte gehabt, der ihm verrathen habe, daß ſie wohl nicht ganz glücklich ſein möchte.

Da war denn mit einem Mal ein Funken hineingeſchleudert in die ſtille Welt des Herzens, der zur Flamme wachſend, bisher unbekannte Räume erleuchtete! Da war denn der Phantaſie ein Feld geöffnet, ſo weit und groß, daß ſie ſich endlos drinnen ergehen konnte; da war denn nun mit einem Male der kleine Engel mit dem Heiligenſchein und den Flügeln zu einer engelſchönen Jungfrau geworden, die ſich meiner erinnerte, die wohlwollend meiner gedachte, deren Reize ſelbſt einen hochbetagten Greis noch mit Wohlgefallen erfüllten. Wer zweifelt daran, daß nun meine Träume, wachend und ſchlafend, ſie und nur ſie ſahen? daß ich mit den ſchönſten Farben das kleine Lockenköpfchen, deſſen ſchöner Züge ich mich noch ſo lebhaft erinnerte, ausmalte, vergrößerte, daß, mit Einem Worte, die ganze Welt in den Hintergrund trat, und Antonie, umgeben von allem Zauber der Poeſie und Romantik, meine Seele erfüllte? O, ich hätte ja nicht ein Jüngling ſein müſſen! Es hätte ja die theure Erinnerung nicht in mir leben dürfen, wenn es anders hätte kommen ſollen. Ich liebte mit ganzer Seele ein Ideal, und das ſtand als Götterbild auf dem Altar eines unentweihten Herzens. Ich kam zerſtreut nach Hauſe; denn meine Gedanken ſchweiften in unbekannten Fernen. Ich haderte mit dem alten Jerome, daß er nicht gefragt, wer ſie ſei und wohin ſie reiſe, — und nicht tauſend andere Fragen gethan, die mich über Alles intereſſirten. Ich grollte mit meinen Profeſſoren, die die Collegia ſo weit hinausgedehnt hatten. Wären die Ferien früher geweſen, dann hätte ich ſie vielleicht geſehen und — dann gewiß das Alles gefragt, damit ich ſie hätte wiederfinden können — oder — Alles das vergeſſen in ihrem Anblick. Kurz — ich machte es um kein Haar breit anders oder beſſer, wie alle jungen Leute meines Alters, wenn ſie in einer ähnlichen Lage geweſen wären.

Mein Pflegevater wurde ganz irre an mir. Er brachte nichts aus mir heraus. Als er am Abend ein Duo mit mir ſpielen wollte, wozu er eines Freundes Inſtrument geliehen, machte ich ſo unausſtehlich dumme Streiche, verfehlte den Takt ſo ſchülerhaft, daß er nahe dran war, recht ärgerlich über mich zu werden. Ich begriff aber nun recht gut, daß es Noth that, dem loſen Spiele der Einbildungskraft Schranke und den Verſtand möglichſt an ihre Stelle zu ſetzen. So ging's dann beſſer und ich ſöhnte meinen Pflegevater wieder mit mir aus.

Eines Tages kam er auf meine durch ſeine Empfehlungsbriefe veranlaßten Bekanntſchaften.

Es iſt mir recht aufgefallen, ſagte er, daß du mir doch gar nichts von dem Profeſſor **** ſchriebſt, nach dem ich dir aufgetragen, dich zu erkundigen. Ich hab' ihn wohl gekannt, ſehr werth gehalten, ſpäter manches Beklagenswerthe von ihm gehört, dann aber nichts mehr während vieler Jahre.

Ich erinnerte mich jetzt aufs Genaueſte, daß ich allerdings des Doctors Auftrag erfüllt, aber das, an ſich ſehr dürftige Reſultat meiner Erkundigungen ihm mitzutheilen vergeſſen hatte. Ich entſchuldigte mich mit dem Einfluß der erſten Zeit meines Lebens in der neuen Welt der Univerſität, was auch allein der Grund meiner Vergeſſenheit geweſen war, und gab ihm dann die Details, welche ich über beſagten Profeſſor erfahren, den man übrigens ſehr hochgeachtet zu haben ſchien.

Was ich erfahren, war, daß der unglückliche Mann in ſehr traurigen, ehelichen Verhältniſſen mit einer verworfenen Frau gelebt, von der er ſich zuletzt mußte ſcheiden laſſen, und die dann mit ihrem anſehnlichen Vermögen ſich an einen Schauſpieler gehangen und verſchwunden ſei. Er habe ſeine Profeſſur niedergelegt, ſei weggezogen und Niemand wiſſe, was aus ihm geworden ſei.

Das war ungefähr Alles, was ich erkundet hatte. Das Loos des Mannes bewegte meinen Pflegevater ſehr, denn er verdankte dem edlen Manne Vieles, deſſen Geſchick eine ſo betrübende Wendung genommen.

Unter vielen Zerſtreuungen vergingen die kurzen Ferien. Ich kehrte zurück zu der Alma Ruperto-Carolina, zu meinen Studien, zu meinem alten Freunde, deſſen Namen ich nicht einmal kannte. Wie groß war des Greiſes Freude! Wie herzlich bewillkommnete er mich! Wie klagte er, daß die Tage ſo langſam hingeſchlichen ſeien und daß ihm das Spiel auf ſeinem Inſtrumente gar keine Freude habe machen wollen. Alles kam wieder in den alten geregelten Gang. — Ja, ich darf wohl ſagen, daß es in dieſem Gange blieb während dreier Jahre.

Mein Alter blieb ſtumm über ſeine Schickſale und ich in ehrerbietiger Ferne, wie groß auch das Vertrauen war, das zwiſchen uns ſtattfand. Nur das hatte ich gehört, daß er Werner hieß und unter dieſer Adreſſe Briefe und Gelder ankamen, deren er zu ſeiner ſehr beſcheidenen Subſiſtenz bedurfte.

Wie geſagt, meine Studienzeit war abgelaufen. Das Triennium abſolvirt und der alte Doctorhut ſaß auf meinem jungen Kopfe mit allen Ehren. Daß hiermit meine Vorbereitungen zu meinem ärztlichen Beruf enden ſollten, war durchaus nicht die Meinung meines Pflegevaters; vielmehr ſollte ich nach Würzburg und ſein berühmtes Juliushoſpital, Wien und ſein wohlbekanntes Krankenhaus, Berlin und ſeine Charité beſuchen, und dort praktiſch mich zurechtfinden lernen am Krankenbett und bei den Operationen.

Ich will nicht verhehlen, daß mir dieſe Ausſichten höchſt erfreulich waren, denn mein Durſt nach Wiſſen und Vervollkommnung war ſtets gewachſen, je tiefer ich in die Schachte einer Wiſſenſchaft hinabgeſtiegen war, deren Weſen noch — ein verſchleiertes Iſisbild, ein großes, nicht gelöſtes Räthſel iſt.

Aber auch das ſei ohne Hehl bekannt, daß ich von Heidelberg ſehr ungerne ſchied. Wer könnte gern einen Ort verlaſſen, dem er ſo Vieles verdankt, den die Natur mit verſchwenderiſchem Reiz ausgeſtattet hat? — Und bei mir trat wirklich die Trennung von dem ehrwürdigen Werner hinzu. O, ich durfte mir ja geſtehen, daß mein Umgang wunderbar ihn verändert hatte, daß ſeine ganze Seele mit immer wahrhaft väterlicher Liebe an mir hing. Es gab Momente, wo er mit ſich ſelbſt im Kampfe lag, ob er das ſchreckliche Siegel löſen ſollte, das auf ſeinen Lippen lag über ein Leben, deſſen Glück furchtbar mußte zertreten worden ſein; aber ſtets ſchien ihn eine unſichtbare Macht zurückzuhalten. Ich mied jede Gelegenheit, weil ich, ich geſteh' es gerne, mich faſt fürchtete, dieſe Geſchicke kennen zu lernen, die in der That ſchrecklich mußten geweſen ſein. Sprach ich von meiner Abreiſe, dann traten Thränen in ſeine Augen, und er ſagte: Ich habe wohl gewünſcht, Sie möchten mir die Augen zudrücken! Es ſoll nicht ſein!

Ich mußte ihm verſprechen, oft, recht oft ihm zu ſchreiben.

Von ſeinem Segen begleitet, zog ich bewegten Herzens ab. Aber ich habe mein Verſprechen redlich gehalten, bis ich ihn ſelber wiederſah.

In Würzburg weilte ich ein Jahr, dann eilte ich nach Berlin, zuletzt nach Wien. Was ſoll ich ſagen von dieſen drei Jahren? Sie floſſen hin im ſtrengſten Dienſte der Wiſſenſchaft, welcher ich mich gewidmet. Kein Ereigniß trat ſtörend oder fördernd in den ruhigen Entwickelungsgang, den mein inneres und äußeres Leben verfolgte. Ob ich im reiferen Alter die ſchönen Träume meiner Jugend fortträumte? Ob das ſchöne Ideal meiner Seele blieb? — Selbſt auf die Gefahr hin, als Schwärmer belächelt zu werden, antworte ich mit der Hand auf dem Herzen: Ja! Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die lieblichſten Mädchen kennen zu lernen, Zierden ihres Geſchlechts — aber wenn ſie irgend Eindruck auf mein Herz machten, ſo war es eine flüchtige Aehnlichkeit mit den Kinderzügen Antonien's, die mir ſo klar und unverwiſcht vor der Seele ſtanden. Suchte ich mich aber genauer mit dieſem Zuge vertraut zu machen, ſo verſchwand er wieder, eben weil er nur ein unbedeutender war. So blieb mein Herz frei. Ich war wohl nüchtern und verſtändig genug, mir zu ſagen, daß im Grunde dies ſeltſame Thun eine Art thörichten Götzendienſtes vor einem Phantaſiegebilde ſei; denn wo war dieſe Antonie? Sah ich ſie je wieder? War ſie, die jetzt zwanzig Jahre zählen durfte, nicht längſt vielleicht die Gattin eines Andern, wenn ſie noch lebte? —

Und dennoch! — O, wer enthüllt die ſeltſame Tiefe des menſchlichen Weſens? Wer löſt die Räthſel des Gefühls? Wer wagt es, ſie wegzuleugnen die unſichtbaren Fäden, die uns leiten? Wer vermag eine gewiſſe Vorherbeſtimmung gänzlich zu bezweifeln und einer dunklen Ahnung zu widerſprechen, die oft das Innerſte der Seele durchbebt? Mir war's oft, als flüſtre mir mein Schutzgeiſt leiſe in die gläubig forſchende Seele: Du wirſt ſie wiederſehen und wiederfinden, um ſie nicht wieder zu verlieren! —

Es war nicht lange vor meiner Abreiſe aus Wien, daß ich wieder einmal Morgens in das Krankenhaus trat. In der letzten Zeit hatte ich nämlich, da es Sommer war, eine Reiſe nach Iſchl und in das Tirol gemacht; hatte dann die nächſten Umgebungen Wiens beſchaut und, was Wien ſelbſt Sehens- und Hörenswerthes aus dem Gebiete der Künſte beſaß, genoſſen.

Ein junger Arzt aus dem Naſſauiſchen, den ich früher ſchon kennen gelernt hatte, erzählte mir im Heimwandeln intereſſante Krankengeſchichten aus der letzten Zeit. Die intereſſanteſte Kranke aber haben wir jetzt, fuhr er redſelig fort, theils wegen ihrer ſelbſt, theils wegen der wunderſchönen Tochter, welche ſie ſelber pflegt. Bei dieſer Frau zeigt ſich die furchtbare Macht des Gewiſſens auf eine entſetzliche Weiſe. Für Sie, der Sie in Heidelberg ſtudirt haben, muß die ganze Erſcheinung noch wichtiger ſein. —

Wie ſo? fragte ich mit Neugierde.

Sie ſpricht ſo oft von Heidelberg, daß ich glauben muß, ſie ſei daher.

Und was ſpricht ſie denn? fragte ich ziemlich gleichgiltig; denn was konnte mich eine mir unwichtige Heidelbergerin intereſſiren.

Sie war, das geht aus ihren Reden hervor, einſt eines Profeſſors Frau. —

Jetzt wurde ich aufmerkſamer. Nannte ſie nicht den Namen ****, fragte ich raſch.

Den nannte ſie und nennt ihn oft. Sie klagt ſich laut an, ihn verrathen, ihm die eheliche Treue gebrochen zu haben und mit einem ſchlechten Menſchen davon gegangen zu ſein, der ſie um das Ihrige brachte und ſie hier ins Elend ſetzte, nachdem ſie früher ſchon das reichſte Maaß des Unglücks erſchöpft hatte durch die Verworfenheit dieſes Menſchen. Sie verlangt nach ihrem erſten Mann, um ſeine Verzeihung zu erhalten, und es iſt, als ob der Geiſt die morſche Hülle nicht verlaſſen könnte, bis dieſer Gluthwunſch Befriedigung gefunden. Ich ſage Ihnen, der Zuſtand iſt ſchauderhaft. Aber Niemand leidet mehr, als die ſchöne Tochter, deren Zukunft wahrhaft verzweifelt iſt; denn ſie iſt arm. Dabei leidet ſie ſchrecklich durch die Geſtändniſſe der oft faſt raſenden Mutter. Sie ſchläft bei der Tochter des Portiers und erträgt das Uebermaaß ihres Wehes mit der Geduld eines Engels.

Während dieſes Geſpräches waren wir zu der Anſtalt gelangt. In meinem Kopfe ging Seltſames herum. Konnte ich vielleicht die Frau mit der Nachricht beruhigen, der Profeſſor ſei todt? Denn daß er todt war, bezweifelte in Heidelberg Niemand. Mit meinem

Freunde trat ich ein, und er führte mich zu dem Saale, wo ich die Unglückliche finden ſollte.

Ich geſtehe, daß mir das Herz pochte; denn der ſchmählich mißhandelte Gatte, obwohl ich ihn nie gekannt, war ja meinem lieben Pflegevater theuer, und ſo ſtand er ja auch mir nahe genug. —

Als ich eintrat in den Saal, hörte ich die lauten Ausbrüche ihrer Verzweiflung von ferne, ſah ſie dann die Hände ringen auf eine herzergreifende Weiſe.

Vor dem Bett kniete eine jugendliche Geſtalt, die ihr Haupt in die betend gefalteten Hände gelegt hatte und ſo mit beiden zu Füßen des Bettes auflag.

Ich trat jetzt nahe zu ihr heran. Ich hörte eine Stimme, deren ſchneidend widriger Ton mir auffiel, weil es mir war, als hätte ich ihn ſchon einmal im Leben gehört.

Ich ſah ihr in das Antlitz, das ſchon ganz die facies Hippocratica zeigte, und ſchauderte vor dem Greuel der Seelenqual, die ſich auf ſo fürchterliche Weiſe hier erkennen ließ. —

Da rief ſie: O, führt mir ihn her, daß er mir verzeihe und ich ſterben könne! —

Er iſt hinüber gegangen! ſagte ich mit dumpfer Stimme. Ich komme von Heidelberg!

Sie richtete ſich jetzt blitzſchnell auf, ſtarrte mich entſetzlich an und fragte: Iſt er todt?

Er ruht. Droben finden Sie ihn! ſagte ich.

Sie ſank zurück — und war todt.

Jetzt erſt fiel mein Blick auf das Mädchen, das, ſeit ich zu ihrer Mutter geſprochen, ihr Haupt erhoben hatte. Leichenblaß ſtarrte auch ſie mich an aber — wer ſchildert mein Gefühl! Es war Antonie.

Antonie! Antonie! rief ich aus, finde ich dich wieder!

Sie erhob ſich raſch bei dieſem leidenſchaftlichen Ausruf.

Um Gotteswillen, ſagte ſie bebend, wer ſind Sie?

Albert bin ich, rief ich aus, der Knabe vom Münſter, mit dem du einſt geweint in einer ſchweren Stunde.

Sie faltete ihre Hände vor der angſtvoll pochenden Bruſt, und ein Strahl milder Freude zuckte über das leidende Antlitz.

Großer Gott, ſagte Antonie, wie ſind deine Wege wunderbar! Aber was ſagten Sie von meinem guten Vater, iſt er wirklich nicht mehr unter den Lebenden? — Kannten Sie ihn?

Ich kannte ihn nicht, wohl aber mein Pflegevater ſehr genau. Er ſoll todt ſein.

Sie zitterte heftig und reiche Thränen perlten über die bleichen Wangen. So werde ich bald allein in dieſer Welt daſtehen! ſagte ſie.

Das iſt ſchon ſo, ſagte ich, und doch nicht ſo. Ihre Mutter hat ausgelitten. Danken Sie Gott, daß der furchtbare Kampf ihrer Seele geendet.

Mit einem heftigen Schrei ſank ſie ohnmächtig nieder.

Schnell waren einige Wärter da, die mir hilfreiche Hand leiſteten. Wir brachten ſie hinab zu dem Portier, wo ſie ſchlief und wohnte. Die Familie des ehrlichen Inneröſterreichers bot Alles auf, ſie ins Leben zu rufen. Dieß geſchah bald.

Sie ſah ſich mit großen Augen um. Iſt meine Mutter todt? fragte ſie. Wo iſt Albert?

Hier, ſagte ich, dem dieſer Namen von dieſer Lippe tief ins Herz drang. Sie reichte mir ihre Hand. Ach, ſagte ſie, jetzt entſinne ich mich, daß Sie mit Ihrer Nachricht der Mutter ſchrecklichen Kampf endeten. Gott ſegne Sie dafür! Ach, ſie hat ſchrecklich gelitten, ſchrecklich gebüßt. Gott ſei ihrer Seele gnädig! — Sie brach in lautes, heftiges Weinen aus. Ich hielt ihre Hand und weinte mit ihr. Endlich ſah ſie mich an. Ach, ſprach ſie, welch eine Zeit liegt zwiſchen jenem Augenblicke, wo ich Sie zum erſten Male ſah, und dieſem hier erlebten!

Ich ſetzte mich zu ihr und ſuchte ſie zu beruhigen. Ich ſah, die Ueberſpannung ihrer Nerven durfte nicht erhalten werden. Ich bat ſie, ſich ruhig niederzulegen, weil ſie der Ruhe bedürfe. Dann ging ich zu der Familie, die mich wohl kannte. Die Tochter blieb bei Antonien.

Was ich hier von ihr hörte, war nur überſchwenglich viel Gutes. Ich empfahl ſie der Familie mit dem Bemerken, daß ich für Alles haften würde und ging dann hinauf, um wegen des Leichnams Sorge zu tragen.

Nach einer Stunde fragte ich nach. Sie war in einen tiefen Schlaf geſunken. Ich empfahl die größte Schonung für ſie und ging dann, von den heftigſten Gefühlen bewegt, in die Leopoldſtadt, wo ſie früher gewohnt hatte, um mich nach ihren Umſtänden zu erkundigen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe ich die Wohnung fand. Ach, da ſtanden ihre Effecten, bürgend für die Zahlung des Miethzinſes. Hier hörte ich, daß ſie vor einem Jahr hier ankamen. Hader und Zwietracht war allzeit zwiſchen dem Mann und Antonien's Mutter, weil der Verſchwender, nur der Ueppigkeit fröhnend, Alles durchgebracht. Endlich ſtahl er ihre Kleinodien, ihre letzte Hoffnung, und verſchwand, ſie hilflos zurücklaſſend. Antonie war der verſöhnende Engel in dieſem Zwieſpalt geweſen und hatte, als der Verworfene entwichen war, die Mutter mit ihrer Hände Arbeit ernährt. Aber die Mutter trug, die Qual ihres Gewiſſens loszuwerden, ihre ganze Unzufriedenheit auf die Schuldloſe über und quälte ſie Tag und Nacht. Dieſe trug's ſtill mit der Geduld eines Engels. Endlich brach die Krankheit los. Der herbeigerufene Arzt vermittelte die Unterkunft im Krankenhauſe. Das Weitere kannte ich durch meinen Freund. —

Ich zahlte die Miethe. Ich ſchloß den Contract aufs Neue für ſie und zahlte die Miethe auf ein Halbjahr voraus; denn ſie mußte eine ſichere Stätte haben, und dieſe Familie war eine jener biederen Handwerkerfamilien von ächtem Schrot und Korn, wie man ſie in Wien in den tieferen Regionen der Mittelklaſſe noch ſo häufig findet.

In einer außerordentlichen Erregung ging ich heim und ſchrieb Alles meinen Lieben in Straßburg bis in die kleinſten Details, und bat um ihren weiſen Rath; dann aber fand ich es nothwendig, mit mir ſelber zu überlegen, welchen Weg ich einzuſchlagen, welchen Plan ich zu befolgen habe. — Wohl fühlte ich, daß mein Herz als furchtbare Macht gegen den kühlen Richter Verſtand auf den Kampfplatz trat. Wohl regte ſich in mir die ganze Macht der Gefühle; war ja doch Antonie mein Ideal, mein Engel geweſen, der mich ſchützend durch die Gefahren der Jugend begleitet hatte.

Und nun hatte ich ſie gefunden und Alles, Alles ſprach für ſie. Das uneigennützigſte, unbeſtochenſte Lob wurde ihr gezollt — und mehr als Alles ſprach für ſie ihr Auge, aus dem das reine, aber vielgeprüfte Herz blickte. —

Eine Unruhe trieb mich um, die mich nicht ins Reine kommen ließ. Ich eilte wieder in das Krankenhaus. Sie ſchlief noch immer und ſchon neigte ſich der Tag. Ich ſah ſie.

O, wie pochte das Herz! Das war der ſüße Schlaf eines reinen Herzens! Wie war ſie ſchön! Wie verklärte der Schmerz der Vergangenheit dieſe Züge!

Eine leiſe Röthe lag wie ein ätheriſcher Hauch auf den bleichen Wangen, und dies gab dem ſchneeweißen Teint etwas wunderbar Reizendes.

Ich mußte Antonien verlaſſen; aber kaum war nach einer unruhevollen Nacht der Morgen hell und klar über der Kaiſerſtadt aufgegangen, ſo war ich auf, und als die Stunde kam, die es geſtattete, ſie zu beſuchen, da eilte ich zu ihr.

Erſt jetzt, als ich ſo vor ihr ſaß und den Erzählungen lauſchte, die von reichlichen Thränen begleitet waren, tauchte das theure Bild ganz in meiner Seele auf und erfüllte das ganze Herz. — Ich erzählte ihr, daß Alles zu ihrer Aufnahme in ihrer alten Wohnung bereit ſei. Sie erröthete, und ihre Thränen rannen häufiger. Ich ſah den Kampf jungfräulicher Scham mit dem Bewußtſein der Hilfloſigkeit; aber ich ſah auch, daß keine unedle Furcht vor mir ſie erfüllte, ſondern jenes Vertrauen, das Alles glaubt, das keinem Argwohn Raum in der Seele gibt. Solch eines Vertrauens iſt nur eine ſchuldloſe Seele fähig.

Die Ruhe hatte ſie geſtärkt. Als ich ſie nun bat, ſich in ihre Wohnung von mir begleiten zu laſſen, willigte ſie ein. Still und in tiefer Bewegung ſchritt ſie dahin. Als wir ankamen, brach der Sturm der Gefühle wieder hervor in ſeiner größten Stärke.

Ich ergriff ihre Hand und ſagte: Theure Antonie, zagen Sie nicht vor der Zukunft. Blicken Sie ihr mit Vertrauen entgegen. Der Herr hat mich zu Ihrem Beiſtande wunderbar herbeigeführt. Ich werde ſeinem Fingerzeige freudig folgen. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder. Gönnen Sie meinem Herzen die Erfüllung der Pflichten eines Bruders, die ihm eine theure Angelegenheit ſein werden.

Sie legte ihre Hand in die meine. Ja, Gott hat Sie mir geſendet, das fühle ich, und mein Dank iſt innig, den ich ihm dafür darbringe; aber auch Ihnen bleibe ich ewig verſchuldet. Ach, vergeben Sie es, wenn ich dem, was mein Herz bewegt, nicht Worte geben kann. Was mein Herz erfüllt, ſieht Der, der ins Verborgene ſchaut. Er wird es Ihnen lohnen.

Ich ſuchte dieſer Unterredung eine andere Wendung zu geben und erzählte ihr meine Geſchicke; denn ſie kannte mich ja nicht. Sie hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und die Erinnerung an jene Münſterſcene ergriff ſie mächtig. Als ich ihr aber nun ſagte, wie ihr Bild in meiner Seele gelebt und wie meine Phantaſie es in einen Engel umgewandelt; als ich ihr mit der Gluth meines Gefühls den Eindruck ſchilderte, den ihr Gruß auf mich gemacht, da gerieth ſie in eine Verwirrung, das Blut ſtieg ihr bis zur ſchneeweißen Stirn, und ſie wagte es nicht, das Auge aufzuſchlagen. Ich hatte mein Herz mit all der Liebe, die es für ſie gehegt, offen dargelegt. Sie war kaum fähig zu reden.

Sie bat, ihr die Erzählung ihrer Geſchicke zu erlaſſen, weil ſie zu ſehr angegriffen ſei, und ich ſchied bald von ihr.

Ich ſah ſie nun öfter. Es koſtete mich viele Mühe, ſie zurückzuhalten, der Leiche ihrer Mutter zu Grabe zu folgen. Allein es war nothwendig. Der Einfluß dieſer Erſchütterung würde allzu heftig für ſie geweſen ſein.

Forthin blieb ſie in ihrer Wohnung. Sie ging nicht aus. Ich kam täglich zu ihr. O dies Zuſammenleben ſteigerte meine Liebe, ließ mich das Glück ahnen, das ich im Leben finden würde, wenn ſie unzertrennlich mit mir verbunden ſein würde. Mein Entſchluß ſtand feſt; aber ich wagte nicht, ihn gegen Antonien auszuſprechen, da ich ja die Geſinnung meines Pflegevaters nicht kannte.

Aber was ſollte Antonie beginnen, wenn ich nun Wien verließ? Dieſer Gedanke quälte mich unausſprechlich. Begleiten konnte ſie mich nicht. Von Straßburg blieb die Antwort höchſt beunruhigend aus. Dieſer Brief mußte entſcheidend ſein für mich. Antonie war ſehr zurückhaltend, oft faſt ſcheu; aber es gab Momente, wo ihr Gefühl durchbrach und mich Blicke in ihr Herz thun ließ, die mich unendlich glücklich machten.

Vier Wochen waren ſo einestheils im beglückenden Umgange mit Antonien, anderntheils in nicht geringen Sorgen wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von meinem Pflegevater hingefloſſen. Um in jedem Falle für Antonien geſorgt zu haben, ſchloß ich mit der Familie, bei der ſie wohnte, einen Contract, der ſie vor Wechſelfällen ſicher ſtellte. Antonie wußte es nicht, auch ſollte es ihr noch nicht bekannt werden. Ich aber dachte, obwohl mit blutendem Herzen, an meine Abreiſe. Ich ordnete meine Angelegenheiten, und dieſe Beſchäftigungen hielten mich zwei Tage ab, Antonien zu beſuchen. Am dritten Tage hielt ich es nicht mehr aus. Ich eilte zu ihrer Wohnung. Unten fragte ich, ob ſie zu Hauſe ſei? —

Allerdings, ſagte man mir; allein ſie habe Beſuch von einem Herrn. —

Das erſchreckte und frappirte mich zugleich.

Der Herr war auch geſtern ſchon bei ihr, ſagte der Miethmann. Er iſt auch bei uns geweſen und hat ſich ſehr lebhaft nach ihr erkundigt. Es iſt ein ältlicher Herr, ſetzte er hinzu.

Ich nahm allerdings Anſtand, jetzt hinauf zu gehen. War es vielleicht ein Verwandter?

Nun, gehen Sie doch hinauf, ſprach der Schuſter. Sie verlangt ſehr nach Ihnen, wie meine Kinder ſagen.

Das entſchied.

Ich klopfe an und trete ein — aber ich bleibe auch ſtarr auf der Schwelle ſtehen; — denn — neben Antonien ſitzt der Doctor Frommel aus Straßburg, mein Pflegevater, leibhaftig.

Er ſieht mich, ſpringt auf und fliegt an meine Bruſt.

Junge! ruft der Doctor aus, wo ſteckſt du? Seit drei Tagen lauf' ich in Wien herum, ſuche Auskunft bei Pontius und Pilatus über dich, höre hier, höre dort. Endlich denk' ich bei Antonien dich gewiß zu finden; aber ſeit zwei Tagen ſitze ich da, harre voll Sehnſucht wie ſie — und du Patron kommſt nicht einmal?

Theurer Vater, weil ich Alles zur Abreiſe geordnet — ſagte ich, ihn herzend; weiß ich ja doch vor Angſt nicht, was ich machen ſoll, da die Briefe nach der Hand ausbleiben.

Da haſt du mich ja ſelbſt, und das iſt beſſer, wie alle Briefe! lachte er.

Ich wußte mich kaum zu faſſen. Und Antonie ſaß da verklärt von ſtiller Seligkeit.

Aber, um des Himmels willen, fragte ich endlich meinen Pflegevater, warum kamen Sie nicht in meine Wohnung, die Sie gewiß im Krankenhauſe bei dem Portier erfahren konnten?

Ganz recht, mein Sohn, ſagte er heitern Humors. Erſtlich wollte ich nicht, weil ich erſt einmal hören wollte, was aus dir geworden wäre, und zweitens wollte ich auch mich nach Antonien erkundigen. Denn du kannſt dir wohl denken, daß es mir nicht gleichgiltig iſt, wer meine Schwiegertochter wird. —

Väterchen! ruf' ich da aus voll Seligkeit und fliege aufs Neue an ſeinen Hals. Väterchen, iſt's wahr?

Na, na — lacht er und wiſcht ſich eine Thräne weg — ich habe nichts mehr dagegen, wenn anders die da — er deutete auf Antonien — ihr Wort nicht zurücknimmt, das ſie mir, als deinem anſtändigen Freiwerber, heute gegeben hat.

Jetzt wechſelt die Scene. Die Erröthende ſinkt an meine Bruſt und liſpelt die Beſtätigung, und Frommel ſegnet unſeren Bund. — Ich will nun meine Leſer nicht mit Schilderungen meines Glücks, meiner Seligkeit ermüden. Wer Aehnliches nicht empfand, für den iſt's leer — und wer's empfand — verſteht ſeine Fülle, auch wenn ich's unbeſchrieben laſſe.

Die Verlobung wurde aber glänzend gefeiert und meine Gäſte waren der ehrliche Naſſauer Doctor, der Portier und ſeine Familie und der Schuſter und die ſeine. Ihre Glückswünſche waren treu gemeint, und der Naſſauer lächelte ſchalkig und meinte, die Roſe ſei unendlich ſchön erblüht, ich müſſe mich gut auf die Blumenpflege verſtehen.

Mein Pflegevater aber drängte zur Abreiſe.

Da rollten denn einige Tage ſpäter drei Glückliche in einem wohlbeſpickten Wagen zum Thore der Kaiſerſtadt hinaus, der Zweie ihre ſegnenden Scheidegrüße zuriefen, während das Lächeln der Einen ſich mit Thränenperlen ſchmückte.

Wir reiſen über Heidelberg, ſagte Frommel. Apropos, Albert, hab' ich ja doch vergeſſen, dir die Grüße des alten Werner zu bringen. Er beſchwert ſich ſehr, daß du in der letzten Zeit ſo ſelten geſchrieben. Ich hab' ihm den Staar geſtochen. Ich war bei ihm auf dem Thurme, wo er über dem niederen Treiben der Welt lebt, von ihr ganz vergeſſen. O, ſein Herz iſt aufgethaut, und du haſt die Rinde durchbrochen, die eiſig darum lag. Er ſegnet dich! Jetzt ſoll ihm, wie ich höre, eine große Freude bevorſtehen. —

Welche? mein Vater, fragte ich mit dem ganzen Eifer, den meine Liebe zu dem Greiſe mir eingab.

Er wird ein verloren geglaubtes Kind wiederfinden.

Antonie ſeufzte tief auf. Ach, ſie mochte ihres Vaters gedenken, der das ſeine nicht mehr ſehen konnte.

Ich drang, von Neugierde geſtachelt, in den Wortkargen, aber er wies mich kurz ab und ſagte: Wart's ab. Er wird dir's ſchon ſelber ſagen.

Endlich langten wir in Heidelberg an. Im Carlsberg ſtiegen wir ab. Ich wollte ſogleich hinauf eilen zu Wernern.

Halt! rief der Alte. Herr Collega, bleiben Sie bei Dero Bräutchen und harren Sie gefälligſt hier am Fenſter, und wenn Sie mich dreimal in die Hände klatſchen hören, dann kommen Sie ſelbander.

Ich auch? fragte naiv Antonie.

Ich denke wohl, ſprach Frommel. Der Freund deines Bräutigams hat wohl ein Recht, ſeine Braut auch kennen zu lernen.

Er ging. Wir aber lagen im Fenſter und ich erzählte ihr viel von dem Alten und meinem Verhältniſſe zu ihm. Ihr Sinn aber war trübe, und es ſchienen gar düſtere Gedanken an ihrer Seele vorüber zu ziehen! Faſt immer hatte ſie Thränen in den Augen.

Da klatſchte es droben und des Pflegevaters Taſchentuch wehte als Signal im Winde. Ich ergriff Antonien's Hand und zog ſie mit fort, denn ich brannte vor Verlangen, den biedern Alten wiederzuſehen.

Als wir aber die Treppe hinaufſtiegen, kam mir Manches in Frommel's Benehmen erſt ſo ſeltſam und unerklärlich vor, daß es mir faſt die Bruſt beengte. Er hatte ſo ſeltſame Reden geführt. Was wollte er mit dem Glücke, das dem alten Werner blühe? —

Jetzt waren wir auf der Galerie.

Frommel ergriff Antonien's Hand, führte ſie in das Stübchen und ſagte: Hier bring' ich Ihnen das verheißene Kleinod, Ihre verlorene Antonie!

Antonie ſtieß einen Schrei des Entzückens aus und flog auf Wernern zu.

Mein Vater, mein theurer Vater! rief ſie und ſchluchzte an ſeinem Halſe.

Was iſt das? fragte ich meinen Pflegevater.

Siehſt du's denn nicht? — war ſeine Antwort. Das ſpricht doch klar genug. Antonie iſt ſeine Tochter. Er iſt nicht der alte Werner, ſondern der von ſeiner Frau ſchändlich verlaſſene Profeſſor ****, den die Welt vergaß, und der ſie floh. Er lebte lange in der Ferne, und kehrte dann hierher zurück, als ihn faſt Niemand mehr kannte. Hier oben ſah ihn Niemand. Ohnehin hatte ihn der Kummer faſt unkenntlich gemacht. Als du mir von Wien aus ſchriebſt, da war mein Entſchluß gefaßt. Ich wollte ſelber ſehen, wie es um dich ſtehe, und trennen, falls du ein Getäuſchter wäreſt, und vereinen, wenn es ſich ſo verhielte, wie du geſchrieben. Auf der Hinreiſe beſuchte ich das lange nicht wiedergeſehene Heidelberg, und konnte mir es nicht verſagen, deinen alten Violoncelliſten kennen zu lernen. Wie erſtaunte ich, als ich meinen alten Freund, den Profeſſor, fand! Auch er erkannte mich wieder. Da konnte ich mir denn nicht verſagen, ihm deinen Brief mitzutheilen, der ihn fürchterlich erſchütterte; aber aus dem tiefen Schmerz tauchte die ſelige Hoffnung wieder auf, gleich einem leuchtenden

Geſtirne, die Hoffnung, ſein Kind, ſeine Antonie wiederzuſehen. Lange ſchon harrte er in glühendem Verlangen. Darum bin ich vorausgegangen, ihn vorzubereiten, damit nicht der Sturm des Entzückens ihm das morſch gewordene Herz breche.

Das erzählte er mir, während er mich auf die Galerie zog, um Antonie mit ihrem Vater allein zu laſſen.

Mir ſchwindelte faſt. Manchmal kam mir das Alles vor wie ein Zauberwerk, allein ich hatte Alles ſelbſt erlebt. Es war Wirklichkeit. Mein Auge hob ſich zur heiteren Bläue des Himmels, von wannen alle der Segen kam, und ich dankte Gott aus voller Seele.

Jetzt öffnete ſich die Thüre: Herein, mein Freund, herein, Albert, mein Sohn, daß ich dich und meine Antonie ſegne! ſo rief verklärten Angeſichts der Greis. Wir eilten zu ihm, und ſein Segen befeſtigte unſeren Bund. Ich ſchloß Antonie in meine Arme und fragte: Gibt es Glücklichere?

Sie legte ihre kleine Hand auf meinen Mund und ſprach halblaut: Unberufen — Nein! —

Es hielt unglaublich ſchwer, den Greis zu beſtimmen, uns gen Straßburg zu begleiten. Doch willigte er endlich ein.

Unſere Ankunft dort war ein neues Freudenfeſt für die Tante. Unſer Hochzeitsfeſt folgte bald, an dem auch der alte Jerome unſer glücklicher Gaſt war.

Und das Glück lächelte uns noch lange. Als endlich der Tod uns unſere drei Lieben entriſſen hatte, verließen wir Straßburg und ſiedelten uns in Heidelberg an. Das Glück war uns günſtig. Wir ſahen unſeren Wohlſtand mit dem Häuflein unſerer Kinder wachſen. Dies weckte den Wunſch in mir, das Vaterhaus an mich zu kaufen und dort unſere Tage zu beſchließen. Aber ich fand es nicht mehr; ich fand Vieles anders und kehrte zurück in den Schooß meiner Familie, überzeugt, daß das Glück an keine Räumlichkeiten gebunden iſt.

Die Noranha's.

Eine hiſtoriſch-romantiſche Erzählung aus dem Jahre 1640,
in zwei Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Dom Carlos de Noranha.

Unweit des königlichen Schloſſes Belem, abſeiten der Heerſtraße, welche dorthin von der Hauptſtadt Liſſabon führte, lag im tiefen Schatten hoher Bäume, die Jahrhunderte mochten an ſich haben vorübergehen ſehen, ein Gebäude von großem Umfang und ſtattlichem Anſehen. Hohe Thürme von ſeltſamer Form erhoben ſich auf den vier Ecken, von denen herab das Auge weithin in das Land blickte. Um das Gebäude herum zog ſich ein tiefer und breiter Graben, über dem eine ſchwere Zugbrücke lag. Die ungeheueren Mauern des Schloſſes waren an allen Seiten mit alterthümlichen Schießſcharten verſehen, welche augenſcheinlich nur für den Bogen und die Armbruſt eingerichtet waren. Alt und grau ſahen die Mauern aus; ſtill und öde war es um das Schloß. Die Zeiten ſeines Glanzes waren, ſo ſchien es, vorüber. Sie mochten einer längſt verſchollenen Zeit angehört haben. Mit der Jetztzeit ſtand es offenbar im Contraſte. Wer aber den Blick in das Innere werfen konnte, der wurde nicht zweifelhaft, ob das Gebäude bewohnt ſei; denn die Zimmer waren voll prachtvoller, reich verzierter Geräthe; die Werke der Kunſt ſchmückten in goldenen Rahmen die Wände, und überall war ein Luxus verbreitet, der auf den Reichthum und das Anſehen der Beſitzer mit Fug und Recht ſchließen ließ. Beſonders mußte zu dieſem Urtheile der große und wohlerhaltene Garten veranlaſſen, welcher ſich an die Rückſeite des Gebäudes anſchloß. Sah man das in Stein gehauene Wappen über dem Hauptportale, ſo zeigte die Grafenkrone deutlich an, es ſei hier der Stammſitz eines alten, edlen Geſchlechts; und erblickte man vollends den goldenen Löwen, welcher das lorbeerumwundene Schwert hielt, ſo war es klar, daß es der Stammſitz der Noronha's, eines der älteſten und edelſten Geſchlechter Portugals, war, ſtammverwandt ſeinen alten Königen. Dieſes Geſchlecht war aber, obgleich es in einer weiblichen Seitenlinie, den Vasconcellos', noch fortblühte, ſeinem Erlöſchen nahe. Der alte Erzbiſchof von Liſſabon, Sebaſtian de Matos-Noronha, und Graf Carlos de Noronha waren die letzten Glieder deſſelben. Dem letztern, einem jungen blühenden Manne von ſechs und zwanzig Jahren, gehörte der Stammſitz, und großentheils brachte er den Sommer hier zu, da er zurückgezogen von allen Geſchäften lebte und zu viel Vaterlandsliebe beſaß, als daß er ſeine Kräfte der Regierung Philipp's IV. von Spanien hätte leihen mögen, den er, wie jeder wackere Portugieſe, mit gleicher Gluth als den Uſurpator der Krone haßte. Carlos de Noronha war unbeweibt, und ſelbſt die ſcharfen Blicke der großen Welt waren nicht im Stande geweſen, ſein ſtolzes, feuerſprühendes Auge zu belauſchen, daß es mit mehr als vorübergehendem Wohlgefallen auf irgend einer Tochter eines edlen Elternpaares geruht hätte; wohl aber waren ſie täglich Zeugen des Gegentheils. Dom Carlos Noronha, wie man ihn kurzweg nannte, war unter den vielen ſchönen Männern der Hauptſtadt und des Adels überhaupt wohl unbezweifelt der ſchönſte. Es war von je Portugals Fluch, ſchöne Männer und häßliche Frauen zu haben. — Er zeichnete keine aus.

Die große Welt, welche etwas Gutes von Anderen zu ſagen, faſt wie die kleine Welt, für ein Unrecht anſieht, argwöhnte, daß Dom Carlos Noronha, der ohnehin am alten Neſte, wo einſt ſeine Väter gehauſt, eine größere Vorliebe hatte, als an dem ſtattlichen Palaſte, den ſein Großvater am Rozio erbaut, dort vielleicht, nach der Großen Sitte, ein feines Lieb verborgen halte, deſſen Gunſt er ſich nicht rühmen dürfe, und ſprach das ſo lange mit dreiſter Sicherheit aus, bis einige junge Männer, die Noronha's Beſchäftigungen im alten Schloſſe kennen gelernt, ihm kräftig widerſprachen.

Da ſchüttelte man die Köpfe und meinte hier und da, er ſei ein Dichter oder ein Narr, zumal er am Hofe der Statthalterin Philipp's IV. von Spanien, der Herzogin Margaretha von Mantua, ſelten oder gar nicht erſchien, um die Gunſt der ſchönen Frau, die Portugals Blüthen, trotz ihres ſchon herbſtlichen Lebensalters, weit überſtrahlte, und dieſe dem ſchönen Manne ziemlich unverhelen bei einer feſtlichen Gelegenheit bewies, ſich durchaus nicht bewarb, ja ſogar den Hof ſeitdem faſt mied und finſter und kalt ſeinen Lebensweg ging. Jeden Rang, jedes Amt, jede nähere Beziehung zu dem Hof und der Adelantada, welche ihm ſein Vetter Vasconcellos, der entſchiedene Günſtling Margarethen's und ihr erſter Miniſter, antrug, wies er ſchroff und mit einer Miene zurück, die es zweifelhaft ließ, ob die ſchneidende Verachtung, welche ſie ausdrückte, mehr dem galt, der die Würde antrug, oder der Würde ſelbſt, die er bot. —

So waren dem edeln Noranha alle die Herzen entfremdet, die ſich als Planeten um Margarethen's Sonne drehten; dagegen aber war die Liebe des Volks und aller ächten Vaterlandsfreunde im vollſten Maaße ſein, und unter dieſen war der größere Theil des Adels, der Spaniens Joch mit tiefem Unwillen trug und längſt auf Rettung der alten Freiheit dachte und Wiedererhebung der Könige aus eigenem Volke; zu dieſen gehörte endlich, außer der ungeheueren Volksmaſſe, die Geiſtlichkeit, mit einziger Ausnahme des Erzbiſchofs Sebaſtian de Matos-Noranha, Dom Carlos Oheim, der mit einer weder dem Prieſter, noch dem Greiſe ziemenden Leidenſchaft der Adelantada ergeben war. Er haßte darum ſeinen edlen Neffen, weil er Gnade vor den Augen der Gebieterin gefunden und weil er dem ſpaniſchen Intereſſe ebenſo entgegen, als Jener ihm ergeben war. Dom Carlos that, als ahne er das nicht, und erwies dem alten Ohm alle Achtung und Ergebenheit, ſich indeſſen hütend, in politiſche Angelegenheiten ſich mit ihm einzulaſſen, weil dann des ohnehin nicht auf dem beſten Fundamente ruhenden Friedens Bruch unvermeidlich zu erwarten ſtand.

Es war an einem Septemberabende des Jahrs 1640, als in dem Gebäude, deſſen wir bereits als des Stammſitzes der Noranha's und des Lieblingsaufenthaltes Dom Carlos Noranha's gedachten, eine ungewöhnliche Bewegung ſtattfand. Gewöhnlich wohnte hier Dom Carlos, alles Prunkes Feind, mit zwei Dienern, einem Neger und einem Weißen, beide treu ihm ergeben auf Leben und Tod. Ein alter Kaſtellan war Wächter des Schloſſes und ebenfalls unbeweibt, und ein Koch verſah der Tafel Geſchäfte, die ebenwohl für des Beſitzers Rang eine mehr als mäßige genannt werden konnte. Stille, faſt öde war es daher in der Regel im Schloſſe. Dom Carlos liebte es ſo. An jenem Abend aber war es anders.

Portugals Himmel iſt in der Regel heiter, ſein Blau tief und rein. Aus dieſer Urſache ſtrahlen heller die Sterne über dem herrlichen Blüthengarten, deſſen Luft ſo mild und erquickend iſt; allein wie ſeine Sommertage heiß ſind, ſo ſind ſeine Abende empfindlich kühl, ſeine Nächte nicht ſelten kalt. Eben dieſem Umſtand iſt es auch zuzuſchreiben, daß der Pflanzenwuchs, der in den Sommermonaten faſt hinwelkt, noch einigermaßen Zeichen des Lebens von ſich gibt.

An dem Abend, deſſen wir bereits gedachten, wehte ein ziemlich ſtarker Wind, der einem heftigen Gewitter gefolgt war, trieb regenſchwere Wolken vom Tajo her und bedeckte mit ihnen den Himmel, ſo daß die Nacht eine der ſeltenen war, die mit einer dichten Finſterniß die Gegend einhüllte, welche heute der Schauplatz ſehr verſchiedenartigen Treibens ſein ſollte.

Seit die Finſterniß über dem Tajo und dem Lande wie ein dunkler Mantel lag, bewegten ſich von den verſchiedenſten Seiten dunkle Geſtalten gegen den Olivenhain, in deſſen Mitte Noranha's altes Schloß, das den Namen Matos führte, lag. Keine Fackel leuchtete, kein Diener begleitete ſie; der regelmäßige Tritt der Sänftenträger wurde in der lautloſen Stille nicht vernommen, und kein Gallego trieb mit pfeifendem Tone ſein Maulthier an, ſchneller ſeine Laſt fortzubringen. Alle jene Zeichen, welche gewöhnlich einer Verſammlung des Adels zu geſelliger Luſt nicht fehlten, waren hier fern, und hätte der alte Kaſtellan, welcher an des Schloſſes Thüre die Gäſte empfing, vor den unſcheinbar gekleideten Männern nicht ſo tiefe Verbeugungen gemacht, es würde gewiß Niemandem, der Zeuge dieſes Eintritts in das ſtille Schloß Matos geweſen wäre, eingefallen ſein, ſie für mehr zu halten, als für Leute der niedrigſten Stände. Da aber der graue Kaſtellan in alle Feinheiten der Etiquette eingedrungen war, ſo mußte die Devotion, welche er bewies, auf die Meinung bringen, hier finde eine Mummerei ſtatt, die bei dem Ernſte, welcher in dieſen Geſichtern zu leſen war, und, da viele Geiſtliche des höchſten Ranges darunter waren, dem Zwecke geſelliger Luſt fremd ſein mußte in dieſer Verſammlung. —

Dieſer Meinung ſchien beſonders ein Menſch zu ſein, der, wohl verſteckt hinter der Bildſäule des Schutzpatrons des Hauſes Noranha, des heiligen Joao Baptiſta, ſich befand, welche unweit des Eingangs unter dem ſaftiggrünen Laube von vier Lorbeeren ſtand, deren Zwiſchenräume eine dichte Wand duftenden Rosmarins einnahm. Hier war der Späher nicht nur ſicher, ſondern der Platz war ſo vorzüglich gewählt, daß ſein Auge jedes Geſicht beim Eintritt in das Schloß, wo des Kaſtellans Fackel darauf fiel, erkennen konnte.

Die Zahl vierzig war jetzt voll und der Kaſtellan ſchloß die Pforte ab.

Der Späher richtete ſich mit triumphirender Miene empor, zu ſehen, ob ſein Rückzug über die Zugbrücke offen ſei, und als er ſich davon überzeugt, ſchlich er aus ſeinem Verſtecke hervor, indem er in den Bart murmelte: Dank dem Geize Noranha's! Stände hier, wie am Thore des Landhauſes meines Herrn, eine Wache, ſo müßte ich durch den ſumpfigen Graben ſchwimmen, und wer weiß, ob ich die Geſichter alle ſo genau erkannt hätte, wie dies jetzt geſchehen! — Schnell, wie der Blitz, war er hinüber und in der Richtung von Liſſabon im Dunkel der Nacht verſchwunden.

Im zweiten Geſchoſſe des Schloſſes Matos befand ſich ein

Saal, zu dem eine breite Marmorſtiege führte. Trat man durch die weite Flügelthüre ein, ſo überraſchte der ſeltſame Anblick. Hochrothe Sammttapeten bedeckten die Wände. An der gewölbten Decke hin lief ein vergoldeter Fries und ſeltſame Schnörkeleien aus Stuck bedeckten die Decke, von der an reichen Silberketten vier eigenthümlich geformte Leuchter herabhingen, welche Kerzen trugen, zu erleuchten die Räume des Saales. An den Wänden hin hingen in ſchweren Goldrahmen die Bilder der Ahnen der Noranha's, kräftige, mitunter trotzige, aber meiſt ſchöne Geſichter mit gewaltigen Bärten, bald im kriegeriſchen Harniſche, bald im Hauskleide, wie es die Mode der Zeit und der Geſchmack des Trägers mit ſich brachte. Je zwiſchen zehn dieſer Bilder, an denen ſich die Kunſt portugieſiſcher und ſpaniſcher Maler verewigt hatte, war eine Niſche, in der ſich die weiße Marmorſtatue eines der alten Könige Portugals geſpenſtiſch von dem hochrothen Hintergrund abhob und faſt heraustreten zu wollen ſchien. Inmitten des Saales ſtand ein außerordentlich großer ovaler Tiſch, den ein rothes Tuch von der Farbe der Wände bedeckte, um welchen vierzig Seſſel in weitem Kreiſe ſtanden. Zu dieſem Saale wurden von einem Diener, welcher unten an der Marmortreppe ſtand, die Ankommenden an jenem Abend gewieſen. Der Neger öffnete jedem Ankommenden die Flügelthüren mit der ſeiner Race eigenthümlichen grinzenden Freundlichkeit und rief, zu nicht geringer Ergözung der ſchon Verſammelten, die Namen derſelben in den Saal, auf eine barocke Weiſe verdreht.

Innen empfing ernſten Anſehens und mit einer ſehr würdigen Haltung, je nach Stand und Würden ſie auszeichnend, Dom Carlos Noranha die Gäſte. Da erblickte man die Pinto-Ribero's, die Saldanha's, die Bandeira's, Ribeira's, Braganza's, Magelhaens', Palmella's, Oliveira's, Notos', Almeida's und alle die Namen, die Portugals Geſchichte mit goldenen Lettern in ihre Blätter ſchrieb, alle die Namen, an die ſich die ſchönſten Erinnerungen knüpfen, die das Volk in ſeinem Gedächtniſſe nährte; da erblickte man die Biſchöfe von Elvas und Oporto, den Biſchof von Liſſabon, eine Menge anderer höherer und niederer Würdenträger der Kirche. Alle bildeten Gruppen, in leiſer Unterhaltung begriffen, ſo lang die Erwarteten noch nicht eingetroffen waren. Auf den Seitentiſchchen der Wände ſtanden die köſtlichſten Erfriſchungen des Südens.

„Nehmt vorlieb mit dem, was der ländliche Haushalt eines Junggeſellen bietet, verehrte Herren,“ nahm Dom Carlos Noranha das Wort; „nur wenige Diener können hier ſein, weil es die erprobteſten ſein müſſen. Habt die Güte, aus dieſem Grund es zu entſchuldigen, wenn ich bitten muß, nach Belieben Euch ſelber zu bedienen.“

Der Biſchof von Liſſabon lächelte und entgegnete, indem er ein Glas Xeres ergriff:

„Macht keine Umſtände bei Freunden, Dom Carlos Noranha; möge mein Beiſpiel vorleuchten, indem ich dies Glas auf das Gedeihen unſerer Abſichten leere!“ —

Andere, dem Beiſpiele folgend, traten zu den Tiſchen, und bald darauf war der Kreis voll.

Die Herren nahmen ihre Sitze ein und Dom Carlos de Mates-Noranha hob an, nachdem er einen forſchenden Blick über die Verſammlung hatte gleiten laſſen:

„Endlich,“ ſprach er, „ſehe ich den günſtigen Augenblick erſcheinen, den ich lange gewünſcht, den, wo Portugals edelſte Geſchlechter, von ſeinen ausgezeichnetſten Männern repräſentirt, wo der Kirche hohe Würdenträger mit Jenen eines Sinnes hier um mich, der ich der Geringeren Einer bin, verſammelt ſind, um Berathungen zu pflegen, wie die Thränen des weinenden Vaterlandes zu trocknen, ſeine blutenden Wunden zu heilen, ſeine Feſſeln zu brechen, ſeine Dränger zu ſtürzen ſeien. Mit Schmerz vermiſſe ich den, welchen das Blut mit mir eint, der aber, verläugnend, daß er Portugals Sohn iſt, theils das mehr als ſchimpfliche Joch der Unterdrücker trägt, theils gar gegen das eigene Volk ſich mit den Fremden vereint. Zu lange ſchon übt Spaniens Herrſcher widerrechtlich erworbene Gewalt über uns aus; zu lange ſaugt

Spanien den Blüthengarten Europa's, das geſegnetſte Land der Erde, aus; zu lange wird das tapferſte Volk herabgewürdigt zu Heloten. Mit jedem Augenblicke wächſt die Noth mit der Keckheit der Dränger. In täuſchende Sicherheit hat ſie des Weibes Kurzſichtigkeit gewiegt, das Spaniens König aus dem entwürdigten Italien rief, daß ſie uns, ein Volk von Männern, zügle. Unſere ſchwerſten Opfer fließen nach Madrid. Fremde leiten des Landes Angelegenheiten. Der Kirche Würden ſpielt man Fremden zu. Dem Handel legt man Feſſeln an und begünſtigt einen heimlichen Juden, Baeza, um einen ſehr achtbaren ganzen Stand der Verarmung preis zu geben. Doch wozu ſoll ich die Klagen wiederholen, die aus jedem Mund ertönen, weil der Schmerz darüber jedes Herz erfüllt; wozu Bekanntes wiederholen? Die Cortes von Lamego haben Spaniens ſcheinbare Anſprüche völlig vernichtet — ſo iſt der letzte erborgte Schein erloſchen. Und wir ſollten ſolche Entwürdigung dulden? — Nein, meine Herren und Freunde! mein Herzblut ſetze ich dran, Portugal muß frei werden! Die Macht dieſer ſpaniſchen Molche muß gebrochen ſein! Noch lebt Joao de Braganza! Aus königlichem Stamm iſt er entſproſſen. Königliche Tugenden umſchließen ſeine Bruſt. Königliche Würde ſchmückt ihn. Sein ſei des Volkes Krone, und Spaniens Herrſchaft gehe unter!“

Wie von einem Zauberſchlage berührt, erhoben ſich die vierzig Männer

„Joao de Braganza ſei unſer König und Spaniens Herrſchaft gehe unter!“ ſo riefen Alle mit einem Mund, und in jedem Auge loderte die Begeiſterung, die Dom Carlos Wort entzündet.

Der Biſchof von Liſſabon nahm das Wort:

„Dank Euch, beſcheidener, edler Mann, würdig des Namens, den Ihr tragt, würdig der Liebe des Volkes, die Ihr beſitzet, würdig der Achtung, die jedes Herz für Euch erfüllt! Ihr habt dem Gedanken Worte geliehen, der in Allen lebt, den Keiner auszuſprechen wagte, und der Beifall, den Ihr hier in unſerer Mitte fandet, Ihr findet ihn in jedem Palaſte, wie in jeder Hütte, die Luſitaniens ſchöner Boden trägt. Rechnet auf uns, rechnet auf das Volk! Doch laßt es nicht bei dem erſten Anſtoße, den Ihr der guten Sache gebt. Schließt Eueres weiſen Rathes Schachte auf, damit das Wie ſich kund gebe!“ —

„Verzeiht, Hochwürdigſter,“ verſetzte Dom Carlos Noranha, indem er ſich niederließ, „wenn ich jetzt ſchweige, um des reiferen Alters weiſem Rathe mein Ohr zu leihen!“

„Nicht alſo ſprecht, Noranha!“ fuhr der Biſchof fort, „meine Stimme iſt die Aller, welche hier vereint ſind. Ihr ſollt den Plan entwickeln. Ihr waret beim edlen Braganza, der fern in ſeines Schloſſes Mauern ob ſeines Volkes Elend trauert. Sagt an, was ſprach Braganza?“ —

„Ihr wollt's — es ſei!“ verſetzte Dom Carlos Noranha, ſich erhebend. „Ja, ich war in den Bergen dort, wo der Braganza alter Stammſitz liegt. Ich war beim edlen Joao. Ihm erklärte ich, was ich hier ausgeſprochen; aber kräftig lehnte er die Krone ab, da er nicht lüſtern iſt nach des Thrones Glanz und des Herrſchens ſüßer Luſt. Erſt als ich ihm des Volkes Noth geſchildert, erſt als ich Aller Wunſch ihm kundgethan, erſt als ich ihm die heilige Pflicht gezeigt, das Opfer ſeinem Vaterlande zu bringen, das ſehnſuchtsvolle Blicke auf ihn richtet — da neigte er ſich zu dem Plane, den ich entworfen hatte. Er ſah es ein, daß eine Umwälzung der Dinge erfolgen müſſe; aber ſein letztes Wort war: ohne Blut!“

„Gott ſegne ihn!“ rief der Biſchof von Liſſabon. „In dieſem Worte liegt die Bürgſchaft für Portugals glückliche Zukunft. Uns ſei's ein heilig Wort! Ohne Blut! das ſei der Wahlſpruch!“

„Allein,“ nahm Dom Antonio Pinto-Rybero das Wort, „wie wollt Ihr zügeln das ergrimmte Volk, wenn plötzlich ſeine Feſſel bricht und es den Arm frei fühlt? Wird's nicht zum Dolche greifen und den niederſtoßen, der es in Feſſeln ſchmiedete? Fühlt Ihr nicht im eignen Herzen, wie ſchwer es iſt, den Grimm zu beherrſchen, der in ihm kocht und wallt, wenn ihr der Inquiſition gedenkt und ihrer Opfer — der Lüſte Vasconcellos' und ſeiner Opfer? Vergib, Carlos Noranha, daß ich eines Mannes gedenken mußte, der dir verwandt und doch ſo unähnlich iſt, als der Mohr dem Weißen!“

„Und doch,“ ſprach jetzt Palmella, der älteſte weltlichen Standes der hier Vereinten, „es gibt ein Mittel, das Wort Joao's de Braganza's zu verwirklichen. Wer kennt nicht die Macht der Prieſterſchaft über das Volk? Wenn Euere Eminenz es zu veranlaſſen weiß,“ ſagte er zum Biſchof und ſeinen Standesgenoſſen, „daß jeder Prieſter Liſſabons ſeine Pflicht im Beichtſtuhl thue, ſo ſetz' ich Alles dran, daß es gelingt.“

Die geiſtlichen wie die weltlichen Herren ſtimmten dieſem Worte des Grafen Palmella bei, und es wurde beſchloſſen, daß an dem Tage, den Dom Carlos Noranha und der Biſchof von Liſſabon beſtimmen würden, der Adel in den Palaſt Margaretha's von Mantua, der Adelantada Portugals, dringen, ſie ihrer Würde entſetzen, als Gefangene erklären und Joao de Braganza als König ausrufen ſollte; daß dann die Geiſtlichkeit Proceſſionen veranſtalten und das Werk vollenden ſolle. Das Loos war geworfen, der Rath geſchloſſen. Im Schleier des tiefſten Geheimniſſes ſollte Alles vorbereitet werden.

Noch kurze Zeit verweilten die Verſchworenen — dann kehrten ſie, Einer nach dem Andern, ſtill auf verſchiedenen Wegen, theils nach Liſſabon, theils in ihre näher oder entfernter liegenden Schlöſſer zurück.

Dom Carlos' Seele war in ihrer innerſten Tiefe erregt. Ein Frohgefühl, dem er keinen Namen geben konnte, durchbebte ſeine Bruſt. So war denn endlich der Schritt geſchehen, den zu thun Jeder gezaudert, während doch Alle längſt eines Sinnes waren. Der Mittelpunkt hatte gefehlt. Er war in ihm, in Saldanha, dem Erzbiſchof von Braga, gefunden. Der Ausführung, wenn nicht der Verrath unter Freundes Maske ſich verborgen, ſtand kaum etwas entgegen; denn Vasconcellos, wie Margaretha von Mantua und ihr geheimer Rath, der Erzbiſchof Sebaſtian Matos de Noranha, Dom Carlos' Oheim, waren in ahnungsloſe Sicherheit gewiegt, weil eine ſpaniſche Soldateska im Lande war, und ſie an den Muth zu ſolchem Unternehmen nicht glaubten. Sie hatten die ſichere Regel des klugen Steuermannes vergeſſen, daß, wenn Windſtille die Gewäſſer glättet, des Sturmes wüthendes Brüllen bald ſie aus der tiefſten Tiefe aufzuwühlen droht.

Im alten Schloſſe konnte es Dom Carlos nicht aushalten. Es war ihm zu enge. Es loderte eine Gluth in ſeinen Adern, die er nicht anders zu kühlen wußte, als daß er hinaus ins Freie ging, wo erfriſchende Kühle wehte. In den Träumen einer ſchönern Zukunft für ſein ſchönes, unterdrücktes, erniedrigtes Vaterland verſunken, wanderte er abſichtslos dahin. Die Wolken des Himmels hatten ſich verloren. Heller als je ſtrahlten in unausſprechlicher Schönheit die Geſtirne und gaben der bewegten Bruſt allmählich Frieden.

Wandernd war Dom Carlos jetzt in die Nähe des Tajo gekommen. Einem Meere gleich floß ſtill der ſtolze, herrliche Strom dahin. Spiegelklar und ſpiegelglatt und eben waren ſeine Fluthen, die die Sterne zurückſtrahlten und ſo mit Feuer und Gold durchwoben ſchienen. Lange erfreute ſich Dom Carlos an dieſem wundervollen Anblicke. Dann ſchritt er wieder dem Ufer entlang auf dem friſchen Sammtraſen hin. So erreichte er die Mauern des alten Belem. Der furchtbare Thurm im Tajo, in dem ſo mancher Unglückliche ſeufzte, ſeit des Tajo Wellen ſeinen Fuß beſpülten, erhob ſich in dem vergrößerten Maßſtabe der Nacht wie ein ungeheuerer, Unglück drohender Rieſe vor ſeinen Blicken. Die ſpaniſchen Wachen hätten ihn wahrnehmen müſſen, ſo nahe war er dem Erdwalle, der den Flecken ſchützend umgab, wenn ſie ſich nicht träger Ruhe hingegeben hätten. Dom Carlos, das Aufſehen meidend, das nothwendig ſeine Anweſenheit hier zur Stunde der Mitternacht hätte verurſachen müſſen, wandte ſich zurück und verließ, die Richtung von Matos wählend, die Ufer des Tajo. Der Weg, den er ſo eingeſchlagen, mußte ihn an einer Beſitzung ſeines Vetters Vasconcellos vorüberführen, die hier an einem der reizendſten Punkte lag.

Der allmächtige Miniſter Margaretha's von Mantua, der ihrem Herzen ſo nahe ſtand als ihrem Kopfe, obgleich ſie nicht mehr im Reize der erſten Jugend blühte, dagegen Vasconcellos kaum an der Grenze der Zwanziger ſtand, hatte ſich hier eine herrliche Beſitzung erkauft und einen ländlichen Palaſt aufgeführt, deſſen Schönheit Alles überbot, was Portugals Hauptſtadt in ihren Umgebungen von Landſitzen des Adels aufzuweiſen hatte. Ein Garten von weiter Ausdehnung ſchloß ſich daran, und, gleich als ſollte der Ort ländlicher Luſt zugleich eine Art Feſtung bilden, ein tiefer und ziemlich breiter Waſſergraben zog ſich um das ſchöne Gebäude, das dadurch wie auf einer Inſel lag.

Hier war der Ort, den Portugals Volk mit tauſendfachem Fluch belegte. Hier ſchwelgte der Staatsſecretär in allen Lüſten; hierher ſchleppte er die Jungfrauen, die ſeine Diener raubten, welche er aus der Klaſſe der Gallego's wählte, wie die galliziſchen Auswanderer genannt werden, die jährlich aus Galliziens Bergen nach Portugals Hauptſtadt ziehen, um dort als Waſſerträger ihr Brod zu verdienen, dann aber gegen blinkenden Lohn zu jedem Dienſte bereit ſind. Jede Sitte niedertretend, ſchaltete ſchrankenlos der Günſtling, demüthig und kriechend vor ſeiner Herrin und drückend und ſchonungslos gegen jeden Andern. Im Pfuhle des Laſters ſich wälzend, wußte er ſeine Ausſchweifungen doch vor dem eiferſüchtigen Auge Margaretha's zu verbergen. Welche Mittel er aber dazu anwandte, das war des Entſetzlichen Vollendung — Gift, Dolch und Stürzen in die ewig ſtumm machenden Wellen des Tajo.

In der Nähe der Mauer, welche den Garten einſchloß, ſtand jetzt Dom Carlos de Matos-Noranha. Alle die ſchauerlichen Gerüchte der Thaten des Entſetzlichen gingen jetzt an ſeinem Geiſte vorüber und der Gedanke erfüllte ſein Herz, daß das Alles nun bald enden würde. Da dünkte es ihm, er höre einen Schrei, der gellend an ſein Ohr drang und im folgenden Momente einen dumpfen Ton, der klang, als ſei ein ſchwerer Körper in das Waſſer gefallen.

Ohne ſich eigentlich Rechenſchaft geben zu können von dem, was er beabſichtigte, ſtieg Dom Carlos pfeilſchnell über die Mauer und war ſogleich im Garten. Ohne zu ſäumen, eilte er dem Teiche zu, der das Landhaus umfloß. Dort angelangt, erblickte er etwas Weißes im Waſſer, das eben unterzugehen drohte. Deutlicher ſah er jetzt einen Arm, der um Hilfe bittend aus dem Waſſer ſich herausreckte. Dies gewahrend, war er auch ſchon im Waſſer. Der kräftige Schwimmer theilte die Fluth mit rüſtigem Arm und hatte bald die unterſinkende Geſtalt erreicht. Kräftig erfaßte er ſie. Es war eine Frauengeſtalt. Mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte brachte er ſie an das Ufer. Dort legte er ſie nieder, um ſich ſelbſt erſt etwas zu erholen, ehe er daran denken konnte, ſie fortzubringen; denn die Kälte der Nacht, verbunden mit der des Waſſers, hatte ihn faſt erſtarren gemacht. Doch fühlte er auch wieder das Schwierige ſeiner Lage, wenn man ihn hier entdeckte. Und wer bürgte ihm dafür, daß nicht bald im Schloſſe ſich das Leben regte, zumal einer der grimmigen Hunde, die Vasconcellos aus Hiſpaniola erhalten hatte, ſeine fürchterliche Stimme im Schloſſe erhob.

Schnell beſonnen, riß er Zweige von den Rosmarinſtauden ab und rieb damit die Schläfe der Geretteten und hielt ſie dann unter ihre Naſe. Das Mittel half. Das Leben kehrte zurück.

Dom Carlos lud die Gerettete nun auf ſeine Schultern, und eilte, ſo gut er konnte, der Stelle zu, wo er die Mauer mit Hilfe eines naheſtehenden Baumes überſtiegen hatte. Hier mußte er ſie abermals niederlegen; denn er vermochte kaum, ſie weiter zu bringen. Er hüllte die von entſetzlichem Froſte Bebende in ſeinen Mantel, obgleich auch er von fieberhaftem Froſte geſchüttelt wurde. Dom Carlos ahnte, daß hier ein tragiſches Geheimniß obwalte; allein eben in dieſer Ahnung lag der Grund, daß er es für ſeine heilige Pflicht hielt, die Unglückliche zu retten. Als der Retter ſeine Gerettete ſo ſorglich in ſeinen Mantel hüllte, ſchlug ſie zum erſten Male die Augen mit klarem Bewußtſein auf.

„Wo bin ich?“ fragte ſie mit matter Stimme, die aber dennoch die innere Bewegung ausdrückte, in welche ſie die Erinnerung an das Vorhergegangene verſetzte.

„Sei ruhig, mein Kind,“ bat ſanft Dom Carlos, „du biſt wenigſtens aus den Klauen des Schändlichen befreit!“

Jetzt fuhr das Mädchen auf. Sie ſah wie eine Wahnſinnige in das Geſicht des Dom Carlos, ſo viel es das Mondlicht geſtattete.

„Ha!" rief ſie aus, „wer bürgt mir dafür, daß ich nicht in die Hände eines Andern fiel?!"

„Der Name Noranha," ſagte mit Stolz der junge Mann.

„Noranha!" rief das Mädchen aus und ein Strahl von ſtiller Freude überglänzte das todtbleiche Antlitz, ihre Hände kreuzte ſie über der Bruſt und ſetzte dann hinzu: „Dank allen Heiligen, daß ſie mir ſolche Hilfe ſandten! Seid Ihr vielleicht Dom Carlos Noranha?"

„Der bin ich," entgegnete der Gefragte. „Doch, Kind, hier iſt kein Weilen für dich, wenn du Freiheit ſuchſt. Verſuch' es, mit meiner Hilfe über dieſe Mauer zu ſteigen."

Sie raffte ſich auf. In ihrem Auge war Furcht vor der Verfolgung und heißes Dankgefühl gegen ihren edlen Retter zu leſen. Sie verſuchte es, allein die Mauer zu erklimmen, aber dazu fehlte die Kraft. Jetzt erſt bat ſie verſchämt um Noranha's Hilfe. Nach mehrmals erneuerten Verſuchen gelang es, ſie glücklich auf die Mauer zu bringen. Ein Sprung mußte darüber hinab gewagt werden. Sie that ihn, aber der leiſe Schmerzensruf zeigte, daß ſie ſich verletzt. Jetzt ließ ſich vom Gebäude her ein wildes Schnaufen vernehmen und ein Rauſchen durch die Zweige.

„Halt, Mädchenräuber!" rief eine Stimme. „Abul faß!" —

Ein ungeheurer Bluthund ſtürzt wüthend gegen die Mauer und ſtellte ſich in eben dem Momente an ihr hinauf, als Dom Carlos ihre Höhe erreicht. Raſch flog das Schwert aus ſeiner Scheide und ſenkte ſich tief in den geöffneten Rachen des Thieres, daß es heulend und röchelnd zuſammenbrach. Der Begleiter des Hundes war, während dies geſchah, auch herzugekommen und drang auf Dom Carlos ein — doch als er den unten verendenden Bluthund erblickte, ſchrie er verzweifelnd auf und ließ von dem Verfolgten ab.

„Abul! Abul! Du treues Thier!" rief er mit Entſetzen aus, „was wird der Herr ſagen?"

Dom Carlos war indeſſen an der Mauer hinabgeglitten und ſeiner Geretteten nachgeeilt; denn mehrere Stimmen wurden jetzt innerhalb der Mauer laut und das Sauſen eines geſchleuderten Meſſers, das, ſeinen Arm ſtreifend, tief in die Rinde eines nahen Baumes fuhr, zeigte ihm, daß es wohl hier einen Kampf auf Leben und Tod abſetzen würde.

Das Mädchen hatte ſich langſam fortgeſchleppt. Zum Glücke war ſie noch nicht ſo weit entfernt, daß Dom Carlos der Gefahr ſich hätte ausgeſetzt geſehen, ſie lange ſuchen zu müſſen.

„Fort! fort!“ rief er, „die Verfolger ſind uns auf der Ferſe.“

„Ich kann nicht!“ ſeufzte ſie. „Ach, mein Fuß ſchmerzt mich entſetzlich und der Froſt, der meine Glieder ſchüttelt, macht mich unfähig, mich weiter zu bewegen. Habt Erbarmen und tödtet mich, edler Herr, daß ich nicht in die Gewalt dieſes Teufels zurückfalle — oder, wollt Ihr Euren Dolch nicht mit meinem Blute beflecken, gebt ihn mir, daß ich mein zertretenes Daſein ende!“ —

Ohne zu antworten, ergriff ſie Dom Carlos, hob ſie auf ſeine Schulter und eilte in größter Haſt mit ihr in der Richtung von Matos davon.

Noch keine halbe Viertelſtunde mochte er ſo mit ſeiner Laſt fortgeeilt ſein, da vernahm er das wilde Rufen der Verfolger. Er ſah ſich, da Matos noch ziemlich entfernt war, nach einem Ort um, wo er ſich am Beſten vertheidigen konnte und erblickte zum Glück eine Ulme in ſeiner Nähe. Hier ſetzte er ſeine Laſt ab, gebot ihr, ſich hinter ſeinem Rücken an dem Stamme zu halten und erwartete dann ſeine Verfolger. Drei Männer ſtürzten ſich jetzt auf ihn, brüllend vor Wuth. Sein geübter Arm traf den Einen ſogleich über das Geſicht, daß er taumelnd rücklings niederſtürzte. Die Anderen wurden nur noch wüthender und drangen auf ihn mit größerem Ungeſtüm ein. Der Kampf war ungleich. Noranha's Kräfte waren erſchöpft.

„Ergib dich, Räuber!“ rief Einer der Leute Vasconcellos'.

„Noranha ergibt ſich nicht!“ rief dieſer, und es war, als ob die Erinnerung an ſeinen Namen die volle Kraft ins Daſein gerufen, ſo heftig wurden die Streiche, die er hageldicht fallen ließ.

„Noranha!?" wiederholte der eine der Verfolger, und ſenkte ſein Schwert, indem er zurücktrat. Gebt uns das Mädchen, ſagte er, und Ihr mögt in Frieden gehen. Es ſoll ſelbſt unſer Herr nichts erfahren!"

„Schurke!" donnerte Noranha, „ſag' deinem ſchändlichen Gebieter, daß ich der Retter der Unglücklichen geweſen, die ſich, um ſeiner Lüſte Beute nicht zu werden, vom Fenſter herab in den Teich geſtürzt!" —

„Noranha! Noranha!" rief es plötzlich in der Nähe. Der Neger Hamid und Noranha's treuer Leibdiener, die ihrem Herrn folgend und Gefahr fürchtend — durch das Lärmen des Kampfes hierher gezogen worden waren, nahten ſich. Kaum erblickten die Verfolger die Hilfe, welche nahte, ſo ergriffen ſie die Flucht, ihren Gefährten mit ſich fortſchleppend. Die Ankommenden wollten ſie verfolgen.

„Nicht doch," ſagte Noranha, der das Blut an ſeinem Arme herabrieſeln fühlte; „nehmt hier das Mädchen und tragt ſie nach dem Schloſſe." Dies geſchah und ſchon ſtreiften des Tages erſte bleiche Lichter am öſtlichen Horizonte herauf, als ſie das Schloß erreichten.

Das Mädchen mußte die Kleider wechſeln, denn die ihrigen waren durchnäßt. Es blieb bei dem Mangel aller Frauenkleider nichts übrig, als daß ſie Männerkleider anlegte. Unterdeſſen ließ Noranha für erwärmende Getränke ſorgen, die die Lebensgeiſter weckten, und bald trat, in einen lieblichen, obwohl ſehr bleichen Knaben verwandelt, das in Noranha's Mantel ſich einhüllende Mädchen herein. Als ſie das Getränke genoſſen, wurde ihr wieder wohl.

Der innigſte Dank ſprach ſich nun in den begeiſtertſten Worten gegen ihren Retter aus. Sie fühlte ſich verpflichtet, ihm ihre Begebenheiten in der letztvergangenen Zeit zu erzählen. Ströme von Thränen begleiteten ihre Worte. — Sie war die Tochter eines armen, aber redlichen Mannes, deſſen Häuschen in dem Stadttheile Bairro-alto lag. Still und harmlos waren ihre Tage dahingefloſſen. Der Sohn des Nachbars hatte bei Bella's Vater das Schuſterhandwerk gelernt. Innige Liebe führte die Herzen zuſammen und ihrem Glücke ſtand nichts weiter im Weg, als daß Jayme, ſo hieß Bella's Geliebter, ſich als Meiſter niederließ, was binnen Kurzem geſchehen ſollte.

Bella war eine der ſeltenen Ausnahmen unter den Frauen und Mädchen ihres Standes in Liſſabon, ſie war ſchön. Es lag in ihren Zügen etwas Edles. Die Formen ihrer Geſtalt waren voll Grazie und Ebenmaaß und von jener Fülle, die ſie reizend machte. Manches Auge folgte ihr, ſchwebte ſie über die Straße, und die reiche Kundſchaft ihres Vaters war gewiß nicht allein durch ſeinen Fleiß und die Vorzüglichkeit ſeiner Arbeit erzielt; allein ihr Ruf war fleckenlos, wie ihr Herz. Jede Lockung der Verführung wurde von ihr mit dem tiefſten Abſcheu zurückgewieſen.

Fünfzehn Jahre in Portugal reifen die weibliche Schönheit. Sie war ſechzehn Jahre alt, als die Hochzeit mit Jayme beſtimmt wurde von den Vätern. Bella's Vater wollte ſich zur Ruhe ſetzen und Jayme ſollte ſeine Geſchäfte übernehmen.

Um dieſe Zeit fügte es ein unglückſeliger Zufall, daß Vasconcellos ſie ſah. Er, der ſittenloſe Wüſtling, dem Macht und Reichthum die Befriedigung ſeiner unreinen Wünſche ſo oft möglich machten, wurde von glühender Leidenſchaft für das ſchöne Mädchen erfüllt. Wenige Stunden ſpäter ſchlich eine Gitanna in Bella's Wohnung und verlangte, ihr wahrzuſagen. Gerne reichte ihr Bella ihre Hand. Die Liebe iſt abergläubiſch. Sie erwartete aus dem Munde des Weibes, dem der Volksglaube der Zukunft Pforte geöffnet glaubte, ihr nahes Glück in glänzenden Bildern geſchildert zu hören. Statt deſſen ſagte ſie ihr, daß Macht und Anſehen ihr bevorſtünden, weil ein Mächtiger in Liebe für ſie entbrannt ſei und nach ihrem Beſitze verlange.

Mit tiefem Abſcheu, mit gerechtem Unwillen wies Bella's reiner Sinn die Verabſcheuungswürdige zurück, die indeß, nicht ſo leicht das Feld räumend, näher mit ihrem Plane hervorrückte; allein Bella blieb ſich gleich. Zankend und keifend mit der Thorheit des Mädchens entfernte ſich die Zigeunerin.

Nach einiger Zeit erſchien ſie wieder. Dieſelben Anträge wurden mit derſelben Geſinnung zurückgewieſen.

Endlich erſchien Vasconcellos ſelbſt im Hauſe des Alten, ihm Beſtellungen gebend. Bella verſchwand, ſobald er eintrat; dem Vater, dem Geliebten hatte ſie nichts geſagt, weil ein tiefes Schamgefühl ihr die Lippe ſchloß. Als aber nun der Vater die Beſtellung ablieferte, wagte es der Entartete, dem Greiſe ſeine Anträge zu ſtellen.

Im erſten Augenblick erſtarrte der biedere Greis vor dieſer Verworfenheit; im zweiten erwachte ſein ſittliches Gefühl, ſein Stolz auf die Unbeflecktheit ſeines und des Rufes ſeiner Tochter. Mit harten Worten wies er den Schändlichen zurück. — Höhnend entließ ihn Vasconcellos; allein im Vorgemache ſchon ergriffen ihn die Diener, feſſelten und mißhandelten ihn. Der Abend begünſtigte das Unternehmen. In einem Keller des am Rozio liegenden Palaſtes des Staatsſecretärs wurde dem unglücklichen Greis ein feuchter, finſterer Raum angewieſen.

Nach einer Stunde erſchien Vasconcellos. Jetzt aber drohte der Greis, der Adelantada Alles zu enthüllen, wenn er nicht abſtehe von ſeinem ſchändlichen Vorhaben. Bella, Böſes ahnend, war dem Greiſe gefolgt. Als ſie, ihm in das Innere nachſchleichend, vernahm, was vorging, ſchrie ſie um Hilfe.

Schnell ergriffen ſie ſtarke Arme und ſchleppten ſie die Stiege hinauf.

Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Sie konnte nicht weiter erzählen.

An einem koſtbaren Schreibetiſche ſeines prunkvollen Kloſetts ſaß im gepolſterten, ſammtüberzogenen und mit reicher Vergoldung gezierten Seſſel der Staatsſecretär Vasconcellos. In ſeinen Mienen ſpiegelten ſich die Selbſtzufriedenheit und das Wohlbehagen.

Seine Hand hielt Depeſchen des Miniſters Olivarez, welche ihm die Decoration des goldenen Vließes überbracht hatten, womit des Königs Gnade ihn auf die Bitte Margaretha's von Mantua beſchenkt.

Plötzlich klopfte es leiſe an die Thüre des Kloſetts, die nach der Reihe prunkreicher Vorſäle führte. Der Staatsſecretär horchte auf, bis das Klopfen in eigenthümlicher Weiſe wiederholt wurde.

„Nur herein, Saavedra!“ rief er, und alsbald trat ein Spanier herein, auf deſſen Züge die Hölle ihr größtes Inſiegel gedrückt.

Saavedra beugte ſich tief.

„Excellenza,“ ſagte er, „ich komme ſpät, weil eine nächtliche Verkältung in Eurem Dienſte mich beinahe aufs Krankenlager geworfen. Ihr wollt deshalb verzeihen, daß ich eine Nachricht, der an Wichtigkeit keine andere gleichkommt, ſo ſpät erſt melde.“

Vasconcellos war, von der heftigſten Neugierde geſpornt, aufgeſprungen.

„Mach' es kurz; du biſt entſchuldigt. Erzähle!“ rief er aus und trat dem Spione ſeiner geheimen Kundſchaften um einige Schritte näher.

„Es iſt bekannt, Excellenza,“ fuhr dieſer mit wichtiger Miene fort, „daß ſeit einiger Zeit die Unzufriedenheit der Portugieſen ſich mehrt.“

„Wozu das?“ herrſchte ihm Vasconcellos mit grimmig gerunzelter Stirn zu.

„Vergebt, Excellenza,“ fuhr der Unerſchütterliche fort, „ich muß dieſen Eingang vorausſchicken, um Euch auf die Wichtigkeit meiner Entdeckungen aufmerkſam zu machen. Geruht, ſie mit Geduld anzuhören. Es iſt augenſcheinlich, daß die allgemeine Unzufriedenheit ſich täglich mehrt. Bis jetzt war es nur das Volk, das heißt, die allerunterſten Klaſſen der Eingebornen dieſes Landes, welche ohnehin gegen unſere Spanier Halbwilde ſind, unter denen die Unzufriedenheit wuchs, weil Nahrungsloſigkeit und Steuerdruck —“

„Verdammter, breiter Andaluſe!“ rief Vasconcellos, „haſt du dir vorgenommen, meiner Geduld Tiefe, Breite und Länge zu ermeſſen?"

„— wuchs in gleicher Weiſe," fuhr Jener fort, ohne die Unterbrechung zu beachten; „die Kaufleute, ob der Handelsbeſchränkung, reihten ſich dieſen an und ſchloſſen den Kreis der Murrenden ab. Jetzt ſind es die erſten Klaſſen der Geſellſchaft, welche den Faden fortſpinnen. Die Doms und die hohe Geiſtlichkeit!"

„Deine Naſe iſt wohl lüſtern nach den ſüßen Düften eines Auto-da-Fe's nach Torquemadas Sitte?" ſpottete der Staatsſecretär des in Spanien verunglückten Hidalgos. Nichts konnte ihn aus dem Geleiſe ſeiner angefangenen Oration bringen, welche er im ermüdenden Tone eines Bänkelſängers vortrug.

„Ich kann eine ſchöne Liſte von Namen von Grafen und Prälaten nennen, welche geſtern Abend im Schloſſe Matos —"

„Was ſagſt du?" fragte jetzt im Tone der höchſten Spannung der Staatsſecretär. —

„— verſammelt waren," fuhr Saavedra fort, „wahrſcheinlich, um geheime Plane zum Umſturze der beſtehenden Verhältniſſe zu entwerfen." —

„Was berechtigt dich zu dieſer Vermuthung? Gab nicht vielleicht Noranha ein Feſt?"

„Noranha ein Feſt? Excellenza, erlaubt, daß ich über dieſe unerwartete Frage ſtaune! Kennt Ihr denn den finſtern Einſiedler nicht? Den Geizhals, der Alles aufſpart und das Uebrige an den Auswurf des Volkes verſchwendet, nicht aus Mitleid, ſondern um ſich die Liebe und den Anhang dieſes Auswurfs zu ſichern, wenn er einſt ihrer ſollte nöthig haben. Der gibt keine Feſte, denn er haßt ſie. Auch war Grund genug zu vermuthen, daß das Ganze ein Geheimniß bleiben ſollte." —

„Welcher Grund?" fragte haſtig der Staatsſecretär, du bringſt mich in Verzweiflung mit deiner Breite! Du ſpannſt mich auf die Folter!" —

„Per dios! Gnädiger Herr, Excellenza, das klagt Ihr mich umſonſt an. Ich weiß, was Foltern heißt. In Sevilla —"

„Halt' ein, um aller Heiligen willen, halt' ein, und komme auf deine Gründe!“ ſchrie Vasconcellos, der einer der entſetzlichſten Auseinanderſetzungen über das künſtleriſch vollendete Folterſyſtem des heiligen Officiums ſich gewärtigte.

„Wenn Ihr nicht anhören wollt, was ich ſagen will,“ fuhr Saavedra fort, „ſo muß ich auch ehrerbietigſt bitten, mich nicht anzuklagen, daß ich Euch foltere; ein Gedanke, der mir das Blut erſtarren macht! — Alſo, ich hatte Gründe und habe ſie noch, zu vermuthen, daß man den Schleier des Geheimniſſes um jene Zuſammenkunft hüllen wollte; denn

Erſtens war es eine ſtockfinſtere Nacht, in der kein Sternlein ſchien, eine Nacht, wie ich in Andaluſien nie eine erlebt. Da ſtrahlten die Sterne allnächtlich in ihrer vollſten Schönheit. — Ich hatte den Carlos de Noranha längſt auf dem Korne, denn er gefiel mir gar nicht in ſeiner finſtern Miene, die ihm ſo übel anſteht, ob ſie gleich, wie ich bemerken konnte, den Frauen hier zu Lande nicht mißfällt; denn ſie ſehen ihm überall nach. Nun ſeht, Excellenza, es ſagte mir einſt eine Gitanna, daß alle Freitag-Nächte wichtig ſeien. Geſtern war auch eine. Darum ſchlich ich mit der Dunkelheit gegen das Schloß Mateos hin. Ich wußte, daß der edle Dom dort ſei und hätte gerne den Grund davon gewußt. Euch, da Ihr mit den Noranha's verwandt ſeid, iſt es ohne Zweifel nicht unbekannt, daß vor dem alten Neſte, das eher für Eulen als für einen Granden von Portugal paßte, die ſteife, ſchlecht gemachte Bildſäule des heiligen Täufers Johannes oder Joao's, wie die fatale Mundart dieſes Landes es ausdrückt, ſteht. Rings um dieſelbe“ —

„Ich weiß, ich weiß!“ fiel Vasconcellos ein, der vor Ungeduld umzukommen meinte. „Fahr' fort!“

„Nun, nun, ich ſehe,“ ſagte, ärgerlich werdend, der Andaluſe, „Ihr ſeid kein Freund von Details, wie die Franzoſen (die Gott verdamme) ſagen, und das glaubt mir, gerade ſolche Einzelnheiten ſind oft von einer nicht zu berechnenden Wichtigkeit, wenn es ſich um Thatſachen handelt, die ich Euch jetzt mitzutheilen habe. — Dort alſo verbarg ich mich. Kaum war es recht finſter geworden, ſo nahten Granden und Prälaten“ —

„Welche, welche? Nenne ſie!“ rief Vasconcellos.

„Erlaubt, daß ich den zweiten Grund anführe, warum ich glaube, daß die Zuſammenkunft eine verborgene ſein ſollte:

Zweitens alſo ſchloß ich dies daraus, weil ſelbſt der Biſchof von Liſſabon, die Biſchöfe von Elvas und Coimbra zu Fuße kamen, ohne Maulthiere, ohne Sänften, ohne Begleitungen, in einfachen Mönchskutten.“

„Menſch, biſt du raſend?“

„Ich bin bei Verſtand, Excellenza, bei vollem Verſtand, und hatte geſtern, als ich das Alles ſah, ſo wenig Xeres geſehen, als heute.“

„Aber du ſagteſt, es ſei finſtere Nacht geweſen, und du erkannteſt dieſe Männer in ſolcher Entfernung von der Thüre des Schloſſes und bei dieſer Vermummung?“

„Ihr geruhet, mich zu oft zu unterbrechen, Excellenza, ſonſt würdet Ihr ſchon das Alles wiſſen. Saavedra hat herrliche Augen und ſieht in der Noth wie eine Katze bei Nacht ſo genau, als der Sohn eines andern Vaters bei Tage. Hier war aber die ſchädliche Anſtrengung eines ſo edlen Gliedmaßes, als das Auge iſt, gar nicht erforderlich; denn an der Thür empfing die Gäſte der alte Bullenbeißer von Kaſtellan mit einer Wachskerze in der Hand, ſo groß, als ich einſt eine Unſerer Lieben Frau von Atocha geweiht, wozu ich aber noch das Geld nicht habe aufbringen können, ſie zu kaufen. Ich hoffe, für dieſe wichtige Entdeckung von Euerer Excellenza ſo bedacht zu werden, daß ich dieſe Schuld meines Gewiſſens werde abtragen können. Wie geſagt, das Licht dieſer ſchönen Kerze, die wenigſtens vier Pfunde wog und alſo gewiß drei Piaſter koſtete, Ihr wiſſet, wie viel Reis das macht, da ich noch immer mit den fatalen Münzen dieſes Landes nicht ins Klare kommen kann, wie mir's überhaupt mit der tollen Mundart geht; das Licht dieſer ſchönen Kerze fiel ſo hell auf die Perſonen, daß ich ſie alle erkannte und ſie ſchnell auf dieſes Blatt aufſchrieb.“

Er reichte Vasconcellos ein kleines Pergamentblatt, worauf er mit einem Stifte die Namen der vierzig Verſchworenen geſchrieben hatte.

Mit flammenden Blicken durchflog es dieſer. Er ſtampfte wild mit dem Fuß auf, wenn er einen Namen fand, von dem er ſich ſo Etwas nicht verſehen. Endlich warf er fluchend das Blatt auf den Tiſch.

„Saavedra!“ rief er aus, „du haſt mir da freilich, wenn das Alles ſeine Richtigkeit hat, einen großen Dienſt geleiſtet; allein noch iſt das, was du zu thun haſt, nicht vollendet. Was ſie dort trieben, das gilt es, zu erforſchen. Suche dich mit den Dienern des Carlos Noranha in Verbindung zu ſetzen; gehe ihm nach auf Schritt und Tritten. Habe Augen und Ohren überall. Dein Lohn wird groß ſein, wenn du das mir herausbringſt. Nimm einſtweilen dies auf Abſchlag.“

Saavedra nahm dankbar das Gold, welches der Staatsſecretär in ſeine Hand gleiten ließ. Er blieb aber auf ſeiner Stelle ſtehen.

„Nun?“ fragte Vasconcellos — „haſt du noch etwas?“

„Allerdings, Herr und Gebieter,“ nahm Jener das Wort wieder; „Ihr erinnert Euch vielleicht des kleinen Abentheuers noch, das Ihr vor einigen Tagen mit der ſchönen Schuſterstochter von Bairro-alto hattet, die ſo recht dumm in Eure Schlinge lief?“ —

Ueber Vasconcellos’ Züge flog ein Blitz der Luſt. „Du erinnerſt mich da an das holdeſte Mädchen, das Lisboa umſchließt. Was willſt du mit ihr.“

„Auch,“ fuhr der Spion fort, „gedenkt Ihr vielleicht des grämlichen Alten, der keine Raiſon annehmen wollte, wie die Franzoſen (die Gott verdamme) ſagen?“

Aergerlich rief Vasconcellos: „Der wird ja nichts mehr wollen?!“ —

„Ihr beliebt zu irren, Excellenza, der lebt!“

„Was?“ rief der Staatsſecretär, im höchſten Grad überraſcht und unangenehm berührt. „Haben ihn die Hunde von Gallego’s nicht in den Tajo geſtürzt?“

„Freilich; denn ich ſelbſt wies ihnen die Stelle, wo der Strom am tiefſten iſt, was ich vom Baden her wußte; denn ich wäre da einmal faſt des Todes geweſen, hätte ich nicht ſchwimmen gelernt wie ein Fiſch und wäre mir nicht die Wurzel einer Weide zur rechten Zeit in die Hand gekommen. Gerade ſo ging's dem Alten auch."

„Aber warum habt Ihr ſpaniſchen Maulthiere ihm nicht die Hände gefeſſelt?" rief im wüthendſten Zorne Vasconcellos.

„Ich hoffe, Excellenza," ſprach mit ruhiger Würde der Hidalgo, „der Schimpfname trifft die Gallego's allein, ſonſt verböte mir die Ehre, länger in Eurem Dienſte zu bleiben. Da ich dies vorausſetze und auch billige, denn Gallizien iſt das Land der Weisheit gerade nicht, und hundert Pfunde galliziſchen Gehirns wiegen kaum ein Loth andaluſiſchen auf, wenn eine Waage gut iſt. Ihr müßt bedenken, daß der Gallego Alles zu Rathe zu halten ſucht. So ſchien denn den Burſchen der Strick, der des Alten Hände und Füße feſſelte, noch anderwärts brauchbar und ſo bewahrten ſie ihn vor dem Verfaulen im Waſſer."

Vasconcellos raſte im Kloſett umher. Konnte doch durch dieſen bedenklichen Umſtand das ganze Bubenſtück ruchbar werden.

Saavedra's Ruhe wich keinen Moment.

„Ich binde dir's auf die Seele, Saavedra, er muß weggeſchafft werden!" —

„Es wird ſich machen, Excellenza, dem Tode geht es wie der Kirche, ſie, wie er, gibt keine Opfer wieder. Der Alte iſt ſehr krank und wird ſterben. Iſt das nicht auf dem Wege, den alles Fleiſch geht, wie ich zu Sevilla gelernt, ſo mag's auf andere Weiſe ſein, ich nehme das auf mich — aber das Mädchen!"

„Welches Mädchen?" —

Eben die ſchöne Bella, des Alten Tochter." —

„Nun, was iſt mit der? Der Teufel wird dich doch heute nicht zu ſeinem Reichspoſtmeiſter gemacht haben, um mir die Freude des goldenen Vließes ganz zu vergällen!"

„Goldenes Vließ?" fragte Saavedra und ſeine kleinen Augen wurden groß.

„Ich habe den Orden von Sr. katholiſchen Majeſtät heute erhalten," ſprach, ſeine Hiobsposten vergeſſend, der Staatsſecretär.

„Geſtattet in Hulden, daß ich Euch meinen unterthänigſten Glückwunſch darbringe, Excellenza, denn dadurch ſteht Ihr den Granden erſter Klaſſe meines altchriſtlichen Vaterlandes gleich."

„Ich danke dir, doch was ſagteſt oder wollteſt du von dem Mädchen berichten?" —

„Ja — ſo!" dehnte Saavedra — „da iſt Euch der verdammte Noranha auch in das Gehege geſtiegen."

„Was ſagſt du, Unglücksbote!? — Sage, du habeſt gelogen, oder" — er fuhr mit der Hand nach dem Dolche.

„Excellenza!" ſchrie der Spanier, „hab' ich's denn verſchuldet? Bin ich nicht unglücklich genug, daß ich Euch dieſe Botſchaften bringen muß!" —

Vasconcellos beſann ſich. „Du haſt recht!" ſagte er — „aber ſprich, was iſt das wieder?" — Er war bleich wie der Tod in ſeinen Seſſel geſunken.

Saavedra hatte ſich unterdeſſen der Thüre näher gemacht, um nicht noch einmal in Gefahr zu kommen, ein Opfer ſeines Berufs zu werden.

Vasconcellos, ſo ſehr er auch erregt war, mußte doch über dieſe Vorſicht des ſchlauen Spaniers lachen, deſſen Brauchbarkeit er, obſchon ihn ſeine breite Berichterſtattungsweiſe oft faſt bis zur Verzweiflung brachte, wohl aus einer reichen Erfahrung kannte.

Er zog ſeinen Dolch heraus und ſchleuderte ihn weit von ſich in die Ecke.

„Komm her," ſagte er dann, „deine Sicherheit ſoll nicht mehr gefährdet werden. Erzähle!" —

„Euer Kaſtellan iſt heute früh bei mir geweſen und weil er den Muth nicht hatte, ſolches Euch ſelber zu melden, bat er mich flehend, es zu thun. Obgleich er ein Portugieſe iſt, ſo konnte ich's, bei meiner andaluſiſchen Herzensgüte, dem armen Schelm nicht abſchlagen, denn er wollte lieber in den Tajo laufen, als vor Euch treten, obwohl er ſo unſchuldig iſt, wie ich. Er fürchtete mit Recht Euren Jähzorn, deſſen Opfer ich beinahe geworden wäre. Er erzählte mir, daß Bella letzte Nacht nach vieler Arbeit die

Eiſenſtäbe des Gitters losgebracht und ſich in den Teich geſtürzt habe.“ —

„Iſt ſie denn todt?“ fragte mit einem die Bruſt erleichternden Seufzer der Staatsſecretär.

„Ja,“ verſetzte Saavedra, „wenn ſie todt wäre, ſo wär' ja alles Andere nicht erfolgt, was eben das Schlimmſte an der Sache iſt; der Teufel ſelbſt führte den verfluchten Noranha herbei — und es war doch Mitternacht. Der rettet das Mädchen aus dem Teich und trägt ſie aus dem Garten hinaus. Eurer Excellenza ſchöner Bluthund Abul, den Ihr aus Hiſpaniola durch die Gnade der Adelantada erhalten habt, wurde zuerſt des Streiches gewahr, tobte wie raſend, und weckte ſo den, nichts Arges ahnenden Kaſtellan. Dieſer weckt ſeine Leute, ſie bewaffnen ſich und laſſen den Hund los. Es ſcheint, daß das edle Thier den Räuber des Mädchens noch an der Mauer erwiſchte und dieſer ihm dort ſein Schwert in die Gurgel ſtieß, daß das edle Thier ſogleich verendete.“ —

„Alle Teufel, Menſch, was bringſt du mir für bittre Kunden!“ rief außer ſich Vasconcellos. „Die Burſchen werden ihm doch das Mädchen abgejagt haben?“

„Hätten ſie das, ſo wäre ſie nicht wohlbehalten im Schloſſe Matos, wo ſie ſich's wohl wird gut ſein laſſen.“

Der Andaluſe dachte nicht daran, daß er mit dieſen Worten einen ſcharfen, ja wahrhaft vergifteten Dolch in das Herz ſeines Gebieters ſtieß.

Alle Grenzen waren in dieſem Momente geſunken. Einem Raſenden gleich, raunte Vasconcellos im Kloſett umher. „Du Unglücksrabe!“ ſchrie er dem Spanier zu, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als zur Thüre hinaus zu eilen und den Raſenden ſich ſelber zu überlaſſen.

Es währte lange, bis dieſer zu ſich ſelber kam und das Maaß des Unangenehmen ganz mit Ruhe ermeſſen konnte, das ihm Saavedra dargeboten. Sein Grimm über dieſes ſchuldloſe Werkzeug des Mißgeſchickes legte ſich auch bald genug, wie denn überhaupt der Wechſel der Leidenſchaften in Vasconcellos' Innerem blitzſchnell erfolgte. Der Ruf der Glocken mahnte ihn, daß er heute, mit dem Orden des goldenen Bließes geſchmückt, die Adelantada zum Hochamt in die Kathedrale zu begleiten hatte. So gut es gehen mochte, ſuchte er, Herr ſeiner Leidenſchaften zu werden und rief den Dienern, die ihn ankleiden ſollten. Denn es war das Feſt des heiligen Erzengels Michael, das mit hohem Pompe gefeiert wurde.

Die ungeheuern Räume der herrlichen Kathedrale waren ſchon von einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, als endlich im höchſten Staatsputze die Adelantada des Königreichs Portugal, die Herzogin Margaretha von Mantua, auf die reichverzierte Emporbühne trat, welche der König ſonſt zu ſeiner Andacht, dem Hochaltare gegenüber, zu beſuchen pflegte. Ein glänzender Hofſtaat umgab ſie; allein außer Vasconcellos und einigen wenigen anderen Edelleuten beſtand dieſer ganze Hofſtaat aus Spaniern. Die Adelantada war ein ſchönes Weib von etwa acht und dreißig Jahren, voll und üppig ihr Bau, groß und feurig ihr Auge, ſtolz und majeſtätiſch ihre Haltung. Ihre Geſtalt war groß und anſehnlich, wie ſelten die einer Portugieſin. Blondes Haar zeichnete ſie insbeſondere aus, und auch ein verwöhnter Geſchmack mußte dieſe Frau, die wenigſtens durch ihr friſches Ausſehen ein Decennium ihres Alters Lügen ſtrafte, noch ſchön finden. Die Portugieſen widmeten ihr wenig Aufmerkſamkeit; denn ſie war gehaßt, wie die ſpaniſche Herrſchaft überhaupt, und die, welche mit ihr in näherer Verbindung ſtanden. Auch war es genugſam bekannt, daß ihr Leben nicht das reinſte und ſittlichſte konnte genannt werden; daß ſie mit dem Staatsſecretär Vasconcellos in einem Verhältniſſe ſtand. An ihrer rechten Seite ſtand dieſer Günſtling. Portugals Sohn — trat er ſein Vaterland nieder, verrieth es an Olivarez teufliſche Politik. Herrſch- und Selbſtſucht waren die Götzen, denen er vorzugsweiſe fröhnte. Seine Macht hatte ihn blind gemacht gegen alles Recht, gegen jedes Gebot der Sitte und Sittlichkeit. Doch wußte er ſchlau genug ſeine Ausſchweifungen vor Margaretha's unduldſamer Eiferſucht zu verbergen. Heute war er zum erſten Male mit dem goldenen Vließe geſchmückt. Stolz ſtand er neben der Frau, die ihn erhoben, und lauſchte jedem ihrer Blicke und Winke. Bleich ſah er aus, todtenbleich. Die Vorgänge dieſes Morgens waren gar nicht geeignet geweſen, ihn in die Stimmung zu verſetzen, die wohl Margaretha erwartet haben mochte.

Sie war erſchrocken, als er in das geheime Kloſett trat, wo die üppige Geſtalt auf einem ſchwellenden Sopha ruhte, und zu dem er den Schlüſſel an einer goldenen Kette trug.

„Biſt du krank, mein Aleſſandro?“ fragte ſie.

Er mußte lügen, daß er ſich erkältet, daß ihn der Kopf ſchmerze und die Bruſt.

„So ſeh' ich dich heute nicht?“ fragte ſie.

Er lächelte und ſprach ſeinen Dank für den Orden des goldenen Vließes aus.

Die Glocken riefen jetzt.

Vasconcellos entfernte ſich durch die geheime Thüre und trat ſtolz in den Vorſaal der Adelantada, wo ſich alle Rücken vor ihm bogen.

Wie auch die ſtrengſte Etiquette des ſpaniſchen Hofes die Herzogin äußerlich feſſeln mochte, weder ſie, noch die Andacht konnte ſie hemmen, dem Geliebten ihre ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden, den ſie wirklich krank wähnte.

Hätte ſie geahnt, was ihn bewegte, wie würde ihr Furienzorn ihn getroffen haben, den Undankbaren. Wie hätte ſie ahnen können, daß er in dieſem Augenblicke, wo ſie ihm die zärtlichſte Sorgfalt widmete, zu neuem Verrath an ihrer Liebe thätig war?

Warum, dachte Dom Carlos de Noranha, der faſt der Bühne der Statthalterin gegenüber ſtand, mag wohl des Schändlichen Blick ſo glühend auf einer Stelle des Schiffes der Kirche ruhen? Vasconcellos hatte ihn noch nicht wahrgenommen.

Carlos bemühte ſich, die Richtung der ſtechenden Blicke zu finden und — es gelang ihm endlich; wenigſtens vermuthete er dies mit vielem Grunde, da er ihn kannte; allein der Gegenſtand, der Vasconcellos' Blicke feſſelte, übte alsbald gleichen Zauber über die Noranha's aus, ſo daß er Vasconcellos gänzlich vergaß und ſich der ſüßen Luſt des Anſchauens ganz überließ.

Nahe einer der herrlichen weißen Marmorſäulen, welche das vielverzweigte Gewölbe der Kirche trugen, kniete neben einem Manne von höheren Jahren ein Mädchen, deſſen Schönheit Alles überſtrahlt haben würde, wären auch nur die reizendſten Frauen und Mädchen in der Kathedrale geweſen. Bei alle der Fülle von Reizen lag etwas ſo Eigenthümliches in ihrer Schönheit, etwas ſo Fremdes und doch ſo unausſprechlich Anziehendes und Anſprechendes, daß es unwiderſtehlich feſſelte. War die Haut der Portugieſinnen braun und dunkel, wie die der Spanierinnen, ſo konnte der Schnee, der die Gipfel der Sierra di Eſtrella zur Winterzeit deckt, nicht weißer ſein, als die Hautfarbe dieſer Jungfrau. War das Roth, das die Wangen der Mädchen Eſtremaduras ſchmückte, oft friſch und lebendig, hier war es, als hätte es der leiſe Hauch eines Frühlingslüftchens hervorgerufen — ſo zart, ſo durchſichtig war es. Nannten die Dichter das Haar der Portugieſinnen dunkel, wie die Nacht, ſo war hier keine Vergleichung mehr möglich, denn es hatte dies Haar neben ſeiner Schwärze einen Glanz, der unbeſchreiblich war, und eine Fülle, einen Reichthum, den man höchſt ſelten ſo fand. Waren die Augen der Portugieſinnen bei der tiefſten Schwärze feuerflammend und weniger groß und frei, ſo lebte in dieſen Augen mehr, als das Alles — Seele, und eine Seele rein und ſchuldlos, ſah daraus hervor, während ſie an Glanz jenen nichts nachgaben und an Größe und Pracht ſie übertrafen. Ueber dies Alles aber war ein Ausdruck von Demuth und Unſchuld ausgegoſſen, der eben ſo hinriß, als er jeden ſchuldbefleckten Gedanken in die ſchwarze Seele zurückſcheuchte, die ihn geboren.

Wer war ſie? Dieſe Frage beſchäftigte Vasconcellos und Noranha; denn der Eindruck, den ſie auf beide junge Männer gemacht, war ebenſo unauslöſchlich, als er verſchieden war. Bei Vasconcellos' Sinn und Geiſt mußte er ein unlauterer ſein, denn ſeine im Pfuhle der Laſter verſunkene Seele war keiner edleren

Regungen mehr fähig. Das Reinmenſchliche war bei ihm längſt weggetilgt. Seit ſein Blick dieſe Reize erſpäht, war Bella's Verluſt vergeſſen und Alles, was ſich daran knüpfte, mit Ausnahme des Rachedurſtes gegen Noranha. Dieſen Engel zu beſitzen, war der ſein Weſen mit brennender Gluth durchſtrömende Wunſch, das raſtloſe Verlangen. Nur die Nähe der Adelantada konnte ihn in die Grenzen einer nothwendigen Selbſtbeherrſchung zurückweiſen. Die Heiligkeit des Ortes konnte ohnehin auf ſolch ein Herz keinen Eindruck mehr machen, keine Gewalt mehr darüber ausüben.

Anders war es in der edlen Bruſt Dom Carlos Noranha's. Kalt und regungslos war bis jetzt ſein Herz beim Anblick und in der Nähe der Frauen und Mädchen geblieben Nur die ſogenannte große Welt war es geweſen, in die ihn das Geſchick und ſein Stand geführt. Er fand in ihr die Herzen ſo klein und ſo verſchroben, oft ſo verdorben, daß er bei ſeiner Eigenthümlichkeit, die mehr in ſich hinein lebte, als aus ſich heraus, auch ſich in ſich ſelbſt mehr und mehr zurückzog. So war er denn mit jenem Gefühle, das zum Himmel hebt, das Leben verherrlicht und verklärt und erſt recht dem Daſein ſeine Bedeutung, dem Leben das Verſtändniß und den Werth gibt, ganz unbekannt geblieben. Die Lage ſeines Volks und ſeines Vaterlandes hatte ſpäter ſeinen Gefühlen und Empfindungen eine andere Richtung, eine rein politiſche Färbung gegeben, und das Traurige, was ihm überall begegnete, warf ihn mit Gewalt in ſich ſelbſt zurück. Er hatte für nichts Anderes mehr Sinn. Seine Liebe war Vaterlandsliebe geworden, und ſeiner ſüßeſten Wünſche Ziel des Vaterlandes Freiheit und Rettung. —

Als er aber dies Weſen erblickte, da fühlte er zum erſten Male, daß ſeine Bruſt auch noch Raum für andere Gefühle habe. Er wollte, als ihm dies klar wurde, ſein Auge gewaltſam wegwenden; allein ſein Verſtand, der wachen wollte, fand es jeden Augenblick mit dem Herzen da, wo er es wegwenden wollte. Er mußte ſich am Ende ſelbſt geſtehen, dies Mädchen könne er lieben. Und dies Geſtändniß, ſich ſelber in der Stille abgelegt, war bereits der ſattſamſte Beweis, daß er liebte.

Wer war ſie? Dieſe Frage drängte ſich auch ihm unwillkürlich auf und — ein kalter Schrecken durchrieſelte ſein ganzes Weſen, als ſich jetzt das engelgleiche Mädchen erhob, die Hand des ältlichen Mannes faßte, dieſer ſich umdrehte, und Carlos' Auge — den getauften Juden Pedro de Baeza — erkannte.

Auch Vasconcellos hatte dieſe Beobachtung gemacht. Obwohl ein unangenehmes Gefühl ſein Herz durchzuckte, da dieſer Baeza, der reichſte Mann Portugals, viele Rückſichten verdiente, ſo wußte er jedoch jetzt, wo der Schatz zu heben war, und ein Menſch, wie Vasconcellos, ſetzte ſich über jede Rückſicht hinweg, wenn es die Befriedigung einer Leidenſchaft galt.

Unweit der ſchönen Dina, wie Baeza's liebliche Tochter hieß, hatte, dicht in weite, dunkle Schleier gehüllt, eine Trauernde oder Büßende gekniet. In tiefer Andacht war ſie hingegoſſen geweſen, bis ſie einmal ihren Blick erhob und dieſer auf dem Liebreize dieſes Mädchens ruhen blieb. Thränenſtröme rannen aus ihren Augen und mit Gewalt mußte ſie das Schluchzen unterdrücken. Der Anblick der Engelsreinheit und Unſchuld mahnte fürchterlich die Unglückliche an ihr verlorenes Paradies, und dieſer Erinnerung floſſen die heißeſten Thränen — es war Bella. Ein zufälliger Blick nach der königlichen Bühne zeigte ihr den Teufel, der es zerſtört, und ein zweiter den rettenden Engel, der ihr die Pforte der Hölle geöffnet.

Als ſie Vasconcellos erblickte, bebte ſie furchtbar zuſammen. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte ihr ganzes Weſen. Sie zitterte heftig an allen Gliedern. Sie würde umgeſunken ſein, hätte ſie ſich nicht an die Säule lehnen können, auf deren anderer Seite Dina kniete. Ein Blick, der zum Himmel empor um Gnade flehte, zeigte ihr ihren Retter, und es war, als käme aus ſeinen edeln, reinen Zügen Frieden in ihre Bruſt zurück. Dennoch koſtete es ihr Mühe, ſich zu ſammeln; denn ſie war, wenigſtens glaubte ſie das, einem jener entſetzlichen Blicke Vasconcellos' begegnet, die ſie nur zu gut kannte und die ihr Blut gerinnen zu machen drohten. Bald aber überzeugte ſie ſich, daß dieſer Blick dem ſchönen Weſen galt, das auch ihre Aufmerkſamkeit und — wie ſie jetzt beobachtete — auch die Noranha's erregt hatte.

O, dir, ſagte ſie leiſe in ſich hinein, dir gönnte ich dieſes liebliche Mädchen. An deiner Bruſt würde ſie glücklich ſein; aber vor dieſem Teufel muß ich ſie warnen! —

Während dieſes Selbſtgeſprächs war Dina und ihr Vater aufgeſtanden. Auch Bella erhob ſich. Sie folgte Beiden. Vor der Kirche trat ſie, ihre Schleier dichter zuſammenziehend, zu Baeza, und bat ihn um einen Augenblick. Er ſtand.

„Der Geier hat heute eine Taube als Beute auserſehen, hütet die Taube vor ſeinen Krallen!“ ſagte ſie mit ſcharfer Betonung.

„Was ſoll die dunkle Rede?“ fragte Baeza, nicht ohne Erſchrecken. „Wer biſt du, die du ſie führſt? Wer hat dich zu einer Warnerin beſtellt?“

„Mein Herz,“ ſagte Bella. „Wer ich ſei, laßt unerforſcht. Glaubt mir aber, daß ich es gut mit Euch und Eurer ſchönen Tochter meine.“

„Und wer iſt der Geier?“

„Vasconcellos!“

Baeza wurde bleich. Er kannte den Staatsſecretär und wußte mehr von ihm, als gut war, ihm Vertrauen zu ſchenken. „Du magſt nicht ganz auf falſchem Wege ſein!“ ſagte er darauf. „Ich danke dir. Kann ich dir dienen?“

„Nein.“

„Noch Eins: Worauf gründeſt du den Argwohn?“

„Ich habe ſeine Blicke geſehen und kenne die!“

„Ich danke dir nochmals — dein Wink ſoll nicht unbeachtet bleiben.“

In dieſem Augenblicke trat die Adelantada aus der Kirche und mit ihr Vasconcellos und der Hofſtaat.

„Sieh' da, Baeza,“ ſprach grüßend die Herzogin von Mantua.

Baeza war genöthigt, zu weilen. Er grüßte mit tiefer Ehrerbietung.

„Iſt das Mädchen dort Eure Tochter?“ fragte ſie.

Baeza bejahte und mußte nun ſein Kind vorſtellen, das in größter Verwirrung herzutrat.

Die Fürſtin warf ihr einen Blick zu, der ihr wie ein Schwert durchs Herz ging — grüßte leicht den Alten und ſtieg in die Sänfte.

Vasconcellos aber warf glühende Blicke auf das Mädchen, an deſſen Seite Bella trat.

„Das iſt der Teufel,“ raunte ſie in Dina's Ohr. „Gott ſchütze dich vor ihm!“ —

Sie drehte ſich um und eben trat der ſchöne Carlos Noranha aus dem Portale. Er erröthete, als er der lieblichen Dina ſich ſo nahe ſah. Auch ihr Blick fiel auf ihn, und eine Purpurgluth ergoß ſich über den Schnee ihres Antlitzes.

„Der dort,“ flüſterte Bella ihr wieder ins Ohr, „iſt Carlos Noranha, ein Engel im menſchlichen Kleide. Fluche Vasconcellos — liebe ihn!“

Baeza eilte herzu, ergriff raſch Dina's Arm und hob ſie in die Sänfte, die ihrer wartete, und trieb die Gallego's zur Eile an.

Das Mädchen konnte es ſich nicht verſagen, durch das Fenſter der Sänfte noch einmal einen Blick auf den zu werfen, den die Unbekannte einen Engel genannt, und ihr Herz — ſtimmte unbedingt dem Worte bei.

Was die Fremde ihr geſagt, ſtand mit Flammenſchrift in ihrem Herzen unvertilgbar geſchrieben. Es hatte ihr wie ein Orakel geklungen und wurde ſo von ihr angeſehen. Und noch lange, lange Zeit hörte ſie das Wort: Er iſt ein Engel — liebe ihn! — Es war ihr, als müſſe ſie dem Spruche gehorchen. Sein Bild ſtand vor ihrer Einbildungskraft in voller Schönheit und die Einſamkeit ihres ländlichen Aufenthaltes war ganz dazu geeignet, der ſchaffenden Einbildungskraft und dem liebenden Herzen Spielraum zu ſüßen Bildern und Träumen zu geben; aber die Engel Gottes umſchwebten dieſe Träume und — er war ja auch ein Engel, wie die Unbekannte geſagt. Engel durfte, mußte man ja lieben! —

Die Mitternachtsſtunde hatte Stille in die bewegten Straßen Liſſabons gebracht. Selbſt der Comerzio, Liſſabons größter und ſchönſter freier Platz, war öde. Im königlichen Palaſte ſah man nur hin und wieder noch ein Licht flimmern. Ein ſcharfer Wind beſtrich vom Tajo her den weiten Platz und vermehrte noch die eigenthümliche Kälte der Nacht. Nur ein Mann, in einen dichten Mantel gehüllt, ſchlich am Palaſt auf und nieder, brummend und knurrend über das lange Ausbleiben deſſen, den er in dieſer Zeit und bei dieſer Kälte mit doppelter Sehnſucht erwartete. Endlich ging eine Pforte auf, und, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, ſchlüpfte ein Mann heraus, der noch vorher dem leuchtenden Zöſchen einen Kuß auf die friſchen Lippen drückte.

„Das heiß' ich lange ausbleiben! Nicht wahr?“ ſprach der aus dem Palaſte Kommende zu dem Harrenden. „Welche Stunde iſt's?“ —

„Mitternacht vorüber, Excellenza;“ entgegnete der Gefragte, und hüllte ſich noch mehr in ſeinen Mantel. „Das iſt eine ſchneidende fürchterliche Kälte, die der verdammte Seewind bringt, dem dieſes unſelige Land offen ſteht. Da lob ich mir Andaluſien!“ —

„Du haſt Recht, Saavedra,“ entgegnete Vasconcellos, „nur halt' mir jetzt deinem Vaterlande keine Lobrede, ſondern laß uns ſchnell in die Straße einbiegen, die nach dem Rozio führt. Sie ſchützt uns vor dem Winde.“

Es geſchah. Vasconcellos war übel gelaunt. Die Herzogin hatte einen Blick geſehen, den er auf dem Platze vor der Kathedrale auf Baeza's ſchöne Tochter unbewacht geworfen, und ihm vorgeworfen, daß er mehr Wohlgefallen an dieſer Dirne habe, als an ihr. Die Erinnerung an das ſchöne Mädchen, die Wahrheit des Vorwurfs hatten ihn verwirrt gemacht — und die Trennung war keine gewöhnliche geweſen. Margaretha hatte ihn einen Undankbaren genannt. Das gohr in ihm. Aber die Erinnerung an Dina's Reize verwiſchte ſchnell dieſen übeln Eindruck. Sie waren vor Vasconcellos' Palaſt angelangt. Hier blieb der Staatsſecretär ſtehen, ſah ſich ſcharf um, und da er die weiten Räume des Rozio leer und ſich mit dem Spanier allein ſah, hob er halblaut an: „Kennſt du Baeza?“

„Ihr meint den Juden, gnädiger Herr, der die vielen Gelder und — was mehr werth iſt, die bildſchöne Tochter hat? Ja, den kenne ich!“

„Wo haſt du das Mädchen geſehen?“

„Oft ſchon in der Kirche.“

„Und ſchwiegſt ſtille?“

„Fehlte es Euch an Liebesabentheuern? Excellenza — dort laßt ab. Der Jude, wenn er Unrath merkt, legt ſeinen Schatz unter Schloß und Riegel, und wir ziehen ab. Das Mädchen iſt ſehr züchtig. Jüdinnen ſind ſchwer verführbar!“

„Kennſt du mich nicht beſſer, Saavedra? Hab' ich je vor Schloß und Riegeln mich gefürchtet? Wär' es das erſte Mal, daß wir die ſprengen und die Schätze holen?“

„Nein, wahrlich nein! Das muß wahr ſein!“

„Nun denn! Warum kramſt du Hinderniſſe aus, ehe du meine Abſichten kennſt?“ —

„Die weiß ich, Herr, die weiß ich. Ihr liebt den ſummariſchen Proceß. Geht's nicht auf dem Wege ſüßer Worte — die möchten hier vergeblich bleiben — geht's nicht durch Gold, deſſen hat der Vater mehr, als wir Alle zuſammen — ſo heißt der Weg Gewalt.“

„Richtig! Und du führſt nur den Streich mit mehreren Getreuen aus“

„Wie aber, wenn der Jude ſich ſchützte und ich würde gefangen?“

„So würdeſt du gehängt.“

„Das iſt leicht geſagt, aber ſchwer gethan.“

„Das koſtet dich gar keine Mühe, Saavedra, und wäre ohnehin dann wohlverdienter Lohn —“

„Wofür? Excellenza!“

„Dafür, daß du das eilfte Gebot nicht erfüllteſt, das: Laß dich nicht fangen!“

„Geſetzt aber, der Jude ſtellte ſich ungeberdig —“

„So liegt das Landhaus am Tajo. Du verſtehſt mich.“

„Wohl — wir werfen ihn hinein, wie den alten Schuſter.“

„Ganz recht; nur dürfen die verfluchten Gallego's die Stricke nicht mehr los machen, wie bei dem Alten.“

Saavedra's Züge überflog ein Lächeln bei dieſen Worten.

„Willſt du?“

„Fragt Excellenza nicht beſſer: Mußt du nicht?“

„Aber lieferſt du ſie nicht morgen in meine Arme, ſo biſt du verloren.“

„Den Handel kann ich nicht eingehen. Ich weiß aus einer langen Erfahrung, daß Umſtände, Zufälle, Zuſtände und Ereigniſſe auch dem Klügſten in den Weg treten können. Denkt nur an den verdammten Noranha und die ſchöne Schuſterin. In Sevilla ging mir's einmal nicht beſſer“ —

„Halt!“ rief Vasconcellos halblaut, „meinſt du, ich hätte Luſt, dir hier für eine Mähr aus Sevilla auszuhalten? Handle, wozu dein Schwätzen?“

„Aber die Zeitbeſtimmung hebt Ihr doch auf?“

In dieſem Augenblick fuhr Vasconcellos heftig zuſammen.

Sie ſtanden vor einer Niſche ſeines Palaſtes, in welcher die Statue des heiligen Joſeph ſtand. Sie war koloſſal und füllte ſo ziemlich die Niſche aus, auf der jetzt tiefe Dunkelheit ruhte.

„Haſt du nichts gehört, Saavedra?“ rief er, von einer abergläubiſchen Furcht ergriffen. „Es ſchien mir, als habe der Heilige etwas geflüſtert.“

„Der hat keine Zunge, Excellenza, und auf dieſes Argument baue ich das andere, daß er nämlich nicht reden und alſo auch nicht flüſtern kann. Ihr wißt, ich war in Sevilla einſt Famulus eines Profeſſors der Heilkunde; da hab' ich manchmal ſo was wegbekommen. Weit eher möchte ich des Dafürhaltens ſein, daß ſich ein unberufener Horcher hinter dem Rücken des Heiligen ein Geſchäft macht. Da will ich doch einmal nachſehen.“

„Um aller Heiligen willen nicht!“ rief ängſtlich der Staatsſecretär, „ich weiß aus meinen Knabenzeiten, daß man da nicht einmal Verſteckens ſpielen kann. Da iſt's unmöglich, daß ſich Jemand verbergen kann.“

„Niemand, als der Rächer der Unſchuld!“ rief in dieſem Augenblick eine Stimme, deren fürchterlicher Ausdruck kaum errathen ließ, ob ſie einem Mann oder einem Weib angehöre. Eine Geſtalt, welcher die Nacht die grandioſeſten Formen lieh, ſprang von dem Piedeſtal des heiligen Joſeph herab und wie der Blitz fuhr ein großer, breitklingiger Dolch nach dem Herzen des Staatsſecretärs. Dieſer aber hatte ſchon bei dem erſten Geräuſche, welches das Herabſpringen der Geſtalt verurſachte, ſich gegen die Thür des Hofes ſeines Palaſtes zurückgezogen. Als die Geſtalt die Worte: „Niemand, als der Rächer der Unſchuld!“ ausſtieß, da ergriff er mit Blitzesſchnelle Saavedra beim Kragen und riß ihn mit ſich in den Hof, die nur angelehnte Thür ins rieſige Schloß werfend.

Lange noch ſtand die Geſtalt mit dem Dolche vor der Thüre, hinter welcher der Verworfene geſchützt war. Endlich entfernte ſie ſich mit den Worten: „Du entgehſt mir nicht!“ und nahm die Richtung gegen Bairro-alto, wo ſie im Labyrinthe kleiner Gäßchen verſchwand.

„Was war das?“ fragte, an allen Gliedern bebend, innerhalb des Thores Vasconcellos ſeinen Gefährten, den er noch krampfhaft am Kragen hielt.

„Excellenza,“ erwiederte der Andaluſe, „Ihr mögt Euch die Frage nach Belieben beantworten und meinetwegen des Glaubens ſein, der ſteinerne heilige Joſeph ſei es ſelbſt geweſen, der, des Stehens müde, einmal da herabſprang. Ich, meines Orts, kann diesmal nicht antworten. Hättet Ihr mich draußen gelaſſen, ſo würde mein guter Dolch von Sevilla Bekanntſchaft mit der Figur gemacht haben, und er hätte gewiß Fleiſch von Stein geſchieden.“

„Undankbarer!“ rief halblaut Vasconcellos, „hab' ich dir nicht das Leben gerettet?“ —

„Kann ſein, aber auch nicht. Jedenfalls habt Ihr's dem Meuchelmörder gerettet, aber Euch nicht; denn wer die Keckheit ſo weit treibt, dem iſt's Ernſt.“

Während Beiden der Mordverſuch noch vielfachen Stoff zu Vermuthungen und Hin- und Herreden gab, ſaß in dem Stadttheile Bairro-alto, in dem Häuschen des Schuſters Bartele, ein Benedictiner-Mönch am armſeligen Bett eines Leidenden.

„Wie iſt dir's, Bartele, Mann meiner guten, in Gott ruhenden Schweſter?“ fragte die ſanfte Stimme des Mönchs den Greis, der matt auf dem Siechbett lag.

„Leider um Vieles beſſer, hochwürdiger Herr,“ entgegnete der Greis, „ſeit ich Euren Trank zu mir genommen und Bella zurück iſt.“

„Bella?“ fragte erſtaunt der Mönch. „Was ſagſt du? Redeſt du nicht irre?“ —

„Nein,“ entgegnete der Greis. — „Sie iſt da — aber ihr Herz iſt zerriſſen und Jayme iſt verſchwunden, ohne daß Jemand weiß, wo er iſt. So liegt der Jammer centnerſchwer auf meiner Seele — die Zukunft iſt hoffnungsleer und die Gegenwart elend. In die Vergangenheit darf ich nicht blicken, ſonſt bricht mir das Herz. Wär' es nicht beſſer, die Wellen des Tajo hätten mich verſchlungen?“

„Dein Loos iſt hart; aber ſage, theile ich es nicht mit dir?“ ſprach der Mönch, „und ich vertraue Gott und trage in Demuth das Unvermeidliche.“

„Wohl Euch dann!“ klagte der Greis. „Mir iſt das nicht gegeben. Mir zerreißt der Schmerz die Seele, und nur noch ein Wunſch lebt in mir, und der iſt das letzte Aufflackern meines Lebenslichtes — iſt der befriedigt, ſo wird es erlöſchen — der Wunſch, das brennende Verlangen nach Rache an dem Schändlichen, der meinen Himmel mir raubte. Gott verdamme ſeine ſchwarze Seele!“

Der Mönch ſchwieg; denn wie auch ſein Sinn milde war, den Charakter ſeiner Nation und ſeiner Zeit konnte er nicht verleugnen. Auch in ihm gohr die Rachſucht; auch er mußte Vascencellos fluchen.

„Wo iſt meine unglückliche Bella?“ fragte der Mönch.

„Ich vermuthe, ſie wird ihn ſuchen, daß ihr Dolch ſein Herzblut trinke; denn ſie hat ihn ſcharf geſchliffen und — vergiftet. Sie darf ihn nur berühren, nur ritzen, ſo iſt er verloren!“

Der Mönch ſchauderte. „Großer Gott!“ ſeufzte er, „bis zu welchen Greueln reißt ein Laſter hin! Trägt nicht er allein die Schuld ſolcher Greuel?“ — Er ſprang auf. „Iſt ſie allein?“ fragte er den Alten.

„Wer ſollte ſie begleiten? Jayme iſt weg und ich liege ſiech darnieder!“

„So muß ich ſie ſuchen!“ ſprach der Mönch und wollte eben zur Thüre ſchreiten, als dieſe ſich aufthat und Bella's hohe Geſtalt herein trat. Todtenbläſſe bedeckte das ſchöne Geſicht. Ein wildes Feuer loderte im dunkeln Auge.

„Hat ihn dein Racheſtrahl erreicht, mein Kind?“ fragte, ſich haſtig aufrichtend, der Greis.

„Er iſt diesmal meiner Rache entgangen, weil Wuth und Finſterniß mich blendeten; aber er wird ihn treffen, es kann nicht fehlen.“

Jetzt erblickte Bella den Mönch.

„Oheim!“ rief ſie aus, beugte ſich tief und küßte die dargebotene Hand. Dann kniete ſie nieder und ſenkte das Haupt — aber die Bitte, daß der Mönch ſie ſegne, kam nicht über die Lippe des Mädchens.

Der Mönch legte ſeine Hand auf ihr ſchönes Haupt, und eine heiße Thräne rollte in ſeinen grauen Bart.

„Gott ſegne dich, mein Kind!“ ſprach er feierlich und ließ lange ſeine Hand auf ihrem Haupte ruhen. „Möchte Gott deiner Seele Frieden geben und den Gedanken, mit deiner ſchwachen Hand den Schändlichen zu fällen, aus deiner Seele nehmen!“

„O meine Bella, Kind meiner einzigen Schweſter, folge mir und laß ab. Schone deiner! Dieſe heftigen Erregungen werden deine Kraft brechen, wie ſie deinen alten Vater aufreiben. Warte noch. Die Stunde der Rache iſt näher, als du glaubſt, dann wird der Arm des Strafgerichts auch ihn ereilen!“

„Ich mich ſchonen?“ fragte Bella in einem Tone, der nur zu deutlich die fürchterliche Zerriſſenheit ihres Innern verrieth. „Habt Ihr denn vergeſſen, daß das Leben nichts mehr für mich iſt, nichts mehr für mich hat?“ —

„Bella,“ tadelte der Mönch, „du biſt ungerecht. Haſt du nicht noch den alten Vater, der deiner bedarf? Haſt du keine kindlichen Pflichten mehr zu erfüllen? Und bald naht der Tag der Rettung unſeres Volkes vom Joche dieſer ſpaniſchen Molche, wo auch dir ſich wieder eine beſſere Zukunft aufthun wird.“

„Ich fühle Eueren gerechten Tadel tief, Hochwürdiger,“ ſagte das Mädchen. „Möge Gott mir verzeihen, daß ich das einen Augenblick vergeſſen konnte. O, es lebt wohl ein Gott, der barmherzig iſt und die Schuld kennt und die Unſchuld! Bei ihm, ja bei ihm blüht mir eine frohe Zukunft — aber hier — die Welt hat mich ausgeſtoßen! — Jayme — verachtet mich — ich habe nichts mehr zu hoffen, als den Tod!“

„Kind!“ ſprach der Mönch, „biſt du nicht ſchuldlos und reiner, als hundert Andere?“

„Schweigt!“ rief das Mädchen in herzzerreißendem Tone. „Die Welt zertritt die Entehrte, ſie findet kein Erbarmen, keine Zufluchtſtätte, nicht einmal im Kloſter. Der Kreis heiliger Jungfrauen ſtößt ſie aus.“

„O mein armes Kind,“ ſprach wehmüthig der Mönch, „dich hat das Unglück niedergeſchmettert — und doch ſollte dich der Glauben aufrecht erhalten, der Glaube an Gott und an die Menſchheit.“

„An Gott, ja der iſt's, der mich vor Verzweiflung ſchützt; aber an die Menſchheit — o wer könnte nach ſolchen Erfahrungen noch an ſie glauben?“

„Demuth, Buße und reines Leben verſöhnt auch die Menſchheit,“ ſprach der Mönch tröſtend zu ihr.

„Wie?“ rief Bella. „Glaubt auch Ihr das Mährchen, das Euch Euer mildes Herz vorlügt? Nein, Hochwürdiger, Mitleid — Erbarmen — das ſind Weſen höherer Art, die in dieſer Welt nicht ſind. Der ſchändlichſte Verführer, der ruchloſeſte Mörder der Unſchuld, wie dieſer Teufel Vasconcellos, er iſt noch der Ehre werth geachtet, er darf in die Geſellſchaft achtbarer Menſchen ungeſcheut eintreten und freundlicher Aufnahme gewiß ſein, zumal, wenn ihn äußerer Glanz der Geburt und des Reichthums ſchmückt; — ja, wenn auch ſein ruchloſes Treiben bekannt iſt, ſo darf er dennoch kühn um die Hand eines reinen Mädchens werben und — ſie reicht ſie ihm — und er wird — läßt ihm ſein Gewiſſen Ruhe, ein glücklicher Gatte, ein geehrter Bürger. Es waren tolle Jugendſtreiche, ſagt die Welt. Er hat den Rauſch ausgetobt, die Hörner abgelaufen, nun iſt er zahm und gut. — Aber das unglückliche Weſen, deſſen Herz er zertrat, deſſen Frieden er zerſtörte, deſſen Glück er für immer mordete — es trägt die Laſt der Schmach, der Verachtung bis zum Grabe. Sie iſt eine Gefallene, die Niemand aufrichtet. Keiner fragt: wer trägt die Schuld? Keiner forſcht, ob mit, ob ohne Schuld ſie die Schmach trägt. Jeder drückt die Dornenkrone des Schmerzes tiefer in die Stirne der Unglücklichen, wirft den Stein auf ſie und geht erbarmungslos vorüber. Und doch iſt es der Verführer, der hauptſächlich die Schuld trägt, und nicht ſein armes Opfer. O, ſprecht mir nicht von Erbarmen, nicht von Gerechtigkeit! Die Welt kennt ſie nicht, ſie ehrt kein Unglück.“ —

„Kind,“ ſagte gerührt der Pater Ignazio, „du ſprichſt von einer Klaſſe, zu der du nicht gehörſt.“

Sie antwortete nicht. Sie rang verzweifelnd die Hände, hüllte ſich in ihren Schleier und eilte hinaus. —

Der alte Vater, der die Worte im dumpfen Schmerz angehört, ergriff krampfhaft des Mönches Hand und rief: „So iſt es! Darum Rache! Rache! Dann komm' es, wie es wolle!“ —

Auch der Mönch ſank in düſtres Brüten. Dann ſtand er auf, ſegnete den Greis und ſchied tief bewegt aus dem Orte des Unglücks und des ſchuldloſen Schmerzes mit dem Herzen voll Grimmes gegen Vasconcellos.

An dem ſchönen Ufer des majeſtätiſchen Tajo, in einiger Entfernung von Liſſabons Häuſermaſſe. erhebt ſich einer jener lieblichen, mit dem ſaftigſten Grün einer ewigjungen Vegetation bekleideten Hügel, welcher ſich bis zur Mündung des Stromes, immer mehr jedoch ſich verflachend und endlich in einer Kette von Dünen endend, hinzieht. Auf der Spitze dieſes Hügels, unfern deſſen eins jener Kaſtelle ſtand, welche der Hauptſtadt Schutz bietend, jetzt von ſpaniſchen Söldnern beſetzt waren, lag ein Landhaus von ſeltener Schönheit. Terraſſen ſenkten ſich von ihm herab bis zum Tajo, deſſen Ufer dichtes Gebüſch umſchloß — und auf dieſen Terraſſen prangten die herrlichſten Früchte des Südens im friſchen Laube der Bäume, blühten die duftigſten Blumen und ſprudelten die reichſten Quellen ihr kryſtallnes Waſſer in den ſchönſten Fontainen.

Die Ausſicht, welche man oben genoß, war die ausgebreitetſte und ſchönſte, welche die Welt bot. Links überſah das Auge die ſich an die Hügel lehnende herrliche Hauptſtadt mit ihren zahlloſen Häuſern, Kuppeln, Thürmen, ihrem Hafen und dem bunten Gewühle, welches er zu jeder Stunde entfaltete, dem Maſtenwalde ſeiner Schiffe und der Hunderte von Barken und Gondeln, welche die Fluth in allen erdenklichen Richtungen durchſchnitten. Rechts überſah das Auge die lachende Landſchaft, welche ſich am Tajo hinzog, und gerade im Vordergrunde wälzte der ſtolze Strom ſeine Waſſermaſſe dem Meere zu.

Der Beſitzer dieſes ſchönen Landſitzes war Niemand anders, als der reiche Pedro de Baeza, Portugals erſter Kaufherr. Seine Schiffe flaggten auf den Meeren Indiens und trugen Goas Schäze nach Liſſabon in ſeine Magazine; ſie durchſegelten den atlantiſchen Ozean zu den Beſitzungen Spaniens hin und brachten, von Olivarez und Margarethen von Mantua begünſtigt, Amerikas Produkte herüber, ſowohl in die ſpaniſchen als portugieſiſchen Häfen. Unermeßlich waren ſeine Reichthümer, und gerade dieſem Umſtande war es zuzuſchreiben, daß er in ſo hoher Gunſt ſtand; denn er füllte den leeren Finanzſäckel durch ſeine Reichthümer und zog dagegen immer neue Handelsvortheile an ſich.

Daß Baeza kein Chriſt vom alten Blute war, ſo hoch das in den Augen eines Spaniers und insbeſondere der Inquiſition angeſchlagen wurde; daß er im Rufe ſtand, ein heimlicher Jude zu ſein, der nur um ſeiner Sicherheit und ſeiner Vortheile willen den äußeren Schein des Chriſtenthums heuchle; daß er ſeinen Vortheil überhaupt als ächter Jude im Auge behielt, das kam bei ihm, der ſo weſentliche Dienſte leiſtete, gar nicht in Anſchlag. Philipp der Vierte war ſogar ſo großmüthig geweſen, ihn zu adeln. —

Wäre man nicht blind geweſen, wenn man dieſen ſchlauen, geſchäftskundigen, nie rathloſen, immer mit Geld verſehenen Mann hätte ob ſeiner religiöſen Geſinnung anfeinden, oder verfolgen wollen? Er beſuchte den Gottesdienſt, feierte die Tage der Heiligen. Das war ja Hauptſache und alſo genug, ihn als Chriſten zu ſtempeln. Was er innerhalb ſeiner vier Wände that und trieb, das beachtete hier die Inquiſition nicht, ſo genau ſie es auch ſonſt bei Anderen damit nahm.

So dachte keineswegs Vaſconcellos. Zwar ein religiöſer, ein fanatiſcher Beweggrund war es gar nicht, der ihn trieb, ſeine Spione, und beſonders den ſchlauen Saavedra, das Landhaus Baeza's umſchleichen, und ſeine vielerfahrene und erprobte Gitanna ſelbſt Verſuche machen zu laſſen, ſich Eingang zu verſchaffen. Alles das mißglückte gänzlich; denn die Bewohner des Landhauſes ſchienen gar keine Beziehung zur Außenwelt zu haben.

Vaſconcellos mußte einen anderen Weg einſchlagen. Er drang in Baeza, ſeine liebliche Tochter am Hofe ſehen zu laſſen, die Herzogin habe ſich ſehr günſtig über ſie geäußert und würde ſie gewiß mit Liebe aufnehmen.

Baeza dachte an die fremde Warnerin, an den Geier und die Taube, und ſchlug es kurz und rund ab, welcher Glanz auch Dina winken möchte.

So blieb Alles frucht- und erfolglos, und jeder Verſuch, in Baeza's Familie ſich hineinzudrängen, blieb ebenfalls ohne Erfolg, da er mit einer Gewandtheit und Schlauheit auswich, die gar keine Handhabe ließ. Einmal war der Staatsſecretär unter dem Mantel der Staats-, insbeſondere Finanzgeſchäfte in das Landhaus eingedrungen; allein Dina war unſichtbar und auf ſeine Frage nach ihr wurde ihm vom Vater froſtig bekannt gemacht, ſie befinde ſich unwohl. Vasconcellos gerieth außer ſich, daß ihm ſo Alles mißlang, was er verſuchte, um in die Nähe Dina's zu kommen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg zu betreten, den er ſo oft ſchon als den ſicherſten erkannt. Zwar wurde ihm unheimlich zu Muthe, dachte er an die Beziehung Baeza's zum Hofe der Adelantada, und er fürchtete faſt, es möge dieſer Streich ihm gefährlicher werden, als irgend ein anderer; aber die Leidenſchaft machte ihn blind und — Saavedra erhielt die gemeſſenſten Befehle.

Es war an einem ſpäten Nachmittag, einige Tage darauf, daß aus der Thüre des Hauſes Dom Pedro's de Baeza zwei weibliche Geſtalten traten, um die Pracht des Sonnenuntergangs auf der Terraſſe zu genießen. Eine Dienerin folgte, welche warme Mäntel trug, ſich gegen die abendliche Kühle zu ſchützen. Es war das wunderlieblichſte Geſchöpf und das abſchreckende Bild einer alten Jüdin — Dina und Editha, Pedro de Baeza's Schweſter, die, ſeit Dina's Mutter geendet hatte, Mutterſtelle bei ihr vertrat, und, da jene bald nach Dina's Geburt ſtarb, ihre ganze Erziehung geleitet hatte. So abſchreckend aber auch ihr Aeußeres war, ſo edel war ihr Herz, ſo weich, ſo ſanft, ſo voll treuer, aufopfernder Liebe. Darum hing auch Dina mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit an ihr, und Baeza ſelbſt verehrte ſie wie eine Heilige.

War Dina ganz nach der Sitte der Zeit und der Chriſten gekleidet, ſo trug dagegen Editha ganz noch die ſeltſame Tracht ihres Volkes, das dort treuer ſeinen orientaliſchen Bräuchen blieb, als anderwärts. Sie war indeß Chriſtin geworden, ſogleich nach der Einnahme Portugals durch die Spanier, wie ihr Bruder auch. Die Tracht aber konnte ſie abzulegen nicht beſtimmt werden, daher ſie denn auch das Landhaus gar nicht verließ.

Die Sonne ſank eben im Weſten gegen den Rand der Sierra di Eſtrella. Einzelne goldene Wölkchen ſchwammen in dieſem Purpurmeer und drängten ſich ſehnſüchtig der ſcheidenden Sonne nach. Im goldenen Wiederſcheine brannten die Fluthen des Tajo und die unausſprechlich reizende Landſchaft bot einen Anblick, der wahrhaft zauberiſch genannt werden konnte.

Dina ſtand wie bezaubert. Editha faltete ihre Hände und ſprach leiſe die Worte David's, des königlichen Sängers ihres Volkes: Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Die Erde iſt voll deiner Güter!

Auf dem Tajo wurde es ſtill. Nur wenige Barken ſah man wie einzelne dunkle Punkte in dieſem Glanzmeere herüber oder hinüber ſchwimmen. — Allmählich verwandelte ſich der Goldglanz in einen roſigen Duft, der auf der Ferne wie ein Schleier lag und ihr jenen ahnungsvollen Reiz lieh, den ein durchſichtiger Schleier dem ſchönen weiblichen Antlitze gibt.

Lange ſtanden die Frauen in dieſen herrlichen Anblick verſunken. Endlich bat Dina die mütterliche Freundin, da der Vater abweſend war und in Liſſabon bis zur Nacht bleiben zu müſſen ſchon vorher erklärt hatte, mit ihr einen Luſtgang durch den Garten bis hinab zum Tajo zu machen, wo unter dem Dache hoher Orangen, deren Blüthen die ſüßeſten Düfte aushauchten, ein breiter Gang am Ufer hinführte, der von dichtem Gebüſche verdeckt war. Beide legten die wärmere Bekleidung um und die Dienerin trat in das Haus zurück, während ſie den tieferen Theilen des Gartens in leiſem Geſpräche zuſchritten.

Unterdeſſen hier in friedlicher, ahnungsloſer Stille die beiden Frauen luſtwandelten, war auf dem fernen Comerzio, dem vielbewegten Hafenplatze Liſſabons, noch ein rühriges Volksgewühl. Man vermuthete, daß im Palaſte der Stadthalterin etwas Wichtiges vorgehen müſſe; denn alle Portugieſen, welche es mit dem ſpaniſchen Intereſſe hielten, ſowie alle höheren ſpaniſchen Staatsbeamten begaben ſich zur Sitzung. Zuletzt noch erſchien der Erzbiſchof Dom Sebaſtian Matos Noranha mit Pedro de Baeza in lebhafter Unterredung und bald verſchwanden ſie innerhalb der Thüre des Palaſtes. Das Volk ſteckte die Köpfe zuſammen. Es wurden Stimmen laut, die vorſchlugen, man ſolle den Palaſt ſtürmen und Alle, welche dort verſammelt ſeien, in den Tajo ſtürzen; doch machten dieſe Vorſchläge keinen Eindruck, da einige Mönche ſich bemühten, das Volk zu beſchwichtigen mit dem Worte: daß der rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen ſei. Nur ſchwer gelang es ihnen; aber das Volk gab ſich endlich drein.

Plötzlich trat aus einem anſehnlichen Palaſte des Rozio ein junger Mann von ſtolzer Haltung hervor. Feſten und kräftigen Ganges ſchritt er durch die Hauptſtraße dem Comerzio zu, wo ſich die Volkshaufen befanden. Ein dunkelbraunes Wamms umſchloß eng anliegend die Glieder und weitpuffige Beinkleider von gleicher Farbe reichten bis zur Hälfte des Schenkels, von wo ab ein ſeidener Strumpf vom ſtärkſten Gewebe bis zum Schuh hinabreichte, der nach der Sitte der Zeit in einem ſpitzen Schnabel endete, oben aber mit einer Bandroſe verziert war Ein blauſammtner Mantel hing leicht und nachläſſig auf den ſtarken Schultern, auf denen ſich die reichen braunen Locken wiegten, die glänzend in den Nacken floſſen. Eine blaue Schärpe, reich mit Silberſtickerei verbrämt, umſchloß die Hüfte und diente zugleich dem Schwert als ſicheres Gehänge. Den ſchönen Kopf bedeckte ein feiner Hut mit ſpitzigem Kopf und ziemlich breiter Krämpe, von dem einige Federn beinahe bis auf die rechte Schulter herabwallten. Ueberall, wo er ſich hinwendete, machte das Volk ehrerbietig eine weite Gaſſe. Freundliche Geſichter neigten ſich vor, ihn zu ſehen, und ſein freundliches Grüßen wurde faſt jubelnd erwiedert.

„Das iſt er! Das iſt Noranha! Der iſt Braganza's Freund!“ hörte man laut das Volk ſagen, und Alles deutete auf ihn. Dann flüſterte man ſich wieder leiſe Mancherlei zu, was aber Noranha nicht verſtand, oder nicht verſtehen mochte.

Hin und wieder ſchien man Luſt zu haben, ihm laut zuzujubeln. Er winkte halb ſtrafend.

„Ich bitte euch, liebe Landsleute, ſchweigt und mäßigt euch!“ ſagte er halblaut im Vorübergehen. „Bedenkt, wo ihr ſeid, und daß ihr der guten Sache mehr ſchaden könnet, als nützen. Vertrauet eueren wahren Freunden!“

„Er hat Recht,“ ſagte das Volk, und ſah ihm ſchweigend, aber freundlich nach.

Im Palaſte hatte man das jedoch bemerkt. Es war Vasconcellos, der, an einem Fenſter ſtehend, ihm nachſah und des Volkes Bewegungen wahrnahm. Wer ihn genau beobachtet hätte, müßte des Glaubens geworden ſein, es ſei in dieſem Augenblick ein Entſchluß in ihm zur vollen Reiſe gekommen; denn ſchnell verließ er das Fenſter, um in die Verſammlung zurückzugehen.

Noranha ſchritt arglos dem Hafen zu. Niemand, nicht einmal ein Leibdiener, begleitete ihn zum Hafen. Dort angelangt, ſtand er einen Augenblick ſtill, um ſich nach etwas umzuſehen. Plötzlich ſprang ein Mohr ans Ufer aus einer ſchönen Barke, um ſeinen Herrn dorthin zu leiten, wo die Barke vor Anker lag.

Rüſtige Schiffer ſaßen an den Rudern.

„Wohin befehlen?“ fragte der Mohr. „Maſſa, nach Matos fahren?“ —

Dom Carlos de Noranha ſah in das purpurne Gewölk, und deutete dann ſtromabwärts.

Als er eingetreten war, fielen die Ruder mit einem Schlag in das Waſſer und die Barke durchſchnitt die Fluth raſch wie ein Fiſch.

Eine Weile ſtand Noranha in der ſchwankenden Barke ſtill, aber feſt, wie der Maſt, da, und ſchien zu überlegen, wohin er ſeine Luſtfahrt richten ſollte. Plötzlich überflog ſein ſchönes Geſicht ein Strahl von Freude. Er ſetzte ſich nieder, und während die Barke dahinflog, ſank er in ſtilles Sinnen. Allmählich ließen die Ruderer ihre Ruder ruhen, und mit des Stromes Wellen zog langſam die Barke abwärts, nur das Steuer hielt ſie in ihrer Richtung mitten auf dem Strome ſelbſt.

Vor des jungen Mannes ſchöpferiſcher Einbildungskraft ſtand jetzt ein theures Bild; ein Bild, das ihn auf allen Wegen begleitete, deſſen Liebreiz ſeine Träume umgaukelte, und wachend, wie ſein Spiegelbild vor ihm ſtand, wohin er den Blick richtete. Seit er Dina in der Kathedrale geſehen, war er ein Träumer geworden. Selbſt die hochwichtigen Angelegenheiten der Gegenwart konnten ſeine Seele nicht löſen von dem Zauber, der ſie mit diamantenen Ketten gefeſſelt hielt.

Zu ſtolz, ſich heimlich in ihre Nähe zu ſchleichen; zu edel, unlautere Wege zu gehen; zu beſonnen, um jugendlicher Tollkühnheit ſich zu überlaſſen, wollte er einen günſtigen Moment abwarten, der ihn mit Baeza näher zuſammenführte. Jetzt, wo er ſo träumend den Fluß hinabfuhr, wo es ſo ſtill um ihn war, wo das rege Leben, das ſonſt den Tajo überall bedeckte, wie ein Bienenſchwarm, der am Abend ſich in ſeinen Korb zurückzieht, nach Liſſabon zurückgezogen hatte, jetzt erwachte in ihm der Gedanke, wenigſtens den Ort zu ſehen, wo ſie lebte, und die Luft zu athmen, die das geliebte Weſen athmete.

Allmählich traten Liſſabons Häuſermaſſen am Strome zurück, das Kaſtell wurde ſichtbar, das dieſen Theil der Stadt beherrſchte, und Spaniens von ſeinen Zinnen hochflatternde Fahne jagte die Röthe des Zorns auf Dom Carlos' Wangen.

Verfluchtes Zeichen der Unterdrückung, ſprach er leiſe, aber grimmig in ſich hinein, bald, bald hoffe ich, dich unter meinen Füßen zu zertreten! —

Er wandte den Kopf ab, da trat Baeza's ſchöner Landſitz aus dem Grün der Bäume hervor und Dom Carlos' Auge war gefeſſelt, ſeine Gedanken hatten plötzlich eine andere Richtung genommen und ſeine ganze Seele trat ins Auge, das umſonſt nach einer jugendlich ſchlanken Geſtalt ſpähete, nach der das Herz ſich ſehnte.

Alles war todtſtille hier in dieſer Einſamkeit, dieſe Stille hatte ſo etwas Anſprechendes, daß Dom Carlos, ſo langſam auch der Kahn hier ſich fortbewegte, hätte das kleine Anker auswerfen mögen.

Ein gellender Angſtſchrei aus dem Gebüſch am Tajoufer des Gartens riß ihn gewaltſam aus ſeinen Träumen auf.

Die Augen der beiden Ruderer, ſowie des Steuermanns und Hamid's, des Negers, richteten ſich der Gegend zu, woher er gekommen.

„Was war das?“ fragte Dom Carlos.

„Weiber ſchreien,“ ſagte Hamid, „nichts ſehen, Maſſa!“

„Halt!“ ſchrie jetzt der Steuermann, „dort drüben gibt's ein Bubenſtück!“ Er deutete nach Baeza's Garten. Das Hilferufen wiederholte ſich, dann aber verſtummte es plötzlich.

Jetzt wurde eine bedeckte Barke von mehreren Menſchen ſchnell aus den überhangenden Weiden, deren Aeſte das Waſſer küßten, herausgeſtoßen. Mehrere Gallego's wurden ſichtbar und eine andere, beſſer gekleidete Mannesgeſtalt, eine weibliche Geſtalt im Arme, ſprang in die Barke.

„Raſch dorthin!“ ſchrie Noranha ſeinen Leuten zu.

Wie der Blitz flog ſeine Klinge aus der Scheide, und aufgerichtet wie der Rächer der leidenden Unſchuld ſtand er da.

Hamid riß ſein Meſſer aus der Scheide und ſtellte ſich hinter ſeinen Herrn.

Schnell wie der Gedanke war die Barke gewendet und flog der Stelle zu, wo der räuberiſche Ueberfall geſchehen war.

Jetzt erſt erblickten die Gallego's, die die Höhe des Stromes zu erringen ſich anſtrengten, die Verfolger.

„Dort, dort, Saavedra!“ rief Einer.

Der das Weib haltende Mann fuhr empor. „Carracho!“ ſchrie er; „das iſt der gottverdammte Noranha! Wir ſind verloren! Rudert, ſonſt koſtet's uns das Leben!“

Alle Kräfte ſetzten die muskelkräftigen Gallizier ein; aber die leichte Barke Dom Carlos Noranha's flog daher wie ein rauſchender Falke, der ſeiner Beute nachſetzt.

„Wir ſind verloren!“ ſchrieen die Gallego's. „Werft die Judendirne in den Tajo, das allein kann uns retten! Den, zögert nicht!“

Saavedra maß mit ſicherem Blicke die Entfernung. Sie nahm mit jeder Secunde ab. Er erkannte die wachſende Gefahr. Es war unmöglich, zu entrinnen; denn ſchon jubelten Noranha's Leute, und Hamid nahm jene Stellung ein, um mit Sicherheit ſein Meſſer zu ſchleudern, die dem ächten Portugieſen eigenthümlich iſt, aber auch des Gegners Leben der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzt.

Wüthend ſchleuderte er das ohnmächtige Mädchen in den Strom, daß ſich die Wellen bäumend erhoben und ſich dann über dem Körper wieder ſchloſſen.

In dieſem Momente flog Hamid's Meſſer hinüber nach Saavedra. Es hatte gut getroffen; denn brüllend ſchlug der Unmenſch, im Herzen getroffen, rücklings über die Barke in den Tajo und war verſchwunden. Wildes Geſchrei erhob ſich von beiden Seiten. Die Gallego's, auf nichts, als auf ihre Sicherheit bedacht, erkannten ihren Vortheil und brachten ſchnell ihre Barke in eine weite Entfernung.

„Maſſa! Maſſa! guter Maſſa!“ rief in dieſem Momente der Neger, der ſeinen edlen Herrn mit dem Strome und der Laſt des Körpers jener in die Wellen Geſchleuderten kämpfen ſah, und ſtürzte ihm nach. Auch die Ruderer ſahen jetzt erſt die Gefahr ihres Herrn. Schnell erreichten ſie die Schwimmenden und nach nicht geringen Anſtrengungen gelang es ihnen endlich, ſowohl die erſtarrte Dina, als auch Dom Carlos und den treuen Hamid in die Barke zu ziehen.

Der Leichnam Saavedra's tauchte noch einmal auf und ſein Blut färbte rings um ihn die Wellen roth, aber ein Ruderſchlag ſenkte ihn in die Tiefe.

Im Garten Baeza's war es jetzt auch lebendig geworden, händeringend und jammernd ſtand die Dienerſchaft umher. Aber kein Fahrzeug ſtand ihnen zu Gebot. Sie wußten nicht, waren es die Räuber, oder wer, die ſie mit der jetzt anſchwellenden abſcheulichen Fluth kämpfen ſahen, denn die wirklichen Räuber waren längſt entflohen.

Wirklich war, während ſich die erzählten Begebenheiten zutrugen, die Fluth mit Macht in den Strom geſtiegen und es koſtete die Ruderer nicht geringe Kraftanſtrengung, ihrer Meiſter zu werden und gegen den Garten ihr Schifflein zu lenken. Endlich war dies jedoch in ſo weit gelungen, daß ſie ſich denen am Ufer verſtändigen konnten.

Dom Carlos, den fieberiſch der Froſt ſchüttelte, hielt, todt für alles Andere, das geliebte Weſen an ſeinem Herzen und ſeine Lippen auf ihre gepreßt, als wollte er Leben dadurch in ſie bringen.

Als die Barke endlich landen konnte, wollte er ſie ſich nicht entreißen laſſen und es dauerte wirklich lange, bis er ſich überzeugte, daß es befreundete Menſchen ſeien, denen er ſie übergab. Alles zog jetzt hinauf nach dem Hauſe mit möglichſter Haſt, wo man Dina ſchnell auf ein Bett legte und Dom Carlos, durch die Bewegung vom Ufer bis zum Hauſe wieder erwärmt, ließ es ſich nicht nehmen, ſie ins Leben zurückzurufen, da Editha, wie eine Wahnſinnige, durchaus keines Gedankens fähig war, ſo hatte der Schrecken auf ſie gewirkt. Die Diener gehorchten ſeinen Winken und bald waren Weine und Eſſenzen da, die Dom Carlos anwandte.

Nach vielen Anſtrengungen ſchlug endlich Dina ihr ſchönes Auge auf. Hell erleuchtet von vielen Lichtern war das Gemach, wo ſie auf dem Ruhebette lag und Dom Carlos, vor ihr knieend, ſie mit den ſtärkenden Eſſenzen anwuſch. Sie fuhr wild auf. „Wo bin ich?“ rief ſie bebend aus, „wo iſt mein Vater? Bin ich gerettet?“ –

Jetzt ſah ſie in Dom Carlos' Auge. Sie lächelte, als ob ſie ſchön träume, ſank zurück und ſchloß das Auge wieder.

„Dina! meine Dina!“ rief im Uebermaaße des Entzückens, ſie wieder lebend zu wiſſen, Dom Carlos, „du biſt gerettet, du biſt im Vaterhauſe. Sieh' mich an, o ſieh' mich noch einmal an!“

Sie ſchlug das große Auge auf. Sie hörte das Wort der Unbekannten wieder: Er iſt ein Engel, liebe ihn!

„Wer ſeid Ihr?“ fragte ſie mit matter Stimme. „Wie kommt Ihr hierher? Wer war mein Retter?“

„Er! Er!“ rief Editha ihr zu. „Er ſtürzte ſich ins Waſſer, dich vom Tod errettend!“ —

Da reichte ſie mit einem Engelslächeln Dom Carlos ihre Hand und bat: „Laßt mich etwas ruhen!“

Ruhe nach dieſer inneren und äußeren Erſchütterung war freilich das erſte Bedürfniß und Alles zog ſich in ein anſtoßendes Gemach zurück. Jetzt erſt empfand Dom Carlos, daß ſeine Kleider alle durchnäßt ſeien und wieder ſchüttelte ihn der unnatürlichſte Froſt.

Editha, die ihre Sorgfalt zwiſchen Noranha und ihrer Pflegetochter theilte, die in ihrer Seligkeit, die Liebliche gerettet zu wiſſen, den Retter vergötterte, ſuchte ſchnell andere Kleider herbeizuſchaffen. Das gelang nun theilweiſe mit denen Baeza's, da er faſt gleiche Größe und Breite mit Dom Carlos hatte. Sodann vollendete ein Mantel den Anzug, während Hamid bei einem Feuer im untern Theile des Hauſes die Kleidungsſtücke, wie ſeine eigenen zu trocknen beſchäftigt war. Editha ſuchte durch warme Getränke ſowohl Dina als Dom Carlos zu erwärmen und zu erquicken, und konnte dieſe, da ſie ſich wieder wohl zu fühlen begann, um ſo leichter den weiblichen Dienern überlaſſen, als Dom Carlos, der theuerwerthe Gaſt, ſchon ob der patriarchaliſchen Sitte des Volks, alle Zuvorkommenheit erheiſchen konnte.

Die Nacht hatte ſich nun ganz auf die Erde geſenkt. Der Neumond ließ dem Firmamente nur das Sternenlicht zur Erleuchtung der Erde. An Dom Pedro de Baeza hatte unter allen den angreifenden Ereigniſſen keine Seele gedacht.

Dieſer ſchritt aus der Rathsverſammlung allein durch die Gaſſen der Vorſtadt ſeinem ſchönen Hügel zu. Was dort vorgekommen, beſchäftigte ſeine Seele, denn es war ernſter Art und es dünkte ihm, als habe Feindſchaft, Rachſucht und Argliſt ihre Hand im Spiele, weil, was zu erweiſen ſtand, auf bloßen leeren Vermuthungen und Befürchtungen ruhte. Seinem Rechtlichkeitsgefühle hatte das widerſtrebt; allein er hatte keine Stimme im Rathe, war auch nur einer Finanzangelegenheit halber hinzugezogen worden und war nur im Nebengemache, das an den Verſammlungsſaal ſtieß, unberufener Ohrenzeuge dieſer geheimſeinſollenden Verhandlung, deren eifrigſter, ja es ſchien ihm, leidenſchaftlicher Leiter Vasconcellos war.

Die Vorſtadt lag jetzt hinter Baeza, und er trat unter das Dach der Ulmen, die den Weg beſchatteten.

Mit einem Male war es ihm, als vernähme er leiſe Tritte hinter ſich und halblautes Murmeln. Baeza trat nahe an den Stamm einer Ulme, der bis zur Erde beaſtet war und ihm die vollſtändigſte Verborgenheit zuſicherte.

Bald genug hatte er Gelegenheit, ſich zu überzeugen, daß ſein ſehr ſcharfes Ohr ihn keineswegs getäuſcht hatte.

Eine jugendliche Frauengeſtalt kam daher. Ihr Gang war faſt ein Schweben zu nennen, ſo leicht berührte der kleine Fuß die Erde, der ſich zu fürchten ſchien, ein Blümchen zu zertreten.

Sie ſprach halblaut für ſich, und gerade vor der Ulme, wo Baeza ſtand, ſtand auch ſie ſtille.

„Warnen, noch einmal warnen muß ich ihn, ehe der Satan ſein Glück zerſtört. — Jetzt,“ ſprach die Geſtalt, „weiß ich gewiß, daß Saavedra ausgeſandt iſt, das Mädchen zu rauben, wenn kein anderes Mittel fruchtet, und im Nothfalle Baeza zu erſäufen“ —

„Was ſagſt du?“ rief Baeza, der aus dieſer Rede entnehmen konnte, daß eine ihm wohlwollende Geſinnung die Unbekannte leite, und trat aus dem Verſtecke hervor.

„Jeſus Maria!“ ſchrie die Unbekannte mit Entſetzen und trat einen Schritt zurück, einen Dolch ziehend, um ſich nöthigenfalls zu vertheidigen.

Baeza ſah im Sternenlichte den Dolch glänzen.

„Stecke deinen Dolch ein,“ ſagte er, „ich bin Baeza, zu dem du willſt. Wer biſt du?“

„Schon einmal warnte ich dich, Vater eines lieblichen Kindes,“

ſprach ſie. „Ich muß es noch einmal und dringend; denn ich kenne die Schritte dieſes Vasconcellos. Mag er dir heucheln; während er dir die Hand drückt, ſinnt er darauf, dein Kind zu entehren. Sein Helfershelfer Saavedra geht mit dem Plan um, deine Tochter zu rauben und nach jenem Orte zu bringen, wo die Hölle ihre Triumphe feiert. Sei vorſichtig, Baeza, es gilt dein Köſtlichſtes! Nun hab' ich noch Einen zu warnen! Noranha.“

„Wie?“ rief Baeza aus, „weißt du Alles? Kennſt du die Geheimniſſe des Staates?“ Kaltes Entſetzen durchrieſelte ihn bei dieſen Eröffnungen.

„Wie ſollte ich nicht Vasconcellos' Plane gegen den Edelſten kennen, den Liſſabon umſchließt? Hat er ihm doch ſeine Beute entriſſen und ſeinen ganzen Haß auf ſich dadurch geladen!“ —

„Ja, ja!“ rief Baeza, „du haſt ins Verborgene dieſes ſchwarzen Herzens geſchaut, ich ſehe das ein. Geh', ich danke dir; geh' und warne Noranha!“

„Wovor?“ fragte Bella und trat ihm näher. „Wißt Ihr etwas Anderes noch? Vasconcellos will ihn niederſtoßen laſſen!“

„Geh' und warne ihn vor dem Thurme von Belem! Eile! Ehe vielleicht zweimal der Tag graut, iſt's zu ſpät.“

Wie der Blitz durch die Wolken ziſcht, ſo ſchnell flog Bella die Anhöhe hinab.

„Seltſames Weſen, deſſen Namen ich nicht kenne, von dem ich nichts weiß,“ ſprach zu ſich Baeza, „und das doch an mir und meinem Kind einen mehr als gewöhnlichen Antheil nimmt. Der Herr lohne dir, wenn du gute Abſichten haſt!“

Er wandte ſich ſchnell nach ſeinem Hauſe. „Sollte“ — ſo fragte er ſich ſelbſt, „ſollte es möglich ſein, daß dieſer Vasconcellos unredliche Abſichten auf Dina habe? Er iſt Wüſtling genug, und ſein Ruf iſt ſchlimm. Murmelt doch das Volk von einer ſchrecklichen Geſchichte, wo er den Vater erſäuft, die Tochter geraubt und entehrt habe!“ —

So kam er an das Thor. Lange mußte er harren und lärmen, ehe man ihn hörte und öffnete.

Im Antlitze des Dieners las er die bleiche Schrift des Schreckens, und das Wort des Vorwurfes, das ihm auf der Lippe ſchwebte, erſtarb.

„Was iſt geſchehen?“ fragte er haſtig.

„Beruhigt Euch, Herr,“ war die Gegenrede. „Die Gefahr iſt vorüber!“

„Welche Gefahr?“ ſtürmte Baeza mit Entſetzen.

„Sie iſt gerettet; Euere Tochter war von Räubern angegriffen und entführt worden; aber ein edler, kühner Mann, den der Herr des Himmels zur guten Stunde ſandte, hat ſie gerettet von der Schmach und aus den Händen der Gottloſen!“ —

So ſprach der Diener.

Baeza's Haar ſträubte ſich. „Gott meiner Väter!“ rief er, „erbarme dich meiner und meines Kindes!“

Wie ein Beſeſſener rannte er nach dem Hauſe. Hier war Editha die Erſte, die ihm begegnete und laut weinend um ſeinen Hals fiel. Aber Baeza drückte ſie weg und flog nach Dina's Gemache, wo er das geliebte Kind bleich, aber wohl und heiter fand.

Jetzt erſt that ſich ihm die ganze ſchauerliche Tiefe des Abgrunds auf, der ſein Glück zu verſchlingen gedroht hatte. Er vernahm Alles und ihm ſchwindelte. Kalter Schweiß trat auf ſeine Stirn.

Als ſie ihm Alles erzählt hatten, fiel er nieder auf ſeine Kniee und ſprach ein heißes Dankgebet dem Retter ſeines Glückes, dem Vater, der die Hilfe zu rechter Zeit geſendet.

Dann ſprang er auf. „Wo iſt der, der wie ein Engel Gottes kam, den Willen des Herrn auszuführen?“ fragte er.

Dina lächelte mild und ſelig. Auch der Vater nannte ihn ja, wie die Unbekannte und ihr eigenes, liebendes Herz, einen Engel.

Editha aber faßte des Bruders Hand und geleitete ihn in das Gemach, wo Noranha ſich befand.

In dem ſeltſamen Aufzuge, den ihm die Noth aufgedrungen, vermochte Baeza's Auge nicht, ihn zu erkennen. Er trat auf ihn zu und ſagte, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte:

„Ein glücklicher Vater kommt, dir zu danken. Alles, was ich habe, kann den Werth deſſen nicht erſetzen, was du mir erhielteſt. Fordere, was du willſt. Du ſollſt ſehen, daß Pedro de Baeza zu lohnen weiß!“

Noranha erhob ſich jetzt. Der hellere Strahl des Lichtes fiel auf das edle Geſicht, das bleich und dadurch zwar etwas unkenntlicher, dennoch Baeza's ſcharfes Auge nicht täuſchen konnte.

„Was ſeh' ich?“ rief er aus und trat erſchrocken zurück, „Dom Carlos de Mates-Noranha! — ? — Wie, um des Herrn willen, kommt Ihr hierher und in dieſe Kleidung?“

Noranha lächelte. „Ich danke Gott,“ ſagte er, „daß es mir vergönnt war, eins der ſchändlichſten Bubenſtücke zu vereiteln, welche ſich der Verworfene, der leider einen mir befreundeten Namen trägt, hat zu Schulden kommen laſſen!“

„Wie? alſo wirklich Vasconcellos?“ fragte Baeza.

„Es war ſein Leibdiener, der Spanier Saavedra, der von der Hand Hamid's, meines ſchwarzen Dieners, fiel, und ſo ſeiner Schandthaten Lehn fand,“ entgegnete Noranha.

„Alſo wirklich Vasconcellos!“ rief, die Hände ringend, Baeza, aus. „So wäre denn die Warnung nicht ohne Grund geweſen, die ich empfing!“

Aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele quoll jetzt der Dank hervor.

Noranha aber lehnte ihn ab. „Es war ein glückliches Ungefähr, was mich in dem entſcheidenden Augenblicke herzugeführt,“ ſagte er.

„Aber Ihr ſtürztet Euch in den Tajo für mein Kind und opfertet ſo Euer Leben“ —

„Gott, was iſt Euch?“ rief plötzlich ſich unterbrechend Baeza aus; denn Noranha ſank wie ohnmächtig zurück in den Lehnſtuhl, in welchem er früher geſeſſen.

Die plötzliche Erkältung in den Fluthen des Tajo, die

Anſtrengungen zur Rettung Dina's und das lange Anhalten der durchnäßten Kleidungsſtücke verurſachten Noranha üble Zufälle. Man mußte ihn ſchnell zu Bett bringen, und das heftigſte Fieber ſtellte ſich alsbald ein — Vorbote einer vorauszuſehenden ſchweren Krankheit. Baeza traf alle nur mögliche Maßregeln, um der Krankheit entgegen zu wirken; allein ſchon am folgenden Tage zeigte es ſich deutlich und klar, daß ſie die Nerven des Leidenden auf eine furchtbare Weiſe erſchüttert hatte, daß eine langandauernde Zeit hingehen konnte, ehe er genas, wenn anders ſeine Körperkraft ihr widerſtand.

Und es war ſo. Wochen an Wochen reiheten ſich, und die Leidenstage des Unglücklichen nahmen nicht ab. Baeza ließ ihn nicht aus ſeinem Haus, und Dina ſchwebte wie ſein Schutzgeiſt um ſein Lager.

Hier erſt that ſich ihr kund, wie Noranha ſie liebe. In ſeinen Phantaſien war nur ſie es, die ihn beſchäftigte. Der Moment, wie Saavedra ſie in das Waſſer des Tajo ſchleuderte, war es hauptſächlich, der ihn beſchäftigte und ſeine ganze Seele erfüllte. Dann klagte er im tiefempfundenſten Schmerz um ihren Verluſt; bald wieder jubelte er über ihre Rettung, und doch kannte er ſie nicht, wenn ſie thränenſchweren Auges an ſeinem Siechbett weilte und ihm die kühlenden Arzneien bot.

An einem dieſer Tage war es, und ſchon hatten die November-Stürme gebrauſt, als er in einen erquickenden Schlaf nach heftigen Paroxismen verfiel. Dina ſaß an ſeinem Bett, wachend über den Schlummer des Geliebten und zu Gott betend aus tiefſter Seele für ſeine Geneſung. Als er einige Zeit ruhig geſchlafen und da lag wie ein Bild des Todes, überfiel das liebende Mädchen eine namenloſe Angſt. Man konnte kaum bemerken, daß der Athem ſeine Bruſt hob und ſenkte. „Wie,“ ſagte ſie zu ſich, „wenn er ſtürbe, das Opfer für meine Rettung!?“ — Bebend erhob ſie ſich und neigte ſich über ihn und — unwillkürlich hauchte ſie einen Kuß auf ſeine Lippen. Er ſchlug mit dem Worte: „Dina!“ die Augen auf und ſah in ihr ſchönes Auge mit klarem Bewußtſein.

Er wand ſeinen Arm um ihren Nacken, und ſo lag ſie an ſeiner Bruſt ſanft hingegoſſen „Dina, Dina," ſprach er ſanft, „biſt du nicht mein Schutzgeiſt, von dem ich ſo ſchön geträumt?"

„Mein Retter!" flüſterte ſie; aber ſie entwand ſich ſeinem Arme nicht. Bald fanden ſich die Lippen, wie ſich die Herzen längſt gefunden hatten, und der Liebe ſchöner Bund war beſiegelt.

Wunderbar ſchnell genas er. Selige Tage lebte er nun in Dina's Nähe, in ihrem Umgang, und der Bund der Herzen gewann jene Feſtigkeit, jene Innigkeit, welche ihm eine ewige Dauer verhieß.

Schwer war die Stunde, als er ſchied aus dem Kreiſe, der ihm ſo theuer war. Als er in der letzten Stunde, welche er ungeſtört bei der Geliebten war, von ihrem Munde das Wort: „Ewige Treue" wegküßte, da war über ſeine Zukunft entſchieden und über die Dina's. An den Abſtand der Standesverhältniſſe dachte ſeine Seele nicht; nicht an das, was ihn erwartete; denn was ſich in Liſſabon ereignet, ſeit er litt, war ihm Geheimniß geblieben.

Das Mißglücken des Verſuches, Dina zu entführen, der Tod Saavedra's, hatte Vasconcellos in Raſerei gebracht. Baeza war klug genug, über das ganze Ereigniß zu ſchweigen; allein bald mußte es kund werden, daß Noranha in ſeinem Landhauſe krank lag.

In jener Verſammlung des Staatsraths war es, wo Vasconcellos das, was er, auf Saavedra's Anzeige bauend, für Gewißheit nahm, dem Staatsrathe zur Anzeige brachte. Groß war die Senſation und faſt gerieth der Erzbiſchof Noranha außer ſich, als er den Neffen als Haupt der Verſchworenen nennen hörte

Der Staatsſecretär trug auf Verhaftung an; allein nicht Alle ſtimmten ihm bei; weil die Anzeichen viel zu unſicher ſeien, und Viele riethen vielmehr, die Verſchworenen zu beobachten.

Es war ſeit jener Zuſammenkunft eine geraume Zeit hingefloſſen und kein Ereigniß deutete darauf hin, daß man weitere Verſuche gemacht.

Auf Noranha's Verhaftung aber trug der eigene Oheim an, weil er Gründe habe, ihm zu mißtrauen. Man forſchte heimlich nach ſeinem Aufenthalte, da er lange unſichtbar blieb. Das Volk vermuthete, ſein Liebling ſei heimlich aus dem Wege geräumt und ſelbſt Dom Carlos' Freunde wußten nichts von ihm.

Nur Bella kannte Alles genau, ſo auch ſeinen Aufenthalt und widerſprach den Volksgerüchten, ſoweit ſie konnte, durch den Pater Joſeph. Durch dieſen erfuhr endlich der Biſchof von Liſſabon die Wahrheit.

Vasconcellos ahnete es wohl, wo er ſei, aber hatte den Muth nicht, Baeza zu fragen. Er ſteckte ſich daher hinter den Erzbiſchof Noranha und dieſer zwang Baeza das Geheimniß ab.

Nach reiflichen Berathungen kam man überein, ſeine Geneſung abzuwarten, weil er ja jetzt unſchädlich ſei.

So kam denn endlich dieſe heran und mit ihr Dom Carlos' Rückkehr nach Liſſabon.

Baeza, der ihn lieb gewonnen, der ihm aber auch ſo hoch verpflichtet war, konnte es ſich nicht verſagen, ihn vor den Folgen ſeiner Rückkehr zu warnen, ihm freundlich zu rathen, er möge auf ſeine Sicherheit bedacht ſein.

Noranha verwarf das mit edlem Stolz und kehrte in ſeinen Palaſt zurück.

Noch ehe der Abend herabſank, wurde der kaum Geneſene verhaftet und nach dem furchtbaren Thurme von Belem gebracht.

Schnell, wie ein Lauffeuer, verbreitete ſich das Gerücht dieſer gewaltſamen Maßregel unter dem Volk und unter den höheren Ständen.

Schon am Abend dieſes Tages, es war in den letzten Tagen des Novembers 1640, ſah man auf dem Rozio und Comerzio große Volkshaufen. Einzelne Mönche ſchlichen umher unter dem Volke. „Noranha muß frei werden!“ ſchrien laut einzelne Stimmen.

Vasconcellos, trotzig und wild, ließ aus den beiden Kaſtellen, welche die Hauptſtadt ſchirmen, Truppen in die Stadt rücken und die Wälle des Forts mit Feldſtücken beſetzen, deren drohender Mund Liſſabon ſein Schickſal ahnen ließ Doch blieb es dieſen Tag hindurch und am folgenden ruhig.

So nahte der erſte December 1640.

Es war noch früh am Morgen, als ein Volkshaufe von Bairro-alto her ſich dem tiefer liegenden Liſſabon näherte, an deſſen Spitze ein Greis, ein Mädchen und ein Jüngling einherſchritten. Der Greis war hochbetagt, aber die Erregung gab ſeinem Weſen neue Schwungkraft. Er ſchritt einher wie ein Mann von vierzig Jahren. Das Mädchen war von ausgezeichneter Schönheit der Formen. Ihr Geſicht war bleich und der Kummer hatte tiefe Spuren darauf zurückgelaſſen, aber die Schönheit nicht zu vertilgen vermocht, die einſt hier ſiegend gethront. Ihr Ausdruck war jetzt furchtbar. Ein wildes Feuer glomm in ihrem Auge. Das reiche Haar flog rabenſchwarz im Winde. Alle ihre Züge athmeten eine Leidenſchaft, die zu jeder Handlung der Rache fähig machte. Der Jüngling ſchien eine ſanfte Natur. Die augenblickliche Erregung nur hatte ihm eine Lebendigkeit gegeben, die ihm nicht eigenthümlich war.

„Noranha frei!“ war der Ruf, den ſie von Zeit zu Zeit hören ließen.

Wie die Lawine in den Alpen als Schneeflöckchen beginnt, das der Sturmwind, oder der Gemſe leichter Fuß, oder des Adlers Flügelſchlag losrollt, aber im Abwärtsgehen immer mächtiger anſchwillt und in ihrem Gange drohender wird, bis ſie zuletzt, unten im Thal anlangend, Tauſende bedeckt und die friedlichen Wohnungen zerſtört, Flüſſe zu Seen dämmt und den Fleiß von Jahrzehnten tilgt, ſo war es mit dieſem Volkshaufen.

„Noranha-frei, Spanien nieder!“ ſchallte es in allen Gaſſen und Häuſern, wo ſie durch- und vorüberzogen. Ueberall ſchloß ſich das Volk an, mit jedem Schritte wuchs die Zahl, mit der Zahl die Wuth und Kühnheit.

Mit furchtbarer Gewalt ſchob ſich der Haufe, der jetzt bereits Tauſende zählte, dem Rozio zu, und ehe Vasconcellos daran denken konnte, ſich ſelber zu retten, war ſein Palaſt beſetzt und in ſein Gemach drangen Bartolo, Bella und Jayme, gefolgt von den wildeſten Männern des Haufens.

Stolz wollte er ihnen entgegen treten, durch ſein imponirendes Weſen ſie niederdonnern, aber, als er die unglückliche Bella erblickte, trat alles Blut aus den äußeren Theilen nach dem Herzen zurück und drohte es zu zerſprengen. Er war keines Wortes fähig.

Bella trat vor ihn hin, und ihr Weſen, ihre Geſtalt hatte etwas Furienartiges.

„Kennſt du mich?“ fragte ſie. „Teufel, kennſt du mich?“ Sie ſchwieg auf dieſe Frage und weidete ſich an dem Entſetzen, das ſich in Vasconcellos' Zügen ausſprach, an der Todesangſt, die den kalten Schweiß auf ſeine Stirne trieb.

„O, mich kennſt du wohl, Teufel? Kennſt du auch dieſen Greis?“ Sie deutete auf ihren Vater. „Sieh', ihn haſt du im Tajo erſäufen laſſen wollen! Weißt du das noch? — Deine Stunde iſt jetzt da, auch die unſere, die Stunde der Rache! Kennſt du dieſen? Sie wies auf Jayme. Er war mein Bräutigam. Er war es. Du haſt ſein Lebensglück zerſtört, wie das meine. Du mußt ſterben. Der Dolch iſt geſchliffen und vergiftet. Sieh' hierher — das iſt er. Ritzt er dich nur, ſo iſt's ſchon genug, deine Seele zur Hölle zu ſchicken. Alſo rechne auf keine zehn Minuten.“

„Wo iſt Dom Carlos Noranha? Antworte!“

Vasconcellos bebte. Sein Muth war gebrochen, er war vernichtet. Wie er früher trotzig war, ſo verzagt, kleinmüthig und muthlos war er jetzt.

Ohne das Auge aufzuſchlagen, ſagte er: „Im Thurme von Belem.“

„So ſetze dich nieder,“ gebot Bella, „und ſchreibe dem Commandanten, daß er ihn frei gebe, wir warten hier bei dir, bis er kommt.“

Vasconcellos wankte zum Schreibtiſch und ſchrieb.

„Halt ein,“ ſagte Bella. „Befiehl ihm, den Gefangenen auf einem der beifolgenden Pferde im Galoppe hierher zu bringen.“

Vasconcellos ſchrieb. Als er geendet, reichte er Bella den Brief. Sie überflog die Zeilen und gab ſie ſchnell einem der naheſtehenden Männer.

„Geh',“ ſagte ſie, „in den Stall dieſes Nichtswürdigen hier, und nimm dir die zwei beſten Pferde. Dann jage, was du kannſt. In einer halben Stunde mußt du wieder hier ſein!“

Der Mann entfernte ſich alsbald.

„Schreibe!“ gebot das Mädchen, in deſſen Augen Vasconcellos nicht zu blicken wagte, „ſchreibe, daß Alle frei ſind, die Belem und das Fort Sanct Julian umſchloſſen halten!“

Vasconcellos wankte zum Tiſche und ſchrieb. Auch dieſer Befehl wurde abgeſandt.

Laut und lauter wurde unten das Verlangen, den Kopf Vasconcellos' zu ſehen; allein Bella wollte ſich weiden an der Todesangſt ihres Schlachtopfers, das ſchweigend und zitternd da ſtand.

Von einer andern Seite her kam jetzt ein Haufe Volkes nach dem Rozio. An ihrer Spitze ſtand Manoel de Maja und der Mönch Joſeph, Erſterer ein Franziskaner. Sie hatten die Spanier von dem Fort Sanct Julian abgeſchnitten und zu Gefangenen gemacht; aber keiner war mißhandelt worden.

Pinto, Ribeiro, Saldanha, Pereira und Bandeira hatten den Regierungspalaſt am Comerzio bereits erſtürmt und die Statthalterin zur Gefangenen gemacht; doch auch ihr war nichts geſchehen, was nur gegen die Regeln des ſtrengſten Anſtandes geweſen wäre.

Liſſabon war erobert, Spaniens Macht war gebrochen. Der Biſchof von Liſſabon ritt durch die Straßen und rief Joao de Braganza zum Könige aus. —

Jetzt konnte Bella nicht länger warten. Auf ihren Wink ergriffen mehrere Männer den Staatsſecretär und ſchleppten ihn auf den Balkon ſeines Palaſtes. Bella ſchwang ihren Dolch und in demſelben Momente drangen drei Dolche zugleich in ſein Herz.

Fürchterlicher Jubel brauſte vom Platze herauf. Der Leichnam wurde herabgeſtürzt. Das Volk ſchleppte ihn mit kannibaliſcher Wuth durch die Straßen und ſtürzte ihn endlich in den Tajo. Als Bella ihren Dolch aus Vasconcellos' Bruſt zog, wandte ſie ſich zu Jayme.

„Ich habe dich wiedergeſehen, mein Geliebter," ſagte ſie, „und habe mich gerächt. Mein Lebensziel iſt erreicht. Gib mir noch einmal deine Hand!"

Er reichte ſie ihr und ſchlang ſeinen Arm um ſie.

Bella drückte die Hand an ihre Bruſt, an ihre Lippen, machte ſich dann ſchnell los und ſprach: „Sei meines Vaters Sohn!"

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte den Greis und Jayme zugleich. Sie wollten ihr in den Arm fallen, aber — es war zu ſpät. Tief im Herzen ſaß der Dolch.

In Jayme's Arme ſank ſie nieder.

„So laß mich ſterben!" flüſterte ſie. Ein Lächeln verbreitete ſich über ihre Züge und das Auge brach.

In einem feuchten Winkel des tiefſten Kerkers im Thurme von Belem, den die Wellen des Tajo umſpülten, ſaß, an Händen und Füßen gefeſſelt, der unglückliche Dom Carlos und rief ſich die Bilder ſüßen Glückes zurück, mit denen die troſtloſe Kerkernacht ſo ſchauderhaft gewechſelt hatte. Obgleich er auf ſeine Freunde und den Ausbruch der Revolution ſicher zählte, ſo traten doch auch wieder dunkle Ahnungen vor ſeine Seele. Er wußte, welcher Schandthaten Vasconcellos fähig war. Kein Licht des Tages drang in den Kerker, in welchem man dem Feinde des allmächtigen Staatsſecretärs die ungeheuern Feſſeln angeſchmiedet. Wenig faules Stroh war ſein Lager. Nur alle Tage einmal brachte man ihm rauhes ſchlechtes Brod.

Mehrere Tage hatte er ſchon dies entſetzliche Loos getragen, als plötzlich ein wilder Lärm zu ſeinen Ohren drang.

Das ſind meine Henker, die mich zum Tode führen! ſprach er zu ſich ſelbſt, und empfahl im Gebete ſeine Seele Gott.

Der Lärm kam näher. Die Riegel raſſelten. Unbekannte Geſtalten drängten ſich zur Thüre herein. Ihre Fackeln beleuchteten furchtbar wilde Geſichter.

„Ihr ſeid frei, Dom Carlos Noranha! Bella hat Euch dieſe Riegel geöffnet!“ ſagte der Anführer, welcher unter dieſen Worten den Gefangenwärter ſtieß, daß er die Ketten löſe.

„Welche Bella?“ fragte erſtaunt Noranha, der hier den Zuſammenhang nicht begriff.

„Die, die Ihr aus Vasconcellos' Händen rettetet. Sie ſchwingt den Dolch über Vasconcellos. Vielleicht hat er ſchon ausgeathmet. Aber der Biſchof von Liſſabon hat Braganza als König proclamirt und Portugal iſt frei!“

In dieſem Momente fielen Dom Carlos' Feſſeln. „Gelobt ſei Gott!“ rief er freudig aus.

„Aber auch nun ſchnell zu Roß, Portugieſen! Braganza ſprach: Ohne Blut! An ſeiner Krone ſoll kein Tropfen Bürgerblut kleben; ich muß Vasconcellos retten.“

„Da verſucht Ihr etwas ſehr Eitles,“ ſagte der, der an der Spitze der Rotte ſtand, welche Vasconcellos' Befehl überbracht hatte; denn Bella hat eine furchtbare Rache zu nehmen. Das läßt ſie nicht. Und den Befehl, Euch frei zu geben, den zwang ſie ihm ab.“

Wohl ſah Noranha ein, daß Reden hier eitel waren. Er ſchwang ſich aufs Roß und jagte in entſetzlicher Haſt der Hauptſtadt zu.

Kaum aber nahte er ſich den Thoren, ſo kam wieder ein Volkshaufe aus der Vorſtadt Alcantara. „Alle Gefangenen zu Belem ſind frei!“ riefen ſie. „Vasconcellos iſt gerichtet und Braganza König!“ Sie eilten nach Belem weiter.

Endlich ritt Noranha in die Straßen ein. Kaum erkannte ihn das Volk, als es in brauſendem Jubel ausbrach, ihn vom Pferde hob und nach dem Rozio trug, zu ſeinem Palaſt.

Unbeſchreiblich war Hamid's Freude. Er erzählte ihm die Vorgänge im Palaſte Vasconcellos', die Proclamation Braganza's.

„Wie ſteht's im Hauſe Baeza's?" fragte er den Diener.

„Viel Kummer Euretwegen, Maſſa," ſprach er. „Viel Thränen."

Der Gedanke fuhr jetzt durch Noranha's Seele, wie wenn ein räuberiſcher Haufe die Gelegenheit benutzt hätte, dieſe einſame Wohnung zu überfallen, zumal Baeza ein Freund der Spanier war?

Schnell ließ er ſich ein Roß ſatteln und jagte hinaus auf die freundliche Höhe, wo ihm des Lebens Sonne, wenn auch durch ſchwere Wolken, aufgegangen war.

An dem Thore ſprang er ab. Er klopfte, er rief; aber Alles war öde und todtſtill, obgleich keine Spur von Gewalt ſichtbar war.

Hat ſie die Furcht vor der Gefahr ins Innere ihrer Wohnung getrieben? Iſt vielleicht Baeza nicht einmal bei den Frauen? So fragte er ſich; band dann ſchnell ſein Roß an und ſchwang ſich über die Mauer. Niemand begegnete ihm. Er rief. Niemand gab ihm Antwort. Sein Herz bebte. — Jetzt war das Haus erreicht.

Welch greuelvoller Anblick! Alles war demolirt von frevelnder Hand. Ueberall das Bild einer wilden Zerſtörung.

Von Zimmer zu Zimmer rannte er mit wahrer Todesangſt. Die Spuren der Zerſtörung waren ſo friſch, ſo neu, daß ihm die Vermuthung faſt zur Gewißheit geworden war, Baeza müſſe mit den Seinen noch im Hauſe verſteckt ſein.

Mit geſchärfter Aufmerkſamkeit betrachtet er alle Räume. Er drang hinab in den Keller. Seltſam! da lagen Schläuche voll Weins und in ſteinernen Gefäßen ſtand er, mit Olivenöl bedeckt, völlig unberührt! Auch hier war keine Spur. Immer mehr folterte ihn die Angſt.

Wieder hinauf rannte er, noch einmal durch alle Gemächer. Da gelangte er in Baeza's Cabinet. Kiſten und Kaſten waren leer. An der Wand hing ein großes, ſehr ſchlecht gemaltes Bild.

Daß hinter demſelben ein Verſteck ſein könne, vermuthete er. Schnell ſchob er es auf die Seite. Wirklich zeigte ſich eine ſchmale Treppe von drei Stufen und oben eine Thüre. Sie war verſchloſſen. Ein kräftiger Tritt jedoch öffnete ſie. Dom Carlos trat ein — es war Niemand darin; aber vor ſeinem Auge ſtand — ein kleiner jüdiſcher Tempel!

Acht Tage ſpäter, während welcher der Biſchof von Coimbra die Ordnung in der Hauptſtadt mit Pinto-Rybero erhalten, keine Ausſchweifung aber auch mehr vorgefallen war, kam die erſehnte Stunde des Einzugs des Königs in ſeine Hauptſtadt.

Die Adelantada Margarethe von Mantua war in eine milde gefängliche Haft im Palaſt ihres Günſtlings Vasconcellos gebracht worden, deſſen Schändlichkeiten ihr erſt jetzt kund wurden, deſſen Tod ſie aber tief beugte. Man erwies ihr indeſſen alle Achtung und Ehrerbietung.

Eine Deputation war Johann IV. nach Villa Vicioſa entgegengezogen. An ihrer Spitze ſtand Dom Carlos Noranha und der Biſchof von Liſſabon.

Ueberall begrüßte den Erſehnten des Volks ungemeſſener Jubel; aber in Liſſabon überſtieg er jedes Maaß; allein auch der Name Noranha wurde jubelnd gerufen.

War aber das des Volkes Liebling, der zur Linken des Königs ritt, Dom Carlos Noranha, der ſonſt ſo blühende, lebenskräftige Mann? Lag die Centnerlaſt des Kummers auf ſeiner Seele, oder warum waren die Wangen ſo bleich, das Auge ſo trübe, jetzt, wo ſeines Herzens Wunſch erreicht, das Vaterland frei, der rechtmäßige König ſeines Volks in ſeine Hauptſtadt zurückgeführt war? Wer konnte antworten? —

Zweite Abtheilung.

Dom Sebaſtian de Matos-Noranha.

In einem hellerleuchteten Prunkgemache des königlichen Schloſſes zu Madrid ging Philipp der Vierte unruhig auf und nieder. Es lagen ſchwere Wolken auf ſeiner Stirn und die Bläſſe ſeines Geſichtes verrieth ſehr klar, wie ſehr ihn die Kunde angegriffen, welche er eben erhalten hatte. Murmelnd unverſtändliche Worte, trat er vor ein aus Elfenbein herrlich geſchnitztes Kruzifix, faltete ſeine Hände und betete, daß der Sturm vorüberziehen und es ihm gelingen möge, das verlorene Königreich wieder zu gewinnen und die Empörer, welche in Catalonien ſich erhoben hatten und täglich Fortſchritte machten, zu bezwingen. Unter dieſer frommen Beſchäftigung, die deutlich genug die Sorgenlaſt zeigte, welche auf Philipp's Seele lag, unterbrach ihn der Kämmerling, welcher den Herzog von Olivarez, Philipp's erſten Miniſter, meldete. Der König hatte ihn eiligſt beſchieden und ließ ihn augenblicklich vor.

Olivarez verbarg eine große Verlegenheit unter der Spiegelglätte des äußern Weſens und einem leichtfertigen Lächeln. Sich tief verbeugend, ſagte er zum König:

„Ich muß Eurer königlichen Majeſtät zu einem anſehnlichen Gewinne Glück wünſchen. Der Herzog von Braganza hat am erſten December den witzigen Einfall gehabt, ſich zum Könige von Portugal ausrufen zu laſſen. Alle ſeine Beſitzungen hat er dadurch verwirkt, die nun der Krone Eurer königlichen Majeſtät anheimfallen."

Der König ſah ihn mit einem ſtrafenden Blick an. „Olivarez," ſprach er, „Ihr ſeid mir heute ein Räthſel. Ihr könnt Euch einen Scherz erlauben, worin ſo bitterer Ernſt laut genug zu uns ſpricht. Es mißfällt mir ſehr!"

Olivarez erbleichte.

„Eure Majeſtät mögen mir nicht zürnen, wenn ich die Sache in Liſſabon anders nicht, als einen kecken Streich eines Unbeſonnenen anſehe und wiederhole, was ich zu bemerken mir erlaubte.“

„So iſt Eure Quelle trüb und Ihr ſeid ſchlecht unterrichtet. Der Staatsſecretär Vasconcellos iſt todt. Braganza iſt nicht von einer Faction, ſondern vom ganzen Volk als König anerkannt. Alle die drückenden Steuern, womit Ihr, nach Alba's Art, das Volk zur Verzweiflung gebracht, ſind von ihm erlaſſen. Er hat öffentlich dem Volk erklärt, daß er alle außerordentlichen Staatsbedürfniſſe aus ſeinem Privatvermögen beſtreiten würde, um das arme Volk aufathmen zu laſſen!“ Der König hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit einem tiefen Seufzer fort:

„In den erſten ſechs Tagen ſeiner Regierung rief er die Cortes zuſammen. Sie haben ihm gehuldigt und ſechs Millionen Ducaten baar in den Schatz geliefert, damit eine Marine wieder entſtehe und ein Heer errichtet werde. Der Commandant von Elvas hat ihm, um die Hiobspoſt voll zu machen, dieſe Feſtung, den Schlüſſel des Reichs, übergeben; er war ein Portugieſe. — Ermeſſet die Lehren, die darin liegen!“ —

Olivarez fühlte den Boden wanken unter ſeinen Füßen. Es ſchwindelte ihm. Die Mittheilungen des Königs enthielten ſo herbe Vorwürfe, daß er faſt eine förmliche Ungnade zu befürchten hatte.

„Eure Majeſtät,“ ſprach in einem unterwürfig demüthigen Tone der Miniſter, „beſchämen mich. So genau und mit ſolchen Einzelnheiten bin ich leider nicht vertraut. Sollte es ſo ſein, ſo hätte mich freilich ein ſtarker Irrthum befangen, und ich müßte von Eurer Majeſtät Gnade meine Verzeihung erflehen.“

„Das Alles alſo iſt Euch wirklich fremd?“ fragte der Monarch mit Verwunderung.

Olivarez beugte ſich tief. „Eurer Majeſtät Quellen ſind reicher gefloſſen, als die meinen. Wahrſcheinlich ſind die Eilboten der Herzogin aufgefangen worden.“ —

„Oder ſie ſelbſt!“ ſagte der König, Olivarez's Erſtaunen noch vermehrend.

„Oder ſollte vielleicht der hochwürdige Erzbiſchof von Braga —“

„Der dürfte es,“ fiel der König in die Rede des Miniſters, „fürs Erſte gerathen finden, ſich neutral zu halten.“

„Aber, um Gotteswillen, ſind denn unſere Truppen in den Forts Sanct Julian und —“

„— alle todt, meint Ihr?“ — fragte der König. „Sie leben, Herzog; aber die Gefangenſchaft des Volkes von Liſſabon, das ſie nicht lieb hat, dürfte ſie nicht auf Roſen betten.“

„Majeſtät!“ rief Olivarez, „ich bin außer mir. Sind die himmliſchen Mächte im Spiel — oder —“

„Ihr wollt fragen, ob ich beſſere Agenten habe, als Ihr, Herzog?“ fragte der König. „Baeza!“ rief er, und aus dem anſtoßenden Cabinette trat der Gerufene hervor.

„Hier,“ ſagte der König, „iſt meine, leider ſehr ſichere Quelle. Ein Augenzeuge der neueſten Ereigniſſe, ein treuer Unterthan ſeines rechtmäßigen Königs, der den Muth und die Treue bewies, in dieſer Zeit großer Gefahren für ihn hierher zu pilgern, um uns die ſicherſte Kunde zu bringen.“

„Ihr alſo, Dom Baeza!“ ſprach Olivarez, und der Ton, in dem er dies ſagte, ließ Baeza deutlich erkennen, wie übel er es deute, daß er ihm vorüber geradezu zum Könige gegangen ſei.

„Ich hatte mit Eurer Erlaubniß Seiner Majeſtät ein Schreiben meines gnädigſten Herrn, des Erzbiſchofs von Braga, zu überreichen, das die größte Eile hatte!“ verſetzte Baeza, gleichſam dem Ton antwortend, in dem der Miniſter zu ihm geredet.

„Es iſt eine Hiebsbotſchaft, welche Ihr bringt,“ fuhr Olivarez fort; „aber ich hoffe, es wird uns nicht ſchwer werden, mit dem Schwert in der Hand den Portugieſen zu ſagen, wer das Recht habe, ihre Krone zu tragen, und wer nicht.“

Der König ſah ſeinen Miniſter fragend an.

„Und die Rebellen in Catalonien — die vergeßt Ihr, oder wollt ſie überſehen; vergeßt, daß der Schatz leer iſt und unſere Macht jenſeit des Oceans zum Theile zerſtreut!“ ſagte der König.

Olivarez, wohl erkennend, daß er ſeinem Könige völlig unentbehrlich ſei, aber auch nicht verkennend, daß die Umſtände ſein Anſehen beim Könige bedeutend geſchwächt hatten, ließ den Moment nicht unbenutzt vorüber, der ihm das volle Uebergewicht ſichern mußte.

Er richtete ſich ſtolz auf. „Wann haben Eurer Majeſtät Waffen noch ohne Ehre gekämpft? Wo hatte das frevelnde Unrecht der Aufrührer gegen das göttliche Recht des geſalbten Monarchen Etwas vermocht? Dank dem Himmel und ſeinen Heiligen, daß ich, Eurer Majeſtät unwürdiger Diener, im Stande bin, Eurer Majeſtät die frohe Kunde eines entſcheidenden Sieges zu bringen. Silva hat die Empörer geſchlagen. Sie werden kaum ſich wieder zu erheben wagen.“

„Gelobt ſei Gott!“ ſeufzte der König ſchwer auf. „Herzog, Ihr erleichtert mein Herz.“

„Und iſt uns das gelungen, ſo wird es nicht fehlen, daß auch Portugals Krone Eurer Majeſtät erhabenes Haupt wieder ſchmücke. Die ſechzigjährigen Wohlthaten der ſpaniſchen Regierung werden viele dankbare Herzen in Portugal noch nicht vergeſſen haben. Jetzt beherrſcht ſie ein wilder Rauſch. Laßt den wüſten Traum vorübergehen, mein erhabener Gebieter, laßt ſie zur Beſonnenheit zurückkehren, und zu Euren Füßen werden ſie ſich winden und um Gnade flehen.“

„San Jago gebe, daß Eure Prophezeihung wahr werde, Herzog!“ ſprach erheitert der Monarch. „Daß wir der Freunde viele noch in Portugal haben, daß uns der Neid gegen Braganza viele zuführen wird, das meldet der Erzbiſchof. Leſet ſelbſt das Schreiben, das Dom Pedro de Baeza überbracht.“

Er reichte dem Herzog von Olivarez, der ſeine ganze Kraft wieder geſammelt hatte, das Schreiben des Erzbiſchofs Sebaſtian de Matos-Noranha.

Olivarez las. Wohl mußte er manche bittere Pille verſchlucken, die ihm unverzuckert der Erzbiſchof reichte, welcher auf die Fehlgriffe hinwies, welche man in der letzten Zeit in Portugals Verwaltung ſowohl, als in der Beſetzung der höchſten Stellen des Staates, begangen; aber Olivarez war zu viel Hofmann, zu viel Herr ſeiner ſelbſt, als daß er dieſe Pillen nicht ohne Zucken verſchluckt hätte. Er behielt ſeine Faſſung vollkommen, und ohne lang zu ſäumen, faltete er den Brief des Erzbiſchofs, ruhig anſcheinend, zuſammen und reichte ihn mit einer tiefen Verbeugung dem Könige zurück.

„Die Herren der Kirche,“ ſagte er darauf mit Achſelzucken und einem ſpöttiſchen Lächeln, „ſehen, von einem höheren Licht erleuchtet, die Dinge an, ſtoßen aber häufig Naſen und Füße an die Ecken der Erde. Es iſt leicht tadeln, aber wer die Laſt einer Verwaltung auf ſeinen Schultern trägt, muß Manches anders machen, als es ſein wohlmeinendes Herz ihn lehrt. Eure Majeſtät tragen die Sorgen der Regierung — ich ſchweige.“

Der König ſeufzte tief auf. „Das iſt wahr, Herzog,“ ſprach er dann, „daß man auf unſerem Standpunkte die Dinge anders anſieht, als von unten, wie ſie offenbar der ehrwürdige Würdenträger der Kirche betrachtet. Auch iſt es nicht zu verkennen, daß dieſe Rebellion ſeinem Herzen eine tiefe Wunde ſchlug und alſo ſein Herz in einer gereizten Stimmung urtheilt — denn dieſes iſt es, was hier ſpricht, nicht der klare Verſtand des Staatsmannes. Nicht wahr, Dom Baeza?“ —

„Eurer Majeſtät durchdringender Blick hat den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des biſchöflichen Schreibens gewählt,“ ſprach, ſich tief neigend, Baeza.

„Alſo Ihr meint, die Sache hätte ſo viel Schwierigkeiten nicht?“ fragte der König Olivarez.

„Aus dem Schreiben ſeiner Eminenz geht es klar hervor und Dom Baeza muß das beſtätigen, wir haben in Portugal der Freunde viele und das Blatt wird und muß ſich bald wenden. Braganza's Güter und Beſitzungen fallen der Krone anheim — ich behaupte das feſt. Zwar verhehle ich nicht, daß der Schatz ziemlich erſchöpft iſt; allein die Silberflotte von Lima kann nicht lange mehr ausbleiben. Spaniens Klöſter ſind reich. Sie werden gerne die Schätze darbringen, wenn es die Ehre und das Wohl der geheiligten Krone Eurer Majeſtät gilt, und“ —

Des Königs Stirne wurde kraus. „Herzog von Olivarez,“ ſagte er, „laßt mir die Mönche, überhaupt die Kirche aus dem Spiele. Sie gibt nicht gern und leicht könnten wir unſerer Seele Heil auf das Spiel ſetzen. Das geht nicht. Politik und Religion verbieten es. Wißt Ihr keinen andern Rath?“ —

„Eure Majeſtät geruhen, mich meinen Satz ausführen zu laſſen. Wenn ſelbſt auch dieſe Quelle durch Eurer Majeſtät ſtets große Milde und auch noch größere Frömmigkeit abgeſchnitten würde,“ fuhr Olivarez, ſeinen Aerger verbeißend, fort, „ſo bliebe uns noch eine andere. Portugals Adel iſt reich, wie ſeine Kirche. Gerne würden Spaniens Freunde Opfer bringen, dafür wird die Eminenz von Braga ſchon Sorge tragen und hier ſteht der Mann, der ſo oft dem Vaterlande, das ſtets dankbar gegen ihn war, Opfer brachte; er wird jetzt, wo es gilt, alle jene Vortheile ſeines Handels, welche die Revolution ihm gefährdet, wieder zu gewinnen und noch größere ſich zu erwerben, gewiß ſeine Schätze öffnen!“ —

Baeza verbeugte ſich. „Wäre nicht die Revolution gekommen und hätte mir den ungeheueren Schaden gebracht, mein Beſitzthum bei Liſſabon zerſtört und mich zum Flüchtlinge gemacht, ich würde freudig jedes Opfer gebracht haben, das meine Kräfte zuließen; allein ſie ſind geſchwächt, dieſe Kräfte, ſie ſind ſehr geſchwächt. Ich kann mich als einen zu Grunde gerichteten Mann anſehen. Wie dem aber ſei, mein letzter Reale, mein letzter Conto de Reis, er iſt bereit für Eure Majeſtät; denn ich weiß, wie freigebig Spaniens großer König getreuer Unterthanen Opfer vergilt und Amerikas Handel bietet ſo viele Vortheile dar, daß ich reichlich entſchädigt werden kann.“

„Es ſei Euch zugeſtanden, Dom Baeza," verſetzte heiter der König. „Nun aber laßt uns berathen, wie das Alles zu ordnen und einzuleiten ſein wird, daß bald wieder unſer Scepter in Portugal herrſche."

„Wen glaubt Ihr wohl empfänglich in Liſſabon zu einer Verſchwörung, die uns in die Hände arbeite?" fragte der König Baeza.

„Ich könnte Einen nennen und hätte in ihm Alle genannt," verſetzte Baeza, „Seine Eminenz, den Primas des Reichs und Erzbiſchof von Braga, Dom Sebaſtian Matos-Noranha; denn ſein Geiſt überflügelt Alle, ſeine Gewandtheit beherrſcht Alle; ſein Muth iſt im Stande, Alle zu beſeelen; allein unter Portugals Adel kenn' ich Viele, die mit dem neuen Regiment unzufrieden ſind. Da iſt Dom Soares de Alarcano, den Braganza aus alter Feindſchaft haßt, der keine Ausſicht hat, je eine hohe Stufe zu erklimmen, zu der ihn doch ſein Ehrgeiz treibt; ihm gleich denkt der Graf von Tarouca, der mehr Charakterkraft in ſich vereint, als zehn Alarcano's. Auch ihm iſt jedes Steigen verboten und verwehrt. Ein langer Proceß mit Braganza um ein werthvolles Landgut, den Braganza gewann, hat ihn zu des Hauſes unverſöhnlichem Feinde gemacht. Ich nenne Euch den Grafen Armamar, des Erzbiſchofs Neffen, der auf jeden Wink ſeines Auges lauſcht, und Val de Reys und Caſtanhera. Man hat letztere Beide ganz bei der Beſetzung der Ehrenämter übergangen; das vergeſſen ſie Joao de Braganza nie. Zu dieſer Geſinnung zählen ſich von der hohen Geiſtlichkeit die Prälaten Dom Louis de Mello, erwählter Biſchof von Malacca, Francisco de Faria, Biſchof von Martvica, Dom Antonio de Mandoza, Commiſſär der Cruciata und Dom Juan, General des Ordens des heiligen Täufers Johannes, und vom Adel viele Andere noch. Die Geiſtlichkeit, die mit dem heiligen Officium in Verbindung ſteht, der Großinquiſitor an ihrer Spitze. Zwei Andere kenn' ich, die von großem Gewichte ſind durch Talent und ihre Brauchbarkeit, Dom Belchier Correa de Franca, der am Vermögen Schiffbruch litt und auf ein Amt rechnete, das er nicht erhielt und der alte Dom Agſtinho Manoel, deſſen unruhiger Geiſt nach jeder Gelegenheit haſcht, die ihm neue Thätigkeit und Auskommen auf lange Zeit zu ſichern verheißt. Legt Eure Majeſtät die volle Macht, nach Gutdünken zu handeln, in des Erzbiſchofs Hand, gelobt Ihr, gut zu heißen und zu vollziehen, was er verſpricht, dann ſichere ich mit meinem Leben den Erfolg.“

„Vortrefflich,“ ſprach der König. „Harret nur wenige Tage, und Ihr ſollt Alles mit Brief und Siegel haben.“ Auch Olivarez ſtimmte dem Allem bei. Mit einem Heere ſollte dann Silva in das Land fallen; die Gallego's ſollten in Liſſabon für die Sache gewonnen und thätig werden, und der Erfolg ſtand in vollem Glanze vor ihrem Auge. —

Das Alles wurde reiflich hin und her beſprochen und erwogen, bis man völlig einig und im Klaren war.

Der König, der bis jetzt geſtanden, ließ ſich in einen Lehnſtuhl nieder. „Sagt an, Dom Baeza, was war wohl die nächſte Veranlaſſung des Aufſtandes?“

Baeza erzählte nun von Vaſconcellos' ſchändlichen Thaten. Erzählte ſelbſt den Angriff auf ſein eignes Kind. Hierbei nannte er den Namen Noranha.

„Wer iſt dieſer Carlos Noranha?“ — fragte der König. „Irre ich nicht, ſo kam ſein Name auch in den Berichten der Herzogin von Mantua vor!“

Olivarez beſtätigte das und ließ ſich über die glühende Liebe für Portugals Befreiung, über die unbeugſame Feſtigkeit ſeines Charakters und die Entſchiedenheit aus, mit der er ſtets der Regierung entgegengetreten und der Liebling des Volkes dadurch geworden ſei.

„Mir ſcheint's, als ob der Menſch uns ſehr gefährlich werden könnte,“ ſprach der König. „Er iſt, wie ihr ſagt, ſchlau und gewandt. Iſt er des Erzbiſchofs Verwandter?“ —

„Sein Neffe väterlicher Seits,“ ſprach Olivarez.

„Aber,“ verſetzte Baeza, „ſein entſchiedener Gegner.“

„Deſto ſchlimmer,“ bemerkte der König. „Gibt's denn kein

Mittel, ihn in unſer Netz zu ziehen, oder doch unſchädlich zu machen?“ —

Baeza lächelte. „Ich wüßte wohl eins,“ ſagte er; „doch bin ich ihm zu hohem Danke verpflichtet.“

„Welches?“ fragte haſtig Olivarez. „Ihr wiſſet, Dom Baeza, daß Seine Majeſtät die Opfer würdigt, die Ihr gebracht habt, jetzt bringet und noch bringen werdet.“

„Er hat mein Kind aus Vasconcellos' Händen gerettet,“ fuhr Baeza fort, „und ich müßte nicht die Angen meines Vaters geerbt haben, um nicht einzuſehen, daß die Schönheit meines Kindes ihn bezaubert hat. Aber ſie iſt ſchuldlos und gut. Vielleicht, daß hier das Mittel gefunden iſt, ihn in das Intereſſe zu ziehen.“

Olivarez und der König billigten es höchlich, und bald darauf entließ Beide der Monarch.

Olivarez, ſo ärgerlich ihm auch der Umſtand war, daß Baeza zuerſt zum Könige ging, ſah doch deſſen ungemeine Brauchbarkeit, ja ſeine gänzliche Unentbehrlichkeit ein, und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu feſſeln. Er zeigte ihm Handelsvortheile in der Ferne, die den Kaufmannsgeiſt des Juden rege machten. Er ließ ihn, ahnend, daß es bei ihm mit dem angenommenen Chriſtenthum nicht weit her ſei, Vortheile für die Juden ſehen, die ihn mit hoher Freude erfüllten, und ſchrieb dem Erzbiſchof in einer nur ihm und dieſem lesbaren Zeichenſchrift, daß er ja dieſen Hebel möge anwenden, der ſo Außerordentliches verheiße.

Baeza ſah eine goldene Zeit vor ſich, eine reiche Ernte für ſich und er war von ganzer Seele für die Sache. Ihm, dem es leicht war, jede Maske vorzunehmen, wenn es ſeinen Vortheil galt, ſollte ſelbſt des Kindes Schönheit, — er ahnte nicht, daß auch ihr Herz in heißer Liebe glühe, — dienen, den edlen Retter ſeines Kindes für die Sache ſeines Vortheiles zu gewinnen.

So waren acht Tage aus zweien geworden, die er in Madrid hatte weilen wollen und am neunten trat er ſeine Rückreiſe an, reichlich mit Briefen und Depeſchen verſehen, und noch reicher an Hoffnungen.

Ein Tag hatte Portugals und Liſſabons ganze Zukunft entſchieden, hatte die Ketten des Volkes gebrochen und ſeinen heißen Wunſch erfüllt. Freudig brachte es ſeinem König jedes Opfer. Man ſah in Liſſabon die Bürger ihr goldenes und ſilbernes Geräthe freiwillig in die Münze tragen, daß es geprägt und zu des Vaterlandes Beſtem verwendet werde. Hatte früher in Spaniens Heeren zu dienen, die Portugieſen empört, jetzt ergriff Jeder frohlockend die Waffen, um für den neuerwählten, für den vielgeliebten König, aus ihrer Könige altem Stamme, und für das Vaterland zu kämpfen, wenn Spanien es verſuchen ſollte, das Volk und Land wieder zu unterjochen.

Sechzig Jahre des Druckes, ſechzig Jahre, in denen jene teufliſche Maxime Philipp's II., daß es ehrenvoller ſei, Herr eines zu Grunde gerichteten, aber ſicheren, als der eines blühenden und mächtigen Staates zu ſein, welchen man nur mit Gefahr im Zaume halten könne, Regel für ſeine Verwalter geweſen, hatten das Volk zur Einſicht, zur Erkenntniß gebracht, was es früher beſeſſen unter ſeinen eigenen Königen, und eine Abneigung, einen Haß gegen Spanien begründet, der bodenlos war. Lieber untergehen, als wieder eine Provinz Spaniens werden, das war ſein Loſungswort. Und doch hatte dieſe Revolution kein Blut gekoſtet, als das eines Verworfenen und zweier Anderen, die ſeines Gleichen waren und der Volkswuth zum Opfer fielen, die aber längſt der Volkswuth anheimgefallen waren. Ein neuer Geiſt war rege geworden. Wenn auch Portugals Macht klein war gegen die Spaniens, es fühlte ſich ſtark in ſeiner Vaterlandsliebe, in ſeiner Bürger Eintracht und fürchtete nichts für ſeines ſelbſtſtändig gewonnenen Reiches Fortbeſtehen.

Die Tage des Decembers waren Feſttage, Tage der Luſt. Man ſah nur frohe Geſichter, nur glückliche Menſchen.

Einer nur ging düſter umher, ſtill, in ſich gekehrt und ſchweren Herzens. Es war Dom Carlos Noronha.

Konnte er froh ſein mit den Fröhlichen, da ihm das Glück des Lebens untergegangen, das kaum ſo jugendfriſch erblüht war?

— Mußte die Entdeckung, daß Dina eine Jüdin ſei, nicht ſeine Seele tief erſchüttern? Und war ſie, zu der das ganze Herz ihn zog, nicht verſchwunden? Er zerbrach ſich den Kopf, was Baeza bewogen haben konnte, ſein Hausgeräthe ſelbſt zu zerſtören und zu fliehen; denn daß dies geſchehen war, konnte von ihm, nachdem er der Beweiſe ſo viele hatte, gar nicht mehr bezweifelt werden. Sollte er Dina's Liebe zu Dom Carlos entdeckt, ſie ihm bloß haben entrücken wollen, um jene zu dämpfen? Das war ihm wohl die genügendſte Erklärung des Räthſels.

Wie dem aber auch ſein mochte, ſie wieder zu haben, dieſe Sehnſucht erfüllte ſein Weſen ungetheilt. Zu der Sehnſucht des Herzens geſellte ſich nun, ſeit er ſich durch die Entdeckung des Tempels überzeugt, daß Baeza noch Jude ſei, der edle Beweggrund, die reine Seele in die Arme des Heilandes zu führen, ſie zu retten — ſich zu gewinnen.

Darum forſchte er mit aller Sorgfalt nach allen Richtungen hin. Endlich brachte ihm der treue Schwarze, Hamid, eine befriedigende Kunde. Man hatte ſie am Morgen des erſten Decembers in der Richtung von Mafra entfliehen ſehen. Schnell warf ſich Dom Carlos auf ein gutes Pferd und flog nach Mafra, die Spur zu verfolgen. Nach vielem Forſchen endlich entdeckte er, gerade in jener Zeit, als Baeza die weite Reiſe nach Madrid angetreten, ihren Aufenthalt. —

Es war ein Landgut, jenſeits Mafra, im Gebirge, welches Baeza ſich erkauft, und wo er, wenn irgend eine Gefahr drohen ſollte, ſeine Schätze, ſich und die Seinen in Sicherheit bringen wollte. Dorthin war er geflohen mit ſeinen Reichthümern und ſeiner Tochter und Schweſter, als er die ihm, dem von Spaniens Herrſchaft ſo gewaltigen Vortheil ziehenden Handelsmanne, drohende Gefahr ſah; denn er fürchtete nichts weniger, als Hinmordung aller vom Volke ſo furchtbar gehaßter Menſchen. Daß auch er zu ihnen gehöre, wußte er wohl. Hatte ja er doch faſt alle Handelsgeſchäfte Liſſabons allein in ſeiner Hand! Wußte er ja darum doch, wie ihn der Handelsſtand haßte; aber er, als Anhänger der ſpaniſchen Partei und Gewaltherrſchaft, konnte die Liebe des Volks im Allgemeinen um ſo weniger beſitzen, als man ihn zugleich als heimlichen Juden verabſcheute. Obwohl Niemand daran denken mochte, ihm irgend Arges zuzufügen, ſo fühlte er ſein Gewiſſen doch belaſtet, war überzeugt, daß wenigſtens das Volk Urſache dazu haben mochte. Sein Alles ſchlau berechnender Verſtand ließ ihn daher für dieſen Fall eine Auskunft finden. Er nämlich und ſeine Diener zerſtörten alles überflüſſige Geräthe, bedeckten damit die Böden aller Zimmer und Gänge in ſeinem Landſitz, um die etwa Eindringenden und Plündernwollenden irre zu leiten, als ſeien ſchon Vorgänger in ähnlicher Abſicht da geweſen und als ſei Nichts mehr zu finden, nachdem Jene Alles zerſtört. Dann hatte er ſchnell ſich über den Tajo ſetzen laſſen und war am jenſeitigen Ufer dem Zufluchtsorte zugeeilt. Bald genug überzeugte er ſich, daß ſeine Furcht ungegründet geweſen. Daher kehrte er, zwar nicht ſelbſt, zurück, denn dazu ließen ihm die ſein Gehirn durchkreuzenden Pläne keine Zeit, wohl aber ſandte er zwei bewährte Diener ſeines Hauſes nach Liſſabon, die Alles wieder in ſeinen vorigen Stand ſetzten.

Dom Carlos konnte der Sehnſucht nicht gebieten, die ihn trieb, Dina wiederzuſehen. Unverweilt trat er, allein von Hamid begleitet, die Reiſe ins Gebirg an.

Es war an einem heitern Morgen, als er nach einem mühſamen Ritt in der Nähe des Guts anlangte, wo er ſeine geliebte Dina wiederzufinden hoffte. Was auch ſein Verſtand geltend machen mochte, das Herz überflügelte jede Rückſicht. So trat er klopfenden Herzens in den Garten ein, der das Haus von allen Seiten umgab. Niemand zeigte ſich ihm. Endlich bog er um eine Ecke, und vor ihm ſaß, unter dem Schirm einer ungeheuren Kaſtanie, den ſchönen Kopf in die Hand geſtützt, Dina, deren Wangen bleich waren, aus deren ſchönen Augen Thränen in das von Thau beperlte Gras zu ihren Füßen träufelten. Er ſtand gefeſſelt. Der Anblick war unbeſchreiblich reizend. Waren es Thränen, die ihm galten? Dem Schmerz, ihn ſo lange nicht wiedergeſehen zu haben? — Sein Herz ſagte unberufen, aber aus einer in ſeinem Innern wohnenden Ueberzeugung: Ja. Waren die ſonſt ſanft gerötheten Wangen ſo bleich, weil er ſo gar Nichts von ſich hören ließ und ſie ſich von ihm vergeſſen glaubte? — Auch hier ſprach ſein Herz ohne alle Eitelkeit den bejahenden Spruch.

Ein Geräuſch, das der Morgenwind verurſacht, ließ ſie ihr ſchönes Haupt erheben. Jetzt erblickte ſie den Geliebten. Laut aufjauchzend flog ſie ihm entgegen, breitete die Arme nach ihm aus — aber als ſie vor ihm ſtand, da ſanken ſie matt herab, und die Gluth jungfräulicher Scham übergoß ihr Antlitz mit Blut.

In überwallendem Gefühle zog er die Erglühte an ſeine Bruſt. Im Uebermaaße des Entzückens bedeckte er Lippen, Augen, Wangen mit ſeinen Küſſen. „Dina, meine Dina!“ rief er jubelnd aus, „ſo hab' ich dich endlich wieder!“

Leiſe entwand ſie ſich den umkettenden Armen des Berauſchten. Sie ſprach nicht; aber ihr Auge ſprach die Sprache, die jedes Herz verſteht, weil ſie das Herz ſpricht und das Auge nur der treue Zwiſchenträger und Vermittler iſt.

Sie zog ihn zu dem Baume, wo eine Bank ſie aufnahm, und hier erzählte ſie ihm den Schrecken, den ſie ausgeſtanden, die namenloſe Angſt ſeinetwegen, bis ſie zufällig erfahren, daß er den König von Villa-Viciosa nach Liſſabon geführt und begleitet habe.

„Ach,“ ſagte ſie und ſah ihn ſchmerzlich an, „er wird Euch noch höher erhoben haben, als ſchon Stand und Geburt Euch erhebt, alſo daß die arme Dina es nicht mehr wagen darf, ihr Auge zu Euch zu erheben?“

„Nein, meine Dina, du irrſt. Kein Ehrgeiz beherrſcht meine Bruſt — ſonſt hätte ich wohl andere Gelegenheit gehabt, ihn zu befriedigen; nein, ich nahm nie und werde nie ein Hofamt bekleiden; aber warum fließen deine Thränen, Dina?“

Sie legte ihr ſchönes Haupt an ſeine Bruſt, und brach in lautes Schluchzen aus. —

Auch ſeine Bruſt ergriff ein unnennbar ſchmerzliches Gefühl.

Es trat jener heimliche Tempel vor ſeine Seele — Dina war eine Jüdin — wie durfte er ſie lieben?

„Ihr wart in unſerm Hauſe?“ ſagte ſie endlich leiſe und ſah ihn mit Beklommenheit an.

„Ich war dort, Dina,“ entgegnete Dom Carlos. „Ich ſuchte dich in jedem Winkel.“

Ihr Herz pochte hörbar; ihre Hände faßten krampfhaft die ſeinen. Sie neigte ſich weit vor, um in ſein Auge blicken, darin das, was ſie fürchtete, leſen zu können.

„Ich kam,“ fuhr er fort, „auch in jene Stube, wo das Bild hängt — — und — ſchob es weg“ —

Ein fürchterlicher Angſtſchrei entfuhr der gepreßten, angſterfüllten Bruſt. —

„Und — und, o Dom Carlos, redet aus!“ —

„Und fand, was ich nie geſucht, nie erwartet — einen jüdiſchen Tempel!“ ſagte er.

Dina's Haupt ſank auf ihre Bruſt herab. Ihre Thränen rannen. Lange Zeit ſaß ſie ſo ſtille da. Noranha fühlte einen tiefen, ſtechenden Schmerz in ſeinem Innern.

Endlich richtete ſich Dina auf und ſah ihn mit thränenfeuchtem Auge an.

„Was Ihr nie erwartet?“ fragte ſie. „Wohl, Dom Carlos Noranha, ich leſe in Eurer Bruſt. Ihr ſeht in meinem Vater den heimlichen Juden, den Heuchler, den Verachteten — und in mir — ſein Kind. O, Ihr ſeid edel und gut; blickt hin auf unſer armes, verfolgtes, mißhandeltes Volk, das keine Heimath mehr hat im Lande der Verheißung, nirgends mehr iſt, als Fremdling, dem man nicht einmal geſtattet, in ſeiner Väter Weiſe ſeinen Gott zu verehren; das man auf die Schlachtbank ſchleift, wenn es nicht zu der Chriſten Bräuchen ſich hält, und ſpricht dann, iſt es zu verdammen, wenn es das Kleinod ſeines Glaubens feſthält? Wenn es aus Zwang fremden Formen huldigt? — Hat die Welt ein ähnliches Beiſpiel, daß ein Jahrtauſend des glühendſten Haſſes auf einem Volke laſtet, und es doch, ſchuldlos das Schrecklichſte erduldend, treu hält an dem, was mehr gilt, als Alles, was die Erde beut? — Denkt euch in die Stelle, und könnt Ihr dann, ſo werft den Stein auf uns, auf meinen Vater!“

„Und du? — Dina, ſprich, und du?“ — fragte Dom Carlos.

„Ich?“ ſagte ſie, und ihr ſeelenvoller Blick ruhte auf ihm. „Ich bin treu dem Glauben meiner Väter.“

„Und doch dienſt du unſerm Gott?“ fragte er, „erzogen in der Lehre und im Geiſte ſeiner Kirche.“

„Verehret Ihr einen andern Gott als wir?“ fragte ſie und wurde bleich vor Schrecken. „Iſt es nicht der Gott der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit, an den Ihr glaubt und dem Ihr dient? Nicht der Gott, der Himmel und Erde erſchuf und ſie erhält und regiert? Nicht der Gott, der zu Abraham ſagte: Wandle vor mir und ſei fromm? Nicht der Gott, dem Gehorſam lieber iſt, denn Opfer? — O, das iſt es ja, was es mir möglich machte, auch in Eueren Tempeln ihm zu dienen, ihn zu verehren, der Gedanke, daß es derſelbe Gott iſt, den wir auch verehren! —

Dom Carlos gerieth in eine ſtarke Verlegenheit. Er ſah ſich von der religiöſen Erkenntniß der Jüdin in die Enge getrieben. Zwar bot er Alles auf, ſo weit ſeine chriſtliche Erkenntniß reichte, ſie zu überzeugen von der Wahrheit, daß der Sohn Gottes im Fleiſch erſchienen ſei, die Welt zu erlöſen, und daß ſie vergebens des Meſſias harreten, der in Chriſtus gekommen, in dem alle Verheißung der Propheten erfüllt ſei.

Sie hörte gläubig zu. Sie ließ ſich gerne von Chriſtus erzählen, von ſeiner Liebe, von ſeiner Milde, von ſeinem ſegensreichen Wirken, von ſeinem Leiden — aber als Dom Carlos auf die beſonderen Lehren ſeiner Kirche kam, da brach ſie ab und bat ihn, nicht in ſie zu dringen. Sie wolle, ſagte ſie, treu ihrem und ſeinem Gott leben, aber an Heilige, an Sündenvergebung durch die Prieſter und dergleichen Lehren könne ſie nie glauben; es widerſtrebe ihrer Vernunft, ihrer Gotteserkenntniß.

„Ach, muß denn,“ ſprach ſie mit tiefem Gefühle, „da, wo ein Herz voll Liebe im andern aufgeht, auch der religiöſe Glaube

Eins ſein? Der Glaube in einzelnen Lehren? Sind wir denn nicht Eins in der Hauptſache, in der Verehrung des einzigen wahren Gottes und im Erfüllen ſeiner heiligen und heiligenden Gebote, wie im Glauben an ein Jenſeits, wo jede Schranke fällt? Dürfen wir uns denn nicht rein und innig lieben ohne dies?“

Dom Carlos zeigte ihr mit klaren Worten, wie im Chriſtenthum allein das Heil aller Welt gegeben ſei, allein die Erlöſung, Verſöhnung, Heiligung. Je länger er ſprach, je ſeelenvoller ſeine Worte, je eindringlicher. Es war, als ob der Prophetengeiſt über ihn gekommen ſei, eine Salbung von oben. Dina hing an ſeiner Lippe mit ihrem Auge. Es dünkte ihr, es ſpräche ein höheres Weſen aus ihm, es würde ihr eine neue Offenbarung zu Theil. Er legte ihr den Sinn der Bräuche ſeiner Kirche aus. Es floß die Rede aus dem Herzen, und wenn ſie auch zum Herzen drang, Dina's klarer Verſtand grübelte, fragte und brachte ihn oft wieder in nicht geringe Verlegenheit, da ſeine Theologie auf ſchwachen Füßen ſtand. —

Er bat ſie, nachzudenken. Er beſchwor ſie, die Lehren des Chriſtenthums anzunehmen, um ſo ſeinem Herzen näher zu ſtehen.

Die Unterredung hatte lange gewährt. Eritha ſtörte ſie. Ein tiefer Ernſt lag auf ihrer Stirn, und ein ſchmerzlicher Zug um ihren Mund zeigte, daß ihr Herz litt.

Auch zwiſchen die beiden Liebenden war eine unſichtbare Scheidewand getreten. Jener innige Herzensverkehr war gehemmt. Dina war ernſt. Man konnte es wahrnehmen, daß in ihrem Innern eine heftige Bewegung ſtattfand. Auch Dom Carlos war bewegt. Er verließ frühe noch die ſtille Wohnung der Geliebten und trug ſein Weh wieder in die Räume des Schloſſes Matos.

Die Revolution, welche Portugal die Freiheit gebracht, nöthigte die Adelantada, Margaretha von Mantua, in ein zwar ehrenvolles, aber dennoch drückendes Gefängniß ſich zu begeben. Der Erzbiſchof von Liſſabon, dem das Volk bis zur Ankunft des Königs Dom Carlos de Neranha zugeordnet und die Zügel der Regierung übergeben hatte, war mild, wie Dom Carlos, gegen die Fürſtin, deren Scepter gebrochen war, wie ihr Stolz und ihr Herz; denn dieſes Ereigniß raubte ihr Macht, Anſehen und den Geliebten — Vasconcellos. — Sanft und mild bat ſie der edle Erzbiſchof, ſich in die Verhältniſſe zu fügen; allein ſie gerieth außer ſich, ſo daß ſelbſt Dom Carlos ein hartes Wort ſprach, das die Fürſtin überzeugte, die Tage der Macht ſeien vorüber — und nun hatte ſie bloß Thränen. So ſtieg ſie in die Sänfte, welche man für ſie hatte bereiten laſſen und man brachte ſie mit ihrer nächſten Umgebung nach dem Kloſter Receſſidades.

Dieſen Rücktritt empfand, außer der Herzogin, Niemand ſo tief und ſchmerzlich, als der Erzbiſchof von Braga, Dom Sebaſtian de Matos-Neranha, Portugals Primas. Ein Haß, deſſen Tiefe bodenlos war, erfüllte ſein Herz gegen ſeinen Neffen Carlos Noranha; denn dieſen ſah er als den Urheber der Umwälzung der Verhältniſſe an. Treu ergeben dem ſpaniſchen Hofe, war aus ſeinem Herzen jede Liebe für das eigene Volk und Vaterland gewichen. Sein reizbares, leidenſchaftliches Weſen war aufs Höchſte geſteigert, ſein Mitleid mit der Herzogin, die er liebte, machte ihn jeder That fähig. Unerſättliche Rachſucht nährte er für das Haus Braganza, deſſen Sterne jetzt hell leuchtend aufgingen. Dieſe Rachſucht wandte ſich jetzt mit gleicher Kraft gegen Dom Carlos, der Braganza zum König proclamirte, ihm nach Villa-Vicioſa entgegenging, und ihn im Triumph in Liſſabon einführte. Bald hatte Alles eine andere Geſtalt gewonnen in Liſſabon, wie im Reiche; aber die tiefſte Ruhe herrſchte, gleich als ob ein Ereigniß, wie das vorgefallene, durchaus nicht Statt gehabt.

Dom Sebaſtian de Neranha ſchloß ſich, da man ihm den Zutritt zu Margarethen von Mantua verweigerte, in ſeinen Palaſt ein, nahm an keiner Feierlichkeit Antheil und nährte ſeinen Grimm im Stillen, über finſtern Planen brütend. Nur ſeine gleichgeſinnten Freunde, die Beiſitzer des heiligen Officiums der Inquiſition, ſah er bei ſich, die Prälaten Dom Louis de Mello, den Erzbiſchof von Malacca, Dom Francisco de Faria, Biſchof von Martiria, den Ordensgeneral, und eine kleine Zahl von Männern, deren Geſchick an die ſpaniſche Herrſchaft geknüpft, oder die Braganza dadurch, daß er ſie ohne Würden ließ, gegen ſich aufgebracht. Unter dieſen war Pedro de Baeza Derjenige, deſſen ſchlauen Unternehmungsgeiſt, deſſen eiſerne Beharrlichkeit er am beſten zu benutzen hoffte.

Was in ſeiner Seele vorging, vertraute er dieſem an. Es war der Plan einer völligen Wiederherſtellung der ſpaniſchen Herrſchaft. Mit Freuden nahmen alle dieſen Plan auf, da der Erzbiſchof ihnen Allen eine glänzende Zukunft wies, ja ſogar ſo weit ſeine ſonſtige Unduldſamkeit verläugnete, Baeza beſondere Vortheile für die Ausübung der Religion ſeiner Väter und die Duldung ſeines Volkes zuzuſichern. Wohl erkannte es der Erzbiſchof, daß er dieſes Mannes nicht entbehren könne; ſchon darum, weil ſeine Reichthümer nothwendig waren, das ins Werk zu ſetzen, was er beabſichtigte! Sobald daher der Erzbiſchof ſich des Kreiſes der Getreuen verſichert, ſandte er Baeza heimlich nach Madrid ab.

Während dies im Stillen vorbereitet wurde, hatte ſich der Zuſtand der Verwaltung mit wunderbarer Schnelligkeit geregelt. Die tüchtigſten Männer des Volkes ſtanden an den Stellen, wohin Talent und Vertrauen ſie rief. Willig gehorchte das Volk, willig brachte es die ſchwerſten Opfer. Freude durchwogte alle Adern des Volkslebens und eine junge, friſche Kraft zeigte ſich überall in den herrlichſten Früchten und Erfolgen.

Wie es Braganza's Wunſch war, daß ohne Blutvergießen die Umwälzung vor ſich gehe, ſo erfüllte er den daraus hervorgehenden treu, ſeine Regierung nicht durch Druck und Verfolgung derer herabzuwürdigen, welche Anhänger der Adelantada geweſen und im ſpaniſchen Intereſſe das Ihrige gefunden. Man ließ, ihre Ohnmacht kennend, ſie ſtille gewähren; dachte aber auch kaum daran, daß ein ſo mährchenhafter Plan in ihren Köpfen könne erſonnen werden, einen Verſuch zur Wiederherſtellung einer Macht zu wagen, die das ganze Volk gegen ſich, nichts für ſich und nicht einmal hinlängliche Kräfte und Mittel beſaß, ſich geltend zu machen.

So kam es denn, daß der König die Haft Margaretha's von Mantua ſehr milderte, daß er dem Erzbiſchof geſtattete, ſie im Kloſter Neceſſidades ungehindert zu beſuchen, wann und wie er wollte, und nichts unternahm, was nur in der Entfernung darauf hätte gedeutet werden können, als beobachte man jene Feinde der neuen Ordnung der Dinge.

Dom Sebaſtian de Noranha war verblendet genug, dies als Ohnmacht anzuſehen und zu deuten. Ja, er ging noch weiter, er ſah darin eine gewiſſe Scheu, eine gewiſſe Furcht, welche aus dem Bewußtſein der Ungerechtigkeit des Unternehmens und der Unrechtmäßigkeit des jungen Thrones hervorgehe.

Mit der größeren Sicherheit wuchs ſein Muth. Er erſchien wieder öffentlich, er kam in den Staatsrath. Sein hoher, unbändiger Geiſt, genährt durch jene falſchen Vorausſetzungen, mochte es nicht ertragen, ſich öffentlich Zwang anzuthun und ſeiner Zunge Feſſeln anzulegen. Sein im Herzen gehegter Zorn und Grimm gegen Joao IV. nahm nun mit jedem Tage zu; denn überall ſah er die Zweckmäßigkeit neuerer Einrichtungen, die freudige Ausſicht des Aufblühens des Staates und Landes, und die bis zur Anbetung geſteigerte Liebe des Volkes für ſeinen Regenten. Das war zu viel für ihn, um es ſtille zu verwinden. Laut und öffentlich tadelte er dieſe Einrichtungen; ohne alle Klugheit und Mäßigung war ſein bitterer Tadel. Der König, wohl berechnend, wie wohlgethan es ſei, den finſtern Feind zu gewinnen, bot oft, bot überall die Hand zur Ausſöhnung; aber der Erzbiſchof verwarf jeden Antrag mit Hohn und Verachtung und ſteigerte nur noch ſeine Keckheit.

Von dieſem Zeitpunkt an ließ man den eigenſinnigen, hochfahrenden Prälaten ſeinen eigenen Weg gehen, den er denn auch in gerader Richtung zum Ziele ſeiner ehrgeizigen Entwürfe einſchlug, ohne irgend eine Rückſicht zu nehmen; denn er haßte Liſſabon, Portugal, die ganze Welt; dennoch aber verſchmähte er es nicht, jede Gelegenheit zu ergreifen, die Saat ſeiner Entwürfe auszuſtreuen. Mißtrauen gegen die Regierung zu erregen, Zweifel in ihre lautere Abſichten, das war ſein eifrigſtes Bemühen. Bei jedem Anlaſſe gab er zu verſtehen, wie unſicher es doch im Ganzen ſei, auf die Feſtigkeit und Dauer aller dieſer neuen Zuſtände und Verhältniſſe zu bauen. Es ſei Thorheit, ſprach er unverhohlen aus, zu glauben, daß ein armer Herzog, wie Johann von Braganza, es mit dem Coloſſe der ſpaniſchen Monarchie aufnehmen könne, die ihn im erſten Anlauf erdrücken müſſe. Und wer, fragte er, ſich den Anſchein von Vaterlandsliebe gebend, müſſe dann für den Frevel der Unbeſonnenen und Aufwiegler büßen, als ſein theures Vaterland, ſein geliebtes Volk? Er wies auf den Mangel an Hülfsmitteln hin, auf die man etwa zählen zu können meine; er fragte nach den Männern, die es in Staatsklugheit mit den außerordentlichen Geiſtern aufnehmen könnten, welche Spanien ihre Kräfte weihten, und an deren Spitze Olivarez ſtehe? Er zog eine Parallele zwiſchen dem öffentlichen Credite, den Reichthümern, den Kriegsheeren und Verbindungen Portugals und Spaniens, und zeigte in der Ferne, wie ein Prophet, des Vaterlandes Geſchicke, wenn nun Spanien in die Schranken zu treten beginne. Er ſähe, fuhr er fort, nur einen möglichen Ausgang dieſer unreifen, heilloſen Unternehmung. Das Unheil nämlich, dem man zu entrinnen gedacht habe; die gänzliche Verſchmelzung Portugals mit Spanien komme immer näher, ſei immer weniger abzuwenden und die Stunde könne unmöglich ferne ſein, wo Spaniens rächender Arm das Schwert der Vernichtung über Portugal ſchwinge. Die Portugieſen hätten es unerträglich gefunden, die begünſtigten und väterlich behandelten Unterthanen der katholiſchen Könige zu ſein; ſie hätten willkürlich aufgehört dies zu ſein, und nun nichts weiter zu erwarten, als ihre Sclaven zu werden.

Daß eine ſolche Saat, begünſtigt durch die Macht der Rede, hervorgehend aus wirklicher Ueberzeugung, nicht auf den Felſen fiele, ſah Dom Sebaſtian mit innigem Behagen. Bei Vielen, deren ſanguiniſche Hoffnungen nicht hatten erfüllt werden können und die ſich dadurch bitter getäuſcht fanden, faßte die Saat Boden, keimte, wuchs und trug Frucht, ſie in des Erzbiſchofs Bande leitend. Die Verbindung mit ihm, der des Hofes Gunſt beſeſſen und jetzt ſein volles Vertrauen beſaß, zeigte ihnen bei guter Zeit noch den Anker der Rettung, um bei nahendem Sturme nicht zerſchellt zu werden.

Mit aller Schlauheit ſuchte er die geheimſten Neigungen dieſer Menſchen zu erforſchen, um ſie demgemäß behandeln zu können.

Als nun Baeza zurückkehrte und die Schreiben Philipp's und Olivarez's überbrachte, nebſt den Inſtruktionen, wie in beſonderen Fällen zu verfahren ſei; als nun der ſtolze Erzbiſchof die Gewißheit hatte, daß man ſich ihm ganz hingäbe, alle Hoffnung auf ihn ſetze, alles billige, was er bis jetzt gethan, und den Weihrauch athmete, den eine ſchlaue Politik ihm ſtreute, da kannte er und gönnte ſich keine Ruhe mehr, um ſeine Pläne ins Werk zu ſetzen.

Tagelang verkehrte er mit Baeza, der mit den Seinigen bei voller Sicherheit ſeiner Perſon und ſeines Eigenthums auf ſein Landhaus zurückgekehrt war, und mit Dom Soares de Alarcano. Dieſen ſchloß ſich ſpäterhin der junge Graf von Tarouca an. Beide hatten die Abſicht, die Herzogin von Mantua, welche trotz ihrer Reklamationen durch den Erzbiſchof, ihre Freiheit nicht erlangen konnte, zu entführen. So ſchwer es auch dem Erzbiſchof wurde, der in ihr gerade ein mächtiges Vehikel ſeiner Abſichten erblickte, der mit glühender Leidenſchaft an ihr hing, dies zuzugeben, ſo widerſtand er doch ihren endloſen Bitten nicht und willigte endlich ein.

Die günſtigſten Umſtände vereinigten ſich dazu, das auszuführen. Der König, die beiden Edelleute als Mißvergnügte kennend, wünſchte ſie ſich zu gewinnen. Um dies zu erreichen, bot ſich gerade jetzt eine ſehr erwünſchte Gelegenheit. Zwei Statthalterſchaften in den portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika waren erledigt. Zu dieſen ernannte der König Alarcano und Tarouca. Die Zeit ihrer Abreiſe war beſtimmt, das Schiff, das ſie überfahren ſollte, lag auf der Rhede vor Liſſabon.

Die Verſchworenen wurden einig, daß die Herzogin heimlich in der Nacht auf Baeza's Landſitz ſich begeben ſollte. In einer Barke ſollte ſie alsdann dort von ihren Begleitern abgeholt, in Männerkleidung auf das Schiff gebracht und ſo nach Cadix eingeſchifft werden.

In der Kleidung eines Dieners des Erzbiſchofs ſollte ſie aus den Mauern von Receſſidades entfliehen und Geld die Augen der Wache ſchließen, welche an der Kloſterpforte ſtand.

Alles war bereit. Schon graute der Abend, der zur Ausführung beſtimmt war.

Ehe noch die Sonne ſchied, kam der Erzbiſchof in das Kloſter. Die Herzogin war in heftigſter Bewegung. Sie vermochte kaum, den Abend abzuwarten, der dieſes Mal unendlich zu zögern ſchien.

Auch Baeza traf im Kloſter ein. Er ſollte die Fürſtin geleiten und den beiden Rettern am Tajoufer überliefern.

Wohl hatte mit ſcharfem Blicke der Erzbiſchof die Wache gemuſtert, die am Thore ſtand. Es war ein junger Mann von ſchwermüthigem Ausſehen. Kummervoll waren ſeine Züge und düſter ſein Blick. Es war Jayme, der unglückliche Jüngling, in deſſen Armen Bella geſtorben war, der ſeitdem, jede Hoffnung aufgebend, aber voll glühenden Haſſes gegen Spanien, die Waffen für ſein Vaterland und ſeinen König ergriffen hatte. Die Hoffnung war es, welche ihn dazu vermocht, daß bald ein wilder Kampf entbrenne, wo er dann den Tod finden würde, nach dem ſein Herz ſich ſehnte. Bella's Vater war geſtorben, auch der ſeine war hinüber gegangen — ſo hatte die Welt nichts mehr für den Armen; aber ſein Herz hing am Vaterland und an Dom Carlos Noranha mit ſchwärmeriſcher Liebe. — Er kannte durch Bella den Edeln. — Mit ſcharfem Blicke muſterte er die Ein- und Ausgehenden.

Allmählich ſenkte ſich die Finſterniß auf Liſſabon herab. Jayme, der beſonders die Herzogin haßte, weil ſie einſt mit Vasconcellos verbunden war, hatte gerade dieſen Abend eine ungewöhnliche Bewegung bemerkt. Es war ihm befremdend, da er, öfters hier Wache haltend, Aehnliches noch nicht wahrgenommen. Er unterließ es nicht, ſeinem Offiziere davon Anzeige zu machen. Es war Antonio Pinto-Rybero, Dom Carlos Noranha's Freund. Auch dieſer wurde aufmerkſam und begab ſich ſelbſt auf den Poſten. Noch nicht lange war er da, als Baeza aus dem Thore trat, von einem Fackelträger begleitet, deſſen Geſicht ein breitkrämpiger Hut dem Blicke verdeckte. Dem geübten Blicke Rybero's entging die Aengſtlichkeit des Juden nicht. Er vermuthete irgend ein Geheimniß, das er jedoch noch nicht einmal ganz argwöhnte.

„Halt!“ rief plötzlich Jayme, der durch ein Vorwärtsbeugen des Kopfes das Geſicht des Fackelträgers geſehen.

„Halt!“ rief jetzt auch Pinto-Rybero, und trat vor.

Die Fackel entſank den Händen des Dieners, allein ſchnell warf Jayme ſeine Hellebarde auf die Seite und ergriff die Fackel, ſchwang ſie blitzſchnell im Kreis und entzündete die erloſchene Flamme wieder. Jetzt erblickte Pinto-Rybero die wohlbekannten, nur ſehr bleichen Züge der ſchönen Adelantada, die mit einem Schrei des Entſetzens in ſeinen, ſie auffangenden Arm ſank.

Rybero's Ruf, kräftig und weithin hallend, brachte die nahe Wache in Thätigkeit. Bald waren ſie mit Menſchen umringt.

„Faßt Baeza!“ rief er, „und helft mir, die Ohnmächtige in das Kloſter zurückbringen.“

Dies geſchah zum größten Schrecken des Erzbiſchofs.

Schnell aber ſammelte er ſich und wollte, eine imponirende Weiſe und Haltung annehmend, Pinto-Rybero Vorwürfe machen, daß er Baeza's Diener auffange.

„Schweigt jetzt, Herr Erzbiſchof!“ donnerte ihm der junge Mann zu, „und danket Gott, wenn Ihr nicht in ſichern Gewahrſam gebracht werdet!“

Als die Lichter heller auf die Ohnmächtige fielen, erwachte ſie; allein der Schrecken hatte ſie faſt ihrer Sinne beraubt.

„Hab' ich die Briefe noch?“ rief ſie, und griff nach der Binde, welche ihre Hüfte umſchloß. Sie fielen heraus und Pinto-Rybero faßte ſie; dann ſtellte er eine doppelte Wache vor das

Kloſter, ließ Baeza vor ſich her führen und eilte nach dem königlichen Palaſte auf dem Commerzio.

Schnell verſammelten ſich die Staatsſecretäre zum Rathe des Königs. Die Briefe wurden erbrochen und das ganze Gewebe von Trug und ſchnöder Undankbarkeit enthüllte ſich vor den erſtaunten Blicken des Königs und der Miniſter.

Nun wurde eine Galeaſſe bemannt, die beiden Statthalter gefangen zu nehmen.

Dieſe hatten mit ihrer ſtark bemannten Barke an Baeza's Garten, da, wo einſt Saavedra den ſchändlichen Verſuch gemacht, die ſchöne Dina zu entführen, bis zur neunten Abendſtunde gewartet; dann waren ſie, als die Erwarteten nicht kamen, nach dem Schiffe zurückgekehrt, in der Hoffnung, daß vielleicht die Einſchiffung der Herzogin im Hafen ſelbſt gelungen ſei. Das gänzliche Ausbleiben flößte ihnen endlich Mißtrauen am Gelungenſein des Plans ein. Ein günſtiger Wind ſchwellte die Segel und, auf eigene Sicherheit bedacht, ließen ſie die Anker lichten. Als die Verfolger nahten, war das Schiff aus Liſſabons Geſichtskreis, und ſtatt in Afrika, landeten die Beiden bald darauf in Cadix, ihrem Könige den ſchweren Verluſt eines Schiffes zufügend, an denen der Staat ſo ſehr Mangel litt.

Bis tief in die Nacht blieben die Räthe bei dem Monarchen, über den Erzbiſchof berathend. Die Briefe waren aber vorſichtig verfaßt, ſo daß ſie nicht wohl Grund fanden, ihn der Verrätherei zu beſchuldigen. Joao IV., der gerne vergab, erließ um ſo lieber die Strafe, als er hoffen mochte, den Hartnäckigen zu gewinnen. Seiner Haft wurde er mit ernſten Warnungen zwar entlaſſen; allein die ſchwerſte Strafe für ihn war das Verbot, Neceſſidades nicht mehr zu betreten und die ſtrengere Haft der Herzogin von Mantua, welche er ſich allein zuſchreiben mußte. — Baeza aber, der der Verrätherei überwieſen war, wurde in den Thurm von Belem gebracht, um dort ſeine weitere Strafe zu erwarten.

Der Morgen des nächſten Tages vergoldete kaum Liſſabons Thürme, als das Gerücht des ſchändlichen Verrathes ſich durch die Stadt verbreitete. Vor dem Kloſter Neceſſidades ſammelte ſich eine ungeheuere Volksmenge, welche, von Rache glühend, verlangte, daß die Herzogin in das Fort Sanct Julian als Staatsgefangene gebracht und der Erzbiſchof gerichtet werde. Nur mit Mühe vermochte Pinto-Rybero ihnen einleuchtend zu machen, daß nicht er, ſondern allein der König ihnen willfahren könne.

So zog der ſtets wachſende Volkshaufe unter den wüthendſten Verwünſchungen vor das königliche Schloß am Commerzio, wo ihr Wuthgeſchrei fürchterliche Strafe für die Verräther des Vaterlandes forderte. Umſonſt ſchickte der König ſeine Miniſter, das Volk zu beruhigen; Joao ſelbſt mußte es über den Stand der Sache aufklären und zufrieden ſtellen. Wohl legte ſich ſeine Wuth jetzt allmählich; aber es bildeten ſich noch um Mittag Gruppen von Bürgern, welche die allzu große Milde des Königs als ein Unrecht anſahen. Erſt da beruhigte ſich das Volk vollſtändig, als die Herzogin von Mantua, zwar mit allen Ehren ihres Standes und allen zarten Rückſichten auf ihr Geſchlecht, doch aber als Staatsgefangene, in das Fort Sanct Julian gebracht wurde.

Natürlich vergrößerte ſich das Gerücht ins Ungeheuere, je weiter es der Mund des Volkes von der Hauptſtadt trug. So kam es zu den Ohren Dom Carlos Noranha's, der in Matos' ſtillen Mauern ein Einſiedlerleben geführt.

Er eilte Lisboas Mauern zu, begab ſich ſogleich in das königliche Schloß, und vernahm aus dem Munde ſeines königlichen Freundes den Rettungsverſuch des Erzbiſchofs und des Juden.

Dom Carlos war ergrimmt über die Ränke des Erzbiſchofs von Braga, ſeines Oheims. Er kannte dieſen Mann genugſam, um vor ihm den König zu warnen, um ihn zu beſtimmen, ihn ſcharf beobachten zu laſſen. Daß der Jude für Jenen die Buße trage, ſah Jedermann ein, und da man nicht ahnte, wie nahe er dem Primas des Reiches ſtehe, ſo bemitleidete ihn auch wenigſtens diejenige Klaſſe, welche nicht von blindem fanatiſchem Haſſe erfüllt war. Auch Dom Carlos gehörte zu dieſen. Dina's Kummer über dies Geſchick des Vaters, er konnte ihn ermeſſen — er ſah im Geiſt ihr bleiches, leidendes Antlitz, ihre Thränen, und ſeine Phantaſie ſchilderte ihm dieſen Zuſtand ſo herzergreifend, daß er ſogleich den Entſchluß faßte, Baeza zu retten. Er ſtellte darauf dem Könige vor, wie doch ein Gefühl tiefer Dankbarkeit in der Seele Baeza's ihn zu ſolcher That vermocht, und wie er deßwegen ſchon einer königlichen Gnade nicht unwürdig ſei. Joao IV. erkannte das gern an; war auch nicht im Mindeſten geneigt, ihn ſchwer zu ſtrafen; allein er ſtellte Dom Carlos vor, wie es in dieſem Augenblicke, wo der leiſeſte Verdacht des Volkes ſeine ganze Leidenſchaftlichkeit erwecken würde, völlig unthunlich ſei, Baeza frei zu geben; es ſtehe indeſſen dem nach einiger Zeit nichts weiter im Wege. —

Auf Baeza's Landſitz ahnte man nichts von dem, was ſich in der Hauptſtadt begeben. Ohnehin war ein unheilbringender Geiſt in die Räume, wo ſonſt der Friede und das harmloſeſte Lebensglück geherrſcht, eingekehrt.

Editha, Jüdin von ganzer Seele und mit der ganzen Heftigkeit bejahrter Frauen dieſes Volkes, war unglücklicher Weiſe Ohrenzeuge jener Unterredung geweſen, die Dom Carlos mit Dina geführt, als Baeza in Madrid ſich befand. Sie hatte mit Beben vernommen, daß das Geheimniß, das ſie und ihre Familie verderben mußte, wurde es anders der Inquiſition bekannt, die jetzt weit ſtrenger war, als ſelbſt unter der ſpaniſchen Herrſchaft, Dom Carlos kannte; ſie hatte aber auch die ganze Macht und Größe der Liebe kennen gelernt, welche die Herzen der beiden Liebenden erfüllte. Ihr ſchwindelte, dachte ſie daran, was aus dieſer unglücklichen Neigung für ihren Liebling entſtehen ſollte. Mit innerem Widerſtreben befolgte ſie des Bruders Befehl, nach dem ſchönen Landſitze zurückzukehren, wo jeder Gegenſtand Dina'n an das ſüße Glück mahnen mußte, das ſie hier einſt genoſſen. Indeſſen war ſie, gehorſam dem Befehle des Bruders und zu Dina's größter Freude, dorthin zurückgekehrt. Sie fürchtete heimlich, Dom Carlos möge bald wiederkehren; allein ſie ſah ein, daß ſie ſich verrechnet hatte. Selbſt in Liſſabon war er nicht, das hatte ſie erforſcht. Beruhigt von dieſer Seite, machte ihr Dina nun deſto ſchwereren Kummer. Anfänglich war ſie heiter, obwohl ſie das Alleinſein liebte und in ſüßem Schwärmen, im Schwelgen in den ſchönſten Erinnerungen ihres Daſeins ſich glücklich zu fühlen ſchien. Man ſah es ihr aber beſtimmt an, wie ſie von Tag zu Tag einer heißern Sehnſucht ſich hingab. Stundenlang ſtand ſie an einem Fenſter, das auf den Weg nach Liſſabon ging. Sie ſprach nichts über dieſen Zuſtand ihres Herzens, aber ihre bleichenden Wangen, ihre tiefen Seufzer, ihre heimlichen Thränen ſprachen mehr, als Worte. Auch von Dom Carlos redete ſie nicht; allein wurde der Namen genannt, ſo flog eine friſche Röthe über ihre Wangen und ein Blitz leuchtete aus dem Auge; aber er kam nicht und auch keine Kunde von ihm. Editha kannte die Quelle des Wehes und wagte es doch nicht, irgend etwas zu thun, es zu mildern.

Um dieſe Zeit kehrte Baeza zurück aus Spanien. Wohl verbreitete dies hohe Freude im Haus — aber trotzdem blieben Dina's Thränen und ihre Seufzer. Editha konnte nicht umhin, ihren Bruder mit Allem vertraut zu machen, und auch er erſchrak ob der Kunde, daß ſeine Liſt eine ſo gänzlich unerfreuliche Folge gehabt. Er war in Dom Carlos' Hand. Kam die Inquiſition hinter ſein Geheimniß, ſo war er verloren. Lange Zeit war der ſonſt ſo ſchlaue, gewandte Jude völlig ohne feſten Entſchluß. Das blieb ihm am Ende feſt ſtehen, daß er auf alle Weiſe die Liebe Dom Carlos' für Dina benutzen müſſe, ihn an ſich zu feſſeln. Durch ihn, der Mitglied des Staatsrathes war, ohne aber irgend eine Auszeichnung anzunehmen, hoffte er, ſich ſelbſt von dem unterrichten zu können, was dort geſchah und berathen wurde.

Er fing ſelbſt mit Dina an, von ihm zu reden und ſuchte gewiſſermaßen dadurch ſeine Zuſtimmung zu ihrer Liebe zu bezeugen. Was Editha befürchtete, Dom Carlos möge Dina zur Chriſtin machen, das fürchtete er nicht. Kannte er doch Dina's tiefe Anhänglichkeit an ihren Glauben hinlänglich, um überzeugt zu ſein, daß nichts ſie darin irre machen konnte, hatte er ja doch ſelbſt dieſe

Saat geſäet, um zu wiſſen, welche Frucht ſie trage. Sah ſie ja doch den Kirchenglauben der Portugieſen, in dem ſo mächtig das ſinnliche Element vorherrſchte, als Götzendienſt an, und hatte ſie doch die Proceſſionen der Heiligen, bei denen die Puppen derſelben im widerlichſten Putz umher getragen und geführt wurden, hundertmal mit tiefem Abſcheu ebenſo bezeichnet. Baeza kannte aber auch das reine, edle Gemüth Dina's, darum rückte er nur langſam mit ſeinen politiſchen Beweggründen und Abſichten hervor, aus dem ſchändlichen Religionsdrucke ſeines Volkes das Erlaubtſein ſolcher Pläne ableitend und die Ausſicht geltend machend, daß unter der rückkehrenden ſpaniſchen Herrſchaft ein beſſeres Loos ſeinem Volke fallen würde, zumal ihm ſowohl Olivarez, als der Erzbiſchof von Braga, Verſprechungen gegeben, die ihn, half er das gewünſchte Ziel erreichen, noch Kühneres hoffen ließen.

Mit Staunen, aber auch mit einem von Augenblick zu Augenblick ſich ſteigernden, tiefen ſittlichen Unwillen hörte ſie des Vaters Rede an.

„Ihr habt Euch getäuſcht in Eurem Kinde, mein Vater," ſagte ſie, mit edlem Stolze ſich erhebend „Dina's Liebe wird nie das Werkzeug unedler Plane, oder politiſcher Rückſichten. Wie Ihr über die denk', welche über uns gebieten, das ficht mich nicht an," fuhr ſie fort, „und nie werde ich die Hand dazu bieten, weil ich mich und ihn, weil ich das reine Gefühl, das ich im Herzen trage, herabwürdigen würde, wollte ich es zur Magd Eurer ehrgeizigen Pläne hergeben. Ich liebe Dom Carlos, weil er edel iſt. Ich bin ihm zum heiligen Dank verpflichtet; denn er rettete mir mehr als das Leben; allein lieber verſagt mir, oder lieber verſage ich mir ſelbſt auf immer ſeinen Anblick, als ich zu ſolchen Handlungen Hilfe leiſte."

„Gewiß," ſagte Dina nach einer Pauſe, in der ſie Baeza liebevoll anblickte, „das will mein Vater nicht, daß ich mich ſelbſt verachten müßte."

Baeza lachte. „Thörichtes Mädchen!" rief er aus, „du wollteſt das ſo hoch in Anſchlag bringen, was die Klugheit von uns heiſcht, während dieſe Chriſten uns wie wilde Thiere hetzen, uns jedes Recht, ſelbſt das, Gott zu dienen, verſagen, uns verdammen, wie Verworfene? — Noranha iſt ein edler Menſch, ſagſt du; gut; iſt er nicht aber ein Chriſt wie ſie Alle, der uns als Verdammte betrachtet, weil wir nicht vor ſeinen Bildern knieen, weil wir nicht erſt durch unſers Gleichen zu Gott unſere Zuflucht nehmen, ſondern ihn unmittelbar ſelber in Glauben und Vertrauen anrufen? Glaubſt du nicht, daß, wenn Carlos Noranha dir Liebe zulächelt, er doch im Inneren vor der verworfenen Jüdin ſchaudert und dich als eine Verdammte anſieht. Und zu was ſoll dieſe Liebe mit dem Feinde deines Volkes, dem Verräther deiner Religion, führen? Haſt du dich das noch nicht gefragt?" — Zornig ſah er ſie an. Er hatte in dieſem Augenblick alle ſeine berechnende Klugheit vergeſſen und ſein Inneres trat in der gereizten Stimmung ſeines Weſens ungeſchminkt hervor. „Deinen Vater und dich elend zu machen, dazu biſt du nicht fähig, Dina, denn du biſt keuſch, wie Iſraels edelſte Tochter; die Buhlerin eines Ungläubigen! Kind, mein Blut gerinnt, wenn ich das denken könnte! Siehe, meine Hand würde dir das Meſſer in die Bruſt ſtoßen und dich lieber verbluten ſehen, als daß ich dir fluchen müßte. Fluchen! Gott ſei meiner Seele gnädig!" rief er, und faltete die Hände vor der Bruſt. „Was ſoll's aber am Ende? — Ein ſieches Herz durchs Leben tragen, ſchmachten — Kind, dazu biſt du zu vernünftig, zu weiſe. Darum iſt nur eine Abſicht denkbar — die, ihn benutzen zu unſeren Zwecken und losſteuern auf ein Ziel, das einſt noch unſerm Volk erſprießlich wird. Ich fordere Gehorſam."

Dina war bleich wie eine Todte geworden. Sie ſchauderte vor ihrem Vater. Wie wenig begriff er ihre Gefühle, ihre Geſinnungen. Wie unedel dachte er von ihr. Das ſchmerzte ſie unbeſchreiblich.

„Nun?" fragte er nach einer Weile, in der ſie ſtumm, faſt erſtarrt dageſtanden hatte.

Sie trat vor ihn hin mit dem klar erwachten edlen Gefühle.

„Nehmt das Meſſer jetzt ſchon," ſprach ſie, „und ſtoßt es in meine Bruſt. Ich will Gott dafür danken, denn Eure Worte ſind vergiftete Dolche, die doppelt tödten. Habt Ihr, mein Vater, keine beſſere Ueberzeugung von Eurem Kinde — ſo iſt mir das Leben ein Greuel, und flehen will ich zum Herrn der Heerſchaaren, daß er mich hinwegnehme; aber gehorchen werde ich Euch in dieſer Weiſe nie, weil ich es Gott mißfällig halte. Sind die Chriſten unedel, was berechtigt uns, ihnen nachzuahmen? — Nein, achten ſoll mich Dom Carlos ſtets. Verachten müßte er mich und ich mich ſelbſt, böte ich zum Betruge des Mannes die Hand, der mit Gefahr des eigenen Lebens das meine und meine Ehre rettete."

„Gehe hin und werde eine Unreine!" rief im höchſten Grimme der Jude. „Laß dich mit Waſſer begießen und ein Kreuz auf deine Bruſt und Stirne machen und werde Chriſtin! Kniee nieder vor die Bilder der Heiligen, daß der ſtarke und eifrige Gott deine Miſſethat heimſuche, der da geſagt hat, du ſollſt ſie nicht anbeten, noch ihnen dienen."

Er rannte wie wüthend hinaus und kam nicht wieder; denn ſein Weg führte ihn nach Liſſabon, wo an jenem Abende die Rettung der Herzogin von Mantua beabſichtigt wurde — er wanderte in den Thurm von Belem. —

Wer aber konnte die Stimmung beſchreiben, in welcher Dina zurückblieb? Sie lehnte die heiße Stirn an die kalte Mauer des Zimmers und Ströme von Thränen rannen auf den kalten Steinboden hinab. So war ihr Herz nie verwundet worden, als von dem Vater; darum blutete es auch unaufhaltſam und die Nacht brachte ſie in wilden Fieberträumen hin.

Als er nun nicht heimkehrte — da grenzte ihr Zuſtand an Verzweiflung. Sie ſandte Boten auf Boten nach Liſſabon. Endlich wurde ihr die Nachricht zu Theil, daß ihr Vater im Thurme von Belem als Aufrührer ſitze in ſtrenger Haft.

Dina war außer ſich. Auf ihren Knieen rang ſie im Gebete für des Vaters Rettung; aber das Gebet blieb unerhört. Editha ging jammernd umher.

„Wer wird unſer Retter in dieſer Noth?“ rief ſie verzweifelnd aus.

Da antwortete in Dina's Herzen eine Stimme: Dom Carlos! Er, o, er allein war es ja, von dem ſie Hilfe hoffte.

Aber, wo war er? Wo blieb er? Wo ſollte ſie ihn ſuchen? Wer konnte Antwort auf dieſe Fragen geben? —

Sie rief ihren treueſten Diener, den alten David, daß ſie ihn ausſende auf Kundſchaft, wo Dom Carlos ſei.

Der Diener war weggegangen. Dina's ſchwergequältes Herz athmete leichter in gewiſſer Vorausſicht, daß er gefunden würde; ja, ein dunkles Gefühl verhieß ihr ſelbſt, er werde zur Stunde der Noth ungerufen kommen.

So ſaß ſie denn dort, wo der Blick über des Tajo ſilberne Fläche glitt und die reizendſte Landſchaft der Erde ſich vor dem Auge entfaltete. Ueber ihr wölbte ſich das Laubdach zweier Maulbeerbäume zur dichten Laube; aber das Auge ſah nur den Vater in ſchweren Feſſeln, wie er die Arme nach ihr ausbreitete, und ſie hörte nur den Ruf: Rette mich! Rette mich!

Dina ſchauderte zuſammen vor den Schreckensbildern ihrer eigenen Einbildungskraft und drückte die Hände vor das thränenſchwere Auge. Seufzer arbeiteten ſich aus der beklommenen Bruſt hervor. „O, warum biſt du jetzt ferne,“ ſagte ſie mit klagendem Vorwurfe, „du, der du mir nahe warſt, rettend und helfend, in den ſchwerſten Stunden meines Lebens? Carlos, Carlos, kennteſt du Dina's Weh, kennteſt du ihres Herzens namenloſe Angſt, ihre heiße Sehnſucht nach dir — o, du eilteſt herzu, wo du auch biſt, und böteſt der Sinkenden die Hand, daß ſie ſich aufrichte an dir.“

Da neigte ſich ein theueres Antlitz an dem Stamme des Maulbeerbaumes zu ihr nieder und lächelte ſie an. Sie erſchrak und ſchrie auf. Sie meinte, es ſei wieder eines jener Bilder ihrer Einbildungskraft, ein verkörperter Gedanke ihrer Seele. Aber die Geſtalt wich nicht. Sie lächelte fort. Sie liſpelte mit ſüßem, herzgewinnendem Tone: „Dina, meine Dina!“

Da wagte ſie's, ſie nochmals anzublicken — und vor ihr ſtand im Schmucke ſeiner männlichen Schönheit, die durch den Zug von Melancholie nur noch erhöht war, Dom Carlos.

„Carlos!" rief ſie, und flog an ſeine Bruſt. Aller Schmerz, alles Weh war gewichen. Die Seligkeit des Himmels ſenkte ſich in ihre Bruſt. Sie hatte ihn wieder, und mit ihm die Gewißheit, daß er nicht hoffnungsleer käme.

Die Seligkeit des Wiederſehens nach langer und ſchmerzlicher Trennung erfüllte die Herzen und ließ keinem andern Gedanken Raum. Selbſt des Vaters dunkles Geſchick trat in dieſem Augenblicke zurück und ließ dem liebenden Herzen ſeine unentreißbaren Rechte.

Als aber dieſer Rauſch des Entzückens zerrann und der lichtere Strahl des Bewußtſeins in das Innere fiel, da kehrte in Dina's Bruſt das heilige Gefühl der Kindesliebe zurück. Sie ergriff Dom Carlos' Rechte und ſagte mit unbeſchreiblicher Bewegung:

„Kennt Ihr das Geſchick meines unglücklichen Vaters?"

„Ich kenne es," antwortete er ruhig.

„O, wo iſt er? Wie geht es ihm?" — ſtürmte ſie hervor.

„Im Thurme von Belem!" war die Antwort.

Ein Schrei des Entſetzens entrang ſich dem Herzen des Mädchens. Sie wankte und nur Dom Carlos' Arm ſchützte ſie vor dem Umſinken.

„Ach," klagte ſie, „iſt nicht eine Sage im Volke, daß lebend Niemand dieſen entſetzlichen Thurm verlaſſe? O, mein Vater!"

„Dina," ſprach Carlos, „war ich nicht auch in dieſem Thurme? Sieh', ich lebe und halte Dich in meinem Arme."

Sie ſah ihn fragend an. „Soll das ein Wort der Hoffnung ſein, Dom Carlos Noranha?" fragte ſie.

„Es iſt's," entgegnete er freudig, und ſeine Blicke ſogen das liebreizende Bild ein, das er in ſeinen Armen hielt; denn das Weib iſt nie ſchöner, als wenn der Lichtſtrahl einer tagenden Hoffnung ſich in den Thränen des Auges bricht und das Morgenroth einer ſchönern Zukunft auf die bleichen Wangen haucht.

„O, du Bote Jehova's!“ rief ſie in hoher Begeiſterung, „der du wie ein Engel des Lichtes Hoffnung und Rettung bringſt dem, der da wandelt im finſtern Thal und ſitzt im Schatten des Todes. Möge der Herr über dein Haupt gießen die Ströme ſeiner Freude und dich ſegnen mit den Gütern ſeines Hauſes! Sela!“

„Iſt das nicht der reichſte Lohn, wenn ich einen verdiene,“ ſagte er mit Rührung, „daß du liebend an meiner liebenden Bruſt ruheſt?“

„O, meine Liebe iſt das Blümchen, das im Graſe blüht und nur wenig duften kann, das vielleicht bald der Fuß zertritt — was kann ſie lohnen, wo ſo groß die Schuld iſt!“ ſprach das Mädchen.

„Deine Liebe? O Dina, möge nie mein Herz dieſes Lohnes entbehren. Sie allein gibt meinem Leben Zweck und Bedeutung noch, da mein Werk vollbracht iſt.“

„Nein, nein!“ rief ſie leidenſchaftlich aus, „dein Werk iſt noch nicht zu Ende. Großes und Herrliches zu wirken, iſt dein Beruf. Leidende gibt es immer — ihr Helfer biſt du ja! O rede, was darf Baeza's unglückliche Tochter hoffen?“ —

„Seine Freiheit, und mehr, ſeine Rückkehr auf den Weg der Pflicht und des Rechts!“ —

„Wie?“ rief Dina, „hat er den verlaſſen! O ſage, du lügſt, mein Retter!“

„Er hat gefehlt gegen das Geſetz, hat gefehlt gegen das Vaterland, dem er als Mann andere Pflichten hat, als den Verſuch, ſeiner Feinde Macht zurückzurufen, die ſo lange es in ſchmachvolle Bande geſchmiedet. Siehe, Dina, des Geſetzes Spruch iſt hart. Tod dem Verräther des Vaterlandes. So lautet er.“

„Gott meiner Väter!“ ſchrie das entſetzte Mädchen.

„Aber ſiehe,“ fuhr er fort, „im Herzen eines guten Königs wohnt eine andere Macht, die des Geſetzes ehernen Arm beugt, ihm das Schwert aus der Hand windet — es iſt die königliche Gnade — ein Strahl göttlicher Milde.

„Ja,“ fiel Dina ein, „der Herr lenkt der Könige Herzen wie Waſſerbäche!“ —

„Wohl,“ ſprach Dom Carlos; „der Herr hat auch das Herz Joao's de Braganza gelenkt. Er hat deinen Vater, der das Leben verwirkt, begnadigt.“

„O, auch Ihr, Dom Carlos, wart hier thätig, es ſagt mir's mein Herz. Verſchweigt es mir nicht. Meine Dankbarkeit kann zwar nicht größer werden, weil ich weiß, daß es ſo iſt.“

„Wozu das?“ ſagte Dom Carlos — „genug, er iſt gerettet. Doch noch darf er Belem nicht verlaſſen. Noch iſt des Volkes Wuth zu groß. Sie muß ſich erſt gelegt und die Fluth des Zornes zur Ebbe der Ruhe ſich gewandelt haben, daß er ſicher iſt vor ſeiner Rache — dann kehrt er wieder, ich bürge dir.“

„Jetzt alſo noch nicht?“ fragte ſie ſchmerzlich.

„Nein, meine Dina; dein Vater würde auf jedem Schritt und Tritte, wenn ihn das wilde Volk erkennt, ſeines Lebens unſicher ſein. Darum gedulde dich. Daß ihm dort Nichts abgehe, das iſt meine Sorge. Darauf verlaſſe dich feſt. Erſt wenn einige Wochen herum und die Ereigniſſe dieſer Tage vergeſſen ſind, bringt ihn Carlos dir wieder.“

Sie ſah die Nothwendigkeit ein und pries die Beſonnenheit des Geliebten.

Jetzt aber zog ſie ihn zum Hauſe, daß auch Editha's Herz leichter werde.

Freude herrſchte wieder im Hauſe, und Dom Carlos war der Abgott Aller, weil an ſein Erſcheinen im Hauſe immer ſich eine Rettung aus Noth und Gefahr knüpfte.

Täglich war Dom Carlos hier, und die erſten ſeligen Tage ſeines Liebeglückes kehrten wieder. Nie kam die Religion zur Sprache, und Editha, die oft heimlich die Unterredungen der Liebenden belauſchte, ſtimmte in Dina's begeiſtertes Lob allmählich immer herzlicher ein.

Auch in der Nähe des geliebten Königs Joao des Vierten hatte der Verrath ſchon ſeine Stätte gefunden. Der Herzog von

Aveyro und der Marquis von Villareal, heimlichen Groll tragend, daß Einer, der im Range nicht höher als ſie ſelbſt ſtand, nun ihr Gebieter war, deſſen Willen ſie gehorſamen mußten, vor dem ſich zu beugen die Würde forderte, welche ihm des Volkes einſtimmiger Wille zuerkannt, waren es müde, als Kammerherren eines Fürſten zu handeln, deſſen Stand ſie ihm gleich ſtellte. Beide gehörten zu den Mißvergnügten, weil ihres Ehrgeizes und ihrer Habſucht ſchnöde Forderung nicht befriedigt worden war.

Sie Beide waren Ohrenzeugen, daß Dom Carlos Noranha zu dem König geſagt, er ſolle ſeinen Oheim ſtrenge beobachten laſſen, weil der Ränkeſüchtige nicht ruhen würde, bis er ſeines Haſſes Ziel erreicht, das Haus Braganza vom Throne zu ſtürzen.

Längſt hatten Beide, obgleich ſie gleiche Geſinnung nährten, ſich mit dem Auge des Mißtrauens aus einiger Entfernung beobachtet. Keiner wußte, ob er dem Andern ganz trauen dürfe. Ein Moment vermittelte; es war der, wo Dom Carlos jene Worte ſprach; denn Beide richteten längſt ihre Blicke auf den Erzbiſchof von Braga, in dem ſie Denjenigen erkannt, der mit eiſernem Willen alle anderen Eigenſchaften verband, welche geeignet waren, ihn zum Haupt einer Partei zu ſtempeln.

Bald wußte es der Erzbiſchof. Er gerieth, ohnehin durch ſeine vereitelten Plane leidenſchaftlich gereizt, in ungeheuren Zorn über ſeinen Neffen, den er bodenlos haßte, ſeit er wußte, daß er das Haupt der Revolution war und eigentlich den erſten Anſtoß gegeben, das Haus Braganza auf den Thron zu erheben. Schon längſt hatte er ihm empfindliche Rache geſchworen; jetzt ſtand es feſt, daß er ſie ſich gewähren müſſe.

„Gut,“ ſagte er zu dem Herzog von Aveyro, „daß das Schaf, das die Krone Portugals aufs Haupt bekam, ohne zu wiſſen wie, zu kurzſichtig iſt, als daß er in mir ſeinen gefährlichſten Gegner erkenne; indeſſen, wenn dies auch wäre, mich ſchützt der unüberſteigliche Wall meiner Würde und die undurchdringlichen Mauern der Kirche vor jedem Angriffe von frevelnder Hand. Meine Pflicht iſt es, dem Eide treu zu bleiben, den ich Philipp von Spanien geleiſtet. Mag mit Eiden ſpielen, wer da will, ich, der erſte Diener der Kirche Portugals, muß zeigen, wie es eine heilige Pflicht iſt, ihn zu halten, da ich überzeugt bin, daß Alle die zur Hölle fahren, welche es mit Braganza halten, weil ſeine Sache gottlos iſt.“

Das war die Sprache, die der Herzog von Aveyro gerne hören mochte. Auch er ſprach ſich in ähnlichem Sinn und Geiſt aus.

Freudig ergriff der Erzbiſchof dieſe Gelegenheit; denn ihm galt es, tüchtige Leute an die Spitze ſeines tollkühnen Unternehmens zu ſtellen. Darum hatte er längſt den Späherblick nach allen Großen Portugals ausgeſchickt, ihre Geſinnung zu erkunden. Ueberall verbarg man die eigentliche Meinung, wenn man nicht für die neue Dynaſtie war. Am längſten beſchäftigten ihn die beiden Kämmerer des Königs, der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, da er des Glaubens war, daß, trotz dieſer nahen Verbindung mit dem König, ihre Geſinnung doch mit der ſeinigen harmonire. Ueberdies gehörten die Häuſer der Aveyro's und Villareal's nächſt dem der Braganza's zu den mächtigſten des Königreichs; auch ſie führten ihre Stammbäume bis zu den alten Königen Portugals hinauf, und Villareal trug lange den Gedanken im Herzen, daß, wenn wirklich eine Revolution entſtehen ſollte, die Krone ihm gehöre. Beide hatten an der Revolution, wie viele Andere der Granden erſten Ranges, keinen Antheil genommen. Spaniens Politik war ſo weiſe und klug geweſen, ſich den höchſten Adel zum Freunde zu erhalten, wenigſtens dies zu verſuchen. Dann war der verworfenſte Grundſatz der Politik, der freilich faſt immer zum Ziele führt: Trenne und herrſche! hier eben recht ausgeübt worden. Man fachte die Flamme der Eiferſucht nur an und war dann gewiß, daß man ſie Alle, ohne Ausnahme, in der Schlinge hatte. War es nicht die Krone — ſo konnte die Revolution ihnen Nichts geben, als höchſtens einen König, über deſſen Schulter oder Haupt ſie ſahen. Dies wußte der Erzbiſchof, darum ergriff er mit Vergnügen die Gelegenheit, ſich kräftig darüber auszuſprechen.

Der Herzog von Aveyro war noch ein Jüngling, den man lenken konnte, wie man wollte; dem ein abentheuerliches Unternehmen eben recht reizend erſchien.

Villareal aber war ein Mann jenſeits der Sonnenhöhe des Lebens, in deſſen Bruſt aber die Seele eines Jünglings wohnte. Sein Unternehmungsgeiſt kannte kein Hinderniß, ſeine Thätigkeit keine Raſt, ſein Ehrgeiz keine Grenze, als am goldenen Reif des Königthums; dabei aber war ſein Geiſt beengt, und der Ueberlegenheit des Erzbiſchofs unterwarf er ſich blindlings, als dieſer die Macht ſeiner glänzenden Beredſamkeit aufbot, um ihm durch Spaniens ungeheure Größe und Macht, im Gegenſatze zu Portugals Schwäche, die Unmöglichkeit zur Anſchauung zu bringen, daß Portugal im Kampf obſiege. Endlich wußte der Erzbiſchof recht gut den mißtrauiſchen Charakter Joao's de Braganza gegen die von ihm vielgerühmte Großmuth Philipp's von Spanien ins wohlberechnete Licht zu ſetzen und auf die Schmach der Unterwerfung unter den Willen eines Gleichberechtigten hinzuweiſen, die Villareal längſt drückend genug im ehrgeizigen Herzen empfand. — Klug rückte Dom Sebaſtian de Matos-Noranha ſeinem Ziel immer näher und erreichte es endlich vollſtändig, als er Villareal die Statthalterwürde des Reiches zuſagte, wozu er bevollmächtigt zu ſein vorgab.

Mit ganzer Seele ergab ſich Villareal an den Erzbiſchof. Glücklich, daß ihm dies gelungen, wirkte er nun unabläſſig, und die Revolution wurde in immer größeren Kreiſen beſchloſſen. Einzelne Prieſter, Kreaturen des Erzbiſchofs, die mit der Lockſpeiſe reicher Pfründen geködert wurden, mußten in allen Ständen wirken und thaten's mit nur allzu ſicherem Gelingen.

Es fehlte nur Eins — und dies war eine Hauptſache — Geld. Dazu war Baeza nöthig, und der ſeufzte im Thurme von Belem. Ihm gleich war kein Anderer, und darüber war der Erzbiſchof längſt mit dem Großinquiſitor, Dom Francisco de Caſtro, Biſchof von Guarda, einig, daß man dem Juden Alles, ſelbſt freie Duldung ſeines Glaubens und die Erlaubniß einer öffentlichen

Synagoge, zuſagen dürfe, um ihn zu ihren Zwecken zu benutzen, ohne jemals verbunden zu ſein, es zu halten. Dom Sebaſtian kannte ihn aber zu gut, um nicht des Sieges gewiß zu ſein, wenn er ihn nur wieder beſeſſen hätte.

Den Morgen darauf, als Dom Sebaſtian de Matos-Noranha ſich Villareal's ganze Theilnahme geſichert hatte und nun auch ein Haupt für ſeine Wiederherſtellungsrevolution beſaß, trat Dom Belchior Correa da Franca in ſein Gemach.

Dieſer Belchior Correa war ein Glücksritter jener Art, wie ſie zur Zeit Colombo's, oder des Prinzen Heinrich, Spanien und Portugal zu Hunderten beſaß. Leichten Säckels lockte ſie jede Ausſicht auf Gewinn eines beſſern Looſes. Ritterlich, zu Abentheuern aller Art geneigt, beſonders wenn ſie recht ausſchweifender Art, der wilden Phantaſie ein freies Feld gewährten; weiten Gewiſſens kam es ihm auf ein Bubenſtück nicht an, wenn es galt, ſeinen Zwecken förderlich zu ſein. Dieſer Menſch, brauchbar zu Allem, nur nicht zu etwas Tüchtigem, war unter Vasconcellos' Aegide in den Staatsdienſt getreten, hatte ſich als exaltirter Anhänger des Unterdrückungsſyſtems ſeines Gönners, oder vielmehr deſſen Gönners, Olivarez's, ausgezeichnet und war bei der Revolution am 1. December kaum dem Tod entgangen und natürlicherweiſe brod- und amtlos geworden. Der Erzbiſchof kannte ihn wohl, darum unterſtützte, ja ernährte er ihn und war nun gewiß, an ihm einen treuen Helfer zu haben, da ihm außerdem, wenn Alles wohl gelang, was man beabſichtigte, eine anſehnliche Stelle geſichert war.

Dieſer Mann, von kleiner, ziemlich korpulenter Statur, krauſem, ſchwarzem Haare, gelbem Geſichte, kleinen ſtechenden Augen und großem Mund — einem Geſichtsausdruck endlich, der Jedem den Schurken ſchon in weiter Entfernung kenntlich machte, trat in des Erzbiſchofs Gemach, ſich in tiefſter Devotion verneigend.

„Was bringſt du, mein Sohn Belchior?“ fragte ſüß ihn anlächelnd der Würdenträger der Kirche.

„Mehr Eminenza,“ ſagte in einem Tone, der jedes an Wohlklang gewöhnte Ohr ſchwer hätte verletzen müſſen, Dom Correa, „mehr, als Eurem Neffen Dom Carlos Noranha lieb iſt und Ihr erwarten dürftet.“

„So?“ fragte neugierig der Erzbiſchof und drehte den Polſterſeſſel, ohne ſich zu erheben, dem Redenden zu.

„Eurem Befehle gehorchend, habe ich ihn ſeit kurzer Friſt ſehr genau beobachtet. Mir fiel es auf, daß er ſo oft nach dem am Tajo liegenden Landſitze des Juden Pedro de Baeza ſchleiche, und ich witterte irgend ein verliebtes Abentheuer. Ihm nachſchleichend, gelang es mir endlich geſtern Abend, in den Garten zu bringen. In einem Gemache, deſſen Laden nicht geſchloſſen waren, ſah ich denn, wie die engelſchöne Jüdin an ſeiner Bruſt lag im ſüßen Spiele der Liebe. — Wie gefällt Euch das?“ —

„Verfluchter Bube!“ brüllte im wüthendſten Zorne der Erzhirte Portugals. „Umgang mit einer Jüdin pflegt er? Gut, ſo iſt er dem Arme des heiligen Officiums verfallen und dein Dolch, Correa, mag von ſeinem Blute rein bleiben. Dank dir für dieſe Nachricht!“

„Meine Schuld wächſt gegen dich,“ fuhr der Erzbiſchof, zu Correa gewendet, fort, „aber ſei getroſt. Olivarez gab mir Vollmacht, die Stellen alle zu beſetzen. Welche gefiele dir?“

„Ihr überhäuſt mich mit Gnade, für das Wenige, was ich Euch leiſten kann. – Fordert Alles und Alles, was ich bin und vermag, iſt Euer!“

„Gut, ich weiß das; allein du haſt auf meine Frage nicht geantwortet.“

„Wenn auch,“ ſprach jetzt, den Ton der Beſcheidenheit annehmend, Dom Correa de Franca, „die Stelle eines Corregidors von Liſſabon gerade nicht die glänzendſte und im Range ſehr hochgeſtellte iſt, ſo möchte dieſe meinen geringen Kräften doch wohl am meiſten zuſagen.“

„Aha," lachte der Erzbiſchof, „Dom Belchior Correa verleugnet ſeine Schlauheit nicht! Du haſt recht, mein Sohn, dir dieſe Goldquelle zu erbitten."

„Ich brauche viel, Eminenza."

„Niemand weiß das beſſer, als wir," ſagte der Erzbiſchof, indem er einen bedeutſamen Blick auf Correa warf.

„Klagt Ihr mich an, Hochwürdigſter?" lachte dieſer. „Ich bitte, zu bedenken, daß Eure Aufträge alle der Art ſind, daß ſie Geld in Anſpruch nehmen." —

„Wohl wahr!" fiel der Erzbiſchof in die Rede. „Ich bin auch gar nicht karg, wie du weißt; wie ſteht's mit den Verbindungen im Volke?" —

„Mehrere Zünfte ſind gewonnen," verſetzte Correa, „auch die Aelteſten der Gallego's ſind auf unſerer Seite, nur fehlen die Summen noch, wodurch ich ſie völlig feſſeln kann."

„O, Baeza! Baeza!" rief Dom Sebaſtian de Matos Noranha aus, „wäreſt du da, ſo fehlte nichts!"

„Baeza?" fragte Correa. „Der iſt frei."

„Was ſagſt du, Glückskind?" rief der Prälat mit freudeſtrahlenden Blicken aus.

„Er iſt mir heute begegnet. Dom Joao de Braganza hat ihn ſeines Gefängniſſes ledig gemacht."

„Gracia a dios!" rief der Erzbiſchof. „Ich ſehe, der Himmel iſt uns günſtig, wie es ſich nicht fehlen kann. Jetzt, Correa, wo die Blindheit Braganza's uns alle Wege ebnet, ſei thätig! Schaffe mir Baeza her, und ſchon heute Abend ſoll ſo viel Geld zu deiner Diſpoſition ſtehen, als du nöthig haſt, um alle Gallego's zu bewaffnen und ſchlagfertig zu halten. Eile!"

Correa flog hinweg und wenige Stunden ſpäter trat Baeza in des Erzbiſchofs Gemach, wo ſich mittlerweile auch der Biſchof von Guarda, der Großinquiſitor des Reichs, eingefunden hatte.

Dieſer Letztere gab ſich alle Mühe, ſeinen Grimm gegen den Juden unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen, was ihm indeſſen, ſo gut er es verſtand, doch ſchwer wurde.

„Ich wünſche Euch Glück, Dom Pedro," rief ihm der Erzbiſchof entgegen, „daß Ihr ſo ſchnell frei wurdet. Ihr mögt dem Himmel danken!"

„Und Eurem Neffen Dom Carlos, hochwürdigſter Herr," erwiederte der Befreite; „denn dieſer bemühte ſich um meine Freiheit, bis er ſie erzielt."

Der Erzbiſchof runzelte ſeine breite Stirn. „Es ſcheint," ſagte er ſcharf betont, „daß ſich der junge Herr viel mit Euch zu ſchaffen macht! Doch laßt das, um zu Nothwendigerem überzugehen. Alles ſteht gut, faſt über meinen Wünſchen, aber wir brauchen Geld, Baeza, und da ſeid Ihr der Mann, der helfen kann."

Baeza machte einige Entſchuldigungen und Einwendungen, wie ſie in ſeines Volkes Art liegen, fragte aber dann, wie viel nöthig ſei? —

„Eine Million dreimal hunderttauſend Scudi," ſprach der Erzbiſchof.

„Gott ſei meiner Seele gnädig!" ſchrie Baeza, „wo ſoll ich dieſe ungeheuere Summe aufbringen?!" —

„Sie iſt Euch keineswegs unerſchwinglich!" verſicherte der Erzbiſchof.

„Bedenkt, Eminenza, daß ſeit dem Sturze der Regierung Sr. katholiſchen Majeſtät aller Handel ſtockt und ich nur Verluſte auf Verluſte litt!"

„Aber es gilt auch glänzende Vortheile, Dom Pedro," entgegnete der Erzbiſchof — „es wird in reicherm Maaße Euch erſetzt, was Ihr eingebüßt. Und wollt Ihr nicht, ſo können Eure Verluſte nur ſich häufen; ohne alle Ausſicht auf beſſere Zeiten! Das vergeſſet nicht. Ueberdies leiht Ihr's dem erſten, dem reichſten aller Staaten der Welt."

„An meinem Willen fehlt es nicht, Eminenza, davon ſeid Ihr hinlänglich überzeugt; allein ich allein vermag das nicht, und wo iſt Geld in Portugal? Der Kaufmannsſtand beneidet mich und neigt auf Braganza's Seite. Er gibt nichts. Ich darf ſelbſt nicht einmal ihm Anträge ſtellen, da die Stockung des Handels nicht einmal einen Vorwand leiht und leicht dadurch Alles entdeckt werden könnte.“

Die Geiſtlichen mußten die Wahrheit dieſer Worte anerkennen. Sie ſaßen in ſtillem Brüten, und der Jude hatte Urſache, keinen Ausweg zu zeigen; denn je zweifelhafter dieſer war, deſto ſicherer hoffte er ſeine Abſichten zu erreichen.

„Dom Pedro Baeza,“ nahm endlich der Großinquiſitor das Wort, „ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn Ihr nicht Rath wüßtet. Ihr ſeid ein treuer Sohn der Kirche und wiſſet wohl, wie viel dieſer guten Mutter daran liegt, das Werk der Aufrührer zu zerſtören, um den rechtmäßigen und getreueſten Fürſten zurückzuführen in ſeine Staaten.“

„Es iſt nur ein Ausweg, hochwürdigſter Herr,“ entgegnete der Jude. „Euch iſt es bekannt, daß das Volk der Juden, dem ich angehörte, ehe mir das Heil aufging, unter ſchwerem Drucke ſeufzend, dennoch Mittel zu finden wußte, ſich große Reichthümer zu ſammeln. Bei ihm allein iſt es möglich, obgleich es mir mißtraut, Hilfe zu finden; allein —“

„Ihr ſtockt, Dom Pedro Baeza?“ nahm der Großinquiſitor das Wort; „redet ohne Hehl. Wir kennen Euch, und wo es einen ſo gottgefälligen Zweck gilt, da vermögen wir, zumal dieſer die Mittel heiligt, kraft unſeres Amtes Dinge zuzugeben, die ſonſthin freilich nicht geſtattet werden dürften.“ —

„Ueberdies,“ fiel ihm der Erzbiſchof von Braga in die Rede, „iſt es Euch bekannt, was bereits in Madrid der Herzog von Olivarez Euch hoffen ließ, ja, ſogar Euch verhieß. Ich bin ermächtigt, das zu beſtätigen.“

Obgleich in Baeza's Herzen die Freude alle Fackeln anzündete, ſo war doch in ſeinen Zügen keine Spur davon zu entdecken, und er blieb ſich ſo vollkommen gleich, daß auch das liſtige Auge des Erzbiſchofs nichts finden konnte, was ihn zur Erreichung ſeiner Hoffnungen hätte berechtigen können.

„Gut,“ ſprach Baeza, „das Volk ſeufzt nach Freiheit. Es kennt kein höheres Gut, als freies Bekenntniß ſeines Glaubens, damit endlich ſeine Knechtſchaft aufhöre und es ſich bauen dürfe ein Gotteshaus nach ſeiner Weiſe. Könnet Ihr mir das zuſagen, daß ich es ihm verbürge, ſo möchte ich kaum zweifeln, daß das Geld in Bälde da ſei, daß Ihr außerdem eine große Anzahl treuer Anhänger deſſen Euch erwerbt, wofür Ihr ſo große und ruhmwürdige Anſtrengungen zu machen bereit ſeid und bereits gemacht habet.“

„Unter dieſer Bedingung alſo werdet Ihr uns die Summe von einer Million und dreimal hunderttauſend Scudi liefern können?“ fragte der Erzbiſchof.

„Ich glaube es,“ entgegnete Baeza, „und vielleicht ſchon dieſen Abend könnte ich ſie Euch abliefern; aber Worte dürfen nicht täuſchen!“ —

Der Erzbiſchof zürnte: „Habt Ihr uns je auf dem fahlen Pferde gefunden?“

„Ich vertraue Euch!“ rief Baeza.

„So ſei Euch das zugeſtanden!“ ſprach der Erzbiſchof.

Der Großinquiſiter ſchwieg.

„Und Ihr, hochwürdigſter Herr?“ — fragte Baeza.

„Auch ich bin ganz mit den Geſinnungen Seiner Eminenz einverſtanden,“ entgegnete bedeutungsvoll der Großinquiſitor.

Baeza ging ſchnell hinweg. Er dankte Gott. Was er errungen, es galt ja ſeinem Glauben, ſeinem Volk!

Als Baeza aber weg war, brachen beide Prälaten in ein lautes Gelächter aus.

„Ihr habt Euch gut herausgezogen,“ lachte der Erzbiſchof. „Ich ſitze tiefer.“

„Thut nichts,“ entgegnete Jener darauf. „Dem Ungläubigen braucht man keine Treue zu halten. Wir ſind ja unſers Wortes dadurch entbunden, daß wir in unſerm Herzen es ſogleich widerriefen.“

So tröſteten ſich die Würdenträger der Kirche. Der Jude aber lief wie beſeſſen umher. Faſt lauter Jubel entſtand unter ſeinen Glaubensgenoſſen und am Abend ſchleppten die Juden die

Summe, die Baeza verſprochen, in den Palaſt des Erzbiſchofs, wo er ſie mit den gütigſten Worten empfing und entließ.

Belchior Correa empfing ſeine Summen, die Gallego's zu verſichern, und bald ſtand den Entwürfen des Erzbiſchofs nichts mehr im Wege. —

Aus unumwölkter Höhe fährt oft zündend der Blitz herab. So entzündet oft ein Augenblick die wildlodernde Leidenſchaft im Herzen des Menſchen. Als Belchior Correa die Liebe Dom Carlos' und Dina's dem alten Erzbiſchof verrieth, da ſprach aus ihm die hölliſche Leidenſchaft des Neides und der Eiferſucht. Ein Blick auf Dina's Engelsgeſtalt war hinreichend, ihn mit wüthender Leidenſchaft für die Holde zu erfüllen. Sein Blut kochte, als er den verhaßten Noranha in ihren Armen, an ihren ſüßen Lippen hängen ſah. In ſeiner Seele tagte ſchnell der teufliſche Entſchluß, um jeden Preis dieſe Blüthe ſelbſt zu pflücken. Ihm ſchien der Moment der Umwälzung der Verhältniſſe geeignet, Noranha zu entfernen, daß er nicht mehr ihm ſchaden könne. Hatte er ja doch den Befehl des Erzbiſchofs erhalten, den Dolch tief in ſeine Bruſt zu ſenken. So fiel alle Schuld von ihm auf den Erzbiſchof. Das Mädchen ſich zuzueignen, wenn er Corregidor von Liſſabon war, dünkte ihm ein Leichtes. Was lag ihm daran, wenn ſie auch eine heimliche Jüdin war, bekannte ſie ſich doch äußerlich zu ſeiner Kirche und — hatte ſie doch ein ungeheures Vermögen! Das ſetzte über alle Schwierigkeiten hinaus. Natürlich brachte ihn das gegenwärtige Verhältniß näher zu Baeza hin. Oft traf er ihn jetzt in ſeinem Hauſe. Sah er auch Dina ſelten, ſo wurde er doch mit dem Alten befreundet und das war genug, um ſich langſam ſeinem Ziele zu nähern. Er hatte bereits das Geld empfangen. Die Gallego's, als Unterthanen Spaniens, waren leicht gewonnen! Waffen waren aufgehäuft an Orten, welche ihnen bereits bezeichnet waren.

So war das Ende des Juli nahe — bald ſollte nun das wohlangelegte Complott ins Leben treten; denn der Erzbiſchof hatte dazu den fünften Auguſt 1641 angeſetzt.

Mit Baeza zu verhandeln erſchien eines Abends Correa bei dieſem.

Die Wichtigkeit ſeiner Mienen und Worte zeigte dem Juden ſchon an, daß das Ziel ſeiner Wünſche nahe ſei.

„Ich ſehe an Euren Mienen, Dom,“ ſprach er zu Correa, „daß Ihr mir heute eine Nachricht von größter Bedeutung bringet. Iſt endlich das Ganze beſchloſſen, ſo ſetzet mich davon in Kenntniß, daß meine Rolle dabei mir endlich bekannt wird!“ —

Vertraulich ſetzte er ſich zu Baeza und ſuchte ſeine widerlich kreiſchende Stimme nach Möglichkeit zu dämpfen. „Daß wir,“ hob er an, „eine große Menge der wichtigſten Perſonen in unſerer Hand haben, wiſſet Ihr, Dom Baeza. Durch Euer Geld ſind die Gallego's gewonnen. Ihrer ſind wenigſtens vier Tauſende und eiſenfeſte Burſche, die mir auf jeden Wink bereit ſtehen. Für Waffen iſt geſorgt. So ſind wir in Liſſabon geſichert. Seine Eminenz, der Erzbiſchof, hat bereits mit Olivarez verkehrt. An den Grenzen Alentejo's ſammelt ſich bereits das ſpaniſche Heer, das durch dieſe Provinz einbrechen wird in Portugal. Bereits iſt die Flotte ausgelaufen, die urplötzlich im Tajo erſcheinen wird, unſer Unternehmen in aller und jeder Weiſe zu unterſtützen. Sichere Leute ſind beſtellt, welche im Hafen dieſer Stadt die portugieſiſchen Schiffe in Brand ſtecken, daß kein Widerſtand von dieſer Seite möglich wird. Eure Aufgabe iſt dieſe. In der Nacht vom fünften Auguſt laſſet Ihr durch die Juden den königlichen Palaſt an vier Ecken anſtecken und legt an mehreren Stellen der Stadt Feuer an. Das ſind die Feuerzeichen für die ſpaniſche Flotte und zugleich das Mittel, das Volk in eine grenzenloſe Verwirrung zu bringen. Jeder denkt an ſich und an die Rettung der Seinigen. Wir befreien die in Belem und Sanct Julian gefangen gehaltenen Spanier; die Gallego's beſetzen die Zugänge der Stadt. Lärmſchüſſe fallen. Die Verſchworenen dringen in das brennende Schloß, ſtoßen den König nieder und bemächtigen ſich der königlichen Familie, die als Geißel dient, wenn die Befehlshaber der Forts nicht gleich zu unſerer Fahne übergehen wollen.“

„Traut Ihr aber ſo ganz dem Volke?“ fragte Baeza, einſtimmend in Alles, was Correa eben geſagt, und nichts einwendend gegen den Antheil, den man ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen eingeräumt.

„Der Erzbiſchof, der Großinquiſiter und der General der Cruciata,“ fuhr Correa fort, „ziehen mit dem Allerheiligſten, während dies vorgeht, durch die Stadt im höchſten Ornate, wodurch das Volk im Gehorſame gehalten wird. Daran zweifelt nicht eine Minute, ſonſt kennt Ihr die Macht der äußern Erſcheinung der Religion nicht, welche ſie über die Gemüther des Volks ausübt. Sobald dies geſchehen, erſcheint, umgeben vom höchſten Glanze des portugieſiſchen Adels, der Marquis von Villareal und proklamirt König Philipp von Spanien als Portugals rechtmäßigen Regenten und nimmt ſogleich, als der Adelantado des Königs, die Huldigung an. Die Flotte läuft in den Hafen, die Truppen rücken in das Land und der Hauptſtadt zu, und Alles iſt vollendet.“ —

„Der Herr gebe es!“ ſeufzte Baeza; „allein was wird aus den Anhängern Braganza's?“

„Die getreueſten ſtößt man nieder. Die übrigen werden ſich alsdann beſinnen und das Beſte wählen!“

„Und Dom Carlos?“ fragte Baeza, in deſſen Herzen doch die Stimme der Dankbarkeit laut wurde.

Correa zuckte die Achſeln.

„Iſt er klug,“ ſagte er nach einer ſtummen Pauſe, „ſo wird er ſich ruhig verhalten und Landesverweiſung wird dann wohl den unruhigen Kopf zur Beſonnenheit führen; iſt er dies nicht, dann“ — — Er machte eine Bewegung, die ſehr verſtändlich darauf hindeutete, was er dem ihm Verhaßten zugedacht.

In dieſem Augenblick war es Correa, als vernähme er in dem an das Zimmer, wo ſie ſich befanden, anſtoßenden einen unterdrückten weiblichen Angſtſchrei. Er ſtand auf und ſah ſich ängſtlich um. „Habt Ihr nichts gehört?“ fragte er mit allen Zeichen des Schreckens. „Sind wir auch ſicher und allein?“ —

„Ruhig,“ ſprach Baeza. „Es war eine Einbildung, Dom, wir ſind hier ſo ſicher, als ſäßen wir Beide im Thurme von Belem, wo die Einſamkeit entſetzlich iſt.“

Beruhigt ließ ſich Correa wieder in ſeinen Seſſel nieder.

„Seltſam,“ ſagte er, „Ihr fragt nach Dom Carlos Noranha, der doch mit Eurem Kinde buhlt — oder wiſſet Ihr das nicht?“ —

Baeza gerieth in Verlegenheit. „Nennet's ſo hart nicht,“ ſagte er. „Mag er ſie, oder ſie ihn lieben — es iſt eine Tändelei, die bald enden muß, denn nie kann ſie ja die Seine werden. Dankbarkeit feſſelt ihr Herz an ihn. Er iſt ihr, er iſt mein Retter.“

Schnell ging er von dieſem Punkte zu einem andern über und noch einmal das Ganze beſprechend, zog Correa ein Schreiben des Erzbiſchofs an Olivarez hervor, das Baeza zur perſönlichen Beſorgung übergeben wurde.

Schon am andern Morgen reiſte Baeza ab. Das Schreiben eilte, denn es kündigte Olivarez das Gelingen der Pläne und den Tag an, wann das Ganze vollendet werden ſollte.

Eilig, wie auf den Flügeln des Windes, reiſte Baeza ſeinem Ziele zu; aber es war eine unbeſchreibliche Angſt und Unruhe in ihm. Er legte ſich hundertfach die Frage vor, ob er denn ſelbſt genöthigt ſei, nach Madrid zu reiſen? Er wagte es indeſſen nicht, ſo lange er noch auf portugieſiſchem Boden war, das Schreiben aus der Hand zu geben; allein als Portugals Grenze hinter ihm lag, als er die erſte ſpaniſche Stadt in Andaluſien erreichte und er vernahm, daß hier ein ſpaniſcher Befehlshaber ſei, da dünkte es ihm, als ſei ſeiner Sendung Ziel erreicht, wenn er es dieſem, dem Marquis d'Ajamonte, übergäbe. War es ja doch geſiegelt das Schreiben, das er trug, mit dem großen Inſiegel der Inquiſition und gerichtet an Olivarez. Wie ſollte er ahnen, daß ein untergeordneter Beamter es wagen würde, hier gegen Pflicht und Gewiſſen zu handeln? — Baeza hatte zu ſicher gerechnet. Hier aber waltete ein beſonderer Umſtand ob.

Dieſer Marquis d'Ajamonte war einer jener unruhigen Menſchen, die ſich im Geleiſe des gewöhnlichen Lebens unwohl fühlen; deren wilder Geiſt Außerordentliches fordert, um ſich daran zu vergnügen und ſeine Kräfte daran zu üben; deren Ehrgeiz aber über alle Schranken weg zum glänzendſten Ziele fliegen möchte. Er war ein Freund und Waffenbruder des Herzogs Medina-Sidonia, des Bruders der Gattin Joao's des Vierten, und ſtand daher der Thronerhebung dieſes nicht ganz fern, ja war ſelbſt in jenes Complott mit verwickelt.

Als ihm ſein Leibdiener das voluminöſe Schreiben reichte; als er das Inſiegel erblickte und vernahm, daß es ein portugieſiſcher Jude von vornehmem Aeußeren gebracht und dabei gebeten habe, es doch durch Eilboten nach dem Eskurial zu ſenden, wo ſich damals gerade der König aufhielt, da wurde der Marquis aufmerkſam.

Er ließ nach dem Ueberbringer ſuchen, allein der war ſchon über alle Berge, vielleicht ſchon über der Grenze. Alle dieſe Umſtände vereinigten ſich, dem Marquis d'Ajamonte Zweifel und Argwohn einzuflößen. Eingedenk ſeiner eigenen ſchwankenden Sicherheit, dachte er, vielleicht hier ein Mittel zu erlangen, das ihm als Anker zur Stunde des Sturmes dienen konnte. Ohne ſich lange zu beſinnen, riß er das Siegel ab — und vor ſeinem Blicke lag das ganze Geheimniß enthüllt, welches Portugals Sicherheit, des Königs Leben ſo ſehr bedrohte — lag vor ihm in der ganzen ſcheußlichen Nacktheit, wie es Correa an Baeza mitgetheilt.

In ſeinem Herzen Gott dankend für die Gelegenheit, ſich den Portugieſen gefällig zu erweiſen, und dem König ſich zu verpflichten, zögerte er nun auch keinen Augenblick, ließ ſich ſein Leibroß ſatteln und flog, nur von einem Diener begleitet, der portugieſiſchen Grenze zu.

Die Unterredung, welche Belchior Correa da Franca mit Baeza gehalten, war allerdings nicht unbehorcht geblieben. Das Zimmer, welches an jenes ſtieß, worin ſich die beiden Männer befanden, hatte nur einen Eingang, und dieſe Thüre ging eben in jenes Zimmer. Dina befand ſich darinnen, als die Männer eintraten, und der Abſcheu vor dem ſchändlichen Correa, der ſchon mehrmals ſie mit ſeinen Schmeicheleien verfolgt hatte, hielt ſie ab, daraus hervorzutreten. So wurde ſie gewiſſermaßen zur Horcherin gezwungen.

Correa's fürchterliche Stimme, die Mark und Bein durchſchnitt, ſo ſehr er ſie auch dämpfen mochte, war doch im anſtoßenden Gemache ſo verſtändlich, daß Dina'n kein Wort verloren ging. —

Das Entſetzen durchrieſelte ihr Mark von Moment zu Momente mehr. Sie ſah ein Gewebe voll Verworfenheit ſich vor ihren Blicken enthüllen. Ihr Athem ſtockte. Als ſie aber endlich die Verhandlungen über Dom Carlos Noranha vernahm — da ſchwindelte ihr, und mit einem dumpfen Angſtſchrei ſank ſie ohnmächtig in den Seſſel, worauf ſie ſich gelehnt. Ihr Vater hatte in der Aufregung, in welche ihn die Mittheilung Correa's verſetzt, dieſen Angſt- und Schmerzensruf nicht vernommen, wohl aber dieſer, deſſen Ohr der Argwohn ſehr geſchärft. Die Ruhe Baeza's tilgte jedoch jeden Zweifel, und bald darauf ſchied er.

Baeza ging noch einige Zeit im Gemach auf und nieder, über das nachdenkend, was ihm Correa mitgetheilt, und berechnend, wie er es am beſten einleite, daß er, im Falle, daß Alles mißglücken ſollte, ſich den Rückzug ſichere.

Jetzt vernahm er ein Aechzen im anſtoßenden Gemach. Eine Angſt überfiel ihn, wie er nie eine gleiche gefühlt, eine namenloſe Angſt, die ihn an die Stelle feſſelte, wo er ſtand. Sollte Jemand die Unterredung behorcht haben, das Geheimniß blosgeſtellt ſein? — Er wagte das kaum zu denken. Und doch! Es war ſo. Er ergriff die Kerze, die das Zimmer erleuchtete, und trat mit Angſt und Beben in das Gemach. —

Da ſtand die todtbleiche Dina vor ihm, wie ein Geſpenſt anzuſchauen — ähnlich ſeiner Gattin Rahel, wie ſie im Tode da gelegen. Sie vermochte nicht zu reden und erhob nur bittend die Hand gegen ihn; aber ergriffen von der Furcht, die des böſen

Gewiſſens Folge iſt, in der höchſten Aufregung, welche die vorhergegangenen Ereigniſſe bewirkt, wäre er beinahe zu Boden geſunken. Er taumelte mit einem Angſtſchrei zurück — die Kerze entfiel ſeiner Hand und heulend vor Entſetzen rannte er davon.

Dina wäre faſt von Neuem in Ohnmacht geſunken, da ſie ſich das Benehmen ihres Vaters nicht erklären konnte und heftig davon erſchreckt worden war; allein der Gedanke an das Entſetzliche, womit er ſeine Seele belaſten wollte, gab ihr ſchnell ihre Kraft zurück. Sie eilte, ſobald ſie ſich erholt, dem irregeleiteten Manne nach. Doch ſie traf ihn nicht in ſeinem Gemach. Er war ſchnell hinabgeeilt in die Stadt.

Verzweiflungsvoll rang ſie die Hände. Alle Diener ſandte ſie aus — aber ſie kamen zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Dina's Angſt wuchs. Ihre lebendige Phantaſie erblickte ahnend das Unheil, welches der verblendete, verführte Mann über ſie, über ſich ſelbſt herbeiführen mußte. Was ſollte ſie beginnen? — Und welche Gefahr drohte dem, den ſie als den Edelſten kannte, liebte, verehrte! Er hatte ſie gerettet, den Vater gerettet, durfte, konnte ſie ihn ungewarnt ſeinem Schickſal überlaſſen? War er nicht vielleicht im Stande, den Vater noch vor dem Abgrunde zu bewahren, in den er zu ſtürzen in Gefahr ſtand? — Sie ſah keine andere Rettung, als durch ihn.

Noch in der Nacht mußte David nach der Hauptſtadt. Glücklich traf er Neranha in ſeinem Palaſt und unverweilt folgte er ihm nach dem Landhauſe.

Wie verändert traf er Dina! Ihr Haar flatterte aufgelöſt um das bleiche Antlitz. Ihr Auge ſtarrte thränenlos, aber mit dem Ausdruck eines namenloſen Kummers den Eintretenden an.

„Dina, was iſt dir?" fragte er liebevoll. „Was bekümmert deine Seele ſo?" —

Sie warf ſich an ſeine Bruſt und erſt jetzt löſte ſich der ſtarre Schmerz in einen Thränenſtrom auf, der ſie unfähig machte, eine Silbe zu reden.

Dom Carlos begriff nichts; aber er fragte auch nicht, wohl einſehend, daß in dieſer Aufregung ihrer Seele keine Mittheilung denkbar ſei.

Erſt, als ſie ſich beruhigt, theilte ſie ihm rückhaltlos das Alles mit, was ſie gehört, flehend, daß er ihren Vater zurückhalte von dem Complotte, das ihn elend machen mußte.

Dom Carlos ſchauderte. Eine ſo teufliſche Verſchwörung hätte er nie geahnt, nie ſich denken können. Er konnte ſich auch lange nicht überzeugen und forſchte nach jedem Umſtande, weil er es für einen entſetzlichen Traum hielt, den Dina geträumt. Leider wurde es ihm nur zu bald und zu ſehr zur Gewißheit, daß hier eine ſchauderhafte Wahrheit obwalte.

Dom Carlos ſtarrte in eine endloſe Finſterniß, in ein Labyrinth, aus dem er keinen Ausgang ſah.

„O ſagt,“ flehte das geängſtete Mädchen, „könnt Ihr ihn retten?“ —

„Wollte Gott!“ ſeufzte er tief auf, „wollte Gott, daß ich ihn geſprochen, ehe er den traurigen Schritt that, das Schreiben zu beſtellen! Doch hoffe, meine Dina, hoffe und bete, vielleicht, daß es mir gelingt, ihn zu retten, indem ich ihn als Angeber der Verſchwörung nenne. Laß mir Zeit und Ruhe. Jetzt aber muß ich weg!“

Sie klammerte ſich an ihn an und ſchrie wie eine Verzweifelnde:

„O, geht nicht, geht nicht, Dom Carlos! ohne mir einen Troſt zurück zu laſſen!“ —

„Vertraue auf Gott und mich!“ ſprach er, ſie an ſeine ſorgenvolle Bruſt drückend. „Hat er ſich nicht allzu tief in die Verſchwörung eingelaſſen, dann hoffe ich, ſoll es mir möglich werden, das Schlimmſte von ihm abzuhalten.“

Mehr konnte er ihr nicht verſprechen; denn wie die Sache ſtand, ſo mußte er befürchten, ſelbſt dies nicht halten zu können.

Schmerzlicher war noch keine Trennung geweſen, wie dieſe. Gerne wäre er länger geblieben, um ſie zu beruhigen; allein eine heilige Pflicht gebot, und des eigenen Herzens Wünſche dem heiligen Gebot unterordnend, ſchied er mit blutendem Herzen.

Ein leiſer Wind hatte die Schwüle, welche am Abend geherrſcht, verweht — aber er war angewachſen zum heftigen Sturme, der, die Wipfel der Bäume ſchüttelnd, furchtbar daherbrauſte. Tief unten tobten die Wogen des Tajo, aufgewühlt vom wilden Sturme, der ſchauerlich — und prophetiſch über die Stadt brauſte, deren Bürger am Vorabend ſchrecklicher Ereigniſſe ruhig ſchlummerten. Einige Blitze zuckten am weſtlichen Horizonte hin, wie feurige Schlangen, und der Donner rollte dumpf in der Ferne, wie der unheimliche Spruch eines Orakels.

In einer Stimmung, wie er ſie nie erlebt, eilte Dom Carlos die Höhe hinab. Seit er das entſetzliche Geheimniß kannte, war es ihm, als könne jede Minute Zögerung die ſein, wo es ins Leben treten ſollte, Unheil bringend Tauſenden und neue Ketten dem Vaterlande. Der Boden brannte unter ſeinen Füßen. Er flog mehr, als er ging, der Stadt zu und erreichte athemlos den königlichen Palaſt am Commerzio. Schon war es Mitternacht vorüber und die Herrſchaft war zur Ruhe gegangen. Solch ein Geheimniß aber, wie er es mitzutheilen hatte, entſchuldigte Alles, ließ jede Rückſicht fallen.

Die wachehabenden Offiziere wurden ſchnell von dem Verlangen des edlen Grafen in Kenntniß geſetzt, und ehe der Hahn zum erſten Male krähte, führte der Kämmerer ihn in das Kloſett des Königs, der ihn mit Spannung erwartete.

„Wahrſcheinlich,“ ſprach Joao IV., „bringt Ihr mir eine neue Beſtätigung, vielleicht genauere Kunde von dem, was mir heute ein Brief ohne Namen von unbekannter Hand meldete?“ —

Bedeckt von Staub, ermüdet bis zum Umſinken, mußte ſich Dom Carlos niederlaſſen und entdeckte dann dem König Alles, was er wußte, nannte ihm ſeine Quelle und ſuchte dadurch, daß er die Tochter Baeza's als die Angeberin hinſtellte, Gnade für dieſen zu erhalten.

„Ihr ſeht,“ ſagte, nachdem Carlos geendet und der König ſich von dem Entſetzen erholt hatte, das ihn ergriffen, „bei der Furchtbarkeit dieſer Verſchwörung iſt Gnade Sünde gegen mein

Vaterland und das großherzige Volk, das mich auf ſeinen Thron mit ebenſo viel Vertrauen als Liebe gerufen hat. Euch, der Ihr als der Uneigennützigſte und Treueſte meiner Freunde Euch tauſendfach erwieſen, Euch verſpreche ich Alles, was ich thun kann; aber hemmen darf ich nicht den Arm des Rechts, ohne die Grundlage des Staates zu erſchüttern. Iſt es möglich und iſt die Schuld Baeza's nicht allzu groß; läßt es ſich erweiſen, daß er den entſetzlichen Auftrag, die Hauptſtadt des Reichs in Brand zu ſtecken, abgelehnt hat, ſo werde ihm Gnade um Euretwillen.“ —

Das war Alles, was der König zugeſtand, Alles, was er als König zugeſtehen konnte und durfte, das fühlte Dom Carlos und ergab ſich in das Unvermeidliche.

In vertraulicher Berathung blieben Beide bis der Morgen graute, da erſt entließ ihn der König und Dom Carlos eilte nach ſeinem Palaſt, um ſich anzukleiden, da ſogleich eine Sitzung des Staatsraths um ſieben Uhr angekündigt wurde. —

Es war am 28. Juli des Jahrs 1641, als man gegen ſieben Uhr die Staatsräthe ſich nach dem Schloſſe begeben ſah. Nicht ohne Zeichen der Unruhe in ihren Zügen über dieſe ungewöhnliche Stunde ſah man den Erzbiſchof von Braga, Dom Sebaſtian de Matos-Noronha, den Großinquiſitor Dom Francisco de Caſtro, Biſchof von Guarda und den Marquis von Villareal ſich nach dem Schloſſe begeben.

Kaum war der Staatsrath verſammelt, als aus allen Straßen, die auf den Commerzio mündeten, die Soldaten, welche die Beſatzung von Liſſabon bildeten, auf dieſen großen Platz anrückten und ſich in Schlachtordnung vor dem Schloß aufſtellten. Dieſe Umſtände wurden bald in ganz Liſſabon bekannt. Zugleich verbreiteten die Verhaftungen von mehr denn vierzig Perſonen, worunter die Angeſehenſten und viele Beiſitzer des heiligen Officiums ſich befanden, Schrecken und Beſorgniß in der Stadt. Gerüchte der ſchauderhafteſten Art theilte man ſich mit und bald war ganz Liſſabon in wilder Bewegung.

Erwartungsvoll harrte der Staatsrath der Ankunft des Königs, der endlich mit Dom Carlos Noranha eintrat.

Würdevoll begrüßte er die anſehnliche Verſammlung und begann dann mit Ruhe, aber nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl, das mitzutheilen, was ihm Dom Carlos berichtet.

Todtenbleich ſaßen die Schuldigen da. Villareal und der Großinquiſitor zitterten ſichtbar.

Kalt und ſtolz ſah der Erzbiſchof auf den König, giftige Blitze ſchoß ſein Auge auf Dom Carlos.

Als der König geendet und wüthend ſich der ganze Staatsrath, mit Ausnahme der drei Schuldigen, erhob, Rache fordernd an den Verruchten, da nahm der Erzbiſchof das Wort, um das Grundloſe dieſes Verdachtes darzuthun, zu verlangen, daß man den Schändlichen, der ſolche Verläumdung erkennen, zur härteſten Strafe ziehe.

Der König lächelte. Auf ſeinen Wink trat Pinto-Rybero ein mit Correa und einem Alkaden, bei dem er bereits Alles eingeſtanden hatte. Ueberwieſen von dem ſchändlichſten Verrathe, nahm ſie jetzt Pinto-Rybero gefangen.

Vor dem Schloß aber hatte ſich bereits eine unabſehbare Menſchenmaſſe verſammelt, die, Wüthenden gleich, die Auslieferung der Verbrecher forderte, um Rache an ihnen zu nehmen. Das Volk brannte vor Begierde, ſie zu zerreißen.

Der König ſandte den Biſchof von Liſſabon hinab, dem Volke für die Beweiſe ſeiner Liebe und Anhänglichkeit zu danken; allein dies half nicht im Mindeſten.

Es war Nichts übrig, als im Staatsrath ein Edikt zu erlaſſen, worin der König verſprach, ein Gericht niederzuſetzen, das rückſichtslos die Schuldigen ſtrafen ſollte, deren Namen bereits dem Volke kund waren. Es verließ hierauf den Commerzio; allein ſein wüthender Grimm warf ſich auf die Juden, die ein herbes Schickſal erfuhren.

Kaum war der Staatsrath auseinander, ſo erfuhr dies Dom Carlos. Eine tödtliche Angſt für Dina ergriff ſein Herz; denn der treue Schwarze, Hamid, berichtete, daß man den Namen Baeza's genannt, und daß wohl eine Rotte nach ſeiner Wohnung geeilt ſei.

Raſch warf ſich Dom Carlos auf ein flüchtiges Roß und jagte mit verhängtem Zügel von dannen.

Das arme Thier keuchte unter dem Reiter, deſſen Herz von den nagendſten Beſorgniſſen gedrückt war.

Schon von Ferne vernahm er das kannibaliſche Brüllen des Volkshaufens, der am Werke der entſetzlichſten Zerſtörung war.

Wie ein Raſender warf er ſich unter das Volk, das ſcheu ihm wich. Seine Donnerſtimme brauſte durch das Gebäude und ſchüchterte die Zerſtörer ein.

„Wo ſind die Bewohner?“ ſchrie er ihnen zu. „Wehe Euch, wenn Ihr ihnen ein Leid zugefügt!“ —

Ein alter Mann trat vor, entblößte ſein Haupt und ſagte: „Edler Herr, Ihr dürft es uns glauben, es war Niemand da, keine Seele!“

„Feuer! Feuer!“ ſchrieen jetzt viele Stimmen zugleich, und wirklich wirbelte die gierige Flamme vom Dache des Gebäudes auf und verbreitete ſich mit entſetzlicher Schnelligkeit.

„Jeſus! Maria!“ ſchrie Dom Carlos, „helft mir ſuchen. Sie haben ſich verſteckt und müſſen ſterben in den Flammen!“

Seine Todesangſt rührte die wuthentbrannten Herzen. Man durchſuchte das Gebäude in allen Richtungen noch einmal. Dom Carlos eilte in den wohlbekannten Raum hinter dem Bilde — aber nirgends war eine Spur der Unglücklichen zu finden. Die Flamme machte furchtbare Fortſchritte. Mit Gewalt mußte man endlich den Verzweifelnden aus dem Gebäude herausreißen, das bald darauf mit fürchterlichem Krachen einſtürzte, Alles unter ſich begrabend.

Der Proceß der Verſchworenen war ſchnell eingeleitet worden und das Gericht in voller Thätigkeit. Baeza, auf den Correa wüthend war, dem er ungeheure Schuld auflud — war immer noch nicht da. Man ſuchte ihn überall und glaubte am Ende, er habe mit den Seinigen den Tod in den Flammen ſeines eigenen Hauſes, wo er ſich in einem geheimen Schlupfwinkel verborgen gehalten, wohlverdient gefunden.

Anders aber geſtaltete ſich es, als nach einigen Tagen der Marquis d'Ajamonte eintraf und nun es ſich herausſtellte, daß er der Bote ſelbſt geweſen, der jenem die Briefe überbracht. In allen Richtungen wurden nun Häſcher ausgeſandt, und bald brachte man ihn gefangen ein; denn nicht ahnend, was ſich ereignet, war er voll Hoffnung, daß nun bald ſein Plan reifen müßte, Liſſabon zugeeilt und ſo ſeinen Feinden in die Hände gerathen.

Baeza, obgleich Correa auf ihn bereits genug bekannt hatte, um ihn des Todes ſchuldig zu finden, leugnete hartnäckig — aber als er die furchtbaren Qualen der Folter litt, geſtand er Alles ein.

Viele der Verſchworenen flehten des Königs Gnade an; nur der Erzbiſchof nicht.

Er ſei Erzbiſchof von Braga, Primas des Reiches, ſagte er, und erkenne keinen Oberen an, als Gott und den Papſt. Sollte ſich, fügte er keck hinzu, Joao der Vierte ſo weit vergeſſen, daß er Gewalt gegen ihn brauchte, ſo müßte er es als gemeiner Mörder und nicht als König thun; er würde ihm vielleicht als Chriſt und Prieſter verzeihen können, aber Nichts würde ihn vermögen, ſich einer anmaßenden Gewalt freiwillig zu unterwerfen.

Der Beichtvater des Königs brachte es kaum mit Aufbietung der größten Liſt und Beredſamkeit dahin, daß er eine Erklärung ſeiner Abſichten niederſchrieb; allein er fügte eine heftige Proteſtation gegen jede menſchliche Gewalt hinzu, da er keine über ſich anerkenne.

Wie auch die Milde des Königs geneigt ſein mochte, zu vergeben, ſo ſprachen doch die Richter einmüthig das Todesurtheil aus; ein Urtheilsſpruch, den das Volk mit Jubel aufnahm, der aber viele Familien unglücklich machte.

Mit zerriſſenem, blutendem Herzen war Dom Carlos heimgekehrt und hatte ſich in ſein ſtilles Matos zurückgezogen, um ganz ſeinem Schmerze über Dina's Verluſt ſich hinzugeben. Erſt jetzt, wo er ſie ganz verloren, fühlte er die Kraft und Fülle ſeiner Liebe zu ihr, fühlte, wie aller Reiz des Daſeins mit ihr erſtorben war. In dumpfem Schmerze floſſen ſeine Tage hin. Von Liſſabon und den dortigen Ereigniſſen hörte er nichts und mochte nichts davon hören. So war es ihm denn auch unbekannt geblieben, daß man Baeza gefänglich eingebracht, daß auch über ihn der Stab gebrochen war. —

Eines Abends, es war am Tage vor der feſtgeſetzten Hinrichtung der Verſchwornen, klopfte es ſpät an des Schloſſes Pforte. Der Kaſtellan wollte öffnen, aber als keine Antwort erfolgte, nahm er Anſtand. Es klopfte wieder. Auf ſeine zweite Frage antwortete eine weinende weibliche Stimme.

Jetzt öffnete er. Zwei Frauen, in dichte ſchwarze Schleier gehüllt, wankten herein und verlangten, Dom Carlos zu ſprechen.

Als er es ihnen mit ſeltſamen Ahnungen geſtattet, traten ſie ein. Die Schleier wurden zurückgezogen und — Dina ſtand vor ihm.

Unbeſchreiblich war die Scene, die nun folgte. —

Dina erzählte, daß ſie beim Nahen des Haufens entflohen ſeien und ſich bis jetzt verborgen gehalten hätten. „Aber nun,“ ſagte ſie, „liegt mir noch eine, die letzte Bitte auf dem Herzen, die ihr der unglücklichen Tochter nicht verſaget. Morgen“ — ſie ſtockte — „morgen iſt der Todestag meines Vaters.“ —

Dom Carlos erſtaunte — „deines Vaters? Er ſtarb alſo auch nicht in den Flammen?“ —

„Er war in Spanien,“ entgegnete ſie mit einer Ruhe, die als der höchſte Grad der Verzweiflung erſchien, „und iſt nun in den Händen der Richter, die kein Erbarmen kennen. Noch einmal wünſche ich ihn zu ſehen. O, ich habe geflehet auf meinen Knieen, aber umſonſt. Dom Carlos, Ihr liebt mich, o, ich weiß es, es war ja das einzige Glück meines Lebens, erhört meine Bitte, bringt mich zu meinem Vater!“ —

„So laß uns keinen Augenblick ſäumen,“ ſprach Dom Carlos.

Die Sänfte, welche Dina und Editha hergebracht, harrte; ſie ſtiegen ein und, von Dom Carlos begleitet, waren ſie bald in Liſſabon.

Durch Fürbitte bei dem König erlangte Dom Carlos die Erfüllung des Wunſches der Geliebten. Sie gingen zum Gefängniſſe. Die Riegel wurden zurückgeſchoben und ſie traten ein. Fackeln beleuchteten den gräulichen Raum, wo der unglückliche Baeza, mit verrenkten Gliedern, angeſchmiedet an ungeheure Ketten, auf feuchtem Stroh lag.

Dina ſtürzte laut jammernd an ſeine Bruſt.

„Herr,“ rief er aus, „du thuſt mir Großes vor meinem Ende! Preis ſei Deinem Namen!“ Er fühlte noch einmal ſein volles Vaterglück und ſegnete Dina und Editha. „Auch dir,“ — rief er dann — „der du als Schutzengel ihr nahe ſtandeſt, dem ich ſie, die Verlaſſene, empfehle, gebe ich meinen Segen. Gott vergelte dir Alles, was du uns Gutes thatſt! Was ich an dir geſündigt, das vergibſt du und Gott!“

Dina lag auf ihren Knieen neben Editha.

Thränen rannen über Dom Carlos’ Wangen.

Er lehnte an der Kerkermauer.

Endlich mahnte der Kerkermeiſter zum Scheiden.

Editha erhob ſich — aber Dina nicht. Dom Carlos eilte herzu — er ergriff ſie — ſie war ſtarr. Der Engel des Todes hatte die Friſche des Lebens von ihren Lippen geküßt und die reine Seele hinübergetragen! —

Gegen Ende des Jahrs 1643 ſaß der Biſchof von Liſſabon in ſeinem Palaſt und betete ſein Brevier. Ein Eintretender ſtörte den edlen Mann in ſeiner frommen Beſchäftigung; allein er war ihm willkommen — es war Pinto-Rybero, der Befehlshaber des Forts Sanct Julian.

„Gott gebe Euch langes Leben!“ grüßte er den Prälaten.

„Was bringt Ihr, Freund aus alten Tagen?“ fragte der Biſchof, den Segenswunſch zurückgebend.

„Die Kunde, daß heute früh Dom Sebaſtian de Matos-Noronha geendet hat.“

„Requiescat in pace!“ ſagte der Biſchof. „Nun wird die ſtolze Seele Frieden finden, den ſie hier nicht mehr finden konnte.“

„Wohl,“ ſprach Pinto-Rybero; „allein der Stolz war gebrochen durch die Schwere des Geſchickes, das ihn traf. Er hat den König um ein ſtilles, einſames Grab gebeten, wo kein Schriftzug der Nachwelt den nenne, der da ruhe.“

„Gelobt ſei Gott,“ ſprach der Biſchof; „das iſt die Frucht wahrer Buße.“

„So wäre denn eins der edelſten Geſchlechter Portugals erloſchen!“ fuhr wehmuthsvoll der Biſchof fort. Dieſer ſo — und Dom Carlos o, dieſer große, edle Menſch, warum mußte er ſo frühe enden, er, der glücklich zu ſein und glücklich zu machen berufen war — er, der edelſte, uneigennützigſte Charakter, der je in Portugal lebte? Er mußte in unglückſeliger Neigung zu der Jüdin ſeine Lebensblüthen welken ſehen und das Gemüth, es empfand ihren Verluſt ſo tief — daß es, ſich ſehnend nach der Heimath, wo alle Scheidewände fallen, die hier die Menſchen aufgerichtet, des Körpers Feſſeln nicht länger trug. Er ſtarb in Hoffnung.“

Pinto-Rybero zerdrückte eine Thräne in ſeinen Wimpern, faßte des Biſchofs Hand und ſagte, ſie warm und innig drückend:

„Friede ſei mit ihm. Die Liebe kennt jene Schranken der Erde nicht. Dort iſt er mit ihr vereint, denn ſie hatte das Herz eines Engels. Glaubt Ihr nicht, Hochwürdigſter, daß ſie ſelig geworden?"

„An Gottes Vaterherzen ruhen alle ſeine guten Kinder!" ſprach der Prälat. „Seiner Gnade Grenzen kennen wir nicht."

„Aber wie ich auch ihn preiſe, der doch hienieden kein Glück mehr hatte," ſetzte Pinto-Rybero hinzu, indem er inniger des Prälaten Hand drückte, „ſo kann ich uns nur beklagen, denn wir wir haben einen Freund verloren, in deſſen Herzen ein Schatz ſiebenfach geläuterten Goldes ruhte!"

„Haben wir ihn denn für immer verloren?" fragte der Biſchof den Freund, und dieſer, der Thränen ſich nicht ſchämend, ſah durch dieſe Thränen lächelnd nach Oben und ſagte:

„Nein!"

Ammi.

Eine Geſchichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

(Hierzu das Titelkupfer.)

I.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um dieſe Zeit in der Regel ſchon ſcharf über die Stoppeln ſtreicht und der Hunsrücker bereits ſeine Winterſaat beſtellt hat, auch die Schwalben ſich um den Kirchthurm ſchaarten, die baldige Abreiſe zu beſprechen, und die Zeitloſe, hier die „Winterhauch“ genannt, die Wieſen bedeckte, ſo war's doch noch ein recht ſonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänſen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieſes Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenſchein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprüchwort ſagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es ſchien ſich einmal vorgenommen zu haben, ſeinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den geſegnetſten Sommer hatte vom früheſten Frühling an, ſo ſchien es den Winter völlig vergeſſen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menſchengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel ſtand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne ſchien noch ſo warm wie im Juli und der Komet mit ſeinem ungeheueren Schweiſe ſchien den kühleren Herbſt ganz weggefegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte ſich eine weite Wieſenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenſchuß entfernt, lag das ſchöne Dorf. In dieſem Wieſengrunde, der ſich an dem breiten

Bache hinzog, den Erlen und Weiden einſchloſſen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Geſang ſchallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufſicht auf das weidende Vieh vergeſſen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte ſchlimm werden, wenn nämlich eine Bremſe daher ſchwirrte oder eine Horniſſe, weil dann das Vieh zu „bieſen“ anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten ſie von Kartoffelſtroh ein Feuer angemacht und brieten ſich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohete, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, ſie vergnügten ſich gar luſtig. Der Bach machte, wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimliche Plauder- und Koſeplätzchen bildeten, wo man dem Auge der Uebrigen ganz verborgen war. An einem ſolchen Plätzchen, das ſchier wie eine große Laube rund von dunklen Erlen abgeſchloſſen war und nur gegen den Wieſengrund eine ſchmale Oeffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwaſſer entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es ſchien, als hätten ihn Zwei zum Koſeplätzchen erkoren, denn ſie kamen, nachdem ſie ſich nach allen Seiten umgeſehen, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie unbeachtet und ſicher ſeien, mit raſchen Schritten in das ſchattige Verſteck herein und ſetzten ſich vertraulich auf den Weidenſtamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungburſch mit ſeinem Liebchen, ſondern zwei Mädchen, die in dieſem Jahre kaum zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wieſen ſahen. Sie waren beide ſehr hübſche Mädchen, aber doch ſo verſchieden, daß, wenn man hätte ſagen ſollen, welche die ſchönſte ſei, man in die Klemme gerathen wäre und ſich gefragt hätte: biſt du auch deiner Sache ſo ſicher, daß dich dein Ausſpruch hintennach nicht reut? Schon wenn man ſie die abſchüſſige Wieſe herunter gehen ſah, konnte man ſehen, daß die Zwei nicht einerlei Weſens waren. Es iſt erſtaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menſchen für ſein ganzes Weſen iſt. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar ſichere Schlüſſe ziehen.

Die Eine trat feſt, beſtimmt, kräftig auf, die Andere weich, man möchte ſagen ängſtlich und ſanft, und dieſe Art des Auftretens ſtimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche ſo feſt und ſchnellkräftig einherging, trug ſich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihr Auge ſah klar und feſt in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Feſtigkeit des Willens und Herzens aber that ſich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kaſtanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirſche; aber die Hautfarbe war ein bischen dunkel, was ihr aber gar gut ſtand, und ſo recht zum Ganzen paßte. — Die Andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand ſpann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der friſch gefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtete, und ihre Wangen wie eine Moosroſe, die eben die Knoſpe geſprengt hat. In ihrer Kleidung waren ſie faſt gleich. Ein buntes Halstuch umſchloß die Bruſt bis zum Halſe, den ein Halsband von Granaten auf ſchwarzem Sammtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche mit ſchwarzen Sammtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum Oberarm, wo ſich das ſchneeweiße, ſelbſtgeſponnene Hemd enge anſchloß, weil es über dem Ellenbogen zuſammengelegt und hinten mit einer Stecknadel feſtgeſteckt war. Ein weiter, grün und ſchwarz geſtreifter Tartanrock umſchloß die ſchlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht ſo tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Abſätzen hätte ſehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Druckkattun mit ſchwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungeſtört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung Niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, ſo konnten ſie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie ſetzten ſich eng aneinander auf den Weidenſtamm, und die Braunhaarige, nachdem ſie vorſichtig gelauſcht, ob nicht etwas Verdächtiges ſich hören laſſe, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und ſagte: „Lene, um tauſend Gottes Willen, iſt's denn wahr?“

Die Blonde erhob das geſenkte Haupt und ſah mit rollenden Thränen die Freundin an und nickte bloß, denn ſie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, ſo hieß die Braune, ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr den Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich ſeine Braut, in die er verliebt ſchien wie ein Eichkätzchen — ſo etwas iſt auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?“

Lene hatte das Geſicht in beide Hände gelegt. Sie weinte faſt laut und der Schmerz ſtieß ihr ordentlich in der Bruſt; aber ſie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjoſt gar nicht denken! Iſt doch die Lene das hübſcheſte Mädchen weit und breit! Iſt ſie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Iſt doch des Vaters Name ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich ſage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngſten Tage ſein!“

Sie ſprang auf, rannte einmal das Wieſenplätzchen auf und ab und ſetzte ſich dann wieder.

Da richtete Lene den thränenmüden Kopf in die Höhe und ſagte leiſe: „Ammi, es iſt Alles vorüber! — Er hat mir meinen ſilbernen Ring zurückgeſchickt durch Schulmeiſters Ottil, und ſeinen hat ſie ihm auch gebracht.“

„Da!“ rief Ammi, „ſo iſt der Topf ſchon übergelaufen! —

Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt Alles aus und vorbei! Das begreif' eins! — Sind denn etwa Fuchsſchwänzer und Ohrenbläſer dazwiſchen geweſen? Lene, liebe Lene, ſag' mir's doch!"

Lene ſchüttelte den Kopf und ſah Ammi ſo flehend, ſo ſchmerzlich an, als wollte ſie ſtillſchweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn du nicht die Lippen aufthuſt! Ich muß dann glauben, du ſeiſt Schuld, und deine Thränen klagen dich der Schuld an!"

Lene richtete ſich auf. Ihr glänzendes Auge richtete ſie feſt auf die Freundin, dann ſagte ſie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!"

„So iſt der Hannjoſt verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat ſie wieder. „Du haſt mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh', ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und du kennſt ihn ſchon, ehe er um die Ecke iſt; aber du hinterhältſt Alles. Hab' ich das um dich verdient?"

Da fiel Lene ihr um den Hals und ſagte, krampfhaft weinend und ſchluchzend: „Ich kann dir's nicht ſagen!"

„Du — kannſt — nicht?" ſprach Ammi gedehnt und plötzlich bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angeſicht.

Sie ſchwieg lange; dann ſchlang ſie ihre Arme um Lenen's Nacken, drückte ſie feſt an ſich, faßte ihr Geſicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den roſigen Mund.

„So!" ſagte ſie, „nun hab' ich dich noch viel tauſendmal lieber! Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er iſt ein übermüthiger, lüderlicher Burſche, ein Händelſucher und Kartenſpieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er iſt keiner Thräne aus deinen ſchönen Augen werth!"

„Ach, könnt' ich!" flüſterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!"

„Iſt er's denn noch, wo er deiner Achtung nicht mehr werth iſt?“ rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Steffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's ſein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefſten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, ſei ſtark! Ein Mädchen muß auch Herr ſein können über ihr Herz. Kränkt dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewiſſen rein iſt, ſo lacht man darüber. Siehſt du, da droben der, der weiß Alles und der richtet. — Ueberleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannjeſt ſo oft rauh und widerborſtig iſt, ſo mein' ich, der liebe Gott weiß am beſten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft ſchauen, aber ich hab' den Glauben, ſo, wie ſich's jetzt geſtellt hat, iſt's dein Glück. Beſſer, ſie werfen vor der Hochzeit die Maſke ab, als nachher!“

Ammi hätte wohl noch lange ſo fort geredet, wäre nicht auf der Wieſe ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geſchrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh bieſt!“ rief Ammi und war im Nu verſchwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeſchreckt worden iſt.

Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie raſend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen laſſen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der ſummenden Horniſſe nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „bieſen.“

Es war ein Glück, daß ſich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballſpiel geſammelt hatte. Als ſie das Vieh rennen ſahen, bildeten ſie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher ſchwenkend; dadurch hielten ſie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun theils im Wieſengrund herum, ſtürzte ſich in den breiten und tiefen Bach und ſchwamm hinüber, theils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und Alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn,“ fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Theil der jungen Leute ſtand.

„Ach,“ ſagte das Mädchen, „der Hannjoſt hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Horniſſe nachgemacht; da wurde das Vieh toll und bieſig.“

Ammi's zürnender Blick traf den Uebermüthigen, daß er das Auge niederſchlug.

„Wenn man von einem Buben- oder Schandſtreich hört, ſo braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: wer hat's gethan? Jedermann weiß, daß Weierich's Hannjoſt der Urheber iſt!“

Dieſe Worte ſagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärſt du ein Bub,“ rief er, „ich bräch' dir den Hals!“

Ammi hatte ſich abgewendet. Jetzt fuhr ſie raſch herum und ſagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchſtens das Herz brechen; und dann iſt er noch frech und keck dazu, und die Welt ſtoßt ihn nicht aus, wie er es verdiente!“

Sie ſah ihn feſt, faſt durchbohrend an, und er ſchwieg und ſah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal ſo feſt und ſchnellkräftig über die Wieſe, die Freundin aufzuſuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu ſenden. Ammi kehrte zu der Geſellſchaft zurück, von der ſich Hannjoſt entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!“ rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er ſchon!“

Kein Unfall ſtörte mehr die Hütenden. Die Thiere beruhigten ſich völlig und weideten wieder. Hier und dort ſpielten die jungen Leute in Gruppen, Andere ſtimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte ſich an den Stamm einer Erle und ſtand lange hier allein, ſinnend und oft tief aufſeufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verſchieden, dennoch Ein Herz und Eine Seele ſeit ihren früheſten Kindertagen. Sie hatten neben einander in der Schule geſeſſen, ſie waren unzertrennlich bei den Spielen geweſen und hatten auch Beide das heilige Nachtmahl mit einander zum erſten Mal empfangen. So alte Liebe roſtet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieſer Eintracht und nichts ſtörte ſie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als ſie ſich das ſüße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünſtigt vom Vater und von Hannjoſt's Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine ſchöne Rede hielt und die Ringe wechſelte. Ihrem Glücke ſchien nichts im Wege zu ſtehen, und Hannjoſt's Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die ſanfte Lene werde über den wilden Hannjoſt eine Gewalt erlangen, wie ſelten eine Frau über ihren Mann, eben weil ſie ſo gut und mild ſei. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn geweſen.

Ammi war nicht ſo glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war, wie die Leute ſagen, mit aus den Kinderſchuhen herausgewachſen, und wie ſie höher aufſchoſſen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber ſie war eine heimliche, weil der Vater Ammi's dagegen war. Gegen den Burſchen konnte er nichts haben, er war ein Muſter eines braven, wackern Jungen, aber ſein Entgegenſtemmen hatte einen Grund, der in dem Sprichworte fußte: Viele Brüder machen ſchmale Güter. Der Stoffel war der Aelteſte von vier Brüdern und drei Schweſtern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackener Müller war und ein hübſches Gut hatte, ſo machten eben doch die Achtelchen nicht ſo viel aus, wie Ein Ganzes, und das bekam ſeine Ammi, denn ſie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte ſich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geſchwiſter mit Ammi's Geld abfinden und ſich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffel's Vater nicht hold, weil er feſt glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie ſie zu der Franzoſenzeit die Schöffen oder Bürgermeiſter nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjoſt's Vater, zugeſpielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wuſch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ ſich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammi's und Stoffel's nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß iſt es, wie mit der alten Liebe. Er roſtet nicht und wächſt am Ende ins Fleiſch hinein, wie ein Nagel, ſchmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?“ ſagte Stoffel oft und ſeufzte.

Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit, kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die iſt am Altar Gottes.“

Der alte Bender, Ammi's Vater, kannte ſeine Tochter. Hundertmal ſagte er: „An dem Mädchen iſt ein Bub verdorben. Ich fürchte, ſie macht mir noch Arbeit.“

Wenn er das ſagte, dachte er allemal an Bauermann's Stoffel und Ammi's Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuſchneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierich's, des Syndiks Hannjoſt mit ſeiner Verlobten, mit Schneider's Lene, gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Ueberall ſteckten die Leute die Köpfe zuſammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirthshaus und Sonntag Nachmittags vor den Hausthüren wurde es beſprochen und verhandelt. Aber es war eine ſeltene Erſcheinung, daß ſich diesmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und dieſe gegen Hannjoſt. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjoſt konnte in jedem Geſichte Tadel, Unwillen, Zorn leſen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Faſt durchweg in jedem Dorfe ſpielt ein Reicher unter den Burſchen den Wilden. Er iſt der Haupthahn; um ihn ſammeln ſich die Anderen, er gibt den Ton an, den Alle ſummen. Sein

Witz wird im Chore belacht; was er thut, iſt ſchön und recht, was er angibt, wird ohne Weiteres gethan. Wenn er irgend einen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, ſo kann er ſich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Aerger wird ihm angethan. Im Wirthshauſe ſitzt er oben an, beim Tanz iſt er der Erſte und tanzt Solo, wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Muſikanten ſpielen müſſen, kurz, er iſt ein Machthaber, wie irgend einer in der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen iſt, auch wenn ein derbes Maaß Rohheit und Uebermuth mit ins Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schätze hätte und verließe, die Eilfte meint doch, ſie feſſele ihn ſicher, und nimmt ſeine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer haben ſelten den Muth, es ihm zu verweiſen, weil ſie die tauſenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und ſicher nicht ſäumt, es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweihe ſelten fehlen, führt er ſeinen Troß an und kann ſeiner Hilfe ſicher ſein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böſe, ſo hat er in ſeiner Meinung das Höchſte erreicht. Es iſt wahr, daß oft ſolche Haupthähne, wenn ſie es recht toll getrieben, im Eheſtande muſterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufſtellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil eben ſo häufig eintritt.

Hannjoſt, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war ſo ein Haupthahn. — Eben der Umſtand, daß ihnen ſo viele Kinder geſtorben waren, ſammelte in dieſem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war ſein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunſch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Taſche, ſeine Wünſche zu befriedigen, und that's auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen ſagten. Er war Herr ſeines Willens und machte es lediglich und immer, wie er ſelber wollte. So war er ein liederlicher Geſell geworden, der ſeine Leidenſchaften allein maßgebend ſein ließ für ſein Thun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierich's Zuchtruthe.“ Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren laſſen. Um Bender's Ammi ſtrich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Luſt war, und es gehörte entweder die ganze Unverſchämtheit Hannjoſt's dazu, oder eine wahnſinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, beſſer. Er warb um ſie, und Lene, die ihn längſt geliebt, erhörte ſeine Liebesbitten, und der alte Weierich ſah's nicht ungern, obwohl er die raſche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene ſo ſtarken Einfluß auf den Burſchen ausübte, daß er ſeitdem wirklich ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein ſchien.

Da brach er plötzlich mit dem holdſeligen Mädchen, und der Vater und die Mutter ſtanden ſo verblüfft da, wie alle Anderen. Als ſie ihn fragten, wies er ſie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geſchichte für ſie aus; denn leider war es ſo weit gekommen, daß ſie es nicht mehr wagten, dem Burſchen mit dem Anſehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Faſt weinend ſagte der alte Weierich zu ſeiner Frau:

„Das iſt die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus ſteht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach ſo gut wie der Apoſtel Paulus haben uns umſonſt geſchrieben, was wir thun ſollten. Nun ernten wir das Kreuz!“

Die Mutter ſeufzte und ſchwieg. Wer von Beiden am meiſten Schuld trug, war ſchwer zu ſagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!“ klagte der Alte.

„Verſündige dich nicht,“ ſprach die Mutter; „du weißt doch noch, wie du mit dem vollen Kronenthalerſäckel nach Simmern liefſt und mit dem leeren zurückkamſt! Und gib Acht, es legt ſich wieder bei.“

Aber es legte ſich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjoſt's Herz zerriß, ſein Bauernſtolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenen's Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er ſie ſah, blickte er an den Boden. Sein Uebermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel laut und ſcharf auszuſprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang redete alle Welt von der Geſchichte; dann ward's ſtill, und weil Lene nicht ſtarb, wie Manche hatten wetten wollen, ſondern, wenn auch mit ſchmerzlicher Ueberwindung, ihr Loos trug, ſo wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntags Mittags der alte Syndik Weierich in Bender's Haus trat. Bender war allein und ſaß am Tiſch und kramte in ſeinen Papieren, Schuldſcheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich dich, Peter,“ ſagte Weierich, „ſo ſag's; ſo komm' ich ein andermal wieder.“

„Nein, ſez' dich, Gottfried,“ war Bender's Antwort.

Er raffte ſeine Papiere zuſammen, ſtieß ſie auf dem Tiſche gleich, band ſie zuſammen, legte ſie in das Schränkchen von Kirſchbaumholz, das in der Ofenecke feſt gemacht war, ſchloß ab und ſezte ſich zu dem Syndik.

„Was führt dich zu mir?“ fragte er.

„Ein Geſchäft,“ ſprach der Syndik. „Iſt's juſt hier?“ fragte er, ſich umſehend. „Es iſt für dich allein.“

„Wenn die Wände keine Ohren haben,“ ſagte Bender, „ſo ſind wir ſicher.“

Er ſtand auf, ſah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube ſtieß, und da er Niemanden ſah, kehrte er zurück, ſezte ſich zu Weierich an den Tiſch und ſagte: „Du kannſt friſch von der Leber reden, wir ſind allein.“

„Hör' einmal,“ hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu dir, weil ich dich für verſchwiegen halte. Du weißt, die Landmeſſer ſind mit der Vermeſſung unſerer Gemarkung fertig, und die nächſte Woche ſoll unſere Gemeinde eingeſchätzt werden in ihre Steuerklaſſe. Da gilt's! Von Rechtswegen müßten wir halb erſte und halb zweite Klaſſe bekommen; aber da müßten wir hölliſch bezahlen und die Steuerlaſt läge auf unſeren Nachkommen bis ans Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rheinufer wieder deutſch, was Gott lieber heut als morgen gebe, ſo bleibt doch der Kataſter beſtehen und der Steuerſatz iſt ſo feſt wie unſere Berge; nicht?“

„Freilich,“ ſagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat ſo ein Commiſſär zwei Augen,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, ſo ſieht er nur halb; legt man auch aufs andere, ſo ſieht er gar nichts. Verſtehſt du?“ —

Der Syndik ſah mit dieſen Worten fuchsſchlau lächelnd in Bender's Augen.

„Ich verſteh's,“ erwiederte Bender.

„Gut,“ ſagte Weierich, „dann kann ich weiter herausrücken. Ich hab' mit dem Commiſſär die Sache ſchon rund gemacht. Wenn er ſechs Karolin bekommt, ſo ſetzt er unſere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klaſſe. Es kräht kein Hahn darnach, und unſere Steuerlaſt wird um ein paar tauſend Franken geringer. Es iſt ein Vortheil auf ewige Zeiten.“

Bender's Gewiſſen regte ſich. „Recht iſt's aber doch nicht,“ ſagte er.

„Wohl wahr, Peter,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn du meinſt, wir ſollten's bleiben laſſen, ſo iſt mir's auch recht; aber es macht mir und dir ein ſchönes Sümmchen, und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unſere Kinder hinmordet, den wir Alle haſſen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer ſteht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unſer Gemeindeland nimmt und verſteigert's? Das Sprichwort ſagt:

Der Jud' haßt das Gerümmel! Ich hab' ſchon ſo eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragſt du noch, iſt's Recht oder Unrecht? — He?"

Peter Bender müßte kein Bauer geweſen ſein, wenn ihn das nicht ſchon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „ſpiel's ihm in den bodenloſen Säckel, ſo hat er's, und du und deine Nachkommen bezahlen's. Uebrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, ſondern für unſere Gemeinde. Das mußt du bedenken."

Peter Bender ſagte: „Aber, Gottfried, woher die ſechs Karolin nehmen und nicht ſtehlen?"

„Oho!" rief Syndik. „Weißt du denn nicht vom letzten Gemeindetage her, daß wir in unſerer Schmuckelkaſſe, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht Alles zu wiſſen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal ſchreiben kann — daß wir in der Kaſſe noch mehr als ſo viel haben?"

„Das wär' ſchon gut," ſagte Bender, „aber was wird die Gemeinde ſagen, wenn es fehlt? Und du willſt es doch nicht Jedem auf die Naſe hängen?"

„Jetzt nicht," entgegnete der Syndik; „aber ich ſag' es dir und noch zwei anderen von den erſten Männern im Dorfe, die können's beſtätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der Allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren ſagt man's Allen frank und frei, und da Jeder ſeinen Vortheil dabei hat, was er ſieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, ſo wird auch Jeder ſchon ſein Maul halten und die Geſchichte nicht an die große Glocke hängen."

Beide ſprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren ſie einig und die Geſchichte war fertig. Dieſe ächte Bauernſchelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender ſich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigſtens ſchon zehn im Dorf und der Commiſſär hatte das Geld ſchon, um deßwillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, eine Handlungsweiſe, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staatshändel beſeitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bender'n, welch einen Streich ihm ſein Hannjoſt geſpielt mit dem Brechen mit Schneider's Lene. Es mochte ihm damit völlig Ernſt ſein, aber ſein geheimer Zweck forderte es, daß er ſeinen Sohn wo möglich rein wuſch. Auf Lene direkt eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er ſagte daher: „So leid mir auch die Geſchichte thut, ſo hat ſie doch eine Seite, die mir nicht unlieb iſt. Dir, Peter, kann ich ſchon ſo etwas ſagen. Siehſt du, die Lene iſt viel zu weich für meinen Hannjoſt. Er iſt ſo ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen laſſen. Das muß Unſereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage dich, ſind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unſere Weiber — man muß ehrlich ſein — viel an uns zu ſchulmeiſtern gehabt; aber ſie haben alle Beide — deine, Gott hab' ſie ſelig! und meine, Gott erhalte ſie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, beſonders fürs Wirthshaus. Daraus folgte, daß wir alle Beide behaltene Männer geworden ſind. Die Lene wäre, wie geſagt, zu weich für ihn geweſen, und ich hätte befürchten müſſen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten ausgeſchlagen. Das iſt das Einzige, warum mir die Geſchichte weniger unlieb ſein könnte. Ich meines Orts," fuhr er fort, als Peter Bender dazu ſchwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rund heraus ſagen — deine Ammi. — Aber die Lieb' iſt ſtockblind, und man mag auch nicht gerade ſo entgegentreten, weißt du? — Nun aber hat er's ſelber aufgelöſt, und nun iſt's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, ſie als meine Schnur zu ſehen, da ſie mit Bauermann's Steffel, wie ich höre, ein Gehänge hat."

Ammi's Vater hatte bis jetzt ſtille dem Redeſtrom des verſchmitzten Weierich zugehört. Jetzt berührte dieſer einen wunden Fleck. „Wer hat's geſagt," fuhr Jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermann's Stoffel mehr ſei, als ſo ein Tanzſpaß? Ich denke, wenn die Sache ernſtlich gemeint ſein ſollte, der Vater hätte auch noch ſeinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte nun, wie viel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle ſtanden. „Freilich," ſagte er begütigend, „ſo denk' ich auch. Es iſt zwar heutzutage ein bitterböſer Geiſt in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorſam nichts mehr wiſſen, und gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „„Was will Gott im fünften Gebote? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und Allen, die mir vorgeſetzt ſind, alle Ehre, Liebe und Treue beweiſe und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorſam unterwerfe,"" und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern ſelbſt Herr ſein, wenn's über einen Strohhalm ſpringen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel iſt, dann geht's ſo," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopfe herausſtoffeln, daß es eine Art hat!" —

„Wärſt du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjeſt käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit ſanft lautender Stimme.

„Daß ich dir's gerade ſage, Gottfried, ich hab' an deinem Buben viel auszuſetzen," ſprach Bender; „aber wenn er ſich artet, ſo wüßt' ich nicht, was ich thäte. Das aber will ich dir ſagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und ſie iſt ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Weſen wäre, es gäb' ſchlimme Arbeit. Ein reſolut Mädel iſt ſie, das muß wahr ſein!"

„Verſteht ſich," ſagte der Syndik. „Dem Hannjeſt will ich ſo unter der Hand ſagen: Hätt'ſt du Bender's Ammi gefreit, ſo wär' das Alles nicht gekommen. Das iſt genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das weiß ich. — Alſo es bleibt dabei!“ ſprach er und ſtand auf, indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen Beide das Unſrige thun, und meinem Wilden will ich ſagen: Zieh' die Schwungfedern ein, Bübchen, ſonſt kriegſt noch nicht Hirtenjacob's Kathrin zur Frau! das wird ihn geſcheidt und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein geſcheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwaſſer nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit iſt, verſtändig zu werden. Er iſt jetzt ſeine ein und zwanzig alt, Alles hat ſein Ende, und ich hoffe dich doch noch Kumpeer *) zu nennen. Schlag' ein, wenn dir's Ernſt iſt!“

Der Bender ſchlug ein, und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammi's Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und ſein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber ſah er ein: ſollte etwas aus der Heirath mit Hannjoſt Weierich werden, ſo war mehr als Eine harte Nuß zu knacken.

Es iſt auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und, an dieſen anſtoßend, einen mit Obſtbäumen mehr oder weniger beſetzten Grasgarten, die „Pütz“ genannt, hat. Da mancherlei Abflüſſe in dieſe Pfütze gehen, ſie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewäſſert werden kann, ſo wächſt in ihr das üppigſte Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichſte Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage ſpäter, als Ammi mit der Senſe und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauſes trat, um noch vor Nacht eine Laſt Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hauſe war. — Die Pütz zog ſich vom Hauſe bis zum Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an

---

*) Compere.

dieſem Hag ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie ſtand in der Nähe dieſes Wegs am Hag und ſchürzte ſich eben zum Mähen; aber wie es ſo geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und ſie ſtützte die Senſe auf die Erde und lehnte ihren runden, vollen Arm auf den Senſengriff. Es war ein ſchönes Bild, wie ſie ſo da ſtand; das Haar war nachläſſig aufgeſteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten ſich gelöſt und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Buſen; der weiße Hals wurde dadurch beſonders gehoben. Auf den ſchönen Zügen lag tiefer Ernſt.

Was ſie ſo nachdenklich machte, waren zwei beſondere Umſtände, die ſeit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjoſt ſchien den Auftritt auf der Wieſe ganz vergeſſen zu haben. Er ſchien blind für die Verachtung, die ſie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit ſie ihn, wenn er ſich ihr nahte — und das that er mit ſichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne ſie finden, da war er gewiß. Dieſes auffallende Betragen ſtand nicht allein. Auch ſein Vater und ſeine Mutter waren ihr ſo ungewöhnlich freundlich, daß ſie faſt zu ahnen anfing, man beabſichtige von dieſer Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verſtändige Mädchen ſtutzig machte. Das Andere kam aus dem eigenen Hauſe. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten," d. h. zu Beſuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für redliche Eltern ſei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder ſich in keine unpaſſenden Verbindungen einließen; daß es der Kinder Pflicht ſei, den Eltern auch beim Heirathen unbedingten, blinden Gehorſam zu leiſten. Es ſei, ſagte er, heutzutage ſo eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre. Die Hauptſache ſei, daß man Etwas habe und erheirathe, denn die Liebe laſſe den Magen leer, und damit ſei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermann's geredet, man ſah's, abſichtlich. Einmal, als

Sonntags „Maje“ (Beſuch) da war, hatte ſie nicht ſchweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater,“ hatte ſie da geſagt, „meint Ihr denn, es ſei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirath mit einem Unhold einzugehen, den es haßt und verſchmäht? Meint Ihr, es ſei auch da gehorſam zu ſein ſchuldig, wo es ſich um das Glück oder Elend ſeines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beiſpiel, ich ließe mich ſo von Euch verſchachern, wie unſere Kühe an den Juden verſchachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und ſehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, ſo ſoll mich keine Macht zwingen, Ja zu ſagen. Das iſt meine Meinung. Der Gehorſam hat auch ſeine Grenzen, und ein Kind iſt nicht das Opferthier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen.“

Da war er aufgebrauſt mit dem wildeſten Zorne, hatte von verdorbenen, ungerathenen Kindern geſprochen, und wie er ſie würde zahm zu machen wiſſen.

Ein andermal hatte ſie, als er über Bauermann's losfuhr, ihre Partei ergriffen und ſie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie ſeine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn ſie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan,“ hatte ſie da geſagt, „ſo bleibe ich ledig und ſterbe als alte Jungfer!“

Seitdem war das Verhältniß zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort ſprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Purren war im Hauſe; der Friede, wie er früher allezeit geherrſcht, war verſchwunden. Das hatte ihr ſchon manche ſchwere Stunde gemacht, und manche Thräne hatte ſie mit der treuen Lene geweint. Sie ſah, wie auch ihr ein Schickſal nahte, gleich dem der Freundin.

Das Alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer verſank ſie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte ſich ſchnell um. Es war Steffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in ſeinen Zügen ſpiegelte ſich der Kummer.

Eine Weile ſahen ſie ſich in die Augen, ſo ſtill, als ſollten die Blicke reden. Sie thaten's freilich auch.

Endlich ſagte Steffel: „Ammi, nun iſt die ganze Geſchichte klar!“

„Welche?“ fragte das Mädchen.

„Nun, die mit dir und dem Hannjoſt.“

„Nenne den Namen nicht!“ ſagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er iſt mir ſo widerlich wie die Blindſchleiche, wenn ſie ſich zu meinen Füßen windet! Aber ſag', was haſt du denn? du ſiehſt ja auch ſo traurig drein?“

„Kann ich froh ſein, wenn du mir ſollſt entriſſen werden?“

„Daran ſind wir noch nicht!“ ſagte Ammi.

„Meinſt du?“ fragte der Jüngling und lehnte ſeine kräftige Geſtalt wider den Buchenhag. „Ich will dir dann nur ſagen, daß die alte Weierichin geſtern zu meiner Baſe geſagt hat: es ſei ihr lieb, daß ihr Hannjoſt das bleiche Buttergeſicht, die Lene, habe fahren laſſen. Die habe nichts für ihn getaugt; du ſeiſt die Frau für ihn, und ſein Vater habe auch mit dem deinigen geredet und ſein Jawort erhalten. Das ſei nun ausgemacht, und dein Vater werde dich ſchon zur Ordnung bringen, wenn du auch nicht wollteſt; dieſen Dienſtag werde er die Freier ſenden.“

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie ſah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele. Sie ſchwieg einige Minuten, dann ſagte ſie: „Steffel, ich bleibe dir treu! Vertrauſt du mir auch dann, wenn du mich an der Seite Hannjoſt's zur Kirche gehen ſiehſt mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage dich, glaubſt du auch dann noch an meine Treue?“

Steffel ſchwieg einen Augenblick, er verſtand kaum, was ſie ſagte.

Sie wiederholte ihre Worte und ſagte: „Sieh', ich fordere viel, ſehr viel von dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubſt du?“

„Ja,“ ſagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es ſo weit komme!“

„Es kommt ſo weit, ich glaube es,“ ſagte ſie, und die bleiche Wange färbte ſich wieder in höherer Gluth. „Aber geh’, mein Vater könnte kommen. Noch Eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Thu’, als ob wir unſere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgiltig gegen mich, ich bin’s auch gegen dich. Lene wird dir ſagen, was ich denke. Gute Nacht!“

Er reichte ihr die Hand, die ſie drückte, und er ging.

Raſch fuhr jetzt die Senſe durch das abendlich feuchte Gras, rauſchend ſtreckte ſie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk, und bald trug ſie die Laſt in die Tenne, von wo aus ſie es in die Rauſe des Viehes einlegen konnte. Als ſie in das Haus trat, hörte ſie ſchon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diele krachte, ſo ſchwer trat er auf. Und als er ſie in der Küche hörte, da kam er heraus, und ſein wilder Zorn brach los, denn er hatte ſie bei Stoffel ſtehen ſehen. Feſt erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen, und es ſei ſein feſter Wille, daß ſie Hannjeſt Weierich zum Manne nehme.

Sie ſchwieg beharrlich, denn jede Widerrede hätte ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß ſie nicht Zeuge ſei von Worten oder Thaten, deren ſich Vater und Kind zu ſchämen hätten. Sie ſtellte, als das Eſſen fertig war, es ruhig auf den Tiſch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier ſchüttete ſie es in heißen Thränen aus. Sie ſah das Unglück nahen, das ſie ſo manchmal bei ihres Vaters ſtarrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens ſtarke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als ſie gebetet, ſetzte ſie ſich auf ihre

Kiſte, ſtützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und ſo ſaß ſie noch, als die Sterne am Himmel ſtanden und der wunderbare Komet mit ſeinem rieſenhaften Schweife; ſo ſaß ſie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann ſtand ſie auf, um ſich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geſchaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derſelben erkannt haben, daß ihr Denken ein ſicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinſten Einklange ſtand. Sie legte ſich ruhig nieder, und der Schlaf des Friedens ſenkte ſich bald auf die geſchloſſenen ſchönen Augen nieder, aus denen die Thränen verſchwunden waren.

Ruhig erwachte ſie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß ſie bleich ausſah und die friſchen Roſen ihrer Wangen ſeit geſtern Abend entblättert ſchienen.

Ihr Vater ſah's, aber er beachtete es nicht, wollte ſich wenigſtens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib' heute zu Hauſe,“ ſagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf ſeine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hauſe und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um Etwas zu ordnen, aufs Feld ging, da eilte ſie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

„Lene,“ rief ſie, „auch mir naht das Unglück. Denke dir, der Hannjoſt freit um mich!“

Lene wäre faſt in Ohnmacht gefallen.

„Was wirſt du thun?“ fragte ſie ſchluchzend.

„Meinem Vater gehorchen,“ ſagte Ammi feſt; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! Werde nicht irre an mir! Und ſiehſt du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!“

Lene ſtarrte ſie an. Ammi aber riß ſich los und eilte hinweg.

II.

Der Mittag war ſtille herangekommen. —

„Haſt du Wecken im Hauſe?“ fragte da der Vater.

Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, ſie zu holen.

„Nun richte ſüße Milch zu,“ ſagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will ſie nach Landesſitte traktiren.“

„Welche Freiersmänner?“ fragte ſie und ihre Wangen wurden noch bleicher als ſonſt.

„Die für Weierich's Hannjoſt um dich freien. Ich will, daß du ſeine Frau werdeſt, und heiſche vollen Gehorſam. Keine Widerrede dulde ich!“ Er ſprach dieſe Worte in einem rauhen herriſchen Tone.

„So thätet Ihr am beſten, Ihr lüdet Eure Flinte und ſchöſſet mir eine Kugel vor den Kopf; dann ſchweige ich für immer!“ Ammi ſagte dieſe Worte mit voller Heftigkeit.

„Ammi,“ verſetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, ſagt das Sprichwort. Ich rathe dir, nicht noch einmal ein ſolches Wort zu reden!“ Sein Auge rollte ſo fürchterlich bei dieſen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt du ihn, das hab' ich ausgeſprochen, und mein Jawort nehm ich nie zurück. Richte dich darnach, und wehe dir, wenn du es nicht thuſt!“

Ammi zerdrückte eine Thräne und that ſtill, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke an und die breitkrempigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhoſe endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befeſtigt. Schuhe mit blanken gelben breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweſte, zugeknöpft bis zum ſchwarzen Halstuche, mit weißem, überliegenden Kragen, vollendeten den feſtſtehenden Sonntagsſtaat. Es waren nahe Verwandte Weierich's von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war ſteif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte ſie Bender und ſetzte ihnen Stühle und ſchwieg dann, den „Spruch“ des Aelteſten der Beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räuſperte ſich dieſer und ſtand auf. Er redete Ammi's Vater mit dem vollen Tauf- und Geſchlechtsnamen an und ſagte, es ſei ihnen, wie aller Welt, bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köſtlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdſelig und ſchön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hausweſen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumdeten Vaters, der auch ein tüchtig Hausweſen, Viehſtand, Ackerbau und Baares habe, auf ſie geleitet, und ſie wünſchten ſie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an,“ ſprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens.

Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß der Vater eine Entſcheidung gegeben hätte; indeſſen lag dieſe ſchon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brod und Käſe vorgeſetzt, ſo wäre das ein Korb geweſen, auch ohne ſein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit geſpannter Erwartung deſſen, was folgen werde; denn wußten ſie auch gleich, wie es etwa ſtand, ſo konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden ſein. An den Geſichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichſten Ernſt, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch ſeiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er ſaß noch einige Minuten ſtill; dann ſtand er auf und ſagte: „Das läßt ſich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen.“

Er ging zur Thür und rief, daß das Beſtellte aufgetragen werde. „Ich muß das ſelbſt thun,“ ſagte er, „denn ihr wiſſet, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwerſtand zu verſetzen.“

Darauf kam die Magd herein und deckte ein ſchneeweißes Tuch auf den Tiſch, ſetzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Löffel und Gabeln zurecht; denn ſein Meſſer führt der Bauer jederzeit in ſeiner Taſche; es wird daher auch nie ein ſolches aufgelegt; darauf brachte ſie die Zinnſchüſſel voll ſüßer kalter Milch mit Weckbrecken darin und die dampfende flache Schüſſel mit dem Eierkuchen und Speckſchnitten. Die Geſichter der Freiersmänner verklärten ſich bei dieſen Vorbereitungen, denn darin lag ſtillſchweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte ſehr langſam und taktfeſt gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er ſein Jawort gäbe, das Paar wohnen ſolle, welche Ausſteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierich's Hauſe ſollten ſie wohnen, ſagte der älteſte Freiersmann. Das war Bender beſonders lieb, da er doch dem Hannjoſt nicht recht traute. Er ſagte darauf, was er ſeiner Tochter mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handſchlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Droben in ihrer Kammer ſaß Ammi und ſah, ſich und die Welt vergeſſend, in die Bläue des Himmels, die rein und wolkenlos ſich über der Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Geſichtes war traurig, das Auge trübe, aber keine Thräne netzte es; der Buſen pochte nicht ſtürmiſch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, ſeit ſie mit dem Stoffel am Hage der Pütz geredet, ſeit ſie ſich ihren Plan zurecht gelegt, ſeit ſie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte ſie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher ſie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf verſetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth,“ die ſie über die Taufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und Jenem und ihrer Goth ihr Herz ausſchütten, und der nahe Sonntag war dazu beſtimmt. Als ſie die Freiersmänner fortgehen ſah, kam ſie feſten Trittes herab.

„Ammi!“ rief der Vater in der Stube.

Dieſer Ruf erſchütterte ſie. Bebend trat ſie in die Stube: ob ſie halten konnte, was ſie ſich vorgeſetzt? Ihr Herz pochte und leiſe bat ſie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finſter blickte ſie der Vater an.

„Hör',“ ſagte er herriſch, „die Männer haben für Hannjoſt Weierich um dich geworben. Ich hab' als dein von Gott beſtellter Fürſprecher Ja geſagt, weil ich dein Glück gründen will. Nächſten Freitag iſt Hüllig *) in meinem Hauſe. Richte dich dazu, wie es ziemlich iſt. Was es koſtet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte dich dazu ein.“

Er hatte erwartet, daß Ammi ſich wieder ſo entſchieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er ſah ſich getäuſcht. Sie ſchwieg, wandte ſich und ging. Als ſie hinausgegangen war, ſchüttelte er den Kopf. „Werd' einer klug aus dem Weibsvolke!“ ſagte er zu ſich. „Sie, die ſo fix war, mir aufzutrumpfen, ſchweigt jetzt! Nicht einmal Thränen ſeh' ich an ihr! Und die ſind doch ihre Hauptwehr! — Sollte ſie ſich geben wollen? Hätte mein Wille ſo leicht geſiegt? Oder hat ſie Vernunft angenommen?“ Er ſchüttelte noch einmal den Kopf und nahm ſich vor, ſie zu beobachten.

Abends kam Hannjoſt, von Freude ſtrahlend; aber Ammi ging ſchweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene. —

Als er mißgeſtimmt ſich bei dem Alten beſchwerte, ſagte dieſer: „Du kennſt ſie ja! Es iſt ein abſonderlich Mädel. Sie iſt halt ihres Kopfs und ſie will ihr Recht haben. Sei du gutes Muths; es gibt ſich Alles. Bleib nur beharrlich!“

---

*) Hüllig = Huldigung, Eheverſprechen, Verlobung. Die Hochzeitgebräuche ſind treu der Wirklichkeit entnommen.

Er kam am andern Abend wieder und daſſelbe wiederholte ſich. Dennoch ermüdete er nicht.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten ſtrömten zuſammen. Auch Ammi kam ruhig herein, ſetzte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freiersmann that ſeinen Spruch und legte Ammi's Hand in die Hannjoſt's; ſie zog ſie aber ſchnell zurück. Hannjoſt legte das reiche Handgeld in ihre Hand; ſie ſchob es zurück und ſagte: „Ich nehme keines!“ Den ſilbernen Ring, den er ihr darbot, legte ſie vor ſich auf den Teller; mit ihm ſprach ſie kein Wort. Mit den Gäſten ſcherzte ſie unbefangen und ſtimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es ſei denn doch nun Zeit, daß ſie den Ring an ihren Finger ſtecke, erwiederte ſie, er paſſe nicht an ihre Hand, er ſei für eine feinere gemacht.

Hannjoſt verſtand ſie und ſah betroffen unter ſich. Der Freiersmann verſetzte, ſo müſſe man ihn dem Silberſchmied wieder zuſtellen, daß er ihn weiter mache; ſie ſolle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobire. Er wollte ihre Hand faſſen, allein ſie entzog ſie ihm unwillig und ſagte, das ſei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; ſie wolle keines von beiden. Sie ſei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben ſei kein Judenhandel, bei dem man Traufgeld geben müſſe.

Man kannte im Dorf genugſam das eigenthümliche Weſen Ammi's und ihre Art, etwas kurz abzuthun. Obgleich es eine Abweichung von dem feſten Herkommen war, ſo machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete Ammi zu reizen. So verſtrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Ruhe. Selbſt ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf ſprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter ſtecke etwas; Andere ſagten: „Es iſt ein hochmüthig Ding, das ſich über das alte Herkommen wegſetzen will.“ Man ſuchte aus Ammi herauszulocken, warum ſie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß ſie aber alle Tage zu der ſo ſchmählich verlaſſenen Lene ging, das war ein Räthſel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte Niemand und es gab Stoff genug an den Waſchbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zuſammenkunft, das Unbegreifliche zu beſprechen.

Samſtags nach dem Eſſen ſagte Ammi zu ihrem Vater, ſie wolle zu ihrer Geth gehen, ob er es ihr geſtatte, den Sonntag drüben zu bleiben und erſt Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber ſtatt nach dem Dorfe ging ſie zuerſt in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältniß zwiſchen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie ſchüttete der wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte ſie, ob ſie nicht zu Martini ſie in Dienſt nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen ſagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam ſpät am Abend Ammi zu ihrer Geth. Aber ſchon Sonntag Abends kehrte ſie heim und hörte, daß ſie der Pfarrer mit Hannjoſt als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und ſchwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; ſie wurden gemacht und waren ausgezeichnet ſchön. Auf Dienſtag wurde die Hochzeit angeſetzt. Am letzten Sonntag der Verkündigung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlſtande des Brautpaars entſprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäſte. Man trank und der älteſte Hochzeitbitter hielt ſeine von Laune ſprudelnde Rede. Es ſolle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lange keine geweſen, ſagte er, darum möchten ſie ſich einfinden und — ein ſchönes Hochzeitgeſchenk nicht vergeſſen.

Immer mehr wuchs das Erſtaunen im Dorfe. Hannjoſt nur ging ſtill umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er ſich die Scherze und Glückwünſche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, ſo ſagte ſie: „Nach einer andern ſollteſt du greifen; aber die haſt du Gottes und der Pflicht vergeſſen von dir geſtoßen.“ Klagte er über ihr Benehmen, ſo ſagte ſie: „Warte nur, bis wir getraut ſind, dann wird Alles anders.“ Alle ihre Worte hatten einen Doppelſinn, der ihn erſchreckte. Fragten ihn ſeine Eltern nach dem Benehmen Ammi's, ſo ſagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das ſei ſo das ſtörrige Mädchenweſen; ſobald ſie ſeine Frau ſei, werde das verſchwinden. Sie wolle ſich doch gleich bleiben und müſſe ſo ſein um der Lene willen. Das ermuthigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel ſtand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er ſagen ſollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue und doch ging ihre Verheirathung den ſichern Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die ſich nirgends mehr ſehen ließ, holte er ſich Troſt; aber ſie redete eben ſo geheimnißvoll, wie Ammi am Hage geredet hatte.

So war Zweifel, Angſt, Sorge, Neugierde überall herrſchend und ſelbſt Bender wußte manchmal nicht, was er denken ſollte. — Um das Hochzeitmahl ſchien ſich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er ſelber ließ ſchlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte ſie ſelber und beſtellte, weil er ſich ſonſt nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelfen pflegte, weil ſie das aus dem Fundamente verſtand. Er mußte mit Weierich's die Brautjungfern und Brautführer beſtellen und hatte ſo in dieſen Tagen viel zu beſchicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienſtag Morgen graute. Alles lebte und webte im Hauſe von helfenden Menſchen, und Hannjoſt's Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geſchmückt, die Muſikanten beſtellt. In der großen Stube ſtanden die gedeckten Eßtiſche ſchon bereit und in der Küche lohete das Feuer unter den Keſſeln und Töpfen und die Kuchen ſtanden aufgeſchichtet in der Oberſtube.

Ammi war dieſen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was ſie that, wußte Niemand. Als die Brautjungfern kamen, ſie zu ſchmücken, ſah ſie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeſchlagen auf dem Bett. Ein reiner Werktagsanzug lag auf der Kiſte und ein Korb ſtand da, der hochgepackt war. Was er enthielt, verbarg ein ſorgfältig darüber geſchlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfſchmuck einer Braut iſt etwas Großartiges, wenn ſie keine Haube trägt. Das in der Regel ſehr reiche Haar wird in unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils um die Stirne und den Kopf gewunden, theils in einer wirklich ſchwer zu beſchreibenden, kunſtreichen Weiſe durcheinander geſchlungen und aufgeſtellt, ſo daß es ein durchſichtiges Gebäude gibt, auf deſſen ſtolzer Höhe der bedeutſame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. Den weißen blühenden Mädchengeſichtern ſteht dieſer Kopfputz höchſt reizend. Will ihn eine nicht, ſo trägt ſie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein ſogenannter „gebackener Strauß,“ künſtliche Blumen, mit Flitter, Rauſchgeld und Glasperlen verziert, angebracht iſt, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Bruſt trägt ſie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blauen und weißen Bandſchleifen verziert; einen gleichen, doch ohne dieſe Schleifen, trägt ſie in der Hand. Ein ſchwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein ſchneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Buſen bis hoch an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht iſt es, ſie alſo zu ſchmücken.

„Ammi,“ ſagte eine der Brautjungfrauen, „ſollen wir dir die Haare aufſtecken und flechten, oder willſt du eine Haube tragen?“

„Keines von beiden,“ ſagte Ammi lächelnd. „Ich will mein Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage.“

„Ei,“ ſagte das Mädchen, „du wirſt doch nicht in allen Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute räſonniren darüber.“

„Mögen ſie!“ war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ich ſage.“

Sie mußten ihr willfahren. Ihr ſchönes Haar wurde einfach geflochten.

„Wo ſollen wir denn den Strauß und den Brautkranz anbringen?“ fragten die Mädchen wieder.

„Nirgends,“ ſagte Ammi. „Ich trage weder den einen noch den andern.“

„Man meint aber doch, du wärſt etwas Extras,“ ſprach ärgerlich und ſchnippiſch eines der Mädchen. „Du willſt doch immer etwas Apartes!“

„Es gefällt mir ſo,“ entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjoſt, mit der wirſt du fein fahren!

Das Brautkleid zog ſie an, aber ſie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß ſie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirſt dich wüſtem Gerede ausſetzen!“ ſagten ſie, und ließen nicht ab, bis ſie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haar befeſtigt. Und ob auch ihr Putz nun gegen alles Herkommen verſtieß, die Mädchen betrachteten ſie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine ſchönere Braut ſei doch ſeit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten ſich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Muſikanten, der Bräutigam und ſeine Angehörigen, Alles war bereit. Die Burſche ſtanden vor dem Hauſe in Reih' und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieſelbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheueres rundes Brod, in dem ein Meſſer ſteckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren beſtimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzen, zu ſpringen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller ſie ſich geberden, je mehr ſie das verſammelte Volk zum Lachen reizen, deſto größer iſt ihr

Triumph. Da der Zug ſehr langſam geht, ſo laſſen ſie die Armen, Alten, überhaupt Jeden, der Luſt hat, ſich ein tüchtig Stück von ihrem Brode ſchneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen kam die Braut die Stiege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch ſo ſchön, daß faſt jedem Mund ein Ah! entſchlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man ſich nicht ſatt an ihr ſehen konnte. — Der Zug ordnete ſich. Voraus ſchritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, deſſen Blicke ſich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an ſeiner linken Bruſt prangte ein ungeheuerer Strauß von gemachten Blumen, Rauſchgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter dieſen Dreien, die ernſt und gravitätiſch den Zug eröffneten, kamen ſechs Muſikanten, welche einen Marſch aufſpielten, der aber ſehr langſam gehen mußte, damit der Zug ſich nicht übereile. Dieſen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter dieſem ein glänzend neuer Thaler lag; dies war Alles für den Pfarrer beſtimmt. Hinter dieſen ging die Braut, in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszutheilen, denn es waren ſicherlich alle Bewohner des Dorfes verſammelt. An ihrer Stelle ſchloß ſich der Zug der Verwandten und Gäſte an. Geſenkten Blickes ſchritt die ſchöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernſt die Brautführer zuflüſterten, gab ſie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, ſchwieg die Muſik. Ein paar Dutzend Piſtolen knallten und drinne begann die Orgel zu ſpielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Verſammlung geſungen, das Hochzeitlied aus dem kirchlichen Geſangbuche.

Unter dem letzten Verſe trat der Pfarrer an den Altar. Die Orgel ſchwieg. — Der Bräutigam trat aus ſeinem Stuhl und ſchritt zu den Stufen des Altares hinan. Ammi ſollte heraustreten, aber ſie wankte, ſie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterſtützten ſie und zum erſten Male durchzuckte die Reue das Herz ihres Vaters, als er in das todtbleiche Geſicht ſeines Kindes blickte. Man wollte ſie mit Branntwein waſchen, aber ſie ſtieß die Hände zurück. Sie hatte ſich ermannt und feſten Schrittes ging ſie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorleſung des kirchlichen Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, ſprach er: „Du, Johannes Juſtus Weierich, willſt du die an deiner Seite ſtehende Anna Maria Bender zu deiner Ehegattin nehmen, ſie treu und herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlaſſen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis dich einſt der Tod von ihr ſcheidet?“

Hannjeſt ſagte laut ſein „Ja.“

Ammi zuckte in ſich zuſammen, als er es ausſprach. Der Pfarrer wandte ſich nun an ſie mit derſelben Frage. Einen Augenblick ſchwieg ſie. Die Verſammlung horchte mit angehaltenem Athem.

Da ſprach Ammi mit einer reinen, klangvollen, Allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!“

Der Pfarrer, dem ein Aehnliches noch nicht begegnet war, erſchrak ſo, daß er ſchneebleich wurde. Hannjeſt fuhr einen Schritt zurück vor Entſetzen. Durch die Kirche ſchallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung, in die ihn dieſe Antwort verſetzt, wußte ſich der Pfarrer gar nicht zu helfen.

„Iſt es dein Ernſt mit deinem Nein,“ fragte er ſie endlich.

„Ja, es iſt mein Ernſt,“ ſprach das Mädchen laut. „Ich kann einem Manne nicht ſein,“ fuhr ſie fort, „den ich verabſcheue, weil er dem bravſten Mädchen der Gemeinde die Treue gebrochen, ihm zur Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorſam geweſen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat ſeine Macht ein Ende. Ihr fordertet Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müſſen als den Menſchen.“

„Unter ſolchen Umſtänden kann ich Euere Ehe nicht einſegnen,“ ſagte der Pfarrer, wandte ſich und ging.

Aber auch Ammi wandte ſich und ging die Stufen feſt hinab, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt ſtanden Alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjeſt haſtig vom Altare weg; er riß den Strauß von ſeiner Bruſt und warf ihn zur Erde; dann ſtürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloſer Stille folgten Alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt ſchlich er ſeinem Hauſe zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre ſaubern Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er ſtarrte ſie an.

„Vater,“ ſagte das Mädchen feſt und ruhig, „nach dem, was vorgefallen iſt, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das ſchreckliche Wort nicht ausgeſprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verſtoßen. Ich hab' meine nothwendigen Kleidungsſtücke in dem Korb und verlaſſe mein Vaterhaus.“

Bei dieſen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen. Stotternd ſagte ſie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!“

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte ſie ſich weinend ab und ging.

„Ammi!“ wollte er rufen, aber die Stimme verſagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer ſeiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde geſtürzt.

Wochen waren nach dieſen Vorfällen vergangen. Die Beſtürzung, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgebracht worden, hatte ſich mehr und mehr gelegt, obgleich ſie alsbald nach dem unglückſeligen Hochzeittage durch ein neues

Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjoſt, und als ſein Vater in ſeine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte ſtanden: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich ſie gleich am Mädchen verdient habe, das ich ſo ſchwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegoſſen ſein.“

Im Dorfe hatten ſich jetzt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbſten Worte gehört; jetzt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urtheile wendeten ſich gegen Hannjoſt, gegen ſeine Eltern, und obgleich er das ganze Hochzeitmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei geſagt hatte: Betet für mich! gegen Ammi's Vater, der wie ein Unhold ſein ſchönes Kind zu ſolchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderſeits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjoſt's Eltern mehr als Bender. Dieſer wußte bald, wo Ammi war, im Dienſte der Familie in der Stadt, wo ſie eine Zuflucht geſucht. Aber Weierich's hatten ihr letztes, einziges, wenn auch ſtrafbares Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon ſeine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ſchleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Todtenſcheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er ſich gewendet, erfuhren ſie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war ſeltſamerweiſe gar nicht erzürnt über ſeine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in ſeines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan, hatte in ſeine Seele mitten hineingegriffen, ſo eiskalt, ſo erſchütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm' zurück!“ Und als er vor ihr ſtand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und ſie ihm ſo lange in die Augen ſah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kindesherzens, das zum Aeußerſten gebracht, ſich verſtoßen und vom väterlichen Fluche belaſtet glaubt, da war aller Groll verſchwunden und die tiefſte Reue erfüllte ſein Herz, daß er ſo hart gegen ſie geweſen und ſie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in ſich ſelbſt eine fluchbelaſtete geweſen wäre. Er würde ſie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernſtolz hätte beſiegen können. So ein reiches Bauernherz iſt zähe und eiſenfeſt. Er glaubte ſich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er ſich ſchwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi ſei zu weit gegangen, daß ſie das Vaterhaus verlaſſen, ehe ſie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, ſie möchte ſein Zurückrufen als eine Billigung ihrer Liebe zu Bauermann's Stoffel anſehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vergegangen. Er ging ſeitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr, wie ſonſt, das große Wort, und war nicht mehr ſo unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie ſonſt in die Maſen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für ſich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm ſeine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur ſein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiſte mit Allem, was ſie noch daheim hatte und bedurfte, ſchickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß ſie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichſte. War er ſchier geſtorben vor Leid, als er hörte, Ammi ſei zur Kirche gezogen mit Hannjoſt, ſo lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in ſeiner Seele. War auch die Trennung ſchmerzlich, ſo ſah er ſie doch öfter in der Stadt, als er ſie im Dorfe geſprochen hatte, ſeine Ammi, deren Treue die Feuerprobe beſtanden. Lene aber glich der vom Sturme geknickten Lilie. War ſie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich ins Herz, weil ſie eine ſo ſchreckliche Demüthigung und Schmach für Hannjoſt in ſich ſchloß. Und als er nun gar plötzlich verſchwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr ſchier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurückgelaſſen und deſſen Inhalt im Dorfe ſogleich bekannt geworden war, hatte es ja ausgeſprochen, daß er ſeine Schuld fühlte und ſein Unrecht erkannt hätte. Und die, die ſie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die ſie ſo gewaltig gerächt hatte. Die Roſen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück, und es ſchien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innerſten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit geweſen, hätte ſie zu Hannjoſt's Eltern gehen können, um hier tröſtend Troſt zu finden für ſich ſelber, aber ſie wagte das nicht.

Unter dieſen Umſtänden floß der Winter träge hin. Der Komet, deſſen Schweif nach Frankreich hineinſtand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetiſches Zeichen an den Himmel geſtellt, hindeutend, wohin ſich die Zuchtruthe ſeines Strafgerichtes wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innerſten Herzen den welſchen Drängern feind waren. Als ſich die Kunde von Napoleon's gewaltigen Kriegsrüſtungen auch zu ihnen ſchlich, da prophezeiten ſie dem Würger den Untergang, weil der Komet es nur zu beſtimmt vorgebildet habe.

Durch die raſtloſe Bemühung des menſchenfreundlichen Unterpräfekten in Simmern war es endlich gegen Oſtern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß ſein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment geſteckt worden ſei, deſſen Stamm in Nismes liege. Er ſchrieb nun an ihn und in dieſem Briefe gedachte er Lenen's Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach ſie ihn und vor Thränen konnte ſie ihn kaum leſen; aber was er enthielt, war Balſam für ihr Herz. Voll tiefer Reue ſprach er ſeine Schuld aus und flehte ſie um Vergebung an. Heilig betheuerte er ihr, wie er erſt jetzt ſo tief fühle, daß er ſie und nur ſie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnengluth verſengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie ſie ſich aufrichtet zu neuer Blüthe, ſo Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergeſſen. Ihre Wangen färbten ſich wieder und das Leben, das am Erlöſchen ſchien, regte ſich wieder friſch in allen Pulſen des jungen Mädchens. Auch von Ammi's Herzen nahm es eine ſchwere Bürde des Vorwurfes, da ſie ſich als die anſehen mußte, die, obwohl ſie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerem Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, ſeine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und ſie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Verſöhnung, und in Lenen's Bruſt und Leben fiel ein neuer Sonnenſtrahl. Indeſſen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu ſeinem Sarge geweſen. Ohnehin nicht ſtark, fühlte er durch ſo herbe überwältigende Geſchicke ſeine Kraft gebrochen. Er ſiechte noch bis zum Frühlinge hin, dann ſtarb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für ſie auf den Lippen verſchied er. Zu ſeiner Frau hatte er kurz vor ſeinem Tode geſagt: „Ich ſterbe, ich fühl' es. Auf dich, als die Längſtlebende, fällt nach unſerem Ehepakt all' unſere Habe. Sollte Hannjoſt fallen in der Schlacht, ſo geb' mir die Hand darauf, daß Lene dein und mein Erbe iſt.“ Die betagte Wittwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenen's Liebe theilte ſich zwiſchen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjoſt gekommen, dann vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente geſtoßen, das mit dem Heere nach Rußland marſchiren ſollte.

III.

Kaum war es nach den aufregenden Ereigniſſen wieder ruhiger geworden in Bender's Seele, ſo zog in ſie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorſtandes oder Syndiks war durch Weierich's Tod erledigt, und er ſteuerte jetzt mit vollen Segeln auf ſie los, die ihm einſt entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann liſtiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindſchaft denen, die gerne Hader ſäen und zu Ohrenbläſereien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heilloſer Wirkſamkeit eröffnet, ſo fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an ſolchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an ſich ſelber. Er ſei beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeſchrieben, und ſei ſchon bei Beiden geweſen, um ſich die Stelle zu ſichern. Da glühte der alte Haß noch einmal ſo feurig, da war die Macht der Leidenſchaft im Manne ſo groß, daß er ſich freute, ſeinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermann's Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im Entfernteſten gedacht, ſich in dieſe Angelegenheit zu miſchen, oder gar ſich ſelber das zuzuwenden, was Bender mit ſo glühender Leidenſchaft erſtrebte. Ein Aemtchen und das damit verbundene Anſehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vortheilchen, das herausſprang, war für dieſen die leckerſte Lockſpeiſe. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für ſein Geſchäft hätte erblicken müſſen. Auch ſagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, ſeine Selbſterkenntniß, daß er die Fähigkeiten nicht beſitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälziſchen Schulen, in denen alle dieſe Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigſten, die ſich denken laſſen. Auch die Schule, welcher ſie ihren Unterricht verdankten, leiſtete kaum das Nothwendigſte. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu ſolcher Selbſterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum ſeinen Namen ſchreiben, kaum einen Brief leſen, kaum aufs Nothdürftigſte rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geſchmeichelt als jetzt, nie hatte er ſich ſo eifrig den Schein eines tieferen Wiſſens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jetzt. Er verſchmähte es nicht, des Verſtorbenen Handlungen zu tadeln und ſich darüber auszuſprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vortheilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So beſtellte er den Boden zunächſt. Endlich entſchloß er ſich, zum Maire ſelber in die Stadt zu gehen. Dieſer war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Inſaſſen ſeines Verwaltungsbezirkes genau kannte, aber auch die

Eigenſchaft hatte, rund und derb das zu ſagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in ſeine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibſtube hätte er ihn nicht allein ſprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und ſeine Verbeugung war um vieles tiefer als ſonſt. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchſchaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennen lernen, die hier Liſt und Schlauheit mache, um das zu erſtrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich.

„Wie ſoll's gehen, Herr Maire! So ſo, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“

„Der iſt weit von uns,“ ſagte der Maire lachend, „und der Kaiſer hat den Sieg an ſeine Adler geheftet.“

Bender, der gut deutſch geſinnt war, hier aber einem Manne gegenüber ſtand, der den Franzoſen anhing und ihnen ſeine Stellung verdankte, zuckte die Achſeln und ſagte trocken: „Man ſollt's meinen!“

„Ueberdies,“ fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaiſers Weltherrſchaft die Krone aufſetzen.“

„Was kann man ſagen?“ war Bender's Antwort. „Unſereins verſteht das nicht.“

„Da habt Ihr Recht,“ verſetzte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer ſich in derartige Dinge miſcht.“

„Das iſt richtig,“ meinte Bender; „unſereins hat Beſſeres zu thun. In der eigenen Gemeinde iſt zu thun genug.“

„Gewiß; aber ſagt einmal, wie ſprechen ſich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden ſoll?“

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire,“ ſprach Bender ernſt und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. Hätte die Gemeinde zu wählen, ſo wüßt' ich ſchon, wer's nicht würde. Und doch ſoll er Himmel und Erde bewegen.“

„Wer denn?“

„Der Müller Bauermann.“

„Hört," verſetzte der Maire, „da ſeid Ihr auf einer falſchen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravſten Männer Eurer Gemeinde und für einen ſehr verſtändigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeſchlagen, und erſt vorgeſtern hatte ich ihn dazwiſchen, daß er jetzt das Amt annehmen ſolle. Was meint Ihr, was er ſagte?"

„Menſchengedanken kennt man nicht," erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen."

„Das iſt gelogen!" platzte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?" fragte Bender erſtaunt und betroffen.

„Ja, gelogen!" fuhr der Maire fort. „Er ſagte damals zu mir, der Weierich iſt ein Duckmäuſer, der ſo ſeine Schliche geht und ſich ſelber nicht vergißt. Und was er da geſagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch ſchlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch ſchwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gethan, während Ihr und der Weierich unter dem Tiſche ſpieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das ſag' ich Euch!" Bei dieſen Worten ſah ihn der Maire ſo ſcharf an, daß er die Augen niederſchlagen mußte. „Und vorgeſtern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, ſagte er feſt und beſtimmt nein. Er meinte, ein Aemtchen ſei für einen Bauers- und Geſchäftsmann ein Unglück, wenigſtens für einen wie er. Er habe, ſagte er, ſein Geſchäft jetzt ſo im Schwung, und ſein Sohn ſtehe ihm ſo wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Oelmühle bauen, da er Waſſer und Raum genug habe, und deßwegen war er bei mir, daß ihm das geſtattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch."

„Mich?" fragte Bender voll Erſtaunen.

„Ja, Euch!" bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?" fragte er nach einer Pauſe.

„Was ſoll ich meinen, Herr Maire?“ antwortete Bender. „Ich wäre noch rüſtig genug dazu.“

„Das iſt richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?“ Bender ſah ihn mit großer Spannung an, aber er ſchwieg. „Nein, ſagte ich,“ fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein ſolcher Eſel ſein, daß er darnach ſtrebt! Er kann ja nicht leſen und nicht ſchreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik! Nein, ſagte ich zu Bauermann, ich denke beſſer vom Bender, als daß er in ſeinen alten Tagen noch vom Hochmuthsteufel ſich plagen läßt. Der kennt ſich ſelber beſſer; denn die meiſten Leute, die noch aus Kurpfalz ſtammen, können nichts. Der Weierich war noch der beſte. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel.“

Dem armen Bender wurde es ſchwindelig. Er entfärbte ſich und zog ſein roth baumwollenes Taſchentuch heraus, um ſich den Schweiß abzutrocknen und ſeine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als ſähe er das nicht und fuhr fort:

„Der Müller meinte, Ihr wär't ein verſtändiger und braver Mann, da könne man ſich ja in das Geſchäft einſchießen; aber ich ſagte ihm rund heraus: der Bender iſt nicht fähig dazu, und er ſolle nur jeden Gedanken daran fahren laſſen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein ſeßhafter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn der hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichſten in der Gemeinde. Uebrigens vor Neujahr wird nichts entſchieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt verſehen. Macht er ſich, ſo ſoll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet ſich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, ſo wahr ich Maire bin.“

In Benders Bruſt arbeitete es gewaltig. Alle ſeine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Legte er ſich nun die Sache zurecht, ſo kam etwa dieſe Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und wurde Syndik, und gab er ihm Ammi zur Frau, ſo konnte er doch ſo unter der Hand mit ins Amt hinein pfuſchen und die Dinge in der Gemeinde nach ſeinem Kopf ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu ſchmeicheln, daß dann Ammi die erſte Frau im Dorfe wäre. Dieſe Reihe von Vorſtellungen flog ihm durch den Kopf; aber er beſaß Selbſtbeherrſchung genug, ſo viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt Recht, Herr Maire,“ ſagte er nach einiger Zeit, „für mich iſt's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber ſein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, ſo einen jungen Mann zum Syndik zu machen.“

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt,“ ſprach der Maire ernſt, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er iſt vor etwa zwei Jahren vom Kirſchbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, ſo kann er doch, da der Arm ſchlecht geheilt iſt, nicht das Gewehr tragen. Das ſteht feſt und ich kenne das. Da er überdies in dieſem Jahre zugfähig iſt, ſo haben ihn neulich die Doctoren unterſucht und das erklärt, was ich Euch ſage. — Das Andere aber iſt lächerlich. Erſtlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die iſt für ihn. Was ich in dieſem Falle thue,“ ſetzte er mit Selbſtgefälligkeit hinzu, „iſt gethan, und Jugend hat friſche Kraft und Freudigkeit.“

Die Stunde, auf die Schreibſtube zu gehen, war da, und Bender mußte ſich entfernen. Der Maire ſah ihm lächelnd nach. „Du biſt hoffentlich geheilt!“ ſagte er; „aber Alter ſchützt vor Thorheit nicht.“

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichteſten Theil des jungen Schlages, wo er ſich am Stamm einer einzeln ſtehenden Eiche niederſetzte und den Kopf, der ſorgenſchwer war, in die Hand ſtützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus ſeiner Bruſt hervor. Was er heute erlebt, war ſo bedeutſam und wichtig, daß es ſein Innerſtes in Aufruhr brachte. Zunächſt machte ſich ſein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manierlicher ſein können! Ihm ſo, mir nichts, dir nichts, unter die Naſe zu ſagen, er ſei ein Eſel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nicht anders wußte, als daß er ſehr klug ſei, und der überzeugt war, es mache Niemand ſeine Sache beſſer, als er. So ſchwer indeſſen das zu verwinden war, ſo blieb doch nichts übrig, als den Aerger zu verſchlucken. Das aber plagte ihn über die Maaßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann geſagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann ſich nicht aufs Neue zu verfeinden; denn wurde der erſt recht zornig, ſo erfuhr's das ganze Dorf, und ſtand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das Zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage ſtand, ob, wenn Stoffel ſolche Ausſichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging ſehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurück zu rufen?

Endlich bewegte ihn die Frage, ob er nicht auf irgend eine Weiſe mit Bauermann ſich ausſöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen laſſen, weil er den alten Pick auf ihn hatte. Er ſann nach, wie das zu machen ſei, ohne daß es Aufſehen errege. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das ſich unter der Hand geben. Und ſo verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längſt ſein rauhes Weſen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit ſeinen Ueberlegungen ſo weit war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, ſein einziges Kind wieder um ſich zu haben. War's doch ſchier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr geſehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfniß gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit dieſem Aber durch ſeine Seele fuhr, erſchreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Feſtigkeit. Würde ſie kommen, wenn er es ihr ſagen ließe? — Lange ſaß er in tiefem Sinnen; dann ſtand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und Alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anſpannen und Ammi ſelber holen. Hatte ſich ja doch, ſeit Hannjoſt in ſeinen Briefen ſich wieder an Leuen gewendet, auch ſein Verhältniß zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Glücklicher, als ſeit langer Zeit, kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er ſeit jenem Hochzeittage nicht geſchlafen. Als er am andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, ſo leicht im Herzen, daß er hätte ſingen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verſchwunden, und leichten Herzens ging er bei Zeiten zu Ammi's Goth hinüber nach dem nächſten Dorf.

Unfern deſſelben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang ſein Seelſorger geweſen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem alten Geiſtlichen konnte Nichts erwünſchter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm ſo Vieles zu ſagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen ſollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzoſen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß Vieles von dem, was der Maire ſo ganz arglos hingeworfen in der geſtrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eiſen geſchlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimniſſes, und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenſeitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender ſagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dieſes freimüthige Geſtändniß auf. Er ſagte ihm, wie oft ſchon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater ſo unverſöhnlich ſei, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige.

„Bedenkt," ſagte er ernſt, „daß der ungerechte Fluch auf euer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem ſchweren Unrecht bewahrt; ſie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verſtoßt Ihr das gute Kind, das mit ſo treuer Liebe an Euch hängt und ſich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und beſucht ſie nicht. Bender, Bender! gedenkt Ihr nicht an des

Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohn? Und Ammi iſt kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unſere Schuld, wie wir unſeren Schuldigern vergeben — und Ihr thut nicht alſo?"

Bender traten die Thränen in die Augen. „Ach," ſagte er, „ich bin ja auf dem Wege!"

„Nein," erwiederte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, ſonſt ginget Ihr ſelber. Die alte Goth ſoll gehen."

Da rief Bender: „Ihr habt Recht; jetzt ſeh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe ſelber!"

„So iſt's Recht," ſagte der Pfarrer; „aber noch Eins, Bender. Wie ſteht's zwiſchen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum ſpreizt Ihr Euch ſo gegen die Verbindung mit dem Stoffel?"

„Ach, Herr Pfarrer," ſagte Bender, dem es ganz weh ums Herz war, „Ihr wiſſet nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' geſtern erſt klaren Wein eingeſchenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, ſo hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr ſollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf."

Und er drückte die Hand des Geiſtlichen und ging, ſtatt ins Dorf, rechtsab das Wieſenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht geſehen hatte, erſchrak über das bleiche Ausſehen des einſt ſo blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tiefſte Kummer an ihrem Herzen, und dieſer Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf ſeinem Sinne. Die Familie, die ſie mehr aus Liebe als aus Bedürfniß ihrer Dienſte aufgenommen, ſuchte ſie aufzurichten, aber es gelang nicht. Halbe Nächte ſaß ſie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als ſie ihn erblickte, ſanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber ſie vermochte kein Wort zu ſprechen.

Bender ſah ſie liebevoll an. „Ammi!“ ſagte er, „dein Vater kommt, ſein Kind wieder zu ſuchen.“

Er ſelbſt war bewegt, und ſein Auge wurde feucht, als er das ſagte. Da löſte ſich der Zauber, der ihre Bruſt beengte; einen Schrei ſtieß ſie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag ſie an ihres Vaters Bruſt und weinte laut. Die Bewohner des Hauſes eilten herzu, und als ſie das Kind an des Vaters Bruſt ſahen und wie die Beiden weinten, da ſagte die alte Mutter zu den Ihrigen: „Laſſet ſie allein! Da feiert die vergebende und verſöhnende Liebe ein Feſt, deſſen ſich die Engel des Himmels freuen.“

Und ſie gingen und ließen ſie allein, bis ſie ſich ausgeweint, bis das Wort das Herz erſchloß und ſie die Vergangenheit vergaßen in der ſiegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geſchehen Zeichen und Wunder,“ ſagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, bei der Lene in traulichem Geſpräche ſaß. „Habt Ihr's denn ſchon gehört, daß Bender's Ammi wieder mit ihrem Vater ausgeſöhnt und hier iſt ſeit geſtern Abend?“

„Was ſagt Ihr?“ rief Lene und ſprang auf.

„Wahrhaftig, ſo iſt's!“ ſagte der Nachbar.

Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treueſten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er geſagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermann's Mühle eine Wieſe. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernſtolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, ſo zitterte doch ſchon die Luft in der ſengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche ſtanden. An der Mühle ließ ſich keine Seele ſehen; nur die Räder klapperten emſig, vom ſtarken Waſſerſtrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es ſchattig war, und näherte ſich der Pütz, die an die Mühle ſtieß und nach Landesſitte mit einem ſauber beſchorenen und ſorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort ſtanden des Müllers Bienenſtöcke, gegen die Hainbuchenhecke ſich anlehnend. Bender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu ſehen. Das hatte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf ſeine Wieſe, aber kein Blick ſtreifte die Mühle; er that, als ſähe er ſie nicht. Heute aber war er ſo glücklich, Ammi hatte ihn ſo liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; ſie hatte ſein Frühſtück ſchon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, ſo ſchmackhaft und ſo nach ſeinem Sinne geweſen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als ſei die vergangene Zeit ein wüſter Traum geweſen. Da kam denn auch des alten Seelſorgers Wort wieder mit ſeinem ganzen Gewicht in ſein Andenken zurück, und das Verſprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben ſeinen Bienenſtöcken ſaß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er ſich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stockes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräuſch von Tritten hatte ihn aufmerkſam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erſtaunte; Bender ſah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als ſuche ſein Auge Jemanden, als verlange er, Jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Bender erlebt, kam ihm das ſo ſonderbar und räthſelhaft vor, daß er ſich kaum darein finden konnte. Sein Erſtaunen wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In dieſem Augenblicke ſtürmten die Maſſen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend ſchwärmten ſie nach der Höhe.

„Der fliegt ab!“ rief Bender. „Iſt denn Niemand da?“

„Doch,“ ſagte jetzt Bauermann, und ſtand auf, Bender'n grüßend. Der hatte ſich ſchon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegriffen, welche er in den Schwarm warf.

„Hol' das Faß! geſchwind!" ſagte er zu Bauermann, „ich will dir helfen!" Raſch ſprang er um die Ecke, wo die Thüre war, und ſtand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas Anderes einzugehen, ſprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen ſchien. „Dort am Bäumchen hängt er ſich," ſagte er, und wirklich bildete ſich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann ins Gras geſtellt, wo er ſich bald beizog.

Jetzt fühlte Bender, daß er reden müſſe von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann," ſagte er verlegen, „ich habe dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, du ſeieſt mein Gegner und Feind. Geſtern ſind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingeſehen, daß ich dir groß Unrecht angethan. Sieh', darum komm' ich und reiche dir die Hand und ſage ehrlich: verzeih' mir's; der Hader ſoll begraben ſein ins tiefſte Meer!"

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob," ſagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß du zur Einſicht kommſt. Hier iſt meine Hand! Niemand kann ſie lieber reichen als ich, denn Hader iſt Eiter in den Gebeinen, und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt."

Mit einem herzlichen Händedrucke war der Friede hergeſtellt und beſiegelt. Noch lange ſaßen ſie bei einander, bis der nahende Mittag zur Heimkehr rief. Als Bender ſchon wieder jenſeit der Bütz war, rief er noch zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn faſſen."

„Es geſchehen Zeichen und Wunder!" rief Bauermann, als er zu ſeiner Frau trat, bei der Stoffel ſtand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was ſich ereignet, hörten ſie voll Verwunderung zu und die Mutter ſchlug die Hände zuſammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für ſein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Freude war ſo groß, nach ſo langer troſtloſer Ausſicht; die Hoffnung ſchwellte ſein Herz aufs Neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder ſehen ſollte, und diesmal im elterlichen Hauſe, das er ſeit ſeinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging Korn zu faſſen und ihm ſagte, er habe den Müller ſelbſt beſtellt. Abends ſtand ſie in der Stube, als ein Müllerwagen daher raſſelte, den die Glocken der Roſſe verkündeten. Sie hätte faſt laut aufgeſchrien, als ſie Stoffel ſah, der am Hauſe hielt und hereinſprang, nachdem er die Peitſche ans Kummet geſteckt. Hocherröthend blickte ſie in ihres Vaters Angeſicht. Dieſer lächelte und ſagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden ſoll.“

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß ſie hätte daran glauben ſollen. „Nun,“ ſagte Bender, „ſoll ich ſelbſt die hohe Treppe hinauf ſteigen?“ Da flog ſie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da ſank die Glückliche an des Jünglings treue Bruſt und im Jubel erzählte ſie ihm Alles, was ſich ſeit geſtern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erſtaunte ſie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mähr von heute Morgen mittheilte. Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte ſie an ſeine Bruſt und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgenſonne!“ Und ihr in die Augen blickend, fragte er leiſe: „Sagſt du auch Nein, wenn du mit mir am Altare ſtehſt und dich der Pfarrer fragt, ob du mein Weib werden wolleſt?“

Da riß ſie ſich aus ſeinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag' das Korn hinab! Hörſt du, es klingelt, die Mühle iſt leer!“ Und im Nu war ſie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

Es war im Spätherbſte des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Bäcker und Müller ſtritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm ſei, wie man auf dem Hunsrück ſagt, wenn im

Herbſte Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man ſucht dann eifriger den warmen Ofen und ſchmiegt ſich fröſtelnd daran, die bedauernd, die draußen ſein müſſen.

In einer hellerleuchteten Stube ſaß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf deſſen Platten bibliſche Geſchichtsdarſtellungen zu ſehen waren. Sie ſpann den ſilberglänzenden Flachs und zog ſeine Fäden, während ſie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind ſanft ſchlummerte, leiſe geſchaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Kinde wegſah, deſſen Züge der ſchönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demſelben Ausdrucke zur andern Seite des Tiſches, wo ein junger Mann ſaß, der ſeine Pfeife rauchte und das glückliche Geſicht der Mutter mit unſäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Geſpräch ſtockte eben, da klopfte es an den Laden, erſt leiſe, dann ſtärker. Die junge Frau erſchrak.

„Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenſter und öffnete.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Lieber Gott, es ſind wieder zehn Deſerteurs da, die um Gotteswillen bitten, wir ſollen ihnen Brod geben. Es ſind Deutſche.“ Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deſerteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir ſie arretiren?“ fragte der Mann, ſetzte aber ſchnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hilfe holen!“

„Stoffel!“ bat das junge Weib, „es ſind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu' es nicht!“

Der Syndik blickte nach ihr hin und man ſah, wie ſchwer es ihm wurde, ſeiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß,“ ſagte er. „Meine Pflicht fordert es.“

Ammi blickte trauernd in das Licht und ſeufzte tief. Stoffel griff nach ſeiner Mütze.

„Willſt du?“ fragte ſie zitternd vor Mitleid, Angſt und Sorge.

„Weib,“ ſagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht ſchwerer, als ſie iſt!“

„Vater,“ bat ſie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt.“

Der alte Bender ſtand raſch auf, um nach ſeiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der ſagte, ſie ſeien fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben.

„Dann kann ich zu Hauſe bleiben,“ ſagte Stoffel Bauermann, der junge Syndik; ſchloß den Laden und ſetzte ſich wieder. Langſam kehrten Ammi's rothe Wangen wieder.

„Es iſt doch entſetzlich,“ ſagte ſie, „was die armen Jungen ausſtehen müſſen!“

„Und wie muß es um die Armee ſtehen!“ meinte Vater Bender. „Seit der grauſamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimath zu. Haben ſie aber Unrecht? Ihr Kaiſer lügt die Welt an in einem Bülletin, das man in alle Welt ſchickt, und ſagt, er habe geſiegt, und läßt ſeine Leute im Stich und macht ſich aus dem Staube nach Paris! Und euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wiſſen, wer Koch oder Kellner iſt. — Nein, käm' einer oder zehn an unſere Thür, ich gäb' ihnen all unſer Brod. Gelt, Ammi?“

„Freilich,“ ſagte die junge Frau und blinzte ſchalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Bender's Ammi und nicht zur Frau des Syndik.“

„Schöne Wirthſchaft!“ ſagte der Syndik halb ernſt, halb lachend. „Ich glaube, ihr habt's ſchon ſo gemacht.“

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatſchte leiſe in die Hände und ſagte: „Gelt, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!“

Der Alte lachte und ſagte: „Du haſt's ja nicht geſehen, als es geſtern Abend geſchah!“

„Ach,“ rief Ammi, „wenn doch der Hannjoſt käme!“

„Ei,“ erwiederte Stoffel, „da ſieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht ſo ernſt war! Vielleicht ſagte ſie jetzt gerne Ja!“

„Du böſer Mann!“ zürnte das junge Weib. „Aber nein,“ fuhr ſie fort, „laßt uns im Ernſte davon reden. Nun iſt's weit über ein Jahr, was ſag' ich, ſchier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen iſt.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Steffel, „mir iſt's, als müſſe er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen iſt, hat ihn ja noch vor der Leipziger Schlacht geſprochen, wie er mir ſelber geſagt hat. Hat ihn Gott ſo lange erhalten, ſo bin ich des Glaubens, daß er kommt.“

Und noch lange beſprachen ſie dieſe ihnen Allen wichtige Angelegenheit.

Und gerade in dieſer Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierich's Haus leiſe geklopft wurde. Der Knecht hörte es und dachte, es ſeien wieder hungernde Deſerteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meiſt waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergiſchen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die ſich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, ſie zu arretiren, aber kein Menſch that es, vielmehr leiſtete ihnen überall das Volk Hilfe und Beiſtand, ſo viel es konnte.

Der Knecht ſtand auf, um nachzuſehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, ſondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenſter. —

„Jacob,“ ſprach eine Stimme, die ihm bekannt ſchien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjoſt, des Syndiks Sohn; aber ſei ſtill, daß es Niemand merkt.“

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und faſt baarfuß hinkte Hannjoſt herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?“ fragte er.

„Eure Mutter iſt wohlauf und auch Lene — aber Euer Vater ruht ſchon lange im Grabe.“

Da ſank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie ſtand auf, machte

Licht und kam herab. — Wie erſchrak ſie, als ſie den Fremden ſah! aber welche Seligkeit durchſtrömte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kaffe gekocht, und erſt jetzt ſah ſie ſeinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde ſah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geſchah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verſchwiegener Mann war.

Morgens kam, wie ſie pflegte, Lene. Am ſtrahlenden Antlitz der Mutter ſah ſie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie ſah ſie forſchend an.

„Komm,“ ſagte Jene und führte ſie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm unterſucht und verbunden. Lene warf ſich weinend über den Geliebten.

„Kannſt du dem Reuigen vergeben?“ fragte er ſie. „Ich habe ſchwer gebüßt!“ ſetzte er hinzu. —

Sie barg ihr Angeſicht an ſeiner Bruſt und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene, ſtrahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde ſaß. Dieſe ſah die Freundin einen Augenblick forſchend an, dann rief ſie! „Er iſt da! gelt, er iſt da?“ Und Lene nickte mit ſeligem Antlitz.

„Aber ſchweig, um Gotteswillen!“ ſagte ſie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' dir, er iſt verwundet!“

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutſchen unter Blücher's Führung und die Rheinlande waren frei. Des geneſenen Hannjoſt's erſter Gang war zu Steffel und Ammi.

„Meinſt du, ich hätte es nicht gewußt?“ fragte Steffel ſeine triumphirende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind ſein müſſen. Dir leſ' ich jeden Gedanken auf der Stirn!“

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene ſagte nicht Nein.

Bayerische Staatsbibliothek München

Geſammelte
Erzählungen

von

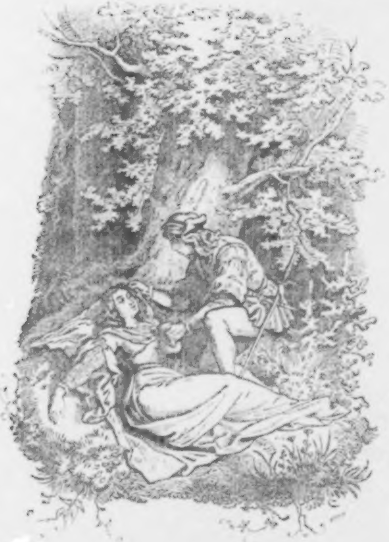
W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Zehnter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1853.

S. 109



Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfaſſer der Spinnſtube.)

Neue Folge.
Zweiter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Gui de Saint-Fleur. Eine Novelle. (Hierzu das Titelkupfer.) 1

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunolſtein. Eine Volksſage aus dem Nahethale 241

Der Feldmarſchall Blücher und der Pfarrer Kretſchmar. 257

Quintin. Eine Erzählung 273

Gui de Saint-Flour.

Eine Novelle.

(Hierzu das Titelkupfer)

Bayeriſche
Staatsbibliothek

I.

Es war um die Zeit, welche unmittelbar dem Diner vorhergeht, als in einem der Seitengemächer des Speiſeſaals im Louvre eine lebhaft ſich unterhaltende Gruppe in einer Fenſtervertiefung ſtand. Die Sonne ſchien hell und klar auf das hohe Fenſter und ihre Strahlen brachen ſich in den Gluthfarben der Glasmalereien, welche das Fenſter zierten, und warfen dadurch ein wahrhaft verklärendes Licht auf die Geſtalten der Männer, welche jene Gruppe bildeten.

Wider dem ſteinernen Fenſterkreuze lehnte mit verſchränkten Armen der König. Ein bis zum Knie reichender Hermelinmantel hing loſe an goldener Schnur um ſeine Schultern und bedeckte zum Theil das weiße Atlaswamms, das knapp um die Taille ſchloß, und von dem abwärts, aus gleichem Stoffe, die gebauſchte Hoſe ſich zog und in Stiefeln endete, deren unermeßliche Schnäbel weit hinausreichten und oben, gegen das Schienbein gekrümmt, ſich umbogen, und in einer Geierklaue endeten. An reichem Wehrgehänge war das koſtbare Schwert befeſtigt. Den Kopf deckte ein Barett von rothem Sammt, von dem weiße Federn herniederwallten. Seine Geſtalt war von mittlerer Größe; das Geſicht nicht unſchön, aber es trug die deutlichen Spuren einer raſchen Lebensweiſe. Nur das dunkle Auge verrieth, daß es aufblitzen konnte, wenn die Leidenſchaft ihm ihr Feuer lieh, und der ganze Ausdruck des Geſichtes war der Art, daß man erkennen mochte, die Seele, die ihm den Stempel gab, war wilder Leidenſchaft nicht fremd.

Rechts, in einiger Entfernung von dem Könige, ſtanden zwei

Geiſtliche, hohe Würdenträger der Kirche. Der Eine, groß, hager, mit anachoretiſchem Ausdruck und ſehr ſtrengen Zügen, war der Erzbiſchof von Paris, ein Mann in den Fünfzigern, angethan mit dem Gewande ſeiner Würde, wie es in die Situation paßte, zu welcher er hierhergekommen, nämlich, um der Gaſt des Königs zu ſein. An ſeiner Seite, doch etwa einen halben Schritt zurück, ſtand der Beichtvater des Königs, im ſchwarzen Abbékleide; ein Mann von etwa vierzig Jahren, wohl genährt und blühenden Antlitzes, von unterſetzter Geſtalt, mit ſchlauem Geſicht und kleinen, ſchwarzen, ſtechenden Augen. Wenn die Haltung des Erzbiſchofs würdevoll war, und eine gewiſſe Energie, das Bewußtſein des Könnens, ausſprach, ſo war die ſeine demüthig; aber aus dieſer Demuth blickte ihr Gegentheil unverkennbar heraus, und wenn er den Blick jetzt an den Boden heftete, ſo mochte man vermuthen, er hänge Berechnungen und Plänen nach, deren Ziel ein goldener Krummſtab ſei. Links vom Könige ſtand der Marquis von Tavannes.

Die Geſtalt des Marquis war noch ziemlich jugendlich, aber der Kopf, durchfurchten Antlitzes, ſchien einem Mann anzugehören, der jenſeit der Dreißiger ſtand. Wenn gleich muskulös, war ſeine Geſtalt dennoch ſehr beweglich, und der unheimliche Blitz ſeines Auges verrieth, daß er zu raſchem Handeln bereit war; der Ausdruck ſeines Geſichtes war der eines wilden Fanatismus.

Der Erzbiſchof hatte eben einen längeren Vortrag geendet. Die eiſerne Kälte ſeines Geſichtes war von der vollen Lebhaftigkeit ſeines Vortrages kaum verändert.

Der König hatte ihm zugehört und die tiefen Falten ſeiner Stirne, die auf die Augen ſich herabſenkenden Brauen zeigten, der Eindruck war ein tiefer; aber freundlicher Natur war der Inhalt der erzbiſchöflichen Rede nicht geweſen, und nicht der Eindruck, den ſie zurückgelaſſen.

Eine Pauſe war eingetreten.

Nach einigen Secunden ſagte der König mit ziemlich ſtarker Betonung: „Wir haben das Wort der Kirche gehört, hören wir nun das des Adels auch. Herr Marquis von Tavannes, was haltet Ihr von dem, was der Herr Erzbiſchof geäußert?“

Tavannes mochte dieſe Wendung nicht erwartet haben. Er zuckte zuſammen, verbeugte ſich tief und ſagte: „Zu viel Ehre, Sire, meine Meinung hören zu wollen, nach der gewiegten Rede des hohen Prälaten.“

„Uns gilt es, auch noch andere Meinungen zu hören, und wie Kirche und Adel des Staates Stützen ſind, ſo ſoll auch, da die Erſte geredet hat, der Adel des Reiches ſeinen Vertreter finden. Daß Wir Euch dafür erkennen, halten Wir für gerechtfertigt,“ ſprach Heinrich II.

„Vollkommen!“ ſprach der Erzbiſchof mit einem ſchnell vorüberfliegenden Lächeln zum Könige gewendet, der ſein Wort halb an ihn, halb an Tavannes gerichtet hatte.

„Eure Majeſtät wollen es,“ ſprach Tavannes, ſich neigend, „ſo will ich nicht zurückhalten, was ich für Recht halte, und als den Ausdruck der Geſinnung des Adels vollkommen vertreten kann.“

Bei dieſen Worten richtete er ſich feſt auf. Sein Auge wies eine dunkle Gluth, in ſeinen Zügen prägte ſich die wilde Leidenſchaft aus, die in ihm zu gähren begann.

„Sire,“ ſprach er, „am innerſten Lebensmarke Frankreichs nagt ein giftiger Wurm, der ſchonend, leider allzu ſchonend gehegt, wenn nicht gepflegt wurde. Thron und Kirche untergräbt ſein giftiger Zahn, und wenn ihm nicht bald der Kopf zertreten wird, ſo wird ſeine Macht kaum mehr zu bewältigen ſein. Sire, Eure Majeſtät weiß, wen ich meine!“

Der König nickte ihm zu. „Ihr bewegt Euch,“ ſprach er darauf zu Tavannes, „in allgemeinen Sätzen. Wir wünſchen, daß Ihr das Geſagte begründetet und auch über die Mittel Euch äußertet, jenem giftigen Wurme das Haupt zu zerſchmettern.“

„Der Calvinismus, Sire,“ hob Tavannes zu reden an, „hat bei den halben Maßregeln, wie ein Unkraut gewuchert und um ſich gegriffen. Das iſt nicht bloß im Calvados, in den Cevennen, in der Dauphine unter dem Volke geſchehen, ſondern auch unter den Augen der allerchriſtlichſten Majeſtät. Verkappt ſchlichen anfänglich die Genfer Emiſſäre herum; jetzt wagen ſie es, jene Verkappung abzuwerfen; heimlich hielten ſie früher ihre Verſammlungen, in denen ihre Prädikanten ihre Lügen und ketzeriſchen Lehren vortrugen und das Sakrament höhnten — jetzt thun ſie es faſt öffentlich, faſt ohne Scheu, und wenn ihre Anzahl früher nach Hunderten zu berechnen ſein mochte, ſo geben jetzt ſchon Tauſende den Maßſtab an die Hand. Es iſt klar vor Aller Augen,“ fuhr er fort, „daß, wie früher bloß der Mittelſtand des Volkes die Stätte war, wo dieſe Lehren ihren Heerd fanden, jetzt in die Kaufmannſchaft, in den Adel, die Beamten, ja bis in die Parlamente, bis an die geheiligte Krone hinan, die ketzeriſche Gemeinſchaft ihre Verzweigungen hat. Blicken Eure Majeſtät in das Parlament von Paris, da ſitzen die Proteſtanten und geben keckes Zeugniß von ihrem Glauben und ihrer Geſinnung. Die Klugen ſchweigen noch und verhüllen, was ſie im Innern tragen; die Eifrigen ſprechen es keck aus, und fürchten einen Arm nicht mehr, dem ſie die zermalmende Kraft und Schwere nicht zutrauen!“

Des Königs Auge blitzte auf, und mit Unwillen ſagte er: „Herr Marquis, vergeſſet nicht, vor wem ihr redet!“

Der Marquis beugte ſich tief. „Vergeben Eure Majeſtät, wenn ich vielleicht im heiligen Eifer für meinen Glauben zu weit ging und mich vergaß; mein treues Herz weiß davon nichts. Fordert mein Herzblut, und es ſoll für ſeinen königlichen Herrn fließen!“ .

Der augenblickliche Unmuth des Königs ging ſchnell vorüber. „Die Ketzerbrut ſoll es erfahren, daß der Arm, den ſie gelähmt glaubt, noch zermalmende Kraft hat,“ ſprach er mit einem Nachdrucke, der deutlich wahrnehmen ließ, wie die Funken gezündet hatten.

Der Hofmarſchall mit den Pagen erſchien, dem Könige zu melden, daß er den Beginn des Diners nur zu befehlen habe.

„Laßt uns gehen, meine Herren!“ ſagte er. „Die nächſte

Zukunft wird es lehren, was wir thun und aller Welt zeigen, daß Frankreichs König der Kirche treueſter Sohn iſt!“

Er ſchritt den Flügelthüren zu und, leuchtende Blicke wechſelnd, folgten die Herren dem Gebieter.

Eben als dieſe Unterredung ſtattfand, ereignete ſich eine Scene, in einem prunkvollen Cabinete des Louvre, die mit dieſer im engſten Zuſammenhange ſtand.

Die Wände dieſes Cabinetes waren mit Gobelins behangen, welche in den glühendſten Farben die üppigſten Scenen der griechiſchen Mythologie dem Auge vorführten. Die Geräthe waren von der koſtbarſten Art in Stoff und Form. Die prachtvollſten Teppiche bedeckten den Boden und roſenrothe Behänge der Fenſter zauberten ein wunderbares Licht, ganz geeignet, die Reize der Bewohnerin in reichſtem Maaße zu erhöhen.

In einer ſchwellenden Cauſeuſe lag halb, halb ſaß ſie — ein reizendes Weib in einem Anzuge, der die üppigen Formen recht hervorhob. Sie konnte nicht mehr auf den Schmelz der erſten Jugend Anſprüche machen, aber dennoch war ſie außerordentlich reizend, und das geiſtreiche, ſchöne Geſicht mußte den beſiegen, der es wagte, hineinzublicken, beſonders in das Auge, das eine bezaubernde Wirkung übte.

Es war Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrich's des II. von Frankreich, die unumſchränkte Beherrſcherin ſeines Herzens, ſeines Willens, ſeines Reiches.

Nahe bei ihr ſaß ein junger Abbé, ein Bild namenloſer Schönheit. Sein trunkenes Auge ruhte auf Dianen. Ihre wundervoll geformte, weiße, kleine Hand ruhte in der ſeinen und die glühenden Küſſe, welche ſie bedeckten, ließen auf eine Vertraulichkeit ſchließen, die weniger in ſeiner Würde, als in den Vorzügen jener äußeren Erſcheinung begründet zu ſein ſchien.

„Herr Abbé!“ rief Diane, ihm die Hand entziehend und mit dem Zeigefinger drohend, „Ihr vergeßt gänzlich, was Euch zu mir führte!“

„Ich möchte den ſehen, dem es an meiner Stelle anders erginge!“ ſprach der Abbé in einem Tone, welcher ſeine Stimmung rechtfertigen ſollte und ein ſelbſtzufriedenes Lächeln über die ſchönen Züge der Herzogin führte, die die Schmeichelei fühlte.

„Schmeichler!“ rief ſie und die roſigen Spitzen ihrer Finger berührten die Wange des Abbé mit leiſem Schlage.

„Reden wir jetzt von Anderem! Ihr ſagtet, Ihr hättet ein wichtiges Wort mit mir zu reden?“

Der Abbé ermannte ſich und ſagte: „Ja, gnädigſte Frau, ich kam, um die Nothwendigkeit verſchiedener Schritte Euch ans Herz zu legen. Es iſt der Ausdruck der Geſinnung des Herzogs von Guiſe, wie des Cardinals. Es muß etwas Ernſtes geſchehen, damit nicht immer frecher der Proteſtantismus werde, der nach den höchſten Stellen greift, die Macht an ſich reißt und Frankreich in zwei Heerlager ſpalten will.“

Diane hörte ſinnend zu; aber man mochte es erkennen, wie dieſe Worte mit ihrer Geſinnung harmonirten.

„Die Kirche allein vermag es nicht,“ fuhr der Abbé in glühender Begeiſterung fort. „Ihr fehlt der Arm der Gewalt, das Schwert der Rache und Vernichtung. Beides gehorcht Eurem Winke, wie ſich ihm jedes Herz beugt. Reichet der Kirche Eure Macht dar und der Sieg iſt gewiß. Wenn dann die Mächtigen unter den Ketzern gebeugt, zertreten, gefallen oder des Landes verwieſen ſind, ſo ſind ihre Güter und Schlöſſer — Euer!“

Diane ſah mit aufblitzendem Auge den Sprecher an.

„Ich wiederhole es — Euer!“ — ſetzte er mit großem Nachdrucke hinzu.

„Und was heißt Guiſe von ſolchen Schritten?“ fragte ſie liſtig lächelnd.

Der Abbé hatte wieder ihre Hand gefaßt, beugte ſich auf ſie, und drückte ſeine heißen Lippen in langem Kuſſe darauf.

Jetzt richtete er ſich auf und blickte in das ſieggewohnte Auge der Herzogin.

„Ich müßte nicht ganz Euch angehören,“ liſpelte er, „wenn ich nicht darauf antworten ſollte. — Macht! — Aber was hilft ihm eine Macht, die zu brechen Euch nur einen Wink koſtet, wenn ſie ſich vergeſſen ſollte? In dieſer reizenden Hand ruht der Kappzaum, der ſie zügelt. Ihr hat noch kein Ehrgeiz, keine Herrſchaft, kein Streben nach Oben hin Widerſtand zu leiſten gewagt. Wo aber eigentlich die Macht, wie der Reichthum Euch zufällt; wo Ihr, wie die Kirche, ſo den Adel Euch verbindet; wo Ihr ſolche heilbringende Dienſte Frankreich leiſtet, da, mein' ich, ſollte die Wahl entſchieden ſein!“ —

„Sie iſt es!“ ſprach Diane von Poitiers mit der ganzen Entſchiedenheit ihres Weſens und erhob ſich.

Auch der Abbé war aufgeſtanden, aber ſeine Blicke ſchienen in dieſem Augenblicke das hinreißende Weib zu verſchlingen.

„Geht,“ ſagte ſie liebreich, „ſagt das dem Herzog. Die Stunde meiner Toilette naht“

„Kann ich denn?“ fragte ſchmelzend der Abbé.

„Ihr müßt,“ verſetzte ſie mit zauberiſchem Lächeln. „Solche Opfer der Hingebung werden nie verkannt.“

Der Abbé drückte die reizende Hand an ſeine Lippen und verſchwand durch eine Tapetenthüre, welche die Gobelins dem Blicke entzogen. Diane ſah ihm mit Befriedigung nach, wiegte das Haupt einigemal nach Vornen, lächelte in den großen Spiegel und klingelte ihren Damen. —

Die Folgen dieſer beiden Scenen traten bald auf den Schauplatz des Lebens. Schneller als Alles rief ſie ein Ereigniß hervor, das ſich im Parlamente von Paris zutrug, deſſen Wurzeln aber in den Unterredungen zu ſuchen waren, die der König mit dem Erzbiſchof und Tavannes, Diane von Poitiers mit dem Abbé gehabt, während im geheimen Kloſette des Königs der Beichtvater ſeine Thätigkeit entwickelt hatte, jene Fäden in ſeiner Hand vereinigend. —

Der König kannte die Namen der Ketzer im Parlamente von Paris, ſowohl derer, die kein Hehl hatten, als derer, die es noch nicht wagten, ihre Ueberzeugung rückhaltlos hervortreten zu laſſen. Durch einen eclatanten Schritt ſollte ihre Vernichtung eingeleitet werden; denn im Parlamente ſaßen Männer von Geiſtes- und Rednergaben, wie ſie Frankreich nicht wieder aufweiſen konnte; hier wurden die Intereſſen des Glaubens beleuchtet, vertreten, gewahrt mit der Macht des Wortes, welches Herz und Geiſt in gleichem Maaße überwältigte und manche Blitze fuhren aus dieſen Mauern heraus und zündeten dort im Volk ein Licht, das hell und hoch aufflammte. Die Feinde des Evangeliums erkannten vollkommen klar, wie wichtig es ſei, wenn die Kräfte, welche ſich der Ausführung des die Proteſtanten vernichtenden Edictes von Escouan, dem ſchon da, wo ſich keine Macht entgegenſtämmte, Ströme Blutes hingemordeter Proteſtanten, auflodernde Scheiterhaufen todesmuthiger Bekenner des Evangeliums gefolgt waren, in dem Parlamente von Paris entgegenſtellten, beſiegt würden; denn das Parlament hatte bis jetzt der Ausführung dieſes blutigen Edicts einen unüberſteiglichen Damm entgegengeſetzt.

Seit König Karl, dem Achten, beſtand in Betreff des Parlamentes von Paris eine ganz eigenthümliche, die Macht des Parlamentes beſchränkende Einrichtung. Am letzten Mittwoche des Monats (Dies Mercurii, daher der Name: Mercuriale) begab ſich der königliche Generalprocurator feierlich in die Sitzung des Parlamentes; hörte den Verhandlungen zu und zog dann diejenigen Mitglieder, welche etwa ſich verfehlt, zur Rechenſchaft. Er übte dabei eine große Gewalt, die ſelbſt bis zur Entſetzung vom Amte reichte. Es iſt unzweifelhaft, daß durch dieſe Einrichtung die Selbſtherrlichkeit des Parlamentes gebrochen war und die menſchliche Rückſicht auf die Stellung irgendwie der Zunge Feſſeln anlegte; aber auch der königlichen Macht Vorwände lieh, mißliebige Perſonen ſofort zu entfernen; unangenehme Debatten zu beſeitigen und ſo ein Ziel zu erreichen, auf welches man losſteuerte. Das Edict von Escouan war im Bereiche des Parlamentes von Paris noch nicht zur Ausführung gekommen, weil daſſelbe ſich ihm widerſetzte oder doch die Bekenner des Evangeliums in ſeinem Schooße. Gerade die beſten Köpfe, die glänzendſten Redner, die entſchiedenſten Charaktere gehörten dieſer Partei an, und wie oft auch die Verſuche erneuert wurden, es ſchien, als breche ſich die Gewalt der Brandung an einem Felſen.

Die vereintwirkenden Parteien des Clerus, der Guiſen, Dianen's von Poitiers und des Königs hatten ſich vereinigt, noch einmal das Edict von Coconan vor das Parlament zu bringen und es ſo geleitet, daß an der Mercuriale, alſo gerade am letzten Mittwoche des Monats, wo der Generalprocurator der Sitzung beiwohnte, die Verhandlungen darüber die vollſte Thätigkeit in Anſpruch nahmen.

Die Sitzung hatte begonnen. Die Fanatiker jener Parteien hatten bereits Alles aufgeboten, die Nothwendigkeit des Einſchreitens gegen die Ketzerei ins Licht zu ſetzen; Gründe auf Gründe hatten ſie gehäuft, um dem Verfolgungsedicte die Hinderniſſe ſeiner Ausführung wegzuräumen; aber auch von der proteſtantiſchen Seite erhoben ſich jetzt die Männer, die als Zierden des Parlamentes galten, und ſchlugen jene Gründe nieder, daß an kein Aufſtehen mehr zu denken war. Was indeſſen an ſtichhaltigen Gründen mangelte, das mußte blinde Wuth erſetzen, und ſo entſtand ein Kampf der Meinungen und Intereſſen innerhalb der Mauern des Parlamentes, wie ihn die Geſchichte dieſes Inſtitutes noch nicht aufgewieſen hatte. Die Leidenſchaften waren auf beiden Seiten entfeſſelt; die ſcharfen Pfeile des Wortes flogen herüber und hinüber — als ſich plötzlich der beſte Redner des Parlamentes, der geiſtreichſte Anhänger des Evangeliums — der bis jetzt geſchwiegen hatte, der Parlamentsrath Claude de Viole, Herr von Saint-Flour, erhob. Vor ihm hatten die gewichtigen Stimmen der Parlamentsräthe Ferrier, du Faure, du Bourg und Andere geredet; aber als de Viole ſich erhob, entſtand eine Todesſtille. Die Geſichter der Gegner wurden bleich, die der Bekenner des Evangeliums ſtrahlten, denn Alle wußten es, wenn Viole redete, war der Sieg für ſeine Sache keine Secunde mehr zweifelhaft.

Als eben Viole im heißeſten Fluſſe ſeiner Rede für die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſeiner Glaubensgenoſſen war, und hier der lebhafteſte Beifall, dort Zorn und Wuth ſich auf den

Geſichtern malte, öffneten ſich die Flügelthüren und der Huiſſier des Parlamentes rief in den Saal hinein: „Seine Majeſtät der König!“

Mit dem ganzen Pompe der Majeſtät, begleitet von dem großen Gefolge, trat der König an der Stelle des Generalprocurators ein. Das Parlament erhob ſich. Der Ruf: „Es lebe der König!“ hallte im Saale wider.

Dieſer unerwartete Eintritt des Königs machte den verſchiedenartigſten Eindruck. Während eine momentane tiefe Stille auf der Verſammlung ruhte, ſah man hier bleiche, angſterfüllte Geſichter, dort triumphirende, mit hämiſchem Lächeln und Siegesfreude.

Nach einer kurzen Begrüßung der Verſammlung, flog ein Blick des Königs über ſie hin, der einen finſtern, gefahrdrohenden Ausdruck hatte. Er nahm mit bedecktem Haupt auf der erhöhten Eſtrade Platz. Sein Cortege ordnete ſich und mit einem herriſchen Tone befahl er, daß man da fortfahre, wo ſein Eintritt die Verhandlung unterbrochen habe. Jetzt ſchwoll denen der Muth, die ſo nahe am Unterliegen geweſen waren, und, ihres Hinterhaltes gewiß, ſchleuderte der wilde Fanatismus ſeine Blitze gegen die Ketzer, die ſo ſiegreich erſt kurz gekämpft, und die man jetzt für muthlos hielt.

Aller Augen waren jetzt auf de Viole gerichtet. Das bleiche Antlitz war noch bleicher geworden; aber das dunkle Auge ſprühte Blitze einer mächtigen Begeiſterung. Immer raſcher fuhr er mit der Hand über den ſchönen Bart, der ſein Kinn zierte und die fieberiſche Bewegung, in der er war, ließ Außerordentliches erwarten. Jetzt erhob er ſich von ſeinem Sitze, der gerade dem Könige gegenüber ſich befand. Jedermann kannte dieſen Mann, der unerſchütterlich in ſeinen Grundſätzen und im Erfüllen ſeiner heiligen Pflichten, ſich nie vor einer weltlichen Macht gebeugt; aber mit Kraft und Schärfe des Geiſtes eine wunderbare Beredſamkeit verband, der nie der Wahrheit etwas vergab und bereit war, lieber als Martyrer zu ſterben, als das Zeugniß für ſeinen heiligen Glauben da nicht abzulegen, wo etwa perſönliche Gefahr drohte. „Wahr iſt es,“ ſprach er mit volltönender Stimme und mächtigem Feuer, und das

Auge ſchoß Blitze unter den dunkeln Braunen hervor, die ſich tief herabſenkten, „wahr iſt's, daß der Verfolgungsgeiſt das Vaterland in grenzenloſe Verwirrung ſtürzt; aber wer löſt die Bande geſetzlicher Ordnung? Wer bewaffnet die friedliche Hand des Bürgers zum Schutze ſeiner heiligſten Güter? Die thun es, die die gottverliehenen, heiligen Rechte des Menſchen mit Füßen treten, die den Bruder, der anders denkt und glaubt, zu Schaffoten und Scheiterhaufen ſchleppen; Gott gab die Freiheit des Gedankens; Gott verlieh die Freiheit des Glaubens und Ihr wollt ihn in Feſſeln ſchlagen! Ihr wollt mit fleiſchlichen Waffen den Geiſt bannen in Formen, und den neuen Wein in die alten Schläuche zwingen, die er zertrümmert, weil ſie alt und faul ſind. Friedliche Unterthanen, treue Bürger ſind die Proteſtanten; aber Eure Verfolgung bewaffnet die Hand mit dem Schwerte, die friedlich mit dem Pfluge den Acker furchte, oder im Gewerbe nützlich thätig war; Eure Prieſter ſind es, die, weil ſie nichts vermögen gegen das ſiegende Wort Gottes, Die einkerkern, hinſchlachten, verbrennen, verbannen, die dies Schwert des Geiſtes führen, das iſt die alte Art, die von den Albigenſern her ſich als die leichteſte empfiehlt; aber das ſchuldlos vergoſſene Blut ſchreit um Rache zum Himmel! Und dort iſt der Vergelter, deſſen Arm nicht verkürzt iſt und den erreicht, heute oder morgen, der frevelt.“

„Ich bekenne es freudig, hier vor Gott und Menſchen, daß ich der Kirche angehöre, die am reinen Worte Gottes hält, als an dem Gute, das Menſchengewalt nicht antaſten kann. Mögen ſie den Leib tödten, den Geiſt können ſie nicht morden, und wie einſt in den Tagen der Chriſtenverfolgung, ſo wird aus dem Blute der Martyrer eine Saat aufgehen, die die Ohnmacht der Menſchengewalt bezeugt. Das Palladium dieſer Kirche iſt die Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, und ihr ewig dauerndes Fundament das Wort Gottes, welches die Pforten der Hölle nicht zu erſchüttern vermögen. Laſſet uns das freie Bekenntniß unſeres Glaubens — und der Friedensengel ſchwingt ſeine Palme über Frankreichs ſchönes Land; treuere Unterthanen hat kein Fürſt der Erde. Die innere Zerrüttung endet, und der Gewerbfleiß, den meine Glaubensgenoſſen in das Land gebracht, wird ſeine Segnungen über Frankreich verbreiten. Das Edict von Eſcouan ſtößt den Dolch in Frankreichs edelſte Eingeweide. Es ſäet Haß, Mord, Blut — ſeine Ernte iſt Fluch, Fluch, Fluch! Verwüſtung und Elend ſind ſeine Folgen. Den Bruder hetzt es gegen den Bruder, den Geiſt der Hölle, den Fanatismus beſchwört es herauf, und ſeine bluttriefende Geißel wird Frankreich zu Tode hetzen. Und wer trägt die gräßliche Schuld?" —

Er hielt inne. Die heftige Erregung ſeines Innern gab dem bleichen Geſichte, das von ſchwarzem Haare umwallt war, den Ausdruck, der an einen Propheten Iſraels erinnerte. — Und noch einmal fragte er, nach dieſer Pauſe, in der man den Schlag der allſeitig, wenn auch verſchiedenartig erregten Herzen vernehmen konnte:

„Wer trägt die Schuld? Mit den Worten des Propheten Elias ſpreche ich, wie er zum gottloſen Ahab ſprach: du biſt's, der Iſrael verwirret!" —

Sein ſtechender Blick traf den König, daß er den ſeinen niederſchlug und bleich wurde wie eine Leiche. Er ſaß da wie der Sünder vor dem Richterſtuhl eines Reinen, deſſen Wort ihn zermalmend traf, wie einſt David vor Nathan, als dieſer ſagte: Du biſt der Mann des Todes!

Die Verſammlung war, wie wenn ſie erſtarrt wäre. Aller Blicke ruhten auf dem Könige. Heinrich II. rang, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen und einen Entſchluß zu faſſen, aber er vermochte es nicht. Er hob die Sitzung auf und verließ in fieberhafter Bewegung den Saal. Erſt jetzt erhob ſich ein wilder Tumult. Die Anhänger der Guiſen wollten über Viele herfallen, aber eine Phalanx ſtand um ihn. Die Unentſchiedenen waren zur Entſchiedenheit gekommen. An ſeinem Feuer war das ihre entzündet worden. Sein Muth hatte den ihrigen gehoben und mit ſich fortgeriſſen.

Du Pleſſis-Mornai trat zwiſchen die Parteien. „In dieſen

Räumen,“ ſagte er, „hat immer die Wahrheit ihre Zufluchtſtätte gefunden und das Recht die ſeine. Entweihet die Räume nicht! Gebt nicht das Beiſpiel, daß die Nation Euch nachahme und ein Strom Blutes ſich über Frankreich ergieße!“ —

Dies Wort aus dieſem Munde wirkte Wunder. Wenn auch in wilder Erregung, verließ dennoch die Verſammlung den Saal, ohne das Recht der freien Rede ſchmählich zu verletzen.

Was ſich im Parlament ereignet, trug ſchnell das Gerüchte durch Paris. Faſt kein Haus, keine Hütte gab es, wo nicht die Begebenheit verhandelt wurde. Wie auch der Glaubenshaß viele Herzen beherrſchte, der kühne Freimuth Viole's, dem Könige gegenüber, weckte Sympathien, wo man es nie hätte glauben ſollen und der Proteſtantimus gewann an dieſem Tage mehr Herzen, als er ſonſt in einem Jahre würde gewonnen haben.

Aber im Louvre, in dem Hôtel des Herzogs von Guiſe, in dem Palaſte des Erzbiſchofs war Alles in einer Bewegung, die unerhört war. Da drang man auf kräftige Erfüllung des Edictes von Escouan; da forderte man blutige Sühne; da ſprach man von beleidigter Majeſtät und Hochverrath, und aller Grimm wandte ſich gegen Viole, über deſſen Haupte das Schwert des Damokles an einem Haare hing. Der Verhaftsbefehl wurde ausgefertigt, und als die Nacht ihren Schleier über Paris breitete, nahte das Verderben dem Manne, der es gewagt, die Wahrheit dem König in das Angeſicht zu ſagen.

II.

Es ſchien, als ſtehe die Natur im Einklange mit dem Menſchenherzen. Ein Gewitter hatte ſich über Paris geſammelt, das Blitz auf Blitz entſandte. Der Donner rollte, furchtbar dröhnend, über der Stadt. Der Sturm tobte durch die Straßen, daß kaum ein Wanderer Widerſtand leiſten konnte, und in den Kaminen war ein Heulen, als ob die Geiſter der Hölle lebendig geworden wären

— und doch fiel kein Tropfen Regen. Es ſchien, als ſei das Gewitter gebannt über der unermeßlichen Stadt.

Erſt gegen zehn Uhr hatte der Donner aufgehört und die Blitze zückten nicht mehr. Das Geläute der Glocken hatte aufgehört und ein ſanfter Regen, der jedoch nur einige Augenblicke währte, tödtete den Staub, der ſich ſonſt bei jedem Tritt erhob.

Der Parlamentsrath de Viele ſaß an dem Bettchen ſeines Kindes, eines vierjährigen Knaben, und blickte auf den friedlichen Schlummer des Kindes mit ſtillem Sinnen. Dieſer Knabe war das einzige Gut, welches er aus den Trümmern ſeines Glückes gerettet hatte. Sein geliebtes Weib war ihm geſtorben. Nun hing ſeine Seele mit dem ganzen Reichthum ſeiner Liebe an dem Knaben, den ſie ihm gelaſſen. Er hielt die Hand des Kleinen, der ſo ruhig ſchlief, und ſein Herz wogte in der Erinnerung an das, was heute geſchehen. Allmählich traten die Ereigniſſe dieſes bedeutungsvollen Tages klarer hervor in ihren Einzelnheiten; daß aber ihm eine Gefahr drohe, ahnte er nicht.

Da klopfte es heftig an des Hauſes Thüre; der Bediente öffnete, und raſch traten zwei Männer herein, deren Einer in wenig Sprüngen die Stiege droben war und ohne Weiteres in Viele's Gemach trat. Als er ihn hier nicht fand, eilte er in das Cabinet, wo Viele in tiefen Gedanken an ſeines Kindes Bett ſaß.

„Viele,“ ſprach er, „wie mögt Ihr ſo ſorglos hier bei Eurem Kinde ſitzen, während Eure Feinde Euer Verderben bereits beſchloſſen haben? Lohn' es Euch Gott, was Ihr heute thatet, aber nun gilt es auch, die Folgen Eures Wortes von Euch fern zu halten. Euer Urtheil iſt geſprochen — der Tod!“

„Ich ſtehe in Gottes Hand,“ ſagte ruhig der Parlamentsrath und blickte mit der vollen Seelenruhe des guten Bewußtſeins in das Auge du Pleſſis-Mornai's.

„Wie?“ rief der treue Freund, „Ihr wollt ruhig das erwarten, was ein wüthender Feind Euch bereitet? Wollt Ihr in der Baſtille den langſamen Hungertod ſterben, nachdem Euch die Folter alle Glieder zerriſſen?“

„Ich fürchte ſie nicht!“ ſagte Viele

„An Eurem Muthe zweifelt Niemand,“ rief du Pleſſis-Mornai; „aber dient Ihr damit dem Glauben, dem Vaterlande, daß Ihr Euch, ſtatt Euch ihm zu erhalten, hinſchlachten laſſet?“

„Ihr fürchtet zu viel!“ ſprach Viele. „Sie werden es nicht wagen!“

„Nicht wagen?“ fragte Mornai. „Der Verhaftsbefehl iſt ausgefertigt und in Tavannes' Händen. Glaubet Ihr, daß der zögere? Um Gotteswillen, eilet! Jede Minute iſt koſtbar! Blickt hin auf dies ſchuldloſe Kind! Ihr ſeid ſein Alles, Vater und Mutter. Sie hat es eingebüßt, wollt Ihr ihm die letzte, die einzige Stütze rauben? Wollt Ihr es den Händen Eurer Feinde überliefern?“

Viele erbebte.

„Ferrier, du Faure und du Bourg ſind geflohen,“ ſprach dringender Mornai.

„Was ſagt Ihr?“ fragte aufſpringend de Viele.

„Sie ſind ſchon jenſeits der Barrieren von Paris,“ fuhr Jener fort, „und Ihr weilet noch?“

„So weit alſo iſt es gekommen,“ ſagte Viele mit ſchmerzlichem Ausdrucke, „daß Frankreich ſeine Söhne ausſtößt! Aber es iſt ſo. Die Sterne lügen nicht! In ihren wunderbaren Stellungen ſtand das geſchrieben. Ja, mir wird es klar; ich muß fliehen, um meines Kindes willen muß ich.“

„So eilet um Gotteswillen, ehe es zu ſpät iſt,“ rief Mornai und drängte ihn.

Er gab endlich nach; „ich will fliehen,“ ſagte er, „aber nur mit meinem Knaben. Wie wird das möglich ſein?“

„Ich kannte Euer Vaterherz, Viole,“ ſagte Mornai, „und habe die nöthige Fürſorge getroffen, daß kein Hinderniß in den Weg treten kann. Nur Eile thut Noth; denn zögert Ihr länger, ſo ereilen ſie uns, und Ihr und Euer Kind, Ihr ſeid Beide verloren.“

Das wirkte.

Viole ordnete nun ſchnell das Nöthige; packte Geld und Papiere ein.

Mornai rief den beiden Dienern. Das Kind wurde geweckt und, durch das Zureden des Vaters beruhigt, ließ es ſich in einen Mantel hüllen. Wenige Minuten ſpäter traten ſie in die Nacht hinaus. Es war finſter wie im Grabe. Der ſchlaftrunkene Knabe war in des Dieners Armen bald wieder eingeſchlafen. Du Pleſſis-Mornai ſchritt vor den Dreien her.

Durch abgelegene, dem Parlamentsrath unbekannte Gaſſen und Gäßchen; durch Paſſagen und über freie Plätze wandelten ſie in raſchem Schritt. Endlich hörten ſie deutlich das Plätſchern der Wellen der Seine, die ſich, noch aufgeregt von dem wilden Sturm, am Ufer brachen.

„Gott ſei gelobt!“ ſagte halblaut du Pleſſis-Mornai zu Viole, „wir ſind dem Ziele nahe! Möge er gnädig über uns wachen!“ —

Noch eine kleine Straße wanderten ſie ſo fort, dann bogen ſie in eine dunkle Gaſſe, die ſich dem Ufer zuſenkte.

Hier blieb du Pleſſis-Mornai ſtehen und huſtete dreimal. Drunten am Ufer wurde ihm in eben der Weiſe geantwortet. Jetzt faßte er de Viole's Hand und langſam ſchritten ſie das abſchüſſige Pflaſter hinab.

Hier trat ihnen eine dunkle Geſtalt entgegen.

„Wie viel Uhr iſt's?“ fragte der Unbekannte.

„Beinahe Mitternacht!“ entgegnete du Pleſſis-Mornai.

Ohne weitere Fragen kehrte der Unbekannte gegen den Fluß zurück und mehrere Andere traten aus einem großen Kahn ans Ufer.

Die Fliehenden wurden hinein geleitet, und nachdem ſie ſich niedergeſetzt, ſchoben die Schiffer den Kahn vom Ufer los — ſprangen hinein, und während Einer das Steuer ergriff und die Anderen die Ruder einſenkten, flog der Kahn über die Wellen hin, an den noch erleuchteten Häuſern vorüber und nicht lange, ſo lag Paris hinter ihnen.

„Wohin führt Ihr mich?“ fragte Viole.

„Ueberlaßt vertrauensvoll mir Alles,“ entgegnete du Pleſſis-Mornai, und ſpornte die Ruderer zu raſcher Fahrt.

Endlich trat an beiden Ufern der Seine der Wald auf. Der Mond leuchtete im erſten Viertel genug, um dies zu erkennen.

„Die Gefahr iſt nun fürs Erſte vorüber,“ ſprach Mornai zu Viole; aber dennoch thut die Eile Noth; denn ſchon mit grauendem Tage werden Euch auf allen Wegen Verfolger nachgeſendet. Wenn Ihr nicht einen bedeutenden Vorſprung gewinnen könnt, ſo iſt all unſer Mühen umſonſt. Welche Richtung gedenkt Ihr einzuſchlagen?“

„Die nach der Auvergne,“ erwiederte Viole. „Auf Saint-Fleur kann ich wenigſtens einen reiflich erwogenen Plan zur Reiſe kommen laſſen.“

„Wenn Ihr auch dorthin geht,“ ſagte der edle Freund, „ſo dürft Ihr dort nicht weilen. Geht nach England. Das iſt das Einzige, was ich Euch rathen kann. Diane von Poitiers lechzet nach Euren und der übrigen Entflohenen Gütern. Nur zu bald werden ihre Agenten erſcheinen.“

„Wohl mögt Ihr Recht haben,“ ſagte Viole nach einigem Beſinnen; „aber die Berge der Auvergne ſind reich an Schlupfwinkeln. Dort iſt meine Heimath; dort habe ich treue Freunde; dort kenne ich vom edlen Waidwerke her jeden Schlupfwinkel, und mögen ſie kommen und ſuchen, uns finden ſie nicht; allein ob das auf die Dauer ausreiche, bezweifle ich ſelbſt. Es wird mir aber nicht ſchwer werden, über La Rochelle nach England zu entkommen.“

Wieder trat eine Stille ein und Jeder ſchien einen Fluchtplan zu erſinnen.

Mittlerweile hatten ſie eine Stelle erreicht, wo dunkler Hochwald nahe an das Ufer der Seine herantrat. Die Sichel des Mondes ſtand am Rande des Horizonts, und das fahle Licht fiel auf das Ufer. Die Wolkenmaſſen, welche noch in Paris den Himmel ſchwarz bedeckt hatten, waren verzogen.

Das ſcharfe Auge des Schiffers am Steuer entdeckte eine menſchliche Geſtalt am Ufer. Eine Wendung des Steuers ſchob den Kahn in die Mitte des Stromes. Hier ließ er die Ruder einziehen und den Kahn ruhig auf dem Zuge der Wellen hingleiten. Als der Kahn der Stelle gegenüber war, pfiff der Steuermann dreimal in kurz abgeſtoßener Weiſe. Sein Ton wurde ebenſo erwiedert und ſchnell machte nun der Kahn eine Schwenkung gegen das Ufer und legte bei.

„Beinahe zweifelte ich an Eurem Entkommen,“ ſagte näher tretend der Unbekannte. Er reichte den Austretenden ſeine Hand und half ihnen ans Ufer.

„Iſt Alles bereit?“ fragte Mornai.

„Wie Ihr befohlen!“ erwiederte der Mann.

„Wartet hier,“ befahl du Pleſſis-Mornai den Schiffern und ging mit Viole und den beiden Dienern in den Wald. Eine Strecke wanderten ſie in dem Dunkel hin; aber es war ein Pfad, der nicht zu verfehlen war. Endlich erreichten ſie einen freien Raum im Walde. Dort ſtanden Roſſe zur Flucht bereit.

„Mornai,“ ſprach Viole, „der ächte Freund wird erſt in den ſchwerſten Lebensſtunden erkannt. Ihr ſeid ein ſolcher. Manchmal kamt Ihr mir räthſelhaft, unentſchieden vor. Vergebt, ich that Euch Unrecht!“ —

Mornai drückte Viole's Hand. „Der Schein trügt,“ ſagte er. „Ich habe erkannt, daß ich ſo unendlich mehr nützen kann. Ich bin oft und viel verkannt werden und werde es wohl noch oft erfahren müſſen; aber in mir, in der eigenen Bruſt, liegt mein Troſt in ſolchen Fällen. Nicht Jeder vermag, was Andere können; aber ſteht Jeder treu auf ſeinem Poſten, ſo kann das Uebel gedämmt werden. Ihr habt mich erkannt. Glaubt an mich, welch Licht auch auf mich fallen möge. Nun aber müſſen wir ſcheiden. Gott ſchütze und geleite Euch. Seid ſeiner Gnade empfohlen.“

Viole hielt ſeine Hand feſt in der Seinen. Seine Lippe zitterte und eine Thräne trat in ſein Auge.

„Edler Mann,“ ſagte er, „ich weiß es, uns führt die Hand Gottes wieder zuſammen. Was Ihr geſagt, iſt nicht leer verhallt.

Nehmt meinen innigſten Dank. Möge Gott aus meiner Rettung keine Gefahr für Euch hervorgehen laſſen. Gott ſegne Euch!“

Stumm preßten die Männer ſich gegenſeitig an die Bruſt, dann wandte ſich Mornai und verſchwand im Wald. Er erreichte das Boot wieder und fuhr quer über den Fluß. Drüben wartete ſeiner ein Diener mit Pferden, und ehe es lebendig in den Straßen von Paris geworden war, hatte er die Gegend erreicht, wo Viole's Wohnung ſtand.

Welch ein Anblick bot ſich ihm hier!

Zertrümmert waren alle Geräthe, zerſchlagen die Spiegel und Fenſter; ſelbſt die Bilder der Ahnen des Parlamentsrathes waren in Stücke zerriſſen. Seine Habe war geplündert und geraubt. Die Wohnung bot ein Bild grauſenhafter Zerſtörung und, wie er ſo da ſtand, tief ergriffen von dem, was er ſah, ſchlichen zwei Diener des Entflohenen herbei, die zur Zeit der Flucht auswärts waren. Auch ſie hatten die Wuth ſeiner Verfolger erfahren durch ſchwere Mißhandlungen. Sie flehten Mornai um Schutz und Unterhalt an.

„Seid getroſt,“ ſprach der edle du Pleſſis-Mornai, „ihr ſollt, bis beſſere Tage kommen, in meine Dienſte treten.“

Dieſe Ausſicht richtete die Armen wieder auf, und ſie erzählten nun, wie kaum wenige Minuten nach der Entweichung ihres Herrn ſie heimgekehrt ſeien und ganz betäubt von dem Schrecken, daß ſie das Haus offen und keine Seele darin gefunden hätten, dageſtanden wären. Niemand habe ihnen ja ſagen können, wohin er entwichen. Der Gedanke habe ſie gefoltert, daß ſeine Feinde ihn nach der Baſtille geſchleppt, da auch ſie in der Stadt gehört, wie er, dem Könige gegenüber, für ſeine Glaubensgenoſſen geredet. Dieſer Furcht und Qual ſeien ſie indeſſen bald entriſſen worden; denn wenige Augenblicke ſpäter ſei ein wilder Haufe in das Haus geſtürmt, den Marquis von Tavannes an ſeiner Spitze. In allen Räumen des Hauſes habe man geſucht; ſie habe man geſchlagen, geſtoßen, mißhandelt und gefordert, daß ſie ſagten, wo ihr Herr ſei. Als ſie das nicht gekonnt, habe man mit Folter und Kerker gedreht. Endlich habe denn doch der Marquis eingeſehen, daß er ohne ihr Vorwiſſen entflohen ſein müſſe. Wüthend darüber, daß ihm ſein Schlachtopfer entgangen, habe er das Haus und Alles, was es enthalten, dem Haufen preisgegeben und ſei dann hinweggeeilt, um mit Berittenen nach allen Richtungen hin die Entflohenen zu verfolgen. Da nun die wüſteſte Plünderung erfolgt ſei, wäre ihnen Gelegenheit gegeben worden, ſich den Unholden durch Entfernung zu entziehen und erſt gegen Tag ſeien ſie in die zerſtörten und ausgeraubten Räume zurückgekehrt.

Du Pleſſis-Mornai hörte mit Entſetzen dieſe Erzählung an, und verließ dann mit den Dienern Viole's die Stätte, wo es die Ereigniſſe bezeugten, was den edeln Bewohner würde erwartet haben, wenn er das Unglück gehabt hätte, in ihre Hände zu fallen, die ihn ſo bodenlos haßten.

Während ſich dies hier zutrug, war dort am Ufer der Seine der Wald nicht lange Zeuge der Vorbereitung zur weiteren Flucht.

Der Diener, den Mornai hier mit den Roſſen hatte warten laſſen, war ein treuer, zuverläſſiger Menſch. Zwar mit der Auvergne unbekannt, wußte er doch in den Gegenden, welche ſie zuerſt zu durchreiſen hatten, genau Beſcheid. Jeder Wald, jeder Schlupfwinkel war ihm bekannt. Ein Saumroß trug Lebensmittel und Erquickungen. Mornai hatte Alles vorgeſehen. Um ſich möglichſt unkenntlich zu machen, mußte de Viole ſeinen Bart abnehmen, ſeine Kleidung mit der im Land üblichen vertauſchen. Selbſt die Pferde waren der Art, daß ſie durch Schönheit und edle Raçe kein Aufſehen erregen konnten. Am Tage raſteten ſie meiſt in den Wäldern oder auf einzelnen Höfen und Mühlen, und in der Nacht ſetzten ſie ihre Reiſe fort. Und als ſie endlich jene Gegenden erreichten, wo die zerklüfteten, verbrannten Berge der Auvergne begannen, da wurde Viole ſelbſt der Führer des kleinen Zuges.

Was ihn am Schwerſten bekümmert, die Beſorgniß, ſein Kind, ſein theuerer Gut, werde die Reiſe erſchweren, verſchwand gänzlich. Das Kind freute ſich der wechſelnden Umgebung; freute ſich, bei ſeinem Vater ſein zu können, den es in Paris ſelten geſehen, und ſo ging die Reiſe ohne Abentheuer, ohne Gefahren und leichter vorüber, als er zu hoffen gewagt. Daß der edle du Pleſſis-Mornai für die beiden Diener, für ſeine Habe ſorgen werde, durfte er mit Zuverſicht vorausſetzen, und ſo kam es, daß ſeine Seele leicht wurde, als er die Kegelberge ſeines Heimathlandes vor ſich ſah.

III.

Die Auvergne iſt eins jener Gebirgsländer, wo die Natur, Gott allein weiß in welchen Zeiträumen, eine Werkſtätte furchtbarer Gewalten hatte; wo die Zerſtörungen durch vulkaniſche Eruptionen einen Umfang, eine Macht und eine Dauer nachweiſen, die den Beſchauer in eben dem Maaße in Erſtaunen ſetzen, als ſie ihn mit Entſetzen erfüllen. Ungeheuere Krater zeigen die Heerde jener Erſchütterungen, die dieſe Berge zerklüfteten, jener Lavafelder, die, einſt im Feuerfluſſe, weithin die Hochebenen bildeten, die Thäler ausfüllten, das Leben der Geſchöpfe zerſtörten, Wälder verbrannten und nun den öden Anblick gewähren, der die Seele mit Schauern erfüllt. Wo das Feuer raſtlos hervorquoll, da hat ein anderes Element ſeine Stätte gefunden. Das Waſſer hat viele der bodenloſen Krater ausgefüllt und Seen fluthen da, wo einſt das Feuer waltete. Mächtige Tuffſteinlager dehnen ſich aus. Der Bimmsſtein bedeckt weite Strecken und Baſalte erheben ihre ſeltſamen Säulengebilde oft auf den Spitzen der Bergkegel in grotesken Formen.

Wo die Macht der athmoſphäriſchen Einflüſſe einwirken konnte, iſt der Proceß der Verwitterung ſeit den Jahrtauſenden wirkſam geweſen, in fruchtbare Erde die Lavafelder umzuwandeln und noch heute, in dem Zeitpunkte der Begebenheiten aber, denen dieſe Blätter gewidmet ſind, noch viel mehr, bedecken und bedeckten mächtige Waldungen dieſe Gegenden, wo die Bevölkerung noch ziemlich vertheilt war.

Einzelne Kegelberge erheben ſich wie Pyramiden gen Himmel und weithin reicht das Auge in die wilde Landſchaft von ihrem Gipfel.

So lag in faſt gleicher und anſehnlicher Entfernung von den Städten und Städtchen Pierrefort, Couladez, la Boute und Longert in einem ſehr breiten, von Lava theilweiſe erfüllten Thale, welches ein ſich weithin ziehender Bergrücken von beiden Seiten einſchloß, und gerade da, wo es einen weiten Keſſel bildete, ein einzelner hochaufſtrebender Kegel. Baſalte und Trachite traten hier und da in wilden, zerklüfteten Geſtaltungen an ſeinen Seiten zu Tage, während ſonſt ein dichter Buchenwald ihn bekleidete. Er war ſchwindelnd hoch und fiel ſo jäh ab nach allen Seiten, daß er völlig unzugänglich ſchien, ſah man ihn aus der Ferne. Erſt in der Nähe gewahrte man einen im Baumſchatten verſteckten, ſich rings um den Berg aufwärts windenden Weg, der aber an vier Stellen durch Thore geſperrt war, welche feſte Thürme vertheidigten.

Oben hatte er einſt einen Krater; aber die Zeit, wo aus ſeinem Schlunde Flammen emporſtiegen, lag weit in der Zeiten Ferne. Verwitterndes Geſtein von ſeinen Rändern war hineingeſtürzt, in den Zuckungen, welche wohl noch lange nach dem Erlöſchen der kleineren Vulkane die Ausbrüche der mächtigeren hervorriefen. So hatte ſich im Laufe der Zeit dieſe Tiefe ausgefüllt und eine Ebene gebildet, wo die Pflanzenwelt ihre Rieſen emportrieb, als die kampfluſtigen Zeiten des zehnten und eilften Jahrhunderts den Gedanken gebaren, mächtige Burger auf die Höhen und Gipfel unzugänglicher Berge zu Schutz und Trutz zu erbauen. Auch auf dieſer Höhe entſtand eine ſolche Burg, von deren erſten Anfängen ſo wenig, als von denen, die dieſen kühnen Gedanken gehegt und ausgeführt, die Chroniken der Mönche der zahlreichen Klöſter des Landes zu erzählen wiſſen.

Es waren Mauern für die Ewigkeit gebaut. Ganze Felsblöcke hatte der unzerſtörbare Mörtel verbunden zu einem Ganzen, und eine ſolche Mauer umſchloß in bedeutender Höhe und in gleichen Entfernungen von Thürmen beſchützt, die ganze Rundform des abgeſtutzten Kegelberges.

Innerhalb dieſer äußern Mauer zog ſich in engerm Kreiſe eine zweite, noch höhere. Fallbrücken verbanden dieſe beiden Mauern, die an ungeheueren Ketten, im Falle eines Ueberfalls, aufgewunden werden konnten. Die Thürme der inneren Mauer ſtanden ſo, daß, aus der Ferne geſehen, faſt ein Thurm an dem andern ſtand, das heißt, ſie nahmen ihre Stelle genau zwiſchen den Thürmen der Aeußeren. In dem Kreiſe, der ſich innerhalb der zweiten Mauer bildete, befand ſich ein geräumiger Hof und an dieſen ſchloß ſich zu beiden Seiten ein großer Garten an, welcher bis an die großen Gebäude hinlief, welche ſich an der ſchroffſten, der abendlichen Seite des Bergs, an die innere Mauer lehnten, überragt von einem mächtigen runden Thurme, deſſen Haupt in ungeheurer Höhe über alle Thürme und Mauern hinausblickte.

Links von dieſem Hauptthurme zogen ſich die Wohnungen der Knappen und Reiſigen hin, nebſt den Ställen und Vorrathshäuſern. Rechts aber ſtand, mit einem breiten Balcone geziert, das ſpitzgiebelige Ritterhaus, mit weiten Hallen, Sälen und Wohngemächern, deren Einrichtung jedoch dem feinern Geſchmack einer ſpätern, luxuriöſern Zeit ihre urſprünglichen Formen hatten zum Opfer bringen müſſen.

Da erblickte man die mächtigen Kamine, die des Steinmetzen Meißel verziert hatte mit Darſtellungen von Schlachten, phantaſtiſchen Thiergeſtalten und Frucht- und Blumengewinden oder Trophäen von Waffen ſeltſamer Form; da ſah man an den Wänden die dauerhaften Ledertapeten, in die goldene Darſtellungen gepreßt waren. Da ſtand an den langen Wänden das Schreinwerk von maſſivem Holz, an dem der Schnitzer ſeine Kunſt geübt hatte, und die Stühle mit hohen, ausgearbeiteten Lehnen und ſchwellenden Kiſſen von derbem Damaſte. Da hingen an den Wänden koſtbare Rüſtungen in blankem Stahle mit eingelegter, herrlicher Arbeit. In dem Schreinwerke feſſelten den Blick hinter den hellen Glasſcheiben die Schüſſeln, Teller und Pokale aus edlem Metalle, häufig mit den ſchönen Bildwerken getriebener Arbeit oder dem ſchönen Niello verziert, wie nur die italiſche Kunſt die Geräthe der Tafel ſchmückte, und aus den Fenſtern leuchteten die Malereien in den brennendſten Farben, durch welche der Sonnenſtrahl herrlich gebrochen wurde. Alles athmete hier einen Wohlſtand; alles wies auf einen gediegenen Reichthum hin, wie er nur alten, mächtigen Familien eigenthümlich war. Das war die Burg Saint-Fleur, dem edelſten Geſchlechte der Auvergne, den de Viole's zuſtändig, und ſo weit das Auge von den Zinnen des Wartthurmes reichte, erkannten Land und Leute dieſe Familie als ihre angeſtammte Herrſchaft.

Die Zeiten der mittelalterlichen Kämpfe waren indeſſen längſt zu Grabe gegangen, aber nicht die Burg, welche Zeugniß von der Macht und dem Reichthum des Geſchlechtes gab. Es gehörte zu ihrem Stolze, zu ihrer Lebensaufgabe, ſie zu erhalten, wie ſie aus fernen Zeiten, ſtets in jungfräulicher Reinheit, nie erobert, nie beſiegt, den ſpäteren Sproſſen des alten Stammes war überliefert worden. Reich begütert, wie in der Auvergne, ſo in der Dauphiné, war die Familie in zwei Aeſte auseinander gegangen. Die Güter in der Dauphiné beherrſchte die ebenfalls mächtige Burg Arbeque, welche auf ſteiler Höhe unweit Pont de Royan lag.

Der Aſt, welcher ſich de Viole de Saint-Fleur nannte, bewohnte die Burg dieſes Namens in der Auvergne; der andere Aſt nannte ſich de Viole d'Arbeque und blühte auf dieſer Burg in der Dauphiné.

Als von Genf aus das Licht der Reformation in Frankreich Eingang fand, geſtaltete ſich hier ein Verhältniß, wie es vielfach ſich erwies.

Die Familie de Viole hatte nur noch zwei Repräſentanten, einen Herrn de Viole d'Arbeque und Claude de Viole de Saint-Flour. Jener war nie in die verſchlungenen Wege der Wiſſenſchaft eingetreten. In dem Stolze ſeines alten Stammes verachtete er die Schätze des Erkennens und Wiſſens. Ihm galt es nur, den Adel in ſeiner Reinheit und Würde zu erhalten, in den Kriegen des Königs Fahnen zu folgen, und manchen Ruhm hatte er ſich erworben. Gleichalterig mit ihm, war Claude de Viole de Saint-Flour zu anderen Thätigkeiten des Geiſtes geleitet worden.

Der Durſt des Wiſſens drängte ihn, in die Schachte der Wiſſenſchaften hinabzuſteigen, und ſein Lehrer hatte ihn früh in die Gebiete der Aſtrologie eingeführt, welche er ſpäter mit beſonderm Eifer verfolgte. Noch in den reiferen Jahren, nachdem ihm die Sorbonne ihre Weisheit eröffnet, war er hinüber nach Genf geeilt, und hier hatte der nie raſtende Trieb des Erkennens ihm das Evangelium erſchloſſen, an deſſen heiligem Gottesquelle ſein Geiſt die vollſte, reichſte Befriedigung fand. d'Arbeque war in vielen Beziehungen einer andern Geſinnung ergeben — ſtolz auf ſeinen alten Adel, und dieſe verſchiedenen Richtungen hatten die Wirkung hervorgebracht, daß eine unüberſteigliche Kluft ihre Herzen trennte. Sie wurden ſich völlig fremd, ja noch mehr, ein glühender Haß entzweite ſie völlig, der jedoch anderen Wurzeln entwuchs.

Claude de Viele de Saint-Flour war ein Feuerkopf. Die Hand zu einer Ausgleichung zu bieten, war ſeine Sache nicht. Er bedurfte ſeines Vetters ſo wenig, wie dieſer ihn nöthig hatte. So blieben ſie geſchieden.

Claude de Viole lebte auf ſeiner Burg Saint-Flour, jagte in ſeinen weiten Forſten und trieb Aſtrologie, die er in Genf bei einem alten Spanier, welcher Acevedo hieß, eifrig fortgeſetzt hatte. Er vertiefte ſich in ſeine Studien ſo ſehr, daß er in Gefahr war, ganz dem Leben und einer, ſeinen reichen Kenntniſſen entſprechenden Laufbahn entzogen und entfremdet zu werden.

Da ereignete ſich Etwas, und dies Ereigniß gab ſeinem Leben eine andere Richtung.

Seine Beſitzungen grenzten an die Güter einer andern edlen Familie der Auvergne. Seit Jahren ſchwebte ein Proceß über das Eigenthum eines ausgedehnten Waldes. Die von Oudraque beſtritten das Recht der Viole's an dieſen Wald. Bereits alle Inſtanzen hatte der Proceß durchlaufen, und die Koſten deſſelben, wie eine Reihe von Unglücksfällen, hatten den Wohlſtand der Familie d'Oudraque gänzlich untergraben. Nun wurde er vor dem Parlamente zu Paris verhandelt, und alle Ausſichten waren dafür, daß Viele ihn gewann. Er ſelbſt eilte nach Paris, um ſeine Rechte zu vertreten.

Der Glanz und das Feuer ſeiner Beredſamkeit, unterſtützt von unzweifelhaften Documenten, welche er in dem Archive zu Saint-Flour gefunden, machten ihn zum Sieger in dieſem Rechtsſtreit und — leiteten die Blicke des Kanzlers de l'Hopital auf das eminente Talent des jungen Mannes.

Eines Abends trat ein alter, ehrwürdiger Parlamentsrath in ſeine Wohnung.

„Ich komme," ſagte der ehrwürdige Mann, „Euch Glück zu wünſchen zu dem glänzenden Siege, den Ihr vor den Schranken des Parlaments errungen. Ich würde Euch auch zu der bedeutenden Vermehrung Eures Beſitzes Glück wünſchen, wenn ich könnte."

Viele ſtutzte.

„Warum könnt Ihr das nicht?" fragte er mit Erſtaunen. Haltet Ihr es für ein Unrecht, Herr Parlamentsrath?" —

„Das nicht," ſagte der Greis, „denn Eure Documente ſind unzweifelhaft. Sie weiſen Euch den rechtmäßigen Beſitz zu; ich ſelbſt habe das Urtheil fällen helfen; aber es ſtürzt einen edlen Greis in das tiefſte Elend. Der alte d'Oudraour iſt bettelarm durch dies Urtheil geworden und vollends durch die ungeheueren Koſten deſſelben, die er zu tragen hat. Der würdige Mann iſt gebeugt, wie ich noch nie einen Menſchen geſehen habe. Und er ſteht nicht allein in der Welt. Sein Unglück zieht ſein ſchuldloſes Kind mit in den Abgrund — oder überliefert es den Laſtern des Hofes, denn Diane von Poitiers, gerührt von der Lage des Mädchens, will es in den Kreis ihrer Damen aufnehmen. Ihr wißt, was das heißt — Ein anderer Ausweg iſt nicht übrig. Ich habe heute heiße Thränen in den Augen des Greiſes und des Mädchens geſehen." —

Viele ſtand betroffen da.

„Ihr ſeid ein Ehrenmann," ſagte er; „Ihr wart der Freund meines Vaters. Ihr wißt, ich ſetzte Alles daran, mein Recht zu erlangen, nicht den Wald. Gott hat mich geſegnet. Sagt dem

Greiſe, daß ich auf den Wald zu ſeinen Gunſten verzichte und ihm morgen die Urkunde einhändige. Sagt ihm das. Seine Thränen würden mir auf der Seele brennen."

Der edle Parlamentsrath du Beurg umarmte den jungen Mann mit tiefer Rührung.

„Ich kannte Euch, Viole," ſagte er mit bebender Stimme. „Ihr ſeid meines Freundes würdiger Sohn. Ich wußte, daß es nur dieſer Mittheilung bedurfte, um dieſe Wendung herbei zu führen. Kennt Ihr d'Oudraque?"

„Nein," ſagte Viole. „Ihr wißt, daß der Rechtsſtreit eine Kluft zwiſchen uns bildete, die uns ſeit länger denn fünfzig Jahren ſchied."

„Ich weiß es wohl," ſagte du Beurg; „aber iſt es recht, daß eine ſolche Feindſchaft fortdauere? Wahrlich, nein!"

„Sehr wahr," ſagte Viole. „Ich bin bereit, die Hand aus Herzensgrunde zum Frieden darzubieten."

„Auch das hab' ich von Euch erwartet," ſagte du Beurg. „So ſchlage ich denn vor, daß Ihr mich zum alten Oudraque begleitet."

Viole widerſetzte ſich nicht.

Sie gingen. Ihr Weg führte ſie nach langem Wandern in eine dunkle Gaſſe der Cité. In ein unanſehnliches Haus leitete der Greis ſeinen Begleiter. Du Beurg öffnete die Thüre zu einer kleinen Stube, und ſie traten ein.

Das Gemach war ärmlich. Bei einer Lampe ſaßen zwei Perſonen, ein Mann von etwa ſechzig Jahren in unſcheinbarem Hauskleid und eine Jungfrau von höchſtens achtzehn Jahren. Sittig, aber einfach war ihre Kleidung; aber Viole bekannte ſich ſtille, daß er nie ein weibliches Weſen erblickt, das ſchöner, nie eins, deſſen Züge engelreiner und ſeelenvoller geweſen. Sie ſaßen ſtille da, der Kummer malte ſich unverkennbar auf den Geſichtern.

„Ihr bringt die Hiobspoſt, du Beurg," ſagte der Greis wehmüthig. „Sie hat mich ſchon früher ereilt. — Doch — wer iſt der junge Mann, der Euch begleitet?"

„Der Sohn eines Freundes,“ ſagte der Parlamentsrath, — „Claude de Viole de Saint-Fleur.“

Der Greis erbleichte, und in des ſchönen Mädchens Augen traten Thränen.

„Du Bourg,“ rief der Greis, „Ihr wart mir jederzeit ein Freund, aber heute werde ich zweifelhaft. Wollt Ihr meinem Feind einen Triumph bereiten, der mich niederdrückt?“

„Nein,“ ſagte Viole, und die Bewegung ſeines Herzens klang in ſeinem Tone durch, „nein; Gott verhüte, daß Ihr ſo mein Kommen auslegen ſolltet! Lange Zeit, faſt über ein halbes Jahrhundert, hat ein unſeliger Rechtsſtreit unſere Familien entzweit. Das ſoll nicht länger ſein. Ich komme, Euch anzukündigen, gnädiger Herr, daß ich auf den Wald verzichte, aber um Eure Freundſchaft bitte.“

d'Oudraque ſah feſt in des jungen Mannes Auge.

„Ich danke Euch,“ ſagte er, „für Eure Geſinnung! Es ſoll mir lieb ſein, wenn der Hader zwiſchen Nachbarn endet, aber eine ſolche Wohlthat anzunehmen, bin ich zu ſtolz. Behaltet, was rechtmäßig Euer iſt.“

Du Bourg und Viole begriffen, daß ſie ſich übereilt. Beide waren verlegen und rathlos.

„Marie,“ ſagte d'Oudraque, „lade die Herren zum Sitzen ein.“

In dem Weſen des Greiſes lag eine Hoheit und Würde, die Viole niederdrückte. Er faßte ſeine Hand und bat, ihn nicht zu verkennen. Es ſei ein Herzenswunſch, ſich mit d'Oudraque auszuſöhnen.

Der Alte drückte ſeine Hand. „Ich will nicht mit der Schuld des Haſſes beladen vor meinen Richter treten,“ ſprach er, „aber redet nie wieder von dem Gegenſtande, der unſere Familien entzweit.“

Sie ſetzten ſich. Du Bourg gewann ſeine Faſſung wieder. Er leitete mit der Gewandtheit des Weltmanns ein Geſpräch ein, an dem auch Marie Antheil nehmen mußte, und Viole horchte mit angehaltenem Athem, wenn das fein gebildete, ſchöne Mädchen ſprach. Sie ſchieden als Freunde, und Viele nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg.

Als ſie auf der Straße angelangt waren, faßte Viele des Parlamentsrathes Hand.

„Um Gotteswillen, verhütet, daß dieſer Engel an den Hof komme,“ ſagte er mit einer Wärme, daß du Beurg lächeln mußte.

„Wir haben heute einen dummen Streich gemacht,“ ſagte er, „ich will mich hüten, einen zweiten hinzuzufügen. Der alte d'Oudraque iſt ein Ehrenmann, aber er verſteht keinen Scherz, und ſein Zartgefühl hat eine Feinheit, daß es nicht die leiſeſte Berührung duldet. Seine Selbſtſtändigkeit iſt ſeinem Zartgefühle gleich.“ —

Viele ſeufzte. Das Mädchen hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, der nicht jenen flüchtigen ihn beizugeſellen geſtattete, welche der nächſte Augenblick verwiſcht.

Schon nach einigen Tagen beſuchte er d'Oudraque wieder. Je mehr er Marien kennen lernte, deſto tiefer wurzelte die Liebe in ſeinem Herzen.

Endlich ſagte er zu du Beurg: „d'Oudraque hat meine Verzichtleiſtung auf den Forſt nicht angenommen; nun weiß ich einen Ausweg.“

„Welchen?“ fragte du Beurg mit Intereſſe.

„Dieſen,“ ſagte Viele — „er gibt mir Marie zum Weib und macht mich zum glücklichſten Menſchen.“

Du Beurg ſah ihn an. „Viele,“ ſagte er, „zum Scherzen ſeid Ihr zu edel; iſt es aber Euer Ernſt, ſo ſegne Euch Gott!“

Die Freude des Parlamentsrathes war außerordentlich. Er übernahm es, den Sinn des Alten zu erforſchen; denn über Marien's Geſinnung glaubte Viele im Klaren zu ſein, da er ſie beobachtet. Auch du Beurg war bald ſeiner Sache gewiß, denn d'Oudraque äußerte ſich mit ebenſo viel Achtung als Wohlwollen über Viele.

Viele ging nun öfter zu Marien und gewann die beglückende

Gewißheit, daß ſie ihn liebe. Sie wurde ſeine Gattin, und der Greis ging mit dem jugendlichen Paare nach Saint-Flour.

Fünf Jahre eines ungeſtörten Glückes floſſen ihnen theils zu Saint-Flour, theils in Paris hin, denn Viole war zum Parlamentsrath ernannt worden. Sein geliebtes Weib, das ihm die Erde zum Himmel machte, ſchenkte ihm einen Knaben, aber ſie kränkelte ſeit dem Wochenbett und erlag endlich. Der Vater folgte der geliebten Tochter bald, und Viole ſtand allein mit ſeinem Kinde, verlaſſen und arm im Leben da.

In die Mauern von Saint-Flour begrub er ſich mit ſeinem Schmerz, und nur dem Bitten, dem Drängen ſeiner Freunde gelang es, ihn wieder in den Kreis der Thätigkeit zurück zu führen, aber die Blüthen des Glückes hatte die Hand des Todes abgeſtreift. Viole war der Freude abgeſtorben. Seinem Kinde, ſeinem Beruf und ſeinen aſtrologiſchen Studien waren ſeine Kräfte und ſeine Zeit gewidmet. Selten milderte ein Lächeln den tiefen Ernſt ſeiner Züge. Mit der ganzen Kraft ſeines Weſens gab er ſich dem Wirken für ſeine Glaubensgenoſſen hin, und dies Streben war es, welches die Kataſtrophe herbeiführte, welche ihn zwang, aus Paris zu fliehen, ſeine Stellung, ja ſein Vaterland aufzugeben.

Als ein Flüchtling kehrte er nach Saint-Flour zurück, als ein Geächteter. Der Ort, wo er die glückſeligſten Tage ſeines Lebens verlebt, konnte ihm ſelbſt auf die Dauer keine Sicherheit geben. Welch einen Wechſel des Glückes hatte er im Kreislaufe weniger Jahre durchlebt?

Und es ſchien, als ſei das Maaß ſeiner Leiden noch nicht voll. Durch die Strapazen der Reiſe erkrankte ſein Kind, das letzte Gut, was ihm aus dem völligen Schiffbruche ſeines Lebens geblieben war.

Tag und Nacht ſaß er am Bettchen ſeines Kindes und belauſchte jeden Athemzug. Umſonſt war das Flehen ſeines Burgwarts, des treuen Rabaud, daß er ſich Ruhe gönne und ſich ſchone. Er wich nicht. Der Schmerz drohte ſein ohnehin ſchwer getroffenes Herz zu brechen; doch die göttliche Vorſehung erbarmte ſich des

Vielgeprüften. Die Krankheit des Kindes brach ſich, das Fieber ſchwand. Bald erholte ſich das Kind wieder. Jetzt trat die Sorge, ihm den Vater zu erhalten, in den Vordergrund; denn Viole konnte ſich über ſeine Lage nicht täuſchen. Es war zu verwundern, daß ihm die Rache ſeiner Feinde, namentlich der Haß Tavannes', der einſt vor dem Parlament einen Rechtsſtreit verlor, deſſen Verluſt er allein Viole's Scharfſinn und ſtrenger Rechtlichkeit zuzuſchreiben hatte und der ihn deßwegen mit der Gluth eines verworfenen Herzens haßte, ſo lange Raſt und Ruhe auf Saint-Flour ließ.

Mit Rabaud ſprach er oft über ſeine Lage, denn ihm konnte er ſich unbedingt anvertrauen. Rabaud war aus der Dauphine und ſtand ſeit den Tagen ſeiner Jugend in Viole's Dienſten, ſeinem Herrn mit wandelloſer Treue ergeben. Auch Rabaud theilte du Pleſſis-Mornai's Anſicht, daß Viole nach England fliehen müſſe; aber da trat die Vaterliebe mit all ihren heiligen Rechten in den Weg. Sein Kind konnte und durfte er den Mühſeligkeiten einer Reiſe zur Küſte, den Gefahren einer Seereiſe nicht ausſetzen. Und ohne Gui — glaubte er das Leben nicht ertragen zu können.

Rabaud ſchlug ihm vor, Gui ihm anzuvertrauen. „Er wolle,“ ſagte er, „in ſeine Heimath, in die Dauphine gehen und Gui für ſeinen Sohn ausgeben, ihn aber ſo erziehen, wie es ſein Stand erheiſche.“

Viole wußte in ſeinen Händen den Sohn wohl verſorgt — aber ſich von ihm zu trennen, konnte er nicht über ſich gewinnen. Da entſchied ſchnell ein Brief, den Rabaud aus der Hand eines wandernden Zigeuners erhielt, deren Horden Frankreich durchzogen.

Er war von du Pleſſis-Mornai.

„Ihr ſeid keine Stunde mehr auf Saint-Flour ſicher,“ ſchrieb er dem Freunde. „Man vermuthet Euch dort und trifft Vorbereitungen, Euch dort gefangen zu nehmen. Ihr kennt Tavannes. Er ſetzt Alles daran, ſeine Rache an Euch zu befriedigen. Er hat den doppelten Plan, Euch zu verderben, und den giftigen Dolch dadurch um ſo tiefer in Euer Herz zu bohren, daß er Euren Sohn in dem katholiſchen Glauben erziehen laſſen will. Ihr ſeid geächtet. Der König hat Dianen von Poitiers Eure ſämmtlichen Güter geſchenkt. Ihr kennt dies Weib. Sie wird nicht zaudern, Saint-Flour in Beſitz zu nehmen. Fliehet ſo ſchnell Ihr könnt. Geb' es Gott, daß dieſer Brief noch zur guten Stunde in Eure Hand kommt. Vermeidet, wo möglich, Städte und Dörfer auf Eurer Flucht. Man achtet überall auf Euch. Gott ſchütze Euch!" —

Der Brief trug keine Unterſchrift, aber es war die Handſchrift Mornai's. Viele kannte ſie.

Als er dieſe Zeilen geleſen, ſank er, bleich wie der Tod, in ſeinen Lehnſtuhl zurück. Rabaud ahnte den Inhalt. Er fragte nicht. Viele reichte ihm den Brief.

Als er ihn geleſen, rief er: „Jede Minute iſt koſtbar, laßt uns ſchnell und entſchieden handeln. Ihr müßt nach La Rochelle fliehen und von da nach England; ich mit Gui nach der Dauphiné. O, vertraut mir Euer Kind an. Gott ſei mein Zeuge, daß ich es ſo erziehe, wie es ſeinem Stande gemäß iſt."

Er ließ Viele nicht zu Worte kommen, ſondern eilte hinweg, die nöthigen Anordnungen zur Flucht zu treffen. Viele kämpfte den ſchwerſten Kampf ſeines Lebens; aber die Stimme der Vernunft gebot dem Herzen, Rabaud's Vorſchlag anzunehmen. Die Lage des Augenblickes, die Noth forderte gebieteriſch das Opfer des Herzens, und wie es auch bluten mochte, der klare Blick auf jene Lage entſchied.

IV.

Als die Nacht auf die dunkeln Berge der Auverg[illegible] ihren dunklern Schleier ausbreitete, nahte der gefürchtete Aug[illegible] des Scheidens. Rabaud, der ſich ſchnell des Knaben ganz[illegible] Liebe erworben, erzählte ihm, ſein Vater müſſe verreiſen, und Viele waffnete ſich mit der ganzen Kraft der Selbſtbeherrſchung, als er den Knaben an ſeine Bruſt und den langen Segenskuß auf ſeine Stirne drückte. Ach, er meinte, das gepreßte Herz müſſe brechen! aber er war Mann und riß ſich los, und während er den Weg nach La Rochelle einſchlug, floh Rabaud mit dem Knaben in der Richtung der Dauphiné. In einen Mantel gehüllt, hielt abwechſelnd Rabaud und der Diener den Knaben, und da er bald ſanft entſchlief, konnten auch ſie ihre Reiſe ungehemmt fortſetzen, und waren, als es tagte, ſchon weit genug von Saint-Fleur und aus jenem Kreiſe gewichen, innerhalb deſſen das Auge des verfolgenden Haſſes nach ſeinen Opfern ſuchte.

Viole floh in der äußern Erſcheinung eines Pferdehändlers und Roßkamms; einer Rolle, zu welcher er, bei großer Vorliebe gegen das edle Thier, eine beſondere Befähigung hatte. Das lange Haar und Bart war entfernt. Der Kummer und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten eine ſo weſentliche Veränderung in ſeinem äußern Menſchen hervorgebracht, daß ihn in der dürftigen Kleidung ſeines Gewerbes Niemand würde erkannt haben. Zudem war ſein Pferd ein Thier von der kleinen, aber dauerhaften Auvergnateurace, und er ſprach, aus früheren Zeiten ihm noch eigenthümlich, die Mundart der Auvergnaten bis in ihre feinſten Eigenthümlichkeiten mit einer Gewandtheit und Fertigkeit, die auch den ſchärfſten Beobachter hätte täuſchen müſſen.

Er ritt nur Feldwege, ſoviel es ging, und wenn er die Landſtraße benutzen mußte, ſo geſchah es zur Nachtzeit. Bis jetzt war er ungefährdet weiter gekommen, aber es ſtand ihm eine Gefahr bevor, an die er weniger dachte, als irgendwie. Seine Feinde hatten aber die Zeit wohl benutzt, die ſein Aufenthalt in Saint-Flour ihnen gegönnt.

Eines Tages hatte er eine weite Strecke zurückgelegt, und war gegen Abend genöthigt, auf die Landſtraße einzubiegen. Nur noch eine glückliche Tagreiſe — und er war in La Rochelle!

Muthiger ſchlug ſein Herz und raſcher trabte er mit ſeinem Auvergner Klepper einem armſeligen Dorfe zu, wo er eine friedliche Schlafſtätte und die nöthige Erquickung zu finden hoffte. Plötzlich vernahm er Hufſchlag hinter ſich. Auszuweichen war nicht möglich.

Die Dämmerung begann ſchnell hereinzubrechen. Um keinen Verdacht zu wecken, ließ er ſein Thier im Schritte gehen und bald war der Reiter an ſeiner Seite. Ein Blick, den er beim Gruße des Reiters auf dieſen warf, ließ ihn ein Glied der gefürchteten Marechauſſée erkennen. Sein Herz pochte heftig, aber er nahm ſich zuſammen.

„Ein Roßkamm?“ fragte der Reiter.

„Ja,“ erwiederte Viole im Dialekte des Volkes der Auvergne.

„Was willſt du ſo weit von deiner Heimath machen?“

„Geſchäfte,“ entgegnete Viole. „Unſer Einer muß oft gar weit herumziehen, ehe er findet, was er ſucht.“

„Was ſuchſt du denn?“ fragte der Reiter und ſein ſtechendes Auge muſterte den Roßkamm, der ihm Verdacht einflößte.

„Darf ich Euch vertrauen?“ flüſterte Viole, ſich gegen ihn neigend.

„Freilich!“ rief der Andere; „du ſiehſt, daß ich im Dienſte des Königs ſtehe.“

„Nun,“ verſetzte Viole, „Ihr wißt wohl, daß die Hugenotten ſich unter Coligni rüſten.“

„Nein,“ rief von der Nachricht betroffen, der Reiter.

„Ihr könnt mir's glauben,“ fuhr Viole fort; „aber das könnt Ihr auch glauben, daß die Unſeren die Hände nicht in den Schooß legen. Der Herzog von Guiſe ſammelt in Lothringen ein Heer. Da fehlt's an Gäulen und ich und zwei Freunde haben eine Lieferung von hundert guten Thieren übernommen. Ich will hier herum ſolche aufkaufen, die ich brauchen kann, und der Eine meiner Freunde iſt nach Languedoc, der andere in die Dauphiné gezogen.“

„Da könntet Ihr aber übel wegkommen, wenn Einer mehr kaufte als der Andere,“ ſagte der Reiter.

Viole lachte hell auf. „Ich ſehe wohl, Ihr verſteht von dem Handel nichts. Denn geſetzt, es kaufte Einer von uns mehr

Thiere, ſo wiſſen wir ſchon Rath, ſie unterzubringen. Billiger Einkauf und theuerer Verkauf iſt die Grundlage eines guten Geſchäftes."

„Das iſt richtig," verſetzte der Reiter von der Marechauſſee. „Hier in der Gegend wirſt du aber ſchlechte Geſchäfte machen," ſetzte er hinzu.

„Das glaubt Ihr," ſagte Viole, „ich nicht. Kommt Ihr übermorgen wieder in das Wirthshaus dort im Dorfe, ſo werde ich Euch beweiſen, daß ich nicht im Trüben fiſche."

Der Reiter ſchwieg. So ſehr auch Viole auf das Unbefangenſte ſich zu äußern bemühte, der Andere hielt ſeinen Verdacht feſt. —

Im Wirthshauſe ſetzte ſich der Reiter in eine dunkle Ecke, um jede Bewegung Viole's zu beobachten. Der Reiter fand in der Haltung Viole's etwas, was ihn bedenklich machte.

Dieſer aß ſein Abendbrod und unterredete ſich mit den Bauern, die an dem Tiſche ſaßen.

Da ging die Thür auf und eine Zigeunerin trat herein. Ihre blitzenden Augen überſchauten ſchnell die Geſellſchaft. Plötzlich that ſie, als erblicke ſie jetzt erſt Viole. Mit freundlichem, vertraulichem Lächeln trat ſie ihm näher.

Viole erkannte die Alte ſogleich und hatte Mühe, ſeine Angſt zu bewältigen.

„Ei guten Abend, Pierre Rabaud," ſagte ſie herzlich. „Seit wann biſt du hier? Du haſt gewiß ſchon gewittert, daß Giles Rollet zu Demville ſeinen ſchönen Schimmel verkaufen will?" —

„Woher weißt du denn das, Adelma?" fragte Viole, der ſchnell von ſeiner Angſt befreit war.

„He!" lachte die Alte, „wir wandern hier und da herum und hören da Mancherlei, wie du weißt.

„Hält er ihn theuer?" fragte Viole halblaut, ſich zu der Alten neigend.

„Pah, er iſt nicht jünger geworden ſeit vor zwei Jahren — aber der Herzog von Guiſe kann ihn noch mit Ehren reiten."

„Pſt,“ ziſchte Viole und machte ein Zeichen, daß ſie vorſichtiger ſein ſolle.

Adelma ſah ſich beſorgt um, als ſie keinen Gegenſtand zu bemerken ſchien, der ſie ängſtlich machen könnte, fuhr ſie fort; „wenn es dir recht iſt, Pierre Rabaud, ſo will ich ihn einmal aushorchen, was er fordert?“ —

„Darüber wollen wir morgen reden,“ ſprach Viole, „für heute bin ich ſehr müde und will zu Bett gehen. Gute Nacht!“ — Er ſtand auf und ging weg.

Der Reiter von der Maréchauſſée winkte der Alten.

„Kennſt du den Roßkamm?“ fragte er.

„Wie ſollt' ich nicht,“ ſprach ſie lachend. „Wer kennt den Pferdehändler Pierre Rabaud von Crenella nicht? Seine Frau hat mir manche Wohlthat erwieſen, und er begegnet unſer Einem gar oft.“

Der Reiter ſah ſie forſchend an, weil er immer noch Verdacht hegte.

„Soll ich Euch wahrſagen?“ fragte Adelma.

„Geh',“ ſagte der Reiter, „und ſuche dir Andere, die dir glauben.“

„Auch ihr glaubt mir, was ich Euch ſagen werde!“ verſetzte mit ſo auffallendem Nachdrucke die Alte, daß der Reiter ihr ſeine Hand ließ.

„Dieſe Linie,“ ſagte ſie, in die Hand ſchauend, „weiſt nach Clermont. Rechts von der Kathedrale, Nr. 187, ſitzt in einer kleinen Hinterſtube ein Vögelein, das von Saint-Flour ausgeflogen iſt! Gute Nacht!“

Sie wollte ſich entfernen. „Halt!“ rief der Reiter und faßte ſie. „Bleibe! Was ſagteſt du da?“ —

„Ihr habt's ja gehört,“ erwiederte Adelma.

„Woher weißt du es?“

„Kennt Ihr den Caß? Caß iſt der ſchlaueſte Spürhund. Er hat's geſagt.“

„Kann ich mich darauf verlaſſen?“ —

„Mich hat Caß noch nicht betrogen!"

„Alte, du ſollſt reich belohnt werden!" rief der Reiter, ſprang auf und eilte hinaus. Wenige Minuten ſpäter hörte man ihn davon jagen.

Die Alte ſchien das ſo theilnahmlos anzuhören, als berühre es ſie nicht, und doch jubelte ſie innerlich.

Die Stube wurde leer und die Alte kauerte ſich in einen Winkel. Sie war oft in dem Haus und zog durch Wahrſagen manche Gäſte an.

Allmählich wurde es auch ſtill in dem Haus, und als gegen Mitternacht alle Bewohner ſchliefen, ſchlich ſie in den Stall, wickelte Stroh um die Hufe des Pferdes, das Viole geritten und führte es vor das Thor. Dann ſchlich ſie an ſeine Kammer und klopfte leiſe.

Viole, der nicht ſchlief, auch ſich nicht ausgekleidet, öffnete.

„Schnell," ſagte ſie und ſchlich wieder hinab. Er folgte. Sie führte ihn zu ſeinem Thier und ſagte: „Ich erkannte Euch im Wald, als Ihr vorüber rittet und auch die Gefahr auf der Landſtraße, denn der Reiter iſt ein ſchlauer Schelm. Nun hab' ich ihn auf eine falſche Fährte gebracht. Ihr müßt ſchnell fort, denn es iſt hier herum nicht geheuer. Wenn Ihr ſcharf reitet, ſeid Ihr bis Mittag in La Rochelle."

„Adelma," ſagte er, „ich bin dir ewig verſchuldet!" Er ſchwang ſich aufs Roß, drückte ihr ein Goldſtück in die Hand und ritt weg.

Wie ein Steinbild ſtand die Alte da und wog das Goldſtück in ihrer Hand. „Gold!" rief ſie grimmig. „Ja, damit meinen ſie Alles abgethan!" Sie murmelte zürnend fort und kehrte in das Haus zurück, alle Thüren wieder ſorgfältig ſchließend; dann öffnete ſie ein Fenſter, ſtieg hinaus, drückte es wieder zu und verſchwand in dem Dunkel der Nacht.

Viole erreichte ungefährdet La Rochelle und beſtieg ſchon am andern Tag ein Schiff, das ihn nach Englands Küſte brachte.

Es war hohe Zeit für ihn, wie für Rabaud geweſen, daß ſie flohen, denn ſchon am folgenden Tage wurde die Burg Saint-Fleur durch Bevollmächtigte Dianen's von Poitiers in Beſitz genommen, und da man Viole in der Nähe vermuthete, Alles durchſucht.

Es war ein offenbares Walten der göttlichen Vorſehung, daß Rabaud nicht in die Hände der Verfolger kam.

Nach vielen Mühen und Beſchwerden erreichten ſie endlich das Dorf, wo Rabaud geboren war. Seine alten Freunde erkannten ihn wohl wieder, aber Niemand wußte um ſeine Verhältniſſe in Saint-Flour, nie war, ſeit ſeiner Entfernung, eine Kunde von ihm in die ferne Heimath gedrungen; ſo wurde es ihm ein Leichtes, Gui für ſeinen Sohn auszugeben und den Knaben dazu zu beſtimmen, daß er ihn ſeinen Vater nannte. Es fiel keinem Menſchen ein, daran zu zweifeln, und Rabaud lebte unangefochten in einem einfachen Hauſe, das er miethete, ſorgfältig die Mittel verheimlichend, die er in ſeines Herrn Auftrag für Gui gerettet hatte.

Von Tag zu Tage hoffte er auf Kunde von ſeinem Herrn; aber es blieb todtſtille und allmählich gewöhnte er ſich daran, ihn als todt zu betrachten. Der Grund dieſes Schweigens aber lag in einer teufliſchen Berechnung Tavannes', die ihres Zweckes nicht verfehlte.

Als ihm Viole und ſein Kind entgangen waren und durch heimliche Nachforſchung die Gewißheit ihm geworden war, daß Viole über La Rochelle nach England entwichen, das Kind aber anderswo geborgen ſei, wußte er die Kunde auszuſprengen, Gui de Viole ſei in ſeine Hände gefallen und werde nun in einem Kloſter erzogen, um als Mönch darin zu bleiben, während Viole's Briefe nie in Rabaud's Hände kamen. —

Du Pleſſis-Mornai bot Alles auf, über das Kind und ſeinen Aufenthalt Nachrichten einzuziehen, allein es war vergebens, und ſo kam es, daß Tavannes' Vorgeben Glauben fand, und um ſo mehr, je freudiger Tavannes es überall verkündete.

Dieſe Nachricht fand auch ihren Weg über den Kanal, zu einem Ohre, das es nicht hätte hören ſollen. —

Viole war in England glücklich gelandet, aber er wollte nicht ſeinen Rang geltend machen, nicht in den Regionen leben, die ihm zugänglich geweſen wären. Er zog auf ein Dorf in der Nähe von London und hüllte ſich dort in ein Geheimniß, welches kein Auge durchdrang. Er lebte ſeiner Wiſſenſchaft, der Aſtrologie, weil er, befangen von den Träumen, die ihre Ausgeburt waren, die Schickſale ſeines geliebten Kindes, die Schickſale ſeiner Glaubensgenoſſen in Frankreich in den Sternen leſen zu können glaubte. Je mehr ſein iſolirtes Leben ihn dem menſchlichen Umgang entfremdete, deſto feſter wurde er in dieſem Glauben, deſto in ſich zurückgezogener und finſterer wurde ſein Weſen. Wohl hatte er mit Rabaud abgeredet, daß er ihm Nachricht gäbe, aber dieſer hatte Kunde von Tavannes' Verfolgungen und Nachſtellungen erhalten durch einen andern Diener Viole's, einen von denen, die Mornai bei ſich behalten. Dieſer, Namens Salers, ſchloß ſich nun an Rabaud an und Beide widmeten ſich der Erziehung Gui's, aber ſie wagten nicht, Nachrichten nach Rochelle zu bringen, von dem ſie ſo weit entfernt waren, weil der Gedanke ſie quälte, es könne der wilde Tavannes ſie auffangen. So kam keine Kunde zu Viole und der Gram nagte an ſeinem Herzen. Er ſchrieb nach La Rochelle an treue Freunde, und ſo wurde ihm die entſetzliche Kunde, die Tavannes hatte verbreiten laſſen.

Der Schmerz des Vaterherzens war namenlos. Sie führte Viole an den Rand der Verzweiflung und des Grabes zugleich. Dennoch ſiegte ſeine ſtarke Natur über die Gewalt der Krankheit, die Macht ſeines Geiſtes über die Verzweiflung. Sein Glaube und ſeine Wiſſenſchaft ließen ihn wieder Hoffnung ſchöpfen.

Während dieſer Zeit ſetzte Tavannes ſeine Nachforſchungen unermüdet fort und ſelbſt die beiden Getreuen, in deren Händen Viole's Kleinod ſich befand, bekamen Nachricht davon und verbreiteten mit Abſicht die Kunde, das Kind ſei todt. Auch dieſe Nachricht vernahm Du Pleſſis-Mornai und ſo gelangte ſie an Viole. Nun aber legte ſich die finſtere Nacht des Schmerzes auf Viole's Seele, und in der Einſamkeit vertrauerte er ſeine Tage, hoffend auf ſeine Erlöſung aus den Banden des Leibes. Seine Theuern waren jenſeits, mit dem Leben dieſſeits hatte er ſeine Rechnung abgeſchloſſen.

Die beiden Getreuen, Rabaud und Salers, die engverbundene Freunde waren, lebten indeſſen in ſtiller Zurückgezogenheit. Sie hatten nur Ein Ziel ihrer Beſtrebungen — des Kindes Wohl, das überall für Rabaud's Sohn galt. Sie ſuchten ihm vor Allem jene heilige, unerſchütterliche Liebe für ihren und ſeines Vaters heiligen Glauben einzuflößen, der ihre Herzen erfüllte; die Liebe für Alles, was gut war, in ſein Gemüth zu legen, und Rabaud ließ es ſich angelegen ſein, nicht nur ſeine Leibeskräfte auszubilden, ſondern auch ächte, ritterliche Geſinnung ihm einzuflößen.

Die Bilder früherer Erinnerungen dämmerten bald und gingen allmählich unter. Es wußte es nicht mehr anders, als daß Rabaud ſein Vater und Salers ein Verwandter ſei.

Als er heranwuchs, wußte Rabaud einen proteſtantiſchen Geiſtlichen zu gewinnen, welcher dem Knaben Unterricht ertheilte, ſo in den Glaubenslehren, als auch in dem Wiſſen, deſſen er bedurfte. Erſt, als er zum Jünglinge heranreifte, enthüllten ſie ihm die Geheimniſſe ſeiner Familie, die Geſchicke ſeines Vaters.

V.

Friſch und fröhlich war Gui herangewachſen, und wurde kräftig und edel und ſchön an Leib und Seele. Sein größtes Vergnügen war die Jagd. Tagelang konnte er unermüdet in den Wäldern umherſtreichen und, reich mit Beute beladen, kehrte er am Abend heim. Stets war einer der Treuen ſein Gefährte. So wuchs er kräftig heran. Jahre kamen und flogen dahin in dieſem freien Leben, und während im übrigen Frankreich Verfolgungen gegen die Proteſtanten wütheten, ruhte ſtiller Friede auf dieſer einſamen Gegend. So war Gui zu einem kräftigen Jünglinge herangereift, als Franz II. plötzlich ſtarb und Carl IX. als Knabe einen Thron beſtieg, der eines ganzen Mannes bedurfte, und die Zügel der Regierung in die Hand Katharina's von Medicis fielen, deren herzloſe ſchlaue Politik, zwiſchen den Chatillons und Guiſen ſchwankend, beide benutzte, um ihre hölliſchen Plane zur Reiſe zu bringen.

Condé, dem das Henkerbeil an einem Haar über dem Haupte geſchwebt, wurde jetzt befreit, und Katharina ſah ſich am Ziel ihrer Wünſche — ſie wurde Regentin im vollen Sinne des Worts. Einer der erſten Schritte ihrer Regierung war ein Edict, das den Proteſtanten die gottesdienſtlichen Verſammlungen unterſagte. Des edlen Kanzlers l'Hopital milde Rathſchläge wurden nicht gehört, und mit Strenge das Edict durchgeſetzt. Erſt dann hörte man ihn, als in Languedoc ernſtliche Unruhen ausbrachen. Der Hof ſah wohl ein, wozu es führen könnte, wenn er mit Fanatismus jene Abſichten verfolgte, und l'Hopital's Vorſchläge zu einem Religionsgeſpräche, zur Ausgleichung der Mißverhältniſſe in kirchlichen Dingen, fanden Gehör. Viele waren dagegen, fürchtend die ſiegende Gewalt des Proteſtantismus; allein der Kardinal von Lothringen, dieſer eitle Mann, ſah eine Gelegenheit, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Beredſamkeit geltend zu machen, und ſo fand es Statt. Aller Augen waren auf die Abtei von Poiſſy gerichtet; allein dieſer, wie ſo viele ähnliche Verſuche, mißlang.

Indeſſen ſchienen günſtige Sterne dem Proteſtantismus zu leuchten. Katharina von Medicis neigte ſichtbar auf ſeine Seite — ſie ließ ihn in ihren Gemächern predigen; ſie ſchloß ſich enger an Condé, an Coligni an, und täuſchte Alle — denn offenbar hatte mehr das Beſtreben, ſich Condé und Coligni zu gewinnen, um dem ſogenannten Triumvirat Franz von Guiſe's, des Connetables und des Marſchalls von Saint-André ein Gegengewicht entgegenzuſetzen, mehr Antheil an dieſem Meinungswechſel, als die Ueberzeugung dieſer, ihren Gelüſten nach Macht Alles unterordnenden Fürſtin.

Neue Hoffnungen ſchöpften die Proteſtanten, und bis in die Thäler der Dauphiné drang die frohe Botſchaft, die Rabaud von einer Reiſe nach Angers mitbrachte.

Neue Hoffnungsſtrahlen fielen in Gui's Sohnesherz. Lebt er noch, der theure Vater, ſprach zu ſich der Jüngling, ſo wird er wiederkehren, jetzt, wo Alles ſich ſo günſtig geſtaltet für die Verfolgten. Auf ſeinen einſamen Streifereien durch die Wälder träumte der Jüngling ſo ſchön von der Zukunft, daß oft ſein Herz in Entzücken ſchwamm bei dem Gedanken, den Vater wieder zu umarmen.

An einem ſchönen Herbſttage wanderte er, wieder begleitet von ſeinem treuen Hunde, hinaus auf die Jagd. Der Mittag war noch nicht gekommen, und mild fiel der Sonnenſtrahl herab auf die Wälder und machte das Wandeln unter ihrem Laubdach überaus angenehm. Der Jüngling verſank wieder in ſeine Träumereien und ſchritt, ohne die Richtung zu beachten, kräftig fürbaß. Da ſtand er plötzlich an des Waldes Saum, der eine bedeutende Höhe begrenzte. Vor ihm lag ein Thal mit üppigen Wieſen, in der Entfernung ein Dorf — gerade vor ihm in ſchwindelnder Höhe ein ſtattliches, feſtes Schloß. Er war fremd in dieſer Gegend und erkannte es, daß er ſich ſehr weit von dem Orte der Heimath entfernt. Bald jedoch erinnerte er ſich, von dem Schloß Arbeque gehört zu haben, und kein anderes konnte das vor ihm liegende ſein. Er war ermüdet. Brennender Durſt quälte ihn. Er ſpähte ringsumher nach einer Quelle. Zu ſeiner Freude entdeckte ſein ſcharfes Auge bald am Fuß eines nicht weit von ihm liegenden Felſens das Ziel ſeiner Wünſche, einen klaren ſprudelnden Quell. Er wollte eben ſich dahin begeben, als ſein Hund Laut gab und, heftig an ſeinem Riemen zerrend, emporſprang. In demſelben Augenblicke faßte eine nervige Fauſt Gui's Arm. Gui fuhr herum, und vor ihm ſtand ein Fremder. Er war von majeſtätiſchem Weſen. Ein grünes Jagdkleid trug er und eine reichverzierte Büchſe und ein ähnliches Jagdmeſſer. Der Mann war längſt über die Mittagshöhe des Lebens hinaus — ſchon an der Schwelle des Alters. Seine Züge hatten etwas Ernſtes, Finſteres, das beim erſten Anblick abſtieß, doch ein wohlwollender Zug ſchwebte um den Mund und der Blick des Auges war feſt, klar und ruhig.

„Was ſucht Ihr hier?“ fragte der Fremde ſtreng. „Gehört Ihr etwa zu der — — hier herumſtreifenden Zigeunerbande?“ —

Die erſte Ueberraſchung bei Gui wich ſchnell. Des Mannes herriſches Weſen beleidigte ſein Freiheitsgefühl, und ein Stolz regte ſich in ihm, von dem er nie eine Ahnung gehabt. Er machte des Fremden Hand beſcheiden, aber kräftig los, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit feſtem Blick.

„Ihr habt eine Art zu fragen," ſagte er dann ſcharf, „als ob Ihr Procurator des Parlamentes von Paris geweſen, dem man bekanntlich eine ganz eigene Redeweiſe zuſchreibt — indeſſen diene Euch zur Nachricht, daß ich Waſſer ſuche, meinen Durſt zu löſchen und mit Zigeunern nichts gemein habe. Nun lebt wohl."

Er wandte ſich, nach der Quelle zu gehen; allein der Fremde vertrat ihm den Weg und betrachtete ihn mit argwöhniſchen Blicken, indem er ſagte: „Wenn Euch, junger Menſch, meine Art zu fragen auffiel, ſo wiſſet, daß Ihr hier auf meinem Grund und Boden ſteht und ich ein Recht habe zu fragen, wer Ihr ſeid." —

„Das Recht will ich Euch nicht beſtreiten," ſagte Gui, „und darum durſtig Euren Grund und Boden verlaſſen."

Der Trotz, der in dieſen Worten lag, mißfiel dem Fremden nicht. Er ergriff Gui's Hand. „Nein," ſagte er, „wer Ihr auch immerhin ſein mögt, das ſollt Ihr nicht Robert d'Arbeque nachſagen, daß er Euch ohne Erquickung von ſich ließ." — Er langte ſchnell nach einer Feldflaſche und reichte ſie Gui dar.

„Ich danke Euch!" ſagte Gui, und wies ſie hinweg.

d'Arbeque maß ihn mit ſeltſamen Blicken. „Ihr ſeid ſehr trotzig" — ſagte er gedehnt. „Ich habe Euch beleidigt und das thut mir leid; laßt uns nicht mit Groll ſcheiden!"

Dieſe Worte waren zu gutmüthig, als daß Gui ihnen zu widerſtehen vermochte. Er reichte ihm ſeine Hand. „Ich trinke mit Euch, Herr!" ſprach er dann, nahm die Flaſche und ſagte, indem er ſie zum Munde führte: „Auf Euer Wohl!"

Die ungewöhnliche Art und Bewegung ſchien d'Arbeque zu gefallen. Er verſuchte Gui zu entlocken, was ihn hierher geführt. Dieſer ſagte ihm freimüthig, daß er ſich verirrt habe; er nannte ihm den Ort, wo er wohne, ſeinen Namen Gui Rabaud. d'Arbeque glaubte ihm nicht, ſo gerade und ehrlich auch Gui ſprach. d'Arbeque vermuthete entweder in ihm einen Räuber oder, was bei ihm überwog, einen Jüngling von Stande. Dagegen ſprach aber die ärmliche Kleidung, die größtentheils aus Hirſchleder beſtand, der Stoff, aus dem damals die meiſten Landleute der Dauphiné ihre Kleider bereiteten. Gui's Sitten, ſein Anſtand, ſelbſt das ſtolze Selbſtbewußtſein der Freiheit, das ſich in ſeinem ganzen Weſen, ſeiner Rede und Haltung ausprägte, widerſprachen der eigenen Ausſage des Jünglings wieder zu ſehr.

d'Arbeque lud ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen, da er doch jetzt den Rückweg nach der Heimath nicht mehr wohl antreten und dieſe vor der Nacht nicht mehr erreichen könne, und die Nacht dort zu weilen. Das Nachtlager ſchlug Gui beſtimmt aus, indeſſen konnte er, ohne unhöflich zu ſein, des Barons Einladung nicht ablehnen. Darum ging er mit ihm. Auf dem Wege zum Schloſſe lenkte ſich das Geſpräch auf die Jagd, d'Arbeque's Lieblingsbeſchäftigung. Hier trafen Beide in einem Punkte zuſammen. Mit Begeiſterung ſprach Gui von dem Waidwerk und von dem Wilde, das in den Forſten jenſeits Pont de Royan ſich finde. d'Arbeque hörte mit immer ſteigendem Wohlgefallen die Reden und Erzählungen des Jünglings. Bei ſeiner einſamen Lebensweiſe wurde ihm ſelten der Genuß, mit einem tüchtigen Waidmanne zu jagen und von der Jagd zu reden. Darum fand er immer größeres Behagen an dem Jünglinge, ſo daß bald der Wunſch in ihm aufſtieg, ihn öfter um ſich zu haben; und in der Aufwallung der Freude fragte er Gui, ob er nicht in ſeine Dienſte treten wolle?

Gui's Stirne faltete ſich. Eine glühende Röthe überzog ſein Geſicht. Ein ſtolzes Wort ſchwebte auf der Zunge, doch hielt er es gewaltſam zurück und ſagte, mühſam ſich ſelbſt bezwingend: „Verzeiht, wenn ich es vorziehe, mein eigener, freier Herr zu bleiben — allein,“ ſetzte er begütigend hinzu, „wollt Ihr es geſtatten, ſo ſoll es nicht das letzte Mal ſein, daß ich Schloß d'Arbeque ſehe.“

Der Baron hätte gern das ſchnell entſchlüpfte, unbedachte Wort zurückgenommen, da in dem Jüngling etwas war, was ihn zwang, ihn anders zu behandeln, als es ſeine äußere Erſcheinung mit ſich zu bringen ſchien, und ihn nöthigte, ſich faſt jenes Wortes zu ſchämen. Freudig ergriff er daher des Jünglings Aeußerung, und bat ihn, oft mit ihm die Vergnügungen der Jagd zu theilen. Und nun ſchilderte er auf ächte Weidmannsart in den größten Hyperbeln den Reichthum ſeiner Forſten an Wild aller Art. „Wenn mir," ſetzte er zuletzt hinzu, „die verdammte Zigeunerhorde nur nicht Schaden thut. Dieſes heimathloſe Volk der Wüſte pflegt ſich nur zu gern als die Herren der Wälder zu betrachten, und, bietet ſich zum Raub und Betrug nicht Gelegenheit, das Wild niederzumachen, ohne Rückſicht, ob ſie die Jagd auf Jahre hinaus verderben."

„Alſo war wirklich ſolch eine Horde in der Nähe, zu der Ihr mich rechnen zu müſſen glaubtet?" — fragte Gui neugierig, da dieſes Volk mit ſeiner phantaſtiſchen Lebensweiſe ihn gar ſehr intereſſirte, ohne daß er noch mit ihm irgend je zuſammenzutreffen Gelegenheit gefunden.

Gerade in jener Zeit innerer, mannigfacher Spaltung und Zerrüttung hatten ſich aus Spanien über die Pyrenäen herüber zahlreiche Zigeunerhorden nach Frankreich gezogen. Man hatte nicht Zeit, auf ſie zu achten, und ſie benutzten dieſe günſtigen Verhältniſſe zu ihren Zwecken, wurden kühner und kecker mit jedem Jahre. Säuberte auch einmal der königliche Statthalter ſeine Provinz von dem raubenden und betrügenden Geſindel, ſo zogen ſie ſich in eine andere. Die damals noch gewaltigen Wälder dienten ihnen zu Schlupfwinkeln und die Fälle waren nicht ſelten, daß ſie einſame Höfe, ſelbſt Ritterſitze und Burgen überfielen, um ſie auszuplündern. Dann verſchwanden ſie ſpurlos, um in einer andern Gegend wieder plötzlich hervorzutreten. Das Volk fürchtete ſie und glaubte doch ihren trügeriſchen Wahrſagungen unbedingt.

„Allerdings," verſetzte Jener darauf. „Schon ſeit acht bis zehn Tagen treibt ſich eine bedeutende Horde dieſes gottloſen Heidenvolkes hier herum. Sie auszukundſchaften war größtentheils meine Abſicht; daher heute mein Irrthum mit Euch. Die Horde zählt leicht an hundert bis hundertfünfzig Köpfe, und mir ſchien's, als hätten ſie nicht übel Luſt, mir einen Beſuch auf Arbeque abzuſtatten.“ —

„Ihr ſcherzt,“ ſprach Gui, ihn forſchend anſehend.

„Nicht doch, mein junger Freund,“ verſetzte Jener. „Es wäre nicht das erſte Mal, daß ſie eine Burg zu überfallen und auszuplündern Miene gemacht. Und ich habe darum meine Leute wohl bewaffnet.“

Unter dieſen Reden kamen ſie am Thore des Schloſſes an, das auf des Herrn Ruf und ſeiner Hunde Gebell alſobald geöffnet wurde, indem man die Zugbrücke herabließ. Sie traten ein. Wirklich ſah hier Alles kriegeriſch aus, und in Gui wollte ſich eine ſatyriſche Bemerkung eben Luft machen, als aus dem Portale desjenigen Schloßtheiles, der die Wohnung des Herrn umfaßte, eine weibliche Geſtalt heraus und auf d'Arbeque zuflog, ängſtlich nach der Zigeunerherde fragend.

d'Arbeque lachte. „Sei nur ruhig,“ ſprach er, „ſie ſind weit weg, Gabriele!“

Jetzt ſah Gabriele den Jüngling, der mit glühender Röthe auf den Wangen daſtand, im Anſchauen der lieblichen Erſcheinung vertieft.

Das Mädchen erſchrak und ſah den Vater forſchend an. Als dieſer lächelte, fiel ihr Blick wieder auf Gui — aber nicht ſcheu und mit Widerwillen, ſondern vielmehr mit ſichtlichem Wohlgefallen.

„Wie ſoll ich Euch doch eigentlich meine Tochter vorſtellen?“ fragte der Vater den Jüngling.

„Als Gui Rabaud, wenn es Euch beliebt,“ erwiederte mit einer anſtändigen Verbeugung der Jüngling.

„Ich bringe dir in dieſem jungen Mann einen Gaſt; ich lernte ihn auf der Jagd kennen und wünſchte, daß du ihn gaſtlich behandelteſt.“

Gabriele erröthete leicht, neigte ſich und liſpelte mit ſüßem Wohllaute: „Seid mir herzlich willkommen!

Der Alte führte nun den Jüngling in den Saal, den rings die Bilder der Ahnen des Hauſes de Viole zierten. Er führte den Jüngling zu jedem Einzelnen, erzählte dann, welche Ehrenſtellen ſie an den Höfen der Könige Frankreichs, ſeit Pipin und Carl dem Großen bekleidet hatten; wie ſie ſich im Krieg ausgezeichnet, welche von ihnen den Kreuzzug unter König Ludwig VII. und den früheren unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouſe, Robert von Flandern und den übrigen Helden jenes abentheuerlichen Unternehmens mitmachten, und all das Heer der Thaten, die ſie gethan und nicht gethan, mit breiter Ruhmredigkeit und großem Stolze Nie aber nannte er den Namen „de Viole,“ weil er ihn an den verhaßten Parlamentsrath, Gui's unglücklichen Vater, erinnert haben würde; und ſo blieb Gui das nahe verwandtſchaftliche Verhältniß, in dem er zu Arbeque ſtand, unbekannt, da zumal ſeine Freunde Rabaud und Salers nie deſſen Erwähnung gethan. Er war ein aufmerkſamer Zuhörer, und das machte ihn dem Baron noch werther.

Einige Zeit darauf lud die liebliche Gabriele zum Mittagmahle, das ſie in einem andern Gemache mit faſt verſchwenderiſcher Freigebigkeit bereitet hatte. Gui wußte nicht, wie ihm geſchah. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er ſich in der Nähe eines ſo lieblichen Geſchöpfes befand. Er vermochte kein Auge von ihr zu wenden, und traf ihr Blick den ſeinen, dann ſchlug er ihn doch nieder. Sprach ſie, ſo lauſchte er und hielt den Athem an. Er wußte zuletzt kaum mehr, was er that, ſo hatte ihn Gabrielen's liebliches Weſen bezaubert. Sie war aber auch ganz geeignet, ſolchen Eindruck auf ein reines Jünglingsherz zu machen.

Mit allen Reizen ihres Geſchlechtes hatte ſie die Natur ausgeſtattet, und dieſe ſchöne Hülle barg ein Herz, rein und klar, wie der Himmel, treu und fromm, ſanft und demüthig, und doch war ihr Charakter beinahe männlich feſt. Ihr Weſen war unbefangen und natürlich; ohne alle Zurückhaltung — ſie war ein Kind der Natur, fern von dem frivolen Leben, das jene Zeit auszeichnete, und gleich fern von jenem formellen, ſteifen Zwang erzogen, der ſchon damals die höhere Geſellſchaft zu beengen begann. Daß ihr Bild ſein Herz erfüllte, daß eine tiefe innige Liebe zu ihr in ihm erwachte, war eine nothwendige Folge ihres beiderſeitigen Zuſammentreffens, und beinahe ähnlich war es bei Gabrielen. Sie ſah in Gui den erſten Jüngling ihres Alters, ſah in ihm den vollendeten, ſchönen Jüngling — und auch ihr Herz liebte. Allein fremd und unbekannt war Beiden dies Gefühl, und darum ergriff es die unbewachten Herzen um ſo gewaltiger.

Nur mit innerm Widerſtreben erhob ſich endlich, als ſchon die Sonne zu ſinken begann, Gui, um an die Rückkehr zu denken. Recht aufrichtig und herzlich bat ihn d'Arbeque, zu bleiben. Sein Herz wollte ſo gerne; aber ſollt' er die treuen Freunde beängſtigen durch ſein Außenbleiben? — Dieſer Grund beſtimmte ſchnell ſeinen Entſchluß. Mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, und mit Gabrielen's Bild in der Seele, riß ſich endlich der Jüngling gewaltſam aus den ihn zauberiſch umſchlingenden Feſſeln und eilte flüchtig, wie eine Gemſe, den Felſenweg hinab, und in den letzten Strahlen der Sonne ſah Gabriele ihn am Saume des Waldes verſchwinden.

VI.

In einem Zuſtande, der dem Traum am nächſten verwandt, trat der Jüngling in die Waldesnacht, und in demſelben Zuſtande ſchritt er, ohne zu bemerken, wohin er ging, fürbaß. Eine tiefe Finſterniß umgab ihn. Hin und wieder fiel mattes Sternenlicht auf ihn herab, wo der Bäume Laubdach es zuließ; allein es war zu ſchwach, ihn erkennen zu laſſen, wo er ging und ſich befand. Enger ſchloß ſich der große Hund an ſeinen Herrn an und ging vorſichtig nur wenige Schritte vor ihm her. Plötzlich ſtand er und knurrte, und zu gleicher Zeit bemerkte Gui in der Entfernung ein großes Licht, um welches eine raſche Bewegung Statt zu finden ſchien, ohne daß er jedoch zu unterſcheiden vermocht hätte, was es ſei, da die Entfernung noch zu bedeutend war. Er gebot dem wohl abgerichteten Hunde Schweigen und ſchritt vorſichtig dem Lichte zu. Als er näher kam, ſtellte ſich ihm ein Schauſpiel der allerſeltſamſten Art dar. Ein großer, freier Raum lag vor ihm, in deſſen Mitte ein großes Feuer flammte. Rings um den Platz lagen auf Matten, oder ſaßen vielmehr mit unterſchlagenen Beinen eine bedeutende Anzahl ſchwarzbrauner, wildausſehender, phantaſtiſch gekleideter Männer und Frauen reiferen Alters und Kinder. Um das Feuer tanzten eine gleichfalls nicht kleine Anzahl jüngerer Männer und Mädchen in wilden, mitunter äußerſt üppigen Stellungen und Geberden. Sie hatten das Anſehen von Bacchanten — ihr Haar flog los im Wind, und ihre durch das Feuer gerötheten Geſichter ſahen wild und leidenſchaftlich aus. Dreie ſtanden da und regelten den Tanz durch eine ebenſo einfache als disharmoniſche Muſik; der Eine bearbeitete den Dudelſack, indeß der Andere ein Schellentambourin ſchlug und der Dritte auf einer gellenden Pickelflöte eine wilde Weiſe blies. Alle Tänzer ſangen — bisweilen ernſt und gemeſſen, dann wilder und lauter und in ſchnellerm Zeitmaaß, und jedesmal richtete ſich der Tanz nach ihrem Geſange.

Das iſt die Zigeunerhorde! dachte Gui und hielt dem Hunde, der Laut geben wollte, den Mund zu. Einige Hunde aber, die bei der Horde waren, witterten alſobald den fremden Genoſſen und ſchlugen an, und in demſelben Augenblicke riß ſich Gui's Hund los und fiel jene mit großer Gewalt an.

Die Tänzer ſtoben auseinander und die ganze Bande erhob ſich wie mit einem Zauberſchlag, und ehe noch Gui überlegt hatte, was zu thun, faßten ihn ſchon vier kräftige Arme und riſſen ihn rücklings zu Boden, und blitzſchnell war er geknebelt und am Feuer unſanft auf die Erde geworfen. Neugierig ſtanden die Mädchen und Frauen um ihn, in einer Gui ganz unverſtändlichen Sprache ſich ihre Gedanken über ihn mittheilend. Eine Weile deliberirte die Bande mit einem alten Manne, deſſen gelbbraunes Geſicht den

Stempel der Verſchlagenheit, Liſt und Büberei trug, und der ihr Hauptmann zu ſein ſchien. Die Mädchen, denen der ſchöne Jüngling gefiel, lächelten ihn an und legten ihr Fürwort für ihn ein — jedoch vergeblich. Während noch die ziemlich ſtürmiſche Berathung dauerte, keuchte eine Alte, deren Haupt eine thurmartige Mütze ſeltſam zierte, auf ihren Stab geſtützt, daher, ergriff einen Feuerbrand und beleuchtete ihn. Während ihr rothes, triefendes Auge ihn belugte, murmelte ſie unverſtändliche Worte in den Bart; dann wendete ſie ſich zu den Männern, die noch immer im Kreiſe berathend ſtanden, und rief mit einer krächzenden, widerlichen Stimme, Gui verſtändlich:

„Laßt ihn los, die Altmutter befiehlt es. Er iſt Keiner von der Burg Arbeque, Keiner von der feindlichen Brut, die ihr vernichten wollt.“

Dieſes Wort wirkte zauberiſch. Schnell waren Gui's Bande gelöſt, und er ſtand frei unter ihnen.

„Wer gibt euch das Recht, mich zu feſſeln?“ rief er wild aus.

Die Altmutter ſah ihn freundlich an, und die Augen der Mädchen ruhten wohlgefällig auf der ſchönen Geſtalt, die jetzt in der drohenden, gebieteriſchen Stellung noch um Vieles ſchöner war.

„Gebt mir meine Büchſe und meinen Hund und laßt mich meines Weges ziehen!“ donnerte er jetzt ihnen zu.

„Still, ſtill, mein Söhnchen!“ krächzte die Alte. „Du biſt jetzt nicht auf Saint-Fleur, was ohnedem für dich verloren iſt. Vergiß nicht, daß du hier nicht gebieten, ſondern nur bitten und gehorchen kannſt.“

Gui erbleichte vor Schrecken, das Geheimniß ſeiner Herkunft aus dieſem Munde zu hören.

„Weib,“ ſprach er nach gewonnener, ruhiger Beſinnung, „woher kennſt du mich?“

„Ei, ei,“ ſagte ſie in demſelben Ton und auf dieſelbe widerliche Art, „ſollte ich dich nicht kennen? Habe ich doch in den Bergen von Auvergne zuerſt das Sonnenlicht geſehen und ſeitdem das Land lieb gehabt und oft dort herum mich aufgehalten, wo deiner Väter Stammſitz iſt. Sollte ich dich nicht kennen, der du deines Vaters Abbild biſt? Dich nicht kennen, da ich dich als Knaben fliehen ſah mit deinem Raband in die Wälder und von da nach Dauphiné? Hat doch dein Vater mir noch dies Goldſtück geſchenkt, als er floh, meinend, ich (hier wurde ſie wild und zornig, und ihr Antlitz glich einer Furie), ich, die ſo oft auf Saint-Flour ſich ſättigte, ſo manche Gabe von deiner Mutter empfing, ich könne ihn verrathen an Heinrich's Bluthund? — Nein, das konnte ich nicht, und es hat mir wehe gethan und ich habe das Sündengeld aufgehoben, bis ich ihn wiederſehe, um es ihm vor die Füße zu werfen. Doch" — ſetzte ſie beruhigt hinzu, nach einer Pauſe — „ich vergebe es ihm, denn er war in Verzweiflung, dich zurück zu laſſen."

Gui traute den Ohren kaum. — Aber er faßte die dürre Knochenhand der Alten und ſagte: „Iſt es, wie du ſagſt, und wie ich nicht zweifeln kann nach deinen Worten, ſo nimm jetzt meinen Dank, Adelma. Leider bin ich arm und kann ihn dir nicht thätig beweiſen."

„Ei, daß ihr Leute doch Alles mit Geld abthun zu können meint!" zürnte die Alte „Hat dich denn das Elend nicht klüger gemacht? Haſt du denn noch nicht erfahren, daß auch arme" — hier wurde ihre Stimme ernſt und feierlich — „heimathloſe, verachtete, verſtoßene, mißhandelte Menſchen Gutes thun können ohne Lohn?" —

Gui drückte ihre Hand — und die frühere Freundlichkeit kehrte zurück auf ihre tief markirten Züge.

„Komm, ſagte ſie, „ſetze dich zu mir und ich will dir erzählen von den Zeiten, die du nicht kennſt. Weg da!" rief ſie — „ich nehme ihn unter meinen Schutz — er iſt eines braven Mannes verſtoßenes Kind." — Alle wichen auf die Seite, und die Alte führte Gui zu ihrem Sitz am Stamm einer alten Buche. „Gebt ihm ſeine Büchſe wieder," rief ſie, „er iſt frei, ich will es!" —

Einer reichte ihm ſein Gewehr.

Der Hauptmann der Horde aber trat jetzt zu der Alten und redete wieder heftig mit ihr in unverſtändlicher Sprache. Sie erwiederte kurz, aber beſtimmt, einige Worte, und er zog ſich mürriſch und das Haupt mit dem rothen Käppchen ſchüttelnd zurück.

„Die Narren meinen,“ ſprach ſie nun halblaut zu Gui, der durch ſeine Dankbarkeit und die Erinnerung an die von ſeinen Eltern empfangenen Wohlthaten ihr ganzes Herz gewonnen hatte; „die Narren meinen, du könnteſt die auf Arbeque warnen, da ſie morgen die Burg zu überfallen denken, da der alte Robert d'Arbeque uns geſchmäht, mißhandelt hat, und ſie ſo eine blutige Rache nehmen wollen; aber ſie wiſſen nichts, als was geſtern geſchah. Sie wiſſen nichts von dem blutigen Haſſe zwiſchen deinem Vater und dem d'Arbeque, der ihn auch bitter gekränkt hat, obwohl er ihm ſo nahe verwandt.“

„Verwandt?“ fragte Gui, den die Mittheilungen der redſeligen Alten in eine fieberhafte Spannung verſetzten.

Die Alte ſchüttelte den Kopf ungläubig. „Weißt du denn nicht, und biſt doch ein ſchmucker Junge, daß die d'Arbeque's deine Blutsverwandten, deine Vettern ſind? Iſt es dir denn unbekannt, daß ſie de Viole heißen, wie du?“

Gui ſah ſie verwundert an. Das Räthſel konnte er nicht löſen. Nie hatte er davon durch Salers oder Rabaud eine Silbe vernommen. Ein Gefühl ſtieg in ihm auf, das er nicht nennen konnte, und der Gedanke tagte in ihm, Gabrielen's Retter aus dieſer Gefahr zu werden. Schnell ſtand er klar vor ſeiner Seele, und eben ſo ſchnell war ſein Plan entworfen, durch Schmeichelei die Alte zu kirren.

„Was du mir ſagſt, Mutter,“ ſprach er nach kurzem Beſinnen, „iſt mir fremd. Nie hat Salers etwas geſprochen von dieſem Verhältniß, nie Rabaud. Nie wurde der Namen d'Arbeque genannt.“

„Adelma kennet der Menſchen Herzen, wie die Tage der Zukunft,“ ſprach wieder die Alte. „Weil ſie wußten, wie d'Arbeque deinen armen Vater gekränkt, darum ſchwiegen ſie; um nicht auch dir den Haß mitzutheilen. Aber, Knabe,“ fuhr ſie in höher ſteigendem Affecte fort, „vergiß nicht, was ich dir ſage, könnte d’Arbeque deinen Stamm mit einem Dolchſtoße niedermachen, er würde nicht eine Minute zaudern. Doch —“ ſagte ſie, „es gibt vielleicht eine Zeit, wo ich dir mehr ſagen kann, und du hörſt gewiß lieber von deiner Mutter. — Gui, ſie war ein Engel. Nur ihr — — gönnte ich deinen Vater, den ich — — lache nicht des Alters, Knabe, dem freilich die Gefühle der Jugend — nur einer fernen Heimath ähnlich ſind, zu der das Auge mit einem leiſen Heimweh hinblickt, — den ich liebte, weil er eine Zierde ſeines Geſchlechtes war. Damals, Gui, war aber auch Adelma nicht die alte Hexe, wie man ſie jetzt nennt, damals war ſie ein blühendes, ſchönes Mädchen, um das mancher ſchmucke Jüngling warb — nur dein Vater überſah ſie. Ich haßte ihn damals, denn verſchmähte Liebe iſt bitterer als der Tod; und als er deine Mutter heimführte, da glich mein Zuſtand der Raſerei, und ich würde ſie ermordet haben; — aber da ſah ich ſie — ſie, die ſchön war wie ein Engelbild, und gut wie ein Engel, und ſie nahm mich, die Leidende, auf das Schloß, und pflegte meiner und haßte mich nicht, obgleich ſie den Grund meiner Krankheit errieth — Gui, da lernte ich ihr Herz anbeten; und als die Kunde kam, ſie ſei zu den Vätern gegangen, da weinte Adelma um ſie, wie du jetzt — mein Sohn — und mein Herz war ſeitdem der Altar, auf dem ihrem Andenken oft Opfer der Liebe gebracht wurden. Es war geheilt von der frühern Thorheit, dieſes Herz.“ —

„Darum aber danke Gott, daß ich dich heute fand und dich vom unvermeidlichen Tode rettete — und daß ich es konnte, Gui — das iſt meinem alten Herzen viel, viel werth, denn ich habe ſo eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen.“

Gui war innigſt gerührt durch die Sprache der Alten. Doch konnte er nicht begreifen, wie bei ſolchen wirklich edeln Empfindungen wieder der glühende Haß, ob einer Beleidigung wohnen könnte. Er ſuchte das Geſpräch wieder auf die Unternehmung auf Schloß Arbeque zu lenken — ſogleich aber waren wieder alle feindſeligen

Leidenſchaften erregt, und er war froh, als die Alte fragte, wie er doch hierher gekommen?

Er konnte ihr leicht ein Mährlein erzählen und ſie glaubte gern an ſeine Verirrung. Mit gutem Vorbedacht erwähnte er nun der Angſt und Beſorgniß, die Salers und Rabaud um ihn haben würden.

„Ja, da haſt du Recht,“ ſagte die Alte. „Ich kenne ſie, es ſind gute Menſchen, die deinen Vater liebten und auch dich gleichermaßen lieben. Darum thuſt du wohl, ſogleich mit Tagesanbruch heim zu eilen. Jetzt möchte es zu ſpät ſein; denn ſieh nur, wie das Volk ſchläft. Ja, ja, das iſt der Fluch des Alters, daß der ſüße Schlummer ſein Auge flieht — doch es findet Erſatz in der langen Vergangenheit, in die es zurückblicken kann, wie in ein verlornes Paradies.“

„Obwohl es ſpät iſt,“ nahm Gui das Wort, „ſo möchte ich doch gerne noch in dieſer Nacht heim, zur Beruhigung meiner Freunde.“

„Du haſt Recht,“ ſagte die Alte, „die Angſt iſt peinlich. Weißt du denn den Weg von hier aus? Pont de Royan liegt rechts, Arbeque links, und mitten durch in gerader Richtung, etwa zwei Stunden weit, liegt das Dörfchen.“

„Ich finde mich leicht zurecht,“ ſprach freudig Gui, der ſo unerwartet die Richtung vernahm, die er nehmen mußte, um Arbeque zu finden, „und im Falle ich irren ſollte, blicke ich zu den Sternen und finde mich.“

„Ja, die trügen nicht,“ ſagte ernſt und mit einem tiefen Seufzer die Alte.

Sie gebot jetzt denen von der Horde, die noch wachten, ſich niederzulegen, und nahm Gui's Hand — ſah hinein und ſagte dann dumpf — „du gehſt eine blutige Bahn — da ſtürmt's — Hu — wie wild — doch — ſei ruhig — das iſt das Glücksrad — — geh', geh' — bleibe fromm und treu — und zertritt kein Herz, das dich liebt — wie dein — Vater. — Leb' wohl!“

Sie drängte ihn, fortzugehen. Er drückte ihre Hand und ſagte: „Habt Dank, Adelma! Ihr habt mir Dinge geſagt, die ich nicht wußte. Wohl will ich Eurer Mahnung eingedenk bleiben und ſtets die Pflicht über Alles ſtellen!“

„Wohl!“ ſprach ſie, „folge der. Ich ſehe dich wieder. Wie — wo? das weiß ich nicht — doch vielleicht in den ernſteſten Stunden deines Lebens. Geh', Adelma will dir wohl — denn du biſt deines Vaters Sohn und deiner Mutter Herz ſchlug über dir. — Leb' wohl!“

VII.

In ſüßem Schlummer lag Gabriele — ſie träumte von dem Jünglinge, der ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Ruhiger, als ſeit den letzten acht Tagen, ſchlief d'Arbeque, da er von der Zigeunerhorde heute in der Nähe um das Schloß nichts entdeckt hatte. Auch die Wehrmänner des Schloſſes genoſſen der Ruhe. Es mochte Zwölfe vorüber geweſen ſein, als Gui die Alte verließ. Eine Weile hielt er die Richtung nach ſeiner Heimath, um die, die ihn etwa beobachten möchten, zu täuſchen; dann aber wandte er ſich ſchnell links, und hielt, ſo gut er es vermochte, eine gerade Richtung. Lange Zeit wanderte er in der Finſterniß der kühlen Herbſtnacht. Er konnte unmöglich entdecken, wo er ſich befand. Als aber nun die Müdigkeit ſich einſtellte und er den Entſchluß gefaßt hatte, den Morgen zu erwarten, dünkte es ihm, als würde der Wald lichter. Muthiger ſchritt er nun fürbaß und hatte bald die Freude, die dunkeln Umriſſe der Burg vor ſich, und des Wächters Laterne auf dem höchſten der Thürme zu ſehen. Vorſichtig ſtieg er die felſige Anhöhe hinab. Er ſuchte lange, bis er den Weg fand, der zur Burg wieder am jenſeitigen Berge hinauf führte. Nach langem Suchen traf er ihn endlich. Er ſtieg nun ſo leiſe er konnte hinan, doch vermochte er das Geräuſch, welches durch das Rollen der loſen Steine verurſacht wurde, nicht zu vermeiden, und es dünkte ihm, als er ſchon nahe dem Thore war, einen gellenden Ton, wie den einer Pfeife, zu vernehmen. Da fiel unten im

Abhange des Berges ein Schuß — und die Kugel pfiff an ſeinem Ohre vorüber und fuhr ſchmetternd gegen das Thor. Jetzt pochte Gui heftig. Der Schuß weckte die Wächter; es gab Lärm in dem Schloß; aber ein zweiter Schuß fiel bald in größerer Nähe und die Kugel fuhr in Gui's rechten Schenkel, daß er mit einem lauten Schrei des Schmerzens niederſank. Jetzt kamen Windlichter auf die Mauern — es wurde lebendig im Hofe. Gui's Hund wimmerte, Gui rief mit matter Stimme — aber Niemand öffnete. Wohl vernahmen ſie den Ton des Schmerzens draußen deutlich, und einige der Burgmänner waren der Meinung, man ſolle nachſehen. Andere dagegen, vorſichtiger und beſonnener, wendeten ein, daß es unklug ſei, da es leicht eine Liſt der ſtarken Horde ſein könne, die Burg mit leichterer Mühe zu überfallen. Der Rath der Letzteren, des ältern Theils der ſchwachen Beſatzung, ſiegte, und Gui lag derweile, von einem heftigen Blutverluſt ermattet, auf einem Felsblock, auf den er hingeſunken war. Ohnedem ſehr ermüdet, ſanken ihm bald die Augen zu. Während in der Burg Alles zur Vertheidigung gerüſtet ward und auch d'Arbeque ſich eingefunden — ſchlich leiſe, Verrath ahnend, ein Zigeuner, der mit einigen ſeiner Geſellen zur Beobachtung der Burg ſich im Gehölz am Abhange des jenſeitigen Berges verborgen gehalten und jenen, für Gui ſo unheilbringenden, Schuß gethan, leiſe heran, den zu ſuchen, den ſein Blei, wie er nach dem Sichverlieren des Klagelautes ſchloß, getödtet, indem er argwöhnte, es möchte jener Jüngling ſein, den Adelma ſo merkwürdig und auffallend in ihren Schutz genommen — gegen den Willen der Horde und des Hauptmannes. Gui's treuer Hund lag zu den Hraupten ſeines Herrn. Das treue Thier vernahm den anſchleichenden Zigeuner und ließ ihn nahen, bis er nur wenige Schritte von Gui entfernt war — da ſprang mit fürchterlichem Gebell das ſtarke Thier mit einem Sprung an des Zigeuners Hals. Paniſcher Schrecken ergriff dieſen, als er ſich ſo gefaßt fühlte und rücklings ſtürzte ihn das Thier nieder, und wühlte mit ſeinen Zähnen grimmig in der Bruſt deſſelben. Bald ermannte ſich dieſer wieder und kämpfte nun mit dem Thier einen hartnäckigen Kampf. Kaum drang der Schall dieſes Streits und das Heulen des Hundes zu den Ohren d'Arbeque's, als er plötzlich den Zuſammenhang ahnte. Schnell ließ er das Thor nieder und ſtürmte hinaus. Der plötzliche Lärm zog den Hund einen Augenblick von ſeiner Beute ab, und mit unglaublicher Gewandtheit ſprang der blutende Zigeuner auf und in mächtigen Sätzen den Berg hinab, im Dickicht verſchwindend. Wüthend rannte das Thier ihm nach — doch bald kehrte es blutend und heulend zurück und kroch zu ſeinem Herrn, den jetzt d'Arbeque entdeckte.

Er ſchrie laut auf, als er den bleichen, blutenden Jüngling ſah.

„Ha, ich ahne es," rief er, „der Jüngling kannte die Gefahr und wollte mich warnen. Armer, du wurdeſt ein Opfer deiner Freundſchaft für mich," klagte er.

Die Männer waren jetzt zu Gui heran getreten. „Er iſt nicht todt, gnädiger Herr," ſprachen ſie, „der Blutverluſt hat ihn bloß betäubt!"

Dies war eine frohe Botſchaft für d'Arbeque. Schnell befahl er, den Jüngling in die Burg zu ſchaffen, und Alles anzuwenden, ihn wieder ins Leben zurück zu rufen. Einige Männer ergriffen ihn und trugen ihn vorſichtig hinweg. Langſam kroch der treue Hund nach, dem das Meſſer des Zigeuners eine Wunde beigebracht hatte. Im Schloßhof angelangt, wurde ſogleich das Thor wieder geſchloſſen, die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen bezogen mit gemeſſenen Befehlen des Burgherrn ihre Poſten.

Gabriele, wähnend, der Kampf tobe ſchon heftig, fuhr, durch den Lärm und die Schüſſe geweckt, aus ihren Träumen empor. Ihre Dienerinnen, ängſtlicher als das muthige Mädchen, ſtanden zitternd um die entkleidete Gebieterin und beteten leiſe. Gabriele ſah ſie an und erſtaunte. „Pfui doch," ſprach die Jungfrau, „ihr zittert, wo ihr handeln ſolltet. Geht und ſucht Leinwand zu bereiten, wenn etwa der Unſern einer ſollte verwundet werden."

Sie trieb ſie weg, kleidete ſich ſchnell an, und eilte dann hinab in den Burghof, wo ſie eben ankam, als ſie den bleichen Gui hereintrugen. Ein Schrei augenblicklichen Entſetzens entfuhr ihr, und erbleichend ſah ſie den bleichen Jüngling. Sie konnte keinen Zuſammenhang in dieſen Ereigniſſen finden, und fragte nur, ob er noch lebe. „Er lebt," ſprach froh der Vater, „eile nur und hole ſtärkende Eſſenzen, daß wir den Ohnmächtigen erwecken."

Deren aber bedurfte es nicht. Gui ſchlug das Auge auf, blickte um ſich, und als er mit deutlichem Bewußtſein inne wurde, wo er ſich befand, reichte er d'Arbeque die Hand, die dieſer mit Rührung drückte.

„Redet nicht," wehrte er; „Ihr ſeid zu matt!"

Er trieb die Männer an, und bald war Gui im warmen Gemache, wo allmählich wieder Leben in ſeine, von der kalten Herbſtnacht faſt erſtarrten Gebeine kam. Gabriele flog herbei. Liebend beugte ſie ſich über den Jüngling und beſtrich ihn mit ihren Eſſenzen, die der Vater ihr von Paris hatte kommen laſſen. Die Wunde wurde, nachdem ſich die ſittige Jungfrau entfernt, unterſucht, die Kugel ausgeſchnitten, die zum Glücke nicht tief eingedrungen war, und durch den Verband, den ein vielerfahrener Krieger unter den Wehrmännern des Barons angelegt, fühlte ſich Gui ganz leicht. Er verlangte aufzuſtehen; doch d'Arbeque litt es nicht. Gabriele kehrte wieder und war hocherfreut, den Jüngling ſo heiter zu finden.

Neugierig, aus ſeinem Munde den Zuſammenhang der Ereigniſſe zu erfahren, von dem nur dunkle Vermuthungen in den Gemüthern der Bewohner des Schloſſes waren, umgaben ſie ſein Ruhebett.

Gui erzählte nun, wie er, ſich vom Schloß d'Arbeque entfernend, die Zigeuner gefunden, und was ſich dort begeben; wohlweißlich verſchwieg er jedoch ſeine Unterredungen mit Adelma. „Ich eilte ſogleich hierher," fuhr er fort, „Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die Euch gewiß binnen dieſer und der folgenden Nacht droht. Die Horde mußte jedoch einige von ihren Leuten in die Nähe des Schloſſes zu Wächtern geſtellt haben, und einer dieſer vernahm das Geräuſch der rollenden Steine und traf mich zufällig mit ſeiner Kugel."

„Vergebt," nahm d'Arbeque das Wort, „daß wir nicht ſogleich Euch zu Hilfe eilten. Hätten wir es ahnen können, daß Ihr es wäret, dann würde Euch ſchnelle Hilfe geworden ſein. Wir aber hielten das Wimmern für eine Liſt des Geſindels, uns leichter zu überfallen. Euer treuer Hund wurde Euer Retter; denn erſt als er mit dem Mörder kämpfte, ſtürmten wir hinaus und fanden Euch. Wie ſoll ich Euch danken," ſprach er dann bewegt, „was Ihr für mich, den Fremdling, der Euch gekränkt, freilich wohl ohne Abſicht, thatet? Ihr habt eine große Gefahr entfernt von uns; und nach der Art zu denken und zu handeln, die dieſes Geſindel zu befolgen pflegt, habt Ihr mir und Gabrielen — ja uns Allen das Leben gerettet!"

Gui wollte das durchaus nicht gelten laſſen; allein d'Arbeque blieb auf ſeiner Meinung.

„Glaubt Ihr wirklich, daß ſie einen Verſuch wagen werden?" fragte er den Jüngling.

„Allerdings," entgegnete Gui, „und ich freue mich, daß meine Wunde ſo unbedeutend iſt, daß ich mich dankbar für Eure Wohlthat erweiſen kann. Vielleicht noch ehe der Morgen vollends anbricht, werden ſie nahen."

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Schüſſe auf Schüſſe fielen, und ein wildes Geſchrei draußen ſich vernehmen ließ.

„Er hat die Wahrheit geſagt," rief d'Arbeque, „ſie ſind da!"

Und Alles ſtürmte hinaus auf die Mauern und ließ Gabriele und Gui allein. Die Jungfrau, die bisher den lebhafteſten Antheil an Allem genommen, ohne doch mitzureden — ſtand in dieſem Augenblick unſchlüſſig da; denn zwei Pflichten ſtritten in ihrem Herzen um den Vorrang, die mehr dem Manne zukommende, Theil zu nehmen an dem Vertheidigungskampfe, zu der ihr kräftiger, entſchiedener Charakter ſie hinzog, und die mehr weibliche, Pflegerin des leidenden Retters zu ſein. Doch nur einen Augenblick dauerte jener Streit, und die Weiblichkeit ſiegte. Sie blieb aber in ſichtbarer Spannung. Keins der Beiden war eines Wortes mächtig. Gui horchte eine Zeit lang, dann ſchien er ſeinen Zuſtand zu vergeſſen, riß ſich empor, ſprang vom Ruhebett, auf dem er angekleidet lag, griff nach ſeinem Gewehr und eilte zur Thür.

„Um Gotteswillen, bleibt!“ rief Gabriele voller Angſt. „Wollt Ihr denn gewaltſam Euern Zuſtand verſchlimmern?“

Kaum aber ſprach ſie das Wort, ſo ließ die Ueberſpannung der Kräfte des noch ſchwachen Jünglings nach, und er taumelte und ſank faſt ohnmächtig in die auffangenden Arme des Mädchens, das, erröthend aus Scham, Furcht und Liebe, ihn krampfhaft hielt und an ihr Herz drückte. Er ſah matt zu ihr auf, aber mit einem ſeligen Gefühl, und dies ſprach ſich im Blicke klar und deutlich aus. Schnell ermannte er ſich und kehrte, geleitet von Gabrielen, zum Ruhebette zurück.

Er reichte ihr ſtumm ſeine Hand, ſeinen Dank anzudeuten. Glühenderes Roth malte ihre Wange — aber ſie gab ihm die ihre, und Gui drückte ſie im überwallenden Gefühl an ſein Herz.

Schnell aber entzog ſie ihm Gabriele — einen faſt zürnenden Blick warf ſie auf ihn und eilte hinaus.

Da lag er nun, und bittere Vorwürfe über ſeine Kühnheit quälten ſein Herz, und die Sorge um Salers und Rabaud, die Treuen, marterte ihn, und draußen hörte er das dumpfe Toben eines erbitterten Kampfs — und jenes konnte er nicht gut machen, das andere für den Augenblick nicht mindern und an dieſem nicht Theil nehmen, da der Blutverluſt ihn zu ſehr entkräftet und der Verband ihn zu gehen hinderte.

Und dennoch mußte er in dieſer Lage verweilen noch eine Stunde, die zu einer Ewigkeit heranwuchs. Jetzt aber, als er lange dieſe Pein erduldet, ſchien es ihm, als verlöre ſich das Getümmel, das Schießen wurde ſeltener — allein er vernahm den Ton der Klage, des Bedauerns — auf dem Korridor, der an ſeines Gemaches Thüre hinlief, vernahm er ſchwere Männertritte, ſie naheten — die Thür öffnete ſich, und ſchwer verwundet wurde d'Arbeque hereingetragen.

Gui ſah nur ihn, nur die bleiche Gabriele, die keine Thränen weinte — in deren Bruſt aber der tiefſte Schmerz wühlte. Gui ſprang von ſeinem Ruhebett auf, und die Männer legten den Greis darauf. So ſchwach er war — jetzt fühlte er ſich ſtark. Er unterſuchte des Barons Wunde, ſie war nicht ohne Gefahr. Er wuſch, er verband ſie mit vieler Geſchicklichkeit. Dann fragte er, wie es mit dem Kampfe ſtehe? —

„Sie ſind entflohen,“ ſagte der Reiſigen Einer, „und ihrer Viele decken den Kampfplatz. In den Dörfern läutete man Sturm — da flohen ſie in wilder Unordnung, und in wenig Stunden ſind ſie ſchon weit weg, und die Gegend iſt rein von dem Geſindel.“

„Gut,“ ſagte Gui, „ſo eilt nach dem Dörfchen meiner Heimath und holt meinen Vater hierher; er iſt der Heilkunſt mächtig und weiß der Kräuter Kräfte!“

Seine Befehle wurden ſchnell vollzogen.

Gabriele reichte ihm die erquickenden Spezereien, die er mit kindlicher Sorgſamkeit anwandte, und jetzt erſt vermochte ſie die Worte hervorzubringen: „Iſt es gefährlich mit meinem Vater?“ Und nach dem Worte perlten die Thränen herab.

„Seid ruhig, edle Jungfrau,“ erwiederte Gui — „noch iſt keine Gefahr, und der Himmel wird ſie von dem theuern Haupte fern halten.“

Gabrielen's Hände falteten ſich, und ihr Blick wandte ſich verklärt empor. Sie wurde ruhiger und vermochte thätiger zu ſein um den theuern Vater, konnte Gui's Bemühungen theilen, und es war, als ob Bruder und Schweſter wetteiferten in liebender Sorgfalt um des geliebten Vaters Leben.

Ihre Bemühungen gelangen. d'Arbeque ſchlug die Augen auf und lächelte ſie an — dann reichte er Gabrielen ſeine Rechte, Gui ſeine Linke und ſprach leiſe freundliche Worte und fragte dann, ſchnell ſich beſinnend, wie es ſtehe um die Zigeuner?

„Sie ſind entflohen,“ antwortete Gui, „und die Wahlſtatt decken ihre Leichen.“

Er lächelte und ſchloß das Auge wieder und entſchlummerte ſanft — doch zuckte manchmal der Schmerz im Schlaf über das Geſicht.

An ſeinem Lager ſaßen Gabriele und Gui. Die Sonne hatte geſiegt über den herbſtlichen Morgennebel — der Tag ſchien freundlich und hell durch die Bogenfenſter des Gemaches. Bleich waren Gabrielen's Wangen. Gui ſah dies mit Trauer. Er bat ſie, der Ruhe zu genießen, weil er wache an des Vaters Lager.

„Ach,“ antwortete ſie, „ich ſollte ruhen können? Und Ihr, der Ihr Ruhe bedürftet, ſelbſt verwundet ſeid, vergeßt Euch ſelbſt über meinen Vater, und ich ſollte an mich denken, da ich mich doch ſtark fühle? — Nein — das verlanget nicht, oder Ihr kennet nicht die Kindesliebe.“

Gui ſeufzte tief auf; dieſe Worte berührten eine Saite, deren Ton wehmüthig fortklang im Gemüthe des Jünglings. Selbſt in der Nähe des Weſens, das er mit aller Kraft eines reinen jugendlichen Herzens liebte, konnte er die Wehmuth nicht bannen, die dieſe Erinnerung weckte, und er verſank in tiefes Sinnen. Wo iſt er jetzt vielleicht, dachte er, der treue, unglückliche Vater, wenn er noch lebt? Er bedurfte vielleicht meiner in den trüben Stunden eines freudenleeren Daſeins, und ich bin fern! —

Es vergingen mehrere Stunden, bis Raband kam. Tiefen Ernſt, ja eine deutliche Mißbilligung des Vorgefallenen, glaubte Gui in ſeinen Zügen zu leſen. Er reichte ihm ſeine Hand mit dem Ausdrucke der treueſten Liebe. „Ich habe Euch Sorge gemacht, mein Vater — verzeiht — es geſchah nicht mit Vorſatz, und daß ich Euch nicht noch in derſelben Nacht wieder ſah, verhinderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht!“

Raband's Züge erheiterten ſich.

„Ich zürne dir nicht, Gui, ob deiner That, nicht ob deines Ausbleibens — wenn ich auch gleich nicht froh ſein kann über das, was geſchah. Oft iſt ein unbedeutendes Ereigniß das Saatkorn einer Zukunft, die reiche Kummerernte liefert“ — doch dieſe Worte ſchienen ihm unwillkürlich entſchlüpft — er ſah jetzt Gabrielen — und erſchrak.

„Verzeiht, Fräulein," ſprach er ernſt, „daß ich Euch zu grüßen verſäumte — ich hatte nur Augen und Sinne für Gui."

Nun forſchte er nach der Wunde d'Arbeque's. Gui ſagte ihm ſeine Bemerkung. Gabrielen's Augen hingen an ſeinem Munde, ſie zitterte fieberhaft.

„Iſt's alſo, dann ſeid ruhig, Fräulein, und bittet Gott, daß er meine Mittel ſegne. Ich hoffe, Eueren Vater zu heilen. Und du, Gui," fragte er dann — „du ſchweigſt — wie ſteht es um dich?" —

„Mir iſt ja ſo wohl, Vater," ſprach der Jüngling in einem Doppelſinne, den nur er verſtand — den aber Gabriele ahnen mochte, denn eine leiſe Röthe flog über ihre bleichen Züge, und ſie entfernte ſich.

Leiſe erzählte nun Gui die Begebenheiten der jüngſt verfloſſenen Stunden. Rabaud empfahl ihm Ruhe und Pflege ſeiner ſelbſt und beobachtete dann den Baron. —

„Wir haben große Angſt ausgeſtanden um dich, Gui," ſprach er dann wieder; „Gottlob, daß ſie in einer Hinſicht wenigſtens umſonſt war." —

Jetzt ſchlug d'Arbeque die Augen auf und richtete ſie feſt und forſchend auf Rabaud. Es war, als ſuche er in ſeinem Gedächtniſſe nach dieſen Zügen, die ihm ſchon irgendwo begegnet ſeien.

Gabriele war wieder herein getreten.

„Was will der Menſch?" fragte der Baron heftig ſeine Tochter.

„Unſer Retter hat ihn beſchieden zu Eurer Heilung, mein Vater," ſagte ſie ſanft. — „Es iſt ſein Vater Rabaud."

Da richtete ſich d'Arbeque haſtig auf und ſah ſcharf in Gui's Züge. —

„Euer Vater?" fragte er dann mit einer ſeltſamen Heftigkeit. „Es iſt mir, als ſei dieſes Geſicht mir begegnet an Orten, die ich nicht liebe, und in der Gemeinſchaft mit Menſchen, die ich haſſe" — ſtieß er wild heraus.

„Ihr täuſcht Euch wohl," ſagte ſanft Gabriele. „Vertraut

Euch ihm an. — Er iſt ja der Vater dieſes jungen Mannes, dem Ihr ſo viel verdankt.“

„Du haſt Recht, Kind,“ ſprach er dann — „es iſt wohl nur ein Fiebertraum.“

Und er ließ nun Rabaud die Wunde unterſuchen —, verbinden — jedoch ununterbrochen fixirte er ihn mit ſtechenden Blicken.

Rabaud behauptete einen Gleichmuth, der ſich durch Nichts irren ließ.

Er that ſeine Pflicht — empfahl Ruhe und ſagte dann — nicht ohne Empfindlichkeit: „Es gibt Züge, gegen die wir oft einen Widerwillen haben, weil ſie uns an Begebniſſe mahnen — die — — doch, es wird beſſer ſein, ich entferne mich — da ich das Unglück habe, Euch zu mißfallen. Zudem bedarf Gui der Wartung und Pflege; darum werden wir uns heimbegeben, und ich kehre wieder, wenn der Verband neu angelegt werden muß — auf den Fall, daß Ihr es wünſchet, gnädiger Herr!“

Gabriele ergriff ſeine rauhe Hand. „Laßt Euch das bittre Wort nicht verletzen, das vielleicht nur die Fieberhitze ſprach. — Ich beſchwöre Euch, zu bleiben. Zudem darf Euer Sohn nicht hier weg — wir ſind ihm zu hoch verpflichtet.“ —

d'Arbeque richtete ſich auf. „Nein,“ ſagte er — „das kann nimmer geſchehen, und auch Ihr ſollet nicht mein Wort ſo ſcharf nehmen. — Ich bitte Euch, bleibt.“

In Gabrielen's Auge flimmerte eine Thräne, ſie ſah Gui ſo bittend, ſo flehend an. Gui war in ſeltſamer Lage. Er blickte forſchend in Rabaud's Geſicht, das unverändert den Ausdruck eines finſtern Ernſtes behielt. Er ſah ihn bittend an.

„Wohlan,“ erwiederte Jener, „Euer Wille geſchehe. Erlaubt aber, daß mein Sohn der Ruhe genießen darf.“

Gabrielen's Antlitz erheiterte ſich bei dieſen Worten. Sie flog hinaus, für Gui ein Gemach zu bereiten, und bald ging er, geſtützt auf Rabaud, dahin.

Rabaud ſetzte ſich zu ihm; aber kein Wort kam über ſeine Lippe. Er ſchien nachzudenken über unangenehme Dinge.

Gui war zu begierig, den Zuſammenhang deſſen zu erfahren, was er ahnte, ohne es ſich bewußt zu ſein. Er fragte Rabaud. Ganz wider ſeine Gewohnheit ſchwieg dieſer lange — dann ſagte er — „laß das jetzt. Nur ſo viel wiſſe — es liegt eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns, dir und dieſem Hauſe. — Darum“ — er faßte des Jünglings Hand und drückte ſie mit inniger Liebe — „wache über dich und dein Herz! — Dein Name muß ewiges Geheimniß bleiben vor d'Arbeque's Ohren. Es kommt vielleicht bald eine Stunde, wo ich dir, wenn dieſe Mauern hinter uns liegen, mehr ſagen kann, mehr,“ ſetzte er mit tiefer Betonung hinzu, „als dir und mir lieb ſein dürfte.“

VIII.

Sie blieben Beide noch acht Tage. Die Zigeunerherde war verſchwunden, der Statthalter der Dauphine ließ ſie verfolgen — aber es ſchien faſt, als ſeien ſie in die Erde verſunken; denn nirgends wollte man ſie geſehen haben.

Gui konnte nach Tagen wieder gehen. Rabaud's Kunſt heilte ſchnell ſeine Wunde; auch d'Arbeque genas ſchneller, als es ſonſt im höhern Alter der Fall zu ſein pflegt. Seit Rabaud in die Burg getreten war, ſchwebte ein finſteres, unheimliches, Grauen erregendes Weſen über Allen und verſtimmte die Gemüther. Nur Gabriele blieb ſich gleich, und dieſe Heiterkeit, dieſe unverdroſſene Thätigkeit, dieſe liebevolle Aufmerkſamkeit zeigte ſie Gui in einem immer liebenswürdigern Lichte. Sprach ſie mit ihm, dann war ſie ernſt, gemeſſen, oft feierlich. Sprach er vom Scheiden, dann umflorte Wehmuth ihren Blick. Bald ſchwamm ſein Herz in einem Meere von Wonne — bald nagten Zweifel an ſeiner Seele.

Rabaud's klarer Blick ſah tiefer, er ſah die Liebe keimen, wachſen, und ihn brannte es auf der Burg an die Sohlen. Eine Unruhe, eine Angſt ſondergleichen trieb ihn um. Auch d'Arbeque ahnte das Geheimniß, das noch tief und unbekannt in Gabrielen's

Buſen lag. Der Stolz des Freiherrn empörte ſich gegen dieſe Liebe zu einem Jünglinge niedern Geſchlechtes. Willkommen war ihm darum eines Tages die Erklärung Rabaud's, gegen den er ohnedem einen unbezwinglichen Haß im Herzen trug — daß ſeine Gegenwart fürder nicht mehr nöthig ſei.

d'Arbeque wollte ihn reich belohnen, nicht ſowohl um ſeiner, als ſeines Sohnes Dienſte, dem er Lohn zu bieten durch ſeine Hochachtung gegen den Jüngling verhindert wurde.

Rabaud ſah ihn groß an. „Ich danke Euch, gnädiger Herr,“ ſagte er; „gebt die Summe den Armen; ich bedarf ihrer nicht und diene nicht um Lohn.“

Den Baron verdroß der Stolz des Mannes.

„Ich weiß es,“ verſetzte er, „daß Ihr deß bedürft — Ihr ſeid arm.“ —

„Ihr irrt,“ erwiederte Rabaud — „wir haben aus den Stürmen ſo viel gerettet, daß wir leben können, und der Parlamentsrath de Viole ließ nie einen treuen Diener darben.“

Bei dieſen Worten erbleichte d'Arbeque. — „So iſt es doch wahr,“ rief er aus, „was ich vermuthete — ſo dienteſt du dem Verhaßten, und ich ſah dich auf Saint-Fleur!?“

„Euer Gedächtniß täuſchte Euch nicht,“ fuhr Rabaud ruhig fort; „der Haß ſieht ſcharf. Wohl dem, der ſo vergelten kann — wie mir ſich die Gelegenheit darbot!“

d'Arbeque ſchwieg. Er unterdrückte den innern Grimm. In dieſem Augenblicke trat Gui herein. Sein Auge leuchtete — eine unbeſchreibliche Seligkeit lag auf ſeinen Zügen. — — Er hatte von Gabrielen ſich beurlauben wollen — — er fand ſie in tiefe Gedanken verſunken im Saale, wohin er ſich begeben, um noch einmal die Bilder ſeiner Ahnen zu beſchauen; ſie fuhr auf, als ſie ihn kommen ſah. Gui wollte zurücktreten — doch ſie bat ihn, zu bleiben. Eine Weile ſtanden ſie ſtumm vor einander. Gui war tief bewegt. „Ich muß Euch Lebewohl ſagen, Fräulein,“ ſprach er dann mit zitternder Stimme. „Nehmt den Dank eines — treuen Herzens!“ — Gabrielen's Thränen rannen — ſie gab ihm ihre Hand — ſie bat ihn, nichts von Dank zu reden — ſie gedachte ſeiner Hilfe — daß er ihr Retter geworden. — Gui pries ſich glücklich — obgleich er beſcheiden das Verdienſt ablehnte. Er hielt ihre Hand noch, er drückte ſie an ſeine Lippen, an ſein Herz. Sein Muth wuchs mit ſeiner Liebe — er wagte, ſie an ſein Herz zu ziehen. Da fuhr ein Schauder durch Gabrielen's ganzes Weſen — ſie ſchlang ihre Arme um ihn, drückte ihr Haupt an ſeine Bruſt — dann riß ſie ſich gewaltſam los und verſchwand durch eine Nebenthüre. Lange ſtand Gui auf der Stelle wie bezaubert. — Dann ging er mit einem Himmel in ſeiner Bruſt auf d'Arbeque's Gemach zu und trat gerade ein, als Rabaud jenes Geheimniß enthüllt.

„Und dieſer iſt nicht dein Sohn!“ rief d'Arbeque aus — „die Züge ſind de Viole's Züge!“

„Ihr habt auch das errathen!“ ſprach mit fürchterlicher Kälte Rabaud. „Es iſt ſein verwaiſtes Kind — Gui de Saint-Flour.“

Da flammte eine wilde Gluth in d'Arbeque's Blicken auf.

„Lebt wohl!“ — rief jetzt Rabaud, und ergriff Gui's Hand. — „Ihr ſeid des Dankes überhoben!“

Und raſch zog er den Jüngling mit ſich hinweg — durch die Höfe des Schloſſes. Als das Thor hinter ihnen ſich ſchloß, athmete Rabaud erſt wieder frei auf. Gui war in einem Traume befangen. Er wußte ſich das, was er gehört, kaum zu deuten — der Contraſt war recht wie ein Maifroſt in die Blüthen ſeiner Liebe gefallen, die ſich kaum erſchloſſen und ihn doch ſo glücklich gemacht hatten. Er beſchwor Rabaud, ihm Rede zu ſtehen. Dieſer aber zog ihn mit ſich fort und beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

So mußte er folgen, ohne zu wollen. Nur als ſie die Höhe jenſeit des Thals erklommen hatten, riß er ſich los, um noch einmal nach dem Schloſſe zu blicken, das ſeine Welt umſchloß. Da wehte ihm Gabrielen's Tuch den Scheidegruß zu, und eine innere Stimme rief ihm zu: das ſei der Scheidegruß für dieſe Welt. Er ſchauderte. Noch einmal winkte auch er — und des Waldes Dickicht entzog ihn ihren Blicken. Kräftig ſchritt Rabaud weiter. Kaum vermochte ihm Gui zu folgen. Auf ſeine Frage gab er eine Antwort, und endlich ſchwieg Gui unmuthig. Erſt als ſie ſchon eine gute Strecke zurückgelegt hatten und eine freie Stelle des Waldes ſich ihnen darbot, ſtand Rabaud ſtill.

„Vergib mir, Gui,“ ſagte er, „mein ſeltſames Benehmen. Es wird dir mancher Auftritt der letzten Stunden räthſelhaft ſein — ich will dir die Räthſel jetzt löſen.“ — Er hob nun an, aus dem frühern Leben ſeines Vaters die Begebenheiten mit d'Arbeque zu erzählen, nachdem er ihm vorher geſagt, wie nahe ihm d'Arbeque verwandt. Gui hörte mit ſteigendem Intereſſe, aber auch mit wachſendem Schmerze der Erzählung zu. Als Rabaud geendet, ſchien es ihm, als ſchlöſſen ſich des Paradieſes Pforten hinter ihm. Rabaud's letzte Worte fielen centnerſchwer auf ſein Herz.

„d'Arbeque's Haß,“ hatte er geſagt, „iſt ohne Ziel und Ende. Nie vergibt er; darum iſt unſeres Bleibens in dieſen Gegenden jetzt nicht mehr lange, zumal er uns kennt.“

„Und wird nicht gerade der Dienſt, den ihm des Feindes Sohn geleiſtet, ſein Herz milder ſtimmen und die Reue über den blinden Haß in ihm wecken?“ fragte Gui.

„Kannſt du die Steine hier erweichen?“ war Rabaud's Antwort; „kannſt du dem Bache, der dort über die Felſen hinab in den Abgrund ſtürzt, gebieten, daß er ſeinen Lauf rückwärts nehme? Kannſt du den ſtarren Winter umwandeln zum blühenden Lenze?“

„Euer Urtheil iſt fürchterlich hart; verzweifelt Ihr an der Möglichkeit der Beſſerung eines Menſchenherzens?“

„Nein, Gui. Ich will glauben, daß der Verbrecher ein edler Menſch werden kann, aber nimmer, daß d'Arbeque's Haß ſich in Wohlwollen verkehre. Ich kenne ihn, ich weiß, was dein Vater that, ihn auszuſöhnen — aber es war Alles umſonſt. Sein Sinn iſt eiſern.“

Gui brach ab. Schmerz, bitterer, herber Schmerz erfüllte ſein Herz. Er fühlte zum erſten Male die brennende Wunde in ſeinem Innern. Gabriele — war für ihn verloren. Die Träume ſeines Glückes, denen er oft in ſtiller Nacht auf Schloß Arbeaue Gehör gegeben, ſie zerrannen.

Finſter kehrte er heim. Der treue Salers ſtarrte ihn an. „Was iſt geſchehen?“ fragte er.

Rabaud winkte ihm Schweigen zu.

„Dir, Gui, habe ich einen ſeltſamen Gruß,“ ſagte Salers darauf, ſich zu Gui wendend. „Ein Zigeunerweib war hier vor ungefähr acht Tagen, die alte Adelma, die ſo oft auf Saint-Fleur war. Sie gebot mir, dieſe Zeilen dir zu reichen.“

Gui riß das Blättchen auf.

„Sie brauſen ſchon, die Stürme, die ich dir verkündet,“ ſchrieb eine faſt unleſerliche Hand; „noch iſt ihr Ende nicht da. Erſt wenn Blutſtröme um dich gefloſſen ſind — erſt dann kommt Frieden — er liegt weit, weit von dir. Das aber hätteſt du mir nicht thun ſollen! Ich allein weiß, was geſchah, denn ich folgte dir. Du haſt gebüßt — wüßten es meine Söhne — du möchteſt fliehen, wohin du wollteſt — ihr Dolch fände dein Herz. Adelma zürnt dir nicht.“ —

Er hatte die Worte laut geleſen.

„Neue Räthſel!“ rief Salers — „woher kennſt du das unſelige Weib?“

Gui erzählte ihnen ohne Rückhalt ſeine Begebenheiten mit der Zigeunerbande.

„Unſeres Bleibens iſt nicht länger hier,“ ſprach Salers. „Unſer Frieden iſt geſtört. Gebe Gott, daß nicht Schlimmeres folge!“

Gui erhob ſich. „Nicht euer Friede, der meinige iſt geſtört. Darum laßt mich ziehen. Dieſes unthätige Leben paßt ohnedem nicht mehr für mich. Ihr kennt die Anzeichen eines blutigen Kampfes der Glaubensparteien im Vaterlande. Mein Entſchluß iſt gefaßt; ich trete in die Reihen der Kämpfer für meinen heiligen Glauben und ſeine Rechte ein, für die mein Vater mit einem andern, ſchärfern Schwerte ſtritt!“

Ein tiefes Feuer leuchtete aus ſeinen Blicken bei dieſen

Worten. Rabaud ſah ihn erſchrocken, aber mit einer innern Freude an. Er ſchwieg indeſſen, wie Salers, der endlich äußerte: „Nur nicht zu ſchnell, mein Gui. Laßt uns als beſonnene Männer handeln, wohl erwägen, — dann ſei's in Gottes Namen!“

IX.

Die Heiterkeit, der Frieden — der ſonſt in dem engen Häuschen der Freunde gehauſet — er ſchien gebannt, verſchwunden für immer. Auf Gui's Herzen lag eine Laſt, die er nicht abzuwälzen im Stande war, nicht die Freunde, ſo gerne ſie es gethan hätten. Ruhe war in ſeinem Innern — aber eine kalte Grabesruhe, die Frucht der Reſignation auf des Lebens ſchönſtes, der Liebe Glück. So gern auch das jugendliche Herz den Anker der Hoffnung noch faßt und feſt hält, ſelbſt an der Grenze der Möglichkeit — ſo gab ihr doch Gui nicht mehr Raum in ſeinem blutenden Herzen. Rabaud's Worte waren von zu mächtigem Einfluß auf ihn, und jenes dunkle Wort Adelma's, ſo frei von dem Aberglauben, den die Menſchen ſeiner Tage hegten, beſonders von der die Zukunft enthüllenden oder durchſchauenden Macht dieſes nomadiſirenden Volkes auch übrigens Gui's Seele war, übte dennoch ſeinen geheimnißvollen Zauber aus und fügte neue Wolken zu denen, die bereits ſeine Seele umnachteten. So floß fortan ſtill und öde das Leben der Dreie hin. Nur der Plan Gui's brachte eine Abwechſelung in das einförmige Treiben. Dabei fiel indeſſen wieder eine Laſt auf ſeine Seele, die nämlich, welche der Gedanke an die kriegeriſche Ausrüſtung brachte. Sollte er als Landsknecht zu den Truppen der Proteſtanten, welche Coligni führte, ſtoßen, ſo bedurfte er eines Roſſes und der nöthigen Waffen. Nach Allem, was er wahrnahm, war er arm, denn der König hatte ihn ja, als er ſeinen Vater ächtete und für ewig des Landes verwies, ja ſeinen Namen, als einen dem Galgen Entgangenen an den Galgen auf dem Montmatre ſchlagen ließ, aller ſeiner Güter beraubt. Wie ſollten es die beiden Alten möglich machen, die

Mittel aufzubringen, deren er jetzt bedurfte? Um ſie nicht zu kränken, wagte er nicht einmal eine Frage, ſondern ſetzte ſtill voraus, er werde mit ſeiner ſchweren Büchſe, und wie er gehe und ſtehe, in Coligni's Lager gehen und ſeine Dienſte anbieten müſſen. Daß man ihn bei ſeiner Jugend und Kraft zurückweiſe, befürchtete er gerade nicht; allein es lag doch etwas Schmerzliches darin, daß er nicht dort eintreten konnte, wie es ſein Stand und ſein Herkommen würde unter andern Umſtänden bedingt haben, — was überwunden ſein wollte.

Eines Tages, wo Sturm und Hagel, wie ihn die Tage des Aprils wohl noch einmal zu bringen pflegen, um das Häuschen tobte, ſaß er ſtill in der Ecke eines Fenſters und blickte hinaus in das wilde Toben des unfreundlichen Wetters. — Er war allein in dem Gemache, denn heute waren Salers und Rabaud häufig allein in dem kleinen Raume geweſen, der ihnen zur Schlafſtätte diente; ſie kramten da viel in Papieren und redeten oft eifrig miteinander. Das hatte er gehört, als er vorüber ging, und es war ihm aus dem Grund auffällig, weil ſonſt eine ſo tiefe Stille in ihrer Wohnung zu herrſchen pflegte.

Jetzt wurde die Thüre geöffnet und Beide traten ein. Unverkennbar lag etwas Feierliches in ihrem Weſen, das ſo wenig zu der einfach gemüthlichen Weiſe paßte, welche ſie ſonſt angenommen hatten

„Gui de Viele de Saint-Fleur,“ hob endlich mit einer bebenden Stimme Rabaud an, „Ihr ſeid den Kinderſchuhen längſt entwachſen und in Eurer Seele iſt ganz frei und unabhängig der Wunſch entſtanden, Euren Arm der heiligen Sache des Evangeliums zu weihen, das ſeiner bedarf. So iſt es würdig des Namens, den Ihr traget, den ein ungerechtes, vom Religionshaſſe eingegebenes Urtheil wohl ſchmähen, aber nicht entehren konnte. Jetzt aber, wo es dieſer Entſchluß fordert, daß Ihr würdig Eures Namens auftretet, thut es Noth, daß Ihr Mittel habet, die Euch das geſtatten, und uns, als treuen Dienern, iſt es heilige Pflicht, Euch eine Rechenſchaft zu geben von dem, was wir Beide gerettet haben in dem

Schiffbruche Eures edlen Vaters, den Gott ſegne, und wie wir es verwaltet haben. Wir legen die Nachweiſen und Rechnungen hier vor Euch nieder. Prüfet ſie!“

Gui ſtand wie erſtarrt vor Rabaud. Er ſchaute mit einem Gefühl in ſein Angeſicht, das aus Schrecken und Staunen gemiſcht war; denn mit einem Male war ja hier Alles anders geworden. Das väterliche Du war einer Anredeweiſe gewichen, welche die, welche dadurch bisher vereint waren, auseinanderriß und die Scheidewand kalter Lebensformen dazwiſchen ſtellte, deren trennende Gewalten er erſt recht kennen gelernt, als er mit d'Arbeque zuſammentraf.

„Was ſoll das?“ rief er mit dem Ausdruck des Gefühles, das ſeine Seele erfüllte. „Was ſoll das? Wollt Ihr mich wegſtoßen von den treuen Herzen, die bis jetzt meine Zuflucht und Heimath waren? Was hab' ich gethan, daß ich ſolches Gutes verluſtig geworden bin?“ —

In den Augen der beiden Männer zitterten Thränen und Rabaud war zu bewegt, um reden zu können. Salers ſagte: „Der Zeitpunkt mußte einmal kommen, wo das Verhältniß ein anderes werde; wo wir in das Verhältniß der Diener zurücktreten, aus dem uns das Unglück Eures Hauſes gehoben hatte.“

Ehe aber noch Salers dieſe Worte vollendet, lag Gui in Rabaud's Armen. Er bat, er flehte, er drohte, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, wenn nicht Alles bliebe, wie es bis heute geweſen Sein Dank, ſeine Liebe ſprach ſich in einer Weiſe und Fülle aus, daß die Männer davon überwältigt wurden. Lange aber dauerte es, bis ſie ſich dazu verſtanden, einen Entſchluß aufzugeben, der aus ihrem Pflichtgefühl erwachſen war. Aber wie glücklich hatte ſie das gemacht, was ſie eben erlebt? Wie reich war durch Gui's Liebe Alles belohnt, was ſie in aufopfernder und hingebender Treue die lange Reihe von Jahren ihm geleiſtet hatten.

Als endlich die Ruhe in ihren Herzen zurückgekehrt war, bat Rabaud den Jüngling, ſich zu ihm zu ſetzen. Er legte ihm genaue

Rechenſchaft ab. Da ſtellte es ſich denn heraus, daß er immer noch ein anſehnliches Vermögen beſaß, das zwar in keinem Vergleiche mit jenem ſtand, welches ſeine Voreltern, ja noch ſein Vater, beſeſſen, aber dennoch hinreichte, über die Sorgen des Lebens den Geiſt hinauszuheben. Rabaud hatte wohl geſorgt, als er Saint-Flour verließ und du Pleſſis-Mornai ahnete es nicht, daß der treue Salers, der in Manches durch ſeinen Herrn eingeweiht war, was ſonſt Niemand wußte, einen Schaz bei ſich trug, als er, Paris verlaſſend, den Sohn ſeines Herrn aufzuſuchen, die Spur ſeines Freundes Rabaud verfolgte. Das hatten nun Beide in Eins zuſammengeſchmolzen, treu verwaltet und in ſich ſelbſt wachſen laſſen.

Mit Erſtaunen ſah Gui, daß er reich ſei!

„Aber was ſoll ich mit dem, was übrig bleibt, wenn ich mir ein Roß, ein Koller, Piſtolen und Schwert gekauft?“ fragte er. „Es ſei Euer, Ihr Treuen,“ ſprach er. Eueres Alters Tage ſollen nicht von Mangel getrübt werden. Gott weiß es, ob ich je im Stande ſein werde, Euch zu ernähren und die Liebe zu vergelten, die Ihr an mir geübt.“

„Verwalten wollen wir es denn,“ ſagte Salers, — „denn unſere Bedürfniſſe ſind klein, und es bewahren für kommende ſchwere Zeiten.“

Rabaud beſprach ſich nun mit Gui über ſeine Ausrüſtung und über ſeinen Eintritt ins Heer.

„Ich will erſt genauere Kunde einziehen über die Verhältniſſe unſerer Glaubensgenoſſen und ihre Stellung gegen den Hof, ehe wir handeln,“ bemerkte er, und Gui war wohl damit zufrieden.

Indeſſen nahmen die Ereigniſſe damals ſchnell eine ernſte Wendung, die Gui's Wünſchen ſehr zuſagte und ihm eine Laufbahn, wie er ſie ſuchte, zu eröffnen verhieß.

Die Hinneigung Katharinen's von Medicis zum Proteſtantismus trug einen Schein der Aufrichtigkeit, der Montmorency und den Marſchall von Saint-André mit Furcht und Schrecken erfüllte, die ſo fanatiſche Katholiken waren.

Die Proclamation des Edictes von Saint-Germain en Laye mehrte dieſe Furcht. Sie ſahen ihren Fall, den Fall ihrer Macht, ihres Einfluſſes nahen. Es galt ein ſchnelles, kräftiges Handeln, den Strom zu dämmen, der brauſend ſich heranwälzte. Franz von Guiſe, der Dritte des unheilvollen, fanatiſchen Bundes, war nicht in Paris. Er weilte ſeit einiger Zeit in Lothringen, Plane ſchmiedend mit dem ſchlauen Cardinal zu der Ketzer Vertilgung, und des eigenen Hauſes Glanzerhöhung und Machtanwuchs.

Ein Eilbote Saint-André's beſchied ihn nach Paris, wo ſeine Gegenwart jetzt unumgänglich nöthig war, denn man wußte, daß Katharina, den Stolz und die Macht des Triumvirats und des Guiſiſchen Hauſes fürchtend, an Condé geſchrieben, ihn dringendſt gebeten hatte, ſich mit Coligni und Dandelot, ſeinem Bruder, ihrer und des Königs anzunehmen und ſie aus den Banden der Guiſen zu befreien. Man wußte, daß die Proteſtanten im Stillen ſich rüſteten. Franz empfing dieſe Botſchaft mit Freude. Schnell verließ er Lothringen mit einem bedeutenden Gefolge von Herren, die auf ſeiner Seite ſtanden und einer nicht unanſehnlichen Macht von Soldaten; Montmorency und Saint-André ſammelten eine Armee bei Paris, und bei Orleans machten die Proteſtanten, an ihrer Spitze Condé, Coligni, d'Andelot, Anton von Croi, die Herren von Larochefoucault, Rohan, Genlis und Grammont, Miene ſich zu vereinigen.

Franz von Guiſe eilte. Es war am 1. März 1562, als er in Baſſy, einem Städtchen in der Champagne, eintraf, um dort eine kurze Friſt von der angeſtrengten Reiſe zu raſten. Der Herzog ließ alsbald in der Kirche des Ortes Meſſe leſen und ſein Gefolge begleitete ihn dahin, jedoch faßte die Kirche die Menge nicht, die mit der Partei der Guiſen dahinſtrömte, und viele derſelben mußten außen weilen. Da erſchallte unweit davon der Geſang der Proteſtanten, die in einer Scheune ihren Gottesdienſt in heiliger Andacht hielten. Es war eine willkommene Gelegenheit für die fanatiſirten Diener und Söldner Guiſe's ſich an den ruhig ihres Glaubens lebenden Proteſtanten zu vergreifen. Sie ſtörten durch Steinwürfe und beleidigende Worte, durch Lärm und Unzucht den Gottesdienſt der Proteſtanten, die in einer nicht kleinen Zahl hier vereint waren. Anfangs litten es dieſe ruhig: aber dieſe Ruhe erhitzte Jene deſto mehr, und bald kam es zu Thätlichkeiten. Die Proteſtanten mußten Gegenwehr leiſten den Angreifenden, und ſo entſpann ſich ein erbitterter Kampf, der von Seiten der wehrloſen Proteſtanten einſtweilen nur mit Steinwürfen geführt wurde.

Der Lärmen außerhalb der Kirche endigte die Meſſe. Guiſe ſtürzte heraus und ein heftiger Steinwurf traf ihn ſogleich ſo heftig an die Stirne, daß er faſt beſinnungslos in die Arme eines der Seinen taumelte und mit Blut bedeckt wurde.

Das war die Loſung eines entſetzlichen, wüthenden Kampfes zwiſchen den erbitterten Parteien. Man ergriff ſchnell die Waffen, und ein unmenſchliches Blutbad erfolgte. Schonungslos wütheten die Guiſiſchen unter den Hugenotten. Sechszig Leichen deckten die Wahlſtatt von proteſtantiſcher Seite, und über zweihundert Verwundete zählten ſie. Auch die Guiſen hatten gelitten und ihr Verluſt war ebenfalls nicht unbedeutend.

Zitternd trat der Richter von Jaſſy vor den grimmigen Herzog und flehte um Schonung für die unglücklichen Proteſtanten, die ja doch den Streit nicht veranlaßt.

„Seid Ihr auch ein Ketzer!“ fuhr ihn zornig der Herzog an.

„Nein,“ ſprach muthiger der Richter, „ich bin ein Katholik, wie Ihr, gnädigſter Herr — aber mein Herz blutet bei dem Morden; um ſo mehr, da es geſetzwidrig, wie unmenſchlich iſt, und das Edict vom Januar freie Religionsübung den Proteſtanten verheißt.“

Mit rollenden Augen ſah ihn der Herzog an; dann riß er ſein Schwert aus der Scheide und rief: „Dies ſoll jenes verfluchte Edict zerhauen!“ —

Der Richter verließ mit tiefem Abſcheu den unmenſchlichen Herzog. Das Blutbad dauerte fort, bis der Schleier der Nacht die Greuel dieſes Tags umhüllte. Die Proteſtanten flohen in die Berge, in die Wälder, und die ſchreckliche Kunde dieſes Tages von

Baſſy drang mit Windeseile durch Frankreich und zu den Ohren Coligni's. Die Fackel des blutigen Bürgerkrieges war angefacht! Das blutige Loos war geworfen in den Schooß einer unheilſchwangeren Zeit!

X.

Auf dem Wege von Grenoble nach Sainte-Marcelline ritt eines Tags in ſpäten Nachmittagsſtunden Gui de Viole auf einem überaus ſchönen und guten Roſſe, das er eben erſt in Grenoble um' hohen Preis erſtanden. Die Ausführung ſeines Vorhabens war nahe. Zu ſeinen Ohren waren ſie ſchon gedrungen die Greuelthaten von Baſſy. — Es war ihm die Rüſtung ſeiner Glaubensgenoſſen bekannt geworden, und Rabaud hatte Tags vorher die Botſchaft gebracht, es werbe für Coligni's Heer der Herr von Maugiron in der Dauphiné. Dieſe Kunde beſtimmte den Jüngling zur raſchen Ausführung des Planes, den er mit ſeinen väterlichen Freunden erwogen hatte und zu dem ihn, wie ſein Herz, ſo die Lage drängte, in welcher er ſich befand. So ſehr aber auch die neue Laufbahn des Jünglings Ehrgeize ſchmeicheln mochte, ſo war doch ſein Herz tief bekümmert. Auch jetzt wieder war ſein Herz bei Gabrielen. Es war ſo ſtill und einſam in der Gegend, durch die er ritt. Neben ihm am Wege hin, jedoch in einem beträchtlich tiefen Bett, ſtrömte die Iſere und ihr Brauſen war das einzige Geräuſch, das die Stille der Einöde unterbrach, und dieſes Brauſen wiegte ihn noch mehr in ſeine Träume ein. Die Vergangenheit lag vor ihm mit ihren kargen Freuden, und die Zukunft dunkel und blutig. Gabrielen's Bild ſchwebte vor ſeiner Seele. Ihre Liebe war ja der einzige Sonnenblick ſeines Lebens, und ſo ſchnell ging er vorüber, ſo eiſern war die Macht des Verhängniſſes zwiſchen ihre Herzen getreten! Lebhaft wurde der Wunſch in ſeinem Herzen wieder rege, den er ſo oft ſchon bekämpft, ſie wieder zu ſehen, noch einmal in ihr Auge zu blicken und dann dem Lebensglück auf ewig Lebewohl zu ſagen. Schon war er im Geiſte bei ihr, ſchon lag ſie an ſeiner Bruſt. — In ſolchen Träumen ſchwelgte das liebende, hoffnungsloſe Herz des Jünglings. Er hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und es gehen laſſen, wie es wollte, ohne darauf zu achten, daß es nahe am ſteilen Ufer der Iſere hinſchritt und nur ein Fehltritt ihn in den Wellen des Stromes begraben konnte.

„Seht Euch vor,“ rief plötzlich hinter ihm eine ſtarke Stimme, die einem Reiter angehörte, der im ſauſenden Galopp ihm folgte, „ſonſt liegt Ihr drunten in der Iſere!“

Der Jüngling fuhr aus ſeinen Träumen auf, ergriff des Pferdes Zügel und riß es mit ſtarker Fauſt herüber in den Weg, und ſah alsbald den Warner an ſeiner Seite.

„Das hätte leicht ſo einen Sprung zum Leben hinaus geben können!“ ſcherzte der Reiter, und ſah dem Jüngling dabei in das bleiche, ſchöne Geſicht.

Es war ein junger Mann, von etwa acht und zwanzig Jahren, mit militäriſchem Anzug. Ein breitkrempiger Federhut ſaß recht unternehmend auf einer Seite, und ließ die langen braunen Lockenhaare graziös auf die Schulter wallen. Eine himmelblaue Feldbinde ſchmückte ihn. An ſeiner Seite hing ein ſchönes Schwert. Heiterkeit und Frohſinn ſtrahlte aus ſeinen Blicken.

Gui grüßte ihn mit Anſtand und dankte für die Warnung.

„Habt gewiß ans Liebchen gedacht, mein junger Freund!“ fuhr lächelnd jener fort.

Gui erröthete, verneinte das aber ſtotternd, denn die Lüge wollte nicht über die Zunge, und bemerkte: „Es gibt ſo viele Dinge in unſeren Tagen, die wohl geeignet ſind, den, der Antheil daran nimmt, in rechte ernſte Betrachtungen zu verſenken.

Der Reiter neigte ſich vor und ſah ſcharf in des Jünglings Antlitz, das ihm dieſer offen zuwendete. Dies ernſte Wort und die Jugend des Redenden ſchien jenem ſo recht nicht zu einander zu paſſen. — Doch der Blick in Gui's Antlitz ſchien ihm Vertrauen eingeflößt zu haben.

„Da habt Ihr ein ſehr wahres Wort geſprochen, junger Mann,“ entgegnete darauf derſelbe; „es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man die Vorgänge anſieht. Habt Ihr von Baſſy gehört?“

„Wie ſollte mir fremd geblieben ſein, was jedes Gemüth empört?“ fragte Gui und ſah ſcharf den Fremden an.

„Da habt Ihr ſehr Recht,“ antwortete der; „ſelbſt der gemäßigte Katholik hört's mit Abſcheu und Entſetzen. Wie viel mehr der Proteſtant, der in dieſen Vorgängen nur das ſieht, was ihn früher oder ſpäter treffen wird und unausbleiblich iſt“ — fuhr er fort, indem er dem Herzen freien Lauf ließ, „wenn nicht wir Proteſtanten uns ſelbſt ſchützen, und uns die Glaubensduldung und Gewiſſensfreiheit erkämpfen, die man uns gutwillig nicht zugeſtehen will. — Aber ſie iſt endlich gekommen, die Stunde, wo die Kraft an die Stelle geduldiger Schwäche tritt. Orleans iſt Zeuge der Vereinigung unſerer Häupter, und es ſind Namen, auf die Frankreich ſtolz zu ſein gewöhnt iſt.“

Gui hatte ihm ſtille zugehört. Jetzt fragte er: „Und werdet auch Ihr in ihren Reihen fechten?“

„Auf dieſe Frage möchte ich kaum antworten,“ verſetzte hitzig der Fremde; „jedoch Ihr kennet mich nicht. Wiſſet alſo, ich heiße Maugiron und werbe hier im Lande für Coligni's und Condé's Heer, in denen ich Hauptmann zu ſein, mir zur Ehre rechne.“

„Ihr ſucht Waffengefährten?“ ſprach Gui — „wollt Ihr mich dazu, ſo biete ich Euch hier meine Hand.“

Freudig ſchlug Maugiron ein. „Seid mir willkommen!“ rief er aus. „Doch ſagt mir nun, da Ihr wiſſet, wer ich bin, auch Euren Namen!“ —

„Gui de Viole,“ heiße ich.

„Viole?“ fragte Maugiron. „Viole d'Arbeque — doch nein, dieſer hat ja nur ein Kind, ein bleiches Mädchen, die ich heute noch ſah. Aber welcher Viole ſeid Ihr denn? Ich kenne des Namens Niemanden mehr, in der Dauphiné und Auvergne, die ich weidlich durchſtreift.“

„De Viele de Saint-Fleur,“ verſetzte Gui, deſſen Seele von dem Gedanken an Gabrielen ergriffen war, die Maugiron ein „bleiches Mädchen“ nannte, die er heute geſehen habe. —

„Gehört Ihr alſo jenem edlen Parlamentsrath de Viele an — der ſo muthig für ſeinen Glauben ſtritt und ſeines Freimuths Opfer wurde?“

„Er war mein Vater,“ ſprach wehmüthig der Jüngling.

„So ſei die Stunde geſegnet, in der ich Euch fand,“ rief froh Maugiron; „denn im Sohne wird des Vaters Heldenmuth aufleben, und auf ſolche Streiter darf unſere Sache ſtolz ſein.“ —

„Erlaubt mir eine Frage“ — unterbrach den Strom ſeiner Rede Gui — „Ihr ſagtet eben, daß Ihr meinen Vetter d'Arbeque und ſeine Tochter geſehen, darf ich wohl fragen, wo dies geweſen?“ — Gui ſprach dies mit einer Haſt, die Maugiron auffiel.

„Wohnt Ihr vielleicht zu Schloß Arbeque?“ fragte er neugierig.

„Nicht doch“ — verſetzte Gui — „ich — könnte dann, wenn ich von Euch Gewißheit erhielte, den Ritt dahin erſparen.“ —

„Ich ſah ſie jenſeit Grenoble, in der Richtung von Paris. — Die Tochter, ein ſchönes Mädchen, ſchien krank, ſie ſah ſehr bleich.“

Der redſelige Maugiron ahnte es nicht, wie er das, ohnedem leidende Herz durch dieſe Kunde noch tiefer betrübte. Er bemerkte wohl ſeines Begleiters wachſende Verſtimmung und meinte, durch ſeine Redſeligkeit ihn zu zerſtreuen. Er begann demnach die Stärke des Hugenottiſchen Heeres, die Tapferkeit ſeiner Führer, die Kampfluſt ſeiner Streiter zu ſchildern. Es kam ihm dabei nicht darauf an, ob er mit den größten Hyperbeln ſich ausdrückte.

Gui blieb ernſt und ſtill. Er hörte nicht einmal Maugiron's Gerede, und erſt als dieſer laut zum zweiten Male fragte, wo er wohne — kam er zum klaren Bewußtſein zurück.

Er ſah die Nothwendigkeit ein, Maugiron ſein ganzes Verhältniß auseinander zu ſetzen. Mit mehr Geduld, als bei dem beweglichen jungen Manne zu erwarten war, hörte er zu und bezeugte ihm dann ſeine Theilnahme an dieſem Geſchicke. Gui fragte ihn nun genauer um das Reſultat ſeiner Werbung, um den Ort der Verſammlung und die Zeit des Aufbruchs, indem er den Wunſch ausſprach, recht bald nach Orleans zu kommen.

„Dazu kann Rath werden, mein junger Waffenbruder,“ ſprach zutraulich der Hauptmann. „Euer Name ſichert Euch eine nicht unbedeutende Stelle im Heere — darum will ich Euch ſogleich zum Führer von hundert Geworbenen machen, die ſchon beritten ſind und in Sainte-Marcelline meiner warten. Mit ihnen mögt Ihr die Reiſe ſchon übermorgen antreten. Ich werde erſt ſpäter Euch wiederſehen, doch wo möglich noch ehe der erſte Schlag fällt.“

Dies war dem Jüngling ſehr erwünſcht. Jetzt, wo Gabriele nicht mehr hier weilte, wo ihn alſo nichts mehr feſſelte, als die Liebe Salers' und Rabaud's, jetzt wollte er hinweg aus dieſen Gegenden, die die Erinnerung an ſein in der Blüthe zerſtörtes Glück ewig wach erhielten, in den neuen Wirkungskreis, und freudig nahm er darum Maugiron's Anerbieten an. Sie hatten jetzt Sainte-Marcelline erreicht. Schon ſtanden die Sterne am Firmament, und über den Bergen von Auvergne ging eben der Mond in ſeiner ganzen Fülle auf und beleuchtete ihren Weg. Gui konnte nicht weiter. Er blieb bei Maugiron und durchwachte mit ihm die Nacht, die Verhältniſſe ihrer Partei beſprechend und Abrede nehmend über den Zug nach Orleans. Beide gefielen ſich wohl, und ſo ſchloſſen ſie innige Freundſchaft.

Am Morgen verſammelte Maugiron ſeine Leute. Er ſtellte ihnen in Gui ihren einſtweiligen Führer vor, gab die genaueſten Befehle zum Aufbruch und ließ ſie Gehorſam in Gui's Hand geloben. Maugiron mußte weiter. Er umarmte Gui, ihm ein herzliches Lebewohl ſagend, nachdem er ihm ein Schreiben an Coligni eingehändigt, in welchem er über den Erfolg ſeiner Bemühungen Rechenſchaft gab und ihm Gui empfahl.

Gui eilte nun, nachdem ihn Maugiron verlaſſen, zu ſeinen Freunden. Freude erfüllte ſie bei Gui's Nachricht, doch auch Trauer ob der Trennung betrübte ſie wieder.

Rabaud prüfte mit kunſtgeübtem Auge Gui's Roß. Er lobte das edle Thier und ließ es ſich nicht nehmen, es ſelbſt zu verſorgen. Ungetrennt verlebten ſie die wenigen Stunden ihres Zuſammenlebens, die ihnen noch gegönnt waren. Eine tiefe Trauer war über ihre Geſpräche verbreitet. Die beiden Alten liebten ſo innig den Jüngling, ſie waren ſo ſehr an ſeine Gegenwart gewöhnt, daß es ihnen unendlich ſchwer wurde, ſich von ihm zu trennen. Liebend bereiteten ſie Alles für ihn vor, und manche Thräne benetzte die grauen Wimpern.

So kam die Scheideſtunde. Tief gerührt ſegneten ſie den Jüngling und drückten ihn an ihr Herz. Auch Gui war erſchüttert. Er liebte die ſeltenen Menſchen ja auch ſo herzlich, ſo kindlich, daß auch ihm die Trennung wehe that, weher, als er es ſelbſt geglaubt. Er mußte ſich gewaltſam losreißen. Tauſend Segenswünſche begleiteten ihn. Er ſchwang ſich aufs Roß und war bald den thränenden Blicken der Alten entſchwunden, deren Schmerz allein darin Linderung fand, daß der Jüngling den Weg ſeines Berufs und ſeines Ruhmes ging, und ihnen verheißen hatte, recht oft Nachricht von ſeinen Schickſalen zu geben.

Auch Gui trocknete ſeine Augen. Auf der Anhöhe vor dem Dörfchen hielt er an. Wehmüthige Blicke ſandte er dem Orte, wo er ſo harmloſe und in der letzten Zeit ſo harmvolle Tage verlebt. Ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt. — Er wandte ſein Roß und flog den Weg nach Sainte-Marcelline dahin.

Dort traf er ſeine Schaar gerüſtet und ſeiner harrend. Ein jubelndes Lebehoch! begrüßte den ſtattlichen Führer, und ohne Zeitverluſt verließen ſie den Ort, ihre Richtung nach Orleans nehmend.

XI.

Das ſehr bedeutende Heer des Triumvirats ſtand in und jenſeits Paris, welches einem ungeheuern Lager ähnlicher ſah, als der Hauptſtadt eines den Frieden, wenigſtens ſcheinbar, wünſchenden

Hofs. Obgleich Katharina von Medicis den Prinzen Condé dringendſt gebeten, ſie und den König aus den Händen der Guiſen und ihrer Genoſſen, des Connetable's Montmorency und des Marſchalls Saint-André, zu befreien; obwohl ſie ſogar den Proteſtantismus begünſtigte, ſeine Lehren in ihren Gemächern hatte predigen laſſen, ſo war ſie doch viel zu ſehr Meiſterin in der Verſtellungskunſt, als daß ſie dieſes Benehmen nicht hätte bemänteln, es als ein von der Noth des Augenblickes gegen ihre Ueberzeugung ihr aufgedrungenes, darſtellen ſollen, um ſich die furchtbaren Triumvirn, deren Feſſeln ſie jetzt trug, wieder geneigt zu machen. Ehe ſie die desfallſigen Briefe an Herzog Franz von Guiſe ſchrieb, beſprach ſie ſich mit einem Manne, den ihr ein Vertrauter als einen der erfahrenſten und bewanderteſten Aſtrologen, die jemals Andaluſiens balſamiſche Luft geathmet und aus den Schachten mauriſcher Weisheit die Kunſt geſchöpft, aus den Conſtellationen des Himmels die Räthſel des Daſeins zu löſen, empfohlen. Es war dieſes ein finſterer, ſtrenger, ſehr leidenſchaftlicher Menſch — weniger der Rede zugethan, ſich um nichts kümmernd, als ſeine Beobachtungen und Berechnungen, und nur dann Antheil nehmend an den Ereigniſſen des Tages, wenn Katharina ihn befragte, was von ihnen die ewige Sternenſchrift melde, oder wenn ſie in ſchwierigen Lagen ſeines Rathes bedurfte. Katharina's Vertrauen war ſchwer zu erringen, und der finſtere Acevedo würde ſchwerlich jemals es ſich erworben haben — hätte nicht des Aſtrologen imponirendes Weſen, ſeine Sicherheit und Feſtigkeit — ja ſelbſt ſeine genaue Kenntniß der Lage Frankreichs und ihrer ſelbſteigenen und ſeine geheimen Warnungen vor Saint-André und Franz von Guiſe nach ſeinen erſten Beobachtungen ihm in ihrem Aberglauben einen Freund gewonnen, deſſen Einflüſterungen auch ihr nicht ſo leicht zu beſiegendes Mißtrauen unterlag. Darum ſuchte ſie den Meiſter ganz in ihr Intereſſe zu ziehen. Sie überhäufte ihn mit Geſchenken. Nicht wenig aber erſtaunte ſie, als er nur einen kleinen Theil derſelben behielt, und die anderen mit der Katharina ſchmeichelnden Bemerkung zurückgab: Er nehme nur ſo viel, als er bedürfe —

ihr Vertrauen ſei ſein reichſter Lohn. Sie ließ ihn genau beobachten. Er hatte mit Niemandem Umgang, der ihr verdächtig war. Er ging nicht aus dem Louvre. — Das Alles ließ nicht länger an des Aſtrologen Treue zweifeln, und Katharina ſchätzte ſich glücklich, ihn gewonnen zu haben, und gab das ſtrenge Beobachten auf. Sie war jetzt ihrer Sache gewiß. Sie vertraute ihm ganz.

Die Lage, in welche ſie ſich jetzt verſetzt ſah, war ſo kritiſch, forderte ſo gebieteriſch Schlangenklugheit mit dem Scheine der Taubenunſchuld, daß ſie nicht ohne Acevedo's Rath handeln mochte. Sie beſchied ihn daher zu ſich.

Bleicher als gewöhnlich, finſterer noch, als ſonſt, trat er in ihr geheimes Cabinet.

„Ihr ſeht ſo bleich, Meiſter,“ ſprach ſie theilnehmend, „fühlt Ihr Euch unwohl?“ —

Er verbeugte ſich tief, ſtumm dankend für die Theilnahme der Königin. Nach einer Pauſe erſt ſagte er mit einer hohlen Stimme:

„In den Sternen habe ich geleſen in letzter Nacht, und kein Schlaf kam in mein Auge.“

„Und das ſollte auf Euch ſo nachtheilig eingewirkt haben, was Euch ſo oft begegnet?“

„Das nicht!“ antwortete Jener, und richtete den durchdringenden Blick des ſchwarzen Auges feſt auf die Königin.

„So waren's die Dinge, die Euch die Geſtirne kund gaben?“ fragte ſie in wachſender Spannung.

„Ich leugne es nicht,“ ſagte Acevedo.

„Und was, ich bitte Euch, was laſet Ihr? — Was ſahet Ihr?“

„Ströme Blutes!“ — ſprach er grauenhaft feierlich — „die um Eure Majeſtät floſſen, wie ein Meer. Ströme rauchenden Blutes.“

„Und ich?“ fragte bebend Katharina. —

„Ihr ſtandet auf einem Felſen und das Blut floß um Euch, und Eure Hand war blutig.“ —

Sie ſchauderte. „Wurde Euch keine Kunde von dem Ausgange der jetzigen Verhältniſſe?“ fragte ſie nach einer Weile ruhiger.

„Das Schwert wird den Knoten löſen, Tauſende bluten — und nichts gewonnen ſein.“ —

„Nichts?? — Und Guiſe, Saint-André?“ —

„Ihr Ziel iſt nahe. Ihre Sterne gingen unter, in der Nähe des Mars — ſchnell — ſehr ſchnell — ſie fallen. Guiſe durch Mörderhand.“

Katharina trat zum Fenſter, die freudige Bewegung ihres Herzens den Augen Acevedo's zu verbergen.

„Wie aber ſtand es mit den Hugenotten?“ fragte ſie nach einiger Zeit.

„Wolken verhüllten mir die Sternbilder. Der Tag war nahe und mein Werk vorüber in dieſer verhängnißreichen, wunderbaren Nacht.“

Katharina maß jetzt mit raſchen Schritten das Gemach. Es war deutlich zu bemerken, wie die Leidenſchaften in ihrem Innern tobten, wie ſie ſich vergebens bemühte, ſie zu beſchwichtigen. Der Aſtrolog ſtand ruhig und feſt, wie ein Standbild, da; aber ein ſtechender Blick folgte ihr überall und beobachtete ihre Züge, und ein hämiſches Lächeln flog ſchnell über die ſeinen.

Nachdem die Königin einige Zeit ſo auf- und abgegangen war, ließ ſie ſich endlich in die Kiſſen ihres Ruhebettes nieder, dem Aſtrologen einen Wink gebend, ſich unweit von ihr zu ſetzen.

„Meine Lage iſt Euch kein Geheimniß, Acevedo,“ hob ſie, nachdem ſie ſich geſammelt, an; „Euch ſind meine Plane klar.“ —

„Trenne und herrſche,“ ſagte er, finſter vor ſich hinblickend.

Die Königin verzog unwillig die Lippen, doch wollte ſie es nicht hören und fuhr fort: „Ihr wißt, daß ich mich in Conde's Arme zu werfen gedachte, den Guiſen zu entgehen. Es mißlang. Condé zauderte zu lange. Ihr wißt, welche Opfer es mich koſtete, dieſen Schritt zu verſuchen, daß ich ſelbſt den Schein annahm, den Ketzern gewogen zu ſein, den Ketzerglauben, den meine Seele wie die Hölle haßt, in meinen Gemächern predigen ließ. Sie ſind umſonſt gebracht, dieſe Opfer, und der Haß Guiſe's iſt der Gewinn. Gebt mir Euren Rath, wie ich dieſer Lage mich entwinde."

„Eurer Majeſtät Einſicht bedarf meines Rathes nicht;" ſagte ausweichend Acevedo — „doch noch einmal ſage ich, hütet Euch vor Saint-André, Guiſe und dem alten Connetable."

Katharina ſchwieg mürriſch. Sie hatte Acevedo's Rath erwartet und ſah nun, daß er ausweichen wollte.

„Ihr habt mir ſonſt Euern Rath nicht vorenthalten, warum wollt Ihr's jetzt?" fragte ſie heftig. „Ihr ſeht es ein, daß meine Lage nicht die günſtigſte iſt. Mir ſcheint nur ein Weg offen, der — an Guiſe zu ſchreiben, ihm meine wahre Geſinnung zu entfalten. Mit einer Lüge muß ich jenes tolle Hinneigen zum Proteſtantismus bekleiden. Ich muß Guiſe ſagen, daß ich Condé locken wollte."

„Sollte das wirklich eine Unwahrheit ſein, meine glorreiche Gebieterin?" fragte Acevedo mit einem ſchlauen Lächeln.

„Laßt das und rathet mir, ſoll ich jenen Schritt thun?"

„Wenn die ausgeſprochene Eurer Majeſtät wahre Geſinnung iſt, wie ich nicht zweifle, da ich mich nicht überreden kann, daß es Euch jemals Ernſt geweſen mit Eurer Hinneigung zu den Ketzern, ſo ſtimme ich, wenn meine Meinung bei Eurer Majeſtät Gewicht hat, ganz in die weiſe Abſicht, die Ihr heget."

Katharina ſann nach. „Es ſei denn!" ſprach ſie dann entſchieden. „Kommt nach einer Stunde wieder, Meiſter — denn Ihr ſollt an Guiſe die Briefe überbringen."

Acevedo neigte ſich tief und entfernte ſich.

Katharina ſetzte ſich, ſtützte den Kopf in die Hand — ergriff dann ſchnell den Kiel und ſchrieb.

Eine Stunde floß hin, und Acevedo trat wieder in das Gemach der Königin.

Sie reichte ihm die Briefe.

„In Franz von Guiſe's eigene Hand!" befahl ſie, und Acevedo ging, die Briefe in ſeinem Gewande verbergend.

Aber ſein Weg führte jetzt nicht zu Franz von Lothringen — wohl aber in den öſtlichen Theil des Louvre, wo er ſeine Wohnung hatte. Er trat hinein, und hinter ihm flog die Thür ins Schloß und ein gewaltiger Riegel raſſelte. Zwei ganze Stunden währte es, bis er wieder heraus trat und nun ſich zu Franz von Guiſe begab, der jenſeits Paris, doch unweit der Barriere, ſich in der Mitte ſeiner Truppen, umgeben von ſeinen Offizieren, in einem prunkvollen Gezelte befand.

Er ging feſten Schrittes durch die Zeltgaſſen, durch die Reihen der, die ſeltſam abentheuerliche Figur des Aſtrologen begaffenden und ſpöttelnden Soldaten auf des Herzogs Gezelt zu.

Ein tumultuariſcher Auftritt fand gerade dort Statt. Man führte eben einen mit Ketten belaſteten Mann in des Herzogs Zelt, das von Offizieren umgeben war. Unweit deſſelben lehnte an einem Baum ein Knabe von etwa 15 Jahren. Bleich, aber ſchön waren ſeine Züge. Reiche Locken floſſen um das ſchöne Geſicht, und heiße Thränen rieſelten über die Wange, die noch kein Flaum bedeckte. Acevedo's Blick fiel auf ihn — doch ſein Auftrag hatte Eile. Er verlangte zu dem Herzog.

„Ihr müßt einen Augenblick verziehen, Meiſter," ſprach der Marquis von Tavannes, der ihn öfters im Louvre geſehen.

„Mein Auftrag leidet keinen Aufſchub, Marquis," ſprach er gemeſſen, „er kommt von der Königin Mutter — meldet mich!"

Der Marquis ging in das Zelt und kam bald wieder, ihn einzuführen.

Saint-André, Montluc, Poltrot de Mercy mit dem unſtäten Blick, der ſeinen Glauben verlaſſen, um Guiſe's Mörder zu werden, ſtanden mit mehreren Anderen umher. Der Herzog ſaß in einem Feldſeſſel. In einiger Entfernung ſtand der gefeſſelte Gefangene, den man eben eingeführt, mit dem der Herzog in harten Worten ſprach.

Acevedo ſah ihn an und erſchrak. d'Arbeque! rief er in ſich hinein und wandte ſchnell den Blick ab, den Herzog gebührend zu begrüßen, der ſeinen Gruß nachläſſig erwiederte und ihn fragte, was er bringe?

„Mein Auftrag geht an Euch allein, Durchlaucht!“ erwiederte Acevedo.

Ein Wink des Herzogs und Alle traten ab — ſelbſt Saint-André, doch mit Zögern.

Acevedo reichte dem Herzog das Billet der Königin.

Er las es flüchtig, dann lächelnd noch einmal.

„Meldet der Königin,“ ſprach er dann mit herriſchem Stolze, „daß ich die Ehre haben würde, meine Antwort mündlich zu überbringen, wenn es Ihrer Majeſtät genehm ſei.“

„Saint-André!“ rief er dann.

Acevedo verbeugte ſich und ging — doch vernahm er noch des Herzogs Worte zu dem Marſchall: „Habt die Güte, der Königin den Vergang mit dem Ketzer zu melden!“

Acevedo trat aus dem Zelte. Noch ſtand der Knabe an dem Baum und rang die Hände. Das jugendliche, leidende Geſicht ſprach zu Acevedo's Herzen. Er trat zu ihm.

„Warum weinſt du, mein Sohn?“ fragte er ſo ſanft, als es ihm möglich war.

Der Knabe ſah ihn zweifelnd an; doch ſchien er Vertrauen zu faſſen zu dem Einzigen, der ihn hier mit Theilnahme angeredet.

„Ach,“ ſagte er, „ſie haben meinen Herrn gefeſſelt, wie einen Verbrecher, und werden ihn wohl morden, und ich habe Niemanden, der ſich ſeiner und meiner annimmt in der fremden Stadt!“ Er ſprach das ſo rührend, und doch ſo unſicher, ſo beängſtigt, daß es Acevedo jammerte.

„Komm' mit mir, Knabe,“ ſagte er dann, „vielleicht kann ich etwas für deinen Herrn thun, und bei mir ſoll es dir wohl gehen, wenn du treu und verſchwiegen biſt.“

Der Knabe ſah ihn ängſtlich zweifelnd an.

„Ach, ich kann ihn nicht verlaſſen!“ ſprach er dann. „Die Ungewißheit ſeines Schickſals würde mich tödten!“

„Es wird ihm nichts geſchehen, glaube mir und laß uns eilen, damit ich für ihn thue, was möglich iſt."

Er nahm des Knaben Hand und zog ihn mit ſich fort. Faſt willenlos folgte ihm dieſer.

„Wo führt Ihr mich hin?" fragte er ängſtlich, als ſie ſchon innerhalb der Mauern von Paris waren.

„In das Louvre," ſagte Acevedo, „wo ich bei der Königin für deinen Herrn ſprechen will."

Sie kamen dort an.

„Weile hier!" gebot Acevedo, „ich gehe zur Königin."

Er meldete der Monarchin des Herzogs Antwort, die ſie mit Wohlgefallen vernahm, und verließ ſie dann ſchnell, um mit dem Knaben in ſein Gemach ſich zu begeben.

Dort angelangt, begann er den Knaben auszuforſchen, wie d'Arbeque nach Paris gekommen?

Erröthend und ſtotternd erzählte dieſer, daß er die eigentliche Urſache nicht kenne, doch ſchiene es ihm, als ob er geheime Gründe gehabt, die Dauphiné zu verlaſſen und nach Paris zu gehen, zumal da der Hof ſich auf die Seite der Hugenotten geneigt. An den Vorpoſten habe man ſie angehalten. Montluc habe ſeinen Herrn erkannt und ihn gefangen genommen und als Verbrecher behandelt.

Thränen entquollen ununterbrochen bei dieſer Erzählung den ſchönen ausdrucksvollen Augen des Knaben, und tiefer Kummer leuchtete aus ſeinen Zügen.

Acevedo betrachtete ihn forſchend. Er ſchlug das Auge nieder. Acevedo faßte ſeine Hand — ſie war zart und weich. — Er ſah ſchnell in das Geheimniß, und es ſchien, als erſchüttere es ſein Gemüth.

„Gabriele d'Arbeque!" ſagte er dann, „danke dem Herrn, daß ich dich fand. Ich kenne deinen Vater, doch woher? das frage nicht. Dein Geheimniß iſt mir heilig; mein Arm ſchützt dich. Vertraue mir, und du wirſt es nicht bereuen!"

Da ſank der Knabe, einer Ohnmacht nahe, vor ihm nieder, umſchloß jammernd ſeine Kniee und flehte um Schutz zu ſeinem Herzen.

„Steht auf, Fräulein,“ ſprach Acevedo, „nur vor Gott müßt Ihr knieen.“

Dann hob er ſeine Hand empor. „Gott ſieht uns,“ ſagte er feierlich, „zu ihm ſchwöre ich Euch, daß ich Vaterpflicht an Euch erfüllen will!“

Da drückte das Mädchen ſeine Hand an ihre Lippen und dankte Gott und dem edlen Retter.

„Hört mich,“ ſagte dann Acevedo, der tief erſchüttert war. „Der Boden, auf dem wir ſtehen, iſt gefährlich. Euer Geſchlecht muß verborgen bleiben. Du biſt mein Diener fortan, Gabriele — meinem Herzen Kind — und ich will träumen — du ſeiſt mein Sohn — !“ —

Da lag Gabriele an ſeinem Herzen, und Acevedo wiſchte die Thränen aus den Augen.

Er verließ ſie nun. Saint-André konnte jetzt bei der Königin geweſen ſein. Und während er mit ſtürmiſch bewegtem Herzen zu Katharina ging, lag Gabriele auf ihren Knieen, dem Schöpfer brünſtig dankend für die Rettung zur Stunde der höchſten Noth.

Die Königin empfing ihn mit den Worten: „Ihr kommt zur guten Stunde, Meiſter, Saint-André hat mich eben verlaſſen. Man hat einen der berüchtigtſten Hugenotten gefangen genommen, der an den Unruhen der Dauphiné und des Venaiſſin den thätigſten Antheil genommen. Der ſchlaue Fuchs iſt ſelbſt in die Falle gelaufen! Saint-André meint, man ſollte ein recht gräßliches Beiſpiel ſtatuiren.“

„Ich bin zu fremd in der Dauphiné,“ verſetzte Acevedo, „um ohne genauere Bezeichnung den Mann zu erkennen. Gefällt es Eurer Majeſtät nicht, mir den Namen zu nennen?“ —

„Es iſt der Baron de Viole d'Arbeque.“

„Es iſt doch nicht jener Parlamentsrath de Viole, der einſt“ —

Die Züge der Königin entſtellte bei dieſem Namen eine wilde Leidenſchaft. —

„Ha! wär' es der!“ rief ſie aus — „doch, ſetzte ſie hinzu, „der iſt dem Urtheil entgangen, geviertheilt zu werden, und bedarf deſſen wohl nicht mehr! Nennt mir aber nie den Namen mehr!“

Acevedo lächelte in ſich hinein, ohne daß es Katharina ſah, und verbeugte ſich.

„Und was gedenkt Eure Majeſtät zu thun?“

„Noch iſt nicht mein Entſchluß gefaßt. Er ſitzt einſtweilen ſicher in der Baſtille. — Doch muß ich den Triumvirn nachgeben.“

„Müſſen?“ fragte ſcharf betonend Acevedo. „Seid wann muß Frankreichs Regentin — ich will nicht ſagen — gegen die Gefühle ihres Herzens — doch gegen die Milde, welche eine umſichtige Klugheit erheiſcht, handeln?“ —

Katharina erhob ſich ſtolz. Sie warf ſich in die Bruſt. „Ihr habt Recht, Acevedo,“ ſagte ſie — „aber gebietet nicht eben die Klugheit jetzt Nachgeben?“ —

„Ich beſcheide mich, Eurer Majeſtät Vorſchläge zu machen,“ verſetzte jener, „allein mit keiner Partei brechen, mit keiner in allzu enge Verbindung treten und — Alle beherrſchen, das war der Weg, den ich Euch mit hoher Bewunderung ſo ſicher, ſo energiſch gehen ſah. Habt Ihr Urſache gehabt, ihn zu bereuen?“

So ſchlau Katharina war — ſie war Weib. Die Schmeichelei war ſo unabſichtlich geſprochen, kam von einem Manne, der ſich nicht um ihre Gunſt beworben, darum wirkte ſie um ſo mehr. Ein Lächeln des Beifalls überflog ihr Geſicht, doch nur ſchnell vorübergehend.

„Ich ſehe, Acevedo, Ihr leſet nicht allein in den Sternen!“ ſagte ſie, und ein freundlicher Blick des ſchwarzen Flammenauges begleitete die Worte. „Wie würdet Ihr in dieſem Falle, jenes Ziel verfolgend, handeln?“

Kalt und ernſt ſprach Acevedo: „Ich würde den Ketzer in die Baſtille ſtecken und ihn dort feſt halten, als eine Münze, die früher oder ſpäter ihren bedeutenden Werth bei den Hugenotten haben und, zur guten Stunde ausgegeben, einen Schritt näher zum Ziele führen wird. — Dann müſſen dieſe ſchweigen, und jene werden nicht erbittert. Leicht iſt die Ausflucht gefunden. — Die Erklärung, man wolle mit des Ketzers Hinrichtung bis zu einem Zeitpunkte warten, wo ſolch ein Beiſpiel kräftiger wirke, muß Guiſe und Saint-André beſchwichtigen."

Katharina ſtand einige Augenblicke nachdenkend da; dann ſagte ſie: „Ihr habt nicht ſo ganz Unrecht, und es wird Euer Rath ſein, den ich befolge."

Acevedo hatte ſeine Abſicht erreicht und dankte dem Himmel im Stillen. Katharina's Herz lag zu klar vor ihm enthüllt, er kannte all die geheimen Triebfedern ihres Handelns zu gut, als daß er nicht mit Gewißheit auf die Erreichung deſſen, was er beabſichtigte, hätte zählen können.

Gnädig entließ ihn die Königin, die er um die Erlaubniß bat, vier Tage ungeſtört ſeinen Beobachtungen ſich hingeben zu dürfen.

„Der Vorabend wichtiger Ereigniſſe ſcheint gekommen," ſagte er, „es wird darum um ſo nothwendiger ſein, den Schleier der Zukunft zu lüften."

Gerne geſtand ſie es ihm zu, und er verließ der Königin Gemach. Ueber einen weiten finſtern Gang führte der Weg zu ſeinem Gemache.

In Mitten des Ganges trat ihm leiſe ein Vermummter entgegen und flüſterte: „Du Pleſſis-Mornay."

„Gut," erwiederte Acevedo, reichte ihm ein Blatt, das jener ſchnell verbarg und dann verſchwand.

XII.

In einem großen ſtattlichen Hauſe des Prevot von Orleans ſaß der Admiral Coligni an einem großen Tiſche, der voller Papiere und Briefe lag, in das Leſen derſelben vertieft. Gegen ihm über ſaß, mit auf die Bruſt geſunkenem Haupte, gedankenvoll ein Unbekannter, der in der letzten Nacht, man wußte nicht wie, unbemerkt von den Wachen, in die Stadt gekommen, und nun ſchon ſeit drei Stunden mit Coligni allein war.

Das Gemach, in dem beide ſich befanden, hing mit einem Vorſaale zuſammen, der jetzt der Aufenthaltsort der Offiziere Coligni's war, die ſeiner Befehle dort harrten und über das unbegreifliche Alleinſein des Räthſelhaften mit dem Admiral allerlei ſeltſame Vermuthungen hegten, ohne doch ins Klare kommen zu können. Aus dem Gemache, worin ſich der Admiral mit dem Fremden befand, führte eine Thür in den Garten des Prevot, von wo aus man in eins der winkeligſten Gäßchen der alterthümlichen Stadt gelangte. Die Fenſter des Gemaches gingen ebenfalls nach dieſem Garten, und durch keine gegenüberſtehenden Gebäude beeinträchtigt, verbreiteten ſie ein helles, wohlthuendes Licht in das, durch ein hohes Getäfel von dem koſtbarſten Holze, mit allerlei Schnitzwerk in den ſeltſamſten Formen, Gewinden und Schnörkeln ohnedem etwas verdunkelte Gemach.

Coligni war in ein einfaches, grünes Gewand gekleidet, über welches er ſeine reichen Waffen und die Feldbinde ſeiner Partei trug. Der gegen ihm über ſitzende Fremde hatte ein ſehr bizarres Aeußere. Ein langes, rothbraunes, faſt mönchiſch geformtes Gewand, das um den Leib von einer breiten Binde gehalten wurde, floß faltenreich um die große, vom Alter nicht, wohl aber von Leiden gebeugte Geſtalt. Sein langes, dunkles, hin und wieder erſt greiſendes, Haar fiel auf das am Halſe feſt anliegende Gewand, und über die Bruſt wallte ein reicher, ſchöner Bart faſt bis zum Gürtel. Das Geſicht war bleich, die Wangen eingefallen, die Züge ſtarr, der ganze Ausdruck des Geſichtes kalt und fürchterlich ernſt. Das feurige Auge lag tief in ſeiner Höhle. Es allein gab dem kalten, ſtarren, man hätte ſagen mögen, ſteinernen Geſichte Ausdruck und Leben. Man hätte ſchwören mögen, daß über dieſe Züge niemals das Lächeln der Freude glitt. Das ganze Weſen des Mannes war faſt grauenhaft, geſpenſtig anzuſehen.

Es herrſchte eine tiefe Stille im Gemache. Coligni las ohne aufzublicken, und der Andere ſchien den ernſteſten Betrachtungen nachzuhängen.

Als der Admiral, deſſen Geſicht, ſonſt ſo ruhig, ſo mild und wohlwollend, den Ausdruck des Unwillens, ja des Zorns angenommen, geleſen, warf er die Papiere heftig auf den Tiſch — ſtand auf und maß mit großen, haſtigen Schritten das Gemach, und rief dann endlich, in der Nähe des Fremden ſtehen bleibend, mit Heftigkeit aus:

„Das iſt eine Verworfenheit, deren ich dies Weib nicht fähig gehalten! Ihre Denkweiſe hat zwar einen ſo ächt italieniſchen Anſtrich, daß man ihr wohl ſchon viel zutrauen darf“ —

„Alles“ — ſchaltete, ihn unterbrechend, der Fremde ein mit einer tiefen, hohlen Stimme.

„Allein,“ fuhr Coligni fort, „daß ſie ſo mich täuſchen würde, ahnte ich nicht!“ Er trat wieder zum Tiſche, ſah aufmerkſam in die Papiere und trat dann ſchnell vor den Fremden.

„Menſch,“ rief er, „wenn du mich hintergingeſt? Wenn du durch Büberei die Fackel des blutigen Kriegs anfachteſt — welche Strafe wäre groß genug für dich?“

„Keine,“ verſetzte der Fremde; aber ſein Geſicht blieb ſich gleich. Seine Ruhe blieb dieſelbe. Er ſah feſt in Coligni's Auge. —

Eine Weile ſtand der Admiral ſo vor ihm. Sie ſahen ſich Auge in Auge. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Endlich faßte der Admiral ſeine Hand. „Meiſter Acevedo,“ ſagte er, „ich faſſe Zutrauen zu Euch. Die Züge der Schrift ſind authentiſch und es bleibt mir kein Zweifel übrig; allein wie kamt Ihr dazu?“

„Das iſt mein Geheimniß, Herr Admiral; ich habe niemals Euch nach dem Eurigen gefragt, auch kein Recht, darnach zu fragen.“

„Ihr gebt mir da einen herben Verweis,“ ſprach lächelnd der Admiral; „aber Ihr ſolltet das nicht. Bedenkt Ihr, wie viel dieſe Briefe wiegen, jetzt wo Ihr ſie in die Waagſchaale des Völkerwohles legt, dann werdet Ihr die Frage billiger beurtheilen.“

„Ihr wißt bereits,“ antwortete Acevedo, „daß ich das zweifelhafte Glück habe, Katharina’s Vertrauen zu beſitzen, daß ich im Louvre in ihrer Nähe wohne, daß ich das einzige Gut, wenn man’s ſo nennen will, das man mir ließ, das arme elende Daſein, der heiligen Sache meines Glaubens geweiht habe; fragt nun nicht weiter.“

„Doch noch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wie gelangtet Ihr zu dieſem Vertrauen?“

„Ich leſe in den Sternen die verſchlungenen Wege des Geſchicks,“ erwiederte er feierlich, „Einer, dem ſie vertraut, hat mich ihr empfohlen.“

„Und ſie fragte nie nach Eurem Glauben?“

„Niemals.“

„Nie nach Eurer Heimath?“

„Herr Admiral,“ ſprach mit bitterm Ausdruck der Aſtrolog, „ſo viel fragte ſie mich nie, als Ihr. Ihr wißt, Euch diene ich nicht. Lohn fordere und verlange ich nicht. Darum ſchweigt jetzt. Es thut mir weh, Euch das ſagen zu müſſen; allein ich muß. Mögt Ihr denken von mir, wie Ihr wollt. Selbſt der Menſchen Meinung von mir iſt mir gleichgiltig geworden. Einem bin ich Rechenſchaft ſchuldig. Ich habe nichts zu fürchten — zu hoffen — nur das Grab. Lebt wohl!“

Er ſtand auf.

Coligni faßte ſeine Hand, ihn zurückzuhalten. Ein tiefes Mitleid bewegte ſein Herz. „Armer Mann,“ ſprach er wehmüthig — „Euch muß ein ſchreckliches Loos gefallen ſein.“

„Das ſchrecklichſte, gnädiger Herr,“ erwiederte der Aſtrolog — „doch laßt mir meine Geheimniſſe.“ Indeſſen drang des Admirals mitleidiger Ton wohlthuend in ſein Herz. „Lohn’ Euch Gott die Theilnahme an einem Manne, den die Menſchheit ausſtieß!“ ſagte er ſanft. Er machte ſeine Hand aus der des Admirals los und trat zum Fenſter, wie es ſchien, eine ſich ſeiner bemeiſtern wollende Rührung zu unterdrücken. Er verſank dort wieder in ein Sinnen, das ihn völlig theilnahmlos machte, denn er blickte nicht einmal herum, als nun die Thür ſich öffnete und ein Offizier hereintrat, der leiſe dem Admiral rapportirte, und als dieſer mit dem Haupte ſchweigend genickt, wieder abtrat, und bald darauf wieder mit einem Fremden hereintrat. Der Admiral ſchien verlegen. Ihm wäre es lieber geweſen, Acevedo hätte ſich entfernt; allein er dachte zu ſchonend, dieſes wunde Gemüth durch eine derartige Mahnung zu verletzen.

Mit dem Offiziere trat ein Jüngling herein, der mit edlem Anſtande den Admiral begrüßte und ihm ein Blatt überreichte.

„Ah! Maugiron,“ ſprach dieſer laut, als er die Schriftzeichen ſah, „bringt Ihr mir gute Kunde von ihm?“

„Die beſte,“ antwortete beſcheiden der Jüngling, den Coligni wohlgefällig betrachtete; „ich habe ihn geſund, thätig und in ſeinen Beſtrebungen glücklich verlaſſen!“ —

„Das iſt eine frohe, willkommene Botſchaft,“ ſagte Coligni, das Blatt entfaltend und las dann eifrig.

„Ihr ſeid warm empfehlen,“ ſprach Coligni nach einer Pauſe, in der er den Brief durchgeleſen, „und Maugiron's Empfehlung gilt viel bei mir, junger Mann; Ihr bringt mir wackere Kämpfer und wohlberitten, wie der Capitän ſchreibt. Wie viel ſind's ihrer?“

„Hundert, gnädiger Herr,“ verſetzte jener.

„Und Euren Muth und Arm dazu! Seid mir willkommen! Habt Ihr ſchon gefochten?“

„Unter Eurer Führung, gnädiger Herr, hoffe ich zum erſten Male in meinem Leben den Sieg erkämpfen zu helfen.“

Coligni lächelte. „Ihr habt die Schaar ohne Anſtand hierher geführt; ſeid Ihr mit der Mannſchaft zufrieden?“

„Sehr wohl.“

„Dann mögt Ihr der Führer bleiben im Feldzug und durch Tapferkeit werdet Ihr mein Vertrauen rechtfertigen!“

„Mein Wille iſt gut,“ ſprach feierlich, die Hand aufs Herz legend, der Jüngling.

„Wohl dann Euch,“ ſprach Coligni mit einem Seufzer, „denn der iſt des Menſchen Himmelreich. — Doch faſt hätte ich etwas Wichtiges vergeſſen, was auch Maugiron in der Eile, womit er dieſe Zeilen ſchrieb, vergaß, — Euren Namen?“ —

„Gui de Viole de Saint-Fleur.“ —

Bei dieſen Worten, die der Jüngling laut und vernehmlich ausſprach, fuhr, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen — Acevedo herum — der bisher auch nicht die entfernteſte Notiz von dem Vorgange genommen, nicht einmal ſich nach den Eintretenden umgeſchaut hatte. Ein wildes Feuer loderte in ſeinem Auge. — Er ſah den Jüngling an — und er erbebte. Seine Hände falteten ſich ſo krampfhaft, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat; ſein Blick haftete durchbohrend auf dem Jüngling. Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus der Bruſt hervor, und ſein Herz pochte faſt hörbar.

Was mit ihm vorging, ſah der Admiral nicht, der ihm den Rücken zuwandte, und Gui war in dieſem Augenblicke zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um es wahrzunehmen, und der Offizier war abgetreten. Beide vernahmen nicht den Ausruf, den er jedoch auch gedämpft ausſtieß: „Großer Gott!!“ —

„De Viole de Saint-Fleur?“ wiederholte der Admiral „das iſt ein Namen, der einen hellen guten Klang in Frankreich hat.“ —

„Er ſtand am Galgen auf Montmartre!“ ſtöhnte halblaut Acevedo, und ein Schauder durchrieſelte ſeine Gebeine; aber ſein durchbohrender Blick wich nicht von dem Jünglinge, ſein ganzes Weſen war in einer fürchterlichen Spannung. —

— „Dann ſeid Ihr ohne Zweifel ein Angehöriger des edlen Parlamentsrathes de Viole, den man ſo ſchändlich mißhandelte?“ — fuhr Coligni fragend fort.

„Sein einziger Sohn!“ ſprach Gui, und das freudige Bewußtſein, einem edlen Vater anzugehören, hob des Jünglings Bruſt.

Acevedo's Hände ſanken jetzt ſchlaff herab. Er ſank in einen Stuhl und ſeine Bruſt arbeitete fürchterlich. — Er lehnte ſich weit vor und ſah mit unbeſchreiblichem Ausdruck in Gui's Geſicht.

Dann fuhr ſeine Rechte nach dem Herzen und er flüſterte leiſe: „Herr, Herr, du thuſt Großes an deinem Knechte! Gib ihm Kraft, daß er es trage!“ —

— „Dann ſeid Ihr mir zwiefach willkommen,“ fuhr freudig Coligni fort, ihm ſeine Hand reichend. „Möge des edlen Vaters Sinn und Geiſt und Muth in Euch neu aufleben, zu Heil und Frommen unſers heiligen Glaubens! Ihr habt ihn frühe verloren, mein Sohn,“ ſprach er wohlwollend — „Frankreich, das undankbare, ſollte blut'ge Thränen weinen am Grabe ſeines edelſten Sohnes; vor allen aber muß dies unſere Glaubensgemeinſchaft; denn ſie hat in ihm eine ihrer kräftigſten Stützen, einen ihrer muthigſten, edelſten und beredteſten Vertheidiger verloren. Er hätte ſollen an Beza's Seite zu Poiſſy ſtehen, und noch größer wäre unſer Triumph, noch größer des eitlen, herzloſen Cardinals Niederlage geweſen!“ —

Dieſe Worte des Admirals brachten eine fürchterliche Wirkung bei Gui hervor. Wohl hatten die Freunde Salers und Rabaud auch ſchon die Vermuthung gehegt, die tief betrübende, Gui's Vater ſei nicht mehr; wohl hatte er ſelbſt innig getrauert — aber das jugendliche Gemüth gibt ſie nicht leicht auf, die beglückende Hoffnung, und immer trug ſie Gui noch im Herzen, dennoch einſt den theuren Vater wieder zu finden. Jetzt traf ihn, ſo entſchieden ausgeſprochen, dieſe Nachricht unerwartet, und darum um ſo gewaltiger.

Coligni's liebevolle Behandlung, die Erfüllung ſeiner allerkühnſten Wünſche, hatten die bleichen Wangen des Jünglings mit dem Roth der Freude ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder gemalt — jetzt erblich er, wie eine Leiche, und mußte einen Stuhl faſſen, um nicht zu ſinken.

„An ſeinem Grabe? ſagt Ihr, gnädiger Herr,“ — rief er mit bebender, faſt erſtickter Stimme.

Coligni ſah ſein Erbleichen und eilte, ihn zu halten. „Was iſt Euch?“ fragte er beſorgt. „Wußtet Ihr nichts von des Edlen Tode?“ —

Bayeriſche
Staatsbibliothek

Gui ſah ihn ſtarr an und ſchüttelte das Haupt, gewaltſam die Thränen des Gefühles zurückhaltend, die hervorbrechen wollten.

„O, dann thut es mir ſehr wehe, daß ich es gerade ſein mußte, der Euch dieſen herben Kelch reichen mußte!“ klagte Coligni; „allein es iſt geſchehen und ich kann es nicht widerrufen — er iſt nicht mehr, Euer edler Vater; ich habe die ſichere Kunde von Pleſſis-Mornai, dem treueſten Freunde Eures Vaters.“

Da bedeckte Gui mit beiden Händen das Geſicht und ſchluchzte laut.

Coligni hielt den Jüngling, den er vom erſten Augenblick an lieb gewonnen, umſchlungen, und eine Thräne des Mitgefühles zitterte im Auge des Helden.

Der Aſtrolog war aufgeſtanden. In einer vorgebeugten Stellung ſtand er da, und es ſchien, als wolle er hinzueilen, um den Jüngling ans Herz zu drücken. Sein Geſicht war leichenblaß, ſeine Lippen zuckten; Thränen ſtanden in ſeinen Augen, aber es waren keine Thränen des Schmerzes — denn über die bleichen Züge des Mannes war eine Verklärung verbreitet — die aus einer andern Quelle mußte entſprungen ſein.

Coligni wandte ſich jetzt zum erſten Male wieder zu ihm mit den Worten: „Wahrlich, Meiſter, man möchte den Vater im Grabe beneiden um die Trauer eines wackern Sohnes!“

„Sei ſtark, mein Herz!“ ſprach leiſe zu ſich Nevedo, der heftig zuſammengefahren war, als Coligni ihn angeredet. Mühſam ſammelte er ſich.

Einige Offiziere mußten den Ton des Schmerzes gehört haben, ſie ſtürzten herein und betrachteten verwundert die Scene, die ſich ihnen darbot, und bei dem Anblick des weinenden Jünglings flog ein ſpöttiſches Lächeln über das Geſicht des Einen.

Coligni bemerkte es.

„Capitän,“ ſprach er ernſt, „habt Ihr einen Vater, den Ihr kindlich liebt?“

Der junge Mann fuhr zurück vor dem ſtrafenden Blicke des Admirals und bejahte verblüfft die Frage.

„Dieſer junge Mann hat einen Vater verloren, den er, den Frankreich mit Stolz nennt, und erfuhr jetzt eben von mir die Trauerbotſchaft. Dies zu Eurer Nachricht, und noch die Bemerkung, die Ihr nicht vergeſſen wollet, daß wer einer Thräne ſpotten kann, keine Thräne verdient. — Laßt uns jetzt allein!“ —

Tief beſchämt entfernte er ſich mit den Anderen.

Gui blickte auf. „Ich fühle es,“ ſagte er, „daß der Ausbruch meines Schmerzes hier nicht hätte ſtattfinden ſollen; verzeiht mir, gnädiger Herr!“ —

Coligni ſah ihn mißbilligend an und ſagte dann: „Ihr habt Euch Eurer Gefühle nicht zu ſchämen, denn auch den grauen Helden ehrt die Thräne des Gefühles.“

Gui drückte ſeine Hand an ſein Herz. Reden konnte er nicht.

„Euer Verluſt iſt unerſetzlich,“ ſagte nach einer Pauſe Coligni; allein bedürfet Ihr jemals väterlichen Rathes, väterlicher Hilfe — dann ſuchet mich auf — ein Vaterherz findet Ihr dann immer!“

Acevedo konnte ſich jetzt nicht mehr halten. Raſch trat er herzu und reichte Gui ſeine Hand, indem er mit bebender Stimme ſagte: „Und hier biete ich Euch die Freundes-Hand; verſchmäht ſie nicht!“

Der Jüngling ſah ihn durch Thränen lächelnd an und drückte die dargebotene Hand herzlich.

Da ergriff's mit fürchterlicher Gewalt den Alten. „Gott, Gott!“ rief er aus, und eine heiße Thräne fiel auf des Jünglings Hand.

„Herr Admiral,“ rief er dann dieſem zu. „Fordert mein Herzblut, und es iſt Euer!“

Dann eilte er raſch der Thüre zu, die nach dem Garten führte und verſchwand.

„Seltſamer, räthſelhafter Menſch!“ ſagte nachdenkend der Admiral. „Wie gräßlich muß das Schickſal geweſen ſein, das dieſen Geiſt beugte und die harte Rinde um dieſes Herz legte!?“ —

Gui richtete ſich auf in einer heftigen Bewegung. „Wer war der Mann?“ fragte er.

„Das kann ich Euch nicht ſagen, denn ich kenne ihn ſelbſt erſt kurz; allein daß er ein edler, großer Menſch iſt, das weiß ich.“

Gui entſchuldigte ſich noch einmal. „Schweigt, Herr de Viele,“ antwortete der Admiral, „auch ich war Sohn und verlor einen edlen Vater.“

Er rief jetzt ſeine Offiziere und ſtellte ihnen Gui vor, empfahl ihn ihrer Freundſchaft und entließ mit herzlichem Wohlwollen den Jüngling.

XIII.

Des Admirals warme Empfehlung erwarb Gui die zuvorkommendſte Behandlung bei den Offizieren, und das öftere Zuſammenſein mit dem Admiral, der dem Jünglinge wohlwollte, die Auszeichnung, die ihm von dem Prinzen Condé bei der Muſterung des Heeres wurde, und die Zuneigung, die Mouvans, ſein Obriſt, und der wackere Mangiron, der der allgemeinſten Achtung ob ſeiner Thätigkeit und Tapferkeit genoß, ihm bewieſen, machten ſeinen Aufenthalt in Orleans angenehm, benahmen ihm wenigſtens das Einerlei eines ruhigen Lagerlebens und die damit für viele der Offiziere verbundene Langeweile.

Die erſten Tage ſeines Aufenthalts in Orleans waren traurig und forderten mitunter ſchmerzliche Opfer. Er ſollte heiter ſein unter den Fröhlichen, ſcherzen mit den Scherzenden, jubeln mit den beim Gelage Jubelnden — und ſein Herz war ſo voll, ſo ſchwer; ſein Gemüth ſo düſter, ſo wehmüthig ſeine Stimmung, daß er oft meinte, das Herz müſſe brechen, während er ſich bemühte, eine heitere Miene zu machen. Hier hatte er noch keine Seele gefunden, der er ſein Inneres erſchließen konnte. Mangiron war edel und gut — er achtete, ſchätzte ihn; allein er ſtand durch ſein reiferes Alter doch wieder dem Jünglingsherzen mit ſeinen ſchwärmeriſchen Gefühlen zu entfernt; auch war ihre Freundſchaft noch zu jung, um Anſprüche auf ſolche gänzliche Hingebung machen zu können. Allein mußte Gui ſein ſtilles Weh, den doppelten Schmerz, den der Verluſt des Vaters und ſeiner Liebe ſeinem Herzen brachten, tragen. An einem Nachmittage, wo Mangiron ihn gebeten, an einem frohen Gelage Theil zu nehmen, wo aber auch ſein Gemüth ganz beſonders wehmüthig geſtimmt war, vermochte er es nicht, in der Reihe der Fröhlichen zu ſein; er ſehnte ſich zudem nach einer Stunde im Freien. Er, der dort in der kleinen Hütte bei Salers und Raband nie lange geweilt, beinahe immer im Freien gelebt, er war nun ſchon lange in der Stadt, ohne im Freien die erquickende Luft geathmet und dort Frieden geſucht zu haben für das vielfach gequälte Herz. Darum eilte er hinaus vor die Thore Orleans; aber da war Zelt an Zelt und ein wildes, regelloſes Treiben. Eilenden Schrittes ging er durch die Zeltgaſſen hindurch, bis er das Freie nun endlich erreichte. Er ſah ſich nach einem ſtillen Plätzchen um und entdeckte in einiger Entfernung einen Hügel, der, mit Gebüſch bewachſen, eine freie Umſicht verſprach. Die Sonne war ſchon im Sinken. Gluthroth malte ſie den Himmel und in wundervoller Verklärung lag Orleans mit ſeiner Häuſermaſſe, das Lager mit ſeinem bunten Leben und die ganze freundliche Gegend mit dem breiten Silberbande der Loire vor ihm da. Aber alle dieſe Reize gingen faſt unbemerkt für ihn verloren, da er hier einmal ſtill und ungeſtört ſeinen Empfindungen nachhängen konnte. Seine innere, ſo gewaltſam erſchütterte Welt that ſich ſeinem Blick auf, und ſchmerzlich fiel er auf ein einſames Daſein, auf ein im Lenze der Jugend verödetes Leben. Dieſe Betrachtungen drückten den Jüngling nieder. Er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, die den Augen entquellen, und Alles, was ihn umgab, verſchwand vor ſeinem Blick. Allmählich ſank die Sonne hinab. Das Gluthroth des Himmels verglomm. Die Tinten wurden immer tiefer und gingen zuletzt in ein dunkles Grau über, das nur noch ein Purpurſtreifen ſäumte. In immer dunklere Schatten ſank die Gegend, und der duftige Schleier der Dämmerung hüllte Alles ein. — Wie es außen dunkler wurde, ſo auch in Gui's Innerm. Immer düſterer wurden die Bilder ſeiner Phantaſie, immer beklommener ſeine Bruſt — immer tiefer ſein Schmerz.

Plötzlich berührte eine dürre Knochenhand die ſeine.

„Salom alecum!" ſprach eine widrige, krächzende Stimme.

„Wer biſt du, daß du mich ſtörſt?" rief Gui und griff nach dem Schwerte, das an ſeiner Seite hing.

„Eine ſchwere Stunde deines Lebens iſt gekommen, Gui de Viole," ſagte die alte Adelma. — „Friede ſei mit dir! Das mein Wunſch. Ich halte Wort!"

„Willſt du dich meines Elendes freuen?" fragte, von einer widrigen Empfindung durchdrungen, Gui.

„Du gleichſt deinem Vater, mein Sohn," ſprach die Alte, mit hörbarem Schmerz; „auch du ſcheuchſt die Herzen von dir. O, thue es nicht, Gui de Viole! Adelma ſollte dir grollen, denn vielen ihrer Kinder grubſt du ein Grab. Der Sohn der Wüſte haßt und rächt ſich wild — Adelma nicht. Sohn deines Vaters, du haſt ihre Liebe geerbt. Sie trauert mit dir — denn er ſoll todt ſein. Er ſoll es ſein — doch — er iſt's wohl auch. — Meine Augen ſehen nicht mehr klar und die Todten ſtehen nicht auf. — Sei ſtark, mein Sohn," fuhr ſie fort, und ihre Stimme verlor das Widerliche — „der Kelch iſt bitter. — Ich habe ihn auch getrunken — mein Herz empfand auch einen Verluſt unermeßlich groß, und empfand ihn mit einer Gluth, die dir fremd iſt — und keine Hoffnung blühte ihm — wie dir. Verzage nicht! Verzage nicht! — Verlaß den Ort hier — man harret dein!" Das rief ſie aus der Ferne ſchon und der Ton verhallte.

Gui legte die Hand auf ſein Herz. Es war ihm — als wäre Frieden ihm gegeben.

Adelma war verſchwunden und er kehrte ruhiger heim.

Sein Diener meldete ihm, daß Oberſt Mouvans ſchon zu dreien Malen nach ihm geſendet habe.

Gui verließ ſogleich ſeine Wohnung, um dahin zu eilen.

Er trat in Mouvans' Gemach.

Da ſaßen drei Krieger noch um ihn — einer mit den Abzeichen der royaliſtiſchen Armee, wie Franz von Guiſe, Saint-André und der Connetable die ihrige nannten. Dies machte Gui betroffen, denn er konnte es nicht begreifen, wie doch Mouvans mit ſeinem glühenden Religionseifer ſo traulich bei einem Feinde ſitzen könne. Das Räthſel ſollte ſich bald löſen.

Mouvans und Maugiron traten ihm entgegen.

„Ihr habt lange auf Euch warten laſſen,“ ſagte ſanft verweiſend der Oberſte, „wo wart Ihr doch?“

„Verzeiht,“ ſprach Gui, „daß ich nicht zu Euren Dienſten war — es geſchah, ohne daß ich es beabſichtigt. Ich lebte in meiner Heimath ſtets im Freien, und ſo ergriff mich heute ein wahres Heimweh nach der freien Luft, die ich in Orleans nicht athmen kann. Auch Euch muß ich um Vergebung bitten, Maugiron, daß ich nicht Wort hielt!“

„Fürs erſte Mal ſei Euch vergeben, wenn Ihr Euch zu beſſern verſprecht,“ ſagte, ſeine Hand drückend, Maugiron.

Mouvans nahm wieder das Wort.

„Hier iſt ein Edelmann, der ſich ſehr geſehnt nach Euch, Hauptmann de Viole!“ Er führte ihn zu dem Fremden, vor deſſen Ehrfurcht gebietendem Weſen ſich Gui tief neigte.

„Darf ich fragen, was mich dieſer Ehre werth machte?“ fragte Gui beſcheiden.

Der Fremde antwortete nicht. Mit verſchränkten Armen ſtand er vor Gui, den das Kerzenlicht beleuchtete. Es ſchien, als ob eine innere Bewegung ihn am Reden hinderte. Sein forſchender Blick ruhte unverwandt auf Gui's Geſicht. Endlich ſagte er:

„Ja, es ſind die Züge ſeines Vaters!“ — Doch dieſe Worte ſprach er mehr zu ſich ſelbſt, und erſt nach einer kleinen Pauſe ſetzte er bewegt hinzu: „Als ich Euch zuletzt ſah, junger Mann, da waret Ihr noch Kind und ein Flüchtling, wie Euer Vater.“

Gui ſah ihn ſcharf an. Es dämmerte eine Erinnerung in ihm. Dieſe Züge waren ihm ſo fremd nicht. Die Erinnerung wurde allmählich klarer, und mit hoher Freude ſprach er dann fragend:

„Du Pleſſis-Mornai?“

„Ja, der bin ich, deines Vaters Freund!“ rief jetzt ergriffen der Fremde, und zog den Jüngling an ſeine Bruſt.

Mit leuchtenden Blicken ſtanden die Anderen umher als ſtumme, aber innigſt theilnehmende Zuſchauer dieſer Scene. Selbſt über das düſtere Geſicht des andern Fremden flog der Ausdruck der Rührung.

„Wie entſannet Ihr Euch doch des Namens noch?“ fragte du Pleſſis.

„Ich ſah Euch ſo oft, und mein Gedächtniß hat mir Euer Bild bewahrt und den Namen meines und meines unglücklichen Vaters Retters grub die Dankbarkeit unauslöſchlich in mein Herz,“ ſagte Gui.

Mouvans konnte ſich jetzt nicht mehr halten.

„Brav, brav, Viole!“ rief er aus; „der verdient es; denn ſeht, er hat uns bisher ſo treue Dienſte geleiſtet im Stillen; und jetzt, wo die Entſcheidung naht, tritt er öffentlich in unſere Reihen.“

Du Pleſſis zog jetzt Gui an ſeine Seite. „Zwiſchen damals und jetzt, zwiſchen dem Knaben Gui und dem Hauptmanne de Viole liegt ein ſo bedeutender Zeitraum,“ ſagte er zu Gui, „und ſo manches mir dunkle Ereigniß, das ich wiſſen möchte, daß ich Euch recht dringend um deſſen Mittheilung bitten muß. Vergeßt dabei nicht,“ ſetzte er hinzu, „daß auch das Kleinſte mir von Bedeutung iſt!“

Gui, der ſich von der Theilnahme des nah Befreundeten ſo wohlthuend angeſprochen fühlte, erzählte ihm nun, nachdem die drei Anderen in einem entfernterm Theile des Gemaches mit einander eifrig ſprachen, die Ereigniſſe ſeiner Jugend bis in das kleinſte Detail. Nur eins verſchwieg er, und ein tiefer Seufzer füllte die Lücke aus. Liebevoll und dankbar gedachte er der Freundſchaft Salers' und Rabaud's.

„Iſt denn niemals nach Euch geforſcht worden?“ unterbrach du Pleſſis ſeine Erzählung.

„Nur dunkel entſinne ich mich,“ ſprach Gui, „daß einſt Rabaud von Grenoble kam und die Nachricht mitbrachte, daß man unſere Spur ſuche; ſonſt nie. Unſer Schlupfwinkel lag ſo verborgen, daß unſere Feinde uns nicht leicht finden konnten. Zudem galt ich für Rabaud's Sohn.“

„Eure Feinde?“ fragte du Pleſſis. „Nein, die forſchten nicht nach Euch; wohl aber Euere treueſten Freunde, Euer Vater und ich! — Und nirgends entdeckten wir Eure Spur.“

„O, mein Gott, mein Gott!“ rief Gui ſchmerzlich aus. „So nahe war mir das höchſte Glück meines Lebens — und nun iſt's für immer dahin!“

„Nicht für immer, mein Sohn,“ ſprach feierlich du Pleſſis — „unſere Hoffnung, wenn ſie auch hienieden ſtirbt — reicht über das Grab hinaus!“ —

Gui drückte gerührt ſeine Hand. „Ach,“ ſagte er dann — — „erfüllt mir die einzige Bitte und ſagt mir, was Ihr von den letzten Schickſalen meines Vaters wißt!“

„Es iſt wenig, was ich Euch ſagen kann,“ nahm du Pleſſis das Wort, „denn meine Kunde reicht ſelbſt nicht weit. Seit Eure Spur ſich im Dunkel verlor, wurden die geheimen Nachrichten von Eurem Vater, die ich durch die Vermittelung des Cardinals von Chatillon erhielt, ſeltener. Einmal hörte ich durch eine Zigeunerin etwas von Euch — aber ich mißtraute dem alten Weibe und hielt es für eine bei dieſem ſchlauen Volke ſo oft vorkommende Liſt.“

„O, der hättet Ihr trauen dürfen,“ ſagte Gui, „es war ſicher die alte Adelma, die genaue Kenntniß von unſrer Familie hat und einen Antheil an mir nimmt, der über meine Erwartung und Begriffe geht.“

„Warum wußte ich das nicht!“ rief Pleſſis. „Wie würde dieſe Kunde ihn beglückt haben!“

Sie ſchwiegen Beide und verſanken in ſchmerzliche Vorſtellungen.

Pleſſis nahm darauf wieder das Wort und erzählte Gui, wie nun, nachdem Gui nirgends zu entdecken, auch Salers und Rabaud verſchollen geweſen ſeien, auch alle Kunde von dieſem gefehlt und ſelbſt der Cardinal von Chatillon, der die wärmſte Theilnahme für ſeinen Vater vielfältig bewieſen, ſeinen Aufenthalt in England nicht wieder habe ausfindig machen können. Ein Zufall, den er jedoch ſelbſt nicht genau kenne, habe endlich die Kunde von Viole's Tod dieſem gebracht.

Mochte Mouvans, wahrnehmend die traurige Stimmung der Beiden, ſie dieſer entreißen wollen, oder war es das eigenthümliche Feuer ſeines Temperaments, das ihn in dieſem Augenblicke hinriß, er rief plötzlich du Pleſſis zu, wenn er mit ſeinem Gefährten noch etwas zu reden habe, müſſe er eilen, da er ſich entfernen wolle, um morgen zur Reiſe rüſtig zu ſein.

Dieſe Bemerkung unterbrach jenes Geſpräch, und erſt jetzt erinnerte ſich Mouvans, daß Viole nicht einmal wiſſe, wer jener andere Fremde ſei.

„Montgommeri!“ ſagte er, „ehemals Hauptmann der königlichen Leibwache.“

Gui betrachtete jetzt erſt aufmerkſam dieſen und ſah ein bleiches, finſteres Geſicht, in das der Kummer ſeine leſerlichen Schriftzüge eingegraben.

„Seht in mir die unglückliche Urſache von König Heinrich's des Zweiten ſchauderhaftem Tode;“ ſagte Montgommeri zu Gui — „einen Königsmörder, ohne den Willen zu jener Greuelthat je gehegt zu haben.“

Er hatte nämlich bei einem Luſtturniere mit ſeiner Lanze den König tödtlich verwundet, der auch in Folge dieſer Verwundung ſtarb. Montgommeri blieb ungeſtraft, weil willenlos und ohne alle Abſicht er des Königs Mörder geworden war. —

Mitleidig ſah ihn Gui an. Man ſah, jenes Unglück, deſſen unſchuldige Urſache er war, lag mit Zentnerſchwere auf ſeinem Herzen.

Du Pleſſis zog ihn in ein Fenſter und ſprach eifrig mit ihm.

„Und wohin geht der Hauptmann?“ fragte Gui Maugiron.

„Nach Rouen,“ ſagte dieſer. „Conde hat ihm die Vertheidigung des Orts anvertraut. Guiſe macht Miene, ihn zu belagern.“

„Laßt uns mit ihm gehen!“ ſprach plötzlich Gui eifrig. „Wozu liegen wir hier im trägen Nichtsthun. Laßt uns dort Lorbeern ſammeln! Coligni wird es ja geſtatten.“

Mangiron legte die Hand an die Stirn und ſann nach.

„Wahrhaftig,“ ſagte er dann, „Ihr habt da einen herrlichen Gedanken ausgeſprochen. Wer weiß, wann ſich uns die Bahn öffnet! Es fehlt Condé noch an Geld und Leuten. Zwar hofft er von dem Mannweib auf Englands Thron Unterſtützung — aber es dürfte ſich noch in die Länge ziehen, bis ſie kommt, obgleich Peinings bereits Havre und Dieppe beſetzt und nun noch Rouen möchte in ſeine Hände haben. Eliſabeth eilt nicht.“

Er verließ jetzt Gui und ſagte zu Montgommeri:

„Wie wär' es, wenn wir Beide, de Viole und ich, Euch begleiteten? Wollt Ihr uns? Viole ſprach den Wunſch eben aus, und ich theile ihn von Herzen.“

„Mit Freuden,“ ſagte Jener; „allein ohne Condé's und des Admirals Erlaubniß, wißt Ihr, darf ich nicht. Erwirkt Euch die, und Niemand ſoll mir willkommener ſein, als Ihr, wackere Kämpfer!“

Recht freundlich blickte du Pleſſis auf den Jüngling, und gleicherweiſe Mouvans.

„Der Wunſch macht Euch Ehre, Viole,“ ſagte er zu ihm, „denn in Rouen gibt es heiße Tage. Ich werde Euch die Stelle bei Eueren Reitern offen halten und will morgen des früheſten bei dem Admiral Euch vertreten — doch nein — Ihr mögt mich begleiten.“

Nun ſchieden ſie mit frohen Ausſichten. Auf die herzlichſte Weiſe entließ du Pleſſis den Jüngling.

Früh am andern Morgen trat Gui mit Mouvans in das Gemach des Admirals, bei dem ſie ſchon Condé antrafen.

Kurz und bündig trug Mouvans Gui's Bitte vor.

„Ich kenne Euern Wunſch ſchon, de Viole,“ ſprach freundlich der Admiral, „und zweifle nicht, daß des Prinzen Hoheit Euch dieſe Bitte gewähren werde.“

„Geht in Gottes Namen!“ ſprach Condé, „und kämpft wacker für unſere gute Sache. Haltet Rouen und laßt es Euch nimmermehr nehmen!“

Jetzt war Gui's Wunſch erfüllt, und nach Verlauf mehrerer Stunden ritt er und Maugiron neben Montgommeri an Mouvans' Quartiere vorüber, der ihnen Heil und Sieg wünſchte, den Weg nach Rouen.

Schon unterwegs brachten ihnen Kundſchafter die Nachricht, daß das royaliſtiſche Heer nahe. Schnelle Tagreiſen gab es nun; aber ſie erreichten Rouen noch zu guter Zeit mit ihren Truppen, ehe noch das katholiſche Heer ſich blicken ließ. Auch Poinings warf noch eiligſt eine kleine Anzahl Engländer hinein, zu Montgommeri's Unterſtützung, der ſich nicht ſtark genug fühlte, dem mächtigen Heere, das Guiſe hierher führte, lange zu widerſtehen. Eifrig wurde nun an der beſſern Befeſtigung der Stadt gearbeitet. Montgommeri war überall ſelbſt; und wo er war, da begleitete ihn Gui und Maugiron und theilten ſeine Arbeiten, ſeine Mühen und Entbehrungen. Er verſagte ſich ſelbſt den Schlaf, um ſeiner Pflicht zu leben und die Stadt in den rechten Vertheidigungsſtand zu ſetzen.

XIV.

Es war in den letzten Tagen des Monats September 1562, da eben die Arbeiten zur Befeſtigung Rouens längs den Ufern der Seine unter Montgommeri's Leitung vollendet waren — als flüchtige proteſtantiſche Landleute in die Stadt ſtürzten und die Ankunft des feindlichen Heeres meldeten. — Montgommeri befahl ſchnell Maugiron und Gui de Viole, in anderen Theilen der Stadt die nothwendigſten Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Der Jüngling flog dahin, ordnete die Anſtalten aufs Vorſichtigſte und kehrte, nachdem er ſich von Allem ſelbſt überzeugt, an Montgommeri's Seite zurück, der auf dem Walle ſtand und dem nahenden Heer entgegen ſah. Bald zeigte es ſich in ziemlicher Nähe. Deutlich ſah man, wie die Regimenter vorüber zogen, ihre Stellung in einem bedeutenden Halbkreis einnehmend. Der Klang kriegeriſcher Muſik tönte luſtig herüber, und man ſah die fliegenden Fahnen. Eine dumpfe Stille lag auf Rouen. Auf allen Geſichtern ſchwebte ein finſterer Ernſt, der jedoch weit von Muthloſigkeit entfernt war. Eine Ahnung künftiger Leiden lag ſchwer auf allen Gemüthern. Der Bailli, der Prevot, waren bei Montgommeri, an deſſen Seite auch der wackere Vertheidiger des Evangeliums, Auguſtin Marlorat, der angebetete Prediger des proteſtantiſchen Glaubens, ſtand. Unzählige Menſchen bedeckten die Wälle und ſahen es mit an, wie das Heer der Hofpartei das Lager ſchlug. Montgommeri's Falkenauge entgingen die Streitmaſſen nicht, die ſich dort entwickelten. Im Stillen erwog er ſeine Kräfte im Gegenſatze jener, und ſo niederſchlagend ihm auch die Einſicht der eigenen Ohnmacht wurde — ſo war dennoch heute ſeine Stirne glätter und ſein Auge heiterer als je, und er ſcherzte ſelbſt mit denen, die ihn umgaben.

Aller Blicke flogen von dem Lager der Feinde zu Montgommeri's Antlitz, dort neuen Grund zu Beſorgniſſen oder Muth zu ſuchen. Gewiß war des Hauptmanns und Befehlshabers Heiterkeit von dem beſten Erfolg in dieſen kritiſchen Augenblicken.

Noch war das Lager der Feinde nicht vollendet, als der Abend ſich herabſenkte und manchem angſtvoll pochenden Herzen Ruhe verhieß.

In Begleitung Montgommeri's unterſuchten Gui und Maugiron die Poſten, und kehrten mit ihm zum Stadthauſe zurück, wo Montgommeri ſein Quartier genommen. Dort angelangt, überraſchte ſie freudig eine Deputation der Bürgerſchaft und aller Gewerke der Stadt, die den Commandanten baten, mit den Truppen gemeinſchaftlichen Antheil an der Vertheidigung der Stadt nehmen zu dürfen.

Montgommeri nahm mit Vergnügen dieſe Anträge auf. Er ließ die Vorgeſetzten der Stadt zu ſich beſcheiden. Die Liſten der waffenfähigen Mannſchaft wurden ihm vorgelegt, und mit Wohlgefallen vernahm der Commandant den bedeutenden Zuwachs ſeiner Macht. Die Bewaffnung wurde angeordnet, mit Beihilfe der Vorgeſetzten der Stadt, die Eintheilung der Bürger beſtimmt, ihre Anführer ernannt, und ehe noch der Tag graute, war das Formelle dieſer wichtigen Handlung vollzogen. Kurze Raſt gönnte ſich Montgommeri und genoſſen ſeine beiden Freunde Maugiron und Saint-Flour. Der Morgen rief zu neuer Thätigkeit. An Maugiron und Gui de Saint-Flour übertrug nun Montgommeri die Vertheidigung des Stadttheiles, der jenſeits der Seine lag und mit der Stadt durch die Seinebrücke in Verbindung ſtand.

„Gehet dort hin, meine Freunde,“ ſprach er, „wo Eure Tapferkeit ein weites Feld findet. Es mag Euch nicht entgehen, daß gerade dort gewiſſermaßen die Vorhut der Stadt, alſo ein gefährlicher, ein um ſo bedeutenderer Poſten iſt. Erwäget darnach das Vertrauen, das ich in Euch ſetze, und die Freundſchaft, die ich für Euch hege. Ich lege Alles in Eure Hand, und was Euch, mein theurer Viole, an Erfahrung noch abgeht, das erſetzt Maugiron's Umſicht, und ſomit geht mit Gott ans Werk.“

Gerührt von des edlen Mannes Freundſchaft ſchieden ſie und nahmen ihre Stelle ein, die ganz das war, was Montgommeri von ihr geſagt; denn gerade in dieſer Richtung ſtand die Hauptmacht der Feinde, und es war zu erwarten, daß bei einem Sturme dort gerade der Angriff am hitzigſten werden würde.

Mit außerordentlicher Schnelligkeit war das feindliche Lager aufgeſchlagen werden. Katharina von Medicis, mit ihren Söhnen Carl dem IX. und dem jüngern Heinrich, der Connetable und Saint-André und König Anton von Navarra, waren im Lager gegenwärtig. Franz von Guiſe ſtand mit einer andern Heeresabtheilung bei Paris, Conde und Coligni, die noch immer in Orleans zauderten, beobachtend und erwartend.

Schon am Morgen dieſes Tags erſchien als Parlamentär der Marquis von Tavannes an den äußerſten Linien der Vertheidigungswerke Rouens und verlangte zu den Befehlshabern. Mit verbundenen Augen wurde er vor Maugiron geführt, der bereits an Montgommeri Gui de Saint-Flour abgeſendet.

Montgommeri lächelte, als ihm Gui ſeine Meldung machte.

„Die Antwort ſtelle ich in Euren Willen, ſagt das Maugiron,“ war ſeine Entgegnung, und in fliegender Eile kehrte der Jüngling, der nach Thaten ſich ſehnte, zurück.

„Sagt dem Connetable, der Königin, dem Könige, wir ſeien treue Unterthanen Seiner Majeſtät.— allein nie werden wir uns freiwillig der Blutgier der Guiſen und ihrer Partei unterwerfen,“ ſprach Maugiron mit beſonderem Trotze zu Tavannes, „und nur über unſere Leichen gehe der Weg nach Rouen. Sagt ihnen,“ wiederholte er, „das Alles aufs Beſtimmteſte und ſpart die Wiederkehr.“

Er wandte ihm dann höhniſch den Rücken und ſagte zu Gui, „laßt uns eine Partie Schach ſpielen, Herr de Viole!“

Tavannes’ Auge fiel bei Nennung dieſes Namens durchbohrend auf Viole, er zauderte noch.

„Ihr ſeid entlaſſen;“ herrſchte ihm ſchneidend Maugiron zu und ſetzte ſich an den Tiſch, auf dem das Schachbrett ſtand. Die Offiziere, die den Abgeſandten begleitet hatten, verbanden ihm die Augen und führten ihn wieder vor die Werke hinaus.

Die Belagerungsarbeiten der Feinde wuchſen rieſenmäßig und ſchnell. Das Landvolk der Normandie wurde zuſammengetrieben und mußte Hand anlegen zum Verderben ſeiner Glaubensbrüder in der Stadt, und bald begann das Feuer des Geſchützes den grimmigen Gruß der Stadt zuzubrüllen. Alles, was in Maugiron’s Kräften ſtand, die Arbeiten außen zu hemmen, geſchah. Sein wohlunterhaltenes und wohlgeleitetes Feuer zerſtörte oft die Arbeiten mehrerer Tage in kurzer Zeit. Häufige Ausfälle thaten den Belagerern heftigen Schaden und ſteigerten die Erbitterung aufs Heftigſte.

Katharina ſah es ungern, daß Rouen ſollte mit Sturm genommen werden. Sie verſuchte Alles, was in ihren Kräften ſtand. Trotz der Wachſamkeit Montgommeri’s und Maugiron’s, wußte ſie dennoch ihre heimlichen Anerbietungen an die Bürgerſchaft, die ſie durch Montgommeri beherrſcht und geknechtet glaubte, gelangen zu laſſen; allein ſie erſtaunte, als ihre Antwort der glich, die Tavannes zurückgebracht hatte. Immer näher rückten indeſſen die Werke der Belagerer — größer wurde im Innern der volkreichen Stadt die Noth, da alle Zufuhr abgeſchnitten war und die

Belagerung nun ſchon einen Monat gedauert hatte. Der Connetable, welcher von dem Herzog von Guiſe die bitterſten Vorwürfe, ob ſeines Zauderns, empfing — wollte nicht mehr länger zuſehen und ordnete einen Sturm an. König Anton von Navarra entriß ſich den Armen der buhleriſchen Hofdamen Katharina's, um an dem Sturme ritterlichen Antheil zu nehmen. Er begann mit dem grauenden Morgen gerade da, wo Maugiron und Gui befehligten. Mit grimmiger Wuth war der Anfall. Ein mörderiſches Geſchützfeuer wühlte in den Reihen. Der Wall war ſchon erſtiegen von Tavannes' Leuten, als Gui mit einer Abtheilung Bürger und Engländer ſich auf dieſe ſtürzte und ſie vernichtete. Mit gleichem Muthe ſtritt man überall, und gegen Mittag zogen ſich die Belagerer zurück und ließen eine große Zahl der Ihrigen in den Gräben als Opfer des Wagniſſes liegen.

Auch König Anton von Navarra war verwundet worden. Die Wundärzte achteten indeſſen dieſe Wunde gering, und Anton, der nun an der Belagerung keinen Antheil mehr nehmen konnte, fand Zerſtreuung bei den Hofdamen. Unerwartet verſchlimmerte ſich ſeine Wunde, und nach wenig Tagen beſchloß er eine Laufbahn ohne Ruhm, und keine Thräne wurde ihm im Lager von Rouen nachgeweint.

Aber ſeit dem Tode Anton's gewann die Belagerung Rouens einen ernſteren Anſtrich. Unermüdet thätig war der alte Montmorenci. Die Laufgräben wurden eröffnet; die Minen der Belagerer ſprengten die Vertheidigungswerke in die Luft; das Feuer zerſtörte ſie und brachte den Gebäuden der Stadt unerſetzlichen Nachtheil. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr der Belagerten, und die Noth griff mit Rieſenarmen um ſich. Krankheiten der gefährlichſten Art im Gefolge des Mangels, der Entbehrung, der Unruhe und Angſt, wütheten gräßlich, ſo unter der Bürgerſchaft als der Beſatzung, und troſtloſer wurde Rouens Lage mit jedem Augenblicke. Kummervolle Blicke richteten die Befehlshaber in die Richtung von Orleans — aber kein Entſatz, keine Hilfe kam. Unter dieſen Umſtänden ordnete der Connetable Montmorenci einen Hauptſturm an.

Am Abend vor dem Sturme trat ſpät der Diener Gui's de Saint-Fleur in das Gemach ſeines Herrn, der, erſchöpft von den unaufhörlichen Anſtrengungen, ſich in ſeiner Rüſtung auf das Lager geworfen hatte, einige Stunden der Ruhe zu genießen. So ſchwer es auch der treuen Seele wurde, des Jünglings tiefen Schlaf zu ſtören — er mußte — denn ein unbekannter Menſch hatte ihm einen Zettel gegeben, den er ſehr wichtig genannt, und ihm befohlen, ihn augenblicklich in ſeine Hände zu bringen.

Als ihn der Diener rüttelte, fuhr der Jüngling haſtig auf.

„Was gibt es!“ rief er dem Diener zu.

Dieſer erzählte die Umſtände und reichte ihm dann das künſtlich geſchloſſene Billet. Eine feſte Hand ſchrieb:

„Seid auf Eurer Hut! Montmorenci ſtürmt morgen.
Schont Euer Leben, Viele; Rouen könnt Ihr nicht halten.
Sichert Euch den Rückweg, die Rettung!“

„Wirf ihn in die Flammen des Kamines, den entehrenden Brief!“ zürnte der Jüngling und verließ das Lager, um zu Maugiron und Montgommeri zu eilen. Doch kehrte er wieder um, ſich genauer nach demjenigen zu erkundigen, der die Zeilen gebracht.

Der Diener konnte ihm jedoch nur Unzulängliches ſagen, und unbefriedigt eilte er von dannen.

Noch graute der Tag nicht, da rückten leiſe und vorſichtig die Truppen des Connetables an. Schlagfertig harrte in tiefer Stille der Theil der Beſatzung, der noch waffenfähig war, unter den Befehlen Maugiron's und Gui's. Jetzt, als die Feinde nahe waren, donnerte mit einem Mal ihr Feuer mit entſetzlicher Gewalt unter ſie und ſie wichen. — Froher Jubelruf ertönte auf den Wällen; aber nur auf einen Augenblick; denn dicht, wie Heuſchreckenſchwärme, drangen ſie wieder an. Die Sturmglocke von der Kathedrale heulte entſetzlich in die allmählich dämmernde Nacht. Das Geſchütz brüllte, der Schlachtruf ſchallte gräßlich von allen Seiten.

„Kein Quartier!“ ſchrieen die Feinde.

„Kein Quartier!“ brüllten die Belagerten entgegen. Sie hatten den Wall erſtiegen und drangen unaufhaltſam herein. Gräßlich war der Tumult. Da mehrte das in dreien Theilen der Stadt ausbrechende Feuer das Schreckliche ihrer Lage. Wüthend kämpfte Gui und Maugiron.

Ihre Schwerter mäheten furchtbar. Aber der Andrang war zu heftig. Sie wichen gegen die Seinebrücke zurück. Neuer mörderiſcher Kampf entſpann ſich da. Ein Wall von Leichen bildete ſich um ſie — aber ihre Reihen wurden lichter und ſchmolzen von Minute zu Minute mehr zuſammen. Vergebens ſahen ſie ſich nach Hilfe von Montgommeri, von den Engländern um. Auf allen Seiten Rouens wüthete der Kampf, überall unglücklich für die tapferen Vertheidiger.

Allmählich graute der Tag und ließ ſie das entſetzliche Schauſpiel erblicken. Bald erleuchteten gräßlich die Flammen den Kampfplatz, bald hüllten dicke Rauchmaſſen ſie ein und drohten ſie zu erſticken. Schon waren die Feinde in der Mitte der Stadt — ſie war erobert. Noch zogen ſich kämpfend Gui, Maugiron und einige ihrer Leute zurück, und trafen in dem Augenblick in der Nähe des Stadthauſes ein, als von der andern Seite ein Schwarm Feinde ſie im Rücken anzufallen drohte.

Schnell warfen ſie ſich in das Gebäude und ſchloſſen das Portal, nicht erwägend, daß ſo ihr Fall um ſo ſicherer war. Jetzt ſtanden die Freunde einen Augenblick da und überdachten ihre Lage.

„Unſer Stündlein iſt gekommen,“ ſagte Maugiron. „Laßt uns die Seele Gott empfehlen und einen ritterlichen Tod ſterben!“ In dieſem Augenblicke faßte eine unſichtbare Hand Beide.

„Folget mir!“ ſprach eine hohle Stimme.

Willenlos gehorchten ſie.

Mit flüchtiger Eile ging es hinab und hinauf, über lange Gänge, und endlich öffnete ihr Führer eine Thür und zog ſie hinaus. Und immer weiter ging es unaufhaltſam. —

Nach einer ziemlich langen Wanderung ſtanden ſie am Ufer der Seine. Der Mann, den ſie jetzt erſt, wo die Sonne blutigroth über dem Greuel der Verwüſtung aufgegangen war, deutlicher erblickten, drängte ſie in einen Kahn, ſtieß raſch vom Ufer ab, und dahin glitt der Kahn und war bald, bei der ſchnellen Strömung des durch herbſtlichen Regen angeſchwollenen Stroms, außerhalb Rouen.

„Ihr ſeid gerettet fürs Erſte,“ ſprach dieſer jetzt, und Gui erkannte in ihm jenen Unbekannten, den er einſt bei Coligni geſehen.

„Ihr habt Euer Wort herrlich gehalten, edler Mann,“ ſagte er dankbar, „das Ihr mir damals gabt, als ich Euch bei Coligni ſah.“

Des Alten Auge ruhte wohlgefällig auf ihm. „Schade,“ ſagte er dann, „wenn auch das Leben zweier tapferer Streiter noch in der unglücklichen Stadt hätte verbluten ſollen!“

„Weiter ſprach er nichts mehr. Sein kräftiger Arm ruderte noch immer den Kahn weiter abwärts. In der Entfernung ſahen ſie jetzt nur noch die Rauchſäulen der brennenden Stadt.

An einer Stelle, wo dichte Waldung ſich bis zum Ufer herabzog, legte Acevedo, denn er war es, den Kahn ans Ufer.

„Ich kann Euch nicht länger dienen,“ ſagte er, „und muß Euch nun Eurer eigenen Klugheit überlaſſen. Haltet Euch heute noch in dem Walde verborgen und ſchlagt dann in der kommenden Nacht den Weg gen Orleans ein. Merket Euch die Richtung von Rouen und bleibt möglichſt weit von der Stadt entfernt. Gott ſei mit Euch!“ rief er aus, und ſprang, ohne auf ihren Dank zu hören, in den Kahn und ruderte ſchnell hinüber ans andere Ufer. Noch einen Gruß warf er ihnen zu und verſchwand dann im Dickicht, die Geretteten ihrem Nachdenken überlaſſend.

„Der arme Montgommeri!“ das war Maugiron's erſtes Wort.

„Er wird wahrſcheinlich auch gefallen ſein. Schade für ihn — er war ein tapferer Mann, ein Held!“

Die Freunde trauerten um ihn aufrichtig.

Maugiron fragte nach ihrem Retter. Gui erzählte, was er wußte, und das war wenig. Sie dachten nun an ihre Sicherheit und ſuchten tiefer im Wald ein Dickicht, wo ſie ſich in einem Zuſtande großer Erſchöpfung niederlegten, und nach den heftigen Anſtrengungen einer durchkämpften und durchwachten Nacht, in einen tiefen Schlaf ſanken, der ſie in ſeinen Feſſeln gefangen hielt und faſt einem Zuſtande der Bewußtloſigkeit glich. Der Abend nahte ſchon, und noch immer ſchliefen die beiden Ermüdeten.

Gui erwachte zuerſt und fühlte zugleich einen ungemeinen Hunger und Durſt. Er richtete ſich auf und ſah ſich um. Alles war dunkel um ihn. Er fühlte nach Maugiron. Der ſchlief noch feſt. Stören mochte er ihn nicht, und ſo legte auch er ſich wieder auf das Moos, das ſie weicher dieſes Mal gebettet, als das weichſte Pfühl.

In dieſem Augenblicke dünkte es ihm, als rege ſich etwas in ſeiner Nähe. Er horchte genauer und glaubte keuchende Athemzüge zu vernehmen. Maugiron war es nicht; denn es kam von der andern Seite.

„Gui de Viele!" rief jetzt eine bekannte Stimme, „biſt du erwacht? — Siehe, ich bin dir nahe in den gefährlichſten Stunden deines Lebens!"

„Adelma!" rief freudig der Jüngling. „Lohne dir Gott deine Treue!"

„Stehe auf," ſagte ſie, „und wecke deinen Gefährten, denn es iſt Zeit, daß ihr eilet. Die Verfolger waren euch nahe genug."

„Die Verfolger?" fragte erſchrocken Gui.

„Ja doch," entgegnete die Alte. „Meinſt du denn, euere Flucht ſei ſo unbekannt in Rouen? Ich bin dort geweſen, um, wo möglich, dich zu retten — aber ich ſah dich nicht. Doch meiner Söhne einer ſagte mir, daß ihr, in Begleitung eines Fremden, glücklich entflohen."

„Ich eilte hierher, wohl wiſſend, welchen Weg ihr genommen — aber ich ſah euch nicht, auch den nicht, der euch rettete, ſo ſehr ich es gewünſcht. Endlich entdeckte ich euere Spur und fand euch; aber zu gleicher Zeit ſchallte auch der Ton vieler Stimmen vom

Ufer her. Ich ſchleiche hin und finde den greulichen Tavannes, der euch verfolgen will. — Er kennt mich und fürchtet mich, da ich ihm ſo Manches prophezeiht, was ihm nicht gefällt, und er forſcht mich aus. Ich erzählte ihm, meine Horde liege in dem Wald und ich weile ſchon den ganzen Tag über hier. Sogleich fragte er nach euch. Da habt Ihr einen Irrweg eingeſchlagen, Marquis, ſage ich ihm; denn ſeht, da drüben am rechten Seineufer liegt im Schilfe der Kahn, der ſie wahrſcheinlich rettete — deutlich anzeigend, in welcher Richtung Ihr ſie zu ſuchen habt. Die Augen des ſchlauen Fuchſes entdecken das Schifflein, und alſobald leuchtete ihm meine Weiſung ein. Sie ſetzen über und ſuchen euch nun dort. Daran mögt ihr ſehen, daß eueres Bleibens hier nicht länger iſt.“

Gui hatte der Alten mit ſteigendem Erſtaunen zugehört. Er weckte Maugiron; aber dieſer nahm Anſtand, ſich ihr anzuvertrauen. Gui verpfändete ſein Ehrenwort für die Alte, die ſich dadurch gewaltig geſchmeichelt fühlte, und da erſt folgte auch Maugiron der Führerin.

Ihr Weg ging durch Dickicht, über Stock und Stein. Die Alte humpelte ſchnell und unermüdet fürbaß; allein ſchon nach einer halbſtündigen Wanderung erklärte Maugiron, daß er nicht mehr weiter könne, weil er eine gänzliche Erſchlaffung und einen quälenden Hunger und Durſt fühle.

Die Alte lachte. „Da langet zu,“ rief ſie, und reichte ihnen ein rauhes Brod, das faſt ungenießbar war. Gui fühlte ſich gewiß in eben dem Zuſtande, wie Maugiron, allein er mochte nichts ſagen. Nun aber griff er haſtig nach der Brodrinde, die ihm die Alte reichte, und aß ſie mit einer Luſt, als wäre es die köſtlichſte Speiſe.

Adelma, die die Gegend genau kannte, ſchaffte auch Waſſer, und neu geſtärkt traten ſie dann wieder ihre Reiſe an. — Doch der ſonſt ſo heitere Maugiron, der in jedem Ungemache ſcherzen konnte, war einſilbig und düſter. Das Schickſal Reuens, der Tod Montgemmeri's, den er als gewiß vorausſetzte, ſchmerzte ihn tief.

Er äußerte dies gegen Gui, als dieſer nach dem Grunde ſeiner Verſtimmung gefragt hatte.

„Da habt Ihr wohl Urſache zu trauern,“ ſprach in ihrer gewohnten Art die Alte. „Adelma iſt dort geweſen und hat Greuel der Verwüſtung geſehen, vor der ihr ſchauderte.“

„Großer Gott!“ rief Maugiron erſchüttert aus, „das muß ſchrecklich geweſen ſein, wenn es ſelbſt ein Zigeunerherz zum Schaudern brachte!“

Die Alte ſchien es zu überhören, oder wollte es nicht hören. Sie ſchwieg.

Gui bat leiſe ſeinen Genoſſen, ſie nicht zu beleidigen. „Sie allein kann uns vor Irrwegen ſichern, uns retten, da wir von Feinden umgeben und des Wegs unkundig ſind. Thut es um meinetwillen, Maugiron,“ bat er. „Ich bin der Alten hoch verpflichtet.“

Maugiron lachte. „Meint Ihr denn, dieſes Zigeunervolk habe ſo feines Ehrgefühl wie Ihr?“ ſagte er lachend.

„Das will ich nicht unterſuchen,“ entgegnete Gui; „allein auch unter der dichten Erdkruſte liegt oft der Diamant, und warum wollt Ihr jeden Einzelnen verdammen, wenn ein Volk ſchlecht iſt?“

„Seid ruhig, Viole; Ihr nehmt warmen Antheil an der Alten; aber glaubt Ihr, daß ſie dort in Rouen, um menſchenfreundliche Zwecke zu erreichen, herum ſtrich oder um im Trüben leichter zu fiſchen?“ —

Adelma war weit voraus — ſie vernahm ihre Unterredung nicht. Jetzt blieb ſie ſtehen, um Athem zu ſchöpfen, und Gui mußte ſeine Vertheidigungsrede, die er eben ihr zu halten ſich anſchickte, unterdrücken.

„Glaubt mir,“ ſagte ſie, in ihrer frühern Erzählung fortfahrend, „daß euere Landsleute in Rouen grimmiger gewüthet als Barbaren. Ich ſah Säuglinge morden, Weiber und Jungfrauen ſchänden, Häuſer anzünden — Greiſe würgen — ich ſah — und mir lief's eiskalt über die Haut, einen Greis von hohem Alter und großem Verdienſte, den edlen Marlorat, am Galgen!“ —

„Marlorat!“ riefen in düſterm Schmerze Beide wie mit einer Stimme.

„Ja," fuhr Adelma fort, „ſo war es. Und was meint ihr, daß die Ernte dieſer Saat ſein wird?" —

„Du wirſt uns zuletzt eine politiſche Offenbarung geben wollen!" rief jetzt Maugiron; „laß das lieber und ſage uns, ob du den Hauptmann Montgommeri kennſt?"

„Den, der den König aufſpießte im Turnier?" — fragte ſie — „ja, den kenne ich — er vertheidigte die Stadt."

„Und weißt du, was aus ihm geworden?"

„Er iſt der Strafe entgangen, die den Hauptmann de Croſe traf." —

Maugiron erſtaunte über des Weibes Kenntniß; aber eine innige Freude erfüllte ſein Herz, da er Montgommeri gerettet wußte.

„Iſt es aber auch ſicher, du Alte," fragte er, „daß Montgommeri gerettet iſt?"

„Ich lüge nicht, Hauptmann," ſagte ſie unmuthig. „Es war mein eigener Sohn, mein eilfter ſage ich, der ihm durchhalf."

„Möge ihm der Hauptmann reichlich lohnen, da der Lohn des Himmels nicht hell klingt!" rief jetzt heiter werdend Maugiron aus — „wahrlich," ſetzte er hinzu, „du Alte haſt Verdienſte! Wer eilf wackere Söhne der Welt ſchenkte, die ſo tapfer die Gefallenen zu entkleiden wiſſen und mit den mitleidigſten Vögeln, den Raben, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen und mittlerweile Elſterntugenden üben — der verdient ein Denkmal!!"

„Ihr ſolltet des Alters nicht ſpotten, Hauptmann," ſprach jetzt ſcharf verweiſend die Alte. „Es iſt im mindeſten Betrachte nicht edel. An Anderes mag ich Euch nicht mahnen!"

„Nun, nun, Mütterchen, werde mir nicht gram! Sieh', ich biete die Hand zum Frieden, und will dir ſie ſogar mit ritterlicher Courtoiſie küſſen, wenn du es verlangſt. Auch gebe ich einem deiner Eilfe oder Allen die Erlaubniß, alles Geld, was ſie bei mir finden, wenn ich werde gefallen ſein, von Rechtswegen zu behalten!"

Die Alte konnte doch ein Lächeln nicht verbergen über den komiſchen Ausdruck des Hauptmanns, und der Friede war hergeſtellt.

Während Maugiron mit der Alten ſcherzte, ging Gui nachdenkend und ſtille neben ihm her. Er dachte an jenen Hauptmann de Croſe, den er in einem Ausfall als tapfern und menſchlichen Soldaten kennen und achten gelernt hatte. „Was ſollte ihm das Todesurtheil zugezogen haben?“ fragte er ſich ſelbſt und dann laut die alte Adelma.

„Ei,“ ſagte ſie, „wißt Ihr denn nicht, daß er auf Condé's Befehl Havre in der Engländer Hände lieferte? Dafür hat ihn der Connetable viertheilen laſſen.“

Zwiſchen den Freunden entſpann ſich nun ein lebhafter Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Todesurtheils über Croſe. Maugiron war empört über jene Handlung Condé's, er nannte ſie frei einen Verrath an Frankreich — ja er ſtellte den Herzog von Guiſe gegen Condé; der Frankreich von ſeinem Erbfeinde befreit hatte, und dieſer lieferte ihm einen Hafen von ſo großer Bedeutung aus, der die Seine beherrſchte und ihm den Weg in das Herz Frankreichs bahnte.

Der alten Adelma war nichts, was auf die jetzigen Verhältniſſe Einfluß hatte, unbedeutend. Sie horchte begierig auf die Streitenden. Doch wurde ihr Reden endlich zu laut und ſie mahnte an die nothwendige Klugheit in ihrer gegenwärtigen Lage, was die Beiden wohl einſahen und befolgten.

In gerader Linie hatten ſie ununterbrochen ihre Wanderung fortgeſetzt, denn Adelma wußte ſo geſchickt die beiden Männer in Zigeuner umzuwandeln, daß auch kein Auge ſie zu entdecken vermochte, und nach einer langwierigen und höchſt ermüdenden Fußreiſe erreichten ſie endlich Orleans, wo noch immer das hugenottiſche Heer ſtand, in gleicher Unthätigkeit wie früher. Es bedurfte eines Ereigniſſes wie die Eroberung und Zerſtörung von Rouen, und die Ankunft deutſcher Hilfsvölker unter den Befehlen des Herrn von Andelot, Coligni's Bruder, und des wackern Rodelshauſſen, um endlich neues Leben in dieſe todten Maſſen zu bringen und Energie in das erſchlaffte Weſen.

Condé und Coligni ſaßen vereint in ernſter Berathung über die zu thuenden Schritte, nachdem d'Andelot angekommen war. Die Ungewißheit über Rouens Schickſal lag ſchwer auf ihren Herzen. Noch war keine Kunde zu ihnen gelangt über deſſen Fall, und ſie ſchmeichelten ſich mit dem jetzt möglichen Entſatz, und beſprachen die ſchnelle Ausführung dieſes Plans eben, als man zwei Zigeuner meldete, die, wichtige Nachrichten von Rouen bringend, ſie nur dem Admiral oder Condé'n eröffnen wollten.

Sie wurden alſobald vorgelaſſen.

„Welche Kunde bringt Ihr?“ fragte Condé haſtig. „Kommt Ihr aus der Gegend von Rouen?“

„Aus Rouen ſelbſt,“ antwortete der Aeltere der beiden Zigeuner — „das in den Händen des Connetables iſt.“

„Das lügſt du, Hund!“ rief Condé, aufſpringend und auf ihn zueilend, „das iſt unmöglich, tapfere Männer vertheidigen die Stadt!“

„Glaubt diesmal dem Capitän Maugiron, den Ihr ja auch tapfer genannt, gnädigſter Herr, Rouen iſt in Feindes Hand!“

„Maugiron? Ihr?“

„Leider!“ ſagte der Hauptmann — „leider in ſchimpflicher Verkleidung und durch eine ans Wunderbare grenzende Rettung entgingen de Viole und ich, und wahrſcheinlich auch der tapfere Montgommeri, dem allgemeinen Blutbade — wollte Gott, ich wäre auf Rouens Wällen gefallen!“

Höchſt betroffen ſtanden beide Anführer der Hugenotten da. Sie trauten kaum ihren Ohren, als Maugiron nun das erzählte, wovon er Augenzeuge geweſen, und was er von Adelma, deren Wort doch in der letzten Zeit bedeutend an Zuverläſſigkeit bei ihm gewonnen, gehört hatte.

Den Admiral betrübte das Ereigniß tief — doch ertrug er es ſtill und männlich. Condé klagte bald, bald fluchte und ſchwur er, blutige Vergeltung an Paris zu üben, und Marlorat's und Croſe's Tod furchtbar zu rächen.

Coligni kannte ſein Temperament, das von einem Extreme zum andern ſprang, und ließ ihn gehen. Im Stillen erwog er den Stand der Dinge, und war nur in ſo fern mit Condé einig, daß es jetzt an der Zeit ſei, entſcheidend zu handeln.

Maugiron und Gui de Viole verloren nichts in den Augen der Anführer. Aus ihren Erzählungen und aus der langen Dauer der Belagerung ging es hervor, daß tapferer Widerſtand war geleiſtet worden.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr ins Lager der Hugenotten kam auch Montgommeri an und beſtätigte alle ihre Ausſagen aufs Getreueſte.

Freudig war das Wiederſehen der drei Freunde. Sie hatten ſich gegenſeitig für todt angeſehen und aufrichtig betrauert. —

Als die Nachrichten von Rouen im Heere der Hugenotten bekannt wurden, ſtieg die Erbitterung gegen die Katholiken furchtbar. Laut verlangte das Heer, endlich ins Feld geführt zu werden, und die Heerführer ſahen ſich genöthigt, dem Wunſche Gewährung zuzugeſtehen.

Coligni, den kein Ungemach beugen konnte, war unermüdet thätig zur Eröffnung des Feldzuges. Condé kümmerte ſich weniger darum. Sein Gemüth war noch immer in der größten Spannung; und ob auch Coligni ihn noch ſo ſehr bat, nicht des Connetables Grauſamkeit mit Gleichem zu vergelten, ſo vermochte er dennoch den Grimm des Prinzen nicht zu mäßigen über Marlorat's Mord, den er perſönlich ſehr hoch geſchätzt und Croſe's Blutgericht, der nur der Vollſtrecker der Befehle des Prinzen geweſen. Er ließ öffentlich als Wiedervergeltung den Parlamentsrath Jean Baptiſte Sapin, den er in Orleans gefangen hielt, und den ihm in die Hände gerathenen Abt von Gaſtines, Jean de Troyes, aufknüpfen.

Die Unternehmungen der Hugenotten waren überhaupt von unglücklichen Zufällen begleitet. Rouen war gefallen, nur Lyon und Orleans waren von den bedeutenden Städten Frankreichs noch in ihrer Gewalt. Die Engländer, mit denen Condé jenen unglückſeligen Vertrag geſchloſſen, und denen er Havre und Dieppe überlieferte, erfüllten ihre Verſprechungen nicht ſo, wie ſie geleiſtet und von Condé erwartet wurden. — Die Kriegsvölker, die Duras aus Guyenne heranführte, wurden von dem grauſamen Montluc geſchlagen und zerſtreut, und nur die Ueberreſte ſammelte Larochefoucauld und führte ſie gen Orleans.

Alle dieſe Mißgeſchicke waren aber nicht im Stande, Coligni's Heldenmuth und den der Seinen zu untergraben. — Höchſt erwünſcht waren daher die 8000 Deutſchen, die d'Andelot heranführte, obgleich auch ſie vielfach gelitten, und nur nach unbeſchreiblichen Mühſeligkeiten es ihnen gelang, Orleans zu erreichen.

Neuer Muth belebte das Heer, als die Nachricht des baldigen Aufbruches ſich zu verbreiten anfing. Jubel und Frohlocken war überall. Auch Gui und Maugiron, die nichts wünſchten als Krieg, um die Lorbeeren des Sieges zu ernten, ſahen es mit Freuden.

Das hugenottiſche Heer brach endlich auf und erſchien plötzlich vor den Thoren von Paris, wohin der Hof nach der Eroberung Rouens zurückgekehrt war. Allgemeiner Schrecken ergriff Paris, als es die Feinde vor ſeinen Thoren ſah. Der Hof zitterte, indem er die gerechte Rache der Hugenotten fürchtete und aus Condé's Handlungen ſchließen zu müſſen glaubte, was die Hugenotten thun würden, wenn Paris in ihre Hände fiele. Schnell knüpfte man Unterhandlungen an, die ſich in eine für die Hugenotten ſehr nachtheilige Länge zogen. — Der ſtrenge Winter trat indeſſen ein. Paris war ununterbrochen befeſtigt worden. Sechstauſend Spanier waren zum Heere des Hofes geſtoßen, und die Unterhandlungen zerſchlugen ſich endlich ganz.

Condé's Heer hatte viel gelitten. Er ſah ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich in die Normandie zu ziehen, um neue Kräfte zu ſammeln und die engliſchen Subſidien zu erzwingen.

Kaum aber war Condé von Paris abgezogen, als die bei weitem ſtärkere royaliſtiſche Armee ihm auf dem Fuße folgte.

XV.

Es war am 19. December, als beide Heere unweit der kleinen, aber alten Stadt Dreux, an den Ufern der Blaiſe, einander im Angeſichte ſtanden.

Coligni und Condé rechneten an dieſem Tag auf keinen Angriff; deſſenungeachtet ſtand ihr Heer ſchlagfertig.

Unvermuthet griffen die Feinde das Heer der Hugenotten an. Auf die Reiterei, die beſte Heeresabtheilung der Hugenotten, ſtürzten ſich die Feinde mit ſtürmiſcher Gewalt — aber mit Heldenmuth wurde der heftige erſte Angriff zurückgeſchlagen und die feindlichen Truppen geworfen.

„Drauf, Kinder!“ rief Mouvans freudig, „ſie fliehen!“

Gleich dem reißenden Waldſtrome ſtürzte ſich Mouvans' Regiment auf die Schweizer, die wie ihre Berge ſtanden und vom alten Connetable von Montmorenci ſelbſt befehligt wurden. Mörderiſch wütheten die Hugenotten in den Reihen der Schweizer, die endlich zu weichen begannen. Mouvans' Auge ſpähte nur nach dem Connetable — jetzt erblickte er ihn. Gui de Viole, der an ſeiner Seite kämpfte, erhielt ſchnell den Befehl, ſich enger an ihn anzuſchließen, und im ſauſenden Galopp ging's weiter — jetzt war der Connetable erreicht, von Gui's Reitern umzingelt.

„Ergebt Euch!“ ſchrie ihm grimmig Mouvans zu, indem er den Säbel über ſeinem Haupte ſchwang.

Der Connetable, wohl einſehend, daß er verloren ſei, ergab ſich an Mouvans und wurde von Gui zurückgeleitet, der alſobald wieder freudig mit ſeinen Leuten in das Treffen zurückkehrte. Condé hatte das Mitteltreffen des Feindes gänzlich geſchlagen, ſein Fußvolk zerſplittert — aber allzu hitzig im Verfolgen des Sieges, den er zu ſeinen Gunſten ſchon entſchieden glaubte, ſein Fußvolk ſelbſt entblößt.

Wie ein Tieger ſtürzte ſich Franz von Guiſe, dies bemerkend, mit ſeinen Gens'd'armes auf daſſelbe und ſchlug es in eine regelloſe Flucht. Saint-André warf ſich jetzt zwiſchen die hugenottiſche Reiterei, die noch das feindliche Fußvolk verfolgte, und die Fußvölker, unter denen Guiſe mähete mit unerhörter Wuth — und plötzlich ſah ſich Condé im Rücken angegriffen. Seine Reiterei war zerſtreut. Er mit Wenigen allein, ſein Pferd war ohnedem verwundet, konnte nicht Stand halten und wurde von dem Sohne des Connetables nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Der Royaliſten Jubelgeſchrei erfüllte die Luft; der Sieg ſchien ſich auf ihre Seite entſchieden neigen zu wollen.

Coligni, der nie größer war, als im Unglücke, ſammelte hinter einem Gehölze das flüchtige Fußvolk und ſetzte über die Blaiſe, von Neuem bei dem Dorfe Blainville das Heer des Hofs angreifend. Mouvans kämpfte noch immer muthig mit Saint-André und zog ſich kämpfend auf das Dorf zurück, wo Coligni ſich mit ihm vereinigte und ein neuer heftiger Kampf ſich entſpann, der hartnäckig bis in die Nacht dauerte. In dieſem Kampfe fiel Saint-André.

Mit Einbruch der Nacht zog ſich Coligni zurück. Der Sieg war unentſchieden, der Verluſt gleich groß auf beiden Seiten. Das Schlachtfeld war weithin mit Todten und Verwundeten bedeckt. Auch Gui lag ſchwer verwundet unter ſeinem Roſſe, das zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich verwundet worden war.

Die Nacht ſenkte ſich kalt über das Schlachtfeld herab, die ſchreckliche Lage der Schlachtopfer noch durch ihre Kälte vermehrend.

Auch die Royaliſten hatten ſich zurückgezogen und die Verwundeten ihrem Schickſal überlaſſen.

Hell und glänzend waren die Sterne heraufgezogen. Ein ſchneidender Oſtwind blies über das Schlachtfeld hin, wo der Tod in tauſend Geſtalten ſeine Opfer geſucht und gefunden, und gräßlich tönte das Wimmern und das Aechzen der Sterbenden und Verwundeten.

Haufenweiſe krochen ſie zuſammen, die Unglücklichen, Freunde und Feinde, und ſuchten Wärme in der ſchrecklichen Nachtkälte, und Mancher, für den noch Rettung möglich geweſen wäre, ſtarb einen gräßlichen Tod.

Gui lag beſinnungslos unter ſeinem Roß. Er war ſchwer verwundet. Nur einmal kam er zur Beſinnung, aber der Schmerz raubte ſie ihm bald wieder — denn ein feindlicher Säbel hatte einen furchtbaren Hieb über ſeinen Schädel geführt, und nur durch die Wendung der Klinge auf der Hirnſchale war er dem augenblicklichen Tod entgangen. Dadurch aber war gerade die Wunde fürchterlich groß und breit geworden. In dem Augenblicke der Beſinnung zog er die Decke ſeines Pferdes über die klaffende Wunde und fiel wieder in Ohnmacht, und den Jammer der Unglücklichen deckte der dunkle Schleier der Nacht, die ſich in anderer Weiſe auf Manchen für dieſes Leben herabſenkte.

XVI.

Eine ſehr wahre Bemerkung war es, die Maugiron einſt über das halbwilde, heimathloſe Volk der Zigeuner gemacht hatte — es folgte in den kriegeriſchen Zeiten, wie der Raben Schwärme, den Schlachtfeldern, um die Gefallenen zu berauben. Ihr ſeltſamer, durch finſtern Aberglauben gleichſam geheiligter Umgang mit den Menſchen, ihr herumſchwärmendes, regelloſes Beduinenleben weihte ſie bei ihrer Schlauheit in die tiefſten Geheimniſſe ein, machte ſie den Menſchen weniger, als die Menſchen und ihre Verhältniſſe ihnen bekannt, und ſo hielten ſie gewöhnlich auf des Todes Erntefeld eine Aehrenleſe, die ihrer Arbeitſcheu und Trägheit oft auf lange Zeit hinaus Vorſchub leiſtete. Hauptſächlich im ſüdlichen Frankreich und in den baskiſchen Provinzen ſich aufhaltend, durchzogen ſie von da ganz Frankreich und kehrten mit reicher Beute in ihre pyrenäiſchen Schlupfwinkel zurück. Adelma's Horde, eine der muthigſten und ſtärkſten, die damals Frankreich durchzogen, folgte in ruhiger Ferne dem Heere der Hugenotten. Lüſtern nach Beute, harrten Alle einer Schlacht. Die Alte allein verwünſchte ſie. Menſchlicheren, ja edleren Gefühlen hatte einſt das leidende Herz des Mädchens auf Saint-Flour ſich geöffnet, wo die vollendete Weiblichkeit mit dem hohen Reichthume der ſanfteſten und reinſten Tugenden und Gefühle in Gui's Mutter als Vorbild ihr leuchtete. Und der Nachklang dieſes reinen Tones klang, wenn auch nicht ununterbrochen — doch ſtark durch ihr ganzes Leben fort. Sie allein dachte mit Schrecken an eine Schlacht, in welcher Gui, ihr Liebling, ihrer Wohlthäterin Sohn — der Sohn des Mannes, den einſt ihr Herz mit aller ſüdlichen Gluth geliebt, Schaden nehmen konnte. Sie hatte von den Anhöhen von Montfort die Schlacht beobachtet. Kaum ſah ſie das Zurückziehen der Heere, kaum fiel der ſchwarze Schleier der Nacht über das ſchreckliche Gemälde — da brach die Horde auf und nahte ſich durch das Gehölze, das ſich von den Anhöhen von Montfort bis Blainville und zu dem Ufer der Blaiſe herabzog, dem Schlachtfeld, um die Beute zu ſammeln.

Mit einer Fackel in der Hand eilte ſie über das Schlachtfeld. Eine bange Ahnung ſchnürte ihre Bruſt ſo feſt zuſammen, daß ſie faſt nicht athmen konnte, und doch mußte ſie dem unbegreiflichen innern Drange folgen und eines ihrer Todtenlieder halblaut ſingen. Schauerlich klang die düſtre ſchwermüthige Melodie, langſam und abgemeſſen geſungen, von der häßlichen Stimme der Alten. Sie achtete nicht auf das Treiben der Leute ihrer Horde. Sie beleuchtete jeden Todten, jeden Verwundeten, und irrte ſo in allen Richtungen über das Schlachtfeld. Schon zu verſchiedenen Malen war ſie an der Stelle vorübergegangen, wo der unglückliche Gui lag, und hatte ihn nicht entdeckt. Jetzt kam ſie zum dritten Male dahin und zog die Decke hinweg, die über ſeinem Haupte lag — und — erkannte ihn. Einen lauten Jammerſchrei ſtieß ſie aus und warf ſich dann jammernd über den Jüngling hin. Einige Leute ihrer Horde eilten herzu, meinend, es ſei der, von Allen geehrten, Aeltermutter etwas Schlimmes zugeſtoßen. Staunend ſahen ſie ihren Schmerz. Es koſtete ſie Mühe, die Alte von dem Körper zu trennen. Sie unterſuchten ihn, und einer ſagte dann: „Beſinnt Euch, Mutter, der, um den Ihr trauert, iſt nicht todt. Zwar iſt er ſchwer verwundet, faſt iſt ſein Kopf geſpalten; laßt uns ihn verbinden.“

Die Alte wurde ruhiger. Sie unterſuchte ſelbſt den Jüngling. Matt ſchlugen die Pulſe — er lebte noch. Sie ließ ihn aufheben, ließ ihm etwas Wein einflößen, ihn ſchnell verbinden, ſo gut es möglich war, und lud ihn dann den beiden Männern auf.

Sie wanderten nun über das Schlachtfeld hin, durch die Blaiſe, an der Stelle, wo eine Fuhrt den Durchgang möglich machte, und kamen nach langer Wanderung bei ihren Zelten an, die bei Montfort im Walde waren.

Dort angelangt, wurde Gui in der Nähe des Feuers ſo gut gebettet, als es möglich war, und nun von der Kunſt, deren Mutter Noth und Natur war, verbunden. Der Aeltermutter ſtanden einige Mädchen, ihre Urenkelinnen, mit ſorglicher Treue bei, indeß die Männer in fliegender Eile zu dem Schlachtfelde zurückkehrten.

Den angeſtrengteſten Bemühungen der Alten gelang es, den Verwundeten ins Leben zurückzurufen. Matt ſchlug er — aber erſt gegen Morgen, das Auge auf, und erkannte bald die Alte.

Sie jubelte, als ſie es ſah, daß er ins Leben zurückgekehrt ſei.

„Siehſt du, Gui,“ ſagte ſie freudig, „die alte Adelma hält ihr Wort. Sie iſt dir nahe in den ſchwerſten Stunden deines Lebens. O Dank dem Himmel, daß ſie es kann!“

Gui drückte matt ihre Hand und deutete nach Oben.

„Nein, du ſtirbſt nicht!“ rief ſie aus, „du darfſt nicht ſterben. Deine Bahn iſt noch nicht am Ziele!“

Er ſchloß ſein Auge wieder. Die Mädchen ſorgten für ſtärkende Brühen, die Adelma ihm einflößte, und ſo ſchlummerte er wieder ein.

Ein allgemeiner Unwille war indeß bei dem männlichen Theile der Horde rege geworden, als ſie die Anweſenheit eines Verwundeten vernahmen, den Adelma unter ihre Obhut genommen.

Ihr Sohn, der Hauptmann der Horde, machte ihr die bitterſten Vorwürfe.

„Undankbarer!“ rief ſie, „du biſt nicht werth, daß dich deine Mutter unter dem Herzen trug. Des Jünglings Mutter rettete mich vom Wahnſinn und Tod, und du willſt, daß ich ihr Kind dem Tode preis gebe!“

Er ſchwieg beſchämt. Dann ſagte er: „Wie willſt du ihn fortbringen? — Wir müſſen ſchnell nach der Dauphiné aufbrechen und ſo zwiſchen beiden Heeren hindurch ziehen; denn dort links ſteht das Heer Guiſe's, und Coligni zog ſich nach der Normandie zurück. Die Beute iſt ungeheuer, die wir gemacht. Wie wollen wir ſie fortbringen und den Verwundeten dazu — da hier keine Sicherheit für uns iſt?“

„So ziehet hin und laßt mich hier bei ihm!“ ſagte Adelma bitter, und bei dieſen Worten war ein Blick, in dem ſich Verachtung und Vorwurf ausſprach.

Der Zigeuner ging ſtille hinweg. erſt außerhalb des Zeltes wagte er es, murmelnd ſeinem Herzen Luſt zu machen; allein er hatte den Muth verloren, weiter zu proteſtiren. „Flechtet eine Bahre von Reiſern,“ befahl er zwei Jünglingen, die alsbald gehorchend ans Werk gingen.

Eilig wurden die Zelten abgebrochen, die Beute aufgepackt und Alles machte ſich reiſefertig.

Der Hauptmann trat nun mit den Jünglingen und der Bahre zu Adelma. Ausgeſöhnt durch ihres Wunſches Erfüllung, ſah ſie jetzt wieder freundlich auf ihren Sohn; ehe noch eine halbe Stunde verfloſſen war, ſuchte man umſonſt eine Spur von den wandernden Söhnen der Wüſte.

Ein Eilbote Guiſe's brachte eine Siegesnachricht im vollen Sinne des Wortes nach Paris. „Condé iſt gefangen, die Hugenotten vernichtet!“ ſchrie jubelnd der fanatiſche Pöbel der Hauptſtadt. Das Geläute aller Glocken verkündete den Sieg der trunkenen Stadt, und Tauſende ſtrömten zum hohen Portale von Notre-Dame hinein, ein Te Deum zu ſingen für den Sieg über die gemordeten Brüder.

In ſeinem einſamen Gemache ſaß an einem Folianten der Meiſter Acevedo und las eifrig. Der ſchöne, bleiche Knabe Gabriel ſaß, das Köpfchen in die Hand geſtützt, an einem Fenſter, und ſchien trübe Erinnerungen an der Seele vorüberziehen zu laſſen, denn das klare, ſchöne Auge ſchwamm in Thränen. Da ſchlug der Ton des Geläutes an ſein Ohr.

„Hört,“ rief er plötzlich aufſpringend — „alle Glocken läuten, was bedeutet das?!“

Acevedo horchte. Er faltete dann ſeine Hände und rief ſchmerzvoll: „O Gott, das iſt die Siegesfreude Frankreichs auf dem Grabe ſeiner Kinder!“

Ein kalter Schauer rieſelte durch ſeine Gebeine und es ſchüttelte ihn wie Fieberfroſt.

Gabriel ſtürzte herzu. Angſtvoll fragte er: „Was iſt Euch?“

„Kind,“ ſagte der Alte, „du haſt einen Vater im Gefängniß — wie wäre dir's, wenn du hörteſt, die Gefangenen werden gerichtet, oder ſie ſind es wirklich?“

Gabriel erbleichte. „Großer Gott, es wäre ſchrecklich!“

„Siehe, ſo iſt es mir, „fuhr Acevedo fort. „Dort haben Menſchen gefochten, die mir — unendlich theuer ſind. Leben ſie noch? Wer kann mir Gewißheit geben?“

„Ach,“ ſagte Gabriel, „Ihr leſet ja in den Sternen — fraget ſie!“

Acevedo ſeufzte tief. „Ach,“ ſagte er dann, „der Tag iſt noch ſo lang — und es iſt eine ſchwere Aufgabe, das eigne Geſchick zu erforſchen!“

Er ſtand auf, denn eine peinliche Angſt und Unruhe verfolgte ihn.

Da klopfte es leiſe an der Thüre des Gemaches. Schnell öffnete Acevedo. Eine Hand reichte einen Zettel herein und zog dann die Thüre ſchnell zu, ſo daß der Alte es nicht einmal ſehen konnte, wer es geweſen.

Haſtig trat er zum Fenſter und las.

Darauf trat er zum Kamin und warf den Zettel hinein — aber ſeiner Stirne tiefe Falten glätteten ſich nicht.

Schweigend verließ er das Gemach.

Gabriel legte die Hand auf's Herz. Er iſt ſo gut, ſagte er leiſe, und leidet doch auch ſo viel, der Arme, und die Welt muß ihm viel genommen haben. Ach, mein Vater! mein — — Gui! ſeufzte er und ſank wieder in ſeine Träumereien zurück.

Zur Königin begab ſich der Meiſter.

„Kommt Ihr, mir Glück zu wünſchen, Acevedo?“ — fragte mit triumphirendem Lächeln Katharina.

„Nein,“ ſprach feſt Acevedo — „denn anders iſt das Loos gefallen.“

„Wie?“ rief die Königin, „Ihr wolltet an dem Siege zweifeln, den Paris mit Jubel verkündet? — Ihr?“ —

„Ich,“ ſagte, ſich gleichbleibend, Acevedo. „Zwar noch hörte ich nichts von der Botſchaft, die Ihr wahrſcheinlich von dem Herzoge werdet erhalten haben; allein mag er Eurer Majeſtät melden, was er will — die Sternenſchrift lügt nicht.“

„Und was meldet ſie?“ fragte halb enttäuſcht Katharina.

„Condé iſt in Eurer Gewalt — Montmorenci in der Coligni's. Saint-André hat ſein Geſchick erreicht, wie ich Euch verkündigt — aber es fehlen ſieben Tauſende in dem Heere Guiſe's!“ —

Katharina ſtarrte ihn an. „So lügt der Siegesbericht; das iſt kein Sieg Guiſe's — obwohl es ein Sieg für mich iſt.“ —

„Wohl,“ ſprach Acevedo, „denn Saint-André iſt nicht mehr, und der, der Euch — vergebt, Majeſtät, daß meine Zunge das Gräßliche ausſpricht, — der an Eure geheiligte Perſon frevelnd ſeine Hand legen wollte, Euch in der Seine erſäufen zu wollen ausſprach — er folgt bald ſeinem Bundesgenoſſen. Alſo ſpricht der Sterne Wort.“

Katharina's Züge nahmen einen erſchütternden Ausdruck an. Alle Leidenſchaften, deren ihr Herz fähig war, ſtanden leſerlich darauf geſchrieben. Krampfhaft bebte und zuckte ihre Lippe — aber ſie ſchwieg. Sie verſtand den Aſtrologen, der ſo kalt, ſo ruhig daſtand, als ob tiefer Frieden in ſeinem Innern ſei. — Der

Aufruhr ihres Innern ging vorüber. Sie wandte ſich lächelnd zu Acevedo: „Und wie wird es dann werden?“ —

„Katharina wird Frankreich beherrſchen,“ ſagte Acevedo. „Euer eignes Herz beſtimmt das Wie!“

Eine Glorie verbreitete ſich bei dieſem Gedanken über Katharina's Züge.

„Was wiſſet Ihr von Condé's Geſchick?“ — fragte ſie darauf.

„Eure Majeſtät vergißt es nicht, wie nahe ihr Condé ſteht. Ihr vergebt ihm den Fehler der Uebereilung, zu dem ihn Parteihaß trieb.“ —

„Und wenn ich ihn nun hinrichten ließe, weil er Havre an Eliſabeth verrieth?“ fragte mit höhnendem Stolze die Königin.

„Der Herr leitet wie Waſſerbäche der Könige Herzen,“ ſagte Acevedo, „Condé fällt nicht durch Eure Hand!“ —

„Was trieb Euch dann aber zu mir?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Die Bitte, daß Ihr mir es geſtatten wolltet, in das Lager Guiſe's zu gehen, um Euch ſichere Kunde zu bringen!“

„Es ſei, Acevedo!“ rief ſie aus; „doch ſeid klug. Ich lohne königlich, vergeſſet es nicht.“

Acevedo's Miene verzog ſich ſpöttiſch. Er entfernte ſich ſchnell.

Er ging zu Gabriel. „Kind,“ ſagte er, „bleibe du hier — doch nein, du magſt mich begleiten! — Mein Herz will Ruhe und Frieden!“

„Und wohin führt unſer Weg?“

„Weit, mein Sohn,“ ſagte Acevedo. „Du möchteſt hier nicht ſicher ſein; denn ich werde längere Zeit weilen in der Ferne.“

XVII.

Und weit und immer weiter hinab nach der Auvergne und Dauphiné zogen die Zigeuner und in ihrem Gefolge der immer gefährlicher erkrankende Gui.

Die alte Adelma verließ ihn nicht mehr. Wäre Gui eines ihrer Kinder geweſen, größere Liebe hätte das Mutterherz nicht üben können.

Alle Sorgfalt ſchien indeſſen fruchtlos bleiben zu wollen. Das Reiſen in dieſer Jahreszeit war dem Leidenden ſehr nachtheilig, und doch traute die Horde nicht, ſich lang aufzuhalten. Der Unwille über des Kranken Anweſenheit wuchs mit jedem Tag. Adelma ſelbſt befürchtete zuletzt eine Frevelthat. Und ſo faßte ſie den Entſchluß, den Jüngling zu Rabaud und Salers zu bringen. Wer malt aber die Freude und den Schrecken der treuen Freunde, als der geliebte Jüngling jetzt plötzlich wieder zurückkehrte in die ſtille Hütte und — dem Tode nahe war? —

Sie boten Alles auf, ſie wetteiferten mit einander, mit Adelma, die noch weilte bei dem Liebling. Ihren vereinten Anſtrengungen gelang es, ihn in einen beſſern Zuſtand zu bringen. Der Wundarzt von Grenoble, den Rabaud holte, ſprach von zweifelhafter Hoffnung, weil die Wunde ſehr verſäumt und gefährlich geworden ſei.

Als Gui zum erſten Mal aus der todtähnlichen Bewußtloſigkeit erwachte und Rabaud und Salers ſah und die bekannten Räume der Hütte — da ſchien es ihm Fiebertraum, und nur ſchwer überzeugte er ſich von der Wirklichkeit des Verhältniſſes. Seine Leiden waren groß, und weit hinaus ſchob ſich die immer noch ungewiſſe Wiedergeneſung.

Die Nachtheile der Schlacht von Dreux zu verhüten, vereinigte ſich Coligni mit den Engländern in der Normandie. Seinem Bruder d'Andelot trug er die Vertheidigung des wichtigen Platzes Orleans auf, und dieſer warf ſich mit einer nicht unbeträchtlichen Macht hinein. Mouvans und du Pleſſis waren mit ihren Regimentern bei dieſer Heeresabtheilung. Beide und der Dritte im Bunde, der wackere Maugiron, waren höchſt betrübt über den

Verluſt Gui's de Saint-Fleur. Keiner von ihnen hatte ihn fallen ſehen — darum deutete ihnen ſein räthſelhaftes Verſchwinden auf nichts Anderes, als Gefangenſchaft.

Mouvans war unerſchöpflich im Lobe ſeiner Tapferkeit, die er an ſeiner Seite bewieſen, und um ſo mehr bedauerte man ſeinen Verluſt. Doch beruhigten ſie ſich ſchneller — da ſie als Gefangnen wohl — aber ihn doch ſicher wußten und die Hoffnung hegten, ihn wieder zu ſehen.

Anders ſollte es ſich nach kurzem Zwiſchenraume geſtalten.

Kaum war d'Andelot in Orleans eingezogen, als Franz von Guiſe, nun alleiniger Befehlshaber des Heeres, vor Orleans erſchien, um die Belagerung mit allem Eifer zu beginnen; zu Schloß Cornée hatte er ſein Hauptquartier, und von hier aus leitete er die Belagerung der Stadt, die d'Andelot mit ritterlicher Tapferkeit vertheidigte.

Von Guiſe's Treiben zu Schloß Cornée ſprach man im Heere viel Seltſames und Ungereimtes. Ein geheimnißvoller Menſch, ein Sterndeuter, hielt ſich bei ihm auf, ſagte man laut, und er habe ihn eingeweiht in die Geheimniſſe dieſer unſeligen Kunſt. Es war nichts Unwahres, was man ſprach. Seit einiger Zeit war Acevedo bei Guiſe, und manche Stunde der Nacht brachte er bei dem weiſen Meiſter zu. Acevedo hatte ſich ganz ſeines Vertrauens bemeiſtert.

Eines Abends, wo ſie wieder in ihre tiefſinnigen Betrachtungen ſich vertieft hatten, ſprach Guiſe den ſchon oft berührten Wunſch aus, einige Zeilen in des Connetables Hände zu ſpielen, der von d'Andelot in Orleans gefangen gehalten wurde. Was er ſchon einigemal abgelehnt, nahm dieſes Mal der Meiſter auf.

„Ich will es übernehmen," ſagte er, „ſchickt mir den Knaben hier, und ſchon morgen bin ich in Orleans."

„Wie aber wollt Ihr das vollbringen?" fragte der Herzog.

„Dafür laßt mich ſorgen," entgegnete der Aſtrolog. „Ich habe in Orleans gelebt, als der Hof ſich dort aufhielt, und weiß Wege, die vielleicht Hunderten in Orleans fremd ſind."

Der Herzog war froh, dies zu vernehmen, und ſchon mit der einbrechenden Nacht trat Acevedo ſeine gefahrvolle Wanderung an.

Nach Orleans zu kommen, wo er wußte, daß du Pleſſis war, hatte Acevedo lebhaft gewünſcht; allein ſeine Klugheit ließ es nicht zu, dem Wunſche des mißtrauiſchen Herzogs ſchnell zu begegnen. Jetzt endlich ſah er ſich am Ziele, und leicht gelang es ihm, der ſo genau hier bekannt war, in die Stadt zu kommen.

Der edle du Pleſſis ſaß allein in ſeinem Gemach und dachte den unglücklichen Folgen der Schlacht von Dreux nach, als ſeine Thüre ſich öffnete und, in einen langen und weiten Mantel gehüllt, ein Mann hereintrat, den er im erſten Augenblicke nicht erkannte; als er aber den Mantel abwarf, flog Acevedo an ſeine Bruſt. Sie hatten ſich lange nicht geſehen, darum war er innig und freudig, der Empfang.

„Bringſt du mir Kunde von Gui?“ fragte du Pleſſis den Freund, und in dem Worte ſprach ſich der herzliche Antheil aus, den er an dem Jünglinge nahm.

Acevedo erſchrak. „Gui?“ fragte er gedehnt — „von dir erwartete ich ſie!“ —

„Großer Gott!“ rief, von banger Ahnung bewegt, du Pleſſis — „iſt er nicht unter den Gefangenen?“

Acevedo ſtützte ſich auf die Lehne des Stuhles. Seine Kniee wankten.

„Ich habe ſie Alle geſehen, ich habe alle Verwundete geſehen, alle Todte auf dem Schlachtfelde betrachtet mit angſterfülltem Herzen, aber ich ſah ihn nicht!“ Das ſprach er mit zitternder Stimme.

Da faltete du Pleſſis die Hände.

„So weiß Gott allein, wo er iſt und was ihn traf,“ ſagte er bewegt, „denn er verſchwand im Gefechte, nachdem er heldenmüthig an Mouvans' Seite gekämpft und mit ihm den Connetable zum Gefangenen gemacht; und erſt, als die Nacht kam, denn früher verließ er nicht ſeinen Oberſten, ſeinen Freund Maugiron, verſchwand er.“

„O mein Sohn, mein Sohn!“ rief herzzerreißend Acevedo,

„ſo fand ich dich, um dir unbekannt zu bleiben und dich wieder zu verlieren!“

„Sei Mann, Viele,“ ſprach Pleſſis, eine Thräne zerdrückend, und ſchloß den Freund an ſeine Bruſt. — „Gerade das Räthſelhafte ſeines gänzlichen Verſchwindens gibt einen Schimmer von Hoffnung.“

Aber es war umſonſt, den Greis zu tröſten. Tief und erſchütternd war der Schmerz. Er verließ das Gemach du Pleſſis' nicht und hing ganz ſeinem Schmerze nach, der durch den Vorwurf, daß er ſich dem Jünglinge nicht zu erkennen gegeben, unendlich geſteigert wurde.

Am andern Tage gewahrten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager. Alle waren eines Angriffes gewärtig — aber er erfolgte nicht. Erſt in der Nacht löſte ſich das Räthſel gräßlich durch Kundſchaften.

An dem mildklaren Februartage war Herzog Franz von Guiſe aus dem Lager vor Orleans nach ſeinem Quartiere, dem Schloſſe Cornee, geritten. In Mitten des Weges lauerte auf ihn des Meuchelmörders frevleriſche Hand. Poltrot de Meray war es, der, von fanatiſchem Eifer erfüllt, ſcheinbar zu den Katholiken ſich hingeneigt und, um die Mordthat an dem gefährlichſten Gegner ſeines Glaubens zu verüben, zu dem Heere der Katholiken übergegangen war. Er erſah den günſtigen Augenblick, wo der Herzog, von einer Anhöhe ſich umzuſchauen, ſein Roß anhielt, und traf mit tödtlichem Blei Guiſe's Bruſt ſo ſicher, daß er wenige Tage darauf ſeinen Geiſt aufgab.

Dieſe Nachricht weckte den unglücklichen Acevedo aus ſeiner Lethargie.

„Lebe wohl!“ ſprach er zu du Pleſſis, „ich muß zurück ins Lager, noch eine Pflicht zu erfüllen — zurück nach Paris. Ich fühle, der mürbe Bau dieſer Hülle bricht bald und der Bewohner kehrt zum Lande des Friedens heim.“

Trauernd entließ ihn der Freund, nachdem er Alles verſucht, ihn zum Bleiben in Orleans zu bereden.

Acevedo kehrte ins Lager zurück, wo Gabriel in unſäglicher Angſt ſeiner geharret.

Er ſah des Mannes tiefen Schmerz und forſchte liebevoll.

„Ach," ſagte er, „ich habe das letzte Erdengut verloren — ich bin ein Fremdling hier!"

„Laß uns nach Paris zurückkehren," ſagte er zu Gabriel, und ſo verließen ſie das Lager.

So weit entfernt auch eine Ausgleichung der Parteien zu ſein ſchien; ja ob ſie gleich nach den Begebniſſen der letzten Zeit, ſelbſt jenſeits der Grenzen der Möglichkeit zu liegen ſchien, ſo war ſie doch näher, als man dachte, und Condé, der ſich den Reizen des üppigen Hoflebens hingegeben, bot die Hand dazu dar. In Orleans wurden die Verhandlungen angeknüpft und nahmen einen ſo günſtigen Fortgang, daß ſie bald ihr Ende erreichten und von beiden Parteien beſtätigt wurden. Die Vergünſtigungen, die Katharina, die ſich nun von zweien ihrer gefährlichſten Feinde befreit ſah, den Proteſtanten zugeſtand, beruhigten dieſe, und gerne boten ſie ihre Hand zur Befreiung von Havre, das noch immer in den Händen der Engländer war. Nur der edle Admiral und ſein Bruder waren unzufrieden mit Condé's Handlungen. Sie zogen ſich von der Unternehmung gegen Havre aus edlen Beweggründen zurück. Aufrichtig meinte es Katharina von Medicis nicht. Es galt ihr nur für den Augenblick Ruhe zu gewinnen. Andere Pläne bewegten ihre Seele. Sie fürchtete Condé's Theilnahme an der Regierung, da er nach dem Tode des Königs von Navarra, ſeines Bruders, Anſprüche zu haben ſchien. Klug berechnend die Umſtände, ließ ſie durch das Parlament von Rouen Carl den Neunten in ſeinem vierzehnten Jahre mündig erklären. Die größten Wünſche waren ihr erfüllt. Ihr Herz frohlockte, und Acevedo, der ſo hoch in ihrer Achtung, als ſie niedrig in der ſeinigen ſtand, wagte es zum erſten Male, für Arbeque's Befreiung zu wirken. So erſtaunt auch Katharina über dieſe Bitte war, ſie ſchien nicht abgeneigt, ſie zu gewähren, da Acevedo ihr das Vortheilhafte dieſer Handlung der Milde ins klarſte Licht ſetzte.

Aber dieſer Wunſch ſollte ihm nicht erfüllt werden.

Arbeque, durch vielfache Leiden aufgerieben, kränkelte im Gefängniß, und ſein Zuſtand ließ eine baldige Auflöſung erwarten.

Acevedo, der dies erfuhr, wußte ſich die Erlaubniß, ihn zu ſehen, unter der Verſprechung zu erwirken, ihn zum Katholizismus bekehren zu wollen.

Arbeque wußte ſeine Gabriele ſicher bei dem menſchenfreundlichen Manne, den er nicht kannte. Acevedo hatte ſich Gelegenheit zu verſchaffen gewußt, ihm dieſen Troſt ſchriftlich zu bringen.

Jezt eilte er mit der troſtloſen Gabriele zu dem Vater, der ſeiner Auflöſung mit ſchnellen Schritten entgegen ging.

Erſchütternd war der Augenblick, da Gabriele an des Vaters Bruſt lag — keiner Beſchreibung fähig. Schmerzlich ergriff ſie den edlen Acevedo, deſſen Herz gebrochen war. Dieſes Wiederſehen griff den Kranken ſo heftig an, daß er dem Tode näher kam, als es vielleicht andern Falls jezt noch geſchehen wäre.

Gabriele verließ ihn nicht wieder, und Acevedo kehrte oft zu ihm zurück. Der Hof trat indeſſen jene für die Proteſtanten unheilvolle Reiſe durch Frankreich an, die das Edict von Rouſſillon gebar, das dem kaum geſchloſſenen Frieden den Todesſtoß zu geben verhieß.

Acevedo, den Katharina ſo gerne bei ſich gehabt hätte, blieb in Paris zurück, ſeine wankende Geſundheit vorſchützend, eigentlich aber nur um bei Gabrielen zu bleiben, wenn der Tod den Vater von ihrem Herzen riſſe.

Still und trübe floſſen nun ſeine Tage dahin. Sein Auge blickte oft in den ſtillen Abendſtunden ſehnſüchtig hinauf zu der Geſtirne Bahnen. Dort, im Lande des Friedens, war ſein Alles, dieſe Welt bot ihm nichts mehr. Nur die Sorge um Gabriele, die ſeinem Herzen theuer geworden war, gab ſeinem Leben Reiz, und der Gedanke, d'Arbeque's Haß in Liebe zu verwandeln, Verſöhnung zwiſchen ihm und ſich zu ſtiften, beſeelte ihn.

So wandelte er denn auch einſt wieder zu dem Leidenden. Weinend empfing ihn Gabriele. Er ahnete, was ihr Herz bewege, und ein Blick auf d'Arbeque zeigte ihm, wie nahe die Scheideſtunde ſei.

Der leidende Greis faßte ſeine Hand.

„Ich fühle es,“ ſprach er matt, „mein Stündlein iſt nahe. Ach, ich wollte gerne die Welt verlaſſen, — aber Gabriele iſt hilflos.“ —

„Nein, das iſt ſie bei Gott nicht,“ rief Acevedo — „ſie iſt meinem Herzen theuer, und ſie ſoll mein Kind ſein, wenn Ihr ſterbet.“

Da verklärte ſich d'Arbeque's Geſicht.

„Lohne es Euch Gott, was Ihr an meiner Verlaſſenen thut!“ ſagte er; „Gabriele ſagte mir, wie Ihr ſie beſchützt, wie Ihr liebevoll für ſie geſorgt, und das gibt mir die Hoffnung, daß Ihr ſie nicht verlaſſen werdet!“

Acevedo hob ſeine Hand empor. „Bei Gott und ſeiner Gnade, die ich hoffe, ſchwöre ich es Euch, ſie ſoll mein Kind ſein!“

Da drückte krampfhaft der Kranke ſeine Hand.

„Gott ſegne Euch!“ ſagte er mit tiefer Rührung. „Ihr hebt eine Laſt von meinem Herzen; ach! ſie war ſo ſchwer, und friedlich kann ich ſterben.“

Da ergriff's mächtig das Herz Acevedo's. — „d'Arbeque!“ rief er, „du ſtehſt nahe an der Pforte des Grabs, auch mir iſt ſie ferne nicht — Der Schleier falle — ich bin Viole de Saint-Fleur!“ —

d'Arbeque richtete ſich auf. Er zitterte heftig. „Du?“ fragte er, und ſein Auge ruhte forſchend auf de Viole. „Du, de Viole?“ wiederholte er, aber nicht der Haß, den er ſonſt gefühlt, erfüllte ſein Herz.

„Und deinen Sohn habe ich fortgeſtoßen, als er mein Leben gerettet und Gabrielen, und ihre Herzen, die ſich liebten, habe ich auseinander geriſſen — und du willſt Vater meines Kindes ſein?

Kannſt du mir vergeben, du Edler? O," rief er, „gib mir deine Hand!" —

de Viole zitterte. Er reichte ihm ſeine Hand.

Gabriele kam herein. „Kind," rief der Vater, „komm' — ſieh', ich ſcheide freudig, denn Friede iſt zwiſchen uns — er iſt dein Vater, mein Freund! O, komm' an mein Herz!"

Da lagen ſie an ſeiner Bruſt, und das ſelige Gefühl der Verſöhnung zog durch Viole's Bruſt. —

Als er ſich aufrichtete — ſah er d'Arbeque's bleiche Züge — er ſank zurück auf's Lager, er war nicht mehr!

Und ohnmächtig ſank Gabriele in Viole's Arme.

Er brachte ſie nach dem Louvre vermittelſt einer Sänfte. Still ließ er d'Arbeque beſtatten.

Gabrielen's Schmerz war namenlos. Viole (wie wir ihn jetzt nennen wollen) verließ ſie nicht. Sein Herz fand Frieden bei Gabrielen's Schmerz, und ſie Troſt bei ihm. — Sie hatten ja Beide Alles verloren, und nur noch ſich ſelbſt. Aber lange, lange dauerte es, bis die Zeit Gabrielen's Schmerz milderte, bis ſie im kindlichen Vertrauen dem, der jetzt ihr Vater, ihres Gui's Vater war, alle jene Begebenheiten, ſo weit es die jungfräuliche Scham zuließ, vertrauen konnte, die d'Arbeque berührt hatte, und die Viole unbekannt waren. Auch er fand Beruhigung in der Mittheilung ſeines Geſchicks; aber er verſchwieg Gabrielen den wahrſcheinlichen Tod Gui's. Muthig und ſtark trug ihn der edle Mann. Er erkannte es, daß dieſe Mittheilung ihr Herz ganz brechen würde; aber er weihte ſie ein in ſeine Geheimniſſe, und höher achtete ſie ihn noch und inniger, da ſie die erhabenen Zwecke ſeines Wirkens erkannte.

XVIII.

Den harten, ſchweren Kampf des jungen, unverwüſteten, kräftigen Lebens gegen des Todes Gewalt kämpfte Gui lange Zeit. Eine gefährliche Krankheit geſellte ſich zu ſeinem Wundfieber und dem Schmerze ſeiner Wunden. Lange blieb dieſer Kampf unentſchieden. Alle Anſtrengungen der Heilkunſt blieben fruchtlos lange Zeit. Endlich, als des Frühlinges mildes Wehen neues Leben der Natur einhauchte, und friſche Kraft durch alle Pulſe der Schöpfung wallte, da auch wurde des Jünglings Zuſtand beſſer, und ſeine kräftige Natur entwand ſich den Feſſeln des Todes.

Aber ſeine Kräfte kehrten nur ſehr langſam wieder. Es vergingen Monate, ehe er wieder kräftig in den Wäldern umherſtreifen konnte.

Seines Herzens innige Sehnſucht zog ihn zu dem Orte hin, wo er die glücklichſten Stunden ſeines Lebens gelebt hatte, nach Schloß Arbeque. Hier hoffte er Kunde von der Geliebten zu erhalten. — Doch er täuſchte ſich.

Er kam eines Tags auf das Schloß. Ein mürriſcher Alter öffnete, der ihn nicht kannte; als er aber ſich zu erkennen gab, da erinnerte ſich der Greis des Jünglings wieder, und mit aller breiten Redſeligkeit des Alters erzählte er von ſeines Herrn unglückſeliger Reiſe; von Gabrielen's Thränen nach Gui's Entfernung, deren Urſache man nicht gekannt; von ihrem Widerwillen gegen jene Reiſe nach Paris und endlich von des Barons Tod, und wie d'Arbeque, auf den Fall ſeines Todes, ihm die Verwaltung des Guts und der Burg für Gabrielen anvertraut.

„Wißt Ihr des Fräuleins Aufenthalt?“ — fragte Gui mit all der namenloſen Angſt, die ihm ihre Lage, ihr Alleinſtehen in der gefährlichen Hauptſtadt einflößte.

„Leider kenn' ich den nicht,“ ſprach betrübt der Greis; „allein ſie ſelbſt hat mir des Vaters Tod gemeldet, und die nöthigen Weiſungen ertheilt.“

„Und woher?“ fragte eifrig der Jüngling.

„Aus Paris,“ antwortete der Greis. „Näheres aber ſagte ſie nicht. Sie nur in Perſon wird Rechenſchaft von mir fordern. Auch weiß ich nicht, wo ſie meine Nachrichten treffen ſollten, da ſie ihren Aufenthalt nicht weiter angab.“

„Wer wird ihr beiſtehen, wer ſie ſchützen?“ rief Gui mit bangen Ahnungen aus. „Ich will nach Paris und ſie aufſuchen!“

„Seid Ihr jemals in Paris geweſen?“ fragte theilnehmend der Greis.

„In Paris war ich nie, obgleich ich mit Coligni's Heere davor ſtand.“

„Dann will ich mich nicht wundern, daß Ihr's für ſo leicht haltet, dort Jemanden auszukundſchaften,“ verſetzte Jener. „Glaubt mir, junger Herr,“ fuhr er fort, „hielt ich es für ſo leicht wie Ihr, ich würde heute noch aufbrechen, um meine junge Herrin zu ſuchen; allein Paris iſt mir nicht fremd, und darum habe ich den Wunſch aufgegeben, der oft zum Vorſatz werden wollte. Auch täuſcht Ihr Euch, wenn Ihr glaubt, es ginge ihr ſchlimm. Sie beruhigt mich ihretwegen; ſie ſpricht von edlen Menſchen, die ſich ihrer väterlich angenommen. Es müſſen alſo nothwendig Gründe obwalten, die die Verborgenheit ihres Aufenthaltes wünſchenswerth machen, und dieſe zu erforſchen, habe ich oft ſchon umſonſt mich angeſtrengt.“ —

Gui verließ tief bekümmert den Ort. Sie lebt; der Gedanke erheiterte ſein Gemüth, und wie ein freundlich tröſtender Engel zog die Hoffnung in ſein Herz, mit ihr aber auch die Sehnſucht, dorthin zu ziehen, wo die Geliebte ſich aufhielt, um, vertrauend auf den himmliſchen Schutz treuer, engelreiner Empfindungen — nach ihr zu ſuchen.

Auch dieſem Wunſche nahte Gewährung, obgleich von einer andern Seite.

Die Freunde Rabaud und Salers kannten keinen ſehnlichern Wunſch, als den, ihren Liebling, Gui, im rechtmäßigen Beſitze der Burg ſeiner Väter zu ſehen. Bisher war Saint-Flour noch immer Eigenthum des Staates geweſen, nachdem die verſtoßene Diane de Poitiers die Burg hatte zurückgeben müſſen.

Jetzt, wo der Frieden geſchloſſen war, wo der Hof geneigt ſchien, alle Mißhelligkeiten auszugleichen, wo Coligni ſich in Paris aufhielt und des Jünglings Schritte unterſtützen konnte, wo ein edler Mann, wie der Kanzler l'Hopital, ſein Gewicht in die Waagſchale des Rechtes legen konnte; jetzt ſchien der günſtigſte Augenblick gekommen. — Darum beſtürmten ſie aufs Neue den Jüngling mit ihren Bitten und Vorſtellungen, händigten ihm alle die wichtigen Dokumente ein, die Rabaud's Umſicht zu der Zeit der Flucht de Viele's gerettet, und ließen nicht nach, bis Gui zu handeln ſich entſchloß.

Gui war nun hergeſtellt. Seine Kräfte hatte er wieder; aber jene Friſche der Geſundheit, jenes blühende, jugendliche Weſen war noch nicht wiedergekehrt und blaß waren ſeine Wangen noch. Allein ſein männlich ſchönes Geſicht erhielt dadurch einen leidenden Ausdruck, der es anziehender machte. Die warme Jahreszeit war wieder gekommen — ohne Gefahr konnte er die Reiſe unternehmen, an deren Ziel die Hoffnung ſo viel Erwünſchtes verhieß.

Gui trat dieſesmal wieder von den geretteten Schätzen aus beſſeren Tagen ausgerüſtet, die Reiſe nach Paris an. Der alte Rabaud wollte ſelbſt ihn begleiten, allein dies gab Gui nicht zu, weil er zu ſchwach war, und ſo zog der Jüngling allein des Weges mit einem Herzen voll ſchöner Träume.

Der Hof hatte eine Reiſe durch Frankreich unternommen. Katharina gab vor, den jungen König ſeinem Volke zeigen zu wollen, und dadurch die Bande der Liebe zwiſchen König und Volk feſter zu knüpfen; aber gewiß lagen andere Beweggründe tief in dieſem Herzen verborgen. Sie verſäumte es nicht, den König auf die verwüſteten Gegenden, auf die zerſtörten Kirchen und Städte aufmerkſam zu machen, und alle Schuld auf die Proteſtanten häufend, des Königs Haß gegen die Ketzer nur mächtiger zu entflammen. Ueberall trug ſowohl Carl der Neunte, als die Königin Mutter, die offenbarſte Abneigung gegen die Ketzer zur Schau. Es war die günſtigſte Gelegenheit, den Samen, der in der Bartholomäusnacht ſo gräßliche Frucht trug, auszuſtreuen in Carl's Gemüth, und nichts wurde von allen ſeinen fanatiſchen Umgebungen verſäumt, was zu dem Zwecke führen konnte. Mit den ſchrecklichſten Entwürfen trug man ſich und Katharina nährte ſie heimlich, wenn ſie auch wohl hin und wieder den Ketzern einen freundlichen Blick gönnte. Nicht Milde war es, die ſie beſtimmte, jenem Bündniſſe, das zwiſchen dem Papſte, dem Kaiſer, Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer hatte geſchloſſen werden ſollen, nicht beizutreten, ſondern eine wohlberechnende Politik, die nur auf ſich ſelbſt ſich ſtützen wollte. Ihrem Ketzerhaſſe bot ſich eine beſſere Gelegenheit in Bayonne dar, wo die königliche Familie mit Eliſabeth, Philipp's II. ſanfter Gemahlin, zuſammen kam. Aber nicht den Ergüſſen der heiligſten Empfindungen mütterlicher und kindlicher Liebe waren die Tage geweiht. Alba, der in ſo naher Wahlverwandtſchaft mit Katharina ſtand, der gräßliche Blutrichter, der allen Geſetzen der Menſchlichkeit Hohn ſprach, war hier ihr ſteter Geſellſchafter. Während der Hof in üppigen Genüſſen ſchwelgte, beſprach ſie mit ihm das Problem, das zu löſen ihr beiderſeitiger Wunſch war, die Ausrottung der Proteſtanten. Alba legte den Grund eines umfaſſenden Plans in ihre Seele. Gewaltſame Unterdrückung mit einem Schlage, das war ſein Grundſatz. Nicht gerade ſtimmte ihm Katharina bei, aber dennoch faßte ſeine Idee Wurzel, und ſein Wort: „Daß der Kopf eines Lachſes mehr werth ſei, als alle Fröſche in den Sümpfen," blieb in ihrem Andenken.

Allein jene geheimen Unterredungen blieben nicht geheim. Heinrich von Navarra erfuhr das Geheimniß, und der zwölfjährige Knabe vertraute der hochherzigen Mutter, was er vernommen.

Schaudernd begriff die edle Johanna den ſchrecklichen Plan. Ihre Warnungen ſchreckten Condé aus ſeiner Ruhe auf und machten den Admiral Coligni aufmerkſamer auf die Wege der Feinde. Doch zu offener Widerſetzung war kein Grund vorhanden, jetzt wenigſtens nicht. Der Hof ſchien friedlich. Katharina nahm ihre Maske vor, und jene Verſöhnung der Häuſer Chatillon und Guiſe war ein verächtliches Spiel, das den Haß tiefer in die Gemüther ſenkte, indeß äußerlich das Heiligthum des Menſchenherzens, Freundſchaft, erheuchelt wurde. — Katharina, je mehr ſie die Lage Frankreichs erwog, je mehr ſie einſah, daß ihre Verſchwendung, und die Ueppigkeit des Hoflebens es entkräftete, begann nur im Kampfe der

Parteien ihr Heil zu ſehen. Er bot Gelegenheit zur Einziehung von Gütern, bot Gelegenheit, ihrem Lieblingsſohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine wichtige Stelle, den Oberbefehl der Armee, zu übertragen, und dem glühenden Ehrgeize deſſelben die Bahn des Ruhmes zu eröffnen. Das neugeſchloſſene Bündniß mit dem Papſt und den katholiſchen Kantonen der Schweiz, die Annahme von 5000 Schweizern in franzöſiſchen Sold zeigten den Proteſtanten, was ſie zu erwarten hatten. Sie blieben nicht unthätig. So rüſteten ſich beide Parteien.

Katharina's Klugheit hatte leicht einen Vorwand für ihre Rüſtungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabſichtigte. Scheinbar äußerte man Beſorgniß ob dieſes Heerzugs an den Grenzen des Königreiches. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zuſammenzuziehen, und dies geſchah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu melden, der ſeine Rolle mit Sicherheit und Virtuoſität ſpielte.

So ſtanden die Sachen, als eines Tags Gui de Saint-Fleur in den Hof des Schloſſes Chatillon eintritt, wo Coligni ſich aufhielt. Bei ihm waren Mouvans und du Pleſſis. Die üble Geſtaltung der Verhältniſſe für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenſtand ihrer Unterredung aus.

Gui wurde gemeldet.

Alle ſahen ſich erſtaunt an, als ſein Namen von dem Diener genannt wurde.

„Es geſchehen Dinge, die ans Unglaubliche grenzen," ſagte Coligni — „ſogar die Todten ſtehen auf!"

Er hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Gui herein trat, die Herren mit jenem edlen Anſtande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren ſie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn ſeine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Pleſſis und Mouvans zurück, dem Trieb ihres Herzens Folge zu leiſten und den Jüngling an ihre Bruſt zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Huld ſeine Hand. „Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Fleur,“ ſprach er mit Gefühl, „wir haben Euch Alle als todt betrauert; und der Verluſt eines ſo tapfern jungen Mannes, deſſen Leben und Ruf ſo fleckenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!“

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieſes großen, edlen Menſchen.

Jetzt aber konnte ſich der ſtürmiſche M[illegible]uvans nicht länger halten.

„Komm heran,“ rief er, „du wackerer Freund, der du ſo ritterlich treu an meiner Seite kämpfteſt, den ich mit Schmerzen verlor!“

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des ſanfteren du Pleſſis.

Als das herzliche Bewillkommen vorüber, ſprach der Admiral:

„Setzt Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilet uns umſtändlich Eure Begebniſſe ſeit jener unſeligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müſſen ſeltſam ſein — denn Euer Verſchwinden war ſo räthſelhaft, als nach ſo langem Zwiſchenraume Euer plötzliches Erſcheinen iſt.“ —

Gui ließ ſich nieder. Sechs Augen hingen an ſeinem Munde erwartungsvoll. Alles, was zwiſchen jener Stunde ſeiner Verwundung und der Tag, wo er die Freunde wieder ſah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erſtaunen hörten ſie zu; machten ihm aber dann bittre Vorwürfe, daß er ſo lange her ſchon nichts habe von ſich hören laſſen.

Gui entſchuldigte ſich, ſo gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältniſſen, die ihm in ſeiner Einſamkeit unbekannt geblieben.

Coligni übernahm das unwillkommene Geſchäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältniſſe thun zu laſſen, und ihm die feindſelige Stellung des Hofes zu zeigen, deſſen Treuloſigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie ſchmerzlich ſah ſich Gui getäuſcht. Alle ſeine Hoffnungen ſanken nun zuſammen. Er äußerte ſein Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehmüthig.

„Dieſe Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole,“ ſprach der Admiral; „denn des Hofes feindſelige Stellung deutet genugſam an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unſeren Glaubensgenoſſen günſtig, dennoch würdet Ihr nur eine trügliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnedem durch die Kriege und die Verwüſtungen, die in ſeinem Gefolge ſind, erſchöpft iſt, noch mehr durch ihre unſelige Reiſe und ihre Verſchwendung in üppigen Hoffeſten erſchöpfte. — Wie wolltet Ihr da hoffen, daß ſie eine ſo reiche Beſitzung, als Saint-Flour iſt, zurückgäbe?“ —

Dieſe Gründe waren zu einleuchtend, als daß ſie hätten widerlegt werden können. Gui ergab ſich in ſein Geſchick; aber jener andere Gedanke, der ſeine Seele beherrſchte, wurde ſo leicht nicht aufgegeben.

Das Geſpräch wandte ſich nun auf die nothwendigen Rüſtungen der Hugenotten. Der Admiral theilte ihnen nun mit, was bereits geſchehen und wie viel noch geſchehen müſſe.

„Und zu dem, was ich thun muß,“ fuhr er fort, „bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die ſind, in deren Mitte ich jetzt ſtehe.

„Ihr, du Pleſſis und Oberſt Mouvans, kennt ſchon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entſchloſſen; Ihr aber, de Viole, noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünſche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibt; wollt Ihr das?“ —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Bruſt — aber er richtete ſich männlich auf und gab feierlich ſein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu ſein.

Coligni drückte ſeine Hand. „So kannte ich Euch,“ ſagte er,

„und mein Vertrauen, das mich oft täuſchte, hat ſich in Euch herrlich bewährt, und dieſe iſt eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich iſt.“

Bis tief in die Nacht blieben Mouvans und du Pleſſis in Chatillon — dann aber verließen ſie den Admiral; Gui blieb in ſeiner Nähe und mußte den Plan, den ſein Herz entworfen, für jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und ſeinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauensvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in ſeine bewegte Bruſt.

Katharina's Kundſchafter umgaben mit Argusaugen den Admiral ſowohl als Condé, der ſich damals zu Noyers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum erſten Mal am Hof und im Kabinete Katharina's der Namen eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit, in ſtürmiſche Bewegung brachte. Gui de Viole de Saint-Flour nannte man als Coligni's Vertrauten, als den, der die geheimen Aufträge nach Noyers zu dem Prinzen Condé bringe, der ſelbſt in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac ſei erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man ſchilderte ihn als einen der muthigſten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Mouvans den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch ſeine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geſchadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen ſchenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er ſich der wichtigſten Aufträge entledigte, der nie raſtende Eifer für die Sache ſeines Glaubens, ſtellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthſchätzung.

Es war zu Monceaux en Brie, wo ſich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem ſich allmählich mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finſtern Aberglauben wurzelnde Bedürfniß fühlte, den ihr ſo treu ergebenen Aſtrologen Acevedo, der noch immer in Paris in faſt klöſterlicher Einſamkeit lebte, wieder um ſich zu haben, und den ſie darum zu ſich beſchied.

Acevedo verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Gui's Wiedererſcheinen, die ihm insgeheim du Pleſſis mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er ſah jetzt, wie nothwendig es ſei, ſeine Stellung zu behaupten, und ſich tiefer in das Geheimniß zu hüllen, das ihn bisher verbarg; und ſo folgte er dem Rufe der Königin, das Wiederſehen des geliebten Sohnes beſſern Tagen übergebend.

Er wußte ihn ja jetzt am Leben; er wußte die ans Wunderbare grenzende Erhaltung des Jünglings, und ſeine dankbare Seele ſchwur aufs Neue, ſich der heiligen Sache ſeines Glaubens zu weihen, und im Dunkeln die Blitze abzuleiten, die ihm Verderben drohten. — Gabriele ſah freudig die Aenderung des Weſens bei dem Manne, der jetzt ihr Vater war, den ſie ſo innig verehrte und liebte. Sie fragte ihn nach dem Grunde ſeiner erneuten Lebensluſt, die ihr um ſo weniger begreiflich war, da ſie durch ihn die ſich immer mehr verfinſternden Ausſichten für die Glaubensgenoſſen kannte.

Gabriele war ja das einzige Herz, das in Liebe ihm nahe war, in aufopfernder Kindesliebe — ihr erſchloß er ſein Herz und ſagte ihr, wie der Sohn, um deſſen Tod er getrauert, lebe und wiedergefunden ſei. Er ſprach jetzt begeiſtert von ſeinem Vaterglück, und von der Hoffnung, endlich ihm nahe ſtehen, ihn ans Vaterherz drücken zu können. Jener früheren Ereigniſſe ſeines Lebens gedachte er nicht, aus Schonung für Gabrielen, da er nothwendig des liebloſen Benehmens ihres verſtorbenen Vaters hätte gedenken müſſen, und ſo blieb es ihr unbekannt, wie nahe ihrem Herzen dieſer Gui ſtand, deſſen Namen ihrem Herzen ſo ſchmerzlich ſüße Erinnerungen zurückrief, und das Bild des Jünglings, den ſie liebte, in dem ganzen Farbenſchmuck der erſten Liebe zurückzauberte — den ihr Vater ſo hart, ſo undankbar von ſich geſtoßen, und nie ihr geſagt, warum.

Viole blickte mit unausſprechlicher Liebe auf das Mädchen.

Er ſah, wie bei der Nennung des Namens „Gui" eine Flammenröthe ihr ſchönes Antlitz überzog.

Dann forſchte er leiſe und vorſichtig, ob wirklich Gui's wahre Verhältniſſe ihr fremd ſeien. Er nannte den Namen „Rabaud" wie zufällig und beobachtete ſie. Eine unausſprechliche Verwirrung bemeiſterte ſich Gabrielen's. Sie beugte ſich tief herab, denn ſie fühlte, daß Acevedo's Auge auf ihr ruhe.

Nachdem ſie ihre Faſſung wieder gewonnen, fragte ſie anſcheinend gleichgiltig, aber mit zitternder Stimme, nach dem alten Rabaud, der einſt ihres Vaters Wunde geheilt.

Viole, der jetzt genug wußte, ſagte leicht hingeworfen, der Alte lebe noch in der Dauphiné. Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus des Mädchens Bruſt herauf; aber ſie ſchwieg.

XIX.

Die Hugenotten ſahen mit jedem Tag ihre wachſende Gefahr mehr ein, denn immer bedeutender wuchs das Heer des Hofes an, und immer deutlicher trat das Mährlein von einer Beobachtungsarmee ans Licht. Zu Vallery und zu Chatillon hatten ſie bereits zahlreiche Verſammlungen gehalten, worin beſchloſſen wurde, eine kräftige Stellung anzunehmen. Im engern Rathe zu Chatillon war ein Plan entworfen worden, der beſonders Condé, Meuvans und andere feurige Häupter der Hugenotten für ſich hatte, und da er am ſicherſten zum Ziele führen konnte, auch zuletzt des Admirals Beifall erhielt, der nämlich, den Hof in der Stille in Monceaux en Brie, wo Carl der Neunte die Freuden der Jagd genoß, aufzuheben, was um ſo leichter war, da Monceaux nicht befeſtigt, alſo auch um ſo ſicherer einzunehmen war. Zu dieſem Schritte wurde nun Alles in der Stille vorbereitet.

Gui de Viole war in dieſes Geheimniß eingeweiht, und war von dem Admiral erſehen, die Kunde davon nach der Picardie zu bringen, wohin ſich du Pleſſis-Mornai begeben, um Truppen zu werben und den proteſtantiſchen Adel der Picardie für die neuen Unternehmungen zu gewinnen.

Mit den nöthigen Schriften verſehen, die er heimlich auf ſeinem Leibe trug, verließ Gui Chatillon, und trat, bloß von ſeinem Diener begleitet, die Reiſe an, die bei dem immer mehr wachſenden Mißtrauen und bei der jetzt ſich mehr und mehr anfachenden Gluth des Fanatismus viele Umſicht forderte, wie ſie auf der andern Seite nicht ohne große Gefahr war. Mit den aufrichtigſten Segenswünſchen entließ ihn der Admiral, deſſen Herz doch ein wenig pochte bei dem Gedanken, wie doch ein unangenehmer Zufall das Geheimniß enthüllen könnte.

Die reizende Lage des Schloſſes Monceaux en Brie, mehr aber noch der große Reichthum der das Schloß umgebenden herrlichen Buchenwälder an Wild aller Art, feſſelte Carl den Neunten mit faſt unauflöslichen Banden an dieſen Ort. Wie König Carl Alles, was er ergriff, mit großer Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit ergriff, ſo war die Jagd ihm wahrhaft zur Leidenſchaft geworden. Ueber ihr vergaß er Alles. Sie nahm ungetheilt ſein ganzes Weſen ſo ſehr ein, daß er durch ſie ſelbſt zum Schriftſteller wurde. Katharina von Medicis wußte gar klug dieſe Leidenſchaft ihres königlichen Sohnes zu befriedigen, und ihn ſo von den Regierungsgeſchäften entfernt zu halten. Daher ertrug ſie gerne die traurige Einförmigkeit, die der Aufenthalt in Monceaux für ſie haben möchte — indem ſie klug den kleinern Verluſt des größern Gewinnes wegen trug.

Schon lange hielt ſich der Hof in Monceaux auf, und noch immer war keine Ausſicht der Rückkehr nach Paris, da Carl vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende die Freuden der Jagd genoß, und ſelbſt oft die Damen des Hofes zu dieſen Freuden, ſo unweiblich ſie auch ſein mochten, hinzog. Vor Allen gefiel ſich Margarethe von Valois, Carl's Schweſter, in dieſen Vergnügungen. Heiter und lebensfroh, im Mai ihrer Tage ſtehend, geſchmückt mit der reichſten Fülle weiblicher Schönheit, fand ſie Erſatz für die Einförmigkeit Monceaux's in dieſen Zerſtreuungen, da ihr Sinn an die immer jungen Freuden des galanten und üppigen Hoflebens gewöhnt war.

Es war am Ende Septembers, als Carl eine große Hetzjagd angeordnet hatte, zu der die verſchwenderiſchſten Vorbereitungen gemacht worden waren, an der der ganze Hof Theil nehmen ſollte. Einer der freundlichſten Herbſttage lächelte dem wilden Feſte. Frühe ſchon, denn im Walde ſollte das Mittagsmahl in einem prachtvoll geſchmückten Zelt eingenommen werden, ſammelte ſich das Jagdgefolge im Hofe des Schloſſes. Die Herren des Hofes wetteiferten in Galanterie gegen die Damen, die in den reichſten und anmuthigſten Jagdkleidern, auf den zierlichſten Zeltern ſitzend, des Hofes Krone, die ſchöne Margarethe, erwarteten. Einer der ſchönſten ſchneeweißen Araber harrte, koſtbar aufgezäumt, der lieblichen Reiterin, die endlich an ihres königlichen Bruders Hand aus dem Portale des Schloſſes trat. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung wurde laut, als die Herrliche hervortrat im grünen Jagdkleide, von goldner Stickerei überdeckt. Sie war heute ſchöner als je, das geſtand ſelbſt die eitle, gefallſüchtige Luſtrac, Saint-Andre's ſchöne Wittwe. Ein leichtes Roth malte die Wangen der lieblichen Prinzeſſin, und das dunkle Gewand hob recht die blendende Weiße ihrer Lilienhaut.

Selbſt Carl's dunkles Auge blickte mit Wohlgefallen auf die ſchöne Schweſter, die ſich ſo leicht, ſo anmuthig auf das ſchöne ſtolze Thier ſchwang, und rief dem Marſchalle von Tavannes zu;

„Unſere Jagd muß heute glücklich ſein, Marquis, denn ſeht nur die reizende Göttin der Jagd, Diana ſelbſt, begleitet uns!“ —

Lauten Beifall und einmüthigen erhielt die Galanterie des Königs. Höher färbten ſich Margaretha's Wangen; die Hörner erſchallten in luſtigen Fanfaren, und des Königs Aufſitzen gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Katharina ſtand auf dem Balcon und weidete ihre Blicke vielleicht ſeit langer Zeit zum erſten Male mit reiner mütterlicher Freude an der Tochter Liebreiz, der mit zauberiſcher Macht Aller Augen auf ſie zog. Sie allein nahm nicht Theil und der Liebling ihres Herzens, Heinrich von Anjou, der eine Unpäßlichkeit vorgeſchützt. Bald war das Jagdgefolge der königlichen Geſchwiſter dem Blick entſchwunden, und nur noch aus der Ferne klangen luſtig die Hörner zum Schloſſe herüber, und bald verlor ſich in reizendem Decrescendo der liebliche Klang, dem Katharina gelauſcht, und ſie verließ den Balcon, ſich in ihre Gemächer zu begeben, um über wichtige Dinge mit Heinrich von Anjou zu verkehren.

Alba's Saat, ausgeſtreut in den ſtillen Zuſammenkünften zu Bayonne, begann zu keimen. Katharina's Gemüth hatte den Funken aufbewahrt, den der Würger ſo leicht in daſſelbe geworfen, als handle es ſich um ein Würfelſpiel. Oft ſah man ſie ſeit jenen Tagen brüten über finſteren Gedanken, öfter verkehrte ſie mit dem fanatiſchen und grauſamen Heinrich, dem Vertrauten ihrer blutigen Entwürfe.

Auch die Stunden dieſes ungeſtörten Tages wollte ſie mit ihm verbringen in vertrauter Berathung.

Sie war kaum in ihr Kloſett getreten, als der hochfahrende Prinz, der in Carl's ſchwächlicher Geſundheit die Hoffnung künftiger Thronfolge ſah, auch ſchon hereintrat und ſich zur Mutter ſetzte. .

Ihr Geſpräch drehte ſich fürs erſte um den nahen Ausbruch der Feindſeligkeiten. „Gedenkt wirklich Carl dem Connetable das Commando zu?“ fragte er die Mutter mit einem Tone, der nur zu deutlich das Mißvergnügen an dieſer Idee des Königs ausſprach.

„Urtheile nicht unbillig, Heinrich,“ erwiederte Katharina; „er muß dem Alten ſeine Gerechtſame laſſen. Gedulde dich nur eine kurze Friſt — ich weiß es, daß ſein Ziel nahe iſt.“

Heinrich ſah ſie erſtaunt an.

„Acevedo,“ fuhr ſie fort, „hat ihm das Horoſkop geſtellt — er endet ſchnell, wie er behauptet, vielleicht in der erſten Schlacht.“

Heinrich's Antlitz erheiterte ſich. „Und was gedenkt dann meine theuere Mutter zu thun?“ fragte er.

„Du biſt dann am Ziele deiner Wünſche — du erhältſt dann den Oberbefehl, und Tavannes und Coſſe ſtehen mit ihren reichen

Erfahrungen dir zur Seite und winden die Lorbeern zu deinem Siegerkranze.“

Voll dankbarer Freude küßte der Prinz der Mutter Hand.

„Ihr ſollt Freude erleben,“ ſprach er, „denn ich will ſie hetzen, die Ketzer, wie des Waldes Thiere, die Carl jetzt hetzt, während er die Ketzerbrut gewähren läßt nach ihrem verſteckten und verruchten Sinn.“

„Säße ich an Carl's Stelle auf Frankreichs Thron, anders ſollte es ſich geſtalten, und bald ſollte Frankreichs Boden kein Ketzer mehr entweihen und unſere heilige Kirche uneingeſchränkt herrſchen, ſo weit Frankreichs Zunge gehört wird.“

„Du ſprichſt mir aus der Seele,“ ſagte vertraulich die Königin. „Zu einſeitig, zu kraftlos war bis hierhin das Verfahren. Schlagt der Schlange den Kopf ab, ſagte Alba in Bayonne, und ihr zertretet das ohnmächtige Thier mit einem Tritte. Viel zu ſehr habe ich nachgegeben, und durch dieſe Mi[illegible], die ich unzeitig nennen muß, ſind ſie ſo kühn geworden, daß ſie trotzen unſerer Macht.“

Heinrich ballte wild ſeine Fauſt. „Mit einem Tritte ſie vernichten, das wäre allein der Weg zum Heile; denn ſo wachſen ſieben neue Köpfe, wenn einer vom Schwerte gefällt wird.“

Die Königin lächelte teufliſch in ſich hinein: „Das iſt Alba's Meinung. Sie locken an einen Ort und ſie niedermachen, die Häupter, und dann durch Frankreichs Statthalterſchaften, die vorher mit vertrauten Leuten beſetzt werden müßten, ein Gleiches thun — ſo wäre kurz und ſchnell das gute Werk vollbracht.“

„Vergeßt es nicht,“ ſprach beſonnen der Prinz, „daß, ſo lange l'Hopital Kanzler iſt, ſein eiſerner Sinn und ſeine Neigung für die Ketzer Euch indirect hemmend im Wege ſtehen wird.“

„l'Hopital?“ fragte die Königin, und ein Zug bittern Hohns um den Mund wurde ſichtbar; „wer hält ihn, wenn deine Mutter will, daß er falle? — Wer aber wäre geeignet, ſeine Stelle nach unſerem Sinne zu vertreten?“

„Morvilliers!“ ſprach der Prinz. „Seine Geſinnung iſt die meine und die Eure.“ —

„In der That, Heinrich, deine Wahl iſt gut," ſagte nach einigem Beſinnen die Königin, „und den Namen werde ich nicht vergeſſen. Ueberhaupt werde ich das, was wir hier beſprochen, wohl erwägen. Es wird ſich ein günſtiger Zeitpunkt finden, wo der Plan zur That wird."

„Gebraucht Ihr indeſſen einen tüchtigen Menſchen, deſſen Gewiſſen ſo weit iſt, daß die Sünden von ganz Frankreich es nicht füllen — ſo gedenkt des Namens Maurevel!"

Eine Hofdame, die jetzt nahte, unterbrach das Geſpräch, das ohne Zweifel die hölliſchen Pläne noch weiter würde ausgeſponnen haben, indem ſie meldete, eben ſei Meiſter Acevedo von Paris angekommen und wünſche Ihrer Majeſtät Befehle zu vernehmen.

„Laß mich allein mit ihm, Heinrich," bat freundlich die Mutter, und der Prinz entfernte ſich. Im Vorſaale begegnete er dem Meiſter, der ihn ehrerbietig grüßte. Leicht erwiederte der ſtolze Heinrich den Gruß. Sein blitzendes Auge ruhte auf Gabriel's ſchönem Geſichte, der erröthend das Auge ſenkte. Der Prinz blieb ſtehen, ſah noch einmal um und verließ dann erſt den Saal, indem er unverſtändlich etwas in den Bart murmelte.

Acevedo trat in der Königin Gemach. Sein Gruß war ernſt, aber ehrerbietig. Sein durchbohrender Blick faßte die Königin ſo ſcharf, daß ſie faſt verwirrt ihr Auge niederſchlug.

„Seid mir willkommen, Meiſter," ſprach ſie freundlich; „lange wart Ihr fern, zu lange für meine Wünſche. Was hielt Euch doch ſo feſt in Paris?"

„Die Laſt der Jahre drückt Euren Diener nieder, und der Fluch der Kreatur, des Alters Leiden und Wehe ſucht ihn heim;" — alſo ſprach Acevedo mit hohlem, faſt geiſterhaftem Tone.

Die Königin maß ihn mit ihren Blicken. „Ihr ſeid ſo rüſtig noch," ſagte ſie.

„Könnt Ihr es dem Baume anſehen, wenn ſein Mark faul und ſein Herz verdorrt iſt?" fragte er.

„Ich hoffe nicht, daß Eure Krankheit Euch in Euren Beobachtungen ſtörte?" fuhr die Königin fort, „denn gar Manches hat ſich ereignet, ſeit ich Paris verließ, über das ich den Willen des Schickſals zu befragen wünſchte.“

„Ich gleiche der Nachteule,“ erwiederte Acevedo; „die Nacht iſt meine Zeit des Wirkens — aber wie des Käuzleins Ruf nur Unheil verkündet — ſo auch ich! Fraget nicht weiter, meine Gebieterin!“

Die Königin erſchrak heftig. Acevedo's Rede hatte ihre Neugierde aufs Heftigſte erregt.

„Alſo Unglück weiſſagen die Sterne — Unglück mir!? — Redet, Acevedo! Ich bin Weib — aber meine Seele iſt ſtark, ſie kann auch Schreckliches tragen und hat es getragen bereits.“

„Wohlan, Euer Wille geſchehe,“ ſprach Acevedo. Er richtete das brennende ſchwarze Auge feſt auf die Königin. Seine Stellung war imponirend; ungewöhnliche Gluth übergoß ſein Geſicht, und ſeine Rechte war erhoben. „Hört, was die Sterne ſagen: Frankreichs Königin,“ ſprach er mit prophetiſchem Feuer, und ſeine Stimme ſchien aus einer Grabeshöhle zu kommen: „Frankreichs Königin, Blut — Blut — Bürgerblut — umwallt dich in rauchendem Strom, und es ſchreit um Rache zu dem Herrn, der ein Vergelter iſt alles Thuns! Blut düngt Frankreichs Boden — aber keine Saaten ſprießen, wo unſchuldig Blut floß. — Mutter — dein Stamm erliſcht — ſchrecklich! — ein Aſt dorrt ab nach dem andern — und iſt der Stamm gefallen, fällt des Meuchlers Dolch auch den letzten Sprößling, der Todesengel wird ſein Schwert über Tauſende ausrecken, und ſein Schwert biſt du! — Und Wüſteneien werden ſein, wo blühende Fluren ſind, und rauchende Trümmer, wo die friedliche Hütte ſteht — und von Süden her wallet der Blutſtrom! — Du — du — leiteſt ihn! — Wehe! Wehe! — ruft die warnende Stimme! — der Fluch folgt, wo der Menſch frevelt in ſeinem greulichen Wahn!“ —

Katharina hatte vor ihm geſtanden und ſich auf einen Lehnſtuhl geſtützt. — Ihr Weſen war in einer faſt fieberhaften Spannung. Ihr Blick hing begierig an ſeinem Mund, und alle Seelenkräfte ſchienen in dem Sinne des Gehörs ſich concentrirt zu haben.

Der Anblick des Mannes, wie er jetzt ſo vor ihr ſtand und das lange Gewand ſo loſe um die dürre Geſtalt hing, der ſchneeweiße Bart über die Bruſt herabwallte und das Auge aus ſeiner tiefen Höhle ſo zermalmende Blitze ſchoß, war der Art, daß ein unheimliches Grauen ſie ergriff, das ſie gewaltſam unterdrücken wollte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Als er aber jetzt langſam und dumpf — die Worte — Blut — Blut — Bürgerblut ausſprach, und ſeine Stimme mit jedem Augenblicke mehr hob, alſo daß ſie gegen das Ende ſeiner Rede wie dumpfer Donnerton rollte, — da durchfuhr eine Todeskälte ihr ganzes Weſen — das Blut wich aus ihrem Geſicht, ihre Zähne ſchlugen wie in fieberiſchem Froſt an einander — ihre Hände zitterten, ihre Kniee wankten — ſie ſank, einer Ohnmacht nahe, in den Lehnſtuhl und bedeckte ihre Augen mit den Händen — indem ſie mit verzweifelndem Tone rief: „Schweig, ſchweig, du Schrecklicher!“

Acevedo blieb wie ſtarr in ſeiner Stellung. — Und als nach einem langen Zwiſchenraume Katharina mühſam ihre Faſſung wieder errungen, ſtand er noch ſo da, und aufs Neue ergriff ſie Furcht und Entſetzen.

;„Geht ins Vorzimmer,“ rief ſie ihm zu — „Euer Anblick tödtet mich!“ —

Acevedo drehte ſich um und verließ, ohne ein Wort zu reden, das Gemach, und überließ Katharina ſich ſelbſt und ihrem furchtbar erregten Gewiſſen.

Aber wie er draußen im Vorſaal an das Fenſter trat — da faltete er ſeine Hände und ſein Auge blickte empor zum Himmel, indem er leiſe ſprach: Herr, vollende du! —

Eine Stunde floß hin, ohne daß ſich in Katharina's Gemach etwas regte. Acevedo mochte ſich nicht entfernen; er kannte ſie zu gut, um nicht auch berechnen zu können, was nun erfolgen würde.

Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf. So war noch nie die Hölle in ihrem Innern erwacht, als durch des Aſtrologen fürchterliche Worte. So oft ſie auch meinte, gefaßt zu ſein, ſo ergriff ſie das Zittern wieder. Sie verſuchte, was ſie in ähnlichen Fällen mit Glück angewendet, mit Sophiſtereien des innern Richters Stimme zum Schweigen zu bringen; aber es gelang nicht. Auch das kalt ſpottende Hinwegſetzen über das Gerede des Mannes blieb erfolglos — denn zu mächtig hatte er ſie erſchüttert, zu genau hing ſeine Rede mit dem eben erſt unterbrochenen Geſpräche zwiſchen ihr und Heinrich von Anjou zuſammen.

Endlich gelang es doch der Erfahrenen, ihrer ſelbſt, wenn auch nur ſcheinbar, Herr zu werden. Sie trat vor den Spiegel und ſuchte ihren Zügen eine ruhige Faſſung zu geben. — Dann rief ſie den Aſtrologen zurück, allein faſt hätte ſein Anblick das mühſam erkünſtelte Werk wieder vernichtet.

„Ihr wart Zeuge einer augenblicklichen Schwäche,“ hob ſie nach einer Weile an, „deren ich mich ſchäme.“ —

Acevedo ſah ſie ſcharf an und murmelte in ſich hinein: Du täuſcheſt mich nicht, Heuchlerin!“

„Laßt uns,“ fuhr ſie fort, „unſere Zwieſprache fortſetzen. Sagt mir, was von der nächſten Zukunft Ihr wiſſet!“ —

„Wenig,“ erwiederte Acevedo, „wenig iſt es, was ich Euch ſagen kann — nur das Eine, daß Euch vielleicht eine nahe Gefahr droht.“ — —

„Welcher Art und von wannen?“ — fragte ſie mit bebender Stimme, die es klar erwies, in welchem wilden Aufruhr ihr Inneres war.

„So weit reicht meine Kunde nicht,“ verſetzte der Aſtrolog, „doch geſtattet mir, daß ich heute und morgen der Himmelszeichen Lauf beobachte, und vielleicht iſt es möglich, Euch genauere Kunde zu geben.“ —

„Gut,“ ſagte Katharina — „thut das.“

Sie rief nun eine ihrer Hofdamen und ließ dem Aſtrologen ein Gemach anweiſen, das ganz nahe an ihre Gemächer ſtieß.

Acevedo verließ ſie nun und ging mit Gabriel in das angewieſene Gemach.

Katharina aber beſchied ihre Frauen zu ſich, um im leichten Scherz und in flüchtiger Unterhaltung das erregte Gewiſſen zur

Ruhe zu bringen und in ihrer Geſellſchaft ſich ſelbſt wiederzufinden.

Einſamkeit konnte ſie jetzt nicht ertragen, da der Hölle Furien ſie erfaßt hatten.

Eine Stunde rechts von Monceaux breitete ſich der herrliche Hochwald aus, in dem Carl jetzt mit all der ihm eigenen Leidenſchaftlichkeit ſeine Lieblingsvergnügungen genoß. Am ſüdlichen Saume desſelben zog ſich die Heerſtraße hin, die nach der Picardie führte. An einzelnen Stellen trat der Hochwald bis an die Heerſtraße vor, an anderen begrenzte ſie bloß ein hohes Gebüſch, indeß auf der andern Seite Fruchtfelder und ſaftige Wieſen eine reizende Fläche bildeten. Recht warm für die herbſtliche Zeit ſchien die Sonne, und der Himmel war ungewöhnlich klar. Fernhin hörte man das wilde Toben und Treiben der Jagd; friedliche Stille lag auf der Ebene.

Still ritt auf der Heerſtraße ein Jüngling daher auf einem gar ſchönen Roſſe, nur von einem in anſtändiger Entfernung folgenden Diener begleitet. Sein Aeußeres verrieth adelige Herkunft — allein es war weit entfernt von jenem eitlen Prunk und Flitterſtand, wie ihn die jungen Edelleute am Hofe Katharina's liebten. Kein Ab- oder Feldzeichen verrieth, ob er der Partei der Chatillons oder Guiſen angehöre. Einfach, wie ſeine Kleidung, waren auch ſeine Waffen; aber in der ganzen Erſcheinung des Jünglings lag etwas Hohes, Ehrfurchtgebietendes. Es war eine männlich ſchöne Geſtalt; allein jene friſche Blüthe der Jugend ging ihm ab; vielmehr trug ſein Geſicht einen Ausdruck eines leidenden Gemüthes, und der tiefe Ernſt, der aus dem dunkeln, geiſtvollen Auge ſprach, hatte für ſeine Jahre etwas Fremdartiges. Alle Unterhaltung mit ſeinem dies ungern ſehenden Diener verſchmähend, hing der Jüngling ernſten Betrachtungen nach, und ſchien es nicht einmal wahrzunehmen, daß der Rappe, den er ritt und dem er nachläſſig den Zügel auf dem ſchönbemähnten Halſe ruhen ließ, einen recht gemächlichen Schritt ging.

Aufmerkſam horchte der Diener dem bisweilen näher ſchallenden Jagdgetöſe, und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, ſeinem Herrn ſeine Meinung darüber zu ſagen. Der ſchien es nicht zu hören.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und ſagte:

„Ihr ſcheint heute gar keinen Antheil an dem zu nehmen, was Euch umgibt!“

Der Jüngling ſah, ohne zu antworten, ihn an.

„Dort geht es luſtig zu,“ fuhr der Redſelige fort — „König Carl hat eine große Jagd.“

„Woher weißt du das?“ fragte jetzt aufmerkſam ſein Herr.

„Man ſprach in unſerer heutigen Herberge davon,“ fuhr der Diener fort, daß heute eine der glänzendſten Jagden in dieſem Forſte gehalten würde.“ —

„So ſind wir wohl nahe bei Monceaux?“ fragte wieder der Jüngling.

„Das mag höchſtens eine Stunde links abliegen,“ verſetzte der Diener, „und wenn Ihr Luſt tragt, dort Euch umzuſehen, ſo möchte wohl jener Waldweg, den Ihr dort ſeht, ſicher dahin leiten.“

„Dazu fühle ich eben keine Luſt,“ antwortete Jener, „und es wäre mir weit lieber geweſen, du hätteſt mich davon unterrichtet, daß dieſer Weg ſo nahe bei Monceaux vorüber führe, da du der Gegend kundiger biſt als ich, der ich zum erſten Male hier vorbei komme.“

Dieſer ſcharf ausgeſprochene Tadel brachte den Diener wieder zum Schweigen.

Der Jüngling faßte des Roſſes Zügel, und der Sporn trieb das Pferd zu raſchem Lauf. Es ſchien, als wolle er gerne ſchnell aus dieſer ihm unheimlichen Nähe. Die alte Stille trat wieder ein. Das ſtille Hinbrüten des Jünglings machte aber jetzt einer wachſamen Aufmerkſamkeit Raum. Er warf von Zeit zu Zeit ſpähende Blicke nach dem Wald und trieb ſein Pferd immer wieder aufs Neue an.

Er lauſchte jetzt ſelbſt aufmerkſamer dem Jagdgetöſe.

Plötzlich aber hielt er ſein Roß mitten im Lauf an; denn ein gellender Schrei ſchnitt durch ſein Gehör.

„Was war das?“ fragte er den Diener, der auch mit offenem Munde horchte und ſein Roß anhielt.

„Das ſchien der Nothſchrei eines Menſchen,“ antwortete er — „und wenn mich mein Gehör nicht täuſchte, von einer weiblichen Stimme herzurühren.“

Kaum hatte der Diener geendet, als ein wildes Rauſchen in den Zweigen gehört wurde und ein heftiges Schnaufen.

In dem Jünglinge regte ſich die Jagdluſt. Er ſpannte ſeine ſcharfgeladenen Piſtolen, indem er ſagte:

„Das iſt ſicher ein verfolgter Hirſch.“

Er ſah mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf die Gegend, woher das Geräuſch kam, das jetzt immer deutlicher zu vernehmen war.

„Es iſt kein Hirſch“ — ſagte der Diener, „wohl aber das Schnaufen' eines wild gewordenen Roſſes!“

In demſelben Augenblicke beſtätigte ſich dieſe Vermuthung. Ein ſchneeweißes Roß flog wild aus dem Walde heraus. Die Mähne flatterte und in geſtrecktem Galopp flog es dahin über die Ebene.

„Da iſt ein Unglück geſchehen,“ ſprach der Jüngling — „denn das Roß iſt reiterlos! Der Reiter iſt geſtürzt, und von ihm kam der Schrei.“

„Ihr wollt ſagen,“ belehrte der Diener, „die Reiterin ſei geſtürzt, denn das ſchöne Thier trägt einen Damenſattel.“ —

„Das iſt Eins,“ rief jetzt der Jüngling, „jage du dem Roſſe nach und ſuche es einzufangen, derweilen ich den Verunglückten ſuche.“

„Das iſt kein leichtes Stück Arbeit!“ brummte der Diener, indem er das Pferd ärgerlich herumwarf und ihm nachjagte.

Der Jüngling ritt nun ſelbſt ſchnell in den Wald hinein, in der Richtung, in welcher das Roß herausgekommen. Bald jedoch mußte er ſein Pferd anbinden, denn es war durch das Dickicht unmöglich gemacht, reitend vorwärts zu kommen. Daher ſuchte er nun nach der Spur mit aller Sorgfalt. Allein dies Bemühen war ſehr fruchtlos, da bei der Dürre des Pferdes flüchtiger Huf kaum eine Spur im Mooſe, das den Boden bedeckte, zurückgelaſſen. Je mehr indeſſen die Schwierigkeiten ſich häuften, deſto ſtärker wurde der Zug ſeines menſchenfreundlichen Herzens. Vorſichtig knickte er auf ſeinem Wege die Zweige, damit er nicht nur den Rückweg finden, ſondern auch ſein Diener ihn nicht verfehlen möchte. Ehe er noch eine Spur der Verunglückten entdeckt hatte, vernahm er ſchon das Selbſtgeſpräch ſeines Dieners, der, ſtets laut zu denken gewohnt, vernehmlich des eingefangenen Roſſes wundervolle Schönheit lobte.

Eine bedeutende Strecke mochte wohl der Jüngling ſchon ſuchend fortgeſchritten ſein, als er durch das Gebüſch etwas Weißes ſchimmern ſah. Die Zweige auseinander theilend, entdeckte er ein weibliches Weſen, das in einem reichen, goldgeſtickten Jagdkleide ohnmächtig am Fuße einer Buche lag. Der weiße Schleier war mit Blut befleckt. Das Geſicht konnte er nicht ſehen.

Ein Sprung über das Strauchwerk — und er ſtand an der Seite der Ohnmächtigen. Seinen Mantel breitete er ſchnell auf das weiche Moos und ergriff dann mit ſtarken Armen die ſchlanke, ſchöne Geſtalt des Mädchens, und legte ſie auf den Mantel nieder. Sie war nur leicht am Halſe von einem Dorn geritzt. Schnell wickelte er den feinen Schleier um den ſchönen Hals, nachdem er vorher mit demſelben das Geſicht vom Blute gereinigt hatte. Züchtigen Sinnes verhüllte er die jungfräuliche Bruſt und pfiff nun dem Diener. Dieſer war nahe. Der Befehl ſeines Herrn trieb ihn an, Waſſer zu ſuchen, um die Ohnmächtige damit ins Leben zurückzurufen.

Jetzt erſt warf er einen prüfenden Blick auf die Jungfrau und erſtaunte über ihre blendende Schönheit. Solche Reize hatte er noch nie in einem weiblichen Weſen vereint geſehen. Sie wurden noch erhöht durch die reizende Unordnung, in welcher ihrer Locken reiche Fülle um den ſchönen Kopf und auf den vollen, ſich nur leiſe hebenden Buſen wallte. In ſüßes Anſchauen verſank der Jüngling.

Der Diener kam zurück mit friſchem, klaren Waſſer, womit der Jüngling nun die Dame anwuſch, und dann dem Diener gebot, ſich zurückzuziehen.

Bald darauf ſchlug die Schöne die Augen auf. Sie ſtarrte den Jüngling an und rief, ſich aufrichtend:

„All' ihr Heiligen! wo bin ich?“ —

„Beruhigt Euch, Fräulein,“ ſprach ehrerbietig der Jüngling. „Ihr befindet Euch in dem Schutz eines Edelmannes, der die Geſetze der Ehre heilig achtet, und weiß, was er den Frauen ſchuldig iſt!“

Er hatte die Hand aufs Herz gelegt, und der Ton, mit dem er ſprach, war ſo treu, ſo rührend herzlich und wahr — daß der Jungfrau Blick jetzt heiter und ruhig wurde.

„Ich vertraue Euch!“ ſagte ſie matt.

„Sagt mir nun vor allen Dingen,“ fuhr der Jüngling angelegentlich fort: „fühlet Ihr irgendwo Schmerzen? — Ihr ſeid geſtürzt, und Euer flüchtiges Roß verrieth mir, daß ein Unglück geſchehen.“

„Nein,“ ſagte ſie mit zauberiſchem Liebreiz ihm zulächelnd, „ich fühle keinen Schmerz, außer in meiner Hand, die wahrſcheinlich beim Falle litt, und hier am Halſe brennet es.“

„Ihr habt Euch bloß geritzt, und ich hielt es für gut, Euern Schleier als Verband anzulegen.“

Eine glühende Röthe überflog jetzt ihr Geſicht, und eine peinliche Verlegenheit bemeiſterte ſich ihrer.

„Erlaubt mir, daß ich Eure Hand unterſuche!“ bat er, und erröthend reichte ſie ihm die ſchön geformte, blüthenweiße Hand dar.

Faſt zitternd nahm ſie der Jüngling in die ſeine und unterſuchte ſie.

„Gott ſei Dank!“ ſagte er darauf, „ich finde keine Verletzung.“

Die Jungfrau ſah ſeine Verlegenheit. Ihr Herz ſagte ihr, daß ihre Reize den Jüngling bewegten, und ſie ſelbſt nahm es wahr, welch ein wohlgebildeter ſchöner Mann ihr menſchenfreundlicher Retter ſei. Jedes weibliche Weſen freut ſich ſeiner Triumphe, und auch die Jungfrau empfand eine leiſe Freude über die gemachte Bemerkung.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte der Jüngling:

„Ueber Euer Roß könnet Ihr gebieten, und ich bin Eurer Befehle gewärtig, wohin ich Euch bringen ſoll; denn Ihr bedürfet jetzt der Ruhe.“

„So bringet mich nach Monceaux en Brie!“ bat die Jungfrau.

Auf des Jünglings Befehl rüſtete der Diener die Pferde.

Er bot der Jungfrau ſeinen Arm. Sie ſtützte ſich feſt auf ihn und wollte mit ihm nach der Landſtraße gehen, als das Jagdgetöſe ſich näherte.

„Laßt uns bleiben,“ ſprach das Fräulein, „denn mir ſcheint, daß des Königs Jagdgefolge meine Spur entdeckt hat und mich aufſucht.“

Bald darauf ſprengte wirklich ein Jäger durch das Dickicht. Es war ein reich gekleideter, junger, hagerer Mann. Seine Stellung war etwas ſtark vorgebeugt, ein Zeichen einer ſehr ſchwachen Bruſt. Ein ſchwarzes, großes, durchdringendes Auge ſchoß Blitze. Sein Geſicht war gelblich und bleich, ſein Haar rabenſchwarz. Der Eindruck, den er machte, war keineswegs angenehm.

Er erblickte kaum die Gruppe der Jungfrau und des Jünglings, als er ſich vom Pferde ſchwang, es einem der ſchnell folgenden Herren überließ, und mit den Worten vor ihnen ſtand:

„Haſt du Schaden genommen, meine Schweſter?“ —

„Dankt es Gott und dieſem edlen jungen Manne, daß Ihr mich ſo heiter ſehet, mein königlicher Bruder,“ ſprach Margarethe von Valois zu Carl dem Neunten. Außer einer kleinen Verrenkung bin ich glücklicher geweſen, als es zu erwarten ſtand.“

„Du biſt alſo wirklich geſtürzt?“ fragte weiter der König.

„Soviel weiß ich noch,“ antwortete Margarethe — „laßt Euch das Uebrige von meinem Retter ſagen, der mehr davon weiß, als ich ſelbſt.“

Der König wandte jetzt ſeinen durchdringenden Blick auf den Jüngling, ließ ihn eine Weile auf ihm ruhen, wo er denn von Secunde zu Secunde mehr von ſeiner ſtarren Härte verlor und freundlicher wurde. — Dann fragte er:

„Wer ſeid Ihr, junger Mann?“

„Eurer Majeſtät getreuer Unterthan, Gui de Saint-Flour.“ —

„de Viole?“ fragte raſch Carl, und ſein Mund verzog ſich auf eine höchſt abſchreckende Art.

„Eure Majeſtät nennt den Namen meiner Familie,“ verſetzte Gui.

„Die ſcheint nicht ſehr bedeutend mehr!“ ſprach mit einem höhnenden Lächeln Carl.

Eine dunkle Röthe des Unwillens flog blitzſchnell über Gui's Geſicht. Er richtete ſein Haupt empor und ſah muthig dem König ins Auge, und ſagte dann mit Nachdruck:

„Sie war es einſt, mein König und Herr, und ihre Verdienſte nicht klein um König und Vaterland, und wo man die Namen Montmorenci, Montesquieu, Croi und Rohan nannte, da vergaß man der Viole's nie!“ —

Der König ſah ihn zornmüthig an. Seine Augenbrauen zog er finſter herab, und unheilverkündend blitzte das Auge. — Doch ein Blick Margarethen's, die, ihm nahe tretend, die Hand wie bittend auf ſeinen Arm legte, — verſcheuchte das drohende Unwetter.

„Wenn Ihr auch nichts ſonſt von Eurem Vater geerbt habt,“ ſprach Carl ſcharf, „ſo ſcheint's doch der Mangel an Achtung und Ehrerbietung in der Nähe Eures Königs zu ſein!“

Er drehte ſich um und ging dem allmählich ſich einfindenden Gefolge entgegen.

Margarethe war bleich. Man ſah, es ſchmerzte ſie tief, daß der König ſo ſchonungslos gegen den Jüngling war, der ihren wärmſten Dank und — ihr Wohlgefallen ſich erworben. Sie ſah Gui mit rührender Freundlichkeit an, gleich als wolle ſie das harte Benehmen ihres Bruders vergüten.

Aller Augen waren auf den König gerichtet. Margarethe nahm dies wahr und trat Gui näher:

„Vergebt es ſeinem leidenſchaftlichen Gemüthe,“ flüſterte ſie zutraulich. „Nicht jedes Herz iſt undankbar. Ihr begleitet uns doch nach Monceaux?“ —

Gui wußte nicht, was er thun ſollte. Die Bitte war ſo herzlich — er konnte nicht wohl widerſtehen.

„Eurer Bitte widerſteht Niemand!“ ſagte er, ſich neigend.

Margarethe erröthete. Sie war der Schmeicheleien gewohnt — aber aus dieſem Munde ſchien ſie ihr mehr zu ſein.

Allmählich war das ganze Gefolge angelangt. Jeder drängte ſich zur Prinzeſſin — ihr ſein Bedauern zu bekunden. Ein dichter Schwarm umgab ſie. Gui ſtand allein.

Der alte Connetable Montmorenci, der ſich durch Carl's Wunſch hatte beſtimmen laſſen, Theil an der Jagd zu nehmen, trat nun auch herzu und mit ihm der König. Montmorenci hörte eben von Margarethen die Worte: „Dieſem wackern Edelmanne danke ich meine ſchnelle Herſtellung!“ indem ſie auf Gui deutete, und blickte jezt auf ihn.

Schnell verließ der alte Held die Prinzeſſin und trat zu Gui, dem er mit Achtung ſeine Hand bot:

„Grüß' Euch Gott, junger Held!“ ſprach er zu ihm. — „Ich freue mich, daß wir uns noch einmal begegnen“

Gui erglühte und neigte ſich ehrerbietig vor dem Greiſe, der ihn mit Wohlgefallen anſah.

„Ihr kennt den jungen Mann, Montmorenci?“ fragte neugierig und, wie es ſchien, ſeine frühere Härte bereuend, der König.

„Sehr gut,“ erwiederte Montmorenci. „Zweimal ſchon hat mir der junge Mann tapfer gegenüber geſtanden bei Rouen und Dreux. Bei Dreux gab ich mein Schwert in ſeine Hand — und ſie war nicht unwerth, das Schwert des Connetables zu empfangen, denn Tapferkeit, Muth und Edelſinn verdient auch am Feind Achtung und Ehre!“

„Wahrlich!“ rief plötzlich, wie von einer Rührung ergriffen, der König, „wer ſo fremdes Verdienſt ehrt — auch am Feinde, der verdient dreifach des Ruhmes Lorbeerkrone!“

Und zu Gui wendete er ſich freundlicher:

„Ich hoffe, Ihr vergeßt das Frühere und begleitet uns nach Monceaux.“

Gui verbeugte ſich: „Eurer Majeſtät Wunſch iſt mir Befehl!“ ſagte er, das bittere Gefühl unterdrückend.

Gui’s Diener brachte Margarethen’s Pferd. Sie ſchwang ſich leicht in den Sattel, lächelte Gui freundlich zu und ſprach zum König:

„Geſtattet es, mein königlicher Bruder! daß mein Retter an meiner Seite reite?“

„Das iſt der Platz, den er verdient,“ antwortete der König, und winkte Gui, der alsbald ſich in den Sattel ſeines Rappen ſchwang, und die ehrenvolle Stelle an der Seite der liebreizenden Margarethe einnahm.

Unter Hörnerklang begab ſich die Geſellſchaft zum Zelte, wo das Mahl ihrer harrte. Gui durfte Margarethe nicht verlaſſen. Ununterbrochen wechſelte ſie wohlwollende Worte mit ihm, und es ſchien, als finde Margarethe den Jüngling aus mehr als einem Grund ihrer Dankbarkeit und ihres Wohlwollens werth, denn ihr Blick ruhte ſo wohlgefällig auf ihm, und ſie ſuchte, ſo ungezwungen als möglich, das Geſpräch mit ihm zu unterhalten.

„Ihr werdet doch einige Tage in Monceaux weilen?“ fragte ſie, als die Tafel ihrem Ende nahe war.

„Ihr macht, daß ich mit ſchwerem Herzen dieſe Frage verneinen muß,“ antwortete der Jüngling.

„Hat Eure Reiſe ſolche Eile, daß Ihr dieſen Wunſch mir abſchlagen müßtet?“ fragte ſie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Gui blickte in das ſchöne blaue Auge der Prinzeſſin, und es war ihm, als ſei er in einen Zauberkreis von dieſem Weſen gebannt.

Ein Seufzer hob ſeine Bruſt. — Ein glühendes Roth übergoß ſeine Wangen. Er fühlte, es koſte ihn Ueberwindung — aber heiligere Pflichten lagen ihm ob. Und doch mußte er lügen, um ſeinen Zweck zu erreichen.

„Vergebt, Prinzeſſin," ſprach er, „daß ich, ſo wehe es mir thut, Euch dennoch nicht zu Willen ſein kann; die heiligſte aller Pflichten, die Kindespflicht, ruft mich nach Paris."

„Dann muß mein Wunſch ſchweigen," ſagte Margarethe. „Habt Ihr etwa einen kranken Vater dort?"

„Wollte Gott!" antwortete der Jüngling mit Wehmuth. „Solch ein glücklich Loos iſt mir nicht gefallen. Ich ſtehe allein in der Welt — fremd — ohne Theilnahme!" —

„Sagt das nicht ſo allgemein!" flüſterte halblaut Margarethe. —

Da durchzuckte ein ſeltſames Gefühl den Jüngling, und ſein Auge traf mit Feuer die Prinzeſſin, die das ihre niederſchlug. —

Der König hob jetzt die Tafel auf. —

„Unſere Jagd war glücklich, den einzigen Unfall unſerer theuern Schweſter ausgenommen," ſagte der König — „und da ſie der Ruhe bedarf, ſo kehren wir nach Monceaux zurück."

Gui hörte das nicht. Ein ihm unbekanntes Gefühl durchbebte ihn bei dem Gedanken an Margarethen's Worte, die ihr ſo unbewacht entfahren waren, daß ſie ſelbſt höchſt verlegen ſeinen Anblick mied.

Man brach auf. Gui nahm ungeheißen die Stelle auf Margarethen's linker Seite ein. Er bot ihr die Hand beim Aufſteigen — und ein freundlicher Blick des ſchönen Auges lohnte reich. Kaum aber begriff er wenige Augenblicke ſpäter ſeine Kühnheit. Der Jüngling war ein Gegenſtand allgemeiner Neugierde und mitunter des Neides. So mancher junge Mann hatte ſich um einen Blick der Huld von der ſonſt ſo ſtolzen Schönheit beworben und vergeblich ſich beſtrebt, und dieſer erhielt ſo ſichtbare Beweiſe ihrer Huld, ohne daß er ſich ſonderlich darum zu bewerben ſchien, und war dazu ein Ketzer; und doch war ihm eine Ehre vom alten Montmorenci widerfahren, die ſelten einem ſo jungen Manne wurde.

XX.

Die ſich ſchon neigende Sonne begrüßte eben das Schloß Monceaux über die Waldwipfel herüber, als ſich die Jagdgeſellſchaft dem Schloſſe näherte. Der Hörner froher Schall rief Katharina auf den Balcon. Fernher grüßte ſchon Margarethe und der König. Katharina ging ihnen bis zum Portal entgegen. Heiter hüpfte ihr Margarethe entgegen.

„Bald hättet Ihr mich lebendig nicht mehr geſchaut,“ ſprach ſie lächelnd zur Mutter. „Denkt nur, mein Araber warf mich ab.“

Die Mutter forſchte ängſtlich, ob ſie Schaden gelitten.

„Beruhigt Euch“ — ſagte ſie zu Katharinen, „es fehlt mir nichts. Ein junger Edelmann wurde mein Retter!“

Sie rief nun laut: „Herr de Viole!“

Beſcheiden trat Gui hervor.

„Seht, theure Mutter, hier meinen Retter, Ihr dankt ihm gewiß für das, was er an Eurem Kinde that!“

Ein freudiger Schrecken durchbebte Katharinen, als Margarethe den Namen des Jünglings ausſprach. Das war ja der Vertraute Coligni's, der ſo unvermuthet in ihrer Gewalt war. Schnell überſah ihr Scharfſinn die Vortheile, die ihr aus dieſem Umſtand erwachſen konnten. Jetzt galt es, den Jüngling zu gewinnen.

Alle ihre Freundlichkeit bot ſie auf, ihm zu danken. An ihrer Hand mußte Gui die Treppe hinaufſteigen und dort an ihrer Seite niederſitzen.

Margarethen's Antlitz ſtrahlte die Freude über dieſe Behandlung Gui's zurück, die ihr Herz empfand. Sie ahnte nicht die Argliſt, die hinter dieſer Freundlichkeit lauerte.

Katharinen mußte Gui Alles aufs Genaueſte berichten. Unvermerkt kam ſie auf den Zweck ſeiner Reiſe. Verlegen wiederholte Gui noch einmal die Unwahrheit, die er Margarethen geſagt. Katharinen entging dieſe Verlegenheit nicht, und ihr Argwohn hatte neue Nahrung. Sie wußte, daß du Pleſſis-Mornai in der Picardie ward. Sie witterte bald den Zuſammenhang, und ob ſie gleich keine Gewißheit hatte, ſo war doch eine lebhafte Vermuthung in ihr rege, Gui müſſe Briefſchaften bei ſich tragen, die für ſie von Wichtigkeit ſeien.

Margarethe mußte den dringenden Bitten nachgeben und ſich in ihre Gemächer zurückziehen, ſo ungern ſie es that, da ihr Herz ſie an die Nähe von Gui zu feſſeln begann. Sie bat ihn vorher, wenn er durchaus morgen Monceaux verlaſſen müſſe, ja nicht zu frühe ſich zu entfernen. Gui verſprach's, und ſo begab ſie ſich hinweg, in dem Scheideblick allen Zauberreiz ihrer Freundlichkeit vereinigend. Lange indeſſen floh der Schlaf das jungfräuliche Lager. Gui's Bild umſchwebte ſie, und es wand ſich in alle ſüßen Bilder des Traums — als der Schlaf endlich ſie beſiegte.

Ehe man zur Abendtafel ſich begab, zog ſich die Königin auf eine kurze Zeit zurück, die Gui im Geſpräche mit dem Connetable, der ihn noch immer ehrenvoll auszeichnete, hinbrachte.

Kaum war Katharina in ihrem Gemach angelangt, als ſie ein geheimes Gefach aus einem Schranke hervorzog, ein weißes Pulver zurecht legte, und dann eine ihrer vertrauteſten Hofdamen, die Frau von Martignac, zu ſich beſchied, von der ſie wußte, daß ſie ſelbſt ein Verbrechen zu begehen bereit ſein würde, wenn es Katharina verlange.

„Ohne Zweifel wißt Ihr,“ redete ſie die Eintretende an, „was ſich mit Margarethe und dem jungen de Viole zutrug?“ —

Die Martignac bejahte.

„So wiſſet, daß dieſer junge Menſch der Vertraute Coligni's iſt, daß er geheime Papiere bei ſich trägt, die zu erhalten für mich von dem größten Vortheile ſein wird. Miſcht ihm dies Pulver geſchickt in ſeinen Wein. Es iſt ein betäubendes, doch unſchädliches Mittel. Er wird dann ungemein feſt ſchlafen, und es wird dann leicht ſein, ihm die Papiere zu entwenden.“

Die Martignac war willig zu dieſem Bubenſtück. Sie nahm das Pulver und entfernte ſich ſchnell, die günſtige Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Tafel begann. Gui fühlte ſich bei weitem behaglicher in dieſem Kreis, als er es ſich gedacht hatte; denn nicht die entfernteſte Andeutung über religiöſe Gegenſtände wie über die politiſchen ließ man fallen; vielmehr flog heiterer Scherz umher, und fröhliche, leichte Unterhaltung vergnügte Alle.

Seltſam aber war es Gui, daß er gegen das Ende der Tafel eine ſo unbezwingliche Neigung zum Schlafe fühlte, daß er kaum das Ende erwarten konnte.

Katharina ſah triumphirend die Wirkung ihres Mittelchens.

Gui begab ſich ſogleich zur Ruhe, und kaum war er in ſeinem Gemach, als er auch ſo heftig vom Schlaf überfallen wurde, daß er ſich, ohne ſich auszukleiden, auf das Bett warf.

Er mochte etwa eine Stunde geſchlafen haben, da öffnete ſich leiſe eine geheime Tapetenthür, und ein Mann ſchlich vorſichtigen Trittes herein. Er nahte ſich dem Bett. Noch war die Kerze im Brande, die Gui nicht einmal zu löſchen vermocht. Der Mann unterſuchte nun Alles an ihm genau, fand aber nichts; endlich entdeckte er eine mit einer Schnur am Halſe befeſtigte ſeidene Taſche. Darin waren Schriften. Dieſe nahm er heraus, ſteckte unbeſchriebenes Papier hinein, ſchloß ſie und knöpfte das Kleid wieder zu. Darauf entfernte er ſich wieder eben ſo leiſe, und brachte Katharinen die Schriften, ihr berichtend, wie und wo er ſie gefunden.

Die Königin lohnte reich das Bubenſtück. Der Menſch entfernte ſich, und ſie ſetzte ſich zu der Kerze und las. Aber mit jedem Athemzuge wurde ihr Auge glühender, ihr Geſicht bläſſer. Faſt ſtockte ihr Athem. Als ſie die Schriften geleſen, warf ſie ſie wüthend auf den Tiſch und ſchritt heftig auf und nieder. Bald aber legte ſich ihre Wuth und Freude nahm ihre Stelle ein.

„So hätte ich alſo die Falle ergriffen, worin Ihr uns fangen wolltet!“ rief ſie triumphirend. „Das wird Euch nicht gelingen!“ — „Aber welche Schändlichkeit!“ rief ſie nach einer Weile wieder. —

Sie klingelte nun.

„Ruft mir Acevedo!“ ſprach ſie zur Hofdame, „und ſagt einem Herrn, er ſolle dem Könige melden, ich müſſe ihn noch ſprechen dieſe Nacht!“ —

Nach einigen Augenblicken kam Acevedo.

„Ihr habt mir Wahrheit geſagt, Meiſter,“ ſprach die Königin, „eine ungeheure Gefahr drohte dem König und mir — die Hugenotten wollten uns heimlich hier aufheben.“

Acevedo ſah ſie zweifelnd an. „Woher wißt Ihr das ſo ſicher?“

„Iſt Euch denn das Ereigniß von heute ſo unbekannt? — Margarethe von Valois ſtürzte im Walde. Ein junger Edelmann ritt nahe vorüber, ſah das reiterloſe Pferd und rettete ſie. Und wer meint Ihr wohl, daß dieſer ſei?“ —

„Ich kenne zu wenig die bedeutenden Leute der Hugenotten!“ ſagte Acevedo.

„Der Vertraute Coligni's,“ fuhr eifrig und freudig die Königin fort — „Gui de Saint-Aleur — der Sohn jenes verruchten Ketzers de Viole.“ —

Ein heftiger Schrecken durchfuhr Acevedo. Er zitterte. Zum Glück fiel der Schatten des Schirmes von Katharinen's Kerze auf ihn, und ſie gewahrte es nicht und fuhr fort: „Mir ahnte, daß er im Auftrage Coligni's nach der Picardie ziehe, wo du Pleſſis-Mornai iſt, und daß er Schriften von Wichtigkeit mit ſich führe. Die Montignac miſchte einen Schlaftrunk in ſeinen Becher, und ſo wurde es mir leicht, ihm die Schriften mit leeren Papieren verwechſeln zu laſſen. Denkt Euch nur, es ſind eigenhändige Briefe Coligni's und Condé's, worin ſie du Pleſſis von dem Plan unterrichten, den Hof in der Stille zu Monceaux aufzuheben, und ihn dann zu Allem zu zwingen, was ſie wünſchten!“

Acevedo faltete ſeine Hände und ſagte mit bebender Stimme, obgleich nur mit dem Gedanken an Gui: „Es iſt entſetzlich! Weiß es der König ſchon?“

„Nein,“ verſetzte Katharina, „ich wollte mich erſt mit Euch berathen.“

„Meiner Meinung nach," entgegnete Acevedo, „iſt nichts Klügeres zu thun, als morgen in der Stille eine Abtheilung oder alle Schweizer des Oberſten Pfyffer nach Monceaux zu ziehen, und unter ihrem Schutze nach Paris zurückzukehren."

„Das wird aber," verſetzte die Königin, „noch mehrere Tage zugehen." —

„Ihr ſagt ja ſelbſt, daß Saint-Fleur in Euren Händen iſt — er kann alſo auch unmöglich die Kunde zu du Pleſſis bringen — und es ſcheint mir, daß ſie ohne dieſen nichts unternehmen wollen."

„Gut," ſprach Katharina zum Fenſter tretend, „geht jetzt wieder zu Euren Beobachtungen, denn der Himmel iſt hell und klar."

„Ihr habt mich darinnen eben geſtört" — ſagte Acevedo.

„Geht nur," verſetzte ſie, „Ihr ſollt heute nicht wieder geſtört werden."

Acevedo entfernte ſich; aber er ging hinab in das Souterrain des Schloſſes, wo er Gui's Diener bei einer Flaſche Weines eingeſchlummert fand.

Er weckte ihn und zog ihn bei Seite.

„Deinem Herrn droht große Gefahr," ſprach er heimlich; „könnteſt du Eure Pferde, ohne Aufſehen, etwa einige hundert Schritt vom Schloſſe hinbringen und ſie ſchnell zur Flucht bereiten?" —

Der Diener ſah erſchrocken den Aſtrologen an. „Das ließe ſich thun, wenn es Noth hat — denn die Ställe liegen entfernt und die Knechte ſind trunken."

„Aber wie würdeſt du ſie ohne Geräuſch herausbringen?"

„Dafür laßt mich ſorgen," antwortete der Diener, „ich umwickle die Hufe, ſo geht es."

„So eile," befahl Acevedo, „in einer halben Stunde bringe ich deinen Herrn."

„Wohin denn?" fragte der Diener.

Acevedo beſtimmte den Ort und ging wieder unbemerkt hinauf in ſein Gemach.

„Gabriele,“ ſprach er da, „wir haben ein wichtiges Werk zu verrichten. Ein hugenottiſcher Jüngling iſt im Schloſſe, dem Todesgefahr droht. — Er muß gerettet ſein. Man hat wichtige Papiere bei ihm gefunden!“

„Wie heißt er?“ fragte mit bangen Gefühlen das Mädchen. —

„Gui Rabaud,“ erwiederte Acevedo, „er iſt Coligni's Vertrauter!“

Gabriele wankte. Ein tödtlicher Schrecken ergriff ſie.

„Was iſt dir?“ fragte innigſt bewegt der Greis.

„Ach,“ ſtotterte ſie, „es iſt der Sohn — des Mannes, der einſt meines Vaters Wohlthäter wurde; er ſelbſt rettete uns einſt von dem Tode!“

„Dann danke Gott, daß er dir Gelegenheit gibt, zu vergelten!“ ſagte Acevedo. „Doch laß uns eilen. Rüſte die Blendlaterne — hülle dich in einen Mantel und komm!“

Er ſelbſt ergriff einen weiten Mantel für ſich und ein Gebund Schlüſſel, und ſo folgte das zitternde Mädchen dem Manne.

Sie kamen an Gui's Gemach. Es war Alles in dieſem Hintertheile des Schloſſes todt und ſtill, wie im Grab. Acevedo löſchte die Lichter aus, die auf den Gängen brannten. Er öffnete des Jünglings Thüre. Noch lag er unausgekleidet in tiefem, bewußtloſem Schlafe.

Gabriele leuchtete ihm ins Antlitz. „Ja, er iſt's!“ ſprach ſie leiſe, und betete dann: „Herr, laß es wohl gelingen!“

Acevedo rüttelte den Schlafenden leiſe, dann heftiger. Vergebens. — Er erwachte nicht.

„Großer Gott!“ rief er dann halblaut, „der Schlaftrank iſt ſtark. Wie wird das werden!“ — Doch beſann er ſich nicht lange — er faßte den Schlafenden; auf ſeine Schultern lud er ihn, und ſo ſchritt er vorſichtig mit ſeiner theuern Laſt dem bebenden Mädchen nach. — Sie waren bald über die Gänge, und gewannen nun die Treppe nach dem Garten. Eilenden Schrittes gingen ſie durch die verſchlungenen Wege des Gartens. Jenſeit der Gartenpforte wartete der Diener mit den Pferden; aber ein neues Hinderniß ſtellte ſich ihnen hier dar. Wie ſollten ſie den noch immer Betäubten fortbringen? —

Acevedo verſuchte aufs Neue, ihn zu wecken. Erſt als er ihn mit kaltem Waſſer beſprengte — erwachte er. Gabriele hüllte ſich tief in ihren Mantel. Ihr Herz pochte hörbar, und die Hand vermochte kaum, die Laterne zu halten.

„Ihr ſeid in großer Gefahr,“ ſprach jetzt eifrig Acevedo, „flieht, ſo ſchnell Ihr könnt, nach Chatillon zurück, und ſaget Coligni, der Plan, den Hof aufzuheben, ſei verrathen! Wie das zuging, werdet Ihr finden. Man hatte Euch einen Schlaftrunk gegeben. In einigen Tagen bricht der Hof nach Paris auf. Eilt jetzt, ſo ſchnell Ihr könnt. Trinkt dies, ſetzte er noch hinzu,“ indem er ihm eine kleine Phiole reichte, „es wird Euch munter erhalten.“

Gui drückte dankbar ſeine Hand, ſchwang ſich auf ſein Roß, und bald waren ſie im Walde verſchwunden.

Acevedo hatte noch nicht lange das Gemach der Königin verlaſſen, als ſie ſich zu ihrem Sohne, dem Könige begab, der ſie mit Sehnſucht erwartete. Sie legte ihm die erbeuteten Papiere vor.

Sein Zuſtand grenzte an wahnſinnige Wuth, als er ſie geleſen. Er ſchwur Tod und Verderben allen Ketzern. Katharina ließ dieſe Stimmung nicht vorübergehen, ohne ſie gehörig auf den Punkt zu leiten, den ſie mit Anjou beſprochen. Doch hatte ſie den Muth noch nicht, mit dem ganzen hölliſchen Plane hervorzutreten, fürchtend, es möge ſich in Carl's Bruſt, durch die allzu große Verworfenheit deſſelben, das Gegentheil erzeugen von dem, was ſie wünſchte.

Carl wollte Gui de Saint-Flour ſogleich ergreifen und in Feſſeln ſchlagen laſſen. Er war um ſo ergrimmter gegen ihn, da er ſich noch der Kühnheit erinnerte, welche Gui gegen ihn bewieſen.

„Dazu iſt morgen noch eben wohl Zeit,“ ſprach die Königin, „er liegt noch in halb bewußtloſem Schlafe, denn ich ließ ihm einen Schlaftrunk reichen, und gelangte auf dieſe Weiſe zu den Schriften.“

„Er ſoll ſchrecklich beſtraft werden!“ rief Carl.

„Laßt uns von Anderm reden, mein Sohn,“ nahm Katharina das Wort: „Was denkſt du von unſerer Abreiſe?“ —

„Je eher, je ſicherer und beſſer,“ meinte der König.

Katharina entwickelte ihm Acevedo's Plan, den ſie natürlich als die Frucht eigenen Denkens darſtellte.

Carl gab ihm Beifall.

Noch vieles wurde nun über die vergebliche und unzeitige Milde gegen die Ketzer geſprochen. Katharina ſchien leiſe auf l'Hopital zu deuten, als den Urheber dieſer milden Geſinnungen und Maßregeln. Ueber l'Hopital's eigne religiöſe Denkart ließ ſie einigen Zweifel blicken. Carl achtete den trefflichen Mann hoch; allein er wußte zu gut, daß l'Hopital allerdings immer für Milde ſtimmte, und ſchon manches drohende Unwetter von den Häuptern der Hugenotten abgeleitet, als daß nicht dieſe Andeutungen in ſeinem ſo leicht erregbaren Gemüthe den Argwohn gegen den Kanzler hätten erregen ſollen; jedoch ließ er ſich jetzt nicht weiter darauf ein, und die Königin-Mutter verließ ihn — aber ſie ſandte dieſe Nacht noch Eilboten an Pfyffer.

In der Frühe des kommenden Morgens traten bewaffnete Gardes-du-Corps vor Gui's Gemach. Die Königin hatte es, nach ihrer Rückkehr von dem Könige, von Außen ſorgfältig verſchließen laſſen. Es wurde jetzt geöffnet, und — es war leer.

Katharina wurde der unerwartete Vorfall ſogleich gemeldet. Sie erſchrak heftig und eilte ſelbſt, ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. — Der König war außer ſich, und gab ſeiner Mutter allein die Schuld des Mißglückens. Das ganze Schloß wurde durchſucht. Nirgends entdeckte man eine Spur. Die Reitknechte wurden vernommen — ihnen war es unbegreiflich, wie Gui's Neffe hatten entkommen können. Von ihrem Rauſche, der Folge eines Bacchanal's, ſchwiegen ſie weißlich.

Katharinen's ſtiller Verdacht fiel auf Acevedo; allein ſie wagte nicht, ihn laut werden zu laſſen. Sie brauchte den Aſtrologen zu nothwendig, darum mochte ſie auch nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn laden. Sie wollte ihn prüfen, und ließ ihn zu ſich beſcheiden.

Acevedo erſchien.

Sie ſuchte fein und liſtig ihn zu fangen, aber ihr Bemühen blieb fruchtlos. Die vollkommenſte Ruhe zeigte er, und ſein Auge blickte ſo frei, ſo ſicher auf ſie, daß ſie den gehegten Argwohn wieder aufgab. — Sie fragte ihn nach ſeinen Beobachtungen in letzter Nacht.

„Sie waren ſehr begünſtigt durch den klaren Himmel,“ verſetzte der Meiſter.

„Was wiſſet Ihr mir davon zu ſagen?“ fragte ſie.

„Ihr werdet glücklich Paris erreichen“ — verſetzte er, „aber was ich Euch geſtern geſagt, ſchrecklicher noch bot es ſich mir von Neuem dar.“

Davon wollte die Königin nichts weiter hören, und ſo verließ er ſie.

Auf Niemanden wirkte Gui's Flucht ſchmerzlicher, als auf Margarethen von Valois. Sie konnte es kaum erwarten, ihn wiederzuſehen, und ihre Seele nahm ſein Bild ein. Das geſtand ſie ſich ſelbſt — nie habe ein Jüngling ihr Herz in dem Grade bewegt, als Gui — und nun wurde ihr die ſeltſame, ſie erſchütternde Kunde. Eine Thräne zerdrückte ſie im Auge, als ſie ſeine Flucht vernahm. Ihre Wangen blieben mehrere Tage hindurch bleich. — Doch ihr Leichtſinn vergaß bald das ſchöne Bild wieder, ſich anderen flüchtigen Eindrücken öffnend.

XXI.

Es lag eine finſtere Nacht über der Umgegend von Chatillon. Der Wind pfiff kalt über die Felder, und in Maſſen ſtürzte der Regen herab. In dem Schloſſe des Admirals Coligni war ein reges Leben. Die hohen Fenſter des großen Saales, der in der Mitte des Gebäudes lag, waren erhellt, und man ſah von Außen ſich viele Geſtalten bewegen. Viele der Häupter der Hugenotten waren darin bei Coligni, denn immer näher kam der Plan des Feldzugs zur Reiſe.

Da trabten in dieſem entſetzlichen Wetter zwei Reiter in den Hof des Schloſſes, und bald wurde Coligni gemeldet, Gui de Saint Fleur wünſche ihn zu ſprechen.

„Da iſt ein Unglück vorgefallen!“ rief Coligni, und eilte ihm entgegen und führte den durchnäßten Jüngling in ſein Gemach. Hier erſt betrachtete Coligni das bleiche Geſicht, das vor ihm ſtand, und die faſt gebeugte Geſtalt, die ſonſt ſo ſtolz aufgerichtet dazuſtehen pflegte.

„Was iſt Euch begegnet?“ fragte mit aufrichtiger Theilnahme der Admiral, „Ihr ſeht ſehr bleich — Ihr waret unmöglich bei Pleſſis noch?“ —

„Ich war in Monceaux!“ erwiederte mit kalter Verzweiflung der Jüngling.

„In Monceaux — Ihr?“ fragte mit neuem Erſchrecken der Admiral. „Und die Papiere?“ —

„Hört mich ruhig an, gnädiger Herr,“ ſprach Gui — „dann richtet, dann — entzieht mir Euer Vertrauen, wenn ich es nicht mehr verdiene, und laßt mich als einen Verräther erſchießen.“ —

Coligni faßte ihn bei beiden Schultern und ſah ihm ins Auge — „Junger Menſch!“ rief er aus, „ſeid Ihr wahnſinnig geworden? — Redet deutlicher, ich ahne Entſetzliches.“

Gui erzählte ſeine Begebenheiten bei Monceaux — im Schloſſe ſelbſt; erzählte von dem Schlaftrunke, von ſeiner Rettung durch Acevedo, der ſicher genauer über die Sache unterrichtet ſein müſſe, und nun ſprach er die ſchändliche Verletzung des Gaſtrechts an ihm, die Entwendung der Papiere aus.

Gui rechnete auf einen wilden Ausbruch des Zornes bei Coligni, auf ein hartes Urtheil, wenigſtens auf Entziehung ſeines Vertrauens, ſeiner Achtung. —

Coligni ſtand eine Weile mit verſchränkten Armen vor ihm.

„Ich bin ſchuldig,“ ſprach er zu ihm — „richtet mich, auch die härteſte Strafe will ich tragen — nur — verachtet mich nicht!“ —

Coligni lächelte wohlwollend. „Nun, mein Sohn,“ ſprach er — endlich ruhig, „nicht du trägſt allein die Schuld. — Zwar du hätteſt genauer dich erkundigen ſollen — allein wer ahnte ſolche Verworfenheit? Du thateſt, was du dir als Mann zu thun, und als Edelmann doppelt zu thun ſchuldig warſt, und mich freut die Ehre, die dir Montmorenci erwies — ſie hebt dich hoch empor. Es ſollte ſo ſein,“ fuhr er fort. „Es war der Wille des Himmels. Nimm hier meine Hand zur Verſicherung, daß du dadurch nichts in meiner Achtung, nichts in meinem Vertrauen einbüßeſt.“

Da ergriff der Jüngling des großen Mannes Hand und drückte ſie an ſeine Lippen, und eine heiße Thräne träufelte darauf herab. Reden konnte Gui nicht, ſein Herz war viel zu ſehr ergriffen.

„Jetzt kleidet Euch um,“ ſprach der Admiral, „dann tretet heitern Muthes vor die Männer, die ich bei mir zu ſehen die Freude habe, und Ihr werdet keine Mißbilligung in ihren Blicken ſehen.“

Mit einem freundlichen Nicken des Hauptes verließ ihn der Admiral und trat in den Kreis der neugierigen Freunde.

Er theilte ihnen das Ereigniß zu Monceaux mit. Allgemeiner Unwille über die Schändlichkeit und Undankbarkeit dieſes Verfahrens, aber durchaus kein Tadel des Jünglings. Im Gegentheile wünſchte Jeder aus ſeinem Munde den Hergang zu vernehmen. Er trat nun endlich leichtern Herzens unter ſie, und als er die allgemeine Theilnahme ſah, da wurde ſein Gemüth wieder frei und heiter. Nach kurzer Berathung eilten, trotz der ſchrecklichen Nacht, einige der jüngeren Herren von dannen, um die Verhaltungsbefehle zu überbringen, und einer begab ſich nach Vallery zu Condé, ihn vom Hergang in Kenntniß zu ſetzen.

Frankreich hatte ſeit dem letzten Vertrag einen Anſchein von Ruhe gehabt, aber ruhig wandelten die Sorgloſen über dem brennenden Vulkan. Kaum war die Nachricht von dem verrathenen Plane, den Hof in Monceaux aufzuheben, unter den Proteſtanten bekannt, als auch mit einem Mal alle Heerſtraßen Frankreichs von Bewaffneten wimmelten. Es waren Edelleute mit ihren Dienern und Vaſallen, die nach Vallery und Chatillon eilten, die Macht ihrer unglücklichen Brüder zu vermehren.

Der Hof vernahm dieſe Kunde und erſchrak. Er verließ ſchnell Monceaux und eilte nach Meaux. So ſehr ſich auch der edle l'Hopital dem Plane widerſetzt hatte, die Schweizer nach Meaux kommen zu laſſen, um nicht zuerſt die Fackel des Krieges zu ſchwingen, ſo geſchah es doch, und ſie erſchienen Abends nach einem angeſtrengten Marſch am Ende Septembers in Meaux. Um Mitternacht brach in Eile der Hof auf, denn es war Kunde gekommen, daß Condé mit Bewaffneten ſich habe in der Nähe blicken laſſen. Bald beſtätigte ſich dieſe Botſchaft als Wahrheit. Condé erſchien bald mit ſeiner Reiterei, und ſchien zum Angriff des Hofes bereit, der ſich in der Mitte der Schweizer befand, die ein Viereck geſchloſſen hatten und ſich ſo langſam fortbewegten.

Kaum erblickte man Condé's Reiterei, als man Halt machte und ſich zum Kampfe bereitete, der unausbleiblich ſchien. Condé's Reiterei theilte ſich in drei Haufen, deren einen er ſelbſt, den andern der Herr von Andelot, des Admirals Bruder, und den dritten der heldenkühne Larochefoucault befehligte. Sie ſchwärmten unaufhörlich um den Zug herum, eine günſtige Gelegenheit zum Angriff erwartend; kleine Scharmützel fielen vor, aber zu einem Kampfe kam es nicht.

König Carl war in unausſprechlichem Grimm. Er wollte ſich durchaus nicht abhalten laſſen, die Ketzer anzugreifen, und die Königin-Mutter und Montmorenci mußten Alles aufbieten, ihn zu beſänftigen. So kam die Nacht, und noch war Paris ziemlich entfernt.

Durch die immerwährende Erwartung eines Angriffs war die Bewegung des Zuges ſehr gehemmt worden.

Man beſtürmte den König mit Bitten, unter dem Schutze der

Nacht den Schweizern voraus nach Paris zu eilen, weil er ſo ſicherer dort eintreffen würde.

Hier fand man in Carl's Ehrgeiz ein heftiges Hinderniß. „Es iſt Flucht,“ ſprach er, „feige Flucht, und Frankreichs Könige dürfen nicht fliehen!“

Alle aber beſtürmten ihn mit ihren Bitten, ſtellten die Gefahr ihm rieſengroß dar, und da endlich, als man ihm die Nothwendigkeit ins Licht ſetzte, ſich für Frankreichs Wohl zu erhalten, als der tapfere Nemours ſelbſt bat, ſich ihm anzuvertrauen, gab Carl nach, und ſo ging der Hof unter einer kleinen Bedeckung, die Nemours befehligte, von den Schweizern ab, denen die Hugenotten, je näher ſie Paris kamen, deſto mehr zuſetzten. Der Hof erreichte unter dem Schutze der Nacht glücklich Paris.

Unerwartet ſchnell ſtanden die Hugenotten vor Paris. Muthig und kühn, wie immer, benahmen ſie ſich auch hier. Mit großer Umſicht ſchloß Condé Paris ein. Ihre Abſichten gingen dahin, ohne Blutvergießen den König zu nöthigen, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Katharina, die Schlaue, nahm ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, die jedoch nicht zu Stande kamen, um ſo weniger, da die Vorſchläge der Proteſtanten überſpannt, und ihre Beſchwerden in beleidigenden Ausdrücken abgefaßt waren — wenigſtens nach der Anſichten des Hofes. — Der König ſandte einen Herold nach Saint-Denys, der die Häupter der Hugenotten zur Unterwerfung auffordern, und, im Weigerungsfalle ihnen die härteſten Strafen drohen ſollte. Sie antworteten muthig und feſt, und machten ihre alte Forderung aufs Neue. Eine Ausgleichung war unmöglich, und der zaudernde Connetable Montmorenci rückte Condé bei Saint-Denys entgegen. Obgleich das Heer der Hugenotten ſehr im Nachtheile ſtand gegen das königliche, da es an Zahl viel geringer war als jenes, und dabei noch alles Geſchützes ermangelte, ſo ſtellte es ſich doch muthig jenem entgegen; und in den Tagen des kalten Novembers wurde bei Saint-Denys eine Schlacht geliefert, die, obwohl ſie den Hugenotten den Sieg nicht, doch aber einen Ruhm unerſchütterlicher Tapferkeit brachte. Sie war die letzte, die Montmorenci kämpfte — er fiel, der alte Held, im achtzigſten Jahre ſeines thatenreichen Lebens.

Katharina konnte nun frei aufathmen. Sie waren nun alle gefallen, die Männer, die ſie einſt fürchtete und fürchten mußte, und Heinrich von Anjou, der erbittertſte Feind des Proteſtantismus, ſah ſich am Ziele ſeiner Wünſche. — Katharina erhob ihn zum Generalſtatthalter des Reichs, und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, unter Coſſe's, Aumale's und Tavannes' Mitwirkung.

Hoch klopfte Heinrich's Herz. Die Bahn des Ruhmes war ihm nun geöffnet, und er brannte vor Begierde, ſeinen Muth an den Proteſtanten kühlen zu können.

Das Heer dieſer war durch Johann Caſimir's von der Pfalz Hilfsvölker jetzt bedeutend angewachſen. Von Lothringens Grenzen, wohin ſie ſich nach der unglücklichen Schlacht bei Saint-Denys zurückgezogen hatten, rückten ſie in Frankreich ein und begannen die Belagerung von Chartres. Paris und der Hof zitterte, und man ſah ſie ſchon im Geiſte vor den Thoren der Hauptſtadt. Zu ihrem alten Hilfsmittel, das ſich ſo oft bewährte, nahm Katharina auch jetzt wieder ihre Zuflucht. Sie eröffnete ihre Unterhandlungen, die bald zum Frieden führten; dieſen Frieden, der zu Longjumeau zu Stande kam, nannte man den „kleinen Frieden,“ weil er kaum ein halbes Jahr dauerte.

Coligni war ſehr mißvergnügt mit dieſem unreifen, unzeitigen Frieden. Er zog ſich nach Chatillon zurück und mit ihm Gui de Saint-Fleur, der ihn in allen den bisherigen Kämpfen treu, wie ſein Schatten, begleitet hatte.

Was Coligni befürchtete, traf ein. Es war, wie mit allen Friedensſchlüſſen, auch mit dieſem nicht Ernſt. Kaum war das hugenottiſche Heer auseinander gegangen, als auch ſchon wieder die gräßlichſten Verfolgungen über die Proteſtanten ergingen. Im Laufe eines Vierteljahres wurden an verſchiedenen Orten an zwei tauſend der friedlichſten Proteſtanten aufs Grauſamſte durch Feuer und Schwert hingerichtet. Und der Hof wußte es, duldete es, freute ſich und ſchwieg. Aufs Tiefſte empörte dies Verfahren

Coligni. Er ſah ſeine Vermuthungen gerechtfertigt, und machte Condé heftige Vorwürfe wegen ſeiner Leichtgläubigkeit. Bald aber ſollte Condé ſelbſt Erfahrungen machen, die ihn ſelbſt zur Reue führten.

XXII.

Es war am 18. März 1568, als in aller Frühe der Admiral Coligni mit ſeiner Familie die Reiſe nach Noyers antrat, dem Prinzen Condé daſelbſt einen freundſchaftlichen Beſuch abzuſtatten. Gui de Viole, der die Stelle eines Adjutanten bei Coligni verſah, war diesmal nicht in der Nähe des von ihm hochverehrten Helden — da eine Unpäßlichkeit ihn in Chatillon zurück hielt. Sich allein überlaſſen — gab ſich der Jüngling ernſten Betrachtungen über die jüngſte Vergangenheit hin. Jene Vorgänge in Monceaux en Brie ſchienen ihm ſchnell vorübergehende Traumbilder geweſen zu ſein — und wirklich hatten ſie durch die Schnelle und das ſeltſame Zuſammentreffen der Ereigniſſe, der Gefahr und Rettung durch den, ihm von dem erſten Zuſammentreffen bei Coligni noch erinnerlichen, ihn damals ſchon ſo unbegreiflich anziehenden, in ſeinem Weſen ſo ſeltſamen Aſtrologen — etwas Traumartiges und Wunderbares. Nur Eins hatte er ſich dabei vorzuwerfen, jenes augenblickliche Wohlgefallen, jenes Aufblitzen einer Neigung zu der ſchönen Margarethe von Valois. Ihm erſchien es als Untreue gegen Gabrielen. Er fühlte ſich dadurch erniedrigt. Sein Gemüth war in ſich ſelbſt zerfallen, und eine tiefgefühlte Scham drückte ihn nieder. Gabrielen's Bild trat in ſeiner himmliſchen Reinheit und Unſchuld wieder vor ſeine Seele, und er bat es um Vergebung ob der augenblicklichen Verirrung. — Doch — wo war ſie? Lebte ſie noch, und wie und wo? Ach, er hatte ja nichts gethan für ſie, nichts, ſie aufzufinden! Heftige Vorwürfe machte er ſich. Er ertrug dieſen Seelenzuſtand nicht. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt, er wollte nach Paris — obwohl heimlich — er wollte zu Acevedo ſeine Zuflucht nehmen, und vereint mit dem Greiſe, der ſo wohlwollend ihm ſchon einigemal nahe getreten — mit Hilfe ſeiner Kunſt die Geliebte aufſuchen, ehe denn wieder aufs Neue des Krieges Fackel loderte, wie der Admiral glaubte. Was dieſen Gedanken in ihm noch mehr beſtärkte, war die gewiſſe Kunde, daß Adelma's Horde in der Nähe ſei. Die Alte wollte er aufſuchen, und mit Hilfe derſelben unentdeckt nach Paris kommen, da er es öffentlich nicht durfte; denn der Admiral wußte aus ſicherer Quelle, daß ihm dort Tod und Verderben drohte — und das hatte er ihm geſagt.

Gui ſetzte ſich ſchnell und ſchrieb an den Admiral mit der Offenheit und dem Vertrauen des Sohnes an den Vater. Er legte ihm klar ſein Verhältniß zu Gabrielen an den Tag, was er mündlich nicht würde gekonnt haben. Er bat ihn dringend, ja nicht ſeine Unpäßlichkeit als einen Vorwand anzuſehen, da vielmehr erſt das Alleinſein und das ſtille Nachdenken über ſich ſelbſt ihn an ſeine Pflicht gemahnt und die Sehnſucht ſeines Herzens aufs Lebhafteſte geweckt habe, der er nicht länger widerſtehen könne. Zuletzt ſprach er die Hoffnung aus, durch Acevedo vielleicht manches wichtige Ergebniß der Politik des Hofes erfahren zu können, und verſprach in der kürzeſten Zeitfriſt zurückzukehren.

Ein Eilbote brachte dem Admiral dieſe Zeilen, und Gui, im Voraus von der Gewährung ſeiner Bitte überzeugt, befahl ſeinem Diener, ſein Roß zu ſatteln. Noch war es nicht Mittag, als Gui ſchon, den Weg von Chatillon nach Paris einſchlagend, mit Windeseile dahin flog. Die Stimme ſeines Herzens ſprach jetzt ſo ſtark, ſo lebhaft, daß die Schnelle, womit ſein Roß dahin eilte, ihm zu langſam dünkte. Als er in die Gegend kam, wo er die Horde Adelma's vermuthete, fragte er jeden Vorübergehenden nach ihr. Endlich wies man ihm einen weithin ſich ausdehnenden Wald — als den momentanen Wohnort des wandernden Völkchens, und dahin richtete er ſeinen Weg.

Er war noch nicht weit in den Wald hinein geritten, da vertrat ihm ſchon ein baumſtarker Zigeuner den Weg, indem er kaltblütig ſeine Flinte ſpannte.

„Wo iſt Adelma, Eure Aeltermutter?“ fragte er ihn heftig.

„Kennt Ihr die?“ fragte mißtrauiſch darauf dieſer. „Was wollt Ihr bei ihr?“ —

„Schweig!“ donnerte ihm der Jüngling zu. — „Wo iſt ſie?“

Der Zigeuner ſetzte erſchrocken das Gewehr zum Fuß und ſagte kleinlaut: „Wendet Euch dorthin und reitet in ſtets gerader Richtung fort, ſo könnt Ihr nicht fehlen.“

Ohne ſich nach ihm umzuſehen, warf Gui ſein Pferd herum und jagte dahin, wohin ihn der Zigeuner gewieſen.

Wirklich ſah er nach kurzer Friſt einen Haufen Zelte auf einem freien Raume des Waldes, und ſein ſcharfes Auge erkannte ſogleich die alte Adelma, wie ſie auf einem Polſter ſaß mitten im Kreiſe jüngerer Frauen und Mädchen.

Staunend blickten Alle den ſchmucken Reiter an. Adelma erkannte ihn und ſtreckte ihre gelbe, dürre Hand nach ihm aus.

„Haſt du dich verirrt, oder ſuchſt du endlich einmal die Menſchen auf, die es wohl mit dir meinen?“ rief ſie ihm entgegen.

„Ich ſuche Euch!“ antwortete Gui.

„Dann ſei mir dreimal geſegnet!“ rief ſie, und eine ungetrübte Heiterkeit flog über die ſchroffen Züge ihres abſchreckenden Geſichtes.

„Was ſuchſt du denn bei mir, mein Sohn?“ fragte ſie zutraulich.

Gui blickte im Kreiſe der ſie noch gaffend umſtehenden Weiber und Mädchen umher. — Adelma verſtand ihn.

„Geht Kinder,“ ſagte ſie, „laßt mich mit ihm allein.“

Gehorſam zogen ſie ſich zurück. Gui band ſein Pferd an und ſetzte ſich dann zu der freundlichen Alten.

„Du haſt mir einen ſauern Gang erſpart,“ hob ſie an, „und ich danke es dir; denn zwiſchen heute und dem Vollmonde, der in zwei Tagen eintritt, mußte ich dich in Chatillon ſprechen.“

„Wußtet Ihr denn, daß ich dort war?“ fragte er erſtaunt.

„Mein Auge begleitet dich allerwegen mit treuer Sorgfalt —

du entgehſt ihm nicht. Nur einmal kam ich zu ſpät, dich zu warnen — du warſt ſchon in Monceaux en Brie — ſchon im Garn einer Schlange und — einer Buhlerin.“ —

„Einer Buhlerin?“ fragte Gui mit Staunen. „Wen nennt Ihr ſo?“

„Margarethen von Valois, die ſtolze Schönheit, die ſo leicht beſiegbar iſt, wenn das Geheimniß ihre Wege einhüllt. — — Doch laß das, wie ging es dir in Monceaux, und wie entkamſt du der Gefahr?“

„Kanntet Ihr ſie?“

„Ich wußte, warum du nach der Picardie gingſt — ich vermuthete es wenigſtens, und ahnete, wie man mit dir dort handeln würde. Du warſt glücklich bei Margarethen — man ſagte, du habeſt ihr gefallen.“

„Schweigt!“ ſagte ernſt Gui, in deſſen Innerm wieder ein heiteres Gefühl erregt wurde. Sie ſah ihn ſeltſam an. —

„Nun, ſo ſage mir doch, wie du dort entkamſt?“

„Wie aus Rouen — dieſelbe Hand rettete mich!“

„Dieſelbe?“ fragte Adelma und verſank in Nachdenken. „Dieſer Mann“ — — fuhr ſie dann langſam fort — „trügt mich mein Gefühl nicht — ſteht dir ſehr nahe, Gui. Ich ſah ihn noch nicht — doch vorübergehend, und geſchickt weiß er meinem Blick auszuweichen.“

„Er iſt ein edler Menſch, Adelma!“ verſetzte Gui, „ſei er, wer er wolle. Laßt uns abbrechen und ſagt mir, wie ich unerkannt nach Paris komme.“

„Was willſt du dort?“ — fragte ſie.

Gui wurde verwirrt. — „Mich zieht ein geheimes Geſchäft dorthin,“ ſagte er.

„Das Herz? Gui! Sei offen, mein Sohn. Sollte Margarethe? — doch nein, du biſt zu edel, zu gut.“ —

„Nennt mir den Namen nicht wieder, wenn Ihr nicht wollt, daß ich ſogleich Euch verlaſſe!“ rief er heftig.

„Gottlob dann!“ ſagte ſie. „Aber was denn ſonſt? Die

Gefahr iſt groß für dich. Carl wüthete, als du entflohen. Adelma kann dich nach Paris führen, aber — ob ſie dir heraushelfen kann, das weiß ſie nicht.“

„Dafür laßt mich ſorgen, ich muß.“ —

„Aber wenn nun eine nähere, heiligere Pflicht dich nach Nevers oder Chatillon triebe?“ —

„Es gibt jetzt keine heiligere, als die mich nach Paris zieht!“ —

„Lies dieſen Brief erſt, Gui de Viole,“ ſprach Adelma, ihm ein erbrochenes Schreiben reichend — „und dann ſage mir, was die Pflicht dir gebeut!“

Haſtig ergriff es Gui.

Er las:

„Die Jagd iſt bereit; der Hirſch im Netze. Coligni geht dieſer Tage nach Nevers zu Condé; dort nehme ich ſie Beide gefangen.

Tavannes.“

Gui erbleichte. Es waren Tavannes', des Statthalters von Burgund, Schriftzüge unverkennbar. Der Brief war an einen ſeiner Freunde in Paris gerichtet.

„Wie kommt Ihr zu den Zeilen?“ fragte er.

„Gehſt du noch nach Paris?“ fragte lächelnd Adelma.

„Nein, jetzt nicht — ich darf ja nicht!“ rief Gui — „antwortet mir — wie kamt Ihr zu dem Briefe?“ —

„Einer von der Horde, ein wilder Burſch,“ erzählte Adelma, „ſtrich umher. Da ſah er einen Reiter die Straße eilend nach Paris, nach deſſen Geldbeutel es ihn gelüſtete. Er hielt ihn an. Der Burſche ſcherzte nicht und ſchoß nach ihm. Das reizte den Grimm des wilden Sohnes der Wüſte, und er legte ihn ins Gras. Auf ſeinem Leibe trug er dieſe Zeilen, die er mir brachte, da die ganze Horde den warmen Antheil kennt, den ich an deinen Glaubensbrüdern nehme. In deine Hände mußte er kommen, das ſah ich, und ich war entſchloſſen, ihn dir ſelbſt zu bringen — da kamſt du!“

„Dank Euch!“ rief er aus. „Jetzt muß ich eilen, ehe es zu ſpät iſt! O, mein Gott!“ rief er ſchmerzlich in halber Selbſtvergeſſenheit aus, „warum kann ich denn nie meinen heißen Wunſch befriedigen und ihre Spur aufſuchen!“

Adelma blickte ihn forſchend an.

„Warſt du denn ſo ſicher, ſie zu finden?“ fragte ſie.

„Wen?“ — forſchte der Jüngling, und eine dunkle Röthe ergoß ſich über ſein Antlitz.

„Gabrielen d'Arbeque,“ ſagte Adelma.

„Weib!“ rief Gui — „kennſt du der Herzen Tiefe?“ —

„Das deine, mein Sohn, kenne ich, und freue mich, daß du treu biſt der erſten Liebe deiner Jugend. Bleibe du treu — vielleicht iſt's der Wille des Himmels, daß du ſie wieder ſiehſt. Ich will nach ihr forſchen, und glaube du mir, du haſt es einem treuen Herzen vertraut, was das deine bewegt. Findet ſie Adelma nicht, ſo ſuchſt du vergebens. Nun gehe mit Gott, du mußt eilen!“

Gui ſchwang ſich auf ſein Roß und jagte wieder den Weg, den er gekommen, doch jenſeit des Waldes nahm er die Richtung von Nevers. Das angeſtrengte Reiten ermattete ſein Roß, und als die Nacht kam, vermochte es nicht weiter. Ein einzelner Hof nahm ihn gaſtlich auf. Er pflegte das müde Thier. Sich ſelbſt gönnte er keine Ruhe. Er hatte noch vier Stunden bis Nevers. Der Mond ging indeſſen auf, und als das Pferd einige Stunden gerastet, zog es Gui hervor und trat die Reiſe wieder an. Er mußte jetzt aber ſeine Eile mäßigen, um das edle Thier nicht ganz unbrauchbar zu machen.

Es war lange ſchon Mitternacht vorüber. Der Mond ſchien hell und klar. Gui ritt eine Anhöhe hinan, und entdeckte zu ſeiner größten Freude nahe vor ſich die Thürme von Nevers. Bald erreichte er es. Im Schloſſe Condé's lag Alles in des Schlafes Feſſeln — aber Condé war nicht ſo ſorglos wie Coligni zu Chatillon. Die Wächter riefen ihn an, ſobald er ſich dem Schloſſe näherte. Gui gab ſich zu erkennen. Bald wurde er eingelaſſen, und den Wächtern ſein müdes Roß übergebend, eilte er in das Schloß und ließ ſogleich Coligni und Condé wecken. Die Noth drang auf Eile. Er ließ ſich im Saal auf einen Seſſel nieder und überdachte die wunderbaren Wege des Geſchickes, das ihn zum Retter Coligni's beſtimmte aus dieſer großen Gefahr. Er dankte dem Lenker der Schickſale, und legte die heißen Wünſche ſeines Herzens in ſeine Vaterhand demüthig und vertrauensvoll, und das ſüße Bewußtſein, der Pflicht des Herzens Wünſche geopfert zu haben, gab ihm Frieden.

Nach einiger Zeit trat Coligni herein. Er ſtaunte den Jüngling an.

„Viele," ſprach er dann ernſt, „Ihr ſeid mir ein Räthſel geworden, das ich nicht löſen kann. Heute früh ſchreibt Ihr mir, Ihr müßtet nach Paris, und jetzt ſeh' ich Euch in Noyers?"

„Vergebt mir, gnädigſter Herr!" rief der Jüngling. „Ich folgte nur der unbezwinglichen Sehnſucht meines Herzens, und es war —"

„Darüber tadle ich Euch nicht. Ich war jung, Viele, wie Ihr, und habe geliebt wie Ihr — darum nur möchte ich Euch tadeln, daß Ihr ſo unbeſtändig in Euren Entſchlüſſen ſeid."

„Es war Euer und des Prinzen und der Eurigen Glück, daß ich jenem Zuge meines Herzens folgte, nur dadurch war es möglich, daß ich Euch vom Verderben retten konnte. Leſet dies und urtheilt dann."

Condé fand ſich nun auch ein.

„Was habt Ihr denn Wichtiges, daß Ihr unſere Ruhe ſtört, Hauptmann Viele," ſagte er halb mürriſch. „Euch hätte ich wahrlich heute eher in den Armen Eurer Geliebten geſucht, als in Noyers!" ſetzte er, jedoch in Scherz übergehend, hinzu.

Der Admiral hatte das Billet geleſen und Tavannes' Handſchrift ſogleich erkannt. Er reichte es Condé mit den Worten:

„Wenn wir nicht eilen, ſo ſind wir verloren!"

Condé durchflog das Blatt. Der Schrecken bleichte ſeine Wangen.

„Wo habt Ihr das Blatt her?" rief er Gui zu.

Dieſer erzählte nun, wie er dazu gekommen ſei, und jeder

Zweifel ſchwand. Aber die Verlegenheit war groß, in welcher ſie ſich befanden, denn ſie waren in dieſem Augenblicke nicht gerüſtet zu einer Flucht.

Coligni allein behauptete die ihm eigene Ruhe und Feſtigkeit.

„Laßt uns die Unſerigen und uns retten und la Rochelle zu gewinnen ſuchen, das iſt das einzige Mittel.“

Er gab Gui, dem er dankbar die Hand drückte, den Auftrag, ſo ſchnell als möglich, Alles zur Flucht zu bereiten. Die Leute des Prinzen wurden geweckt, aber es war eine Unordnung unbegreiflicher Art in dem Schloſſe, da Einer gegen den Andern rannte, und Alle den Kopf verloren hatten, indem ſie ſich die Gefahr ſo nahe dachten, daß man ihr nicht mehr entgehen konnte. Gui war überall: Er fühlte keine Müdigkeit. Er brachte Ordnung in das Ganze. Die Wagen des Prinzen und des Admirals wurden reiſefertig gemacht; alle Diener bewaffnet. Gegen Morgen war Alles im Stande, zur Abreiſe bereit, und mit dem kommenden Tage verließ der Zug Noyers. Gui war das Haupt der Bedeckung. Er war überall, ſorgte, wirkte, ermunterte.

Nur langſam konnte ſich der Zug fortbewegen, und auch in der Wahl der Wege mußte große Vorſicht angewendet werden, um nicht Aufſehen zu erregen und dadurch in Tavannes' Hände zu gerathen. Condé hatte eine Klageſchrift über das treuloſe Benehmen des Hofes an den König eiligſt noch von Noyers abgeſendet, worin er zu verſtehen gab, daß es ihm lieb ſei, des Königs Antwort in Noyers zu erhalten. Dies täuſchte Katharina. Sie hielt ihren Plan für gelungen und triumphirte ſchon, Condé, Coligni und die Königin von Navarra, die Montluc gefangen nehmen ſollte, in ihrer Gewalt zu haben.

Condé und Coligni erreichten indeſſen glücklich Rochelle, wo bald darauf auch Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich von Bearn anlangte, die durch ein Schreiben von unbekannter Hand aus Paris, von der Gefahr unterrichtet, glücklich den Nachſtellungen Montluc's entging.

Grenzenlos war die Wuth Katharina's, ſo gänzlich ſich in ihren Erwartungen getäuſcht zu ſehen. Sie ahnte Verrath in ihrer Umgebung, und doch wußte ſie nicht, auf wen ſie ihren Verdacht werfen ſollte. Da fiel ihr Acevedo ein. Sie überdachte ſein Benehmen, und jene ſie ſo fürchterlich erſchüttert habenden Worte in Monceaux fielen ihr ein, Gui de Viole's ans Wunderbare grenzende Flucht aus dem Palaſte beſtärkte ihren Verdacht aufs Neue. Doch der Aſtrolog hatte in ihrem finſtern Aberglauben einen zu beredten Vertheidiger; er hatte ſchon ſo oft ihr Beweiſe von Treue und unparteiiſcher Ergebenheit gegeben, daß ſie nicht leichthin ſich eines ſo wichtigen Mannes berauben, ſondern erſt prüfen und beobachten, dann aber um ſo entſchiedener handeln wollte, wenn ihr Verdacht ſich irgend rechtfertigen würde. Sie beſtellte daher vertraute Leute, die auf allen Schritten und Tritten ihn beobachten mußten. Außer ihm zog der edle, biedere, vorurtheilloſe Kanzler l'Hopital ihren Verdacht auf ſich, der um ſo ſchwerer war, da der Haß gegen ihn ihm zur Seite ſtand.

Dieſe Treuloſigkeit des Hofes weckte aufs Neue die Proteſtanten. Ueberall loderte wieder die wilde Flamme des Bürgerkriegs, und unmenſchliche Grauſamkeiten wurden verübt von beiden Seiten.; beſonders zeichneten ſich aber Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpenſier, Tavannes und Montluc durch ihre Wildheit und Grauſamkeit gegen die Proteſtanten aus.

In einer Berathung bei dem Könige kam dies zur Sprache. l'Hopital ſprach mit edler Entrüſtung über ſolch ſchändliches Verfahren. Da konnte ſich Katharina nicht halten.

„Iſt es Euch vielleicht unbekannt, Herr Kanzler!“ rief ſie in heftigem Zorne dieſem zu, „was d'Acier in Languedoc und Dauphiné verübt? Wiſſet Ihr nichts davon, daß er die Katholiken mordet, die Mönche martert, die Kirchen niederreißt und die Orte niederbrennt? Iſt Euch noch nichts zu Ohren gekommen von dem Halsband aus Mönchsohren, das Briquemont trägt?“

l'Hopital hörte ruhig zu.

„Eure Majeſtät,“ ſagte er dann, „vergeſſen, daß fortgeſetzte Unterdrückung und Grauſamkeit auch den Sanftmüthigſten wild machen kann!“

Katharina wollte aufbrauſend antworten. Carl bat ſie, ruhig zu bleiben.

„Gebt Eure Siegel ab“ — ſprach er zu l'Hopital. „Ihr ſeid Eurer Würde enthoben.“

l'Hopital verbeugte ſich. „Gott gebe Eurer Majeſtät einen treuern Diener,“ ſprach er, und ging dann ſtolz hinweg, mit dem Bewußtſein eines reinen Herzens. Mervilliers, der ſchmiegſame fanatiſche Biſchof von Orleans, nahm ſeine Stelle auf Katharina's Empfehlung ein. —

Er war nun auch entfernt, der Mann, deſſen Rechtlichkeit bisher durch die Achtung, die ſie König Carl einflößte, eine große Gewalt über ihn geübt, und oft das Gegengewicht gegen Katharina's Argliſt geweſen war.

Ihre Spione meldeten ihr von Acevedo, daß er oft den Louvre verlaſſe und in Paris verweile, doch könne man nicht entdecken, wo er ſich hinbegebe, da er mit außerordentlicher Liſt die verworrenſten Wege gehe. Sie wollte ihn genauer prüfen, und brachte darum bald darauf das Geſpräch auf die Lage Frankreichs und der Hugenotten.

Acevedo, zu viel vertrauend auf ſeine Macht über der Königin Gemüth, ſprach zu warm für die Unterdrückten. Katharina entließ ihn kalt. Sie war jetzt überzeugt, er müſſe wenigſtens Antheil an dem Verrath ihrer Geheimniſſe haben, und auch ſein Loos war geworfen.

XXIII.

Adelma war eingedenk des Verſprechens, das ſie Gui gegeben. Dieſes und eine auch ihr beſonders wichtige Angelegenheit zog ſie nach Paris. Nur einmal und zwar ſchnell vorübergehend ſah ſie einſt Acevedo.

Ihr ſchien der Mann bekannt — ſie ſah ihn genauer an, und ſie fand Züge, die dem Parlamentsrath de Viole glichen, den ſie einſt mit der ganzen Gluth ihres Herzens geliebt hatte; aber zu ſchnell verſchwand der Aſtrolog, als daß ſie hätte ihre Vermuthung vergewiſſern können. Seitdem verfolgte ſie der Gedanke, daß Viele noch lebe, daß Acevedo es ſei. Die Theilnahme an Gui, ſeine zweimalige Rettung durch ihn — das Alles machte ihr die Sache gewiſſer, glaublicher. Sie ging oft nach Paris, ſie wußte ſich ſelbſt Eingang in den Louvre zu verſchaffen; aber Acevedo hatte ſie erkannt und entzog ſich ihrem Anblicke, da er noch das Geheimniß nicht enthüllen durfte.

Auch jetzt trieb ſie dies nach Paris noch mehr, als die Nachforſchungen nach Gabrielen, die ihr ohnedem in ihrer ganzen Schwierigkeit erſchienen. Die Zigeuner hatten ihre Verbindungen in Paris, wo ſie die Beute zu verkaufen pflegten. Es waren die Schlupfwinkel des Laſters und der Verworfenheit — allein ſicher vor dem Auge der Gerechtigkeit, das ohnedem in jenen Tagen innerer Zerriſſenheit und geſetzloſer Willkür blind geworden.

Auf ihren Stab geſtützt, ſtand ſie am Hofe des Louvre, überlegend, wie ſie am ſicherſten ihre Abſicht erreichen möchte.

Unterdeſſen ereignete ſich in Acevedo's Gemach etwas Unerwartetes. — Schon längſt hatte Anjou's Späherblick in dem Acevedo ſtets begleitenden Knaben das reizende Mädchen entdeckt, und den glühenden Wunſch gehegt, ſie zu beſitzen. Acevedo durchſchaute das Gewebe der Bosheit, das man angelegt, Gabrielen zu verderben. Es war eine ſchwer zu löſende Frage, wie er das Mädchen in Sicherheit bringen möge und wo? — Er hatte zwar an du Pleſſis' Freunden Freunde, aber ihnen durfte er ſie nicht anvertrauen. Da begegnete ihm einſt ein Menſch, der ihm bekannt ſchien. Er betrachtete den alternden, ärmlich gekleideten Mann genauer, und nun erkannte er in ihm einen ſeiner frühern treuen Diener, der in Paris zurückgeblieben war. Er folgte dem Manne von Ferne bis zum Marais, wo er in eine ärmliche finſtere Wohnung trat. Es war die ſeine. Acevedo's Ankunft erſchreckte den armen Mann. Als er aber ſich ihm zu erkennen gab, wäre er faſt vor ihm niedergefallen. Eine höhere Freude konnte es für die treue Seele nicht geben, als ſeinen alten, geliebten Herrn wieder zu ſehen. Bei ihm war Acevedo's Geheimniß ſicher. Mit ihm ſprach er wegen Gabrielen. Gerne verſtand ſich der treue Alte dazu, ſie verborgen zu halten, bis Viele ſie zurückfordern würde.

Freudig kehrte er zu Gabrielen zurück und ſchilderte ihr die drohende Gefahr. Eine unnennbare Angſt ergriff die Jungfrau. Sie bat unter Thränen, je eher je lieber ſie aus dem Louvre dorthin zu bringen.

„Laß nur den Abend kommen,“ ſagte Acevedo, „dann führe ich dich unbemerkt dorthin;“ allein kaum daß dies Wort über ſeine Lippen gegangen, da klopfte es heftig an die Thüre. Nicht ohne eine geheime Angſt öffnete Acevedo, und ſeine Furcht war gerechtfertigt.

Montesquieu, der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, begleitet von vier bewaffneten Schweizern, trat herein.

„Ihr ſeid mein Gefangener im Namen der Königin,“ ſprach er barſch zu dem Aſtrologen; „folget mir!“

Montesquieu's Blicke ruhten lüſtern und durchbohrend auf Gabrielen's ſchöner Geſtalt. Sie erbleichte, wankte und ſank ohnmächtig in einen Stuhl.

„Ich folge Euch, Herr Ritter,“ ſagte gefaßt Acevedo, „nur geſtattet mir, daß ich mich meines Sohnes annehme, deſſen Zuſtand Ihr ſeht.“

„Das iſt eine Ohnmacht, wie ſie Knaben ſonſt nicht eigen iſt,“ erwiederte Montesquieu. „Er iſt ſtark und wird ſchon zu ſich kommen. Da er unſchuldig iſt, werde ich ihn der Gnade der Königin empfehlen,“ ſetzte er mit einem Satyrlächeln hinzu. „Gebt mir den Schlüſſel Eurer Thüre, damit ich ſie verſchließe — es möchte dem Knaben ſonſt vielleicht gar eine Gefahr drohen!“

Acevedo ſah ein, daß hier nichts zu ändern war. Er gab ihm den Schlüſſel und ſagte: „Ich rechne auf Eure Ehre, Herr Ritter.“

„Das dürft Ihr,“ antwortete der Maltheſer, und jenes ſataniſche Lächeln ſchwebte wieder um ſeinen Mund.

Er ſchloß ſorgfältig die Thür ab und ſteckte den Schlüſſel zu ſich.

„Herr Ritter,“ hob Acevedo an, „eine Bitte gewähret mir, führt mich zur Königin!“

„Das kann nicht ſein,“ herrſchte ihm der Maltheſer zu und führte ihn nun ſchnell über die Gänge aus dem Palaſte.

Adelma ſtand draußen und erblickte nun plötzlich den Geſangenen. Sie erſchrak. „Ja, es iſt Viole!“ rief ſie in ſich hinein.

Auch Acevedo ſah und erkannte ſie. Eine dunkle Ahnung, als könne ſie Gabrielen vielleicht nützen, bemächtigte ſich ſeines Gemüths. Er zog ſchnell den Treuring ſeiner verſtorbenen Gattin vom Finger, ließ ihn vor ihr unbemerkt fallen, und ſagte zu ihr gewendet:

„Liebe Adelma, nimm dich meines Sohnes Gabriel an!“

Montesquiou blickte auf die Alte und ſchlug eine laute Hohnlache auf „Da habt Ihr Euch einen wackern Vormund beſtellt, Meiſter!“ rief er aus.

Sie traten nun aus dem Hofe des Louvre und waren dem Blick Adelma's entzogen.

Dieſe ſtand bebend noch auf derſelben Stelle. Sie hatte den Ring aufgehoben, ihn an ihre Lippen gedrückt, denn ſie erkannte ihn

„O,“ rief ſie freudig aus, „er hat noch Vertrauen zu mir! — Ach,“ ſetzte ſie hinzu, „hätteſt du früher einmal „liebe Adelma“ geſagt, der Himmel wäre in dieſe Bruſt eingezogen, und das arme Herz hätte doch eine ſchöne Erinnerung gehabt. Der Auftritt hatte ſie ſo ſehr ergriffen, daß ſie nicht im Stande war, von der Stelle zu gehen. Sie dachte ihm nach Gabriel? fragte ſie ſich. Gui war doch ſein einziger Sohn. Sollte er noch einmal geheirathet haben? — Dieſe Worte Viele's waren ihr unerklärlich. So viel aber ſah ſie ein, ſie müßte noch hier weilen. Sie ſetzte ſich auf die Stufen des Portals, vielleicht eine Gelegenheit zu entdecken, wodurch ſie genauere Kunde erhalten könnte.

Gabriele erwachte aus der Ohnmacht und fand ſich eingeſchloſſen Ihr erſchien ihres Pflegevaters Gefangennehmung genau mit Anjou's verworfenen Plänen zuſammenzuhängen. Ein tödtlicher Schrecken bemeiſterte ſich ihrer. Was ſollte ſie thun? — Hier konnte, hier durfte ſie nicht bleiben, mochte auch ihr Schickſal ſein, welches es wollte — ſchlimmer als das, welches hier ihrer wartete, konnte ja keines ſein. — Sie erinnerte ſich, daß Acevedo allerlei Schlüſſel beſaß. Sie ſuchte ſie hervor. Sie lagen unter Papieren. Dieſe Papiere könnten ihm ſchaden, dachte ſie in dieſem Augenblicke. Sie warf ſie in die Flammen des Kamins — dann verſuchte ſie die Thüre zu öffnen. Es gelang zu ihrer unausſprechlichen Freude. Schnell ſteckte ſie das wenige Geld, was ſie in Acevedo's Habſeligkeiten fand, zu ſich, warf ſich auf ihre Knie und betete inbrünſtig für ihn und für ſich, und eilte dann, in einen Mantel gehüllt, aus dem Louvre, völlig ungewiß, wohin ſie ihre Schritte lenken ſollte.

Sie eilte über den Hof weg. Sie hörte nicht, daß ihr Jemand nachrief. Erſt vor dem Hofe, wo ſie ſtille ſtand, einen Augenblick zu überlegen, wohin ſie ihre Richtung nehmen ſollte, gelang es Adelma, den flüchtigen Knaben zu erreichen.

„Heißt du Gabriel?“ fragte ſie zutraulich — „dann habe ich einen Auftrag von Acevedo, oder beſſer von de Viole an dich.“

Gabriele erſchrak. Sie ſah die Alte und wollte ihr entfliehen — da ſeit jenen Tagen auf Arbeque der Name Zigeuner ſchon ihr fürchterlich war. Die Alte ergriff ſie jedoch.

„Kind, fliehe nicht, ich bitte dich!“ ſagte ſie. „Siehe hier Acevedo's Ring, er iſt das Zeichen, daß du mir vertrauen darfſt.“

Gabriele erkannte den Ring, und ſie dachte, daß doch vielleicht die Alte nicht löge.

Als ſie ihr aber in das abſchreckende Geſicht blickte und die krächzende Stimme mit ihrem widerlichen Ton an ihr Ohr ſchlug, da erbebte die vielfach Geängſtete wieder.

Adelma betrachtete den Knaben, die feine, ſchöne Geſtalt, und ſie begann an dem Geſchlechte deſſelben zu zweifeln. „Vertraue dich mir an, mein Kind," ſagte ſie ſo herzlich, als ſie nur konnte. „Du biſt verlaſſen hier, und was wollteſt du ohne Hilfe beginnen in der gefahrenreichen Stadt, in dem wildbewegten Lande. Viole kennt mich, mir rief er, als die Schweizer ihn vorüber führten, zu: Adelma, nimm dich meines Sohnes Gabriel an! Kind, ich bin ihm hochverpflichtet — ſage, wohin ich dich bringen ſoll!" —

„Wo iſt Viole?" fragte Gabriele jetzt, wie wenn ihr ſeine Gefangennehmung erſt jetzt zum klaren Bewußtſein käme.

„Das kann ich dir nicht ſagen," verſetzte Adelma, „da ich auf dich wartete, konnte ich ihm nicht folgen; doch das wollen wir auch erfahren."

Sie ergriff nun Gabrielen's zarte Hand und zog ſie mit ſich fort bis zu einem Durchgange, wie ſie ſich in Paris häufig finden, wo man nämlich durch ein Haus von einer Straße in die andere gelangt. Hier blieb Adelma keuchend ſtehen. Es war dunkel geworden. Gabrielen's Gemüth, ſo furchtbar erſchüttert durch die Ereigniſſe dieſes Tages, ſchloß ſich jetzt mit mehr Furcht als Vertrauen an die Alte an.

„Kind," fragte dieſe, „haſt du Jemanden in Paris, zu dem ich dich bringen könnte?"

„Ach!" rief angſtvoll Gabriele, „ich kenne hier Niemanden, nicht einmal den Ort, wo meines Vaters Grab iſt."

„Deines Vaters Grab?" fragte Adelma geſpannt. „Viole nannte ſich deinen Vater."

„O, das iſt er auch der Waiſe geworden, die ohne ihn verloren war."

„Wo iſt denn deine Heimath?" fragte wieder die Alte.

„In der Dauphiné," antwortete Gabriele.

Ohne daß ſie ſich eines Vermuthunggrundes bewußt geweſen wäre, ſprach die Alte: „Vielleicht zu Schloß Arbeque? — Nicht wahr, du biſt Gabriele d'Arbeque?"

„Kennſt du mich?" fragte ängſtlich Gabriele, die kaum ihrer Beſinnung mächtig war.

„O, ich kenne dich, Mädchen," ſagte darauf freudig Adelma,

„und weiſeſt du nicht kalt und ſtolz ein treues Herz zurück, ſo ſollſt du in mir eine mütterliche Freundin gewonnen haben, die dir in dieſer drangſalvollen Lage Alles leiſtet, was in ihren Kräften ſteht."

Gabriele drückte dankbar ihre Hand. Allmählich vertraute ſie der Alten. Je ruhiger ſie zu werden begann, deſto mehr erkannte ſie das Hilf- und Troſtloſe ihrer gegenwärtigen Lage und die Nothwendigkeit, ſich der ehrlich ſcheinenden Zigeunerin hinzugeben.

Nachdem Adelma ausgeruht, ſetzten ſie ihren Weg fort und erreichten ſpät eine elende, ſchmutzige Hütte in einem finſtern Gäßchen. Von einem wild ausſehenden Menſchen wurden ſie freundlich aufgenommen. Gabriele konnte nichts genießen, und ſank bald auf einem harten Lager, über welches ſie ihren Mantel gebreitet, in tiefen Schlaf.

Als ſie am Morgen erwachte, ſaß Adelma an ihrem Bett.

Freundlich grüßte ſie die Erwachende. Gabriele fühlte neue Kraft.

„Wir wiſſen jetzt ſchon ſo viel, als vorerſt möglich, über Viole," hob ſie an; „er iſt in eins der minder harten Gefängniſſe gebracht worden, und wir können fürs erſte ruhig ſein."

Dieſe Nachricht erleuchtete Gabrielen's Gemüth. Sie konnte jetzt ruhiger ihre Lage überdenken, die dennoch nichts an ihrer Troſtloſigkeit verlor.

„Könnte ich nur auf das Schloß Arbeque kommen, dann wäre ich geborgen!" ſagte ſie zu Adelma.

„Da kannſt du hinkommen, Gabriele," antwortete ihr Adelma. „Nur darfſt du unſer wildes, unſtetes Leben nicht fürchten. Wir ziehen mit unſerer Horde dahin."

Gabriele legte die Hand an die Stirn und ſann nach.

„Dein Namen und dein Geſchlecht muß ein Geheimniß, und du ſelbſt ſtets in meiner Nähe bleiben, dann biſt du gerettet," ſetzte Adelma hinzu.

„Es ſei," ſagte ſie endlich mit Feſtigkeit. So ſehr ich es wünſchte hier zu bleiben, um bei Viole zu ſein, ich ſehe es ein, daß es unmöglich iſt."

Sie verließen nun Paris und erreichten bald die lagernde Herde. Bald darauf brach dieſe nach der Dauphiné auf, wo damals d'Acier mit Tavannes und anderen Häuptlingen der Katholiken ſich herumſchlug, und wild mit den Feinden verfuhr. Dort, wo Unordnung und Geſetzloſigkeit waltete, war dieſes Volkes Erntefeld.

XXIV.

Die Feſtung la Rochelle beſaß und genoß das für die damaligen Zeitumſtände unſchätzbare Vorrecht, keine königliche Beſatzung ohne den Willen der Bürgerſchaft einnehmen zu müſſen. Condé und Coligni waren dort glücklich angekommen nach mancher Drangſal und Gefahr. Auch Johanna von Navarra mit dem fünfzehnjährigen Prinzen Heinrich von Navarra und der dreizehnjährigen Katharina, unter Bedeckung von dreitauſend treuen Bearnern, war daſelbſt eingezogen, trotz Montluc's Nachſtellungen. Dandelot, des Admirals wackrer Bruder, führte dreitauſend Bretagner nach Rochelle. Johanna's Geldzuſchüſſe, Englands und Deutſchlands bereitwillige Hilfe hoben den Muth der Hugenotten, und bald ſtanden ſie ſchlagfertig im Felde.

Immer höher ſtieg die Noth der Bedrängten in Frankreich. Nach l'Hopital's Entfernung und Morvillier's Amtsantritt hatte die fanatiſche Geſinnung des Cardinals von Lothringen und Katharina's von Medicis ein weites freies Feld der Thätigkeit vor ſich. Jetzt wurde den Proteſtanten ein Eid abgefordert, der ſie zur Treue gegen den König verpflichtete, und ihnen die Bewaffnung und Leiſtung von Geldbeiträgen zu den Unternehmungen Condé's und Coligni's unterſagte, und ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, Alles, was von gefährlichen Anſchlägen gegen die Regierung bekannt würde, anzuzeigen.

Bald darauf erfolgten raſch aufeinander die Bekanntmachungen von drei feindſelig gegen die Proteſtanten gerichteten königlichen Edicten, deren eines immer heftiger als das andre war, bis zuletzt das Bekenntniß des Evangeliums bei Todesſtrafe verboten wurde, und man keine andere Religionsausübung duldete, als die römiſche.

Dies Alles reizte die Erbitterung aufs Heftigſte. Die Proteſtanten ſahen es ein, es gelte jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. La Rochelle wimmelte jetzt von Heeresmannen, und täglich wuchs die Anzahl.

Gui ſah mit Begierde dem Kampf entgegen. Er, wie ſo viele, ſchwur, nicht eher das Schwert in die Scheide zu ſenken, bis Glaubens- und Gewiſſensfreiheit erkämpft ſei. Das Vertrauen, welches Coligni in ihn ſetzte, und die wohlwollende Auszeichnung, womit der Admiral ihn behandelte, zog ihm die Achtung der angeſehenſten Häupter der Hugenotten zu, und ſelbſt Johanna, die edle Königin von Navarra, ſah es ſehr gerne, wenn Gui in der Geſellſchaft des Prinzen Heinrich von Bearn war, um ſo lieber ſah ſie es, da der Ruf einer unbeſcholtenen Sittlichkeit von Jedermann ihm beigelegt wurde. Aus dieſen für ihn angenehmen Verhältniſſen riß ihn der eröffnete Feldzug. So ſehr es Heinrich von Bearn wünſchte, ihn bei ſich zu behalten, ſo rief dennoch die Pflicht und die Ehre, und Gui folgte.

Bei Jarnac fiel die erſte Schlacht vor — aber wieder unglücklich für die Proteſtanten. Dieſe Schlacht, in der Gui zum erſten Mal als Oberſter an der Spitze eines Regiments leichter Reiterei kämpfte, war ſehr unheilbringend, obwohl die Proteſtanten Wunder der Tapferkeit thaten; dadurch aber war ſie dies beſonders, daß Louis, Prinz von Condé, ſein Leben im neun und dreißigſten Jahre ſeines Alters auf eine unerhörte Weiſe verlor. Schon bei dem Anfange der Schlacht verwundete ihn das Pferd des Grafen de Larocheſoucault durch einen Schlag am Schenkel. Er ſtürzte ſich aber dennoch in das tiefſte Kampfgetümmel, als die Seinen zu weichen begannen. Er ſtürzte von dem Pferde mitten im ärgſten Kampfgewühl, und konnte ſich, ob jener Verwundung, nicht wieder erheben. Knieend kämpfte er noch eine Weile mit Löwenwuth; aber ſeine Kräfte ſanken, keine Hilfe kam — und Herr d'Argence, ein

Edelmann des royaliſtiſchen Heeres, ſetzte ihm heftig zu. Ihm ergab er ſich, und dieſer ſicherte ihm Pardon zu, obwohl Anjou beſtimmt den Befehl gegeben hatte, des Prinzen auf keine Weiſe zu ſchonen.

d'Argence wollte eben den Prinzen nach dem Hauptquartiere bringen, als der tückiſche Montesquiou vorüber jagte. Kaum ſah er den Prinzen, ſo riß er das Piſtol hervor und ſchoß Condé eine Kugel durch den Kopf. d'Argence war wie vom Donner gerührt. Montesquiou aber ſchlug eine teufliſche Lache auf und eilte ſchnell von dannen. So eine Schandthat wurde nie geahndet. Der Tod des Prinzen wurde ſchnell unter den Hugenotten bekannt und trieb ſie zu faſt wahnſinniger Flucht. Vergebens ermahnte, beſchwor Gui ſeine Reiter zum Stich halten. Vergebens drohte er, den Erſten, der es wage auszureißen, niederzuhauen. Seine Stimme, die dem Donner gleich daher brauſte, verhallte, und — ſie flohen.

In Saintes ſah er den Admiral wieder. Grimm und Kummer zeigte ſein Angeſicht. Er vermochte faſt nicht zu reden.

Coligni reichte ihm die Hand und ſagte: „Seid ruhig, mein wackrer Viole — wir leben noch und unſer Muth, und der über uns verläßt uns nicht! — Ihr habt wacker gefochten, und Eure Erhebung, wäre ſie Euch nicht als Lohn früherer Tapferkeit geworden, ſie würde und müßte Euch jetzt werden!“

Obgleich ihm dieſes Anerkenntniß wohl that, ſo konnte doch Nichts ſeinen Unwillen vernichten.

Ein gehaltener Kriegsrath legte in Coligni's Hände den Oberbefehl des Heeres. Er zog ſich auf einen Heerhaufen, den d'Acier befehligte und welcher keinen Antheil an der Schlacht von Jarnac genommen, zurück, und traf weiſe Anſtalten gegen die nachtheiligen Folgen der verlornen Schlacht. In die feſten Plätze warf er ſchnell hinlängliche Beſatzungen, und ließ dann die Häupter ſeiner Partei in Tonnai-Charente zuſammen treten. Die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, des Gemordeten älteſter Sohn, in Geſellſchaft der edlen Königin von Navarra, trafen auch daſelbſt ein.

Als Alle verſammelt waren, trat die erhabene Fürſtin in den Männerkreis, an ihrer Seite die Prinzen. Von hoher Begeiſterung erfüllt, hielt ſie eine ſo kräftige, eindringende Anrede, daß jedes Herz ergriffen wurde und ein lauter Jubel erſcholl, und Alle ſchwuren zu kämpfen, bis das Ziel ihrer Wünſche, Freiheit des Glaubens und des Gewiſſens, errungen ſei. Der Mutter hohes Wort war verklungen, der Jubelruf verhallt, da trat Heinrich von Bearn hervor. Sein Auge ſtrahlte, indeß innere heftige Bewegung ſeine blühenden Wangen bleichte. Er erhob ſeine Hand zum Schwur und ſprach mit einer Feſtigkeit, die bei dem ſechzehnjährigen Jüngling in Erſtaunen und Verwunderung verſetzte: „Ich ſchwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinſchaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Tod, oder Sieg uns Allen die gewünſchte Freiheit verſchaffen wird!“

Da donnerte ein Lebehoch! dem Edeln. Da erklärten ſie ihn und Heinrich Condé einmüthig zu Häuptern der Hugenotten. Voll mütterlichen Stolzes und mütterlicher Wonne ſchloß Johanna den Sohn an ihre Bruſt, und der alte, ehrwürdige Coligni leiſtete ihm zuerſt den Schwur der Treue, und nach ihm Alle mit gleichem Enthuſiasmus. Es war ein erhebender Augenblick, der neuen Muth in jedes Herz ergoß. Nicht weniger erhebend war der, als die Prinzen dem verſammelten Heere zu Cognac vorgeſtellt wurden. Hier zitterte die Luft ob des Jubels der Huldigung.

Günſtiger als je geſtalteten ſich jetzt die Verhältniſſe der Proteſtanten, denn der heldenkühne Wolfgang von Zweibrücken führte ihnen ſechstauſend Reiter und fünftauſend Lanzknechte zu. Nicht zum günſtigſten war die Lage der königlichen Armee. Der Schatz war geleert, die Finanzen zerrüttet. Schon ein ganzes Vierteljahr blieb der Sold aus, und täglich ſchmolz das Heer. Katharina kam ſelbſt zu ihrem Sohne Heinrich von Anjou in das Lager von Limoges. Sie verſprach Alles. Sie tröſtete das Heer mit den Unterſtützungen aus Deutſchland, Italien und den Niederlanden, und hob auf dieſe Art den geſunkenen Muth.

Heftig brach nun der Krieg in Poitou aus. Heftiger aber wüthete man in anderen Gegenden gegen die Proteſtanten. Vorher hatte zu zweien Malen Coligni, um ja Alles verſucht zu haben, Bittſchriften dem Könige vorgelegt, worin er um Freiheit der Religionsübung und Zurücknahme der verfolgenden Edicte bat, und verſprach, ſogleich die Waffen niederzulegen, wenn die Bitte erhört würde, allein man erwiederte mit Grauſamkeiten, vor denen die Menſchheit ſchaudert, dieſe Vorſtellungen. Ja das Parlament von Paris ſetzte einen Preis von 50,000 Goldgulden auf den Kopf des Admirals — ſein Bildniß wurde vor dem Rathhauſe von Paris verbrannt und er ſeiner Admiralswürde entſetzt.

Der Admiral, zu groß, um ſich dadurch gekränkt zu fühlen, lächelte über die Luftſtreiche der Ohnmacht; nicht ſo ſeine Freunde, die dadurch aufs wüthendſte empört wurden. Ruhig verfolgte nun Coligni, der den Oberbefehl fort behielt, ſeinen Plan. Die Unternehmungen des Admirals gegen Poitiers führten nicht zum gewünſchten Ziel, aber dagegen war Montgommeri in Bearn glücklicher. Anjou zog ſich vorſichtig zurück, da auch ſein Heer viel gelitten, und Coligni folgte ihm. Er vermied gern eine Hauptſchlacht, da das königliche Heer durch die Deutſchen, Italiener und aus den Niederlanden verſtärkt worden, allein immer allgemeiner und ſtürmiſcher ſprach ſich der Wunſch ſeines Heeres aus, gegen den Feind geführt zu werden. Bei der Stadt Montcontour trafen ſie am 3. October 1569 zuſammen. Vier Stunden lang wüthete ein gräßliches Geſchützfeuer. Um zwei Uhr Nachmittags rückten die Königlichen unter Montpenſier vor, und es gelang ihm, die Reiterei unter Moui, le Noue und Gui de Viele zu trennen. Der Scharfblick des Admirals erkannte die Gefahr und eilte ſchnell zu Hilfe. Er ſelbſt that Wunder der Tapferkeit, und würde, da ihn eine Kugel in die linke Wange traf, gefangen werden ſein, wenn nicht Mansfeld, der nach Wolfgang's Tod (der wahrſcheinlich, wie des Admirals edler Bruder, Dandelot, Gift erhalten hatte) die Deutſchen befehligte, ſchnell ihm zu Hilfe geeilt und die Maſſen Montpenſier's in die Flucht geſchlagen hätte. — Anjou ſtürzte ſich nun auf Mansfeld. Muthigen Widerſtand leiſtete er; aber auf die Dauer würde er es nicht vermocht haben, wenn nicht der Graf von Naſſau Anjou's Truppen geworfen und zerſprengt hätte. Jetzt wurde das Treffen allgemein und grimmig. Ohne Pardon wurde gemordet. Tavannes und Coſſé jedoch gaben den Ausſchlag zu Gunſten der Katholiken. Die geringere Macht der Hugenotten unterlag nach dem muthigſten Kampfe der feindlichen Uebermacht. Zehntauſend Todte und Gefangene hätten ſie verloren, und zweihundert Fahnen zierten als Trophäen dieſes Sieges die Kathedrale von Notre-Dame. Der Sieg war vollkommen. Paris jubelte und feierte Freudenfeſte — denn die Ketzerbrut war ja vernichtet. — So meinte man. Coligni aber glich dem Phönix. Er zog über Niort nach Montauban; de Piles, der Held von Saint-Jean d'Angeli, ſtieß zu ihm. Von allen Seiten ſtrömten Streiter ſeines Glaubens ihm zu, die Verluſte zu erſetzen, und noch ehe das Jahr 1569 hinabſank, rückte er neu geſtärkt nach Burgund vor, behauptete ſich muthig gegen das überlegene feindliche Heer, und errang ſelbſt Vortheile über daſſelbe. Der Hof war des Krieges müde, der Frankreich verwüſtete und die Staatskräfte verzehrte. Er erkannte des Feindes immer neue Furchtbarkeit an und wünſchte Frieden — um Kräfte zu ſammeln — und endlich dennoch die Ketzer zu vernichten.

XXV.

Nach vielfachen und verwickelten Unterhandlungen kam endlich der Friede in Saint-Germain en Laye zu Stande; alle vorhergehenden Friedens-Edicte wurden beſtätigt und jenes nachtheilige von Rouſſillon aufgehoben. Den Proteſtanten bewilligte man vier Sicherheitsplätze: Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, die Hugenotten wurden aller Aemter und Würden fähig erklärt und ihnen freie Religionsübung zugeſtanden. —

Der Frieden war zu günſtig für die Proteſtanten, darum mißtrauten Viele der Aufrichtigkeit des Hofes, der ſchon ſo oft ſie betrogen, und durch anſcheinende Verſöhnlichkeit ſie gelockt hatte. Die da mißtrauten ſahen tiefer als Coligni, der ſich ganz der ſchönen Hoffnung hingab, ſeinem theuern Vaterlande den Frieden zurückgegeben zu ſehen.

Katharina aber meinte es, wie immer, auch jetzt, nicht treu. Jener Höllenplan, den Alba begründet, den Anjou gefördert, dem ſelbſt Carl IX. in der Aufwallung der Leidenſchaft zugethan ſchien, den endlich Tavannes und Retz als das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, prieſen — er lebte jetzt aufs Neue in ihr auf.

Acevedo ſchmachtete indeſſen noch immer im Gefängniſſe, nichts Geringeres als ſeinen Tod erwartend. Nichts ſchmerzte ihn, als die Unbekanntſchaft mit Gui's und Gabrielen's Schickſal. Ruhig ſah er dem Tod entgegen, denn ſein Herz war frei von den Vorwürfen, die, wie Harpyen, des Sünders Inneres zerfleiſchen. Sein Glaube wies ihn hin auf das einige Verdienſt ſeines Heilandes, als des Retters und Erlöſers der Sünder. In ſeinem Erlöſungstode ruhte ſeine Hoffnung und der Sieg über die Schrecken des Grabes. Tief aber betrübte ihn der Jubel über die Siege von Jarnac und Montcontour, und doch lag die erheiternde Vorſtellung ihm wieder nahe, droben, im Reiche des Lichts, die wieder zu finden, die er hier verloren oder die er zurücklaſſen mußte.

Hätte er gewußt, daß Gabriele den Netzen Anjou's entgangen, daß dieſer wüthend über ihren Verluſt mit Montesquiou gehadert, daß Gui glücklich und mit dem Lorbeerkranze des Sieges und der Tapferkeit aus den beiden Schlachten hervorgegangen, eine höhere Freude würde das Vaterherz hienieden erquickt, und die Seele der Erde dennoch wieder zugewendet haben, die nur mit Himmliſchem beſchäftigt war.

Katharina hatte Acevedo's Papiere genau unterſuchen laſſen, ja theilweiſe ſelbſt durchforſcht. Jener glückliche Gedanke Gabrielen's, die wichtigeren zu verbrennen, entzog ihn einem Verdachte, der ihn würde das Leben gekoſtet haben. Katharina fand nichts Verdächtiges. Nur Berechnungen und ſeltſame Figuren, die ſie nicht verſtand, waren da. Selbſt jenes Schlüſſelbund war von Gabrielen entfernt werden, das der Königin ſicher würde die Augen geöffnet haben. Sie hatte bisher den Aſtrologen ſehr vermißt. Ihre Sehnſucht, mit kühnem Auge in die verborgenen Wege und Pläne des Geſchickes zu blicken, fand keine Befriedigung, zumal es jetzt mehr als je erwachte, da ihr Plan der Reiſe nahte. Sie bereute es, den Aſtrologen eingekerkert zu haben. Nur die Rückſicht auf Anjou, der ihn aus Urſachen, die ſie nicht begriff, glühend haßte, hielt ſie bis jetzt ab, ihn ſeiner Haft zu entlaſſen, die für ſie ſchon ſo lange gewährt.

Endlich konnte ſie nicht länger widerſtehen, und wurde bei ſich einig, den Aſtrologen vor Anjou zu verbergen. Sie ließ ihn in der Nacht nach dem Louvre in ihre Gemächer bringen, wo ſie mit ihm ganz allein war.

Acevedo erwartete ſeine Sterbeſtunde, als zu ſo ungewöhnlicher Zeit ſeines Kerkers Thüre ſich öffnete. Aufs höchſte überraſchte ihn das Wort: „Ihr ſeid frei!“ So ſehr er auch ſich mit dem Gedanken an den Tod bekannt und vertraut gemacht hatte — die Liebe zum Leben, die der Schöpfer in das Menſchenherz gepflanzt, die auch den Greis im Silberhaare noch nicht verläßt, ſie regte ſich dennoch jetzt ſtark — und eine aufrichtige Freude erfüllte ſein Gemüth, als Freiheit ſtatt Tod ihm verkündet wurde.

Man brachte ihn zu Katharinen. Sie trat ihm entgegen ſo freundlich, ſo wohlwollend, als ob nicht Monate einer engen Gefangenſchaft, durch ſie verhängt, zwiſchen der Gegenwart und der Vergangenheit lägen. Acevedo's Geſundheit hatte gelitten, er ſah kränklich aus. Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß. —

Acevedo ſah ſie feſt an. Seinen Blick konnte ſie nicht ertragen.

„Warum habt Ihr mich wie einen Verbrecher eingekerkert?“ — Nennt mir meine Schuld!“ ſprach er würdevoll.

„Es genüge Euch,“ ſagte ſie mild, „daß ich Euch für unſchuldig erkläre an dem Verdacht der Untreue, den man auf Euch lud. Vergebt mir mein Unrecht. Ich will es gut zu machen ſuchen. Erkennt es, Acevedo, Frankreichs Königin — bittet Euch um Vergebung."

„Könnt Ihr mir die Zeit des Kummers und des Elends nehmen, die ich durchlebt, oder ſie in Freudentage umwandeln?" — fragte er bitter.

„Das kann ich nicht, Acevedo," erwiederte ſie — „aber vergeßt nicht, daß ſo leicht der Menſch irren kann."

„An erprobter Treue ſollte er nie zweifeln."

„Wohl, allein den falſchen Zungen iſt Vieles möglich!"

„So nennt mir ſie, meine Königin!"

„Das kann ich nicht, Acevedo, ich ſagte es Euch ſchon. Ohnedem würde es ja auch das Geſchehene nicht ungeſchehen machen. Verzeiht, und meine ganze Werthſchätzung, mein ungetheiltes Vertrauen ſoll Euch entſchädigen."

„Es ſei," ſprach Acevedo — „doch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wo iſt Gabriel, mein Sohn?" —

Katharina ſchlug den Blick nieder. „Man ſagte, es ſei ein Märchen?" ſprach ſie kleinlaut.

„Und wenn ſie das geweſen, und wenn ich mein Kind in Männerkleidung barg, um ſie vor den teufliſchen Nachſtellungen Eurer Edelleute — ja Eures Sohnes — ſichern zu können — was that das? — wo iſt ſie?"

„Gott weiß es. Sie verſchwand, wie Anjou mir ſagte, und nur ſo viel konnte ich erfahren, daß eine alte Zigeunerin ſie mit ſich fortgenommen, aber dann mit ihr ſpurlos verſchwunden ſei."

Da kam Frieden in des Greiſes Herz. Sie war gerettet, das wußte er nun mit Gewißheit.

Katharina that Alles, was ſie vermochte, ihn zu gewinnen.

Sie ließ ſich nun mit ihm in ein Geſpräch über den jetzigen Stand der Verhältniſſe ein, und ſprach ein Project aus, das ihre Seele ſchon längere Zeit beſchäftigte, nämlich Margarethen von Valois mit Heinrich von Bearn zu vermählen, und dadurch die Hugenotten in ihr Intereſſe zu ziehen.

Acevedo, von dem Wunſche beſeelt, dem für ſeine Glaubensbrüder ſo ſehr günſtigen Frieden alle mögliche Dauer zu verleihen — beſtärkte ſie in dieſer Anſicht. Sie bat ihn, er möge doch ja genaue Beobachtungen anſtellen, um zu erfahren, ob dies gelingen würde.

Er bezog nun ſein altes Gemach wieder, nachdem er verſprochen, ſich den Augen Anjou's zu entziehen. Sein erſtes Geſchäft war, dem gütigen Lenker des Geſchicks für Gabrielen's Rettung zu danken, und dann Gelegenheit zu ſuchen, ein Schreiben an du Pleſſis-Mornai zu richten, über Gui's Verhältniſſe unterrichtet zu werden. Er wußte dieſes Schreiben durch jenen wiedergefundenen alten Diener glücklich zu du Pleſſis-Mornai zu bringen, und bald erfreute ein Schreiben des Freundes, voll Lobes von Gui und mit der Nachricht, wie hoch geehrt er ſei und wie ihn Heinrich von Bearn achte, und er ſtets um die Perſon des Prinzen ſein müſſe, wenn nicht ſein Beruf ihn fordere — des Vaters dankbares Herz. Nur von Gabrielen konnte er nichts erfahren. Doch traute er feſt und ſicher der Treue Adelma's, und Ruhe kehrte wieder in ſein Herz. Er gab ſich nun wieder ganz ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen, den aſtrologiſchen Studien hin, die Geſundheit, die im Kerker ſo viel gelitten, ſtellte ſich wieder her, und frohere Ausſichten öffneten ſich ihm für den Abend des Lebens. Keine Ahnung hatte er von dem Höllenplane, den Katharina hegte, den ſie ſo klug zu verbergen wußte.

Indeſſen wurden die Unterhandlungen mit der Königin von Navarra eröffnet wegen der Verbindung Heinrich's und Margarethen's. Frankreich ſchien ruhig. Jede Bruſt athmete wieder einmal frei, und Carl der Neunte leitete ebenfalls Unterhandlungen mit dem Kaiſer Maximilian dem Zweiten ein, die mit der Vermählung zwiſchen Carl und des Kaiſers Tochter Eliſabeth endeten. Froher Jubel erfüllte Paris. Ueberall gab man ſich den ſchönſten Hoffnungen hin, und nur die Erfahreneren trauten der Windſtille nicht, die ſo oft ſchon wüthende Stürme geboren hatte.

Selbſt der Admiral, ſchon ſeit längerer Zeit Wittwer, hegte noch einmal die ſüßen Gefühle jugendlicher, weit über ſeinem Alter hinausliegender Empfindungen. Jacobine von Entremont, eine ſehr reiche Dame Savoyens, innigſt zugethan dem reinen Evangelium, war von hoher Achtung und Verehrung gegen den Admiral Celigni, den größten Mann und edelſten Helden ſeines Zeitalters, den muthigen Vertheidiger der heiligſten Rechte der Menſchheit, erfüllt. Ihr Herz, ſchwärmeriſch Alles ergreifend, was Intereſſe für ſie hatte, wurde von der innigſten Liebe zu ihm erfüllt, der doch um ſo vieles älter war, als ſie. Sie bot dem Admiral ihr Herz und ihre Hand. Das Seltſame dieſer Handlung, die erhabene Geſinnung, welche ſie ausſprach, gewannen des Admirals Herz. Er veranſtaltete eine Zuſammenkunft, und hier knüpfte ſich das Band unauflöslich.

Der Herzog von Savoyen ſuchte dieſe Verbindung zu hintertreiben. Er zog Jacobinen's Güter ein. — Dennoch blieb ſie treu und verließ heimlich ihr Vaterland, verließ ihre Reichthümer und wurde in Rochelle des Helden Gattin. Alle unheilbringenden Ereigniſſe ſchienen ſich in die glücklichſten aufzulöſen — alle S[illegible]gen des Friedens blühten. Celigni ſegnete den Liebesbund ſe[illegible]ochter Luiſe mit dem edlen Teligni, obwohl er nur ein [illegible]delmann war. — Heinrich von Condé vermählte ſich mit [illegible] von Cleve. — Nur des ehrgeizigen Anjou's Plan, [illegible]s Eliſabeth die Seine zu nennen, mißlang zu ſeinem [illegible] und nur ein Staatsbündniß war in dem Körbchen, das [illegible]ſt — magerer Erſatz für Vernichtung ſeiner ehrgeizigen [illegible]en. Die Vermählung Heinrich's von Bearn mit Margarethen von Valois, mit welcher ihre Herzen vollkommen übereinſtimmten, kam allmählich ihrer Erfüllung nahe zur Freude der Hugenotten, die ſich jetzt im Beſitze des Gutes, wofür ſie viel Blut gefloſſen, glücklich fühlten.

Die frohe Ausſicht der Vereinigung der beiden Parteien in Heinrich und Magarethen, und die ihm heimlich vertraute Abſicht des Königs, an Spanien den Krieg zu erklären, und dadurch den Niederländern nützlich zu werden, und ihm den Oberbefehl zu übertragen; dies und ſein eigenes, ſo herrlich aufblühendes häusliches Glück, nahm des Admirals Herz ganz ein. So oft er auch ſchon von dem Hofe, der keine Treue kannte, hintergangen worden war; jetzt traute er zuverſichtlich und lächelte oft, ja zürnte ſogar, wenn man Bedenklichkeiten äußerte und Zweifel an der Aufrichtigkeit des Hofes.

Er wurde jetzt von Carl dem Neunten eingeladen, an den Hof zu kommen, um die Angelegenheiten wegen des Krieges mit Spanien eifrig zu betreiben. Freudig eilte Coligni nach Paris. Sein Empfang von Seiten des Königs war ſehr herzlich. Jedermann bemühte ſich, ihm ſeine Achtung zu beweiſen. Der König verſicherte ihm: dieſer Tag ſei der glücklichſte ſeines Lebens. Coligni wurde in alle ſeine Aemter und Würden wieder eingeſetzt; ja Carl gab ihm eine Stelle im Staatsrath und ein Geſchenk von hunderttauſend Livres, und überließ ihm ein ganzes Jahr lang die Einkünfte der Pfründen ſeines in London verſtorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, der als Opfer des Fanatismus gefallen war. Alles wurde verſucht, den Admiral ſo in die Netze des Hofes zu verſtricken, daß er nicht mehr entrinnen konnte, da er ohnedem mit unbegreiflicher Verblendung ſich hingab, und alle Warnungen verachtete.

Mitten unter den freudigen Vorbereitungen zu der Vermählung des Prinzen Heinrich ſtarb Johanna von Navarra, das große, edle Weib, und dieſer Verluſt war groß für die Proteſtanten; allein dieſer Todesfall änderte Nichts in dieſer Angelegenheit.

Heinrich von Navarra, in deſſen Nähe Gui de Saint-Fleur war, eilte nach Paris. Sein Einzug war glänzend, und jetzt jubelte Paris auch dem Ketzer entgegen. Margarethe von Valois empfand für den ſchönen Heinrich wirklich Zuneigung; ſie ſah ihm mit Sehnſucht entgegen. Da erblickte ſie in ſeiner Nähe den Mann wieder, für den ſie einſt geglüht, Gui de Saint-Fleur, und ein freudiges Gefühl durchbebte ſie. Dieſe Neigung war in ihrem leichtſinnigen Herzen jetzt wieder erwacht und überwog ſelbſt die Neigung zu ihrem jungen Gatten. Sichtbar bewies ſie ihre

Zuneigung zu Gui de Vieſe. Alle beſſeren Gefühle in Gui's Herzen widerſtrebten, und er fühlte eine tiefe Verachtung gegen Margarethen, die die Abſicht zu haben ſchien, mit ihm in eins jener verworfenen Verhältniſſe zu treten, wie ſie damals am Hofe Sitte waren. Er zog ſich von allen Feſtlichkeiten zurück und lebte faſt ein Einſiedlerleben unter den Freuden des Hofes.

Acevedo beobachtete den geliebten Sohn. Margarethen's unreine Liebe zu ihm war ihm kein Geheimniß, deſto mehr freute ihn Gui's Zurückgezogenheit. Er achtete ſelbſt Heinrich's von Navarra Vorwürfe nicht und lebte nur in der Verbindung mit Coligni, hoffend auf den Ausbruch des Krieges mit Spanien, wo ſich ihm das Feld des Ruhmes wieder zu öffnen verſprach. Acevedo ſah er nur ſelten, ſo ſehr ihn auch ſein Herz zu ihm hinzog. Es war eine ſichtbare Verſtimmung in ſeinem Weſen. Düſter war ſein Sinn. Niemand errieth das Geheimniß, als Coligni und Acevedo. Er forſchte nach Gabrielen, und all ſein Forſchen war fruchtlos. Dies war es, verbunden mit jener unheiligen Empfindung der jungen Königin von Navarra, was ihm den Aufenthalt in Paris zur Laſt machte.

Du Pleſſis-Mornai gab ſeiner Thätigkeit eine neue Richtung.

„Die Zeitumſtände ſind günſtig,“ ſagte er, „Heinrich's von Navarra Wohlwollen für Euch, des Königs milde Stimmung, Alles verheißt Euch ein erwünſchtes Ziel, wenn Ihr jetzt Euere Güter in der Auvergne zurückfordert.“

Gui erkannte die Richtigkeit dieſer Anſicht. Er that nun ernſtliche Schritte, und hatte die Freude, daß er ſeiner Wünſche Ziel wirklich nahen ſah. — Man verſprach Alles. — Selbſt Coligni legte es dem König ans Herz. Carl neigte ſich ſo ſichtbar zu Coligni, daß er endlich das Geſuch genehmigte und Gui in den Beſitz ſeiner Güter ſetzte. Gui wollte ſogleich nach der Auvergne eilen. Nur Coligni's Bitten hielten ihn noch zurück.

In einer vertrauten Zuſammenkunft Coligni's mit dem König ſtellte ihm Coligni vor, wie ruhmvoll es für ihn ſei, der Sache der unterdrückten Niederländer ſich anzunehmen und ſelbſt den

Feldzug zu leiten. Er deutete darauf hin, daß Katharina ihn bei den früheren Kriegen bloß darum zurückgehalten, ſelbſt ritterlich zu kämpfen, um den Herzog von Anjou bei der Nation beliebt zu machen und ihn, den König, deſto beſſer zu beherrſchen. Carl mochte die Wahrheit dieſer Andeutungen fühlen. Er ſah, daß Coligni es redlich meine, und es war nahe daran, daß Coligni ein bedeutendes Uebergewicht über den König erhielt. Katharina ließ dies Geſpräch belauſchen. Ihr Haß gegen Coligni kannte nun keine Grenzen mehr. Immer feſter wurde die Abſicht, ihn, wie alle in Paris verſammelten Hugenotten, hinzumorden. Dies aber ging nicht ohne des Königs Mitwirken, und das mußte ſchnell geſichert werden, ehe Coligni ihn noch mehr für ſich einnahm.

Katharina kannte ihren Sohn zu gut, um nicht die ſchwache Seite zu kennen, bei welcher ſie ihn faſſen mußte. Sie nahm einen Zeitpunkt wahr, wo ſie ihn allein traf. Sie zog ihn mit ſich in ein einſames Kabinet und brach in die heftigſten Vorwürfe aus. Mit einer Miſchung von mütterlicher Zärtlichkeit und bitterm Unwillen rief ſie ihm Alles ins Gedächtniß zurück, was ſie als treue Mutter für ihn von der Kindheit hilfloſen Tagen bis zu dieſem Augenblicke gethan, geduldet, geopfert. Und nun wende er ſich von ihr zu den Menſchen, die ihn glühend haßten, nur ſein Verderben wollten; ließe von ihnen ſein Herz beſtricken und abwenden von Mutter und Bruder.

Ihre Thränen rannen. Sie affectirte eine wilde Verzweiflung. „Was ſoll aus mir, was aus Anjou werden, wenn ſie dich in ihre Netze locken und an die Spitze der Staatsgeſchäfte treten? Laß mich nach Florenz zurück eilen, und dort laß über dem Kummer, einen Sohn verloren zu haben, mein Herz brechen!“ Das rief ſie in erſchütterndſtem Ton aus.

Carl ſtand betäubt vor ihr. Coligni's Bemerkungen waren noch unverwiſcht in ſeinem Andenken. Er wußte ſich ſchuldig. Er flehte die erzürnte, ſo tiefbewegte Mutter um Vergebung an und gelobte Beſſerung, gelobte, ihr in allen Stücken zu folgen.

Freudig ſah Katharina ihres Verſuches Gelingen; allein ſie hatte gelernt, ſich zu beherrſchen und zu verſtellen. Statt ſich mit Carl auszuſöhnen, rang ſie verzweifelnd die Hände und eilte davon.

Carl war außer ſich. Er folgte der Mutter, wie ſie es berechnet hatte, in ihre Gemächer, wo er Anjou, Gaudy-Rez, Tavannes und Sauve, die Vertrauten ihrer Mordpläne, bei ihr antraf.

Carl ſtarrte ſie an und erbleichte. Er fürchtete ſeine Mutter und den Herzog von Anjou mehr, als die Hugenotten. Ihr Zuſammenſein mit dieſen fanatiſchen Männern, deren Geſichter alle den Ausdruck der tiefſten Betrübniß und Sorge zur Schau trugen, ängſtete ihn unbeſchreiblich, und er ahnte für ſich die nachtheiligſten Folgen.

Faſt zitternd, bat er ſie nun, ihm doch die neuen Verbrechen der Proteſtanten bekannt zu machen, da er ſie ja gar nicht kenne.

Da war ihr Wunſch erfüllt; da begannen ſie mit glühenden Farben die Verbrechen der Proteſtanten zu ſchildern, von denen dieſe nichts wußten; da ſagte man dem König, daß ſie mit der freien Uebung ihrer Religion nicht zufrieden ſeien, ſondern die Vertilgung der katholiſchen beabſichtigten; daß ſie ſich rühmten, den König ganz nach ihren Abſichten lenken zu können; daß beſonders der Admiral ſich geäußert habe, blutige Rache wegen ſeiner Achtserklärung nehmen zu wollen.

Es lag nicht in Carl's heftiger Gemüthsart, etwas ruhig zu prüfen, um Wahrheit von niedrigem und hölliſchem Blendwerke der Lüge ſcheiden zu können. Auch jetzt loderte ſeine Hitze auf. Man wußte ſie bis zum raſendſten Zorne zu ſteigern, und er ſchwur, dies den Proteſtanten nicht zu vergeſſen.

Jetzt hatte man den König da, wo man ihn haben wollte. Man kehrte nach Paris zurück. Katharina und Anjou mißtrauten der Dauer des königlichen Zornes, darum nahmen ſie einen andern Ausweg — Coligni's Ermordung. Aber auch hier erſcheint Katharinen's teufliſche Liſt. Ihr Beſtreben ging darauf hinaus, die Mordthat auf das Guiſiſche Haus zu laden. Teufliſch klug wählte ſie ein Haus, das dem Erzieher der Guiſiſchen Prinzen gehörte, zum Mordplatze. Dort mußte ſich der Mörder verbergen.

Es war am 21. Auguſt 1572, als Abends ſpät noch Acevedo ſich zur Königin begeben wollte, um ſie zu warnen, da Schreckliches ſich bald ereignen müßte, ſeinen Beobachtungen zufolge. Die ſeltſame Erregtheit Katharinen's, das heimliche Weſen, die glühenden Blicke, die er beobachtet — das Alles deutete dem ſcharfen Beobachter auf nichts Gutes und nichts Gewöhnliches.

Er kannte ſeinen Einfluß auf die Königin und hoffte durch denſelben vielleicht Uebles von ſeinen Glaubensgenoſſen abzuwenden.

Als er ſich dem königlichen Gemache näherte, trat Nicolas Louviers de Maurevel, der Mörder des tapfern Moui — ein Auswurf der Hölle, einſt in Dienſten des Herzogs Franz von Guiſe, heraus, und die ganze Hölle ſprach aus ſeinen Zügen.

Ein kalter Schauder ergriff Acevedo bei dem Anblick dieſes Menſchen, und eine bange Ahnung durchzuckte ihn. — Statt ſich zur Königin zu begeben, eilte er aus dem Louvre nach dem Hôtel Saint-Pierre, in der Straße Betiſy, unfern des Louvre, wo Coligni wohnte. Er verlangte ſtürmiſch den Admiral zu ſprechen. Doch dies war jetzt nicht möglich, da er bei dem König war. —

Gui aber traf ihn.

„Oberſt Viele!“ rief der Vater dem Sohne zu, „beſchwört den Admiral, Paris zu verlaſſen, es droht ſeinem Leben Gefahr. Auch Ihr ſeid nicht ſicher. Verlaßt um Gotteswillen Paris, und eilt auf Eure Güter nach Saint-Flour!“

Gui erſchrak. Er zog den Aſtrologen auf die Seite. Er forſchte nach Allem, und Acevedo theilte ihm das mit, was er wußte, und verließ ihn dann ſchnell, um vielleicht dem beabſichtigten Bubenſtück näher auf die Spur zu kommen.

Coligni kehrte ſpät heim.

Gui theilte ihm ſogleich das mit, was er gehört, und beſchwor ihn, Paris zu verlaſſen.

„Ihr vergeßt, Oberſt,“ antwortete Coligni ruhig, „daß mich die Pflicht gegen König und Vaterland feſſelt. Ihr vergeßt, daß wir alle in Gottes Hand ſtehen und ſein Schutz uns bewahrt. Von Euch hätte ich ſolche Aengſtlichkeit nicht erwartet!“ — Und ruhig legte er ſich zu Bett.

Am andern Tage, Freitags den 22. Auguſt, begab er ſich frühe nach dem Ballhauſe, wie er es dem König zugeſagt. Gui begleitete ihn dahin, und Mauvans und Teligni. Gegen eilf Uhr kehrten ſie nach der Wohnung Coligni's zurück. Der Admiral ging einige Schritte voraus und las amtliche Papiere durch. Als er in die Nähe des Kloſters Saint-Germain l'Auxerrois kam, fiel plötzlich ein Schuß. Die Kugel riß des Admirals Zeigefinger an der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm. Ruhig wies Coligni nach dem Hauſe, woher der Schuß gekommen. Wüthend riſſen Mauvans und Gui die Schwerter aus den Scheiden und eilten dahin. Sie durchſuchten das Haus — es war leer. Maurevel war durch die Vorſtadt Saint-Antoine bereits entflohen. Sie kehrten nach fruchtloſem Suchen zu Coligni zurück, den ſein Schwiegerſohn Teligni bereits nach ſeiner Wohnung gebracht.

Als Gui in das Gemach trat, wo der Held lag, da reichte er ihm die verwundete Hand. Ein wehmüthiges Lächeln ſchwebte über die edeln Züge, und er ſagte: „O, hätte ich der Stimme warnender Freundſchaft gefolgt! Nun iſt es zu ſpät.“

Mit der Faſſung des wahren Chriſten und dem Muthe des Helden ertrug er die ſchmerzhafteſte Operation.

Der König war außer ſich, als er es erfuhr. Katharina eilte zu ihm, ihren Abſcheu und Groll gegen die Guiſen zu äußern, auf welche ſie, da alle Umſtände ſich dazu vereinigten, die Schuld dieſer Schandthat bürdete. Der König verordnete die Verhaftung des jungen Herzogs von Guiſe; doch dieſer war entflohen. Carl äußerte wirklich aufrichtigen Abſcheu gegen das Verbrechen, und ſuchte auf alle mögliche Weiſe dieſen zu beurkunden.

Kaum verbreitete ſich das Gerücht des Meuchelmords an Coligni, als alle proteſtantiſchen Edelleute zu Coligni eilten. Allgemein war der tiefe Schmerz, allgemein die grenzenloſeſte Wuth und Erbitterung. Heinrich von Navarra, Condé und Teligni waren es, die ſich aus den beſten Abſichten, den Frieden nicht aufs Neue zu brechen, da der Mordverſuch Privatſache ſei, dem Antrage des Vidome von Chartres, Jean de Ferrieres, Paris ſogleich zu verlaſſen, widerſetzten. Coligni, welcher ohnedem ſchon ſeiner Wunde wegen eine Reiſe vermeiden mußte, trat ihrer Meinung bei und äußerte das unerſchütterlichſte Vertrauen in die Rechtlichkeit ſeines Königs. Am Abend deſſelben Tages wurde noch eine Berathung an Coligni's Bett gehalten, die gleichen Erfolg hatte.

Gui, der aufs Heftigſte empört war, erhielt am Mittage noch einmal ein Schreiben von Acevedo's Hand, das ihn beſchwor, ſogleich Paris zu verlaſſen. Er warf es erbittert hin. „Nein!“ rief er aus, „und ſollte auch ich fallen, ich kann und darf den Mann nicht verlaſſen im Unglücke, der mein Vater, mein Freund war im Glück!“ Und er blieb.

Am Nachmittag nach dem Mordverſuch erſchien, auf des Admirals Bitte, der König, begleitet von Katharina von Medicis, Heinrich von Anjou und dem Marſchall von Ney, am Siechbette des Helden. Alle ſprachen die herzlichſte Theilnahme und den größten Unwillen über das Verbrechen aus. Carl ſprach allein mit Coligni.

Katharinen's Gewiſſen regte ſich — die Furcht — der Sünde Sold, marterte ſie. Sie drang auf dem Rückwege in ihren Sohn, den Inhalt dieſes Zwiegeſprächs ihr zu eröffnen. Ihren dringenden Bitten gab endlich der König nach und ſagte, er habe ihn zur Selbſtſtändigkeit ermahnt und vor der Abhängigkeit von Andern gewarnt.

Katharina biß ſich in die Lippen. —

Carl hatte verlangt, man ſolle Coligni in den Louvre bringen. Heftig widerſetzten ſich indeſſen die Aerzte dieſem Vorſchlage. Mehr Beifall fand Heinrich's von Anjou Vorſchlag, eine Wache vor Coligni's Hauſe aufzuſtellen, um etwaige Anſchläge der Guiſen zu vereiteln. Auch fand der Antrag Beifall, daß alle proteſtantiſchen Edelleute Quartier in der Nähe des Coligni'ſchen Hauſes beziehen ſollten, um ſogleich bereit zu ſein, wenn Gefahr drohe. Es mußten

Quartiere bereitet werden für ſie, die ſie am andern Tage bezogen. Niemand ahnte, welche fürchterliche Liſt dies war. Niemand dachte daran, daß dies nur darum geſchah, um die zu Mordenden ja alle recht nahe beiſammen zu haben, und gleichſam mit einem Streiche ſie alle zu fällen! —

Am Morgen des 23. Auguſt begab ſich Heinrich von Anjou in Katharinen's Gemächer. Er traf die Königin in gewaltſamer innerer Bewegung.

„Jetzt hat die Stunde geſchlagen, Heinrich!“ rief ſie aus, „wo unſer Plan ausgeführt werden muß. Ich habe bei den Aerzten des Admirals geforſcht, und ſie behaupten, ſeine Wunde ſei gefahrlos, er werde bald wieder hergeſtellt ſein. Was werden wir von ihrer Rache zu erwarten haben, die Jean de Ferrieres, der Vidome von Chartres, laut ſchwur im Kreiſe der Seinigen!?“ —

„So laßt uns ſchnell ihr zuvorkommen. Sie bieten uns ſelbſt durch ihre zahlreiche Verſammlung bei Coligni die Hand.“

„Wie ſo?“ fragte die Königin.

„Es iſt ja ohne alle Schwierigkeit, den König zu überzeugen und das Gerücht in ganz Paris zu verbreiten, daß ſich die Proteſtanten verſchworen hätten, blutige Rache zu nehmen für den Mordverſuch.“

„Der Gedanke iſt vortrefflich — aber wie ihn ausführen?“

„Dafür laßt mich Sorge tragen. Birague, Tavannes und Retz werden es an nichts fehlen laſſen. Dadurch wird der König erzürnt werden, und es wird uns leicht ſein, dieſen bis zur Raſerei zu ſteigern, wo er ſicher ſeine Zuſtimmung nicht verſagen wird.“

„Wann aber wollen wir dieſes Werk ausführen?“ —

„Morgen um Mitternacht, wenn das ſchon verabredete Zeichen mit der Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois gegeben wird, wird des Admirals letzte Stunde ſchlagen und mit ihm die aller Proteſtanten in Paris. Ich werde ſchnell die gräßlichſten Gerüchte ausſprengen laſſen, die geeignet ſein werden, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar zu bewaffnen — und frei werdet Ihr, werden wir Alle athmen, wenn die Sonne des 25. Auguſt über den Gräbern und Leichen unſerer Feinde aufgeht! Aumale und

Guiſe mit ihren Leuten ſind verborgen und harren der Stunde und des Zeichens, um ihren Haß im Blute der Ketzer zu tränken. Thut Ihr das Eure, theure Mutter, und bereitet Carl leiſe vor — dann wird Alles gelingen.“

„Heinrich von Navarra und Condé ſchonen wir,“ ſprach nun Katharina. „Ich will Margarethen Befehle geben, in ihres Gemahles Zimmern zu bleiben.“

„Nur noch nicht!“ rief Anjou — „nur vor morgen Abend nicht, ſonſt iſt's verrathen. Ihr kennt den Leichtſinn Margarethen's. Sie hat Leute unter den Hugenotten, die ihr werth ſind, die ſie gerne retten möchte — wenn ſie es wüßte, und ſo ſehet Ihr wohl, wäre Alles verloren.“

Er verließ die Königin, bei der ſich bald der Marſchall von Retz einfand, mit dem ſie jetzt noch das Weitere beſprach.

Acevedo war nun ſchon zu dreien Malen in Katharinen's Vorzimmer geweſen. Ihn trieb eine namenloſe Angſt um. Er ſah an Allem, es war etwas Entſetzliches im Werk, über dem ein dunkles Geheimniß ſchwebte. Er kannte die Verhältniſſe, er wußte, daß es den Proteſtanten gelten würde. Er warnte ſie. Vergebens aber waren ſeine Warnungen. Man ſchlug ſie in den Wind. Er wollte Katharinen's Gemüth erſchüttern, aber ſie ließ ihn nicht vor. Mit jedem Augenblicke ſtieg ſeine Angſt, denn er ſah nur Anjou und die übrigen fürchterlichen Fanatiker bei Katharinen. Ihm war es klar, es gelte nichts Geringeres als Ermordung der Proteſtanten. Was er zu thun vermochte, that er; allein es war umſonſt. An ſo Entſetzliches glaubte man nicht.

Am 23. Auguſt endlich hatte er die Freude, du Pleſſis-Mornai, der auf die Nachricht von des Admirals Verwundung von ſeinen Gütern nach Paris geeilt war — zu ſehen. Er zog den Freund bei Seite. Im vertraute er ſeine ſchrecklichen Ahnungen. Aber auch Pleſſis glaubte daran nicht, und dies brachte den Alten faſt zur Verzweiflung. Er kehrte zurück in den Louvre und ſuchte ſich ſelbſt zu überreden, er irre — und doch konnte er die Angſt ſeines Innern nicht beſchwichtigen. Selbſt das Gebet gab ihm keinen Frieden.

XXVI.

Der Abend des 24. Auguſt, des Sanct-Barthelemäustages 1572, war gekommen und eine ſchwüle Nacht ſank herab mit undurchdringlicher Finſterniß auf die Rieſenſtadt, in der eine grauſenvolle Stille herrſchte, die nur hin und wieder durch Waffengeräuſch unterbrochen wurde. Von dieſem Geräuſche beängſtigt, eilte Gui an des Admirals Lager — es dieſem mittheilend und ihn auf die verſchiedenen Warnungen Acevedo's aufmerkſam machend. Coligni wurde ernſt.

„Geht nach dem Louvre, Oberſt Viole,“ befahl er ihm, „und fragt den König in meinem Namen, was es zu bedeuten habe?“ —

Gui ging ſogleich. Alles war ungewöhnlich ſtill.

Nur hin und wieder begegnete er bewaffneter Bürgermiliz, was ihn noch mehr mit Sorge erfüllte.

Gui blieb auf ſeinem Weg einigemal horchend ſtehen — denn es ſchien ihm, als begleiteten ihn ſchon vom Hôtel Coligni's aus drei Männer, deren einer ſich durch ein langes Gewand auszeichnete. Blieb er ſtehen, ſo thaten ſie daſſelbe. Ging er wieder, ſo folgten ſie ihm von Ferne. Endlich griff er ans Schwert und trat zurück, um ſich genauer zu überzeugen; aber er fand nichts und ſchämte ſich einer Anwandlung von Furcht.

Ohne fürder ſich umzublicken, ſchritt er nun raſch zu und erreichte den Louvre.

Er ließ ſich ſogleich bei dem Könige melden und wurde in einen Salon geführt, wo nach wenigen Augenblicken der König ſich einfand.

Gui erſchrak vor ſeinem Antlitz. Es war wild, bleich, verſtört. Das feurige Auge war ſchrecklich anzuſehen. In ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich eine Haſt, eine Unruhe, eine Ueberſpannung aller Kräfte, die auf eine fürchterliche Erregung aller Leidenſchaften bei ihm ſchließen ließ.

Gui begrüßte den Monarchen mit edlem Anſtand und Würde;

doch erwiederte der König ſeinen Gruß nicht. Finſter ſah er ihn an und fragte:

„Was iſt Euer Begehren?“ —

„Ich komme im Namen des verwundeten Admirals,“ ſprach Gui feſt, jedoch ehrerbietig, „bei Eurer Majeſtät unterthänigſt um Erklärung der kriegeriſchen Bewegungen in der Stadt zu bitten, da ſie den Admiral beunruhigen.“

Da wurde plötzlich des Königs Geſicht grinſend freundlich.

„Geht hin,“ ſagte er mit anſcheinender Ruhe, „und ſagt dem Admiral, es geſchehe auf meinen Befehl, und meine Abſicht ſei bloß, mögliche blutdürſtige Unternehmungen der Guiſen zu vereiteln. Bittet ihn in meinem Namen, ruhig zu ſein.“

Er machte eine Bewegung mit der Hand und ging wieder nach der Thür, aus welcher er getreten. Im Blicke noch ſah Gui Katharina und Anjou. Mehrere ſtanden noch umher, die er jedoch nicht mehr erblicken konnte, weil Carl die Thüre ſchloß.

Beruhigt, doch nicht ganz ohne Sorge, verließ Gui den Louvre und trat in den Hof deſſelben. Hier war Alles todtſtill. Er blieb einen Augenblick ſtehen und horchte in die Ferne; — dann trat er durch das eiſerne Thor hinaus. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle deſſelben geſetzt, als ihn vier ſtarke Arme faßten und ihn rücklings zu Boden riſſen. Vergebens war die Gegenwehr ſeiner jugendlichen Kraft. Er wurde gefeſſelt, der Mund ihm verſtopft und ſo feſt gebunden, daß er ſich nicht regen konnte, trugen ihn in lautloſer Stille die beiden Männer eine Strecke, dann warfen ſie ihn auf einen leichten Wagen, der bereit ſtand, und nun ging's raſch von dannen. Lange Zeit fuhren ſie ihn, dann wurde er abgeladen, in ein niedriges Haus gebracht, wo man ihn ſchonungslos in eine finſtere Kammer warf, die Thür abſchloß und ihn gefeſſelt liegen ließ.

Vergebens bemühte ſich Gui, ſich zu regen. Er war ſo feſt geknebelt, daß er regungslos liegen mußte. Auch ſchreien konnte er nicht, denn der Mund war ihm verbunden. Er hörte an dem dunkeln Orte, wo er lag, durchaus nichts; nur dann und wann ſchien es ihm, als vernähme er ein leiſes Flüſtern im vordern Gemach. Er mochte vielleicht eine Stunde in dieſer Lage zugebracht haben, die höchſt ſchmerzhaft für ihn war, da ließ ſich wieder Geräuſch hören. Man vernahm ſchwere Tritte, und ein zweiter Gefeſſelter wurde in einem gleichen Zuſtande hereingebracht.

Vor Gui's Seele traten nun Acevedo's Warnungen. Ihm war es gewiß, daß ſein Tod ihm nahe ſei, und ruhig ergab er ſich in das Unabwendbare, die Stunde erwartend, wo die Mörderrotte ſeiner Bahn ein Ziel ſetzen würde.

In des Königs Kabinet waren Katharina, Anjou, Tavannes, Retz, der Herzog von Nevers und Birague, der an Mervillier's Stelle getreten war. Hier geſtand man es dem König, daß nicht Guiſe, ſondern Katharina und Anjou die Mörder Coligni's ſeien; daß die Urſache dieſer That nur die Rückſicht auf das Wohl des Staates ſei, indem die Proteſtanten die allerſchändlichſten Abſichten gehegt, und man ſie entweder gewaltſam unterdrücken, oder aufs Neue die Schrecken eines wüthenden Bürgerkriegs über das entnervte Vaterland bringen müſſe, was jetzt noch ſicherer zu erwarten ſtehe — wenn nicht Alle vertilgt würden. Katharina wendete alle ihre Verſtellungskunſt, alle ihre Kunſtgriffe an, ihres Sohnes leidenſchaftliche Wuth zu erregen, und alle Anweſenden, zu denen noch Graf Angouleme gekommen war, vereinten ihre Kraft in Lüge und Verleumdung, ſo daß endlich, aufs Aeußerſte gebracht, Carl ausrief: „Par la mort de Dieu! man tödte, weil Ihr es für gut findet, den Admiral; aber ihn nicht allein, ſondern alle Hugenotten, damit nicht Einer übrig bleibe, der uns beunruhige! Fertigt ſchnell die Befehle aus!“

Tavannes erklärte nun, daß er bereits Alles gethan, die Militzen habe wehrhaft gemacht. Es fehle nur noch, ſie mit dem Zwecke bekannt zu machen.

In dieſem Augenblicke wurde dem König der Obriſt Viole de Saint-Flour gemeldet. Alle erſchraken. Der König trat heraus, und Katharina legte ihr Ohr an die Spalte der Thüre, die nur angelehnt war.

Freudig vernahm ſie des Königs Verſtellung, und berichtete es heimlich ihren Genoſſen.

Tavannes entfernte ſich bald nach des Königs Rückkehr, und ließ die Vorſteher der Bürger vor den König kommen, wo er ihnen befahl, die Bürgercompagnien um Mitternacht vor dem Rathhauſe zu verſammeln.

Mit Entſetzen fragten ſie nach dem Zweck.

Da enthüllte ihnen Tavannes die hölliſchen Pläne.

Bleich vor Schrecken ſahen ſich die wackeren Bürger an, und der Muthigſte unter ihnen nahm das Wort, erklärend, ſie könnten mit gutem Gewiſſen zu ſolchen Schandthaten ihre Hand nicht bieten.

Wüthend ſprang Tavannes gegen ihn und ſprach fürchterliche Drohungen aus. Es gelang ihm, ſie einzuſchüchtern, und ſie endlich geneigt zu machen. Er ſagte ihnen nun, daß ein Schuß vom Louvre aus und das Läuten der Glocke vom Kloſter Saint-Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Anfang des Mordens geben ſolle. Hierauf müßten ſogleich Lichter und Fackeln vor die Fenſter geſtellt, die Straßen mit Ketten geſperrt und auf allen öffentlichen Plätzen Pikete ausgeſtellt werden. Zum Kennzeichen ſollten die Katholiken weiße Kreuze an ihren Hüten und weiße Tücher um ihren linken Arm tragen. Der Herzog von Guiſe und der Graf Angouleme, des Königs natürlicher Bruder, übernahmen, nachdem Erſterer aus ſeinem Schlupfwinkel hervorgekommen war, des Admirals Ermordung mit wilder Luſt. —

Alles ordnete ſich im Stillen. Alle Vorbereitungen wurden aufs Zweckmäßigſte getroffen. Unbegreiflich und unerklärbar war die Unachtſamkeit der Proteſtanten. Coligni, durch Acevedo noch einmal gewarnt, ſchnell ſein Haus zu verlaſſen, beunruhigt durch Gui's Ausbleiben, ſandte noch einmal Teligni zum König, und dieſelbe beruhigende Antwort, welche Gui erhalten, empfing und brachte er dem Admiral. Nur aus einer Urſache läßt ſich der Proteſtanten Ruhe bei ſo häufigen Warnungen, bei ſo zweideutigen Ereigniſſen, wie ſie dieſe Nacht bot, erklären. — Ihr edler

Sinn und ihre rechtlichen Herzen faßten ſolche Verruchtheit nicht; ſie war ihnen undenkbar. Sie trauten zu ſicher auf das königliche Wort, zu feſt auf Treue, wie ſie zu üben gewohnt waren.

Schrecklich ſollten ſie erwachen aus dem ruhigen Schlummer, in den ſie der Glaube an die Menſchheit gewiegt.

Selbſt die, die man liebte, gab man als Opfer hin; und Carl, der die aufrichtigſte Zuneigung zu dem heitern Larochefoucauld hegte, ließ ihn dennoch ſeinem blutigen Loos entgegengehen.

Im Erdgeſchoſſe des Louvre befand ſich Katharina, Carl, Anjou und die meiſten der erwähnten Genoſſen der hölliſchen Pläne. —

Carl's ganzes Weſen war in fieberhafter Unruhe — Alle in einer entſetzlichen Spannung — natürlich — ! — der Teufel ſelbſt mußte ſchaudern vor ſolcher That!! — Katharina — und weſſen iſt ein Weib nicht fähig, wenn alles Heilige aus ihrem Herzen gewichen iſt?! — Katharina ſprach dem Könige, ſprach den Männern Muth ein, rühmte das Gottgefällige der Ketzervertilgung.

Mit aller Gewalt, die ſie über ihn hatte, nöthigte ſie ihn — als zwölfmal der Hammer ſchlug zur Stunde, wo nach altem Volkswahn der Hölle Pforten ihre Scheuſale ausſpeien — den ſchrecklichen Befehl zu dem Zeichen zum Beginnen des Blutgerichtes, das ſchrecklicher kaum jemals die Welt ſah — zu geben. Schaudernd gab er ihn — — — ein Piſtolenſchuß — wurde gehört, und bald ſchrillte die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois greulich in die Nacht hinein. — Da faßte ſie Alle die Hölle! da trat kalter Todesſchweiß auf ihre Stirnen; da klapperten ihre Zähne aneinander in wilder Verzweiflung; da rieſelte Todesſchrecken durch ihre Gebeine und ihr Haar ſträubte ſich — da bereuten ſie, an des Weltenrichters Vergeltung denkend, den Brudermord; da ſandten ſie an Guiſe, an Angouleme, nach dem Rathhauſe Boten, die Einhalt gebieten ſollten. Umſonſt! Umſonſt! — Die Pforten der Hölle ſind geöffnet, die Teufel wüthen — nichts hemmt ihre Bahn — ihre Dolche rauchen ſchon von Chriſten-, von Brüderblut! — — —?

Als die Todtenglocke von Saint-Germain l'Auxerrois den ehernen Mund zum erſten Schrei, öffnete — da flog Guiſe und Angouleme mit dreihundert bewaffneten Mördern nach Coligni's Hauſe. Der wüthende Coſſeins fordert mit heftigem Poltern die Oeffnung der Thür. Bei Coligni waren in religiöſem Geſpräche der wackere Cornaton, der Wundarzt Thomas und der evangeliſche Prediger Merlin. Cornaton hört das Geſchrei, ſieht beim Fackelſcheine die Mörderrotte und ruft Coligni zu: „Die Stunde iſt da, wo uns der Herr zu ſich ruft!“

Coligni ahnte das Schreckliche.

Heitern Antlitzes ſpricht er: „Sein Wille geſchehe!“ Und nun drängt er die Treuen zur Flucht.

Sein Hausmeiſter öffnet unten des Hauſes Thür, und ſinkt durchbohrt auf die Schwelle. Man ſchleudert den Leichnam hinweg, Guiſe wagte es nicht, den Mord ſelbſt zu vollbringen; aber er hatte ihn in eine geübte Fauſt gelegt. Ein Böhme war ſein Stallmeiſter, mit Namen Dianowicz, gemeinhin le Bême genannt. Er iſt der Erwählte. Le Bême, Sarlaboux, Attin, Petrucci, gleich Katharinen und Birague, eine Frucht Italiens, nebſt Scharfſchützen, dringen in Coligni's Gemach.

Der verwundete edle Mann war mühſam aufgeſtanden und erwartete ſie mit der Ruhe des Frommen, der den Richter nicht fürchtet.

Le Bême herrſchte ihm zu: „Biſt du Coligni?“

Coligni ſpricht ruhig — aber empört von des Menſchen Frechheit: „Ja, ich bin's — aber junger Mann, du ſollteſt Achtung haben vor meinen grauen Haaren!“

Der Unmenſch hohnlacht und ſtößt ihm das vom Blute des Hausmeiſters rauchende Schwert in den Leib und dreht es wüthend um. Und als ob Jeder nach der Ehre geize, dieſe Schandthat zu theilen, durchbohren ihn Alle und führen Hiebe nach dem Haupte des bereits Entſeelten, und wer dies nicht kann, ſchießt ſeine Piſtole auf ihn ab — als ob tauſend Leben in ihm wären.

Da ruft mit einer Stentorſtimme der Graf von Angouleme herauf: „Iſt es vollbracht!“ — Es währte ihnen zu lange.

Da faßt le Bème den Leichnam bei den Haaren und ſchleppt ihn zum Fenſter, die Genoſſen helfen, und ſie ſtürzen ihn zum Fenſter hinaus.

Ein Jubelruf begrüßt den gemordeten Helden. Guiſe wiſcht das Blut von dem Geſichte Coligni's, um des Todes des Gehaßten gewiß zu ſein. Nun weidet er ſein Auge an den Zügen dieſes edlen Geſichts, das jetzt der Todeskampf kaum zu entſtellen vermocht hatte. Er läßt den Kopf abhauen und als Trophäe nach dem Louvre bringen. Den Rumpf wirft man in den Stall, wo des Helden Pferde ſtehen. Aber ſchon bald nachher bemächtigt ſich ſeiner eine wilde Rotte, verſtümmelt ihn entſetzlich, ſchleift ihn jubelnd durch die Straßen von Paris, und hängt ihn endlich bei den Beinen auf Montfaucon auf.

Carl's Höllenangſt wich jetzt einer Höllenwuth, als das Schreckliche zu verhüten zu ſpät war. Verzweiflung war ihre Mutter. Mordgeſchrei, Waffengetöſe, Wüthen und Jammergeſchrei reißen ihn völlig zur Wildheit hin. Er ſelbſt ſchießt auf die unglücklichen Proteſtanten, die Rettung im Louvre ſuchen, wo die Schweizer, gleich Schlächtern, morden.

Von dem Hauſe des Admirals, in deſſen Nähe die meiſten Proteſtanten wohnten, zieht ſich, nachdem dieſe abgeſchlachtet waren, das Morden nach dem Louvre zu, in deſſen Umgebung allein zweihundert proteſtantiſche Edelleute gemeuchelt werden.

Viele, zu denen das Wuthgebrülle der Verzweiflung drang, oder die man blutdürſtig verfolgte, ſlohen nach dem Louvre, vertrauend dem gegebenen Worte des Königs und des Geſetzes heiliger Schutzwehr. Schreckliche Täuſchung! Dort unter den Augen des Königs, wie hier in den ſchrecklich durch Fackellicht erhellten Straßen und in den friedlichen Häuſern ſloß das Blut der unglücklichen Proteſtanten ſtromweiſe, und es war kein menſchliches Gefühl, keine geheiligte Gewalt, keine Macht des Gewiſſens mehr — die da gehemmt hätte die bluttriefenden und nach Blut nur lechzenden Mörderhorden. Zu den beſtallten Henkern geſellten ſich allmählich nun die Freiwilligen, der zügelloſe, längſt ſchon fanatiſirte Pöbel der Hauptſtadt, und der Greuelthaten war kein Ende, ſie mehrten ſich von Stunde zu Stunde in dieſer entſetzlichen Nacht. Selbſt Kinder ſpielten und warfen ſich mit den Gliedern der Ermordeten, und man ſah Weiber des Hofes und des Volkes Schandthaten vollbringen, vor denen auch ein männlicher Barbar zurückgeſchaudert wäre.

Im Louvre wurden in den Vorgemächern, auf den Gängen und Stiegen proteſtantiſche Edelleute niedergeſtoßen, ſelbſt vor den Augen Margarethen's von Valois, der Neuvermählten Heinrich's von Navarra, ſo daß das Blut der Gemordeten, die ſie nicht zu ſchützen vermochte, ihre Gewänder beſpritzte. Katharina von Medicis, nachdem die erſte Regung des Gewiſſens niedergekämpft war von den Leidenſchaften des verruchten Herzens, ſah mit Begierde das Morden, und mit einem Wohlgefallen, das mehr als teufliſch war.

Heinrich von Navarra entging mit dem jungen Condé kaum der Ermordung. Er mußte Zeuge ſein, wie man ſeine Glaubensbrüder ſchlachtete, und konnte ſie nicht retten. Dies Bewußtſein brachte ihn faſt außer ſich.

Carl der Neunte ließ ihn gegen Morgen zu ſich beſcheiden mit Condé, und rief ihm, als er erſchien, zu, daß er jetzt Coligni und alle Häupter der Proteſtanten habe ermorden — ihm und Condé nur darum habe Gnade angedeihen laſſen, daß ſie Beide ihrem Ketzerthum entſagten — dazu — ſetzte er mit außerordentlichem Zorn und Grimme hinzu, gebe ich Euch drei Tage Bedenkzeit; dann aber — — er brach ſchnell ab und wendete ihnen den Rücken und entließ die Erſchütterten, denen die Wonnetage ihres ehelichen Lebens ſchrecklich vergällt worden waren.

Niemand wüthete anhaltender, unermüdeter und grauſamer gegen die armen unglücklichen Proteſtanten, als Tavannes und die Herzoge von Nevers und Montpenſier. Mit dem bluttriefenden Schwert in der Hand ſchrie Tavannes in entſetzlichem herzzerreißenden Spotte: „Laſſet den Ketzern zur Ader! die Aerzte verſichern, es ſei im Auguſt ſo geſund als im Mai.“ Solch Beiſpiel entflammte immer wieder von Neuem.

Wenigen Proteſtanten gelang es, durch die Flucht ſich zu retten. Die Meiſten wurden ergriffen und niedergemacht, die ein Gleiches verſuchten; aber nicht bloß politiſcher und religiöſer Fanatismus ſchwang das Mordeiſen — Haß jeder Art und jeden Urſprungs gebrauchte die Begünſtigung einer Zeit des geſetzloſen und rechtloſen Zuſtandes zu ſeiner Befriedigung, und lang gedämpfter Leidenſchaften Gluth loderte auf. Alte Beleidigungen wurden gerächt; Gläubiger von den Schuldnern erſchlagen, und Neid und Eiferſucht waren ſo blutgierig wie der Fanatismus. Doch nur und einzig nur Proteſtanten waren die Schlachtopfer, nur ſie mußten ſterben, und nicht Alter, nicht Tugend, nicht Würde, nicht Schönheit, nicht Geſchlecht konnte das Daſein nur eine Minute friſten.

Der Tag brach endlich an. Die Sonne umhüllte mit dichtem Gewölk ihr Allen lachendes, Alle erquickendes Antlitz vor den Greueln, die menſchlicher Wahn verübt. Man möchte die Möglichkeit bezweifeln, daß auch bei dem hellen Tageslichte nicht Schauder und Entſetzen die Tigerherzen ergriffen — und doch blieben ſie ſich gleich; ja noch ſchrecklicher wurde ihr Blutdurſt, da der lang genährte jetzt weniger Opfer fand. Aber es hatte jetzt auch neuen Reiz erhalten, das Morden, da man ſeine Opfer erſt ſuchen mußte. Ohne Maaß, ohne Schranken waren die Greuelthaten der Nacht und des Tags

Erſt gegen Abend gebot ein königlicher Herold, daß Jeder ruhig nach Hauſe gehen und das Morden einſtellen ſollte.

Vielleicht wollte man den ermüdeten Kannibalen Ruhe gönnen, damit ſie nach dem wohlvollbrachten Werke ruhen und dann des andern Tages neue Thatkraft geſchöpft hätten!? — Umſonſt war dies Gebot. An Gehorſam war in dieſem Aufruhr aller Leidenſchaften nicht zu gedenken. Im Gegentheile betrachtete man es als einen neuen Aufruf, und es wurde zum Sporne zu neuen Greuelthaten. Der König verſuchte auch nicht weiter, ſie zu hemmen. Es wurde ihm immer einleuchtender gemacht, welch ein gottgefälliges Werk er verübt, und ſein Eifer wuchs alſo, daß er am 28. und

30. Auguſt erneuerte Befehle an die Statthalter der Provinzen erließ, die Proteſtanten ohne Schonung zu würgen, damit auch nicht Einer übrig bliebe.

Sieben Tage ununterbrochen dauerte das Morden in Paris. Nur in den letzten Tagen geſchah es mit Mäßigung, aber auch mit deſto raffinirterer Bosheit. Man war ermüdet, überſättigt, und nothwendige Erſchlaffung folgte der Ueberſpannung. Dreißig Tage hindurch dauerte aber das Morden noch in den Provinzen.

Dreitauſend Proteſtanten ſtarben in dieſen Tagen in Paris; dreißig tauſend innerhalb der Grenzen des Reichs.

Aber auch ſchöne Beiſpiele des Edelſinns und chriſtlicher Liebe bewieſen einzelne Katholiken in dieſer entſetzlichen Zeit. Ehre ihnen, den Edlen, die den Muth hatten, Gott mehr zu gehorchen, als dem Gebot eines entmenſchten Königs! Die Statthalter Tendes in der Provence und de Gordes in der Dauphiné, und mehrere andere Statthalter und Städtevorſteher verſagten den Blutbefehlen des Königs muthig den Gehorſam und ſchützten das Leben und das Eigenthum der Verfolgten, lieber den Zorn des Monarchen auf ſich ladend, als die ſchreckliche Schuld ihrem Gewiſſen.

Schnell verbreitete ſich die Nachricht dieſer Greuel der Bartholemäusnacht in allen Richtungen, und höchſt verſchieden nahm man ſie auf. Während man ihnen zu Ehren in Madrid Freudenfeſte feierte und Stiergefechte hielt, während Cosmo, der Herzog von Toscana, Carl und Katharinen Glück wünſchen ließ zur vollbrachten Blutarbeit, und auch ganz Paris mit ſeiner Königsfamilie Gott dankte — — erfüllte Zorn und Unwille die deutſchen Fürſtenherzen, und der edle Maximilian der Zweite erklärte laut die Bartholemäusnacht für das gräßlichſte Brandmal in der Regierung ſeines Eidams Carl des Neunten. Allen Sophiſtereien der franzöſiſchen Geſandten an den deutſchen Höfen gelang es nicht, das Abſcheuliche, nach franzöſiſcher Weiſe, in ein gefälliges Gewand zu hüllen.

Wie das Volk urtheilte, das durch keine gefärbte Brille der Politik ſah, iſt begreiflich, und Niemand erfuhr dies empfindlicher, als Heinrich von Anjou, den die Wahl auf den polniſchen Thron rief. Als er durch Deutſchland reiſte, verfolgte ihn Abſcheu, Hohn und Verachtung überall; und als er gar vor den edlen Kurfürſten Friedrich den Dritten von der Pfalz mit frecher Stirne trat im Schloſſe zu Heidelberg — da hielt ſich der edle deutſche Fürſt für berufen, das Sünderherz des Franzoſen zu erſchüttern. Und er that's. Und der Leichtſinn und die Verſtockung wich. Der innere Richter erwachte ſchrecklich, und die Furien der Hölle peitſchten ihn bis nach Krakau, wo er endlich, unfähig, länger ſein Inneres zerreißen zu laſſen, ſeine Schuld bekannte, und durch das Bekenntniß eine Ruhe zu gewinnen ſuchte, die ihm fremd blieb bis zum letzten Augenblicke, wo er unter des fanatiſchen Clement's Dolch ſeine Seele ausröchelte.

XXVII.

Noch war der Morgen des 25. Auguſt nicht angebrochen, noch ſchien er nicht in die enge Kammer, in welcher Gui und ſein Genoſſe noch immer gefeſſelt und geknebelt lagen in der ſchrecklichſten Pein einer immerwährenden Todeserwartung, als gewaltſam die Thüre derſelben aufgeriſſen wurde und Acevedo, von dem leuchtenden alten Diener, des Hauſes Beſitzer, begleitet, hereinſtürzte, ihre Feſſeln zu löſen befahl, dann aber, überwältigt von all dem Entſetzlichen, deſſen Zeuge er geweſen, ohnmächtig niederſtürzte.

Der Diener löſte Gui's Feſſeln, und dieſer erkannte in ſeinem Genoſſen erſt jetzt den edeln du Pleſſis-Mornai.

Als auch er ſeiner Feſſeln ledig war — reichten ſich Beide die Hand und eilten dann, den Zuſammenhang ahnend, zum ohnmächtigen Acevedo, ihm beizuſpringen.

Erſt nach vielfältigen Bemühungen gelang es ihnen, ihn ins Leben zurückzurufen. Er ſtarrte ſie faſt bewußtlos an.

„Lebt Ihr wirklich noch, lebe auch ich noch, oder ſind wir ihr ſchon enthoben, dieſer ſündigen, verruchten Welt!?“ — rief er heftig und doch freudig bewegt aus.

„Faſſe dich, Freund!“ ſprach ſanft du Pleſſis, „wir leben und du lebſt; aber ſo vieles Räthſelhafte und Dunkle liegt auf den letzten Stunden und der ſeltſamen Behandlung, die wir erfuhren, das du allein, wie ich ahne, zu löſen vermagſt, und was wir von dir erwarten können.“

Acevedo's Bewußtſein kehrte zurück. Er ſtand auf und ſah ſie Beide an, und ſein Herz ſtoß über, und die Thränen rannen über ſeine Wangen. Er breitete ſeine Arme aus und rief innigſt ergriffen:

„Kommt an mein Herz, o Ihr, die ich ja allein noch hienieden habe — und du vor Allen, mein Sohn!“

Gui wußte nicht, wie ihm geſchah. Ein inneres, gewaltiges Gefühl zog ihn an des Greiſes Bruſt, und doch war es nur ein dunkles Gefühl — aber ein ſo beſeligendes, wie er es noch nie empfunden.

Er ſank an des Greiſes Bruſt.

„Ja, Ihr ſeid mein Vater!“ rief er mit Rührung, „denn Ihr habt mir das Leben ja gerettet!“

Lange hielt ihn der Greis umſchlungen in ſtummer Rührung, während du Pleſſis lächelte, und doch auch Thränen über ſeine Wangen rannen, deren eine die andere jagte.

Endlich ließ Acevedo den Jüngling los und umarmte den Freund.

„Wir ſind quitt!“ rief er ihm zu, „du haſt einſt mir und jetzt habe ich dir das Leben gerettet!“

Dann trat er vor Gui und beſah ihn mit liebevoller Zärtlichkeit.

„Hinweg, du Verhüllung!“ rief er dann aus, „mein Werk iſt zu Ende. Jetzt kann ich nichts mehr Gutes ſtiften in dir! Gui — ich bin dein Vater, dein vielgeprüfter, vielverfolgter Vater!“

Da ſanken des Jünglings Arme wie gelähmt herab; aber nur einen Augenblick — dann leuchtete das Auge, dann glänzte es im Thränenthau der Freude, und mit den Worten: „So log doch mein Herz nicht!“ lag er in des ſeligen Vaters Armen.

du Pleſſis faltete ſeine Hände und blickte dankend gen Himmel. Weinend ſtand der alte treue Diener da und fragte leiſe du Pleſſis, ob dem alſo ſei?

Als die erſten Wallungen des Herzens vorüber waren, ergriff du Pleſſis die Hand des alten Viole und ſagte:

„Gib nun Rechenſchaft von den letzten Stunden!“

Da rief Viole: „Grauſamer! warum miſcheſt du das Gift in den Freudenbecher?“ —

du Pleſſis ſah ihn ſtaunend an. Er begriff ihn nicht.

Da ſetzten ſich Alle, und Viole erzählte die ſchauderhaften Vorgänge der Nacht, die noch ungemindert fortdauerten, ob es gleich in dem fernen Winkel, wo ſie ſich jetzt befanden und wo man keine Proteſtanten wußte, ſtill und friedlich ausſah. Er ſchilderte mit gräßlicher Wahrheit die Mordſcenen.

Bebend fragte Gui nach Coligni.

„Seinen Rumpf ſchleppte das Volk in den Straßen umher und hing ihn endlich bei den Beinen an dem Galgen auf Montfaucon auf.“

Da bedeckte der Jüngling mit beiden Händen ſeine Augen und rief in herzzerreißendem Schmerze:

„Warum ließet Ihr mich nicht an ſeinem Lager, vielleicht hätte ich das edle Leben gerettet!“

„O, gib mir den Vorwurf nicht, mein Sohn,“ ſprach Viole — „du konnteſt ihn nicht retten. Es war umſonſt, es war zu ſpät. Ihr wart Alle Verblendete. Ihr hörtet nicht auf meine Warnungen — darum mußte ich Euch hierher ſchleppen laſſen, daß ich Euch retten konnte; denn dort wart Ihr ſicher verloren.“

Da ſanken ſie ſich aufs Neue an die Bruſt.

Und du Pleſſis ſprach: „Wir ſind durch Gottes wunderbare Fügung gerettet, laßt uns ſein nicht vergeſſen. Ihm ſei die Ehre!“

Da ſanken ſie auf ihre Kniee und dankten ihm bewegten Herzens.

Gui ergriff nun des Vaters Hand und bat ihn um die Erzählung ſeiner Begebenheiten.

„Nein, Gui,“ verſetzte der Alte, „jetzt nicht. Wir haben jetzt Ernſteres zu erwägen. Wenn wir einſt glücklich bei Rabaud und Salers auf Saint-Fleur ſind — dann, ja dann will ich erzählen. Doch, wie kommen wir dahin? Ueberall wüthet der Glaubenshaß und mordet.“

„So ſind wir jedenfalls hier ſicherer in der Wohnung dieſes braven Mannes, als dort, wo wir zur Zeit noch Fremdlinge ſind,“ meinte du Pleſſis; auch Gui bat, in Paris zu bleiben, ſo dringend, daß man ſah, er hatte noch etwas auf dem Herzen, was er ausführen wollte; allein weder ſeinem Vater, noch du Pleſſis ſagte er etwas davon, bis er eines Abends ſpät vermißt wurde. Vergebens ſuchten ſie ihn und ließen ihn ſuchen; wo er war, das ahnten ſie nicht.

Ohne die Gefahr zu berechnen, die ihm drohte, ſchritt Gui indeſſen auf Montfaucon zu. Die Nacht war finſter — der Weg unbekannt. Oft mußte er ſtehen bleiben und ſich umſehen, ob er noch die Richtung habe, die der alte Diener, bei dem er mit ſeinem Vater und du Pleſſis ſich aufhielt, ihm bezeichnet hatte.

Endlich erreichte er nach mühevoller Wanderung die Höhe; da ſtand der Galgen mit Coligni's Körper, an dem ſchon Raben nagten.

Gui war in einer entſetzlichen Spannung. In ſeinen Tiefen war ſein Gemüth, ſein ganzes Weſen erſchüttert. Er ſank kraftlos an dem Galgen nieder.

Nachdem er eine ziemliche Weile gelegen, vermochte er erſt ſich zu erheben. Er verſuchte es, an dem Galgen hinaufzuklettern. Nur nach vieler Anſtrengung gelang es ihm, den Leichnam abzuſchneiden.

Es war Mitternacht geworden über dieſer Arbeit. Eine Todtenſtille herrſchte auf der einſamen Höhe von Montfaucon, die nur das Gekrächze der Raben und ihr ſchauerlicher Flügelſchlag unterbrach. Eiskalt überlief es den Jüngling an dieſem Orte des Schreckens, wo jeder Tritt, den er that, in den Todtengebeinen der hier gerichteten Verbrecher raſſelte. Es war allmählich ſternenhell geworden, die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, verloren ſich, und dieſe magiſche Helle vermehrte das Schauerliche des Ortes. Jetzt eben wollte Gui den Leichnam des unglücklichen Admirals auf ſeine Schultern laden, um mit ihm nach dem Schlupfwinkel zurückzukehren, wo er Sicherheit in der Mordnacht gefunden — als eine ſchwarze Geſtalt langſam heranſchlich. Gui wollte ſich eiligſt entfernen, allein es war zu ſpät, er vermochte nicht mehr den Blicken des Kommenden zu entgehen. Raſch zog er ſein Schwert und ſtellte ſich neben Coligni's Leichnam, den im Tode zu vertheidigen, den er im Leben nicht hatte retten können.

„Wer du auch ſeiſt,“ ſprach jetzt eine höchſt widerliche Stimme, „hebe dich hinweg von dem Orte des Schreckens.“

„Adelma!“ rief Gui, und eine freudige Rührung durchbebte ſeine Bruſt Auch ſie erkannte ihn.

„Biſt du es wirklich, Gui?“ fragte ſie. — „O, Gottlob,“ ſetzte ſie hinzu, „ich glaubte auch dich verloren und trauerte um dich; aber ſage mir, was willſt du hier beginnen?“

„Ich richte die Frage an dich, Adelma, was ſuchſt du hier?“

„Den Leichnam des Admirals!“ ſagte ſie.

„Er iſt in meiner Gewalt,“ ſprach Gui, „und meine Pflicht iſt es, ihm ein Grab bei ſeinen Vätern zu Chatillon zu bereiten.“

„Gott ſegne dich für den Entſchluß, mein Sohn!“ rief ſie freudig aus.

„Haſt du es aber auch ſchon bedacht,“ fuhr ſie fort, „wie du ihn dorthin bringen willſt?“

„Das nicht,“ verſetzte Gui. „Doch läßt mich Gott mein Werk ſo weit bringen, ſo läßt er mich es auch vollenden — und du, Adelma, könnteſt mir behilflich ſein!“

„Es ſei!“ ſprach ſie, und pfiff ſchneidend in die Nacht hinein. Der Pfiff ſchnitt fürchterlich durch Gui's Gehör. Unwillkürlich hielt er ſeine Ohren zu.

Adelma lächelte. Sie ſtand da wie eine Norne — furchtbar anzuſchauen — allein über ihre häßlichen Züge glitt ein Lächeln, das aus dem Bewußtſein, etwas Gutes zu thun, erzeugt war.

Aus der Nacht hervor traten zwei athletiſche Geſtalten.

„Wlasko!“ rief Adelma, „kommt hierher. Nehmt den Leichnam und folgt uns in der Entfernung von zwanzig Schritten. Gebt wohl auf das Acht, was ihr hören werdet!“

Dann faßte ſie Gui's Hand. „Komm, mein Sohn!“ ſprach ſie ſanft, „komm nun in Gottes Namen. Ich ahne, wohin du mich führſt; die Todten ſind auferſtanden. Gui — haſt du ſchon am Vaterherzen Kindesglück gefühlt? — Er war dein Retter, ich ahne es, und Adelma will euch Alle retten aus dieſer Mördergrube!“

Sie ſchritt raſch vorwärts.

Gui wollte reden.

„Schweig' jetzt,“ gebot ſie, „denn unſerer droht Gefahr!“ —

Still ſchritten ſie nun durch entlegene Gaſſen.

Plötzlich ſtand Adelma.

„Führe du mich nun,“ ſagte ſie, „denn ich weiß nicht, wo er iſt.“

Gui leitete ſie nun, und bald hatten ſie den Verſteck erreicht.

Gui hatte den Leichnam des Admirals in ſeinen Mantel geſchlagen. Die Zigeuner ließen ihn auf dem Vorplatze des Häuschens, und blieben dabei ſtehen.

Gui trat in das ſchwacherhellte Gemach.

Alle die Sorgen des Vaterherzens löſten ſich bei ſeinem Anblick in Wonne auf, doch den Vorwurf konnte es nicht bergen:

„Wo warſt du? Und warum thatſt du uns das?“

„O, tadelt mich nicht, mein Vater!“ ſprach erſchüttert der Jüngling. „Ich konnte nicht ruhen, ſo lange ich den Leib des edelſten Mannes am Schandpfahle wußte, und will nicht eher an meine Rettung denken, bis er in der Gruft ſeiner Väter ruht!“

„Du warſt auf Montfaucon?“ rief Viole, und drückte ihn mit Hochgefühl an ſein Herz. „Gott lohne dir die That!“

du Pleſſis umarmte ihn. „O, du haſt längſt Sohnesrechte in meinem Herzen gehabt, Gui!“ rief er begeiſtert aus — „jetzt biſt du auch mein Sohn!“

„Nehmt mir ihn nicht ganz,“ ſprach jetzt eine in Rührung gebrochene Stimme, die von der Thüre herkam, wohin der Schatten der Ampel fiel.

Seltſam ergriff der Ton den alten Viole.

„Adelma!“ rief er, „führt dich der Himmel wieder zu uns?“ — Er trat zu ihr und faßte ihre bebende Hand. Sie war keines Wortes mächtig.

Stumm reichte ſie ihm den Ring dar. —

Er ergriff ihn freudig und ſah ſie forſchend an. —

„Es iſt gelungen,“ ſprach ſie leiſe, „Ihr werdet ſie wieder ſehen.“

Da durchbebte neue Freude des Greiſes Bruſt, und dankbar blickte er nach oben, dankbar drückte er Adelma's welke Knochenhand.

„Noch Eins,“ ſagte die Alte. „Nehmt dies Goldſtück zurück, das wie Feuer auf meinem Herzen brannte. Ihr gabt es mir auf der Flucht nach Rochelle. Ihr gabt es mir, und ich mußte mich ſelbſt verachten ſeitdem, weil Ihr mich verachtetet. Meine Treue wolltet Ihr erkaufen! O, Viole, Viole, wie habt Ihr mir wehe gethan. Vor Eure Füße wollte ich es ſchleudern — doch ich konnte nicht — nehmt es zurück, daß ich mich wiederfinde!“

Viole nahm es und ſchleuderte es weit weg.

„Vergib mir, du treue Seele, vergib dem unglücklichen Vater, der in Verzweiflung von dem letzten Gute floh, was ihm geblieben war.“

Adelma's Hand fuhr nach dem Herzen. „O, daß ich jetzt ſtürbe!“ ſprach ſie leiſe. „Doch nein,“ ſetzte ſie hinzu, „mein Werk iſt noch nicht zu Ende, Ihr müſſet weg von hier. Bereitet Alles ſchnell — noch dieſe Nacht muß Paris hinter uns liegen.“

Freudig ergriffen ſie alle dieſen Vorſchlag, und ehe noch eine halbe Stunde verging, folgten ſie ſchon der Alten, die, wohlbekannt mit allen Winkeln der Hauptſtadt, ſie glücklich hinaus leitete, bis zum Gehölze von Boulogne, wo ſie Wlaske und ſeinen Gefährten mit dem Leichnam des Admirals trafen.

In der folgenden Nacht erreichten ſie Chatillon. Still und traurig ſetzten ſie des Admirals ſterbliche Reſte in der Gruft ſeiner

Väter bei, und aus den Heldenblicken träufelten Thränen das Todtenopfer dem großen, edlen Gemordeten.

„Nun iſt mein Herz frei,“ ſagte Gui, „und meine letzte Pflicht gegen den Edeln erfüllt. Schlaf wohl,“ ſagte er dann weich — „ſchlaf wohl, du Edler! In einer Welt, wo nicht mehr der religiöſe Parteinamen die Hand gegen den Bruder waffnet, wo nicht mehr Prieſterhaß die Herzen entzweit, wo nicht mehr menſchliche Autorität das ewige Licht der Wahrheit unter den Scheffel ſetzt — wo nur Herzensglaube gilt und Liebe — da ſehe ich dich wieder!“

Sie drückten ſich alle noch einmal die Hand. Jeder legte ſeine Rechte auf den Sarg des Admirals, als nähmen ſie Abſchied von ihm, und verließen dann die Todtengruft, um ihre Wanderung fortzuſetzen.

XXVIII.

„Das iſt nicht der Weg nach Saint-Flour!“ ſprach Viole zu Adelma, als ſie unweit Grenoble immer links ihre Richtung nahm.

„Laßt mich,“ ſprach ſie ſanft. „Es ſchlagen noch Herzen, denen nach langer Entbehrung eine Freude gebührt.“

Viole ſchwieg. Er ahnte, was ſie wollte. Sie folgten ihr ohne Widerrede. Hinter den Bergen von Auvergne ſank in wundervoller Schönheit die Sonne hinab und vergoldete ihre Spitzen, wie jene der Berge der Dauphiné. Gui's Herz war tief bewegt, als er die alte Heimath wieder erkannte.

„Adelma, du führſt uns zu Naband und Salers?“ fragte er.

Sie nickte.

„Laßt mich voraus,“ bat er, „die Freude tödtet ſie ſonſt!“

Er riß ſich los und flog, wie die flinke Gemſe, einen ihm wohlbekannten Bergpfad hinan, der ihn näher und ſchneller zum Dörfchen leitete, als der Weg, den Viole, du Meſſis und Adelma gingen. Hoch ſchlug ſein Herz, als er der Hütte nahte, und die Greiſe ſo friedlich, ſo ruhig im Widerſcheine des Abendroths auf dem Bänklein vor der Hütte ſitzen ſah, das er gemacht hatte in jener Zeit, wo er hier die Tage eines glücklichen, harmloſen Stilllebens gelebt.

Von ihm ſprachen ſie.

Da erblickten ſie den zum ſchönen Manne gereiften Zögling wieder, wie er mit ausgebreiteten Armen auf ſie zuflog, und der freudige Schrecken feſſelte ſie, daß ſie nicht aufzuſtehen vermochten.

Er aber umarmte ſie frohlockend, und bereitete ſie auf den Anblick ihres alten, lang beweinten, todtgeglaubten Herrn vor.

Als er ihnen endlich ſagte, er lebe, ſie würden ihn wiederſehen, da fielen ſie auf ihre Knie nieder und dankten unter Freudenthränen ihrem Gott, und Rabaud rief: „Herr, nun laß uns in Frieden dahin fahren, da du den höchſten Wunſch uns gewähret haſt!“

Da trat Viole unter dem Schatten der Bäume hervor. Sie kannten ihn nicht. Ach, es lag ja ſo manches Jahr und ſo mancher Schmerz dazwiſchen, und jedes hatte ſeinen Tribut gefordert, und jeder Schmerz ſeine Furchen zurückgelaſſen!

Aber als der lieben Stimme Klang an ihr Ohr ſchlug, als ſie ihre Namen ausrief, da zuckte des Wiederſehens Freude durch die Herzen der Greiſe, und ſie wankten ihm entgegen und bedeckten ſeine Hände mit ihren Thränen.

„Nein!“ rief Viole aus, „hier, hier iſt Euer Platz, Ihr Väter meines Sohnes!“ und er zog ſie, einen nach dem andern, an ſein Herz! „Ihr habt ihn zum Manne gemacht, und zwar zum wackern Manne, das kann ich Euch nur mit Liebe lohnen. Fortan ſollt Ihr leben mit mir wie Brüder!“ —

Es war ein heiliger Moment, wie ihn ſelten das Leben bietet. Die Greiſe waren verjüngt, und der Himmel mit ſeinem Frieden zog in das Hüttchen ein. Aber ein Herz empfand tiefe Wehmuth in der Freude aller; denn die Nähe mahnte an den Verluſt, und ſtill und traurig ſchlich Gui umher.

Viole verließ ſie eines Tages heimlich. Er ging nach Arbeque mit Adelma, die ihn nicht verließ.

In ſtille, wehmüthige Träume verſunken, in tiefe Trauer gekleidet, fanden ſie Gabrielen.

Einen lauten Freudenſchrei ſtieß ſie aus beim Anblicke Viole's, und flog an ſeine Bruſt. Ach, ſie hatte ihn ja auch als todt beweint!

„Hinweg mit dem Trauergewande, meine Gabriele,“ ſprach Viole. — „Auf Arbeque ſoll die Freude einkehren.“

Sie lächelte wehmüthig. „Das Grab gibt keine Opfer wieder!“ ſeufzte ſie.

„Die Todten ſtehen auf, meine Tochter!“ rief Viole, „du ſiehſt es ja an mir. Kind, gib die Hoffnung nicht auf!“

Aber ſie lächelte wieder durch Thränen ſo wehmüthig, und ſagte dann erröthend — die meine liegt unter dem Raſen.

Viole ſchwieg. Er beredete ſie, ihn am andern Tage zum Dörfchen zu begleiten, um ſeine Freunde nach Arbeque zu holen.

Sie erfüllte gern ſeinen Wunſch.

Sie kamen dort an.

Gui ſaß im Gärtchen, in ſchwermüthige Rückerinnerungen verſunken, unter dem alten Kaſtanienbaume, deſſen Aeſte einſt ſeine Knabenſpiele beſchirmt.

Sie nahten ſich unbemerkt und leiſe.

„Was würdeſt du ſagen, Gabriele,“ flüſterte Viole ihr zu, „wenn jetzt Gui Rabaud vor dich träte und ſpräche: Gabriele, ich bin nicht Gui Rabaud, ſondern des Mannes Sohn, der einſt ſchwur, dein Vater zu ſein?“ —

Sie bebte und ſah ihn verwundert an, und eine Gluth übergoß ihr Antlitz.

„Gui!“ rief Viole, und Gui fuhr, aus ſeinen Träumen aufgeſchreckt, herum.

Er ſah Gabrielen und ſank, kaum ſeiner mächtig, zurück.

Viole ergriff ſeine Hand und führte ihn zu Gabrielen.

„Es iſt mein Sohn, Gabriele,“ ſagte er, „Gui de Viole!“ — Da ſtanden ſie vor einander ſtumm erglühend.

Und Viole legte ihre Hände in einander. „Seid meine

Kinder," ſprach er, und ſeine Stimme zitterte. „Seid glücklich! — Eure Liebe hat eine ſchwere Probe beſtanden — ſie iſt des Glückes werth!"

Da ſanken ſie einander in die Arme, überwältigt von ihren Gefühlen, und Viole ſegnete ſie.

Adelma ſtand von ferne und trocknete ihre Thränen. Viole erblickte ſie. „Komme herzu, du Treue — es iſt ja dein Werk!" rief er ihr zu.

Da wankte die Alte heran, ihrer kaum mächtig, und legte ſegnend ihre Hand auf ihre Häupter, und feierlich ſagte ſie:

„Oui, ich ſagte dir einſt, Hoffnung täuſcht nicht. Sieh, ich log nicht!"

Bald umſchloſſen Alle, du Pleſſis, Rabaud und Salers, den Kreis, und die reinſte Freude erfüllte ihre Herzen.

Sie zogen nun nach Arbeque, wo die Vermählung des glücklichen Paares gefeiert wurde.

Nicht lange aber blieben ſie da. Nachdem Viole in Eile ſeine eigenen und Gabrielen's Angelegenheiten geordnet hatte, verließen die glücklich Geretteten Frankreichs blutgedüngten Boden und zogen nach Genf.

Bis auf die Grenze Frankreichs geleitete ſie Adelma. Sie Alle glaubten feſt, die Alte würde ihre Tage nun in ihrem Kreiſe beſchließen, doch ſo wollte ſie es nicht. Das irre Wanderleben ihres Volkes war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte die Ruhe nicht ertragen.

Auf der Grenze ſtand ſie ſtille.

Tiefe Rührung bewegte ihre Bruſt. Sie konnte faſt nicht reden.

„Zieht in Gottes Schutze," ſprach ſie mit wankender Stimme — „ich muß Euch verlaſſen. Die alte Adelma kann nur in Wäldern leben, und an eines Baumes Stamme ſei einſt ihr Grab! — Mein irrer Lauf iſt ſeinem Ziele nahe," ſprach ſie feierlicher. „Ich hab' am Abend meiner Tage noch einmal ſelige Stunden in Eurer Mitte verlebt, in ihrem Nachklange wird dies Herz brechen, wird freudig brechen. O, lebt Alle wohl!“ rief ſie, und ihre Stimme hob ſich, ſie richtete ſich auf, ein ſeltſamer Glanz ſtrahlte aus ihren Blicken, und prophetiſch ſprach ſie: „Betretet Frankreich nicht wieder. Es wird noch lange in blut'gen Todeskämpfen zucken — bis ihm Frieden wird — und — noch oft wird es wüthen gegen ſeine eignen Kinder in fürchterlicher Wuth — dann aber — iſt kein Stäubchen mehr von uns vorhanden! — Lebt wohl! Mein Auge ſieht in eine glückliche Zukunft für Euch! Vergeßt im Glücke Adelma's nicht. Ihr letzter Laut iſt ein Gebet für Euch!“

Bei dieſen Worten verſchwand ſie im Dickicht des Waldes, und ihr Andenken ſegnend, zogen die Glücklichen gen Genf.

Der Schatz im Thurme
der
Vögte von Hunoldſtein.

Eine Volksſage aus dem Nahethale.

Eine Ferienfahrt durch das Nahethal im Herbſt 1843 brachte mich auf eine gar anſprechende Stelle, deren ich hier aus mehr als einem Grund Erwähnung thun muß. Als ich die neue Heerſtraße von Menzingen gen Weiler hinaufſtieg, erreichte ich auf der Höhe des ſogenannten „rothen Felſens“ einen Punkt, deſſen Schönheit mich überraſchte. Bei Anlegung der Heerſtraßen im Preußiſchen pflegt man an geeigneten, beſonders eine ſchöne Ausſicht bietenden Stellen Ruheplätze zu machen, die von einer kleinen, netten Anlage umgeben ſind. Es iſt dies nicht genug zu ſchätzen. Wahrlich, der müde Wanderer ſegnet die Behörde, welche ſo ſinnig dieſe Plätzchen anordnet, und der dankbare Sinn des Volks iſt ihr Schützer. An der gedachten Stelle iſt nun auch neben der Straße eine breite ſteinerne Bank angebracht, beſchattet von vier Akazien, und rings umgeben von theils blühendem, theils durch ſeine Blätter verſchönerndem Geſträuche. Unwillkürlich wurde ich gefeſſelt durch die reizende Ausſicht. Der weſtliche Himmel glänzte ſchon in tieferer Gluth, und goldumſäumte Abendwolken ſchwammen dem Punkte zu, wo die ſie verklärende Königin des Tages hinabſinken wollte, die jetzt eben ihren ſegnenden Scheideblick in das liebliche Thal warf, das in einem Lichtmeere zu ſchwimmen ſchien. Sah ich links hinab, ſo lag das weite, vielfach geſegnete Thal in einer Ausdehnung von mehr als einer Meile vor mir, ringsum von bedeutenden Bergen umſchloſſen, die links der Wald, und theilweiſe auch rechts vom friſchen Grün der Reben bedeckt waren. Durch die Sohle des breiten Thales, das freilich jetzt ſchon ſeiner Pracht durch die Ernte entkleidet war, ſchlängelte ſich die Nahe, hier und dort aus ihren

Erlen- und Weideneinfaſſung hervorblickend. Im Baumesgrün verborgen ſich theilweiſe ſtattliche Mühlen. Rechts der Nahe lag das freundliche Meddersheim, links das alte Sobernheim mit ſeinem ſchönen Kirchthurm, und tief unten ſah Staudernheim hervor am Fuße des Disibodenberges, deſſen Ruinen, herrlich beleuchtet, den Hintergrund maleriſch abſchloſſen. Sah ich rechts, ſo lag oben unter Obſtbäumen und im Schooße ſeiner vorzüglichen Weinberge das Dorf Weiler, und weiter hinauf blickten einige Häuſer von Martinſtein hervor am Fuße zweier hohen, ſchwarzen Melaphyrfelſen, die wie die Pforte des Orkus erſcheinen. Und im Vordergrunde ſtürzt ſich tief unten die Nahe ſchäumend über ein breites Wehr, und drüben lehnt ſich an das maleriſche Gebirge das ſchöne Dorf Merxheim auf homburgiſchem Gebiet. Es iſt ein wohlſtehender, ſtattlicher Ort, den eine fruchtbare Flur umgibt. Was mir beſonders auffiel, war ein hoher, uralter, viereckiger Thurm, deſſen Entſtehung tief in die Zeiten des Mittelalters hinabwies. Als ich ſo daſtand, und etwas darum würde gegeben haben, wenn eine freundliche Menſchenſeele mir etwas Näheres über den alten Thurm geſagt hätte, kam ein alter Mann die Straße herauf. Ich redete ihn an, und mein gutes Glück ließ mich in ihm einen Bürger Merxheims finden, der nicht abgeneigt war, auf der Steinbank Eins mit mir zu plaudern. Meine erſte Frage war nach dem Thurme.

„Das iſt der Reſt einer hohen und ſtattlichen Burg," ſagte der Greis, „die einſt hier ſtand und Schutz unſerem Flecken verlieh. Die Burg gehörte den Vögten von Hunolſtein, einer uralten Ritterfamilie, welche, weil ſie Vögte über Merxheim waren, den Titel in ihren Namen aufnahmen. Ueber die Geſchichte der Burg wiſſen wir nichts Gewiſſes; aber über ihren Untergang in einer frühern Zeit, denn der letzte iſt eine Heldenthat der Franzoſen, als ſie von Montroyal an der Moſel das Nahethal verwüſteten, lebt noch eine Sage."

Auf mein dringendes Bitten erzählte er ſie mir, wie ich ſie hier niederlege.

„Von den Hunolſteinern,“ begann mein Ritter, „wiſſen die Leute hier herum viel Arges zu erzählen. Es ſollen grauſame Schnapphähne geweſen ſein, die nah und fern auf Straßen die Reiſenden beraubten, die Klöſter, wo ſie konnten, brandſchatzten, die Dörfer plünderten, und jahraus, jahrein mit anderen Rittern in Fehde lebten. Sie wiſſen, das war ſo die Art der Ritter! Einer aber muß doch wohl ein Ausbund dieſer Art geweſen ſein; denn an ſeinen Namen knüpfen ſich die ſchlimmſten Ueberlieferungen. Er hieß Niklas Vogt von Hunolſtein, und war überall gefürchtet, nirgends geliebt. Kein Wanderer zog ohne Angſt die Nahe herauf, und kam einer ungerupft an dem Engpaſſe, wo jetzt Martinſtein ſteht, vorüber, ſo mochte er von großem Glücke ſagen.

„Als ſich die Kunde verbreitete, ſein ehelich Gemahl ſei geſtorben, ſo trauerte Jedermann, denn ſie war, wenn er ein Teufel war, gewiß ein Engel, und was er Uebels that, machte ſie durch Wohlthaten wieder gut.

„Eben ſo ſehr beklagte man ſein lieblich Töchterlein Hildegarde, die vierzehn Jahre zählte, und auch gut wie ein Engel war, aber nun in dem rohen und zügelloſen Leben in der Burg unterzugehen drohte.

„Man pries es daher als die Eingebung eines guten Geiſtes, daß der Ritter Niklas ſie in das Kloſter Rupertsberg bei Bingen brachte, wo damals die heilige Hildegard Aebtiſſin war, und vieler adeliger Mägdlein Erzieherin wurde. Eigentlich aber war es das Werk der Amme des Fräuleins, einer betagten Frau, die nun des Ritters Hausweſen verſorgte, und die, weil er ſie nicht mehr entbehren konnte, viel über ihn vermochte. Sie war eine verſtändige Frau, ſo das Fräulein lieb hatte, wie ihr eigen Kind, und war aus dem Dorfe Hundsbach gebürtig, das dort hinter dem Schwarzenberge liegt.

„Das liebliche Kind hatte wohl den Ritter noch in ſeiner Burg gehalten; auch wohl ihn davor behütet, daß er allzuſehr der wilden Luſt ſich hingab mit ſeinen Geſellen; das Alles aber brach ſetzt über Wehr und Damm hinaus, und wo ein Raubanfall ausgeführt, eine Schmach verübt, eine Schandthat vollbracht wurde, da war der Hunolſteiner die Seele und der Mittelpunkt. Und ſo trieb er fort, was Gott leid that und die Menſchen quälte; und den tauſendfältigen Fluch konnte ſein frommes Kind nicht wegbeten im Kloſter zu Rupertsberg. —

„Auch der alten Amme wurde es nachgerade zu arg. Sie wußte den böſen Geiſt nicht mehr zu zügeln, und wünſchte nichts dringender, als Hildegarden's Rückkehr. Auch der alte Ritter mochte wohl ein Verlangen nach ſeinem Kinde haben, das er in vier bis fünf Jahren nicht mehr geſehen — kurz — Hildegarde kehrte heim, ein Engel an Schönheit, und ein Engel an Milde und frommer Zucht. Die Sitten des Kloſters brachte ſie mit in die heimiſche Burg. Sie blieb in ihren Mauern und mochte keinen Verkehr mit der Welt — und waren einmal des Vaters Geſellen zum wilden Gelage vereint, ſo ſchlich ſie ſich ein und weinte über ſolches zügelloſe Treiben bittere Thränen.

„Dem Vater verhehlte ſie ihre Mißbilligung nicht, und ſprach die Bitte aus, wieder nach Rupertsberg zurückzukehren und Profeß zu thun für immer.

„Das wirkte wohl eine kurze Zeit; aber alte Gewohnheiten legt man nicht ab wie ein Kleid. Der Ritter fiel wieder allmählich in ſein Thun zurück, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeine Gelage draußen hielt. Da er nun gegen den Wildgrafen alten Haß nährte, auch mit der Abtei Sanct Maximin bei Trier wegen eines Waldes in Spänne lag, ſo entſchloß er ſich um dieſe Zeit kurz, und fiel das Dorf Simmern unter Dhaun an, welches Sanct Maximin gehörte, und über welches der Wildgraf Vogt war, raubte es aus und brannte es nieder. Das war ein arger Frevel, ausgeübt unter den Augen des Wildgrafen. Die Mönche zu Sanct Maximin ſchrien Rache, und der Wildgraf durfte nicht länger zögern, einen Feind zu beſtrafen, der ihn höhnte, vor ſeiner Naſe ſaß und nimmer ruhen mochte.

„Ein mächtig Ungewitter zog ſich zuſammen. Die Wildgrafen von Thaun und Kyrburg, ihre Vettern von Oberſtein, ihre Vaſallen zu Stein-Callenfels, nebſt den Raugrafen von Schmittburg ſchloſſen Heerbann und ſandten dem Hunoldſteiner den Fehdebrief. Dem Sendboten aber ließ der Hunoldſteiner einen räudigen Hund auf den Nacken binden, und zwei alte Weiber aus Merxheim mußten ihn mit Ruthen aus dem Dorfe peitſchen.

„Sag' deinen Herren, rief laut lachend der Ritter, ſo ſollt's ihnen auch ergehen!

„Solche Schmach erbitterte Hunoldſtein's Feinde nur noch mehr; und bald brach aus dem Engpaß von Martinſtein ein Heer hervor, wie vorher niemals eins, und das Auflodern der Bannmühle war der erſte Gruß an den Ritter, der nun wohl ſah, woran er war. Er hatte aber wohl geſorgt. Die Vorräthe ſeiner Burg waren gut, und der Reiſigen hatte er eine gute Zahl bei ſich. Indeſſen war es ihm doch ein Hartes, ſein geliebtes Kind in dieſen Gefahren zu wiſſen. Er ſann nach auf allerlei Weiſe, wie er Hildegarden ſchützen möchte, und wohin er ſie bringen ſollte.

„Eines Abends ließ er die alte Amme zu ſich kommen und ſagte: Hör', Grethe, ich weiß nicht, wie das enden wird, und möchte mein Kind in Sicherheit haben. Wie wär's, wenn du mit ihr gen Hundsbach flöheſt und dich mit ihr bei deinem Bruder, dem Weber, verborgen hielteſt, bis der Strauß vorüber iſt?

„Das gefiel der Amme wohl, und ſie übernahm es, Hildegarden dazu zu bewegen, was ihr denn auch gelang. Der Ritter gab ihnen nun Geld und Geldeswerth mit, und führte ſie in den alten Thurm. Dort deutete er auf eine Stelle in der Mauer, die durch einen ſchneeweißen Kieſel bezeichnet war, und ſagte: Hier findeſt du, wenn du den weißen Kieſel herausbrichſt, ein Käſtlein, worinnen ich meinen ganzen Reichthum verborgen habe. Merke dir die Stelle wohl. Darauf geleitete er ſie in den unteren Theil des Thurmes, hob eine Diele auf und ſtieg mit ihnen in einen geheimen Gang. Lange Zeit gingen ſie in gerader Richtung fort; darauf aber ſtiegen ſie auf feuchten Stufen aufwärts und kamen endlich an eine Stelle, wo friſche Luft hereindrang. Alsbald warf der Ritter einige Steine weg, und ſie traten an einer Felswand ins Dunkel des Waldes. Hier ſchied der Ritter von ihnen, nachdem er ihnen die Richtung gezeigt und die Merkmale der Stelle kenntlich gemacht, und unter Thränen verließ Hildegarde den Vater und wanderte mit dem ſinkenden Abend in den dunkeln Forſt hinein, welcher den Berg bedeckte.

„Während dies hier vor ſich ging, hatten die Wildgräflichen einen heftigen Sturm gegen das mit Mauern bewehrte Dorf unternommen, und der Ritter, zu deſſen ſcharfem Ohre der Lärm drang, verwahrte ſchnell von Innen den Ausgang und eilte zurück in die Burg.

„Tapfer wehrten ſich die Merxheimer gegen die andringenden Feinde. Tapfer ſtritten der Ritter und ſeine Mannen auf den Mauern; aber die Uebermacht ſiegte, und bald überſchwemmten die Feinde das Dorf, das an drei Orten zu brennen begann. Alles, was ſich retten konnte, drängte ſich nach der Burg; aber der Hunolſteiner war argliſtig und zog die Brücke zeitig auf. So waren denn die armen Leute in der Feinde Gewalt, die ihnen übel genug mitſpielten; aber denen in der Burg ging es auch nicht nach dem Sprichwort: „Wie dem Pfaffen am Oſtertage;" denn die Wildgräflichen ſtürmten mit Macht, und am dritten Tage gelang es ihnen, die Burg in Brand zu ſtecken und ſiegend einzudringen. Was mit dem Leben davon kam, wurde gefangen genommen. Ritter Hunolſtein war verwundet worden und fiel in der Feinde Hand, die ihn nach Thaun ins Verließ warfen und die Burg ausbrannten, daß nichts übrig blieb, als der alte Thurm, der heute noch ſteht. Seine Rettung verdankte er dem Umſtande, daß er zur Seite ſtand und nicht mit der Hauptburg zuſammenhing.

„Von der Angſt getrieben, es könnten Feinde ihre Spur finden, wanderten Hildegarde und ihre Amme ſo raſch fürbaß, als es ihnen in dem dunkeln Walde möglich war. Als ſie, weit im Gebirge, aus dem Walde heraustraten, kam auch die Sichel des jungen Mondes aus den Wolken hervor und leuchtete ihnen. Die alte Grethe fand ſich bald zurecht; aber erſt gegen Mitternacht erreichten ſie, bis zum Tod erſchöpft, das Dörflein Hundsbach, wo ſie der Bruder der Amme, der auch ſchon kein Knabe mehr war und als Junggeſelle für ſich lebte, freundlich aufnahm in ſeinem Häuschen, ſo zu äußerſt am Dorfe lag.

„Als ſich die Kunde verbreitete, Merxheim ſei ſammt der Burg niedergebrannt, fand es Niemand im Dorfe verwunderlich, daß des Webers alte Schweſter bei ihm eine Zuflucht ſuchte und fand; — aber Hildegarden's Anweſenheit erfuhr kein Menſch, da ſie ſich heimlich hielt und vor Niemandem ſehen ließ.

„Wie groß war aber ihr Kummer, als ſie das Schickſal Merxheims erfuhr und die Gefangenſchaft ihres Vaters! Grethe hatte ihr verheimlicht, daß er verwundet war, um ihr kein neues Leid zu bereiten; aber ſie erfuhr es ſpäter doch, und ihr Leid war über die Maßen groß; dennoch mochte und durfte ſie es nicht wagen, ſich kund zu geben, da die allgemeine Erbitterung gegen ihren Vater zu groß war. In ihrer Einſamkeit lebte ſie denn gar lange Zeit, ohne von ihrem Vater weiter etwas zu hören, und die Sorge um ihn quälte ihr Herz gar ſehr.

„Ihre Angſt wuchs täglich. Als endlich der lange Winter vorüber war, ließ ſie dem Weber keine Ruhe, er mußte auf Kundſchaft ausgehen. Was er heim brachte, war nicht gut. Der Ritter ſitze noch immer in enger Haft, erzählte er, und leide an ſeinen Wunden. Die Wildgrafen aber forderten ein gewaltig Löſegeld, das er nicht ſtellen könne.

„Daß er keine Kunde ſandte, konnte ſie ſich nur damit erklären, daß er ihre Zufluchtſtätte nicht verrathen möchte an die Wildgrafen.

„Des Vaters Noth ließ aber fortab der guten Tochter Tag und Nacht keine Ruhe. Da fiel es ihr ein, was der Vater ihr und der Amme anvertraut von dem Schatz im Thurme, und ſie ſah hierin das Mittel, das Löſegeld zu erſchwingen. Nun ließ es ſie nicht mehr in der Hütte, und, da die Amme erkrankt war, mußte der Weber ihr einen Anzug verſchaffen, wie ihn die Mägdlein in Hundsbach zu ſelbiger Zeit zu tragen pflegten, und an einem ſchönen Maitage ſtand ſie vor Tages Anbruch auf, und ließ ſich von dem Weber bis zu dem Walde geleiten, von wo ſie dann ſelber den Weg ſuchen wollte zum Eingang in den unterirdiſchen Weg zum Thurm ihrer väterlichen Burg.

„Der alte Wildgraf von Dhaun, des Hunoldſteiner's grimmer Feind, hatte einen Sohn, ſo Conrad hieß, und ein Schmuck der Ritterſchaft des Nahegaus war. Der junge Wildgraf zählte etwa vier und zwanzig Jahre, und war ein Mann von ſeltener Schönheit. Er liebte es wohl, mit Pfeil und Bogen hinauszuwandern in die Berge, wo das Wildſchwein ſeine Lager hatte, um einen zarten Friſchling zu erlegen.

„So war er denn auch an demſelbigen Tage, noch ehe die Sonne über den Diſibodenberg aufgegangen war, jenſeit der Nahe die kahlen Höhen vor Martinſtein hinaufgeklettert und hatte den Wald erreicht. Lange war er herumgeſtrichen im Forſte, ohne ein Wild zu ſehen. Endlich wollte er weiter abwärts eine Stelle ſuchen, wo das Wild zu wechſeln pflegte, und verbarg ſich dort in einem Dickicht, des wechſelnden Wildes zu harren. Hier, auf weichem Mooſe liegend, beſchlich ihn der Schlaf. Plötzlich weckte ihn ein Raſcheln in den Zweigen. Er ſpannt ſeinen Bogen, legt den wohlgeprüften Pfeil auf, und erharret knieend ſeine ſichere Beute, denn ſein Pfeil fehlte nicht.

„Immer näher kommt das Raſcheln. Immer mehr pocht ſein Herz in wilder Waidmannsluſt. Sein Auge ſucht durch das Dickicht zu dringen. Da erblickt er einen dunklen Punkt. Schon ſchlägt er an mit dem Bogen, ſchon zieht ſeine Hand die ſtraffe Sehne an — da ſinkt ſie plötzlich, und Schrecken und Staunen erfüllt ihn zugleich — denn — ſchlank wie eine Lilie, blühend wie eine friſche Roſe, und ſchön wie ein Engel Gottes, tritt ein Mädchen aus dem Gebüſche hervor und ſteht ſinnend eine Weile vor ſeinem trunknen Blicke. —

„Schöneres hatte ſein Auge nie geſehen. Wie pochte ſein Herz, wie bebte es bei dem Gedanken, daß er den Pfeil hätte in dieſes Engels Bruſt bohren können! Je genauer er ſie betrachtete, je ſchöner er ſie fand, und je tiefer der Eindruck bei ihm wurde, den ihre Schönheit bewirkte. Er wagte kaum zu athmen, weil er fürchtete, er möge ſie verſcheuchen.

„Sie hatte eine Weile ſinnend geſtanden; dann war ſie ſeitwärts gegen den Fuß einer Felswand hinabgeſtiegen, und begann da einen Haufen bemooſter Waldſteine auseinander zu legen. Immer emſiger arbeitete ſie mit den ſchneeweißen, zarten Händen, und plötzlich verſchwand ſie in der Erde.

„Den Ritter überlief es eiskalt. Wurden die Mährchen ſeiner Kindheit wahr von ſchönen Waldgeiſtern und dergleichen? —

„Er trat raſch aus ſeinem Verſtecke hervor, und ſchritt dem Mädchen in die Vertiefung nach. Wie erſtaunte er aber, als er hier eine viereckte Oeffnung fand, welche zu einem Gange führte, deſſen Stufen vor ſeinem Auge lagen!

„Jetzt dämmerte ihm ein Licht. Hatte ſich nicht das Gerücht verbreitet, des Hunoldſteiner's ſchönes Kind ſei durch einen heimlichen Gang entflohen, und halte ſich irgendwo verborgen?

„Der Schlüſſel war gefunden. Das Räthſel war gelöſt. Das war Niemand anders, als Hildegarde von Hunoldſtein!

„Aber was that das Mädchen allein hier? — Er antwortete ſich wieder: Hier iſt des Fluchtgangs Oeffnung, die ſie wieder gefunden. Sie will in die Burg. Die liegt in Trümmern, was ſie vielleicht in ihrem Verſtecke nicht einmal weiß. Wenn der Jungfrau etwas begegnete? Wer ſollte ſie ſchützen, retten? Sie iſt ja ganz alleine!

„Dieſe Gedanken ergriffen ſeine Seele mit einer wahren Todesangſt."

„Ohne ſich weiter zu beſinnen, und ohne weiter über etwas nachzudenken, ſteigt er in den Gang hinab und folgt der ſchönen Jungfrau. Einige Zeit ſteigt er in die Tiefe hinab in einer

Finſterniß, die entſetzenerregend iſt; er muß auf Händen und Füßen ſich vorwärts arbeiten, bis er nun den Theil erreicht hat, welcher geradeaus führt. Nach einer höchſt müheſeligen Wanderung, bei der ihm unbegreiflich bleibt, wie ein ſo zartes Geſchöpf ſie wagen und überwinden konnte, ſieht er endlich in der Ferne einen lichten Punkt. Allmählich wird er größer, und nun fällt ein mattes Tageslicht herein. Er kann nun aufrecht gehen, und bald tritt er an eine ebenſo große Oeffnung, wie droben im Walde, ſteigt heraus, und erkennt ſchnell, daß er in dem Thurme der Vögte von Hunoldſtein ſteht, der allein übrig blieb, als ſie die Burg ausbrannten. Aber wo iſt das Mädchen?

„Er horcht — und hört ein leiſes, fernes Kniſtern und Rollen, wie wenn Jemand den Bewurf einer Wand mit großer Vorſicht abmacht. Er horcht noch angeſtrengter, und iſt nun außer Zweifel, daß er ſie findet. Leiſe ſchleicht er die Stiege hinan, und tritt endlich in die Thür eines kleinen Gemachs, und ſiehe, da ſteht ſie und arbeitet an einem Steine, den ſie aus der Mauer ziehen will, und es doch nicht vermag.

„Der junge Wildgraf machte ein Geräuſch durch ſein Eintreten. Hildegarde ſieht ſich um und taumelt mit einem Schrei des Entſetzens zurück, und bedeckt ihre Augen mit den Händen.

„Er ſprang herzu und fing ſie auf. —

„Erſchrecket nur nicht, ſagte Conrad ſanft, ich bin ein Ritter, und nur die Furcht, es möge euch ein Unheil begegnen, trieb mich an, Euch zu folgen, als ich Euch in den Eingang jenes Fluchtganges treten ſah.

„Dieſe ſanften Worte, geſprochen von einer wohllautenden Stimme, flößten Zutrauen in des Mädchens Seele. Sie that die Hände von den Augen, entwand ſich ſeinem Arme und ſah ihn forſchend an.

„Sie ſah in ein ſchönes, männliches, ihr unbekanntes Antlitz, in ein ſanftes, gutmüthiges Auge, und die Ruhe kehrte ihr zurück. Sie fragte: Wer ſeid Ihr, Herr Ritter?

„Ich bin der Wildgraf Conrad, ſagte der Gefragte mit ruhiger Würde. Ihr dürft Euch mir vertrauen!

„O mein Gott! rief mit Entſetzen das Mädchen, und rang die Hände — ſo bin ich verloren! —

„Habt Ihr je vernommen, daß ein Wildgraf ſeiner Ritterpflicht vergaß? fragte Wildgraf Conrad, näher tretend, und ihre ſchöne Hand ergreifend. Hildegarde von Hunoldſtein hat nichts zu fürchten.

„Wie, kennt Ihr mich? fragte das Fräulein.

„Dies Gewand verhüllt Euch nicht, und jedes Auge wird ſogleich entdecken, daß ein ſo grobes Kleid euch nicht paßt, nicht immer Euch bekleidete, war des Wildgrafen Antwort. Hildegarde gerieth in eine grenzenloſe Verwirrung.

„Habt Vertrauen zu mir, ſchönes Fräulein! bat der Wildgraf. Was wolltet Ihr hier? Laßt mich Euch helfen. Was der zarten Frauenhand mißlang, wird der meinen leicht zu vollbringen!

„Hildegarde gewann wirklich Zutrauen zu dem edlen jungen Ritter. Wohlan, ſagte ſie, Ihr ſollt Alles wiſſen!

„Die Kunde iſt zu mir in meinem Verſtecke gedrungen, mein alter, ſchwerverwundeter Vater liege ſiech in Euerm dunkelſten Verließe zu Dhaun —

„So hat man Euch falſch berichtet, fiel ihr der Wildgraf in die Rede; Euer Vater iſt geheilt von ſeinen Wunden und geht frei umher im Burghofe von Dhaun. Zwar iſt er noch ein Gefangener — aber —

„Ach, um ihn zu retten, ihn loszukaufen, fiel ihm das Fräulein in die Rede, eilte ich furchtlos hierher; denn dort in der Mauer, wo der weiße Kieſel blinkt, hat der Vater einen Schatz für die Noth verborgen. Ihn wollte ich heben und ihn befreien.

„Des Wildgrafen Auge leuchtete, als ſie ſo ihr Innerſtes erſchloß. Ich will Euch den Stein löſen, ſagte er, damit Eures Herzens Wunſch erfüllt werde.

„Unverzüglich begann er den Stein herauszunehmen, was ganz leicht gelang. Mit noch weniger Mühe ließen ſich einige andere herausnehmen, — und bald ſtand ein eiſernes Käſtchen bloß. Der Wildgraf hob es heraus und reichte es ihr dar.

„Sie ſprach innig ihren Dank aus, und er ſchlug ihr vor, ſie nun nach Dhaun zu geleiten, damit ſie ihr ſchönes Werk kindlicher Liebe vollenden könne.

„Hildegarde beſann ſich nicht lange und folgte ihm, denn er benahm ſich ja ſo edel und ritterlich!

„Als ſie an die Fuhrt von Martinſtein kamen, blieb keine andere Wahl, er mußte ſie hinüber tragen. Zwar ſträubte ſie ſich heftig, allein es blieb keine andere Zuflucht übrig für ſie. —

„Nie hatte der junge Wildgraf wonniger eine Bürde getragen, und wäre es ſeinen Wünſchen nach gegangen, ſo wäre die Nahe unendlich breit geweſen.

„Unter lieblichem Koſen erreichten ſie endlich Dhaun. Wie ſtaunte der alte Wildgraf, als ſein Sohn ein ſo ſchönes Bauermädchen an der Hand in den Burghof führte, wo er mit dem alten Hunoldſteiner in der Sonne auf einer Steinbank ſaß. Sein Staunen vermehrte ſich aber noch, als Ritter Hunoldſtein aufſprang mit dem Ausrufe: Meine Hildegarde! und das Mädchen weinend in des Vaters Arme flog.

„Der Wildgraf Conrad weidete ſich an dem Anblick, und auch ſein Vater ſah nicht ohne Rührung den Erguß kindlicher Liebe.

„Der Wildgraf Conrad erzählte nun ſein Abentheuer mit einer Wärme und Innigkeit, daß nicht ſelten Hildegarde das glühende Antlitz zur Erde ſenkte. Als er endlich bis dahin gelangt war, daß er den Schatz aus der Mauer des Thurmes gehoben habe, da erſt bemerkte er, daß er das Käſtlein noch in ſeiner Hand trug. Er ſtellte es ſchnell vor Hildegarden nieder.

„Da iſt nun Euer Löſegeld! rief freudig das Fräulein. Nun ſeid Ihr frei, mein Vater!

„Mit nichten! hob da der junge Wildgraf an; Ritter Hunoldſtein, ich weiß ein Löſegeld, das herrlicher iſt als blankes Geld, das aber zugleich Euch löſt und mich feſſelt. Es iſt Eurer Tochter Hand. Gebt ſie mir zum Weib! Und Ihr, Fräulein, verſchmäht meine Liebe nicht. Sie iſt noch jung, aber ich glaube feſt, ſie wird ewiglich dauern!

„Bei dieſer Rede lächelten die beiden Väter und ſahen ſich an. Sie waren aus bitteren Feinden Freunde geworden, und für Hunoldſtein konnte kein Freiwerber willkommener ſein, als der junge Wildgraf Conrad.

„Hildegarde ſaß da in einer Gluth, in einer Angſt, in einer Verwirrung, daß ſie meinte, in die Erde ſinken zu müſſen, und doch waren es Gefühle wohlthuender Art, die ihre Bruſt durchwogten. Sie ſchlang ihre Arme um des Vaters Hals und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Nun, Hildegarde, ſprach Hunoldſtein, ſoll ich dem Wildgrafen ſagen, du wollteſt ins Kloſter gehen, oder willſt du ihn lieb haben und ſein ehelich Gemahl werden mit meinem Segen?

„Sie ſchwieg und drückte feſter ihr Antlitz an ſeine Bruſt.

„Als nun aber der Wildgraf Conrad ſich zu ihr beugte und um ihre Liebe bat und ihr ſagte, wie er ſie ſo herzig lieb habe, da ließ ſie ihm gern ihre Hand, und der leiſe Druck war die Bürgſchaft für das Ja am Altar. —

„Und als es Hochzeit gab im Schloſſe zu Dhaun, da ſprach der alte Wildgraf in heiterer Stimmung zu dem jungen Gatten: Das war wohl das erſte Mal, daß ein Wildgraf im eigenen Burghof ein ſchönes Bauerndirnlein aus Hundsbach freite!

„Und der junge Neuvermählte rief: „Der Thurm der Vögte von Hunoldſtein“ ſei mir geſegnet! Ich habe in ihm einen Schatz gehoben, der höher iſt, als alles Gold der Erde!

„Und er zog das liebliche Weſen an ſeiner Seite innig an ſeine Bruſt.“ —

So erzählte mein Alter aus Merxheim. Der Abendhimmel war glühender geworden. Die grauen und roſenrothen Abendwolken waren in tiefdunkeln Purpur übergegangen. Die Abendglocken von Merxheim, Weiler und Martinſtein klangen lieblich in die feierliche Stille des Abends. Ich drückte dem Greiſe dankbar die Hand und ſchied von der ſchönen Stelle; denn mein Weg nach Kirn war noch weit, und die Nacht kommt ſchnell in den Herbſttagen.

Der

Feldmarſchall Blücher

und der

Pfarrer Kretzſchmar.

Wer den Pfarrer Kretzſchmar in Sulzbach, bei Höchſt, gekannt hat, hat einen Ehrenmann gekannt und einen Geiſtlichen, der ſeinem Berufe treu vorſtand, deſſen Andenken noch heute im Segen bei ſeiner Gemeinde in Sulzbach ſteht. Viele von denen, die dies leſen, gehören zu denen, von welchen ich geredet, wie aber der ehrenwerthe Landpfarrer mit dem Feldmarſchall Blücher zuſammenkam, das wiſſen nicht Viele; ich weiß es aber, und zwar von einem Gewährsmanne, dem ich vertrauen darf, weil er auch ein Ehrenmann iſt, und den ich hiermit herzlich grüße, und weil ich's weiß, möcht' ich's auch den Uebrigen erzählen, denn es iſt eine köſtliche Geſchichte.

Als die erſten Kugeln des ſiebenjährigen Krieges durch die Luft und um preußiſche und andere Köpfe pfiffen, da war eben ein junger Burſche aus dem Gebiete der Stadt Frankfurt flügge geworden und wollte hinausziehen, um am Quelle der Weisheit ſich zu erlaben und recht ſatt zu trinken, und der war Niemand anders, als der nachmalige Pfarrer Kretzſchmar von Sulzbach, der nachmalige Vater eines tüchtigen Frankfurter Arztes.

Kretzſchmar war eben recht befunden worden, die Univerſität zu beziehen, als die gedachten Kugeln ihre abſonderliche Melodie pfiffen. Er wollte in Halle an der Saale Theologie ſtudiren und ſich ausbilden zu einem rechten Prediger des Wortes Gottes und Seelſorger. Nun war das damals eine ſchlimme Zeit zum Studiren, da der Krieg mit ſeinem Kanonenbaß zu brummen anfing und Keiner wußte, wann dies ſchlimme Liedlein ende. Zudem aber ſah auch Keiner in des lieben Gottes Pläne und konnte ſagen: Nach ſieben blutigen Jahren wird's erſt wieder Friede! Nun hätte Einer freilich, wenn er die ſieben Jahre hätte abwarten wollen hinter dem warmen Ofen und bei den Fleiſchtöpfen Aegypti des Vaterhauſes, das kanoniſche Alter erreicht vor ſeinem Triennium academicum, und das hätte auch ſo ſeine Bedenken gehabt.

Der junge Kretzſchmar war gut und gottesfürchtig erzogen. Er hatte guten Muth zu dem, der alle Haare unſeres Hauptes gezählt hat, und dachte: du wirſt wohl heiler Haut nach Halle kommen! Hätte er freilich ahnen können die ſieben Jahre der Dienſtbarkeit, er wäre vielleicht nicht ſo eifrig geweſen, ſein Ränzel mit der Eltern kleinem Sparpfennig zu ſchnallen, und hätte vielleicht es vorgezogen, das kanoniſche Alter daheim zu erwarten oder auf einer andern Univerſität ſein Traktament Weisheit zu holen. Item, er hatte nun einmal einen mächtigen Zug nach Halle und überwand alle Bedenken, drückte Vater und Mutter und Angehörige ans ehrliche Herz und zog von dannen, Anfangs (wie's allzeit geht) mit ſchwerem Herzen und leichtem Beutel, dann aber ſpäter mit einem Herzen, das noch leichter war, als ſein leichter Beutel, und mit fröhlichem Geſange oder Pfeifen, da das Gehen nach dem Takte gar mächtiglich fördert. So laſſen wir ihn wandern bis hinein ins ſchöne, friſche, bergige Thüringen; dort aber blicken wir in des Waldes Dickicht, das an der Heerſtraße gen Halle lag.

Der König von Preußen brauchte damals Soldaten, und wenn der alte Montecuculi ſagte, zum Kriege gehörten drei Dinge, nämlich erſtens Geld, und zweitens Geld, und drittens abermals und erſt recht Geld, ſo hat der alte Schnurrbart recht, aber es gehören ebenſo gut auch Soldaten dazu, die man freilich damals auch für Geld kriegte, heutzutage aber nicht, wenigſtens nicht ſolche, die viel werth wären.

Der König, der damals freilich noch nicht gerade der „alte Fritz,“ aber doch derſelbe war, der im alten ſteckte, ließ darum überall werben. Wenn aber dieſe Werber Einen erwiſchen und das Handgeld ſich ſelber konnten ausbezahlen, ſo war ihnen das viel lieber, als anders, und um's ſo zu lenken, machten ſie manchem Mutterſohne ein X für ein U.

In jenem Waldesdickicht lagen nun Werber von Schmettan-Dragonern, ſtämmige Burſche, die ſich auf das eben angedeutete Verwechslungsexempel verſtanden.

Plötzlich kommt ein Dragoner zu dem Werbecorporal geſprungen und ſagt: Herr Corporal, dort hinten kommt Eener uf der Landſtraße, der is ſchon von der Amme für 'nen Schmettauer jewickelt worden! Häb' ich recht geſeh'n, ſo iſt's ſo'n windlipſiger Student oder will's noch werden.

Der Corporal war aufgeſprungen und war dem Soldaten gefolgt. Als er den jungen Mann ſo flink und luſtig daherſchreiten ſah, mit ſeinem Käpplein keck auf dem Ohre, dem Ziegenhainer in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken, ſagte er: Jottfried, du biſt die pfiffigſte Pommerſeele, die jemals einen friſchen Häring oder 'ne fette Jänſebruſt jejeſſen hat! Druff, Junge! Deß jibt en Schmettauer, wie ſie nicht Alle ſeind!

Derweile war unſer guter Kretzſchmar ahnungslos in den dichten Wald hineingetreten und ſah ſich plötzlich von Schmettan-Dragonern umgeben, die ihm fröhlich zuriefen: Er ſolle Soldat und in ihrem ſchönen Regimente Dragoner werden; das ſei köſtlich und es ſolle ihn gewiß nicht reuen, und dergleichen.

Kretzſchmar verſuchte es, ihren Irrthum gutmüthig aufzuklären und zu berichtigen, aber das war eine vergebliche Arbeit. Sie zogen ihn fort in den Wald, warſen ihn auf ein Pferd und, haſt du nicht geſeh'n! ging's von dannen.

Das war ein Strich durch die Rechnung, der auch Einem hätte confus machen können, der das kanoniſche Alter gehabt hätte und noch mehr dazu. Wer wollte dem achtzehnjährigen Bürſchlein verargen, daß er anfänglich tief erſchüttert, ja faſt ganz troſtlos war. Indeſſen war er eine von den Naturen, die ſchnell wieder ins rechte Fahrwaſſer kommen, das heißt, die rechte Fährte aufthun und ihr folgen.

Er ſah ein, daß da auch kein Jotachen zu ändern war, und dachte: Wer weiß, was Gottes Wille iſt? Ueberdies ſah er auch, daß in dem Punkte nicht viel geſpaßt wurde und Fünf und zwanzig unfreiwillig zu faſſen, war juſt ſeine Liebhaberei nicht, worin er denn noch viele Gleichdenkende finden dürfte, zumal Corporalſtöcke ihr Eigenthümliches haben ſollen. Er wurde daher ohne Weiteres zum Regimente gebracht, eingekleidet und einexercirt und war eine Pracht von einem Schmettauer und die Prophezeihung des Werbecorporals im Thüringerwalde traf bis aufs Tippchen auf dem I ein. Was ihn aber am tiefſten ſchmerzte, war das, daß er nun dem heiligen Drange nach höherem Erkennen Valet geben mußte und eine Vorbereitungsſchule zu Kanzel und Seelſorge antrat, die damit nicht recht klappen wollte, auch bis dahin als ungeeignet, nicht eingeführt geweſen war.

Seine Offiziere, denen ohnehin der nette, ſaubere, hübſche Menſch gefiel, merkten bald, daß er eine gute Erziehung genoſſen, und Kenntniſſe habe, wie ſie im Rocke eines Schmettau-Dragoners nicht herkömmlich ſeien. Ließen ſie ſich einmal herab, per Er mit ihm zu verkehren, da ihnen denn doch das Du im Halſe ſtecken blieb, ſo ſahen ſie bald, daß dem andere Flügel gewachſen waren. Zudem war ſeine Aufführung ſo trefflich, daß ſich nicht Alle im Regimente mit ihm meſſen konnten. Da blieb's denn nicht lange aus, daß er Unteroffizier wurde, und als einmal der Tanz im Schlachtendampfe losging und Kretzſchmar bewies, daß auch hier Kopf und Herz am rechten Flecke ſaßen, da rückte er dann faſt ebenſo ſchnell zum Wachtmeiſter auf, in welcher Stellung dann ſein Avancement ins Stocken gerieth, aber auf eine Weiſe, die auch wieder nicht die gewöhnliche war, denn die kennen die betroffenen Herren und alle — Welt.

So hat denn Kretzſchmar alle Schlachten des ſiebenjährigen Krieges mitgeſchlagen und in rechten Ehren. Das Dragoner-Regiment von Schmettau wurde oft und viel mit Ehren genannt und ſeine Reihen waren oft recht lücke geworden nach heißen Affairen, wie ſie jener Krieg ſo häufig hatte. Wenn aber eine Schlacht geſchlagen wurde, oder wenn es galt, einmal hier und da einen tapfern Handſtreich auszuführen, ein Piket aufzuheben oder dergleichen, dann war, wie im Schlachtgewühle, ſo auf den

Parteigängerwegen der Wachtmeiſter Kretſchmar allemal Nummer I. Die Offiziere hielten ihn werth und die Soldaten hatten ihn lieb; aber zum Werben gab er ſich nie her; darin hatte er ein Härchen gefunden aus eigner Leibeserfahrung.

Von ſeiner perſönlichen Tapferkeit muß ich nun eine köſtliche Probe geben, die uns der Ueberſchrift der Geſchichte näher bringt. Bei dem Obriſten der Schmettau-Dragoner, von Belling, befand ſich damals, nämlich gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges, der Lieutenant von Blücher als Adjutant. Der war freilich Huſar ſeines Zeichens, aber er war eben entweder zu Obriſt von Belling commandirt, oder dieſer hatte ihn aus beſonderen Verhältniſſen zu ſich gezogen — ich weiß das ſelber nicht genau, aber es iſt eine ausgemachte, feſtſtehende Thatſache, daß er von Belling's Adjutant war.

Für hinter den Ofen zu ſetzen war der Blücher nicht; auch nicht für das Schreiberhandwerk. Wo's puffte und knallte, wo ein Reitergefecht war oder ein raſcher Angriff, da war er dabei und ſeine Naſe war allzeit vorn dran. Was eben ein Dörnchen werden will, das ſpitzt ſich früh.

Einmal, wo's auch wieder eine rechte Handthierung gab und das Blut floß, wie Bächlein in den Wieſen, ſah der Wachtmeiſter Kretſchmar von Schmettau-Dragonern, daß vier Panduren hinter dem Lieutenant und Adjutanten von Blücher drein ſind und er ſich ihrer kaum erwehren kann; daß endlich ſein wundes Pferd ſtürzt, und nun die vier Panduren recht dran wollen, ihm den Garaus zu machen und ſeine Erbſchaft ohne Teſtament anzutreten; da denkt der Kretſchmar: Wartet nur, Ihr ſollt doch Eure Rechnung diesmal vor dem Wirthe gemacht haben! Und wie der Blitz iſt er hinter ihnen. Seine Piſtolen ſtrecken zwei zu Boden und auf die anderen beiden dringt er von hinten her ein, und die, wähnend, er ſei doch nicht allein, machen ſich aus dem Staube. Nicht trauend, daß ſie etwa wieder kämen, zog nun Kretſchmar den Lieutenant von Blücher unter ſeinem Pferde hervor, das ihm auf dem einen Beine lag, hob ihn zu ſich aufs Pferd und jagte mit ihm zum ziemlich entfernten Regimente. Da hätten, ohne den Kretzſchmar, die Franzoſen lange warten können, bis der Blücher als Sieger Anno 14 in Paris eingezogen wäre, und Anno 15 noch einmal. Ja, ohne ihn hätte der treffliche Friedrich Wilhelm der Dritte es bleiben gelaſſen, den Blücher zum Feldmarſchall und Fürſten von Wahlſtadt zu machen. Die Panduren wollten ihm fürs Einziehen in Paris und für den Feldmarſchallſtab ſchon thun. Da wär's ihm, mit nur etwas veränderten Umſtänden, gegangen, wie — dem Wachtmeiſter Kretzſchmar, der auch Theologe werden ſollte und die Werber machten ihn zum Schmettau-Dragoner. Es iſt indeſſen ſicherlich wahr, wenn's dort über den Sternen geſchrieben ſteht, daß Einer in Paris einziehen und Feldmarſchall werden ſoll, ſo hauen ihn keine Panduren in die Pfanne und iſt zu rechter Zeit ein tapferer Wachtmeiſter Kretzſchmar da — und wenn Einer zu einem tüchtigen Pfarrer auserſehen iſt, und einen innern, heiligen Beruf dazu hat, ſo kann auch eine Schmettau-Dragoneruniform nicht hemmend in den Weg treten und wär's ſelbſt die eines Wachtmeiſters.

Blücher's Dankbarkeit war ſehr groß, denn er wußte, was hätte geſchehen müſſen, wenn der Wachtmeiſter nicht ihm zu Hilfe gekommen wäre; das Anerkenntniß des Obriſten von Belling fehlte auch nicht, und in der ganzen Armee machte Kretzſchmar's That ein ungeheures Aufſehen. Seine Beförderung zum Offizier war ausgemacht, hätte nicht, in der Furcht, es werde ihm dann ſchwerer, ſich nach dem Frieden zurückzuziehen, Kretzſchmar ſelber mit dürren Worten dafür ſich bedankt. Vor ſeiner Seele ſtand nur Ein Gedanke mit ſiegender Kraft, und das war kein anderer, als der: nach dem Frieden ſeinen Abſchied zu begehren, nach Halle zu gehen und mit deſto größerem Eifer das Studium der Gottesgelahrtheit zu beginnen. Das hatte als Höchſtes ſeiner Seele vorgeſchwebt ſeit ſeinen Kindertagen und das blieb noch jetzt ſein Ideal, dem er ſich nicht ſo leicht nähern zu können glaubte, wenn er die Offiziersuniform ſeines Regimentes trüge. Viele waren unwillig, daß er Das von ſich gewieſen, was Tauſende als das höchſte Glück erſtrebten. Ohne gewichtige und heilſame Folgen ſollte das Ereigniß jedoch für unſern braven Wachtmeiſter nicht bleiben.

Eines Tags, und es war nicht ferne von der Zeit des Friedensſchluſſes, was man jedoch damals im Heere noch nicht mit Beſtimmtheit wußte, kam der edle Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrich's des Großen, oder, wie ihn unſer liebes Volk in allen Gauen lieber nennt: „des alten Fritz“ in die Nähe der Orte, wo das Regiment von Schmettau ſich befand, und ließ es die Revue paſſiren. Als dies geſchehen war, ließ er dem Obriſten von Belling ſagen, er ſolle ihm den Wachtmeiſter Kretzſchmar ſchicken.

Kretzſchmar empfing die Ordre und eilte, ſich dem edeln, vielgeliebten Prinzen vorzuſtellen. Heute, ſagte er zu ſich ſelbſt, gibt's vielleicht eine Gelegenheit zu reden. Möge Gott mich kräftigen und des Prinzen Herz mir aufthun!

Dies Gebet wurde erhört. Des Prinzen Herz war aufgethan — aber eigentlich zu ſagen, war das niemals recht zu. Mit einer Freundlichkeit, die des Wachtmeiſters ganze Seele gefangen nahm, redete ihn der Prinz an, lobte ſeine Tapferkeit, ſeinen Edelmuth, bewieſen bei Blücher's Rettung und mancher andern Gelegenheit, und erkundigte ſich dann nach ſeinen früheren Lebensumſtänden.

Kretzſchmar hatte als Soldat gelernt, wie wichtig es ſei, den rechten Augenblick raſch, kräftig und entſchieden zu benützen. Jetzt gilt's! dachte er. Wer weiß, ob dir je wieder eine ſolche Gelegenheit wird! Und er faßte ſich ein Herz und begann in aller Beſcheidenheit, aber auch mit unverhaltener Offenheit und ungeſchminkter Wahrheit, dem Prinzen zu ſagen, wie er vor mehr denn ſechs vollen Jahren in der Abſicht, ein rechter Diener am Worte des Herrn zu werden, gen Halle gewandert ſei; wie aber dann die Werber ihn überfallen, ihn gewaltſam fortgeſchleppt und ſeinem theuern Beruf entriſſen hätten; wie er ſeitdem alle Schlachten des Krieges getreulich mitgefochten, aber immer die Sehnſucht im Herzen gehegt habe, zu dieſem heiligen Berufe zurückzukehren, weil er mit Gottes Hilfe hoffe, das Verſäumte nachzuholen. So wolle er dann den hochherzigen Prinzen bitten, in Gnaden für ihn zu ſorgen, daß er ſeinen Abſchied empfange, wenn es thunlich ſei.

Der Prinz hörte ihm mit großer Theilnahme zu. Ihm gefiel dies, ſelbſt durch das rauhe Kriegsleben nicht unterdrückte höhere und edlere Streben. Das ganze männlich feſte und doch ſo beſcheidene Auftreten des ſo gewaltſam aus ſeinem Berufe herausgeriſſenen jungen Mannes machte auf den Prinzen einen erſichtlich wohlthuenden Eindruck.

Der Prinz reichte ihm in ſeiner Milde und Freundlichkeit die Hand, belobte ſeine Tapferkeit und die Treue, welche er ſeinem Lieblingsberuf erhalten, und ſagte ihm dann, der Friede ſei nahe ſeinem Abſchluß; er werde ſeine Verabſchiedung ſo bald als möglich zu bewirken ſuchen, aber er gebe ihm ſein prinzliches Wort, daß er ihm für die Mittel ſorgen werde, ſein ſo innig erſehntes Studium vollenden zu können.

Himmel! Wie durchzuckte die Freude die Seele des wackern Wachtmeiſters, in dem der wackere Pfarrer noch ſo unverkümmert und unverdorben vom Pulverdampfe ſteckte! Wie hat ihm das Herz in der Bruſt gepoppelt und wie mögen ſeine Augen geglänzt haben! Aber wie dankbar hat er auch hinaufgeblickt zu Dem, der die Herzen der Fürſten lenkt wie Waſſerbäche.

Nun iſt vielleicht Mancher, der's macht, wie heutzutage Viele, die an etwas Rechtes und Aechtes nicht mehr glauben wollen, und denken bei ſich: Ja, wart' ein Bischen! Du guter Wachtmeiſter biſt arg blamirt mit deinem Vertrauen! So ein Herr redet viel, wenn die Tage lang ſind; dreht er ſich aber dreimal herum, ſo iſt das Alles rein vergeſſen!

Gottlob, daß ich, vollkommen der Wahrheit gemäß, ſagen kann: Diesmal haſt du Dalk (wie die Tiroler ſagen) fehl und neben die Scheibe geſchoſſen! Prinz Heinrich hat's nicht vergeſſen, ſondern der Friede war nicht ſobald geſchloſſen, ſo ließ eines Tages der Obriſt von Belling den Wachtmeiſter Kretzſchmar zu ſich beſcheiden und händigte ihm mit den Worten, daß er einen ſo braven Mann nur ſehr ungerne verliere, ſeinen förmlichen ehrenvollen Abſchied ein und — ein Röllchen dazu, darin Füchſe waren, die den Californiſchen aufs Haar ähnlich waren und die man damals wie heute Dukaten nennt, und ihrer genug, um mit einem noch leichtern Herzen nach Halle gehen zu können, als ſieben Jahre früher.

Da hat er voll Freude dem edeln Prinzen und dem lieben Gott gedankt und hat nicht mehr lange Federleſens bei Schmettau-Dragonern gemacht.

So hätte denn unſer Student das kanoniſche Alter vollkommen erreicht gehabt, und wäre, wenn er damals daheim geblieben wäre, gerade ſo weit gekommen; aber es ſollte einmal nach Gottes Willen alſo ſein, und unſer in einer gar reichen Lebensſchule gereifter Kretzſchmar zog fröhlich in das Thor von Halle ein und ſingen ihn diesmal keine Werber auf.

Bei einem ſo feſten, frommen Willen, wie ihn Kretzſchmar hatte, und bei ſo tüchtigen Kräften und Gaben konnte es nicht fehlen, daß er das Verſäumte bald nachholte und das auffriſchte, was er in den Stürmen des wechſelvollen Kriegslebens vergeſſen hatte. Sein treuer Fleiß überwand alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten, und ſein tadelloſes Betragen zeigte es klar, daß der edle Prinz Heinrich ſeine Wohlthat nicht weggeworfen hatte.

Nach beendigtem Studium kehrte er heim, machte ein vorzügliches Examen und empfing die Pfarrei Sulzbach, auf welcher er lange Jahre in Treue und Segen für das Reich Gottes wirkte; aber er leiſtete auch durch ſeinen perſönlichen Muth und ſeine militäriſche Sachkenntniß in den Zeiten der franzöſiſchen und ſpätern Napoleoniſchen Kriegsſtürme ſeiner Gemeinde manchen erſprießlichen Dienſt in weltlichen Dingen, den ſie hoch anſchlug.

So hätt' ich meinen lieben Leſern denn einmal nachgewieſen, wie Kretzſchmar und Blücher zuſammen kamen; allein die Ueberſchrift lautet: der Feldmarſchall Blücher und der Pfarrer Kretzſchmar, und das waren beide damals, als Kretzſchmar die Panduren traf und Blüchern rettete, noch nicht. Das weiſt alſo auf noch etwas Anderes hin und das will ich ſo wenig ſchuldig bleiben, wie das Erſte.

Welche Führungen und Fügungen lagen zwiſchen jener Stunde und der Anno 1813, als des Himmels wunderbare Leitung beide wieder unvermuthet zu einander brachte!

Wie geſagt, es war Anno 1813. Kretzſchmar war ein Greis geworden, dem des Alters Schnee auf dem Haupte lag, und der Feldmarſchall Vorwärts, der Fürſt Blücher von Wahlſtadt, hatte, als er in Höchſt am Main in dem Bolongaro'ſchen Hauſe ſaß, auch einen ſchneeweißen Schnurrbart und einen greiſen Kopf und die Jugendtage lagen auch weit hinter ihm, ſo weit wie hinter dem ehrwürdigen Pfarrherrn zu Sulzbach. Blücher wußte nicht, wie nahe ihm ſein einſtiger Lebensretter war, und dieſem fiel's nicht von fern ein, jenen glücklichen Handſtreich jetzt aufzuwärmen und ſich geltend zu machen.

Der Feldmarſchall ſaß im Bolongaro'ſchen Hauſe zu Höchſt, und um ihn ſeine Kriegshauptleute aller Art, und die Preußen und Ruſſen, welche beſtimmt waren, am 1. Januar 1814 bei Caub am Rhein hinüber aufs linke, damals leider noch franzöſiſche Ufer zu gehen, rückten maſſig heran und legten ſich dick wie Schneeflocken.

Da geſchah es denn, daß ſo ein Pulk Koſacken, die bekanntlich an den Fingern hin und wieder ein Glied mehr haben, als andere ehrliche Leute, welches man damals das „Mauſe-Glied“ nannte, nach Sulzbach kam und dort zu wirthſchaften anfing, als ſei das Naſſauerland Feindesland. Höflich und zart waren die bärtigen Burſche nicht, und der dies ſchreibt, hat ſie auch nicht aus der Beſchreibung, ſondern vom Augenſchein kennen gelernt, und weiß ganz genau, daß das wahr iſt. So kamen ſie denn mit den Bauern tüchtig aneinander; aber die Sulzbacher vermochten nichts gegen die Menge des aſiatiſchen Volkes. Vergeblich legte ſich der kräftige Pfarrer Kretzſchmar in den Riß, wie man zu ſagen pflegt. Die Geſchichte wurde mit jeder Minute ärger, und Kretzſchmar ſah endlich ein, daß nichts übrig blieb, als Hilfe in dieſer ſtets wachſenden Noth bei dem Feldmarſchall im Hauptquartier ſelbſt zu ſuchen. Ohne Zaudern warf ſich der rüſtige alte Mann auf ein Pferd und jagte ſpornſtreichs nach Höchſt.

Kretzſchmar dachte nicht vom Entfernteſten daran, irgendwie zu ſagen, wer er ſei und was er einmal da und da dem Feldmarſchall gethan, ſondern er wollte nur die Gewaltthätigkeiten der Koſacken zu den Ohren des Oberfeldherrn bringen und für ſeine liebe Gemeinde Abhilfe begehren.

Damals brauchte man nicht zu fragen: Wo iſt der Feldmarſchall? Man durfte nur dem ab- und zufluthenden Strome der Offiziere jeden Grades folgen, ſo kam man ſicher in das Vorzimmer des alten Helden.

Gerade ſo machte es auch Kretzſchmar. Im Vorzimmer redete er einen der dienſtthuenden Adjutanten an, nannte ihm ſeinen Namen und Wohnort und erzählte ihm die ſchmählichen Streiche der Koſacken. Er bat ihn, ihm eine Audienz bei Seiner Excellenz zu erwirken.

Der Adjutant geht nun ſchnell hinein und läßt hinter ſich die Thüre halb offen, an der ganz nahe Kretzſchmar ſteht. Er hört, wie der Adjutant ſeine Bitte vorträgt, aber auch, wie Blücher, zornig über die Störung, ausruft: Sagen Sie dem Paſtor, er ſolle zum — gehen und mich mit ſolchen Lappalien nicht behelligen!

Das war ſo eine rechte Huſarenweiſe und des Alten Art, wenn er durch irgend eine häufiger vorkommende Beſchwerde über zu ſtarke Belaſtung mit Einquartierung oder dergleichen behelligt wurde.

Kretzſchmar, von der Noth ſeiner Gemeinde und der heiligen Gerechtigkeit ſeines Begehrens erfüllt, hört es für eine Lappalie erklären und ſich zum — Kuckuck weiſen. Das ging ihm denn doch an das Leben und — er war ein Mann, dem wohl leicht, wie man zu ſagen pflegt, der Topf überlief und die Laus über die Leber, — jetzt wallte ſein Zorn gluthig auf. Ohne den Adjutanten abzuwarten, purrte er fort, die Stiegen hinab und zum Hauſe hinaus. Nahe dabei ſtand, wie noch heute, ein Wirthshaus. Dorthin ſtürmte er, rief dem Wirthe: Geben Sie mir Tinte, Papier und Federn! und ſetzte ſich in vollſter Aufwallung an einen Tiſch.

Nun will ich Dir's auch ſagen, rund und dick vor den Kopf! brummte der hitzige Alte in den Bart.

Der Wirth brachte das Verlangte und Kretzſchmar ſetzte ſich dran und ſchrieb etwa Folgendes:

„Excellenz!

„Vor ſo und ſo viel Jahren hab' ich Sie da und da, als ich noch Wachtmeiſter bei Schmettau-Dragonern war, aus den Händen der Panduren gerettet. Heute, wo ein Pulk Koſacken in meiner Pfarrgemeinde ſchlimmer hauſen, als Kroaten und Panduren, komme ich zu Eurer Excellenz und bitte um Hilfe für meine arme Gemeinde, die ſich nicht mehr zu helfen weiß, und Sie ſchicken mich zum —! Iſt das vergolten? Ich bitte nochmals und erwarte als einen Gegendienſt von Eurer Excellenz, daß Sie meine armen Bauern aus den Händen der Koſacken retten!

Kretzſchmar."

Als der Brief geſchrieben war, legt ihn ruhiger der ehrwürdige Greis zuſammen, ſiegelt ihn, ſchreibt die Adreſſe und gibt ihn dem Aufwärter mit der Weiſung, ihn dem langen Adjutanten im Vorzimmer zu geben mit der Bitte um augenblickliche Abgabe an den Feldmarſchall.

Als der Bote nun mit dem Briefe fort war, zieht, ruhig den Erfolg abwartend, Kretzſchmar ſeine Pfeife heraus, ſtopft ſie und zündet ſie an. Aber kaum hat er zwei, drei behagliche Züge gethan, ſo ſtürzt ſchon, ehe der Aufwärter noch zurück iſt, der Adjutant herein und ſagt: Er habe Befehl, den Herrn Pfarrer ſogleich zu Seiner Excellenz, dem Herrn Feldmarſchall, zu führen.

Lächelnd übergibt der Pfarrer dem Wirthe ſeine Pfeife zum Aufheben, ſteht auf und folgt dem Adjutanten durch das Gedränge im Vorzimmer zum Kabinete des Feldherrn, das, wenn auch geräumig, doch jetzt durch die Menge hoher Offiziere zum Erdrücken voll war.

Kaum wurde Blücher Kretzſchmar's anſichtig, als er ihn trotz der Macht der Jahre wiedererkennt, aufſpringt, ihm entgegeneilt und vor den vielen hohen Herren ihm um den Hals fällt.

Ja, ja! ruft er aus, ich erkenne dich wieder, Kamerad, du biſt mein Lebensretter Kretzſchmar! Und dann faßt er ihn bei der Hand und führt ihn mitten vor den Halbkreis von Generalen, Obriſten und Offizieren von allen Graden in der Armee und ſtellt ihn vor: Sehen Sie, meine Herren, hier den Mann, der mir das Leben gerettet hat! Und nun erzählt er mit einer höchſt ſeltenen Kraft des Gedächtniſſes jeden Einzelumſtand jenes Ereigniſſes, und wie ihn Kretzſchmar damals aus den Panduren herausgehauen, deren Hieben er keine Minute länger mehr habe Widerſtand leiſten können.

Weißt du aber auch, ſagte er dann zu Kretzſchmar, der in tiefer Rührung neben ihm ſtand, wie es in deinem Sulzbach ſteht? Es iſt ein Adjutant hingeflogen und ich ſtehe dir dafür, daß jetzt ſchon kein Koſacke mehr in Sulzbach iſt. Hoffentlich biſt du ſo mit mir zufrieden?

Kretzſchmar dankte innig und herzlich und wollte ſich beurlauben, aber Blücher hielt ihn feſt. Nein! rief er aus, ſo ſchnell geht das nicht! Heute biſt du mein Gaſt!

Da konnte nicht widerſprechen werden. Er mußte gehorchen und bleiben. Blücher ſchien nur Augen und Ohren für ihn zu haben. Mit all der glänzenden Generalität redet er nun kein Wort mehr. Kretzſchmar muß ihm ſeine Lebensgeſchicke ſeit ſeinem Abſchied erzählen.

Endlich wird zur Tafel geläutet.

Kretzſchmar wird von Blücher in den Speiſeſaal geleitet und muß ſich dort an ſeine Seite ſetzen und tüchtig eſſen und trinken, und das Koſtbarſte legt ihm Blücher ſelbſt vor und ſchenkt unaufhörlich vom herrlichſten Weine ſeinen Becher voll.

Kretzſchmar war faſt von ſeinem Gefühl überwältigt, als ihm Blücher um den Hals fiel, und er mußte ſich gewaltig zuſammennehmen, daß es ihn nicht übermannte.

Allmählich erſt gelingt es, das Geſpräch an der Tafel zu einem allgemeinen zu machen und auch die anderen zahlreichen Gäſte hineinzuziehen.

Blücher kam dabei oft wieder auf Scenen des ſiebenjährigen

Krieges zurück, wobei auch die Schmettau-Dragoner thätig geweſen waren, und innig freute es ihn, wenn er ſeines Retters Auge im Feuer ſolcher Erinnerung lebhafter glühen ſah.

Endlich war die Tafel zu Ende.

Kretzſchmar dankte warm und innig dem Feldmarſchall, dieſer aber ſagte lachend: Vergib, mein lieber Lebensretter, wohin ich dich, ohne dich zu kennen, habe ſchicken wollen. Ich bin unendlich glücklich, daß ich dir einen ſo kleinen leichten Dienſt habe leiſten können, der doch nicht im Entfernteſten des Rennens werth iſt gegen den, welchen du mir geleiſtet. Darauf umarmte er ihn nochmals, wünſchte ihm Alles, was gut und heilbringend war, und Kretzſchmar eilte voll tiefer Eindrücke heim, nach Sulzbach, wo ihn ſeine dankbare Gemeinde erwartete und im Triumphe zu ſeinem Hauſe führte. Der Andere aber ging am 1. Januar 1814 bei Caub glücklich über den Rhein, ſchlug noch manche Schlacht auf des Feindeslands Boden und flocht ſich den Lorbeer der Eroberung von Paris um das Greiſenhaupt. Und als 1815 der Friedensſtörer noch einmal kam, und der alte Held bei Waterloo ſiegen half, da hätte er faſt noch einmal ſeines Retters Kretzſchmar bedurft.

Beide ſind nun längſt hinüber.

Mein Wort iſt gelöſt, Blücher, der Feldmarſchall, und Kretzſchmar, der Landpfarrer, ſind noch einmal in Höchſt zuſammengetroffen. Und wenn der alte, ehrwürdige Kretzſchmar zu Sulzbach am Ofen ſaß im weichen Seſſel und ſeine Pfeife ſchmauchte, dann pflegte er den Seinen die Abentheuer ſeiner Pilgerfahrt zu erzählen; aber bei keinem Ereigniſſe weilte er mit größerer Liebe, keines erzählte er mit größerm Vergnügen und ausführlicher, als das, welches ich hier nach der Mittheilung eines glaubwürdigen Mannes erzählt habe, der es ſelbſt noch aus Kretzſchmar's Munde vernommen hatte, und mehr als einmal.

Quintin.

Eine Erzählung.

I.

In die Werkſtätte des Waffenſchmieds Meſſijs zu Maſtricht trat am Morgen des Tages Sanct Katharinä ein reich gekleideter Cavalier mit dem Comthurkreuze des Johanniterordens geſchmückt. Ein freundliches Lächeln flog über den tiefen Ernſt und die Hoheit des männlich ſchönen Geſichts, als er den Meiſter grüßte, der im Feierkleide daſtand und die blinkenden Waffen mit wohlgefälligen Blicken muſterte. Der Meiſter zog ſchnell die Sammtkappe vom grauen Schädel und verbeugte ſich demüthig vor dem hohen Fremdlinge.

„Man hat mir Eure Waffen ſehr gerühmt, Meiſter!“ ſprach jetzt, einen prüfenden Blick umherwerfend, der Cavalier, „und ich bin ſelbſt hierher gegangen, um mich davon zu überzeugen und — ſo es alſo iſt, vielleicht ein Kunde von Euch zu werden.“

„Wollet Euch ſelbſt überzeugen, edler Herr!“ erwiederte Meſſijs: „denn Euer Kennerblick wird bald auch ohne meine Lobpreiſung finden, ob meine Arbeit des Ruhmes werth iſt, den man ihr zollt.“

„Recht ſo,“ ſprach der Comthur, „das Werk muß den Meiſter loben und nicht der Meiſter das Werk!“ —

Er ging an den Wänden umher, blieb bald hier bald da ſtehen und wandte ſich dann ſchnell zum Meiſter mit den Worten: „Schade, daß ich an Euren wohl gearbeiteten Degen das vermiſſe, was man an den Damaſcenerklingen mit Recht rühmt — — —“

„Mit Gunſt, edler Herr!“ ſprach einfallend ein Jüngling, der eben erſt hereingetreten war, und nun im Schmucke männlicher

Schönheit, mit einem offenen, treuherzigen Blick aus den großen blauen Augen, ſich neigend vor dem Comthure ſtand, „ich will Euch einen Degen zeigen, deſſen Klinge gewiß einer Damaſcenerklinge an Härte, Schärfe und Schönheit nichts nachgibt.“

Des Comthur's Blicke maßen den Jüngling, der an rieſiger Größe und wohlgeſtaltetem Körper weit ihn ſelbſt übertraf; und ſeine Stirne legte ſich in Falten.

„Dein keckes Verſprechen, wenn's nicht aus Jugendeitelkeit herrührt, die dir übel anſtünde,“ erwiederte der Comthur, „fordert mich auf, dich beim Worte zu halten.“

„Es ſei!“ rief jener lächelnd und entfernte ſich mit einer anſtändigen Verbeugung.

„Der junge Menſch hat viel Selbſtvertrauen,“ hob der Comthur an, ſich zu Meſſys wendend; „ich mag es wohl leiden, wenn's nur nicht in Uebermuth ausartet, dem es ſo nahe ſteht.“

„Verzeiht ihm, edler Herr!“ bat Meſſys, „er iſt nicht ſtolz, und ich bin der Meinung, daß er Euch Wort halten wird, denn der Junge ſteht in ſeiner Kunſt, ich muß das ſelbſt bekennen, weit über ſeinem Vater.“

„Das macht ihm keine Unehre, ſo wenig als dies Bekenntniß dem Vater ſelbſt, der Ihr wohl ſeid, wenn ich meinen Augen trauen kann?“ verſetzte der Comthur.

„Ja!“ ſprach der Meiſter. „Nur will es mir nicht gefallen, daß Quintin ſo eigentlich keine Freude am Handwerke hat; und doch zeichnet er ſo ſchönes Blattwerk und ſo wunderliche und doch ſchöne Geſtalten zur Verzierung der Waffen, daß wohl ſicherlich dereinſt aus ihm ein Waffenſchmied werden wird, wie ihn die alte Stadt Augsburg und das weit berühmte Städtlein Solingen nicht wohl wird aufweiſen können.“

Indem trat Quintin mit freundlicher Miene herein, in ſeiner Hand einen langen Degen tragend, deſſen ſchön gearbeitete Scheide und zierlicher Griff dem Comthur in die Augen leuchteten. Raſch flog die lange bis in die Spitze hinaus blaue Klinge heraus und mit zierlichem Anſtande reichte ſie Quintin dem Comthur.

Dieſer prüfte ſie wohl. Der Stahl bog ſich zum Ringe. „Erlaubt einen Augenblick,“ ſprach Quintin, den Degen faſſend, und führte einen kräftigen Streich auf eine Stahlſtange, die in der Ecke ſtand. „Wollt Euch überzeugen von der Güte der Klinge,“ verſetzte er, die Stahlſtange aufhebend, als ſei es ein Strohhalm, und ſie dem Comthur hinhaltend. Eine tiefe Scharte war in der Stange und die Klinge unverletzt.

Mit Wohlgefallen hob der Comthur die Klinge auf und las die mit Silber eingelegten Worte: Deo Gloria, mihi Victoria! „Iſt dieſes Schwert deine Arbeit?“ wendete er ſich fragend zu Quintin. Dieſer neigte ſich erröthend.

„Nun,“ fuhr der Comthur fort, „dann haſt du redlich dein Wort gehalten, und zum Beweiſe, daß es meine Ueberzeugung iſt, will ich es dir abkaufen.“

Obgleich Quintin ungern das Schwert hingab; ſo ließ doch der Comthur nicht nach, bis er's ihm überließ.

„Was wollteſt du auch damit beginnen,“ fragte er, „da du doch deine Kunſt übſt und nicht den Waffendienſt?“ —

Quintin zuckte die Achſeln. „Je nun,“ verſetzte er, „es könnten Zeiten kommen, wo auch der Bürger ein Schwert braucht, und dann hätte ich gerne dieſe Klinge geführt.“

Der Comthur klopfte ihm auf die Schulter. „Dein Sinn gefällt mir; aber Gott und die heilige Jungfrau mögen unſer armes Holland vor ſolchen Zeiten des Bürgerkrieges bewahren und ſchützen ewiglich!“

„Amen!“ ſprach der Vater.

„Du kann einſt ein guter Meiſter werden,“ hob der Comthur wieder an, denn du haſt viel voraus vor anderen deines Gewerbes und deine ſechszehn Jahre laſſen dir eine ſchöne Bahn offen.“

„Ich bin ſchon Siebzehn alt,“ fiel Quintin ein.

„Aber,“ fuhr der Comthur fort, als habe er Quintin's Rede nicht gehört, „eins thut dir Noth. Du mußt die Welt ſehen und anderer Meiſter Kunſt. Drum wandere, und einſt wirſt du dann als Meiſter heimkehren und deines alten Vaters letzte Stunden werden dann durch des Sohnes Kunſt und Fleiß wahre Feierſtunden des Lebens und der Arbeit ſein.“

„Das war längſt meines Herzens Wunſch!“ ſeufzte Quintin, den Vater bittend anſehend.

„Nun denn,“ fuhr der Comthur fort, „ſo will ich dir einen Meiſter nennen, deſſen Kunſt weit berühmt iſt. Du gehſt nach Antwerpen zu Meiſter Jan, dem Waffenſchmied, und du wirſt finden, wie ich dir ſage.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich, wohlwollend dem Jüngling die Hand reichend, und den Vater, der in tiefen Gedanken daſtand, grüßend, der Comthur.

„Hebe dich weg von mir, du Verſucher!“ ſprach der Vater murmelnd vor ſich hin, „du willſt dem morſchen Gebäude auch die letzte Stütze rauben, daß es in Trümmer falle!“

Zwei Monate ſpäter läuteten die Glocken der Sanct Andreaskirche dumpf und ſchaurig und ein langer, ſchwarzer Leichenzug bewegte ſich die Straße hinauf, den Ort des Friedens und der Ruhe zu ſuchen für den müden Schläfer, den ſie trugen. Es war Quintin's Vater.

Des Alten Enttäuſchung und der Kummer durch unglückliche Speculationen und Betheiligungen, an die der Vater nicht geglaubt und darum Jedem auf ſeine glatte Zunge getraut hatte, brachen ſeine Kräfte und ſein Herz. Quintin war nun eine Waiſe, ohne Stütze. Als Fremdling war ſein Vater eingewandert, arm und hilflos, nur auf ſeinen Muth, ſeine Selbſtbeherrſchung, ſeine Kunſt vertrauend — ſo ſtand Quintin wieder da; denn die unbarmherzigen Gläubiger ſeines Vaters nahmen ihm Alles, bis auf das Wamms, das er trug. In dem Hauſe, das nicht mehr ſein war, ſtand der Jüngling am Tage der Beſtattung ſeines Vaters und der gewaltige Schmerz wollte ihm die Bruſt ſprengen und den Athem nehmen, nach dem er mit Anſtrengung kämpfte. Aber keine erleichternde Thräne rieſelte über ſeine Wange. Der ungeheure Schmerz hatte ſeine Augen ausgetrocknet.

„Ach!“ rief er, „meines Bleibens iſt nicht mehr hier, in dieſen Mauern, in denen ich die glücklichſten Stunden meines armen Lebens harmlos dahinlebte! Der letzte Troſt, da zu bleiben, wo die ſüßen Schauer der Erinnerung meine Seele umwehen, iſt mir geraubt. Was beginnen? wohin mich wenden?“

„Haſt du nicht deine Kunſt und deines Vaters Segen?“ ſprach es leiſe in ſeinem Innern. „Willſt du in ſündlichem Kleinmuth verzagen, weil man dir Alles nahm, — dich haſt du noch, dich ſelbſt haſt du noch nicht verloren. —“

Das richtete ihn empor unter der Laſt ſeines Schickſals.

Er band das einzige Hemd, was ihm noch geblieben, in ſein Tuch, griff mit brechendem Herzen nach dem Wanderſtabe ſeines Vaters, und trat aus der Stube. Da überwältigte ihn der Schmerz. Er lehnte ſich an die Wand und Thränen rollten über ſeine Wangen.

In dieſem Moment trat der Jude Hayum in das leere Haus und grinzte mit giftigem Hohne den weinenden Jüngling an. Ihm war das Haus.

„Na? ob Ihr noch do ſeid?“ fragte er. „Na Ihr mit de Thränercher nit auslöſcht das Obligatiönche, was ich hab ſchwarz uf weiß! Se Ihr nit geht ſchnell, ſo muß ich gebrauche mei Hausrecht!“

Armer Jüngling! wie mußte des teufliſchen Juden Hohn deine weiche Seele zerreißen!

Ohne den Juden einer Antwort und eines Blickes zu würdigen, ermannte ſich Quintin, hauchte in das Tuch, drückte es ſchnell auf die Augen und trat ungewiſſen Schrittes aus dem Hauſe. Und ohne daß Jemand ſich um ihn kümmerte, wanderte er zum Thore hinaus, in ſich hineinklagend: Das iſt der Fluch der Armuth, daß ſie Niemand kennen will, und ſelbſt der Hohn des Unmenſchen ſie ungeſtraft treffen darf!

II.

Im Weſten ſank eben die Sonne hinab und ſäumte glühig den Horizont. Goldene Abendwölkchen zogen am Himmel hin und ein lauer Wind wehte eine angenehme Kühle. Antwerpens Thürme ſtanden vergoldet im Aether. Weiße Segel ſchaukelten auf den ſchimmernden, von der Abendſonne vergoldeten Wogen der Schelde, und majeſtätiſch lagen im Hafen die Koloſſe, die dem Handel der Stadt die Reichthümer ferner Gegenden zuführten, mit flatternden Wimpeln geſchmückt von den Farben aller Nationen. Zwiſchen den Kauffahrern prunkten die gewaltigen Kriegsſchiffe. Von einzelnen Thürmen der Stadt erklang melodiſch die Veſper, während längs des Hafens und auf den Luſtgängen der Stadt Antwerpens Bewohner ſich ergingen. Die ſtaubige Heerſtraße daher ſchritt Quintin ſchweren Herzens. Da lag Antwerpen vor ihm und das Ergreifende des Anblicks verfehlte ſeine Wirkung nicht auf das Herz des Jünglings. Er ſetzte ſich ſeufzend auf den Raſen neben dem Wege und verſank in ſtilles Nachdenken. Bald war Alles um ihn vergeſſen und ſeine Seele war im Reiche der Vergangenheit. Die Bilder ſeines frühern Lebens, ſeiner Jugend, ſeines Glückes gingen ſtill und ernſt an ihm vorüber. Es war ihm, als ſäße er noch neben dem geliebten Vater am runden Tiſche und ließe ſich erzählen aus der alten guten Zeit und beſpräche die Händel der ernſten Jetztzeit und des Statthalters Grauſamkeit. Ein unausſprechlich ſüßes Gefühl ergriff ihn und eine Sehnſucht nach der Heimath, deren Ferne ihm ein Blick auf ſeine Umgebung lehrte, und nach dem heimiſchen Stillleben, die nur das gefühlvolle Herz empfinden kann, und die unſere Sprache ſo bedeutungsvoll „Heimweh“ nennt.

Unwillkürlich hatte er ſeine Hände gefaltet vor der Bruſt und die Thränen, des Gemüthes leiſe Verräther, rollten ihm über die kummerbleiche Wange.

Er hatte es nicht bemerkt, daß ein Reiter die Straße daher kam, der, abgeſtiegen, jetzt zu ihm trat und ihn mit kräftiger, aber wohlwollender Stimme anredete: „Warum weinſt du, mein Sohn?“

Quintin fuhr zuſammen und empor, denn eine bekannte Stimme hatte ſein Ohr getroffen. Er wiſchte raſch die letzte Thräne weg und ſtarrte den Fragenden an.

Es war der Comthur, der im langen ſchwarzen Mantel mit dem weißen Kreuze geſchützt vor ihm ſtand und noch einmal weicher und milder die Frage wiederholte: „Warum weinſt du, mein Sohn?“ —

„Ach!“ — ſtotterte Quintin, „ich habe ja nicht geweint, edler Herr!“

„Mein Sohn!“ verſetzte der Comthur, ſanft verweiſend, „es gibt Thränen, deren ſich auch der Mann nicht zu ſchämen braucht, und das Leben hat ernſte, ſchwere Stunden, wo nur die Wahrheit allein gelten darf. In ſolch einer Stunde, wenn mich nicht Alles trügt, habe ich dich gefunden und du haſt mir eine Unwahrheit geſagt. Zwar habe ich als Fremdling keine Anſprüche an deine Geheimniſſe und dein Vertrauen, und ich wünſche dir nur, daß deine bleichen Wangen und deine rollenden Thränen nicht deine eigenen Ankläger ſein mögen!“

Er wendete ſich ab und wollte gehen.

„Um Gott, edler Herr!“ rief Quintin erröthend vor dem Verweiſe des Comthurs, ſeine Hand faſſend: „Verdammet nicht ungehört!“

„Nun, ſo ſprich!“ ſprach Jener. „Kann ich dir helfen, ſo ſoll es geſchehen.“

Mit rührender Trauer erzählte Quintin des Vaters Tod, ſein Schickſal, ſeine Abſicht in Antwerpen, eingedenk des Rathes, den der Comthur ihm einſt gegeben, ſein Brod zu verdienen. —

„Armer Junge!“ entgegnete der Comthur, „du haſt frühe des Schickſals Eiſenhand empfunden! Doch du biſt Mann genug, Herr deines Schmerzes zu werden. Glaube mir, Jüngling,“ ſetzte er hinzu, und ſeine Stirn legte ſich in tiefe Falten, „glaube mir, es gibt härtere Kämpfe zu beſtehen im Leben und ſchwerere Siege zu erringen, als dieſe. Gebe Gott, daß du dieſe und jene, wenn ſie dermaleinſt über dein Herz kommen ſollten, muthig und vorwurfsfrei beſteheſt!“

Es entſtand eine lange Pauſe; dann fuhr, wie aus einem Traum erwachend, der Comthur fort: „Dein guter Engel führte dich nach Antwerpen. Suche dir Unterkunft bei Meiſter Jan, dem Waffenſchmiede. Sei brav, ſei treu und fromm, und du ſollſt einen treuen Freund in mir haben. Nimm dies Wenige, was ich bei mir trage, um dir die erſten Bedürfniſſe, die du haſt, eine beſſere Kleidung, zu verſchaffen.“

Quintin wollte der Gabe widerſtreben — aber der Comthur drückte ſie ihm in die Hand, ſchwang ſich auf ſein Roß und verſchwand im Nebel der Nacht, die ſchnell hereinzubrechen begann.

Der zweite Tag brach an, ſeit Quintin dieſe Unterredung mit dem Comthur gehabt. Wohlgekleidet ſchritt Quintin durch die Straßen der Stadt, ſeine Augen immer auf den Sanct Annenthurm richtend, der ſich mit ſeinen gothiſchen Verzierungen kühn in die Lüfte erhob, in deſſen Nähe Meiſter Jan's ſtattliches Haus ſtand. Durch die hellen Fenſter ſah man den regen Fleiß der kunſtreichen Hände am blinkenden Stahle.

Schüchtern trat Quintin in das Haus.

„Wen ſucht Ihr?“ fragte ein Greis mit einem ernſten Geſichte, den Jüngling mit wohlgefälligen Blicken meſſend.

„Den kunſtreichen Meiſter Jan,“ erwiederte beſcheidentlich Quintin, „um ihm meine geringen Dienſte anzubieten.“

„Ihr ſeid vielleicht der junge Waffenſchmied aus Maſtricht?“ fragte der Meiſter.

„Ja,“ ſprach Quintin, „aber ich erſtaune, daß Ihr mich kennt!“

„Und wenn ich auch nicht ein gutes Probeſtück Eurer Tüchtigkeit geſehen hätte,“ entgegnete freundlicher der Greis, „ſo ſeid Ihr mir doch dringend empfohlen. Ihr habt gute und hohe Gönner in unſerem guten Antwerpen, tretet darum herein und ſeid willkommen!“

Er führte den Erſtaunten in die Wohnſtube. —

„Erlaubt mir die erſte Frage an Euch, Meiſter!“ nahm Quintin hier das Wort. „Wer hat mich Euch empfohlen, wer konnte des Fremdlings Freund ſein in Antwerpen?“

„Sollte Euch denn der Mann ſo ganz unbekannt ſein, der ſich ſo warm Eurer annimmt?“ forſchte der Meiſter. „Es iſt der edle Graf Hoorne.“

„Wahrhaftig!“ ich kenne den Menſchen nicht, betheuerte Quintin.

„Iſt das Wahrheit, ſo müßte ich mich in Euch geirrt haben,“ ſprach ernſt der Meiſter. „Ihr kennt wirklich den Comthur nicht?“

„Iſt's der Maltheſer?!“ rief froh Quintin, „dann, ja dann kenne ich den edeln Mann; aber ich wußte nicht, daß es der angeſehene Graf Hoorne ſei.“

Bei dieſen Worten ging die Thür auf und eine Jungfrau trat herein im einfachen ſchwarzen Trauergewande, das ſie um die verlorne Mutter trug. Es war Clara, des Meiſters einziges Kind, ein ſchönes blühendes Mädchen mit einem ſanften blauen Augenpaare. Sittig grüßte die Jungfrau, und des Jünglings anſtändige Verbeugung vor ihr jagte eine höhere Gluth auf ihre Wangen.

Quintin war erſtaunt über den Empfang bei Vater und Kind. So hatte nie der alte Meſſys einen Geſellen empfangen und behandelt, und er war doch ein frommer Mann, der immer zu ſagen pflegte: Wie du willſt, daß dir die Leute thun ſollen, alſo thue du gleich auch ihnen.

Clara mußte ſich nun zu ihnen ſetzen, und ihnen eine Flaſche kredenzen, die der Alte zu bringen befahl. So wurde der Bund gegenſeitigen Wohlwollens geſchloſſen, und Quintin ſprach am Abend froh zu ſich: O, der Eltern Segen bringt Glück und Heil auf allen Wegen!

III.

In Meiſter Jan's Hauſe ging Alles den ſtrengen Gang der Ordnung und ein Tag glich dem andern aufs Genaueſte. Nur eine Aenderung im Haus und in ſeiner Tagesordnung war eingetreten, ſeit Quintin's Anweſenheit nämlich, er, der doch bloßer Geſelle war, genoß einer beſondern Auszeichnung. Er aß an des Meiſters Tiſch, ſchlief in des Meiſters Haus und durfte an Sonn- und Feſttagen ſeine Meiſterstochter begleiten zur Kirche, und am Nachmittag in Begleitung des Vaters wohl auch auf einen Luſtgang oder zum Tanz.

Auch ſaß Meiſter Jan ſeitdem manchen Mittag eine Stunde länger am runden eichenen Dieltiſche; denn er mochte gerne horchen auf Quintin's wohlgeſetzte Reden und ſein reifes Urtheil. Auch wußte Quintin wohl zu erzählen die wunderſamen Begebenheiten früherer Tage. — Wenn dann in der gemüthlichen Stunde ſein Mund dem Alten ſo Manches kund that, was er noch nicht wußte, dann hingen ſeine Blicke an des Jünglings Mund und Clara vergaß oft die leeren Schüſſeln abzutragen vom Tiſch, und der alte Meiſter gefiel ſich ſo wohl in ſeinem Verhältniſſe, daß er manchmal ſeine Blicke von Quintin auf Clara gleiten ließ und im Stillen den Wunſch hegte, einſt Quintin als Gatten ſeiner ſanften Clara zuführen zu können. Zudem kam noch, daß, ſeit Quintin hier war, ſeine Werkſtätte häufiger beſucht und ſein Erlös um Vieles erhöht war. Er konnte ſich es nimmer verhehlen, daß Quintin's Kunſt ihm dieſen Segen gebracht, denn mit kunſtreicher Hand zeichnete Quintin zierliches Laubwerk und Figuren zur Verzierung der Waffen, und mancher Kunſtverſtändige bewunderte das Leichte und Anmuthige der Zeichnung.

So war es, als eines Tages Quintin, der im Auftrage Meiſter Jan's auf einem Kauffahrer geweſen war, der aus England Stahl für den Meiſter gebracht hatte, in eine der engſten Gaſſen Antwerpens einbog, um einen weiten Umweg abzuſchneiden. Vor ihm her ſchwebte die Geſtalt einer Jungfrau, ſchlank und hoch aufgeſchoſſen, nicht koſtbar, aber doch ſehr anſtändig gekleidet. Es fing ſchon an zu dunkeln, und das Mädchen eilte ſo ſehr, daß er ſie bald aus dem Geſichte verlor. Da hörte er plötzlich den Hilferuf einer weiblichen Stimme weiter hinauf in der Straße.

Sollte wohl der Jungfrau etwas begegnet ſein? fragte er ſich ſelbſt, und mit aller Anſtrengung eilte er der Gegend zu, woher der Hilferuf immer matter erſcholl.

„Kneble der Beſtie die Hände!“ rief jetzt vor ihm eine furchtbare Stimme in gedämpftem Tone.

„Halt!“ ſchrie Quintin, „ihr Unmenſchen, was beginnt ihr?“

„Rette, rette!“ wimmerte das Mädchen. Aber ein furchtbarer Streich traf jetzt Quintin's Haupt, daß er taumelte.

Schnell ermannte er ſich, riß mit wüthender Gewalt den nieder zur Erde, der ihm den Streich gegeben, und entwand ihm ſeinen Stock und verſetzte in demſelben Moment dem Andern einen entſetzlichen Schlag auf den Arm, daß er brüllend das Mädchen fahren ließ und zur nächſten Wand fluchend taumelte. Jetzt wollte Quintin die Ohnmächtige ergreifen, da ſtieß ihm der Erſte, den er niedergeriſſen hatte, ſein langes Matroſenmeſſer in die linke Schulter und floh, aber aus der Gaſſe herauf hatte der Lärm die Diener der Gerechtigkeit herbeigerufen, und ſie nahmen die beiden Matroſen gefangen. Man brachte Lichter, und nun erſt ſah Quintin, welch ein Engelsbild in ſeinen Armen lag.

Sie ſchlug die Augen auf, die wild umherrollten, und fragte zitternd: „Wo bin ich?“

„Gerettet ſeid Ihr, holde Jungfrau, aus den Händen der wüthenden Unmenſchen,“ ſprach Quintin, den Schmerz ſeiner Wunde verbeißend, deren Blut ihm warm in der Seite herabquoll. „Befehlet nun, wohin ich Euch bringen ſoll!“

Mißtrauiſch ſah ſie ihn an. „Ach, Ihr betrüget mich nicht?“ verſetzte ſie.

„Trauet ihm, Jungfrau, er blutet ja für Euch!“ ſprachen die Umſtehenden.

„Blutet?“ fragte das Mädchen ängſtlich.

„Laßt's gut ſein,“ verſetzte Quintin, „das Meſſer ſtreifte nur meinen Arm, und gebietet, wohin ich Euch geleiten ſoll!“

Sie bezeichnete ihm die Gegend, und er führte ſie dahin.

Immer dunkler war es geworden und nur langſam konnten ſie gehen, die Jungfrau war erſchöpft und auch Quintin fühlte den immerwährenden Blutverluſt.

„Gottlob,“ ſprach endlich die Jungfrau, „wir ſind am Ziel!“

Indem trat in die Thür eines Hauſes ein bejahrter Mann und fragte laut: „Wo mag Maria ſo lange bleiben?“

„Hier bin ich, mein Vater, und mein edler Retter mit mir!“ rief das Mädchen.

„Was iſt dir begegnet, meine Tochter, du ſiehſt ſo bleich?“

„Kommt hinauf, Vater, daß ich es Euch erzähle.“

Quintin wollte ſich entfernen, aber in dieſem Augenblick wurde es ihm dunkel vor den Augen, ſeine Kniee brachen und er ſank.

Der Mann fing ihn auf.

„Um Gott! was fehlt dem Jüngling?“ fragte er erſchrocken.

Da erſt, als das Licht auf ihn fiel, ſahen ſie die blutige Geſtalt und das bleiche Todtengeſicht.

„Großer Gott,“ ſchrie Maria, „er ſtirbt!“

Als Quintin erwachte, lag er auf einem Bett und um ihn beſchäftigt war der Vater Maria's. Dieſe aber ſtand neben ihm und hielt ihm wohlriechende Spezereien an die Naſe und wuſch ihm die Schläfe. Seine Wunde ſchmerzte ihn ſehr. Er richtete ſich auf und ſagte leiſe zu Beiden: „Verzeiht, daß ich Euch den Schrecken verurſacht, es war nur die Schwäche, die eine Folge des Blutverluſtes war.“

„Nicht alſo, junger Menſch,“ ſprach der Vater, ſeine Hand ergreifend, „empfangt meinen tauſendfachen Dank! Ihr habt mir mehr gegeben, als Könige und Fürſten mir geben könnten, Ihr habt meines Kindes Leben, und was mehr iſt, ſeine Ehre gerettet, dafür bleibe ich ewig Euer Schuldner!“

„Wollet mir kein Verdienſt anrechnen, das ich nicht habe,“ verſetzte Quintin. „Es war ja Zufall, daß ich die Straße kam, und was ich that, würde jeder Andere wohl ſicherlich auch gethan haben.“

„O, raubt mir nicht die Möglichkeit, Euch ewig verpflichtet zu ſein!“ rief Maria. „Euch ſandte der Himmel als einen rettenden Engel in meiner Noth.“

Sie ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre hochſchlagende Bruſt.

Quintin wollte ſie ihr leiſe entziehen.

„Nein, nein!“ rief das Mädchen. „Ihr ſollt mir die Hand nicht entziehen, die mich rettete; Ihr dürft meinen Dank nicht zurückweiſen!“

„Beſcheidenheit erhöht das Verdienſt!“ ſprach gerührt der Vater. „Doch, wer ſeid Ihr? Dieſe Frage beantwortet mir vor Allem!“

Quintin ſtand auf. Seine Wunde war verbunden. Er mußte den Arm halten. Schnell ſprang Maria hinzu und hielt ihn, bis er ſich geſetzt hatte, dann riß ſie das Tuch von ihrem Buſen und ſchlang es um den Arm und um ſeinen Hals; dann flog ſie hoch erröthend hinaus und kam bis ans Kinn verhüllt wieder, blieb aber im Schatten ſtehen, daß nicht Quintin ihre Schamröthe ſähe.

Dem Jüngling war wunderbar zu Muthe. So hatte ſich noch kein weibliches Weſen an ihn geſchmiegt, wie es Maria gethan, ſo hatte ihn noch kein weibliches Weſen liebevoll behandelt — und Maria war ſo ſchön, ſo ſchön! —

Der Vater mußte noch einmal die Frage nach ſeinem Namen wiederholen, dann erſt erzählte Quintin. Maria's Augen ruhten auf ihm, als wolle ſie das ſchöne Bild tief in ihre Seele prägen, daß es nie ihr entſchwinde.

Als Quintin geendet, wollte er ſich entfernen. Maria erblaßte.

„Ach,“ rief ſie ſchmerzlich aus, „ſoll auch Euch ein Unfall treffen in der dunklen Nacht? Bleibet bei uns bis zum Morgen; erfüllet die erſte Bitte Eurer Geretteten!“

Auch der Vater bat.

Mit tauſend Banden fühlte ſich Quintin gefeſſelt. Aber welche Angſt wird der gute Meiſter tragen und die gute Clara, dachte er und ließ ſich nicht halten. Aber auch der Vater ließ ſich nicht zurückhalten, ihn bis heim zu begleiten.

Mit einer Thräne im Auge trat Maria zu ihm.

„Ihr könnt nicht bleiben, ich fühle das, obgleich wir heiligere Rechte an Euch haben. So nehmt noch einmal das ſchwache Lallen meines Dankes, den keine Worte ausſprechen! Und das verſaget mir nicht: Laſſet mir die Freude Eures baldigen Wiederſehens!“

Quintin verſprach's, und ſchied mit einem Blick, in dem ſeine ganze Seele lag.

IV.

Der Morgen graute kaum, da klopfte es leiſe an Quintin's Kammer, und als er herein gerufen den Klopfenden, trat Clara mit beſorglicher Miene in die Kammer.

„Wie iſt Euch, lieber Quintin?“ fragte ſie ängſtlich. „Ich habe die Nacht nicht ſchlafen können, ich war oft an Eurer Thür und horchte, ob ich Euch nicht klagen hörte.“

„Ihr ſeid ſo gut, liebe Clara,“ ſprach der Jüngling. „Ich danke Euch brüderlich für Eure Sorge. Ich habe ſanft geruht.“

„O der Schlaf des guten Bewußtſeins iſt gewiß ſtärkend,“ meinte Clara. „Ihr habt ja ein Menſchenleben und mehr gerettet, wohl konntet Ihr ruhig ſchlafen; aber ſchmerzte Euch die Wunde nicht?“

„O nein,“ erwiederte Quintin, „mir iſt wohl und die Wunde wird bald heilen, ſeid deßfalls unbekümmert.“

„Ihr habt mir geſtern viel Sorge gemacht,“ ſprach jetzt der

Meiſter, der auch hereinkam, „durch Euer Ausbleiben. Ich dachte wohl, es ſei Euch etwas zugeſtoßen!“ —

Unter ſolchen Reden und Gegenreden hatte ſich Clara entfernt und auch der Meiſter. Quintin kam herab zum Frühſtück. Als ſie da ſaßen und Quintin noch einmal erzählen mußte das Vorgefallene, da öffnete ſich die Thür, und ein Mann mit majeſtätiſchem Anſtand und köſtlich gekleidet trat ein.

Jan ſprang auf. „Seid mir willkommen, kunſtreicher Meiſter, in meiner Behauſung! Die Ehre ſolchen Beſuches verdanke ich Euch, Quintin!“

Quintin reichte mit herzlicher Freude dem Maler die Hand, die dieſer mit Wärme drückte.

„Eure Gerettete läßt ſich nach Eurem Befinden erkundigen, junger Mann. Ich kann meiner Tochter doch die frohe Botſchaft Eures Wohlbefindens und die Gewißheit eines baldigen Beſuches bringen?“ fragte wohlwollend Swanefeldt.

„Ich danke Euch ſehr,“ entgegnete beſcheiden Quintin, „für Eure ſorgliche Theilnahme. Wenn es ſich ziemen will, ſo bitte ich Euch, Eurer Tochter meinen Gruß zu entbieten, und auch Ihr ließe ich Dank ſagen und melden, daß ich wohl würde morgen wieder an meinen Schraubſtock treten können.“

„Fehlgeſchoſſen!“ fiel Meiſter Jan hier ein, zu Swanefeldt gewendet, „die Jugend meint mit ihrem friſchen Muth auch die Schranken zu überſpringen, die ihr die Nothwendigkeit geſetzt.“

„Quintin, Ihr werdet in langer Zeit Euren Arm nicht gebrauchen können, ſintemal Eure Schulter mehr verletzt iſt, als Ihr zu glauben geſonnen ſeid! Nun, Ihr mögt Euch pflegen, ſeid Ihr mir doch ſo lieb geworden, wie mein eignes Kind!“

Swanefeldt warf einen Blick auf Claren, die erröthend die Augen niederſchlug und ſchneller rupfte an der Spindel, die ſie im Arme hielt.

„Ein ſchönes Zeugniß für Euch, Quintin,“ meinte Swanefeldt, „und eine ſchöne Zugabe zu Eurer geſtrigen Edelthat ſind dieſe Worte und ein Paar glühende Roſenwangen.“

Quintin verſtand ihn nicht, aber er erröthete ob ſolchen Lobes und verbat es ſich ernſtlich; „denn,“ ſagte er, „ſo verderbt Ihr mir die Freude, Eure liebenswürdige Tochter gerettet zu haben.“

In dem Saale des Rathhauſes zu Antwerpen ſaßen mit kalten, furchtbar ernſten Geſichtern der Fiskal und die Blutrichter um die ſchwarze Tafel innerhalb der Schranken auf einer Eſtrade. An den Wänden des Saales ſaßen auf Bänken etliche Rathsherren, Edle der Stadt, ſpaniſche Ritter in einzelnen Gruppen leiſe flüſternd. Mit käſebleichem Geſichte ſtand unter den Spaniern Don Gomez Lanos, des mächtigen, furchtbar ſtrengen Fiskals einziger Sohn, und witzelte über des Waffenſchmieds Heldenſinn, und verſprach den Spaniern einen Göttergenuß, wenn Maria unverſchleiert erſchiene, wie es zu hoffen ſtünde. Unfern von ihm ſaß allein in ſtillem Ernſt Graf Hoerne, der Maltheſer-Comthur, und horchte leiſe den ſeichten Reden des übermüthigen Jünglings, der trotz ſeiner ſcherzenden Reden eine ſichtliche Beklemmenheit nicht unterdrücken konnte.

Da öffnete ſich die Thür und in ſtattlichen Kleidern trat Swanefeldt, der Maler, herein und hinter ihm ſtolzen Ganges, den linken Arm in der Binde, die ihm Maria aus ihrem Buſentuche gemacht, Quintin. Mit Ehrerbietung und Anſtand neigten ſich Beide vor den Richtern, und traten dann in beſcheidene Entfernung zum Fenſter.

Giftige Blicke ſchoß Gomez auf den Jüngling, den er zum erſten Male ſah.

„Du haſt brav gehandelt, mein Sohn,“ ſprach jetzt leiſe der Comthur, Quintin's Hand ergreifend, „dein verwundeter Arm gilt mehr, als manch ritterliches Ehrenzeichen eines elenden Junkers, der wohl Mädchen verführen, aber ſein Leben nicht an die Rettung der Unſchuld wagen mag!“

Gomez hörte die Rede und ſeine Lippen wurden blau vor innerm Grimm. Mit Mühe kämpfte er gegen das beißende Wort, das ihm auf der Lippe ſchwebte; doch ein Blick auf den Vater und des Comthurs ruhige Miene brachten ihn zur Beſinnung. Jetzt brachten die Rathsdiener die beiden Delinquenten, zwei ſpaniſche Matroſen mit wahren Galgengeſichtern, die auf einem Bänkchen links ſich niederließen.

Der Fiskal erhob ſich mit Grandezza und gebot Stille und forderte dann vor die Schranken: Maria, die Tochter des Malers Swanefeldt.

Der Maler trat vor. „Verzeiht, hochmögende Herren," ſprach er, „der weiblichen Schamhaftigkeit, die ohnedem ſchon durch jenen unglückſeligen Zufall ein Geſpräch der Leute geworden iſt, daß meine Tochter nicht erſchienen iſt. Ich glaube es von Eurem Edelſinn erwarten zu können, daß Ihr dem Vater vergönnt an der Tochter Statt zu reden." —

„Mag ſein!" rief mürriſch der Fiskal. „Was habt Ihr vorzubringen?" —

Swanefeldt erzählte kurz und bündig die Begebenheit.

„Quintin Meſſis," ſprach abermals der Fiskal, „erzählt, was Ihr von der Sache wiſſet!"

Mit wohlgeſetzten, beſcheidenen Worten erzählte Quintin. Mit ſichtlichem Wohlgefallen horchten die Richter.

„Seid Ihr fertig?" herrſchte ihm der Fiskal zu, „ſo tretet zurück."

Die übrigen Zeugen beſtätigten das, was Quintin und Swanefeldt geſagt.

„Zu leugnen vermöget ihr nicht," wandte ſich jetzt der Fiskal an die beiden Räuber.

„Ihr ſeid überwieſen, eine Jungfrau rauben und dort den Jüngling meucheln gewollt zu haben! Sprechet das Urtheil, wie es das Geſetz gebeut in ſeiner ganzen Strenge," ſprach er zu den Richtern.

„Urtheilt milde, hochmögende Herren," bat Quintin und Swanefeldt! — „Wir haben verziehen; außerdem," ſetzte Quintin hinzu, „war meine Verwundung ja nur das Werk der Selbſtvertheidigung!“

„Schweigt,“ donnerte der Fiskal. „Es ziemt Euch nicht, der ſtrafenden Gerechtigkeit in den Arm zu fallen!“ Die Richter erhoben ſich. Lebenslängliches Gefängniß! ſprachen ſie mit einem Munde. —

Schrecken und Grimm malte ſich in den Geſichtern der Böſewichte. „Wird die Strafe auch bleiben, wenn wir geſtändig ſind, daß man uns gedungen hat zu der That und uns heute noch mit vielem Geld und dem Verſprechen eines milden Spruchs den Mund ſchließen wollte?“ fragte Einer derſelben mit ſcharfem Tone. Die Richter ſahen ſich verwundert einander an. Don Gomez zitterte ſichtlich.

„Haltet Euch, daß Ihr nicht ſinket!“ ſprach mit bitterm Hohne der Comthur zu Gomez, der ihm einen Baſiliskenblick dafür zuſandte, aber nicht reden konnte.

„Wollt Ihr durch Lügen Euch retten? Schurken!“ donnerte der Fiskal.

„Es ziemt dem Richter nicht, zu ſchimpfen,“ ſprach kalt und trozig der Delinquent; „glaubet nicht, Herr Fiskal, daß Ihr alſo Euer Söhnlein rettet!“

„Was erkühnſt du dich, Böſewicht?“ ſchrie erbleichend der Fiskal.

„Wollet Euern Sohn Don Gomez herbeſcheiden und alsbald wird ſich das Blättlein wenden!“ bat grinzend der Matroſe.

„Gomez!“ rief der Fiskal, ſeiner kaum mächtig, „tritt herzu und rette deine und deines Vaters Ehre!“

Zitternd und bleich wie Wachs wankte Gomez herzu.

„Aha!“ rief der Matroſe, „ſteht nicht die Schuld auf ſeiner Stirn? Und Ihr,“ wandte er ſich zu einem der Schergen, „habt Ihr nicht heutigen Tages dem Hidalgo das Gefängniß geöffnet?“

Die Richter erbleichten mitſammt dem Diener.

„Verzeiht dem ungerathenen Sohne,“ rief mit einem Jammertone Gomez, die Schranken aufreißend und ſeines Vaters Kniee umklammernd, „es iſt alſo, wie ſie ſagen!“

„Das mir!“ rief ſchmerzlich der Fiskal, die Hände vor das Geſicht haltend. —

Eine furchtbar angſtvolle Pauſe trat ein. Der Fiskal ermannte ſich.

„Zurück von mir, Schlange!“ donnerte er den Sohn an, ihn mit dem Fuße zurückſtoßend; dann wandte er ſich zu den Richtern, ſeinen Amtsrock ablegend: „Richtet ſtrenge über den Knaben Abſalom und achtet nicht des unglücklichen Vaters!“ Hierauf ging er wankenden Schrittes zum Saale hinaus.

Stille war's, daß man das Athmen hören konnte und aller Augen waren geſpannt auf die Richter geheftet.

Noch einmal bat Swaneſeldt und Quintin.

„Richtet!“ rief Gomez knirſchend und giftige Blicke auf die Bittenden ſchießend, den Richtern zu, „ich will nicht mich frei betteln laſſen von dieſem Volke!“

„So theilt die Strafe mit Euern Schandknechten, Junker,“ ſprachen die Richter, „doch mag der Statthalter kaiſerlicher Majeſtät, wenn's ihm beliebt, das Urtheil mildern!“ — Sie wurden abgeführt.

„Das iſt die Strafe des Laſters,“ ſprach der Comthur, zu Quintin tretend, „wohl dir, daß dein Gewiſſen makellos iſt!“ —

V.

Im tiefen Sinnen ſaß einen Monat ſpäter Maria in ihrer Kammer. Die Stickerei lag vor ihr. Ihre Hand hielt die Nadel, aber arbeiten konnte ſie nicht, denn Thränen verdunkelten ihren Blick.

„O du harter Vater!“ ſeufzte ſie leiſe, „warum iſt dein Künſtlerſtolz mächtiger, als die Liebe zu deinem Kinde? Könnte nicht Quintin auch als Waffenſchmied als dein Eidam dir Ehre machen?“ — Sie weinte leiſe fort. Da klopfte es an ihrer Thür, und Quintin trat ſchüchtern herein.

Mit dem „Ach!“ eines freudigen Erſtaunens flog Maria an ſein Herz. Er ſchlang den einen Arm, den er noch brauchen konnte, um die Geliebte. Einen Moment hielten ſie ſich innig umfangen; dann ſetzte ſich Quintin zu der Geliebten.

„Ach!“ ſeufzte auch er. „Maria! warum trennt uns deines Vaters Eiſenwille und Stolz? — Wie glücklich würden wir leben!“

Maria's Thränen rieſelten auf die Stickerei.

„Aber verzage nicht, Geliebte! ich will dich verdienen. Ich fühle in mir die Kraft, auch einſt den Pinſel mit Ehre zu führen. Wir Beide ſind jung. Vertraue Gott, der uns zuſammengeführt; es wird Alles noch gut gehen!“

Maria erhob langſam das ſcheue Auge zu ihm, als wolle ſie forſchen, ob's nicht ein eitler Troſt ſei.

Quintin legte die Hand aufs Herz. „Traue mir, Maria! Bleibe du mir treu und nichts ſoll uns trennen!“

Da flog das Mädchen von Neuem an ſeine Bruſt. „Kannſt du zweifeln an meiner Treue?“ fragte ſie ſanft verweiſend. „O! eher erliſcht der Sonne Licht, als meine Treue wankt! Aber welche Ausſichten haſt du?“

„Ich werde Maler,“ rief begeiſtert Quintin und ſeine Augen funkelten, „und dereinſt werde ich vor deinen Vater treten und ihn fragen: Willſt du dem Maler verſagen, was du dem Waffenſchmied verſagteſt?“ —

„Ha, ha, ha,“ erſcholl draußen vor der Thür ein höhniſches Lachen, und in die Thüre trat mit verbiſſenem Grimme Swanefeldt. „So erkühnſt du dich noch, mein Haus und der Jungfrau Kammer zu betreten, Verführer!“ rief er zornig, „und ihr verbranntes Gehirn mit deinen Albernheiten anzufüllen?! — Hab' ich es dir nicht genugſam geſagt, daß nur ein vollendeter Maler, deſſen Kunſt ich ehren muß, die Hand meiner Maria erhalten wird, und du, Handwerker, reckeſt deine ſchwarze Hand nach ihr? Soll ich mein Hausrecht gebrauchen?!“

„Habt Erbarmen, Vater,“ flehte Maria, „und gedenkt, daß er mich rettete, daß ich ihm mein Leben verdanke, und meine Ehre!“

„Die er dir, leichtſinnige Dirne, jetzt durch ſeine heimlichen Beſuche zu rauben kommt!“ donnerte der Alte.

Da erhob ſich ſtolz Quintin. „Ich habe in Zucht und Ehren Euer Kind beſucht, Herr Swanefeldt, und in Zucht und Ehren wollte ich ſie heimführen, als mein eheliches Gemahl und ſie redlich nähren durch meine Kunſt.“ —

„Kunſt?!“ höhnte der Alte.

Aber Quintin fuhr mit ſteigender Kraft und Wärme fort; „Ihr nur habt uns gezwungen, heimlich eine Liebe zu nähren, deren wir uns vor Gott und aller Welt nicht zu ſchämen brauchen. Seid ruhig. Ich betrete Eure Schwelle nicht wieder!“

Verblüfft ſtand Schwanefeldt vor dem Jüngling. Leiſe trat Quintin zur ohnmächtig hingeſunkenen Maria, drückte einen Scheidekuß auf ihre Lippen, hob ſie ſanft auf und trug ſie auf das Bett und ſchritt dann ſtolz an dem Maler weg zur Thüre hinaus.

Eine Weile noch ſtand Swanefeldt da und ſah auf die Thüre, zu der der Jüngling hinausgeſchritten war, dann brummte er leiſe vor ſich hin: „Es iſt wahr, ich handle undankbar! Schade, daß er kein Maler iſt!“ dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er das Andenken an die beſſere Regung ſeines Herzens, die ihn eben übermannt hatte, wegwiſchen, holte darauf Eſſig, um Marien anzuwaſchen.

Sie ſchlug ihr Auge auf. „Wo iſt Quintin?“ fragte ſie.

„Wo er hingehört, an ſeinem Schraubſtock,“ erwiederte höhniſch der Vater; „und du, ehrvergeſſene Dirne, ſchweigſt und nennſt ſeinen Namen nicht mehr, auf daß nicht auch du fühleſt, daß die Vaterliebe ſtreng ſein muß, um das verirrte Kind auf den Weg der Ordnung zurückzuführen.“

Mit trübem Blick und ſchwerem Herzen ging Quintin Meiſter Jan's Wohnung zu. Er war aus ſeinem Himmel getrieben. Marien's Rettung hatte ihm Swanefeldt's Thüre geöffnet. Oft kam er, oft fand er Marien allein und im traulichen Geſpräche flogen die Stunden dahin. Immer ſchöner erſchloß ſich ihm Marien's Engelsherz, immer zutraulicher wurde ſie. — Unvermerkt zog die Liebe in Beider Herzen mit ſiegender Allgewalt ein. Selige Tage brachte Quintin's noch immer kranker Arm, denn er konnte nicht arbeiten. Mit der Allgewalt der erſten Liebe hing Marien's Herz an dem liebenden Jüngling. Ihnen war nie eine Ahnung gekommen, wie nahe die Gefahr ſei, wie ſich ein Unwetter über ihren Häuptern ſammle. Swanefeldt hatte bei ſeinem erſten Beſuch in Meiſter Jan's Wohnung die Ueberzeugung gewonnen, Clara liebe den Jüngling und er ſie, und des Vaters damalige Rede war ganz geeignet, ihn auf den Gedanken zu bringen, Quintin ſei Jan's künftiger Eidam. Darum war er ſo ſorglos bei Quintin's Beſuchen. Darum ſchrieb er bei Marien auf die Rechnung der Dankbarkeit, was die Aeußerung einer innigen Liebe war. Unter dieſen Umſtänden fand die Liebe kein Hinderniß in ihrem Weg und wuchs freudig und friſch. Aber in dem Momente des höchſten Glückes, gerade als Maria an Quintin's Herz geſunken war und das beſeligende: „Ich liebe dich!“ geliſpelt hatte, da trat Swanefeldt aus ſeiner Werkſtätte in das Zimmer, wo die Liebenden ihn, ſich ſelbſt und die Welt vergeſſen hatten.

„Was gibt's hier?“ hatte er ſie angedonnert und mit Fluchen war er auf ſie zugerannt, hatte ſie auseinandergeriſſen und Quintin ſein Haus verboten. Aber die Liebe kennt und ſcheut keine Gefahren. Quintin hatte heimlich Marien geſprochen und von ihr den hoffnungsloſen Beſcheid empfangen, nur einem Maler, der ihm durch ſeine Kunſt Bewunderung ablocke, werde der Vater Marien's Hand geben oder einem Edelmanne, nie aber einem Handwerker, wie Quintin.

Und dennoch zogen ihn des Herzens mächtige Triebe hin zu Marien, bis ihn der Vater endlich bei ihr fand und ſo ſchnöde behandelte.

Quintin trat ſtill in das Gemach Meiſter Jan's, mit gewöhnlicher Herzlichkeit grüßend.

Jan dankte nicht. Vor ſich hinbrütend ſaß er mit gerunzelter Stirn am Tiſch und rechnete, zählte dann Geld, rollte es zuſammen und legte es neben ſich hin.

Clara ſaß an der Spindel mit rothgeweinten Augen und ſah mit einem wehmüthigen Blick auf Quintin, ſtand dann auf und ging leiſe in die Kammer.

Der Meiſter fuhr einigemal über ſein Geſicht mit der Hand, dann ſtand er auf und ſtellte ſich mit zornglühenden Blicken vor Quintin hin, der voll Erwartung daſtand. „Quintin,“ hob er mit ungewiſſer Stimme an, „Ihr wißt, ich hatte Euch mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen in mein Haus, hatte Euch Kindesrechte gleichſam ſtillſchweigend eingeräumt“ —

„Wozu dieſe Einleitung?“ fragte Quintin, „ich muß Euch bitten, Euch kurz auszuſprechen. Ich ahne, was Ihr wollt!“ —

„Seit Ihr zur Arbeit unfähig ſeid, pflegten wir Euch, als ob Ihr unſer Sohn wäret.“ —

„Das lohne Euch Gott, Meiſter! wie ich es Euch danke! Aber warum dieſe Rechnung?“ fiel Quintin ein.

Doch der Meiſter ergrimmte ob dieſer Zwiſchenrede. „Ich gedachte es gut mit Euch zu machen. Ich wollte Euch Claren's Hand geben, denn das Mädchen war Euch gut — da war Euch Clara zu geringe. Die Malerstochter wolltet Ihr freien und ſo uns lohnen mit Undank, darum verlaßt Ihr noch heute mein Haus.“

„Euer letzter Jahrlohn ſteht noch, hier habe ich ihn zuſammen gerechnet, daß Ihr Euch nicht beſchweren könnt. Und ſomit Gott befohlen.“

Quintin ſtand wie erſtarrt. Todtenbläſſe überzog ſeine Wangen, während der Meiſter ſprach; als dieſer aber jetzt ein Röllchen Geld auf den Tiſch warf, da erwachte er; da ſtieg ihm das Blut in die Wangen und Blitze ſprühte ſein Auge — aber er hörte Claren's Schluchzen — und der Löwe wurde zum Lamme; doch konnte er die Bitterkeit nicht unterdrücken, die ſeine Bruſt erfüllte.

„Meiſter,“ ſagte er mit ſchneidendem Tone, „von Euern Händeln träumte mir nicht, ſo ſehr ich Eure Tochter ehre und liebe. — Mir eine Behandlung vorwerfen, die in Eurem freien Willen ſtand, für den ich Euch dankbar bin, iſt mindeſtens unedel. Ich hatte mehr Schonung, wenn auch nicht für mich, doch für Claren erwartet. Dieſes Geld — haltet für Eure Pflege ſeit ich nicht arbeiten konnte — oder, ſo Ihr das nicht wollt, gebt es dem armen Kaspar, der krank liegt am Fieber, er iſt ſeiner bedürftig, ich nicht.“

Mit dieſen Worten wendete er ſich und ging ſchon nach wenig Minuten mit ſeinen wenigen Habſeligkeiten die Treppe herab, um das Haus zu verlaſſen. Innerer Grimm folterte ihn. Er fühlte ſich in dieſem Momente zu etwas Beſſerm geboren, als zu Hammer und Ambos.

Da aber ſtand plötzlich Clara vor ihm, bleich wie ein Marmorbild, die Hände ringend mit fließenden Thränen.

„O, vergebt dem Alter!“ rief ſie, ihre Arme um ſeinen Hals ſchlingend, „werft keinen Haß auf uns! Scheidet nicht, wenigſtens nicht mit Fluch und Groll; ich bitte, ich flehe zu Euch, ſonſt raubt Ihr mir meinen Frieden gänzlich!“

„Edle Seele!“ ſprach Quintin, „wer könnte je dir grollen? Wer möchte den Himmelsfrieden deiner Seele ſtören?“

„Wo ich auch ſei, Clara, da wird meine Seele Euren Namen ſegnen! Aber bleiben kann ich nicht — unmöglich!“

Da ſchluchzte ſie lauter, ſchlang ihre Arme inniger um ihn, drückte ihre Lippen auf die ſeinigen und liſpelte unter rinnenden Thränen: „Leb' wohl, leb' wohl, ich kann dich nie vergeſſen, dich, den meine Seele liebte!“ Dann riß ſie ſich los und eilte ſchnell hinweg und Quintin taumelte, wie trunken, hinaus in die Dämmerung.

Groß und rieſig und dunkelſchwarz, wie die Sanct Annenkirche vor ihm ſich in der Dämmerung erhob, lag ein unausſprechliches Weh auf ſeinem Herzen. Kummervoll lehnte er an der metallenen Pforte des Heiligthums und wunderliche Gedanken woben einen dichten Schleier um ſeine Seele.

Alles verloren, Alles an dieſem entſetzlichen Tage, klagte er leiſe. Wohin ſoll ich mich wenden?!

„An Gott und an mich, den du noch nicht verloren haſt!“ ſprach eine wohlbekannte Stimme jetzt neben Quintin, und mit treuherziger Theilnahme ergriff der Comthur Quintin's Hand und zog ihn mit ſich fort.

VI.

Bei hellem Kerzenſcheine ſaß Quintin in dem Quartiere des Grafen Hoorne, in einem weichgepolſterten ſammtnen Armſeſſel gegen dem Grafen über. Des Grafen Blicke ruhten mitleidig auf dem bleichen Geſichte des Jünglings.

„Quintin,“ hob er nach einer Pauſe an, „die freventliche Rede, die du vor wenig Minuten führteſt, und dein bleiches Geſicht läßt mich auf unſelige Begebenheiten ſchließen, die dich betroffen haben? Hat der heimtückiſche Spanier dir vielleicht ſchon die Grube gegraben?“ —

Der Jüngling ſeufzte tief auf und ſchüttelte dann leiſe den Kopf. „Von einem Spanier weiß ich nichts. Was konnte er auch für eine Freude haben, mich unglücklich zu machen, wo mich Keiner dieſes Volkes kennt!?“ —

„Du argloſe Seele!“ rief der Comthur, „haſt du denn Don Gomez Lanos vergeſſen, dem du ſeine Beute entriſſen?! Siehe, ich kenne beſſer die Wege deines Geſchicks in des Meiſters Hauſe. Niemand anders, als Gomez, hat es angerichtet; und glaubſt du, ſeine Rache ſei geendet, ſo irrſt du ſehr. Dein Leben iſt hier in großer Gefahr. Du mußt Antwerpen ſchnell, und wenn nicht auf immer, doch auf lange Zeit verlaſſen.“

Da erbleichte Quintin noch mehr.

„Was iſt dir?“ fragte der Comthur erſchreckend.

Quintin warf ſich vor ihm nieder. „Edler Mann!“ rief er tief ergriffen, „Eure Huld fordert mein Vertrauen!“

„Steh' auf, mein Sohn, und ſprich offen!“ mahnte der Comthur, „ich will für dich ſorgen.“

Da erſchloß ſich des Jünglings Seele vor dem Manne, daß er tief hinabſchauen konnte.

Gerührt drückte er den Jüngling an ſeine Bruſt.

„Ich ſtehe allein auf Erden,“ hob er nach einer Weile mit Rührung an, „ich habe Niemanden, der mir dereinſt liebevoll die Augen zudrücken wird, denn ein unſeliger Zwiſt trennt meinen Bruder von mir. Ich gehe jetzt einen ernſten Gang und du ſollſt mich begleiten, mein Sohn, ſollſt um mich ſein in trüben und heiteren Stunden, und deinen verlornen Vater will ich Dir zu erſetzen ſuchen! Willſt du?“

„O, ich verdiene dieſe Huld nicht!“ rief der Jüngling, in die geöffneten Arme des Comthurs fliegend.

„Gut,“ fuhr dieſer jetzt fort, „mich ruft die Pflicht nach Malta, denn der Orden bedarf meines Armes. Sultan Mahmud droht Malta mit einem Ueberfalle; doch ehe der Frühling kommt, wird der Türke ſich nicht herauswagen aus ſeinem Aſyle; darum reiſe ich ab, mit dem morgenden Tage, damit ich in Deutſchland und Schwaben des Ordens Geſchäfte beende und dann noch in dieſem Winter Malta erreiche.“

„Für deinen Wunſch, dich zum Maler zu bilden, kann es noch Rath werden in dem kunſtreichen Welſchlande, wo du bleiben magſt, bis der Krieg mit Malta geendet iſt, wo wir dann vielleicht, ſo es Gott gefällt, in unſer gutes Holland heimkehren.“

Quintin's Auge funkelte — bald aber fiel er in ein tiefes Nachſinnen.

„Du haſt noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn, ſprich es aus, vielleicht weiß ich dir Rath.“

„Ihr ſeid ſo gütig, mein edler Herr,“ verſetzte ſchüchtern Quintin, „daß Ihr mir wohl nicht zürnet, wenn ich den Wunſch hege, Marien von meinem Schickſale zu unterrichten.“

Der Comthur lächelte. „Wie willſt du das anfangen?“ fragte er.

„Ich will ihr ein Brieflein ſchreiben,“ meinte Quintin.

„Aber wie ſoll ſie es erhalten?“ fragte zweifelnd der Comthur. „Die Zeit eilt und es iſt ſchon ſpät.“

„Ich bringe es Claren, ſie wird die letzte Bitte mir nicht verſagen.“

„So verſuche es,“ ſprach der Comthur aufſtehend; „ſchreibe ſogleich, hier haſt du Pergament. Eile dich aber.“

Er ging hinaus.

Quintin griff raſch zum Kiel und ſchrieb. Dann rollte er das Pergament zuſammen und ging nach dem Hauſe ſeines alten Meiſters.

In ihrer Kammer weinte Clara dem entſchwundenen Liebesglücke bittere Thränen nach. Ob auch ihr Herz gebrochen war, ſie konnte Quintin nicht zürnen. „Was konnte der Jüngling dafür,“ klagte ſie leiſe, „daß mein Herz ihn liebte? Was konnte die arme Maria dafür, daß ſie ſeine Liebe gewann? Ach, was verſchuldete ich Arme aber, daß mein Herz lieben mußte, um der Liebe Leid in ſo hohem Grade zu fühlen?“ Sie weinte leiſe und flehte um Muth und Stärke zur heiligen Jungfrau. Da flog ein Steinchen wider die runden Scheiben ihres Kammerfenſters, dann noch eins. Sie öffnete mit einer bangen Ahnung.

„Clara!“ rief es leiſe unten, „theure Clara!“

„Gott, das iſt Quintin's Stimme!“ ſprach ſie zitternd; „was wollt Ihr, Quintin?“

„Die letzte Bitte des vielleicht auf immer ſcheidenden Freundes werdet Ihr mir nicht verſagen! Ihr ſeid ſo gut, ſo liebevoll gegen mich geweſen,“ flüſterte Quintin unten, „daß ich mit Vertrauen meines Lebens Glück in Eure Hand lege. O Gott! Clara, rechtfertigt mein Vertrauen! Vergebt mir, wenn es Euch kränkt. Bringet einen Faden heraus, daß ich Euch dies Blättlein daran binde und bringet ſolches Marien, Swanefeldt's Tochter.“

Clara taumelte vom Fenſter. Alle ihre Nerven bebten, es dunkelte vor ihrem Blicke. „Großer Gott!“ jammerte ſie, „iſt es noch nicht genug des Jammers für das arme Herz?“ Halb bewußtlos ließ ſie den Faden hinab und zog das Blatt herauf, das ihrem Herzen einen ſo furchtbaren Todesſtoß gab.

„O, Clara!“ flehte noch einmal Quintin unten, „erfüllet meine letzte Bitte!“

„Ich will!“ ſprach ſie mit brechender Stimme.

„So lebt wohl, Gott ſegne Euch!“ rief der Jüngling und verſchwand, und Clara ſank nieder auf ihre Kniee und flehte: „Brich mein Herz, Vater im Himmel! daß es den Frieden finde bei dir, den es hienieden verloren hat!“ —

Der Tag graute in Oſten, da ritt Quintin in ſtummem Schmerze neben dem Comthur zu dem Thore hinaus, zu welchem er vor einem Jahre mit eben ſo ſchwerem Herzen hereingekommen war.

Oben auf der Anhöhe, wo der Comthur den Jüngling geſunden, hielt dieſer plötzlich ſein Roß an und ſah Quintin in das thränenſchwere Auge.

„Du läßt dein Lebensglück hier zurück,“ ſprach er ſanft, „aber ſiehſt du dort die Morgenröthe flammen? O Jüngling, dir, dir wird ſie einſt an deinem Horizonte eben ſo ſchön heraufglühen, wenn du wiederkehrſt. Du biſt es nicht allein, der ſo von ſeinem Glücke ſcheidet und dir bleibt die Hoffnung. Wie Mancher ſchied eben ſo, wie du, und ihm lächelte keine Hoffnung und nur die kalte Nothwendigkeit legte ihre Eiſenhand auf das arme Herz und gebot ewige Entſagung. Und doch mußte er ſcheiden, überwinden und ſiegen über ſich ſelbſt und ſein Schickſal. Faſſe du Muth und ſei ſtark, mein Sohn!“

„O Gott! auch Ihr ſeid nicht glücklich, mein edler Vater!“ ſprach leiſe Quintin, ſein Auge auf den Comthur mit inniger Liebe heftend.

„Ja, ſo nenne mich, Quintin, ſo nenne mich, dann habe ich doch ein Weſen auf der armen Welt, das ich lieben kann, das mich liebt.“ Er reichte Quintin ſeine Hand mit gewaltiger Rührung, die dieſer mit Inbrunſt an ſeine Lippen drückte.

Dann rief der Comthur: „Hin iſt hin! verloren iſt verloren!

Glaube mir, mein Sohn, ich bin jetzt glücklich, ſehr glücklich. Ich habe überwunden. Auch du ſollſt glücklich werden, obwohl auf andere Art!“

Und raſch gab er ſeinem Pferde die Spornen, und dahin flogen ſie die Straße.

Die Glocken des Sanct Annenthurmes riefen zur Frühmeſſe. In Schaaren kamen die Gläubigen zum Tempel des Herrn. Die Straße herauf kam langſamen Schrittes und geſenkten Hauptes Maria, um in dem frommen Gebet Ruhe für das wunde Herz zu ſuchen. Einen ſchüchternen Blick warf ſie auf das Haus, wo der Geliebte wohnte. Da ſchwebte aus der Thüre des Hauſes Clara, bleich wie eine Lilie, in ein ſchwarzes Gewand gehüllt; aber ihr Auge leuchtete, wie der Stern der Liebe beim Untergehen — ſie hatte den ſchwerſten Kampf gekämpft dieſe Nacht, und den ſchwerſten Sieg errungen — den über das eigne Herz.

Mit leiſem Winken trat ſie zu Marien, die erröthend in das liebliche, bleiche Geſicht ſah. Sie faßte zitternd ihre Hand. „Laßt uns vereint beten, Jungfrau!“ ſprach ſie mit wankender Stimme. „Laßt uns für Quintin beten!“

Da faßte Maria ihre Hand. „O, du Engel des Friedens!“ rief ſie leiſe, „ja, laß uns beten für ihn!“ Sie gingen in den Tempel. Ihre Seelen floſſen in einander. Ein Gebet entſtrömte ihren Schweſterſeelen. Hier aber betete die beglückte Hoffnung, dort die demüthige Entſagung.

Der Gottesdienſt war geendet. Wie verklärt erhob ſich Clara und ging mit Marien hinaus. Claren's Herz hatte Kraft gewonnen, Quintin's letzten Wunſch zu erfüllen. Sie legte leiſe in Marien's Hand das Pergamentblatt und ſprach: „Quintin's letzte Bitte iſt erfüllt. Nun lebet wohl und Gott ſegne Euch und ihn!“ Sie riß ſich los und eilte ihrer Wohnung zu.

Da dämmerte in Marien's Seele der Tag der Erkenntniß. „Sie liebt ihn,“ ſprach ſie leiſe, „und hat ihm entſagt; o du himmliſches Weſen, Gott gebe dir Frieden!“

VII.

Der Winter war früh hereingebrochen in die Thäler Helvetiens und lange hatten den Comthur des Ordens Geſchäfte in Deutſchland und Schwaben hingehalten. Schon ſtarrten von Schnee und Eis Helvetiens graue Rieſen und das Leben auf den Alpen war verſtummt; da zogen die Reiſenden durch das herrliche Land dem von Quintin ſo heiß erſehnten Italien zu. Beſchwerlich war die Reiſe und nicht ohne manche Gefahren, aber ſie überſtanden ſie glücklich. Auf Quintin's Gemüthszuſtand hatte der Wechſel der Gegenden des lieben Deutſchlands und nun Helvetiens ſtarre Winterpracht und Italiens Sommer im Winter einen gar wohlthätigen Eindruck gemacht. Heiterer gedachte er der fernen Geliebten und fröhlicher blickte er ſeiner Zukunft entgegen.

Sie hatten Rom erreicht; da erkrankte der Comthur ſchwer. Mit der innigſten Liebe, mit der ausdauerndſten Treue pflegte ſein der Jüngling. Oft ſaß er mit Thränen im Blick am Schmerzenlager des väterlichen Freundes und dunkel umwölkte ſich der Himmel ſeiner Hoffnung. Der Comthur wurde immer kränker. Nur wenige Freunde des Comthurs waren um ihn und theilten mit Quintin die Sorge um den Kranken. Nur mit Gewalt aber konnten ſie Quintin bewegen, der Ruhe zu genießen, die ihm ſo nöthig war. Gerührt ſah der Comthur die Liebe des Jünglings, und ſeine Hand faſſend, ſprach er matt: „Wie ſoll ich dir vergelten deine reiche Liebe, mein Sohn?“ —

Quintin's Gebet wurde erhört, der Comthur genas wieder. „Du ſollſt nicht mit mir nach Malta, mein Sohn,“ ſprach er eines Tags. „Ich habe dir einen Meiſter erwählt und ausgemacht, bei ihm ſollſt du dich üben in der herrlichen Kunſt. Ich habe für dich geſorgt. Sterbe ich in Malta, ſo wird mein treuer Freund Visconti dir meinen letzten Willen eröffnen. Sterbe ich nicht, ſo umarme ich dich wieder nach einem Jahre, ſo Gott will!“

Er drückte den Jüngling an ſeine Bruſt. „Gedenke des

Zieles, das du erreichen willſt, mein Sohn, und ſei fleißig. Vergiß meiner nicht, wenn ich fern bin, und weihe mir eine Thräne, wenn ich fallen ſollte im Kampfe gegen die Ungläubigen."

„Das verhüte Gott, daß ich noch einmal ſollte vaterlos werden!" ſprach Quintin.

Gerührt riß ſich der Comthur aus ſeinen Armen und reiſte ab, von den Segenswünſchen des Jünglings begleitet.

Der Statthalter kaiſerlicher Majeſtät hatte die Strafe des Don Gomez Lanos zu einem Monat Arreſt gemildert. So viel vermochte das Anſehen des Ritters von Calatrava und Fiskals Don Piedro Lanos. Statt aber, daß die Strafe und die Einſamkeit des Kerkers das wilde Gemüth des Jünglings gebändigt hätte, war es vielmehr nur heftiger geworden und in ſeiner Seele war das Verderben geſchworen dem Retter ſeines Opfers und dieſem ſelbſt, Quintin und Marien. Kaum ſeiner Haft entlaſſen, hatten ihm auch die Späher Quintin's Aus- und Eingehen im Hauſe Swanefeldt's hinterbracht, und ſeine Combinationsgabe hatte ihm auch ſogleich zu der Gewißheit verholfen, daß Beide ſich liebten. Er war es, der durch einen Andern an jenem verhängnißvollen Tage Quintin's Einſchleichen in Swanefeldt's Hauſe dieſem hinterbracht und das ſtolze Gemüth des Malers gereizt hatte. Er war es, der unter dem Vorwand, etwas bei Meiſter Jan zu kaufen, auch dieſen zum Haſſe gegen Quintin empört hatte.

Sein Plan war, den Armen erſt recht elend zu machen, und dann ihn mit ſeinem Dolche ſeiner Rache zu opfern. Der Comthur hatte die Schritte des Boshaften belauern laſſen, und ſah die Gefahr, und wollte an jenem Abend, als er Quintin in halber Verzweiflung traf, den Jüngling warnen und mit ſich nehmen.

Gomez knirſchte, als ſein Opfer ihm entronnen war. Nun blieb ihm noch ein Gegenſtand ſeiner Rache — Maria; aber die alte Leidenſchaft erwachte in ſeiner Seele. Verderben wollte er ſie erſt, beflecken mit ſeinem Laſterhauche die reine Seele, und dann ſollte ſie ſterben unter ſeiner Hand.

Er drängte ſich an Swanefeldt. Er ſchwatzte mit ihm von der Kunſt in erheuchelter Begeiſterung. Er kaufte einige ſeiner Bilder um hohen Preis — und hatte des Künſtlers Freundſchaft gewonnen.

„Geld gewinnt die Welt!“ jubelte er, und drückte die Argusaugen der väterlichen Liebe zu.

Aber diesmal hatte er ſich ſehr betrogen. Bald durchſchaute der Maler die Schlangenwege des Laſters, die der Jüngling einſchlug und ſeine Seele empörte ſich. Er vermied ihn. Er war kalt gegen ihn — aber es half nichts — der Zudringliche ließ ſich nicht abweiſen. Da ließ ihn Swanefeldt die ganze Verachtung fühlen, die der Wüſtling verdiente.

Knirſchend ſchwor der Verſchmähte ewige Rache auf Swanefeldt's Haupt. Und bei dem Vater klagte er ihn ſchnöder Frevel, ja des ketzerhaften Glaubens an.

Der Grand von Spanien hatte die Schmach noch nicht vergeſſen, die durch Swanefeldt's Tochter über ſeinen Adel gekommen war. Froh, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben, ließ er ſchnell den Maler in gefänglichen Gewahrſam bringen.

Triumphirend trat am Nachmittage des Verhaftungstags ihres Vaters Don Gomez in Marien's Gemach, die erbleichend über das hölliſche Lächeln ſeines Mundes kaum ſich von ihrem Sitze zu erheben vermochte. Grinzend freundlich drückte er ſie mit ritterlicher Courteiſie in ihren Stuhl zurück, ſetzte ſich neben ſie hin und begann ihr nun mit wohlgefälligem Lächeln die Lage ihres alten Vaters mit allen Schrecken auszumalen Folter und Scheiterhaufen — Anfang und Ziel ſeiner Qual malte er mit den grellſten Farben der unglücklichen Tochter aus. Dann zeigte er ihr, wie nur ſie, wenn ſie ſeine Flammenliebe erhöre, ihren Vater retten könnte.

Er hatte geendet. Bleich, ein Bild des Jammers, ſaß das Mädchen vor dem Böſewichte da. Doch bald richtete ſich ihre Seele auf.

„Hölliſcher Böſewicht!“ rief ſie aufſpringend, „haſt du noch nicht genug Jammer über mein Leben gebracht? Willſt du mich und meinen Vater verderben? Es wird dir nicht gelingen! Gottes Auge wacht über der Unſchuld und wird deine hölliſchen Pläne vernichten. Zittere, zittere vor dem Rächer der Unſchuld!“ Mit dieſen Worten eilte ſie hinaus. Doch ein wenig erſchüttert von der Rede des Mädchens ſchlich, bleich vor Wuth und Entſetzen, der Böſewicht zum Hauſe hinaus.

Bei Claren hatte Maria Troſt und Rath gefunden. Der wackere Jan ſah jetzt plötzlich, wie auch er ein Werkzeug der Rache in des Böſewichts Hand geweſen war. Schwer bereuete er das Unrecht, was er Quintin gethan, und an Marien wollte er es wieder gut machen. Er nahm die Schutzloſe in ſein Haus. Er wandte zur Rettung Swanefeldt's an, was er vermochte. Leider war Alles umſonſt. In einem finſtern feuchten Kerker ſaß der unglückliche Mann. Wenige Halmen Strohes — ſein Lager, Waſſer und Brod, kärglich zugemeſſen, ſeine Nahrung. Eine verpeſtete Luft mußte er athmen, und kein Schimmer des Tages traf ſein Auge.

Schon Monate hatte der Proceß des unglücklichen Schuldloſen gedauert. Die Winterkälte hatte ſeine Lage bis zur Unerträglichkeit verſchlimmert. Die Folter hatte der Fiskal ihm zuerkannt, um das Bekenntniß ſeiner Ketzerei ihm zu erpreſſen — da erhörte der Himmel das Flehen der Unſchuld — ein Nervenſchlag tödtete den alten Fiskal Lanos, und ein edler Holländer, Hanns van der Neelen, kam an ſeine Stelle.

Maria fiel zu den Füßen des neuen Fiskals und beſchwor ihn, ſein Amt mit einem Werke der Barmherzigkeit zu beginnen. Swanefeldt's Proceß wurde revidirt und der Unſchuldige freigeſprochen.

Der ohnmächtige Gomez wüthete — aber umſonſt.

Lange dauerte es, bis Swanefeldt ſeine Geſundheit wieder erlangte, die er in dem finſtern Loche verloren hatte. In Antwerpen mochte er nicht mehr bleiben. Zu viel unangenehme

Erinnerungen knüpften ſich an dieſen Ort. Er verließ ihn im erſten Jahre ſeiner Befreiung und zog mit Marien nach Amſterdam, wo eine neue Bahn für ſein Künſtlertalent ſich ihm eröffnete und wo er die Tage ſeines Alters in Ruhe zu verleben hoffte.

In dem ſchönen Bunde der Freundſchaft hatten Clara und Maria gelebt. Eng waren ihre Herzen zuſammengeknüpft in der Liebe zu Quintin, um den ſie Beide trauerten als um einen Todten; denn zu ihren Ohren war die Kunde gedrungen, er ſei mit dem Comthur nach Malta gezogen und ſei dort mit dieſem in der Vertheidigung La Valetta's gefallen. Stillſchweigend hatten Beide ihm ewige Treue gelobt. Auf Marien's Flammenſeele wirkte der Schmerz verzehrender als auf Claren. Ihr Heil lag jenſeit des Grabes. Maria hatte es hienieden geſucht. Das fromme Gemüth gewann eine himmliſche Ruhe ſelbſt in dem tiefen Wehe.

Um dieſe Zeit brach die morſche Hülle Meiſter Jan's unter der Laſt der Jahre. Der Kummer, Claren allein und ohne Stütze zu hinterlaſſen, da ſie alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung ausſchlug, hatte ſeinen Tod befördert.

Maria eilte, als die Trauerbotſchaft ihr gebracht wurde, mit ihrem Vater nach Antwerpen zum Troſte der theuern Freundin. Aber nicht, wie ſie geglaubt hatte, fand ſie Claren. Die ſtille Heiterkeit einer Verklärten ſchwebte auf dem himmliſch ſchönen Antlitze der Jungfrau.

„Tröſte mich nicht, meine Maria,“ ſprach ſie freundlich. „Meine Hoffnung und meine Liebe iſt nun jenſeits. Ich gehöre der Erde nicht mehr an. Aber bei dir will ich des Engels harren, der des Körpers Ketten löſt und mich in das Land der Freiheit und des ewigen Friedens führt!“ —

Maria umarmte ſie weinend.

Swanefeldt machte Claren's Habe zu Geld, und dann zog ſie mit ihnen gen Amſterdam.

VIII.

Mit dem Fleiße, zu dem ihn ſeine Liebe trieb, und mit den Talenten, die in ihm lagen, machte Quintin wahre Rieſenfortſchritte in dem Gebiete der Kunſt. Zwei Jahre waren verfloſſen und ſchon nannten Roms Künſtler mit wahrer Achtung den Namen Meſſijs.

Reiche Gaben des edlen Visconti hatten Quintin bei ſeinen wenigen Bedürfniſſen zu einem gewiſſen Grade von Wohlhabenheit erhoben. Dazu kam noch, daß Roms Frauen und Jungfrauen nur von dem ſchönen Holländer, den ſeine ſtille Schwermuth ſo intereſſant machte, wollten gemalt ſein. So blühte Quintin's Talent und Ruhm freudig auf, und ſeine Seele dachte mit ſtiller Wonne an die Rückkehr ins theure Vaterland.

Da trat eines Morgens mit trüber Miene Visconti in das Atelier des Künſtlers. Nicht ohne bange Ahnung trat ihm Quintin entgegen.

„Ich komme," begann er nach einer traurigen Begrüßung, „die ſchwerſte Pflicht meiner Curatorſchaft über Euch, Herr Meſſijs, zu erfüllen. Dieſer Brief aus Malta meldet mir unſers Freundes Tod in türkiſcher Gefangenſchaft, und legt mir zugleich die Pflicht auf, ſein Vermächtniß an Euch in dieſem Document auszuliefern."

Quintin ſank bei dieſen Worten ſprachlos auf einen Stuhl. Seine Hände hielt er vor das Geſicht, und Thränen rollten ungehemmt darunter hervor. „So hat mich dann der zweite Schlag getroffen!" rief er jammernd. „So bin ich dann zum zweiten Male vaterlos!"

„Er war gut! Friede ſeiner Aſche!" ſprach Visconti. „Laßt uns unſern Schmerz männlich tragen!"

„O, warum konnte ich nicht um ihn ſein in ſeinen letzten Augenblicken, und ihm die Augen zudrücken, wie er es einſt gewünſcht hatte!" klagte der Jüngling.

„Wißt Ihr nichts Näheres von den Umſtänden ſeines Todes?“ fragte er.

„Der Brief meldet bloß ſeinen Tod,“ verſetzte Visconti, „doch um ganz die edle Seele kennen zu lernen, leſet dies Pergament.“

„Laßt mich, ich bitte Euch, edler Herr!“ rief, vom allzuheftigen Schmerz ergriffen, Quintin, „kenne ich denn ſeine Seele nicht, bedarf ich noch neuer Beweiſe, um die Größe meines Verluſtes zu fühlen?“ —

„Wohlan, ſo muß ich es Euch leſen, ſo ſchwer mir es auch wird,“ verſetzte Visconti, und las das Document.

Der Comthur vermachte darin an Quintin tauſend holländiſche Golddukaten, nebſt ſeinem herrlichen Hauſe zu Antwerpen, und einem Landgut unweit Amſterdam, das dem Comthur zu eigen war.

„Ihr ſeid nun ein reicher Herr und frei,“ fuhr Visconti fort. „Gebrauchet Euren Reichthum wie Euer edler Pflegevater, zum Wohl Eurer Brüder, gedenket des Edlen, und lebt wohl!“

Visconti entfernte ſich, ohne den Dank zu hören, den Quintin ihm für ſeine uneigennützige Sorgfalt zollen wollte, und überließ den Jüngling ſeinem Schmerz.

Es war wiederum am Tage Sanct Katharinä, acht Monate ſpäter, als Quintin das Gemälde eben von der Staffelei nahm, mit welchem er um Marien's Hand werben wollte. Es war eine „Ruhe auf der Flucht“ von unausſprechlicher Lieblichkeit. In Marien, der Mutter des Heilandes, hatte er ſeine Maria verewigt und ihr Bild ſtrahlte in himmliſcher Herrlichkeit. Täglich war ſein Atelier von Schauluſtigen erfüllt geweſen, die dem Künſtler ihre Bewunderung zollten, und wie ſchmeichelte es dem Herzen Quintin's, ſeine Maria und ihre Holdſeligkeit preiſen zu hören. Bald aber wäre ihm doch der Zulauf des Volkes zu groß geworden, und das Lob dem Beſcheidenen zu viel, darum nahm er das Bild von der Staffelei. Kaum hatte er es abgenommen, da klopfte es abermals an der Thür und mürriſch genug rief Quintin das: „Herein!“

Die Thür öffnete ſich und herein trat, in Lumpen gehüllt, die elende Geſtalt eines Bettlers. Schnell erheiterte ſich ſein Geſicht. „Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag haſt,“ rief freudig Quintin und griff mit geöffneter Hand in die Börſe, trat dem Greiſe freundlich entgegen und reichte es ihm dar. Aber in dieſem Moment blickte er in das Antlitz des Armen und mit dem Schrei: „Gott, mein Vater!“ raſſelte das Geld auf den Boden und flog Quintin an des Comthurs Hals.

„Ja, du biſt es, du biſt mein Sohn!“ rief mit gebrochener Stimme der Comthur und drückte ihn an ſeine Bruſt, und Visconti, der in der offenen Thüre ſtand, rief tief bewegt:

„Das iſt der Lohn der Tugend, daß ſie hienieden ſchon die Freuden des Himmels ſchmeckt!“

Der erſte Rauſch der Wiederſehensfreude war vorüber. An des Comthurs Seite ſaß der Jüngling und der Freund, Beide gleich geſpannt auf die Erzählung der Begebenheiten des Comthurs.

Mancherlei ſchreckliche Schickſale hatte der edle Greis erduldet. Noth und Elend hatte er getragen, Alles, was das Sclavenleben Schreckliches hat, und nur ein halbes Wunder hatte ſeine Rettung bewirkt.

Quintin war ganz Ohr geweſen; jetzt erſt bemerkte er des Comthurs Lumpen. „Gottlob,“ rief er, „daß ich geſpart habe von dem Ueberfluſſe, den mir Eure Güte gab, und mein Verdienſt abwarf. Er eilte hinweg und legte nach wenig Minuten einen ſchweren Beutel in des Comthurs Hand.

„Kleidet Euch, edler Vater!“ rief der Jüngling, und dann nehmt hin das Document und Alles, Alles, was ich bin und habe. Ich bedarf nichts mehr, ich habe Euch wieder!“

Mit inniger Rührung ſchloß ihn der Comthur an ſeine Bruſt und rief: „Wer ſolch eine Seele ſein nennen kann, der iſt reich, und wär' er der ärmſte Bettler, er iſt reicher, als der Heidenkönig Kröſus!“

IX.

Die Künſtler Hollands hatten am 22. März des folgenden Frühlings, des Statthalters Geburtsfeſt zu begehen, auf dem Rathhauſe zu Amſterdam im großen Saale ihre Gemälde zur Beſchauung ausgeſtellt. Ein wahres Drängen und Wogen war nach, aus und in dem Saale. Beinahe Jeder fand hier das, was ſeinem Geſchmacke zuſagte. Hier Blumenbouquets, als habe ſie eben die Hand des Gärtners vom Beete gepflückt, gar wunderſchön geordnet; dort Gruppen weidenden Viehs auf üppigen Triſten. Hier des Meeres Sturm mit ſchauerlicher Wahrheit dargeſtellt und dort wieder der ſtille Frieden einer idylliſchen Landſchaft. Hier die Ideale heidniſcher Göttergebilde, bald in üppigen Formen und lebendigem Colorit, bald im reizenden Chiaroscuro und edler, reiner, göttlicher gehalten, und unmittelbar darauf folgend die Greuelſcenen chriſtlicher Martyrer mit einer Wahrheit, die das Blut ſtocken und das Haar ſträuben machte. Endlich die Scenen des häuslichen Stilllebens, mit Luſt der Wirklichkeit abgelauſcht von dem Künſtler, nebſt den Aeußerungen eines rohen Weſens, deren Pinſelſtriche der Grundſatz wohl mußte geleitet haben: Naturalia non sunt turpia, neben den herrlichen Scenen aus dem Leben des göttlichen Heilands und den himmliſchen Angeſichtern der heiligen Jungfrau, die am meiſten vorhanden und am herrlichſten gelungen waren.

Hin und her flatternd, wie der Schmetterling, ſich aus jedem Blumenkelch etwas Nektar holend, irrten die Augen der Menge über die Bilder dahin, und Lob und Tadel wurde geſpendet, je nachdem ein Bild die Individualität des Beſchauers anzog oder nicht. Darin aber waren Alle einig: Ein Bild ſei die Krone der Ausſtellung. Es war eine „Ruhe auf der Flucht,“ von einem unbekannten Meiſter. Vor dieſem Bilde ſtand immer ein dichter Haufen, und wenn auch das Auge ſich gewaltſam abzog davon, unwillkürlich kehrte es darauf zurück. Große Summen waren geboten dafür, aber der junge Menſch, der dabei ſtand, ſagte immer, es ſei nicht feil.

Es war um die Mittagsſtunde des zweiten Tages der Ausſtellung; das Volk hatte ſich verloren; nur wenige Verehrer der Kunſt ſtanden noch hier und da vor einem Bilde; da trat Swaneſeldt mit einem andern Maler vor das Bild hin, das ſo allgemein bewundert wurde, und beſchauete es mit ſtillem Sinnen.

„O mein Gott!“ rief Swaneſeldt, „iſt es nicht Maria, meine Tochter, dieſer Kopf der heiligen Jungfrau?“ —

„Wahrhaftig!“ ſprach der Maler, „die Aehnlichkeit iſt groß, ſo viel ich mich entſinne!“

„O Gott!“ ſeufzte Swaneſeldt leiſe.

„Wir müſſen es dem Künſtler zugeſtehn, daß er, obwohl Manches zu tadeln iſt, dennoch ein herrliches Bild geliefert hat,“ fuhr Swaneſeldt's Begleiter fort.

Swaneſeldt bejahte, in wehmüthiges Schauern verſunken, und ſetzte dann hinzu: „Ich möchte wohl den Künſtler kennen.“

„Ihr kennt ihn ſchon!“ rief Quintin, auf Swaneſeldt zufliegend, „laßt mich mit dieſem Bilde um Marien's Hand werben; die Liebe hat meine Hand geleitet, die Liebe mir Muth und Ausdauer verliehen. Gebt dem Maler, was Ihr dem Waffenſchmiede verſagtet!“ —

Swaneſeldt ſtarrte ihn lange zweifelnd an. Dann erkannte er ihn, und erbleichte und ſchüttelte leiſe den Kopf.

Quintin ſtürzte zu ſeinen Füßen: „O gebt mir Marien!“ rief er, ſeine Hand mit Küſſen bedeckend, „gebt mir Marien! „Euer Wille iſt erfüllt, ich habe ſie redlich verdient!“

Aber Swaneſeldt ſchüttelte noch immer das Haupt, mit Wehmuth den Jüngling anblickend. Seine Lippen bebten leiſe, ſchwere Seufzer arbeiteten ſich aus ſeiner Bruſt, er konnte nicht reden.

„Werdet Ihr, ſtolzer Mann,“ ſprach jetzt hinzutretend mit majeſtätiſchem Ernſte der Comthur, „werdet Ihr auch dem Adoptivſohn und Erben des Grafen Hoorne Eurer Tochter Hand verſagen, der in dieſem Jünglinge darum wirbt? Ich weiß, Eurer Tochter Hand iſt noch frei!“

Da blickte Swanefeldt mit einer Thräne im Auge und einem bittern Lächeln den Grafen an und ſprach leiſe: „O, der Stolz iſt gebrochen, wenn er je dies Herz erfüllte! Ihr habt wahr geredet, Maria iſt frei. Komm, Quintin, ich will dich zu ihr führen!“

Er faßte des Jünglings Hand und zog ihn mit ſich. In einer Spannung, für die es keinen Namen gab, folgte Quintin, mit banger Ahnung der Comthur. Durch die langen Straßen Antwerpens führte ſchweigend der Greis den Jüngling, der wie betäubt folgte.

„Sind wir bald dort?“ fragte Quintin, denn ſeine Füße zitterten.

„Bald, bald, mein Sohn; doch laß uns nicht zu ſehr eilen, wir kommen immer noch früh genug; ſie ſchläft noch!“

Da traten ſie aus dem Thore und vor ihnen lag der Gottesacker. Das ſchwarze Thor mit der Inſchrift: Requiescant in pace ſtarrte ſie an.

„Um Gott, was wollt Ihr?“ fragte zähneklappernd Quintin.

„Dich zu Marien führen, mein Sohn,“ ſprach mit leiſer Stimme der Greis.

Er zog den Todtenbleichen hinein, führte ihn an ein Grab, über dem der Raſen ſchon grünte und die weißen Roſen ſchon Knoſpen trieben. „Hier ruht ſie ſeit einem Jahre,“ ſprach er dann, die Hände vor ſeine Augen haltend, und ohnmächtig ſtürzte Quintin auf Marien's Grab.

In ängſtlicher Beſorgniß ſtand Clara am Fenſter. Meiſter Swanefeldt war heute ſo lange geblieben, was er ſonſt nie that. Die nächſte Thurmuhr hatte ſchon zwei geſchlagen und noch kam er nicht. Sie riß ängſtlich das Fenſter auf und blickte auf die Straße.

Da bewegte ſich langſam eine Sänfte die Straße herauf und hinter ihr her wankte Swanefeldt am Arm eines hohen Fremdlings.

„Was iſt das?“ rief zitternd Clara, und die Sänfte hielt vor Swanefeldt's Thüre.

Clara eilte hinab. Da trugen die Träger einen bleichen Jüngling ihr entgegen.

„Allmächtiger Gott,“ rief ſie, „das iſt Cöleſtin!“

Langſam breitete er ihr ſeine Arme entgegen und laut jammernd lag ſie an ſeiner Bruſt.

Es dauerte geraume Zeit, bis Cöleſtin ſich erholte.

Mit thränenerfüllten Blicken ſaß Clara an ſeinem Bett, ſeine Hand in der ihrigen haltend. Sie erzählte ihm von Marien.

Bei ihrer Erzählung rollten ſelbſt über des Comthurs Wangen die Thränen; nur des unglücklichen Vaters Auge hatte keine Thränen mehr.

Sanfter war Cöleſtin's Schmerz geworden, durch die heilende Zeit und Clara's liebevolle Behandlung. Er ſah das Leben nicht mehr mit ſo finſteren Blicken an, wie ſonſt. Stille trug er ſeines Herzens Weh.

Da kam Marien's Todestag. In ſtiller Trauer ſaßen ſie Alle beiſammen, Clara, Cöleſtin, Swanefeldt und der Comthur. Da ergriff dieſer Cöleſtin's Hand und ſprach alſo: „Beim Scheiden von Antwerpen ſagte ich einſt zu dir, mein Sohn, daß das Leben größere Kämpfe habe, als das Scheiden im Leben, und daß dennoch der Menſch, und mehr noch der Chriſt, ſeines Schmerzes Herr werden müſſe. Es iſt eingetroffen, Cöleſtin. Nun aber ſei ein Mann. Du gehörſt dem Leben an, wende dich nicht feindlich von ihm. Dir blüht ein ſtilles, überſchwängliches Glück in Clara's Herzen. Suche nicht in der Ferne, was ſo nahe liegt. Erheitere unſeren Lebensabend, auf daß wir beide müden Wanderer nicht mit Herzeleid in die Grube fahren.“

Er legte Clara's Hand in die ſeinige.

„Seid glücklich, ihr Guten!“ rief er begeiſtert.

„Meine Clara!“ ſeufzte Quintin und das Mädchen lag mit der Liebe ſüßer Wonne an ſeinem Herzen.

„Gott ſegne Euch!“ rief Swanefeldt und ſeine Hände gefaltet in die Höhe hebend, ſetzte er leiſe hinzu: „Und du, Maria, ſegne auch du ſie, und bete für ſie!“

Bayeriſche Staatsbibliothek

Zu verbeſſern.

Band 7. S. 1 (Inhalt) und S. 117 ſtatt: Der [illegible] Ein Fragment aus R. Malt's Autobiographie, lies: Der [illegible] Ein Fragment aus R. Malt's Autobiographie.

Geſammelte
Erzählungen

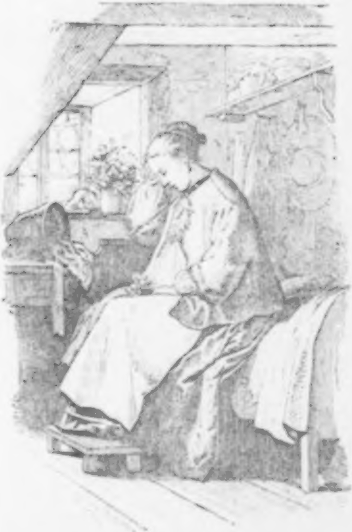
von

W. O. von Horn.

Eilfter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1855.

S. 72



Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Neue Folge.

Dritter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1855.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Dreie und Eine. Eine Geſchichte. (Hiezu eine Illuſtration.) . . 1

Die erſte Wohlthat 93

Wight und Marie galante. Eine geſchichtliche Erzählung . . 109

Im Walde. Erinnerungen aus dem Leben eines Forſt-Eleven . 197

Der Bachtanz zu Langenſelbold. Eine Doppelgeſchichte aus dem Jahr 1756 237

Was mir einmal der Todtengräber erzählte 337

Verſchiedene Wege. Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit . 367

Dreie und Eine.

Eine Geſchichte.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Es iſt eine helle Luſt und Herrlichkeit um ein fröhliches Wanderleben! Aber es wird alle Tage ſeltener, weil die Dampfer und Eiſenbahnen die letzten Reſte der Poeſie des Wanderns zu Grabe tragen, von dannen keine Auferſtehung iſt. Durch die Welt raſen, Alles nur im Fluge betrachten, haſchen und weiter eilen, iſt jetzt an der Tagesordnung. Das iſt ja eben das Charakteriſtiſche des heutigen Treibens, daß es aller Tiefe, Innigkeit und Gemüthlichkeit ermangelt; daß Alles nur auf Oberflächlichkeit und Schminke hinausläuft; daß es genügt, ſagen zu können: ich bin da geweſen; daß engliſche Touriſtenart im ordinärſten Sinn überall gilt.

Das Paradies iſt immer ein verlornes; das goldene Zeitalter liegt immer in der Vergangenheit und das Sehnen, das ſonſt in die Zukunft ging, wendet ſich heute rückwärts. Nicht einmal ein Januskopf iſt einen Pfifferling oder Fettmännchen werth!

Miſerable Zeit! Miſerable Welt! Miſerables Treiben! In meiner Jugendzeit ſah man noch überall Leute mit dem Ranzen auf dem Rücken wandern. Wo's ſchön war, weilte man und genoß. Man ſah den Dingen in die Augen und nahm einen bleibenden Eindruck mit. Heutzutage ſieht man ſelbſt die Maler, die noch Poeſie im Leibe haben ſollten, nur ſehr ſelten wandern; ſelbſt die Studenten, die verkörperte Jugendpoeſie, die noch auf Mondſchein, Vergißmeinnicht und Mai, inclusive Nachtigallen, Masliebchen und Veilchen etwas hielt, ſie ſind Philiſter geworden, tragen Fracks, Glacéhandſchuhe und rauchen Cigarren. Noch eine Sorte iſt übrig geblieben aus dem großen Schiffbruch des poetiſchen Lebensgenuſſes und des Reiſens, kennbar an der beſcheidenen Redensart: Erlauben Sie, ein armer Handwerksburſch! — Da rufen die glacébehandſchuhten Poeten: Goethe ſagt: der Lump allein iſt beſcheiden — und der Schluß iſt: der Handwerksburſch iſt ein Lump.

Es mag ſein, daß es Strohmer genug gibt in dem Handwerksburſchen-Stande, die Lumpen ſind; aber wenn man die ächte Signatur der Lumpen und Strohmer aufſtellen wollte — o —! wie weit hinauf reckten ſich die Polypenarme dieſer Zunft und in den Glacehandſchuhen ſteckt eine ſo überwiegende Mehrzahl dieſer Raçe und Sorte, daß es Einem bange werden könnte, und, bei meiner Treu! ſchon das Goethe'ſche Wort ſtempelt eine ſchöne Portion! Ich meine den Mangel der Beſcheidenheit.

Dreh' den Krahnen zu, Schenkmädchen, es läuft trübe! — Wahrlich, dieſe ſprüchwörtliche Redensart kommt zur rechten Zeit, denn — am Schreibtiſche kann Einem auch die Galle überlaufen! Wozu? frag' ich mich — ruhiger geworden. Wozu? Iſt's denn nicht genug, wenn noch Eine Menſchenſekte übrig iſt, als Erbe des poetiſchen Wanderlebens? Komm an mein Herz, du Reſt der beſſern Zeit, du Univerſalerbe einer ſchönen Vergangenheit, der du noch die Wahrzeichen der alten, trauernden Wittwen aus der Zeit des heiligen Reichs aufſuchſt, ich meine der Reichsſtädte ihre, und hineindämmerſt in die Welt ohne Sorgen, und fidel biſt nach Altersbrauch! Ob da ein Mal ein Loch im Ärmel iſt — der alte Marbel war ein Narr! Ob eine Sohle hungrig und durſtig die Zunge herausſtreckt — was thut's? Ob du einen feinen Herrn anranzeſt mit dem beſcheidenen Wort: Erlauben Sie ꝛc., das gilt gleich. Du lebſt noch im Reiſen, und reiſeſt voll Leben; du bringſt noch eine Mähr heim und keine erlogenen Reiſenovellen; du biſt noch, wie du warſt und es iſt Hoffnung, daß du ſein wirſt, wie du biſt.

Wenn ich mir den rechten Wanderburſchen anſehe, ſo überkommt mich allemal ein Herzeleid, daß ich alt bin und nicht wandern kann; denn ich würde gleich Einer. Welch' ein Gewinn!

Leichtes Herz und leichter Beutel, leichter Ranzen, leichter

Sinn! Er ſingt aus friſcher, freier Bruſt: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt,“ oder: „Nun komm' ich an's Brünnelein,“ oder: „So viel Stern' am Himmel ſtehen,“ oder dergleichen Lieder, die friſch in Wort und Weiſe aus des Volkes Seele hervorquollen und darinnen Sitz und Heimath haben, bis die letzte deutſche Seele nach Amerika ausgewandert iſt und dann — ſelber mit auswandern an den Ohio oder einen anderen eio im Yankeelande; er ſingt ſolch' ein Lied aus friſcher Bruſt; taucht ſein Geſicht in die friſche Morgenluft; bleibt, wo es ihm gefällt; nimmt den friſchen Eindruck mit; ſchreibt's hinters Ohr, was er geſehen und in kein perlgeſticktes Notizbuch, dieſe zerſtörbaren Gedächtniſſe der faſhionablen Welt — und wandert weiter ins Grüne und Blaue hinein, und lächeln ihm unterwegs ein Paar ſchöner Augen zu, ſo ſingt er: „Geh' du nur hin, du haſt dein Theil; du führſt mich nur am Narrenſeil; ohn' dich kann ich ſchon leben, ohn' dich kann ich ſchon ſein!“ — Aber er ſchaut vielleicht doch noch ein Mal zurück und denkt: Hübſch ſind ſie! — Doch Lischen's Augen ſind hübſcher! O du ſüße Heimath! Und der Gedanke an die Liebe in der Heimath zieht wie der leiſe, wunderbar ſehnſüchtige Ton einer Aeolsharfe durch ſeine Seele. Das iſt ſein Paradies, das er hienieden wiederfindet. Er hat doch noch Eins! Und alle anderen fürnehmen Weltbürger und Gelbſchnäbel haben keins! Und den nennt ihr Lump?

Seh' ich mir den Wanderburſchen an, ſo wird mir's klar, er allein iſt der Glückliche. Das Leben, die Verhältniſſe, dieſer Alp des Lebens, preſſen ihn nicht. Er iſt weder Salons- noch Courfähig. Zu den literariſchen Thees kommt er nicht, höchſtens zu Lindenblüthe oder Flieder, wenn er's im Halſe hat. Das Leben macht an ihn keine Anſprüche und er — er incommodirt's mit den Seinen nicht — als höchſtens mit den Worten: Erlauben Sie ꝛc. um einen Zehrpfennig und das will nichts ſagen, wenn nicht etwa ein Bettelvogt ein Querkopf iſt und ſeit Anno 1850 wieder Courage gekriegt hat, ihm auf den Leib zu rücken. Die Dampfer und Locomotiven mit ihrem Schweiſe; die Eilwagen mit den dumpfen

Kaſten und gepreßten Inſaſſen; die Omnibuſſe, die wie die Arche Noah's allerlei Gethier einſchließen, ſie ziehen ihn nicht an. Er wandert. Die großen Gaſthöfe mit dem leidigen Gezüchte der zudringlichen Kellner, die einen ehrlichen Mann nicht einmal in Frieden nießen laſſen, ſondern zu Sieben herbeiſtürzen und nach den Befehlen fragen; mit den ekeligen Lohnbedienten, die Einem das Beſehen der Herrlichkeiten vergällen; mit den ellenlangen Rechnungen, den lügenhaften Weinkarten, die den abſoluten Rachenputzer Rüdesheimer taufen; mit den Trinkgeldern vom Herrn Oberkellner zum Zimmerkellner, von dieſem zum Salonkellner, von dieſem zum Portier, Hausknecht, Küchenmagd herab; mit den Laſtträgern, die eines ehrlichen Mannes Gepäcke wie Schund behandeln und doch noch bezahlt ſein wollen — von dieſem Reiſekreuze weiß er nichts. Alle dieſe Qualen des Daſeins, dieſe Muskito's der Civiliſation und des Comforts kennt er nicht. Ich frage: Wer iſt glücklicher? „Ja, wenn nur das Geld nicht wäre! ſeufzt eine Philiſterſeele." Geld? O ihr traurigen Mitbürger, ſagte der Revolutionsagent von Heimbach, als er eine Dekadenrede hielt und alle Leute wegliefen. O ihr traurigen Mitbürger, ſag' ich, die Ihr um des Geldes willen an keine Poeſie mehr glaubt, wär's umgekehrt, wär's beſſer; aber ſeht auf meinen Schützling! Je weniger Geld, je fideler, je fröhlicher und ſeliger iſt er. Iſt's ihm ausgegangen, ſo ſucht er Arbeit; fehlt's und er findet keine Arbeit, — nun, ſo bleibt die achte freie Kunſt, zu der er Magiſter iſt, wenn auch Leipzig dieſe Würde in den Anderen verſagen müßte, ich meine die freie Kunſt des — Fechtens. Ein Lump bettelt, ein ächter Handwerksburſche ficht. Schon der erſte Gang jagt Hunger, Mangel und Elend über die Menſur. Ein Kreuzer! Freilich für Euch Feinſchmecker, die Ihr nach Mock-turtle lüſtern ſeid, reicht der nicht aus; aber mein Schooßkind iſt auch keiner von Euerer verkommenen Zunft, denen die Seele im Gaumen ſitzt und die Geiſter der Kochkunſt irgend eines Don Quixote oder ſonſt fahrenden Ritters von jenſeit der Pyrenäen, ſtudirt, als ſei der Weisheit Quelle drin. Sattwerden iſt ſeines Eſſens Zweck, nicht wie bei Euch, deſſen

Qual. Wenig verlangt er im Ganzen; Ihr, wenig von vielen Schüſſeln. Iſt aber der glücklich, der möglichſt bedürfnißlos iſt, ſo iſt er allein der Glückliche, denn an das Comfort macht er wenig Anſprüche. Ihm genügt nach langer Wanderung die harte Herbergsbank oder ein Bündel Stroh oder der Heuſchober.

Regnet's nicht, iſt er geſund — ſo hängt ihm der Himmel voller Geigen und ſein Lauf iſt helle Luſt.

Sorgen, dieſen niederziehenden Ballaſt des Lebensſchiffleins, kennt er nicht. Der Abend bringt die Ruhe, und iſt er ſchon Mittags müde, ſo hält ihn kein Amtsurlaub vom Ruhen unter dem belaubten Schirmdache des Baumes ab. Er allein iſt freier Herr ſeiner Zeit. Er legt ſich nieder, das Ränzel als Kopfpfühl untergelegt, und ſchläft ein Stücklein Zeit herunter, träumend von der Heimath und ſeiner Liebe. Wer iſt glücklicher? —

Nach dieſer Standrede für einen ehrenwerthen Stand komm' ich zu einem Worte meines Spezials, des Doctoris Philosophiae Martinus Zipfel, eines vielgereiſten und weltklugen Mannes, der ſagt: Zwei Menſchenſorten findet man ſelbſt im verborgenſten Coin du monde (ich würde ſagen: Flecklein Erde), nämlich Juden und deutſche Handwerksburſche. Richtig, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich die Erſten ſetzen und die Letzten wandern. Selbſt auf einer mit Dünenhafer grünbekleideten Düne an den Geſtaden der Nordſee hab' ich einmal Dreie belauſcht, ſagt er, und will eben ſagen, was er da für Geſchichten gehört. Da fall' ich ihm in die Rede und ſage: Spezial, ſpare das für ein ſpäteres Kapitel, denn die Dreie ſind Nachbarskinder von mir und ich kenne ſie, wie meinen Schlafrock, und ehe ich das niederſchreibe, was du damals gehört, muß ich mancherlei noch mittheilen, damit meine lieben Leſer die Burſche erſt kennen lernen und vielleicht einigen Antheil an ihnen nehmen. Ich wünſchte herzlich, daß ich zuſehen könnte: Soviel, wie ich ſelber.

Ja, ich muß es ſagen, es waren drei Jungen von ſiebzehn Jahren, als ſie aus meinem Wohnort, ihrer Vaterſtadt, einem altersgrauen Städtlein am Rhein, am 11. März, Anno 1845, auszogen, wie man ſie prächtiger nicht finden kann, Staatsjungen ſagten alle Leute, die ſie ſahen und kannten Da war friſche Blüthe der Geſundheit, Kraft und Schönheit der Geſtalt, friſcher Muth und heiterer Sinn, und Tüchtigkeit rechtſchaffener Geſinnung, die Frucht chriſtlicher Hauszucht. Sie zogen nicht hinaus, wie Buben, die der ſtrengen Hauszucht mit dem Troſt entweichen, ſich in toller Wildheit, wie junge Fohlen auf der Waldweide für den Pferch des Stalles, ſchadlos zu halten; ſie gingen nicht von dannen, mit dem Herzen voll toller Hoffnungen, die keine Scheidethräne in's Auge kommen laſſen; ſie waren nicht froh, der Heimath Joch abzuſchütteln um des loſen Zügels der Fremde ſich zu erfreuen. Sie wußten, was ſie draußen ſollten, und wollten es ehrlich, und die Rückkehr zur Heimath, an Kunſt und Erfahrung reich, der Achtung und des Vertrauens würdig, ſtand als ſchönſtes Ziel vor ihren Seelen. Das kam daher: ſie waren braver, wohlſtehender, chriſtlicher Familien Söhne aus dem ſchlichten, körnigen Bürger- und Handwerkerſtande, wie ſie ſich, Gottlob, noch finden, wenn auch allmählich als ſeltene Vögel.

Sie zogen aus, nicht auf einen Tag, nicht in Einer Richtung. Der Eine wandte ſich der „hilligen“ Stadt Cöln zu; der Andere dem „goldenen“ Mainz; der Dritte ging durch das rheiniſche Paradies, den Rheingau, nach dem Paradieſe aller Handwerksburſche und Dienſtmädchen, nach Frankfurt, das bei „Bernem“ liegt, wo die Luſt und Herrlichkeit daheim iſt, ſonderlich an den Sonntagen, wo die Tanzmuſik klingt, und der Schein, der von ſolchem Sonntag in „Bernem“ ausgeht, macht in der Regel den Montag himmelblau und den Dienſtag — bläulich.

Das kam aber keineswegs zufällig, noch weniger war es das Ergebniß feindſeliger Geſinnung, die etwa ſich gegenſeitig abgeſtoßen hätte, ſondern gerade eine innige Herzenseinigkeit hatte das bewirkt.

Die Dreie waren Nachbarskinder und wohnten ſich ſo nahe, daß einer des anderen Wiege hätte können knarren hören, wenn ſie in der Wiege daran hätten denken können, oder eine Mutter hätte alle Dreie durch ihr Eio popeio einſchläfern mögen, wenn es die

Dreie ſo hätten verabreden wollen. Wer nämlich in dem altersgrauen Rheinſtädtlein die Rheingaſſe von Nord gen Süd durchwandert bis an die ſüdliche Stadtmauer, die unten mit dem Wendelsthore gegen den Rhein endet, und ſich rechts, an dem Ziehbrunnen um die Ecke ſchlägt, der ſteht in der Wendelsgaſſe, die gegen den Berg läuft. Bleibt er an der Ecke ſtehen, und ſieht ſich um, ſo erblickt er vier ganz ſtattliche Bürgerhäuſer, mit alten, ſpitzen Giebeln aus Holz gebaut und die Jahrzahl des einen über der Hausthüre zeigt 1507. Das mag der Geburtsſchein auch für die drei Anderen ſein, denen er fehlt, denn ihre Bauart iſt dem von 1507 gleich, wie ein Ei dem anderen. Die Balken ſind hochroth angeſtrichen mit einem ſchwarzen Einfaſſungsſtreifen und die Gefachſpiegel weiß, aber nicht von heute und geſtern, ſondern es mag auch von 1507 ſein, und nur, wo der Kalkbewurf vom Gefachlehm ſich einmal gelöſt hatte, mag die ſorgſam erhaltende Hand ſpäterer Inſaſſen erneuernd, im Einklange mit der erſten Färbung, nachgeholfen haben. Jedes dieſer Häuſer trägt einen alten Spruch in die Pette des erſten Geſchoſſes vom Zimmermanne künſtlich, wenn auch nicht eben orthographiſch richtig, eingehauen.

Das erſte an der Ecke rechts, wo der Winzer Rechtling wohnt, zeigt folgende Worte: „Ich ſteh' in Gottes Hand; er behüth' mich vor Waſſer und Brand.“ Das gegenüber, wo der Klempner Dobel wohnt, trägt die Schrift: „Wie Gott will, ſo halt' ich ſtill; er wird's in allen Sachen wohl mit mir machen.“ Das Haus neben Rechtling's, wo der Schmid Lichtenauer wohnt, hatte den Spruch: „Erbaut bin ich, doch ſteh' ich feſt, wenn Gottes Schutz mich nie verläßt,“ und das neben dem Blechſchmied Dobel bekannte: „Das iſt das Fundament am Haus, wenn Gott hier gehet ein und aus.“ Darin wohnte der Schneider Riſſel.

Wenn der Geiſt, der aus ſolchen Reimlein ſprach, in den Häuſern allezeit wohnte, ſo ſtand's gut um ſie und ihr Fundament. Damals, als aus dreien die Buben in die Fremde gingen, konnte man ſagen, die Bewohner waren ihm nicht fremd oder entfremdet.

Oberhalb dieſer vier Häuſer war in der Wendelsgaſſe eine große Zahnlücke, und die füllten Gärten aus. Es ging eine Sage, daß 1689, als die Franzoſen das Städtlein, ſo damals pfälziſch ſoll geweſen ſein, anzündeten, an dieſer Stelle die Häuſer wegbrannten. Am Ende dieſer Zahnlücke, oben gegen den Berg ſtanden enggedrängt wieder kleine Häuſer auf beiden Seiten, deren Bewohner aber mit den vier Haushaltungen da unten wenig nachbarliche Gemeinſchaft hatten. Deſto mehr aber hatten dieſe ſie untereinander. Es war auch ein ganz ander Volk da droben, wie überhaupt in der ganzen Ober- oder Berggaſſe.

Wenn ſie ſich da droben als einmal aus dem Fundamente häuſelten und kappelten, erſt piano, dann forte und endlich fortiſsimo und mitunter pizzicato, wie Meiſter Riffel ſagte, der ein Muſikus und unter den Stadtpfeifern war, zuerſt die Frauen mit ſtechender Zunge, und dann als getreue Reſerve die Männer ins Vordertreffen rückten, wie Lichtenauer ſagte, der bei den Huſaren Anno 1813 gedient, ſo herrſchte zu „Vierhauſen,“ wie man ſpottweiſe die vier Häuſer nannte, wegen ihres getreuen Zuſammenhaltens, ein ewiger Friede, nicht wie ihn die Könige ſchließen, bis zum nächſten Krieg, ſondern ein wirklicher.

Aus dreien dieſer Häuſer ſtammten die drei Wanderburſche, welche dazumal der Doctor Zipfel auf der Düne belauſchte, und von denen ich erzählen wollte.

Der Winzer Rechtling am Brunneneck hatte mehrere Kinder. Er ſagte daher, als der Gabriel, ſein Älteſter, confirmirt war, zu ſeiner Frau: Margareth, für Zweie reicht das Gut nicht aus. Dem Elias bleibt, wie billig, das Haus, wenn wir ſterben; er kann Wingartsmann werden, wie ich; der Gabriel muß aber ein Handwerk lernen. Nun hat der Meiſter Dobel drüben ein gut Geſchäft. Der Bub wär unter unſern Augen, bliebe an unſerm Tiſch und es koſtete wenig Lehrgeld. Wie meinſt du? Ihr war's ſchon recht und Meiſter Dobel nahm den braven Jungen gern.

Der Schmied Lichtenauer hatte nur Ein Kind, alſo wurde der ſtarke Gerhard Schmied und blieb bei ſeinem Vater. Riffel's hatten auch nur Einen Sprößling, den Joſeph, der mußte natürlich Schneider werden und ſein Vater war ſein Meiſter.

Das gute Einvernehmen der Alten ſchien ſich in den Kindern abſpiegeln zu wollen, nach dem Sprüchwort: „Wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern die Jungen,“ oder dem Anderen: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“ Die Buben hielten aneinander, wie Kletten im Haar. Als ſie noch Kinder waren, da waren's ihrer vier, denn Dobel's hatten ein Mädchen, das trug den Namen Röschen auch nicht für den blauen Nebel. Das bildhübſche Kind war nur ein Jahr jünger wie die Buben, die in einem Jahre jung geworden waren. Sie ſpielten den ganzen Tag mit einander und haderten nie, und wenn die befreundeten Mütter als einmal zum Fenſter herausſahen, ob die Kinder nicht am Brunnen wären, und ſie ſo fröhlich und einig ſpielen ſahen, ſagten ſie ſich mit lachenden Augen: Mein Lebtag hab' ich keine ſo einigen Kinder geſehen! Es iſt merkwürdig! Das kleine Mädel aber herrſchte unter den Buben wie eine Königin. Sie gehorchten ihm blind. Was es wollte, geſchah, und man hätte ſich todtlachen mögen, wenn man zuſah, wie ſie ihm alle ſchmeichelten und liebkoſten und wie Einer den Anderen in zarter Schonung, Rückſicht und Gehorſam überbot. Das Mädel aber beherrſchte alle gleich, zeichnete keinen aus und hatte ſie alle lieb. Freilich änderte das ſich mit den Jahren; denn als die Kinder in die Schule gingen, ſagte die Mutter Röschen's zu ihr: Kind, nun darfſt du nicht mehr mit den Buben ſpielen!

Warum denn nicht? fragte das Kind weinerlich.

Es ſchickt ſich nicht mehr. Du biſt zu groß, ſagte die Mutter. In deinem Alter heißt es: Buben bei die Buben, Mädel bei die Mädel.

Ei, ſo wollt' ich, ich wär' auch ein Bub! rief das Mädchen. Die Mutter wandte ſich ab und lachte, daß Röschen es nicht ſehen ſollte, und es blieb dabei, da dieſer Wunſch des lieblichen Kindes natürlich unerreichbar blieb. Sie mußte ſich Mädchengeſellſchaft ſuchen; aber wie oft ſtand ſie am Fenſter und ſah betrübt und ſehnſüchtig den gemeinſamen Spielen der drei Knaben zu, und wenn ſie ihr winkten, zu ihnen zu kommen und mitzuſpielen, ſchüttelte ſie betrübt den ſchönen Kopf und winkte nach der Stube zurück, als wollte ſie ſagen: die Mutter leidet's nicht, und ich muß ſtricken.

Das war Trübſal für beide Theile und es trat zum erſten Mal eine jener bittern Schranken hervor, an denen das Leben ſo reich iſt. Deſto treuer hielten fortab die „Bierhäuſer Buben" oder das „Bierhäuſer Kleeblatt" zuſammen, wie ſie die anderen Stadtbuben nannten.

Ich wollt's Keinem gerathen haben, der einen von ihnen angetaſtet hätte. Einer für Alle, und Alle für Einen, war ihr Wahlſpruch, von dem ſie keine Linie wichen. Da ſie nun alle Dreie handfeſte und unerſchrockene Burſche waren, ſo hatten auch die Anderen den Muth nicht, ihnen an den Krips zu gehen, und es blieb in der Regel beim drohenden Fauſtmachen und dem Zuruf: Komm, wenn du das Herz haſt! Auch wohl beim Schimpfgefecht, das die Zunge anhebt, bisweilen auch beendet, wenn es die Fauſt nicht thut.

Die Lehrzeit gab dem Verhältniß eine neue Geſtaltung. Mit dem Spielen war's aus; aber nun gingen ſie Sonntag Mittags auf das „Spitzköpfchen," wie eine Felſenkoppe vor der Stadt hieß, wo eine herrliche Ausſicht war. Da ſtand ein alter, wilder Birnbaum und gab Schatten. Der Boden war mit Moos bedeckt, wo ſich's herrlich ſitzen und liegen ließ, und hier plauderten ſie, machten Pläne und ſangen ſchöne Lieder, wo es ſich denn gar ſchön machte, wenn die drei ſchönen reinen Stimmen im Dreiklange ſangen. Hier ſang der Joſeph Riſſel allemal die erſte, Gabriel Rechtling die zweite Stimme und der derbe Schmied, Gerhard Lichtenauer, ſang ſeinen köſtlichen Baß.

So blieben ſie denn eng, innig und treu verbunden durch die ganze Lehrzeit, und ſolche gute Kameraden waren nicht wieder in der Stadt. Dem Röschen waren ſie alle Dreie herzlich gut, aber Keiner nahte ſich dem immer reizender ſich entfaltenden Mädchen. Die Beiden, Joſeph und Gerhard, beneideten wohl manchmal den

Gabriel, daß er viel mehr um das Mädchen ſein konnte, als ſie, aber Keiner ſagte das dem Andern oder ihm ſelbſt. So meinte am Ende Jeder, er liebe das Röschen allein und ahnte nicht, daß daſſelbe holdſelige Bild in des Anderen Seele ſtehe. So züchtig, wie ein Heiligthum, wurde das Mädchen gehalten, daß ſie es ſelbſt vermieden, unter einander von ihr zu reden. Wenn die beiden Anderen aber einmal auf den Gabriel neidiſch waren, ſo hatte das auch nicht die geringſte Folge für ihre Freundſchaft. Es lag in der Natur des Lehrverhältniſſes. Übrigens war der Neid auch ohne allen Grund; denn Gabriel ſah Röschen oft kaum einmal am Tag und dann bewies ſie ihm nicht ein Haarbreit mehr Freundlichkeit, als den beiden Anderen. Für ihn war nur die eine Folge daraus hervorgegangen, daß er, der ſie wenigſtens hörte, wenn er ſie auch nicht ſah, mehr an ſie denken mußte, als die Anderen; daß ſich ihr Bild tiefer in ſeine Seele drückte; daß er ſie heißer und inniger liebte, als ſie vielleicht. Indeſſen war ſeine Lage dennoch nicht beneidenswerth. Er hatte auch öfter Grund zu Ärger und Unzufriedenheit; wenn ſie in die Werkſtatt kam und kalt wieder ging, oder wenn er ſie liebreich um etwas fragte und ſie antwortete ſo gleichgültig oder kalt. Das ſchnitt ihm allemal tief in das Herz und er litt dadurch viel mehr, denn die Anderen. Manchmal war ſie auch wieder ſo lieb und zutraulich gegen ihn, daß er ſich für den Glücklichſten auf der weiten Erde hielt, aber näher kamen ſie ſich nicht. Gabriel ſah übrigens recht gut, wie das Mädchen täglich roſiger und ſchöner wurde, und das Mädchen hätte blind ſein müſſen, wenn es nicht hätte ſehen ſollen, wie auch der Gabriel ſchöner wurde und — ſie hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie nicht hätte bemerken ſollen, daß, wenn ſie in der Werkſtatt ihm recht nahe ſtand, ſeine Hand bei der Arbeit gar nicht ſo feſt war, als ſonſt, und wenn ſie etwas in der Küche zerbrochen hatte und hereinſpringend ſagte: Geh, lieber Gabriel, löthe mir das doch gleich, daß dann eine Flammengluth ſein Geſicht bedeckte. Mädchen von ſechzehn Jahren wiſſen weit beſſer, wo das hinaus will, als Jünglinge dieſes Alters, die dann noch oft entſetzliche Tollpatſche ſind. Daß ſie das ungerne geſehen, konnte nicht behauptet werden, aber zur eigentlichen Liebe kam's doch nicht, höchſtens verglich ſie die Dreie einmal mit einander, um zu wiſſen, welcher der Schönſte von ihnen ſei; aber damit kam ſie doch nicht ins Klare. Ob ſie ſpäter ins Klare kam, das war ſchwer zu errathen. Endlich kam das Jahr 1845, wo denn Aller Lehrzeit ein Ende hatte und ſie, wie es die Väter wünſchten, auf die Wanderſchaft gehen ſollten.

Es war ein ſchöner Frühlingsſonntag, der ſiebente März ſelbigen Jahres. Sie waren auf das „Spitzköpfchen" gegangen unter den lieben alten Birnbaum, deſſen Blüthenknoſpen ſchwellen. Sie waren alle Dreie ſo ſtill und wehmüthig, als ſie den ſchmalen Bergpfad hinauf klommen. Das Scheiden und Meiden, das einem deutſchen Herzen viel weher thut, als einem anderen, lag auf ihnen wie eine recht ſchwere Laſt und Keiner wollte es doch dem Anderen ſagen, weil er ſich ſchämte, weich zu erſcheinen. Als ſie nun da oben ſaßen, preßte es dem Joſeph ſchier das Herz ab, daß Keiner von der rechten Farbe reden wollte. Er platzte endlich heraus und bezwang ritterlich das Gefühl, welches ihn überwältigen wollte.

„Nun geht's bald ans Scheiden, Ihr Brüder," ſagte er. „Das wird uns ſchwer werden! Ich hab' mir's ſo ausgedacht, es wäre doch ſchön, wenn wir, die wir uns ſo an einander gewöhnt haben und ſo treue Kameraden ſind, auch zuſammen fortgingen und draußen überall bei einander blieben, ſo nämlich, daß wenn von uns Einer keine Arbeit kriegte, wir Anderen auch keine in ſelbiger Stadt nähmen."

„Das ſagte ich auch zu meinem Vater," erwiederte darauf Gerhard. „Ihr wißt, der iſt viel gereiſt. Wißt Ihr, was er ſagte: Dummes Zeug! ſagte er. Das könnt Ihr nicht ausführen, und es geht auf die Dauer nicht. Geſetzt du bekämſt gute und lehrhafte Arbeit und die beiden Anderen auch; aber der Eine hätte zufällig einen ſchlechten Meiſter, mit dem nicht zu leben wäre; ſoll der ſich todt ärgern deinetwegen? Sollſt du die gute Stelle verlaſſen ſeines ſchlechten Meiſters wegen? Dummes Bubenzeug! Ihr kennt die Welt nicht. Steckt's auf!“

„Dein Vater hat da gewiß Recht,“ ſagte Gabriel, der ſich allerwege durch Beſonnenheit auszeichnete. „Nehme ich an, ihr Beide fändet irgendwo gute Arbeit und ich keine; wie könnt' ich Euch zumuthen, um meinetwillen die Arbeit fahren zu laſſen? So ſchön es auch iſt, Joſeph, es geht nicht.

„Ich hab' mir's anders ausgediſtelt. Wenn wir überall zuſammenſein könnten, und es ginge ſchon, ſo wär's doch Nichts. Wir ſähen überall daſſelbe und wenn wir einmal als Meiſter die Nachbarſchaft „Bierhauſen“ ausmachten und da Abends oder Sonntags Mittags zuſammen auf Dobel's Bank ſäßen, ſo könnten wir nur daſſelbe erzählen und vor Langweile käm' uns das Gähnen. Nein, Jeder zieht eine andere Straße, und zwar Einer nach Cöln, Einer nach Mainz und Einer muß ins Reich, ſo nach Frankfurt oder daherum. Wir wandern, wohin es uns gefällt, aber eine Erzpläſir hab' ich mir ausgedacht: nach zweien Jahren nämlich machen wir uns verbindlich, uns in einer Stadt, wo's auch ſein mag, wiederzufinden. Denkt's Euch einmal!“

„Das iſt prächtig!“ riefen die Beiden aus.

„Wenn's Euch denn ſo recht iſt, ſo geh' ich noch weiter und ſchlag Euch vor, damit's Keinem Leid macht, wohin er etwa ziehen möchte nicht hinzukommen, und wir am Ende uns nicht einigen können; wir wollen looſen. Das Loos fällt, wie der Herr will.“

„So iſt's recht!“ riefen die Zwei. —

„Aber,“ ſagte Gerhard, der aufgeſtanden war und einige dürre Grashalme gerupft hatte, und eben daran war, ſie in dreifacher Abſtufung zu ſchneiden; wie das Loos fällt, ſo muß es pünktlich gehalten werden, das bedinge ich mir aus.“

Die beiden Anderen gaben nun ihr Wort darauf und Gerhard hielt die Looſe hin und ſagte:

„Hört Ihr's, wer das Kleinſte zieht, muß den Rhein hinunter, wer das Mittlere zieht, den Rhein hinauf, und wer das Längſte bekommt, muß ins Reich.

„Ja, ſo ſoll's ſein,“ ſagten wieder die Anderen, und Joſeph, der gerne mit der Naſe vorn war, zog zuerſt und das Kleinſte.

„Aha, du mußt nach Cöln!“ ſagte Gerhard. „Glück auf! Zieh' Gabriel!“

Gabriel zog das Längſte.

„Du mußt ins Reich und ich muß gegen den Strom ſchwimmen, rheinaufwärts.“

Das Gottesurtheil hatte entſchieden und alle Dreie waren mit der Entſcheidung zufrieden.

„Nur gefällt mir,“ hob Gerhard wieder an, „auch das nicht, daß wir alle Dreie auf einen Tag weg ſollen von daheim.

„Das iſt gegen den Brauch. Ihr wißt, wir Bierhäuſer haben keine Kameradſchaft außer uns. Gingen wir auf Einen Tag, ſo würde Keiner von uns begleitet, und es iſt doch die alte, ſchöne Sitte, daß die Kameraden den Scheidenden begleiten. Wer zuerſt von uns geht, den begleiten die beiden Anderen und tragen ihm den Ranzen. Wer zum Zweiten fort muß, den begleitet der Dritte, und nur der Letzte muß allein gehen. Iſt's Euch recht ſo?“

Alle Zweie ſtimmten dem praktiſchen Schmiede zu.

„So ſoll das Loos abermals entſcheiden!“ ſagte er, und ging etwas zurück, um wieder Halme zu pflücken.

Sie zogen und wieder traf Joſeph das Loos des erſten Weggangs, Gerhard war der Zweite und Gabriel mußte alleine ſeinen Wanderſtab ins Reich ſetzen, ohne daß ihm ein Freund das Geleite gab.

So hatte das zweite Gottesurtheil entſchieden, und Keiner ſprach darüber ein Wort des Mißvergnügens aus.

Eine lange Weile ſaßen ſie ſtill und in ſich verſunken neben einander. Jeder dachte an das Scheiden von den lieben Eltern, von dem geliebten Röschen, von der trauten Heimath, und das lag auf dem Herzen wie eine drückende Laſt. Sie ſollten hinausgehen in eine fremde Welt, wo ſie keinen Menſchen, kein Menſch ſie kannte, das machte den unerfahrenen Herzen bange.

Nach einiger Zeit ſagte Gabriel: „Das ſteht nun Alles feſt, aber Ihr lieben Kameraden, wo ſollen wir uns denn nach zweien Jahren wieder finden? Das war ja auch eure Meinung . ."

„Freilich," erwiederte Joſeph.

„Das kannſt du beſtimmen," ſagte Gerhard zu Gabriel, „denn Ihr habt das große Buch mit den vielen Bildern drin, darin du alle Sonntag ſtudirt haſt, und kennſt ſchon die halbe Welt, ich meine das Buch von dem Sebaſtianus Munſterus, welches Cosmographie heißt. Weißt du nicht?" —

„Gewiß weiß ich's," verſetzte Gabriel; „aber ſoll's nahe, ſoll's weit ſein, das müßt ihr mir ſagen."

„Wart!" rief Joſeph, dem in der Erinnerung an ſeines Vaters Erzählungen der Kamm ſchwoll.

„So will ich euch die Stadt Hamburg vorſchlagen, und will euch auch nach dem Buche den Weg dahin aufſchreiben, daß ihr nicht fehlen könnet," ſagte Gabriel.

Es war ihnen wieder genehm, was er vorgeſchlagen. Sie gaben ſich Wort und Handſchlag und auch das war in Ordnung.

Ein Gefühl überkam jetzt die Dreie mit Macht, das ſie durchrieſelte, wie mit einem kalten Schauder. Sie hatten über wichtige Dinge ihres kommenden Lebens entſchieden, und es war eine der letzten Stunden, die ihnen auf dieſem ihrem gemeinſamen Lieblingsplätzchen vergönnt waren.

Sie wurden wieder ſtill und Gabriel's Auge wurde feucht, denn dort unten, am grünen Saume des Rheines, ging Röschen. Er erkannte ſie an der Farbe des Kleides, an dem ganzen Weſen und der Haltung. Ob ſie die Anderen auch erkannt? Keines Auge ſah ſo ſcharf, als das Gabriel's. Sie bewegte Anderes. Die Stelle, wo ſie ſaßen, war unbeſtritten die ſchönſte in der Umgebung der Vaterſtadt. Links lag dieſe mit ihren Thürmen und Mauern; oben drüber die halbzerſtörten Mauern der Burg, die ſie einſt beherrſchte. Kein Thurm war mehr da, aber einzelne Mauerbruchſtücke ragten noch in die Lüfte. Drüben über dem Rheine ſtrebte ein rebenbepflanzter Berg hoch empor. An ſeinem Fuße brandeten des Rheines Wellen in weißem Giſcht, denn, durch

Klippen beengt, trieb des Stromes Macht die Maſſe des Waſſers durch das enge Bette. Weiter aufwärts reichte der Blick auf mehrere Stunden in das Rheinthal. Mehrere Ortſchaften lagen da ſo friedlich in der Sabbatruhe; Burgtrümmer ragten hoch empor hier und da. Auf dem Strome brauſte ein Dampfer hinab mit fliegender Haſt, reich beſetzt von Reiſenden; ein anderer arbeitete ſtöhnend mit ſeinen Schaufelarmen gegen den Strom, während ein Segelſchiff von Halfterpferden gezogen, langſam und träge, das Bild einer untergegangenen Zeit, dem ſiegenden Repräſentanten der Neuzeit folgte. Kähne mit weißen Segeln ſchifften hinüber und herüber und durchſchnitten quer den Strom, wie weiße Möven.

Drunten zu ihren Füßen luſtwandelten theils auf der ſchönen Landſtraße, theils am grünbeſäumten Strande die Bürger, luſtwandelten die Jünglinge und Mädchen. Und darüber war der Himmel ſo rein und blau, die Luft ſo mild und wöhlig, daß ſie die Bruſt mit Luſt einathmete.

„Sagt," hob da Gerhard an, „was ſitzen wir hier und machen Kalender? Hängen trüben Gedanken nach? Es muß geſchieden ſein, und der iſt der Mannhafteſte, der's am Kräftigſten überwindet. Ein Lied thut wohl zu ſolcher Stunde, laßt uns Eins ſingen."

Und alsbald ſtimmte er an: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus, Städtle 'naus, und du mein Schatz bleibſt hier ꝛc." Und ſie ſtimmten ein, wie's mit ihrer Stimmung im Einklang ſtand, und ſie ſangen's ſo ſchön und es klang ſo wundervoll in der reinen Luft hinaus ins Thal, daß alle Luſtwandelnden ſtehen blieben, wie bezaubert, und dem Geſange lauſchten, bis er wehmüthig und leiſe verklang.

Da ſtanden ſie auf und gingen ſtille den ſteilen Bergpfad hinab.

Daheim, das war die Abrede noch vor dem Stadthore, ſagten ſie kein Wörtlein von dem, was da droben auf dem „Spitzenköpfchen" ausgemacht worden war. Nur Joſeph erklärte ſeinen Eltern, in acht Tagen wolle er auf die Wanderſchaft gehen. Da wurde denn für den lieben Sohn geſorgt nach allen Richtungen;

unter heißen Mutterthränen das Ränzel gepackt; das Wanderbuch geholt, und jetzt, acht Tage nach jener entſcheidenden Stunde, trat er mit rothen Augen in die Stuben der getreuen Nachbarsleute, um ihnen zum Abſchied die Hand zu ſchütteln.

Als er in Meiſter Dobel's Stube trat, und Röschen an der Bibel ſaß, um dem Vater das Kapitel zu leſen, darinnen der Text der heutigen Morgenpredigt ſtand, da pochte ihm das Herz, als wär's ein Eiſenhammer, der von Waſſers Gewalt getrieben auf den Ambos fällt. Sie drückten ihm, Segen wünſchend, die Hand, und als ſie ihm Röschen reichte, da zuckte es ihm bis ins Herz hinein, und ſie lächelte ihn an, daß ihm ſogar Hören und Sehen verging.

Den Blick vergeß ich nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werde, ſagte er zu ſich, und das Bild des ſchönſten Mädchens der Stadt war damit in ſeine Seele aufs Neue hineingeprägt, daß es nimmer entſchwinden konnte.

Den Abend ſaß er alleine bei ſeinen Eltern und der Vater gab ihm gute Lehren und die Mutter weinte. Als aber am anderen Morgen die Sonne ins Rheinthal ſtrahlte, zogen Dreie zum Unterthore hinaus, denen das Herz recht ſchwer war. Geredet wurde nicht viel, bis der erſte gewaltige Schmerz des Scheidens überwunden war. Eine Stunde oder zwei begleiteten ihn die treuen Kameraden und trugen ihm das Felleiſen. Und als ſie ſchieden, war's ja für zwei lange Jahre, und bis jetzt waren ſie nicht zwei Tage von einander getrennt geweſen. War's ein Wunder, daß ihre Thränen floſſen? War's ein Wunder, daß ſie ſich einander zuwinkten, bis ein Bergvorſprung zwiſchen ſie trat, wie die trennende Nothwendigkeit? —

Röschen ſtand am Fenſter und dachte an Joſeph, dem ſie lange ſo nahe nicht geſtanden hatte, und ſagte ſich ſelber: Er iſt doch ein ſtattlicher Junge, und ſchöner geworden, als ich gedacht! Was ſind das ein Paar flammender, brennender Augen, ſo braun, wie eine reife Kaſtanie, die aus der ſtacheligen Kolbe ſpringt! —

Der Vater aber meinte, es könne einſt ein tüchtiger Meiſter aus ihm werden; aber er werde viel Lehrgeld in der Fremde zahlen müſſen, denn Leichtſinn ſei ein Hühnchen, das Jeder rupfe, und ein Vögelein, das auf jeder Leimruthe leicht hängen bleibe, und das ſei ſchlimm!

Röschen aber wollte es bedünken, als die Mutter lächelnd dem Vater zunickte, die Eltern urtheilten da doch zu hart.

Acht Tage ſpäter ſtand der alte Lichtenauer neben ſeiner Frau mit der dampfenden Pfeife. Sie packte des Sohnes Reiſebündel, und manche Thräne wurde mit hineingepackt. Der Alte zuckte mit dem Geſichte, preßte die Augen feſt zu und biß auf die Pfeifenſpitze, bis das Gefühl bemeiſtert war, das er nicht wollte merken laſſen, und ſagte dann. „Chrine, mach' mir dem Bub das Herz nicht ſchwer und weich! Ein Schmied muß hart ſein, wie ſein Ambos! Ich werd' ihn mehr vermiſſen als du; denn der Lehrling, den ich nun angenommen hab', iſt ein Neſthutſch', der noch kein Armſchmalz hat.“ Als er das heraus hatte, machte er ſich hinaus und ſtellte ſich in die Hinterthür und die Thränen poppelten aus den Augen, wie die der Dachtraufe, wo's geregnet hat. „Hol's dieſer und der,“ ſagte er. „Das Lügen langt doch allerwegen Nichts, und das Hartmachen, wenn Einem das Herz blutet, iſt doch auch eine purinzige Lüge.“ Während das in der Schmiede vorging, war Gerhard in die liebe Nachbarſchaft, Adjes ſagen.

Dobel's wußten's, daß er käme.

„Man meint, die Dreie hätten's ſo abgekartet, daß je nach acht Tagen Einer ſcheidet,“ ſagte Dobel. „Gebt Acht, die nächſte Woche rüſtet der Gabriel.“

Da fuhr Röschen ordentlich erſchreckt auf und ſagte: „Meint Ihr, Vater?“

„Freilich, meine ich's,“ entgegnete Dobel, „und das Meinen kommt mir ſchier ſo ſchwer an, als wärſt du ein Bub und gingeſt wandern. Ich hab' mich an den Jungen ſo gewöhnt, daß ich ihn ſchwer vermiſſen werde, und lieb hab' ich ihn im Herzensgrund.“

„Er iſt auch ſo fleißig, ſo ſtill und ſo brav!“ ſagte die Mutter. Da klopfte es, und Gerhard trat herein.

Er war ein bildhübſcher Junge von athletiſcher und doch ſchöner Geſtalt. Das ſchwarze Rabenhaar hing lockig um den ſchönen Kopf und aus dem ſtrahlenden Auge blickte Verſtand, aber auch tiefe, innerliche Gluth.

Der Meiſter gab ihm gute Lehren und Röschen reichte ihm die Hand und drückte ſie wärmer als ſie wollte, und lächelte wieder ſo wunderbar und ſah ihm in die Augen, daß leicht ſo ein junges Blut toll werden konnte.

Der Gerhard mochte auch ſo Etwas ſpüren, denn er machte ſich raſch von dannen.

Und Röschen dachte: Er iſt wahrlich der Schönſte von allen Dreien. Wie's in den Augen lodert! Und die Hand hat er mir gedrückt, daß ſie mir morgen noch weh thut. Vom Herzen kam's, aber es war doch hart! „Schade, daß er ein Schmied iſt!“ Das letzte Wort hatte ſie ahnungslos laut geſagt.

„Warum denn?“ fragte ihr Vater. Und ſie erröthete und konnte vor Schrecken kaum antworten; doch ſammelte ſie ſich und ſagte: „Es iſt ein wüſtes, unreines Handwerk!“

„Aber Ein's, das ſeinen Mann ernährt und Frau und Kinder dazu.“

„Ein's, denk' ich,“ ſagte er dann zu ſeiner Frau ſich wendend, „was Gerhard meiden muß.“ —

„Was denn?“ fragte ſie.

„Ich meine das Trinken!“ verſetzte Dobel und ging hinaus.

Als Gabriel von der Begleitung zurück kam und in die Werkſtatt am andern Morgen trat, kam das Bewußtſein des Alleinſeins, des Getrenntſeins von ſeinen liebſten Freunden über ihn mit Macht. Er war ohnehin eine weiche Natur, die Alles tief empfand.

Er nahm eine runde, gelbe Blechtafel und den Rundhammer und begann ſie zum Löffel zu ſchlagen, aber alle paar Minuten mußte er eine Thräne wegwiſchen, die darauf herabrieſelte. Er ſaß allein da, denn der Meiſter war zum Kaufmanne nach Blech gegangen.

Röschen hatte etwas in der Werkſtatt zu thun oder that auch wohl nur ſo. Sie grüßte ihn mit der glockenhellen Stimme. Sonſt ſah er beim Gegengruß ihr immer in die wundervollen Augen;

heute nicht; vielmehr bückte er ſich noch tiefer auf ſeine Arbeit. Das fiel dem Mädchen auf. Sie ſah ſcharf auf ihn und gewahrte eine fallende Thräne, die er ſchnell wegwiſchte.

„Du weinſt?“ fragte ſie, und ſie mochte es fühlen, wie es ihm um das Herz war, denn der Ton, in dem ſie die Frage ausſprach, war wehmüthig, ſanft und theilnehmend.

Indeß richtete er das feuchte Auge zu ihr auf.

„Warum ſollt' ich's verhehlen, daß mir das Scheiden der treuen Kameraden, die mich ſo lieb haben, wie ich ſie, an das Herz geht? — Ich hab' ſie begleitet, und mir iſt's geweſen, als hätt' ich ſie zu Grabe begleitet, ſo weh thut mir's. In acht Tagen muß ich auch fort!“ ſetzte er hinzu.

„Du auch?“ fragte ſie noch in demſelben Ton, und nach einem einige Augenblicke währenden Schweigen, ſetzte ſie hinzu: „Und du mußt? Wer zwingt dich, Gabriel?“

„Ich hab' mein Wort verpfändet, und das Loos iſt ſo gefallen!“ ſagte er.

„Ei, dann wird's ja ganz ſtill in der Wendelsgaſſe, wenn Ihr Alle fort ſeid!“ ſagte ſie ſo kalt, ſo eintönig, ja faſt gleichgiltig, daß es Gabriel durchs Herz fuhr wie ein zweiſchneidig Schwert. Wie Waſſer, das ins Feuer gegoſſen wird, wirkte dieſe Rede auf ihn. Es wallte ein Zorn in ſeiner Seele auf, der Luft haben wollte; aber er bezwang ſich. Sie war die Meiſterstochter, wenn auch tauſendmal das Nachbarskind und die Jugendgeſpielin.

„Na,“ lachte er in einem Tone, der deutlich genug ſeine Empfindung verrieth, „es wird auch nach Gerhard und mir zu „Bierhauſen“ geklopft und gehämmert werden, denk' ich! Du ſollteſt froh ſein, daß es nicht mehr ſo arg iſt.“

Röschen ſah ihn betroffen an, denn in einem ſo gereizten Tone hatte ſie ihn nie reden gehört.

Zum Glücke kam ihr Vater die Treppe ſchnell herauf und ſie ging eben ſo ſchnell in ihre Wohnſtube.

Das Wort des Mädchens hatte Gabriel's Seele wieder ins volle Gleichgewicht gebracht. Ruhig und feſt ſagte er dem von ihm ſehr geliebten Meiſter, er wolle, da ſeine Lehrzeit zu Ende ſei, nun auch keine Stunde länger daheim bleiben. Er möge ihm doch den Lehrbrief ſchreiben. Nächſten Montag wünſche er von dannen zu ziehen. Der Meiſter ſprach ſein Bedauern aus, daß er ſo ſehr damit eile.

Gabriel aber verhehlte es nicht, daß er nun, wo ſeine Freunde fort ſeien, hier ſich nicht mehr gehener fühle, und ſagte es dem Meiſter auch ohne Hehl, daß ſie ſich verabredet hätten, es ſo zu machen.

Der Meiſter verſprach den Lehrbrief und Gabriel ſetzte, wie immer, ſtille ſeine Arbeit fort.

Röschen aber ſaß drüben am Fenſter und die Nadel ruhte, weil andere Gedanken ihre Seele beſchäftigten.

Wie kam er denn zu dem Tone? fragte ſie. Nun, fuhr ſie in ihrem leiſen Selbſtgeſpräche fort, es war auch eine dumme Rede von mir, recht dumm! Und ich hab's auch ſo gleichgiltig ihm geſagt, ohne eigentlich Etwas dabei zu denken. Es geht Einem einmal ſo, und er hätte auch nicht gleich es ſo ſpitzig zu nehmen brauchen. Es iſt garſtig von ihm! —

Freilich, fuhr ſie nach einigen Augenblicken fort, mußte es ihn verdrießen, daß ich zu ihm das Wort ſagte, als er von ſeinem Fortgehen ſprach. Da hätt' ich ihm wohl etwas Anderes ſagen können und müſſen. — Wahrhaftig! — Sie ſann. — Ehrlich geſtanden, ſprach ſie weiter, bin ich daran Schuld, und übel nehmen kann ich's ihm nicht. Ich muß es wieder gut machen! Er verdient's. 'S iſt doch ein lieber — guter — und — hübſcher Junge —! Und bei dem Worte blickte ſie zufällig in den Spiegel und ſah, daß ſie roth wurde. Wie einfältig! rief ſie. Roth werden, weil's ein hübſcher Junge iſt! — 'S iſt ja doch wahr, und noch geſtern ſagte Merkel's Annchen, er gefiel ihr am Beſten vom Kleeblatte! — Mag's ſein! — Mit dem Worte ſchloß ſie, aber ſie fühlte dennoch ihr Unrecht und nahm es ſich vor, heute Abend, wenn er ſich zu ihnen auf die Bank ſetze, wie er's alle Abende that, recht freundlich und herzlich zu ſein, weil das Sprichwort ſage: „Ende gut, Alles gut.“

Der Abend kam und war frühlinglich mild. Nach dem frühen Nachteſſen gingen die Dreie hinab auf die Bank. Rechtling's kamen auch herüber; aber Gabriel nicht.

„Wo iſt denn unſer Gabriel?“ fragte Dobel.

„Gott weiß, was dem Bub iſt,“ ſagte Rechtling. „Seit die zwei Anderen fort ſind, iſt alles Leben, alle Freude in ihm wie todt, und ſeit heute iſt er noch ſtiller und redet kein Wort, ſelbſt mit dem Eliaschen nicht, den er doch ſo lieb hat.“

Da flammte es in des Mädchens Geſicht, daß ſie es tief herabbeugen mußte.

„Nun,“ ſagte Dobel, „Scheiden und Meiden thut weh.“

In dem Augenblicke trat Gabriel aus dem Haus und es ſchien als nähme er die Richtung zur Bank, wie ſonſt auch; als er aber Röschen da ſitzen ſah, grüßte er freundlich und ging nach dem Rheine hin.

Aha, dachte ſie, er ſpielt den Verdroſſenen!

„Dem Gabriel iſt das Herz ſchwer,“ ſagte Dobel. „Laßt ihn gehen, es will das auch ſein Recht haben!“

Aber es war kein Spielen bei Gabriel. Das Wort des Mädchens klang immer widerlicher in ſeinen Ohren und verwundete immer tiefer ſein Herz. Er hätte jetzt nicht in ihrer Nähe ſein können und auch das freundlichſte Wort hätte ihm wehe gethan, weil er's für unwahr hätte halten müſſen.

Röschen war auch ſtille den ganzen Abend, und an ihrem Laden ſtand ſie lauſchend, als er heim ging. Es war leer und ſtill in der Straße. Er blieb an ſeiner Thüre ſtehen und blickte lange nach ihrem Fenſter herauf, das der Laden ſchloß. Endlich ſchüttelte er den Kopf und ging ins Haus.

Was mag er gedacht haben? ſagte zu ſich das Mädchen, und warum mag er den Kopf ſo ernſt geſchüttelt haben? —

Sie lag noch lange ſchlaflos und in ſtillen Gedanken da, bis ſie verworren unter einander floſſen und der Schlaf ſie umfing.

Ruhe hatte ſie am anderen Tage nicht. Es drückte ſie, daß er ihr bös ſei und ſo ſtill und betrübt da ſaß. Sie ging mehrmals durch die Werkſtatt, aber er war nicht allein. Und ſo war's faſt alle Tage. Er ſah auch gar nicht auf und ſie hätte ihn doch ſo gerne ins Geſicht recht freundlich angeſehen; aber dazu kam's nicht und mit jedem Augenblicke drückte es ſie ſchwerer, daß die letzten Stunden ſo trübe ſein ſollten.

So ein Mädchen iſt aller Praktiken voll. Sie zerbrach abſichtlich einen Schaumlöffel und legte ihn hin, und paßte auf, wie eine Katze vor einem Mäuſeloche, bis ihr Vater einmal hinab ins Höfchen ging.

Da huſchte ſie herein in die Werkſtatt.

„Ich bin doch ein rechter Tollpatſch," ſagte ſie heiteren Tones, „da hab' ich den neuen Schaumlöffel zerbrochen. Gelt, du machſt mir ihn, lieber Gabriel? —"

Und in die Worte legte ſie den ganzen, bewältigenden Schmelz ihrer herzgewinnenden Stimme.

Er durchzuckte Gabriel's Seele, und er war nahe daran, aus der Rolle zu fallen, die er ſich recht mühſam einſtudirt. Kalt erhob er die Hand, ohne ſie anzuſehen, nahm den Löffel und ſagte: „Das Übel iſt ja leicht zu heilen!"

Er legte einen Löthkolben in die Eſſe und ſie ſtand noch da, jetzt ſelber verlegen werdend.

„Wer wird mir nur das Alles machen, was ich zerbreche, wenn du fort biſt?" ſagte ſie, und es klang faſt wehmüthig.

„Der Vater, oder ſein künftiger Geſelle!" ſagte ruhig, feſt und kalt Gabriel darauf, und wieder ſah er ſie nicht an.

Ihr Vater war ſchon auf der Stiege. Sie hörte ihn kommen.

„Biſt du mir bös, Gabriel?" fragte ſie haſtig.

„Nein;" war ſeine kalte Antwort; und ſie ging ſchnell.

Als der Löffel fertig war, nahm er ihn, drückte die Küchenthüre ein wenig auf und legte ihn auf die Anricht.

Sie ſah's, ſprang herzu und flüſterte leiſe: „Ich danke dir."

„Gern geſchehen," ſagte Gabriel und ging.

Da ſtand das Mädchen in der Mitte der Küche und wurde bleich wie Schnee. Es zitterte Etwas in ihrem Auge, wie eine Thräne, aber es war eine Thräne des Unwillens.

„Was hab' ich ihm denn gethan, daß er ſo — ſo — kalt und unfreundlich iſt?“ ſagte ſie. Dann warf ſie das Köpfchen in die Höhe, und den ſchönen Mund auf und rief unwillig aus: „Mag er! Was liegt mir dran? —“

Aber es mußte ihr doch Etwas dran liegen, denn ſie war mürriſch und kam nicht mehr in die Werkſtatt bis zum Samſtag. Da ſaß er allein da und arbeitete.

„Gabriel,“ ſagte ſie, „gehſt du wirklich am Montag?“

„Ja,“ ſagte er kurz.

„Du willſt im Hader von mir gehen?“ fragte ſie.

„Ich? Nein!“ war ſeine Antwort; ich weiß nichts von Hader.“

„Nun denn, ich auch nicht,“ ſchloß ſie trotzig und ging hinaus.

Gabriel ſah ihr nach. Beſſer, ich ſtähle mein Herz, ſagte er zu ſich ſelbſt, als daß ich dem Gedanken Raum gebe, ſie ſei mir gut und ſie iſt's doch nicht. — Wenn's mir auch ſchwer wird.

Von da an ſah er ſie faſt nicht mehr. Drüben im Vaterhauſe war Trauer. Hier im Dobel's war's kaum anders, denn dem Meiſter that Gabriel leid; die Meiſterin war ohnehin eine ſtille Frau, und Käthchen war's auch ſo trübe zu Sinn, wie kaum je in ihrem Leben.

Sonntags Mittag erwarteten ſie ihn frühe; aber er kam nicht, denn er war hinaus auf das Spielplätzchen gegangen, noch einmal ſtille der Zeit zu gedenken, die er hier ſo glücklich verlebt.

Käthchen blieb zu Haus; aber um drei Uhr kamen drei Freundinnen, die ihr nicht Ruhe ließen, mit ihnen ſpazieren zu gehen auf ein nahes Dorf. Sie wollte abſolut nicht. Doch endlich redete ſelbſt die Mutter zu und ſie ging.

Als ſie vor das Thor kamen, blickte ſie hinauf zum Spielplätzchen und ſah ihn da ſtehen, gelehnt an den Birnbaum. Das bewegte ihr Herz. Aber die anderen Mädchen ſcherzten und lachten und ſie ging ein in ihre Scherze, wenn es ihr auch nicht ſo recht um das Herz war.

Gabriel hatte ſie nicht geſehen.

Er kam herunter und ging den ſchweren Gang, dem Meiſter ſein treugemeintes: „Behüt' Euch Gott!" zu ſagen.

Herzlich nahm er ihn auf. Herzlich waren ſeine Ermahnungen und Lehren, herzlich ſein Handdruck und Lebewohl.

Die Meiſterin wünſchte ihm Gottes Segen, und daß er geſund wiederkehren möge.

„Wo iſt denn Klärchen?" fragte er.

„Spazieren!" ſagte die Mutter.

Das fuhr wie Eiſeluft durch ſeine Bruſt.

„Grüßet ſie herzlich," ſprach er, „und ich wünſche ihr alles Gute!" —

Er ging, gebeugt, traurig, gedrückt.

Es iſt aus, ſagte er zu ſich. Ich war blind, als ich meinte, ſie ſei mir gut.

Kaum war er übrigens aus Röſel's und Lichtenauer's heimgekehrt, wo er länger ſich verweilt, ſo kam Klärchen erhitzt und eilig heim, und ihr erſtes Wort war: „Iſt Gabriel dageweſen?"

„Er läßt dich grüßen und wünſcht dir alles Gute!" ſprach die Mutter.

„Sagte er nicht, daß er wieder käme?" fragte ſie.

„Nein!" war der Mutter Antwort.

Da ging Klärchen langſam auf ihre Kammer, ſetzte ſich unten auf ihr Bett und weinte.

Was iſt's denn, was zwiſchen uns getreten iſt? fragte ſie. Er war mein Geſpiele und nun ſcheidet er, wer weiß wie lange, und ſagt mir nicht Ade und ich bin wieder die Urſache und er muß meinen, ich ging aus dem Wege! —

Das that ihr leid.

Sie faßte ſich auch, ging in die Küche, wuſch ſich die Augen und begann für das Abendbrod zu ſorgen. Das Fenſter der Küche, wie das ihres Kämmerleins, ging auf Rechling's Thüre. So oft ſie in die Nähe des Fenſters kam, reckte ſie ſich in die Höhe und ſah hinaus; aber ſie ſah ihn nicht. Er ſaß bei den Eltern und hatte ſein Brüderchen auf dem Schoße.

Rieſchen dachte, er kommt doch gewiß auf die Bank heute Abend. Allein er kam nicht, und nicht ſeine Eltern. Sie mußten früher zu Bett gegangen ſein, denn man ſah kein Licht.

Rieſchen ging verſtimmt zu Bett.

Ihr Vater hatte ihm aber noch eine Lobrede gehalten und geſagt: Ich preiſe den Vater glücklich, der ſolch' einen Sohn hat.

Sie konnte nicht einſchlafen, denn es lag ihr ſchwer auf der Seele, daß ſie ihn nicht mehr ſehen ſollte. Und manches heimliche Thränlein floß dem Mißverſtändniſſe der letzten Tage. Sie hatte es ja doch ſo nicht gemeint, wie er's genommen! Und daß ſie gerade geſtern wegging, daran war doch die Mutter Schuld, und ſie eilte ſich auch, früh wieder zu kommen. Warum war er denn auch ſo empfindlich? — Er hätte ja auch Abends auf die Bank kommen können! — Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen! — So erwachte am Ende der Mädchenſtolz mit aller Stärke, und die Schuld lag jetzt allein auf ihm! Sie zürnte ihm und — ſchlief ein. Aber ſie träumte die ganze Nacht von ihm. Bald war er todtkrank in der Fremde und Niemand pflegte ihn; bald ſah ſie ihn in großer Lebensgefahr; bald kam er und brachte eine ſchöne Braut mit; bald ſah ſie ihn todt. Da fuhr ſie auf und erwachte. Es dämmerte im Oſten. Sie ſprang auf und kleidete ſich an. Drüben in Rechling's war Licht. Er war noch da. Sie ſchlich die Treppe hinab; öffnete leiſe ihre Hausthür und harrte hier.

Jetzt hörte ſie, wie der alte Rechling das Gebet vor der Reiſe aus dem Gebetbuche verlas. Einige Augenblicke war's ſtille. Dann hörte ſie, wie ihm der Vater mit gebrochener Stimme ſeinen Segen gab, wie die Mutter laut weinend ihn dem Herrn befahl, wie das Clärchen weinte. Dann knarrte drüben die Thür und Gabriel trat heraus. Er trocknete ſeine Thränen, ſtand auf dem breiten Auftritt und ſah lange hinauf nach ihrem Fenſter und ſagte dann leiſe, nur ihrem Ohre vernehmbar: Leb' wohl, Rieſchen, leb' wohl! Gottes Engel mögen dich behüten!

Da trat ſie in die offene Thüre, weil ſie ſich nicht mehr halten konnte, reichte ihre Hand hinüber und ſagte: „Gabriel, mögen ſie auch dich behüten!“

Wie vom Donner gerührt, ſtand er da.

Aber der Zauber löſte ſich ſchnell.

Er ergriff ihre Hand und hielt ſie mit ſeinen beiden umſchloſſen.

„Du hier?“ fragte er.

„Sollſt du ſcheiden, ohne daß ich dir ein Lebewohl geſagt? Ach, Gabriel, geh' nicht fort im Unwillen! Ich hab' dir nicht Leides thun wollen! Leb' wohl! Gott behüte dich!“

Aber er ließ die Hand nicht los, die ſie zurückziehen wollte und doch konnte er nicht reden. Da drückte er ſeinen Mund darauf, ließ ſie los und war um die Ecke verſchwunden.

II.

Die letzten vierzehn Tage mit ihren Ereigniſſen waren für die Nachbarſchaft von großem Erfolge begleitet. Es war gerade ſo gekommen, wie Röschen zu Gabriel geſagt, es war ſtille geworden. Nicht als ob die drei Jünglinge Unruhe in die Nachbarſchaft gebracht hätten; nein, dafür waren ſie zu ordentlich, zu beſcheiden und anſtändig; nicht, als ob die Hämmer in Lichtenauer's Schmiede nicht vom Morgens bis Abends hellgellend geklungen oder Dobel's Werkſtätte nicht wiedergehallt hätte von ſeinen Hammerſchlägen. Das war Alles ſich gleichgeblieben und doch war's ſtille; denn die Nachbarn waren traurig und Keins rief dem Anderen ein fröhlich Wort zu; man hörte keinen heitern Geſang — das Einzige, woran vielleicht Röschen bei dem Worte gedacht, das Gabriel ſo ſchmerzlich getroffen hatte. Es war in der That ſtille geworden.

Auch auf Dobel's Bank; denn da ſaßen Abends die drei Jünglinge bei den Alten, und Scherz und Ernſt wechſelte. Die Alten meinten, ihre Weisheit ziehe das junge Blut an, und es war ganz verwunderlich, daß ſie ſo blind waren oder ſein wollten. Nur

Röschen ahnte ſo etwas von der Wahrheit, als die Neckereien ihrer Freundinnen ſie trafen und ſie fragten: Wem ſie denn den Preis gäbe? Verliebt ſeien ſie doch alle in ſie bis über die Ohren.

Die hatten ihr eigentlich die Augen geöffnet in der letzten Zeit und noch am Sonntag Abend, auf dem Spaziergange, hatten ſie ſie geneckt, weil ſie ſo heim eilte. Gabriel gehe morgen weg, hatte ſie in ihrer Unſchuld geſagt, dem müſſe ſie doch Adje ſagen. Da kam's wie eine Sturmfluth über ſie von allen Seiten und die Meiſten meinten, der ſchöne, blonde, ſinnige Gabriel ſei wohl doch am Ende das Herzblättchen.

Solcher Mädchenwitz hatte übrigens auf Röschen den Einfluß, daß ſie ſich ſelber einmal prüfend gegenüber trat. Sie wog ab, was hier zum Vortheil, dort zum Nachtheil war, und ſie fand, daß doch ſo recht eigentlich Keiner der Dreie den Vorrang hatte. Das geſtand ſie ſich; die letzten Auftritte mit Gabriel hatten ſie tief bewegt. Der Kuß brannte noch auf ihrer Hand und hätte ſie ſich nicht geſchämt, ſie hätte die Stelle küſſen mögen; aber die Zeit hat wunderliche Kuren in der Welt gemacht, wunderlichere, als alle Wunderdoctoren der Welt. Das Mädchen dachte ſo ziemlich an alle Dreie gleich lebhaft, wenn auch Gabriel, ſchon durch das Zuſammenleben, ihr etwas näher ſtand.

Ihr Vater nur urtheilte anders. Er hatte an Joſeph und Gerhard viel auszuſetzen. Gabriel war einmal ſein Liebling.

Auf der Bank Abends wurden die drei Wanderburſchen mannichfaltig beſprochen und die Elternliebe Nißel's und ſeiner Frau, Lochtenauer's und der Seinen, ſtrich ihre Söhne weidlich heraus. Nechtling's, überhaupt ſtille, demüthige Leute, ſchwiegen von ihrem Gabriel, deſſen Partie dann aber Dobel als ein guter Advocat übernahm und mit Wärme führte, was dann Röschen dennoch allemal mit beſonderem Wohlgefallen anhörte.

Man zählte wahrhaft die Stunden, bis ſie einmal ſchrieben; aber die jungen Leute, die noch nie weiter, als ein paar Stunden von ihrer Heimath weggekommen waren, hatten noch ſo viel zu ſehen und zu betrachten, daß ſie zum Schreiben eigentlich noch nicht kommen konnten.

So verging der März und der wetterwendiſche April und erſt im Mai brachte der Poſtbote den erſten Brief in Riffel's an. Abends kam triumphirend der alte Schneider, der noch heute den windbeuteligen Charakter ſeiner Zunft nicht abgelegt hatte, auf die Bank.

Ich hab's doch gleich geſagt, hob er an, Meiner ſchreibt zuerſt; denn der hat's dick hinter den Ohren, und gewandt iſt er in der Feder wie ein Schulmeiſter.

Nun, Nachbar, fragte Dobel nicht ohne Unmuth über den Schneider, ſo ziehe einmal vom Leder! Was ſchreibt er denn? Ei, ſagte der Schneider, Ihr könnt Alles hören. Es iſt nichts incognito, wie man ſagt. „Seit ich hier bin," ſchrieb Joſeph, „hab' ich ſchon den zweiten Meiſter." — Halt! rief Dobel, das iſt eine bedenkliche Geſchichte und ich denke dabei immer an den Buben, dem die Mutter immer ſagte, als er auf die Wanderſchaft ging: Du kriegſt gewiß keinen Meiſter! Um ihr nun zu zeigen, wie Unrecht ſie gehabt, ſchrieb er im erſten Brief, er habe in den erſten vierzehn Tagen ſchon ſieben gehabt.

Lichtenauer lachte, daß er ſchockelte. Riffel aber fühlte den Stich und ſagte: Laßt mich doch erſt leſen, wie's kam! Und er las weiter. „Das kam aber daher, daß der erſte ein Lump war, der eigentlich gar nicht für einen Geſellen Arbeit hatte, aber um die Leute weis zu machen, er habe viel zu thun, ſich einen halten wollte. Da dacht' ich: Laß mich laufen, und ging los. Wo ich jetzt bin, da iſt's gut. Wir arbeiten aufs Stück. Da wird Geld verdient, wie Bach, weil wir auch den ganzen Sonntag arbeiten. Herzliebſte Eltern, es koſtet Einem hier aber auch Geld wie Bach! Unſer Einer muß ſich ſtets kleiden und das hat etwas Anderes auf ſich, als daheim, wo ich im Confirmirrock drei Jahre herumlief. Mein Geld iſt all und ich thue Euch bitten, mir im nächſten Brief Etliches zu ſchicken. Was die Stadt betrifft, ſo iſt die entſetzlich groß und ich bin heut noch nicht in allen Gaſſen geweſen, die eng und ſo ſchmutzig ſind, wie daheim das Strangäßchen. Mein erſter

Meiſter, der Windlips, wohnte in der Schildergaſſe; mein alleweiliger aber wohnt dem Jülichsplatze gegenüber, wo Alles nach ächtem kölniſchen Waſſer riecht. Kirchen ſind ſo viel hier, daß das halbe Land dran genug hätte, ich glaub', daher hieß auch in der alten Zeit die Stadt die „hillige“ oder heilige, nicht vom Hineingehen. Da iſt Euch eine verwunderliche Wirthſchaft im Dom. Das muß ich ſagen, es iſt ein erſchrecklich und grauſam Gebäu, und noch begreife ich nicht, warum die alten Narren den Thurm ſo weit davon hingeſetzt haben und oben drauf einen Krahnen. Wenn der die Schiffe aus- und einladen ſollt', ſo müßt ja das Waſſer über die ganze Stadt gegangen ſein, denn er ſteht grauſam hoch droben. Gebaut wird immer, aber uns Allen thut auch kein Zahn mehr weh, wenn der mal fertig werden ſoll. Item es iſt auf dem Domplatz ein Geklopfe und Gehämmer, daß man ſein eig'nes Wort nicht hört. Im Dom iſt's lebendig. Mir gefällt's beſonders, daß da Einer im rothen Rock mit einem tüchtigen Stecken herumgeht, der den Leuten in die Rippen ſtößt, die nicht beten wollen. Das hilft aber blutswenig; denn ſie gehen herum, gucken und gaffen nach Guſto, wie's ihnen gefällt. Es hat mir leid gethan, daß ich ein Bischen zu ſpät gekommen bin zu dem ſogenannten Carneval. Das ſoll, wie unſer Obergeſell ſagt, der Latein kann wie Waſſer, heißen: „Leb' wohl, Fleiſch!“ Da ſie zur Faſtnacht keins hier eſſen. Dann iſt bei unſerer Garküche das ganze Jahr Carneval, aber Kuchenluſt alle Tage. Das mag, wie ſie ſagen, von der Schlachtſteuer kommen und es iſt ſchlimm. Ich kriege alle Tage Heimweh nach der Mutter Küchenſchrank. Sie eſſen hier gern was Guts, aber unſer Einer kriegt's nicht. In der Zeitung zeigen ſie's ſich einander an, wo's was der Art gibt, und trinken können ſie prächtig; aber ich wollt', es gäb' hier eine Räſonnirſteuer. Die brächte was ein: Nein, herzliebſte Eltern! daheim wird auch als einmal räſonnirt, aber hier geht's über's Bohnenlied. Da wiſſen ſie Alles beſſer, und wenn einmal der König Miniſter brauchte und wüßte nicht, wo ſie hernehmen, hier könnte er blind hineingreifen. Cöln iſt die erſte Stadt der Welt und wenn ſie ſich nicht allein drum herumdreht, ſo iſt das ein alter Fehler, der reparirt werden müßte.

„Um wieder auf die Faſtnacht zu kommen, ſo ſoll da ganz Cöln verrückt geweſen ſein — man merkt's heut' noch; da ſollen ſie Alles gehänſelt haben, und das thun ſie heut' noch; da ſollen die Leute ihr Bett ſelbſt verſetzt haben, um ſich luſtige Tage zu machen, das geſchieht aber auch heut' noch; da ſollen ſie ſich vor lauter Luſtbarkeit Löcher in die Köpfe werfen, die man aber auch heut' noch kriegen kann. Mit Erbſen ſollen ſie ſich werfen, daß ſie Schuh hoch liegen; gäben ſie ſie den Armen, an denen es nicht mangelt! Und mit Mehl ſollen ſie ſich die Kleider bewerfen, daß die Leute ausſähen wie lebendige Mehlſäcke. Was gäb' das Brod! Ein grauſam luſtig Leben iſt hier im Sommer; alle Sonntag hat eine Gaſſe Kirchweih. Da geht's herrlich zu und wer keine Prügel kriegt, war nicht dabei. Die Gaſſenbuben treiben's nach Gaſſe, ſchießen und knallen auf der Gaſſe. Das ſollt' einmal bei uns geſchehen! Der Bürgermeiſter ſollt' ſie geſcheidt machen. Man ſieht dran, daß nur die kleinen Diebe gehenkt werden. Aber Geld koſtet's, wenn man das Alles ſehen will. Darum ſeid ſo gut, und vergeßt mich nicht!

„Was mir extra gefällt, iſt das, daß ſich die Herren nicht ſchämen, die Handwerksburſche aufzuklären. Da hört man's, wie's in der Welt ausſieht, und was Deutſchland, von dem ich daheim nichts hörte, Noth iſt; wie die Übelſtände, daß es nur Reiche und Arme gibt, abgeſtellt werden müſſen. Da ſtehen Einem die Haare zu Berge; aber die Leute verſtehen's und wiſſen Alles rund zu machen. Das ſind Kapitalkerle! Nun will ich aber mein Schreiben ſchließen, und thue Euch viel tauſendmal grüßen und alle Nachbarn und gute Freund' und wer es getreulich mit mir meint, beſonders das Röschen. Ich hab' mir die Mädels von Cöln alle angeſehen, aber keins iſt ſo ſchön, wie Röschen, das könnt Ihr ihr ſagen. Nun gehabt Euch alle wohl und vergeſſet mir nicht, Geld zu ſchicken. Meine Adreſſe lautet u. ſ. w. u. ſ. w."

Als der Brief geleſen war, ſah Riſſel die guten Nachbarn nach der Reihe an und ſagte: Gelt, das iſt ein Brief! Ich hätt's dem Teufelsbub mein Lebtag nicht zugetraut. Und macht auch noch Reime, der Strick!

Röschen war roth geworden bis hinter die Ohren, aber, daß er in der großen Stadt an ſie dachte, daß er ſie über alle Mädchen von Cöln ſtellte, wo doch gewiß hübſche waren, das gefiel ihrer Eitelkeit nicht wenig und es that ihr im Herzen gut. Wenn auch der Joſeph allerlei tanzmeiſterige Streiche im Kopfe hatte, ſo viel blieb doch, er hatte ſie recht lieb. Sie hätte ja kein Mädchen ſein müſſen, wenn ihr der Weihrauch nicht duftig in das Näschen geſtiegen wäre, und Weihrauch lieben ſie alle, beſonders wenn hübſche Jungen das Rauchfaß außer der Kirche gegen ſie ſchwingen.

Meiſter Dobel ſaß ſtille da und ſchüttelte nur leiſe den Kopf.

„Nun, Nachbar Dobel,“ fragte Riſſel, „warum ſchüttelt Ihr den Kopf ſo bedenklich?“

„Wenn Ihr's wiſſen wollt, Nachbar, ſo ſag' ich's, entgegnete Dobel. An dem Brief gefällt mir Vieles nicht. Erſtlich das nicht, daß er da meinem Mädel mit einfältigem Geſchwätze, denn weiter iſt's nichts, den Kopf verbrühen will. Das ſoll ein ordentlicher Menſch nicht thun. Das iſt ſo ein Geſchäft für Windbeutel. Und er iſt auf gutem Weg, Einer zu werden. Sodann das nicht, daß er ſchon den heiligen Sonntag vergeſſen hat. Das iſt ſchmählich. Wär' ich ſein Vater, ich riebe ihm den Kümmel, daß es oben ſtünde. Drittens, daß er ſo leichtfertig plaudert und ſich mit den Aufwicklern einläßt, denn das ſind ſie alle, die thun, was er da ſchreibt; endlich aber, daß er ſchon Geld braucht und Ihr habt ihn doch nicht wie eine Kirchenmaus gehen laſſen; auch muß er ja viel Geld verdienen. Wißt Ihr, Nachbar, was ich an Eurer Statt ihm ſchickte?“

„Was denn?“ fragte Riſſel betreten.

„Einen Katechismus mit einem Eſelsohr bei dem Gebet: „Gedenke des Sabbattags, daß du ihn heiligeſt,“ und einen Rüſſel. Das wär auch ein Reim auf ihn.

Riſſel war betroffen. Unrecht hatte Dobel nicht, aber es war doch ſein Kind, in das er, wie in einen Spiegel blickte. Endlich ſagte er: „Nachbar, Ihr nehmts auch zu ſpitz. Es liege ja doch auf der flachen Hand, daß es lauter Jugendübermuth ſei und auf lauter Faxen hinauslaufe, wie er denn all ſein Lebtag ein Faxenmacher geweſen ſei. Einen Spaß in Ehren ſolle man doch, meine er, der Jugend nicht wehren. Man ſei doch auch einmal jung geweſen.“

„Meinetwegen macht was Ihr wollt, aber das, was ich von meinem Röschen geſagt, das ſchreibt ihm.

Soviel ergab ſich aber doch aus dem gemeinſamen Hin- und Herreden, daß auch Riffel auf andere Gedanken kam und Manches begriff, was er nur von der Scherzſeite genommen. Er war entſchloſſen, ihm kein Geld zu ſchicken und den Bart zu ſcheeren, was er denn auch redlich that.

Etwa vierzehn Tage ſpäter brachte auch Lichtenauer einen Brief von Gerhard, der lautete ſo:

„Herzliebe Eltern, ich bin nun lang genug allhier in Mainz, daß ich die Stadt und ihre Gelegenheit ziemlich kenne und Euch einmal ſchreiben kann. Ich ſtehe bei dem Meiſter Rinnappel in der Kerbengaſſe in Arbeit, ſchlafe und eſſe im Haus und hab's, ziemlich gut, verdiene auch hübſchen Lohn. Es iſt tüchtig Arbeit da und ich hab' zum Faullenzen keine Zeit. Was mir nicht gefällt, iſt das, daß unſer Handwerk gar nicht eſtimirt iſt unter den Geſellen. Sie heißen uns Rußfinken und geſtern Abend noch hab' ich einem Schneider ſo eine Rußfinke auf's Maul gegeben, daß er genug dran hatte. Man hat ja das Zuſchlagen am Ambos auch nicht umſonſt gelernt! Was die Stadt betrifft, ſo gefällt mir's gut da, ob's gleich lauter Gäßchen ſind, bis auf ein Paar, wie die Ludwigsſtraß' und die Bleiche. Aber, liebſter Vater, ich wollt', ihr wärt 'mal hier bei mir im „Röſſel“ oder in ſo einem Haus in der Gaugaß, wo ſie die grünen Tannen oder Fichtenſträuße herausſtecken. Im Röſſel gibt's Euch ein Bierchen! Granaten! Das ſchmeckt immer nach mehr. Und man muß ſich hüten, ſonſt kriegt man einen Duſel, wie ich am Sonntag! Da war's ein Glück, daß die Gaſſen eng waren, denn ich rumpelte immer von einer Hauswand an die andere, daß mir die Rippen krachten. Bin aber doch endlich heimgekommen, weil mich ein Kamerad führte, der zum Glück nüchtern war. Und in der Gaugoß, rechts neben dem Hutmacher, der den großen Bonepartshut neben der Thür hängen hat, da gibt's für ein Spottgeld ein Weinchen, ſo ſüffig, wie ich kaum einmal getrunken. Bei uns daheim kriegt man für das Geld kaum abſoluten Rachenputzer und Kühleſir. Da erquick ich mich als einmal am Feierabend und Sonntags. Die Mainzer ſind liebe, gute Leute, aber der Wein iſt ihr Einmaleins. Sie reden nur von ihm vom 1. Januar bis 31. December. Es ſind auch Soldaten hier, blauröckige Preußen und weißröckige Öſterreicher. Sie machen nicht viel mit einander, außer, wenn ſie ſich einmal prügeln. Die Stadt iſt eine Feſtung und Bundesfeſtung. Was das aber für ein Bund iſt, weiß ich nicht. Man merkt auch nichts davon. Nicht weit vom Dom ſteht auch Einer aus Erz, der Gutenberg, der ſoll erfunden haben, wie man die Bücher druckt, und hat ſo ein Schlafkäppchen auf. Mir kommt's immer vor, als wollt' er von dem Ding herunter, auf das ſie ihn geſtellt haben. Es iſt auch ſo puppig klein, daß er ſchwindelig werden könnte. Er ſoll aus Mainz ſein; aber damals, als er auf der Welt war, müſſen ſie Latein geredet haben, denn unten ſteht's lateiniſch, wo er herſtammt. Schade, daß er kein Grobſchmied war! Der hat Fäuſte! — Den Dom ſieht er von hinten an, und ſoll doch ein frommer Mann geweſen ſein. Das mach' mir Einer rund!

„Es iſt ein recht vergnüglich Leben hier, beſonders Freitags und Dienſtags; da iſt in der neuen Anlage Muſik. So ſchöne Tänze hab' ich mein Lebtag nicht gehört, aber man könnt' ſie doch nicht alle tanzen. Da iſt Euch aber ein Menſchenſpiel! Man ſollt' nicht denken, daß ſo viele in der Welt wären, außer Türken und Mohren, von denen ich aber noch keine geſehen habe. Da iſt ein Staat! Von dem, was da die Weibsleute überflüſſig haben, könnte man die halbe Welt glücklich machen und manch ſein Schöpplein trinken. 'S iſt halt curios ausgetheilt. Es wimmelt da von Offizieren und es wird Einem Angſt und Bang, die Lieutenants brächen in der Mitte durch, wenn der Wind geht, ſo dünn ſind ſie um die Hüften. Ich bräch' ein Dutzend mit einer Hand rack ab.

„Nun wünſch' ich Euch alles Liebs und Guts und verbleibe Euer getreuer Sohn

Gerhard Lichtenauer, Schmied.

„Nachſchrift: Grüßet mir alle guten Freunde und Nachbarn, auch das liebe Röschen nicht zu vergeſſen.“

„Dem ſchmeckt's in Mainz,“ ſagte Dobel, und Röschen wurde abermals roth, daß er ihrer beſonders gedacht und lieb Röschen genannt hatte. Freilich machte es Joſeph beſſer!

Der Lichtenauer lachte zu Dobel's Wort. Es iſt halt eine durſtige Zunft und das macht, daß ſie viel beim Feuer arbeiten!

„Ein guter Grund iſt Geldes werth!“ ſagte Miſſel.

Jetzt gab's gutmüthige, ſcherzhafte Sticheleien auf den Nachbar Lichtenauer, weil der bisweilen auch am Durſte litt. Dieſer nahm's lachend hin und ſagte, „wenn es ein Fehler von ihm ſei, ſo trage ſeine liebe Frau die Schuld, ob ſie gleich ſonſt eine Krone der Weiber ſei, ſie ſalze immer zu ſtark.“

„Warum uns der Gabriel allein nicht ſchreibt?“ fragte Dobel, der es kaum erwarten konnte.

„Wir müſſen's abwarten,“ ſagte Rechtling. Er iſt ja ſo ein ſtiller Bub' immer geweſen und hat's mehr innerlich.

Endlich kam aber doch Einer und da ließ es ſich Dobel nicht nehmen, den auf der Bank vorzuleſen. Er lautete:

„Gott zum Gruße, geliebte Eltern!

„Wenn Ihr noch wohlauf ſeid mit meinem lieben Brüderchen, ſo will ich Gott danken; ich bin's auch und hat mir noch kein Härlein weh gethan, ſeit ich allhier in Frankfurt bin. Ich verhoffe, daß auch mein lieber Meiſter und ſeine lieben Hausgenoſſen noch friſch und geſund ſind. Grüßet mir ſie alle fein und ſaget meinem lieben Meiſter, daß mein hieſiger Meiſter neulich geſagt hat:

Rechtling, ſagt' er, wenn Er heimſchreibt, ſo grüß' Er mir ſeine braven Eltern und ſeinen Meiſter. Vor dem Manne hab' ich Reſpect. Der hat Ihn etwas Tüchtiges gelehrt und das iſt Aller Ehren werth. So hat er geſagt und ſaget's ja meinem Meiſter. Er wird ſich drüber freuen, wie ich mich auch drüber gefreut hab'. Überhaupt iſt mein Meiſter ein braver Mann, bei dem man auch noch Manches lernen kann; beſonders in Lampen. Da machen wir jetzt ganz ſonderliche, die brennen herrlich und ſind gar ſchön. Wenn's mein Meiſter einmal erlaubt, mach' ich in den Feierſtunden Eine und ſende ſie Euch. Er hält viel drauf, daß ſeine Geſellen keine Läufer und Windlipſe ſind; auch wird der Sonntag ehrlich gehalten. Die Herbſtmeſſe iſt auch geweſen. Das iſt ein Spektakel! Man iſt vor lauter Georgel, Geſinge und Gedudel ſchier ganz rappelköpfiſch geworden! Und auf den Straßen iſt man ſchier umgerannt worden. Da iſt unſer Martinimarkt nur eine taube Haſelnuß dagegen. Am Main war vor lauter Kramläden kein Ende. Und zu ſehen war Allerlei. Mein Meiſter ſagte: Rechtling,“ geh' Er auf den Roßmarkt in die vierte Bude rechts. Das iſt allein ſehenswerth, das Andere iſt Fickelfackel. Ich folgt' ihm auch und hab' da alle das Gethier geſehen, das in Noah's Arche war und wovon der Sebaſtianus Münſterus in unſerer großen Cosmographei ſchreibt: Elephanten, Löwen und dergleichen. Auch Schlangen, daß mir eine Gänſehaut über den Leib lief. Ach, was gibt's doch Vieh in der Welt! Ich wollt' nur, Ihr und Meiſters wäret hier geweſen: Ihr hättet Euch die Augen weit geſehen! — Auf demſelbigen Roßmarkt ſteht auch Einer, der Goethe geheißen hat und iſt in Erz gegoſſen. Prächtig! Er ſoll ſo allerlei Lieder gemacht haben, wie ſie im Geſangbuche ſtehen. Er war aus Frankfurt. Ein Schneider, der bei mir war, als ich ihn beſah, meinte: der das Bild gemacht hat, hat auch Nichts von unſerer Zunft verſtanden!

„Warum? fragt' ich.

„Ei, ſagt' er, dann hätt' er doch die Knöpfe am Rock nicht auf die linke Seite geſetzt!

„Jetzt ſah ich's auch. Nun, man muß ſo Etwas mit Zunftaugen anſehen, ſonſt ſieht man's nicht.

„Der Goethe muß ein grauſam großer Mann geweſen ſein, denn ich bin doch auch kein Däumling und ſtehe doch wie ein Bübchen vor ihm. So iſt auch jetzt keiner mehr in Frankfurt, obgleich Einem rechte Schlingel begegnen; wächſt auch ſo leicht keiner mehr ſo da.

„Was ich Euch noch vermelden wollte, iſt, daß ich auch in die Sonntagsſchule für Handwerksgeſellen gehe. Das iſt eine ſchöne Einrichtung. Da lerne ich Zeichnen, was mir nichts ſchaden kann, und ſonſt noch Manches, was gut iſt, und man kommt nicht in Verſuchung, in ein Wirthshaus zu gehen. Nach Bernem geh' ich nicht. Da geht's oft wüſt zu. Aber heim denk' ich oft, — beſonders an den letzten Morgen! Doch hab' ich das Heimweh überwunden.

„Nun will ich mein Schreiben endigen. Gott behüte und bewahre Euch, und nehme Euch, meinen lieben Meiſter und ſeine Familie und die ganze Nachbarſchaft in ſeinen heiligen und gnädigen Schutz! Amen.

„Grüßet mir Alle viel tauſendmal. Euer getreuer Sohn

Gabriel.“

Der Meiſter Dobel wiſchte ſich die Augen, als er den Brief wieder zuſammenlegte. „Da,“ ſagte er, „das iſt doch ein Brief, da ſteckt Etwas drinne! Glaub' wohl, guter Junge, daß du an den letzten Morgen denkſt. Scheiden und Meiden, was man lieb hat, das thut Einem weh!“

Röschen, obwohl es ſie ein Bischen kränken wollte, daß der Gabriel ihrer nicht namentlich gedacht, beugte ſich doch tiefer herab mit dem Köpfchen, wie bei den anderen Briefen, als Gabriel's Worte geleſen wurden: er denke oft des letzten Morgens, und noch tiefer, als es ihr Vater auslegte. Sie allein verſtand, was das zu bedeuten hatte und ſie legte die kleine Hand auf die Stelle, die ſie wohl kannte. Auch grüßte er ſie nicht namentlich, gerade, als ob er ſich ſcheute, den Namen, der ihm der theuerſte war, vor den anderen Leuten auszuſprechen, und doch war es ihr, als klänge der Name „Röschen“ glockenhell durch, wenn er des Meiſters „lieber Familie“ gedachte. So ein Mädel hat ein feines Näschen! —

Richtig war's, wie ſie's verſtand, denn als Gabriel den Brief ſchrieb, ſtritt er mit ſich ſelbſt; die Feder wollte allemal Röschen ſchreiben, aber ſein Gefühl ließ es nicht zu, und als er das von dem Morgen ſchrieb, da wurde er ſo roth, wie ſie, als ſie es leſen und auslegen hörte.

Und was wollte er eigentlich mit dem Worte? — Röschen wollte er ſagen, wie ewig jung und ewig neu die Erinnerung an ſie in ihm lebe, und ſagen wollte er's ihr, daß es Niemand verſtehe, als ſie allein.

Sie verſtand's

Abends ſagte Meiſter Dobel zu ſeiner Frau, da er noch nicht ſchlafen konnte: „Annſiwelchen, nun hab' ich die drei Briefe geleſen und weißt du, welcher mir allein gefällt?“

„Das iſt doch wahrlich gut rathen,“ ſagte ſeine Frau. „Zunft läßt nicht von Zunft!“

„Meiner Seel' nicht! Annſiwelchen, wenn du meinſt,“ ſagte er, „der Gruß vom Meiſter habe mich beſtochen, ſo biſt du fehl gegangen. Gefreut hat er mich, weniger aber meinet- als des Gabriel wegen. Nein, ſo ſchief hat mich meine ſelige Mutter nicht gewickelt. Daß der Gabriel gut gerathen iſt, das iſt meine Freude. Die Anderen faſeln herum; aber die rechte Lieb' zu den Eltern reckt nirgends die Naſe heraus. Das iſt Eins. So recht beim denkt Keiner. Ich halt's für ſehr ſchlimm, wenn ſo ein junger Kerl nicht das Beſte in der lieben Heimath ſieht und gleich mit dem fremden Strome ſchwimmt. Ein gutes Herz ſpricht ſich bei Allen aus, das laß ich gelten; allein ein frommes Gefühl tritt bei Keinem heraus, wie bei dem Gabriel, das mußt du doch ſelber ſagen?“

„Das iſt richtig,“ ſagte die Frau trocken.

„Der Gerhard wird ohne Fehl ein Becherer, der Joſeph ein Windlips, wenn er's nicht ſchon wäre. Ja, endlich ſag' ich dir, Annſiwelchen, mich hat's von dem Joſeph grundwüthig geärgert, daß er unſerem Kinde Würmer in die Naſe ſetzt. So was iſt heutzutage noch nöthig! Sie werden ohnehin früh reif!

„Mach' doch keinen Elephanten aus einer Mücke!" ſagte die Frau. „Man meint, der Hanskaſper, der nur Poſſen macht, hätte das Kind kapitaltoll gemacht! Dazu iſt's zu klug."

„Mach' mir den Gaul nicht ſcheu!" rief Dobel. „Ich kenn' deine Sorte! Gleich ſteigt's zu Kopf und Morgens ſtellen ſie ſich vor den Spiegel, lächeln und ſagen: Er hat doch Recht!"

„Mach's noch ärger, Jacob!" ſprach die Frau halb zornig.

„Nun, werd' nicht bös, Annſiwelchen," ſagte Dobel. „Es iſt ſo, wie ich ſage. Eigentlich dacht' ich dran, daß ſie doch alle Dreie das Mädchen lieb haben."

„Merkſt du das jetzt erſt?" fragte Frau Dobel. „Das weiß ich ſchon lange."

„Mag ſein!" verſetzte Dobel, „aber wie ſteht das Kind zu ihnen? Das iſt die Frage."

„Nun, wie wird's ſtehen?" fragte Frau Dobel. „Ich denk', es hat ſich darüber noch keine graue Haare wachſen laſſen."

„Weiß es Röschen denn?" — fragte er.

„Nun hör' 'mal Eins! lachte die Frau. Meinſt du denn, unſer Kind wäre blinder als wir? Meinſt du, ſo ein Mädchen merkt' es nicht, wie's um ein Bubenherz ausſieht? O du Pfiffikus! Sie hätt's ja, wenn ſie's nicht gewußt hätte, aus den Briefen merken müſſen!

„Halt!" rief Dobel. „Der Gabriel allein hat ihren Namen nicht genannt!"

Da lachte aber die Frau laut auf.

„Warum lachſt du denn ſo?" fragte er. „Es iſt mir ohnehin ſo vorgekommen, als wären ſie in der letzten Zeit froſtig gegen einander geweſen."

„Da haben wir's wieder!" rief Frau Dobel lachend aus. „Du willſt das Gras wachſen ſehen und tappſt doch neben die Schüſſel am hellen Tage. Was ſich lieb hat, kippelt einmal!"

„Aber ſie ſagte ihm nicht Adje?“

„So? Da hat ſie dich wohl gerufen? Du haſt's nicht verſtanden, was das Wort in Gabriel's Brief ſagen wollte: Er gedenke oft an den letzten Morgen. Das iſt mehr als all' die Grüße der anderen Zweie, und Röschen hat's wohl gemerkt, ſo gut wie ich. Siehſt du, du ſchliefſt, wie ein Sack, als ſie drüben in Nachbar Rechtling's Abſchied machten. Es ging Einem an's Herz. Ich ſtand auf und ſah durch den Laden und weinte leiſe mit den lieben Leuten. Da war mir's, als hört' ich Röschen's Thüre knarren. Ich ſchlich hinaus und — richtig, ſie war angelehnt und das Bett leer. Wo mag das Kind hin ſein? dachte ich. Da kam ein ſcharfer Luftzug von der Hausthür' herauf. Ich ſchlich die Stiege hinunter. Da ſtand ſie angekleidet in der Thür und weinte. Und als er heraus kam, da reichte ſie ihm die Hand. Sie redeten wenig, aber es kam doch vom Herzen.“

„Ich ging zurück, aber als Röschen wieder im Stübchen war, hört' ich ſie ſchluchzen.“

„Du haſt einen Stein von meinem Herzen genommen, Annſiwelchen,“ ſagte Dobel, legte ſich herum und ſagte mit leichtem Herzen: Gute Nacht!

Morgens frühe fing Dobel wieder an, als Röschen auf den Wochenmarkt gegangen war.

„Wenn ſie nun wieder kommen, Annſiwelchen,“ ſagte er mit ſorgenſchwerem Herzen, „wem, meinſt du, daß Röschen den Vorzug gäbe?“

„Ei Dobel,“ erwiederte ſie, „wie fragſt du doch kurios. Wer könnte das ſagen? Drei Jahre ſind eine halbe Ewigkeit. Röschen könnte ja mittlerweile einen anderen braven Freier kriegen. Das Mädchen bleibt uns nicht ſitzen. Darüber kannſt du ruhig ſchlafen; denn erſtlich iſt es hübſch und dann haben wir doch auch ſo viel erſpart, daß wir unſer Kind ſo gut ausſtatten können, als irgend ein Bürger der Stadt.“

„Das iſt Alles gut,“ verſetzte Dobel; „aber ich komme von dem Gedanken nicht los, daß Einer der drei Jungen unſer Schwiegerſohn wird. Wer aber?“

„Nun,“ ſagte Frau Dobel, „ich will dir da über meine Meinung klaren Wein einſchenken. Unſer Eins ſieht weiter, als die Kinder, die eben nur von ihrem Herzen ſich leiten laſſen. Man wägt ſo ein Bischen ab, ſo rechts und links, und kommt dann mit ſich auf's Reine. Riſſel's und Lichtenauer's Jungen ſind allein Hähne im Korb. Riſſel's haben ein hübſches Vermögen. Ein ſchönes Haus, den großen Garten dran und drei Wingerte in der Wolfskehl, der beſten Lage der Gemarkung. Außerdem hat er auch Geld ausgeliehen. Lichtenauer's ſind ärmer und, ſo brav auch der Alte iſt, er hat Durſt und Manches geht von ſeinem ſchönen Verdienſt ab. Rechtling's haben zwei Kinder und man munkelt ſo her und hin, als ſeien auf manche ihrer Güter noch ſtattliche Sümmchen zu zahlen. Da kommt mir's vor, als wär' der Joſeph die beſte Gelegenheit für unſer Kind, zumal es den Schmied nicht ſehr in den Vorzug geſetzt hat; ob er gleich der Schönſte von allen Dreien iſt.

„Das Alles läßt ſich hören,“ ſprach Dobel; „aber ich frage: Haſt du nichts übrig für ein tüchtig Handwerk, wie das meine? Geſetzt, der Mann hätte nichts, gar nichts zu erben, ſo iſt ſein Wiſſen und Können ſein Kapital, und was er damit verdient, das ſind die Zinſen von dieſem ſeinem Kapital. Und ſolch ein rechtes Kapital hat der Gabriel und das beſte Herz dabei. Mir will der windbeutelige Geldverthuer Joſeph gar nicht in den Kopf. Sein Brief hat mir Galle gemacht, ich will's nicht leugnen. Den am Wenigſten möchte ich zum Eidam. Der Gerhard iſt auch ein guter Junge; aber er hat eine gute Anlage zum Trinken und Bechern. Das kann mit den Jahren ſchlimm werden und unſer Kind könnte ins Elend kommen und recht tief.“

„Ich ſeh's ſchon,“ ſagte verdrießlich Frau Dobelin, „wir kommen nicht ans Land an Einer Stelle. Das iſt ſchlimm. Du zielſt dahin, wohin ich nicht ziele.“

„Laß es in Gottes Willen geſtellt ſein, Annſiwelchen,“ ſprach Dobel. „Wir wollen's ihm im Gebet anheimgeben. Er mach's, wie es ihm wohlgefällt, und dann wollen wir uns in Demuth fügen. Du biſt eine gottesfürchtige, gute Frau. Das wird dir recht ſein; aber das wollen wir uns vor Gott geloben, nichts, auch nicht das Geringſte, zu thun, um unſeres Kindes Sinn hier oder dorthin zu lenken. Willſt du mir das vor Gott geloben, wie ich es dir vor ihm gelobe?“

Frau Dobelin beſann ſich kurz. Sie reichte ihrem Manne die Hand und gelobte es ihm feierlich und er ging beruhigt in die Werkſtatt, denn er wußte, daß ſeine Frau von dem Gelöbniß nicht ein Haar breit weichen würde.

An demſelben Abend aber, da die Eltern ihr Geſpräch begonnen, das ſie Morgens fortgeſetzt hatten, lag Röschen auch da und konnte nicht einſchlafen, weil ſie immer an die Erinnerung an den Scheidemorgen denken mußte. Es war eine ſtich-ſack-dunkle Nacht. Da traten die drei Geſpielen vor ihr inneres Auge: der Gerhard mit ſeiner kräftigen, ſchönen Geſtalt; mit dem dunkelſchwarzen Haar und den ſchwarzen, leuchtenden Augen, über denen ſich die Brauen im mächtigen Bogen ſchwangen; mit dem friſchen Mund und dem dunkeln Schnurrbärtchen. Alle Mädchen in der Stadt ſahen ihm nach, wenn er über die Straße ging. — Und dann der Joſeph mit ſeinen ſchelmigen, lachenden, braunen Augen, und dem braunen Lockenkopfe; dem feinen, fröhlichen Geſichte; dem leichten tanzmeiſterigen Gange, der ſo ſüß reden und ſchmeicheln konnte; und endlich der blondlockige und blauaugige treue, ſanfte Gabriel, mit der ſtattlichen Geſtalt und dem zarten Geſichtchen, um das noch kein Flaum ſich kräuſelte. Die Wahl, die Qual! Eigentlich konnte ſie ſich geſtehen, daß ſie alle Dreie gleich lieb hatte. Aber — ſie wurde brennend roth im Dunkeln — alle Mädchen von Cöln hat er drauf angeſehen, und keine ſchöner, als ich —! Da ſieht man doch, wie lieb er mich hat! Der Gerhard iſt allewege der Schönſte von Allen. Doch der Gabriel — wie hat er meine Hand ge — drückt und — ge — küßt. Ja, ich hätt' nicht ruhen können, ohne ihm ein: Behüt' dich Gott, geſagt zu haben. Ich — mußte — ihm — die Hand — rei — chen — ich mußte — und mit dem Worte fielen die ſchönſten Blauaugen zu, die jemals Revue gehalten im Dunkeln über drei Jünglinge, von deren Liebe das Herzchen überzeugt war, und der ſüße Schlaf legte ſeine weiche Hand leiſe, leiſe darauf.

III.

Wenn auch die beiden Väter, der Schneider Riffel und der Schmied Lichtenauer, äußerlich ſich den Anſchein gaben, als legten ſie auf das, was Dobel geſagt, keinen ſonderlichen Werth, ſo war's doch aus zwei Gründen dem nicht ſo, obwohl Keiner dem Anderen es äußerte.

Unter den Nachbarn der Wendelsgaſſe oder, wie die vier Häuſer in der Stadt ſpottweiſe genannt werden, zu Vierhauſen, war Dobel durch ſeinen ſittlichen Ernſt, durch ſeine lautere Gottesfurcht und ſtrenge Rechtlichkeit, durch die rückſichtsloſe Freimüthigkeit, womit er das ſtrafte, was ihm mißfiel, eine wahre Macht. Ohne es zu wollen, übte er durch ſein Weſen einen ſolchen Einfluß aus, daß ſein Wort wie ein halbes Evangelium galt. Die drei anderen Nachbarn thaten nichts Entſcheidendes ohne ihn. Sie fragten ihn in allen Dingen um ſeinen Rath, der ſtets einſichtsvoll und wohlmeinend war. Sie hüteten ſich, etwas zu thun, was er ſtrafen konnte; denn das that er immer, zwar in möglichſt ſchonender, dennoch aber nachdrücklicher Weiſe. Selbſt Lichtenauer hätte manchem Schoppenglaſe mehr auf den Boden geſehen, wenn er ſich nicht im Stillen gefürchtet hätte, Dobel möge ſeinen wankenden Schritt ſehen und ihn dafür treffen. Der zweite Grund war, daß Jeder von den Zweien darauf aus war, das holdſelige und vermögende Kind Dobel's zur einſtigen Schwiegertochter zu kriegen, und es darum nicht im Mindeſten mit ihm verderben und dadurch den Plan zu nichte machen mochten. Darum wurde denn in Wahrheit den beiden Söhnen der Kümmel gerieben, das heißt, der Marſch ordentlich geblaſen.

Die beſahen die ſieben Ellen lange Naſen!

Erſtlich ſagte ſeinem Joſeph der Meiſter Riffel, was Dobel geſagt, und knüpfte daran ſehr faßliche Bemerkungen. Zweitens bekam er kein Fettmännchen Geld zu ſehen und der Alte ſagte ihm gerade heraus: Es ſei eine Schande, bei ſolchem Verdienſte noch den Vater und alſo das eigene Erbtheil zu ſtrippen. Auch die Sonntagsentheiligung und den leichtfertigen Ton ſtrafte er derb.

Der Lichtenauer ſchlug drauf in ſeinem Briefe, als ſchlüge er mit ſeiner großen „Schlage" auf den Ambos. Das klippte und klappte und die Funken ſprühten weg. Das „Röſſel" und das Weinhaus in der Gaugaſſe bekam ſein Theil gehörig. Wie willſt du dran denken, Röschen einmal zur Frau zu kriegen, wenn du ein Sauſaus wirſt? ſagte er ihm geradezu unter die Naſe. Merkt ſo was der alte Dobel, ſo ſtreich' dein Segel und laß deinen Blasbalg ruhen!

Riffel hatte daſſelbe geſagt, nur verblümt; aber die beiden Jungen verſtanden's ohne Dolmetſcher, daß es in „Bierhauſen" ſeit ihren offenherzigen Briefen nicht ſonderlich für ſie ſtand, und Beide waren zu gut und unverdorben, als daß nicht ſolch' väterlich Mahnwort, das ohnedem einen für Jeden ſo bedeutſamen Hintergrund hatte, Frucht hätte tragen ſollen.

Beide prüften ſich ſelbſt und fanden, wie richtig Dobel's und des Vaters Worte ſeien, und legten ſich eigene Bußen auf.

Joſeph blieb ein halbes Jahr bei ſeinem Meiſter, dann ging er nach Minden, wo er bald Obergeſell wurde. Sein Meiſter war ein ſehr achtbarer und ſehr wohlſtehender Mann. Joſeph wohnte bei ihm im Haus und wurde ganz zur Familie gezählt. Sein Betragen war, ſeit er in Cöln die Geſellſchaft mied, in die er gerathen war, ein ganz anderes und geregelteres geworden. Daher kam es denn auch, daß Meiſter Sebald den heimlichen Wunſch hegte, wenn ſein Minchen, das bei einer alten Tante in Hannover war, zurückkäme, ihm und er ihr gefalle. Er ſchrieb auch deßwegen, ohne den Grund anzugeben, daß Minchen kommen möge. Das aber verzögerte ſich faſt um ein halbes Jahr. Endlich kam das Mädchen, deſſen Geſtalt zwar minder reizend, als die Röschen's, deſſen ſtädtiſche Gewandtheit und Manieren aber viel Einnehmendes und Gewinnendes hatten. Der ſchöne Joſeph Riffel gefiel dem Mädchen auf der Stelle, und es war ihr eine ſorgliche Angelegenheit, ſeine Liebe zu gewinnen. Das war freilich nicht leicht; denn in ſeinem Herzen wohnte Röschen. Und dennoch — der tägliche Umgang, das liebenswürdige Benehmen, die feine Gefallſucht — Joſeph fühlte, es nahe ihm eine Gefahr. Zu Tändeleien war ihm Minchen zu gut und er ſelber zu ehrlich. Auch würde es ſein Vater nie zugegeben haben, daß er in Minden ſich ſetze. Er ſah es ein, daß da nur ein Ausweg war — der, wegzuwandern. Und das that er, obgleich das Leid Minchen's und ihres Vaters gleich groß war, und Meiſter Sebald ihm ſeinen Wunſch ſehr nahe gelegt hatte.

Sein Weg führte ihn nach Berlin, wo er bald Arbeit erhielt. Mit Gerhard hatte es auf des Vaters bittern, blitzenden und donnernden Brief auch eine beſſere Wendung genommen. Der letzte Punkt ſeines Briefes, das klare Herausſagen einer Sache, die Gerhard im Schreine der eigenen Bruſt verbergen glaubte, war am wirkſamſten. Er litt zwar keinen Durſt, wie der reiche Mann im Evangelio, aber er hielt Maaß und fand es heilſam für ſeinen Geldbeutel und ſich. Gleich mit dem Briefe ſeines Vaters kam des Meiſters kurze Verabſchiedung. Das gab dem Brief einen ſchlimmen Nachdruck.

Er war in der letzten Zeit in mehrere Händel gerathen, was ihm des Meiſters Unwillen zugezogen. Einige Male war er, wie man am Rheine für das Betrunkenſein zu ſagen pflegt, nicht allein nach Haus gekommen. Er brachte einen mit, der mächtiger war, als er ſelbſt, und ihn nicht nur zum Wanken, ſondern ſelbſt zum Falle gebracht, und zwar auf das Straßenpflaſter, was blaue Male gab; ſodann hatte er in der Gaugaſſe Händel und Klopffechterei angefangen, war trotz ſeiner Stärke weidlich gedroſchen und dann von der Polizei gefaßt und eingeſpundet worden bis zum anderen Tag. Er mußte eine tüchtige Strafe zahlen und hatte die Prügel als Zugabe frei in den Kauf gekriegt.

Das gefiel dem Meiſter übel, und eines Samſtag Abends ſagte er: Lichtenauer, wir Zweie thun nicht gut zuſammen, wegen des Dritten, der regelmäßig mit Ihm Abends nach Hauſe kommt. Such' Er ſich anderswo Arbeit!

Das wirkte praktiſch zu dem geſchriebenen Wort. Er ſchnallte ſein Ränzel und ging. Da aber in ſeinem Wanderbuche die üble Bemerkung von dem Polizeimanne war gemacht worden, er ſei in betrunkenem Zuſtand, als Tumultuant eingeſetzt worden, ſo mußte er eine ſchöne Strecke wandern, ohne Arbeit zu kriegen. Das Geld ging auf und er mußte zur Fechtkunſt greifen, die er noch nie geübt und die ihm ſchwerer ankam, als irgend etwas in der Welt.

Nach langem Umherziehen und nicht im lieblichſten Zuſtand, erhielt er endlich in einem abgelegenen Ort auf dem Thüringerwald Arbeit bei einer Wittwe, bei der aus dem Grunde ſelten ein Geſelle lange hielt, weil ſie geizig und boshaft war, wie nur Jemand ſein konnte. Er trug aber dies Leid in der Stille und Geduld, denn er mußte bleiben, da er des Fechtens und Stromerns müde war und Kleidung brauchte; denn heim hätte er nicht um Geld geſchrieben, und wenn die Wellen des Elends ihm über dem Kopfe zuſammengeſchlagen wären. Unabweisbar wär' er ja dann als tagediebender Säufer geſtempelt worden. Das war aber eine Buße für den armen Gerhard, bei dieſer alten Hexe auszuhalten. Was aber noch kein Geſelle fertig gebracht, das gelang ihm. Er duldete und hielt aus. Bei jämmerlich ſchlechter Koſt, geringem Lohn und ſchwerer Arbeit gönnte das abſcheuliche Weib ihm kaum die Stunden des Schlafs in der Nacht. Sie weckte ihn, ehe der Tag graute, ſchon wieder zur Arbeit.

Als aber die Schäden ſeiner Kleidung geheilt waren und einiges Geld erübrigt hatte werden können, zog er ab. Der Bürgermeiſter gab ihm das trefflichſte Zeugniß, das dem Mainzer die Wage vollſtändig hielt, und nun hielt ihn aber auch keine Macht. Die Alte bot höhern Lohn — aber er ging und ſchüttelte den Staub von ſeinen Füßen.

Im Weimariſchen fand er eine gute Stelle, und nun beſchloß er auch zu bleiben, bis das zweite Jahr käme, wo ihn das gegebene Wort gen Hamburg riefe.

Anders war es mit Gabriel geworden. Sein Meiſter würde ihn zeitlebens behalten haben; aber ihm ſtand der Wunſch in der

Seele, die Welt zu ſehen. Ungerne ließ ihn ſein Meiſter ſcheiden, und ſelbſt Gabriel verließ ihn ungern. Er hatte ſich ein ſchönes Geld erſpart, mit dem er ſchon eine weite Reiſe machen konnte.

Auf ſeines Meiſters Rath ging er durch Baden über den Bodenſee in die Schweiz, wo die großartige Natur ihn gewaltig anzog. Er durchreiſte die ganze Schweiz, kehrte dann durch Württemberg zurück und durchwanderte Bayern, wo er in München eine längere Zeit in Arbeit ſtand, weil ſeine Barſchaft zuſammengeſchmolzen war. Von München zog er nach Wien, und weilte auch hier wieder eine längere Zeit. Erſt mit dem Anfange des zweiten Jahres verließ er Wien, um in das mittlere Deutſchland ſich zu wenden, und traf dann im Auguſt des zweiten Jahrs in Hamburg ein, wo er ſogleich in Arbeit trat.

Es war ſein erſtes Geſchäft, ſowohl auf der Herberge der Schmiede und Schneider, als auf der Polizei Erkundigungen nach den beiden Freunden einzuziehen; allein ſeine Nachforſchungen waren vergeblich. Noch hatte Keiner von ihnen die Stadt betreten, und es fiel erſt jetzt ihm auf die Seele, und zwar recht ſchwer, daß ſie auf dem ſchönen Spitzköpfchen den Zeitpunkt feſtzuſetzen in jugendlicher Unkenntniß vergeſſen hatten, in dem ſie ſich in der Hanſeſtadt treffen wollten. Er bezweifelte aber nicht im Mindeſten, daß Beide, ſofern ſie noch lebten, ihr Wort getreulich einlöſen würden, und harrte deßwegen geduldig, aber dennoch mit heißer Sehnſucht, des Kommens der treuen Kameraden.

Mit der Heimath waren die beiden Erſten in nicht immer regelmäßiger Verbindung geblieben. —

Nach den väterlichen Herzensergießungen hatten ſie Beide ſogleich herzliche Abbitte gethan und eine tiefeingehende Beſſerung gelobt. Dieſe Briefe waren aber auf der Bank nicht als Gemeingut der lieben Nachbarſchaft behandelt worden, ſondern waren alleiniges Beſitzthum des Vaters und der Mutter geblieben.

Später hatten ſie dann geſchrieben, und Alles wohl vermieden, was Anſtoß hätte geben können, ob ſie es ſich gleich nicht verſagen zu dürfen glaubten, Röschen's beſonders Erwähnung zu thun. Mit den Briefen war Dobel ſchon zufrieden und ſprach die Hoffnung aus, daß doch die verſtändige Lebensrichtung den Sieg zu gewinnen ſcheine.

Von Gabriel kam regelmäßig alle Vierteljahr ein Brief. Röschen's Namen wurde von ihm nie genannt, aber in der Regel fand ſich eine Andeutung darin, die ſie wohl herausfand und die des Eindruckes nie verfehlte. Als er den Vorſatz ausſprach, um, wo er ſich Geld geſammelt und geſpart, durch die Schweiz zu wandern und ſo weiter, über Stuttgart, München, Wien wieder zurück, dann nach Hamburg, und daß er dann lange nicht ſchreiben werde, ſagte Dobel, indem er auf ſeinen Schenkel ſchlug: Das iſt ein Kapitalburſche! Laßt ſehen, was da Einer wieder heimkehrt? Er will die Welt ſehen; er will ſeinem Geiſte reichere Nahrung geben; aber das Strohmern will er nicht treiben. Mit Geld will er reiſen und mit ſelbſtverdientem. Proficiat! Da wird die Bürgerſchaft reicher um Einen, den ſie einmal wird brauchen können, und meine Zunft um einen grundgeſcheidten und erfahrenen Menſchen! Geb's Gott, daß es die anderen Zweie ihm gleich thun! Heutzutage fehlt's an geſunden, tüchtigen, kernhaften Bürgern, die im edlen Bürgerſtande bleiben und nicht hinauf wollen zu den fürnehmen Lumpen und Windbeuteln. Ich könnte toll werden, wenn ich ſehe, wie ſo viele Leute ihre Kinder Schreibergeſellen werden laſſen. Das iſt die miſerabelſte Zunft auf Gottes Erde, wenn's eine iſt. Sie ſind die Ferkelſtecher und Winkeladvocaten, die heimlichen Ankläger ehrlicher Leute, die Ränkeſchmiede und Prozeßhetzer, die Briefſchreiber und Rechtsverdreher, die die Geſetze auslegen, bis die Leute bis über die Ohren in der Patſche ſitzen. Da geht's aber grade wie mit den Quackſalbern. Die haben mehr zu thun, als die ordentlichen, ſtudirten Ärzte, und ein docternder Schinder gilt tauſendmal mehr als ein Phyſikus und Doctor. Zu dieſem verzweifelten Schreibergeſindel läuft Bauer und Bürger, und wenn ſie ſie noch ſo ſehr durch ſelbſteigene Dummheit in den Nebel führen. Zu einem tüchtigen Handwerke thun ſie ſie nicht, und die Buben wollen nicht, weil's da Arbeit, ehrliche, aber ſauere koſtet. Das iſt das

Unglück unſeres Bürgerſtandes und — unſerer Zeit — Arbeitsſcheu und Hochmuth. Alles Übel kriecht aus dieſen Eiern, die elterliche Dummheit ausbrütet. Wenn nur der liebe Gott die Jungen geſund an Leib und Seel' erhält!

So ſprach der erfahrene Mann, und das klang wie heller Glockenton in Röschen's lauſchende Seele.

Ein andermal ließ er ſich ſcharf aus über die Weltverbeſſerer, die ihre Weisheit aus Frankreich holten; namentlich aber die, welche in Cöln dem Joſeph verſucht, Flöhe ins Ohr zu ſetzen, insbeſondere über Reich und Arm und rechte Vertheilung der Arbeit, über die Regierung und ihre Geſetze, Steuern und Ordnungen, über Freiheit und Staatsverfaſſung. Da laufe Alles aufs Theilen hinaus, auf eine Urſpitzbüberei. „Was verſtehen davon die jungen gelbſchnabeligen Kerle?“ fragte er. „Mir geht's über meinen Geſichtskreis ſo weit hinaus, daß mir Alles im Nebel verſchwimmt, und ich denke, das Alter hat doch mehr Überlegung, als die heißblütige Jugend? Der Joſeph iſt da auch in einer guten Schule zu Berlin, da iſt auch des Zeugs genug, und er ſchwindelt gerne. Für den Gerhard iſt mir's nicht bange, der iſt zu handfeſt und praktiſch, als daß er ſich von den Seelenverkäufern in ihre Netze locken läßt.“!

„Aber,“ ſagte Riffel, „der Gabriel läuft ihnen ja gerade in das Maul hinein. In der Schweiz, da iſt ja ihr warmes Neſt, wie man hört?“

„Für den hab' ich ausgeſorgt,“ ſprach der Meiſter Dobel mit der ganzen Kraft einer abgerundeten, gutbewurzelten Überzeugung. „Der hat den Harniſch Gottes an, Riffel. Leſt 'mal nach, was der heilige Apoſtel Paulus in dem Brief an die Epheſer am ſechsten, Vers 10 bis 17 ſchreibt, da ſteht's, und dann iſt ſeine Seele ſo klar, daß man durch die Augen bis auf den Boden ſieht. Da gelingt's ſo einem Imtrübenfiſcher nicht, das Klare muddelig zu machen; endlich aber iſt er zu verſtändig, um mit ſolchen tollen Redensarten ſich den Kopf toll machen zu laſſen. Ich will kein Prophet ſein, aber ich ſag' wie der Jekuſ: Nu — wart's ab!“

Von alle dem nahmen ſich die beiden Väter ſo Eins und das

Andere, und trugen's in ihren Briefen warm den Söhren zu. Das wirkte hier und da. Joſeph wurde ärgerlich über die ſpießbürgerliche Dummheit des alten Dobel, der doch kein Zeitbewußtſein, noch weniger Geſinnungstüchtigkeit habe. Ein alter Zopf ſei's am Ende doch, der ſich für das Königthum todtſchlagen laſſe. Pah, das ſeien verroſtete Dinge, und der ſcharfe Zahn der Zeit habe ſie zernagt. Dachte er dann wieder 'mal ruhiger darüber nach, ſo erſchien ihm dann doch die Sache in milderem Licht und er wurde an der eingeſogenen Weisheit zweifelhaft. Bei Gerhard ſchlug's durch. Er war Einer von denen, die ſich im ruhigen Genuſſe des Lebens nicht gerne ſtören laſſen; war er aber einmal in Flammen, dann ſtand's ſchlimm. Zu dieſen Flammen war noch keine Veranlaſſung geweſen und bei der alten Hexe hielt er ſich ſelber den Zügel ſtrenge, weil er ſeinen Ruf im Wanderbuche von den Flecken aus Mainz zu reinigen ſich vergenommen hatte.

Allmählich rückten ſie Hamburg näher und trafen endlich dort alle Dreie zuſammen.

IV.

Es war an einem Sonntage des Jahrs 1847, ſpät in den Octobertagen, als auf einer grünbewachſenen Düne am Strande der Nordſee drei Männer ſtanden. Ihre Geſtalten hoben ſich gegen den an dieſem Tag ungemein reinen und klaren Himmel ſcharf ab. Es waren kräftige Geſtalten, eine darunter ſchlanker, ein breiter und ſtammhafter. Sie waren gut gekleidet und nichts als ihre Reiſeſtöcke bezeichnete ſie als Reiſende.

Sie hatten einen glücklichen Tag gewählt, um das Auge ſchauen zu laſſen die Wunder des Meeres. Die Luft war rein. Der Himmel klar. Ein ſcharfer Nordwind blies. Die unendliche Fläche war ſehr bewegt. Jetzt gerade kam die Fluth und wälzte ihre Wellenberge dem Lande zu, und mit den weißen Kämmen ſahen die Fluthen aus, wie Ungeheuer, die ſich auf das Land ſtürzen wollen, um es zu verſchlingen. Der Anblick war großartig und ergreifend.

Keiner der Dreie, welche auf der Düne ſtanden, jetzt aber, um nicht von den Stößen des Windes umgeworfen zu werden, ſich niedergeſetzt hatten, ſprach ein Wort, ſo überwältigend war der Anblick des Meeres für ſie, den ſie heute zum erſten Male genoſſen.

Möven flogen kreiſchend über ihre Häupter; Boote hoben ſich mit ihren weißen Segeln hier und da und verſanken wieder ins Wellenthal, um ſchnell wieder auf eines Wellenberges weißer Kuppe ein paar Secunden zu ſchweben. Darauf hafteten ihre Blicke mit ungetheilter Aufmerkſamkeit.

Da kam aus dem nicht fernen Nordſeehafen mit vollen Segeln ein mächtiges Kauffahrteiſchiff, das mit dem mächtigen Übergewichte der Größe und der Segel dahintanzte über die Wellen, die ſich an ſeiner Bruſt brachen. Ein Ach entrang ſich der Bruſt eines Jeden dieſer Dreie. Alles Andere verlor ſeine Anziehungskraft. Ihre Blicke folgten dem mächtigen Gebäude der Menſchenhand, dem Wind und Wogen dienſtbar waren. Lange Zeit folgten ihre Blicke ſeiner Bahn, und immer weiter hinaus ſtrebte es; immer kleiner erſchien es. Bald verſchwand es faſt gänzlich, bald ſah man es wie ein Boot, zuletzt wie eine ſtreichende Möve — dann wie einen weißen Punkt, bis es völlig verſchwand.

Es war eine geraume Zeit, der ganze Morgen faſt, über ſolchem ſtillen, ſtaunenden Schauen hingegangen, und ein Jeder hatte ſeinen Empfindungen freien Lauf gelaſſen.

Jetzt hob endlich Einer an und ſagte, auf das Schiff deutend: „Wer doch da mit hinausſegeln könnte in die Weite!“ und dabei ſtieg ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt auf. Beſtätigte er den Wunſch oder ſtrafte er ihn Lügen?

Es war Joſeph Riſſel, der die Worte an ſeine Freunde gerichtet hatte. „Meiner Getreu!“ ſagte Gerhard, „das wär' ſo was für eine Zeit von einem Jahre! Wär' auch dabei!“

„Du nicht?“ fragte er Gabriel, der noch in tiefem Sinnen daſaß.

„Warum nicht?“ entgegnete dieſer.

„Aber ſag' 'mal, Gerhard," hob der Schneider wieder an, „wohin ſegelteſt du?"

„Nach Amerika!" erfolgte blitzſchnell die Antwort. „Die in Bremen haben mir ſchier den Kopf toll gemacht."

„Amerika iſt groß," ſagte Gabriel. „Es reicht vom Südpol bis zum Nordpol hinauf, und das iſt eine ſchöne Länge. Ich möcht' ſie nicht auswandern."

„Das verſteh' ich nicht," entgegnete der Schmied. „Ich ginge, wenn Eins nicht wäre, nach Nordamerika, wo ſie die Eiſenbahnen bauen. Da iſt ſchöner Verdienſt und es regnet Dollare in des Arbeiters Schooß. Arbeiten kann ich und will ich; aber ſo ein Lohn wird dem Fleißigen hier nicht. Und unſer Handwerk ſchlägt ſo recht in das praktiſche Leben hinein, das in Amerika daheim iſt. Da könnte man was Schönes erwerben, des Lebens froh werden." —

„Eins trinken!" fügte mit ſchelmiſchem Lachen Joſeph ein. —

„Auch das," fuhr Gerhard fort, „und dann als gemachter Mann heimkehren und zum Liebchen ſagen, willſt du nun mein ſüßes Weibchen werden? Dann ſagte ſie erröthend Ja, und der Pfarrer ſegnete den Bund und unſer Einer wäre der Glückſeligſte unter des lieben Herrgotts deutſcher Sonne!"

„Da haben wir's!" rief der Schneider. „Alles geht ihm nur auf das wirkliche Leben, etwas Höheres kennt er nicht. Am Ambos geboren, am Ambos gelebt, am Ambos geſtorben, gehört ihm als Denkmal aufs Grab einſt ein Ambos."

„Das wäre das ſchönſte und ſolideſte Denkmal. Denk dir aber einmal eine Scheere und ein Bügeleiſen drauf, wenn man an ein lebendiges Zunftzeichen nicht denken will, und ſag', ob nicht alle Welt in ein Gelächter ausbräche, ſtatt ſeinen heiligen Gefühlen ſich hinzugeben?"

„Aha, Praktikus, du meinſt einen Geisbock," lachte der Schneider. „Ich weiß gar nicht, warum man dieſes kühne, muthvolle Thier ſo belacht, und uns, die wir es ſeit unvordenklicher Zeit als Zunftwappenthier gebrauchen ſollten, aber aus dummer Furcht, uns lächerlich zu machen, unterlaſſen. Was hat denn der edle Adel für Vieh in ſeinen Wappen? Lauter Raubthiere, Bären, Löwen, Wölfe, Füchſe, Adler, Stoßweihe und dergleichen. Da wollt' ich doch dem Geisbock eher eine Lobrede halten, als ſolchem Gethiere, das vor dem Menſchen davon läuft, während der Bock ſie in graziöſer Fechterſtellung angreift. — Doch laſſen wir das, Praktikus, weißt du, wohin ich ſegelte?"

„Nun?" fragte Gerhard, der ſeines Lachens kaum Herr bleiben konnte.

Des Schneiders Auge funkelte. „Ich ginge nach Californien! Da finden ſie das Gold in Sand und Klumpen, ſo dick wie des Nachtwächters Kopf daheim, und du weißt, Gerhard, den nannten ſie „Ohmkopf," weil der Seine nicht viel dünner war als ein Ohmfaß. Mein Meiſter in Bremen war ein leibhaftiges Amerika. Ich glaube, der kannte jeden Winkel. Weil er viele Schulden hatte, ſo war ihm Californien natürlich das wichtigſte. Er ſtudierte alle Zeitungen von Hamburg, Lübeck und Bremen, und wußte Alles bis auf das Tippelchen auf dem I. Der ſagte, man dürfe nur an das erſte beſte Bächelchen gehen, das ſo groß wäre, wie etwa die Mönchrinne daheim, und dürfe nur hineingreifen mit beiden hohlen Händen und ſchöpfen, ſo habe man gleich für fünf bis ſechs Dollar Gold, und wenn man einen Pickel oder Hacke nähme und grübe etwas tiefer, ſo käme man auf die Klumpen, und da lohne es ſich denn natürlich doppelt der Arbeit erſt recht. Wolle man die ſchwerere Arbeit nicht thun, ſo dürfe man nur im Waſſer puddeln und käme, wenn auch etwas langſamer, doch eben ſo weit. Wenn ich nun über das Schiff zu gebieten hätte, ſo führe ich geradeswegs nach Californien und finge dort das Goldgeſchäft auf meine Fauſt an, und triebe es mit Fleiß und Eifer, und wenn ich dann ein, zwei Jahre ſo verpuddelt und gegraben hätte, dann führe ich heimwärts und der Rothſchild zu Frankfurt wär' ein purer Lump gegen mich. Ja, er verſicherte auf ſeine Ehre, man könnte dann in das mittlere Deutſchland mit der Eiſenbahn auf dem erſten Platze heimfahren, wo die kleinen Fürſten Deutſchlands ſo enge bei einander hocken, wie die Schneider auf der Boutique, und könnte den erſten beſten fragen: Durchlaucht, wie hoch halten Sie Ihr Herzogthum oder Fürſtenthum? Setzen Sie vernünftige Preiſe! Ich zahle baar, in echtem Gold und nicht in verrufenen Piſtolen, wie man ſie hier herum kriegt! So ſagte er; aber ich ſage dir, wenn ich ſo goldbeladen heimkäme, mich zög's an den Rhein.“ —

„Da wachſen unſere Reben!“ ſang Gerhard, ihn unterbrechend. „An den Rhein, ſag' ich, träte hin vor das Liebchen und ſagte: Willſt du eine goldene Krone? Ich kann ſie auf deine Locken und Flechten ſetzen. Und ſie ſähe mich an, reichte mir ihre Hand und ſagte: Dein auf ewig! Alsdann kaufte ich mir einen Platz in der Stadt, aber nicht in der Wendelsgaſſe, ſondern wo man den Rhein ſieht, und baute mir ein Schloß. Und im Marſtall müßten die ſchönſten Pferde ſtehen und in der Remiſe lauter Kutſchen, wie ſie die Stadt Frankfurt ihrem Bürgermeiſter ſtellt. Alle Mittags nach Tiſch rauchte ich eine Havannah-Cigarre, aber nur echte, und nicht, wie ſie Einem die Bremer für hohes Sündengeld aufhängen; tränke mit meinem Liebchen eine Taſſe echten Mokka-Kaffe, und dann legt ich den Kopf in ihren Schooß und ſchliefe ein, und wenn ſie mich wachküßte, ſetzten wir uns in den Wagen und wir führen ſpazieren, ſo lang es mir gefiele. Vorn auf dem Bocke müßte ein Kutſcher ſitzen in hochrother Livree mit ſchwefelgelbem Kragen, eine Viertelelle breite echte Goldborte um den Hut, Stulpſtiefel an den Beinen, ſchwarzlackirtes Leder mit gelben Stülpen; und hinten drauf zwei ditto Bediente und vier rabenſchwarze Rappen an dem Wagen.“ —

„Hrrrrrr! Das wär' erſt ein Leben und was ſollten die Leute lange Hälſe machen und ſagen: War der nicht vormals Riſſel's Joſeph von Bierhauſen?“ —

Der Schmied biß ſich ſchier die Lippen wund und ſagte: „Auch nicht bitter! Und es iſt nur ſchade, daß es gewindbeutelt iſt!“ — „Wohl dem, der ſich erträumt, was ihm die kalte Wirklichkeit verſagt!“ ſprach Joſeph mit theatraliſchem Ausdruck und ſeufzte tief auf.

„Aber, Gabrielchen!“ rief der Schmied, „du ſitzeſt da und machſt Kalender für Anno 1848, das uns bevorſteht. Laß ab und ſage: Wo führſt du hin, wenn du das Schiff dort lenken könnteſt?“

„Es iſt fort,“ ſagte Gabriel und ſtand auf. „Hier aber iſt es kalt. Laßt uns gehen. Auch hab' ich Hunger. Die Seeluſt ſoll ſehr darauf wirken. Ich hab' mir nun das Bild in die Seele gedrückt, daß es nicht wieder verloren geht. Nun kommt.“

„O ho!“ rief Gerhard. „Merkſt du, daß wir dir unter die Weſte wollen und daß du einmal von der Farbe reden ſollſt. Du ſollſt mir hier nicht von der Stelle, bis du mir Rede geſtanden haſt, wohin du ſegelteſt, wenn's ſo ginge?“

„Nun, das iſt kein Geheimniß, Freund!“ ſagte mild lächelnd Gabriel. „Ich ſegelte heim, zu den Eltern und dem Liebchen!“

„Das iſt denn doch eine echte deutſche Einheit!“ rief da der Schneider. „Aller Wünſche Ziel das Liebchen! Aber nun ſagt 'mal, Kinder, da ſind wir Nachbarskinder, ſind miteinander aufgewachſen, ſind durchs ganze bisherige Leben unwandelbar treue Kameraden geweſen, haben uns einander ſo lieb wie Brüder, und Jeder hat ein Liebchen, das er in dem treuen Herzen trägt, und doch weiß Keiner etwas von dem Liebchen des Anderen. Iſt das recht, iſt's brüderlich? Wir ſtehen hier ſo gemüthlich bei einander.“

„Dagegen proteſtir' ich denn auch!“ fiel ihm Gerhard in die Rede. „Ich hab' meinen Sommerrock noch an, und hier pfeift ein Zephir, der einem Mark und Bein durchſäuſelt mit ruſſiſcher Kälte. Sodann geht mir's juſtement wie dem Gabriel. Mein rheiniſcher Magen bellt ganz unverſchämt und will ſich nicht länger mit der friſchen Luft hier ſpeiſen laſſen.“

„Du ſollſt zum Schulmeiſter beſtellt werden, Joſeph,“ fuhr er fort, „und wenn wir gegeſſen und getrunken haben und gemüthlich unſer Pfeifchen rauchen, ehe wir uns wieder landeinwärts machen, ſo darfſt du uns fragen und wir antworten. Nun aber raſch voran!“

Das war denn Allen recht und ſie griffen tüchtig aus. Der Wind hatte an ſchneidender Schärfe ſtets zugenommen, und die etwas dünne Kleidung der drei Wanderburſchen war nicht geeignet, ihm einen Widerſtand entgegenzuſetzen, wie er hätte ſein müſſen, um nicht durch und durch kalt zu werden.

Das Fiſcherdorf, wo ſie übernachten ſollten, war etwa eine Viertelſtunde entfernt, wo eine Bucht des Meeres tief ins Land hereinſchnitt.

Sie hatten es bald erreicht und auch das beſcheidene Wirthshaus, wo ſie an friſchen Seefiſchen und goldgelben Kartoffeln ihren anſehnlichen Hunger ſtillen konnten. Wein gab's aber hier nicht, und nur ein ſtarker Schnapps vertrat ſeine Stelle, den indeſſen der Schmied allein trank und ſehr gut fand.

Als ſie nun auf dem Wege waren und ihr Pfeiflein dampfte, begann Joſeph das Examen nach dem Liebchen. Gabriel allein wehrte ſich dagegen, aber es half ihm nichts.

„Sag' an, Schmied, wer iſt die Holdſelige, die du erkoren!" fing er hochtrabend an, „und wo weht ihr ſüßer Athem? Wo ſchreitet ihr leichter Fuß?"

„Ich denke," ſagte Gerhard, „es iſt einerlei, ob man die Frage vorwärts oder rückwärts beantwortet, ich meine in der Reihe. So will ich denn bekennen, ſie iſt daheim, wo ich auch daheim bin; ihr ſüßer Athem weht in der Wendelsgaſſe, wo auch ihr leichter Fuß auf dem Pflaſter von Rheinwaden wandelt — und ihr Namen iſt der Duftigſte, den ein Mädchen tragen kann, ſie heißt — Röschen!"

„Dobel's Röschen?" fragte der Schneider und veränderte die Farbe.

„Dobel's Röschen?" fragte der Blechſchmied Gabriel, und ſeine Wangen wurden wie Schnee und die Stimme zitterte.

„Ja, die!" ſagte Gerhard und ſah ſelber gewaltig erſchreckend die treuen Kameraden an, die plötzlich verſtummten, den Kopf hängen ließen und wie geknickte Halme daſtanden. „Aber, ich bitt' euch um Alles in der Welt, treue, liebe Kameraden und Brüder, was iſt euch doch?" fragte Gerhard. „Ihr ſeht ja aus, wie friſcher Reisbrei, und man meint, auf euerem Hinterkopfe läge ein Ambos, ſo bückt ihr ihn herab zur Erde? Was kann denn das engelsliebe Kind dafür, daß ihr euch ſo geberdet?"

Joſeph ſah zuerſt empor. „Ach, Gerhard!“ ſagte er, „das iſt ja auch mein Lied, das ich in der Seele trage, ſeit mir's gedenkt! Für das ich ſchwärme, dulde, kämpfe, leide! Für das ich in den Krieg zöge und ſo weiter. Für das ich endlich die ſchönſte Ausſicht in Minden in den Wind geſchlagen habe! Und ich müßte unſeren Gabriel ſchlecht kennen, wenn er nicht auch ſagen müßte: Sie iſt auch meiner Träume Ziel! Denn der hat in ihrer bezaubernden Nähe gelebt drei volle Jahre, und müßte ein Klotz oder ein Ambos ſein, wenn er nicht ſtockthöricht ſich in das Mädchen verliebt hätte. Er glich ja alle Tage dem Schmetterlinge, der um das brennende Licht ſchwirrt. Hätt' er ſich nicht ſollen die Flügel „verbrennen.“ Rede, guter Gabriel, rede; denn jetzt gilt's Wahrheit ohne alle Schminke!“

Gabriel's Bruſt war ſo beengt, daß er nicht reden konnte. Er ſah feuchten Blickes den Schneider an und nickte.

„Da haben wir's!“ rief diesmal wirklich ergriffen der Schneider. „Da haben wir's! Dreie lieben heiß und innig Eine! Was ſoll das werden? Einer kann ſie nur kriegen, und die zwei Brüder müſſen elend und verarmt durch die Welt gehen. Einer ſoll der Glückliche werden und die Anderen ſollen neben ihm wohnen und vor Liebeskummer ſterben!“

„Gab's jemals in der Welt etwas Ähnliches? Würde das auf dem Theater zu Cöln aufgeführt, die Mädels weinten eine Überſchwemmung in das Theater hinein, bei meiner Seele!“

Die drei Freunde gingen ſtille nebeneinander her. Selbſt der Schneider ſchwieg, ſeit die Thränenfluth im Theater ſeiner Seele allerlei Raum bot, ſich das auszumalen, was da Alles werde empfunden werden.

Endlich ſprach Gerhard ernſt: „Wahrlich, es iſt mir etwas der Art noch nicht in dieſer Welt vorgekommen, und ich will es nicht leugnen, es liegt mir centnerſchwer auf der Seele.“

„Und ich fürchte, da nur Einer der Glücklichſte ſein kann,“ fuhr wieder der Schneider drein, „es wird auch unſere Herzen ſcheiden und trennen!“

„Nein!“ ſagte da Gabriel, „das wird's nicht. Elend wird's die Zweie machen, das fühl' ich tief in meiner Seele. Mich wird's beugen bis zum Grab; aber dann wollen wir es ausmachen, daß die beiden Anderen in die Welt gehen und nicht daheim bleiben.“

„Du haſt gut reden,“ ſagte Gerhard, „deine Eltern haben noch ein Kind. Bei uns Beiden ſteht ihr Glück in uns. Sollen wir ihre Hoffnungen zu Schanden machen? Das geht einmal nicht. Es muß getragen werden, und wenn das Herz brechen ſollte!“

Sie ſchwiegen wieder und ſchritten fürbaß.

„Aber,“ hob der Schneider an, „es iſt doch curios. Wir reden von dem Liebchen. Wie ſteht denn Röschen zu uns? Haben wir ein Recht, ſo zu reden, als müſſe ſie Einen von uns nehmen zum Manne? Hat je Einer von uns mit Liebe und von der Liebe zu ihr mit ihr geredet, daß ſie wußte, er hat mich lieber, wie ſein eigenes Leben? — Ich — ſag's — ehrlich — ich nicht!“

„Ich auch nicht! Ich auch nicht!“ ſagten die beiden Anderen.

„So haben wir, ſeit wir die Kinderſchuhe austraten, in der Ferne geſtanden, ſie bewundert und geliebt, aber ſtill, wie ein rechter, deutſcher Anbeter voll Mondſchein und Vergißmeinnicht!“ ſagte der Schneider halb ernſt, halb lachend; „grad, wie es geſchrieben ſteht in den Romansbüchern, die ich in Cöln geleſen hab'. Meiner Seel'! accurat ſo! Und wir haben uns alle Tage mehr und tiefer in das wundervolle Kind vergafft und doch ſtill geſchwiegen, und Keiner iſt einen Nadelſtich breit ihrem Herzen näher gekommen als der Andere. Aber hat uns denn das Mädchen je zu erkennen gegeben, daß ſie Einen von uns liebe? Mir war ſie ſo ſeelenvoll freundlich und ſah mir ſo tief in die Augen! Es war beim Abſchied. Und dann gab ſie mir die niedliche Hand.“

„Mir auch ſo, und von dem Blick iſt mir's ſo wirbelig im Kopfe geworden, wie von dem Bier im Röſſel zu Mainz, als ich den Brauknecht über drei Bänke warf, das heißt nachher, als er Streit angefangen hatte,“ erzählte Gerhard.

Dadurch, daß er ſo breit erzählte, konnte diesmal Gabriel unbemerkt ſchweigen; denn ihm fuhr es wie ein Schwert durch die

Seele, daß ſie dieſem ſo gewaltig bis in die Seele hineingeſchaut, und eines ſo liebreichen Blickes wußte er ſich doch ganz und gar nicht zu entſinnen, da er ſie nie ſo recht anzuſehen gewagt hatte.

Aber der letzte Morgen in der Wendelsgaſſe kam ihm wieder in die Erinnerung, und er hing dem Gedanken nach, ohne daß er Luſt trug, ihn zu erzählen.

„Ich merke ſchon, es iſt Keiner von uns, der ſagen könnte, ich bin's, den ſie euch Anderen vorzieht; aber das könnte anders werden, wenn Einer von uns heim käme und ginge dem Mädchen zu Gefallen und ſuchte ſich ihre Liebe zu erwerben und zu ſichern. Das wäre unehrlich gegen die beiden Anderen gehandelt. Deßwegen muß auch da unter uns ein brüderlich Abkommen getroffen werden. Wie wir damals auf dem „Spitzköpfchen“ uns gelobten, uns in Hamburg nach zwei Jahren zu treffen, ſo ſchlag' ich euch vor, daß wir uns hier unter freiem Himmel vor Gott geloben, daß Keiner von uns eher heimkehren darf, als am erſten Advent 1848, und daß Keiner freie um das Mädchen, bis wir am genannten Tage alle Dreie da ſind und ſie wählen könne unter uns.“

Sie gaben ſich darauf ehrlich die gelobende Hand.

„Ach, was ſoll's aber werden,“ ſagte Gerhard, „wann nun die beiden Anderen zu Bierhauſen bleiben?“

„Nun, die müſſen ſich in Gottes Fügung ergeben,“ ſagte Gabriel, „wie ſchwer es ihnen auch werden mag. Ich ſehe ja doch einen anderen Ausweg nicht. Sollt' ich zu den Zweien gehören, ſo ſetz' ich meinen Wanderſtab in die weite Welt, und ein Fleckchen für ein Grab werd' ich ja wohl finden.“

„Und ich gehe mit dir und mach's wie du,“ ſagte Gerhard, dem der Branntwein etwas zu Kopf geſtiegen und der nun ungemein zur Wehmuth geneigt war.

Joſeph horchte ihren Reden. Daraus folgte, daß ſie ihn für den jedenfalls Siegenden anſahen, ohne es jedoch beſtimmt auszuſprechen. Seiner Eitelkeit ſchmeichelte das ungemein und er begann wieder ein Gebäude der Einbildungskraft aufzuführen. Und wie des Schneiders Eitelkeit jetzt ihr Spiel trieb und ihm ein Paradies vorgaukelte, ſo gingen die beiden Andern in kummervoller Stimmung dahin, weil die Möglichkeit ihnen nahe trat, das Gut zu verlieren, das ſie für ihr höchſtes in dieſer Welt anſahen.

Es wollte kein Geſpräch aufkommen, wer es auch anhob. Gleich ſtockte der Redeſtrom wieder.

Es wurde ſpät, ehe ſie den Ort erreichten, wo ſie ihre Ränzel gelaſſen hatten. Auch den Abend brachten ſie meiſt im ſtillen Sinnen hin, nur Gerhard trank rüſtig eine Stange Bier nach der anderen und wurde dabei wieder heitern Sinnes.

„Ich meine, wir ſollten einſtweilen alle Tage ſegeln, wie das Schiff, das die unſchuldige Urſache ſo fataler Enttäuſchungen für uns geweſen iſt, nämlich mit vollen Segeln der Hoffnung. Es geht uns juſt wie allen Denen, die in die Lotterie ſetzen. Sie wollen Alle das große Loos gewinnen und hoffen's, und doch kriegt's nur Einer, und die, welche gar Nichts kriegen, tröſten ſich am Ende doch. Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus!“

„Du haſt Recht, Gerhard,“ ſprach Joſeph. Er ſtimmte mit ihm ein und bald kamen Beide in allerlei Geſpräche, welche eine politiſche Richtung nahmen. Auch hier war Gerhard für das Beſtehende, der Schneider aber für eine Umwälzung aller beſtehenden Verhältniſſe. Gabriel hörte davon Nichts. Seine Seele war bei Röschen und er ſtellte ſich alle Einzelnheiten zuſammen, aus denen möglicher Weiſe für ihn ein beſonderer Hoffnungsſchimmer hätte hervorgehen können; aber ſie wollten dazu nicht ausreichen. Nur der letzte Morgen ließ ihm den matten Schein einer Hoffnung; aber auch der erloſch, wenn er erwog, daß das ja nur eine Folge des ſo natürlichen Gefühls geweſen, da ſie ihm vorher ſo gar nicht begegnet war, wie dem trauten Geſpielen der ſchönen Kinderzeit und dem dreijährigen Hausgenoſſen. Er legte, während die beiden Anderen Röschen ganz in ihrem Disputiren vergeſſen hatten, den Kopf auf den Arm, und ungeſehen träufelte eine heiße Thräne zur Erde. Wie ſchwer ihm aber auch ein ſolcher Gedanke wurde, wie der, Röschen als die glückliche Gattin eines Anderen zu wiſſen, Gabriel hatte gelernt, zu tragen und zu dulden. Er hatte in ſeinem religiöſen Gefühl eine aufrichtende Kraft, die den beiden Anderen in dem Maaße nicht inwohnte. Er betete leiſe und, in dem Gebet erſtarkt, richtete er ſich auf und hörte einige Augenblicke dem unfruchtbaren und doch ſo ſehr aufregenden Geſpräche ſeiner Kameraden zu.

Da er fürchtete, es möge bei Anderen, die im Zimmer waren, eine üble Aufmerkſamkeit erregen, nahm er das Wort.

„Laßt doch dieſe Geſpräche,“ ſagte er, „und legt euch eine ernſtere Frage vor, die nämlich, wohin wir unſere Schritte lenken wollen. Ich habe mit euch Hamburg verlaſſen, aber unſere Geldmittel dürften in einer nahen Zukunft in einem ſo bedenklichen Maaße ſchwinden, daß wir uns in die ernſte Nothwendigkeit verſetzt ſehen, nach Brod und Erwerb uns umzuſehen. Bei einander, das hab' ich aus eueren Äußerungen wohl entnehmen können, werden wir ſchwerlich bleiben. Du, Gerhard, willſt noch an den Niederrhein, wo deines Gewerbes Verdienſt gut geht; du, Joſeph, willſt hinauf nach Baden und weiter, und ich möchte Berlin ſehen. Da gehen unſere Wege auseinander.“

„Das iſt richtig,“ verſetzte Gerhard; „aber nach Hamburg müſſen wir alle Dreie zurück.“

„So laßt uns morgen mit dem grauenden Tage wandern, jetzt aber die Ruheſtätten ſuchen.“ Das war Gabriel's weiſer Rath.

So geſchah es denn auch.

Bis Hamburg führte ſie ihr Weg zuſammen; aber es war ſeltſam, daß Nichts von dem mehr beſprochen wurde, was geſtern ſie alle in eine trübe Stimmung verſetzt hatte. In Hamburg ſchieden ſie, um ſich erſt im Advent 1848 in der ſchönen Heimath am Rheine wiederzuſehen.

Es waren glückliche Tage, die ſie zuſammen verlebt hatten, die aber in einer ſo ſchmerzlichen Weiſe getrübt wurden. Gabriel liebte Röschen unſtreitig, und er durfte das ſich ſelbſt ſagen, am Treueſten und Innigſten, und doch hatte gerade er die geringſte Hoffnung, und der Gedanke, den Freunden das Feld zu räumen, kam manchmal in ſein Herz, das opferfähiger war, als irgend eines der Anderen.

Er kam zurück zu ſeinem Meiſter in Hamburg, um ihm noch ein Lebewohl zu ſagen, da er ihn achtete und werth hielt. Er hatte geglaubt, dort einen Erſatzmann für ſeine Lücke zu finden, aber er fehlte noch. Der Meiſter hatte den ebenſo geſchickten als braven Gabriel nur äußerſt ungern ſcheiden ſehen. Freudig begrüßte er ihn darum, als er noch einmal bei ihm eintrat. Dies Kommen deutete er ſo, als wolle Gabriel gerne wieder bei ihm eintreten. Zwar nahm ihm Gabriel ſchnell dieſen Gedanken; allein der Meiſter bat ſo dringlich, bot ihm ſo ſchönen Lohn, wenn er bis Oſtern bliebe, daß am Ende Gabriel, der ja noch Zeit genug hatte, Berlin zu ſehen, auf ſeine Wünſche einging und blieb.

Und dies war eine jener Fügungen der göttlichen Vorſehung, die es klar dem Gemüthe darlegen, wie ein heiliger Wille die Geſchicke der Guten lenkt.

Das Jahr 1848 begann friedlich wie ſeine Brüder, die in einer Reihe von Dreißigen hinabgeſunken waren in den dunkeln Schooß der Zeit; aber ſeine Jugend ſollte die wildeſten Zuckungen erfahren, die wie Blitze bald hier, bald da begannen und der Ordnung und dem Geſetze, der Pietät und dem Gehorſame, dem Frieden und dem Glücke Tauſender ein frühes Grab gruben. Es begann mit einer Aufregung, welche die Klarheit der Gedanken und der Gefühle heillos untergrub. Wie ein wilder Veitstanz riß der Wahn die Menſchen hin, und nicht immer die Schlechteſten waren es, die in den Strudel geriethen und die die wilde Strömung mit fortriß, daß ſie ihre Richtung, ihr Ziel, ihren Halt und ihre Bahn verloren.

Gabriel war in Hamburg bei ſeinem redlichen Meiſter, als die Frühlingstage Dinge brachten, die heute einem Mährchen gleichen, aber einem blutigen, entſetzlichen, in dem die Geiſter der Tiefe hervorbrachen mit ihrer verheerenden Gewalt. Er zitterte, als er die Scenen am Unterrheine vernahm, für Gerhard, der einmal aus den Fugen gehoben, zu wildem Treiben leicht hingeriſſen werden konnte, wie ſchwer es auch hielt, ihn aus ſeinen Fugen zu heben. Er zitterte mehr noch für Joſeph, als er die Ereigniſſe vernahm, die in Baden ſo ſchreckliche Folgen hervorriefen — und ſein Zittern war nicht ohne eine Ahnung deſſen über ihn gekommen, was geſchehen war.

Aber auch daheim ergriff eine Todesangſt die Gemüther, als jeder Tag neue Schreckensbotſchaften brachte, und die Empörung von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ſich fortwälzte. Nie hatten die Männer der Wendelsgaſſe Zeitungen geleſen. Die Mähren von den Begebenheiten kamen ihnen geſprächsweiſe zu, und meiſt, wenn ſie längſt in dem Kreiſe der Zeitungsleſer vergeſſen waren. Jetzt aber, wo ſo recht eigentlich die Zeit der Zeitungen war, wo ihre Garben reiften und die Lüge gangbarſte Waare war, jetzt, wo jeder Morgen Neues, Außerordentliches gebar, während das Kreiſen die Nacht bedeckte, jetzt griffen auch ſie zu den Zeitungen und verarbeiteten ſich an dem unverdaulichen Stoffe.

Debel war unſtreitig der Beſtunterrichteſte von ihnen, war am weiteſten in der Welt herumgekommen und wußte am beſten Beſcheid. Er machte den Vorleſer und Ausleger, und Männer und Frauen ſammelten ſich in ſeiner Stube, um die Geſchichten zu hören, die ſich begeben hatten, zu ſtaunen und zu zittern, und Aller Herzen waren in doppelter Spannung; denn am Niederrheine war Gerhard, in Baden, im unglücklichen, ſchönen Baden, war Joſeph, und ſeine Briefe waren toll genug, um befürchten zu laſſen, daß er dem Treiben dort nicht fremd bleiben werde.

Und Gabriel, der ruhige, ſtille, beſonnene Gabriel, hatte geſchrieben im Januar, er werde Anfangs März ſich nach Berlin begeben, und ſeitdem war kein Brief mehr gekommen, da er in dem Briefe geſagt, er werde erſt wieder ſchreiben, wenn er einmal ſich in Berlin würde umgeſehen haben. Und aus Baden kam nun kein Brief mehr, und aus der Gegend von Solingen, wo Gerhard arbeitete, kam auch keiner, und dort und hier und überall brannte es in hellen Flammen.

Da floß manche Thräne aus treuen Mutteraugen, da blickte das Vaterauge ſorgenvoll ins Leben, und inniger denn je gedachte Röschen an die drei Jünglinge.

Ihr Vater, der mit feſtem, redlichem Ernſte dies Treiben verdammte, ſprach immer die feſte Überzeugung aus, daß die Bewegung der Zeit an Gabriel ſpurlos werde vorüber gehen. „Er wird nicht die Hand erheben gegen Gottes und der Menſchen Ordnung,“ ſagte er, und Rechtling ſtimmte ihm aufs Entſchiedenſte bei.

„Geſchieht's aber nicht gerade oft,“ ſagte ſeine tieffühlende Mutter, „daß gerade der Schuldloſe, der Friedliche am Ärgſten in die Geſchichte hineingeräth und Schaden nimmt? Habt Ihr nicht geleſen, wie viel völlig Unſchuldige bei dem Aufruhr in Paris ihren Tod gefunden haben, Weiber und Kinder?“

Dobel ſchüttelte den Kopf. „Sie hätten ihre Naſen zurücklaſſen ſollen,“ ſagte er, „da iſt kein Ort für Neugierige, wo es ſich um wilden Aufruhr und Leben und Tod handelt. „Wer ſich in Gefahr begibt, der kommt darin um,“ ſagt ſehr wahr das Sprichwort. Ich meine, wir ſollten Gott, den Herrn, gewähren laſſen, der allein ſchützen und bewahren kann, aber auch einen Jeden ernten läßt, wie er geſäet hat; wir ſollten aber auch dem klaren Verſtand und richtigen Gefühle Gabriel's vertrauen.“

Das beruhigte ſie alle und Röschen ſaß da mit gefalteten Händen, und die friſchen Lippen bewegten ſich leiſe. Und wer ſie ſo ſah, der würde geſchworen haben, ſie bete herzinniglich, und er wäre der Wahrheit am Nächſten geweſen.

Da kam eines Morgens Röschen von der Poſt, wo ſie die Zeitung geholt hatte, die ſich die vier Väter hielten. Sie ſtürmte die Stiege herauf. Sie riß die Thür auf und war bleich, wie eine Lilie.

„Was gibt's?“ rief voll Entſetzen ihr Vater.

„Ach,“ ſagte ſie, und es drängten ſich Thränen in die Augen, „der gute Gabriel!“

Da ſprang der Alte auf und zitterte an allen Gliedern. „Was iſt denn mit ihm?“ fragte er haſtig.

„Ach, ſie ſagen, auch in Berlin ſei ein wilder, blutiger Aufruhr und eine Schlacht ſei in den Straßen der Stadt geliefert werden!“ rief das troſtloſe Mädchen.

Er riß ihr das Unglücksblatt aus der Hand und las die kurze Nachricht, welche nur den begonnenen Kampf ſchilderte, ohne auf Einzelnheiten noch eingehen zu können. Da ſank der alte Mann in ſeinen alten lederbezogenen Lehnſtuhl und faltete ſeine Hände und betete leiſe für ihn. Die Mutter ſtand weinend da, und Röschen wankte hinaus in ihre Kammer und ſank dort auf ihre Kniee und betete heiß und innig, und erſt jetzt wurde es ihr klar, wie theuer er ihr war.

Sie brachte den armen Eltern die Nachricht, aber freudig lächelte der alte Rechtling und reichte ihr einen Brief von Gabriel's Hand, der eben angekommen war. Er meldete von Hamburg aus, daß er noch dort bei ſeinem braven Meiſter ſei, der ihn nicht nach Berlin laſſe, weil er daſelbſt Aufruhr befürchte. Er ließ Dobel's wieder herzlich grüßen, und diesmal — ſein Gefühl hatte ihn fortgeriſſen — zum erſten Male Röschen beſonders.

Ach, wie nahm der Brief von ihrem Herzen die Centnerlaſt des Kummers und der Sorge weg: wie eilte ſie hinüber mit dem Brief und — als ſie jenſeit ihrer Thüre war, wo ſie kein Auge ſah, wie drückte ſie ihn an ihre wogende Bruſt und blickte dankbar hinauf zum Herrn; aber ſie flehte auch, daß ſo frohe Kunde komme von Joſeph und Gerhard, damit auch die Herzen ihrer gebeugten Eltern aufgerichtet würden.

Dann, als dies Gebet ſich losgerungen vom treuen, theilnehmenden Herzen, flog ſie die Stiege hinauf und rief jubelnd den Eltern zu: „Gottlob, er iſt nicht in Berlin, er iſt noch bei ſeinem Meiſter in Hamburg, der ihn jetzt gar nicht nach Berlin laſſen wollte, weil er dort auch Aufruhr befürchtete.“

„Gott mög' es ihm lohnen, dem Ehrenmanne!“ rief tief athmend Dobel, und es war, als ob ein neues Leben den Mann durchſtröme. „Seht ihr's,“ ſagte er, „ich hatte Recht, Gott kennt die Seinen. O, daß doch auch die beiden Anderen ihm glichen!“

V.

„Wenn Feuer und Schwefel zuſammenkommen, ſo brennt's gern,“ ſagt man im Sprüchwort, und das bewährte ſich an Joſeph leider am ärgſten. Die alte, zwei Jahre alte Saat von Cöln lag noch immer in ihm, als er nach einer langen, aber vielfach anziehenden Wanderſchaft in Mannheim ankam, wo dem geſchickten Arbeiter ein gutes Unterkommen nicht fehlte.

Wer aber weiß es nicht, wie in dieſer Stadt ſich der Herd bildete für eine Geſinnung, deren Früchte Leid und Weh für das Land waren? Wer weiß es nicht, wie eine feurige, leicht entzündbare Natur in einen Strudel gezogen werden kann, der über dem Kopfe zuſammenſchlägt?

Unter allen Zunftgenoſſen im weiten ehrenwerthen Handwerkerſtande waren es die Schneider, die immer am geneigteſten waren, ſich zu betheiligen. Es iſt eine leicht bewegliche Sorte, die vom vielen Sitzen leicht zum vielen Plaudern kommt, und im Streben, ſich geltend zu machen, gerne die Hand im Spiele hat. Wie es die Erfahrung anderwärts gelehrt, ſo war es auch hier; die Schneidergeſellen waren zu denen zu rechnen, bei denen am Erſten die Theilnahme an ausſchweifenden Richtungen Boden griff.

Wer ſich noch des Jahrs 1848, und namentlich ſeiner erſten Monate und der letzten von Anno 1847, erinnert, namentlich in dem Rheinland, dem wird es noch klar vor der Seele ſtehen, wie ganze Schwärme von Handwerksburſchen den Rhein herauf kamen oder über Saarbrücken dem Rheine zueilten und Alle die Richtung nach dem Oberrheine nahmen. Mit dem März 1848 ſah man keine Spur mehr von ihnen.

Wenn auch in der Regel zwiſchen Weihnachten und Oſtern der Burſche mehr wandern muß, weil die Winterarbeit gering iſt und die Meiſter, die nicht auf ſtändige Arbeit rechnen können, und die Eſſer und am Geldbeutel zehrenden Geſellen ſich vom Halſe ſchaffen, ſo war es doch in jenen Tagen allzu auffallend, daß aus Frankreich der Strom deutſcher Geſellen ſich ſo unaufhaltſam und gewaltig ergoß und die Vermuthung lag nahe, daß ein Tieferes zu Grunde liege. In Baden, in der Pfalz war der Sammelplatz, weil dort insgeheim und ſelbſt öffentlich Dinge vorbereitet wurden, die bald in ihrer Geſammtwirkung ans Licht traten und die vorhergehenden Wanderzüge verſtehen ließen.

Jedermann erinnert ſich noch des kecken, frechen Auftretens dieſer Menſchen; ihres verwilderten Ausſehens und unheimlichen Weſens.

Joſeph war bald in ſeinem Elemente, wo ſeine Eitelkeit den rechten Wirkungskreis und ſeine reichen Naturanlagen den weiteſten Spielraum zu ihrer Entfaltung fanden. An Arbeit wurde nicht mehr gedacht. Herumſchwärmen, im Wirthshauſe ſitzen, Reden halten, Pläne machen, das war das Hauptgeſchäft jener Tage; dann Exerziren und „Soldatches ſpielen,“ wie man ſich ausdrückte.

Woher aber das Geld?

Das iſt bekanntlich eine müßige Frage; denn darauf antworten wollen, hieße genau die Gänge kennen, durch die es in die Hände derer ſo reichlich floß, von denen man einen erfolgreichen Beiſtand erwartete. Es war da, das iſt die entſchiedene Thatſache, und war der Säckel leer, ſo füllte er ſich wieder ohne Mühe und Arbeit.

Das waren Tage für leichtfertige, windbeutelige, leicht erhitzte Naturen, wie Joſeph eine geworden, und die in Berlin zur Reife gekommen war. Heimath, Eltern, Röschen, Zukunft, Advent 1848 — Alles war vergeſſen, und die hohlen Redensarten und das luſtige, köſtliche Leben nahmen ſo von der Seele Beſitz, daß alles Andere in den dunkelſten Winkel zurückgedrängt wurde.

Mit Hecker's Ruf war er auch gleich einverſtanden — und war auch wieder in die Schweiz gelaufen mit den Anderen, und als die Preußen ſie abermals hinüberſprengten, war er abermals dabei. Aber was nun?

Er war preußiſcher Unterthan und militärpflichtig. Genau wußte man's nicht, daß er dabei geweſen, weil ſein Name nie

5*

genannt worden war. So wagte er's, den kein Hieb gezeichnet, dem keine Kugel ein Loch in die Haut gemacht, der nur einmal bei eilfertigem Laufen im Schwarzwalde geſtolpert und in ein Dorngeſtrüppe gefallen und ſich eine Schramme an einem ekeligen Hagedorn ins Geſicht gemacht hatte, die ihn beinahe in die Hände der Pickelhauben gerathen ließ, heimzukehren, ehe der Advent gekommen war, nämlich zur Zeit der Ziehung zum Heer. Eingedenk des Wortes, das er auf der nordiſchen Heide den Freunden gegeben, kam er aber nicht in die Vaterſtadt, ſondern trat in der Kreisſtadt in Arbeit. Vater und Mutter beſuchten ihn dort und die Freude des Wiederſehens ließ ſie Alles vergeſſen, nur nicht den Unwillen, daß er nicht mit heim wollte.

Niemand in der Stadt kannte Joſeph's Geſchicke, als die Eltern und — Dobel; denn ihm allein hatte der kummerbelaſtete Vater Riſſel ſeines Sohnes Briefe gegeben, die auf ſeltſamen Wegen in ſeine Hände gelangt waren; ihm allein vertraute er, wie viel ihm Joſeph's Streiche gekoſtet und, als er Dobel's klar ausgeſprochenen Unwillen erwog, mußte er ſelbſt den Unwillen fahren laſſen über Joſeph's Abneigung, heim zu kommen. Dobel billigte dieſes Schamgefühl. „Er ſoll ſeine Schmach erſt abwaſchen," ſagte er, „ehe er kommt. Bei mir hat er ohnehin ſein Spiel verloren."

Joſeph konnte von Glück ſagen, daß ſeine Putſchabenteuer verdeckt blieben. Er wurde Soldat und büßte in den heſſiſchen Bivouacs ſeine Streiche ab, nicht aber die Abneigung Dobel's.

Wenn in ſeinem Hauſe der Name Joſeph's genannt wurde, lief er an wie ein wälſcher Hahn und der Koller kam über ihn, wie ſo einem.

„Schweigt mir ſtille," ſagte er, „und nennt mir den Namen des ehr- und pflichtvergeſſenen Menſchen nicht."

Röschen that das im Herzen leid; aber ihres Vaters Geſinnung ging denn doch unvermerkt auf die Tochter über, ſo daß der ſonſt ſo liebenswürdige nette Joſeph ganz aus ihren Gedanken verſchwand.

„Hätt' ich nur einmal eine Kunde von meinem Gerhard!“ ſagte ſchmerzvoll der derbe, aber ſo weichherzige Lichtenauer zu Dobel. „Sonſt hat er mir ſo regelmäßig geſchrieben und nun ſind's ſchon vier Monate und ich weiß nichts von ihm. Ihr ſeid ein glücklicher Vater, Nachbar,“ fuhr er bewegt fort. „Euer holdſelig Kind macht Euch kein Herzeleid; aber ſo ein Bub' iſt ein halber Nagel zur Todtenlade und ein Pfahl im Fleiſche!“

Dobel ſeufzte und dachte an den armen Niffel, dem er gelobt hatte, zu ſchweigen über ſeines Joſeph's Geſchichten. „Ja, ja,“ ſagte er. „Es iſt eine Narrheit von mir geweſen, und ich will's Euch geſtehen, Nachbar, als mir die Amme das Mädel zum Segnen darreichte, da war ich ein Narr, und meinte: Wenn's ein Bub' wäre, würde ich mich viel glücklicher preiſen. Ja, ich war ein Narr, Lichtenauer, und hab's oft Gott abgebeten, daß ich damals nicht ſo ganz zufrieden war. Denk' ich nur an Euer und des armen Nachbar Niffel's Kreuz und Sorgen um die Buben, ſo möcht' ich mir heute noch eine Ohrfeige geben, und eine aus dem Salze.“

„Was aber Euern Gerhard betrifft, ſo weiß ich nicht, ob ich ihn für einen Tollkopf halten ſoll. Er iſt mir zu feſt, zu geſetzt, zu ruhig und — zu — Hm, wie ſoll ich's ſagen? zu ſehr auf ein derbes, praktiſches Weſen hingewieſen, als daß ich glauben könnte, der Aufruhrteufel war ihm auch in die Flanke gefahren.“

„Ihr kennt ihn nicht genug, Nachbar,“ ſagte Lichtenauer. „Es iſt wahr, bei ſeinem ſchweren Körper neigt er nicht leicht dazu, aus der Haut zu fahren; aber iſt's einmal angebrannt, ſo brennt's auch lichterloh bei ihm und ich bin nicht ruhig, wenn ich bedenke, wie's da in dem Elberfeld, Iſerlohn und da herum unterwühlt war und wie's da ausſah. Jetzt haben die Truppen aufgeräumt, aber es ſoll mitunter ſchauderhaft zugegangen ſein. Wär' er dabei geweſen, ich hätte keine Ruhe. Meine arme, gute Alte weint ſich ſchier die Augen aus und ich, geſtehen will ich's nur, ich bin auch keinen Hammerſchlag mehr werth. Gleich wird mir das Herz weich und ich muß auf die Pfeife beißen, daß ich die verdammten Thränen zurückhalte, deren ich mich ſchäme. Ich glaub', das kommende Alter thut's? Ich mein' ich wär' doch ſonſt ſo breiweich nicht geweſen?“

„Nein, Nachbar,“ ſagte Dobel, „für ein Steinherz hab' ich Euch doch niemals gehalten! Und ſo ein Kind geht tief unter die Haut, geht ins tiefſte Herz hinein. Ihr braucht Euch Eures Gefühls nicht zu ſchämen. Ein Vaterherz iſt auch ein Herz. Gut iſt's, wenn Ihr Euch Eurer braven Frau wegen härter macht, als Ihr ſeid. An dem Manne richtet ſich das arme, ſchwache Weib auf, wie die Rebe an dem Eichenpfahl. Übrigens blickt dort hinauf, Nachbar, wo die Wolken ziehen, da waltet Einer in Lieb' und Gnade. Vertrauet dem und betet und es kommt Troſt in die Seele. Der hat Wege allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht. Er wird auch Euch wieder Ruhe und Frieden geben. Glaubt und hoffet nur!“

Der ehrliche Schmied drückte des Nachbars Hand ſo kräftig, daß Dobel hätte die ſeine zurückziehen mögen.

„Wenn ich Euch nicht hätte,“ ſagte der Schmied und zerdrückte eine Thräne, „ſo wüßt' ich bei meiner Getreu! nicht, wo ich als einmal Troſt holen ſollte.“

„Der drückt Einem aber die Hand,“ ſagte Dobel, als der Schmied fortgegangen war, „daß man meint, man höre die lieben Engelein muſiciren. Meint wohl, es wär' Alles Eiſen, was er in die Finger kriegt! Übrigens dauert er mich von Herzen. Unter der rauhen Rinde ſteckt ein weiches Menſchenherz. Man ſollt's ihm nicht zutrauen!“

Es war aber auch mit ſeinem Gerhard ſchlimm genug.

Er kam damals, als er von den Kameraden ſchied, ohne irgend einen unglücklichen Vorfall in das Land der Eiſenarbeit am Unterrhein und konnte, da er ein tüchtiger Schmied war, ſogleich in Arbeit treten, die ihm einen guten Lohn abwarf. Leider kam er in eine Geſellſchaft, die für ihn nicht die beſte war. Er kam halt wieder ans Trinken und durch das Trinken in die Gemeinſchaft der Schwindelköpfe, die ſich aller Hebel bedienten, ſeine klare, praktiſche Natur in ihr Treiben hinein zu ziehen.

Das gelang ihnen um ſo ſicherer, je ſchlauer ſie es anfingen, und je vorſichtiger ſie bei ihm zu Werke gingen. Schritt vor Schritt wurde er von anſcheinend ruhigen und beſonnenen Leuten bearbeitet, und ſiehe da, der ehrliche, argloſe Gerhard ſah am Ende nur mit ihren Augen die Dinge und Zuſtände an. Seine kräftige Natur warf ſich dann auch mit Entſchiedenheit auf das, was ihm das Rechte zu ſein ſchien und — er war ihre Beute.

Es war einige Tage nach der Niederlage von Iſerlohn, daß die Reſte der zerſprengten Haufen ihre Sache verloren gebend, ſich völlig auflöſten, und nun einzeln ihre Rettung verſuchten.

Wenn man mit der Eiſenbahn von Düſſeldorf in die Gegend von Duisburg kommt, ſo ſieht man in der weiten Ebene einzelne kleine Gehöfte zerſtreut liegen. Es iſt ein Haus, eine Scheune, Stallung und Scheppen, ein Brunnen, ein paar Bäume und ein kleiner Garten. Drum herum liegt das Ackerland.

An ſolch ein einzeln ſtehendes Gehöfte klopfte es in einer dunkeln Nacht, etwa um Mitternacht, am Fenſter. Es war eine Reihe von Tagen nach jenen Ereigniſſen, welche die Truppen mit leichter Mühe zu Meiſtern und Unterdrückern des Aufſtandes und wilden Treibens gemacht hatten.

Der Bewohner des Hauſes, ein braver gottesfürchtiger Mann, öffnete das Fenſter und konnte in dem Dunkel der Nacht eine Geſtalt kaum unterſcheiden.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Ach, erbarmt Euch eines Unglücklichen,“ ſprach eine Stimme, der man es anhörte, daß der Froſt den Redenden ſchüttelte, der in drei Tagen unter keinem Obdache war und keinen Mund voll gegeſſen hat. „Ich verhungere. Ich kann nicht weiter!“

„Biſt du Einer von denen,“ fragte der Mann, „die ſich gegen den König empörten, ſo hab' ich kein Brod für dich!“

„Ach,“ ſtöhnte der Unglückliche, „wohl bin ich ein Irregeleiteter!“

„So reden die Schurken alle, wenn ihnen der Strick an der Kehle ſitzt,“ ſagte der Bauer.

„Macht einen Unterſchied,“ flehte der Menſch, „zwiſchen dem, der unerfahren ſich verführen ließ und mit bitterer Reue auf ſein Thun zurückblickt und dem gottvergeſſenen Verführer!“

„Ich kenne das Liedlein!“ ſprach kalt der Bauer.

„Um Gotteswillen verſtoßt mich nicht,“ flehte der draußen, „ich bin braver Eltern Kind!“

„Auch der beſte Vater kann einen Schurken zum Sohne haben!“ war die Antwort.

„Erbarmet Euch, ich bin doch ein Menſch! Soll ich Hungers ſterben vor Eurer Thüre? Nur ein Stücklein Brod gebt mir und ein wenig Stroh, wo ich bis morgen ruhen kann! Seid menſchlich! Seid ein Chriſt!“

Ehe der Bauer antworten konnte, öffnete ſich über ihm ein Fenſter und eine Mädchenſtimme ſprach: „Vater, um Gotteswillen, ſeid nicht hart und unbarmherzig gegen den Mann! Wiſſet Ihr nicht, daß der Herr ſagt: „Ich bin hungrig geweſen und du haſt mich nicht geſpeiſt?“ — Stoßt den Mann nicht weg!“

„Du haſt Recht Marie,“ ſagte der Vater, dem von innen auch eine Stimme halblaut zurief, barmherzig zu ſein. Er ſchloß das Fenſter und kleidete ſich an. Dann machte er Licht und kam zur Thür.

Ehe das aber geſchah, rief der Unglückliche hinauf zu dem Mädchen: „Lohne dir's Gott, du milder Engel, was du an mir gethan!“

Der Bauer öffnete erſt die obere Hälfte der Thüre, leuchtete vorſichtig hinaus, um ſich zu überzeugen, ob nicht Argliſt hinter dem flehenden Worte ſtecke; als er aber das bleiche Geſicht ſah und die tiefliegenden Augen und die hohlen Wangen, da überlief es ihn kalt. Er öffnete, und zitternd vor Froſt wankte eine Geſtalt herein, die zu den ſonſthin kräftigſten mochte gehört haben. Er führte ihn in die Stube, den Fremdling, der dort halb ohnmächtig auf die Bank hinſank. Schon hörte man draußen das Mädchen. Bald praſſelte das Feuer auf dem Herd und ehe eine geraume Zeit vergangen war, duftete der Geruch friſchen Kaffe's belebend in die Naſe des Armen. Jetzt ging die Thür auf und die edle

Geſtalt eines Mädchens von etwa achtzehn Jahren trat herein mit dem großen, zinnernen Kaffetopf, an dem vornen das Krähnchen iſt, da heraus der braune Labetrank quillt. Sie ſtellte ihn mit dem Milchkännchen auf den Tiſch, holte dann Brod, geſalzene Butter und das ſogenannte Apfelkraut, und nun erſt richtete ſich der Fremde auf und mitleidig blickte das bildſchöne Mädchen in ein männlich ſchönes Jünglingsantlitz, das aber von Hunger und Elend entſtellt war. Sie goß dem Armen ein; ſie ſtrich ihm das Brod mit Butter und Apfelkraut darüber, wie es landesüblich iſt, und wie er das ſo gierig verſchlang, wurde ihr Auge feucht.

Der Bauer ſaß da, rauchte ſeine Pfeife und blickte ſchweigend in das Licht, als ob ihn das, was ſich an ſeinem Tiſche zutrug, gar nichts angehe. Immer neu goß das Mädchen ein und ſtrich Butterbrode, und mit unverſiegbarem Hunger verſchlang ſie der Arme. Auch das Mädchen ſagte nichts, bis der Geſpeiſete dankte, ſeine Hände faltete und ſtill ein Dankgebet ſprach.

Jetzt ſagte ſie, mild und freundlich ihm in die Augen ſehend: „Iſt's Euch nun beſſer?“

„Ach,“ ſagte er, „ich war dem Hungertode nahe. „Selig ſind die Barmherzigen,“ ſpricht der Herr. Ihr habt dem Hungrigen Euer Brod gebrochen und den Verlaſſenen in Euer Haus genommen; Gott wolle es Euch lohnen jetzt und in Ewigkeit!“

Bei dieſen Worten ſah ihn der Bauer zum erſten Mal an, und die finſtere Miene ſchien milder und freundlicher zu werden.

„Aber,“ fuhr der Fremde fort, „ich habe Eure Ruhe geſtört und ich bedarf ihrer auch. Seid ſo gut und ſagt mir, wo ich meine müden Glieder hinlegen ſoll?“

Marie eilte hinaus, lief die Treppe hinauf und trug bald einen Strohſack herbei, auf den ſich der arme Menſch niederſtreckte, während das ſchöne Mädchen ihm ſanfte Ruhe wünſchte und auch der Bauer ſich wieder legte.

Es währte nicht lange, ſo legte ſich der erquickende Schlaf auf die müden Augen. Der Fremdling aber träumte einen ſchönen Traum. Ein Engel reichte ihm Erquickung nach ſchwerer Kriegsdrangſal, und der Engel glich der ſchönen Marie auf ein Haar, die ihn eben wachend erquickt — und dieſe Röschen.

Als der Fremde erwachte, ſtand der Bauer mit verſchränkten Armen vor ihm und betrachtete ihn.

Gerhard, denn dieſer war's, richtete ſich auf und ſah ihn fragend an. Bald aber erinnerte er ſich, wo er war, und grüßte den Bauern freundlich.

„Ihr habt ſchwer geträumt,“ ſagte der Bauer; „denn Ihr habt faſt laut gejammert!“

„Ja wohl,“ ſagte Gerhard, „ich hab' meinen Vater und meine Mutter geſehen, und ſie haben mich nicht mehr als ihr Kind annehmen wollen, da hab' ich weinend gefleht.“ —

„Haben ſie euch vergeben?“ fragte er.

„Ja, das haben ſie,“ erwiederte Gerhard, „als ſie meine Reue ſahen!“

„Fühlt Ihr die denn?“ fragte der Bauer.

„O tief, tief!“ rief der Jüngling aus, und es traten ihm Thränen in die Augen, „die Hand Gottes hat mich ergriffen,“ ſagte er, „und mir die Augen geöffnet, daß ich erkannt habe, wie ſchwer die Sünde iſt, der ich mich theilhaftig gemacht.“

Aber er ſank zurück nach dieſen Worten auf das Lager und vermochte nicht weiter zu reden.

„Wie iſt es Euch denn?“ fragte der Bauer.

„Ach, mir iſt ſehr übel,“ ſagte Gerhard. „Mein Kopf ſchmerzt mich ſchrecklich und alle meine Glieder thun mir wehe!“

Der Bauer ging, ohne ein Wort weiter zu reden, hinaus. Bald darauf kam hinter dem Vorhange, welcher den hintern Theil der Stube verdeckte, eine Frau heraus, welche dem ſchönen Mädchen glich, welches Gerhard ſo liebevoll geſtern Abend geſpeiſt. Sie grüßte ihn und ſagte: „Ihr ſeid wohl krank? Seid ohne Sorgen! Er iſt wohl hart gegen die Aufſtändiſchen, denn er iſt gut königlich geſinnt, wie hier herum das ganze Volk; aber er iſt kein böſer Mann. Er wird Euch nicht verſtoßen, laßt uns nur ſorgen!“ —

Sie ging auch hinaus.

„Was wird das geben, Anneken?“ fragte der Bauer ſeine Frau.

„Nun, was denn?“ fragte ſie. „Du wirſt doch kein Unchriſt ſein wollen und den Mann hinausſtoßen, daß er verderbe vor Hunger, oder daß ihn die Soldaten kriegen und ihn todtſchießen wie einen räudigen Hund?“

„Gott hat ihn in unſer Haus geführt!“ ſagte das Mädchen.

„Wenn ſie ihn aber ſuchen?“ fragte der Bauer, „und wenn er uns krank wird?“

„Haſt du deine Bibel ganz vergeſſen?“ fragte die Frau. „Weißt du nicht, was der Herr vom barmherzigen Samariter ſagt?“

Damit ſchlug ihn die Frau.

„Aber wo ſoll der Menſch denn ruhen?“ fragte er, „und wer ſoll ihn pflegen? Anneken, du bedenkſt's nicht!“

„Wir,“ ſagte die Frau feſt, „Marieken und ich, und ruhen ſoll er in Marieken's Kammer, und ſie legt ſich zum Chriſtinken. Kommen ſie dann auch, ſo finden ſie ihn nicht.“

„Wenn ſie aber fragen?“

„Ei, dann iſt noch Zeit genug!“ entgegnete die Frau. „Geh', Marieken,“ ſagte ſie, „und mache deine Kammer zurecht, ich ſorge für den Kaffe.“

Das ſchöne Mädchen flog wie ein Pfeil die Stiege hinauf, holte dann den Strohſack wieder, da Gerhard ſich aufgemacht und auf die Bank geſetzt hatte. Er konnte es aber nicht aushalten und lehnte den ſchmerzenden Kopf an die Wand.

„Iſt's Euch ſo übel?“ fragte mit der wohllautenden Stimme und mit dem Tone der Theilnahme das Mädchen. „Geduldet Euch noch ein wenig! Ich richte Euch ein Bett zu und dann koche ich Euch einen Hollunderthee, der wird Euch Schweiß bringen und dann iſt's wieder gut!“

„O du milder Engel!“ ſagte Gerhard mit Wehmuth. „Dich hat mir Gott geſendet!“

Das Mädchen eilte hinaus mit dem Strohſack, und als das Bett gemacht war, kam der Bauer um Vieles freundlicher herein, ſaßte ihn unter dem Arm und geleitete ihn hinauf in die jungfräuliche Kammer.

Gerhard aber war ſo matt, daß ihn der Bauer mußte auskleiden helfen.

Als er in dem Bett lag, brachte das Mädchen Thee, und er trank ihn; aber er mehrte nur die Gluth, die ihn quälte, und bald ſank er in einen Zuſtand völliger Bewußtloſigkeit.

Es war eine ſchwere Krankheit im Anzuge, das ſah man deutlich; aber die beiden Frauen, die von Mitleid erfüllt waren, ſiegten über alle Bedenken des Gatten und Vaters und — des getreuen Unterthans, dem es auf dem Gewiſſen brannte, daß er einen Democraten und Aufſtändiſchen hegen und pflegen ſollte.

Gerhard's Krankheit wuchs von Stunde zu Stunde. Er begann irre zu reden. Man konnte es hören, wie er bereute, in die Gemeinſchaft derer getreten zu ſein, die im Umſturz aller beſtehenden Ordnungen ein Heil zu finden — oder ſich zu bereichern und Ziele des Ehrgeizes zu erreichen ſuchten; denn er klagte ſich ſelbſt an; er flehte Vater und Mutter und Meiſter Dobel an, ihm zu verzeihen.

Acht Tage lang lag er im verzehrenden Fieber, und der Bauer hatte nicht den Muth, einen Arzt zu rufen. Endlich am neunten Tage trat ein Schweiß ein und die Krankheit war gebrochen.

Unermüdet hatte Marie ihn gepflegt. Mit ihrer Mutter und ihrem Vater abwechſelnd, hatten ſie gewacht an ſeinem Bett und oft innig gebetet, daß der Arzt in Iſrael ihn heile. Sie trug ſo inniges Leid um ihn, als wär' er ihr Bruder, und er hatte ſie doch nie mit einem klaren Blick angeſehen.

Am Morgen des neunten Tags, als die Sonne mild durch die Fenſter ſchien, war es, als erwache er aus einem tiefen ſchweren Traume. Sie ſaß traurig an ſeinem Lager und betrachtete das ſchöne Geſicht Gerhard's, als er plötzlich ſich aufrichtete und ſie groß anſah.

„Röschen, biſt du's?“ fragte er.

„So heiß ich nicht,“ entgegnete das Mädchen mit mildem Ton und liebreichem Lächeln; „aber ich will Euch doch wie eine Schweſter pflegen!“

„Ach, du gleichſt ihr,“ ſagte er, „das ſeh' ich jetzt, und wußt' doch nicht an jenem erſten Abend, warum du mir ſo bekannt ſeieſt.“

„Wißt Ihr denn, wo Ihr ſeid?“ fragte ſie freudig.

„O, wohl weiß ich's jetzt,“ ſagte er; „ach, Gott lohn' dir's, du milde Seele, die du mir das arme Leben erhalten haſt. Ich höre ja noch, wie du den Vater für mich bateſt!“

Da jubelte das Mädchen, weil ſie ſah, daß er zum Bewußtſein erwacht war.

Es war in ſeiner Krankheit eine Wendung eingetreten, und er betrat den Weg der Geneſung. Seine jugendliche Kraft hatte ſie überwunden; aber es ging nur langſam zum Beſſern vorwärts.

Auch der Bauer freute ſich der Wiedergeneſung des Jünglings, um den Mutter und Tochter in Sorgfalt thätig waren. Letztere beſonders und mit einer Theilnahme, die ein tieferes Gefühl ankündigte.

Als er zum erſten Mal außer dem Bett ſein konnte, erzählte er ihnen den Hergang deſſen, was ihn zu ihnen geführt. Daraus ergaben ſich die ruchloſen Pläne der Aufwiegler, welche der ehrliche Gerhard erſt durchſchaute, als der volle Sturm ihn umbrauſte und er mit hineingeriſſen war in den Strudel, der ihn faſt verſchlang. Dies ehrliche Bekenntniß und die Erzählung ſeiner entſetzlichen Leiden, als er durch Wald und Feld, über Stock und Stein entfloh und todtmüde, am Hungertode, hier ankam, erwarb ihm des Bauers Zuneigung. Die offene Ehrlichkeit, womit er über ſeine Familie ſprach, befeſtigte ſie noch mehr.

Fortan wurde er als ein Glied des Hauſes behandelt, aber immer noch heimlich gehalten, weil Marieken befürchtete, er werde Gefahr laufen, eingezogen zu werden. Niemand ahnte aber ſeine Anweſenheit.

Eben dies Geheimniß, das ihn hier umgab, war ſo recht geeignet, die Herzen Gerhard's und Marieken's immer enger zu verbinden. Die Eltern merkten's wohl, aber ſie ſchienen kein

Hinderniß in den Weg zu legen, und Marieken und Gerhard waren in ihrer Liebe unausſprechlich glücklich.

Röschen's Ähnlichkeit mit Marieken, die unverkennbar war, die große Dankbarkeit, welche er dem liebenswürdigen Mädchen ſchuldete, waren die Brücke für ſeine Liebe, die täglich inniger wurde.

Erſt als er wieder ganz geneſen war, ſchrieb er an ſeine Eltern. Auch hier verleugnete er die biedere Ehrlichkeit ſeiner Geſinnung nicht. Er wob keine Mänteleien um ſein ſtrafbar Thun; er legte den Gang ſeiner Geſchicke klar den Eltern dar, aber auch den ſeiner Enttäuſchung, der Heilung von ſeinem Schwindel, ſeiner Reue und Rettung in dem Hauſe, wo er lebe, und wo ihm eine ſeltene Liebe bewieſen werde. Er ſprach die flehende Bitte aus, daß ſein Vater ſelber komme, um ihn abzuholen.

Lichtenauer zitterte, als er den Brief erbrach, und erſt, als er ihn geleſen, rief er voll Freude die kummergebeugte Mutter und las ihr ihn vor; dann war ſein Erſtes, hinüber zum Nachbar Dobel zu laufen.

„Endlich iſt ein Brief da!“ rief er ihm zu, und die Seligkeit leuchtete aus den Vateraugen.

„Und wie ſteht's?“ fragte haſtig Dobel, zu dem Mutter Annſiwelchen und Röschen herzugelaufen kamen.

„Leſt's ſelbſt,“ ſagte Lichtenauer, und ſetzte ſich. „Er iſt auch toll geweſen, wie denn der Tollwurm dem ganzen Volk überall im Kopfe ſaß, und die alten Spitzbuben hatten das Ei hineingelegt und gut ausgebrütet. O, daß es keine Galgen mehr gibt! Aber ſie haben wohlweislich überall die Todesſtrafe abgeſchafft, damit ſie nicht am Halſe gekitzelt werden. Sie merkten wohl, wem das hänfene Halsband und die Erhöhung am Dreibeine gebühre! Leſet's nur!“

Da las denn Dobel den langen Brief vor, den Alle mit großer Aufmerkſamkeit und Theilnahme anhörten. Nur Röschen lächelte manchmal, wenn Gerhard von Marieken ſprach und ſagte, ſie gliche ihr auswendig und inwendig, wie ein Tropfen Waſſers dem anderen, und wenn die Liebe zu dem wackern Mädchen aus jedem Worte herauswehte. Die Alten ſchienen das nicht zu ahnen; aber ſie verſtand's von ferne und war froh des Glückes Gerhard's, wenn auch manchmal ein leiſer Seufzer ſich hervorarbeitete aus dem Herzen, das ihm ja auch gut war.

Als Dobel den Brief geleſen, ſagte er: „Es iſt die alte, derbe, ehrliche Haut, der man nicht bös werden kann. Er bekennt reuig ſeine Schuld und ihm muß vergeben werden.“

„Was denkt Ihr zu thun, Nachbar?“ fragte er Lichtenauer.

Der Schmied kratzte ſich und ſagte: „Was wird anders übrig bleiben? Meine Alte daheim packt ſchon an dem Bündel und meint, der Sparpfennig müſſe Flügel kriegen! — Was meint Ihr?“ —

„Da iſt nichts zu meinen,“ ſagte Dobel. „Eure gute Frau hat ſchon ausgemeint und dazu ſtimm' ich auch. Laßt auch den Sparpfennig drauf gehen. Ihr habt Euer Kind wieder. Dafür vergeſſet nicht, Gott zu danken. Wenn Ihr ihm auch Geld ſchickt und ſchreibt, das iſt Alles nur halbe Arbeit. Mag Euer Ambos und Blasbalg einmal drei Wochen ruhen, Ihr werdet dadurch nicht ärmer. Euer Hauptreichthum iſt geſichert, Euer Kind!“

„Gott lohn's, getreuer Nachbar!“ rief fröhlich der alte Schmied. „Ihr habt das Punktum geſetzt. Nun geh' ich morgen von dannen!“

Er drückte wieder die Hand des alten Dobel, der aber „Langſam!“ rief, und dadurch einer Gefahr entging, die er zeitig abgewendet.

Als der Schmied fort war, ſagte Dobel: „Gottlob, daß das Leid von dem ehrlichen Herzen weg iſt. Ich glaube, wenn's nicht bald klar geworden wäre, der Schmied hätte ſich vertrauert. Ich denke, Gerhard ſoll ungerupft davon kommen. Aber in dem braven Burſchen ſteckt doch ehrliche Reue, und ich wette, er wird ein tüchtiger Bürger; aber der Joſeph iſt noch heimlich verbiſſen, wie ein Metzgerhund in den Knochen. Der Heuchelei bin ich todtfeind. Es iſt die größte Niederträchtigkeit. Und er heuchelt, davon bin ich überzeugt. All' die Heimlichthuerei zeigt's. Dem hätt's nichts geſchadet, wenn er ein Bischen wäre gehänſelt worden. Gott ehr' mir den Gabriel! der athmete in dem Hamburg doch auch ſein Theil Democratenluft, aber ſie hat ihn nicht können kopfüber ſtürzen in den tollen Strudel der Zeit!“

„Was mir an den Jungen aber dennoch gefällt, iſt das, daß ſie ihr Wort ſo ritterlich halten und keiner vor Advent ſeine Vaterſtadt betreten will. Was ſie nur dabei haben?“ —

„Der Rechtling hat ſeinen Gabriel darüber gefragt, aber der thut, als ſtünde die Frage gar nicht in dem Briefe. Der Joſeph will vor Advent nicht her und iſt Soldat geworden, ohne ſeine Vaterſtadt betreten zu haben, und Gerhard könnte her, und bittet ſeinen Vater, zu ihm zu kommen!“ —

„Höre,“ ſagte die Dobelin, „das kann auch einen anderen Haken haben!“

„Welchen?“ fragte der Alte raſch.

„Nimm's nicht übel, lieber Mann,“ ſagte ſie, „wenn ich dir antworte, wie du mir einmal geantwortet haſt: Wart's ab, ſogt der Jekuſ!“ Und mit dieſen Worten ging ſie lachend hinaus. Mit dem Lachen war's ihr aber doch nicht da recht Ernſt; denn ſie ſah Eine ihrer Hoffnungen nach der anderen hinſiechen und bleichen.

VI.

Der alte Lichtenauer trat ſeine Reiſe zu ſeinem Gerhard frohen Herzens an. Mit einem Dampfboote war er noch nicht gefahren, noch nicht mit einer Eiſenbahn. Die fabelhafte Geſchwindigkeit machte ihn ſtaunen. Den ganzen Tag der Reiſe ſtand er an der Maſchine und beobachtete ihre Arbeit und ihren Gang, und durch das Betrachten der Locomotive auf dem Bahnhof in Düſſeldorf wär' er beinahe um die Mitfahrt gekommen.

Es war gegen Abend, als er ſich dem Gehöfte näherte, wo Gerhard weilte. Langſam hatte er den Weg von der Station bis zum Ziele ſeiner Reiſe gemacht, weil ihm das, was er hier ſah, durchaus neu war. Die Ebene zog den Sohn der ſteilen Berge nicht an. Das Entferntſein des Fluſſes, den er ſo lieb hatte, war ihm unangenehm; aber gar noch die Seltenheit der Dörfer; dieſe zerſtreuten Höfe, das Alles kam ihm ſo ſeltſam vor, ohne daß er doch ſagen konnte, es mißfiele ihm gänzlich.

So trat er denn endlich an den eingefriedigten Garten. Es arbeitete eine jugendliche Geſtalt darin eifrig, die ihm jedoch den Rücken kehrte.

Sollte das Marieken ſein, von dem Gerhard ſo viel Liebes geſchrieben? — Eine ſchöne, ebenmäßige, kräftige Geſtalt war's, mit runden, vollen und weißen Armen. Sie war einfach gekleidet, aber der Schmuck der Reinlichkeit leuchtete dem Alten, der in dem Punkte kitzlicher Natur war, obgleich ſein Handwerk dieſer ſchönen Tugend grade keinen ſonderlichen Vortheil leiſtete, ſchnell in die Augen.

„Guten Abend!“ ſprach er endlich. „So fleißig, Marieken?“

Das Mädchen richtete ſich ſchnell auf und blickte den fremden Mann an, der betroffen vor ihr ſtand.

„Meiner Getreu,“ ſagte er endlich, „man ſollte meinen, du wärſt Röschen's Schweſter, ſo gleichſt du ihr!“

Jetzt hatte auch das Mädchen in dem Mann in fremder Kleidung und mit ſo fremder Ausſprache die Ähnlichkeit mit Gerhard erkannt, und der Name „Röschen“ vollendete ihre Überzeugung, Gerhard's Vater ſtehe vor ihr.

Sie erröthete und ſagte: „Ach, Ihr ſeid gewiß Gerhard's Vater? Seid mir herzlich willkommen!“

Sie reinigte ſchnell ihre Hand von der ſchwarzen Erde und reichte ſie ihm dar, die er herzlich, doch minder hart, drückte. „Da haſt du recht gerathen, mein holdſelig Kind!“ ſagte nicht ohne eine tiefere Bewegung ſeines Herzens der Schmied.

Ehe er jedoch oder Marie noch ein weiteres Wort reden konnte, ſchrie Gerhard, der ans Fenſter ſeines Kämmerleins getreten war und den Vater erblickt hatte, aus Herzensgrund jubelnd: Mein Vater! Und wenige Augenblicke ſpäter ſchloſſen ſie ſich Bruſt an Bruſt, lange, lange und ſtumm.

Marie träufelten die hellen Thränen aus den ſchönen, tiefblauen Augen.

Auch der alte Mann und Gerhard hatten Thränen in den Augen, und die erſte Frage war: „Was macht meine liebe Mutter?“

„Gottlob, ſie iſt geſund!“ ſagte der Schmied, „und grüßt viel tauſendmal. Aber dein Brief hätte nicht viel länger ausbleiben dürfen, ſonſt hätt' ich ſo nicht ſagen können!“

„Seht hier,“ ſprach jetzt Gerhard zum Vater, und führte ihn zu Marieken, die indeß aus dem Garten getreten war, „die Hand, die Euch den Sohn erhalten und gerettet hat!“

Der Alte blickte mit tiefer Rührung in das ſchöne Antlitz. Erglühend ſchlug ſie das Auge nieder.

„Komm' Kind,“ ſagte der Schmied, „ich muß dich ſegnen!“ Und er zog ſie zu ſich und küßte ſie auf die Stirne.

„Der,“ ſagte er, „Der allein vergelten kann, was die wahre Liebe that, möge dir's vergelten in reichem, nie aufhörendem Segen!“

Marieken war's, als müſſe ſie niederknieen vor dem Manne, der den Segen, ſo tief bewegt, mit bebender Stimme ſprach.

Von der Salvatorskirche von Duisburg hörte man das Geläute, welches der Wind herübertrug über das ebene Land.

„Es iſt Abend, Vater,“ ſprach Gerhard, und zog ihn ins Haus.

Auch die Eltern Marieken's und ihre kleine Schweſter kamen vom Felde heim, und die Alten begrüßten ſich herzlich und Lichtenauer's Dank nahm kein Ende.

Als ſie nach dem Mahle bei einander ſaßen, der Schmied aber Gerhard zur Linken und Marieken zur Rechten ſitzen hatte, und Beider Hände in den Seinen hielt, da mußte er dem Sohn erzählen von der Mutter, von den Nachbarn, von den Kameraden. Als er von Joſeph ſprach, ſchlug Gerhard ſeine Augen nieder.

„Wir ſind gleicher Schuld theilhaftig und Gabriel iſt immer echter, tüchtiger und beſſer geweſen, als wir Zweie,“ ſagte Gerhard.

„Aber Dobel meint,“ fiel ihm der Schmied in die Rede, „es ſei zwiſchen dir und Joſeph der großmächtige Unterſchied, daß du eingeſehen deinen Irrthum und Unrecht und vernünftig geworden ſeieſt, während Joſeph, ungeheilt, nur eine Geſinnung heuchele, die er nicht im Herzen trage!"

„Gottlob," rief Gerhard, „ſo iſt doch der Ehrenmann mir wieder gut?"

„Gewiß," ſagte der Schmied. „Dir iſt vergeben."

„War denn der Joſeph daheim?" fragte Gerhard.

„Nein," ſagte ſein Vater. „Aus Euch Buben kommt man nicht heraus. Er wollte vor dem erſten Advent nicht heim und nahm darum Arbeit in der Kreisſtadt, und ging von da zu den Soldaten und Vater und Mutter beſuchten ihn dort."

Gerhard wurde roth. „Laßt's gut ſein, Vater, ich kann und darf heimkommen, und es wird Euch Alles noch klar werden; aber nehmet dem Meiſter Dobel die ſchlechte Meinung von Joſeph, und ich ſelber will ſie ihm nehmen. Daß er ſein ehrlich Wort hielt unter ſolchen Umſtänden, das zeigt mir, daß er der Alte noch iſt, und daß das, was ihn zurückhielt, nicht bloß Scham — die mag's auch ſein! — ſondern die ehrliche Treue war, die er ſeinen Kameraden hielt."

„Aber ſag' mir nur das Eine, warum wollt Ihr nicht vor dem erſten Advent kommen?"

Gerhard ſah eine Weile unter ſich und rang mit ſich ſelbſt; dann ſagte er: „Wartet nur noch einige Tage und ich ſag's Euch gerne!" —

Am anderen Morgen führte der Bauer den Schmied auf ſeine Felder, die um das Haus lagen. Er zeigte ihm wohlgefällig ſein ſchönes Beſitzthum. Sie gingen mit Marieken hinab zum Rheine, wo in den fetten, umhägten Wieſen das ſcheckige Vieh weidete. Marieken trug die glänzenden Blechgefäße für die fette Milch. Und als ſie dort waren, ſtürmten die Kühe mit hochgeſchwung'nem Schweife herbei auf Marieken's Ruf, und ſie und die Mutter entluden die Thiere ihrer ſchneeweißen Laſt, Eine nach der Anderen, dann kehrten ſie heim und Gerhard half die Milchgefäße tragen und ging traulich neben dem Mädchen, und ſie plauderten, ſcherzten und lachten.

Gerhard wußte es aber ſo einzurichten, daß er mit der lieblichen Marie zurückblieb und die Alten im Zwiegeſpräch und mit ihnen die Mutter, vorangingen, ſo daß bald der Abſtand zwiſchen ihnen groß war.

Da blieb er ſtehen unter einem mächtigen Baume, der weithin ſeinen Schatten warf und ſetzte ſeine beiden Milchkannen nieder.

„Biſt auch müde, Marieken,“ ſagte er. „Laß uns ein wenig im Schatten ausruhen.“

Das Madchen ſetzte auch ſeine Bürde nieder. Sie ſtanden einander gegenüber und Gerhard ſagte: „Nun wird's bald aus ſein, Marieken! Geſtern Abend ſagte mir der Vater, daß ich ſchon übermorgen mit ihm heim ſoll zur harrenden Mutter.“

Da erbleichte die roſige Wange zu Schnee. Sie ſah zur Erde und ihre Hand zitterte.

„Marieken,“ ſagte er, „es wird mir ſchwer zu gehen und mein Herz bleibt hier, bleibt bei dir. Dich vergeß' ich nimmermehr!“

Sie ſtand noch ſo da, aber ſie kämpfte mit ihrem Schmerz und ihr Buſen hob ſich und ſenkte ſich ſtürmiſch. Sie vermochte es nicht, ihre Thränen zurückzuhalten. Sie rieſelten langſam über die bleiche Wange herab.

„Du weinſt?“ ſagte er. „Thut dir's leid, wenn ich gehe? Sag' Marieken?“

Da ſchlug ſie das Auge zu ihm auf, und darin lag ein Ausdruck von Leid und Liebe, wie ihn kein Wort ausdrücken konnte. Er ſelbſt fühlte, wie ſein Herz weich wurde. Er ergriff des Mädchens Hand.

„Höre, mein Marieken,“ hob er ſtotternd an, „es iſt ein Mittel, deſſen Macht Alles ändern könnte.“

Jetzt blitzte es in ihrem Auge, wie erwachende Hoffnung.

„Welches?“ flüſterte ſie.

„Daß du mein liebes Weib würdeſt!“ ſtürmte es heraus, weil er's nicht mehr zurückhalten konnte. „O wie hab' ich dich lieb, du holdſeliges Mädchen, dem ich mein Leben verdanke. Ohne dich weiß ich nicht, ob ich leben möchte und könnte! Sag' Marieken, ſag' ob du es werden willſt, ob du mich lieb haſt?“ —

Auf Marien's Antlitz wechſelte Gluth und Bläſſe. Sie zitterte am ganzen Leib und mußte ſich an den Baum lehnen. Aber ſie konnte kein Wort reden.

„Du redeſt nichts?“ fragte er. „Hab' ich mich dann ſelber getäuſcht, da ich meinte, du ſeieſt mir gut? — Iſt's ein Anderer, den du im Herzen trägſt, dann will ich gehen und mein Leid heimtragen, wie ich's kann; aber mir wäre beſſer, ich wäre Hungers geſtorben vor Euerer Thüre! Sprich Marieken, ich bitte dich! Sag's ehrlich, haſt du mich lieb?“

Das Mädchen richtete ſich jetzt auf und ſah ihn in Thränen lächelnd an: „Weißt du's denn nicht ſchon lange?“

Da drückte er die theure Hand und rief: „Darf ich's denn glauben, Marieken?“

„Ja,“ ſagte ſie leiſe.

„Und willſt mein liebes Weib werden und mit mir ziehen in das ſchöne Land der Berge?“

Sie nickte lächelnd; ihr Muth kehrte wieder.

Da zog er ſie an ſich, und drückte den ſüßen Brautkuß auf die Lippen des erglühenden Mädchens.

Gerade in dieſem Augenblicke blieben die Alten ſtehen und blicken zurück, wo die Beiden weilten.

„Seht einmal dort!“ ſagte der Schmied, „die ſind einig, wie es ſcheint. Seid Ihr's denn zufrieden, Vater und Mutter Althaus, daß mein Gerhard das Mädchen heimführt? Ihr habt ihn kennen gelernt. Er iſt brav. Einmal iſt er auf tolle Wege gerathen, aber das iſt Vielen paſſirt, die's beſſer verſtehen konnten, als mein ehrlicher Gerhard. Er verſteht ſein Handwerk tüchtig und meine Habe iſt ſein und meine Kundſchaft. Arm ſind wir nicht und Noth wird Euer Kind nicht leiden.“

„Wir wiſſen's ſchon lange, daß ſie ſich lieb haben, und da Gerhard uns gefiel und ein Handwerk einen goldenen Boden hat, wenn's Einer treibt, der fleißig und gottesfürchtig iſt, ſo ſind wir's zufrieden.“ So ſprach der Bauer Althaus zum Schmied Lichtenauer und ſie drückten ſich die Hände und die Mutter ſtimmte auch herzlich bei.

Es dauerte lange, bis die beiden Jungen zu den Alten kamen.

„Hört einmal,“ ſagte Lichtenauer, „während Ihr dort, wie es uns ſchien, Eure Geſchichte fertig gemacht habt, haben wir Alten es hier auch fertig gemacht. Ihr ſollt ein Pärchen werden, und ich glaube, von Eurer Seite gibt's keinen Einwand, wenn der Pfarrer nächſten Sonntag Euch aufkündigt?“

„Wahrlich nicht!“ rief der glückliche Gerhard aus, „denn wir kommen, Euch um Euren Segen zu bitten!“ —

Der wurde ihnen unter Gottes blauem, freiem Himmel, und als glückliche Brautleute zogen ſie ein in das ſtille Haus und Chriſtinken machte große Augen, als es hörte, Marieken ſei Gerhard's Braut.

Da wurde denn ein fröhlich Verlobungsfeſt gefeiert und der Schmied wünſchte nichts mehr, als daß nur die Mutter da ſei. In Folge dieſer Feier wurde dann verabredet, daß die Hochzeit noch vor Advent ſein ſollte; daß aber jetzt Gerhard mit in die Heimath gehen ſolle, daß ihn die Mutter wiederſehe. Da gab's freilich beim Abſchiede viele Thränen, aber zum Advent war's ja nur noch ſieben Wochen!

Unbeſchreiblich groß war die Freude des treuen Mutterherzens, das endlich nach ſo ſchweren Sorgen den geliebten Sohn wieder ſah. Wie ein Lauffeuer ging's durch die Nachbarſchaft, Gerhard ſei da und Dobel war voller Erwartung, ihn wieder zu ſehen.

Er drohte ihm aber doch mit dem Zeigefinger, als er ihn kommen ſah.

„Seid mir wieder gut, lieber Meiſter,“ ſagte Gerhard. „Ich habe ſchwer gebüßt und ſchwer bereut! Ihr dürft überzeugt ſein, der König hat keinen getreuern Unterthan als mich.“ „So ſoll dir's vergeben ſein,“ ſagte der Alte und grüßte ihn herzlich. „Du biſt ſtämmig und mannhaft geworden,“ ſagte er.

„Wartet nur bis Gabriel kommt,“ ſagte Gerhard, „an dem ſollt Ihr erſt Eure Freude haben.“

In dem Augenblicke trat Röschen herein und erröthete, als ſie die Hand in die des ſchönen, jungen Mannes legte. Nachdem er ſie herzlich gegrüßt, ſagte er, „eben habe ich von Gabriel geſagt, daß dein Vater ſtaunen werde, wenn er ihn wieder ſähe. Das iſt der ſchönſte Junge, den ich je geſehen. Das Weiche und Mädchenhafte iſt ganz weg, und iſt dem Männlichen gewichen. Ja, meiner Getreu! wenn ich ein Mädchen wäre, ich hätt' mich in ihn ſchnurſtracks verliebt."

„Aber ſage mir, wie kommt's, daß Ihr erſt Alle auf den erſten Advent zurückkommen wolltet? Du biſt allein untreu geworden?"

„Da habt Ihr Recht, Meiſter," verſetzte Gerhard. „Ich würde es Euch wohl ſagen, aber ich darf doch nicht aus der Schule ſchwatzen. Meinem Vater hab' ich's geſagt; aber er hat mir unter herzlichem Lachen gelobt, es nicht auszuplaudern. Gabriel wird's Euch ſchon ſagen."

Unter dem trat der alte Lichtenauer fröhlichen Geſichts ein.

„Hat er es Euch ſchon geſagt, Meiſter und vielieber Nachbar?" fragte der Schmied.

„Was denn?" fragte Debel zurück.

„Daß er da unten am Rhein ein zweites Röschen gefunden hat und daß es richtig iſt?"

„Glück zu!" ſagte, Gerhard's Hand drückend, der Alte. „Aber Ihr ſagt: Ein zweites Röschen? Wie verſteh' ich das, Nachbar?"

„Wie's geſagt iſt!" rief Lichtenauer aus. „Jetzt, wo ich wieder vor dem erſten Röschen ſtehe, fällt mir's noch mehr auf. Ja, Röschen, Gerhard's Braut gleicht dir, wie ein Waſſertropfen dem Anderen und ich glaub', das hat auch die Geſchichte noch ſchneller zu Stand und Weſen gebracht."

Röschen erröthete wieder.

„Er muß es erzählen," ſagte ſein Vater, „wie das Alles ſich begeben hat."

Sie ſetzten ſich und Gerhard erzählte ſeine Geſchichte Wort vor Wort, und ſie hingen Alle an ſeinem Munde.

„Ach, die liebe, gute Seele," ſagte Röschen, „die hat ſich deine Liebe recht erworben. Halt' ſie lieb und werth, Gerhard, und wenn du ihr ſchreibſt, ſo grüß' ſie von mir, und ſag' ihr, ich hätt' ſie ſchon von Herzen lieb und wir wollten recht getreue Nachbarſchaft halten, wenn ſie käme."

„Da es ſich aber nicht paßt," flüſterte er ihr ins Ohr, „daß ein Mädchen und eine junge Frau miteinander gehen, ſo folgſt du bald nach, daß es ſich ausgleicht!“ —

„Du biſt recht unartig geworden!“ ſagte ſie verweiſend und wollte böſe ſcheinen, aber es ging nicht.

„Thue dir doch keine Mühe mit dem Bösſtellen an,“ ſagte er lachend, „es geht doch nicht, und ich weiß mehr wie Andere!“ —

„Hör' 'mal,“ ſagte ſein Vater, „ein Bräutigam darf mit einem ſchönen Mädchen nicht flüſtern!“

„Ich darf ſchon!“ ſagte lachend Gerhard, und Röschen ging ſchnell hinaus.

Sieben Wochen weilte Gerhard, dann reiſte er mit ſeinem Vater wieder an den Unterrhein, und die fröhliche Hochzeit fand Statt. Viele Verwandte und Freunde von Vater Althaus waren zugegen, und Alle im fröhlichen Geſpräch, als es anklopfte und ein ſchlanker Soldat hereintrat, den Niemand kannte.

Plötzlich ſprang der Bräutigam auf und fiel ihm um den Hals. „Joſeph!“ rief er, „Gott grüß' dich! Wo kommſt du her?“

Alle ſtaunten.

„Es iſt mein treueſter Kamerad und Nachbarſohn, der Spielgenoſſe meiner Jugend,“ ſagte der glückliche Gerhard und zog ihn zu ſeinem jungen Weibe.

„Siehſt du ſie?“ ſagte er zu Joſeph.

„Röschen mit Leib und Seele!“ rief Joſeph und drückte die dargebotene Hand der Neuvermählten.

„Da bleibt nichts übrig,“ ſagte ſie lächelnd, „daß Ihr oder Gabriel ſich noch ein Röschen ſucht, damit doch kein Hader entſteht.“

„Aha!“ lachte Joſeph, „du haſt ausgeplaudert! Nun, es wär' kein Wunder, wenn's Hader gäbe! Das echte Röschen iſt für mich verloren,“ ſagte Joſeph, „das blüht für Gabriel. Ich denke, ich hol' mir Eins vom Oberrheine, wenn ich einmal den rothen Kragen vom Leibe habe!“

„Haſt du dort Eins gefunden?“ fragte Gerhard.

„Ich bin keine Plaudertaſche, wie du!“ ſagte lachend der luſtige Soldat. „Hinge ich dir's auf die Naſe, ſo wüßte es gleich die halbe Welt. Aber ſage, iſt mir Dobel noch nicht wieder gut?“

„Nein,“ ſagte Gerhard. „Er hat dich noch auf dem Strich; aber ich denke, du biſt auch vollkommen geheilt!“

„Ach, Gerhard, aus dem Fundamente!“ ſagte Joſeph. „Wahrlich, ich habe erſt jetzt geſehen und erkannt, wie heillos wir gemißbraucht worden ſind. Wollte Gott, ich hätte früher nachgedacht, Vieles, was mir begegnete, viel Kummer und Gram meiner guten Eltern wären erſpart worden.“

„Und Röschen?“ fragte Gerhard.

„Nein,“ ſagte Joſeph, „auch dann nicht. Es waren bei mir nur Träume und Schäume der Jugend. Ihren hohen Werth nehm' ich ihr nicht; aber ich lernte eine Andere kennen und lieben, die ihn eben ſo hoch hat, als ſie. Wenn ich's ſo recht bedenke, ſo war's doch Gabriel, den ſie am liebſten hatte, meinſt du nicht?“ —

„Gewiß, gewiß!“ rief Gerhard.

„Und der ſie doch heimgeführt hätte?“

„Freilich!“

„O, an die hab' ich viel tauſendmal gedacht,“ ſagte Joſeph. „Die weiß aber doch auch, wie wunderlich die Vorſtellungen der Jugend ſind.“

„Gerhard,“ ſagte Marieken, „du ſtörſt durch euer geheimnißvolles Geſpräch die Freude unſerer Gäſte!“

„Ach, es iſt wahr!“ ſagte er.

Dem Joſeph ſtand aber noch eine Freude bevor, das Wiederſehen des alten Lichtenauer's, der hinausgegangen war, und jetzt erſt eintrat.

Auch er erkannte ihn nicht auf den erſten Blick. Deſto größer war aber ſeine Freude, ihn hier zu finden.

Als nach vierzehn Tagen das junge Paar mit dem Vater heimreiſte, beſuchten ſie ihn in Düſſeldorf und nahmen die herzlichſten Grüße in die Heimath mit.

Wie war Gerhard's Mutter ſo glücklich mit der lieblichen Tochter! Und wie trefflich ſchickte ſich die junge Frau in die verſchiedenen Formen des oberländiſchen Lebens. Wie wohl that ihr die Wärme und Innigkeit, womit man ſie aufnahm und ihr begegnete!

Und ſie mußte es ſelber ſagen, eine große Ähnlichkeit beſtand zwiſchen ihr und Dobel's Röschen, und die innere Ähnlichkeit begründete einen Freundſchaftsbund zwiſchen Beiden, wie zwiſchen Schweſtern.

VII.

Am 1. December war's, und am anderen Tage war der erſte Advent, da ſtand Röschen, obwohl es recht kalt war, an ihrem Kammerfenſter und hauchte ſich ein Plätzchen leer an der eisbedeckten Fenſterſcheibe, damit ſie auf Rechtling's Hausthüre ſehen konnte; denn als ſie heute Morgen die Fenſter aufmachte, nickte ihr Mutter Rechtling ſo bedeutſam zu, als wollte ſie ſagen: Er iſt da!

Ob ſie gleich vor Froſt zitterte, ſo ging ſie doch nicht von der Stelle. Sie wollte ihn ſehen, ſie mußte ihn ſehen.

Da! Ein Sprung — und er war im Haus und ſie hatte ihn doch nicht geſehen, denn die Stelle war wieder angelaufen.

Ach, ſie zitterte ordentlich, wenn nun die Mutter rufen würde.

Jetzt hörte ſie drüben laut ſprechen, hörte fröhliche Stimmen.

„Röschen!“ rief die Mutter.

Sie erſchrak auf den Tod.

Als ſie keine Antwort gab, kam ſie und öffnete die Thüre.

„Wo ſteckſt du denn?“ ſagte die Mutter, und ihr Geſicht leuchtete vor Freude. „Komm' doch herüber und ſieh', wer da iſt!“

Nun war's nicht anders.

Die Mutter war ſchon wieder weg.

Noch einmal warf ſie einen flüchtigen Blick in den Spiegel, ſtrich ihr Haar glatt, beſah ſich von allen Seiten und dann trat ſie zögernd aus ihrem Stübchen und öffnete die Thüre.

Da ſtand Gabriel vor ihr und Gerhard hatte nicht gelogen. Wie war er männlich, ſtattlich und ſchöner geworden! Aber ſie wagte es kaum, ihn anzuſehen; denn er faßte ihre Hand gerade wieder ſo wie damals, am letzten Morgen ſeines Hierſeins. Wenn er ſich vergäße und wieder einen Kuß darauf drückte, wie damals?

Sie erbebte bei dem bloßen Gedanken und zog ſchnell ihre kleine Hand aus der ſeinigen.

Erſt nach und nach, als ſie ſeiner anziehenden Erzählung lauſchte, gewann ſie Muth, ihn wieder anzuſehen; und je länger ſie ihn anſah, je ſchöner und liebenswürdiger er ihr vorkam. Ihr Vater war ganz glücklich mit Gabriel. Er erzählte ihm ſo viel von den Städten, die er geſehen; vom Meer, an dem er geweſen; erzählte ſo ſchön, daß man ihm zuhören mußte von ganzer Seele.

Während er bei ihnen ſaß, trat Gerhard mit ſeiner ſchönen jungen Frau herein.

„Siehſt du,“ ſagte er, „das iſt der Gabriel, von dem ich dir ſagte, und das iſt mein Marieken, von der ich dir noch nichts habe ſagen können!“

Und die treuen Kameraden fielen ſich um den Hals wie Brüder, und die junge Frau ſagte zu Röschen: „Sie haben ſich ſo lieb, wie wir Zweie uns haben! Aber Gerhard hat Recht, er iſt ein prächtiger Junge! Gelt?“ —

Röschen wurde roth und die junge Frau blinzelte ihr zu mit den ſchelmiſchen Augen, und das Mädchen wurde noch verlegener.

„Du biſt der Einzige, der ſein Wort hielt,“ ſagte Gerhard, der ſeine Luſt daran hatte, Gabriel verlegen zu machen.

„Joſeph hat es ja auch gehalten!“ ſagte Gabriel.

„Ei, der hätte ſo gut kommen können, wie ich.“

Da erglühte Gabriel, und ſuchte ein anderes Geſpräch auf die Bahn zu bringen. Er bracht's aber nicht fertig, denn Gerhard war ausgelaſſen in ſeiner Freude.

„Nun Gabriel,“ ſagte er, „beſieh mir aber einmal die Zweie da! Seh'n ſie ſich nicht gleich, wie zwei Schweſtern? Doch“ — fuhr er fort, „was frag' ich denn? der bleibt doch auf ſeinen neun Augen ſteh'n und ſagt: Röschen iſt doch ſchöner! Und das darf ich doch nicht zugeben, ſonſt Adje Hausfrieden!“

„O du abſcheulicher Mann!“ zankte lachend die junge Frau. „Quälſt doch die lieben Leute immer gern.“

So ging's noch lange fort, und Dobel, der ſonſt ernſt war, mußte dennoch lachen über den ausgelaſſenen Schmied.

Acht Tage ſpäter ſah's in Dobel's Stube anders aus.

Am warmen Ofen ſaßen Gabriel und Röschen und ſahen einander in die Augen, als ſähen ſie da Wunderdinge, und Röschen ſagte: „Was iſt denn das nur mit dem erſten Advent?“ —

„Ich will dir's jetzt ſagen, ſüßes Bräutchen,“ ſagte Gabriel, und erzählte ihr die Geſchichte treu und wahrhaftig.

„Siehſt du,“ ſagte ſie, ſich an ſeine Schulter lehnend, „die zwei Anderen wußten's recht gut, wen ich meinte, und wer mich recht lieb hätte!“ Und ſie legte ihren Arm um ſeinen Hals und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Das wußte ich auch,“ erwiederte Gabriel, „aber nicht, wen du lieb habeſt.“

„O, wie ſeid Ihr doch blind,“ rief das Mädchen. „Hätteſt du es denn nicht oft genug merken können? Wär' ich Morgens an die Thüre gekommen, wenn ich dich nicht lieb gehabt? Du zürnteſt mir damals, ich weiß es wohl, aber ich dir auch; denn du ſaheſt gar nicht mehr nach mir, aus Leid um die Zweie, und das ließ ich dich fühlen; aber wie hat's mich nachher gereut!“

Und er küßte ſie auf den roſigen Mund, ſo heiß, wie damals auf die Hand.

Am zweiten Chriſttage war ihre Hochzeit, und Dobel's höchſter Wunſch war erfüllt. Auch ſeine Frau hatte ihre Berechnung längſt vergeſſen, und das Glück ihres Kindes und ihres Gatten ſöhnte ſie vollkommen aus, wenn es nicht Gabriel's kindliche Liebe gethan hätte.

Nach drei Jahren kam Joſeph heim. Er allein hatte dienen müſſen, während die beiden Kameraden ſo hohe Nummern zogen, daß die Reihe gar nicht an ſie kam.

Er war ein anderer Menſch geworden. Die Leiden und Strapatzen in Heſſen und ſo manches Andere hatten ſeinen Leichtſinn gebrochen. Auch die Zeit hatte das Ihre gethan. Er ſah neidlos das Glück ſeiner Freunde und mit der Einwilligung ſeiner Eltern ging er nach Baden, um eine liebenswürdige Schwarzwälderin heimzuführen.

Und zu den glücklichen Alten kamen drei glückliche junge Paare hinzu. Die Liebe und Treue der Eltern ging auf die Kinder über, und der Friede und das Glück, das ſo lange in der Wendelsgaſſe gewohnt, hatte aufs Neue dort Wohnung genommen, um nicht mehr zu entweichen.

Die erſte Wohlthat.

Im letzten Sommer ſchritten drei Männer in freundlicher und gemüthlicher Unterhaltung auf dem ſchönen Wege durch das Nerothal bei Wiesbaden. Alle Drei waren Schulmeiſter, aber aus der Region der Gymnaſien, und ihre Unterhaltung über den Werth der Anſchauungen im Jugendunterrichte, nahm, wie das im Gange lebhafter Unterredung zu gehen pflegt, von dieſem Gegenſtande die Wendung auf die Macht jugendlich empfangener Eindrücke, und wie ſich dieſe dem Gedächtniß als eine wunderbare Handhabe darbieten.

Da nahm der Oberlehrer Driberg das Wort und ſagte: „Davon kann ich euch, lieben Freunde, ein Beiſpiel erzählen, das weit hinabreicht in meine Knabenjahre und doch wieder in den jüngſten Tagen auf eine für mich ebenſo überraſchende, als erhebende Weiſe ſich verjüngt hat. Wollt Ihr mir das Ohr leihen?“

Gerne ſagten wir das zu, und er begann.

„Zu den erfreulichſten Erinnerungen meines Lebens rechne ich es, daß meine ſelige Mutter mich zum Träger ihrer großen und doch ſo verſchwiegenen Wohlthätigkeit machte. Das hat meiner Seele einen Grundton gegeben, der in tauſendfachen Schwingungen durch mein ganzes Leben fortklang, und ob ich gleich nicht zu denen gehöre, die ſo voll und reich mit der Rechten geben können, ohne daß es die Linke weiß, ſo hab' ich doch allerwegen mit Freuden mein Brod mit dem Armen getheilt, und es iſt, meines Wiſſens, Keiner ohne eine Gabe geblieben, der mir im Leben nahe trat. O, wenn doch alle Mütter es wüßten, welch' einen Segen ſie dem Herzen ihrer Kinder gäben, wenn ſie ſich ihrer kleinen Hand bedienen, dem Armen Wohlthaten zufließen zu laſſen.

„Wenn die Dämmerung kam, ſo begann mein Beruf als Rabe des Elias. Da trug ich im Körbchen dorthin und hierhin den Hungernden Lebensmittel aller Art, je nach Bedürfniß derſelben. Sie kannte dieſe Bedürfniſſe ſehr genau. Da hab' ich viel Segenswünſche und Dankesworte mit hinweggenommen, und ich ſchlief allemal unendlich glücklich ein, wenn ich recht viel Arbeit gehabt und recht müde geworden war, und es gemahnte mich allemal, als ſchwebten dieſe Segenswünſche und Dankesworte als lichte Engel ſchützend an mein kleines Bett.

„Meine Eltern waren nicht reich. Eine Beſoldung von ſiebenhundert Gulden war wahrlich keine unerſchöpfliche Quelle, und unſere Familie beſtand aus fünf Gliedern. Da war kein Überfluß, und doch that meine Mutter Vielen, ſehr Vielen wohl. Wie ſie das fertig brachte, iſt ſchwer zu ſagen, aber das reiche Erbarmen eines Frauenherzens iſt erfinderiſch und der Segen Gottes ſteht ihm allemal als ein getreuer Helfer zur Seite.

„Dann und wann bekam ich einen Obſtkreuzer, der denn auch, da wir kein Obſt wachſen hatten, regelmäßig vernaſcht wurde, wenn er nicht die zum Spielen nöthigen Klicker beſchaffen mußte. Mehr aber empfing ich nie.

„Eines Sonntag Mittags ſaß ich in einer Ecke unſerer Wohnſtube und lernte meine Katechismusaufgabe für den anderen Morgen. Bei meiner Mutter ſaßen zwei treue Freundinnen, ganz ihrer Geſinnung, und ſie redeten von den armen Familien des Städtchens, das in den ſchönen Rheingegenden liegt. Da wurde die Noth dieſer oder jener beſprochen, und wie ſie ſich in die Unterſtützung theilen wollten. Es war zu der Zeit, als Napoleon das Feſtland gegen England zuſchloß. Am Rheine hin ſtanden damals zwei Mauthreihen oder Douanenlinien, eng genug, um nichts durchzulaſſen. Dieſe Leute waren ſehr kümmerlich bezahlt, und hatten ſie große Familien, ſo ging's ihnen traurig genug.

„So lebte in dem Städtchen B... auch ein Douane, Namens Engel, der eine Frau und neun kleine Engelchen zu ernähren hatte. Dazu reichte ſein armer Sold bei Weitem nicht aus, und die Noth der Familie war ſehr groß, da die Kinder nicht betteln durften. Verdienen konnte noch Keines davon etwas, denn das älteſte Mädchen war neun Jahre alt und der jüngſte Knabe etwa ein halbes. Auch der ſehr braven Mutter war jede Erwerbsquelle verſchloſſen, da ſie zu handthieren genug hatte, um das zappelnde Ameiſenhäuflein in Reinlichkeit, Ordnung und ganzen Kleidungsſtücken zu erhalten, und die Menge der aufgeſetzten Flicken und Placken gab Zeugniß, daß ihre fleißige Hand von müßigem Raſten nichts wußte. Der Vater war ein geſchickter Drechsler und wenn er bei Nacht auf ſeinem Aufpaſſerpoſten geſtanden, fand man ihn zeitig wieder an ſeiner Drehbank. Das Schlimmſte war, daß dieſe Zöllner vom Volk ebenſo gehaßt wurden, wie die Zöllner von den Juden, wie uns das Evangelium erzählt. Da konnte auf eine mildthätige Unterſtützung nicht gerechnet werden, wenigſtens nicht aus den Kreiſen, welche dieſen Haß blindlings theilten — und die reichten weit herauf im Bürgerſtande.

„Die Engel's dachten und die beiden Freundinnen meiner Mutter erzählten erſchütternde Einzelnheiten. Ich war in meiner Ecke ganz Ohr und die Worte drangen zum innerſten Grund einer weichen Knabenſeele; ſie waren aber auch die Urſache, daß mein alter Lehrer mir am anderen Morgen bei'm Herſagen des Katechismus eine geſalzte Ohrfeige zu fühlen gab, deren eigenthümliche Disharmonie noch in meinen Ohren fortklang, als wir um eilf Uhr der drangſalvollen Schulſtube, wie ein brauſender Waldſtrom entrauſchten. An dieſem Morgen hatte ich mich ohnedieß verſchlafen, und da Beſuch im Hauſe war, der den ſtillen Gang geregelter Ordnung ohnehin unterbrach, ſo achtete Niemand auf mich. Die Mutter meinte, meine Schweſter Minchen hätte mir mein Frühſtück verabreicht, und dieſe glaubte, die alte Eva, unſere Magd, habe es gethan, und doch ſaß ich im Stübchen und zerarbeitete mich an dem Katechismus, der gar nicht in den Kopf wollte. Da ſchlug's acht, und wer ohne gefrühſtückt zu haben in die Schule mußte, war ich. Am Sonntag Abend hatte ich meinen Kreuzer gekriegt. Der tröſtete den bellenden Bubenmagen. Ich dachte, wenn ich um halb zehn die freie Viertel-

Bayerische Staatsbibliothek München

ſtunde habt, ſo ſpringſt du auf den nahen Markt und kaufſt dir goldgelbe Apricoſen, um deren Reifzeit es eben war, und die ich in eine ganz abſonderliche Gunſt genommen. Aber es verſchwor ſich an dieſem Unglückstag Alles gegen mich.

„Die ganze Bank, die mich zu ihrem Inſaſſen hatte, konnte nichts. Der Alte war wüthend über die Faullenzer und Tagediebe, wie er uns titulirte, und er fing eben an und zog Jedem eine Geſalzte, wobei ich, wie bereits gemeldet, nicht zu kurz kam. Sein gerechter Zorn hatte aber auch noch die für mich ſchauerliche Folge, daß er die Freiviertelſtunde für heute ſtrich und dieſe Bank, während die Anderen auf dem Schulhofe jubilirten, zur Strafe ſitzen bleiben mußte.

„Alle Zehn waren wir gleicher Sünde und Schuld theilhaftig, aber zwiſchen mir und meinen neun Mitſchuldigen und jetzt Mitleidenden beſtand der ungeheure Unterſchied, daß ſie alle gefrühſtückt hatten und ich nicht. Nie hat mich eine Strafe empfindlicher getroffen, als dieſe; nie habe ich mehr das Ende der Schule herbeigeſehnt, als damals. Und doch trug ich mein Leid ſtille, weil ich die Neckereien und ſchadenfrohen Sticheleien meiner Leidensgenoſſen fürchtete.

„Und es war gerade, als ob der Alte an mir ein Exempel ſtatuiren wollte an dieſem Tage! — Es hatte bereits eilf geläutet und er machte noch keine Anſtalt, uns zu entlaſſen.

„Endlich! Ein tiefer Seufzer entrang ſich meiner Bruſt, als er noch eine Strafpredigt an uns Zehn begann, die mit erklecklichen Drohungen abſchloß.

„Ich war heute ein dreifach Geſtrafter und ſchrieb mir das hinter's Ohr. Ich wundere mich heute noch, daß ſich mein Grimm nicht auf den armen Donanen Engel warf, der doch eigentlich die, wenn auch unſchuldige, Urſache meiner Schulleiden war. Alle Buben liefen ſchnurſtracks heim; denn es war Sitte in dem Städtchen, daß um Eilf gegeſſen wurde; nur in meinem elterlichen Hauſe war weil mein Vater erſt um Zwölf von der Schreibſtube kam, Zwölf die Stunde, die mir Linderung meiner Hungerqual verhieß. Bis dahin waren's noch gut Dreiviertelſtunden! Zu Hauſe wurde auf ſtrenge Ordnung geſehen. Ich erhielt vor Tiſch nichts; da mein Vater ſehr darauf hielt, daß ich bei Tiſch ordentlich aß. Ich konnte dafür bürgen, daß ich heute über das Zuwenig keinen Rüffel erhielt; aber bis dahin noch Dreiviertelſtunden! Das war mehr, als der Magen des zehnjährigen, kräftigen Buben ertragen konnte. Als ich in De- und Wehmuth über die Herbigkeit meiner Lage über den Markt ſchlenderte (denn die Eile konnte mir ja zu Nichts helfen!), gedachte ich plötzlich meines Kreuzers, und ein Lichtſtrahl fiel in meine verdunkelte Seele, der ſchmerzliche Ausdruck meines Geſichtes machte urplötzlich lachender Freude Platz.

„Aber! — dort ſaß die alte Margreth, die Obſtverkäuferin, und ein Berg der herrlichſten, golden mit rothen Bäckchen mich anlachenden Apricoſen zog meine Blicke und Sehnſucht auf ſich und hier war ein Bäckerladen, von dem die friſchen Milchbrode den reizendſten Duft zu mir herüberſandten. Da ſtand Herkules am Scheidewege! Für meinen Kreuzer, der mein ganzer Reichthum war, bekam ich drei Apricoſen, und — einen der großen, prächtigen, duftenden Wecken.

„Was ſollte ich thun? Drei Apricoſen, das war ein Waſſertropfen auf eine heiße Platte; aber ſo ein Milchbrod, das gewöhnlich mit einer Taſſe Milch mich bis zum Mittag vollkommen befriedigte, war doch etwas Anderes bei meiner grimmigen Hungersnoth. Zum erſten Male überlegte ich in dieſem Conflicte und die Klugheit trug den Sieg davon über die Luſt an den herrlichen Apricoſen.

„Doch es ſollte anders kommen.

„Als ich mich umwandte nach dem Bäckerladen, ſtand des Donauen Engel älteſtes Mädchen vor mir. Es war etwa ſo alt, wie ich, zehn Jahre, und lehnte an der Kirchmauer. Seine Blicke waren ſtarr auf den Bäckerladen gerichtet. Es lag der Ausdruck eines heftigen Verlangens darin. Das Ausſehen des Mädchens, das ein ſehr freundliches Geſichtchen hatte, war leidend, die ohnehin bräunliche Hautfarbe ſchien gelb. Das rabenſchwarze, reiche Haar gab den Zügen einen vollends düſtern Ausdruck. Ihr außerordentlich großes, ſchönes, ſchwarzes Auge, ſonſt ſo lebhaft und glänzend, ſah aus der tiefen Höhle ſo eigenthümlich, faſt geſpenſtig, daß mich ein Grauſen überlief. Das Kind ſah nichts, als den Bäckerladen. Ich trat zu ihr und fragte: „Fehlt dir etwas, Lottchen?“

„Das ſchwarze Auge traf mich. Das Kind zuckte zuſammen und halb flüſternd ſagte ſie: „Mich hungert ſo!“

„Hunger alſo aus Noth, aus Mangel! Gerechter Gott! Mich überlief's eiskalt und meinen eignen Hunger vergeſſend, fuhr ich mit der Hand in das Täſchchen meiner Weſte, nahm meinen Kreuzer und gab ihn dem Mädchen.

„Nie hab' ich mehr in dem Grade den plötzlichen Übergang von tiefem Kummer zu hoher Freude geſehen, als in dieſem Augenblicke. Das Kind fuhr aus ſeiner gebückten Stellung empor, wie wenn es durch eine innere Macht emporgeſchnellt würde. Aus dem dunkeln Auge ſchlug ein lodernder Blitz auf. Die ſchlaffen Geſichtszüge waren plötzlich geſpannt, lebevoll. Eine blühende Röthe ergoß ſich über das ganze Geſicht.

„Sie nahm den Kreuzer, ſah mir einen Moment tief in die Augen und ſagte: „Ach Gott, wie dank ich dir!“ Dann flog ſie in den Bäckerladen.

„Und ich? — Nun — mir war ſo wohl und doch ſo wehe ums Herz, daß ich raſch die Gaſſe hinablief und etwas in meinen Augen verdrückte, was einer Thräne gleich war.

„Und mein Hunger? werdet Ihr fragen. Ich antworte einfach und kurz — er war beruhigt. Das ſelige Bewußtſein meiner Noth über der des armen Kindes vergeſſen zu haben, war ſo lohnend, daß ich mit Heldenkraft mein Bedürfniß zurück drängte, aber zu Mittag allerdings einen Vertilgungskampf mit den Auflagen meines Tellers begann, der nur darum unbemerkt und unbelacht blieb, weil unſer Beſuch die Aufmerkſamkeit der Tiſchgenoſſen ungetheilt in Anſpruch nahm.

„Wenige Tage ſpäter wurde der Donaue Engel verſetzt. Ich ſah das Kind nicht wieder; aber die Hingabe meines Kreuzers iſt mir eine wohlthuende Erinnerung für lange Zeit geblieben. Ihr könnt wohl denken, daß ſie dennoch im großen Grabe der Zeit unterging.

„Ich wuchs heran, und wenn auch meine Studien meinen jetzigen Beruf vorbereiteten, ſo blieb mir dennoch Zeit, mich mit Liebhabereien zu beſchäftigen und zu dieſen gehörte das Studium der mittelalterlichen Kirchenbauten. Schon als Knabe zog die romaniſche Hauptkirche der Vaterſtadt, namentlich ihr prachtvolles Chor, mein Nachdenken zu ſich hin; nicht minder die herrlichen Mauerreſte einer Kapelle von Kleeblattform im reinſten deutſchen Style, welche einige hundert Stufen höher als die Hauptkirche am Berge liegt. Die beiden ausgezeichneten Bauwerke regten mit Gewißheit auch jene Vorliebe für die Werke der Baukunſt in mir an. Ich lernte ſpäter alle merkwürdigen Bauwerke, an denen der Rhein ſo reich iſt, genauer kennen. Nur blieb meine Sehnſucht nach den Domen von Freiburg und Straßburg acht und dreißig volle Jahre ungeſtillt. Meine ökonomiſchen Umſtände erlaubten die Reiſe nicht. Erſt in dieſem Sommer wurde es möglich. Ich fuhr von Mannheim mit der Eiſenbahn in einem Zuge bis Freiburg und blieb dort mehrere Tage nur einzig und allein mit dem Dom beſchäftigt und in ſeinem engſten Umgange. So lebte ich mich ganz hinein.

„Von da flog ich zurück über Baden-Baden nach Straßburg, wo ich dem Münſter auch einige Tage zu weihen und dann wieder heimwärts zu ziehen gedachte.

„Begünſtigte mich in Freiburg das klarſte Wetter, ſo traf ich mit Regen in Straßburg ein.

„Geduld überwindet Alles. Trotz des Regens eilte ich zum Münſter. Mein Entzücken kannte kein Maaß. Mitten im Regen ſtand ich auf der Plate-forme und bewunderte die unausſprechlich herrliche Blumenpyramide des Thurms, bis der Thürmer ſagte: Herr, Sie werden krank. Ihr Paletot trieft ja!

„Nun erſt merkte ich's, daß wirklich der Regen zudringlicher war, als ich mir gedacht. Stellenweiſe, namentlich auf den Schultern, war er unaufhaltſam bis zur Haut vorgerückt und ſeine feſte Poſition ließ an ein Zurückweichen gar nicht denken. Wenn der Feind einmal ſo weit in den Außenwerken ſich feſtgeſetzt hat, ſo iſt es eine ſchlimme Sache um das Halten der Feſtung und die Schauer der Übergabe durchzucken die Beſatzung. Das fühlte ich und der erſte Feind hatte hier eben einen gar böſen Bundesgenoſſen am ſcharfblaſenden Weſt, der mit dem „lauen Weſte“ der Poeten kaum ſtammverwandt war.

„Um mich zu erwärmen, rannte ich, ſofern es die nicht allzuvortheilhafte Treppe zuließ, hinunter und war bald zu ebener Erde, auf dem Münſterplatz.

„Ich gehöre zu den unglücklichen Menſchen, welche gar keinen Ortsſinn, daher keine Verwandtſchaft mit den Tauben haben. Ich laufe mich in dem kleinſten, mir fremden Orte kapitolirre; daher ich denn auch von meinen Jugendbekannten mit dem Ehrentitel des „tollen Hahns“ vielfach bin ausgezeichnet worden, und ſich keine Zunft bei mir in fremden Orten beſſer ſteht, als die Lohnbedienten und das lungernde Geſindel, welches vor den Thoren der Gaſthöfe auf die Zurechtweiſung der Fremden ſpekulirt.

„Der reichlich fließende Regen machte Straßburgs nicht eben ſehr reinliche Straßen faſt leer. Nur hier und da erblickte man ein Paar krapprothe Hoſen oder einen vorübereilenden, beſchirmten Geſchäftsmann. Und in meiner Münſterſehnſucht und wohllöblichen Zerſtreutheit ſtand mein Regenſchirm ganz gemüthlich bei meinem Reiſeſack im Gaſthofe, wo die Kehler Omnibuſſe anfahren und wo ich mir ein Zimmer genommen.

„Aber wo lag der? Ich konnte ihn wohl ſuchen, aber ſchwerlich finden, und wenn ich noch länger herumlief, wurde ich noch näſſer. Ohnehin war ich, ſtatt nach der Brücke links umzubiegen, rechts um die Ecke gegangen.

„Ich ſah mich um nach einem Gaſthofe, wo ich mich hätte vor Anker legen können; allein ich entdeckte keinen. Da fiel mein Auge auf ein Bierhaus.

„Ei, dachte ich, die Straßburger ſind doch noch Einvierteldeutſche und die Gemüthlichkeit wird noch nicht ganz flöten gegangen ſein. Da wird ja doch die Frau Wirthin einem hungernden Landsmann etwas verabreichen, wenn's auch nicht in des Hauſes Beſtimmung liegen ſollte. Es war kurz vor Mittag; es regnete immer ſtärker. Meinen Gaſthof wagte ich nicht zu ſuchen. Kurzum, ich trat ein. Es war ein großmächtiger Raum, in den ich trat. Überall ſtanden Tiſche und Stühle, lange, kurze, kleine, große, wie man ſie etwa ſuchte. Mächtige Säulen ſtützten die Decke des zweiten Stockwerks und große Rundbogen, vielmehr halbzirkelige Fenſter gaben ſelbſt an dem trüben Regentage Licht in Fülle für den ganzen Raum; aber er war leer und nur hier und da ſaßen ein paar Soldaten und ſpielten Mariage um Bier.

„Als ich eintrat, kam mir ein Mädchen, ein ſogenanntes Schenkmädchen, freundlich entgegen und ſetzte mir einen Stuhl.

„Sie ſind ſehr naß geworden, ſagte ſie im Straßburger breiten, nichts weniger als ſchönen Deutſch, das mir gegen das melodiſche Allemanniſche, welches ich jenſeit des Rheines gehört, ſehr unmuſikaliſch klang.

„Ich erzählte der Lächelnden kurz mein Schickſal und wie ich ſo unglücklich genaturt ſei, und fragte dann, ob ich wohl hier ein, wenn auch noch ſo einfaches Mittagsbrod bekommen könne?

„Es iſt nicht Brauch bei uns, entgegnete ſie, die nicht übel Luſt hatte, den deutſchen Schulmeiſter auszulachen, für den ſie mich ganz ſicher ſogleich erkannt hatte; aber ich will's der Madame ſagen! Und mit dieſen Worten hüpfte ſie weg. Ich ging derweile im geräumigen Saale raſch auf und nieder, aus Gründen, die ich nicht zu erwähnen brauche.

„Gleich darauf öffnete ſich eine Thür aus dem Innern des Gemachs und in einem ſehr guten, aber einfachen Kleide trat eine ſtattliche Frau herein. Sie war Fünfzigerin, aber noch immer eine bildſchöne Frau, die eine Jugendfriſche bewahrt hatte, wie es ſelten vorkommt. Ihre großen, leuchtenden, ſchwarzen Augen ſahen mich ſcharf und ſinnend an, als ſie mir näher trat. Plötzlich nahm ihr

Geſicht einen merkwürdigen Ausdruck an. War's Freude? War's Rührung? War's Beides zuſammen, ich weiß es nicht. Sie faßte ſich indeſſen, grüßte mich mit großer Freundlichkeit und ſagte: Die Kellnerin hat mir Ihr Unglück erzählt. Es hat nicht den mindeſten Anſtand, — wenn Sie mit mir und meinem Manne vorlieb nehmen wollen? Zum beſondern Bereiten eines Mahls iſt es zu ſpät.

„Als ich ihr ſagte, daß mir das nur erwünſcht ſein könne, lauſchte ſie ſichtbarlich mehr dem Ton meiner Stimme, als den Worten, und ihre lebhaften Augen muſterten jeden Zug meines Geſichts.

„Endlich ſagte ſie: Zum Eſſen iſt noch einige Zeit, da mein Mann noch nicht hier iſt. Legen Sie Ihren naſſen Paletot ab und nehmen Sie Platz.

„Die Dienerin nahm mir den Paletot ab, um ihn zu trocknen, und ich ſetzte mich zu ihr auf ein am obern Fenſter ſtehendes Sopha.

„Ihre Mundart, hob ſie ihr Geſpräch an, läßt mich vermuthen, daß Sie aus der untern Rheingegend ſind.

„Ich bejahte.

„Vielleicht aus B...? fragte ſie mit etwas beklommener Bruſt.

„Auch das bejahte ich.

„Dann heißen Sie Driberg und Ihr Vorname iſt Albrecht? ſprach ſie plötzlich mit großer, innerer Bewegung.

„Ich ſah ſie erſtaunt an.

„Woher, um des Himmelswillen, kennen Sie mich? fragte ich.

„Wiſſen Sie das Sprüchwort nicht, ſagte ſie und ihre ſchönen Augen wurden feucht, Berge kommen nicht zuſammen, weil Thäler dazwiſchen ſind, wohl aber die Menſchen, und wenn Berge und Thäler zwiſchen ihnen ſind?

„Im Augenblicke ging die Thür auf und ein Mann trat herein, der freundlich auf uns zukam.

„Mein Mann! ſagte die Wirthin, mir ihn vorſtellend.

„Und der Herr? fragte der Wirth, als ſie mich ihm nicht vorſtellte.

„Verzeih' die Unart und verzeihen auch Sie ſie gütigſt! Ich muß erſt noch Allerlei fragen und mittheilen. Setze dich zu uns! bat ſie ihren Mann.

„Als er ſich geſetzt, ſagte ſie: Erinnerſt du dich noch des Namens Driberg, lieber Mann?

„Gewiß, aus B…, ſagte er. Das iſt ja —

„Jetzt muß ich Sie, mein theurer Herr, ins Gebet nehmen. Iſt Ihnen der Name Engel etwa erinnerlich? fragte ſie mich und ihre Stimme zitterte dabei merklich.

„Ich kann. — Außer meiner frühen Jugend iſt mir Niemand erinnerlich, der ihn getragen, ſagte ich.

„Ganz recht, dorthin weiſt meine Frage, ſprach die Frau.

„Da lebte in B… ein Douane, der ſo hieß.

„Und der war unendlich arm.

„Ja!

„Haben Sie nie etwas von ihm und ſeiner Familie gehört?

„Nein.

„Sie haben wohl die Familie nicht näher gekannt?

„Auch das nicht.

„Doch erinnern Sie ſich vielleicht noch Eines der Kinder?

„Ja, ja, ſagte ich, Lottchen's, des älteſten der Kinder —

„In dem Augenblicke ſah ich die großen, ſchwarzen Augen der ſchönen Frau und betroffen ſagte ich: Mein Gott! —

„Sie trocknete ihre Thränen und ſagte: Dieſem Lottchen gaben Sie einſt einen Kreuzer, womit es ſeinen Hunger ſtillte, denn zwei Tage ſchier hatte das Kind gehungert.

„Mein Gott, ſagte ich und wurde verlegen, wie können Sie dieſe Einzelheiten wiſſen, wenn Sie —

„Nicht Lottchen ſind? rief ſie. Ja, ich bin's. O mein Gott, fuhr ſie fort, meine Hände drückend, mein Mann hier iſt Zeuge, wie viel tauſendmal ich den Wunſch ausſprach, daß mir doch Gott die Freude beſcheeren möge, den Albrecht Driberg wieder zu ſehen. Ich erkannte Sie auf der Stelle, als ich Sie erblickte. Es gibt Lagen und Umſtände im Leben, die uns das Bild eines Menſchen ſo tief in die Seele drücken, daß man es wieder erkennt und wenn auch, wie hier, faſt vierzig Jahre dazwiſchen liegen. Gott ſei Dank, der ſo wunderbar Sie in mein Haus führte. Sieh', lieber F..., ſagte ſie zu ihrem Manne, das iſt Albrecht Driberg, der mir ſeinen Obſtkreuzer gab, und meinen Hunger ſo liebevoll ſtillte.

„Da ſchüttelte der Mann meine Hand und hieß mich viel tauſendmal willkommen, und mir war ſo ſeltſam, ſo wunderlich zu Muthe, daß ich hätte mit der Frau weinen mögen. Sie wich nicht von meiner Seite und hielt unaufhörlich meine Hand, die Hand, die ihr die größte Wohlthat erwieſen, wie ſie ſagte.

„Ich mußte dem Ehegatten nun erzählen, wie ich ins Haus gekommen und wie mir's ergangen. Als ich ſagte, wo ich eingekehrt ſei, ſtand Herr F... auf und ging hinaus. Gleich darauf kam er mit einem Burſchen wieder. Geben Sie mir doch Ihre Karte, bat er; ich gehe, Ihre Effecten zu holen.

„Als ich Einwendungen machte, rief er: Wie, Sie wollten nicht bei mir wohnen? Sie?

„Seine Frau flehte wahrhaft und ich mußte es zugeben. Über Tiſch erzählte ſie mir die Geſchichte ihrer Familie. Sie waren im Jahr 1812 verſetzt worden und zwar nach Mainz, wo ihr Vater eine beſſere Stelle bekam. Noch am Schluſſe dieſes verhängnißvollen Jahres kam er als Douanenlieutenant nach Straßburg, wo er etwas für die Erziehung ſeiner Kinder thun konnte. Das Glück wollte ihnen wohl. Gut erzogen von einer frommen Mutter und einem redlichen Vater, fanden die Mädchen Stellen in guten Familien, die Knaben wurden theils Kaufleute, theils Soldaten. Bei dem zweitälteſten Bruder, einem achtungswerthen Kaufmann in Straßburg, war Lottchen Ladenmädchen. Dort lernte ſie ihr Mann kennen und, obwohl reich, reichte er ihr doch ſeine Hand, weil er ſie wahrhaft liebte und ganz freier Herr ſeines Willens war. Ihre Geſchwiſter ſeien, ſchloß ſie, alle wohl verſorgt und ihre Eltern hochbetagt in ihren Armen geſtorben.

„Das erzählte ſie mir, noch ehe ihr Mann zurück kam. Er brachte meine Sachen und — acht Tage mußte ich bei ihnen bleiben und empfing ein Maaß von Liebe, daß ich euch kaum ſchildern kann. Bis Kehl begleiteten mich beide Gatten noch und dann ſchieden wir herzlich, wie Geſchwiſter, und begleitet von ihren reichſten Segenswünſchen, trug mich die Eiſenbahn ins Unterland, nach Mannheim und von da der Dampfer in meine Heimath.

„Sehet,“ ſchloß der Oberlehrer, „das iſt meine jüngſte Erfahrung über die Macht der Eindrücke und ihre Dauer. Nahezu über vierzig Jahre bewahrte die wackere Frau, die ſich nicht ſchämte, von ihrer einſtigen Armuth zu reden, das Andenken an einen Beweis von Wohlwollen, und meine Züge, die nichts Hervorſtechendes haben, am wenigſten etwas Ausgezeichnetes, drückten ſich ihrer Seele mit ſo wunderbarer Kraft ein, daß ſie mich nach einem ſolchen Zeitraume wieder erkannte.“

Wir redeten viel auf unſerem Spaziergange über dieſe Erzählung; unſer Freund aber war ungemein glückſelig an dieſem Abend, wo jene Begebenheit wieder ſo friſch bei ihm geworden war. Seine erſte Wohlthat brachte ſeinem Gemüthe noch in ſeinen Fünfzigen neuen Segen, der Heiterkeit über ſein ganzes Leben und Weſen verbreitete. „Selig ſind die Barmherzigen,“ ſpricht der Herr!

Wight und Marie galante.

Eine geſchichtliche Erzählung.

I.

Die Inſel Wight, der Lieblingsaufenthalt von Englands Königin, gehört ohne Zweifel zu den reizendſten Punkten, wo ein penſionirter Schiffscapitän ſeinen Lebensabend in Frieden zubringen kann. Zur „Landratte“ muß er werden, das iſt am Ende ſein Loos; aber von der See ſich zu trennen, ihren Anblick zu entbehren, das wäre eine Aufgabe, die einen „echten Seehund“ über Bord werfen könnte. Über das Können hinaus endet alle Verpflichtung. Daher kam es denn, daß Capitän Roßbridge, als die Admiralität dem verdienten Seemanne mit einer höchſt anſtändigen Penſion die Entlaſſung auf die ehrenvollſte Weiſe ertheilte, ſchnell London mit ſeiner Familie verließ und das väterliche Erbe auf der Küſte von Wight zum Aufenthaltsorte wählte.

Zu darben brauchte Roßbridge nicht. Seine Penſion hätte ihn davor geſchützt, wenn er auch nicht das geringſte eigene Vermögen beſeſſen hätte; dem war aber nicht ſo. Von ſeinem Vater, deſſen einziger Sohn er war, hatte er außer dem kleinen Landgut auf der Inſel Wight ein hübſches Vermögen ererbt; ſeine heimgegangene Frau war eine reiche Erbin geweſen, und er ſelbſt hatte ſich in den fünf und zwanzig Jahren, die er in allen Meeren der Erde zubrachte, auch ein erkleckliches Sümmchen erſpart. Er konnte eine Feder in die Luft blaſen und zog nach Roßbridge-Houſe auf Wight, und zwei ſeiner Kinder begleiteten ihn dorthin, die hübſche Ellen von ſechszehn Jahren und der Doctor John von zwei und zwanzig, der eben in Oxford ſeinen Doctorhut in der Wiſſenſchaft erlangt hatte, deren Princip es nach Mephiſtopheles ſein ſoll: „es geh'n zu laſſen, wie's Gott gefällt," die man aber ſonſthin Medicin zu nennen pflegt. Der älteſte Sohn diente als Lieutenant in der Marine und hatte ſeine Station dermalen bei Calcutta in Indien.

Daß Doctor John nicht in Roßbridge-Houſe praktiziren wollte, lag auf der Hand; denn da hätte er auf dem Sande geſeſſen. Das Landhaus lag unmittelbar an der Küſte, die gen Frankreich ſchaut, und von dem nächſten Orte wenigſtens fünf engliſche Meilen entfernt. Er wollte ausruhen von den Studien in Oxford, und dann, da das väterliche Blut in ſeinen Adern auf dem Lande nicht wohl aushalten konnte, als Schiffsarzt eintreten, wozu er die beſten Ausſichten hatte, da ſein Vater mit den edlen Lords der Admiralität auf dem beſten Fuße ſtand. Nun, es iſt in dem freien England wie anderwärts; es gehen nicht alle Wege gerade aus, was man ſchon an den ſogenannten engliſchen Gartenanlagen wegkriegen kann, wenn man ſie mit dem richtigen Blicke betrachtet. Der Geſchmack eines Volkes kommt nicht vom Wind und in den verſchlungenen Wegen engliſcher Gartenanlagen drückt ſich etwas aus.

Roßbridge-Houſe lag bezaubernd ſchön. Es war keine alte Abtei, keine Burg, wie ſie der hohe Adel in England hat, kein Schloß im gewöhnlichen Sinne. Denn Capitän Roßbridge war kein Baronet und kein Earl. Die Herrlichkeit der Lordſchaft war ihm weder in der Wiege, noch durch Erbſchaft zugefallen. Sein Vater war ein Kaufmann geweſen. Roßbridge-Houſe war ein ſtattliches Landhaus; ſolide war es gebaut, daß ihm die Seewindsgrüße und die Umarmungen der Orkane nichts anhaben konnten. Ein Baumkranz von Ulmen und Eichen, von Platanen und Ahornen umgab es und gegen die See war die Ausſicht frei. Man ſah hinaus auf die Salzfluth, bis ſie mit dem Himmel verſchmolz, denn die Küſte Frankreichs war zu weit entfernt, um von dem Auge, ſelbſt wenn es gut bewaffnet war, erreicht werden zu können. Jenſeit des kleinen Parks, der ſich unmittelbar an das Haus anſchloß, um von drei Seiten ihm ein ſchützender Windmantel zu ſein, dehnten ſich Wieſen und Gartenanlagen aus; dann kam die Wohnung des Pächters und das Landgut, das zuſammenhing und ſeine hundert und fünfzig Morgen hielt. In England iſt das ein kleines Landgut, aber der Capitän war damit zufrieden, und wenn er auf der Loggia ſeines Hauſes ſtand, ſah er das Meer, ſeine Wellenberge und Wogenkämme, ſeine Schiffe und Barken und ſeine Mövenſchwärme; er hörte ſein Heulen und Rauſchen und wenn es an der ſchneeweißen Küſte von Wight heftig brandete, konnte er den Giſcht ſehen, der bis zu dem grünen Pleasure ground vor dem Landhauſe emporſchlug. Dort fiel die Küſte ſteil ab, wie eine ſenkrechte Wand, und der Capitän hatte eine gewaltige Bruſtwehr bauen laſſen, um vor dem Hinabſtürzen den zu bewahren, der keck genug war, dort hinabzuſchauen in das grauenvolle Wellenſpiel einer nie raſtenden Brandung. Die Küſte bildete ein Vorgebirge, wo das Landhaus ſtand, das in faſt runder Bogengeſtalt vortrat, zu beiden Seiten aber ſich zurückzog und rechts und links kleine Buchten bildete, wo zwei anſehnliche Boote vor Anker lagen in einer Ruhe und Sicherheit, die man nicht hätte vermuthen ſollen. Zu dieſen Buchten führten bequeme Wege, von denen der, welcher nach der Bucht zur linken Seite führte, am meiſten betreten war; denn dort lag des Capitäns kleiner Kutter, wie er ſein großes Segelboot nannte, weil es allerdings in ſeiner ſchönen Bildung dem Bau eines Kutters nahe kam. In dieſem Bote machte der Capitän und ſeine Familie ihre kleinen Seefahrten bei ruhigem Wetter, um in Southampton ſeine alten Freunde bisweilen zu beſuchen. Mit dem kleineren Boote fuhr er und ſein treuer Tom, ein alter Matroſe, der mit ſeinem Herrn die meiſten ſeiner Seefahrten gemacht hatte, auf den Fiſchfang aus, was zu ſeinen beſonderen Freuden gehörte.

Glücklicher konnte kaum eine Familie in Alt-England ſein, als die zu Roßbridge-Houſe. Liebe und Frieden beglückten ſie im reichſten Maße.

Seit Doctor John, wie ihn der Vater mit Stolz und Freude nannte, zu Hauſe war, gab es ſchier alle Tage kleine Seefahrten, und der junge Mann, der recht von Herzen die alte See liebte, nahm gerne Tom mit ſich, der ihn ohnehin wie ſeinen Augapfel hielt, um von ihm Manches zu lernen, was ihm einmal nützlich werden konnte.

Die Vorliebe des jungen Arztes für die wilden, oft ſo erſchütternden Erſcheinungen des Meeres ging ſogar ſo weit, daß er oft halbe Sturmnächte an jener Bruſtwehr ſtand und den tauſendfachen gewaltigen Stimmen lauſchte, welche Meer und Sturm laut werden ließen, in dem entſetzlichſten Zwiegeſpräch entfeſſelter Wuth und grauenhafter Laune.

Eines Abends im Herbſt, als eben die Stürme der Herbſt-Tag- und Nachtgleiche das Meer peitſchten, als wolle es die ſchöne Inſel verſchlingen, trat er mit ſinkender Nacht in das Familienzimmer. Draußen brüllte ein Sturm, wie er lange nicht gewüthet hatte. Der Giſcht der Brandung flog ſo hoch empor, daß Doctor John es für gut hielt, dießmal ſeine Sturmliebhaberei zu bekämpfen, da überdieß der Hagel, den der Sturm ihm ins Geſicht warf, nicht zu den größten Annehmlichkeiten herbſtlicher Stürme zu rechnen war.

„Ich dächte, du hätteſt die Nacht draußen zugebracht!“ ſagte der Vater,“ der behaglich am Kamine bei Ellen ſaß und, ſeine lange, ſchöne Türkenpfeife ſchmauchend, ihr von den Sturmnächten erzählte, die er in den weſtindiſchen Meeren erlebt hatte. „Müßteſt du, von der Pflicht gefeſſelt, auf dem Verdeck eines Schiffes in ſolcher Nacht das Commando führen, wie es dein Vater oft mußte und vielleicht dein Bruder, Gott ſchütze ihn, in dieſer Nacht muß, du würdeſt weniger Luſt dazu fühlen, als du ſie in Roßbridge-Houſe fühleſt.“

„Mag wohl ſein,“ ſagte lachend der Doctor, „aber ich ſollte denken, mein Vater zürnte darüber ſeinem Sohne nicht, der vielleicht bald Ähnliches auf den Wellen des Meeres erleben muß, während er hier noch auf dem feſten Boden Englands ſteht —“

„Ich zürne dir nicht, Doctor,“ ſagte lachend der Capitän; „nur hätte ich es lieber gehabt, wenn du hier bei Ellen und mir ſäßeſt, zumal der drohende Krieg mit Frankreich nur zu bald dich von uns wegreißen könnte.“

„Das würde ich auch ohne Zweifel vorgezogen haben, wenn nicht ein Schiff in Noth wäre,“ ſagte der Doctor.

„Was?“ rief der alte Seemann aufſpringend, und die ſchöne Ellen faltete angſtvoll ihre Hände.

„Ja,“ ſagte der Doctor, „ſchon ſeit einer halben Stunde höre ich Nothſchüſſe, die indeſſen dem Schalle nach weit von der engliſchen Küſte entfernt zu ſein ſcheinen.“

„Sahſt du den Blitz der Kanonen?“ fragte raſch der Capitän.

„Nein, mein Vater,“ entgegnete der Doctor. „Die Nacht liegt ohnehin ſo rabenſchwarz und ſchwer auf dem Land und dem Meere, daß auch ein bewaffnetes Auge nichts zu erkennen vermöchte.“

„Möge Gott ihnen gnädig ſein!“ ſagte der Capitän, und Ellen betete leiſe in zartem Mitgefühle für die Unglücklichen.

Die Männer gingen hinaus, kamen aber nach kurzem Verweilen wieder, da man nichts entdecken konnte und nur die Schüſſe in den Zwiſchenräumen hörte, wenn der Wind einen Augenblick auszuruhen ſchien, um neue Kräfte zu ſammeln.

„Es ſcheint,“ ſagte der Capitän, „daß ſich das Fahrzeug näher der franzöſiſchen Küſte befindet. Leider werden ſeine Hilferufe umſonſt ſein; denn es wäre wahnſinnig, auch nur den Gedanken zu hegen, daß man in ſolch' einer Nacht mit einem Boot in See gehen könnte, um ihnen Hilfe zu bringen. Das beſte Boot hält nicht See in einem ſolchen Kampf der Elemente. Wir können nichts für die Unglücklichen thun, als was du, gute Ellen, bereits gethan haſt.“

„Ach, könnten wir doch dem Worte der Liebe die That hinzufügen gegen die Unglücklichen,“ ſeufzte Ellen, und bei dieſen Worten öffnete ſich die Thüre des Gemachs und Tom trat ein. Er grüßte militäriſch in kerzengerader Stellung und ſagte: „Herr, ein Schiff in Noth!“

Der Capitän grüßte wieder und entgegnete: „Weiß ſchon, Tom. Aber wo?“

„Nicht weit von uns, Herr!“ verſetzte Tom. „Etwa drei Meilen von dieſer Küſte, ſeewärts, gen Oſten hin.“

„Nicht möglich, Tom, ich war eben erſt mit dem Doctor an der Bruſtwehr und ſah doch das Blitzen ſeiner Kanonen nicht!“

„Glaub's wohl,“ ſprach Tom. „Ihr ſtandet auch zu hoch und ſahet vielleicht nicht in der rechten Richtung, weil euch der Schall täuſchte. Ich war an der Bucht links und ſah über das Waſſer hin. Da iſt der Blick ſicherer und das Ohr.“

„Du haſt Recht, Tom,“ verſetzte drauf der Capitän.

„Es iſt ein Kauffahrer, Herr,“ fuhr Tom fort.

„Woraus ſchließeſt du das?“ fragte der Capitän.

„Sein Kaliber iſt klein,“ war Tom's Antwort.

„Magſt Recht haben, Alter,“ bemerkte der Capitän. „Ich denke,“ ſetzte er hinzu, „das Schiff wird die See halten, da der Wind —“

„Iſt umgeſprungen, Herr,“ fiel der Matroſe ein; „weht aus Nordoſten und treibt das Schiff der Küſte zu.“

„Barmherziger Gott!“ rief Ellen, „ſo wird es ſcheitern?“

„Warum nicht, Miß Ellen,“ ſagte Tom, „das iſt ſo in der Sache begründet. Da hilft das Mitleid nicht. Mag Schiff und Ladung Seewaſſer trinken, wenn's nur die armen Teufel nicht müſſen, die darauf ſind.“

„Worauf gründeſt du den Schluß?“ fragte der Doctor mit großer Theilnahme.

„Junger Herr,“ antwortete Tom, „das hat Unſereiner im Griffe. Zwiſchen dem erſten Blitz und dem Knalle zählte ich Zweihundert, zwiſchen dem zweiten, den ich ſah, und dem Knalle, der ihm folgte, konnte ich kaum Hundert und ſiebzig zählen. Ihr ſeht, es geht ſchnell!“

Der Doctor ſah ſeinen Vater fragend an.

Der Capitän zuckte die Achſeln. „Wird der Kutter, wenn wir ihn ins Waſſer ſchieben können, See halten, Tom?“ fragte er.

„Nein, Herr, nein! Ihr wißt, Tom iſt kein Haſe und wagte mehr als einmal ſein Leben, um ein anderes zu retten; aber hier ſäh' es aus wie Tollkühnheit. Es liegt eine Grabesnacht auf dem Meer, und dem Sturme trotzt die Nußſchale nicht. Der iſt wild. Ich denke, es iſt ein franzöſiſches Schiff. Wenn denn auch ein paar Dutzend Franzoſen untergehen, was liegt daran. Es iſt des Unraths noch genug da!“

„Das iſt nicht geredet, wie ein braver Engländer reden ſoll, Tom,“ verſetzte der Capitän. „Im ehrlichen Kampfe mit ihnen iſt mir's ſchon recht, wenn das Schiff wie eine gerupfte Ente untergeht; aber es ſind denn doch zuerſt Menſchen und dann Franzoſen. Könnten wir ſie retten, Tom, ich würde doch auf der Stelle in See ſtechen — und du auch. Nicht ſo?“

Tom fuhr mit der Hand über das Geſicht, was er allemal that, wenn eine beſſere Überzeugung bei ihm ſiegte. „Nun ja, Herr, meinetwegen. Ein Unmenſch bin ich nie geweſen; aber ich ſag' Euch, jeder Verſuch iſt verrückt, toll, wahnſinnig. Unſer Kutter iſt ein prächtig Schifflein, um bei gutem Wetter in die Bucht von Southampton zu ſegeln; aber der Wind knackt's zuſammen, wie ich hier meinen Nordweſter zuſammenknete. Steckt's auf, Herr! Uff!“

Der Capitän kannte Tom's Erfahrungen und achtete ſie.

„Laßt uns einmal ausſchauen!“ ſprach er, und alle Drei gingen hinaus, während Ellen ihre Wünſche, ihr Flehen für die Nothleidenden zum Himmel ſandte.

Nach einer kleinen Viertelſtunde kamen ſie wieder. Vom Schiffe hörte und ſah man nichts. Der Sturm war wilder, die Nacht ſchwärzer, die See ungeſtümer geworden.

Erſt gegen Mitternacht wurde der Sturm geringer. Trotzdem, daß Tom ein Franzoſenfeind war, wie Einer Englands Boden trat, ſo hatte doch der Capitän recht, wenn er ſeinem Herzen Beſſeres zutraute. Es kam kein Schlaf in ſein Auge und wohl hundertmal ging er hinaus, um wahrzuſchauen, ohne übrigens auch nur etwas Genügendes erzielen zu können. Auch der Doctor war nicht zu Bett gegangen, weil ihn eine innere Unruhe doch nicht würde habe ſchlafen laſſen.

Als die erſten Streiflichter des Morgens über das noch immer ſehr hochgehende Meer ſpielten, trat Tom leiſe in des Doctors Schlafgemach. Dieſer ſaß an ſeinem Tiſche, wo eine Küſtenkarte von Wight und der nächſten Umgebung ausgebreitet lag. Er hatte den Kopf in die Hand geſtützt und war eingeſchlafen.

„Uff!“ ließ Tom den eigenthümlichen, Mark und Bein durchſchneidenden Ton, womit die Wilden Nordamerikas ihre Verwunderung, ihre Aufmerkſamkeit, ſelbſt ihren Schrecken, wie ihre Freude, in wunderbarer Nuancirung des Lautes ausdrücken, hören, den er ſo treu nachzuahmen verſtand, daß ein Sioux oder ein Chippewaer ihn für national und echt würde erkannt haben. Der Ton hat etwas Entſetzliches, und es gehört genaue Kenntniß dazu, ihn ſo treu nachzuahmen, wie es Tom verſtand.

Der Doctor fuhr entſetzt in die Höhe.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Das Wrack iſt in Sicht, Herr,“ ſprach Tom ruhig. „Ich habe des Capitäns Fernrohr gebraucht, und ſehe, daß es auf den Klippen etwa eine halbe Meile von hier aufſitzt. Auf dem Verdecke ſtehen Menſchen, die die Hände ringen und Tücher flattern laſſen. Jetzt iſt's Zeit, Herr! Der Kutter iſt ſegelfertig. Des Pächters zwei Söhne und ſein Knecht, tüchtige, wetterharte Jungen, die mit der See vertraut ſind, wie mit den Ackerfurchen, harren. Wollt Ihr mit?“

„Verſteht ſich!“ rief der Doctor, und ſprang auf, um ſich die nöthige Kleidung anzulegen.

„Nimm Rum und Madeira mit, Tom, und Brod und Fleiſch! Vielleicht bedürfen die Armen deſſen.“

„Iſt Alles ſchon vorgeſehen, Sir?“ ſprach der umſichtige Seemann, „aber ich denke, wir laſſen den Herrn und die Miß ſchlafen?“

„Gewiß, guter Tom!“ entgegnete der Doctor. „Wir ſind unſerer genug!“ Und wie ein Blitz flog er zur Thüre hinaus, daß Tom kaum folgen konnte.

Der Kutter lag bereit. Es war heller geworden. Das bloße Auge ſah einen dunkeln Punkt, an dem ſich die Wellen brachen. Tom ergriff das Steuer, und wie ein Pfeil ſchoß das leichte Fahrzeug mit einer rückſchlagenden Woge hinaus in die mächtig aufgähnende See.

Der Wind hatte ſich noch nicht ganz gelegt; doch war ſeine Kraft ſehr gebrochen und gemindert. Nichtsdeſtoweniger gingen die Wellen haushoch. Ihre Kämme waren wie ſchneeweiße Mähnen und fielen in wunderſamer Lichtbrechung herab von den ſcharfen Kanten der Wogen.

Der Kutter war bald auf der Höhe eines ſolchen ſchwindelnden Kammes, bald ſank er in eine ſchauerliche Tiefe, die ihn zu begraben drohte; aber dann ſah man ihn in weiter Entfernung wieder auftauchen. Es bedurfte indeſſen einer ſo ſeekundigen Leitung, wie die Tom's war, ſonſt hätte es leicht kommen können, daß das Schifflein in die Tiefe geſunken wäre. Tom hatte in allen Meeren der Erde geſegelt, und ſein Auge war ſo ſicher, wie ſein Arm feſt. Er wußte die Wellen zu faſſen und zu benützen, daß es eine Luſt war, es zu beobachten. Hier galt es ein Kunſtſtück, und das Herz in ſeiner Bruſt frohlockte, daß es ihm vergönnt war, vor den Augen ſeines jungen Herrn zeigen zu können, daß Tom würdig geweſen wäre, am Steuer einer Fregatte Ihrer brittiſchen Majeſtät zu ſtehen.

Nach vielen Beſchwerden, Kämpfen und Manövern ließ Tom den Wildenruf: Uff! wieder hören. Das Wrack trat deutlich in ſeinen Umriſſen am Morgenhimmel hervor.

„Tom hat richtig geurtheilt, Herr!“ rief er dem Doctor zu, „es iſt ein franzöſiſcher Weſtindienfahrer; aber der iſt abſcheulich zugerichtet. Uff! Kein Maſt, keine Spiere, keine Steuer mehr, da iſt's Noth zu eilen! Länger als eine Stunde halten's nicht mehr aus, dann — Adieu partie et patrie! wie die Halunken, die Franzoſen, ſagen.“

Immer näher kam indeſſen der Kutter dem Wrack. Zehn bis zwölf Menſchen ſtanden dichtgedrängt an dem Hintertheile des Schiffes, der hoch emporſtand, während der Schnabel ſich in die See hinabgeſenkt hatte.

In weniger als ein paar Minuten hatten ſie ihn erreicht, und vermochten auf der Backbordſeite unter dem Winde das ihnen zugeworfene Tau zu ergreifen.

Jetzt erſt ſah der Doctor, daß unter den vor Froſt bebenden Unglücklichen zwei Damen waren.

So ſchnell, als es ſich thun ließ, wurden Alle in den Kutter eingenommen und dieſer ſegelte dem Lande wieder zu. Sie waren noch nicht weit von dem Schiff entfernt, da traf es eine mächtige Sturzwelle und es verſank vor ihren Blicken.

II.

Capitän Roßbridge hatte gar oft im Laufe der Nacht an die Schiffbrüchigen denken müſſen. Gegen Morgen fiel er erſt in tiefern Schlaf und erwachte ſpät.

Beim Frühſtücke den Doctor John vermiſſend, fragte er nach ihm, und Ellen erzählte, wie er und Tom nebſt den Söhnen und dem Knechte des Pächters zur Rettung der Schiffbrüchigen ausgelaufen ſeien. Sie ſei, fuhr Ellen fort, ſchon lange auf der Loggia geweſen und habe mit dem Fernrohre die Schiffer verfolgt; ſie habe geſehen, wie ſie ſie eingenommen, und bald müßten ſie landen.

„Du biſt unerfahren in ſolchen Lagen, mein Kind,“ ſagte der alte Capitän und ſprang auf. Sein Klingeln beſchied alle Diener des Hauſes herbei, denen er die gemeſſenſten Befehle gab. Da hieß es hier: Feuer in drei, vier Kamine machen! Dort: die Betten erwärmen! Hier wieder: wollene Decken zurechtlegen und durchwärmen! Dort: Grog, Punſch, Kaffe, Thee bereiten, Alles ſo heiß als möglich! Die Diener flogen hinweg, und der Capitän genoß ſchnell das Nothdürftigſte und eilte dann mit dem Fernrohr an die Bruſtwehr.

Das Wetter hatte ſich merkwürdig verändert. Zwar ging die See noch ſehr hoch, aber es hielt keinen Vergleich mehr mit dem Zuſtande der Gewäſſer am verfloſſenen Abend aus. Der Wind wehte friſch, aber er glich eher einer ſcharfen Briſe, denn einem Sturme. Der Himmel war nur ſtellenweiſe bewölkt. Die Herbſtſonne blickte mild und freundlich auf das wogende Meer.

Dieſe Veränderung war ſeit dem Aufgange des leuchtenden Tagesgeſtirnes bewirkt worden.

Von einem Wrack erblickte jedoch der Capitän nichts mehr. Den Kutter ſah er, ſtark beſetzt, mit den Wellen kämpfen, um die Inſel zu gewinnen. In Tom's Hand wußte er das Ruder und ſah ruhig ſeinem Steigen und Fallen zu. Endlich rückte er näher und lief dann zu des alten Mannes Freude in die ſchmale Bucht ein.

Jetzt rief des Capitäns Stentorſtimme die Diener alle herbei, und was Leben hatte in Roßbridge Houſe, eilte zum Strand. In einem Zuſtande der Ermattung und Kraftloſigkeit, welcher das tiefſte Mitleid weckte, befanden ſich die Geretteten. Es war der Capitän des Wracks, der Steuermann und drei Fremde, die übrigen Leute waren Matroſen. Die Fremden beſtanden in einem Herrn und zwei Damen, einer ältern und einer jüngern. Sie wurden zum Landhauſe getragen und geleitet, je nachdem ihr Zuſtand Eins oder das Andere heiſchte, und dort fanden ſie Alles, was Menſchenliebe darbieten kann. Ellen beſchäftigte ſich mit den Damen. Der Doctor fand die Hände voll zu thun. Kaum daß er ſeine durchnäßten Kleider ablegen konnte. Die Sorgfalt, welche indeſſen auf alle dieſe Verunglückten verwendet wurde, gab die gegründetſte Hoffnung ihrer baldigen Wiederherſtellung.

Als Alle in den warmen Betten Platz genommen und in den Schlaf der völligen Abſpannung nach der Überſpannung aller Seelenkräfte geſunken waren, trat Tom zum Capitän, grüßte und ſagte: „Uff! Herr, es iſt ein himmelſchreiendes Unrecht, daß unſer Herr Doctor nicht Seemann geworden iſt! Seine Ruhe iſt von Gußeiſen, und ſein Muth unbeſiegbar. Mit dem ſegelte ich, wie mit Ihnen, Herr, vom Nordpol bis zum Südpol hinunter. Uff! Herr! es iſt ſo!“

Der Capitän, der Tom's Weiſe kannte, und wußte, daß, wenn er den Indianerausruf gebrauchte, die Sache eine hohe Wichtigkeit für ihn hatte, lächelte und ſagte: „Meinſt du?“

„Uff! Herr, Uff!“ rief Tom und ſchlug an ſeine eiſenfeſte Bruſt, daß es nachklang wie bei einer hohlen Tonne.

„Er wird bald in See gehen, freilich als Doctor, aber doch ſo gut ein Seehund werden wie Unſereiner,“ fuhr der Capitän fort, „willſt du ihn da begleiten?“

Tom that einen Satz in die Luft und rief: „Uff! Herr, wenn es Ihr Ernſt iſt.“ Der Matroſe blickte forſchend auf des Alten Geſicht.

„Der iſt's, Tom,“ fuhr er fort; „aber wer wird mein Steuer nach Southampton lenken?“

Tom blickte zur Erde.

„Herr,“ ſagte er endlich, „ich denke, des Pächters Simmy iſt ein Kerl, der das ſchnell gelernt hätte, wenn Sie ſein Schulmeiſter würden. Es iſt ein Kapitalkerl!“

„Alſo iſt's wirklich dein Ernſt, alter Seehund?“ fragte der Capitän, der es gerne ſah, wenn eine bewährte Seele dem theuren Sohne folgte. „So mag's ſein, und es bleibt dabei.“ Er hielt dem treuen Tom ſeine Hand hin, und dieſer ſchlug mit einer Kraft ein, die einer alten Theerjacke Ehre machte.

„Aber, Tom,“ nahm der Capitän wieder das Wort, „erzähle mir, wie es mit dem Wrack ging und mit den Schiffbrüchigen.“

„Es iſt wahr, Herr; Sie ſollen Alles hören: die ganze Nacht wachte ich, denn mir lag's im Sinn, es gäbe etwas, und manchmal, wenn der Sturm Athem ſchöpfte, war mir's, als hört' ich das Jammergeſchrei. Herr, das ging mir durch die Seele, Uff! — Richtig! Als der Tag kam, ſah ich das Wrack. Es ſaß auf den ſpitzen Felſen dort ſeewärts, Ihr kennt ſie ſchon. Jetzt galt's! Ich machte den Kutter ſegelfertig, weckte Pächters Simmy und ſeinen Bruder und den Knecht und den Sir John, den Doctor, wollt' ich ſagen, und pfeilſchnell ging's in See. Aber da hieß es bald lagern, bald drauflegeln, je nachdem der Wind umſprang, der wahre Weiberlaunen hatte. Als wir nahe genug waren, ſahen wir, daß das Wrack keine Stunde mehr den Stößen der See Widerſtand leiſten konnte. Und die Leute drauf — Uff! Herr, ſie waren dreivierteltodt. Das Schiff war die Penelope von Havre, beladen für Marie galante, Ihr kennt ja die kleine ſchwarze Antille? da aber hätten Sie, Capitän, den Doctor ſehen ſollen! Uff! Der war wie ein Eichhörnchen auf dem Wrack; erquickte die Schiffbrüchigen und dann ging's aus Einſchiffen in den Kutter, das war eine Heidenarbeit, denn die waren ſtarr vor Froſt und kraftlos vor Hunger und Durſt ſeit drei Tagen, wie uns der Sir Doctor berichtete. Gut, wir brachten ſie endlich an Bord, ſtießen ab, und als wir dreißig Kabellängen landwärts waren, krach! da faßte eine lange Sturzwelle das Wrack und fort war's. Die Penelope ging baden ins Meer. Fahr hin, dacht' ich. Da haben die Franzoſen ein Schiff weniger! Nun, Ihr werdet mich nicht tadeln, Capitän, auf der See ſoll nur England Herr ſein und die Landratten auf dem Continent ſollen daheim bleiben. Sie verſtehen doch nichts und die Pfuſcher auf der See müſſen alle Seewaſſer trinken, bis ſie genug haben. Für die Waaren iſt's Schade, die das Wrack barg. Ein Seemann ſagte mir, die Ladung ſei viel Hunderttauſend Francs werth geweſen. Ein Engländer hat dabei nichts verloren und ſo ſchreit keine Möve darnach. Das Meer will auch etwas haben. Nicht?“

Der Capitän lachte, ging an einen Schrank, nahm eine Flaſche alten Jamaica-Rum, reichte ſie Tom hin und ſagte: „Da, alter Burſche, die Kehle iſt dir von dem Seewinde trocken!“

Tom ſah liebäugelnd die Flaſche an, dankte, grüßte und ging.

Im Hauſe war es ſtille wie im Grabe, denn die Meiſten, welche es jetzt einſchloß, genoſſen der langentbehrten Ruhe.

Ellen und ihr Vater und einige Hausdiener waren beſchäftigt, die nöthigen Anordnungen für ein kräftiges Mahl zu treffen. Es war ſchon faſt Mittag, als Ellen zu ihrem Vater trat, der die Londoner Zeitungen las.

Er legte ſie weg und ſagte: „Wer ſind die Leute, Ellen?“

Ellen ſetzte ſich zu ihm und erzählte, daß es ein Pflanzer von der Inſel Marie galante ſei, nebſt ſeiner Frau und ihrer Schweſter, einem wunderlieblichen Mädchen von ihrem Alter. Sie ſeien in Paris geweſen bei ihren Angehörigen, und auf der Rückfahrt habe ſie im Canale der Sturm ereilt. Das Schiff ſei ein Kauffahrteiſchiff von Havre. Sie hätten viel erduldet in dieſer Nacht und alle ihre Effecten eingebüßt, doch ihr Geld gerettet.

„Nun, das vergißt ſich, Ellen,“ ſagte der Capitän. „Wir wollen ſie ſchon wieder herſtellen. Haben ſie das Geld gerettet, ſo können ſie ſchon wieder auf die Beine kommen.“

„Aber das arme Mädchen, wie ſah ſie aus!“ ſagte mit liebender Theilnahme Ellen.

„Thut nichts, Kind!“ entgegnete der alte Seemann. „Ich wette, wenn ſie zu Tiſche kommt, ſind die Roſen wieder erblüht auf den Wangen. Jung iſt Herr, Kind. Alte Leute haben länger daran zu tragen. Ich denke, du wirſt meinem Hauſe Ehre machen, mein liebes Kind!“

Ellen verſicherte, daß das Alles ſchon geſchehen ſei, und der Capitän griff wieder nach ſeinen Zeitungen.

Endlich regte es ſich oben. Der Doctor war der Erſte, der erſchien und ſeines Vaters anerkennenden Handſchlag empfing. Er mußte noch einmal erzählen und dann begab er ſich hinauf zu ſeinen Pflegbefohlenen.

Des Capitäns Prophezeihung war eingetroffen. Alles war glücklich überwunden, und der Doctor fand gar keine Gelegenheit, die allerliebſte kleine Hand der jungen Dame ſo oft in die ſeine zu nehmen, als er wünſchen mochte, denn ihr Puls ging ſo regelmäßig, als ob die Sturmnacht mit ihrer Todesgefahr ein Jahrzehent hinter ihr läge.

Bei Tiſch gab es dann die reichſten Äußerungen des Dankes. Die drei Geretteten und der Capitän nebſt ſeinem Oberſteuermann machten mit dem alten Hausherrn, dem Doctor und Ellen die Tiſchgenoſſenſchaft aus.

Die drei Seeleute handelten das Kapitel des Schiffbruchs mit allen Einzelnheiten ab, und Herr Cantrac nebſt ſeiner Frau und Amelie, ihrer Schweſter, unterhielten das lebhafteſte Geſpräch mit dem Doctor und ſeiner ſchönen Schweſter.

Cantrac war ein Mann von etwa dreißig Jahren, ein lebhafter Franzoſe, von nicht eben ſehr einnehmendem Weſen. Seine kleinen, tiefliegenden, ſchwarzen Augen hatten etwas Tückiſches und die ſchon tiefgefurchte Stirne zeigte, daß er viele Erfahrungen gemacht hatte und zum klugen Berechnen gemacht ſei. Es lag etwas in ihm, was kein Zutrauen einflößen konnte, und das Lauernde in ſeinem Blicke war ſo katzenartig, daß es einem in ſeiner Nähe unbehaglich werden konnte. Niemand fühlte das mehr als Ellen, auf deren bezaubernder Schönheit ſein Auge gierig haftete.

Seine Frau, nur wenige Jahre jünger als er, war eine imponirende Schönheit. Man ſah es ihr an, daß ſie gewohnt war, die Huldigungen der Männerwelt zu empfangen und ihre nicht ſehr feine Koketterie ließ ſchnell ihre Minen ſpringen. Als ſie an dem Doctor, einem blühend ſchönen Mann, erfolglos blieb, ſchien ſie mißſtimmt. Dagegen war ihre junge Schweſter das harmloſeſte, zugleich aber auch anſpruchloſeſte Weſen, das gar nicht zu ahnen ſchien, wie unausſprechlich reizend es ſei, und das daher einen um ſo tiefern Eindruck auf das Herz des Doctors machte, der ſich nur mit ihr unterhielt und dem ſie die wärmſte Dankbarkeit zollte, während ſie ſich mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens an die gleichalterige Ellen anſchloß.

Als die Seeleute ihr Kapitel abgehandelt, wurde die Unterhaltung allgemeiner, und der Capitän Robert, der Madame Cantrac ſeine Huldigungen widmete, riß die etwas mißſtimmte Herrſcherin über die Herzen aus ihrer aufkeimenden Übellaune, indem er ihr den Tribut franzöſiſcher Galanterie darbrachte. Dem alten Roßbridge war die Unterbrechung des gewöhnlichen Einerlei's ſeines Lebens durch die Anweſenheit der Fremden ſehr angenehm. Es iſt in unſerem Stillleben, was ein hübſcher Sturm auf dem Meer iſt, ſagte er zu Cantrac, der ſich entſchuldigte, den Frieden ſeines Hauſes geſtört zu haben.

Während ſo die Unterhaltung ſich mehr zu den älteren Tiſchgenoſſen neigte, plauderten Ellen, der Doctor und Amelie deſto angelegentlicher miteinander. Amelie erzählte von ihrer ſchönen Pflanzung auf Marie galante, und wußte die Reize des Lebens auf den Antillen mit ſo feurigen Farben zu malen, daß die

Geſchwiſter mit dem größten Intereſſe ihr das Ohr liehen und der Doctor das wunderſchöne Bild des Mädchens tief in ſeine Seele drückte.

Amelie verhehlte es nicht, daß ſie Wohlgefallen an ihm fand. Sie war zu natürlich, um das zu können. Wie ein Kind gab ſie ſich jedem Eindrucke ganz hin, und ihre Seele lag unverhüllt vor dem Auge deſſen da, der mit ihr in irgend nähere Berührung kam. Hier, wo ſie eine ſo heilige Regung, wie die der Dankbarkeit für das gerettete Leben, zu dem jungen Manne hinzog, war dieß um ſo viel mehr der Fall.

Je ſcheuer ſich die Engländerinnen in ſich ſelbſt zurückzuziehen pflegen, deſto reizender erſchien dieſe offene Natürlichkeit und Harmloſigkeit dem Doctor, und er mußte es ſich am Abend des erſten Tages des Zuſammenlebens mit Amelie geſtehen, daß noch kein weibliches Weſen einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht habe, und ohne Zweifel konnte Amelie, wollte ſie ſich ſelbſt die Wahrheit geſtehen, ein ähnliches Bekenntniß ablegen. Es iſt eine altbekannte Thatſache, daß man nirgends ungezwungener lebt, als in einem engliſchen Landhauſe. Der Morgen iſt jedes Einzelnen ganz unbeſtrittenes Eigenthum, und erſt bei Tiſche finden ſich alle Bewohner zuſammen. Dieß geſtattet, daß ſich Gleichgeſinnte leicht zuſammenfinden und den Morgen zu Ausflügen benutzen können, wenn ſie es nicht vorziehen, in ihren Gemächern ihn zu verplaudern.

Madame Cantrac, die dieſe Sitte kannte, mochte gerne das Innere der ſchönen Inſel kennen lernen, und da es ſchien, als habe der Sturm einen Paroxismus der Witterung des ſonſt ſo ſchönen Herbſtes gebildet, ſo trat, nachdem die Natur ſich in ihm aller Launen entladen zu haben ſchien, das herrlichſte Herbſtwetter ein, das ſich denken läßt. Madame Cantrac ließ nun die Pferde, welche Roßbridge ihr zur Verfügung geſtellt, vorführen, und da Roßbridge es für eine wirthliche Pflicht hielt, die Herren und Damen zu begleiten, ſo beſtieg er das ſeine und war ein ſteter Theilnehmer dieſer ſchönen Morgenpartien in die reizenden Gegenden Wights, wo Parks, niedliche Häuſer, Wieſengründe und friſchgrüne Fluren in lieblichem Wechſel dem Auge ſich darbieten.

Die ſchöne Frau fand immer größeres Wohlgefallen an dieſen Morgenritten, die faſt täglich weiter ausgedehnt wurden. Sie war nach wenigen Tagen ſchon ſo daran gewöhnt, daß ſie es unerträglich fand, im Haus einen Morgen zuzubringen. Niemand freute ſich mehr über dieſe Entfernung — als Amelie. Mit ihrer herrſch- und gefallſüchtigen Schweſter harmonirte ſie ſehr wenig. Ihr innerſtes Weſen war ein anderes, als das der ältern Schweſter, die das ſchöne, tiefe Gemüth der Jungfrau nicht verſtand, darum nicht zu würdigen wußte, und oft recht rauh in dieſen ſtillen Himmel mit ihrem gebieteriſchen Weſen hineinfuhr, Amelie tadelte, zurecht wies, ja ſelbſt verſpottete und ſo manche Thräne in das ſchöne Auge lockte. Nun konnte Amelie ungeſtört mit ihrer theueren Ellen und ihrem Bruder verkehren, und dieſe Stunden waren, das ſagte ſie in ihrer lieblichen Naivität ohne Rückhalt, die glücklichſten, welche ſie je erlebt habe.

Ganz daſſelbe bekannte der Doctor, und bezog übrigens den Grund allein auf Amelie, während ſie doch zwiſchen zwei ihn vertheilen konnte; allein bald genug wurde ſie es inne, daß der Doctor mehr Antheil an dem Grunde jenes Bekenntniſſes habe, als Ellen, obgleich ſie ſie alle Tage lieber gewann. Oft den ganzen Morgen luſtwandelten ſie in dem Park, oder ſie ſaßen auf ihrem Zimmer und muſicirten, da alle Drei dieſer ſchönen Kunſt kundig waren. Da kam es denn, daß die Wirthſchafterin mit Miß Ellen zu reden hatte und ſie lange entfernt hielt. In ſolchen Augenblicken ſaßen ſich Amelie und der Doctor gegenüber und fanden ſich ſelbſt erröthend darüber, daß Eins dem Anderen ſchweigend in die Augen blickte. Wo es einmal ſo ſteht, bleibt das kühne Wort ſelten lange aus, und ſo kam es denn auch, daß es an einem ſchönen Morgen mit wunderbarer Beredſamkeit über des Doctors Lippe floß, und Amelie bald darnach im ſüßeſten Rauſche des Liebesglücks an ſeiner Bruſt lag.

Dem ſcharfen Auge der Madame Cantrac blieb das Geheimniß der jugendlichen Herzen nicht lange verborgen, und ſie ſah die Stunde nahe gerückt, wo ſie Rache nehmen wollte, an dem Undankbaren, der ihr Entgegenkommen unbeachtet gelaſſen und ihr ein bitteres Gefühl bereitet hatte, das ſie ihm nicht vergaß.

Ob dabei das Herz ihrer lieblichen Schweſter im tiefſten Wehe zucke, was fragte das herzloſe Weib darnach? Wenn ſie nur dem Doctor wehe thun konnte. Und das konnte ſie jetzt aufs Empfindlichſte, das erkannte ſie klar; denn daß der Doctor die reizende Amelie liebe, war außer allem Zweifel.

Ein gefallſüchtiges Weib, wie Madame Cantrac, vergibt nichts weniger, als ein Nichtbeachten ihrer Reize und der Beſtrebungen zu gefallen. Das verwundet ſie tiefer, das drückt den Stachel des Haſſes tiefer in die Seele, als irgend etwas Anderes es vermöchte. So ſehr ihr Anfangs der Doctor wohlgefallen, ſo verabſcheute ſie ihn jetzt. Zu dem Racheplane, den ſie angelegt, gab übrigens die allmählich ſich einſtellende Langweile auch ihren Antheil, darum erklärte ſie eines Tags ihrem Gatten, es gehe nicht länger an, die Gaſtfreundſchaft dieſer langweiligen Engländer anzunehmen. Er müſſe ſchnell die Abreiſe herbeiführen und ſchon morgen mußte er die Überfahrt nach Liverpool veranlaſſen. Das legte ſie ihm aber als beſondere Pflicht auf, Nichts davon zu äußern und es ihr zu überlaſſen, den geeigneten Zeitpunkt zu wählen, ihre Abreiſe anzukündigen.

Cantrac war gewohnt, die Befehle ſeiner Frau unbedingt zu vollziehen. Auch jetzt leiſtete er pünktlichen Gehorſam, und die Umſtände begünſtigten in dem Maaße die Pläne der boshaften Frau, daß ein Schiff von Southampton am dritten Morgen abſegelte, um nach Liverpool zu gehen.

Als die Geſellſchaft Abends beim Thee ſaß, eröffnete Madame Cantrac dem Capitain Roßbridge, daß ſie morgen mit dem Früheſten Alle ſein gaſtliches Haus verlaſſen werden. Die Zeit heiſche ihre Rückkehr nach Marie galante und die Dankbarkeit gebiete, ſeine großmüthige Gaſtfreundſchaft nicht länger in Anſpruch zu nehmen, ſie würden frühe von einem Schiffe von Southampton abgeholt.

„Unſere Effecten ſind ſchnell reiſefertig gemacht,“ ſetzte ſie anſcheinend mit harmloſem Lächeln hinzu, „ſeit das Meer uns dieſe Arbeit zu erſparen für gut gefunden hat.“

Vergebens erſchöpfte der Capitän ſeine Beredſamkeit, ſie noch zu einer Verlängerung ihres Aufenthaltes zu beſtimmen; vergebens ſtellte er ſich und die Seinen als diejenigen hin, denen der Dank für die Freude gebühre, welche die Anweſenheit ſo werther Gäſte ihnen bereitet habe. Ihr Entſchluß ſtand wandellos feſt.

Wie dies Wort auf die drei jüngeren Perſonen wirkte, läßt ſich kaum ſagen. Amelie war einer Ohnmacht nahe; Ellen hatte Thränen der aufrichtigſten Trauer in den ſchönen blauen Augen, und der Doctor glich einem bleichen Marmorbild.

Es war der erſte große Schmerz, den ſeine Seele ergriff, und er ergriff ſie auch mit ſeiner vollen Macht und Gewalt.

Er ſtarrte vor ſich hin und tauſend Pläne durchkreuzten ſeinen Kopf. Sollte er ſich ſeinem Vater entdecken? Sollte er ihn um ſeine Einwilligung bitten? — Durfte er es, wo er ſich zum Marinedienſt gemeldet und ſein Vater Zuſicherungen beſtimmter Art empfangen hatte, und der Krieg mit Frankreich auf dem Punkte ſtand, auszubrechen. Konnte er das geliebte Mädchen an ſich feſſeln und ihr zugleich die namenloſe Qual bereiten, ihn in den Gefahren des Meeres und des Krieges zugleich zu wiſſen?

Doctor John war eine feſte, biedere, ehrenhafte Natur. Er beſtand den ſchweren Kampf mit dem liebenden Herzen, und als die Stimme des Gewiſſens ihr „Nein“ ausſprach, beugte er das blutende Herz unter das Machtgebot. War der Krieg vorüber, ſo wollte er nach Marie galante eilen und ſein Theuerſtes holen und heimführen. Das ſtand feſt in ſeiner Seele, und ſein Vater, das hoffte er, würde ihn daran nicht hindern; aber mit Amelie mußte er noch reden, das war nothwendig.

Ellen ahnte, was in ihres Bruders Herzen vorgehe. Sie bat Amelie, daß ſie den Abend noch bei ihr zubringe, und das geſchah. Hier wurden die Schwüre ewiger Treue gewechſelt; hier der Plan fürs Leben entworfen und hier die heißen Thränen des Schmerzes geweint. Keins von ihnen ahnete den Grund ihrer Leiden, und Madame Cantrac hatte ſo kunſtmäßig ihre Rolle geſpielt, daß die Argloſen keinem Gedanken Raum gaben, wo der ſchnell gefaßte Entſchluß ſeine tiefſten Wurzeln geſchlagen habe. Hätte aber Jemand den Blick triumphirenden Haſſes geſehen, den dies Weib dem Doctor zuwarf, er hätte keine Secunde im Zweifel bleiben können, was eigentlich hier vorwalte. Schon in der Frühe des nächſten Morgens legte ein Sloop in der Bucht ſich vor Anker. Nach eingenommenem Frühſtücke ſchlug die Stunde des Abſchiedes, den aber Alle dadurch weiter hinaus ſchoben, daß ſie die Gäſte nach Southampton begleiteten, wo ſie Tom mit dem Kutter abholen ſollte.

Als die Sloop dahin fuhr, ſtand Tom am Ufer und ſah ihr nach, wie die Segel ſich im Morgenwinde ſchwellten. „Uff!“ rief er aus, „ich bin ſeelenfroh, daß das Franzoſenvolk endlich zieht! Das kleine, ſchöne, ſchwarzaugige Ding hat meinem jungen Herrn den Kopf rein verrückt, und ich fürchte, auch das Herz dazu. Gut iſt ſie; das muß wahr ſein, gut, wie Miß Ellen, aber ſie iſt doch eine Franzöſin, und ich meine, das gäbe niemals eine gute Fahrt!“

III.

Roßbridge Houſe glich einem Sterbehauſe, aus dem man die Liebſten hinausgetragen zur ſtillen Gruft, ſeit die Fremden es verlaſſen hatten.

Selbſt der alte Capitän empfand die Lücke ſchmerzlich, denn er hatte die beiden franzöſiſchen Seeleute ſehr lieb gewonnen. An Monſieur Cantrac konnte er keinen Gefallen finden und ſeine Frau war noch weniger geeigenſchaftet, ihm Wohlwollen einzuflößen. Jetzt nahte der Winter mit ſchnellen Schritten und mit ihm die Jahreszeit, die ihn in das Haus zurückdrängte, wo ſelten ein lieber Beſuch die Einförmigkeit unterbrach. Mehr wie er fühlte aber den Verluſt der Freundin die gute Ellen. Amelie ſchloß ſich ſo ſchnell, ſo innig an ſie an, wie es ſelten ein

Mädchen gethan, und die Übereinſtimmung ihrer Anſichten und Gefühle einigte ſie bald aufs Engſte. Zwar überragte Ellen die Franzöſin ſehr an Bildung des Geiſtes; aber ſie beachtete das bei der perſönlichen Liebenswürdigkeit Amelie's um ſo weniger, als ſie die großen Vorzüge ihres vortrefflichen Herzens ſehr hochſchätzte. Nun ſtand ſie wieder allein in dem ſtillen Roßbridge-Houſe und die Wintertage geſtatteten ſo ſelten auch nur ein Ergehen im Freien. Alle ihre Gedanken waren bei Amelie und manche Thräne floß der geliebten Freundin. Am Schwerſten war John getroffen von dieſem Scheiden. Sein Herz umfaßte mit einer innigen Liebe das Mädchen und es war die ganze Fülle einer erſten, heiligen Liebe, die es erfüllte. Da lag Schmerz und Trauer auf ſeinem Herzen und er ſuchte gefliſſentlich die Einſamkeit auf, um ſich ſeinen Erinnerungen ganz hingeben zu können. War er bei Ellen, ſo ſprachen ſie nur von ihr, und das gewährte allein ſeinem Herzen eine Wohlthat.

Der Vater ſchien das Verhältniß gar nicht zu kennen, und doch war er durch Ellen vollkommen eingeweiht. Amelie hatte ihm wohlgefallen, und er hätte unter anderen Umſtänden nichts dagegen gehabt, wenn ſie ſeine Schwiegertochter geworden wäre; allein er billigte John's Benehmen ſehr. Es hätte ihm mißfallen, wenn er unter ſeinen jetzigen Umſtänden um ſeine Einwilligung zu der Heirath gebeten hätte. Soll es ſein, daß er ſie nach wenigen Jahren ſeines Seedienſtes heirathen kann, ſagte er zu Ellen, ſo wird ihm mein Segen nicht fehlen, wenn anders dieſe jugendlich aufflammende Neigung die Prüfung der Zeit aushält.

Er verhehlte es ſich aber in ſeines Herzens Grunde nicht, daß es ihm lieber wäre, wenn einſt der Doctor ihm eine Tochter Altenglands zuführe und um ſeinen Segen bitte. Auch hoffte er, der Rauſch werde verfliegen, denn für ein tiefer gewurzeltes Gefühl hielt er es nicht. Es ſchien ihm unter ſolchen Verhältniſſen geeigneter, durch Nichts zu verrathen, daß er mit der Lage der Sachen und mit dem Grunde von des Doctors ſtillem Weſen genauer bekannt ſei.

Der Krieg zwiſchen Frankreich und England brach aus, und dieſes Ereigniß brachte abermals eine Änderung in das Leben der Familie des Capitäns.

Er ſtand mit den Lords der Admiralität in den freundſchaftlichſten Beziehungen. Sie hielten ihn ungemein werth, weil eine fleckenloſe, lange Dienſtzeit den Mann mit Recht hochſtellte. Er hatte Altengland große Dienſte geleiſtet. Das vergaß das dankbare Vaterland nicht, und auch die vergaßen es nicht, die der Dankbarkeit des Vaterlandes den Ausdruck zu geben hatten.

Der Capitän nahm keinen Anſtand, ſeines Sohnes Wunſch als Marinearzt ſich eine Laufbahn zu eröffnen, den Lords der Admiralität auszudrücken. Sie nahmen den Wunſch des Ehrenmannes wohlgefällig auf und plötzlich traf das Patent als Marinearzt für Doctor John in Roßbridge-House ein, und der Befehl, ſich ſogleich nach Liverpool zu begeben, wo er auf der Fregatte Sr. Majeſtät „der Eritanus" ſeinen Dienſt anzutreten habe.

Das kam zwar nicht unerwartet, aber es wirkte doch durch ſein Eintreffen wieder niederdrückend auf den Capitän und Ellen. So ſchnell als möglich wurde ſeine Ausrüſtung hergeſtellt und von den Segenswünſchen der geliebten Schweſter und denen des treuen Vaters begleitet, eilte der Doctor, gefolgt von dem alten Tom, nach Liverpool an Bord des ſtolzen Schiffes, das die Contreadmiralsflagge trug und von einem Geſchwader begleitet war, deſſen Beſtimmung darin beſtand, im Canale zu kreuzen, um die franzöſiſche Küſte zu blockiren und franzöſiſche Schiffe zu kapern; auch die Bewegungen bei Boulogne zu beobachten, die England mit einer feindlichen Landung bedrohten.

Wie es aber im Seeleben häufig iſt, daß ein Schiff heute hier iſt, morgen aber ſchon an einen anderen, viel tauſend Seemeilen entfernten Punkt des Weltmeeres beordert wird, ſo kam nach Ablauf eines Jahres der Befehl, eine Handelsflotte nach den engliſchen Beſitzungen in Weſtindien zu geleiten, für den Eritanus ebenſo unerwartet als unangenehm. Dieſe Nachricht wirkte wie ein Zauberſchlag auf des Doctors Trübſinn, den die Seeoffiziere Spleen nannten, ohne daß ſie den tiefliegenden Grund deſſelben ahnten. Sie konnten es ſich gar nicht enträthſeln, wie es doch kommen möge, daß die Veränderung der Station und die weite Reiſe eine ſo wunderbare Veränderung in dem Weſen des Doctor hervorbringen könne, denn er war heiter, wohlgemuth, ja fröhlich, und nicht ſelten vernahm man aus dem Munde des ſo wortkargen, in ſich verſchloſſenen Mannes ein fröhliches Lied oder irgend eine Seemannsweiſe, die er mit ſeelenheiterm Angeſicht am Maſte lehnend vor ſich hinſummte. Der alte Tom aber ſchien jetzt die Rolle mit ſeinem Herrn vertauſcht zu haben, denn in dem Maaße, wie jener fröhlich wurde, zeigte Tom ein mürriſches Weſen und man konnte häufig aus ſeinem Murmeln den Indianerruf: Uff! zu hören bekommen, eine Anzeige, daß ihn innerlich etwas höchſt unangenehm berühre.

Der ſegelt jetzt mit friſchem Winde, ſagte er zu ſich in halblautem Selbſtgeſpräch, und alle Wimpel flattern! Ich hoffe, das Schickſal ſoll einen Gegenwind ſenden, der das Einlaufen in den Hafen ſeiner Pläne zu nichte macht! Ich wette, es iſt ſein Unglück! Uff! Uff!

Die Fahrt nach Weſtindien war eine ſehr glückliche. Hundert Handelsſchiffe bildeten die Flotte, welcher die Fregatte Eridanus zum Schutze beigegeben war. Der nächſte Punkt war die Bai von Carlisle. Hier ging die Flotte glücklich vor Anker, und es ſchien, als bleibe Barbadoes zuerſt der Ort, wo die Fregatte weilen ſollte. In Bridgetown ſchifften ſich die Offiziere aus, um das Innere der Inſel ſich anzuſehen. Der Doctor begleitete ſie. Er liebte es beſonders, die Berge der Inſel zu beſteigen, vorzüglich die höchſten, wo ſein Auge Marie galante zu erblicken hoffen durfte. An einen Urlaub zum Beſuch auf Marie galante war gar nicht zu denken, da dieſe Inſel franzöſiſch war und eine kleine Beſatzung hatte, wo es dann, wenn er nicht als Spion ergriffen und gerichtet worden wäre, leicht hätte ſein können, daß er die Freuden einer weſtindiſchen Kriegsgefangenſchaft hätte zu koſten gekriegt in einem Maaße, wie ſie Andere vor ihm wehklagend geſchildert. Er mußte das ſtürmiſch klopfende Herz beſiegen und ſich mit dem Gedanken beruhigen, daß er in ihrer Nähe ſei, daß Eine Welle die Planken ſeines Schiffes und die Küſte ihrer Inſel beſpüle, daß er Eine Luft mit ihr athme, und nur das quälte ihn, daß — ſie es nicht wußte.

Tom erkannte, daß das Sprüchlein: „Aus den Augen, aus dem Sinn“ bei ſeinem Herrn nicht verfange, und ſein ſchauerlich tönendes „Uff!“ ließ ſich öfter hören, als ihm eine augenfällige Urſache unterlegt werden konnte.

Die Ungeduld, welche den liebenden Doctor auf Barbadoes ergriff, ſollte bald auf eine noch ärgere Weiſe hervorgerufen werden.

Der Commandant erhielt nämlich Befehl, in den weſtindiſchen Gewäſſern zu kreuzen und ſo viel franzöſiſche Schiffe zu kapern oder in den Grund zu bohren, als nur immer möglich ſei. Sie verließen die Bai von Carlisle, um wieder zu kreuzen und die Beute nach England zu ſchicken, welche ſie durch die Wegnahme franzöſiſcher Handelsſchiffe gewönnen. So ſegelte denn der Doctor gegen ſeinen Willen bald hinab an den Antillen, bald wieder hinauf, und wenn nicht einmal ein Kampf mit einem Franzoſen vorkam, ſo war die drückende Langweile kaum zu ertragen.

Um den Doctor vollends in Verzweiflung zu ſetzen, empfing das Schiff den Befehl, von Tortola aus eine Handelsflotte nach England zu geleiten, und dann war vielleicht ſeine Hoffnung vernichtet, Amelie wieder zu ſehen, jedenfalls in eine weite, unbekannte Ferne gerückt.

Troſtlos, und wahrhaft ſtumpf gegen jedes Ereigniß, lehnte er am Hauptmaſt, als die Flotte am dritten Tage die Virgin-Gorda paſſirte. Mit dem Verſchwinden der Antillen verſchwand die Hoffnung, und er fluchte einem Dienſte, der ſeinem Willen Sclavenfeſſeln anlegte.

So machte es keinen Eindruck auf ihn, als mit vollen Segeln eine Brigg der Flotte nachjagte und Depeſchen an den Commodore überbrachte. Er ahnte nicht, daß ſich dieſe Depeſchen auf ihn allein bezögen, bis er zum Commodore beſchieden wurde.

„Doctor,“ ſagte Sir Ralph zu ihm, „Sie ſind um die Hoffnung betrogen, die theure Heimath wieder zu ſehen. Sie müſſen ſogleich mit der Brigg zum Oberbefehlshaber, der Sie im Hafen von Antiqua erwartet."

Wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte ihn dieſe Botſchaft.

Der Commodore ſah ihn mit Erſtaunen an, als die Röthe der Freude plötzlich die bleichen Wangen des Doctors malte und ſein Auge leuchtete wie die Sonne, die plötzlich hinter dem düſtern Gewölke hervortritt.

„Ich ſehe, die Botſchaft iſt Ihnen angenehm?" ſprach Sir Ralph.

Der Doctor ſtotterte etwas über die Gründe her, von dem der Commodore kein Jota verſtand, beurlaubte ſich dann, um ſo ſchnell als möglich ſeine Effecten zu ordnen.

„Tom," rief er dieſem freudig zu, „wir eilen mit der ſchnellſegelnden Brigg nach Antiqua zurück! Schnell Alles gepackt!"

„Uff!" dehnte Tom den eigenthümlichen Laut. „Ich wollte, die Brigg wäre am Cap der guten Hoffnung und wir auf dem Wege nach Wight!" brummte der Alte. „Iſt's Ihr Ernſt, Herr?"

„Freilich! ſchnell nur!" war der Doctors Antwort, und Tom ging fluchend nach der Kajüte. Ich erleb's noch, daß wir nach Marie galante gehen! fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, mitten unter die Hunde, die Franzoſen, und holen das hübſche, ſchwarzäugige Püppchen und führen's als Miſtreß Roßbridge nach Wight!

Er würde ſein Selbſtgeſpräch noch weiter geführt haben, wäre ihm nicht der Doctor auf dem Fuße gefolgt.

Nie hatte Tom mit größerm Unmuthe ſeines Herrn Befehle gehorcht, als heute; aber es half nichts. Nach Verlauf einer Stunde befanden ſie ſich an Bord der Brigg Pultuks auf dem Wege nach Antiqua.

Der Doctor war neu belebt. So heiter hatte ihn Tom lange nicht geſehen, und unwillig ſchüttelte er den Kopf und brummte in den Bart: Die kleine Hexe hat es ihm angethan!

Der Capitän der Brigg war ein heiterer Mann, mit dem der

Doctor bald im freundlichſten Verkehre ſtand. Er war ſchon lange in Weſtindien und erzählte ihm von ſeinen Abenteuern.

„Das luſtigſte, welches ich in Weſtindien erlebt habe," ſagte er, „war die im letzten Februar vollbrachte Eroberung von Marie galante."

„Wie?" rief der Doctor, „wir ſind im Beſitze von Marie galante?"

„Gewiß," ſagte der Capitän, „ich war bei der Affaire. Es war ein Faſtnachtsſtreich in beſter Form! Laſſen Sie ſich's erzählen!"

„Auf der Inſel befanden ſich etwa dreihundert Franzoſen. Es war die ganze Beſatzung, das wußten wir ſehr genau; überdies war es uns nicht fremd, daß nirgends auf den franzöſiſchen Antillen der Faſching geräuſchvoller, luſtiger, ja toller gefeiert würde, als auf Marie galante. Der letzte Faſchingsabend, ja die ganze Nacht iſt die allertollſte. Niemand ſchläft. Auf den öffentlichen Plätzen, in Dörfern und Städten wird getanzt und alle Welt iſt maskirt, vom Greiſe bis zum Kind. Im wildeſten Rauſche fliegt die laue Nacht hin und am Morgen liegt die ganze Inſel im eigentlichſten Sinne des Worts im tiefſten, bleiernſten Schlaf. Auf dieſen Umſtand gründeten wir unſer Unternehmen, und unſere Berechnung war mit untrüglicher Sicherheit gemacht.

„Noch in der mondhellen Nacht nahten wir uns mit drei Schiffen und etwa zweihundert Mann Truppen der Inſel. Sowohl im Fort, als in der Stadt ſchlief Alles feſt, als wir mit dem Morgen landeten. Unverweilt rückten wir gegen die Hauptſtadt vor.

„Es mochte gegen ſieben Uhr des Morgens ſein, als wir an dem Thore der Stadt Halt machten, die uns wie eine Todtenſtadt vorkam, denn kein Leben regte ſich in ihr.

„Capitän Piget, der die Truppen befehligte, theilte dieſe und die Matroſen, welche als Freiwillige Antheil an der Expedition genommen hatten, in zwei Haufen, deren einen ich befehligte. Unglücklicherweiſe erwachte eine Schildwache und eilte zu dem Befehlshaber. Dieſer, welcher vom Maskenballe kaum erſt zu Bett gegangen war, raffte ſich ſchnell auf, warf ſich auf ein Pferd und floh nach der nächſten Pflanzung, die einem Franzoſen Namens Cantrac gehört — indem er nur eine Handvoll Soldaten mitnahm.“

„Cantrac?“ rief erblaſſend der Doctor.

„Kennen Sie ihn?“ fragte der Capitän, „doch hören Sie weiter — ich komme auf Cantrac zurück, wenn es Sie intereſſirt. Er ſagte den Offizieren im Fort, er wolle die Landwehr der Inſel aufbieten und dann der bedrohten Stadt zu Hilfe eilen. Das war indeſſen auch nur eine Maskerade; denn dem feigen Menſchen war es nur darum zu thun, mit heiler Haut zu entkommen, überdies kannte er die Schwäche des Forts, wußte recht gut, daß nur eine einzige eiſerne Kanone auf dem Walle war und fünfzig Mann Soldaten nicht im Stande wären, das Fort zu vertheidigen. Die übrigen lagen an anderen Orten im Innern, da man an einen Überfall von uns gar nicht gedacht haben mochte.

„Das Geräuſch der Waffen veranlaßte jedoch, daß eine Anzahl Bewohner der Stadt erweckt wurde, die eiligſt ſich in das Fort warfen, um ſich darin zu vertheidigen. Sie ſandten auf geheimen Wegen eine Botſchaft an den Commandanten nach Cantrac's Pflanzung mit der Frage: Was ſie thun ſollten?

„Unterdeſſen rückten wir an und eine Musketenſalve gegen das Fort weckte die Schläfer vollends, die ſich die Augen rieben und voll Erſtaunen engliſche Truppen in der Stadt ſahen.

„Der Eilbote kam zurück und meldete den Franzoſen im Fort, ſie ſollten wacker die Kanone auf uns losbrennen. Wir ſtanden indeſſen ſchon, Herren der Stadt, vor dem Fort und richteten unſere Feldſtücke zur Beſchießung. Das bereitete ihnen einen ſolchen Schrecken, daß ſie eine Waffenſtillſtandsflagge aufhißten und einen Unterhändler an Hauptmann Pigot ſandten, der indeſſen mit einem ſchallenden Gelächter antwortete und ihnen ſagen ließ, es ſei nur eine Maskerade und die Kanonen ſeien mit Bonbons geladen! Das aber als baare Münze zu nehmen, trugen ſie doch billiges Bedenken, zumal unſere Schiffe auf der Rhede ihre Kanonen löſten und der Seewind ihren Donner ſehr deutlich herübertrug.

„Ehe zehn Minuten vergangen waren, öffnete das Fort ſeine

Thore und wir zogen mit klingendem Spiele und wehender Fahne in daſſelbe ein, wo die tapfere Beſatzung in gemüthlicher Ruhe die Waffen ſtreckte.

„Die Bewohner der Stadt kamen indeſſen zum klaren Bewußtſein, daß wir ohne einen Blutstropfen Herren der Inſel ſeien, was ſo gut als gewiß war, da wir einmal Herren der Hauptſtadt und des Schlüſſels der Inſel, des Forts, waren. In einer kürzern Friſt, als ich Ihnen das erzähle, wehte Altenglands ſiegendes Banner auf dem Fort, und die Bewohner der Stadt beeilten ſich, die engliſche Flagge mit echt franzöſiſcher Artigkeit überall aufzupflanzen.

„Als Capitain Piget nach dem Commandanten fragte, erhielt er die naive Antwort, er befinde ſich auf einer, etwa eine engliſche Meile entfernten Pflanzung.

„Ihn gefangen zu nehmen, war natürlich um ſo wichtiger, als er im Stande war, die franzöſiſchen Truppen aus den verſchiedenen Standquartieren der Inſel, nebſt der Landwehr, die mit jenen eine Truppe von tauſend bis zwölfhundert Mann ausmachten, an ſich zu ziehen, die uns Unbequemlichkeiten bereiten konnten, wenn ſie die umliegenden Höhen beſetzten.

„Während Capitän Piget das Fort und die Stadt beſetzte, erhielt ich Befehl, womöglich die Pflanzung zu umgehen und den Commandanten aufzuheben, der etwa acht bis zehn Soldaten zu ſeiner Bedeckung mit ſich genommen haben mochte, was uns nicht einmal genau angegeben werden konnte, da die Verwirrung Niemand darauf hatte achten laſſen.

„Zwei kundige Führer leiteten uns und trotz der ſengenden Strahlen, die die Sonne auf uns herabſandte, erreichten wir nach einem kurzen Marſche die Pflanzung, umſtellten ſie und ich rückte mit meiner Colonne an.

„Zwar feuerte die Handvoll Soldaten ihre roſtigen Musketen einmal auf uns ab, allein keine Kugel traf und ſchnell waren ſie überwältigt und entwaffnet. Der Commandant wollte entfliehen, fiel aber unſren Leuten in die Hände, und ergab ſich mit Anſtand als Kriegsgefangener.“

„Und was that Monſieur Cantrac?“ fragte mit Beben der Doctor. „Was geſchah auf der Pflanzung?“

„Nichts, beſter Doctor,“ entgegnete der Capitän der Brigg lachend, „als daß uns Monſieur zu einem köſtlichen Frühſtück einlud, wozu wir einen geſegneten Appetit mitbrachten und ſeiner Gaſtfreundſchaft eine Ehre anthaten, über die er, bei ſeinen urbanen Sitten, ſich nicht beſchweren konnte.“

„Aber ſeine Familie? Sahen Sie ſie nicht?“

„Die Wahrheit zu ſagen,“ fuhr der Capitän der Brigg Pultuſk fort, „ſo hatten wir dieſe Ehre erſt bei der Mittagstafel, bei der es übrigens ſchon ſo cordial herging, als wären wir ſeit hundert Jahren die Beſitzer der ſchönen Inſel. Madame Cantrac war unausſprechlich liebenswürdig und kokettirte wie eine feine Pariſerin. Schöner aber und liebenswürdiger erſchien ihre Schweſter, eine liebliche Erſcheinung, die aber nicht die mindeſte Ähnlichkeit in ihrem Benehmen mit ihrer Schweſter hat, denn ſie war ſehr ernſt und zurückhaltend.“

„Mir that es leid, den ſchönen Aufenthalt verlaſſen zu müſſen, allein ſchon nach Tiſch mußte ich meine Gefangenen nach dem Fort bringen, und habe die Pflanzung nicht wiedergeſehen, da ich auf meine Brigg zurückkehrte, welche nach Barbadoes ſegeln mußte. So viel aber kann ich Ihnen ſagen, daß die übrigen Theile der Beſatzung in wenigen Tagen das Beiſpiel ihrer Kameraden nachahmten, und ſeitdem die Inſel, ohne Verſuch der Wiedergewinnung von Seiten der Franzoſen, in unſerer Gewalt blieb.“

Angſt und Sorge hatte die Erzählung in des Doctors Seele anfänglich erweckt, allein ſie ging ſchnell in hohe Freude über. Wußte er ja doch nun, wo Amelie war, daß es ihr wohl ging und daß ſie ihm ihre Treue bewahrt hatte.

„Da Sie an Marie galante und namentlich an der Familie Cantrac Antheil nehmen,“ fuhr der Capitän fort, nachdem er einige Befehle dem Lieutenant gegeben hatte; „ſo darf ich Ihnen die frohe Botſchaft melden, daß Sie ohne Zweifel nach Marie galante beſtimmt ſind.“

Der Doctor ſtarrte den Capitän an. „Scherzen Sie nicht!“

ſagte er, wähnend, der Seemann wolle ihn foppen, mit großem Ernſt und Nachdruck.

„Behüte, beſter Doctor,“ rief dieſer aus. „Das kommt mir nicht in den Sinn. Was ich Ihnen ſage, hätte Ihnen ſchon Sir Ralph ſagen können, denn es ſteht in der Depeſche, die ich las, weil ich ſie offen von dem Oberbefehlshaber in Antigua empfing.“

Jetzt pochte des Doctors Herz faſt hörbar.

„Hören Sie nur weiter, wie es zuſammenhängt, ob ich gleich fürchten muß, einen recht bittern Tropfen in den Kelch der Freude für Sie zu miſchen. Ich weiß es nicht,“ fuhr der Capitän fort, „ob es Ihnen bekannt iſt, daß die Lage der Hauptſtadt der Inſel und des Forts eine ſehr ungeſunde iſt. Faſt die ganze Beſatzung iſt von böſen Fiebern heimgeſucht und erkrankt. Dieſe Fieber, dort einheimiſch und den Eingebornen weniger gefährlich als uns, die wir an das heiß-feuchte Klima nicht gewöhnt ſind, haben ſchon eine Menge der Unſeren weggerafft, ſind aber ſo anſteckend, daß die zum Erſatz hingeſendeten Soldaten ſchnell auch davon ergriffen wurden. Jetzt iſt kein Arzt im Fort, da bereits vier Ihrer Kunſtgenoſſen dort ihren Tod gefunden haben. Ohne Arzt kann der Oberbefehlshaber die Garniſon nicht laſſen, und da wir auf der Flotte keinen Arzt entbehren können, ſo beſchloß er, Sie zurückzubehalten und nach Marie galante zu ſchicken. Gott gebe, daß es Ihnen gelingt, die Krankheit zu bewältigen, und Sie ſelbſt davon verſchont bleiben!“

So weit war der Capitän der Brigg, als ein ſich ſtark erhebender Wind ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und er ſchnell zu ſeinem Sprachrohre griff, um die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Der Doctor dankte Gott im Stillen, daß er Zeit gewann, das Gehörte ſich zurecht zu legen und ſeine Gefühle in ſeine Gewalt zu bekommen. Wie ſtürmte es in ſeiner Bruſt! Wie trat die ſchönſte Hoffnung ſeines Lebens roſig vor ihn hin!

Was der Capitän von den Verhältniſſen auf der Inſel ſagte, focht ihn nicht im Geringſten an. Nur an Amelie dachte er, und die Wonne eines nahen Wiederſehens durchzuckte ſein Herz.

IV.

Was ihm der Capitän der Brigg Pultusk erzählt, beſtätigte ſich vollkommen, als der Doctor auf Antiqua eintraf. Der Oberbefehlshaber theilte ihm mit, daß, nachdem Marie galante ganz in der Weiſe, wie der Capitän erzählt, in engliſchen Beſitz gekommen, vier bis fünfhundert Mann Truppen die Inſel beſetzten. Schon im Vorſommer aber entwickelten ſich Fieber unter der Beſatzung, die einen ſo heftigen Charakter annahmen, daß die davon Befallenen innerhalb vier und zwanzig Stunden eine Beute des Todes waren. Alle Mittel, welche die Ärzte anwendeten — oder verbeſſerte der Oberbefehlshaber — die Chirurgen, denn eiggntliche, wiſſenſchaftlich gebildete Ärzte konnte ich nicht dahin ſchicken, weil ſie uns mangelten — blieben ohne den gewünſchten Erfolg. Wie Schneeflocken fielen die Opfer, und die unabweisbare Folge davon war, daß eine Muthloſigkeit die Mannſchaften ergriff, die vollends die Wirkung der Medicamente vernichtete. Zuletzt nahmen ſie keine Arzneien mehr, weil ſie ſich als Verlorene anſahen, wenn ſie die Krankheit ergriff. Manche entflohen, und wir hatten Mühe, ſie aus ihren Verſtecken hervorzulocken. Sie ſehen, Sir, ſchloß der Oberbefehlshaber, daß ich Ihnen eine Miſſion anvertraue, die eine doppelte Wirkſamkeit erheiſcht, eine moraliſche und eine ärztliche; allein ich lege ſie in vollem Vertrauen in Ihre Hand, und das Vaterland und ſeine geheiligte Majeſtät werden die Dienſte nicht unbelohnt laſſen, die Sie, ohne Zweifel, in höchſt befriedigender Weiſe leiſten werden. Ich ertheile Ihnen Vollmacht, Alles anzuordnen, was Sie für erſprießlich anſehen. Verfügen Sie über unſere Schiffsapotheken zu Ihren Zwecken und nehmen Sie ſich ſo viele Untergehilfen mit, als Sie deren zu bedürfen glauben. Die Brigg Pultusk ſteht zu Ihrer Verfügung, nur — eilen Sie, da große Gefahr im Verzuge liegt.

Das war die Inſtruction des Doctors, und er eilte, ſo viel er konnte. Tom ließ ſein beliebtes Uff! in dieſer Zeit mit beſonderm Nachdrucke hören; allein es blieb keine Wahl, der Befehl mußte ausgeführt werden. Sie ſchifften ſich mit hinlänglichen Vorräthen an dem, was zur Bewältigung der Epidemie nothwendig war, und vier Lazarethgehilfen ein, und nach kurzer, glücklicher Fahrt ſtiegen die dunkeln und wilden Küſten von Marie galante aus den Wellen, die ſo wunderbar durchſichtig und klar waren, daß man bei einer bedeutenden Tiefe den weißen Meeresboden ſah und die Fiſche, welche ſtill in die Tiefe gingen und deren leuchtende Farben das Auge ergötzten. Je näher ſie indeſſen der Inſel kamen, deſto ſchöner wurde der Anblick des Pflanzenwuchſes auf derſelben. Wo die Felſen nicht ſchwarz aus dem Meer anſtiegen, ſäumten dicht verſchlungene Gebüſche von Mangle-Bäumen die Ufer. Weiter zurück erhoben die Kohl- und Kokospalmen ihre herrlichen Kronen in die reinen Lüfte. An den Bergen ſah man dichte Wälder von wilden Orangen und anderen, dem weſtindiſchen Himmelsſtrich eigenen Baumarten. Schwärme von Seevögeln umkreiſten das Schiff und wiegten ſich harmlos auf den Wogenkämmen, die ein lieblicher Seewind hob und ſenkte. Des Doctors Bruſt ſchwellten ſelige Hoffnungen und ſein Auge ruhte mit Entzücken auf der ſchönen Inſel, die das Höchſte einſchloß, was ſein Herz kannte.

Tom war das Gegentheil ſeines Herrn. Finſter lehnte er an der Galerie des Hintercaſtells und ſah die Inſel mit unwilligen Blicken an. Wäre ſie in die klare Tiefe des Oceans verſunken vor ſeinen Augen, er würde ſtatt ſeines Uff's ein freudiges Hurrah ausgeſtoßen haben.

Endlich landeten ſie, und der Doctor eilte, ſich dem Capitän Pigot, der noch als Befehlhaber auf Marie galante weilte, vorzuſtellen. Aufs Herzlichſte bewillkommte ihn der ſtrenge, aber biedere Mann und führte ihn ſogleich in das Lazareth, wo der Doctor, nachdem es gehörig gereinigt und hergerichtet war, furchtlos die Wohnung ſeiner darin verſtorbenen Vorgänger einnahm.

Schon dieſer Umſtand, dann aber die energiſchen Maßregeln, die er in Bezug auf Reinlichkeit, Lüftung und Beköſtigung anordnete, und ſein entſchiedenes Auftreten, die feſten und doch zutraulichen, mutheinflößenden Reden, die er an die Leidenden richtete, gewannen ihm ſchnell volles und unbedingtes Vertrauen und einen Einfluß, wie kein anderer Arzt vor ihm ausgeübt hatte; allein nach wie vor raffte der Tod ſeine Opfer hin, bis des Doctors Maßregeln günſtigere Reſultate herbeiführten. Er ließ die Kranken, welche der Geneſung zuſchritten, ſchnell auf höher gelegene Punkte der Inſel bringen und widmete ſich ſeiner Pflicht mit ſolcher Sorgfalt, daß ſelbſt die heißen Wünſche ſeines Herzens zurücktreten mußten.

Der Beſuch der hochgelegenen Geneſungsorte machte es ihm endlich möglich, mit dem Gebote der ſtrengen Pflicht, auch den Wunſch ſeines Herzens zu befriedigen.

Er hatte genaue Nachrichten eingezogen und wußte nun, daß Amelie auf Cantrac's Pflanzung war und daß dieſe nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt, auf einer Höhe lag, zu der man durch ein tiefes, ſchauerliches Felſenthal gelangte.

Eines Morgens brach er, von dem mürriſchen Tom jedoch nicht begleitet, dorthin auf.

Es war ein wundervoller Morgen. Ein ſanfter Seewind milderte die Wärme, die ſchon früh einzutreten pflegt. Die Düfte der blühenden Orangen und anderer würzige Wohlgerüche aushauchender Blüthen und Pflanzen der überaus üppigen Vegetation der Inſel durchwegten die Lüfte. Überall blühte, grünte, jubelte es, wie in dem Herzen des Doctors.

Es pochte ungeſtüm in ſeiner Bruſt. Wie werde ich ſie wiederfinden? fragte er ſich. Wird ſie mir mit der alten Liebe entgegenkommen?

Er ritt jetzt durch das wilde Felſenthal, jenſeit deſſen das Gelände langſam anſtieg. Als er aus den ſchroffen ſchwarzen Felswänden heraus war, erblickte er die Gebäude der Pflanzung, die ſich an einen kleinen Park anlehnten. Hohe Kokospalmen ragten mit ihren Kronen über die Gebäude hinaus, während die ſchönſten Gartenanlagen ſich vor der Veranda des Hauſes ausbreiteten. Etwa hundert Schritte zur Seite des Parkes lagen die Hütten der Neger, deren Ausſehen ein bei Weitem beſſeres war, als es der Doctor auf anderen Inſeln Weſtindiens geſehen hatte.

Ein weiter Raum vor dem Garten und Hauſe war umzäunt. Hier ſtieg der Doctor von ſeinem Pferd und ſchritt der Veranda zu, welche blühende Rankenpflanzungen umzogen. Er ſah Frauengeſtalten darin; allein, ob ſie ihn gleich bemerkt haben mußten, verrieth keine, daß ſie ihn kannte. Dies lag übrigens ganz einfach in ſeiner militäriſchen Kleidung, in der ihn ſelbſt Amelie, die bei ihrer Schweſter ſaß, nicht erkannte. Erſt als er in der offenen Seite der Veranda ſtand und ſeinen Hut abzog, rief Madame Cantrac: „Mein Gott, Doctor Roßbridge! Wo kommen Sie her?“

Jetzt erſt blickte Amelie ihn an, und mit einem Schrei der Freude ſtürzte ſie ihm entgegen und lag faſt ohnmächtig an ſeiner Bruſt. Auch Cantrac eilte herbei und begrüßte ihn freudig.

Nach dem erſten Sturme der Wiederſehensfreude mußte er tauſend Fragen beantworten, die ſeinem Vater, Ellen, ſeinen Schickſalen, ſeiner Hierherkunft galten. Amelie kam faſt nicht zu ſich. Sie ſaß an ſeiner Seite und hing mit ihren thränenfeuchten Blicken an ſeinem Mund. Es war, als wollte ſie jedes Wort ihm von der Lippe wegnehmen. Alle jene Schüchternheit, die die Äußerungen ihrer Liebe auf Wight noch zurückgehalten, ſchien verſchwunden. Die ſelige Freude des Wiederſehens hatte ſie verſcheucht. Ihre Seele lag offen da, wie ein reiner Spiegel, den kein Hauch trübt. Seinen Arm hielt ſie umſchlungen, als wolle ſie es verhindern, daß nun noch irgend eine trennende Gewalt zwiſchen ſie trete.

Herr und Madame Cantrac, die in Liebesbeweiſen gegen den Retter ihres Lebens wetteiferten, ſchienen dieſe Beweiſe von inniger Liebe, welche der Doctor und Amelie austauſchten, auch gar nicht zu bemerken, oder doch als Etwas hinzunehmen, was ſich gewiſſermaßen von ſelbſt verſtand. In dieſer theuren Geſellſchaft flohen dem glücklichen Doctor die Stunden mit Blitzeseile dahin, und die nahende Ruhe des Abends erinnerte ihn erſt an die Scheideſtunde, welche die Pflicht gebot. Denn etwa eine halbe Meile hinter der Pflanzung lag das einſame Gehöfte, wo die Geneſenden weilten. Dorthin begleitete ihn Cantrac.

Unterwegs ſprach er viel über die ausgebrochene Fieberepidemie und erkundigte ſich ſehr genau, wie der Geſundheitszuſtand im Fort ſei. Arglos erzählte ihm der Doctor Alles aufs Genaueſte, beſuchte dann ſeine Pflegebefohlenen und ritt mit Cantrac wieder nach der Pflanzung, wo er noch blieb, bis die Nacht hereinbrach. Dann erſt ſchied er von der Geliebten und trabte der Stadt zu, gebunden durch das ſo gerne gegebene Wort, jeden Tag die Pflanzung zu beſuchen.

Als ihm Tom das Pferd abnahm, ſagte der Doctor: „Miß Amelie läßt dich grüßen, Tom!“

„Miß Amelie, Herr? Uff! wie ſoll die hieher kommen?“ fragte der Alte, und das Mißvergnügen ſtritt mit der Freude, daß die ſchöne Miß ſeiner gedacht.

„Sie wohnt hier in der Nähe mit Cantrac und ſeiner Frau, die du retten halfeſt,“ erwiederte der Doctor; „Alle wollen dich ſehen, und morgen reiteſt du mit mir hinaus.“

„Mich ſehen?“ wiederholte Tom, und kein Uff! ging über ſeine Lippen und durch ſeine Zähne. „Ich hätte ſo einem Franzoſenherzen nicht zugetraut, daß ſeine Dankbarkeit weiter reichte, als ſeine Naſe,“ ſagte er. „Meinetwegen, Herr; ich begleite Euch,“ ſetzte er um Vieles freundlicher hinzu.

Als der Doctor zu dem Capitän Pigot kam, ſagte dieſer: „Iſt Ihnen nichts aufgefallen dieſen Abend, Doctor?“

„Roßbridge ſah ihn fragend an und erwiederte: „Nichts, als daß die Luft eigenthümlich ſchwül, faſt drückend war, und kein Lüftchen wehte.“

„Das iſt's eben,“ erwiederte Pigot. „Wir haben einen böſen Nachbar an dem Vulkane Souffrier. Seit zwei Tagen ſieht man keine Rauchwolken aus ihm aufſteigen; das Meer wirft eine Menge todter Fiſche aus, was auf unterſeeiſche Gasausſtrömungen hindeutet, und dies ſind die zweifelloſen Verboten eines Erdbebens. Ich fürchte, wir haben eins dieſe Nacht zu erwarten. Sie ſind auf den Antillen etwas Gewöhnliches, aber in ihren Folgen oft verheerend.“

Der Doctor ſetzte ſich zu dem Capitän und ihr Geſpräch drehte ſich um die Urſachen der Erdbeben, als plötzlich ein Stoß geſchah, der das Gebäude erzittern machte, die Kerzen auf dem Tiſch umwarf und faſt bewirkt hätte, daß der Doctor von ſeinem Stuhle geſtürzt wäre. Der Stoß war ſo plötzlich gekommen, daß beide Männer, heftig erſchrocken, aufſprangen und nach der Thür eilten. Zugleich ließ ſich ein Geräuſch hören, ähnlich dem rollenden Donner, und es ſchien Beiden über ihren Häuptern zu ſein. Wenige Minuten ſpäter folgte ein zweiter und dritter Stoß, der ihnen kaum zuließ, das Gleichgewicht im Stehen zu halten. Jetzt fielen dem Doctor ſeine Kranken ein. Er verließ eiligſt den Capitän, um nach ihnen zu ſehen und ſie zu beruhigen. Er fand ſie alle aus ihren Betten, und ſelbſt die Leidendſten unter ihnen ſtanden vor dem Lazareth, in ihre Decken gehüllt, und zitterten vor Schrecken.

Vergebens bemühte ſich der Doctor, ſie in das Haus zu bringen. Die Erdſtöße folgten ſo raſch und ſo heftig, daß das Haus in ſeinen Fugen krachte, als wolle es einſtürzen.

„Uff, Herr,“ rief Tom, „machen Sie, daß wir von dieſer verdammten Inſel fortkommen! Goddam! ſie begräbt uns noch unter ihren Trümmern.“ Ein neuer Stoß erfolgte. Die Mauer des Lazareths bekam einen Riß, mehrere Mauern des Forts und ein Stück des Walles ſtürzten ein. Die Verwirrung war grenzenlos. Die Schiffe im Hafen tanzten auf der Fluth, ſo waren die Wellen bewegt. Aus der Stadt drang das Jammergeſchrei herauf. Man ſah die Einwohner in Schaaren auf den öffentlichen Plätzen gedrängt ſtehen. Andere flohen aus den Thoren zum Hafen, wo die Wellen ihnen den Tod drohten; denn ſie traten über die Ufer und brachen ſich an den Mauern der Häuſer, die zunächſt dem Hafendamme ſtanden. Wieder Andere flohen in die Berge, wo ſich loslöſende Felſen ſie zu zerſchmettern drohten, die mit grauſigem Gepolter herabſtürzten.

Zum Glück war es der letzte Stoß. Der umwölkte Himmel klärte ſich auf, und das Auge der Nacht, der Mond, beſchien ein Bild von Graus und Jammer. Man zog Todte, Sterbende, Verſtümmelte unter dem Schutte der eingeſtürzten Häuſer heraus und der Doctor, der mit Capitän Pigot das Lazareth unterſucht hatte, konnte nur mit größter Mühe die Leidenden bewegen, in ihre Hängematten zurückzukehren.

Überall bedurfte man ſeiner Hilfe, und unermüdet leiſtete er ſie die ganze Nacht hindurch.

Als endlich der Tag anbrach, konnte er dem Zuge ſeines Herzens nicht länger Widerſtand leiſten. Er ſtieg mit Tom zu Pferd, um nach Cantrac's Pflanzung zu eilen, während Tom unaufhörlich Verwünſchungen über die Inſel ausſtieß, wo das Einzige, was Beſtand haben ſolle, der Boden unter den Füßen, nicht feſt und ſicher ſei.

Der Doctor hörte dieſe halblauten Äußerungen, und ſo wenig er irgend zum Lachen geneigt war, konnte er dennoch nicht widerſtehen; denn es kam ſo komiſch mitunter, daß es ihn überwältigte. Er ſchwieg indeſſen, um nicht dem Strom ein Bett zu geben, der dann — dafür kannte er ſeinen Tom — ohne Maaß dahergebrauſt wäre.

Amelie flog ihm entgegen, als er endlich anlangte. Sie hatte ſo ſchwere Sorge ſeinetwegen gehegt; verſicherte aber, Cantrac's Schaden ſei unbedeutend und das Erdbeben ſei lange nicht ſo heftig geweſen, als das, welches ſie vor einem Jahr erlebt.

Tom hörte ihr zu und betrachtete das reizende Mädchen mit Wohlgefallen, obgleich die Vertraulichkeit mit dem Doctor ihm höchſt mißfiel.

Jetzt ſah ſie den alten Tom erſt.

„Tom!“ rief ſie aus und kam eilenden Schrittes auf ihn zu — „Tom, ſeid tauſendmal willkommen!“ Sie reichte ihm die kleine, hübſche Hand und in des Alten Augenwinkeln wurde es feucht.

„Gott ſegne Sie, edle Miß!“ ſagte er mit wankender Stimme. „Es thut mir ſehr wohl, daß Sie den alten Tom noch kennen!“

Sie rief einem Neger, der Tom die Pferde abnahm, und nöthigte Tom, in die Veranda zu treten, wo bald Madame Cantrac und ihr Mann erſchienen.

Auch ſie begrüßten den Doctor und dankten für ſeine Aufmerkſamkeit und erwieſen dem alten Seemanne eine Freundlichkeit, die ihn tief rührte.

Mit wahrer Freude ſah der Doctor, wie die Aufmerkſamkeit, welche Tom empfing, die Kruſte des Widerwillens mehr und mehr ſchmolz, die ſich um ſein Herz gelegt hatte. Mit Blicken des Wohlgefallens und Wohlwollens begleitete er Amelie, wenn ſie ging und kam. Dennoch fiel dem Doctor etwas auf.

Als ihn Cantrac fragte, ob das Erdbeben dem Fort geſchadet, und er ihm erzählte, welche Zerſtörungen es hervorgebracht, konnte Cantrac und ſeine Frau ihre Freude kaum beherrſchen, und warfen ſich ſo eigenthümliche, vielſagende Blicke zu, daß die Ahnung irgend einer Gefahr in ſeiner Seele aufſtieg, ohne daß er jedoch ſich deutlich Rechenſchaft geben konnte über die Natur derſelben. Er kannte Cantrac's tückiſchen Charakter nur zu gut, und daß ihm, trotz ihrer Herzlichkeit, Madame Cantrac nicht hold ſei, war ihm ſchon auf Wight kein Geheimniß geblieben.

Auch kam es ihm vor, als ob Amelie heute von einer gewiſſen Unruhe angetrieben würde. Sie ſah ihn oft ſo ausdrucksvoll an, ohne aber Etwas zu äußern. Sie ſchien das Alleinſein mit ihm mit ſichtlichem Beſtreben zu ſuchen, allein nie waren ſie es auch nur Eine Secunde. Entweder Cantrac oder ſeine Frau ſuchten ſtets anweſend zu ſein.

Nachdem der Doctor ſeine Reconvalescenten beſucht, die ſich von dem Schrecken des Erdbebens wieder erholt hatten, und zur Pflanzung zurückgekehrt war, ſagte Amelie: „Unſer Freund hat die Negerwohnungen noch nicht geſehen, und die alte Hebe iſt ſo krank. Du haſt wohl nichts dagegen, wenn ich ihn dahin führe?“

„Nichts weniger, als Das,“ ſagte Madame Cantrac, „und um Das zu beweiſen, begleite ich euch dahin.“

Amelie war betroffen, da ſie die Gemächlichkeit ihrer ſehr zur

Corpulenz neigenden Schweſter kannte, allein der Verſuch war mißglückt, und der einmal in des Doctors Seele aufgekeimte Verdacht regte ſich ſtärker.

Sie gingen durch eine ſchattige Allee blühender Orangen zu den Negerwohnungen, wo mit ſichtbarer Selbſtgenügſamkeit Madame Cantrac auf den beſſern Zuſtand der Wohnungen, auf das heitere und geſunde Ausſehen der Negerinnen und Kinder hinwies. Der Doctor freute ſich dieſer Erſcheinungen, und bald traten ſie in eine Hütte, wo eine alte Negerin, gepflegt von ihrem Enkel, einem Negerknaben, in ihrem Hamak lag und ächzte. Der Eintritt Amelie's war eine Freude für ſie. Der Knabe flog auf ſie zu und küßte ihre Hand, und Amelie zog ihn vor die Hütte hinaus, während der Doctor den Krankheitszuſtand der Alten erforſchte. Er verordnete ihr alsdann das Nöthige und kehrte mit den Damen nach der Wohnung Cantrac's zurück.

Während des Eſſens war Cantrac vorzüglich zuvorkommend gegen den Doctor, und Amelie's ausdrucksvolle Blicke begleiteten ihn unaufhörlich mit einem fragenden, zweifelnden, überraſchten und mißtrauiſchen Ausdruck. Es ſchien, als finde ſie dieſe Auszeichnungen im Widerſpruche mit anderen Äußerungen, und manchmal verſank ſie in ein Hinbrüten, das deutlich zeigte, es bewege ſie Etwas, worin ſie noch nicht zur vollen Klarheit gekommen ſei.

Erſt nach Tiſch, als der Zeitpunkt der Sieſta nahte, begann Cantrac dem Doctor zu eröffnen, daß er auf den folgenden Tag ein Feſt arrangirt habe zu Ehren des Wiederſehens auf Marie galante, und daß er dazu ſämmtliche engliſche Offiziere einzuladen gedenke und deßwegen ihn nach dem Fort begleiten werde, bei welcher Gelegenheit er denn auch noch Eins und das Andere, zur Erhöhung des Glanzes gehörige, in der Stadt zu beſorgen habe.

Die Damen hatten ſich bereits zurückgezogen, und auch der Doctor trat in das Gemach, welches ihm ein Neger öffnete, um ſeine Sieſta zu halten, eine Sitte, welche in den heißen Himmelsſtrichen nicht wohl zu umgehen iſt.

Als der Neger ſich mit ihm allein ſah, reichte er ihm ein zierlich gefaltetes Blatt, legte den Zeigefinger der rechten Hand auf ſeine ſchwülſtigen Lippen, die linke auf ſeine Bruſt, neigte ſich tief und hauchte den Namen „Amelie“ leiſe aus. Dann zog er ſich zurück. Der Doctor ſchloß ſeine Thüre, warf ſich auf die Ottomane, riß in heftiger Spannung das Billet auf und las:

„Theurer Freund!

„Überall verhindert, ein Wort mit Dir allein zu reden, muß ich dies Billet in Deine Hand ſpielen durch den mir treu ergebenen Neger Leo. Es geht hier im Hauſe und auf der Inſel etwas vor, was ich leider nicht durchſchaue, weil man mir vorſichtig Alles verhüllt. Es kommen und gehen Leute aus den verſchiedenſten Orten und den entfernteſten der Inſel. Über allen den Berathungen ruht ein tiefer Schleier. Meine Angſt um Dich wächſt mit jedem Augenblick, ob ich gleich nicht weiß, warum. Faſt ſcheint es mir, es gelte eure Überrumpelung, da ihr jetzt ſo wenig kampffähige Leute habt. Sie können die Schmach nicht vergeſſen, daß die Inſel auf eine ſo fabelhafte Weiſe in eure Gewalt gerieth. Ich befürchte, es droht euch Gefahr. Schone, erhalte, rette Dein theures Leben! Alle Heiligen mögen Dich ſchützen!

Amelie.“

Der Doctor las, las wieder und ſchüttelte den Kopf.

Sollte ſie ſich täuſchen? Wie konnte Cantrac gegen ihn treulos handeln? Und doch war ihm etwas Unſtätes, Geſchäftiges auf der Pflanzung aufgefallen, was er freilich dem Feſte ſpäter zuzuſchreiben geneigt war, das Cantrac geben wollte. Allerdings erinnerte er ſich, wie an den zwei Tagen Cantrac ihn ausgeforſcht. Seinem Charakter war eine Hinterliſt nicht fremd. Daß er raſch zurück müſſe zu Capitän Pigot, lag außer Zweifel. Konnten noch Vorkehrungen getroffen werden, ſo mußte das Alles ſchnell geſchehen. Er ſchloß leiſe die Thür auf und ſah den Neger Leo davor ſtehen. Dieſer winkte und ſchlich leiſe heran. Er deutete nach den beiden Wänden des Gemachs mit einer Geberde, welche auf mögliches Lauern hinwies, dann neigte er ſeinen Mund zu des Doctors

Ohr und flüſterte: Maſſa, eine Stunde von hier ſtehen franzöſiſche Soldaten im Walde. Kommt Morgen nicht. Ihr ſeid verloren! Der Verrath iſt künſtlich ausgeſponnen. Die Offiziere ſollen gefangen genommen werden. Raſch entfernte er ſich nach dieſen Worten, kam jedoch noch einmal zurück und ſagte: Maſſa, Leo hat eben gelauſcht! Vertrauet ihm! Verrathet ihn nicht. Der Doctor trat in das Gemach zurück, ſank in die Ottomane, um noch ſchnell zu berathſchlagen, und ſchritt dann hinab in die Veranda. Ganz unvermuthet traf er hier Herrn und Madame Cantrac in eifrigem Geſpräche, das jedoch, ſobald man ſein Kommen wahrnahm, in ein heiteres Lachen überging.

„Sie haben auch nicht ſchlafen können?“ fragte Cantrac und ſuchte die Befangenheit über des Doctors unerwartetes Kommen zu verbergen.

„Die Hitze iſt zu groß,“ ſagte der Doctor ſo heiter als möglich, „und Ihr köſtlicher Wein iſt wie Feuer in den Adern.“

„Uns ging es gerade ſo,“ verſetzte Madame Cantrac. „Amelie trank keinen Wein. Sie ſcheint der Sieſta ihr Recht zu erhalten.“

Ein leichtes Geſpräch kam bald in Gang und der Doctor ſagte: „Da Sie mir die Freude machen wollen, mich zu begleiten, ſo möchte ich bitten, daß wir zeitig abgehen.“

„Warum eilen Sie ſo?“ fragte betroffen Madame Cantrac.

„Ich hatte vergeſſen, Ihnen zu ſagen,“ erwiederte der Doctor, „daß wir einige Schiffe erwarten, deren Offiziere mir befreundet ſind.“

Herr und Frau Cantrac erbleichten, aber ſchnell erholten ſich beide wieder.

„Wagen Sie ſich denn ans Land bei den Gefahren der Epidemie?“ fragte Cantrac.

Der Doctor lachte. „Glauben Sie, unſere Offiziere ſeien ſo feig?“ fragte er ſcharf betont. „Sie irren ſich dann ſehr,“ fuhr er fort. „Und gerade die, welche wir mit Landungstruppen erwarten, gehören zu den Tüchtigſten der Marine und Armee Sr. Majeſtät von England.“

Cantrac ſah einen Augenblick zur Erde: dann hatte er ſich ſchnell geſammelt.

„Dürfte ich mir mit dem Glücke ſchmeicheln, auch dieſe tapferen Männer bei meinem Feſte zu begrüßen?“

„Ich zweifle nicht,“ war des Doctors Antwort, „wenn Sie ſie einladen.“

„Falls ſie aber erſt dieſe Nacht kämen oder morgen frühe,“ fuhr Cantrac fort, „ſo könnte ich das nicht ſelbſt. Sie erkennen, daß ein ſo liebes, wichtiges Feſt meine Anweſenheit aufs Dringendſte heiſcht. Dürfte ich darauf rechnen, daß der Capitän Pigot und Sie meine Stelle verträten in dieſem Falle?“

„Ich will es Ihnen gerne zuſagen,“ verſetzte der Doctor, „und da Sie perſönlich den Befehlshaber heute noch einladen, ſo werden einige verbindliche Worte dieſen ohne Zweifel beſtimmen, mit Vergnügen Ihren Wunſch zu erfüllen.“

„Mit der perſönlichen Einladung hat es, wie mir meine theure Frau ſagt, Schwierigkeiten gefunden. Es iſt noch unendlich viel zu beſchicken. Darum wollte ich Sie bitten, dieſe Zeilen an den Commandanten mitzunehmen!“ Er reichte mit dieſen Worten dem Doctor ein Einladungsſchreiben. Der Doctor ſteckte es ein und Amelie trat nun zu ihnen. Sie war heiterer, und ein bedeutungsvoller Blick des Doctors ſagte ihr genugſam, daß Alles in Ordnung ſei.

Jetzt aber eilte er weg und Tom brachte die Pferde.

„Alſo auf Wiederſehen morgen!“ ſagte Madame Cantrac, und ihr Gatte ſetzte hinzu: „Je mehr Gäſte Sie bringen, je willkommener ſollen Sie uns ſein.“

Amelie begleitete ihn noch bis zum Thore des Gartens und hier flüſterte er ihr zu: „Ich weiß Alles! Leo iſt bei mir geweſen.“ Darauf ſchwang er ſich aufs Pferd und ritt, ſo lange man ihn ſehen konnte, langſam und nachläſſig des Weges, grüßte noch oft zurück und gab ſich den Anſchein völliger Ruhe und Ahnungsloſigkeit; als er aber aus dem Geſichtskreiſe der Pflanzung war, ſagte er zu Tom: „Nun aber müſſen wir fliegen, und wenn wir die Pferde todtjagen!“ Und im ſauſendſten Galopp flogen ſie dahin.

Die Thiere waren mit Schaum bedeckt, als ſie in das Fort einritten.

Der Doctor ſprang ab, warf Tom den Zügel zu, eilte zu Capitän Pigot und trat unangemeldet ein.

„Entſchuldigen Sie mein Eintreten,“ ſagte er zu dem Commandanten; „die Nachricht, die ich bringe, leidet keinen Aufſchub!“ Und nun berichtete er dem Capitän über das ganze Complot, deſſen Seele Cantrac zu ſein ſchien, und ließ ihn Amelie's Briefchen leſen.

„Goddam!“ rief Pigot und ſtampfte in wüthendem Verdruſſe den Boden. „Was ſollen wir thun? Die Mauern des Forts und die Wälle liegen theilweiſe in Trümmern, und mit der Handvoll brauchbarer Leute können wir keinen Widerſtand leiſten, da die meiſten leidend ſind.

„Geſchwind, lieber Doctor, eilen Sie in den Hafen, nehmen Sie ein Boot und rudern Sie nach der Fregatte Circe, die auf der Rhede liegt. Der Capitän kann und wird uns Hilfe ſchicken! Ich will unterdeſſen die Offiziere zum Kriegsrath verſammeln und alle arbeitsfähigen Soldaten die Palliſaden herſtellen laſſen. Wenn dann auch die Wälle gelitten haben, ſo ſtellen wir gerade an die Breſchen die Kanonen und wehren uns wacker. Übrigens iſt es mit dem Complote richtig, denn ſchon vor etlichen Tagen wurde mir eine Anzeige gemacht, daß einige Bürger der Stadt davon geredet hätten, von Guadeloupe würde General Ernauff, der dort Gouverneur iſt, Landungstruppen ſenden, die dann mit Hilfe der Landwehr die Engländer niederwerfen würden. Ich habe es leider nicht beachtet, und das nichtswürdige Erdbeben hat den Hallunken in die Hände gearbeitet, wie es nicht beſſer hätte geſchehen können. Nun aber eilen Sie, Doctor, wir haben Mondſchein. Es wird beſſer gehen, als wir Alle denken.“

Der Doctor eilte hinweg und Pigot ließ eiligſt die Offiziere berufen.

V.

Die Vermuthung des Doctors, daß Cantrac und ſeine Frau die Seele des Verrathes ſeien, war vollkommen richtig.

Madame Cantrac gehörte zu jenen leidenſchaftlichen Weſen, die einen tiefgewurzelten Haß nie wieder fahren laſſen. Wir wiſſen, daß des Doctors ſchöne Perſönlichkeit ſchon auf Wight ſie mit einer heißen Leidenſchaft für ihn erfüllt hatte; daß aber alle Verſuche, ihm Neigung zu ihr einzuflößen, vergeblich waren. Die tiefverwundete Frau vergab das nie mehr. Sie mißgönnte ihrer Schweſter des Doctors Liebe, und veranlaßte ihre ſchnelle Abreiſe, um ſich an ihm zu rächen. Das herzloſe, ſelbſtſüchtige, einer edlern Regung unfähige Weib achtete kaum auf den tiefen Schmerz Amelie's. Selbſt keiner tiefen Empfindung fähig, traute ſie auch ihr keine zu und triumphirend ſah ſie des Doctors Leid.

Auf Marie galante gelandet, vergaß ſie den Doctor leicht durch den Umgang mit den franzöſiſchen Offizieren. Aufs Unangenehmſte wurde ſie darum von dem Ereigniß berührt, welches auf eine ſo ſchmähliche Art die Inſel in die Gewalt der Engländer brachte. Gerade ihrem Geliebten gelang es nicht, nach Guadeloupe zu entfliehen. Er wurde Kriegsgefangener und befand ſich als ſolcher in Antiqua, wo ſich die zahlreichen Kriegsgefangenen von anderen Inſeln und den genommenen Schiffen befanden.

Nicht gering war ihr Grimm, als plötzlich unerwartet der verhaßte Doctor auf der Pflanzung erſchien und es ſich nun klar erwies, daß die Liebe des Docters und Amelie's noch ebenſo jung und friſch. tief und innig war, als auf Wight. Die Klugheit gebot ihr jedoch, jetzt zum böſen Spiele gute Miene zu machen. Ganz Meiſterin in der Kunſt der Verſtellung, bewies ſie dem Doctor die dankbarſte Zuneigung, während unter dieſer freundlichen Hülle der wildeſte Haß, der glühendſte Durſt nach Rache verborgen lag, und ſie auf Mittel und Wege ſann, ihn zu verderben, und ſollte Amelie's Herz auch darüber brechen.

Schon längere Zeit, ehe der Doctor auf der Pflanzung erſchien, waren Verbindungen mit Guadeloupe im Werke, durch einen Überfall von dort aus die Engländer zu übermannen.

Cantrac, von ſeiner ränkevollen Frau angeſpornt, war der Eifrigſte unter den verſchworenen Pflanzern der Inſel. Von ihm gingen alle Fäden der Verbindung mit Guadeloupe aus und in ſeiner Hand liefen ſie alle wieder zuſammen. Nach und nach verbreitete ſich die Verbindung, wie ein Netz über ganz Marie galante. Man fühlte die Schmach zu tief, in die Hand des Feindes ohne einen Blutstropfen, ohne allen Kampf gerathen zu ſein, und wollte ſie gern abwaſchen. So kamen Aller Wünſche mit denen der intriguanten Frau in Einem Punkte zuſammen und die vorſichtig angelegten Pläne reiften ſchnell. Die vielen Kranken im Fort; die Verwüſtungen des Erdbebens und des Doctors ohne Zweifel nahe Werbung um Amelie's Hand ließen die möglichſte Beſchleunigung wünſchen. Darum ſuchten die beiden Gatten vor Amelie ihre Pläne zu verbergen; allein dieſe bemerkte das geheimnißvolle Treiben und ahnte richtig, was im Werke ſei. Der Negerſclave Leo, der älteſte Sohn der alten Negerin Hebe, die ſchon ſo lange litt, kam endlich hinter die Sache und theilte Amelie und dem Doctor mit, wie es eigentlich ſtand. Herr und Frau Cantrac wußten, daß bereits an zweihundert Franzoſen gelandet ſeien. Die Offiziere waren bereits in Civilkleidern theilweiſe auf der Pflanzung geweſen, ohne daß Amelie gewußt hätte, wer ſie ſeien. Der Plan, die engliſchen Offiziere zu einem Feſt einzuladen und ſie dann alle zu überfallen und gefangen zu nehmen, war von Frau Cantrac ausgeſonnen und würde, ohne Amelie's und Leo's Warnungen, ſicher zu ſeinem Ziele geführt haben. Sie ahnte nicht, als der Doctor wegritt, daß er Alles wiſſe, und er hatte ſie durch ſeine Verſtellung völlig überliſtet.

Während auf Cantrac's Pflanzung die ganze Nacht Alles in Bewegung war, das Feſt ſo glänzend und ſchwelgeriſch als möglich zu machen, rückten die Franzoſen der Pflanzung näher und nahmen ihre Stellungen. Vorpoſten wurden ausgeſtellt, um nicht überfallen werden zu können, und die Offiziere, viele in das Geheimniß eingeweihte Pflanzer und Beamte ſammelten ſich früh am Morgen zum Frühſtück auf dem ſchönen Wieſenplatze links vom Pflanzerhauſe, wo der Schatten mächtiger Platanen die Reihen der aufs Opulenteſte beſetzten Tiſche gegen die Gluth der Sonne ſchützte. Die Sache wurde ſehr ernſt beſprochen, man war aber von der Sicherheit des Gelingens aufs Lebhafteſte überzeugt und erwartete mit Sehnſucht die Ankunft der brittiſchen Offiziere.

In der Stadt war man indeſſen in der Stille ebenfalls zu feſten Entſchlüſſen gekommen.

Die Fregatte Circe lag im Hafen oder viel[illegible] auf der Rhede vor Anker. Zu ihrem Capitän war der Doctor geeilt, um ihm von dem Verrathe Kunde zu geben. Er ſandte ſogleich alle Mannſchaften, welche er an Bord hatte, nebſt achtzig Seeleuten und zwei Kanonen, wie auch hinlängliche Munition für eine längere Vertheidigung in das Fort und der Doctor traf unter dem Schleier der Nacht mit ihnen ein.

Pigot hatte, wie ſchon bemerkt worden, die Offiziere zu ſich beſchieden.

Das Fort beſtand aus einem Vierecke, das innen eine ziemlich ſtarke Mauer mit Schießſcharten einſchloß. Vor dieſer Mauer war ein tiefer Graben, dem jedoch in dieſer Jahreszeit das Waſſer fehlte; und ein Wall umgab dieſen Graben nach außen. Vor dem Walle lief eine Palliſadenreihe rings herum. Das Erdbeben hatte indeſſen einen Theil der Mauer zerſtört, einen bedeutenden Theil des Walles niedergeworfen und auch die Palliſadenreihe unterbrochen. Offiziere und Soldaten gingen nun in der Nacht rüſtig an das Werk. Die Mauer wurde mit Sandſäcken ausgefüllt, ſo gut es immerhin ging; der Wall wurde mit Steinen und Raſen, mit Erde und Holz, kurz mit Allem, was man irgend haben konnte, hergeſtellt und geſtampft. Die Palliſadenreihe war leicht herzuſtellen.

Mit Vergnügen überblickte Capitän Pigot die Arbeiten dieſer hellen Mondnacht und mit Erſtaunen betrachteten die Bewohner der Stadt die ihnen unbegreifliche Erſcheinung. Zwiſchen den

Schanzkörben des Walles blickten ein Dutzend Kanonen heraus, und darunter ein vier und zwanzig Pfünder, der keinen Scherz verſtand und keine Heiterkeit einflößte.

Die Eingeweihten in der Stadt ließen den Kopf hängen und die Nichteingeweihten fragten voll Erſtaunen, was Das zu bedeuten habe. Als die Offiziere wieder bei dem Commandanten zuſammentraten, nahm der Adjutant Jones, ein tollkühner, verwegener Menſch, das Wort und ſagte: „Wir haben uns nun in einen achtunggebietenden Vertheidigungsſtand geſetzt, meine Herren; aber wenn nun das Ganze ein übelverſtandenes Mißtrauen Einer Perſon wäre, die dies unſerem ehrenwerthen Doctor wohlmeinend und ehrlich mitgetheilt hätte? Wenn der Neger Lee, wie es ſo oft bei dieſen verſchmitzten Schwarzen iſt, einen glühenden Haß gegen ſeinen Leibherrn hätte und dieſem hier einen Denkzettel anzuhängen beabſichtigte? — Ich bin weit entfernt, unſerem ehrenwerthen Doctor irgendwie zu nahe treten zu wollen; aber die Möglichkeit iſt denkbar, das werden Sie nicht in Abrede ſtellen wollen und können?“

Der Doctor räumte das ein; aber er machte doch aus dem Charakter Cantrac's und ſeiner Frau, aus dem Ausfragen, aus dem Erbleichen und ſeine Perſon-Salviren, als er von den zwei Kriegsſchiffen ſprach, ſo viele Gründe geltend, daß die Mehrzahl ihm wieder unbedingt beiſtimmte.

„Es gibt ein einfaches Mittel, die ganze Sache zur vollen Gewißheit zu erheben,“ verſetzte der Adjutant, „und dieſes beſteht darin, daß der Herr Commandant mir die Erlaubniß ertheilt, hin zu reiten und mir die Sache anzuſehen. Mein Pferd iſt der beſte Renner, den es geben kann; ich ſehe Alles ſelbſt und kann dann berichten.“

„Wir bitten um dieſelbe Erlaubniß!“ riefen fünf bis ſechs Offiziere zugleich, nebſt dem Doctor.

Capitän Piget runzelte die Stirn.

„Es geht nicht an, meine werthen Herren,“ ſagte er ernſt, „daß ich Ihnen ſolches geſtatte. Einem möchte ich es zugeſtehen, zu recognoſciren, aber Allen nicht.“

„So habe ich mit Ihrer Genehmhaltung den Vorzug, weil ich den Vorſchlag gemacht und der Erſte geweſen bin:“ rief der Adjutant.

„Es ſei Ihnen geſtattet, Lieutenant Jones,“ erwiederte Pigot, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie mit der größten Vorſicht und Schonung Ihres Lebens zu Werke gehen!“ Jones verbeugte ſich, und ſchon nach wenigen Augenblicken ſah man ihn gegen die Schlucht hinjagen, daß ihn eine Staubwolke faſt verbarg.

Jones ritt völlig ungefährdet in die Schlucht hinein, und als er die Anhöhe erreicht hatte, wo man die Pflanzung Cantrac's vor ſich liegen ſah, konnte er ein großes Gewimmel von Menſchen erblicken, die unter den Bäumen an Tiſchen ſaßen. Es waren Bürgerliche und Offiziere, welche die franzöſiſche Uniform trugen.

In dem Augenblicke, wo er eben mit ſich zu Rathe ging, ob er auf die Pflanzung zureiten oder umkehren ſolle, rief ihn eine franzöſiſche Schildwache an: „Qui vive?“

Jones war betroffen und ſäumte augenblicklich, die Antwort zu geben. — Da knallte das Gewehr und die Kugel pfiff an ſeinem Ohre. Sie traf glücklicher Weiſe nur den Hut, den ſie ihm aber vom Kopfe wegriß.

Durch den unerwarteten Schuß und des Adjutanten Bewegung, nach ſeinem Hute zu greifen, wurde ſein Pferd ſcheu und flog nun unaufhaltſam der Pflanzung zu, zum Thore des Gartens hinein. Jones, ein trefflicher Reiter, ſah wohl, daß er verloren ſei, wenn ihn das Pferd nicht rette, denn mehrere Kugeln waren ihm von verſteckten Soldaten noch nachgeſendet worden. Er gab daher dem ohnehin völlig wilden Pferde noch die Sporen, und wie ein Sturmwind flog es in den Garten, auf die Tiſche zu, wo alle Daſitzenden voll Entſetzen aufſprangen. Hohnlachend blickte ſich Jones nach allen Seiten um und hatte nur ſo viel Zeit, ihnen die wohlverdienten Ehrennamen: „Schurken und Meuchelmörder!“ zuzurufen, ſo hatte ſchon ſein Thier über die Tiſche geſetzt und war mit ihm in den Bäumen hinter dem Hauſe verſchwunden. Dort ſetzte es noch einmal über die Umzäunung des Parks und dann erſt leitete es Jones von der andern Seite um die Pflanzung herum und ritt die Anhöhe ruhiger hinab. Zu ſeiner nicht geringen Freude ſah er ſeinen durchlöcherten Hut auf dem Felde liegen. Das Pferd ſtand zitternd ſtille, daß er ſich den Hut holen konnte, aber kaum ſaß er wieder im Sattel, als es von franzöſiſchen Soldaten auf allen Seiten zu wimmeln begann, die auf ihn zuſtürzten.

Jetzt galt es Freiheit und Leben!

Schüſſe knallten. Die Kugeln pfiffen um ſeine Ohren, und auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, jagte er die Anhöhe hinab, erreichte die Schlucht und war bald ihren Kugeln, ja ſelbſt ihren Blicken entzogen.

Keine Kugel hatte ihn getroffen; aber als er in das Fort hineinjagte, hielt er ſeinen Hut hin und rief: „Es iſt in Wahrheit ſo der Schurke von Cantrac hat den ſchmählichſten Verrath geübt!“

Schnell erzählte er ſein Abenteuer, und die Offiziere, ſo ernſt auch die Sache war, mußten unwillkürlich über die Erzählung des Adjutanten lachen, der abſonderlich die Purzelbäume komiſch ſchilderte, welche die vor Schrecken, ſammt ihren Stühlen, zur Erde ſtürzenden Pflanzer gemacht hatten.

„Ich glaube dieſem nach,“ ſagte Pigot, „daß wir ihr Anprallen baldigſt zu erwarten haben.“

Der Doctor hatte des Adjutanten Erzählung mit großer Theilnahme angehört. Wie gerne hätte er nach Amelie gefragt, aber das konnte und durfte er jetzt nicht.

Capitän Pigot ordnete die Vertheidigung an; ließ die ſämmtlichen Kanonen mit Kartätſchen laden und Alles bereit machen zur nachdrücklichen Vertheidigung gegen einen Anfall, den er, nach den Vorgängen mit Adjutant Jones, nun jede Minute erwarten zu können glaubte.

Beſonders erbittert waren alle Offiziere über Cantrac; denn ein Spion aus der Stadt berichtete, daß General Ernouff von Guadeloupe hundert und zwanzig Mann unter dem Befehl eines Obriſten in der Bai habe landen laſſen, unter dem Schirm einer dunkeln Nacht.

Cantrac, der in Guadeloupe geweſen war, hatte ſelbſt die angeſehenſten Bewohner der Inſel für das Unternehmen gewonnen, und dieſe die Landwehr aufgeboten. Mit Sicherheit hatte er darauf gerechnet, daß der Doctor ſämmtliche Offiziere auf die Pflanzung bringen würde, die dann in ihre Gewalt fielen, die Engländer ihrer Führung beraubten, und den Überfall des durch das Erdbeben ſo ſtark beſchädigten und ſo ſchwach vertheidigten Forts erfolgreich machen müßten.

Dieſer wohlberechnete Plan war geſcheitert und die giftigen Blicke, welche Madame Cantrac auf ihre Schweſter ſchleuderte, verriethen ihren Verdacht.

„Wir ſind verloren,“ ſagte ſie in einem Augenblicke, wo ſie mit Amelie allein war, „und du haſt uns verrathen!“

Amelie blickte ſie mit Ruhe an und entgegnete ihr: „Ich habe dich vor der ſchweren Sünde bewahrt, dem Retter deines Lebens mit einem Judasundank zu lohnen, und meine Pflicht war es, ihn zu warnen, der mein Bräutigam iſt!“

Sie ſchleuderte ihr einen Blick zu, in dem eine ganze Hölle lag: Zorn, Rache, Drohung, und eilte wie eine Raſende hinweg.

Was Hauptmann Pigot erwartet hatte, geſchah. Eine Truppenabtheilung rückte der Stadt zu.

Ein Signalſchuß von der Fregatte Circe, die ſich mit ihren offenen Kanonenlucken der Stadt auf Schußweite genähert hatte, und von deren Maſtkorb jede Bewegung des Feindes beobachtet werden konnte, warnte in dieſem Augenblicke die Beſatzung des Forts.

Gleich darauf wurde eine zweite Abtheilung bemerkt; eine Vedette von ſechzehn Marineſoldaten rückte den Franzoſen entgegen und man vernahm bald das Knattern des Plänkelfeuers, das immer lebhafter zu werden begann. Da ſich die zweite Colonne der Franzoſen mit der erſten vereinigte, ſo vermochten die Seeſoldaten ihnen keinen dauernden Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie zogen ſich feſt und geordnet, ohne daß auch nur Einer wäre verwundet worden, in das Fort zurück, und alsbald rückten die Feinde im

Sturmſchritte vor. Zu ihnen ſtießen eine Menge Einwohner der Stadt, die wohlbewaffnet waren.

Ein Kartätſchen-Hagel begrüßte ſie mit ſolcher Kraft, daß ſie ſogleich wichen, aber bald, wohlgeordnet, wieder anrückten. Die Soldaten, welche hinter den Palliſaden ſtanden, fingen ein mörderiſches Feuer an; die Sechspfünder ſpieen Verderben und der Vierundzwanzigpfünder redete eine ſo nachdrückliche Sprache, daß ſich die Fregatte veranlaßt ſah, auch ihrerſeits eine volle Ladung der Stadt zuzuſenden, die verheerend wirkte. Die Franzoſen warfen ſich in die Häuſer und unterhielten von hier aus ein ſtetes Feuer, das den Engländern um ſo nachtheiliger wurde, als ſie den Schüſſen ausgeſetzt waren, ſie aber in den Häuſern ſichern Schutz hatten.

Daß ſie ſo keck den Kampf aufgenommen, war einerſeits die Gewißheit von der geringen Zahl der Vertheidiger des Forts, andererſeits die Erwartung, daß die Colonnen der Landwehr der Inſel ſchnell nachrücken würden.

Der Kampf hatte nun ſchon von Morgens ſieben bis Mittags vier Uhr gewährt. Mancher Franzoſe war niedergeſtreckt worden, aber auch manche franzöſiſche Kugel hatte ihr Ziel unter Denen im Fort gefunden. Die Fregatte war in ſtetem Feuern geblieben und die Häuſer am Kai des Hafens waren theils zuſammengeſchoſſen, theils ſo zugerichtet, daß ſie vom Einſturze nicht mehr ferne waren.

Gegen vier Uhr erblickte man einen anſehnlichen Heerhaufen, der ſich der Stadt näherte. Man konnte die Kleidung der Anrückenden nicht genau unterſcheiden und die Franzoſen brachen in einen freudigen Tumult aus, da ſie ſie ſicher für den erwarteten Zuzug hielten; allein in dem Augenblick, als eine bedeutende Entmuthigung das kleine Häuflein im Fort, das durch Verwundete und Todte noch mehr geſchmolzen war, ergriff, ſignaliſirte die Fregatte Circe, daß zwei engliſche Kriegsſchiffe erſchienen ſeien.

„Hurrah!“ klang's durch die Reihen der Engländer, raſcher flogen die Kugeln in die Stadt, und die Ängſtlichkeit und Verwirrung der Franzoſen bewies nur zu bald, jene Truppenabtheilung ſei eine befreundete für die Belagerten. Von allen Seiten flohen die Franzoſen aus der Stadt, und die Matroſen der beiden Schiffe, welche ihren Brüdern im Fort zu Hilfe kamen, vereinigten ſich jetzt mit dieſen, um die Franzoſen zu verfolgen und der Vierundzwanzigpfünder fügte ihnen den größten Nachtheil zu.

Die Engländer trieben ſie vor ſich her bis zu Cantrac's Pflanzung, die in Flammen aufging, ob durch die Franzoſen oder die Matroſen, iſt kaum zu erweiſen geweſen; ſo viel aber war gewiß, und Lieutenant Jones verſicherte es dem Doctor, daß das Haus bis auf die kahlen Wände leer, keine Seele darin, nicht einmal ein Negerſclave zu ſehen geweſen ſei. An dieſer Stätte eines ſo ſchändlichen Verrathes übten die Soldaten und Matroſen ihren Zorn aus. Die ganze Pflanzung wurde verheert, niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Hätten ſie Cantrac oder ein Familienglied deſſelben gefangen genommen, es hätte kaum zweifelhaft ſein können, daß ſein Tod als Sühnopfer wäre gefordert worden.

Wohl war der erſte Anprall des Feindes abgeſchnitten, aber nicht war er von der Inſel vertrieben, nicht ſeine ganze Kraft gebrochen; vielmehr kam erſt am Abend die Landwehr auf einer Höhe an, welche etwa eine engliſche Meile hinter Cantrac's Pflanzung lag und welche eine vortreffliche militäriſche Stellung bot. Die dort verſammelten Truppen beliefen ſich auf zwölfhundert Mann, und, ergriffen ſie den Angriffskampf, ſo ſtand es leicht um die Engländer ſchlimm.

Dieſe rechneten indeſſen darauf, daß der mißglückte erſte Kampf entſcheidend auf die Truppen eingewirkt; daß ferner das Schickſal von Cantrac's Pflanzung die Eigenthümer unter der Landwehr bedenklich machen müſſe über das Schickſal, das ihnen drohen müßte, im Falle des Sieges der engliſchen Waffen, und dieſe Rechnung erwies ſich im Verfolge des Kampfes als richtig, obgleich der Kampf mehrere Tage ruhte, weil beide Theile fühlen mochten, wie gefährlich ein Angriff werden könnte.

Die Franzoſen hatten nämlich nach Guadeloupe die Kunde ihres Unfalles gemeldet und um Zuzug gebeten. Das eine der beiden Schiffe, eine ſchnellſegelnde Brigg, eilte nach Barbadoes und brachte den Engländern vier Compagnien tüchtige Soldaten, wodurch ſich dieſe nun in den Stand geſetzt ſahen, den Angriffskrieg aufzunehmen, wenn auch der Feind an Macht ihnen anſehnlich überlegen war.

Kaum war die Verſtärkung gelandet, als ſie zunächſt die Rädelsführer der Feinde in der Stadt gefangen nahmen und auf die Schiffe brachten. Überall erfüllte Wehklagen die Straßen und es ſchien ein namenloſes Elend über die Stadt hereingebrochen. Die Maßregel war indeſſen nothwendig, um der Stadt ſich zu verſichern.

Schon am anderen Morgen begann der Zug gegen den Feind. Mit einer halben Batterie Sechspfünder ließ ſich etwas thun, da der Feind nur zwei kleine eiſerne Kanonen hatte, und der Vierundzwanzigpfünder rückte als Begleiter hinterdrein, wie der ernſte Vater unter den Kindern. Im Fort, das nun keiner Gefahr ausgeſetzt war, bedurfte man der Kanonen nicht mehr.

Als die Feinde die Engländer anrücken ſahen, verließen ſie ihre Stellung und zogen ſich in das Innere weiter zurück, wo die Pflanzung eines gewiſſen Laberdie, auf einem Hügel liegend, die vortrefflichſte Stellung bot. Die Engländer griffen den Feind entſchloſſen an. Zwar vertheidigte er ſich wacker, mußte aber dennoch weichen, als die Kartätſchen heillos ſeine Reihen zu lichten begannen. Eine große Zahl Gefangener fiel in die Hände der Engländer, und von dieſen erfuhren ſie, daß der Befehlshaber der Franzoſen, an ihrer Sache verzweifelnd, nach Guadeloupe entwichen ſei. Obgleich engliſche Schiffe auf allen Seiten Marie galante umkreuzten, ſo war es ihm doch gelungen in einem Kahne zu entwiſchen.

Durch dieſe Treuloſigkeit entmuthigt, hielten die Franzoſen nicht mehr Stich, bis ſich endlich, von allen Seiten abgeſchnitten oder eingeſchloſſen, der Reſt von einhundert und achtzig Mann ergab, worunter denn nicht bloß Soldaten, ſondern Pflanzer, Kaufleute und andere Geſchäftsleute ſich befanden, welche kriegsgefangen auf die Schiffe gebracht wurden. Mit dieſem Ereigniß endete der

Aufſtand und die Inſel war nun um ſo ſicherer in engliſcher Gewalt, als den Einwohnern jede Luſt vergangen war, einen ähnlichen Erhebungsverſuch zu machen, die Franzoſen auf Guadeloupe und den übrigen franzöſiſchen Antillen durch die Verluſte an Mannſchaft, Waffen und Munition ſich geſchwächt hatten in einem Grade, der ähnliche Verluſte nicht mehr wagen ließ, wenn ſie nicht völlig der engliſchen Kriegsmacht ſich preisgeben wollten.

Das Gericht aber, welches über die aufſtändiſchen Pflanzer und Grundbeſitzer ergangen war, erſchien ſo arg, daß jeder Gedanke aus ihrer Seele ſchwand, denn überall waren die Wohnſtätten und Pflanzungen zerſtört und die Neger freigegeben worden, die letztere Maßregel traf ſie um ſo ſchlimmer, als in den Negern nicht bloß das Kapital, ſondern auch die Arbeitskraft, und ſomit die Möglichkeit, als Pflanzer fortzubeſtehen, völlig aufgehoben war.

Über die ganze Inſel herrſchte tiefe Niedergeſchlagenheit und gerne wären manche Pflanzer ausgewandert, hätten ſie ihre Beſitzthümer verwerthen und überhaupt auswandern können, aber Eine Stimme des Zornes, Haſſes und Fluches war über Cantrac und ſeine intriguante Frau, denen man allein das Complot, aber auch in eben dem Maaße das Scheitern und Mißlingen deſſelben, wie ſeine für Viele zerrüttenden Folgen zuſchrieb.

VI.

Seit dem Beginne des Kampfes war der Doctor nicht mehr aus dem Fort und der Stadt herausgekommen. Wenn ihn auch zunächſt ſeine Pflicht anwies, den Kranken und Verwundeten unter den Soldaten und Matroſen ſeine hilfeleiſtende Thätigkeit zuzuwenden, ſo trieb ihn doch die Menſchenfreundlichkeit ſeines Herzens, auch den Verwundeten unter den Bürgern und Gefangenen Beiſtand zu leiſten. Er war unermüdet, und Capitän Pigot, der ihn ſehr hochachtete, bat ihn dringendſt, ſeinem Eifer Schranken zu ſetzen, damit er nicht ſelbſt erliege.

Allein den Doctor trieb ein Doppeltes. Einmal hoffte er, nachdem ihm das völlige Verſchwinden Cantrac's und ſeiner Familie, die Zerſtörung ſeiner Pflanzung, die Befreiung ſeiner Neger, bekannt geworden war, eine Nachricht von ihrem Aufenthalte und Ergehen zu erhalten, und dann war ihm in der Stimmung ſeines Herzens dieſe Thätigkeit ein Bedürfniß. Er fand dann keine Zeit, den finſtern Faden ſeiner Befürchtungen fortzuſpinnen und den Gedanken über Amelie's Schickſal nachzuhängen, die wie ein drückender Alp auf ſeinem Herzen lagen. Nirgends zeigte ſich aber auch ein Lichtſtrahl in dieſer Finſterniß!

Tom ſah mit aufrichtiger Theilnahme den Kummer ſeines Herrn. Seine Seelenſtimmung über die Liebe ſeines Herrn zu der reizenden Amelie war eine ganz andere geworden, ſeit er mit dem Doctor am Tage vor dem Ausbruche der Empörung auf der Pflanzung geweſen war.

Für Cantrac und ſeine Frau hatten ſich die Antipathien ſeiner Seele nicht in Sympathien umgeſetzt; wohl aber war Amelie's bezaubernde Liebenswürdigkeit das Mittel geworden, jene innere Umwandlung bei dem alten Stock Engländer hervorzubringen. Die Geſchicke der Familie waren ihm bekannt, auch die Warnung Amelie's. Gönnte er Cantrac den wohlverdienten Lohn, ſo war doch Amelie's Geſchick mit dem ſeinen verwachſen. Wohin ſie geflohen, was aus ihnen geworden, das drängte und trieb ihn, überall zu forſchen; aber alle Forſchungen blieben fruchtlos. Endlich entſchloß er ſich, nachdem der Kampf beendet, die Franzoſen gefangen genommen und entfernt waren und man ungefährdet auf der Inſel hingehen konnte, wohin man wollte, nach Cantrac's verwüſteter Pflanzung zu gehen, um hier an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen; aber es war erfolglos. Die alten Neger waren noch in ihren Hütten. Die jüngeren hatten ihre Freiheit benützt, um ſich, je nach Belieben, hier- oder dorthin zu begeben. Dieſe älteren Leute ließen ſich indeſſen nicht mit ihm ein, weil ſie ihn einestheils nicht kannten, anderntheils an ihm einen Spion vermutheten, der nach Cantrac forſche, um ihn in die Gewalt der Engländer zu liefern.

Sie hatten es bei Cantrac unendlich viel beſſer gehabt, als es ſonſt die Neger auf den weſtindiſchen Pflanzungen hatten, und das Gefühl der Dankbarkeit ſchloß den Mund über die Herrſchaft, von der ſie ohnehin ſelber ſehr wenig wußten. Dem Doctor war der Zweck ſeines Hinganges bekannt. Er erwartete ihn mit der größten Spannung, aber um ſo tiefer bangte es ihm, als Tom ohne alle Nachrichten heimkehrte.

Wochen waren ſo in einer völligen, ſtets troſtloſer werdenden Ungewißheit vergangen. Des Doctors Gemüthszuſtand wurde ſtets düſterer.

Capitän Piget, welcher den pflichttreuen, geſchickten Arzt, den tüchtigen Menſchen ſtets lieber gewann, kannte den Grund ſeiner düſtern Stimmung nicht; obgleich die große Theilnahme ſichtbar war, wenn auf Cantrac und ſein räthſelhaftes Verſchwinden die Rede kam.

Endlich brach er ſelbſt das bisher von ihm beobachtete Schweigen. In einer traulichen Stunde ſaß eines Abends der Doctor bei ihm. Mit der Herzlichkeit wahrer Theilnahme und der Offenheit eines redlichen Charakters fragte er den Doctor geradezu nach dem Grunde ſeiner Düſterheit.

Dieſer konnte nicht länger zurückhalten, denn es war ihm ſelber Bedürfniß, ſich einmal auszuſprechen. Ohne Hehl erzählte er dem Commandanten die Begebenheiten auf der heimiſchen Inſel, das Wiederſehen auf Marie galante, die innige Liebe zu Amelie und ſeinen Plan, demnächſt ſich mit ihr zu vermählen.

Der Capitän, ſelbſt Gatte, obwohl ſeine Theueren in England lebten, hörte mit der größten Theilnahme der Erzählung zu, und als Roßbridge ſchwieg, ſann er lange in tiefem Schweigen nach; dann ſagte er:

„Es iſt wahr, Cantrac's ſpurloſes Verſchwinden iſt räthſelhaft; allein ich glaube, daß er zeitig ſeine Rettung ſuchte. Damals, als wir eben die erſten Angriffe erfuhren und die Niederlage der Aufſtändiſchen durch ihren ſchnellen Rückzug ins Innere der Inſel klar genug eingeſehen werden konnte, war die nördliche Küſte der

Inſel unbeobachtet und von dort aus eine Überfahrt nach Martinique oder Guadeloupe ohne alle Gefahr. Cantrac erkannte ſeine Schuld; er konnte wohl ermeſſen, daß ohne Zweifel der Strick ſein Lohn ſein würde, wenn er in unſere Hände fiele, und hat daher mit Rettung ſeines beweglichen Vermögens und ſeiner tüchtigſten Sclaven den Weg zu einer dieſer Inſeln eingeſchlagen. Das kann ich Ihnen ſagen, lieber Doctor,“ fuhr er fort, „daß nur alte und kranke Neger auf Cantrac's Pflanzung gefunden wurden und faſt — leere Wände in ſeiner Wohnung. Sollte aber nicht vielleicht die junge Dame doch einen Weg gefunden haben, Ihnen durch einen dieſer Sclaven eine Kunde von ſich zu hinterlaſſen? Waren Sie noch nicht dort?“

Wie ein Blitz fiel dieſes Wort in des Doctors Seele. Er dachte auf der Stelle an die alte Hebe, deren Schützerin und Pflegerin Amelie geweſen, deren Sohn jener Leo war, dem er das Geheimniß des Verrathes verdankte, der ihm auch Amelie's Zeilen gebracht.

„Nein,“ ſagte er auf des Capitäns Frage. „Meine ärztliche Pflicht hat mich bis jetzt daran verhindert; aber mein alter, treuer Tom war dort und erfuhr Nichts.“

„Möglich,“ entgegnete der Capitän, „daß Sie ſelbſt, den man auf der Pflanzung beſſer kannte, ein anderes Ergebniß erzielen! Der glückliche Zuſtand Ihrer Kranken und Verwundeten erlaubt Ihnen einen ſolchen Ausflug, und ich bitte Sie, ihn noch heute zu unternehmen. Seien Sie übrigens verſichert, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht, Ihnen Kunde zu verſchaffen!“

Der Doctor ritt an demſelben Tage noch hinaus, aber mit welchen verſchiedenen Empfindungen? — Früher wußte er, daß er ſie dort fand, die ſeine Seele liebte, daß ihr ſüßes Lächeln ihn beglückte, ihr Arm ihn umfing und, ungeſehen, ein Kuß ihn beglückte. — Jetzt war es anders. Eine verheerte Stätte erwartete ihn, aus der kein Ton des Lebens ihm entgegendrang. Ihr Fuß trat dieſen Boden nicht mehr; die milde Luft der Anhöhe umwehte nicht mehr ihre roſigen Wangen; ihre ſchlanke Geſtalt eilte nicht mehr durch den Laubgang ihm entgegen. Und wo war ſie?

Mit bebendem Herzen ſtieg er vom Pferde, und kalt überlief es ihn, als er die Trümmer der verbrannten Mauern ſah, innerhalb deren ſo glückliche Stunden ihm zu Theil wurden. Und wie kurz war der Zeitraum, der alle dieſe Verwandlungen bewirkt hatte? —!

Im düſtern Schweigen ſchritt er unter den verbrannten Bäumen hin, durch die Wege des Gartens, wo Weſtindiens üppige Vegetation, ſeit die pflegende Menſchenhand fehlte, mit Macht aus dem Boden hervordrang, um mit wildem Überwachſen bald jede Spur künſtlicher Pflege und Anlage zu verdecken. Endlich kam er in die Nähe der Negerwohnungen. Eben der kleine Knabe, den er einſt in Hebe's Hütte geſehen, ſprang ihm entgegen, faßte ſeine Hand und zog ihn zur Hütte der alten Negerin.

Sie kam ihm in der Thür entgegen. Seine Verordnungen hatten wunderbar ſchnell die Alte von ihrem Übel befreit. War ſie auch noch ſchwach und ſtützte ſich auf einen Stab, ſo war ſie doch ſo weit geneſen, daß ſie ihren Hamak verlaſſen konnte.

„Maſſa! Maſſa!" rief ſie freudig, als ſie ihn ſah, und ging, ſo ſchnell ſie konnte, in die Hütte zurück. Bald darauf erſchien ſie wieder in der Thür und ſetzte ſich dann ermüdet auf der Bank nieder, die neben der Thüre war, beſchattet von einer Kohlpalme. Sie bat ihn demüthig, ſich zu ihr zu ſetzen, und erzählte ihm nun, wie Cantrac, ſobald er von dem Stande der Aufruhrſache die Kunde erhalten, raſch Alles gepackt, ſeine Neger damit belaſtet und geflohen ſei; Amelie ſei händeringend in ihre Hütte geſtürzt und habe weinend ausgerufen, ſie erwarte ein hartes Loos, denn man meſſe ihr allein alle Schuld des Mißlingens bei. Sie Hebe habe ihr geſagt, ſie ſolle bei ihr bleiben und ſich verbergen; es würde ja Gelegenheit geben, ſie zu ihm (dem Doctor) zu bringen. Das habe ſie aber mit Erröthen abgewieſen, habe ihr dieſe Zeilen an ihn anvertraut und ſei dann wieder in das Herrenhaus zurückgeeilt; von wo ab ſie ſie nicht mehr geſehen."

Der Doctor riß ihr das Blatt aus der Hand und las:

„Du biſt gerettet, theurer John, dem Himmel ſei Dank! Über uns bricht nun der reichſte Lohn der Undankbarkeit und des

Verrathes herein, und ich — ich ernte unſchuldig die Früchte der Intrigue meiner Schweſter mit. Uns zu trennen, iſt ihr Ziel, weil ſie Dich glühend haßt. Wir bürden ſie und Cantrac das Mißlingen auf. Ihre Wuth iſt namenlos. Was aus mir wird, weiß nur Gott, dem ich betend vertraue. Wir fliehen. Wohin? — ich weiß nicht, denn ich muß folgen, wie das Lamm zur Schlachtbank. Der treue, dankbare Lee hat aus Cantrac's Munde den Namen „Guadeloupe“ gehört und zieht daraus den Schluß, daß ſie dort ein Aſyl ſuchen. Es iſt möglich. Ich muß folgen, wohin ſie gehen. O mein theurer John! werden wir uns je wiederſehen? — Gewiß! ſpricht in mir der Glaube — wenn es auch auf dieſer Erde nicht mehr ſein ſollte. Nun denn, auf ein Wiederſehen jenſeits! Meine Seele iſt Dein! Amelie.“

Der Doctor wandte ſich ab, um ſeine Thränen zu verbergen, die unaufhaltſam hervorbrachen.

Es war ihm, als ſei dies der Scheidegruß für dieſe Welt, und der ganze Schmerz ſeines Verluſtes fiel auf ihn mit einer kaum beſiegbaren Gewalt.

Er ging in ein Wäldchen, das ſich jenſeit der Negerwohnungen hinzog, um allein ſich ſeinem Schmerze hingeben zu können. Hierhin ſchlich ihm der treue Tom nach. Er hörte die Worte, in denen ſich ſein Schmerz Luft machte, und ſah, wie er ſeine rinnenden Thränen trocknete. Das ging wie ein Schwert durch die treue Seele des alten Seemannes. Lange überließ er ſeinen Herrn ſeinen Empfindungen. Endlich vermochte er es nicht mehr, ſich zu halten. Er trat zu ihm und faßte ſeine Hand, und in ſeinen Wimpern glänzten ein paar Thränen.

„Uff!“ ſtieß er heraus; „Uff! Herr, ermannen Sie ſich. Sehen Sie,“ ſagte er, „mich alten Seehund ergreift Ihr Leid, daß ich weine, und ich ſchwöre es Ihnen, es ſind die erſten Thränen, die ich weine, ſeit ich, als Matroſe gereiſt, zum erſten Male der Küſte Altenglands Valet ſagte! Aber ſeien Sie ruhig. Tom hat's oft erfahren, daß, wenn ſich Etwas machen ſoll, alle Spitzbubenſtreiche der Menſchen umſonſt ſind. Uff und Goddam, Herr! es iſt mir zu Muthe, als müßte die gute und ſchöne Miß noch als Miſtreß Roßbridge den alten Tom anlächeln, und Gott wird Sie nicht verlaſſen; Sie ſind ſo brav und die Miß auch. Es wird ſich machen, Herr! Uff!“

Er wandte ſich ab, denn ſeine Stimme verſagte ihm und die gewaltige Bewegung ließ ihm kein Wort mehr zu.

Der Doctor fühlte tief, daß jetzt der rohe Seemann ihn an Gottes Walten in ſeiner derben Weiſe nachdrücklich erinnerte, und daß dieſer wetterharte Menſch ihn an Glauben und Vertrauen übertraf.

Fromm und gottesfürchtig erzogen, gläubig im tiefſten Grunde ſeiner Seele, hatte nur der Schmerz um Amelie, die er zum zweiten Male verlor, ihn überwältigt, und Tom's Worte leiteten ihn wieder in das Geleiſe, aus dem ſeine Seele gedrängt worden war. Er blickte betend zum Himmel, und ſeiner Faſſung wieder Herr und Meiſter, ging er zurück, beſchenkte die arme, alte Hebe reichlich, daß ſie ſich pflegen könne, und ritt dann mit Tom nach dem Fort zurück, wo er ſeinem Freunde, dem Capitän Pigot, die Zeilen Amelie's vertrauensvoll mittheilte und lange bei ihm weilte, bis endlich die Nacht kam, die ihren milden Schleier über alles Menſchenweh breitet und den Schlaf, den Tröſter aller Unglücklichen, ſendet, daß er dem gepreßten Herzen Frieden gebe, wenn auch nur für eine kurze Zeit.

VII.

Madame Cantrac überſchaute, als der Adjutant Jones den Schrecken unter ihre Tiſchgenoſſenſchaft brachte und über die Herrlichkeiten eines Frühſtücks hinausſetzte, das den Engländern, und wie ſie hoffte, dem verhaßten Doctor ſchlimm bekommen ſollte, ſchnell ihre Lage. Sie rief ihren Mann bei Seite und ſagte: „Den Streich hat uns Amelie geſpielt! Es iſt Alles verloren, Denke an deine Sicherheit und die Rettung deiner beſten Habe!“

Cantrac ſah ſie mit einem Blick an, in dem ſich eben ſo viel Glauben an das Gelingen des Complottes, als an die Wahrheit des Wortes ſeiner Frau, ausſprach. „Ja,“ ſagte er, „Amelie ſtürzt uns ins Verderben! Hätteſt du ſie dem Doctor auf Wight gegeben, Alles wäre heute anders.“

„Schweig! Nachteule, die ewig denſelben Ruf hören läßt!“ ſchrie die ſchöne Frau, und die Wuth, die dieſe Worte in ihrer Bruſt geweckt, verzerrte ihre Züge zu einem Anblicke, der das Blut in den Adern konnte ſtocken machen. Alle Röthe war verſchwunden. Ihre Geſichtsfarbe war gelblich grau; ihre Augenbrauen, die ſich ſonſt in wundervollen Bogen über dem herrlichen Auge ſchwangen, ſenkten ſich tief herab auf das lodernde Auge, deſſen Blick Cantrac nicht ertragen konnte.

„Er ſoll, er darf ſie nicht haben!“ rief ſie und ſtampfte mit dem kleinen Fuße den Boden, daß die Fenſter klirrten. „Lieber will ich ihrer Leiche zum Grabe folgen, als daß er ſie zum Altare führe!“ ſchrie das Weib und ſchäumte dabei in einer grauenhaften Wuth, die es übrigens kund gab, zu welchen Mitteln dies Weib zu greifen fähig ſei, wenn es galt, der Rachſucht, dem Haß ein Genüge zu thun, der in ihrer Bruſt ſeine Stätte hatte.

Cantrac war ihr Sclave. Er wußte, daß, wenn ihre Leidenſchaft dieſen Höhegrad erreicht hatte, er einlenken mußte.

„Du ahneſt Gefahr für uns, ſagſt du, Marion,“ hob er ſanft an, „und ich will dir's geſtehen, ganz ohne Furcht bin ich nicht. Sollten wir das Unglück haben, dieſen verdammten Rothjacken in die Hände zu fallen, ſo —“

„Werden wir aufgehängt wie räudige Hunde!“ ſprach Frau Marion Cantrac, und ihre Wuth ſchien ſich gebrochen zu haben, da ſie in ein anderes Geleiſe ihre Gedanken geleitet hatte.

„Schöne Ausſicht!“ ſagte Cantrac.

„Damit iſt ſie dir noch nicht verdeckt, Menſch ohne Muth und Kraft!“ eiferte ſie wieder. „Intriguen zu ſchmieden, iſt deine Sache, aber kommt es zur Anforderung einer That, ſo iſt's zu Ende mit deinem Witze, mit deinem Geiſte, mit deinem Muthe!

Wäreſt du geſtern mit dem verfluchten Doctor geritten, ſo hätte die kleine Kröte ihr Gift in einer geheimen Nachricht nicht ausſpritzen können; aber dir fehlte der Muth, und doch wiſſen wir, daß des Doctors Prahlerei mit den beiden Schiffen nichts war, als eben eine windbeutelige Prahlerei. Mir iſt's Eins, ob die Engländer die Inſel haben oder die Franzoſen, hätte ich nur den Doctor in Guadeloupe in Feſſeln gewußt, dann wäre mein Ziel erreicht! Doch, was rede ich? Willſt du dich von dieſen Rothjacken hängen laſſen?"

„Nein," ſagte Cantrac feſt, und ſchüttelte ſich dabei.

„So haſt du keine Zeit zu verlieren," fuhr ſie fort, „denn dies Pflanzergeſindel vermögen die wenigen Soldaten nicht tapfer zu machen. Sie laufen, ſobald es blitzt und kracht. Unſere Pflanzung bietet, wie der Obriſt meint, eine gute Stellung. Werden ſie geſchlagen, wie es denn, Hundert gegen Eins, iſt, ſo ſind wir ruinirt. Darum raſch ans Werk. Wir müſſen, ſo ſchnell als möglich, das nördliche Ufer der Inſel zu erreichen ſuchen. Der Pflanzer Delarue, der an der ſichern Bucht wohnt, iſt dein Verwandter. Dorthin müſſen wir. Nun ſchnell ans Packen!"

Während vor dem Hauſe noch bei den köſtlichſten Speiſen und Getränken Kriegsrath gehalten, dann die Truppen aufgeſtellt wurden und alsdann der Marſch gegen die Stadt begann, war Marion Cantrac, ihr Mann und einige treue Diener thätig, in Körbe und Kiſten Alles zu verpacken, was irgend von Werth im Hauſe war. Pferde, Maulthiere, Neger wurden bepackt und gingen in der von Madame Cantrac bezeichneten Richtung ab. Neue Caravanen folgten dieſen, wenn wieder Menſchen und Thiere belaſtet werden konnten. So ging es dieſen Tag und den folgenden fort, an dem ſich denn Madame Cantrac's Vorherſagung beſtätigte, aber auch das Wort des Doctors wahr wurde, welches er nur zur Prüfung hier, ohne allen Grund, ausgeſprochen.

Während der Zeit, in welcher ſich die Gegner beobachteten und rüſteten, vollendete Marion Cantrac ihr Werk, und ſelbſt der Obriſt, der ihren Reizen huldigte und den ſie ungemein begünſtigte, hatte ſich keines Blickes, keines Lächelns zu erfreuen, ſo lange noch nicht ihre beſte Habe in Sicherheit war.

Amelie ſah kein Auge. Die unnatürliche Schweſter hatte ſie in ihre Zimmer verwieſen und dort eingeſchloſſen. Erſt als die Truppen zurückwichen, ließ Marion Amelie aus ihrem Gefängniß, aus deſſen Fenſter ſie dem kleinen Enkel Hebe's die wenigen Zeilen zuwarf, und wo Leo, des Kleinen Vater, dann und wann ein Wort mit ihr wechſelte, bis auch er mit dem Gepäcke nach der Pflanzung Delarne's aufbrechen mußte. Cantrac hatte dorthin ſeinen Aufſeher vorausgeſendet, der nach Guadeloupe eilen und dort ein Schiff zur Überfahrt beſtellen mußte.

In der Nacht verließen Herr und Madame Cantrac ihre Pflanzung, und Amelie folgte ſtumm, ohne zu wiſſen, wohin der Weg führe. Marion ſah ſie nicht an, redete keine Silbe mit ihr. Sie behandelte ſie mit einer ſo ſchneidenden Verachtung, daß das zarte Weſen ſchier erlag.

Vier Meilen gebirgigen Wegs, über ſchwarze Felſen und einen Boden, der bei jedem Tritte durch die ſcharfen Steine die Füße der Träger der Palankine und Sänften verwundete, hatten ſie zurückgelegt, als endlich das Land ſich zu ſenken begann und dichte Wälder an die Stelle der kahlen Höhen traten. Hier mußten ſie übernachten und erſt am anderen Abend erreichten ſie Delarne's Pflanzung.

Dieſe lag in der nördlichen Abdachung der Hochgebirge der Inſel, an einer Bucht, welche tief in das Land ging und zu beiden Seiten von waldigen Höhen eingeſchloſſen war. Dieſe Bucht bot den vortrefflichſten Ankergrund und gewährte den Schiffen eine Sicherheit, wie kaum eine Stelle der Inſel. Die Lage der Pflanzung war die reizendſte, die man ſehen mochte.

Marion's Falkenauge entdeckte ſchnell eine niedliche, ſchnellſegelnde Brigg, die dort vor Anker lag. Es fiel eine Centnerlaſt von ihrer Seele. War es doch nicht allein die Furcht vor der Rache der Engländer, die ſich ihres Herzens bemeiſtert hatte, ſondern vielmehr die vor dem Triumphe des Doctors, daß ſie in die Hand ihrer Feinde gerathen und ſeine Geliebte ihm in die Arme geführt habe, welche ſie zu ſolcher Eile ſpornte und ſie mit Angſt und Sorge erfüllt hatte.

Der Aufſeher, den ſie vorausgeſandt, war ein Menſch, der ſeine Herrin genau kannte und in ſeinen früheren Jahren ihr nicht gleichgiltig geweſen war.

Ihre Gewohnheit war es früher geweſen, Diejenigen, welche ſich ihrer Gunſt hätten rühmen können, durch eine ſchnelle Entfernung unſchädlich zu machen. Dieſe ſchmiegſame Natur, die blind gehorchte und doch dabei für ſo manche andere Pläne ſo brauchbar war, hielt ſie vielmehr in ihrer Nähe, weil ihre Berechnung, immer ſchlau und weitausſehend, ſich ſeiner bedienen zu können, ſicher war, denn er hing noch immer an ihren Blicken mit der alten Hingebung und Selbſtverleugnung.

Eine kleine Pinaſſe lag in der Bucht, als er ankam, ſegelfertig nach Guadeloupe. Günſtiger Wind beſchleunigte die Fahrt, und da er mit vollen Händen Geld ſpenden konnte, war es ihm leicht, ein Schiff zu gewinnen, zumal die Gewäſſer zwiſchen Guadeloupe und Marie galante in jenen Tagen durch die Entfernung der beiden Kreuzer, welche den Engländern auf Marie galante die Hilfe im kritiſchen Augenblicke brachten, frei waren.

Als die Caravane anlangte, hatte der Aufſeher bereits alle Effecten an Bord gebracht und, da die Rückkehr der beiden Schiffe zu befürchten war, zögerten ſie nicht, ſich noch an Bord zu begeben. Die leichte Briſe ſchwellte die Segel der Brigg und als die Nacht, welche in jenen Breitegraden faſt ohne Dämmerung eintritt, ſich auf das Meer ſenkte, waren die ſchwarzen Gipfel der Berge von Marie galante bereits am Horizonte verſchwunden.

In Guadeloupe erwartete man ſie mit großer Spannung. Das ſchnelle Verſchwinden der beiden Kreuzer, welche offenbar eine Nachricht erhalten hatten von dem, was auf Marie galante ſich vorbereitete, erfüllte die Herzen, beſonders das des Generals Ernouff, mit großer Sorge.

Sein Adjutant erſchien ſogleich bei den Landenden; aber, ob ſie gleich nicht die Kunde des gänzlichen Mißglückens des Ausfluges brachten, ihre Nachrichten klangen doch wenig tröſtlicher. Entſchieden war es jedoch, daß jene beiden Schiffe in dem Hafen der Hauptſtadt vor Anker gegangen und die ausgeſetzte Mannſchaft die Franzoſen zum Rückzuge genöthigt hatte. Schon am anderen Tage ſah man Eins der Schiffe wieder, deſſen Späherauge offenbar den Flüchtigen von Marie galante galt.

„Siehſt du es nun, Schwachkopf,“ ſagte in einem Tête-à-Tête Marien Cantrac zu ihrem Manne, „daß ein Weiberauge beſſer ſieht, als hundert Augen ſchafsköpfiger Männer? Und du meinteſt doch, meine Eile ſei unnöthig. Heute wären wir in die Hände dieſer Hunde von Engländer gefallen, denn unſere Brigg hätte vor ihren Kanonen die Segel ſtreichen müſſen!“

Cantrac ſchwieg, weil er die Wahrheit deſſen erkannte, was ſeine Frau ſagte, und auf eine ihrer Klugheit Weihrauch ſtreuende Schmeichelei antwortete ſie ihm mit einem höhniſchen In-die-Höhe-ziehen ihrer ſchönen Lippen und mit einem Blicke, der mehr ſagte, als jene ehrende Anrede, die er vor wenigen Augenblicken empfangen hatte.

Für Madame Cantrac begann auf Guadeloupe ein neues Leben. Hier imponirte ſie durch ihren Geiſt und ihre Reize. Der Schwarm der Offiziere, vom Lieutenant bis zum General, lag zu ihren Füßen. Sie ſchwamm in einem Meere von Seligkeit. Das geſellige Leben der Hauptſtadt der Inſel bewegte ſich im Kreis um ſie. Sie war die Herrſcherin der Herzen. Und dennoch war dies Weib gegen die eigene Schweſter unverſöhnlich, daß ihre Schönheit der Männer Auge oft von ihr abwandte, hatte ſie ihr nie vergeben können; aber den empfindlichſten Schlag hatte ihr des Doctors Liebe zu Amelie gegeben.

Jetzt beſaß ſie Gründe, welche ihre Härte entſchuldigten. Amelie war eine Gefangene im Hauſe der eigenen Schweſter, und Niemand ahnte ihr Daſein. Selbſt wenn die glänzendſten Feſte in Cantrac's Hauſe begangen wurden, durfte ſie nicht dabei erſcheinen.

Entbehrte ſie auch leicht dieſen Tand, ſo war doch dieſe

Behandlung unendlich beugend für Amelie. Sie ſah leider jetzt erſt ein, was der geheime Grund dieſes Benehmens Marion's gegen ſie war. Die Liebe zu ihrer Schweſter gewann dadurch freilich nicht. So ſehr aber auch der leichtſinnige Charakter der Franzoſen geneigt war, die Freuden des Augenblickes zu haſchen und die Sorgen um die Zukunft wegzuſcheuchen, ſo konnten doch Englands Erfolge zur See ſie nicht über ihre Lage auf Martinique und Guadeloupe beruhigen.

Guadeloupe war ſeit der Affaire von Marie galante ſo ſehr von Truppen entblößt, daß General Ernouf mit bangen Sorgen dem Augenblick entgegenſah, wo die Landung der Engländer mit einer Einnahme der Inſel endigen mußte. Er war außer Stande, die Inſel zu halten, zumal zahlreiche Erkrankungen die Reihen täglich mehr lichteten. Man mochte es an allen Maßregeln ſehen, daß er eine Landung fürchtete. Wenn auch immerhin die Begebenheiten auf Marie galante es bewieſen, daß die Landwehr keine Stütze darbiete, ſo ſuchte der General ſie dennoch möglichſt zweckmäßig einzurichten.

Marion Cantrac bemerkte das mit ſchwerer Sorge. Ihr Gewiſſen machte es ſie glauben, es könnten die Engländer ſchon, um ihrer habhaft zu werden, einen Handſtreich mit einer Landung verſuchen. Die neueſten Ereigniſſe bewieſen es ohnehin klar, daß die Engländer geheime Verbindungen auf der Inſel hatten und genau von allen Zuſtänden unterrichtet waren. Eine Frage, die ſie einſt geradezu an den General richtete, brachte ihr als Antwort ein Achſelzucken, begleitet von einem Geſichte, das noch mehr ſchweigend ſprach, als das bedeutſame Achſelzucken.

Von dieſem Augenblick an war es um ihre Ruhe geſchehen. Tag und Nacht folterte ſie der Gedanke, ſie könne mit ihrem Mann und Amelie in die Hände ihrer Feinde, in die Fallſtricke ihrer Rache gerathen. Sie ſuchte ſich alle Verhältniſſe der Inſel genau bekannt zu machen, was ihr nicht ſchwer wurde. Sie forſchte die ankommenden Schiffscapitäne aus über die engliſchen Kaper und Kriegsſchiffe, und als ſie hörte, daß man ihnen ſelten begegne, und dieſe ſogenannten Herren der Meere ſo wenig unüberwindlich ſeien, daß ſelbſt die meiſten Priſen von den franzöſiſchen Schiffen gemacht worden ſeien, war ihr Entſchluß gefaßt.

Das war nun eine Ruhmredigkeit, die auch nicht den entfernteſten Schein der Wahrheit für ſich hatte. Im Gegentheile, Frankreichs Schiffe wurden faſt immer eine Beute der Britten.

Wie dem auch ſei, Madame Cantrac, die man auf der Inſel die Königin von Guadeloupe nannte, fühlte ſich nicht geheuer, da auf dieſer Inſel das Schwert des Damokles nur an einem Haar über ihrem Haupte hing oder in ihren Augen doch zu hängen ſchien. Sie gewann keine Ruhe, keinen Frieden mehr. Unabläſſig beſchäftigte ſie der Gedanke, nach Frankreich zu gehen, um dort ſo lange zu weilen, bis Marie galante wieder in den Händen der Franzoſen ſein würde, was nicht lange konnte auf ſich warten laſſen, wie ſie meinte.

Solche Sorgen äußerte ſie gegen den General Ernouff und fragte ihn um ſeine Meinung, ob wohl eine Fahrt mit Sicherheit könne unternommen werden?

Der General meinte, wenn ſie mit den nächſten Schiffen abginge, könne es nicht fehlen, da zwei Fregatten die Reiſe machten. Madame Cantrac war ſchnell entſchloſſen. Amelie mußte aus dem Bereiche, wo ſie der Arm des verhaßten Roßbridge erreichen konnte, ſie ſelbſt wollte Sicherheit für ihre Perſon. So ſchnell als es ſich thun ließ, machten ſie ſich reiſefertig und ſchifften ſich dann an Bord einer herrlichen Fregatte ein, die einige Handelsſchiffe zu begleiten hatte, zu welcher noch eine Fregatte von Martinique ſtoßen ſollte.

Die unglückliche Amelie wußte wohl, um was es ſich handelte. Sie hatte ja ſchon in ſtillem Schmerz ihrem Glück entſagt. Kam ſie nach Frankreich, ſo ſchwand auch die letzte Hoffnung. Es lag eine Nacht des Kummers auf ihrem Herzen, durch die kein Lichtſtrahl der Hoffnung mehr brach. Der Eine Wunſch, bald aus dieſem Leben voll Weh und Leid befreit zu werden, wurde mit jedem Tage lebendiger, wurde der Inhalt ihrer Gebete, die ſie, begleitet von heißen Thränen, zum Himmel ſandte.

Ihr war's, als ſie am Bord der Fregatte ſich einſchiffte, als ginge ſie nun der Stunde der Erlöſung entgegen, und ſo lange ſie Marie galante ſehen konnte, hing ihr thränenfeuchter Blick an der Inſel mit den ſchwarzen Bergen, wo ſie den wußte, mit dem das Leben allein noch Reiz für ſie hatte.

Es war für die Schiffenden eine ſchwere Sorge, als die Fregatte von Martinique ausblieb, auf die ſie gehofft, deren Begleitung ihnen, um ihrer Sicherheit willen, ſo nöthig erſchien. Sie wußten freilich nicht, daß die Häfen von Martinique von den Engländern blockirt waren, daß das Auslaufen der Fregatte in das Reich des Unmöglichen gehörte. Der engliſche Oberbefehlshaber hatte dieſe Maßregel angeordnet und deßhalb die Schiffe aus den Gewäſſern von Guadeloupe zurückgezogen. Da blieb denn nun nichts übrig, als die Seereiſe allein anzutreten und die ruhmredigen Offiziere der Fregatte Galathee meinten, ſie bedürften ſolchen Schutzes durchaus nicht.

VIII.

Auf Marie galante hatte ſich ſeit den letzten Monaten Vieles geändert. Nachdem die einhundert und achtzig Franzoſen ſich auf Gnade und Ungnade ergeben und Capitän Piget eine bedeutende Zahl derer eingezogen, welche in Cantrac's Empörung verwickelt waren, ſtieg die Zahl der Verhafteten im Fort und auf den drei Schiffen im Hafen zu einer Höhe, welche ihre Entfernung gebieteriſch heiſchte.

Der Oberbefehlshaber ließ ſie nach Antigua bringen, wo ſich alle Gefangenen befanden, welche man auf gekaperten und geenterten Schiffen genommen hatte. Ihre Überfahrt nach England wurde dadurch dringend nothwendig, weil ihre Zahl beläſtigend war, ihre Anhäufung aber das Ausbrechen gefährlicher Krankheiten in der heißen Jahreszeit befürchten ließ.

Piget ſelbſt war auf ſeinen Wunſch von Marie galante abberufen und befand ſich wieder am Bord der Fregatte Eridanus, wonach er, als ächter Seemann, ſich ſchon lange vergeblich geſehnt hatte und deren Commando ihm als Lohn wurde. Auf ſeine inſtändige Bitte war Doctor Roßbridge als Oberarzt auf dieſer Fregatte angeſtellt worden, was die glückliche Geneſung der Kranken auf Marie galante und das völlige Aufhören der epidemiſchen Krankheit, die mit dem Aufhören der Regenzeit zuſammengefallen war, möglich machte.

Wenn die beiden Männer, die aufs Innigſte befreundet waren, auf dem Hinterkaſtelle der Fregatte ſaßen, die in den Gewäſſern der Inſelgruppe, welche den Namen Les Saintes trägt, kreuzte, um auf franzöſiſche Schiffe Jagd zu machen, und Beide in freundſchaftlichem Zwiegeſpräche waren, ſagte oft der biedere Capitän: „Laſſen Sie den Muth nicht ſinken, Doctor! Ich habe die ſichere Überzeugung, daß, ſobald Martinique genommen ſein wird, die Reihe an Guadeloupe kommt. Da wird ja der Oberbefehlshaber, wenn auch unſer ſchöner Eridanus nicht ſollte berufen ſein, an dieſem Zuge Theil zu nehmen, es uns Beiden nicht abſchlagen, uns als Freiwillige dabei zu betheiligen. Lieutenant Howard commandirt den Eridanus ſo gut wie ich ſelbſt, und weiß recht gut, wie man ein feindliches Schiff entert. Da können wir abkommen, und ich werde Ihnen noch die Geliebte zuführen; doch ſetze ich die unerläßliche Bedingung, daß ich die Braut zum Altare führen darf.“

„Zugeſtanden!“ ſagte der Doctor; aber ſein Lächeln war nicht das der Zuverſicht; es war ein wehmüthig-ſchmerzliches.

Der Capitän ließ nicht nach, ihn aufzurichten.

Tom ließ ſehr oft ſein indianiſches Uff! in die friſche Seeluft hinausklingen, wenn er ſeinen Herrn ſo düſter daſtehen und in die klare Meerestiefe hinabſtarren ſah, wobei es ihm manchmal vorkommen wollte, als drücke ſich in des Doctors bleichen Zügen der Wunſch aus, daß er da unten ruhen möge, wo auf dem ſchneeweißen Meeresboden die bunten Algen und Tange ſich ſchaukelten und die Fiſche ſo ſtille gingen, als ob ſie gar nicht ahneten, welch ein rieſiges Gebäude über ihnen hin, vom Winde getrieben, ſegele.

Solch ein Gedanke ſchnitt tief hinein in die alte, treue Seele Tom's. „Warum muß auch die liebliche Miß Amelie dem Hundegeſindel angehören?“ brummte er im tiefen Groll über Cantrac's

Verrath. „Wär' ſie nur mit einem Schwarzen, mit dem Leo etwa, durchgegangen zu uns, dann wär' all das Elend nicht und auf Antiqua hätten ſie können Hochzeit halten. Uff!“ — Aber nach einigem Beſinnen ſagte er wieder: „Nein, Tom, du biſt ein Eſel in ſolchen Dingen. Wer nicht gefreit hat, verſteht nichts von dieſen Geſchichten! Das konnte ſie nicht, und ſo hat der Teufel ſein heillos Spiel gemacht und mein lieber Herr hat ſie vielleicht für immer verloren. Wie die es ihr kochen, weiß vollends Niemand; aber Roſentage hat ſie gewiß nicht, denn ihre Schweſter iſt ſo eine Jeſabel! — Doch,“ ſetzte er ſich ſelber tröſtend hinzu, „ich hab' immer daheim gehört, was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll und könne der Menſch nicht ſcheiden.“

Um dieſe Zeit ſtießen zwei Briggs zu der Fregatte Eridanus, zwei luſtige Segler, die über die See hintanzten, wie junge Mädchen über die glatte Wieſe, die der Mäher ihres Graſes beraubt und die Sonnengluth ausgetrocknet hat. Es hatte ſich nämlich die dunkle Sage zu dem Ohre des Obercommandanten den Weg gebahnt, daß von Guadeloupe aus ein Convoi nach Frankreich unter Segel gehe.

Widrige Winde verhinderten indeß dies Auslaufen um mehrere Tage und die beiden Briggs erreichten den Eridanus, deſſen Capitän den Oberbefehl über das kleine Geſchwader erhielt. Er wies den Briggs ihre angemeſſene Entfernung an, damit jene Schiffe nicht durchſchlüpften.

Schon am zweiten Morgen meldete der Matroſe aus dem Maſtkorbe des Hauptmaſtes der Fregatte: „Drei Schiffe in Sicht! Die beiden Briggs hinterdrein mit vollen Segeln! Franzoſen!“

Der Eridanus änderte ſogleich ſeinen Cours.

„Die Stückpforten auf! Geladen!“ donnerte des Capitäns Commandowort, und mit einer zauberhaften Schnelligkeit war der Befehl vollzogen.

„Die Enterhaken zurecht!“ donnerte es durchs Sprachrohr über das Verdeck hin.

Auch dieſer Befehl wurde mit einer faſt fabelhaften Schnelligkeit vollzogen.

„Alles bereit!“ lautete der dritte Befehl.

Alles war in beſter Ordnung.

Der Doctor richtete ſein Verbandzeug her und nahm ſeinen Platz neben dem Capitän.

„Wollen Sie Theil nehmen?“ fragte der Capitän.

„Soll mich mein alter Tom beſchämen?“ fragte der Doctor entgegen. „Setzen Sie ihn dort mit ſeinem Enterbeil und Haken!“

„Wahrlich!“ ſagte der Capitän, und ſah mit beifälligem Lächeln auf den greiſen, wetterharten und verwitterten Seemann, der mit jugendlichem Feuer im Blick und in jeder Bewegung, unter den Matroſen ſtand, die ihn ganz beſonders hochhielten, weil er der Erfahrungen viele geſammelt und die Kunſt inne hatte, gut zu erzählen.

Unterdeſſen waren die franzöſiſchen Schiffe näher gekommen. Der Wind war ihnen günſtig, aber auch ihren leichtſegelnden Verfolgern. Es waren drei franzöſiſche Schiffe: eine Fregatte und zwei Kauffahrer von maſſiger Größe, ſchlankem Bau und tüchtiger Seglerkraft.

Mit angehaltenem Athem betrachteten die Bewohner der Fregatte Eridanus die Jagd der Briggs, welche, wie Pigot ſcherzend ſagte, als gute Jagdhunde dem Jäger das Wild in ſchußgerechte Lage brächten.

Es währte noch etwa eine Viertelſtunde, ſo ſah man es aufblitzen von den Briggs und beide gaben den Kauffahrern volle Lagen, indem ſie die Fregatte dem Eridanus zu überlaſſen ſchienen. Eine zweite Lage folgte ſchnell der erſten, und die Verwirrung auf den Kauffahrern bewies es, daß die Kugeln nicht unbedeutenden Schaden verurſacht haben mochten.

Jetzt ſah man die Enterboote und der ernſte Kampf nahte ſchnell.

Der Eridanus hatte, während dies vorging, ſo geſchickt manövrirt, daß er der Fregatte in Schußweite nahe kam und ſeine rechte Lage ihr einen furchtbaren Morgengruß zuſenden konnte, vor dem ſich der Hauptmaſt ſogleich neigte. Er war zerſplittert und mußte gekappt werden. Eine ſchnelle Wendung erfolgte, und die zweite volle Lage raſirte das Verdeck des Feindes! Seine Kanonen brüllten, aber war es Angſt oder Unkenntniß? — ſie waren ſo ſchlecht gerichtet, daß ſie dem Eridanus kaum einigen Schaden zufügten.

Ladung und Knall folgten auf dieſem Schlag auf Schlag.

Seit der Hauptmaſt der franzöſiſchen Fregatte gekappt war, konnte auf ein Entkommen nicht mehr gezählt werden, vielmehr war nur noch ein Kampf auf Leben und Tod in Ausſicht. Die Mannſchaft that, was in ihren Kräften ſtand. Pigot ließ ihrer Tapferkeit wohlverdientes Lob zu Theil werden. „Dennoch ſind ſie unſer!“ rief er, freudig die Hände reibend, aus.

Ein Hurrah von dem hinterſten Kauffahrer gab Kunde, daß er geentert war. Der zweite ſtrich die Flagge und die ihn verfolgende, ſich eben zum Entern anſchickende Brigg, nahm ihn ſofort in Beſitz. Jetzt galt es der Fregatte. Eine ihrer Batterien war bereits demontirt. Der Ruf: Entert! erſchallte auf dem Eridanus.

Während dieſes kurzen Seegefechtes, welches in ſeinen erſten Anfängen für die franzöſiſche Fregatte ſo unheilvoll war, ſchlich eine ſchöne Frau zu einem der Offiziere, einem jungen blühenden Manne, der für ihre Reize ſehr empfänglich war, heran.

„Was wollen Sie hier, Madame?“ fragte er ſie mit dem Ernſt und Unwillen, den ihre Erſcheinung zu dieſer Stunde der Gefahr auf dem Verdeck in ihm weckte.

„Bitte, ſagen Sie mir doch, wo die Pulverkammer iſt?“ ſprach ſie mit einem Tone, der den Offizier erbeben machte. Ihr Antlitz war bleich, wie das einer Leiche. Das ſchwarze Auge rollte wie das einer Wahnſinnigen, und die Lippe war bläulich. Ihr Anſehen hatte etwas Furchtbares.

„Gehen Sie in die Cajüte, wohin Damen in ſo ernſten Augenblicken gehören!“ ſprach verweiſend der Offizier. „Pulver paßt nicht, nicht für Sie!“

„Sie haben mir von Ihrer Liebe geredet,“ fuhr ſie ſchmeichelnd fort; „geben Sie mir dieſen vollgiltigen Beweis!“

„Gehen Sie!“ war ſeine Antwort. „Es iſt jetzt keine Zeit, von Liebe zu reden! Sie ſind Paſſagier an Bord; wenn Sie auf Ihrer Frage beharren, laſſe ich Sie einſperren. Was wollen Sie bei der Pulverkammer?“

„Uns in die Luft ſprengen, damit nicht dieſe Hunde uns nehmen!“ erwiederte ſie in fieberiſcher Aufregung.

„Das iſt nicht eines Weibes Sache,“ verſetzte der Offizier. Er rief zwei Matroſen.

„Faßt das Weib und bringt ſie in die Cajüte, ſie iſt wahnſinnig und will das Schiff in die Luft ſprengen!“

„Feige Canaille!“ knirſchte Marion Cantrac und ſchleuderte ihm einen ihrer Wuthblicke zu. Die Matroſen machten jedoch kurzen Prozeß und faßten ſie trotz ihrer wilden Vertheidigung und brachten ſie in den Raum. Sie wüthete völlig. Cantrac vermochte ſie nicht zu bändigen und bald war ſie wieder aus der Cajüte in den Raum gedrungen, wo ſie in die Küche zu kommen ſuchte, um ſich eines Feuerbrandes zu bemeiſtern. Auch hier ſtieß man ſie hart zurück, da in ſolchen Momenten ſelbſt die jedem gemeinen Franzoſen angeborene Galanterie ihr Ende erreicht hat.

Sie drang wieder auf das Verdeck.

Die beiden Schiffe waren ſich ſo nahe gekommen, daß die Beſatzung mit Kleingewehrfeuer die ununterbrochene Kanonade unterſtützte.

Auch die eine der Briggs nahm jetzt die Fregatte aufs Korn und die Enterer nahten.

Es entſtand ein furchtbarer Kampf auf beiden Seiten des Schiffes, da auch die Brigg unter dem Winde zu entern begann.

Marien entriß einem erſchoſſenen Matroſen ſein Enterbeil und ſtürzte ſich wüthend in den Kampf.

„Sehen Sie das merkwürdige Schauſpiel,“ rief der Capitän Pigot dem Doctor zu, „dort kämpft ein raſendes Weib unter den Matroſen!“

Der Doctor richtete ſein Fernrohr darauf und rief erblaſſend: „Capitän, es iſt Madame Cantrac! Sollte Amelie auf der Fregatte ſein?“

„Hurrah!“ ſchrie der Capitän, „das wär' eine Priſe!“

Die Enterer der Fregatte Eridanus hatten jetzt ſiegreich das Bord erſtiegen.

Tom, der bereits Marion Cantrac erkannt hatte, ſtürzte auf ſie zu, ergriff ſie an ihren ſchönen Schultern und riß ſie zu Boden.

„Uff! Uff! Weib, Satan, was treibſt du hier?“ rief er in wilder Wuth.

In demſelben Moment aber, als Tom ſie aus dem Kampfe reißen wollte, hatte eine Kugel von der Brigg bereits ihren mörderiſchen Weg in ihre Bruſt gefunden.

„Tom!“ rief ſie, „iſt der Doctor da?“

„Ja,“ ſagte dieſer, „er iſt auf der Fregatte drüben und wird bald hier ſein.“

„Gib mir den Reſt, Tom,“ flehte die Blutende. „Erbarme dich meiner!“

„Ihr habt genug,“ ſagte Tom, „Uff! Macht's kurz. Betet, daß Euch Gott vergebe all' die Miſſethat Eueres Lebens, all' die Undankbarkeit an meinem Herrn!“

„Verflucht ſei er in Ewigkeit!“ ſchrie das entſetzliche Weib. „Verdammt, wie du, Rabe, wie ich!“

Sie wollte ſich aufrichten, aufſpringen; aber der Blutſtrom quoll unaufhaltſam aus ihrer Bruſt. Sie ſank zurück und zuckte convulſiviſch zuſammen.

„Der Tod ſitzt Euch auf der Lippe; betet, daß Euere Seele nicht zur Hölle fahre!“ ſagte Tom, den ein Entſetzen bei ihrem Anblicke durchrieſelte.

„Ha! beten! Ich kann nicht beten!“ ſchrie ſie noch einmal auf. „Verflucht ſei —“

Das Wort erſtarb auf der Lippe, und ſchaudernd wandte ſich Tom von der Sterbenden, deren Anblick nur Entſetzen hervorbringen konnte.

Die Mannſchaft der Fregatte hatte bereits das Gewehr geſtreckt. Die engliſche Flagge wehte auf den drei Priſen, als Pigot mit dem Doctor an Bord erſchien.

Er hatte Marion fallen und Tom bei ihr knien ſehen. Sogleich eilte er zu ihr hin.

Tom vertrat ihm den Weg. „Herr,“ ſagte er, „an der iſt Hopfen und Malz verloren. Der Tod hat ſie geentert. Das Wrack gehört der See! Uff! Uff! Herr, der Teufel hat ſein Erbe! Kommt! dort ſind arme, brave Jungen, denen helfet!“

Der Doctor ſtand ſchaudernd da. Er kannte das Weib nicht, deſſen ſchöne Hülle hier todesbleich, mit Blut bedeckt, lag. Er ſah nur in ihr Amelie's Schweſter, und das Mitleid war das alleinige Gefühl, das in ſeiner Seele jetzt Raum hatte. Ein ſtrafender Blick und ein ſcharf tadelndes Wort traf Tom.

Wenn auch Tom ſonſt nicht wagte, ſeinem Herrn entgegen zu reden, ſo konnte er doch hier nicht ſchweigen.

„Uff! Herr," rief er. „Sie war, was ich ſagte, denn ſie iſt geſtorben mit einem gräßlichen Fluch auf Euch, den aber mein Gebet gewiß wegmanövrirt hat. Tadelt mich nicht. Ihr werdet wohl noch hören, wie ſie dachte. Uff! Geht, Herr, ich bitte Euch, und zürnet mir nicht!"

Der Doctor wurde in dieſem Augenblicke zu dem franzöſiſchen Arzte gerufen, der ihn bat, ihm in ſeinem Berufe thätig zur Seite zu ſtehen bei den zahlreichen Verwundeten.

Kaum aber hatte der Doctor den Rücken gewendet, als Tom Marion's Leichnam faßte, auf die Bekleidung des Verdeckes, die auf dieſer Seite noch ſtand, hob und ihm einen Ruck gab, der ihn in die Tiefe der See verſenkte. Das Enterbeil, welches die Wüthende geführt hatte, ſchleuderte er ihr nach. Uff! da ruht der Fluch drauf! ſagte er. Das Verdeck wurde jetzt von den Leichen geſäubert, vom Blute gereinigt und die Schiffszimmerleute arbeiteten ſogleich daran, den Nothmaſt aufzurichten und die Schäden des Schiffes zu heilen. Die beiden Ärzte hatten vollauf zu thun mit den zahlreichen Verwundeten, ſowohl auf der franzöſiſchen Fregatte, als auf dem Eridanus und der Brigg, welche mit dem Eridanus die feindliche Fregatte geentert hatte. Dennoch war der Sieg ein verhältnißmäßig leichter, und Capitän Pigot ließ mit fröhlichem Geſichte die Gefangenen theils auf den Eridanus, theils auf die beiden Briggs bringen, und als endlich die Verwundeten verbunden waren, trat der Doctor Roßbridge zu Capitän Pigot und fragte: „Iſt Amelie hier?"

„Ich weiß es nicht, weil ich ſie nicht kenne," erwiederte ihm dieſer, „aber, wenn ſie ſchön iſt wie ein Engel, ſo glaub' ich, ſie ſitzt drunten in der Cajüte und weint heiße Thränen um ihre

Schweſter, die im Kampfe gefallen ſein ſoll. Monſieur Cantrac trägt einſtweilen die Ketten, aber Thränen hat er keine für ſeine liebe Frau! Gehen Sie, Doctor, und tröſten Sie Miß Amelie!“

Der Doctor reinigte ſich mit Tom's Hilfe vom Blut und eilte dann hinab in die Cajüte.

Als er die Thür aufriß und Amelie erſchreckt auffuhr, erblickte ſie ihn.

„John, mein theurer John!“ rief ſie aus und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Über Cantrac's furchtbare Züge fuhr ein Lichtſtrahl der Freude. „Nun hängen ſie mich gewiß nicht!“ ſagte er; „der wird für mich bitten!“

IX.

Im Hafen von Antigua wurden ſechs Schiffe ſignaliſirt. Als ſie näher kamen, erkannte man den Eridanus, die Briggs Phöbe und Harris, nebſt drei Priſen, einer franzöſiſchen Fregatte und zwei Kauffahrteiſchiffen.

Capitän Pigot kam allein an den Strand und begab ſich zu dem Oberbefehlshaber, der ihn mit großer Auszeichnung empfing. Die Schiffe waren vor Anker gegangen und die Nacht ſenkte ſich bereits herab, als die Audienz zu Ende war.

Pigot kehrte an Bord ſeiner Fregatte zurück und mit demſelben Boote wurde Cantrac ausgeſchifft.

Amelie, bei der der Doctor war, ahnte es nicht, was vorging, und glaubte auch nicht, daß es auf das Schickſal ihres Schwagers Bezug habe, als ein Auditeur am anderen Morgen mit dem Doctor landete.

Als der Doctor in die Wohnung des Gouverneurs und Oberbefehlshabers trat, war ein Kriegsgericht verſammelt. Als Zeugen ſtanden vor demſelben der Neger Leo, drei Pflanzer von Marie galante, der Plantagenaufſeher Cantrac's, Capitän Pigot und der Doctor.

Der General-Auditeur verlas den Auflageact. Er lautete auf

Anſtiftung eines Complottes, die Engländer gefangen zu nehmen, die Inſel den Franzoſen zu überliefern, auf Gefangennehmung ſämmtlicher brittiſchen Offiziere bei einem Bankett; auf Mißhandlung und Ermordung der zur Geneſung in die höheren Gegenden Marie galante's gebrachten Kranken, engliſcher Soldaten, und als Strafe: Tod durch den Strang.

Cantrac ſaß da wie eine Leiche. Er zitterte am ganzen Leibe, daß ſeine Ketten raſſelten.

Zuerſt ſchritt das Gericht zur Abhör der Zeugen. Der Neger Leo bezeugte, mit möglichſter Schonung Cantrac's, Alles, was der Anklageact ausſagte. Ebenſo fiel das Zeugniß der Pflanzer aus. Sie ſagten namentlich aus, daß Cantrac von Pflanzung zu Pflanzung geritten ſei und ſich unſägliche Mühe gegeben habe, das Complot zu Stande zu bringen. Daſſelbe bezeugte der Aufſeher Cantrac's, obgleich dieſer mehr die Schuld des Ganzen auf Madame Cantrac warf, in deren Hand ihr Mann nur das Werkzeug geweſen ſei.

Der Doctor konnte nichts bezeugen, als die Einladung zum Feſte, die Warnung Amelie's und Leo's, und Pigot den Kampf und ſeine Folgen.

. Kein Entlaſtungszeuge war vorhanden. Cantrac ſelbſt erhielt das Wort zu ſeiner Vertheidigung. Er rief ſeinen Neger Leo und ſeinen Aufſeher, ſelbſt die Pflanzer auf, daß ſie Zeugniß ablegten, wie er das Werkzeug ſeiner Frau geweſen und, um ihren Willen zu thun, dies Alles unternommen habe. Im Zuge ſeiner Vertheidigung zog er den Schleier von dem Thun und Charakter ſeiner Frau mit einer Abſcheu erregenden Gemeinheit. Er enthüllte die Urſache dieſes Complottes genau und ſagte: Es ſei nur auf den Doctor Roßbridge allein abgeſehen geweſen, da ſie, mit grimmigem Haſſe gegen ihn erfüllt, ſeine Verbindung mit Amelie habe zu Nichte machen wollen. Er hatte es nicht hehl, daß ſie ſchon in Wight aufs Heftigſte in den Doctor verliebt geweſen ſei, der aber ſeine Liebe ihrer edeln Schweſter Amelie zugewendet, ihr nicht die geringſte Aufmerkſamkeit bewieſen, als die, welche die edle Hoſpitalität erfordert habe, alle Verſuche ihrer Koketterie ſeien erfolglos geweſen. Da habe ſich die Liebe in bodenloſen Haß umgeſetzt, und dieſer Haß habe ſeine Befriedigung daran geſucht, Amelie und den Doctor für immer zu trennen. Darum habe ſie auf das Complott geſonnen; darum habe ſie Guadeloupe verlaſſen, da ſie befürchtete, es möchte von Engländern genommen und ſie dann in ihre Gewalt, der Doctor zu einem hohen Triumphe kommen; darum habe ſie in blinder Wuth die Fregatte in die Luft ſprengen wollen und in einer zum Wahnſinne geſteigerten Wuth ihren Tod gefunden.

Mit Abſcheu wendeten ſich die Richter von dem Elenden, der den Schleier wie von ſeiner eigenen Schmach, ſo von dem verworfenen Charakter ſeines verſtorbenen Weibes hinwegriß, um ſich das verworfene Leben zu retten.

Der Doctor blickte in einen Abgrund von Verworfenheit, vor dem ihm ſchauderte, deſſen Wahrheit ſich ihm aber unwillkürlich aufdrängte, weil er nur ſo den Schlüſſel zu Räthſeln fand, die ihm bis jetzt unlösbar erſchienen waren.

Der Gefangene und die Zeugen traten ab.

Nach einer halben Stunde kam der Auditeur zu Cantrac und fragte, ob er über ſein Vermögen letztwillige Verfügungen treffen wolle und einen Geiſtlichen ſeines Glaubens verlange, deren Etliche unter den Gefangenen ſich befänden; er habe nur noch wenige Stunden zu leben.

Ein Ausbruch der troſtloſeſten Verzweiflung, in der die entſetzlichſte Furcht vor dem Tode ſich ausſprach, war die nächſte, unmittelbare Folge der Erklärung des Auditeurs.

Cantrac kam endlich durch das Zuſprechen des Auditeurs ſo weit zu ſich, daß dieſer ein Teſtament aufnehmen konnte, worin er ſeine Schwägerin Amelie zur alleinigen Erbin ſeiner liegenden und fahrenden Habe einſetzte. Als dies unterſchrieben war, nahm es der Auditeur zu ſich, und entfernte ſich, um einen Geiſtlichen zu dem Delinquenten zu ſchicken. Dieſer blieb eine Stunde bei ihm.

Hierauf wurde er vor die Stadt zum Richtplatze geführt, wo ein Galgen aufgerichtet war, und nicht lange nachher hatte der Verworfene ſein Leben geendet.

Pigot und der Doctor kehrten auf die Fregatte zurück, wohin

Amelie gebracht worden war, nebſt allen Effecten Cantrac's und ſeiner Frau. Der Doctor hatte das Teſtament. Er wagte es indeſſen nicht in Amelie's Hände zu geben, wie er auch den Capitän aufs Wärmſte bat, vor Amelie das Ende Cantrac's zu verheimlichen. Indeſſen konnte der Doctor den Eindruck, welchen das Verhör Cantrac's in ihm hervorgebracht, nicht in dem Maaße verbergen, daß nicht das ſcharfe Auge der Liebe ihn hätte herausfinden ſollen. Es ſtieg eine dunkle Ahnung in ihr auf. Sie fragte nach Cantrac, und als ſie hörte, er ſei ans Land gebracht worden, ſtellte ſie ſich ſelbſt Alles zuſammen und fragte nun direct den Doctor und Pigot, in deren Geſellſchaft ſie ſpeiſte. Da ſie zu beſtimmt bei ihrer Vorausſetzung blieb, konnten Beide nicht länger die Wahrheit verhehlen.

Sie warf ſich laut weinend an des Doctors Bruſt. „Nun bin ich ganz verwaiſt!“ rief ſie tief erſchüttert aus, „verlaß mich Arme nicht!“

Der Doctor umfaßte ſie mit der ganzen Innigkeit ſeines Gefühls. Reden konnte er ſelbſt nicht, denn dieſer Auftritt hatte aufs Neue ihn an Alles erinnert, was er gehört und erlebt hatte.

Schon früh am anderen Morgen fuhr Capitän Pigot ans Ufer. Er blieb den ganzen Tag aus und kam erſt Abends zurück.

Er ließ den Doctor ſogleich zu ſich rufen.

„Lieber Doctor,“ ſagte er, „die Verhältniſſe von Miß Amelie ſind der Art, daß der Oberbefehlshaber mit mir darin übereinſtimmt, daß ſie den Wechſelfällen eines Seekriegs enthoben werden muß. Sie ſoll nach England gebracht werden, zu ihrer Familie nach Wight, wenn ſie es nicht vorziehen ſollte, auf ihre Pflanzung nach Marie galante zu gehen, die doch jedenfalls, da noch Neger darauf leben, nicht völlig preisgegeben werden darf. Stellen Sie ihr das in geeigneter Weiſe vor und bringen Sie mir ihren Entſchluß. Sollte ſie nach England zu gehen ſich entſchließen, ſo möchte der Gouverneur ihr einen Schutz mitgeben, welcher ihr der liebſte und anderweitig der geeignetſte wäre, nämlich einen liebenden Gemahl in Ihrer Perſon. Doctor, was meinen Sie dazu?“

Der Doctor blickte den Capitän voll Erſtaunen an.

„Es iſt ſo," verſetzte der wackere Pigot. „Reden Sie mit ihr, oder ſoll ich es? Wahrlich, Doctor, ich finde, daß es für mich paſſender iſt! Warten Sie! Tom!" rief er, „melde mich bei Miß Amelie!"

Tom ging und kam alsbald zurück, mit der Verſicherung, er werde willkommen ſein.

„Die erſte Freiwerberei meines Lebens!" rief Pigot lachend und ging.

Er war lange bei Amelie, die den Freund ihres Geliebten und den Ehrenmann in Einer Perſon gleich hochachtete.

Nach Verlauf einer Stunde, die der Doctor höchſt peinlich in der Capitänscajüte verlebte, rief ihn Tom, der ſich mit aller Hingebung des Dienſtes bei der theuern Miß, wie er ſagte, annahm. Er eilte zu den Beiden und der Capitän rief ihm entgegen: „Doctor, ich habe Talente in mir entdeckt, die ich mir nie zugetraut. Miß Amelie willigt in die Verbindung mit Ihnen!"

„Ja," ſagte Amelie, „ich willige ein, weil ich erkenne, daß es die Schicklichkeit und der Anſtand fordert. Ich fühle, daß ich unter anderen Verhältniſſen das Trauerjahr mir wenigſtens ausbedingen müßte. Sie reichte unter Thränen dem Doctor ihre Hand, und dieſen Abend blieben Beide bei ihr, in der ihr eingeräumten Cajüte das Abendeſſen einzunehmen. Schon am anderen Morgen meldete Capitän Pigot dem Oberbefehlshaber den Entſchluß Amelie's mit ſeinen Motiven, und zwei Tage ſpäter traute ſie der Geiſtliche auf Antigua.

Capitän Pigot lud die ſämmtlichen befreundeten Offiziere zu einem Gaſtmahl auf den Eridanus, wo auch der Oberbefehlshaber erſchien, um dem jungen Paare ſeine Glückwünſche darzubringen.

Bei dieſer Gelegenheit eröffnete er dem Doctor, daß Capitän Pigot eine Flottille nach England commandiren ſolle, um die Gefangenen dorthin zu bringen, und daß es den Lords der Admiralität gefallen habe, den Eridanus, welcher bedeutende Reparaturen nöthig habe, längere Zeit auf den Werften von Liverpool zu laſſen, wodurch es den Offizieren geſtattet ſei, im Schooß ihrer Familien den Winter in England zu verleben. Als der Obercommandant dieſes Vorhaben der Lords der Admiralität ausgeſprochen, erfüllte ein Jubel die Cajüte, und der edle Obercommandant, der dies wohlwollend veranlaßt, ergriff freudig ſein Glas, um es auf das Wohlergehen der durch ſeine Mittheilung Erfreuten zu leeren.

Mit dem Auslaufen der Flottille ging es jedoch nicht ſo ſchnell, da die Schiffe, welche dazu beſtimmt worden waren, erſt von ihren verſchiedenen Stationen zurückgerufen und manche von ihnen erſt noch ausgebeſſert und verproviantirt werden mußten.

Das junge Paar benützte dieſe Zeit, um nach Marie galante zurückzukehren und die Angelegenheiten dort zu ordnen.

Mit Wehmuth betraten ſie den Ort, wo ſie ſo viele bittere Erfahrungen gemacht hatten, und Capitän Pigot, der ebenfalls den Ort noch einmal beſuchen wollte, der auch für ihn erfahrungsreich geworden war, begleitete ſie auf die zerſtörte Pflanzung. Dort ſah es wüſte und wild aus. Die Pflanzenwelt der Tropen hatte alle ihre Triebkraft angewendet, eine Wildniß zu ſchaffen, wo früher ein feiner Geſchmack gewaltet hatte. Die Neger waren bloß darauf bedacht geweſen, für ihren Unterhalt das Nöthige zu pflanzen, hatten aber im Übrigen, der natürlichen Indolenz folgend, welche eine ſo große Macht über ſie ausübt, die üppige Produktionskraft der Natur frei und ungeſtört ſchalten und walten laſſen. Der Doctor ſtaunte über dieſe Erſcheinungen, für die ſein europäiſcher Maßſtab nicht ausreichte.

Capitän Pigot rieth Miſtreß Roßbridge, die Beſitzung, wenn ſie anders nicht beabſichtige, mit ihrem Gatten heute oder morgen nach Weſtindien zurückzukehren, zu verkaufen, auch ſelbſt dann, wenn ſie am eigentlichen Werthe derſelben einbüßen müßte, weil jede Verwaltung in ſo weiter Ferne nur zu ihrem Nachtheil ausſchlagen müßte.

Das leuchtete klar und ſchnell ein. Zudem zog es Amelie vor, in England, in der Nähe ihrer lieben Ellen zu leben. „Wenn es anders mit deinem Geſchmack übereinſtimmt,“ ſagte ſie, lieblich lächelnd, zu dem Doctor.

Dieſer ſtimmte vollkommen damit überein, der Verkauf wurde beſchloſſen, und als es bekannt wurde, fand ſich bald ein Pflanzer in der Nähe, welcher ſich zu dem Ankaufe verſtand.

Die alte Hebe hätte wohl gewünſcht, ihre gütige Herrin zu behalten, und damit ſtimmten alle Neger überein; allein das ging nun einmal nicht, und Amelie beglückte Leo, den Sohn der alten Hebe, die nun wieder völlig geneſen war, daß ſie ihm und ſeiner Familie und ebenſo der Alten die Freiheit und ein Stück Landes ſchenkte, wo ſie, mit Wenigem zufrieden, glücklich leben konnten. Die Übrigen beſchenkte ſie reich. Als ſie ſchieden, gaben ihnen Alle das Geleite, und ihre Segenswünſche folgten ihnen in die Ferne nach.

Am anderen Tage wurde in der Stadt, die ſich von den Spuren der Kugeln der Circe befreit hatte, der Kauf vollzogen und die Gatten fuhren mit dem edeln Pigot nach Antigua zurück und mietheten ſich dort in einem der ſchönen Landhäuſer der Bai ein, bis zum Tage der Abfahrt, der nach langer Friſt endlich kam.

Vorher noch hatte mit des Obercommandanten Erlaubniß der Doctor Cantrac's Leichnam ehrlich und chriſtlich beſtatten laſſen und ſo dem Gefühle ſeiner geliebten Amelie ein Genüge geleiſtet.

Tom war ungemein froh mit ſeiner jungen Miſtreß. Er ſah nur immer nach ihren Augen und lauſchte ihr jeden Wunſch ab, um ihn zu befriedigen, ehe er noch ausgeſprochen war.

Der Doctor hörte ſein ſchneidendes Uff! nur höchſt ſelten und dann war es ein Laut des Erſtaunens und der Freude. Beſonders war dies der Fall, als er ihm ſagte: „Wir gehen nach Wight, Tom!“

„Uff!“ rief er da und machte einen Luftſprung. „Was wird der alte Herr ſagen und Miß Ellen, wenn wir ihnen die liebe, gütige Miſtreß bringen? Uff! Herr, ich bitte Gott, daß er mich die Luſt erleben laſſe! Aber dort auf der ſchneeweißen Küſte unſerer ſchönen Inſel will ich Sie auch daran erinnern, was der alte Tom ſagte, als Sie muthlos und troſtlos den Kopf ſinken ließen!“

„Das brauchſt du ſo lange gar nicht aufzuſparen, Tom,“ ſprach lächelnd der Doctor; „du darfſt es alle Tage thun, wenn du ſiehſt, daß ich es vergeſſen habe; aber glaube mir, alter, treuer Tom, es ſteht in meiner Seele mit Flammenſchrift geſchrieben, und nie werde ich es vergeſſen!“

Der Doctor hatte das feierlich und mit Gefühl geſprochen.

Tom wandte ſich ab und wiſchte an ſeinen Augen.

„Was gibt's?“ fragte ein vorübergehender Matroſe.

„Es iſt mir Salzwaſſer ins Auge geſpritzt!“ ſagte Tom, „du weißt ja, Bob, wie das brennt!“

Für ſeine liebe Miß Ellen packte er eine Menge Sachen ein, und der Doctor ließ ihm völlig freie Hand und zahlte gerne. Da ſtanden Kiſten voll der prachtvollſten Muſcheln; Käfige mit den Vögeln der Tropenwelt, die in glühendſter Farbenpracht ſtrahlten.

„Herr,“ ſagte er, als er dem Doctor die Herrlichkeiten zeigte, „ich darf doch auch Pächters Simmy einen Papagei mitnehmen? Er bat mich ſo treuherzig darum und verdiente es auch, als er unſere theure Miſtreß retten half. — Nicht?“

„Nimm ihm ein Dutzend mit, wenn du ihm eine Freude damit machen kannſt, guter Tom!“ — war des Doctors Antwort.

„Und mir ein Äffchen?“ fragte er.

„Zehn!“ ſagte der Doctor.

„Uff! Uff!“ rief Tom und rannte wie beſeſſen herum und wußte nicht, wie er ſeine Freude kund thun ſollte.

Endlich lichtete die Flottille die Anker. Ihre Fahrt war glücklich und durch günſtige Winde ſehr kurz.

In Liverpool mußte das junge Paar in dem Hauſe Capitän Pigot's und im Schooße ſeiner liebenswürdigen Familie ſich von der Seereiſe erholen, anders that es Pigot nicht, und dann miethete der Doctor eine Jacht, und Pigot und ſeine Familie begleiteten ſie nach Wight. Schon in Liverpool hatten ſie erfahren, daß der alte Capitän Roßbridge der dauerndſten Geſundheit ſich erfreue und Ellen die glückliche Braut eines jungen Gutsbeſitzers ſei, der mit dem Doctor die Schule zu Eton beſucht und in der freundlichſten Verbindung mit ihm geſtanden, ihn auch oft in Roßbridge-Houſe beſucht hatte. Schon damals merkte der Doctor wohl, daß Ellen dem jungen, wackern Manne nicht gleichgiltig ſei und Ellen immer erglühte, wenn er ſich im Geſpräch an ſie wandte. Das waren ihm Vorboten einer keimenden Liebe, die denn nun, gewiß zu Beider

Glück und des alten Vaters Freude, zu ihrer vollen Blüthe gediehen war.

Auf Wight ahnte man nichts von ihrer Heimkunft. Um ſo größer war die Freude und Überraſchung, als ſie in das ſtille Haus unbemerkt um die Mittagszeit eintraten.

Ellen ſtieß einen Schrei aus, als ſie Amelie erblickte, und ſchlug ihre Arme in ſeligem Entzücken um die geliebte Freundin.

„Ellen,“ ſagte der Doctor, „ſie iſt deine Schweſter!“

Da traten Freudenthränen in das blaue Auge des ſchönen Mädchens, und noch länger und inniger umarmten ſich die einander ſo innig liebenden Schweſtern.

Jetzt kam der alte Herr von einer kleinen Tour, die er gemacht, zurück.

Er ſah die Jacht in der Bucht vor Anker liegen und ſtand fragend auf der hohen Küſte. Da erblickte ihn Tom.

„Uff! Uff! Herr,“ ſchrie er und watete bis an die Hüften durch die See, um deſto ſchneller zu ſeinem geliebten Herrn zu kommen, der ihm freudig die Hand ſchüttelte.

„Ich bring' ihn geſund und froh wieder, Herr, Uff! und noch Jemand, und unſern Capitän, den Gott ſegne. Herr, eilet, es iſt eine Luſt. Uff!“

Der alte Seemann lachte, und doch ergriff Tom's Glück ſein Herz ſo mächtig, daß er kaum weiter gehen konnte. Erſt nach einigen Minuten vermochte er es, während Tom die Söhne des Pächters gerufen, um ihm ausladen zu helfen, wo dann Jimmy zu allererſt ſeinen prächtigen Papagei erhielt, den er im Triumphe heim trug.

Als der alte Capitän in die Stube trat, ſah ihn Amelie zuerſt. Sie flog auf ihn zu, faßte und küßte ſeine Hand und kniete dann vor ihm nieder.

Der alte Mann ſah auf die Kniende und dann auf ſeinen herbeieilenden Sohn, der neben Amelie niederkniete und ſagte: „Theurer Vater, ich bringe Ihnen eine Tochter! Wollen Sie Ihre Kinder nicht ſegnen?“

Da bebte der Greis und ſeine Augen wurden feucht. Er legte Jedem eine Hand aufs Haupt und ſagte tief gerührt: „Segne euch

Gott, wie ich euch ſegne!“ Und dann zog er ſie an ſeine Bruſt und Amelie weinte Thränen ſeliger Freude an der Vaterbruſt, an die ſie, die früh Verwaiſte, nie ihr Haupt hatte legen können. Es war ein ſo feierlicher Augenblick, daß er ſeine Wirkung auf Pigot und ſeine ſanfte Frau nicht verfehlen konnte.

Als ihn der Doctor aufs Herzlichſte dem Vater vorſtellte und rühmte, ſagte Pigot, ſeine Hand ergreifend: „Sie ſind ein glücklicher Vater, Sir! Gott erhalte Ihnen dies reiche Glück und Sie dem liebenden Kreiſe, der ſich um Sie bildet!“

Das gewann dem biedern Manne des alten Reßbridge Herz, und bald waren die Seeleute Ein Herz und Eine Seele und in eine Unterhaltung vertieft, welche die Anderen, ohne es zu wollen, ausſchloß.

Miſtreß Pigot hatte ihre rechte Freude daran, wie ſie ſich denn in dem Kreiſe dieſer liebenswürdigen Familie ſehr glücklich fühlte.

Während die Hausgenoſſen mit ihren Gäſten an der Tafel ſaßen, ordnete Tom in Miß Ellen's Gemächern, zu denen er ſich den Zutritt durch ihr Kammermädchen erbeten und verſchafft hatte, alle ſeine Schätze, die er für ſie mitgebracht, gehegt und gepflegt hatte, und als das Mahl vorüber war, mußte das Kammermädchen Miß Ellen rufen.

Tom ſtand hinter der Thür, als ſie eintrat und mit freudiger Erregung die Herrlichkeiten der Tropenwelt anſtaunte.

„Ach,“ ſagte ſie, „mein lieber, alter Tom hat mir gewiß dieſe Freude gemacht!“

Da fuhr ein Uff! aus Tom's Bruſt heraus, wie er es ſelten glücklicher ausgeſtoßen, denn es hatte ſich unwillkürlich ſeinen Lippen entrungen. Er hatte nur ungeſehen ſich an der Freude der geliebten Miß erquicken wollen, die er ſo oft auf ſeinen Armen getragen und auf ſeinen Knieen geſchaukelt hatte. Jetzt war er verrathen.

„Tom, lieber Tom!“ rief das liebliche Weſen und ſprang auf den treuen Menſchen zu und faßte ſeine harten Seemannshände und drückte ſie innig.

„Ich ſehe wohl, du haſt mich noch lieb,“ ſagte ſie, „denn du haſt auch in der Ferne an mich gedacht. Wie danke ich dir, guter Tom! Ich will dir's recht durch Liebe vergelten!“

„Uff! Uff! Uff!“ tönte es weich und immer weicher aus Tom's Mund und ein Strom von Thränen rollte über die wetterharten Wangen. Reden konnte er nicht. Nur den Kopf schüttelte er bei den letzten Worten Ellen's, und ſetzte ſtockend hinzu: „Verlangt mein Herzblut, Miß Ellen, es iſt Euer!“

Ellen rief nun den Vater, die ganze Hausgenoſſenſchaft, um ihnen Tom's Geſchenke zu zeigen. Als aber der alte Capitän ſich nach ihm umſah, war er weggeſchlichen.

Capitän Pigot weilte mehrere Wochen in dieſem Familienkreiſe, wo ſich denn auch Ellen's Verlobter einfand, und als er endlich ſchied, ſagte Capitän Roßbridge zu dem neuen, ihm theuer gewordenen Freunde: „Kommen Sie bald wieder und bei Ellen's Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen!“

Und er fehlte nicht bei dieſem ſchönen Feſte, das durch die unerwartete Rückkehr des älteſten Sohnes verherrlicht wurde.

Als endlich der Frühling kam, wo Pigot, der zum Rang eines Commodore wohlverdient aufgeſtiegen war, mit dem Eridanus wieder ſeine Kreuzfahrten im Kanal beginnen ſollte, fragte er den Doctor: „Nun, Freund, werden Sie mir Geſellſchaft leiſten am Bord des Eridanus?“

„Nein,“ ſagte der Doctor, „ich habe den Bitten des Vaters nachgegeben und bin um meinen Abſchied eingekommen. Ellen iſt mit ihrem Gatten zwar nicht weit entfernt, aber es würde dem Greiſe die pflegende Liebe fehlen, an die er gewöhnt iſt, und Amelie weiß ſo ganz ihm Ellen zu erſetzen.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Pigot. „Zwar weiß es Gott, wie glücklich ich wäre, gingen Sie mit mir an Bord, aber ich muß die Kindespflicht höher ſtellen, die uns des Herrn Gebot befiehlt. Gott ſegne Sie; das aber ſag' ich Ihnen, wenn einſt der Herr es mir vergönnt, mich für den Reſt meiner Tage vor Anker zu legen, ſo kaufe ich mich in Ihrer Nähe an, daß wir, wenn auch auf trockenem Lande, mit einander ſegeln, bis es einſt dem Herrn gefällt, uns vollends abzutakeln!“

Im Walde.

Erinnerungen aus dem Leben eines Forſt-Eleven.

I.

Winterabende, ſo lang gedehnt und ſtille, ſind die Zeit der Gemüthlichkeit, wenn man nämlich behaglich am warmen Ofen ſitzt, etwa in einem bequemen Seſſel, und eine gute Pfeife raucht. Je mehr es draußen ſtürmt und ſchneit, oder je heller die Sterne am tiefdunkeln Himmel flimmern und die Eisblumen ſich an den Fenſterſcheiben anſetzen, deſto mehr Behagen fühlt man.

Das hab' ich oft erfahren, wenn ich Abends bei meinem Freunde, dem Oberförſter, ſaß und wir uns die Erlebniſſe unſerer früheren Tage erzählten.

Einen köſtlichern Erzähler, als den alten Oberförſter Luckow gab's nicht. Man wurde gar nicht müde, ihm zuzuhören, beſonders wenn man dabei wahrnahm, wie ſeine großen Augen leuchteten und die dicken Augenbrauen ſich hoben und ſenkten und wie ſich jedwede Empfindung auf ſeinem wetterharten, tiefdurchfurchten Geſicht abſpiegelte. Das kam ſo recht inwendig heraus.

Eines Abends kam auf ſeine Jugendzeit die Rede. Ich bat ihn, mir auch aus dieſer Periode ſeines Lebens Epiſoden mitzutheilen.

Nach einigem Nachſinnen ſagte er: „Ja, lieber Freund, das will ich, und das Erſte, was mir einfällt, mag dieſen Abend ausfüllen.

„Du weißt," hob er an, „Thüringen, das ſchöne Land der Berge und Wälder, iſt meine Heimath.

„Mein Vater war Juſtizbeamter in einem herrſchaftlichen Städtchen, Patrimonialrichter und dergleichen. Ein ſchlichter, derber, aber wahrhaft frommer Mann war er, was man ſonſt in dieſer Zunft nicht findet, die Luther am beſten charakteriſirt hat in dem bekannten Sprüchlein: „Juriſten — ſchlechte Chriſten,“ das ich auch alle Wege wahr gefunden habe.

„In der lateiniſchen Schule des Städtchens fand ich meine Vorbildung bei einem bezopften Recter, der mich weidlich abbläute und mit der Grammatik quälte; dann brachte mich mein Vater nach Erfurt, wo's noch bunter ging, und mich dieſe lateiniſchen Schulmeiſter mit ihrer zunftmäßigen Pedanterie und Nörgelei ſchier zu Tode quälten. Endlich ſchlug dem vielgeprüften Primaner die Stunde der Erlöſung und meine Seele jubelte.

„Die blauen Berge mit ihrem Dufte lachten mir entgegen, und die Freiheit und das friſche Waldleben und Herumſchweifen, ich ſage dir, alle Thore der Luſt und Freude thaten ſich vor mir auf.

„Mein Vater hatte einen Jugendfreund, der im Thüringer Wald Oberförſter war. Zu dem ſollte ich kommen, damit ich den Dienſt von der Pike an lernte. Dann ſollte ich nach Dreißigacker gehen, um mich wiſſenſchaftlich durchzubilden. Mein Vater brachte mich ſelbſt zu dem Oberförſter, einem äußerſt lieben Manne, der mich aufnahm, wie ein Vater ſeinen Sohn.

„Nun ſollſt du aber ein Prachtexemplar von einem Förſter kennen lernen, ſagte er meinem Vater.

„Bei ihm wird dein Sohn in eine praktiſche Schule gehen, wie es keine zweite in der Welt gibt, und ich ſage dir, der Menſch iſt rein wie eine Jungfrau, treu wie Gold, und ein Forſtmann, der mir ſchon manchen Eleven herangebildet hat, daß mir das Herz im Leibe lachte.

„Fritz! rief er dem Jägerburſchen, bitte Herrn Gerhard, daß er den Abend mit mir eſſe! —

„Das Forſthaus, das muß ich dir vorher ſagen, lag mitten im Gebirge, tief im dunkeln Wald. Es wohnte nur noch der Pächter der Dienſtländereien des Oberförſters da und der Förſter Gerhard. So beſtand der ganze Ort, Hochforſt genannt, aus drei

Häuſern, Scheunen, Remiſen und ähnlichen Räumen, und die Welt mit ihrem Geräuſch und eiteln Treiben lag meilenweit rechts und links ab.

„Bald nachdem ihn Fritz geladen, trat Gerhard ein. Es war ein ſtattlicher Mann von etwa ſiebzig Jahren, rauh wie die Rinde einer alten Birke, ſtämmig und breitſchultrig wie ein Athlete, bebartet wie ein Wilder, und beſonders durch einen Schnurrbart ausgezeichnet, deſſen Länge zu beiden Seiten der Mundwinkel bis auf die Bruſt reichte. Haupthaar und Bart waren ſchneeweiß. Und der Alte, ſage ich dir, war ein ſchöner Greis, wie ich kaum einen ſchönern geſehen habe. Wie wild auch der Mann drein ſah, ſo flößte er dennoch auf den erſten Blick Zutrauen ein.

„Sie haben befohlen, Herr Oberförſter, und ich gehorche, ſagte er in einem tiefen Baſſe und verbeugte ſich.

„Der Oberförſter reichte ihm die Hand.

„Nichts von Befehlen, lieber Herr Nachbar, ſagte er, ich wollte nur Ihre Geſellſchaft heute Abend, da ein werther alter Freund, Herr Juſtizrath Möll, mich beſucht hat.

„Er verbeugte ſich vor meinem Vater mit dem Anſtand eines Weltmannes.

„Überdies wollte ich gern Ihr Urtheil über dieſen jungen Mann hören, der Forſtmann werden will und den Sie in die Dreſſur nehmen ſollen, ſagte Moosfeld.

„Er ſah mich ſcharf an und ſein Blick war kaum auszuhalten, ſolch eine ſtechende Schärfe hatte er.

„Nachdem er mich gemuſtert, ſagte Gerhard: Das Geſtell iſt gut, Herr Oberförſter. Tüchtige Ständer; gutes Gehäuſe für die Luftpumpe; die Lichter ſcheinen ſcharf, und wie es um die Löffel ſteht, werd' ich bald weghaben; wie geſagt, das Gehäuſe ſcheint von gutem Balkenwerk, wie's aber ſonſt drinnen ausſieht, muß ſich zeigen. Ich denke, die Oberſtube ſoll gut meublirt ſein, aber ob's nicht ein verpimpeltes Herrchen iſt? Ich ſage immer: Ein Forſtmann muß ſchon an der Mutterbruſt fertig ſein. Er muß ſie fahren laſſen, wenn ein Hund bellt, und mit dem Ärmchen nach dem Schalle greifen, wenn ein Schuß fällt. Dann muß er kein Milchſuppengeſicht werden und Rauh und Bloß vertragen können; darf nicht lüſtern ſein nach den Fleiſchtöpfen Ägyptens, und trocken Brod und Quellwaſſer muß ihm ſchmecken wie das Köſtlichſte.

„Mein Vater lachte laut auf.

„Hörſt du, Wilhelm, ſagte er, was du für Qualitäten haben mußt?

„Nein, Herr Förſter, ſagte er zu Gerhard, ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß in meinem Hauſe er nicht verpimpelt worden iſt. Ich denke, Sie ſollen mit ihm zufrieden ſein. Gelernt hat er etwas, und ein guter Wille, noch mehr zu lernen, iſt bei ihm vorhanden. Luſt und Liebe zu ſeinem Berufe ſteckt nicht bloß zwiſchen Haut und Fleiſch bei ihm.

„Gerhard ſah meinen Vater freundlich an.

„Das iſt mir lieb, Herr Juſtizrath, ſagte er. Da haben wir vor drei Jahren ſo einen verwunſchenen Prinzen, ſo ein Barönchen gehabt, da hinten aus der Waſſerpolackei, wo es von dieſer Zunft ſo voll iſt, wie ein Sumpf voll Fröſche. Das war eine Kreatur, der ich manchmal hätte den Hals brechen mögen. Den Kopf voll Dünkel und Spreu; dabei ſo armſelig, daß er ſchier in Ohnmacht fiel, wenn ich nieſte, und nach einem Lauf von einer Viertelſtunde ſchon ſo marode und waidwund wie ein angeſchoſſener Dreiläufer. Dabei würgte er ſein Butterbrod hinab, daß er die Augen verdrehte wie ein verendendes Schmalthier, und mußte er 'mal ſeinen Durſt am Waldbach löſchen, bekam er Bauchgrimmen, als ſäße ihm ein Schuß Nr. Null in den Kaldaunen. Nein, Herr Juſtizrath, dies freiherrliche Exemplar hat mich nächſt um mein Bißchen Gleichmuth gebracht; aber ich habe ihn kuranzt; hab' ihm den Adelsnebel aus den Augen gewaſchen und ihn rangirt, daß er brauchbar wurde und einen Appell hatte wie mein Tiras. Aber ein Vaterunſer hat er für den alten Gerhard ſchwerlich gebetet — doch wird er mir's, hoff ich, danken, wenn er zu Verſtand kommt, etwa mit vierzig Jahren.

„Wir lachten Alle hell auf.

„Du mußt, lieber Möll, darum nicht glauben, ſagte der Oberförſter, daß mein lieber Nachbar dem Püppchen wehe gethan hätte!

„Scherz bei Seite! ſagte Gerhard, ein Unmenſch bin ich nicht, und Ihr Sohn da wird's erfahren, daß ich es treu meine. Er ſieht mir gar nicht ſo breiweich aus.

„Mir iſt nicht bange, ſagte ich, dem Alten meine Hand darbietend. Sie ſollen ſchon mit mir zufrieden ſein.

„Hoff's, ſagte Gerhard, meine Hand ſchüttelnd.

„Schon auf der Jagd geweſen? fragte er.

„O ja, ſagte mein Vater; ich bin ſo ein Pfuſcher in dem Artikel, und da iſt er oft dabei geweſen.

„Glauben Sie das nicht, ſagte der Oberförſter. Der ſpricht viel zu beſcheiden. Ich kenne ſein Viſir. Hat mehr als einen Bock geblatet, und manchen Eber buglahm gemacht.

„Ei was! rief Gerhard. So ſollten wir doch morgen dem Herrn ein Plaiſirchen machen, Herr Oberförſter.

„Das gerade wollte ich mit Ihnen heute Abend beſprechen, verſetzte der Oberförſter. Ich weiß, Sie wiſſen, wo die Spießer ſtehen und die Zwölfender und drüber hinaus.

„Nun, man lernt das ſchon ein Bißchen, ſagte Gerhard.

„Wie meinen Sie, Herr Oberförſter?

„Wie ſteht's an der rothen Buche?

„Nicht ſonderlich! ſagte Gerhard.

„So? Meinen Sie denn, im Hirſchſprung wäre ein beſſerer Wildſtand?

„Auch nicht viel beſſer wie an der rothen Buche!

„So muß es am alten Jägerhaus vortrefflich ausſehen?

„Über des alten Waidmannes wetterhartes Geſicht flog ein eigenthümliches Zucken, als der Oberförſter dieſen Walddiſtrikt nannte.

„Da können Sie's getroffen haben, erwiederte er kurz.

„So ſeien Sie ſo gut und beſtellen Sie die Holzhauer zum Treiben auf morgen früh ſieben Uhr, ſchloß der Oberförſter dieſe Unterredung.

„Wir gingen zu Tiſch, und nach dem Eſſen ſetzten wir uns bei einem Glaſe Punſch zuſammen, und nun ging's an die Jagdgeſchichten, ein Kapitel, das ohne Ende iſt. Was mir aber auffiel, war das, daß kein Latein geredet wurde, was, wie bekannt, ebenſo viel heißt, als „um die Ecke ſchießen“ oder „Blaupfeifen.“ Die alten Männer berichteten von wunderſamen, ernſten und ſpaßhaften Abenteuern, aber es ſtreifte keines an jene feine Grenze, wo der Glaube auf den Roſt des heiligen Laurentius gelegt wird.

„Gerhard wurde ungemein lebendig und heiter, und ſeine Art, zu erzählen und darzuſtellen war ebenſo lebhaft als anziehend. Jeden Laut des Hundes, jede Stellung machte er plaſtiſch anſchaulich, ſo daß man die ganze Jagd mitmachte. Ich hatte meine wahre Freude an dem Mann und ſeinen Kernſprüchen, die immer, wie ſeine Kugeln, aufs Blatt trafen. Dennoch verletzte er nie den Anſtand und hielt ſich ſeinen Vorgeſetzten gegenüber in ſo feinen Grenzen, daß ich ihn bewunderte und es wohl mitbekam, daß er einſt eine gute Erziehung genoſſen haben mußte. Familie hatte er nicht, war auch nie verheirathet, obgleich ſeine Stelle eine ſehr gute war und er eine Familie herrlich hätte ernähren können. Er hielt mit einem alten Burſchen Haus, den er einſt als eine Waiſe zu ſich genommen und der ſich ſo in ihn hineingelebt hatte, daß ſie Beide nicht mehr von einander ließen und eine gewiſſe Gütergemeinſchaft hatten, obgleich der alte Jacob immer nur „Herr Förſter“ zu Gerhard ſagte. — Der Abend war uns pfeilſchnell herumgegangen. Um zehn Uhr verabſchiedete ſich der alte Gerhard, und wir ſuchten nach der Ruhe, da wir von der Reiſe denn doch ein wenig ermüdet waren.

„Schlag fünf Uhr Morgens erwachte ich von einem langgezogenen Horntone, dem eine prächtige Fanfare folgte.

„Fritz weckte die Jäger.

„Ich ſprang aus meinem Bett, legte meinen Ratinegrauen an mit dem grasgrünen Kragen; zog meine derben, mit Nägeln beſchlagenen, doppelſohligen Schuhe an, meine Filzgamaſchen und Band dazu, die Waidtaſche um, die Doppelflinte in der Hand und in der anderen meinen grünen Tuchhut mit dem Gemsbart, in des Oberförſters Stube.

„Er betrachtete mich mit beifälligem Lächeln und ſagte: „So recht, Wilhelm; Sie werden Gerhard's Wohlwollen jetzt bald erworben haben! Es iſt ein trefflicher Mann, der Ihre Hochachtung verdient und Sie einſchießen wird, daß Sie Ehre davon haben werden. Vertrauen Sie ihm unbedingt. Er iſt an Kenntniſſen ſeines Berufes tüchtiger wie mancher Oberförſter und würde ohne Zweifel längſt dieſe Stelle bekleidet haben, hätte er — unbegreiflicher Weiſe — ſie nicht ſchon zweimal ausgeſchlagen. Es iſt eine Grille des alten Mannes und die Behörde hatte es ihm nachgeſehen und in ſeiner Stelle ihm ſo verbeſſert, daß er ſich, ohne Zweifel, ſo gut ſteht wie ein Oberförſter.

„Mein Vater kam jetzt auch. Wir ſetzten uns zum Frühſtück und waren nun des Signals gewärtig, welches Fritz mit dem Horne geben ſollte.

„Wir brauchten nicht lange zu warten.

„Mit dem erſten Tone trat Gerhard ein, grüßte höflich und ſagte, es ſei Alles zu Befehl.

„Wir gingen. Es war ein herrlicher Herbſtmorgen, aber etwas friſch. Die Nebel wirbelten in den Thälern; ballten ſich zuſammen; dehnten ſich wieder aus; ſtiegen und krochen wieder am Boden hin, bis endlich die Sonne den vollſtändigſten Sieg errang. Baum, Strauch und Gras war mit dem eigenthümlichen Herbſtgewebe überſponnen. Lange Fäden flogen im Morgenwinde hin und her. Der Nebel hatte ſich in Millionen Thauperlen aufgelöſt, in denen ſich die Sonnenſtrahlen brachen.

„Wir ſchritten rüſtig auf dem naſſen Boden hin und folgten dem tüchtig ausgreifenden Oberförſter, der mit ſeinen langen Ständern wahre Siebenmeilenſchritte machte.

„Nachdem wir eine tüchtige, vom Fache gemeſſene halbe Stunde bergan geſtiegen waren, bot ſich uns ein eigenthümlicher Anblick dar. Auf einer Höhe zeigte ſich eine Ruine, welche keineswegs ein hohes Alter verrieth, aber einen ſchauerlichen, ich möchte ſagen, entſetzenerregenden Anblick darbot. Es ſchien einſt ein geräumiges Wohnhaus mit umfangreichen Nebengebäuden geweſen zu ſein. Kein Dach deckte mehr die Innenſeite; keine Spur von Sparren und Holzwerk war mehr ſichtbar, überhaupt kein ſogenanntes Eingebäude. Alles mußte einſt die Flamme verzehrt haben, denn die Mauern waren rabenſchwarz. Nur hier und da zeigten ſich Büſchel von Mauerraute in den Mauern. Man ſah durch die tief am Boden ſich befindenden Fenſteröffnungen in das Innere, wo ein üppiger Baumwuchs von Eſpen, Saalweiden mit anderem Weichholz aufgeſchoſſen war. Die Fenſter- und Thürgewänder, aus gelblichweißem Sandſteine, ſtachen ſchauerlich von den ſchwarzen Mauern ab. Das Ganze war einem Todtenkopfe zu vergleichen, der Einen aus ſeinen leeren Augenhöhlen gräulich angrinſt. Auf mancher Burgruine des Landes war ich herumgeklettert, aber nie, das kann ich mit voller Wahrheit betheuern, hatte ein Gebäude einen ſo durch und durch ſchauerlichen Eindruck auf mich gemacht. Es überlief mich unwillkürlich eiskalt; aber ich hütete mich wohl, etwas von dem zu verlautbaren, was mich innerlich bewegte.

„Auffallend war mir Gerhard's Schweigſamkeit an dieſem Morgen und der unverkennbare Ausdruck von Mißvergnügen oder Widerwillen, welcher ſich in ſeinen Zügen ohne Mühe leſen ließ.

„Vielleicht iſt ihm der Oberförſter mit ſeinem Vorſchlage, hier zu jagen, in ſein Lieblingsrevier hineingefallen, dachte ich, mich noch des eigenthümlichen Ausdruckes ſeiner Züge erinnernd, als am geſtrigen Abend der Oberförſter dieſen Waldſtrich nannte; vielleicht hat der alte Mann dieſe Nacht ſchlecht geſchlafen, dachte ich, was auch einen Greis übel ſtimmen kann.

„Wir waren endlich, ziemlich bis an die Knie triefend naß, an der Stelle angekommen, wo uns der Oberförſter unſere Stellung anwies. Der Trieb begann alsbald und in einer nicht langen Friſt krachte es rechts, wo der Oberförſter und Gerhard ſtanden, dann krachten zwei Schüſſe links neben mir, wo mein Vater ſtand.

„Die Treiber kamen näher mit ihrem Höllenlärm, und plötzlich raſchelte es im Gebüſch und ein Rehbock ſtreckte naſeweis ſein kluges Geſicht mir auf fünfzig Gänge entgegen und maß mich mit ſeinen klugen Lichtern und ſchnurrte eben, um auf und davon zu gehen.

„Da krachte ich und das Thier that einen Satz in die Höhe und ſtürzte auf der Stelle zuſammen. Mir kam leider nichts mehr ſchußgerecht, obgleich es rechts und links forthin noch krachte. Als das Halali geblaſen wurde, erſchien Gerhard bei mir. Etwas geſchoſſen, junger Herr? fragte er.

„Ich wies auf den Rehbock und ſagte: Nichts weiter als den da!

„Er ging zu dem Thier.

„Im Feuer gefallen? fragte er mit beifälliger Miene.

„Ja wohl!

„Wild! rief er, das iſt ein Kernſchuß, ein Meiſterſchuß, den hätte der Oberförſter — und das iſt ein Schütze, vor dem ich Reſpect habe — nicht beſſer treffen können! Grade aufs Blatt! Meiner Treu', junger Mann, Sie machen mir Plaiſir! Aus Ihnen wird Etwas. Solch einen Schuß hätte der käſebleiche Junker Waſſerpolacke nicht fertig gebracht, und wenn ich ihn dreißig Jahre mit dem Stachelband dreſſirt hätte. Das war ein ſteckig Beeſt! Solch ein Stück Menſchenfleiſch nehm' ich nicht mehr in Zucht und wenn der Ober-Landforſtmeiſter vor mir auf die Kniee fiele! Mit Ihnen aber beginn' ich morgen ſchon. Proſit! Sie haben ſich gut empfohlen!

„Während dieſer Rede kam mein Vater mit Meesfeld. Das iſt ein Kapitalkerlchen, ſagte der Alte zu dem Oberförſter. Da gucken Sie einmal! Sie hätten den Bock nicht meiſterhafter getroffen!

„Meesfeld ſchmunzelte. Wilhelm, ich gratulire! ſprach er. Nun ſitzen Sie im Sattel und fallen ſchwerlich mehr heraus.

„Mein Vater lächelte vergnügt.

„Herr Juſtizrath, ſagte Gerhard zu ihm halblaut, von dem Jungen haben Sie Ehre, und man ſieht's am Jungen, daß der Meiſter ſein Handwerk verſteht.

„Die Wahrheit zu geſtehen, ſo war der Schuß durchaus ohne alle Berechnung, blindlings geſchehen; daß die Kugel den kunſtgerechten Fleck fand, war durchaus mein Verdienſt nicht. Das aber hier, wo es galt, die Gunſt des Alten mir zu ſichern, einzugeſtehen, fand ich keinen Beruf.

„Wiſſen Sie, Herr Oberförſter, warum die oberſchleſiſche Milchſuppe niemals traf? fuhr Gerhard fort; er machte allemal aus ritterlicher Feigheit die Augen zu, wenn er ſchoß, oder zwinkerte und blinzelte. Als ich ihn darüber vernahm, ſagte er, er könne nicht anders; er erſchrecke allemal von dem Knalle. Da müſſen Sie Soldat werden, ſagt' ich ihm drauf. Sie haben dann Ausſicht zum Feldmarſchalle. Warum nicht? ſagte der Pechvogel; unter meinen Ahnen ſind ein Dutzend Generale.

„O wären Sie bei Ihren Ahnen! rief ich im Zorne, dann wäre Ihnen und der Welt geholfen!

„Ich wollt's auch! ſagte er darauf wehmüthig, denn unſer Ahnenſaal iſt daheim im Schloſſe.

„Wir brachen Alle in ein lautes Gelächter aus, in das der Alte aufs Herzlichſte einſtimmte.

II.

„Mein Vater blieb noch etliche Tage, wo Jagd auf Jagd folgte. Endlich mußte er heimkehren und ich blieb dann auf dem Revier und begann bei Gerhard meine praktiſche Laufbahn.

„Ich meine aber, der kuranzte mich! Von Morgens fünf bis Abends fünf konnte ich auf keine Ruhe zählen! Es ging von Schlag zu Schlag, von Schonung zu Schonung, von Beſtand zu Beſtand. Saatkämpe und derlei Dinge, wie ſie die lateiniſchen Herren jetzt aushecken, kannte man damals noch nicht, und ich hätte einmal ſehen mögen, was Gerhard geſagt hätte, wenn ihm ſo Einer unter die Beine gekommen wäre! Ich hätt's nicht ſein mögen! Der Mann war ein Kernpraktiker. Alle grauen Theorien machten ihn kopfſcheu; aber er kannte ſein Fach. Er traf den Nagel auf den Kopf. Wollte der Oberförſter, der ihn mit großer Milde und Achtung behandelte, etwas Gutes, aber Neues durchſetzen, ſo ſagte er zu ihm: Mein Großvater, der Forſtinſpector war, ſagt in ſeinem Tagebuche das und das. Was halten Sie davon, Herr Nachbar?

„Hm! brummte dann der alte Gerhard, Sie haben mir ſchon Manches von dem alten Herrn geſagt, was ſich bewährt hat. Der iſt mir ſchon ein Gewährsmann. Die Alten waren nicht auf die Naſe gefallen, ſonſt hätten wir längſt keine Wälder mehr. Die ſchief gewickelten Kathedermänner, die's beſſer verſtehen wollen, als der liebe Herrgott, ſind alle keinen Schuß Pulver werth. Ich wette, ſie können, trotz aller maulfertigen Schwatzkunſt, keinen Rehbock ſchießen, wie der junge Möll hier ſeinen erſten geſchoſſen hat!

„Nun konnte aber der Oberförſter darauf rechnen, daß Gerhard mit der Sache ins Waſſer ging und fand er's probat, ſo kam er, um dem alten Herrn eine Lobrede zu halten. Der Oberförſter kannte ſeine Leute und ſagte mir das Nöthige, und es fiel keiner Seele ein, dem eiſenfeſten Ehrenmanne gegenüber auch nur einen Mundwinkel in die Breite zu ziehen.

„Mich nahm er nun ins Gebet. Zuerſt galt's, die gehörige Jägerſprache loszubekommen. Ein Fehler, ein Verſtoß gegen ſie hatte auf ihn dieſelbe Wirkung, wie ein falſcher Ton auf Mozart's Geſicht. Dieſer zuckte bekanntlich, als ob ihn eine Natter geſtochen; gerade ſo war's bei Gerhard. War der Verſtoß arg, ſo begleitete ihn ein Fluch, der durch die Zähne ziſchte und ſeinem Grimm als Ableiter diente.

„Eine Ohrfeige wollt' ich lieber hinnehmen, als wenn ſo ein goldenes Kalb Moſis einen Ausdruck verpfuſcht! rief er aus. Es geht mir allemal durch Mark und Bein. Da hab' ich, ſagte er weiter, mit dem zwerggeborenen Waſſerpolacken meine Arbeit gehabt! der Kerl begriff nichts. Sie Baron von Schoky! rief ich ihm zu, ich jage Ihnen noch eine Kugel durch Ihren leeren Hirnkaſten, wenn Sie keine Dreſſur annehmen! Donnerwetter! ich hab' meinen

Tiras dreſſirt, und das iſt nur ein leidiges Vieh; ich werde doch noch ſo ein polniſches Kameel in Zucht und Ordnung bringen! Ich ſage Ihnen, dann ſtand der lange Gendarm da und machte ein Geſicht, daß er als Rabenſcheuche hätte dienen können! Na! er iſt fort. Dafür ſei Gott gedankt! Nun paſſen Sie auf! Ich will 'mal ein Examen mit Ihnen halten, um zu ſehen, ob Sie außer Ihrem Latein und all den Teufeleien, die die Schulmeiſter Ihnen eingepaukt haben, auch etwas von dem Edelſten, was es gibt, der noblen Waidkunſt, wiſſen. Wird freilich ſchlecht genug beſtellt ſein! ſetzte er achſelzuckend hinzu.

„Na! was heißt Anſtand?

„Der Ort, wo der Jäger ſteht, wenn er weiß, wo das Wild wechſelt.

„Aha! was heißt denn: Wechſeln?

„Da das Wild ſeine Gänge und Pfade gern einhält, wenn es aus einer Waldparzelle in die andere geht, ſo heißt dies Hin- und Hergehen: Wechſeln, und die Pfade: Wechſel.

„Gut. Aber was heißt: Anſitz?

„Wenn der Jäger weiß, wo Säue wechſeln, ſo beſteigt er wohl einen Baum, damit das Wild nicht die Witterung kriegt.

Da hapert's, junger Herr! rief er aus. Anſitz heißt der feſte Sitz zur Erde bei Sauwechſeln. Hochſitz nennt man den Standort auf einem Baum, aber nur bei Rothwild! Verſtanden?

„Ganz wohl, ſagte ich. Werde mir's merken.

„Was heißt: Spüren gehen?

„Wenn eine Neue gefallen iſt —

„Brav! unterbrach er mich. Das iſt ein Kapitalausdruck für friſchen Schnee!

„Die Spurfährte ſuchen, vollendete ich.

„Richtig. Wiſſen Sie, was eine Keſſeljagd iſt?

„Freilich, entgegnete ich, wenn die Treiber von allen Seiten nach einem Mittelpunkte treiben!

„Buſchiren? He? —

„Suchen nach Schnepfen mit dem Hunde!

„Wann iſt der Schnepfenſtand?

„Frühjahr und Herbſt, gegen Abend oder bei Tagesanbruch!

„Kennen Sie das Schnepfenſprüchlein vom Frühjahr?

„Oculi — da kommen ſie!

„Laetare — da kommen die wahre!

„Judica — da ſind ſie auch noch da!

„Palmarum — Trallarum!

„Sie ſind ein Prachtjunge! rief er aus. Da bleibt uns ja kaum noch etwas zu thun übrig.

„Doch halt! Die Sache iſt noch nicht aus!

„Was nennen wir Pürſchgang?

„Anſchleichen ans Wild auf ſeinen Äſeplätzen oder wo es heraustritt, um ſich zu äſen!

„Auf die Suche gehen?

„Mit dem Hunde Haſen aufthun!

„Saue einkriechen?

„Einen Wald umgehen, wenn etwa eine Neue gefallen iſt, um ſich zu vergewiſſern, daß das Wild herein, aber nicht herausging, alſo noch drinnen ſteht!

„Hol' mich der Kuckuck! Sie haben's los wie ein alter Jäger, und Ihrem Vater macht's Ehre. Er lüftete ſeinen grünen Hut und ſagte: Reſpect vor dem Manne!

„Wiſſen Sie, was es heißt: Einen Hirſch ausmachen? eine Sau feſt machen?

„Die Stellen ſicher wiſſen, wo ſie ſtehen. Die Hunde thun ſie auf.

„Sie werden einmal ein hirſchgerechter Jäger! rief er aus.

„Was iſt das, Herr Gerhard?

„So nennt man Einen, der aus der Fährte, der Loſung und anderen Kennzeichen das Geſchlecht und die Stärke des Rothwildes beſtimmen kann.

„Ich will's bei Ihnen ſchon lernen!

„Er ſchmunzelte.

„Nun laſſen Sie uns 'mal nachſehen, ob Sie die Thiere gehörig kennen. Was iſt bei Sauen ein Friſchling? —

„Ein zweijähriges Thier!

„Ein Keuler oder eine Bache?

„Männliches und Mutterſchwein!

„Wie heißt ihr Lager?

„Keſſel oder Bette!

„Wie nennen wir die Hauer oder Fangzähne?

„Gewehre!

„Das Maul?

„Gebräch!

„Fuß?

„Lauf!

„Wie heißt der junge Hirſch vom Mai bis November?

„Hirſchkalb!

„So hab' ich meinen Waſſerpolacken auch genannt, ſagte lachend Gerhard; aber ich ſage Ihnen, da iſt die Periode zwiſchen Wiege und Grab bei dieſem Menſchen!

„Nun fragte er nach der Bedeutung der Namen: Schmalthier, Altthier, Geltthier, Spießer, Gabler, Sechſer und ſo weiter bis zur höchſten Sproſſenzahl; dann nach der eigenthümlichen Benennung jedes Leibestheiles beim Hirſch, Reh, Haſen, Fuchs, Wolf, Geflügel — kurz die unendliche Reihe der Kunſtausdrücke durch. Mein Vater hatte ſich den Spaß gemacht, mich das Alles ganz genau zu lehren. Ich beſtand mein halbtägiges Examen aufs Allerglänzendſte, und der Alte fiel mir am Ende um den Hals und ſchmatzte mich ab.

„Nein! rief er, ſolch ein Prachtexemplar von Eleven iſt noch nicht auf den Ständern geſtanden, ſeit Nimrod ein gewaltiger Oberförſter vor dem Herrn war!

„Abends machte er die ſchmeichelhafteſten Erklärungen über mich dem Oberförſter, der darüber vergnüglich lächelte, weil er durch den Freiherrn Eleven des Herzeleides viel erduldet hatte; denn damals wurde Gerhard nicht fertig mit Klagen über den Stockfiſch von Baron, wie er den Menſchen nannte.

„Alle Tage mußte ich mit ihm hinaus, der Schnee mochte ſo hoch liegen, als er wollte; der Regen mochte ſtrömen; der Wind brauſen, daß man ſich nicht auf dem Weg erhalten konnte. Ich danke dem Manne viel, auch in Betreff einer äußern Abhärtung und Zähigkeit, die Launen und Unbequemlichkeiten der Witterung zu ertragen.

„Abends ſaß ich bei ihm bis zehn Uhr. Das war einmal die Stunde, in welcher er zu Bett ging. Überhaupt war eine an Pedanterie grenzende Ordnung in der Eintheilung ſeiner Zeit, wie auch in ſeiner Lebensweiſe, ſelbſt im Eſſen und Trinken hinſichtlich des Maaßes. Und dies iſt es geweſen, was den Mann ſo kerngeſund, ſo jugendlich friſch und rüſtig erhielt.

„Anfangs hatte ich ihm gar wenig Gemüthlichkeit zugetraut, aber als ich einmal niet- und nagelfeſt in ſeiner Gunſt ſaß, da kehrte er auch das Innerſte heraus. Nur über ſein eigenes Leben ſchwieg er wie das Grab. Einige Fragen, die ich ganz arglos gethan, wies er kurz ab, und das Runzeln ſeiner Stirn, an dem ich recht deutlich wahrnehmen konnte, wie es unter der Weſte ausſah, ſagte mir, das ſei das Noli me tangere, das „Rühr' mich nicht an“ ſeines Weſens. Ich nahm mich nun ſorgfältig in Acht und berührte Ähnliches nie mehr. Dadurch gewann ich noch mehr Boden und Raum in ſeiner Gunſt, und zuletzt war unſer gegenſeitiges Verhältniß das eines Sohnes zum Vater und umgekehrt, denn ich liebte den Mann von ganzer Seele, und daß er mich lieb hatte, das ließ ſich einmal nicht leugnen, und er wollte es auch nicht.

„Ich lernte viel bei dem Manne, mehr wie bei dem Oberförſter Moosfeld, der die Gabe der Mittheilung eigentlich nur in einem geringen Grade beſaß. Bei ihm verrichtete ich nur Schreibereien, und das Einzige, was ich wohl bei ihm gewann, war das Kartenzeichnen und die geometriſchen Aufnahmen, da er ein tüchtiger Meßkünſtler war. Dies konnte jedoch nur in einer Jahreszeit betrieben werden, die durch ihre Milde den Aufenthalt im Freien geſtattete. Bei Gerhard kam's auf die Witterung gar nicht an.

Auch die ſchlimmſte war nicht im Stande, ihn zu Hauſe zu halten. Endlich kam das langerſehnte Frühjahr mit all ſeiner Pracht und Herrlichkeit. Jetzt erſt lernte ich die rechte Poeſie des Waldlebens kennen und dankte Gott, daß der alte Gerhard angewieſen war, mich mit all dem bekannt zu machen, was ich wiſſen mußte, um eine Vorſchule meines Berufes gehörig durchgemacht zu haben.

„Oft hatte mich in dieſem Winter die Ruine des alten Forſthauſes eigenthümlich angeregt; oft hatte ich bemerkt, daß der alte Gerhard eine gewiſſe Furcht und Scheu vor der Ruine hatte, ohne daß ich mir das enträthſeln konnte. Ich hatte mir vorgenommen, ihn einmal nach dem Grunde zu fragen, warum doch dies Haus dem Untergange ſei gewidmet worden. Eine alte Ruine war es nicht, und beſſer wäre es in manchem Betrachte geweſen, wenn der Förſter hier gewohnt hätte, als daß ſeine Wohnung jetzt bei dem Oberförſter lag.

„Ich kam nun mehr in dieſen Theil des Forſtes, als in den Wintertagen, wo er kaum zugänglich war zu gewiſſen Zeiten.

„Eines Tages, es war ſo um die heilige Pfingſtenzeit, wo der Wald jubelt und ſchallt; wo alle Pulſe des Lebens gewaltiger ſchlagen und der Blüthenduft in Wellen daherwallt, kam ich ſpät am Mittage mit Gerhard an eine herrliche Quelle, die plätſchernd über das Geſtein in wunderbarer Klarheit herunterrieſelte. Überall blühten duftige Maiblumen, und rings um die Quelle ſtanden — in dieſem Nadelholzrevier unſeres Forſtes eine Seltenheit — vier wunderſchöne, ſchattenreiche Buchen, daher die Stelle auch der „Vierbuchenborn" hieß.

„Hier ließen wir uns nieder, um aus der Fauſt unſer Mittagsbrod zu verſpeiſen. Ich hatte mich wahrlich nicht wenig damit abgequält, einen Krug köſtliches Merſeburger Bier mit herum zu tragen, der uns nun aber auch erquicken ſollte.

„Ich wollte Gerhard damit überraſchen, denn er wußte nichts davon.

„Unſeren Durſt ſtillte die hüpfende Quelle, die ich in der Lederkapſel auffing. Dann lagerten wir uns unter der größten

Buche und aßen, Jeder, was er in der Jagdtaſche mit ſich trug, und als der Magen ſein Recht hatte, ſagte Gerhard: Nimm eine Pfeife!

„Und einen Trunk Merſeburger Bier! ſetzte ich hinzu und goß ein.

„Über des Alten Züge flog eine Heiterkeit, wie ich ſie lange nicht geſehen, und dieſe Stimmung benützend, deutete ich auf die Ruine des alten Forſthauſes hin, die man gerade vor ſich hatte, und ſagte: Ich habe Sie ſchon gar oft fragen wollen, was es doch eigentlich mit dieſer Ruine, die immer einen geſpenſtigen Eindruck auf mich macht, für eine Bewandtniß habe? — Bitte, theilen Sie es mir doch mit!

„Er ſah mich mit einem Blick an, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte. Ich hielt ihn mit der Ruhe aus, die der in ſich fühlt, der ſich einer unlautern Abſicht nicht bewußt iſt.

„Ihnen, hob er nach einer Weile an, ja Ihnen will ich die Geſchichte erzählen — einem Anderen — — doch hören Sie denn:

„Das Haus, das Sie hier vor ſich ſehen, war vor fünf und ſechzig Jahren die ſtattliche Wohnung des Förſters, deſſen Stelle ich jetzt einnehme. Die Herrſchaft hatte es neu erbauen laſſen, und abſichtlich mitten in den Wald, weil die Wilddieberei der Bauern aus den nächſtgelegenen Dörfern den Wildſtand des Landesherrn, der ein leidenſchaftlicher Jäger war, ſehr beeinträchtigte. Von hier aus konnte der Förſter leichter in allen Richtungen das weite Revier begehen und bewachen, als wenn er, wie ich jetzt, drunten bei dem Oberförſter wohnte.

„Außerdem mochte auch noch das beſondere Wohlwollen des Landesherrn für die Perſon des damaligen Förſters ſich geltend gemacht haben, daß man das Haus ſo geräumig und ſtattlich aufgeführt hatte; denn er war Leibjäger des Herrn geweſen viele Jahre lang, hatte in unbeſcholtener Treue ihm gedient und einſt, als ſie hier im Forſt eine Saujagd hielten, ihm das Leben gerettet. Ein gräulicher Keuler entging nämlich durch eine Wendung dem Abfangen mit der Nadel, und er wäre unrettbar unter den

Gewehren des Unthiers verendet, wenn nicht der Leibjäger durch einen Meiſterſchuß das Thier niedergeſtreckt hätte. Das vergaß ihm der edle Herr nicht. Als die Stelle hier erledigt war, erhielt er ſie und anſehnliche Dienſtländereien, dieſe ſammt dem prächtigen Neubau, welcher die Wohnung des Oberförſters bei Weitem übertraf, abgerechnet noch, daß man da oben die wundervollſte Fernſicht hatte und die Oberförſterei drunten im Loche liegt. Der Förſter war acht- oder neun und vierzig Jahre alt, als er hierher zog. Der Landesherr richtete ihm ſeine Haushaltung höchſt freigebig ein, und ſo vollſtändig, als hätte er ſchon vierzig Jahre gehauſt.

„Da brauchte ſich kein Mädel zu bedenken, in dies warme Neſtchen zu hüpfen. Sie brauchte rein Nichts mitzubringen, da Alles da war, was immer zu einer ordentlichen, vollſtändigen Haus und Landwirthſchaft gehörte, ſelbſt tüchtige, milchende Kühe und wackere Ochſen zum Feldbau. Überdies hatte ſich der Förſter ein ſchönes Kapital erſpart in ſeinem Hofdienſt und war dabei kein unebener Mann, wenn auch ſchon graue Haare ſein Haupt mit der ſogenannten Kümmel und Salzfarbe bedeckten.

„Heirathen mußte der Förſter. Er ging ſeinem Berufe tagtäglich nach. Was ſollte da aus der Wirthſchaft werden, wenn ſie eine bezahlte Schaffnerin hätte führen ſollen?

„So ging denn der brave Mann aus, die Töchter des Landes zu beſehen, daß er ſich eine erkieſe.

„Der Förſter war ein ſtiller, geſetzter Mann; machte nicht viel Weſens, und ſchöne Redensarten, Schmeicheleien und Koſereien, wie ſie die Mädels lieben, waren eben ſeine Paſſion nicht. Kurz und bündig, ehrlich und treu, das war ſo ſeine Art; aber ein Herz hatte er, wie es wenige gibt. Bös wurde er nicht leicht, aber er konnte es doch werden, und dann war er's ordentlich; allein es kam ſelten an ihn, wie geſagt. Überall war er geachtet und geſchätzt, und kein Vater und keine Mutter, deren Ehefrüchtlein er gefreit, hätte lange Federleſens mit ihrem Ja gemacht. Er war, was ſo die berechnenden Leute ſagen, eine herrliche Partie.

„Daß er Oberförſter würde nach kurzer Zeit, wenn er's überhaupt wollte, daran war eben gar kein Zweifel, und er wär's vielleicht gleich geworden, hätte der Landesherr Rath gewußt, was er mit dem Oberförſter anfangen ſollte, der die Stelle inne hatte und weder zum Sieden noch zum Braten war. Es war wieder ſo ein Jagdjunker, der ein Kartoffelfeld für eine Eichencultur anſah; ein windiger Herr Von, der vom Hofe weg mußte, weil er nichts taugte und nicht zu gebrauchen war.

„Der wohnte in unſerem Forſthaus allein und hatte eine eigene Wirthſchaft, langweilte ſich und trieb Allotria, als Vögelausſtopfen und dergleichen, weil er nichts Beſſeres zu thun wußte; las Romane, ſtatt ſeinen Forſten ein Pfleger zu ſein, und hatte den Muth nicht, in den Wald allein zu gehen, weil er die Wilddiebe wie das Feuer fürchtete.

„Nicht einmal ein Schütze war er, denn er traf nichts, weil er's machte wie mein Waſſerpolacke, nämlich die Augen zumachte, wenn er losdrückte; da war ein tüchtiger Förſter Roth, der that, was der Oberförſter thun ſollte und nicht that.

„Sobald er hörte, daß der Förſter aufzöge, ſagte er, nun ziehe er zu ihm und miethe ihm den Oberſtock ſeines Hauſes ab, den er ja doch nicht gebrauche und, da er ſich verheirathe, ſchaffe er ſeine contracte Wirthſchaft ab und ziehe ganz zu ihm in Koſt und Wohnung.

„Das war freilich dem Förſter nicht lieb, aber der Fürſt ſagte: Thu' es, Leopold; du bringſt vielleicht noch etwas an den Burſchen! Das war natürlich für den Förſter ein Befehl. Der Oberförſter war reich und konnte gut zahlen, wollte es auch, und ſo ein Zuſchuß war nicht zu verachten.

„Freilich hielt er ſich aus, daß er noch ein Jahr im Forſthauſe bliebe, bis ſeine neue Haushaltung in Ordnung ſei. Das ließ ſich denn auch der junge Herr gefallen und die Sache war gut.

„Leopold, ſo will ich den Förſter bei ſeinem Taufnamen nennen, fuhr Gerhard fort, ging nun ernſtlich ans Heirathen.

„Nun war er mit dem Herrn öfters auf die Balze gegangen in ein Revier, wo es Auerhähne wie Spatzen gibt. Sie wohnten dann bei einem Förſter ein paar Tage mitten im Walde. Wenn die Balze nicht war, ſo hatte Leopold Zeit, mit des Förſters Töchterlein zu kirren. Das war ein wundernettes, lebendiges Ding von neunzehn Jahren, aller Poſſen voll, das mit dem Leopold ſeine Scherze trieb, und er mit ihr.

„Ob das Mädel ein Auge auf den Leopold hatte, weiß ich nicht; aber gram war ſie ihm nicht. Er aber kriegte Eins auf ſie, und oft mochte er denken: Wenn du einmal ſo allein im Walde hauſen müßteſt, und ſo ein herzig munter Weibchen dich empfinge, wenn du naß und müde heimkämſt, es wär' doch eine prächtige Sache. Sie war ſchön, hab' ich ſchon geſagt, und auch ein Bißchen gefallſüchtig. Nun, ſo etwas ſieht ein verliebter Mann ſelten, weil er meint, ſie ſei's eben nur alleine gegen ihn, und das ſei nichts Anderes als pure Liebe.

„Das Mädchen war hoch gewachſen, edel geſtaltet, üppig und voll. Sie hatte Augen wie Kohlen ſo ſchwarz, und leuchtend wie Feuer und Licht; ebenſo ſchwarze, glänzende Haare und eine etwas bräunliche Haut; aber Bäckchen wie Roſen, friſche Erdbeerlippen, und Zähne ſo weiß wie eine friſchgefallene Neue. Dabei war ſie voll Witz und Laune; ſang ſehr hübſch und konnte einem ehrlichen Jägersmanne heiß im Kopf und im Herzen machen, wie ſie es dem Förſter Leopold machte.

„Als er denn nun eingerichtet war und ſich bei ſeinem gnädigen Herrn bedankte, ſagte dieſer freundlich ſcherzend: Leopold, allein hältſt du es da droben nicht aus, und deine Wirthſchaft geht flöten ohne eine wackere Frau. Wie ſteht's denn da? Haſt du noch nichts auf dem Korn, nichts im Viſir?

„Durchlaucht haben wohl recht, ſagte er, und ich — denke es auch zu thun; aber zum Heirathen gehören Zwei, die Ja ſagen.

„Richtig; aber haſt du denn Eine, von der du wünſcheſt, daß ſie Ja ſagte?

„Warum nicht, Durchlaucht?

„So ſchieß los, närriſcher Kauz!

„Ich weiß ja aber doch nicht, ob ſie mich will?

„Iſt denn heuer ein Schaltjahr, lachte der gnädige Herr, daß die Mädchen freien?

„Das nicht, das Jahr hat drei hundert fünf und ſechzig Tage!

„Ei, ſo mußt **du** freien! Wohin ſteht denn dein Sinn? Beichte mir einmal. Iſt's ein hübſches Förſterskind?

„Ja, Ihro Durchlaucht, ſagt er, des Förſters Kuhn Agneschen.

„Ei, ſieh 'mal da! rief der Fürſt. Du haſt eine feine Naſe. Iſt ein hübſches Mädchen, und ich glaube, auch brav erzogen. Ihre Eltern ſind wackere Leute! — So mach's kurz! Leopold. Grüße den alten, braven Kuhn, und ſage ihm, ich ſäh's gerne, wenn ſeine Tochter dich zum Manne machte. Du habeſt ein warmes Neſtlein und für deine Zukunft wollte ich ſchon ſorgen.

„Leopold verbeugte ſich dankend und ging ſchnurſtracks dorthin, wo das ſchöne Wild ſtand.

„Er brachte ſeinen Gruß an den Mann und erhielt mit Freuden das Ja der Eltern, und Agneschen, das ihm ſo Etwas abgemerkt haben mochte, machte ihm auch kein bös Geſicht, und als er ſeine Freiwerberei anbrachte, traf er aufs Blatt und ſie wurde ſeine Frau.

„Es gab im ganzen Thüringer Walde keinen glücklicheren Menſchen als Leopold! Er holte ſein Weib heim und ſie lebten ein Jahr in einer Ehe, die glücklicher nicht ſein konnte. Da rückte der Oberförſter wieder mit ſeinem Plane heraus.

„Leopold aber hatte nun erſt recht keine Luſt, und das kam ſo. Der hochadelige Herr Oberförſter merkte bald, daß der Förſter Leopold ein Frauchen habe, das nicht ſchöner zu malen ſei. Wenn er einmal ins Haus kam, ſo verſchlang er ſie faſt mit ſeinen begehrlichen Blicken und wußte ſo zuckerſüß zu reden, daß Leopold dachte: Man muß den Taubenſchlag zumachen vor Marder und Iltis. Wer aber ſolche Beeſter im Hauſe duldet, mag ſich ſelbſt anklagen, wenn ſie ihm ſein Täubchen mauſen.

„Er ſagte daher kurz und gut, das ginge nicht; ſeine Haushaltung ſei zu einfach; er führe keinen Tiſch, und könne ihn nicht führen, wie ihn der Oberförſter gewohnt ſei, und ſchlug's ihm rund vor der Naſe ab. Damit war auch Agneschen wohl zufrieden, die auch meinte, ſo ein feiner Hofherr, der mache ganz andere Anſprüche, als ſie es gewohnt ſei und — und — da doch vielleicht bald der Storch auf dem Dache klappere, ſo könne ſie es gar nicht mainteniren, und eine Magd wolle ſie einmal nicht noch zu der nehmen, die ſie um des Viehſtandes willen ſchon halten müſſe; überdies komme dabei Nichts heraus, wenn auch der reiche Herr Oberförſter noch ſo flott bezahle; ſie ſelber gewöhnten ſich dann an ein üppigeres Leben, und das ließen doch ihre Einnahmen nicht zu: der junge Herr könne es machen wie ſein Vater, nämlich er könne heirathen, und dann wäre Alles geordnet.

„Das waren verſtändige Reden von der jungen Frau. Leopold war ſeelenfroh, ſie zu hören, und die Geſchichte hatte ihr Ende erreicht.

„Der Herr Oberförſter ließ allerdings etwas die Flügel hängen und war ein wenig brummig. Eine Zeitlang machte es der Förſter Leopold gar nicht recht; allein die Sache ordnete ſich doch wieder und der Oberförſter kam manchmal zu Leopold auf ein Stündchen, wenn er gerade in der Nähe des Hauſes war und hielt ſich beſcheiden und anſtändig, ob er gleich die ſchöne, junge Frau immer beſonders auszeichnete. Es blieb Alles im Geleiſe der Ordnung.

„Freilich ahnete es Leopold nicht, daß der Oberförſter, der, wie alle dieſe feingebackenen, mürben Herren, lange ſchlief, immer Morgens an ſeinem Hauſe vorüberging, der ſchönen Frau ein paar liebreiche Worte ſagte, einen Kuß zuwarf oder derlei Etwas, was den Weibern nicht zu mißfallen pflegt.

„Anfänglich ärgerte ſich Agneschen; ſpäter gewöhnte ſie ſich daran, und noch ſpäter ſaß ſie immer Morgens um die Stunde am Fenſter, denn es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ein ſo vornehmer Herr ſie ſchön fand.

„Ihr Wochenbett änderte allerdings die Sache und der kleine, ſchöne Knabe machte die Eltern unausſprechlich glücklich. Es war aber auch ein bildſchönes Kind.

Etwa vier, fünf Tage darauf begegnete der Oberförſter Leopolden im Walde.

„Glückauf, Herr Förſter, rief er ihm zu. Man hat mir geſagt, Ihr Familienglück habe nun die Krone empfangen durch einen prächtigen Knaben.

„Leopold dankte und beſtätigte das.

„Haben Sie denn ſchon einen Pathen? fragte der Oberförſter leicht hingeworfen.

„Leopold ſagte, es ſei eine ehrwürdige Sitte, daß der Großvater als Pathe gebeten werde, und da ſeine Agnes das Glück habe, ihren Vater noch zu beſitzen, ſo liege die Verpflichtung ſehr nahe.

„Aber könnten Sie nicht noch einen hinzunehmen, fragte der Oberförſter weiter, und ſetzte hinzu, in dieſem Falle würde es ihm eine unausſprechliche Freude gewähren, dieſe Ehrenſtelle einzunehmen, wenn er anders nicht als zudringlich mit dieſem Beweis eines herzlichen Wohlwollens ſei.

„Leopold war in einer mehr als unangenehmen Lage. Gerne hätte er den Zudringlichen zurückgewieſen, wenn es nicht eine Beleidigung geweſen wäre, die kaum größer möglich war. Er durfte überdies dem Vorgeſetzten nicht vor den Kopf ſtoßen, und es blieb ihm nichts übrig, als auf den Gedanken einzugehen.

„Leopold beſaß Weltgewandtheit genug, dies auf eine Weiſe zu thun, durch welche er ſich ſelber nichts vergab und doch auch den Oberförſter nicht beleidigte.

„So war denn der Antrag angenommen und die Sache, wenn auch nicht in der allerliebſten, doch aber in Ordnung.

„Sie werden es begreiflich finden, daß der Gevattermann ſeinen Pathen ſehen wollte, und der erröthenden, lieblichen Mutter erklärte, er habe nie ein ſchöneres Kind geſehen, und dann ſpäter behauptete, es gleiche der Mutter wie ein Tropfen Waſſer dem andern.

„Dieſe beiden Urtheile hörte die eitle junge Frau, und ſie mochte den Schluß nicht wohl abweiſen können, daß der Herr Oberförſter damit doch ausgeſprochen habe, er kenne keine ſchönere Frau, als eben ſie.

„Sie werden es ferner begreiflich finden, daß der Pathe und die theuere Gevatterin von dem ungemein reichen Herrn Gevatter fürſtlich beſchenkt wurden; daß koſtbare Stoffe zu Kleidern und prunkender, blinkender Schmuck nicht fehlte. Und wenn ſie erröthend ſagte, das paſſe nicht für ſie, er darauf ihr zuflüſterte: Einem reizenden Weſen paſſe Alles!

„Kurz — und das Herz blutet mir, daß ich es ausſpreche, die Schlange hatte den Weg gefunden in das Paradies eines harmloſen häuslichen Glücks, und die Eva darin fehlte nicht, der der Apfel geboten wurde! —

„Gerhard ſchwieg hier und ſtand auf, um ſeine Pfeife, die er in ungewöhnlich heftigen und raſchen Zügen ausgedampft, aufs Neue zu ſtopfen. Ich will es nicht leugnen und in Abrede ſtellen: der Ton, in dem er ſprach, hatte mitunter etwas ſo furchtbar Bitteres und Ironiſches; es legte ſich in die Ausdrucksweiſe der entſetzliche Grimm einer Menſchenſeele, die in einer nahen Beziehung zu dem Erzählten ſteht, daß es mich eiskalt überlief und ich es bereute, die Bitte ausgeſprochen zu haben, daß er mir die Geſchichte des zerfallenen Hauſes erzähle. Er fuhr fort: Von da an umſchlich der Wolf die Heerde, ſo oft er wußte, daß der Hirte fehle, und das ſchien er immer zu wiſſen; er ſchlich auch wohl einmal näher herzu. —

„Die Gevatterin konnte ja auch nichts dagegen haben, wenn er nach ſeinem herzigen Pathen ſah und ihn küßte.

„Ach, armes, ſchwaches Menſchenherz, wo du wachen und beten ſollteſt, leiheſt du dem Verführer ſo gerne dein Ohr! rief Gerhard aus und richtete lange den Blick zum Himmel auf.

„Dieſer Teufel berückte das ſchöne junge Weib, mit dem er gleichalterig war; berückte es mit allen Künſten hölliſcher Liſt und berechneter Schlauheit; ſpielte meiſterhaft den unglücklich Liebenden, den Hinſchmachtenden, Troſtloſen, Melancholiſchen, bei dem dann auf einmal die wilde Leidenſchaft aufblitzt und dann wieder ſich ſcheu verbirgt, bis das Herz des Weibes, ſeiner Pflicht abtrünnig, in ſündhafter Liebe gegen ihn entbrannte und zuletzt die heilige Schranke göttlicher Ordnung zerſtört war, das heilige Gebot der Pflicht verſtummte in der eignen Bruſt! —

„Und der treue, ſeiner Pflicht nachgehende Leopold war kirre gemacht durch ſeines Weibes anfängliche Rede; hatte keine Ahnung davon, wie er betrogen wurde. —

„Was Weiberliſt und raffinirte Verdorbenheit im Bunde zu erſinnen vermögen, um den Schleier des Geheimniſſes um ihr Thun zu ziehen, das geſchah. Die Lage des Hauſes mitten im Forſte war dazu eben recht geeignet, einen heimlichen Verkehr zu fördern. Hierzu kam, daß der Oberförſter immer mehr und mehr Leopold mit Arbeiten und Aufträgen betraute, die innerhalb ſeines Berufskreiſes lagen, aber auch höchſt uneigennützig ihm das überließ, was davon als Beſoldungstheil abfiel.

„Leopold war ungemein glücklich, dieſe Verbeſſerungen zu verdienen, und widmete ſich mit dem aufopferndſten Eifer dieſen Thätigkeiten. Weil er es verdiente, konnte er es mit Ehren und gutem Gewiſſen nehmen, anders würde der ſtreng ehrliche Mann auf keinen Fall es angenommen haben.

„Der Oberförſter heuchelte ein Unwohlſein, und übertrug ihm namentlich alle diejenigen Arbeiten, welche ihn an die ſehr entfernten Grenzen der Oberförſterei zu gehen nöthigten, von wo er unmöglich an einem Tage heimkehren konnte. Leopold hatte dort ſeine Waldhütte und ſchlief auf dem Mooslager den guten Schlaf, pflichtmäßiger Thätigkeit treuen Begleiter.

„So ging es mehr als ein Jahr, und dieſe Agnes war ſo tief geſunken, daß ſie dem argloſen Gatten eine ſtets wachſende Liebe bewies, und über ſeine oft zwei, ja drei Tage dauernde Entfernung troſtlos ſich geberdete, während ſie ſich doch in des Herzens Grunde dieſer Entfernungen freute, um deſto ungeſtörter mit ihrem Buhlen ſein zu können, der allemal ſich einfand, wenn das Geſinde auf dem Felde war und dann heimlich in dem geräumigen Hauſe verſteckt blieb. Es iſt indeß ein Verhängniß, welches allerwegen das Laſter und die Ruchloſigkeit begleitet, daß es immer nachläſſiger wird im Beachten der Umhüllung, die es dem Auge der Welt verbergen ſoll. Mit ſeiner wachſenden Frechheit nimmt ſeine Vorſicht ab, und ſo legt es ſelber den Grund ſeiner endlichen, oft frühern, oft ſpätern Entdeckung und Beſtrafung.

„Wenn auch das zutrauensvolle Gemüth Leopold's nicht im Entfernteſten Arges ahnte, ſo waren doch andere Augen weniger vom Vertrauen gehalten, als die ſeinigen. Zu dieſen gehörten die des Pächters der Dienſtländereien des Oberförſters.

„Der Pächter war ein wackerer junger Landwirth, an deſſen Seite eine ebenſo tüchtige, als ſittige, junge, ſehr ſchöne Frau ſtand.

„Dieſe hatte den ſittenloſen Menſchen, den Oberförſter, kennen gelernt, aber mit der ganzen ſittlichen Würde und frommen Zucht eines rein weiblichen Gemüths ihm eine Schranke geſetzt, welcher er nicht mehr nahe zu kommen wagte. Sie hatte ihrem Mann alle die Verſuche des Elenden mitgetheilt, und dieſer hatte ihm unter vier Augen Dinge geſagt, die die Wangen des der Religion entfremdeten Menſchen doch erbleichen machten und ihn innerlich mit einer Gewalt faßten, die ihn, aber leider nur vorübergehend, erſchütterten.

„Zudem hatte der Pächter noch eine äußerliche Drohung hinzugefügt, nämlich das Hinweiſen auf eine Doppelflinte, deren Bedeutung den elenden Feigling mit Entſetzen erfüllte; denn er kannte von mancher Treibjagd des Pächters wunderbar ſichere Kugel.

„Dieſem Paare, das den biedern Leopold hochſchätzte, fiel es natürlich auf, daß der Oberförſter ſo oft nach dem Forſthauſe ſchlich. Sie ahneten ſeine Pläne, aber ſie kamen erſt hinter die Schliche, als ſchon der Schleier des Geheimniſſes von dem Paar im Forſthauſe weniger ſtrenge mehr gehalten wurde, und ſie wähnten leider, es ſei noch Zeit zu einer Warnung und es ſei noch möglich, den Verführer zu ſcheuchen, ehe ſein giftiger Hauch das Herz verpeſte, das er umkreiſe.

„Eines Tages war Leopold von dem Oberförſter erſucht worden, in einem Walddiſtrikte, der von ſeinem Hauſe drei bis vier Stunden entfernt lag, das geſchlagene Holz, das bereits von dem dortigen Förſter aufgeſetzt, ſortirt und numerirt war, zu revidiren, zu ſchätzen und ihm dann auch die ſchriftliche Arbeit abzunehmen. Es war dort eine bequeme Waldhütte, wo man übernachten konnte, und Leopold übernahm das Geſchäft gerne, da es ihm eine bedeutende Einnahme abwarf.

„Er nahm früh einen herzlichen Abſchied von ſeiner geliebten Agnes, küßte ſein Kind und ging ſeinem Berufswerke nach.

„Sehr müde kam er gegen Abend in ſeiner Hütte an. Wie erſtaunte er, auf ſeinem Mooslager einen verſiegelten Brief von unbekannter Hand zu finden, deſſen Aufſchrift an ihn lautete!

„Haſtig trat er vor die Thüre der Hütte, brach ihn auf und las — las noch einmal — und immer bleicher wurde ſein Geſicht, immer entſtellter ſeine Züge!

„Eine Weile ſtand er ſtumm und in ſeine Gedanken tief verſunken da; dann rief er mit einem entſetzlichen Ton aus: Sollte er mich deßwegen ſo oft von Hauſe wegziehen, der Verworfene, um mir mein Lebensglück zu zerſtören?

„Darauf ſprang er in die Hütte, warf ſeine Doppelflinte um, die mit Kugeln geladen war, ſetzte ſeine Mütze auf und war nach wenigen Augenblicken im Dickicht des Waldes verſchwunden.

„Sein Blut kochte. Seine Pulſe ſchlugen heftig. Er konnte faſt keine Luft bekommen, ſo beklommen war ſeine Bruſt.

„Der Brief redete nur von des Oberförſters Verſuch, ſein Weib zu verführen. Auch kein Schimmer eines Verdachtes war gegen Agnes ausgeſprochen. Sollte ſie darum ſchon mehrmals ſo bedeutſam gefragt haben: Sage mir doch, bis wann du endlich wieder zu mir und deinem Kinde kommſt? Mir iſt oft ſo bange in dieſer Einſamkeit! hatte ſie ſo nachdrucksvoll hinzugeſetzt. Das Geſinde iſt draußen, weit vom Hauſe; ich mutterſeelenallein mit dem Kind, und zum Schutze habe ich nur den alten Nero!

„Sie wagte es nicht, mir es zu ſagen, ſprach er zu ſich, weil ſie mich kennt und vielleicht Auftritte fürchtete, die uns nachtheilig werden könnten.

„Mit ſolchen Gedanken war ſeine Seele beſchäftigt, die im wildeſten Zorne gegen den Nichtswürdigen aufloderte. Dabei fühlte er keine Ermüdung mehr und ſchritt in maßloſer Haſt drauf zu.

„Es war in den Tagen des Februar, in denen die Dämmerung noch immer mit winterlicher Schnelle der Nacht voraneilte. Zudem pfiff ein ſchneidender Oſtwind daher, der faſt jeder

Bekleidung ſpottete. Nach einigen ſchönen Tagen war noch einmal eine Kälte eingetreten, deren Heftigkeit um ſo empfindlicher war, als der December und Januar in ſelbigem Jahr unverhältnißmäßig milde ſich eingeſtellt hatten. Da konnte ſchon ein rüſtiger Jägersmann eine ſchöne Strecke zurücklegen. Dennoch war es bereits eilf Uhr, als ſich Leopold ſeiner Wohnung näherte.

„Er ſtand einen Augenblick ſtill und beſann ſich, ob er ſeine Agnes wecken ſolle, die jedenfalls erſchrecken würde, da ſie ihn nicht erwartete. Er hätte wohl können durch den Knecht eingelaſſen werden und im zweiten Geſchoſſe ſich ein Lager ausſuchen; allein das zerfiel bald wieder. Agnes würde am Ende doch erwachen, dachte er, und was ſollte er ſo viel Rumor machen? Beſſer iſt's, ich klopfe ihr am Laden! —

„Er wußte, daß Agnes, wenn er früher abweſend geweſen, den Knecht immer im Hauſe ſchlafen ließ, da ſonſt das Geſinde in dem Nebengebäude ſchlief, wo der Backofen und die Waſchküche war.

„Ich habe Ihnen früher geſagt, und Sie haben es ſelber geſehen, daß die Fenſter tief an der Erde waren, ſagte Gerhard, nachdem er ſich einige Augenblicke von der Erzählung erholt hatte, die ihn auffallender Weiſe ſehr angriff. Sonſt konnte er halbe Tage lang plaudern und man merkte nicht das Geringſte, daß es ihn beläſtigte, und jetzt arbeitete ſeine Bruſt heftig und er athmete tief und ſchwer.

„Leopold, fuhr er fort, kam allmählich dem Hauſe näher, deſſen Rückſeite ihm zugewendet war. Als er um die Ecke bog, ſah er zu ſeinem Erſtaunen Licht in der Wohnſtube und die Läden waren nicht einmal geſchloſſen, eine Vorſicht, die Agnes ſelbſt dann nicht unterließ, wenn er ſelber zu Hauſe war, und immer ſie ſchloß, wenn ſie Licht in das Zimmer brachte.

„Leiſe ſchlich er gegen die Fenſter und blickte in die Stube.

„Was er ſah, machte ſein Blut gerinnen, ſein Haar ſträuben, ſeinen Herzſchlag ſtocken!

„An einem Tiſch, unfern des Ofens, ſaß der Oberförſter und Agnes in traulichem Koſen. Ihre Wangen glühten und ihr Mund lächelte zu den geflüſterten Worten des Verworfenen. Von Zeit zu Zeit legte er ſeinen Arm um ihren Nacken, zog ſie an ſich, und in langem, brennendem Kuſſe weilte Lippe auf Lippe; dann lachten ſie wieder laut auf, und neue Küſſe folgten ſich raſch.

„Leopold ſtand da draußen wie eine Bildſäule. Ihm wurde es dunkel vor den Augen; ein Schauder ſchüttelte ſeinen Körper — ſein Auge weilte auf der Gruppe vor ihm; aber das Blut ſtieg ihm nach dem Kopfe. Seine Gedanken verwirrten ſich.

„Plötzlich, als Agnes mit ſchalkigem Lachen ſich des Oberförſters Armen entwand, flog das Gewehr vom Rücken, der Kolben lag am Backen. Ein Blitz, ein Knall und Agnes ſtürzte mit zerſchmettertem Haupte auf den Buhlen.

„Von maßloſem Entſetzen ergriffen, ſprang der Oberförſter auf und wollte entfliehen; aber ein zweiter Blitz und Knall, begleitet, wie der erſte, vom Geklingel der zerſplitterten Scheiben des Fenſters — und auch er lag, vom Todesblei getroffen, röchelnd am Boden.

„Gerechter Gott! rief ich aus, von überwältigendem Entſetzen ergriffen.

„Gerhard ſtand auf und ging eine Strecke in den Wald hinein, ohne auch nur ein Wort zu reden. Er blieb länger als eine Viertelſtunde aus. Ich blieb an der Stelle, wo wir geſeſſen, denn Gerhard's Doppelgewehr lehnte am Baume, ſein losgekoppelter Hirſchfänger lag am Boden, ebenſo ſein Hut. Er mußte wieder kommen.

„Ich war von der Erzählung um ſo mehr und um ſo tiefer erſchüttert, als Gerhard's eigenthümliches Benehmen mir den Gedanken eingeflößt, daß er jedenfalls in irgend einer Beziehung zu Leopold ſtehen müſſe. Freilich kannte ich die Fäden nicht, welche hier das Ganze einigten und verbanden, allein daß ſie vorhanden ſeien, davon waltete mir kein Zweifel ob. Daher war ich um ſo geſpannter auf den Schluß der Erzählung, der bei Gerhard's Rückkehr zu erwarten ſtand.

„Endlich ſah ich ihn geſenkten Hauptes wiederkommen.

„Er ſetzte ſich wieder auf das trockene Moos und hob nach einigen Augenblicken an weiter zu erzählen, obgleich ſeine Stimmung keine andere, ſeine gewaltige Aufregung um Nichts gemildert worden war.

„Die Schüſſe inmitten der Nacht konnten natürlich nicht ungehört an den Dienſtboten vorübergehen, die das ehebrecheriſche Paar wohlweislich in das Nebengebäude geſchafft hatte.

„Als Knecht und Mägde herbeiſtürzten, fiel das Licht durch die zerſchmetterten Fenſterſcheiben auf ein Antlitz, vor dem ſie zurückbebten. Es war ihr guter, von Allen geliebter Brodherr, aber dieſes entſetzliche Geſicht, dieſe emporgeſträubten Haare, dieſes toddrohende Auge, dieſe Grabesbläſſe — nein, es war zu viel, zu ſchrecklich, um nicht auf dieſe, wenn auch rohen Naturen, den tiefſten Eindruck zu machen.

„In dieſem Augenblicke hörte man durch den grellen Aufſchrei des Entſetzens das Wimmern des Kindes in der Nebenſtube.

„Wie ein elektriſcher Schlag durchfuhr es den unglücklichen Vater, als er dieſe Jammertöne der Waiſe hörte.

„Nehmt Euch meines Kindes getreulich an, ſagte er mit einem Tone, der wie aus einer Gruft heraus tönte, bis ich wieder geſorgt haben werde. Meine Frau und den Oberförſter hab' ich todtgeſchoſſen. Sie liegen drunnen am Boden; laßt ſie liegen, bis das Gericht kommt. Schnell holt das Kind und traget's zu dem Pächter Römer drunten bei dem Oberforſthauſe, ich gehe voraus dorthin! —

„Er wandte ſich und ging mit raſchen Schritten den Waldweg hin. Etwa eine Viertelſtunde ſpäter klopfte es an des Pächters Fenſter.

„Der Pächter ſtand auf und fragte: Wer iſt da? —

„Ich, Römer, ſagte Leopold in dumpfem Tone. Heute, fuhr er fort, iſt eine ſchlimme Nacht! Ich bin gewarnt worden durch einen Brief, meine Taube vor Geierkrallen zu ſchützen. Der Geier hatte ſie ſchon in ſeinen Krallen. Die Sache war weiter gediehen, als der wohlmeinende Briefſchreiber dachte. Ich fand die Ehebrecherin in den Armen des Nichtswürdigen und habe Gericht gehalten auf meine Fauſt und nach dem Geſetzbuche meines Gefühls, Römer! Ich hab' ſie eben Beide erſchoſſen!

„Ein gellender Schrei aus dem Innern der Stube, ein Angſtruf Römer's unterbrach ihn.

„Laß mich reden, Römer, fuhr er fort. Du biſt eine treue Seele. Dir vermache ich mein Kind, hörſt du, mein Kind! Erzieh's gottesfürchtig; du haſt ja keine Kinder und wirſt dich ſein erbarmen, auch wenn es Nichts, gar Nichts hat. Siehſt du, Römer, auf dem Erbe der Ehebrecherin ruht der Fluch. Beſſer, das Kind iſt bettelarm! Knechte und Mägde bringen es eben; ich hör' es weinen!

„Die Todeskälte ſeines Weſens brach aber bei dieſem Tone der Stimme des Kindes zuſammen. Er raufte ſein Haar, rang ſeine Hände und weinte laut.

„Dann ging er den entſetzten Knechten und Mägden entgegen, ſah das Kind beim Schein ihrer Laterne an, küßte es, und als das Kind vor ſeinem Anblick entſetzt ſich abwandte, ſagte er: Ja, du haſt Recht, mein Kind, wenn du dich abwendeſt von dem Vater, der dir Alles, Alles raubt! —

„Darauf befahl er: Gebt's dem Pächter ſchnell zum Fenſter hinein und kommt mit! —

„Sie thaten, was er befohlen, und als der Pächter ſeinen Namen rief, war er ſchon weit im Wald, auf dem Rückwege zum Forſthauſe.

„Die Diener konnten ihm kaum folgen.

„Dort angelangt, ſagte er: Nun laßt das Vieh aus den Ställen und treibet's in den Wald; holt Eure Kiſten heraus. Ich brenne das Haus nieder!

„Gerechter Gott! ſchrien Knecht und Mägde: Herr, thut das nicht!

„Schweigt! donnerte er ihnen zu. Der Tag darf die Stätte des Glückes nicht mehr ſehen, wo der Teufel es zerſtörte! Nie ſoll ein Menſch mehr hier wohnen, denn der Fluch Gottes ruht auf der Stätte, wo Ehebruch und Mord verübt wurde; der Fluch Gottes ruht auf dem Erbe, darum ſoll mein Kind nichts erben, daß es vom Fluche frei bleibe.

„Nun aber thut ſchnell, was ich Euch ſage!

„Mit dieſen Worten trat er zur Scheune, ſchlug Feuer und fachte einen Bündel Stroh zu lichter Flamme an und ſchleuderte ihn in die Strohvorräthe.

„Bald loderte die Flamme hoch empor und leckte mit gieriger Zunge am Dache, Fach- und Balkenwerk, bis Alles in einer Flammenſäule aufloderte, die der ſcharfe Oſtwind über das Dach des Wohnhauſes legte, das alſobald davon ergriffen war.

„Die Flamme praſſelte; das Balkenwerk krachte, das Vieh brüllte; die Hunde heulten. Es war ein Moment, der furchtbarer nicht gedacht werden konnte.

„Leopold ſtand wie ein Steinbild da und lehnte ſich an den Stamm einer Eiche, die weit genug vom Hauſe ſtand, um nicht einen Waldbrand zu vermitteln.

„Da ſtürzte der Knecht herzu.

„Herr, rief er, die Leichen liegen noch drinnen!

„Laßt ſie verbrennen! antwortete in ſeinem fürchterlichen Tone der Förſter. Der Wind ſoll ihre Aſche zerſtreuen, wohin er will!

„Das war das letzte Wort, das man von ihm hörte.

„Der weit ins Land leuchtende Brand wurde auch in den umliegenden Dörfern geſehen. Die Sturmglocken heulten jetzt im weiten Umkreiſe und es konnte nicht mehr lange dauern, dann kam Hilfe.

„Leopold zog ſeine Brieftaſche heraus, nahm den Bleiſtift und ſchrieb.

„Hierauf rief er mit ſeiner mächtigen Stimme dem Knechte.

„Hier, ſagte er, haſt du ein Zeugniß, daß weder dir, noch den Mägden etwas geſchehen könne. Ich warte nur noch, bis Alles niedergebrannt iſt, ſprach er mit der Todeskälte der

Verzweiflung, dann gehe ich, mich dem Gerichte zu überliefern. Ihr habt ein ſchauderhaft Beiſpiel, prägt es Euch in die Seele! Nun geh'! —

„Ach Herr — begann der Knecht zitternd, fliehet doch!

„Thor! rief Leopold, meinſt du, ich hätte das Alles in der Übereilung gethan und wollte nun das ſchuldbelaſtete, verarmte Leben retten? — Fort! Komme mir nicht mit ſolchen armen, lahmen Rathſchlägen! Geh'! —

„Der vor Furcht und Entſetzen zitternde Knecht ſchlich ſich hinweg und ſagte zu den Mägden, die jammernd beiſammen ſtanden: Er iſt irrſinnig, wie ich's vorausgeſagt, daß es kommen würde, wenn er ſein Elend und ſeine Schmach erführe!

„Das Dach- und Fachwerk war indeſſen in die Umfaſſungsmauern zuſammengeſunken. Scheune, Stallungen und Nebengebäude, die aus Holz waren, hatten dem Feuer bis zur Erde Nahrung gegeben. Von ihnen war nur noch ein fortbrennender Trümmerhaufe übrig, als die Bauern anlangten.

„Da war nichts mehr zu retten. Nur die brennenden Leichname verbreiteten einen entſetzlichen Geruch, deſſen Grund die Dienſtboten der ſchaudernden Menge mittheilten.

„Wo iſt er? fragten die Leute.

„Aber als man nach ihm ſuchte, fand ſich auch keine Spur mehr von ihm!

III.

„Es mochte ungefähr acht Uhr des Morgens ſein, der der Nacht folgte, welche Zeugin dieſer Auftritte geweſen war, als ein Mann in das Gemach des Richters trat, deſſen Bereich auch das Forſthaus umſchloß.

„Sein Ausſehen war entſetzlich, verwildert, verſtört. Sein Geſicht war todtbleich; ſeine Augen ſahen trübe und düſter aus tiefen Höhlen; ſeine Kleider hingen in Fetzen um ihn, ein Zeichen, daß er den Weg nicht eingehalten hatte, ſondern durch Wald und Geſtrüppe gradeaus gegangen war.

„Als der Richter von ſeinen Akten aufſah, fuhr er vor dem Anblicke zurück und rief: Herr Förſter, was iſt Ihnen begegnet?

„Fragen Sie anders, Herr Richter, ſagte der Mann; fragen Sie, was ich gethan habe, ſo werde ich antworten. Seien Sie ſo gütig, zur Feder zu greifen, ich habe Ihnen eine ſchwere Schuld zu Protocoll zu geben, einen Doppelmord und eine wohlüberlegte Brandſtiftung.

„Um Gotteswillen, rief der Richter, ſind Sie bei Sinnen?

„So gewiß, als Sie es in dieſem Augenblicke ſind. Erlauben Sie, daß ich mich ſetze! So! Nun ſchreiben Sie!

„Mit einer Ruhe, welche den Richter mit Entſetzen erfüllte, berichtete nun der bejammernswerthe Mann Alles, was ich Ihnen erzählt habe, ſagte Gerhard. Der Richter war ſo ergriffen, daß er kaum das Ausſage- und Selbſtanklage-Protocoll niederſchreiben konnte.

„Endlich war es vollendet. Leopold unterſchrieb es mit feſter Hand, legte dann Jagdmeſſer und Gewehr ab und ſagte: Laſſen Sie mich nun in den Kerker abführen!

„Unglückſeliger Mann! rief der menſchlich fühlende Richter aus, was haben Sie gethan! Ich muß Sie zur Haft bringen laſſen.

„Ich will es, ſagte Leopold. O der Tod iſt mir willkommen!

„Er wurde ins Gefängniß gebracht.

„Sie mögen ſich's denken, Herr Möll, was das ein Aufſehen in der Gegend machte! Wie die Leute alle wie unter einem Banne des tiefſten Entſetzens gehalten waren.

„Der Thatbeſtand wurde erhoben; die Dienſtboten vernommen, der Brief gefunden in der Brieftaſche, welche Leopold dem Knechte gegeben, ohne daß man aber den Schreiber ermitteln konnte.

„Der verbrecheriſche Umgang des Oberförſters mit Leopold's Frau unterlag auch nicht mehr dem leiſeſten Zweifel.

„So konnte der Prozeß beginnen, der aber den ſchleppenden Gang unſeres Gerichtsverfahrens ging.

„Der Urtheilsſpruch konnte indeſſen Niemanden überraſchen, er lautete auf Tod durch das Beil!

„Den Landesherrn, der Leopold ſo lieb gehabt, ergriff das Ereigniß außerordentlich. Als ihm der Urtheilsſpruch vorgelegt wurde, hatte er Thränen in den Augen.

„Das Gericht ſelbſt hatte in den Motiven des Spruchs und in einer beſondern Denkſchrift den Unglücklichen der Gnade des Fürſten empfohlen.

„Er ſchrieb mit zitternder Hand darunter: „Zu zwanzig Jahren Haft begnadigt."

„Ach, Ihr Menſchen, wie ſeid Ihr ungnädig mit Euerer Gnade! rief Leopold aus, als ihm die Begnadigungs-Sentenz mitgetheilt wurde.

„Man brachte ihn in das hochgelegene Burghaus, welches als Gefängniß diente. Der Fürſt ſchrieb eigenhändig an den Director, daß er ihn mit aller Milde und Schonung behandeln ſolle.

„Das geſchah in ausgedehntem Maaße.

„Stille ſaß er da; ſtille ging er umher. Mit Niemanden ſprach er, als mit dem würdigen Geiſtlichen der Anſtalt; aber an ſeinem innerſten Marke nagte der Tod.

„Schon nach einem Jahre brach das arme, ſchwerbelaſtete Herz unter ſeiner Bürde.

„Gerhard ſchwieg. Es war ſein Auge feucht geworden, wie das meine.

„Lange Zeit ſaßen wir ſtille da und blickten in das Spiel der Wellen, die von der Quelle über das Geſtein hinabhüpften in eine bedeutende Tiefe.

„Endlich ſagte ich: Wie mag die Nachricht auf die alten Eltern der Agnes gewirkt haben?

„Der Vater lebte nur noch; die Mutter war ſchon früher geſtorben; aber das Schickſal, das er erleben mußte, die Schmach — kurz Alles, was auf ein ehrlich Vaterherz da mit Einem einſchlug, brach des Greiſes Lebenskraft auch. Er ſtarb etwa vier Wochen nach dem ſchrecklichen Ereigniß am Herzſchlage.

„Und der Pächter? fragte ich.

„Ja, ja, ſagte Gerhard, da meint der Menſch etwas Gutes zu thun, und es wird zum Unheil, zum Verderben! Der ehrliche Mann wußte nicht, wie weit das verbrecheriſche Verhältniß der jungen Förſterin mit dem nichtswürdigen Oberförſter ſchon gediehen war. Er und ſeine brave Frau konnten es ſich nicht als möglich denken, daß das anſcheinend ſo brave Weib den Pfad der Pflicht und der Ehre, der Gottesfurcht und Tugend verlaſſen könnte. Sie wollten warnen aus treuem Herzen, und ihre gute Abſicht ſchlug um und wurde der Grund ſo entſetzlicher Thaten. Da können Sie es ſich wohl denken, daß die guten Menſchen ſich das zu Herzen nahmen!

„Der arme Römer fing ſeitdem zu kränkeln an und, da er ohnehin ein ſchwacher Mann war, ſo wurzelte ſich ein Übel feſt, das nach und nach in eine Zehrung ausartete, welcher er nach einer Friſt von kaum einem halben oder dreiviertel Jahren erlag.

„Seine Frau, die ein zartes Gemüth hatte und ſich ſtete Vorwürfe machte, an dem Unglücke ſchuldig zu ſein, wurde in ſpäteren Jahren, wahrſcheinlich in Folge dieſer Gewiſſensvorwürfe, tiefſinnig und ſtarb in einem Landes-Irrenhauſe nach einer Reihe von Jahren.

„Aber das Kind? das Kind? fragte ich haſtig, da es mir einfiel, ich habe nach ihm nicht gefragt.

„Gerhard ſah mich lange forſchend an, als wollte er in meiner Seele leſen, was mich zu dieſer Frage bewege. Nach längerem Schweigen ſagte er: Nun, die Pächtersleute nahmen es auf; aber Sie ſehen es gewiß ein, daß das arme Knäblein unter den obwaltenden Umſtänden nicht bei ihnen bleiben konnte.

„Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Fürſt ſich einmal nach Leopold's Kind erkundigte und nun von dem Oberförſter, welcher dem ſchändlichen Menſchen im Amte folgte, hörte, wie es um das Kind ſtand.

„Noch hatte der edle Fürſt den Mann nicht vergeſſen, der ihm ſo treu gedient und ein ſo ſchreckliches Schickſal gehabt hatte

Es war ein ſchöner Zug ſeines Herzens, daß er ſich des verwaiſten Kindes annahm. Jener Oberförſter war Herrn Moosfeld's Schwiegervater, welcher aber damals am anderen Ende des Landes eben erſt ins Leben hineingeblickt hatte. Der Oberförſter war ein ganz junger Mann und ſeine Frau eine Engelsſeele. Sie nahmen den Knaben zu ſich und erzogen ihn gottesfürchtig. Der Fürſt zahlte die Koſten ſeiner Bildung, da er Forſtmann werden wollte.

„Als Moosfeld's Schwiegervater ſtarb, war der Knabe eben zwanzig Jahre alt und der Fürſt nahm ihn als Leibjäger zu ſich, hatte ihn lieb und erwies ihm viel Gutes. Der alte Herr aber lebte nicht mehr lange, und als er ſtarb und der Erbprinz die Regierung antrat, ſollte er Oberförſter werden, allein dieſer Titel und Beruf weckte Erinnerungen der ſchmerzlichſten Art in ihm. Er ſchlug ihn aus und wollte nicht mehr ſein, als ſein armer Vater geweſen war.

„Vermählt hat er ſich nie.

„Wohl wollte die Liebe auch in ſeinem Herzen keimen, aber er hat den Keim mit ſtarker Hand herausgeriſſen, weil ihm ſeines Vaters Schickſal keinen Glauben an Weibertreue gewinnen ließ.

„So weit hatte Gerhard mit tiefer Bewegung erzählt, als er auf zum Himmel blickte und ausrief: Wir verplaudern die ſchönſten Tagesſtunden! Kommen Sie, unſer Beruf heiſcht unſer Aufbrechen!

„Wir brachen auf und wanderten an dem zerfallenen Forſthauſe vorüber. Aus Gerhard's Seele rang ſich ein Seufzer, und mich durchrieſelte es eiskalt. Ich kam ſpät nach Hauſe. Der Oberförſter Moosfeld erwartete mich im Familienzimmer.

„Er fragte nach den forſtlichen Beziehungen, die uns heute beſchäftigt hatten, und ich referirte genau; allein er ſah mir's an, daß ich nicht ſo heiter war als ſonſt.

„Iſt Ihnen was begegnet, lieber Wilhelm? fragte er — oder ſind Sie unwohl?

„Keins von beiden, ſagte ich. Es hat mich etwas Anderes trübe geſtimmt und ich kann den Kreis von Vorſtellungen nicht verlaſſen; ich bin wie hineingebannt!

„Darf ich nicht wiſſen, was das war? fragte mit großer Theilnahme der wackere Mann.

„Doch, ſagte ich, heute Mittag, als wir raſteten, hat mir Herr Gerhard die entſetzliche Geſchichte des verfallenen Forſthauſes erzählt, und ich will es nur geſtehen, daß ſie mich auf eine ſo tiefeingehende Weiſe ergriffen hat, daß ich die Begebenheiten ſo bald noch nicht werde loswerden können.

„Das glaube ich Ihnen gerne, ſagte Moosfeld; es iſt eine entſetzenerregende Geſchichte; aber daß Gerhard ſie Ihnen erzählt hat, das mag Ihnen den Beweis liefern, daß er Ihnen eine wahrhaft väterliche Liebe zugewendet hat, denn jede Erinnerung davon iſt ein Stich in ſein Herz. Sie wiſſen doch, daß es die Geſchichte ſeines Vaters und ſeiner Mutter iſt?

„Gerechter Gott! rief ich aus, das ahnte mir manchmal.

„Ja, ja, ſagte der Oberförſter, er iſt der unglückliche vater- und mutterloſe Knabe und er war der Pflegebruder meiner ſeligen Frau. Nun können Sie es ſich denken, warum er mir ſo werth iſt.“

Der

Bachtanz zu Langenſelbold.

Eine Doppelgeſchichte aus dem Jahr 1756.

I.

Sonnenſchein und Regen
Iſt doch allerwegen
Nur des Ehſtands Bild
Altes Lied.

Am 15. Auguſt des Jahrs 1756 war es, als der Frankfurter Spezereihändler Johann Sebaſtian Linſenmeyer, welcher in der Fahrgaſſe Nummer 81 wohnte, an dem Kaffetiſche ſaß. Der blaudamaſtene Schlafrock hing bauſchig um die weder große, noch corpulente Geſtalt. Die Perrücke, ſchneeweiß gepudert, mit den mächtigen Roll-Locken zur Seite der Schläfe und dem unendlich langen, ſchwarzumwickelten Nackenſchweife à la Fréderic le Grand, Zopf genannt, ſaß bereits gravitätiſch auf dem Haupte des Mannes und gab ihm, bei einer lebhaften Geſichtsfarbe, ein gar gefälliges Anſehen. Die lange, hartgelbe Weſte fiel bis auf die Lenden und ſtach lebhaft gegen die ſchwarze, kurze Kniehoſe mit ſilbernen Schnällchen ab. Schneeweiße Baumwollſtrümpfe und glänzende Schuhe mit breiten, ſilbernen Schnallen, welche den ganzen Vorderfuß einnahmen, vollendeten den feinen Anzug des Mannes, der nur den Schlafrock abwerfen, in den himmelblauen, kurzen, breitſchößigen Rock mit Ärmelaufſchlägen bis an den Ellenbogen, und tellergroßen, ſilbernen Knöpfen ſchlüpfen, das kleine Dreimaſterchen aufſetzen und das Dreiviertel ſeiner Leibeslänge haltende ſpaniſche Rohr ergreifen durfte, um, nach neueſter Mode gekleidet, überall auftreten zu können. Dabei ſchmauchte er behaglich ſeine Thonpfeife.

Herr Linſenmeyer liebte es, gleich Morgens fix und fertig zu ſein, bis auf Rock, Hut und Stock. Er konnte einmal das faule

Herumbambeln nicht leiden, wie es damals Viele trieben, und heute gerade ſo, beſonders junge Leute.

Er hielt das Frankfurter Frag- und Anzeigungsblatt oder vielmehr Nachrichten in der Hand. Seine Augen waren auf eine Anzeige gerichtet, die er geleſen hatte, und in ſeinen Zügen wechſelte der Ausdruck des Vergnügens mit einem düſtern Zuge von Zeit zu Zeit ab. Es war, als ob zwei in ihrem Weſen verſchiedenartige Eindrücke um die Herrſchaft in ſeiner Seele ſtritten, und das genannte Blatt war deren Quelle.

Ihm gegenüber ſaß eine Frau von immenſem Umfange. Sie war in einem häuslichen Morgenkleide. Der Pudermantel hing noch um die breiten Schultern und die Nachthaube ſaß etwas auf Krakeel. Sie bildete im Äußern das abſolute Gegenſtück zu ihrem, auch etwa zehn Jahre jüngern Gatten. Obwohl ſie bereits ein und fünfzig Jahre hatte, war ſie, ihren abſchreckenden Umfang abgerechnet, eine noch ganz hübſche Frau von blühendem Angeſicht und äußerſt lebhaftem Geiſte, ganz gegen ihren Leibesumfang.

Herr Linſenmeyer war einſt Ladenburſch, daſſelbe, was heute feiner Commis heißt, bei der Anderleien, reichen Wittwe geweſen, und ſie war, obgleich er arm wie Hiob war, doch die Seine geworden, hatte ihn zum Mann und Bürger der freien Stadt gemacht und hielt ihn dafür wacker unter dem Daumen. Die Frucht dieſer Ehe, die, den Geiz der Frau Linſenmeyer abgerechnet, nicht gerade ſehr unglücklich war, ſtand draußen im Laden mit dem Vetter Runkel, einem uralten Junggeſellen, hinter der Theke, und wer nicht blind war, ſah es ein, daß Lieschen das reizendſte Mädchen der Fahrgaſſe, ja der ganzen Reichsſtadt war, und ihr achtzehnter Geburtstag war etwa vierzehn Tage vorüber.

„Baſtian," hob Frau Linſenmeyer an, „nun hab' ich dich mit der Geduld eines Schreibers auf dem Rechnei-Amte ſchon eine Viertelſtunde beobachtet und werde nicht klug, was du ſimulirſt. Einmal mein' ich, du ſäheſt einen alten Bekannten, ſo fröhlich zuckt's über dein Angeſicht; dann ſiehſt du drein, als wär' dir das größte Übel begegnet. Sag' mir doch, was für ein Floh dir im

Ohre ſitzt? — Dabei wird der Javakaffe eiskalt und deine Dampfwolken verdrängen des lieben Gottes Tageslicht.“

Linſenmeyer fuhr ordentlich empor, als ſeine liebe Frau ihn alſo ungewöhnlich liebreich anredete.

„Annchriſtinchen,“ ſagte er, „du haſt richtig geleſen in meinem Geſicht. Es ſind zwei Dinge, die mich gar ſehr hin und her zerren und mich in ganz verſchiedener Weiſe alteriren.“

„Ei, ſo mach' dir das Herz leicht und rede!“ ſprach die dicke Frau.

„Denke dir,“ ſagte er eifriger, als es ſonſt ſeine Art war; „der Stengel da drüben, der Schmeerfinke von Sattler, dem ich doch alles Liebs und Guts erweiſe, ruft mir heute Morgen über die Gaſſe zu, als ich an der Ladenthür ſtehe und ſehe, woher der Wind weht: Herr Nachbar, des Ammelsberger's Javakaffe iſt beſſer, als der Eure, und Ihr müßt im Preis herunter, ſonſt könnt Ihr ihn alleine trinken! — Nun ſag', ob etwas ſo erhört iſt allhiere? Solch ein Siebenſortenflegel iſt mir noch nicht vorgekommen!“

„Baſtian, ärgere dich nicht,“ ſprach die ſtattliche Frau, „er iſt ein geborener Sachſenhäuſer und ſeine leibliche Mutter war eine Heckenfrau. Du weißt, was das auf ſich hat.“

„Das iſt richtig; aber er hätt's mir doch nicht zuzurufen brauchen! Du weißt, der Ammelsberger poſaunt ſeinen Javakaffe in den Frag- und Anzeigungsnachrichten mit vollen Backen aus und ich möchte nur wiſſen, wie er, da er ſeinen Kaffe wohlfeiler gibt als ich, die vielen Druck- und Einrückungskoſten herausbringt? Er will einmal abſolut meine Kundſchaft ruiniren.“

„Das gelingt ihm nicht!“ ſagte Frau Linſenmeyer. „*Mein* Laden hat alten guten Ruf.“

Frau Linſenmeyer hatte das zueignende Fürwort etwas ſtark betont, was allemal auf des Gemahls Angeſicht ein unangenehmes Zucken hervorrief. Diesmal zuckte es auch über ſein Angeſicht; aber er verſchluckte es und ſagte:

„Weißt du was, Annchriſtinchen, du könnteſt einmal das

Nähurſelchen drüben aus dem Hinterhaus in Ammelsberger's ſchicken, und ein Pfund von dem angeprieſenen Javakaffe, ſo hinterher, holen laſſen, daß man ihn gegen unſeren probiren könnte. Fiele dann die Probe zu ſeinem Nachtheil aus, ſo ſoll ihn dieſer und der! Ich will ihm dann einen Denkzettel in den Frag- und Anzeigungsnachrichten anhängen, daß er an mich denken ſoll und die ganze Stadt Maul und Naſe aufſperrt, ſo wahr ich Linſenmeyer heiße!“

„Steht denn was da drin?“ fragte ſie und deutete auf das Blatt, welches er in der Hand hielt.

„Nein!“ erwiederte er kurz und biſſig.

„Hat er dich denn genannt?“

„Auch nicht; aber er winkt mit dem Stadtthor und ſtichelt, wie mit einer Heugabel. Ein Kind merkt, wo's hinaus will.“

„Baſtian, dann nimm dich in Acht. Es koſtet Druckgeld und er kann dir noch einen Prozeß vor dem Stadtamt anhängen, der mich viel koſtet, denn da gibt's Sporteln, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und die Advocaten rupfen Einen, wie einen Krammetsvogel.“

„Meinſt du, ich ſei ein Schafskopf?“ rief er gereizt aus. „Gib Acht, ich laſſe mich auf dem Neſte fangen, wie ein brütendes Rothſchwänzchen! Ich will ihm ſchon ſo hintenherum Ein's geben, daß ihm die Ohren ſauſen und er doch mir nicht ans Kamiſol kann. — Paß auf, der Linſenmeyer iſt ein Hannetappindleſchüſſel! — Laß du nur den Kaffe holen!“

„Das brennt auch noch nicht an!“ ſagte ſie gereizt von der Gereiztheit ihres Mannes.

Er war aufgeſtanden und lief einige Mal die Stube auf und nieder, dann ſetzte er ſich wieder und nippte an der Taſſe, die vor ihm ſtand.

„Nun ſag' einmal,“ hob ſie an, „was war denn das Andere?“

„Der Bachtanz!“ ſagte er grollend.

Ihr Kopf fuhr bei den Worten ſchnell in die Höhe und eine Zinnoberröthe bedeckte das Geſicht.

„Bachtanz! Bachtanz!“ rief ſie. „Entweder rappelt's dir unter deiner langgeſchwänzten Perrücke, oder du hältſt mich für einen Narren! Wo iſt der vernünftige Menſch, der in einem Bache tanzt? Einem ſo etwas aufzubinden! Nein, es iſt zu arg!“

Sie wollte zornig ſich erheben.

„Annechriſtinchen!“ rief Linſenmeyer, der Alles in der Welt lieber haben wollte, als ſeine Frau wild machen, weil ſie ſonſt fortbrummte wie eine Baßgeige, aber viel länger als eine ſolche, manchmal eine halbe Woche, „Annechriſtinchen, ſo hör' dann doch 'mal an, wie's iſt! Ich will dir's ja vorleſen, wie es hier ſteht! So hör' doch nur!“

Sie ſetzte ſich wieder und ſchnurrte:

„So mach' fort!“

Er nahm das Blatt der Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten und las:

„Nachdeme Montag, den 16ten dieſes, Vormittags gegen 11 Uhr der ſo ſehenswürdige Kirchweiliche Bachtanz dahiero wiederum feierlichſt aufgeführet werden ſoll; Als wird Solches des Endes hiermitt bekannt gemachet, damitt diejenigen, welche dieſen von drei jungen Burſchens und ebenſoviel jungen Mädchens durch eine ziemlich stark und breite Bach zu drey wiederholten Malen in einem überaus ſonderen Aufzug zu führenden Bachtanz, welchen ſich niemand, der nicht einen Zuſchauer abgiebet, in ſeiner Seltenheit wunderbarlich genug wird verſtellen können, mitanzuſehen Belieben tragen, zu obenangeregter Zeit allhiero einfinden mögen.

Langenſelbold, den 2ten Auguſt 1756.

Fürſtlich Yſenburg. Amt Ronneburg.“

Frau Linſenmeyer hatte mit wachſendem Erſtaunen zugehört und ſagte, als ihr Gemahl geendet hatte:

„Zeig' mir 'mal das Blatt!“

Sie traute ihm nicht, weil ihr die Sache zu toll ſchien. Als ſie es aber ſelber geleſen, legte ſie das [illegible] auf den Tiſch und ſagte:

„Das ganze Amt Ronneburg iſt verrückt, ſammt Langenſelbold! Hab' ich denn meiner Lebtags ſolch' eine Narrheit gehört? Will ſo ein Yſenburgiſcher Amtmann etwa die Bürger ſammt Senat ſelbiger freien Reichsſtadt in den April ſchicken?“

Linſenmeyer wußte ſich über ihren allzu großen Eifer kaum des Auflachens zu erwehren.

„Haſt du denn wirklich nie etwas davon gehört?“ fragte er.

„Ich ſage dir,“ antwortete ſie, „wenn ich regierender Bürgermeiſter wäre, ich ließe den Drucker büßen um zehn Albus, weil er zu ſolch einer Schalksnarrheit das Blättle hergibt.“

„So frag' doch einmal das Lieschen!“ bat er.

„Auch noch?“ rief ſie. „Soll das Ei klüger ſein, als die Henne? Oder ſoll's über mich lachen?“

„Annechriſtinchen, nun nimm doch einmal Verſtand an,“ bat er dringend. „Ich ſage dir, es iſt ein uralter Brauch in Langenſelbold, und ich will dir's auslegen, wie es gekommen iſt. Hör' mich nur einmal geduldig an.“

„Nun ſo rede!“ rief ſie aus. „Ich will ſtumm, wie ein Fiſch, deine Langenſelbolder Weisheit anhören, die niemals weit her war.“

Linſenmeyer verſchluckte die Frankfurter Pille, die ſeinem Urſprunge galt, klopfte ſeine weiße, holländiſche Tonpfeife aus und ſetzte ſich in Poſitur.

„Alſo ich ſoll dir die ganze Geſchichte erzählen?“ fragte er, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie ihn anhören wolle.

„Freilich,“ war die Antwort. „Wenn ich etwas hören will, ſo will ich's auch ordentlich aus dem ff wiſſen. Da dein Vater Schulmeiſter zu Langenſelbold war, ſo denk' ich, du weißt's genau. Haſt ja auch ſollen Schulmeiſter werden; biſt aber aus der Art [illegible] weil —“

„Weil ich das Sitzen nicht vertragen konnte, was das Studium fordert,“ fiel Linſenmeyer ſeiner Frau in die Rede, weil er mit Grund fürchtete, er kriege wieder einen Puff; denn in ſolcher Stimmung, wie ſie ſie jezt hatte, theilte ſie ſie rechts und links aus.

„Ja, ja,“ ſagte ſie, „weil dir das Sitzfleiſch fehlte. Geht dir heute noch nach. Will ich einmal ſo nach Tiſch ruhig ſitzen und mit Behagen verdauen, huſch! iſt er fort und drüben in Stengel's, wo er mit dem hübſchen Lenchen ſeinen Stuß treibt —“

Linſenmeyer, der auch bisweilen von der Eiferſucht ein Kapitel zu hören bekam, fiel ſchnell ein:

„Hör' denn doch einmal! Du weißt, Langenſelbold iſt Iſenburgiſch —“

„Schon lange, denn du haſt's oft genug mir vorgeorgelt —“

„Gut denn,“ fuhr er fort; „ich glaub', es war zu der Zeit, wo die Leute ihrer rechtmäßigen Obrigkeit nicht gehorchen wollten — es iſt ſchon lange her —“

„Da biſt du irre, Baſtian, das iſt nagelneu. Es paſſirt alle Tage allhiero in Frankfurt —“

„Jetzt fällt mir's wieder ein,“ ſagte haſtig Linſenmeyer und that, als hätte er nicht gehört, was ſie ſagte, denn unter der rechtmäßigen Obrigkeit allhiero verſtand ſie ſich ſelbſt, weil ſie älter war und der Reichthum von ihr kam, „es war im vierzehnten Jahrhundert. Es ſoll, wie auch der Lersner in der Chronik der freien Stadt Frankfurt ſchreibt, damals in den Köpfen viel rumort haben und es ſoll Zeiten geben, wo die Leute alle rappelköpfig und verrückt werden —“

„Das muß in Langenſelbold Jahr aus Jahr ein ſein,“ ſagte Frau Linſenmeyer, „weil ſie ſogar im Bach tanzen! Man merkt's bisweilen auch an Solchen, die nicht mehr dort wohnen —“

„Hör' mir doch nur einmal zu,“ entgegnete er, „und hör' doch zu ſticheln auf! — Damals brauchte Graf Diether von Iſenburg Geld und verlangte es von den Langenſelboldern, denen er eine Steuer auflegte —“

„Wie's dem Grafen Diether ging, ſo geht's heutzutage oft gewiſſen Leuten,“ ſprach ſie, „die Abends gern ins Wirthshaus gehen, eine Reihe von Schoppen leeren und „grundehrlich“ ſpielen! Oder auch bald auf die Bernemer, bald auf die Niederräder, oder Gott weiß, was für Kirchweihen gehen, um in Floribus zu leben und den Profit einer Woche durchzutreiben!“

Linſenmeyer ſprang auf und rannte zweimal die Stube auf und nieder.

„Da werde Einer nicht raſend! Du bringſt mich noch unter die Erde!“

Sie war einmal in der Laune zu ſticheln, aber ihn toll machen, wollte ſie doch nicht. Daher ſagte ſie freundlich:

„Baſtiänchen, ſetze dich, ich will ſtock-mäuſeſtill ſein!“

Er ſetzte ſich, fuhr mit der Hand übers Geſicht, als wolle er ſeinen Zorn wegwiſchen; aber ſchweigen konnte er doch nicht.

„Das iſt ein Hundeleben!“ ſagte er. „Wenn man ſich den ganzen Tag abarbeitet, wie ein Galeerenſclav', ſo ſoll man Abends bei guten Freunden auch nicht einmal ein Stündchen froh ſein? — Ich bin doch kein Karthäuſer, oder Trappiſt!“

„O dir fehl's an Gründen nie,“ fuhr ſie auf, „wenn ich einmal einen leiſen Tadel ausdrücke. Bin ich denn etwa auch ſo? Alle Frauen halten Kaffeeviſiten und da geht's hoch her; aber ich? Proſt die Mahlzeit! Ich gehe auf keine und halte keine! Ich ſpare das Geld, und mein erſter Mann, Gott hab' ihn ſelig! der blieb fein daheim; ließ ſich, wenn er Durſt hatte, ein Glas Apfelwein holen und lebte auch und war bei den Seinen! Nun ſitz' ich in der einen Ecke und Lieschen in der anderen. Wir plaudern nichts und ſchlafen ein. Da machen wir denn Compl'mente gegen einander, als wären wir wildfremd und bejahen nickend, was wir träumen — und das iſt grade ſchlimm; denn ſo ein Mädel träumt Dinge, die eine gewiſſenhafte Mutter nicht gutheißen kann, wenn es auch ein leichtſinniger Vater wollte. Du verſtehſt mich wohl —“

„Nur zu gut!“ rief der Spezereihändler in aufloderndem Zorn; aber er moderirte ſich, weil ſie da an einer Klippe angekommen war, wo der eheliche Friede leicht auf lange Zeit Schiffbruch leiden konnte, und dann war es mit dem Ständchen, das er in der Seele trug, völlig aus, und nun hoffte er immer noch die Wendung zu finden, die ſie heiter und lachen machte — weil dann Alles gewonnen war.

„Dreh' den Krahnen zu, Annechriſtinchen, es läuft trübe!“

ſagte er. „Wir kommen ganz aus der Geſchichte. Nun bitt' ich dich, komm' mir doch nicht quer in den Weg, wenn ich einmal im Schuſſe bin!“

Sie ſchwieg und er fuhr fort:

„So viel iſt gewiß, Graf Diether brauchte Geld und legte ſeinen getreuen Langenſelboldern eine Steuer auf. In ſelbiger Zeit waren die Bauern überall ſchwierig und auch die Langenſelbolder hatten nicht die mindeſte Luſt, ſie zu bezahlen. Sie ließen vielmehr ihm ſagen, er ſolle ſelber kommen und die Steuer holen. Da nun das dem Grafen nicht gefiel —“

„Wie mir das Wirthshausgehen und Spielen,“ knurrte die Frau.

„So gab's Hader,“ fuhr er fort.

„Weiß auch ein Liedlein davon zu ſingen!“ ſagte ſie.

„Und der Graf beſchloß,“ erzählte er weiter, „ihnen den Dammen auf das Auge zu ſetzen —“

„Wenn man nicht zu gut wäre,“ ſchaltete ſie ein, „wär' das auch das Beſte; aber was thut man nicht, um des lieben Friedens willen?“

„Er war der Landesherr,“ fuhr Linſenmeyer fort, eine Pille nach der anderen verſchluckend, „und Ordnung muß ſein. Er rückte mit ſeinen Reiſigen vor den Ort, um ſie zu züchtigen, wie ſie es verdienten.“

„So?“ ſagte ſie. „Da möcht' ich doch 'mal ſehen, was es gab?“

„Sollſt's gleich hören!“ fuhr er fort. „Es war ein widerſpenſtig Volk, das Recht haben wollte, wo es Unrecht hatte. Sie läuteten Sturm, und Mann und Maus lief zuſammen —“

„Mann und Maus — wer war denn die Maus?“

„Nun, Weiber, Kinder und dergleichen.“

„So? Mäuſe ſollen wir Frauen ſein, die nicht einmal pfeifen dürfen? Sie hatten Recht, ſag' ich!“

„Es iſt ja ſo eine ſprichwörtliche Redensart!“ rief Linſenmeyer. „Magſt auch meinethalben ſagen, ſie hätten Recht gehabt, was aber in Ewigkeit nicht wahr iſt — laß mich nur einmal ans Ende kommen!“

Sie ſchwieg wieder, faltete die dicken Hände und drehte die Daumen um einander, ſo, daß bald der rechte um den linken lief, bald der linke um den rechten.

„Wie geſagt, Alles lief zuſammen, als ſie den Grafen mit ſeinen Reiſigen kommen ſahen. Sie faßten Poſto auf dem Gottesacker, bewaffneten ſich mit Heu- und Miſtgabeln, Schippen, Dreſchflegeln, Stangen und Etliche hatten auch uralte Morgenſterne. Die Frauen und Buben trugen Steine zu Hauf, um zu werfen, und, ſo gerüſtet, erwarteten ſie den Angriff.

Das hatte denn doch der Graf nicht erwartet. Er ſtutzte Anfangs und bedachte ſich; als aber das Volk ſchrie und höhnte, da ſprühte ſein Zorn und er griff an mit ſeiner Schaar; aber die Bauern klopften drauf, wie toll, und die Frauen, Mädchen und Buben ſchleuderten einen Hagel von Steinen auf die Reiſigen. Die Pferde wurden ſcheu, bäumten ſich und rannten zurück. Da flog der Staub weg, ſo klopften die Bauern drauf und die Pickelhauben und Harniſche hatten manche Beule und das Blut rann aus mancher Quelle — ja, wenn der Graf ſeinen fliehenden Reiſigen nicht gefolgt wäre, ſo hätte er riskiren können, todtgeſchlagen oder gefangen zu werden.

„Da hätte denn nun ein Chriſtenmenſch den Jubel des Volkes ſehen ſollen! Das war ein Spektakel und Halloh über alle Maaßen.“

„Das nehm' ich ihnen nicht übel,“ ſagte Frau Linſenmeyer. „Es thut Einem auch einmal ein Sieg gut, wenn man der ſchwächere Theil iſt.“

Linſenmeyer ſchloß ſein Ohr und hielt ſeinen Faden feſt.

„Sie wußten gar nicht, was ſie im Siegestaumel treiben ſollten. Alles jauchzte, hüpfte, tanzte auf offener Straße. Selbſt alte Weiber und Männer folgten den Jungen —“

„So was ſteckt im Langenſelbolder Holze ſeitdem,“ ſchaltete Frau Linſenmeyer ein; „ich merk's allemal zu Bernem oder wo ſonſt ein dürr' Holz rappelt und du dabei biſt!“

„Schade, daß das Frankfurter Holz ſo ſteif iſt," rief dießmal, aus ſeiner Faſſung geriſſen, der geduldige Ehemann.

„Was?" ſchrie aber jetzt die Frau. „Bin ich dir nicht mehr flink genug? Gelt, Stengel's Lenchen nähmſt du lieber, die iſt flink? O, wenn ich dir nur den Gefallen thäte, das Zeitliche zu ſegnen! Aber — dem nicht ſo! Der liebe Gott läßt mich dir zur Strafe recht alt werden, bis dich keine mehr nimmt! Freu' dich nur nicht auf die zweite! Die Gönne thu' ich dir nicht an!"

Die Stimmen waren plötzlich ſo gellend geworden, daß Lieschen die Thür öffnete, welche aus dem Zimmer in den Laden ging, und bittend ſagte:

„Vater und Mutter, ich bitt' um Gottes willen, höret doch zu hadern auf! Die Leute im Laden horchen und vor den Fenſtern ſteht ein ganzer Haufe müßigen Geſindels, die ſich halb todt lachen!"

Das wirkte gerade, wie wenn Waſſer in die Lohe gegoſſen wird. Ein Schamgefühl überkam Beide. Es wurde todtſtill im Zimmer.

„Das Kind hat Recht," ſagte endlich halblaut Linſenmeyer und reichte ſeine Hand hin. „Laß uns uns verſöhnen!" bat er.

War ihr Herz gerührt von dieſem Zeichen verſöhnlicher Geſinnung, oder war ſie ſich ihrer eigenen Schuld bewußt geworden — kurz, Frau Linſenmeyer ergriff die dargebotene Hand mit freundlicher Miene und es ſchien, als ſei der Friede hier ſicherer, als er unter Graf Diether zu Langenſelbold war.

„Wie ging's denn weiter?" fragte ſie ihren Mann, um den zerriſſenen Faden wieder anzuknüpfen.

„Ich habe dir geſagt, daß ſie durch das Dorf tanzten, Alt wie Jung. Kein Hinderniß hielt mehr auf, denn die Tollheit wurde immer ausgelaſſener. Jetzt kamen ſie an den durchs Dorf fließenden Gründaubach. Durch! durch! riefen die Tänzer in maßloſem Übermuthe. Das erſte Paar tanzt und ſtolpert und ſpringt in die Fluth des Baches hinein, deß Bette eben und ſandig war, und unter gellendem Gelächter und Jubelgeſchrei tanzt die ganze, lange Reihe durch."

„Das muß ich ſagen!“ rief die jetzt ſehr andächtige Zuhörerin lachend aus. „Man ſollte meinen, denen wär' nun doch der Übermuth abgekühlt werden!“

„Das iſt er auch,“ fuhr Linſenmeyer fort; „der Tollmuth endete auf dem anderen Ufer des Baches, denn das Waſſer war kalt. Eigentlich war das Ganze nur ein Höhnen auf den abgefahrenen Landesherrn. Der hatte aber in Langenſelbold Leute, die ihm Alles hinterbrachten. Daß ihm das Blut in den Adern kochte, Rache an den übermüthigen Bauern zu nehmen, liegt auf der flachen Hand. Er ſchwur hoch und theuer, er wolle die Bauern tanzen lehren und ſeine Schmach gehörig abwaſchen! Daß er Wort halten werde, ließ ſich keinen Augenblick bezweifeln, obgleich die Langenſelbolder ſich in Ruhe wiegten und meinten, er habe ſich einmal die Finger verbrannt, er komme nicht wieder.

„Graf Diether ließ in aller Stille auf einen beſtimmten Tag ſeine Vaſallen und Helfer zum Heerbann aufrufen, die denn pünktlich eintrafen, und ſo rückte er mit ihnen eines Morgens vor Langenſelbold, und als der Spießmann dem Schultheiß die Kunde brachte, fiel dieſer ſchier in eine Ohnmacht vor Schrecken, denn er hörte ſchon die Geißel ſauſen, die ihre Rücken treffen würde. Sie wollten ſich aber doch nicht wie Mäuſe in der Falle fangen laſſen, in die ſie ihre eigene Dummheit gelockt; daher ließ er denn auf den Rath ſchnell herbeigeeilter Nachbarn Sturm läuten.

„Wieder ſammelte ſich Alles, was Leben und Athem hatte mit den ſchon bezeichneten Hausmannswaffen; aber es war ſeltſam, daß aller Muth fehlte. Ehe daher der Graf ernſtlich Miene machte, das Dorf anzugreifen, ſandten ſie den Schultheiß und den ehrwürdigen Pfarrherrn hinaus, daß ſie um gut Wetter anhielten und Friede machten.

„Als der Graf ſah, wie ihnen das Herz in die Schuhe gerutſcht war, kam ihm ein ſpöttiſch Lachen an. Er war aber kein böſer Herr, ſondern mildherziger, als man glauben ſollte. Er ließ ſich abfinden; aber eine tüchtige Buße legte er ihnen auf; die Steuer mußten ſie alſobald baar erlegen und — damit ſie ihrer Schmach eingedenk blieben, befahl Graf Diether, daß fortab der ihm zum Hohn unternommene Bachtanz auf ewige Zeiten müſſe getanzt werden am Kirchweih- oder Erntefeſte. Vorher aber müſſe in dem Gottesdienſte der Pfarrer ihnen die Gewiſſen ſchärfen und ſie mit ſtrenger Rede gemahnen an die Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit.

„Siehſt du, Annechriſtinchen, daher kommt der berühmte Bachtanz, zu dem das hochlöbliche Amt Ronneburg die Bürger unſerer freien Reichsſtadt einlädt. Mit dem Verlaufe der Zeit iſt das Unangenehme des Urſprungs ganz verſchwunden und verwiſcht worden, und es wurde ein heiteres, fröhliches Volksfeſt; ja, der Bachtanz iſt eine Ehre für die drei Paare, darauf ſie nicht wenig ſtolz ſind. Die Übrigen aber, die zuſammenſtrömen, thun ſich bei Eſſen und Trinken ein Bene.“

Linſenmeyer hielt ein und ſeine Frau blickte ihn fragend an.

„Iſt's aus?“ ſprach ſie endlich. „Wär' ich eine Langenſelbolderin, ich hätt's nie gethan! Das iſt ja doch eigentlich eine freiwillige Fortpflanzung ihrer eigenen Schmach, da ſie jetzt Niemand mehr dazu zwingen will.“

„Wir Langenſelbolder ſind gutmüthige Leute,“ ſagte Linſenmeyer, nicht ohne Beziehung auf die wenige Augenblicke früher dargereichte Hand.

„Weiß wohl!“ ſagte ſie ſpottend. „Es gibt allerlei Blitzableiter!“

„Wenn ſie nur wirken,“ ſprach lächelnd der Gewürzhändler. „Mehr verlangt man nicht! Drum gib mir deine Hand, Annechriſtinchen!“

Sie wies die ſeine zurück.

„Wir ſind lange noch nicht am Ende,“ ſagte ſie. „Warum hat dich die Geſchichte denn alterirt? Hätteſt du nicht etwa Luſt, ſo einen heimathlichen Bachtanz mitzumachen?“

„Warum nicht, Annechriſtinchen, wenn du ihn mit mir tanzeſt! Himmel und Erde!“ rief er aus, „was wär' das ein Tänzerpaar!“

Unwillkürlich drängte ſich ihr das Bild auf. Sie malte es ſich in Gedanken aus, wie ſie, bei ihrem Umfange, ſich ausnehmen müßte, und unwiderſtehlich wirkte das auf ihre Lachmuſkeln.

Sie lachte, daß ſie ſchütterte.

Es war nun eine Eigenthümlichkeit der dicken Frau, daß wenn ſie einmal urkräftig ins Lachen kam, ein Ende deſſelben als ganz nahe nicht bevorſtand; ja, wenn Das, was urſprünglich den Lachreiz geweckt, fortwirkte, ſo artete es in eine gelinde Sorte des Lachkrampfes aus.

Niemand aber war froher über dieſe Wendung der Dinge, als der Linſenmeyer, der am vorigen Abend erſt aus dem Wirthshauſe mit vollem Kopf und leerem Beutel heimgekehrt war und eine Gardinenpredigt anzuhören bekommen hatte, deren lebhafte Nachklänge ſich durch die Anmerkungen zu der Erzählung über den Urſprung des Bachtanzes zu Langenſelbold auffallend genug hindurchzogen.

Es war Sonntag heute und morgen die Feſtlichkeit zu Langenſelbold, als am zweiten Kirchweihtage. Langenſelbold war Linſenmeyer's Heimath. An die fröhliche Kirchweihe dachte er noch immer mit Entzücken und es kam eine wahrhaft verzehrende Sehnſucht in ſein Herz, als er die Ankündigung des Amtes Ronneburg geleſen; denn ſeit vielen, langen Jahren war er nicht mehr zur Kirchweihe dort geweſen, obwohl er in Geſchäften bisweilen hinkam, da zwei Kleinkrämer dortſelbſt ihre Waaren bei ihm nahmen, auch hin und wieder ein Kapital auf dem Lande angelegt wurde, das ſonſt würde brach gelegen haben, wie denn auch eines in Langenſelbold ſtand.

Seinem Wunſch aber ſtanden drei Dinge im Wege, wahre Berge, die er kaum zu bewältigen hoffen konnte. Wie ſein liebes Weib zu ihm im Geldpunkte ſtand, iſt aus dem Frühern zu ſchließen. Von ihr kam das Vermögen, das übrigens Linſenmeyer durch Fleiß und Tüchtigkeit ſeit neunzehnjähriger Ehe gehörig vermehrt hatte. Sie war geizig, heftig, reizbar: aber ſie hatte auch ihre guten Seiten und an Gutmüthigkeit fehlte es ihr gar nicht, ſie ſaß nur etwas tief im Fleiſche. Manchmal vergingen viele Wochen in Frieden, aber wenn der unglückliche Linſenmeyer einmal im geſelligen Kreis ein Tröpflein zu viel trank, daß ſie es merkte, oder daß ſie, wenn ſie während er ſchlief und ſie ſeinen Geldbeutel unterſuchte, ihn leer fand, dann ging ein Sturm los, der lange fort brauſte.

So war der Geiz und die Furcht, der Laden möchte Noth leiden, obgleich der alte Vetter eine treubewährte Seele war, der Grund, warum ſie ſich hartnäckig gegen eine Landpartie ſtemmte, die ohnehin nur in ihrer Begleitung geſtattet werden konnte, wozu ſie ihre Eiferſucht trieb.

Das letzte Hinderniß war das größte und am ſchwerſten zu beſeitigen, zumal gegen einen Ausflug nach Langenſelbold, wie ihn Linſenmeyer aus mehreren Beweggründen lebhaft wünſchte.

Linſenmeyer hatte in Langenſelbold einen Bruder gehabt, den er herzlich liebte. Er hatte dort ein Spezereikrämchen gehabt, bei dem ihn der reichere Bruder, ohne daß es die ſcharfaufpaſſende Frau merkte, wohlwollend unterſtützte. Er war frühe Wittwer geworden und hinterließ, als er ſtarb, einen Sohn, den Gabriel, in einem Alter von vierzehn Jahren.

Gabriel war ein bildſchöner Knabe, reich begabt und ausgeſtattet mit einem treuen, guten Gemüthe. Der Vater hatte ihm ein kleines Anweſen und einiges Baarvermögen hinterlaſſen. Linſenmeyer wurde ſein Vormund, und nie hing ein Vormund mit ſolcher Liebe an ſeinem Mündel, als Linſenmeyer an Gabriel. Der Knabe war in der Schule zu Langenſelbold von einem tüchtigen Lehrer wohlunterrichtet worden und der Pfarrer hatte ihm Privatunterricht gegeben, der von dem erfreulichſten Erfolge geweſen. Die Zeit der Wahl eines Berufes war nach der Confirmation gekommen. Gabriel's Neigung entſchied für den Kaufmannsſtand. Es war eine faſt natürlich gebotene Verpflichtung, daß ihn der Oheim zu ſich nahm; aber die Tante willigte erſt ein, als ein tüchtiges Lehrgeld ſtipulirt war.

Die große Bereitwilligkeit, womit Linſenmeyer auf die ſehr hohe Forderung ſeiner geizigen Frau einging, hätte ihr etwa Zweifel einflößen können, ob es bei der Berechnung deſſelben ſo ganz richtig zuginge, zumal Vormund, Lehrherr und innig liebender

Oheim eine und dieſelbe Perſon waren; aber ſo weit verſtiegen ſich doch ihre ſonſt mißtrauiſchen Vorausſetzungen nicht.

Alſo kam der „Selbelder Gabriel,“ wie ſie ihn nannte, in das Haus Nummer 81 in der Fahrgaſſe, und Niemand freute ſich mehr darüber, als Lieschen, die nur ein Jahr jünger als Gabriel, den ſchönen, muntern, gutmüthigen Knaben ungemein lieb hatte. Sie ſah in ihm einen lieben Bruder, er in Lieschen die liebe Schweſter, und ein Verhältniß zwiſchen Geſchwiſtern konnte nicht inniger und hingebender ſein, als das zwiſchen ihnen, und hinwiederum konnte dies für Niemanden erfreulicher ſein, als für den Oheim und Vater, der ſie als ein glückliches Paar gar lange ſchon in ſeinem ſtillen Herzenskämmerlein für einander beſtimmt hatte.

Der ehrliche Kreuzträger wußte indeſſen gar wohl, daß er ſolch einen Wunſch tief in ſich vergraben mußte; denn ſeine Frau war als Reichsſtadtbürgerin ſo ſtolz, wie nur irgend eine Patrizierin hätte ſein können, die aus dem Hauſe Limpurg ihre Geſchlechtstafeln holte. Ihres Kindes Reichthum und Schönheit verhieß ihrem Geiſt einen Schwiegerſohn, der wenigſtens die drei verhängnißvollen Buchſtaben J. U. D. an ſeinen Namen fügen durfte oder ſonſt eine hervorragende Stellung unter den Mitbürgern höhern Rangs einnahm.

Das geſchwiſterliche Verhältniß der beiden jungen Leute nahm indeſſen in dem Grade ab, als ſie gegenſeitig erkannten, ſie ſeien ſchön und liebenswürdig. Im ſechzehnten Jahre Lieschen's war es rein abhanden gekommen, denn ſie hatten ſich bereits ohne Umſtände ewige Liebe und Treue geſchworen und meinten es damit ſo durch und durch ernſt, daß ſie darauf zu leben und zu ſterben bereit waren. Unglücklicher Weiſe war die Mutter und Tante einmal dazugekommen, als ſie, wer weiß zum wievielten Male, das Gelöbniß mit heißen Küſſen beſiegelten.

Armes Paar! Nun war für den Zorn der dicken Frau die Welt zu enge. Sie tobte, raſte, ſchrie wie beſeſſen. Sie war davon ſo alterirt, daß nichts Geringeres als ein Schlag zu befürchten ſtand. Ein Arzt wurde gerufen, der aber bei dem runden, fetten Arme der Patientin endlos lange nach dem geeigneten Blutſtrome ſuchen mußte, daß es ſchier zu ſpät war. Endlich fand er ihn, und das entſtrömende Blut, das edelſte Naß, der edelſte Saft, erleichterte ſie ungemein, ohne daß darum ihr Zorn damit entſtrömt wäre. Wollte der arme Linſenmeyer wohl oder übel — der gute Gabriel mußte fort. Wäre er in Frankfurt geblieben, ſo wäre das Übel nicht geheilt worden. Obgleich Gabriel, da Linſenmeyer als ein tüchtiger Kaufmann in der Reichsſtadt bekannt und geachtet war, überall mit Freuden wäre aufgenommen worden, ſo kam er in einer letzten, ſchmerzlichen Unterredung mit dem Oheim doch ſelber darauf, daß er dem Frieden des geliebten väterlichen Freundes das Opfer bringen müſſe, jenſeit des Bodens, wo ſein geliebtes Lieschen weilte, ein Fortkommen zu ſuchen. Das ließ ſich nun nicht ſogleich herbeizaubern, und Gabriel entſchloß ſich mit der Billigung ſeines theuern Oheims, der ſeine Liebe kannte und billigte, nach Langenſelbold zu gehen.

Dort blühte ihm unerwartet eine köſtliche Ausſicht. Der Schreiber des Herrn Amtsraths war wegen etlicher, erklecklicher Malefizſtreiche, was man ſo nennt, fortgejagt worden und die Stelle zu nicht geringer Unbequemlichkeit des Beamten weder erſetzt, noch ſtand eine geeignete Perſönlichkeit zu greifen. Kaum hörte daher der Herr Amtsrath, der Gabriel Linſenmeyer ſei, nach vollbrachter, wohlbeſtandener Lehrzeit zu Beſuch in ſeiner Heimath angelangt, als der Amtsdiener beordert wurde, ihn vor Amt zu beſcheiden.

Gabriel erſchrack, aber ſein Schrecken ſchlug in Freude um, als der freundliche Amtsrath ihm ſeine Eröffnungen machte und ihm ein Gehalt bot, wie er es als Ladengehilfe in Frankfurt oder Gelnhauſen nicht im Entfernteſten erwarten durfte. Da war denn der Pact ſchnell gemacht und Gabriel trat ſeine Stelle zur großen Freude des geſtrengen Herrn Amtsraths ſogleich an, und Seiner Geſtrengen waren in wenigen Tagen ſo weit, ſich glücklich zu preiſen, da der ganze Menſch „gewürfelt und geſchält“ war und gebraucht werden konnte, wohin man ihn zu ſtellen für gut fand. Gabriel pries ſich glücklich, daß er in tüchtiger Arbeit ein Heilmittel für ſeinen Herzenskummer fand.

Aber in Nummer 81 in der Fahrgaſſe zu Frankfurt wurden zwei wunderſchöne blaue Augen nicht mehr trocken. Zwei liebliche Roſen auf den reizendſten Wangen erbleichten und die liebliche Nachtigallenſtimme, deren melodiſche Töne im Hauſe ſonſt wiederhallten, verſtummte; aber die Mutter ſchien nicht zu bemerken, was dem Vater ſchwer das Herz abdrückte.

Wenn nun Linſenmeyer die Heimath gerne wiederſehen wollte, ſo lag dieſem Wunſche der tiefere zum Grunde, Gabriel wiederzuſehen und ſeinem Lieschen das höchſte Glück zu bereiten.

Allein durfte er das hoffen?

Alle ſeine Beſtrebungen, ſeiner Frau Intereſſe an dem berühmten Bachtanz einzuflößen, war vergeblich geweſen. Glücklicher Weiſe hatte ihr Lachen begonnen. Darauf gründete er noch einige Hoffnung.

Sie lachte in Einem fort, daß ſie ſchütterte. Lieschen ſelbſt trat zum Thürfenſterchen, blickte herein und konnte beim Anblicke der lachenden Mutter dem mächtigen Reize kaum Widerſtand leiſten.

Frau Linſenmeyer ſah ſich noch immer mit ihrem Manne durch den Bach tanzen, hörte das Gelächter der Zuſchauer und lachte immer heftiger.

„Wie wär's denn, Annechriſtinchen, wenn wir morgen nach Langenſelbold führen und Einen riskirten?“ ſagte er. „Schlag' ein!“ er hielt ihr die Hand hin.

Sie ſchlug nach ihm, wie ſie das nur in der beſten Laune that.

„Soll ich eine Kutſche beſtellen?“ fragte er.

Sie nickte und lachte fort. In ſolchem Zuſtande wußte ſie kaum, was ſie that. Aber wie ein Bliz fuhr Linſenmeyer auf und in ſeinen Rock, ſezte das Dreimaſterchen auf, ergriff das Rohr und war hinter der Thüre verſchwunden.

Sie wollte rufen, aber ſie kam nicht dazu, und als ſie endlich ſo weit war, daß ſie hätte rufen können, er ſolle dableiben, war es zu ſpät.

Als er zurück kam, war der Lachkrampf vorüber, aber nicht die ungünſtige Stimmung gegen die Fahrt nach Langenſelbold.

„Du wirſt doch keine Kutſche beſtellt haben?“ rief ſie ihn an.

„Ei gewiß,“ erwiederte er verwundert. „Du haſt es ja befohlen und ich habe als guter Ehemann gehorcht.“

„Das ſind mir ſchöne Geſchichten!“ eiferte ſie. „Beſtell' mir die Kutſche nur ſogleich wieder ab.“

„Das geht nicht,“ verſetzte er. „Der Kutſcher ſagte: Iſt es denn auch gewiß? Morgen iſt für Unſereinen viel zu verdienen.“

„Ich werde doch mein Wort nicht brechen!“ verſetzte ich drauf.

„Man weiß, wie's geht,“ ſagte der Kutſcher. „Wißt Ihr was, bezahlt mir die zwei Kronenthaler, ſo ſoll's gewiß ſein!“ „Unbedenklich gab ich ſie ihm. Fahren wir nun nicht, ſo ſind die fort!“

„Wenn ſo etwas nach deinem Köpfchen iſt, ſo biſt du wie Pulver!“ eiferte ſie fort.

„Annechriſtinchen, es ſind zwei Dinge, um deren willen ich heute oder morgen doch nach Langenſelbold muß. Da geht's ſo in Einem hin.“

„Was iſt denn das wieder?“ fragte ſie.

„Du weißt, daß ich Gabriel's Vormund bin und vor dem geſtrengen Herrn Amtsrath meine Vormundſchaftsrechnung ablegen muß, da Gabriel in acht Tagen volljährig wird. Sie iſt geſtellt und ich muß ſie ſelber abgeben, um eine amtliche Quittirung in Händen zu haben. Das iſt das Eine; das Andere aber geht uns ſelber an. Ich habe, wie du weißt, der Wittwe Köhler auf ihr Häuschen dreihundert Gulden geliehen und einen Pfandbrief darüber in Händen. Nun hat die Frau ſeit zwei Jahren ihre Zinſen nicht bezahlt. Da thät's Noth, daß ich einmal Feuer mache. Man kann doch nicht Alles in die Schanze ſchlagen.“

Sie ſah lange vor ſich hing und ſchwieg.

„Wenn's ſo iſt," ſagte ſie endlich, „ſo mag's in des Kuckucks Namen denn dabei bleiben. Du haſt Recht," fuhr ſie fort. „Wir ſind ohnehin gegen das Lumpenzeug zu nachſichtig. — Zwei Kronenthaler!" brummte ſie in den Bart. „Das gibt ein theurer blauer Montag! Aber," ſprach ſie laut, „ſind ſie bezahlt und iſt an eine Rückgabe nicht zu denken, ſo wollen wir auch etwas dafür haben."

„So denk' ich auch," verſetzte Linſenmeyer. „Ich hab' die Kutſche auf ſechs Uhr beſtellt, wenn dir's recht iſt?"

„Meinetwegen!" war die Antwort.

„Lieschen fährt doch mit?" fragte er.

„Auch noch?" rief ſie. „Weißt du nicht, wie viel Uhr es da iſt?"

„Nun, wenn's drei Viertel auf Zwölf wäre, wär's doch eine Schande und Schmach, wenn wir Alten uns einen frohen Tag machten und ließen das Kind daheim. Was würde die Nachbarſchaft, beſonders die giftige Stengel ſagen?"

„Sie mag ſagen, was ſie will!" ſchrie Frau Linſenmeyer. „Ich kann thun, was ich will! Da wird der Gabriel um ſie herumſchwänzeln und am Ende geht's wieder, wie droben im Stübchen, wo ſie ſich herzten und küßten, bis ich dazwiſchen fuhr!"

„Nun, du haſt ſie ja bei dir," ſagte pathetiſch der Gewürzhändler. „Wie könnte ſie beſſer bewacht ſeyn? Du liebſt das Bild von der Henne und dem Küchlein," fuhr er fort. „Es iſt gewiß ein ſehr richtiges, wenn die ſorgende Mutterliebe alſo abgebildet wird. Ich will darum das Bild auch gebrauchen und dich fragen: Was könnte dem Küchlein begegnen, wenn es unter den ſchirmenden Flügeln der Glucke — Henne, wollte ich ſagen, ſeinen Schutz findet? Siehſt du, ich werde ſchier ein Dichter!"

„Meiner Seele!" rief ſie lachend, denn das Bild hatte ihr geſchmeichelt, und alle Einwände, Beſorgniſſe und Zweifel ſanken.

„Lieſi!" rief ſie und das engelſchöne Mädchen trat in die Thüre. „Richte mein roſaſeidenes Kleid, nebſt dem Schlender; das

Spitzenaufſätzchen und meine Sonntagsſchuhe mit den rothen Abſätzchen zurecht, und ſorg' dafür, daß du dein weißes Kleid in Ordnung haſt.“

„Warum denn?“ fragte faſt theilnahmlos das Mädchen.

„Morgen früh um ſechs Uhr fahren wir nach Langenſelbold!“ ergänzte die Mutter. „Es iſt Kirchweih dorten!“

Bei der Nennung des Namens „Langenſelbold“ durchzuckte es das Mädchen. Eine Flamme ſchlug aus ihrem ſchönen Geſichtchen. Sie blickte zweifelnd zu ihrem Vater hin.

Der nickte ihr, bedeutſam lächelnd, zu, und ſchnell flog ſie wieder in den Laden.

Es war ein Glück, daß Frau Linſenmeyer grade in den Spiegel ſah und in Gedanken erwog, wie ſie in dem roſenrothen, ſchweren Seidenkleide und dem Schlender, nebſt dem Spitzenaufſätzchen ſich ausnehmen würde und daher weder des Kindes freudigen Schreck, noch ihr Erröthen, noch des Vaters bedeutſames Zunicken ſah.

Daß die dicke Frau noch eitel war, konnte nicht auf ihre perſönliche Rechnung geſetzt werden. Sie war ja eine Tochter Eva's und ſo war's — ein Geſchlechtsfehler!

II.

> Über Berge und Höh'n,
> Über Klüfte und Seen —
> Fehlt Brücke und Steg —
> Findet Liebe den Weg.
>
> Altes Lied.

An dem Morgen, als in der Fahrgaſſe zu Frankfurt am Main, in Nummer 81, Das ſich ereignete, was das vorige Kapitel erzählt hat, war, was man in der Fahrgaſſe kaum ſah, die Sonne in wunderbarer Pracht an einem völlig wolkenloſen, tiefblauen Himmel heraufgeſtiegen und leuchtete gar herrlich in das ſchöne Kinzigthal und auf die waldreichen Höhen, die es umgeben.

In der letzten Nacht war ein Gewitter vorübergezogen und hatte den reichen Segen eines erquickenden Regens über Wald und Flur ausgegoſſen, der um ſo mehr erfriſchte, als acht heiße, trockene Tage ihm vorausgegangen waren und die Natur wahrhaft nach Erquickung lechzte. Es war ein Regenguß geweſen, der nicht ſo heftig war, daß er die Bäche angeſchwellt hätte und doch reichte er hin, ihre Fluth zu mehren und dem Bedürfniß zu genügen.

Die kaum gemäheten Wieſen prangten im üppigſten, ſaftigſten Grün, die Erntefelder wogten mit ihrer goldenen Körnerlaſt der nahen Ernte entgegen. Wald und Strauch hauchten belebende Düfte aus, und war auch das Lied der Nachtigall verſtummt, ſo ſchmetterte doch des Finken Lied überall. Die Droſſeln ſangen auf den Höhen; der vielartige Geſang der Golddroſſel klang hell aus dem Wald und ſelbſt der Kuckuck rief noch einmal, wenn auch verſpätet, ſeinen eintönigen Ruf in die reine Morgenluft. Lerchen ſtiegen trillernd aus den Ährenfeldern auf und wiegten ſich ſingend im reinen Äther, und die Turtel- und Holztaube gurrte fröhlich im Dickicht.

Es war einer jener Sommermorgen, wo auch die gedrückte Menſchenbruſt einmal frei aufathmet und freudiger zu Dem aufblickt, der keines ſeiner Weſen vergißt und ſie zu ſegnen nicht müde wird. Es athmet die Bruſt ſo frei und ein Strahl der allgemeinen Heiterkeit, der in der Schöpfung überall dem Menſchenherzen entgegenlacht, fällt auch in ſeine Tiefe und macht es froh und heiter.

So etwas mußte auch der Mann empfinden, der auf dem Röthelberg am Stamm einer uralten mächtigen Buche ſaß und ſein glänzendes Auge über die reiche und ſchöne Landſchaft ſchweifen ließ, die ſich zu ſeinen Füßen ausbreitete.

Es war ein Mann in ſeinen beſten Jahren. Er war groß und von männlich edler Haltung. Aus dem ſchöngeformten Geſichte, deſſen Ausdruck viel Herzensgüte verrieth, blickten ein Paar große, geiſtreiche Augen. Er trug ein Kleid, wie etwa ein Revierförſter jener Tage es zu tragen pflegte. Grün war es und von feinem Tuch, und der ganze ſchmale Kragen, der eigentlich nur ein Streifen war, beſtand aus ſchwarzem Sammte. Die Ecken des breitſchößigen Rockes waren auf beiden Seiten umgebogen und durch ungeheure, vergoldete, oben auf ihrer Fläche geriefte Metallknöpfe gehalten, dergleichen auch je drei auf jeder der Klappen der Seitenſäcke, vornen auf der Bruſt und auf den ungeheuren, faſt bis zum Ellenbogen reichenden Ärmelaufſchlägen ſaßen. Die lange, bis auf die Schenkel reichende Weſte war ſcharlachroth und mit Goldborden beſetzt. Die kurzen Hoſen waren von ſchwarzem Sammt und die langen Stiefel reichten bis zu ihnen hinan.

Was am auffälligſten war, beſtand darin, daß er keine Perrücke trug und keinen Puder in dem ſchönen, braunen Haare, das, ſehr einfach friſirt, hinten in einen langen Zopf auslief, wie wir ihn auf den Bildern Friedrich's des Großen zu ſehen gewohnt ſind. Ein dreieckiger Federhut, wie ihn ebenfalls der alte Held zu tragen pflegte, deckte das edle Haupt. Der militäriſche Zuſchnitt ſeines Rockes, der Hirſchfänger mit ſilbernem, reichvergoldetem Heft und das damals noch ſehr ſeltene Doppelgewehr ließ auf einen hochgeſtellten Waidmann ſchließen, wozu denn auch der ſchöne Hühnerhund beitrug, der gehorſam zu ſeinen Füßen lag.

Wer ihn ſo ſah und mit den Verhältniſſen des gräflich Yſenburgiſchen Amtes Ronneburg einigermaßen bekannt war und wußte, daß vor etwa acht Wochen der alte Herr Revierförſter ſeligen Todes verblichen war, mußte auf den naheliegenden Gedanken kommen, das ſei ohne Zweifel ſein Amtsnachfolger, der auf dem Wege nach Langenſelbold ſei, wo ſeine Station war.

Nun, der hätte es beſſer nicht treffen können, denn heute war Kirchweihe im Dorfe, wo es hoch her ging, und morgen war der weltberühmte Bachtanz, und ſo etwas Extra's hatte ſicherlich der neue Herr Revierförſter auch noch nicht geſehen.

Es war noch ziemlich früh am Tag. Auf der ſchönen Landſchaft ruhte der Sabbathfrieden, der ihr einen bezaubernden Reiz verlieh. Gerade vor dem Blicke des Lagernden lag, in einer Entfernung einer halben Stunde etwa, der große, ſchöne, wohlhäbig ausſehende Ort Langenſelbold, zuſammengewachſen im Laufe der

Zeit aus den Dorfſchaften Oberdorf, Hinſendorf, Hauſen und Kloſterberg, und die Sonnenſtrahlen glitzerten in den großen Fenſtern des ſchön gelegenen hochfürſtlich Yſenburgiſchen Schloſſes zu Langenſelbold.

Lange weilte der Blick des Mannes auf dieſem Ort, aber kein Laut verrieth, welche Gedanken durch die Bruſt zogen — bis die Glocken drunten zur Kirche riefen und die Luft den mächtigen Klang des Geläutes zum Ohre des Ruhenden trug; da ſtrahlte ſein Auge eigenthümlich; der Ausdruck ſeines Antlitzes wurde feierlich; die Hände falteten ſich und er blickte ſtarr hinauf zu dem blauen Himmel, der ſich ſo rein über dem Thale wölbte.

Der Mann redete aus tiefem Herzensgrunde mit ſeinem Herrn und Gott, und vielleicht waren nicht Viele da drunten in des Dorfes Kirche ſo andächtig, wie er hier, wo die herrliche Schöpfung eine Predigt hielt über den Text: „Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel; du haſt ſie alle herrlich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güte!“ und ein ſtilles und doch ſo laut hinſchallendes Loblied anſtimmte, das in des Mannes Bruſt wiederklang und lautete: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“

Das Geläute war lange verhallt, als der Blick des Mannes wieder auf die reizende Landſchaft fiel, aber er war wie verklärt und eine eigenthümliche, wunderbare Heiterkeit lag auf ſeinem Geſichte.

Vom Kloſterberge ſenkten ſich, vom Grüne der Gärten und Obſtbäume untermiſcht, die Häuſer Langenſelbolds zum Gründauthale hinab. Rechts öffnete ſich das flache Land, wo friſches Grün mit dem Golde der reifen Saaten wechſelte, und zog ſich in unabſehbare Ferne bis zu den Höhen, hinter denen der Main und der Rhein ihre Fluthen wälzen und endlich miſchen.

Etwas links von Langenſelbold ruhte der Blick auf der nicht allzu weit entfernten, uralten Reichsſtadt Gelnhauſen mit ihren Mauern und Thürmen und der Burg, wo einſt Deutſchlands edelſter Kaiſer, der große Rothbart, weilte und Hof hielt.

Da traten alte Mähren zur Seele des Mannes und eine große, aber ſtürmiſche Zeit ging an ſeinem innern Auge vorüber.

Noch weiter links ſtieg die ſteile Höhe aus dem Gründanthal auf, von der die ehrwürdige Bergkirche ſegnend auf die ſieben Dorfſchaften herabblickt, denen ſie der geheiligte Ort ihrer Anbetung iſt, von dannen ſie Troſt und Frieden holen für die Tage des irdiſchen Werkes. Wandte ſein Blick ſich noch mehr links, ſo ſtellte ſich ihm die hoch gelegene, einſt mächtige Ronneburg dar mit ihren Mauerreſten und Thürmen, während der dunkle Vogelsberg den Horizont abſchloß. Grade aus aber, über Langenſelbold hinweg, ſtiegen die dunkeln Höhen des Freigerichts empor und ſetzten dem ſchweifenden Blick eine Grenze.

So ſchön aber auch das Rundgemälde war, immer kehrte der Blick des Mannes wieder auf das reiche, geſegnete, vom Gründaubache durchfloſſene Thalbecken zurück, in deſſen Schooße Langenſelbold lag im goldenen Lichte der Morgenſonne. Aus den Schornſteinen des Dorfes ſtiegen blaue Rauchſäulen kerzengerade in die reine, von keinem Windhauche bewegte Luft.

Der Forſtmann hatte Alles um ſich vergeſſen, bis ihn das Knurren ſeines Hühnerhundes wieder zu dem Orte zurückführte, von wo aus ſeine Gedanken zu den lichten Höhen des Himmels und zu den niedrigeren, dunkelbewaldeten der Erde hingeſtreift waren.

„Was haſt du vor, Caro?“ ſagte er und legte ſeine Hand auf den ſchönen Kopf des klugen Thieres.

Der Hund hob ſeine Naſe in die Höhe, ſchaute links aus, wo ſich ein Hohlweg aus dem Thale herauf, dem Walde zu wand und gab aufs Neue und ſtärker Laut.

Die Augen des Waidmannes folgten der Richtung des Hundes und blickten alsbald in ein friſches, bildſchönes Jünglingsgeſicht, das neugierig aus dem Hohlweg auftauchte und über den grünen Rand deſſelben zu dem Fremden herüberſchaute.

Als der Fremde ihn anſah, lüftete er ſein kleines, grüntuchenes, mit Goldfäden über den Nähten verziertes und rundum mit dickem Marderpelz verbrämtes Käppchen und wünſchte einen guten Morgen mit jugendlich heiterem, gutmüthigem Ausdrucke.

Dem Jägersmanne gefiel das hübſche Geſicht des Burſchen. Er grüßte freundlich zurück und winkte ihm, zu ihm zu kommen.

Ein ſchnellkräftiger Sprung — und der ſchlanke, hochgewachſene Burſche ſtand auf dem Ufer des Hohlwegs und bald darauf, das Käppchen höflich in der Linken haltend, an ſeiner Seite.

Der Burſche war in die Tracht der Langenfelbelder gekleidet, woher er auch war und jetzt kam. Er trug die bis zur Hüfte reichende blautuchene Jacke und die eben ſo lang herabgehende Weſte von gleichem Stoff und Farbe darunter, die weißen, kurzen Leinenhoſen und die bis zum Knie heraufreichenden Gamaſchen und die weißlinnene Schärpe. In der rechten Hand trug er einen neuen Milchtopf. Durch das Abnehmen ſeines Mützchens quollen die hellblonden Locken in üppiger Fülle um den ſchönen Kopf und er mußte ſie durch eine Bewegung des Kopfes aus dem Geſichte zurückwerfen.

„Setz' deine Kappe doch auf,“ ſagte der Jägersmann, den der Burſche neugierig betrachtete und mit den Augen maß.

„Gewiß der neue, geſtrenge Herr Revierförſter?“ fragte er und man ſah, es lag ihm etwas daran, über die Perſon ins Reine zu kommen, vor welcher er ſtand.

„Und wenn ich das wäre?“ fragte lächelnd der Jägersmann.

„Ei, ſo freute ich mich, Euch den erſten guten Morgen zu bieten.“

„Ich aber freute mich darüber nicht!“ ſprach der Jägersmann.

Erſchrocken ſah ihn der Burſche an.

„Hab' ich Euch denn ein Leides gethan?“ fragte er.

„Nein,“ war die Antwort; „aber es würde mich mehr gefreut haben, wenn ich dich nach der Kirche, ſtatt während derſelben hier gefunden hätte.“

„Das heißt, Ihr hättet es lieber geſehen, wenn ich in die Kirche, ſtatt neben dran vorbeigegangen wäre?“ ſprach verlegen der junge Burſche.

„Grade ſo meinte ich's!“

„Da habt Ihr Recht, und ich thue es auch niemals; aber heute —“

„Nun was hat dich denn heute neben die Kirche zu gehen genöthigt?“

„Wollt Ihr mir erlauben, geſtrenger Herr, daß ich mich ein Bischen ſetze, ſo erzähl' ich's Euch ehrlich und wahrhaftig.“

„Thu's!“

Der Burſche ſetzte ſich und hob an:

„Des geſtrengen Herrn Amtsrathes Schreiber, der Gabriel, iſt mein Spiel- und Schulkamerad und Nachbarsſohn. Der war lange zu Frankfurt bei ſeinem Vatersbruder, wo er die Kaufmannſchaft lernte. Der Gabriel iſt eine Waiſe, denn Vater und Mutter ſind ſchon gar lange todt, und der alte Linſenmeyer in der Fahrgaß hat ein einzig Kind, ein Mädchen, das juſt ſo alt iſt, wie der Gabriel. Der iſt ein ſauberer Bub und das Mädel ſoll auch gar hübſch ſein — kurz — Herr — die hatten ſich lieb. Der Linſenmeyer hätt' nun nichts dagegen gehabt — aber die Mutter, wißt Ihr, das iſt ſo eine aufgeblaſene Frankfurterin; die meinen, weil ſie in einer freien Reichsſtadt zu Haus ſind, ſo ſeien ſie ein gut Theil mehr und beſſer, als ein Langenſelbolder Kind. Kurzum, der Gabriel mußte fort und ſeit Jahr und Tag iſt er nicht in Frankfurt geweſen und hat ſein lieb Lieschen nicht geſehen. Nun weiß der liebe Gott, wie's zugeht, morgen kommen ſie alle hierher, nämlich zum Bachtanz. Da möcht' nun der Gabriel Alles thun, was der hochmüthigen Mutter gefällt. Sie ißt aber nichts lieber, als Erdbeeren. Nun hab' ich ihm verſprochen, die zu ſuchen, weil ich weiß, wo ihrer viele im Walde ſtehen; denn er will ſie damit traktiren — ich weiß nicht — ich glaub' Kaltſchale hat er das Ding geheißen, das er draus machen will. Soll ich ſie ihm nun holen, ſo muß ich's heute thun — denn heute Mittag kann ich nicht und morgen gar nicht, und Ihr wißt doch, daß man einem ſo guten Kameraden Alles thut. Zudem hat er die Nachricht erſt heut' Morgen gekriegt, daß ſie kommen. Ich glaub', das Lieschen hat's ihm geſchrieben, und ſeitdem iſt wieder Leben in den guten, traurigen Jungen gekommen — er war gar traurig — weil er das Lieschen abſolut nicht lieb haben ſollte — und ſo was kann man doch nicht verbieten und es kann's auch Keiner, wenn's ihm befohlen wird, ſo aus der Bruſt 'raus reißen, wie das Unkraut im Garten!“

„Ja freilich!“ ſagte der Waidmann; „aber man meint, du redeteſt aus Erfahrung? Wie heißt du denn?“

Der Burſche erröthete wie ein Mädchen und blickte verwirrt zum Mooſe des Bodens, auf dem Beide ſaßen. Er ſagte nach einer kleinen Pauſe:

„Ich heiße Jacob Köhler und bin der Sohn der Wittwe Köhler, die neben dem Schulhauſe wohnt.“

Der Fremde hatte das Eröthen und die Verlegenheit wohl bemerkt. Das offene, trauliche Geplauder des gemüthlichen Burſchen gefiel ihm ungemein. Der war indeſſen aufgeſtanden, um in den Wald zu gehen, vielleicht einem Herzensexamen auszuweichen, das nach den letzten Worten des Waidmanns ihm zu drohen ſchien. Dieſer war indeſſen nicht geneigt, ihn ſich entwiſchen zu laſſen.

„Du eilſt ja ſehr?“ ſagte er.

„Ich muß, Herr, denn den Topf da voll Erdbeeren zu pflücken, iſt ein Stück Arbeit, zu dem man Zeit nöthig hat, zumal ſie jetzt überreif und zum Theil ſchon abgefallen ſind.“

„Das iſt richtig. Aber weißt du was, Jacob? Ich gehe mit dir und helfe dir!“

„Ach, Ihr ſcherzt, geſtrenger Herr! Wie dürft' ich das annehmen?“

„Wenn's mir nun Spaß macht, närriſcher Kerl? Ich habe nichts zu verſäumen und komme immer noch früh genug zum Bachtanz.“

„Ach, wollt Ihr den auch 'mal ſehen?“

„Gewiß!“

„Ich tanze auch mit!“

„Du?“

„Ja.“

„Wieviel Paare tanzen denn?“

„Dreie.“

„Thut das, wer will?“

„Ei, bewahre Gott! Die Burſche des Dorfes wählen die Burſche und die Mädchen, die mit ihnen tanzen ſollen.“

„Da kann's ja kommen, daß Einer mit einem Mädchen tanzen muß, das er nicht leiden mag?“

„Man ſieht, Ihr verſteht nichts von der Sache,“ lachte Jacob. „Dafür iſt ſchon geſorgt. Sie wählen nur ſolche, die ſich lieb haben, und wählen nur die, welche ſie überhaupt gut leiden können.“

„Oder die beſonders brav ſind?“

„Auch ſolche! Schlechte Buben und ſolche, die vor Amt beſtraft worden ſind, kommen nicht dazu.“

Der Waidmann war aufgeſtanden, hatte ſeine Flinte umgehängt und war ſchon unter dieſem Geſpräche mit Jacob tiefer in den Wald gegangen. Dieſer kannte genau den Wald. Er führte den Fremden endlich in eine Senkung und dort ſtanden noch eine Menge rothleuchtender, wunderbar duftender Erdbeeren. Schnell hockte ſich nun Jacob und begann zu pflücken. Auch der Fremde folgte ſeinem Beiſpiel, nahm ein breites, tellerartiges Huflattigblatt und pflückte ſo wacker, daß er bald einen rothen Haufen der ſchönſten Früchte auf ſeinem Blatte hielt, und dieſe nun in den Topf ableerte.

Er ſah es indeſſen ein, daß Jacob ſich auf das Geſchäft beſſer verſtand, denn er. Nicht nur ging das Füllen des Topfes ſehr langſam vor ſich, ſondern es ging auch eine außerordentlich lange Zeit auf das Pflücken ſelbſt, das auch eine abſonderliche Vorſicht erheiſchte, weil man ſonſt in Gefahr kam, die überreifen Beeren zu zerdrücken.

Sie pflückten unermüdlich fort. Endlich ſagte Jacob:

„Ach, Herr Revierförſter, ich bitt' Euch inſtändigſt, bemüht Euch doch nicht ſo. Ich pflücke ein Biſchen länger und komme doch dahin.“

Der Waidmann fand doch nachgerade das Bücken unbequem und unangenehm; er ſetzte ſich, um auszuruhen, und Jacob beeiferte ſich um ſo mehr, damit der vornehme Herr nicht noch einmal in ſeiner gar zu freundlichen Geſinnung ſich quäle für ihn. In ſeinem Innern führte er aber ein ſtilles Geſpräch mit ſich ſelber, das etwa ſo lautete:

„Nein, das muß ich ſagen, das iſt ein lieber Mann! Der Andere, nun Gott ſei ſeiner Seele gnädig, das war ein Unhold, der immer eine Hetzpeitſche bei ſich trug, und wenn er einen Frevler fand, den als einmal durchkarpatſchte und durchwalkte, daß ſie nach Gott ſchrien; gab auch keinem armen Teufel Streulaub, wenn Stroh fehlte. Der wackelt gewiß keinen bis auf die wunde Haut durch und gibt mir auch 'mal Streulaub, wenn ich kein Stroh habe."

Als Jacob ſeinen Milchtopf über die Hälfte voll hatte, brach der Waidmann auf und ging, weil es ihm ſonſt, wie er ſagte, zu heiß werde.

Jacob führte ihn freundlich in den Weg und wandte ſich dann mehr rechts, jener Gegend zu, wo er den Fremden gefunden hatte. Hier waren aber die Erdbeeren ſeltener, und der Fremde war gewiß länger ſchon als eine gute Stunde in Langenſelbold drunten, da war erſt der Topf voll und Jacob trat aus dem Walde hervor und ſetzte ſich an die Stelle, wo der Waidmann geſeſſen hatte.

Lange ſah er ſinnend und ſich ergötzend in die ſchöne Landſchaft hinaus, dann ſagte er zu ſich ſelbſt:

„Mein' Seel', das iſt ein feiner Herr, ein Menſchenfreund, der Revierförſter! Kümmert ſich drum, ob die Leute in die Kirche gehen. Damit käme man ſo einem verweltlichten Grünrocke gerade an! Die geh'n lieber Sonntags auf die Jagd, als in die Kirche. Ja, er geht mit mir, einem armen Bauernknaben, Erdbeeren brechen! Langenſelbold kann ſich da 'mal Glück wünſchen! Er will auch den Bachtanz ſehen. Da freut's mich, daß ich dabei bin! Aber — wird's auch der hochmüthige Obermüller zugeben? „Ach, Annchen, du mein Leben! du meiner Seele Luſt!" — Du lieber

Gott, dem armen Gabriel geht's um kein Haar beſſer wie mir! Hat fort gemußt! Und da iſt's der Sadrach von Frau. Ja, ſo eine alte Hexe kann mit ihrem Geiz und Hochmuth zwei junge Herzen zu Tode bluten machen. Und ſie waren doch auch einmal jung und ſollten doch wiſſen, wie weh es thut, wenn man ſein Lieb meiden muß.

„Meid' ich's dann?“ fragte er ſich. „O du pfiffiger Obermüller, der du das Gras wachſen ſiehſt und die Flöhe huſten hörſt — du wirſt doch 'mal getrillt! Der Pappelbaum und das Fenſter im Kämmerlein ſind grade nahe genug, daß man einander verſteht, wenn kein Wind in der Krone der Pappel wühlt und rauſcht, und der alte Cariuſch kennt mich von ferne. Ja, ſo einen Köder kann man ſich gewogen machen, aber ſo ein ſtörrig Herz nicht.

„Recht iſt's nicht, das iſt freilich wahr, daß ich heimlich das Ännchen ſehe und von ferne mit ihm plaudere; aber wer iſt Schuld dran? Ich nicht; Ännchen nicht; der Obermüller allein! Gott verzeih's ihm!

„Halt!“ rief er plötzlich aus, „was liegt da?“

Er bückte ſich und ſiehe da, es war ein ſeidener Geldbeutel, voll Geldes.

„Wie kommt denn der hierher? Ach, der iſt gewiß dem Herrn Revierförſter! Aber wie kommt denn der dazu, ſeinen Geldbeutel da zu verlieren? — — Halt! jetzt weiß ich's! Als er aufſtand, zog er ſein Sacktuch aus der Hoſentaſche, um ſich den Schweiß von der Stirne zu wiſchen, da hat er gewiß den Geldbeutel mit herausgezogen. Da muß ich eilen, ihm ihn zu bringen!“

Er ſprang raſch auf; ſteckte den Geldbeutel ſorgfältig in ſeine Taſche; nahm ſeinen Erdbeertopf und ſtieg ſo ſchnell den Berg hinunter, als es die ſorgfältige Rückſicht auf die weichen Beeren nur irgend zulaſſen wollte.

An einem Fenſter ſtand um die Zeit, als Jacob Langenſelbold erreichte, der Waidmann bei dem Amtsrathe. Sie redeten von Jacob, und der Amtsrath lachte gewaltig, wonach er wieder dem

Herrn Manches erzählte, worauf dieſer ſehr aufmerkſam horchte. Plötzlich erblickte der Waidmann Jacob, der eiligſt daher kam, glühend vor Hitze.

Er hatte ſeinen Topf mit Erdbeeren ſeinem lieben Gabriel gebracht und eilte nun zu dem Waidmann, ihm ſeinen verlorenen Geldbeutel zu bringen.

Der Waidmann deutete auf Jacob und ſagte:

„Sehen Sie, da kommt er!“

Wenige Augenblicke ſpäter klopfte es an.

Auf des Amtsraths Ruf: Herein! trat Jacob, ehrerbietig grüßend, demüthig und beſcheiden in das Gemach, aber ſein ganzes Geſicht ſtrahlte von Freude.

„Was gibt's, Jacob?“ fragte der Waidmann. „Du biſt ja entſetzlich gelaufen!“

„Ach, geſtrenger Herr Revierförſter,“ ſagte Jacob, „wenn Einem etwas auf dem Gewiſſen drückt, ſo hat man keine Ruhe. Habt Ihr nicht etwas verloren?“

Der Waidmann **ſah ihn** forſchend an; dann fuhr er in alle ſeine Taſchen. Endlich ſagte er:

„Wirklich, meinen Geldbeutel! Den muß ich mit dem Sacktuche herausgezogen haben?“

„Grade ſo hab' ich mir's auch rund gemacht,“ ſagte lachend Jacob. „Und wißt Ihr auch, wenn es geſchehen? Damals, als Ihr aufſtandet und Euch den Schweiß abtrocknetet. Hier iſt er!“ — Er reichte den Beutel hin und ſagte: „Es war ein Gottesglück, daß das Moos von der Hitze gelb war. Wär's grünes Gras geweſen, ſo hätt' ich den grünſeidenen Beutel nicht geſehen. Zählt nach, geſtrenger Herr Revierförſter. Es wird kein Heller fehlen; denn Gott weiß es, ich habe nicht hineingeblickt.“

Mit Rührung blickte der Waidmann lange in das offene, treue Angeſicht des Burſchen und ſagte dann zu ihm:

„Jacob, ich danke dir von Herzen. Du biſt ein treuer, ehrlicher Menſch und verdienſt es, daß ſie dich zum Lachtänzer erwählt haben. Ein braverer, als du, hat noch nicht durch den Gründaubach getanzt.“

Er griff in den Beutel, nahm Geld heraus und drückte es in Jacob's Hand.

„Nimm das von mir und mache dir und deinem Mädchen viele Freude.“

Jacob aber zog raſch ſeine Hand zurück.

„Herr,“ ſagte er, „das geht nicht. Ich bin Euch Dank ſchuldig, Ihr mir nicht, und überdies iſt es ein Kinderſprüchlein, das mich meine gute Mutter ſchon frühe gelehrt hat: „Schenken — nicht mehr geben; finden — wiedergeben!“ Das hat all mein Lebtag in meiner Seele gelegen, und was ich gefunden, das hab' ich ehrlich dann zurückgegeben, und ſo auch Euch das Euere; aber dafür bezahlt man Einen nicht, Herr; das iſt hier nicht Sitte. Hätt' ich Euch eine Arbeit gethan im ehrlichen Taglohne, ſo nähm' ich's dankbar; aber ſo — nein, Herr, ich danke!“

Der Waidmann war in Wahrheit verblüfft. Er ſah den Amtsrath an. Der Amtsrath, der beſcheiden zurückgeſtanden hatte, trat jetzt vor.

„Jacob,“ ſagte er, „wenn der Herr dir nun etwas ſchenken will, daß du auch einmal eine Kirchweihe halten kannſt wie die anderen Burſche, warum willſt du's denn nicht nehmen? Es kommt ja auch dem Ännchen zu gut!“

Jacob ſah erglühend unter ſich.

„Und,“ fuhr der Amtsrath fort, „du brauchſt dir keinen Kummer zu machen, der Herr Revierförſter iſt ein ſehr reicher Mann. Was er dir gibt, das kann er auch gut und leicht entbehren. Drum nimm's und ſei kein Narr.“

Jacob ſah ihn groß an.

„Herr Amtsrath,“ ſagte er, „Alles in Ehren, aber man ſoll mir nicht nachſagen, ich hätt' etwas genommen für ein gefundenes und zurückgegebenes Gut. Da iſt mir mein Ruf mehr werth!“

Der Waidmann lachte, trotz dem, daß ihm etwas das Herz bewegte.

„Närriſcher Kauz,“ ſagte er zu Jacob, „es ſoll ja gar nicht für das gefundene und zurückgegebene Gut ſein, ſondern ich will dir's geben, daß du dir auf meine Koſten einen frohen Tag machen ſollſt."

„So?" ſagte Jacob gedehnt. „Wenn das iſt, ſo nehm' ich's mit herzlichem Danke."

Der Waidmann gab ihm das Geld und Jacob ſah, daß es zwei Goldſtücke waren.

„Ne! Ne!" rief er und that einen Sprung zurück. „Das iſt zu viel für ein Trinkgeld!"

Jetzt lachte der Waidmann aufs Neue.

„So ein curioſer Heiliger iſt mir aber noch nicht vorgekommen."

„Jacob," ſagte der Amtsrath ernſt, „nimm dankbar das Geld, du kannſt es brauchen. Der Linſenmeyer aus Frankfurt hat mir vor acht Tagen ein Brieflein geſchrieben. Du weißt ſchon, was drinnen ſteht. Was dir der Herr gab, reicht hin bis auf Weniges."

Jacob wurde bleich vor Schrecken.

„Das dacht' ich mir doch ſchon lange," ſprach er mit einem tiefen Seufzer.

„So nimm das Geld und bedanke dich!"

„Darf ich denn ſo viel nehmen?" fragte er.

„Freilich," ſagte der Amtsrath. „Es wird dir ja liebreich geſchenkt."

Jetzt nahm er es.

„Herr Revierförſter," ſagte er, „ich bedanke mich tauſendfach. Ihr ſeid, wie ich ſehe, ein reicher, guter Herr und Ihr könnt meiner ſchon entbehren; aber könnt Ihr mich einmal brauchen, etwa wenn unſer gnädiger Herr, der Fürſt, zur Jagdzeit kommt, oder ſonſt, wo Ihr einen ergebenen Menſchen braucht, ſo zählt auf mich."

Mit dieſen Worten ſchwenkte er grüßend ſein Mützchen und ging.

„Ein köſtlicher Kerl," ſagte der Waidmann. „Was iſt das mit dem Linſenmeyer — ich glaube, er hat mir den Namen heute ſchon genannt?"

„Er iſt ihm auf ein Kapitälchen noch dreijährige Zinſen ſchuldig, weil ſeine Mutter krank war und ihn viel koſtete."

„So,“ ſagte der Waidmann; „zahlt’s auf meine Rechnung, Herr Amtsrath!“

Dieſer verbeugte ſich tief und der Waidmann ging aus dem Gemach, und der Amtsrath ſagte, vergnügt die Hände reibend:

„Dem ehrlichen Jacob möcht’ ich alle Monate ſolch einen ergiebigen Tag wünſchen!“

Jacob rannte wie beſeſſen die Treppe hinunter. Er ſah und hörte kaum vor Luſt. Er wollte eben umbiegen, um vom Schloß, in deſſen einem Flügel der Amtsrath wohnte, nach ſeiner Wohnung zu gelangen, als ihm Jemand rief.

Jacob blieb ſtehen und ſah Gabriel, der ihm aus dem Fenſter der Amtsſtube eifrig zunickte.

Jacob eilte herzu.

„Was gibt’s denn?“ fragte er.

„Weißt du auch, wer der Herr iſt, den du Revierförſter titulirſt? Es iſt der gnädige Herr, Fürſt Wolfgang zu Yſenburg ſelber, in höchſteigener Perſon! Eben hab’ ich ihn geſehen und erkannt.“

„Ach Herr Jeſu!“ rief Jacob aus und ließ ſeine Mütze, die er noch in der Hand hatte, vor Schrecken zur Erde fallen. „Was wird das geben?“ ſagte er faſt zitternd.

„Sei nur gutes Muths,“ ſprach Gabriel, „er iſt ein gar leutſeliger, gütiger Herr. Übel nimmt er dir’s nicht.“

„Ach, da haſt du mir meinen Hirſebrei abſcheulich verſalzt,“ ſprach ganz niedergeſchlagen Jacob. Nach einigem Beſinnen ſagte er: „Weißt du was? Ich gehe zu ihm und bitte um Vergebung!“

„Sei nicht toll!“ ſprach Gabriel. „Ich will’s ſchon dem Herrn Amtsrath ſagen. Der macht’s rund, und wenn du heute den Trunk ausbringſt, ſo beſinn’ dich auf einen guten Spruch, der macht’s vollends rund.“

„Meinſt du?“ fragte Jacob.

„Gewiß!“ verſicherte Gabriel und getröſtet lief der Glückliche nach der Wohnung ſeiner Mutter, wo er ein Langes und Breites zu erzählen hatte.

III.

Es iſt ſo Brauch in dieſer Welt,
Daß, wenn ein Leid uns überfällt,
Ein zweites ſich dazu geſellt —
Wohl Dem, der guten Muth behält!
Alter Spruch.

Der Montag Morgen war angebrochen, ſo klar und rein, wie es der Sonntag geweſen war; aber die Nacht war, namentlich in der Fahrgaſſe, ſehr unruhig geweſen. Das war ſo gekommen.

Nach einem uralten Brauche gingen Sonntag Abends die Bürger, auch die, welche es die ganze Woche nicht thaten, in das Wirthshaus, ſich ein Bene an einem Schöpplein oder etlichen zu thun und bis zehn, auch wohl länger, da die Polizei Sonntags mildherziger war, als ſonſt in der Woche, mit Befreundeten zu plaudern von den vorfallenden Kriegsläuften, und ob ſich nicht an den Reichsgrenzen eine türkiſche Naſe habe ſehen laſſen, der es um etwas mehr, als etwaiges Schnüffeln zu thun geweſen. Vor dem Erbfeinde, vor deſſen Bewahrung im Kirchengebete Fürbitte gethan wurde, bangte man bis Frankfurt, da die Sage vom Baden türkiſcher Pferde im Main auf einer alten Prophezeiung ruhte.

So war denn Herr Linſenmeyer mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß ſeiner Eheliebſten des Weges auch gegangen und ſie hatte die Erlaubniß ſchon mißmuthig gegeben, da die Kutſche nach Langenſelbold netto zwei Kronenthaler koſtete. Gerne hätte ſie dieſen Abend eine vorbauende Erſparniß eintreten laſſen, wenn nicht Stengel's Lenchen herübergekommen wäre zum Plauderſtündchen und verwundert fragte: „Ob denn der Herr Nachbar heute nicht zum Schöpplein gehe? Ihr Vater ſei ſchon weg. Die Herren müßten doch auch eine Pläſir haben,“ meinte ſie, „beſonders, wenn ſie ſo galant wären, wie der Herr Nachbar, und ihre Frauenzimmer zu einer ſo ſchönen Dorfkirchweihe, und namentlich zum Bachtanz nach Langenſelbold führten, wohin morgen der halbe Rath und ein Drittheil der vornehmen Kaufmannswelt führen.“

„So geh' doch, Baſtian, geh' doch ſchnell!“ rief die Frau Linſenmeyer und drängte ihn ordentlich zur Thüre.

Linſenmeyer ſchüttelte den Kopf voll Erſtaunens, nahm Hut und Stock, knixte haſtig und eilte von dannen. An der Thüre aber ſtand er ſtill und ſagte zu ſich:

„Wenn's der nicht rappelt, ſo muß der jüngſte Tag nicht ferne ſein! So was hab' ich noch nicht erlebt. Geht ſchnurſtracks gegen alle Erfahrung!“

In der Furcht aber, ſie könnte wetterwendiſch werden, machte er ſich doch mit Eifer fort und aus dem Bereiche der Möglichkeit des Zurückrufens hinaus.

Frau Linſenmeyer's Gedankengang war ein anderer. Linſenmeyer war erſtaunlich galant, ſonderlich gegen Stengel's Lenchen, ihr ſchönes Gegenüber, das alle Tage etliche Mal nicht nur in den Laden kam, wo er mit ihm ſeine Späße machte, ſondern auch noch meiſt Abends nach Tiſch, wo dann das Plaudermaul bis zehn Uhr alle Stadtgeſchichten erzählte und ſo komiſch, daß man nicht müde wurde, zuzuhören, und oft ſo geſalzen, daß es zum Berſten war. Daran hatte der Linſenmeyer ſein fabelhaftes Vergnügen zum eiferſüchtigen Ärger ſeiner Frau. Heute fürchtete ſie etwas Anderes. Gewöhnlich, wenn's irgendwo hinging, wußte es „Stengel's Lene,“ wie Frau Linſenmeyer in ihrem Grimme ſich ausdrückte, ſo abzukarten, daß Linſenmeyer ſie einladen mußte, mit zu fahren oder zu gehen, wenn's nicht weit war. Dann koſtete es allemal um eine Perſon mehr. Das hätte ſie am Ende noch hingehen laſſen; aber Linſenmeyer tanzte immer mit dem luſtigen Ding, was denn in ihren Augen ein Verbrechen war. Wäre nun Linſenmeyer dageblieben, ſo ging's ſicher, wie allemal, denn „Stengel's Lene“ redete ſchon wieder drauf — und ſie kannte ihn zu gut in dem Artikel.

Sie wählte daher zwiſchen zweien Übeln, wie eine kluge Frau, das ihr am kleinſten erſcheinende und ſchaffte ihn fort.

Nun war Stengel's Lenchen ein heiteres, luſtiges, argloſes Mädchen, das mit dem alten Linſenmeyer, der ſelber neckiſch und munter war, und den ſchon im weiland Brautſtand Frau Süß, jetzige Linſenmeyer, einen „Schäker" gar oft in ſüßer Hingebung nannte, ſeine Scherze und Späße trieb. Linſenmeyer mochte ſie wohl leiden als Lieschen's Geſpielin und Nachbarskind und ſah den Umgang, beſonders in letzterer Zeit, um ſo lieber, als Lieschen's Trauer eines erheiternden Umgangs bedurfte und Lenchen ein verwurſtetes, braves, aber lebensluſtiges Mädchen war. So kam es denn, daß ſie oft Herrn Linſenmeyer auf einen Tanz engagirte bei dem nächſten Ausgang oder dergleichen; ihn foppte und hänſelte, weil ſie wußte, daß der muntere Nachbar es ihr reichlich wiedergab, und das hatte in dem eiferſüchtigen Gemüthe der dicken Frau, die die Jugend ihres Ehegemahls gewaltig überſchätzte, weil ſie zehn Jahre älter war als er, manchen Dorn zurückgelaſſen, an dem Lenchen und Linſenmeyer ſo unſchuldig waren, als am letzten Türkenkriege, der, weil Öſterreich bedroht war, das ganze Reich in Feuer und Flammen ſetzte.

So war die Gefahr abgewendet und Frau Linſenmeyer war in ſich unendlich glücklich, ſetzte ſich auch in die Ecke und ſchlief ein, weil Lenchen auch bei ihr ſehr deutlich wegen der Mitfahrt nach Langenſelbold auf den Buſch zu klopfen begann.

Endlich ſchlug's Zehn und Lenchen ging. Obwohl Frau Linſenmeyer ſo wenig ſchlief, als ihr Gemahl beim Schoppen, ſo ließ ſie doch ein ſo rauſchendes Schnarchen vernehmen, daß Lenchen mit Lieschen leiſe hinausſchlich, um ſie nicht zu wecken und draußen im Laden, in völliger Sicherheit erſt, jubelten die Freundinnen in treuer Liebe über Lieschen's morgiges Glück.

„Vielleicht," ſagte Lieschen, „bei dem „gute Nacht" bring' ich's beim Vater noch fertig, daß du mitfährſt."

Das hörte unglücklicher Weiſe die Mutter und über Lenchen ergoß ſich die Schale des Zornes.

„Du brauchſt noch der Schmarotzerin zu helfen!" rief ſie. „Albernes Ding! Du weißt, ich kann einmal das gefallſüchtige

Ding nicht leiden und will nicht, daß ſie ſich überall an uns hänge, wie eine Klette. Will ſie hinaus, ſo kann ſie ihr Vater hinbringen, der doch unſer Freund nicht iſt. Hat deinen Vater noch heute mit den Javabohnen aufs Blut geärgert, der Sachſenhäuſer Grobian. Ich ſag' dir's, du ſchweigſt. Ich brauch' der Sündenbock für Stengel's Lene nicht zu ſein! Damit Holla!"

Das war allemal das entſcheidende Punktum.

Da nun Herr Linſenmeyer Punkt zehn Uhr nicht kam, kochte das Blut, das ſonſt ſchwerfällig durch die Adern rann. Sie nahm das Licht, ſchloß den Laden ab, da der Vetter ſchon lange ſchlief, herrſchte Lieschen ein raſches: „Geh' ſchlafen!" zu und wackelte dann die Stiege hinauf, ſich zur Ruhe zu begeben.

Schlafen konnte ſie indeſſen nicht. Sie lag noch im Bett, zählte ein Viertel; dann Halb; dann drei Viertel; dann Elf.

„Ei, ſo wollt' ich!" rief ſie zornig aus, aber ſie vollendete den liebevollen Ausbruch ehelichen Gefühls nicht, denn ſie hörte Geräuſch.

Es waren Vorübergehende.

„Brave Männer," ſagte ſie, „die doch um Elf heimgehen! Meiner bleibt gewiß bis Zwölf!"

Sie zählte wieder bis zu [illegible] Halb, aber dann ſiegte doch die Macht des Schlafs und bleiern legte er ſich auf die Augenlieder der ärgerlichen Frau.

Im Wirthshauſe war es luſtig hergegangen. Linſenmeyer hatte einen Haarbeutel zu dem ſeidenen gekriegt, der an der Wurzel ſeines Zopfes ſchwebte.

Unglücklicher Weiſe war er dann etwas reizbarer, als ſonſt, und Nachbar Stengel's unartiger Morgengruß lag ihm noch in den Gliedern. Stengel, neckiſch wie ſein Lenchen, doch aber boshafter als ſie, merkte, daß das nachbarliche gute Einvernehmen etwas müſſe alterirt worden ſein. Er dachte nach, wo da der Ausgangspunkt wohl möchte zu ſuchen ſein und fand ihn bei der Bemerkung über Melchior Ammelsberger's Javabohnen. Kaum war er darin ſicher, ſo flogen auch leichte Pfeile zu ſeinem Nachbar hinüber, die alle trafen, obgleich er ſich den Schein gab, als gälten ſie ihm nicht. Die Galle ſchwell aber in eben dem Grad, als er Miene machte, gleichgiltig zu ſein. Das Trinken in den Ärger vollendete den Haarbeutel und Schlag Zwölf ſtand er auf, zahlte, nahm ſeinen Hut und verwunderte ſich im Stillen, daß er die Leute alle mit zwei Köpfen ſah.

Draußen in der Luft wurde es noch ärger, allein mit Hilfe der Häuſer rechts und ſeines ſpaniſchen Rohres links kam er glücklich nach Nummer 81 in der Fahrgaſſe, wo er aber über Gebühr lange nach ſeinem Ladenthürſchlüſſel ſuchte, den er doch in der Taſche hatte. Dies vergebliche Suchen machte ihn noch ärgerlicher. Stengel war lachend hinter ihm drein gegangen und kam nun zu ihm.

„Aber, Herr Nachbar, ſagte Stengel, „im Vertrauen ſag' ich Euch hier unter vier Augen, Euer Javakaffee böckſert und Ihr verkauft ihn doch den Leuten ſo theuer wie Melchior Ammelsberger den ſeinen, der köſtlich iſt. Lenchen holte geſtern davon und wir verſuchten ihn heute früh — koſtbar, ſag' ich Euch! Ihr müßt herunter, ſonſt gibt's ein Ladenhüter und Ihr müßt ihn ſelber trinken, daß Euch die Augen übergehen."

„Verfluchter Sachſenhäuſer!" ſchrie wüthend Linſenmeyer, daß es durch die ganze Fahrgaſſe dröhnte und Frau Linſenmeyer mit einem gellenden Schrei auffuhr.

Dieſem Ausruf folgte ein Erheben des ſpaniſchen Rohres, das durch die Luft in gewaltiger Wucht pfiff. Der Hieb war nach Stengel's Kopf gezielt.

Dieſer aber, weniger belaſtet vom edeln Hochheimer, wich zur Seite aus. Der Stock fand ſein Ziel nicht, brach das Gleichgewicht Linſenmeyer's und dieſer ſtürzte kopfüber in die Gaſſe.

Stengel, ſchnell überlegend, was es geben würde, machte ſich aus dem Staub und verſchwand blitzſchnell hinter ſeiner nur angelehnten Hausthüre, die er leiſe ins Schloß ſchnappen ließ.

Linſenmeyer war, wie alle Trunkene, glücklich gefallen. Er hatte ſich nicht im mindeſten verletzt; aber ſeine Wuth hatte eine

Höhe erreicht wie nie. Brüllend vor Wuth ſuchte er mühſam auf die Beine zu kommen, was er mehrmals umſonſt verſuchte und immer wieder umfiel. Endlich gelang es ihm, und in gradem Schuſſe rannte er über die Straße nach Stergel's Thüre, wo er inſtinctartig den Feind ſuchte. Als er ihn nicht fand, ſchlug er wie raſend mit dem Rohre gegen die Thüre.

Der Vetter und Lieschen hatten zum Glücke gleich des Vaters Stimme und Zuſtand erkannt, ſich ſchnell in die Kleider geworfen, und ehe die Schaarwächter nahten, waren ſie unten und brachten den Zornentbrannten glücklich hinter die Ladenthüre, ſchloſſen ab und wendeten ſo die Gefahr, ihn nach der Conſtablerwache gebracht zu ſehen und einer ſtadtkundigen Schmach entgegen zu gehen, ab.

Es war aber keine kleine Aufgabe, ihn die Stiege hinaufzubringen; allein auch das gelang.

Aber — jetzt begann ein Zetermordio von Schimpfreden und Zanken, wie es ſeit ihrem neunzehnjährigen Eheſtande noch nicht dageweſen war, und hätte nicht Lieschen und der Vetter der wildgewordenen Frau begreiflich gemacht, ſie ſtünden nicht davor, daß ſie morgen wegen Landfriedensbruch und Störung nächtlicher Ruhe vor das Stadtamt würden citirt werden, und ferner, daß des Vaters Wuth ſich in Mißhandlungen gegen ſie entlade, es würde zum Äußerſten gekommen ſein.

Der Vetter entkleidete den völlig ſeiner Sinne Beraubten, legte ihn ins Bett und wünſchte „geruhſame Nacht“ Frau Linſenmeyer aber, erſchreckt durch die von Lieschen und dem Vetter ihr nachgewieſene Gefahr, ging erſt zu Bett, als Linſenmeyer unzweideutig bewies, er ſchlafe feſt und ſicher. Aber wer malt den Zorn, den ſie verſchlucken mußte, und der um ſo bitterer nachwirkte. Um ihren Schlaf war es geſchehen bis gegen Morgen.

Nach einer ſolchen Nacht brach der Morgen düſter im Hauſe Linſenmeyer's an, wenn auch draußen die Sonne in wunderbarer Herrlichkeit die Schöpfung verklärte.

Linſenmeyer erwachte zuerſt.

Die erſten Streiflichter des Morgens erhellten den öſtlichen Himmel eben.

Sein Kopf ſchmerzte ihn entſetzlich. Es war ihm ſo wüſte und ein furchtbarer Durſt quälte ihn. Allmählich dämmerte die Erinnerung an Alles, was ihm in der unheilvollen Nacht begegnet war, obgleich noch dunkle Partien genug blieben, in die ſein Gedächtniß keinen Lichtſtrahl zu bringen vermochte.

Zu dem leiblichen Übelbefinden geſellte ſich der ſittliche Schmerz, der in der Seele wühlte. Er verdammte ſeine Trunkenheit und ihre Folgen und überließ ſich ganz einer tiefgefühlten Reue. Sie war ſo aufrichtig, daß heiße Thränen in ſeine Augen traten und er nicht, wie es ſo gerne der Menſch thut, die ganze Schuld auf den falſchen Stengel bürdete, der ihn ſo ſehr gereizt. Allmählich wurde ihm Alles noch klarer, und er überſchaute auch das Heer der Folgen für ſeinen häuslichen Frieden und — für den heutigen Tag zunächſt.

Linſenmeyer war ein ſeelenguter Menſch; auch kein Gewohnheitstrinker; allein in Geſellſchaft vergaß er ſich zuweilen; jedoch war ein Verfall, wie der von letzter Nacht, nie vorgekommen. Er hielt etwas auf ſeine Ehre als Bürger und mochte lieber Vieles dulden, als dieſer einen Nachtheil oder Makel zufügen. Er wußte, daß er als Menſch und Kaufmann Achtung genoß, die er um keinen Preis einbüßen mochte. Und nun hatte er ſich ſo gräulich blamirt; wurde, bei Stengel's Art, die Fehler Anderer bloßzuſtellen, nicht nur der Gegenſtand des wohlverdienten Tadels, ſondern, was ihm noch ſchlimmer war — des Spottes und Gelächters.

Das Alles beſtürmte ſein Herz und eine qualvolle Reue wühlte in ſeinem Innern. Erſt nahm er ſich vor und gelobte es vor Gott, nie mehr ein Wirthshaus zu betreten.

Der Durſt, welcher ihn quälte, nöthigte ihn, aufzuſtehen, um ſich Waſſer am Tiſch einzugießen. Das Gluckeln der Flaſche weckte ſeine Frau, die ſich raſch im Bett aufſetzte und, ihn erblickend, ausrief:

„Nun, Saufaus, Landfriedensſtörer, Nachtſchwärmer, Unhold — haſt du noch nicht genug?!“

„Ach, Annechriſtinchen, ich trinke ja nur Waſſer!“ entgegnete er mit einer Wehmuth, die ein weniger heftiges Gemüth entwaffnet haben müßte.

„O, wenn nur aller Wein Waſſer würde, wenn du ihn an den Mund brächteſt!“ rief ſie im Grimm aus, „daß nicht ſolche Schmach mich träfe, ſolche Schande und Schimpf! Heut' Abend ſpricht ganz Frankfurt davon und ich bin blamirt durch den ſchlechten Mann, daß ich mich ſchäme, mich ſehen zu laſſen!“

Er ſtand ſtill, einer Bildſäule gleich, am Tiſch und ließ den raſch quellenden Strom der Rede ſeiner kollernden Frau geduldig über ſein gebeugtes Haupt dahin brauſen. Er hoffte auf eine Pauſe, wo er mildernd zu Worte kommen könnte, aber das war ein eitler Traum, eine troſtloſe Täuſchung. Das rollte und drängte ſich über die Lippe, wie die raſtlos zur Tiefe drängende Fluth, die ſich über den Abhang hinabſtürzt, wo kein Aufhalten iſt und kein Stillſtand; das wetterte, ſauſte und brauſte fort, wie das endloſe Geklapper einer Mühle — bis endlich eine Erſchöpfung leiblicher Kräfte eintrat und der Mann, der wie eine begoſſene Katze daſtand, aufathmete.

Jetzt gewann Linſenmeyer das Wort und erzählte den Hergang, der ſo Vieles zur Milderung ſeiner Schuld, wie er meinte, in ſich ſchloß; er ließ ſich auf eine Nachweiſe ein, die ſie überzeugen ſollte, daß Ähnliches Anderen begegnet ſei und viel öfter, als ihm, und zuletzt ging er in das Verſprechen über, von heute an nie wieder ein Wirthshaus zu betreten.

Als er dies ausſprach, kehrte die erſchöpfte Lebenskraft wie mit einem elektriſchen Schlage zurück. Sie fuhr empor, ſah ihn ſtarr an und fragte:

„Baſtian, willſt du mir das beſchwören?“

„Ja,“ ſagte er feſt und betheuerte ſeine Zuſage zu ihrer Zufriedenheit. „Aber,“ nahm er das Wort, „ich will auch nicht mehr dies Hundeleben in meinem Hauſe, dieſe Quälerei, dies Nörgeln und Grammeln, dies Schimpfen und Zanken. Ich bin manchmal hinausgegangen, um meinen Ärger und Gram zu erſäufen in Wein. Du haſt mich hinausgetrieben und könnteſt mich, wenn es ſo fortginge, aus dem Leben hinaustreiben!“

Frau Linſenmeyer traute ihren Ohren kaum. Solche Kuraſche hatte er noch nie ihr gegenüber entwickelt. Aber das kam auch aus ſeiner Erregung und weil ſich ſeine Seele zu einem Entſchluſſe ermannt hatte.

Sie war verſtändig genug, einzuſehen, daß ein gewiſſer Wendepunkt bei ihm eingetreten ſei, wie bei dem Kranken die Kriſe, und daß ſie nun das günſtige Spiel nicht durch Unklugheit zerſtören dürfe. Sie erwog, daß Das, was durch ihres Gatten Zuhauſebleiben erſpart würde, wohl werth ſei, daß ſie durch Verſöhnlichkeit und friedliche Geſinnung auch ein Opfer brächte, und nun lenkte ſie denn ein und ging ein auf Alles, was er ſagte, und gelobte ihm, da die Urſache des Streites fehle, dieſen zu meiden.

Während dieſer Vorgänge war der Tag völlig herangebrochen. Man ſtand auf und der Laden forderte Bedienung.

Linſenmeyer ging dahin, ſeines Berufs zu warten, und das Ereigniß, welches jetzt erfolgte, nahm völlig die Laſt von ſeiner Bruſt.

Als nämlich Stengel heimgekommen war und mit wildem Gelächter ſeiner Tochter die Geſchichte erzählte, fand ſie bei dieſer eine ganz unerwartete Aufnahme.

Lenchen hatte darüber Gloſſen gemacht, daß ſie nicht ſei eingeladen worden zur Mitfahrt nach Langenſelbold, und fand den Grund in der gerechten Verſtimmung über ihres Vaters malitiöſen Zuruf am Morgen, den ſie gehört und über den ſie erſchrocken war, weil ſie die Folge ahnete. Jetzt war ſie auch um den letzten Funken von Hoffnung betrogen, den ſie noch auf eine nachträgliche, durch Lieschen vermittelte Einladung geſetzt hatte. Sie konnte d nicht bergen und ihr Vater, der es doch mit dem Nachbar ni ganz verderben wollte, fand es richtig. Er hatte ihm die Streich im reinen Übermuth des Neckens und Uzens geſpielt. Was Lenchen ſagte, war richtig und ihre Thränen über die Zerſtörung des alten, lieben Bandes mit Lieschen thaten das Ihre dazu.

Ihr Vater ging ſtille weg und am anderen Morgen trat er in Linſenmeyer's Laden.

„Bleibt von meiner Schwelle, Judas,“ rief er ihm zu mit einem Grimme, wie er ihn dem Krämer nicht zutraute.

Das ließ er ſich indeſſen nicht als Abweiſung dienen, ſondern am erſt recht herein, reichte Linſenmeyer die Hand und ſagte:

„Herr Nachbar, ich hab’ ſchwer gefehlt; aber laßt’s mich und mein Kind nicht entgelten! Von dem, was hier auf der Gaſſe in dieſer Unglücksnacht zwiſchen uns geſchehen, ſoll keine Menſchenſeele etwas erfahren, und von mir ſoll nichts mehr geredet und gethan werden, was Euch reizen und kränken kann. Verzeiht mir nur diesmal noch!“

Er reichte ihm die Hand dar und — der gutmüthige Linſenmeyer ſchlug ein, worauf ſich Stengel entfernte, weil er dem losbrechenden Wetter der dicken Frau Nachbarin ſich nicht auszuſetzen getraute.

Linſenmeyer’s Seele war überglücklich, da er nun darauf zählte, daß ſein Abenteuer verſchleiert bleibe und der Lacher unſeliger Chor nicht gegen ihn aufträte.

Bei’m Frühſtück war der häusliche Himmel reiner, als Lieschen ihn zu hoffen gewagt. Ihr Herz wurde leichter. Sie hatte ſchon unter heißen Thränen auf das Wiederſehen Gabriel’s Verzicht geleiſtet. Jetzt begann ſie wieder zu hoffen und dies Hoffen wurde zur Gewißheit, als der Friſeur gerufen wurde, um ſeine Kunſt an den drei zur Reiſe ſich bereitmachenden Köpfen zu üben. Darauf mußte ſie die Mutter in ihr roſaſeidenes Hochzeitskleid ſtecken, den Schleuder feſtbinden und ſie von Kopf bis zu Fuß in den größten Putz ſtecken. Der Vater zog ſeinen Leberbraunen an, nahm den feinen Dreimaſter, legte die prächtigen Spitzenmanſchetten an und die ſilberbrokatene Weſte, und ſie ſelbſt mußte eilen, wollte ſie nicht die Mutter durch Verzögerung der Abreiſe zornig machen. Sie kleidete ſich einfach in Weiß; aber auch ihr Feind, wenn ſie einen hätte haben können, mußte bekennen, daß er ſie nie reizender geſehen, als an dieſem Tage.

Sie waren alle fix und fertig, als die Kutſche heranrollte und alle Drei mit vielen Umſtänden endlich zu ihren Plätzen kamen.

Drüben hinter Stengel's Vorhängen ſah Lenchen mit einer Thräne des Mißmuths und der Trauer ſie abfahren und ihrem Vater ſagte ſie:

„Nun beginne ich zu ernten, was Ihr geſäet. Die Leute ſind mir entfremdet, mit denen ich dann und wann einen glücklichen Tag verlebte!“

Der alte Stengel ſchwieg, aber der Stich traf ihn tüchtig.

Die Kutſche, in welcher ſie langſam dahin rollten, hatte auch eine Geſchichte, und zwar eine ſehr lange. In den Tagen ihrer Jugend, wo noch der friſche Schmelz der Farbe und Vergoldung ſie bedeckte, war ſie eine der Staatscaroſſen, welche die freie Stadt ihrem Bürgermeiſter zur Verfügung ſtellte. Nachdem ſie lange demſelben zu Staats- und Spazierfahrten gedient, kam ſie in die Hand eines reichen Kaufmanns und Wechslers. Von dieſem erbte ſie bis zum dritten Glied der Nachkomme. Da war ſchon die Caroſſe alt und geiſterbleich geworden und das Geld hatte Trauer angelegt und war ſchwarz geworden. Sie war in einem Grad außer der Mode, daß ſie an des Wagenvermiethers Vater überging. Der ließ ſie friſch firniſſen und anſtreichen und nun diente ſie zu Landpartien und Leichenbegängniſſen und dieſem Berufswege blieb ſie treu bis zur Fahrt nach Langenſelbold, zu welcher Reiſe zwei blinde Gäule vor ihr hertrabten, auf deren Hüftenknochen Herr Linſenmeyer ſeinen Dreimaſter hätte ſicher hängen können, falls in dem großen, der Arche Noah's nicht unähnlichen Kaſten der Raum gemangelt hätte. Der Vergleich gewann bedeutend an Wahrheit, wenn man der Menge der darin niſtenden und arbeitenden, zerſtörenden Beſtien, als da waren Motten und Holzwürmer, gedachte. Wenn man auch die erſtern nicht auf den erſten Blick wahrnahm, ſo verriethen die Häuflein gelblichen Holzmehles das unermüdete Arbeiten der letzteren, ſobald die Kutſche einige Minuten an einer Stelle verweilte. Da mußte denn die gerühmte Solidität des ſchwerfälligen Gebäudes ſelbſt in den Augen Deſſen, der ſie pries und von hohem Bocke lenkte, in Wahrheit in Zweifel gezogen werden, ob er gleich davon nichts geſtand. Er bewies ihr daher auch eine ſehr große Zärtlichkeit und fuhr im gewohnten Schritt, wie er ihn zu halten pflegte, wenn die Caroſſe die Leidtragenden hinter dem Leichenwagen führte. Er wich vorſichtig jedem Stein aus, der einen Ruck geben konnte, deſſen mögliche Folgen nicht zu überſehen und zu ermeſſen waren — und die ſogenannte Leipziger Straße war damals mit ſolchen gefährlichen Klippen noch geſegnet, an denen ein ſolches Räderſchiff ſcheitern konnte.

Wenn Frau Linſenmeyer ungeduldig wurde, ſagte der Kutſcher, man müſſe vorſichtig ſein, weil ſeine Gäule, einmal ins Rennen gebracht, wie Pfeile dahinſchöſſen; denn ihr Hafermuth ſei groß, wie ihre Jugend.

Das mußte Frau Linſenmeyer beloben und ergab ſich in Geduld.

Mehrmals wurde geraſtet und gefüttert und Linſenmeyer ließ überall durch die Hausknechte die alten Mähren beſonders füttern, ohne daß ein anderes Reſultat hätte können erzielt werden.

Endlich war die Hoffnung des Zieles nahe. Da fuhr der Wagen etwa eine halbe oder dreiviertel Stunden von Langenſelbold wider einen dicken Eckſtein, da der Kutſcher eingenickt war — und mit einem ſchauerlichen Krache der Achſe — lag der Wagen im Staub der Straße und die Reiſenden kunterbunt übereinander, und ein Zetermordio erſchallte aus dem Innern heraus.

Auch der Kutſcher, der hart und feſt geſchlafen, wurde von ſeinem Bock in das Ährenfeld hineingeſchleudert, wo ihn die ſich beugenden Halme indeß vor ſchwerem Falle behüteten.

Als er ſich aufgemacht und wieder zu ſeinem Wagen kam, ſtand Lieschen todtenbleich ſchon da; Linſenmeyer, der ſich von dem Koloſſe, der auf ihm lag, frei gemacht, kroch mühſam heraus, allein ſein Haupt war ſeines Schmuckes beraubt, und ſein Leberbrauner hatte mehr denn einen weißen Fleck, woran zu erkennen, daß ſeiner Ehehälfte Friſur mit ihm in ungehörige Berührung gekommen. Endlich war auch er auf den Beinen. Drinnen aber geiferte, kollerte und ſtöhnte und ächzte Frau Linſenmeyer in allen Tönen der Tonleiter, bald in Dur, bald in Moll, in halben und ganzen Tönen.

Linſenmeyer und der Kutſcher heben den Kaſten ſo viel ſie konnten, und endlich war es möglich, auch ſie zu erlöſen; allein das Spitzenaufſätzchen war weg, die Wulſte des Toupes waren zerſtört; der Puder wirbelte im Wagen wolkenartig auf, aber auf ihrem melirten, ſchwarzweißen Haare fand ſich keine Spur mehr.

Der Kutſcher kroch nun hinein und holte Aufſätzchen und Perrücke, die kaum zu erkennen waren.

Zu nicht geringem Troſte bei alle dem Unglück und Mißgeſchick gereichte es, daß Niemand ein Glied ſeines Leibes zerbrochen. Nur kleine Quetſchungen hatten Statt gefunden, die indeſſen nicht zu ſo viel Klagen führten, als die, welche Aufſätzchen und Perrücke erlitten.

Schnell errichtete Lieschen auf ihren Knieen eine Putzmacherei, und ſtellte mit großem Talente die Spitzenhaube wieder verwurfsfrei her.

Weniger glücklich war Linſenmeyer, welcher auf ſeinem Knie als Haubenkopf oder Perrückenſtock ſeine Atzel mit dem langen, zum Glücke wohl erhaltenen Schweif ebenfalls in Stand zu ſetzen ſuchte.

Als ihn ſo ſtill und kummervoll Frau Linſenmeyer an der Arbeit erblickte, ſchlug plötzlich Grimm und Koller in ein unwiderſtehliches Gelächter um, deſſen Macht Lieschen, den Kutſcher und endlich ſelbſt den Dilettanten in der edlen Kunſt des Friſirens mit ſich fortriß und ſomit den Ort des Jammers in einen ausgelaſſener Heiterkeit verwandelte.

Selbſt ein Künſtler, welcher eben von Langenſelbold her um die Ecke bog und in bleichem Entſetzen die Zerſtörung anſchaute, die ſich vor ſeinen Augen ausbreitete, wurde von dem urkräftigen Zuge ſo mächtig fortgeriſſen, daß er unwillkürlich in den Chorus einſtimmen mußte.

Kaum erblickte ihn Frau Linſenmeyer, als ſie, alles Grolles baar, ausrief:

„Liebſter Gabriel, ſiehſt du denn auch, wie dein Oheim Perrückenmacher, Kahlkopf und Perrückenſtock in *einer* Perſon iſt?“

Und wieder ſchockelte ſie im raſendſten Gelächter und die übrigen Vier folgten ihrem anſteckenden Beiſpiel, ohne ihrer ſelber Herr werden zu können.

Frau Linſenmeyer's unerſchöpfliches Lachen zeigte ſich wieder bis zum Krampfartigen.

Gabriel, der indeſſen ſich zu beherrſchen verſuchte, grüßte ſie eben ſo herzlich, als ehrerbietig, reichte dann dem lachenden Oheim die Hand und nun erſt dem liebreizenden Lieschen, deſſen Schönheit ihn ſchier blendete, das ihn anlächelte wie ein Engel.

Von Lachen unterbrochen, tröſtete er ſeine Tante, daß der Bediente des Herrn Amtsraths ein geſchickter Friſeur ſei und ihm den Liebesdienſt gern anthun würde, ihre Friſuren herzuſtellen. Er wolle ſie auf Nebenwegen zu ſeiner Wohnung bringen, wo ſie Niemand ſehen ſollte, ſagte er, und die Tante nickte ihm ſeelenfroh zu und lachte, daß eine Thräne die andere jagte.

Gabriel reichte ihr ſeinen Arm, nachdem Lieschen das Spitzenaufſätzchen der Mutter aufs Haupt geſetzt. Linſenmeyer ſtülpte ſeine Atzel auf, deckte ihre Schande mit dem Dreidecker, und ſtolzirte mit Lieschen hinter den Beiden her.

Dem Kutſcher verſprach Gabriel, einen Wagner und Schmied zu Hilfe zu ſchicken. So nahm denn Alles, was ſo endlos übel geſchienen, eine Wendung, die zu neuen Hoffnungen eines beſſern Zuſtandes berechtigte.

Der Lachreiz, welchen Frau Linſenmeyer allemal nur ſehr ſchwer überwand, bewirkte wohlthätigerweiſe, daß ſie heiter und guter Dinge blieb, wenigſtens ſo lange, als nicht irgend ein Ereigniß ihrer Seele eine andere Richtung und Stimmung gab.

Das wußte aus Erfahrung Der, welcher die nicht leichte Aufgabe übernommen hatte, ſie am Arme nach Langenſelbold zu führen — oder — wie ihr Herr Gemahl in Betracht dieſes ſchweren Stückes menſchlicher Arbeit zu ſagen pflegte — zu ſchleppen; das wußten auch die beiden Nachfolgenden, nämlich Lieschen und Linſenmeyer. Beide lobten in der Stille ihres Herzens die Hingabe des ſchmucken Gabriel an die Tante, weil ſie Hoffnungen daran knüpften, welche ziemlich übereinſtimmten.

Gabriel plauderte nur mit ihr, erzählte ihr nur Komiſches, damit ſie in ſtetem heiterm Humor blieb, und es lag unzweideutig vor, daß er in der kurzen Zeit, nach einer unglückſeligen Kataſtrophe größere Fortſchritte in ihrer Gunſt machte, als er jemals zu hoffen gewagt.

Er brachte ſie auch glücklich in die Nähe des Dorfes, ohne daß ihnen Jemand begegnet wäre. Dort lag ſeine Wohnung unmittelbar am Ende des Dorfes. Der Grasgarten ſeiner Hausleute, welcher hinter dem Hauſe lag, grenzte an das Feld und war mit einer hohen Hambuchenhecke eingefriedigt. Zur Thüre nach Außen beſaß er einen Schlüſſel. Er öffnete und geleitete ſie unbemerkt in ſeine Stube.

Ein ſolches glückliches Zuſammentreffen ihrer Wünſche mit der Wirklichkeit wirkte auf ihr Gemüth erheiternd und verhieß einen Nachklang für den ganzen Tag.

Gabriel, der ſeine Tante genau kannte, hatte ſeine Stube aufs Schönſte herrichten laſſen. Da war Alles ſo ordentlich, ſo reinlich, ſo nett! — Da ſtand ein breiter, gepolſterter Lehnſtuhl, den ihm ſein wohlwollender Principal, der Herr Amtsrath, geliehen Da duftete ein prächtiger Blumenſtrauß und auf dem Tiſche ſtand eine ſchöne Porzellanſchüſſel, angefüllt mit einer feinen Erdbeerkaltſchale, einer Erfriſchung, welche zu den ausgezeichnetſten Liebhabereien der Tante gehörte.

Kaum ſaß ſie im Seſſel und die Erhitzung von dem Gange, welche durch die ſtechende Sonnengluth noch vermehrt worden war, hatte ſich etwas gelegt, ſo bat Gabriel Lieschen mit einem ſehr bedeutſamen Blicke, doch die Stelle der mangelnden Wirthſchafterin — Hausfrau wagte er nicht zu ſagen — zu ergreifen und die Kaltſchale zu ſerviren, während er nach dem Friſeur laufe. Dies geſchah und Gabriel ſprang fort.

„Das muß ich ſagen,“ hob ſchmunzelnd die Tante an, „der Gabriel hat ſich gemauſert wie unſer junger Canarienvogel! Als er bei uns war, ſah's in ſeiner Stube aus, daß Einem die Haare ſich ſträubten und den Puder ſelber abwarfen. Da lag hier ein

Stiefel, der andere dort! Hier eine Hoſe, dort eine Weſte oder ein Rock, und ich dachte: der wird ein Plunderpeter bleiben bis an ſein ſelig Stündlein. Aber der hat ſich gemauſert! Hier iſt's ja wie in eines ſaubern Mädchens Stube! Und wie hat er an mich gedacht! Der Seſſel iſt nicht auf ſeinem Felde gewachſen und paßt mir wie angemeſſen! Was aber die Kaltſchale betrifft, die er da ſo ſpät im Jahre noch herbeigehext hat, — das muß ich ſagen — die könnte der regierende Bürgermeiſter eſſen — aber ich auch!“

Dieſe Ausbrüche der Zufriedenheit waren unendlich wohlthuend für Vater und Kind; allein beide ſchwiegen, um nicht einen Mißton hervorzurufen.

Der Frau Linſenmeyer fiel das auf.

„Nun, man meint, Ihr wäret mit Blindheit und Geſchmackloſigkeit geſchlagen!“ rief ſie aus. „Findet Ihr denn das nicht?“

Beide nickten und Lieschen bückte ſich tief herab, um — die Gluth zu verbergen, die ihr Engelsgeſichtchen bedeckte.

Frau Linſenmeyer ſah's.

„Ei, du biſt ja roth, wie ein geſottener Krebs,“ rief lachend die Mutter aus. „Gelt, daß ich ihn lobe, das gefällt dir? — Der Junge iſt auch ganz anders geworden, mein' Seel'! — Das vermuthete und beabſichtigte ich, als ich ihn des Landes verwies. In dem verliebten Duſel wär' der junge Bub ganz toll geworden. Hat ſich auch gemacht: mein' Seel', er iſt hübſcher, ſtattlicher geworden. Meinſt nicht, Lieſl?“

„Deine Augen ſind recht gut, Mutter,“ ſtotterte das Mädchen.

„Ja wohl, eine Brille brauch' ich noch nicht,“ bemerkte ſie.

Linſenmeyer ſtand am Fenſter und trommelte vor Pläſir an den Scheiben immer lauter und heftiger, um ſeine ſteigende Luſt abzuleiten, da er nicht reden mochte.

„Baſtian,“ ſagte ſie zu ihm, „ich glaub', du willſt den Kirchweihmarſch probiren? Ich ſchlüge die Scheiben lieber hinaus! Meinſt du, das koſte kein Geld?“

In dieſem kritiſchen Augenblicke, wo ihr Geiſt leicht auf eine ſchiefe Bahn konnte geleitet werden, ging zum Glücke die Thüre auf und Gabriel brachte den Bedienten des Amtsraths, der Pudermantel, Quaſte und Schachtel trug.

„Beſte Tante,“ rief er, „hier bringe ich Ihnen den Helfer aus der Noth!“

„Gott vergelt' dir's, mein lieber Gabriel!“ erwiederte ſie und ſetzte ſich ſogleich in Poſitur.

„Geht ein wenig hinaus,“ gebot ſie, und Niemand gehorchte lieber, als das junge Paar, weil es der Vater allein ließ und hinab in den Garten ging.

Alles verlief nach Wunſch, und als die Schäden geheilt waren, brachen ſie Alle nach dem Wirthshauſe auf, wo ſie ſich häuslich niederließen und durch Gabriel's Fürſorge eine Stube vorfanden, die vom Tanzſaal durch eine Wand getrennt war.

IV.

Das Reichſein iſt ein köſtlich Ding —
Doch macht's oft hart und karg!
Das Armſein, freilich macht's gering —
Doch iſt's nicht gar zu arg!
Die Hälfte wünſch' ich mir daher
Von beiden — Mittelſchlag! —
Nicht arm, nicht reich, nicht voll, nicht leer,
Nicht Bettelmann, nicht Millionär —
Nicht allzeit: Juchhei! allzeit: Ach!
Das wär' nach meinem Sinn,
Und ſicherlich Gewinn!

Bänkelſängerlied.

Wenn man nordwärts zum Orte Langenfelbold hinausſchlendert, ſo kommt man etwa in einer Viertelſtunde an eine ſtattliche Mühle, die Obermühle genannt, die für den Inhaber eine Geldmühle war; denn ſie klapperte den ganzen Tag und die ganze Nacht und der Bach lieferte Jahr aus, Jahr ein Waſſer und die Bauern Frucht. Für den „Molter“ ſorgte der Obermüller ſelbſt.

Nun iſt es eine uralte Erfahrung, daß Bäcker und Müller ſchön zuſammenhalten, weil ſie nämlich beide Schelme ſind. So ſagen die Leute, und da ſie das aller Orten ſagen und das Sprüchlein durch alle Zeiten hindurch geht, ſo ſcheint's, es iſt nicht ohne Wahrheit.

Zu den Grundſätzen, die freilich die Liebe nicht ausgedacht, von der Paulus an die Korinther ſchreibt, ſondern die der Teufel der Selbſtſucht ausgeheckt hat, bekannte ſich der Obermüller. „Reich iſt die Hauptſache," ſagte er, und erwies das dadurch, daß die reichen Bauern am Meiſten mahlen ließen.

Er ſelber war ein hartgebackener Mann. Zur Obermühle gehörte damals auch ein Schönes an Wieſen und Äckern, und die große, neue Scheune hatte er nicht erbaut, um ſie leer zu laſſen, ſondern, um ſeine Fruchthaufen nicht draußen ſitzen laſſen zu müſſen. Seine Ställe ſtanden voll glänzenden Viehes, und ſeine Tochter, welche das Hausweſen während ſeines Wittwenſtandes leitete, hatte alle Hände voll zu thun, wenn's ans Buttern ging.

Der Obermüller konnte von Glück ſagen, daß er dieſe Tochter hatte, die zwar noch ſehr jung, aber ſehr tüchtig war und mit Milde und Ernſt ein Regiment führte, das manche Frau ſchamröthlich hätte machen können. Das ſagte er ſelbſt, aber auch alle Langenſelbolder, und die Burſche ſagten noch mehr, als die Alten, die nur Tugenden prieſen — ſie meinten, das Ännchen ſei auch engelſchön dazu, und wenn ſie einer heimführte, ſo müſſe man ihm Glück wünſchen, erſtlich zur ſchönſten Frau im Dorfe, zweitens zur bravſten und ſittigſten, und drittens zur Obermühle, mit Dem, was dran hing, denn ſie war die alleinige Erbin.

Freilich war der Obermüller auch ein Erbe für ihn, aber darum beneidete ihn grade keine Seele in Langenſelbold.

Der Obermüller war ein ſtrenger, harter Mann.

Sein Grundſatz: „Reich iſt Herr," ſprach's aus, was ihm bei Allem, was er that und dachte, Ziel und Ende war.

So ſtand es bei ihm auch feſt, ein Lumpes bekomme ſein

Ännchen nicht, und wenn er ein Baron oder Graf wäre. Von den Beamten hielt er auch nichts. „Oben: Hui! Unten: Pfui!“ ſagte er wegwerfend. „Sie thun Alles ums Geld!“ warf er ihnen vor, und ob er es gleich grade ſo und noch viel ſchlimmer machte, ſo galt ihm das doch als ein herber Vorwurf, den er ihnen machte. Seltſam war es dabei, daß er doch einen ordentlichen Reſpect vor ihnen hatte und gehorſam that, was er ihnen an den Augen anſah. Er räſonnirte auch nur inwendig, weil er fürchtete, ſo etwas könne der Herr Amtsrath erfahren und ihm aufſäßig werden.

Es war ihm daher ein Stich ins Herz und ein Feuerbrand in dem Kopfe, daß ſein Ännchen ſo ganz aus der Art ſchlug. Sie hatte nämlich ſchon gar lange einen bildhübſchen, aber armen Burſchen lieb, den Jacob Köhler. Grade Bettler war er nicht. Seine Mutter, eine grundbrave Wittwe, beſaß ein kleines Haus, worauf ſie allerdings an Johann Sebaſtian Linſenmeyer in Frankfurt noch ein Kapital ſchuldete und auch mehrjährige Zinſen; ſie hatte aber auch noch manches Feldgut und Jacob verdiente durch Fleiß im Tagelohn ſchönes Geld. Was ſeine Aufführung betraf, ſo war er allgemein geliebt und geachtet und in allen Stücken ein Muſter eines braven Sohns und jungen Burſchen.

Mit Ännchen hatte Jacob ſchon lang eine innige Verbindung. Das war eine alte Liebe, die nicht roſtet. Als der Obermüller dahinter kam, gab's Blitz, Hagel und Donner die Fülle. Das iſt aber nicht die Art und Weiſe, die Liebe in einem Mädchenherzen todt zu ſchlagen. Sie verkriecht ſich nur tiefer in die geheimen Winkel und Falten des Herzens und ſitzt da um ſo feſter und ſicherer. So war's grade hier. Sie durften ſich nicht mehr öffentlich ſehen und damit einander ein freundlich Wort reden. Nun ſtrebten ſie, es heimlich zu thun. Die Liebe weiß ſchon Rath zu ſchaffen. Jacob war ein gewandter Burſche. Er konnte klettern wie ein Baumſpecht oder Eichhörnchen. Ännchen's Kammerfenſter ging nach der großen Wieſe, die hinten an die Obermühle ſtieß. Dort ſtand eine hohe, ſchwanke Pappel, etwa ſechs Schritte vom

Kammerfenſter. Da ſtieg der flinke Burſche hinauf in die Äſte der Pappel. Ännchen löſchte ihr Licht und ſo lang es die Jahreszeit zuließ, plauderten ſie da bis tief in die Nacht. Dann kehrte er heim und Ännchen ſchlief mit dem Gedanken an ihn ſanft ein.

Davon wußte kein Menſch etwas. Wär's kund geweſen, ſo hätte ſicherlich Einer dem Obermüller die Sache offenbart, und dieſer hätte in ſeinem ungemeſſenen Zorne die Pappel an der Erde abgehauen und ſein Töchterlein in eine Kammer ſchlafen geſchickt, in die kein Tageslicht gedrungen wäre, und wenn er ſie alle Morgen hätte wecken müſſen.

Der Obermüller und noch Einer hatten andere Gedanken und Pläne, und dabei war wieder der Grundſatz: „Reich iſt Herr,“ ſo recht zur Geltung gekommen. Auf eine Neigung des Herzens kam es ihm nicht an. Er hatte ja ſeine Frau auch ſo gekuppelt gekriegt, weil er und ſie hübſches Vermögen hatten und ihre Äcker an einander grenzten, daß es rechte Lappen gab. Neigung war keine da und ſie lebten doch zufrieden.

Man gewöhnt ſich ſo an einander, ſagte er, und das Liebhaben iſt lauter einfältig Zeug, was ſie heutzutage im Kopf haben. Da hat man zu meiner Zeit nichts davon gewußt.

Den er im Auge hatte, war an Leib und Seele das Gegentheil von Jacob. Er hieß Conrad Erlinger, aber im Dorfe nur der „Bach-Kurt,“ weil er an dem Grundaubach wohnte, grade gegenüber, wo der Bachtanz pflegte gehalten zu werden.

Der Bach-Kurt war ſchon in jenen Jahren der Reiſe, die die dritte Null hinter ſich haben, oder, wie man an der Nahe ſagt, er hatte zum dritten Male genullt und zwar ſeit einigen Jahren. Klein und unterſetzt und dickköpfig, mit kurzem Halſe, bildete er eine ſehr unſchöne Figur, ſelbſt wenn man von den Sichel- oder Säbelbeinen abſah, deren Halbzirkelbiegung ſehr beträchtlich war. Sein Geſicht war breit, die Naſe dick und aufgeſtülpt, die Augen gelbgrau und winzig klein und die negerartigen Haare blitzroth; der Mund, den faſt wurſtartige Lippen umgaben, reichte äußerſt nahe mit ſeinen Winkeln an die Ohren, deren Größe ungewöhnlich war und die, ſaumlos, flach am Kopfe lagen, wie etwa zwei beträchtliche Lappen kalten Pfannkuchens.

Da frag' Einer: ob der Bach-Kurt einem jungen Mädchen gefallen konnte, und ob die Wahl zweifelhaft, wenn der ſchlanke, bildhübſche Jacob Köhler neben ihm ſtand? — Und ſelbſt wenn er ſeinen beträchtlichen Reichthum geltend machte, konnte er kein Herz erringen. Ja, wenn Eins über das Alles, was ihn ſo wenig in den Augen der Langenſelbolder Mädchen empfahl, hätte wegſehen und vielleicht ſein gutes Herz hätte anſehen mögen, ſeine guten Eigenſchaften und Tugenden — auch das ging nicht; denn alle Welt kannte ihn als einen boshaften, tückiſchen, filzigen Menſchen, deſſen böſe Zunge Niemand ungeſchoren, deſſen niederträchtige Geſinnung Niemand ohne Nachtheil ließ, der ihm etwa im Verkehr, im Handel oder Wandel nahe kam.

Man kann von Jemand nicht leicht etwas Schlimmeres ſagen, als: er hat nie einen Freund gehabt, und ſeine Nachbarn wollen nichts mit ihm zu thun haben. Das iſt ein Verwerfungsurtheil, das ſicher einen ſchlimmen, argen Grund hat. Das ſagten die Langenſelbolder alle und namentlich vom Bach-Kurt. Sie mieden ihn alle, wie's Feuer, und wo er Sonntag Mittags einmal zu einer Geſellſchaft kam, da ſtob ſie auseinander. Er war, was die Eule unter den Vögeln iſt. Von Glück konnte er ſagen, daß bei ſolcher allgemeinen Abneigung ſein Vermögen ihn völlig unabhängig ſtellte; daß er alſo Niemand bedurfte, als etwa zum Tagelohn, und ſelbſt da hielt es ihm ſchwer, welche zu bekommen. Gar oft mußte er einen Batzen mehr geben, um nur nicht mit ſeiner Arbeit hinter Anderen zurück zu bleiben. Knechte und Mägde mußte er ſehr hoch lohnen und nur das hielt ſie bei ihm.

Er hatte nun ſchon weit über zehn Jahre eine Junggeſellenwirthſchaft geführt und ſah es endlich klar ein, ſo ging's nicht mehr. Hier und da hatte er gefreiet, wo er nämlich Geld wußte: aber ſeine Korbſammlung war ſo reich, daß die Tagediebe von Burſchen einſt ein großes Papier an die Thüre klebten, darauf mit mächtigen Buchſtaben zu leſen ſtand: „Hier ſind Körbe um billigen

Preis zu haben, alte und neue!“ Das gab viel Gelächter und er ſteckte das Freien für lange Zeit auf. Wo ihm die junge Sippſchaft einen Streich und Schabernack ſpielen konnte, da that ſie es ohne Aufſchub.

Nun aber wurde es ihm täglich klarer, daß, wenn er nicht bald eine Frau bekäme, ſeine Ausſichten vollends zu Grunde gingen. Da warf er ſeine Augen auf eins der reichſten und ſchönſten Mädchen des Dorfs, auf Obermüllers Ännchen. Vorausſetzend, das Mädchen würde er nicht gewinnen, machte er ſich an den Vater und hier fand er den ſonſt überall vermißten, lebhaften Anklang.

„Reich iſt Herr!“ ſagte der Obermüller, „und der Bach-Kurt iſt eine Gelegenheit für mein Kind, wie ſie die Tauben nicht feiner hätten ausleſen können. Der paßt zu ihr, wie ein Ei zum anderen. In ganz Langenſelbold iſt kein Burſch mehr, der ſo zu ihr paßt. Sein Alter ſichert vor tollen Streichen, ſeine Sparſamkeit vor Verſchwendung, und was meinem Kind an Erfahrung abgeht, kann er zulegen. Das klappt!“

Das war, als er ſich die Sache zurecht legte, ungefähr ſein Gedankengang. Er hielt auch die Sache für ſo abgemacht, daß er ſofort mit Ännchen davon ſprach; aber da hatte er ſich doch verrechnet.

Ehrerbietig, wie es dem guten Kinde ziemt, ſagte ihm das blutjunge Ding mit einer überraſchenden Entſchiedenheit, daß es nie den alten Knopf heirathen werde. Der Vater möge machen, was er wolle. Es ginge lieber nach Frankfurt und verdingte ſich, als daß es deſſen Hausfrau würde. Der Vater, fuhr das ſchöne Mädchen fort, ſolle nur nicht glauben, daß es ſich verſchachern oder verkuppeln laſſe; es nähme nur den Jacob Köhler und ſonſt keinen, und dürfe es den nicht nehmen, ſo wolle es mit Ehren eine alte Jungfer werden und als ſolche ſterben.

Kaum war es bekannt, ſo war das ganze Dorf wie ein aufgeregtes Meer. Die Frauen ſagten, es ſei eine Sünde und Schande, das bildſchöne Mädchen an den häßlichen Bach-Kurt zu verkuppeln und das blutjunge Kind an den alten Eichſtamm; nein, der Jacob Köhler müſſe es haben, denn den hab' es lieb, und der ſei grade für es geſchaffen.

Die Männer meinten, der alte Strolch ſei ein ſchlauer Fuchs; er ſuche Trauben und laſſe die Schlehen hängen; der Obermüller aber ſei ein Geldwolf und Knauſer, der ſich vom Geldſack des Unholdes beſtechen laſſe; da müſſe Himmel und Erde bewegt werden, dem Duckmäuſer das Täubchen abzujagen.

Die Mädchen waren alle dafür, der Jacob und kein Anderer ſei der Rechte für Obermüllers Ännchen, und die Burſche dachten, und zwar jeder einzelne bei ſich: Wenn ich das herzige Mädchen nicht kriegen kann, ſo gönn' ich's nur dem guten Jacob, aber dem rothen Strunke nicht, und laut ſagten ſie: der darf's nicht kriegen, und der Jacob muß es haben, den es lieb hat.

So war das ganze Dorf eine Partei für Ännchen und Jacob und gegen den Bach-Kurt, ohne daß es dieſer ahnete und ebenſo wenig der alte, ſtarrköpfige Obermüller, der rundweg zu ſeinem Kinde ſagte:

„Du biſt ein dummes Ding und ich dein natürlicher Vormund, und du nimmſt ihn und muckſt nicht!“

Der Bach-Kurt wußte wohl, wie das Ännchen mit dem Jacob ſtände, und ſein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, den Jacob aus dem Wege zu ſchaffen. Wie das aber anfangen? Das war die Frage. Als ein Mittel dachte er ſich, wenn er zu Linſenmeyer ginge, um dieſem die Schuld abzuhandeln. Wäre das Kapital ſein, ſo konnte er den Jacob gerichtlich verfolgen, ihn und ſeine Mutter von Haus und Hof treiben und ſo vielleicht den Jacob nöthigen, daß er ſich auswärts verdingen müßte. Es war ein teufliſcher Plan, der nur in einer ſo verworfenen Seele reifen konnte, wie die des Bach-Kurt war. Daß er ihn nicht bisher ausführte, daran war eben die Gewißheit und Sicherheit Schuld, mit welcher er das Gelingen in ſeiner Hand zu haben glaubte, denn er hatte von dem Gerichtsboten gehört, daß er für Linſenmeyer die Wittwe Köhler an die Zahlung des bedeutenden

Zinsreſtes mit Drohung gerichtlicher Verfolgung habe mahnen müſſen. Stand es ſo, dann war der Linſenmeyer gewiß geneigt, mit Vortheil die läſtige Schuld abgenommen zu kriegen.

Das aber ſtand feſt, daß er eheſtens den Gang nach Frankfurt machen würde oder beſſer die Fahrt, wenn er ſein neues, ſchönes ungariſches Wägelchen vom Wagner zu Gelnhauſen würde erhalten haben, der es zur Kirchweihe liefern mußte.

Mittlerweile arbeitete der Obermüller täglich daran, Ännchen's feſten Sinn zu brechen. Was er aber auch anwendete, blieb ohne alle Wirkung. Ännchen ſchwieg am Ende zu Allem und ging lieber weg, wenn ihr Vater die alte Litanei begann, denn daß ſie ihn durch Widerſprüche nur um ſo mehr gegen ſie aufreizen wollte. Sie hatte das Äußerſte bereits erreicht; ſie hatte ihm geſagt, als er davon ſprach, er werde ſie zwingen — noch am Altare werde ſie Nein ſagen.

Bach Kurt trug noch eine Hoffnung im Herzen. Er wollte einen Hauptſturm auf Ännchen's Herz bei der Kirchweihe machen. Er beurtheilte das Mädchen nur nach ſich, wie denn der Menſch in der Regel unwillkürlich und ohne klares Darumwiſſen den Maßſtab der eigenen Geſinnung an jedweden Anderen legt; darum wollte er ihren Vater und ſie am Kirchweihfeſt in ſein Haus laden, aus deſſen Fenſtern man aufs Herrlichſte den Bachtanz anſehen konnte. Damit ſie aber nicht gehen müßten, wollte er das neue, kornblau angeſtrichene Wägelchen, mit den zwei wunderſchönen Braunen beſpannt, zur Mühle führen, und im Triumphe Vater und Tochter nach ſeinem Hauſe bringen. Dort war Alles aufgeputzt, geweißt, getüncht. Alle Geräthe waren mit Nußöl gerieben, Alles, was prunkte, war auf der Fenſterdiele aufgeſtellt und ein Mahl angeordnet, deſſen Reichthum und Köſtlichkeit das Höchſte zu leiſten beſtimmt war. Selbſt die Ställe wurden geſäubert, das Vieh gereinigt und aus den Ecken gefegt, wie es im Hauſe ſeit hundert Jahren nicht geſchehen war. Man hätte für ein Spinnengewebe einen Joachimsthaler bieten können, ſo gewiß konnte man ſein, daß keins mehr zu finden ſei. Er ſelbſt war überall dabei und legte

Hand an, und der Bäcker hatte einen Ofen für den Bach-Kurt einmal ganz alleine nöthig, weil die Kuchenmenge zu groß war. Solchem Reichthume, ſolcher Fülle und Schönheit, ſo rechnete er mit beglückender Gewißheit, würde Ännchen zu widerſtehen unfähig ſein. Überwältigt, ſo hoffte er, würde ſie ihm ihre Hand reichen zum Bunde der Ehe. Darum waren ſelbſt die Ringe bereits fertig und er träumte ſchon von der Genugthuung und dem Triumphe über ſeine Feinde, wenn er nun am Nachmittage mit Ännchen, die den Trauring an ihrer kleinen Hand trüge, in den Tanzſaal treten und ſie für ſeine Braut erklären könnte.

Mit dieſem Plane war der Obermüller, den er ihm vertraute, ganz einverſtanden. Auch er bemaß ſeines Kindes Herz nach dem ſeinigen, und ſo gewiß Reichthum ihm jeden leiblichen und Seelenflecken zudecken konnte, hoffte er, würde auch ſeines Kindes Auge endlich geblendet und ſein Herz beſiegt werden.

Während ſonſt Langenſelbold ſich zum Freudenfeſte der Kirchweihe bereitete, lag Bach-Kurt's Haus ſtille da wie ausgeſtorben. Die Läden blieben eben ſogar geſchloſſen und es wurde nur das wegen des Geſindes nothwendigſte Maaß von Mehl zu Kuchen verwendet. Dieſes Jahr war es anders. Es ſchien, als ſei der Geiz ausgezogen und die Lebensfreude wolle einmal das daran völlig verarmte Haus heimſuchen. Aller Augen ſtaunten über Das, was ſie ſahen.

Am Samſtage brachte der geſchickte Stellmacher Pipperlein von Gelnhauſen das wunderſchöne Wägelchen, das nun in dem Schuppen, der jenſeit der Straße dem Wohnhauſe gegenüber ſtand, aufgehoben wurde. Zum erſten Mal in ſeinem Leben zog er dem Meiſter nichts am ausbedungenen Preiſe ab, weil das Wägelchen ihm über die Maßen gefiel.

Die Mägde und eine Tagelöhnerin, welcher Bach-Kurt doppelten Lohn verheißen, fegten den letzten Unrath der Maurer und Tüncher weg. Der Bäcker arbeitete im Teige — kurz — alle Welt ſtand und ſtaunte, aber ſie hatte ſchon die ganze Woche geſtaunt, denn es waren Dinge im Hauſe Bach-Kurt's vorgegangen, die Alles überſtiegen, was man für möglich gehalten, namentlich daß er ſein Haus von Außen und Innen neu tünchen und anſtreichen ließ, nämlich die Balken mit engliſch Roth und zu jeder Seite ein ſchwarzes Streifchen und die Gefachſpiegel ſchneeweiß.

Die Burſche ſagten: Was bedeutet Das?

Die Mädchen ſagten: Sollte Aennchen —?

Nein! riefen ſie Alle einſtimmig, eher fällt der Himmel ein.

Die Burſche ſagten: Der Obermüller hat ſein Jawort gegeben. Aber ob auch Ännchen?

Nein! rief Jacob, eher wird aus hellem Mittag noch heute Nacht!

Und ſie glaubten es Alle.

Aber jetzt gab es geheime Berathungen überall.

Die Wahl der drei Paare, welche den Bachtanz zu tanzen die Ehre haben ſollten, war noch nicht vollzogen. Im Wirthshauſe fand ſie Statt und ſie wählten Jacob und Aennchen als das erſte Paar der Tänzer, und als es bekannt wurde, jauchzte Alles Beifall, denn die Zwei waren nicht nur das ſchönſte Paar des Dorfes, ſondern dem verabſcheuten Bach-Kurt geſchah ein Schabernack von der größten Art.

Dieſe Wahl war durch Jahrhundert alte Sitte unumſtößlich. Der Vater mußte ſich fügen, wollte er es nicht mit der ganzen Bürgerſchaft verderben, ja der Amtsrath konnte ihn, da er den Bachtanz zu überwachen das Recht und die Pflicht hatte, dazu ſogar amtlich zwingen. Da war alſo nichts zu machen, und es blieb nichts übrig, als ſich zu ärgern und es geben zu laſſen.

Bach-Kurt war wüthend. Seine kleinen Augen waren roth unterlaufen und ſeine rothen Haare ſträubten ſich unwillkürlich. Nun war Alles umſonſt; er konnte mit dem Wägelchen Aennchen nicht abholen. Sie kam nicht in ſein Haus — — doch, rief er — doch — ich hole ſie zum Eſſen ab und ſie ſieht doch das Haus! Aber — er vergaß, daß die uralte Sitte dem mit unüberſteiglicher Macht entgegentrat, denn die Bachtänzerinnen mußten von ihren Tänzern auf einem bekränzten Wagen abgeholt werden aus ihren

Wohnungen, und die Muſik ſaß auf dem Wagen und ſpielte luſtig auf. Dagegen ſich ſtemmen wollen, hätte ſo viel geheißen, als dem kommenden Tageslichte wehren wollen, die Welt am Morgen zu erleuchten, zu verklären, zu erwärmen und zu beleben. Eine Revolution in Langenſelbold wäre unausbleiblich geweſen, und wehe Dem, der ſie erregte! Da war's nichts mit dem Abholen, nichts mit dem Mahle, ja er hatte, das lag jetzt am Tag, all das viele Geld rein umſonſt ausgegeben, denn es ſtand ſehr in Zweifel, ob Ännchen ſein Haus am Kirchweihfeſte würde betreten können, da die Wahl zur Bachtänzerin ſie zu ihres Tänzers alleiniger Verfügung ſtellte und dieſem das Recht einräumte, nur mit ihr ausſchließlich zu tanzen, und ſie durfte, ohne ſeine beſondere Einwilligung, einem Anderen nicht einmal die Hand zum Tanze reichen.

Das ſollte er nun anſehen! Er rannte wüthend im Hauſe herum und weinte vor Zorn und Grimm. Endlich, als es dämmerte, lief er zum Obermüller, bei dem die Burſche noch nicht geweſen waren, um ihm die Wahl Ännchen's anzuzeigen.

Dieſer war eben ſo ergrimmt wie ſein künftiger Eidam; allein auch er erkannte die Unmöglichkeit, hier gegen den Strom zu ſchwimmen.

„Eins aber," ſagte Bach-Kurt, „könntet Ihr doch verſuchen, Obermüller, und wenn Ihr auf Eueren neun Augen beſtündet, könnt's durchgehen."

„Was meinſt du denn, Conrad?" fragte der Obermüller.

„Ihr wißt," entgegnete Bach-Kurt, „daß ich mit heilloſem Geld das Wägelchen bei dem Pipperlein in Gelnhauſen hab' machen laſſen; es iſt nun da, und ich ſag' Euch, der Fürſt hat kein ſchöneres. Aber nun kann ich Euch nicht in mein Haus mit Ännchen abholen. Wenn Ihr nun ſagtet: Ja, ich geb's zu, daß mein Kind den Bachtanz thut, aber Ihr müßt abſtehen vom Abholen in der Mühle, ſondern Ihr holet's ab im Hauſe Conrad's und zwar erſt nach dem Eſſen. Dann hol' ich Euch in der Pracht ab; dann bring' ich mein köſtlich Imbiß an den Mann, das auch ſo viel Geld koſtet, und Ännchen ſieht doch mein Haus und was drinnen iſt. Wie meint Ihr? Mein' Seel', es iſt doch ſchon zum Berſten, wenn man alles Andere zugeben muß, und der Lumpes, der Jacob, ſie zum Tanze holt! Ich freie dann über Tiſch!“

Der Obermüller ſann eine Weile nach, und nachdem er Alles rechts und links erwogen, rief er aus:

„Das iſt ein köſtlicher Gedanke! Ich thue es, verlaß dich drauf.“

Bach-Kurt ſah zum Fenſter hinaus, da er Stimmen hörte und Tritte.

„Sie kommen!“ rief er und verbarg ſich ſchnell in der Stubenkammer.

Mit höflichen Manieren traten die Burſche ein und kündigten dem Vater in wohlgeſetzter, förmlicher Rede die Ehre an, die ſeiner ehr- und tugendſamen Tochter ſei erwieſen worden; ſie ſagten ihm, daß ſie würde abgeholt werden, was vor ein Uhr am Montag Mittage geſchehen werde.

Der Obermüller dankte für die ſeiner Tochter erwieſene Ehre, ſetzte aber hinzu, daß es ihm mehr Freude würde gemacht haben, wenn ſie ihr einen anderen Tänzer würden gegeben haben. Endlich rückte er mit ſeiner Bedingung heraus. Die Burſche ſtutzten, weil ihnen etwas der Art noch nicht vorgekommen war.

Einer unter ihnen, Bach-Kurt's Nachbarsſohn und heftigſter Gegner, der ſich ſchnell beſonnen hatte, ſtieß die Anderen an und ſagte dann:

„Das wollen und können wir Euch zugeſtehen, weil ſonſt der ſchöne, rothe Bach-Kurt ſein kornblumenblaues Wägelein nicht könnte benutzen und ſehen laſſen.“

Der Obermüller ſchwieg betroffen und die Burſchen wünſchten gute Nacht und gingen.

Kaum waren die Burſche jenſeit der Thürſchwelle, da fuhr Bach-Kurt aus der Thüre hervor und gab ſich, trotz des Grimmes, den ihm die Bezeichnung „ſchön“ und „roth“ geweckt, der höchſten Freude hin, daß ihm ſein wohlausgedachter Plan dennoch gelungen ſei, und er doch nun ſein Wägelchen zu Ehren und ſeine Mahlzeit anbringen könne.

Während auch der Obermüller ſich darüber freute und Beide nun Alles verabredeten, entſtand unter den Burſchen ein unzufriedenes Streiten, als ſie weit genug von der Mühle entfernt waren, um nicht verſtanden werden zu können.

Alle fielen über den Peter Schneider her, der es zugegeben, daß Aennchen nicht in der Mühle abgeholt werden ſolle. Das ſei ein Abweichen vom alten Recht und der alten Sitte, meinten ſie, und die Leute würden es mit Grund hart tadeln.

„Sorgt nicht für ungelegte Eier!“ rief der ſchlitzöhrige Burſche, der bei allen Neckereien, die Einem oder dem Anderen zugefügt wurden, die Triebfeder und Seele war, und in deſſen Kopfe mehr Schalksſtreiche und Schelmereien ſteckten, als in hundert anderen.

„Was ich ausgeheckt habe, will ich Euch ſagen. Morgen Nacht holen wir das Wägelchen aus dem Schuppen —“

„Ja,“ rief ein Anderer, „der iſt feſt zugeſchloſſen!“

„Laß mich ſorgen!“ verwies ihm Peter. „Bach-Kurt's Knecht iſt ein ferner Vetter von mir. Der gibt mir den Schlüſſel. Dann holen wir's, machen die Räder und Deichſel heraus, holen uns zwei Brandleitern, ſtellen die ſo leiſe als möglich an Bach-Kurt's Haus, ſchaffen das leichte Ding hinauf auf die Dachfirſte und machen dort Räder und Deichſel wieder dran, tragen unſere Leitern wieder an ihren Ort, und dann kann er erſtens Aennchen nicht holen, und iſt zweitens dem raſendſten Uz und Gelächter aller Leute den ganzen Tag preisgegeben; denn daß er für ſchweres Geld Niemand kriegt, der ihm hilft, es herabzuthun, dafür ſteh' ich ein.“

Der Haufe brach faſt in einen lauten Jubel aus über dieſen Schalksſtreich.

Peter legte ihnen tiefes Schweigen auf und ſagte:

„Seht, dann muß das Aennchen doch geholt werden und Bach-Kurt iſt geprellt — und das wird einen Uz geben, wie ihn Langenſelbold noch nicht erlebt!“

In voller Fröhlichkeit zogen die Burſche ein ins Dorf, und bald nach ihnen Einer, der zwar eine Abſicht erreicht zu haben ſich freute, aber in ſeiner niedrigen Seele noch eine andere trug, die er recht tief hinein verſchloß.

Vor dem Bachtanze pflegte der Dorfſpieß, wie man, weil er einen Spieß trug, den Ortsdiener oder Polizeidiener nannte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Mit einem ſchweren eiſernen Rechen wurde das Bachbett ſorgfältig an der Stelle des Tanzes durchzogen, damit große Steine entfernt würden, welche etwa ein Paar zum Fall in das Waſſer bringen konnte, denn dies wäre eine unvertilgbare Schmach geweſen, die noch Kindeskindern der Betroffenen aufgerüppelt worden wäre.

Der Dorfſpieß war ein alter, armer Mann ohne Familie, der alte Steffen, der dem Bach-Kurt ein Kapitälchen ſchuldig war und leider die Zinſen der letzten zwei Jahre nicht hatte erſchwingen können. Den hatte ſich der Bach-Kurt auf dieſen Abend heimlich beſtellt, und der alte Steffen, der Reichsſoldat geweſen war und gewohnt, pünktlich Dem nachzukommen, was ihm oblag, trat, ſobald es dunkel war, in Bach-Kurt's neu aufgeputzte Wohnſtube.

Bach-Kurt, der nie gegen Arme freundlich war, redete diesmal den Steffen mit einer Freundlichkeit und Leutſeligkeit an, die in des alten Mannes Seele ſchnell den Verdacht weckte, dahinter ſtecke etwas Arges, denn ſo war ihm der grobe Bach-Kurt nie begegnet.

„Womit kann ich Euch dienen, Conrad?“ fragte der alte Soldat, der ſich noch recht ſtramm hielt und ſeinen Spieß, den er allezeit in der Rechten trug, nöthigenfalls unangenehm verwenden konnte.

„Hört einmal, Steffen,“ ſagte freundlich der Rothe, „Ihr wiſſet, daß Ihr mir zweijährige Zinſen ſchuldet. Das macht zu zehn Prozent grade fünf Gulden. Ich weiß, daß Euch das drückt und wollte Euch darum einen Weg weiſen, auf dem Ihr ſie mit Einem Ruck abbezahlen könntet, ohne daß es Euch auch nur Einen Heller koſten.“

„Ei," ſagte Steffen lachend, „ſo möcht' ich auch das Kapitälchen abtragen können!"

„Wer weiß, was geſchieht," ſagte Bach-Kurt. „Heut möcht' ich's einmal mit den Zinſen anheben. Stellt Ihr Euch ſo an, wie ich's erwarte, ſo gibt's vielleicht mehr Gelegenheit."

„So rückt einmal 'raus!" ſagte, des langen Vorſpiels müde, der Ortsſpieß. „Ich hab' nicht lange Zeit zum Schmuſen."

Bach-Kurt lief in der Stube auf und ab und rieb ſich die Hände. Man ſah, es wollte nicht recht von der Bruſt, was er ihm ſagen wollte. Es iſt in ſolchen Lagen, als ob die Scham und das Gewiſſen mit ſtarken Armen die Seele zurückhielten, das, was ſie will, in Worte aus ſich heraustreten zu laſſen. So ging's jetzt dem Bach-Kurt; aber endlich faßte er doch die nöthige Kuraſche und ſagte leiſe, ganz nahe an Steffen herantretend:

„Gelt, Steffen, der Jacob und das Aennchen tanzen zuerſt!"

„Ja."

„Gelt, Ihr macht den Tanzplatz ſauber mit dem Rechen?"

„Iſt ſchon geſchehen."

„Hm! Wenn Ihr einen rechten dicken Stein in die Tanzbahn legt, ſo geb' ich Euch die Quittung über die fünf Gulden — und — noch ein baares Trinkgeld dazu. Kein Menſch erfährt's, wer's gethan; aber ich hätt' meine beſondere Pläſir dran, wenn ſie in den Bach plumpſten und alles Volk ins Lachen käme und Aerger und Schmach über ſie!"

Steffen durchzuckte es bei dieſem Anſchlage, wie wenn ein Blitz ihn träfe. Seine Fauſt faßte den Spieß mit einem Grimm, als wolle er das Eiſen zerbrechen; ſchnell aber beſann er ſich wieder. „Wie," dachte er, „wenn der rothe Canef einen Anderen anſtellte oder, wenn ich es ihm abſchlage, in der Nacht ſelbſt Steine hineinträgt? Freilich hat er dazu den Muth nicht, denn er iſt ſo abergläubiſch, wie ein altes Waſchweib, und würde mich nicht bezahlen, wenn er ſelber es zu thun im Stande wäre, zumal ſein Geiz über alle Spitzen hinaus geht. Da geh' ich rechter zum Scheine drauf ein."

„Das ließe ſich hören, ſagte der Taube, als er eine Ohrfeige bekam,“ ſprach nach einigem, bedächtigem Schweigen der Spießmann.

„Meint Ihr?“ fragte mit Entzücken der Bach-Kurt.

„Das iſt ja ein Leichtes,“ ſprach Steffen, ſeinen Grimm bemeiſternd. „Verlaßt Euch nur unbedingt auf mich,“ und damit brach er auf.

Bach-Kurt aber eilte an das Wandſchränkchen, holte und reichte ihm die Quittung und Steffen ging.

„Dich ſoll dieſer und der!“ rief er draußen, zornig die Fauſt gegen Bach-Kurt's Haus ballend, und raſchen Schrittes lief er zum Schultheiß.

Dieſer erſtaunte über des Menſchen Bosheit; nahm Steffen zu Protocoll und legte die Quittung demſelben bei, indem er zu Steffen ſagte, er möge ja gegen Jedermann tiefes Schweigen beobachten, bis die Stunde da ſei, wo er ihn zum Reden auffordern würde.

In ſeiner blinden Wuth hatte der rothe Bach-Kurt vergeſſen, daß Steffen ein entfernter Verwandter Jacob's war. Der Macht des Geldes vertraute er und im eigenen, verworfenen Herzen fand er den Grund zu der Hoffnung, daß der Arme zu jeder Schandthat fähig ſei, wenn das Geld ſein Auge blende. Diesmal war ſeine Rechnung falſch.

Der Sonntag Nachmittag war unter vielen Vorbereitungen zum Bachtanze hingegangen. Der Wagen war mit Grün köſtlich bekränzt, der die Mädchen abholen ſollte. Die größte Heiterkeit erfüllte Alle.

Auch in Bach-Kurt's Hauſe wurde das Feſtmahl vorbereitet für den andern Mittag und müde gingen die Bewohner zur Ruhe. Bach-Kurt ſelbſt ſchlief ein im ſeligen Bewußtſein, ſeinem Feind einen Fuß geſtellt zu haben.

Es gab keine größere Schmach, als die, das Mädchen in den Bach fallen zu laſſen oder ſelber den Fall zu theilen. Das mußte Aennchen's Herz von Jacob löſen und die Schmach, die ſie traf, führte ſie ſicher ihm zu. So ſchloß und rechnete der

Unhold und in ſolchen Träumen wiegte er ſich, bis der Schlaf auch ſein Auge ſchloß.

Es war Mitternacht vorüber, als Bach-Kurt's Knecht dem Peter den Schlüſſel zum Schuppen einhändigte, wo das Wägelchen ſtand.

Dunkle Geſtalten trugen Brandleitern herzu, die ſo leiſe und mit ſo wenig Geräuſch als möglich an Bach-Kurt's zweiſtöckigem Hauſe angeſtellt wurden.

Im Schuppen wurde nun eine große Thätigkeit entfaltet. Es war keine lange Zeit nöthig, die Räder und Deichſel zu entfernen. Jetzt trugen kräftige Jünglingsgeſtalten das leichte Wägelchen daher, die Leitern hinauf und pflanzten es auf die Dachfirſte. Räder und Deichſel wurden wieder angefügt und dann die Leitern eben ſo ſtill entfernt. Über der Thüre wurde ein Papier angeheftet, darauf mit mächtigen Buchſtaben zu leſen ſtand: „Gaſthaus zum blauen Wagen.“

Kichern und unterdrückes Lachen wurde erſt hörbar, als ſie mit den Leitern bereits wieder an dem Orte waren, wohin ſie gehörten. Der Knecht empfing wieder den Schlüſſel und Alles war ſtille wie im Grabe.

Bach-Kurt war durch ein verdächtiges Geräuſch allerdings erwacht. Anfänglich fürchtete er Diebe; allein dieſe Furcht verging ſchnell, als im Hauſe es ruhig blieb und auch der Spitz, der ſonſt ſo wachſam war, nicht bellte. Jetzt erwachte ſein Aberglaube. Das böſe Gewiſſen begann in ihm zu hämmern. Er betete viel tauſendmal: „Alle guten Geiſter u. ſ. w.,“ kroch tief unter die Decke und hörte endlich Eins ſchlagen und das Geſpenſterweſen ſich entfernen. Alles wurde grabſtill und ſeine Seele genas von ihrem Schrecken. Der Schlaf kam wieder mit Macht und hielt ihn gefangen, bis am Morgen ein heilloſer Lärm, ein wieherndes Gelächter von Hunderten von Stimmen ihn aus dem tiefen Schlafe weckte.

In dieſem Augenblicke klopfte auch der Knecht an ſeine Thüre.

„Was gibt's?“ fragte voll Schrecken und böſer Ahnung der Bach-Kurt.

„Ach Herr,“ jammerte der Knecht, „hört und ſeht Ihr denn nichts? Ganz Langenſelbold ſteht drunten und tobt und lacht.“

„Worüber denn?“ fragte er haſtiger.

„Ach du liebe Zeit,“ ſagte der Knecht, „da iſt Euch wieder einmal ein Streich geſpielt worden, wie in Langenſelbold noch nichts iſt erhört worden, ſeit es ſteht. Denkt Euch nur, über unſerer Thür hängt ein großes Papier, darauf ſteht geſchrieben: „Gaſthaus zum blauen Wagen —“

„Ei, du Eſelskopf, warum reißeſt du es nicht ab?“

„Ach du liebe Zeit, das würde wenig helfen, denn droben auf der Dachfirſt ſteht Euer Wägelchen und begreift's kein Menſch, wie das da hinauf gekommen iſt! Ach, Herr, es iſt nicht mit rechten Dingen zugegangen!“

„Das muß ich ſehen!“ ſchrie der Bach-Kurt, der den Lärm immer größer werden hörte.

„Geht um aller Welt willen nicht vor die Thür'!“ rieth weislich der Knecht. „Sie hänſeln Euch, daß Ihr Euch zu Tode ärgert!“

„Aber wo ſoll ich's denn ſehen?“

„Geht zur Hinterthüre hinaus in den Grasgarten,“ ſprach der Knecht. „Dort ſieht Euch Niemand und Ihr könnt die wunderbare Geſchichte ſo genau ſehen wie auf der Gaſſe.“

Der Rath war gut.

Bach-Kurt rannte hinab, hinaus und — ſtand ſtarr und bleich, wie Lot's Weib zur Salzſäule faſt verwandelt, da. Was er erblickte, überſtieg all ſein Begreifen. Wirklich! Sein Wägelchen ſtand droben auf der Dachfirſte, unverſehrt, mit den Stangen an den Siehlſcheiden, wie er es zum Anſchirren noch am Abend vorher fertig gemacht. Kalter Schweiß trat auf ſeine Stirne. Hatten das die böſen Geiſter in dieſer Nacht gethan, als er das Rumoren gehört? Waren auch unſichtbare Mächte gegen ihn aufgeſtanden, da doch ſo viele ſichtbare ihn genug quälten?

„Das haben böſe Geiſter gethan!“ rief er voll Entſetzen.

„Das glaub' ich nicht,“ verſetzte klug der Knecht, „denn auf der Bachſeite am Hauſe ſieht man die Löcher, wo die Leitern geſtanden haben, und die vielen Fußtritte ſind im weichen Erdreich am Saume des Baches eingedrückt, die ſind nicht von Geiſtern, ſondern von den Burſchen."

„Aber," rief er plötzlich, „iſt denn der Schuppen erbrochen mit Gewalt?"

„Nein," ſagte der Knecht, „da können tauſend Augen auch nicht das Kleinſte ſehen, was auf Gewalt ſchließen ließe."

„Hatten ſie denn den Schlüſſel?"

„Den tragt Ihr ja in Eurem Kamiſol; ſeht nach, da wird er ſich finden."

Dies Kamiſol hing aber vor dem Schlafengehen des Bach-Kurt unten in der Wohnſtube auf und er nahm's erſt mit, als er ſchlafen ging, ließ es aber auf dem Treppengeländer hängen, wie er oft zu thun pflegte.

Er eilte hinauf und fand den Schlüſſel richtig.

Seine Angſt, Verwirrung, Verlegenheit wuchs mit jeder Minute.

„Sag', Lips," rief er dem Knechte zu, „iſt denn das Wägelchen nicht herabzunehmen?"

„Das iſt leicht geſagt und ſchwer gethan," antwortete Philipp, der Knecht. „Ihr wißt ſchon, wie die Leute gegen Euch geſinnt ſind. Und wenn Ihr Hände voll Geld bietet, heute ſteigt Euch da Keiner hinauf und holt's Euch herunter. Übrigens müſſen das wenigſtens fünfzehn Mann ſein, ſonſt laſſen ſie's bleiben. Es iſt kein Spaß! Das Haus iſt hoch und der Wagen nicht leicht."

Das Alles war richtig: er konnte es nicht entkräften; aber eine Fluth von gräßlichen Flüchen und Verwünſchungen quoll aus ſeinem Munde für und über Die, welche des Streiches Urheber waren.

Endlich ſetzte er ſich nieder und die im Innern kochende Wuth löſte ſich in einen Strom von Thränen auf. War ja doch nun alle ſein Planen, Dichten, Trachten vernichtet. Er konnte Annchen nicht abholen, das Mittagsmahl blieb ihm alleine, ſie ſah ſein Haus und ſeine Herrlichkeit nicht, und daß er ſo greulich blamirt, beſchimpft und der Gegenſtand jubelnden Spottes geworden war, das zerſtörte vollends jede Hoffnung, das Mädchen zu gewinnen. Wie fiel es ihr jetzt ein, ihn zu wählen, der aller Leute Spott war, da ſie, ehe er das geweſen, nichts von ihm hatte hören wollen? Das wurmte und kochte in ihm.

Daß bei der Geſchichte auch der Jacob im Spiele ſei, für den alle Burſche, ja das ganze Dorf Partei genommen, das ſtand ihm außer Zweifel, und der Haß wurde ein tödlicher.

„Seht 'mal, da drüben im Wirthshaus liegt der Linſenmeyer von Frankfurt im Fenſter und lacht ſich mit ſeiner dicken Frau ſchier todt!“ ſagte der Knecht.

Der Name Linſenmeyer gab ſeinem Grimm und Haß eine andere Richtung. Er nahm eilig ſein Kamiſol, ſetzte ſein Pelzmützchen auf und eilte, durch den Garten, auf weiten Umwegen zu Linſenmeyer zu kommen. Dort war noch eine Handhabe für eine glühende Rache zu finden!

V.

Wer Andern eine Grube gräbt,
Fällt ſelbſt hinein!
Das ſoll Euch Allen, die Ihr lebt,
'Ne Warnung ſein.
Altes Lied.

Der Zuſammenlauf des ganzen Dorfs und der hölliſche Lärm, das Gelächter und all der Rumor hatte den Fürſten geweckt. Er fragte den Bedienten nach der Urſache, hörte aber hier nur Bruchſtücke.

„Rufe mir den Amtsrath!“ befahl er und der Bediente eilte hinweg.

Bei dem Amtsrathe war eben Gabriel.

„Ich habe Sie ſchon frühe rufen laſſen, weil ich mit Ihnen reden müßte, ehe Ihr Onkel von Frankfurt ankommt,“ ſagte der Amtsrath.

Gabriel unterdrückte ein Lächeln über das Wörtlein „frühe,“ denn der Oheim war ſchon da, und dies Wörtlein hat, je nachdem die Perſon iſt, welche es gebraucht, um auf die Zeit des Aufſtehens hinzuweiſen, gar verſchiedene Bedeutung.

„Mein Oheim iſt ſchon hier,“ ſagte Gabriel. „Ich komme eben von ihm.“

„Wirklich?“ rief der Amtsrath. „Nun, die Frankfurter ſind doch ſonſt keine Rothſchwänzchen, was das Frühaufſtehen angeht.“

„Leider iſt ihm ein Unglück paſſirt,“ ſagte Gabriel mit Theilnahme.

„So? Was denn?“

„Er hat eine Miethkutſche von Frankfurt und die brach Knall und Fall zuſammen, etwa drei Viertelſtunden von hier.“

„O, das bedaure ich ſehr!“

Gabriel verbeugte ſich dankend und fuhr fort:

„Ich habe den Wagner und Schmied hinausgeſchickt. Die aber kamen eben zurück und ſagten, der Kaſten ſei nicht mehr zuſammen zu flicken, weil er morſch und ſchlockerig, wurmſtichig und verdorben ſei. Nun weiß der Himmel, wie ich die Familie meines Oheims nach Frankfurt zurückbringen ſoll. Das neue Wägelchen des Bach-Kurt's, das mir der Geizhals vielleicht geliehen hätte, ſitzt, Sie werden es ſchon gehört haben, oben auf der Dachfirſte ſeines Hauſes.“

„Was ſagen Sie da?“ rief erſtaunt der Amtsrath.

„Belieben Sie nur an das Fenſter zu treten,“ ſagte Gabriel, „ſo werden Sie es ſelber ſehen.“

Der Amtsrath lief zum Fenſter, öffnete es, ſah das blaue Wägelchen auf dem Dache, hörte das Halloh des Volkes und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Welcher böſe Geiſt hat die Burſche regiert?“ rief er aus. „Das iſt ja eine halsbrechende Arbeit. Und das haben ſie in der letzten Nacht ausgeführt? Und warum? Erzählen Sie mir's doch!“

Gabriel war hiernach genöthigt, ausführlich dem Amtsrathe die Lage Jacob Köhler's, ſeine Stellung zu Obermüllers Ännchen, die Ränke des Bach-Kurt und die Abneigung des Obermüllers gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit dem armen Jacob, aber ſein Feſthalten an der Vermählung mit dem Bach-Kurt, auseinander zu ſetzen. Er mußte die Theilnahme des ganzen Dorfs an Jacob ihm darlegen und die daraus hervorgegangene Wahl zum Bachtanz. Er erzählte ihm ferner, wie (Bach-Kurt's Knecht hatte dem Peter ohnehin Alles verrathen, was Bach-Kurt vor hatte) der Bach-Kurt ſeinen Plan mit dem Abholen Ännchen's angelegt; wie der Obermüller mit ihm unter einer Decke geſpielt; wie die Burſche gegen das Herkommen darauf eingegangen, weil der liſtige Peter bereits ſeinen Plan mit dem Wägelchen Bach-Kurt's entworfen gehabt und wie ſie das nun zur Ergötzung des Volkes dieſe Nacht ins Werk geſetzt.

Der Amtsrath, der ohnehin für Jacob eingenommen war, klatſchte in die Hände und wollte ſich ausſchütten vor Lachen über dieſe muthwilligen, aber köſtlichen Streiche gegen den von allen Bewohnern Langenſelbolds gehaßten Bach-Kurt.

„Es iſt ein Act der Gerechtigkeit,“ ſagte er, „den ich freilich nicht beloben darf, der mir aber doch viel Vergnügen macht. Käme nur für den braven Jacob etwas heraus!“

„Bei dem Namen Jacob,“ fuhr er fort, „fällt mir eben ein, warum ich Sie rufen ließ. Seine Durchlaucht, unſer gnädiger Herr, haben mir befohlen, für Jacob die dreijährigen Zinſen zu bezahlen, die er Ihrem Onkel ſchuldig iſt. Da dieſer, wie Sie ſagten, hier iſt, ſo händige ich ſie Ihnen hier ein und bitte Sie, mir die Quittung zu beſorgen.“

Er gab dem freudig erſtaunten Gabriel das Geld.

„Noch Eins,“ ſagte er dann: „Sie haben vorhin der Verlegenheit Ihres Onkels und ſeiner Familie wegen der Heimfahrt nach Frankfurt gedacht. Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erweiſen kann, ſo ſteht meine Kutſche zu Ihren Dienſten.“

Gabriel wollte Das erbitten, was ihm der freundliche Mann zuvorkommend anbot. Er nahm es dankbar an und wollte ſich eben entfernen, als der Bediente des Fürſten den Amtsrath dorthin beſchied.

„Sehen Sie," rief der Amtsrath, „wie gut es iſt, daß Sie mir die Geſchichte erzählt; Seine Durchlaucht wollen gewiß Aufklärung über den Volksauflauf, und ich eile, dieſe zu geben."

Er grüßte Gabriel und ging. Dieſer aber eilte zu ſeinem Oheim, ihm das Geld zu bringen, worüber dieſer eben die Quittung ſchrieb, als der Bach-Kurt glühend und puſtend in die Stube trat.

Der Lachreiz der Tante, welcher in einem Jahre nicht ſo viele Anläſſe und Anſtöße erhalten, als an dieſem Morgen, war noch nicht überwunden, als die ſeltſame Geſtalt des fabelartigen Bach-Kurt's und die unendlich linkiſche Verbeugung, nebſt Kratzfuß hinten aus, ihn aufs Neue zu einem faſt convulſiviſchen Ausbruche brachte. Alle Mühe, das Lachen zurückzuhalten, war umſonſt; es brach ſo kräftig und ſo hinreißend hervor, daß Lieschen, Linſenmeyer und Gabriel davon ergriffen wurden und faſt willenlos einſtimmten.

Der Zorn Deſſen, der ſo komiſch zu wirken das Unglück hatte, ſteigerte ſich ſehr; allein er fand es zu ſeinem Zwecke höchſt dienlich, ſeiner Herr zu bleiben, und wie es auch innerlich in ihm gährte, ſo lachte er doch mit, als ſei er eben nicht im Entfernteſten gemeint.

Als endlich der erſte überwältigende Ausbruch vorüber war und Linſenmeyer die Quittung geſchrieben hatte, hob Bach-Kurt an, ſein Anliegen auseinander zu ſetzen.

„Ihr ſeid ohnehin das Getändel müde, da der Lumpes Euch keine Zinſen bezahlen kann und ſeid zu entfernt, ihm aufzulauern. Wenn Ihr mir die dreijährigen Zinſen nachlaßt, ſo geb' ich Euch Euer Geld baar und heute noch, und übernehme die Schuld des Jacob Köhler, oder vielmehr Eines Vaters und ſeiner Wittwe."

„Die Zinſen hat ſo eben Seine Durchlaucht, der Fürſt, der hier iſt, für die Wittwe Köhler bezahlt," ſagte Linſenmeyer.

„Auch noch!" rief Bach-Kurt. „So wollt' ich, daß — —"

Er verſchluckte den Fluch, als er in Gabriel's drohende Miene blickte.

„Aber das Kapital könnt Ihr mir doch überlaſſen gegen einen kleinen Nachlaß?“ ſprach Bach-Kurt.

„Es ſteht mir lang gut,“ entgegnete Linſenmeyer.

„So geb' ich Euch das Geld baar, rund und ganz, in harten Thalern,“ ſagte Bach-Kurt, „und Ihr braucht keinen Pfifferling nachzulaſſen.“

„Ich brauche das Geld nicht,“ war Linſenmeyer's Antwort.

Seine Frau nickte ihm zu, was eigentlich aber von dem Gatten ganz anders verſtanden wurde. Ihr gefiel Bach-Kurt's Anerbieten ungemein und ſie wollte ihrem Mann andeuten, er ſoll es annehmen; allein der Zahnkrampf ſtieg immer mehr und reden konnte ſie jetzt nicht. Linſenmeyer legte dies Nicken zu Gunſten ſeiner Meinung aus.

Bach-Kurt kratzte ſich hinter dem Ohr und war eben daran, dem eigentlichen Gläubiger ſelbſt Vortheile zu bieten, um nur ſeinen gehaßten Nebenbuhler in die Hand zu bekommen, als an die Thüre geklopft wurde und auf den Hereinruf Linſenmeyer's der hübſche, freundliche Jacob mit anmuthigem Gruß eintrat.

Erſtaunt ſah er den Bach-Kurt an, deſſen glühende Geſichtsfarbe in eine Todtenbläſſe überging, deſſen Lippe in unſäglichem, wahrhaft tigerartigem Grimme zuckte, und deſſen Augen Todespfeile auf Jacob ſchoſſen.

„Ich bin der Jacob Köhler,“ ſagte er, ſich an Linſenmeyer wendend, „und komme, Euch die rückſtändigen Zinſen zu zahlen.“

„Iſt das der brave Burſche, der die köſtlichen Erdbeeren für die Mutter gepflückt hat?“ fragte Lieschen ihren lieben Vetter Gabriel.

„Ja,“ antwortete dieſer und über das noch immer zuckende Angeſicht der Mutter flog ein Ausdruck von Wohlgefallen und Wohlwollen.

„Die ſind ſchon bezahlt,“ antwortete ihm Linſenmeyer. „Eben hat ſie der Durchlauchtigſte Fürſt bezahlen laſſen.“

„Der Fürſt?“ rief Jacob aus und wußte nicht, was er ſagen ſollte. „Der gab mir ja auch das Geld für die Zinſen.“

„Das geht mich nichts an,“ ſagte darauf Linſenmeyer. „Du biſt mir nichts mehr an Zinſen ſchuldig; aber iſt es dir Recht, wenn ich das Kapital hier an den abtrete?“ Er deutete auf den Bach-Kurt.

Jetzt kam das erſchreckende Erbleichen an den armen Jacob.

„An den?“ fragte er endlich. „Ach, Herr Linſenmeyer,“ ſagte er bittend, ja flehend, „ſeid menſchlich! ſeid barmherzig! Ich wollte lieber dem Teufel und ſeiner Großmutter es ſchuldig ſein, als dem!“

Das Wort war kaum ausgeſprochen, als ſich der ungeheuer muskelſtarke Bach-Kurt wie ein blutgieriger Tiger auf ſeinen Feind ſtürzte und ſich an ſeiner Kehle feſtkrallte. Jacob verſuchte umſonſt, den Raſenden von ſich ab und ſich Luft zu machen. Sie rangen und taumelten zur Erde, wo denn Bach-Kurt, auf Jacob’s Bruſt kniend, ihn erdroſſelt haben würde, hätte nicht Gabriel ſeine Hand in deſſen Halsbinde gewühlt und ihn, ſelbſt dem Erſticken nahe, genöthigt, ſein Opfer fahren zu laſſen.

Kaum hatte Bach-Kurt Jacob wüthend angegriffen, als die beiden Frauen in Todesangſt: Hilfe! Hilfe! zum offenen Fenſter hinausſchrien.

Unten am Hauſe ſtand der Schultheiß und Steffen bei einem Haufen Männer.

Kaum vernahmen ſie den verzweiflungsvollen Ruf, als ſie herauf eilten und ins Zimmer ſtürzten.

Hier hatte ſich unterdeſſen die Lage der Dinge wieder weſentlich verändert.

Natürlich war Bach-Kurt’s Wuth gegen Gabriel gekehrt worden, der ihn gehindert hatte, ſeine Rache an ſeinem Feinde zu üben. Kaum frei von Gabriel’s Hand, die er mit eiſerner Fauſt bewältigte, ſo ſchlug er dieſem mit der ganzen Wucht ſeines Armes ſo gewaltig auf den Kopf, daß er betäubt zur Erde ſtürzte, gab Linſenmeyer einen Stoß vor die Bruſt, daß er gegen die

Wand taumelte, und ſtürzte ſich wieder auf Jacob, der ſich eben aufrichtete.

Ehe er aber jetzt ſein Ziel erreichte, wurde die Thüre aufgeriſſen und der Schultheiß ſtürzte mit einem Haufen Männer herein.

Dieſe ergriffen den wüthenden Bach-Kurt und hielten ihn ſo, daß er ſich nicht rühren konnte. Während Gabriel in des jammernden Lieschen's Armen wieder erwachte, erzählte Linſenmeyer den Hergang in der Kürze vollkommen der Wahrheit gemäß, und der Schultheiß ließ den Schäumenden, der ſich gegen vier Männer wehren wollte, in das Ortsgefängniß abführen. Daß dies mit Püffen und Stößen verknüpft war, läßt ſich denken. Als aber die Männer und Steffen mit ihrem Gefangenen vor die Thüre kamen, wendete ſich der ganze Menſchenſtrom gegen den Unhold und begleitete ihn unter Verwünſchungen zum Gefängniſſe, wo der völlig Raſende brüllend ſeine Stirne wider die naßkalte Mauer ſtieß und ſich geberdete, daß ihm Steffen drohte, ihn mit Handſchellen und Ketten zu feſſeln, wenn er nicht zur Ruhe und Vernunft zurückkehre.

In dem Zimmer, welches Linſenmeyer mit ſeiner Familie im Wirthshaus inne hatte, war in Kurzem die Scene eine völlig andere geworden. Frau Linſenmeyer war vom Lachkrampfe völlig geneſen und widmete ihre ganze Sorgfalt den beiden Opfern der Wuth des bis zum Äußerſten gebrachten Bach-Kurt's. Sie wuſch ſie an, hielt ihr ſilbernes Biſamfläſchchen ihnen unter die Naſe und fragte hundertmal in Einem Athem: ob es beſſer ſei? —

Beide erholten ſich ſehr ſchnell wieder.

Der Schultheiß hatte indeſſen am Tiſche Platz genommen und ſchrieb den Kopf des Protocolls, zu welchem denn zuerſt Herr Linſenmeyer, dann die Übrigen nach der Reihe ihre Ausſagen gaben.

Als es geendet war, begab er ſich mit Jacob auf das Amt, um Bericht zu erſtatten.

Mittlerweile wurde denn die Geſchichte in allen Richtungen von der Familie Linſenmeyer beſprochen, bei der Gabriel bleiben mußte, überglücklich, daß die Tante wohlwollend war und er in Lieschen's Nähe ſein durfte, wenn auch die Möglichkeit zu einem vertrauten Geſpräch abgeſchnitten blieb.

Über Tiſch, wo es denn, trotz der Erſchütterungen des Gemüths, welche ſie erlitten, der Frau Linſenmeyer an Appetit durchaus nicht gebrach, fragte ſie Gabriel, ob er denn nichts von der Kutſche erfahren und bis zu welcher Stunde ſie denn wohl fertig ſein würde.

Jetzt erſchrak ſie aber denn doch ernſtlich und faſt mehr, als bei Bach-Kurt's Fauſtkampf, als Gabriel die troſtloſe Ausſicht eröffnete und hinzufügte, der Kutſcher ſei mit den Pferden bereits auf dem Rückwege, die Rudera der erfahrungsreichen Caroſſe aber im Hauſe des Stellmachers, von dannen für ſie keine Auferſtehung zu hoffen ſei.

„Aber um aller Welt willen, wie ſollen wir denn heim kommen?“ rief ſie. „Über Nacht bleiben, das geht einmal durchaus nicht, und von Gelnhauſen eine Kutſche holen, das währt am Ende bis zur dunkeln Nacht? Zudem iſt's hier herum niemals ganz juſt geweſen und der Büdinger Wald iſt nächſt dem Speſſart die Generalherberge aller Räuberbanden von weit und breit!“ Sie ſchuckerte, als ſie das ſagte und fuhr eifrig fort: „Gabriel, ich bitte dich um Alles und will dir's hoch anrechnen, hilf, daß ich zu rechter Zeit auf anſtändige Weiſe fortkomme, damit ich in Frankfurt nicht das Stadtgeſpräch werde!“

„Dafür hab' ich bereits geſorgt,“ ſagte Gabriel; „wie könnte ich Sie, theuerſte Tante, nur einen Augenblick in Sorge laſſen. Eben, als ich vorhin bei dem Herrn Amtsrath war, wollte ich ihn um ſeine herrliche, neue Kutſche für Sie bitten; da aber kam er mir unerwartet und ehe ich meine Bitte noch hatte vorbringen können, mit dem Anerbieten entgegen, Sie heimfahren zu laſſen. Sie können alſo ohne Sorgen ſein und nur die Stunde befehlen, wann der Kutſcher vorfahren ſoll.“

Da war's, als ob ein Lichtſtrahl der Verklärung auf das heiße Antlitz der Frau Linſenmeyer ſiele. Voll Entzücken reichte ſie dem Neffen über den Tiſch hinüber die Hand und ſagte:

„Das will ich dir nicht vergeſſen! Aber dem Herrn Amtsrath ſollten wir doch eine Dankviſite machen! Das iſt doch ein galanter und ſcharmanter Mann, das muß ich ſagen.“

„Dazu kann heute noch Gelegenheit werden,“ ſagte Gabriel. „Denn wenn der Bachtanz beginnt, müſſen wir doch auf die Brücke dort unten, wo wir näher ſind, und dahin wird auch der Herr Amtsrath mit ſeiner Familie kommen.“

Alles, was ſich ſeit frühem Morgen Unglückſeliges für den Bach-Kurt ereignet, wurde dem Obermüller brühwarm hinterbracht. Er war dadurch aus allen Fugen gerückt; ging theilweiſe in ſtillem Ingrimm umher, ſtellenweiſe fluchte er wie ein Türke. Dennoch aber ſchlichen ſich auch andere Gedanken zwiſchen die dem erkorenen Eidam günſtigen hinein, die ſich denn damit zu thun machten, woher es doch kommen möge, daß ihm auch kein Menſch im Orte gut ſei; er müſſe doch daran ſelber die Schuld tragen. Als er nun aber endlich doch vernahm, daß er wie ein Meuchelmörder den Jacob angefallen und ins Gefängniß (in den „Bellos“) ſei geſetzt worden, da ergriff ihn denn doch ein Schauder.

„Nein,“ ſagte er, „der ſoll mir nicht kommen! Auf meinem und meiner Vorfahren ehrlichem Namen ruht kein Makel und Flecken. Keiner hat je im Bellos geſeſſen. Das iſt nichts. Hol' ihn der Henker! Rothe Haare und Erlenholz wachſen doch allemal auf Sumpfboden!“

Jetzt kam aber einer der Knechte und ſagte:

„Herr, habt Ihr ſchon gehört, was der Bach-Kurt unſerer Jungfer für einen Schimpf anthun wollte?“

„Was?“ ſchrie der Obermüller. „Der rothe Hallunke wollte mein fleckenlos Kind beſchimpfen? Lüg' mich nicht an, Stoffel, ſonſt jag' ich dich morgen fort!“

„Gott behüte mich, Herr,“ ſagte der Knecht in aller Ruhe.

„Ich war grad ins Schultheißen, als der Schultheiß das Protocoll las, das am Abend geſtern der Dorfſpieß Steffen gemacht —“

„Der Steffen iſt ein ehrlicher Menſch,“ fiel ihm der Obermüller in die Rede. „Was hat der geſagt?“

„Der Bach-Kurt ließ ihn geſtern in der Dämmerſtunde rufen,“ fuhr der Knecht fort, „und wollte ihm ſeine zweijährigen Zinſen erlaſſen, wenn er in den Bach, wo der Tanz geſchehen muß, ein paar dicke Steine heimlich lege, damit der Jacob und die Jungfer, wenn ſie zuerſt tanzten, in den Bach fielen! Das hat denn der Steffen zum Scheine zugeſagt und iſt fort und zum Schultheiß gegangen und hat es zu Protocoll gegeben.“

„Ei du Spitzbube!“ rief der Obermüller in größtem Zorn. „Alſo das iſt deine geheuchelte Lieb' geweſen? Da ſoll doch lieber das ſiebzigjährige Löbchen, der Pferdejud von Gelnhauſen, mein Kind kriegen, als der Heimtücker, der Hallunke!“

Das gab dem Alten den letzten Druck.

Wie beſeſſen lief er in der Stube auf und nieder, murmelte in den Bart, fluchte, ſaß wieder ſtille da und konnte gar das rechte Gleis nicht mehr finden.

Bei Tiſch aß er faſt nichts, ſah in Ein Loch und ärgerte ſich nicht einmal drüber, daß Ännchen ſo heiter ausſah wie ein Frühlingsmorgen.

Ännchen war ſchon ſtattlich geputzt und wenn ihr Vater auf ſie hinſah und das liebreizende Mädchen mit dem alten, rothhaarigen Schurken in Gedanken zuſammenhielt, kam es ihm doch vor, als ſei er auf dem Wege geweſen, etwas zu thun, was weder Gott, noch Menſchen habe gefallen können; aber ganz angethan geweſen, einen giftigen Dorn in ſeine Seele zu ſenken und ſein geliebtes Kind elend zu machen. Er ſeufzte wohl einmal tief auf und dankte im Stillen Gott, daß es ſo gekommen.

Aber was wird's denn nun werden, dachte er, wenn ſie warten, daß mein Ännchen komme? Das wär' ja wieder ein Schimpf, den ſie ſchuldlos erlitte? Eine ſolche Reihe von Gedanken quälte ihn, als Ännchen nun geſchmückt in die Stube trat. Sie trug die knapp um die ſchmale Hüfte anliegende Jacke von feinem ſchwarzen Tuche. Vier bis fünf feine Tuchröcke bauſchten die Hüften auf und reichten bis zur Wade. Weiße Strümpfe von Baumwolle und niedliche Schuhe vollendeten den Putz. Auf dem reichen, glänzenden Haare ſaß das niedliche, geſtickte Mützchen. Ein Strauß gemachter Blumen lag an der linken Schläfe und ein Sträußchen natürlicher Blumen hielt ſie in der vor Freude und Luſt bebenden Hand.

Etwas Reizenderes konnte man nicht ſehen, als dieſes Mädchen, und die dunkle Farbe des Kleides hob den Schnee der Haut und das ſanfte Roſenroth der Wangen. Die ſchlanke, biegſame Geſtalt und der kleine, wohlgeformte Fuß wurde durch dieſe Tracht ungemein gehoben. Schöner aber als Alles war das, gleich Sonnen ſtrahlende Augenpaar.

Der alte Obermüller vergaß bei ihrem Anblick all' das Herzeleid dieſes unglückſeligen Tags. Er wußte es den jungen Leuten Dank, die ſeinem Kinde dieſe Ehre anthaten, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ſie, das reichſte Mädchen der Gemeinde, mit Jacob, dem ärmſten Schlucker des Dorfes, tanzte.

„Übrigens,“ ſagte er vergnüglich zu ſich ſelbſt, „iſt der Jacob unſtreitig der ſchönſte Burſch, der am End' alleine zu meinem Ännchen paßt — und — man kann ihm doch auch nicht das Geringſte nachſagen. Er und ſeine Mutter, wie auch ſein Vater, ſind unbeſcholtene, brave Leute.“

Dabei brach er jedoch, ordentlich erſchreckend, ab; es war, als ob er ſich fürchte, einem weitern Gedanken zu Gunſten Jacob's zu begegnen.

„Wo ſie nur mit dem Wagen bleiben?“ dachte er; denn auf ſeiner Wanduhr war's bereits halb Eins.

Er ging hinaus und ſtieg auf die Anhöhe neben der Mühle, wo er weithin den Weg gen Langenſelbold überſchauen konnte.

Ännchen war ruhig und in ſich ſeelenvergnügt. Sie wußte beſſer Beſcheid, als ihr Vater; denn in letzter Nacht, es war ſchon gegen Tag, flog ein Steinchen gegen ihr Fenſterlein, das ſie weckte.

Sie horchte auf.

Ein zweites Steinchen war das Zeichen, daß Jacob da war.

Sie kleidete ſich raſch an und öffnete.

Und nun erzählte er ihr Peter's Schalksſtreich mit dem Bach-Kurt und ſagte ihr dann, er würde ſie nun mit dem Wagen und zwar vor allen anderen Tänzerinnen abholen; ſie ſolle nur ſich fein fertig machen und zeitig. Dann war er wieder am Stamme der Pappel hinabgeglitten, wünſchte ihr noch einen ſüßen Schlaf und verſchwand in dem Dunkel.

Da wußte ſie nun, wie Alles ſtand, und mit ihrem Engelslächeln harrte ſie des Augenblickes, wo er käme.

Endlich kam ihr Vater eilfertig auf die Thüre zugeſchritten.

„Ich höre ſchießen im Dorfe,“ ſagte er, „nun wirſt du nicht mehr lange zu warten brauchen. Ich will mich anthun und gehen,“ ſagte er, legte ſein Kamiſol und ſeine weiße Schürze ab, zog den müllerblauen, langſchößigen Rock mit den tellergroßen Knöpfen an, ſetzte den Dreimaſter auf das grüne Pelzkäppchen, ſtopfte ſeine Pfeife, zündete ſie an und ging.

VI.

Die Fiedel klingt und hebt die Bruſt,
Beſchwingt den Fuß zu des Tanzes Luſt,
Und Alt und Jung drängt zu dem frohen Reigen.
[illegible]

Mittag war vorüber.

Um die Brücke mitten im Dorfe ſammelten ſich Fremde und Einheimiſche in immer größeren Maſſen. Nur auf die Brücke durfte Niemand und der Raum am Bach unter der Brücke mußte leer bleiben. Wachen ſtanden da mit alten Musketons von Anno 11, aus deren roſtigem Lauf eine Kugel umſonſt den Weg haben würde.

Jetzt ſammelten ſich die Burſche. Kräftige ſchöne Geſtalten waren's, die in den langen, blauen Jacken und Weſten und den grünen, runden Pelzkäppchen gar ſchmuck ausſahen.

Drei darunter trugen grüne Rosmarinſträuße im Knopfloche. Das waren die Tänzer, und unter ihnen ſtach wieder Jacob beſonders hervor, wie an Größe, ſo an Schönheit der Geſtalt und jugendlicher Friſche. Niemand ſah ihm mehr an, wie nahe er unter der mörderiſchen Fauſt des nun im Volkes raſenden Bach-Kurt's dem Erſtickungstode vor Kurzem erſt geweſen war.

Die Kunde hatte ſich verbreitet, der verehrte Fürſt ſei ſelber im Schloſſe. Da galt's, nicht vom geſtrengen Herrn Amtsrathe, ſondern von dem gnädigen Herrn ſelber die Erlaubniß zum Beginne des Feſtes zu holen.

Jetzt ging's piff! paff! Ein paar Dutzend Schüſſe knallten und die Schaar der Burſche bewegte ſich zu dem Schloſſe hin und in dichten Maſſen folgte der Haufen Volks.

Am Schloſſe angekommen, trat Jacob, als der erſte Bachtänzer, vor und ſchritt die Treppe hinauf und zu der Thüre hinein.

Der Bediente hatte Befehl, ihn einzuführen.

Tief neigte er ſich vor dem Landesherrn und ſagte dann erglühend:

„Gnädigſter Herr! Geſtern hab' ich dumme Streiche gemacht. Ich 'war mit Blindheit geſchlagen, daß ich meinen gnädigen Fürſten und Herrn nicht kannte. Heut' ſind meine Augen klar und ich bitte demüthigſt um Vergebung; aber zugleich komme ich im Namen der Jugend dieſes Dorfs, um die Erlaubniß mir von Eurer Durchlaucht zu erbitten, daß der Bachtanz beginnen dürfe und daß es unſerm gnädigſten Herrn gefallen möge, ihn anzuſehen mit freundlichem Auge!“

Der Fürſt ſah ihn mit Vergnügen an.

„Hör' 'mal, Jacob,“ ſagte er, „ich glaube, heute gefällſt du deinem Mädchen über die Maaßen!“

„Ach,“ ſeufzte Jacob, „was kann mich das helfen?“

„Wie wär's, Alter, wenn der geſtrenge Herr Revierförſter bei dem Obermüller, dem alten Starrkopf, ein gut Wort einlegte?“

Jacob ſah unter ſich und drehte ſeine Pelzmütze in entſetzlicher Verlegenheit. Endlich ermannte er ſich.

„Ach, gnädigſter Herr," ſagte er, „Ihr habt mich ſo mit Gnade überhäuft, daß —"

„Aha," lachte der Fürſt. „Du willſt mich als Freiwerber nicht?"

„Ach, Ihre Durchlaucht," ſagte Jacob faſt traurig, „das glaubt ja nicht — aber —"

„Nun — aber?" fragte der Fürſt, der ſich an der peinlichen Verlegenheit des ſchönen und braven Burſchen weidete.

„Ach, nehmt's nicht arg," platzte er heraus, „das geht nicht!"

„Da will ich dir doch zeigen, daß es geht," rief der Fürſt. „Du ſollſt hören, was ich ihm ſage. Verlaß dich auf mich. Einen guten Freund darf man in der Noth nicht ſtecken laſſen, und wir ſind, ſeit dem Erdbeerpflücken, gute Freunde geworden. Nun geht in Gottes Namen. Hebt Euren Bachtanz an. Ich will kommen und zuſehen. Mach' aber nur deine Sache gut! Ich will ſchon das Meine thun!"

Jacob verbeugte ſich und ging.

Der Fürſt lachte herzlich.

Jacob aber dankte Gott, daß er von dieſer Unterredung erlöſt war.

Als er heraustrat, rief er: „Vivat, unſer gnädiger Fürſt lebe hoch!" Und das „Hoch!" wirbelte aus viel hundert Kehlen in die Luft und wieder knallten die Flintenſchüſſe luſtig drein.

Als ſie zur Brücke zurückkamen, ſtand der geſchmückte Wagen da. Die Muſikanten ſaßen drauf. Sie begannen zu ſpielen, die Burſche ſchwangen ſich drauf. Die raſchen Pferde zogen an und im Fluge ging's nach der Obermühle.

Der Obermüller ſah ihm ſchmunzelnd nach.

Während nun das Volk, die Fremden und die unendlich zahlreiche liebe Jugend von nah' und fern' den großen Kreis um die Stelle ſchloß, wo der Tanz vor ſich gehen ſollte, kam Steffen in ſeinem beſten Rocke, ſetzte ſich hin, zog Schuhe und Strümpfe aus, nahm einen breiten, eiſernen Rechen und unterſuchte noch einmal den Boden des Baches, ob es nicht dem Bosfeinde, dem eingefleiſchten Bach-Kurt, doch möchte gelungen ſein, ſeinen rachſüchtigen Plan auszuführen. Als er aber das hier wenigſtens dreißig

Fuß breite Bachbett rein von Hinderniſſen und feſt fand, trug er in die Mitte des Bachbettes einen Tiſch, drückte die Füße in den Kies des Bodens ſo feſt ein, daß die dahinrollende Fluth ihn nicht umreißen konnte, ſtellte eine große Flaſche mit Wein darauf, nebſt einem Glaſe, und kam wieder ans Ufer.

Bis jetzt hatte Frau Linſenmeyer mit ihrer ſchönen Tochter im Fenſter ihrer gemietheten Stube dieſen Vorgängen zugeſehen und hinter ihnen ſtanden Linſenmeyer und Gabriel.

Die dicke Frau brannte vor Neugierde, den Tanz anzuſehen, und konnte kaum deſſen Beginn erwarten.

Sie ſprach das aus.

„So laſſen Sie uns hinunter gehen, beſte Frau Tante,“ ſagte Gabriel. „Leider iſt der Standpunkt hier nicht der beſte. Die Brücke verdeckt uns die Tanzenden, namentlich wenn ſie von Zuſchauern bedeckt iſt, aber dann muß es ſchnell geſchehen.“

Er hatte das Wort noch nicht ganz ausgeſprochen, als die Tante ſchon ſeinen Arm ergriff.

„Du mußt heute mein Führer und Schützer ſein,“ ſagte ſie vergnüglich lächelnd.

Sie gingen und nahmen neben der Brücke Platz.

„Warten Sie nur,“ ſagte die Wache, „wenn die Herrſchaft drauf iſt, laß ich Sie auch drauf.“

In dieſem Augenblicke ſtob das Volk auseinander. Die Hüte und Mützen flogen von den Köpfen.

„Der Fürſt! Der Fürſt!“ hörte man halblaut ſummen.

Und in der Gaſſe kam die ſtattliche Geſtalt des Fürſten Wolfgang zu Yſenburg, nach allen Seiten ſeine Unterthanen und die Fremden grüßend.

Die Wache präſentirte den roſtigen Musketon, und der Fürſt trat auf die Brücke.

Hinter ihm kam der Amtsrath und ſeine Familie, die Rentei- und übrigen Beamten.

Als er ſich Gabriel nahte, ſagte er lächelnd:

„Es iſt gut, daß Sie da ſind.“ Jetzt ſah er die Familie

Linſenmeyer. Er grüßte höchſt artig und ſagte zu Gabriel gewendet: „Wohl die werthe Familie Ihres Herrn Onkels aus Frankfurt?“

Nun mußte ſie Gabriel vorſtellen.

Frau Linſenmeyer fand ſich unendlich geehrt und ſtattete im Voraus in wohlgeſetzter Rede ihren Dank für die zuvorkommende Güte in Betreff des zu leihenden Wagens ab.

Der Amtsrath ging mit der Gewandtheit eines feinen Weltmannes darüber weg und äußerte nur, daß es ihm doppelt Freude mache, eines Theils einer ſo achtbaren Familie, andern Theils einem ſo braven jungen Manne ſich gefällig erweiſen zu können.

Damit brach er ab und that, als ſähe er jetzt erſt das bildſchöne, ſchamhaft erglühende Lieschen, das ſich ſittig neigte.

„Ach,“ ſagte er, zu Frau Linſenmeyer gewendet, „gewiß Ihre Jungfer Tochter und die Braut meines braven Gehilfen? Nicht wahr, Gabriel's Braut?“

Frau Linſenmeyer war in einer entſetzlichen Lage. Sie hielt es für unendlich ungezogen, dem ſo artigen Mann eine Frage zu verneinen — und doch — wir wiſſen ja wie's ſtand, obgleich der Himmel ſich heute ſehr aufgeklärt hatte. Sie konnte, ſie durfte die Antwort nicht ſchuldig bleiben.

Tief neigte ſie ſich und ſagte laut: „Ja!“

„Nun, nun, das iſt ja ſchön, daß ſich das ſo gemacht hat,“ fuhr der Amtsrath fort, der zwar von der eigentlichen Bewandtniß der Entfernung Gabriel's aus Linſenmeyer's Geſchäft und Haus durch ihn ſelber unterrichtet war, aber aus dem Hierherkommen der Eltern und der Jungfrau ſchloß, es habe ſich Alles gegeben und Frau Linſenmeyer's Widerwille ſei verflogen.

„Wünſche Ihnen zu dem braven Schwiegerſohne Glück, Herr und Frau Linſenmeyer! Und Ihnen, ſchönes Kind, nicht minder,“ fuhr er fort. „Sie haben gut gewählt; Gott ſegne Ihre Verlobung!“ Dann wandte er ſich an Gabriel und ſagte: „Sie aber haben das große Loos gezogen, Herr Gabriel, gratulire von Herzen. Ihr Bräutchen iſt ja ein leibhaftiger Engel. Nun, werden Sie ein braver Ehemann!“

Er drückte ihm die Hand und ſagte:

„Treten Sie doch mit den Ihrigen an die Seite meiner Frau und Kinder!“

Nun begrüßten ſich die Frauen und es regnete Glückwünſche vom Himmel zu Hauf.

Frau Linſenmeyer ergab ſich drein.

Gabriel aber dachte: Recht iſt Recht! Bin ich Bräutigam, ſo will ich auch bei der Braut ſein, und trat, während die Tante mit der Frau Amtsräthin plauderte und knixte, zu ſeinem Lieschen, das im Purpurglühen ſüßer Scham nicht wußte, wohin es ſich wenden ſollte.

„Braut!“ ſagte Gabriel mit dem ganzen Nachdruck eines unausſprechlichen Entzückens, und Lieschen ſah mit brennenden Wangen zur Erde, aber ihre Hand drückte leiſe die ſeine.

Linſenmeyer lachte mit dem ganzen Geſicht, und hätte doch weinen mögen vor Luſt und Freude; denn ſein Herzenswunſch war zur Erfüllung gekommen in einer ſo wunderbaren Weiſe, daß er gar nicht ſich zu faſſen wußte.

Allen dieſen Seelenſtimmungen machte ein Tuſch der Muſik ein Ende und leitete alle Blicke auf den geſchmückten Wagen, der eben jetzt daher rollte mit den Burſchen und den drei reizenden Mädchen.

Der Fürſt ſah ſie an und ſagte zum Amtsrath:

„Welche iſt des Obermüllers Tochter?“

„Die an Jacob's Seite!“ antwortete der Amtsrath.

„Wahrlich,“ ſagte der Fürſt, „die iſt ſo ſchön wie die Braut Ihres Schreibers, die Sie eben beglückwünſcht haben. Ein ſchönes Paar, nu ſo! Die müſſen auch ein Ehepaar werden, Herr Amtsrath!“

Der Amtsrath neigte ſich.

„Laſſen Sie mir nachher einmal den Obermüller rufen!“

Der Amtsrath lächelte vergnügt und ſagte:

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Jetzt traten die Muſikanten in den Bach, wadeten vorſichtig durch und ſetzten ſich auf den Tiſch.

Dabei gab's komiſche Stellungen, welche das Volk zum Lachen reizten. Jeder ließ ſich um ſo ungebundener gehen, als der gnädige Fürſt ſelbſt lachte.

Nur Frau Linſenmeyer hielt mit Macht an, um nicht in ihr convulſiviſches Gelächter auszubrechen und dann ſelbſt Gegenſtand des Gelächters zu werden.

Die Muſikanten ſtimmten und begannen eine Fanfare.

Die drei Paare waren abgeſtiegen und ſtanden in Einer Reihe.

„Mein' Seel'," ſagte Frau Linſenmeyer zur Frau Amtsräthin, „das Pärchen rechts iſt wunderſchön!"

Dieſe nickte bejahend.

Jetzt trat Jacob, ſein herrliches Ännchen an der Hand, in den Bach und vor den Tiſch, wo ihm der Muſikanten einer das leere Glas reichte.

Er nahm ſein Mützchen ab, verbeugte ſich und hob mit lauter, klarer Stimme an:

„Gnädigſter Fürſt und Herr! Erlauben Eure Durchlaucht Eurem geringſten Unterthan, auf Hochdero Wohl zu trinken?"

Der Fürſt nickte lachend mit dem Kopfe.

Jacob ſpülte ſein Glas im Bach aus, ließ es ſich füllen und hob an:

„Liebe Mitbürger und Gäſte! Geſtern war ich auf dem Röthelberge und fand dort einen Herrn im grünen Jagdkleide. Der Herr war dem armen Jacob über die Maaßen gnädig, und da vermeinte ich, es ſei unſer künftiger Herr Revierförſter. Gott weiß, ich war wie ein Stockblinder! Als der mildreiche Herr fort war, fand ich ſeinen Geldbeutel, den er verloren. Ihr wiſſet Alle, was man findet, iſt ein geheiligt Gut und es iſt eines ehrlichen Chriſtenmenſchen Schuldigkeit, daß man's wiedergebe. So that ich und finde den Herrn im Schloſſe bei unſerm lieben, gütigen Herrn Amtsrathe. Himmel! wie hüpfte mir das Herz im Leibe, daß ich dem gütigen Herrn den Beutel wiederbringen konnte! Da ſchenkte er mir Gold — ich wollt's nicht nehmen, aber der gütige Herr that's nicht anders und der Herr Amtsrath auch. Da dacht' ich, du kannſt für deine liebe, gute Mutter die rückſtändigen Zinſen bezahlen und dankte dem liebreichen Geber und dem lieben Gott;

aber als ich heute meine Zinſen bezahlen will, ſind ſie ſchon bezahlt, und wer hat's gethan? Eben der mildreiche Herr. Und wer war's? Unſer gnädigſter Herr, Herr Fürſt Wolfgang zu Yſenburg! Das mußt' ich Euch erzählen und nun ruf' ich aus Herzens Grunde: Gott ſegne unſeren gnädigen Landesvater reichlich und ewiglich! Und dann heb' ich mein Glas und leer' es auf das Wohl unſeres gnädigſten Fürſten und Herrn! Vivat hoch!"

Er leerte ſein Glas.

Tauſendſtimmig klang's! „Hoch, dreimal hoch!" Und der Jubel wollte nicht enden, obgleich Viele Thränen in den Augen hatten.

„Das iſt ein Teufelsjunge!" ſagte Frau Linſenmeyer zu der Frau Amtsräthin und beide wiſchten ihre Augen.

Dem Fürſten ſelbſt war es, das ſah man ihm an, wunderlich ums Herz.

Jetzt erklang die Muſik und Jacob faßte mit einem „Juchhei!" ſein Ännchen und tanzte dreimal um den Tiſch. Dann trat er ans Ufer und führte Ännchen in ein nahes Haus, um friſche Strümpfe und Schuhe anzulegen, was er auch that.

Nun kam das zweite Paar. Der Tänzer trank auf das Wohl der gnädigen Frau Fürſtin und der hochfürſtlichen Familie und des hochfürſtlichen Hauſes Yſenburg. Wiederholter und nicht geringerer Jubel erſchallte.

Der Dritte brachte das Wohl des Herrn Amtsraths und ſeiner Familie aus und auch hier zeigte ſich die Liebe des Volkes zu dem milden und doch gerechten Beamten durch eben ſo laut hallendes Hoch.

Nun aber drängten ſich alle Burſche mit ihren Mädchen zum Bach und Alles wirbelte, daß das Waſſer ziſchte und ſchäumte. Plötzlich aber kam der Hauptſpaß.

Trotz aller Vorſicht der um ſich ſpähenden Muſikanten hatte ſich ein Schalk von jungem Burſchen unbeachtet unter den Tiſch gehockt und plötzlich warf er ihn mit aller Macht um, daß die fünf Muſikanten mit lautem Geſchrei und in den komiſchſten Stellungen kopfüber ins Waſſer fielen.

Dies ſetzte dem Volksjubel die Krone auf. Ein Gelächter, desgleichen man kaum irgend hören kann, wirbelte auf. Selbſt der heitere Fürſt lachte herzlich und dies trug zum immer wieder neuem Aufbrauſen nicht wenig bei.

Aber mit Schrecken blickte die Frau Amtsräthin ihre dicke Nachbarin an, die ganz aus allen Fugen war. Ihr Lachen ſchallte wie eine Trompete und dabei rannen ihr die Thränen ſtromweiſe aus den Augen.

„Gabriel, um Gottes willen, die Mutter!“ rief Lieschen aus, die vorausſah, daß das ein neues Schau- und Luſtſpiel für das Volk werden würde, und Beide drängten ſich durch, faßten die dicke Frau und führten ſie eilig ins Zimmer des Wirthshauſes.

Linſenmeyer aber ſagte zur Frau Amtsräthin:

„Entſchuldigen Sie das unanſtändige Lachen meiner lieben Frau! Sie iſt mit dem Lachkrampfe behaftet!“

Und dann eilte er ihr nach.

Er fand ſeine Frau im wüthendſten Gelächter, und da er wußte, daß da nichts beſſer war, als wenn man ſie allein ließ, bat er ſie, ſich auf das Bett zu legen und ging mit Gabriel und Lieschen in den Tanzſaal, wo die Muſik ſchon erklang und die Paare in luſtigem Wirbel ſich drehten.

Auch Gabriel wollte Lieschen zum Tanze führen. Sie lehnte es ab, denn ihr war heute ſo wunderſam zu Muthe, daß ſie nicht tanzen konnte. Ihre Stimmung war ſo ganz dieſer tollen Luſt entgegen, daß ſie Gabriel bat, mit ihr in den Garten zu gehen. Dort in der ſtillen Laube ſank ſie weinend an des Geliebten Bruſt, aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, ſondern die einer ſeligen Freude, denn die Mutter hatte ſie ja als Brautpaar dargeſtellt und die Glückwünſche angenommen.

Ihr kühnſtes und ſchönſtes Hoffen war erfüllt und heute gab und nahm ſie den Brautkuß in ſeligem Entzücken.

So ſaßen ſie eine Stunde da und ihre Seelen waren voll Dankens und Preiſens; da rief ſie der Vater zur Mutter; der Lachkrampf war vorüber.

Sie ſaß da und breitete ihre Arme ihren Kindern entgegen.

„Gott ſegne euch!“ ſagte ſie mit Rührung. „Gott hat es ſo gefügt und ſein Wille geſchehe! Seid gute Kinder, wenn einmal eure Eltern alt werden!“

Auch der glückliche Linſenmeyer, der dem ſeltſamen Ereigniß noch nicht ganz getraut hatte, wagte es jetzt, ſie an ſein glückliches Vaterherz zu drücken und ſie zu ſegnen.

„Nun aber, lieber Sohn, ſorge, daß wir in zwei Stunden wegfahren können,“ ſagte die Mutter. „Du fährſt mit uns und bleibſt bei uns.“

Das aber ging nur in ſo weit, daß er ſie nach Frankfurt begleitete. Denn er mußte bei dem Herrn Amtsrath noch drei Wochen ausharren, bis ſeine Stelle erſetzt ſein würde.

Das ſagte er der umgewandelten Mutter, die ihm noch die Pflicht auferlegte, den wahren Sachverhalt weder dem Amtsrathe noch ſonſt Jemanden zu ſagen.

Während dies hier vorging, kam der Amtsdiener zu dem Obermüller, welcher hinter ſeiner Flaſche ſaß und dem flinken Paare mit Luſt zuſah, wie ſie ſich im Tanze drehten.

Der Amtsdiener winkte ihm.

Ei, dachte der Obermüller, was will denn der?

Soll ich vielleicht dem Conrad Erlinger, dem vermaledeiten Bach-Kurt noch Zeugniß ablegen?

Hol' ihn dieſer und der! Ich will dir den Pfeffer ſalzen, wenn ich hin und zum Zeugniß komme. Wart' Spitzbube, ich will dir Steine in den Bach legen! Die ſollen dir an den Kopf fliegen!

Er leerte ſeine Flaſche, die ohnehin auf der Neige war, und folgte dem Amtsdiener ins Schloß.

Er war während des Ganges immer nur mit dem Bach-Kurt beſchäftigt und ging ſeinen gemeſſenen, gravitätiſchen Schritt.

Endlich erreichten ſie das Schloß und der Amtsdiener führte ihn in die leere Amtsſtube.

Nach einiger Zeit, die dem hochfahrenden Obermüller äußerſt lang und ärgerlich wurde, kam der Bediente des Amtsraths, um ihn in den Saal zu führen.

Wie erſchrak aber der Obermüller, als er plötzlich vor ſeinem

Landesherrn ſtand, der nicht mehr ſo freundlich drein ſchaute, als dies auf der Brücke geſchehen.

Er war, wie verſteinert vor Schrecken; dennoch ſammelte er ſich ſo weit, daß er eine ehrerbietige Verbeugung zu Stande brachte.

„Seid Ihr der Obermüller?“ fragte der Fürſt nicht eben ſehr milde und freundlich.

Der Obermüller bejahte.

„Ihr habt,“ fuhr der Fürſt fort, „wie ich hier gehört, mit dem Conrad Erlinger, den ſie ſchlechthin den Bach-Kurt nennen, eine Verbindung unterhalten, die zur Verheirathung deſſelben mit Eurem Kinde führen ſollte. Kanntet Ihr dieſen verworfenen Menſchen, der Euch und Eurem Kinde die größte Schmach bereiten wollte und den braven Jacob Köhler wie ein Meuchelmörder anfiel?“

Der Obermüller war bleich wie ein Todter; aber er mußte Rede ſtehen. Sein Stolz, der ſich vor Niemand beugen zu müſſen meinte, war darniedergeſchlagen. Er bejahte die Frage, ohne ihren ganzen Sinn begriffen zu haben.

„Wie?“ rief der Fürſt, zornig ſich erhebend, „und doch habt Ihr ihm Euer Kind geben wollen, bloß weil er reich war? Pfui der Schmach! Habt Ihr vergeſſen, was ein Vater ſeinem Kinde ſchuldig iſt? Wolltet Ihr es hinopfern dem Mammon, und wußtet doch, daß ihm das Herz brechen würde? Ihr ſeid ein Rabenvater, das ſag' ich Euch!“

So Etwas war dem Obermüller noch nicht begegnet; ſo hatte noch kein Menſch mit ihm geredet; es würde es aber auch ein Anderer nicht gewagt haben, denn blöde war der Obermüller nicht und ſeine Hände waren ihm gar nicht an den Leib feſtgewachſen, wie man von Denen ſagt, die die Leute gleich beim Kripps faſſen.

Hier ſtand er vor Einem, wo das ein Ende hatte oder eigentlich keinen Anfang, nicht einmal das Widerreden. Er war ſo betroffen, daß er den Muth nicht mehr hatte, Etwas vorzubringen. Endlich aber ſagte er:

„Ach, gnädigſter Herr, ſo hab' ich das ja nicht gemeint. So hab' ich ihn nicht gekannt, ſonſt hätt' ich ihn am Kripps gefaßt und vor die Thüre geſchmiſſen, daß ihm der Seelſack gewackelt hätte!“

Der Fürſt fuhr mit ſeinem Taſchentuche gegen das Geſicht, um das Lachen über des Obermüllers derbe Redeweiſe zu verhüllen.

„Warum glaubtet Ihr Eurem Kinde, warum anderen Leuten nicht?“ fragte der Fürſt.

„Ach, Durchlauchtigſter Herr,“ erwiederte der Obermüller, „Ihr wißt nicht, was das Sprüchwort ſagt!“

„Was ſagt's denn?“ fragte raſch der Fürſt.

„Man muß heirathen wollen, um ſchlecht gemacht, und ſterben, um gelobt zu werden,“ verſetzte der Obermüller. „So iſt es mir vorgekommen, als machten ſie den Bach-Kurt ſchlecht, um ihm die Braut zu rauben.“

„Hat auch der Jacob Köhler ihn ſchlecht gemacht?“ fragte der Fürſt.

Der Obermüller war von der Frage ſehr betroffen. Er beſann ſich eine Weile und ſagte dann etwas leiſe:

„Daß ich nicht wüßte!“

„Seht Ihr's,“ fuhr der Fürſt fort; „und der hätt's doch am erſten zu thun Grund gehabt, da ihm der Unhold ſein Mädchen rauben wollte. Ich will's kurz faſſen: der Jacob Köhler iſt mir ſehr werth. Ich kenne ihn als muſterhaft, brav und fleißig. Schon lange iſt es mein Plan, eine neue Mühle in das Gründanthal zu bauen. Die geb' ich dem Köhler als Erblehen.“

Da fiel dem Obermüller das Herz in die Schuhe.

„Ach, Ihre Durchlaucht,“ rief er, „dann ſind wir alle Beide caput!“

„Jacob Köhler wird ſich ſchon ſeiner Haut wehren!“

„Aber er verſteht ja das Mühlhandwerk nicht!“

„Da mag er ſich einen tüchtigen Mahlburſchen halten, von dem er's lernen kann!“

„Das lernt ſich nicht ſo leicht. Er kann ja keinen Mühlſtein ſchärfen!“

„Das iſt keine Hexerei,“ ſagte der Fürſt. „Er lernt's, denn er iſt jung, eifrig, fleißig. Ich werd' ihm ſagen, er ſoll ehrlich und chriſtlich moltern, und dann bin ich gewiß, daß er eine tüchtige Kundſchaft kriegt, wenigſtens alle Die, welche ſich nicht die Haut wollen über die Ohren ziehen laſſen.“

Der Obermüller verſchluckte die fürſtliche Pille, die nicht verzuckert war, und die ihn gehörig traf, und ſann nach, wie da zu helfen ſei.

Nach Allem, was der Obermüller aus des Fürſten Rede herausfingerte, war es deſſen Abſicht, dem Jacob einen Stein ins Brett zu ſetzen.

„Vielleicht,“ dachte der ſchlitzöhrige Müller, „kann ich einlenken. Gäb' ich vielleicht dem Jacob das Mädel, ſo ließe der Fürſt den dummen Gedanken fallen, noch eine Mühle zu bauen. Verſuch's einmal!“ dachte er.

„Mit der Mühle iſt's eine kitzliche Geſchichte, gnädigſter Herr,“ hob endlich der Obermüller wieder an. „Ich bin ein alter Kerl und brauch' für mich keine Bange zu haben, und meine Nachkommen mögen ſehen, wie ſie thun; aber es iſt nichts; denn alsdann hat keine zu mahlen. Die Obermühle hat ihre zwei Gänge jetzt nicht alle Tage nöthig. Wenn's bloß für den Jacob eine Verſorgung ſein ſollt', ſo wüßt' ich eine beſſere.“

„Laßt 'mal hören!“ rief der Fürſt, dem es mit der Mühle ſo wenig Ernſt war, wie dem Obermüller, und der die Sache eben nur als einen Schreckenberger benutzen wollte, was ihm halb und halb der Obermüller abgeluxt hatte.

„Ich muß ſagen,“ begann der Obermüller, „daß mir der Jacob heute ſehr gefallen hat. Hat Haar' auf den Zähnen und hat das Ding mit Euer Durchlaucht ſo gut gemacht, wie ein Pfarrer oder Schulmeiſter. Und wenn ich nehm', wie ſie Alle für ihn ſind, als wären ſie in ihn kopfüber vernarrt, ſo denk' ich, der wird eine Kundſchaft mitbringen. — Wenn darum Euer Durchlaucht von der neuen Mühle wollten abſtehen, ſo — wär' ich nicht ganz abgeneigt — — ihm — mein Ännchen zur Frau zu geben.“

Das hatte ihm Mühe gekoſtet, bis er ſich ſelber ſo weit überwunden hatte. Nun wagte er es auch, 'mal wieder den Fürſten anzuſehen, der ein gar bärbeißiges Geſicht vorhielt, während er innerlich hätte vor Lachen berſten mögen.

Eine ziemliche Weile ſchwieg der Fürſt, dann ſagte er ernſt:

„Das hättet Ihr eigentlich nicht verdient; allein aus Rückſicht auf den Jacob will ich's thun, wenn er nämlich Euer Ännchen will.“

„He, wollen?“ rief, ſich ganz vergeſſend, der Obermüller. „Geht ihm auf Schritt und Tritt nach und leckt die Finger bis an den Ellenbogen! Das Mädel will auch keinen Anderen und lieber eine alte Jungfer werden, wenn's den Jacob nicht kriegt.“

„Das will etwas ſagen,“ verſetzte lachend der Fürſt. „So geht und macht's heute noch fertig.“

„Ich? gnädigſter Herr?“ fragte mit Schrecken der Obermüller. „Es iſt heuer kein Schaltjahr, daß die Mädchen freien und hier iſt das nicht Sitte; auch iſt mein Kind keine ſo verlegene Waare, daß der Vater ihm einen Mann freien müßte. Mit nichten! Da kann nichts draus werden. Will der Jacob nicht freien, ſo mag er's bleiben laſſen!“

Der Fürſt konnte ſich nicht mehr halten. Er platzt heraus in grundherzlichem Lachen.

„So geht nur,“ ſagte er endlich, „und ſeid dem Jacob freundlich, er wird dann ſchon von ſelber anbeißen.“

Der Müller ging, und als er draußen war, athmete er wieder leicht, trocknete ſich den Schweiß ab und ſagte halb laut:

„Der kriegt mich auch nicht mehr dazwiſchen! Alle Peſt! Ich freien für mein Mädchen? Wart' ein Bischen! So ein Fürſt verſteht auch nichts vom Freien. Sollt' die Finger davon laſſen! „Schuſter, bleib' bei deinem Leiſten,“ heißt's da auch, und Sirach ſagt: „Was deines Amts nicht iſt, da laſſ' deinen Fürwitz.“

Der Fürſt wollte berſten vor Lachen, als der Amtsrath eintrat, der im Nebenzimmer der Unterredung zugehört hatte und ſelber ſich kaum halten konnte.

„Heute geht's wunderlich,“ ſagte er. „Ich habe eine Freierei gemacht, ohne es zu wiſſen und zu wollen.“

„Wie ſo?“ fiel ihm der Fürſt ein.

Da mußte denn der Amtsrath die Geſchichte von Gabriel erzählen, die ihm Linſenmeyer, der ſich für die Artigkeit mit dem Wagen zu bedanken gekommen war, erzählt hatte.

„Nein! Das iſt ja wundervoll!“ rief der Fürſt. „Eine komiſchere Geſchichte, als die hier ſich abwickelt, iſt mir noch nicht vorgekommen. Nun will ich denn auch meine Freierei fertig machen, damit ich Ihnen nicht nachſtehe. Laſſen Sie mir den Jacob rufen!“

Das geſchah, und der liebeglühende, glückſelige Jacob kam. Die freundlichen Worte des Obermüllers, als er vom Fürſten zurückkam und das Zubringen eines Glaſes Wein hatten ſeine Hoffnungen neu belebt. Außerdem hatte ihm ſein theurer Gabriel das ſchöne Lieschen als ſeine Braut vorgeſtellt; er hatte mit Lieschen, Gabriel mit Ännchen getanzt — wer war glücklicher, als er? —

Als ihn der Fürſt ſah, rief er ihm zu:

„Geh' hin und freie um Obermüllers Ännchen. Es iſt Alles fertig und du darfſt nur freien!“

„Iſt's wahr?“ ſchrie Jacob und that einen Luftſprung, und ohne weiter ein Wort anzuhören, rannte er fort.

Alle dieſe Scenen machten dem Fürſten ein unſägliches Vergnügen. Er ſagte zum Amtsrathe, daß er in Jahren keinen frohern Tag erlebt.

Jacob war dann in fliegender Haſt ins Wirthshaus zurückgeeilt und rief Gabriel auf die Seite und bat ihn, ſein Freiersmann zu werden, da es ſo Sitte ſei.

Der ſäumte nicht und der Obermüller nahm ihn ungemein herzlich auf, gab aber nur unter einer Bedingung das Jawort, daß nämlich Jacob nach Hanau in die Herrnmühle gehe und dort das Mühlhandwerk aus dem Fundamente lerne.

Das verſprach Jacob mit Freuden und ſo wurde denn ſogleich die Verlobung gehalten und alle Anweſende jubilirten mit, als es bekannt wurde.

Jetzt eilte Jacob zum Fürſten und bat wegen ſeiner Ungehörigkeit um Vergebung und dankte dem edeln Fürſten für ſein Glück.

Erſt mit dem ſinkenden Abend fuhr Linſenmeyer mit den Seinen nach Frankfurt zurück, wo denn Stengel's Lenchen große Augen machte und noch größere der gute, alte Vetter, als Frau Linſenmeyer Lieschen und Gabriel als Brautleute vorſtellte.

Gabriel mußte freilich am Morgen mit dem Wagen zurück nach Langenſelbold und noch drei Wochen bleiben, bis der Amtsrath einen gewichsten Schreiber gefunden hatte; allein grade ſo lange dauerte auch die Proclamation in Frankfurt. Als er aber dann dorthin zurückkehrte, war die fröhliche Hochzeit.

Linſenmeyer übergab ihm nun Alles und ſetzte ſich zur Ruhe. In ein Wirthshaus ging er, ſeinem Worte getreu, nicht mehr, wie ſehr ihn auch Nachbar Stengel, der nun ganz ordentlich war, dazu einlud.

Im Hauſe war Frieden fortan, kleinere Sträuße abgerechnet. Kein glücklicheres Paar umſchloß aber das Gebiet der freien Stadt, als Gabriel und Lieschen.

Sie ſegneten den Bachtanz und Frau Linſenmeyer fand keinen Grund, ihm zu fluchen; vielmehr machte ſie es zum Geſetz, ihn alle Jahre zu beſuchen, was ſie auch getreulich hielten.

Im Wirthshauſe kehrten ſie aber nie mehr ein, ſondern auf der Obermühle, wo ſie auch auf Ännchen's und Jacob's Hochzeit geweſen, wie umgekehrt Jacob und Ännchen auf der Gabriel's und Lieschen's.

Eigentlich hätte Jacob ſollen zwei Jahre auf der Herrnmühle bleiben; aber der Obermüller meinte, als die Zeit des Bachtanzes im nächſten Jahre wiederkehrte, er habe ſchon etwas Tüchtiges gelernt und das Übrige könne er noch bei ihm lernen. Er ſei, ſagte er lachend, die verſalzten Suppen ſatt, die ihm das verliebte Ännchen auf den Tiſch bringe; er wolle dem Lied ein Ende machen. Und als Jahresgedächtniß war der Kirchweihe Montag das Hochzeitsfeſt, und unter den Zuſchauern ſtanden diesmal zwei glückliche Ehepaare, Gabriel und Lieschen und Jacob und Ännchen.

Drüben aber hinter ſeinem Laden ſchielte der rothe Bach-Kurt auf die Glücklichen und ſeine Galle wuchs um ein Anſehnliches.

Er hatte die bitterſten Früchte des Bachtanzes allein geerntet.

Acht Tage ſaß er in enger Haft, während es in ſeinem Hauſe zuging nach dem Sprüchworte: „Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken.“

Nach acht Tagen nahm ihn der Amtsrath ins Verhör und entließ ihn dann mit einem Ausputzer, der nicht beneidenswerth war.

Als er heimkam, fand er eine verzweifelte Wirthſchaft. Die Arbeit lag, wo ſie lag, und Knechte und Mägde thaten ſich gütlich. Das blaue Wägelchen ſtand noch auf dem Dache, zum Anſchirren bereit. Das mußte er herabholen laſſen unter dem Hohngelächter der Langenſelbolder, die nicht müde wurden, ihm einen Schabernack nach dem anderen anzuthun.

Das Freien ſteckte er auf. Er führte ein Einſiedlerleben, Alle meidend, und von Allen gemieden, und als er, der Neidſack, der Niemanden das Seine gönnte, ſtarb, folgte ihm faſt Niemand zum Grabe. Lachende Erben theilten ſich in ſeinen Reichthum und ſein Gedächtniß erloſch gänzlich in Langenſelbold.

Aber noch heute leben dort die Nachkommen Jacob [illegible]hler's in Wohlſtand und Achtung.

Ob in Nummer 81 in der Fahrgaſſe zu Frankfurt noch Linſenmeyer's wohnen, weiß ich nicht; aber es möchte auch ſchwer ſein, das Haus zu finden, da die Stadt anders iſt numerirt werden. Ob der Name noch zu finden iſt, kann ich auch nicht ſagen, da ich dort fremd bin. So viel aber weiß ich, daß noch vor vierzig Jahren Leute lebten, die ſie gekannt hatten, und ſie ſprachen mit Achtung und Liebe von Gabriel und Lieschen, wußten mir noch zu ſagen, Stengel's Lenchen habe einen Sattler geheirathet, nachdem ihr Vater am Schnappstrinken, zu dem er endlich gekommen, geſtorben, und daß ſie mit Linſenmeyer's gute Nachbarſchaft und Freundſchaft allezeit gehalten habe.

Was mir einmal
der Todtengräber
erzählte.

Der, welcher dieſe Zeilen ſchreibt, die nur als Einleitung zu dem, was der Todtengräber erzählte, dienen, hatte von mütterlicher Seite einen Großoheim, der ein ſehr hohes Alter erreichte und nahe bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts lebte. Er ſelber hat dieſen Großoheim nicht mehr mit leiblichen Augen geſehen, denn er war, als ich geboren wurde, was nebenbei bemerkt 1798 geſchah, ſchon lange zu ſeinem Frieden eingegangen; aber vor die Augen des Geiſtes trat er oft. Selten verging ein Tag im elterlichen Hauſe, daß nicht in Scherz oder Ernſt des Oheims Worte herbeigezogen wurden. „So hat der Oheim Martin geſagt!“ hieß es dann regelmäßig, und alle dieſe Ausſprüche hatten eine ſo körnige Kürze, eine ſo friſche Lebenswahrheit und eine ſo hausbackene, echte geſunde Lebensweisheit, daß Oheim Martin in meinem Denken eine Geſtalt gewann, wozu freilich auch ein Bild beitrug, das ſehr ähnlich ſoll geweſen ſein. Später hab' ich das Bild mit ſchärfer prüfendem Blicke betrachtet; hab' mir von Vater und Mutter vom Oheim Martin Dies und Das erzählen laſſen und glaubte ihn nun zu kennen.

Nach dieſen Erzählungen ſtellte es ſich hin, daß Oheim Martin eine grundgutmüthige Natur geweſen iſt, aber dabei ein eig'ner Kauz oder was man im gemeinen Leben einen „kurioſen Heiligen“ nennt. Vermählt iſt er nicht geweſen; ein Amt hat er nie angenommen, obgleich unausgeſetzte Studien und eine außergewöhnliche Bildung ihn dazu wohl mochte befähigt haben. Ein anſehnliches Vermögen machte ihn unabhängig. „Was ſoll ich mir ſilberne oder goldene Ketten ſchmieden,“ ſagte er, „die mich dennoch feſſeln, auch wenn ſie nicht aus gemeinem Metalle gemacht ſind?“

Eben dieſe Stellung ſetzte ihn in den Stand, ſeinen Lieblingsſtudien ſich hinzugeben. Welcher Art die waren, zeigte eine anſehnliche Pflanzenſammlung; großmächtige Kiſten und Kaſten voll Mineralien und Verſteinerungen, und eine reiche Bibliothek, die zwar vorzugsweiſe die Naturwiſſenſchaften, aber dann doch auch faſt alle Zweige geiſtigen Regens und Strebens umfaßte. Mit dem erſten Mai jedes Jahres, mochte das Wetter ſein, wie es wollte, nahm er ſeinen Lederranzen und ſeinen Hammerſtock und wanderte aus. Wohin? das wußte er oft noch ſelbſt nicht. Erſt mit dem October kehrte er heim. Mittlerweile kamen ſchwere Kiſten bei meinen Eltern an. Das waren die Zeichen ſeines Lebens und Thuns. Sie blieben unberührt, bis er ſelbſt ihre Siegel löſte.

Daß ich aber den Oheim Martin noch nicht nach allen ſeinen Seiten kannte, das wurde mir erſt klar, als ich einſt in den Ferien wieder 'mal meinen Vater auf einem Spaziergange nach ihm fragte.

Er erzählte manche Geſchichte von ihm, die ich theils ſchon kannte, theils zum erſten Male hörte. Er war 'mal der Gegenſtand meiner beſondern Theilnahme und, ich darf ſagen, meiner Vorliebe.

„Aber was hat er denn in der Zeit, wo er bei Euch war, getrieben?“ fragte ich den Vater.

„Was weiß ich?“ ſagte er. „Du weißt, mein Amt fordert meine ungetheilte Thätigkeit. Ich habe, da ohnehin ſeine Liebhabereien die meinigen nicht waren, mich nicht viel um ſein Treiben bekümmern können, ob wir gleich uns herzlich liebten und nie ein unvergohrenes Wort wechſelten. Alle ſeine Manuſcripte ſind droben auf dem Speicher, in einem zugenagelten Kaſten. Ich dachte, das hätteſt du längſt ausſpionirt und durchſtöbert, da doch einmal der Oheim Martin dein beſonderes Lieblingsſtudium zu ſein ſcheint. Einmal,“ fuhr er fort, „hab' ich in den Kaſten geblickt; als ich aber wahrnahm, daß faſt alle Päcke mit dem nicht archivariſchen Titel: „Varia“ begabt ſind, da graute mir's vor dem Chaos, und ich ließ es ruhen.“

Ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, daß ich, kaum vom Spaziergange zurückgekehrt, mit Hammer und Zange bewaffnet, zum Speicher hinan ſtieg. Der Deckel wich meiner jugendlichen Kraft ſchnell und bald lag ein ziemlich großer Kaſten voll Manuſcripten vor mir. Da ſtand auf etlichen: Mineralogiſches, auf anderen: Botaniſches. Etliche trugen allerdings die Überſchrift, die meinen Vater abgeſchreckt hatte.

Einen ſolchen Pack nahm ich heraus, ſchloß den Kaſten wieder nothdürftig und eilte auf meine Stube. Als ich die umſchließende Kordel löſte, fielen eine Menge Blätter heraus, die Gedichte enthielten. „Alſo auch eine poetiſche Natur?“ rief ich. „O, warum hab' ich dich nicht gekannt, guter Oheim Martin?“ Sie waren allerdings im Geſchmacke ſeiner Zeit, aber voll Tiefe und Innigkeit. Es waren Satyren, Epiſteln, Epigramme, Triolette; auch Überſetzungen Horaziſcher Oden und aus der griechiſchen Anthologie. Meine Achtung und Liebe für den ſeltenen Mann wuchs mit jedem Blatte, das ich las. Auch ſeine Reiſetagebücher lagen da, voll intereſſanter Dinge. Da fand ich herrliche Ergüſſe ſeiner Seele; Erzählungen von Erlebniſſen, die mich ganz feſſelten. Manches legte ich mir bei Seite davon.

Nun ſind mehr als drei Decennien dahingegangen im raſchen Hinfluthen der Zeit und des Lebens. An den Großoheim Martin hab' ich ſelten mehr gedacht unter dem Flügelſchlage und den wilden Stürmen der Zeit. Erſt vor wenigen Tagen fiel mir die Mappe in die Hand, worin ſeine Blätter liegen und da iſt mir denn in ſeinem Tagebuche die nachfolgende Geſchichte wieder vor die Augen gekommen. Ich las ſie und glaube, ſie iſt werth, daß ich ſie mittheile. Ich gebe ſie mit gewiſſenhafter Treue, wie ſie von ſeiner ſchönen, feſten Hand niedergeſchrieben worden iſt. Die Erzählung lautet ſo:

„Was mir einmal der Todtengräber erzählte“

in einem Dorfe des Thüringer Waldes, mag in meinem Tagebuch eine Stelle finden. Will's nicht Hehl haben, daß mich die Geſchichte tief bewegt hat. Warum doch? — warum klingen leiſe die Saiten eines Inſtruments, wenn in ſeiner Nähe ein ähnliches geſpielt wird? — Warum treten Thränen in unſer Auge, wenn wir ſie in einem anderen glänzen ſehen? —

Tief in der Menſchenbruſt werden Erinnerungen, die lange, lange ſchliefen, lebendig, wenn die Züge eines Angeſichts, wenn die Ähnlichkeit einer Gegend, wenn die Ereigniſſe eines anderen Lebens ſie wecken oder wenn eine Erzählung unbewußt ähnliche Begebenheiten berührt. Warum ſoll ich hier Rechenſchaft geben von dem tiefern Grunde jener Erregung? — Der Todtengräber hat's nicht geahnet, wozu ſollen's Die wiſſen, die vielleicht einmal dieſe Blätter ſehen und leſen, wenn mein Staub längſt vom Winde verweht iſt? — —

Thüringen iſt ein herrliches Berg- und Waldland; aber ſeine üppigen Thäler, ſeine reichen, fruchtbaren Ebenen ſind nicht minder reizend. Alles iſt da noch friſch, jung, naturwüchſig. Man meint, die große Heerſtraße der Welt führte da weitab vorüber und das Menſchenvolk aus den Städten mit ſeinen gepuderten Perrücken, Affenſchwänzen (Oheim Martin meint ohne Zweifel damit die Zöpfe — die noch ſeine Zeitgenoſſen waren), Narrheiten, ſteifem Geſchraubtſein und ſeiner Schlechtigkeit — hätte dies Land und Volk noch nicht beſucht. Tröſte dich darüber, Thüringen, Land und Volk, du verlierſt nichts und gewinnſt viel dabei. Die Cultur, wie ſie ihre Unnatur nennen, leckt allen Schmelz weg, und was übrig bleibt, ſieht aus, wie ein Geſicht ausſieht am anderen Morgen, das am Abend vorher roſig geſchminkt war.

Bin geſtern in dies Dorf gekommen. Seine Lage iſt zu ſchön, als daß ich nicht da hätte Luſt kriegen ſollen, zu verweilen, und wandermüde bin ich auch.

Es iſt eines jener ſaftig grünen Thäler, durch welches ein Bergbach ſilbern hüpft. Wieſen von einem Grün, das ſchöner nicht gedacht werden kann, ſäumen den Bach und wohlbeſtellte Saatfelder reihen ſich voran bis zum Dorfe hin, deſſen Häuſer an der Anhöhe lehnen, auf der die Kirche ſteht. Ringsum ſchließen hohe, dunkel-bewaldete Berge das Thal ein, und grade gegen dem Dorf über ruht auf einer wilden Felskuppe eine Burgruine.

Es ruht ein unausſprechlicher Friede über dem Thal. Eine Menge Nachtigallen, Finken und Dreſſeln jubiliren in Buſch und Wald, und löſen einander in der Tageszeit ab.

Kaum ſah ich geſtern dies Dorf, deſſen Häuſer auch ſo etwas Nettes, Anſprechendes haben, ſo ſtand auch mein Entſchluß feſt, hier einmal einige Wochen auszuruhen. Bin ja auch ſeit vier Wochen viel herumgeklettert und gekrochen in den Bergen. Will mir meine Sachen hierher bringen laſſen und ſie ordnen. Dann hab' ich Arbeit und ruhe doch leiblich aus. Gott weiß es, wie es kommt. Seit ich die vierte Zehn zurückgelegt habe, kann ich nicht mehr ſo viel ertragen, wie früher. Da käme doch das Alter frühe! — Vierzig iſt Stilleſtand, ſagen die Leute. Ob das richtig?

In dem Dorfwirthshauſe fand ich Das, was ich vorab ſuche: Reinlichkeit. Man meint, die Leute ſtammten aus Holland. Alles wie geblaſen! Ein Leckermaul bin ich nicht, werde alſo mich zurechtfinden! Die Leute ſind zuvorkommend und höflich und das iſt auch etwas werth. —

Heute bin ich auf die Höhe gegangen, wo die Kirche ſteht. Die Ausſicht iſt köſtlich, wenn auch beſchränkt. Wär' ich ein Maler, das gäbe ein Landſchaftsbild; die Kirche iſt eine der älteſten des Landes. Maſſige Mauern; kleine Fenſter im Rundbogenſtyl; ein Thurm, deſſen Spitze gemauert iſt; oben drauf das friedliche Storchneſt. Neben der Kirche, etwas in dem Gottesacker hineingerückt, ſteht eine Linde, die ſicherlich ſo alt iſt wie die Kirche. Krone und Gipfel ſind vom Sturme geknickt; aber ihre Äſte breiten ſich weit aus und bieten Schatten. Man meint, ſie reckte ſegnend ihre Arme über die Gräber aus. Sie grünt noch immer, während ihr Stamm ganz hohl iſt und weit genug, daß man darin eine Wohnung aufſchlagen könnte.

Gar ſehr hat es mich angemuthet, daß die Gräber ſo ſchön gepflegt ſind. Es iſt kein's, auf dem nicht Blumen ſtünden neben dem ſchlichten Kreuze. Nur zwei waren ohne Blumen. Ein drittes daneben aber trug ein Bäumlein von weißen Roſen und drum herum einen Kranz von reichblühenden Monatroſen. Der, welcher da ruht, oder Die — muß viel Liebe verdient haben!

Ich ſtand eben ſo an den hohlen Stamm der uralten Linde gelehnt, und dachte über Das nach, was ich vor mir ſah, als ſich aus einem friſchen Grabe der ſchneeweiße Kopf des alten Todtengräbers erhob und mich grüßte.

Wem es darum zu thun iſt, manche rührende, auch wohl ſchauerliche Geſchichte zu hören, dem kann man nur den Todtengräber empfehlen, wenn er alt iſt. Solche Leute ſind die lebendige Chronik für Die, welchen ſie die letzte Ruheſtätte bereitet, und denen ſie den Hügel über dem Herzen wölbten, das gekämpft und gerungen, ſelten geſiegt hat, ſo lange es lebte.

Ich war immer ein Freund ſolcher Geſchichten, und jetzt, wo es mir eben ſo zu Muthe war, daß ich gerne der Art etwas gehört, bot ſich mir die reichſte Fundgrube dar. Ich trat, ſeinen Gruß erwiedernd, zu ihm.

Das Lob, welches ich der Ordnung und Schönheit des Gottesackers wohlverdient ſpendete, gewann mir des Greiſes Wohlwollen. Kam ja doch natürlicher Weiſe viel davon auf ſeine Rechnung.

Sein Grab war fertig. Die Gebetglocke hatte ſchon über das tiefer liegende Dorf ihren frommen Mahnruf erſchallen laſſen und den Feierabend geboten. Die Sonne ging hinter den Bergen zur Rüſte. Die Blüthen der uralten Linde hauchten ſüßen Duft. Der Abendwind zog flüſternd durch ihre ausgebreiteten Äſte. Nachtigallen und Droſſeln ließen ihre Melodien erklingen.

Der Alte ſtieg aus dem Grabe herauf. Wir gingen bis zur Linde mit einander, wo eine Steinbank zur Ruhe einlud.

„Ihr ſeid müde, Vater,“ ſagte ich. „Wollt Ihr nicht noch ein Stündchen hier ausruhen? Wir plaudern dann ein Bischen mit einander.“

„Wenn ich den Herrn nicht ſtöre,“ ſagte er beſcheiden, „ſo nehm' ich das gerne an. Die alten Knochen, die nun ſchon fünf und ſiebenzig Jahre ausgehalten haben, wollen doch nicht mehr recht.“

„Ihr habt wohl die Meiſten, die hier ſchlafen, perſönlich gekannt?“ fragte ich den Todtengräber, um ein Geſpräch einzuleiten.

„Allerdings,“ verſetzte er; „ich bereite den Leuten ſeit mehr als fünfzig Jahren die Ruheſtätten. Manches müde Haupt habe ich da zur Ruhe gelegt; manches ſtürmiſch ſchlagende Herz zugedeckt; manchen Kummer zur Ruhe gebracht, aber auch manche geknickte Blume. Lieber Gott," fuhr er fort, „es wird Einem das Amt oft ſchwer, und es ſollte ein Todtengräber eigentlich kein Herz haben, er wäre beſſer dran. — Auf manches Grab," fuhr er nach einem längern Sinnen wieder fort, „habe ich Blumen gepflanzt, wenn es ſie verdiente und wenn keine liebevolle Hand es that oder zu thun da war. Dort liegt Eine," ſagte er mit wehmüthigem Ausdruck, „der habe ich das weiße Roſenbäumchen gepflanzt. Eine unbekannte — vielleicht unbekannte — Hand ſetzte dann den Kranz von Monatroſen drum herum, und ich pflege das Grab mit Sorgfalt."

„Aber warum haben die beiden nächſten Gräber keinen Schmuck?" fragte ich.

„Weil ſie ihn nicht verdienten, Herr!" erwiederte er raſch. „Weil ſie an dem Tode der unter Blumen ruhenden Blume die Urſache waren! Doch ich ſehe ſchon," fuhr er fort, „ich werde Ihnen die Geſchichte erzählen müſſen; obgleich es eine einfache Geſchichte iſt, wie ſie ſich leider gar oft wiederholt in der Welt; aber zum Herzen redet ſie doch." —

Die Sonne war tiefer hinabgeſunken. Der Himmel glühte im Purpur und Gold. Im Dorfe war's todtſtille geworden. Über dem Thale lag eine eigne Stimmung, die nicht verfehlte, meine Seele zu ergreifen.

„Es ſind jetzt zwölf Jahre her, daß ich die drei Gräber grub," begann der greiſe Todtengräber; „allein ſo oft die Gemeinde ſich hier um ein Grab verſammelt, ruhen die Blicke vieler Leute mit großer Theilnahme auf den drei Gräbern, und doch treten ſie nur an das eine, an das nämlich, das mit Roſen bepflanzt iſt, und beten leiſe. Die Stelle neben demſelben iſt beſtellt — aber die Zeit iſt um."

„Wie ſo?" fragte ich.

„Hören Sie erſt die Geſchichte!" ſagte der Alte, mein

Verlangen zur Geduld verweiſend. „Es kann Ihnen wohl kaum, wenn Sie in das Dorf hereingingen, das große, ſchöne Bauernhaus entgangen ſein, welches links vom Eingange liegt. Es iſt das größte und ſchönſte Haus im Dorfe. Hof und Scheune, Stallungen und Schoppen, Alles iſt prächtig und neu. Die Mauern ſchließen es ſammt Garten und Hofraum ein. In dem Hauſe wohnte der reichſte Bauer unſeres Dorfes, der alte Riedel mit ſeiner Frau und ſeinem Sohn, und die Waiſe einer armen, entfernten Verwandten war ſeit etwa vier Jahren ins Haus gekommen, um das Gnadenbrod zu eſſen und die alte Riedelin in ihrem ſchweren Hausweſen und im Regieren des Geſindes zu unterſtützen. Das Gnadenbrod iſt ein rauh und bitter Gebäcke.

„Der Riedel und ſeine Frau waren ſtolze Leute. Sie hatten Alles im Überfluß. Ihre Ernten waren reich; ihr Viehſtand zahlreich. Kein Unglück ſuchte ſie heim. Geld genug gibt Muth genug — oft mehr als gut iſt, nämlich Übermuth. Das Mädchen mußte tüchtig arbeiten und wurde wenig beachtet.

„Paul, ſagte der Alte zu ſeinem Sohn, ich will Alles neu bauen und zugleich mir eine Aufenthalts-Wohnung bauen im Hauſe. Dann übergebe ich dir Alles. Du kannſt dann heirathen und ich in Frieden leben.“

„Das Erſte geſchah. Wie ſchön und zweckmäßig er Alles neubaute, können Sie ſelbſt ſehen. Als nun Alles fertig war, kam's an die Heirath Paul's, und da gab's denn Händel, die den Frieden der Familie heillos ſtörten. Die Alten hingen an ihrem Reichthume mit ganzer Seele. Daß ihr Sohn nur eine reiche Erbin heirathen würde, hielten ſie für längſt ausgemacht; denn zu dem Gedanken kamen ſie gar nicht, daß Paul aus der Art ſchlagen und eine Arme freien könnte. Paul war indeſſen ein ſeltſamer Burſch. Das kann ich Ihnen ſagen, lieber Herr, ein ſchönerer als er, lebte nicht im Thüringer Walde. Wenn ich hinzuſetze, kein braverer, geſitteterer, ſo hab' ich nur geſagt, was wahr und aller Welt bekannt war. Wenn er hätte freien wollen, ſo war ihm keine Thüre verſchloſſen weit und breit, denn Riedel's

Wohlſtand war im Land überall bekannt und der Ruf ſeines braven — die Mädchen ſetzten hinzu: ſeines bildſchönen Sohnes nicht minder; aber es war eine abſonderliche Sache, daß er keinem Mädchen vorzugsweiſe freundlich und hold geweſen war bisher, weder einer aus dem Dorfe, noch von draußen her. —

„Als die Neubauten fertig waren, ſagte der Riedel zu ſeiner Frau:

„Nun hab' ich's doch dem Paul geſagt, er ſolle ſich nach einer zu ihm paſſenden Frau umſehen; aber dem liegt das fern. Er macht keine Anſtalten. Ich werde ihm freien müſſen. Es iſt ein curioſer Bub.

„Das konnte nun der alte Riedel bleiben laſſen aus zweien Gründen. Erſtens war der Paul keiner von Denen, die ſich eine Frau freien laſſen. Dazu war er zu ſelbſtändig und feſt. Und wenn ihm das gefreite Mädchen wirklich gefallen hätte, würde er ſie nicht genommen haben. Ich meine, damit hätte er Recht gehabt. Solche gemachte Heirathen taugen in der Regel nichts. Hat ſich da nicht das Herz zum Herzen gefunden von ſelbſt, oder daß ich es richtiger ſage: hat ſie Gott nicht zuſammengeführt in rechter Liebe, ſo gibt's keinen Einklang, und meine reiche Erfahrung ſagt's, daß all das eheliche Unglück und Katzengebiſſe, das den Leuten das Leben zur Hölle macht, aus ſolchen Freiereien ſtammt, die Eigennutz oder Ehrgeiz gemacht hat. So iſt's! — Der zweite Grund aber war, daß Paul Eine ſtill im Herzen trug und von ihr im Herzen getragen wurde. Das ahnete aber Niemand.

„Ich hab's vorhin erwähnt, daß ſeit etwa vier bis fünf Jahren die nachgelaſſene Tochter einer entfernten Verwandten, die als Wittwe geſtorben, in Riedel's Haus gekommen war und darin ihr Stücklein Gnadenbrod aß, ob ſie es gleich mehr als verdiente.

„Sie hieß Irmgard oder Irmel, wie ſie den Namen hier zu Lande radebrechen. Als ihre Mutter ſtarb, war Irmel ſiebzehn Jahre alt, und eine friſcherblüthe Roſe iſt nicht ſchöner, als Irmel war. Herr, unſer Dorf war ſtolz auf dies Mädchen, ob ſie gleich arm war wie Hiob. Sie war groß, ſchlank, wie eine Tanne, und doch von jugendlicher Fülle und Friſche. Jede Bewegung der ſchönen Geſtalt war anmuthig, leicht, und doch voller Anſtand. Ihr Gang war ein Schweben, ſo leicht war er. Ein Geſichtchen wie Milch und Blut; große, wunderbar glänzende, blaue Augen; ein blondes Haar, das der Kamm faſt nicht halten konnte, und ein Lächeln, wenn ſie ſprach, das Jeden entzückte; das Alles machte das Mädchen zum Gegenſtand allgemeiner Bewunderung und Zuneigung.

„Nun, ſagen Sie einmal, konnte Paul blind ſein gegen ſo viel Schönheit? — Und er ſah ſie immer in ihrem ſtillen Fleiß und liebreizenden Weſen.

„Zu den Vorzügen des Leibes geſellten ſich die der Seele. Sie war ſo demüthig, ſo zurückhaltend, ſo beſcheiden, wie ich kein Mädchen jemals beobachtet habe. Eine recht aufrichtige Frömmigkeit erfüllte ihr Herz. Sie hätten ſie in der Kirche ſehen müſſen, um davon überzeugt zu werden. Und im Hauſe war ſie die Thätigkeit ſelbſt. Wollte die alte Riedelin eine Arbeit thun, ſo hatte ſie entweder Irmel ſchon gethan, oder ſie nahm ſie ihr raſch aus der Hand und that ſie ſelbſt. Das Geſinde gehorchte ihr blindlings, und doch hatte ſie niemals ein bös Wort mit ihm geredet, niemals ihm etwas verwieſen, niemals etwas ihm befohlen. Anders ſagte ſie nicht, als: „Sei jetzt ſo gut, und thue Das oder Jenes!“ Dann liefen die Knechte und die Mägde ſprangen, ihren Wunſch zu erfüllen. Die alte Riedelin ſagte ſelber von ihr: „Es iſt eine wahre Hexe, das Mädel! Sie leitet und regiert Alles und doch befiehlt ſie nie, und das Geſinde gehorcht ihr mehr, als mir, und iſt ihnen nichts zu ſchwer, wenn die Irmel ſie lächelnd darum bittet. Wie ſie das anfängt, begreife ich ſelber nicht! Aber es geſchieht und iſt richtig.“

„Ich frage Sie, Herr, ob ein Jüngling mit ſolch' einem Mädchen unter einem Dache wohnen, mit ihr in tauſendfache Berührung täglich kommen, ihre Art und Weiſe beobachten könne, ohne dieſe Eigenſchaften zu bewundern? Und wenn Sie es bejahen müſſen, ſo frage ich weiter: Kann da die Liebe ausbleiben, wenn nicht etwa ſchon eine Andere das Herz des Jünglings ganz eingenommen hätte? — Ich ſage einfach: Nein, und Sie können wohl auch kaum anders. Und in Paul's Herzen ſaß keine Andere feſt.“

„Wahrlich, nein!“ ſagte ich aus Herzensgrunde.

„Nun ja denn,“ fuhr er fort, „wir ſind einig; aber Paul's Eltern waren blind. Sie konnten es ſich einmal nicht denken, daß ein Mädchen ohne Geld und Gut irgend einen Werth haben könne. So kam kein Gedanke in ihre Seelen, daß die Zwei ſich lieb haben könnten. Freilich ſah's auch Niemand, wie es in den Herzen der beiden jungen Leute ausſah, erſtlich, weil eben kein Auge des Menſchen dahinein blicken kann, wohin nur das Auge des Herrn dringt, und zum Zweiten, weil Beide ſowohl vor einander, als vor Anderen ſorgfältig verbargen, was in ihrem Inneren vorging. Es waren zwei abſonderliche Menſchen.

„Das Irmelchen erkannte längſt, daß es Niemanden auf Gottes Erde lieber habe, höher achte und verehre, als Paul; aber es verſchloß ſeine erſte, heilige Liebe in das ſtille, duldende Herz, weil es die Geſinnungen ſeiner Verwandten kannte und die alte Riedelin in ihrer Geſchwätzigkeit dem Mädchen oft genug geſagt hatte, der Paul dürfe im Lande nur wählen unter den reichſten Erbinnen. Da hatte denn das gute Kind ſeine Liebe ins Grab gelegt und den Kranz der Hoffnung welken ſehen. Es fühlte wohl, es dürfe nur ferne ſtehen; es dürfe nur Gott um ſeine Liebe wiſſen. Und dies Bewußtſein läuterte und heiligte ſie ſo, daß das Mädchen ſich glücklich fühlte, um ihn ſein zu dürfen und ſeine Wünſche ihm abzulauſchen, daß es ihnen, wo möglich, zuvorkommen könne. Es mag wohl Stunden eines harten Kampfes und ſchweren Leides und heißer Thränen gegeben haben, bis das arme Kind ſolchen Sieg über ſein Herz errungen hatte. Wenigſtens bildete es ſich ein, ihn errungen zu haben. Nun, es geht ja oft ſo in der Welt, daß man ſich mühſam einredet, man habe etwas überwunden; glaubt's auch; aber wie anders iſt es, wenn nun der Augenblick kommt, wo der Sieg als voll, echt und recht ſich erweiſen ſoll? — Herr, dann hapert's leider, wie wir hier zu Lande ſagen!

„Der Paul hatte niemals an einem Mädchen Wohlgefallen. Die er um ſich ſah, waren nicht, wie er eine ſuchte. Er hatte an Dieſer Dieſes, an Jener Jenes auszuſetzen. Da kam die holdſelige Irmel ins Haus, und augenblicklich fühlte er es tief im Herzen, die war's, die er geſucht und bisher nicht gefunden. Aber er war im ſeltenen Maaße Herr über ſich ſelbſt. Das Mädchen ſollte es nicht merken, welch ein Gefühl in ſeinem Herzen erwacht ſei. Freundlich, herzlich, zuvorkommend war er gegen ſie, aber ſo, wie es ein braver Bruder gegen die liebe Schweſter iſt. Irmel ſah's wohl einmal, wie er ſie heimlich beobachtete; wie ſein Blick ihr folgte, wenn ſie ging, ſie ſuchte, wenn ſie nicht gleich da war, wenn er ins Haus trat; ſie begegnete manchmal einem Blicke, der mehr ſagte und ihr die helle Gluth ins Antlitz jagte; ſie ſah es, wie er ſie forſchend und mit ungewöhnlicher Theilnahme anblickte, wenn ſie eine halbe Nacht durchweint und die Spuren ſolcher Thränen nicht ganz vertilgt waren; ſie hörte, wie er die Mutter fragte, ob Jemand Irmel wehe gethan? — Aber das war Alles. Nie ſagte er ihr Etwas, was nicht in dieſem Verhältniß gelegen; nie ſuchte er mit ihr irgend alleine zu ſein. Er wollte prüfen, forſchen, erſt ſeiner Sache gewiß werden.

„So ſtanden ſie ſich fern und hatten ſich doch ſo lieb! Aber es war ein Feuer, das immer mehr gegen die Decke wuchs, die es verhüllte und einmal hervorbrechen konnte, mit einemmale, mächtig und gewaltig. Verborgenes Feuer brennt doch.

„Solch ein Augenblick iſt denn auch gekommen und ziemlich bald.

„Sie können es ſich denken, daß auch andere Leute den Werth der ſchönen Irmel erkannten. So iſt es denn einmal geſchehen, daß ein braver Burſch aus unſerem Dorfe, der Irmel lange ſchon lieb hatte, von ſeinen Eltern die Erlaubniß erhielt, um ſie zu werben. Er hatte manchmal in Riedel's arbeiten helfen, wenn es ſich in der Ernte drängte oder im Heumachen. Dann hatte er mit Irmel geſcherzt und ſie war ihm immer freundlich geweſen, ſogar freundlicher als Anderen, weil er ſittiger und anſtändiger war als ſie, und beſcheidener. Da hatte denn der Junge ſchon geglaubt, ſie ſei ihm gut, und er dürfe eben nur beim alten Riedel freien. Das that er denn an einem Sonntage des Morgens in aller Ordnung. Der Riedel hatte ihm geſagt, er habe gar nichts dagegen, nur ſei Irmel grade heute aufs nächſte Dorf, die Tochter des Schullehrers beſuchen, die ſie wohl kenne. Er ſolle morgen ſich das Jawort bei ihr ſelber holen.

„Paul hatte das mit angehört und es war eine Angſt über ihn gekommen, eine Qual, eine Unruhe, für die er keinen Namen wußte. Jetzt erſt fühlte er die Macht ſeiner Liebe, wo das Verlieren nahe trat.

„Die Eltern ſchrieben das einem anderen Umſtande zu; denn nach der Morgenkirche befahl der alte Riedel dem Knechte, den Wagen mit Sitzen zu verſorgen, ſie wollten frühe zu Mittag eſſen und dann nach A. fahren, und dort bis Abend bleiben. Dies Dorf liegt drei Stunden von hier. Der Müller zu A. aber iſt ein ſteinreicher Mann, gewiß noch reicher als der Riedel. Sein Sohn ſollte die Mühle bekommen, und ſeine Tochter, ein prächtiges Mädchen, hatte eine Mitgift zu erwarten, die zu der Paul's paßte. Die Alten verlangten, er ſolle mitfahren; allein Paul erklärte, das könne er nicht, weil er einen guten Freund beſuchen wolle.

„Der Vater drang in ihn. Paul aber, der merkte, wo es hinaus wolle, ſchlug's rund ab. Da gab's denn harte Worte, aber Paul blieb auf ſeinen neun Augen ſtehen.

„Da ſagte ihm denn der alte Riedel, er wolle, daß er Müllers Carline heirathe. Sie ſei bedeutend reich, ein unbeſcholtenes Mädchen und ſei ſehr hübſch. Da konnte er nichts einwenden.

„Paul ſah ihn groß an.

„Meint Ihr, Vater, ſagte er, ich ließe mir eine Frau anfreien, ankuppeln, die ich nicht ſelber gewählt? Da irret Ihr Euch. Ich muß mit ihr leben, nicht Ihr. Seid ohne Sorgen, ich bringe

Euch eine Schwiegertochter, wie ſie mir gefällt. Freien laſſe ich mir keine. Das glaubt!

„Die Mutter ſtand mit gefalteten Händen dabei.

„Ach, du lieber Gott! rief ſie aus; du wirſt uns doch keine Unehre machen, und eine Betteldirne ins Haus ſetzen wollen? Nur Gleich und Gleich geſellt ſich gut! — Und wir haben auch da mitzureden, Paul!

„Ja, Mutter, entgegnete Paul mit bitterm Lächeln, das Sprüchwort iſt nicht ganz. Es gehören die Worte hinzu: So ſagte der Teufel zum Kohlenbrenner, weil ſie alle beide ſchwarz waren! — Schande machte ich Euch nur, wenn ich eine liederliche, verrufene Dirne wählte. Armuth iſt keine Schande, Reichthum keine Ehre. Daß ich Euch keine Schwiegertochter bringe, die mir ſelber größere Schande bereitete als Euch, dafür braucht Ihr keine Sorge zu tragen; aber wenn mir eine Arme etwa gefiele, ſo wär' mir das kein Grund, ſie nicht zu heirathen; denn ich habe genug an Dem, was Ihr mir erworben, und nach mehr geize ich nicht. Ich ſuche eine Frau, die ich lieb habe, mit der ich glücklich zu leben hoffe. Ob ſie reich oder arm iſt, das ficht mich nicht an!

„Das war Öl ins Feuer.

„Der alte Riedel brach los mit heftigen Worten. Er wolle für keine Betteldirne ſich geplagt haben; Paul müſſe die Müllers-Carline heirathen; die habe er ihm erwählt und er habe als Vater zu entſcheiden und dergleichen mehr.

„Paul ging ſtille hinaus, während der Alte fortkollerte. Und dem alten Riedel ging nun ſo etwas nicht tief unter die Haut. Bei Tiſch war es ſtille. Paul aß wenig. Die Mutter kaum etwas; aber Riedel hatte ſeinen ungeſchmälerten Appetit und der war tüchtig. Nie war ſo ein Auftritt im Hauſe vorgekommen.

„Nach Tiſch fuhren die Alten alleine fort, weil Riedel vor dem Knechte ſich keine Blöße geben wollte; aber er war zornig und wild erregt, das ſah man ihm an. Auch die Mutter machte ein böſes Geſicht. Mit Paul redeten ſie nicht mehr. Er blieb ſtill und wortkarg.

„So waren die Alten nie von ihm geſchieden, ja, ſo hatten ſie nie mit ihm geredet, er nie mit ihnen. Da lag es denn auch auf Paul's Herzen centnerſchwer, und er ſah einer trüben Zukunft entgegen.

„Knechte und Mägde gingen, als das Vieh beſorgt war, zu ihren Angehörigen oder ihrer Geſellſchaft. Paul war allein zu Hauſe. Alles, was vorgefallen war, bewegte ihn. Er ſah ein ſtürmiſch Wetter heranziehen. Das ſtand in ſeiner Seele felſenfeſt, daß er die Müllers Carline, ja daß er überhaupt keine andere heirathen könne — als — Irmel. Er ſprach das aus und fuhr ordentlich vor Schrecken zuſammen, als er das Wort, den Namen genannt. Aber es war auch, als ob mit dem Nennen des Namens „Irmel" er ein Bekenntniß ſeiner Liebe zu ihr vor aller Welt abgelegt hätte. Heute mußte er es ihr ſelber noch ſagen; ſie fragen, ob ſie ihm gut ſei und Alles klar machen, damit ſein Vater erkenne, wie es ſtehe. An ein Entgegentreten dachte er wohl; aber das glaubte er doch nicht, daß er ſich der Heirath ganz widerſetzen würde, denn er hatte das Mädchen lieb wie ſein eigen Kind. Das ſah man. Eine ſtete Unruhe trieb Paul um. Endlich ſchloß er das Haus ab und ſetzte ſich in den Garten, wo eine dichte, dunkle Hainbuchenlaube ſtand. Sie war Irmel's Lieblingsplätzchen. Hier gab er ſeinen Gedanken freien Spielraum; hier faßte er ſeine Entſchlüſſe, und als er mit dem Allem im Reinen war, dachte er an Irmel; er dachte ſie ſich als ſein liebes Weib und ſank in jene Träumerei, die ſo eigen den Zuſtänden iſt, in denen ſich Paul eben befand. Da rauſchte es — und Irmel ſtand vor ihm. Sie war eben zurückgekommen, hatte das Haus verſchloſſen, die Gartenthüre offen gefunden und dachte, die Riedelin im Garten zu finden.

„Als ſie Paul da ſitzen ſah, erſchrak ſie. Eine Gluthröthe übergoß ihr Angeſicht und in einer großen Verwirrung bat ſie ihn um den Hausſchlüſſel.

„Irmel, ſagte er, aufſtehend und ihr nahetretend, liebe Irmel, bleib' einen Augenblick hier. Ich habe mit dir zu reden.

„Das Mädchen erglühte noch mehr. Sie ſtand einen Augenblick völlig unſchlüſſig, was ſie thun ſollte. Liebe Irmel hatte er mit ſolch eigenthümlichem Tone nie zu ihr geſagt.

„Aber er hatte ihre Hand gefaßt und zog ſie neben ſich auf die Bank. Der weiche, ſeelenvolle Ton: liebe Irmel klang noch in ihrem Ohr. Er hielt ihre Hand feſt in der ſeinen und ſah ihr ſo ſeltſam in die Augen, daß ſie die ihrigen niederſchlug und ihre Hand, ja ihr ganzer Körper heftig zitterte.

„Liebe Irmel, hob Paul an, die Stunde iſt da, wo es zwiſchen uns klar werden muß. Laß mich dir hier vor Gottes Angeſicht bekennen, daß ich eine heiße und innige Liebe zu dir im Herzen trage, ſeit du in unſer Haus getreten biſt. Ich habe ſie ſtill getragen und bewahrt. Ich habe mich redlich vor Gott geprüft, und nun weiß ich's Irmel, liebe, theure Irmel, daß ich nie eine Andere lieben, nie eine Andere heirathen werde, als dich.

„Er ſchwieg; denn Irmel zitterte ſo, daß ſie niederzuſinken drohte. Er ſchlang ſeinen Arm um ſie und rief angſtvoll:

„Was iſt dir, liebe Irmel?

„Sie legte ihren Kopf auf ſeine Schulter und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

„Irmel, rief er, biſt du mir nicht gut? Haſt du einen Anderen lieb und ich weiß es nicht? — Rede, um Gotteswillen, rede!

„Sie richtete ihren Kopf in die Höhe und ſah ihn mit unausſprechlichem Ausdruck an, ſchüttelte langſam den Kopf und ſagte leiſe:

„Ach, laß mich zu mir kommen!

„Er zog ſie an ſeine Bruſt und ſie ließ es geſchehen. Auch er ſchwieg, denn ſeine Bruſt war zum Zerſpringen voll.

„Endlich wurde ſie ruhiger. Sie wand ſich aus ſeinen Armen los, ſah ihm ſchmerzlich ins Auge und ſagte:

„Ach, Paul, das hätteſt du mir nicht ſagen ſollen! Wir paſſen nicht zu einander und niemals werden es deine Eltern zugeben. Soll ich lügen, Paul? Nein, wir ſind hier nicht alleine, Gott iſt bei uns, ſieht in unſere Herzen. Darum ſoll Wahrheit zwiſchen uns ſein. Ich liebe dich, Paul; ich liebe dich mit einer heiligen, innigen Liebe, ſeit ich dich kenne; aber nun, wo das Geheimniß offenkundig iſt, das ich mit mir ins Grab zu nehmen gedachte, iſt mein Bleiben nicht mehr in euerem Hauſe. Ich muß fort, fort, heute noch. Es ſteht eine Scheidewand zwiſchen uns, die keine Macht der Erde entfernen kann. Es iſt meine Armuth. Ich weiß, was deine Eltern vorhaben. Du ſollſt und wirſt Müller's Carline heirathen. Darum bin ich heute drüben bei Schullehrers Lieschen geweſen. Sie hat mir einen Dienſt im Dorfe drüben ausgemacht, wo ich gleich eintreten kann; denn auch ſo muß ich fort. Es bleibt keine Wahl mehr.

„Paul hatte ihr mit Erſtaunen und tiefer Bewegung zugehört. Jetzt zog er ſie inniger an ſein Herz und drückte einen Kuß auf ihre Lippe.

„Das iſt vor Gott, mein Brautkuß, meine Irmel! ſagte er mit Feſtigkeit. Du liebſt mich, mein Mädchen? O, nun bin ich der Glücklichſte! Was du von der Scheidewand ſagſt, iſt eine leere Rede, eine Thorheit. Wenn ich erbärmlich genug wäre, ſie dafür anzuſehen, dann wär's eine; aber dann hätt' ich dir nie meine Liebe bekannt und wenn mir das Herz zerſprungen wäre. Ich weiß, wie meine Eltern denken, aber ich bin kein Knabe, den man zu einer Handlung zwingen kann.' Es wird einen Kampf koſten, ich weiß es; aber ich fürchte ihn nicht. Und du, Irmel, verſprich es mir vor Gott, du thuſt keinen unbeſonnenen Schritt! Die Wolken verziehen ſich. Meine Eltern achten und lieben dich. Sehen ſie meinen feſten Willen, ſo ſegnen ſie unſern Bund. Du mußt ſein, als habeſt du Ohren und höreſt nicht; als habeſt du Augen und ſäheſt nicht. Thue deine Arbeit ſtille, wie bisher, und laß mich machen. Es gibt ſich Alles.

„Irmel's Auge hing an ſeinem Munde, der ſo ſchön ſprach, ſprach, wie ihr Herz es wünſchte. O ſie hätte ihm ewig ſo gehören, ewig ihn ſo anblicken können. Als er ſchwieg, perlten Thränen über ihre Wangen.

„Ach, Paul, du haſt nicht gehört, was ich gehört habe, geſtern erſt. Ich war in der Kammer, in die man nur durch die Wohnſtube kommen kann, und arbeitete darin. Da kam dein Vater und deine Mutter herein in die Wohnſtube, ſetzten ſich und fuhren in einem Geſpräche fort, das ich anhören mußte, weil ich nicht heraus konnte, ohne daß ſie es gehört hätten und geſehen. Ich habe nie gelauſcht. Es iſt ſchändlich; aber hier mußte ich, weil ich nicht anders konnte und ich betrachtete es als eine Fügung Gottes. Dein Vater ſagte: Du kannſt Recht haben, Mutter! Er iſt doch nun im Alter, wo ein Jungburſche nach den Mädchen ſieht und einen Schatz zu haben pflegt. Weißt du noch, bei uns war's eben noch früher — und er ſieht kein Mädchen an, will von keiner wiſſen. Nun ſchlug er heftig auf den Tiſch, fluchte greulich und ſagte: Muß denn ein böſer Geiſt das Bettelkind in unſer Haus führen, daß es dem Buben den Kopf verdreht? — Aber, das ſag' ich dir, die Irmel muß fort, muß morgen fort, es gehe, wie es gehe. Nie, das ſchwöre ich dir, darf er das Bettelmädchen freien. Lieber wollt' ich ihn auf den Kirchhof tragen ſehen. — Deine Mutter ſtimmte dem bei. Heute iſt's zu ſpät, es dem Mädchen zu ſagen, daß es wandern muß, und ſeine Sonntagsfeier will ich Morgen auch nicht ſtören, ſagte ſie mit zorniger Stimme; aber am Montag ſoll es mein Erſtes ſein. Wir haben eine giftige Schlange an unſerm Buſen genährt. Nun ſticht ſie uns, denn es wird harte Nüſſe zu knacken geben. — Ach, Paul, mir ſchwindelte. Man war hinter mein einziges, ſtillverborgenes Geheimniß gedrungen. Da war kein Bleiben mehr, wenn ich auch das Andere nicht gehört hätte. Nun war ich bei Schullehrers Lieschen. Alles iſt in Ordnung. Morgen frühe gehe ich. Ich muß, um meinet- und um deinetwillen, und um eueres Friedens willen. Gottes Gnade behüte mich, daß ich in eine Familie, der ich ſo viel verdanke, eine Brandfackel werfen ſollte. Aber fort muß ich, damit mir nicht ausgeboten wird. Noch heute ſag' ich's ihnen.

„Du gehen? rief Paul und ſchlang beide Arme um ſie. Ich will die Macht ſehen, die dich und mich ſcheide!

„Frevle nicht, Paul! ſprach ſie ſanft verweiſend. Wer bürgt dir, daß nicht die Macht, die die Welt erſchuf, erhält und regiert, beſchloſſen hat, uns zu trennen? Du ſiehſt nicht in Gottes Rathſchluß, und ich nicht; aber willſt du freveln? „Gib dem Könige, was des Königs, und Gott, was Gottes iſt.“ Lerne dich beugen! Ich habe letzte Nacht einen Kampf gekämpft, den nur Gott kennt und ich. Ich habe im Gebet einen Sieg errungen, den du heute mir raubſt. O Paul, Paul, hätteſt du doch geſchwiegen! Es wäre mir leichter geworden — ob — ich gleich — —

„Sie ſchwieg.

„Was denn, was denn, o rede Irmel! rief er aus.

„Nun, in Gottes Namen! ſagte ſie feſt, ob ich gleich — deine Liebe kannte.

„Sie verhüllte ihr Angeſicht mit ihren Händen, als dies Geheimniß vom Herzen war.

„Du kannteſt meine Liebe und zogſt dich doch ſo kalt in dich ſelbſt zurück? rief er aus. O, du ſtarkes Herz! Er zog ſie an ſeine Bruſt und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Ach, ſie hatten nicht gehört, daß der Wagen mit den Alten angekommen war. Sie fanden die Hausthüre noch verſchloſſen und, da die Gartenthüre nur angelehnt war, vermutheten ſie, Irmel ſei zurückgekommen und ſitze in der Laube.

„Lieſe, ſagte Riedel zu ſeiner Frau, mit der Müllers Carline haben wir's heute richtig gemacht. Knechte und Mägde ſind noch nicht da. Ich meine, wir ſollten jetzt in den Garten zur Irmel gehen und es mit dem Mädel klar machen, damit ſie weiß, woran ſie iſt. Mit leeren Händen ſoll ſie nicht aus meinem Hauſe gehen, das laß ich mir nicht nachſagen. Sie hat's auch grade nicht an uns verdient, bis auf das Eine, was jetzt herunter muß und warum ſie fort muß. Sie hat auch nicht gleich einen Dienſt. Da darf ſie nicht darben. Sie gehört doch zu unſerer Familie und ſoll uns weder Schande machen, noch Noth leiden. Ich denke, ſie wird bei Schulmeiſters Lieschen drüben im Dorfe bleiben können, bis ſie weiß, wo ſie unterkommen kann. Sie iſt ein tüchtig

Weibsbild und es wird ihr nicht fehlen. Beſſer wär's, wenn ſie dem Peter, der um ſie freit, ihr Jawort gäbe, dann wär' Alles ab und ausſtatten wollt' ich ſie gerne. Ich denke, wir gehen in die Laube zu ihr und ſagen ihr Alles in der Ordnung. Sie iſt verſtändig, wird's einſehen und dann iſt eine Sorge von uns — denn der Paul iſt widerhaarig geworden, aber ich will ihn ſchon beugen, ſo wahr ich der Riedel bin!

„Das Letzte ſagte er mit einem Nachdruck, in dem ſich der Grimm noch ausſprach, der noch von heute Morgen in ihm lag, und den er nur mit Mühe zurückgedrängt hatte.

„Sie gingen, während der Knecht die Pferde abſchirrte, in den Garten und traten in die Laube; aber Beide ſtanden ſtarr vor Schrecken, als ſie ſahen, wie Irmel in Paul's Armen lag.

„Paul merkte zuerſt an dem Dunkel, daß Jemand im Eingange ſtand. Er blickte auf und ſah ſeine Eltern. Er ſah ihre bleichen Geſichter, aber auch die Wuth in den Blicken ſeines Vaters.

„Eiskalt durchrieſelte es ſeine Gebeine. Er ließ Irmel ſanft aus ſeinem umſchlingenden Arme und auch ſie erblickte Riedel und ſeine Frau. Sie ſtieß einen Schrei aus und verbarg in beide Hände ihr bleiches Angeſicht.

„So! ſo! ſtieß der alte Riedel heraus, und in dem: „So! ſo!“ lag Grimm, Hohn, Verachtung — Alles mit Einem Worte, was in ſeiner Seele gohr, und was ihn durchdrang. Ehe aber die Fluth ſeines Zornes völlig losbrach, ermannte ſich Paul, ſtand auf und ſagte mit einer Stimme, die freilich wankte:

„Vater und Mutter, Ihr wollt, daß ich heirathe. Hier iſt meine Braut. Irmel wird meine Frau, wie ich mit ihr mich jetzt vor Gott verlobt habe!

„Da brach die Feſſel, welche den gewaltigen Zorn gebunden hatte.

„Was? ſchrie der Riedel, deine Braut vor Gott? Vor dem Teufel ſag' du, nichtswürdiger Bub! Die Betteldirne, das hergelaufene Weibsbild, wagſt du vor uns, deinen Eltern, deine Braut zu nennen? Verflucht ſeiſt du und ſie, die ihr hinter uns ein ſchandbares Weſen treibt! Das alſo iſt das ſtille Kind? O du Verworfene! — Doch — Herr, erlaßt es mir, die Worte zu wiederholen, die Irmel in den Staub traten, ſie zertraten," ſagte der Todtengräber.

„Hören und Sehen verging ihr. Leblos war ſie zurückgeſunken wider die Stämme und Äſte der Hainbuchen, die dicht verſchlungen waren zu einer feſten Wand.

„Solche Worte, ſolche Flüche, wie ſie der Riedel ausſprach, waren entſetzlich und mußten Paul's Zorn aufs Heftigſte ſteigern. Wüthend trat er ſeinem Vater entgegen und rief:

„Schweigt, daß ich nicht vergeſſe, daß ich Euer Sohn bin!

„Da war der alte Riedel aus allen Fugen gehoben. Er erhob ſeine Rieſenfauſt in ſchäumendem Zorn und ein Schlag traf Paul, daß er gegen die Wand taumelte. Schnell aber ermannte ſich der Jüngling und ſprang gegen ſeinen Vater. Die Mutter ſchrie und warf ſich ſchnell zwiſchen ſie. Der Knecht war herbeigeeilt und faßte mit beiden Armen den Sohn ſeines Herrn um den Leib, um ihn von dem Frevel zurück zu halten, den er zu begehen bereit war.

„Sprudelnd quollen die roheſten Worte aus des Alten Munde. Nur den Schluß will ich Ihnen ſagen:

„Fort, rief er, fort aus meinen Augen, du und deine Metze!

„Und wunderbar! Paul's Wuth legte ſich bei der ſich ſtets ſteigernden ſeines Vaters.

„Kalt, wie der Tod, ſagte er:

„Ich gehe, Vater. Ihr ſollt mich nicht mehr ſehen. Ihr habt kein Kind mehr von heute an, aber wagt es nicht mehr, dies ſchuldloſe Mädchen, die wie todt hier liegt, anzutaſten. Gehet ins Haus. Ich betrete es nicht wieder!

„Er ging zu Irmel.

„Conrad, ſagte er zu dem Knecht (er iſt mein Sohn geweſen, Herr!), hilf mir, ſie wegtragen! Aber Irmel erwachte. Sie ſah wild um ſich. Ihre Gedanken waren wirre.

„Fort! fort! rief ſie. Fort von hier, wo mich der Fluch traf!

„Vergebens flehte Paul mit ſanften Worten, daß ſie ſich beruhige. Sie riß ſich los und eilte weg. Paul folgte ihr. Sie lief in ein Nachbarhaus. Dort ſank ſie ohnmächtig zuſammen, aber ihre Glieder zuckten entſetzlich.

„Die Bäuerin und ihre Tochter nahmen ſich ihrer an, wuſchen ſie mit Eſſig, entkleideten ſie dann und brachten ſie in der Tochter Bett, die ihre Freundin geweſen war. Als ſie aus der Bewußtloſigkeit erwachte, glühte ſie am ganzen Leibe, als ob Feuer in ihren Adern wäre. Sie redete irre und wollte fort. Paul ſaß in des Nachbars Stube, bleich wie eine Leiche, und ſtarrte in eine Ecke. Nur nach Irmel fragte er und rang die Hände, als ſie ihm ſagten, wie es um ſie ſtünde.

„Er blieb die Nacht in dem Hauſe und wachte mit der Mutter des Hauſes an Irmel's Bett. Sie mußten ſie gewaltſam halten, weil ſie immer fort wollte und nur von Marei's Fluch ſprach, ſich ſelber anklagte, ſie habe Vater und Sohn entzweit und habe Elend in die Familie gebracht.

„Noch in der Nacht ſandte Paul meinen Conrad nach dem Doctor. Als der Arzt kam, ſagte er, ihre Krankheit ſei ſehr gefährlich. Von da an wich Paul acht Tage und acht Nächte nicht mehr von ihrem Bett. Sie wurde zwar ruhiger und wollte nicht mehr fort, aber ſie ſprach unaufhörlich, Tag und Nacht, in Einem fort, und immer waren es Klagen gegen ſich ſelbſt, daß ſie Paul's Liebe erwiedert; daß ſie ihn, der ſo gut ſei, elend gemacht. Aus allen Worten ſprach ihre Liebe zu Paul. Der Arzt that, was er konnte, aber alle Mittel blieben fruchtlos. Am Mittag des achten Tages wurde ſie ruhiger. Paul's Herz hob ſich in froher Hoffnung. Gegen Abend ſchlummerte ſie ein. Wer ſie ſah, konnte nur Einen Gedanken haben, den nämlich, daß ſie nicht wieder erwache; aber gegen neun Uhr des Abends erwachte ſie, richtete ſich auf und ſah Paul an ihrem Bett ſitzen.

„Mild, wie ein Engel, lächelte ſie ihn an.

„Biſt du bei mir? ſagte ſie und es traten Thränen in ihre Augen. O, du Guter! ſagte ſie und reichte nach ſeiner Hand, die ſie küßte. Paul brach in ein lautes Weinen aus und umfaßte ſie. Ihr Kopf lag an ſeinem Herzen. Nach einiger Zeit blickte ſie ihn an und ſagte: Paul, nicht wahr, du hatteſt mich lieb?

„Mehr als mein Leben! rief er weinend aus.

„Ach, weine nicht, ſprach ſie matt. Ich finde den Frieden und ſterbe glücklich. O, verſöhne dich mit deinen Eltern, bat ſie. Thue, was ſie wünſchen. Gelt, Paul, du thuſt es? Und dann ſehen wir uns einſt an Gottes Thron wieder. Da trennt Armuth und Reichthum die Herzen nicht mehr!

„Das war ihr letztes Wort. Sie legte ſich wieder zurück und ſchlummerte ein. Ihre Hand lag in der Paul's. Sie erwachte nicht mehr. Gegen Mitternacht ſtieß Paul einen entſetzlichen Schrei aus. Ihre Hand war kalt — ſie war verſchieden.

„Auf ihrem Angeſichte lag ein wunderbares Lächeln, wie ich es in meinem ganzen Leben an einer Leiche nicht geſehen habe."

Der Todtengräber ſchwieg.

„Ich war erſchüttert, wie ich es nur jemals geweſen bin, denn der Ton, in dem der Greis ſprach, zeigte, wie ſehr ihn ſelbſt die Erzählung angriff.

Nach einer Weile ſagte ich:

„Was haben denn Riedel's gethan?"

„Nichts, Herr, nichts!" ſagte mit wahrem Grimme der Todtengräber. „Nicht gefragt haben ſie nach dem armen, ſchuldloſen Mädchen, nicht nach ihrem Sohne. Der Alte iſt aufs Feld gegangen, als wäre gar nichts geſchehen, und ſie hat im Hausweſen gewirthſchaftet, aber mein Conrad ſagte, der Alte ſei doch ſehr verſtört geweſen und habe manchmal ſelbſt nicht gewußt, was er rede. Widerſprechen habe man ihm aber nicht gedurft. Er ſei aufgefahren und habe dann im wildeſten Zorne geflucht wie ein Türke. Er und ſeine Frau hätten oft laut gehadert; denn ſie habe zu der armen Irmel gehen wollen, was er aber durchaus nicht habe leiden wollen.

„Irmel's Begräbniß war ein Zeugniß, was die Leute von ihr hielten. Kein Menſch blieb zurück. Ein lautes Weinen hörte man überall. Paul ging hinter dem Sarge wie ein Steinbild. Er ſah aus wie eine Leiche. Thränen hatte er keine.

„In der Nacht, als ſie beerdigt worden war, ging er fort.

„Herr, ich wohne dort. Die Fenſter meines Schlafkämmerleins gehen auf den Gottesacker. Der Mond ſchien hell und der Kirchhof lag vor mir, hell wie am Tag. Um eilf Uhr lag ich noch wach im Bett. Ich ſtand auf und trat an mein Fenſterlein. Da ſah ich ihn an ihrem Grabe knien; ich ſah, wie er verzweifelnd die gefalteten Hände rang, und mein Herz wollte mir berſten.

„Darauf iſt er aufgeſtanden und fortgegangen und im Fortgehen ſah er mich und kam auf mich zu.

„Adam, ſagte er, laßt mir ein Plätzchen neben ihr leer! Ich bitte Euch um das Eine. Verſprecht es mir!

„Ich reichte ihm meine Hand zum Fenſterchen hinaus und ſagte: Paul, ſo wahr der Herr uns jetzt ſieht, es ſoll dir geſpart ſein! Aber —

„Still! ſagte er. Wenn ich in zehn Jahren nicht wiedergekommen bin, dann dürft Ihr einen Anderen dahin legen; dann hab' ich ein Grab ſonſtwo gefunden. Lebt wohl, Adam! Gott ſegne Euren Conrad; er hat mich vor ſchwerer Sünde bewahrt.

„Was willſt du thun, Paul? fragte ich. Bleib' hier. Es gleicht ſich Alles aus.

„Nein, ſagte er, ich kann nicht. Mein Vater hat mich verflucht, ich muß fort.

„Kind, Kind, rief ich aus, dein Vater hat's im Zorne gethan; Gott wolle ihm vergeben. Er wird den Fluch zurücknehmen und in Segen wandeln. Bleib', Paul, bleib'!

„Er drückte meine Hand ſtillſchweigend und ſagte dann:

„Pflanzet Ihr eine weiße Roſe aufs Grab, Adam! Wenn ich einſt wiederkehren ſollte, vergelt' ich es Euch!

„Darauf iſt er raſch fortgegangen.

„Damals, Herr, wüthete der ſiebenjährige Krieg. In Erfurt war eine preußiſche Werbeſtation. Dort ſoll er hingegangen ſein. Nie hat man mehr ein Wort von ihm gehört. Nun ſind viele, viele Jahre darüber hingegangen, mehr als zweimal zehn. Ich hab' mein Wort gehalten. Das Plätzlein neben der ſchönen Irmel iſt heute noch leer. Ich glaube nicht, daß er wiederkehrt; vielmehr will es mir ſcheinen, als habe er im Krieg irgendwo ein Grab gefunden. Gott allein weiß, wo. Mein braver Conrad, der nach meinem Tode das Amt kriegen wird, der mir auch jetzt ſchon hilft, wird's noch offen laſſen, das beſtellte Plätzlein. Ob aber Paul je noch wiederkehren wird, bezweiſle ich."

„Aber," ſagte ich, „wer liegt denn in den beiden blumenleeren Gräbern?"

„Nun, Herr," ſprach der Todtengräber, „ich glaube nicht, daß Ihr mich fragt, ohne daß Ihr's ahnet. Da liegt Riedel und ſeine Frau. —

„Die haben in ihrem verſtockten Sinne fortgelebt, fünf, ſechs Jahre lang — aber da iſt's ihnen gekommen.

„Sie, die Riedelin, wurde gichtbrüchig. Sie lag zwei Jahre lang ſo armſelig und hilflos da, daß es Einen erbarmen mußte. Aller Reichthum konnte ihr nichts helfen. Sie hatte keine liebe Hand, die ſie pflegte. Alles thaten fremde, bezahlte Leute. An ihrem ſtarrköpfigen Manne hatte ſie keinen Troſt; denn ſeit Paul fort war, lebten ſie, die ſonſt ſo einig geweſen waren, wie Katzen und Hunde. Sie warf ihm vor, er ſei zu hart geweſen gegen Paul; die Irmel ſei ſo ſeelengut geweſen; die hätte eine rechte Tochter für ſie gegeben; an ihr hätte ſie in den alten, kranken Tagen eine liebreiche Pflegerin gehabt, und dergleichen. Er habe ſie kinderlos gemacht und ihren armen, guten Paul in den Krieg und Tod getrieben. Der Riedel warf ihr vor, ſie habe ihn gereizt; ſie habe das Feuer geſchürt; die Steine gerafft, die er geworfen. Dann brauſte er auf in maßloſem Zorn und es ſoll ſelbſt zum Schlimmſten, zu Mißhandlungen, gekommen ſein. War er ſo im Zorne, ſo ging er ins Wirthshaus und betrank ſich an Nordhäuſer Kümmel. Kam er dann völlig betrunken nach Hauſe, ſo ging der Tumult von Neuem an und mehr als einmal mußte die alte Frau vor ſeinem Zorne flüchtig werden. Immer mehr ergab er ſich dem Trunk und zuletzt wurde er ſelten mehr nüchtern. Hat er wohl die Qual im Gewiſſen damit betäuben wollen? Gott allein weiß es!

„Daß bei ſolchem Zuſtand es rückwärts bei ihnen ging im Vermögen, iſt leicht zu begreifen. Es war aber auch grade, als ob aller Segen Gottes von ihnen gewichen wäre. Mein Conrad konnte den ewigen Hader nicht mehr ertragen. Er iſt aus des Riedel's Dienſt gegangen. Nun bekamen ſie untreues Geſinde, denn ordentliche Knechte und Mägde blieben nicht im Hauſe, wo nur Fluchen und Zanken herrſchte. Da ging's, wie's konnte. Ihr Viehſtand litt gar ſehr durch Krankheit und Seuche. Ihre Ernten fielen dünn aus — kurz, es kam dahin, daß Riedel in Schulden kam und zwar in ſchlimme, denn er lieh bei Wucherern und Juden, da er ſich ſchämte, bei einem ordentlichen Manne Geld aufzunehmen.

„Seine Frau ſtarb zuerſt. Sie ſoll einen furchtbar ſchweren Todeskampf gehabt haben.

„Nun ſtand der Riedel allein und kam nicht mehr aus der Schenke, und ſo iſt er denn auch elendiglich geſtorben. Trunken ging er ſpät in der Nacht heim. Vielleicht habt Ihr, Herr, den Brandweiher geſehen, der drunten im Dorfe liegt? Es umgibt ihn eine hohe Mauer. Wahrſcheinlich iſt er im Trunk an dieſe Mauer gerathen, hat ſich darüber hingebeugt und iſt hinabgeſtürzt. Niemand bemerkte es.

„Morgens kam die Magd ins Wirthshaus, um ihn heimzuholen, da er nicht nach Hauſe gekommen war, oder doch, um zu ſehen, wo er geblieben ſei.

„Der Wirth ſagte ihr mit Erſtaunen, er ſei um halb Eins in der Nacht trunken fortgegangen.

„Nun gab's Lärm im Dorfe, der alte Riedel fehle. Die

Leute liefen zuſammen. Überall wurde nach ihm geſucht, aber nirgends fand man ihn, bis es Einem einfiel, im Brandweiher zu ſuchen. Richtig, da lag er drinnen. Man mußte die Schleußen öffnen, um ihn herauszuholen.

„Ihr könnt Euch denken, daß ihm ſo wenig Liebe und Mitleid folgte, als ſeiner Frau, ja im Grunde noch weniger, weil er ſich ſo ſchlecht aufgeführt hatte.

„Dorthin hab' ich ſie neben das ſchuldloſe Opfer ihres Hochmuths gelegt; aber Niemanden iſt es eingefallen, eine Blume auf ihr Grab zu pflanzen, auch mir nicht. —

„Kaum war er todt, ſo ſtürmten die Gläubiger zuſammen und mit Erſtaunen hörten die Leute von der Menge der Schulden, die auf Hof und Gut laſteten. Da mußte denn Alles unter den Stecken kommen und iſt verſteigert worden. Der reiche Müller aus R. erſtand das Ganze um eine hohe Summe. Was von den Schulden übrig blieb, wurde, da man von Paul nichts erfuhr, bei'm Gerichte niedergelegt und da wird's noch verwaltet. Und im Hofe ſitzt nun die Müllers Caroline und ihr Mann, brave Leute, die das Gut mit Segen bauen.“

Hier endete der Greis. Es war dunkel geworden über ſeiner Erzählung. Ich gab ihm ein Geſchenk und dankend ging er nach ſeinem Häuschen hinüber. Ich warf noch einen Blick nach Irmel's Grab und ging zu meiner Herberge, im Innerſten meiner Seele bewegt.

Und warum bewegte mich die Geſchichte ſo tief? — Warum erklingen die Saiten eines Inſtrumentes, wenn ein ähnliches in ſeiner Nähe erklingt? — Warum treten Thränen in unſer Auge, wenn wir ſie in einem anderen glänzen ſehen? — Tief in der Menſchenbruſt werden Erinnerungen wach, die lange, lange ſchliefen, wenn die Züge eines Angeſichts, wenn die Ähnlichkeit einer Gegend, wenn die Ereigniſſe eines anderen Menſchenlebens ſie wecken, oder wenn eine Erzählung ähnliche Begebenheiten unbewußt berührt? Warum? — Warum? — — —

Hier endete das Manuſcript des Onkels Martin. Lange ſaß ich in ſchmerzlichem Gefühle da. „Armer Einſamer,“ dachte ich, „riß man auch ein liebend Herz von dem Deinen, daß es fortblutete, bis es nicht mehr ſchlug?“

Als ich meine Mutter darnach fragte, ſagte ſie:

„Das iſt eine traurige Geſchichte geweſen. Ein andermal will ich ſie dir erzählen, jetzt iſt es zu ſpät.“

Verſchiedene Wege.

Ein Stücklein aus der guten, alten Zeit.

„Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch eines alten Herrn Vetters, der in Mannheim Organiſt an der Hauptkirche war. Das Bild dieſes Mannes, der noch ſo ganz nach Form und Weſen der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörte, ſchwebt mir ſo lebhaft vor, als hätt' ich ihn geſtern zum letzten Male geſehen, und doch liegt zwiſchen unſerem letzten Begegnen hienieden und heute auch die Hälfte eines Jahrhunderts und ſelbſt noch mehr denn ein Jahrzehend drüber hinaus.“

Das waren die einleitenden Worte meines nahezu ſiebzigjährigen Nachbars zu Heidelberg, bei dem ich gemüthlich ſaß.

„Ei,“ ſagte ich zu dem lieben, geſchichtenreichen Mann, „iſt's denn möglich, daß Sie ſich aller Einzelnheiten entſinnen können?“

„Ja gewiß,“ ſagte er, „und ich will Ihnen zeigen, wie lebhaft mein Gedächtniß geblieben iſt und wie treu, indem ich Ihnen vorerſt den Mann ſchildere und Ihnen dann die Geſchichte ſeines Lebens erzähle, oder doch ein weſentliches Stück davon.“

„Mein Herr Vetter war, wie geſagt, alt, faſt ſo alt, als ich heute, da beſuchte er uns noch einmal hier und lebte ſich in die Zeit zurück, da er auch hier ſtudirt hatte.“ —

„Studirt?“ fragte ich erſtaunt. „Ein Organiſt und ſtudirt.“

Mein Nachbar lächelte.

„Das iſt's ja eben, was Ihnen ſeine Geſchichte intereſſant machen dürfte,“ ſagte der alte Herr. „Nun hören Sie:

„Er war damals noch ein kräftiger Greis, der ſich grade hielt; obwohl ſein innerſtes Weſen demüthig war, kam dieſe Haltung Manchem vor wie Hochmuth. Davon war er himmelweit entfernt. Sein Geſicht war friſch und deſſen Ausdruck mild und heiter. Er war ein ſchöner Greis. Sein Haar war reich und ſo gepudert, daß es ſchneeweiß war. Ein Zopf, länger wie der Friedrich's des Großen, hing ihm ſchier bis auf das Kreuz. Er war feſt mit ſchwarzem Band umwickelt und dieſe Operation nahm ihm viel Zeit weg. Oben am Kopfe war ein gewaltiger ſchwarzer Bandſchlupf, ſo an der Wurzel des Zopfes. Das Haar des Vorderhauptes trug er in Form des Herz-Toupe's, und das ſtand ihm ganz delicat zu Geſichte. Ging er aus, ſo ſaß darauf der Dreimaſter von feinem Filz. Die Halsbinde war ſchneeweiß; die rothe Sammtweſte, mit goldenen Knöpfen und ſchöner Stickerei, reichte von der Halsbinde bis zum Schenkel und war zugeknöpft von oben bis unten. Nur an Sonntagen ſah der breite, unendlich fein gefaltete Jabot coquett daraus hervor. Der Rock war von weißem Tuche, fein und rein, mit zinnoberrothem Schooß- und Bruſtfutter. Zum Zuknöpfen war er nicht, und lief rund vom fingerbreiten Krägelein über die Bruſt weg zum Schooße, der breit und lang war; dennoch war er auf der rechten Seite mit unendlich großen, ſtark vergoldeten Knöpfen beſetzt; ebenſo die Taſchenklappen und Ärmelaufſchläge, die faſt bis zum Ellenbogen reichten, und aus denen die Manſchetten lang hervorragten.

„Die Hoſe war von ſchwarzem, feinem Velliche, und reichte nur zum Knie, wo ſie eine feine vergoldete Schnalle hielt. Weiße ſeidene Strümpfe umſchloſſen das ſchön bewadete Bein und feine Jabots den Fuß mit mächtigen, den ganzen Vorderfuß bedeckenden Schnallen von Silber, durchbrochen und ſehr ſchön gearbeitet. Dazu gehörte ein echtes Javarohr mit vergoldetem Knopfe, das zwei Drittheile der Leibeslänge hielt.“ —

„Sie lächeln?“ unterbrach er ſein Porträtiren. „Freilich die flappige Mode dieſer Zeit iſt eine andere; aber ich ſage Ihnen, er ſah ſtattlich aus; es war eine Pracht von einem Manne, der Reſpect einflößte, und dieſe Mode hatte etwas Gehaltenes, Würdiges, Ernſtes und Anſtändiges. Es war ſchlechterdings eine Unmöglichkeit, daß ein Mann in dieſem Coſtüme Dummheiten und Unſinn treiben oder überhaupt die Strenge der Sitten übertreten konnte. Glauben Sie mir, junger Freund, es war eine Zeit, die ſittlich mehr werth war, als die unſrige. Doch, ich will nicht richten, ſondern erzählen. Sehen Sie, ſo ging unſer Herr Vetter aus. War er ſo gekleidet, ſo hielt er ſtreng auf den äußern Anſtand. Daheim trug er Pantoffeln, das Joſeppchen und eine weiße Baumwollmütze mit langem Zipfel und bedeutendem Klünker —“

„Das Joſeppchen? Herr Nachbar, was war das für eine Kreatur?“ fragte ich.

„Für euch junge Leute iſt doch jene Zeit ganz zu Grabe gegangen!“ ſagte er mit beklagendem Ausdruck. „Ich will es Ihnen ſagen. Das Joſeppchen, Seppelchen oder, wie man es ſonſt auch hieß, war ein damaſtner wattirter Schlafrock, der aber nur bis an den Schenkel reichte und mehr die Rockform hatte. Wie geſagt, zu Hauſe trug er dies Kleidungsſtück, das ſehr commode war, rauchte ſeine feine Holländiſche und ſaß im Seſſel. Dann ging ihm Mund und Herz auf. Wir ſetzten uns um ihn und er erzählte viele Geſchichten.

„Einſt ſaßen wir auch ſo um ihn und horchten auf ſeine Worte, da kam er auf ſeine eigne Lebensgeſchichte, und um dieſe handelt es ſich ja jetzt. Mir ſchwebt das noch vor wie heute, und ich führe ihn darum auch ſelbſt redend ein.

„„Ihr lieben Verwandten, ſagte er mit all der ihm eigenen Gemüthlichkeit und blies dabei feine, ringelnde Knaſterwölkchen aus, habt mich wohl bisweilen gefragt, wie ich zum Organiſten gekommen, da ich doch allhier die Gottesgelahrtheit drei Jahre fleißig und eifrig ſtudirt. Glaub's wohl, daß Ihr's Euch nicht reimen könnt, ſeit die uralte Kurpfalz durch die leidigen Franzoſen iſt zu Grabe gegangen. Sie war alt und wackelig geworden, wie das heilige, römiſche Reich, dem ſie als Kur angehörte. Sie hatte dicke Fehler und ich ſelber bin davon ein lebendiger Beweis. Wär's nicht ſo geweſen, wer weiß, welche Stellung ich jetzt einnähme. Doch — es hat ſo ſein ſollen und ich bin ja in meiner Lage recht glücklich, und preiſe die Wege Gottes. Ich bin der einzige Eheſprößling eines armen Mannes. Mein Vater war Schulmeiſter, Cantor, Organiſt und Küſter in Ladenburg, und ſeine ganze Beſoldung betrug hundert und fünfzig Gulden, eine freie Wohnung und einen

Garten dabei. Davon lebten wir ſchlicht und recht; aber Sprünge konnten wir keine machen und Schmalhans war Küchenmeiſter. Trotz alle der nothgedrungenen Beſchränkung waren wir Drei, mein Vater, meine Mutter und ich, in Liebe glücklich.

„Mein Vater war ein Muſiker, wie es damals wenige gab. Gründlich gebildet, war er ein Meiſter auf der Orgel, der ſeines Gleichen kaum hatte, und ſein gebildeter Geſchmack bewies ſich an der leidenſchaftlichen Vorliebe für alte, gediegene Kirchenmuſik. Ihr mögt es Euch daher erklären, daß er, außer dem regſten Fleiße, den er in und außer der Schule meiner geiſtigen Entwickelung widmete, auch ſehr frühe mit mir Muſik zu treiben anfing.

„Der Liebe des Vaters gelang es, die Gottesgabe, die ich empfangen hatte, zu wecken und frühzeitig zu bilden. Die ganze Stadt redete davon, daß ich ſo tactfeſt ſpiele, als ich kaum mein achtes Lebensjahr zurückgelegt. Das wurde dann eifrig fortgeſetzt und der Vater hatte recht ſeine Freude an mir. Chriſchtian, ſagte er in der breiten Pfälzer Mundart, du wirſt einſt ein Orgelſpieler, der ſich gewaſchen hat, und das wird dich nicht gereuen, auch wenn du niemals es als Broderwerb treibſt, wie ich; denn ich hoffe zu Gott, daß du ein recht tüchtiger Pfarrer werden ſollſt. Dem ſchadet's auch nichts, wenn er etwas von dem Orgelſpiele verſteht.

„Das war denn meiſt ſeine Rede und es prägte ſich mir die Beſtimmung tief in die Seele hinein, ehe ich noch die Schwelle jener Vorbereitung betrat, die dies Studium heiſcht. Mich auf einer Schule auswärts zu erhalten, hätten meine armen Eltern nicht zu Wege gebracht; aber der Rector in Ladenburg war ein Gelehrter, der ſich gewaſchen hatte, und man konnte Viel bei ihm lernen.

„Durch meines Vaters Privatunterricht war ich früh ſchon reif für den Eintritt in deſſen Schule. Er war ſelber ein Freund und Kenner der Muſik, und daher meines Vaters beſonderer Gönner, der mich mit Liebe aufnahm und behandelte. Mein Eifer und Fleiß hatte an meinem lieben Vater und meiner nie raſtenden Mutter leuchtende Vorbilder, und blieb nicht zurück. Der Herr Rector rühmte und bevorzugte mich deßhalb, was mir freilich bei meinen Mitſchülern manchen ſchweren Buckel voll Prügel eintrug, die ich, als der Jüngſte und Schwächſte, einrieb und in der Stille verbiß. Das hatte anderweitig ſein Gutes; denn ich lernte frühe die Püffe tragen und dulden, die mir ſpäter das Leben und die Verhältniſſe beibrachten. Abhielt es mich aber nicht im Mindeſten, meinen Fleiß fortzuſetzen, und wenn ich's der Mutter einmal klagte, ſagte ſie: Beſſer Neider, als Mitleider. Und mit dem Sprüchworte tröſtete ſie mich.

„Die lateiniſche Schule koſtete mich nichts. Selbſt den Privatunterricht im Griechiſchen ertheilte mir der brave Rector unentgeldlich. So wuchs ich ziemlich heran, und als ich confirmirt war, kam die Zeit, vor der meine armen Eltern oft gezittert hatten, die nämlich, wo es eine unabweisbare Nothwendigkeit wurde, daß ich die Neckarſchule zu Heidelberg beſuchte. Wo, wie und wann ſollten die Eltern das aufbringen, deſſen ich dort benöthigt war, trotz aller Gewohnheit an die ſchmalſten Biſſen? Ich entſinne mich noch eines Abends aus jener Zeit, den ich genauer ſchildern muß.

„Es war am heiligen Pfingſttage. Morgens war ich mit meinem Vater auf der Orgel und ich ſollte, da der Herr Inſpecter das Lied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme ꝛc." gegeben hatte, ein fugirtes Vorſpiel vortragen, das mein Vater zu der herrlichen Melodie geſetzt hatte. Es war ein Meiſterſtück, das ich aber auch eingeübt hatte, daß es mir in den Fingerſpitzen und Zehen feſtſaß, mit denen ich Manual und Pedal regieren ſollte. Ich begann. Mein Vater ſtand neben mir und ſein Antlitz leuchtete wie das eines Seligen, als ich meine Arbeit gut machte. Das feuerte mich an und ich ſpielte meinen Satz tüchtig, ging dann in die Melodie über und leitete den Geſang der Gemeinde wie ein Alter.

„Als die Kirche aus war, überhäufte der Rector meinen Vater mit Lob und mir drückte er die Hand, was eine Ehre war, die mir ſelten wieder vorkam. Wir kamen beide überglücklich heim und die Thränen der Mutter, die ſchon von den Nachbarinnen Alles wußte, waren nur eine Erhöhung unſerer Freude. Mittags nach dem Gottesdienſte kam der Kirchendiener und lud meinen

Vater zu dem Herrn Inſpector. Da das öfter vorkam, fiel es uns nicht auf; das aber machte uns doch betroffen, daß der Vater bis Nacht ausblieb; denn ſo etwas war in dem pünktlichen Leben deſſelben noch gar nicht dageweſen. Erſt zur Nachteſſenszeit kam er, und ſein Geſicht ſtrahlte.

„Komm herein, Mutter, rief er in die Küche, ich bringe eine Poſt, die nicht anbrennen darf!

„Die ſtaunende, neugierige Mutter kam; ich machte das Klavierchen zu und der Vater hob an: Vor Allem rufe ich: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir iſt, ſeinen heiligen Namen!“ Was uns beängſtigte, hat Gott wunderbarlich gewendet! Als ich heute in geziemender Devotion in die Studirſtube des Herrn Inſpectors trat, ſaß der Herr Rector ſchon da. Nach geſchehener ſtandesmäßiger Begrüßung ſagten der Herr Inſpector: Setz' Er ſich, Herr Cantor, und reichte mir ein Glas köſtlichen Weines, den ſie tranken. Solche Ehre war mir nie widerfahren! Darauf, als ich nach ziemlichen Umſtänden, mich endlich geſetzt, das Glas genommen und mit Reverenz Geſundheit getrunken, hob der Herr Inſpector an zu reden von Chriſchtian's Orgelſpiel von heute und des Herrn Rectors gutem Lobe, redete mit Salbung, wie er ſich an dem Einen erbaut und an dem Anderen erfreut, und wie des Knaben Talent nicht verſumpfen dürfe. Er habe, fuhr er fort, im hohen Kirchenrath einigen Arm und den wolle er geltend machen, daß Chriſchtian an der Neckarſchule umſonſt aufgenommen würde. Da das ſo gut wie abgemacht ſei, ſo habe er den Herrn Rector gebeten und mich berufen, um das Weitere in fügliche Überlegung zu nehmen. Der Herr Rector ſei ein Heidelberger Kind, habe vermögliche Verwandte und Freunde dortſelbſt und er, der Herr Inſpector, ſei auch nicht ohne Einfluß auf Andere, alſo daß der Bube dort alle Tage, Jahr aus, Jahr ein, ſein Eſſen habe. Er frage mich aber, ob ich ihn wohl in Kleidern werde unterhalten können, bis er ſich durch Unterrichtgeben das ſelber verdienen könne. Des Herrn Rectors Stiefſchweſter, ſo in der Buſemergaß wohne, wolle ihm überdies ein Stüblein und Bett geben, ſo er ihr Peterchen alle Tage eine halbe Stunde unterweiſe. Die Wäſche könnten wir von hier aus beſorgen und ſo wäre Alles ſonnenklar, wenn ich nur Kleider und Schuhwerk auch wohl Bücher und Schreibmaterialia beſorge.

„Was meinſt du, Mutter, wie mir da das Herz im Leibe hüpfte? Ich ſagte freudig Ja und Alles war in Ordnung und den Herbſt geht er auf die Neckarſchule! Allelujah!

„Wir ſaßen da und hatten die Hände zuſammengelegt wie zum Gebet, und ich glaube, wir haben auch gebetet und gedankt Dem, der ſo unverhofft den Wünſchen eine Thüre geöffnet und der Sorge Valet geſagt und gegeben.

„Das war ein Freudenabend! Der Hirſebrei, den die Mutter gekocht, und auf den ich früher, nämlich ehe der Vater daheim war, erpicht war wie eine Katze auf die Maus, wurde rein vergeſſen. Freilich war das nicht zu meinem Schaden, denn er zog eine deſto dickere Haut, und das iſt, wie Ihr wißt, am Brei Nr. 1. Nach dem Hirſebrei ſetzte ſich der Vater hin ans Klavierchen und fugirte die Melodie: „Nun danket alle Gott“ auf eine wunderbar herrliche Weiſe, und als er endlich ſie ſpielte, fielen wir alle Drei ein und ſangen das ſchöne Lied, wie's darin auch heißt: „Mit Herz und Mund.

„So bin ich denn den Sommer noch da geblieben, und als in den Ferien der Herr Rector nach Heidelberg ging, machte der Alles rund. Mittlerweile war denn ein Umſtand eingetreten, der im Familienrathe verhandelt werden mußte.

„Seit meiner Confirmation hatte ich im Wachſen einen ganz unvernünftigen Schuß gethan, gewiß einen halben oder gar dreiviertel Pfälzer Schuh war ich in die Länge gewachſen, und, wie es anderwärts auch geht, mein Röcklein hatte vergeſſen, mitzuwachſen. So war's denn gekommen, daß bei mir die ſogenannte Taille oder Dünnung im halben Rücken war, die Schooßenden aber jenſeit der Hälfte des Oberſchenkels ſaßen und die Hände bis hinter das Handgelenk aus dem Ärmel hervorguckten, was gar übel ausſah und mich in Betreff der Hände in erkleckliche Verlegenheit ſetzte, da ich gar nicht wußte, wo ich ſie eigentlich hinthun ſollte. Das iſt bekanntlich in dieſem Alter immer der Buben Kreuz, und ich glaube, es gibt Wenige, die nicht eine ähnliche Geſchichte mit ihren Händen ſeiner Zeit erlebt haben. Es ſind erſchreckliche Gliedmaßen zu ſelbiger Zeit!

„Da ging die Noth an den Mann! Der Vater hatte verſprochen, mich zu kleiden; aber es fand ſich, daß ich ſo ziemlich Alles verwachſen hatte, und das lief ins Geld. In Ladenburg wär's noch gegangen, aber als Neckarſchüler lautete denn doch die Geſchichte anders.

„Während mein Vater daſaß und an den Nägeln kaute, nahm meine Mutter das Wort und löſte den Knoten, wie denn die Weiber allemal am Beſten Rath zu ſchaffen wiſſen; denn ſie ſind erſtaunlich kniffig und pfiffig.

„Wilhelm, ſagte ſie zum Vater, du quälſt dich wieder einmal um des Kaiſers Bart, und der Rath liegt ſo nahe! Chriſchtian iſt ja ſo dünne aufgeſchoſſen wie ein Strickſpieß, und mein Vater, ſeliger, war ein Mann, der ins Gevierte etwas maß, da er noch lebte. Du weißt wohl, wir haben ſeinen Hochzeitsrock noch; er iſt von leberfarbigem, ſchwerem Tuch und der Schneider macht ihm einen Staatsrock draus!

„Mein Vater ſeufzte tief auf, aber man hörte, mit dem Seufzer ging eine ſchwere Laſt von der Seele weg.

„Du ſollſt Rathsherr zu Nürnberg werden, du vortreffliches Weib, ſagte er erleichtert. Geh', hol' ihn 'mal.

„Das ließ ſich meine Mutter nicht zweimal ſagen.

„In weniger Zeit, als man ein Vater-Unſer beten kann, war ſie wieder da und hielt triumphirend den Rock in die Höhe. Man hebt doch etwas nie zu lang auf! ſagte ſie freudig.

„Ja, das war noch ein Kerntuch, wie man heutzutage keins mehr zu ſehen kriegt! Hier und da hatte zwar eine haushälteriſche Motte für ihre liebe Nachkommenſchaft darin ein zart Bettlein beſtellt und die kleine Brut hatte geweidet; allein das fiel weg bei meinem dürren Häringsleibe, und für den Umſtand, daß ſtellenweiſe die Farbe ihre Treue nicht bewährt, auch diverſe Flecken darin und aus beiden Gründen Braun und Lehmgelb in nachbarlichem Frieden ſich in die Oberfläche des ehrwürdigen Kleidungsſtückes theilten, wußte unſer Nachbar, mein Pathe, der Färbermeiſter Zobbel, Rath. Als er in den Beirath gezogen wurde, meinte er, er habe Schlimmeres in Einklang gebracht, und wenn er die Flecken im Gewiſſen und Leben, und den Abſchuß der Treue und Ehrlichkeit ſo gut vertilgen könnte, wie hier Flecken und Farbeänderung, ſo wolle er dem Papſt in Rom ſchon zu ſchaffen machen und mehr einnehmen, als weiland Tetzel bei ſeinem bewußten, einträglichen Handwerke.

„Meine Mutter zertrennte gleich den Rock; Zobbel nahm ihn mit und es war wirklich zum Erſtaunen, wie ſchön er ihm wieder auf die Beine half. Nun kam Meiſter Zinndraht, der berühmteſte Schneider in ganz Ladenburg, nahm das Maaß, beſah den Rock, zeichnete mit Kreide allerlei kauderwälſche Linien darauf, und erklärte endlich, es gäbe einen Rock von perfecter Vollkommenheit.

„Acht Tage ſpäter hatte ich ihn am Leibe. Er ſaß königlich und ich war geputzt wie ein Prinz.

„Ob ich gleich alle Samſtag Nachmittage heimlaufen konnte, ſo war doch das erſte Scheiden für Eltern und Kind gleich hart und ſchwer. Es floſſen der Thränen viele, und erſt, als ich mit dem Herrn Rector auf dem Leiterwagen meines Pathen ſaß, der uns hinfahren ließ, und Ladenburg hinter uns lag, wurde meine Seele wieder frei und ruhig.

„Wir erreichten die ſchöne Muſenſtadt und ich zog in mein Dachſtübchen in der Buſemergaſſe, bei Frau Wittwe Röthlich, einer kreuzbraven Frau, unterwies das Peterchen im ABC, lehrte es im ſogenannten „Namenbuch,“ der kurpfälziſchen Handfibel, leſen, und brachte es, bei des Knäbleins offenem Kopfe, bald zu etwas Erfreulichem, was mir denn bei der Mutter einen Stein ins Brett ſetzte und mir, da der Schulmeiſter der Stadt keinen Pfifferling werth war, noch mehr Kindlein des Alters zubrachte, die mir ein Weniges bezahlten, mir aber dadurch ein Weſentliches leiſteten, wie ich ſogleich berichten werde.

„Das Gnadenbrod iſt ein hartes, bitteres Gebäcke, und wer es gegeſſen hat, weiß ſchon, warum. Ich hatte mein Tageseſſen, vom Frühſtück bis zum Abendbrod, in den Familien, die mir die

Herren Inſpector und Rector zu Ladenburg ausgemacht; aber das waren unterſchiedliche Leute. Die Einen gaben's gern und ſahen nie ſauer, wenn ich kam und demüthig in der Ecke ſtand und harrte, bis es hieß: Chriſchtian, ſetz' Er ſich an und greif' Er zu! Die Anderen waren unfreundlich, und man ſah, ſie hatten es nur gethan, weil ſie ſich doch ſchämten, Einem der beiden Fürbitter es abzuſchlagen; aber insgeheim wünſchten ſie mich dahin, wo der Pfeffer wächſt. Lieber Gott! ich konnte doch nicht anders und mußte kommen, ſo ungerne man mich auch ſättigte, und das nicht einmal, denn ich aß mich nur dreiviertel ſatt, oft, wenn's im Hauſe brummig war, kaum halb. Wieder Anderen war ich ſchon recht und keine Laſt, wenn ſie allein waren; es waren ſo die vornehmeren Leute; aber war Beſuch da, und ging's hoch her, da war ich ein Dorn im Auge. So Etwas thut erſchrecklich wehe. Ich drückte mich dann ſtille, zog mein Beutelchen, nahm ſechs Kreuzer heraus, was hinreichte für ein Brödlein und etwas Wurſt oder ein Pfund Kirſchen, wenn's um dieſe Jahreszeit war. Damit ſchlich ich auf mein Kämmerlein und verſpeiſte es mit Behagen. Anfänglich merkte das die brave Frau Röthlich nicht; aber nach und nach kam ſie dahinter, examinirte mich, und kam zur vollen Kenntniß meiner Lage. Sie ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen.

„Ja, ja, ſagte ſie bitter; je reicher, deſto geiziger, und je vornehmer, deſto gemeiner! Nein, Musje Chriſchtian, das ſoll Ihm nicht mehr paſſiren, daß Er einen Tag ohne Warmes bleibe! Mit meinem Willen geht Er nicht mehr zu dem reichen, vornehmen Pack. Ich rede mit den Müttern der Kinder, welche er mit meinem Peterchen unterweiſt, und dann kriegt Er Seine Koſt auf Seine Stube und braucht nicht zu kratzfüßeln.

„Aber was wird der Herr Rector ſagen? verſetzte ich.

„Meinem Herrn Bruder will ich den Staar in einem Briefe ſtechen, der ihm ſeine vornehmen Freunde ins Licht ſetzen ſoll! — rief ſie aus und ging.

„Nun waren die Familien deren Kindlein ich für ein gar Billiges, die Stunde für einen Kreuzer per Kind, unterwies, alleſammt wohlſtehende Bürgers- und Handthierungsleute von altem Schrot und Korn, in der Wolle gefärbt und fadengrad genäht, ſchlicht und recht, aber mildherzig und mir gewogen ihrer Kinder wegen, die mich erſtaunlich lieb hatten. Da brachte es Frau Nöthlich auf der Stelle fertig, und ich hatte mein Eſſen für alle Tage und bekam's auf die Kammer gebracht, und allemal einen ſchönen Gruß und ein freundlich Angeſicht dazu.

„Wie hab' ich Gott gedankt und der guten Frau Nöthlich! Nun brauchte ich nicht mehr zu katzenbuckeln, und mich halb und dreiviertel ſatt zu eſſen! Und der Herr Rector muckte nicht. Ich glaub' die Frau Nöthlich, die eine gar geſcheidte und reſolute Frau war, hat ihm das Töpflein der fürnehmen Barmherzigkeit aufgedeckt, daß er auf den Boden ſehen konnte.

„Der Erfolg war, daß ich das käſebleiche Anſehen verlor, rothe Backen bekam und auseinander ging, wie eine Dampfnudel von der Hefe.

„Unter allen Denen, die mir das Eſſen brachten, war keine herziger, als das Mariechen aus Nudelbachs an der Ecke der Buſemergaſſe, links. Sie war ein Waiſenkind, etwas jünger wie ich, und aß auch das Gnadenbrod im Hauſe, wo ſie war, bei Gefreundten ihrer ſeligen Eltern. Ach, ſie war erſtaunlich ſchön, und noch braver, als ſie ſchön war. Arm wie ich; in vielen Fällen in gleicher Lage und Bedrängniß, da ſchließt ſich das Herz auf und das Vertrauen, das in beiden Seelen wächſt, thut ſich in Eine Pflanze zuſammen, die nun fröhlich gedeiht, und wenn ſie blüht, iſt die Blüthe allemal die Liebe. So war's auch bei uns; aber unſere Liebe war ſcheu und geſchämig, ſie hatte keine Sprache, als die Stimme der Augen und des herzinnigen Lächelns, der Freundlichkeit. Wir Beide aber fühlten das heißeſte Verlangen, bei einander zu ſein, und waren wir's, wenn Mariechen das Eſſen brachte und das Geſchirre holte, ſo wars doch nur wenige Minuten, die wir zuſammen ſein und plaudern konnten. Von der Lieb' kam da nichts vor: wir klagten uns unſere Noth und tröſteten uns beiderſeitig.

„Mit dem verdienten wenigen Gelde beſtritt ich nun nicht nur meine Bücher und Schreibmaterialia, ſondern auch noch das Schuhwerk, was meinen lieben Eltern ſehr zu Statten kam, indem dazumal das Pfund Bred um zwei Kreuzer aufſchlug, weil es eine Mißernte geweſen war im Sommer vorher. Der liebe Gott fügte es indeſſen bald noch beſſer.

„In der Heiligengeiſt-Kirche war die Orgel in Unordnung gerathen, und die Zungenregiſter waren ſtumm geworden, weil Fledermäuſe darinnen überwintert und auch ihre Neſter in Sommerszeit darinnen hatten. Es kamen daher Orgelbauer aus der Rheingrafſchaft an der Nahe, ſo Stumm hießen, damals berühmte Leute im Lande weit und breit, die reparirten die Orgel, und als ſie fertig war und probirt wurde, kam auch mein Vater als Probirer und Unparteiiſcher nach Heidelberg. Da war ich denn auch dabei, und mein Vater ſagte zu ſeinem Collegen an ſelbiger Kirche, er ſolle mir auch einmal Eins geſtatten.

„In der Kirche waren viel hundert Menſchen als Zuhörer. Der Organiſt ließ es zu, und ich ſetzte mich und ſpielte meines Vaters Satz zu dem Liede: „Wachet auf ꝛc.,“ und ſchloß mit der Melodie. War es nun die Wahl der Regiſter oder die Begeiſterung, die über mich gekommen war, oder die auffallende Seltenheit, daß ein armer Neckarſchüler ſo ſpielen konnte — ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß der Organiſt, ganz erſtaunt, bravo! ſagte, mir auf die Schulter klopfte, mich öfters zum Spielen an Sonntagen einlud, und meinen Vater gar ſehr becomplimentirte über mein Spiel. Die Leute machten lange Hälſe, und als ich nachher mit meinem Vater nach der Buſemergaſſe ging, ſah ich wohl mit Erröthen, wie hier und da die Leute mit Fingern nach mir wieſen.

„Am anderen Tag, als Mariechen mir die Atzung brachte, gar vortreffliche Leberklöße, die ſie ſelbſt gemacht, ſagte ſie: Nun, Muſje Chriſchtian, die ganze Stadt iſt ja Seines Lobes voll von wegen Seines erſtaunlichen Orgelſpiels! Mach' Er doch, daß ich Ihn auch einmal höre! Das iſt ja eine Kunſt bei Ihm, die noch kein Menſch gekannt hat!

„Die Frau Röthlich kam dazu und zollte mir auch ihre Freudentheilnahme, und ſchloß ihre Bitte an die des holdſeligen Kindes. Da mußte ich denn verſprechen, nächſten Sonntag Morgen in der Heiligengeiſt-Kirche zu ſpielen.

„Der Herr Organiſt gab's mit Freuden zu; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß die einzige Zuhörerin, die da unten im Schiffe mit den leuchtenden Augen ſaß, mich faſt zittern machte? — Die Frau Röthlich war's aber nicht, obwohl die neben dran ſaß, und alle Mütter meiner kleinen Schüler und Schülerinnen. Denen hatte es Frau Röthlich ſicherlich geſteckt.

„Der Organiſt mochte es merken, daß es mir nicht geheuer war. Er flüſterte mir zu: Kuraſche, Muſje Schneider! — Und das wirkte. Ich griff friſch in die Taſten; ich fuſirte tüchtig auf dem Pedal herum, und vergaß ſchier Menſchen und Zeit und Welt, ſo fühlte ich in meiner Seele eine Begeiſterung. Es ging über die Maaßen gut, und der Organiſt ſagte: 'Nun muß er aber auch den ganzen Gottesgeſang leiten und den Ausgang ſpielen! Das that ich, und ich hatte die Freude, daß, ſtatt daß die Leute aus der Kirche gehen ſollten, ſie drinnen blieben, bis ich geendet, und was ich geſpielt, war ein altes Stück von einem Italiener, aus einer Miſſa das Gloria.

„Da war denn des Lobes kein Ende, und Mariechen ſaß drunten im Schiff und trocknete mit den roſenrothen, feinen Fingerſpitzlein eine Freudenthräne nach der andern. Da ſpiele Einer einmal kein Gloria, wenn er das ſieht, und weiß, wieviel Uhr es iſt! — Ich will nicht davon reden, wie die mildherzigen Weiber mir ihren Beifall zollten und mich mit Kuchen regalirten, und die Frau Wirthin aus dem „Reichsapfel," deren eheleibliches Töchterlein ich inſtruirte, mir ſechs Krüge Märzbier ſandte, dergleichen ich mein Lebtag nicht getrunken; ſondern davon, daß Mariechen, als ſie mir, wie allemal Freitags, das Eſſen brachte, mir mit einer demanthellen Thräne die Hand reichte und nichts weiter ſagen konnte, denn: Ach, wie ſchön war's! Das galt mir ſelbſt mehr, als eine Poſt, die auch nicht zu verachten war. Montags nämlich, war der Stadtdiener gekommen und hatte einen ſchönen Gruß entboten, von dem geſtrengen Herrn Bürgermeiſter, und er ſei am Sonntag in der Kirche geweſen und ließe fragen, ob ich ſeinem Söhnlein Clavierunterricht geben wolle, und ob ich die Zeit dazu habe, Abends von fünf bis ſechs Uhr? Das Kind habe ein erſtaunlich muſikaliſch Ingenium, und er wolle für jede Stunde ſechs Kreuzer gerne zahlen, auch neune, wenn ich wolle und könne. Da griff ich mit Freuden zu, denn dieſe Stunde hatte ich frei, und das war ein ſchönes Honorarium. Ich beſchloß alſo gleich, das Geld, das allemal Sonntags ausbezahlt werden ſollte, in dieſer theueren Zeit meinen lieben Eltern nach Ladenburg zu bringen, wenn ich Sonntags frühe oder Samſtag Abends heimging, da ich die Stunde Samſtags von Eins bis Zwei gab. Wie groß die Freude meiner Eltern und meiner Gönner, des Herrn Inſpectoris und Rectoris war, kann ich gar nicht ſagen.

„So iſt denn endlich das letzte Jahr herumgegangen, welches ich auf der Neckarſchule zubrachte, und mit dem nächſten Halbjahr ſollte ich Student werden.

„In Heidelberg befand ſich nun neben dem Neckarthor ein Haus, das Collegium Sapientiae, oder gemeinhin „die Sapienz“ hieß. Das war eine Stipendien-Anſtalt für ſolche, welche arm waren und Theologie ſtudirten. Das war ſo eine fromme Stiftung aus alter Zeit, und die Studenten, welche darin freie Wohnung und freien Tiſch, das heißt, Eſſen, hatten, hörten auch die Vorleſungen an der Univerſität frei, mußten ſich aber einer gewiſſen Hausordnung unterwerfen, und hießen: „Sapientiſten.“ Mich dahinein zu bringen, war der beiden Gönner Beſtreben, und dem Arme, den der gute Herr Inſpector im hohen Kirchenrathe hatte, gelang es leichtlich. So zog ich denn, zu Mariechen's Kummer in die Sapienz; denn nun brachte ſie mir kein Eſſen mehr, und ich ſah ſie und ſie mich ſelten.

„Wer aber denken ſollte, ich hätte meine alten Freunde nun vernachläſſigt, der wäre auf falſcher Fährte geweſen; ich ging vielmehr öfters hin, und da ſie mich lieb hatten, wurde ich auch oft zu ihnen eingeladen. Da ſah ich denn das holdſelige Mariechen, wenn ich auch nicht mit ihr plaudern konnte, wie damals, als ſie mir Freitags die köſtliche Faſtenſpeiſe brachte. Wir waren auch ſo zufrieden, denn daß wir uns lieb hatten, wußten wir ja doch, ohne daß wir es uns zu ſagen nöthig hatten.

„In Mariechen's Leben gab's aber um dieſe Zeit auch eine Änderung, die uns noch ſeltener das Sehen zuließ. Der Vormund des Kindes nämlich erkannte, daß für ihre Zukunft beſſer geſorgt ſei, wenn ſie Hauben ſticken lernte, wie man damals ſie trug, wunderſame Gebäude von Spitzen und dergleichen, thurmartig bald, bald in der Mitte eingebogen und neben ausgebauſcht. Curioſe Dinger, ſtanden aber ſchön! Zugleich ſollte ſie lernen, feine Kleider für das Frauenzimmer zu machen und alle die feinen Diſteleien, die ſie befähigen konnte, einmal Kammerjungfer bei einer adeligen Dame zu werden, oder ſonſt bei einer diſtinguirten Perſon.

„Das war löblich von dem Vormund: aber es that uns doch gar leid! Nur Sonntags ſahen wir uns in der Kirche und auf dem Spaziergange nach dem Stifte Neuburg zu, wo ſie mit einer Freundin ging und ich ſie traf. Da war's ſtill und einſam und die Freundin wußte ſchon, wie es mit uns Zwei ſtand.

„Da ich in der Sapienz wohnte, Alles frei hatte und nur etwa drei Stunden Collegia, ſo mögt Ihr denken, daß ich tüchtig Privatunterricht gab, denn durch des geſtrengen Herrn Bürgermeiſters Empfehlung kam es, daß ich faſt mehr Anträge für den Muſikunterricht hatte, als ich abhalten konnte. Da fiel dann ein Schönes ab für meine lieben Eltern, und an Mariechen's Geburtstag, ſo auf den achtzehnten Junius fiel, konnte ich ihr mit einem feinen ſeidenen Tuche gratuliren, worüber ſie ungemein glückſelig war.

„Damals war das Studentenleben anders wie heute, wo die Herren Studioſi mit Degen einhergehen, geziert, geputzt, geſchniegelt und geſtriegelt. Rappiren, Sichſchlagen, Reiten, Fahren und — nichts ſtudiren iſt ſo die Art und Weiſe, dazu Schulden machen, ſaufen, karten und den Eltern das Blut abzapfen. Es war viel ſolider, ſtiller, und vollends in unſrer Sapienz — da ging's ſtreng und pünktlich her. Freilich gab's auch Windbeutel damals, Raufbolde, Faullenzer und Tagediebe. Das waren aber ſo der reichen Leute Kinder, die Herren Cavaliere, die Söhne der Beamten von Mannheim und Heidelberg, letztere „Kümmeltürken" geheißen. Die trieben allerlei Malefiz, und die Pedelle ſahen ihnen für ein paar Kopfſtücke durch alle Finger.

„Es gibt halt' nichts Neues unter der Sonne! Mir waren aber ſolche Burſche ein Greuel der Verwüſtung! Ich will mich nicht ſelber loben, wegen des alltäglichen Sprichwortes vom Eigenlob, aber ich war fleißig, ſolid, wohlgelitten und von den Herren Sapienz-Directoren beſonders bevorzugt.

„Unter Allen auf der Univerſität war keiner widriger, als ein gewiſſer F . . . . aus Mannheim, eines Hofgerichtsraths Söhnlein. Dumm, faul, ſtolz und liederlich, das waren ſeine hervorſtechenden Eigenſchaften. Auf Unterricht achtete er nicht, obgleich ich hörte, er ſei bei dem Allem doch, was man „einen guten Kerl“ zu nennen pflege.

„Ich weiß es nicht, wie es kam, er ſchien aber an mir eine etwa Freude zu haben. Er ging nicht an mir vorüber, ohne mir einen freundlichen Gruß zuzuwerfen, und einmal ſagte er zu mir, als wir uns eben auf dem Schloſſe begegneten: Wie geht's, Schneiderlein? Ihr ſeid ein ſehr fleißiger, braver Burſch! Kommt doch einmal zu mir; ich wohne auf der Hauptſtraße, Nr. 170, am Ecke der Kettengaſſe bei dem Herrn Kirchenrathe Dr. von Wurtz.

„Ich machte meine Reverenz und dachte: Kannſt lange warten und Gott laſſe dich geſund, bis du das erlebſt!

„Der wär' gewiß der zweite ewige Jud' geworden!

„Item, wie riß ich die Augen auf, als er eines Tages in mein kleines Stüblein in der Sapienz trat, ſich mit klirrenden Sporen an den Kanonenſtiefeln auf den einzigen leeren Stuhl warf, den Schweiß trocknete, huſtete und ſagte:

„Meiner Treu, Schneiderlein, wenn man Euch 'mal ſprechen will, muß man auf Eure Stube kommen! Ich hab' aber eine kleine Bitte an Euch, und weiß, Ihr könnt mir helfen und thut's auch. Dabei bemerke ich, daß ich Euch bezahle und Euch thut ein neuer Rock noth, denn der, den Ihr da anhabt, iſt fadenſcheinig, wie mein Fleiß. Über letzteren Witz brach er in ein wieherndes Gelächter aus, in das ich, trotz meines Ärgers, einſtimmen mußte.

„Als das gar nicht zu bewältigende Lachen endlich doch aufhörte, verſicherte ich ihn, ich würde ihm gerne dienen, ſofern ich nur mit meinen ſchwachen Kräften ausreichte.

„Papperlapapp! rief er, das ſind müßige Redensarten! Ich weiß, Ihr ſeid ein Kapitalkerl. Nun hört: Bis nächſten Sonntag iſt meines Herrn Papa Geburtstag. Da möcht' ich ihn doch gar zu gerne mit einem Carmen, einem Gedichte, zur Gratulation erfreuen. Nun geht mir alle poetiſche Ader ab, und ich kann höchſtens die Worte Schmerz und Herz, Bruſt und Luſt und einige dergleichen nennen; aber hab' ich die Reime, ſo fehlt mir der Gedanke dazu, und ich zerbreche mir ſündlich den Kopf, was allemal meiner ohnehin ſchwächlichen Geſundheit übel bekommt. Da ſeht Ihr wohl, Freundchen, daß ich kein Poeta bin und mein Haupt der Lorbeer nie umgrünen wird. Geht's vollends an ein lateiniſches Carmen, wie ich's gerne haben möchte, ſo ſtolpere ich alle fünf Minuten über die Füße, finde den Einſchnitt nicht, und die Hexameter ſind fünf Fuß zu lang oder zu kurz, und mit dem Gedanken geht's wie im Deutſchen. Einen Gradus ad Parnassum ſchreibe ich mir, denn die Längen und Kürzen machen mich confus und verrückt.

„Da iſt mir denn der Gedanke gekommen, Ihr könntet mir aus der Noth helfen, denn Ihr ſeid Eurer Latinität wegen in der Neckarſchule berühmt geweſen, wie mir der Herr Scholarcha, Kirchenrath Flatt, geſagt hat. Wißt Ihr was? Machet mir ein lateiniſches Gratulationsgedicht, und Ihr ſollt ſehen, ich bin dankbar zeitlebens. Nicht wahr, Ihr thut's?

„Nun hab' ich meiner Lebtag viel Verſe machen müſſen, denn unſer Director war ein Verſenarr. Mir fällt dabei das Verslein ein:

„Es hat halt Jeder in der Welt
So ſeinen Extra-Sparren,
Und wenn man 's Lichtlein nahe hält —
So ſind wir Alle Narren!
Und wenn ein Jeder das erkennt,
Nicht ſeinen Balken Splitter nennt,
So leben hoch die Sparren!"

„Der hatte den Verſeſparren. Da war mir's denn ein Leichtes, ſo ein Dutzend Verſe zu machen. Warum ſollt' ich's ihm auch geradezu abſchlagen? — So ſag' ich denn: Ja, ich wollt's thun! Und er ging.

„Als er fort war, ſetzt' ich mich hin und macht' ihm ein lateiniſches Gedicht, das einen halben Bogen einnahm und ſuperfein geglättet, während mit Blumenreich, beſonders aber aus der Götterlehre der Alten gehörig ausſtaffirt war. Das bracht' ich ihm am Abend.

„Er las es, ſprang auf, fiel mir um den Hals und ſtellte ſich wie ein Fohlen, das zum erſten Mal auf die Weide kommt. Ich ärgerte mich ordentlich; aber es war eine Herzensfreude. Dann ſprang er an ſeinen Schrank, zog eine Schublade heraus und drückte mir Etwas in die Hand, indem er ſagte, das ſei nur ſo ein Wahrzeichen ſeines Dankes.

„Wie erſtaunte ich, als ich heimkam und das Papierlein öffnete! Es lagen fünf goldene Ducaten drin! Niemand auf Erden war glücklicher als ich. So viel Geld hatte ich nie beſeſſen, vollends Gold, das ich nur einmal geſehen, als mir Mariechen ihren geſchenkten Rheingolddukaten zeigte, den ſie am Tag ihrer Taufe von ihrer Pathe erhalten hatte. Jetzt konnte ich mir ein neues Kleid kaufen, das mir, wie der F.... geſagt hatte, wirklich Noth that.

„Dazu ging denn auch das Geld vollends auf. Ich ſchrieb meinen lieben Eltern dieſes Glück, und ſie freuten ſich in eben dem Maaße darüber, wie Mariechen, die übrigens von dem F.... nichts wiſſen wollte, da er ihr bedeutend mit ſeiner Liebe zugeſetzt hatte.

„Es dauerte übrigens kaum acht Tage, ſo kam F.... wieder auf mein Stübchen.

„Ich komme heute zu Euch, Schneider, ſagte er ernſt, in einer Angelegenheit, an der Ihr die Schuld tragt, und mir alſo auch heraus helfen müßt. Ich hab' Euer Gedicht ſauber abgeſchrieben und meinem Vater geſchickt. Der hielt es in einem verzeihlichen Irrthume für meine eigenſte Arbeit und, indem er dem Gedichte überſchwängliches Lob zollte, fuhr er fort, daß ein Menſch, der ſolche Verſe machen, ein ſo claſſiſches Latein ſchreiben und damit ſo gewandt handthieren könne, auch als Doctor der Rechte promoviren könne. Da haben wir's nun! Ich kann nicht Doctor der

Linken werden, zu geſchweigen eines der Rechte. Und doch muß ich, wenn ich nicht meinen Vater unglücklich machen, mir meine ganze Zukunft verderben will. Nun ſitz' ich feſt, wie ein Vogel auf der Leimruthe, und die Leimruthe iſt Euer ſchönes Gedicht. Bring' ich nun keine Diſſertation fertig, oder iſt das Latein darin ſchlechter, als im Gedichte, ſo bin ich blamirt bis ins Grab. Ihr müßt mir nun eine Diſſertation ſchreiben, das hilft Alles nichts.

„Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, ſagte ich, wie kann ich das? Erſtens iſt es ein Betrug. —

„Ha, ha, ha! lachte der Andere. Betrug? So hättet Ihr mir auch das Gedicht nicht machen dürfen, das war ja auch Betrug! Ihr müßt mir helfen und mit ſolchen albernen Reden mir vom Leibe bleiben.

„Ferner, fuhr ich in großer Verlegenheit fort, bin ich Theologe und Sie ſind Juriſt. —

„Das ſind Poſſen! fiel er mir ein. Nehmet irgend eine altteſtamentliche Materie, wie zum Beiſpiel, welches Recht vor der Sündfluth gegolten. Je weniger wir davon wiſſen, deſto mehr Feld zu Hypotheſen und deſto weiter das Gebiet für Redensarten. Oder, was noch beſſer wäre, nehmet die moſaiſchen Ehegeſetze. Da könnt Ihr Euer Hebräiſch an den Mann bringen und eine profunde Gelehrſamkeit an den Tag legen. Kurz, Ihr müßt! Fürs Bezahlen laßt mich ſorgen. Es ſind Leute hier, die nehmen hundert Gulden für eine ſolche Diſſertation; ich geb' Euch zweihundert, ungefordert!

„Mir ſchwindelte ſchier.

„Wie ſteht's aber mit dem Examen? fragte ich.

„Ei, wie ſeid Ihr unerfahren! rief er aus. Je ſchöner die Diſſertation, je eher das Examen erlaſſen wird. Überdies, wenn die Herren nur die Gebühren haben und die Diſſertation, an die ſie ſich halten können, ſo denken ſie an kein Examen, und danken Gott, wenn ſie dieſer Mühe überhoben ſind.

„Was wollte ich machen? Er drängte immer mehr, und am Ende mußte ich zuſagen, um ihn los zu werden.

„Ich ging anfänglich mit innerlichem Widerſtreben an die Arbeit; aber als ich weiter hinein kam, machte ſie mir Freude. Die Bibliothek der Univerſität bot mir einen reichen Stoff dar, den ich verarbeitete, und in vier Wochen händigte ich ihm die dickleibige Arbeit ein und ich empfing zweihundert Gulden! Welch ein Reichthum für mich Armen! Was ſollte ich mit dem Gelde machen? Brauchen konnte ich es nicht. So kam ich denn mit Mariechen's Berathung dahin, es meinen lieben Eltern als Nothpfennig einzuhändigen. Das that ich; aber wie erſtaunten ſie!

„Acht Tage ſpäter ging ich am „ſchwarzen Brette" vorüber, da ſah ich das Diplom des Studioſus F . . . . als Doctor der Rechte und des Lobes war darin kein Ende.

„Die Folge dieſer Doctorpromotion war nun, daß F . . . . zum Aſſeſſor bei dem kurfürſtlichen Ehegericht in Mannheim ernannt wurde mit einer hohen Beſoldung, und ehe ich die Univerſität verließ, war er einer der gelehrteſten Räthe dieſes angeſehenen Collegiums. Er ſaß dem Glück im Schooße, hatte ſeine Carriere mit Glanz gemacht und keine Seele ahnete, wer der Urheber einer Diſſertation war, die im Druck unter ſeinem Namen erſchien, und vielfach öffentlich gerühmt wurde.

„Und wie wird es dir ergehen, dachte ich. Mein Gewiſſen ſagte mir, daß ich meine Zeit gut angewendet hatte; ich konnte es mir ſelber nicht leugnen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt hatte und das zeigte ſich auch im Examen, denn ich erhielt von Zwölfen, die mit mir waren geprüft worden, das beſte Zeugniß. Aber was half's?

„In der geſegneten Kurpfalz wimmelte es von Candidaten und es waren welche da, die bereits vierzig Jahre alt waren, und noch das Loos des Kranken am Teiche Bethesda theilten. Überdies hatte ſich bei dem edeln Kirchenrath ein Gebrauch ausgebildet, der zu dem edelſten der Welt und Geſchichte gezählt werden konnte. Alle Pfarreien des Landes waren nämlich in verſchiedene Klaſſen, je nach der Höhe der Pfründe eingetheilt. Jede hatte ihre Taxe, nämlich einen feſt ſtipulirten Betrag, welchen der Candidat an die Herren Kirchenräthe zu bezahlen hatte, wenn er die Stelle erhielt. Wer reich war, konnte da ſchnell ankommen; der Arme verkümmerte in ſeinem Elend. Außerdem waren die Herren beſonderen Einflüſſen zugänglich und die entfernteſte Vetterſchaft wirkte mehr, als die vorzüglichſten Kenntniſſe und der reinſte Wandel. Das waren die Ausſichten, die ich hatte. — Denn der gute Inſpector war geſtorben, deſſen Arm im Kirchenrath Etwas für mich hätte wirken können.

„Ich machte meine Viſiten bei den Herren; erhielt zum Verſprechen goldene Berge — hinter denen eine wüſte Haide der troſtloſeſten Ausſicht lag. So ging ich denn nach Ladenburg, um mit meinen Eltern und dem guten Herrn Rector zu berathen. Die Anſicht des Rectors ſiegte. Er meinte, ich ſollte in Heidelberg bleiben, wo Gelegenheit zum Privatunterricht ſei, und den Tagedieben von faulen Studenten mit Diſſertationen aushelfen. Die Muſik ſei für mich die allerergiebigſte Hilfsquelle, die ſolle ich recht fließen machen.

„So ging ich denn wieder nach Heidelberg und die treffliche Frau Röthlich gab mir ihr Stübchen wieder umſonſt ein, weil ich dem Peterchen nachhalf, der mittlerweile auf die Neckarſchule gekommen war, und dem es beträchtlich an Dem fehlte, was man nicht kaufen kann.

„Nach und nach bekam ich den Muſikunterricht in den erſten Familien der Stadt, auch anderweitigen, daß ich mein Auskommen hatte. An unwiſſende Studenten ertheilte ich den benöthigten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen; ich ſchrieb juriſtiſche und philologiſche Diſſertationen, überſetzte mediziniſche in das Lateiniſche und erwarb mir mit der Zeit ein ganz anſtändiges Auskommen; allein mein Amt, um meinen Kräften gemäß wirken zu können, blieb ein Gegenſtand der Wünſche und — in weitem Feld. Ich hatte eben kein Geld. Um jede Stelle meldete ich mich, aber ich erhielt keine, weil, wie man mir ſagte, ein älterer Bewerber da war, oder eine hinterlaſſene Tochter des ſeligen Pfarrers mit der Pfarrſtelle mußte geheirathet werden.

„Es wird Euch einleuchten, daß ich eine ſolche Zugabe nicht annehmen konnte — denn — meine Seele hing mit heiligen

Banden an meinem Mariechen, die ſo manche gute Partie ausgeſchlagen hatte, um mir die Treue zu bewahren. Wir hatten uns lange treu geliebt und in unſeren Herzen heilige Treue gelobt, ehe das Wort über die Lippe ging. Endlich aber war auch die Scheu vor dieſem Bekenntniß überwunden worden, und wir gelobten uns die ewige Treue. Sie war bei der Freifrau von Hilnhardt Kammerjungfer und ſparte ſich zu unſerem Haushalt und ich that desgleichen. Die Sparpfennige wuchſen und die — Jahre, aber die Hoffnung ſchrumpfte immer mehr zuſammen.

„Meine lieben Eltern waren alt geworden und mein Vater ſtarb endlich. Ich nahm meine liebe Mutter zu mir und ſie führte unſeren kleinen Haushalt, bis auch ſie dem geliebten Gatten folgte. Ach nun ſtand ich allein. Acht und dreißig Jahre war ich alt, und noch immer Candidat und kein Menſch fragte nach mir, als etwa kranke, ſieche und zu einer Reiſe luſttragende Pfarrer aus der Umgegend von Heidelberg, für die ich predigen ſollte. Ich that's auch; die Gemeinden hörten mich gern, aber an eine Verſorgung dachte Niemand, am wenigſten die Herren Kirchenräthe, die meine Armuth kannten. Nachgerade wurde ich des Lebens überdrüſſig, troſtlos und ſchwermüthig.

„Da dachte ich an den Herrn Obergerichtsrath, deſſen Doctordiplom ich erwirkt, und es kam mir der Gedanke, ihn an das Wort zu erinnern, das er mir einſt gegeben, mir Zeitlebens dankbar ſeyn zu wollen.

„Ich reiſte nach Mannheim und ließ mich melden. Obgleich ich meinen Namen deutlich geſagt, wurde ich drei Tage nach einander abgewieſen. Bald war der Herr Obergerichtsrath in der Sitzung, bald mit Geſchäften überhäuft, bald hatte er vornehme Geſellſchaft. Endlich wurde ich vorgelaſſen.

„Er ſah mich befremdlich an, als ich meinen Namen nannte. Habe, meines Wiſſens, nicht die Ehre, ſagte er, Sie zu kennen.

„Erlauben der Herr Obergerichtsrath, ſagte ich innerlich vor Zorn glühend, daß ich Sie daran erinnere, daß ich Ihnen die Doctor-Diſſertation ſchrieb. —

„Ach ja, ſagte er darauf lächelnd, die Jugend iſt oft träge.

und bedient ſich fremder Achſeln für die eigene Bürde, während ſie ſie ſelber beſſer tragen könnte: meines Wiſſens habe ich Ihre Mühe anſtändig honorirt oder ſollte —

„Nein, nein, rief ich faſt zitternd vor Entrüſtung; das iſt's nicht, woran ich Sie erinnern wollte, ſondern an Ihr Verſprechen, für mich einmal Ihren Einfluß geltend zu machen. Ich bin acht und dreißig Jahre alt und bin noch Candidat. Kenntniſſe habe ich, das wiſſen Sie am Beſten. Da wollte ich Sie um Ihr Fürwort bitten. Ich habe Sie zum Manne gemacht, Sie ſollten mir zu Brod helfen. Nun ſehe ich, daß ich mich geirrt. Ich habe nichts zu hoffen. Leben Sie wohl, Herr Doctor!

„Ich wandte mich und ging.

„Der Menſch ſtand da wie eine begoſſene Katze. Der reiche, mächtige Mann erbleichte, und ich, der arme, vergeſſene, brotloſe Candidat, ging ſtolz wie ein König von dannen.

„Es war Samſtag. Ich lief in meiner Aufregung in den Schloßgarten, bis ſich mein Gemüth beruhigt hätte; aber meine Gefühle waren zu ſehr erregt; ich ſetzte mich an eine verborgene Stelle, ſtützte den Kopf in die Hand und — ein Thränenſtrom entquoll meinen Augen!

„Vor mir lag ein verarmtes Leben ohne Ziel, ohne Ausſicht. Was ſollte aus uns werden? Konnte ich Mariechen mit mir in das Elend hinabziehen, das ich über mich kommen ſah? Immer trüber wurde es mir um die Seele und immer heftiger rannen meine Thränen. Die Erfahrung, die ich heute gemacht, war die allerbitterſte meines Lebens.

Es war ſchon dunkel, als ich in das Wirthshaus zurückkehrte, wo ich eingekehrt war. Der Wirth war ein redſeliger, braver Mann, der ſich Mühe gab, mich zu unterhalten. Er erzählte mir Hof- und Stadtgeſchichten, die ich kaum halb hörte. Endlich ſagte er, der Organiſt an ihrer Kirche ſei geſtorben, und morgen ſei Probe vor der Wahl. Es hätte ſich aber nur Einer für fähig gehalten, die Stelle des ausgezeichneten Mannes anzunehmen, den der Tod der Gemeinde entriſſen. Die Stelle trage ein ſchönes Gehalt ein; das Haus ſei ſehr hübſch, der Garten groß, und da der Organiſt keine Schulſtelle habe, ſo ſei mit Muſikunterricht viel zu verdienen in der Stadt.

„Ich weiß nicht, wie es kam, dies Wort fuhr wie ein zündender Blitz in meine Seele.

„Wie? dachte ich, wenn dir der Herr hier eine Ausſicht eröffnete? Iſt's denn nicht auch ein feſtes, ehrliches und löbliches Stücklein Brod, das du dir hier erwerben könnteſt? —

„Ich ſann, während der Wirth fortplauderte, und fragte endlich, ob man ſich zum Spiele melden müſſe? Und bei wem?

„Er nannte mir einen Vorſteher und ich ging ſogleich hin.

„Sie kommen wie gerufen, ſagte mir der freundliche Mann, denn ſo eben hat der Lehrer, welcher ſich um die Stelle beworben, mir abgeſchrieben. Es ſteht alſo bei Ihnen, ob Sie morgen die Orgel ſpielen wollen. So war denn die Sache ſchnell abgemacht. Der Vorſteher, der Gefallen an mir zu finden ſchien, lud mich ein, an ſein Inſtrument zu treten. Ich dachte, das ſoll ſo eine Vorprobe ſein, und ſetzte mich. Das Inſtrument war vortrefflich. Ich hatte lange ſo keines geſpielt. Wie mir's öfter ging, ſo traf ſich's denn auch hier. Ich vergaß, daß außer mir noch Jemand in der Stube war. Alles, was ich heute erlebt, bewegte aufs Neue meine Seele und im wilden Sturm der Gefühle erbrauſten die Accorde. Allmählich legte ſich der Sturm. Eine tiefe Wehmuth zitterte durch die Saiten. Meine Seele klagte dem Herrn, was ſie ſchmerzlich durchgekämpft, und das Bewußtſein, daß er alle Geſchicke der Menſchen zum Beſten lenke, brach ſich in milden Weiſen aus, und ging zuletzt in den Choral über: „Befiehl du deine Wege ꝛc.“, den ich variirte und fugenmäßig durcharbeitete, bis ich mit einem vollen Accorde das Amen ausſprach. Ich ſtand auf.

„Mit Verwunderung ſah ich den ganzen Familienkreis verſammelt; die Mutter, zwei Töchter und zwei Knaben, die Söhne des Hauſes, waren meine tiefergriffenen Zuhörer geweſen, ohne daß ich es ahnete.

„Herr Candidat, ſagte der Vater mit Begeiſterung, Sie ſind ein Meiſter, wie mir Wenige vorgekommen ſind. Ich bitte Sie, nehmen Sie die Stelle an. Es wird Sie nicht gereuen. Das Vermögen der Kirche iſt groß. Der Kirchenvorſtand wird einem Mann Ihrer Kunſt gern ein Erkleckliches zulegen. Und dann, bitte ich, geben Sie meinen Kindern Unterricht.

„Die Mutter reichte mir ihre Hand und ſagte, ich danke Ihnen für den Genuß, den Sie uns bereitet und lege zu der Bitte meines Gatten noch Eine ein, ſein Sie heute unſer Gaſt zum Abendbrod, morgen zum Mittage!

„Ach ja! Ach ja! baten die Kinder.

„Mir wurde ſo eigenthümlich zu Muthe, daß ich faſt meinem Gefühle nicht wehren konnte. Das war ein Abſtand gegen heute früh bei dem Ehegerichtsrath! Ich konnte den Bitten nicht widerſtehen und blieb. Während des Eſſens erwiederte ich dem Vater, der mir ſagte, er habe meine Phantaſie ſo recht mit ſeinem Herzen begleitet, wie ſie ſo recht Das, was ich an dieſem Tag erlebt, abgeſpiegelt habe. Ich mußte erzählen und that's. Ich ließ ſie in mein Leben blicken und das gewann mir dieſe edeln Herzen vollends.

„Wie empört waren ſie über Das, was ſie hörten! Auf's Neue bat mich der Vater, meinem innern Berufe zur Muſik zu folgen. Er zeigte mir, wie Mannheim gerade der Ort dafür ſei, und malte mir, ohne zu lebhafte Farben, eine ſchöne Zukunft. Es war ſpät, als ich dieſe liebe Familie verließ. Schlafen konnte ich nicht.

„Frühe hatte der Vorſteher, der ein reicher, angeſehener Kaufmann war, Alles bereits geordnet. In ſeinem Hauſe erwartete ich das Lied. Der Küſter brachte es endlich. Es war wieder das herrliche: „Wachet auf ꝛc.“, und meines Vaters ſchöne Compoſition, die ich unvergeßlich inne hatte, trat mir in die Gedanken.

„Es läutete endlich.

„Ich ging mit dem Kaufmanne zur Kirche. Sie war gedrängt voll. Ich ſetzte mich auf die Orgelbank und ſpielte meines theuern Vaters Compoſition und ſie hob meine Seele zum heiligſten Gefühl. Ich glaube, daß ich nie ſeelenvoller geſpielt habe. Ohne an den Zweck zu denken, zu dem ich ſpielte, legte ſich meine ganze Seele in die Töne, die aus dem herrlichen Inſtrumente wunderbar hervorquellen. Dann ging ich in die Melodie über und leitete den Geſang. Beim Schluſſe deſſelben blieb ich in der Melodie, und ſchloß, indem ich ſie leiſe verhallen ließ.

„Der Kaufmann, der neben mir ſtand, preßte meine Hand in die ſeine. Er hatte Thränen in den Augen. Daß ich es kurz mache, der Kaufmann führte mich nach dem Gottesdienſt in die Sacriſtei. Dort waren die Geiſtlichen und die übrigen Vorſteher verſammelt. Alle beſtürmten mich, die Stelle anzunehmen, und verſprachen eine Vermehrung der Beſoldung von hundert Gulden für meine Lebenszeit, wenn ich bei ihnen bliebe.

„Mein Herz ſchlug heftig. Ich kämpfte einen heißen, innern Kampf. Einem mit Liebe gewählten Berufe zu entſagen und in eine andere Bahn einzulenken, iſt ſchwer. Ich bat mir vierzehn Tage Bedenkzeit aus und reiſte noch vor Tiſche ab, weil es mich drängte, Mariechen Alles zur Entſcheidung vorzulegen.

„Ich kam gen Heidelberg mit ſchwerem Herzen. Noch am Abend eilte ich zu ihr, Alles ihr mitzutheilen.

„Ich ahnete nicht, daß meine Bewerbung um die Organiſtenſtelle ſo ſchnell dem hohen Kirchenrathe zur Kenntniß gekommen und allerdings im Schooße deſſelben einen Sturm hervorgerufen hatte.

„Daß ich dem geiſtlichen Amt untreu werden und eine untergeordnete Stelle annehmen wollte, weil ſie mich hatten viele Jahre darben laſſen, ohne mir ein Amt zu geben, das mußte Aufſehen erregen, mußte harte Urtheile hervorrufen, mußte den allgemeinen Unwillen gegen den Kirchenrath aufſtacheln und konnte möglicher Weiſe zu den Ohren des Kurfürſten kommen.

„Die Herren waren zu klug, um nicht die Gefahr und die unabweisbaren Nachtheile zu erkennen, die ihnen drohten. Es galt ihnen, Alles aufzubieten, den Sturm zu beſchwören. Selbſt in ihrer Mitte wurden Stimmen laut, die das Verfahren mit gerechtem Unwillen tadelten und die wunden betroffen, deren Thun am unlauterſten in der Beſetzungsweiſe der Ämter hervorgetreten war. Es gingen Brieflein von Einem zum Anderen und auf den folgenden Tag wurde eine Sitzung und Berathung anberaumt, die Mittel ſuchen ſollte, dem drohenden Übel zu begegnen. Das

Alles trug ſich zu, als ich bei Mariechen ſaß und ihr meine Erlebniſſe in Mannheim mittheilte.

„Sie hörte mir ſtille zu. Es lag eine tiefe Wehmuth in ihren Zügen, die mir recht in das Herz ſchnitt. Als ich ihr die Begebenheit von dem herzloſen Ehegerichtsrathe mittheilte, entfiel ihrem ſchönen Auge eine Thräne.

„Wohl dem, ſagte ſie, der ſein Vertrauen nicht auf Menſchen ſetzt!

„Recht innig bewegte es ſie, als ich ihr ſagte, wie ich im tiefen Schmerz im Schloßgarten geſeſſen.

„Werde nicht muthlos, ſagte ſie, Gott wird dir ja ſchon eine Hilfe bereitet haben, wo du am Gebeugteſten warſt!

„Das hat er auch, ſagte ich, und erzählte ihr das Folgende, bei dem Wirth und bei dem Kaufmann Reiter Erlebte.

„Sie wurde immer geſpannter, und als ich endlich ſagte, daß ich zum Organiſten erwählt ſei, mir aber Bedenkzeit ausgehalten; daß ſie die Beſoldung verbeſſern wollten und daß ich eine ſorgenfreie Stellung haben würde, da faltete ſie ihre Hände und ſagte: Siehſt du, lieber Chriſtian, der Herr hat Weg allerwegen und an Mittel fehlt's ihm nicht."

„Aber was hältſt du von der Sache, liebes Mariechen? fragte ich. Sie erſchrak.

„Es iſt deine Sache, Chriſtian, ſprach ſie ruhig und feſt. Mein Wunſch, meine Anſicht, darf nicht im Mindeſten entſcheiden. Du mußt vor Gott prüfen und dann wählen. Du gibſt einen ſchönen Beruf für immer auf, bedenke das; bedenke aber auch, daß dir eine ſchöne, wenn auch untergeordnetere Stellung geboten wird, die aber dennoch eine ſehr ehrenwerthe iſt und zu dem Dienſte des Herrn weſentlich beiträgt, wenn auch in anderer Weiſe. Ich will recht innig zu Gott beten, ſagte ſie, daß er dir Licht gebe, das Rechte zu wählen.

„Damit entließ ſie mich, denn die Stunde war da, wo ſie zu ihrer Gebieterin mußte.

„Ich ging heim und am Abend kniete ich nieder und betete heiß und innig zu Gott, daß er mir den rechten Weg zeige, und dann legte ich mich nieder und ſchlief bald ein; aber ein ſeltſamer Traum beſchäftigte mich. Ich war in einer ſchönen Kirche und mein lieber, ſeliger Vater ſaß auf der Orgel und ſpielte herrlich. Ich horchte mit ganzer Seele den wunderbaren Tönen. Da blickte er mich an und winkte mir. Ich ging zu ihm an die Orgel. Komm', ſagte er liebreich, ſetze dich nieder und ſpiele! Und vor mir ſtand das Choralbuch aufgeſchlagen und die Melodie: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan.“ Und ich griff freudig in die Klaviatur und ſpielte die Melodie. Da erwachte ich. Es war heller Tag.

„Ich ſtand auf, ſetzte mich nieder und ſchrieb dem Kirchenvorſtand in Mannheim, daß ich die Stelle annehme.

„So wohl war mir lange nicht zu Muthe geweſen. Es war Friede in meiner Seele, denn ich ſah den Traum als eine neue Weiſung Gottes an, die Stelle anzunehmen, die mir ohnehin wie eine Fügung Gottes da entgegengebracht wurde, als ich hoffnungslos und troſtlos daſtand.

„Nie ſchmeckte mir mein Frühſtück beſſer, als heute; nie ging ich fröhlicher an die Arbeit. Vorher aber ſchrieb ich Alles Mariechen, und Rehlich's Peterchen brachte mir die Antwort zurück, die nur aus den Worten beſtand: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan, dabei will ich verbleiben!“

„Ganz unerwartet kam am Mittag des Kirchenraths Bote, der mich zu dem Kirchenrathe H . . . . beſchied.

„Was mag der wollen? fragte ich mich verwundert, zog meinen beſten Rock an und ging hin.

„Der Herr ſah ſehr finſter drein.

„Setzen Sie ſich, Herr Candidat, ſagte er, denn ich habe ein ernſtes und nachdrückliches Wort mit Ihnen zu reden. Ich that, wie er geboten, und er hub an: Es iſt eine Mähr zu Ohren des hochwürdigen Kirchenraths gedrungen, die ihn mit gerechtem Unwillen gegen Sie erfüllt hat. Man hat uns geſtern durch einen Eilboten von Mannheim berichtet, daß Sie geſonnen ſeien, die Organiſtenſtelle anzunehmen, die der dortige Kirchenvorſtand zu beſetzen hat. Wir hoffen, daß es bloß ein blinder Lärm iſt.

„Da er einen Augenblick inne hielt, ſo fiel ich ein und ſagte: Der hochwürdige Kirchenrath hat die volle Wahrheit gehört!

„Da ſprang er auf und wurde ganz bleich. Wie? rief er, es wäre wahr? Sie hätten ſo ganz die Würde des geiſtlichen Amts aus dem Auge geſetzt, daß Sie, ein Theologus, eine Organiſtenſtelle anzunehmen im Sinne hätten?

„Erlauben Sie, Herr Kirchenrath, ſagte ich, daß ich Ihre Meinung berichtige. Seit vierzehn Jahren bin ich Candidat. Daß ich arm bin und nur mit Kummer und Sorgen mein Brod aß, iſt Ihnen bekannt; daß meine Kenntniſſe tüchtig ſind, haben Sie ſelbſt beurkunden helfen; daß ich mich um jede erledigte Pfarrſtelle im Lande bewarb, iſt weltkundig, wie Das, daß ich keine erhielt. Immer waren Vettern da; immer erhielten ſie Solche, die begünſtigt waren oder die Mittel hatten, ſich die Gunſt zu erwerben und zu ſichern; mehrmals wurden ſchmachvolle Bedingungen gemacht, als da waren: die Heirath der Pfarrwittwe oder einer Tochter, die ich nicht eingehen konnte. In Summa — für mich fand ſich keine Stelle. Da bin ich der Mißhandlung müde geworden; müde des kümmerlichen Erwerbs; müde des Duldens und Harrens, und habe den ſchönſten Wünſchen meines Herzens, dem mit Liebe gewählten, mit Treue erſtrebten Beruf entſagt. Ich bin erwählter Organiſt. Die Sache iſt zu Ende und ich glaube, auch unſere Unterredung, ſo Gott will, die letzte in dieſer Welt.

„Ich nahm meinen Hut, verbeugte mich und wollte gehen.

„Ihr hättet den hohen Herrn ſehen ſollen, wie er erblaßt ausſah, wie ſeine Lippe zitterte; wie Grimm und Scham in ihm um den Vorrang ſtritten!

„Er faßte krampfhaft meinen Arm und drückte mich auf den Stuhl zurück.

„Sie haben da harte Worte geredet, die ich nicht anhören dürfte, ſagte er, nach Faſſung ringend; aber ich will ſie nicht gehört haben, will ſie vergeſſen. Nur das Eine muß ich Ihnen ſagen, Sie müſſen die Zuſage zurücknehmen. Sie beſchimpfen den Stand der Diener der Kirche heillos. Sie bringen den hochwürdigen Kirchenrath in eine fatale Lage. Das unverdiente Urtheil der Welt wird ihn treffen. Haben Sie das bedacht? Hören Sie weiter! Wir haben heute, in der Vormittagsſitzung beſchloſſen, Ihnen die erſte vacant werdende Stelle zu übertragen. Hören Sie es! Schreiben Sie auf der Stelle ab. Hier iſt Feder und Dinte!

„Mir war während dieſer Worte eine Ruhe in die Seele gekommen, die mir eine Feſtigkeit des Willens gab, welche auch dieſe Verſuchung überwand.

„Nein, ſagte ich feſt. Zu lange haben Sie mich ſchmachten laſſen. Die Jahre meiner Jugend haben Sie todtgeſchlagen und nun, wo Sie Schmach und Schande wittern, wollen Sie einen Armen anſtellen. Ich habe kein Geld, eine Stelle zu bezahlen. Leben Sie wohl! —

„Ich ging und ſah noch, wie er die Hände zuſammenſchlug und in ſeinen Seſſel ſank.

„Ich hatte mein Herz ausgeſchüttet und war ſtandhaft geblieben. Das gab mir Frieden.

„Ich ging heim in mein Stüblein und dachte nach über das unſelige Treiben der Menſchen.

„Nach einer Stunde kam der Kirchenrathsbote wieder und brachte einen Brief.

„Ich war lange zweifelhaft, ob ich ihn erbrechen ſollte, der Bote war angewieſen, auf eine Antwort zu warten.

„Er bat mich, wahrhaft flehend, den Brief zu erbrechen.

„Ich that's endlich.

„Es war die Ernennung zum Vicarius des alten Pfarrers zu N . . . . . . bei Mannheim. Ich traute meinen Augen kaum. Den Pfarrer kannte ich wohl. Er war ein noch ſehr rüſtiger Mann, der aber zu bequem war, das Filial zu bedienen, und ſich deshalb einen Vicar hielt.

Es war ein Nothſchuß, das lag am Tag. Und Gott weiß, wie lange ich wieder hätte warten können, zumal ich nun den Stab Wehe über meinem Haupte ſah, da ich von der Leber weg geredet hatte, wie man's von einem Candidaten nicht erwartet hatte.

„Kurz beſonnen, ſetzte ich mich nieder und ſchrieb, daß ich als wohlbeſtallter Organiſt der Kirche zu Mannheim fürderhin keinen Dienſt als Diener am Worte mehr beanſpruchen könne und dieſe Ernennung nur irrthümlich erfolgt ſein müſſe, indem ich am heutigen Mittage Herrn Kirchenrath H . . . . . . meine allerbündigſte Erklärung abgegeben habe.

„Damit war denn für immer die Brücke abgebrochen, die eine Rückkehr möglich gemacht hätte. Ich eilte ſogleich zu Mariechen und theilte ihr Alles mit.

„Sie lächelte ſelig.

„Ach, ſagte ſie, dir hat Gottes Gnade den rechten Weg gezeigt, nun wollen wir ihm dankbar bleiben unſer Leben lang. Ich ging nun gleich am anderen Morgen nach Ladenburg, wo der wackere Rector noch, hochbetagt, lebte. Auch er billigte vollkommen meinen Entſchluß und wünſchte mir Glück.

„Von da ging ich nach Mannheim, wo ich mit Freuden begrüßt wurde. Hier ordnete ich Alles zu meinem Überzuge.

„Von meinem Sparpfennig und dem Mariechen's beſtritt ich unſere beſcheidene Einrichtung. Dann kehrte ich nach Heidelberg zurück und leitete das Nöthige zu unſerer Trauung ein, und als ſie vollzogen war, reiſten wir, reich beſchenkt von der edeln Dame, bei der Mariechen ſeit Jahren geweſen war, an unſeren neuen Wohnort.

Wir haben den Schritt nie bereut. Unſere Lage war eine ſorgenloſe und glückliche bis heute. Zwar hat uns der Herr den Kinderſegen nicht beſchert, aber unſere Tage hat er heiter und glücklich ſein laſſen. Dafür ſei er gelobt und geprieſen.

„In Mannheim ſind wir allzeit mit großer Achtung und Ehrerbietung behandelt worden, und in dem großen Kreiſe unſerer Freunde war die Familie des braven Kaufmannes Reiter die erſte und theuerſte.

„Noch Eins muß ich erzählen, ſagte der Vetter.

„Mit dem Herrn Ehegerichtsrath kam ich nie zuſammen; doch grüßte er mich allemal ſehr zuvorkommend, wenn er mir begegnete. Er ſtarb vor etwa ſieben Jahren. In der Todesanzeige ſtand zu leſen, daß er der gelehrteſte und tüchtigſte Beamte geweſen, und daß es für die Wiſſenſchaft nicht genug zu beklagen ſei, daß er, da ſeine ebenſo gelehrte als geiſtreiche Doctordiſſertation ſo viele Kenntniſſe verrathen und noch ſo Schönes habe hoffen laſſen, unter den vielen Berufsgeſchäften, die Zeit nicht mehr habe erübrigen können, den Schatz ſeines reichen Wiſſens der Welt durch weitere gelehrte Werke zu erſchließen.

„Ich lächelte, als ich das las, und reichte das Blatt meiner lieben Frau.

„Sie lächelte auch und ſagte: Dieſer ſäet, und Jener erntet. Aber wie erſtaunten wir, als ſich in ſeinem Teſtament ein Codicill fand, das beſtimmte, daß der Herr Organiſt Chriſtian Schneider ein Legat von Tauſend Gulden erhalten ſolle, weil er, der Herr Ehegerichtsrath, ihm vielen Dank ſchuldig ſei.

„Siehſt du, ſagte Mariechen, der Menſch war doch noch der ſchlimmſte nicht!

„Was mein eheliches Leben betrifft, ſchloß der Vetter, ſo iſt es ein heiterer Frühlingstag geweſen, und der Feierabend wird, Gott gebe es, ein heiterer ſein, denn ich hoffe, wir ſollen nicht lange getrennt bleiben.“

„Sehen Sie, ſprach mein Nachbar, als er dieſe Geſchichte beendet hatte, das iſt ein Stück kurpfälzer Geſchichte. Wenn darum die Leute dies alte Regiment loben, geht's mir allemal wie ein Scheermeſſer durchs Herz. Ja, es hatte ſein Gutes, aber es war ganz abſcheulich viel Schatten bei dem wenigen Licht.

„Um aber noch einmal auf meinen Herrn Vetter zu kommen, ſo hatte er eine Vorahnung am Schluſſe ſeiner Erzählung ausgeſprochen, die ihre volle Erfüllung fand. Seine treffliche Frau, mit der er ein Leben wie im Himmel ſchon hier auf Erden geführt, ſtarb zuerſt, und nicht volle acht Tage drauf folgte die ganze Stadt Mannheim dem allverehrten Manne zu Grabe. Einen Organiſten wie ihn konnten ſie nicht wieder finden.“

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Zwölfter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1856.

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Neue Folge.

Vierter Band.

Landſtändiſche Bibliothek

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1856.

Bayerische
Staatsbibliothek

Verlag von J. F. [illegible]

Inhalt.

Seite
Der Baigneur von Oſtende. Eine Geſchichte. (Hiezu eine Illuſtration) 1
Der Seſſel des Ohms Joſeph. Eine Mainzer Stadtgeſchichte aus der goldenen Luft 83
Des Douanen Kind. Eine rheiniſche Schmugglergeſchichte . . 117
Der Vetter im Conſiſtorium. Eine Geſchichte 195
Beim Nußkernen. Eine Geſchichte aus dem Rheiniſchen Volksleben. 257
Das Bacharacher Meßſchiff von Anno 1720. Eine Geſchichte. 301

Der Baigneur von Oſtende.

Eine Geſchichte.

I.

Es war im Anfange des Monats Auguſt 1853, als mich der Rath der Ärzte nach Oſtende gehen hieß, um Hilfe für ein empfindliches Leiden zu ſuchen, das je länger, je beängſtigender geworden. Obgleich es mir ſchwer wurde, mich aus meinen Verhältniſſen loszuwinden, ſo mußte es doch endlich ſein; aber ich könnte nicht ſagen, daß ich in roſenfarbener Laune die Reiſe angetreten hätte. Dazu ſtimmte vollkommen das Wetter des erſten Reiſetages. Der Himmel war grau, und ein nicht eben feiner Regen träufelte auf die durſtige Erde und auf das Zeltdach des raſchen Dampfers, der mich nach Cöln, zu der „hilligen" Stadt, trug. Allmählich beliebte es mehrgedachtem Zeltdache, dem Regen freien Durchgang auf Hüte und Röcke zu geſtatten. Die Damen flohen in die Kajüte, und die nicht rauchenden Männer folgten nach.

Ich muß es bekennen, daß ich zu dieſer Sorte nicht gehöre, und alſo in die Kajüte mich zu begeben, anſehnliches Bedenken trug. Zu der Vorkajüte fühlte ich keinen Zug des Herzens. So blieb nur das Rauchzimmer übrig. Nun weiß aber jeder rauchende Reiſende, daß ſelbiges Rauchzimmer klein iſt; in der Regel eine anſehnliche Menge Stühle beherbergt, die den kleinen Raum vollends verengern; auch in der Regel bei ſolcher Witterung ſtark beſetzt zu ſein pflegt.

Langſam ſchritt ich der Thüre zu, machte ſie auf und — erſtaunte, nur Einen in dem Zimmer zu finden, der gemächlich in der Ecke lehnte, und mit ſichtbarem Behagen aus einer Türkenpfeife wohlduftenden Tabak rauchte. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, kräftigem, muskulöſem Körperbau und erheblicher Länge. Sein Geſicht trug jenes eigenthümliche Gepräge, welches man wetterhart nennen konnte. Der Ausdruck deſſelben war ernſt, doch nicht unfreundlich. Sein Anzug war gut, ſein Gehaben unbeengt und frei, wie das eines Mannes, der ſich ſeiner unabhängigen Stellung bewußt iſt. Er machte den Eindruck auf mich, wie ein Mann, der die Welt geſehen, vielfach dem Wechſel der Witterung ausgeſetzt war, aber auch in den Strudeln des Lebens immer wieder das rechte Fahrwaſſer zu finden weiß.

Es hat mir immer viel Freude gewährt, im Stillen die Reiſenden zu taxiren, und auf das Einzelne zu achten, damit ich ihre Signatur recht faſſen und verſtehen lerne. So war ich denn auch ziemlich bald mit mir darüber einig, daß er wohl ein Seemann ſein und die Sonnenſtrahlen der andern Hemisphäre das Ihrige zu dem Braun der Geſichtsfarbe mußten beigetragen haben.

Es hat nie zu meinen Privatliebhabereien gehört, mich auf der Reiſe ſchnell mit Jemandem einzulaſſen. Ich ließ ihn daher ruhig vor der einen Seite des Tiſches ſitzen, während ich die andere einnahm und den bei Max Kornicker in Antwerpen erſchienenen: Voyageur en Belgique herauszog, um darin zu leſen: was ſelbſt neben dem trefflichen Reiſehandbuch von C. Baedecker in Coblenz, welches den Titel „Belgien“ führt, Intereſſe gewährt.

Ich will es gerne geſtehen, daß ich den Voyageur en Belgique darum vorzog, weil er franzöſiſch geſchrieben iſt, und ich durch die Beſchäftigung mit dem Buche mein gänzlich eingetrocknetes Franzöſiſch wieder auffriſchen und beleben wollte. Das Buch machte eine Scheidewand zwiſchen ihm und mir. Endlich war ſeine Türkenpfeife leer. Er ſtopfte friſch; als er aber, ſeine Pfeife anzuzünden, gegen die Ecke des Rauchzimmers ſchritt, ſtellte ſich ſchnell die unerfreuliche Thatſache heraus, daß in der Spirituslampe der Spiritus fehlte. Das iſt in Menſchenköpfen und Rauchzimmerlampen eine bedenkliche Sache und das Manco jedenfalls fatal.

Schweigend ſchüttelte mein Zimmergenoſſe den Kopf. Im

Mitgefühle des ohnehin theilnehmenden Rauchers reichte ich ihm ſchweigend meine Streichfeuerbüchſe. Er nahm ſie mit einem verbindlichen Worte und gab ſie dankend zurück.

Hatte er geſehen, daß ich Franzöſiſches las und mich für einen Franzoſen gehalten oder war er ſelber ein Glied der „großen Nation“ — kurz ſeine Worte waren franzöſiſch, aber mit einer auffallend engliſchen Färbung, ſo daß ich über ſeine Nationalität auf's Neue in Zweifel gerieth. Ich nahm indeſſen mein Buch wieder auf und er dampfte ſchweigend weiter.

Durch die kleine Gefälligkeit war indeſſen eine Brücke gebaut, wenn auch eine ſehr ſchwankende. Wie es aber zu gehen pflegt, ſo ergab ſich bald wieder eine Gelegenheit zu einem gewechſelten Worte und daraus wurden mehrere, zuletzt ein Geſpräch. In dieſem traf es ſich, daß mir ein franzöſiſches Wort deſertirt war, ohne daß ich, ſelbſt bei eifriger Verfolgung, es finden konnte.

Mich beſinnend, brach ich in die deutſchen Worte aus: „Es iſt doch abſcheulich, wie man ſo Alles vergeſſen kann!“

„Aha,“ rief er, „Sie ſprechen deutſch? Nun laſſen Sie uns deutſch reden, zumal wir wohl beide Deutſche ſind und — nehmen Sie's nicht quer! — Beide nicht zum Beſten mit dem fremden Kalbe pflügen!“

Die Folge dieſer Bemerkung war, daß wir Beide laut auflachten und uns geſtanden, wofür wir uns gehalten hatten. Er nämlich hatte geglaubt, ich ſei ein Belgier, und wofür ich ihn gehalten, hab' ich bereits angedeutet.

„Nein, nein,“ ſagte ich lachend, „ich bin eine ehrliche deutſche Haut und will nur nach Belgien, um im Meer Hilfe gegen ein Leiden zu ſuchen.“

„Alſo nach Oſtende oder Blankenberghe?“ fragte er raſch einfallend.

„Nach Oſtende!“ bemerkte ich.

„Das iſt ja ſchön,“ ſagte er; „denn ich will auch dahin und zu gleichem Zweck. Auch ich bin Deutſcher; habe aber lange unter der Sonne der Antillen gelebt, daher mein fremdländiſches Aushängeſchild im Geſichte. Sie leſen wohl die Schrift, um ſich zu orientiren in dem Lande, wohin Sie gehen? Da erkenne ich gleich wieder meinen gründlichen Landsmann!“

„Mit Gunſt,“ ſagte ich darauf, „muß ich bekennen, daß das Erſtere allerdings im Vordergrunde ſteht; indeſſen ſteht ein Anderes dahinter, das nicht unerheblich iſt. Seit dreißig Jahren habe ich keine Sylbe Franzöſiſch geredet. So iſt mir denn ſchier Alles, was ich aus dem Wortſchatze dieſer Sprache mir angeeignet hatte, abhanden gekommen. Da wollte ich denn zwei Fliegen mit einer Klatſche ſchlagen, nämlich mein ausgetrocknetes Franzöſiſch wieder beleben und mir einige Localkenntniſſe in und für Belgien zulegen.“

„Sehr praktiſch!“ bemerkte er lächelnd; „aber ich denke, mit einer geringen Kenntniß des Plattdeutſchen wird man in Oſtende weiter kommen; da man das Blämiſche dort redet, und die ebengenannte deutſche Mundart das Verſtändniß der Landesſprache vermitteln ſoll.“

„Sie mögen Recht haben,“ ſagte ich, und legte meinen Voyageur neben mich hin. „Ich kann ſagen, daß mir das Plattdeutſche nicht ganz ſo fremd geworden iſt, als das Franzöſiſche.“

„Dann ſeien Sie gutes Muthes!“ entgegnete er. „Auch ich verlaſſe mich auf mein Hamburger Platt mehr, als auf das miſerable Franzöſiſch, welches ich rede, und das noch übler klingt, als das, welches die langbeinigen Inſulaner jenſeit des Canals vernehmen laſſen.“

So ergab ſich denn zwiſchen meinem Gegenüber und mir gar bald ein lebhaftes Geſpräch, deſſen Gang hier mitzutheilen, unerquicklich wäre; was mir das Wichtigſte dabei war, das bezog ſich auf meinen Nachbar ſelbſt, ſeine Perſon und ſeine Schickſale.

Er war ein offener, ſchlichter Mann, der kein Hehl über ſeinen Lebensweg hatte. So erfuhr ich denn bald, daß er Verhägen heiße und daß ſein Vater aus Oſtende geſtammt habe.

Sein Vater war nämlich der Sohn eines Matroſen geweſen, der auf einer Fiſcherfahrt nach Norwegen umgekommen. — Als Knabe von zwölf Jahren war ſein Vater, deſſen Mutter auch bereits geſtorben war, auf ein Schiff gekommen, wo er die Leidenszeit des Schiffsjungen durchmachen mußte. Als Matroſe blieb er auf dem Schiffe. Sein klarer Verſtand und ſeine Begierde, ſein Wiſſen und Erkennen zu erweitern, ließ ihn zeitig mit dem Gebrauche der nautiſchen Inſtrumente und den Seekarten vertraut werden, und ſeine muſterhafte Aufführung machte ihn dem Capitän werth. Dieſer gebrauchte ihn beſonders zu ſeinen Zwecken und hatte ſeine Freude daran, ihn zu belehren. Verhägen verdankte in eben dem Maße der Gunſt des Capitäns, wie ſeinem Talente, ſein ſchnelles Aufſteigen zum Bootsmanne, dann zum Unterſteuermanne. Als auf der Rückkehr von einer großen Reiſe der Oberſteuermann ſein Grab in den Wellen der Nordſee fand, wurde er interimiſtiſch deſſen Nachfolger und erhielt endlich, als noch ſehr junger Mann, dieſe Stelle von dem Schiffsrheder auf des Capitäns Empfehlung.

Mehrere bedeutende Reiſen machte er mit dem Schiffe. Immer waren ſie glücklich. Nur einmal faßte ein Sturm das Schiff im Canal und warf es mit ſolcher Gewalt gegen die franzöſiſche Küſte, daß es in tauſend Stücke ging. Ein großer Theil der Mannſchaft, und unter dieſen auch der Capitän, kamen in dieſer ſchaurigen Nacht um's Leben. Verhägen rettete ſich auf einer Planke an's Ufer. Er hatte Alles verloren und nur das arme, nackte Leben gerettet. In Breſt fand er Unterſtützung und ging bald darauf als Oberſteuermann an Bord eines Kauffahrteiſchiffes, das der Rheder gewöhnlich nach den Antillen, am häufigſten nach Trinidad gehen ließ.

Jahre vergingen ihm in dieſem Dienſte. Da baute der Rheder ein neues Schiff und machte den braven Verhägen zum Capitän deſſelben. In dieſer Stellung blieb er eine Reihe von Jahren, erwarb ſich ein anſehnliches Vermögen, vermählte ſich auf Trinidad und wurde Beſitzer einer reichen, ſchönen Pflanzung auf dieſer Inſel. Dennoch vermochte er ſich nicht vom Meere zu trennen. Erſt ein neues Unglück und die unabläſſigen Bitten ſeines Weibes brachten es endlich zu Wege, daß er dem Leben des Seemannes entſagte und ſich für immer nach der Inſel begab; dieſes Unglück war das Stranden ſeines Schiffes vor Oſtende.

Dort zieht ſich nämlich der ungemein flache Strand ſehr weit in das Meer hinein und bringt dadurch den Schiffen, wenn nämlich der Sturm aus Nordweſt bläſt, große Gefahr.

Verhägen kam in einer ſtockfinſtern Novembernacht auf die Höhe von Oſtende. Genau bekannt mit den Gefahren bei ſeiner Vaterſtadt, ſuchte er das hohe Meer zu halten; allein der Nordweſtſturm, welcher die ſchauerliche Tiefe des Meeres aufwühlte, wurde je länger, je heftiger und wilder. Ein entſetzlicher Stoß riß den Hauptmaſt hinweg, daß er eiligſt gekappt werden mußte.

So war das Schiff ſchon ein halbes Wrack, das dem Toben der entzügelten Elemente keinen Widerſtand mehr leiſten konnte. Die Nacht war undurchdringlich dunkel. An dem immer näher rückenden Lichte des Leuchthurms konnte er das Wachſen der Gefahr erkennen, denn das Schiff nahte bei hoher Fluth ſehr ſchnell der Küſte und ſomit rettungslos ſeinem Untergange.

Das, was die Schiffenden voraus ſahen, geſchah. Der Sturm ſchleuderte das Schiff auf den Strand und zwar mit einer ſolchen Gewalt, daß es auseinander borſt. An Rettung war nicht zu denken, denn das Boot, worin ſich ein Theil der Mannſchaft retten wollte, ſchlug um und ließ ſie alle ihren Tod in den Wellen finden.

Verhägen wich nicht von ſeinem Schiffe, bis es zu Grunde ging und eine Sturzwelle ihn in die toſende Fluth ſchleuderte. Er war ein guter Schwimmer und hoffte das Ufer zu erreichen, allein die Meerfluth brach ſich mit unausſprechlicher Gewalt an den Dünen zwiſchen Oſtende und dem Fiſcherdorfe Mariakerke. Mehrere Male warfen ihn die Wellen wider die hohen Dünen, ohne daß er dort Halt finden konnte. Seine Kraft ließ nach; ſeine Beſinnung wich und ſein Stündlein war gekommen. — Wenigſtens glaubte er es, befahl ſeine Seele dem Herrn und war leblos, ein Spiel der Wellen.

In ſolchen Nächten ſind die Bootsleute und Lootſen von Oſtende keine müßigen Zuſchauer, wie das Meer die feſten Gebäude der Menſchenhand zertrümmert und ihren Wohlſtand und das Leben in ſeinem grauenvollen Schooße begräbt.

Die Lootſenglocke wimmert in das angſtvolle Geſchrei der

Möven, die zu Tauſenden von dem Meere wegfliehen und Schutz auf dem ſichern Lande ſuchen. Der Damm iſt belebt. Laternen irren hin und her. Mit pochendem Herzen horcht das ſcharfe Ohr in das Heulen des Sturmes und das entſetzliche Toben des Meeres, ob es nicht Nothſignale vernehme. Hört es die Nothſchüſſe, dann wird das auf dem Damme aufgefahrene Rettungsboot ſchnell in See gebracht und die Beherzteſten beſteigen es, begleitet von den Wünſchen und Gebeten der Ihrigen, um den Schiffbrüchigen Hilfe zu bringen, ſofern es möglich iſt.

Einer Nacht aber wie die, in welcher Capitän Verhägen's Schiff zertrümmert wurde, erinnerten ſich die älteſten Seeleute des Platzes nicht und ſelbſt die Muthigſten fühlten das angſtvolle Beben des Herzens, deſſen ſich Keiner erwehren kann, wenn er die Macht der Elemente kennt, die hier ihre Kraft vereinen, um alle Bemühungen des Menſchen zunichte zu machen.

Schon mit der ſinkenden Nacht hatten die ausſpähenden Seeleute das Schiff am Rande des Horizontes beobachtet. Die trefflichen Sehrohre des Lootſenhauſes zeigten von der Galerie des Leuchtthurms, daß es ein tüchtiges Schiff ſei und von einem Manne geleitet werde, der die Gefahren kennen mußte, weil er den Cours nach dem hohen Meere zu halten ſich beſtrebte. Die Sorge für dies Schiff verſchwand. Allein je tiefer die Nacht herabſank, deſto wilder tobte der Sturm. Die Fluth ſtieg zu ungewöhnlicher Höhe und erreichte faſt die Höhe des Dammes. Die Brandung war ſo gewaltig, daß man ihre Schläge ſelbſt am entgegengeſetzten Ende der Stadt deutlich vernahm.

Jetzt hörte man die Nothſchüſſe des Schiffes, das ſicherlich dem Sturme nicht widerſtehen konnte. Die Schüſſe wurden häufiger; man hörte ſie deutlicher und dies war das Zeichen, daß es ſich hilflos dem gefährlichen Strande näherte. Wie beherzt aber auch die Männer waren, Keiner wagte es, das Rettungsboot zu beſteigen und das eigne Leben einer ſo augenſcheinlichen Gefahr auszuſetzen. Da erſchien ein Mann auf dem Damme, redete männlich feſte Worte zu den Übrigen, mahnte ſie an ihre Pflicht; aber Keiner trat vor, der es mit ihm gewagt hätte. Da ſpringt er allein in das Boot, ergreift das Ruder und wird von den Wellen hinausgeriſſen in die grauſenvolle Dunkelheit. Ein Ach der Furcht entfährt jedem Munde. Sein Weib wirft ſich auf die Kniee und ringt verzweifelnd die Hände. Die Arme war zu ſpät gekommen, ihn zurückzuhalten.

Er ſteuert der Gegend zu, in welcher er die Schiffbrüchigen vermuthet; aber kein Hilferuf erreicht ſein Ohr. Da iſt es ihm, als ſähe er Einen, der vergeblich die letzten, verzweifelten Anſtrengungen mache, gegen die Gewalt der Wellen anzukämpfen. Wenige Ruderſchläge, und er iſt bei ihm. Sein ſtarker Arm erfaßt den Ertrinkenden und zieht ihn in's Boot, wo er leblos liegt.

Der wackere Menſch ſteuert weiter, aber er kann Niemanden mehr entdecken und ſucht das Ufer zu gewinnen, was ihm nur dadurch gelingt, daß er ein Tau erfaßt, welches ſie ihm von dort aus zuwerfen. Der Lebloſe wird an's Ufer gebracht; ein Arzt iſt bei der Hand, der im Lootſenhauſe die nöthigen Verſuche macht und ihn glücklich in's Leben bringt.

Jetzt aber nimmt der wackere Mann den Verunglückten auf ſeine Schultern und ſagt: „Hab' ich ihn allein gerettet, ſo will ich ihn auch allein pflegen!“ Er trägt ihn nach ſeiner Wohnung hinter den Dünen und pflegt ihn treu, trotz ſeiner Armuth, in einer langen Krankheit, von der endlich der Verunglückte geneſet.

„Und dieſer Verunglückte war mein Vater,“ ſagte Verhägen. „Er genas langſam. Der wackere Retter that Alles, was er vermochte; wies fremden Beiſtand beharrlich zurück und vollendete ſein edles Werk.

„Mein Vater hatte Nichts gerettet, als das nackte Leben und ſeine goldene Uhr. Dieſe allein konnte er dem edeln Menſchen geben und dieſe nahm er erſt an, als ihn mein Vater mit Thränen darum bat. Er wurde von dem Magiſtrate von Oſtende mit Reiſegeld verſehen und ſchied endlich mit tiefer Dankbarkeit von Dem, der ihm das Leben gerettet und ſo unendlich viel Gutes gethan hatte, feſt entſchloſſen, ihm reichlich zu lohnen. Er kehrte nach

Breſt zurück und machte nur noch die Reiſe nach Trinidad zu den Seinen, wo er dann bis zu ſeinem Tode blieb.

„Die Kriegszeiten kamen ſchnell. Alle Verbindung mit Frankreich, zu dem Belgien gehörte, war unterbrochen. Mein Vater konnte nicht ausführen, was er ſich gelobt. Auf ſeinem Todtbette machte er mir es zur Pflicht, ſeinen Retter aufzuſuchen, und an ſeiner Statt zu thun, was er nicht konnte. Nach meines Vaters Tode und nach wieder hergeſtelltem Frieden verkauften wir unſere Pflanzung auf Trinidad und zogen nach Hamburg. Alle Erkundigungen, welche ich einzuziehen mich bemühte, blieben erfolglos und erſt jetzt eile ich nach Oſtende, um vielleicht den Kindern des Mannes zu vergelten, was er an meinem Vater gethan. Glauben Sie mir, ſchloß er, es waren Umſtände, über die ich nicht gebieten konnte, welche die Ausführung des Planes, ſelbſt nach Oſtende zu gehen, bis jetzt verhinderten; dennoch hoffe ich zu Gott, daß ich den Mann finden werde oder die Seinen.“

„Wiſſen Sie denn ſeinen Namen?“ fragte ich.

„Ich glaube, daß er Jan Cornelis hieß,“ erwiederte er. Wie aber dem auch ſei, nicht alle Tradition von jenem Ereigniß wird ja vertilgt ſein.“

„Darf ich Ihnen zu dem Werke, welches Sie vorhaben, meine Hilfe anbieten?“ fragte ich.

„Die nehme ich um ſo dankbarer an,“ ſagte er, „als ich wohl fremden Beiſtandes bedürftig ſein werde.“

„So wollen wir, wenn wir erſt feſten Fuß in Oſtende gefaßt haben werden, unſern Operationsplan entwerfen,“ ſagte ich.

Der Dampfer landete bald in Cöln. Das Wetter hatte ſich gebeſſert und verhieß auf Morgen einen ſchönen Tag.

Es blieb uns noch Zeit genug, die Merkwürdigkeiten Cölns anzuſehen. Hier war ich kundig und konnte Verhägen's Führer werden, was uns noch enger verband.

II.

In der Frühe des andern Morgens ſaßen wir in einem Coupé des erſten Bahnzuges beieinander. Um der Ermüdung einer ununterbrochenen Fahrt bis Oſtende zu begegnen, hatten wir bloß bis Lüttich Karten genommen. Dort wollten wir übernachten, um am andern Tage zeitig in Oſtende einzutreffen.

Das ſchnaubende Ungeheuer der Locomotive flog pfeilſchnell auf dem künſtlichen Eiſenwege dahin — bald uns durch die infernaliſche Dunkelheit der Tunnels dahinführend, bald wieder uns dem hellen, heißen Sonnenſtrahle hingebend.

Es iſt eine bewundernswürdige Anlage, dieſe Eiſenbahn, die bald die Eingeweide der Berge durchſchneidet, bald über hohe Viaducte, weit über den Dächern der Menſchenwohnungen, bald über rauſchende Gewäſſer, bald endlich durch liebliche Gegenden, an Dörfern und Städtchen vorübergeht. Es war eine liebliche Gegend, im Schmucke friſchen Grüns, durch die wir hinflogen. Sie bot dem Auge die anmuthigſte Abwechslung, ſo ſchnell auch das Alles an Einem vorübergeht.

Die reizende Umgebung Aachens entzückte uns und wir bedauerten es, daß wir nicht hier übernachten konnten, weil uns noch Zeit genug geblieben wäre, vom Lousberge aus, den ſchönen Anblick der Stadt und Umgebung zu genießen.

„Aachen!“ rief plötzlich der Conducteur in den Wagen.

Wir ſtiegen aus, um eine kleine Erfriſchung zu nehmen.

„Verhägen, du hier?“ rief da plötzlich ein Fremder und in demſelben Augenblicke lag mein Reiſegefährte an der Bruſt eines Freundes, den er ganz unerwartet hier traf.

Als ich meinen Durſt gelöſcht, trat mir Verhägen mit dem Fremden entgegen.

„Das unerwartete Wiederfinden eines alten, treuen Freundes,“ ſagte er zu mir, „hat meinen Plan für's Erſte geändert. Ich bleibe einige Tage hier und hoffe Sie dann in Oſtende wieder zu finden!“ Wir ſchüttelten uns die Hände, rieſen uns ein: „Auf Wiederſehen!“ zu, und ich ſtieg allein in meinen Wagen.

Dies Getrenntwerden von dem Manne, den ich herzlich lieb zu gewinnen anfing, war mir unangenehm. Wenn auch noch einige Reiſende einſtiegen, ſo blieben ſie mir fremd und ich ließ meine Blicke auf der Gegend ruhen, die an mir vorüberflog.

Überall lachendes Wieſengrün, das von wohlgehaltenen Hecken eingefaßt war, auf dem die ſchäckigen Rinder weideten; dann wieder Tunnel auf Tunnel; anmuthige, reinliche Dörfer mit den kleinen, netten Backſteinhäuschen; dann das wunderſame gewerbliche Treiben; die dampfenden Eſſen, die mächtigen Rauchfänge, die kohlenſchwarzen Arbeiter der Eiſenwerke — kurz Ein Bild verdrängte das andere in ſtetem, unterhaltendem Wechſel.

So erreichte ich noch bei bellem Tage das ſchöne Lüttich; beſah mir die Stadt, und ruhte dann behoglich in einem trefflichen Bett der „Stadt London“ aus. Ein heller, ſchöner Morgen entführte mich der Stadt und ihrer ſchönen Umgebung. Allmählich ändert das Land ſeine Geſtalt, die Menſchen ihre Art und Weiſe, die Städte und Dörfer ihr Ausſehen. Das Niederland beginnt. Die Berge ſind verſchwunden. Canäle und Windmühlen erſcheinen. Kein Wald iſt mehr ſichtbar; aber der Anbau des Landes wird ſorgfältiger. Mit Moorgrund wechſelt ſandiger Boden oder Sumpf. Pappeln, Weiden und Erlen ſind es, die dem Auge begegnen und Uhland's ſchönes Lied: „Wer hat dich, du ſchöner Wald, aufgebaut ſo hoch da droben?“ hat hier keine Berechtigung mehr. Immer fremder fühlt man ſich. Die franzöſiſche Zunge flötet, ziſchelt, raſſelt und girrt um die Ohren. Bald nimmt das breite, gemüthliche Blämiſche aber vorherrſchend ſeine Stelle ein, und der verwandte Klang thut dem deutſchen Herzen wohl; denn es fühlt ſich in der Mitte eines ſtammverwandten Volkes, das ſich ſeines Urſprungs und ſeiner Brüderſchaft mehr und mehr bewußt wird, und die treue Bruſt erkennt, an der es geruht in der Zeit, da ſein Wohlſtand blühte, ſeine Städte aufwuchſen zu Glanz und Macht, ſeine Kunſt Bewundernswürdiges leiſtete und ſeine Volkskraft friſch und markig war.

Die Sprache heimelt an. Es ſind die Klänge, die wir lieb gewannen in den alten Dichterwerken, die unſer nationaler Schatz ſind. Die prachtvollen Gotteshäuſer mit ihren weitausſchauenden Thürmen und prächtigen Steinmetzarbeiten ſind Denkmale deutſcher Kunſt und deutſcher Frömmigkeit. Tauſendfach wird das Herz gemahnt an das Vaterland, dem es die ächzende Locomotive pfeilſchnell mehr und mehr entfremdet. An Mecheln, Gent und Brügge flog ich vorüber, als die ſinkende Sonne ihre Thürme zu vergolden begann, ihre nähere Beſchauung der Rückkehr verſparend.

Bald erblickte das Auge die Dünenkette, die das Meer verbirgt und die wunderbare Schutzwehr bildet, die dem räuberiſchen Elemente des Waſſers verbietet, hereinzubrechen in das flache Land, wo der Menſch ſich angeſiedelt hat und welches der menſchliche Fleiß dem Sande abrang, der alles Pflanzenleben ertödtet. Sie ſäumen den Horizont; aber ihr Anblick iſt öde und eintönig, und ſie ſind in ihrer gelben Farbe recht geeignet, die Sehnſucht nach den bewaldeten Hügeln und Bergen des Vaterlandes zu wecken und zum Heimweh zu ſteigern. Ich gab mich ſolchen Erinnerungen hin, weil das Auge wenige Punkte mehr fand, auf denen es weilen mochte, und meine Seele war dort, im ſchönen, rheiniſchen Lande. —

Da rief der Wagenführer: „Oſtende!“ und ich war der Wirklichkeit zurück gegeben.

Wir ſtiegen aus. Das Gepäck wurde abgegeben, und bald befand ich mich im Gaſthofe zur Krone in Oſtende, der am Hafen liegt, ganz nahe der Eiſenbahn; wo deutſche Kellner und Diener mir entgegen kamen, — (indeſſen, wie deutſchredende „Commiſſioners,“ bei uns zu Lande: Lohndiener, gerade diejenigen, vor denen der Fremde ſich am Meiſten zu wahren hat, die überhaupt eine nicht empfehlenswerthe Sorte zu ſein pflegen). Der Leib empfing ſeine Erquickung und dann beherrſchte nur noch Eins meine Seele, das Meer. Ich hatte es noch nie geſehen. Zu ihm hin zog mich eine unwiderſtehliche Sehnſucht. Ich ſchritt die Rue de la Chapelle hinauf, um möglichſt ſchnell den Hafendamm zu erreichen; bog, dem Strome der Menſchen folgend, links ab; überſchritt die Brücke des

Feſtungsgrabens und trat neben dem Kurſaale auf den von Menſchen wimmelnden Damm. Welch ein Anblick! —

Es war hohe Fluth. Welle auf Welle ſchäumte dem Damme zu und brach ſich brandend an ſeiner ſteinernen Bruſt mit einer Gewalt, daß die mächtigen Schläge donnerähnlich ſchallten. Ich hatte ſie ſchon in der Rue de la Chapelle gehört, ohne aber ihre Natur und ihren Urſprung zu kennen. Noch war es hell genug, den weiten Halbkreis wildrollender Wogen zu überblicken, auf denen dort ein Dampfer dahinſtampfte, der nach England ging, und einzelne Segel, wie weiße Möven, am Rande des Horizonts auftauchten und wieder verſchwanden.

Der Anblick war überwältigend, den das lebenvolle, wildbewegte Element darbot. Der Gedanke ſchweift hinaus auf dieſer wogenden, brauſenden Welt der Gewäſſer in eine endloſe Weite; ſteigt dann hinauf zu dem, der das Meer machte und Alles, was darinnen iſt; zeigt die eigene Nichtigkeit dem Sohne des Staubes und lehrt ihn, anzubeten. —

Ich ſetzte mich auf eine Bank am Rande des Dammes, wie ſie zur Bequemlichkeit wohl in angemeſſenen Entfernungen angebracht ſind, und hing den Betrachtungen nach, welche der Anblick des Meeres in mir anregte. Der Strom geputzter Menſchen, der, in allen Zungen Europas ſchnatternd, hinter mir auf und abwogte, vermochte nicht, mich auch nur zu einem Umblicken zu bewegen, denn einer der ſchönſten und erhabenſten Momente war nahe, der, wo die Sonne, hinabſinkend, den Saum des Meeres küßt, welcher in weiter Ferne mit dem Himmel ſich zu vereinigen ſcheint.

Der Tag war drückend heiß geweſen. Der Abend war gewitterſchwül und auf dem Meere ſchienen die ſchneeweißen, alpenähnlichen Wolken zu ruhen, welche in ihrem Buſen den Blitz beherbergten. Jetzt nahte ſich ihnen die Sonne und färbte ſie purpurgluthig und ihren Saum mit glitzerndem Golde. Auf den bewegten Wellen tanzten die Sonnenſtrahlen und wandelten ſie in ſchimmerndes Gold, das zeitweiſe verſchwand, wenn die Sonne hinter Wolken trat, dann aber den purpurnen Schimmer annahm, den die malende Sonne durch die Wolkenhülle durchſchimmern ließ. Dann brach ſie wieder ſiegend durch und der hellleuchtende Goldſtreifen erſchien wieder auf dem Meere, deſſen begrenzende Ränder matter im Purpurroth ſchimmerten.

Endlich verſank ſie im Meere. Noch lange glänzten die Wellen und färbten das wogende Meer, bis der Purpur blauer und blauer wurde, der Goldrand erloſch und das Meer dunkel erſchien, faſt grünblau leuchtend und nur noch die Kämme der brechenden Wogen ſchneeweiße, lange, kräuſelnde Linien bildeten.

Die Nacht kam ſchneller, als es der Jahreszeit angemeſſen war; denn der Himmel bezog ſich dicht mit Wolken. Einzelne Blitze zuckten über das Meer hin und weckten den Glanz des Widerſcheins auf Augenblicke. Der ferne Donner miſchte ſein dumpfes Dröhnen in den Donner der Brandung. Ein friſcher Wind hob mehr und mehr die Wellen und mehrte die weißen Mähnen derſelben, die, ſo weit das Auge reichte, ſich aufbäumten und verſanken.

Das Gewitter zog jedoch, vom Landwinde getrieben, tief in das Meer hinein und entſchwand dem Auge zuletzt, und dann lag die Nacht dunkel und warm über der Erde und dem Meere, und nur dann und wann zuckte noch ein Blitzesleuchten am Horizonte auf.

Jetzt begann ein neues, nicht minder wunderbares und herrliches Schauſpiel, das des „Meerleuchtens.“ Jede brechende Woge, ſei es, daß ihr Kamm ſich weit im Meere als eine gerade oder ſchiefe Linie hinzog, oder daß ſie, wider den Steindamm geſchleudert, in Schaum aufſpritzte, glänzte in mattem, eigenthümlichem, bald grünlichgelbem, bald weißgelbem Lichte, und jeder aufſpritzende Tropfen ſchien ein Feuerkügelchen oder Sternlein zu ſein. Das erneuerte ſich jede Minute, und je bewegter das Meer war, deſto leuchtender wurde es und verbreitete ſein mattes Licht bis weit hinein in die See, wo die eigentliche Rhede ſich hinausdehnt.

So wenig übrigens das Wort im Stande iſt, den wundervollen Moment des Alpenglühens zu beſchreiben, ſo wenig vermag es das Meerleuchten in ſeiner großartigen Pracht, gehoben von der ohnehin überwältigenden Scenerie des Meeres, auch nur annähernd auszumalen. Wer beides nicht geſehen, wird ſich vergebens abmühen, auch nach der naturgetreueſten Schilderung, ſich eine deutliche Vorſtellung davon zu machen. Wenn aber die Sonne mit ihrem Glanze die Alpen glühen macht, ſo hat ſie mit der bezaubernden Erſcheinung des Meerleuchtens nichts gemein. Hier iſt es das unbegreifliche Leben im Meere, welches die Erſcheinung verurſacht; es ſind nämlich Millionen von kaum wahrnehmbar kleinen Molluſken, deren Phosphoreſciren dem Menſchenauge dies Schauſpiel bereitet, dem es mit Bewunderung, ja mit Entzücken, ſich hingibt.

Ich ſaß lange, ſehr lange und tief in die Nacht hinein auf der Bank des Dammes. Noch immer wogte der Menſchenſtrom auf und nieder. Die vier Locale, welche auf dem Damme errichtet ſind, um Gäſte zu laden, ſtrahlten im Glanze ihrer Beleuchtung. Der Leuchtthurm drunten am andern Ende des Dammes warf aus ſeiner kunſtreich eingerichteten Laterne ſein ſtrahlendes Licht meilenweit in die wogende See. Die Brandung dröhnte in die Klänge einer rauſchenden Muſik, welche vom Kurſaale herſchallte. Es war eine wunderſame Nacht, die ich wohl hier im Freien, einathmend die unſäglich wohlthuende Seeluft, hätte zubringen mögen, wenn nicht die Eiſenbahnfahrt die Glieder gar zu ſehr ermüdet gehabt hätte. Dennoch war die Mitternacht nicht ferne, als ich endlich aufſtand, um die Klauſe wieder zu ſuchen und durch Schlaf mich zu erquicken. Voll von den wunderbaren Schauſpielen, die ich geſchaut hatte, konnte ich dennoch nicht einſchlafen, und erſt als der junge Tag ſchon gekommen war, ſenkte ſich der Schlummer auf meine Augen, der nach und nach in tiefen Schlaf überging.

Es war ſpät, als ich am andern Morgen erwachte. Mein erſtes Geſchäft, als ich ziemlich ſpät ausging, war das, mir eine Privatwohnung zu miethen. Dies Geſchäft gelang zu meiner vollſten Zufriedenheit, billig und gut. Man hat zu ſeiner Einrichtung indeſſen noch mehr zu thun. Da ſind die Badekarten zu löſen, wofür man den Gebrauch eines Badekabinets erhält, welches auf Rädern ſteht und zum Bade in die See gefahren und nach demſelben wieder herausgeholt wird; alsdann muß ein Badekleid gekauft werden, ohne welches man an dem Hauptbadeplatze nicht baden darf, und endlich iſt ein Badediener zu miethen, ein ſogenannter Baigneur,*) welcher in das Bad den Badenden begleitet und ihm die nöthige Handreichung thut. Zu allerletzt endlich muß man, um bei üblem Wetter ein Obdach zu haben und überdies deutſche Zeitungen, ſich in dem Cercle du Phare abonniren, mit andern Worten, gegen eine beſtimmte Zahlung ſich die Erlaubniß erwerben, in dieſen geſchmackvoll eingerichteten Räumen ſich aufhalten zu dürfen, wo denn auch leibliche Erquickung zu verhältnißmäßigen Preiſen gereicht wird.

Endlich waren gegen zehn Uhr alle dieſe Geſchäfte vollendet und ich trat gegen die Bruſtwehr, welche hier den Rand des Dammes umgibt, wo die Holztreppe nach dem Strande führt. Ganze Reihen von Badekabineten ſtanden am Strande oder im Meere. In ſeinen Fluthen wimmelte es von Badenden.

Da ich noch nicht baden durfte, indem die Zeit des Frühſtücks noch zu nahe lag, lehnte ich hier und ſah mir das eigenthümliche Treiben am Strande an.

Zunächſt da, wo der Damm den weit ausbiegenden Halbkreis bildet, auf deſſen Rundung der hohe Leuchtthurm ſein Fundament hat, war das regſte Leben vereinigt. Unaufhörlich ſah man Herren und Damen die Stiege hinabſteigen, oder rückkehrend vom Bade herauf. Neben der Treppe ſtanden die langen Tiſche, auf denen die getrockneten Badekleider lagen, die für Jeden bezeichnet ſind. Baigneure und Baigneuſen liefen umher in geſchäftiger Eile; die zum Reinigen der Badekabinete beſtimmten Frauen und Mädchen waren hier und da mit ihrem Geräthe gruppirt oder thätig. Auf dem weit ausgedehnten zarten und doch feſten Sandboden des Strandes luſtwandelten Herren und Damen in heiterem Geſpräche; Andere ſaßen in Gruppen auf Stühlen und ſtrickten, ſtickten oder häkelten. Hunderte lieblicher Kinder liefen jubelnd umher, ſuchten Muſchelchen, oder ſchaufelten mit ihren kleinen, hölzernen Schippchen den Sand zu Hügeln oder Ringwällen auf, oder ritten auf Eſeln umher, deren Treiber mit Hieben die ſtörrigen Langohre zum Galopp trieben. Ältere Knaben ſchaukelten ſich auf den am Strande angebrachten hohen Schaukeln. — Kurz, es ſtellte ſich dem Auge ein Leben und Weben von der bunteſten und reizendſten Mannigfaltigkeit dar, das in den allerfreieſten und ungezwungenſten Bewegungen ſich nach Belieben erging.

---

*) Mit dem Namen Baigneur bezeichnet man in Oſtende den Badediener, welcher den Badenden in's Meer begleitet und ihm die nöthige Handreichung thut. Baigneuſen werden die Badedienerinnen für weibliche Badende genannt.

Endlich ſchien es mir Zeit, in's Bad zu gehen. Noch hatte ich keinen Baigneur. Als ich von dem weiten Kreiſe deſſen, was ich betrachtend überblickt hatte, mit dem Auge zum nächſten Vordergrunde zurückkehrte, wurde ich mit Unwillen gewahr, daß alle Baigneurs, kenntlich an den hochrothen Flanellkleidern und bloßen Füßen, im Meere waren. Nur Einer lehnte ſtill und unthätig wider dem Badekabinete, welches die Aufſchrift: Bureau trug, und wo man die Badekarten löſt. Es war ein blühend ſchöner Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Seine Geſtalt war edel geformt, groß und kräftig. Aber auf ſeinem ſchönen Geſichte lag der Ausdruck der Trauer und des Unmuths. Warum nahm ihn Niemand zum Badediener an? Ich hätte das meiſte Zutrauen gerade zu ihm gehabt.

Ein alter Bootsmann lehnte neben mir an der Bruſtwehr. Auf ſeinem Geſichte ſtand manche Seefahrt, mancher Sturm verzeichnet.

„Wie heißt der junge Baigneur dort?“ fragte ich ihn.

Er grüßte höflich und ſagte: „Ivo, Mynheer.“

„Warum miethet ihn denn Niemand?“

Er zuckte die Achſeln und ſagte dann halblaut: „Mynheer, das hat auch ſo ſeine Zenſurſachen. Verſteht Ihr wohl, der brave, arme Ivo iſt der jüngſte Baigneur. Damen nehmen Anſtand, ihn zu wählen; Herren nehmen ſelten Baigneurs, wenn ſie ſchwimmen können. Er kann ſich nicht vordrängen. Da ſitzt er wie ein Fiſch auf dem Strande. Kommen Leute, die einen Baigneur haben wollen, ſo ſchiebt Monſieur Eduard, der Commiſſionär dort in dem blau und weiß geſtreiſten Rocke, mit der Pfeiſe im Munde, einen der älteren Baigneure vor, die alle ſeine Freunde ſind und bei denen Eine Hand die Andere wäſcht, und Joe bleibt ohne Verdienſt.“

„Hat er denn böſe Eigenſchaften oder verſteht er ſein Geſchäft nicht?“

„Mynheer,“ entgegnete der Bootsmann, „es antwortet ſich leichter für einen alten Seehund, der den Arm dreimal und das Bein einmal gebrochen hat, wenn er ſitzt und — wenn ein Geneverchen *) die vom Seewind ausgetrocknete Kehle benetzt hat. Laßt uns dort am Lootſenhauſe Platz nehmen und ein Geneverchen trinken, ſo ſollt Ihr Alles wiſſen. Aber redet deutſch, Mynheer; ich bin auch ein Deutſcher, aus Königsberg in Preußen gebürtig, liege aber hier als ein Wrack vor Anker und heiße Meyer.“

Ich fand ſogleich, daß die Bemerkung meines Hausherrn über die Bootsleute auf dem Damme richtig war. Laſſen Sie ſich mit ihnen nicht ein, hatte er geſagt; ſie hängen ſich an Sie wie Kletten, und allemal iſt eine unverſchämte Bettelei im Hintergrunde ihrer Höflichkeit und Freundlichkeit.

Ich trat mit ihm an das Lootſenhaus, das aus zwei kleinen, durch einen Mittelbau vereinigten Pavillons beſteht, und zwiſchen dem Cercle du Phare und dem Pavillon du Roi liegt. Bei ſchönem Wetter ſtehen da Tiſche und Stühle in Menge und die herumbummelnden Seeleute ſitzen in großer Zahl daſelbſt, trinken das ſäuerliche, ſtarke Bier, welches den Namen Faro trägt, oder einen Genever, rauchen und plaudern, ſehen durch das Fernrohr auf die See und ſuchen in aller Weiſe die Zeit todtzuſchlagen oder einen Fremden ins Schlepptau zu bekommen, dem ſie ein Glas Faro oder einen Genever herauslocken, indem ſie ihm ihre meiſt wunderſam genug klingende Lebensgeſchichte erzählen.

Mein Bootsmann Meyer, dem man indeſſen von der Mundart ſeiner Heimath nichts mehr anhörte und der durch und durch ein

---

*) Wachholderbranntwein.

Vläminge geworden war, beſtellte zwei Geneverchen auf meine Rechnung, die ihm natürlich beide zufielen, und als er ſich damit gelabt, hob er an: „Nun will ich Euch antworten, Mynheer, daß Ihr Eure Freude dran haben ſollt. Mit dem Baigneur Ivo hat es ſeine eigne Bewandtniß. Er ſtammt von Mariakerke, dort hinter den Dünen, und ſein Vater war Matroſe auf der „Mevrouw Liſetje,“ einem Schooner von Oſtende, der dem Mynheer van Straaten gehörte und nach Cadiz fuhr, Steinſalz zu holen, das hier raffinirt wird. Die „Mevrouw Liſetje“ war ein gut gekupfert und getakelt Fahrzeug, Mynheer; Bootsmann Meyer verſteht das; aber es gedachte ihm ſchon lange her und es ging ihm wie meinem Wamms hier, die Fugen hielten nicht mehr. Da iſt es denn den Weg aller Schiffe gegangen, die nicht abgetakelt und verbrannt werden — es iſt nämlich untergegangen. Was kann man machen, Mynheer? Mann, Maus und Salz verſchlang das hungrige Meer. Hinterlaſſen hat ihm der Alte etwas weniger als nichts; denn ein Seehund kann nicht ſparen wie eine Landratte. Wel, Mynheer, der Ivo wurde Schiffsjunge auf der „Möwe.“ Er war ein Staatsjung und konnte nicht rühmen, daß ihn ein Tauende geküßt hätte.*) Die „Möwe“ holte dieſelbe Fracht in Cadiz und die Schiffsmannſchaft hatte ihn lieb, weil er wacker, fix und gefällig war. Da nun der Junge wuchs wie ein Kabeljau in der Nordſee, und rieſenhafte Kräfte hatte, ſo wurde er bald Matroſe und konnte ſeiner armen Mutter etwas geben, obgleich ſo ein Matroſe nur monatlich ſeine fünf und zwanzig Francs hat, ein Hundegeld, wenn man die Arbeit bedenkt, die ein Matroſe hat. Mynheer, ich bin ſiebenmal in Rio geweſen; dreimal im ſchwarzen Meere; einmal in Archangel und mehr denn zehnmal in Newyork; von England, Italien, Frankreich, Schweden und Norwegen, auch Dänemark, will ich gar nicht reden, weil es eine pure Lumperei iſt, aber ich ſag' Euch, Mynheer, es iſt ein Blutgeld, was man verdient, und wenn man ein Wrack geworden iſt, wie ich, keine Takelage mehr hat und nicht mehr See halten kann, ſo ſetzen ſie Einen auf's Trockene und laſſen Unſereins zappeln. Wenn es nicht gute deutſche Mynheers gäbe, ſo käme kein Faro und kein Genever mehr über die Zunge.“ —

---

*) Kunſtausdruck für: Mit einem Stücke Schiffstau geprügelt werden.

„Ihr ſeid von Ivo ganz abgekommen, Bootsmann Meyer!“ — fiel ich ihm in die Rede, die wieder auf eine Bettelei losſteuerte.

„Wel, Ihr habt Recht, Mynheer,“ ſagte er ſich erinnernd. „Nun, der Ivo war ein prächtiger Matroſe, kletterte wie ein Eichhörnchen; ritt auf einer Raae, wie ein Huſar im Sattel; wickelte ein Tau auf, wie eine Mevrouw ihr Strickgarn, und tanzte Schottiſch im Maſtkorb im raſendſten Sturm. Er machte mehrere Reiſen, und als er von einer nach Rio zurückkam, war ſeine Mutter todt. Nun war Ivo frei und blieb auf der „Möve“ bis — Ihr wißt, Mynheer, es iſt Nichts mehr mit einem braven Kerl, wenn er ſich in ein Weibsbild vernarrt. Kurz, der Ivo fing Feuer und ſeitdem war's ab.“

„Wie ſo?“ fragte ich.

„Zeker,*) Mynheer, es war ab mit ihm, das will ſagen, er war kein Seehund mehr. Er hauſete wie eine Landratte; trank kein Glas Faro, kein Geneverchen; ging nicht zum Tanz, und brachte all' ſein Geld dem Mädchen. Als er ſah, daß dies nicht recht voran wollte, denn er wollte reich werden, und daß die Baigneurs ein Heidengeld verdienen, verlockte ihn das. Er verließ, mir nichts, dir nichts, die „Möve“ und wollte Baigneur werden. Wel, Mynheer, damit hatte es aber ſeine Klauſen.“

„Warum, Alter? Ihr habt ja doch Gewerbefreiheit in Belgien und die Baigneurs ſind ja doch keine von Eueren ſogenannten alten Societäten? Das Seebad iſt ja erſt ein Kind der neueſten Tage?“

„Zeker, Mynheer, Zeker! aber man hat auch früher in der See gebadet; freiwillig, wenn's heiß war, und unfreiwillig, wenn eine Sturzwelle oder ein Sturmpfiff Einen über Bord warf oder ein Schiff Seewaſſer trank.*) Das iſt wahr. Freilich bekam man dazu keinen Baigneur und es kamen keine Landratten aus der Ferne, die zitternd in das Salzwaſſer gehen und zähneklappernd heraus. Das iſt neu, und darin habt Ihr Recht. Das aber iſt auch wahr, daß die Baigneure und Baigneuſen mit den Badekabineten und dem Herrn van Bruggen, oder wie er heißt, und ſeiner Maskopei zuſammenhängen. Das iſt ſo ein Ding, wie die Zunft in Deutſchland. Nun begreift Ihr, daß, je mehr Baigneure da ſind, deſto weniger von den Einzelnen verdient wird. Das haben die Burſchen herausgefiſcht ohne Netz und Harpune, und man braucht nicht nach Norwegen zu fahren, um dieſen Kabeljau am Schwanze zu faſſen. Verſteht Ihr? — Da iſt denn der junge Ivo gekommen und hat gebeten, Baigneur werden zu dürfen. Er hatte gute Papiere und Jedermann kannte ihn als einen braven Jungen. Die Herren von der Badekarren-Societät haben ihn angenommen gegen den Willen der andern Baigneure. Nun ſetzen die ihn auf den Strand, wo ſie können; hängen ihm einen Denkzettel an; drängen ſich vor, und Ivo iſt beſcheiden. So kommt's, daß er faſt brodlos iſt, und ich ſag' Euch, es iſt die bravſte Seehundsſeele, die jemals auf und in dem Salzwaſſer war. Nun, Mynheer, wißt Ihr Alles; vergeſſet aber auch nicht den alten Bootsmann Meyer, der einen Arm hat, der dreimal gebrochen war und ein Bein, das einmal entzwei war. Er war ſiebenmal in Rio, dreimal im ſchwarzen Meere, einmal in Archangel und mehr denn zehnmal in Newyork, von England, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Schweden gar nicht zu reden und ein Trinkgeld, ein Pourboire, kommt ihm allezeit gut!“ —

---

*) Sicher!

Daß das kommen würde, vermuthete ich, nach den Erfahrungen, die ich bereits gemacht und nach dem, was man mir geſagt hatte. Ich gab ihm ein Zehncentimesſtück und hatte nun an ihm einen Freund gewonnen, der mir jeden Morgen ſagte, aus welcher Ecke der Windroſe der Wind pfiff; welche Schiffe ein- und ausliefen;

---

*) Soviel als: in der See unterging.

wann die Fluth käme und wie der Fiſchfang ausgefallen wäre. Daß inzwiſchen dann und wann fünf Centimes abfielen für ein Geneverchen, verſtand ſich von ſelbſt, und war ſo eigentlich das Band der Freundſchaft zwiſchen dem alten Bootsmann Meyer und mir, und die Seeluft macht ſehr durſtig.

Für diesmal verließ ich ihn und ſah, wie er ſeine Kaperfahrt nach einem andern Neuling auf dem Damme antrat. Ich ſtieg die Holztreppe hinab, feſt entſchloſſen, keinen Andern anzunehmen als Ivo, ihn aber auch meinen Bekannten, namentlich Verhägen, zu empfehlen, wenn er kommen würde.

III.

„Haben Sie ſchon einen Baigneur?“ fragte Monſieur Eduard im blau- und weißgeſtreiften Röcklein, der Commiſſionär der Badekarren-Maskopei, der Alles hier unten am Strande dirigirt und deutſch redet, auch ziemlich gefällig iſt.

„Ja,“ ſagte ich kurz, gab meine Karte ab und trat zu Ivo, der traurig an dem Badekabinet lehnte, das als Bureau dient.

„Ivo,“ ſagte ich, „willſt Du mein Baigneur werden? Wie iſts Jongetje?“ *) Dies freundliche, vlämiſche Wort ſcheuchte augenblicklich die Trauer von Ivo's ſchönem Geſichte.

„Helaas!“ rief er aus. „God zy geloft, Mynheer, ik will!“ **) und mit Einem Sprunge war er bei mir, und nahm mir Badekleider und Linnen ab.

„Badet Ihr nur einmal, Mynheer?“ fragte er.

„Nein, Ivo, ich bleibe drei Wochen hier!“

„Welaan! ***) Deſto beſſer, Mynheer!“

„Willſt Du alſo die ganze Zeit mich bedienen?“

---

*) Jüngelchen.

**) Ach! Gott ſei gelobt! Mein Herr, ich will's!

***) Wohlan!

„Dat is zeker! *) Ich werde für Alles ſo gewiſſenhaft ſorgen, wie wenn Ihr es ſelbſt thätet! Kommt jetzt; die Fluth iſt da!“

Wir gingen. Ivo war ſehr beſorgt; ſchleuderte das Seewaſſer mit dem Eimer, das die Douche vertritt, ſo kräftig, daß mich die Haut brannte und lachte nicht, wie die Andern, daß die Landratte ſich etwas ängſtlich anſtellte. Ich will's bekennen, daß ich Anfangs ängſtlich war, denn ich ſchwimme ſchlecht; und es iſt doch auch etwas ganz anderes, wenn die hohen Wellen kommen und Einen faſt niederſchlagen oder wegſchleudern, als die Wellen eines Fluſſes, die nur plätſchern.

Als ich das Bad genommen und aus dem Kabinete trat, reichte er mir ſeine Hand. „Zachtjes aan! Gemakkelyk!“ **) ſagte er, „die Stiege iſt ſteil.“

Als ich ihn bezahlte, dankte er herzlich und bat, „wenn ich etwa Freunde hätte, ihm dieſe zuzuweiſen.“

Das verſprach ich, und wir ſchieden für diesmal. Schon bei Tiſche konnte ich ihm zwei zuweiſen, und ehe zwei bis drei Tage umwaren, hatte er faſt mehr, als Einer der Andern, die ihn neidiſch zu verdrängen ſuchten.

Jetzt war die trübe Miene verſchwunden. Er ſang und pfiff den ganzen Tag; aber er wußte auch, woher das kam, und bewies mir eine Liebe und Dankbarkeit, die wahrhaft rührend war.

Es gefiel mir wohl, daß ich ihn nie am Lootſenhauſe herumlungern und bummeln ſah. In der Regel war er von vier Uhr an verſchwunden.

Als ich den Bootsmann Meyer fragte, wo ſich Ivo aufhalte, zuckte er ſpöttiſch die Achſeln und meinte, „es gehöre wenig Witz dazu, um das zu errathen; ich ſolle einmal zum Luiſetje gehen, dort würde ich ihn finden. Aber,“ ſagte er, „wenn's ſtürmt auf dem Meere; wenn das Rettungsboot am Leuchtthurm aufgefahren iſt, dann iſt er da, um im Boote immer der Erſte zu ſein; wenn es

---

*) Das iſt gewiß!
**) Sachte etwas! Langſam!

die Rettung Verunglückter gilt. Habt Ihr gehört, Mynheer, was vor acht Tagen geſchah?“

„Nein!“

„Welnu, da iſt ſo ein Milchbart, der daheim in einer Badewanne ſchwimmen lernte, hierher gekommen, und meinte, das Baden im Meere ſei nicht viel mehr als das, und bei hoher Fluth zu baden ſei ein Kinderſpiel. Geht da in See mit ſeinen drathdünnen Beinchen und Aermchen und manöverirt da herum, mir nichts, dir nichts! Wider alle Warnung ſchwimmt er gegen die Eſtacade,*) und es kommt eine plumpe Sturzwelle, faßt das dürre Jongetje und ſchmeißt's an die Balken der Eſtacade, daß es leblos herunterpurzelt in das Meer. Der war fertig, ſo gewiß ich heute noch kein Geneverchen getrunken habe. Gebt mir doch etwas dafür! — Nun, um wieder auf den Eſel zu kommen, ſo war es Ivo, der ihm zuſah. Wie ein Haifiſch hatte er ihn am Kripps und brachte ihn heraus. Er hatte ihn geentert wie er in Sicht kam. Als er ihn am Strande hatte, lud er ihn auf ſeine Schultern und trug ihn auf den Damm, wo ihn der Doctor bald wieder am Leben hatte, daß er nach Luft ſchnappte wie ein Fiſch. Die patzige Landratte kam beſſer davon, als ſie es verdiente.“

„Und Ivo?“ fragte ich.

„Wel,“ entgegnete Meyer, „der brave Junge hatte ſich zurückgezogen und war, als man endlich an den muthigen Baigneur dachte, der ihn gerettet, verſchwunden. Der alte Meyer ſtand dabei und hatte die Geſchichte mit angeſehen. Ich will's Euch ſagen, Mynheers, rief ich. Der brave Junge, der den Tollpatſch da herausgeholt hat, heißt Ivo Verhägen, und ein gutes Pourboire kommt ihm auch morgen noch zu gut, ob er's gleich heute verdient hat.“

„Verhägen heißt Ivo?“ rief ich aus.

Meyer ſah mich betroffen an.

---

*) Die beiden Wellenbrecher am Eingange zum Hafen heißen ſo.

„Mynheer," rief er, „ſeid Ihr krank im Kopf? *) Warum ſoll der Ivo keinen ehrlichen Namen haben, wie Ihr und der alte Bootsmann Meyer?"

„Verſteht mich doch recht, Bootsmann Meyer! Ich bin ſo nüchtern, wie Einer, der vor dem Frühſtück baden will, und mag auch dem braven Ivo ſeinen ehrlichen Namen nicht verkümmern; aber ſagt mir, ob Ivo mit dem Seemanne Verhägen verwandt iſt, deſſen Schiff hier einmal ſtrandete und den ein Oſtender Seemann rettete?"

„Wel, Mynheer, Ihr ſeid fremd hier und wißt Dinge, die Wenige hier mehr wiſſen, als der alte Bootsmann Meyer und noch Einer. Woher wißt Ihr das?"

„Das iſt meine Sache, Bootsmann Meyer! Antwortet mir auf meine Frage"

„Wel, das iſt leicht geſagt! Mynheer, Ihr ſeht, es weht ein ſcharfer Nordweſt dieſen Morgen und der trocknet ſehr aus. Das Reden wird einem alten Bootsmanne ſchwer, der ſiebenmal in Rio, dreimal im ſchwarzen Meere, einmal in Archangel —"

„Das weiß ich ſchon!" rief ich.

„Deſto beſſer," ſagte der Alte, „ſo ſpar' ich das mühſelige Reden; aber ein Glas Faro oder ein Geneverchen ſtärkt das Gedächtniß und macht die Zunge beweglich, wie die Magnetnadel im Compaß."

Ich ſah wohl, daß nichts übrig blieb, als ihm die Gurgel zu netzen. So trat ich denn mit ihm ans Lootſenhaus, wo er ſchnell ein Geneverchen für ſich, und, in ſchlauer Berechnung, daß ich vor dem Bade nichts genießen würde, ein Glas Faro für mich beſtellte. Dann ſagte er: „Mynheer, ſeit drei Tagen hab' ich kein Prümchen mehr und ſeit drei Monaten hat keine Cigarre meine Naſe erquickt. Seid ſo gut und erfreut mein Herz; dann ſteht die Nadel im Compaß ganz nach der Himmelsgegend, dahin Ihr ſteuern wollt, und alle Segel ſind geſchwellt."

Der Genever kam und verſchwand. Ich ſchob ihm das Glas Faro hin und eine Cigarre und ſagte: „Nun aber laßt vom Stapel!"

---

*) Ausdruck der Seeleute für: Betrunken.

„Goddam!“ rief er, „Ihr ſeid ein Menſch, der ein Seemann zu ſein verdiente! Ich lieb' Euch, wie mein Schiff, das in der Bai von Biscaja im Meere verfault. *Helaas!* Mynheer, das will etwas ſagen! Jammerſchade! Es war ein Dreimaſter, wie ein Orlogſchiff und ein Segler, *op myne eer!* *) wie —“

„Kommt doch zur Sache!“ rief ich ärgerlich aus.

„Gemakkelyk! Gemakkelyk! Mynheer — das Herz blutet mir, als ſäß' eine Harpune drin, wenn ich dran gedenke! Aber ich weiß, Ihr wollt etwas von Ive's Familie hören. Welnu! Ich hab' Euch ſchon geſagt, daß er von Mariakerke ſtammt, das dort hinter den Dünen liegt. Ihr ſeht den Kirchthurm ja! Wel, Mynheer, es gibt ſo viele Verhägen's in Belgien, als Müller und Schulze in Königsberg, wo ich zu Hauſe bin, aber mit dem Verhägen, an den Ihr mich erinnert, mag er immer noch verwandt ſein, denn der ſtammte auch von Mariakerke.“

„Richtig! Nun, was wißt Ihr von dem?“

„Viel, Mynheer, denn ich kannte ihn noch. Er hatte es weit gebracht, denn er war Capitän eines Kauffahrers von Breſt.“

„Richtig?“

„*Helaas!* Meint Ihr, der Bootsmann Meyer führe mit falſchem Winde?“

„Sein Schiff ſtrandete hier —“

„Wel, Mynheer, wenn Ihr's ſo gut wißt, wie ich, warum fragt Ihr mich?“

„Wenn das wirklich wäre, würde ich nicht mit Eurem Winde ſegeln.“

„*Op myne eer!* Das iſt wahr! Welnu, Mynheer, es kommt alle Jahre etliche Mal vor, daß Schiffe hier auf den Strand gerathen, wenn der Nordweſt oder Nord bläſt. Dann ſcheitern ſie allemal und iſt nicht zu helfen, denn der Strand von Oſtende iſt flach und reicht weit in See. Iſt nun ſo ein Fahrzeug im Sturme ein Wrack geworden und nicht mehr coursfähig, ſo ſitzt's blitzſchnell feſt und geht aus einander wie mein Wamms. Ihr ſeid ſo von meiner Statur und könntet mir wohl einen Rock ſchenken! — Da iſt denn einmal Capitän Verhägen von Cherbourg nach Antwerpen gefahren oder von Breſt — ich weiß es ſo genau nicht mehr — und ein Sturm überfiel ihn, daß die Möven Abends zu Tauſenden über die Stadt zogen mit ihrem kläglichen Geſchrei, und feſten Boden für ihre Beine ſuchten. Das, Mynheer, iſt immer ein Zeichen, daß es auf der See arg hergeht. Die Lootſenglocke rief: „Allmann auf den Damm!“ Da knallt's in See. Das war ein Nothſchuß! Gleich wieder einer! Man hörte den viel näher. Das war ein Zeichen, daß das Fahrzeug, das in Noth war, dem Lande zugetrieben wurde. Alles lüſtert *) Puff! der dritte Nothſchuß! Ganz nahe klang der und man ſah den Aufblitz. Helaas! Myn God! Da war kein Zweifel mehr. Selbſt durch das Brüllen der See hörte man das Angſtgeſchrei; aber der Wind war ſo heftig; die See ging ſo hoch, daß faſt kein Menſch auf dem Damme ſtehen konnte. Der Schiffbruch war da, aber Keiner hatte den Muth, in ſolchem ſchrecklichen Wetter ſich hinaus zu wagen. Nur Einer ſprang in's Rettungsboot und ſtieß ab. Herr, das war keine Kleinigkeit. Die Nacht war ſchwarz wie ein Kamin, und ſolch' einen Sturm hatte ich nur einmal erlebt, den, als in der Bai von Biscaja unſer Schiff Seewaſſer trank und doch war ich ſiebenmal in Rio, dreimal im ſchwarzen Meer, einmal in Archangel und —“

---

*) Auf meine Ehre!

„Ich weiß das ja ſchon!“ rief ich. „Wie hieß der Mann, der in's Boot ſprang?“

„Gemakkelyk, Mynheer! zachtjes aan! Es will Alles ſeinen Gang haben. Ihr wollt gleich alle Segel aufſetzen! Jan hieß er, und war ein Kerl wie Ivo; aber ſchon halb ein Gryſaard **) und ein Ehemann, Mynheer, der, zoo waar ik leve! eine vrouw und ein Kind hatte, und doch nicht bangte. Das war ein Kerl, wie's Wenige gibt! Op myne eer!“

---

*) Horcht.

**) Ein Greis.

„Hatte er denn keinen andern Namen, als Jan?“ —

„Op myne eer, Mynheer, Ihr fragt, als ob Ihr leck in de kop *) wäret; freilich hatte er, wie Andere auch, einen Familiennamen! Zeker! Cornelis hieß er, Cornelis, Jan Cornelis!“ —

Meyer hielt phlegmatiſch inne und trank einen kernhaften Schluck Faro.

„Wollt Ihr Euch vor Anker legen mitten im Cours?“ — fragte ich ungeduldig, denn nun erſt gewann die Erzählung Intereſſe für mich.

„Ihr ſeid ſehr hitzig, Mynheer, und zum Capitän taugtet Ihr kein Stäubertje. Ein Seehund muß ruhig bleiben. Wartet's nur ab. Wel, der Jan Cornelis ſticht in See — und Allmann ſagt: vaarwel, braver Jan! Aber der Jan wußte ſein Boot zu ſteuern, wie ein Capitän ſein Schiff lenkt. Soviel ſah er im Unwetter in den leuchtenden Wellen, daß ein Mann ſich die letzte Mühe gibt, über dem Waſſer zu bleiben, doch keine Kraft mehr dazu hat. Kaum iſt er noch einmal in Sicht, ſo entert ihn der Jan. Er ruft mit ſeiner Donnerſtimme: Hierher Allmann! Aber es bleibt ſtill und die See hat ſie Alle verſchluckt. Die See tobt immer grauſiger. Die Möven ziehen ſchreiend zum Lande. Der Sturm raſt immer mehr. Da denkt Jan: Beſſer Einen, als Keinen. Macht kehrt und kommt zurück. Freilich wär' er faſt mit ſeinem Geretteten noch am Damme zu Grunde gegangen; aber ſie werfen ihm ein Tau hinaus, das er glücklich haſcht und er iſt gerettet.

„De Heer zy geloft! **) rufen Alle. Ein Doctor iſt da, der an dem Manne, der Seewaſſer getrunken hat, herummanöverirt, bis er endlich doch Zeichen des Lebens gibt. Im Lootſenhaus kommt er zu ſich und fragt, wer ihn gerettet hätte? Da zeigen ſie ihm denn den braven Jan Cornelis, der dabei ſtand und that, als wär's ein Knabenſpiel geweſen. Mynheer, als ſie ihm den Jan Cornelis zeigen, ich ſag' Euch, da fällt er ihm um den Hals und

---

*) Ein Loch im Kopfe hättet, toll wäret.

**) Der Herr ſei gelobt!

Vreugdetraanen rollden over zyne wangen; *) Mynheer, das ging einem alten Seehund an das Hartje. **) Da hättet Ihr die Herrlichkeit ſehen ſollen! Aber die wurde noch größer, als ſie hören, daß der Gerettete ein Oſtender Jongetje was. ***) Und Zeker, es war der Capitän Verhägen, wie Ihr ſchon wißt, der den Jan Cornelis kannte aus den Bubenjahren, der als Schiffsjunge fortgegangen war. Nun aber nahm ihn der Jan Cornelis mit in ſein Haus hinter den Dünen. Aber, Mynheer, der Hals wird mir trocken; der Nordweſt iſt ſcharf heute. Noch ein Glas Faro! — Nicht?“ —

Ich nickte bejahend und das zweite Glas Faro kam, dem er bald auf den Boden ſah.

„Ihr ſeid ein guter Mann,“ ſagte er mit Salbung.

Ich fürchtete wieder eine jener Abſchweifungen, die der Alte ſo ſehr liebte.

„Weiter!“ rief ich.

„Zachtjes aan!“ ſprach er ruhig. „Ihr müßt nicht ſo treiben! Ihr ſeht ja, der Cours iſt gut und ich führe das Steuer ganz nach Euren Wünſchen. Wir werden gleich einlaufen und guten Ankergrund finden.“

„Luistert! †) Der Capitän Verhägen wird aber am andern Tage ſchwer krank und liegt ſieben Wochen bei dem armen Jan Cornelis darnieder. Doch der zuckt nicht. Er iſt alle Tage bei ihm auf dem Hinterkaſteel und wacht an ſeinem Bette und ermüdet nicht in treuer Pflege. Treu' iſt Seemannsart. Endlich wird er wieder geſund; aber er hat nichts mehr als ſeine goldene Uhr, die er auf dem Leibe trug, und die gibt er dem Jan Cornelis, der ſie nicht nehmen wollte. Der Capitän ging endlich fort und bettelte ſich durch bis nach

---

*) Freudenthränen rollten über ſeine Wangen.

**) Herz.

***) Ein Oſtender Jüngelchen war.

†) Horcht!

Frankreich. Er hatte viel Geld daheim und verſprach, den Jan Cornelis gut zu bedenken — aber —

„Hielt's nicht," fiel ich ihm in die Rede.

„Wel, Mynheer; aber ein Oſtender Jongetje hält ſein Wort, wenn er's nur irgend kann. Der Verhägen hat's gewiß nicht gekonnt, und wer weiß, wo er Seewaſſer trank, bis er genug hatte."

„Und Jan Cornelis?"

„Der hat das auch geglaubt und ging wieder in See, weil er die See lieb hatte, wie ich, Mynheer; denn ſeht, ich bin ein Wrack und liege hier abgetakelt vor Anker, aber daheim halt ich's nicht aus. Ich muß hier auf dem Digue*) ſein von Morgens bis Abends und die See ſehen, ſonſt ſterb' ich vor Heimweh. Helaas! daß ich nicht mehr See halten kann! — Der Jan Cornelis war gerade ſo. Er ſchiffte, für fünf und zwanzig Francs den Monat, mit dem Fiſcherboot ſeines Patrons hinauf nach Norwegen und davon ernährte er ſein Weib kümmerlich eine Reihe von Jahren. Alle ſeine Fahrten waren glücklich und auch der Fiſchfang ſeines Patrons, bis einmal doch ein Unglück über ihn kam, das ihn zum Wrack machte. Und das kam ſo. Als ſie von Norwegen heimſegeln, reich an Kabeljau's, Salmen, Makreelen, Hummern, Tongen und dergleichen, überfällt ſie ein Sturm. Sie arbeiten wacker, aber eine Raae ſtürzt herunter und trifft den armen Jan Cornelis und ſchlägt ihm den Arm entzwei. Als er in das Lazareth kam, war der Arm ſchlimm und der arme Jan kommt einem von den gelehrten Doctoren unter die Finger, die Alles krumm heilen. Der pfuſcht an ihm herum, und als er endlich fertig iſt, kann der gute Jan Cornelis nichts mehr arbeiten, iſt ein Wrack und liegt vor Anker. Und nun iſt er alt, und wenn er das brave Kind nicht hätte, das ihm im Alter geboren ward, ſo müßte er hungern. Doch, Mynheer, die Uhr hat er auch im tiefſten Elend nicht hergegeben, obgleich ſie ihm viel Geld dafür boten. Er trägt ſie auf ſeiner Bruſt. Es iſt ihm ſein theuerſtes Gut, nächſt dem ſchönen Kinde ſeines Alters, bei deſſen Geburt ſein Weib ſtarb.“

---

*) Damm.

„Was ſagt Ihr, er lebt noch?“ —

„Warum denn nicht?“ — fragte Meyer verwundert. „Er iſt ein Gryſaard, noch zehn Jahr älter als ich, aber er iſt noch ſtärker als ich. Freilich, Mynheer, ich war ſiebenmal in Rio, dreimal im ſchwarzen Meer, einmal in Archangel —“

„Richtig!“ rief ich aus. „Ich weiß es. Wo wohnt Jan Cornelis?“

„Welnu, Herr, Ihr laßt Einen ja gar nicht mehr ausreden! Er liegt dort oben hinter den Dünen vor Anker. Ich will Euch hinführen und im Pavillon aux Dunes gibt es ein Geneverchen, wie man's hier in Oſtende nicht beſſer trinkt. Verſteht Ihr? Ihr zahlt Eins oder Zwei und Ihr findet den Jan Cornelis, nach dem Ihr ein ſo großes Verlangen habet, daß ich's nicht begreifen kann, op myne eer, Mynheer! — Aber ſagt mir das doch!“

„Ein andermal, Meyer!“

„Wel — ſo liegen wir endlich vor Anker!“

„Geloft zy God!“ rief ich aus und eilte nach dem Bade, wo mich Ivo erwartete. Meyer ſtand mühſam auf. Ich ſah noch, wie er in bedenklichen Wellenlinien am Cercle du Phare vorüber der Stadt zu ſteuerte.

IV.

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als ich den Weg hinter die Dünen einſchlug, der dort links abbiegt, wo rechtshin der Weg nach dem Pavillon aux Dunes ſich wendet. Dieſer iſt mit Asphalt ſtellenweiſe befeſtigt, während jener alle Unbequemlichkeiten des Dünenſandes den Wanderer empfinden läßt. Das Morgenbad hatte mich ungemein erquickt, ſo daß ich mich in der heiterſten Stimmung befand.

Was ich dort wollte und ſuchte, wohin mich mein Weg führte, war ein Doppeltes. In erſter Linie lag der Gedanke, Jan Cornelis aufzufinden, um das Wort zu löſen, das ich Verhägen gegeben hatte; in zweiter aber die Abſicht, einmal dieſe Dünengegend kennen zu lernen, die ein ſo eigenthümliches Gepräge hat. Es war ein Tag heute, wie ich ihn reiner und ſchöner noch nicht am Meeresſtrande erlebt hatte. Des Himmels Azur war tief geſättigt und dies wunderbar herrliche Blau ſpiegelte ſich in den leichtgekräuſelten Wellen des Meeres ab, daß dieſes, deſſen Farbenwechſel ſo mannigfaltig iſt, heute in einem milden Blau glänzte, das nur hier und da von weißen Adern leiſe durchzogen war, welche dem weißen Schaume der Wellen ihr Daſein verdankten. Keine Wolke war am weiten Bogen ſichtbar, den das Auge auf dem Damme überblickt. Leuchtend und ſtrahlend ſchritt mähligen Fußes die Königin des Tages dahin und ließ ihr Bild widerſtrahlen vom rieſigen Spiegel, den ihr das Weltmeer entgegenhielt und der ſelber wieder erglänzte von der Glorie des zurückgeworfenen Bildes des „Lichtes, das den Tag erleuchtet.“ Der Seewind blies erquickend aus Nordoſt und brach die Macht der Sonnengluth ſo nachdrücklich, daß ſie nicht einmal drückend erſchien, während ſie im Binnenlande heute zu Boden beugend ſein mußte. Hier und da erblickte das Auge ein Boot, das, von Kurgäſten beſetzt, eine kleine Rhedenfahrt unternahm oder nach Blankenburghe ging. Größere Segel ſah man am Saume des Horizonts auftauchen, eine Weile in Sicht bleiben, und dann wieder verſchwinden. Der „Panther,“ jener ſtolze Dampfer, der die Verbindung mit England unterhält, trat majeſtätiſch aus der Eſtacade heraus und durchſchnitt die Fluth ſo muthig und feſt, daß die Seele ſich dran ergötzte, wie der Menſchengeiſt Ein Element zum Bezwinger des andern ſich unterwirft. Es war ein Bild des Menſchen, der, eines feſten Zieles, eines freudigen Muthes und einer ausdauernden Charakterkraft ſich bewußt, ſeinen Weg unbekümmert verfolgt, was ihm auch bevorſtehe und begegne. —

Auf dem Digue oder Damme erging ſich die Badegeſellſchaft, gemiſcht mit der Judenſchaft Oſtende's, die heute, am Sabbath, allen Glanz des Reichthums und der Eitelkeit und Prunkſucht entwickelte. Scherzen, Lachen, Koſen überall, und dabei Kokettiren und Courmachen, Adoriren und der weiſen Rede Lauſchen, oder die alberne bewunderungsvoll Belächeln. Stoff zu ſtillen Beobachtungen am Thermometer des geſelligen Umgangs, der herrſchenden Bildung, der Nationalität wäre genug geboten geweſen, wenn mich nicht mein Ziel raſch dieſem Gedränge entzogen hätte.

Kaum hatte ich den Dünenweg betreten, als ich mich dieſen Strömungen enthoben und allein ſah, denn ſie bewegen ſich nur vom Pavillon der Dünen bis hinab zum Auſternparke und der Eſtacade hin und her, in einem Einerlei, das nur dann kein ermüdendes werden kann, wenn man tiefere geiſtige Bedürfniſſe nicht kennt, als dieſes Wechſeln leerer Redensarten, oder — wenn wirklich ein Geſpräch von geiſtiger Tiefe in Regionen führt, welche des Denkens würdig ſind.

Die Dünen, welche gegen das Meer ſenkrecht abfallen und ſpärlich von dem wohlthätigen, durch ſeine ungeheuern Wurzelfäden ihnen unzerſtörbare Feſtigkeit gebenden Sandhafer bewachſen ſind, ſenken ſich in der entgegengeſetzten Richtung allmählig der Ebene zu. Stellenweiſe bilden ſie in derſelben Richtung mehrere fortlaufende Hügelketten, welche als Damm der Natur gegen das gewaltige Meer dienen.

Ihre Landſeite iſt mit verſchiedenen, der Dünenflora ausſchließend angehörenden Holz- oder Schaftpflanzen ganz bedeckt und bildet kleine Schluchten und Thäler, denen ſelbſt ein eigenthümlicher Reiz nicht abzuſprechen iſt, wie monoton auch das Anſehen ſein mag. Maleriſch wird dies abſonderliche Bild dadurch, daß in dieſen Thälern und Klüften der Dünen hin und her ein paar buntgeſchäckte Rinder oder Ziegen weiden, ein Häuflein halbnackter Kinder ſich ſpielend umhertreibt, und hier und da ein kleines Häuschen ſteht, ſo klein, daß wir, die wir aus dem Binnenlande kommen, kaum begreifen, wie eine Familie darin wohnen und leben kann. Sie ſind, wie alle belgiſchen Häuſer, aus Ziegelſteinen erbaut, haben ein Schilfdach oder etwa eins von Plattziegeln; lehnen an den ſchützenden Dünen; haben je und dann einen Birnbaum zum getreuen, ſchattengebenden Nachbar und einige mit Kartoffeln und Moorrüben oder Gartenpflanzen beſtellte Felder, welche nur ein eiſerner Fleiß dem Dünenſande abringen, fruchtbar machen und durch Wälle von vier bis ſechs Fuß Höhe vor dem Zuwehen des Dünenſandes ſchützen kann. Eine Schaar Hühner treibt ſich dran herum und vollendet ein vlämiſches Stillleben in ſeiner Einfachheit und Armuth, aber auch Zufriedenheit, welches dem Beobachter dennoch wohlthut und von poetiſchem Reize umfloſſen iſt.

Wär' ich ein Maler, gerade ſolch ein Bild würde ich malen, und ich bin überzeugt, wär' es naturwahr und warm, es würde durch ſeinen ganz eigenthümlichen Reiz die Blicke der Beſchauer feſſeln.

In weite Fernen zieht ſich vom Fuße der Dünen die Ebene und vereinigt ſich ebenſo mit dem Horizonte, wie auf der andern Seite das lebenvolle, nie raſtende Meer, nur mit dem Unterſchiede, daß, wie dort Schiffe das Auge feſſeln, hier Kirchthürme und, freilich ſelten genug, ein wenig Baumgrün dem Blicke den wohlthuenden Ruhepunkt gewähren. Eine wohlthuende Stille herrſcht hier beſtändig, die nur durch die Schläge der Fluth an die abgewendete Seite der Dünen, durch das dumpfe Grollen des etwa empörten Meeres, durch ein ſeltnes Geläute, durch das Gackern der Hühner, das Brüllen eines Rindes, das Jauchzen der Kinder und — durch den entſetzlich unmelodiſchen, weither ſchallenden Pfiff der Locomotive einmal unterbrochen wird. Sie thut dem Gemüthe um ſo wohler, als das Gewirre und Geſumme des Menſchenſchwarms auf dem Stranddamme von Oſtende nicht geeignet iſt, ruhige Beſchaulichkeit aufkommen zu laſſen.

Des Friedens, der hier waltet, freut ſich das Herz, wenn es aus dem Menſchengewege hierher verſchlagen wird; denn hier waltet doch einmal — Natur! —

So ärmlich auch die Häuschen ſind, die hinter der Dünenkette bis Mariakerke hin eine faſt lückenloſe Kette bilden, freilich nicht nahe an einander liegend, ſondern von ziemlichen Räumen getrennt — ſo haben ſie doch etwas Feſtes, Nettes und Sauberes, was ſie von den Wohnungen der Armuth im Binnenlande höchſt vortheilhaft unterſcheidet. Sie ſind wohl erhalten und in ihrem Beſtande ſogar ſorgfältig gepflegt. Die Fenſter ſind, wenn auch klein, nicht bloß ganz, ſondern klar und hell. Keine Draperien von Spinnengeweben ſind ſichtbar, keine mit Papier verklebte Scheiben; aber auch kein heimliches Schwalbenneſt erblickt man, keine Tauben. Ueberhaupt zeichnet ſich der Meeresſtrand durch Unbelebtheit von Vögeln aus. Kaum daß in den Gaſſen Oſtende's ein Sperling ſichtbar iſt, der doch, da man alle Abfälle der Wirthſchaft und Küche auf der Straße in Haufen gemüthlich abſetzt, wo ſie lange genug harren, bis ſie entfernt werden, Nahrung in beliebiger Auswahl und in Hülle und Fülle fände. Selbſt die Schwalbe ſcheint hier ihre Nahrung in unzureichendem Maaße zu finden, was auf die Armuth an Inſekten in der mit Salztheilen durchdrungenen Luft ſchließen läßt. Deſto auffallender iſt die zahlloſe Menge der Seevögel, denen aber das Auge weder am Strande, noch auf dem Meere in der Nähe des Landes begegnet. Erſt in dunkeln Sturmnächten lernt man ihr Daſein kennen, wenn ſie in ununterbrochenen Zügen vom Meere nach dem Lande flüchten und durch ihr angſtvolles, eintöniges Geſchrei ihr Vorhandenſein und ihre zahlloſe Menge verkündigen. Es iſt, als ob das gewaltige Meer alles thieriſche Leben an ſich riſſe und in ſeinem dunkeln Schooße berge, wie denn das Leben in ſeinen Fluthen alles Maaß überſteigt, welches zur Beurtheilung die Vertheilung des thieriſchen Lebens auf dem Feſtlande uns darbeut. Wie die Natur hier dem Binnenländer gar reichen Stoff zu vergleichender Betrachtung darreicht, ſo auch das Menſchenleben. Abgeſehen von den Sitten und Gebräuchen, die ſich hier auf alte Ueberlieferungen treuer gründen als irgendwo, iſt es die Billigkeit des Lebensunterhalts, auf die ſich die Gedanken nothwendig richten müſſen im Vergleiche mit anderen Zuſtänden und Verhältniſſen. Mag es ſein, daß der Tagelohn geringer iſt als anderswo, ſo ſteht doch das feſt, daß es an Verdienſt nicht mangelt für Den, der arbeiten will. Die Lebensmittel ſind dagegen ſehr billig für den Armen. Für wenige Centimes kauft man ein reiches Maaß der kleinen, nahrhaften Seekrebſe oder Muſcheln. Die kleineren

Seefiſche, die ſogenannten „Platjes“ ſind ungemein billig und ihre Zubereitung leicht und wenig koſtſpielig. Ja, ein Netz und eine ſehr kurze Anſtrengung reichen hin, ohne weitere Koſten die Nahrung für eine Familie zu gewinnen. Und daß man dies Fiſchen am Strande nur von Wenigen ausüben ſieht, iſt doch wohl der Beweis, daß die Meiſten durch andere Beſchäftigungen ſo viel gewinnen, um ſich ein zureichendes Mahl zu ſichern.

Wie viel ſchlimmer iſt der Arme des Binnenlandes daran, dem höhere Preiſe das Gewinnen des Lebensunterhalts ſo ſehr erſchweren und, namentlich auf dem Lande, die Seltenheit eines ausreichenden, jederzeitigen Verdienſtes, wenn nicht Fabrikanlagen dieſen eröffnen!

In ſolchen und ähnlichen Gedanken vertieft, war ich eine Strecke fortgegangen und Manches der niedlichen Häuschen hinter den Dünen lag ſchon hinter mir, als ich mich meines Zweckes wieder lebhaft erinnerte.

Ein Mann kam mir entgegen, der auf einem Schubkarren Moorrüben nach der Stadt bringen wollte.

„Wohnt nicht hier herum der alte Jan Cornelis?“ fragte ich ihn.

„Ihr hättet's beſſer nicht treffen können, Mynheer,“ erwiederte mir der Mann, „denn Ihr ſteht gerade ſeiner Wohnung gegenüber. Der Fußweg hier führt Euch zu ihm und dort in der Sonne ſitzt der alte Gryſaard, den Ihr ſucht!“

Damit drückte er ſeinen Schubkarren weiter, nachdem er mich freundlich gegrüßt hatte.

Meine Blicke wendeten ſich rechts hinab den Dünen zu.

Ziemlich hohe Sandwälle friedigten rechts und links von dem Fußpfade zwei ungewöhnlich ausgedehnte Feldſtücke ein, in deren Ecken Pflaumenbäume ein nicht eben fröhlich Daſein friſteten. Gerade da, wo der Pfad gegen die Dünen endete, ſtand eins jener kleinen Häuschen, deren ich gedacht. Es zeichnete ſich dadurch aus, daß es neuer war als die andern und, was immer auf Frauennähe ſchließen läßt, gerade neben der Thüre ein kleines Blumengärtchen hatte, darinnen eine Monatroſe luſtig blühte nebſt Aſtern verſchiedener

Farbe. Ein alter, für den Sandboden hoher und weitaſtiger Birnbaum beſchattete auf der andern Seite theilweiſe das Häuschen, theilweiſe einen kleinen Raum, der als Hofraum gelten mußte. Hinter dem Häuschen, in einem kleinen Dünenthälchen, ſuchte eine geſchäckte Kuh ihr mageres und hartes Futter, und Hühner und Kaninchen trieben ſich luſtig in den Dünen in der Nähe des Hauſes umher. Unter dem Birnbaum und an ſeinem rauhen Stamme angelehnt ſtand ein ſtrohgeflochtener Seſſel von kunſtloſer Arbeit, in dem ein Greis ſaß, deſſen ſchneeweißes Haar von einem Südweſter *) bedeckt war. Sauber und nett war die ganze Umgebung, ſelbſt auf den Feldern erblickte man kein Unkraut.

Einen Augenblick betrachtete ich mir das Bild dieſes Stilllebens, aus dem Armuth und Zufriedenheit, Ordnung und Fleiß anheimelnd und wohlthuend mir entgegentrat. Ohne Weiteres ſchlug ich dann den Querpfad ein und ſtand vor dem Greiſe, der ſich auf meinen Gruß mühſam erhob und ſeinen Südweſter achtungsvoll lüftete.

Neben ſeinem Seſſel ſtand ein leerer Holzſtuhl und davor das runde Tiſchchen mit allen Geräthſchaften der hier ſehr im Schwunge gehenden Spitzenklöppelei. Eine Spitze war in Arbeit und lag theilweiſe aufgerollt dabei, die ſich durch Schönheit des Muſters und Feinheit der Arbeit vortheilhaft auszeichnete.

„Ihr geſtattet wohl, Vater, daß ein müder Wanderer ein Wenig bei Euch raſtet?“ hob ich an.

„Mit Vreugde!“ **) erwiederte der Greis. „Nehmet doch Platz auf dem Stuhle. Luiſetje wird ſich einen andern holen, wenn ſie kommt.“

Mit einem Blicke hatte ich das volle Bild des Greiſes in mich aufgenommen. Er mußte wohl tief in den Achtzigen ſein, daran war kein Zweifel. Sein Haar war zu Schnee gebleicht. Tiefe Falten zeigte ſein Geſicht, aber das Auge ſchien noch lebhaft und ſcharf. Der Kopf war ſchön und ſelbſt in dieſen hohen Jahren lag noch ein friſches Roth auf den Wangen, denen man es anſah, daß ſie manchem Sturme waren preisgegeben geweſen. Seine Kleidung war ärmlich. Auf dem alten Wamms ſaß mancher Lappen, aber Alles war ſo ordentlich geflickt und ſo reinlich, daß man ſich deſſen nur freuen mochte.

---

*) Südweſter heißt hier der wachstafftene Hut der Seeleute, deſſen Krämpe im Nacken länger iſt als über der Stirne.

**) Mit Freude!

„Ihr müſſet mir's ſchon vergeben, daß ich Euch den Stuhl nicht ſtelle, Mynheer, ich bin ein Gryſaard von acht und achtzig Jahren und ein altes Wrack, das hier vor Anker liegt, ſo lange es Gott gefällt. Ich bin am rechten Arme und Beine gelähmt und das Gehen fällt mir ſchwer, ob ich es gleich noch bis in die Stube riskiren kann.“

Ich beruhigte ihn und ſetzte mich, nahm eine Cigarre und reichte auch ihm eine.

„Helaas!“ rief er freudig bewegt aus, „da erweiſet Ihr mir eine große Ehre und Freude. Es iſt lange her, daß Unſereiner keine gute Cigarre mehr geraucht hat!“

Sein Geſicht war ordentlich verklärt in der Vorahnung des lange entbehrten Genuſſes.

„Ihr wohnt da ſchön und friedlich,“ ſagte ich, um einen Anfangspunkt für das Geſpräch zu finden, nachdem ich ihm Feuer gereicht.

„O ja, Mynheer, ſchön; aber will ich die See ſehen, ſo muß mich Luiſetje dort den Pfad zu den Dünen hinaufführen. Da mögt Ihr nun wohl denken, daß doch mancher Tag vergeht, ohne daß ich ſie geſehen habe, und doch iſt die alte Liebe zur See in meiner Bruſt noch nicht geroſtet. Das thut mir oft wehe, und doch kann ich dem guten Kinde nicht zumuthen, dieſe ſchwere Arbeit oft zu thun und ſeine koſtbare Zeit zu verſäumen. Friedlich wohnen wir ja, denn kein Unfriede ſtört uns hier, wo Nachbarn ſo ferne ſind, daß man ſie ſelten ſieht.“ —

„Und Euer Haus iſt neu! Ihr habt es wohl erbaut?“

„Ach ja, Mynheer,“ verſetzte er mit einem tiefen Seufzer; „wenn ſich nur nicht an dieſen Bau ſo bittere Folgen knüpften und ſeine Urſache nicht eine ſo harte geweſen wäre. Denkt Euch, es war Anno 1844 beim Neumond im März, als grade eine Springfluth war und der Wind aus Nord-Nordweſt das Salzwaſſer mit erſchrecklicher Macht gegen Oſtende trieb. Gegen Mitternacht war er zum Orkane angewachſen, der daher raſte. Ich hab' nur Einen ſo erlebt, den, der mich meine geraden Glieder koſtete. Zahlloſe Mövenſchwärme flüchteten auf's Land in ſelbiger Nacht und niemals hab' ich ihren Schrei angſtvoller gehört. Gegen halb Eins in der Nacht war hohe Fluth. Da brach plötzlich das Meer über die Dünen herein mit aller Macht. Ich und mein gutes Kind wären ertrunken, wenn uns nicht ein guter Menſch vor der Gefahr gewarnt hätte. Wir flohen zeitig nach Mariakerke mit unſerm Kühchen, aber unſer Feld wurde verwüſtet, unſere Kaninchen und Hühner kamen um und — unſer Hüttchen ſtürzte ein, denn es war alt und gebrechlich. Da könnt Ihr Euch unſer Herzeleid denken! Iſt man arm und jung, ſo drückt ſo etwas ſchwer, aber iſt man alt, ſo iſt's noch viel ſchwerer, weil aller Verdienſt mangelt. — Ich gab Alles hin, ſelbſt mein theuerſtes Kleinod, meine Uhr verſetzte ich, und baute das Häuschen auf; aber die Schuld drückt und verzehrt meines Kindes Verdienſt und meinen Frieden.“ —

„Das iſt ein hartes Loos,“ ſagte ich; „wenn aber Euer Kind ſich verheirathet, da wird's den jungen Kräften leichter, die Schuld abzuzahlen!“ —

„Mein Kind wird keinem Manne zum Altare folgen, ehe und bevor dieſe Schuld getilgt iſt,“ ſagte der Greis. „Es iſt ſein unwandelbarer Entſchluß!“

„Aber warum denn das?“ fragte ich mit Theilnahme.

„Weil ſonſt der Jammer in die Ehe hineinragt, und ſie elend machen muß. Eheſtand iſt ohnehin Weheſtand, Mynheer; wenn er aber gar noch mit Schuld und Ungeduld begonnen wird, dann iſt's vollends aus. Da kann ich meinem Kinde nicht Unrecht geben.“

„Aber ihre Jugend wird verblühen. — Iſt denn die Schuld groß?“

„Ach ja, da habt Ihr Recht und das iſt's, was mich bekümmert.

Sie beträgt fünfhundert Francs noch. Es war mehr, Mynheer. Hundert Francs hat mein Kind ablezahlt. Es iſt nicht leicht. Helaas! Mynheer, Ihr glaubt nicht, wie ſie ſpart und arbeitet, und ich glaube, es wäre ihr höchſtes Glück, wenn ſie mir meine Uhr wieder geben könnte, damit ſie nicht der alte Wucherer van Haſſält, dem ſie verpfändet iſt, heimſchlägt.“

„Die Uhr ſcheint Euch beſonders werth?“

„Zeker, Mynheer! Es iſt die Gabe eines Mannes, der in meinem Herzen ſteht und der wohl längſt todt iſt.“

„Da mag ſie Euch theuer ſein! Nicht wahr, die See iſt hier gefährlich?“

„Zeker! Mynheer.“

„Mir wurde da eine Geſchichte erzählt, die ich aber für eine Fabel hielt. Es ſoll nämlich in einer Sturmnacht, wie ſie ſelbſt die älteſten Lootſen von Oſtende nicht erlebt hätten, ein Schiff geſtrandet und vom Meere zertrümmert worden ſein. Ein Mann aber habe ſein Leben gewagt und Einen der Schiffbrüchigen gerettet, den er nachher in langer, ſchwerer Krankheit gepflegt habe.“

„Hm! Mynheer, ganz unwahr iſt die Geſchichte nicht, wie ich glaube,“ verſetzte er.

„Aber der Gerettete ſei undankbar geweſen und habe ſeinen Retter nicht belohnt.“

„Das lügen ſie in ihren Hals!“ rief der alte Mann mit Heftigkeit. „Das weiß ich beſſer. Er gab ihm viel Tauſend Dank; war das nicht genug? Und ſeine goldene Uhr. Herr, ſagt, war das nichts?“ —

„O gewiß,“ ſagte ich; „aber der Lebensretter ſei in Noth gerathen ſpäter und da habe er ſein vergeſſen.“

„Die Welt iſt arg, Mynheer! die Welt iſt arg! Ueber den Mann iſt Unglück oder Tod gekommen, ſonſt — doch laßt uns abbrechen.“

„Jan Cornelis,“ ſagte ich, „Ihr weiſt die Sache ab —“

„Woher kennt Ihr meinen Namen?“

„Daher, woher ich den Namen Verhägen kenne!“

„Mynheer!“ rief er aus und neigte ſich weit vor, in mein Antlitz zu blicken. Er bebte dabei vor Erregung. „Woher wißt Ihr das?“ —

„Ich habe Einen gekannt, der den Capitän Verhägen kannte. Der ſagte mir, mit welcher Liebe er Eurer gedacht habe.“

In des alten Mannes Augen traten Thränen. Er faltete ſeine Hände, wie wenn er beten wollte, und tief aufathmend ſagte er: „Ja, das iſt gewiß wahr! Es war ein treues Herz! Gott gebe ihm einen guten Tag, wenn er noch lebt, und iſt er ſchon abgeſegelt und im Hafen der Ruhe, ſo erfreue Gottes Gnade ſeine Seele!“

„Und die Uhr habt Ihr verſetzen müſſen?“ fragte ich. „O es war nicht ſchön, daß Verhägen Eurer vergaß!“

„Wer ſagt das?“ rief er faſt zornig.

„Aber hätte er Euch nicht unterſtützen können, als Ihr unglücklich waret?“

„Mynheer, ich meine, ich hörte den alten Bootsmann Meyer aus Euch reden. Kennt Ihr den?“

„Ja!“

„Und habt mit ihm von Verhägen geredet?“

„Ja, er gab mir Kundſchaft von Euch.“

Eine dunkle Röthe übergoß des Greiſes Geſicht.

„Mynheer,“ ſagte er, „der Meyer iſt ein altes Weib; er iſt ſelten nüchtern, das iſt ſein Fluch. Ehrlich iſt er, aber im Trinken redet er, was er nicht verantworten kann. Glaubt ihm nicht. Wie kann er ſagen, Verhägen habe mein vergeſſen? Ihr ſagt ja das Gegentheil! Konnte der edle Mann in der Ferne wiſſen, wie es mir erging? Ein Menſch, wie Verhägen Einer war, vergißt eines Freundes nicht. Ein Oſtender Jongetje iſt nicht undankbar. Sie rechnen aber Alles nach dem Gelde. Auch der alte Meyer. Jan, ſagte Verhägen, als er ſchied, ich habe auf Trinidad eine große Plantage. Komme ich glücklich dorthin, zu Weib und Kind, ſo löſe ich meine Uhr bei dir aus, und du ſollſt ohne Sorge leben bis an dein Ende, und dein Kind auch. Er iſt gewiß nicht hingekommen, das weiß ich ſicher. Darauf hab' ich nicht gezählt.

„Manchmal, Mynheer, der Menſch iſt ſchwach — manchmal dachte ich, als mir die See das Haus einriß, die Thiere ertränkte und mich noch härter traf durch das Ueberfluthen meiner zwei Aecker: ach, wenn er's doch wüßte! Aber Gott ſoll mir grollen, wenn ich ihn weniger lieb gehabt hätte. Er war treu wie Gold. Das findet ſich nicht auf allen Gaſſen und die Meiſten wiſſen nicht, was es heißt: Sich lieb haben!“ —

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre des Häuschens und es trat ein Mädchen heraus, das höchſtens neunzehn Jahre alt war. Sie trug eine Taſſe Kaffe in ihrer kleinen, weißen Hand, die für den alten Vater beſtimmt war.

Als ſie mich ſah, erſchrack ſie.

„Komm her, Luiſetje!“ rief der Greis lebhaft. „Der Herr weiß von meinem Freunde Verhägen. Er kannte Einen, der ihn kannte, und der ſagte, er habe meiner in Liebe gedacht. Doch“ — wendete er ſich plötzlich wieder an mich — „vielleicht wißt Ihr, ob er noch lebt?“

„Er iſt bei den Vätern, bei ſeinem und unſerm Herrn,“ ſagte ich.

Der Greis wurde heftig erſchüttert von dieſen Worten. Seine Arme ſanken herab, ſein Blick war ſtarr auf mich gerichtet.

„Todt?“ ſagte er mit großem Nachdruck. „Ja, das hab' ich mir gedacht, als kein Zeichen ſeines Lebens zu mir drang. Nun, ich werde bald folgen. Die Planken halten nicht mehr zuſammen; der Hafen iſt in Sicht.“ —

Luiſetje trat raſch herzu und faßte ihres Vaters Hand und ſagte weinend: „Euer Kind bedarf Eurer noch ſo ſehr; Gott wird mich nicht zur Waiſe werden laſſen!“

Der alte Mann ſah ſie wehmüthig lächelnd an. „Du willſt wohl ſagen: das alte Wrack deines Vaters bedürfe deiner ſo ſehr? Kind, es klingt curios, wenn du ſo redeſt und mußt mir doch die Speiſe ſchier zum Munde führen? Nun, wir wollen Gott gewähren laſſen; er allein weiß wenn es Zeit iſt, die Segel zu ſtreichen.“

Das Mädchen lehnte ſein ſchönes Haupt an die Schulter des

Greiſes, und in dieſer Stellung war es ein Bild wie ich es ſchöner kaum irgendje erblickt habe. Meine Blicke ruhten wohlgefällig darauf, wie ſich das blühende Leben an das hinwelkende Daſein ſchmiegte, wie der grünende Epheu um die Ruine rankt. —

Luiſetje? hatte nicht Meyer den Namen genannt, als er von Ivo's Liebe redete? Nun wahrlich, dies herrliche Geſchöpf wäre allein würdig, die Gattin des ſchönen und braven Ivo zu werden!

In der That, man konnte nicht leicht ein ſchöneres weibliches Weſen ſehen! Die Frauen Belgiens ſind durchſchnittlich hübſch. Ihre Geſtalten ſind meiſt groß und edel, ſchlank und blühend, und nur in reiferen Jahren neigen ſie zu einer Fülle, die jenſeit der Linie liegt, dieſſeits welcher die Schönheit ihr Herrſchergebiet hat. Ihre Augen ſind groß und ausdrucksvoll, meiſt ſchwarz, wie das ſchöne reiche Haar; dabei iſt die Haut weiß wie Schnee, und die Roſen der Wangen ſo ungemein friſch, wie man ſie ſelten ſieht. Nur Eins entſtellt oft das reizende Geſicht — die allzugroße Naſe, die bei älteren Frauen noch durch häufiges Schnupfen mißhandelt wird.

Luiſetje's Wuchs war makellos, ſchlank und doch voll! ihr Geſichtchen wie Milch und Blut; ihr Mund ſchön geſchnitten und klein; ihre Augen groß und glänzend; der Bogen der dunkeln Augenbrauen überaus ſchön geſchwungen; die Grübchen in den roſigen Wangen und im ſchön gerundeten Kinn allerliebſt. Die Fülle ihres ſchönen Haares fügte ſich nur widerſtrebend dem niedlichen Häubchen, das die Oſtenderinnen ſo ſchön kleidet, und ihre Naſe war die ſchönſt geformte, niedlichſte, zum Geſichtchen paſſendſte, die ich in dem vlämiſchen Lande noch gefunden hatte. Was aber höher ſtand als das Alles, das war die keuſche Zucht, die makelloſe Reinheit, die ſich in ihrem ganzen Weſen und Gehaben mit unausſprechlichem Zauber ausprägte. Sie wäre einer Krone würdig geweſen, dieſe Jungfrau im ärmlichen, aber reinlichen, züchtig verhüllenden Kattunkleide ihres Standes!

Ob ſie Ivo's Luiſetje ſei? Das war eine Frage, die ich noch heute mit voller Sicherheit mußte beantworten können.

Sie hatte mich mit Einem Blicke gemeſſen und grüßte dann mit einfacher Anmuth. Ich reichte ihr die Hand und ſie legte die Ihre ohne Ziererei hinein, eine Hand, für deren Beſitz eine Lady jenſeit des Canals Tauſende von [illegible]rde gegeben haben, hätte ſie ſie ihrem Arme anfügen können.

Nun reichte ſie ihrem Vater die Taſſe mit Kaffe zum Munde und der Greis trank, indem er ihr liebevoll in die ſchönen Augen blickte.

„Ich habe vorhin deine kunſtreiche Arbeit angeblickt, Luiſetje,“ hob ich an, um dem Geſpräche eine Richtung zu geben, die dem Greiſe weniger Zeit gönnen ſollte, jenen Gedankenkreis weiter fortzuſpinnen, in den ihn meine Mittheilung geführt. „Sie iſt köſtlich. Nie habe ich das Spitzenklöppeln geſehen; darf ich wohl einmal deiner Arbeit zuſehen?“

„O gewiß, Mynheer,“ verſetzte ſie freundlich; „aber heute werde ich dazu nicht mehr kommen, da die Zeit gekommen iſt, wo ich an die Nachtſuppe denken muß, die der Vater frühe genießen ſoll.“

„So komm' ich einmal wieder,“ ſagte ich.

„Thut das ja, Mynheer,“ fiel der Greis ein. „Ich habe viel zu fragen.“

„Aber klöppelt man in Eurer Heimath keine Spitzen?“ fragte das Mädchen.

„Nein, Luiſetje, obgleich unſere Frauen und Mädchen nicht minder kunſtreiche Arbeiten im Sticken, Häckeln, Stricken und ſolcherlei Arten und Weiſen machen. Wir kaufen die Spitzen von Euch.“

„Helaas! das iſt ſchön von Euch,“ bemerkte ſie mit einem bezaubernden Lächeln. „So wird denn auch unſer Fleiß belohnt von Euch. Wo iſt denn Eure Heimath?“

„Weißt du, wo der Rhein ſeine grünliche Fluth in die Berge zwängt, die den köſtlichen Wein erzeugen?“

„Ich habe davon gehört,“ ſagte ſie.

„Dort mündet ein kleiner Fluß in den Rhein. Er durchfließt ein Thal von hoher Schönheit. Hohe Berge, breiter Thalgrund, goldne Reben, dunkler Wald, traute Dörfer, blanke Städtchen, reiche Saaten, edler Wein, frohe Menſchen, klarer Himmel — das Alles liegt und findet ſich in dieſem Thale, und da liegt im Schooße einer reichen Flur, umgeben vom Kranze ſchöner Berge im weiten Kreiſe, mein Wohnort.“

Sie hatte mir wohlgefällig zugehört.

„Man hört's Euch an, Mynheer, daß Ihr Eure Heimath liebt,“ ſagte ſie lächelnd. „Sie muß ſchön ſein, weil Ihr ſie ſo liebt. Und dort habt Ihr Eure Familie zurückgelaſſen? Es iſt wohl weit?“ —

„Trotz Eiſenbahnen, Dampfbooten und Eilwagen — zwei Tagreiſen, mein Kind. Ja, ich habe dort mein Weib und meine Kinder zurückgelaſſen, um hier im Meere meine Geſundheit wieder zu erlangen mit Gottes Hilfe.“

„Nun, Gott wolle Euch das Bad ſegnen!“ ſagte ſie theilnehmend.

Als Luiſetje hörte, daß ich Familienvater ſei, wurde ſie zutraulicher.

„Wie lange denkt Ihr denn in Oſtende zu bleiben, Mynherr?“ —

„Drei Wochen, wo möglich!“

„Kriegt Ihr denn das Heimweh nicht?“ fragte ſie naiv. „Ich glaube, ich bekäme es, wenn auch der Dünenſtrand ſo ſchön nicht iſt wie Euer Thal.“

„Und wenn es Stunden gäbe, wo ich es hätte, mein Kind?“ —

Sie ſah mich mitleidsvoll an.

„Ach, das thut mir leid für Euch; aber ich glaub' es. Man ſagt, das Reden von den Lieben daheim heile es. Habt Ihr keine Freunde hier?“

„Nein!“

„Ei, da kommt zu uns und erzählt uns von Weib und Kindern, von dem ſchönen Lande und ſeinem Weſen. Wir wollen gerne zuhören, und dann wird's Euch wohl werden.“

„Thuet das, Mynheer,“ ſetzte Jan Cornelis hinzu. „Ich weiß gar wohl, wie das Heimweh thut. Hatte ich es doch da droben in Bergen in Norwegen, als mir die Raae Arm und Bein zerſchmiß, daß ſie mich in's Lazareth tragen mußten. Ich wäre dran geſtorben, wenn nicht ein Kamerad von derſelben Raae auch einen Schmiß gekriegt und mit mir im Lazarethe gelegen hätte. Mit dem plauderte ich von Euch, von dir, Luiſetje, und deiner lieben, ſeligen Mutter, die ſo gut war. Das machte mein Herz wieder heil.“

„Bekommt Euch das Bad denn auch gut?“ fragte ſie mit einem Tone, wie wenn der leiſe Lufthauch durch die Saiten einer Aeolsharfe zieht.

„Geloft zy God!“ *) ſagte ich mit Nachdruck, „ich fühle mich ſchon beſſer.“

„Ihr ſprechet vlämiſch?“ rief ſie und ſchlug freudig ihre Händchen zuſammen. „Das iſt ja ſchön!“

„Nun, es iſt nicht weit her! Ich hab's von meinem lieben, braven Baigneur gelernt.“

Jan Cornelis ſah mich fragend an, während Luiſetje faſt ahnend und verlegen unter ſich ſah.

„Wer iſt denn Euer lieber und braver Baigneur?“ fragte der Alte neugierig.

„Er trägt den Namen, der Euch theuer iſt,“ ſagte ich: „Ive Verhägen!“ Mit dieſen Worten blickte ich in Luiſetje's Auge.

Sie ſchlug es ſchnell und über und über erröthend nieder, und bückte ſich dann ſehr tief, um ein Federchen von ihrer Schürze wegzuthun, das ſie ſicher zu anderer Zeit nicht bemerkt haben würde, ſo klein und unſcheinbar war es.

„Nan, der verdient dieſe Bezeichnung, die Ihr ihm gabt,“ verſetzte mit dem Tone der Ueberzeugung Jan Cornelis. „Ich kenne ihn wohl und vielleicht iſt er auch weit, aber ſehr weit, mit meinem Freunde Verhägen verwandt. Er war es, der uns noch rechtzeitig vor der nahen Springfluth warnte und uns retten half, was uns theuer war, ſonſt — Mynheer, ſäßen wir hier nicht bei einander und über unſer Grab führe der ſcharfe Wind, den ich, über die Dünen herziehend, jetzt empfindlich fühle. Das Alter macht weich. Es wird Zeit ſein für mich in's Haus zu gehen.“

---

*) Gelobt ſei Gott!

Der Greis ſtand auf, reichte mir die Hand und ſagte mit treuherzigem Tone: „Adieu, Mynheer! Kommt bald einmal wieder!“

Er ging langſam und ſchwerfällig dem Häuschen zu, in deſſen Thüre er bald meinem Blicke entzogen war.

Luiſetje weilte noch. Sie nahm das Koppje, woraus ihr Vater den Kaffe getrunken hatte und, indem ſie mir zurief: „Ich komme gleich wieder,“ eilte ſie dem Greiſe nach.

Ich ſtand allein. Nun wußte ich genug von ihrer Liebe zu Ivo.

Wenige Augenblicke ſpäter kam ſie zurück, um den Seſſel dem Greiſe nachzutragen.

Der Seewind ſtrich ungewöhnlich kühl über die Dünen herüber und die Sonne mußte ihrem Niedergange nicht mehr ferne ſein. Auch für mich war es Zeit.

Ich ergriff ihre Hand.

„Gute Nacht, Luiſetje,“ ſagte ich. „Ich will bald wiederkommen, um dich Spitzen klöppeln zu ſehen und mit dir von den Meinigen zu reden.“

„Thuet das, Mynheer,“ ſagte ſie freundlich.

„Und Ivo darf ich einen Gruß bringen?“ flüſterte ich ihr zu.

Sie bückte ſich, Etwas aufzuheben, und ihr Erröthen zu verbergen. Dabei that ſie, als habe ſie die Frage nicht gehört; aber ſie ſah auch mich noch einmal mit einem ſchalkigen Lächeln an, und dies Lächeln war ſicher keine Verneinung.

„Gute Nacht!“ hauchte ſie leiſe hin und verſchwand in der Thüre des Hauſes.

Ich ging zurück und fand auf dem Damme noch den dichten Menſchenſchwarm. Nur Verhägen fand ich nicht.

Die Feſte in Brüſſel zur Feier der Vermählung des Herzogs von Brabant mit der jugendlichen Erzherzogin von Oeſterreich waren das allgemeine Geſpräch. Sie waren nahe. Geſellſchaften bildeten ſich, dorthin zu gehen. Auch mich drängte man; allein mir war das Bad Hauptzweck, das ich hätte mehrere Tage unterbrechen müſſen. So lehnte ich es ab. Kommen ja doch auch die Herrſchaften nach Oſtende; werden ja doch auch hier großartige Vorbereitungen getroffen, der jungen Fürſtin die aufrichtige Liebe zu beweiſen, die ihr überall entgegengebracht wurde.

Ohne Zweifel war Verhägen von ſeinem Freunde beſtimmt worden, mit ihm nach Brüſſel zu gehen, und dies der Grund, warum er ſo lange ausblieb, was ſonſthin ganz gegen ſeinen urſprünglichen Plan ging. Noch einigemal wandelte ich die Länge des Dammes hinab und hinauf. Im Gedränge glaubte ich Ivo geſehen zu haben, der gegen die Dünen eilte; allein ich hatte ihn in einer andern als der rothflanellnen Badekleidung noch nicht geſehen, und darum war ich meiner Sache nicht gewiß.

Die Sonne war untergegangen und in der leichten Kleidung, die ich trug, wurde mir's kühl; darum ſchlug' ich den Heimweg ein.

V.

Als ich am andern Morgen gebadet hatte, ſagte ich zu Ivo: „Soll man wohl heute Abend das Leuchten des Meeres ſehen?

„Es iſt warm, Mynheer, und wellig; darum kann's wohl kommen. Die Fluth kommt um zehn Uhr in der Nacht."

„Da müßte es auf der Eſtacade draußen herrlich ſein!"

„Zeker, Mynheer!"

„Indeſſen möchte ich doch im Dunkel nicht alleine dahin gehen, denn man könnte einen Fehltritt thun, Schaden nehmen und könnte dann, da man den Nothruf kaum vor dem Lärm der Brandung hört, die Nacht dort bleiben müſſen."

Er lächelte heimlich, und dies Lächeln, das aber blitzſchnell vorüber ging, galt der Landrattennatur, die ihre Beſorgniſſe, ſeiner Meinung nach, übertrieb.

„Darf ich Euch meine Begleitung anbieten?" fragte er beſcheiden.

Ich will es nicht leugnen, daß ich dieſe Frage erwartet hatte. Weniger um das Meerleuchten, als um das ungeſtörte Alleinſein mit ihm war es mir zu thun. Ich nahm nun einmal den wärmſten Antheil an den Menſchen, in deren Kreis ich ganz ungeſucht gerathen war, und es kam mir vor, als ſei ich vom Herrn beſtimmt, in ihr Loos einzugreifen. Ich mußte darum ſo klar als möglich die Lage kennen lernen, wie die Perſonen. Mit Joo ein Wort allein zu reden, war am Tage, in dieſem ewig hin und her fluthenden Treiben, unmöglich. Wollte ich es, ſo mußte ich eine Stunde und einen Ort wählen, wo ich rechnen durfte, auch mit ihm ein ungeſtörtes, zutrauensvolles Zwiegeſpräch führen zu können.

Ich nahm daher ſein Erbieten gern an und beſtellte ihn, mich am Leuchtthurme oder am Eingange zur Eſtacade zu erwarten.

Der Tag verging mir in dem gewöhnlichen Treiben der Kurgäſte zu Oſtende: Herumbummeln auf dem Damme oder am Strande; Weilen beim Mittagstiſche; Plaudern mit Bekannten; Anhören der Muſik im Prinzengarten; Leſen deutſcher Zeitungen und Rauchen.

Endlich kam die Nacht und mit ihr die Stunde, in der mich Joo erwartete. Ich fand ihn, am Eingang lehnend und ein Pfeifchen rauchend. Er wollte es löſchen; allein mir galt es, ihn in gemüthlicher Traulichkeit zu erhalten, darum bat ich ihn fortzurauchen, wenn ich ihm Geſellſchaft leiſten wollte. Es war etwa halb zehn Uhr.

Die Nacht war dunkel aber warm. Das Meerleuchten zeigte ſich in wundervoller Pracht. Auf der Eſtacade war es leer und man hörte nichts als das Branden der Wellen an den Balken der Eſtacade; aber grade dies Branden zeigte eine Pracht des Leuchtens, wie ich nie Aehnliches erblickt, ja, ich darf ſagen, nie geahnt hatte; denn die Tauſende von Tropfen, in die das mächtige Schlagen wider das Gebälke die Wellen auflöſte und brach, waren ebenſo viele matt leuchtende Feuerkügelchen, die in ihrem ſteten Wiederholen und Erneuern ein Bild darboten, für welches die Sprache keinen Ausdruck hat. Die ganze Eſtacade mit ihrem gewaltigen Balkenbau ſtand in lichtem Feuer, und ſelbſt die am Gebälke herabrinnenden Tropfen ließen dies im hellen Feuerglanze erſcheinen. Lange gab ich mich in anbetender Stimmung dieſem Anblicke hin; dann erreichten wir den Kopf der Eſtacade. Leider waren noch Leute da, die, wie ich, dem Schauſpiele ſich hingaben.

Sie verloren ſich nach und nach, und ich war mit Joo allein.

„Höre, Ivo,“ begann ich, „du lebſt kümmerlich, wie mir der alte Meyer ſagte. Wo wohnſt du denn?“

„In der rue des soeurs blanches,“ erwiederte er, „bei dem Lootſen Kuiper und ſeiner Frau, alten, braven Leuten. Da hab' ich ein ärmlich Kämmerlein, ein dürftig Bett, und die Mutter Kuiper ſorgt mir für meine Sachen, näht und flickt mir und kocht mir mein Koppchen Kaffe. Ich kann's nicht beſſer finden, Mynheer, ich möchte in Oſtende ſuchen, wo ich wollte.“

„Mag ſein, aber wie viel bringſt du davon im Jahre?“

„Nicht viel, Mynheer!“

„Glaub's Ivo, Warum gründeſt du keinen eigenen Haushalt? Du kommſt weiter, wenn eine brave Frau dir haushält.“

„Ach ja, Ihr habt gut reden, Mynheer; da ſteht viel im Wege.“

„Nun, weißt du vielleicht keine Frau zu finden? Ich wüßte dir eine!“

„Ihr, Mynheer? — Das wär' ja eine ſeltſame Geſchichte!“

„Nun, geſtern hab' ich ſie gefunden. Ich ging hinter die Dünen und fand das Haus des Jan Cornelis und ſah das Luiſetje. Da dachte ich, das wäre eine Frau für dich!“

„Herr!“ rief er, „ich wette Alles, was ich habe, gegen einen Centime, da ſteckt der alte Bootsmann Meyer dahinter!“

Ich mußte lachen. „Und wenn er dahinter ſteckte, was wär's denn weiter? Ich bliebe doch bei meiner Meinung. Du nicht auch?“

„Was ſoll ich's läugnen, Mynheer? Ja, ich habe Luiſetje lieb und ſie mich, das weiß der alte Meyer, der Alles ausknüſchelt.“

„Gut, laß ihn ausknüſcheln, Ivo. Iſt es darum weniger wahr? Und warum willſt du dich deſſen ſchämen vor den Menſchen?“

„Nein, nein, Mynheer, das will ich ja auch nicht und hab's auch nicht nöthig, aber es iſt doch einmal ſo, daß man — ſo etwas — nicht gern an die Flaggenſtange hängt, wo es Jeder ſieht.“

„Mag es ſein, Joe; warum aber heiratheſt du Luiſetje nicht? — Sie hat dich lieb, und damit du ſiehſt, daß ich ſie kenne und ſie mich, ſo richte ich dir ihren Gruß aus.“

„Ich weiß es,“ ſagte er verſchämt. „Sie hat es mir geſagt.“

„So? — Nun, dann antworte mir auf meine Frage!“

„Huwelyk*) können wir noch nicht halten, weil —“

„Will's der Vater nicht?“

„O das nicht — Luiſetje aber —“

„Was? Sie will dich nicht?“ —

„Zoo waar ik leef! **) Sie iſt mir gut.“

„Oder willſt du nicht?“ —

„Op myne eer, Mynheer, da habt Ihr einen falſchen Cours!“

„So? Dann weiß ich nicht, woran es denn liegen ſoll. Man hat mir geſagt, Luiſetje zy een Voorbeeld van Zachtaardigheid, Beminnelykheid, Goedhartigheid en Godsvrucht! ***) das gibſt du gewiß zu? —“

„Zeker, Mynheer!“

„Und woran liegt's denn? Habe doch Vertrauen zu mir, Jongetje!“

Da ging ihm das Herz auf und er erzählte mir, was ich eigentlich ſchon vom Alten wußte, daß nämlich ſie erſt dann ſich heirathen wollten, wenn die Schuld bezahlt ſei. Er erzählte mir, daß er, nachdem ich ihm ſo viele Kundſchaft zugewieſen, wohl an die ſechzig Franken zu gewinnen hoffe. Das bringe er ſeinem Luiſetje, und da ſie auch ſich etwa vierzig Franken verdient habe, ſo kämen einhundert Franken herunter und ſie ihrem Ziele um ſo viel näher.

„Aber wie vermag ſie das?“ fragte ich erſtaunt.

„O Mynheer!“ rief er begeiſtert aus, „Ihr wißt nicht, wie das Mädchen ſich Alles verſagt; wie ſie die Milch, die ſie nicht für ihren Vater braucht, nach der Stadt verkauft; ſo die Eier ihrer Hühner und die Kaninchen, die die reichen Leute eſſen. Dabei klöppelt ſie Spitzen und Ihr glaubt nicht, wie ihr das von der Hand geht. Sie gehört zu den geſchickteſten und fleißigſten Arbeiterinnen hier; aber die Arbeit wird ſchlecht bezahlt; das iſt das Unglück."

---

*) Huwelyk = Hochzeit.

**) So wahr ich lebe!

***) Ein Vorbild von Zartheit, Liebenswürdigkeit, Gutherzigkeit und Gottesfurcht.

„Geſetzt nun," fuhr ich fort, „Ihr habet einmal die Schuld abbezahlt: wie wollt Ihr dann Euch einrichten?"

„So lange der Vater lebt bleiben wir in dem Hauſe hinter den Dünen. Ich baue das Feld und diene als Baigneur hier. Luiſetje thut, was ſie jetzt thut. Aber wenn einmal der liebe Gott über den Vater verfügt, ſo verkaufen wir das Haus und das Feld und ziehen nach Oſtende. Ich kenne viele Schiffcapitäns in Oſtende und Antwerpen. Von denen kaufe ich dann ſchöne Schnelken,*) die ſie mitbringen aus Amerika, Aſien und Afrika, und Luiſetje hält auch ſo einen Muſchelladen wie Ihr ſie ſehet am Cercle du Phare, am Kurſaal und am Prinzengarten, und bei ihr kaufen gewiß die Herrſchaften am liebſten. Auch kann ſie Cigarren feilhalten, und ich bleibe Baigneur."

„Kommt denn dabei etwas heraus?"

„Zeker, Mynheer! Es wird viel dabei verdient. Man kauft ſie in Antwerpen billig ein, wenn man ſelber da iſt. Was macht mir das? Ich verdinge mich als Matroſe auf ein Canalſchiff und fahre hin. Da koſtet mich die Reiſe nicht nur nichts, ſondern ich verdiene noch dabei. Bei der Herfahrt iſt die Fracht ſehr gering und mein Matroſengeld geht noch nicht ganz drauf. Hier ſind in der Kurzeit die Muſcheln ſehr theuer. Das bringt etwas ein, und die Cigarren, wenn man ſich gute Waare hält, noch mehr!"

„Der Plan iſt gut, wenn du ihn nur ausführen kannſt. Im Winter aber verdienſt du nichts!" —

„Wer ſagt das?" rief er. „Sahet Ihr nicht den Mann, der neben der Brücke, nächſt dem Prinzengarten die kleinen Boetjes,

---

*) Muſcheln.

Schooners, Dreidecker und Dampfſchiffe verkauft? Er kann nicht genug machen. Sie ſind ſchlecht gemacht. Ich hab's verſucht und Vater Kuiper ſagt, meine ſeien feiner, ſchöner und natürlicher geſchnitzt. Da mach' ich im Winter einen Vorrath und Luiſetje verkauft ſie mit den Schaalken und Cigarren. Ich hab's mit Luiſetje ſchon beſprochen, und ſie glaubt, daß es herrlich gehe. Sagt aber ja dem alten Meyer nichts, Mynheer! Er iſt gut gegen mich geſinnt, das iſt wahr, aber er iſt, wie auch Jan Cornelis zu ſagen pflegt, ein altes Weib, das Alles an die große Flaggenſtange hängt. Schweigen kann er einmal nicht, wenn Faro oder Genever ſeine Zunge vom Stapel läßt. Noch Eins, Mynheer, Ihr wißt, die Feſte, wann der König hierher kommen wird, bringen auch eine Regäte.*) Wenn ich ſo glücklich bin mit dem Gig des jungen, reichen Herrn van Gendeghem zu fahren, ſo wird der erſte Preis unſer, das iſt zeker, und er ſelbſt will nichts gewinnen. Er theilt es unter ſeine Ruderer. Da bekomme ich auf einmal fünfzig Francs, und ſelbſt noch mehr, da der Preis fünfhundert Francs iſt."

„Und was machſt du damit?"

„Ich löſe die Uhr des Vater Jan ein! Mynheer; das iſt für ihn das größte Glück!"

„Brav, Jongetje," rief ich, „brav gedacht. Weißt du was, ich will mit Herrn van Gendeghem reden!"

„Ihr, Mynheer, Ihr? Kennet Ihr ihn?"

„Ein Freund wohnt bei ihm und ich bin ſchon in ſeiner Geſellſchaft geweſen."

„O, Ihr ſeid mein Schutzengel!" rief er begeiſtert und küßte meine Hand.

„Verlaß dich drauf, Jongetje!" ſagte ich mit einer Bewegung, die ich kaum bemeiſtern konnte. „Aber höre, Jan," ſagte ich, „du mußt mir geloben, Luiſetje nichts davon zu ſagen!"

---

*) Regäte, die venetianiſche Regatta, oder ein Fiſcherfeſtchen, iſt die Wettfahrt mit Booten und Gondeln (Gigs) nach einem Ziele.

„Ach, das wird mir ſchwer!“ rief er aus. „Leid kann man ſchon allein tragen, ich weiß das aus Erfahrung; aber Freude —? Helaas, Mynheer, es wird mir ſchwer werden — doch — ich gelob' es Euch!“

Die kleine Lootſenglocke läutete eben zehn Uhr und ihr ſchriller, ſchreiender Ton drang durch das Toben der Brandung zu unſerm Ohre. Wir gingen zurück und Ivo wachte über jeden meiner Tritte. Bis zur Place d'armes, wo das Stadthaus liegt, neben welchem die Caſinogeſellſchaft ihre Säle hat, begleitete er mich, und dort trat ich ein, ſicher den Herrn van Gondeghem dort noch zu finden.

VI.

Eine große Geſellſchaft von Einheimiſchen und Fremden bewegte ſich noch in den Sälen des Caſinos. Wenn auch die ſchrille Lootſenglocke als Polizeiglocke dient, ſo iſt man in Oſtende doch weitherzig genug, die Leute nicht polizeilich in allen Stücken zu maßregeln. Es iſt der perſönlichen Freiheit ein ſehr weiter Spielraum gegönnt. Dennoch herrſcht eine Ordnung, die mancher Stadt und manchem Städtchen unſeres deutſchen Vaterlandes zu wünſchen wäre.

Hier dachte noch kein Menſch daran, heimzugehen, ſondern in den Leſe-, wie in den Spiel- und Converſationszimmern ging es nach Ort und Verhältniß her, wie zu jeder anderen Stunde.

Ich ſuchte Herrn van Gondeghem lange, und gab die Hoffnung faſt auf, ihn zu finden, als ich ihn bei einem meiner deutſchen Bekannten ſitzen ſah.

Natürlich rückte ich mit meiner Bitte heraus, ſobald ich, ohne das Geſpräch zu unterbrechen, es konnte. Er hörte mich ruhig an.

„Ich kenne den Matroſen Ivo Verhägen, der jetzt Baigneur geworden iſt, und weiß, daß er ein ebenſo braver als tüchtiger Menſch iſt. Da Sie ſich ſeiner ſo warm annehmen, ſo macht es mir ein doppeltes Vergnügen, ihn unter die Ruderer zu nehmen.

Sie können ſich gewiß denken, daß die Theilnahme an der Regatta nicht aus Eigennutz hervorgeht; vielmehr überlaſſe ich den Preis meinen Bootsleuten. Wenn nur mein Gig die Ehre des Preiſes erringt, ſo iſt mein Wunſch erreicht.“ So ſprach der Herr van Gendeghem, und mir waren ſeine Worte eine Freudenbotſchaft.

Ivo tanzte und hüpfte vor Luſt, als ich es ihm am andern Tage ſagte. Er zeigte mir den ſchönen, weiß angeſtrichenen Gig im Hafenbaſſin, wo er vor Anker lag, und pries ſich glücklich dem alten Manne eine ſo große Freude machen zu können.

Die wenigen Tage, welche noch bis zum 31. Auguſt, als dem Tage der Feſte, hin waren, gingen mir ungemein ſchnell herum, weil ich einen davon in dem nahen Sluiſens zubrachte, wo die Naturalienſammlung, nebſt diverſen Raritäten, wohl im Stande iſt, einen Nachmittag angenehm zu zerſtreuen; einen andern verwendete ich dazu, einen Beſuch hinter den Dünen bei Luiſetje zu machen, wo ich ungemein willkommen war. Das Mädchen hatte alle Scheu abgelegt. Harmlos und zutraulich, dennoch aber ruhig, feſt und gehalten, benahm ſich das Mädchen in einer ausgezeichneten Weiſe. Ihre erſte Frage war, ob ich gute Nachrichten von meiner Familie habe. Das konnte ich freudig bejahen. Sie nahm den wärmſten Antheil daran und wir waren bald bei Ivo und ihrem Verhältniß zu ihm, da ihr Vater heute, eine nahende Aenderung des Wetters in peinlichen Schmerzen fühlend, die Wohnung und das Bett nicht verließ. Sie aber ſaß an ihrem Tiſchchen unter dem Birnbaume.

Nicht ohne Erröthen und jene liebenswürdige Schamhaftigkeit, die aber dennoch nicht zu verhehlen vermag, wie gerne das Geſpräch bei dem Gegenſtande ihrer Liebe weilt, gab ſie mir Antwort, wenn ich ſie fragte. Offenbar hatte Ivo ihr Alles berichtet, was zwiſchen mir und ihm an jenem Abend auf der Eſtacade vorgekommen war. Nur nicht, daß ich etwas für ihn bei Herrn van Gendeghem gethan. Er hatte reinen Mund gehalten, daß er an der Regatta theilnehmen werde. Sie ahnte davon nichts.

Mit wahrer Bewunderung ſah ich dem graziöſen Spiel der ſchönen Händchen zu, als ſie ihre Arbeit, an der Spitze zu klöpdein, aufnahm, und erſt ſpät kehrte ich nach der Stadt zurück, doch nicht ohne zuvor auch mit dem heute beſonders leidenden Greiſe ein Stündchen geplaudert zu haben.

Wie oft beklagte ich es in dieſen Tagen, nicht reich zu ſein, um den trefflichen Menſchen die Sorgen der Schuld vom Herzen nehmen zu können! Manchmal, ich geſtehe es, mißſtimmte mich Verhägen's Ausbleiben aufs Tiefſte. Kam er nicht, ſo fielen alle jene ſchönen Pläne und Hoffnungen in die Brüche, welche auszudenken mir die Stunden des an ſich ſo langweiligen Lebens in Oſtende ſo unendlich verſüßte und erheiterte. Gewiß, meine theueren Leſer und Leſerinnen fühlen es mit mir, wie mich das im Innerſten meiner Seele beglückte, etwas dazu beitragen zu können, ſie glücklich zu machen. Allein Verhägen kam nicht. Die Feſte in Brüſſel waren ja lange vorüber und er ließ nichts von ſich hören. Ich durchflog jedesmal die Fremdenliſte und wurde jedesmal bitterer, empfindlicher getäuſcht.

Wäre es ihm ein Ernſt geweſen, den Wohlthäter und Retter ſeines Vaters aufzuſuchen und zu belohnen, ſo hätte er dies Werk der heiligſten Pflicht nicht aufſchieben dürfen bis zu dem Augenblicke, wo er kaum mehr die Hoffnung hegen durfte, ihn noch am Leben zu finden. Und wäre es ihm jetzt ein heiliger Ernſt geweſen, wie hätte er nun zehn bis zwölf Tage können herum gehen laſſen, Tage, die in dem Leben eines Greiſes, wie denn doch der Retter ſeines Vaters nothwendig ſein mußte, wenn er noch lebte, von ſo großer Bedeutung waren! Mit Einem Worte, das Benehmen Verhägen's mißbilligte ich im vollſten Maße, und dieſe Mißbilligung, im Bunde mit den erbleichenden ſchönen Hoffnungen, verſtimmte mich.

Endlich nahten die feſtlichen Tage.

Die Straßen der Stadt waren mit Tannen geſchmückt, daß ſie Alleen zu ſein ſchienen. Kronen, Schilder mit Wappen und Sprüchen, Hunderte, ja Tauſende von Fähnchen und Fahnen flatterten und ſchwebten überall an Seilen mitten in den Straßen und zwiſchen den Tannenbäumen. Ueberall wurden Transparente angemacht; Gerüſte, um bunte Lampen zur Beleuchtung der Stadt daran aufzuhängen; Tauſende von farbigen Papierlaternen ſchwankten überall; Triumphpforten erhoben ſich und Portale in architektoniſcher Schönheit, die beleuchtet werden ſollten. Hunderte von Händen waren thätig, nur der Badegaſt allein wanderte durch die Straßen; beſah ſich die Vorbereitungen; ſtudirte das Programm der Feſte, um ja nichts zu verſäumen, und fühlte in dieſem bunten, frohen Treiben weniger die Tantalusqual der Langweile, welche er zu ertragen hat in Folge ärztlicher Verfügung, die jede leibliche und geiſtige Anſtrengung auf's Strengſte verpönte und nicht einmal das Leſen eines guten Buches geſtatten wollte.

Glockengeläute und Kanonenſalven kündigten den Vorabend an und eine ſchöne Feier, die auch die Herzen der Gebeugten erheitern wollte. Der Stadtrath ließ Brod austheilen unter die Armen, daß morgen jedes Herz der jungen Fürſtin froh entgegen ſchlagen könnte. Gewiß, ein ſchöner Gedanke!

Obwohl die beſtändig heitere, trockene Witterung, nach Jan Cornelis' Vorherſagung, in eine zu Regen geneigte und wirklich naſſe umgeſchlagen war und die vorigen Tage alle faſt mit Regen begonnen, ſich aber ſpäter aufgeklärt hatten, ſo begrüßte den 21. Auguſt ein blauer, wolkenloſer Himmel und der Sonne heiteres Angeſicht. Kanonendonner und Glockengeläute hatte zeitig geweckt, und ich, als gewiſſenhafter Badender, eilte frühe in die Wellen des Meeres, die heute wunderbarlich erquickten.

Nach dem Bade und Frühſtück galt es, ſich zur Betrachtung des Feſtzugs eine geeignete Stelle zu ſuchen, da die Fenſter meiner Wohnung dazu nicht die geeignetſten waren.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es, die feſtlichen Aufzüge der einzelnen uralten Geſellſchaften zu ſehen, die alle irgend welche paſſende hiſtoriſche Darſtellung auf eigens eingerichteten Wagen darboten; ſo die Societäten: Société Amphitrite, Société des frères d'armes, Société Royale de Guillaume Tell, Société de la Concorde, Société du jeu de Boule, Société Royale de Saint-André, Société Royale de Rhétorique, Société de Saint-Sébastien. Alle dieſe Genoſſenſchaften hatten ihre mitunter alten, koſtbaren Fahnen;

ihre Muſikbande, und die bereits erwähnten Wagen mit theils hiſtoriſchen, theils allegoriſchen Darſtellungen. Kinder in alt-vlämiſcher oder phantaſtiſcher Kleidung, junge Mädchen in ähnlichem Schmucke, dann die Männer der Société mit ihren Präſidenten und Vice-Präſidenten, geſchmückt mit gewaltigen Ketten von edelm Metalle, an denen die Preismedaillen hingen, welche die Société irgend in Wettkämpfen der Kunſt und Wiſſenſchaft oder leiblicher Kraft errungen hatte, begleiteten die Wagen und Fahnen in geordnetem Zuge.

Dieſe Überlieferungen eines wackeren Bürgerthums und tüchtigen Sinnes wurden mit faſt religiöſer Achtung von dem Volke betrachtet, das ſich überhaupt muſterhaft benahm, ohne daß man irgend die Polizei wahrgenommen hätte.

In und um den Bahnhof ordnete ſich dieſer Zug, den Bürgermilitär eröffnete, wie denn auch dieſes die Königliche Familie begleitete. Die Linientruppen ſtanden auf der Place d'armes, um an dem Könige vorbei zu defiliren. Andern Antheil nahmen ſie nicht an dem ſchönen Volksfeſte.

Endlich brauſte der Zug daher, welcher die Sehnlichſterwarteten brachte. Ein Jubelruf, der die Luft erzittern machte, galt dem König und der jungen Fürſtin. Der Zug ordnete ſich und bewegte ſich langſam zum Rathhauſe, nachdem die Auctoritäten die hohen Herrſchaften begrüßt hatten. Ueberall jubelndes Begrüßen der jungen Fürſtin, die huldvoll ihr Volk grüßte, das ihr die offenen Herzen entgegen brachte.

Es war eine Luſt zu ſehen, wie dieſe Beweiſe der Liebe ſo naturwüchſig, ſo friſch und treu gemeint aus den Herzen kamen, und ſich immer wieder erneuerten, wo das Volk ſeine Regentenfamilie erblickte; immer aber blieb die Herzogin-Erzherzogin der Gegenſtand, der alle Blicke feſſelte und alle Herzen ſich gewann.

Kaum waren die Herrſchaften im Stadthauſe, ſo zog ſich Alles auf den Damm, da um halb ein Uhr die Regatta beginnen ſollte. Mitten im Gedränge flüſterte mir Jemand zu: „Gebt Acht auf den weißen Gig, in dem ſechs weiß gekleidete Ruderer ſitzen, die rothe Scherpen umhaben!“ Ich ſah mich um, allein ich konnte Ivo nicht mehr ſehen, deſſen Stimme es ohne Zweifel geweſen war, die mir dieſe Worte in's Ohr geraunt.

Als die Königliche Familie im Kurſaal angekommen war, begann im heiterſten Sonnenlichte die Regatta.

Die Schaluppen eröffneten dieſelbe, welche ein eigenthümliches, reizendes Schauſpiel darboten; dann folgten Canots und nun die Gigs. Ich geſtehe, daß mir das Herz pochte, als ich in der Linie den weißen Gig ſah, mit ſeinen ſchneeweiß gekleideten Ruderern.

Ein Kanonenſchuß des mächtigen Dampfers, der wie ein ſchwarzer Schwan in den zierlichſten Windungen durch die Linien der wettkämpfenden Boote fuhr, ohne auch nur die geringſte Störung zu machen, eröffnete den Wettkampf, deſſen Preis 500 Francs war. Mit Pfeilſchnelle ſchoſſen die Gigs voran. Eine Weile machte ein ſchwarzer Gig dem weißen den Rang ſtreitig. — Ich begleitete jeden Ruderſchlag mit meinen Blicken. Gewaltig waren die Anſtrengungen; ziemlich lange ſchwankte das Loos der Entſcheidung zwiſchen beiden.

Wetten werden contrahirt für den Weißen und gegen ihn; aber bald blieb kein Zweifel. Mein Herz pochte faſt hörbar. — Der weiße Gig blieb Sieger. Er ließ den ſchwarzen mehr als zweimal ſeiner Länge hinter ſich; bald aber noch mehr, und immer größer wurde der Zwiſchenraum, bis endlich der Sieg errungen war und ein lauter Siegesjubel über den Damm hinwirbelte, wo, gering angeſchlagen, zwanzig Tauſend Menſchen dicht gedrängt ſtanden. Es war faſt vier Uhr, als die Regatta endete.

Mein Ivo war Sieger und freudig eilte ich zum Mahle, das mir kaum noch in Oſtende in dem Grade geſchmeckt hatte. Leider fiel jetzt ein ſtrömender Regen und drohte die Beleuchtung der Stadt, das Feuerwerk auf dem Meere und die Darſtellung einer Seeſchlacht zunichte zu machen. Es war ein Glück, daß der Regen nach etwa anderthalb Stunden aufhörte. Der Anblick des Seetreffens war ſchauerlich. Das Feuerwerk nahm ſich auf dem Meere prachtvoll aus, und als um zehn Uhr Alles geendet war, und nun das Meer prachtvoll leuchtete, ging ich über den Damm hin, müde von den Eindrücken des Tages, meine Ruheſtätte zu ſuchen. Doch ſie ſollte mir noch nicht beſchieden ſein! Eben wollte ich in meine Straße einbiegen, als Jemand meine Hand ergriff. Ich ſah in Ivo's leuchtende Augen.

„Mynheer,“ rief er, „ſehet den glücklichſten, dankbarſten Menſchen vor Euch! Ich bin Mitſieger in dem weißen Gig und Herr van Gendeghem hat bloß den kleinen Preis, den Ancre en Vermeil, für ſich genommen, und uns die 500 Francs geſchenkt. Das dank' ich Euch! Nun kann ich die Uhr einlöſen, die nur für fünfzig Francs verpfändet iſt, und noch drei und dreißig Francs in Luiſetje's Hand legen. Und ſie ahnet nichts von dem Allen!“

Er zitterte vor Luſt.

„Aber,“ fuhr er fort, „ich habe nun noch eine Bitte an Euch, Mynheer, die Ihr mir gewiß nicht abſchlaget.“ —

„Weißt du was, Ivo,“ ſagte ich, „laß uns in dies Kaffehaus eintreten. Ich finde die Nachtluft kalt. Ein Glas Punſch wird dir und mir wohl thun.“

Wir traten ein und fanden in einem Winkel noch Raum. Dort bei dem dampfenden Punſche ſprach er ſeine Bitte aus. Sie betraf nichts Anderes, als daß ich morgen Nachmittag mit ihm zu Jan Cornelis gehen ſolle. Da würde er ihm die Uhr übergeben und, da wohl Cornelis ſeine Liebe zu Luiſetje kenne und billige, er aber noch nicht das väterliche, feierliche Ja habe, ſo ſolle ich für ihn als Freiwerber um des Vaters Segen für ihn und Luiſetje bitten. Das ſagte ich ihm zu, und nie habe ich einen glücklicheren Menſchen geſehen.

Lange noch plauderte er treuherzig, bis die Mitternacht nahe war. Wir ſchieden endlich und ich ſuchte mein Lager, wo ich übrigens noch lange den Schlaf nicht fand. Als ich am andern Morgen zum Bade kam, leuchtete Ivo's Antlitz von ſeliger Freude. Er drückte meine Hand, daß ſie mir wehe that, und zog dann eine goldene Uhr aus der Bruſttaſche ſeines Flanellkleides, die er mir hinreichte. —

„Seht hier das Kleinod!“ rief er fröhlich aus.

Es war eine ſchwere, goldene Uhr von engliſcher Arbeit, koſtbar mit Perlen um den Ring des Glaſes beſetzt. Unten war ein Schild, in dem man „H. Verhägen“ las.

„Was ſagt Ihr dazu, Mynheer, daß der Capitän, der Jan Cornelis die Uhr ſchenkte, mein Vetter war?“ —

„Ich denke, es ſoll dir bei Jan Cornelis einen Vorſchub leiſten, wenn ich heute für dich werbe!“ —

„Ich hoffe es, Mynheer!“ ſagte der Glückliche und wir gingen nach dem Meere.

Es war Mittags etwa um ein Uhr, als ich am Kurſaale Ivo traf. Er war ſtattlich gekleidet. Weite, blautuchene Hoſen fielen bis auf die glänzenden Stiefel. Eine lange Jacke, nach Seemannsart, umſchloß ſeine ſchöne Geſtalt und ein niedliches Matroſenhütchen ſaß leicht auf den braunen Locken, die um ſein blühendes, ſchönes Geſicht wallten, dem das Schnurrbärtchen ſehr gut ließ.

Er war ernſt und feierlich.

Schweigend zog er ſein Hütchen, als ich zu ihm trat; er drückte herzlichſt meine Hand.

Wir gingen.

Als der Damm hinter uns lag, wo der ſonnenklare, warme Tag die Menge verſammelte, die aus Badegäſten und Einheimiſchen beſtand, da auch dieſer Tag noch ein Feſttag war und heute im Prinzengarten der Wettſtreit mehrerer Geſang- und Muſikvereine naher Orte ſtattfand, blieb er einen Augenblick ſtehen.

„Mir pocht das Herz, Mynheer, daß ich kaum weiter kann, ohne zu raſten,“ ſagte er. „Nicht, als ob ich an des Vaters Jawort zweifelte, denn das iſt mir gewiß, ſondern der Dank, den ich Euch ſchulde; die Freude, die ich dem Gryſaard bereite und das Glück, daß nun Luiſetje meine Braut vor Gott und Menſchen werden ſoll, beſtürmt mich ſo.“

„Sei ein Mann, Ivo,“ ſagte ich. „Man muß auch das Glück tragen können, wenn man das Unglück getragen hat, und nicht vergeſſen, Dem zu danken, der Alles wohl macht, nicht die Menſchen. Sie ſind nur ſeine Werkzeuge."

„Wel, Mynheer, Ihr redet wahr. Ich habe heute ſchon auf meinen Knieen dem Herrn gedankt und meine Seele vergißt nicht, was er ihr Gutes gethan hat."

„Bleibe dabei, Ivo! An Gottes Segen iſt Alles gelegen, und je frömmer und dankbarer wir bleiben, deſto lieber ſegnet uns der Herr. Möge, wenn Gottes Gnade dich ſo führt, daß du Luiſetje heimführen kannſt, dein Haus ein ſtiller Tempel Gottes ſein! Das iſt die dauerndſte Grundlage Eures Glückes. Betet und arbeitet, ſo wird Gott mit Euch ſein!"

„O Mynheer, das gelob' ich Euch!" rief er aus. „Meine gute Mutter hat mich das gelehrt und Luiſetje iſt ein frommes Kind!" —

Unter ſolchen ernſten, unſere Stimmung hebenden Geſprächen kamen wir zu Jan Cornelis' Hauſe. Er ſaß im Lehnſtuhle unter dem Birnbaum und Luiſetje neben ihm an ihrem Spitzenklöppeln. Als ſie Ivo im Sonntagsſtaate kommen ſah, erröthete und erbleichte ſie nach einander. Sie wollte aufſtehen und konnte nicht.

Wir grüßten und traten zu ihnen.

„Luiſetje," ſprach der Greis, deſſen heiteres Ausſehen heute auf Befreiung von ſeinen Schmerzen ſchließen ließ, „hole Schemel für den Herrn und Ivo!" —

Sie flog in holder Verwirrung in das Häuschen, brachte zwei lehnenloſe Holzſtühle und wollte ſich wieder entfernen. Ivo blickte ſie bittend an und ſie blieb, aber man ſah es ihr an, daß ſie in eigner Weiſe bewegt war, denn ihre Hände zitterten.

„Ivo," ſagte der Greis und ſah ihn mit wohlwollendem Lächeln an, „du biſt heute ſo feierlich. Was bewegt dich ſo?" —

„Vater Jan," ſagte er, „Ihr wißt, wie lieb ich Euch habe —"

„Ich weiß es, Ivo," fiel ihm der Greis in die Rede.

„Da hab' ich denn durch die Vermittelung dieſes guten Herrn geſtern, im Gig des Herrn van Goudeghem mitrudernd, den Preis erringen helfen." —

„Warſt du im weißen Gig?“ rief Jan Cornelis aus. „Nun, das macht dir Ehre; ich ſaß mit Luiſetje und Nachbar Ruyter auf den Dünen und ſah der Regatte zu. Das war ein Meiſterſtück!“

„Wel, Vater Jan; hört aber weiter: der Herr van Gondeghem nahm nur den Ancre en Vermeil von dem Preiſe und theilte die fünfhundert Francs unter uns.“

„Was ſagſt du?“ rief der Alte. „Das iſt ehrenwerth!“

Luiſetje hielt ſich krampfhaft an ihr Klöppeltiſchchen; aber ihre Seele lag im Auge, das auf Ivo ruhte.

„Nun war das ein Verdienſt, an den ich nicht dachte, und ich meinte, ich könnte keinen beſſern Gebrauch von dem Gelde machen, als dieſen!“ —

Er zog die Uhr heraus und reichte ſie dem Greiſe.

Die Augen des alten Mannes waren weit geöffnet. Er ſtarrte die Uhr an und war leichenblaß. Eine Weile ſaß er ſo da, dann ergriff er ſie, betrachtete ſie von allen Seiten und endlich drückte er ſie an ſeine Lippen und zwei große Thränen rollten über ſeine Wangen.

„Helaas! Meine Uhr!“ rief er dann aus und der Ton klang jubelnd.

Luiſetje weinte vor Freude, und ich will's nicht leugnen, daß mich der Auftritt tief ergriff.

„Ivo,“ ſprach er dann, „das thatſt du mir? Du gabſt deinen hohen Verdienſt hin für mich? Komm' mein Sohn, komm', ich finde keine Worte für den Dank!“

Er zog ihn an ſeine Bruſt und küßte ihn.

„Vater Cornelis,“ ſagte ich darauf, „Ihr habt Ivo „Sohn“ genannt. Wißt Ihr, daß Ihr ihn unendlich glücklich machen würdet, wenn Ihr ihn zum Sohne annähmet und Luiſetje's Hand ihm gäbet, deren Herz er doch ſchon hat?“

Cornelis ſah mich lächelnd an. „Ihr alſo ſeid ſein Freiersmann, Ihr, dem er ſo viel verdankt? Nun, ich weiß wohl, wie's ſteht mit den Zweien und nahm das ſo als ausgemacht an; aber da Ihr ihm eine Form gebet, ſo ſag' ich in Gottes Namen Ja!“ —

Da that Ivo einen Schrei vor Luſt und das todtbleiche Mädchen war von ſeinen Armen umſchlungen. Er zog ſie zum Vater und im Sande knieten beide vor ihm und er legte ihre Hände in einander und die ſeinen ſegnend auf ihr Haupt.

Dann beteten wir Alle ſtille und ſie waren Braut und Bräutigam.

„Aber nun Kinder, vergeßt nicht, was ihr dem guten Herrn ſchuldet!“ rief der Greis, und ſie traten vor mich hin und küßten meine Hände, wie ich mich auch dagegen wehren mochte.

Ich habe, das kann ich ſagen, nie glücklichere Menſchen geſehen. Die beiden Brautleute ſahen ſich nur in die Augen und hielten ſich an den Händen und der Greis betrachtete mit kindiſcher Freude ſeine Uhr.

Ivo ſagte indeſſen: „Nicht wahr, Vater, ich darf meine Braut heute auch in den Prinzengarten führen zum Geſangwettkampfe? Sie kommt ja doch zu ſo etwas nicht!“ —

„Gewiß,“ ſagte Jan Cornelis. „Nachbar Ruyter's Mietje wird ſo lange bei mir bleiben.“

„Dafür ſorge ich,“ rief Ivo. „Du aber, mein Bräutchen, geh und lege Deinen Sonntagsſtaat an. Wir gehen, wenn ich wieder komme.“

Mit dieſen Worten eilte er hinweg und Luiſetje hüpfte in das Haus.

Ich blieb bei dem glücklichen Greiſe, der ſich gar nicht darein finden konnte, daß er das theuerſte Gut, das Geſchenk des Freundes, das Zeichen ſeiner Liebe und Dankbarkeit, wieder beſaß.

Endlich kam Ivo mit einem freundlichen Mädchen zurück, das in das Haus eilte, Luiſetje zu helfen. Zuletzt kam ſie im einfachen Kattunkleide, das niedlichſte Häubchen auf dem reichen Haar, den ſchwarzen, langen Kapuzmantel um die Schultern, ohne den eine Oſtenderin nie ſich öffentlich zeigt.

Sie ſah aus wie die junge Roſe, die die Morgenſonne mit ihrem erſten Strahle aufgeküßt hat; aber es war eine andere

Haltung in dem Mädchen. Würdevoll, ja ſtolz, ſtand ſie da, als die Braut des geliebten Mannes.

Sie nahm mit einem Kuſſe Abſchied vom Vater und der Freundin, und wir gingen.

Die Blicke der zahlreichen Luſtwandelnden auf dem Damme ruhten auf der ungewöhnlichen Schönheit, die Ivo ſo ſtolz am Arme führte. Dieſe Blicke verurſachten es, daß die reizende Braut die Kapuze über den Kopf zog.

Im Prinzengarten fanden wir kaum ein Plätzchen. Mit Entzücken lauſchte das Paar den Geſängen, welche als Preislieder die Vereine unter rauſchendem Beifalle vortrugen, während mein deutſches Ohr noch viel ſogenannten „wilden Schlag“ vernahm und die Ueberzeugung gewann, die Geſangeskunſt habe jene Reinheit und Höhe hier noch nicht erreicht, deren ſie ſich in Deutſchland erfreuen konnte.

Es war nahe an der Dämmerung als wir den Prinzengarten verließen. Ich begleitete das glückliche Paar bis zum Pavillon aux Dunes und kehrte dann zur Stadt zurück.

VII.

Es war einige Tage ſpäter, als ich eines Morgens gegen eilf Uhr im Leſezimmer des Cercle du Phare ſaß. Mein Bad hatte ich bereits genommen und einen tüchtigen Spaziergang gemacht.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgeriſſen und — Verhägen ſtand vor mir.

„Nun, Gottlob, daß ich Sie endlich finde!“ rief er aus und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne. „Laufe nun ſchon mehrere Stunden von Pontius zu Pilatus; frage nach Ihnen auf der heiligen Hermandad, zu deutſch Polizei genannt; dann in Ihrer Wohnung, die ich endlich fand, da ſagt man mir, Sie ſeien im Bade. Nun irre ich am Strande umher, frage alle Baigneurs, aber Keiner kennt Sie, bis endlich ein bildhübſcher Junge mir ſagt, er kenne Sie wohl; Sie pflegten um dieſe Zeit im Cercle du Phare Zeitungen zu leſen, und in dieſem ledernen Geſchäfte, das nur in orientaliſchen Angelegenheiten, und nächſtens Bankrutt macht, finde ich Sie denn endlich. Nun, von Herzen Willkommen!“ —

Ich ſchüttelte die dargebotene Hand und ſagte: „Darf ich von der guten Laune auf Ihr Befinden ſchließen, ſo ſind Sie wohl auf; aber wo, um aller Welt willen, haben Sie geſteckt?“ —

„Dacht' ich's doch, daß das Ihre erſte Frage ſeyn würde! Nun ja, mir iſt es ſo gut nicht gegangen, wie Sie glauben. Doch, kommen Sie, und helfen Sie mir eine Wohnung ſuchen. Wir haben noch Zeit genug, darüber zu ſprechen, wenn wir nur erſt einmal gemüthlich zuſammen ſitzen können.“

„Dafür iſt wohl, wie ich denke, zu Ihrer Zufriedenheit geſorgt. In dem Hauſe, worin ich wohne, ſind noch zwei aneinanderſtoßende Gemächer frei. Sie ſind geſund, freundlich, ſchön eingerichtet, und die Hausleute ſind ein Muſter von Gefälligkeit und Freundlichkeit.“

„Ihre Artigkeit und Zuvorkommenheit ſind unübertrefflich! Kommen Sie denn! Laſſen Sie die orientaliſche Geſchichte in den Fingern der ſuperklugen Diplomatie einſtweilen ruhen, wo ſie aus Einem Stadium in's Andere rückt, ohne daß eine Katze hinter dem Ofen hervorgejagt wird.“

Wir gingen.

Die Wohnung gefiel ihm ſehr wohl, und eine Stunde ſpäter ſaßen wir auf ſeinem Sopha. Er ſchmauchte ſeine Türkenpfeife und ich eine Cigarre, aber in unſeren behaglichen Schlafröcken uns wohl fühlend, was die Hauptſache war.

„So hören Sie denn meine Geſchichte ſeit wir von einander ſchieden,“ hob er an. „Den Freund, den ich in Aachen traf, hatte ich ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen. Noch in Trinidad lernten wir uns kennen und lieben. Er blieb dort, als ich die Inſel verließ; ging dann nach der Havannah und kehrte ſpäter nach Europa zurück. In Aachen, wo er liebe Verwandte hat, wählte er ſeinen Wohnſitz. Ich mußte ihm geloben, einige Tage bei ihm zu weilen; allein gegen meine Abſicht blieb ich länger, denn ich erkrankte, und nicht unbedeutend. Liebevoll wurde ich in dem Hauſe und in der Familie des wackeren Mannes gepflegt, und ſelbſt als ich wieder geneſen war, ließen ſie mich nicht weg." —

„Ich würde Sie in Brüſſel geſucht haben bei den Feſten!" ſagte ich.

„Dort hätten Sie mich vielleicht auch gefunden. Waren Sie dort?"

„Nein."

„Ich bin mit der Familie meines Freundes dort allerdings geweſen und habe aller Orten nach Ihnen geſpäht. Dies war auch der Grund meines längeren Ausbleibens. Als ich geneſen war, hielten ſie ſich aus, daß ich ſie dorthin begleite und von Brüſſel nach Antwerpen, von wo ich heute hier angelangt bin. Aber warum waren Sie nicht in Brüſſel? Die Feſte waren ſehr intereſſant! — Ich habe Sie oft, ſehr oft zu mir gewünſcht."

„Weil mir das Bad zu wichtig war, wollte ich es nicht unterbrechen."

„Wie bekommt es Ihnen denn?"

„Ausgezeichnet!"

„Apropos! Haben Sie meine Herzensangelegenheit nicht ganz aus dem Auge verloren?"

„Ich darf Ihnen ſagen, daß ich mehr fand, als ich zu finden erwartete."

„O erzählen Sie, ich beſchwöre Sie!" rief er lebhaft.

Und nun hob ich denn an von A bis Tz die ganze Geſchichte, die ich erlebt, zu erzählen.

Mit wachſender Aufmerkſamkeit und Theilnahme horchte er mir zu, ſtürmiſche Fragen dazwiſchenwerfend, die ich raſch beantworten mußte. Und als ich zu den letzten Scenen kam, da rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen.

Als ich geendet, fiel er mir um den Hals.

„Wie ſoll ich Ihnen vergelten, was Sie für mich gethan?" rief er, mich an ſein Herz drückend.

„O mein Vater,“ rief er aus, „wie glücklich iſt dein Sohn, daß er deine Schuld abtragen kann, und im Stande iſt, deine letzten Aufträge zu erfüllen!“ —

Er wollte ſogleich aufbrechen und zu Jan Cornelis eilen.

„Darf ich auf irgendwelche Dankbarkeit bei Ihnen Anſpruch machen,“ ſagte ich, „ſo fordere ich, daß Sie auf meine Vorſchläge etwas geben und nicht drauf los ſtürmen.“

„O, Sie ſollen mich ja ganz lenken und leiten,“ rief er aus; „nur muthen Sie mir nicht allzuviel Geduld zu! Allzulange liegt die Schuld auf mir und lag ſie auf meinem guten Vater. Gott gibt mir reichen Segen, daß er mich den Greis noch finden läßt; aber ſeine Tage ſind gezählt. Er muß die Freude noch möglichſt lange genießen, ſeinen Freund als dankbar zu preiſen, an dem er nicht irre wurde, als der arge Schein des Undanks und des Vergeſſens ſeiner aufopfernden Liebe auf ihm lag.“ —

„Gewiß bin ich darin Ihrer Meinung; aber zu raſches Handeln könnte des Greiſes Kraft grade lähmen durch die Ueberraſchung. Antworten Sie mir vorerſt auf einige Fragen: Sind Sie geſonnen, die Schuld zu zahlen, die auf dem Häuschen ruht und können Sie es?“ —

„Beides ja, wie Sie es wünſchen!“

„Gott ſei Dank!“ —

„Wollen Sie Ihrem Vetter Ivo, dem trefflichen Jungen, der Sie heute zu mir wies,“ —

„Was? dieſer prächtige Junge iſt mein Vetter, von dem Sie reden?“

„Freilich. Er heißt: Ivo Verhägen und ſtammt von Mariakerke wie Ihr Vater. Daß er Ihr Verwandter iſt, liegt außer Zweifel, wenn auch ein Diplomat ſeine Arbeit hätte, die Verzweigung des Stammbaumes zu enthüllen, um den Grad der Verwandtſchaft mit der ſorgfältigſten Genauigkeit nachzuweiſen.“

„Was frag' ich nach Graden?“ rief er aus. „Mir genügt, daß er mir noch angehört. Das Wie liegt ganz außer meiner Sehnſucht.“

„Nun denn, ſo nehm' ich meine Frage wieder auf: Wollen Sie dem trefflichen Jungen, denn das iſt er und dafür bürgt die Handlung mit der Uhr —“

„Wahrhaftig!“ —

„Wollen Sie ihm eine beſſere Zukunft gründen?“

„Gott iſt mein Zeuge, daß ich es will und kann!“

„Bravo!“ rief ich und umarmte ihn nun meinerſeits nicht weniger herzlich.

„Nun hören Sie meinen Plan! Vorerſt gehen wir zu dem reichen Wucherer van Haſſaelt, dem Jan Cornelis die Summe ſchuldet, zahlen ſie bei Heller und Pfennig, nehmen die Schuldurkunden, nachdem ſie der alte Blutſauger quittirt hat, an uns und gehen hinter die Dünen, um den alten Jan Cornelis aufzuſuchen mit ſeinem engelgleichen Kinde, das geſtern Ivo Verhägen's Braut geworden iſt, bei welcher Gelegenheit ich Freiwerber geweſen bin!“

„Sie Glücklicher, wie beneide ich Sie!“

„Gönnen Sie mir doch auch ein wenig Freude, wenn Sie das reichſte Maaß ernten!“

Er reichte mir ſeine Hand.

„O Sie ſollen ſie mit mir theilen!“ rief er. „Sie verdienen es ja, denn ohne Sie, weiß Gott, ob ich mein Ziel erreicht hätte und ſo, wie es jetzt vor mir daliegt.“

Wir kleideten uns jetzt an und Verhägen nahm ein wohlgeſpicktes Taſchenbuch an ſich.

Das Haus des Pfandleihers van Haſſaelt hatte ich mir zeigen laſſen. So konnten wir's ohne Zeitverluſt erreichen.

Wir fanden einen Junggeſellen von wenigſtens ſiebzig Jahren. Eine rothe Perrücke bedeckte von allen Seiten ſeinen Kopf. In einem abgeblichenen, damaſtenen Schlafrock, wie man ihn vor etwa hundert Jahren trug, ſteckte eine kleine, gebückte Geſtalt. Das Ausſehen des alten Geizhalſes war entſetzlich. Aus dem gelben

Geſichte blitzten ein Paar unheimlicher, unſteter Augen, deren ſtechender Blick durch eine Brille, deren Gläſer ungeheuer groß waren, kaum gemildert wurde.

Er ſaß an einem alten, wurmſtichigen Pulte und zählte Geld, als wir eintraten. Schnell ſchloß er die Klappe, ſteckte den Schlüſſel zu ſich und fragte nach unſeren Wünſchen.

Da er auch Geldwechsler war, mochte er glauben, daß es uns darum zu thun ſei, fremdes Geld auszutauſchen.

Er nöthigte uns zum Sitzen.

„Der Matroſe Jan Cornelis hinter den Dünen ſchuldet Ihnen eine kleine Summe?“ ſagte ich.

„Eine kleine Summe?“ rief er. „Mynheer, ſie iſt ſehr groß für einen Mann ſeiner Lage!“ —

„Thut nichts zur Sache,“ fuhr ich fort. „Geſtern oder vorgeſtern zahlte der Baigneur Ivo Verhägen fünfzig Francs ab und empfing das Pfand zurück, eine Uhr. Es ſind alſo noch vierhundertfünfzig Francs.“

„Ich erſtaune über Ihre genaue Kenntniß der Sachlage!“ ſagte er verwundert. „Und Sie ſind doch ein Deutſcher und hier fremd?“ —

„Thut nichts zur Sache. Haben Sie die fünfzig Francs gebucht und gut geſchrieben?“

„Zu dienen!“

„So ſeien Sie ſo gut, mir die Schuldurkunde zu zeigen!“ —

„Es iſt eine Hypotheke auf das Haus und das Feld“ —

„Weiß wohl! Zeigen Sie ſie mir gefälligſt!“

Er ſah mich verwundert an.

„Den Zweck, bitte ich, mir anzugeben.“ —

„Wir zahlen ſie aus.“

„So? So? Ei, das iſt ſehr ſchön, ſehr edel von Ihnen!“

„Laſſen Sie gefälligſt dieſe Redensarten und beendigen Sie das Geſchäft!“

„Die Zinſen eines Jahres kommen dazu,“ ſagte er, zu dem

Pulte tretend, deſſen Klappe er nur ſo weit öffnete, daß er ein Schubfach herausziehen konnte, worin das Schriftſtück ſich befand, ohne das Geld jedoch uns ſehen zu laſſen, das darin lag. Er kramte eine Weile in den Papieren, dann brachte er die Urkunde zum Vorſchein.

Verhägen öffnete ſein Taſchenbuch und legte einen Wechſel von vierhundert Francs auf den Tiſch, der auf ein Oſtender Haus lautete.

Dann zog er ſeine Börſe und legte noch fünfzig Francs, theils in Geld, theils in Silber, dazu.

„Zählen Sie und prüfen Sie den Wechſel!" ſagte er.

Der Alte betrachtete den Wechſel genau und ſagte dann: „Er iſt ſehr gut und die Münze richtig, aber ein Jahr Zinſen fehlt noch!"

Verhägen legte den Betrag von fünf Procent auf den Tiſch.

Van Haſſaelt zögerte, aber er ſchien verlegen, etwas zu ſagen.

Ich bemerkte es.

„Sie pflegen wohl Judenzinſen zu nehmen," fragte ich, „weil Sie zögern das Geld einzuziehen?"

„Nun, Sie drücken ſich hart aus, Mynheer," ſagte der Alte. „Man verliert ſo viel nach allen Seiten hin, daß ſechs pro cento kaum den vielfachen Verluſt ausgleichen."

„Sind die belgiſchen Gerichte milder gegen Wucher als die unſrigen?" fragte ich ſcharf. „Bei uns würde das ſchwer beſtraft. Es ſollte mir Vergnügen machen, den Ausſpruch des Gerichtes über dieſen Punkt zu hören!"

Der Alte erſchrak heftig. „Wir haben dieſes Geſchäft ſo generös und friedlich abgethan, daß Sie doch wohl nicht im Ernſte reden? Auch habe ich viel Güte gegen Ivo Verhägen bewieſen, daß ich ihm die Uhr herausgab!" —

„Hatten Sie nicht Unterpfand genug an Haus und Aeckern?" fragte ich.

Er zuckte die Achſeln, ſtrich haſtig das Geld ein und quittirte.

„Bin Ihnen ſehr verbunden,“ ſprach er, mir die Urkunde reichend. „Sollten die Herren etwa Geldwechſelgeſchäfte zu machen haben, ſo halte ich mich Ihnen empfohlen!“ Er verbeugte ſich und wir gingen.

„In ſolche Hände fällt die Armuth!“ ſagte ich. „Glauben Sie, daß der Wucherer nur ſechs pro cento nahm? Ich wette, daß Jan Cornelis acht bis neune zahlte!“

„Laſſen Sie's gut ſein! Wir haben unſer Ziel erreicht,“ ſprach Verhägen.

Der Alte wohnte nicht weit von dem Prinzengarten. Wir ſchlugen daher dieſen Weg nach dem Damme ein, der neben dem Cercle du Phare mündet.

Kaum ſtanden wir auf demſelben, als Bootsmann Meyer uns entgegen trat, da er dort, ſo zu ſagen, ſeine Station hat, in der Nähe der Lootſenſchenke nämlich.

„Dies alte, verſoffene Original kannte Ihren Vater noch!“ flüſterte ich Verhägen zu.

Meyer blieb wie verſteinert vor uns ſtehen und ſtarrte Verhägen an.

„Op myne eer!“ rief er aus und vergaß vor Erſtaunen ſeine Mütze zu lüften, was er ſonſt, ſehr höflich, nie verſäumte — „Op myne eer!“ wiederholte er, „wenn der alte Bootsmann Meyer, der ſiebenmal in Rio, dreimal im ſchwarzen Meere, einmal in Archangel, mehr denn zehnmal in New-York war, von England, Italien, Frankreich, Schweden, Norwegen und Dänemark gar nicht zu reden, weil's pure Lumperei iſt, und der ſeinen Arm dreimal und ſein Bein einmal brach, ich ſage, wenn der alte Bootsmann Meyer heute ſchon einen Genever oder ein Glas Faro getrunken hätte oder deren mehrere und nicht klar im Kopfe wäre, er würde fragen: ob das eine Hexerei wäre oder ein Spiel der Fata Morgana bei Neapel?“

„Wie ſo, Meyer?“ ſagte ich. „Mir will's doch vorkommen, als wäret Ihr krank im Kopfe oder hättet ſchief geladen.“

„Wel, Mynheer, op myne eer, ich bin ſo nüchtern wie Ihr vor dem Bade; aber ich möchte ſchwören, der Herr ſei Capitän Verhägen! Gerade ſo ſah er aus, als ich ihn kannte.“

„Nun, Meyer, es gibt ſeltſame Aehnlichkeiten,“ ſagte Verhägen zu ihm. „Nehmt dies und trinkt auf das Andenken Capitän Verhägen's. Morgen wollen wir weiter davon reden.“

Meyer blickte in ſeine Hand, worin ein Fünffrankſtück lag.

Jetzt riß er ſeine Mütze ab.

„Mynheer,“ ſagte er, freudig überraſcht, „Ihr ſeid ſehr gut, Meyer dankt und will Euer Wort in Ehren halten.“

„Wo iſt Ivo?“ fragte ich.

„Wel, Mynheer, wie könnt Ihr ſo fragen?“ rief er. „Seit geſtern iſt, wie ich höre, Luiſetje ſeine Braut. Das Baden iſt für heute vorüber. Da müßt Ihr Ivo hinter den Dünen ſuchen, wo Jan Cornelis wohnt.“

„Gut dann, Meyer; laßt's Euch gut ſchmecken,“ rief Verhägen und zog mich fort.

Meyer machte unaufhörlich Verbeugungen und wünſchte uns alles Heil, machte aber ſogleich Kehrt und ſetzte ſich am Lootſenhauſe nieder, wo er ſicher Verhägen's Wort in Ehren hielt; wir aber gingen raſch den Damm entlang, den Dünen zu.

VIII.

Während dieſes Ganges erzählte ich Verhägen meine Unterredung mit Ivo auf der Eſtacade und von den Plänen, die der gute Junge für ſeine Zukunft ſich zurecht gelegt hatte.

„Ich glaube nicht, daß es gut iſt, wenn Sie Ivo ſeinem Stande enthüben,“ ſagte ich zu ihm. „Leicht könnte er auf Abwege gerathen. Das Glück hat einen ſchlüpfrigen Boden, auf dem auch ein feſter Fuß ausgleiten kann, und es gehört mehr moraliſche Kraft dazu, es zu ertragen als das Leid.“

„Das iſt wohl wahr,“ verſetzte nachdenklich Verhägen. „Aber was ſoll ich für ihn thun? Rathen Sie mir doch wieder einmal ſo gut, wie bei Jan Cornelis’ Schuld!“

„Wiſſen Sie was, Freund, geben Sie Luiſetje eine paſſende, jedoch nicht überflüſſige Ausſteuer. Machen Sie aus ihnen ein glückliches Paar und geben Sie ihnen ſo viel, daß Luiſetje ihren Muſchel- und Cigarren-Handel eröffnen kann, wenn einmal ihres Vaters Augen im Tode geſchloſſen ſind. Wollen Sie mehr thun, ſo deponiren Sie eine Leibrente für Ivo und ſeine Kinder. Davon jedoch dürfte er vorher nichts wiſſen.“

Verhägen blieb ſtehen. Er faßte meine Hand. „Sie ſind ein Practicus,“ ſagte er, „und ich kann nichts Beſſeres thun, als ich gebe Ihnen hiemit Vollmacht, ganz ſo zu handeln, wie Sie es für geeignet halten. Ich will bloß Ihre Pläne in Vollzug ſetzen. Wollen Sie mir dieſe Liebe erweiſen?“

„Vorausgeſetzt, daß Sie nach dem alten deutſchen Sprüchworte nicht bloß mitthaten, ſondern auch mitrathen.“

„Gut,“ ſagte er. „Sie werden aber bald herausfinden, daß ich zum Nürnberger Rathsherrn nicht gemacht bin.“

„Ich will das Meine mit Freuden thun,“ ſagte ich.

Wir waren jetzt an den Querpfad gekommen, der zur Wohnung Jan Cornelis’ führte.

Wir ſahen den Alten ſchon von ferne, wie er in ſeinem Seſſel unter dem Birnbaume ſaß und Ivo an ſeiner Seite. Luiſetje ſaß zur andern Seite des Vaters und klöppelte Spitzen.

Ivo ſah uns jetzt.

Er kam uns freudeſtrahlend entgegen.

„Der Herr iſt gewiß Euer Freund?“ ſagte er, nachdem er uns begrüßt, „denn er fragte gar eifrig nach Euch. Niemand kannte Euch. Zum Glücke hörte ich, wie der Herr mit einem andern Baigneur ſprach und nach Euch fragte.“

„Ich bin dir ſehr dankbar, Ivo,“ ſprach Verhägen, ſeine Hand ſchüttelnd.

„Verfängt nichts," ſagte Ivo. „Der Herr iſt mein größter Wohlthäter, wie ſollte ich nicht ſeinem Freunde einen ſo kleinen Dienſt leiſten?"

Der alte Cornelis grüßte ſchon von Ferne mit ſeinem Südweſter. Ich konnte wahrnehmen, daß Ivo die Sache mit dem Gig des Herrn van Gondeghem bereits haarklein gebeichtet hatte.

„Wen bringt Ihr uns denn da?" fragte der Alte und hielt die Hand über die Augen, daß er beſſer ſehen könne.

„Heiliger Gott!" rief er plötzlich aus: „Verhägen! Stehen die Todten auf?" — Er wollte, ſeine Lähmung vergeſſend, ſchnell aufſtehen, ſank aber wieder in ſeinen Seſſel zurück.

Bei dem Ausrufe trat Ivo zurück und ſtarrte Verhägen an. Luiſetje's Arme ſanken nieder. Auch ſie ſtarrte den Mann an, der raſch auf den Greis zuſchritt.

„Nein," ſagte Verhägen mit tiefer Rührung des Greiſes Hand ergreifend, „nein, Jan Cornelis, das geſchieht erſt am Weltende, wenn der Herr zum Gerichte kommt. Ich bin der Verhägen nicht, dem Ihr eine ſo reiche Liebe bewieſet, aber —"

„So biſt du ſein Sohn!" rief der Greis aus, „denn der Herr ſchafft nicht zwei Menſchen, die ſich ſo ähnlich ſehen, es ſei denn, daß Ein Blut in ihren Adern rollt!" —

Der Greis hatte mit beiden Händen Verhägen's Rechte gefaßt und ſah ihm, ſich weit vorneigend, in's Auge, aus dem ſich jetzt ein paar Thränen lostrennten.

„O ſprich es aus! Sprich es aus, daß du ſein Sohn biſt!" rief der Greis lebhaft bewegt. „Laß mich nicht lange in peinvoller Ungewißheit!" —

„Ja, Vater Cornelis, ich bin ſein Sohn," ſagte mit zitternder Stimme Verhägen, „und bringe Euch ſeine Segensgrüße, die Verſicherung, daß ſeine Liebe nie gewankt hat!"

Da ließ Cornelis Verhägen's Hand fahren, ſtreckte beide Hände zum Himmel und rief weinend: „Herr, ich danke dir; nun will ich ja gerne ſterben!"

Das Antlitz des alten Mannes war wie verklärt. So tief mich auch die Scene rührte, deren Zeugen wir waren, ſo ergriff mich doch eine große Furcht, daß das Alles zu ſchwer für den Greis ſei, deſſen Kraft durch das hohe Alter gebrochen war.

Verhägen war in einer Weiſe ergriffen, wie ich es ihm kaum zugetraut hatte. Er weinte wie ein Kind und kniete nieder in den Sand neben dem Greiſe, indem er ſein Angeſicht auf die Kniee des Alten legte. Dieſer ließ ſegnend ſeine Hände auf dem Kopfe des Sohnes ſeines Freundes ruhen.

„Gott ſegne dich, Sohn meines einzigen Freundes!“ ſprach er tief gerührt. „Gott vergelte dir die Freudenbotſchaft, die du einem alten Manne bringſt, der alle Segel los läßt, um zum Hafen des Friedens zu ſegeln. Er iſt in Sicht; bald iſt er erreicht!“ —

„O nein, nein!“ rief Verhägen. „Ihr müßt noch bei uns bleiben und uns geſtatten, Euch froh zu machen und glücklich!“

„Kann ich glücklicher werden, als ich bin?“ ſagte Cornelis. „Du kommſt aus der Ferne, den Glauben an meinen Freund wahr zu machen, den mir die Menſchen nehmen wollten!“

In dieſem Augenblicke ſah er mich.

„Und Ihr ſteht ferne, der Ihr hier die Hand überall im Spiele habet, wo etwas Gutes für mich herauskommt? Kommet her, Mynheer, und laßt mich Eure Hand drücken, denn Ihr ſeid auch hier wieder wirkſam, das ſagt mir mein Herz!“

„Da habt Ihr Recht, Vater Jan,“ ſprach Verhägen. „Ohne ihn hätt' ich noch lange nach Euch ſuchen können. Er hat mir Alles ausſpionirt.“

Der Alte lächelte ſelig und drückte innig meine Hand.

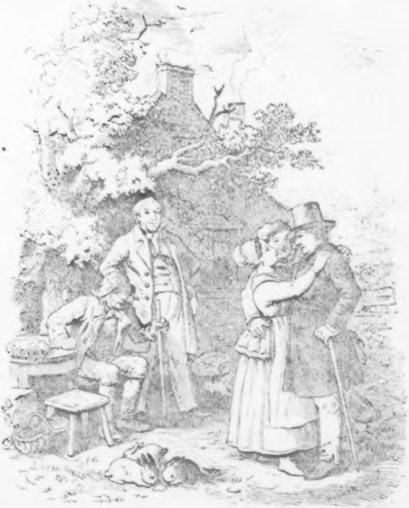
„Ja, ja,“ ſagte er ſcherzend, „er hat's hinter den Ohren —“

„Nein,“ rief Ivo, „im Herzen, Vater!“

„Du haſt Recht, Ivo. Er ſoll uns theuer ſein, ſo lange wir leben!“

Verhägen war aufgeſtanden. Er faßte Ivo's Hand. „Und du biſt mein Vetter,“ ſagte er, „wie ich von dem Freunde dort höre?

S 77



Der Baigneur von Oſtende.

Sei mir herzlich gegrüßt! Und du," rief er, das holdſelige Luiſetje betrachtend und ihm näher tretend, „biſt Jan's Kind? — Vetter Ivo," rief er da plötzlich, in eine heitere Stimmung übergehend, „ich habe Frau und Kinder, du kannſt ohne Mißgunſt und Eiferſucht ſein, wenn ich ſie als liebe Schweſter küſſe!" Und er drückte einen Kuß auf die friſche Lippe des Mädchens, dem es nicht einfiel, ſich zu zieren!

„Aber," fuhr er dann fort, „ich habe der ſchönen Braut ein Hochzeitsgeſchenk mitgebracht!"

Er zog die quittirte Hypothek heraus, gab ſie dem glühenden Mädchen und ſagte: „Bring's deinem Vater, du liebes, ſchönes Kind!" —

Der Alte entfaltete das Papier, ſetzte ſeine Brille auf, las und rief dann faſt außer ſich: „Kinder, er hat van Haſſaelt bezahlt! Wir ſind ſchuldenfrei!"

„Hurrah!" rief Ivo, und that einen Sprung in die Höhe, „ſo iſt morgen Huvelyk!" *) Dann aber eilte er zu Verhägen und faßte ſeine Hand. „Baas," **) rief er aus, „wie ſollen wir Euch danken?" Luiſetje faßte ſeine Linke und ſah ihm in Thränen lächelnd in's Auge.

„Vergeſſet den dort nicht, er hat wieder hier die Hand im Spiele, der treue, liebevolle Spion, der das Alles herausgebracht hat."

Da ließen ſie ihn fahren und ich hatte ſie am Halſe.

„Aber Ivo, mein Vetter," ſprach Verhägen, der ſich neben Jan Cornelis geſetzt hatte und ſeine Hand in der ſeinen hielt, „wenn's dem Vater recht iſt, ſo halte ich dich beim Worte und morgen iſt Hochzeit!"

„Das geht nicht, Kinder," ſprach der Greis. „Ihr vergeſſet, daß unſer Geſetz den bürgerlichen Act fordert und die dreimalige Verkündigung, wie auch dieſe der kirchlichen Trauung vorhergehen muß. Dagegen aber habe ich nichts, daß Ivo ſogleich hingeht, um auf dem Stadthauſe und bei dem Pfarrer Alles einzuleiten.“

---

*) Hochzeit.

**) Die Vlämiſche Sprache hat das männliche Wort von unſerm weiblichen „Baaſe" noch, an deſſen Stelle im ſüdlichen Deutſchland „Vetter" getreten iſt.

„Hurrah!“ rief Ivo und eilte in's Haus, aus dem er ſein Matroſenhütchen holte.

„Auf Wiederſehen!“ rief er und war bald unſeren Blicken entſchwunden.

Der hat Eile! dachte der Greis und Luiſetje verbarg ihr Geſicht in der Schürze.

Verhägen flüſterte mir zu: „Hätten wir doch einige Flaſchen Champagner, um ein Glas auf dieſe Freude zu leeren!“

„Ich will ſorgen!“ ſagte ich, nahm meinen Hut und ging nach dem nahen Pavillon aux Dunes, von wo ein Diener mich mit den nöthigen Requiſiten nach Jan Cornelis' Hauſe begleitete.

Noch ſaß Verhägen bei Jan Cornelis, wie ich ihn verlaſſen hatte. Luiſetje ſaß an der andern Seite und ſo tief waren ſie im Geſpräche, daß ſie kaum mein Kommen bemerkten.

Als endlich Ivo zurückkehrte, knallten die Korke und wir blieben bis die milde Sonne ſchon lange hinabgeſunken war und der Mond die Gegend beleuchtete.

Mehrmals erinnerte ich den Alten, in das Haus zu gehen, da es Abend werde.

„Laßt mich doch!“ ſagte er lächelnd. „Es iſt ja ſo warm und mir ſo wohl, wie lange, ſehr lange nicht!“

Endlich aber kam doch der kühlere Abendwind über die Dünen her, und wir ſchieden mit dem Verſprechen, morgen zeitig wieder zu kommen.

Verhägen war den ganzen Abend in einer weichen, wehmüthigen Stimmung, und dennoch glücklich dabei. Er drückte mir oft die Hand und in ſeinen Augen glänzten Thränen.

Früh am Morgen eilten wir zum Bade, wo uns der glückliche, dankbare Ivo erwartete.

Auf dem Spaziergange, den das Bad heiſcht, ging Verhägen lange in ſich gekehrt dahin. Endlich wandte er ſich zu mir und ſagte: „Warum wollen Sie nicht, daß ich Ivo ſeinen jetzigen Verhältniſſen enthebe? Sie ſind doch ſehr gedrückt?“

„Sie haben meinen Rath gefordert und ich habe ihn gegeben. „Gefällt er Ihnen nicht, nun, ſo thun Sie, was Sie wollen und übernehmen Sie die Verantwortung für die Folgen.“

Er ſah mich erſchreckend an.

„Freund,“ rief er, „habe ich Sie verletzt, vielleicht mit dem Tone meiner Frage, ſo vergeben Sie mir. Ich wollte es nicht!“ —

„Gut,“ entgegnete ich, „ſo hören Sie meine Gründe: Jede Pflanze hat ihr Erdreich, ihre Bodenart, in der ſie allein gedeiht, ſich entwickelt, blüht und Frucht bringet. Grade ſo iſt es mit dem Menſchen, und zwar iſt eben der Kreis, in dem er erzogen und herangebildet worden iſt, das ihm allein Zuſagende. Entheben Sie die Pflanze noch jung ihrem Boden, ſo wird ſie ſich leicht an einen andern gewöhnen und bald gedeihlich fortwachſen; iſt ſie aber zu feſt ſchon in ihrem Boden gewurzelt, iſt ſie durch ihre Säfte zu innig mit ihm verbunden, und Sie verſetzen ſie dann in einen anderen, ſo wird ſie kränkeln, verkümmern und hinſterben. Nehmen Sie den jungen Menſchen aus ſeiner Umgebung und verſetzen ihn in eine andere, ſo werden Sie dieſelbe Erſcheinung wahrnehmen. Er wird ſich leicht und ſchnell in die neuen Verhältniſſe finden, und in ihnen und den ihnen angehörenden ſich raſch und freudig entwickeln. Anders aber iſt es mit dem ſchon Erwachſenen. Er gehört mit ſeinem Erkennen, Fühlen und Wollen den Umgebungen und Verhältniſſen an, in denen er aufgewachſen iſt. Kommt er nun in andere, ſo wird er darin nicht glücklich; er wird fühlen, daß ſie ihm nicht zuſagen; er wird ſittlich kränkeln, und es gehört eine gewaltige Dehnbarkeit der Seele dazu, ſich vor den Uebeln zu bewahren, die nahe herzutreten. Das iſt meine Meinung. Thun Sie, was Sie wollen!“

Er ging ſtille neben mir hin.

„Noch Eins,“ ſagte ich. „Geben Sie Ivo ein bedeutendes Vermögen, ſo wird er ein Säufer, wie neun Zehntel aller Seeleute, die vor Anker liegen, oder ein Faullenzer, der noch zu Schlimmerem kommt. Aber laſſen Sie ihn in ſeinem thätigen Leben, bewahren Sie ihn vor Nahrungsſorgen; gründen Sie ihm ein kummerloſes Alter, dann haben Sie für ihn geſorgt und ſo, wie es ihm zuſagt.“

Nach einer Weile faßte er meine Hand. „Grollen Sie mir nicht, theurer Freund!“ bat er. „Mein Herz war mit meinem Kopfe davon gelaufen. Sie haben Recht, ich folge Ihnen!“

Wir gingen zum Bourgmeſtre oder Stadtvorſtand, um die nöthigen Einleitungen zu treffen. Verhägen gründete und ſtiftete ein Capital von bedeutendem Umfange für Ivo und ſeine Frau und ihre Nachkommen. Die Zinſen wurden alſo verwendet, daß Ivo und ſeine Frau eine jährliche Rente erhielten, doch ſo, daß ſie zur erwerbenden Thätigkeit genöthigt waren. Für die Bildung ihrer Kinder wurde eine Summe feſtgeſetzt, und zwar für die Knaben bis zum zwanzigſten Jahre und für die Mädchen ein Heirathsgut. Die Rente ging vom fünfzigſten Jahre an in die Höhe und wuchs bis zu einem beſtimmten Satze, damit ſie im Alter nicht darbten, und dieſe Beſtimmungen blieben in Kraft für alle ihre Nachkommen, jedoch verminderten ſich die Summen in dem Maaße, als die Familie in weiteren Verzweigungen auseinander ging, und ſollte ſie einſt ganz ausgeſtorben ſein, ſo blieb das Capital den Armen von Oſtende.

Er war ſehr erfreut, als dies Geſchäft völlig beendet und alles rechtskräftig geſichert war. Dann theilte er es den Glücklichen mit, die des Dankens nicht müde wurden. Für Luiſetje's Ausſteuer gab er ihr eine ſchöne Summe, die das verſtändige Mädchen wohl anwandte, aber nur in den Grenzen ihrer Verhältniſſe. Für den Muſchel- und Cigarren-Handel händigte er ihr auch das nöthige kleine Capital ein, das ſie aber einſtweilen bei einem guten Bankhauſe verzinslich anlegte, wie denn auch Verhägen für des Greiſes gute Pflege das Nothwendige einſchoß. Der alte Mann wollte nicht aus ſeinem Hauſe, und ſo blieb's denn hier für's Erſte wie es geweſen war.

Nachdem die geſetzliche Zeit der Aufkündigung vorüber war, machte es ein nicht geringes Aufſehen in Oſtende, als mehrere ſtattliche Wagen von dem Häuschen hinter den Dünen nach dem Stadthauſe fuhren, in denen das Brautpaar, der alte Jan Cornelis, Verhägen und ich, nebſt den nöthigen Zeugen ſaßen. Von dem Stadthauſe fuhren wir zur Kirche und dann in unſere Wohnung, wo Verhägen das Hochzeitmahl hatte bereiten laſſen.

Wie waren ſie Alle ſo glücklich! Wie ſelig Ivo und Luiſetje! Ganz Oſtende nahm Theil an dem Familienfeſte und freute ſich des Glückes der braven Familie.

Nur der Bootsmann Meyer war unzufrieden, daß er nicht zur Hochzeit war geladen worden. Verhägen hatte es gewollt, aber Jan Cornelis war dagegen geweſen. „Er wird ſich übernehmen,“ ſagte er, „und uns unſere Freude verderben. Ich kenne ihn und glaube, er würde uns, wenn er trunken wäre, alle anbetteln. Wer einmal zum Bettler herabgeſunken iſt,“ ſchloß er, „dem iſt nicht mehr zu helfen. Er ſinkt immer wieder in das alte Thun zurück. Schicket ihm, wenn Ihr wollt, eine Flaſche Wein und Eßwaaren. Das wird das Beſte ſein.“

Er nahm es an, aber er brummte doch. Verhägen ſtellte ihn durch reichliche Gaben und eine neue, warme Winterkleidung zufrieden.

Verhägen erkannte je länger je mehr, wie richtig meine Anſicht von Ivo und ſeinen Verhältniſſen geweſen war. Selbſt Jan Cornelis, dem er es mittheilte, dankte mir dafür und erkannte es als gut an, was ich geſagt hatte.

Der alte Mann lebte friſch auf in der beſſeren Pflege und im Glücke ſeiner Kinder.

So lange wir in Oſtende blieben, waren wir jeden Nachmittag ihre Kaffegäſte und freuten uns ihrer Liebe und ihrer Dankbarkeit.

Ivo blieb Baigneur und wurde fortan der Beliebteſte unter ihnen. Er ſang und pfiff den ganzen Tag, und Luiſetje war als junge Frau noch viel hübſcher denn als Mädchen, dabei der Fleiß, die Thätigkeit und Heiterkeit ſelbſt.

Unſer Scheiden, das immer näher rückte, trübte allein dieſen Frohſinn, und nur unſer Verſprechen, im nächſten Sommer wieder zu kommen, ſo es Gott gefiele, daß wir noch lebten, milderte dieſe Betrübniß, die aufrichtig und echt war.

Unter heißen Dankesthränen drückten ſie uns Scheidenden die Hände, und auch wir, wie ſehr wir uns auch nach den Unſrigen ſehnten, ſchieden nicht ohne Bewegung von den guten Menſchen.

Mit Behagen reiſte ich eine weite Strecke zurück.

Ich glaube, unſere Freundſchaft wird die Probe halten!

Der Seſſel
des Ohms Joſeph.

Eine Mainzer Stadtgeſchichte aus der goldenen Luft.

* * *

I.

Es iſt eine allgemeine Klage, beſonders bei alten Handwerksmeiſtern, daß das fabrikmäßige Betreiben der Handwerke das Verarmen der nicht ſelbſtändigen Meiſter mit reißender Schnelligkeit herbeiführe, indem es ſie zwingt, für Einen ihres Gleichen zu arbeiten, den die Gunſt der Verhältniſſe zum ſchwunghaften Betriebe befähigte, während ſie deſſen abhängige Geſellen werden. So iſt es in der alten Rheinſtadt Mainz auch mit dem Schuſterhandwerk ergangen, und wer in der Schuſtergaſſe und in den neuen Hallen am Rhein, auch wohl in andern belebten Theilen der Stadt, die Schuh- und Stiefelläden ſieht, wer es weiß, daß auf allen nahen und fernen Märkten und Meſſen Mainzer Schuhfabrikanten ihre Läden aufſchlagen mit ihrer wirklich ſchönen, dauerhaften und preiswürdigen Waare, dem wird es begreiflich, daß viele arme, herabgekommene, darbende Meiſter für den Einen reichen Zunftgenoſſen arbeiten, der den Preis beſtimmen kann, um den ſie ſich plagen, und der dem Glücke im Schooße ſitzt, während ſie an der Werkbank, neben demſelben, ihre Tage friſten im Schweiße ihres Angeſichts.

Davon wußte mit ſchweren Seufzern Einer zu reden, dem das Glück nie ſonderlich freundlich gelächelt. Es war der alte Meiſter Glöckner, der in der goldenen Luft wohnte, in einer Straße, die jedes Mainzer Kind wohl kennt und auch weiß, wie ſie in ſchweren Zeiten dieſen Namen gewonnen, der heutzutage wie ein bitterer Spott klingt, da dort wohl Luft in Hüll' und Fülle, auch, wie damals, reine und geſunde, zu athmen iſt, des Goldes aber nicht ſonderlich viel gefunden wird.

Es lagen nun ſchon ſiebzig Jahre auf des braven Mannes Nacken und hatten ihn gar tief gebeugt, und der Schnee der Jahre lag auf dem Haupte nicht erſt ſeit kurzem. Auch er war fröhlichen Muthes aus der Fremde gekommen, weil er etwas Tüchtiges gelernt hatte und jung und kräftig war; auch er hatte den ſtrengen Anforderungen ſeiner Zunft in Prüfung und Meiſterſtück genügt und war mit Koſten und Ehren Meiſter geworden; auch er hatte ſich in ſicherer Ausſicht ausreichender Kundſchaft geſetzt, hatte ein Nachbarskind heimgeführt und blickte voll Hoffnung in die Zukunft, denn man ſagt ja, das Handwerk habe einen goldenen Boden. Es war auch gut gegangen, aber nun kamen Kriegszeiten und das ſind Sorgen- und Jammerzeiten; es kam ein Bombardement der Stadt, eine lange Belagerung, Alles wurde theuer, Jedermann behalf ſich nur, was noch ſchlimmer war, es kam eine peſtartige Krankheit. Aller Verkehr ſtockte und auch Meiſter Glöckner wurde von Krankheit und Noth heimgeſucht. Seine Kinder ſtarben dahin, er und ſeine Gattin genaſen zwar wieder, aber er war weit zurückgekommen. Sein Vaterhaus, ein zweiſtöckig Haus von altem Anſehen und alter Bauart, war, als ein Holzhaus, baufällig geworden; ſollte es nicht die Bewohner unter ſeinen Trümmern begraben, mußte es erneuert werden. Da blieb denn keine Wahl, er mußte das Haus mit dem kleinen Gärtchen in eine Hypothek legen und es herſtellen. Um aber arbeiten zu können, brauchte er Leder — und Geld fehlte. Es blieb alſo nichts übrig, als daß er borgte bei dem Lederhändler, und das Borgen reimt auf nichts beſſer als: Sorgen alle Morgen.

Als er die bekümmerte Miene ſeiner Frau ſah, ſagte er tröſtend: „Nettchen, vom Verdienſte wird's gleich wieder bezahlt." Der Verdienſt ging indeſſen nicht gleich ein, da Glöckner auf Rechnung für viele Kunden arbeiten mußte; um zu leben, bedurfte man aber des Geldes, wie beſcheiden man auch lebte, und als die Rechnungen bezahlt wurden, — blieb ein Theil der Schuld ſtehen und neues Borgen ſteigerte des Lederhändlers Guthaben. Glöckner, der früher mit zwei Geſellen arbeitete, ließ einen davon ziehen und ſaß halbe Nächte an der Werkbank. Mittlerweile waren die Zünfte mit den

Franzoſenherrſchaft zuſammengebrochen. Wer ein Patent löſte, durfte ſich als Meiſter ſetzen. Die Zahl derſelben in der goldenen Luft mehrte ſich. Die jungen Meiſter riſſen die Kundſchaft an ſich und drückten die Preiſe. Meiſter Glöckner entließ bald auch den letzten Geſellen und arbeitete allein und hämmerte manchen Seufzer in die Sohlen hinein, die er auf ſeinen Knieen ſchlug. Es ſollte aber noch herber für ihn kommen. Sein Nettchen, die treue Gefährtin ſeiner Tage, ſchenkte ihm noch eine Tochter und ſtand aus dem Wochenbett nicht mehr auf. Das beugte ihn unendlich tief, aber er raffte ſich gewaltſam empor, denn er hatte nun noch ein Weſen, für das er ſorgen mußte, und ein ſo hülfloſes, ſo theuer erkauftes!

Durch die lange Krankheit ſeiner Frau war ſeine Kundſchaft noch mehr zuſammengeſchmolzen, da er Krankenpfleger ſein mußte und ſie daher nicht raſch genug bedienen konnte. Da blieb nichts übrig, als auf's Stück für die Schuhfabrikanten in der Stadt zu arbeiten. Er war Zunftmeiſter geweſen und nun war er Geſelle eines Mannes, der bei ihm das Handwerk erlernt und nicht einmal Zunftmeiſter war, ſondern nur ein Patent hatte, — aber es war ſo. Dennoch hatte er ſein Auskommen und konnte auch die Zinſen ſeiner Hypothekar- und ſeiner Vaterſchuld bezahlen, denn er nahm Miethsleute in das zweite Stockwerk und behalf ſich mit ſeinem Kinde, das lieblich heranwuchs. Er ließ es im Nähen und Kleidermachen unterrichten und es überhaupt lehren, was er vermochte, um ihm eine beſſere Zukunft zu ſichern. Und das Mädchen hatte viel Geſchick und Verſtand. Aber Glöckner wurde alt und ſchwach. Das Arbeiten während ganzer Nächte ging nicht mehr, der Verdienſt wurde ſchmäler. Waren die Zinſen bezahlt, ſo blieb zum Leben nur zu wenig übrig. Nun, das Entbehren wurde Glöckner nicht ſchwer; war er doch nie ein Wirthshausgänger, hatte ſein Glück nie außer den ſtillen Mauern ſeines Hauſes geſucht und war ſtets mit Wenigem zufrieden geweſen. So konnte er's tragen, wenn nun das Wenige noch weniger wurde, und nur für ſein Käthchen that ihm das Darben wehe. Nach und nach beſſerte ſich das zwar wieder, denn Käthchen ging nun aus in die Häuſer zu nähen und

Kleider zu machen. Alle Frauen und Mädchen von der goldenen Luft bis in die Gaugaſſe waren ihres Lobes voll, denn ſie nähte außerordentlich fein und die Nadel flog ordentlich, und dennoch nähte ſie nicht „wie (nach dem rheiniſchen Sprüchworte) der Schneider Puff, dem, was er heute näht, geht morgen wieder ab,“ ſondern es war feſt und dauerhaft. Ueberdies nahm ſie das Maaß ausgezeichnet, ſchnitt ſicher nach dem Pariſer Modejournal aus freier Hand, ohne Patronen, und hatte einen Geſchmack wie die feinſte Modeſchneiderin auf dem Boulevard des Italiens in Paris. Außerdem konnte ſie die Hüte vom vorigen Jahr nach dem neueſten Pariſer Muſter umarbeiten und machte und verzierte Häubchen zum Küſſen ſchön. Rath wußte ſie in allen Fällen zu geben, wie eine erfahrene Frau, wenn es auf Stoffwahl ankam, ob's zum Geſichte und Haar ſtehe; und wenn etwa an der Geſtalt irgend ein kleiner Mangel war, etwa eine höhere Hüfte oder dickere Schulter, ſo wußte ſie am Korſette die Geſchichte ſo kunſtfertig zu verdecken, daß kein Menſch es ahnte, — und ſie war doch erſt achtzehn Jahre alt! — War ſie ſchon durch ihre Geſchicklichkeit ein Liebling der Leute, ſo war ſie es in eben dem Maaße durch ihre ſtete Freundlichkeit und Dienſtfertigkeit. Auch wenn man nichts als ihren Rath wollte, ſo kam ſie gelaufen und gab ihn mit Freuden. Ihre anmuthige Erſcheinung nahm vollends für ſie ein und der fleckenloſe Ruf vollendete ihren Werth in den Augen aller Leute. Man wußte, daß ſie mit Schambanſt Kaspler ſo gut wie verlobt war, und das erhob ſie weit über etwaiges böſes Gerede.

Aber obgleich Käthchen viel verdiente durch ihren Fleiß und ihre Geſchicklichkeit, ſo konnte das doch den völligen Ausfall des Verdienſtes ihres Vaters nicht erſetzen. Der alte Mann war brodlos, weil er nicht mehr arbeiten konnte. Seine Augen waren blöde geworden, ſeine Arme und Hände kraftlos. Das Alter, eine Krankheit, die allen andern zur Grundlage dient, war ſchnell und mächtig über ihn gekommen. Der Lederhändler hatte gerade ſo lange Geduld geübt, als Meiſter Glöckner Leder bei ihm nahm. Da das aufhörte, brach auch der Faden ſeiner Geduld und Milde. Er drängte den

Greis unabläſſig und wurde endlich klagbar, zumal Glückner etliche Jahre die Zinſen ſchuldig geblieben war. So kam es denn nothwendig dahin, daß er die Pfändung eintreten ließ.

II.

Eines Tages ſaß Käthchen am Fenſter und nähte mit großem Fleiße. Sie hob das ſchöne Auge nicht ein einziges Mal zur Höhe des Fenſters, um etwa zu erfahren, wer draußen vorübergehend den Schatten geworfen, der über ihre weiße Näherei hinglitt. Dann und wann ſeufzte ſie tief, doch ſuchte ſie ſolche Seufzer vor dem Greiſe zu verbergen, der in ſeinem Lehnſtuhle mit gefalteten Händen ſaß und ſeine kummervollen Blicke bald zur Decke erhob, bald auf dem lieblichen Kinde ruhen ließ, das ihm Gott als einen Segen ſeines Alters geſchenkt und erhalten hatte. An ſeiner Seele gingen die Erlebniſſe vorüber, deren wenige geeignet waren, heitere Erinnerungen zu wecken. Sie reihten ſich in düſterer Folge an einander bis zu den kummervollen Tagen, die er jetzt durchlebte, da er in jedem Augenblicke ein Ereigniß zu befürchten hatte, das, wie kaum ein anderes, ihn drückte. Plötzlich ſtieß Käthchen einen Schrei aus.

„Haſt du dich geſtochen, Kind?“ fragte der erſchrockene Greis voll banger Sorge, da er das Mädchen leichenblaß daſitzen ſah. Ihre Hand war herabgeſunken, das weiße Kleid, an dem ſie arbeitete, glitt langſam neben ihr zur Erde. Sie ſchwieg; aber in demſelben Augenblicke wurde, ohne anzuklopfen, die Thüre geöffnet und zwei Männer, ein älterer und ein jüngerer, traten herein. Was ſie wollten, war weder Glückner noch Käthchen zweifelhaft. Der ältere war eine lange, klapperdürre Figur, mit einem Geſichte, deſſen Anblick das Herzblut konnte ſtocken machen. Mühſam waren die wenigen langen Haare des Hinterkopfes über den entblößten Schädel geſtrichen, ohne daß ſie die Blöße, welche dort herrſchte, verdecken konnten. Einzelne derſelben ſtanden gerade in die Höhe, weil ſie ſich dem Striche der Hand entzogen, welche ſie alle zum

Augenblicke in die gezwungene Lage zu bringen verſuchte. Die Stirne war ſchmal und hoch. Unter ungemein buſchigen Brauen blitzte ein kleines, tiefliegendes Auge hervor. Die große Habichtsnaſe ſenkte ihre ſcharfe Spitze weit über den eingefallenen, faſt zahnloſen Mund, und das lange Kinn trat ſo weit in aufwärts gebogener Richtung vor, daß es ſchier die Naſenſpitze berührte. Boshaft, tückiſch, gefühllos war der Ausdruck des gelben Geſichtes. Eine Brille ruhte auf dem tiefeingebogenen Sattel der Naſe und ſchien nur die Beſtimmung zu haben, die unheimlichen Blitze der Augen etwas zu verdecken. Es war in der That ein entſetzlicher Menſch und ſeines Zeichens ein Gerichtsvollzieher. Der andere war ein junger Mann, deſſen in Taſchen verhüllte Papierrolle ſeine Eigenſchaft als Schreiber des Gerichtsvollziehers Crambolini verrieth. Sein ſanftes Geſicht war der entſchiedenſte Gegenſatz zu dem ſeines Brotherrn.

„Guten Tag,“ ſagte der Gerichtsvollzieher barſch und mit einem ſchneidenden Ton, und warf ſeinen Strohhut auf den Tiſch. „Ich bin doch hier recht? Ich ſuche den Schuſter Glöckner?“ In dem Augenblick ſah er Käthchen. „Der Tauſend!“ rief er aus, und ſein diaboliſches Geſicht nahm einen noch widerlicheren Ausdruck an, „der Tauſend, ſolch eine Perle hätte ich in der goldenen Luft nicht geſucht!“ Er faßte ihre kleine Hand und wollte ſie küſſen, doch zog ſie das Mädchen entſetzt zurück, und zwar ſo raſch und heftig, daß ſie mit ſeiner Naſenſpitze in eine ſehr unangenehme Berührung kam. Der Gerichtsvollzieher fuhr zurück. „Nun, nun,“ ſagte er, „nicht ſo heftig, Mamſellchen! Teufelein hat [illegible], doch nur keine Umſtände. Sehr artig war das nicht für ein ſo reizendes Mädchen.“

Der alte Mann war beim Eintritt der Beiden aufgeſtanden, um ſie zu begrüßen. Er zitterte vor Schrecken; dennoch ergriff ihn ein tiefer Unwille, und er ſagte: „Arm ſind wir, aber unbeſcholten, Herr Gerichtsvollzieher. Thun Sie, was Ihres Amtes iſt, und laſſen Sie mein Kind in Frieden.“

Roth, wie ein geſottener Krebs, fuhr Crambolini herum. Ein giftiger Baſiliskenblick aus den kleinen Augen traf den Greis, und heftig ſagte er: „Ihr habt recht. Es ſoll geſchehen. Setzen Sie ſich, Lederer, und dreſſiren Sie den Kopf des Aufnahmeprotokolls. Schonung iſt hier nicht am Orte.“

Der Schreiber gehorchte und der Gerichtsvollzieher ſchlug trotzig die Arme übereinander und blieb mitten in der Stube ſtehen, indem er ſeine Augen auf das Geräthe richtete, welches umher an den Wänden hing und ſtand, was jedoch nicht verhinderte, daß dieſe Augen bisweilen auf Käthchen's Geſtalt weilten, die leiſe weinend in der Nähe der Thüre ſtand, wohin ſie ſich zurückgezogen hatte, um nöthigenfalls ſchnell zu fliehen. Nach einer Pauſe peinlichen Schweigens, in der der alte Mann dem Gerichtsvollzieher einen Stuhl hinſetzte und ihn einlud, ſich niederzulaſſen, hub der Gerichtsvollzieher an: „Ihr wißt, daß ich hier bin, um in Folge richterlicher Verfügung eine Pfändungsaufnahme für den Lederhändler X. vorzunehmen.“

„Ich weiß es,“ ſagte Meiſter Glöckner mit ſchmerzlichem Ausdruck.

„Lederer, ſind Sie fertig?“ fragte der Gerichtsvollzieher, „oder hat Sie das Flennen des ſpröden Gänschens hinter Ihnen confus gemacht?“

Der Schreiber warf dem Langen einen Blick des Unwillens zu und erwiderte: „Dictiren Sie, wenn es Ihnen beliebt!“

„Gut, ſo fangen Sie an: Ein Spiegel, eine Kommode, — wahrſcheinlich liegen darin die Fähnchen des ſchönen Kindes? Muß ausgeräumt werden, weil ſonſt der Inhalt mitgeht.“ — So fuhr er fort, alle Mobilien des Zimmers aufzeichnen zu laſſen. „Ein Bild,“ ſagte er nach einigem Schweigen, in dem er die Züge des Bildes mit denen des Mädchens verglichen hatte, denen ſie ſprechend ähnlich waren.

„Um Gottes willen, haben Sie Erbarmen, es iſt das Bild meiner ſeligen Mutter!“ rief das Mädchen mit krampfhaft vor der Bruſt gefalteten Händen. „Laſſen Sie es uns; es wird ja doch für ſonſt Niemand Werth haben.“

Er blickte ſie mit einem böſen Blick an und ſagte in ſchneidendem Tone: „Wenn es ſo viel Werth für Sie hat, Mamſellchen, ſo können Sie es ja erſteigern und ſo einen Theil der Schuld bezahlen.“

Das Mädchen zuckte in ſich zuſammen. Sie bedeckte ihre Augen mit ihren Händen und weinte wieder leiſe. Er trat zu ihr und flüſterte ihr etwas in's Ohr. Empört ſtieß ſie ihn zurück und eilte hinaus. Der Herr Gerichtsvollzieher lachte hell auf. Der Secretär beugte ſich tief auf ſein Protokoll, um ſeinen Zorn zu verbergen, und der Greis ſtand da wie eine Bildſäule. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Seine Lippe zitterte wie ſeine Glieder.

Der Gerichtsvollzieher wandte ſich jetzt gegen ihn und ſah den Seſſel.

„Ei,“ rief er aus und trat näher, „wie kommt denn Saul unter die Propheten? Das iſt ja ein köſtlich Stück alter Kunſt. Habt's wohl einmal geſteigert irgendwo? Hm, wirklich ſchön, doch etwas fremdartig.“

„Nein,“ ſagte der Greis, der ſich kaum ſammeln konnte, „es iſt ein Erbſtück in der Familie.“

„So?“ fragte höhniſch der Gerichtsvollzieher. „Ihr ſtammt wohl von irgend einer adeligen Familie ab oder von dem berühmten Glöckner von Notre-Dame de Paris?“

„Meine Voreltern waren ehrſame, unbeſcholtene Bürger der Stadt Mainz,“ ſagte der Greis. „Ein Bruder meines Vaters aber war in Oſtindien und dem gehörte der Seſſel.“

„Aha, ich merke,“ ſpottete der Gerichtsvollzieher, „er war wohl Nabob von Myſore?“

„Ich verſtehe Ihre Worte nicht,“ ſprach der Greis, „aber daß es Hohn iſt, fühle ich. Es iſt nicht fein, des Unglücks zu ſpotten,“ ſetzte er hinzu. „Mein Oheim war nur ein Kaufmann, aber ein unbeſcholtener Mann.“

„Ohne Zweifel aber ein Millionär?“ ſagte in etwas verändertem Tone der Gerichtsvollzieher, dennoch aber mit ſpöttiſcher Miene.

„Auch das nicht," entgegnete der Greis. „Unter dem Wenigen, was er hinterließ, war dieſer Seſſel. Mir iſt er ſehr theuer. Mein Vater hat ſchon darin geſeſſen und ſtarb darin. Meine liebe Frau hat ihren letzten Seufzer darin ausgehaucht, und ich dachte vielleicht auch darin einſt ſterben zu können, wenn es Gottes Wille wäre."

„Wenn das nicht zwiſchen heute und morgen früh neun Uhr geſchieht, ſo wird nichts draus," ſagte der Gefühlloſe; „denn ich muß ihn wegnehmen. Er iſt weitaus das Beſte, was Ihr habt. Die kunſtvolle, fremdartige Schnitzerei daran dürfte ihn hoch im Werthe bringen. Für Euch iſt ſo etwas ohnehin nicht."

„O Herr Gerichtsvollzieher," flehte der Greis mit gerungenen Händen, „nehmen Sie Alles, was ich habe, nur laſſen Sie mir altem, lebensmüdem Greiſe dieſen Seſſel! Sie wiſſen nicht, welchen Werth er für mich hat."

„Ihr ſitzet auf einem Strohſtuhle eben ſo gut," entgegnete der Gerichtsvollzieher. „Ich kann nicht den thörichten Einbildungen nachgeben. Wenn es von Euch abhinge, ſo bekäme ich nichts. Ah! Schreiben Sie, Lederer: Ein Seſſel von ausländiſchem Holze mit ſchönem Schnitzwerk." Der Gerichtsvollzieher verließ nun die Stube, um in die Küche zu gehen. Nach einiger Zeit kam er wieder herein und nannte dem Secretär eine Anzahl Küchengeräthe, welche dieſer aufſchrieb.

„Wie ſieht es oben im Häuschen aus?" fragte er dann den Greis.

„Leer," verſetzte dieſer ſchmerzlich. „Unſere Miethsleute, die zwölf Jahre bei uns wohnten, mußten ausziehen, ſeitdem wartet das Geſchoß auf neue Miethsleute, die ſich aber in dieſem Theile der Stadt ſelten finden. Wollen Sie die Zimmer einſehen?"

„Nein," ſagte kurz der Gerichtsvollzieher. „Schließen Sie ab, Lederer," bemerkte er dann und wandte ſich zu dem Greiſe. „Ihr bürgt mit Eurer Perſon und ebenſo Euer Töchterlein dafür, daß von Allem, was ich aufgenommen habe, kein Stück bis morgen früh acht Uhr abhanden kommt. Merkt Euch das. Fehlt das Geringſte, ſo laſſe ich Euch verhaften." Er ſetzte ſeinen Strohhut auf und ging. Der Schreiber folgte ihm, zuvor jedoch trat er zu dem Greiſe und ſprach leiſe: „Fluchet mir nicht! Ich weiß, wie es der Armuth iſt; aber ich ſchreibe um mein täglich Brod bei dieſem Menſchen.“

Der Greis ſah ihn freundlich an. „Ach,“ redete er, „auch ihm will ich nicht fluchen. Er hat ſeinen Lohn dahin. Gott vergelte Euch Euer Mitleid.“ Der Schreiber drückte dem Greiſe die Hand und ging ſeinem Meiſter nach. Der Alte aber faltete ſeine Hände und ſprach: „Es iſt eine ſchwere Heimſuchung, aber ich beuge mich demüthig unter deine gewaltige Hand. Nicht wie ich, ſondern wie du willſt, o Herr, ſo geſchehe mir!“

III.

Die Sonne dieſes für Meiſter Glöckner und ſeine Tochter ſo traurigen Tages war endlich hinabgeſunken und die Dämmerung trat ein. An ein Nachteſſen hatten Vater und Kind nicht gedacht, weil das Bedürfniß vor dem Schmerze nicht aufkommen konnte. Treue Nachbarn und Nachbarinnen waren bis zu der Stunde bei ihnen geweſen, die ſie ſelbſt in den Kreis ihrer Häuslichkeit zurückrief. Jetzt waren ſie allein und ſaßen ſtill und ihr Loos überdenkend da. Es war nämlich mit Grund zu befürchten, daß nun auch der Hypothekargläubiger ſeine Rechte geltend machen werde und — was ſollte dann aus den Armen werden? Aus den theuren Räumen des Vaterhauſes getrieben, mußten ſie irgend ein Dachſtübchen miethen und zu den Koſten der Erhaltung des armen Lebens kam noch die Zahlung der Miethe. Das und anderes bewegte ihre Herzen und machte ſie ſchwerer als ſie ſchon durch die heutige Erfahrung waren. Ach, dachte ſtill in ſich hinein der Greis, Nettchen, dir iſt wohl. Ich habe tief, tief um dich getrauert und doch danke ich heute meinem Gott und Herrn, daß du das nicht haſt erleben und durchmachen müſſen! Wär' ich bei dir, wie wohl wäre mir! — Doch nein, Gott, vergib mir den Wunſch! Ich will warten in Geduld, bis du mich abrufſt. Müßte ich doch mein Kind hier allein laſſen, wo Rohheit ſich alles gegen die Armuth erlaubt.

Dieſen Gedankengang unterbrach ein leiſes Klopfen an die Thüre. Auf den Ruf: Herein! traten zwei Perſonen in das Zimmerchen, eine betagte Frau und ein junger Mann.

„Guten Abend!" grüßten ſie vertraulich.

„Ach, dacht' ich's doch, Ihr kommt heute zu uns an dieſem ſchweren Tage!" ſagte Glöckner und räumte der Frau den Seſſel ein, die ihn jedoch nöthigte, ſitzen zu bleiben und ſchnell auf einem der Strohſtühle Platz nahm. Der junge Menſch war zu Käthchen getreten und hatte innig ihre Hand gedrückt. Sie ſprachen leiſe miteinander, während Meiſter Glöckner der Frau Alles berichtete, was an dieſem traurigen Tage ſich ereignet hatte. Es war Frau Kugler und Schambattiſt, ihr Sohn, Käthchen's Bräutigam, wie man in der goldenen Luft unbedingt anzunehmen ſich für berechtigt hielt.

Frau Kugler war die Wittwe eines Muſikanten, der ſeine erſte Geige ganz wacker geſpielt hatte, ſo lange er konnte; aber eine langſame Zehrung hatte ihn vor zwei Jahren weggerafft. Lange Jahre waren Kugler's Miethsleute Meiſter Glöckner's geweſen und all' die vielen Jahre war die Freundſchaft der Familien nicht einen Augenblick unterbrochen worden. Die Kinder wuchſen auf wie Geſchwiſter, und erſt in ſpäteren Jahren zeigte es ſich, daß eine tiefe und treue Liebe ihre Herzen verband. Dagegen hatten die Eltern nichts einzuwenden, und ſo waren ſie denn als ein Paar betrachtet worden, das ſo recht für einander beſtimmt ſei, und ſie ſelbſt fühlten ſich unendlich glücklich in dieſem Verhältniß und Bewußtſein.

Schambattiſt war ein braver Schüler der Realſchule geweſen, und als er dieſe durchlaufen hatte, Schreiber bei einem alten Notar geworden, was ihm ein recht hübſches Stück Geld abwarf. Nebenbei beſorgte er von dem Notar, der ihn als treu und zuverläſſig empfahl, ihm zugewieſene Geſchäfte und zeichnete auch, da er in dieſer ſchönen Kunſt ſich ausgebildet hatte, allerlei zierliche Titelbogen für eine große Muſikalienhandlung in der Stadt.

Da er zu weit zum Notar zu gehen hatte und zu viel Stiefel zerriß, gab die Mutter die Wohnung auf und zog in die reiche Clara-Gaſſe, in ein enges Stübchen; aber die lieben Freunde in der goldenen Luft vergaßen ſie nicht, obgleich Schambattiſt nie ohne die Mutter in das Haus ſeiner Braut trat. Er plagte ſich recht; aber viel brachte er doch nicht vor ſich, da auch die Wittwe wegen der langen Krankheit ihres Gatten noch Vieles zu zahlen hatte.

Wie traf ſie das Schickſal ihrer Freunde ſo ſchwer! Wie innig fühlten ſie es mit, wie trauerten ſie mit ihnen!

„Ach,“ flüſterte Käthchen, „denke dir nur, Schambattiſt, der abſcheuliche Crambolini hat ja meiner Mutter Bild mit aufgenommen! Vergeblich hab' ich ihn um Schonung dieſes theuren Gutes gebeten. Der Menſch hat einen Stein, wo andre Menſchen das Herz haben.“

„Sie ſind Blutſauger,“ ſagte Schambattiſt. „Ich möchte ſolch ein Amt nicht und wenn es noch ſo viel einbrächte.“

„Ach, da haſt du recht, lieber Schambattiſt,“ verſetzte das Mädchen. „Es iſt entſetzlich, Andern gefühllos das Theuerſte zu nehmen.“

„Und doch müſſen ſie's,“ ſagte Schambattiſt; „aber ihrer harten, gehäſſigen Pflicht das Bittere, das Verwundende zu nehmen, verſteht kaum Einer der Berufenen, die Gewohnheit erſtickt das Gefühl. Was das Bild betrifft, Käthchen, ſo gräme dich nicht, du wirſt es nicht verlieren.“

„O du Guter!“ liſpelte das Mädchen und lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter.

Er drückte ſie innig an ſich. „Hätte ich nur die Mittel, Euch Alles zu erhalten,“ meinte er bewegt. „Aber leider konnte ich das nicht ahnen, und erſt heute habe ich unſere Miethe bezahlt.“

„Ich wollte gern Alles miſſen,“ ſprach im Laufe der Erzählung Glöckner zur Frau Kugler, „könnte ich nur zwei Dinge retten: das Bild meiner Frau und den Seſſel — Ihr wißt ſchon warum, Frau Kugler.“

„Hat er auch das aufgenommen?“ fragte ſchmerzlich berührt die Wittwe. „Wohl kann ich mir denken, wie Euch das drückt. Ach, wer doch die Mittel hätte! — Nun, wenn's nicht unſere ſchwachen Kräfte überſteigt, wird mein Schambattiſt ſchon ſorgen,“ ſetzte ſie nach einigem Sinnen hinzu.

Glöckner faltete ſeine zitternden Hände und ſprach halblaut: „Ach, wenn er das könnte!“

„Wir wollen hoffen,“ ſagte bedeutſam Frau Kugler.

„Wie iſt das eigentlich mit dem Seſſel?“ fragte Schambattiſt. „Vater Glöckner, Ihr habt mir nie geſagt, wie Ihr dazu kamet.“

„Das will ich dir erzählen, mein Sohn,“ verſetzte der Greis. „Es ſind ſchmerzliche Erinnerungen, die ſich daran knüpfen, ſo früh als ſpät. Zuerſt reiht ſich daran eine bittere Täuſchung. Von der will ich reden, das Spätere erläßſt du mir heute. Mein Vater hatte einen Bruder, der frühe ſchon ein unruhiger Geſelle war; ſein Sinn ſtand immer in's Blaue hinein und oft, wenn er ſein tolles Weſen trieb und mein Großvater ſagte: Junge, ich wollte, du wärſt wo der Pfeffer wächſt! — entgegnete er: Da geh' ich auch einmal hin! Wie oft, erzählte mein Vater, lachten wir über dies Wort; aber es ſaß ihm feſt im Kopfe und wurde auch wahr. Er lernte wenig, aber er hatte beſondere Gaben. Um jedoch für ſeine Zukunft zu ſorgen, that ihn mein Großvater zu einem Sattler in der Schuſtergaſſe. Kaum war er Geſelle, ſo ging's in die Welt und Niemand hörte etwas von ihm. Jahre gingen hin und ſie hielten ihn für todt oder doch verſchollen. Er war wirklich hingezogen, wo der Pfeffer wächſt, nämlich nach Oſtindien. Dort war er aber vom Sattlerhandwerk abgegangen und wurde Bedienter bei einem reichen Engländer, der ledig war und ihn beſonders liebgewann. In ſeinem Teſtamente bedachte ihn der Herr wie es ſchien reichlich. Jetzt hatte er Mittel und ſein Speculationsgeiſt trieb ihn an, Handelsgeſchäfte zu machen, wie er ſie bei ſeinem Herrn kennen gelernt hatte, erſt klein, dann, als ſie glückten, größer und umfangreicher, bis er endlich einen blühenden Handel hatte und ſchweres Geld erwarb. Er verheirathete ſich dort, aber ſeine Ehe war kinderlos, und als er alt wurde, kam ihm der Gedanke an die Heimath wieder, wie das allemal ſein ſoll bei Leuten, die in der Fremde alt werden. Er war aber ein Krittelkopf, dem es ſelten Jemand recht machte, und hatte ſich gewöhnt, alles nach ſeinem Kopfe zu machen. Seine Frau ſtarb ihm noch in Oſtindien, und nun bekam er noch mehr ſeltſame Gewohnheiten und fing ein einſiedleriſches Leben an. Er wurde mißtrauiſch, und es war recht ſchwer, mit ihm zu leben und umzugehen. Endlich kam er wieder nach Mainz. Mein Großvater und meine Großmutter waren todt und Geſchwiſter hatte er weiter keine als meinen Vater, der ein armer Schuſter war und viele Kinder hatte.

„Die Freude war ungeheuchelt und groß, den verlorenen Bruder wiederzuſehen, denn mein Vater war ein gar treues Gemüth; weil er aber arm war, ſo meinte der Ohm Joſeph, die Freude gälte bloß ſeiner Habe, ſeinem Gelde. Er mochte, das will ich nicht leugnen, bittere Erfahrung von Habſucht und Scheinheiligkeit gemacht haben, daß er kopfſcheu wurde — aber er hätte doch nicht in Bauſch und Bogen urtheilen und richten ſollen. Das war unrecht. Mein Vater fragte ja nicht: Haſt du etwas oder biſt du wie eine Kirchenmaus aus dem Lande gekommen, da der Pfeffer wächſt? Er lieferte ihm das kleine väterliche Erbe aus, das er auch nahm, und blieb ſich in ſeiner Liebe gleich.

„Ohm Joſeph blieb nicht lange in Mainz. Gott weiß, was ihm im Kopf ſteckte. Was kann man ſagen von den Gedanken der Menſchen? Wer kennt ſie? Er nahm ſeine ſieben Sachen, darunter auch den Seſſel, den er aus Indien mitgeſchleppt hatte, und zog nach Aſchaffenburg. Mein Vater hörte wenig und ſah noch weniger von ihm. Erſt nach längeren Jahren, da wir Buben groß wurden, kam von Zeit zu Zeit ein Päcklein Geld, das bald hier, bald da zur Poſt gegeben worden war, bei meinem Vater an, und das half manches Schwere überwinden. Niemals war etwas dabei geſchrieben, aber mein Vater wußte wohl, woher es kam, und dankte es ſeinem Bruder herzlich.

„Es iſt ein altes Wort: Alter ſchützt vor Thorheit nicht, und wahr iſt es allewege. Der Ohm Joſeph heirathete plötzlich ein blutjunges Mädchen, die Tochter ſeiner Hausleute. Wie das gekommen war, weiß ich nicht, nur das weiß ich noch, daß mein Vater die Achſeln zuckte und zu meiner Mutter ſagte: „Das iſt Joſeph's dummſter Streich. Es iſt gut, Mutter, daß wir auf eine reiche Erbſchaft keinerlei Hoffnungen gebaut haben.“ Ich war der Aelteſte und arbeitete bei dem Vater. Daher hörte ich denn auch manchmal ein Wörtlein über die Wirthſchaft des Ohms Joſeph in Aſchaffenburg. Sie muß capitaltoll geweſen ſein, denn mein ſonſt ſo mild richtender Vater äußerte ſich oft herbe darüber.

„Weißt du was, Mutter,“ hörte ich ihn einſt zu meiner Mutter ſagen, „wenn's die Frau Schwägerin in Aſchaffenburg ſo forttreibt, ſo kann's noch kommen, daß mein Bruder in ſeinem Alter lernt, wie das Brod der Armuth ſchmeckt.“

„Es ſchadet ihm nichts,“ erwiederte ſie. „Er hat's ja ſo haben wollen. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich oder ſeine Hölle.“ „Wenigſtens die Thüre dazu,“ ſprach ſeufzend mein Vater — Kinder hatten ſie in Aſchaffenburg nicht und es muß doch recht arg im Hauſe hergegangen ſein, denn mein Ohm Joſeph trennte ſich von ſeiner Frau, das heißt, von Tiſch und Bett, weil er nichts mehr von ihr wiſſen wollte.

„Wie's nun ging, weiß ich ſelber nicht genau, aber es ſcheint am Ende ſeines Lebens eine Verſöhnung Statt gefunden zu haben, denn als ſein Ende nahe kam, war ſeine Frau wieder bei ihm und Alles ſcheint gut geweſen zu ſein.

„Plötzlich erhielt mein Vater einen Brief von der Frau Schwägerin, die er nie geſehen hatte, darinnen ſtand, daß Ohm Joſeph nicht mehr ferne von der dunkeln Pforte ſtehe, die in's andere Leben führt, und daß er den Bruder noch einmal ſehen wolle.

„Mein Vater machte ſich auf die Socken und ging nach Aſchaffenburg, denn ſeine Armuth erlaubte eine andere Art des Reiſens nicht. Er traf ſeinen Bruder noch am Leben. Er nahm ihn liebevoll auf und ſagte ihm: er habe ihn bedacht im Teſtamente. Vorzugsweiſe vermache er ihm dieſen Seſſel. Er ſolle ihn in Ehren halten, denn es ſei ein theures Gut, deſſen Werth er erſt kennen lernen werde. Mein Vater mußte ihm ſchwören, ihn mit nach Mainz zu nehmen und ihn nie in fremde Hände kommen zu laſſen. In dieſer Unterredung wurde er durch die Schwägerin unterbrochen, die nun dafür ſorgte, daß er meinen Vater nicht mehr allein ſprach. In der folgenden Nacht wurde er ſchwächer und ſchwächer und ſein Ende nahte ſchnell. Kurz vorher wollte er meinem Vater noch etwas in das Ohr flüſtern, aber es war zu ſpät — ein Schlag endete ſein Leben, ohne daß er es vermocht hatte.

„Als das Teſtament eröffnet wurde, zeigte es ſich, daß er ſeine Frau als Haupterbin eingeſetzt hatte. Mein Vater erhielt zweihundert Gulden und den Seſſel. Das war Alles. — Die zweihundert Gulden reichten hin, eine Schuld zu zahlen und mein Vater ſegnete den Verſtorbenen dafür. Seinen Schwur hielt er. Der Seſſel, obgleich er viele Liebhaber fand, blieb ſein und wurde ihm in ſeinen alten Tagen und in ſeiner langen Leidenszeit ein rechter Segen, ſo daß des Verſtorbenen Wort recht prophetiſch war. Er ſtarb darin. Und mir iſt er auch ein Segen im Hauſe geweſen — doch, was hilft's, wenn ich die Leiden vergangener Tage wach rufe im Herzen?

„Ihr, liebe Frau Kugler, wiſſet, was ich ſagen müßte; Ihr habt meine ſchweren Prüfungstage treu mit durchgemacht. Ihr wißt auch, warum dieſer Seſſel mir ſo theuer iſt. Ach, ich hatte gehofft, auch einſt darinnen zu ſterben. Das iſt nun vorüber.“ —

Er ſchwieg und die liebenden Herzen, die ihn umgaben, fühlten ſein Weh recht tief mit. Ihre Thränen waren Zeugen davon.

Dies Geſpräch war im dunkeln Gemache geführt worden, weil es ſich ſo traulicher redet. Keins ſah den Schmerz in des Andern Zügen und doch empfanden ihn Alle gleicherweiſe. Es trat ein langes Schweigen ein, das nur durch Käthchen's Schluchzen unterbrochen wurde.

Endlich ſchieden die Freunde in der Noth und ſtumm drückten ſie ſich die Hände.

IV.

In Bingen wohnte zu damaliger Zeit ein Geſchwiſterpaar, das in ſeiner Art ganz eigenthümlich war. Es waren ledige Leute von etwa fünfzig Jahren, mit allen Launen behaftet, die das eheloſe Leben in Hageſtolzen hervorzurufen pflegt. Umgang hatten ſie mit Niemand, und wenn ſie genöthigt waren, die Dienſtboten zu wechſeln, was freilich ſelten geſchah, ſo war die erſte und oberſte Bedingung der Auf- und Annahme die, daß ſie ſich mit Niemand in der Stadt einlaſſen wollten und ſollten. Sie waren Bruder und Schweſter, reich und bei allen Beſonderheiten ſeelengut. Jedes der Geſchwiſter bewohnte die eine Hälfte des Hauſes und trieb dort ſein Weſen in ſeiner Art, ungeſtört vom andern; denn ſie kamen niemals zuſammen, außer bei Tiſche. Wer aber hätte ſchließen wollen, ſie ſtünden deßwegen feindlich gegen einander, der hätte ſich ſehr getäuſcht, denn ſie waren höchſt innig und einträchtig. Der Bruder, in der Stadt lediglich unter dem Namen Monsieur oder, wie man's dort ausſprach: Muſje Anton, bekannt, hatte alle Räume ſeiner großen Haushälfte mit tauſendfach verſchiedenem alten Zeuge angefüllt. Bilder, die ſo gedunkelt waren, daß man nicht mehr erkennen konnte, ob der Gegenſtand eine Landſchaft oder ſonſt eine Darſtellung ſei; alte Bronce- und Porzellanfiguren oft fratzenhafter Art; chineſiſche Taſſen und Schüſſelwerk; römiſche Alterthümer, beſtehend in zerbrochenen Urnen und dergleichen; Schwerter, Lanzen, Harniſche und Helme aus den Zeiten des Ritterthums; Armbrüſte, Morgenſterne und Waffen aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; dann altes, ſchönes Schrein- und Schnitzwerk verſchiedener Art und zu den verſchiedenſten Zwecken beſtimmt. Es war in den weiten und ſchönen Gemächern kaum ſo viel Raum, daß man ſich frei bewegen konnte. Obwohl dies in Wahrheit der Fall war, ſo reiſte er doch jedes Jahr nach Mainz, und die Trödler und Antiquare waren nie froher, als wenn ſie Herrn Anton Drewes, denn das war ſein eigentlicher Name, daherkommen ſahen. Was kein Menſch kaufte, dafür gab er namhafte Preiſe, wenn es nur irgend ſeinem barocken Geſchmacke zuſagte.

Seine Schweſter, Mamſell Julchen, hatte ihre Liebhaberei an ausländiſchen Vögeln. Ihre Gemächer waren eine wahre Menagerie von Papageien, Kakadu's, Ara's und dergleichen, deren Geſchrei jeden andern Menſchen längſt um ſeinen Verſtand gebracht hätte. Mamſell Julchen that's unendlich wohl, weil ſie an einem beträchtlichen Gehörmangel litt. In der Wartung und Pflege dieſer Schreihälſe, die eine Plage für die Nachbarſchaft in weiteſter Entfernung waren, ging ihr ganzes Leben hin. Schiffer, die nach Holland fuhren, machten ihre Sammlung ſtets reicher und vollzähliger — und keine ſchlechten Geſchäfte dabei, denn ſie zahlte reichlich, wenn ſie nur etwas Beſonderes brachten.

So mild und freundlich Bruder Anton war, ſo kam's doch vor, daß er, wenn die Beſtien der Schweſter einmal im Chore ſchrien, ſie auf den Blocksberg wünſchte und ſeinem Aerger durch einen halblauten Ausbruch der Erregung Luſt machte. Das änderte aber im Gange der Dinge nichts.

Die Zeit war denn nun auch wieder gekommen, daß Herr oder Muſje Anton nach Mainz ging, und grimmig ärgerte es ihn, daß einer der ſpottſüchtigen, ſcharfzüngigen Schiffer, der ihn an die Diligence (wie man damals die kleinen Yachten nannte, welche in unausſprechlicher Langſamkeit den Verkehr zwiſchen Mainz und Coblenz unterhielten) fuhr, fragte: „Gehen Sie wieder nach Mainz, Herr Drewes, altes Gerölle kaufen?"

Er ſtrafte ihn mit ſtiller Verachtung und ſchwelgte in dem Gedanken, daß und wie er ſeine ſchöne Sammlung würde bereichern können.

Die Lichter der Häuſer am Rhein, ſo zu Kaſtell wie zu Mainz, erglänzten ſchon in langer Reihe in die dunkle Nacht hinaus und das Geplätſcher der Wellen am Bord des Fahrzeuges miſchte ſich in das allmählig näher rückende Rauſchen der Rheinmühlen, als lautes Lärmen und Rufen auf dem Verdecke dem Alterthumsfreunde das Zeichen gab, daß endlich das alte, goldene Mainz erreicht ſei. Bis zum wirklichen Landen war es nun freilich noch weit, allein ſein Herz hüpfte vor Freude, denn morgen war Fruchtmarkt, dann wurde regelmäßig am Theater eine Verſteigerung alten Trödels und gepfändeter Mobilien gehalten. Da hatte er ſchon manchen köſtlichen Fang gethan, und es wollte ihn gemahnen, als ſei morgen wieder ſo eine Glücksſtunde für ihn. Er nahm daher auch immer ſeine Wohnung im rothen Hauſe, aus deſſen Mittelſtockfenſtern er eine Ueberſicht alles deſſen hatte, was dem Kaufluſtigen dargeboten und angeprieſen wurde.

In ſüßen Hoffnungen ſeine Seele wiegend ſchlief er endlich ein; aber kaum erklangen die Glocken zur Frühmeſſe, ſo lag er ſchon, völlig angekleidet, am offenen Fenſter, ſchmauchte ſeine Morgenpfeife und ſah dem erheiternden Treiben zu, das ſich überall zu entfalten begann. Die Dorf-Frauen und Mädchen der benachbarten Orte kamen mit ihren Gemüſen und Früchten und ſchichteten ſie lockend auf. Wagen mit hoch aufgethürmten Fruchtſäcken ſchwankten heran. Mit jeder Minute wurde das Leben und Weben bunter, mannigfaltiger und anziehender. Er nahm raſch ſein Frühſtück, das man ihm auf die Stube brachte, und poſtirte ſich dann wieder an's offene Fenſter. Jetzt rollten die langen Schiebekarren daher, belaſtet mit Bettladen, Kommoden, Spiegeln, Bettzeug, Tiſchen und Stühlen. Alles wurde aufgeſtellt; ein langer Tiſch diente dem Ausrufer, der, Herrn Drewes wohl kennend, herauf grüßte und ihm ſein: Auch einmal wieder hier? — zutraulich zurief. Die Karren kamen und gingen. Der Schreiber ſaß ſchon da. Alte Frauen muſterten die käuflichen Gegenſtände, aber noch hatte ſein Auge nichts entdeckt, was es hätte feſſeln können. Da — ſein Auge öffnete ſich wieder, ſein Herz ſchlug heftiger — kam der lange Schiebekarren noch einmal und trug einen Seſſel von ſo abſonderlicher Form, ſo ſeltſamer und ſchöner Arbeit, wie er weder etwas Aehnliches beſaß, noch jemals geſehen. Er warf ſeine Pfeife rückſichtslos in eine Ecke und ſtürmte über den engen Gang, die Stiege hinab, auf den Platz. Hier unterſuchte er den Seſſel, um den ſich ſchon Neugierige geſammelt hatten.

Er war aus einem unbekannten, aber ſehr feſten, dunkeln Holze gefertigt. Ueberall bedeckten Schnitzereien das Holzwerk, und dieſe beſtanden aus Zuſammenſtellungen und Verſchlingungen von Thiergeſtalten und Pflanzengewinden. Die eine Armlehne zeigte einen Löwen, den eine gräßliche Rieſenſchlange umwand, im Todeskampfe rang der König der Thiere, und dieſer war mit eben ſo viel Kunſt der Arbeit, als richtigem Ausdrucke dargeſtellt; die andere zeigte den Kampf eines Tigers mit einem Krokodile. Jeden Zwiſchenraum, den die Thierformen ließen, füllten Blumen und Blätter von der zierlichſten Arbeit. Ebenſo zeigten die Füße verſchiedene Affenarten in den ſeltſamſten, bald kämpfenden, bald luſtig ſpielenden Stellungen. Der Bezug des ungemein bequemen Seſſels war gepreßtes Leder, deſſen Farbe aber längſt verblichen und verfleckt war, ſo daß ein neuer Bezug geboten war für den, welcher in den Beſitz des Kunſtwerks gelangte. Immer größer wurde der Kreis der neugierig Beſchauenden um das ſchöne Stück.

Niemand beachtete es, daß in eben dem Maaße als ſich jener Kreis vergrößerte, die Miene eines jungen, ſchönen Mannes ſich verdüſterte, welcher ſich gegen die Mauer gelehnt hatte und dem Treiben der ſich mehrenden Menge zuſah.

Neben dem jungen Manne ſtand der Schreiber Crambolini's, des Gerichtsvollziehers. „Lederer,“ hatte dieſer zu ihm geſagt, „das Bild aus Glöckner's Wohnung muß ich haben. Sie erſteigern es um jeden Preis.“ Der Schreiber, der Zeuge des Auftritts im Hauſe des armen Glöckner geweſen, empfing mit innerer Unzufriedenheit und Empörung dieſen Auftrag. Gern hätte er dem Mädchen das Bild zurückgegeben. Um aber doch ein Maaß zu haben, bat er um nähere Beſtimmung des Preiſes; es ſei nur mit Waſſerfarben gemalt und ſchlecht dazu.

„Das iſt richtig,“ verſetzte Crambolini. „Man kann Butter zu theuer bezahlen, und die iſt doch lauter Fett, ſagen die Frauen, und das Bild iſt nichts Beſonderes. Nun, es werden wahrſcheinlich auch keine Liebhaber dafür ſich finden. Geben Sie etwa drei Gulden dafür; ſteigert aber das Mädchen, welches Sie ja auch geſehen haben und kennen — dann gehen Sie mit, wie hoch es auch komme."

Der Schreiber ſah ſich jetzt auf dem Platze überall um, aber das ſchöne Mädchen konnte er nicht erblicken.

Die Verſteigerung begann mit Bettladen, Tiſchen und dergleichen. Endlich kam das Bild. Der junge Mann neben dem Schreiber des Gerichtsvollziehers bot dieſen ab. „Für wen bieten Sie?" fragte er ihn freundlich.

„Für Jemanden, dem das Bild überaus theuer iſt," war die Antwort.

„Vielleicht für Glöckner?" —

„Ja." —

„Nun, ſo iſt das Bild für Sie," ſagte der Schreiber und entfernte ſich. Schambattiſt, denn der war's, der geboten hatte, ſah dem jungen Menſchen bewegt nach. Er kannte ihn nicht.

Nach kurzer Zeit kam er jedoch wieder, weil er im Auftrage des Gerichtsvollziehers anweſend ſein mußte. „Haben Sie das Bild?" fragte er Schambattiſt.

Dieſer reichte ihm die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen! Doch ſagen Sie mir, was bewegt Sie, ſolchen Antheil an der Familie zu nehmen?" —

„Ich bin ſo unglücklich, Crambolini's Schreiber zu ſein," entgegnete Lederer offen, „und war daher geſtern Zeuge von Auftritten, die mir tief in das Herz ſchnitten. Könnten wir dem braven Greiſe doch auch den Seſſel erhalten!"

Schambattiſt blickte ihm dankbar in die treuen Augen. „Wenn er nicht allzu hoch kommt, werde ich ihn ſteigern," ſagte er zu Lederer; „allein mehr als fünf und zwanzig Gulden hab' ich nicht."

„Victoria!" rief Lederer, „ſo iſt er unſer, denn zehn Gulden leg' ich dazu; ich hab' es heute vor Gott gelobt."

Schambattiſt hatte nicht Zeit, ſeiner Dankbarkeit Worte zu leihen, denn ſchon rief der Ausrufer: „Ein Seſſel von koſtbarer indianiſcher Arbeit, aus Oſtindien ſtammend! Wer bietet?“

„Fünf und zwanzig Gulden!“ ſagte Anton Drewes mit vor Begierde nach dem Seſſel zitternder Stimme.

„Sechs und zwanzig!“ rief Lederer.

„Sechs und dreißig!“ Drewes. —

Schambattiſt erbleichte — „Muth!“ rief Lederer leiſe ihm zu; „Vierzig!“ —

„Fünfzig!“ bot Drewes. —

„O mein Gott!“ ſeufzte Schambattiſt. —

„Gut!“ ſagte Lederer. „Der Kerl ſoll ihn bezahlen, wenn er ſo darauf erpicht iſt. — Sechszig!“ —

„Siebzig!“ rief Drewes, erſtaunt nach dem Mitbietenden blickend. —

„Achtzig!“ ſetzte Lederer darauf —

„Ich bitte Sie um Gottes willen!“ ſagte Schambattiſt, ſeine Hand faſſend. —

„Laſſen Sie mich!“ flüſterte Lederer „Ich kenne den Narren. Er läßt nicht nach. So retten wir wenigſtens das Uebrige, für die Familie, denn der muß Capital und Zinſen des Lederhändlers bezahlen“ Drewes blickte auf den Seſſel und bot hundert Gulden.

Aller Augen richteten ſich auf die beiden ſich ſteigernden Liebhaber. „Der Schreiber Crambolini's hat Aufträge von hohen Perſonen, die Geld haben!“ ſagte Jemand halblaut. —

„Das hab' ich auch!“ ſagte Muſje Anton, und lief kirſchroth an.

„Gut,“ verſetzte der Mann, „ſo bieten Sie!“

Drewes hatte im heiligen Eifer vergeſſen, daß er der Letztbietende geweſen und bot fünfzig Gulden weiter. Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich.

Lederer ſchüttelte ſich vor Luſt und rief: „zweihundert Gulden“

„Noch fünfzig!“ ſchrie Drewes

„Dreihundert!“ rief Lederer in luſtigſter Stimmung

„Noch fünfzig!“ war Drewes' Gebot.

„So!“ ſagte Lederer und rieb ſich die Hände vor Luſt. „Nun bleibt nach Abzug der Koſten eine hübſche Summe übrig. Dafür kaufen wir in Bembe's Magazin dem alten Manne einen gepolſterten Seſſel und das übrige Geräthe geht zurück.“ Schambattiſt ſtand wie eine Bildſäule dabei. Lederer trat zum Ausrufer. „Halten Sie ein,“ ſagte er, „die Summe iſt gedeckt.“

Das Protokoll wurde unterzeichnet, das Geld baar erlegt und ein langer Schiebekarren lud Glöckner's Geräthe auf, um es heimzufahren. Schambattiſt, ſein Bild unter dem Arme, folgte dem Karren, während Lederer als Bevollmächtigter ſein Geſchäft mit dem Ausrufer abmachte. Als dies beendet war, trat er zu Drewes und ſagte: „Sie haben da einen Erwerb gemacht, wozu Sie ſich gratuliren können. Wollen Sie übrigens den Seſſel abgeben, ſo bietet Ihnen Jemand das Doppelte.“

„Nicht für tauſend Gulden!“ lachte Herr Drewes und folgte den Trägern, die den Seſſel in's rothe Haus trugen.

„Und doch,“ ſprach Lederer, der ihm beharrlich folgte, „würden Sie als reicher, aber ehrenhafter Mann ſich nicht glücklich im Beſitze fühlen, wenn Sie wüßten, was ich von dem Seſſel weiß.“ —

„So?“ erwiederte Drewes, deſſen Gutmüthigkeit ſich zu regen begann. „Was wiſſen Sie denn?“ —

„Wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, theile ich Ihnen Alles mit.“

„Thun Sie das,“ ſagte Drewes, und Beide ſchritten der nahen Thüre zu, innerhalb welcher bereits die Träger des Seſſels verſchwunden waren.

Lederer, der ſchnell den Mann durchſchaut hatte, mit dem er verhandelte, ſetzte ſich in der Stube zu ihm und erzählte, was er am geſtrigen Abend erlebt und was er aus dem Zwiegeſpräche des Gerichtsvollziehers und des alten Glöckner von dem Seſſel vernommen. Er hatte die Gabe, recht beweglich zu erzählen und that's nach beſter Kraft. Die Erzählung fand den Weg zum Ziele, dahin ſie wollte und ſollte. Drewes war tief ergriffen, aber es entſtand ein Kampf in ſeiner Seele zwiſchen dem Gedanken, den

Lederer's Erzählung geweckt, und ſeiner Liebhaberei. Unruhig rückte er auf dem Sopha hin und her, darauf Beide ſaßen. Hätte nicht der Seſſel mit ſeiner unübertrefflich ſchönen Arbeit vor ſeinen Augen geſtanden und dieſe immer auf's neue die Luſt des Beſitzes geweckt, Lederer hätte ohne allen Zweifel ſein Ziel erreicht.

Als er ſchwieg und auf dem Geſichte ſeines Nebenmannes den Eindruck ſeiner Erzählung zu leſen ſuchte, ſagte dieſer: „Freilich, freilich — ich erkenne, wie theuer dies Gut dem Manne ſein muß, aber — thut's denn nicht ein anderer Seſſel auch? — ich — würde — im Nothfalle —“

„Wir haben geſchickte Arbeiter hier,“ fiel ihm Lederer in's Wort. „Ich würde mich verpflichten, Ihnen einen auf's Haar dieſem gleichen Seſſel zu ſchaffen.“

„Aber der wäre ja nicht alt, nicht aus Indien!“ unterbrach ihn Drewes.

„Hören Sie, Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, das iſt ſo ein Päcklein Narrheit,“ rief Lederer aus. „Ich wollte dem neuen Seſſel das älteſte Anſehen geben laſſen und — bei Liebhabereien läuft immer ein bischen Lüge mitunter. Entweder belügt man ſich ſelbſt und Andere, oder wird belogen. Was hätte es denn auf ſich, wenn Sie daheim ſagten: Er iſt aus Tippo-Sahib's Palaſt und ſtammt von deſſen Urgroßmutter, die ihn in Kairo von dem Paſcha von Egypten als Alterthum zum Geſchenk erhielt, — denn er ſtammt aus der Nachlaſſenſchaft des Pharao, der im rothen Meere ertrank, und kam Erbtheilungshalber in andere Hände u. ſ. w. Ich wette, die Leute glauben's.“

Drewes mußte lachen. „Sie haben eine gute Anlage zum Antiquar und Advocaten,“ ſagte er. „Ich will mir die Sache überlegen. Kommen Sie morgen wieder zu mir.“

Damit hatte die Unterredung ein Ende und der junge Menſch ging, freilich um ein Bedeutendes an Hoffnung ärmer als er heraufgekommen war.

V.

Als Lederer weg war, beſah ſich Drewes ſeinen Seſſel von allen Seiten. Es iſt ein Prachtſtück, rief er, von Freude ſtrahlend, aus. Alles, was ich daheim habe, iſt purer Schund und Trödel dagegen. Er ging zehnmal drum herum und in jeder Minute wurde er des Beſitzes froher.

Was thut's denn, ſagte er zu ſich, wenn der alte Schuſter einen neuen Seſſel erhält? Kann ja auch darin ruhen, und, wenn er's abſolut ſo will, auch meinetwegen — ſterben. Selbſt wenn ich ihm einen der koſtbarſten Seſſel kaufe, iſt dieſer noch ſpottwohlfeil. — Er ging wieder drum herum — kauerte ſich auf die Erde und betrachtete die Schnitzerei. Prachtvoll! rief er aus. Drewes, du wäreſt ein coloſſaler Simpel und in Erz gegoſſener Narr, wenn du um der Grille eines alten Schuſters willen dir dies Prachtſtück wegmanipuliren ließeſt. Bei dem Manne iſt es ſentimentale Faſelei. Den eigentlichen künſtleriſchen Werth capirt er nicht. — Aber — fuhr er plötzlich auf — das alte, nach Pech riechende, verblaßte und verrutſchte Leder muß herunter, heute noch herunter. Ich gehe zu einem tüchtigen Tapezirer und dann zu Muſſany's und kaufe Purpurſammet zum Ueberzug. Ein Schreiner muß ihn abpoliren und — ganz Bingen muß in Aufruhr kommen über den Seſſel, der eines Königs würdig iſt. Er nahm den Hut und Stock, ſchloß vorſichtig ab und rannte fort.

Es war Mittags zwei Uhr, als der Sattler mit ſeinen Werkzeugen in die Stube trat, wo ihn Drewes mit Ungeduld erwartete. Nachdem der kundige Mann den Seſſel nach Verdienſt bewundert hatte, gab er ſich daran, die Nägel auszuziehen. „Herr,“ ſagte er, dieſe betrachtend, „der Seſſel muß ſeiner Zeit in reichen Händen geweſen ſein, dieſe Nägel ſind von Silber!“

„Was ſagt Ihr?“ rief Drewes und ſprang haſtig auf. Er unterſuchte die Nägel — es war richtig. „Wahrlich!“ brummte er in den Bart, „der arme Schelm von Schuſter wußte nicht, was er da hatte. Dafür ſoll er aber von mir entſchädigt werden, denn vor einem Unrecht bewahre mich Gott.“

Der Sattler arbeitete weiter. Als er die Roßhaare wegnahm, um ſie auszuſtauben, rief er aus: „Was zum Kuckuck iſt denn da?“

„Was?“ fragte Drewes und drängte ihn zur Seite.

„Da ſehen Sie nur, da iſt ja ein verborgenes Schubfach an der Rückſeite des Sitzumfangs und — richtig! Hier die Feder öffnet es!“

Der Arbeitsmann wollte auf die Feder drücken, aber Drewes riß ihm die Hand weg. „Halt!“ rief er, „was da drinnen iſt, gehört dem Manne, von dem ich ihn erſtanden.“

„Fehlgeſchoſſen, Herr,“ bemerkte der Meiſter. „Sie haben den Seſſel, wie Sie mir ſagten, in öffentlicher Verſteigerung erſtanden und ehrlich bezahlt. Es iſt Alles ihr Eigenthum, da beißt keine Maus einen Faden ab.“

„Wie Ihr denkt, geht mich nichts an,“ erwiederte Drewes. „Jetzt kommt mit mir. Es muß Alles ſo bleiben wie es iſt. Wir gehen zum Friedensrichter. Der muß die Feder öffnen.“

„Sie ſind ein grundehrlicher Mann,“ ſagte lächelnd der Meiſter, „und ich bewundere Ihre kitzliche Rechtſchaffenheit, obgleich —“

„Still, ſtill!“ rief Drewes und zog ihn fort, indem er ſorgfältig abſchloß und den Schlüſſel in die Taſche ſteckte. „Kommt!“

Beide gingen, und der Meiſter führte Herrn Drewes zu dem Friedensrichter, der ſich mit ihnen ſofort an Ort und Stelle verfügte.

„Seien Sie ſo gütig, ein Protokoll aufzunehmen, Herr Friedensrichter, ehe wir zur Oeffnung ſchreiten. Doch halt! — Der Meiſter Glöckner muß ſelbſt hierher. Er muß dabei ſein, warten Sie noch, bis er da iſt.“ Er klingelte, und der Hausknecht mußte eilends in die goldene Luſt laufen, um den alten Glöckner herzuſchaffen.

Dort ſaß Schambattiſt bei dem alten Mann und Käthchen, die ihre Augen nicht von dem lieben Bilde der Mutter wegwenden konnte, und wenn ſie es that, ſo geſchah es nur, um ſie mit dem Ausdrucke von vollſter Liebe und Dankbarkeit auf dem Manne ruhen zu laſſen, den ihre Seele liebte. Zwar theilte der Greis die innige Freude ſeines Kindes über das wiedererhaltene Bild der Verſtorbenen in vollſtem Maaße, aber ſein Geſicht trug doch den Ausdruck eines wehmüthigen Gefühls über den Verluſt des Seſſels, der ihm ein ſo werthvolles Gut geweſen war. Er ſegnete den braven Lederer und ſeine uneigennützige Menſchenliebe; er freute ſich der wiedererlangten Mobilien, der vollſtändig bezahlten Schuld, aber als Schambattiſt den Plan ausſprach, den Lederer erſonnen, vom Ueberſchuß einen bequemen Seſſel zu kaufen, da ſchüttelte er das ſchneeweiße Haupt.

„Nein,“ ſagte er, „nicht nach dem behaglichen, bequemen Sitze gelüſtet es mich, Crambolini hat recht, ich ſitze ebenſo gut auf dieſem Strohſtuhle. Es waren andere Dinge, die mir den Seſſel ſo werth machten, die Erinnerungen — und die, guter Schambattiſt, kann mir ſelbſt der koſtbarſte Prunkſeſſel nicht wiedergeben, die knüpfen ſich allein an den alten Stuhl.“

Schambattiſt hatte das vorausgeſehen. Er ließ den Kopf traurig ſinken. „Ach,“ bemerkte er, „warum bin ich nicht ſo reich, daß ich dem Alterthumsnarren den Seſſel abringen könnte!“

„Es ſoll nun einmal ſo ſein,“ meinte mit Ergebung Meiſter Glöckner. „Ich habe Theureres hingeben müſſen. Ich will mich um ein Stück zerbrechlichen Geräthes nicht kränken. Es iſt Gottes Wille, redet nicht mehr davon.“

So ergeben auch ſeine Seele ſich in dieſen Worten ausſprach, der Ton, in dem ſie geſprochen waren, deutete doch auf tiefes Weh, das durch die Seele des alten, vielgeprüften Mannes zog.

Es trat eine lange Pauſe ein, in der Jeder ſeinen Gefühlen Raum gab. In dieſem Augenblicke klopfte es an, und Lederer trat mit freudeſtrahlendem Geſichte herein.

„Ach,“ ſagte er, „ich habe einen Wetterſturm ausgehalten wegen des Bildes — aber er hat mich doch nicht gebeugt. Crambolini wüthete; doch ſein Zorn überſtieg alles Maaß, als er, nach Abzug der Koſten, mir dieſe Quittung des Lederhändlers und dieſe ſchöne Summe baaren Geldes einhändigen mußte, um ſie Euch zu bringen, Meiſter Glöckner. Dafür aber müßt Ihr Euch einen andern Seſſel kaufen, denn der Drewes iſt zwar ein grundguter und ehrlicher Menſch, aber in ſeiner Narrheit ſo verrannt, daß er wohl ſchwerlich den Seſſel hergeben wird. Ich hab' ihn nach allen Kanten bearbeitet, aber es verfing nicht. Zwar beſtellte er mich noch einmal auf morgen früh — und ich glaube, er kauft Euch am Ende noch einen andern Seſſel, aber den ſchönen, alten werdet Ihr verſchmerzen müſſen."

Den Strom der Dankbarkeit, welcher eben aus drei Herzen brechen wollte, unterbrach der Hausknecht aus dem rothen Hauſe, der faſt athemlos hereinſtürzte. „Ihr ſollt ſogleich in's rothe Haus kommen, Meiſter Glöckner, zum Herrn Drewes von Bingen," berichtete er. „Sogleich, habt Ihr's gehört? Es eilt!" —

„Was iſt denn zu thun?" fragte Schambattiſt, als Glöckner vor Erſtaunen nicht zum Wort kommen konnte.

„Was weiß ich?" verſetzte der Hausknecht. „Macht Euch nur ſchnell auf die Lappen. Der Drewes kann nicht lange Aufſchub vertragen, ich kenne ihn. Der bremmſt mich was herum."

„Gebt Acht," rief, die Hände vor Luſt reibend, Lederer, „mein Wort hat doch bei Dem durchgeſchlagen. Nun aber, Meiſter Glöckner, macht, daß Ihr geht!"

Käthchen eilte, des Vaters Hut und Rock zu holen, den er Sonntags zu tragen pflegte, wenn er nach dem Dom ging.

„Ich denke, wir Beide gehen mit dem alten Manne," ſagte der ehrliche Lederer zu Schambattiſt. Käthchen, die vor Freude ſtrahlte, ſtimmte ein, und bald gingen alle Drei hinaus. Dem alten Manne wurde der Weg aus der goldenen Luſt bis zum rothen Hauſe hinab recht beſchwerlich. Obwohl ihm Schambattiſt den Arm reichte, wurde es doch ziemlich ſpät, bis ſie in das Gemach traten, wo Drewes, der Richter und der Sattler in geſpannter Erwartung ſaßen.

„Aha," rief Drewes, „kommt Ihr endlich!"

Glöckner's Blicke ruhten mit Schmerz auf dem Seſſel, der wie zerriſſen in der Mitte des Zimmers ſtand. „Was ſoll ich hier?"

fragte der alte Mann unwillig. „Wollt Ihr mir den Schmerz bereiten, mein theuerſtes Eigenthum zu erblicken, das Ihr mir entriſſen und nun zerreiſſet? Wollt Ihr Euch an meinem Schmerze weiden?“

Drewes' ging das Wort des alten Mannes durch die Seele. Er faßte ſeine Hand und ſagte: „Glaubet das nicht, Meiſter Glöckner, ich weiß von dem braven jungen Manne dort, wie Ihr zu dem Seſſel ſteht; aber — da iſt etwas ſichtbar geworden, das nur in Gegenwart des Herrn Friedensrichters und Eurer geöffnet werden darf, da ich kein Recht daran habe. Herr Richter, laſſen Sie gefälligſt öffnen!“

Verwundert blickten Alle auf den Sattler, der jetzt auf eine kaum bemerkbare Feder drückte. Ein Käſtchen ſprang auf. Es lag ein Papier darin, etwa zehn lange Rollen und eine kleine Schachtel. „Bitte, leſen Sie die Schrift, Herr Friedensrichter,“ ſagte Drewes. Dieſer entfaltete das ziemlich vergilbte Papier und las:

„Mein lieber Bruder!

„Als ich noch in Benares wohnte und Geſchäfte trieb, kaufte ich einſt dieſen Seſſel von einem alten Hindu, den ich nicht kannte, auch nicht habe wieder auffinden können. Woher er ſtammt, weiß ich nicht. Als ich ihn genau unterſuchte, berührte ich unvermuthet eine Feder und die Rückplatte des Sitzes ſprang auf. In dem Käſtchen lag ein Schatz von Gold und Edelſteinen. Sie legten mit dem Gelde den Grund meines Reichthums. Einen Theil der Edelſteine behielt ich. Sie ſind von hohem Werth und liegen in dem Käſtchen. Ich brauchte ſie nicht zu veräußern und hielt ſie für etwaige Wechſelfälle in meinem Leben zurück. Gott ſei Dank, dieſe ſind nicht eingetreten! Gott ſegnete mich mit Reichthum, aber ich wurde hart und mißtrauiſch. Ich kam nach Mainz zurück und Deine Liebe ſah ich für Heuchelei und Streben nach meinem Erbe an. Gott verzeihe mir's! Du weißt, ich verheirathete mich, weil — ich bethört wurde; aber ich lernte mein Weib kennen und verließ ſie. Wem ſollte ich meine Habe zuwenden, als Dir? Aber Du ſollteſt es nicht gleich ahnen, deßwegen verbarg ich den Dir zugedachten Theil in dem Seſſel, den ich Dir hinterlaſſe. Die Feder zeige ich Dir, ehe ich ſterbe. Vergib meine Thorheit und bete für

Deinen Bruder Joſeph Glöckner."

Der Friedensrichter hatte längſt das Papier neben das Käſtchen gelegt und noch dauerte die tiefe Stille fort, die während des Leſens geherrſcht hatte.

„Ach, nun weiß ich, warum mein Ohm Joſeph meinem Vater den Seſſel ſo gewaltig auf die Seele band. Nun weiß ich, was er ihm in's Ohr flüſtern wollte, als der Tod das Band ſeiner Zunge feſſelte," ſagte mit Thränen im Auge Meiſter Glöckner.

Drewes ſtand mit heiteren Zügen neben ihm. „Nehmt Euer Eigenthum, Meiſter," ſprach er, „und den Seſſel ſchenke ich Euch dazu. Ihr, junger Mann, habt mir heute verſprochen, daß Ihr mir ein gleiches Kunſtwerk hier wollet machen laſſen. Ich halte Euch beim Wort."

„Das ich halten werde," ſagte freudig Lederer.

„Meiſter," wandte ſich Drewes darauf an den Sattler, „nagelt den Bezug wieder drauf."

„Mit den Nägeln von Silber?" fragte dieſer bedenklich.

„Verſteht ſich — denn mich geht er nichts mehr an. Ihr habt ja gehört, daß ich ihn Meiſter Glöckner geſchenkt. — Meiſter, nehmt Eure Schätze!"

„Stille," ſagte der Richter. „Wir wollen erſt ſehen, was in den Rollen iſt." Er nahm eine heraus und öffnete ſie. Es waren Doppelguineen. „Empfangt Euer rechtmäßiges Erbe," ſprach er zu dem tiefgerührten Greiſe. „Ich wünſche Euch Glück!"

VI.

Ein Jahr ſpäter ſagte Drewes zu ſeiner Schweſter, unter deren Papageien ein arges Sterben gekommen war: „Julchen, in Mainz iſt der van Aacken mit ſeiner Menagerie. Laß uns zuſammen dorthin reiſen, dann kannſt du dir neue Exemplare kaufen. Ich muß doch hin, denn der alte Glöckner hat mir geſchrieben, mein Seſſel ſei fertig, aber ich müſſe ihn ſelber holen, zumal ich Pathe bei dem Erſtgeborenen ſeiner Tochter geworden und die Kindtaufe bis zu meinem Kommen ausgeſetzt ſei.“

Das gefiel Jungfer Julchen über die Maßen, und die zwei Geſchwiſter reiſten zum erſten Mal in ihrem Leben mit einander nach Mainz. In einem ſtattlichen, ſchönen Hauſe auf der großen Bleiche hielten ſie an. Zwei junge Männer und ein Greis empfingen ſie wie alte, liebe Freunde an der Thüre.

„Nun, das iſt ſchön,“ ſagte Drewes, daß ich auch Sie hier finde,“ und reichte mit dieſen Worten Lederern die Hand.

„Wiſſen Sie denn nicht, daß wir einen Holzhandel in Gemeinſchaft führen, Kugler und ich,“ fragte Lederer, „und daß er köſtlich geht?“

„Nein,“ ſprach Drewes, „aber das freut mich. Ihr ſeid zuſammengeführt worden in den Tagen der Sorge und des Unglücks, ſo müßt ihr auch zuſammenbleiben in den Tagen des Glückes.“

Die Alten wurden hinaufgeführt und ein ſchönes, blühendes Weib brachte einen prächtigen Knaben dem Herrn Drewes entgegen und ſagte: „Segnen Sie Ihren Pathen, der mit ſeinen Eltern Ihnen Glück und Segen verdankt.“

Drewes beugte ſich über das Kind und küßte es auf die Stirn, und es währte länger als ein gewöhnlicher Kuß, bis er ſich aufrichtete, weil — er eine Thräne verbergen wollte, die dagegen Käthchen ſich keine Mühe gab, in ihrem ſchönen, glänzenden Mutterauge zu verbergen.

Nachdem ſich die beiden Ankömmlinge von Bingen einigermaßen erholt hatten, nahm Glöckner Drewes an der Hand und führte ihn in ein größeres, nebenanſtoßendes Zimmer. Dort ſtanden zwei Seſſel — einer wie der andere, beide gleich mit purpurrothem Sammet bezogen.

„Nun, theurer Freund,“ ſagte Glöckner, „welches iſt der alte, echte Glücksſeſſel?“

Alle waren gefolgt. Drewes ging prüfend um beide herum. Er beſah alles ſo genau wie möglich. Endlich, nach langer Prüfung, richtete er ſich auf, ging auf Lederer zu und ſprach: „Sie ſind ein wahrer Hexenmeiſter!“

„Ich nicht,“ lachte dieſer, „ſondern einer unſerer geſchickten Arbeiter. Nun, welcher iſt's?“

„Ehrlich geſtanden, — ich weiß es nicht,“ meinte Drewes etwas kleinlaut.

„Da ſehen Sie, wie wahr das iſt, was ich Ihnen im rothen Hauſe ſagte. Man kann die Leute mit ſehenden Augen blind machen und mit der Alterthümelei geht's in der Regel auf ein bischen Lug und Trug hinaus. Herr Glöckner,“ fuhr er fort, „zeigen Sie ihm den neuen, denn — ich kenne ihn ſelber nicht mehr.“

Glöckner drückte auf die geheime Feder und ſagte: „Dies iſt der alte.“

Wirklich war der neue ein Meiſterſtück und der Schreiner, der ihn gefertigt, hatte durch künſtliche Beize dem Holze auf's Täuſchendſte dieſelbe Farbe gegeben. Glöckner zog Drewes in den neuen Seſſel, wo er ſich ſetzen mußte. Dann umarmte er ihn und ſprach: „Gott laſſe Sie lange darin geſund und ohne Sorgen ruhen!“ Alle ſtim̄ten in dieſen Wunſch aus treuem Herzen ein.

Am folgenden Tage war die Kindtaufe, wo dann der Friedensrichter und der Sattler, wie auch der öffentliche Ausrufer nicht fehlten, der Drewes den Seſſel zugeſchlagen. Sie verlebten einen glücklichen Tag, und Drewes und ſeine Schweſter ſonnten ſich recht in der Liebe, die ihnen ſo innig gezollt wurde. Sie blieben mehrere Tage bei ihnen in Mainz.

Schambattiſt half Jungfer Julchen die ſchönſten Papageien kaufen, und als ſie endlich ſchieden, war das kleine Verdeck der Diligence ganz von den Käfigen der ſchreienden Vögel bedeckt, aber die Mitreiſenden hatten nur Augen für den köſtlichen Seſſel, der in der Kajüte ſtand, was Drewes große Freude bereitete, zumal ihn Jedermann für alte, köſtliche Schnitzarbeit anſah.

Des Douanen Kind.

Eine rheiniſche Schmugglergeſchichte.

I.

Wo zwiſchen Bingen und dem Dorfe Heimbach die Burg Sooneck hoch auf einem Felſen thront, beginnt der Soon, ein mächtiger Wald, welcher ſich über die Berge hinzieht, die das reizende Nahethal gegen Weſten begrenzen und ſchützen. Seine Längenausdehnung beträgt wenigſtens vierzehn und ſeine Breite durchſchnittlich vier Stunden. Bäche, welche von der Waſſerſcheide des Hundsrückens ſich zur Nahe hinwinden, haben an vielen Stellen die Berge durchbrochen und ſchauerliche Schluchten in das ſchwarze Geſtein geriſſen, wo ihre Wellen im weißen Schaume ſich an den Felſen brechen; an anderen Stellen ſchneiden liebliche Thäler in die Berge ein, wo ſich der fleißige Menſch angebaut und ſeine Dörfer gegründet hat; aber auch auf den ſüdlichen Abhängen des dunkeln Soon hat in früheren Zeiten ſchon die Axt gelichtet, und wo einſt der Wald herrſchte, da zieht jetzt der Pflug ſeine Furchen, und die goldene Aehre reift im Strahl der Sonne auf weiter Flur.

Dort, am ſüdlichen Abhange, wo unfern auf hoher Kuppe eine alte Wildgrafenburg über die weite Gegend ſchaut, liegt ein Dorf, das gegen Norden den die Höhe bedeckenden Hochwald Soon zum Schutze hat, deſſen Fluren ſich rechts und links ausdehnen und an deſſen Häuſer ſich ein grüner Gürtel von Wieſen anſchmiegt, ſo ſaftig und friſch, daß das Auge ſchon von Ferne ſich daran erlabt. Ein Wald von Obſtbäumen umſchließt das Dorf, aus dem ſein Kirchthurm recht hoch herausſchaut. Unfern des Dorfes führt ein Bach in eine tiefe Schlucht, die auf beiden Seiten mit dichtem Gebüſche bewachſen iſt, aus welchem einzelne Hochſtämme ſchlank in die Freiheit hinaufſtreben. Weiter unten wird der Fluß des Baches ruhiger, denn die Thalſohle wird breiter und ebener, und dort liegt die „rothe Mühle," ſo genannt, weil das Balkenwerk roth angeſtrichen iſt ſeit alter Zeit, und die Gefachriegel weiß ſind. Damals, als unſere Geſchichte ſich dort ereignete, wohnte hier ein alter Junggeſelle und trieb das Geſchäft des Mahlens mit Erfolg.

Wenn man von der Mühle den gewundenen Feldpfad hinauf nach dem Dorfe ſteigt, ſo geleitet er durch den Wieſengürtel des Abhangs in einen breiteren Pfad, der, auf beiden Seiten mit Hainbuchen bewachſen, nach dem Dorfe führt. Links, wenn man in's Dorf tritt, ſteht ein Bauernhaus, mit Stroh gedeckt, wie alle. Das Strohdach läuft aber gegen die Wieſe, die ſich daran ſchließt, und die eine beſchnittene Hainbuchenhecke einfriedigt, weit vor, ruht auf vier gewaltigen Stämmen, und bildet ſo eine eben ſo kühle als anmuthige Wagner-Werkſtätte. Dieſes Haus bewohnte der alte Fehringer mit ſeinem Sohn und der alten Bale Lene, Lenebas ſchlechthin genannt. Gegenüber, und nur durch den Pfad getrennt, ſtand ein kleines Haus, einem reichen Bauer Namens Ried gehörig, das aber an den Douanen Dollart vermiethet war.

Aber, fragen vielleicht meine Leſerinnen, wer war denn das? Was heißt denn ein Douane und wie kommt der hierher? — Darauf muß ich freilich antworten, und bin genöthigt etwas weit auszuholen.

Als Napoleon die Welt beherrſchte, oder doch einen großen Theil davon, trug er, wie bekannt, unerſättlichen Haß gegen England, deſſen Macht zu brechen ſeine höchſte Aufgabe war. Gerade am allerverwundbarſten Siegfriedsfleckchen faßte er's, nämlich an ſeinem Gewerbfleiße und Handel. Er verſchloß nicht nur allen engliſchen Waaren ſeine Grenzen, ſondern ſelbſt denen, welche durch engliſche Schiffe uns zugeführt wurden. Darum zog er eine doppelte Zollwächterlinie um das Reich. Am Rheine ſtanden dieſe „Douanen" enge, und man begegnete den bewaffneten Grünröcken überall bei Tag und bei Nacht, denn ſie gingen von Poſten zu Poſten, um ja jede Regung auf den Fluthen des Rheines zu beobachten, und es war kaum möglich, daß vom jenſeitigen Ufer ein Kahn landen konnte, ohne daß Einer dieſer den Uferbewohnern verhaßten Unglücksvögel zur Hand geweſen wäre, ſchonungslos den Landenden zu betaſten und zu unterſuchen bis auf's Hemd, ob er keine verbotenen Waaren einſchwärze oder, wie man ſagte: einſchmuggle.

Eine zweite Linie, freilich weiter auseinander ſtehend, zog ſich über die Höhen und Berge hin, welche etwa zwei bis drei Stunden vom Rheine entfernt waren, und zu dieſer, der ſogenannten „ſchwarzen Brigade" gehörte Dellart, welcher in dem Hauſe neben Fehringer wohnte, mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter Claire einen kleinen Haushalt bildend.

Im Lande koſtete Salz, Tabak, Kaffe und Zucker horrendes Geld, und über dem Rheine, in den Uferorten, nur ſehr wenig. Wenn nämlich im Lande der Kaffe das Pfund zu zwei bis drei Gulden bezahlt wurde, ſo koſtete er drüben etwa ein Sechstel oder Siebentel dieſes Preiſes, und ſo im Verhältniſſe Alles. Engliſche Stoffe aber erreichten eine Preishöhe, die fabelhaft heute klingen würde.

Es iſt eine uralte, ſelbſt im Paradieſe begründete Wahrheit, daß eben das Verbotene reizt. Hier kam indeſſen auch noch das Bedürfniß hinzu, um den Schmuggel zu begründen.

Es war das einträglichſte Geſchäft für die Schiffer und Rheinuferbewohner, zumal Schiffahrt und Handel unglaublich ſtockte. Aber es hatte dies Gewerbe ſeine Schwierigkeiten und Gefahren.

Wurde ein Schmuggler ergriffen, ſo war die Galeere ſein Erbe, und Hab und Gut wurde als Staatseigenthum verkauft, wenn man in einem Hauſe ausländiſche Waaren fand, die unverzollt eingeführt waren. Die Zölle aber glichen in ihrer enormen Höhe einem völligen Verbote wie ein Ei dem andern. Da lockte der große Verdienſt, und die Schlauheit mußte das Aeußerſte aufbieten, wenn ſie die Liſt der Douanen überliſten wollte; es ſei denn, daß ſie, die ſehr gering beſoldet waren, die Hand mit den

Schmugglern im Spiele hatten und gefällig rheinaufwärts gingen, wenn rheinabwärts ein Kahn mit verbotenen Waaren landete. Raſch warfen dann die Schmuggler ihre Bündel, welche mit Saalbandträgern verſehen waren, über, und mit Windeseile ging's den Berg hinan, wo eben der Wald ſie in ſeinen dunkeln Schutz nahm.

Waren ſie glücklich über die erſte Douanen-Linie draußen, ſo war das Spiel ſchon halb gewonnen. In einer Mühle, einem Förſterhauſe, oder in einem einſam ſtehenden Hofe wurden dann die Bündel abgelegt; Andere, Landeskinder, welche die Wälder und Schliche kannten, nahmen ſie hier auf und trugen ſie bis hinter die zweite Douanen-Linie, und jenſeits dieſer war der Sieg errungen und die Waaren gingen bis Paris, wo die Damen des Hofes Napoleon's bei den kaiſerlichen Feſten in den Roben engliſchen Stoffes und im Schmucke engliſcher Spitzen ſich bewundern ließen; ſelbſt der duftende Kaffe auf den Tafeln in den Paläſten Napoleon's war geſchmuggelter, dem man's freilich nicht anſchmeckte.

So ſtand's damals am Rheine und in den Bergketten, die ſeine Ufer bilden.

Auch in dem Dorfe, deſſen Lage ich eben geſchildert, war ſeit Kurzem, es war im Jahr 1813, eine ſchmugglerische Verbindung angeknüpft, und der Wirth Kamper ſuchte eine Schmugglerbande zu bilden.

Es war an einem Sonntagnachmittage, ſchon gegen Abend, als alle die Leute heimgegangen waren, da ſaß der alte Fehringer allein noch bei dem Wirthe und blickte wehmüthig auf ſein Glas, in dem nur noch wenige Tropfen ſtanden.

Der Wirth raſſelte mit der Rechten in ſeinem Sacke mit Geld, während er mit der Linken mit ſeinem vollen Glaſe ſpielte. Sein Auge ruhte dabei mit einem pfiffigen Ausdruck auf dem Fehringer. —

Endlich ſagte er: „Was denkſt du jetzt Fehringer?“

„Was ich denke?“ war deſſen Antwort, „daß mein Handwerk, ſeit der Jüng ſich hier als Wagner gelegt hat, mir nicht mehr ſo viel gibt, daß ich leben kann —“

„Und trinken!“ fiel der Wirth ein und lachte dazu.

„Auch das,“ fuhr Fehringer fort. „Du raſſelſt im Gelde, und wenn du mich auf den Kopf ſtellſt, fällt kein Pfennig heraus; du haſt ein volles Glas und das meine iſt leer. Das iſt unangenehm, ob ich gleich kein Säufer bin.“

„Da trink' einmal mit mir,“ ſprach der Wirth, und ſchob ihm ſein Glas zu. „Aber biſt du daran nicht ſelber Schuld?“ fragte mit einem Tone des Vorwurfs der Wirth.

„Das verdien' ich nicht,“ ſprach mit Heftigkeit der alte Fehringer. „Niemand wird mir und meinem Martin abſprechen, daß wir uns ehrlich umthun; daß wir arbeiten mit Freuden, wenn wir Arbeit haben; allein es geht ſo in der Welt, daß Alles dem neuen Wagner zuläuft, weil neue Beſen gut kehren. Mein Gut iſt geringe. Es nährt mich nicht. Das Handwerk wirft nichts mehr ab. Da haſt du gut reden.“ —

„So hab' ich's ja gar nicht gemeint,“ nahm der Wirth das Wort. „Ich weiß ja, wie es euch geht, und ſelbſt das weiß ich, daß du mit deinem Schwager zerfallen biſt, der dir helfen könnte, der Müller in der rothen Mühle nämlich. Ich dachte an ein Anderes.“ Und nun neigte er ſich flüſternd zu Fehringer's Ohr und ſagte: „Du könnteſt mit deinem Sohne alle Woche zwei, auch vier Kronthaler verdienen, und zwar wenn Andere ſchlafen! Verſtehſt du mich?“ —

Fehringer fuhr auf. „Wie meinſt du das?“ fragte er betroffen.

„Nun,“ entgegnete der Wirth, „die ganze Arbeit beſtünde darin, daß ihr zwei Bündel trüget. Für jeden fällt ein Kronthaler ab.“

„Aha, ſchmuggeln,“ ſagte Fehringer.

„Ja, ſchmuggeln,“ war des Wirthes Gegenrede. „Ihr nehmt die Bündel und tragt ſie nach dem Schwarzfelder Hof dahinten. Es ſind drei Stunden Weges. Den Weg kennſt du, wie du deine Weſtentaſche kennſt, und gehſt ihn im Dunkeln ſo ſicher, wie am Tage.“ —

„Ja, wenn der Zollart nicht wäre!“

„Was Dollart?“ rief zornig der Wirth. „Sich nicht fangen laſſen, iſt die Kunſt.“

„Dem trau' Einer!“ ſagte Fehringer. „Ich weiß mehr, als du!“

„Nun was weißt du denn?“ fragte ſpottend der Wirth.

„Wir ſind allein,“ ſprach mit feierlichem Ernſte Fehringer, „da kann ich reden. Du weißt, ſie ſagen, der gehe nicht mit rechten Dingen um; er habe — einen Pakt mit dem Böſen, und darum fange er die Schmuggler ſo oft. Ich hab's geſehen, daß es nicht juſt iſt mit ihm. Glaub' mir's. Ich bin kein Haſe, aber es gibt Dinge, die Einem eiskalt machen.“

„Du abergläubiſcher Narr!“ rief zornig der Wirth. „Wenn er Alles wüßte, ſo wären die Schmuggler nicht geſtern ihm vorbei gewiſcht.“

„Mag ſein,“ entgegnete Fehringer, „aber was meine Augen ſehen, das glaubt mein Herz. Es war heute vor drei Wochen, am Samſtags Abend. Ich war im Walde, um mir eine Laſt guter Schippenſtiele zu hauen. Der Mond ſchien hell wie am Tage. Ich lag, weil ich den Förſter witterte, im Buſch und hielt mich ſtille, wie der Haſe im Lager ſitzt, und duckte mich. Da ſah ich Einen am Saume des Waldes ſchleichen; aber es war der kleine dicke Förſter nicht, ſondern die lange, hagere Geſtalt des Douanen Dollart. Nicht weit von mir ſtand ein alter [illegible], du weißt ja die hohe Eiche am Heiligenbrunnen. Da ſah ich ihn ſtehen, mutterſeelen allein. Da pfiff er plötzlich drei, hell und gellend, und blitzſchnell war noch Einer bei ihm, auch angethan wie ein Douane, eine Flinte im Arm, einen Hut auf, wie Dollart. Sie flüſterten mit einander. Plötzlich dreht ſich der Fremde um und ſein Geſicht war — rabenſchwarz! — Gleich darauf gingen ſie nach dem [illegible] hin und Piff! Paff! hör' ich die zwei Flinten knallen, und ſie hatten die Waare der Schmuggler, zehn reiche Bündel, die ihm ein hölliſches Geld eintrugen. Was meine Augen ſehen, glaubt mein Herz, Kamrad. Ich weiß, daß weit und breit kein Douane iſt, als er, und ich hab' ihn allein aus ſeinem Hauſe gehen ſehen und allein heim gehen. Mach's rund, wenn du kannſt!" —

Der Wirth ſchwieg und es rieſelte ihm kalt über den Rücken, eiskalt, denn die Schmuggler hatten den Schwarzen auch geſehen, als ſie von ihm betroffen wurden, und ſie ihre Bündel abwarfen und davon liefen.

„Larifari!" ſprach er; „ihr habt in der Angſt Alles doppelt geſehen, und ſchwarz ſehen in der Nacht alle Katzen aus. Du könnteſt als Schmuggler mehr leiſten, als Alle zuſammen, weil du den Spitzbuben auslauern könnteſt; ja dein Martin, der mit der ſchönen Claire gar gut ſtehen ſoll, wie der Adam Ries will herausgefunden haben, könnte es ſich recht auslugen, wohin der lange Dollart geht. Ginge er rechts, ſo ginget ihr links, dann wäre das Fangen denn doch keine Kunſt."

„Mein Martin hat nichts mit dem Douanenmädel zu thun!" rief Fehringer zornig. „Der Neidſack, der Adam Ries, hätte das Mädel gern zur Frau, aber es mag ihn nicht, und daher meint er, mein Martin, der ein bildhübſcher Jung' iſt, müßt mit dem Mädchen Liebhaben ſpielen. Glaub' dem Lügner nichts. Der hält's mit dem Dollart, und könnte er, ſo verriethe er ihm Alles."

„Mag ſein," verſetzte der Wirth, „aber ausſpioniren könntet ihr den Dollart doch und ſchmuggeln helfen. Iſt dir's recht, ſo ſchlag ein; aber ein Schloß vor den Mund, hörſt du, und morgen beginnt Arbeit und Verdienſt."

Fehringer'n ſtieg das Blut in den Kopf, daß er ſchier ſchwindelig wurde. Eine Weile ſah er da und wußte nicht, ſollte er einſchlagen oder nicht — dann aber ſchlug er raſch ein.

„So iſt's recht," ſagte der Wirth. „Nun will ich dir auch vertrauen, daß in meinem Hauſe die Bündel liegen und ihr von hier aus ſie auf den Hof tragt. Ich zahle euch den Lohn aus und ein ſolcher Verdienſt läßt ſich hören."

Noch eine Weile redeten ſie halblaut, dann ging Fehringer heim und Martin trat ihm aus der Werkſtatt entgegen.

II.

Dellart war ein Elsäſſer, und dazu ein pfiffiger Menſch, was nicht alle Elsäſſer ſind; aber was ſie meiſt ſind, von Herzen gutmüthig. Er ſuchte ſeine Familie ehrlich zu nähren. Wenn ihn der Dienſt nicht in Anſpruch nahm, ſaß er am ſeinem Webeſtuhl und wob Damaſtleinen, in welcher Kunſt er Meiſter war. Seine Frau ſtand mit den Bauersfrauen ungemein gut; denn ſie verſtand die Hauben zu machen, zu waſchen und zu bügeln, und Claire half wacker. Dellart's waren nicht ſtolz, kleideten ſich beſcheiden und Claire ging mit den Mädchen freundlich um, und wenn die Burſche und die Mädchen Sonntag Abends vor's Dorf ſpazieren gingen, und ſangen, da war ſie dabei, und ihre glockenreine Stimme hörte man vor allen.

Die Mädchen waren freilich mit Claire nicht zufrieden; ihr aber konnten ſie doch keinen Vorwurf machen, weil ſie im Grunde unſchuldig daran war. Das lag nämlich ſo. Claire war achtzehn Jahre alt und ſchön, wie ein Engel. Eine hohe, ſtolze Geſtalt, mit braunem Haar, ſo glänzend wie die Schale der reifen Kaſtanie, wenn ſie aus der Hülſe fällt; mit Augen ſo groß, ſo klar, ſo freundlich, daß man nichts Herrlicheres ſehen konnte; mit einer Hautfarbe, wie der junge Schnee, auf dem die Morgenſonne ruht im erſten Strahle; mit einer Leichtigkeit des Ganges und der Bewegungen, als hingen alle dieſe reizenden Glieder an feinen Drähtchen — kurz — ſchöner war weit und breit kein Mädchen, obgleich im Dorfe die Schönſten der ganzen Sornhöhe zu finden waren, und die auswärtigen Burſche ſich manch' Mädchen heimholten zum Aerger der Einheimiſchen.

Seit Claire im Dorfe war, hatten alle Burſche nur Augen für ſie, und es ſchien, als ſeien die andern bildhübſchen Mädchen gar nicht da; aber Claire gab doch gar keine Veranlaſſung dazu. Sie zeichnete Keinen aus, ging Keinem zu Gefallen, und, wenn ſie auch gegen Keinen unfreundlich war, ſo hatte ſie doch ſo eine merkwürdige Art, daß es Keiner wagte ſich ihr zu nähern, oder einen Scherz mit ihr zu machen. Es war ordentlich ein Reſpekt, den ſie vor dem muntern Mädchen hatten, als ob's die Pfarrerstochter wäre.

Wenn nun auch ſo ein heimlicher Neid in den Herzen der Mädchen ſaß, ſo ließen ſie's denn doch die herzliebe Claire nicht entgelten; denn das hätten ſie gar nicht fertig gebracht, weil ſie zu gut, freundlich und lieb war gegen Jedermann, ohne Ausnahme. Und wenn auch die ſchöne Claire keinen der Burſchen auszeichnete, ſo war doch Einer, der es beſſer wußte, als alle, wie es um ihr Herz ſtand, und welch' eine Seligkeit es war, von ihr geliebt zu ſein — und das war — — Fehringer's Martin, ihr Nachbarsſohn.

Martin war ſo alt als Claire, und die Mädchen im Dorfe waren alle einſtimmig darin, er ſei der ſchönſte, bravſte und beſcheidenſte Burſch im Lande; das konnte ihm aber auch ſelbſt der Adam Ries nicht ableugnen, der's doch ſo gerne gethan hätte, weil er ihn beneidete. —

Martin war groß, ſtarkgebaut und doch ſchlank. Seine Haltung war kerzengrade. Um ein blühendes Antlitz ſproßte der junge Bart und gab ihm eine dunklere Beſchattung, auch wenn er ihn ſorgſam abraſirte. Dunkle Locken fielen in krauſen Ringeln um das ſchöne Oval ſeines Geſichts und ſeine Augen leuchteten wie zwei Sterne. Seine Haltung war ſtille und ernſt; ſein Leben fleißig und vorwurfsfrei. Daß er arm war, that nichts; denn der Müller in der rothen Mühle war ſein Ohm und Pathe, und er ſein Liebling, wenn er auch ſeinen Vater nicht leiden konnte, der ſeine ſelige Frau, des Müllers Schweſter, übel behandelt hatte. Stand auch das Erbe im weiten Felde, ſo kam's doch einmal ſicher, und wenn jetzt der Müller die Hände feſt zuhielt, ſo kam das ja dem Martin allein zu Gute.

Seit Dellart's Claire im Dorfe war, konnte man freilich an dem Martin etwas merken. Er hatte kein Mädchen, keinen Schatz, und wahrhaftig, jede hätte ſich glücklich geprieſen, die ſich hätte ſagen dürfen, ſie ſei's, die er erkoren. Manchmal ſagten die Mädchen unter ſich: Es iſt mit den Zweien, der Claire und dem Martin, nicht richtig; denn heute hatte die gemeint, ſie hätte Martin auf einem Blicke ertappt, der unbewacht zu Claire geflogen und die Fülle einer innigen Liebe verrathen; morgen meinte jene, ſie habe es geſehen, wie Claire's wundervolle Augen lange und ausdrucksvoll auf Martin geruht, und ſie roth geworden ſei bis an die Ohrläppchen, als ſie ſich bemerkt und beobachtet geſehen; allein dabei blieb's, und ſichere Beweiſe fehlten, wie ſorglich auch die Beobachtung war.

Die Liebe, auch die reinſte, iſt ſchlau. Das iſt eine Welterfahrung und eine Thatſache, für die tauſend Beweiſe vorliegen. Das Geheimniß iſt ſo ſüß; iſt ein ſo gewaltiger Zauber, daß ſeine Macht unendlich groß und weitreichend iſt. Das ſelbſteigene Wiſſen um die Liebe des geliebten Weſens entſchädigt für Alles und ein Augenblick glücklicher Gemeinſchaft reicht hin auf lange Zeit des Entbehrens. Das zeigte ſich bei Claire und Martin im hellſten Lichte. Sie hatten ſich liebgewonnen, ehe Eins dem Andern nur irgend ſeine Liebe verrathen. Ein Moment aber war entſcheidend geweſen. Claire ſtand einſt am Bache, Waſſer zu ſchöpfen. Ein von ihr ſehr geliebtes Kind einer benachbarten Familie war ihr gefolgt und ſtürzte in den Bach, der es mit ſich fortriß. Verzweifelnd ſchrie das Mädchen um Hilfe. Martin kam grade am Ufer des Baches durch die Schlucht herauf. Er vernahm den Ruf; erkannte die Stimme und beeilte ſeine Schritte. Da ſah er das Kind, ſtürzte zum Ufer, in den Bach und rettete das Kind. Keine Menſchenſeele war weit und breit zu ſehen. Martin trug das Kind zu Claire und Beide brachten es in das Leben zurück. Claire eilte hinweg, trockene Kleider zu holen, was ihr unbemerkt möglich war, da die Eltern des Kindes auf dem Felde arbeiteten, Claire aber im Hauſe ſehr befreundet und bekannt war. Beide kleideten das Kind um und pflegten es, bis es wieder ganz munter wurde. Nun reichte Claire Martin ihre Hand, die er nicht wieder loslaſſen wollte und die ihm Claire auch gerne ließ.

Während das Kind vor Erſchöpfung auf Claire's Schooß einſchlief, plauderten Beide traulich, und das ſüße Geheimniß der ſtillen Bruſt fand ſeinen Weg über die Lippe, und über dem ſchlafenden Kinde wurde der Bund der Herzen geſchloſſen, aber auch das gegenſeitige Gelöbniß abgelegt, daß Niemand ihre Liebe ahnen dürfe.

Das hielten ſie treu und jene Aeußerungen der Mädchen waren mehr eine Zuſammenſtellung von Vermuthungen, als wirkliche Thatſachen. Daß ſie beobachtet wurden, wußten Beide nur zu wohl; denn Adam Ried verfolgte die liebliche Claire mit ſeiner Liebe und die Mädchen wollten auch, wie dieſer, um jeden Preis dahinter kommen, ob denn, wie ſie ſagten, Claire ein Herz von Stein habe, und ob denn Martin abſolut in's Kloſter gehen wolle, da er doch Proteſtant, und nicht einmal ein Kloſter im Lande ſei.

Zu dieſem Geheimniß trieb ſie auch noch ein Anderes. Claire's Vater war ein ſtrenger Mann und würde eine Neigung ſeines Kindes zu einem bloßen, dazu unbemittelten Bauerburſchen durchaus nicht gebilligt haben, und der Müller in der rothen Mühle war ein ſo erbitterter Franzoſenfeind, daß er eine ſolche Verbindung ſeines lieben Pathen und Erben in Hoffnung nicht würde geduldet haben.

Hoffnung iſt allerwege die Begleiterin der Liebe. Auch Martin und Claire hofften und um ſo mehr, als ihre Liebe in ihrer Lauterkeit gewiß des himmliſchen Schutzes würdig war.

Dem Bedürfniß der liebenden Herzen genügte es, ſich ſelten zu ſehen. Da die Hauswieſen an einander ſtießen und Martin jede Stunde des Tages in der Werkſtatt hinter dem Hauſe ſaß, ſo fehlte es nicht an dem, was das Herz erſehnte. Sie ſahen ſich, ſie wechſelten über den Zaun weg ein Paar ſüße Worte, drückten ſich die Hand, und wenn an den Sonntagsnachmittagen die Burſche und Mädchen in hellen Haufen ſpaziren gingen und Lieder ſangen, ſo ſahen und hörten ſie ſich, und das genügte den beſcheidenen Herzen, und mehr heiſchten ſie nicht.

Auch an dem Abende, als Martin's Vater den Bund mit dem

Wirthe Kamper gemacht, und Martin ihm aus der Werkſtatt entgegenkam, hatten Beide ein halbes Stündchen unbemerkt gekoſt, und voll ſtiller Freude war Jedes in das Haus getreten. Wenn auch die gute Lenebas, die Fehringer's Hausweſen leitete, um die Liebe der Beiden alleine wußte, ſo ſprach ſie doch kein Wort darüber und weder ein Scherz, noch eine leiſe Andeutung färbte jemals Martin's Wangen höher. Die alte gute Seele hatte ihren braven Martin viel zu lieb, und auch das freundliche Donauenkind liebte ſie, wie eine Mutter. Sie war der Meinung, Beide ſeien ſo recht für einander geſchaffen, und konnte ſie irgend eine Gefahr abhalten, ſo that ſie es gewiß. Sie wachte ordentlich oben im Hauſe am Dachfenſter ihres Kämmerleins, wenn etwa Jemand käme, der ſie überraſchen könnte und machte dann irgend ein Geräuſch, das die Liebenden ſchnell auseinander trieb, ehe die Gefahr nahte. Wie ein treuer Schutzgeiſt wachte ſie über ihrer Liebe, ohne daß ihr das Schweigen Martin's wehe gethan hätte. Einen Mangel an Vertrauen erblickte ſie darin gar nicht.

Fehringer's ſah ſie auch heute kommen und rief laut einer Nachbarin ein Paar gleichgültige Worte zu, welche ſchnell die Unterredung der Beiden beendeten. Fehringer trat zu Martin.

„Laß uns in die Stube gehen, Martin," ſagte er. „Ich habe dir Wichtiges zu ſagen. Wir ſind jetzt noch allein."

Martin folgte ſeinem Vater und dieſer theilte ihm das mit, was eben zwiſchen ihm und Kamper ſich zugetragen.

Martin erſchrak. Er überblickte ſchnell das Gewagte des Unternehmens und eine Stimme in ſeinem Innern ließ ihn das Unrechte deſſelben richtig erkennen — ſowie die Gefahr, die dieſer Erwerb ſeiner Liebe drohte. Er ſprach tiefbewegt ſich aus. Der Vater hörte ihn ruhig an.

„Martin," ſagte er, „du biſt verſtändig genug, einzuſehen, daß wir ſo, wie es jetzt um uns ſteht, nicht lange beſtehen können. Alle Bauern laufen zum Wagnerjörg, der gut und wohlfeil arbeitet, wohlfeiler, als wir es können. Wie er das fertig bringt auf die Dauer, wo doch das Nutzholz ſo theuer iſt und alle Tage theurer wird, weil die Förſter mit dem Fällen geizen, das weiß ich freilich nicht, und iſt auch ſeine Sache; aber das weiß ich, daß ich ſo an den Bettelſtab komme und bald. Schulden drücken uns jetzt ſchon. Wohin ſoll es kommen? Seit hundert Jahren waren in unſerm Dorfe keine Bettler, ſollen wir die erſten ſein?“ —

„Vater,“ ſagte Martin, „ich will Holzhauer werden!“ —

„Das iſt ein ſchlechter Verdienſt,“ antwortete der Vater. „Wenn's gut geht, verdient Einer das Waſſer, das er trinkt. Die Förſter haben Alles ausgeſpitzt.“

„So will ich mich als Knecht verdingen; Ihr mit der Bas bringet Euch durch, und von meinem Lohn will ich Alles abgeben, was mir von meiner nothwendigen Kleidung übrig bleibt.“

„Das iſt gut, aber reicht nicht aus,“ fuhr Fehringer fort. „So viel, wie wir da verdienen, kannſt du nicht erwerben.“

Nun ſtellte er ihm das, was verdient werde, in's Licht; redete dem braven Sohne zu, bis dieſer endlich aus kindlichem Gehorſam nachgab und einwilligte. Als aber der Vater vom Ausſpioniren des Douanen Dollart zu reden begann, wies Martin dies mit einer Haſt und einem Eifer zurück, daß Fehringer zu argwöhnen begann. Indeſſen ſchwieg er darüber doch und entſchloß ſich, dies Geſchäft ſelbſt zu übernehmen.

Martin ahnte, was in der Seele ſeines Vaters reifte, und ſah darin eine neue Gefahr, die dem Geheimniß ſeiner Liebe drohte. Als ihm Fehringer von dem Schwarzen zu reden begann, den er ſelber geſehen hatte, wurde Martin betroffen. Von dem Aberglauben ſeines Vaters war er frei; aber es dämmerte in ſeiner Seele eine Ahnung, die ihn tief ergriff, die ihn ernſt und traurig ſtimmte, weil die Möglichkeit eines unglückſeligen Ausgangs ihm wie ein drohendes Geſpenſt entgegen trat. Seinem Vater äußerte er nichts; allein hinter dies Geheimniß mit dem „Schwarzen“ zu kommen, war ihm eine Angelegenheit, welche ſeine Seele nicht zur Ruhe kommen ließ und den Schlaf von ſeinen Augen ſcheuchte, als er ſpät und bekümmerten Herzens ſein Kämmerlein aufſuchte.

Drüben aber, im Nachbarhauſe, ahnte das liebende Mädchen nicht wie tiefbewegt des Jünglings Bruſt war, und ihre Silberſtimme klang noch lange hell und rein in ſein Ohr. Es war, als wollte ſie ihm von ihrer Liebe reden, denn das Lied, das ſie ſang, drückte das tiefſte und reinſte Gefühl aus, das ſie in ihrem Herzen trug.

III.

Dollart hatte im Laufe des Sommers mehrmals glückliche Fänge gemacht und das verdankte er — ſeiner Claire.

Der Schmuggel wurde mit einer ſeltenen Frechheit betrieben in den letzten Jahren. Es kamen Fälle vor, daß Douanen erſchlagen oder doch auf den Tod mißhandelt wurden. Ihren Vater allein dieſer Gefahr bloßgeſtellt zu wiſſen, ertrug Claire nicht. Sie hatte keine Ruhe daheim in den dunkeln Nächten, wenn ſie wußte, daß er im dunkeln Walde allein einer wilden Rotte geſetzloſer Menſchen, Waghälſe, die der Gefahr trotzten, die ihnen drohte, mitunter ruchloſer, im Frevel gegen das Geſetz verhärteter Böſewichte, gegenüberſtand. Aus alten Uniformſtücken ihres Vaters hatte ſie ſich mit gewandter Hand eine völlig paſſende Uniform bereitet. Ein alter Säbel mit dem gelben Lederbandelier hing noch da und auch eine Flinte; ein alter Hut vollendete ihre Maske. Aber durfte ſie ihr reizendes, zartes Geſichtchen ſehen laſſen, ohne daß ſie hätte befürchten müſſen, auf der Stelle erkannt zu werden, was dann ſchlimmer würde geweſen ſein, als das völlige Alleinſein ihres Vaters, dem es an Muth nicht gebrach? Auch hier fand ſie ſchnell ein Auskunftmittel. Ein Trauerflor, vor das Geſicht geheftet, erfüllte vollkommen den Zweck, wenn er auch weidlich unbequem war.

So ſtellte ſie ſich einſt ihrem überraſchten Vater vor und dieſer, trotz ſeines herzlichen Lachens, erkannte ſchnell den großen Vortheil, welcher in der Bitte des muthigen Mädchens lag, ihn auf ſeinen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Er kannte zu gut den tief gewurzelten Geiſter- und Geſpenſterglauben des Volkes, der nirgends mächtiger ſich geltend macht, als in Gebirgsgegenden und Landſchaften, wo die wilde Natur und die romantiſche Staffage in Burgen und Ruinen alter Klöſter eine ſo ſichere Handhabe darreicht und die ſchaffende Phantaſie des Volkes nicht ſäumt, in Sagen und Legenden ſeinem Aberglauben, den das Volk mit der Muttermilch einſaugt, Vorſchub zu thun, um nicht einen ſicheren Bau darauf zu gründen.

So war denn Claire, ohne daß es Jemand ahnete, faſt allnächtlich der Begleiter ihres Vaters, und, da ſie mehrfach in der Nähe geſehen worden war, auch der Grund jener abenteuerlichen Mährchen, mit denen man ſich trug. Allgemein war ſeitdem Dollart gefürchtet und gemieden.

Adam Ries allein wurde ſeiner Furcht und Scheu Herr, weil ſeine Liebe zu Claire Alles überwand. Er ſuchte überall die Schmuggler auszuforſchen und machte ſich ein Geſchäft daraus, das Erkundete Dollart mitzutheilen. So war es dieſem gelungen, ſie zu treffen und ihnen ihre Waare abzunehmen.

Durch des alten Fehringer's Beobachtungen kamen indeſſen die Schmuggler hinter ſeine Schliche und Kniffe, und ihr Haß gegen ihn kannte kaum eine Grenze.

Ziemlich oft gelang es dem alten Fehringer, Dollart's Gänge auszukundſchaften und die Gänge der Schmuggler waren allemal dann ſicher und von gutem Erfolg. Der Schmuggel nahm in der Richtung über das Dorf einen bisher nie gekannten Aufſchwung. Fehringer ſah mit Freuden, wie er nun wieder frei athmen konnte, daß es ihm möglich war, ſeine Zinſen zu bezahlen, ja nach und nach ſelbſt das kleine Schuldcapital abzutragen, das ihn drückte. Dollart wußte, wie der Schmuggel eifrig betrieben werde, und konnte doch nicht dahinter kommen. Er zerbrach ſich den Kopf, wie das möglich ſei, und kam an kein Ziel. Die Nachrichten vom Rheine ſetzten es außer Zweifel, daß im Dorfe eine Schmugglerbande beſtehe, die raſtlos thätig ſei; daß im Dorfe eine Niederlage ſein müſſe oder nahe dabei, und doch konnte er ſeine

Spuren ſinden. Es war außer Zweifel, daß er beobachtet wurde, und doch blieb es ihm ein Räthſel, wie dies geſchähe.

Er äußerte dies einſt gegen den ſich mehr und mehr an ihn drängenden Adam Ries. Der lächelte pfiffig.

„Ich glaube, ich könnte Euch die Fährte zeigen,“ ſagte er.

„Du?“ fragte Dollart erſtaunt. „Warum thuſt du's nicht, da du es doch ſonſt mehrmals gethan?“

Ries zuckte die Achſeln und lächelte; aber er ſchwieg.

Dollart kannte ſeinen Mann.

„Ries,“ ſagte er, „gibt es nicht einen ſilbernen Schlüſſel, der die Thüre deines Mundes aufſchließt?“

„Nein,“ erwiederte Ries mit Feſtigkeit, „ich bin reich und Geld mag ich nicht.“

„Alſo etwas Anderes?“ fragte Dollart. „Was könnte das ſein? Rede doch, Adam!“

Ries erröthete vor Verlegenheit. Er rieb die Hände, trippelte hin und her und konnte das Wort nicht finden.

„Nun, nun?“ rief Dollart eifrig.

Adam Ries ſetzte ſich endlich.

„Sind wir allein?“ fragte er.

„Meine Frau und meine Claire ſind in das Dorf gegangen,“ antwortete er mit Heftigkeit, welche ſein Verlangen bezeichnete. „Wir werden von Niemandem gehört, von Niemandem geſtört.“

„So hört mich ruhig an,“ ſprach Adam Ries. „Ich bin meines Vaters einziges Kind aus zweiter Ehe und der Erbe eines anſehnlichen Vermögens. Ihr wißt es, Herr Dollart, es kann ſich kein Bauer mit uns meſſen. Alles iſt freies Eigenthum. Mein Vater iſt alt. Alle meine rechten Geſchwiſter ſind geſtorben und die Stiefgeſchwiſter ſind abgefunden; ich, der jüngſte, lebe allein noch. Auch meine Mutter iſt ſchon lange todt, und da mein Vater ſtets krank iſt und Mägde ihn nicht ſo pflegen, wie ſie ſollten, ſo — wünſcht er, daß — ich heirathe. Ueberall wären mir, als Freier, die Thüren offen; aber ich will nur eine Frau nehmen, die ich lieb habe, und — da — wäre — Eure Claire grade die, welche ich über Alles liebe! Gebt mir ſie zur Frau, Herr Dollart! Sie ſoll es gut haben; ſie kommt in eine volle Haushaltung. Gebt mir Claire zur Frau, und ich rede ohne Rückhalt von der Leber weg und enthülle Euch Alles!“

Er hatte mit ſtockendem Athem zu reden begonnen. Man hörte es ihm an, daß es ihm zentnerſchwer auf der Bruſt lag. Die Worte wollten gar nicht heraus. Jetzt aber, wo es von der Bruſt gewälzt war, das zentnerſchwere Geheimniß, das ihn ſchon ſo lange gedrückt und dazu ſich die Gelegenheit ſo wunderſchön gemacht, jetzt war ihm wohl. Er zog tief Athem aus der freien Bruſt und ſah Dollart triumphirend an; denn er war ſich bewußt, mit großer Klugheit Zeit und Stunde, wie auch die Umſtände, benutzt zu haben, und trug die Ueberzeugung in ſich, ſein Antrag ſei unabweisbar und der blutarme Dollart werde mit beiden Händen in der Fülle ſeines Herzens zugreifen.

Dollart hatte ſo etwas geahnet, als Adam Ries ſeinen Anlauf zu der Rede nahm. Er ſah unter ſich, und ſeine Stirne legte ſich in immer engere, kleinere Falten. Es ſtieg ein Unmuth in ihm auf, der am Hervorbrechen war. Von Adam Ries hegte er keine beſondere Meinung. Ein Verräther kann nie Achtung von dem erwarten, dem er dient. Dollart kannte Ries genau. Er wußte von ſeinem ſchmutzigen Geize; von ſeinem Bauernſtolze; von ſeinem rohen Uebermuthe; von ſeiner tückiſchen Hinterliſt. Daß er ihm ſein Kind abtrotzen wollte; es zur Bedingung eines neuen Verraths machen wollte, das ergrimmte ihn noch mehr; indeſſen rieth ihm die Klugheit, ſich zu mäßigen, denn er wußte auch recht gut, wie ſchlimm es ſei, einen Menſchen, wie Ries, vor den Kopf zu ſtoßen. Konnte er als Freund ihm nicht viel nützen, ſo konnte der boshafte Menſch ihm mit ſeiner verläumderiſchen Zunge deſto mehr ſchaden, da ihm die Beamten des Zollamts, unter welchen er als Grenzwächter ſtand, nicht unbekannt waren. Sie liehen ohnehin gerne jeder Mähr ihr Ohr. Er hatte übrigens Zeit, ſich die Sache zurecht zu legen, ſich zu ſammeln und den Entſchluß über das feſtzuſtellen, was er ihm ſagen wollte, da Adam's Rede ziemlich lang war.

Als nun endlich Adam ſchwieg, ſagte Dollart: „Du haſt eine Bedingung geſtellt, Adam Ries, die ich dir, ſo gerne ich auch etwa möchte, nicht erfüllen kann. Ich will dir's genau ſagen, wie es mit Claire iſt. Sie iſt mein Ein und mein Alles. Meiner Frau hab' ich ſchon lange gelobt, niemals Claire zu einer Heirath zu bewegen, die ſie nicht freiwillig eingeht. Wählt ſie dich, ſo iſt mir's recht; aber wählt ſie dich nicht, ſo iſt's rein aus mit deiner Hoffnung. Ich zwinge ſie niemals zu einem Schritte, von dem das Glück ihres ganzen Lebens abhängt."

Adam Ries war bleich geworden. „Ich merk's ſchon," ſagte er aufſtehend, und ſein Zorn wallte auf, „ich merk's ſchon, das iſt ein Körbchen, ein Nein, nur verzuckert. Es iſt gut," ſetzte er hinzu, „Da drüben der, der Euch die Poſſen ſpielt, hat's mit dem Mädel, der Lump, der Schmuggler. Machet Gemeinſchaft mit ihm," rief er zornglühend, „und mit dem Kamper. Theilt den Gewinn!" —

Mit dieſen Worten rannte er wüthend hinaus und ließ den Douanen in einer Stimmung zurück, die zwiſchen Zorn und Unmuth über dieſe Wendung, aber auch gerechtem Erſtaunen die Mitte hielt.

„Was hat er gemeint, der dummſtolze Bauernbube?" rief endlich Dollart aus. „Da drüben der Lump — das iſt Fehringer! Der Martin ſoll's mit Claire haben? der Martin ein Schmuggler ſein?" — Alle Teufel! wenn das wahr wäre?"

Es war ein Glück, daß jetzt Claire ſich nicht im Hauſe befand; denn es hätte ohne Zweifel eine ſchlimme Geſchichte abgeſetzt, und Claire hätte kaum die Feuerprobe beſtehen können, dem ſcharfen Blicke des Douanen gegenüber. Nun war er allein und hatte Zeit, ſich das, was Adam Ries ausgeſtoßen, zurecht zu legen, ſich zu ſammeln und kälter zu werden. Er ſann ſich ſeinen Plan aus. Die Mutter ſollte zuerſt in's Gebet genommen werden.

Sie kam auch allein und frühe heim, da Claire noch bei den Mädchen blieb, eigentlich aber hatte ſie die Hoffnung, da es Sonntag Abend war, Martin einen Augenblick an der Gartenhecke zu ſehen. Sie ging daher erſt ſpät nach Hauſe, und zwar über die Wieſen.

Als Frau Dollart heim kam, ſah ſie an ihres Mannes Geſicht, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Er war nicht freundlich, wie ſonſt. „Setze dich einmal, Marie,“ ſagte er zu ihr. „Ich habe etwas mit dir zu reden.“ Voll Erwartung ließ ſich die umfangreiche Frau in dem Seſſel nieder, in dem ſie ihr Mittagsſchläfchen zu machen pflegte.

„Was gibt's denn?“ fragte ſie. „Haſt du Nachricht von den Schmugglern?“

„Ja, freilich,“ ſagte er unmuthig, „aber nicht von denen, die die Waaren tragen, ſondern von einem Schmuggler, der uns unſer Kind rauben will.“

„Was?“ rief Frau Dollart und wurde wachsbleich.

Dollart erzählte ihr nun den ganzen Hergang.

„Da haſt du recht gehabt, Peterchen,“ ſprach ſie vergnügt; „der Schleicher kann mir nicht gefallen, und wenn er auch voll Gold hinge. Was hätte denn da unſere gute Claire? Das arme Kind wär' eine geplagte Bauernfrau bis an's Grab; aber ſie will ihn auch nicht! Er ſcharwenzelt um ſie herum, aber er iſt dem Kinde wie Gift und Pepperment. Drüben Fehringer's Bas hat mir's ſchon gar oft geſagt. Aber was willſt du mit einem Anderen, der uns das Kind entführen und rauben wollte?“

„Ach,“ ſagte ärgerlich Dollart, „da ſpuckt dir wieder die alte Rittergeſchichte im Kopfe, die du ſchon mehr als dreißigmal geleſen haſt. So meint's ja kein Menſch, und ich am wenigſten; denn ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen! Nein, er ſpielt auf den hübſchen Martin Fehringer an.“ —

„Ja, das iſt etwas Anderes!“ ſagte Frau Dollart beruhigt. „Der entführt das Kind gewiß nicht. So Einer weiß gar nicht, was das iſt, und hat auch die Conduiten dazu nicht im Kopfe, wie ein alter Ritter zu ſeiner Zeit.“

„Mach' mich doch nicht toll!“ rief zornig Dollart. „Er ſoll einen Liebeshandel mit Claire haben.“

„Liebeshandel? — Nein, das glaub' ich nicht," ſagte Frau Dollart. „Daß ihn Claire gerne ſieht, glaub' ich, denn der Martin iſt der hübſcheſte Burſch im Dorfe, und er ſie, denn, meiner Sechs, Claire iſt erſtaunlich ſchön."

„Das iſt's ja eben, was ich meine," rief Dollart.

Sie ſah ihn ganz verblüfft an.

„Iſt das die ganze Geſchichte, die dich ſo ereifert?" fragte ſie. „Ei, das iſt ja eine tolle Geſchichte, ſich ſo ereifern zu laſſen über ſo eine Kinderei."

„Kinderei!" zürnte Dollart. „Iſt etwa Claire ein Kind?"

„Doch unſeres, Peterchen," — ſagte ſie freundlich.

Dollart mußte lachen, trotz ſeines Aergers, denn ſeine Frau ſagte das ſo komiſch, daß er nicht widerſtehen konnte; indeſſen fiel er ſchnell wieder in ſeine vorige Stimmung.

„Wie du da alberne Späße machen kannſt, begreif' ich nicht. Meinſt du denn, ich würde zugeben, daß Claire den Martin heirathe?" rief er aus.

„Heirathen? Peterchen," fuhr ſie in ihrem Tone fort. „Wer denkt daran? Das ſind ſo Poſſen! Du lieber Gott, wenn ich die Alle hätte heirathen ſollen, die mir, als jungem Mädchen, einmal ein Bischen gefielen, da hätte ich ja eine Reihe von einem halben Dutzend heirathen müſſen! Du gefielſt mir am Ende am Beſten und ich wurde deine Frau. Willſt du das Kind hinter Schloß und Riegel ſetzen, weil es einmal mit dem Martin ſcherzt? Geh', du haſt Grillen! Laß ſie fahren, Peterchen! Und er ſoll ein Schmuggler ſein? — Nein, Peterchen, das laß dir ausreden. Die giftige Kreuzſpinne, der Adam, hat dir den Kopf heiß gemacht. Ich weiß, er haßt den Martin, und die Bas ſagte mir, ſie habe ihn um das Haus ſchleichen ſehen, wie einen Marder um's Hühnerhaus. Er iſt dem Martin falſch, weil er wittert, daß er unſerem Kinde beſſer gefällt, als er, der Schleicher und Böſeind."

Dollart's Grimm begann zu verrauchen. Er ſchwieg eine Weile; dann ſagte er: „Ich will die Claire auf's Korn nehmen!"

„O, ihr ſuperfeinen Mannsleute!" höhnte die dicke Frau.

„Da biſt du wieder drauf und dran, etwas recht Unbeſonnenes zu thun! Mach' das Mädchen doch erſt aufmerkſam, daß es der Martin lieb habe und es ihn! — Dann gießeſt du erſt Oel in die Gluth, wenn eine da ſein ſollte, was ich aber bezweifle. Du könnteſt ſo aus dem Funken ein rechtes Feuer machen. Geh' mit deinem Zutappen. So etwas muß ganz anders angefangen werden, wenn's nicht die Geſchichte ärger machen ſoll. Laß deine Finger davon, Peterchen! Unſereins verſteht ſich beſſer darauf. Verlaß dich auf mich, ich will ſchon Waſſer drauf gießen!“

Dollart hatte während dieſer nicht allzuſchnell vorgetragenen Rede Zeit, das als richtig anzuſehen. Seine Frau war bei ihrer Ruhe doch geeigneter, als er, das Rechte zu finden. Sie mußte aber freilich Zeit dazu haben. Sie war von aller Eile eine geſchworene Feindin. Er griff nach ſeinem Hute, hing Flinte und Säbel und Patrontaſche um, ſchnitt ſich ein tüchtig Stück Brod ab, ſchob es in die Taſche, das Branntweinfläſchchen dazu, und ſagte, in der Thüre ſich umwendend: „Claire ſoll mir heute nicht nachkommen. Ich will's nicht haben. Dir aber bind' ich's auf die Seele, daß du mir die Geſchichte abſchneideſt, wenn's nämlich eine iſt zwiſchen Claire und dem Martin. Adieu!“ Er ging haſtiger, als ſonſt, von dannen.

„Der dumme Adam Ries!“ ſagte Frau Dollart. „Der häßliche Menſch, der ausſieht wie eine Meerkatze, der will meine Claire? Profit die Mahlzeit! Da müßte ich auch dabei ſein! Es iſt aber gut, daß Dollart ihn auch nicht leiden kann und ihn heimgeſchickt hat. Was er aber mit dem guten Martin will? Der erbt einmal die Mühle und iſt ſchön und brav. Nein — ich waſche meine Hände und laſſe Gottes Waſſer über Gottes Land laufen! Sollt' ich das abſichtlich hintertreiben, was meiner Claire Glück ſein kann, ja, ich ſage, ſein wird? Da müßt ich Nachtwächter ſein und dazu habe ich gar keine Neigung, weil ich gerne und gut ſchlafe. Lieber Gott, es gibt ja doch nur ein paar Dinge, deren ſich eine brave Frau freuen kann; das iſt der Kaffe, die Ruhe und ein Bißchen Putzen. Das bleibt am Ende auch meiner Claire, wenn die Zeit der Jugend abgeblüht hat. Und ich ſollte ihr das unſchuldige Liebesglück rauben? Nein, Dollart, da irrſt du dich, und deine Frau hat auch ihren Kopf.“

Sie pochte mit der Fauſt auf das Knie, was bekanntlich den gefaßten Entſchluß erſt recht befeſtigt.

IV.

Am Mittage dieſes Tages, nachdem der Mittagsſchlaf geendet war (denn Mittags-Gottesdienſt war im Dorfe nicht, ſintemal es die Tochterkirche des benachbarten Dorfes war, wo der Pfarrer wohnte), ging Martin die Schlucht hinab nach der Mühle, weil es da näher war, und ſodann, weil er ſich jedesmal daran erinnerte, daß er hier ſeine geliebte Claire gewonnen. Früher am Tage würde er den Müller geſtört haben, der in der Regel, wenn er ſein Kapitel in der Bibel geleſen, mit der Naſe auf dem heiligen Buche liegen blieb und ſeine Stunde herunterſchlief.

Langſam ging er den Weg hinab. Drüben am Rain ſaßen Marchen, ein ganzer Rudel, und ſangen. Er horchte, ob er nicht Claire's Silberſtimme vernähme? Sie zu erkennen, waren ſie doch zu entfernt für das Auge. Es dünkte ihm, ſie ſei drunter, denn da klang eine Stimme ſo glockenhell und rein, ſo melodiſch und wohllautend, und dieſe Stimme beherrſchte den Geſang der Uebrigen, behütete ihn vor Schnörkeln und Längeziehen und regelte ihn ſo, daß es wirklich eine Luſt war, zuzuhören.

Plötzlich legte ihm Jemand die Hand auf die Schulter. „Horchſt du auch dem ſchönen Geſange?“ fragte der Müller ſeinen Pathen; aber der Ton war weniger herzlich und liebevoll, wie ſonſt.

Martin bejahte und grüßte den Pathen und Onkel.

„Sage mir nur einmal, Martin, wem iſt denn die Stimme, die man nicht ſatt wird, zu hören? Und die klingt, als ſängen ein Paar Engelein im Himmel.“ Martin lächelte ſelig.

„Die Stimme gehört der Claire Dollart an; wißt Ihr, der Tochter des Douanen?"

„Da iſt mir's doch auch leid, daß ſie keinem andern Mädchen angehört. Komm' Martin, ich kenne das Franzoſenpack nicht und will ſie nicht kennen, weil ich ſie haſſe aus dem Grunde meiner Seele."

Das ſagte der Müller mit dem Ausdruck eines Grimmes, der aus dem tiefſten Innern kam. Der Mann war zwar ein Sechsziger, aber er war noch friſch und lebendig für ſein Alter.

„Wenn Ihr die Franzoſen nicht leiden könnet, Pathe," ſagte Martin, „ſo ſtimme ich Euch bei; aber Dollart's ſind keine Franzoſen. Es ſind ehrliche Elſäſſer, alſo Deutſche, wie Ihr wiſſet, wenn ſie auch, gleich uns am Rheine jetzt, unter der Zuchtruthe der Franzoſen ſtehen."

„Ah, was! Halt mir's Maul, Junge. Der Kerl dient doch den Franzoſen und hilft uns quälen! Und die Elſäſſer haben längſt ihrer deutſchen Abſtammung abgeſagt."

„Lieber Gott," entgegnete Martin, „was kann denn er dafür? Deß Brot ich eſſe, deß Lied ich ſinge, ſagt das Sprichwort. Er muß das Geſetz vollſtrecken helfen, und dafür wird er ernährt. Wär' unſer Syndik, Notär, Maire nicht ebenſo ſtrafbar?" —

Der Müller ſchwieg einen Augenblick, weil er darauf nicht eben etwas zu ſagen wußte; aber ſchnell fiel er wieder ein: „Steht etwa auch das im Geſetze, daß der Kerl, der Dollart, meine Mühle, das Haus eines ehrlichen Menſchen, umkreiſt, als wär's eine Diebshöhle und Mördergrube?"

„Habt Ihr ihn geſehen?" fragte Martin.

„Ja freilich," rief zornig der Müller, „und hab' ihm aus dem Fenſter zugerufen, wenn er nicht ginge, ſo würde ich ihm eine Kugel hinüberſchicken, die ihm ein Löchlein in's Oberleder mache! Ich hätt's gethan in meinem Zorne, Martin, wenn er nicht weggegangen wäre."

„Aber habt Ihr denn gewiß geſehen, daß er's ſelber war?

„He! Bübchen," rief der Müller," deines alten Pathen Augen ſind noch ſcharf wie die eines Habichts, und der Mond machte es ſo klar, als ſei es Mittag im November. Ja, ich will dir noch mehr ſagen, nicht weit von ihm ſtand der ſogenannte „Schwarze,“ der ihn oft begleitet und weiß kein Menſch, wer's iſt.“

„Habt Ihr ihn geſehen?“ rief Martin.

„Nun,“ ſagte der Müller, „was iſt's denn weiter? Glaubſt du etwa auch, es ſei der — Gott ſei bei uns? Nein, ſo dumm biſt du nicht. Ich will dir's ſagen, wer's iſt; — es iſt ſein Kind, die ſich das Geſicht färbt! Da haſt du's. Ich hab's gleich weg gehabt. 's iſt eine Weibsfigur, aber eine ſchöne, Martin, das muß wahr ſein, und als ſie endlich mit einander gingen, da ſah ich deutlich eine Haarflechte, die ihr bis an die Kniee hing. Auch ihre Angſt, als ich mit einer Kugel drohte, zeigte das Mädchen und — die Liebe des Kindes zum Vater.“

Martin verſank in ein ſtilles Sinnen, während der Müller noch fortredete.

So waren ſie endlich zur Mühle gekommen.

Der Müller war ein „kurioſer Heiliger,“ wie man zu ſagen pflegt. Niemand war grillenhafter, als er. Hatte er einmal eine Ratte, ſo fing ſie auch kein Menſch mehr ein. So kam er, ſeit ſeine Schweſter, Martin's Mutter, todt war, nie mehr in's Dorf. Sein Mahlknecht beſorgte das Geſchäft. Er kam in ſeine Aecker bis an's Dorf, nie aber trat ſein Fuß mehr hinein, da dort ſeine arme Schweſter ihr Kreuz getragen hatte durch die Härte und Rohheit des alten Fehringer, ſeines Schwagers. Er ging jeden Sonntag den weiten Weg in die Mutterkirche, um ja nicht in das nahe Dorf, zu dem die Mühle gehörte, gehen zu müſſen. Den alten Fehringer wollte er nicht mehr ſehen und dieſer mied ihn auch, da er wußte, wie es ſtand. So kam es, daß er wirklich Claire nicht kannte, die ohnehin nicht viel ausging. Da er nun ein erbitterter Franzoſenfeind war, ſo faßte er Alles, was nur irgend mit den Franzoſen zuſammenhing, in Bauſch und Bogen zuſammen und verdammte es ein für allemal. Da war auch nichts weiter mit ihm zu machen. Als er nun in ſeinem Sorgſtuhle ſaß und Martin am Tiſche in der Ecke des Fenſters, hob er wieder an:

„Weißt du auch, was der Spitzbube meint? Er glaubt, meine Mühle ſei die Herberge der Schmuggler, und die ſind doch auch Spitzbuben. Wer mich für einen Diebeshehler hält, hält mich für einen Dieb, denn das Sprüchwort ſagt ſehr wahr: der Hehler iſt noch ſchlimmer wie der Stehler.“

„Woher wiſſet Ihr denn das?“ fragte Martin.

„Von dir nicht, Martin, denn du hältſt hinter'm Berge vor mir; will dir's nur ſagen! Der Adam Ries hat mir das und Anderes geſagt, was meinen Unwillen erregt hat. Er hat's zwar verboten, daß ich ſagen ſollt, woher ich's habe; aber, was liegt mir dran: Da es dich angeht, ſollſt du auch wiſſen, woher es kommt.“

Martin erbleichte. „Alſo hat die giftige Schlange auch den Weg zu Euerem Ohre gefunden?“

Der Müller riß die Augen auf. „Was ſagſt du da?“ ſprach er.

„Daß der Adam eine giftige Schlange iſt, hab' ich geſagt, lieber Path! Ich weiß Alles, was er Euch geſagt hat; Ihr braucht mir's nicht erſt zu ſagen, denn er verfolgt mich überall, wo und wie er nur kann, und möchte auch Euer Herz von mir abwenden. Alles iſt Lüge! Nur das iſt wahr, daß er ſelbſt dem Dollart geſagt hat, bei Euch ſei die Niederlage der Schmuggler. Ich kenne den Grund. Meinem armen Vater und mir iſt er auf der Fährte. Euch will ich's geſtehen, wir tragen Schmugglerbündel, mein Vater und ich — weil wir uns nicht mehr ernähren können, trotz meines und ſeines Fleißes. Alle Bauern laſſen bei dem Wagnerjörg arbeiten, weil er's wohlfeiler macht, als wir es können. Ihr ſelber laßt ja bei ihm ſchaffen, weil Ihr meinen Vater nicht leiden möget. Gott wolle es beſſern! Was bleibt uns da? Sollen wir betteln? Deß ſchämen wir uns. Stehlen? Das verbietet Gott in ſeinem Worte und im Gewiſſen. Arbeiten? Ach, wie gerne! Ich habe im Taglohn gearbeitet, ſo lange es zu thun gab; mein Vater auch. Nun iſt die Heumahd und die Ernte vorüber und auch der Taglohn, Ich wollte mich verdingen; das litt mein Vater nicht; ich wollte Holzhauer im Soonwald werden; das wollte er auch nicht, weil bei dem Schmuggeln mehr verdient wird. Wir haben alle Woche unſern Karolin. So hat mein Vater ſchon ſeine Schulden alle abbezahlt, und nun können wir uns für den Winter ſparen. Es iſt unrecht, ich weiß es und wehrte mich davor; aber ich muß meinem Vater gehorchen. Nun wiſſet Ihr Alles."

Er ſchwieg. Auch der Müller ſchwieg und ſtützte ſeinen Kopf in die Hand. „Ich weiß noch nicht Alles!" ſagte er mit einem dumpfen Tone.

Martin erglühte und erbleichte wechſelsweiſe.

„So will ich Euch das Letzte auch bekennen. Er hat Euch geſagt, ich hätte Umgang mit Dollart's Claire!" — Dieſe Worte ſtieß er heraus mit einer Gewalt, welche die Anſtrengung nachwies, die es ihn koſtete, das tiefſte Geheimniß ſeiner Seele kund zu thun.

„Ja, das hat er geſagt," ſprach der Müller.

„Er hat es geſagt, weil er das Mädchen gern freien möchte, und es den heimtückiſchen Spitzbuben nicht mag, der nach ſeinem kranken Vater nicht ſieht und ihn den Mägden überläßt, während er von Haus zu Hauſe geht, die Leute einander zu verfeinden."

„Hat er denn daran gelogen, Martin?" fragte der Müller mit Nachdruck und ſah ihn an, wie er ſo in Gluth daſtand, als wollt' die Flamme aus ſeinem Geſichte herausſchlagen.

„Nein," ſagte kleinlaut Martin, „nicht ganz. Ich hab' das Mädchen lieb, Vath! ich leugne es nicht, weil es ſo brav als ſchön iſt, und auch die giftige Zunge Adam's ihm nichts nachſagen kann. Ich hab' es lieb, wie mein eigen Leben, aber in Zucht und Ehren, Vath, und was man ſagt, Umgang, den hab' ich nicht mit der Claire. Hadert nicht mit mir! Ihr ſeid auch jung geweſen. — Es wird Alles ein ſchnelles Ende nehmen. Ich bin im Zuge. In drei Wochen iſt Ziehung. Da drüben in Deutſchland klopfen ſie auf den Franzoſen, und das Ende vom Liedchen iſt nahe. Entweder fall' ich im Kampf; dann hat Lieb und Leid ein Ende; oder die Claire zieht, wenn die Deutſchen kommen, nach Frankreich, und dann iſt's ebenſo aus." — Seine Stimme war wankend geworden, als er das ſprach. Er nahm ſeine Mütze. „Adjes, Pathe," ſagte er. „Ich will gehen, denn was wir noch reden könnten, iſt nicht gut. Ich kenne Eure Geſinnung, und weiß, wie es um mein Herz ſteht. Das läßt ſich nicht mit einander zuſammenſchweißen, wie der Schmied das Eiſen ſchweißt. Da iſt's beſſer, ich gehe."

Der Müller ſchwieg und rührte ſich nicht, und Martin ging langſam von dannen. Er rief ihn nicht zurück; aber er ſah ihm nach, ſo lange er ihn ſehen konnte, und dann wiſchte er ſich etwas aus dem Auge.

Martin ahnete nicht den Eindruck, welchen ſeine einfachen Worte auf den Müller gemacht. Er hatte ſein Gewiſſen tief erſchüttert; weil er ihm einfach nachwies, wohin ſein Haß ſeinen Vater und ihn gebracht hatte; denn es unterlag keinem Zweifel, daß, als der Müller bei dem neuen Wagner, dem Wagnerjörg, arbeiten ließ, dies Beiſpiel Viele nach ſich zog. Nun ſah er, daß er ſeinen Schwager und deſſen Sohn einem Verderben drohenden Erwerbszweige in die Arme geführt. Er hätte helfen können, wenn er hätte vergeben mögen. In Fehringer's Bruſt nagte ohnehin der Wurm der Reue, der nicht raſtet, über die Art und Weiſe ſeines Betragens gegen ſeine ſelige Frau. Was Martin über ſeine Liebe zu Claire geſagt, traf ihn noch tiefer, denn es that ſich vor ihm die Vergangenheit auf, wo einſt ſein Vater ihm Aehnliches vorgehalten und er ähnlich bekannt hatte. Seine Liebe legten ſie in's Grab, und er ging verarmt am Herzen und am Glücke des Lebens dem Grabe zu. Da klopfte eine unſichtbare Hand an ſein Gewiſſen, an ſein Herz, und ſein Gewiſſen erwachte, ſein Herz blutete. Sollte ſein Martin, das einzige Weſen, das er liebte auf Erden, an dem ſein Herz hing, weil er einer theuern, unglücklichen Schweſter Ebenbild war, untergehen, untergehen durch ſeine Schuld?

Das, was den Alten bewegte, ahnete, wie geſagt, Martin nicht; aber es war ihm ſo ſchwer; es lag eine Laſt auf ſeiner Seele, wie noch nie. Langſam ging er den Pfad durch die Schlucht hinauf. Es begann zu dunkeln, als er unter dem Baume ſich erhob, wo er ſich in das Gras gelegt und es mit ſeinen Thränen benetzt hatte. Er wollte von Niemandem geſehen ſein. Langſam ſchritt er den Pfad entlang, der die Wieſen quer durchſchnitt und nach dem Wege hinleitete, welcher zwiſchen Dollart's und ſeines Vaters Wohnhauſe durchlief. Dort begrenzte die Hainbuchenhecke zu beiden Seiten den Weg. Dort hatte er ſo oft Worte der Liebe mit Claire gewechſelt. Jetzt hoben ſchwere Seufzer die belaſtete Bruſt und Claire war ferne. —

„Martin, lieber Martin!“ flüſterte es leiſe neben ihm in dieſem Augenblicke. Es war Claire.

Hatte ihn ſonſt dieſer ſüße Ton freudig überraſcht: heute erſchrak er heftig. Sie reichte ihre kleine Hand über die Hecke. Er ergriff ſie und ſagte: „Ach, Claire, es iſt Unheil über uns gekommen. Der Adam hat's endlich fertig gebracht. Er war bei meinem Path in der Mühle, und ich ſah ihn in deines Vaters Haus gehen. Dort iſt's ihm gelungen; gib Acht, auch hier!“

Das Mädchen erbebte.

„Meinſt du?“ fragte ſie angſtvoll. „Ach, was wird's dann mit uns werden?“ —

„Ich ahne es,“ ſagte er darauf, „die Tage unſeres Glückes ſind vorüber. Dich erwartet Leid, mich hat's ſchon getroffen. In drei Wochen werd' ich Soldat. Dann iſt's aus.“

Claire war eine ſtarke Seele. Ein männlicher Muth wohnte in dem Mädchen; aber das war doch zu viel. Sie wäre ſchier zuſammengebrochen. Der Athem in ihrer Bruſt ſtockte. Endlich brach ein Thränenſtrom hervor, aber reden konnte das arme Mädchen nicht.

Auch Martin war tief bewegt. Er rang nach Faſſung. Es gelang ihm endlich, ſie zu gewinnen.

„Eins noch, Claire — denn wir müſſen uns trennen — du biſt's, die deinen Vater begleitet mit geſchwärztem Geſichte. Du warſt mit an der Mühle, als dein Vater dort ſpionirte. Ich weiß, daß das auf Adam's Angabe geſchah. Der alte Path hat dich erkannt. Thue es um Gottes Willen nicht mehr! Auch bringe deinen Vater ab davon, daß dort eine Schmugglerniederlage ſei. Adam hat ſchändlich gelogen, um meines Pathen Haß auf euch zu werfen. Der Alte iſt außer ſich. Iſt's möglich, ſo ſchießt er euch Beide nieder. Auf mein Wort baue feſt: dort iſt nichts zu ſuchen. Mein Path verabſcheut den Schmuggel, wie die Franzoſen." —

„Claire!" rief in dieſem Augenblicke Frau Dellart, die wohl denken mochte, ſie ſei nicht fern.

Das Mädchen drückte noch einmal Martin's Hand, dann flog ſie, wie das Reh des Waldes, dahin. —

V.

Am Montag Morgen lag, als Frau Dellart aufgeſtanden war und zuerſt an die vordere Thüre des Hauſes kam, ein Zettel da, den Jemand durch die gebrochene Thüre (wie man die landesüblichen Thüren nennt, die in zwei Hälften quer aufgehen) geſchoben hatte. Er war an Dellart gerichtet und verſiegelt. Sie trug ihn zu ihrem Manne, der eben erſt erwacht war. Er riß ihn haſtig auf. „Heute Nacht," hieß es darin, „gibt es einen Hauptſchmuggel. Der Weg geht über die Kreuzhecke." Das war Alles. Die Hand war unbekannt, allein es war die verſtellte Schrift Adam's, wie Dellart vermuthete und richtig traf.

Zu der Nachricht war er ſo gekommen.

Sonntag Abends hatte er Fehringer's Haus umſchlichen, weil er Claire und Martin zu belauſchen hoffte. Er kam aber zu ſpät. Nachdem er lange in dem von den Hainbuchenhecken eingefriedigten Wege geſeſſen, und die Hoffnung aufgeben mußte, ging er leiſe über die das Dorf gegen Süden begrenzenden Wieſen, wo er zum Hauſe Kamper's, des Wirthes, gelangen konnte. Er hoffte dort Martin zu treffen, mit dem er gerne in Hader hätte kommen mögen, da er mit ſeinen Spießgeſellen verabredet hatte, ihn zu reizen und ſeine Rache an ihm zu kühlen.

Als er ſo dahin ſchlich, wie das nächtliche Raubthier, das auf

Beute ausgeht, und nahe dem Wirthshauſe gekommen war, wollte es ihn bedünken, als höre er halblaut hinter dem Hauſe des Wirthes reden.

Er kroch nun auf allen Vieren näher, um nicht geſehen zu werden, und gelangte ſo weit zu den Redenden, daß er jede Sylbe verſtehen konnte. Es waren zwei unbekannte Stimmen. Die dritte war die des alten Fehringer's.

„Hörſt du,“ ſagte einer von den Fremden, „Unſerer ſind zwanzig, aber nur zehn können mit Euch gehen. Die Anderen müſſen zurück, um noch einmal Bündel zu holen, die hier bleiben bis Mittwoch. Ihr müßt alſo von hier aus zu zehn ſein.“

„Gut,“ erwiederte Fehringer. „Es wird beſorgt. Wenn's auch nur neune ſind. Mein Martin trägt zwei Bündel; verſteht ſich aber für doppelten Lohn.“

„So viel Bündel, ſo viel Kronthaler,“ entgegnete der Andere. „Meinetwegen mag Einer die zehn tragen, er kriegt den zehnfachen Lohn. Alſo, wo die Kreuzhecke die Ecke bildet gegen das Wieſenthälchen, da ſchlägſt du dreimal Feuer mit dem Stahle, und zwar in Zwiſchenräumen von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, bis du ſiehſt, daß im Thälchen ebenfalls dreimal Feuer geſchlagen wird. Das iſt das Zeichen, daß wir es ſind. Seid aber vorſichtig. Der Dollart iſt ein Halunke.“

„Wie iſt das mit dem Schwarzen?“ fragte der erſte der Fremden wieder.

„Gott weiß es,“ ſagte Fehringer. „Die Sache iſt außer Zweifel.“

„Wenn er nur Fleiſch und Bein hat,“ ſagte der Fremde, „ſo will ich ihm ſchon Eins zu beſehen geben!“

„Ja, Fleiſch und Bein,“ ſeufzte der alte Fehringer, „da liegt's!“

„Nu, altes Weib,“ rief ärgerlich der zweite der Fremden, „meinſt du wieder, es wäre der Teufel? Kann's nicht irgend Einer aus dem Dorfe ſein, der ſich das Geſicht ſchwärzte?“

In dieſem Augenblicke vermochte Adam Ries das Nieſen nicht mehr zu bewältigen, das wohl durch das feuchte Gras gekommen war, in dem er zuerſt gekniet und in das er ſich jetzt niedergelegt hatte. Ob er gleich die gewobene Wollmütze ſchnell vor die Naſe preßte, ſo gab es doch einen eigenthümlichen Laut.

Die Schmuggler ſchwiegen und horchten; dann machten ſie ſich ſchnell aus dem Wieſengarten des Wirthes weg, und Adam Ries kehrte auf demſelben Wege wieder zurück, wie er gekommen war; eilte heim, ſchrieb den Zettel und ſchob ihn durch die Thürritze, als nach zwölf Uhr Dollart zurückgekehrt war.

Obgleich Dollart vermuthete, von wem die Nachricht käme, und anfänglich zweifelte, ob ihn, nach dem Auftritte mit ihm, der Adam Ries nicht hänſeln wolle, ſo ſchien ihm doch die Sache nicht ganz grundlos zu ſein. Je länger er darüber nachdachte, deſto wichtiger wurde ſie ihm. Er brachte im Laufe des Tages in Erfahrung, daß mehrere fremde Leute im Wirthshauſe geweſen waren, die viel mit dem Wirthe verkehrt hatten. Da wurde es ihm dann zur Gewißheit, daß etwas Wichtiges im Werke ſei.

Als er nach Hauſe kam gegen Abend, ſagte er zu Claire: „der Schwarze kann mich heute gegen die Kreuzhecke begleiten!“ Damit war es genug. Claire war nur glücklich, daß ihr Vater wieder freundlicher wurde. War er doch den ganzen Tag und ſeit Sonntag unfreundlich und mißmuthig geweſen.

Als die Sterne matt flimmerten und der Halbmond ſich langſam über die Berge zu erheben begann, ging Dollart aus ſeinem Hauſe und Claire ſchlich zur Hinterthüre hinaus. Im Wieſengrunde vereinigten ſich Beide und ſchritten dem Walde zu, in deſſen Dunkel ſie bald verſchwanden.

Durch das Wieſenthal herauf, welches gegen die Ecke der Kreuzhecke, wie ein Schlagwalddiſtrikt hieß, mündete, konnte man im Zwielichte des aufgehenden Halbmondes ein ſeltſam Gewimmel wahrnehmen. Dunkle Geſtalten drückten ſich langſam gegen den Saum des Waldes hin, ſichtbar beſtrebt, den Schatten der Bäume zu gewinnen.

Plötzlich waren ſie alle verſchwunden. Auch das geübteſte

Auge würde keine Geſtalt mehr haben entdecken können. Ein leiſer Schlag wider einen Baum und der Lockruf des Käuzchens hatte das bewirkt. Die Schmuggler hatten den Punkt erreicht, wo ſie das Zeichen der Gefährten von der Spitze der Kreuzhecke her erwarteten. Jenes Zeichen ließ ſie ſich alle in das hohe Waldgras niederwerfen.

Aller Blicke waren gegen die ſcharfvortretende Spitze des Schlagwaldes gerichtet, von wannen ein anderes Zeichen kommen mußte, wenn ſie ein Weiterſchreiten wagen ſollten.

Sie lagen vielleicht eine Viertelſtunde oder noch nicht ſo lange, da wurde droben dreimal Feuer geſchlagen.

„Haſt du das geſehen?“ ſagte Dollart zu Claire, die Beide hinter zwei gewaltigen Eichbäumen ſtanden, vielleicht nur zweihundert Schritte von der Spitze der Kreuzhecke, jedoch mehr links, daß ſie die Spitze der Hecke im Auge hatten.

Claire bejahte leiſe und man hörte an der zitternden Bewegung der Stimme, daß eine fieberiſche Erregung ſie beherrſchte.

Jetzt wurde auch etwas tiefer im Wieſengrunde dreimal Feuer geſchlagen, und bald ſah man deutlich die lange Reihe der Schmuggler, einzeln, ſchwer beladen und mit furchtbaren Stöcken bewaffnet, in die Kreuzhecke treten.

Die Fremden gaben hier an Kamper und ſeine Gefährten zur Hälfte ihre Bündel ab. Einige Augenblicke wurde leiſe verkehrt; die Parole gewechſelt und mitgetheilt, an der man am Ziele die Freunde und Helfer erkannte; dann wurde noch einmal auf gut Glück getrunken und Einer der Fremden, der indeſſen hier ungemein bekannt war, der aber keinen Bündel trug, ſondern nur den Stock, brach auf, um in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten dem Troſſe voraus zu gehen, damit jede verdächtige Erſcheinung ſchnell den Folgenden bekannt würde, um ſich zeitig mit den Waaren zu retten. Für jede Erſcheinung hatten ſie eigene Stichworte, die in ihrer Bedeutung nur den Eingeweihten bekannt waren.

Er ging anſcheinend ſehr ruhig und gleichgültig ſeines Weges dahin; aber wie der Stoßfalke ließ er ſein ſcharfes Auge rechts und links ſpähen.

Plötzlich blieb er in der Nähe der Eichen ſtehen und ſagte laut: „Meine Pfeife hab' ich doch vergeſſen!“ — Das Wort Pfeife wurde ſcharf von ihm betont.

Das laute Geräuſch der Tritte ſeiner Gefährten verhallte in dieſem Augenblicke, wie mit einem Zauberſchlage.

„Guten Abend!“ ſagte er darauf, näher gegen Dollart herantretend, indem er den Handriemen ſeines Knotenſteckes feſt um die Handwurzel ſchlang. „Kriege ich noch Geſellſchaft? — Ah bon soir, Monsieur Dollart? So ſpät noch hier?“

Dollart trat vor. Claire blieb auf ihrem Poſten und fällte ihren Gewehrlauf. Das ſah der Führer wohl; allein verſchmitzt, wie er war, berechnete er ſchnell, daß, wenn er mit Dollart in's Handgemenge geriethe, der Andre nicht würde ſchießen können. Zudem entging ſeinem Blicke nicht, daß er keine feſte Haltung hatte.

Als darum Dollart nahe genug war, um auf ihn etwa anzulegen, that er, als ſtolpere er über etwas und falle zur Erde. Dadurch kam er Dollart näher. Schnell, wie eine Katze auf die Maus einen Sprung macht, ſchnellte dann der gewandte Menſch in die Höhe, und ehe ſich Dollart deſſen verſah, hatte er ihn an der Gurgel und er lag rückwärts auf der Erde. Seine Flinte ging los, aber in die Luft.

Jetzt ſchoß auch Claire, aber der Schuß ging über den Führer der Schmuggler weg.

„Holla, Brüder,“ rief er, „Einer liegt, der Andre verſteht das Schießen nicht! Raſch drauf!“ —

Mit Rieſenkraft hielt er Dollart nieder.

Auf Claire ſprang Martin zu. Sie zog ihren Säbel und ſtieß nach ihm, aber ſein Stock ſchlug die ungelenk geführte Waffe nieder. „Claire, um Gottes Willen, laß dich fallen und thun, als könnteſt du dich nicht regen, als wärſt du todt, ſonſt kann ich weder dich, noch deinen Vater retten,“ rief er ihr leiſe zu.

„Martin!“ ſagte vorwurfsvoll das Mädchen! Allein ſie begriff, wie wahr das ſei, was er geſagt.

Sie ſtürzte nieder und that nur einen Schrei!

Martin faßte ſie, die ſich gewehren ließ, in ſeine Arme, trug ſie tiefer in den Wald, warf ſie etwas unſanft nieder und ſagte: „Da, Canaille! der hat ſeinen Theil!“

Schnell eilte er dann zurück zu Dollart. Er war gebunden an Händen und Füßen und die Schmuggler, nachdem Martin mit entſetzlichem Lachen erzählt, er habe dem Andern Eins mit dem Stocke gelangt, daß er ſich nicht rühre, beriethen, ob ſie Dollart todtſchlagen ſollten. Martin ſagte: „Begehet keinen Mord! Er kennt den Führer nicht und uns ſah er nicht. Laßt mich bei ihm und nehmt die Bündel. Dann raſch fort und Alles iſt in Sicherheit!“

„So ſoll's ſein!“ ſagte der Führer. „Mach' mit ihm, was du willſt, Martin!“ Ohne Weiteres wandten ſie ſich zu den Bündeln. Zu beſorgen war nun nichts mehr.

Nur der alte Fehringer trat zu Martin und fragte leiſe: „War's der Schwarze?“

„Nein,“ ſagte Martin.

„So ſei menſchlich, Martin, und laß ihn laufen, nachdem er dir verſprach, dich nicht anzuzeigen!“

„Geht, geht,“ rief ihm Martin zu. „Ihr habt keine Zeit zu verlieren, er regt ſich ſchon. Martin's Bündel nahm nun der Führer, und bald war der Trupp, der nun noch aus neunzehn kräftigen Männern beſtand, im Walde verſchwunden.

Martin zog ſchnell Dollart's Säbel heraus und verbarg ihn, ſammt ſeinem Gewehre im Graben unter den Geſträuchen. Dann ſchnitt er Dollart's Bande durch, riß das Taſchentuch vom Munde und ſchöpfte am Graben Waſſer mit einem Lederbecher, wie ihn die Schmuggler zu führen pflegten, um ihn auszuwaſchen.

Er erwachte ſchnell und richtete ſich in ſitzender Stellung auf. Tief aufathmend, ſagte er: „Wo iſt Claire?“

„Seid ſtille, Meiſter Dollart,“ ſagte Martin. „Sie iſt gerettet. Ich will ſie herbeiführen.“

Claire trat ihm entgegen.

„Martin, du ein Schmuggler?“ ſagte das Mädchen.

„Ich danke nun Gott, daß ich mich dazu mißbrauchen ließ. Ohne mich wäret ihr Beide des Todes.“

„O das iſt wahr!“ ſagte Claire und faßte dankbar ſeine Hand. „Vater,“ ſagte ſie dann, „wie iſt es Euch?“

„Gut, gut,“ ſprach Dollart eifrig, „aber meine Glieder thun mir wehe und mein Nacken. Der Spitzbube hat mir abſcheulich unter das Kinn geſtoßen.“

„Dankt Gott, daß er Euch nicht todt ſchlug,“ ſprach Martin.

„O ſie wollten es, als Ihr bewußtlos dalagt,“ ſagte Claire; „aber der gute Martin bat für Euer Leben. Ich bin Zeuge. Ich ſtand nahe genug, um es zu hören.“

In Dollart's Bruſt ſtürmten die wildeſten Gefühle. Daß ihm dieſer Fang entgangen, das wurmte ihm unabläſſig; daß er nun dem Martin ſein und ſeines Kindes Leben verdankte, war ihm noch bitterer.

„Martin,“ ſagte er, „du haſt ſie Alle gekannt und biſt ihr Genoſſe, nenn' mir ihre Namen. Du ſollſt frei ausgehen, das gelob' ich dir!“

„Kommt nur erſt heim, Meiſter Dollart,“ ſagte er, „ſo ſollt Ihr Alles erfahren. Was hilft's, wenn ich ſie Euch hier Alle nenne? Ihr vergeßt ſie ja, bis Ihr heimkommt!“ —

Das leuchtete Dollart endlich ein. Der Martin entging ihm ja nicht! —

Er war indeſſen von den Mißhandlungen doch der Art angegriffen, daß er kaum gehen konnte.

Claire und Martin mußten ihn führen. Martin, der Dollart's Waffen entfernt hatte, weil er einen wilden Ausbruch ſeiner Wuth gefürchtet hatte, ihn daher wollte an einem Angriffe gegen ihn hindern, trug nun dieſe Waffen und die Claire's dazu. Langſam nur konnten ſie vorwärts ſchreiten, denn von dem feſten Binden mit den Stricken waren Dollart's Beine geſchwollen. Erſt gegen Ein Uhr erreichten ſie das Dorf, wo Frau Dollart nicht wenig über den Anblick ihres Mannes erſchrak. Er legte ſich ſogleich zu Bette und verlangte, Claire ſolle Martin's Geſtändniſſe niederſchreiben.

Martin weigerte ſich, irgend etwas zu ſagen.

„Sei du nur ruhig," ſagte mit verbiſſener Wuth Dulart. „Ich will dir ſchon die Zunge löſen. Doch hab' ich, die Akten bring' ich, das Recht ſeit, und dann verlierſt du das Recht auf dein Geheimniß, daß du ſie angeben ſollſt."

Martin wandte ſich, wegzugehen.

„Zum Verräther ſollt Ihr mich nicht machen, denn mich bindet ein feierliches Angelöbniß. Man laſſe kommen, was da komme. Gute Nacht und gute Beſſerung!" Er ging. Draußen ſtand Claire weinend. „Ach Martin," ſchluchzte ſie, „was wird das werden?"

„Nichts, Claire, denn ich weiß richtig weiter. Lebewohl! Möge Gott uns ein freundlicheres Wiederſehen ſchenken!" Er ſchloß ſie in ſeine Arme, drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen und war verſchwunden.

VI.

Für Martin blieb keine Wahl; ſein Aufſchub war unzuläſſig, wollte er nicht in die Hände der Franzoſen fallen. Es unterlag keinem Zweifel, daß man ihn ſo lange quälen würde, bis er die Namen nennte; dann war kein Retter, denn waren ſämmtlich Familien dem Verderben geweiht.

„O das iſt die Frucht des verbrecheriſchen Treibens!" rief er aus, „und ich ernte ſie mit, weil ich ſchwach genug war, nicht den Warnungen zu folgen, der mich auf rechter Bahn erhalten hätte! O meine Claire!" ſeufzte er und trat in das ſtille, dunkel daliegende Vaterhaus.

Die Freifrau hörte ihn kommen. Sie wußte, was dieſe Nacht vorgehen ſollte. Schnell ſtand ſie auf, warf ihre Kleider über und rief leiſe: „Martin!" Er kam herauf. Schnell erzählte er ihr das Bergfallene. „Ich muß fort," sagte er, ſonſt ſind Viele mit mir unglücklich und mein Vater verarmt.

„Wohin willſt du, Max?" fragte angſtvoll die alte, treue Seele.

„Ueber den Rhein, wenn's geht," ſagte er.

„Aber du wirſt dann nicht wiederkommen dürfen!" —

„Wer weiß, wie es Gott fügt," ſagte Martin; „doch gebt mir ein Paar Hemden, Frau Bas! Geld hab' ich noch für die erſte Zeit. Gott wird mich nicht verlaſſen!" —

Sie eilte, ein Bündelchen zu machen. Weinend legte ſie ihren Sparpfennig hinein und ſagte zu ſich: „Er wird's brauchen und es bringt ihm mehr Segen, als das gottloſe Schmuggelgeld."

Sie brachte es ihm unter lautem Schluchzen.

„Sagt meinem Vater, er ſolle um Gottes willen dem heilloſen Geſchäfte abſagen. Es wird ihn auch noch in Ketten und Bande bringen, wie es ihn im Alter ſeines Sohnes beraubt. Sagt ihm, das ſei meine einzige, meine letzte Bitte. Und, liebe Bas, grüßt Anna! Sagt ihr, ich bleibe ihr treu bis in den Tod. Bittet ſie, daß ſie mich nicht vergeſſe — daß — ſie den — Adam nicht heirathe. Der iſt gewiß wieder der Verräther, denn verrathen wurd' ich, das fühl' ich. Ich will Euch ſchreiben, wo ich bin und wie es mir geht. Fragt bei dem alten Wertheimer im Städtchen nach. Sagt auch Anna, was ich ſchreibe — nur aber geheim, ſonſt holen ſie mich ſchon. Lebt wohl, Gott ſchütze Euch!"

Er drückte ihre treue Hand und eilte fort.

Der Mond war untergegangen. Wolken umlagerten den Himmel. Es war eine ſtockfinſtere Nacht. Man ſah keine Hand vor den Augen. Martin eilte ſchnellen Schrittes durch's Dorf. Die Wege waren ihm alle bekannt. Es galt, noch vor dem hellen Tage das Städtchen und das Haus Wertheimer's zu erreichen, deſſen Sohn unter denen war, die zurückgegangen, alle daheim waren.

Auf dem gewöhnlichen Wege hatte er vier bis fünf Stunden. Da mußte ihn der Tag ereilen, eh' er ankam; aber es gab Pfade, die nur Wenige kannten, Pfade der Schmuggler, die durch Wald und Gehölze, über Höhen und durch Thalſchluchten führten. Auf dieſen Pfaden ſchnitt er ein großes Dreieck ab und ſparte wenigſtens zwei Stunden. Er verließ daher den gebahnten Weg, wandte ſich links und wanderte, als wäre ſein Schritt beflügelt — in das doppelte Dunkel des Waldes hinein. Unermüdet ſetzte er ſeinen Weg fort, wenn auch der Schweiß rann, wenn auch heftiges Athmen die Bruſt hob, wenn auch manchmal die Ermüdung ſehr fühlbar wurde. Er gönnte ſich keine Raſt und durfte es nicht.

Nach ſtundenlangem Wandern lichtete ſich der Wald, und bald darauf ſtand er im Freien. Ein ſcharfer Wind wehte von Oſten rauſchend her. Schnell erkannte er, wo er ſich befand. Noch etwa drei Viertel Stund, und er mußte die Wellen des Rheines rauſchen hören!

Weiter wanderte er in nordöſtlicher Richtung weiter; kam an eine alte, verfahrene Landſtraße und folgte dieſer eine bedeutende Strecke. Dann erblickte er vor ſich die Ruinen einer Burg und des Rheines Rauſchen klang an ſein Ohr. Das klang, wie Muſik! Am Fuße des Berges, wo die Burg ſtand, lag das Städtchen, und die erſten Streiflichter rötheten den Himmel im Oſten.

Nun war er dem Ziele nahe. Ein Blick nach oben und ein leiſes Gebet erhob ſeine Seele.

Schnell ſprang er von der alten Straße hinab und war an den Ruinen. Durch den tiefen Burggraben führte ein Pfad in das Gemäuer. Er kannte ihn genau. Bald ſtand er mitten in den alten Giebeln und Mauern; aber da war kein Weilen. Der Tag kam ſchnell in dieſer Jahreszeit. Glücklicherweiſe ſtieg ein dichter Nebel vom Rheine auf und wirbelte, vom Bergwinde gejagt, wild durcheinander und lagerte ſich dann bis zur Hälfte der Berghöhen über das Thal, es ganz erfüllend.

Das war für Martin von großem Glück; denn es waren ja nur zwei Pfade, die er wählen konnte. Der Eine führte grade hinab, an der herrlichen Ruine einer gothiſchen Kirche vorüber, die hoch über der Häuſerreihe ſtand, die am Berge hinlief, auf den Kirchhof einer tiefer liegenden Kirche, der Hauptkirche des Städtchens.

Den Kirchhof aber ſchloß ein Thor gegen die Stadt hin. Da hätte er ſich verbergen müſſen, bis das Morgengeläute anzuziehen, der Glöckner es öffnete. Trat er dann aus dem Thore, ſo konnte ihn leicht Jemand ſehen und — wer weiß — was es dann kommen konnte? Der Andre führte auf der nördlichen Abdachung des Berges in ein Seitenthal hinab, auf welches das obere, ſtets offene Thor der Stadt mündete; aber dieſe Bergſeite war völlig kahl. Sie führte unten im Thale an den Mühlenteich, über den man leicht ſpringen konnte. Auf dem mit Weiden bepflanzten Damme erreichte man die Mühle, welche grade vor dem Stadtthore lag, und, wenn nicht ein beſonderer Unſtern waltete, konnte er für einen in den Tagelohn gehenden Bauerburſchen des im Thale liegenden Dorfes gelten. Seine Wahl war ſchnell entſchieden. Er betrat den letzteren Weg; kam glücklich hinab; ſprang über den Mühlteich; erreichte die Mühle und trat nach wenig Augenblicken in die Stadt, die noch todtſtill dalag.

Wenn auch das Herz pochte, er ſchritt langſam die ſich ſenkende Straße hinab, über die kleine Brücke hinüber, am Bache hin und erreichte den Markt, wo die Hauptwache ſtand. Keine Seele begegnete ihm.

Die lange Oberſtraße ſchritt er nun hin, bog dann links in eine Gaſſe, die zum Rheine hinabführte und ſtand in wenigen Augenblicken an der Thüre des Schloſſers Wertheimer. Auf ſein eigenthümliches, den Hausbewohnern wohlbekanntes Klopfen wurde bald geöffnet, und er war für's Erſte in Sicherheit.

Wertheimer's Sohn erſchrak heftig, als er ihn ſah. „Der Rebell?“ rief er aus. „Iſt noch etwas paſſirt?“ —

„Stille!“ ſagte Martin. „Komm' herauf in die Stube. Da will ich dir und deiner Mutter Alles erzählen.“

Als er dann ſich an Speiſe und Trank erquickte, erzählte er den ganzen Hergang.

Man überlegte hin und her, ob man den Vater abwarten ſollte, ehe für Martin etwas geſchehe.

Die Mutter war eine kluge, ſehr beherzte Frau. Sie entſchied endlich den Streit.

„Ich wette,“ ſagte ſie, „der Dellart läßt von hier die Gensd'armen hinauskommen, um den Martin gefangen zu nehmen. Finden ſie ihn nicht, ſo ſuchen ſie nach ihm; es werden ſelbſt Steckbriefe hinter ihm drein geſchickt. Suchen ſie nach ihm, ſo haben wir ſicher zu erwarten, daß auch bei uns Hausſuchung gehalten wird, da die Leute wiſſen, daß Wertheimer einmal dabei iſt, wenn's an's Schmuggeln geht. Was dann? Wird er ſteckbrieflich verfolgt, ſo darf ihn jeder Douan anhalten. Iſt er aber über'm Rheine, ſo iſt er in ſeiner Haut ſicher und kräht kein Hahn nach ihm. Alſo iſt mein Rath, ſobald er ſich ſatt gegeſſen und getrunken hat, führſt du ihn über den Rhein.“

Damit ſtimmte dann auch Martin überein.

Der junge Schiffer nahm Riemen, Ruder und Haken, und ging nach dem Rheine; machte den Kahn zurecht und rief dann Martin. Kein Menſch redete ſie an, und als der Kahn ſich auf den Wellen ſchaukelte, ſagte der junge Wertheimer: „Nun biſt du gerettet!“

Es war aber auch eben gerade Zeit für ihn; denn mit dem grauenden Tage kam ein Bote vom Dellart an den Wachtmeiſter der Gensd'armen im Städtchen, welcher eiligſt ſie auf das Dorf berief.

Zwei berittene Gensd'armen ſtanden in dem Städtchen, die, da Dellart dringlich geſchrieben, hinausjagten.

Als ſie dort ankamen, wurde ſogleich Fehringer's Haus vom Dellart und den Feldhütern, die zur Hand ſein mußten, umſtellt, der Syndic, wie damals der Ortsvorſtand hieß, nebſt den beiden Gensd'armen drangen in daſſelbe ein, um nach Martin zu ſuchen.

Der alte Fehringer ſaß am Tiſche und ſeine Thränen floſſen. Erſt vor einer Stunde war er heim gekommen und die Leute hatten ihm ſogleich Alles mitgetheilt.

Als ſie Martin nicht fanden, und der alte Mann nicht wußte, wo er war, wurde die Mühle und die Häuſer der Befreundeten im Orte durchſucht; aber alles Suchen war umſonſt. Nun nahmen ſie den alten Fehringer mit, um ihm etwas abzupreſſen, allein ſchen am Abend ließen ſie ihn frei. Mittlerweile war des Werthheimer's und anderer Schiffer Wohnungen durchſucht worden, die etwa im Verdacht des Schmuggelns ſtanden, und wo ſich etwa Martin könnte verborgen halten.

Claire lebte Tage des Leids und der Angſt und der Müller, den jetzt die Gewiſſensbiſſe noch herber verfolgten, war ganz troſtlos; das Dorf aber war in der größten Aufregung und der wildeſte Haß Aller warf ſich auf Aram Kies, dem man den Verrath beimaß, weil Claire hier und da eine Aeußerung hatte fallen laſſen, die auf ihn den Verdacht hinleitete.

Martin war in dem Orte auf dem rechten Rheinufer nicht geblieben, das er zunächſt erreichte; denn hier hielt er ſich mit Recht nicht völlig ſicher. Bei dem Orte mündete ein weites Thal, durch welches ein ſtarker Bach floß und ein Verkehrsweg in das innere Land ſich durchwand. Er ſchlug ihn ſogleich ein und wanderte den Tag über rüſtig, wenn auch in Zwiſchenräumen hier und da ausruhend, voran. An vielen Mühlen kam er vorüber. Endlich, als der Tag ſich neigte und das Thal allmählig höher ſtieg und ſeinem Verlaufe in's Flachland des dort beginnenden Bergrückens nahe war, kam er die letzte Mühle. Sie mochte vier, auch ſechs Stunden von dem Orte an der Mündung des Baches in den Rhein entfernt ſein. Sie lag ſo verſteckt, daß man ſie erſt ſah, wenn man ihr Rädergeklapper hörte. Er trat zur Thüre und bat um eine Nachtherberge, welche die Leute um ſo lieber, nach alter, ehrwürdiger Sitte, zugeſtanden, als Martin's Kleidung und Ausſehen durchaus ihnen die Gewähr zu bieten ſchien, daß er ehrlicher und ordentlicher Leute Kind zu ſein ſchien. Als er nun bei dem Müller, einem alten Manne, unter der Linde ſaß, die am Hofe ſtand, fragte ihn dieſer nach ſeiner Heimath und ſeinen Lebensumſtänden, wie nach dem Ziele ſeines Wanderns.

Die Müllersleute waren beide alt. Sie hatten nur einen Sohn und ſonſt keine Kinder, und dieſer Sohn war in den letzten Tagen ſo unglücklich geweſen, beim Aufladen eines Eichſtammes im [illegible] Walde ein Bein zu brechen. Einen Mahlknecht hatte der alte Mann ſehr nöthig, aber noch nicht finden können. Auf Martin, der ihm in ſeiner Beſcheidenheit wohl gefiel, war ſein Auge in dieſer Beziehung gefallen, und ſeine Fragen hatten den Zweck, zu hören, ob er eine Hoffnung auf ihn ſetzen könne.

Die Fragen des alten Mannes waren ſo theilnehmend und herzlich, daß Martin ihm ohne Hehl ſein Geſchick mittheilte, und auch die unverhehlte Abſicht, ſich ein ehrlich Unterkommen zu ſuchen.

„Ich kann tüchtig arbeiten und will mein Brod getreulich verdienen,“ ſagte er offen und ehrlich.

Dieſe Rede erfreute des alten Mannes Herz.

„Verſtändeſt du nur Etwas vom Mahlweſen,“ ſagte er, „ſo könnteſt du gleich bei uns bleiben;“ und nun erzählte er ihm den beklagenswerthen Unfall ſeines Sohnes.

Martin konnte ihm die Verſicherung geben, daß er damit durch ſeinen Pathen, den Müller auf der rothen Mühle, vollkommen vertraut ſei, und ſagte damit eben nur die reine Wahrheit; denn der Müller, ſein Pathe, hatte ihn ja abſichtlich mit dem Mahlweſen und der Einrichtung einer Mühle vertraut gemacht, und als vollends der alte Müller vernahm, daß er das Wagnerhandwerk verſtehe, bot er ihm einen ſo ſchönen Lohn, daß Martin auf der Stelle einſchlug und in der Mühle blieb.

Das Alles hatte ſich ſo überraſchend ſchnell und einfach gemacht, daß Martin Gott innig dankte. Zudem war er von ſeiner Heimath, ſtreng genommen, nur eine Tagreiſe entfernt, was ihm eine reiche Beruhigung bot.

Schon an dem Abende nahm er dem alten Manne die ſchwere Arbeit des Roßhütens ab, der mit Freuden ſah, daß ihm Martin die Wahrheit geſagt hatte.

In der ſtillen Mühle lebte er denn nun ſeiner Pflicht mit Treue und Gewiſſenhaftigkeit. Er erwarb ſich ſchnell die Liebe und das Vertrauen der alten Leute und des leidenden Sohnes, den er ſogleich pflegen half. Als dieſer endlich wieder genas, war Martin den Leuten unentbehrlich geworden. War er nicht in der Mühle beſchäftigt, ſo arbeitete er als Wagner in der Scheune, ja manche Arbeit, zu welcher der Müller den Mühlarzt ſonſt brauchte, welcher ihn ſchweres Geld gekoſtet, machte Martin ſo gut und ächt, daß ſie ſich mit der des beſten Mühlarztes meſſen konnte. Da war denn gar nicht daran zu denken, daß ſie ihn verabſchiedeten, vielmehr hielten ſie ihn werth wie ihren Sohn.

Gleich Anfangs hatte der alte Mann ſelber das Mehl weggefahren, um Martin keiner Gefahr auszuſetzen, und als der Sohn wieder hergeſtellt war, übernahm dieſer das Geſchäft, und Martin blieb auf der Mühle, ohne daß ſein Daſein irgend Jemanden aufgefallen wäre.

VII.

Jenſeit des Rheines hatten ſich Ereigniſſe zugetragen, welche den Waffen Napoleon's höchſt ungünſtig waren.

Die verbündeten Mächte, der Kaiſer von Rußland, der von Oeſterreich und der ritterliche König von Preußen, ſtanden mit ihren begeiſterten Schaaren dem Erbfeinde der Ruhe und des Völkerfriedens entgegen, und brachten ihm eine Niederlage nach der anderen bei. In Spanien trieben die Engländer die Franzoſen vor ſich her und drängten ſie allmählig den Pyrenäen zu, der ſtarken natürlichen Grenzfeſte ihres Landes.

Die Schlachten waren blutig und mörderiſch. Napoleon's Schaaren lichteten ſich mächtig. Eine ſchnelle Aushebung mußte die Gefallenen und Gefangenen erſetzen, wenn nicht der Kampf eine noch ungünſtigere Wendung für ihn nehmen ſollte.

Der Befehl wurde gegeben und ſchnell zur Ausführung gebracht.

Bis jetzt hatte man auf den Beſtand eines bäuerlichen Anweſens inſofern Rückſicht genommen, als man den älteſten Sohn frei ließ, der dem Hauſe und Geſchäftsweſen vorſtand. Wo nur möglich, ſollte nun auch dieſe Rückſicht fallen. Allgemein war die Strenge des kaiſerlichen Befehls bekannt, und Trauer überfiel zahlreiche Familien. Beſonders ſtrenge aber ſollte auch das Geſetz in Ausführung kommen, welches feſtſtellte, daß das Vermögen Flüchtiggewordener vom Staate ſollte eingezogen werden.

Traf das Erſte beſonders ſchwer den reichen Adam Ries, ſo fiel die ganze Wucht des Letzteren auf den armen, alten Fehringer, der doch um keinen Preis ſeinen Sohn in die Hände der Franzoſen überliefern wollte, wenn er auch gewußt hätte, wo er eine Zuflucht gefunden.

Mit ungewöhnlicher Eile wurde diesmal die Aushebung betrieben, was auf die Noth hinwies, während die amtlichen franzöſiſchen Nachrichten nur von Siegen redeten, welche der unüberwindliche Kaiſer erfochten.

Endlich kam der gefürchtete Tag.

Adam Ries hatte ſeine Thaler ſpringen laſſen, wo nur eine offene Hand war, die etwas zu ſeiner Befreiung beizutragen im Stande ſchien, und der offenen Hände waren damals viele!

Die Gründe, die er für ſich geltend machte, beſtanden beſonders darin, daß er das Ackergut beſorgen, den Vater pflegen und in allen Stücken deſſen Stelle vertreten müſſe; allein Adam Ries hatte verſchwiegen, daß er eine Schweſter aus der erſten Ehe ſeines Vaters habe, die im Dorfe verheirathet ſei, und daß ſein Schwager ſeine Stelle ſo gut wie er ſelbſt vertreten könne, zumal die Ehe eine kinderloſe war.

Als der Unterpräfekt nach dieſen Umſtänden fragte, die einer der vielen Feinde des Adam Ries mußte angezeigt haben, konnte der Maire ſie nicht in Abrede ſtellen, und alle Bitten blieben erfolglos — Adam Ries wurde Soldat.

Das ſchmetterte ihn beiſpiellos nieder, noch mehr aber, daß ſein weinendes Auge ſo manchem Blicke begegnete, aus dem klar und beſtimmt die Freude über ſein Unglück ſprach. Troſtlos wankte der Menſch hinaus, der in ſeinem Uebermuth oft triumphirend ausgerufen: „Sein Geld überwinde Alles!“

Als aber nun die Reihe an Martin Fehringer kam, theilte der Maire die Ergebniſſe der Acten über dieſen Entweichungsfall mit.

Der Vater wurde vorgerufen und mit harten Worten gefragt, wo ſein Sohn ſei?

Als der Greis betheuerte, er wiſſe das nicht, warf man ihn in das Gefängniß, bis er ſeinen Sohn herbeigeſchafft haben würde.

Dies konnte er nicht. Nach zwei Monaten ließ man ihn zwar wieder frei, allein Haus und Hof war confiscirt, als das alleinige Erbtheil des entwichenen Sohnes.

Adam Ries konnte nicht triumphiren, er ſtand bereits unter den Waffen. Er wäre aber auch der Einzige im Dorfe geweſen; denn alle Einwohner trugen aufrichtiges Mitleid mit dem Greiſe, deſſen Kraft ſeit ſeines Sohnes Entfernung gebrochen ſchien und der leidend war, ſeit er zum erſten Male wegen Martin's Flucht im Gefängniſſe geſeſſen hatte. Er und die alte Baſe mietheten ſich in einem anderen Hauſe ein.

Tags darauf, als dies geſchehen war, kam der Müller aus der rothen Mühle und trat in Fehringer's Stübchen. Der alte Mann ſaß im Lehnſtuhle, der ihm geblieben war, und weinte. Als die Thür aufging, hob er den müden Kopf in die Höhe, aber zu dem Gegengruße verſagte ihm die Stimme vor Erſtaunen.

Der Müller ſetzte ſich, und eine Weile ſchien auch er einen ſchweren Kampf mit ſeinem harten Kopf und Herzen zu kämpfen.

Endlich hob er an: „Schwager, du weißt wohl, warum ich Haß gegen dich getragen . . . .“

„Schweig, ſchweig!“ rief der Müller mit gewaltiger Bewegung aus; „ich weiß, was du willſt. Iſt es nicht genug, daß Reue und Qual mein Herz zerreißt? Iſt es nicht genug, daß Gottes ſtrafende Hand ſo ſchwer auf mir liegt, daß ich im Alter kinderlos und ein Bettler geworden bin? — Willſt du noch kommen und das Maaß meines Jammers voll machen durch bittere Vorwürfe, deren ich mir ſelber Tag und Nacht mehr mache, als du mir machen kannſt? Geh'! Vierzehn Jahre haſt du meine Schwelle gemieden und mich nicht gekannt; haſt getreulich an meinem Verderben mitarbeiten helfen; geh', laß mich in Ruhe ſterben, wenn ich es kann! Du haſt Rache genug; du brauchſt dir ſie jetzt nicht ſelber zu holen!"

Dieſe Worte ſchnitten in des Müllers Herz. Er wollte antworten, aber die Thüre ging auf und ein Mädchen trat herein, deſſen Kleidung etwas anders als die der Mädchen des Dorfes war, deſſen Schönheit aber ſelbſt das Auge des Müllers faſt blendete. Sie trug ein Körbchen in der Hand und wandte ſich an Fehringer.

„Vater Fehringer," ſagte ſie mit einem ſo ſüßen, herzgewinnenden Tone, daß der Müller ſich wunderbar bewegt fühlte, „ich habe Eure Worte gehört; ſie ſind mir in die Seele gedrungen. Eigentlich komme ich nur, um Euch eine Suppe zu bringen, aber ich höre, daß ich Frieden zu ſtiften gekommen bin. O," ſagte ſie, ſich an den Müller wendend, „ich kann mir nicht denken, daß Ihr dem hartgeſchlagenen Mann ſeine Tage verbittern wollt. Nicht wahr, das wollt Ihr nicht?" —

Die letzten Worte ſprach ſie bittend; aber es wäre auch keine Menſchenſeele, ſelbſt die härteſte nicht, im Stande geweſen, dieſen Worten, dieſem Tone zu widerſtehen.

Der Müller ſprang auf und unterdrückte mühſam eine Rührung, die ihn überwältigen wollte.

„Wer biſt du, Mädchen?" fragte er, ihre Hand ergreifend.

„Wenn das Etwas zur Sache thut, will ich es Euch ſagen," ſprach Claire; „ich heiße Claire Dellart und bin des Douanen Kind."

Der Müller ſah ſie lange, ſehr lange an und in ſeinem Geſichte zuckte es, bis zwei dicke Thränen ihm aus den Augen quollen.

„Ich kenne dich nun und danke Gott, daß ich dich kennen lerne, um auch dir das Unrecht abzubitten, das ich, ohne dich zu kennen, an dir that. Kind, ich bin Martin's Pathe. Dir will ich es ſagen, was mich hierhertreibt. Die letzte Unterredung, die ich mit Martin hatte, iſt mir durch die Seele gegangen. Seit vierzehn Jahren habe ich keinen Tritt in das Dorf geſetzt bis heute. Ich haßte Dieſen, meinen Schwager, weil — nun das ſoll ja eben vergeſſen ſein! Martin weckte mein Gewiſſen, was Keinem gelungen war. Sein Wort traf mich ſchärfer, denn ein zweiſchneidig Schwert. All' das Unglück, das zu Hauf kam in der letzten Zeit; ſeine Flucht, ohne mir Lebewohl geſagt zu haben, hat mich tief und tiefer gebeugt. Endlich iſt der harte Menſch gebrochen worden von der Hand Gottes. Fehringer meinte, ich komme, um ihm Vorwürfe zu machen; aber Gott iſt mein Zeuge, ich komme, um ihm die Hand zur Verſöhnung zu bieten. Ich will in's Grab legen die ganze Vergangenheit und mit ihm leben wie ein Bruder, mit ihm theilen mein Brod, daß er nicht mehr darbe. Dazu bin ich hier, und er ließ mich nicht zu Worte kommen."

„O dann ſei Gott geprieſen!" rief das Mädchen aus, und auf ihrem Engelsgeſichte lag eine wahre Verklärung. „So kommt," bat ſie, „und laßt mich es ſein, die eure Hände und Herzen wieder vereinigt!"

Sie faßte des Müllers Hand und führte ihn Fehringer'n zu, und legte ihre Hände ineinander. „Siehe, wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder einträchtig beieinander leben! Denn daſelbſt verheißet der Herr Friede und Freude ewiglich! So ſpricht des Herrn Wort."

Der Müller ſtarrte das Mädchen an; dann aber fielen ſich die beiden Männer um den Hals und weineten faſt laut.

Claire wollte ſich wegſchleichen.

Das ſah der Müller und machte ſich los.

„Bleib', Mädchen, bleib'!" rief er. „Auch mit dir hab' ich zu reden. Ich haßte dich, weil du und dein Vater einſt meine Mühle umkreiſt habet und meintet, ich ſei ein Hehler der Schmuggler. Du hatteſt dein Geſicht geſchwärzt, aber ich erkannte in dir das Weib. Jetzt — jetzt — kenn' ich dich erſt und jetzt bitt' ich dich, vergieb auch du mir! Ich weiß, daß Adam Ries die Schuld trägt. Willſt du mir verzeihen?"

Claire lächelte durch Thränen. Sie reichte ihm ihre Hand. „Ach," ſagte ſie, „ich wußte ja nicht, daß Ihr uns haßtet; aber gerne vergebe ich Euch. Seht, ich mußte meinen Vater begleiten, weil ich fürchtete, die Schmuggler möchten ihm ein Leid zufügen, daran ich ſie hindere. Ich hätte daheim keine Ruhe gehabt. Damit man mich aber nicht erkenne, trug ich einen Trauerflor vor dem Geſicht."

„Aha, du warſt's?" rief Fehringer. „Gottlob, daß auch dies Geheimniß ſich ſo ſchön aufklärt!"

„Du biſt eine brave Tochter," ſagte der Müller. „Der Segen Gottes wird dir nicht entgehen, denn du haſt den Segen der Verheißung für dich! Wer ſo dem Vater Liebe beweiſt, der iſt auch zu jeder guten That fähig."

In dieſem Augenblicke rief die Mutter unten im Hauſe, da Claire ihr zu lang ausblieb.

„Ich muß gehen. Gottes Gnade und Frieden ſei mit Euch!" rief ſie und eilte zur Thüre hinaus.

Was die beiden Männer noch miteinander redeten, war ernſt und bedeutſam, aber bitter war es nicht. In die Mühle wollte Fehringer nicht ziehen; dagegen verſprach der Müller, Alles für ihn zu thun, und hielt treulich ſein Wort. Faſt täglich beſuchte er ihn, bis er wieder geneſen war. Er verſorgte ihn und die Baſe reichlich mit Allem, was die beiden Alten bedurften, und den Hauszins zahlte er ihm auch.

Oft ſagte Claire: „O wenn es doch Martin wüßte!" Und mit dem Worte hob ſich ein ſchwerer Seufzer von der kummerbelaſteten Seele des Mädchens. Denn es waren nun drei Monate vergangen, und Martin hatte Nichts von ſich hören laſſen.

Hatte er ſie vergeſſen? Das glaubte Claire am Wenigſten.

Da kam eines Tags, es war ſchon in den Tagen des Octobers, als bei Leipzig die Macht des weltſtürmenden Napoleon's gebrochen wurde, der alte Werthheimer, einſt Fehringer's Schmuggelgenoſſe, in's Dorf und fragte nach ihm.

Man wies ihm das Haus, wo der Alte in der Miethe wohnte.

Als Werthheimer eintrat, ſaß Fehringer an ſeiner Bibel, denn es war an einem Sonntag Mittage.

Fehringer war freudig überraſcht, als er den Gefährten ſo mancher Schmuggelei bei ſich ſah.

„Was führt dich zu mir armen, alten Mann?“ fragte er. „Die Zeit iſt dahin, wo du mich brauchen konnteſt.“

„Darum komme ich nicht,“ ſagte er zu dem Alten. „Es iſt ein Anderes, was mich zu dir führt.“

„Doch nichts Schlimmes?“ fragte ängſtlich Fehringer.

„Nein, alter Kamerad,“ entgegnete Werthheimer, „diesmal iſt's nur Gutes. Ich bringe dir Kunde von deinem Sohn. Er kennt das Unglück, das dich traf ſeinetwegen, und das hat ihn tief gebeugt. Gerne wäre er gekommen und hätte ſich geſtellt, um dich aus der Noth zu retten, wenn es die braven Leute zugegeben hätten, bei denen er iſt wie das Kind im Haus, und die ihn werth halten wie den Augapfel im Auge. Sie mußten ordentlich Gewalt anwenden, um ihn zurück zu halten, und erſt, als ſie es ihm klar machten, daß es ja dann für dich nur ſchlimmer würde, wenn er dir ganz genommen und hingeopfert würde, da ergab er ſich. Wo er aber iſt, darfſt du nicht wiſſen; — nicht, wie weit er von dir iſt, damit du, wenn ſie wieder an dich gehen, und das kann kommen, frei ſagen kannſt, du wiſſeſt es nicht; aber dies Geld ſendet er dir und bittet dich, du ſollteſt es für dich und die Baſe verwenden. Er hat's ſehr gut und braucht das Geld nicht.“

Da faltete der alte Fehringer ſeine Hände und das ſchneeweiße Haupt, das erſt weiß geworden war ſeit den Leiden der letzten Zeit, ſank auf die gefalteten Hände und er betete, denn ſein Herz war voll Preiſens und Dankens.

Werthheimer ging hinaus und ſuchte die Baſe. Ihr ſandte Martin ein warmes Halstuch für den Winter und die herzlichſten Grüße.

„Aber,“ ſagte Werthheimer, „noch Eins. Ihr ſollet zum Pathen gehen und ihn viel tauſendmal grüßen und ihm ſagen, er komme bald, denn mit den Franzoſen ſei es Matthäus am Letzten. Dann trug er mir auf, Ihr ſollet der Claire ſagen, ſie ſolle, wenn das Franzoſenweſen zuſammenbreche, doch um Gottes willen nicht mit nach Frankreich gehen, ſondern da bleiben; er hoffe zu Gott, daß er wiederkehren dürfe, und dann werde ja noch Alles gut werden.“

Das waren Botſchaften, die überall Wonne und Freude bereiteten, wohin ſie gerichtet waren, obwohl Claire an das, was er vom Franzoſenweſen ſagte, nicht glaubte und lächelnd meinte, damit verrechne er ſich doch! „Ach,“ ſagte ſie, „wie wird es gehen? Wird er je wiederkommen dürfen?“

VIII.

Claire's ungläubiges Lächeln war der Wiederſchein der unerſchütterlichen Meinung ihres Vaters. Dollart, wie viele Tauſende begeiſterter Verehrer Napoleon's, glaubte eher an den Untergang der Welt, als an den ſeiner Macht und ſeines Glücksſterns. Er könne wohl von der Macht der Elemente bezwungen werden, ſagten ſie, wie von einem ruſſiſchen Winter, nicht aber von der Macht der Menſchen. An die Macht Deſſen, der da ſpricht: „Bis hierher, und nicht weiter!“ dachten ſie nicht bei ihrem fleiſchlichen Urtheile. Was er jetzt wohl noch leide, das ſei die Folge jenes Winters; das ſei das Nachweh; aber mit einem Male werde der Adler ſein Gefieder ſchütteln, die Flügel ausbreiten und die Fänge rüſten; dann werde Europa zittern und wieder alle gekrönten Häupter ſich im Staube vor ihm neigen.

Wie geſagt, das glaubten Viele, denen die „Bülletins der großen Armee“ eine volle, reine Wahrheit waren. Verwöhnt durch die Siege des Gewaltigen, ſchien ihnen ein Wechſel des Glücks außerhalb der Grenzen des Möglichen zu liegen. In Napoleon ſahen ſie etwas Ueberirdiſches, einen Menſchen, deſſen Wille keine Schranken kenne, wie ſeine Macht und ſein Geiſt.

Aber es gab unendlich Viele, die zwiſchen den Zeilen der ruhmredigen Bülletins laſen; die an den bausbackig poſaunenden

Siegesboten einen Zweifel wachſen fühlten, je mehr ſie poſaunten. Es lag wie Blei auf den Geiſtern, als die dreitägige Schlacht geſchlagen war, und die Bülletins weniger rühmten. Es drangen Kunden über den Rhein herüber, trotz der Sperre, und dieſe Nachrichten waren Botſchaften vom Untergange, die da klangen wie ein fernher tönendes Grablied. —

Man wagte ſich's nur zuzuflüſtern, und die ſorgenvollen Mienen der hohen Gewalthaber in den Städten, die milderen Saiten, die man hin und wieder aufzog, wo man ſie ſonſt bis auf's Höchſte geſpannt, gaben auch ein Zeugniß, und das Volk deutete es richtig, und die deutſchen Herzen auf dem linken Rheinufer wagten es einmal wieder, zu hoffen auf das Zerbrechen des lange getragenen Jochs.

Endlich war es nicht mehr zu leugnen, daß Napoleon's Macht bei Leipzig gebrochen worden war. Die Schlacht bei Hanau vollendete die Sicherheit eines gewaltigen Umſchwungs der Dinge. Jetzt kamen die traurigen Beweiſe augenſcheinlich. Trupps von Soldaten kamen bis in eine Entfernung von 10 bis 12 Stunden von Mainz, unter denen noch unverbundene Verwundete waren. Man ſah unter einem Tauſend alle Waffengattungen der ſogenannten „großen Armee“ vertreten, und Lumpen hüllten ſie ein, und die bleichen Geſichter ſprachen von Hunger und Elend, und der entſetzliche Geruch, den ſie verbreiteten, von den Keimen tödtlicher Krankheit, die ſie in ſich trugen, die ſie mitbrachten und die dem Tod eine reichere Ernte verſchaffte, als das Schlachtfeld von Leipzig, wenn ſie auch langſamer eintrat.

Da ſagte Dollart, kleinlauter zwar, aber immer noch zuverſichtlich: „Zu viele Hunde ſind des Haſen Tod. Es ſtand eine halbe Welt gegen ihn; wie ſollte er Widerſtand leiſten nach ſolchen Leiden, wie ſie ſein Heer erduldet? — Laßt ihn einmal in Paris ſein, und ihr ſollt Wunder ſehen und erleben!“

Er kam ſchnell genug nach Paris. Der Fluch ſeines zermalmten Heeres folgte ihm; aber die Wunder blieben aus.

An Schmuggeln dachte Niemand mehr, aber auch nicht an's

Wachen. Alle Bande ſchienen gelockert, wenn nicht gelöſt. Dellart ſaß auf ſeinem Webeſtuhle, ſtatt daß er auf ſeinem Poſten geſtanden hätte, und manchen ſtillen Seufzer, der dem Sturze Napoleon's, ſeines faſt abgöttiſch verehrten Helden galt, wob er in ſein Gebilde hinein. Dennoch ſagte der unbeugſam Gläubige an ſeinen Kaiſer: „Laßt ihn nur machen. Mögen ſich auch da drüben die Ruſſen und Preußen ſammeln, er wird eine Macht an den Rhein ſtellen, die ſie lehren wird, drüben zu bleiben.“ Aber auch dieſe Armee, dieſe Macht blieb aus, und die rauhen Decembertage kamen.

In den Dörfern lagen zuſammengeſtoppelte Soldatenhaufen. Hier zwanzig, dort dreißig und mehr. Reiter ohne Pferde, Kanoniere ohne Kanonen; ſelbſt Infanteriſten ohne Waffen.

Und drüben ſah man auf den Bergen oft das Blitzen der Gewehre.

Am rechten Rheinufer hinauf und hinab ritten Koſacken und riefen ihr: „Franzuski!“ drohend herüber; jagten eine Kugel in den Rhein, und wenn die Douanen eine hinüberſandten, galoppirten ſie lachend davon.

Die thun uns Nichts! ſagten ſie. Das iſt feiges Geſindel.

Die Stimmung im Lande wurde eine dumpfere. Die franzöſiſchen Angeſtellten ſahen traurig drein.

Drüben in Höchſt am Main ſaß auf ſeiner Trommel der alte Marſchall Vorwärts, der alte Blücher, und bereitete ſeinen Uebergang bei der Pfalz zu Caub vor. Die Armeen, welche ſeinen Befehlen untergeben waren, Ruſſen und Preußen, ſammelten ſich bei Wiesbaden und rückten dem Punkte langſam näher, den der alte Held zum Uebergange beſtimmt hatte. Endlich kam ſelbſt ſeine Proclamation an die Bewohner des linken Rheinufers in's Land, ſo zahlreich, als habe ſie ein Sturmwind zu Tauſenden über den Rhein herüber geweht.

Die Franzoſen ſagten es ſelbſt: Die Deutſchen gehen zu Neujahr 1814 über den Rhein und Napoleon gibt euch preis!

Da war nicht mehr zu zweifeln, und Dellart ließ das ſorgenvolle Haupt auf die Bruſt ſinken. Was ſollte aus ſeiner Frau, ſeiner Claire werden, wenn die Ruſſen kamen? Was aus ihm? Das lag auf ſeiner Seele wie eine Centnerlaſt; aber wegwälzen konnte er ſie nicht. Sie wurde mit jedem Tage ſchwerer, je näher das Jahr 1813 ſeinem letzten Tage zuging.

Sonſt war es ein Tag, der leider, trotz ſeines ernſten und mahnenden Charakters, durchjubelt zu werden pflegte. Dieſes Jahr kam er ſo ſorgenſchwer heran, wie kaum irgend jemals, und unter den Seufzern wurde kein Jauchzen vernehmbar. Es war noch ein Anderes, was die Herzen erſchreckte und ſo düſter ſtimmte.

Die Krankheit, das Nerven- oder Lazarethfieber, welches die Franzoſen mitgebracht, herrſchte in erſchreckender Weiſe. Faſt kein Haus war, wo nicht Kranke lagen. Die Krankheit ſteckte furchtbar an. Faſt alle Glieder des Hauſes, wo Eins ergriffen wurde, ſanken bald nacheinander auf's Krankenbett und die Meiſten wurden hinausgetragen auf den ſtillen Friedhof, wo die Kreuze zu Häupten daran mahnen, was allein im Tode Heil und Hoffnung geben kann.

Jeder fürchtete, wenn er ſich heute noch geſund fühlte, morgen ſchon ergriffen zu ſein. Das drückte die Gemüther; das tödtete die Freude; das beugte den Muth; das trübte den Blick in die Zukunft. Tauſendmal dachte Claire an das Wort, das ihr Martin durch die alte, treue Lenebas hatte ſagen laſſen. Sie hatte damals drüber gelächelt; jetzt erſchien es ihr anders, und wenn der gebeugte Vater von der Zukunft ſprach, ſeufzte ſie tief auf.

Es war in der Woche des heiligen Chriſtfeſtes, als eines Abends, wie er jetzt oft that, der Müller zu Fehringer kam.

Sie ſprachen natürlich von nichts Anderem, als vom Uebergange der Deutſchen und Ruſſen und wie es werden würde.

Der Müller hatte einen franzöſiſchen Offizier im Quartiere gehabt, der deutſch ſprach, einen ältlichen, braven Mann. Als er ſchied, drückte er des Müllers Hand und ſagte: „Gott ſchütze euch! Wenn die Deutſchen an euch thun, wie leider unſere Soldaten drüben gethan, ſo bleibt kein Stein auf dem andern!“

Das Wort lag auf des Müllers Herzen ſchwerer, als ſein großer Mühlſtein. Er theilte es dem Fehringer mit und ſagte dabei: „Ich meine, es wäre gut, wenn man in ſolchen Zeiten nahe beieinander wäre! Auch will es mir ſcheinen, als ob die Laſt der kommenden Einquartirung von Einem von uns könne abgewendet werden.“

„Wie ſo?“ fragte Fehringer.

„Ei nun,“ entgegnete der Müller, „du ziehſt morgen zu mir in die Mühle, da wird dich hier, in deinem Stübchen, kein Soldat beläſtigen und ich kriege dadurch keinen mehr und keinen weniger.“

Fehringer beſann ſich.

„Und,“ fuhr der Müller fort, „da es kein Zweifel iſt, daß, wenn heute die Deutſchen da ſind, morgen Martin kommt —“

„Meinſt du?“ rief fragend und freudig der Alte aus, ihn unterbrechend.

„Ganz gewiß,“ ſagte der Müller, „denn der junge Werthheimer hat mir geſtanden, daß er gar nicht weit vom Ufer des Rheins im ſichern Neſte ſitzt —“

„Dann,“ fuhr er, bei dem unterbrochenen Gedanken anknüpfend, fort, „kommt er doch in die Mühle, denn du haſt ja nicht Raum für ihn in dieſem engen Behelf. Endlich aber iſt es tröſtlicher für uns Alle, wenn etwa — und wer weiß es? — Eins von uns von der Krankheit heimgeſucht wird. Wir können einander dann um ſo leichter Handreichung thun und Pflege und Erquickung angedeihen laſſen.“

Die Gründe waren gewichtig. Mit Neujahr begann die Miethe neu. Was hinderte es, daß ſie es ausführten?

So recht nach allen Seiten hin erwogen ſie die Verhältniſſe und endlich ſtimmte Fehringer und die Lenebas zu, und ſo wurde denn beſchloſſen, daß der Müller am Montage nach dem Sonntage vor Neujahr ſeinen Mehlwagen ſenden ſollte. Darauf ſollte denn alle die geringe Habſeligkeit Fehringer's gepackt und nach der Mühle gefahren werden. Unter manchen Sorgen und bangen Erwartungen war denn endlich der Morgen des Montags angebrochen. Der Müllerwagen kam und Fehringer und die Bas trugen ihre Sachen herunter.

Als die flinke Claire dies bemerkte, kam ſie eilig herüber und half

„Ach, geht Ihr ſo weit fort?“ fragte ſie. „Da werden wir uns ja ſelten ſehen.“

„Aber warum willſt du uns denn nicht in der Mühle beſuchen?“ fragte Fehringer.

Claire zuckte die Achſeln. „Ich kenne den Müller nur von dem einzigen Male, wo ich ihn hier bei Euch traf. Seitdem ſah ich ihn nicht wieder.“

„Er war ja doch täglich bei uns —“ ſagte der Alte.

„Ich wollte nicht aufdringlich ſein,“ ſagte das Mädchen darauf. „Ihr wißt ſchon, wie bös Einem die Leute Alles auslegen und uns vorab, da ſie uns doch Alle haſſen. Lieber Gott, was kann mein armer Vater dafür, daß ſeine Pflicht gebot, ſtrenge zu ſein? Wär' er's nicht geweſen, ſo war es ein Anderer. Aber es thut Einem doch ſo wehe. Er hat ja doch Niemand hier ein Leid angethan, und wir gewiß auch nicht. Was ſoll's nun mit uns werden,“ fuhr ſie fort, „wenn die Deutſchen kommen?“ Sie trocknete ihre heißen Thränen.

„Sei gutes Muthes, Kind,“ ſagte Fehringer. „Sieh', ſeit ich in Noth war, hab' ich beten gelernt und da iſt in meine Seele ein Vertrauen auf Gott gekommen, das nicht wankend gemacht werden kann. Er macht Alles wohl! Bete, glaube und vertrau', und du wirſt erfahren, wie wahr es iſt: „Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erhören, und du ſollſt mich preiſen!“

Dies Troſtwort erquickte Claire's Seele noch lange, nachdem ſchon der Müllerwagen mit den alten Leuten durch's Dorf, den Mühlenweg hinabgerollt war.

Die Anzeichen des nahen Uebergangs der Deutſchen häuften ſich mit jeder Stunde. Man bezeichnete laut und beſtimmt Caub als den Punkt. Statt daß eine Truppenmacht dort den Uebergang hätte wehren ſollen, — und es wäre nicht ſchwer geweſen, — zogen ſich alle die zerſtreuten Truppen ziemlich ſchnell in den letzten Tagen vor Neujahr zurück nach der franzöſiſchen Grenze.

Dollart hörte und ſah nichts. Es kam kein Befehl; er ſah keinen Collegen vom Rhein oder von der nächſten Seitenſtation der ſchwarzen Brigade. Sonſt war alle acht Tage der Brigadier gekommen, hatte den Poſten unterſucht, Befehle gebracht; aber ſeit einem Monate war er nicht dageweſen.

So kam der Morgen des Sylveſtertages.

Man hatte geſagt, wenn man an der „hohen Buche“ ſtehe, einem der höchſten Punkte der Umgegend, von dem man in die Naſſauer Berge über den Rhein hinüber ſchauen konnte, ſähe man drüben die Wachtfeuer bei Nacht, und bei Tage deutlich die Bewegungen der Colonnen der Deutſchen.

Die Unruhe in Dollart's Seele war ſo groß, daß er endlich ſeine Uniform anlegte, ſeine Waffen nahm und nach der „hohen Buche“ aufbrach. Sein Weg führte ihn an der Spitze der Kreuzhecke vorbei, wo ihm einſt das Ereigniß zugeſtoßen war, das noch heute zu ſeinen bitterſten Erinnerungen gehörte.

Als er dort ſtand, wo das Wieſenthälchen vom Rheine her gegen die Höhe der Kreuzhecke mündet, ſah er plötzlich zwei Douanen mit Sack und Pack und großer Haſt aus dem Grunde des Thälchens heraufſteigen.

Es war der Brigadier und ein gemeiner Douanier. Sie riefen Dollart ſogleich an und ſagten ihm, „der Befehl ſei gekommen, daß alle Douaniers ſchnell ſich hinter die alte Grenze Frankreichs zurückziehen ſollten.“

„Wo ſind eure Weiber und Kinder?“ fragte er, und der Athem ſtockte ihm ſchwer.

„Wo ſind ſie?“ antwortete der Brigadier. „Wir haben ſie Gott und guten Menſchen überlaſſen müſſen; da der Befehl ausdrücklich dahin lautet, daß Weiber und Kinder nicht ſollen mitgeführt werden, ebenſo wenig unnützes Gepäcke. Das Nothwendigſte an Kleidungsſtücken ſoll im Torniſter mitgenommen werden, da der Kaiſer aus ſämmtlichen Douaniers und Gensd'armen ein Corps bilden wolle, das als Grenzvertheidiger thätig ſein ſolle. Morgen,“ ſetzte er hinzu, „oder vielmehr in der nächſten Nacht gehen die Deutſchen bei Caub ungehindert über. Sie werden uns bald auf der Ferſe ſein. In Birkenfeld oder Kuſel iſt unſer Vereinigungspunkt.

Da gilt's Eile, Dollart! Drum ſchnell mit uns nach dem Dorfe zurück, wo nur dein Ranzen gepackt wird. Wir nehmen uns dann einen Leiterwagen und legen die Zeit wieder zu, die wir Beide eingebüßt haben, indem wir hierher mußten, Euch abzuholen, da der Befehl zu ſchnell kam, um ihn Euch vorher mittheilen zu können.“

Das war eine niederdonnernde Nachricht für Dollart. An Weib und Kind hing ſein Herz mit der zärtlichſten Liebe. Sie ſollte er verlaſſen, von denen er nie getrennt gelebt hatte. Sie ſollte er hier laſſen, unter Leuten, die ihm und ihnen ſeines Standes wegen nicht freundlich geſinnt waren, und einer gefahrenreichen Zukunft entgegengehen, die es ſehr in Frage ſtellte, ob er ſie jemals in dieſem Leben wiederſehen würde!

Da läßt es ſich nachfühlen, wie es um das Herz des Mannes ſtand, als er den Weg zum Dorfe mit ſeinen Gefährten eilig durchmaß; da läßt ſich's nachfühlen, welchen Eindruck die Nachricht bei ſeiner Heimkunft auf ſeine Frau und ſeine Tochter machte!

Unter Thränen wurde ſein Torniſter gepackt und der Sparpfennig getheilt; als es aber an's Scheiden ging, da hingen ſie laut jammernd an ſeinem Halſe. Selbſt die beiden Männer, die zur Eile treiben mußten, weinten wie Kinder. War doch die Stunde nicht ſehr entfernt, wo ſie ſich ebenſo hatten losreißen müſſen von den Theuerſten, die ſie auf Erden hatten.

Aber helfen konnte Niemand. Es mußte geſchieden, das Schwerſte überwunden ſein! —

IX.

Eine Stunde war ſchon vorüber, ſeit Dollart ſich losgeriſſen und hinweggeeilt war, und noch lagen Claire und die Mutter weinend mit den Köpfen auf dem Tiſche. Die Thränen rieſelten ſtiller herab auf den Boden, als früher, und doch waren ſie ſo unfähig, auf das zu achten, was außer ihnen vorging, daß ſie das Heranrollen eines Wagens nicht vernahmen, der an ihrem Hauſe ſtille hielt; nicht bemerkten, daß leiſe ſich ihre Thüre öffnete und Jemand hereintrat, der aber in der Nähe der Thüre ſtille ſtand, weil er, ſelbſt überwältigt von dem Schmerze, deſſen Zeuge er war, ihn nicht ſtören mochte in ſeinem Ergießen.

Zunächſt der Thüre ſtand der Müller mit verſchränkten Armen. Ueber das rauhe, wetterharte Geſicht des Mannes rollten, ihm unbewußt, heiße Thränen.

So rauh auch der Müller zu ſein ſchien, ſo weich war ſein Herz.

Er hatte von dem alten Fehringer, der im Dorfe geweſen war, nicht ſobald gehört, wie es um Dollart's ſtand, als ſein Entſchluß reifte. Lebhaft dachte er ſich in die Lage des Mannes hinein, der Weib und Kind in einer zweifelhaften Lage zurückließ, und ſelbſt einer noch zweifelhafteren Zukunft entgegenging: das bewegte ihn im Grunde ſeiner Seele.

Was ſollen die armen Frauen machen, wenn nun das halbwilde Volk der grauſamen Koſacken kommt? Wenn, wie mein Offizier ſagte, hier kein Stein auf dem andern bleiben ſoll? Sie haben keinen Halt, keine Stütze, keinen Troſt, keinen Beiſtand. Es iſt entſetzlich! Und im Dorfe wird Niemand ihnen die helfende Hand bieten, Vaterſtelle an ihnen vertreten! Alter Müller, da iſt's deine Pflicht! Dein Herz ruft, — nein, es iſt Gottes Stimme, die an dein Herz ergeht; drum friſch dran! In und mit Gott gethan, iſt wohlgethan!

Und wenige Augenblicke ſpäter rollte er mit dem Mehlwagen in's Dorf, ſtatt über Feld, und wieder eine kurze Friſt ſpäter ſtand er in der Stube, wo die Zwei weinten, die ſich ſo verlaſſen fühlten.

Claire blickte zuerſt auf. Sie erſchrak, als ſie Jemand daſtehen ſah; aber ſie erkannte ſogleich den Müller, ſtand auf und ſagte: „Was führt Euch zu uns?“ —

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Müller, „was ich dir ſagen ſoll, Kind; aber ich glaube, es iſt Gottes Stimme, die mich zu euch führt; denn als ich's hörte, was euch betroffen hat, da rief's in mir unabläſſig: Geh' hin und hole ſie in deine Mühle, auf daß ſie Schutz haben zur böſen Zeit!“

„So bin ich denn da mit dem Wagen und wollte euch bitten, laſſet uns Alles aufladen und wohnet in der Mühle, wo Platz die Fülle iſt! Ich will für euch ſorgen, als wäret ihr meine Kinder, und ſo lange ich lebe, ſoll keine Ungebühr von Feindeshand euch betrüben!“

Die Mutter ſtarrte erſtaunt den Müller an und hielt ſeine Rede für einen entſetzlichen Hohn, da ſie den Mann nicht im Mindeſten kannte; aber ehe ſie eines Wortes fähig war, trat Claire zu ihm, legte ihre kleine Hand in die ſeine und ſagte: „Ja, ſolche Gedanken hat Euch gewiß Gott eingegeben; aber Lob und Dank auch dem Herzen, das nicht ſäumt, ſie auszuführen. Ja, wir gehen mit Euch, denn wir bedürfen Eures Schutzes, und es könnte ja ſein, daß wir durch Dankbarkeit ſolche Liebe vergelten könnten.“

„Nicht wahr, Mutter, wir gehen mit in die Mühle?“

„Ach Gott,“ ſagte Frau Dollart, „wie biſt du doch voreilig! Wir kennen ja doch den Mann gar nicht — “

„Ich kenne ihn ſchon, liebe Mutter,“ ſagte Claire, „du kannſt ihm vertrauen!“

„Das iſt ſchon gut, aber wir wiſſen ja den Hauszins nicht?“ ſagte darauf Frau Dollart.

„Hauszins?“ rief da der Müller aus und er wurde glühend roth im Geſicht. „Hauszins? — Liebe Frau, ich ſehe, Ihr kennt mich nicht und da mag ich's Euch leicht verzeihen, daß Ihr alſo redet. Mich treibt mein Herz, Euch eine freie Wohnung in meiner Mühle anzubieten, hört Ihr's, eine freie Wohnung, die Euch keinen Hauszins koſtet; ich will Euch eines ehrlichen Mannes Schutz anbieten, Euch und Eurem lieben Kinde für die Zeit, wo Ihr deſſen wohl bedürfen könntet; denn was ſoll's mit zwei hilfloſen Frauen ohne männlichen Beiſtand in ſolcher Zeit des Krieges, wie er uns in dieſen Tagen bevorſteht? Seht, gute Frau, das will ich und nichts mehr, nichts weniger; aber Geld will ich nicht; nur Euch bitten, im Vertrauen eine Hand zu faſſen, die ſich Euch darbietet, im Vertrauen auf das Wort eines Mannes, an deſſen Namen kein

Makel klebt, am wenigſten der der Unredlichkeit und treuloſer Abſicht."

Frau Dollart ſah ihre Tochter ungläubig an, denn ſolche Erfahrung hatte ſie in ihrem bisherigen Leben zu machen noch keine Gelegenheit gehabt.

Claire aber nahm nun das Wort und ihr gelang es, der Mutter tiefwurzelnde Zweifel zu löſen. Der Müller ſprach ſich nun noch näher aus über ſeine Abſichten, und ſo gewann er endlich das Vertrauen der Frau Dollart. So wurde denn nun ausgeräumt und auf den Wagen geladen was auszuräumen war, und Claire eilte, den Miethvertrag ſofort aufzukündigen, da ihr Vater ſich, bei der Unſicherheit ſeiner Stellung, ſolches ausgehalten. Derſelbe Wagen, der wenige Tage früher Fehringer's geringe Habe hinweggefahren, trug nun auch die Dollart's hinab in's Mühlenthal.

Es war gewiß ein guter Geiſt, der den Müller geleitet hatte, als er, von Mitleid bewegt, Dollart's eine Zufluchtsſtätte bot, denn ſchon ſeit einigen Tagen fühlte er eine Schwere in ſeinen Gliedern und ein Fröſteln, das ſelbſt der ſehr warme Ofen nicht vertrieb.

Am Sylveſterabend aber trat der Froſt mit ſolcher Macht ein, daß er zu Bett eilen mußte.

Das waren die untrüglichen Vorboten der herrſchenden Nervenfieberkrankheit, die denn auch mit aller Heftigkeit bei ihm losbrach.

Das war ein rechter Schrecken für das ganze Haus; denn die alten Leute waren in ihrer Aengſtlichkeit recht beſorgt, ja rathlos.

Da zeigte ſich Claire in ihrer rechten Wirkſamkeit. Tag und Nacht wachte und harrte ſie aus am Siechbett ihres Wohlthäters. Sie war ſchon tagelang nicht aus den Kleidern gekommen und hatte nicht geſchlafen, und doch kam kein Mißmuth in ihre Seele.

Der Sturm des Rheinübergangs war vorübergebrauſt, ohne daß das Dorf davon bis jetzt wäre berührt worden; allein auch das ſollte nicht ausbleiben. Eine Abtheilung Koſacken erſchien plötzlich im Dorf und ein Haufe ſtürmte auf die Mühle, gerade als der Müller in wilden Fieberphantaſieen lag.

Der alte Fehringer ſtellte ſich als Hausherr dar; allein den alten, ſchwachen Mann mißhandelten die Unholde und ſpielten die Herren, ja ihre Neigung, zuzugreifen und ſich anzueignen, zeigte ſich im klarſten Lichte, und es war nahe daran, daß eine förmliche Plünderung ſtattfand. Den alten Fehringer hatten ſie gebunden, ebenſo die alte Baſe. Knecht und Magd waren flüchtig geworden und bereits hatten ſie einen Schrank erbrochen, der in der Wohnſtube der Mühle ſtand. Da drang der Ruf um Hilfe zu Claire's Ohr.

Schnell bat ſie die Mutter, bei dem Leidenden zu wachen, und eilte hinaus. Ihres Vaters alte Flinte, die ihr einſt gedient, war noch da, ihres Vaters alter Säbel auch. Sie lud ihre Flinte, hing den Säbel um, und — in das Gemach, wo die Gebundenen lagen und die acht Unholde eben den Inhalt des Schrankes ſich aneignen wollten, trat, wie ein zürnender Racheengel, das Mädchen und donnerte mit aller Kraft ihrer Stimme die Koſacken an.

Ein Todesſchrecken überfiel ſie, als ſie den Lauf des Gewehres auf ſich gerichtet ſahen. Das Linnen entfiel ihren Händen. Als Claire den Eindruck wahrnahm, den ihre Erſcheinung hervorbrachte, wuchs ihr natürlicher Muth. Sie deutete auf die Thüre, zu deren Seite ſie getreten war, und legte das Gewehr wieder ſchußgerecht an. Sie zauderten noch.

Da ſprach ſie noch einmal das gebieteriſche „Vorwärts!“ Die Koſacken kannten das Wort. Langſam ſchlichen ſie zum Zimmer hinaus, die Treppe hinab, nach dem Stalle.

Claire folgte. Mit ſtreng befehlender Miene deutete ſie auf die Pferde. Die feigen Aſiaten, Räuber und Feiglinge, und nur da muthvoll, wo ihnen Ohnmacht oder Furcht entgegentritt, beeilten ſich, ihre Roſſe zu ſatteln.

Während dies geſchah, ſchlich ſich der Knecht wieder in das Haus, und fand, als er in die ſtille Stube blickte, die geknebelten Alten. Er ſchnitt die Stricke entzwei. Fehringer erzählte ihm ſchnell, was Claire gethan, und wie die Koſacken in der Furcht ſeien. Jetzt bekam er auch wieder Muth, holte des Müllers Doppelflinte und eilte zu Claire hinab.

Kaum erblickten die Koſacken den Zuwachs der Hilfe, ſo beeilten ſie ſich noch mehr, und ehe eine Viertelſtunde verſtrich, war die Mühle von ihnen geſäubert.

„Ach,“ ſeufzte die alte Baſe: „Gib Acht, Kind, ſie kommen wieder!“

„Auf den Fall wollen wir uns vorſehen,“ ſprach feſt das Mädchen. Sie ließ die Thüren verſchließen; löſte den gewaltigen Hofhund von der Kette und führte ihn in's Haus; ließ vom Knecht und der Magd Steine in Körben in die oberen Stuben tragen und rüſtete ſich ſo zu muthiger Vertheidigung.

Es war wirklich, wie die Baſe vermuthet. Die acht Koſacken mochten unterwegs denn doch zum Ueberlegen gekommen ſein, daß es eine Schmach für ſie ſei, vor dem Mädchen flüchtig geworden zu ſein.

Fehringer war auf den Speicher geſtiegen, um zu lugen, ob ſie nicht zurückkehrten. Jetzt kam er eiligſt herab.

„Sie kommen wieder!“ rief er ängſtlich.

„Geht in die obere Stube,“ ſagte Claire, „und nehmt die Baſe und die Magd mit. Sobald ſie Miene machen, die Thüre zu ſprengen, ſchleudert Ihr ihnen die Steine auf die Köpfe. Der Knecht und ich wollen ſchon thun, was Noth iſt.“

Es dauerte wirklich nicht lange, ſo kamen tobend die Koſacken zurück. Diesmal ſprangen ſie ſchnell von ihren Pferden und rannten drohend gegen die Thüre, wo ſie zu raſſeln begannen. Da hob der Hund ſein wüthendes Gebell an und unerwartet ſchleuderte Fehringer einen Stein nach den naheſtehenden Pferden. Dieſe ſcheuten, bäumten ſich und ſuchten das Weite. Zu gleicher Zeit hagelte es Steine auf die Köpfe der Koſacken, und die Flintenläufe wurden ſichtbar. Der Knecht drückte im Eifer ſeine beiden mit Jagdſchroten geladenen Läufe ab, und einige der Schrote trafen

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke, aber es war von einem an's Fabelhafte grenzenden Erfolge. Auf einen ſolchen Empfang nicht gefaßt, überraſcht von dem Davonlaufen ihrer Pferde, getroffen von den Schroten, deren brennender Schmerz ſie mit Todesſchrecken nebenbei erfüllte, flohen ſie eiligſt von dannen, drohend die Fauſt gegen die Mühle ausſtreckend.

„Wir müſſen auf Schlimmeres gefaßt ſein," ſagte Claire, ließ wieder Steine in das obere Haus tragen, ließ den Knecht ſein Doppelgewehr auf's Neue laden, und ließ den Hund vor die Thüre hinaus. Es vergingen ſorgenvoll die Stunden des Tags, ohne daß jedoch ſich etwas ereignet hätte. Vor der Nacht aber bangte es Allen.

Indeſſen war ihre Furcht diesmal ohne Grund. Die Koſacken hatten bis in die Nacht zu thun, ihre Pferde wieder zu finden, und dann ereilte ſie die Marſchordre mit ſolcher Schnelle, daß an ein Nachenehmen nicht mehr zu denken war. Claire dankte Gott inbrünſtig, als die Nacht glücklich vorüber war, ohne daß ein Angriff verſucht worden wäre, denn in der Mühle wußte man nichts von dem raſchen Abzuge der Koſacken, und erſt am Morgen verkündeten es Leute, welche Frucht zur Mühle brachten und Jammer und Noth berichteten, wie die Unholde in dem armen Dorfe gehauſt.

X.

Dieſer Sturm der Kriegszeit war der erſte und letzte, den Dorf und Mühle erlebten. Fortab folgte zwar noch mancherlei Einquartirung, allein Aehnliches kam nicht mehr vor. Dennoch war das Leiden Claire's nicht vorüber. Kaum war der Müller auf dem Wege der Geneſung und im Stande, ſie ſeinen Schutzengel zu nennen, da legten ſich der alte Fehringer und die gute Lenebas nieder. Die Erſchütterungen des Gemüths, die Mißhandlungen der Koſacken konnten kaum ohne Erfolg bleiben bei den alten Leuten. Beide erkrankten ſehr ſchwer. Auch hier war Claire der ſchützende

Engel. Ihre milde, beſonnene Pflege, ihre raſtloſe, liebevolle Thätigkeit, während ihre Mutter dem Hausweſen vorſtand, konnte dem Müller nicht verborgen bleiben. Er war ja Zeuge davon, hatte das Alles ſelbſt erfahren. Wieder gingen Wochen in's Land, ehe die Hoffnung der Geneſung gehegt werden konnte.

Es waren ſchwere Prüfungen für das junge Mädchen, aber ſie zeigte immer eine freundliche Miene. Nur der Müller hörte manchmal ihre unterdrückten Seufzer, und er wußte, wem ſie galten!

Vom Vater fehlte alle Kunde und — Martin blieb aus.

Von dem Gouverneur Juſtus Gruner kamen fliegende Blätter, welche die Siege der Verbündeten meldeten nach blutigen, mörderiſchen Gefechten, und vom Vater kam keine Kunde. Der Rhein war offen und frei; der Januar war vorüber und die Sonnenblicke des bald ſcheidenden Februars waren wie Frühlingsboten anzuſehen, — und keine Nachricht von Martin kam.

Nicht bloß Claire, auch ihre Mutter, der Müller, Fehringer und die Baſe waren traurig, und doch hatte Keines den Muth, dem Gefühle Worte zu leihen, das ſie Alle faſt gleichmäßig drückte. Die Folgen der Krankheit waren auch ſo zerrüttend, daß der Müller, und er war am Weiteſten in der Geneſung vorgeſchritten, es nicht hätte wagen dürfen, den Weg zu Werthheimer zu machen, um Kunde von Martin einzuziehen. So war der letzte Februar-Sonntag gekommen. Die ſcharfen Winde und der helle Sonnenſchein hatten die Wege getrocknet. Claire und ihre Mutter waren in der Kirche geweſen und kehrten eben heim in die Mühle, da ſchritt ein Mann die Schlucht herab und fragte nach dem alten Fehringer.

Claire ſah ihn forſchend an.

„Heißet Ihr nicht Werthheimer?“ fragte ſie bebend.

„So heiße ich,“ war des Mannes freundliche Antwort, „und irre ich nicht, ſo ſeid Ihr der „Schwarze,“ der uns ehemaligen Schmugglern ſo viel Schrecken und Angſt gemacht?“

Claire erröthete, aber ſo wenig es ihr auch zu Muthe war, zu lächeln, ſie konnte es doch nicht ganz unterdrücken, als ſie die Frage des Mannes bejahen mußte.

„Das iſt nun Alles vorüber und vergeſſen," ſagte er; „aber wie find' ich Euch hier in der Mühle?"

Claire erzählte es ihm kurz.

„Das war brav von dem Müller," ſagte der Schiffer; „aber dann ſeid Ihr auch das Mädchen, das die Mühle ſo muthig gegen acht Koſacken vertheidigt hat? — Nun," fuhr er fort, ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, „da habt Ihr dem Müller reichlich vergolten, wenn Ihr's nicht gethan hättet durch die liebevolle Pflege der drei Kranken. Die ganze Gegend, bis hinab an den Rhein, iſt voll Eures Ruhms, und er iſt ſogar bis zu einem Krankenbett gedrungen, an dem Ihr wohl noch lieber als Pflegerin geſtanden hättet — "

„Ach Gott," fiel Claire ein, „iſt Martin krank geweſen?"

„Red' ich denn von dem?" ſprach ſchalkig lachend der Schiffer. „Nun ſeh' ich doch wieder, wie wahr es iſt, weß das Herz voll iſt, davon gehet der Mund über!"

Eine brennende Gluth bedeckte Claire's ſchönes Geſicht und ihre Verlegenheit war ſo groß, daß ſie gar nicht wußte, wohin ſie ſich wenden ſollte.

„Wiſſet Ihr was?" ſagte Werthheimer. — „Ich denke, da in der Mühle ſind noch mehr Leute, die auch ein Recht haben, nach Dem zu fragen, deſſen ehrlicher Name eine ſo brennende Gluth auf Eure Wangen gejagt hat."

Er reichte ihr indeſſen die derbe Hand, und ſagte lächelnd: „Nichts für ungut, liebes Kind! Ein alter Mann darf auch einmal ſcherzen. Kommt mit! Ich mache Alles wieder gut, ſo reichlich, daß Ihr mir ſchon wieder gut werden müſſet!"

Er hielt ihre Hand und trat mit ihr in die Mühle.

Wie pochte das liebende Herz! Wie beſtürmten es tauſenderlei Gedanken und Gefühle! —

„Werthheimer!" rief erbleichend der alte Fehringer aus, als er den alten Kameraden wieder erblickte. „Bringſt du Gutes oder Böſes?“

Der Schiffer reichte ihm die Hand zum Willkommen.

„Gutes, denke ich,“ ſagte er darauf und ſetzte ſich zu dem Alten, während dieſer zu dem Müller ſagte: „Das iſt der Mann, der die erſte Nachricht von Martin brachte. Auch jetzt bringt er uns ſichere Kunde.“

„Gottlob, daß ich es endlich kann,“ nahm der Schiffer das Wort. „Der hat mir ſo viel Kummer und Sorge gemacht, als euch ſein Nichtkommen, nachdem die Franzoſen endlich fort waren. Da drüben, wo er bei braven Leuten war, die ihn ſehr lieb haben, lag's vor dem Uebergang der Deutſchen über den Rhein ſo hageldicht voll Soldaten, daß man ſich nicht regen, noch bewegen konnte. Die natürliche Folge davon war das Ausbrechen der herrſchenden Krankheit, die uns auch die Franzoſen gebracht haben, und die die Gottesäcker überall gefüllt hat. Alle Drei im Hauſe, der Vater, die Mutter und der Sohn, wurden davon ergriffen. Da lag denn die ganze Laſt des Geſchäftes, der Haushaltung und der Pflege allein auf Martin und einer alten Magd. Da hat ſich der Junge ritterlich gewehrt und durchgearbeitet in dieſer ſchlimmen Zeit. Aber es ging denn doch auch über Rieſenkräfte, was ihm oblag. Als die Hausgenoſſen geneſen waren, wollte er fort, — und eher durfte er ja doch nicht d'ran denken; aber da traten auch bei ihm Spuren ein, daß er dieſelbe Krankheit bekommen würde. — Um jeden Preis wollte er jetzt heim; allein ſie hingen ſich ſchwebend an ihn und ließen ihn nicht weg, und es war ein Glück; denn noch in derſelben Nacht brach die Krankheit bei ihm aus. Solche junge, kräftige Naturen hat ſie von jeher abſonderlich gerüttelt und geſchüttelt. So auch ihn. Doch hat ſeine kräftige Natur mit Gottes Hilfe geſiegt, er iſt auf der Beſſerung und — wird bald kommen.“

Alle hatten den Athem angehalten. Aus Claire's ſchönen Augen perlten, unbewacht, die hellen Thränen. Der Müller ſah's und Alle ſahen's, aber Niemand ſchien es zu bemerken.

„Ach, Gott ſei gelobt!“ rief der alte Fehringer aus. „Iſt's aber auch gewiß, daß er bald kommt?“ fragte er.

„Bald,“ ſagte der Schiffer, „recht bald, — vielleicht heute noch!“

Da eilte Claire hinaus; aber kaum war ſie draußen, als ſie einen hellen Freudenſchrei ausſtieß.

Martin war geneſen, und der Schiffer wollte ihn gerne heimbegleiten, um ſelbſt nach den Vielgeprüften zu ſehen. Sie waren miteinander bis in's Dorf gegangen, wo Martin auf des Wirthes Anrathen ſo lange verweilte, bis Werthheimer die Geneſenden in der Mühle ſo weit würde vorbereitet haben, daß die unverhoffte Freude und Ueberraſchung kein Unheil anrichten könne.

Endlich hielt er's nicht mehr aus. Er trat eben in die Thür, als Claire aus der Stube trat.

Ihn ſehen und einen Freudenſchrei ausſtoßen, war Eins. Auf den Schrei hin ſtürzten Alle heraus und da ſahen ſie Claire an Martin's Bruſt liegen, umſchlungen von ſeinen Armen.

„Kommt herein,“ ſagte der Müller, und zog ſie in die Stube. „Wir haben ihn geſehen, das ſei uns genug, um Gott zu danken. Laßt die Zwei der Freude des Wiederſehens ſich hingeben ohne Zeugen!“

Frau Dollart war am Meiſten erſtaunt. So weit hatte ſie das Verhältniß der jungen Leute nicht gekannt. Der Müller merkte das.

„Mutter Dollart,“ ſagte er, „Martin iſt mein alleiniger Erbe. Die Mühle iſt ſein und die Wieſen und das Feldgut ſoweit Euer Auge aus dieſen Fenſtern reicht. Schulden ſind keine d'rauf; wohl aber bleibt ihm noch ein ſchönes Vermögen außerdem. Ich glaube nicht, daß Ihr Euch zu bedenken nöthig habet.“

„Ach,“ ſagte Frau Dollart, „mir iſt's ſchon lange recht, denn ich weiß ſchon lange d'rum; nur das wußte ich nicht, daß ſie ſo einig wären; aber was wird mein Mann ſagen?“ —

„Nun, ich denke, der wird kein Unmenſch ſein,“ erwiederte der Müller. „In Eurem vielgeprieſenen Frankreich werden Grafen und Herren wohl ihres Gleichen freien. — Glaubt mir, mein

Martin dürfte nur die Hand ausrecken, und an jedem Finger hätte er ein reiches Mädchen, das ihn zum Mann zu kriegen, ſich glücklich prieſe!"

Die Frau Dollart merkte, daß ſie in ein Weſpenneſt geſtochen hatte, denn der Müller war roth angelaufen.

„Ach," ſagte ſie, „ſo hab' ich's nicht gemeint; vielmehr wollt' ich ja nur ſagen, daß mein Mann doch auch ſein Vaterwort dazu zu geben habe."

„Die machen aber auch mordslange!" rief der Werthheimer, der dem ſich ſtark zuſpitzenden Geſpräche gerne die Spitze abbrechen wollte, und riß die Thür auf.

„Martin," rief er hinaus, „ſoviel Zeit hab' ich zu meiner ganzen Freierei nicht nöthig gehabt, und Meine hatte ich und hab' ich noch lieb!"

Das wirkte.

Im Zimmer lachten ſie und die erröthende Claire flog, wie ein Vogel, die Treppe in's obere Stockwerk hinauf, während Martin nun in die Stube trat und aus dem Arme des Vaters in den des Pathen fiel, und dann kam die Lenebas, die lachte und weinte zugleich vor Luſt und Herrlichkeit. Auch Frau Dollart begrüßte ihn warm und herzlich.

Da gab's denn nun ein Fragen und Erzählen ohne Ende. Am angenehmſten war der Müller überraſcht, als er hörte, daß Martin in einer Mühle gearbeitet hatte. Werthheimer durfte das nicht ſagen, weil Martin es ihm ausdrücklich verboten hatte. Er gedachte ſeinen Pathen zu überraſchen, wenn er als ein gewiegter, tüchtiger Mühlknappe ſich ihm darſtellen könnte. Der Müller lächelte ſelig, als er das geſtand.

„Siehſt du," ſagte er, „ſo geht's mit allen Betrügereien. Sie kommen alle an den Tag." Dabei faßte er ihn um den Hals und küßte ihn. Lenebas winkte der Frau Dollart.

„Kommet," ſagte ſie, „wir wollen in die Küche gehen, ſonſt möchte es leicht ſein, daß die liebe Claire uns hungrig läßt oder die Suppe ſo verſalzt, daß wir ſie nicht eſſen können."

„Da thut Ihr wohl,“ verſetzte der Schiffer. „Ich weiß, wie's in ſolchen Verhältniſſen geht; denn mein eigenes Mädel hat mir's ſo gemacht, wenn ihr Bräutigam da war.“

Der Müller war in der Freude ſeines Herzens gar nicht mehr ſeines vorhinigen Aergers eingedenk; denn als jetzt die Frauen hinausgegangen waren, erzählte er mit dem unverkennbaren Ausdrucke von herzlicher Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung, wie Claire an ihm, an ſeinem Schwäher Fehringer und an der Baſe gehandelt, welche Opfer ſie gebracht, und wie milde und unverdroſſen ſie geweſen; ſchilderte den Kampf mit den Koſacken und die Probe ihres Muthes und ihrer Beſonnenheit, und aus jedem Worte ſprach ſein Herz. In Alles ſtimmte Martin's Vater ein und des Jünglings Herz pochte inniger, ſtärker, ſtolzer im Bewußtſein, daß dieſes herrliche Mädchen ihn liebe, ihm mit unerſchütterlicher Treue angehöre.

XI.

Die Tage, welche nun kamen, waren Tage des Glückes für die Liebenden, Tage eines ſeligen Zuſammenlebens für Alle. Trübend war nur der Gedanke, daß Dellart nicht geſchrieben, daß die Seinen ohne alle Nachricht von ihm waren.

Als indeſſen Paris eingenommen und Napoleon vom Throne geſtiegen war, da wuchſen die Flügel der Hoffnung wieder, und nicht umſonſt.

Es war in einer ſtockfinſtern Nacht am Ende des März 1814, als ein Mann mit rüſtigem Schritte vom Eingange des Dorfes her dem Hauſe zuſchritt, wo Dellart's gewohnt.

Die Frühlingsarbeiten hatten begonnen, und die ermüdeten Bauern lagen im erſten, tiefen Schlafe, denn es war eben Mitternacht vorüber. Der Wanderer hatte den Wächter Zwölf blaſen hören, als er noch drüben am Walde war. Jetzt fand er nicht einmal mehr den Wächter auf der Straße; denn dieſer war auch, um auszuſchlafen, in ſein Stübchen und Bett geſchlüpft.

Der Wanderer blieb endlich an Dollart's ehemaliger Wohnung ſtehen und ſchaute hinauf zu den Fenſtern. Alles war dunkel und ſtill. Er trat zur Thür und pochte; aber Niemand hörte es.

„Sie liegen und ſchlafen im Frieden," ſagte er zu ſich. „Wozu ihren ſüßen Schlaf ſtören? Ich will in's Wirthshaus gehen."

Er ging wieder zurück und klopfte Kamper'n heraus.

Dieſer rieb ſich die Augen, als er die Thüre geöffnet, und erkannte erſt bei genauerem Betrachten ſeinen Gaſt.

„Ach, Monſieur Dollart!" ſagte er; „willkommen! Ihr waret lange verſchollen! Jetzt ſeid Ihr mir willkommener, als wenn Ihr ein halbes Jahr früher ſo an meine Thüre mitten in der Nacht gepocht hättet! Denkt Euch nur, damals hatte ich oft für viel' Tauſende engliſcher Waaren in meinem Hauſe und führte die Schmugglerbande an."

„Jetzt habt Ihr gut reden," ſagte ärgerlich Dollart. „Doch laſſet mich in Ruhe, und gebet mir noch etwas Kaltes zu eſſen und ein Glas Wein. Ich bin müde und hungrig; wollte auch die Meinigen droben nicht wecken." Unter dieſen Worten waren ſie in die Stube getreten.

„Droben?" wiederholte hier Kamper. „Da hättet Ihr lange klopfen können!"

„Was?" rief Dollart erſchreckend. „Wohnen ſie nicht da? Wo denn?"

„Das iſt eine lange Geſchichte," ſagte Kamper, „ich will's Euch erzählen, während Ihr eſſet und trinket. Geſund ſind ſie, das will ich Euch zum Troſte vorab ſagen!"

Mit den Worten ging er hinaus und kehrte bald mit Speiſe und Trank wieder.

Nun erzählte er ihm denn Alles, wie es ihm getreulich Fehringer berichtet, von der Vereinigung deſſelben mit ſeinem Schwager bis zu der Koſackengeſchichte.

Mehrmals ſtanden helle Thränen der Freude in des Mannes Auge, beſonders über des Müllers Menſchenfreundlichkeit und ſeines Kindes Ruhm.

„Das hätt' ich dem Müller nicht zugetraut," ſagte Dollart, „beſonders ſeit er einmal auf mich hatte ſchießen wollen —"

„Und auf den bewußten „Schwarzen," wiſſet Ihr!" ſagte lachend der Wirth.

Auch Dollart lachte jetzt.

„Nun, nun," ſprach der Wirth, „der Müller iſt eine grundehrliche Seele, dem der Martin über dieſen Streich die Augen geöffnet hat. Er erkannte, daß der Adam Ries, der Spitzbube, Schuld dran war; denn, wie er Euch belogen, ſo hetzte er den Müller gegen Euch auf, — und wiſſet Ihr warum?"

Dollart ſah ihn fragend an.

„Nun, darum, weil er in Euer Kind verliebt war, und die ſchöne Claire ihm etwas pfiff, ſtatt ihn lieb zu haben. Solche Mädels haben auch ihre Augen bei der Hand, wenn's herauszufinden gilt, Wer der Schönſte im Dorf iſt. Das hat Eure Claire auch bald gefunden, denn der Martin Fehringer gefiel ihr ungemein wohl, und die Zwei waren lange ſchon einig, ehe der Spitzbube bei Euch um die Claire anklopfte und Ihr ihm den Laufpaß gabt." —

Dollart wollte drein reden.

„Mit Gunſt," ſagte der Wirth, „ſpart Eure Worte noch ein Bißchen! Nun wußte der Neidhammel, daß der Martin den Müller erbt, und das iſt ein Flecken, wie kein zweiter auf zwanzig Stunden Weges, — und daß der Müller ein Erzfranzoſenfeind war, da dachte er: Wart', Martinchen, dir will ich einen Riegel vorſchieben. Euch hetzte er an den Müller, und dadurch den Müller an Euch, und durch die Mittheilung, daß Martin und Claire ſich lieb hätten und nicht mehr von einander ließen, wollt' er den Martin um die Erbſchaft und um die Claire bringen. Merkt Ihr's? — Nun war der Müller aus Haß gegen Fehringer vierzehn Jahre nicht im Dorfe. Martin aber rührte ihm das Gewiſſen, als er Euch und Eure Claire damals vom ſichern Tode durch die Schmuggler gerettet, und Ihr ihn aus Dankbarkeit außer Landes triebet. War auch kein fein Stücklein von Euch, Herr Dollart, das wird Euch

Euer Gewissen sagen! Nun, nun, es ist nicht so schlimm, es ist für etwas gut. Dadurch, daß der Martin flüchtig wurde, um nicht seinen Vater mit [illegible] angeben zu müssen, — kam er von dem Soldatenstande frei; dadurch wurde seinem Vater Haus und Hof [illegible]; dadurch [illegible] sich der Müller mit ihm; dadurch lernte dieser Euer [illegible] kennen und [illegible], bevor er es und Eure Frau [illegible] die Mühle nahm und — [illegible] [illegible] Seht Ihr, wie da Eins an dem Andern hängt, wie der liebe Gott das Alles [illegible] gewirkt und gefügt hat, und — und — wie Ihr Vieles gut zu machen habt an dem Martin und dem Müller."

[illegible] schwieg. Sein Kopf war auf die Brust gesunken.

„Ihr kommt gerade zur rechten Zeit," fuhr der [illegible] Wirth fort, „um die Hochzeit, welche [illegible] auf Euch wartet, [illegible]!" —

„Welche Hochzeit?" fragte [illegible].

„Ei, [illegible] Ihr denn noch nicht, [illegible]" [illegible]

„Was [illegible]?" fragte [illegible].

„Nun, ich legte Clara's Hand in Martin's Hand und segnete sie; schlug in der Mühle meinen Wohnsitz auf und lebte in Frieden bei meinen Kindern und Verwandten, so lange Gott wollte! Nun aber geht schlafen! Ich bin müde, und Ihr habt genug gehört, um darüber nachzudenken!“

Der Wirth stand auf und Eckart auch. Er ging still in die Stube, wo er schlafen sollte, aber er schlief nicht. Was ihm in seiner tiefen Weise der Wirth gesagt, das ging ihm im Kopfe herum. Er legte sich Alles zurecht, aber allmählig wurden seine Bilder verworren und der Schlaf der Ermüdung kam eben doch.

Spät erwachte er.

Als er hinunter kam, blickte ihm Kasper in die Augen. Er sah heiter und fröhlich drein.

„Ueberlegt?“ fragte der Wirth.

„Ja!“ erwiederte Eckart.

„Nun, wie lautet's?“ fragte Kasper neugierig.

„Warte's ab!“ antwortete lachend Eckart, nahm seine Büchse und ging die wohlbekannte Schlucht hinab der Mühle zu.

Als er sich im Schatten der Erlen und Weiden, die den Mühlbach einsäumten und begrenzten, näherte, vernahm er Clara's helle, reine Mädchenstimme, die ein Lied sang. Nicht lange, so begann eine tiefere Männerstimme Clara zu begleiten. Das klang herrlich in die frische Morgenluft hinein. Als sie das Lied geendet hatten, sagte sie: „Martin, du könntest bei unserm Organisten [illegible] und singen.“

„Wenn du bei mir Stimme hältst und mit mir gehst!“ erwiederte er.

„Da würd' ich glücklich sein!“ lachte sie. „Mir gefällt's hier gar zu wohl, und ich möchte hier in der Mühle all mein Lebtag bleiben!“

„Ich auch,“ sagte Martin, „und jetzt ich der Müller und du die kleine Müllerin!“

„Warum nicht gar!“ lachte das Mädchen.

Deſſart trat in dieſem Augenblicke herein. Das Herz pochte in der Bruſt, als wollt's heraus.

„Du haſt recht, Claire,“ ſagte er laut, „denn dann müßte dich auch dein Vater ſo ſagen!“

Da ſah Claire herum und mit dem Worte: „Mein Vater!“ flog ſie ihm entgegen. Draußen aber am Fenſter reckte Einer den glühenden Kopf erſchrocken herein, — und das war Martin.

Den Aufſchrei Claire's hatte aber die Mutter gehört.

Sie eilte herbei und fiel in des Gatten Arme.

Das ganze Haus wurde lebendig.

Der Müller trat in die Thür und rief freundlich: „Claire, willſt du deinen Vater denn da im Hofe beherbergen?“

Da ſchob Deſſart ſanft Frau und Kind zurück und eilte auf den Müller zu, deſſen Hand er innig drückte.

„Habt Dank, tauſend Dank, braver Mann, für das, was Ihr an meiner Frau und meinem Kinde thatet!“

Der Müller lächelte, aber man ſah es ihm an, daß ihm etwas das Herz bewegte, und mit faſt zitternder Stimme ſagte er: „Laßt gut, laßt gut! Wenn's da ans Bedanken käme, ſo hätt's ſchönere Aufſicht: denn da müßte Euer heutiges Glück da mir zu danken aufgeben! — Kommt herein und ſeid willkommen!“

Die beiden traten ein und die alte Zuneigung und die gute Laune begleiteten ſie.

„Aber wo iſt denn der Martin?“ fragte der Müller. Claire erröthete, denn der Müller richtete gerade die Frage an ſie.

Deſſart hatte das bemerkt und lächelte.

„Draußen!“ ſagte Claire. „Soll ich ihn rufen?“

„Freilich!“ ſagte der Müller, und bald hörte man draußen die helle Stimme, die „Martin, komm' ſchnell!“ rief.

Endlich kam er denn auch, aber er war ſehr verlegen, obgleich ihn Deſſart herzlich bewillkommte.

„Wißt Ihr auch, was dieſe zwei wollen?“ fragte darauf lächelnd Deſſart, der ſich an Weib und Kind nicht ſatt ſehen konnte.

„Was denn?“ fragte der Müller.

„Der Martin will eine Orgel kaufen, und dann wollen ſie orgeln und ſingen geh'n."

Alles lachte. Der Müller aber ſagte: „Hab's wohl gehört; aber die Claire mag nicht. Sie will lieber hier Müllerin werden, wenn der Martin Müller wird."

Claire barg ihr Geſicht in der Schürze und Martin wußte nicht, wohin er blicken ſollte.

„Nun hab' ich dafür geſorgt, daß der Martin hier Müller wird, das heißt, ich hab' einen Act gemacht, wodurch ich ihm die Mühle und Alles, was ich habe, vermache, und mir nur meinen Aufenthalt vorbehalten habe."

„Nun wär's Eure Sache, Meiſter Dellart, Claire zur Müllerin zu machen!"

„Das wird mir ſchon leichter, als Euch," ſprach Dellart, ſtand auf und legte Claire's Hand in die Martin's, und Alle ſegneten ſie.

Nach drei Wochen war die Hochzeit des glücklichſten Paares, auf der Kamper auch war und meinte, bei ihm könnten ſie ſich bedanken, denn er habe das Eiſen geſchmiedet. Das geſtand Dellart lachend zu.

Auf der Hochzeit mußte Dellart erzählen, wie es ihm gegangen und was er auf der eiligen Flucht zur alten, franzöſiſchen Grenze erduldet. Es war Viel und Schweres. Faſt die ganze Zeit lag er im Lazareth zu Straßburg, von wo er, ſobald er geneſen, weiter gewandert war. „Aber," ſprach er, „wen meint ihr wohl, den ich in dieſem Lazareth fand?" Alle ſahen ihn geſpannt an.

„Den Adam Wirz," ſagte Dellart. „Er war ſehr krank, und alle ſeine ſchlechten Streiche bekannte und bereute er, ehe er — ſtarb."

„Gott ſei ſeiner Seele gnädig!" ſagten, wie mit Einem Munde, Martin und Claire.

„Und ſeinem Vater iſt's auch gut, daß er nicht wieder kam," ſagte Kamper, „denn er hatte nur böſe [illegible] ſchlecht an ihm gebannt. Seit ſeine Tochter und ihr braver Mann ihn pflegen, iſt der alte Mann angegangen wie ein Licht, dem man neues Oel aufgießt. Er kann jetzt wieder ausgehen, hat gute Tage und Tage des Friedens, die er bei dem böſen Buben nie würde gehabt haben — Bravo, Dollart!" rief er dann, als wolle er den ernſten Ton, den diese Nachricht hervorgerufen, verſcheuchen; „Ihr habt meinen erſten Rath prächtig befolgt, wie ſteht's um den zweiten, um den nämlich, daß Ihr Euren Webſtuhl aufſtellt und hier bleibt?"

„Ich hab' mir das Plätzchen dazu ſchon ausgeſucht," ſagte Dollart, „und da Ihr ein ſo guter Rathgeber ſeid, muß ich nur, aus Dankbarkeit dafür, auch den zweiten annehmen und befolgen!"

Und er befolgte ihn, und im Wiederſcheine des Glückes Martin's und Claire's lebten die zwei alten Leute friedlich und glücklich in der Mühle, bis ſpät der Engel ihre Fackel ſenkte.

Der Vetter im Conſiſtorium.

Eine Geſchichte.

I.

Der Wittwe Stüblein.

Es war im Frühling des Jahres 1786, als in einer kleinen Stadt eine betagte Frau an dem weit geöffneten Fenſterlein ſaß und eifrig ſtrickte. Sie war nahe an den Siebzigen, aber an den Zügen der Matrone konnte man noch wahrnehmen, wie ſchön ſie einſt im Frühling ihrer Tage mußte geweſen ſein. Sie trug eine ſehr einfache, man konnte ſagen ärmliche Kleidung, und auf ihrem edlen Antlitz ſpiegelte ſich das milde Abendroth eines Lebens voll Leiden und Entſagung. Das Häuschen, an deſſen Fenſter ſie ſaß, war eine Gärtnerwohnung, in welcher die Matrone eingemiethet war. Es lag an der Landſtraße, die ſich eine Anhöhe hinaufzog, und aus dem Fenſterlein konnte man dieſelbe, ſo weit es die hohen und weitäſtigen Apfelbäume geſtatteten, welche zu beiden Seiten gepflanzt waren, eine anſehnliche Strecke hin überblicken, — und dorthin richtete das Mütterchen ſeine Blicke mit einer Sehnſucht, die wohl ermeſſen ließ, daß ſie ein theures Weſen erwartete.

Die Sonne war eben hinabgeſunken und ſchon trat der Vollmond im Oſten in voller Pracht und milde leuchtend hervor. Die Luft war ſo milde und weich, die vom Felde her wehte; ſie trug die wonnigen Düfte der zahlreichen, in vollſter Blüthe ſtehenden Obſtbäume in mächtigen Wellen daher, und eine Nachtigall ſang ihr herrliches Loblied in einem der blühenden Apfelbäume der Landſtraße.

Ueberall war es ſtille, ſeit die Betglocke geläutet und das Menſchenherz zum Danke gegen den gütigen Geber alles Guten aufgefordert, und ſüße Ruhe dem Müden gebracht, der des Tages Laſt und Hitze getragen hatte. Selbſt die Heerden waren längſt heimgezogen, und der Abendſtern erglänzte ſchon neben dem leuchtenden Mond, und dennoch ſtrickte die fleißige Frau unermüdet fort. Nur dann und wann ſank die Hand auf den Schooß. War das aus Ermüdung oder ruhte ſie nur darum, weil das Mütterchen hinauf blickte, wo der Herr wohnt und waltet, der nach dem heiligen Worte der Schrift „der Wittwen Mann und der Waiſen Vater“ iſt? Noch eher aber war es Beides, denn ſie gönnte ſich kaum auf Augenblicke Ruhe am Tag, und die fromme Seele hauchte ihre leiſen Gebete hinauf zu dem Helfer in der Noth, getragen von Seufzern, die aus einer kummerwunden Bruſt emporſtiegen; nur wenn ſie ſo hinauf blickte mit dem Ausdrucke betender Inbrunſt, dann ſpiegelte ſich der Mond in zwei Thränen, die langſam die gefurchte Wange herabrollten und es kund gaben, wie es im Herzen ausſah.

Eine ſolche Tageszeit iſt erſt recht geeignet, auf die Tage zurückzublicken, die, wie der eben geſchiedene, längſt in's Meer der Zeit hinabgeſunken waren. Es ergreift die Seele dann gern jene ſchwermüthige Stimmung, die ebenſowohl die Erinnerung weckt, als ſie von ihr getragen wird.

Auch die betagte Frau gab jetzt jenen längſt verſchwundenen Zeiten Raum in ihren Gedanken, und die wechſelnden Bilder derſelben zogen an ihrem Innern vorüber. Da ruhte das Auge des Geiſtes auf einem kleinen Pfarrhauſe, das in einem reizenden Thal auf einer kleinen Anhöhe neben der alten Kirche lag, und die Häuſer des Dorfes lagerten ſich darum herum, friedlich und vertraulich, den Segen erwartend, der von der Höhe in's Thal ſich ergoß in unſichtbaren, aber reichen Strömen. Da ruhte der Geiſtesblick auf der Stube dieſes Pfarrhauſes, wo ein blühender Knabe, um Vater und Mutter ſpielend, ſich tummelte; da ſchweifte er dann hinüber auf ein Grab auf dem nahen Friedhofe, von dem ein blühender weißer Roſenſtock ſeine Blüthenblätter herab ſtreute, — und jetzt ſanken die Hände der Strickerin, und das Auge ſchaute, von Thränen bethaut, hinauf, wo Der ihrer harrte, deſſen theure Hülle jenes Grab barg.

In dieſem Augenblicke pochte es leiſe an die Thür und die betagte Frau ſchrak zuſammen, weil das Pochen ſie aus ihren Erinnerungen urplötzlich weckte. Es war die gutmüthige Gärtnersfrau, die, ein Töpfchen Abendmilch in der Hand, hereintrat.

„Guten Abend, liebe Frau Paſtorin," ſagte die Frau, welche, im Alter der am Fenſter ſitzenden Strickerin nahe, oft um dieſe Zeit ein wenig mit der Wittwe zu plaudern kam, was ſie beſonders that, wenn Jene allein und dann ihren traurigen Erinnerungen überlaſſen war. „Wieder ſo fleißig bis in die ſpäte Nacht, und wieder ſo traurig?" fuhr die Gärtnersfrau fort; „wenn ich Sie doch einmal froh fände! Aber das erleb' ich nicht!"

„Es iſt nicht Jedem gegeben, heiter zu ſein," ſagte darauf die Wittwe mit einem mild-freundlichen Ausdrucke, „zumal wenn die vergangenen Zeiten vor der Seele vorüber gehen."

„Sie ſollten nicht immer dieſen Erinnerungen nachhängen," tadelte ſanft die Gärtnersfrau.

„Kann man den Gedanken wehren an ſolchen Tagen?" fragte die Wittwe mit rührendem Tone. „Heute ſind es gerade fünfzehn Jahre, da legte ich meinen lieben Mann in's kühle Grab; und was lag vor mir? O, Frau Gebharts, es iſt hart für eine Pfarrwittwe, nach dem Verluſt ihres Mannes alsbald das Haus verlaſſen zu müſſen, an deſſen Räume ſich die theuerſten Erinnerungen ihres Lebens knüpfen, und nun, gleichſam hinausgeſtoßen in die Welt mit ihrem Schmerz, eine Wohnung ſuchen zu müſſen, die ihr fremd iſt; mit ſchweren Sorgen ein Ringen und Kämpfen beginnen zu müſſen, das ſie früher nicht gekannt hatte. O, das iſt bitter, ſehr bitter!"

„Glaub's wohl," ſagte mit inniger Theilnahme die Gärtnersfrau; „aber Sie ſtanden doch nicht allein. Sie hatten Ihren guten Sohn, und der Herr half gnädig durch, daß er ein ſo tüchtiger und braver Menſch wurde. Er iſt ja ein junger Mann nach dem Herzen Gottes, wie David. Iſt er doch ſchön wie Abſalon, und wenn er auf der Kanzel ſteht und predigt, meint man, er wäre Johannes, der dem Herrn an der Bruſt geruht und den er lieb hatte. Er drückt es Einem ordentlich in die Seele hinein. Bei dem Herrn Inſpector, nun, er iſt ein Ehrenmann und ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn, das muß wahr ſein, aber mir kommt doch bei ihm, Gott verzeih's mir, ſo dann und wann ein Bischen der leidige Schlaf, und ich nicke ein wenig gegen meinen Willen und aus menſchlicher Schwachheit; doch bei dem Herrn Guſtav käme mir kein Schlaf, und wenn er die Predigt verzöge bis in die Nacht, wie es in der Apoſtelgeſchichte ſteht. Ich kann's aber auch nicht laſſen, ſein Lob zu verkündigen, wo die Rede auf ihn kommt. Nun, es kann ihm der Segen Gottes nicht fehlen, und Sie wiſſen's ja, der Mutter Segen bauet den Kindern Häuſer, und den hat er ja reichlich und verdient ihn ſo ſehr."

Die Paſtorin hatte mit ſeligem Mutterherzen dem Lobe des geliebten Sohnes gehorcht, das über die Lippen der Frau Gebhards floß; aber bei den letzten Worten konnte ſie doch einen leiſen Seufzer nicht unterdrücken, der aber nicht dem Umſtand etwa galt, daß Guſtav nicht in dem Maaße des Mutterſegens würdig geweſen wäre, in welchem Frau Gebhards ihn ihm zuerkannte, ſondern jenem, daß der verheißene Segen dem Mutterherzen zu lang ausblieb, — eine Ungeduld, die in dem Reichthum der Mutterliebe ihre Quelle hatte; denn Guſtav mußte den Lebensunterhalt für ſich und die theure Mutter mit großer Anſtrengung verdienen, und wenn bis jetzt eine Pfarrſtelle erledigt war, ging es ihm damit, wie dem Kranken am Teiche Betheſda, — wenn er ſich bewarb, hatte ſie ein Anderer ſchon, obgleich Guſtav die herrlichſten Zeugniſſe vorzuweiſen hatte.

Dem ſcharfen Ohre der Frau Gebhards war der leiſe Seufzer der Wittwe nicht entgangen.

„Es iſt wahr," ſagte ſie, „es hat ihm bis heute nicht glücken wollen mit einer Anſtellung; aber wer weiß, was der liebe Gott mit ihm vor hat? Seine Wege ſind nicht unſere Wege und ſeine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken; aber ſie ſind höher als die unſrigen, ſo viel der Himmel höher iſt, denn die Erde. Er verläßt fromme Menſchenſeelen nicht.“

Die Wittwe faltete ihre Hände und blickte betend gen Himmel. In ihrem Angeſichte drückte ſich Glaube und Hoffnung aus.

„Ja, ja,“ fuhr die redſelige Frau Gebhards fort, „ich meine gewiß zu ſein, daß er eheſtens eine Pfarrſtelle erhalten wird, wenn er auch ſelbſt wieder ohne eine aus der Hauptſtadt käme. Die Hand des Herrn iſt über ihm. Sie wiſſen, Frau Paſtorin, meine Träume ſind ſo ein Bischen prophetiſch. In vergangener Nacht hab' ich geträumt, Sie wären mir mit freudeſtrahlendem Geſicht entgegen gekommen und hätten geſagt: Guten Morgen, liebe Frau Gebhards, wie Sie das ſo freundlich alle Morgen thun. Ei, ſeh' ich Sie denn einmal freudig? ſagte ich zu Ihnen. Was iſt Ihnen denn Gutes paſſirt? fragte ich, und Sie wiſſen's ja, wie lieb ich Sie habe, und wie ich meine, was Ihnen paſſirt, das paſſire mir. Ach, Frau Gebhards, liebe Frau Gebhards, glaub' ich, ſagten Sie da, wie ſollt' ich nicht froh ſein? Unſer Leid hat nun ein Ende, denn Guſtav iſt Pfarrer geworden! Wo denn? liebſte Frau Paſtorin, ruf' ich da voller Freude, wo denn? Ei, ſagten Sie darauf, in — und wie Sie den Namen ausſprechen wollten, bin ich voller Freude aufgefahren, und hab' meinen Alten angeſtoßen, daß er und ich wach wurden. Da hab' ich denn meinen Morgenſegen gebetet, und Sie und den Herrn Guſtav auch von Herzen miteingeſchloſſen, und mir iſt's ſeitdem zu Muth, als wär' Ihr Leid am Thorſchluß. Gott geb's!“

„Wohl geb' es Gott!“ verſetzte die Wittwe. „Nicht, als ob ich mich nicht zufrieden und glücklich fühlte; um mich iſt's wahrlich nicht, ſondern um meinen lieben Guſtav, denn er plagt ſich mit dem Unterrichte der Knaben den ganzen Tag. Abends ſtudirt er bis tief in die Nacht. Sich ſelbſt gönnt er Nichts; nicht einmal eine gute Pfeife Tabak raucht er, um ja auszukommen und keine Schulden zu machen.“

„Ach, der liebe, gute Menſch!“ fiel Frau Gebhards ein. „Aber ſagen Sie mir doch, warum haben Sie denn auch gar keinen Wittwengehalt? Ich meine doch, ſonſt hätten die Frauen der Paſtoren einen Gehalt?“

„Ach, leider iſt in unſerem kleinen Lande eine ſolche Anſtalt nicht,“ ſagte die Wittwe, „und — und — meine Bittſchriften an unſern Fürſten und Herrn haben Nichts gefruchtet.“

„Nichts gefruchtet?“ rief Frau Gebhards aus. „Das begreiſe, wer kann! Unſer Herr iſt doch ſo ein milder Herr, der ſo gerne gibt!“

„Das iſt gewiß und wahr, Frau Gebhards, aber wir haben einen Feind, und der iſt unverſöhnlich.“

„Sie einen Feind? Sie? Das iſt mir noch bunter. Wer, um Gottes willen, könnte Ihnen denn Feind ſein?“

„Ach,“ verſetzte die Wittwe, „das iſt eine alte, traurige Geſchichte, die ich ungern erzähle —“

„Kathrine!“ rief in dieſem Augenblick unten im Hauſe eine rauhe Mannesſtimme, „deine Milch iſt angebrannt!“

„Da ſehen Sie, wie er's macht!“ rief Frau Gebhards. „Hab' ich zu ihm geſagt: Jacob, ſag' ich, ich gehe ein wenig zur Frau Paſtorin hinauf, die iſt heute wieder ſo allein und ſo traurig, da iſt's Pflicht, daß man ſie ein wenig aufheitert. Ich ſtelle die Abendmilch auf, ſagt' ich; kannſt ein Bißchen Acht geben, daß ſie nicht überläuft; heb'ſt ſie ab, wenn ſie ſteigt; aber, ſag' ich, ſchüre das Feuer nicht zu ſtark, daß ſie nicht anbrennt. Ein ſeelenguter Mann iſt's, das muß ich ſagen, der auch ſein Geſchäft verſteht und unverdroſſen arbeitet, aber ein Tollpatſch iſt er, wie alle Männer. Sie verſtehen Nichts von Dem, was Küche und Haushaltung angeht, und lernen's auch nicht. — Nun,“ ſchloß ſie, „ich glaube nicht, daß der Herr Guſtav noch kommt. Es iſt ſchon zu ſpät. Legen Sie ſich zur Ruhe, liebe Frau Paſtorin, Sie ſind müde, und unſeren alten Knochen thut die Ruhe wohl. Gute Nacht, liebe Frau Paſtorin! Ich muß noch einmal Milch abkochen, denn mein Jacob trinkt die nicht, die ſo ein kleines Brändchen hat.“

Sie reichte der Wittwe die Hand und drückte die ihre herzlich.

„Ihre Milch für morgen ſteht hier,“ ſetzte ſie noch hinzu, als ſie ſchon die Thür in der Hand hatte. „Sie koſtet nichts, denn unſere Braune hat nach dem jungen Klee doppelt ſo viel gegeben, als ſonſt. Gute Nacht!“

Mit dieſen Worten war ſie zur Thür hinaus, und die Wittwe konnte kein Wort des Dankes anbringen.

„Die gute Seele!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Segne ſie Gott dafür! Unſer Monatsgeld iſt auch durch Guſtav's Reiſe recht zuſammengeſchmolzen. Ich habe gewiß geſpart, Gott weiß es, und er auch; aber man muß ja doch leben. — Ach, wie oft hat mich die treue Seele ſchon mit ihrem Troſte aufgerichtet!“

Sie trat zum Fenſterlein, blickte noch einmal auf die vom Monde beleuchtete Landſchaft, und faltete dann ihre Hände.

„O, du milder, ſegnender Herr,“ betete ſie, „laß' es in Gnaden wahr werden, was der Mund der gottesfürchtigen Frau mir verkündigt hat!“

Sie wollte zurücktreten vom Fenſterlein, da die Kirchuhr des Städtchens eben die zehnte Stunde ſchlug, da rief von unten herauf eine volltönende, jugendliche Stimme: „Guten Abend, liebe Mutter!“ Und aus dem tiefen Schatten der Bäume trat die Geſtalt eines jungen Mannes hervor.

„Ach, mein Guſtav!“ rief die glückliche Mutter und eilte ein Licht anzuzünden.

Während deſſen war der Candidat in die Gärtnerwohnung eingetreten. Man mochte es deutlich hören, wie ihn die Gärtnersleute mit warmer Herzlichkeit willkommen hießen und wie er mit ihnen freundlich ſprach. Dann war er in einigen Schritten die Treppe heraufgeſprungen und trat ſtaubbedeckt in das Stübchen der Wittwe, wo ihn die Mutterliebe mit aller Seligkeit begrüßte.

II.

Die alte traurige Geſchichte.

„Das iſt eine alte, traurige Geſchichte, die ich nicht gerne erzähle," hatte die Wittwe der Gärtnersfrau geſagt, und dem war in Wahrheit ſo. —

Es war vor vielen, vielen Jahren, da lebte in der Univerſitätsſtadt, die dem kleinen Staat angehörte, ein penſionirter Beamter in ganz guten Verhältniſſen. Er beſaß einen reichen Schatz, der ſein Alter erheiterte und ihm jede Stunde verſüßte, ſeine wunderſchöne Tochter. Anna zählte damals neunzehn Jahre, und der unbeſchreibliche Schmelz der friſcheſten Jugend, Reinheit und Unſchuld lag auf dem Geſichtchen und der Geſtalt, die beide kaum ſchöner gedacht werden konnten.

In dem Hauſe, welches der Rath Zündler bewohnte, hatten auch zwei Studenten ihre Wohnung, ein Juriſt, aus einer der angeſehenſten Familien des Landes, Gerhard von Laubing, und ein armer Theologe, Guſtav Altenberg.

Gerhard von Laubing wohnte im dritten Stock, über der Wohnung, welche der Rath Zündler inne hatte. Er beſaß drei Zimmer, denn er war reich und lebte als Cavalier auf dem üppigſten Fuße. Altenberg hatte ein Dachſtübchen und arbeitete fleißig.

Laubing hielt ſich einen Bedienten und ein Reitpferd, kleidete ſich prachtvoll und war unendlich eitel auf ſeine ſchöne Geſtalt. Daß alle Mädchen der kleinen Univerſitätsſtadt in ihn verliebt ſeien, daran zweifelte er keine Minute; allein dennoch war nur Eine, die er liebte, aber auch mit allem Feuer ſeines Herzens, und dieſe Eine war Anna Zündler. Ihr ſeinen Adel, ſeinen Reichthum, ſeine glänzende Zukunft zu Füßen zu legen, konnte ihm keine Ueberwindung koſten; war ſie doch ein Engel in allen Beziehungen und gebildet in jeder Richtung, ſo daß ſie den Cirkeln, in denen einſt ſeine Gemahlin glänzen ſollte, nur Ehre machen mußte. Daß auch ſie ihn liebe, — wie hätte daran ein Zweifel in ſeine Seele kommen können? War er ja doch adelig, reich, angeſehen, ſchön, konnte er ihr doch ein Loos bieten, wie kaum ein Anderer. Und was mochte ihn hindern? Er war unabhängig; als Waiſe Herr ſeines Willens. So ſtanden ſeine Ausſichten, und an ihrem Gelingen war kein Zweifel bei ihm.

Droben im Dachſtübchen wohnte der arme Altenberg, und es bemerkte faſt Niemand im Hauſe, daß er da wohne, als ein Paar blaue Mädchenaugen.

Mädchenaugen eigneten ſich abſonderlich zur Polizeihandhabung. Die haben in einem Totalblick mehr weg, ſind ſicherer in ihren Ergebniſſen als wir, wenn wir die ſchärfſten und längſten Beobachtungen angeſtellt haben.

So hatte Anna bereits bei dem erſten Blick auf Guſtav herausgefunden, daß er wunderſchöne und wundergute Augen habe; daß er um Vieles ſchöner ſei, als alle anderen Studenten; daß er eine große Beſcheidenheit an den Tag lege, dennoch aber ſie allemal mit Erröthen anblicke, wenn er ihr begegne; daß er endlich erſtaunlich fleißig in ſeinem Studium ſei.

„Der gute Menſch muß arm ſein!“ ſagte ſie zu ſich mit einem leiſen Seufzer des Mitleids.

Das aber ſchadete ihm in den Augen des bildſchönen Mädchens gar nicht; im Gegentheil, indem ſie ſann, wie ſie etwas möchte dazu beitragen können, ſeine Lage zu erleichtern, ſo mußte ſie ſich immer mehr mit ihm in ihren Gedanken beſchäftigen, und wie ſo oft in der Welt, war die Liebe auch hier an der Bruſt eines zarten Mitleids aufgewachſen, ehe Anna das für möglich hielt.

Wer war denn aber dieſer Guſtav Altenberg? — Das iſt eben bald geſagt. Sein Vater war ein Pfarrer, der viele Kinder und wenig Einkommen hatte. Er ſelbſt, der wackere, gelehrte Mann, hatte ſeinen Guſtav bis zur Univerſität herangebildet, und zwar in einer Weiſe, wie Wenige die Univerſität beziehen. Der Bibliothekar hatte ihn kennen gelernt, und war über das reiche Maaß ſeiner Kenntniſſe wahrhaft erſtaunt. Durch die Empfehlung deſſelben war Guſtav in mehrere Familien der kleinen Univerſitätsſtadt eingeführt worden, und hatte durch den Unterricht, den er in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, damals noch eine Seltenheit, ertheilte, ſich ſelbſt eine ſchöne Hilfsquelle für ſeinen Aufenthalt auf der Univerſität eröffnet. Da er zugleich auch muſikaliſch war, und beſonders eine ſehr ſchöne Tenorſtimme hatte, war er überall in dieſen Familien gern geſehen, zumal ſein Wandel auch den leiſeſten Tadel nicht aufkommen ließ.

Eine dieſer Familien war mit dem Rathe Zündler befreundet. Dieſer hörte da viel Lobens von einem Hausgenoſſen, den er ſelbſt nicht kannte, und lernte ihn eines Abends kennen, als er am Clavier ſaß und bewunderungswürdig ſchön ſpielte, was er aber erſt gethan hatte, als man ihn auf's Dringendſte darum gebeten.

Dem alten Zündler gefiel der junge Menſch, dem er mehrmals im Hauſe begegnet zu ſein ſich jetzt entſann. Er ließ ſich mit ihm in eine Unterhaltung ein, die immer lebhafter und intereſſanter wurde. Sie führte Guſtav immer tiefer in das Vertrauen des alten Herrn hinein, und als der Abend nahezu vorüber war, lud ihn Zündler ein, ihn bisweilen zu beſuchen.

Dieſe Unterhaltung des alten, reichgebildeten Mannes mit dem jungen Studenten hatten ein Paar Mädchen mit beſonderem Wohlgefallen beobachtet. Es war die Tochter des Hauſes und Anna Zündler.

„Sag', Roſa,“ hatte Anna geſagt, „wie kommt eigentlich der hübſche Altenberg in euern Familienkreis?“

„Das will ich dir erzählen, liebe Anna,“ hatte Roſa geſagt. „Mein Vater iſt der Freund des Bibliothekars. Der hat den jungen Mann verwunderlich herausgeſtrichen und geprieſen als den tüchtigſten aller Studenten, und zugleich als den anſtändigſten und geſittetſten.“

„Das iſt er auch ohne Zweifel,“ ſagte Anna mit Wärme.

„Er wohnt in unſerem Haus, und ich habe ſein Thun und Laſſen beobachtet.“

„So?“ ſagte Roſa, und ſah ihre Freundin ſcharf an, mit einem ſo ſchelmiſchen Ausdrucke, daß Anna unwillkürlich erröthete.

„Wie du auch gleich ſein kannſt!“ ſchmollte Anna.

„Nun,“ begütigte Roſa, „ich meine nur, daß ein junger Mann, wie der ſchöne, gelehrte und brave Altenberg, ſchon die Aufmerkſamkeit verdient, die ihm meine ſchöne Freundin zollt.“

„Ich bitte dich, Roſa!“ ſagte Anna leiſe, und erglühte im höchſten Purpur.

„Iſt denn das etwas Unrechtes?“ fuhr ſcherzend Roſa fort. „Mir gefällt er auch recht gut, und du glaubſt nicht, wie vortrefflich er im Franzöſiſchen unterrichtet und im Clavierſpiel, in dem er, wie du eben ſelbſt hörteſt, ein größerer Meiſter iſt, als unſer alter Muſiklehrer Brenner. Und wie ſingt er ſchön.“

„Wirklich?“ ſagte Anna. „Singen hab' ich ihn noch nicht gehört.“

„So ſoll er uns gleich einmal ſingen!“ rief Roſa und verließ ihre Freundin, die mit den Augen ihr folgte.

Roſa trat zu Altenberg.

„Meine Freundin Anna wünſcht gar ſehr, daß Sie das ſchöne Lied vortrügen, welches Sie geſtern bei Profeſſor Wagner's ſangen,“ ſagte ſie.

Altenberg's Blicke flogen dahin, wo Anna am Fenſter lehnte. Sie ſah dieſe Blicke und erglühte. Sie ſah, wie er ſich niederſetzte, und Roſa ihr winkte. Unwillkürlich fortgezogen, trat ſie zu der Freundin, aber ſie war ſo verwirrt, daß ſie ſich glücklich pries, daß Niemand nach ihr hinſah.

Als Altenberg einige Accorde griff und nach einem kurzen, paſſenden Vorſpiel zu ſingen begann, ſtockte plötzlich das Geſpräch bei den älteren Gliedern der Geſellſchaft.

Der alte Zündler legte ſeine Tarockkarten nieder und ſagte zu ſeinem Partner: „Da muß man ein Wenig zuhören; wir wiſſen ja, wie das Spiel ſteht.“

Leiſe begann der Jüngling ſeinen Geſang. Es war, als hauchte er die herrlichen Töne ſeiner ſilberklaren Stimme nur ſo hin; dann ſchwoll ſie an mit allmähligem Steigen bis zur vollen Kraft, und verſchmolz dann gegen das Ende der Strophe wieder ſo leiſe hin, daß unwillkürlich jedes Herz ergriffen war, und in manches ſchöne Auge eine Thräne trat. Auch Anna fühlte, daß ihre Augen feucht wurden. Jede Faſer ihres Herzens bebte. Sie war bis in's Innerſte ergriffen.

Athemlos horchte die Geſellſchaft.

Das Lied hatte vier Strophen.

Als Altenberg mit einer weichen Cadenz ſchloß, trockneten ſich die Mädchen die Augen und dankten ihm mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten.

Er verbeugte ſich ſtumm, aber man ſah es ihm trotz ſeiner Verwirrung an, daß es ihm unendlich wohlthat.

„Ich habe die Partie verloren!“ rief Zündler, ſeine Karten weglegend, aus. „Der Junge hat mir das Concept total verrückt. Iſt das ein Geſang!“

Er ſtand auf und trat zu Altenberg, von dem ſich die Mädchen in eine Fenſterniſche zurückgezogen hatten.

„Hören Sie, junger Mann,“ ſagte er, ſeine Hand mit Wärme drückend, „Sie haben mich in meiner Tarockpartie total verwirrt gemacht. Himmel und Erde, was Sie ſchön ſingen! Sie ſind ja ein Tauſendſaſa, der überall zu Haus iſt. Spielen am Ende auch Violine?“

„Ein wenig, Herr Rath,“ ſagte Altenberg beſcheiden.

„Nun, wenn ſo Einer, wie Sie, ein wenig ſagt, ſo weiß man, was das ſagen will. Könnten wohl am Ende auch Geſangunterricht geben?“

„Ich glaube wohl,“ war Altenberg's Antwort.

„Das muß ich ſagen,“ fuhr Zündler fort, „ſitzt man da unter Einem Dach und weiß nichts von einander, bis ein günſtiges

Zuſammentreffen Einem die Augen und Ohren aufthut. Ich liebe die Muſik und habe Sie da vorhin zu mir eingeladen. Jetzt wiederhole ich dieſe Einladung ganz beſonders.“

Auf dem Heimwege ſagte Zündler zu ſeiner Tochter: „Der Altenberg iſt ein Capitaljunge. Hab' mich da mit ihm über Dinge unterhalten, mit denen man ſonſt ſolchen Gelbſchnäbeln nicht ankommen darf, weil es ſpaniſche Dörfer für ſie ſind; aber Der iſt zu Hauſe, wo man ihn anfaßt. Und wie Der ſpielt! Ich ſage dir, Anna, mein Kind, er iſt ein Meiſter. Wenn ich mir da den alten, tauben Brenner denke, dem ich das Heidengeld bezahlen muß, ſo iſt es ja gar nicht zu verantworten, daß man eine ſolche Gelegenheit unbenutzt läßt. Weißt du was? Ich danke ihn morgen ab!“

Anna zitterte ordentlich, und wußte doch nicht warum. Der ſchöne Altenberg hatte doch ſo gar nichts Erſchreckliches an ſich.

„Aber der alte Mann, Vater!“ ſagte ſie, um doch Etwas zu ſagen.

„Aber der alte Mann!“ rief Zündler aus. „Bin ich denn mit ihm verheirathet? Und arm iſt Brenner nicht, daß man da aus Barmherzigkeit ein Uebriges zu thun ſich verpflichtet hielte. Soll ich deine gute Stimme unausgebildet laſſen aus Rückſicht darauf, daß dir der Brenner bis jetzt ſchlechten Clavierunterricht gab? Ne, ne, Kindchen, das iſt Nichts. Ich will's ſchon fertig machen. Sorge du nicht, und auf ein anſtändiges Geſchenk zum Abſchied für den Alten kommt mir's auch nicht an. Es ſoll das Billet ſchon verzuckern.“

Unter dieſen Reden waren ſie heimgekommen. Anna ſagte dem Vater gute Nacht und ging in ihr Schlafgemach, um — nicht zu ſchlafen.

Wie hätte ſie auch ſchlafen können? Wenn ſie das Alles ſo bedachte, was ihr heute begegnet war, ſo ergriff ſie eine unausſprechliche Unruhe. Der ſchöne Altenberg ſollte ihr nun nahe treten, ſie mit ihm verkehren, ſingen, muſiciren. Das ſagte ihr das Herz, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei. Und ohne zu wiſſen, wie es kam, ſtellte ſie ihn gegen den zudringlichen Laubing, der wohl auch in ihren Kreis kam. Wie hob dieſe Vergleichung den ſtillen, beſcheidenen, talentvollen Altenberg!

Nach einer kurzen Beſprechung zwiſchen dieſem und ihrem Vater war die Sache erledigt, und Guſtav übernahm die Lehrſtunden, täglich eine.

So war er denn mit einem Mal in eine ſeinem Herzen gefährliche Verbindung getreten. Das erſte Zuſammentreffen war peinlich. Das Mädchen aber ermannte ſich ſchnell, und überwand die Verlegenheit. Auch in Altenberg ſtellte ſich dadurch das Gleichgewicht her, und bald hatten die Stunden ihren Fortgang regelmäßig und mit ſichtbarem Erfolge. Der Rath wohnte ihnen meiſtens bei, und dadurch war für Beide viel gewonnen; aber die Liebe niſtet ſich ſo ſtille ein, wurzelt ſo ſchnell und tief, daß, ehe man es meint, ſie Herr des ganzen Herzens wird.

Laubing kam oft, aber er kam nicht, wenn Altenberg da war. Er ſah und hörte nur die Fortſchritte Anna's.

Das war denn Etwas für den alten Zündler, der ſeine Liebe für Altenberg gerne gegen Jedermann ausſprach. Da war denn des Lobens nach allen Richtungen kein Ende und — Laubing ahnte, daß ein gefährlicher Nebenbuhler ihm erwachſe. Indeſſen beruhigte ihn ſein überwiegendes Selbſtgefühl. Wie ſollte ein Mädchen, wie Anna, den bettelarmen Theologen ihm verziehen? — Allein dennoch trug er ſeitdem einen Haß gegen den Menſchen, der mit Anna in eine nähere Berührung treten durfte, als er; denn Anna hatte eine ſo würdevolle Haltung, daß jede vertraulichere Annäherung faſt unmöglich für Laubing wurde. Er nahm ſich indeſſen vor, mit ſeinen Wünſchen hervorzutreten, wie ſich eine Gelegenheit dazu günſtig würde finden laſſen.'

An dieſem Plane wurde jedoch durch beſondere Ereigniſſe viel geändert.

Laubing hatte ſeine dreijährigen Studien vollendet. Ein alter Oheim, deſſen beträchtliches Vermögen ihm zufallen mußte, wurde gefährlich krank und wünſchte dringend ſeine Rückkehr. Er mußte ſchnell abreiſen, und zwar zu einer Zeit, wo Zündler mit Anna eine kleine Reiſe zum Vergnügen angetreten hatte.

War das auch für Laubing ſehr unangenehm, ſo blieb ihm ja eine ſchriftliche Werbung übrig.

Er reiſte ab und fand ſeinen Oheim nicht mehr am Leben. Die verwickelten Vermögensumſtände ließen ihn kaum an etwas Anderes denken. Sie führten ihn in die Reſidenz des kleinen Staates, und dort drang man in ihn, ſeine Prüfung zu machen, weil man den reichen Cavalier dazubehalten wünſchte.

Unter dieſen Umſtänden konnte er ſeine Abſicht nicht wohl eher ausführen, als bis er mit einer Stellung im Leben vor Anna hintreten konnte.

Dies aber verzog ſich faſt ein halbes Jahr, und dies halbe Jahr wurde entſcheidend für ihn, für Anna, für Altenberg; denn als der Winter kam, konnte Zündler kaum ohne die Geſellſchaft Altenberg's ſein, ſo hatte er ſich an ihn gewöhnt, ſo theuer war er ihm geworden. Da wuchs denn Altenberg mit der Familie in Eins zuſammen. Faſt jeden Abend brachte er mehrere Stunden bei ihnen zu und die gegenſeitigen Gefühle wurden inniger und immer inniger, bis endlich das ſüße Geheimniß über die Lippen ſchlüpfte und der reinſte und heiligſte Lebensbund geſchloſſen war.

Roſa hatte wohl da die Hand mit im Spiele; denn ihr ſcharfes Auge war nur zu bald, der Sache auf den Grund blickend, hinter das ſüße Geheimniß Anna's gekommen. Sie wußte es ſo zu leiten, daß die Glücklichen ſich oft allein ſahen. Und wie der alte Zündler zu Altenberg ſtand, ſo war Hundert gegen Eins zu wetten, daß er ſein Ja und ſeinen Segen nicht verſagen werde.

Da trat er eines Tages in Anna's Gemach und legte ihr einen duftenden Brief auf ihren Arbeitstiſch.

„Lies ihn, Anna, mein Kind," ſagte er. „Es iſt eine wichtige, ernſte Sache, die ein Mädchen in deinem und ein Vater in meinem Alter nicht ohne ernſte Erwägung laſſen dürfen. Nur das Eine ſage ich dir. Ich war mit deiner ſeligen Mutter ſo glücklich, wie ich dich mit deinem künftigen Gatten ſehen möchte, und wir liebten uns. Du ſollſt nie eine Verbindung ſchließen, zu der dich nicht dein Herz hinzöge.“

Mit dieſen Worten ging er und ließ das Mädchen in einer außerordentlichen Spannung und Verlegenheit zurück. Sie ahnete faſt, was der Brief enthalte und von wem er ſei.

Mit zitternden Händen ergriff ſie den Brief und entfaltete ihn. Ein kleines Briefchen, an ſie überſchrieben, lag darin. Sie erbrach es zuerſt. Es enthielt eine feurige Liebeserklärung; allein es ſprach auch die Ueberzeugung aus, daß ſie ihn liebe. Es enthielt ſo viel Selbſtgenügſamkeit, daß es einen höchſt ungünſtigen Eindruck hervorbrachte und die ſchönen Züge Anna's mit einer Gluth des Unwillens bedeckte.

„Der eitle Thor!“ rief Anna aus und warf das Blatt mit dem höchſten Unwillen weg.

In dem Brief an ihren Vater ſprach er die Ueberzeugung aus, daß Anna ihn liebe; er wies auf ſeinen Reichthum hin und auf die Stellung, als Aſſeſſor des Hofgerichts, wie auch auf ſeine glänzende Zukunft. Der ganze Brief ließ es eben merken, daß er an eine Ablehnung ſeiner Anträge gar nicht dachte, ja er ließ es durchſcheinen, daß ſie keine Ablehnung finden könnten.

Anna war erbittert.

Sie trat zu ihrem Vater in das Gemach. Der alte Mann ſaß in tiefen, ernſten Gedanken da.

„Theurer Vater,“ ſagte ſie, „mich wundert, daß es der Herr nicht deutlicher ausdrückt, wie unverdient die Ehre ſei für ein bürgerliches Mädchen, deſſen Stellung und Habe bei Weitem nicht an die ſeine hinanreicht, ſolcher Anträge gewürdigt zu werden.“

„Nimm's nicht ſo ſtrenge, Anna, mein Kind; du biſt aufgeregt. Laubing iſt kein böſer Menſch.“

„Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn zu wenig,“ ſagte Anna. „Der eitle Thor iſt mir von je zuwider geweſen. Um kein Gut möcht' ich ihm meine Hand geben.“

„Du liebſt ihn alſo nicht? Er meint es aber doch.“

„Nun, ich glaube, er meint, daß alle Mädchen ihn lieben müſſen, weil er eben der Herr von Laubing iſt. Ich fühle auch keinen Funken von Neigung zu ihm.“

„Darf ich das als deine entſchiedene Meinung hinnehmen?“

„Vollkommen, theurer Vater!“

Der alte Zündler ſeufzte leiſe und ging in ſeine Schreibſtube. Der alte Mann erwog mit kühlem Verſtande die Sache. Es wurde ihm ſchwer, den ſonſt ehrlichen und ehrenden Antrag abzulehnen. Er ſchrieb zwar noch nicht gleich und nahm die Sache noch einige Male auf; als aber Anna ſich unumwunden dahin ausſprach, daß ſie lieber als Einſame durch's Leben gehen, als Laubing's Gattin werden wolle, da griff er zur Feder, um die unangenehmen Zeilen niederzuſchreiben und für die Ablehnung wenigſtens die freundlichſte Form zu ſuchen, was ihm wohl auch gelang, ohne daß aber die Sache ſelbſt dadurch für Laubing hätte weniger bitter und niederſchlagend gemacht werden können.

Die Wirkung war ätzend, furchtbar. Laubing war außer ſich. Er mußte Urlaub nehmen und eine Reiſe antreten.

Verſchmähte Liebe und tief verletzte Eitelkeit ſind bei leidenſchaftlichen Naturen ein nachhaltig wirkendes Gift. Die Liebe Laubing's zu Anna ſchlug in einen tödtlichen Haß um, und dieſer Haß wucherte in ſeinem Herzen fort und fort, ſelbſt auch da noch, als er einer Andern ſeine Hand reichte.

Genaue Erkundigungen bei Freunden in der Univerſitätsſtadt ließen, da ſie der intimen Verhältniſſe Altenberg's zu Zündler's erwähnten, die Ahnung in ſeiner Seele aufſteigen, dieſer ihm längſt verhaßte Menſch ſei der Grund ſeiner Zurückweiſung von Seiten Anna's, und auch auf ihn warf ſich ſein glühender Haß. Die aber, die dieſer Haß traf, ahnten Nichts davon; konnten es nicht ahnen, daß tauſendfaches Leid in ihm ſeine Quelle finden ſollte.

Altenberg hatte endlich auch ſeine Studienzeit vollendet, aber ſeine Anna zu verlaſſen war ein bitteres Weh. Zündler merkte an der elegiſchen Stimmung Beider zuerſt, wie es um die Herzen ſtand. Er beobachtete ſchärfer, und was er nur erſt vermuthet, wurde zur Gewißheit.

Der Tag des Scheidens kam endlich; ihm ſelber war er ſehr ſchmerzlich, da er Altenberg eben ſo innig achtete, als liebte.

Anna war tief gebeugt. Sie konnte den tiefen Schmerz nicht verhehlen, der ihr ganzes Denken und Fühlen ergriffen hatte.

Am Morgen traf Zündler ſie in Thränen.

Er faßte ihre Hand. „Anna, mein Kind,“ ſagte er bewegt, „es geht ein tiefes Leid durch deine Seele; warum darf es dein Vater nicht theilen, oder — heilen?“

Sie ſank ſchluchzend an ſeine Bruſt, aber reden konnte ſie nicht. In dieſem Augenblicke trat Altenberg ein. Er blieb betroffen ſtehen.

„Kommen Sie,“ ſagte der Rath; „Sie kennen den Grund dieſer Thränen, und was ſie hervorruft, theilen Sie.“

Altenberg trat bleich heran.

„Herr Rath,“ ſtotterte er, „es iſt wahr. Grollen Sie mir nicht, daß ich Anna liebe, mehr als mein Leben.“

„Grollen?“ ſagte der alte Mann und ſeine Stimme wankte. „Nein, mein Sohn, wenn Anna dich liebt, ſo ſollſt du mir ein lieber Sohn ſein.“

Da fuhr Anna herum und ſah ihren Vater mit einem Blick an, der ihm in's Innerſte der Seele drang.

„Iſt es wahr, mein Vater?“ fragte ſie, und preßte ihre Hände vor das Herz, das zerſpringen wollte.

Mit Thränen im Auge nahm Zündler ihre Rechte und legte ſie in die Altenberg's.

„Iſt dir dieſe Antwort genug?“ fragte er. — Da ſanken Beide an ſein Vaterherz, und der Herr im Himmel ſagte Amen zu einem Bunde, der ihm wohlgefiel.

So war das Schickſal von zwei trefflichen Herzen auf immer verbunden, und Altenberg trennte ſich von Anna, wenn auch den Scheideſchmerz tief fühlend, mit dem ſeligen Bewußtſein, daß ſie ſein ſei.

Noch im Herbſte deſſelben Jahres brachte er ihr ſeine geliebten Eltern, und auch ſie wünſchten ſich Glück zu der lieblichen, trefflichen Tochter.

Guſtav machte ſeine Prüfungen und beſtand ſie mit einem ſeltenen, überaus glänzenden Erfolg; aber er mußte eine nur gering dotirte Stelle annehmen, wie es die Einrichtung des Landes gebot. Er führte ſeine Anna heim, in das ſtille Dörfchen, das im waldigen Gebirge lag, und ihr Vater wohnte bei ihnen. Anna wurde es leicht, in der Liebe zu ihrem trefflichen Gatten, die Freuden des geſelligen Lebens in der Univerſitätsſtadt aufzugeben. Sie lebte ihrem häuslichen Berufe, pflegte ihr häusliches Glück, und ihr Vater ſtarb im beglückenden Bewußtſein, daß Anna glücklich ſei, wenn auch Reichthum und Glanz ferne war von dem einfachen, beſcheidenen Leben des Paares, das im Erfüllen ſeiner Pflichten und in ſeiner gegenſeitigen Liebe ſich glücklich fühlte.

Der Tod des verehrten und geliebten Greiſes warf einen tiefen Schatten auf ihr häusliches Glück. Es war das erſte Weh, das ſie traf. Es kam nicht unerwartet; es kam vom Herrn. So trugen ſie es im frommen Ergeben in den heiligen Rathſchluß Deſſen, der Alles wohl macht; aber es war, als ob mit dieſem Hinübergehen eines treuen, vortrefflichen Herzens eine Reihe bitterer Erfahrungen beginnen ſollte.

Der alte Zündler hatte ſein Vermögen bei einem Handelshaus einer nahen, bedeutenden Handelsſtadt zinstragend angelegt.

Urplötzlich traf Altenberg die Kunde, daß dies Haus ruinirt; daß ein treuloſer Bankerott ausgebrochen und der Handelsmann entflohen ſei. Er eilte in die Handelsſtadt; aber er kam zurück mit der troſtloſen Gewißheit, auch nicht einen Pfennig zu retten.

Anna war gebeugt, denn ſie trug ein Pfand ihrer Liebe unter ihrem Herzen.

„Nicht meinetwegen trauere ich,“ ſagte ſie mit Thränen im Auge zu dem geliebten Gatten, „ſondern — wegen der Zukunft Deſſen, was uns die Liebe Gottes ſchenken wird.“

„Du haſt recht geſagt, theures Weib,“ erwiederte Altenberg. „Die Liebe Gottes wird uns ein Weſen ſchenken, in dem unſere Liebe ſich, wie in einem Mittelpunkte, vereinigen wird; aber nicht wahr, meine Anna, die Liebe Gottes, die es uns ſchenken wird, wird auch über ihm und uns walten? Laß den Verluſt uns verſchmerzen. Es iſt eine Prüfung, die unſer Vertrauen bewähren wird. Geld macht nicht das wahre Glück des Lebens aus.“

Solche Tröſtungen gaben Anna ihre Ruhe, ihre volle Sammlung wieder. Sie ſank an die treue Bruſt des Mannes, von dem ſie lernte, das Unvermeidliche im Glauben zu tragen und dulden.

Und der Herr ſegnete ſie mit einem wohlgebildeten Knaben, der nun ihr Glück vollendete. Auch Altenberg's Eltern hatten die Schuld der Menſchennatur bezahlt. Das Erbe, was ſie ihm ließen, war ungemein klein, aber es half doch Sorgen abwenden, denn die Pfarrſtelle verſorgte ſie kaum mit dem Nöthigen. So floſſen Jahre hin. Altenberg hatte ſich um beſſere Stellen gemeldet, aber Andere erhielten ſie, und er darbte. Lange blieb es ihm ein Geheimniß, worin die Urſache lag, — bis er erfuhr, daß Laubing Präſident des Conſiſtoriums geworden ſei. Nun wußte er, wie es um ihn ſtand. Nun kannte er die Quelle ſeines Zurückſetzens. Laubing trug einen unverſöhnlichen Haß in ſeinem Herzen, deſſen Früchte jetzt Altenberg zu ernten begann. Seiner Anna verſchwieg er, was ihn drückte, um ſie nicht noch tiefer zu beugen; aber er war Mann genug, mit der Waffe der Wahrheit und mit der Freimüthigkeit des guten Gewiſſens auf die Quelle ſeiner ungerechten Zurückſetzung hinzuweiſen.

Laubing las mit Ergrimmen dieſe Eingabe, die zuerſt in ſeine Hand kommen mußte. Er unterdrückte ſie; aber ſie blieb nicht unbeantwortet. Eine heftige Zurechtweiſung voll Kränkungen, ſcheinbar aus dem Schooße des Conſiſtoriums ausgegangen, traf Altenberg niederſchlagend; aber er ermannte ſich und forderte Thatſachen und Recht. Auch mit dieſer Eingabe ging es, wie mit der erſten. Er wurde mit harten Worten zur Ruhe verwieſen, und eine leiſe Drohung wies auf Entlaſſung, Entſetzung hin.

Jetzt ſah Altenberg, daß, wenn er nicht Alles auf's Spiel ſetzen wolle, er ſchweigen und dulden müſſe. Innerlich knickte das den ſonſt ſo thatkräftigen Mann; allein Anna ahnete es nicht. Ihr zeigte er nur ein heiteres Angeſicht. —

Um ſeinen Verhältniſſen aufzuhelfen, und zugleich die Bildung ſeines Sohnes deſto erfolgreicher bezwecken zu können, entſchloß er ſich, fremde Kinder in Erziehung und Unterricht zu nehmen. Anna nahm gerne die größere Laſt des Hausweſens auf ihre Schultern, da der geliebte Gatte eine ſo viel ſchwerere, verantwortungsvollere übernahm und ihres kleinen Guſtav's Beſtes dabei leitend war.

Ein erfreulicher Erfolg krönte dieſe Beſtrebungen, allein eine große Verbeſſerung der äußeren Lage wurde und konnte um ſo weniger erzielt werden, als die Koſten des Hausweſens in faſt gleichem Maaße wuchſen und die enge Pfarrwohnung nur eine kleine Zahl von Zöglingen aufzunehmen geſtattete.

Was aber das Schlimmſte war, das blieb Anna's liebendem Auge nicht verborgen: ihres Gatten Geſundheit ſchwankte bedenklich. Sieben Stunden Unterricht täglich waren eine Bürde, die er auf die Dauer zu tragen außer Stande war.

Als Guſtav, ihr Sohn, in's fünfzehnte Jahr trat, war die Stunde gekommen, welche das Aufhören des kleinen Inſtituts energiſch gebot. Der befreundete Arzt forderte es gebieteriſch, wenn nicht die Tage Altenberg's ſollten verkürzt werden.

So fielen denn die kleinen Hilfsquellen weg und an eine Verſetzung auf eine beſſere Stellung war nicht zu denken, da Laubing es nicht unterließ, Altenberg als einen unfriedlichen Mann mißliebig zu machen. Das nagte an dem Herzen des ſchuldlos leidenden Mannes und untergrub vollends ſeine wankende Geſundheit. Man konnte es ſehen, daß er nicht mehr weit zum Grabe hatte.

Als endlich Guſtav nahe der Univerſität war, reich an Kenntniſſen und Gaben Gottes, erkrankte der Vater, der ſeine beſten Kräfte aufgezehrt hatte; hoffnungslos lag er ein Jahr darnieder, und als der Nordwind kälter über die Stoppelfelder ſtrich, als die

Bäume ihre gelben und rothen Blätter auf die Erde ſtreuten und der Wind ſie in den Lüften trillte, als die Wandervögel einer wärmeren Heimath zuzogen, da ging auch ſein Geiſt hinüber in die ſtille Heimath eines Friedens, der nicht mehr geſtört wird.

Den Schmerz Anna's und Guſtav's können Worte nicht ſchildern.

Nach einem Vierteljahre mußten ſie den Ort verlaſſen, wo das theure Grab war. Sie zogen in das Städtchen, wo wir ſie in der Gärtnerwohnung fanden. Die Wittwe war Anna, und Guſtav, der Candidat, ihr Sohn; und das war die alte Geſchichte, von der die Wittwe ſo ungerne ſprach. —

Schrecklich und tief empörend war es, daß der unedle Laubing auch da ſeinen Haß nicht enden ließ, als Altenberg's Herz gebrochen und ſeine Rache an ihm befriedigt war; daß er ihn fort und fort im Herzen nährte, und ihn die arme Anna, die verlaſſene Wittwe, tief empfinden ließ, und jetzt ihren trefflichen Sohn, der mit großer Anſtrengung die geliebte Mutter und ſich ernährte, da Altenberg's Krankheit auch die letzten Sparpfennige aufgezehrt hatte.

Da im kleinen Lande manche nützliche Einrichtung fehlte, ſo hatten auch die Pfarrwittwen keine Anſtalt, die ihre Sorgen milderte. Anna hatte auf den Rath der Freunde ihres ſeligen Gatten zweimal ſich an den Landesherrn gewendet, um eine Unterſtützung zu erhalten; allein Laubing's Arme reichten ſo weit, daß er auch hier die Hoffnungen vernichten konnte. Alle Bewerbungen Guſtav's um erledigte Stellen ſuchte er zu entkräften, indem er darauf hinwies, daß er durch Errichtung einer Privatſchule ſein reichliches Auskommen habe, und Andere es darum eher verdienten, untergebracht zu werden, als er.

So wirkte die alte, traurige Geſchichte fort und fort heillos für Mutter und Sohn, und die Tage der Prüfung ſchienen für die Dulderin dieſſeit des Grabes nicht enden zu wollen.

III.

Die Nachrichten die Guſtav mitbrachte.

Aus ſeinem Stübchen trat Guſtav im gemächlichen alten Hausrock und ſetzte ſich neben die Mutter, die mit bangem Herzklopfen ſeiner Mittheilungen harrte. Sie goß ihm eine Taſſe Thee ein, um die er gebeten hatte, und ſagte dann, ihn wehmüthig anblickend: „Wieder einmal umſonſt? Nicht wahr, mein guter Guſtav? Verſchweige mir's nicht, ich bin ſchon darauf gefaßt!“

„Ich weiß es nicht, liebſte Mutter, ob ich Das, was Sie vermuthen, ſo gerade beſtätigen kann. Es iſt eine ganz eigene Geſchichte, die ich Ihnen wohl ausführlich erzählen muß.

„Sie wiſſen, daß ich erſt am zweiten Tag in die Hauptſtadt kommen konnte, wie wacker ich auch wandern kann. So war es denn Samſtag Abends, als ich in einem kleinen Gaſthofe meine Wohnung nahm. Sonntags iſt's ſo eigentlich nichts mit Beſuchen, und da die Sitzung, welche über die Pfarrſtelle zu Leiendorf entſcheidet, erſt am Freitag gehalten wird, ſo brauchte ich auch gerade nicht zu eilen, zumal ich meine Meldung nebſt meinen Zeugniſſen auf dem Secretariate bereits abgegeben hatte.

„Ich ging am Sonntag in den Frühgottesdienſt und dachte den Nachmittag die herrliche Anlage zu beſehen, welche etwa drei Viertelſtunden von den Thoren der Stadt entfernt iſt. Ich war nie dort geweſen, und man hatte mir ſie ſo reizend geſchildert, daß ich ein großes Verlangen empfand, mich in ihren Laubgängen zu ergehen, an der rieſigen Fontaine mich zu erlaben und im Waldesgrün einmal wieder zu athmen, was man hier in der flachen Gegend ganz entbehrt. Im Schatten einer prächtigen Allee kam ich hin.

„Es war gegen Mittag, als ich ein einſames Plätzchen ſuchte, um mein beſcheidenes Mahl, das ich in meiner Taſche trug, zu halten. An einem tiefen, ſchönen Teich, um den mächtige Trauerweiden ihre dünnen Äſte und Zweige im Winde bewegen und mit den Spitzen im klaren Waſſer gaukeln, fand ich das geſuchte Plätzchen, und dort ſtreckte ich die müden Glieder in's Gras.

„Es war ſo ſtill in dieſem Theile der Anlage, der eine blumenreiche Wieſe bildete. Der Wind rauſchte ſo wunderſam in den Zweigen der alten Trauerweiden, daß ich endlich einſchlief. Wie lange ich ſo geſchlafen, weiß ich nicht, aber ein ſeltſam Traumbild umfing mich, als jener Zuſtand eintrat, wo das Erwachen nahe und doch alle Leibes- und Seelenkräfte noch gehalten ſind. Es war mir nämlich, als nahte ſich Jemand leiſe. Ich rang, wach zu werden; aber die Ermüdung von der Wanderung der beiden vorigen Tage war zu groß. Immer näher trat die Geſtalt und endlich beugte ſie ſich über mich, und eine Blume fiel aus einem Strauße, den ſie in der Hand hielt, gerade auf meine Augen.

„Ich erwachte und blickte in ein unbeſchreiblich ſchönes Mädchengeſicht, daß ſich eben niederbeugen wollte, die Blume vom Geſichte des Schläfers wegzunehmen, ſo leiſe als möglich.

„Sie fuhr in einer großen Verwirrung mit tiefem Erröthen zurück, und war verſchwunden hinter dem Gebüſche, das an dieſer Stelle ſehr dicht war.

„Offenbar war es ihr Zweck geweſen, leiſe einen Büſchel Vergißmeinnicht zu pflücken, die gerade neben meinem Kopfe herrlich und üppig blühten.

„Die Blume habe ich behalten, liebſte Mutter, denn ſie iſt mir ein theures Andenken geworden. Es war ein Mädchen von vielleicht ſechzehn Jahren, unbeſchreiblich ſchön, und in ihrem blauen Auge ſpiegelte ſich eine gewiß reine, gute Seele! —

„Ich ſtand raſch auf, um — ſie noch einmal zu ſehen; allein mein Suchen war umſonſt. Es waren der Fremden ſo Viele in der Anlage, daß es mir zuletzt als eine rechte Thorheit vorkam, dem Gedanken Raum zu geben, ſie noch einmal zu ſehen.

„Und dennoch geſchah es.

„Als ich mich noch einmal der ſchönen Fontaine nahete, ſah ich ſie auf dem Rande des Baſſins ſitzen und einen Kranz winden.

Jetzt erſt bemerkte ich, daß ſie in Trauer gekleidet war. Vielleicht iſt der Kranz für das Grab einer geliebten Mutter, dachte ich, und die Sehnſucht, die Vergißmeinnicht zu beſitzen, fand darin ihre Erklärung.

„Nicht weit von ihr ſtand ein ebenfalls trauernder Herr, der ſchon alt zu ſein ſchien. Er ſprach mit einem Anderen und wandte ihr und mir den Rücken zu.

„Ich weiß heute noch nicht, wo ich den Muth hernahm, aber ich nahte mich der Stelle, wo ſie ſaß und an dem Kranze flocht, legte leiſe meinen Strauß Vergißmeinnicht auf den Rand des Baſſins neben ſie hin, und wollte, wie ich hoffte, mich unbemerkt entfernen; aber der Schatten machte ſie aufmerkſam. Sie blickte auf, ſah die Vergißmeinnicht, erröthete tief, aber ſah mich mit einem Geſichtchen an, das ich nie vergeſſen werde, ſo milde, ſo engelsmilde lächelnd, als wollte ſie ſagen: du haſt meine Gedanken errathen. Ich danke dir.

„Ich ging ſchnell weg, aber als ich noch einmal umſah, nahm ſie die Vergißmeinnicht und blickte noch einmal mir nach.

„Von da an ſah ich ſie nicht mehr — bis —“

„Nun, wie hat ſich die Begebenheit weiter abgeſponnen?“ fragte die Mutter.

„Leugnen will ich es nicht,“ fuhr Guſtav mit kindlicher Offenheit fort, „daß es mich nach der Stelle hinzog, wo ſie geſeſſen hatte. Sie war längſt weg, als ich dahin zurückkam. Es lagen Blumen zerſtreut, die ſie zu ihrem Kranze nicht verwenden konnte.

„Ich bückte mich, ſie aufzuheben, — da glänzt mir etwas in's Auge. Ich bücke mich tiefer, und — es war ein Ring, ein einfacher Goldreif, mit dunkeln Haaren darein geflochten. Auf dem feinen Schilde ſtanden die Buchſtaben L. L. verſchlungen.

„Ich hob ihn auf.

„Vielleicht, dachte ich, ein theures Kleinod! Vielleicht die Haare der theuern Mutter, für deren Grab ſie den Kranz gewunden. O, daß ich ſie wiederfinden könnte, denn der Ring war ſicher ihr! Er war ſo enge, daß er nur für den niedlichen Finger eines ſo jungen Mädchens paſſen konnte.

„Ich lief durch alle Gänge des Gartens. Ich fragte die Gärtner, ob ſie nicht ein Mädchen geſehen, deſſen Geſicht und Kleidung ich genau beſchrieb. Sie lachten, aber ſie konnten mir nichts ſagen.

„Am andern Morgen nahm ich meinen Ring in die Taſche, und ging vorerſt, meine Meldungsbeſuche zu machen.

„Ich fand eine kühle Aufnahme bei den Herren Räthen; der Eine meinte, es wären viele Bewerber da, und ältere als ich; der Andere verwunderte ſich, daß ich unter den Bewerbern erſcheine, da ich mir hier durch die Schule einen Wirkungskreis und ein nährendes Auskommen gegründet habe; der Dritte war am ehrlichſten. Ich traf ihn in ſeiner Amtsſtube im Regierungsgebäude. Er hörte die Schilderung meiner Lage mit Theilnahme an.

„Junger Mann, ſagte er, ich glaube, Ihrem würdigen Vater iſt ein ſchweres Unrecht geſchehen; aber die Hand, die ihn gedrückt, ruht auch auf Ihnen, wenn auch gewiß ſo unverdient, als auf Ihrem würdigen Vater. Ich zweifle, ob es Ihnen gelingen wird, die treffliche Stelle in Leiendorf zu erhalten. Sie iſt zudem eine Patronatsſtelle Sr Excellenz des Herrn Miniſters, der erſt in dieſen Tagen aus dem Bade von Töplitz zurückkehren wird. Aber wiſſen Sie was, melden Sie ſich ſchriftlich bei Sr. Excellenz und beziehen Sie ſich auf mich. Sie dürfen auf mich zählen.

„In dieſem Augenblicke ging die Thür auf, und es trat, einige Actenſtücke in der Hand, ein hoher Mann herein, deſſen Aeußeres finſter war und unangenehm berührte; denn trotz dem Alter, das die Haare ſchon gebleicht, lag etwas Stutzerhaftes in dem Mann, etwas Abſtoßend-Hochmüthiges. Ich weiß nicht, daß mich je ein Menſch ſo tief angewidert hätte.

„Der alte, biedere Rath verbeugte ſich tief. Kurz und diplomatiſch-einſilbig reichte er dem Rathe die Acten. Mich ſah er nur flüchtig, aber mit einem ſtechenden Blick an, dann beachtete er mich nicht mehr.

„Als er ſich entfernen wollte, nahm der Rath das Wort.

„Herr Präſident, ſagte er, erlauben Sie mir, Ihnen hier einen

Bewerber um Leiendorf vorzuſtellen, der ſich eben die Ehre geben wollte, Ihnen aufzuwarten, jetzt aber, da Sie nach der Sommerreſidenz Sr. Durchlaucht ſich zu begeben gedenken, dieſes Glückes nicht theilhaftig werden kann.

„So? ſagte er eiſig kalt und blickte mich wieder mit dem ſtechenden, niederſchmetternden Blick an. Wie heißt der Herr?

„Ich verbeugte mich tief und ſagte, feſt ihn anſehend: Guſtav Altenberg.

„Es war, als ob ihn ein giftig Gewürm in dieſem Augenblicke geſtochen hätte. Es zuckte etwas über ſein Geſicht, das Haß, Grimm und Verachtung einte.

„So? ſagte er noch einmal, aber der Ton war entſetzlich, und dies: So? klingt noch in meiner Seele nach. Noch einmal muſterte er mich mit dem Blicke, der etwas Baſiliskenartiges hatte, dann ſagte er mit ſchneidender Kälte: Die Hoffnung auf Leiendorf können Sie fahren laſſen. Excellenz iſt Patron und hat die Stelle ſo gut als vergeben.

„Er reichte dem Rathe die Hand und ging, ohne mich eines Blickes mehr zu würdigen.

„Das war Herr von Laubing! ſagte mit Wehmuth der alte Rath, als er von der Begleitung des Mannes zurückkam.

„Ich wußte es, ſagte ich.

„Haben Sie ihn ſchon geſehen? fragte er.

„Das nicht, war meine Antwort; aber ich mußte es ſchließen, daß er es war. So würde, wenn ich auch ein Bettler wäre, der um ein Almoſen flehte, Niemand hier mich behandelt haben!

„Der Rath ſeufzte tief auf. Leider haben Sie Recht. Er iſt, ſeit ſeine Gemahlin geſtorben iſt und ſeine Finanzen zerrüttet ſind, nur noch abſtoßender und menſchenfeindlicher geworden.

„Ich dankte dem wackern Greiſe für ſein Wohlwollen und ging.

„Mutter, Mutter, wie war mir, als ich aus dem Hauſe trat! Alle meine Hoffnungen mit einem Male, mit einem Worte ſchonungslos zertreten! Und dieſer Menſch hatte kein Wort für mich, das entſetzlich Bittere zu verſüßen, vielmehr drückte er abſichtlich den

Stachel recht tief in die Seele des Armen, den er haßt und verfolgt, wie er es von je gegen den ſeligen Vater gethan!“

Die Mutter hatte ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Sie ſchluchzte laut. Es waren die bitterſten Erinnerungen ihres Lebens wach geworden. Die „alte Geſchichte“ mit all' ihrem Weh und Schmerz ſtand wieder lebendig vor ihr.

Guſtav's Züge zeigten einen tiefgenährten Unmuth und Unwillen. Er kannte theilweiſe den Grund jenes Haſſes. Die Mutter hatte einſt unwillkürlich eine Aeußerung fallen laſſen, die ihn ihm verrieth; aber mehr hatte es ein Brief gethan, den er unter den Papieren ſeines Vaters gefunden hatte. Er war an einen Freund gerichtet geweſen, aber wahrſcheinlich nicht abgeſendet worden. Er enthielt die „alte, traurige Geſchichte,“ von der die vielgeprüfte Anna nicht gerne ſprach.

Jedes Gefühl, auch das ſchmerzlichſte, erleidet ſeinen Wendepunkt.

Ruhiger geworden, ſagte die Mutter: „Du biſt noch nicht am Ende deiner Erzählung, mein Sohn; fahre fort, ich bin gefaßt, noch Bittereres zu hören!“

Guſtav ſeufzte und fuhr dann fort:

„Ich rannte die Straße hinauf, um ſchnell mein Ränzel umzuhängen und den Staub von meinen Füßen zu ſchütteln. Verworrene Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, aber keiner kam zur Klarheit als der, ſchnell heimzukehren mit meinen vernichteten Hoffnungen.

„Da kam ich an einer Kreuzſtraße vorüber, wo ein Haufen Menſchen um einen Ausrufer ſtand.

„Wer ihn doch gefunden hätte! ſagte neben mir eine arme Frau. Das machte mich aufmerkſam und brachte den Ring mir wieder in's Andenken.

„Ich trat zu dem öffentlichen Ausrufer und fragte, um was es ſich handle.

„Es iſt geſtern in den Anlagen ein Ring verloren worden, deſſen Finder eine anſehnliche Belohnung erhält, wenn er den Ring wiederbringt, ſagte er.

„Iſt es ein einfacher Haarring? fragte ich.

„Der Mann bejahte meine Frage

„So habe ich ihn gefunden, ſagte ich. Wollen Sie ihn?

„Nein, nein, verſetzte der Ausrufer. Sie müſſen ihn ſelbſt hintragen. Es iſt ganz nahe. Dort in dem großen Hauſe, Nro. 41. Ich will Sie hinführen.

„Der Mann führte mich einige Häuſer weiter, zog an einer großen Thür die Klingel, und ein Bedienter trat heraus.

„Der Herr will den Ring überbringen, ſagte er zu dem Bedienten.

„O, das iſt ſchön, verſetzte dieſer. Sie bringen Freude in das Haus. Kommen Sie!

„Der Bediente führte mich eine Stiege hinauf, auf der Teppiche lagen. Alles verrieth ein ſehr vornehmes Haus. Endlich öffnete er eine Thüre, bat mich, einzutreten, verbeugte ſich und ging.

„Ich ſtand in einem prachtvollen Saal. Ein koſtbarer Teppich bedeckte den Boden. Reiche Geräthe ſtanden umher. An den Wänden hingen herrliche Oelgemälde in breiten goldenen Rahmen. Eines derſelben zog mich vor allen an. Es war, wenn mich nicht Alles täuſchte, das Bild der Schönen, welcher ich die Vergißmeinnicht im Parke gereicht hatte. Ich ſtand im Anſchauen dieſes Bildes verſunken, als ſich hinter mir eine Thüre öffnete.

„Als ich mich umwendete, ſtand ſie vor mir in all' ihrem Liebreiz.

„Wir ſtanden einander gegenüber, erröthend und ſo betroffen, daß Keines ein Wort zu finden wußte.

„Endlich gelang es mir, mich zu ſammeln.

„Vielleicht bin ich ſo glücklich, ſtotterte ich, Ihnen ein ſchwer vermißtes Gut wiedergeben zu können. Ich fand geſtern dieſen Ring an der Fontaine, wo Sie — den Kranz wanden. Mit großer Freude lege ich ihn in die Hand der rechtmäßigen Eigenthümerin.

„O Mutter, da hätten Sie dies Engelsgeſicht ſehen ſollen! Es war in tiefe Gluth getaucht, aber ſie ging in eine Verklärung über, wie ich Aehnliches nie geſehen. Ihre Hand zitterte, als ich ihn hineinlegte. Sie ſah ihn mit Entzücken an, drückte ihn an ihre Lippen, und zwei Thränen, es waren gewiß Freudenthränen, rannen über die Wangen.

„Gottlob! Gottlob! daß ich ihn wiederhabe! rief ſie in ſeliger Freude und nun ſchlug ſie das große, herrliche Auge mit unbeſchreiblichem Ausdrucke zu mir auf. Dank! tauſend Dank Ihnen, der Sie mir dies unſchätzbare Gut wiedergeben. Ach, fuhr ſie in einer ſchönen Begeiſterung fort, wenn ich Ihnen ſage, daß es die Haare einer theuern Mutter ſind, daß ſie mir dieſen Ring am Tage meiner Confirmation gab, — dann erſt werden Sie fühlen, welchen Werth er für mich hat, und wie hoch ich Ihnen verpflichtet bin.

„Die zwangloſe Natürlichkeit, die kindliche Innigkeit dieſer Worte ergriffen mächtig mein Herz. Ich dachte an Sie, meine theure Mutter, und fühlte mich unausſprechlich glücklich, dem trefflichen Mädchen ein ſolches Gut erhalten zu haben. Alle Scheu, aller Zwang, alle Verlegenheit war von meinem Herzen genommen.

„Ich verſtehe dieſe Gefühle; ich kann ſie ganz nachempfinden, ſagte ich, denn auch ich habe eine vortreffliche Mutter.

„Sie ſah mich freundlich an, aber mit Wehmuth ſagte ſie: Sie haben ſie noch, o, wie glücklich ſind Sie dann! Jetzt aber erblaßte ſie plötzlich. Sie mochte an die verheißene Belohnung denken, und hatte doch den Muth nicht, ſie mir anzubieten.

„Ich ſchätze mich glücklich, hob ich wieder an, um ſie aus der Verlegenheit zu ziehen, Ihnen eine ſo große Freude gemacht zu haben. Die Erinnerung an dieſen glücklichen Augenblick und — an zwei andere wird mir nie erlöſchen. Doch habe ich eine Bitte. — Ich bitte mir eine dieſer Roſenknospen aus, als Erinnerungszeichen dieſer glücklichen Stunde!

„Sie hatte zufällig zwei kaum erblühte Roſenknospen in der Hand.

„Obgleich tiefe Gluth ihr Antlitz bedeckte, reichte ſie mir ſchnell eine dar.

„Ich dankte innig für die Roſe und verbeugte mich, um mich zu entfernen.

„Sie ſah mich an und ſagte: O, möchte Ihnen, wenn Sie einſt ſollten das Unglück haben, ein theures Gut zu verlieren, eben ſo uneigennützig der Finder es zurückgeben. Doch — um Ihren Namen darf ich wohl bitten, damit ich weiß, wem ich ſo hoch verpflichtet bin.

„Den kann ich dir ſagen, liebe Anna, ſprach in dieſem Augenblick eine rauhe, unfreundliche Mannesſtimme, der Herr iſt der Candidat Altenberg! Aber was führt Sie zu meiner Tochter? richtete der Unwillkommene jetzt die Frage an mich.

„Schon hatte ich ihn angeblickt und Eiſeskälte durchrieſelte meine Adern, denn es war der Präſident von Lauding, der mit entſetzlichem Ausdrucke vor mir ſtand. Er ſah mich ſtarr und zornig an.

„Ich verbeugte mich tief und ſagte feſt, denn der Mann hatte mich aus allen meinen Himmeln geriſſen, daß ich ſo glücklich geweſen ſei, den Ring zu finden, den das Fräulein verloren habe.

„Aha, ſagte er mit einem zermalmenden Hohne, Sie wollen wohl die Belohnung encaſſiren, die Anna verſprach? — Geh', Kind, ſagte er zu dieſer, hole Geld, der Herr hat Eile! —

„Ich fühlte, wie eine dunkle Gluth in mein Geſicht ſtieg. Jeder Nerv meines Körpers bebte. Das Mädchen wurde todtenbleich und hielt ſich an einer Stuhllehne.

„Ich richtete mich ſtolz auf, ſah ihm feſt in das Auge und ſagte mit bitterem Tone: Sie irren, Herr Präſident! Ich bin dadurch reich belohnt, daß ich Ihrer Fräulein Tochter ein theueres Gut habe zurückgeben können.

„In der That, ſehr generös! ſagte er in gleichem Ton. Ich dächte aber, Sie hätten nichts wegzuwerfen.

„Jetzt fühlte ich, wie jede Rückſicht ſchwand, wie ich reden mußte, mochte folgen, was da wollte!

„Wenn ich das Loos der Armuth mit meiner theuern Mutter trage, ſagte ich kalt, ſo trage ich es durch eine fremde Schuld.

Dem, der ſie trägt, möge es Gott verzeihen; aber unedel muß ich es nennen, einen Gedrückten in ſolch' einem Augenblick an ſein unverdientes Loos zu erinnern.

„Ich grüßte kurz und kalt und wendete mich zur Tochter: Nehmen Sie meinen Dank für Ihre milde Freundlichkeit!

„Ich verließ das Zimmer.

„Ein edler Stolz hob meine Bruſt. Meine Armuth war nicht mehr drückend.“

„O Gott! o Gott! wie wird das enden!“ rief die weinende Mutter und rang die Hände.

„Wie Gott es fügt!“ ſagte Guſtav. „Er wird's wohl machen. Ihm habe ich Alles anheimgeſtellt im Gebet, als ich ruhiger geworden war.“

Die Mutter war außer ſich. Sie war troſtlos. Der Sohn bot Alles auf, ſie zu beruhigen, was ihm endlich gelang.

„Noch bin ich nicht am Ende, theure Mutter,“ hob er nach einer langen Unterbrechung wieder an. „Lernen Sie auch den Hoffnungsſtrahl kennen, der dieſem düſtern Augenblicke folgte.

„Ich eilte in mein Wirthshaus, zahlte meine kleine Zeche und eilte zum Thore hinaus. Es war Nachmittag.

„Wie mein ganzes Innere in Aufruhr war, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Ich rannte die Straße dahin, als brenne mich der Boden an meine Sohlen. Endlich erreichte ich im dichten Wald eine Anhöhe. Ich fühlte, daß ich ruhen mußte, denn meine Kräfte ließen nach. Eine Bank am Wege bot einen Ruheplatz.

„Aber, wie die leiblichen Kräfte ihre Spannung verloren, ſo auch die des überreizten Innern. Ich ſtemmte meine Ellenbogen auf die Kniee, bedeckte mit beiden Händen mein Geſicht und ein Strom von Thränen brach hervor. Ich war in einer Stimmung, wie noch nie in meinem Leben. Die Welt hätte in Trümmer gehen und mich mit verſchlingen können, ich hätte es nicht bemerkt.

„Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, und eine tiefe, wohlwollend klingende Stimme ſagte: Junger Mann, der Menſch, der verzweifelt, hat keine Religion!

„Ich fuhr erſchrocken auf.

„Vor mir ſtand ein alter Herr. Das Haar war ſchneeweiß; das Geſicht edel; die ganze Geſtalt hatte etwas Ehrfurchtgebietendes.

„Sie haben Recht, ſagte ich; aber darin irren Sie, wenn Sie einen Verzweifelnden in mir zu finden meinen. — Es gibt Lebenslagen, die ein Menſchenherz aus den Fugen heben können, das iſt gewiß; aber mein Glaube ſteht zu feſt, als daß ich verzweifeln könnte.

„Gut, ſagte er; aber ein Menſchenherz, das aus den Fugen gehoben iſt, dürfte der Verzweiflung nicht ferne ſein! Sehen Sie mich einmal an, fuhr er fort, ich bin dem Grabe nahe, wo man weder mit Worten, noch weniger mit Gefühlen ſpielt. Ich ſage Ihnen, Sie haben mir aufrichtige Theilnahme eingeflößt. Ich habe hier geſtanden, als Sie kamen. Sie ſahen mich nicht. Ich habe Sie beobachtet. Es muß ein entſetzliches Schickſal Sie getroffen haben. Mein Herz iſt Ihnen offen; öffnen Sie einem alten Manne das Ihre. Denken Sie, ich ſei Ihr Freund. Der Arzt kann nur helfen, wenn er die Krankheit kennt. Vielleicht hat mich Gottes Hand hierher geführt, daß ich Ihr Arzt werde. Faſſen Sie Vertrauen zu mir. Ich bin deſſen nicht unwerth und zum Helfen bin ich bereit, ſofern es in meiner Macht ſteht.

„Er ſetzte ſich neben mich, faßte meine Hand und ſagte: Nun, mein Sohn, reden Sie!

„Die Laſt meiner Seele war zu ſchwer. Die Bürde mußte abgewälzt werden. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm Alles ſagen, Alles, was mich drückte, Alles, was die trübe Vergangenheit in ihrem Schooße trug und was die Gegenwart ſo unerträglich machte.

„Es floß im vollſten, reichſten Vertrauen über meine Lippe, und ich beichtete Alles ohne Rückhalt, ohne Hehl.“

„Nannteſt du auch Laubing's Namen?“ fragte angſtvoll die Mutter.

„Nein, theure Mutter; den verſchwieg ich; aber als ich geendet hatte, ſagte der edle Greis: Ich kenne den Mann, den Sie ſo edel waren, nicht zu nennen. Es iſt [illegible]r Präſident von Laubing.

Er hat Ihnen viel, ſehr viel Böſes gethan, und Sie fluchen ihm nicht, das iſt chriſtlich, das iſt Ihrer würdig.

„Wenn ich nun aber die Lage, in der Sie ſich befinden, überblicke, ſagte er plötzlich von tiefem Ernſt in einen heitern Ton übergehend, ſo will es mir vorkommen, als wären Sie in der Lage des Candidaten in der Chur Brandenburg. Kennen Sie die Geſchichte?

„Ich verneinte.

„Nun, ſo will ich ſie Ihnen kurz erzählen. In der Nähe von Berlin lebte zur Zeit des kräftigen Mannesalters Friedrich's des Großen auch ein Candidat, der, wie Sie, etwas Tüchtiges gelernt, gute Zeugniſſe und ein achtungswerthes Leben für ſich hatte; aber es wollte ihm durchaus nicht glücken, eine Anſtellung zu finden. Es menſchelt halt überall, und es menſchelte auch ſtark im Conſiſtorium zu Berlin. Da galt Gunſt und Empfehlung mehr als Verdienſt, und wer keinen Vetter im Conſiſtorium oder in deſſen Nähe hatte, konnte als Candidat grau werden. Der in Rede ſtehende Candidat entbehrte aller dieſer Vorſchubmittel und hatte auch nicht einmal die Gabe, ſich geltend zu machen. Er war nahe daran, in ſeiner Noth und Armuth zu verkommen. Eines Tages, wo er ſich wieder um eine Stelle beworben hatte und keine Zuſage empfangen konnte, lief er, da er Sansſouci noch nicht geſehen hatte, um ſich zu zerſtreuen, dorthin, und kam in den königlichen Garten. Er kannte den großen Monarchen nicht und hätte ihn wohl gerne einmal geſehen.

„Eine beſondere Fügung des Himmels war es, daß Friedrich, luſtwandelnd im Garten, zu ihm kam und ſich mit ihm in ein Geſpräch einließ.

„Der Candidat ſprach friſch von der Leber weg, und der König fand Gefallen an ſeinen geſunden Anſichten und gediegenen Urtheilen. Endlich ſagte Friedrich: Nicht wahr, Er iſt Candidat der Theologie?

„Ja, Herr! war des Candidaten Antwort.

„Wie ich merke, fuhr Friedrich fort, blüht Sein Weizen auch nicht. Sein Röcklein iſt ſehr fadenſcheinig

„Ich kann mir kaum ſo viel durch Privatunterricht verdienen, ſagte der Candidat, daß ich mein Leben durchbringe. An Anderes darf ich nicht denken. Seit ſieben Jahren bewerbe ich mich um alle erledigten Pfarrſtellen; aber mir geht's wie dem Kranken am Teiche Betheſda. Wenn ich komme, iſt immer ein Anderer vor mir in's heilende Waſſer geſtiegen.

„Wie kommt denn das? Hat Er vielleicht einen Flecken im ſchwarzen Rocke? fragte der König.

„Herr, ſagte der Candidat darauf, leſen Sie dieſe Zeugniſſe und ich bin der Antwort auf dieſe ſcharfe Frage überhoben.

„Er reichte dem König ein Päckchen Papiere.

„Der König öffnete es, las ſie, legte ſie ruhig wieder zuſammen und gab ſie zurück.

„Nun, nahm er darauf das Wort, dieſe Zeugniſſe ſind vortrefflich; darum begreife ich es aber um ſo weniger, daß Er keine Stelle kriegt?

„Ich begreife es leider nur zu gut, ſagte der Candidat: ich habe keinen Vetter im Conſiſtorium.

„Steht's ſo? fragte der König und runzelte ſeine Stirne. Weiß Er was, ich will ſein Vetter ſein!

„Das wird mir wenig helfen, ſagte lächelnd der Candidat, der den König für einen untergeordneten Beamten hielt.

„In dieſem Augenblicke trat ein Adjutant des Königs aus einem Seitenwege, ſtand und grüßte ehrfurchtsvoll.

„Der Candidat ſah das, betrachtete ſeinen Begleiter und in dieſem Augenblicke fiel's ihm wie Schuppen von den Augen.

„Ach, Eure Majeſtät! rief er bebend aus —

„Laß Er's gut ſein, ſagte der König lachend. Ich denke, der Vetter ſoll Ihm ſchon helfen

„Von Kleiſt, rief er darauf dem Adjutanten zu, ſetz' Er ſich gleich mit dieſem Herrn hier in einen Hofwagen und fahr' Er bei dem Oberconſiſtorialrath Teller vor. Sag' Er ihm, dieſer Mann habe keinen Vetter im Conſiſtorium, da wolle der König ſein Vetter ſein. Man ſolle ihm auf der Stelle die erledigte Pfründe geben, um die er ſich beworben hat.

„Der Candidat wollte ſich entſchuldigen, aber der König ſagte lachend: Geh' Er hin und mache Er Seinem Vetter keine Schande!

„Das Ende der Geſchichte iſt kurz dieſes: der Candidat erhielt die Pfründe auf der Stelle, und ihm war geholfen.

„Nun bin ich weder ein Friedrich, noch ein Fürſt, ſondern bloß ein Mann, der vielleicht etwas für Sie thun kann. Ich will auch einmal Ihr Vetter ſein, und Sie ſollen von mir hören. Seien Sie gutes Muths. Gott befohlen!

„Der Reiſewagen war unterdeſſen zur Höhe gekommen. Der Herr ſprang, ehe ich ein Wort ſagen konnte, hinein und der Wagen rollte fort."

„Großer Gott! was wird das geben? Wie wird das enden?" rief angſtvoll die Mutter.

Und wieder ſagte Guſtav: „Ich habe die Wahrheit geredet. Gott wird Alles lenken!"

IV.

Der Vetter im Conſiſtorium.

Am andern Morgen begann Guſtav ſeine Schule wieder. Die Knaben drückten alle des geliebten Lehrers Hand, und rüſtig ging es wieder an das Werk. Ihm war dies Wirken eine rechte Wohlthat; denn ſeine Seele wurde aus den Grübeleien und Träumereien herausgeriſſen, denen er ſich hinzugeben in Gefahr war; allein ſelbſt mitten in die grammatiſchen Regeln trat das liebliche Bild Anna's von Laubing.

Die Mutter hatte ſich Alles zuſammengeſtellt, zurechtgelegt, und wie ein Alp lag es auf ihrem Herzen, daß ihres Sohnes Offenheit ſo groß geweſen gegen einen Unbekannten, von dem man ja doch nicht wußte, welchen Gebrauch er davon machte. Zwar hatte der Mann ſich auf eine Weiſe benommen, die Vertrauen erwecken konnte und mußte, allein wie war die Welt heutzutage? Wie waren die ſchönſten Worte oft ſo trügeriſch!

Wochen kamen und gingen in's Land und jenes Wort des Fremden: „Sie ſollen von mir hören!“ blieb — ein leeres Wort. Zwar wollte es Anfangs den Jüngling tief niederbeugen; allein er hatte zu oft Täuſchungen erlebt und erfahren in ſeinem noch ſo jungen Leben, daß er ſich am Ende darein ergab.

Er wußte es ja nicht, daß die genaueſten Erkundigungen unter der Hand angeſtellt wurden nach ihm, ſeinen Eltern, ſeinen und ihren Geſchicken, ſeinem und ihrem Thun und Laſſen. Ihm blieb es ja unbekannt, was ſich an dem Orte zutrug, an dem die Entſcheidung erfolgen mußte.

Der Miniſter von B. ließ eines Morgens den Präſidenten von Laubing bitten, alle diejenigen Papiere und Acten, ſowie die Meldungen und Zeugniſſe, welche ſich auf die Beſetzung von Leiendorf bezogen, ihm zu überſenden. Dies geſchah und der Miniſter durchblätterte ſie. Ganz zuletzt fand er die des Candidaten Altenberg nebſt ſeinen Zeugniſſen in den von dem Inſpector beglaubigten Abſchriften. Im Actenvermerk ſtanden von Laubing's Hand die Worte: „Iſt nicht zu beachten, da er ein unzufriedener Querulant iſt, der das Conſiſtorium bei jeder Vacanz beläſtigt, während er in ſeinem Wohnort eine einträgliche Schule gegründet hat. Zudem ſind Alle, welche ſich beworben haben, als Candidaten älter und müſſen alſo, ohne die Meinung des hohen Herrn Patrons beſchränken, oder Einfluß darauf üben zu wollen, eher berückſichtigt werden.“

Der Miniſter warf die Acten zornig auf den Tiſch.

„Alſo immer noch der alte, unvertilgbare Haß aus verſchmähter Liebe. Menſchenherz, Menſchenherz, wie biſt du unergründlich! Laubing iſt ſonſt ein redlicher Mann; er hat ein gutes Herz, möchte ich ſagen; und doch dieſen endloſen Haß! Und er lebte, wie es heißt, nicht unglücklich mit ſeiner verſtorbenen Frau. Sie ſoll, wie man mir ſagte, eine vortreffliche Frau geweſen, und ſeine

Tochter, ihr Abbild, ſoll ein treffliches Mädchen ſein. — Er nannte ſie Anna, wie ſeine erſte Liebe hieß. Sollte dies die Erinnerung ewig wach halten? — Welche Räthſel!“

Einige Tage ſpäter kam der Präſident von Laubing zu ihm, zu einer vertraulichen Beſprechung.

Der Miniſter war ein Mann, der in der Schule des Lebens gereift war. Obwohl Diplomat vom Fache und wohl kennend jene feine Kunſt, welche die Sprache nur als eine Gabe anſieht, die Gedanken zu verhüllen und zu verbergen, war er unter anderen Umſtänden, welche nicht in das Gewebe diplomatiſcher Verhandlungen einſchlugen, wieder ganz Menſch und ein edler Menſch dazu. Eingedenk, daß er zu Guſtav geſagt: — denn er war jener Fremde, der ihm bei der Bank auf der Anhöhe im Walde die Hand auf die Schulter gelegt hatte, und dem Guſtav ſo offen Beichte geſeſſen — „Ich will Ihr Vetter im Conſiſtorium ſein,“ hatte er über ihn, ſeine Thätigkeit und ſein Leben die umfaſſendſten Erkundigungen in der Stille eingezogen, und der alte biedere Rath, der ſelbſt an Guſtav einen ſo warmen Antheil genommen hatte, war ihm dabei die Rechte geweſen, die Alles that, was nöthig war, um den Schleier von dieſen Verhältniſſen wegzuziehen. Jetzt ſah der Miniſter völlig klar. Was Guſtav in offener Zutraulichkeit ihm offenbart hatte, lag als ſonnenklare Wahrheit vor ihm da. Er erkannte in ihm einen jungen Mann von ausgezeichneten Eigenſchaften und Talenten, wie ihn die Gemeinde in Leiendorf brauchte, und er — der oft den halben Sommer mit ſeiner Familie in Leiendorf wohnte — ſich ihn nicht nur zum Umgange, ſondern zum Unterrichte ſeiner beiden jüngſten Kinder wünſchte. Er war daher entſchloſſen, Guſtav Altenberg zur Pfarrſtelle in Leiendorf zu präſentiren. Daß dieſe Präſentation, wenn er ſeinen Wunſch in die Wagſchale legte, durchgehen würde, konnte kaum bezweifelt werden.

So ſtanden die Verhältniſſe, als Laubing bei dem Miniſter eintrat. Das finſtere Antlitz des Mannes war noch finſterer, als ſonſt gewöhnlich, und eine Bläſſe lag darauf, die auf eine große Gemüthsbewegung zurückzuſchließen geſtattete.

„Sie ſehen bleich, Herr Präſident,“ ſagte der Miniſter, als Landing ſich niedergelaſſen hatte.

„Wohl möglich, Excellenz,“ erwiederte er, nachdem er für die Theilnahme auf eine feine Weiſe gedankt. „Meine Tochter iſt leidend ſeit einiger Zeit, und doch das einzige Gut des Herzens, das mir geblieben, da mag es erklärlich werden, daß die Seele des Vaters ſich gedrückt fühlt.“

„Wiſſen Sie was,“ ſagte der Miniſter, „laſſen Sie ſie auf einige Zeit mit meiner Familie nach Leiendorf gehen; die Landluft wird ihrer Geneſung jedenfalls heilſam ſein.“

Der Präſident verbeugte ſich dankend. „Excellenz begegnen allzu huldvoll in eben dem Grade meinen Wünſchen, als denen der Aerzte.“

„Deſto beſſer,“ verſetzte der Miniſter; „ſo iſt die Sache abgethan. Nächſte Woche reiſt meine Familie nach Leiendorf. Sie wird ſich der Geſellſchaft Ihrer Fräulein Tochter freuen. Doch in Bezug auf Leiendorf: wie ſteht es um die Beſetzung der Pfarrſtelle?“

„Das Conſiſtorium harrt der Präſentation, um unbedingt den Wunſch Eurer Excellenz zu erfüllen, da es ganz in Eurer Excellenz Wünſchen liegen muß, die Stelle mit einem ausgezeichneten Manne zu beſetzen. Die Acten ſind in Eurer Excellenz Händen.“

„Ich habe die Acten durchgeleſen und geprüft,“ ſagte der Miniſter; „aber ich finde gerade den, welchen ich präſentiren möchte, als ungeeignet bezeichnet. Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen, wen ich im Auge habe? — Ich kann nur allein den Candidaten Guſtav Altenberg wählen.“

Der Präſident verfärbte ſich. „Altenberg?“ rief er dann mit Leidenſchaft aus, ganz die Lage und das Gegenüberſtehen des Miniſters vergeſſend.

„Gerade dieſen!“ ſagte der Miniſter kalt, aber betont.

„Eure Excellenz werden es entſchuldigen, wenn ich meine Verwunderung vielleicht nicht in der gehörigen Weiſe äußere. Ich kenne dieſen jungen Mann.“

„Ich auch!“ ſprach der Miniſter kalt und ernſt.

„Er iſt hochfahrend, trotzig und anmaßend —“

„Ach, Sie ſchließen das aus der letzten Unterredung, welche Sie mit ihm in Ihrer Wohnung hatten,“ fiel ihm der Miniſter mit ſcharfem Tone ein. „Ich glaube, Herr Präſident, wie er da ſich benahm und ſprach, ſo mußte ein Ehrenmann reden, der ſchuldlos zertreten wird, der Dank verdiente und Hohn erntete.“

Der Präſident war ſprachlos. Er wagte es nicht, den Miniſter anzuſehen, der dieſe Umſtände kannte, die ihn, das ſagte ihm ſein Gewiſſen, in einem ſo verwerflichen Licht erſcheinen ließen.

„Ich erſtaune, daß Euer Excellenz ſolche ſpecielle Dinge kennen, bei denen nur drei Perſonen anweſend waren, von denen nur Eine die Mittheilung kann gemacht haben, die, wenn ich es nicht unter meiner Würde hielte, es ſo zu bezeichnen, Partei war, und natürlich das, was ſie veröffentlichte, in ihrem eigenen Intereſſe und mit der Schminke der Selbſtſucht verändert verlautbart hat,“ ſagte anſcheinend mit aller Ruhe der Präſident.

„Sie mögen von Ihrem Standpunkt aus Recht haben, ſo zu reden, Herr Präſident,“ ſagte darauf der Miniſter und runzelte ſeine Stirne; „aber eine Thatſache darf nicht aus ihrem Zuſammenhange mit der Vergangenheit geriſſen werden. Bedenken Sie das, und laſſen Sie es mich hier, wo wir, beide Greiſe, vor Gott ſtehen, ausſprechen, daß ich dieſe Vergangenheit bis in Ihre Jugend hinab genau, ſelbſt bis in die feinſten Beziehungen kenne. Ich bin Ihr Richter hier nicht, der iſt über uns Allen, Herr Präſident, und das ſchreckliche Wort: Thue Rechenſchaft! wird an uns Alle ergehen, aber das halte ich für meine Pflicht, Sie daran zu erinnern, daß es Zeit iſt, in ſich zu gehen, daß es Zeit iſt, der unverſöhnlichen Rache ein Ziel zu ſetzen und gut zu machen, was Sie, Herr Präſident, Sie, an einer ſchuldloſen Familie verſchuldet haben. Der Vater ruht im Grabe. Kummer über Verfolgungen hat ihm das Herz gebrochen. Ein edles Weib, hoher Achtung werth, darbt mit ihrem Sohne ſeit Jahren, und die Laſt eines unvertilgbaren Haſſes ruht auf ihr und ihrem Sohne. Herr Präſident, fühlen Sie, was das heißt? Es iſt Zeit für Sie zur Buße. Machen Sie gut, was Sie übel gemacht. Ich erwarte den Antrag auf eine bedeutende Penſion für die darbende Wittwe Altenberg, und ihr Sohn muß Pfarrer in Leiendorf werden. Ich ſehe, daß meine Worte nicht auf den Weg gefallen ſind, wo ſie zertreten werden. Ermannen Sie ſich! Von nun an ſind die beiden Menſchen unter meinem Schutz, und jede Kränkung würde zur Entlarvung Derer führen, die ſie ſich beigehen ließen. Die Folgen liegen nahe. Sie kennen nun unſere gegenſeitige Stellung. Ich laſſe Sie hier allein. Sammeln Sie ſich, ehe Sie mein Haus verlaſſen. In dieſem Zuſtande darf Sie Niemand ſehen!“

Er ſtand auf und ging in ein Zimmer nebenan und überließ den Zerknirſchten ſich ſelbſt und ſeinem inneren Richter.

Er ſaß da wie eine Leiche. Starr waren die aus ihren Höhlen heraustretenden Augen. Er zitterte am ganzen Leib und die Gedanken raſten in ſeinem Kopf umher, weil keiner Halt gewinnen konnte. Sein Herz pochte hörbar und ſein Gewiſſen war in einer Weiſe zum Erwachen aufgerüttelt worden, daß es ſich nicht mehr zur Ruhe einlullen ließ. Alles war wahr, was der Miniſter geſagt. Die Hand Gottes hatte ihn in den Worten dieſes Mannes gefaßt.

Lange, lange ſaß er da, nach Faſſung ringend, ohne ſie gewinnen zu können. Endlich kamen ihm Thränen. Er ſchlug an ſeine Bruſt, bekannte dem Unſichtbaren, Ewignahen ſeine Schuld und flehte um Vergebung.

Erſt jetzt ſtand er auf und begab ſich, ſo ſchnell er konnte, in ſeine Wohnung.

Er ſchrieb mit zitternder Hand den Antrag auf eine bedeutende Penſion für die Wittwe Altenberg. Er faßte das Schreiben ab, durch welches Guſtav Altenberg zum Pfarrer in Leiendorf ernannt wurde, und ſchickte Beides durch den Kanzleidiener an die Räthe, die im erwachenden Gefühle früheren Unrechts, deſſen ſtillſchweigende Werkzeuge ſie geweſen, mit Freuden unterzeichneten, obgleich ſie die wunderſame Geſinnungsänderung des Präſidenten Laubing nicht begriffen.

Als beide Documente wieder in ſeiner Hand waren, legte er das Geſuch um ſeine Penſionirung hinzu, das er, während jene unterzeichnet wurden, abfaßte. Alle drei ſandte er dem Miniſter.

Dieſer erſtaunte über das Penſionsgeſuch des Präſidenten.

„Der Mann iſt beſſer, als ich gedacht,“ ſagte er, und befahl ſeinen Wagen.

Er fuhr zum Präſidenten.

Er fand ihn im Bette, fiebernd.

Schmerzlich beklagte er dieſe Wendung der Sache. Er bat Laubing, der übrigens ein tüchtiger Mann in ſeiner wichtigen Stellung war, das Geſuch um Entlaſſung zurückzunehmen, und verhieß ihm, daß die Kenntniß der vorgefallenen Dinge keinen Einfluß auf ihre gegenſeitige Stellung haben ſolle. Den Miniſter beſtimmte zu dieſem menſchenfreundlichen Schritte das Wiſſen um die ungeheuer zerrütteten Vermögensumſtände des Präſidenten, den Eitelkeit und Prunkſucht in dieſen Abgrund geſtürzt hatten.

„Bitte,“ ſagte Laubing, „erwähnen Euer Excellenz der Dinge nicht mehr. Ihre Mahnung an die Buße iſt nicht ohne Erfolg geblieben. Ich weiß, was mich erwartet; aber gerade dieſer Schritt iſt der Anfang meiner Buße. Ich bin unwürdig des Vertrauens, das ich genoß, unwürdig der Stelle, an der ich ſtand. Daß ich um eine Penſion gebeten, iſt nur um meines Kindes willen, denn ich verdiene ſie nicht; aber ich bin ein Bettler. Alle meine Habe wird daraufgehen, meine Schulden zu bezahlen, in die mich meine Eitelkeit geſtürzt hat. Laſſen Sie Alles ſo, wie es iſt, Excellenz.“

Er war nicht zu überreden.

Der Miniſter verließ ihn nicht ohne Sorgen für ſein Leben; aber er hatte die Beruhigung, daß es im Innern dieſes Mannes zu einem heilbringenden Umſchlage gekommen war.

V.

Der unerwartete Beſuch.

Das, was zwiſchen dem Miniſter und dem Präſidenten vorgefallen war, blieb ein Geheimniß. Ein Billet des Miniſters an die Räthe des Conſiſtoriums legte dieſen ein unverbrüchliches Schweigen in Bezug auf die Beſetzung der Pfarrſtelle von Leiendorf auf. Während deſſen ließ er die Beſtallung ausfertigen und ſchrieb einige Zeilen an den Inſpector in dem Orte, wo Guſtav wohnte, deren Inhalt Niemand kannte.

In der folgenden Woche ließ der Inſpector Guſtav zu ſich bitten.

„Herr Candidat,“ ſagte er zu ihm, „ich fühle mich nicht ſo recht in der Stimmung, nächſten Sonntag zu predigen. Eine Menge unangenehmer Arbeiten laſtet auf mir. Wollten Sie nicht für mich eintreten?“

Guſtav, der ſich glücklich fühlte, wenn er ſeinen heiligen Beruf ausüben konnte, ſagte freudig zu und eilte heim, ſich an die Arbeit zu machen, zu der ihm nicht viele freie Stunden zugemeſſen waren.

Die letzte Zeit war für ihn wieder eine rechte Zeit der Prüfung geweſen; die Hoffnungen, die er hegen zu dürfen geglaubt hatte, waren erblichen, denn der Fremde, der aus ſo tiefem Ernſte plötzlich in einen gewöhnlichen Scherz übergegangen, den er, wie es alte Leute wohl gerne zu thun pflegen, an eine Anekdote knüpfte, hatte auch nicht das Mindeſte von ſich hören laſſen, und der Gedanke lag nahe, daß er ſein Vertrauen an einen Unwürdigen verſchwendet habe; ja noch mehr, er bereuete tief ſeine Unklugheit, ihm zu rückſichtslos ſein Inneres, ſeine Verhältniſſe, das Thun Laubing's erſchloſſen zu haben, und manche quälende Beſorgniß kam über ihn, die eigentlich in der Mutter vielbeängſteter Seele ihre Quelle hatte.

Zu dieſem Schmerze hatte ſich ein anderer geſellt, der auch in dem liebevollen Mutterherzen einen, wenn auch ſchweigenden, doch tiefen Anklang fand, ohne daß es übrigens Guſtav ahnete. Daß das holdſelige Kind des gehäſſigen Laubing einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, konnte ihm ſo wenig, als der Mutter verborgen geblieben ſein. Schon im Garten zu W. war ihre Erſcheinung ihm als die lieblichſte vorgekommen. Sie hatte ihn angeblickt, daß ihm der Strahl dieſes wundervollen Auges in die Seele drang. Wer möchte es dem Jünglinge hoch anrechnen, daß er bewegt war, wie nie; daß dies Bild ſich ihm eingeprägt; daß er ſie liebte?

Anna ſtand wachend und im Traume vor ſeiner Seele, und nur am Claviere hauchte er ſein Gefühl aus in den weichſten und rührendſten Klängen. Und ſie war Laubing's Tochter: ſie ſtand hoch und unerreichbar über ihm, und des Vaters Haß ließ vollends dem ungetrübten Blick eine unüberſteigliche Kluft erkennbar werden. Da hatte er gerungen und war endlich dazu gekommen, ſeine Liebe in's Grab zu legen, wie die Roſenknospe hingeſtorben war, die ſie ihm gereicht hatte. Seitdem legte ſich eine ſtille Schwermuth über ſeine Seele, wie der herbſtliche Nebel über eine ſchöne Landſchaft. Dennoch war auch hier ſein religiöſes Gefühl Meiſter geworden über eine Regung des Herzens.

So ſtand es um ſeine Seele, als der Inſpector ihn bat, für ihn eine Predigt des nächſten heiligen Tages zu übernehmen.

Als er ſich niederſetzte und das heilige Buch zur Hand nahm, da weilte er bei der herrlichen Stelle des Evangeliums, wo die Jünger mit dem Herrn über den See fahren, er entſchläft und ſich der Sturm erhebt, des See's Wellen aufwühlend, daß ſie das Schifflein zu verſchlingen drohen. Sie wecken den Herrn, der ihren Glaubensmangel ſtraft; er ſpricht ein allmächtig Wort; der Sturm legt ſich, und das heilige Buch ſagt ſo bedeutungsvoll: „Und es ward ganz ſtille!“ Er konnte nicht weg von der Stelle, die ſo bedeutſam für ſein inneres Leben war, und er nahm ſie zum Text einer Predigt, wie ſie inniger, beziehungsreicher, ſalbungsvoller nie aus ſeiner Seele gequellen war. Er hatte ſie in einem Zuge niedergeſchrieben; er trug ſie die ganze Woche in ſeiner Seele herum, hier und da ändernd und verbeſſernd, bis endlich, heiß erſehnt, der heilige Tag kam, daß er ſie, als ein Zeugniß eigener, innerer Erfahrung ausſtrömen laſſen konnte im lebendigen Wort.

Endlich läuteten die Glocken. Die Gemeinde ſtrömte zum Gotteshauſe. Begeiſtert und begeiſternd ſang die Gemeinde das bedeutungsvoll gewählte Lied Paul Gerhard's: „Befiehl du deine Wege," und nun war der Augenblick gekommen, wo Guſtav's Lippe kund thun ſollte, wie jeden inneren und äußeren Sturm des Herrn Wort zur Ruhe bringt, daß es ganz ſtille wird.

Nie hatte er inniger und darum hinreißender gepredigt. Die Gemeinde hing an ſeinem Munde; man konnte die Athemzüge hören, ſolche Stille der Andacht, der hingebendſten Aufmerkſamkeit herrſchte in der Kirche. Alle waren ergriffen, erhoben, erbaut. Ueber Alle, wie über ihn, war der Friede Gottes gekommen.

Er eilte heim. Seine Seele war ſo voll, daß ſie ſich noch ausſtrömen mußte. Er ſetzte ſich an ſein Clavier. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, war es die Melodie des wunderherrlichen Liedes, die er ſpielte, die er kunſtreich und fugenartig behandelte und die ihn noch einmal in die heiligen Regionen emportrug, in denen ſeine Predigt ſich bewegt.

Er hatte es nicht bemerkt, daß leiſe die Thüre hinter ihm aufgegangen war und ſich Jemand in des Vaters Sorgenſtuhl am Ofen ſtille niedergelaſſen hatte. Die Mutter war noch zu einer befreundeten Familie gegangen und weilte länger, als ſie ſonſt pflegte.

Lange hatte Guſtav geſpielt. Endlich ſchloß er begeiſtert mit einer Fermate, die das Amen zu einem melodiſchen Gebete war. Er ſtand auf und trat gegen das Fenſter mit gefaltenen Händen. Nach einer Weile drehte er ſich um — und vor dem Erſchreckenden ſtand — der Fremde. Er ergriff des Candidaten bebende Hand und drückte ſie mit Wärme.

„Sie werden vielleicht an mir irre geworden ſein, mein junger Freund, aber ich nicht an Ihnen. Ein ehrlicher Mann hält ſein

Wort. Ich bin heute Ihr Zuhörer geweſen, und komme, Ihnen zuerſt für die Erhebung zu danken, die mir Ihre vortreffliche Predigt gewährt hat, und habe Ihnen dann noch einen Dank abzuſtatten, den für Ihr treffliches Spiel, deſſen ſtiller Zuhörer ich hier geweſen bin, und das vollſtändig den Eindruck Ihrer Predigt fortgeſetzt und vollendet hat“

Er ſah ſo freundlich in des Candidaten Augen, daß das Erſchrecken ſchnell von dieſem wich. Er bat den Fremden, ſich doch in des Vaters Sorgenſtuhl niederzulaſſen, und ſagte: „Es haben nur gute Menſchen darin geſeſſen!“

Der Fremde lächelte

„Nun,“ ſagte er, „möge denn ihr Geiſt auf mich übergehen, wenn ich mich noch einmal darin niederlaſſe! Nun ſetzen Sie ſich aber zu mir. Ich habe Ihnen Mancherlei zu erzählen, denn in der Hauptſtadt, wo ich wohne, iſt Mancherlei vorgegangen, was Sie intereſſiren wird. Zuerſt iſt Herr von Laubing freiwillig von ſeinem Amte zurückgetreten und hat eine ſehr anſtändige Penſion. Er wird Ihnen nicht mehr ſchaden! Mit ihm die beiden alten Räthe, die ſeine Creaturen geweſen ſind. Nur der Eine wackere Mann, der Ihnen ſo freundlich rieth, iſt im Amte geblieben.“

„Großer Gott,“ ſagte Guſtav erbleichend, „es wird doch nicht das, was ich in unbewachter Offenheit Ihnen mitgetheilt habe, die Urſache dieſer Veränderungen ſein? Ich würde mich in meinem Gewiſſen belaſtet fühlen, und habe jene Unbeſonnenheit ſchwer beklagt!“

„Seien Sie ganz ruhig,“ verſetzte der Fremde. „Sie haben ja die vollſte Wahrheit geſagt; aber zu Ihrer Beruhigung bemerke ich bloß noch, daß der Rücktritt der Herren freiwillig war. Das iſt aber nicht Alles, was ich Ihnen zu ſagen habe. Auch Leiendorf iſt beſetzt. Sie haben dem guten Rathe des würdigen alten Conſiſtorialrathes Folge geleiſtet, und ich, Ihr Vetter im Conſiſtorium,“ ſetzte er lachend hinzu, „habe auch meinen Senf hinzu gethan, und — der Miniſter hat Sie präſentirt.“

„Großer Gott!“ rief Guſtav erſchreckend. „Ich habe erſt hintennach gehört, daß Leiendorf eine der beſten Stellen des Landes iſt und daß ich darauf nicht die mindeſten Anſprüche habe. Die Stelle gehört einem alten verdienten Manne.“

„Das ehrt Sie, junger Mann,“ erwiederte der Fremde; „aber der Miniſter hat ſich nach Ihnen erkundigt, und was er gehört, konnte ihn nur in ſeiner Meinung beſtärken. Da er den Sommer über in Leiendorf mit ſeiner Familie wohnt, ſo iſt er auch ein wenig eigennützig. Er hat noch, obgleich er den Sechzigern angehört, einen Sohn von vierzehn und eine Tochter von elf Jahren. Sehen Sie, da ſpeculirt der Mann auch ein wenig auf den Unterricht dieſer Kinder und namentlich auch auf die Muſik, deren Freund er iſt und die er in ſeiner Familie ſehr pflegt. Überdies wünſchte er dorthin einen tüchtigen Prediger. Ich will Ihnen ganz ehrlich ſagen, daß er mich hierher geſchickt hat, Sie predigen zu hören und Ihnen auf den muſikaliſchen Zahn zu fühlen. Da hab' ich's denn beſſer nicht treffen können, und ich bin in beiden Beziehungen im Stand, Ihnen Zeugniſſe beizulegen, wie ſie eben der Miniſter wünſcht.“

In dieſem Augenblick überhob der Eintritt der Mutter Guſtav's dieſen einer Antwort, zu der ihn ſeine Verlegenheit nicht würde haben kommen laſſen.

Guſtav ſtellte ſie vor, die den fremden Herrn demüthig begrüßte.

Der Fremde bewies ihr eine hohe Achtung und bat um die Erlaubniß, in ſeinen Mittheilungen fortfahren zu dürfen.

„Der Präſident von Laubing ſcheint,“ ſagte er, „übrigens ſich vollſtändig umgeändert zu haben. Wie ich gehört habe, ſo iſt eine ſeiner letzten Amtshandlungen geweſen, für Sie, würdige Frau, eine recht anſtändige Penſion von Sr. Durchlaucht zu erbitten. Ich zweifle nicht an der Gewährung; wie er dann auch auf Ihre Beſtallung als Pfarrer in Leiendorf angetragen hat.“

Die Wittwe ſaß ſtarr da. Sie war bleich geworden und zwei heiße Thränen rannen über ihre Wangen. Ihre Hände waren wie zum Gebete gefaltet und ihre Lippe zuckte.

„Gott ſegne ihn dafür!“ ſagte ſie endlich kaum hörbar.

„So iſt's recht, würdige Frau!“ verſetzte mit Rührung der Fremde. „Wir ſollen ſegnen die Hand, die uns geſchlagen hat, und beten für unſere Verfolger. So lehrt's uns der Herr!“

„Und du Pfarrer in Leiendorf?“ ſagte ſie, Guſtav's Hand ergreifend, und ſah ihn dabei ſelig an.

„O Herr,“ wendete ſie ſich dann zu dem Fremden, „Sie ſind ein Segensbote Gottes! — Ach — der Abend meiner Tage will ſich noch aufklären! Ja, Guſtav, der Herr hat den Sturm beſchworen und es wird ganz ſtille! Sein Name ſei gelobt!“ ſetzte ſie begeiſtert hinzu und drückte des Sohnes Hand.

„Amen!“ ſprach der Fremde und zerdrückte eine Thräne, die ihm in's Auge trat.

Da klopfte es an der Thüre.

Der Poſtbote trat herein und überreichte zwei große Briefe, denen Guſtav nicht anſah, daß alle Poſtzeichen fehlten und ſie alſo hier auf die Poſt gelegt waren. Der eine der Briefe war an ſeine Mutter überſchrieben.

Sie nahm ihn, öffnete ihn und las. Er enthielt die Zuſicherung einer Penſion von dreihundert Thalern.

Ihre Thränen rannen ungehemmt.

„Da lies, Guſtav!“ ſagte ſie. „Dreihundert Thaler Penſion ſichert mir der gnädige Fürſt zu! O, ſo viel hatte dein armer Vater kaum Beſoldung!“

„Es iſt der ſpäte Abtrag einer gerechten Schuld!“ verſetzte der Fremde.

Und Guſtav reichte ihr bebend ſein Patent als Pfarrer in Leiendorf.

„O Gott, o Gott!“ rief die Mutter. „Es iſt zu viel auf einmal!“

Da ſanken Mutter und Sohn ſich in die Arme und der Fremde ſtand in ſeligem Anſchauen da. Es war eine Scene, die jedes Herz hätte ergreifen müſſen.

„Und Sie, Sie," rief Guſtav, „Sie ſind der Wohlthäter meines Lebens geworden!" Er faßte ſeine Hand und drückte ſie.

„Möge Gott Ihnen vergelten in reichem Segen, was Sie für mich thaten!"

Der Fremde ſchüttelte, keiner Antwort fähig, den Kopf, nahm ſeinen Hut und wollte gehen.

„Ach," ſagte Guſtav verlegen, „verlaſſen Sie uns nicht! Theilen Sie unſer einfaches Mahl! Sie ſind Beſſeres gewohnt, aber — theilen Sie einmal das Mahl der Armuth."

Er blieb und theilte das höchſt einfache Mahl, man ſah es dem Mann an, wie glücklich er war.

Nach Tiſch ſagte er, daß er noch ein Kleines zu beſorgen habe und dann wiederkehren würde. Er ging ſchnell weg — aber er kam nicht wieder, und als Guſtav im Gaſthofe fragte, war er abgereiſt.

„Wer iſt's?" fragte die Mutter den Sohn, und erſt jetzt fiel es ihm ein, daß er nach ſeinem Namen nicht gefragt.

Sie blieben ſtill in ihrem Glücke zuſammen dieſen Tag; aber gegen zwei Uhr klopfte es leiſe.

Frau Gebhards kam herein.

„Ach, du lieber Gott," ſagte ſie, „ich habe Sie, Frau Paſtorin, in Thränen geſehen und doch nicht traurig, wie ſonſt. Da mögen Sie es mir ſchon zu gute halten, daß ich, wahrlich nicht aus Neugier, ſondern in herzlicher Theilnahme komme und frage, was Ihnen denn begegnet iſt?"

Nun erzählten ſie es denn der treuen Seele ausführlich.

„Sehen Sie," ſagte ſie überglücklich, „mein Traum iſt wahr geworden! O, was wird mein Alter ſagen? Nun wird er doch endlich einmal Etwas darauf geben! Ja, ja, mein lieber Herr Paſtor, es iſt ewig wahr, der Eltern Segen baut den Kindern Häuſer! Es bleibt ewig wahr, was Sie heute wieder gepredigt haben. Der Herr hat Ihnen Gnade gegeben. Er ſei gelobt!"

VI.

Der Pfarrer von Leiendorf.

Die Wolken waren verzogen. Der Himmel lachte ſo heiter über Mutter und Sohn. Die Theilnahme im Städtchen war aufrichtig und herzlich.

So kam denn endlich der Tag der Abreiſe. Alle Bewohner des Städtchens nahmen rührend Abſchied von den beiden trefflichen Menſchen, beſonders leid that es den Familien, deren Kinder Guſtav unterrichtet, und den Knaben ſelbſt, deren Liebe und Hochachtung er ſich in hohem Grad erworben hatte.

Am ſchwerſten aber war der Abſchied von der guten Frau Gebhards und ihrem Manne, der weniger in Worten ausdrücken konnte, wie er es ſo treu meinte, als ſeine zungenfertige, gutmüthige Frau.

Von ihren Segenswünſchen begleitet, fuhren die Glücklichen endlich ihrer neuen Beſtimmung zu. Sie hatten mehrere Tagreiſen. Die Gegend war bergig und rauh, durch welche ihr Weg ſie führte; aber allmählich wurde ſie milder, fruchtreicher. Die Berge waren weniger hoch, die Thäler lieblicher, die Dörfer wohlſtehender. Sie nahten ſich der Gegend, wo in hügeligem Lande reiche Fruchtfluren, üppige Obſtbäume ein mildes Klima weiſſagten.

Es war an einem warmen, ſchönen Tag, als ſie endlich Leiendorf im Thale vor ſich liegen ſahen.

Dies war ein ſchönes, reiches Dorf, das an einem bedeutenden Bache lag, der ſich durch ein fruchtbares Thal ſchlängelte, deſſen Höhen ein ſchöner Wald krönte.

In Guſtav's Herzen lebten ernſte Gedanken. Sein heiliger Beruf trat in ſeiner Schwere und Verantwortlichkeit vor ſeine Seele; aber auch das Vertrauen wuchs in ſeiner Bruſt, daß der Herr ihm beiſtehen würde, damit er ihn recht ausrichte.

Herzlich bewillkommnete die Gemeinde ihren neuen Seelſorger, dem ein ſo guter Ruf vorausgegangen war. Wie im Triumphe wurde er zur Pfarrwohnung geleitet.

Als ſie dort ankamen, trat ein hoher Mann aus der Thüre ihnen entgegen, ſeine Bruſt war mit Orden geziert. Die Männer der Gemeinde traten ehrerbietig zurück. Staunend erkannte Guſtav — den Fremden.

Er reichte ihm herzlich die Hand und ſagte: „Es iſt billig, daß ich Sie auf der Schwelle Ihres Hauſes begrüße. Ich bin der Patron Ihrer Kirche, der Miniſter von B. Dort droben blickt meine Wohnung herüber. Laſſen Sie uns gute Nachbarſchaft halten!“

Da erbleichte Guſtav und bückte ſich tief vor dem Manne, der, ein Werkzeug des Herrn, in ſeine letzten Geſchicke ſo weſentlich eingegriffen hatte.

„Nicht ſo, nicht ſo, liebſter Pfarrer!“ ſagte der edle Mann. „Sie kamen mir mit Vertrauen, Offenheit und Freundſchaft entgegen, als Sie mich noch nicht kannten; laſſen Sie denn auch jetzt dies Verhältniß fortdauern, aus dem, wie ich hoffe, manche ſchöne Stunde für uns erblühen ſoll! Schlagen Sie ein, auf gute Nachbarſchaft!“

Er reichte Guſtav ſeine Hand hin, und dieſer ſchlug, überwältigt von der Güte des Ehrenmannes, ein.

„Nun aber kommen Sie,“ ſagte er zur Mutter; „Sie müſſen vor Allem die Wohnung kennen lernen, wo Ihnen ein neues Leben erſtehen ſoll und, ſo Gott es will, wird.“ Er führte die Mutter in's Haus und zuerſt in das Wohnzimmer. Da ſtanden einfache, aber ſchöne neue Mobilien und vorzüglich ein neues treffliches Clavier. Ueberall war für das Nöthige geſorgt in einfacher Weiſe, aber echt und gut.

Dann ſagte er den Ueberraſchten: „Das Alles gehört Ihnen! Es fehlt nichts, als eine wackere junge Hausfrau, der lieben Mutter eine liebe Tochter. Da hat aber meine Vetterſchaft ein Ende,“

ſchloß er lachend; „denn da ziehe ich mich beſcheiden zurück, und laſſe Gott und Sie ſelbſt ſorgen! Heute Mittag aber bitte ich Sie, mein Brod mit mir zu theilen, und da es Zeit iſt, ſo laſſen Sie uns gehen.“

Wie ſtrömten da die Herzen von Dank über, und wie einfach wies ihn der edle Mann ab!

Als ſie in's Schloß traten, empfing die Miniſterin auf eine wohlthuende, herzliche Weiſe die Mutter Guſtav's. Bei Tiſch erſchienen die beiden kleineren Kinder, die Guſtav unterrichten ſollte, und die älteſte Tochter; allein wie erbebte Guſtav, als Anna, Landing's ſchöne Tochter, an ihrer Hand eintrat!

„Ich habe Ihnen zu ſagen vergeſſen, daß Sie eine Bekannte träfen,“ ſprach der Miniſter, Guſtav vorſtellend.

Er kannte die Lage Beider, und nur ſeiner Gewandtheit gelang es, das Bittere, was die Erinnerung hatte, zu tilgen.

Anna kannte das Verhältniß nicht, das einſt zwiſchen ihrem Vater und der Mutter Guſtav's beſtanden; ſie wußte es nicht, wie tief die Wunden waren, die ſeine Hand ihr geſchlagen; aber es war ein Zug ihres Herzens, der ſie zu dieſer ehrwürdigen Frau hinlenkte. Sie ſaß neben ihr; ſie erwies ihr eine ungeheuchelte Ehrerbietung; ſie ſchloß ſich mit wahrer Liebe ihr an; aber die Empfindungen ahnete ſie nicht, die das Herz der Vielgeprüften erfüllten; ſie wußte die Thräne nicht zu deuten, die dann und wann hervorbrechen wollte. Und dennoch that der milden Frau dieſe Liebe ſo wohl.

Guſtav ſah dies Werben um der Mutter Liebe mit ſeliger Freude! O, auch für ihn hatte ſie manches liebreiche Wort, manchen Blick, der freilich tief in ſeine Seele drang, und einen alten Kampf erneuerte, den er ſiegreich beſtanden zu haben meinte. Wie kamen die ſüßen Erinnerungen über ihn, wie eine erhebende Weihe, als ihn nach Tiſch der Miniſter bat, ſich an das Inſtrument zu ſetzen. Er vergaß ganz ſeine Umgebung, er lebte in der Welt ſeiner ſeligſten Gefühle. Die Erinnerungen ſeines vergangenen Lebens und die helle Ausſicht in die Zukunft — Alles verſchmolz in ſeiner Seele zu einem Ganzen, welches ſich in ſeinem freien Spiel ausprägte. In einem ergreifenden Adagio hatte er begonnen. Die Accorde waren tief ergreifend. Dann wurde ſein Spiel lebhaft, feurig; die Hoffnung einer beſſern Zukunft tagte; der Sonnenblick der Liebe fiel wonnig in ſein Leben; aber jetzt zogen die Wolken am Horizonte herauf. Ein wilder Sturm brauſte durch die Saiten; doch auch dieſer Sturm legte ſich, und leiſe verſchmolzen die Accorde, faſt hinſterbend. Alle Hoffnungen waren erblichen an Anna's Roſenknoſpe; aber aus dieſem tiefen Weh eines hingebenden Schmerzes erſtand ſiegend der Glaube. Ein ernſtes Spiel voll Kraft und Weihe drückte dies aus, und in dem wieder meiſterhaft fugirten Chorale: Nun danket Alle Gott, endigte der Spielende. Der Miniſter ſtand hinter ihm.

Als er geendet, beugte er ſich über ihn und ſagte: „Ich habe Ihr Spiel vollkommen verſtanden. Es iſt das Bild Ihres Lebens in letzterer Zeit geweſen. Ich danke Ihnen für dieſen Genuß!“

Und zu der Familie wendete er ſich und fragte: „Hab' ich zu viel geſagt?“

„Nein, nein!“ riefen Alle begeiſtert.

Nur Anna ſchwieg. Sie ſaß ſtille da, aber die innere, tiefe Bewegung ihrer Seele war in ihren Zügen zu leſen. Sie redete den ganzen Abend kein Wort mehr, ſo hatte ſie Guſtav's Spiel ergriffen; aber oft ruhte ihr Blick auf ihm mit dem Ausdrucke reiner Liebe, die ihr Herz bewegte.

Von nun an begannen für Mutter und Sohn Tage eines ungetrübten Glückes. Seinem Amt und Berufe widmete ſich Guſtav mit hingebender Liebe und Treue. Der Unterricht im Schloſſe des Miniſters war ihm eine wahre Freude, denn der Erfolg war erfreulich, beſonders in den Stunden der Muſik, welche er der Aelteſten der Kinder des Miniſters gab. Sie hatte eine ſchöne Stimme, und meiſt nahm auch Anna daran Theil.

Gegen Abend mußten Mutter und Sohn im Schloſſe ſein.

Das geſtaltete ſich bald zum Herkommen. Da wurde dann muſicirt und die Abende waren genußreich und ſchön.

Anna's Geſundheit ſtellte ſich ſchnell her. Sie blühte wie eine junge Roſe, und der Miniſter, deſſen ſcharfes Auge die Verhältniſſe ſchnell durchdrang, ſah gar wohl, wie der junge Pfarrer einen gewaltigen Antheil an dieſer raſchen Geneſung hatte, allein er ſah auch, wie gerade dieſer immer mehr an Heiterkeit einbüßte. Er bemerkte ein ſcheues Zurückziehen des jungen Mannes, aus dem dennoch die Ohnmacht der Herrſchaft über ſeine Gefühle oft hervorbrach, und er wußte genug über den Herzenszuſtand Beider.

VII.

Ein Wendepunkt.

Der Präſident von Laubing war in der Hauptſtadt geblieben, als ſeine kränkelnde Tochter mit der Familie des Miniſters nach Leiendorf ging. Er war froh, daß Anna nicht anweſend war, als der Sturm, den er über ſich hereinbrechen ſah, unaufhaltſam kam.

Er war in ſeiner Jugend verſchwenderiſch und eitel geweſen und war es geblieben in ſeinem ſpäteren Leben, nur daß ſeine Perſon mehr zurück und ſein öffentliches Leben an deren Stelle trat.

In ſpäteren Jahren trafen ihn manche Verluſte. Er wagte Speculationen in Staatspapieren; er ſpielte in Hoffnung eines Alleerſetzenden Gewinnes in auswärtigen Lotterien; aber die Speculationen endeten mit Verluſt anſehnlicher Summen, die Lotterien täuſchten ihn; ſie verzehrten die Einſätze und gaben nichts wieder. Das erfuhr Niemand. Er galt fort und fort als ſehr reicher Mann. Nur er und ſeine auswärtigen Gläubiger wußten, wie es um ihn ſtand, und dieſe Gläubiger nicht einmal genau, weil ja Keiner von dem Andern wußte, und Jeder glaubte, der Einzige zu ſein, der darum ſich hinlänglich geſichert hielt

Da kam ſein Rücktritt vom Amte. Die Gläubiger ſtellten ſich ein und ſahen nun erſt mit Schrecken, daß ein Concurs eingeleitet werden mußte. Der Miniſter erfuhr wohl dieſen längſt erwarteten Erfolg, allein er verſchloß das für Anna ſo unausſprechlich beugende Verhältniß in ſeiner Bruſt. Er befürchtete noch mehr.

So war denn das Unausbleibliche über Laubing gekommen. Alle ſeine Habe; ſein glänzendes Haus, ſeine Pferde und Equipagen reichten nur eben hin, einen Theil ſeiner Schulden zu decken. Nicht einmal das Landgütchen, welches er ererbt, blieb ihm als Zufluchtsort. Er hatte es ſeinem Hauptſchuldner verſchrieben, der es an ſich zog.

Da blieb denn nichts übrig, als die Hauptſtadt zu verlaſſen, und, wie es der Miniſter vorausgeſehen, in eine kleine Landſtadt zu überſiedeln, wo eine einfache Miethwohnung ſein ſtiller Aufenthalt wurde.

Er ſchrieb das ſeiner Tochter nach Leiendorf ſo ſchonend, als er es vermochte, und drückte den Wunſch aus, daß ſie dort ſeine Einſamkeit theile.

Das war ein Blitz aus heiterm Himmel für Anna zunächſt. Nicht daß ſie das glanzvolle Leben vermißt hätte. Ihr Sinn war der ihrer beſcheidenen Mutter. Sie konnte das miſſen, was ihr nie recht zugeſagt; aber was ihr Vater einbüßte, was er litt, das wußte ſie, und das war es, was ſie beugte.

Guſtav ſtand ferne; aber es zog ein neues Weh durch ſeine Bruſt. Anna's Leid war ſein Leid; ihr Scheiden ein Ereigniß, an das er nur mit ſchwerem Herzen denken konnte; indeſſen, es mußte ja doch einmal eintreten.

Am Abend vor ihrer Abreiſe war er im Garten des Miniſters. Alle waren traurig, weil es der letzte Abend ihres Zuſammenlebens war, das ſo ſchön geweſen. Wie ein Alp lag's auf den Herzen.

Guſtav zog ſich in den Garten zurück. Seine Gefühle waren zu mächtig, als daß er ſich nicht hätte Sammlung ſuchen müſſen. Auch Anna wollte noch einmal alle die ſchönen Orte ſehen, an die ſich eine heilige Erinnerung knüpfte.

In einem entfernten Theile des Gartens trafen ſie ſich und ſtanden plötzlich einander gegenüber; aber ſie erſchraken nicht.

„Die ſchönſten Tage ſind vorüber,“ ſagte Guſtav und ſein Blick traf den ihren, der feucht war.

„Auch für mich,“ ſagte ſie bedeutungsvoll, und ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus der gedrückten Bruſt. Sie dachte an ihren Vater, aber auch an das Scheiden von dem Manne, den ſie, das war ihr klar geworden, mit heiliger Liebe umfaßte.

„Bei jedem Scheiden, ſelbſt bei dem ſchmerzlichſten, letzten, bleibt uns die Hoffnung des Wiederſehens,“ ſagte er weich. „Das iſt der gold'ne Schimmer, den die untergehende Sonne auf die Landſchaft wirft.“

„Es iſt ſchön, dies Bild,“ erwiederte bewegt das Mädchen, „und in ihm wird Scheiden und Sterben leicht.“

„Das iſt eine heilige Wahrheit,“ verſetzte Guſtav, ihre Hand faſſend. „Gedenken Sie unſers erſten Scheidens? Damals glaubte ich, daß ich nie mehr in Ihr Auge ſehen würde, und jetzt, und ſo oft erfreue und erfreute ich mich dieſes Glückes.“ Er blickte auf den Haarring, den er damals ihr wiedergab, und den ſie als einzigen Schmuck ſtets an ihrer Hand trug. Sie bemerkte das und erglühte. „Dieſer Ring,“ ſagte er, „führe uns einſt wieder zuſammen. Er iſt ein Sinnbild der Ewigkeit. Er verheißt mir ein Wiederſehen!“

„Hier oder dort!“ flüſterte ſie leiſe.

„O Anna, Anna!“ rief er dahingeriſſen von ſeinem Gefühl; „es gibt auch eine Ewigkeit des Gefühls! Möge Sie dieſer Ring, der Ihnen ſo theuer iſt, einmal daran mahnen, daß er an ein Gefühl erinnert, das hier lebt.“

Er legte die Hand auf ſein Herz. Beide ſchwiegen, aber Anna's Thränen rieſelten leiſe über ihre bleichgewordenen Wangen. Beide ſtanden lange ſtumm vor einander.

„Ich bewahre eine Roſenknoſpe als ein Heiligthum; ſie iſt erblichen,“ ſagte er; „aber die Erinnerung nicht, die ſich an ſie knüpft. Ich legte damals ein Sträußchen neben Sie nieder. Sie nahmen es auf. Wiſſen Sie den Namen der Blumen noch?“

Sie erhob feierlich ihr Auge zu ihm.

„Ich weiß ihn noch,“ ſagte ſie ernſt, „und vergeſſe ihn nicht!“

Da beugte er ſich auf ihre Hand und hauchte einen Kuß darauf. Er fühlte einen leiſen Druck ſeiner Hand, — wie ein flüchtiges Reh enteilte das Mädchen.

Er aber ſtand wie gebannt an der Stelle und ging dann, ohne Abſchied genommen zu haben, aus dem Garten.

Niemand erwähnte ſpäter deſſen. Nur der Miniſter war unbemerkter Zeuge des Scheidens Beider, ihrer Unterredung geweſen. Er vermied es, von Anna zu reden, und wenn auf ſie mit den Worten herzlicher Liebe die Rede kam, zog er Guſtav in ein anderes Geſpräch.

Guſtav trauerte lange um Anna. Ihre Gedanken, ihre Gefühle umrankten ſein Bild.

Seltſam berührte es ſie, wenn der Vater, war er Herr ſeines Trübſinnes geworden, einmal von ihm, von dem er ja wußte, daß ſie ihm in Leiendorf oft nahe geweſen war, mit Achtung und Anerkennung ſprach. Es that ihr ſo wohl, dieſe Aenderung ſeiner Geſinnung wahrzunehmen; aber ſie ſchwieg dann.

Laubing's Kräfte ſchwanden zuſehends. Anna erkannte es mit unſäglichem Schmerze. Schwand ja doch mit dem geliebten Vater ihre einzige, letzte Stütze hin!

Darüber ſprach ſie ſich in ihren Briefen an die mütterlich ſie liebende Miniſterin aus.

Die edle Frau, die mit dem Herbſte nach der Reſidenz zurückgekehrt war, tröſtete ſie mit reicher Liebe und ſagte ihr dann den Schooß ihrer Familie als Zufluchtsort zu.

Das richtete den Kranken auf.

„O, nur noch einmal möchte ich Anna ſprechen,“ ſagte er.

„Welche Anna?“ fragte die Tochter, und kalter Schrecken durchrieſelte ſie, weil ſie meinte, er rede irre.

„Komm' Kind,“ ſagte er, ſeine magere Hand nach ihr ausreckend; „ſetze dich zu mir. Ich muß den Schleier von einer

Partie meines Lebens wegziehen, daß du klar ſeheſt. O, richte mild, mein Kind, über deinen armen Vater!"

Und nun erzählte er ihr, ohne etwas zu verhüllen, ſeine jugendlichen Beziehungen zur Mutter Guſtav's. Er zeigte ihr ſeine Liebe zu ihr in ihrer Fülle und — auch den Umſchlag dieſer verſchmähten Liebe in den glühendſten Haß, weil dadurch ſein Leben elend geworden war. Er ſprach es aus, daß Altenberg ihrer Liebe würdiger geweſen ſei, als er. Auch die Verfolgungen Altenberg's verſchwieg er nicht, nicht die Härte gegen die einſt ſo geliebte Anna.

„Ich habe," fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort, indem er Kraft zum Reden ſchöpfen mußte, „ich habe den Haß aus meiner Seele herausgeriſſen mit der Wurzel; ich habe meine Sünden erkannt und bereue ſie tief, tief! Durch den Miniſter kenne ich die Scene eures Abſchieds. Er war unbeachteter Zeuge derſelben. O, meine Anna, der Gedanke beſeligt mich, daß du Guſtav einſt deine Hand reichen wirſt, wie du ihm dein reines Herz gegeben haſt; er beſeligt mich, weil du, mein Kind, ſo das Unrecht deines Vaters vergüten hilfſt. Ach, mache ihn recht glücklich. Schaffe ihm, wenn du kannſt, das Leben zum Himmel! Und ſeine Mutter, dieſe Anna, die ich einſt liebte und ſo elend machte, o, ich flehe dich an, trage ſie auf deinen Händen. Das wird mir den Tod verſüßen und mich jenſeits erquicken. Sprechen kann ich ſie nicht mehr; aber in meinem Schreibtiſche findeſt du einen Brief an ſie, den gib ihr, ehe du ihre Tochter wirſt. Und nun ſegne euren Bund der Herr im Himmel, wie ich ihn ſegne! Er hat euch zuſammengeführt. Ich ſehe darin einen Lichtſtrahl ſeiner Gnade für mich!"

Er ſank müde zurück.

Anna war in einem Wechſel der Gefühle ihm gefolgt, der ihr Weſen tief erſchütterte. Aber welch' ein Troſt kam in ihre Seele!

Weinend warf ſie ſich über den Vater. Er umfing ſie mit ſeinen Armen und drückte ſie innig an ſich.

Der Arzt kam darauf, nach dem Kranken zu ſehen. Er fand eine merkwürdige Veränderung in ſeinem Zuſtande, das Leben ſchien allmälich zu erlöſchen, und als die zwölfte Stunde ſchlug, war Anna eine Waiſe.

Ihr innerſtes Weſen war durch die Mittheilungen ihres Vaters und durch ſeinen Tod in einer Weiſe erſchüttert, die den Arzt für ihre Geſundheit fürchten ließ; aber Anna's Glaube war ſtark. Sie trug ihr Geſchick als wahre Chriſtin. Als ſie ihre Angelegenheiten geordnet hatte, begab ſie ſich wieder zur Familie des Miniſters. Wie ein Kind in's Vaterhaus, ſo kam ſie dorthin. Sie fand eine Mutter, einen Vater, Geſchwiſter. Ueberall umgab ſie eine Liebe, die ſo rührend als innig war. Dem Miniſter, der ſie mit Liebe um ihr volles Vertrauen bat, und ſeiner edlen Gemahlin, theilte ſie in kindlichem Vertrauen Alles mit, was ihr der Vater geſagt.

In dem kommenden Frühling ging indeſſen die Familie nicht nach Leiendorf, ſondern in ein böhmiſches Bad, wo ſie den Sommer verweilte.

Der Miniſter hielt es jedoch für geeignet, Guſtav Eins und das Andere als Wink mitzutheilen.

Das war eine Botſchaft, die mit einem Male den ſtillen Trübſinn heilte, in dem er verſunken war. Er ſchrieb an Anna; er legte ihr ſein Herz offen dar, auf deſſen Grunde ſie nur ihr Bild erblickte, umgeben von der Glorie einer reinen, heiligen Liebe.

Auch der Mutter hatte er ſeine Liebe zu Anna in kindlicher Offenheit bekannt, und ihr Segen war ihm geworden. Der Winter ging vorüber, ohne daß ſie ſich ſahen; aber mit den erſten Schwalben kam auch die Familie des Miniſters nach Leiendorf.

Welch ein Wiederſehen erwartete die Glücklichen!

Als Guſtav ſeine Anna vom Schloſſe hinüber zur Mutter führte, da umfing ſie ſie mit den Armen mütterlicher Liebe.

Anna war von der Bedeutung dieſes Augenblickes ſo durchdrungen, daß ſie niederkniete und mit demüthig geſenktem Haupt um den mütterlichen Segen bat, und betend legte die Mutter die Rechte ihr auf's Haupt, und die Linke zum Himmel erhebend, ſprach ſie: „O, du Herr aller Gnade, ſegne ſie und laſſ' ihr dein Angeſicht leuchten! Laſſ' aufgehen aus der Saat in Haß eine reiche Ernte in Liebe, aus der Saat in Thränen eine Ernte in Freuden, und wie du hier eineſt, was feindlich getrennt ſchien, ſo eine dort in vergebender Liebe die Vollendeten, und laſſ' uns einſt Alle als Selige dich preiſen!"

Auch Guſtav war neben Anna niedergekniet, und „Amen!" ſagten ſie Alle, und die Mutter zog ihre Kinder an ihr Herz und auch die Jenſeitsverſöhnten waren ſelig in dieſer Stunde.

Nicht lange nach dieſem heiligen Augenblicke wurde Guſtav's und Anna's Lebensband geſegnet am Altare des Herrn. Und ihre Tage waren Tage des Glücks, und Anna's Liebe machte der Mutter Lebensabend ſo glücklich, wie es ihr Vater gewünſcht, wie ſie es vor Gott gelobt hatte, und wie ihr liebevolles, treues Herz es ſie lehrte.

Beim Nußkernen.

Eine Geſchichte aus dem Rheiniſchen Volksleben.

Wenn der Herbſt eingethan iſt, und das Keltern iſt vorüber, dann iſt Sanct Martinitag nicht ferne, und der Wind brauſt gewaltig um die Häuſer und jagt dicke Regentropfen und wollige Schneeflocken unter einander, daß von ſolchem Wetter die Buben ſagen: Bäcker und Müller zanken mit einander, wer von ihnen der größte Schelm ſei. Dann ſucht man ſchon den warmen Ofen, und es iſt Einem gar behaglich daran, weil man das kalte Wetter ſich noch nicht angewöhnt hat.

Ehe aber die Frauen und Mädchen das Spinnrad holen können, ſind noch zwei Arbeiten übrig. Der Hanf muß gerieben, gebrochen und gehechelt und die Nüſſe müſſen gekernt werden.

Letztere Arbeit iſt ſo recht eine, die in Gemeinſchaft gethan wird, wo dann einmal ein luſtig Lied erſchallt, oder Einer, dem die Gabe geworden, eine Geſchichte erzählt, während die fleißigen Hände die goldgelben Kerne aus den Schalen herauspickeln. Vorher aber ſitzen die Burſche im Kreiſe herum, haben einen Backſtein auf den Knieen liegen, halten in der Rechten den Hammer, und die Linke holt aus den Säcken die Nüſſe, ſetzt ſie mit der ſpitzen Naſe in die Vertiefung, die ſich im Backſtein aushöhlt, und der Hammer trifft die Schale am Stielende, daß ſie ſpringt, ohne daß der Kern zerbrochen wird. Ein daſtehender Korb faßt die aufgeklopften Nüſſe, und dies Aufklopfen iſt ein Meiſterſtück.

Während dieſer geräuſchvollen Arbeit kommen die Frauen und Mädchen, ſetzen ſich auf die Bänke, flüſtern, lachen, kichern, necken die Buben und treiben derlei Kurzweil, bis die Körbe nach und nach ſich füllen und Vorrath genug für den langen Abend da iſt. Dann ſetzt man ſich um den Tiſch von Kirſchbaumholz. Das Licht wird, nachdem ein Haufe aufgeklopfter Nüſſe hoch auf dem Tiſch aufgehäuft iſt, mitten in dieſen Haufen geſtellt, und nun beginnt die Arbeit des Kernens, wobei dann geplaudert, geſungen oder erzählt wird, je nach Luſt und Stoff und — nach dem die Leute ſind. —

Wie ich ſo das niederſchreibe, rollt ſich der Vorhang vor einer lieben Jugenderinnerung auf. —

Nicht fern von meinem elterlichen Hauſe, von einer ſchönen Wieſe umgeben und beſchattet von vielen hundertjährigen Nußbäumen, davon viele auch noch am anſteigenden Berge ſtanden, lag ein ſtattlich Bauernhaus mit ſeinen Ställen und Scheunen. Es gehörte lange vor der Franzoſenzeit einem deutſchen Grafen, ſammt den vielen Morgen von Weinbergen, Aeckern, Wieſen, und der brave Bauer, dem es ſpäter eigen geworden war, ſaß als Hofmann und Pächter darauf, und, da er ſeine Arme nicht in den Schooß zu legen gewohnt war, gute Zeiten hatte, und zu ſparen verſtand, ſo erwarb er ſich bei dem niedrigen Pacht ein hübſches Vermögen. Dabei ſtand ſich der Graf und ſein Feld prächtig, denn er empfing Punkt Martini ſeinen vollen Pachtzins in hartem Geld, und ſein Feld wurde gut gebaut.

Leider verſtand der Graf nicht ſo gut zu hauſen, wie der Pächter. Der wohnte in Mannheim am Hofe des Churfürſten von der Pfalz; machte übergroße Sprünge; war ein Pferde-, Hunde- und Jagdnarr und dergleichen, und das koſtet um ſo mehr Geld, je weniger man davon verſteht. Kurzum, der Herr Graf machte Schulden, und die wollten am Ende bezahlt ſein. Da iſt denn Polen bald in Noth geweſen, und der Herr Graf nahm bei dem Hans Geld auf, um den Peter zu bezahlen, was man bei uns „Placken“ nennt und der ſichere Weg iſt, allgemach tiefer in die Brüche zu kommen, was denn auch nicht auf ſich warten ließ. Hierzu kam, daß der Churfürſt einmal den Herrn Grafen nach Wien zum Kaiſer ſandte in Staatsangelegenheiten oder auch nicht (wer kann's wiſſen?), und da kam derſelbe mit einem halben Dutzend ungariſcher Herren zuſammen, die ein Bischen mit ihm

Landsknecht ſpielten, — in Summa — er kam als ein vornehmer Lump heim, wie's auch heute noch ſolche gibt, und da iſt er eines ſchönen Morgens zu meines Vaters Nachbar gekommen und hat geſagt: „Hör' mal, mein lieber Velten, ich will dir den Hof und das Gut zu erb und eigen verkaufen!“

Der Velten erſchrak heftig und ſagte: „Gnädiger Herr, es iſt ja doch Ihr väterlich Erbe! Das geht nicht.“

„Altfränkiſches Geſchwätze!“ lachte der Graf. „Was hilft mich mein väterlich Erbe, wenn ich Schulden habe, wie ein Landſchreiber in Churpfalz? Die Juden machen mich todt, zerreißen mich in der Luft, wenn ich nicht bezahle, und es borgt mir Niemand mehr. Da iſt's am Ende mit dem väterlichen Erbe! Willſt du? Es geht, du kannſt mir's glauben. Biſt du's nicht, ſo iſt's ein Anderer.“

„Ach, Gott!“ ſagte Velten und kratzte ſich hinter den Ohren mit beiden Händen, „wo ſoll ich das Geld herkriegen?“

„Das iſt deine Sache,“ entgegnete der Graf. „Baar muß ich dreitauſend Gulden haben; für das Andere ſetz' ich Ziele. Dir geb' ich's lieber, als einem Juden! Mach's kurz. Das Waſſer ſteht mir am Halſe!“

Der Velten beſann ſich. Dreitauſend Gulden hatte er in der Kiſte liegen, weil er dachte, ſeinen Sohn zu verheirathen. Nun konnte der noch warten. — So ging er denn mit dem Grafen zum Landſchreiber und kauft' ihm das Gut ab, und — in acht bis zwölf Jahren war's ſein freies Eigenthum.

Der alte Velten war ſchon lange todt, und ſein Sohn war bereits ein ziemlich bejahrter Mann, als meine Erinnerung anhob. Das aber hatte ich von dem Sohne gehört. In dem Hauſe war ich faſt ſtündlich. Die Wieſe war der ſchönſte Spielplatz, und in den Nußbäumen gaukelten die Vögel und bauten ihre Neſter. Da war ſo eine rechte Welt für einen Buben, wie ich.

Doch davon wollte ich ja nicht reden, ſondern von einem Abende, der mir unvergeßlich iſt. —

Es war um die Martinizeit, als der nun auch ſchon alte Belten ſagte: „Kommſt du heute auch zu uns, Nüſſe kernen?“

„Gewiß,“ rief ich freudig. „Ich bringe Hammer und Backſtein mit und helfe klopfen!“

„Recht ſo,“ ſagte er. „Dafür will ich dir denn auch etwas verſprechen. Meiner Frau Bruder iſt heute gekommen. Das iſt ſo ein alter Piſikunkus, der erzählen kann wie ein Buch, und man kann ihm acht Tage zuhören und gähnt nicht einmal, ſchläft auch nicht ein. Und erlebt hat er des Kuckucks ſein Zeug, was ihm Alles noch im Kopfe ſteht. Du ſollſt deine helle Pläſir erleben! Dann will ich dir was ſtecken! Er iſt ein grimmiger Franzoſenfeind und erzählt am Allerliebſten ſolche Geſchichten, wo die geprellt werden. Er war ſeiner Zeit ein Erzſchmuggler. Nun weißt du genug. Komm' bei Zeiten!“

Damit ging der alte Belten ſeines Weges.

Ich war von je ſein Liebling und hatte ihn mit Erzählen weidlich geplagt, beſonders mit den Geſchichten von dem Schinderhannes, dem Räuber, der den Hunsrücken und die Pfalz in den achtziger Jahren drangſalirt hatte, und den er noch perſönlich zu kennen, das Herzeleid gehabt. Das fiel mir ein, und ich lief ihm raſch nach.

„Beltensvetter,“ rief ich ihn an, „weiß auch Euer Vetter etwas vom Schinderhannes und ſo daherum?“

„Das wollt' ich meinen,“ ſagte er. „Ganz andre Geſchichten, als ich.“

Das Herz hüpfte mir in der Bruſt. Ich eilte heim, ſuchte mir einen Backſtein, klopfte ein Höhlchen hinein und legte den Hammer mir zur Hand, und ſobald es vier Uhr geſchlagen, war ich bei Belten's, wo der Vetter Chriſtoffel ſchon am Nüſſeklopfen ſaß.

Ich hatte ihn wohl früher ſchon geſehen; aber er war viele Jahre nicht da geweſen, weil er an der Gicht gelitten. Davon hatte ihn nun der Gichtmann zu Windesheim, überm Walde, geheilt, und ſo kam er wieder, um ein paar Wochen bei Schweſter und Schwager zu bleiben. Er war ſchon ein tiefer Sechziger, aber eine gar gemüthliche, treue Haut; plauderte und erzählte gern, und hatte viel erlebt, erfahren und gehört, was er in einer prächtigen Weiſe zu erzählen wußte, daß man's ſchier konnte mit den Händen greifen. Es war, wie Velten geſagt. Bei dem kam Einem kein Schlaf. —

Himmel! das war Einer für mich, denn das Erzählen war meine Luſt.

Ich ſetzte mich denn auch neben ihn, legte meinen Backſtein auf's Knie und fing wacker an zu klopfen, ohne daß ich nach dem „Guten Abend!“ etwas weiter ſagte. Er ſah mir unverwandt zu, und ich hatte es ſchnell weg, daß er meinte, ich verſtünd's nicht recht.

Als ich aber meine Nüſſe kunſtmäßig aufſchlug, ohne einen Kern zu zerbrechen, ſchmunzelte er und ſagte: „Alterchen, du biſt ein ausgeheckter Nußklopfer. Ich merke, du thuſt's auch nicht zum erſten Mal!“

„Gewiß nicht, Chriſtoffelsvetter,“ ſagte ich; „thu's auch lieber, als Kernen, denn dabei ſchlaf' ich ſtracks ein, wenn nicht Einer eine Geſchichte erzählt.“

„Glaub's,“ entgegnete er trocken.

„Aber,“ fuhr ich fort, „wenn Jemand etwas Schönes erzählt, ſo vom Schinderhannes oder vom Schmuggeln, wo die Franzoſen gehänſelt wurden, die ich in den Tod haſſe, dann ſchlaf' ich niemals ein.“ —

„So?“ ſagte er. „Wie kommt's denn aber, daß du die Franzoſen nicht leiden kannſt? — Dir haben ſie ja doch nichts zu Leide gethan?“ —

„Nun, das iſt doch kein Wunder!“ rief ich aus. „Mein Vater hat mir's oft genug erzählt, wie ſie Anno 1689 unſere ſchöne Pfalz verheert und zerſtört haben; wie ſie die Städte und Dörfer anſteckten und niederbrannten. Alle die Burgen, die auf unſeren Bergen liegen, haben ſie zerſtört, und wo im Lande Trümmer ſind, haben ſie ſie gemacht. Ueberdies haben ſie Anno 93, als ſie kamen und keine Schuhe und Hemden hatten, meinen Vater bis auf's Hemd auf dem Leib ausgeplündert. Meint Ihr, das wecke Liebe? Fehlgeſchoſſen!"

Der Chriſtoffelsvetter ſah mich freundlich an und ſagte: „Du haſt Recht und du gefällſt mir, Bübchen. Nu, wart' einmal, ich will dir den Abend eine Geſchichte erzählen, wenn mir eine einfällt."

„Ach ja, Chriſtoffelsvetter," rief ich. „Wir wollen dann auch wacker zuklopfen, daß wir bald an's Kernen kommen. Ich denke, es fällt Euch ſchon etwas ein." —

Allgemach kamen nun die Burſche. Velten's Sohn, der Valentin, und andere Nachbars-Söhne, die ſich zu uns ſetzten und zu Stein und Hammer griffen.

Da ging denn ein Klopfen an, daß es eine Art hatte, und als die Mädchen und Frauen kamen und Velten's zu Nacht gegeſſen und wir zu Hauſe auch, da waren ſo viel Nüſſe aufgeſchlagen, daß es bis jenſeits Mitternacht währen mußte, ehe alle gekernt waren.

Draußen war ein ganz abſcheulich Martiniwetter. Der Wind warf den mit Hagel untermiſchten Regen praſſelnd gegen die Läden, und es ſchuckerte Einen, wenn man's hörte; im Zimmer aber war's warm und behaglich; ein Krug mit federweißem Wein ſtand auf dem Tiſche, dabei ein Kumpf mit rothbackigen Birnen und Aepfeln; um den Tiſch ſaßen die Mädchen mit ihren leuchtenden Augen und blühenden Wangen; die freundlichen Frauen; die munteren Burſche und ſelbſt Velten und einige ältere Männer rückten herbei und begannen die Kerne aus den Schalen vollends herauszumachen mit ſpitzen Meſſern oder dergleichen Inſtrumenten. Chriſtoffelsvetter ſaß oben an und ich neben ihm, damit ich kein Wort verlor. Als er mir zu lange machte, ſtieß ich ihn in die Rippen und ſagte ungeduldig: „Nun, Chriſtoffelsvetter, wird's denn bald? Ihr macht auch recht lange!"

„St!" flüſterte er. „Du weißt ja nicht, ob's die Anderen auch wollen?" —

Da war denn die Reihe an mir.

„Hört 'mal," ſagte ich, „Obermeier's Lieschen hat ſchon dreimal gegähnt! Wißt ihr auch, woher das kommt? Weil Keiner etwas erzählt! Und der Chriſtoffelsvetter hat mir's doch verſprochen."

Das Liesſchen wurde blutroth und warf mir einen zürnenden Blick zu, weil ich es verrathen hatte. Wahr aber iſt's doch geweſen.

„Sei mir nicht gram, Liesſchen," ſagt' ich, „ich wollt' nur den Chriſtoffelsvetter erinnern, daß er mir verſprochen hat, etwas zu erzählen."

„Ach ja, ja!" riefen Alle, und der alte Velten ſah mich an, zwinkerte mit den Augen und lachte heimlich, weil er ſah, wie ich den Alten daran gebracht hatte.

„Meinetwegen denn," ſagte der Vetter; „aber mir fällt da nur eine Geſchichte ein, die ich ſelber erlebt habe. Fröhlich iſt ſie nicht."

„Thut nichts!" hieß es aus jedem Munde, und der Alte begann zu erzählen.

„Ihr wißt," ſagte er, „daß ich drunten am Rheine zu Hauſe bin, wo die Berge wild und grauſig ſich aufthürmen und das Bett des Rheines enge machen. Er iſt da auch wilder, als im Rheingau oder bei Speier und Worms oder weiter unten, wo's gen Holland geht.

„Das Dorf, wo ich wohne, iſt nicht groß. Es hat nur Eine Reihe Häuſer, die alle mit der Rückwand am Felſen lehnen, und der ſteht ſo hoch an, daß man vom Speicher in's Freie geht. Gegen den Rhein hin läuft die Straße vorbei, die der Napoleon gebaut hat. Jenſeit dieſer Landſtraße liegen Gärtchen, die zu den Häuſern gehören und, wo dieſe enden, ſteht eine alte, mächtige Mauer, die dem Rheine ſchon ſeit vielen Jahrhunderten trotzt. Er grollt immer gegen ſie und wirft ihr ſchaumige, weiße Wellen bis in die Hälfte ihrer Höhe; drückt im Winter ſeine gewaltigen Eismaſſen dawider, aber ſie kümmert ſich nichts darum, wirft ihm Wellen und Eis zurück und ruckt und zuckt nicht. Das iſt noch altdeutſches Bauwerk, und das iſt probehaltig. Die Burg, auf einem Felſen hinter dem Dorfe, hart an der Mündung eines Seitenthals in den Rhein, iſt auch eine Ruine der Franzoſen.

Gerad' unter der Burg ſteht die alte Kirche. Die haben ſie verſchont, was verwunderlich iſt. Sie thaten's ſelten! Das Dorf bildet einen Halbkreis, und die Rheinmauer iſt daher der Schutz des kleinen Hafens, wo die Kähne liegen, da wir Alle nicht bloß Winzer, ſondern auch Schiffer und Fiſcher ſind. Am obern Ende des Dorfes ſtand vor Alters ein Thurm gegen den Rhein. Die Franzoſen haben 1689 die Mauer um's Dorf, die Burg und dieſen Thurm abgeriſſen. Später hat man ihn noch mehr abgebrochen und in der Mitte mit Erde ausgefüllt, wodurch ein hübſcher, runder Platz entſtanden iſt. Da man die Mauer etwa 2½ Fuß ſtehen ließ, ſo bildet ſie eine hübſche Bruſtwehr gegen den Rhein, in den die Reſte des ehemaligen Thurmes jäh hinabſteigen, daß er ſich wild an ſeinem Fuße bricht, und gewährt zugleich Abends, wo ſich da die Männer verſammeln, eine prächtige Sitzbank. In der Mitte des alten ausgefüllten Thurmes ſteht eine gewaltige Linde, deren Aeſte den runden Platz ganz beſchatten. Am andern Ende des Dorfes, nicht weit von der Kirche, hat ebenſo ein Thurm geſtanden, der auch ſchier ganz abgebrochen wurde, weil man mit den Steinen die Brücke über den recht oft wildwerdenden Bach baute. Da nun die Franzoſen, als ſie Anno 1808 die Landſtraße bauten, eine Menge Erde überflüſſig hatten, ſo ſchütteten ſie dieſe auf die Mauerreſte dieſes Thurmes auf, drängten dadurch den Rhein weit zurück und bildeten ſo einen oben mit der Landſtraße gleich geebneten Hügel oder Wall, von dem man ziemlich weit den Rhein hinauf und hinab ſehen kann, und oben drauf ſtellten ſie darum ihre Zollwächterhütte, aus der die Grünröcke liſtig herauslugten, ob nicht da oder dort ein Schmugglernachen landete. Sie ſind aber doch gehänſelt worden!“ ſetzte er mit einer liſtig lächelnden Miene hinzu. „Etwas höher am Rheine hinauf liegt jenſeit des Rheines, am naſſauiſchen Ufer, ein Städtchen. Unſere Berge ſind alle mit Reben bepflanzt bis zu zwei Drittel ihrer Höhe. Oben beginnen Hecken und Lohwald bis zur Spitze, und dort iſt entweder Ackerland, oder Wald.

„Nun kennt ihr die Lage des Orts und ſeine Art,“ ſagte der Vetter. „Die mußte ich euch erſt ſo ein Bischen ſchildern, weil ihr ſonſt Vieles von Dem nicht recht euch würdet vorſtellen können, was ich nun erzählen will.

„Es war etwa um das Jahr 1788 oder 1789, — genau weiß ich's nicht mehr, thut aber auch der Sache und Geſchichte keinen Eintrag, — da lag eines Morgens um die Martinizeit ein entſetzlich dichter Nebel auf dem Rheinthale. Man ſah kaum drei Schritte weit vor ſich, und wer über Feld zu gehen hatte und den Weg nicht recht genau kannte, der mochte zuſehen, daß er nicht weit abkam oder in einen Abgrund ſtürzte. Ihr könnt euch hier in dem ſchönen Flachlande der Pfalz gar nicht vorſtellen, was ſo ein zuſammengeballter Nebel in einem engen Thal iſt! Das wallt und wogt, thürmt ſich auf und rollt auseinander, ſteigt und fällt, daß es ſchier grauſig anzuſehen iſt, zumal, wenn die Sonne ſchon oben drüber her ihre Macht übt, den Nebel drückt und preßt, bis er endlich in die Seitenthäler entweicht, an den Bergwänden ſich emporwindet, oder als kalter Nebelregen zur Erde niederfällt. Steht man auf einer Höhe, die die Sonne ſchon ſiegend beſcheint, und blickt hinab in das wogende, wirbelnde Nebelmeer, ſo gemahnt's Einen, als wichen da unten kämpfend und unwillig die böſen Geiſter gegen die Macht des ſiegenden Lichtes, deſſen Siegesmacht ſie kennen, haſſen, dem ſie widerſtreben und doch endlich weichen müſſen. Man kann da recht ernſten Gedanken nachhängen.

„Solch ein Morgen war's, als noch früh am Tage die Thüre des Hauſes aufging, in dem die Wittwe Ackermann wohnte. Aus dem Hauſe traten vier Burſche faſt gleichen Alters. Einer wiſchte ſich die Augen, und drinnen hörte man das laute Weinen der alten Mutter.

„Der, welcher ſich die thränenden Augen trocknete, ſtand vor der Thüre einen Augenblick ſtill, gleich als wäre er unſchlüſſig, ob er nicht zurückkehren ſollte. Einer der Anderen legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: Henner (was Heinrich heißt), ſei kein Kind und mach keine Flauſen!

„Das Wort wirkte. Er richtete ſich empor; aber es war, als fiele ihm etwas heiß auf das Herz. Schnell ſprang er einige Häuſer weiter hinab in's Dorf, und noch ehe er ſtille ſtand, reckte ſich ein ſchneeweißer Arm aus dem Fenſter. Er faßte die kleine Hand, drückte ſie feſt, ſtieg auf das Bänklein, das unter dem Fenſter war, und empfing einen Kuß, dann kam er ſchnell zurück, und die Burſche ſchritten raſch dem Ausgange des Dorfes zu, während ein Paar thränenſchwere Augen ihnen nachblickten.“

„Wer waren denn die Burſche, Chriſtoffelsvetter?“ fragte ich neugierig.

„Wart's nur ab,“ ſagte der Alte darauf und fuhr fort: „Die Wittwe Ackermann war des verſtorbenen Schreiners Frau, und Henner war ihr einziges Kind. Der Vater hatte dem Knaben ſelbſt das Handwerk gelehrt, und er verſtand's aus dem Fundamente. Henner war ſchon losgeſprochen von der Zunft und Geſelle geworden, als ſein Vater jählings ſtarb. Die Zunft geſtattete, daß er noch ein Jahr daheimbliebe und für die Mutter arbeitete, weil ſie noch Schulden hatte. Als dieſe aber bezahlt waren, mußte er auf die Wanderſchaft drei Jahre lang, nach Zunftbrauch und Herkommen, und heute zog er in die Fremde, und ſeine Kameraden trugen ihm das Felleiſen und gaben ihm das Geleite bis auf's nächſte Dorf, das ſeine anderthalb Stunden weiter oben lag. So war's Brauch und Herkommen im Dorf. Und die kleine Hand und der ſchneeweiße Arm und die thränenden Augen gehörten Werner's Lieschen, dem ſchönſten Mädchen des Dorfes, das in treuer Liebe an dem hübſchen Jungen hing und nun zum erſten Male fühlte, wie wahr das Lied ſagt: Scheiden, ja Scheiden und Meiden thut weh!

„Als ſie die Geſtalten in dem Nebel nicht mehr ſah, ſchloß ſie das Fenſter, aber der Quell ihrer ſchönen Augen rann noch fort und fort, als die Mutter ihr rief, daß ſie Feuer machen ſolle. Ob der, um den ſie floſſen, all der Thränen werth war, ich weiß es nicht; aber ſo viel will ich vorausſagen, daß ich's nicht glaube; denn als die Viere das Dorf hinter ſich hatten, ſtimmte der Eine ein altes Handwerksburſchenlied an, das am Rheine hin und her wohl bekannt iſt und ſo anfängt:

„Das, das, das und das, das iſt ein harter Schluß,
Daß, daß, daß und daß, daß ich von dannen muß;
Muß laſſen, was mir gut und lieb;
Wie gern ich immer bei Ihr blieb'.
Das kann ich Niemand ſagen,
Nur klagen!“

„Und das Lied hat eine gar ſchmerzlich klagende Weiſe, die ſo recht tief in die Seele hineindringt und das Weh des Scheidens auffriſcht.

„Als er aber den erſten Vers geſungen, rief ein Anderer: Geh' mir aus dem Wege mit deinem Lamento! Es muß etwas Luſtiges ſein, was wir ſingen wollen! Und er ſtimmte alsbald ſo ein rechtes leichtfertiges Lied an, was ſie anhob:

„Aus den Augen, aus dem Sinn,
Weil ich jung und fröhlich bin!
Ander Städtchen,
Ander Mädchen!
Das iſt ſo die rechte Weiſ',
Die ich mitnehm' auf die Reiſ'!“

„Da lachten Alle hellauf, und Henner lachte mit, und ſie ſangen die ſieben Verſe des lüderlichen Liedes, und nun war die Bahn gebrochen, und in heiterm Sinn erreichten ſie das nächſte Dorf, als die Sonne ſchon den Nebel beſiegt hatte, traten dort in das Wirthshaus und zechten in luſtiger Weiſe bis gegen 9 Uhr, wo ſie dann endlich mit ſchweren Köpfen ſchieden und Henner ſeinen Weg allein antrat und ein Lied zu pfeifen anfing, das keine andere Weiſe hatte, als die des Liedes, das ſie ſo fröhlich gemacht. Das war kein gutes Zeichen für ſein Herz, wohl aber ein vollgiltiges für ſeinen Leichtſinn. —

„Wer ſo leichtſinnig und leichtfertig von Hauſe weggehen, ſo ſchnell die alte Mutter und das Liebchen vergeſſen kann, der — fällt nicht ſchwer in's Gewicht, wenn man die Goldwaage zur Hand nimmt, damit man der Menſchen Geſinnung wiegt und ihren rechten Werth. —

„Henner hatte ſeine Wanderſchaft übel angefangen, und da lag ſo eigentlich ein Fluch darauf und iſt auch darauf geblieben. Er fand wohl in Mainz ſchon Arbeit, aber er kam in lüderliche Geſellenwirthſchaft und wurde bald von ſeinem Meiſter fortgeſchickt. Das wurmte ihn dann doch, und er nahm ſich vor, in Frankfurt ſich beſſer zu halten. Er ſah ein, daß er in ſchlechter Kleidung keine Rolle ſpielen konnte, und darum war's dem leichtfertigen Finken gerade zu thun. So hielt er ſich denn Anfangs leidlich, bis er ſich ſeine Wolle auf den Leib geſchafft, dann aber beſuchte er die Tanzplätze in und außer der Stadt, wo Handwerksburſche und Dienſtmädchen ſich zuſammenfinden.

„Dort machte er denn auch viel von ſich reden; denn Henner war ein bildſchöner Burſch; groß und ſchön gewachſen, wie eine Tanne; ſein Haar war lockig und braun. Seine Geſichtsfarbe war etwas bräunlich, aber ungemein friſch, und die rothen Backen ſtanden ihm ſchmuck, und die dunklen Augen glühten wie pures Feuer. Alle Mädchen wünſchten ſich ihn zum Schatz, denn er tanzte prächtig und wie toll und thöricht, wenn er einmal anfing, und unter den Handwerksburſchen gab er den Ton an, und Alle richteten ſich nach ihm, weil er ſo etwas an ſich hatte, das ein Uebergewicht über die Anderen gab. An tollen Anſchlägen war er unerſchöpflich, und ſeine gute Laune nahm kein Ende. Das war ſo Einer, der Allen gefiel. —

„Unter den Mädchen, die ihm wohlgefielen, war eine, die in einem Nachbarhauſe diente. Sie war aus Seligenſtadt am Main und eines braven Bürgers — leichtfertiges Kind. Sie war ein ſchönes, blühendes Mädchen, jung, unbeſonnen, leichtſinnig und, was man ſo verliebt nennt. Ihr ſteckte der ſchöne Heinrich ſchon lange im Kopf, und Niemand war glücklicher, als ſie, da er ſie zu ſeinem Schatz erkor.

„Werner's Lieschen, denkt ihr, war da ſchnell vergeſſen? Könnet Recht haben in einer Weiſe; allein er ſchrieb dem lieben, braven Mädchen oft Briefe, die von Lieb' und Treu' überfloſſen, während er mit dem ſchönen Bethchen von Seligenſtadt alle Tage vertrauter wurde. Das arme Mädchen glaubte feſt, ſie ſei allein ſein Herzblatt, und er hatte mit ihr ausgemacht, daß er ſie heirathen und ſich in Seligenſtadt als Meiſter ſetzen wollte.

„Die drei Jahre gingen ihm in Frankfurt herum, wie drei Tage, und das Dorf am Rhein, die alte Mutter und das vertrauende, ſtill harrende, ſittige Lieschen waren ihm ſicher genug. Er hatte kein Verlangen, heim zu gehen, und wußte denen da drunten, die auf ihn warteten, allerlei himmelblauen Nebel vorzumachen. Er blieb in Frankfurt noch eine Reihe von Jahren

„Mittlerweile war denn bei uns das alte Zunftweſen zuſammengebrochen mit der Franzoſenwirthſchaft. Anfänglich hatten ſie's noch ſo hin und fort gehalten; allein kein Menſch kümmerte ſich mehr d'rum. Jeder ſetzte ſich, wenn er Luſt hatte, und trieb ſein Handwerk auf ſeine Fauſt. In unſerm Dorfe war nur ein Schreiner, ſeit Henner's Vater todt war. Der ſtarb, und nun ſchrieb ihm ſein Lieschen und die Mutter, er ſolle kommen; jetzt ſei's Zeit, wenn er Hahn im Korbe werden wolle.

„So wenig das ihm früher räthlich geſchienen, ſo angenehm kam es ihm jetzt. Er ſchrieb an die Mutter und Lieschen, ſie ſollten Alles zur Hochzeit rüſten, ſollten beim Pfarrer das Aufgebot beſorgen, er käme und ſchon am andern Tage ſolle Hochzeit ſein.

„Es wird euch wundern, daß das ſich ſo machte? Ja, ja, des Henner's ſchlechter Sinn that ſich da recht kund, denn dem armen Bethchen ſagte er, nachdem er zu Pfingſten mit ihr in Seligenſtadt geweſen und von ihrem Vater nicht unfreundlich war aufgenommen worden, er gehe heim, um ſeine Sachen in Ordnung zu machen, ſein Haus und Gut zu verſteigern, und komme dann, ſie zu heirathen. Daran dachte aber ſeine Seele nicht. Das arme Bethchen, das ihm vollauf vertraute, mußte ohnehin ſeinen Dienſt aufgeben, weil es die Arbeit nicht mehr thun konnte. — So ging das Mädchen heim und wartete ſeiner.

„Aber welch' eine Aufnahme fand ſie dort, als der Vater ihre Schande wahrnahm? Er ſtieß ſie voll Zorns aus dem Hauſe, und wenn ihre Goth ſie nicht aufgenommen hätte aus Barmherzigkeit, weiß der gute Gott, was es mit dem Märchen gegeben hätte, das nun erſt erkannte, wohin es mit ſeinem Leichtſinn gekommen war.

„Henner kam heim, und nie hatte man ihn froher und heiterer geſehen. Was ihm auf dem Gewiſſen lag, das ahnete kein Menſch. Das ganze Dorf wurde aufrühreriſch, als Sonntags Ackermann's Henner in der Kirche erſchien in einem Aufzuge, wie ein Kölner Weinhändler. Er ſtolzirte einher, daß man ordentlich einen Reſpekt vor ihm und kaum Courage hatte, noch „Du“ zu ihm zu ſagen, wie vor ſechs Jahren.

„Das ſchöne Lieschen war überglücklich, als es ihm Sonntags nach ſeiner Heimkehr angetraut wurde. Henner begann gleich ſein Geſchäft und hatte Arbeit in Hülle und Fülle, und ſelbſt die reichen Leute aus dem naſſauiſchen Städtchen überm Rheine ließen Möbel bei ihm machen, da er ſo ungemein gut und ſchön arbeitete. Er hatte etwas Ordentliches gelernt, das mußte man ihm ſchon zugeſtehen. So glücklich auch der Henner zu ſein ſchien, ſo war er doch oft recht ſorgenvoll, und mancher Seufzer preßte ſich aus ſeiner Bruſt herauf Er ging gar nicht aus, nicht einmal Abends unter die Linde, die doch vor ſeinen Fenſtern lag, und wo doch die ehrbaren Männer alle ſaßen, wenn das Abendbrod gegeſſen war. Er ſaß bei ſeiner lieben Frau und Mutter in der Stube, und es wurde ihm alle Tage unheimlicher zu Muthe. — Das Gewiſſen ſchlug ihn! —

„Er wußte, warum? Ein Geſelle aus Seligenſtadt, der ihn aber nicht kannte, hatte bei ihm das Handwerk angeſprochen. Bei dem hatte er ſich ſo hinten herum nach dem Bethchen erkundigt, und da hatte er denn erfahren, daß der Vater das Mädchen verſtoßen hatte, und daß ſie bei der Baſe ſei von einem Knäblein geneſen, und daß es ihr doch gar ſo übel gehe, aber von dem ſchlechten Menſchen, der ihres armen Kindes Vater ſei, höre und ſähe ſie nichts, obgleich ſie ihm doch viele Briefe geſchrieben. Sie werde ſich wohl aufmachen und ihm das arme Kind bringen. Er habe ſich, ſagte der Geſelle, erkundigt, wo er wohne, aber ſie habe es ihm nicht geſagt.

„Bei ſolcher Mähr fiel dem Henner das Dach ein! Er hielt ſich indeſſen doch wacker dem Geſellen gegenüber, daß der nicht merkte, wo Barthel den Moſt holt; aber als er fort war, fiel ihm der Hobel aus der Hand, und er ſank auf die Bank hin und zitterte an allen Gliedern, wie Espenlaub im Winde; denn mit den Briefen hatte es ſeine volle Richtigkeit. Die hatte der abſcheuliche Menſch alle erhalten, aber ſeiner Frau darüber etwas vorgelogen, daß die gute Seele kein Arg' hatte; aber nun? Was ſollte es werden, wenn Bethchen mit dem Kinde kam? — Seine Haare ſträubten ſich zu Berge, ſeine Augen traten ordentlich aus ihren Höhlen, und das Herz ſchlug in Todesangſt. — Und doch durfte er ſeine gute Frau Nichts merken laſſen.

„Und dieſer Zuſtand einer innerlich nagenden Angſt, einer Qual des Gewiſſens, die ihm keinen frohen Augenblick zu Theil werden ließ, dauerte fort und wurde alle Tage ärger. Er ſah bleich aus, es ſchmeckte ihm kein Eſſen und Trinken mehr. Die Arbeit förderte ihm nicht, und ſeine Frau ängſtigte ſich, er ſei krank, und er wollte es doch nicht Wort haben. Sie quälte ſich ſeinetwegen, daß ſie ſchier auch krank wurde. —

„Aber den hatte die Hand Gottes erfaßt!

„Eines Abends, es war ſchon nahe der Weinleſe, aber die Octobertage waren noch erſtaunlich mild und man meinte, es wolle noch einmal Sommer werden, da ſtand der Henner am Fenſter und lehnte ſo wider die Mauer. Er rauchte eine Pfeife, aber er biß manchmal auf das Mundſtück, als wolle er's durchbeißen, ſo war's ihm innerlich zu Muthe. Der obere Fenſterflügel ſtand offen, daß er jedes Wort hören konnte, was die Männer unter der Linde ſprachen. Da hörte er, daß Einer ſagte: Seht einmal die arme junge Frau da mit dem kleinen Kinde! Die iſt gewiß krank, denn ſie wankt ordentlich daher, faſt wie ein Schatten und Schemen. —

„Dies Wort fuhr wie ein Blitz durch Henner's Seele. Bethchen! rief's in ſeinem Innern. Er mußte ſich halten, um aufrecht zu ſtehen, denn ſeine Beine zitterten; die Pfeife entfiel ſeinem Mund

und kalter Schweiß trat auf die Stirn. Es war ein Glück für ihn, daß kein Menſch in der Stube war außer ihm.

„Er lehnte ſich zurück, doch ſo, daß er durch das Fenſter ſehen konnte. Da wankte ein junges Weib daher, das ein Kind auf dem Arme trug. Ach, ſie war bleich, wie der Tod; die jugendliche Geſtalt war vom Elende zuſammengeknickt; das Geſicht eingefallen und bleich, ein Bild des Jammers, — und doch erkannte er auf den erſten Blick das beklagenswerthe Opfer ſeiner Verführung, das unglückliche Bethchen von Seligenſtadt. —

„Er taumelte zurück und ſtürzte bewußtlos zuſammen. Mühſam hatte er verborgen, was ſeine Seele folterte; — jetzt brach aber ſeine Kraft, und er lag ohnmächtig da wie eine Leiche.

„So kam es denn auch, daß er von dem, was auf der Straße vorging, weder etwas ſah, noch hörte.

„Das unglückliche Geſchöpf wankte noch etwa an zwei bis drei Häuſern vorüber, ſank aber dann plötzlich zuſammen. Die Männer unter der Linde ſtießen einen Schrei des Schreckens aus, der zugleich aus Aller Munde kam, und eilten ihr zu Hilfe. Es war juſt vor dem Hauſe der Amme des Dorfes, die eine gute, mildherzige Frau war. Die Männer rafften die junge Frau auf. Einer ergriff das wimmernde Kind, und ſo trugen ſie ſie Beide in das Haus der Amme, die ſie aufnahm und Alles that, was in ihren Kräften ſtand.

„Das lief wie ein Lauffeuer durch's Dorf. Alle Frauen eilten in das Haus der alten Amme, ihr Handreichung zu thun. Der Bürgermeiſter, welcher von der Geſchichte gehört hatte, ſchickte einen Nachen in das Städtchen gegenüber und ließ den naſſauiſchen Doctor holen, den die Leute im Dorf ohnehin Alle brauchten. Truppweiſe ſtanden die Leute auf der Gaſſe und ſprachen von der armen Frau und ihrem Kinde.

„Endlich kam der Doctor, trat an das Bett und wollte die Hand ergreifen, aber er fuhr erſchrocken zurück und ſagte: Sie iſt todt!

„So war es denn auch wirklich. Ein Schlag, hatte der Doctor geſagt, habe das Leben der Armen geendet, die wahrſcheinlich heute einen zu weiten Weg gemacht und ihre Kräfte über die Maßen angeſtrengt habe. Laut weinend hörten die Frauen dieſe Worte des Doctors. Und da ſie nun der unglücklichen Mutter nicht mehr Gutes thun konnten, ſo thaten ſie es dem etwa fünf Monate alten Kinde. Sie legten es an die eigene Bruſt und nährten es, und es wetteiferte Eine mit der Andern, ihm ihre Liebe zu beweiſen. Lieschen, Henner's gutes Weib, war auch unter den Frauen und hatte über dem Leid Alles vergeſſen.

„Da wankte Henner's alte Mutter herein und ſagte zu ihr: Komm' ſchnell heim, der Henner iſt ſehr krank geworden.

„Voll Schrecken eilte ſie fort; die Mutter aber ſagte zu dem Doctor: Ach, kommt doch einmal mit zu meinem Sohne.

„Henner war erwacht aus ſeiner Ohnmacht. Ein wilder Froſt ſchüttelte ſeine Glieder. So ſchnell er konnte, ging er in die Schlafkammer und ſchaffte ſich in's Bett. So fand ihn ſeine Mutter, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als ſeine Frau heimzurufen.

„Der Doctor fand Henner in einer gewaltigen Gluthhitze, in die der Froſt übergegangen war. Sein Puls ſchlug Generalmarſch, und der Doctor ordnete dies und das an und ſagte: Morgen komm' ich wieder, da wird es ſich zeigen, was daraus werden will!

„Das arme Lieschen ſaß in Thränen an ſeinem Lager und erzählte ihm arglos die Geſchichte von der unglücklichen Frau und ihrem plötzlichen Tode.

„Da drückte er das Angeſicht in die Kiſſen und ſchluchzte ſo gewaltig, daß ihm die innere Bewegung ordentliche Stöße gab und er ſich gar nicht beruhigen konnte. Lieschen fuhr fort, ſo recht beweglich ihre Lage zu ſchildern; daß ſie doch ſo ferne von Vater und Mutter und ihrem Manne habe ſterben und ihr Kind allein laſſen müſſen unter wildfremden Menſchen. Sie fühlte das ſo tief und dachte ſich ſelbſt ſo lebhaft hinein und legte, was ſie dachte und fühlte, ſo in die Worte, die ſie ſprach, daß auch Henner's Mutter mitweinte Endlich winkte Henner, daß ſie ſchweige. Ihre Worte waren giftige Pfeile, die ſein Herz trafen und ihm erſchreckliche Qual verurſachten, ohne daß ſie ein Arg dabei gehabt hätte.

„Wie meinſt du, ſagte ſie, als er ſich etwas beruhigt hatte, wenn wir das arme Kind zu uns nähmen? Ich wollt's recht lieb haben und pflegen. — Jetzt fing er auf's Neue an zu weinen und zu ſchluchzen, und ſie mußte aufhören, das ſah ſie ein, wenn ſie ſeinen Zuſtand nicht verſchlimmern wollte. Erſt gegen Mitternacht hörte die Gluth auf, die in ſeinen Adern raſte, und er wurde ruhiger.

„Er ſelbſt fing nun an von der verunglückten Frau zu reden und fragte, ob man denn gar nicht wiſſe, wie ſie heiße, woher ſie ſei, und ob ſie zu Niemanden geſagt, wohin ſie wolle?

„Er ſprach dieſe Fragen mit einer zitternden Stimme.

„Lieschen erzählte, daß ſie keine Sylbe geredet, auch kein Papier bei ſich habe. Selbſt in ihrem Hemd und dem, was das Kind um und an habe, ſei kein Name eingenäht. Der Bürgermeiſter, fuhr ſie fort, wolle den Fall ausſchreiben, und da werde man ja wohl doch erkundſchaften können, wer ſie ſei und woher ſie ſtamme und komme. Das Alles bewegte ihn wieder auf's Heftigſte, und er ſchwieg lange Zeit und wälzte ſich in dem Bett umher in einer Qual und Angſt der Seele, die Lieschen nur in körperlichen Schmerzen ſuchte. Erſt am Morgen fiel er in einen unruhigen Schlaf.

„Als am Vormittage der Doctor kam, wußte er aus dem Zuſtande gar nicht klug zu werden. Er verordnete beruhigende Mittel und ging wieder; indeſſen wirkten die Mittel faſt Nichts, und als am andern Tage das unglückliche Bethchen beerdigt wurde, als er den Glockenklang und Grabgeſang hörte, da rang er die Hände und jammerte troſtlos. Seine Frau und Mutter gingen der Armen zu Grabe, und er konnte ſeiner Seelenqual einmal recht freien Lauf laſſen. Da klagte er ſich denn ſeiner Büberei und Treuloſigkeit an; da klagte er ſich an des Mordes an dem unglücklichen Geſchöpfe; da fühlte er die Folterqual der Hölle in der eigenen Bruſt und war doch keine Linderung, denn er zweifelte, ob Gott ihm dieſe Schuld vergebe, und nur in dem Aufnehmen des Kindes wollte ihm ein Troſt erſcheinen.

„Als nun Lieschen mit rothgeweinten Augen heimkehrte, ſtöhnte er vor innerer Qual und ſagte: Haſt du nicht geſtern geſagt, du wolleſt das Kind zu dir nehmen?

„Freudig ſagte das brave Weib: Ja, das hab' ich geſagt und will's auch heute noch. Ich hab' nur ſtillgeſchwiegen, weil ich meinte, du habeſt etwas dagegen. Iſt dir's denn recht? —

„Ach ja, rief er; hol's gleich und ſei ihm eine barmherzige Mutter. Das brauchte er nicht zweimal zu ſagen! — Es hatte ſchwer auf Lieschen's Seele gelegen, daß er nichts über ihren Vorſchlag geſagt hatte und ſie meinen mußte, er fürchte, einen Eſſer mehr ernähren zu müſſen, da ſie ſelbſt bald Mutter zu werden hoffte. Jetzt erhob ſich ihre Seele, wie eine Blume, die nach der Dürre der Regen erquickt. Freudig eilte ſie zu dem Bürgermeiſter, um ihm das Anerbieten zu machen, das Kind ohne Koſtgeld aufzunehmen und zu erziehen, wenn ſich Niemand dazu melde. Der Bürgermeiſter war ein braver, menſchenfreundlicher Mann. Er ſagte: das iſt ehrlich und chriſtlich gedacht, Frau Ackermännin, aber Ihr ſeid keine Leute, die ſolch' ein Opfer der Gemeinde bringen können. Die Gemeinde iſt reich; ſie muß für das Kind ſorgen. Kriegen ſollt Ihr's ſchon, aber das landesübliche Pfleggeld müßt Ihr nehmen.

„Lieschen ſah die Wahrheit dieſes ehrlichen und wohlgemeinten Wortes wohl ein und ließ ſich denn das auch gefallen, und der Bürgermeiſter ſchrieb die Geſchichte in einem Contract auf, den Henner und Lieschen unterzeichnen mußten, und ſie bekam das Kind.

„Als ſie es brachte, nahm es Henner laut weinend auf ſeine Arme und ſuchte in ſeinen Zügen das Bild der Mutter — oder — des Vaters; aber es glich Beiden nicht; es ſah vielmehr dickköpfig und mit klotzigen Augen dumm und ausdruckslos in die Welt, während ſonſt Kinder dieſes Alters ſchon recht klug Einen anſehen und fröhlig Den anlächeln, der mit ihnen ſpielt und ſie liebkoſ't.

„Als der Doctor wiederkam, fand er ihn zwar beſſer, aber eine tiefe Traurigkeit, eine Art Schwermuth hatte ſeine Seele ergriffen, und die blieb ihm und nagte fort und fort an ſeiner Seele. Dem Pfarrer beichtete er Alles, und dieſer legte ihm eine ſchwere Buße auf, deren leichterer Theil es war, dem Kind eine gottesfürchtige Erziehung zu geben und ſich als ſeinen rechten Vater zu erweiſen. Das gelobte und hielt er getreulich; aber es gab ſeinem Gewiſſen keine volle Ruhe. Er wurde nicht mehr froh, ſelbſt als ihm ſein treffliches Lieschen auch einen kräftigen Knaben ſchenkte. Immer tiefſinniger wurde er, und dies kam daher, weil das arme Kind, deſſen Namen man nicht einmal kannte und das man Jacöbchen nannte, ſich als — blödſinnig erwies. Nach und nach ging Henner's Zuſtand in ein ſtilles Verrücktſein über. Er arbeitete nichts mehr, er nahm an nichts Theil. Selbſt ſein bildſchöner Knabe erfreute ihn nicht. Murmelnd ging er umher, aber was er murmelte, verſtand man nicht. Er kannte ſeine eigene unglückliche Frau und Mutter nicht mehr; aß, wenn man ihn nöthigte; ſchlief kaum eine Stunde in der Nacht, war aber gutartig und beleidigte Niemand. Vor dem armen Jacöbchen ſtand er allein ſtille, rang die Hände, weinte wohl auch leiſe und antwortete nie auf eine an ihn gerichtete Frage.

„Lieschen war troſtlos wie ſeine Mutter. Die Nahrungsquelle ſeines Handwerks ſtockte, und das arme Weib mußte im Taglohn etwas zu verdienen ſuchen.

„Aber Henner's Kraft rieb ſich auf, und er ſtarb nach zwei Jahren.

„Lieschen arbeitete Tag und Nacht. Die alte Mutter ſpann Jahr aus Jahr ein, und ſo ernährten ſie ſich kümmerlich, und das Koſtgeld Jacöbchen's kam ihnen recht zu Gute. Doch hielt ſie ihr Feld gut und ihr Haus.

„Als indeſſen die beiden Knaben zwölf Jahre alt waren, ſtarb auch das vielgeprüfte Lieschen und die alte Mutter folgte bald nach. Jacöbchen kam in Koſt und Pflege bei einem Verwandten Lieschen's, der auch ihres Sohnes, der Martin hieß, Vormund wurde, ſo daß beide Knaben zuſammen blieben."

Der Chriſtoffelsvetter ſchwieg eine Weile. Seine Schweſter, die Frau Velten's ſagte: „Du magſt dich ausruhen und einmal trinken!" Sie ſchenkte ein Glas des lieblichen, federweißen Weines ein, der molkig drein ſah, aber noch etwas Süße hatte und prickelnd dem Gaumen ungemein behagte. Das Glas ging um, die Aepfel wurden umgereicht und Manche der Zuhörerinnen trocknete ſich eine Thräne weg von den ſchönen Augen.

„Seid Ihr denn fertig mit Eurer Geſchichte, die ſo grauſig iſt?" fragte eines der Mädchen.

„Nein," ſagte Chriſtoffelsvetter. „Bisher hat's meine Perſon noch wenig berührt, jetzt aber tritt die Geſchichte mir ſelber näher."

„Ach, ſo erzählt doch weiter," baten Alle.

„Aber, Chriſtoffelsvetter, wird's dann wieder grauſig?" fragte eine Andere.

Er zuckte die Achſeln und ſagte: „Glaubt ihr, der Fluch der Sünde ſei geſühnt? Das iſt ihr ſchreckliches Wirken, daß ſie immer neues Elend hervorbringt."

Die Frauen ſchauerten in ſich zuſammen, und der Vetter fuhr fort: „Mit dem armen Jacöbchen war's eine merkwürdige Sache. Er war ſehr mißgeſtaltet. Sein Kopf hatte eine auffallende Dicke. Sein Haar war dunkel, aber ſtruppig und wild. Seine Augen lagen ordentlich klotzig vor dem Kopf. Er war klein, aber breit und ſehnig, und hatte ſchon als Knabe eine Stärke, die Keiner ſeiner Altersgenoſſen, ja ſelbſt Aeltere nicht, bewältigen konnten. Er war in der Regel theilnahmlos und ſtierte in die Welt hinein, als ob kein Gedanke in ſeinem Kopf und kein Gefühl in ſeinem Herzen ſich rege und bewege. Selten ſah man ihn einmal lächeln; aber gerieth er je in Aufregung, was freilich lange andauerte und viele und heftige Neckereien vorausſetzte, dann war ſein Zorn fürchterlich und kannte keine Grenzen, und nie vergab er Dem, der ihn in ſolchem Grade gereizt hatte. Er rächte ſich an ihm, wenn es auch noch ſo lange währte, bis er ſeine Rache kühlen konnte. Sonſt war er lenkſam und gutmüthig. Zum Lernen, wenn auch nur der unbedeutendſten Dinge, war er unfähig, und die acht Jahre, welche er in die Schule ging, blieben ſo völlig ohne allen Erfolg, als wenn er noch niemals über die Schwelle der Schulſtube getreten wäre. Nur rudern lernte er, wenn etwa Jemand über den Rhein fuhr, aber einen Kahn zu lenken, brachte er nie fertig; man durfte es ihm aber auch nicht anvertrauen.

„So dumm er auch zu ſein ſchien, ſo war es doch verwunderlich, daß er gar wohl zu Zeiten unterſcheiden konnte. So war er zum Beiſpiel recht gewandt darin, die franzöſiſchen Zollwächter abzulauern, welche das nie ahneten.

„Ihr wiſſet's Alle, daß damals das Schmuggeln ein einträglich Geſchäft war; denn was auf dem linken Rheinufer verboten war und heilloſes Geld koſtete, das war auf dem rechten Ufer spottwohlfeil; denn dort waren nicht bloß die engliſchen Waaren aufgehäuft, ſondern auch, was über die See kommt, als da iſt: Kaffe, Zucker, Zimmt und andere Gewürze, Tabak und dergleichen. Das war denn eine Luſt, die Zollwächter, die verhaßten Grünröcke, zu prellen und zu hänſeln, und ſo ſchlau dieſe auch waren, ſie dennoch hinter's Licht zu führen.

„Da mußten ihrer aber Viele ſein, und Augen mußte man überall haben. Der Pflegevater Martin's und Jacöbchen's war ein Hauptſchmuggler, und der hatte das Jacöbchen ſo abgerichtet, daß der die Zollwächter immer im Auge hatte und ihnen Alles ablauſchte, was ſie heimlich verhandelten, ſofern ſie eben nur deutſch redeten. Die Meiſten waren Deutſche, aus dem Elſaß und Lothringen, und nur die höheren Beamten Franzoſen. So ging's leicht.

„Ich hab's Euch Anfangs geſagt, daß drunten am Eingang des Dorfes von den Franzoſen beim Straßenbau eine Menge überflüſſiger Erde auf die tief ausgebrochenen Mauern des alten, runden Thurmes war aufgeſchüttet worden. Dieſen mächtig das Waſſer des Rheins zurückdrängenden Erdhügel hatten ſie oben geflacht, und darauf ſtand eine gemauerte Hütte, darein ſich bei ſchlechtem Wetter die Grünröcke verbargen, während zwei Luken, eine hinab, die andere hinauf, dem Blicke den Rhein zu beſchauen geſtatteten.

„Vor dieſer Zollhütte kauerte faſt immer Jacöbchen, mehr oder weniger der Gegenſtand der Neckereien der Zollwächter: Seine Lieblingsſtellung war ein Kauern, alſo daß ſeine Kniee dem dicken Kopf als Stützpunkt dienten, während beide Arme um die Kniee oder vielmehr die Beine geſchlogen und durch die ineinander gefalteten Hände gehalten wurden. Eine Stellung, wie dieſe, würde Jedem höchſt unbequem geweſen ſein: Jacöbchen war ſie durch Angewohnheit die liebſte, und nie kann ich mich erinnern, ihn freiwillig in einer andern geſeben zu haben, als in dieſer.

„Ueberdies hatte Jacöbchen eine Liebhaberei am Schnupfen. Mit Nichts konnte man ihn ködern, als mit Schnupftabak. Dieſen beſtellte er ſich mit bittender Geberde, wenn ein Schiffer über den Rhein ſetzte; für eine kleine Düte voll ruderte er unermüdet vornan im Kahne. Unter den Zollwächtern war nun Einer, der ebenſo gern ſchnupfte, und die Zollwächter meinten, die Doſe des alten Lutzberger ſei das, was Jacöbchen an die Zollhütte von Morgens frühe bis Abends ſpät feſſele, zumal der gutmüthige Alte gar gern ihm eine derbe Priſe gab.

„Darin ſchoſſen aber die ſonſt ſo ſchlauen Füchſe fehl; denn, wenn Jacöbchen ſo da kauerte und in den Rhein hinabſtierte, ſo theilnahm- und regungslos, ſo entging ſeinem feinen und ſcharfen Gehör auch kein Wort, was ſie flüſterten, und was er dann ſogleich ſeinem Pflegevater hinterbrachte, wenn er zum Eſſen heimſtolperte. In der Regel waren es ihre Verabredungen, wo ſie die Nacht hindurch ſtehen oder herumſchleichen wollten, was auch von den Schmugglern getreulich benutzt und jedesmal probehaltig gefunden wurde. Es iſt auch nie einem Grünrock eingefallen, einen Verdacht auf den Blödſinnigen zu werfen, mit dem man ſonſt auch nicht im Entfernteſten ein Geſpräch führen konnte, weil er zuſammenhängender Gedanken gar nicht fähig war oder doch zu ſein ſchien.

„So erfuhren wir allemal, was wir wiſſen wollten, und waren die beiden Zollwächter oberhalb des Dorfes, ſo landeten wir unten, und waren ſie unterhalb deſſelben, ſo landeten wir oben und brachten unſere Waarenballen ohne alle Gefahr an's Ufer, von wo wir ſie auf den Rücken nahmen und auf Wegen, die nur wir betraten, aber nur ſelten auf viel betretenen, in das Gebirg, oft tief in den Hunsrücken hineinbrachten, und einen Gewinn zogen, den uns kein anderes Gewerbe hätte abwerfen können. Jacöbchen's Lohn war dann immer ein Viertelpfund beſonders guten Schnupftabaks, was ihn unendlich glücklich machte.

„Das that er als zwölf- und dreizehnjähriger Knabe, und dabei blieb er bis zum neunzehnten, wie er denn auch keine Fortſchritte machte in ſeinen Verſtandes-, wohl aber deſto größere in ſeinen Leibeskräften, denn er war von einer Stärke in ſeinem Jünglingsalter, die wirklich rieſenhaft war, und Niemand wagte es, mit ihm zu ringen, wie ſich denn in ſpäteren Jahren auch Jedermann wohl hütete, ihn zu reizen, denn er würde ihn ohne Zweifel erwürgt haben.

„Wie es mit dem Martin ſtand? werdet ihr wohl gerne wiſſen mögen. Nun, der Martin war einer der ſchönſten Jungen des Dorfes. Sein Vater, der Henner, war ſehr hübſch geweſen, und ſeine Mutter wurde als Mädchen und Frau ſtets „die Roſe des Dorfes“ genannt. Damit iſt genug geſagt. Von ſeinem Vater hatte er die kräftige, mannhafte Geſtalt, die dunklen Haare und Augen; aber von ſeiner Mutter die weiße Haut, die feinen Geſichtszüge und das liebliche Lächeln. Manchmal, beſonders wenn er ernſt blickte, ſchien es, man ſähe ſeinen leibhaftigen Vater verjüngt; aber wenn er lächelte und freundlich war, hätte man ſchwören mögen, er ſei das Abbild ſeiner Mutter, deren Herzensgüte er auch geerbt hatte. Als er heranwuchs, ſahen alle Mädchen nach ihm.“ —

„O, man meint aber auch,“ ſagte Obermeier's Lieschen und warf dabei die kirſchrothen Lippen ſchmollend auf. „Unſereins ſähe immer nach den Buben! Wär's nicht umgekehrt, ſo wär's lang gut!“

„Wißt Ihr auch, Chriſtoffelsvetter!“ ſprach Velten's Valentin, „wann das Hündlein bellt?“

„Wenn's getroffen wird!“ lachte ſchelmiſch der alte Vetter, und Lieschen bückte ſich erröthend viel tiefer auf die Nußſchale, die ſie in der Hand hielt, um das Erröthen zu verbergen.

„Es iſt kein Kern mehr drin,“ verſetzte Valentin ironiſch. „Streng' deine Augen nicht zu ſehr an, Lieschen! Es hilft doch nichts!“ —

„Haltet Frieden,“ redete der alte Velten drein. „Ich glaub', der Streit läßt ſich am Ende durch ein Sprichwort ſchlichten: Wie's in den Wald ſchallt, ſo ſchallt's heraus!“

Da brachen denn Alle in ein herzliches Lachen aus, und als ſich das gelegt, fuhr der Vetter Chriſtoffel alſo fort: „Es war vielleicht im ganzen Dorfe kein Jungburſch, den Alt und Jung lieber hatte, als den Martin. Ich will da nicht die Weibsleute allein gemeint haben, ob ich's gleich da am Allergewiſſeſten ſagen könnte, ſondern auch die Mannsleute. Ein Handwerk wollte er nicht lernen, am Wenigſten das ſeines Vaters, obwohl man es ihm anrieth. Sein Pflegevater war, wie Alle im Dorfe, Schiffer und Winzer. Da wurde er denn frühe in dieſen beiden Erwerbszweigen wacker angeführt, und bei ſeinem offenen, klaren Kopfe begriff er Beides ſchnell und leicht. Da konnte er bald in den Taglohn bei den Reicheren im Dorfe gehen und ſich Kleidung und Schuhe, auch wohl ſein alltägliches Sackgeld verdienen. Als er einmal fünfzehn oder ſechzehn Jahre alt war, ging er mit auf den Schmuggel und wurde bald einer der Rüſtigſten und Gewandteſten unſerer Bande.

„Jacöbchen und er ſtanden in einem ſeltſamen Verhältniß. Von Kindheit auf doch aneinander gewöhnt, ſpielten ſie als Kinder nie miteinander. Es war eine unbegreifliche Abneigung, welche

Beide trennte. Jacöbchen konnte Martin nicht leiden, obwohl dieſer ihm nie ein Leid zufügte, nie ihn neckte oder ärgerte. Vielmehr konnte man ſagen, Martin thue dem Unglücklichen im Gegentheil nur Gutes. Nie vergaß er, wenn er über den Rhein fuhr, ihm eine Düte Schnupftabak mitzubringen, die aber Jacöbchen nie dankbar nahm, oft nicht einmal ihn freundlich dafür anblickte. Dennoch machte das Martin nicht irre.

„Ich war der Einzige im Dorfe, der um die Sache ihrer Herkunft wußte; denn als der Bürgermeiſter den Tod Bethchen's in die Zeitung ſetzen ließ, kam von Seligenſtadt die Nachricht, daß Bethchen's Vater ſie enterbt und verſtoßen habe, und daß der Vater des Kindes der Heinrich Ackermann ſei, zu dem das unglückliche Geſchöpf in ſeiner Noth und Verzweiflung, nach dem Tod ihrer Goth, habe gehen wollen. Der Bürgermeiſter theilte das dem Pfarrer mit und fragte dieſen, was er thun ſolle. Das war kurz nachher, als Henner dem Pfarrer gebeichtet hatte, dieſer alſo Alles genau wußte. Der Pfarrer, welcher das Beichtgeheimniß bewahren mußte, rieth dem Bürgermeiſter, den Henner zu ſchonen, damit er nicht ganz im Kopfe neben dran komme; das Kind ſei ja nun bei ihm, und das engelsgute Lieschen ſei ſeine zweite Mutter; die in Seligenſtadt nähmen das arme Würmchen doch nicht an, und wenn ſie's thäten, ſo ſtehe es um das Kind vielleicht um Vieles ſchlimmer, als hier; er halte es daher für gut, daß er ſchwiege. Der Bürgermeiſter war, wie ſchon geſagt, ein Ehrenmann. Er verſprach dem Pfarrer, ihm zu folgen, und ich hab's euch ſchon geſagt, wie er handelte. Mir, der ich ſein guter Freund war, vertraute er die ganze Geſchichte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit. Das hab' ich auch ehrlich gehalten, und warum ich es jetzt brechen darf, wird euch noch erklärlich werden.

„Ihr könnt euch denken, daß ich, ſeit ich die Umſtände kannte, einen noch größeren Antheil an den beiden Kindern nahm, als die übrigen Nachbarn, die aber Alle ſich oft mit ihnen beſchäftigten, ohne aber etwas vom wahren Hergang zu wiſſen. Da ich nun von meinem Haus in den Hof und faſt in das Haus des Pflegevaters der beiden Knaben ſehen konnte, ſo war mir's eine wichtige Sache, die Spiele der Kinder zu beobachten, um zu ergründen, ob denn kein natürlicher Zug die beiden zueinander führe. Wunderbar! Ich begegnete nur einer überall erkennbaren Abneigung des Jacöbchen's gegen Martin. Das ging nicht hervor aus einer dieſen höher ſtellenden Vergleichung. Dazu war Jacöbchen zu ſtumpfſinnig; auch nicht daraus, daß der Mißgeſtaltete den ſchönen Martin etwa beneide; denn auch das lag viel zu weit ſeitab. Aber ich fand einen andern Grund, den faſt noch Niemand bemerkt hatte.

„Der Pflegevater der beiden Knaben hatte nur ein Kind, ein Mädchen, ein feines, ſchönes Geſchöpf, das etwa ein Jahr oder etwas mehr jünger war, als ſie. Käthchen hieß das liebliche, ſanfte Weſen. Spielten die Drei, ſo war Jacöbchen ſtets bemüht, dem Käthchen gefällig zu ſein, aber es mochte nichts von ihm wiſſen, dagegen gab es ſich mit ganzer Zuneigung dem gutmüthigen Martin hin, und wollte nur mit ihm ſpielen. Freilich war das Jacöbchen zu täppiſch und plump, wie etwa ein junger Hühnerhund ſich geberdet. Er verdarb Alles, zerbrach Alles; nicht aus böſem Willen, ſondern aus Ungeſchick und Dummheit.

„Die Kinder kränkten ihn nicht abſichtlich, ſie ſtießen ihn auch nicht mit Härte zurück; aber ſie konnten ihn, und das ſah ich viel hundert Mal, gar zu nichts gebrauchen. So kam's denn, daß Jacöbchen, mürriſch und mißvergnügt, an die Zollhütte lief und ſich dort hinkauerte, während die Beiden, Martin und Käthchen, gar harmlos, einig und lieblich miteinander ſpielten und nie in Streit oder Zwieſpalt geriethen, und wenn auch ihre Spiele ganze Nachmittage dauerten.

„Dies erweckte mit der Zeit gegen Jacöbchen eine Abneigung, und in dieſem bildete ſich ganz daſſelbe aus, — aber merkwürdiger Weiſe kreuzte es ſich. Jacöbchen konnte den Martin nicht leiden, während ſeine ganze Liebe Käthchen behielt; und Käthchen trug einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Jacöbchen und eine ſtarke

Zuneigung für Martin. Und dennoch iſt das Entſtehen dieſer Ab- und Zuneigungen ſo leicht erklärlich!

„Im Laufe der Zeit wurde Käthchen, wenn auch nicht geneigter gegen Jacöbchen, doch klüger. Sie am beſten kannte ſeinen Grimm, der verzehrend war, und ſah es ein, daß daraus nur Unheil folgen mußte für — ihren Martin.

„Ja, für ihren Martin konnte man wohl ſagen, denn die kindliche Zuneigung verwandelte ſich im Laufe der Jahre in eine innige, treue Liebe, welche die Bürgſchaft der Lebensdauer in ſich trug.

„Die Eltern Käthchen's ſahen es nicht ungerne, denn der Martin war brav und fleißig; er hatte noch ſein eigen Haus, das mittlerweile vermiethet war, und was er von dem Schmuggeln verdiente, das ſparte er und kaufte ſich hin und wieder ein Stückchen Land zu dem, welches er von ſeinen Eltern ererbt hatte. So ließen ſie die jungen Leute ſtille gewähren; leiſteten zwar ihrer Liebe keinerlei Vorſchub, aber traten ihr auch nicht entgegen.

„Die Zwei hatten ihr Getuſchel heimlich. Bei den Eltern oder wenn Jacöbchen dabei war, ſchienen ſie ſich völlig gleichgültig zu ſein. Das war einestheils gut; denn daß Jacöbchen, wie der arme Blödſinnige noch immer hieß, ob er gleich die Kinderſchuhe längſt ausgetreten hatte, das liebliche, friſchblühende Käthchen glühend liebte, wenn man das, was ihn für ſie beſeelte, mit dieſem Namen benennen durfte, darüber war Niemand im Dorf im Zweifel, und leider bildete das gerade den Grund vielfacher Neckereien, welche die Gluth des Unglücklichen nur ſchürten.

„Heiratheſt du bald das Käthchen? fragten ihn die jungen Burſchen oft. Er lachte dann grinſend und ſagte: Zu Neujahr! Das kam daher, daß er, aufgeſtachelt von ſolchen Neckereien, einſt Käthchen gefragt hatte, ob ſie ſich denn bald heiratheten? Darauf hatte ſie lachend geantwortet: Zu Neujahr! Und obgleich der Blödſinnige damit keinen deutlichen Sinn zu verbinden im Stande war, ſo wiederholte er doch dieſe Antwort des Mädchens immer, wenn ihn die Burſchen nach ſeiner Hochzeit fragten.

„Stundenlang konnte er auf einem niedern Schemel vor ihr ſitzen, wenn ſie nähete oder ſpann, und ihr in's ſchöne Antlitz ſehen, bis ſie es müde wurde und ihn fortſchickte, worauf er dann auch folgſam ſich entfernte. Ebenſo ſaß er halbe Tage lang auf einem Holzſtamme, welcher vor dem Fenſter lag, in deſſen Vertiefung Käthchen arbeitend ſaß. Ging ſie mit in's Feld, ſo wollte er auch mitgehen, beſonders, wenn Martin mitging, deſſen Alleinſein mit Käthchen er eiferſüchtig zu verhindern ſuchte, ſeitdem er einmal geſehen, daß Käthchen mit liebendem Blicke dem Martin die Hand gereicht, als er mit ihrem Vater im Ankernachen mehrere Fuder Weines nach Coblenz führte; damals war er ganz außer ſich und drohte mit wüthenden Worten und Geberden dem Martin. Käthchen ergriff eine wahre Todesangſt, wenn ſie an die tückiſche Rachſucht des Blödſinnigen dachte, und wie er ſie gegen Andere ausgeübt, die ihn beleidigt hatten. Daß Käthchen's Furcht nicht aus der Luſt gegriffen war, hab' ich euch bereits früher erwähnt. Jacöbchen hatte ein Gedächtniß für Beleidigungen, das unaustilgbar war.

„Nachdem ſie ſich lange geängſtigt und ihre Sorge endlich auch ihrer Mutter mitgetheilt hatte, rieth ihr dieſe, Jacöbchen auch die Hand zu reichen und ihn durch freundliche Worte zu ködern.

„Wie ſehr es auch ihr widerſtrebte, ſo that ſie es doch, und es ſchien, als ſei ſein Zorn verſöhnt. Es ſchien aber nur ſo.

„Martin war von Coblenz zurückgekehrt mit dem Pflegevater und Vormund, und Käthchen bemeiſterte das Glück ihres Herzens über ſeine Rückkehr und ihre Freude, reichte Martin nicht einmal die Hand, daß dieſer faſt erſchrocken ſtand und ſie anſah, als wolle er den Grund dieſes froſtigen Empfangs erforſchen.

„Jacöbchen ſah das mit grinſendem Lachen, in dem ſich die Schadenfreude kundgab, aber er ſah auch das Blinzeln mit den Augen, womit ihm das Mädchen zu verſtehen gab, es habe Grund zu ſolchem Thun. Jetzt ſtieg ihm das Blut in den Kopf, und mit geballten Fäuſten ging er von dannen.

„Es braucht nicht geſagt zu werden, daß Käthchen ihren Martin mit einem Kuß entſchädigte, von dem ich ſelber Zeuge war, wenn auch nur aus meinem Verſteck; aber auch das nicht, daß ſie das, was ſie verhüten wollte, gerade hervorgerufen, nämlich Jacöbchen's Argwohn eines Einverſtändniſſes zwiſchen Käthchen und Martin.

„Zu dem trat ein Anderes

„Eines Abends hörte er zu, wie die Männer unter der Linde von Martin redeten und mit ſeinem Lobe nicht fertig werden konnten. Sie hoben es hervor, wie er ſchon den Ankernachen nach Coblenz geſteuert habe, während doch gefährliche Stellen da ſeien, wo das „wilde Gefährte“ bei Caub und die Bank bei St. Goar; daß er der geſchickteſte Schmuggler ſei, den nie ein Zollwächter fangen würde, und dergleichen mehr. Da meinte denn Einer, es ſei darum auch dem Pflegevater Martin's nicht zu verübeln, wenn er dem Martin das Käthchen gebe.

„Hier war das Geſpräch durch das Hinzukommen eines Andern unterbrochen worden, aber Jacöbchen hatte doch genug oder vielmehr zu viel gehört. Sein Auge rollte wie eine feurige Kugel in ſeiner Höhle herum, und vor ſeinen Mund trat der Schaum, wie es bei einem wilden Thier iſt, das in Wuth geräth. Er rannte weit vor das Dorf hinaus auf die Landſtraße, bis der erſte Aufwall ſeines Grimmes verraucht war. Kühler geworden, ſchien bei ihm ein Nachdenken einzutreten, wie er den Ruhm Martin's, den er preiſen gehört, vernichten könne, und es ſchien, als habe er das rechte Mittel gefunden; denn er kam heim, und ein unheimliches Lächeln ſpielte um ſeinen breiten, wulſtigen Mund.

„Am andern Morgen ſagte der Pflegevater zu ihm: Jacöbchen, geh' an die Zollhütte und lunke einmal wieder aus, wohin die Grünröcke heut' Abend gehen!

„Jacöbchen ſchmunzelte, denn er hatte gehört, wie der Alte mit Martin von dem Schmuggel des heutigen Abends geredet hatte, als von einer beſonders wichtigen Angelegenheit.

„Er ſtolperte daher denn auch hinunter an die Zollhütte und kauerte ſich dahin, nachdem er vom alten Lutzberger eine derbe

Priſe gekriegt hatte. Eine Stunde ſpäter kam ein Vorgeſetzter mit des alten Lutzberger's Genoſſen den Rhein herauf und trat in die Zollhütte.

„Schaffe den Kerl da draußen fort! befahl er, auf Jacöbchen deutend.

„O, ſagten Beide, der iſt blödſinnig und ſimpel, und weiß nicht, was wir reden.

„Der Fremde ging heraus, ſtieß Jacöbchen an und fragte ihn etwas, worauf aber dieſer mit einem brummenden, grunzenden Ton antwortete. Dies beruhigte ihn, und nun trat er wieder in die Hütte und zog die Thüre an. Darauf begann er den beiden Zollwächtern die Leviten zu leſen und den Kümmel zu reiben, daß es eine Art hatte. Er ſagte ihnen, daß nirgends mehr geſchmuggelt würde, als in unſerm Dorfe, das habe er ſchon längſt erkundet; aber ſeit ſie hier ſeien, habe noch nicht einmal Einer von ihnen einen Schmuggler erwiſcht; entweder hielten ſie es mit den Schmugglern, oder ſie ließen ſich überliſten; er ſei verkleidet drüben im Städtchen geweſen und habe gehört, daß dieſe Nacht der Martin Ackermann und eine Anzahl Anderer eine Hauptſchmuggelei vornehmen würden. Nun ſollten einmal die Zollwächter des nächſten Dorfes zu ihnen ſtoßen; ſie könnten vor das Dorf gegen Bingen hin auf Poſten ſtehen, während die Anderen, beherzte Kerle, mit ſcharfgeladenen Gewehren unter dem Dorfe Wache halten ſollten. Es müßte ja mit dem Kuckuk zugehen, rief der Vorgeſetzte, wenn wir die Kerle nicht erwiſchen ſollten, und kriegen wir ſie nicht lebendig, nun, ſo ſchießen wir ſie Alle todt! —

„Bei dem Worte fuhr Jacöbchen in die Höhe, und eine teufliſche Freude blitzte über ſeine groben Geſichtszüge. Er ſtand leiſe auf und trabte heim, wo er denn dem Martin ſagte, die Zollwächter ſtünden oberhalb des Dorfes.

„Wir waren voller Freude, ſagte der Chriſtoffelsvetter, denn ich war auch dabei, und wir hatten heute lauter Seidenſtoffe, die nach Paris beſtimmt waren. Da gab's einen guten Verdienſt.“

„Aber, Chriſtoffelsvetter,“ fragte ich, „wer trug denn den

Schaden, wenn die Zollwächter euch erwiſchten und euch die Waaren abnahmen?“

„Nun, die Waaren gingen Dem verloren, der ſie ſchmuggeln ließ,“ ſagte der Vetter; „allein fingen ſie uns, ſo war es ausgemacht, daß wir auf die Galeeren kamen.“

„Eine ſchöne Ausſicht, meiner Treu!“

„Daher,“ fuhr er fort, „war es wohl auch die Hoffnung des Jacöbchen's, daß Martin entweder todtgeſchoſſen, oder gefangen fortgeſchleppt würde; es iſt wenigſtens kein Zweifel, daß er Aehnliches hoffte.

„Wir hatten uns bis jetzt unbedingt auf Jacöbchen's Spioniren verlaſſen können und ahnten auch jetzt im Entfernteſten nicht, daß er uns einen Spitzbubenſtreich ſpielen würde, oder vielmehr dem ihm verhaßten Martin. Wir hätten ihm ſo Etwas nicht einmal zugetraut; aber es trat da recht zu Tage, daß er für das Böſe nicht ohne Klugheit war, während man ihn ſonſt für nicht Viel brauchen konnte.

„Als der Abend kam, ſahen wir die beiden Zollwächter durch's Dorf hinaufgehen und waren nun unſerer Sache um ſo viel ſicherer, als wir auch gar nicht daran denken konnten, daß die Strecke unter dem Dorfe, wo viele Weiden am Ufer ſtanden, beſetzt ſein könne. Wir ruderten hinüber, und ſobald die Dunkelheit einer Neumondsnacht ſich auf den Rhein gelegt, ſtießen wir drüben ab und fuhren pfeilſchnell über die glatte Fläche des Rheines.

„Alles war todtſtille, als wir landeten, und Keiner hatte ein Arg. Martin, der ſeinen Bündel an Saalbändern auf dem Rücken hatte und vorn im Kahne ſaß, ſprang heraus, um den Kahn an's Ufer zu ziehen. In dieſem Augenblicke faßten ihn ein Paar kräftige Arme, und eine nervige Fauſt drückte ihm ſchier die Kehle zu.

„Verrath! ſchrie er, wandte ſich, ergriff Den, der ihn faßte, und warf ihn mit ſeiner ungeheuern Stärke in den Rhein, daß es platſchte und das Waſſer über ihm zuſammenſchlug. Dann gab er dem Kahn einen mächtigen Stoß, ſchwang ſich hinein und pfeilſchnell war der Kahn gedreht und ſtach wieder in die Fluth hinein. Der in's Waſſer Gefallene arbeitete ſich wieder an den Weiden heraus und ſchrie: Hierher! Da blitzte es zweimal und knallte, und die Kugeln pfiffen uns um die Köpfe wie Hagel. Keiner wurde verwundet, und wir kamen, ehe ſie noch einmal laden konnten, aus der Schußweite und waren gerettet. Zwar ſchoſſen ſie, wie verrückt, noch zwei-, dreimal, aber keine Kugel erreichte uns, und wir landeten wohlbehalten am jenſeitigen Ufer.

„Was war das? fragten wir uns, als wir dort ſtanden und die Geſchichte uns überlegten.

„Sollte Jacöbchen uns treulos verrathen haben? —

„Nein, nein! ſagte ſein Pflegevater, das thut er nicht. Gewiß ſind die Hallunken dahinter gekommen, daß er ſie ausſpionirt, und haben ihn ſelber irre geführt. So ſchlimm das für uns war, ſo leuchtete uns das doch ein.

„Was ſollen wir thun? fragte ich.

„Ei, ſagte Martin darauf, wir ziehen unſern Nachen leiſe vor das Städtchen hinauf und ſetzen oben über; denn nun ſind die Beiden oben herunter gelaufen und glauben, den Anderen zu Hilfe eilen zu müſſen. Sie denken nicht dran, daß wir's heute noch einmal riskirten.

„Das leuchtete Allen ein.

„Einer ſetzte ſich an's Steuerruder. Ein Riemen wurde als Maſt aufgerichtet, die Leine d'ran befeſtigt, und Alle ſpannten ſich davor. Der Kahn flog durch die Wellen, und ehe eine Viertelſtunde vorüber war, hatten wir den Punkt erreicht. Wir ſetzten über, und wirklich dachte Niemand d'ran, daß wir's wagten. Wir brachten unſere reichen Bündel glücklich an Ort und Stelle und waren, ehe der Tag graute, wieder daheim. Der Verdienſt dieſer Nacht überſtieg das Dreifache eines ſonſtigen Schmuggelns. Jacöbchen war an dieſem Abend ungewöhnlich lange aufgeblieben. Als die Schüſſe fielen und das ganze Dörfchen in einen wilden

Aufruhr kam, rieb er ſich vergnügt die Hände und ſagte, was Mehrere gehört zu haben ſpäterhin ausſagten: Todtſchießen! Todtſchießen!

„Käthchen verzweifelte ſchier, als ſie die Schüſſe hörte und die Gefahr überdachte, die ihrem Vater und Martin drohte. Ihre Mutter war ebenſo troſtlos wie ſie. Viele Leute waren hinunter gelaufen, als die beiden im Orte ſtationirten Zollwächter ſo eilfertig der Stelle des zu vermuthenden Kampfes zurannten Sie brachten endlich mit unverhehltem Frohlocken die Kunde, es ſei Keiner gefangen, aber Einer habe einen Zollwächter in den Rhein geſchleudert, daß er nahezu ertrunken wäre. Zwar flößten die gefallenen Schüſſe Sorge ein, allein die erfahrenen Schiffer meinten, es müßten doch kreuzſchlechte Ruderer ſein, die nicht zwiſchen dem Laden den leichten Kahn aus dem Bereiche der Kugeln ſollten hinausgeſchoben haben; überdies hätten ja die Grünröcke bei der tiefdunkeln Nacht nicht zielen können, und da hätte es doch verwunderlich zugehen müſſen, wenn ſie Einen ſollten getroffen haben. So richtig dieſe Bemerkungen waren, ſo wurden doch die Betheiligten erſt dann wieder vollkommen ruhig, als die Männer und Jünglinge wohlbehalten zurückkehrten Wie ſtarrte Jacöbchen am andern Morgen den Martin an, als dieſer wohlbehalten in die Stube trat, um ſein Frühſtück einzunehmen? Hätte Jemand von den Hausgenoſſen einen Argwohn auf ihn gehabt, man hätte müſſen etwas merken. Allein das fiel Keinem ein, und da der Pflegevater in der am jenſeitigen Ufer geäußerten Meinung ſich völlig feſtgefahren hatte, ſo fragte er auch nicht weiter. Man war nur froh, daß Alles ſo vortrefflich gegangen war, und Niemand war glücklicher, als Käthchen, die ihren lieben Martin wohlbehalten wieder hatte.

„Indeſſen änderte ſich nun die Sache. Es kamen vier Zollwächter in's Dorf, und die alten kamen weg. Als nun Jacöbchen ſich wieder vor die Hütte lauern wollte, jagten ſie ihn von dannen, und lange Zeit lag das einträgliche Schmuggeln ganz darnieder, nicht aber die Luſt, die Zollwächter zu hänſeln.

„Eines Streiches vor vielen anderen,“ ſagte mit Behagen der Chriſtoffelsvetter, „muß ich gedenken, weil es ſich dadurch zeigt, daß wir nicht müßig waren. Der Wahrheit aber die Ehre zu geben, muß ich ſagen, daß Martin die Seele aller dieſer Unternehmungen blieb, weil er unerſchöpflich reich war in immer neuen Plänen, wie wir die Franzoſen täuſchten.

„Eines Abends war Einer der Grenzwächter oben vor dem Dorf unter den Nußbäumen poſtirt. Martin hatte es erkundſchaftet, daß es nur Einer war, während die anderen Drei abwärts vom Dorf eine Landung vermutheten, weil ſie durch falſche Anzeigen irre geleitet waren; er ſelbſt übernahm es nun, den Streich auszuführen.

„Der Zollwächter lehnte an einem Nußbaume, deren viele am oberen Ende des Dorfes ſtehen. Plötzlich hört er ein Raſcheln im dürren Laube, das der Vorwinter bereits von den Nußbäumen zur Erde geworfen hatte.

„Der Zollwächter horchte hierhin und dorthin. Der Himmel hatte eine nur dünne Wolkenſchichte zur Decke und es fiel ſo viel Licht auf die Erde, daß man, wenn ſich das Auge an die Finſterniß gewöhnt hatte, eine Geſtalt wohl unterſcheiden konnte, die hin und her ſich bewegte. Nun ſtrengte der Zollwächter ſeine Augen an und ſah ziemlich deutlich einen Mann daher ſchleichen, der einen Bündel trug.

„Als er ihm nahe genug war, rief er: Halt!

„Martin, denn dieſer war es, warf ſeinen Bündel ab und floh in's Weite. Der Zollwächter war nur froh, daß er den ſchweren Waarenballen hatte, der ſich weich anfühlte, alſo engliſche Waaren zu enthalten ſchien; denn er bekam die Hälfte des Werthes als Fanggeld. Schnell lud er ſich den Bündel auf und trug ihn nach der Zollhütte. Darauf hatte Martin gerechnet, vier ſchwer beladene Kähne landeten unterdeſſen, und ihre Waaren wurden ohne alle Gefahr in Sicherheit gebracht, um ſpäter weiter fortgetragen zu werden. Und in dem Ballen, den der Zollwächter erbeutet hatte, waren — alte völlig unbrauchbare Lumpen. Zu ſpät ſahen ſie ein, daß ſie geprellt waren, ſtürmten durch's Dorf herauf, durchſuchten Alles, aber die Kähne waren drüben am rechten Ufer und die Waaren hatten in Schlupfwinkeln Raum gewonnen, die ſie nicht kannten. Wir aber waren bereits mit einer guten Ladung ſchon droben im Walde.

„So ging es ſchier alle Tage auf eine oder die andere Weiſe, und nie erwiſchten ſie uns auf friſcher That, obgleich es ihnen bekannt war, daß heillos in unſerm Dorfe geſchmuggelt wurde.

„Durch große Vorſicht und Schlauheit entgingen wir glücklich allen Nachſtellungen, die ſie in der größten Erbitterung zu einem Ziele zu führen ſuchten.

„Gewiß ſah es Niemand weniger gern, daß es ſo kam, als der tückiſche Blödſinnige, deſſen Haß gegen Martin mit jedem Tage ſich ſteigerte. Sein Unmuth äußerte ſich ſelbſt gegen ſeinen Pflegevater. Zum Ausſpioniren der Zollwächter ließ er ſich durchaus nicht mehr gebrauchen, weil ihm ein dunkles Vermuthen ſagen mochte, er diene damit dem verhaßten Martin. So kam es denn, daß ſelbſt der Pflegevater mißtrauiſch gegen ihn wurde und jede Unterredung vermied, welche auf irgend eine Verſtändigung ausging, die dem Schmuggeln dienen ſollte. Hätte Jacöbchen ſo etwas gehört, wer hätte uns gegen Verrath ſicher geſtellt? —

„Er bewachte ordentlich Käthchen. Dieſe allein vermochte noch etwas über ſeinen Starrſinn. Ganze Tage ſaß er in der Stube und beobachtete ſie, wenn Martin da war. Keinen Blick der Liebe durften ſie tauſchen, kein Wort im Vertrauen wechſeln. Wußte er, daß Martin irgendwohin war, ſo ſchweifte er im Dorfe herum, kam aber ſicher zu der Stunde wieder, wo Martin etwa zurückkehren mußte. Saß er in der Nähe Käthchen's, ſo ruhten ſeine Blicke mit einer unendlich widerlichen Freundlichkeit auf ihr. Sie blieb nicht mehr allein zu Hauſe, wenn er da war, und ging ihre Mutter aus, ſo folgte ſie ihr aus Angſt vor dem Jacöbchen. Dieſer Zuſtand wurde auf die Dauer unerträglich. Ihr Vater redete darum mit dem Bürgermeiſter, daß er den Blödſinnigen anderswo unterbringe. Dies geſchah zwar, aber Jacöbchen wollte durchaus nicht weichen. Eine Reihe von Sommernächten ſchlief er auf der Schwelle der Thüre und war nicht wegzubringen, als mit Gewalt, die Niemand bei ihm anzuwenden wagte. War die Thüre offen, ſo ſchlich er ſich in das Haus und trat unerwartet in die Stube, um ſich ſtille an ſeinen gewohnten Platz zu ſetzen.

„Gegen Ende des Sommers wurde endlich Martin Käthchen's Bräutigam. Er war jetzt fünf und zwanzig Jahre alt, und die Miether ſeines Hauſes gingen mit dem Gebäude übel um. Es war gut, daß ihre Miethezeit auf Martinitag endete. Martin kündigte ihnen und ſprach nun bei ſeinen Pflegeeltern das aus, was ſie und alle Welt ſchon lange wußten, nämlich, daß er Käthchen zur Frau wünſche. Er empfing das Jawort der Eltern und — daß das glückliche Käthchen nicht Nein ſage, dafür war jede Sorge überflüſſig.

„Siehſt du, ſagten die muthwilligen Burſchen zu Jacöbchen, ſie haben dich aus dem Hauſe geſchafft, damit Martin das Käthchen heirathen kann. Sie bedachten nicht, welch' ein Feuer ſie im Gemüthe des unglücklichen Menſchen anſchürten. Alle ſeine wilden Leidenſchaften loderten in unbeſchreiblicher Gluth auf. Er ſtürmte knirſchend fort und gerade in das Haus ſeiner ehemaligen Pflegeeltern hinein.

„Dort ſaßen, denn es war ein Sonntag Nachmittag, die Pflegeeltern und eine Anzahl Nachbarn beieinander und ich auch dabei. Wir plauderten gemüthlich von den Ausſichten auf den Herbſt, der nahe war, und von der Güte der Trauben, die der Leſe harrten. Niemand ahnete etwas.

„Martin und Käthchen ſaßen wie Brautleute beieinander in der ſtillen heimlichen Ofenecke, flüſterten und koſten, und Niemand wollte es ſehen, wenn ſie ſich heimlich einen Kuß gaben. Da hören wir Alle plötzlich ein Poltern die Treppe herauf und ein Schnaufen, wie wenn ein Thier wild geworden iſt.

„Wir horchen noch zu — da wird die Thüre aufgeriſſen, und Jacöbchen, ein blankes Schiffermeſſer in der Hand, glühend vor Zorn und Wuth, ſtürmt herein und ſieht ſich im Kreis um.

„Martin! ſchreit er in einem Tone der Wuth, der durch Mark und Bein dringt, aber er ſieht ihn noch nicht.

„Plötzlich wendet er ſich gegen den Ofen, erblickt das Paar und will ſich mit der Wuth eines wilden Thieres auf ſie ſtürzen.

„Wir waren Anfangs ſelbſt überraſcht und erſchrocken von dem Anblicke des Menſchen, der kaum mehr einem Menſchen ähnlich ſah. Zum Glück ermannte ſich ein Nachbar zuerſt, ahnet dunkel, was könnte geſchehen ſein, und was jetzt erfolgen mußte. Er ſprang auf und führte einen ſo gewaltigen Schlag auf Jacöbchen's Arm, daß das Meſſer weit wegflog, dann aber erfaßten wir ihn zu Dritt. Kaum ſind wir im Stande geweſen, ihn zu bändigen. Er ſchlug, trat, biß, wie ein Raſender. Nur mit vieler Anſtrengung gelang es uns, ihn ganz zu überwältigen und fortzubringen.

„Wir ſchleppten ihn zum Bürgermeiſter, der mit Entſetzen den Verfall vernahm und mit uns erkannte, wie ſehr nothwendig es ſei, daß Jacöbchen unſchädlich gemacht würde. Die Nacht wurde er bewacht und auch in den folgenden Tagen, bis vom Unterpräfekten weitere Befehle angelangt ſein würden, an den der Bürgermeiſter berichtet hatte.

„Für das Volkswohl thaten die Franzoſen nichts. Eine Anſtalt, wohin man den Unglücklichen bringen könnte, und wo für ihn könnte geſorgt werden, war nicht da. Der Präfekt, ein wohlwollender Mann, ſah wohl ein, daß da müſſe Rath geſchafft werden. So brachte man ihn denn an den Ort, wo der Präfekt wohnte, und wo in einem ehemaligen fürſtlichen Schloß ein Gefängniß war. Dorthin kam der Arme, und die Gemeinde unterhielt ihn mit nicht unbedeutenden Koſten.

„Zu Martini wurden dann Martin und Käthchen ein glückliches Paar, und nichts ſtörte ihre Zufriedenheit, als der Gedanke, daß einſt Jacöbchen wieder kommen könnte.

„Leider ſtand dieſe Ausſicht näher, als ſie vermuthen konnten.

„Der Bürgermeiſter ſtarb plötzlich, und ſein Nachfolger wollte ſich dadurch verdient machen, daß er einen ſtrengern Haushalt mit dem Gemeinde-Vermögen einrichtete.

„Was brauchen wir den Menſchen im Gefängniß zu erhalten, ſagte er, während wir ihn in der Gemeinde um die Hälfte wohlfeiler unterbringen können?

„Die Gemeinderäthe machten ihn mit dem bekannt, was vorgefallen und was wiederkehren könnte.

„Er lachte und meinte, dafür wolle er ſchon Sorge tragen. Endlich ſetzte er ſeinen Antrag durch, und Jacöbchen kehrte zurück.

„Etwa drei Vierteljahre war's her, ſeit er weggebracht worden war.

„Ein ordentlicher Mann des Dorfes nahm ihn in Koſt und Pflege, und verſprach, ſorgfältig über ihn zu wachen.

„Anfänglich ſchien Jacöbchen alles Frühere vergeſſen zu haben. Als er aber Käthchen, das blühendſchöne, junge Weib, ſah, da erwachten die alten Erinnerungen und Leidenſchaften in aller Macht und Gewalt; aber er ſchien in ſich den Schluß zu machen, daß er ſich ruhig halten müſſe, um nicht wieder in das Gefängniß gebracht zu werden, wo es ihm übel ergangen war.

„Er ſaß wieder tagelang vor Käthchen's Wohnung, aber ſtille und ruhig. Martin verfolgte er mit glühenden Blicken, und dieſer nahm ſich vor ihm in Acht, ſo viel er konnte.

„Eines Tages, es iſt mir noch ſo erinnerlich, als wär's heute, hatten wir eine Schmuggelei verabredet.

„Martin ſollte zu Hauſe bleiben und die Zollwächter beobachten. Er wählte, um nahe bei ſeiner Frau zu ſein, den Platz unter der Linde. Hier ſollte er uns durch dreimaliges Feuerſchlagen das Zeichen geben, daß Gefahr vorhanden ſei. Schlüge er nicht Feuer, ſo könnten wir die Landung wagen. So war die Abrede. Wir waren auf die benachbarten Orte gegangen und da übergeſetzt. Die Luft war nebelfrei, aber die Nacht dunkel, ſo daß man den aufblitzenden Schein des Feuerſchlagens recht genau am jenſeitigen Ufer wahrnehmen konnte.

„Da Jacöbchen ſich ruhig verhielt, ſo wurden die Leute in ſeiner Ueberwachung nachläſſig.

„Wußte Jacöbchen etwas davon, daß Martin allein am Stamm der Linde ſtehe, oder wollte er durch das Fenſter Käthchen ſehen und beobachten, wer wüßte das? Das aber war Thatſache, daß er ſich aus ſeinem Pflegehaus Abends wegſchlich und unbemerkt an das Haus Martin's kam, welches gerade der Linde gegenüberlag. In Martin's Stube war noch Licht, obgleich es bereits ſtark auf zehn Uhr ging.

„Jacöbchen kauerte vor dem Fenſter, wohin er, ſelbſt von Martin unbemerkt, geſchlichen war.

„Als es zehn Uhr ſchlug und ein Zollwächter zum Dorf eben hinausgegangen war, ſchlug Martin dreimal Feuer. Hierdurch erfuhr Jakobchen, daß dort Jemand ſtehe.

„Huſtete Martin, oder ſprach er etwas, woran ihn der Blödſinnige erkannte, — kurz, die ganze ungemeſſene Wuth wurde wieder in ihm rege. Wie ein Tiger ſeine Beute beſchleicht und dann erſt, wenn er die rechte Entfernung hat, den verderbenden Sprung wagt, ſo ſchlich der Blödſinnige heran, dann mit einem Wuthgebelle, das weithin ſchallte, ſtürzte er ſich auf Martin, der vor Schrecken kaum an ſeine Vertheidigung denken konnte. Jacöbchen faßte ihn an der Gurgel, daß Martin faſt der Athem fehlte; aber er rang mit dem Aufbieten aller Kräfte gegen die rieſige Stärke des Wüthenden. Immer näher drängte er ihn zur Bruſtwehr der Mauer des ehemaligen Thurmes, die zu Sitzen diente und wo unten der Rhein ſeine ſtarken Wellen anſchlug.

„Der Schrei, das Brüllen der Wuth, rief zuerſt Käthchen an's Fenſter, die augenblicklich den Zuſammenhang ahnete. Sie ſchrie um Hilfe. Leute aus allen Häuſern ſtürzten herbei.

„Als Jacöbchen ſah, daß er an ſeiner Rache gehindert werden ſollte, ließ er plötzlich den halberſtickten Martin los, faßte ihn eben ſo ſchnell an der Hälfte des Leibes und ſchwang ihn über die Mauer hinüber, um ihn in die Wellen des wildangeſchwollenen

Rheines zu ſchleudern. Martin faßte ſich krampfhaft an den ſtruppigen Haaren Jacöbchen's, der ſich immer weiter hinausbog. Das Uebergewicht der Schwere riß Martin hinab, aber Jacöbchen verlor ſelbſt das Uebergewicht, und ehe noch eine rettende Hand ſie Beide faſſen konnte, ſtürzten ſie hinab in die Tiefe, und die ſchäumende Fluth verſchlang ſie. —

„Alle hatten den Fall in's Waſſer gehört, und ein Schrei des Entſetzens entrang ſich der Bruſt Aller, die herzugeeilt waren.

„Niemand wußte eigentlich, wer hinabgeſtürzt ſei; nur Käthchen ſchrie verzweifelt: ‚Rettet meinen Martin! Jacöbchen hat ihn hinabgeſtürzt.

„Lichter, Laternen werden gebracht und hinabgehalten. Die Schiffer eilten zu den Kähnen. Mit Haken wurde die ganze Nacht gefiſcht; aber die Fluth gab ihre Opfer nicht wieder!“

Aller Hände ruhten. Angſtvoll war jede Bruſt am Tiſche gepreßt.

Der Vetter ſchwieg.

„Großer Gott!“ ſagte des Velten's Frau, „hat man ſie denn nicht mehr gefunden?“

„Doch,“ erwiederte der Chriſtoffelsvetter. „Nach drei Tagen zog man ſie aus der Tiefe, und Beide hatten ſich noch umklammert. Jacöbchen's, ohnedem ſo abſchreckende, von der grimmigen Wuth entſtellte Züge waren zum Entſetzen. Man wollte ſie in Ein Grab legen, aber die ganze Bürgerſchaft widerſetzte ſich dem, bis endlich der alte Pfarrer, nun, wo das Geheimniß keinen Einfluß mehr üben konnte, die Decke davon wegzog. Da geſtattete man es endlich.“

„Aber Käthchen? Was wurde aus dem armen Käthchen?“ fragten die Mädchen und Frauen.

„Die Arme,“ ſprach mit Rührung der Chriſtoffelsvetter, „führte ein trauriges Leben. Sie genaß eines Mädchens, das ſchön war, wie die Mutter. Sie erzog es in der Furcht Gottes;

aber ſo alt ſie auch wurde, der Quell ihres Leides und ihrer Thränen verſiegte niemals. Was ſo die äußerlichen Lebensumſtände anging, ſo fehlte es ihr nicht, und ſie litt niemals Noth. Vor etwa zwei Jahren iſt ſie geſtorben, und ihr braves Kind wird wohl bald eines braven Mannes Weib werden.“

Er ſchwieg.

Die Nüſſe waren alle gekernt und Mitternacht nahe. Als wir weggingen, ſagte er zu uns: „Behüte Gottes Gnade uns Alle vor Sünde und Frevel. Das iſt ihr ſchrecklichſter Fluch, daß ſie immer neue Sünden gebiert!“

Und dies Wort klang ſchauerlich in alle Herzen, und die Geſchichte war der Beleg dazu.

Das

Bacharacher Meßſchiff

von Anno 1720.

Eine Geſchichte.

I.

Die Zeit, wo ein ehrlicher, ſchlichter Bürgersmann ſeine freien Stunden, ſei's am Feierabend nach treuer Tagesarbeit, oder ſei's am Sonntagnachmittage, dazu verwendet, die in ſeiner Vaterſtadt ſich ereignenden Begebenheiten in ſeiner ſchlichten, naiven Auffaſſung niederzuſchreiben, iſt ſchon lange zu Grabe gegangen, und der Verluſt iſt groß! — Ich ſage Das mit innigem Bedauern, denn vor mir liegt eine ſolche Chronik aus einem alten Städtlein am Rhein, deſſen „gute Zeit" längſt vorüber iſt, und das aus ihr nur noch ausgebrannte Thürme ohne Dachwerk, verwitterte Mauern und dunkle Erinnerungen gerettet hat, und deren wenige. Zum Glück hatte es einen Chronikenſchreiber in ſeinem ehrlichen, treuen Sebaſtian Fabian. Es iſt Bacharach am Rhein, welches ich meine. Wer kennt es nicht, das altergraue, ſtille Städtlein am ſchönen Ufer des vaterländiſchen Stromes, das mit ſeinen Ruinen kaum noch etwas mehr iſt, als ſelbſt eine Ruine aus einer glorreichen Zeit? Ich habe aus der an Sondergeſchichten ſo reichen Chronik Sebaſtian Fabian's zwei Geſchichten in den geſammelten Erzählungen mitgetheilt: „Das Gotteshänschen" und „der Apoſtelhof," und kann mich nicht enthalten, hier eine dritte mitzutheilen, die es zugleich wieder zeigt, wie ſein Fabian beobachtete und wie er die Menſchen, die Verhältniſſe kannte, die er ſchilderte. Freilich ſchrieb er ſeine Chronik gewiß nicht dazu, daß ſie der Welt vorgelegt werde; aber was könnte mich abhalten, Einzelnes mitzutheilen? Die Menſchen ſind längſt gemodert, von denen die Rede iſt, und kaum klingt noch ihr Name nach in der Erinnerung. Es wird kein Lebender dadurch verletzt und — wir blicken in das innere Leben und Spießbürgerthum einer kleinen Stadt vor mehr denn hundert Jahren — und — ſagen vielleicht betroffen: Iſt's denn nicht mutatis mutandis noch eben ſo? Nun, die Röcke haben einen andern Schnitt, die aber d'rinnen ſtecken — bleiben die Alten mehr oder weniger! Nach dieſer kurzen Einleitung, welche mir meine freundlichen Leſer wohl vergeben werden, komme ich zur Geſchichte ſelbſt, die den Titel derſelben, wie er da vornen zu leſen ſteht, rechtfertigen wird.

Wenn man aus dem Städtlein Bacharach am Rhein ſüdwärts hinausſchreitet und der Landſtraße folgt, ſo findet man heutzutage etwa ein paar Tauſend Schritte auf der Straße, gegen Rheindiebach zu, eine lange, hohe Mauer, und zwar rechts von der Landſtraße, die einen einfachen Pflanzgarten trägt. In der Mitte der Mauer führt eine Thüre aufwärts, und über der Thüre ſteht ein einfaches, viereckiges Sommerhäuschen, das nur benutzt wird, um das Gartengeräthe darinnen aufzuheben. So breit die Mauer iſt, zieht ſich das Grundſtück am Berge hinauf bis dahin, wo die Felſen aufſtarren, welche Mooſe, Engelſüß, Epheu, rankende Linaria und kurze, niedere Geſträuche bedecken. Das Bergland iſt mit Wallnuß- und anderen Obſtbäumen bepflanzt, und trägt nichts weniger als den Charakter einer Anlage. Alles iſt im Naturzuſtand und zeigt, wie wenig Sinn man für Schönheit hatte, denn zu einer ſchönen Anlage eignete ſich das Plätzlein trefflich.

Das Alles wäre nicht der Beachtung werth, wenn nicht oben in den Felſen ein Plätzchen wäre, wie kaum ſchöner eines zu finden iſt, und der — Name? Bleibe ich zunächſt bei dieſem, ſo trägt das Grundſtück den abſonderlichen Namen: der Verleſick. Woher das kommt, muß ich zuerſt erörtern. Um das Jahr 1710 lebte in der guten Stadt Bacharach, welche damals noch ein churpfälziſcher Oberamtsſitz war mit einem Knäuel hochfahrender, feinſchmeckender Beamten, die um ein leckeres Mittagsmahl die halbe Pfalz d'ran gegeben hätten, ein alter Junggeſelle von circa fünfundfünfzig Jahren. Er war ſteinreich und hatte einen ſieben Ellen langen Junggeſellenzopf, womit ich, ohne Zorn und Abſicht, auf die abnormen Neigungen und Meinungen dieſer Menſchenſorte hindeuten will, ſammt ihren ſchroffen Ecken und Kanten. Er hieß eben Herr Berleſick und ihm gehörte das beſagte Grundſtück, welches damals aber weder einen Garten, noch eine Mauer, noch ein Sommerhäuschen hatte, ſondern am Weg einen einfachen Zaun von Weißdorn und eine Lattenthüre ohne Schloß. Auch wuchſen keine Bäume da, vielmehr hatte die Natur freien Spielraum, ihre Haſelnuß-, Ahorn- und wilden Roſenſtauden aufſchießen zu laſſen, mit diverſen Brombeerranken, und Niemanden fiel es ein, ihr hindernd in den Weg zu treten. Weil aber das Bergſtück das Lieblingsplätzchen des alten Herrn enthielt, und er da in der guten Jahreszeit von ein Uhr bis ſieben Uhr Abends ausſchließlich ſich aufhielt, ſo empfing es ſeinen Namen und bewahrte ſein Andenken wenigſtens in dieſer harmloſen Weiſe, während es ſonſt von der Erde verſchwunden wäre, wenn nicht — Sebaſtian Fabian, der getreue Chroniſt, ſeiner Vaterſtadt eine Epiſode aus ſeinem Leben, und ohne Zweifel die intereſſanteſte, aufbewahrt hätte in einem eigenen (dem 63.) Kapitel ſeiner „Chronika der alten, berühmten Stadt Bacharach.“

Dieſes Plätzchen hat in ſeiner eigenthümlichen Schönheit ſeinen alten, treuen Freund überdauert, und ich bin als friſcher, fröhlicher Knabe gar oft halbe Tage lang dort geweſen und habe meinen Träumen nachgehängt, ohne daß ich von Berleſick mehr wußte, als den Namen, womit das Feldſtück oder vielleicht nur jenes Plätzchen belegt wurde. Der Felſen tritt nämlich an einer hoch oben liegenden Stelle etwas vor und bildet eine Art natürlicher Grotte, die jedoch oben offen iſt und nach dem Rheinthale zu ſich ausweitet. Schlingpflanzen, beſonders Epheu, hingen damals über jenen Felſen herab und ſchmückten die lange Grotte gar lieblich. Wilde Roſen hingen ihre mit weißen Blüthen und Knoſpen bedeckten Zweige lang herunter. Zur Seite ſtand dichtverwachſenes Gebüſch und ſchloß es ab. Rings herum hatte eine ſinnige Menſchenhand, oder beſſer die Hand eines ſinnigen Menſchen, Sitzbänke aufgemauert, die trocken und bequem waren, und eine bedeutende, viereckige Schieferplatte, die auf einem Pfeiler ruhte und in der Mitte ſtand, bildete einen Tiſch, der oben flach war und den man nicht leicht umwerfen konnte. Rechts, gegen die Stadt hin, war das Plätzlein offen. Ein prächtiger Nägelchenbaum ſtand da, und Jasmin und Roſen — und — in dem Felſen, der den Boden bildete, war hier eine viereckige Kufe ausgehauen, in welche ein Quell rieſelte, der etwas höher aus dem Geſtein quoll; klar, rein und köſtlich war das Waſſer. Der Ablauf des Quells rann den Berg hinab und diente, als vielleicht achtzig Jahre ſpäter der Garten angelegt wurde, dazu, dieſem die nöthige Befeuchtung zu geben.

Es läßt ſich kein lieblicher, anmuthiger Plätzlein denken, als das beſchriebene. Was aber ſeinen Reiz um das Doppelte erhöhte, das war die Ausſicht, welche man genoß. Der Felsboden war geebnet und ſenkte ſich etwas abwärts. Das Gebüſch war niedrig gehalten, was dieſen altanartigen Raum umwob, und ſo ſah man vor ſich den Rhein in ſeiner Breite, wie er an der Wirbellai ſich durchdrängt und an den Felſen ſchäumt; ſah links Bacharach mit ſeinen Thürmen, Kirchen und ſeinem weiten Hafen, welcher damals ſchiffreich war, weil ein Rheinzoll hier erheben, der aber ſpäter nach Caub verlegt wurde; ſah die ſchöne buſchreiche Heillbſen-Inſel, mit dem Häuschen auf der Spitze, wo Guſtav Adolf weilte, als 1632 ſein Heer dort auf einer Schiffbrücke den Rhein überſchritt.

Blickte man rechts hinauf, ſo lag Lorchhauſen, das langgeſtreckte Lorch, Rheindiebach mit ſeiner ſtattlichen Burg Fürſtenberg vor dem Auge, und hoch oben blickte das Schlößchen auf dem Niederwald, das damals eben erſt erbaut worden war, weiß aus dem dunkeln Rahmen des Waldes. Der Rhein aber bildete ſcheinbar einen See, weil oben und unten die Windungen des ſtolzen Stroms ihm dies Anſehen gaben.

Hier brachte Herr Verleſick die Nachmittage zu, ſobald die Witterung es geſtattete. Sein Haus in der Stadt befand ſich, wenn man zum Krahnenthor hinein ging, rechts, das zweite, und war, wenn auch ſtattlich, doch alt und ſpitzgiebelig, wie er es von ſeinem Herrn Oehm ererbt, an welcher Stelle ſpäter das Gaſthaus zum weißen Roß aufgeführt wurde, ohne daß es als Gaſthof irgendje gedient.

Er war von mittlerer Größe, der Herr Verleſick; neigte zu einer anſtändigen Wohlbeleibtheit, wenigſtens hatte ſein Bäuchlein eine ſehr ſtarke Wölbung nach Außen, die den Schneidermeiſter Praſſel, der ihm arbeitete, zwang, der langen, bis auf die Schenkel reichenden Weſte einen abſonderlichen Bogenſchnitt zu appliciren. Wenn er ſo dahinſchritt, das eben ſich ſtark mit Weiß miſchende Haar hinten in einen Büſchel ſeiner Zöpflein gebunden, die jeden Morgen der Perrückenmacher Stübing ordnete und flecht, mit dem ſeinen Dreimaſter bedeckt; mit den kurzen Kniehoſen und Knieſchnallen; den ſchwarzwollenen (Sonntags waren es ſeidene) Strümpfen und Schuhen mit mächtigen ſilbernen Schnallen; dem leberbraunen, breitſchößigen Rocke mit kurzem Krägelein und gewaltigen Aufſchlägen an der Hand, und tellergroßen blanken Knöpfen; in der einen Hand das echte Meerrohr mit dem Elfenbeinknopfe, in der andern die ſeine holländiſche Thonpfeife, die er abſonderlich zu ſchonen wußte, — ſo war er ohne Zweifel eine ſtattliche Erſcheinung. Er war auch ein recht hübſcher Mann, aber der Fehler, daß er nie Waſſer trank und einen entſchiedenen Abſcheu vor dieſer, die Augen ſo klar erhaltenden Gottesgabe hatte, und, da er doch eine hitzige Leber hatte und viel, ſehr viel Durſt, den er dann mit dem köſtlichen Weine Bacharachs, Morgens mit rothem, Mittags mit weißem, löſchte, brachte es hervor, daß ſeine Geſichtsfarbe, beſonders die der Wangen, ſehr hochroth und die ſeiner Naſe einen bläulichen Flimmer hatte, der faſt dem Metallglanze nahe kam, und dieſe abnorme Färbung ließ ihn weniger ſchön erſcheinen, woran allerdings ſeine Waſſerſcheu ſtarken Antheil hatte. Wer ſich indeſſen darüber hinausſetzen konnte, der fand ihn auch noch immer ſchön; doch war das nicht Jedermanns Sache. Gut war er von Herzen, denn er tödtete keine Fliege, die ihn ſtach, auch wenn ſie ſitzen blieb. Er konnte keinem Menſchen ein Leid anthun und nicht leicht etwas abſchlagen, worum man ihn bat; aber er hatte doch einen Hauptfehler, nämlich, er war von ſo auffahrender Hitzeblitzigkeit, daß er dem Pulver glich. Wenn ſolch ein geiſtiger Bremſenſtich kam, hui! dann war's, als ſtünde das Männlein in Feuer und Flamme; dann kollerte er wie ein Welſchhahn; dann wurde ſein Kopf purpurroth, die Naſe ſtahlblau, und hatte er Einen vor ſich, ſo groß wie der Rieſe Goliath weiland, ſo fuhr er ihm an die Gurgel oder bläuete ihn ab mit ſeinem Meerrohr, daß es eine Art hatte. Mitunter mäßigte er ſich auch, zumal früh am Tage, wo er noch nicht viel Bacharacher getrunken.

Hätte der Mann eine Frau gehabt und Arbeit, ſo ſtändige Arbeit, wie ein Beamteter oder dergleichen, er wäre eine Perle von einem Manne geworden, zumal wenn die Frau es verſtanden hätte, das Pantoffelchen weich und zart zu führen und pfiffig, was ſie freilich Alle ſind, wie jeder Ehemann zu erzählen weiß. So aber trank er aus Langweile, wurde ärgerlich, reizbar und jähzornig aus Langweile und meinte, er habe allemal Recht; wurde hitzköpfig und hatte Niemand, der ihm gemüthlich nahe ſtand. Das iſt in Summa der meiſten Hageſtolze Schickſal und das Ende vom Lied, das kein Duett iſt. Solche Einſpänner ſind alle kurioſe Heilige und werfen leicht um. Es ſind nur halbe Menſchen, wie Doctor Martinus richtig bemerkt hat. Aber das bleibt feſt, ſie ſind beim größten Reichthum arme Schelme, denen das Leben eine Wüſte wird, weil die Liebe fehlt; deren Alter ein Jammer iſt, weil der geheiligte Kreis der Familie mangelt; an deren Grabe der geheuchelte Schmerz Krokodilsthränen weint, weil innerlich das Herz über das ſchöne Erbe lacht.

Solche Gedanken waren in den letzten Jahren, ſeit in dem Hauſe gegenüber ein lieblich Kind zur reizenden Jungfrau erblüht war, auch durch Verleſick's Gehirn gegangen, und die Liebe zu dem engelſchönen Mädchen hatte ein Stockwerk tiefer, nämlich im Herzen, ſich in einem Grad eingeniſtet, der an eine Hochzeit allen Ernſtes denken ließ. Die Sache raſcher zum Ende zu führen, war ein Entſchluß, der in den Sommertagen des Jahres 1720 raſch reifte, weil mancherlei Umſtände zuſammentrafen, von denen noch die Rede ſein wird und muß, weil's eben in den Gang der Geſchichte gehört.

So war er denn an einem gluthheißen Auguſttage des genannten Jahrs an ſein Lieblingsplätzchen gegangen. Der Weg hinauf war jäh, und erſt heute war ihm der Gedanke einer bequemen Serpentine gekommen, der eheſtens ſollte verwirklicht werden, denn wenn er auch zuſammenhielt, geizig konnte man ihn nicht ſchelten. Lief ihm das Herz mit dem Kopfe fort, und das begegnete ihm wohl einmal, ſo gab er mit vollen Händen, und galt es die liebe, herrliche Bequemlichkeit, dann ſparte er nicht, denn er liebte ſie überaus.

„Das war ein ſchwer Stück Arbeit," ſagte er, als er auf den Vorplatz der Grotte trat und ſich die rinnende Stirne trocknete. „Jetzt darf ich mich auch nicht dahinein ſetzen, wo es ſo kühl iſt! Wer — ſich zu vermählen gedenkt, muß den Leichtſinn ablegen, mit dem die ledige Jugend ſolche der edlen Geſundheit nachtheilige Zuſtände mißachtet. Man betrachtet ſich, als gehöre man ſich ſchon nicht mehr allein an. Ja, heirathen will ich!" fuhr er im Selbſtgeſpräche fort. „Man hat mir's oft geſagt, es wäre Zeit. Nun, Fünfundfünfzig iſt die Blüthe des männlichen Alters, und der Stübing ſagt alle Morgen, wenn er mich raſirt und friſirt: Conſerviren ſich wie Rieslingwein, der alle Tage beſſer wird. Meiner Six, wie Rieslingwein! — Freilich, meine Haare werden melirt und ſtechen in's Hellaſchgraue, das die Leute falſch Weiß nennen; aber ſonſt bin ich doch noch ein reſpektabler Menſch, auf Ehre!" — Dabei trat er feſt auf den Felſenboden —. „Und," fuhr er fort, „ich kann Anſprüche machen, denn ich bin reich, wie Keiner in Bacharach. Hätt's übrigens doch früher bedenken ſollen; aber da wählt man und bedenkt und düſtelt ſich's heraus und meint, es müßte ein purinziger Engel ſein, und tappt neben d'ran und kommt zu keinem Ziel. Ich Narr! Grade vor der Naſe blüht die reizendſte Roſe, und ich warte bis heute? Eidam's Guſtelchen iſt ein Engel, daſern es einen auf Erden gibt! Zwanzig Jahre, roſig, blauäugig, blondhaarig, gewachſen wie eine Tanne, heiter wie der Himmel über mir, luſtig — ſingt den ganzen Tag wie eine Lerche, flink wie eine Bachſtelze, ſchelmiſch wie ein echtes Bacharacher Kind und rheiniſche Natur! Die ſeh' Einer alle Tage vor ſich, wie er zum Fenſter tritt, und werde nicht kapitalgeckig! Es muß fertig werden, und bald; der Strick, der Ferdinand, ſoll mir nicht mehr dazwiſchen kommen! Nun, der iſt fort, und das war ein Meiſterſtück, wie ich kaum eins fertig gebracht habe. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's bei den Mädchen, und komm' ich — nun, ich falle in's Gewicht! — Ferdinand iſt blitzſchnell vergeſſen!“

Verleſick trat, trotzdem, daß er noch glühte, in die kleine Grotte und ſetzte ſich nieder, ſchob eine Schieferplatte von der hinteren, an die Felſenwand anlehnenden Bank zurück und nahm einen Weinkrug heraus. Es befand ſich nämlich daſelbſt eine nur ihm allein bekannte, weil von ihm ſelbſt mühſam ausgemauerte Vertiefung, in welcher eine Anzahl Krüge verborgen werden konnte. „Das war auch ein Meiſterſtück,“ ſagte er. „Ich könnte Maurermeiſter werden!“

„Eine Erquickung thut nach ſolcher Strapatze noth!“ ſagte er zu ſich, horchte aber in demſelben Augenblick mit Anſtrengung auf einen Ton, der an ſein Ohr geſchlagen. Es war ein trockenes, metalliſch gellendes Huſten, das allmälig näher kam.

„Ei, ſo wollt' ich, daß du dürre Bohnenſtange wär'ſt, wo der Pfeffer wächſt!“ zürnte Verleſick. „Muß mich der Schmarotzer denn bis in dieſen ſtillen Winkel verfolgen, weil er Luſt hat, ſeine durſtige Kehle mit edlem Wolfshöhler oder Leimbacher zu netzen! Nein, mein lieber Rector, diesmal iſt's Numero Null!“

Der Krug verſchwand wieder an ſein Plätzchen und Verleſick nahm eine Stellung ein, als ſitze er in tiefen Gedanken.

Nach kurzer Zeit wurde zuerſt ein dreieckiger Hut ſichtbar, dann ein langes, bleiches, mit einer weißen, dickgepuderten Perücke umrahmtes Geſicht, darauf eine lange, ſpindeldürre Geſtalt in einem ſchneeweißen, breitſchößigen Tuchrocke mit großen, vergoldeten Tellerknöpfen, rother Atlasweſte und ſchwarzen Kniehoſen und weißen Strümpfen, Schnallenſchuhen und einem ungemein langen Meerrohr mit ſilbernem Knopf. Es war der Rector der lateiniſchen Schule, Herr Strunk, ein Mann von Gelehrſamkeit, der aber gerne an fremden Tiſchen Gutes aß und trank, viel redete, ſich in aller Leute Angelegenheiten gerne miſchte als Rathgeber und Freund und unter dem Pantoffel ſeiner Frau ſtand. Kinder hatten ſie nicht, waren von Seiten der Frau reich und kleideten ſich nach der neueſten Mode; dabei war ihr Haus eine Klatſchanſtalt, die ihres Gleichen nicht hatte.

„Servus, Serviteur!“ rief er huſtend. „Serviteur, Herr Berleſick! Es iſt aber wahrhaft ſtrafbar, ſeine Freunde zu nöthigen, auf dieſem heilloſen Berge Beſuche zu machen!“ ſagte er, ſich die Perücke gemüthlich abnehmend, um den Schweiß zu trocknen. „Da wird mein Aſthma doppelt quälend! Die Sophie hat's auch geſagt.“

Berleſick brach, überwältigt von dem komiſchen Anblick des kahl geſchorenen Hauptes, in ein unmäßiges Gelächter aus.

„Viel Ehre für mich, daß Ihr's doch thuet,“ ſagte Berleſick lachend. „Es zeigt ſich, daß mein Tusculum doch Reiz für Euch hat. So viel ich aber weiß, iſt es das erſte Mal, daß Ihr Eure Atzel hier herauf traget.“

Ein ſtechender Blick des Rectors bewies, wie zornig er war. Er war heftig, aber die Gewöhnung, den Zorn ſeiner Herrſcherin Sophie gegenüber zu unterdrücken, hatte ihm viel Macht über ſich ſelbſt gegeben, dennoch konnte er über eine dreifache Beleidigung nicht ſchweigen.

„Euer Lachen iſt beleidigend, beſonders da Ihr ſonſt ein ſo feiner, umgänglicher Mann ſeid,“ — hob der Rector mit verbiſſenem Grimm an.

„Nehmt's nicht kraus, Herr Rector! Es kann kein Menſch dem Lachreiz widerſtehen, wenn Ihr ſo gemüthlich Eure Atzel abnehmt.“

„Schon wieder Atzel!“ rief der Rector, — „doch zuerſt ein Anderes. Ich begreiſe nicht, wie ein Mann, der in literis bewandert und von gelehrter Bildung iſt, einen feuchten Winkel, wie dieſen, ſein Tusculum nennen kann. Das iſt doch eine Sünde gegen alle claſſiſche Bildung, und geht mir durch Mark und Gebein.“

„Thut mir herzlich leid,“ ſagte Verleſick lachend; „aber ich glaube, daß ich dieſe Bezeichnung rechtfertigen kann.“

„Etwa, wie den gemeinen Volksausdruck Atzel für Perücke?“ rief der Rector, dem die Geduld auszugehen drohte.

„Ganz gewiß!“ rief Verleſick, und ließ ſeiner Laune den Ausbruch im allertollſten Gelächter.

Der Rector warf ihm einen Blick der Verachtung zu, der indeſſen gar nicht verfing.

„Begreiſt Ihr denn nicht,“ fuhr Verleſick endlich ruhiger fort, „daß das tertium comparationis ſo nahe liegt? Ich erkenne einen guten Witz in dem Namen, den das Volk der unnatürlichen Kopfentſtellung gibt. Die Atzel oder Elſter iſt bekanntlich ſchwarz und weiß, und hat einen ungewöhnlich langen Schweif. Nun iſt Eure Haarhaube auch ſchneeweiß von Puder und der gewaltige Schlupf hinten iſt ſchwarz, wie denn auch der Schweif oder Zopf ſchwarz bewickelt iſt, der Euch im Nacken hängt. Begreiſt Ihr's denn nicht, wie paſſend die Vergleichung iſt? — Ueberdies iſt es noch ein ehrlich deutſcher Name!“

„Was deutſch?“ donnerte der Rector; aber er beſann ſich, um doch nichts zu verderben. „Ihr ſeid und bleibt ein wunderlicher Heiliger, die Sophie hat's auch geſagt! Ihr wollet allerwegen Oppoſition machen gegen die Weltbeherrſcherin, die Mode, und das ſtehet Euch übel zu Geſichte. Wie viel paſſender wäre es, wenn Ihr, ſtatt Euer ſtruppiges Haargewächs in natura zu tragen, wie es der Plebs thut, und das gar keine Farbe mehr hat, dieweil es halb weiß und halb ſchwarz iſt, wie Kümmel und Salz auf den Faſtenbrezeln, mit einer ehrwürdigen Perücke bedecktet! Und aus Gründen, Herr, die mich heute in Liebe zu Euch geführt und einen anſtändigeren Empfang und Behandlung verdienten. Die Sophie hat's auch geſagt."

Verleſick wurde ernſt. „Laßt den Streitapfel," ſagte er, „und entwickelt dieſe Gründe, wenn es Euch beliebt."

Der Rector war innerlich wüthend über den Böotier, wie er Verleſick im Stillen nannte. Er ſetzte mit vor Zorn zitternder Hand ſeine Perücke wieder auf, kam aber unglücklicher Weiſe nicht in's rechte Fahrwaſſer und ſetzte ſie verkehrt, ſo daß der Zopf vorn hin kam.

Ehe er den Fehlgriff, der ihn doppelt erzürnte, gut machen konnte, brauſte wieder Verleſick's Gelächter los.

„Laſſet die Atzel ſo ſitzen!" rief er aus und bog ſich vor Lachen. „Sie kleidet Euch lieblich und Ihr erfindet eine neue Mode, was doch in Euern Augen ein Verdienſt iſt."

Der Rector erbleichte vor Zorn über ſeine Dummheit und Verleſick's ärgerliche Rede und Lachen.

„Wie Ihr doch kindiſch lachen könnet über einen Fehlgriff, zu dem mich Euer aufregendes Lachen brachte!" rief der Rector aus und ſchob die Perücke zurecht und drückte ſie feſt.

„Ich dachte mir," fiel Verleſick in die Rede, „wenn Eure Sophie Euch alſo geſehen, ſie hätte Euch ihre Hand und ihr Herz nicht geſchenkt, denn Euer Kahlkopf hat nichts Reizendes, Ihr könnt mir's glauben!"

„Das wäre meine Sorge geweſen!" rief der Rector. „Meine Frau hat Bildung genug, das Schickliche im Auge zu behalten, und würde ſich nicht benommen haben, wie ein ungebildetes Bürgermädchen etwa, das unverdient und als Backfiſch zu Ehren kommen ſoll."

Das war ein Stich für Verleſick, den dieſer fühlte. Er erinnerte ſich der Aeußerung des Rectors, daß es Gründe gäbe für ihn, eine Perücke zu tragen. Es ahnte ihm, daß zwiſchen dieſer Bemerkung und dem Stiche, den ihm der Rector beigebracht, ein Zuſammenhang ſei, und wurde plötzlich ernſt.

„Laſſen wir die Poſſen!" rief er aus. „Es will mir ſcheinen, daß Euer Beſuch in meinem Bergplätzlein, das zu erſteigen Euch ſo große Moleſte gemacht hat, eine gewichtige Urſache haben müſſe. Ich wünſchte, Ihr redetet von der Leber und Farbe!“

„Das iſt doch ein vernünftig Wort,“ ſprach der Rector, zog ſein zierliches Taſchentuch heraus, legte es auf die Steinbank und ſetzte ſich darauf, während ſeine Augen den ganzen Raum durchforſchten. Das Reſultat dieſes Blickes war kein erfreuliches, denn der Rector mochte auf ein feines Tröpflein gerechnet haben, konnte aber nichts entdecken, was darauf hätte ſchließen laſſen, daß Verleſick hier ſeinen Nektar habe, wie man ihn ſonſt bei ihm fand.

Verleſick hatte mit Genugthuung dieſen Blick beachtet.

„Es thut mir leid,“ ſagte er, „daß ich Euch nichts vorzuſetzen habe, als etwa dieſen reinen Quell, bei deſſen Genuſſe man noch ſich niederknien und ſchlürfen muß, wie wir es etwa als Knaben gethan haben.“

„Leide nicht an Durſt,“ warf der Rector hin; „aber Ihr müßt wohl viel leiden, da Ihr doch an Eure Wolfshöhler und Leimbacher gewöhnt ſeid.“

„Wenn ich hier bin, lebe ich als Einſiedler,“ ſagte Verleſick.

„Und man ſagt doch, daß das nicht auf die Dauer Eure Meinung ſei, was auch nicht gut wäre, wie die Sophie auch ſagt,“ bemerkte der Rector froh, einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. „Darum meine ich auch, Ihr ſolltet mehr der Mode huldigen, das gefällt den Weibſen.“

„Meine Erwählte iſt vernünftiger,“ ſprach Verleſick.

„Erwählte?“ rief der Rector „Alſo wirklich ſchon gewählt? Ei! Ei! — Hm! Meinte dazu, Euch einen Beweis meiner Liebe mit gutem Rathe zu geben Die Sophie hat's auch geſagt, man bedürfe deſſen in ſolcher Lage.“

„Danke!“ war Verleſick's lakoniſche Antwort.

Der Rector ſah verlegen zur Erde und wußte nicht, wie er die Kehr kriegen ſollte.

„Ihr vergeßt Eure Gründe, Herr Rector,“ bemerkte lachend Verleſick.

„Nun, ich meinte, wer mit Heirathsgedanken umginge, müſſe nach der Mode fragen, die doch in den Augen der Frauen eine Macht iſt. Da wäre es Pflicht, eine Perücke zu tragen, die Sophie hat's auch geſagt. Es gibt nichts, was den Mann ehrwürdiger, anſtändiger, gehaltener erſcheinen läßt, als die Perücke, die jeder gebildete Mann trägt. Da Ihr nun, wie ich nicht zweifle, den unſinnigen Gedanken aufgegeben, das junge Ding, die Tochter des Schiffers Peter Eidam zu ehelichen —"

Das war Berlefick zu viel. Sein Zorn blitzte auf mit raſender Macht.

„Schert Euch zum Henker!" ſchrie er. „Wer hat Euch berufen, mir vorzuſchreiben, was ich thun ſoll? Ihr und Eure Stadtſchelle, die Sophie, die Alles auch geſagt hat, ſollt Euch um mich nicht bekümmern! Lehrt Eure Schüler, tratſcht mit Eurer Frau über Andere, aber bleibt mir mit Rath vom Leibe!"

Der Rector ſtand erſchrocken auf, nahm ſeinen Hut und machte ſich davon; denn er wußte, jetzt war nichts mehr mit ihm zu machen, und ihm männlich Part zu halten, war ſeine Sache nicht. Aber den Berg hinunter brummte er zornig in den Bart, und verſchwor ſich, ihm nie mehr über die Schwelle zu gehen.

Unten am Eingange zu Berlefick's Berg kam ihm der Cantor und Schulmeiſter Schmidt entgegen, ein alter Mann, ſauber, aber beſcheiden, faſt dürftig gekleidet.

Dieſer verbeugte ſich, zur Seite tretend, und wünſchte dem Herrn Rector einen guten Abend.

„Wohin will Er denn, werther Herr Cantor?" fragte der Rector, ſtehen bleibend, der ſich um alle Leute und alle Dinge zu ſchaffen machte.

„Dahin, woher Ihr kommt," ſagte Schmidt, „zum Herrn Berlefick."

„Da kommt Er eben recht, daß ſich Gott erbarme! Der iſt in einer wahren Berſerkerwuth, ein Krippenbiſſer, ein Maſſik, wie die Pferdejuden ſagen (aber es iſt Hebräiſch), ſchlägt hinten und vornen aus und iſt grob wie Bohnenſtroh. Gehe Er nur hin, Er kriegt auch noch ſeinen Senf.“

„Ei, ei!“ ſagte der Cantor. „Ein Maſſik? Und ſolche Wuth! Ich begreiſe nicht, wie ein ſo ruhiger Mann —“

„Ruhig?“ rief der Rector aus, „dann bleibt auch das Pulver ſtockmäuschen ſtille, wenn Feuer d'ran kommt. Und was war's? Ich ſag' Ihm, Herr Cantor, nichts war's, als daß ich ihm in freundſchaftlicher Weiſe von einem dummen Streiche abrieth, den er zu machen im Begriffe ſtehen ſoll, nämlich des Schiffers Eidam Tochter zu ehelichen, das junge Ding, eben erſt flügge; achtzehn Jahre —“

„Und ein halbes,“ ſagte der Cantor, „das weiß ich genau, denn ich bin ihr Pathe.“

Der Rector ſtutzte. „Da komm' ich ſchön an!“ dachte er. „Iſt denn Alles gegen mich verſchworen?“

Als er betroffen ſchwieg, ſprach der Cantor: „Angenommen, Herr Rector, es wäre ein dummer Streich, was ich, meines Ortes, gar nicht geſagt haben will, da es an und für ſich recht gut iſt, wenn die Frau —“

„Gleichalterig mit dem Mann iſt,“ fiel ihm dennoch der Rector, ſich ermannend, in die Rede „Eure Pathe iſt ein lieblich und recht tugendſam Kind, das wohl einmal zu meiner Frau kommt, von der ein Mädchen etwas lernen kann, — aber der alte Verleſick könnte doch ihr Vater ſein. — Und die will er, wie ich höre, nehmen.“

„Es iſt ein kitzlich Ding, wider den Wind zu ſegeln, wenn man nicht muß,“ ſagte beſcheiden der Cantor, „und Der es unberufen thut, kommt nicht ſelten in die Patſche; wir Gelehrten ſollten das wiſſen! — Guter Rath iſt wohlfeil und doch will ihn Niemand ungefordert“

Bei dem Worte: „Wir Gelehrten“ zuckte der Rector, als hätte ihn eine Horniſſe geangelt. Er ſah den Cantor mit einem Blicke vernichtender Verachtung an, wollte ihm mit einer Imperatormiene den Text über ſolchen Schulmeiſterdünkel leſen; aber zur rechten

Zeit äußerte die gute Zucht ſeiner Sophie ihre Wirkung und feierte für heute den zweiten Triumph. Er brummte etwas in den Bart, wandte dem Schulmeiſter den Rücken und rannte wie ein Beſeſſener fort, ohne ihm ein herkömmliches Adje zu ſagen.

Der Cantor blieb ſtehen und ſah dem Rector nach, ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſich: „Wenn's Dem in Capitolio nicht rappelt, ſo weiß ich nicht mehr, ob das Sprüchlein richtig iſt: daß man den Vogel an dem Geſang und an den Federn erkennen ſolle. — Weiß wohl, was ſeine Frau will! Wie oft hab' ich die Guſtel ſchon vor dieſer Kreuzſpinne gewarnt, die das Mädel wie eine Fliege gefangen hat in ihrem Netz; es hilft aber Alles nichts. Jeden Abend hat es der Kuckuck bei der gelben Hexe. Die Frau Apotheker Raspel will ſie ihm freien. Das iſt ſo Eine von ihrer Sorte — Kaffeſchweſter und Räſonnir-Raspel, wie ſie in der Stadt heißt. Himmel und Erde, wie ſollten die Zweie ſich Verleſick's Reichthum zu Nutze machen! Nein, da gönn' ich's doch lieber dem Guſtelchen! Freilich haben die jungen Dinger heutzutage immer die Liebe im Spiel. Das iſt ein unbrauchbar Stück Möbel. Verſorgung iſt Numero Eins! Das iſt die beſte Lieb', die mit der Ehe kommt! Die hält aus, während der dumme Rauſch vergeht. Ich, zum Beiſpiel, und meine Eva, wir kannten uns gar nicht vorher. Ich war fünfzehn Jahre älter als ſie. Mein Collega Rumpel machte die Freierei. Es wurde richtig, und — unſere Ehe iſt ein heiterer Maitag geweſen, trotz Noth und Sorgen, und Gott weiß es, wie inniglich lieb wir uns haben, und nichts mehr wünſchen, als Gott möge uns an Einem Tage zu ſich nehmen, daß nicht Eins das tiefe Weh des Scheidens fühlen und tragen müſſe!“

Er ſah wehmüthig hinab zum Rheinufer, wo ſeine Eva in dem kleinen Gärtlein handthierte, und in dem Blicke des braven Mannes lag die ganze Tiefe einer innigen Liebe. Eine Weile ſah er dem theueren Weibe zu, dann wandte er ſich um, den Berg zu erſteigen, — denn heute war der Verfalltag der Zinſen, die er Verleſick ſchuldete, und der alte Junggeſelle hielt gar viel auf

Ordnung, was der ehrliche Schmidt wußte. Er hatte das Geld mühſam zuſammengeſpart, hatte ſich's mit ſeiner lieben Eva am Mund abgebrochen und fühlte ſich jetzt glücklich, daß er es bezahlen konnte, obwohl auch andere Lücken waren, dahin es gepaßt hätte.

II.

Berleſick's Hitzkopf hatte allerdings etwas mit dem Pulver gemein. Er blitzte plötzlich auf, aber wie mit dem Rauche die Wirkung des Pulvers weg iſt, ſo war's mit ſeinem Zorn. Erſt noch rannte er wie ein Beſeſſener herum, dann aber, nachdem er ſich mit einem Dutzend Kraftworten Luft gemacht, ſetzte er ſich ruhig nieder, nahm ſeinen Krug und ſeinen Becher heraus und trank mit Behagen. Da hörte er nahe, leiſe Tritte und ſah den Cantor vor ſich. Bei ſeinem Anblicke ſchwanden die letzten Wolken, die ſeine Stirne noch belagert hielten. Er dachte nicht daran, ſeinen Krug zu verbergen, wie er es bei dem Rector gethan, ſondern erwiederte den achtungsvollen Gruß des Cantors mit aufrichtigem Wohlwollen.

„Ich glaubte Euch, geehrter Herr, in großer Aufregung zu finden,“ — hob der Cantor an, der nicht wenig erſtaunt war, ſtatt einem Wetter mit Donner und Blitz die ruhigſte Stimmung, die heiterſte Stirne bei Berleſick zu finden.

„Fehlgeſchoſſen, lieber Herr Schmidt! Iſt vorüber; war nur ein Bischen Gallenüberſchuß über einen Narren! Der Rector hat mich geärgert.“

„Kann mir's denken,“ war des Cantors zur weiteren Mittheilung anſpornende Antwort. „Solche Anträge können Einen wohl ärgern.“

„Wie? Was? Anträge?“ rief Berleſick. „Wißt Ihr um die Geſchichte?“

„Nicht mehr und nicht weniger, als was mir der eitle Mann ſelbſt unten, wo er mir begegnete, mitgetheilt,“ ſprach erſchrocken über die Aufregung Berleſick's der Cantor. „Zürnet mir nur nicht und glaubet nicht, als theile ich ſeine Meinung!“

„Ei, ſo redet doch!“ rief höchſt ungeduldig Berleſick. „Was wollte er denn?“

„Nun,“ ſagte der Cantor zögernd, „Euch eine gefaßte Neigung — wenn ich ſo ſagen darf — ausreden, und eine — Freierei machen.“

„Der eine Freierei? Ei, ſo ſoll dich ja!“ — rief brauſend vor Grimm Berleſick. „Aber wißt Ihr's denn?“

„Freilich weiß ich's.“

„Und Ihr laßt mich da zappeln, wie ein Fiſchlein an der Angel?“

„Geehrter Herr Berleſick,“ ſagte der Cantor, „ich pflege mich in keinerlei fremde Affairen zu mengen, allerwenigſt in die, ſo da Freiereien und Einſchlägliches tendiren. Dannenhero möget Ihr mir es zu Gute halten, wenn ich hier rede, wo Ihr ſolches entſchiedenſt fordert. Er meinte, das ſchöne Schifferkind Euch aus dem Sinne zu prakticiren und dafür Euer Auge wohlgefällig auf die Frau Wittwe Raspel zu lenken, vornehmen Apothekers Raspel nachgelaſſene, kinderloſe Hausfrau.“

„Die? — Die Raiſonnir Raspel, wie man ſie hier bezeichnend nennt, die citrongelbe, alte Hexe, die den armen Raspel todt geärgert hat; die Hexe wollt' er mir freien? — Nun, dann mag er von Glück ſagen, daß ihm die Raspel im Halſe ſtecken blieb! Ich weiß nicht, was ich dem Atzelhelden gethan hätte, — aber ich fürchte, die Atzel hätte Flügel gekriegt! — Item — lieber Herr Cantor, ſetzet Euch und trinket einmal! Ich will nicht mehr an den albernen Narren denken.“

Er reichte ihm ein volles Glas. Der Cantor trank mit aller der Formalität jener Zeit Berleſick's Geſundheit und ſetzte das kaum angenippte Glas wieder auf den Tiſch.

„Mein' auch,“ ſagte er dann, „das wär' die Rechte für Euch, wenn Ihr etwa den lobenswerthen Gedanken ausführen wolltet, Euch eine liebevolle Pflegerin zu ſuchen. Eine abſcheuliche Zumuthung! Aber es iſt eine Praktik der Sophie, die iſt mit der Raspel Ein Herz und Eine Seele und die Zwei würden ſich in

Euerem Geld ein Bene zugelegt haben Da wäre ich denn doch anderer Meinung.“

„So?“ ſagte Berleſick ſchmunzelnd. „Welcher denn, wenn ich's wiſſen darf?“

„Was man denkt, ſoll man auch ſagen dürfen,“ bemerkte der Cantor, — „ich meine ſo Etwas in Euerer Nachbarſchaft. — Da hat meine liebe Eva eine Pathe —“

„Ihr meint Eidam's Guſtelchen?“ fiel ihm der ungeduldige Berleſick in die Rede.

„Gerade Die!“ ſagte Schmidt „Nichts für ungut, Herr Berleſick, aber das Mädel iſt eine Perle.“

„Weiß ſchon, lieber Cantor,“ fuhr ſehr freundlich Berleſick fort — „aber —“

„Aber? Sollte da ein Aber ſein?“

„Nun, lieber Mann, man weiß nicht —“

„Was denn, verehrter Herr? —“

„Ob ſo ein Mädchen unſer Einen nimmt, lieber Freund.“

„Unſer Einen? Mit wem ſtellt Ihr Euch denn gleich, verehrteſter Herr Berleſick? Das liebe Kind wird die Ehre zu würdigen wiſſen, die ihm widerfährt, wenn es Euch ein Ernſt wäre.“

„Freund!“ rief Berleſick, ganz electriſirt, „es iſt mein voller, ganzer, purer, gründlicher, ernſteſter Ernſt! Ich wäre der glücklichſte Menſch auf der Erde! Helfet mir wirken, und Ihr ſollt Beweiſe meiner Dankbarkeit haben, die —“

„Bedarf deſſen gar nicht,“ ſagte der ehrliche Cantor. „Aus Hochachtung gegen Euch und Liebe zu dem guten Kinde ſoll's mir eine Hauptaufgabe ſein!“

Berleſick ſchenkte wieder ein und ſchob dem Cantor das Glas zu.

„Haltet ein, geehrter Herr,“ rief dieſer. „Mir kommt ſo ein Nektartröpflein ſelten zu; da könnte es leicht die Oberkammern illuminiren und meine alten Beine aus der Linea bringen, wie mich aus dem Renomme. Auch möchte ich primo loco die Angelegenheit abſolviren, die mich hierhergeführt. Ich habe dem Herrn

Stadtſchreiber und Caſſirer, der des Rechnens nicht recht Meiſter iſt, in meinen wenigen Freiſtunden ſeine Jahresrechnung geſtellt, und mir etwas verdient, auch geſpart, wo und wie es ging, daß ich's konnte zuſammenbringen. Es wird Einem ſchwer bei ſechzig Gulden Gehalt, ſumma ſummarum nach der Competenz."

Verleſick hatte, innerlich bewegt, den Worten des Sorgenvollen gelauſcht. Sein gutes Herz machte alle ſeine Rechte geltend und ſein Auge haftete, feucht werdend, auf dem ſauer erworbenen Gelde, das er nun einſtreichen und in den Geldſack zu ſeines Gleichen ſchieben ſollte. Die Mißſtände des Lebens fielen ſchwer auf ſeine Seele.

„Lieber Freund," hob er weich an, „habt Ihr denn auch den Apparat zur Quittung?"

„Ich war in Eurem Hauſe und die alte Roſina ſagte, Ihr ſeiet hier. Da hab' ich Papier, Feder und ein transportables Dintenfäßlein zu mir geſteckt, um es Euch bequem zu machen."

„Stecket das Geld einmal wieder ein," ſagte Verleſick.

Der Cantor ſah ihn verwundert an.

Verleſick ſchrieb und reichte ihm das Papier. „Leſet's," ſagte er, „es wird ſo richtig ſein!"

Dem Cantor entfiel das Papier vor Schrecken. „Was iſt das?" fragte er erſchrocken.

„Was iſt's denn?" fragte Verleſick zurück. „Ihr habt die Zinſen für fünf Jahre vorausbezahlt. Damit iſt's abgethan. Dies Geld ſtecket Ihr ein und thuet Euch und Eurer guten Eva irgend ein Beneficium dafür an."

Der Cantor glich einer Bildſäule. Allmählich wurde ſein Auge thränentrübe.

„Gott vergelte es Euch, edler Herr," ſagte er ergriffen. „Nun kann ich wenigſtens das Nöthigſte beſorgen. Gott lohn's." Er drückte Verleſick's Hand innig, wiſchte ſich die Augen und ging, weil ihm das Herz zu voll war.

Verleſick ſah ihm bewegt nach. „Armer, alter Mann," ſagte er, „Eine Sorge hab' ich von deinem Herzen genommen!" — Dann rieb er ſich vergnügt die Hände und ſagte: „Das hört Guſtelchen brühwarm!“ Er trat auf den Vorſprung des Felſens, um dem Glücklichen nachzuſehen, der mit leichtem Herzen heimeilte. Jetzt erblickte er wieder Einen, der auf ihn losſteuerte. Diesmal überglänzte ſein Antlitz eine neue Heiterkeit. Es war der Schiffer Eidam, Guſtelchen's Vater, ſein nächſter Gegenüber-Nachbar.

Raſch eilte Berleſick zu ſeinem Weinverſteck, [illegible] zwei volle Krüge heraus und erwartete dann den ſtämmigen Schiffer, der raſchen Schrittes nahte.

„Grüß' Gott, Herr Nachbar,“ rief ihm der Schiffer entgegen. „Weiß ſchon, wo man Euch bei dieſem herrlichen Wetter aufſuchen muß. Bin geſtern Abend von Köln angekommen und hab' Euch da die erſten Häringe mitgebracht, und da ich wohl dachte, der Menſch lebe nicht, wie der Fiſch, vom Waſſer, ſo hab' ich gleich beim Greifenſtein am Krahnenthor ein Weißbrödlein mitgebracht zum Vespern.“

„Habet allezeit vortreffliche Einfälle, Herr Nachbar, und treffet den Nagel auf den Kopf. Seid willkommen, ſammt Eurem Vesperbrode!“

„Mein Guſtelchen hat ſie gleich geputzt,“ fuhr Eidam fort, indem er Blätter von einem Haſelſtrauche pflückte und die Häringe d'rauf und ſein Schiffmeſſer mit dem Buxſtiele dazu legte. Während deſſen ſervirte Berleſick den Wein und heitern Humors begannen Beide unter luſtigen Reden ſich zu laben, nachdem Berleſick die Häringe, Eidam den Wein gebührend herausgeſtrichen. Das Glas feierte nicht, zumal die Häringe den Durſt ſchärften, und bald zeigte ſich an Beiden, daß der Wein wohl des Menſchen Herz erfreut, die Zunge löſt, aber auch die ſtrenge Goldwaage der Convenienz und ihrer Förmlichkeiten zur Seite ſchiebt, um raſcher zu dem Kerne der Dinge zu dringen.

„War die Reiſe glücklich?“ fragte Berleſick, als Eidam darauf Bezügliches geſagt.

„Könnt's nicht rühmen,“ ſagte Eidam. „Denkt Euch nur, wo die Sieg in den Rhein mündet, hat ſich eine Sandbank angelegt.

Da fuhr meine ſchwer beladene „Stadt Bacharach“ auf und bekam einen Bodenleck. Ich mußte von Bonn ein Lichterſchiff holen und im Schlepptau die ledig gewordene mitführen, den Leck herſtellen laſſen und ſie friſch kalfatern. Da iſt mein ganzer Profit flöten gegangen. Verſtanden, Herr Nachbar? Das iſt Unglück!“

„Thut mir herzlich leid,“ verſetzte theilnehmend Verleſick.

„Nun thut ſich mir eine Gelegenheit auf, wo ich den Schaden mit Ueberfluß erſetzen kann,“ fuhr Eidam fort; „Ihr wiſſet, Herr Nachbar, die Stadt Bacharach hat ein altes Recht, zu jeglicher Meſſe der freien Stadt Frankfurt am Main ein Schiff zu ſenden, und auf demſelben Bacharacher Rothwein zu verzapfen. Dieſes Jahr iſt zur Herbſtmeſſe die Reihe an mir. Da ich nun Pech hatte mit dem Leck, ſo muß ich daran denken, den Schaden zu repariren; aber dazu iſt nachbarlicher Beiſtand nöthig.“

„Soll geleiſtet werden, Herr Nachbar, mit Vergnügen. Was braucht Ihr denn?“

„Geld und Wein, Herr Nachbar. Ihr habt das Geld in der Kiſte und den köſtlichen Rothwein im Keller. Wolltet Ihr mir das Nöthige bergen bis nach dem Ablauf der Meſſe? Es koſtet viel. Muß da ein Zelt aufſchlagen, Gläſer und Flaſchen kaufen ꝛc.“

„Thut nichts,“ ſprach Verleſick. „Werde Euch nicht ſtecken laſſen.“

„Dacht' doch gleich,“ ſagte Eidam, „Ihr würdet mich nicht ohne Hoffnungsfracht abſegeln laſſen, ſchiffiſch zu reden.“

„Legt Euch getroſt vor Anker,“ verſetzte Verleſick lächelnd in gleicher Redeweiſe.

„Meiner Seel'!“ rief der Schiffer aus. „Ihr ſeid ein Mann, wie ein David, ob Ihr gleich keine Harfe ſpielt. Mein Guſtelchen ſagte, als ich ihr meine Noth klagte: Gehet nur zum Herrn Nachbar, der iſt ein ſeelenguter, liebreicher Mann, der läßt Euch nicht zwiſchen Thür' und Angel.“

Verleſick beugte ſich ordentlich vor, ſah vergnügt in des Schiffers geröthetes, wetterhartes Antlitz und fragte mit dem

Ausdrucke ſeliger Befriedigung: „Hat ſie das geſagt, das liebe holdſelige Mägdlein?“

„Meiner Seel'!“ rief der Schiffer und ſchlug auf ſeine Bruſt, daß es nachhallte.

„O, wie hör' ich das ſo gerne,“ ſagte mit ſchmelzendem Laute Berleſick. „Eure Tochter iſt die Perle der Töchter unſerer Stadt, ein Schatz, ein Reichthum. Ich kenne keine Jungfrau, der ich ſo gewogen wäre. Immer heiter; ſingt, wie eine Lerche, vom Morgen bis Abend; nie müßig; immer im Walten, Sorgen, Arbeiten; im Hauſe wie geblaſen. Man meint, man wäre in Holland! Sieht man ſo der Jungfrau Walten und Thun, ſo möchte man den Vater beneiden, der ſie immer um ſich hat, und — möchte ſich an ſeine Stelle wünſchen.“

Der alte Schiffer, welcher in Folge der genoſſenen Häringe ordentlich getrunken hatte, war beſonders animirt. Er hörte mit Entzücken des reichen Nachbars Rede, die darauf hinauszuſteuern ſchien, wovon ihm der Vetter, der Cantor Schmidt, ein Wörtlein hatte fallen laſſen, als er ihm begegnet war. Er überlegte, ſo gut er konnte, was hier das Gerathenſte ſein möchte, und es ſchien ihm, als thue er das Rechte, wenn er zu der begeiſterten Lobrede beifällig nicke. Das that er denn auch und das war zugleich ein Sporn für Berleſick, in raſcherem Schlage des Herzens ſein Innerſtes vor dem Auge des Schiffers darzulegen.

„Gewiß,“ fuhr er fort, „es iſt das meines Herzens feſte Geſinnung, und ich ſage Euch offen, ich meine mich ſelber, wenn ich ſo im Allgemeinen rede. Doch will ich's nicht hinter dem Berge länger halten, und es frei herausreden: Euer Guſtelchen hat mein ganzes Herz gewonnen. Da wir nun ſo traulich allein ſind, ſo will ich ohne Blume, von der Farbe reden. Ihr kennet mich. Ich bin in der Wolle gefärbt; ich habe ein ſchönes Beſitzthum; würdet Ihr mir ein Körblein geben, wenn ich um Euer Guſtelchen würbe zu meiner ehelichen Hausfrau. Hab' und Gut verſchreibe ich ihr, ſo ich etwa vor ihr ſtürbe.“

Obwohl der glückliche Cantor berichtet, wie es um des Herrn

Verleſick Herz zu ſtehen ſcheine, ſo war doch Eidam überraſcht, als ihm die Werbung ſo urplötzlich über das Genick kam; indeſſen waren ſeine Gedanken noch klar genug, um ſie zu ordnen. Das erkannte er ſchnell, daß eine ſolche Parthie unter der Sonne für Guſtelchen nicht mehr zu machen ſei, denn Verleſick war unbeſtritten der reichſte Mann im Oberamte Bacharach, und ſicherlich wurde ſein Kind von Hunderten beneidet. Er war alſo raſch entſchloſſen, und als Verleſick geendet und, etwas betreten, unter ſich ſah, ſtand er auf, nahm ſeine Pechkappe vom Kopfe, verbeugte ſich und ſagte: „Herr Nachbar, ich bin von ſolcher Ehre ganz betroffen. Wie hätte ich mir ſollen träumen laſſen, daß mein Kind Eures Herzens Gedanken auf ſich gezogen? Was mich betrifft, ſo ſag' ich mit Freuden Ja und Amen dazu.“

Verleſick ſprang freudig auf, faßte des Schiffers breite, harte Hand und drückte ſie.

„Ihr machet mich ſehr glücklich,“ ſagte er begeiſtert. „Ihr ſollt an Eurem Schwiegerſohn Eure Freude erleben. Das Guſtelchen will ich hegen, wie meinen Augapfel und es auf den Händen tragen und wahr machen das Sprüchlein: Bei den Alten iſt man gut gehalten; aber Eins hat mich erſchreckt, ich will's nicht läugnen, das, daß Ihr ſagtet: So viel an mir iſt oder was mich betrifft. Zweifelt Ihr etwa an des Mädchens Einwilligung?“

Eidam war etwas verlegen. Er kannte die Liebe Guſtelchen's und des Ferdinand, eines Neffen Verleſick's von Seiten ſeiner verſtorbenen Stiefſchweſter. Dieſer Ferdinand hatte neben Verleſick's Wohnung, auf der Ecke der Unter- und Krahnengaſſe, bei dem alten Tobias Wink die Kaufmannſchaft erlernt und war als Ladenburſche (wie man damals die Commis nannte) im Hauſe geblieben. Da hatte ſich das Verhältniß entſponnen; aber es hatte keine Ausſicht, denn Ferdinand war blutarm und Guſtelchen's Vermögen war nicht weit her. Ferdinand hätte nur hoffen dürfen, wenn Verleſick ihm jene Stätte bereitet; aber ſo brav auch der Junge war, Verleſick trug ihm tiefen Groll, ſeit er wußte, daß er ihm bei Guſtelchen in's Gehege ging. Deßwegen ruhte der Alte nicht, bis Wink ihn entließ und er nun in der Ferne ſein Fortkommen hatte ſuchen müſſen. Das wußte das ſchelmige Guſtelchen wohl und trug keine Dankbarkeit gegen Verleſick in der Seele, und der Schluß Verleſick's, daß es bei den Mädchen heiße: aus dem Auge, aus dem Sinn, war falſch; denn die Frau Rectorin war die treue Freundin der Mutter Ferdinand's geweſen und hatte auch gegen ihn wie eine Mutter gehandelt, und nun vermittelte ſie zwiſchen den jungen Leuten die Botſchaften. Eidam wußte um dieſe Liebe und kannte ſeines Kindes feſte Seele. Er war verlegen, aber er dachte wohl, ſein Kind werde ſeine Verſorgung beachten. Er ſagte daher: „Nicht, als ob ich daran zweifelte, denn ich glaube nicht, daß mein Kind die Hand ausſchlagen könnte, die Ihr ihm bietet; aber die Mädchen ſind heutzutage anders, als zu meiner Zeit, aber immer ihres Kopfes. Man muß da ſäuberlich verfahren, wie mit dem Knaben Abſalon, wie's in der Bibel ſteht."

„Da habt Ihr Recht," ſagte Verleſick. „Ich bin gar nicht der Meinung, mit der Thüre in's Haus zu fallen oder mit Sturm und in der Haſt das Alles abzuthun. Gut Ding will Weile haben und ich wollte Euch bitten, einſtweilen unſere Abrede für Euch zu behalten. Ich will mir das Kind geneigt machen und bei ihr ſelber mein Heil verſuchen nach gelegener Zeit und Umſtänden."

„Weiſe geredet, wie immer," ſagte der Schiffer. „Sind wir hier aber vor Lauſchern ſicher? — Das Feld hat Augen und Ohren!"

„Seid ohne Sorgen," ſagte Verleſick in voller Sicherheit. „Es iſt keine Seele hier; aber der Himmel weiß, wie die Plaudertaſche, der eitle Narr, der Rector Strunk, es erfuhr, was ich im Herzen trug ſeit langer Zeit? Hab ich denn vielleicht meine Augen nicht immer bewacht?"

„Freilich," ſagte Eidam, „Ihr gucket viel nach unſeren Fenſtern, und da hätte man Lunte merken können. Ihr wißt, die Welt iſt ſchlimm heutzutage. Thut nichts. Ich will ohnehin das Guſtelchen ihnen aus den Augen rücken für einige Zeit. Ich nehm's mit nach Frankfurt, und dort mag's einige Zeit bei meiner Schweſter verweilen, die in Frankfurt verheirathet iſt. Dann denken die Leute nicht an das Mädchen und das Gerede und Genecke hört dann ohnehin auf.“

„Hm! Hm!“ brummte Berleſick in den Bart. Der Plan des Schiffers gefiel ihm im Entfernteſten nicht. Doch wollte er nichts ſagen. „Bin auch noch nicht in Frankfurt geweſen,“ warf er hin.

„Ihr? Habet die halbe Welt bereiſt, und nicht in Frankfurt geweſen? Das begreif' Einer! Geht doch über das Bohnenlied!“

„Und geht doch einfach zu,“ ſagte Berleſick. „Ich war noch jung, als mir die Eltern ſtarben und der Gerber Lauer in der Roſengaſſe mein Vormund wurde. Der wollte abſolut, ich ſollte ſtudiren, weil es mein Vater gewünſcht. Ich hatte keine Neigung dazu; allein ich mußte gehorchen und kam einſtweilen auf die Neckarſchule zu Heidelberg. Als ich die endlich hinter mir hatte, ſtarb Lauer, und mein Vetter Olimart, der nun als Vormund eintrat, meinte, ich wäre ein Narr, wenn ich ſtudirte und mich in das Joch eines Amtes ſpannen ließe. Solch eine Rede gefiel mir bei meinem Widerwillen gegen jegliches Studium, den mir die pedantiſchen lateiniſchen Schulmeiſter beigebracht. — Hundert Gulden Beſoldung für ein gelbgeärgertes Leben! rief Olimart aus. Beamtenhudel, Katzenbuckelei nach Oben oder Druck von Oben! Pah, ſei kein Eſel, Junge. — Richtig, ich folgte ihm. Ich reiſte nach England und Frankreich — und ſpäter verwünſchte ich den Rath, weil eine geordnete Thätigkeit dem Leben ſeine Bedeutung gibt und ein Menſch, wie ich, doch eigentlich zwecklos lebt. Doch ich vergeſſe die Hauptſache. Ich möchte einmal das Paradies der Handwerksburſchen und Dienſtmädchen, nämlich Frankfurt, ſehen.“

„Nichts leichter, als das,“ ſagte darauf Eidam. „Ihr fahrt mit mir hinauf. Das Meßſchiff hat Raum. Ihr wäret dann auch ſtets beim Guſtelchen und könntet die Sache unter der Hand zu Stande bringen, wie es ein weiſer Mann zu machen verſteht.“

„Vortrefflich!“ rief Berleſick. „Doch — wie iſt's mit dem

Eſſen, Trinken und Schlafen? Kann ich das auf dem Schiffe bei Euch haben? Ich zahle beſtens!"

„Verſteht ſich, daß Ihr das könnet. Wir wohnen und ſchlafen ja Alle darauf. Freilich nicht in weiten Sälen. Ihr ſeid ja aber zur See geweſen nach England, und wiſſet, die Kojen ſind enge, aber es geht, und dauert ja auch kein Halbjahr. Ihr könnet ein Bett ſchicken und ich werde ſorgen."

„Für ein Fäßlein für *uns*, ſorge ich," bemerkte Verleſick.

„Gut; aber ſtille nur! Es darf's Niemand wiſſen," ſprach Eidam.

Da es anfing, kühl zu werden, rüſtete ſich Verleſick zum Heimgang und Eidam machte ſich früher davon, damit eben nicht ſein Zuſammengehen mit Verleſick ein Aufſehen mache.

Kaum war Verleſick unten auf dem Weg, als es raſchelte im Gebüſch und ein Kopf zum Vorſchein kam, der ſich überall umſah und, als er ſicher war, auf Entdeckungsreiſen ausging, nicht nach fernen Inſeln, ſondern nach dem Weinbehälter, von dem er gehört. Endlich entdeckte er ihn. Noch zwei Krüge waren da. Den einen ließ er ſich ſchmecken und den andern nahm er mit, als er ſeinen Weg in entgegengeſetzter Richtung einſchlug. Es war ein junger Burſche, und wer ihn genauer angeſehen, der würde in dem Schiffsjungen auf dem Schiffe Eidam's ihn wieder erkannt haben.

Pitt oder Peter war ein ſchlitzöhriger Schelm, aber, wie er auch zu allen Malefiz- und Lumpenſtreichen eine abſonderliche Naturanlage hatte, ſo treu diente er Guſtelchen, die ihn aber auch hegte und pflegte, weil er eine Waiſe war. Der Krug Wein machte ihm viel zu ſchaffen, und es war ein Glück, daß er auf dem Schiffe ſchlief und ſich gleich in die Kajüte legen konnte. Ein ferneres Glück aber, daß Niemand zu Hauſe an ihn dachte, denn dem Vater ging Viel im Kopf herum und der ſchönen Tochter noch mehr, die bei der Frau Rectorin geweſen war. Erſt am andern Morgen brachte Pitt die ganze Begebenheit zu Guſtelchen's Kenntniß und zwar von A bis Z.

III.

Daß ſich auch der beſte Rechnenmeiſter in der Welt ſchon einmal verrechnet hat, iſt eine Erfahrungswahrheit, aber am allermeiſten, wenn er Einer iſt, der meint, er ſähe das Gras wachſen und höre die Fliegen huſten. Solch ein Klugpfiffer war Berleſick. Er hatte ſich dennoch arg verrechnet, als er meinte, ſeine Unterredungen an dieſem Tage ſeien unbehorcht geblieben; darin ferner, daß ſein Weinverſteck ſicher ſei; ferner darin, daß ihm die Frau Rectorin nichts anhaben könne, und endlich in dem Ferdinand und dem Guſtelchen. Das waren Exempla genug, darin er ſich geirrt, und doch verſtand er zu rechnen. Nur in dem Cantor Schmidt und ſeiner Frau war ſeine Rechnung richtig.

Als Berleſick am folgenden Tag auf ſein Plätzchen kam, war der Vorrath erſchöpft. Er ſann, und die Sache war ihm bedenklich; aber die Häringe und die Unterredung hatten beide geſtern das Ihrige gethan, und er kam der Sachlage nicht ſicher auf den Grund. Trocken da oben zu ſitzen, oder das Exempel zu machen, das er dem Rector empfohlen, behagte ihm nicht. Er ging heim und Reſina trug darauf einen bedeckten Korb hinauf und Berleſick folgte ihr.

Pitt ſaß eben bei Guſtelchen und referirte von geſtern haarklein jede Sylbe. Guſtelchen wollte berſten vor Lachen. Aber von dem wegſtibitzten Weine ſagte er kein Wort. Hätte indeß Guſtelchen ihn ſcharf angeſehen, als er den Korb ſah, den die alte Reſina ſo vorſichtig trug, ſie hätte die Luſt wahrnehmen müſſen, die über die Züge des böſen Buben hinflog, der ohnehin auf Berleſick ein böſes Auge hatte, weil er ihn einmal abgewalkt, als er ein Vogelneſt auf dem Berge ausheben wollte. Wieder lag er heute auf der Lauer in der Nähe Berleſick's, wohin er geräuſchlos, wie eine Katze, ſchlich. Ehe er aber dorthin ging, ſagte er zu Guſtelchen: „Sei Sie nur gutes Muthes, dem will ich in Frankfurt ſchon Streiche ſpielen, die ihn kopfſcheu machen ſollen, und auf dem Schiffe ſoll's auch nicht d'ran fehlen." Singend und pfeifend ging er dann fort und lag bald in ſeinem Hinterhalt. Indeſſen kam Niemand und Verleſick ging bei Zeiten heim — und als die Nacht kam, war ſein Weinneſt leer!

Das verleidete ihm ſein Plätzlein über die Maßen. Er hätte noch ſo viel darum gegeben, wenn er's hätte herausbringen können, wer ihm den Streich geſpielt, aber das lag in undurchdringlichem Dunkel. Das Schlimmſte war, daß Guſtelchen von Allem wußte und nun ihre Maßregeln nehmen konnte. Beſonders bemühten ſich der Cantor und die Pathe Eva, ſie der Heirath mit Verleſick geneigt zu machen. Sie warf die Sache gar nicht weg und meinte eben nur, ſie ſei doch noch zu jung; ſie wolle ſich die Sache überlegen und Herrn Verleſick erſt auch einmal genauer kennen lernen; ſie habe ja noch keine zwanzig Worte mit ihm geredet, und das reiche doch nicht hin, ſich kennen zu lernen. Der Cantor hinterbrachte ihm dieſe Reden des Mädchens und das entzückte ihn. Von da an ging er oft zu Guſtelchen, die ihn immer mit der größten Freundlichkeit aufnahm.

Er hatte ſich allerdings darin verrechnet, daß er Sophia, die Rectorin, für eine nicht zu beachtende Feindin hielt. Der Rector hatte ihr Alles referirt, was ihm auf dem Berge begegnet war, und wenn ſie auch einmal lachte, beſonders über ihres Mannes Zorn wegen der Apel, ſo blieb doch genug übrig, ſie zu erzürnen, insbeſondere, daß er ſie perſönlich verhöhnt. Es iſt ſchon erzählt worden, daß Guſtelchen heimlich zu ihr kam und daß ſie die Liebe Ferdinand's und Guſtelchen's förderte. Von jetzt an wurden hier alle Pläne geſchmiedet und Verleſick ahnte nicht, daß Alles, was ihm zum Aerger war, von ihr ausging.

Er war glückſelig, da Guſtelchen ihm zuvorkommend artig war, wenn er hinüberging. Die ganze Stadt gratulirte ihm, was er mit Behagen annahm, und Guſtelchen erduldete alle jene Neckereien, deren eine junge, reizende Braut die Fülle ertragen muß, mit dem beſten Humor, und ſo war denn die Sache eine abgemachte. Die Alten lobten des Mädchens Klugheit; die Jungen meinten, ſie nähme ihn nur ſeines Geldes wegen, und um ſich über die Maßen putzen zu können; die werde nun die erſte Rolle in der Stadt ſpielen u. ſ. w.

Während das Meßſchiff hergerichtet wurde, und namentlich das Leder der Gerber an Bord kam, das zur Meſſe geſandt wurde, ſaß Verleſick oft bei Guſtelchen. Eines Tages geſchah das wieder.

„Es iſt hübſch, Herr Nachbar,“ ſagte ſie, „daß Ihr die Reiſe mitmachet.“

„Freueſt du dich, mein Engelchen,“ fragte er ſüß, „auf dieſe Mitreiſe.“

„Gewiß,“ erwiederte ſie. „Angenehmer könnte mir nichts kommen; aber Ihr werdet Mancherlei ertragen müſſen. Da iſt zuerſt der entſetzliche Lohgeruch des Leders und dann — die ſtrenge Zucht, die ich auf dem Schiffe übe. Es muß da Zucht und Ordnung walten, ſonſt geht's nicht.“

„Wie ſo, Kind?“ rief Verleſick. „Iſt da was Beſonderes?“

„Nun, ich muß offen reden, ſehe ich,“ ſagte vertraulich das Mädchen. „Sehet, mein guter Vater hat die rheiniſche Natur, gerne Wein zu trinken. Unſer Doctor Silbereiſen ſagte mir aber, wenn er viel trinke, rühre ihn ſicherlich der Schlag, zumal wenn er wenige Bewegung habe. Da muß ich ordentlich wachen über ihn, und es gilt als Geſetz, daß auf dem Schiff nicht ein Tropfen Wein getrunken werden darf, damit er nicht in Verſuchung kommt. Es iſt meine Kindespflicht, dafür zu ſorgen.“

Verleſick erſchrak auf den Tod. „Und das Geſetz gilt auch mir?“ fragte er.

„Ei, ſonſt wär's ja kein Geſetz, Herr Nachbar,“ ſagte das Mädchen, „und Ihr werdet doch nicht den Verſucher ſpielen wollen? Ueberhaupt, ſag' ich Euch im Vertrauen, iſt mir ein Weintrinker völlig zuwider. Wenn ich einmal Einen heirathen ſoll, ſo darf er nur Waſſer und nichts als Waſſer trinken! Das ſteht unwandelbar feſt. Außerdem wird nichts d'raus.“

Verleſick erbleichte. „Schöne Ausſichten!“ ſagte er zu ſich, während er zu Boden ſah. „Schöne Ausſichten! Waſſer trinken? Da wär' ich in acht Tagen maustodt." Er ſeufzte und ſchwieg kummervoll.

„Dauert die Fahrt lange?" fragte er endlich ganz unſchuldig.

Ueber Guſtelchen's Geſicht zuckte ein Lächeln eigener Art. „Acht Tage," ſagte ſie ruhig. „Euch iſt gewiß vor der Langeweile bange?"

„Mir? Bei dir? Kind, was fällt dir ein? Mir wär's ſchon recht, wenn ſie gar nicht endete? So enge und nahe, alle Tage beieinander — gibt's Etwas Lieblicheres?"

„Ho! Ho!" rief Guſtelchen lachend, „das wär' mir denn doch des Guten zu viel. Aber Ihr könnet ruhig ſein. Ich will Alles aufbieten, Euch zu unterhalten. Ich habe noch etwa ſechs Stränge Baumwolle, die ſuperfein iſt, und die mir mein Vater zu Strümpfen mit von Köln brachte. Sie iſt noch nicht gewickelt. Wegen Raumerſparniß nehme ich keine Krone mit. Die haltet Ihr mit den Armen und ich wickele. Derweilen erzähle ich Euch allerlei Geſchichten. Außer der Baumwolle habe ich noch einige verworrene Zwirnſtränge, auch noch Wolle zu wickeln. Das iſt eine ruhige Arbeit. Es lernt ſich leicht, und Luſt und Lieb' zu einem Dinge, macht alle Müh' und Arbeit geringe, ſteht im ABC-Buch."

Verleſick zog ein langes, beträchtlich einfältiges Geſicht, als er dieſe Unterhaltung vernahm. So Etwas war ihm im Traume nicht eingefallen und er dachte mit Entſetzen an des Rectors Wort: daß das weibliche Regiment ihn ſchon noch zur Raiſon bringen würde. Da begann es ſchon. „Geht das ſchon vor dem Brautſtand an, was wird's erſt in der Ehe werden?" dachte er. „Keinen Wein trinken und Garn wickeln! Hilf Himmel, da hören meine Vorſtellungen urplötzlich auf! Armer Verleſick, was ſoll aus dir werden. Freiheit! goldne Freiheit des Junggeſellenlebens, wo fliehest du hin?"

Guſtelchen achtete die gefaltete Stirne nicht, und nicht den ſtillen Seufzer, der ſich aus der gepreßten Seele herausrang, und fuhr fort: „Noch Eins, liebſter Herr Nachbar, — aber nicht wahr, Ihr nehmet mir's auch nicht übel? — Ich rede, wie ich denke, und Ordnung muß ſein."

„Uebel? Herzchen, was könnt' ich dir übel nehmen. Ich ſage dir's vielmehr im Voraus zu. Du haſt Recht, Ordnung über Alles!"

„Wie Ihr doch gut und liebenswürdig ſeid!" rief das Mädchen aus und ſah ihn mit einem bezaubernden Blicke an, der ihn alle Höllenqual vergeſſen ließ, welche ihm auf der vermaledeiten Fahrt in Ausſicht geſtellt worden war.

„Ihr wiſſet," ſagte ſie und lächelte, „mein Vater hat zwar eine fatale Schiffergewohnheit, ich meine das ekelhafte „Prümchen," noch nicht die allerekelhafteſte des Rauchens. Das wär abſolut mein Tod. Ich kann den giftigen Qualm nicht vertragen, ohne daß ich krank werde. Da Ihr mir's nun bereits zugeſagt, ſo halte ich Euch beim Worte, daß Ihr nicht rauchet im Schiffe, was ohnehin polizeilich verboten iſt, von wegen der Feuersgefahr. Es ſteht Euch auch gar übel an. Ihr wäret ein doppelt liebenswürdiger Mann, wenn Ihr der Pfeiſe Valet gäbet. Ich ſag's Euch im kindlichen Vertrauen, ich heirathe nie einen Mann, der raucht, ſchnupft oder ein „Prümchen" zerarbeitet. Das iſt Grundſatz bei mir, und der wanket nicht."

Verleſick fiel ſchier vor Schrecken in Ohnmacht. Er war einer der ſtärkſten Raucher, und es koſtete ihn eine rieſenhafte Ueberwindung, ſo lange die Pfeife zu entbehren, als er bei Guſtelchen zu Beſuche war. Acht Tage ohne Rauchen! Und er war durch ſeine Galanterie gebunden. „O der gute Rector!" ſeufzte er, „der trägt ſein dickes Ehekreuz, aber ich fürchte, das Guſtelchen macht ſeine Sophie noch gut! So ein Stück Weib kann einem das Leben verſalzen und verpfeffern! Ach, was ſoll das werden? Acht Tage? Ja, das ganze Leben! Nein, das ertrag' ich nicht. Die Fiſche im Rheine oder Maine werden meinen Leichnam verſpeiſen! Ach!"

Guſtelchen hörte den Seufzer.

„Ach, Herr Nachbar," ſprach ſie ſchmelzend, „es thut mir herzlich leid, daß ich Euch ſolche Entſagung auflegen muß. Es iſt aber ja nur auf acht Tage; dann ſeid Ihr wieder frei. Ich ſterbe poſitiv durch den Tabaksqualm. Meine Bruſt iſt ſo ſchwach, daß ſie ihn nicht eine Stunde erträgt."

„Was das Launen ſind!" dachte Berleſick. „Man ſollte gar nicht meinen, daß in ſo einem ſchönen Köpfchen ſolche barocke Dinge ausgeheckt werden könnten? Wenn die erſt älter wird? O Jemine! Lüg' du und der Kuckuck! Schwache Bruſt? Singt den ganzen Tag, daß man ſie auf dem Sanct Werner hört! Daß dich Gott beſſere, du ſchöne Hexe!"

„Nun noch Eins! Die Tage der Fahrt gehen herum. Ihr ſollt ſehen, wie ich Euch unterhalte! Aber in Frankfurt dürft' Ihr nicht umhergehen, wie hier! Das iſt die Stadt der Mode. Da müßt Ihr Euch putzen, ſonſt ſeid Ihr dem Uz und Spott ausgeſetzt. Nicht wahr, das wollet Ihr nicht, beſonders, wenn Ihr mich auf die Meſſe führt?"

„Bei Leibe, nein!" rief Berleſick — „aber —"

„Macht Euch keine Sorgen darüber, wie Ihr die Mode erfahret; ſehet nur den Herrn Rector an. Der iſt nach der neueſten Frankfurter Mode gekleidet und friſirt. Kürzlich war auch Euer Vetter Ferdinand hier, der ſagte —"

Bei dem Namen Ferdinand zuckte Berleſick zuſammen, als hätte ihn eine Tarantel geſtochen. Er wurde kreidebleich.

„Iſt Euch Etwas?" fragte Guſtelchen beſorgt. „Vielleicht das Herzwaſſer? Soll ich Euch ein Neuwieder Kümmelchen holen?"

„Danke, danke!" ſagte Berleſick. „Es iſt nichts! Fahre nur fort, du ſüßes Plaudermäulchen!"

„Nun, der Ferdinand erzählte mir, in Frankfurt trage alle Welt Perücken. Wer die nicht trage, werde verhöhnt. Und Ihr traget noch Euer altmodiſches Haar. Ich begreife Euch ohnehin nicht!" —

„Ich, eine Atzel?" rief Berleſick. „Eine Atzel?"

Guſtelchen wollte berſten vor Lachen. „Seid Ihr ſo dagegen?" fragte ſie. „Aber das hilft einmal nichts. Mit den Wölfen muß man heulen. Ich denke, Ihr werdet mich doch einmal in den

Braunfels und über die Meſſe und in die Schaubuden auf dem Roßmarkt führen?“

„Verſteht ſich,“ erwiederte Berleſick mit Selbſtgefühl.

„Aber meinet Ihr, ich wollte es erleben, daß mein Cavalier ausgelacht würde? Ich ſänke in die Erde vor Scham und Aerger! Ich kenne ohnehin nichts Schöneres, Geſchmackvolleres und Kleidſameres, als den neuen Anzug des Herrn Rectors. Wie er, ſo geht ganz Frankfurt. Schneeweißer Rock vom feinſten Tuche; purpurrothe Atlasweſte; ſchwarze Sammthoſen mit ſilbernenKnieſchnallen; weiße ſeidene Strümpfe und Sabots mit großen Schnallen; dazu einen feinen Hut und ein Meerrohr mit güldenem Knopfe. Herr, das müßte Euch wundergut kleiden und ich würde mich freuen, Euch einmal in ſolcher Kleidung zu ſehen! Sie iſt zum Küſſen ſchön, dieſe Tracht! Und wir haben hier einen Friſeur, wie er weit und breit nicht zu finden iſt, nämlich den alten Stübing, der hat in Paris ſeine Studien gemacht! Laßt Euch doch eine Perücke machen! Ohne ſie könnet Ihr nicht reiſen und Euch nirgends ſehen laſſen. Hier, in unſerem Bacharach, wären wir hundert Jahre zurück, wenn nicht der vortreffliche Herr Rector wäre! Der zeigt uns den Fortſchritt der Zeit und der Bildung. Ohne den verkämen wir völlig. Darum nehmet ihn Euch zum Vorbild, wenn Ihr gefallen wollet.“

Und dabei lächelte ſie wieder, daß es dem guten Berleſick zu ſchwindeln anfing, als hätte er einige Krüge über das tägliche Maaß geleert.

Als er nach Hauſe kam, ſetzte er ſich in den Sorgſeſſel und ließ die ganze Unterredung mit Guſtelchen [illegible] vorübergehen.

„Unerhörte Zumuthungen!“ rief er „und [illegible]rantiges Pantoffelregiment, aber ich habe A geſagt und muß B ſagen. Sollte mir gar der miſerabele Ferdinand den Rang ablaufen, der gewiß in ſolchem Kleide einhergeht? — Nein!“ ſagte er und rief: „Roſina, den Schneider Praſſel, den Friſeur Stübing, den Schuſter Schüppert rufen. Raſch!“

Roſina dachte: „Da brennt's!“ und lief, was ſie laufen konnte.

Die Meiſter kamen. Sie legte ihr Ohr an den Schalter und hörte Alles. Auf's Koſtbarſte beſtellte er den Anzug. Sie nahmen die Maaße und Stübing ſagte: „So eine Perücke ſoll der Bürgermeiſter von Frankfurt nicht haben. Meiner Six!“

Bis zum folgenden Sonntag ſollte und mußte Alles fertig ſein. Auch den feinſten Hut beſorgte Stübing von Bingen.

„Den Sonntag werde ich ſie freudig überraſchen!“ ſagte Perleſick und ſchnalzte mit dem Daumen und Mittelfinger, wie ein tanzender Tyroler. Eine Stunde ſpäter wußte Guſtelchen Alles durch die alte Roſina und beugte ſich vor Lachen.

Der Sonntag kam. Perleſick ſtand ſchon eine Stunde vor dem Kirchgeläute vor dem Spiegel fix und fertig und betrachtete ſich wohlgefällig. „Meiner Seel'!“ ſagte er, „die Atzel ſteht mir gut. Hätt's nie geglaubt!“

Als es zu läuten begann, ſtand er an der Thüre und lugte durch die Ritze. Als Eidam's Thüre aufging und der alte Schiffer mit dem roſigen Guſtelchen heraustrat, riß er die Thüre weit auf, ſchoß hinüber und machte Kratzfüße mit einem ſo ſelbſtgenügſamen Geſichte, daß es Jedem erſcheinen mußte, als wolle er fragen, ob man auch die Wandelung beachte, die ſeine liebliche Erſcheinung erfahren und die eine ſo totale ſei, daß er ſelbſt darüber erſtaune.

Guſtelchen koſtete es eine rieſenhafte Ueberwindung, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen, denn das bläulich roth angelaufene Geſicht, die Naſe mit dem Metallglanze nahmen ſich unter der weißen Perücke entſetzlich komiſch aus. Alle Welt ſtaunte. Das junge Volk kicherte [illegible], je nachdem es dem Gegenſtande der allgemeinen Aufmer[illegible] näher oder entfernter war. Er ging mit Eidam, der ſich ſtolz trug neben dem reichen künftigen Schwiegerſohne; Guſtelchen aber ſchloß ſich wohlweislich an die Nachbartöchter an, die es dennoch nicht laſſen konnten, ſie mit Perleſick zu necken. Sie zog ſich klug aus der Affaire, denn ſie lächelte und meinte: Bei den Alten ſei man gut gehalten. Das ſchloß ihnen den Mund und ließ es zweifelhaft, ob es Ernſt oder Scherz geweſen.

Der Rector traute ſeinen Augen kaum, als Verleſick an ſeinem Hauſe vorüberging.

„Seh' ich mir den alten Hageſtolz an,“ rief er aus und zog ſeine Sophie an's Fenſter, die laut auflachte, „ſo erinnere ich mich ſeines Uzes auf die Azeln -und nun trägt er eine! Es muß ihm unter der Perücke ein Weniges rappeln?“

„Möglich,“ ſagte Sophie; aber die Macht des Weibes feierte hier einen Triumph, wie ſelten einen höhern. Sie wußte mehr, als ſie ſagte.

IV.

Es war an einem etwas ſpäten Nachmittag, als von Pferden träge gezogen, das Bacharacher Meßſchiff ſich den Umgebungen von Frankfurt näherte. Verleſick ſtand am Bugſpriet und blickte ſehnſüchtig nach den Thürmen der Reichsſtadt, ſehnſüchtig wie Einer, der die Wüſte durchwandert hat, auf die erſten Palmenwipfel ſchaut, die über das Sandmeer herauſwehen. Was er durchgemacht, ausgeſtanden, gelitten in acht entſetzlichen Tagen, das drücken Worte nicht aus, aber es ſtand leſerlich auf ſeinen gelbbleichen, eingefallenen Zügen geſchrieben, in ſeinem trüben, hohlen Auge, in der ganzen ſchlaffen Haltung ſeiner Geſtalt. Er war vom Fleiſche gefallen, daß der Rock um ihn ſchlotterte. Und wer das Alles veranlaßt, das war Guſtelchen mit ihren Launen, ihrem barocken Geſchmack für Unterhaltung, ihrer Abneigung gegen die Pfeife und gegen das Weintrinken. Hätte er noch die gehörige Nachtruhe gehabt! Aber in dem engen [illegible] in dem er lag, war es nicht auszuhalten geweſen und a[illegible]weſen war in dem Bett. Bald raſchelte eine Maus drinnen herum; bald krabbelten Käfer über ſein Geſicht; bald lag Sand in dem Linnen; bald Nußſchalen, und es war, als ob ein böſer Geiſt jede Nacht auf etwas Anderes ſänne, ihm den Schlaf zu rauben. Selbſt geſchah es einmal, daß, als Nachts Regen fiel, das Gefüge der Bretter der überwölbten Decke nicht gehörig geſtopft und kalfatert war und der Regen durch ein Loch wie ein rieſelndes Bächlein auf ihn rann. Das waren unabweisbare Mißſtände eines ſo engen Haushalts, wie er auf einem Rheinſchiffe nicht anders ſein konnte, wie Verleſick, nicht ahnend die neckende Bosheit eines Buben, meinte; es hätte ſich das Alles einmal überwinden laſſen; aber — aber — des Mädchens Launen waren koloſſal; ſie wären, hätte ſie ſie nicht mit einer Engelsfreundlichkeit begleitet,* rein zum Desperatwerden geweſen.

Erſtlich mußte er jeden Nachmittag von Eins bis Fünf, ja bis Sechs ruhig daſitzen und Garnſtränge halten. Sie wickelte unendlich langſam, trieb Kurzweil und Poſſen dabei, und wenn ihm, weil er Nachts nicht ſchlafen konnte, die Augen zufielen und er ſich vor Schlaf nicht halten konnte, ſchalt ſie ihn ungalant und meinte, ein Anderer ihr gegenüber würde bei zwanzigtägigem Wachen keinen Schlaf kriegen. Welche unerhörte Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung war das! Er hätte ſie dem einfachen Bürgermädchen nie zugetraut. Ja einige Male ſpritzte ſie ihm Waſſer in's Geſicht, daß er ſo naß war, wie eine begoſſene Katze. Es war eine reine Folterqual, die er ausſtand. Jeden Morgen putzte ſie ſich ſtundenlang und fragte dann hundertmal, ob er auch glaube, daß ſie ſo den jungen Herren in Frankfurt gefiele? — Mit dem Kochen ging es ſo ſchlecht, daß Eidam wetterte und ſagte: „Daheim kochſt du ſo gut, und auch ſonſt, wenn du mitfährſt auf dem Schiff, aber alle Mittage regelmäßig verſalzte Suppe, halbgares Fleiſch, angebranntes Gemüſe," — es hielt's kaum ein Menſch aus. Sein Flaſchenteller mußte vom Schiffe und ſeine Thonpfeifen warf ſie von der [illegible]mmt dem Käſtlein, daß ſie alle in tauſend Scherben gingen, [illegible] doch wollte er ja auf dem Schiffe gar nicht rauchen! Während des Garnwickelns entwickelte ſie ihren Lebensplan als Hausfrau. Himmel und Erde! Es grauſete Verleſick vor ſolcher Wirthſchaft. Denn da ſollten alle Tage Kaffeeviſiten gehalten werden und in allen ſollte die Frau Rectorin Sophie paradiren, auf die ſie dicke Stücke hielt, und die Raiſonnir-Raspel und noch ſo ein paar alte Regiſter, die berühmt waren wegen ihrer böſen Zungen. Junge, ſagte ſie, würde ſie nie einladen, denn ihr ſchlimmſter Fehler ſei eine entſetzliche Eiferſucht, die ſie nicht ruhen und raſten laſſe. Da hörte Alles auf, und Verleſick wurde täglich bedenklicher und ernſter.

Der Unmuth, welcher ſich ſeiner Seele bemeiſterte, wuchs mit jeder Minute, und in eben dem Maaße wuchs ſein leibliches Uebelbefinden, welches aus dem Enthalten altgewohnter Bedürfniſſe entſprang, als da waren: Tabakrauchen und Weintrinken. Wer die Macht ſolcher Bedürfniſſe in den Jahren Verleſick's kennt, begreift es, wie es um ihn ſtand. Und das unbarmherzige Mädchen hatte keine Augen für ſeine Noth, kein Gefühl für ſeinen Jammer!

„Es liegt etwas Diaboliſches in dem Mädchen!“ rief er aus. „Wer hätte das denken ſollen? So ſchön und ſo boshaft? — Nun frag' ich aber, wenn das am grünen Holze annähernden Brautſtandes als Blüthe erſcheint, wie wird die reifende Frucht des Eheſtandes ſein? Wenn ſich ſolche Tücken in der blühenden Maizeit des Lebens zeigen, wie wird's werden, wenn einmal das Alter dieſe Launen verſteinert, dieſe Tücken giftiger macht?“

Das waren Vorſtellungen, welche in der Qual ſchlafloſer Nächte ſeinen Geiſt beunruhigten und ihn endlich dahin brachten, daß an die Stelle der Liebe eine ſtarke Abneigung trat; daß er den Gedanken verwünſchte, das Mädchen freien zu wollen; daß er ſeinem Junggeſellenſtande eine Lobrede über die andere hielt. Freilich — wenn nun der Morgen kam und das Mädchen friſch und blühend, wie der junge Tag, aus ihrem kleinen Schlafbehälter trat und ihn anlächelte — ja — dann zerfloß [illegible] Alles wieder, wie Nebel vor der Sonne. Indeſſen kehrten dann doch die reumüthigen Gedanken bald wieder zurück und immer öfter und ſtärker, und ſelbſt die liebreizendſte Huld konnte am Ende nicht mehr Das bewältigen, was ſeine Seele einnahm und je mehr und mehr beherrſchte. Dazu wuchs ſein leiblich Uebelbefinden mit jedem Tag.

Endlich erblickte er Frankfurt. „Victoria!“ rief er im Innerſten ſeiner Seele aus. „Victoria! Nun will ich an's Land und reichlich nachholen, was dieſes vermaledeite Meßſchiff mir als Qual bereitete!“

Kaum war das Schiff vor Anker gegangen und der breite, ſolide Steg auf das Ufer gelegt, da ſchlich Verleſick hinaus und an's Ufer, um ein Wirthshaus aufzuſuchen, wo er trinken und rauchen könne, fern von der Macht eines Weſens, das mit ſeinen Launen auf dem Schiffe herrſchte, wie der Sultan in der Türkei und noch ärger.

Das Wirthshaus war bald gefunden und auch eine Pfeife und Tabak. Da ſtrömte neues Leben durch ſeine Adern. Ein Nebel hob ſich von ſeinem Geiſte; eine Weltlaſt von ſeiner Bruſt. Er zog den Rauch gierig ein und ließ ihn durch die Naſe, um den Genuß doppelt zu haben. Der köſtlichſte Hochheimer perlte vor ihm im Glaſe und glitt hinunter wie Nektar. Die Umwandlung war wunderbar, die mit ihm vorging. All ſein Leid und Weh, Gebreſte und Noth verſchwand, und es war ihm zu Muthe, als kehre ſeine Jugend zurück.

Als gänzlich fremd, ſaß er allein in einer Ecke. Wie hätte er aber auch der Unterhaltung bedurft? Daß aber da Vergleiche nicht ausblieben, war natürlich. Er dachte dieſes ſeligen Alleinlebens, der Herrlichkeit der Selbſtherrſchaft, des Wohlſeins des Junggeſellenſtandes — und des knechtiſchen Joches der Frauenherrſchaft; der wunddrückenden Feſſeln weiblicher Laune und Tücke; des Beugens unter einen fremden Willen; der täglich ſich erneuernden Qualen des Nichtrauchens und des Waſſertrinkens — kurz — es reifte ein Entſchluß in ſeiner Seele, den er übrigens auszuſprechen ſich hüten wo[illegible] Er war zu weit vorgegangen, um plötzlich zu brechen. Er wollte allmählich zurückgehen und es dahin bringen, daß das Mädchen ſelbſt erklären müſſe, ſie wolle ihn nicht. Aber da trat das reizende Bild wieder vor ſein Auge und drohte, alle Entſchlüſſe rein zu nichte zu machen, die er gefaßt hatte. Er trank, um Courage zu kriegen, und eine Flaſche folgte der andern, eine Pfeife der andern, bis ein Duſel ſeine Seele umfing und nun der Wein erſt recht ſchmeckte und erſt recht zu wirken anfing. Nach einer halben Stunde war er völlig trunken und ſank in einen tiefen Schlaf. Weckte man ihn aus ſolchem Schlafe, dann wurde er raſend und ſchlug blind um ſich.

Pitt hatte immer ein ſcharfes Auge auf ihn und ſah ihn wegſchleichen. Der Schelm ahnte, um was es ſich handelte, und ſchlich ihm nach, bis er ihn in der Thüre des Wirthshauſes verſchwinden ſah. Er kehrte auf's Schiff zurück, ſchlich zu Guſtelchen und referirte, wo denn ein lautes Lachen die unabweisbare Folge war.

Vater Eidam bemerkte in ſeiner Geſchäftigkeit gar nicht, was da auf dem Schiffe geſchah. Es war Vieles zu beſchicken, zu ordnen, zu beſorgen; denn je früher das Zelt fertig war, deſto eher ſein Gewinn anging, der um ſo größer in Ausſicht ſtand, als Verleſick ihm köſtlichen Wein zu ſpottbilligem Preis erlaſſen. Da mußte er zum Schreinermeiſter laufen, daß er ihm die Berde beſorge und das Zelt rüſte, und dergleichen mehr. In dieſer Geſchäftigkeit floſſen die Stunden hin, bis das Dunkel eintrat.

Da ſchlich ein netter, junger Mann in der anſtändigſten Kleidung vom Schiffe und zwei ſchöne, freudeſtrahlende Augen begleiteten ihn. Pitt lief nebenher und bezeichnete das Wirthshaus, in deſſen Thüre Verleſick verſchwunden war.

Dieſer ſchlief unterdeſſen in ſeiner Ecke hart und feſt.

Pitt trat in die Stube und fragte den Wirth, ob nicht ein Herr, den er beſchrieb, hier eingekehrt ſei, worauf der Wirth lachend in die Ecke deutete, wo Verleſick ſchlief. Pitt ſchlich zu ihm hin und da er feſt ſchlief, zog er ihm mit großer Gewandtheit den Geldbeutel aus der Taſche und verbarg ihn in der ſeinigen; alsdann kehrte er zum Wirthe zurück, der Gläſe[illegible]nete und ſagte: „Der ſchläft wie ein Sack! Ich kriege ihn nicht wach. Rüttelt Ihr ihn wach, ich will Hilfe holen, daß wir ihn an Bord bringen, denn er gehört auf unſer Schiff.“

Der Wirth ging zu Verleſick und rüttelte ihn.

Zornig fuhr er endlich auf und ſchlug dem Wirth in's Geſicht. „Was weckſt du mich?“ rief er aus, und ein zweiter Schlag folgte in rapider Schnelligkeit dem erſten, denn der Rauſch war noch nicht vorüber.

Der Wirth ſtammte aus Sachſenhauſen und war nicht geneigt, unerwiderte Püffe hinzunehmen. Schlag auf Schlag folgte raſch und kräftig; aber Verleſick war dem kräftigen Wirthe gewachſen, zumal er noch trunken war. Durch das Geſchrei herbeigerufen, trat ein Knecht für ſeinen Herrn auf den Kampfplatz, der Verleſick bald zu Boden geſchlagen hatte und eben im Begriffe war, einige Stadtknechte oder Geleitsreiter zu rufen, welche die Polizei übten, als Ferdinand mit Pitt hereinſtürmte und den Knecht zurückdrängte.

„Was gibt's denn?“ rief er. „Ich höre, daß hier ein werther Verwandter von mir mißhandelt werde?“

„Was? Mißhandelt?“ rief ſchäumend der Wirth. „Angefallen hat mich der Menſch wie ein Bandit! Dort liegt er und hat einen Denkzettel von Sachſenhäuſer Fäuſten! Mein Peter hat ihn zurechtgetrommelt, aber auf die Mehlwage muß er! Ich will mein Recht ſuchen! In meinem Hauſe hat er mich angefallen und mich blutrünſtig geſchlagen. Ich bin ein freier Reichsbürger!“

„Um Alles bitt' ich Euch,“ flehte Ferdinand, „macht keine Händel, Herr Wirth. Es iſt ein grundbraver Mann. Vielleicht war er etwas ſchlaftrunken.“

„Ja,“ſchlaftrunken? Weintrunken war er und hat, ſtatt zu bezahlen, mich angefallen. Thut das ein ehrlicher Mann? Heh?“ ſchrie der Wirth.

„Stille nur; er iſt ein reicher Mann, der Euch tauſendmal Das zahlen kann und wird, was er verzehrt hat. Macht nur keinen Lärm!“ bat Ferdinand.

Er gab dem Wirthe die beſten Worte, bis dieſer ſich endlich beruhigte und ein Licht holte.

Verleſick war, betäubt von den Schlägen des Knechtes und des Wirthes, zuſammengeſtürzt, doch aber gleich wieder zu ſich gekommen. Sein Rauſch war vorbei. Er hörte die Stimme und horchte auf. Ja, das war Ferdinand, der ſo liebevoll für ihn ſprach. Er erkannte ſeine Stimme. Verleſick kroch unter dem Tiſche heraus und ſtand eben aufrecht, als das Licht kam. Das Blut rann ihm über das Geſicht herab und gab ihm einen entſetzlichen Anblick.

Jetzt lenkte der Wirth ein und holte Waſſer und einen Schwamm. Ferdinand reinigte ihn und gab ihm die engelsbeſten Worte, ſich ruhig zu halten. Dies Ermahnen und Bitten fand Anklang bei Berleſick. Dadurch aber ſtieg des Wirthes Muth wieder, der mit den Stadtknechten auf's Neue zu drohen begann. Ferdinand machte ihn darauf aufmerkſam, daß er gegen ihn zeugen müßte und ſchlichtete endlich, zu Berleſick's Freude, den unangenehmen Handel.

Als aber der Wirth die Zeche forderte und Berleſick bezahlen wollte, fehlte ihm der Geldbeutel. Dies weckte ſeinen Zorn auf's Neue und reizte den Wirth ſo, daß wieder ein neuer und heftigerer Hader zu entbrennen begann. Auch jetzt verſuchte Ferdinand mit Glück das Vermittleramt, während der diebiſche Pitt mit großer Energie d'rein zu reden begann, indem er verſicherte, ein Mann, wie der reiche Herr Berleſick, gehe nie aus ohne einen wohlgeſpickten Beutel; der habe goldene Mücken und deren mehr, als der Wirth kupferne.

Berleſick erinnerte ſich, daß er ziemlich viel Geld in ſeinem Beutel gehabt habe; allein er war abhanden gekommen. — Wie? Das wußte Niemand, ſo wenig als wo und wann? Denn weder dem Wirthe, noch den beiden Anderen kam es in den Sinn, einen Verdacht auf den Schiffsjungen zu werfen, der ſich ſo keck benahm und auch bei ſeinem Diebſtahle geſchickt ſich benommen.

Um den Handel zu ſchlichten, zahlte Ferdinand die Zeche und verſetzte, da ſein Geld nicht ausreichte, ſeine Uhr. Damit war denn für's Erſte der Wirth zufrieden, und Ferdinand und Pitt begleiteten Berleſick, der über entſetzliches Kopfweh klagte, hinaus und dem Meßſchiffe zu.

Je mehr Berleſick von ſeinem Rauſche genas, deſto mehr konnte er die fatale Lage überblicken, in welcher er ſich an dem fremden Orte befunden, und deſto höher ſchlug er den ihm von Ferdinand erwieſenen Liebesdienſt an, welchen offenbar ein guter Geiſt gerade zur guten Stunde herbeigeführt hatte.

Er ließ ſich von ihm führen, denn die Schläge des Knechtes, der ſich wohlweislich aus der Affaire gezogen hatte, ließen ihre Wirkung mehr und mehr hervortreten in heftigem Schmerz in den Schultern, am Rücken und in den Seiten, wie nicht minder am Kopfe. Es waren Püffe geweſen, die ſich ein ſolides Denkmal in blauen Flecken geſtiftet hatten.

So brachte ihn Ferdinand in das Schiff, wo Eidam in großer Angſt ſeinetwegen geweſen war. Guſtelchen ſchlug aber bei ſeinem Anblick die Hände zuſammen, denn ſein Kleid war zerriſſen und bot einen Anblick der Verwüſtung dar, welcher ſchreckenerregend war. Es war ein Glück geweſen, daß er ſeine Staatsperücke nicht getragen.

„Seht Ihr, Herr Nachbar,“ ſagte ſie, „das iſt die Folge übertretener Schiffsordnung. Hättet Ihr Waſſer getrunken, ſo wär' das Euch Alles nicht paſſirt. Und geraucht habt Ihr auch? Pfui, ich rieche es.“ Damit wandte ſie ſich und ging nach der Küche.

„Das fehlt noch,“ ſeufzte Berleſick, „daß ich, ſtatt Mitleid mit meinen zerſchlagenen Gliedmaßen zu finden, eine Strafſtandrede anhören muß! Lieber, guter Ferdinand, bringe mich in mein Schlafplätzlein.“ Dieſer führte ihn hinab. Dort half er ihm ſich entkleiden. Berleſick ſchloß ein Käſtlein auf, griff blind hinein und reichte Ferdinand Geld, ohne es zu zählen. „Da, mein guter Junge,“ ſagte er, „haſt du Geld für deine Auslage und um deine Uhr einzulöſen.“

„Es iſt zu viel, Herr Vetter,“ entgegnete Ferdinand abwehrend; aber das half nichts. Er mußte es behalten und verſprechen, Niemanden von den Bacharacher Gerbern und Krämern, die auf der Meſſe anweſend ſeien, Etwas von dem Vorgefallenen zu erzählen. Dann dankte er auf's Wärmſte für ſeinen Beiſtand und ſeine aufopfernde Bereitwilligkeit, ihm zu dienen und Ferdinand ging, um bei Guſtelchen noch ein Stündchen zu plaudern, wo denn auch Peter Eidam die Vorfälle kennen lernte, und meinte, das ſei die Frucht des langen Faſtens, welches ihm Guſtelchen auf dem Schiff auferlegt. Dennoch konnte der Schiffer ſich nicht entbrechen, in das herzliche Lachen der jungen Leute einzuſtimmen — und geheimen Zweifeln Raum zu geben, ob jemals aus der beabſichtigten Verbindung etwas werden würde.

Derweilen lag Verleſick in ſeinem Bett in einer fieberiſchen Gluth und verwünſchte das Meßſchiff und das Mädchen, welches er der Urheberſchaft an dieſem Malheur, wie er ſich gelinde ausdrückte, indirect anklagen mußte. Was hätte er d'rum gegeben, ſäße er in ſeinem weichen Sorgſeſſel daheim und könnte eine Flaſche Leimbacher als Sorgen- und Schmerzenſtiller leeren? Je ſchwärzer ihm des Mädchens Thun erſchien, deſto helleres Licht fiel auf Ferdinand's Benehmen. Bittere Reue erfüllte ſein Herz bei dem Gedanken, wie er den alten Wink gezwickt und mit Einklagen ſeiner Darlehen gedroht, bis er den braven Jungen fortgejagt. In etwas beruhigte es ihn, daß er ihm ein hübſches Röllchen Kronenthaler in die Hand gedrückt hatte; aber der Wurm der Reue über ſein Verhalten gegen Ferdinand wühlte doch fort und fort noch in ſeinem Innern. Ruhelos und ächzend warf er ſich auf ſeinem Lager herum, bis endlich ſpät der Schlaf ihn ſeinen Vorwürfen und ſeinen Schmerzen enthob.

Unterdeſſen ſaß der Tagedieb Pitt in ſeiner Koje und zählte das Geld in Verleſick's Beutel, welchen er ihm entwendet hatte. Den Beutel warf er in den Main; das Geld aber wickelte er ſorgfältig ein und verbarg es in einem Winkel ſeiner Koje. Allmählich wurde es am Ufer ſtille und die Nacht legte ihren Schleier über die Begebenheit dieſes Abends, der für Verleſick am ſchlimmſten geworden war und ihn ohne Ferdinand's Dazwiſchenkunft leicht noch in polizeilichen Gewahrſam hätte bringen können.

V.

Als Verleſick am andern Morgen erwachte, war er faſt an allen Gliedern gelähmt. Sie ſchmerzten ihn entſetzlich, und als Pitt nach ihm ſah, rief der Strick: „Ihr ſeid ſo blau im Geſicht, als hätt' Euch ein Blaufärber getunkt! Und blutrünſtig ſeid Ihr dazu! Ihr könnt Euch vor keinem Menſchen ſehen laſſen.“

„Das iſt ohnehin vorbei,“ ſeufzte Berleſick, „denn ich kann kein Glied regen. Die Burſche haben mich gedroſchen, daß ich d'ran zu tragen haben werde. Rufe mir einen Chirurgus.“

Pitt ging und dachte: „Damit hat's noch Zeit. Was brauche ich um den Alten in der Stadt herum zu laufen, bis ich ſo einen Barbuz finde!“

Der ſchlenderte hinauf und lungerte auf dem Verdecke herum, wo jetzt eine Heidenwirthſchaft begann. Es wurde ausgeladen, was an Leder im Schiffe war, und wenn ſo eine trockene Sohllederhaut auf das Vorderdeck geworfen wurde, bebte das Schiff bis in Berleſick's Koje, daß er zuſammenfuhr. Schorcher ſind überall Geſellen, deren Manierlichkeit und Beſcheidenheit mit Fug und Grund in erhebliche Zweifel zu ziehen ſind. Auch dieſe waren der Art, daß das Beſte, was aus ihrem Munde ging, Schimpfen und Fluchen war, was ſie mit aller Macht einer Aepfelweinkehle thaten. Das klang da unten in der engen Zelle, wo Berleſick ſeine Clauſur aushielt, wie ferner Donner. Dies wäre jedoch Alles noch zu ertragen geweſen, wenn nicht Schreiner und Zimmerleute jetzt gerade über ſeinem zerſchellten Kopfe zu ſägen, zu hobeln, zu hämmern und zu klopfen angefangen hätten, daß ein Geſunder mit klarem Kopfe juſtement desperat geworden wäre. Sie arbeiteten an dem Schenkzelt über ſeinem Kopf, und er hatte, was die Neuzeit einen Katzenjammer nennt, im höchſten Grade Kopfweh, Schwindel, Unbehagen, und dazu kam nun der äußerliche Schmerz von dem Zerbläuen der Fäuſte des Wirthes und des Knechtes, der Aerger, daß er vor dem Mädchen ſich blamirt und von ihr, der naſeweiſen Dirne, eine Strafrede und Levitenleſen hatte einſtecken müſſen, und nun hier lag in einem Raume, der ſo enge war, daß ihm ſchier das Bischen Lebensluft ausging, deſſen er bedurfte in ſeinem Elend. Es war zum Verzweifeln! Schmerz, Aerger, Grimm zerarbeiteten ſich in ſeinem Innern, als es an die Thüre ſeiner Kajüte klopfte, als wäre das Fingerchen von Sammt, und ein melodiſches Stimmchen fragte: „Darf und kann ich einmal öffnen?“

Wie wenn die Sonne durch die Nebel bricht, fuhr plötzlich ein wunderſamlich verklärender Lichtſtrahl über das Antlitz des armen Dulders und gab ihm einen von dem früheren völlig verſchiedenen Ausdruck.

„Sie iſt's!“ rief's in ihm. „Sie denkt an mich! Sie hat doch noch ein Herz für mich und bereut gewiß ihr naſeweis Geſchwätze von geſtern.“

„Herein nur, mein Engelchen!“ rief er freudig bewegt, und alles Herzeleid war vergeſſen.

Guſtelchen hatte den Kaffee auf einem Vorſtellbrette, öffnete die ſchmale Thüre und ließ ihr holdſeliges Geſichtlein erſcheinen. Aber beinahe hätte ſie Kaffee, Milchbrod und Zucker mit einem Plumps zur Erde fallen laſſen, denn ſie brach bei ſeinem Anblick in ein unmäßiges Gelächter aus.

Verleſick's Hitzkopf und Jähzorn regte ſich gewaltig, allein er verſuchte, ihn zu bändigen, was ihm einigermaßen gelang.

„Was iſt denn ſo zu lachen?“ rief er mit zornzitternder Stimme. „Ich ſollte denken, daß ich eher Mitleid verdiente.“

Guſtelchen rang und rang, aber immer auf's Neue übermannte ſie der Lachreiz, und ein wahrer Sturm brach los. Endlich wurde ſie Herr über ſich, aber ſtatt ihm Rede zu ſtehen, ſtellte ſie den Kaffee auf das winzige Tiſchlein vor ſeinem Peinlager und eilte hinweg, kam jedoch alsbald mit einem Spiegel wieder und hielt ihm den vor.

„Seht ſelbſt,“ ſagte ſie lachend, „ob ich dem Lachreiz widerſtehen konnte?“

Verleſick blickte in den Spiegel und lachte ſelbſt, trotz Schmerz, Grimm und Aerger laut auf; denn in ſeinem Geſichte ſah man Gelb, Grün, Blau und Schwarz in wunderſamen Uebergängen bis zur intenſivſten Stärke und Sättigung, und namentlich hatte ſich der blaue Metallanlauf der Naſe in ein dunkles Blau verwandelt, das faſt ſchwarz genannt werden konnte. Auf allen dieſen Farben-Nuancen, durch welche ſein Geſicht einige Aehnlichkeit mit der

Palette eines Malers erhielt, thronte eine ſchneeweiße baumwollene Troddelmütze, weit über die Ohren heruntergezogen, und bildete einen höchſt wirkſamen Contraſt.

Guſtelchen reichte ihm jetzt die Hand und ſagte: „Da Ihr nun ſelber mit Eurem Lachen das meine gerechtfertigt habt, ſo laſſet uns jetzt vernünftig werden!“ Sie ſtellte den Spiegel weg; aber trotz des Vorſatzes, vernünftig zu werden, zuckte ihr ſchönes Geſichtchen dann und wann noch einmal, und ſelbſt wenn ihr ſüßer Mund recht verſtändiglich redete, war Verleſick jede Minute gewärtig, daß wieder urplötzlich ſo ein Lachorkan losbrach. Er war verſöhnt. Sie ſprach gar zu lieb, theilnehmend und freundlich; bedauerte den unſeligen Rumor auf dem Verdeck und goß ihm den Kaffee ein.

Verleſick hatte keinen Appetit, aber in der Weiſe mußte er trinken und eſſen, und Beides ſchmeckte köſtlich. Er vergaß all' ſein Leid in der Nähe des Mädchens wieder.

Endlich ſagte er: „Iſt denn Pitt zu einem Chirurgus gegangen?“

„Nein,“ ſagte Guſtelchen darauf, „Er lungert oben herum. Ich wußte nicht, daß Ihr ihm das aufgetragen.“

„Das iſt ein heilloſer Bube!“ rief zornglühend Verleſick aus.

„Erhitzt Euch doch nicht,“ beſchwichtigte Guſtelchen und eilte hinweg.

Bald darauf kam ein Chirurg, unterſuchte und ſagte dann ſehr gravitätiſch: „Contuſionen, bedenkliche Contuſionen! Ihr müßt abſcheulich traktirt worden ſein, Herr? Da muß eine kunſtmäßige Behandlung eintreten. Aber wie ſoll das hier, in dem Neſte, möglich werden? Ihr müßt heraus!“

Verleſick wehrte ſich, obgleich der Scandal über ſeinem Kopf in ſtetem Wachſen war, und der Heilkünſtler fügte ſich. Er machte Aufſchläge, legte Pflaſter auf und ging dann.

Es war eine einfache Nothwendigkeit, daß ſich auf dem Schiffe faſt Niemand mit ihm befaſſen konnte. Da war Arbeit in Hülle und Fülle, denn je eher die Wirthſchaft auf dem Meßſchiff eröffnet und im Frage- und Anzeige-Blatt angekündigt werden konnte, deſto eher begann der Profit des Schiffers Eidam. Deßwegen mußte jedes Glied der Schiffsbewohnerſchaft angreifen und helfen. So lag denn der arme Zerbläute allein in ſeinem ſüdheißen Kämmerlein und blies, wie man ſagt, Trübſal nach Noten. Er hatte Zeit, zu denken. Wie auch des Mädchens Lieblichkeit und Freundlichkeit, Mitleid und Sorgfalt ihm wohlthat, er erinnerte ſich doch wieder aller Quälereien auf dem Schiff; er gab dem Gedanken wieder Raum, was aus ſeinem Behagen werden ſollte, wenn der kleine, eigenſinnige und ſteinharte Kopf ihn unter das Regiment des Pantoffels nehmen ſollte, und der beſonnene Verſtand rieth: Laß die Heirathsgedanken fahren! Der Rector hat recht! — Er ſpann den Faden weiter. Die Erinnerungen an das Herzeleid der Reiſe und was als erſtes Abenteuer in Frankfurt ſich daran knüpfte, traten in ihre Rechte — kurz — ein Heimweh nach ſeinem ſchönen Plätzlein am Rhein, an den weichen Lehnſeſſel am Ofen daheim, an die Stille ſeines Hauſes, an die goldenen Tröpflein aus ſeinem Keller, an die blauen Wölklein des Knaſters — ergriff ihn mit Macht, und mancher Stoßſeufzer entrang ſich der Bruſt. Auch Zorn brach dann und wann los, aber er richtete ſich gegen ihn ſelber, daß er nämlich ſo einfältig ſei und allemal ſich wieder von der ſchönen Hexe bethören laſſe.

In dieſer Gedankenreihe unterbrach ihn Ferdinand, der die erſte freie Stunde benutzte, nach dem Vetter Kreuzträger zu ſehen. Er blieb bei ihm und plauderte mit ihm von allerlei Dingen; erzählte ihm, daß eine große Bude mit Thieren auf dem Roßmarkt ſtehe, allwo jedſtündlich ein Menſchenſtrom aus- und einfluthe, weil ſo Außerordentliches in Frankfurt noch nie geſehen worden. Das unterhielt ihn ungemein angenehm. Was aber Verleſick ungemein alterirte, war die Nachricht, daß ſein Nachbar in Bacharach, der alte Wink, mit Tod abgegangen ſei, welche ihm Ferdinand brachte. Nicht als ob Verleſick etwas für ſeine ihm geliehenen Gelder befürchtet hätte; Wink hatte keine Kinder und war nicht ohne

Vermögen, hatte aber der Gelder zur Reparatur ſeines Hauſes bedurft, das bei einer winterlichen Ueberſchwemmung viel gelitten, ſondern darum griff der Tod des Mannes ihn an, weil er ihm ein guter, braver Nachbar geweſen.

Ferdinand verbreitete ſich über die vortheilhafte Lage des Hauſes, über die Frequenz des Ladens und das blühende Geſchäft, und man konnte merken, wie ein leiſer Wunſch in ſeiner Seele ſich wehmüthig äußerte, dann aber ſich ſchnell wieder verkroch. Verleſick merkte das, und ſein gutes Herz fing an, für den guten Ferdinand zu operiren. Als er endlich weggegangen, überlegte ſich Verleſick die Sache in die Länge und Breite, Höhe und Tiefe, und es kam ihm vor, als ſei er dem guten Jungen ſchuldig für das Herzeleid, ſo er ihm bereitet, einen rechten heilenden, ſein eigenes Gewiſſen befriedigenden Erſatz zu geben; doch kam er noch zu keiner Entſcheidung. Dennoch ging in ſeiner troſtloſen Einſamkeit die Angelegenheit in ſeinem Kopfe herum, und der Gedanke, daß er nicht ſehr viel auf die Kapitalſchuld Wink's zuzulegen habe, um das Haus an ſich zu bringen, legte ein anſehnliches Gewicht in Ferdinand's Wagſchale.

Verleſick war indeſſen nicht der Mann, der raſche Entſchlüſſe faßte. Er mußte eine Sache ziemlich oft drehen und wenden, ehe er ſie gehörig erfaßt hatte, und dazu wurde ihm Zeit gelaſſen, denn der Chirurgus ließ ihn, da er von Pitt gehört, der Alte habe Geld, ſo leicht nicht aus ſeinen Klauen. Er behandelte die Sache mit einer Wichtigkeit, daß es Verleſick manchmal um ſein Leben bange wurde. Er mußte Arznei nehmen, eine ſtrenge Diät halten, und es fehlte nicht an allen erdenklichen Pflaſtern, Einreibungen und Aufſchlägen. Verleſick's Zuſtand war oft unerträglich. Als das Zelt fertig war, konnte er deutlich das Gläſerklingen hören, eine tantaliſche Qual für ihn, der nach einem guten Tröpflein ein heißes Verlangen trug; er konnte das Gelächter droben deutlich hören und das Stampfen der Füße, wenn den Leuten der Kopf ſchwer wurde, machte ihn vollends toll. Dann und wann ſah Eidam nach ihm, noch ſeltener Guſtelchen, und nur Pitt ärgerte ihn alle Tage. Da waren die Beſuche Ferdinand's Labſal für ihn, die denn täglich ſich wiederholten, bis endlich der Chirurgus mit einem Knix ſeine ellenlange Deſervitenrechnung überreichte und zugleich die ſeiner Hausapotheke, welche die Heilmittel geliefert, und ihn für völlig geneſen erklärte.

Freudig ſprang er aus dem Bett und wenige Minuten ſpäter ſaß er oben im Zelte, wo ihm Guſtelchen lächelnd eine Flaſche kredenzte, in deren dunkelm Naß er all' den Jammer der anderthalb Wochen im Schiffsverließe hinabſchwenkte.

Das war aber eine Wirthſchaft da oben! Es wimmelte von Trinkenden, und man ſah nur zu klar, die ſchöne Schenkin hatte ſo viel Antheil daran, als der köſtliche Rothwein, den Bacharach's Berge geliefert. Sie wußte aber auch mit ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit den edlen Nektar zu würzen. Alle dieſe Freundlichkeit aber, die ſie Jedem erwies, war für Berleſick Gift und Galle, da er ſah, wie gefallſüchtig das Mädchen erſchien, und es kam ihm manchmal vor, als thue ſie es, um ihn zu ärgern.

„Aber, Herr Berleſick,“ ſagte ſie eines Tages, „Ihr ſeid doch recht vergeßlich. Auf der Reiſe bot ich Alles auf, Euch die Zeit durch angenehme Unterhaltung zu verkürzen, und Ihr denkt nicht, daß Ihr mir verſprochen habet, mir die Sehenswürdigkeiten der Meſſe zu zeigen?“

„Daß dich Gott beſſere mit deiner Unterhaltung!“ ſprach Berleſick in ſich hinein und gedachte der Qual des Garnwickelns und der ſchauerlichen Schiffsdisciplin, mit der ſie ihn gemartert, und hier, wo alle Leute rauchten, blühte ſie unter Tabaksqualm wie eine Roſe und ſagte nichts, daß er ſelbſt rauchte und trank nach Herzensluſt. Was in ihm vorging, verſchwieg er und entgegnete, daß, da morgen Sonntag ſei, er ſie gerne dahin führen wolle. Das nahm ſie an. Pitt ſtand dabei, und wer des Buben Geſicht beobachtet hätte, würde darauf einen Plan haben leſen können, der ſicherlich ſeinem Feind ein Ungemach bereiten mußte.

VI.

Der Sonntag kam mit ſeinen Glockenklängen und ſeiner Herrlichkeit. Pitt war frühe draußen geweſen, und gegen neun Uhr, als am Mainufer viele Luſtwandelnde erſchienen, ſah man eine große Zahl lotteriger Gaſſenbuben aus der Hefe des Volkes in der Nähe des Bacharacher Meßſchiffes ſich verſammeln, die in lebhafter Bewegung waren. Ihre Blicke waren auf das Schiff gerichtet und man ſah, ſie erwarteten Jemand, um an ihm ihren Muthwillen auszulaſſen.

Ahnungslos waren die Bewohner des Meßſchiffes. Wenige Leute kamen, um ihren Frühtrunk zu holen, welche Eidam allein bediente. Ferdinand war zeitig da, und ihm allein waren die Buben aufgefallen, ohne daß er aber einen Argwohn faßte. Derweile er bei Eidam ſaß und dieſem erzählte, wie glücklich ihn die gänzlich veränderte Geſinnung ſeines Herrn Vetters mache, putzte ſich Guſtelchen in ihrem engen Kämmerlein und Verleſick legte ſeinen höchſten Staat an, den weißen Rock, die hochrothe Weſte, die ſchwarzen Kniehoſen mit Zubehör; er ſetzte des Perückenmachers Stübing Kunſtwerk auf, dem die Puderquaſte neuen Glanz und Schmelz verlieh, und trat endlich alſo im höchſten Putz auf das Verdeck, wo Ferdinand kaum fähig war, der Lachluſt über das grelle Farbenſpiel der Bekleidung ſeines theuern Herrn Vetters den Kappzaum anzulegen. Verleſick war nicht ohne Eitelkeit und gefiel ſich jetzt ſelbſt in dem höchſt modernen Anzuge, deſſen bizarre Farben jedoch bei ruhigerem Nachdenken Ferdinand nicht geringe Sorgen bereiteten, da das Alles zu auffallend war.

Verleſick ſetzte ſich zu ihm, beſtellte bei Eidam eine Flaſche echten Wolfshöhler und war erſtaunlich guter Dinge. Guſtelchen wollte heute auch in reizendſter Weiſe erſcheinen, um Ferdinand recht zu gefallen. Sie machte deßwegen ungemein lange und ließ Verleſick und Ferdinand Zeit, ihre Flaſche zu leeren, wobei jedoch Ferdinand, trotz aller Mahnungen ſeines Herrn Vetters, nur ein

Gläslein trank und alſo Verleſick genöthigt war, die ganze churpfälziſche Flaſche, die eine halbe Maaß hielt, zu leeren. Man merkte an der höhern Farbe ſeines Geſichts und ſeiner Naſe, ſowie an der zunehmenden Lebhaftigkeit ſeiner Rede, daß der Wein einige Wirkung zu thun nicht verfehlte. Endlich kam Guſtelchen.

Selbſt ihr Todfeind, wenn ſie auf Gottes Erde einen gehabt, hätte bekennen müſſen, roſiger, holdſeliger habe er ſie nie, aber auch kaum jemals und irgendwo ſo ein Mädchen geſehen. Die Wirkung ihrer Erſcheinung war in der That zauberiſch. Höchſt geſchmackvoll war ihr Anzug. Roſenroth und weiß waren die einzigen Farben, welche ihren Widerſchein auf das holdſelige, roſige Geſichtchen warfen, und ſie trat ſo geſchämig, ſo züchtig verhüllt auf, daß gerade dadurch jener Zauber unendlich erhöht wurde. Verleſick's ganze Seele trat in die Augen. Ferdinand wagte nur dann und wann einen entzückten Blick auf ſie zu richten, aber dieſer Blick reichte auch hin, das ganze Wohlgefallen und das ihn durchziehende Gefühl auszuſprechen. Selbſt der alte Eidam konnte ſich nicht ſatt an dem lieblichen Kinde ſehen. — Ferdinand mahnte zum Aufbruch.

Mit allem Ceremoniell jener umſtändlichen und peinlich artigen Zeit reichte Verleſick Guſtelchen ſeinen Arm, trug in der andern Hand das lange Meerrohr und ſchritt mit den zierlichſten Schritten der Dielbrücke zu, welche zum Ufer führte.

Niemand bemerkte, daß Pitt am Steuerruder ſtand und mit ſeiner Mütze dem Janhagel, den er am Ufer zuſammengetrommelt hatte, ein Zeichen gab.

Kaum erſchien Verleſick auf der Landungsbrücke des Schiffes, als die Buben ſich enger ſchaarten und in einen brüllenden Halloh ausbrachen.

„Seht einmal, ein Papagei!“ rief Einer.

„Papagei! Papagei!“ ſchrien ein paar Dutzend Kehlen, klatſchten in die Hände und brüllten vor Lachen.

„Seht nur, er hat einen blaurothen Schnabel und hinten ein Schwänzlein im Nacken!“

„Halloh! Ho!“ ſchrie der Haufe und immer toller gebährdeten ſich die Stricke, während Pitt am Steuer ſich wälzte vor Lachen und Luſt.

Die Luſtwandelnden ſammelten ſich auf das Geſchrei und bald war eine ungewöhnliche Menſchenmenge hier verſammelt, welche, von der tollen Luſt der Buben und dem allerdings höchſt komiſchen Anzuge Verleſick's erregt, den Lachchor um ein Anſehnliches vermehrten.

Anfangs ſtutzte Verleſick. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er gemeint, daß er der Gegenſtand dieſes höchſt ärgerlichen Auftrittes ſein könne. Guſtelchen erbleichte und erglühte in Einem Augenblick. Ihrem Scharfblick entging die Gefahr eines höchſt fatalen Auftrittes nicht; denn achtete Verleſick nicht auf die Buben, ſo zogen ſie ihm nach mit ihrem giftigen Witz und Spott, und die Geſchichte wurde mit jedem Schritte, den ſie thaten, ſchlimmer; achtete er auf ſie und erkannte ſich als den Gegenſtand ihres Ulzes, dann brach ſein Jähzorn los und nun erſt war das Fatalſte zu gewärtigen.

Sie zupfte ihn darum am Arm und ſagte mit zitternder Stimme: „Ach, lieber Herr Verleſick, kommt doch zurück!“

Er blieb ſtehen und ſah ſie verwundert an. „Zurück?“ fragte er erſtaunt. „Was fällt dir ein, mein Kind?“

„Ach, ach — die — Buben dort!“ ſtotterte das angſterfüllte Mädchen.

In dieſem Augenblicke fielen die Schuppen von ſeinen Augen, denn er ſah, daß Ferdinand die Buben zu beſchwichtigen ſuchte, freilich wohl völlig vergeblich, denn gerade ſeine Bitten und Verſprechungen reizten den muthwilligen Uebermuth der Knaben. Immer toller ſchrien ſie: „Papagei! Papagei!“ und ihr Gelächter wurde immer wiehernder.

Jetzt entbrannte des Alten Zorn in einer Weiſe, wie er ſelten losbrach Er gab dem Mädchen einen Ruck, daß ſie zwei Schritte zurückfuhr, ſchwang das lange Meerrohr und ſtürzte auf den Haufen zu. Mit großer Kraft faßte er Ferdinand und ſchob ihn aus dem

Wege: „Geh'," rief er ihm zu, „und laß mich an die Meute; ich will ſie kuranzen!"

Vergeblich flehte Ferdinand um Mäßigung und faßte ihn am Arm. Der Wüthende ſchleuderte ihn zurück, daß er ſchier zur Erde purzelte, und fuhr unter die Knaben. Dieſe wichen ihm ſchreiend und-lachend aus und ſammelten ſich um ſeinen Rücken. Dies ſteigerte ſeine Wuth. Er fuhr herum und lief ihnen nach. Dieſe Hetze machte die Scene ſo unwiderſtehlich komiſch, daß Alle, die müßig und neugierig hier ſtanden, in ein laut ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Verleſick war völlig von Sinnen. Er ließ die Buben nun und rannte gegen die Erwachſenen, indeß die Buben ihn an ſeinen Rockſchößen faßten und herumzerrten.

Während dieſer immer ſchlimmer werdenden Scene war Ferdinand in das Zelt geeilt, um Eidam zu rufen. Dieſer hatte den Lärm gehört, ſich aber in eifriger Bedienung ſeiner wenigen Gäſte wenig d'rum bekümmert. Jetzt eilte er heraus, und kaum überblickte er die ganze Sachlage, als er, die herkuliſche Schiffergeſtalt, in drei Sätzen bei Verleſick war, ihn an den Lenden faßte, in die Höhe hob und den Zappelnden und ſich wüthend Wehrenden auf das Schiff trug, wo er mit ihm hinter der Bretterwand des Zeltes verſchwand.

Dies geſchah unter dem wildeſten Halloh der Buben und dem brauſenden Gelächter der Zuſchauer. Ferdinand war indeſſen weggelaufen, um einige Stadtſöldner zu rufen, welche erſchienen, einige der Buben faßten und die Anderen zerſtreuten.

Einem Schlaganfalle nahe, ſank Verleſick auf eine Bank des Zeltes, wo ihn Eidam niederſetzte; er war keines Wortes fähig, ſo kochte der Zorn in ihm. Erſt nach langer Zeit begann ſich ſeine Seele Luft zu machen im maßloſeſten Schimpfen und Fluchen auf ſolch' Geſindel. Ferdinand war derweile wiedergekommen und führte ihn in ſein Schlafkämmerlein. Sie mußten an Guſtelchen's Stübchen vorbei, wo weinend über die erlittene Schmach das Mädchen ſaß. Kaum erblickte ſie Verleſick, als ſie ſich nicht mehr halten konnte und in jungfräulichem Zorn ausrief, nie werde ſie mehr mit ihm einen Schritt vor das Schiff thun. Er ſcheine unter dem Fluche zu ſtehen, daß er hier in der Stadt nur Händel anfange, die zum Verderben oder zur Schmach für ihn und Andere ausſchlügen. Ferdinand winkte und bat, aber das Mädchen konnte es ſich nicht verſagen, ihrem Gefühle Rechnung zu tragen.

„Das fehlt gerade noch!“ rief Verleſick und ſein Zorn regte ſich wieder. „Himmel und Erde, was hab' ich den Rackern gethan? Iſt's nicht, als ſeien ſie beſtellt geweſen, um mich zu hänſeln? Und du willſt, daß ich Das in De- und Wehmuth hinnehmen ſoll? Etwa dazu flennen und heulen? Das iſt Weibsart; meine iſt, dreinſchlagen, wenn man mich ſo abſcheulich beleidigt. Bin ich ſchuld? Himmel und Erde! Bin ich ſchuld, daß das Geſindel ſich da ſammelt? — Und mir machſt du Vorwürfe, der ich doch lediglich der leidende Theil bin? — Das fehlt noch, um mir vollends den Leiden zu machen! Verdammt ſei der Gedanke, mit dem langweiligen Meßſchiff nach Frankfurt zu fahren. Verdammt der Gedanke —“

Ferdinand bat eindringlich: „Liebſter Herr Vetter, laſſet uns gehen, ich bitte Euch.“

„Du haſt Recht, Ferdinand,“ rief er nun. „Gehen! das iſt das rechte Wort. Ich will packen und das Schiff, dieſe ſchwimmende Folterkammer für mich, verlaſſen. Heute noch.“

Er zog Ferdinand mit ſich in ſein Quartierlein.

„Ach, mein Gott,“ ſagte hier der Jüngling betrübt, „es thut mir ſo leid, daß Ihr mit Eidam's brechen wollt. Thuet es nicht!“

„Treue Seele,“ ſagte plötzlich beruhigt Verleſick, „du weißt nicht, wie es ſteht; aber ich will dir's nur ſagen. Ich war ein Narr, ein Eſel dazu, und wollte das Mädchen heirathen, das Huſtelchen droben. Ich meinte, ſie ſei ein Engel.“

„Iſt ſie denn das nicht?“ fragte Ferdinand, der ſich meiſterhaft und heldenmüthig hielt.

„Ein Engel? Schöner Engel!“ rief der Alte. „Eine Hexe iſt's, die Einen bethört, aber voll Teufelei. Sie iſt an allem Elend ſchuld. Sie hat mich dazu gebracht, mir des Rectors

Narrentracht machen zu laſſen. Ich verſteh's jetzt recht gut, warum die Satanaſſe da draußen Papagei riefen. Seh' ich alter Narr denn nicht ſo aus? Sie hat mich ſchier zu Tode gemartert auf der Herfahrt mit dem verwünſchten Garnwickeln! Sie hat mir Tabak und Wein verboten und iſt alſo die Schuld, daß ich die Püffe bei dem Wirthe bekam und noch hintennach in die Mehlwaage geſetzt worden wäre, wenn du nicht, wie ein guter Genius, gekommen und mich aus der Tunke gezogen hätteſt. Nein, Ferdinand, ich will nichts mehr vom Heirathen wiſſen. Hoch lebe das edle Junggeſellenthum mit ſeinem Frieden und Behagen!"

„Da ſtimme ich vollkommen bei," bemerkte Ferdinand.

„So? Du auch? Herrlicher Junge! Weißt du was," ſagte, ſchnell in eine heitere Stimmung übergehend, Berleſick, „weißt du was? Ich reiſe ab und du begleiteſt mich."

„Ach, theurer Herr Vetter," bemerkte Ferdinand, „das ginge ſchon, aber es geht nicht, denn ich bin durch meinen Contract bis gen Weihnachten gebunden."

„Verdammt!" rief Berleſick und ſtampfte auf den Boden. „Läßt ſich denn das nicht ändern?"

„Wenn — wenn — Ihr vielleicht mit meinem Herrn Principal redetet," — verſetzte Ferdinand. „Vielleicht wäre es dann thunlich."

„So komm' gleich!" ſagte der Alte und griff nach Hut und Stock.

„Ach, wertheſter Herr Vetter," ſprach ſtockend der Jüngling, „wollet Ihr mir nicht zürnen, wenn ich Euch etwas ſage?"

„Heraus damit!" rief Berleſick.

„Euer Anzug," fuhr der Jüngling getroſter fort, „iſt ſo auffallend, daß ich fürchte —"

„Das iſt ein vernünftig Wort," ſagte ruhiger Berleſick, „bei meiner Seel', das geſcheidtſte, welches ich noch hier gehört! Siehſt du, das ſind alle des Guſtelchen's Tücken! Sie iſt ſchuld! Der Erznarr, der Rector, trägt ſich ſo. Bumms, da mußte ich's auch, und ſie ſagte gar, hier trüge ſich Jeder ſo, und als würde ich in anderm Anzug ausgelacht."

„Ihr nehmt dem Guſtelchen Alles übel auf. Ich weiß, wie werth ſie Euch hält, liebſter Herr Vetter, und wie ſie Euch hochachtet. Sie meinte gewiß, es ſei ſo, weil der Herr Rector ſich nach der neueſten Mode kleidet. Hat keine Kinder, der Mann, und iſt vermögend.“

Verleſick hörte geduldig zu und das gab Ferdinand den Muth, weiter zu gehen in ſeiner Rede für den Schiffsfrieden. „Sie hat geweint über den Schimpf, und für ein ehrbares Mädchen iſt ſo etwas keine Kleinigkeit.“

„Du haſt abermals Recht,“ fiel ihm Verleſick in die Rede. „Ich ſehe im Zorn Alles ſchwarz. Es iſt wahr. Nun, nun, geh' hinauf und ſuche den Frieden herzuſtellen. Ich will dir's hoch verdanken! Derweile ziehe ich eine ſchwarze Weſte und meinen Leberbraunen an. Er iſt neu und fein und wird nicht auffallen.“

Er that ſogleich die nöthigen Schritte und war ſchnell damit am Ziel. Als jedoch Ferdinand wegeilte, entſtand auf dem Verdeck ein Zetermordio. Es war eine Bubenſtimme, die ſo ſchrie, als ob ihr Gewalt geſchähe.

„Das iſt des Tagediebs, des Pitt's, Stimme,“ ſagte Verleſick. „Ich glaube, der Eidam gibt ihm ein Frühſtück mit dem Tauende? — Hat's oft ſchon verdient, der Racker!“

Beide ſtiegen hinauf und was ſich ihren Augen darbot, beſtätigte Verleſick's Vermuthungen, obwohl doch andere Umſtände obwalteten.

Während unten in der Kajüte Verleſick und Ferdinand ihr Geſpräch führten, war ein ſtädtiſcher Rumorknecht auf das Schiff getreten und nahm Eidam allein. Er theilte ihm mit, daß der Polizeiherr die Buben examinirt, die dem fremden Herrn den Scandal bereitet, und herausgebracht, daß Pitt, der Schiffsjunge, ſie beſtellt und mit Geld zu dem Rumor gedungen habe.

„Mit Geld?“ fragte Eidam erſtaunt. „Der hat nicht ſo viel, als ich in meinem Auge leiden kann!“

„Der Polizeiherr,“ fuhr der Rumorknecht fort, „ſendet mich her, daß wir ihn einmal durchſuchen.“

Eidam ſtand ganz ſtarr vor Erſtaunen da. Er kannte wohl ſeinen Schiffsjungen als einen gutgewickelten Strick, aber ſolche Streiche hatte er ihm nie zugetraut.

„Warum durchſuchen?“ fragte er endlich.

„Weil der Herr,“ fuhr der Rumorknecht fort, „der in dem Wirthshauſe die Händel mit dem Wirthe hatte, wahrſcheinlich, wie der Wirth ausſagt, von dem Buben beſtohlen worden iſt.“

Das machte den Schiffer wild. „Kommt,“ ſagte er, „der Bube iſt in die Stadt geſchickt, wir wollen ſeine Koje unterſuchen.“

Das geſchah, und man fand eine anſehnliche Summe Geldes, darunter holländiſche Ducaten.

Als ſie mit dem Gelde wieder auf's Verdeck kamen, trat Pitt in das Zelt.

Der Rumorknecht faßte ſogleich Pitt mit energiſchem Griffe beim Kragen und rief: „Spitzbube, nun haben wir dich!“

Pitt erbleichte und begann zu zittern. Alle ſeine Frechheit war dahin. Er ſchrie wie ein gefangener Marder und verſprach Alles einzugeſtehen.

Zu dieſer Prozedur kam eben Verleſick und Ferdinand recht gelegen.

Eidam, der von Zorn erhitzt war, hielt ein getheertes Tauende in ſeiner Hand und dies hochnothpeinliche Zungenlöſungsmittel wirkte Wunder, denn während Pitt voll Angſt ſeine Augen darauf gerichtet hielt, bekannte er ſeinen Diebſtahl und ſeine Aufhetzung der Buben am Strande, denen er das Geld gegeben hatte, welches an der Summe fehlte, die er Verleſick entwendet; er bekannte den Weindiebſtahl eben ſo.

Alle ſtanden betroffen da, als der Tagedieb ſeine Verworfenheit und auch den Grund ſeines Haſſes gegen Verleſick eingeſtand.

Jetzt erſt erwachte Eidam's Zorn. Er riß den Strick aus des Rumorknechts nerviger Fauſt und maß ihm das Tau unbarmherzig an. Selbſt Guſtelchen's Flehen half nicht.

Als er endlich ſein ſchiffiſches Strafamt vollzogen, übergab er Pitt dem Rumorknecht.

„So,“ ſagte er aufathmend. „Jetzt hat die Schiffszucht ihr geheiligtes Recht. Das war für die Streiche, die er auf dem Schiffe verübt. Was er im Wirthshaus, auf Eurem Stadtgebiete gethan, mögt Ihr nach Urtel und Recht beſtrafen.“

Damit übergab er den böſen Buben dem Rumorknecht, der ihn nach dem Gefängniß abführte.

Lange wurde die Geſchichte noch verhandelt an Bord des Meßſchiffes, und unvermerkt gelang es Ferdinand, die milderen Saiten anzuſchlagen, deren Ton einen friedlichen Klang annahm. Freilich weigerte ſich Guſtelchen entſchieden, heute in die Stadt zu gehen, unter dem Vorwande, die Gaſſenbuben möchten auf eigene Fauſt dem Herrn Nachbar aus Rache noch einen Denkzettel anhängen.

Dabei blieb's denn, und Verleſick und Ferdinand traten allein ihren Weg nach dem Roßmarkt an.

Unterwegs ſprach Verleſick ſeinen Willen auf's Beſtimmteſte aus, Frankfurt am andern Morgen zu verlaſſen, und begab ſich, da die Wohnung von Ferdinand's Principal auf dem Wege lag, zu dieſem.

Hier trug Verleſick auf die Entlaſſung aus dem Verhältniß an, in das Ferdinand zu dem Kaufmanne getreten war. So belobend ſich auch dieſer über Ferdinand ausſprach, und ſo wenig er ihm im Wege ſtehen wollte, ſo machte er doch darauf aufmerkſam, daß er ihn jetzt, mitten in dem Meßverkehr, unmöglich entbinden könne; er wolle aber, ſagte er, wenn die Meſſe vorüber ſei und er einen andern Ladengehilfen gewonnen haben würde, ihn ziehen laſſen.

Das genügte ſowohl Verleſick, als Ferdinand, dem noch die Rückreiſe mit dem geliebten Mädchen in Ausſicht ſtand, vollkommen, und Beide verließen vergnügt das Haus, um nach dem Roßmarkte zu gehen, ja, Verleſick ſchien ſehr geneigt, den Gedanken an eine ſchon morgen vorzunehmende Abreiſe aufzugeben, um alsdann in der alten Geſellſchaft, und frei von Guſtelchen's quälender Schiffsordnung, heimzukehren, da ſie jetzt den Tabak herrlich ertrug und nichts dagegen hatte, wenn Verleſick ſich den Rothen im Zelte ſchmecken ließ. Leider aber ſollte ein unerwartetes Ereigniß dieſen ſchnell gefaßten Entſchluß umſtürzen und ihm Frankfurt vollends verhaßt machen.

VII.

Die Angelegenheit der Rückkehr Ferdinand's nach Bacharach beſprechend, nahten ſie ſich einer umfangreichen Bude, welche auf dem Roßmarkt errichtet war. Bilder wilder Thiere und ihrer Kämpfe mit Menſchen waren am Eingange zu ſchauen, und ein Mohr lud das Publikum mit den ſeltſamſten Grimaſſen zum Beſchauen der Herrlichkeit ein.

Auch die beiden Wanderer nahten ſich der Eingangspforte. Berleſick erlegte für ſie Beide den Eingangspreis und ſie traten in den Raum, wo denn Löwen, Tiger und alle möglichen Thiere zu ſehen waren. Sehr zahlreich waren Vögel fremder Welttheile und Affen vertreten. Beſonders merkwürdig war ein ſogenannter Orang-utang, ein Thier von beſonderer Größe, Wildheit und tückiſchem Weſen. Dieſer zog Berleſick beſonders an, und er trat, trotz der Warnung des Aufſehers, nahe an den Käfig heran. Im Geſpräche mit Ferdinand drehte er ſich einmal gegen dieſen um, der etwas zurückſtand, da fuhr des Affen krallige Hand zwiſchen den Eiſenſtangen heraus und erfaßte mit Blitzesſchnelle Berleſick's Perücke.

Als dieſer fühlte, daß der Affe ſeine Haarhaube erfaßt habe, ſtieß er einen Schrei des Schreckens aus und bückte ſich ſogleich inſtinktmäßig, um dem feindlichen Angriff zu entgehen. Es war indeſſen zu ſpät. Durch ſein Bücken blieb die Perücke in der Gewalt des Affen, der ſie in den Käfig nahm und ſie grinzend in Fetzen riß.

Als ſich Berleſick aus dem Bereiche des unmittelbaren Angriffs des wilden Thieres ſah, erwachte ſein Zorn, und ehe Ferdinand, der ſelbſt höchſt erſchrocken war, es wehren konnte, griff er den Affen mit ſeinem Meerrohr an und ſchrie vor Zorn. Der Affe zog ſich mit wildem Geſchrei in den Hintergrund ſeines Käfigs zurück, erfaßte aber mit einer raſchen Wendung das Meerrohr und zog es an ſich. Berleſick war nicht geſonnen, auch dies Gut der Beſtie zu überlaſſen, und hielt es feſt. Dadurch kam ſein Arm in den Bereich der Eiſenſtangen, und raſch ergriff der Affe den weiten Aufſchlag ſeines Aermels und zog ihn dadurch ſelbſt mit ſolcher Gewalt gegen die Stäbe, daß der Affe ſein Geſicht erreichen konnte.

Dies Alles hatte ſich mit ſolcher Schnelligkeit ereignet, daß Ferdinand kaum einſchreiten konnte.

Jetzt aber, die Gefahr erkennend, ſchrie er: „Laßt los, laßt los!“ und riß ihn zurück mit aller Gewalt. Mehrere Anweſende, beſonders Frauen, ſchrien heftig, Andere lachten. Durch dieſen Tumult begannen die Thiere zu ſchreien, und Töne, wie ſie nur ſelten in ſolcher Gemeinſchaft hörbar wurden, ließen ſich jetzt von allen Seiten vernehmen. Verleſick tobte wie ein Raſender. Die Wärter eilten herbei und ſchimpften ihn und drohten mit gerichtlicher Klage über den Rumor, den er angezettelt. Sie zerrten ihn gegen den Ausgang und ſtießen ihn, wie auch Ferdinand ihn ſchützen mochte, unter dem entſetzlichen Geſchrei der Thiere, dem wüthendſten Schimpfen der Aufſeher und dem wiehernden Gelächter der Menge der Zuſchauer in der Bude zur Thüre hinaus, daß er noch eine Strecke fortſtolperte und ohne Zweifel hingeſtürzt wäre, wenn nicht Ferdinand ihm nachgeeilt und ihn am Arm ergriffen hätte.

Um die Bude herum war eine große Menge Menſchen verſammelt, die auf den Weggang der ſich im Zelte Befindenden warteten, um einzutreten, theils müßiges Geſindel, das ſich hier herumtrieb.

Der Anblick Verleſick's bewirkte, daß Alles in ein lautes Gelächter ausbrach. Nicht nur bot ſein kahlgeſchorner Kopf einen komiſchen Anblick dar, auch ſein zerfetztes Kleid diente dazu, jenen Eindruck zu vermehren.

Er wüthete vor ohnmächtigem Zorne.

„Herr Vetter, um Gotteswillen bitt' ich Euch, ſeid ruhig,“ rief begütigend Ferdinand. Er zog ihn mit Gewalt fort, aber der Alte wollte weder Perücke, noch Meerrohr miſſen, und widerſtrebte. Immer wilder brauſte die Luſt der Zuſchauer dieſes allerdings komiſchen Auftritts auf.

„Herr Vetter, wollt Ihr noch der Polizei anheimfallen?“ rief angſtvoll der Jüngling aus. „Iſt's nicht genug, daß Euch das Volk verhöhnt?“

Dies wirkte gewaltig auf den Erzürnten.

Verleſick fühlte an ſeinen Kopf und rief dann: „Fort, Ferdinand, fort!“ Er erkannte ſeine Lage und empfand plötzlich das Ungemüthliche derſelben.

Ferdinand zog ihn eilend hinweg, begleitet von dem Halloh des Pöbels, und erreichte glücklich den Laden eines nahewohnenden Perückenmachers, um Erſatz für einen der wichtigſten Theile des Verluſtes zu finden.

Ein Lärm, wie der vor der Thierbude und in derſelben konnte indeſſen der wachſamen Stadtpolizei, zumal an einem Sonntage, nicht unbemerkt entgehen. Dem fragenden Polizeimann höheren Ranges wurde das Haus des Perückenmachers bezeichnet, wohin ſich der Urheber des Lärms geflüchtet. Dorthin eilte er und trat eben ein, als ganz erſchöpft und einer wahren Troſtloſigkeit verfallen, Verleſick in einen Lehnſeſſel geſunken war, während der Haarkünſtler ſich um ihn bewegte.

Die Polizei jener Tage litt nicht an Dem, was man Höflichkeit nennt. Polternd trat der Rumorknecht-Corporal ein und überhäufte den Alten mit den heftigſten Vorwürfen, indem er ihm befahl, ihm ſofort auf das Polizeiamt zu folgen, denn, ſetzte er hinzu, daß Verleſick derſelbe ſei, der geſtern Abend im Wirthshauſe zum goldenen Apfel Maleſiz getrieben, heute Morgen einen Auflauf bei dem Bacharacher Meßſchiff veranlaßt und auch jetzt wieder die Ruhe der freien Stadt und den Sabbatfrieden ihrer hochehrſamen Bürgerſchaft geſtört habe, das dürfe nicht ungerügt bleiben u. ſ. w.

Es war nahe daran, daß auch jetzt wieder der Jähzorn Verleſick's losgebrochen wäre und ſeine Lage nur noch verſchlimmert hätte, wenn nicht Ferdinand mit aller Macht ſich in den Riß gelegt. Er erzählte wahrheitsgetreu die drei Vorgänge, welche den Alten in ſolchen ſchlimmen Verdacht gebracht hatten, beſonders aber den letzten bedauerlichen Vorfall.

Dieſe Erzählung wirkte ſo gewaltig auf die Lachmuskeln des ehrſamen Polizeimannes, daß er dem Reize nicht zu widerſtehen vermochte und ſich vor Lachen ausſchütten wollte.

Nach dieſer für Berleſick allerdings fatalen, dennoch aber höchſt günſtigen Wendung der Sachlage wollte ſich der Polizeimann entfernen; allein ein unabſehbarer Haufe von allerlei Volk hatte ſich vor dem Hauſe verſammelt. Ferdinand befürchtete neuen Scandal und drückte dem Mann der Sicherheit und ausübenden Gewalt ein Geldſtück in die Hand und bat ihn, das Volk zu entfernen, weil ſonſt leichtlich neue unangenehme Auftritte erfolgen könnten.

Solch eine mit Nachdruck begleitete Bitte verfehlte ihre Wirkung nicht, wie ſie denn ſelten erfolglos bleiben dürfte; der Officiant ſäuberte die Straße, und es trat nun ſo viel Ruhe ein, daß man an die Bedeckung des entblößten Hauptes durch eine neue Atzel denken konnte. Sie fand ſich endlich und viel weniger auffallend, als diejenige geweſen, welche als Zeichen des Sieges in den zerſtörenden Klauen des Affen geblieben war. Den Hut hatte Ferdinand gerettet, und auf ſeinen Vorſchlag traten Beide durch eine Seitenthüre, die auf eine enge Gaſſe mündete, in's Freie und entkamen unbeachtet der Menge, die, wenn auch in angemeſſener Entfernung, eines neuen Schauſpiels zu ihrer Beluſtigung harrte.

Berleſick ſprach kein Wort. Sein Geſicht war ungewöhnlich bleich und die Farbe der Naſe war faſt ſtahlblau. Eine ſolche Gemüthsbewegung hatte er noch nicht erlebt. Er war ſo angegriffen, daß ihn Ferdinand am Arme führte, um das Haus eines Schneiders zu ſuchen, der ſchnell in dieſem Nothfalle die Fragmente des leberbraunen Staatsrockes wieder zu einem Ganzen vereinige.

Glücklicherweiſe brauchten Beide nicht weit zu gehen, um zu finden, was ſie ſuchten.

Nachdem auch dieſer Schaden geheilt war, fragte Ferdinand den Alten: „Theuerſter Herr Vetter, wohin befehlt Ihr, daß ich Euch führe?“

„Wohin du willſt, mein Sohn,“ ſagte mit wankender Stimme

Verleſick, „nur nicht auf das Schiff, wo ich entweder wieder eine Strafpredigt, oder ein Gelächter zu erwarten habe. Das aber fühl' ich," fuhr er, ſich ermannend fort, „daß ich nach dieſen heilloſen Begebenheiten einer Herzſtärkung bedarf. Ich habe einen reſpectablen Hunger und Durſt. Wähle aber ja keine Kneipe, damit mich in dieſer Unglücksſtadt nicht ein neues Malheur heimſuche. Es wird uns ja Niemand kennen."

Ferdinand bog nach der Zeile ein und führte ihn dort in eines der erſten Gaſthäuſer. Leider aber mußte Verleſick hier ſeine letzte Unglücksgeſchichte mit allen Nebenumſtänden mit anhören und Zeuge ſein, wie man ſie belachte. Durch die Dienſte, welche er ihm geleiſtet, hatte indeſſen Ferdinand einen ſolchen Einfluß auf ihn bereits gewonnen, daß ſeine Bitten, doch ja durch nichts zu verrathen, daß er der Mann ſei, dem das Abenteuer begegnet, ihn zum Schweigen brachte, obwohl die Ausſchmückungen, welche das Abenteuer hier erfuhr, ihn mehr denn einmal reizten, die Thatſache in's rechte Licht zu ſtellen.

„Laß uns hier bleiben, Ferdinand," ſagte Verleſick mit Feſtigkeit, als ſich die Gäſte mehr und mehr verloren hatten. „Keine Macht der Erde ſoll mich vor Nacht auf das Pflaſter dieſer Stadt bringen, die, ſeit ich ſie betreten, nur Unheil über mich gebracht hat."

Er rief einen Aufwärter und verlangte ein Zimmer für ſich.

Als ihm dies angewieſen worden war, beſtellte er Kaffee und holländiſche Pfeifen, und als Beides gebracht worden war und die Pfeife dampfte, kehrte Ruhe in ſeine Seele zurück. Nach einem ziemlich langen Schweigen, welches Ferdinand nicht zu ſtören wagte, hob endlich Verleſick alſo zu reden an:

„Mein Entſchluß iſt reif, mein lieber Ferdinand. Mit frühem Morgen beſteige ich das Marktſchiff, welches gen Mainz fährt, um in den Frieden meines Hauſes zurückzukehren. Auf das fatale Schiff kehre ich nicht mehr zurück. Ich bleibe hier. Du geheſt hin, packeſt meine Sachen und läſſeſt ſie hierher tragen, und während dieſer Zeit lege ich mich auf das Ruhebett, um mich zu erholen. Willſt du, nach ſo vielen Liebesdienſten, auch noch dieſen deinem väterlichen Freund erweiſen?"

„Mit Freuden, Herr Vetter," entgegnete der Jüngling; „aber —"

„Was haſt du für ein Aber?" fragte raſch Verleſick.

„Wollet Ihr ohne Abſchied das Schiff verlaſſen?" fragte beſorgt Ferdinand. „Sieht das nicht aus, als ſchiedet Ihr mit Groll von dem Schiff und ſeinen Bewohnern?"

Verleſick fühlte, wie wahr dieſe Bemerkung ſei. Er ſchwieg verlegen und kratzte ſich hinter dem Ohr. Endlich ſagte er: „Was ſoll ich hinter dem Berge halten? Ferdinand, es gibt nicht leicht eine Lage, die peinlicher iſt, als Gegenſtand des Gelächters Anderer zu ſein. Ich habe dieſe Pein, ſeit ich hier bin, ſo empfindlich getragen, wie es nur einem Ehrenmann irgend begegnen kann. Ich bin es nachgerade ſatt geworden. Nun muß ich nach Dem, was ich unten im Gaſtzimmer erfuhr, als gewiß vorausſetzen, daß ſie auf dem Schiff Alles wiſſen, denn die Gäſte, die dort ihren Schoppen trinken, werden wohl die Mähr mit allerlei Zuthat hinterbracht haben. Wenn auch der alte Eidam ein geſetzter, verſtändiger Mann iſt, ſo iſt dagegen das Guſtelchen ein Lachtäubchen erſter Art und wird ſich weidlich d'ran ergötzt haben. Nöthigenfalls macht ſie's, wie neulich, und hält mir eine Strafpredigt, zu der ich, da ich allerdings ſelbſt an meinem Mißgeſchick Schuld trage, ſchweigen und die Galle verſchlucken müßte. Beides wäre vollends unerträglich. Darum magſt du ihnen mein Adje bringen. Baſta! Willſt du mir noch einen Liebesdienſt thun, ſo ſieh' zu, ob du mein Meerrohr wiederkriegſt. Hier iſt Geld. Löſe es, wenn's die Beſtie nicht zerbrochen hat, aus. Es liegt mir viel daran, es zurückzukriegen, da es ein theures Andenken meines ſeligen Vaters iſt. Ich weiß," ſetzte er zögernd hinzu, „es iſt ein kitzlicher Auftrag; aber ich kenne deine treue Liebe und werde dankbar ſein, dankbar, Ferdinand. Du ſollſt mit mir gewiß zufrieden ſein." Er reichte ihm Geld, und Ferdinand ließ ſich's nicht merken, wie unlieb ihm dieſer Auftrag ſei, und entfernte ſich eilig, während

Verleſick ſich auf das Ruhebett legte und bald in einen tiefen Schlaf ſank. —

Zuerſt begab ſich Ferdinand in die Bude, wo die Ruhe mit Mühe wieder hergeſtellt war.

Der Wärter hatte dem Affen das Meerrohr entriſſen, ohne daß es verletzt wurde, und gegen ein anſehnliches Trinkgeld empfing es Ferdinand wieder. In Eile wandte er ſich nun dem Meßſchiffe zu. Nicht ohne Sorge fragten Eidam und Guſtelchen nach Verleſick; als ſie aber hörten, er befinde ſich wohl, da machte das Komiſche des letzten Abenteuers auch ſeine Wirkung gewaltig geltend. Alles wußten ſie bereits, denn ganz Frankfurt ergötzte ſich an dem ſpaßhaften Zweikampfe Verleſick's mit dem Affen und ſprach davon.

Allerdings berührte des Alten Entſchluß Eidam unangenehm, aber zu machen war da nichts weiter, als daß er ſich entſchloß, ſo wenig er auch abkommen konnte, ihn dieſen Abend noch zu beſuchen.

Ferdinand packte ſeine Sachen ſchnell, und da er richtig ſchloß, daß ſein Herr Vetter in den Armen des Schlafes Erſatz für die Leiden dieſes Tages gefunden haben würde, ſo ſetzte er ſich zu ſeinem lieben Guſtelchen. Es währte freilich lange, bis ſie zum Ernſte kamen, denn Ferdinand berichtete getreulich Alles, was vorgefallen und was Verleſick geſagt hatte.

Eine Wolke legte ſich auf des Mädchens ſchöne Stirne und umflorte ihr Auge.

„Es iſt wahr," ſagte ſie, „ich habe dem herzguten, alten Mann übel mitgeſpielt. Gott vergebe es mir; aber die Rectorin war die Anſtiſterin, und — es galt, ihn von einer Thorheit zu heilen, zu der mein Vater und Pathe bereits die Hand geboten hatten. Was der Galgenſtrick, der Pitt, an ihm verbrochen, iſt nicht meine Schuld. Ich ahnte nichts davon, denn er beſorgte das Bett allein. Das aber iſt doch endlich errungen, daß er mich nicht zur Frau haben will. Er iſt gründlich von ſeiner Thorheit geheilt und du biſt ihm lieb geworden. Ich hoffe, es geht ein neues Morgenroth aus dieſen Trübſalen des armen Mannes für uns auf."

Auch Ferdinand theilte dieſe Hoffnung und freudig verließ er das Mädchen, um die Effekten Verleſick's in den Gaſthof tragen zu laſſen, wohin ihn der Schiffer Eidam begleitete.

Verleſick war durch den langen Schlaf erquickt. Sein Gemüth war heiter, denn ſeine Pfeife dampfte und eine Flaſche köſtlichen Hochheimers ſtand vor ihm, als Beide bei ihm eintraten.

Hocherfreut nahm er das Meerrohr aus Ferdinand's Hand und drückte den Jüngling bewegt an ſeine Bruſt.

„Das vergeß ich dir niemals, du mein Schutzgeiſt in dieſer unglückbringenden Stadt. Ohne dich wär' ich ja verloren geweſen in den Drang- und Trübſalen, die mich hier betroffen haben!" So rief er entzückt aus und reichte mit den herzlichſten Worten dem Schiffer ſeine Hand. Er entſchuldigte ſein Weggehen vom Schiffe mit demſelben offenen Bekenntniſſe, welches er gegen Ferdinand abgelegt, und im beſten Einvernehmen leerten ſie ſelb Dritt noch einige Flaſchen und ſchieden dann auf fröhliches Wiederſehen in Bacharach. Ferdinand aber begleitete am andern Morgen ſeinen Herrn Vetter an's Marktſchiff und nahm dort einen warmen Abſchied von ihm, dem hoffnungsreiche Worte beſondern Werth verliehen.

VIII.

Zum erſten Male fühlte ſich Verleſick wieder vollkommen glücklich, als er in ſeinem Schlafrock in dem weichen Lehnſtuhle ſaß und die theuern Räume ſeiner Häuslichkeit überblickte.

„Es iſt doch nirgends beſſer, als daheim," ſagte er in echt deutſcher Gemüthlichkeit und blies ein blaues Wölklein edlen Knaſters in die Luft, reichte dann nach einem Glaſe, gefüllt mit goldenem Leimbacher und leerte es mit einem echt rheiniſchen Zuge. „Es war ein unſeliger Gedanke, mit dem Meßſchiffe nach Frankfurt zu fahren," ſagte er zu ſich; „aber ein noch heilloſerer, das junge, ſchnippige Ding heirathen zu wollen. Das hat mich kurirt! Meiner Seel', der beſte Doctor hätt's nicht beſſer fertig gebracht. Gottlob, es iſt vorbei, und der Erſte, der mir vom Heirathen redet, wird zur Thür hinaus geworfen, daß er kracht! Baſta! Dabei bleibt's! Der Junggeſelle iſt allein ſein eigener Herr und frei. Ja, frei, frei, frei!" Er trank wieder. „So eine Frau, wie hübſch ſie auch ſein mag, hackt Einem das Mus auf dem Kopf und macht Einen, ohne daß man's merkt, zum Sklaven. Himmel und Erde! — Das Mädel war ja meine Braut noch nicht, und was hat's ſchon Alles aus mir gemacht? Erſtlich einen Narren, der ſich kleidete, wie der verrückte Rector! Zweitens einen Anachoreten, einen Büßer in beſter Form, der ſich nahezu acht Tage das Liebſte verſagte, Wein und Tabak; drittens eine Garnkrone, die mit Engelsgeduld Garn von ſich abwickeln ließ, und endlich ein Stadtgeſpräch — ja — was ſoll ich ſagen? — Alles Weh, das ich in Frankfurt erfuhr, ging ja, freilich ohne ihr Wiſſen und Wollen, von ihr aus. Fort mit dem Joch! Ich will frei leben und ſterben!"

Er ſtand raſch auf und ging mehrmals mit feſtem Auftritt eines vollen Selbſtbewußtſeins die Stube auf und nieder, und ſetzte ſich dann wieder behaglich in den Seſſel. Eine lange Zeit ſandte er dicke Tabakswolken aus, was er immer that, wenn er in Nachdenken verſunken war. Die alte Roſina trug das Abendeſſen auf: er ſah's nicht, obgleich er von der Reiſe müde und hungrig war und ſich gefreut hatte, einmal wieder allein an ſeinem gewohnten Tiſchlein die von der renommirten Köchin Roſina ſchmackhaft zubereiteten Speiſen zu genießen. Sie mußte ihn zweimal erinnern. „Ja ſo!" ſagte er dann, und rückte ſich das Tiſchlein an den Seſſel heran.

„Apropos! Roſina," ſprach er dann, „rufe mir doch den Herrn Stadtſchreiber noch dieſen Abend."

Nach dieſem Befehle ließ er es ſich weidlich ſchmecken und kaum war abgedeckt, als auch ſchon der Stadtſchreiber hereintrat. Er machte eine Menge Knixe und Kratzfüße und ſagte dann: „Es freut mich über die Maßen, Euch wohlauf zu ſehen, geehrter Herr Verleſick, beſonders nach ſolchen Drangſalen, wie Ihr ſie in Frankfurt habet erdulden müſſen."

„Wie? Was?" rief Verleſick, dem es wie Eis durch die

Adern rann. Er mußte todbleich geworden ſein, das fühlte er, denn es war ihm faſt vor Schrecken bis an's Herz hinan.

Der Stadtſchreiber, der des Mannes Jähzorn kannte, wich bis in die Nähe der Thüre zurück, um nöthigenfalls ſich ſalviren zu können. Er ſagte verlegen: „Die Herren Rothgerber haben gar mancherlei Fatalitäten uns berichtet, die Euch ſollen zugeſtoßen ſein, maßen ich mein Beileid nicht wollte unbezeugt laſſen.“

„Sparet Euer Beileid für dringlichere Fälle, Herr Stadtſchreiber,“ eiferte Verleſick, „und ſagt den Herren Rothgerbern, ſie ſollten ſich um ihr Leder kümmern, das ohnehin das ganze Meßſchiff durchſtänkert hat. Es waren kleine, poſſierliche Unfälle, die ein böſer Bube, der Bitt, des Schiffers Eidam Schiffsjunge, mir angezettelt hatte. Er brummt dafür in der Mehlwaage zu Frankfurt. Ab damit! Laßt uns von etwas Anderm reden. Sind die Schulden des verſtorbenen Wink bereits gerichtlich aufgenommen?“

Der Stadtſchreiber, welcher im Stillen Gott dankte, daß er ſo glimpflich weggekommen war, bejahte die Frage und gab ihm ungefragt die Verſicherung, daß auch ſeine zweitauſend Gulden primo loco verzeichnet ſtünden.

„Hat er kein Teſtament gemacht?“ fragte Verleſick.

„Nein,“ erwiederte der Stadtſchreiber.

„So wird alſo das Haus verſteigert?“

Der Stadtſchreiber bejahte abermals mit dem Zuſatze, daß dies ſchon morgen geſchehen würde.

Auf die Frage, ob das Haus Liebhaber habe, meinte der Stadtſchreiber, es ſei ſo gut gelegen, daß er kaum daran zweifeln könne.

Nach einigen gleichgiltigen Redensarten dankte Verleſick für die Mittheilungen, und der Stadtſchreiber machte ſich eilig aus der Stube.

Aber jetzt brach des Alten verhaltener Grimm los. „Alſo auch hier bekannt?“ rief er aus und rannte in der Stube herum, wie ein Beſeſſener. Er fluchte auf die Gerber und auf ſeinen

Unſtern, denn er dachte ſich's, wie die Sophie, die Rectorin, triumphiren würde und die Raiſonnir-Raspel, die ihm der Rector zugedacht. Indeſſen ſah er, als er ruhiger wurde, ein, daß da auch nicht das Mindeſte zu machen ſei. „Doch“ — ſagte er — „ich habe ein Mittel, ſie davon abzubringen, ich muß in anderer Weiſe von mir reden machen, und das will ich.“

Das Mittel war probat. Als am andern Tage der Ausſcheller die Verſteigerung im Wink'ſchen Haus ausrief, kleidete ſich Berleſick ſtattlich an und ging in das Nachbarhaus, da die Verſteigerung im Hauſe ſelbſt vorgenommen wurde.

Das Haus wurde angeſetzt, und nach einigen Geboten blieb Berleſick für 2700 Gulden Letztbietender. Er trat an den Tiſch und ſagte: „Herr Stadtſchreiber, ſchreibet mich nicht als Abſteigerer ein, ſondern meinen Vetter Ferdinand von hier, dermalen in Frankfurt.“

Alle Hälſe wurden lang und Aller Augen richteten ſich fragend auf Berleſick. Er lächelte.

Jetzt kamen die Ladeneinrichtungen zum Ausgebot. Auch dieſe ſteigerte Berleſick an. Als er das Protokoll unterſchrieben hatte für Ferdinand, ergriff er Hut und Meerrohr und ging hinaus auf ſeinen Berg, denn der Nachmittag war mild und ſchön. —

Jetzt lief das Gerücht von Dem, was geſchehen war, wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Niemand war betroffener, als Sophie, die Frau Rectorin, die völlig an Berleſick irre zu werden anfing.

Die neue Mähr ließ die alte ganz vergeſſen, und Berleſick hatte ſeine Abſicht erreicht. Was er mit dem Ferdinand beabſichtige, zu errathen, war die Aufgabe. Der Rector kam, ihn zu beſuchen, allein Berleſick bedauerte, wie er ihm durch die alte Roſina, die er gehörig inſtruirt hatte, ſagen ließ, daß er ſeinen Beſuch nicht annehmen könne, den er ſich für immer verbitten laſſe. Das war denn doch dem Rector zu viel. Schäumend vor Zorn eilte er heim, ſeiner Sophie es zu berichten, die denn ihrer Galle recht den Zügel ſchießen ließ.

„Er iſt ein Narr geworden, die Sophie hat's auch geſagt,“ war des Rectors Rede überall.

Unterdeſſen ließ Verleſick alle Bauhandwerker der Stadt kommen und übergab ihnen die Herſtellung des Hauſes, welches er vom Grund auf repariren ließ. Er ſchente keine Koſten dabei, und als Guſtelchen endlich mit dem Meßſchiffe zurückkam, traute ſie weder ihren Ohren, noch ihren Augen, und die Bruſt ſchlug höher bei dem Gedanken, daß hier des Geliebten Glück blühe und — das ihre.

Allein in Verleſick war doch eine gründliche Veränderung vorgegangen. Er ſtand nicht mehr ſtundenlang am Fenſter und blickte nach ihr, wenn ſie drüben am Fenſter ſaß und nähte oder ſtrickte. Er kam nicht mehr herüber, und als der alte Eidam ihm den Wein zahlte und das Darlehen zurückgab, da zahlte er für die Reiſe nach Frankfurt wie ein Fürſt, alſo daß Eidam das Geld nicht annehmen wollte und es nur gezwungen that. Darauf mußte Roſina eine Extraflaſche holen, und als Beide vertraulich beieinander ſaßen und Eidam nun die Eröffnungen wegen der Vermählung zu empfangen halb hoffte, halb fürchtete, ſagte Verleſick:

„Herr Nachbar, Ihr wiſſet, Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Mich hat etwa vor vier Wochen, als wir in meinem Berge bei einander waren, die Angel der Thorheit geſtochen, daß ich noch an's Heirathen dachte, und zwar waren, wie Ihr wiſſet, meine Gedanken auf Euer Töchterlein gefallen. Davon bin ich nun kurirt, und das iſt der Segen der Reiſe mit dem Meßſchiff. Euch bin ich viel zu Dank verpflichtet, einmal, weil Ihr mir das Zutrauen ſchenktet und nichts gegen meine Abſichten einzuwenden hattet, ſodann dafür, daß Ihr mich zu der Reiſe beredetet, die mir die Augen geöffnet hat. Ich will dem Glück Eures Kindes, das mich doch nur gezwungen genommen hätte, nicht im Wege ſtehen und ledig leben und bleiben. Das ſoll aber unſer gutes Einvernehmen und nachbarliche Freundſchaft nicht ſtören, darauf geb' ich Euch die Hand.“

Er reichte ſie dem Schiffer, der in der größten Verlegenheit war und nicht wußte, ſollte er traurig ſein, oder ſich freuen. Er, für ſeinen Theil, hätte es gerne geſehen, denn ſolch einen Schwiegerſohn bekam er nicht wieder; aber freilich hatte ihm Guſtelchen auf der Heimfahrt ohne Hehl geſagt, ſie werde lieber ſterben, als des Alten Frau werden, und wie es mit dem Ferdinand ſtand, wußte er auch genau, viel genauer, als früher.

Die unangenehme Stellung Eidam's bei dieſen Eröffnungen wurde dadurch gehoben, daß der Stadtſchreiber eintrat, um nach Berleſick's Wunſch die Ausgleichung ſeiner Forderungen an die Wink'ſche Nachlaſſenſchaft mit dem zu zahlenden Kaufſchilling vorzunehmen. Er ſchob ſich und hinterbrachte ſeiner Tochter die Sache, die ſeelenfroh war, während der Vater ihr über die Behandlung Berleſick's auf dem Schiffe nachträglich noch einmal den Text las und den Kümmel rieb, wie er es während der Fahrt ſelbſt mehrmals insgemein gethan hatte, ohne aber den geringſten Erfolg zu erzielen.

Niemand bedauerte aufrichtiger und aus treuerem Herzen dieſe Wendung der Dinge, als der ehrliche Cantor und ſeine Frau, die ihrer Pathe großes Glück frohlockend begrüßt hatten.

Berleſick's Herz war ſeitdem leicht und froh. Er ſang und pfiff ſogar, wenn er nicht rauchte, was Roſina nie erlebt hatte und nicht verſäumte, der Jungfer Guſtelchen zu berichten, die ſich ſo herzlich darüber freute, daß auch dieſe Freude der alten Roſina ein Räthſel blieb.

In Berleſick's Thun war auch darin eine Aenderung eingetreten, daß er, obgleich das Wetter noch lange hin ſchön blieb, nicht mehr auf ſeinen Berg, auf ſein Lieblingsplätzchen ging. Das hatte aber ſeinen Grund darin, daß es mit Pitt's Bekenntniß auch herausgekommen war, wo er ſeinen Wein verborgen hatte. Damit war ihm ein Reiz des Plätzleins geraubt. Er lebte überhaupt eingezogener und ſtiller; ging bloß zu den Arbeitern im Nebenhaus und leitete die Einrichtung, und Abends machte er einen Spaziergang. Begegnete ihm da der Herr Rector und ſeine Ehehälfte mit der von ihnen unzertrennlichen Raiſonnir-Raspel, ſo war Berleſick höchſt höflich, aber von drüben herüber grollten ihn zornige Blicke und Geſichter an, und lachend ſagte er oft: Die Sophie hat's auch geſagt!

So kam denn der Herbſt, welcher dem alten Herrn vielfache Beſchäftigung brachte. Das Haus war nun fix und fertig, und er war froh, daß er hierin Unterhaltung fand. Noch vor Weihnachten traf Ferdinand, wie er ihm geſchrieben hatte, in Bacharach ein und wohnte bei dem Herrn Vetter. Grenzenlos war ſeine Dankbarkeit, als ihn Verleſick in das Haus ſeiner Lehre führte, ihm die Einrichtung zeigte, die trefflich und zweckmäßig war, und ihm dann die quittirte Kaufurkunde und ſomit das Haus zum Geſchenke machte. Thränen entſtrömten den Augen Ferdinand's, der ohne dieſes Ereigniß das Ziel ſeiner Wünſche in weiter, dunkler Ferne hatte liegen geſehen.

„Nur Eins," ſagte Verleſick, „habe ich von dir zu verlangen. Du biſt ein Schüler des Rectors und biſt wohl einmal zu ihm gegangen. Ich kann ihn nicht leiden. Verſprich mir, daß du keinen Verkehr mit ihm haben willſt."

Das that Ferdinand, und Verleſick eröffnete ihm, daß er die völlige Einrichtung ſeines Geſchäftes beſtreiten werde.

IX.

Ein halbes Jahr ſpäter war Ferdinand's Geſchäft eines der blühendſten in der Stadt. Sein Angeſicht ſtrahlte von Glück. Nichts ſtörte das herzliche Einvernehmen zwiſchen ihm und ſeinem Herrn Vetter, dem er den holländiſchen Knaſter und die holländiſchen Pfeifen in köſtlicher Qualität beſorgte.

Die Zeit, die manches Unliebe ausgleicht, war denn auch eine Vermittlerin zwiſchen Verleſick und dem Rector geworden, beſonders ſeit die Frau Raspel eine Stätte unter dem Raſen des Sanct Werner gefunden hatte. Sie ſprachen wieder miteinander und nach und nach kam es auch wieder zu Beſuchen. Guſtelchen war gegen den Herrn Nachbar ſehr herzlich, und er freute ſich deſſen, ohne daß die Gedanken des vorigen Jahrs irgend je und wie aufgetaucht wären. Er war ſehr heitern Gemüths und hatte ſich ſo des Gebens an Ferdinand erfreut, daß er überhaupt eine Freigebigkeit annahm, die ihm Niemand ſonſt zugetraut. Er ging auch wieder täglich an ſein Lieblingsplätzchen und empfing dort ſeine Beſuche, doch mußte Roſina ein gewiſſes Deputat Krüge hinauftragen, über die hinaus nie gegangen werden konnte, da das kleine Kellerlein bekannt geworden war.

Eines Tages ſaß er da in der Kühle am Mittag eines ſengend heißen Junitages. Niemand ließ ſich rings umher erblicken. Die ganze Natur ſchien gelähmt und kein Vögelein ſang in den matt herabhängenden Zweigen.

Verleſick dachte darüber nach, daß doch Ferdinand nicht wohl länger eine Junggeſellenwirthſchaft halten und führen könne, als dieſer unvermuthet den Berg herauf ſtieg und zu ihm trat. Wie immer, hieß ihn Verleſick freudig willkommen, denn der Jüngling beſaß ſeine ganze Liebe, ſeit er ſo tüchtig ſein Geſchäft führte und die wohlverdiente Achtung der ganzen Stadt genoß.

Heute ſah man es ihm deutlich an, daß er etwas Schweres auf dem Herzen hatte, das nicht recht herab wollte. Auch Verleſick merkte das und ahnete, was es etwa ſein möchte, nämlich eine Heirathsangelegenheit.

Lange wurde von Dieſem und Jenem geredet und Verleſick ergötzte ſich an der wachſenden Verlegenheit ſeines Vetters. Er wußte lange, daß zwiſchen ihm und Guſtelchen eine alte Liebe beſtand, zwiſchen die er einſt unſinnig hatte hineintreten wollen. Und doch hatte es ihm Ferdinand nicht nachgetragen, ſondern ihm die viele Lieb' und Treu' in Frankfurt erwieſen. Das ſchlug er ihm doppelt hoch an. Freilich ahnte Ferdinand nicht, wie er dachte, und fürchtete, er möge die Wahl Guſtelchen's aus allerlei Gründen mißbilligen. — Darum wurde es ihm ſo ſchwer, davon zu reden und — es war doch nothwendig, denn ohne eine ſorglich waltende Hausfrau ging's eben nicht mehr.

Verleſick wollte ihm endlich doch das Herz erleichtern und ſagte, er meine, es drücke ihn Etwas?

Da brach der Arme die Feſſeln und redete zwar ſorgen- und angſtvoll, aber beredt, weil wahr, über ſeine häusliche Lage und die Nothwendigkeit einer weiblichen Gehilfin, die als ihr eigenes ſein Hausweſen verwalte.

„In Summa, du willſt heirathen?“ ſagte lachend Berleſick. „Nun, in deiner Lage und in deinen Jahren — haſt du Recht, und ich wüßte dir eine wackere, tüchtige Frau.“

Ferdinand erbleichte.

„Brauchſt nicht bleich zu werden,“ rief Berleſick. „Es iſt eine verſtändige —“

„Ach Gott,“ rief angſtvoll Ferdinand, — „ich —“

„Nun, ſo laß mich doch ausreden,“ ſagte Berleſick; „du weißt ja noch gar nicht, wen ich meine.“

„Freilich,“ fiel Ferdinand ihm in die Rede, „aber es könnte mir mit Euch gehen, wie Euch mit dem Rector, wie Ihr mir einmal erzählt habet.“

„Ich wollte dir,“ fuhr, unbeirrt von dieſer Einſchaltung, Berleſick fort, „nur vorſchlagen. Die Wahl bliebe dein, und da wär's Eidam's Guſtelchen, das ich vorzüglich geeignet fände, zumal das ja dein alter Schatz iſt, bei dem ich alter Narr dir einmal in's Gehege gehen wollte.“

Er hatte die Worte kaum ausgeredet, als Ferdinand ihm um den Hals fiel und ihn herzte und küßte. „Gott hat mir in Euch meinen Vater wieder geſchenkt,“ rief er mit inniger Rührung aus. „Ohne Eure Einwilligung hätte ich nicht geheirathet, und nun trifft Eure Meinung mit meiner Neigung zuſammen. Wer iſt glücklicher, als ich?“

„Ich würde auf Guſtelchen rathen,“ verſetzte Berleſick und wiſchte ſich eine Thräne weg, die Ferdinand's herzliche Worte ihm ausgepreßt — „Aber, Ferdinand,“ ſagte er, „du ſollſt das Wort vom Vater, den ich dir erſetze, nicht umſonſt geſagt haben. Es fehlt zur Haushaltung noch viel, und Eidam iſt kein reicher Mann. Das Alles beſtreite ich. Baſta! Nun geh' zum alten Eidam und frage, ob du ſein neuer werden dürfteſt? Heute Abend ſoll bei mir Verlobung ſein. Sage mir's aber zeitig.“

Ferdinand eilte fort und kam ſchon nach einer Stunde, trotz der Hitze, wieder heraufgelaufen.

„Richtig?“ fragte Berleſick.

„Alles!“ war Ferdinand's Antwort.

Da brachen ſie denn ſchnell auf, und am Abend ſaßen um Berleſick der ehrliche Cantor und ſeine Frau, Eidam und das glückliche Paar. Das war die ganze Geſellſchaft, aber ſie waren glücklich, und der Kuß, den Guſtelchen Berleſick unter Freudenthränen gab, bat ihm alle Unbill ab, die ſie ihm auf dem Meßſchiffe zugefügt. Hier hörte er denn auch, daß des Rectors Sophie das Alles angezettelt hatte; aber er zürnte ihr, er zürnte Guſtelchen nicht mehr. Alles war vergeſſen und vergeben, und als er eine Standrede über die Wahrheit des Sprüchwortes hielt, daß nur Gleich und Gleich ſich gut geſelle, da ſchloß er ſie mit des Rectors ſtehendem Rede- und Satzſchluſſe: Die Sophie hat's auch geſagt, und Alle lachten aus Herzens Grunde.

So heiter, wie er heute war, hatte ihn Niemand jemals geſehen. Er wollte aber auch nur Glückliche um ſich haben. Darum ſtand er auf und holte ein Papier, das er vor Aller Augen zerriß, und es dann dem Cantor reichte, der ihn ſtaunend anſah.

„Heute,“ ſagte er, „ſoll jedes Herz froh ſein. Es iſt Eure Schuldverſchreibung, Vetter; ſie iſt nun bezahlt.“

Der Cantor verlor ganz ſeine Faſſung über dieſen Schritt Berleſick's; aber ſeine Freude war doch ſo innig und groß, wie ſein Dank.

Hier könnte ich enden, da Sebaſtian Fabian nur noch die Bemerkung macht, daß die jungen Eheleute den Herrn Berleſick bis zu ſeinem Ende auf den Händen getragen hätten; allein ich finde einige Seiten weiter noch einen hierher gehörigen Punkt. Er heißt:

„Item es iſt in voranſtehender Hiſtoria viel die Rede geweſen von des Peter Eidam ſeinem Schiffsjungen, dem Pitt, ſo ein

Galgenſtrick geweſen und allerlei Maleſiz dem Herrn Verleſick zugefüget. Selbiger Tagedieb hat in Frankfurt etliche Zeit geſeſſen, worauf ſie ihn alsdann ein Weniges geſtäupet und über das Weichbild freier Stadt hinausgetrieben. Item, was er vor den Mauern des Arbeitshauſes noch nicht wußte, ſelbiges hat er ſattſam innerhalb derſelben gelernt, wo er mit allerlei Spitzbubengeſindel zuſammenſaß. War eine gute Schul' für ihn! Hernachmals iſt er erſt recht ein Spitzbube worden und hat viel Unfug getrieben, bis der Krug den Henkel brach, der lange zum Waſſer, aber nicht zu dem des Lebens, gangen iſt. Er iſt nämlich nacher etlichen Jahren im Speſſart gefangen worden und ſind ſo viele Maleſizſtreiche auf ihn gekommen, daß er iſt nach Verdienſt zu Hanau zum Strange verurtheilet und auf der Landesgrenze, allwo, wie jedermänniglich weiß, der Galgen, gleichwie drüben überm Rhein, gegen Heilloſſen-Wörth über, allwo Churpfalz (Gott erhalt's!) und Churmainz (iſt nicht mein's) grenzet, ſtehet, ihme der Staab gebrochen und er gehenket worden."

In demſelben Verlage ſind die nachſtehenden Werke erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Erſter bis elfter Band.

Inhalt:

Erſter Band. Das Mailehen — Das Gotteshäuschen und ſeine Bewohner — Die Deſerteure — Eine rheiniſche Schmugglergeſchichte — Aus der Schmiede.

Zweiter Band: Die Nacht von Bingen — Die Meergeuſen — Seneck — Der geſpenſtige Stollen — Die Zweite.

Dritter Band: Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden — Der Bojar — Das Original — Das Mühlchen in der Morgenbach — Der Apoſtelhof.

Vierter Band: Meine erſte Braut — Der Freiersmann — Das Pfeiferhänslein — Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel — Die Eifer — Die Eroberung Bacharachs.

Fünfter Band: Das Stabat Mater und Pergoleſe — Ein Stücklein von der Moſel — Des Domprobſts Mündel — Die Nußdorfer.

Sechster Band: Hugo van Geeſt — So ging mir's — Pocahontas — Der Hageſtolz — Zauberbuchs — Heirathsgeſchichten.

Siebenter Band: Der Kaufmann von Lyon — Eine Hiſtorie ohne Titel — Der phyſiognomiſche Bock — Die Zukünftige — Die Vetter Niederweisels — Die Kreuzfahrer.

Achter Band: Victorin's Schickſale — Huaskar — Begebenheiten eines Landſchaftsmalers in Italien — Die Schuld — Die Eiche von Vincennes — Venedigs Patrizier — Die Chriſtfreude.

Neunter Band oder der neuen Folge erſter Band: Geſchichte von den zwei Müllerskindern — Der Mann auf dem Mittelthorthurme — Die Moranda's — Ammi.

Zehnter Band oder der neuen Folge zweiter Band: Gui de Saint-Fleur — Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunolſtein — Der Feldmarſchall Blücher und der Pfarrer Kretſchmar — Quintin.

Elfter Band oder der neuen Folge dritter Band: Dreie und Eine — Die erſte Wohlthat — Wiabi und Marie galante — Im Walde — Der Backtanz zu Langenſelbold — Was mir einmal der Todtengräber erzählte — Verſchiedene Wege.

Jeder Band, mit einem Titelkupfer, koſtet Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein.

Des

alten Schmiedjacob's Geſchichten

von **W. O. von Horn.**

Drei Bände.

Mit Stahlſtichen und vielen neuen Illuſtrationen vom Profeſſor L. Richter.

Jeder Band koſtet broſchirt Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. rhein. Gebunden Rthlr. 1. 6 Sgr. fl. 2 rhein.

Rheiniſche Dorfgeſchichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden
aus den
geſammelten Erzählungen
von
W. O. von Horn.

Mit dem Portrait des Verfaſſers und Illuſtrationen vom Profeſſor L. Richter.

Rthlr. 1. 21 Sgr. fl. 3 rhein. Cartonirt in zwei Bänden Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr. rhein.

Die Spinnstube,

ein Volksbuch herausgegeben von
W. O. von Horn.

Jeder Jahrgang mit oder ohne aſtronomiſchen Kalender 12½ Sgr. 45 kr. rhein.

Jährlich erſcheint ein Band mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten, nach Profeſſor **L. Richter**, geziert.

Der erſte Jahrgang auf das Jahr 1846, fehlt. Die anmuthigſten Geſchichten deſſelben findet man aber in den **Schmiedjacob's Geſchichten** wieder.

Die Jahrgänge 1847 — 1854 werden, um neu gewonnenen Freunden der Spinnſtube die Anſchaffung der ganzen Serie zu erleichtern, zu dem ermäßigten Preiſe von 8 Sgr. 28 kr. per Jahrgang durch jede Buchhandlung geliefert.

W. O. von Horn gehört zu unſeren beliebteſten Volksſchriftſtellern. Seine Spinnſtube wandert ſeit Jahren von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, und wird mit jedem neuen Jahrgang als alter lieber Bekannter willkommen geheißen. Die Franzoſen überſetzten dieſelbe; in Genf iſt eine franzöſiſche Ausgabe erſchienen. So iſt der Name Horn's bereits über die Grenzen des deutſchen Vaterlandes hinaus beliebt geworden.

Die **Jahrgänge 1846** und **1850 der Spinnſtube** ſind vergriffen! Die **Jahrgänge 1847, 1848, 1849, 1851, 1852, 1853** und **1854** haben wir, um vielfachen Anfragen zu genügen und den zahlreichen neuen Abnehmern die Anſchaffung der früheren Jahrgänge zu erleichtern, auf 8 Sgr. 28 kr. herabgeſetzt. Die **Jahrgänge 1855** bis **1859** dagegen koſten unverändert 12½ Sgr. 45 kr. der Jahrgang.

Von dem Verfaſſer der Spinnſtube ſind im ſelben Verlag erſchienen:

Des

alten Schmiedjacob's Geſchichten

von

W. O. von Horn.

Drei Bände.

Mit Stahlſtichen und vielen neuen Illuſtrationen vom Prof. **L. Richter.**

Jeder Band koſtet geheftet Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. Gebunden Rthlr. 1. 6 Sgr. fl. 2.

Der erſte und dritte Band enthält die Erzählungen aus den fehlenden Jahrgängen 1846 und 1850 der Spinnſtube.

Rheiniſche Dorfgeſchichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

Geſammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Mit dem Portrait des Verfaſſers und Illuſtrationen vom Prof. **L. Richter.**

Geheftet: Rthlr. 1. 21 Sgr. fl. 3. Cartonirt in zwei Bänden: Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Einzelne Bände dieſer Auswahl werden nicht geliefert.

Geſammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Zwölf Bände. Rthlr. 12. fl. 21.

Inhalt:

Erſter Band: Das Käthchen — Das Gotteshäuschen und ſeine Bewohner — Die Leibrente — Eine rheiniſche Schmugglergeſchichte — Aus der Schmiede.

Zweiter Band: Die Nacht von Bingen — Die Mennoniten — Soneck — Der geſpenſtige Stollen — Die Zweite.

Dritter Band: Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden — Der Bojar — Das Original — Das Mühlchen in der Morgenbach — Der Arensthof.

Vierter Band: Meine erſte Braut — Der Freiersmann — Das Pfeiferhänslein — Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel — Die Eltern — Die Eroberung Bacharachs.

Fünfter Band: Das Stabat Mater und Pergoleſe — Ein Städtlein von der Moſel — Des Tempiebins Bündel — Die Nußdorfer.

Sechster Band: Hugo van Geeſt — So ging mir's — Poccahontas — Der Hageſtolz — Zunderbuchs — Heirathsgeſchichten.

Siebenter Band: Der Kaufmann von Lyon — Eine Hiſtorie ohne Titel — Der phyſiognomiſche Bock — Die Zukünftige — Die Retter Niederweiſels — Die Kreuzfahrer.

Achter Band: Victorin's Schickſale — Huaſcar — Begebenheiten eines Landſchaftsmalers in Italien — Die Schule — Die Eiche von Vincennes — Venedigs Patrizier — Die Chriſtfreude.

Neunter Band oder der neuen Folge **erſter Band:** Geſchichte von den zwei Mutterskindern — Der Mann auf dem Mittelthorthurme — Die Rotonda's — Ammi.

Zehnter Band oder der neuen Folge **zweiter Band:** Gui de Saint-Fleur — Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunolſtein — Der Feldmarſchall Blücher und der Pfarrer Kretſchmar — Quintin.

Elfter Band oder der neuen Folge **dritter Band:** Dreie und Eine — Die erſte Wohlthat — Night und Marie galante — Im Walde — Der Bachtanz in Langenſelbold — Was mir einmal der Todtengräber erzählte — Verſchiedene Wege.

Zwölfter Band oder der neuen Folge **vierter Band:** Der Baigneur von Oſtende — Der Seckel des Ohms Joſeph — Des Douanen Kind — Der Vetter im Seminarium — Beim Kuhſternen — Das Bacharacher Weinſchiff von Anno 1720.

Jeder Band, mit einem Titelkupfer, koſtet Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Des Verfaſſers Ruf als gediegener Volksſchriftſteller iſt ſo feſt gegründet und ſo allgemein verbreitet, daß es fernerer Empfehlung ſeiner Bücher nicht mehr bedarf.

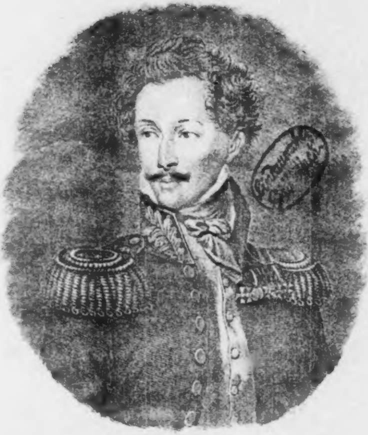
Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Dreizehnter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1859.



Woldemar von Löwenstern

Geſammelte
Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Neue Folge.

Fünfter Band.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1859.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite
Eine Nacht im Bleichhäuschen 1
Elsje. Eine niederländiſche Geſchichte 49
Familienzüge. Eine Geſchichte 115
Der Grenzwächter. Eine Geſchichte aus den zwanziger Jahren . 167
Eine Nacht in der Holzbauerhütte. Aus dem Nachlaſſe meines Großoheims 223
Drei Tage in Mittenwalde, im bayeriſchen Alpengebirge. Eine Reiſeerinnerung aus dem Jahre 1852 275
Beim Chriſtbäumlein. Eine Geſchichte 303

Die Nacht im Bleich-Häuschen.

Eine Geſchichte.

I.

„Wenn der Wind über die Stoppeln weht, iſt der Herbſt nicht weit, und ich bin froh, wenn die Herbſtwäſchen alle vorüber ſind, daß man einmal beim Spinnrade, am warmen Ofen ſitzen kann,“ — ſagte die alte Koſelin zur Merkin, die mit ihr naſſe Wäſche auf die Wieſe legte. Dieſe ſchwieg darauf. Sie mochte wohl wiſſen, daß, wenn die Koſelin ins Plaudern kam, jede andere Zunge ruhen möchte. — Sie waren Beide Waſchfrauen, aber der Unterſchied war doch unendlich groß zwiſchen Beiden; die Merkin war nämlich eine Vierzigerin von kräftiger Geſtalt und ſehr hübſchem Geſichte; die Koſelin das Urbild einer alten ſiebenzigjährigen Hexe; die Haut kaum über die Knochen geſpannt, braun, pockennarbig; die Augen klein und roth; das Haar pechrabenſchwarz, noch in den Siebenzigen kaum in ſeiner Fülle zu bewältigen, aber faſt ähnlich dem Pferdehaar und kaum in Flechten haltend. Dennoch war die Alte ſehnig, zähe und noch arbeitsfähiger als manche Junge. Ging der Mund auf, in dem von der Reihe ihrer Zähne nur noch vorn Einer wie ein langer, dürrer Hauer übrig war, dann erſchrak man vollends vor ihr. Plaudern aber konnte ſie, räſonniren, die Leute zurechtmachen, — nein, keine Waſchfrau im Reiche that es ihr gleich. Ihr Blick durchdrang im Augenblick den ganzen Raum der Küche und des Waſchhauſes. Sie wußte, wieviel Stückchen Seife zu verwaſchen waren, und ob etwas abfiele, und was es zu Mittag gäbe. Für ſich wuſch ſie das ganze Jahr nicht; denn in jede Bütte brachte ſie ein paar Hemden oder dies und das — denn, ſagte ſie, es iſt für eine arme, alte Frau, und bei einer großen Wäſche kommt's darauf nicht an! Kaffee konnte ſie trinken, ſo lange eine Thräne davon in der Kanne oder im Topfe war, aber nicht ohne Zucker. Und wenn ſie ſo hungrig oder durſtig geweſen wäre, daß ſie es kaum länger hätte aushalten können, ſie wäre doch nicht eher zu Tiſche gegangen, als bis ſie fünfmal gerufen worden war; denn — ſagte ſie — das ziemt ſich ſo; man darf nicht gierig erſcheinen! Den Schlaf konnte ſie wunderbar beherrſchen, nur in der Kirche nicht; denn da ſchlief ſie ſelbſt, wenn die Gemeinde ſang. Sie arbeitete fleißig, aber am fleißigſten, wenn die Hausfrau oder eins der Ihren bei der Bütte ſtand. Im Dorfe lebte Keiner und Keine, deren Lebensgeſchichte, moraliſches Gemüth und Vermögen ſie nicht bis ins Kleinſte gekannt hätte. Freilich war ſie bei dem zweiten Punkte nicht immer gerecht; denn Vorliebe und Abneigung legte ſich da mit in die Schale, und man konnte es leicht mit ihr verderben. Dann und wann ein Schnäpschen oder ein Glas Wein war ihr Bedürfniß. Es erwärmt und belebt die alten Knochen, ſagte ſie, wenn ſie es hatte hinabgleiten laſſen, und ſchnalzte dann, die Güte anerkennend, mit der Zunge. Die Merkin war in Allem ihr Gegentheil. Sie war Wittwe, wie die Koſelin, hatte aber ein Kind, eine Tochter, während dieſe kinderlos war. Treu, ſchweigſam, beſcheiden, fleißig, war ſie überall wohlgelitten, und wie auch die Koſelin, welche in ſich das vollendete Urbild einer Waſchfrau erkannte, ſich bemühen mochte, ihre Art ihr einzuimpfen, ſie blieb einmal, wie ſie war, und ließ die Alte ſchwatzen und knurren; dennoch aber hatte die Koſelin viel Gutes, was die Merkin und Andere anerkannten. Heute hatten Beide bei Schulmeiſters gewaſchen, und die waren der Koſelin oder, wie ſie traulicher genannt wurde, Koſelsbaſ', beſonders dicke Freunde. Es war ſpät geworden, darum legten ſie noch auf, als ſchon die Dunkelzeit nahte und der Nebel, der „Traubendrücker,“ ſich auf die feuchten Wieſen herabſenkte.

„Gelt, Merkin, es wird uns ſpät?“ fing die Koſelsbaſ' an;

„hab' ich's nicht geſagt? Da nebelt's ſchon, daß es meine alten Knochen eiſigkalt durchdringt. Es hätte dem hochmüthigen, dicknaſigen Schulwäschen auch nichts geſchadet, wenn es hätte ausdrehen helfen.“ Jetzt hielt ſie etwas ein, um zu hören, was die Merkin ſage. Dieſe ſchwieg einige Augenblicke; dann ſagte ſie, in den Korb ſehend: „Wir tummeln uns ein Bischen, dann ſind wir raſch fertig!“

„Ja, tummeln! Du haſt gut reden, biſt gegen mich ein junges Ding, da geht's noch; aber ſeit Montag hab' ich noch keine Nacht geſchlafen; immer gebaucht, gerieben, gewaſchen, gebleicht. Gelt, daran denkt ihr junges Volk nicht, daß da eine alte Frau zu Grunde geht? Nun, ich muß ſagen, das Schulwäschen weiß aber doch auch Beſcheid! Sie hat mir eine Düte voll gemahlenen Kaffee gegeben und einen ganz kleinen Klumpen Cichorie, die wir nicht einmal brauchen; der Kaffee wird doch delicat, und Zucker genug; auch ein Halbſchöpplein Neuwieder Kümmel, der ſich gewaſchen hat. Dazu einen halben Vollmehlskuchen, der auch nicht bitter iſt, ganz friſch. — Man kriegt's nicht überall ſo. Du lieber Sanct Antonius von Padua, was könnt' ich dir Geſchichten erzählen! — Aber du haſt gehört, wie der Herr Schulmeiſter heute ſagte: im Schwetzinger Garten ſtünde an der türkiſchen Kirche geſchrieben: Reden iſt Silber; aber Schweigen iſt Gold! —

„Der iſt ein Schlitzöhriger und hat mir das zu Gehör geſagt; weiß es wohl, weil ich gar unterhaltſam bin; aber warum thut man's? Um ſelbſt nicht zu ſchlafen und Andere wach zu halten! Geht das Maul, ſo weicht der Schlaf! Item, ich weiß, daß der Schulvetter ein Recker iſt. Er meint's aber nicht bös und hält dicke Stücke auf mich. — So!“ ſagte ſie endlich, als das letzte Hemde aufgelegt war; „nun wollen wir uns ins Bleichhäuschen machen und uns ein Feuer anfachen und Kaffee kochen. Der wärmt. Ob wir gleich mutterſeelenallein ſind, ſo iſt's keine Gefahr, und wir können, wenn uns etwa der Schlaf überkommt, wegen der Wäſche ruhig ſein. Auch geht bald der Mond auf; denn wir haben

Voll-Licht.“ Damit brachen die beiden Frauen auf nach dem Häuschen. Der Mond ſtieg im Oſten über die Berge. Der Wind ſtrich durch das Rheinthal, und der Strom brandete heftig an dem felſigen Ufer, auf dem die Bleiche lag. Das Dorf, mit Obſtbäumen umgürtet, lag etwa zweihundert Schritte entfernt. Es lehnte ſich an die Weinberge an, die ſich ſtolz erhoben. Von dem Kamme der Berge aber nickte der Hochwald herab, und an ſeinem dunkeln Hintergrunde, vom Monde beleuchtet, blickten geſpenſtig die großartigen Ruinen einer Ritterburg ins ſchöne Thal. Es war empfindlich kühl, als die Frauen in das Bleichhäuschen traten. Die Merkin begann das Holz auf dem kleinen Herd zurecht zu legen. Während ſie ſorglich das Feuer vorbereitete, ſchlug die Koſelin ihren Biberrock auf und hüllte ſich ganz hinein. „Huh! Es iſt kalt!“ ſagte ſie. „Man iſt alt und das Feuer iſt fort. Wär' ich ſo leicht gekleidet wie du, Merkin, ich ginge zu Grund; aber ſo einer jungen Schnawatze thut alles nichts! War auch 'mal jung, und dir wird's auch kommen, darauf kannſt du rechnen!“

Die Merkin ſeufzte, und die Koſelin hörte den Seufzer und fuhr fort: „Du ſeufzeſt, Merkin; ſage mir doch, warum?“

„Ei nun,“ entgegnete die Merkin, „ich könnte auch einen warmen Biberrock und ein Mützchen brauchen, wenn ich es mir kaufen könnte. Ihr habt nur für Euch zu ſorgen, Koſelbas', wir aber ſind unſrer Zwei, und Alles iſt theuer, was man in den Mund ſteckt.“

„Weiß wohl,“ ſagte die Alte, und ihre natürliche Gutmüthigkeit brach durch. „Ja, ja, ſo geht's! Einer raubt dem Andern den fetten Biſſen von dem Munde weg! Meinſt du, ich wüßte nicht, wie das Alles kam, was dich drückt? Gelt, der Peter Merk, dein Schwager, ſitzt im Schmalztopf bis über die Ohren, und du und dein liebes Kind, ihr nagt am Hungertuche, dazu er den Zettel und Einſchlag hergegeben hat, und hat's ſelbſt gewoben, ob er gleich kein Leinweber iſt. — Hah! meinſt vielleicht, ich wüßt's nicht? Ich glaub', ich weiß, was du nicht weißt! — Ich will dir einmal, da wir ſo allein ſind, die Geſchichte vom Vetter Martin erzählen. Ich habe damals bei Peter Merk's gedient und weiß mehr, als andere Leute. — Doch — ich will einmal nach der Wäſche ſehen! Der Peter Merk iſt nicht ſauber, wenn's ans Nehmen geht!" Sie ſtand auf und öffnete das Fenſterlein des Bleichhäuschens, welches gegen Oſten ging, von wo aus ſie die Wäſche der Schulmeiſterin überblicken konnte, die der Mond jetzt hell beſchien. Das Bleichhäuschen war nämlich eine ehemalige franzöſiſche Douane oder Zollwächter-Hütte. Es war aus Steinen erbaut, oben gewölbt, und hatte drei Fenſter nach Oſt, Süd und Weſt; die Thüre ging von Norden hinein. Man konnte ganz bequem den weiten Uferſtrich des ſogenannten „Grüns" überblicken, wie man am Rheine die Wieſenſtriche am Ufer, in der Nähe der Orte, nennt, auf denen in der Regel gewaltige Obſtbäume, namentlich aber Wallnußbäume in Reihen gepflanzt ſind.

Die Keſelin wandte ſich nach einigen Augenblicken wieder zu ihrem Sitze, nachdem ſie das Fenſterlein geſchloſſen hatte.

Die Merkin hatte unterdeſſen das Feuer zu heller Lohe angefacht, das Waſſer ſang ſchon im Keſſel. Der Topf zum Aufguß ſtand bereit, und die Merkin ſagte: „Gib mir den Kaffee!" Die Alte reichte ihn hin. „Meinſt du nicht, Merkin," ſagte ſie zutraulich, „man könnte die Cichorie zurücklaſſen? Es ſind, wenn ich mich im Schätzen nicht verthue, vier Loth. Das Schulwäschen läßt ſich nicht lumpen! Es gibt keinen Klareſit oder Dünneſit, wenn du auch den ganzen Milchtopf voll braueſt. Wir ſtellen ihn in die Kohlen. Da bleibt er laulich, und wir können uns die ganze Nacht laben, nicht wie die Scherzerin, die ſich immer rühmt, ſie habe ihren todtkranken Mann mit Wurſtbrühe gelabt, bis er geſtorben ſei. Der arme Scherzer! Ja, das iſt eine Zecke, die! Hätt' ſie ihm noch Kaffee gegeben! Aber dazu war die Kreuzſpinne zu geizig! — Wurſtbrühe für einen Kranken! Man meint nicht, daß ſo etwas möglich wäre!“ — „Ach, laß ſie doch in Ruhe!“ bat die Merkin.

„Meinetwegen!“ ſagte ärgerlich die Alte. „Du hörſt ſolche Dinge nicht gerne. Danach lernt man aber ſeine Leute kennen. Bei der waſche ich nicht, und wenn ſie mir's doppelt bezahlte! Einmal hat ſie mich erwiſcht. Da kannte ich ſie noch nicht ſo. Die kochte noch altes Sauerkraut im September und einen Kinnbacken dazu, der etwa ſieben Jahre im Rauch gehängt und doch Milben im Fleiſch hatte! Und Kaffee! — Nein, eine Cichorienbrühe! — Das vergeſſ' ich meine Tage nicht. Heiliger Sanct-Antonius von Padua! Ich bekam Grimmen drauf, daß ich meinte, ich müſſe das Zeitliche ſegnen. Doch ich will ſchweigen und meinen Mund nicht aufthun! Du ſagſt gleich, ich räſonnire, woran doch mein Herz nicht denkt!“

„Das braucht Ihr nicht, Koſelsbaſ',“ ſagte die Merkin. „Nur nicht ſo räſonniren über die Leute! Reden könnet Ihr, ſo viel Ihr wollet.“ —

„Räſonnir' ich denn?“ fragte die Koſelin ärgerlich, „wenn ich von den Leuten ſage, was wahr iſt?“

Um ſie nicht vollends in Harniſch zu bringen, goß die Merkin raſch eine Taſſe Kaffee ein, den Rahm dazu und warf ein tüchtig Stück Zucker hinein. Das reichte ſie ihr behende, und die bedenklichen Runzeln der Stirne verſchwanden. Die Alte nahm einen Schluck, ſchnalzte mit der Zunge vor Behagen und ſagte dann: „Meiner Getreu! Das iſt ein Kaffeechen, wie es Waſchfrauen ziemt! Das hat ſich gewaſchen! Ja, das Schulwäſchen iſt brav!“ — Sie tranken nun, aßen den Vollmehlskuchen dazu, und das rührige Mundwerk der Alten ruhte, weil es eine andere Beſchäftigung hatte. Nachdem das gehörige Quantum verſchluckt und ein Neuwieder Kümmel genommen war, den die Merkin zurückwies, legte die Alte Holz zu und ſetzte ſich behaglich. „Nun wach' ein Bischen,“ ſagte ſie. „Ich nucke nur, bis der Wächter Zehn bläſt, dann hab' ich genug. Sieh' auch einmal hinaus nach der Wäſche!" — Damit hing ſie den Biberrock um den Kopf, lehnte ſich an die Wand, und wenige Augenblicke ſpäter gab ſie in ſeltſamen Tonfällen kund, ſie ſchlafe feſt und tief.

Leiſe ſtellte die Merkin das Geräthe weg und lehnte ſich an das Fenſterlein, wo ſie die im Mondſchein vor ſich liegende Wäſche überblicken konnte. Bald ſchien es, als nehmen ihre Gedanken eine andere Richtung; denn der Ausdruck ihres ſchönen Geſichtes wurde ernſt, dann wehmüthig und ſchmerzlich, und endlich trocknete ſie ſich dann und wann eine Thräne, die es deutlich ankündigte, daß ihre Gedanken die Grenzen eines Gebiets überſchritten hatten, wo die Freude nicht heimiſch war, wohl aber Kummer und Sorgen. Und das Leben der armen Wittwe war reich an beiden, reicher, als ſie es ausſprach.

II.

Oben im Dorfe, neben der Kirche, öffnete ſich um dieſe Zeit die Hinterthüre eines anſehnlichen Hauſes, und heraus trat ein junger Menſch von etwa zwanzig Jahren. Er war hoch gewachſen und kräftig. Sein Geſicht war ſchön, allein es trug den Ausdruck einer faſt mädchenhaften Scheu. Er ſchlug den Weg hinter der Kirche herum ein, blickte nach den Fenſtern eines kleinen einſtöckigen Häuschens, um das ſich Reben rankten, und als er es lichtlos ſah, ſchlug er ſich links, wo ein Fußpfad mündete, den er betrat. Dieſer Fußſteig ſenkte ſich aber ſchnell und ſtark. Nach dieſer Richtung hatte das Dorf den Reſt mittelalterlicher Befeſtigung aufzuweiſen, den Stumpf eines einſt gewaltigen Thurmes und die noch bis zum Rheinufer hinabführende Mauer, über welche, und oft auf ihr ruhend, die Dächer der Häuſer mit ihrem ſchönen ſchwarzblauen Schiefer hinausſahen. An dieſer Mauer hinab lief der Pfad bis zum Bogenthore, durch welches die berühmte, von den Franzoſen erbaute Rheinſtraße hindurchführte. Von hier aus trat der Jüngling unter dem Schatten der Nußbäume dem Häuschen zu, aus dem die Lohe des Kaffeefeuers ſich erkennen ließ; allmählich, leiſe und ſchleichend näherte er ſich dem Bleichhäuschen, ohne daß die Frauen es merkten. Hatte er diebiſche Abſichten auf die Wäſche des Lehrers? —

Behüte Gott! Er war unſtreitig der reichſte Erbe des Dorfes und zugleich ein Burſche, der eines untadeligen Rufes ſich erfreute. Wollte er die zwei Waſchfrauen, die dieſe Nacht da wachten, aushorchen? Auch das nicht! Er wußte ſich frei von der Neugierde, welche ſich aufs abſcheuliche, ſittlich verwerfliche Aushorchen legt, und die Alte da unten kannte er wohl; auch wollte er durch Erſchrecken keinen Scherz treiben; dafür war er zu ernſt. Aber was trieb ihn denn, da doch der Wächter eben zehn Uhr blies und ausrief, da hinab? Das genau zu wiſſen, thut uns Noth, aber es führt uns auch in eine etwas frühere Zeit zurück.

In dem Hauſe, aus welchem der Jüngling getreten war, wohnte der alte Peter Merk, ein Menſch, der nur vor Baal ſeine Kniee beugte; der Reichſte im Dorfe, der Geizigſte und Habgierigſte, den es umſchloß. Unfreundlich, herrſchſüchtig und mürriſch in ſeinem Weſen und Gehaben, hatte der Menſch wenig Freunde; nur ſein Geld gab ihm Anſehen. Die Leute brauchten ihn in ihrer Noth, und als echter Blutegel ſog er ihren letzten Reſt von Wohlſtand aus, wenn ſie in den Bereich ſeiner liebloſen Thätigkeit geriethen. Seiner trefflichen Frau hatte er das Leben zur Hölle gemacht. Sie ſtarb frühe, und das war eine Wohlthat Gottes für das milde, engelsgute Herz. Sie ließ ihm ein Kind zurück, und dies war der Jüngling geworden, der eben den Pfad zur Bleiche hinabſchritt.

Franz hieß der Jüngling, der ganz die Milde und Sanftmuth, die Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit ſeiner Mutter geerbt hatte. Sein Vater erzog ihn wie einen Sklaven. Er mußte ſich blind in Alles fügen, was die Launen des alten Geizhalzes ausheckten. So kam es, daß er tief gedrückt war; daß, was er Gutes that, nur im Verborgenen geſchah; daß er mit blutendem Herzen das herzloſe Zuſammenſcharren ſeines Vaters wahrnahm und, ſoviel er vermochte, das wieder gut machte, was der Alte übel that. Wie Jener daher gehaßt wurde, ſo war Franz geliebt und geſegnet von allen Leuten, die mit ihm in Berührung kamen. Liebe hegte Peter Merk für Niemand und eigentlich auch Niemand für ihn. Sein Geld war ſeine Liebe; aber haſſen konnte er bis in den Tod, und ſo haßte er ſeine arme Schwägerin, die Wittwe Merk, die im Bleichhäuschen am Fenſterlein lehnte und jetzt darin ſtille rieſelnde Thränen trocknete. Warum er ſie haßte, wußte kein Menſch. So lange ſein Bruder lebte, verfolgte er ihn, und man konnte es ohne Hehl ſagen, er hatte ihn arm gemacht. In viele Prozeſſe hatte ihn der herzloſe Menſch verwickelt, die ſein Vermögen, das ohnehin Peter, der Aeltere der andern Brüder, nicht wenig zum eigenen Vortheil gemindert hatte, aufzehrten. Reich waren ſie nicht geweſen, als ſie zu hauſen anfingen; aber Peter wurde es, und die Erbſchaft des Vetters Martin begründete vollends Peter's Reichthum. Er ſtand mit Einem Fuße im Grabe, aber an die Ewigkeit dachte er nicht. Wie die Wittwe Merk, ſeine Schwägerin, ſo haßte und verfolgte er auch ihr Kind. Sie hatte nur dies Eine, aber darin beſaß ſie, dafür gab das ganze Dorf Zeugniß, einen Schatz. Das Mädchen war eben neunzehn Jahre alt, und wer das Käthchen ſah, mußte bekennen, etwas lieblicheres, ſchöneres, ſittigeres war kaum zu finden. Trotz ihrer Armuth war ſie ſtets ſauber und nett gekleidet in die alten Lümpchen; trotz ihrer Noth war ſie ſtets heiter. An Fleiß und Gefälligkeit war ſie unübertroffen; an Demuth und Beſcheidenheit ebenſo, und ihr Leben war ſo untadelig, daß auch nicht der Schatten eines Vorwurfes daran haftete. Ihr frommer Sinn zeichnete ſie indeß vor Allem aus, und ihre barmherzige Nächſtenliebe. Es war gewiß Niemand krank im Dorfe, Merk's Käthchen pflegte ihn freiwillig und wachte an ſeinem Lager, und die Leute meinten, ihre

Nähe wirke mehr, als des Doctors Arznei, beſonders ihr Zuſpruch, ihr Gebet mit den Kranken, ihr Vorleſen aus der heiligen Schrift, die ſie durch und durch kannte. Sie hatte ſich denn auch in der freiwilligen Krankenpflege eine Uebung, ja man konnte ſagen, eine Kunſt erworben, die ſelbſt der alte Doctor Thomae mit Lob und Preis anerkannte, und der war ein Iſegrimm und Brummbär. Er war auch Armenarzt in der Stadt, aber wer nicht bezahlte, war ihm ein Greuel. Da ging's den Armen übel. Es läßt ſich denken, daß das Mädchen der Liebling aller Leute war; nur der alte Peter Merk, ihres Vaters Bruder, haßte ſie gründlich. Nun, das ſchadete dem liebreichen Mädchen bei Niemand, ſelbſt nicht bei ſeinem Sohne. Im Gegentheil, er hatte ſie von Herzen lieb, und die Leute ahneten's nicht, wie tief dieſe Liebe im Herzen ſaß. Hätte er das ſeinem Vater merken laſſen, der würde aus allen Fugen gefahren ſein. Er merkte es nicht und wußte es nicht, und wenn es Andere weg hatten, ſo war der gute Franz wieder viel zu beliebt, als daß zu dem Alten auch nur eine Andeutung darüber hätte gelangen können. Auch an dieſem Abend war der Wunſch, Käthchen heimlich zu ſehen und zu beobachten, der Grund, daß Franz zum Bleichhäuschen ſchlich. Er glaubte nämlich, Käthchen wache dort ſtatt ihrer Mutter, und da er das liebliche Weſen ſo ſelten ſah, wollte er ſich ihres Anblicks heimlich erfreuen. Mit ihr hatte er über ſeine Liebe nie geredet; aber — wache Einer über ſein Auge! Das Mädchen wußte, wieviel Uhr es im Herzen des Jünglings war, und — es freute ſich deſſen inniglich; denn — es hatte ihn ebenfalls von Herzen lieb; aber das wußte Franz nicht, weil die Mädchen beſſer Verſteckens zu ſpielen wiſſen. — Als der Wächter im Dorfe zehn Uhr blies, erwachte die Koſelin, gähnte, dehnte ſich und ſagte: „Da! Nun iſt mein Schläfchen gemacht. Merkin, wenn du ſchlafen willſt, ſo thue es. Mir kommt nun keiner mehr ins Auge, bis die liebe Sonne aufgeht, das hab' ich, ſeit ich Waſchfrau bin, gelernt, und das ſitzt nun feſt.“ — „Mir iſt's nicht ums Schlafen!“ ſagte dieſe und trat zu dem Herde. Die Koſelin bemerkte die Spuren ihrer Thränen. „Wieder geweint!“ rief ſie aus. „Armes Ding! Aber was hilft's? — Setz' dich zu mir. Das Herz liegt mir auf der Zunge. Wer weiß, wann wir wieder einmal ſo bei einander ſitzen ohne Zuhörer, Lauſcher und Weiterträger? Komm, Merkin, ich habe dir über Manches Licht zu geben!“ —

Willenlos ſetzte ſich die Wittwe und ſtützte den Kopf in beide Hände.

„Ich will bei dir anfangen,“ ſprach die Alte. „Du weißt, ich bin mit dem, was in Peter Merk's Hauſe vorging, ſo bekannt wie mit meiner Schürze. Hör' mal zu! Die Leute fragen oft: Woher mag es nur kommen, daß der Peter Merk ſeinen Bruder ſo haßte? Warum vererbt er ſeinen Haß auf ſeine arme Schwägerin? Ja, noch mehr: Warum haßt der alte Sünder das liebe Käthchen? — Ich kann Rede ſtehen; denn ich diente in des Merk's Hauſe, als Peter ein Jungburſche war und nach den Töchtern des Landes ausſchaute. Sieh' mal, ſein jüngerer Bruder, dein Mann, Gott hab' ihn ſelig! war ein ſchöner Junge; der Peter war ein bärbeißiger Zornnickel, der nur lachte, wenn ein Anderer den Hals brach. Du warſt damals das ſchönſte Mädchen im Dorfe. Reich waren die Merk's nicht, das weißt du. Und du warſt's auch nicht. Da war denn eben kein Bauernpfiff im Spiele. Dem Peter Merk trauten die Leute nur zu, er werde nach einer Reichen angeln; aber diesmal irrten ſie. Du ſtachſt ihm in die Augen und — ob ich gleich nicht glaube, daß er ein Menſchenherz hat — auch in das, was bei ihm das Herz war — ich weiß es nicht. Nun iſt's kurios in der Welt. Mag Einer reden, was er will, ohne Lieb' geht's doch immer arg in der Ehe, und die Lieb' kann man nicht verſchachern, wie der Jüd' das alte Eiſen. Sie iſt ſo, wie ein Vögelein, das ſich ſein Zweiglein ſucht, darauf es ſein Liedlein ſingen will, wie's ihm gefällt. So war's auch mit dir. Du hatteſt deinen nachherigen Mann lieb und er dich, und als der Peter um dich freiete, da mußte er abflattern —

mit einer langen Naſe, wie man ſagt, und gleich darauf heiratheteſt du deinen braven Mann. Verſchmähte Lieb' brennt ſchärfer denn ſiedend Oel, und der Brand iſt auch gar nicht mehr zu löſchen. Ich ſah Peter's Wuth, — ich hörte ſeine Flüche; ich war Zeuge fort und fort ſeines Haſſes gegen euch Zwei, der bis heute nicht endete und das Grab deines, ihm ſo ungleichen Mannes war. Ich weiß es am beſten, wie er ihn um Geld und Gut brachte; wie glücklich er ſich geſchätzt, wenn ihr hättet an ſeiner Thüre betteln müſſen, damit er euch mit einem brüderlichen Fußtritt hätte wegſtoßen können. Davor hat euch der gnadenreiche Gott behütet, aber der Peter hat's doch nahe genug dazu gebracht. Er heirathete eine reiche Frau, die ihm der Vater verhandelte. Ihr Herz war gebrochen, ehe ſie ihn nahm. Sie gebar ihm den Franz, der ſo gut und treu iſt, wie ſie, dann ſiechte ſie hin, und er legte ſie ohne Leid ins Grab. Den, welchen ſie lieb hatte, und deſſen Frau ſie geworden wäre, wenn Peter nicht dazwiſchen gekommen, hat er nach Amerika getrieben. Wie's ihm geht, weiß Gott allein. Von da ab fuhr der Geizteufel in ihn. Euch prozeßte er arm, Andern zapfte er das Blut ab. Eure Aecker ſind ſein geworden, wenn auch durch die dritte und vierte Hand; eure Schulden handelte er ein, um euch zum Verkaufe zu zwingen. Und auch das Häuschen hätte er euch genommen, wenn der alte Ackermann, dem ihr die hundert und fünfzig Gulden darauf ſchuldet, nicht ein braver Mann wäre, der euch nicht in die Hände dieſes Unmenſchen wollte kommen laſſen. Gott vergelt' es ihm reichlich! Wenn's nicht noch gute Menſchen gäbe, möchte man lieber gleich ſterben.“ Die Merkin weinte faſt laut. Es war wahr, was die Keſelin ſagte. Sie ſaß mit dem Rücken gegen das Fenſterlein, ſonſt hätte ſie ein Geſicht geſehen, ſo bleich wie eine Leiche, das, um ja nichts zu überhören, oft den Scheiben des Fenſterleins recht nahe kam. Alle Kennzeichen eines im Innerſten erſchütterten Herzens zeigte dies Antlitz vor dem Fenſter. Was mochte in dem Herzen vorgehen, zu dem es gehörte? Nach einer Weile, indem ſie das Holz auf dem Herde zuſammenſtieß, fuhr ſie fort. „So war er reicher geworden, der wuchernde Mammonsknecht, und ihr und viele Familien im Dorfe und in der Nähe ärmer. Da kam eine Begebenheit, die ſein Thun erſt recht ins Licht ſetzte. Sein und deines Mannes Vater hatte einen Bruder, der war Bartſcheerer im Dorfe geweſen und hatte Schröpfen und Aderlaſſen gelernt, kannte einige Pflaſter und dergleichen und ließ ſich Doctor ſchelten. Der Martin Merk wurde von den Franzoſen, als ſie zum erſten Male Soldaten aushoben, auch genommen. Damals lebte ſein Vater noch, der theilte und gab ihm vollends zum Erbe, ſo weit er es nicht ſchon in der Lehre als Bartſcheerer und Aderlaſſer verbraucht hatte. Er ging mit und war ſeitdem verſchollen. Vor etwa zwanzig Jahren, als wir ſo achtzehnhundert und in die dreißig ſchrieben, kam der Doctor Martin zurück. Heiliger Sanct Antonius von Padua, wie war's mit dem anders geworden! Er hatte einen Sack voll Gold und wußte nicht, wie er's ſollte unterbringen. Da war der Peter bei der Hecke. Sein großes Haus gefiel dem Martinsvetter, der überhaupt kein Pfiffikus war. Der Peter ſcherwenzelte um ihn herum Tag und Nacht; that ihm Alles Liebs und Guts und ſchmierte ihn mit ſeinem eigenen Schmalze. Nach euch fragte der alte Martin nicht, und der Peter wußte auch ihn ferne von euch zu halten. Dein Mann war zu gerade und ehrlich, um dem reichen Vetter zu ſchmeicheln. Item, er wurde krank. Peter pflegte ihn, und als er zum Sterben kam, ließ er einen Notar kommen. Man ſagt, ſein Gewiſſen habe der Pfarrer geweckt, und er habe euch doch die Hälfte ſeines Reichthums vermachen wollen, aber der Peter hatte den Notar, der eine recht käufliche Hundeſeele war, beſtochen, und der ſagte: Ob er ſeinen ſauer erworbenen Schatz ſolch' liederlichem Geſindel geben wolle, und dergleichen mehr — kurz, ſie brachten ihn richtig um die Ecke. Er vermachte dem Peter Alles, und als dieſer den Alten etwa acht Tage begraben hatte, ſtarb des guten Franz brave Mutter, man ſagte damals — weil ſie ſich dieſen Judas-Bruderſtreich ſo ſehr zu

Herzen gezogen hätte. — So iſt er der grundreiche Mann geworden, und ihr ſeid um das rechtlich euch zuſtehende Erbe ſchändlich betrogen worden. Ich diente noch im Hauſe damals und wußte, wie es zuging. Nun, ich konnte ja nichts ſagen und davon thun, aber das hab' ich mit meinen Ohren gehört, daß ſeine Frau ihm den Judasſtreich vorwarf; daß es da zu einem wilden Streite kam und der Peter ſich geberdete wie ein wildes, raſendes Thier, nicht wie ein Menſch. Eine Stunde darauf bekam die engelsgute Frau einen Blutſturz. Der wiederholte zwei, dreimal, und ſie war eine Leiche, der arme Franz eine mutterloſe Waiſe. — Was kümmerte ſich Peter drum? — Er hatte des Vetters Geld allein, und ihr waret arm! — So geht's in der Welt, daß ſich Gott erbarme! Und warum haßt er dein Kind? frag' ich. Darüber hab' ich auch ſo meine Gedanken. Erſtens gleicht es dir, als du jung warſt, wie ein Tropfen Waſſer dem andern; da werden die alten Erinnerungen alle jung und mit ihnen der alte Haß. Zweitens — weiß er es recht gut, daß der treue, von ihm unterdrückte Franz dein Käthchen lieb hat; er weiß es ſo gut, als ich es weiß, aber er iſt zu klug, es merken zu laſſen, weil er weiß, daß der Strom erſt recht brauſt, wenn ihm ein Wehr entgegengeſtellt wird. — Verſtehſt du mich? — Er denkt, der Franz gehorcht dir blind. Er hat nicht den Muth, ein Wort zu ſagen, wenn ich ihm die Tochter des reichen Müllers Haffter freie, die blitzrothe Haare hat und, als Zankeiſen berüchtigt, keinen Freier kriegt, ſo reich ſie iſt, und ſo gerne ſie unter die Haube möchte mit ihren dreißig Jahren und ſo vielen Thalern, als ſie Sommerflecken im Geſichte hat. Könnte er dein Kind dahin wünſchen, wo der Pfeffer wächſt, wahrlich, er ſäumte nicht. So ſteht's, glaub' es mir.“

„Ach Gott!“ ſchrie plötzlich die Merkin, „ſeht Ihr das bleiche Todtengeſicht dort am Fenſter? — Hu! Koſelsbaſ', das iſt ſchrecklich geweſen!“

Die Koſelin fuhr herum, aber das Geſicht war weg, das die Merkin geſehen. Sie wollte es ihr ausreden, aber ſie blieb dabei, ſie habe es geſehen, und es ſei ganz entſetzlich geweſen!

Die Koſelin war eine kuraſchirte Frau. Sie ſprang auf und eilte hinaus; aber dichtes Gewölke war, während die Frauen am Heerde kauerten, am Himmel heraufgezogen. Der Mond war bedeckt und die Dunkelheit um ſo größer, als die Alte von der Flamme des Feuers drinnen im Bleichhäuschen geblendet worden war. Sie ſah nichts. Hören konnte ſie die Tritte des raſch Enteilenden nicht; denn der Wind war ſtärker geworden, und die Wogen des Rheines ſchlugen mit Macht gegen das felſige Ufer. Sie ſtand eine Weile ſtill da. Als es aber auf der Dorfuhr eben Eins ſchlug, da überlief es ſie doch eiskalt, denn gerade in der Geſpenſterſtunde hatte die Merkin das Todtengeſicht, wie ſie ſagte, geſehen! — Der mit der Muttermilch eingeſogene Aberglaube machte jetzt auch bei ihr ſeine Macht geltend, und ſie eilte, ſo ſchnell ſie konnte, ins Bleichhäuschen, nicht ohne einige Dutzend Mal ſich zu bekreuzigen und eine Ave zu beten.

III.

Wir wiſſen es, daß Franz aus einer ganz anderen Urſache zum Bleichhäuschen ſchlich; als die war, die ihn dort feſſelte. Er hatte oft die Alte gefragt nach den früheren Verhältniſſen jener Familie; nach dem Grunde der Armuth ſeiner Tante und dem des väterlichen Haſſes gegen ſie; aber ſo ſchwatzhaft auch das Weib war, es war dennoch ein gutes Zeichen ihres Herzens, daß ſie nicht Unkraut ſäen wollte zwiſchen Vater und Sohn, auch wenn der Same die lauterſte Wahrheit geweſen wäre, wie denn ohne Zweifel das, was ſie der armen Merkin erzählte, die volle, reine Wahrheit war. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo er das Alles ohne Schminke hören ſollte. Er war wie an die Stelle gebannt. Es ergriff ſeine Seele eine Mach[illegible]ie ihn feſthielt, und Zug vor Zug enthüllte ſich vor ſeine[illegible]ndelnden Geiſte das Schauergemälde, in dem ſein Vater ei[illegible] ſo furchtbare Rolle ſpielte; er ſah das Glück einer Familie zertreten; zwei Herzen brechen; einen Erbſchleicherbetrug ſpielen, — ja er ſah, wie auch ihn ſein Vater um das Glück ſeines Lebens bringen wollte; denn er wußte nur zu gut, wie wahr das ſich verhielt, was die alte Keſelin von ihm und des Müllers Tochter ſagte. Als ihn die arme, gute Merkin erblickte, ſtürzte er fort, ohne zu wiſſen, wohin. — Seine Stirne brannte; das Herz pochte, als wolle es aus der Bruſt heraus. Alles wirbelte in ſeinem Kopfe; aber es war mit dieſem Abend ein Wendepunkt für ihn eingetreten, ein Wendepunkt, der ihn aus einem ſtill duldenden Knaben zu einem handelnden Manne umwandelte. — Er rannte noch lange umher, bis er unter einem Nußbaum am mooſigen Rain niederſank und allmälig das in ihm gährende Weſen zur Klarheit kam.

Es ſchlug eben zwei Uhr, als er an der Hinterthüre ſeines väterlichen Hauſes ankam, ohne daß er ahnen konnte, was ſich hier zugetragen. Zu ſeinem nicht geringen Schrecken fand er die Thüre verſchloſſen. Sollte ſie der Wind ins Schloß geworfen haben? — Das war jedoch unmöglich; denn er kam in der Richtung gegen die Thüre, wodurch er ſie nur konnte aufgejagt haben. Da war etwas geſchehen. Er probirte. Sie war von innen geſchloſſen; das ließ ſich nicht bezweifeln; auch das nicht, daß ſein Vater ſeinen nächtlichen Ausgang, den erſten in ſeinem Leben, endeckt hatte.

Eine Weile ſtand er überlegend da. Dann richtete er ſich auf und ſah gen Himmel. Lenke es zum Guten, Herr! betete er leiſe; denn nach dem, was er gehört, mußte es nun zu einem ernſte[illegible]ommen, vielleicht zum Bruche in irgend einer Art. Noch einige Augenblicke ſammelte er ſeine Gedanken, dann ging er feſten Trittes hinab zur Hausthüre, die viel tiefer, als die Hinterpforte lag, indem das Haus, wie alle Wohngebäude des Dorfes, am aufſteigenden Berge erbaut war. — Der Grund, daß die Thüre verſchloſſen war, lag in einer Begebenheit, wie ſie in ländlichen Verhältniſſen wohl einmal vorkommt. Der alte Merk hatte im Stalle zwei wohlgenährte, wilde, junge Pferde. Eins davon riß ſich in der Nacht los und trabte im Stalle herum. Unglücklicher Weiſe kam es dem angebundenen Thiere nahe, das feurig und kitzlich war. Dies ſchlug heftig aus und ſchlug dem ſchönen Thiere, das ſich losgewunden hatte, ein Vorderbein mit ſolcher Gewalt entzwei, daß es nur eben noch loſe hing.

Die Knechte ſchliefen wie die Dachſe. Nur der Alte wachte. Er hörte den Tumult im Stalle, ſtand auf, machte Licht, zündete ſich die Laterne an und ſah nach. Da fand er denn das geſchehene Unglück, welches den Verluſt des ſchönen und theueren Thieres ſofort im Gefolge hatte, da an ein Heilen nicht gedacht werden konnte.

Im höchſten Grade erregt, zornig, daß die Knechte die Thiere nicht beſſer und feſter angebunden, unwillig über den bedeutenden Verluſt, der im Zeitpunkte der Herbſtausſaat doppelt unangenehm war, ſchlug er Lärm. Die Knechte und Mägde eilten herbei, und empfingen ihr gehöriges Kapitel mit Schimpfen und Toben; aber Franz erſchien nicht. Der Alte hatte ſich in ein Uebermaß von Zorn hineingearbeitet, als er das Nichtdaſein ſeines Sohnes erſt wahrnahm. Schnell eilte er die Stiege hinauf in ſeine Kammer. Franz war nicht da; ſein Bette war unberührt. — Ohne Faſſung ſtand der Alte da. — Das that Franz, den er in der ſtrengſten Zucht hielt? — Sollte der auf liederliche Wege gerathen ſein? — Wer konnte das Rechte wiſſen? Oder — ſollte er mit dem Käthchen gar Zuſammenkünfte haben? — Das wäre für ihn das Aergſte geweſen! Lange ſtand der Alte völlig ſtarr, kopflos da. Er vergaß den Verluſt ſeines beſten Pferdes über dieſem Zwiſchenfalle. — Endlich trat er aus der Kammer, um Knechte und Mägde ins Examen zu nehmen; denn die konnten möglicherweiſe um dieſe nächtlichen Gänge des Sohnes wiſſen. Da empfand er einen heftigen Zug vom Speicher herab. Er ſchritt hinauf und ſah die Hinterthüre offen, die, wie bei allen Häuſern des Dorfes, die mit dem Dache an den Berg reichen, eigentlich ſchon auf dem Speicher war. Er leuchtete hinaus; ja er ſchlich hinaus, ſelbſt bis gegen das Häuschen, darin die Merkin wohnte; als er aber da kein Licht bemerkte, die Thüre feſt verſchloſſen war, ſchüttelte er den Kopf und ging zurück, ſchloß die Thüre und kam wieder in den Stall. Die Knechte hatten Nachbarn geweckt. Der Hirte, der zugleich Abdecker war, kam auch. Das unglückliche Thier wurde mit vereinter Hilfe weggebracht.

Der alte Merk ſaß in ſeinem Seſſel und ſchäumte vor Zorn. Es ſchlug eben zwölf Uhr. — Nach einer Stunde kamen die Knechte zurück. Der Alte ſchickte ſie und die Mägde ſchlafen. Er blieb auf. Endlich, nachdem zwei Uhr bereits längſt vorbei war, klopfte es an der Thüre. Alles kochte und wallte im Herzen des ſchwächlichen, alten Mannes. Aha! dachte er, nun kommt der Finke! Zitternd vor Zorn ging er hinaus und öffnete, und kaum lag die Thüre im Schloſſe, ſo brach der Strom über die Dämme. Franz ſchritt ſtille vor dem Vater her, aber nicht die Treppe hinauf in ſeine Kammer, ſondern in die Wohnſtube, an die des Vaters Schlafkammer ſtieß. Dort ſetzt er ſich in aller Faſſung, jedoch todtbleich, dem Vater gegenüber, hörte von dem Unglück und ließ dann den Strom der Schimpfnamen über ſich ergehn. Als er ſich entladen, fragte der Alte: „Wo warſt du? Ich will Alles wiſſen! Rede!“

Franz war ſich völlig klar geworden. Ruhig und feſt wollte er ſeinem Vater entgegentreten, ſich nicht ereifern, noch weniger aber die Grenze überſchreiten, die das Gebot: „Du ſollſt Deinen Vater und deine Mutter ehren“ — geſetzt hat jeglichem Kinde.

„Es iſt heute eine unglückliche Nacht,“ hob Franz an. „Euch brachte ſie das Unglück mit dem Pferde, mir aber ein weit größeres, — denn ſie zog endlich die Hülle hinweg von manchem Geheimniß, das wie ein Alp mich drückte. Vater, ich werde offen reden, wie es dem Sohne ziemt, aber es ſteht in der Schrift: „Ihr, Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorne!“ Darum bitte ich, mäßigt Euch und ſchimpfet nicht wieder, wie Ihr es thatet. Ich verdiene ſolche Namen nicht, das ſollet Ihr erfahren. Ich will ohne

Rückhalt Alles klar machen. Das will ich Euch vorerſt ſagen, daß ich das Käthchen lieb habe, wie mein Leben, ja noch mehr. Ich will gerne das Meine hingeben, um das Seine, wenn's in Gefahr wäre, zu retten. Ihr ſeid dagegen, ich weiß es," — der Alte wollte aufbrauſen. Franz bat ihn ruhig anzuhören, weil er ſonſt ſchweigen, aber dann keine Stunde in dieſem fluchbeladenen Hauſe bleiben, ſondern, das ſei ſein feſter Wille, nach Amerika auswandern würde.

Der Alte ſank ſprachlos in ſeinen Seſſel zurück. Was war mit dem Knaben vorgegangen? Als Knaben hatte er ihn betrachtet, als Knaben ihn behandelt bisher, ob er gleich die Knabenſchuhe längſt ausgetreten, und nun ſtand er urplötzlich als Mann ihm gegenüber mit einer ſo überwältigenden Ruhe und Feſtigkeit, daß es dem Alten ſchier ſchwindeln wollte. Endlich rief er: „So rede!" Und Franz fuhr fort: „Ihr ſeid dagegen, ob's gleich Eures Bruders Kind iſt, den Ihr arm gemacht, vielleicht ins Grab gebracht habet." —

„Lügner, Du!" ſchrie der Alte; aber es war ihm, als klänge die Poſaune des Weltgerichts in ſeine Seele hinein. Er zitterte, wie das Blatt der Silberpappel am Bache, wenn der Wind durch die Aeſte geht.

„Heißet mich keinen Lügner, wenn Euch das eigene Gewiſſen die Wahrheit zuruft," fuhr Franz ruhig fort. „Ihr wollet mich mit Hoffter's rother Grethe verkuppeln, ich weiß es. Daraus wird nichts, das ſag' ich Euch vor Gott hier. Die kindliche Pflicht hat da ihre Grenzen, wo es ſich um das Lebensglück des Kindes handelt. Da ich nun bisher mich wie ein Kind leiten ließ, ſo wagte ich es nicht, das Käthchen zu ſehn. Heute Nacht liegt Schulmeiſters Wäſche auf der Bleiche. Die Tante wuſch ſie mit der Keſelin. Ich dachte, das Käthchen würde dabei wachen, und ich könnte mich einmal durch das Fenſterlein ungeſtört erfreuen, das liebe Geſichtchen zu ſehen. Statt deſſen hör' ich, wie die alte, zwar ſchwatzhafte, aber grundehrliche Keſelin der weinenden Merkin die Geſchichte unſerer Familie erzählt, ich höre den Grund Eures Haſſes gegen die Tante und das Käthchen; ich höre, wie Ihr ſie durch Prozeſſe arm machtet und ihre Güter an Euch brachtet; ich höre, wie Ihr es mit dem Martinsvetter gemacht habet, — Vater, ich weiß Alles und verſtehe nun erſt, was andere Leute mir oft als Räthſel hinwarfen, die ich nicht löſen konnte. Nun habe ich Euch Eins zu fragen: Wollt Ihr der Merkstante ihre Güter frei zurückgeben; wollt Ihr derſelben die Hälfte des Erbes vom Martinsvetter ſammt den Zinſen zurückgeben und ſo den Fluch abwenden, der auf uns ruhet? oder — es bleibt keine Wahl — ich verzichte auf mein Erbe und gehe arm nach Amerika. Das ſteht feſt. Nun, bedenkt's Euch wohl bis Morgen. Gute Nacht!“ —

Er ſtand auf und ging feſten Trittes zur Thüre hinaus. Er ſah nicht, daß der Alte ſteif ohnmächtig in dem Seſſel lag. — Als der Sohn den Willen ausſprach, nach Amerika zu gehen, da vergingen dem Alten die Sinne; das Sündenregiſter fiel wie eine Centnerlaſt auf ſeine Seele und erſchütterte ihn.

Als die Magd am Morgen in die Wohnſtube trat, lag der Alte im Seſſel und ſchlief ziemlich ruhig, aber er ſah bleich und entſtellt aus. Was mag da geſchehen ſein? dachte ſie; denn ſie hatte noch nicht geſchlafen, als Franz heim kam, hatte den heftigen Alten furchtbar poltern gehört, und doch war Franz nach langer Zeit erſt ruhig, aber merkwürdig feſt und ganz anders auftretend, wie ſonſt, die Treppe hinaufgeſtiegen. — Kaum hatte ſie Waſſer geholt und Feuer angemacht, ſo kam Franz mit den Knechten herab. Sie gingen in den Stall, kamen dann zur Suppe und, gegen ſeine Gewohnheit, ordnete Franz die nothwendigen Arbeiten an, nachdem er mit den Knechten Rückſprache genommen, und fuhr dann mit dem Knechte hinaus, der einen Acker zu ſäen und unterzueggen hatte. Er ſelbſt ſäete, und als dieſer Acker geeggt war, ſäete er einen zweiten, ließ auch dieſen, der minder groß, als der erſte war, eggen und ging nach Hauſe. Das fiel Allen auf, da Franz bisher ſich kaum um etwas bekümmert hatte, was ihm nicht ſein Vater befohlen.

Er war plötzlich ein Anderer geworden, das war gewiß. — Der Alte war ſpät erwacht. Er befand ſich unwohl, matt und angegriffen. Die Hausmagd rieth ihm, ſich ins Bett zu legen; aber das ging nicht; denn die Juden im Dorfe hatten den nächtlichen Unfall gehört und kamen nun ſchon und ſchmußten dem Alten über den Ankauf eines neuen Pferdes, das ſie hätten. Sie brachten das Thier in den Hof. Der Alte vergaß über alle Umſchweiſe und Judengeſchwätze eines ſolchen Handels, was ihm die Bruſt zuſammenſchnürte, ſchier ganz; nur dann und wann verrieth ein tiefer Seufzer, daß es nicht überwunden, nicht vergeſſen war.

Peter Merk war Roßkamm genug, um zu erkennen, daß er mit dem Pferde, ſo theuer es auch die Juden hielten, einen guten Kauf machen würde. So iſt denn endlich der Handel richtig geworden, und ſie ſtellten das Thier in den Stall, als eben Franz zurückkam. Er grüßte ſeinen Vater ſo ehrerbietig, wie immer, beſah und unterſuchte auf eine ſo kundige Weiſe das Pferd, daß ſein Vater im Stillen erſtaunte, und hielt dann den Handel für gut.

Er ging übrigens auf ſeine Kammer, kleidete ſich an und kam dann herunter.

„Was gibt's?“ fragte etwas kleinlaut der Alte.

„Ich gehe in die Stadt, zum Agenten,“ ſagte er und ging zur Thüre hinaus.

Den Alten überfiel ein Zittern und Beben, daß er in ſeinen Seſſel ſank. „Was iſt aus dem Buben in einer Nacht geworden?“ rief er faſt verzweifelnd aus. „Wohinaus ſoll das? Macht er Ernſt, und ich traue es ihm zu, was ſoll aus mir werden in meinen alten Tagen? Hab' ich dazu gerungen und geſpart?“ — Das Wort „geſpart“ blieb ihm aber faſt in der Kehle ſtecken; denn die Thüre ging auf, und die Koſelin trat herein, vor der der Alte eine wahre Scheu hatte, weil ſie ihm immer wie ein Schreckbild vorkam, das ihn an Zeiten erinnerte, deren Erinnerung er gerne mied.

„Was willſt Du, Margreth?“ redete er aus alter Gewohnheit die Dienerin an, die ihn genauer kannte, als Jemand; denn ſie war ja lange genug im Hauſe geweſen.

„Was ich will, Peter Merk, ich will es Euch rund ſagen," hob ſie an. „Dieſe Nacht" — und ſie erzählte ihm Alles, wie ſie es der Merkin geſagt, faſt mit wörtlicher Treue, — „ohne daß ich es wußte, war Euer Sohn Ohrenzeuge, wie ich vermuthe. Da hat er nichts Erbauliches von ſeinem Vater gehört — denn ihr wiſſet, die Margreth weiß mehr, als andere Leute, aber an die große Glocke hat ſie es nie gehängt, ſondern als ein Geheimniß betrachtet, das ſie als alte Magd des Hauſes bewahren müſſe; aber Eurer Schwägerin war ich klaren Wein ſchuldig. Sie hat ihn gekriegt. Daß Euer Sohn Zeuge war, ahnte ich nicht. Nun hör' ich, Ihr habt Spektakel mit ihm gehabt. Sagen wollt' ich Euch nur, daß es der bravſte Sohn iſt, den je ein Vater hier hatte. Verfahret vernünftig mit ihm. Bringet ihn nicht zum Aeußerſten! Eben gehet er an mir vorüber. Ich grüß' ihn. Er dankt, aber er iſt ein Anderer, wie ſonſt. Er reicht mir die Hand und dankt für das, was er dieſe Nacht aus meinem Munde gehört. Das habe ihm die Augen geöffnet. Er ſähe, ſagte er, daß ein Fluch auf ſeiner Habe ruhe. Sie müſſe wieder an den rechten Herrn. Darum gehe er in die Stadt, zum Agenten. Er wandere aus nach Amerika. Von Eurem Gute wolle er keinen Kreuzer. Mit dem, was er von ſeinem Pathen bekommen, könne er nach New-York kommen und eine Zeitlang leben. Das ſei ſein. Er laſſe es verſteigern und gehe deßhalb zum Notar. Sein mütterlich Erbe vermache er dem Käthchen; auf das Väterliche und die Errungenſchaft verzichte er. Euch, fuhr er fort, habe er eine Bedingung geſtellt, die Alles ändern könne; aber wie er Euch kenne, gäbet Ihr lieber Euer Kind hin, als das zu thun. Was das iſt, weiß ich nicht, will's auch nicht wiſſen, aber das mußt' ich Euch ſagen. So ſteht's. Der führt's aus, daran iſt kein Zweifel. Was er gehört, das hat ihn plötzlich zum Manne gemacht. Ihr wiſſet, es iſt kein Jota unwahr dran, was ich geſagt. Nur fluchet mir nicht, daß ich die unſchuldige Urſache bin, daß ein großes Unglück Euer graues Haupt bedroht — aber ein verdientes — Peter Merk, ein wohlverdientes. Doch — in der Schrift ſteht: „Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet!“ Ich ſchweige. Thuet, was Ihr wollt. Ich habe mein Gewiſſen gewahrt, aber — bedenket das Ende!“

Die Alte drehte ſich auf dem Abſatz um und ging weg, ohne den alten Merk anzuſehen, der wie ein Bild des Jammers da ſaß, und die Hände rang, wie Einer, den die Fluth des Elends verſchlingen will. —

IV.

Wo die alte Koſelin es hernahm, daß Franz ſie im Häuschen belauſcht? die Frage beantwortet ſich leichter, als Jemand glaubt.

Als der Wächter die Mitternacht rief, klopfte er leiſe an dem Fenſter Käthchen's. Das gute Kind hatte ihn darum gebeten; denn ſie wollte die Mutter ablöſen, daß ſie bis Tag ruhen und ſchlafen könne. Sie wußte ſchon, daß das bei der Koſelin rein unmöglich war. Zu dem Ende hatte ſich Käthchen mit den Kleidern auf's Bette gelegt und ſprang nun raſch auf, eilte zur Thüre hinaus, ſchloß ab und betrat beflügelten Schrittes den Pfad, den auch Franz einige Stunden früher hinabgeſchritten war, in einer Hoffnung, die ihn ſo bitter täuſchte.

Fröhlichen Herzens ſchritt das liebliche Mädchen hinunter; denn ob's wohl die Mutter nicht wollte, ſo that ſie doch ihrem kindlichen Herzen ein Genüge, und dies Bewußtſein iſt ja ſo erquickend! Als ſie zu der Stelle kam, wo die mächtigen Nußbäume an der Ringmauer des Dorfes hinabſtehen, war es ihr, als höre ſie einen feſten, männlichen Tritt. Der Schall kam aus dem Thale herauf. Sie horchte. Das war nicht der Mutter Tritt. Sollte etwa ein Dieb? — Sie erſchrak. Doch ſie kannte die Sorgfalt der Mutter und der Koſelsbaſe. Aber wer ſollte es ſein, um dieſe Zeit, an dieſem Ort? Die Tritte kamen näher.

Sie trat angſtvoll hinter den Stamm eines Nußbaumes, der ganz nahe an der Mauer ſtand. Der Mond war hinter die Wolken getreten und der Himmel ringsum bedeckt; dennoch war es hell genug, wahrzunehmen, wie eine Geſtalt langſam daherſchritt. Sie trug nichts. Ein Dieb war's alſo nicht. — Die Geſtalt kam näher. Des Mädchens Herz bebte, — ſie glaubte Franz zu erkennen. Wie ſollte der hierher kommen und zu dieſer Zeit? Ihr Auge ſtrengte ſich an, die Lichtſtrahlen zum Erkennen zu benutzen, die das durch die Wolken brechende Mondlicht lieh. Das Auge der Liebe ſieht ſcharf. Wahrlich, er iſt's! ſagte ſie in ſich hinein. Aber was iſt ihm? So hab' ich ihn nie geſehen! Seine Hände ſind vor der Bruſt gefaltet, als wolle er das Pochen des Herzens hemmen. Sein Kopf iſt auf die Bruſt geſunken. So geht er ſtumm dahin. Ach! was mag ihm ſein? — Die Frage blieb unbeantwortet; aber, da es ſchien, als käme er von der Bleiche her, ſo eilte ſie jetzt um ſo mehr, dorthin zu kommen. Die beiden Frauen fand ſie noch in der größten Angſt wegen des Geſichtes am Fenſter. Die Mutter ſchalt, daß ſie in dieſer Stunde da herabkomme; ſie habe doch das Herz nicht, allein heim zu gehen. Die Koſelin lobte das gute Kind und lachte die Merkin aus, freilich ſich innerlich geſtehend, daß ſie eben ſo wenig Luſt trüge, jetzt den Heimweg anzutreten. So kam natürlich die Rede auf das todtbleiche Geſicht am Fenſter. Jetzt erzählte Käthchen, daß ihr Franz Merk in ſeltſamer Haltung und Weiſe begegnet ſei. Vielleicht ſei er es geweſen, den ſie geſehen. Da blickten ſich die Frauen an und erſchraken noch mehr, indem ſie ſich deſſen genau erinnerten, was ſie geredet hatten. „Die Sache hat, wie Alles, ihre zwei Seiten," hob endlich die Koſelin an. „Es iſt gut, daß der Franz einmal Licht bekommt; denn er würde es doch ſonſt kaum ſo klar gewonnen haben; aber es iſt mir leid, daß er es durch mich erhält. Wie oft hat er mich über das ausfragen wollen, was er jetzt weiß; aber ich habe geſchwiegen, wie eine treue Magd ſchweigen muß über das, was innerhalb der Wände des Hauſes ihrer Herrſchaft vorgeht. Zwar verachte ich den ſchändlichen Grundſatz: deß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge; aber die Magd ſoll Augen haben und nicht ſehen; Ohren haben und nicht hören; eine Zunge haben, aber nicht reden, es ſei denn, wenn ſie Unheil und Verderben abwenden kann. So hab' ich's gehalten, und ſo halt' ich es auch jetzt."

„Wie ſo denn?" fragte die Merkin.

„Wie, ich gehe ſelber zu dem Alten," ſagte die Koſelin auf dieſe Frage, „und erzähle ihm Alles, und warne ihn bei Zeiten vor dem, was kommen könnte, wie ich nämlich den Franz zu kennen glaube."

„Du wirſt doch nicht?" rief angſtvoll die Merkin.

„Warum denn nicht, du ängſtliche Einfalt?" verwies die Andere.

„Was ich geſagt, iſt Wahrheit, die will ich ihm einmal wieder voll, ganz, rund und nackt ſagen, durch Dick und Dünne, damit ich vollends ſein Gewiſſen wecke; aber ich ſag' es ihm auch, damit er nicht glaubt, es ſei klatſchweiſe und abſichtlich geſchehen. Er ſoll die Wahrheit wiſſen. Es würde mich quälen, wenn es ſchiene, als hätten wir falſch und hinter dem Rücken geſpielt. Seiner lieben Frau, Gott hab' ſie ſelig, verdank' ich viel zu viel, als daß ich das vergeſſen dürfte, und das trag' ich, ob's gleich der alte Sünder nicht verdient, von ihr auf ihn über. Dabei bleibt's!"

Die Merkin wußte, daß, wenn ſie mit den Worten ſchloß: dabei bleibt's! keine Maus einen Faden abbiß. Und ſo ſchwieg ſie, und das arme Käthchen, das traurig daſaß und ſeinen inneren Regungen Gehör gab, kam um die Frucht ſeiner Kindesliebe; die Merkin blieb, und bald wurde es todtſtille im Bleichhäuschen; denn eine Jede verſank für den Augenblick in ihre eigenen Gedanken. Die Koſelin ſtand endlich auf und ging, nach der Wäſche zu ſehen, und als ſie wieder kam, fand ſie reichen, neuen Stoff, ihrer Zunge freien Lauf zu laſſen. Wie weit ihr Gerede Hörer fand, das ließ ſie ununterſucht. Sie mußte reden oder ſchlafen, und da ſie das Eine nicht mehr konnte nach der Gewohnheit ihrer Natur, ſo that ſie das Andere um ſo emſiger und raſtloſer.

Als ſie am andern Tage aus dem Hauſe Peter Merk's kam, eilte ſie ſtracks zu dem kleinen, einſtöckigen Häuschen. Die Wittwe Merk war auf der Bleiche, wohin auch die Koſelin zurückkehren wollte, da bei hellem Sonnenſcheine die Wäſche des Schulwäschens, wie man die Lehrerin traulich nannte, aufgetrocknet werden mußte. Käthchen ſaß allein da und nähte emſig, und manche ſtille, heiße Thräne befeuchtete das Tuch, das ſie zum Hemde verarbeitete. Schnell eilte ſie in die Küche, als ſie die alte Koſelsbaſe kommen ſah, um ſich zu waſchen und die Spuren ihrer Thränen zu vertilgen. Das gelang ihr um ſo vollſtändiger, als die Alte nur langſam gehen konnte. Sie ſaß wieder an der Arbeit, und die Koſelin bemerkte nichts, als ſie eintrat.

„Du wirſt mich fragen,“ hob ſie an, als ſie ſich ſchnell niedergeſetzt hatte, „warum ich nicht auf der Bleiche ſei? Ja, da gehe Eins auf die Weiche! — Weißt Du, was ſich heute Nacht droben bei Merk's zugetragen hat? Nun, ich will Dir Alles erzählen!“ Das that ſie denn nun auch breit und ausführlich, vom Augenblicke mit dem Pferde an, bis zum letzten ihrer Worte, welches ſie dem alten Merk vor wenigen Augenblicken geſagt.

Käthchen hatte die Nadel ſinken laſſen vor Schrecken, als ſie den Entſchluß des jungen Merk vernahm, nach Amerika auszuwandern. Alles Blut war aus dem lieblichen Geſichte gewichen, und das Herz pochte ſo ſtürmiſch, daß ſie kaum athmen konnte.

„Ach!“ ſagte ſie endlich, mühſam die Thränen unterdrückend, die ihr aus den Augen hervorbrechen wollten, „er wird es doch nicht thun?“ —

„Thun? Närriſches Kind. Thun? Freilich thut er's! Ich ſage Dir, mit dem Franz iſt dieſe Nacht ein Wunder geſchehen, das ich ſo recht eigentlich nicht begreife. Er iſt ein Anderer geworden: ein Mann, feſt und ſtark. Ja, ich kann dir noch mehr ſagen. Er forderte von ſeinem Vater, daß er Euch all' Euer Geld zurückgäbe; daß er die Hälfte der Erbſchaft des Martinsvetters mit den Zinſen vom Tage an, wo er ſie antrat, erſtatte. Ja, noch mehr: Er iſt in die Stadt und zum Notar, um Dir durch einen Akt ſein mütterliches Erbe zuzuwenden. Auf das väterliche will er verzichten. Das fiele Euch denn auch noch zu am Ende, wenn der alte Merk es nicht anderwärts vermacht. Er will nichts, als was ihm ſein Pathe vermachte, und damit will er fort, übers Meer hinüber.“ —

Das Mädchen rang die Hände und ließ dann die gefalteten in ihren Schooß ſinken. „Allmächtiger Herr im Himmel!“ rief ſie aus, „was denkt der Franz? — Wir wollen nichts von ſeinem Vater und ihm! Wir haben uns ehrlich ernährt und werden es mit Gottes Hilfe auch ferner thun.“

„Darauf kommt's nicht an,“ ſagte die Alte lächelnd, „ob Ihr's wollt oder nicht. Es ſoll an den rechten Erben, was ihm gehört und gebührt, und damit Hollah! Recht muß Recht bleiben! Gott im Himmel will's ſo. Da kann ein armer Menſch nichts ändern.“

„Ach! Keſelsbaſe,“ rief das Mädchen in äußerſter Angſt, „redet ihm doch zu, daß er dableibt und Alles läßt, wie es iſt. Wir ſind ja vergnügt mit unſerm Stücklein Brod. Ich will nichts und nehme nichts! Sagt's ihm, ſagt's ihm doch! Wollet Ihr nicht? Gut, dann ſag' ich's ihm ſelbſt!“

„Thue das, Kind, thue es. Es iſt ihm gewiß am liebſten ſo!“ ſagte die Alte mit einem ſchalkigen Lächeln.

Das Mädchen erglühte.

„Ach, quält mich nicht,“ rief ſie weinend aus, „und erhört mein Flehen! Ich will Euch auf den Händen tragen mein Lebtag!“

„Sei doch vernünftig, Kind,“ ſprach die Alte. „Wer wird gleich ſo aus allen Fugen ſein, wie Du! Es iſt ja auch noch nicht aller Tage Abend, und der Rhein wird noch manch' Tröpflein hinabrollen, ehe das Alles fertig iſt.“ Doch — ſie ſah zum Fenſterlein hinaus und bemerkte dickes Gewölke am Himmel — „man meint, es ſollt' heute noch einmal ein Gewitter geben, zu guter Letzt. Da muß ich fort und Deiner Mutter raſch auftrocknen helfen. Nun ſag' ich Dir, heule nicht! Das macht's nicht beſſer. Bete Du, das hilft!" Und mit dieſen Worten machte ſie ſich von dannen und eilte, ſoviel es ihr Alter zuließ, dem Pfade zu, der an der Mauer hinab zur Uferbleiche leitete. Sie ließ das arme Mädchen in einer troſtloſen Lage. Indeſſen klang ihre letzte Mahnung in eine fromme, gläubige Seele hinein, und bald kniete Käthchen am Boden und ſchüttete ihre Seele vor dem Herrn im innigen Gebete aus. Sie flehte aus angſterfüllter Seele, daß der Herr in Gnaden Franzens Herz regieren wolle, daß er den raſchgefaßten Entſchluß nicht ausführe; daß er Alles, was jetzt ſo kraus und verworren ſchien, gnädiglich löſen und entwirren wolle, daß es ſich zum Guten für — Franz wende!

Die Jahreszeit war ſchon weit vorgerückt und die Abende waren ſchon kühl. Die Zeit der Gewitter ſchien längſt vorüber. Dennoch war der Tag heiß und die mächtigen, weißen, geballten Wolken, die im Südweſten über die Berge emporſtiegen, ließen allerdings einen Gedanken Raum gewinnen, wie ihn die Koſelin ausgeſprochen.

Als Käthchen noch in heißem Gebete rang, klopfte es heftig an der Thüre. Sie erſchrak, ſtand ſchnell auf und eilte ans Fenſter. Da ſtand des Schullehrers kleines Töchterchen an der Thüre. Das Kind war ganz athemlos, ſo war es gelaufen.

„Käthchen, lieb Käthchen!" rief das Kind, „komm' doch eiligſt auf die Bleiche und hilf auftrocknen und aufraffen. Es gibt ein ſchwer Wetter! Tummele dich; die Mutter läßt Dir's ſagen, Deine Mutter und meine!"

„Geh' nur, Julchen," war des Mädchens Gegenrede. „Ich komme ſogleich."

Wieder eilte ſie in die Küche, die Spuren ihrer Thränen durch kaltes Waſſer zu vertilgen, trocknete ſich ſchnell ab und eilte zur Hilfe den Pfad hinab.

Es that aber auch Noth. Die mächtigen Wolkenmaſſen, an denen die Ränder ſchneeweiß waren, die aber dann ganz ſchwarzgrau ſich emporhoben, ſtiegen ja mehr und mehr über die Berge heraus, die oben das Rheinthal abzuſchließen ſchienen. Der Rhein macht bei dem Dorfe einen weiten Bogen. Dadurch ſchließen ihn oben und unten die Berge ſcheinbar ſo ein, daß er wie ein Bergſee vor dem Auge liegt. Der Wind holte aus in gewaltigen Athemzügen und trieb die Wolken mit großer Schnelle über den weiten Thalkeſſel. In den gewaltigen Nußbäumen begann ein prophetiſches Rauſchen. Die Wellen des Stromes, die ſich ſeit dem Morgen geglättet hatten, fingen an ſich mehr und mehr zu kräuſeln. Die Möven, welche an den felſigen Ufern hauſen, begannen raſcher die Luft zu durchſchneiden und ſtießen jenen klagenden Ton aus, der ein Vorbote des Sturmes zu ſein pflegt. Die Vögel flogen raſcher, und alle Vorzeichen eines ſchweren Wetters waren vorhanden, das bei dem Südweſtwinde ungeheuer ſchnell dem Strome, der in dieſer Richtung fließt, folgte.

„Raſch, raſch, Kind!“ rief Koſelin. „Heute ſpaßt's nicht. Gewitter über geſchwungene Nußbäume haben böſe Raupen. Ich entſinne mich, daß Anno elf, auch um dieſe Zeit, eins tüchtig uns geſchuhriegelt hat. Damals wurde Martins-Peters-Lisbeth unter einem Nußbaum mauſetodt geſchlagen und der Nußbaum dazu mitten entzwei.“ —

Es blitzte in dieſem Augenblicke heftig.

„Heiliger Sanct Antonius von Padua!“ rief die Koſelin und bekreuzigte ſich. „Da haben wirs ſchon!“

Indeſſen hatten die vier fleißigen Frauen — denn die Lehrerin half wacker — die Wäſche in Körbe gerafft und glücklich im Bleichhäuschen geborgen, das gegen den Regen vollen Schutz verlieh. Auch die Frauen und das Kind fanden Schutz darin, da das Wetter ſo raſch herankam, daß man unmöglich mehr zum Dorfe hätte gelangen können, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, durchnäßt zu werden. So ſchien es wenigſtens; aber Blitz und Donner und Sturm ziſchten, krachten und heulten um die Wette, ohne daß es lange Zeit auch nur ein Tröpflein geregnet hätte. Das Gewitter war ſo heftig, wie man im ganzen Verlaufe des Sommers keins erlebt hatte. Unter den vier Frauen zeigte ſich die Koſelin am feſteſten und ruhigſten. Die Lehrerin zitterte; die Merkin bebte leiſe, und Käthchen ſah ſtill vor ſich nieder.

Plötzlich erhellte ein fürchterlicher Blitz das Häuschen; ihm folgte unmittelbar, hell und grell tönend, dann ſeltſam raſſelnd, der Donner mit ſolcher Heftigkeit, daß laut aufſchreiend die Frauen von ihren Sitzen emporgeriſſen wurden.

„Heiliger Sanct Antonius von Padua!“ rief die Koſelin aus, „das hat eingeſchlagen. Den Ton kenne ich. Gerade ſo raſſelte es, als dazumal Martins-Peters-Lisbeth unter dem Nußbaume erſchlagen wurde. Wenn's nur kein Unglück gegeben hat! — Gott ſei uns und allen Menſchen gnädig!“ —

Mit dieſem Schlage, der allerdings gräßlich und erſchütternd war, ſchien ſich das Gewitter entladen zu haben. Der Sturm legte ſich. Es blitzte wohl noch, aber der Donner war bei weitem nicht mehr ſo heftig und hörte endlich ganz auf. An ſeine Stelle trat ein ſanfter Regen, deſſen die vertrocknete Flur bedurfte. Er hielt faſt bis zum Abend an, und ſomit auch die Frauen im Bleichhäuschen gefangen; denn ſie wagten nicht, die ſchön getrocknete Wäſche dem Beregnetwerden preiszugeben. An Unterhaltung fehlte es ihnen nicht; denn die Koſelin hatte in ihrem langen Leben ſo vielerlei Gewitterunglücksfälle erlebt, daß ihr der Stoff für ihre redſelige Zunge nicht ausging. Nur Eine war mit ihren Gedanken anderswo und mit beſonderer Beängſtigung bei Einem, der aus der Stadt heimkehren ſollte und ihrem Herzen innerlich theuer war. Endlich klärte ſich, lange nach dem Sonnenuntergang, der Himmel auf, und ſie begannen, die Wäſche heimzutragen. Da jedoch das Schulhaus bei der Kirche am nördlichen Ausgange des Dorfes und in dieſer Richtung das äußerſte Haus lag, ſo führte ſie ihr Weg nicht durch das Dorf, ſondern den Fußpfad hinauf, den Käthchen, Franz und die Koſelin in ſo verſchiedener Stimmung auf- und abgeſchritten waren, wodurch ſie mit keiner Seele in Berührung kamen, die ihnen hätte mittheilen können, was ſich im Dorfe ereignet hatte. Erſt als ſie ſpät beim Kaffee ſaßen, der auch als Abendmahlzeit gelten mußte, kam der Lehrer heim und brachte erſchütternde Kunde von der einen, ſehr ſeltame von der andern Seite, welche eine großartige Wirkung nicht verfehlen konnte in den Gemüthern der Zuhörenden.

V.

Als die Koſelin Peter Merk's Stube verlaſſen hatte, blieb der Alte in ſeinem Sorgenſtuhl liegen. Er vermochte nicht aufzuſtehen; aber er rang verzweifelnd die Hände. Was ſie ihm geſagt, zeigte ſeines umgewandelten Sohnes Entſchluß in ſeiner Feſtigkeit. Er wand ſich in ſeinem Sorgenſeſſel wie ein Aal, aber er ſah nur das drohende Unglück und keinen Ausweg, und — in der Bruſt regte ſich ein Etwas, das wohl auch zu andern Zeiten einmal leiſe ihn gemahnt hatte an ſeine Sünden. Diesmal aber war's anders, als ſonſt. — Er konnte nun nicht die innere Qual und Angſt vertilgen mit der Macht eines böſen Willens, wie er es wohl früher bisweilen vermocht hatte. Er fühlte ſich matt, ſchwach, elend. Es war, als wenn mit einem Rucke das Alter mit all' ſeiner Schwäche und ſeinem Wehe über ihn hereingebrochen wäre. Und dazu die innere Aufregung, Angſt und Qual! Um die Haushaltung kümmerte er ſich gar nicht, auch nicht um den Ackerbau draußen. Des Sohnes Worte brannten in ſeiner Seele wie unauslöſchlich Feuer. Er wollte das fluchbelad'ne Erbe nicht! — War's denn nicht wirklich fluchbeladen? Konnte er es läugnen, daß er durch den beſtochenen Notar den Martinsvetter herumgebracht, der im letzten Augenblicke der armen Wittwe das ihr Gehörende zuwenden wollte? — Konnte er es in Abrede ſtellen, daß er ſeines Bruders Familie arm gemacht? — Aber das Bekennen, das Herausgeben? — Da ſträubte ſich die eingefleiſchte Habſucht, der unerſättliche Geiz mit aller Kraft dagegen. Das war ein Kampf in der Seele, der den Alten hinüber- und herüberriß, der ihn geiſtig abmarterte und leiblich erſchöpfte. Er aß nicht, er trank nicht, er hatte nirgends Ruhe und lief aus einer Stube in die andere, kratzte ſich heftig hinter den Ohren, rieb ſich die Stirne und kam zu keinem Entſchluſſe, weder zu dem, feſtzuhalten, was er hatte, noch zu dem, die Bedingung ſeines Sohnes zu erfüllen. So ging der Tag dahin, und er war der ſchrecklichſte, den Peter Merk erlebt. —

Was hätte er darum gegeben, jetzt eine vertraute Seele zu haben; allein die hatte er nicht. Der Pfarrer? — Ja, der! — der hatte ihm Aehnliches, wie jetzt der eigene Sohn, ſchon gar oft geſagt und ihn gepackt, wie mit Fäuſten, doch nur mit Worten, daß ihm der Angſtſchweiß wie Erbſen auf die Stirne trat; den brauchte er jetzt noch, um ihn vollends aus der eigenen Haut herauszujagen! Die Keſelin, die alte Margreth? — Die hatte ihm heute ſchon mit ihrer zweiſchneidigen Zunge in die Seele hineingeſchnitten. Und doch — er bedurfte des Rathes, der Beihilfe, um zu einem feſten Entſchluſſe zu kommen! Gegen Abend wollte er einmal hinaus auf's Feld ſchlendern, ob ihm da nicht Einer begegne, mit dem er zutraulich reden könne; aber da fing's zu donnern und zu blitzen an. Das war nun auch am Ende! Er ſetzte ſich höchſt unglücklich in ſeinen Seſſel.

Da fing das Wetter an ſich zu entladen. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner; dann der grelle Blitz und der gellend krachende, nachrollende, faſt knatternde Schlag! Peter Merk fuhr aus ſeinem Seſſel, der ihm jetzt ein rechter Sorgenſtuhl war, und ſtand urplötzlich mitten in der Stube, und ſeit lange zum erſten Male entfuhr ſeiner Lippe die Bitte um himmliſchen Schutz. Er zitterte heftig am ganzen Leibe.

Ach! wenn doch der Franz nicht unterwegs iſt! ſeufzte er und faltete die Hände.

Aber der Donner hatte ihn ungewöhnlich erſchüttert. Die Blitze ſchienen ihm drohende Mahner einer künftigen Vergeltung.

Und doch keine Wendung zu dem, was Franz gefordert! So ſchwer fiel's der Seele des Geizigen, die Bande zu löſen, die ihn mit Höllenmacht an den Mammon binden! Hier bewies ſich des Herren Wort: „daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme." In derſelben ſtets wechſelnden Stimmung verlebte er wieder eine qualvolle halbe Stunde; da lief Einer keuchend am Hauſe vorüber und dann heran. Er riß die Thüre auf und rief dem Alten zu: „Erſchrecket nicht, Peter Merk, aber Ihr ſollt eiligſt nach der Stadt kommen, der Blitz hat Euren Franz getroffen!" Jetzt ſtürzten Knechte und Mägde herbei, die ſich bis jetzt möglichſt in den Ecken umhergedrückt hatten, um dem Alten nur nicht nahe zu kommen; denn ſein Ausſehen war erſchreckend. — Der Bauer erzählte, das Gewitter habe einen Trupp Leute, theils aus dem Dorfe, theils aus andern im nahen Gebirge liegenden Ortſchaften unterwegs getroffen. Einer habe gerathen, unter einen der alten, hohen, dichtbelaubten Nußbäume zu treten, um ſich vor dem nahenden Hauptregenguſſe zu ſchützen; Niemand habe gewarnt, weil Keiner an die Gefahr gedacht. So hätten ſie ſich denn an den Baum möglichſt angedrängt, weil dort der meiſte Schutz vor Regen zu hoffen war. Plötzlich blitzt's und kracht's, und ſie alle ſtehn im Feuer, — aber ſie ſtürzen alle übereinander zur Erde ohne Bewußtſein, erſtickend im gräßlichen Schwefelqualme. Wie viele todt ſeien, wiſſe er nicht. Er habe ſie eben nur auf einen Wagen in die Stadt fahren ſehen, und die zwei Doctoren und die Bartfeger dabei, Alles in Angſt, Sorge und Mitleid mit den Verunglückten. Da habe ihm der Auswanderungsagent, der beſſer ſehen konnte, wer auf den mit Stroh und Bettwerk belegten Wagen lag, zugerufen: „Hannickel Pleß, eilet heim und ſagt's dem alten Merk" (was er dazu ſetzte, mag ich nicht ſagen!), „ſein Sohn ſei vom Blitz getroffen! Tummelt Euch!" Da ſei er denn gelaufen, daß ihm ſchier der Athem ausgegangen, um zu machen, daß der alte Merksvetter den guten Franz noch einmal ſähe! —

„Den Wagen herbei!“ ſchrie plötzlich der Alte, und der Ton einer Stimme klang entſetzlich. Er mußte ſich halten, um nicht umzuſinken. „Bleib' da! Hannickel Pleß,“ rief er dieſem zu. „Deine Schuld ſchenk' ich dir, die Alle ſind Zeugen, wenn du dich zu mir ſetzeſt und mit mir fährſt; denn ich bin allein nicht im Stande dazu. Auch brauch' ich dich noch anderwärts. Den Wagen! Den Wagen! Den Wagen!“ Die beiden Knechte waren weggeeilt. — Der Eine zog den Leiterwagen heraus und bemühte ſich, einige Säcke mit Spreu recht feſt auszuſtopfen, damit ſie zu Sitzen dienten; der Andre war an den Pferden. Hannickel Pleß half dem, der die Sitze bereitete, und nun ging's ſchnell. Bald darauf rollte der Wagen durchs Dorf in den Abend hinein. Das erzählte der Schulmeiſter den Frauen.

Als er aber das Wort ausſprach: Euer Sohn iſt vom Blitze getroffen, da wurde Käthchen weiß wie eine Lilie. Sie ſank in ihrer Mutter Arm. Ihre Bruſt ſtöhnte. „O mein Kind! Mein Kind!“ ſchrie die Mutter voll Jammer und Entſetzen.

Plötzlich richtete ſich das Mädchen auf und ſah ihre Mutter feſt an. „Mutter,“ ſagte ſie, „ich ſterbe nicht. Es war nur eine augenblickliche Schwachheit. Ich weiß, was mir obliegt. An ſein Leidensbette muß ich. Hier habe ich nach meinen ſchwachen Kräften der Krankenpflege mich unterzogen, und ihn — ihn — ſollte ich ohne Beiſtand, unter fremden Händen laſſen? Mutter, laß mich gehen. Hier ſterbe ich.“ —

„Kind,“ ſagte der Schulmeiſter, „es iſt Nacht, und es regnet noch, wie willſt du in die Stadt kommen?“

„Das iſt eitle Sorge!“ rief das Mädchen. „Ich bin gar manchmal ſchon in der Nacht hinabgelaufen, wenn ein Kranker ſchlimmer wurde, um dem Doctor Thomae Bericht zu erſtatten. Es iſt mir nie etwas Schlimmes begegnet.“ Sie machte ſich eiligſt fertig.

Die Mutter ſah ſie bittend an, aber ſie ſchwieg doch.

„Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie ſollen Barmherzigkeit erlangen," ſagte die Koſelin. „Sie übt die rechte chriſtliche Rache aus, ſie thut dem Feinde Gutes für ſeine Uebelthat; ſie ſammelt feurige Kohlen auf ſein Haupt. Franz iſt ja des Alten Sohn!" —

Die Lehrerin blickte mit innigem Wohlgefallen auf das ſchöne Mädchen, deſſen Wangen ſich im edlen Entſchluſſe der hingebenden Liebe höher geröthet hatten. Dann flüſterte ſie ihrem Manne etwas ins Ohr und ſah ihn dabei ſo liebevoll bittend an, daß er lachend ihr mit der Hand über die Wange ſtrich und bejahend nickte.

„So!" ſagte das Mädchen. „Jetzt bin ich fertig." Sie reichte ihrer Mutter die Hand.

„Gott behüte dich, und ſeine heiligen Engel mögen dich begleiten!" ſagte mit einem tiefen Seufzer die Mutter.

Der Lehrer nahm ſeine Mütze und einen Regenſchirm. Die Lehrerin reichte auch Käthchen einen, und erſt jetzt nahm Käthchen wahr, daß der Lehrer ſie begleiten wollte. Sie wollte ihn zurückhalten; aber er that's nicht, und ſo ſchieden ſie denn ſelbander. Der Regen hatte indeſſen, wie es oft bei Gewittern der Fall iſt, faſt plötzlich aufgehört. Die Sterne leuchteten in der reinen Luft ganz außerordentlich hell, und die beiden Wanderer ſchritten kräftig aus.

Mit dem Unglücksfalle verhielt es ſich allerdings ſo, wie Hannickel Pleß geſagt hatte, doch bei weitem nicht ſo mit den Folgen. Betäubt waren Alle, und bewußtlos hatte man ſie theilweiſe in die Stadt gebracht, in deren Nähe das Unglück geſchehen war; allein man brachte ſie wieder zum Leben, und nur ein Greis ſchien in ſeiner Bewußtloſigkeit hinüberſchlummern zu wollen. Dennoch gelang es endlich, auch dieſen wieder ins Leben zurückzubringen. Die Warnung war wieder einmal recht eindringlich gegeben, die ſo oft wiederholt wird, und doch vergeblich, bei einem Gewitter nie Schutz und Schirm zu ſuchen unter den Aeſten hoher Bäume. Die ganze kleine Stadt war in wogender Aufregung; denn es handelte ſich um nichts geringeres, als um elf Menſchenleben.

Ebenſo groß, wie die Aufregung und Theilnahme geweſen, war nun auch die Freude über die unverhoffte und unerwartete glückliche Wendung.

In welcher Lage der alte Peter Merk war, als ſeine Braunen mit dampfenden Nüſtern den Weg nach der Stadt dahin flogen, iſt ſchwer zu beſchreiben. War doch ſeit dieſer letzten Nacht ein Schlag nach dem andern gekommen, und die ſcharfe Axt war immer gegen den innerſten Kern ſeiner in die Seele eingewachſenen Neigungen, man könnte ſagen, gegen den Mittelpunkt ſeines Lebens gerichtet; denn dieſer Kern und Mittelpunkt, zugleich die Angel, um die ſich Denken, Wünſchen, Wollen, Fühlen und Thun drehte, war ja ſein Reichthum, ſein Geld. Er hatte Zeit genug gehabt, zu erkennen, wie es um ihn ſtand; wie er ein armer, verlaſſener Greis ſein würde, wenn Franz ſchiede; wozu er dann gegeizt, geſcharrt, gewuchert, erſchlichen und erſchnappt. Er erkannte ſeine Armuth in ſeinem Reichthume, und das Gewiſſen fing an ihn zu quälen. Alle ſeine Vergehen, beſonders an der Schwägerin, der Wittwe Merk, an ſeinem Bruder, ſie ſtanden vor ſeinem inneren Auge, und ſein Kind hatte ſie ihm dahin gerückt, recht zu ſeinem Schrecken und Elende. Die Donnerſchläge am Himmel hatten wiedergehallt tief in der Bruſt. Und nun kam der herbſte, — ſein Kind war erſchlagen! Das vollendete die innere Erſchütterung, und eine Folge davon war es, daß er dem Hannickel's Pleß ſeine Schuld erließ, die vierzig Thaler betrug, die aber auch nur durch die höchſt wunderbare Rechnung Merk's und Hannickel's völlige Unkenntniß des Rechnens zu ſolcher Höhe angewachſen war.

Als der Wagen dahinrollte, ſagte der zurück bleibende Knecht zu den Mädchen: „Habt ihr gehört, was unſer Meiſter zum Hannickel ſagte? Nun iſt mir's denn doch, als wenn die Welt bald unterginge: denn daß ein verſteinert Herz, das dem darbenden Armen aus Geiz ſein Brod nicht bricht, einem armen Kerl ſeine ganze Schuld erläßt, das kommt mir faſt vor, wie eins der Zeichen auf Erden, von denen der Herr redet.“

„Was da Alles geſchehen iſt, begreif' ich nicht,“ ſagte die älteſte Magd. „Es muß doch ein heiß Feuer ſein, bis Erz ſchmilzt.“

„Laßt den Alten gehen,“ ſagte die andre Magd, „und denket an den guten Franz! Gott wolle ihm gnädig ſein und ihn nicht ſterben laſſen!“ „Gewiß! Gewiß!“ ſprachen die beiden andern aus ihres Herzens Grunde. „Aber auch mit dem,“ hob der Knecht wieder an, „iſt es anders geworden, und Gott weiß, wie! Was wird das noch werden?“ —

„Ueberlaßt es Gott dem Herrn,“ ſagte die älteſte Magd. „Der lenket die Herzen der Könige wie Waſſerbäche: er wird auch das harte Herz eines Bauern faſſen und alles herrlich hinaus führen. Wiſſet Ihr was? Gehet ſchlafen; ich bleibe auf, weil wir nicht wiſſen, wann der Meiſter zurückkommt!“ — Das geſchah denn, und das fromme Mädchen holte ſein Gebetbuch und betete inniglich, daß der Herr Alles wohl machen möge.

In unglaublich kurzer Zeit erreichte der Wagen mit den dampfenden Roſſen die Stadt. Wo aber fand man die Unglücklichen? — Der Knecht klopfte am erſten beſten Hauſe und hörte dann hier, daß Franz und ſämmtliche vom Blitze Getroffene in einem Saale des Hoſpitals ſich befänden. Dorthin lenkte der Wagen. Der Saal war erleuchtet. Viele Menſchen ſtanden auf den Treppen bis zur Thüre. Peter Merk war nicht im Stande, allein vom Wagen zu ſteigen. Der Knecht und Hannickel Pleß halfen ihm herab. Sie mußten ihn auch in den Saal führen. Als er ſeinen Sohn bleich und angegriffen in einem der Betten erblickte und glaubte, er ſähe ihn als Leiche, da brach der Reſt von Kraft im alten Leibe zuſammen, und ohnmächtig hing er in den Armen der beiden Männer. Doctor Thomae ſah ihn. „No! No!“ rief er zornig. „Iſt nicht Arbeit genug an den Eſeln, die im Gewitter ſich unter einen Baum ſtellen? Müßt Ihr einem geplagten Manne noch Arbeit bringen? Wer iſt denn der Alte, den ihr da hereinſchleppt?“

Schon an der Anrede, die brummig genug war, konnte etwa ein Fremder erkennen, daß der Doctor Armenarzt war. —

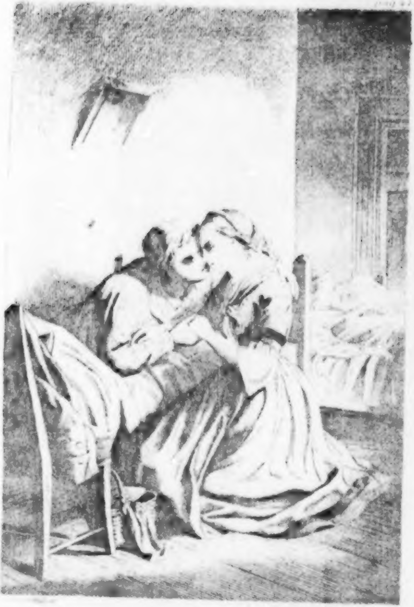
Als er aber vernahm, der Alte ſei der reiche Peter Merk von dem nächſten Dorfe, der ſeinen Sohn ſehen wolle, da pfiff plötzlich der Wind aus einer andern Richtung. Er war ungemein zuthunlich und artig.

„Leget den Herrn Merk hierher,“ ſagte er, „damit er weich liegt, und geht einmal aus dem Wege, daß ich ihn unterſuche.“ Er trat zu ihm, fühlte den Puls und wurde ernſt. Er fühlte noch einmal und verordnete etwas, das ſchnell mußte gebracht werden. Dann aber begann er die Wiedererweckungsverſuche und ließ ihm zur Ader. Die Erfolge dieſer Verſuche blieben lange aus. Endlich ſchlug er die Augen auf, aber er war an der linken Seite völlig gelähmt. Ein Schlag hatte ihn in Folge der außerordentlichen inneren Aufregung getroffen. Er kannte dieſen Zuſtand genau; denn ſeinen Vater hatte der Schlag auch getroffen. Kaum vermochte er zu reden, als er in ein anderes Zimmer gebracht zu werden verlangte. Man willfahrte ihm, und hier angelangt, begehrte er einen Notarius, der dann auch bald bei der Hand war.

VI.

Mit einer Schnelligkeit, daß der ehrliche Schullehrer, dem lieben Mädchen kaum zu folgen vermochte, ſchritt Käthchen den Weg nach der Stadt hin. Vergebens verſuchte er ſie in ein ihre Gedanken etwas ableitendes Geſpräch zu ziehen. Wenige Worte, und es ſtockte wieder. Am Ende ſchwieg auch der Lehrer und folgte nur ihrem beflügelten Ausſchreiten. Dennoch war es bereits ſpät, als ſie in das erleuchtete Hoſpital traten. Die Menſchen, welche Neugierde und Theilnahme herbeigeführt, hatten ſich verlaufen. Im Saale war Niemand, als die Aerzte und die Gehilfen und Pfleger. Sie meinten, das Mädchen und der Schullehrer ſuchten Anverwandte und fragten deßhalb. Doch das Auge der Liebe

page 41



[illegible]

ſieht ſcharf. Schon hatte Käthchen Franz und er ſie erblickt. Sie eilte zu ſeinem Bette, kniete daran nieder, um ſeinem Geſichte recht nahe zu ſein, damit er nicht laut reden müſſe, und ergriff ſeine Hand. Der Jüngling aber, überwältigt von der Macht ſeiner Liebe und recht deutend, was ſie hierher geführt, zog ſie leiſe an ſ[illegible] und blickte ihr in das treue Auge, und beider Augen wurden feucht.

„Du kommſt zu mir?“ fragte er, ihre Hand drückend.

„Dich zu pflegen,“ ſagte ſie mit herzgewinnendem Lächeln.

„O du Gute! Wußteſt du denn von dem Unglücke?“ — fragte er.

„Ich hörte es und lief hierher, und der gute Schullehrer begleitete mich,“ erwiderte ſie. „Gott Lob und Dank, daß ich dich ſo nicht finde, wie ich gefürchtet, oder gar —“.

„Todt?“ fragte er. „Hätteſt du denn um mich getrauert?“

„Franz, wie magſt du ſo reden!“ ſprach ſie und legte ihre Stirne auf das Bette. Da faßte er ſie mit beiden Händen, richtete ihr Geſicht auf, blickte ihr in das in Thränen ſchwimmende Auge und ſagte: „Haſt du mich denn lieb? Käthchen, ſage mir's, ich bitte dich! Reiße mich heraus aus der tödtlichen Qual der Ungewißheit!“

„Siehe, meine Seele hat nur einen Gedanken, und der biſt du!“

Sie ſchloß das Auge, als er ſanft ihr ſchönes Geſichtchen ſo hielt und ihr ſo feſt in daſſelbe blickte.

„Käthchen,“ rief er halblaut, „ich beſchwöre dich, rede: Haſt du mich lieb?“ —

„Ja,“ ſagte das Mädchen erröthend und ſich losmachend, leiſe und kaum gehaucht. Da ſchlang er den Arm um ihren Nacken und drückte den erſten Kuß der Liebe auf ihre Lippen.

Das hatte der Schullehrer mit halbem Auge geſehen und freute ſich in ſeiner Seele. Er wollte dieſen Augenblick des Erkennens und Verſtehens zweier guten Herzen nicht ſtören.

Der Doctor Thomae aber kam daher aus der Stube, wohin man den alten Merk gebracht. Trotz der Brille, deren Gläſer wie Pflugräder waren, erkannte er das Mädchen nicht.

„Iſt das ſeine Mutter?“ fragte er den Schullehrer, auf

Käthchen deutend. Der war nahe daran laut aufzulachen, hielt ſich aber und ſagte: „Nein, Herr Doctor, es iſt Eure Krankenpflegerin, die Euch zu Hilfe kommt. Ihr kennet ſie ja von daheim her! —

„Potz Blitz!“ ſagte der Doctor und ging zum Bett und ſah [illegible]e Gluth in des Mädchens Geſicht und die Verklärung zugleich, die auf den ſchönen Zügen lag. „Guten Abend,“ ſagte er. „Willſt den da pflegen, Kind? — Nun, der macht dir keine Mühe. Er läuft morgen wieder heim; aber der Alte macht mir mehr Sorge.“

„Mein Vater?“ fragte Franz überraſcht. „War's mehr, denn eine Ohnmacht?“

„Nun — ja, freilich; etwas mehr, — ſo ein kleiner Schlaganfall,“ ſagte der Doctor. „Ich denke aber, es ſoll vorübergehen.“

„So muß ich aufſtehen und zu ihm,“ ſprach Franz.

„Jetzt nicht,“ verſetzte der Doctor. „Es ſind Sterbensgedanken ihm gekommen, ob's gleich daran noch nicht iſt. Da hat er einen Notarius rufen laſſen, und der ſchreibt eben eine Art von Teſtament, Schenkung oder deß Etwas. Verſtehe das Zeug nicht!“ Da wollen wir ihn geben laſſen. Iſt das vorbei, ſo führ' ich dich zu ihm, Kind!“ ſagte er, ſich zu Käthchen wendend.

„Ach, Herr Doctor!“ ſprach das noch immer glühende Mädchen, „fragt ihn aber doch erſt, ob er mich auch will, oder thut Ihr es, Herr Lehrer; denn Ihr kennet die Sache beſſer und wiſſet, wie er geſinnt iſt.“

Der Lehrer verſprach es, und Alle ſetzten ſich an Franzens Bett, der Käthchen's Hand nicht aus der ſeinen ließ.

Erſt nach einigen Stunden verließ der Notar das Zimmer, und der Schullehrer trat hinein.

Der alte Merk erkannte ihn ſogleich. Der Lehrer erſtaunte über ſeine heitere Miene, über den Ausdruck von Zufriedenheit und Glück, den er nie auf Peter Merk's düſterem Geſichte geſehen.

„Ach, Herr Lehrer!“ rief er ihn an, „ſeid Ihr hier? Wie kommt Ihr denn her in der Nacht?“

„Käthchen, Eures Bruders Kind, wißt Ihr ja,“ ſagte der

Lehrer, „iſt die treue, freiwillige Pflegerin aller Kranken daheim in unſerm Dorfe. Als ſie nun von dem Unglücke Eures Sohnes und der übrigen Leute hörte, ließ ſie ſich nicht mehr halten, dem Doctor zu helfen mit ihrer Pflege. Da hab' ich ſie herbegleitet, das gute Kind, daß ihr kein Leid geſchehe; denn ſie war mit ih[illegible] Mutter und der Koſelin gerade in meinem Hauſe zur Wache. Nun aber ſagt der Doctor, daß Franz keiner Pflege bedürfe, Ihr aber, und ſo komme ich einestheils, mich nach Euch zu erkundigen, anderntheils zu fragen, ob Ihr Euch von Käthchen wollet pflegen laſſen?" —

Der Alte faltete die Hände und ſprach leiſe Worte in ſich hinein, die der Lehrer nicht verſtand; aber es war ihm doch, als rege ſich in ihm das, was die alte Koſelin prophetiſch vorhergeſagt als begönnen nämlich die feurigen Kohlen ſchon zu brennen.

„Ach, Herr Lehrer!" hob, nachdem er einige Zeit ſo in ſich hineingeſprochen, der Alte an, „es iſt anders mit mir, und ich bin ſelbſt ein Anderer geworden. Ich habe viel Unrecht gethan, aber ich mache es gut, wenn mich Gott will länger leben laſſen. Ich habe heute damit begonnen. Der Merkin hab' ich all' das Gut, was ich an mich gebracht, und was einſt meinem Bruder gehörte, zurückgegeben, und auch die volle Hälfte des Gutes vom Martinsvetter durch freiwillige Schenkung, ſammt den Zinſen vom Tage an, da ich die Erbſchaft antrat. Seid Ihr damit zufrieden?" —

Der Lehrer ſah ihn überraſcht an und ſagte: „Gott ſegne Euch dafür, daß Ihr gut macht begangenes Unrecht! Ihr handelt nach Gottes Wort, und der Herr wird Euch gnädig ſein." Er drückte ihm die Hand.

„Soll ich denn nun den rechten Schluß machen?" ſagte darauf wieder der Lehrer: „es iſt Euch das liebe Kind als Pflegerin willkommen?"

„Gewiß," entgegnete er; „aber ſagt ihr nichts von dem, was ich Euch geſagt habe, gelobt mir das!"

Der Lehrer gelobte es.

„Wie gehet's meinem Sohne?“ fragte er dann.

„Da möget Ihr ſelber ſehen,“ verſetzte der Schullehrer, als eben die Thüre aufging und Franz hereintrat. Er hatte noch des Vaters Frage gehört.

„Mir geht's vortrefflich,“ ſagte er; „Dank ſei dem Herrn, der uns alle wunderbar erhalten hat!“

„Ja wohl,“ verſetze der Alte. „Bei mir hat die Hand des Todes mächtig an die Pforte geklopft. Sieh', Franz, mein linker Arm iſt lahm. Als ich dich da liegen ſah, meinte ich, du ſeieſt todt, und vor Schrecken traf mich der Schlag.

„Es wird mit Gottes Hilfe ſchon beſſer und der Arm wieder brauchbar werden. Nur dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Herr der rechte Arzt in Iſrael iſt, und nicht die Menſchen; der auch inwendig alle unſere Gebrechen heilet.“

„Du haſt recht, Franz,“ ſagte der Alte. „Ob ich gleich leiblich leide, fühle ich doch die heilende Hand des Herrn auch inwendig, und du wirſt Morgen ſehen, wie ich das verſtehe.“ Er drückte des Sohnes Hand.

„Wo* iſt denn das Käthchen?“ fragte er darauf, und über das Antlitz des Sohnes flog ein Lichtſtrahl ſeliger Freude.

Der Lehrer brachte ſie. Schüchtern und geſchämig zur Erde blickend, ja faſt zitternd und bleicher Wange, trat ſie zu dem Siechbette des Mannes, deſſen eiſerne Hand ſchwer auf ihrem Familienglücke, ja erdrückend geruht. Sie wagte es nicht, ihn anzuſehen.

Der Alte betrachtete ſie lange und wohlgefällig. „Kind meines Bruders,“ ſagte er dann, „dein Vater und deine Mutter ſind nicht hier, daß ich ſie um Vergebung bitten könnte. Laß mich es bei dir thun. Vergib mir, Kind, das Unrecht, was ich Euch zufügte! So weit es Menſchen vergüten können, habe ich es gut gemacht und werde es noch gut machen. Willſt du?“

Alle die Erinnerungen ſtürmten auf das jugendliche Herz ein. Was ſie nicht erlebt, ſie hatte es ja gehört von der Mutter und der Koſelin. Aber ein Blick auf Franz, und ſie gedachte der heiligen Pflicht des Chriſtenherzens. Sie ſagte:

„Möge Euch Gott ſo vergeben, wie ich Euch vergebe!"

„O du milder Engel!" rief der Alte, wunderbar ergriffen, aus; „du gießeſt Balſam in mein wundes Herz und Frieden in meine Seele. Ja, Gott wird mir vergeben, wie du vergabſt; aber er wird dich auch ſegnen, wie du es verdienſt! Kind meines Bruders," rief er mit größerer Anſtrengung, „mein Franz hat dich lieb. O ich bitte dich, wenn auch du ihm nicht grolleſt um meinetwillen, gib ihm deine Hand. Werde ſein Weib. Dann erſt iſt der Fluch verſchwunden und der Frieden kehrt wieder!"

Er ſank zurück. Ein tiefes Stöhnen drang aus ſeiner Bruſt hervor, und das Zuſammenzucken ſeiner Geſtalt ließ eine Rückkehr des Schlages fürchten.

„Doctor!" rief Franz angſtvoll in den Saal hinaus.

Er kam, nahm das Licht und trat zum Bette.

Allmählich trat jener furchtbare, aber unverkennbare Ausdruck des Geſichtes hervor, welcher der Stempel des Todes iſt.

Jetzt ſetzte der Doctor das Licht wieder auf den Tiſch. „Käthchen," ſagte er zu dieſer, „dießmal iſt es mit der Pflege nichts. Der Sohn bedarf ihrer nicht, weil er geſund iſt, und der Vater eben ſo wenig, weil er vollendet hat! Er iſt geſtorben, und menſchliche Hilfe war vergeblich, denn ich erkannte ſein nahes, unausbleibliches Ende." Er ging hinaus.

Franz drückte dem Greiſe die Augen zu. Dann knieten die dreie, Käthchen, Franz und der Schulmeiſter, nieder am Sterbebette und beteten lange und innig. Und als ſie aufgeſtanden, ergriff der Letztere des Mädchens Hand und ſagte: „Käthchen, dieſer Abend iſt ein Abend reichen Segens. Du haſt ihm Frieden gegeben, und ſein Wort heiligt Eure Liebe. Gottes Segen wird Euch nicht fehlen."

Der Arzt trat im Saale wieder zu ihnen.

„Herr Doctor," ſagte der Lehrer, „darf Franz mit uns heimkehren?"

„Nein," ſprach der Doctor. „Er hat auch Morgen noch Zeit. Ich dächte aber, ihr bliebet Alle hier. Es iſt Ein Uhr nach Mitternacht.

Die Ruhe wird Euch Allen Bedürfniß ſein, wie mir. Ich denke, hier neben dem Hoſpitale, im Adler, findet Ihr, was Ihr ſuchet.“

Franz entſchied ſchnell, und ſie gingen hinüber in das Gaſthaus, wo der Knecht mit den Pferden noch harrte und mit Erſchrecken das Ende ſeines Meiſters vernahm. Hannickel war heimgeeilt, ſein Glück, die erlaſſene Schuld ſeinem Weibe und ſeinen Kindern zu verkündigen.

VII.

Am andern Morgen kam der Notar ins Hoſpital, wurde aber in den Adler gewieſen. Da ſaßen die dreie ernſt und ſtill beim Frühſtück. Der Notar bezeugte ſein Beileid und legte in Franzens Hand ein Aktenſtück. Es war die Schenkung an die Wittwe Keſſel, wie ſie Franz gefordert. Er legte ſie in Käthchen's Hand, nachdem der Notar weggegangen war, und ſagte: „Gott ſei Preis, er hat ſeine Seele befreit und Recht geübt. Käthchen, du biſt nun eine reiche Erbin.“

Das Mädchen erſchrak heftig.

Der Lehrer las ihr das Dokument vor. „Ach Gott,“ ſagte ſie, „was ſollen denn alle die Beſtimmungen?“

„Dich und deine Mutter in ihre Rechte einſetzen,“ ſagte Franz.

„Sag' Kind,“ fragte der Lehrer ſchalkig: „Wirſt du denn nun auch den Franz nehmen, da du ſo reich biſt?“

Erröthend blickte ſie, aber ſtrafend, den Lehrer an. Dann legte ſie ihre Rechte in die Franzens und ſagte: „Im Angeſichte des Todes hätten wir uns verlobt, wenn es nöthig und möglich geweſen wäre, laßt uns von ſolchen Dingen nicht reden.“

Franz zog ſie an ſeine Bruſt, und der Lehrer bereute das unbeſonnene Wort, das ihr wehe gethan hatte.

Nachdem Franz den Sarg beſtellt und noch Einiges mit dem Arzte geredet hatte, beſtiegen ſie den Wagen und fuhren heim.

Das ganze Dorf war in Bewegung. Die Todeskunde war ſchon vorausgeeilt; nicht aber die, daß Käthchen und Franz Verlobte ſeien. Daß ſie ſo traulich zuſammen ſaßen, das fiel wohl den Leuten auf.

Vor dem Häuschen, an deſſen Wände die Rebe ihre Liebesarme ſchlug, hielt der Wagen, und die Merkin hieß ſie willkommen.

Was da drinnen weiter vorging, blieb ein Geheimniß, aber, als die Koſelsbaſ' hereintrat, die bei der Merkin geweſen war, und die Leute ſie neugierig umdrängten, ſagte ſie: „Wartet's ab! Aber das ſag' ich Euch, daß Merk's Käthchen Franzens Braut iſt, und daß der Herr im Himmel Alles wohlgemacht hat.

Das war genug fürs Erſte. Aber am Nachmittage, nachdem Franz lange bei dem Pfarrer verweilt hatte, ging ein ſeltſam Gerede durchs Dorf. Der und Jener wurde gerufen und erhielt von Franz Quittung über alle Rückſtände; den Aermſten zerriß er den Schuldbrief und Allen ſagte er: „Ich handle im Sinne meines Vaters."

Da kam es denn, daß mancher Fluch zum Segen wurde, und bei dem Leichenbegängniſſe zeigte es ſich, wie ſich die Geſinnung der Leute geändert hatte. Mit großer Theilnahme holte die Gemeinde die Leiche an der Grenze der Ortsgemarkung ab und geleitete ſie zu Grabe, wo manche Thräne floß, die gewiß einen ſtillen Segen in ſich ſchloß.

Ein Trauerjahr hielt Franz ſtrenge ein; denn ſo wollte es die liebliche Braut.

Dieſes Jahr gab Zeugniß davon, wie die Nacht im Bleichhaus hier gewirkt. Franz legte den Grund zu einem Verſorgungshauſe für arme Alte, deſſen Bau ein Lieblingsgedanke ſeiner Seele war. Der Pfarrer und der Lehrer waren dabei ſeine berathenden Helfer. Er ſtiftete Capitalien für die Erziehung armer Waiſen und andere wohlthätige Einrichtungen und gab ſo faſt alle ſeine Capitalien hin. Zu Käthchen ſagte er: „Nun mußt du auch arme Menſchen ernähren!" Sie lächelte und ſagte, „du haſt ja doch das Meiſte, und wenn du bettelarm wäreſt; denn du bringſt den Segen mit, den Segen der Armen und den Segen Gottes. Das iſt ja das rechte Gut. Ich weiß, daß du ſcherzeſt; ich aber meine es ſo ernſt, als ich es nur meinen kann mit meinen Worten."

Das fühlte Franz tief und drückte das treffliche Mädchen mit Dank gegen Gott an ſeine Bruſt.

Als endlich das Jahr um war, ſegnete der Pfarrer den heiligen Bund zweier glücklicher Menſchen. Nie war im Dorfe eine Trauung ſo gefeiert worden. Alles, was ſonſt die Hochzeiten zu Gelagen macht, hatte Käthchen verboten, und Franz ſtimmte ihr vollkommen bei; aber alle Armen waren reichlich beſchenkt worden. Nur eine kleine Genoſſenſchaft war in Franzens Haus geladen, der Pfarrer, der Lehrer und ſeine Frau und die alte Koſelsbaſ'. Aber der Zug zur Kirche war auch kein gewöhnlicher. Die ganze Gemeinde, Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen umſtanden in den Sonntagskleidern das Häuschen der Wittwe Merk, und als die Glocken läuteten, trat das Brautpaar aus dem Häuschen, und es folgten zunächſt nur die, welche zur Hochzeit geladen waren. Die ganze Gemeinde ſchloß ſich an. Käthchen weinte Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott. Unendlich erhebend war die Feier, und als das junge Ehepaar durch die Reihen ging, da reckten Alle die Hände hervor und drückten die ihren, und manche Stimme verſagte, als ſie den Glückwunſch ſprechen wollte.

Als die Koſelin in Franzens Haus endlich angekommen war, rief ſie aus: „Heiliger Sanct Antonius von Padua! es war Zeit für Euch, daß es ein Ende hatte; denn das Herz wollte mir berſten vor Freude, Rührung und noch Etwas, dem ich eigentlich keinen Namen zu geben weiß!“

Die Mutter Merk zog zu den Kindern, und Koſelin auch, daß ihre alten Tage ſorgenlos würden. Und das Glück wohnte bei ihnen Allen und der Segen Gottes, und die Nacht im Bleichhäuschen wurde von Allen geſegnet, ſo lange ſie lebten; denn durch dieſe Nacht war der Fluch zum Segen geworden, und aus den Wirren kam der Friede, weil der Weg des Unrechts zu einem Wege des Rechts geworden war, und ein Weg der Umkehr zu dem Herrn.

Elſje.

Eine niederländiſche Geſchichte.

I.

Es war an einem Spätſommerabend, als die Familie des Gärtners van Houwening um den Tiſch ſaß, die Abendmahlzeit zu halten; die letzten Lichter des Abendhimmels fielen durch die hellen Fenſterchen auf die um den Tiſch Verſammelten. Es waren ihrer zehn, acht Kinder und das Elternpaar. Der Gärtner nahm ſeine Mütze vom Haupte, und das kleinſte der Kinder betete: „Komm' Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, und ſegne, was du uns beſcheeret haſt!“ Und als das Gebet geendet war, begann jene raſche Arbeit, deren mächtige Triebfeder eine geſegnete Eßluſt iſt, und nicht lange währte es, ſo war die Schüſſel mit geſottenen Kartoffeln leer und auf der kleinen Platte, darauf ſechs Häringe gelegen, hätte das ſchärfſte Auge keinen Reſt davon entdecken können.

Als der Vater das Dankgebet geſprochen, ſprangen die kleinen Kinder noch hinaus vor die Thüre zu heiterem Spiele; der Vater aber blieb an ſeiner Stelle, während Elsje, die älteſte Tochter, der Mutter abräumen half.

„Wenn ihr fertig ſeid in der Küche, ſo kommt herein,“ ſagte der Vater. „Wir müſſen über ernſte Dinge reden!“ Der Ausdruck ſeines Geſichtes beſtätigte ſeine Worte.

Während in der Küche Mutter und Tochter ſpülten, die Küche verſorgten und das Nothwendige für den andern Morgen vorbereiteten, ſaß der Vater lange in trüben Gedanken. Zwei Söhne, der eine von ſiebzehn, der andere von fünfzehn Jahren, ſaßen ſtille auf der Fenſterbank, und ſahen bald den jüngeren Geſchwiſtern und ihren Spielen zu, bald ruhte ihr Blick auf dem ſorgenvollen Antlitz des Vaters. Kein Wort wurde indeſſen gewechſelt, bis die Mutter und Elsje eintraten, und ſich erwartungsvoll ſetzten, doch war ihre Erwartung keine fröhliche. —

„Es ſind ſchlimme Zeiten,“ hob endlich der Vater mit bewegter Stimme an, und ein Seufzer hob ſeine Bruſt; „ſchlimme Zeiten! Alles theuer und unſere Kartoffelernte reicht nicht bis April. Die Früchte ſind mißrathen, die Trockenheit hat das Obſt von den Bäumen gerüttelt, ſchlimmer, als der gräulichſte Sturm. Die Leute in der Stadt ſchränken ſich ein. Mit Blumen iſt nichts zu verdienen und die Gemüſe vertrockneten auch trotz alles Begießens. Jan, du weißt, wie es ſteht?“

Der älteſte Sohn nickte bejahend, ohne daß er aufblickte, und die Mutter trocknete das Auge. Alle kannten die Lage der Familie genau.

„Wäre der Garten und das Haus bezahlt, ſo ginge es wohl ſchon eher, aber was ich auf und losbringe,“ fuhr der Vater fort, „muß ich dem alten Wucherer bringen. Da bleibt keine Wahl; Dreie müſſen ſich ihr Brod verdienen, du, Elsje, du, Jan und du, Claas! — Es bleibt uns nichts Anderes übrig! Wie ſchwer es uns auch wird, wir müſſen uns trennen.“ —

Mit Mühe hatte der Vater dieſe Worte geſprochen, und ein ſchwerer Seufzer und ein leiſes Schluchzen begleiteten ſie von Seiten der Mutter und Elsje's. Die Worte des Vaters lagen centnerſchwer auf den Herzen.

Es trat eine lange Pauſe ein. Endlich ſagte Jan:

„Ich ſehe es wohl ein, Vater, und ich will gerne gehen, wenn ich nur wüßte, wohin? Wißt ihr mir eine Stelle?“

„Der gute Baas Daatſelaar hat Rath geſchafft,“ ſagte der Vater. „Du kommſt zu ſeinem Bruder, Pint Daatſelaar in Haarlem, und lernſt da die Zwiebelzucht, die jetzt ſo außerordentlich viel Geld einbringt. Du darfſt ſchon Morgen zu Daatſelaar kommen; er gibt dir einen Zettel mit und für dich iſt geſorgt, wie ich zu Gott hoffe, denn ſein Bruder iſt ein berühmter, und ein Ehrenmann."

„Und was gibt's mit mir?" fragte Claas feſt und ruhig. „Vater, Ihr wißt, ich bin ein Waſſervogel und zum Gärtner verpfuſcht. Laßt mich Schiffer werden!"

„Ganz richtig," verſetzte der Vater; „darum kommſt du zu dem Waalſchiffer van Breigem, der in Gorkum vor Anker liegt. Mußt halt Schiffsjunge werden, armer Claas! Das hat ſo ſeine Mucken, aber es muß durchgemacht ſein! Der alte van Breigem iſt auch nicht mit ſeinem Schiffe, das „het Lammetje" heißt, vom Himmel gefallen, oder auf die Welt gekommen. Er fing als armer Junge an."

„Ich weiß es," ſagte Claas. „Ich will mich ſchon durchwinden, und in einem Jahr iſt's überwunden. Ich hoffe, Ihr ſollt's erleben, daß ich auch noch ſo ein Lammetje ſteuere, als Patron nämlich!" —

„Geb's Gott in Gnaden!" ſagte der Vater und lächelte zu dem keckennen Sinne des rothwangigen Jungen, wenn's ihm ſchon nicht ums Lachen war. „An Muth fehlt's dir nicht!"

„Und du, meine Elsje," fuhr dann der Vater fort, und ſeine Stimme wankte — „Du gehſt mit van Breigem, der Morgen abfährt, nach Rotterdam. Er iſt ein treuer Remonſtrant und wird für dich väterlich ſorgen auf der Reiſe."

„Morgen ſchon?" ſagte Elsje, und fiel der weinenden Mutter um den Hals.

„Macht Euch das Herz nicht ſchwer — ja uns Allen mit," ſagte der Gärtner. „Es iſt uns Allen hart; aber es muß ſein; ich kann das Brod für euch Alle nicht mehr erſchwingen. — Deine Lage iſt vielleicht die beſte, Elsje. Du kommſt als Dienerin in das Haus des gelahrten und frommen Rathspenſionärs, Hugo de Groot. Seine Frau ſoll eine edle Dame ſein, und wenn ſie ihren Eltern gleicht, ſo iſt's nicht zu bezweifeln, denn Mynheer van Reigersberg war ein frommer Herr und ein gottesfürchtiger, milder

Herr — Keiner von den wunderlichen, von denen der Apoſtel redet; und Mevrouw van Reigersberg war eine gute Seele, die aber Verſtand und Kraft der Seele hatte, wie ein Mann. Ich war ſieben Jahre ihr Gärtner und hab's gut gehabt, und das iſt meine Freude und Ehre, daß der alte Claas van Houwening bei der Tochter noch in gutem Andenken ſteht, während die Alten längſt zum Herrn gegangen ſind. Gott hab' ſie ſelig! Du weißt, Elsje, ich hatte an Mevrouw Maria de Groot geſchrieben. Der Antwortbrief iſt gekommen, der mir ſagt, du ſeiſt willkommen im Hauſe und ſollteſt es gut haben, wie ihr eigen Kind."

Wieder trat eine Pauſe ein. Die beiden Söhne gingen hinaus in den Garten. Claas pfiff ein fröhlich Schifferlied, und Jan ging ſtill unter den Bäumen hin, dem Treibhäuschen zu, als wolle er ſeinen Lieblingen dort ein Lebewohl ſagen. Das Herz war ihm voll und ſchwer, während Claas heiteren Blickes in die Zukunft ſah.

„Den beiden Jungen haſt du den Bündel ſchon gepackt, Louiſetje," ſprach der Vater zur Mutter. „Wie iſt es mit Elsje's Sachen? — Ich denke, je raſcher geſchieden wird, je beſſer für uns Alle! Langes Zaudern, langes Leid!"

„In einer Viertelſtunde iſt ihr Schließkorb fertig," ſagte die Mutter, ihre heißen Thränen trocknend, „und van Breigem's Lametje lichtet vor zehn Uhr Morgen die Anker nicht. Du kannſt ohne Sorge ſein, Claas!"

„Gut dann," verſetzte Claas van Houwening, und zündete ſeine irdene Pfeife an, um mit dem Rauche manchen Seufzer hinauszuſchicken. Elsje erhob ſich und ging hinaus, — um dem Herzen Luſt zu machen und einen lieben Gang zu thun.

„Mutter," ſagte der Gärtner, „halte dich um Gottes Willen wacker. Blerem! mir bricht auch das Herz ſchier, die drei lieben, guten Kinder hinaus in die Welt zu ſchicken; aber es geht nicht anders, du weißt es ja, ſo gut wie ich, und der alte Gott in Iſrael lebt noch und ſein Arm iſt nicht verkürzt. Er wird ſie ſchützen und geleiten und unſere Gebete folgen ihnen nach. Wir wollen dem Herrn danken, daß ſie Alle in guter Glaubensgenoſſen Häuſer kommen und zu braven Leuten. Einmal mußte es ſo kommen, Mutterchen," fuhr er bewegt fort. „Früher oder ſpäter werden ſie Alle in die Welt gehen, und es iſt ja aller Eltern Loos, daß ſie in ihrem Alter allein ſtehen, wie entlaubte Bäume. Sie ſind fromm und gottesfürchtig erzogen; ſie ſtehen auf gutem Glaubensgrunde; haben alle geſunde Glieder; ſind friſch und munter; an Arbeit von Kind auf gewöhnt und haben gelernt, ſich begnügen zu laſſen mit dem Wenigen, was uns beſchieden war. Ich hoffe, Gottes Segen wird ſie begleiten, und ſie werden ihren Eltern Ehre machen, wohin ſie auch Gottes Hand geleitet."

Die Mutter faltete die Hände und blickte mit dem Auge voll Thränen in das erlöſchende Abendroth. Der Liebe Anker iſt das Gebet. —

Nach einer Weile ſagte ſie, ſich ſammelnd: „Claas, zürne mir nicht. Ein Mutterherz fühlt's doppelt, wenn die ſcheiden, die unter ihm geruht haben. Ich weiß, daß es ſein muß; ich weiß, daß ſie unter Gottes Schutz ſtehen; aber es thut doch ſo weh." — Sie bedeckte ihre Augen mit der Schürze und weinte leiſe.

Der Alte, der ſeinen Schmerz bewältigen wollte, biß auf die Pfeife, daß ein Stück abbrach.

Louiſetje ſah auf, als ſie den Ton hörte.

„Siehſt du, Mutter," ſprach Claas, „ſo geht's. Hab' da mein Herzweh verbeißen wollen und die Pfeife bricht, aber das Herzweh bleibt!" Er ſtützte ſeinen Kopf in die Hände und es fielen ein Paar heiße Thränen zur Erde. Dann ſah er auf und ſchüttelte faſt unmuthig den Kopf, und ſagte zürnend über ſich ſelbſt: „Es iſt ein miſerabel Ding mit dem Herzen! — Es macht alle Vorſätze zu Schanden!" —

II.

Wenn man vor das Thor von Gorkum tritt, ſo breitet ſich die unabſehbare, fruchtbare Ebene vor dem Auge aus. Hin und wieder tauchen einzelne Häuſer und Gehölze auf oder der Kirchthurm eines Ortes; dann zuweilen ein kleiner Wald, Buſch genannt, aber ſelten ruht das Auge auf ſolchem Schmucke der Gegend, und Wälder, wie ſie uns erfreuen und erquicken, wie ſie den Reiz unſerer Landſchaft bilden, kennt man in den Niederungen nicht, die ſich in Wieſenflächen und Ackerland theilen. In der unmittelbaren Nähe der Stadt erblickte man um das Jahr 1618 oder 1619 einzelne Häuschen, wie alle andern, aus Ziegelſteinen reinlich und nett erbaut, mit ſpiegelblanken Fenſtern, beſchattet von einem oder mehreren Bäumen und umgeben von einem Gärtchen, größer oder kleiner, und einigem Ackerlande. Dieſe Wohnungen lagen meiſt auf Erhöhungen des Bodens und man konnte unſchwer den Grund in den Deichbrüchen und daher ſtammenden Ueberſchwemmungen finden.

Es war um die Tageszeit, wo das Zwielicht jene reizende Mittelſtufe zwiſchen Tag und Nacht bildet. Der weſtliche Horizont wies noch in einem lichten Streifen einen kargen Reſt jener Gluth, welche den Sonnenuntergang begleitet hatte, und dieſer Streifen ließ der Abendſtunde eine größere Helle, als ſie bei bedecktem Himmel würde gehabt haben. Noch flimmerte außer dem glänzenden Abendſterne keins der himmliſchen Lichter herab; den Abendglockenklang der umliegenden Dorfſchaften trug der Seewind in ſanften Schwingungen über die weite Fläche, und nur noch wenige Arbeiter oder Fuhrwerke ſah man die Stadt ſuchen, da Gorkums Feierabendglocke bereits geläutet hatte, welche die Arbeiter unter das eigene Dach ruft.

Rechts, den Dämmen des Fluſſes näher, lag van Houwening's Häuschen und eingefriedigter Garten. Weiter von der Sadt, auf einer der genannten Erhöhungen, die man kaum Hügel nennen kann, ſtand eine ſtarke Linde, und unter ihren ſchirmenden Aeſten eins der Häuschen aus Ziegelſteinen, noch kleiner als das des Gärtners. Am Fuße des Hügels lag ein kleiner Gemüſegarten und einige bepflanzte Feldſtücke, welche eine zierlich erhaltene Weißdornhecke umſchloß. Die Linde war alt, denn ihre Wurzeln lagen, faſt ein Drittheil ſo dick als der Stamm, über der Oberfläche des Hügels und dienten jetzt den Bewohnern zu Sitzbänken, die aus dem Häuschen getreten waren, den Abend zu genießen.

An dem Stamme lehnte, auf einer dieſer Wurzeln ſitzend, ein Jüngling in der dunkeln Friesjacke, wie ſie die Schiffer zu tragen pflegen. Er blies leichte Wölkchen aus ſeiner Thonpfeife, und neben ihm ruhte, die Arme auf die Knie und mit dieſen das Haupt ſtützend, eine hochbetagte Frau. Der Jüngling war Piet oder Peter van Halver, der Sohn der Wittwe. Ihr Anzug, wie das Anſehen der Wohnung trug das Gepräge der Armuth. Piet war ein blonder, ſchöner Junge von zwanzig Jahren, friſch, kräftig und lebhaft. Sein Antlitz, welchem der Südweſter keinen Schutz verlieh, war gebräunt, doch trug es nicht die Bronzefarbe der Seeleute, und noch nicht jenen eigenthümlichen Charakter, den man ſehr ausdrucksvoll mit dem Worte „wetterhart“ bezeichnet.

Beide, Mutter und Sohn, ſahen ſchweigſam in das verglimmende Tageslicht und hingen Gedanken nach, die, wie ſich aus dem ſpäter entwickelnden Geſpräche ergab, ſehr nahe ſich berührten, ohne daß ſie es jetzt zu ahnen ſchienen.

„Piet,“ hob endlich die Mutter an, „uns geht's kratzig, und du biſt überall bei der Hand, wo es einen Kreuzer zu verdienen gibt, wie mag es erſt van Houwening's ergehen?“

„Schlimm,“ ſagte Piet; „ich habe eben auch an ſie gedacht!“

„Weißt du,“ fuhr die Mutter fort, „was er mir geſtern auf dem Heimwege aus der Kirche geſagt?“

„Wie könnt' ich das wiſſen, Mutter, da ich mit Elsje gewiß ein paar Hundert Schritte vorausging und nicht hören konnte, was

Ihr redet," verſetzte der Sohn. „Sagte er etwas von Wichtigkeit?"

„Sollt's meinen," entgegnete die Mutter. „Er ſagte, er könne es nicht mehr machen nach dieſem traurigen Sommer; ſie ſäßen zu Zehn zu Tiſche, und er könne das Brod für Sieben nicht erſchwingen, darum —"

„Was? Was ſagte er ferner?" fragte raſch der Sohn, dem die Mutter zu langſam ſprach.

„Nun, er ſagte, Dreie müßten aus dem Brode, die drei Aelteſten."

Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus des Jünglings Bruſt los. Seine Arme ſanken entkräftet herab und faſt wäre ſeine Pfeife zerbrochen.

„Hat er das geſagt, gute Mutter, ſo führt er's auch aus. Er überlegt erſt Alles reiflich, ehe er es ausſpricht; dann folgt aber dem Worte auch die That auf dem Fuße."

„Das iſt richtig," war der Mutter Gegenrede. „Er hat's auch ſchon ins Werk geſetzt. Es wird keine zwei Tage dauern, ſo iſt's geſchehen, denn mit dem Lammetje ſollen ſie fort. Jan nach Haarlem, Claas als Schiffsjunge aufs Lammetje und —"

„Und Elsje?" rief der Sohn laut.

„Nach Rotterdam!" ſagte eine wohltönende Stimme, der man aber die ſchmerzliche Bewegung anhörte. Sie klang hinter dem Stamme der Linde hervor.

Mutter und Sohn fuhren herum und erblickten Elsje, die langſam den Hügel heraufgeſtiegen war und nun ihnen nahe ſtand, leiſe und wehmüthig den guten Abend bietend. Elsje's Geſtalt hob ſich dunkel am abendlichen Himmel ab. Sie war von mittlerer Größe, ſchlank, ohne mager zu ſein und von den edelſten Formen. Blondes, reiches Haar lag in einfach geflochtenen Ringeln um den ſchönen Kopf und bildeten dennoch hinten ein ſogenanntes „Neſt," wo es ein ſilberner Pfeil, ein Geſchenk ihrer Pathe, der Frau Daatſelaar, hielt. Ihren rothen Wangen, die ſonſt ſo lieblich von der ſchneeweißen Haut abſtachen, waren einer Bläſſe gewichen, welche das Leid der Seele offenbarte, und die ſonſt ſo ſtrahlenden blauen Augen waren matt und von Thränen geröthet. Ihr Anzug war der der Landleute jener Gegend, kleidete ſie aber trotz ſeiner Armuth ungemein gut, wie ſie denn eine höchſt anmuthige Erſcheinung war.

„Was ſagſt du?“ rief Piet voll Schrecken, ließ ſeine Pfeife fallen, daß ſie in Scherben brach und faßte bebend ihre Hand und zu gleicher Zeit Piet's Mutter die andere.

„Ich muß fort mit Jan und Claas,“ ſagte ſie, mit einem ſchmerzlichen Blicke den Jüngling anſehend; „nach Rotterdam; Morgen ſchon mit van Breigem's Lammetje.“

Piet ließ ihre Hand fahren und bedeckte mit der ſeinen ſeine Augen.

„Und nach Rotterdam, ſagſt du?“ rief die Mutter. „Ach, du, meiner Augen Troſt, ſoll ich dich denn nicht mehr ſehen?“

„Das verhüte Gott!“ ſeufzte das Mädchen, indeß ihre Augen auf Piet ruhten, der noch immer, ſeine Augen mit der Hand bedeckend, daſtand. Sie lehnte ſich an der Mutter Schulter und es trat ein peinliches Schweigen ein.

„Was denkt dein Vater?“ rief endlich, wie aus einem düſtern Traume erwachend, der Jüngling. „Nach Rotterdam? — In die weite Ferne? — In der Stadt, in welcher du fremd biſt, Niemanden kennſt und Niemanden haſt, der dir riethe und rathen hilft?“

„Du weißt, guter Piet,“ ſagte das Mädchen wehmüthig, „mein guter Vater iſt zu beſorgt für ſein Kind, als daß er es ſo in die Welt hinausſtieße. Willſt du mich ruhig anhören, ſo will ich dir Alles erzählen.“

Piet nickte, denn die Bruſt war ihm wie eingeſchnürt. Er hätte nicht reden können.

„Mein Vater war früher Gärtner bei dem reichen Handelsherrn van Reigersberg viele Jahre hindurch, wohlgelitten und wohlgehalten bis zu deſſen Tode. Als er nun den Gedanken mit ſich herumtrug, daß es unſerer Haushaltung erſprießlich ſei, drei kräftige Eſſer weniger zu haben, und Dreie, für deren Bekleidung man nicht zu ſorgen brauchte, ging er zu van Breigem auf het Lammetje im Hafen, das eben ſeine Ladung gelöſcht hatte. Der brave van Breigem iſt unſer Glaubensgenoſſe, der es mit meinem Vater und uns Allen ſehr wohl meint. Sie beſprachen ſich mit einander, und da nennt mein Vater den Namen van Reigersberg. „Habt Ihr bei denen in Dienſten geſtanden, Baas van Houwening,“ ſagte van Breigem, „ſo weiß ich guten Rath. Mama van Reigersberg iſt die vortreffliche Gattin unſeres gelehrten, hochgeachteten und verehrten Glaubensgenoſſen des hochmögenden Rathspenſionärs Hugo de Groot oder wie ſie es verkauderwälſchen: Hugo Grotius. Die iſt aller Verlaſſenen Helferin und Tröſterin, ſo klug als ſchön und ſo ſchön als fromm und gottesfürchtig. Schreibt einen Brief an die edle Dame; beruft Euch auf Eure treuen Dienſte in ihrem älterlichen Hauſe und bittet ſie, daß ſie Euch einen Dienſt ausmache für Euer Kind. Wenn ſie es nicht gut und vortrefflich thut, ſo will ich mich an meinem Fockmaſt aufhiſſen laſſen, wie eine Flagge und bammeln, wie ein Segel bei raſch eintretender Windſtille.“

„Das leuchtete meinem lieben Vater ein, denn er kannte die edle Mevrouw Maria, und ſie mußte ſich ſeiner noch erinnern, da ſie damals, als ihr Vater ſtarb, etwa zehn bis zwölf Jahre alt war. Mein Vater eilt heim und ſchreibt, und ſchon umgehend kommt ein gar lieber Brief von der edlen Frau, worin ſie ſchreibt, wie ſie ſich ſeiner und noch recht im Guten erinnere und ſich freue, daß mein Vater ſeinem heiligen Glauben treu geblieben ſei; er ſolle nur das Mädchen auf dem Lammetje ſchicken, ſie werde es, wenn es, wie ſie nicht zweifle, gottesfürchtig erzogen und anſtellig ſei, als Hausmädchen in ihrem eignen Haushalte behalten und ihm guten Lohn geben, für ſein Seelenheil ſorgen und es halten, wie ihr eigen Kind. — Du ſiehſt, da iſt kein leichtſinniges Hineinfahren, ſondern ruhige Ueberlegung wirkſam geweſen und Gottes Barmherzigkeit war dem Vater hold.“

„Gewiß,“ ſagte die Mutter, „ſorgte dein redlicher Vater für dich. Das wußte ich im Voraus, und Piet hat das eben erſt ſelbſt ausgeſprochen; aber mehr und herrlicher Der über uns. Ihm ſei Dank und Preis.“

„Ja, ja,“ rief Piet. „Es iſt ſchon Alles gut, wär' nur das Scheiden nicht und das Alleinhierbleiben! ich glaub', ich ertrag's nicht!“

Elsje legte ihre Hand auf ſeinen Arm. Sie hatte ihre Ruhe, wie es ſchien, ganz wieder gewonnen.

„Guter Piet,“ ſagte ſie, „ſei ein Mann! Willſt du dich geberden wie ein Weib, ſo muß ja das arme, ſchwache Weib zum Manne werden und ihn an das erinnern, was ſeine Pflicht iſt. Wir trennen uns nicht willkürlich, wenigſtens gehe ich nicht freiwillig, aber ich ſehe das Alles als eine Schickung Gottes an und beuge mich, wie ſchwer es mir auch wird. Im Anfang meinte ich, es müſſe mir das Herz brechen; aber ich habe im Kämmerlein gebetet, und nun bin ich ruhig geworden und was Gott gefügt hat, das wird er auch herrlich hinausführen! Und iſt denn Rotterdam aus der Welt?“

Piet erſchrak über des Mädchens Worte und es überkam ihn ein rechtes Schamgefühl, daß ihn an Sammlung das Mädchen übertreffen ſolle.

„Du haſt Recht,“ ſagte er nach einem minutenlangen Schweigen, bei dem er ſich die Sache nach Elsje's Aeußerungen zurechtgelegt, „du haſt Recht, Elsje! Ich will auch nicht mehr ſo meinem Gefühl den Lauf laſſen. Aber, Elsje, bleibſt du eingedenk deines Wortes? Wirſt du in der großen Stadt des armen Piet gedenken?“

„So ſollteſt du mich nicht fragen,“ ſprach das Mädchen ruhig, feſt und nicht ohne Vorwurf. „Wär' es ſo, daß deine Frage Grund, Urſache, Zug und Recht hätte, ſo würde mein Ja darauf nicht mehr werth ſein, als die abgedörrte Lindenblüthe, die der Abendwind auf deinen Acker dorthin trägt. Sagt dir Herz und Verſtand, daß ich vor Gott ein aufrichtig Ja darauf ſagen müßte, warum ſtellſt du ſie dann an mich?“

Piet blickte betroffen zur Erde.

„Elsje,“ rief er dann plötzlich, ihre kleine Hand faſſend, „Elsje, zürne mir nicht! Es kam mir plötzlich, zu unerwartet, und das hat mir den Kopf ganz auf die Seite gerückt. Und daß es mir weh thut bis ins Innerſte meiner Seele, dich miſſen zu müſſen, willſt du mir drob grollen?“

„Mit Nichten!“ flüſterte Elsje. „Mir geht's ja nicht beſſer!“

Die Mutter ſeufzte.

„Ach,“ ſagte ſie, „wer wird mich nun pflegen, wenn ich die Opwerkens, meinen alten Umſtand und Fehler, kriege? So eine ſanfte Hand gibt's auf Gottes Erde und in Altniederland nicht wieder!“

Das war eine Herzensklage aus tiefſtem Grunde, denn die arme, alte Frau litt periodiſch lange und viel. In ſolchen Zeiten, wo Piet dem Verdienſte nachgehen mußte und auch noch für das Haus hätte ſorgen müſſen, wenn nicht Elsje, wie ein holder Engel, überall helfend, lindernd zu Rath und That bei der Hand geweſen wäre, hatten Mutter und Sohn wohl erkannt, welch' ein echter Schatz und Juwel das Mädchen ſei, beſonders aber Jevrouw van Halver, die arme Leidende.

Elsje tröſtete: „Gottes Güte wird Euch bewahren! Und wenn das alte Gepreßte kommen ſollte, und ich kann nicht helfen, ſo hat mir die Mutter verſprochen, mit dem Mietje abzuwechſeln. Das Mietje iſt jetzt vierzehn Jahre alt und ein anſtellig Ding, dabei gut und barmherzig gegen jegliches leidende Weſen.“

„Du gutes Kind,“ ſagte dankbar die Wittwe. „So haſt du alſo ſchon für mich geſorgt?“

„Warum denn nicht?“ ſagte Elsje. „Man muß an Alles denken. Das Mietje wird Piet waſchen und flicken und die Mutter wird's ſchon anleiten und unterſtützen. Erhört aber der liebe Herr unſere Gebete, ſo habt Ihr gewiß nicht viel zu leiden von Eurem Umſtand.“

Noch viel wurde hin und her geſprochen. Die Dunkelheit war gekommen und Elsje dachte ans Heimgehen.

Da hörte man plötzlich Stimmen, die näher kamen. Es waren Elsje's Brüder, Jan und Claas, die der Mutter van Halver und dem ehrlichen Piet noch ein Lebewohl ſagen wollten. Jan war ſtille und ernſt, Claas voll freudigen Hoffens. Nach kurzem Geſpräche ſchüttelten ſie den guten Nachbarn und Freunden die Hand, wünſchten ihnen Glück und Segen, empfingen die herzlichen Wünſche und Segnungen zurück und ſchickten ſich zur Heimkehr an.

Elsje lag weinend an der Bruſt der Alten, die ſie tief bewegt ſegnete. Endlich riß ſie ſich los und reichte Piet die Hand.

„Ich gehe noch mit dir," ſagte er mit bebender Stimme und faßte mit Haſt die theure Hand in der ſeinen. So ſchieden ſie alle Vier und wandten ſich gegen van Houwening's Garten. Jan und Claas gingen voraus, und Claas ſagte ſeinem Bruder, daß er von Meiſter Cornelius van Breigem, ſeinem Patron, gehört habe, er könne Jan jährlich drei- bis viermal in Haarlem beſuchen, wenn er von Leyden, wo er hinkomme mit het Lammetje, hinüber liefe.

„Das kann und werde ich," ſagte er fröhlich, „denn ich kann laufen, wie ein Haſe, Jan, und um dich zu ſehen, ſoll mir's nicht zu weit ſein!"

Während die Brüder ſich und namentlich der friſche, gutmüthige Claas dem ſtillen, gemüthvolleren Jan das Scheiden leicht zu machen ſuchten, fühlten zwei Herzen, etwa zwanzig Schritte hinter ihnen, ſeine ganze Laſt und Bürde.

Sie ſprachen faſt kein Wort, aber ihre Hand hielt Piet feſt in der ſeinen, und nahe dem Garten van Houwening's preßte er das Mädchen plötzlich an ſeine Bruſt und ſagte: „Bleib' mir hold und treu!" Dann riß er ſich los und verſchwand im Dunkel der nun in ihre volle Herrſchaft getretenen Nacht.

III.

× Piet

Am andern Nachmittage lichtete het Lammetje die Anker. Van Houwening's ganze Familie ſtand auf dem Hafendamme und an einem der Krahnen lehnte ~~Jan~~ van Halver. Seine trüben Blicke ſahen nur eine Geſtalt, die mit dem Taſchentuche winkte. Er antwortete mit dem Schwenken ſeines Südweſters. Lange dauerte dies Grüßen, bis eine Biegung des Fluſſes den Rumpf des Lammetje den Blicken entzog; aber an dem vom Thalwinde geſchwellten Segel hafteten die Blicke, bis auch es in weiter Ferne verſchwand; da erſt fühlte der Jüngling recht tief ſeinen Verluſt. — Als van Houwening ſich zur Heimkehr umwandte, ſah er ~~Jan~~ am Krahnen lehnen. Der Jüngling ſchien Alles um ſich vergeſſen zu haben, ja, es war, als ſähe er den Vater Elsje's nicht, bis er ganz nahe bei ihm ſtand. Seine Blicke folgten noch der Richtung des Schiffes.

„Neef Piet,“ ſprach der Gärtner, „dir geht's, wie mir; aber blick' da hinauf, wo der Himmel ſo blau iſt. So weit ſeine Bläue reicht, waltet der Arm des Herrn über ihnen!“

„Ich weiß es!“ ſagte ~~Jan~~ leiſe; — „aber — —“

„Es thut weh, das Scheiden,“ fuhr ergänzend der Gärtner fort; „es iſt wahr. Dagegen gibt's nur ein Heilmittel — Glauben und Arbeiten!“

„Ihr habt Recht, Ohm Claas,“ entgegnete der Jüngling. „Das Recept iſt gut. Ich will's in Ehren halten. Ich wollte geſtern zu Euch kommen — “

„Thue es heute, Neef Piet,“ fiel der Gärtner ein.

„Nein,“ ſagte Piet, „ich kann nicht! Ich will's Euch hier ſagen: Ihr habt ſechs rüſtige Arme verloren; ich biete Euch zwei dafür, da ich nicht mehr habe; aber ſie ſollen viere erſetzen!“

Der Gärtner drückte ſeine Hand. „Ich danke dir, Neef

Piet!“ ſprach er mit Bewegung. „Ich werde ſie vermiſſen, das iſt wahr, und wenn ich die zwei wackeren Arme brauche, die du mir anbieteſt, ſo komm' ich, und hole mir ſie. Ich weiß, ſie folgen einem treuen Gemüthe.“

Damit war das Geſchäft abgethan und ſtille ging jeder ſeiner Wohnung zu.

Was treu und wahr gemeint und geſagt wird, bedarf vieler Worte nicht. Sie kannten ſich genau; Piet's Vater war der treue Freund des Gärtners geweſen durchs ganze Leben, und die Mütter waren Gorkumer Nachbarskinder und treue Freundinnen. Durch lange Freundſchaft waren die Familien faſt Eine geworden, und ohne daß darüber geredet worden wäre, billigte man Elsje's und Piet's Liebe und ſah beide als künftige Ehegatten an, wenn anders die Umſtände es erlaubten. Piet warf ſich mit ganzer Kraft ins arbeitsvolle Leben. Sein Vater war Gemüſegärtner geweſen und Piet hatte dies Geſchäft gelernt; als aber der Vater ſtarb, da mußten die beſten Ländereien für die Schulden veräußert werden, und was übrig blieb, reichte zum Betriebe nicht mehr aus. Piet entſagte ungern ſeiner lieben Gärtnerei, mußte es aber. Er war indeſſen ein äußerſt anſtelliger Junge, der beſonders Geſchick zum Schiffbau hatte. Einſt ſchnitzte er ein Seeſchiff und ſtellte es im Kleinen vollkommen her, zierlich und nett. Dies trug er zu dem reichen Schiffbauer van Herſeele, der auf dem Gorkumer Werft eine erſte Größe war. Der Mann ſah ſich das kleine Modell eines ſolchen Fahrzeuges genau an, und als er ſich überzeugt, daß Piet es ohne Beirath und Hilfe gemacht, kaufte er es ihm um einen ſchönen Preis ab und nahm ihn als Junge in Dienſt. Seitdem war Piet Schiffszimmermann geworden, und van Herſeele war mit ihm ſo zufrieden, daß er ihn ſchon nach einem Jahre zum Geſellen machte. Da verdiente Piet viel Geld. Sein Feld beſtellte er in den früheſten Morgenſtunden, wenn ganz Gorkum noch in den Armen des Schlafes lag, und zu rechter Zeit war er auf dem Werft. In den freien Feierabendſtunden baute er ſich einen Kahn, zu dem Herſeele, der ſeine Freude an ihm hatte, ihm das Holz ſchenkte. Mit dieſem ſetzte er dann in den Feierabendſtunden Leute über und war bald der beliebteſte, weil ſicherſte Kahnführer. Kamen die Offiziere der Beſatzung von Schloß Löwenſtein nach Gorkum und hielten ſich dort bis nahe der Stunde auf, da der Kanonenſchuß vom Schloſſe die Thorſchluß- und Appellſtunde meldete, kamen ſie eilfertig in den Hafen, und riefen ſie nur: „Piet! Schnell!“ Und Piet war da und ſein Kahn ſchnitt durch die Wellen wie ein Pfeil, der von der Sehne des Bogens geſchnellt wird, und zur guten Stunde landeten ſie. Dafür wurde er dann reichlich belohnt.

Man ſah ihn in keinem Wirthshauſe, bei keinem Tanze, nirgends, wo das junge Volk der Luſtbarkeit nachgeht. Seine Sonntage brachte er in der Kirche, und nach dem Gottesdienſt bei Ohm Houwening zu, wo der alte Gärtner im Worte Gottes las und Gebetſtunde hielt; dann waren alle im Garten im traulichen Umgang und Geſpräch, oder ſie gingen gegen Abend alle zuſammen auf dem Uferdamme ſpazieren. So führten ſie ein harmlos Stillleben, wie es die Sitte in vielen Familien pflegte.

Piet konnte ſeine liebe Mutter ehrlich und auskömmlich nähren, aber das, was er eigentlich im Auge hatte, wollte ihm, trotz ſeiner Anſtrengungen, nicht gelingen. Immer noch hing ſeine Seele an der Gärtnerei. Die Ländereien ſeines ehemaligen väterlichen Beſitzthums wieder an ſich zu bringen; ein Treibhaus ſich zu erbauen und dann ganz Gärtner zu werden, war ſein Ziel, darauf all' ſein Sinnen, Dichten und Trachten gerichtet war — und dann — Elsje als Tochter ſeiner alten Mutter zuzuführen. Wohl hatte er ſich einmal ein Sümmchen erſpart, aber eine lange Krankheit der Mutter zehrte es wieder auf, und ſeitdem hatte die Ungunſt der Zeit und der Verhältniſſe es dazu nicht mehr kommen laſſen. Er arbeitete aber unverdroſſen fort und ſagte: „Wir ſind noch jung, Elsje und ich; vielleicht gibt uns Gott doch noch Segen, daß ich mein Ziel erreiche.“

Wie tief ihn auch die Trennung von Elsje gedrückt und gebeugt, in der Arbeit und im gläubigen Aufblick zu dem Herrn fand er Troſt, und als nun gar ihre Briefe Grüße brachten, trug er's leichter und dachte: „Sie wird ja wiederkommen!“

Im Hauſe van Houwening's war's düſterer und ſtiller. Der Vater ſah die Lücken in den Arbeitskräften und ſtrengte ſich wacker an und die Mutter half; aber manche ſtille Thräne rann in den trockenen Sandboden, der nach Regen lechzte und es kam doch keiner; die Kinder mußten nun, ſoweit ſie es konnten, tüchtig mit angreifen, und ſahen ihre Spielſtunden verkürzt, und der muntere Claas fehlte, der ihnen ſo oft zu heiterem Spiele den rechten Ton und Weg angegeben; der ſinnige Jan war nicht mehr da, der ihnen Mährlein und Geſchichten erzählte; — aber tiefer noch beklagten ſie ihrer lieben Elsje Verluſt; denn die hatte Frieden geſtiftet, wenn ſie haderten, ihre Wünſche bei Vater und Mutter vermittelt und manchmal von dem Obſte mehr gegeben, als geſchehen ſollte, weil es ja zu Markte gebracht werden mußte. Elsje hatte ſelbſt ihren Antheil dann unter ſie vertheilt, und es war ganz ſeltſam, wenn ſie es zu Markte brachte, hatte ſie ſtets mehr gelöſt, als alle Anderen, die etwa einmal verkauften. Das begriffen freilich die Kinder nicht, daß die Leute alle bei dem ſchönen, reinlichen, ſittigen Mädchen lieber kauften, die es zudem auch noch verſtand, Früchte und Blumenſträuße viel lockender, geſchmackvoller und ſchöner zu ordnen, als irgend Jemand in der Familie. Selbſt Jan brachte es nicht ſo fertig. Allmählich gewöhnte man ſich an das ſtillere Leben; Alles ordnete ſich unter des Vaters Leitung, und es ging ziemlich, zumal wenn in dringender Arbeit Piet's geſchickte und ſtarke Arme von ſechs bis zehn Uhr Abends halfen. Da wurde ein Stück weggearbeitet, daß man's gar nicht begreifen konnte, denn die Arbeit förderte ihm verwunderlich, und doch that er ſie ſo gut, daß der alte van Houwening ſagte: „Es iſt Jammer und Schade, daß du nicht die Gärtnerei allein treibſt, Piet, mein Neef — oder — was noch immer häufiger vorkam — mein Sohn!“ —

Dann lächelte Piet und ſagte: „Kommt Zeit, kommt Rath!

Ich denke, es ſoll noch werden, ehe ich vergraue oder vor Alter ſterbe, und Elsje verſteht ſich ja auch darauf!“

Dann nickte der Gärtner und ſagte: „Gott walt's! — Es iſt das ſchönſte Geſchäft auf Gottes Erdboden.“

Die Stimmung wurde indeſſen immer heiterer, denn es liefen die beſten Nachrichten ein.

Het Lammetje legte bald wieder im Hafen von Gorkum an, und Claas kam fröhlich ins Vaterhaus gelaufen. Er ſah aus, wie das friſche Leben, hatte Backen, wie ein Trompeter, und die Sonne hatte das Ihrige in ſeiner Geſichtsfarbe gethan, denn wenn er den Südweſter ablegte, ſo war der Theil der Stirne, den er bedeckte, hellweiß und in ſchnurgerader Linie darunter ſah's braun aus, aber friſch, und die Augen leuchteten, wie Fackeln. Fragte ihn der Vater, ob er ſchon vertraute Bekanntſchaft mit dem „Tauende“ oder der „neunſchwänzigen Katze“ gemacht, ſo lachte er hell auf und rief: „Daß ich ein Narr wäre! Wenn ein Schiffsjunge flink, gefällig und dienſtfertig iſt, dabei einen Witz oder eine Schnake in Bereitſchaft für die Matroſen und ſtillen Gehorſam für den Patron hat, ſo ſind die beiden Dinge ſeinem Rücken und ſeinen Rippen fremd! Sie haben mir noch nicht einmal ihre blaue Schrift auf den Rücken geſchrieben.“

Fragte er den Patron, ob damit der Knabe nicht geflunkert, ſo lachte der und ſagte: „Nein, Baas van Houwening, gelogen hat er nicht. Es iſt der beſte Schiffsjunge, der jemals an Bord von het Lammetje geweſen iſt. Er hat ſich auch ſo geſtreckt und ſeine Kräfte ſo geſtärkt, daß er bald Matroſe wird, was die Matroſen und ich darum nur ungerne ſehen, weil der „Bleremskeerl“ kocht, wie eine Hausfrau!“

Claas war auch einmal bei Jan in Haarlem geweſen und brachte einen Gruß und einen Brief. Darin ſtand zu leſen, wie Baas Daatſelaar in Haarlem ſo gut gegen ihn ſei, und wie er in der Zwiebelzucht bald erſter Gehilfe werden würde und ein unbeſchnittener Dukaten für die Mutter lag dabei.

Claas wußte gar nicht fertig zu werden, wenn er auf die Beſchreibung des Gartens von Baas Daatſelaar kam; denn ſolchen Garten hatte er noch gar nicht geſehen.

„Da ſind Stücke mit Tulpenzwiebeln, Hyacinthen und Gott weiß, wie das Gekaolle all' heißt," ſagte er, „deren jedes dreimal ſo groß iſt, als unſer ganzer Garten! Und Jan hantiert mit Spaten und Kanne drin herum, daß es ein Pläſir iſt."

In Rotterdam war er nicht geweſen, ſeit Elsje bei van Groot's in Dienſten war. Kam er aber auf die Städte zu reden, die er geſehen, ſo verſchwand ſein liebes Gorkum, das er bisher als den Mittelpunkt der Erde angeſehen, völlig aus dem Geſichtskreiſe.

Alle hörten ihm gerne zu und die kleineren Jungen hingen mit voller Seele an ſeinem Munde und ſpannten, um ja keine Sylbe des weitgereiſten Bruders zu verlieren, vor deſſen bedeutender Perſon ſie einen gewaltigen Reſpekt gewannen.

Die Eltern dankten dem Herrn für ſolches Glück und der Gärtner ſagte zu ſeiner Frau: „Kaatje, da ſiehſt du, wie unſere Gebete nicht leer zu uns zurückkehren! Du ſiehſt, wie gut es war, daß ich meinen Plan ausführte. Den Kindern geht's gut, Gott ſei gelobt, und uns geht's beſſer!" —

Von Elsje kamen ebenſo erfreuliche Botſchaften. Sie war von Cornelius van Breigem ſelbſt zu Mevrouw van Groote geführt worden. „Die edle Frau — und wie iſt ſie ſchön und ſtattlich," ſchrieb Elsje, „hatte ſie mit herzgewinnender Güte und Freundlichkeit aufgenommen und bisher in ſtets wachſendem Maße behandelt. Das Wort, ſie zu halten, wie ihr eigen Kind, hatte ſie getreulich bethätigt. Elsje gewann ſich bald ihre volle Liebe, ihr unbedingtes Zutrauen. Alle Schränke und Truhen ſtanden ihr offen, und als ihre alte Amme, die Leibdienerin bei ihr war, ſtarb, rückte Elsje in dieſe ungemein bevorzugte Stelle ein. Sonſt pflegt das den Neid der Mitdiener in hohem Grade zu erregen; aber Elsje's liebes, treues und freundliches Weſen ließ ſo etwas nicht einmal keimen, geſchweige aufgehen und arge Frucht tragen. Sie war Allen gefällig, rieth, half, diente Allen, und gewann ſich ſo ihre vollkommenſte Liebe. Dabei ſtand ſie bei Allen in hoher Achtung, durch ihren ſittlichen Ernſt und ihre Strenge in der Zucht und Ordnung, alſo, daß ſie die von Allen hochgeſchätzteſte Schiedsrichterin in allen Zwiſten war.

Solche Nachrichten dienten dazu, die Familie van Houwening glücklich zu machen, ſelbſt unter dem ſchweren Drucke der Zeit, und Piet hörte die Kunde von Elsje allemal am Abend, wenn er kam. Dies war jedoch nicht regelmäßig der Fall, denn er war der beliebteſte Schiffer der Offiziere von Löwenſtein geworden, die ſich von keinem Andern heimfahren ließen. Die Soldaten der Beſatzung des Schloſſes kannten ihn als den Liebling ihrer Befehlshaber, und erwieſen ſich freundlich gegen ihn. Sein Verdienſt wuchs und mit ihm ſeine Heiterkeit und ſein Eifer. Er konnte wieder einen Sparpfennig zurücklegen und ſah ſich in der Weiſe dem Ziele ſeiner Wünſche näher rücken, das machte ihn fröhlich und die Grüße Elsje's unendlich glücklich.

IV.

Vielleicht ſelten mag es geſchehen ſein, daß zwei Menſchen, der Eine in ein dienendes, der Andere in ein befehlendes Verhältniß kamen, die in allen Punkten ſo ſich ähnlich waren, wie Elsje van Houwening und Mevrouw Maria de Groot. Freilich iſt da nur von dem inwendigen Menſchen die Rede, denn das Alter hätte eben ſonſt allein ſchon einen Unterſchied begründet, welcher ausreichend geweſen, ſie als ſehr verſchieden zu bezeichnen. Dieſe innere Verwandtſchaft, dieſe Gleichheit der Seele, möchte man ſagen, fühlt ſich ſchnell heraus. Es iſt, als ob von dem Menſchen ein geiſtiger Hauch ausgehe, der anziehe oder abſtoße, der Verwandtes berühre und ſich daher als ſolches zu verſtehen gebe oder das Gegentheil wirke. So war es bei Elsje und ihrer Mevrouw. Beide erkannten ſich ſchnell als verwandte Naturen, denn es war ja in ihnen, wie bei zwei gleichgeſtimmten Saiteninſtrumenten, der Ton des Einen weckt die gleichen Saitenſchwingungen des Andern, und es fehlte in jenen Tagen an Ereigniſſen nicht, welche die wechſelnden Stimmungen hervorriefen, bald ſo, bald ſo, bald froh, bald traurig. Allmählich aber kam es, daß die letzteren die Ueberhand bekamen, namentlich in dem Leben des Rathspenſionärs Hugo de Groot.

So hoch gelahrt und geachtet dieſer ſeltene Mann war, ſo hatte er doch der bitteren Verfolgung, dem grimmigen Haſſe nicht entgehen können, denn es war die Zeit der erbitterſten Religionsſtreitigkeiten, welche Holland in zwei Lager theilten, aus denen des Haſſes Flamme zum Himmel auflohete, und ſie meinten in ihrer Blindheit, das ſei gottgefällige Gluth.

In ſolchen Zeiten löſen ſich die heiligſten Bande, ſcheiden ſich die Herzen, die ſich gehörten, in Summa, es wird Inneres und Aeußeres anders, denn es geweſen iſt in ruhigen Zeiten, da der Friede ſeinen Palmenzweig ſchwang und die Liebe waltete. Wer hätte früher denken können, es breche ein Wetter herein über das Haupt des weltberühmten Mannes, und ſeine Schläge drohten ihn zu verderben? Und doch war es ſo.

Die Glaubensſtreitigkeiten der Arminianer und Gomariſten hatten ſchon lange gewaltet und wahrlich, keinen Segen gebracht in einem Lande, welches der äußere Krieg ſo lange und ſchwer heimgeſucht. Hugo de Groot gehörte den Erſteren an und verfocht ihre Sache. Man nannte ſie, von einer Vertheidigungsſchrift her, auch Remonſtranten.

Als aber die Synode von Dordrecht geſprochen hatte, brach die Verfolgung herein und traf zunächſt die hervorragendſten Glieder der Gemeinſchaft, und auch über den mächtigen Rathspenſionär der Stadt Rotterdam, Hugo de Groot, brach ſie herein. Er wurde eingekerkert und darauf zur lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilt, die er auf dem feſten Schloſſe Löwenſtein bei Gorkum zu verbüßen hatte. Dorthin wurde der edle Mann gebracht, und ſeine Haft war anfänglich ſehr hart und enge, bis nach und nach mildere Behandlung eintrat und man dem „Hochgelahrten Herrn“ ſo viel Bücher zukommen ließ, als er zu ſeiner gelehrten Beſchäftigung bedurfte und wünſchte. Sonſt wurde er ſehr menſchenfreundlich und gut behandelt. Ja es wurde nicht einmal die ſtrenge Wachſamkeit geübt über die Bretterkiſte, darinnen ihm die Bücher geſchickt wurden.

Der Schlag, welcher den geliebten und hochverehrten Gatten traf, fiel mit ganzer Schwere auf das Haupt Maria's, ſeiner Gattin. Er kam ſo wuchtig und ſchwer, daß er ſie anfänglich völlig betäubte und der Schmerz alle ihre geiſtigen Kräfte lähmte. Recht viele und große Liebe wurde ihr bewieſen, und ſolche Theilnahme hätte ſie tröſten mögen, wäre nicht das Herz zu ſchwer und tief getroffen worden.

Er ſollte leben und doch tod ſein! Nicht tod und doch für dieſes Leben von ihr geſchieden! Er ſollte die einſame Haft dulden und ſie frei ſein! Er ſollte leiden und ſie ihn nicht pflegen! Das waren Gedanken, die den Geiſt einer noch ſo ſtarken Frau trüben und erſchüttern konnten, zumal ſie wußte, daß er unſchuldig dieſes Urtheils Schwere trug.

Wenn ſich an das Mißgeſchick, an das Leiden, welches unſere Liebſten und Theuerſten trifft, noch ein Schimmer von Hoffnung ſchmiegt, wenn es noch eine Handhabe bietet, daran die Liebe den Anker der Hoffnung befeſtigen mag, und wäre das Ankertau auch nur der Faden einer Spinne, dann drückt es nicht völlig zu Boden; aber wenn, wie mit dem Schwertſtreich des Nachrichters, jeder Faden des Lebens, der ja auch noch ein Faden der Hoffnung iſt, zerſchnitten wird, ja, dann gehört eine rechte Kraft dazu, ſolch' Schickſal zu tragen, ohne alſogleich von ſeinem breiten Fuße zertreten zu werden, und ſolche Kraft iſt nur eine — die des Glaubens. Eine andere gibt's nicht. Maria de Groot wurde fürchterlich von dem Urtheile, welches über ihren edlen Gatten gefällt wurde, getroffen. — Niedergeſchmettert war das edle Weib, wie von einem Donnerſchlage. Sie war unzugänglich jedem Troſte, der ohnehin oft ſo leidig iſt, weil nichts dahinter iſt, nicht einmal Wahrheit, ſondern eitel Heuchelei. Wie könnte da ſolches Wort Friede wirken? Das empfand Frau Maria wohl tief und ſchmerzlich. Um ſo inniger ſchloß ſie ſich an das einzige Weſen, welches ihr blieb, welches ihr in wahrer, ächter Liebe zugethan war, an die liebliche Elsje. In dieſem Herzen wohnte Treue, aufrichtige Theilnahme, ächte Liebe. Niemanden ließ ſie mehr zu ſich. Elsje und ſie lebten allein und einander genug, und Beide richteten ſich auf im belebenden Hauche des Glaubens und in ſeinem warmen Strahle. Die weite Trennung von ihrem Gemahle aber lag drückend auf der Seele der edlen Frau.

„Was hindert Euch, Mevrouw,“ ſagte eines Tages Elsje, „dieſe Stadt zu verlaſſen und nach Gorkum zu ſiedeln? Meines Vaters ſtilles Häuslein ſteht Euch offen; ja, es wird leicht ſein, daß er Euch ein Stüblein einräumen kann, von dannen Ihr Löwenſtein ſehen könnt, was gewiß zu Eurer Ruhe beiträgt.“

Frau de Groot faßte des Mädchens Hände mit Heftigkeit. „Kind,“ ſagte ſie, „glaubſt du, daß das gehe? Glaubſt du, daß ich dort heimlich ſein könnte?“

„O, da wird Euch keine Seele vermuthen, kein Auge ſehen!“ rief Elsje aus. „Es ſind Eure Glaubensgenoſſen und treue Seelen, auf die Ihr bauen könnt, wie auf Felſengrund!“

Frau de Groot ſann, dann ſagte ſie zu Elsje: „Schreib' heim, ob es gehen könne, aber bald!“ —

In van Houwening's Hauſe war um Elsje große Sorge eingekehrt. Die Verurtheilung Hugo's de Groot war kein Geheimniß geblieben unter den Remonſtranten. So hatte durch vertrauliche Mittheilung auch der Gärtner Kunde davon erhalten; aber, wie es mit mündlichen Ueberlieferungen zu gehen pflegt, ſo kam es denn auch hier: Das Kleine wächſt zu rieſiger Größe heran, und das Mäuslein wird zum Elephanten. Es hieß nämlich, und Daatſelaar theilte es ihm mit, nicht nur ſei der Rathspenſionär zu ewiger Haft verurtheilt und nach Löwenſtein gebracht worden, ſondern auch ſeine Gattin und das dem Ehepaar treu ergebene Dienſtbotenthum des Hauſes ſei wegen ſeiner Treue gegen die Herrſchaft zu vieljähriger Einſperrung nach Middelburg gebracht worden. — Daß da Elsje der härteſte Spruch getroffen, das lag außer allem Zweifel, denn ſie wußten ja, wie das Kind zu der edeln Frau ſtand, und ſie zu ihm.

Wie gelähmt waren ſie alle und Piet, der ſeiner Hoffnungen Ziel in eine nebelgraue Ferne gerückt ſah, war wie eine Bildſäule. Was die Armen in dem troſtloſen Wahne beſtärken mußte, das war das Ausbleiben aller Nachrichten von Elsje, mit denen ſie ſonſt nicht zu kargen pflegte. So verging eine Woche nach der andern; Piet wußte, daß Herr de Groot in Löwenſtein war; allein weiter konnten ihm die Offiziere nichts ſagen.

„Sie darf nicht ſchreiben, ſonſt würde ſie es gewiß thun!" ſagte die weinende Mutter. „Du, mein armes, gutes Kind! Ach, wie hart, hinter Mauern eingeſchloſſen ſein ohne alle Schuld als die, daß man ſeinem Glauben treu und in der Liebe zu guten Menſchen beſtändig iſt!"

„Gerade das wird ihr die Haft leicht machen," ſagte der Gärtner tröſtend zu ſeiner Frau. „Sie hat das Zeugniß eines guten Gewiſſens, und das gilt vor Gott, auch ohne Brief und Siegel!"

Wenn er das auch aus innerſter Ueberzeugung ſagte, ſo war dennoch ſein Herz voll Trauerns um ſeines lieben Kindes Loos, und er machte ſich innerlich bittere Vorwürfe, daß er die Schuld trage, weil er ſie dorthin gebracht, wo das Unglück über ſie kam.

Endlich fiel ein lichter Sonnenſtrahl in dies Dunkel. Es kam ein Brief von Elsje und nicht aus Middelburg, ſondern aus Rotterdam und auf dem Wege, auf dem auch die früheren gekommen waren.

Schon dieſe äußeren Umſtände gaben der Hoffnung Raum, ſie ſei wieder ledig ihrer Haft; als aber der Gärtner den Brief erbrach und laut vorlas, da jubelten die Herzen in Preis und Dank zum Herrn, denn es war ja Alles, was ſie beängſtigt hatte, eitel Lüge. Sie war nie verurtheilt, nie verhaftet worden. Nur die betrübte Lage ihrer Herrſchaft, die ihrer Herrin alsdann, war der Grund ihres langen Schweigens geweſen. Innig ſprach ſie ihr volles Mitleiden aus gegen die unglückliche Frau, die ſie ſo ſehr liebte: aber dann kam ein Punkt, der plötzlich dem Gärtner Schweigen auflegte bis die Kinder entfernt waren; alsdann las er vor der Mutter und Piet weiter und enthüllte den Plan des Mädchens, mit ihrer Herrin nach Gorkum zu kommen und heimlich ſich daſelbſt und im Vaterhauſe aufzuhalten.

„Ach, du lieber Gott," ſagte die Mutter, ihre Hände zuſammenſchlagend, „wie ſoll denn das gehen? So eine Dame und unſer Häuslein!"

Durch Piet's Seele fuhr's wie ein zuckender Strahl. „Elsje kehrt zurück!" der Gedanke machte ihn von unausſprechlicher Luſt und Freude erbeben.

„Tante Kaatje," ſagte er, „laſſet den Ohm Claas weiter leſen. Es iſt nicht Elsje's Art, ein Schloß in die Luſt zu bauen. Was ſie will, das hat ſie überlegt, rechts und links, hinter ſich und vor ſich. Ich wette mein Boot gegen eine oberrheiniſche Nußſchaale, ſie weiß Rath, und macht's zurecht, daß an der Möglichkeit der Ausführung kein Zweifel iſt!"

„Da haſt du wieder einmal Recht, Neef Piet," verſetzte der Gärtner, der, während dieſes Zwiegeſprächs zwiſchen der Mutter und Piet, ſtille das Weitere des Briefes überleſen hatte. „Das Kind iſt klüger als wir Alle. Hört nur weiter!"

Er las: „Die Sache, herzlieber Vater und herzliebe Mutter, hab' ich mir recht ſonderlich überlgt; denn da iſt ein ſtürmiſch Zufahren vom Uebel, wo es gilt, für eine tief bekümmerte, edle Frau ein verborgen Winklein zu ſuchen, von dannen ſie ihres Gatten Gefängniß ſehen möchte, auf daß ſie ihm näher ſei, und darin einen Troſt fände, und ein Strohhälmlein, daran ſich ihre Hoffnung möge halten. Iſt mir's denn auch in die Seele gekommen, wie es könnte gemacht werden, ohne große Hinderniß und viel

Umſchweifens, und in ſolcher Geſtalt: Ihr wiſſet ja, herzlieber Vater und herzliebe Mutter, daß wir das Hinterſtüblein neben der Küche haben. Es iſt wool enge [illegible], aber die edle Frau iſt alſo demüthig, daß ſie ſich vollkommlich damit begnügt, ſintemalen ſein Fenſterlein gegen Schloß Löwenſtein ſchaut, woſelbſt ihr Eheherr ſitzt im Gefängniß und vielleicht in ſchweren Ketten und Banden. Nun weiß ich wohl, daß darinnen Kaatje und Mietje, Piet und Niel's ſchlafen, und iſt kein ander Plätzlein wohl für ſie zu finden; aber Tante van Halver und unſer lieber Piet haben ein ſolch' Stüblein ledig und brauchen's nicht. Was hindert's, daß der Kinder Bettlein in der Stille hinüber gebracht werden, und ſolche allabendlich hinübergehen, zu ſchlafen? Niemand ſieht's, Niemand weiß es. Redet mit der guten Mutter van Halver, die Ihr wohl grüßen müſſet und mit meinem lieben Piet, und es wird gehen. Schreibt mir bald, Grüßet mir Piet und alle unſere Kinder. Wie geht's unſerm Jan in Haarlem und unſerm Claas auf dem Lammetje? Mich verlanget herzlich nach Euch Allen! Seid Alle Gott befohlen!“

Piet wäre faſt in einen Ausruf der im Herzen zuſammengepreßten Freude ausgebrochen, als ſie ihn ihren lieben Piet nannte, und zu den „Allen,“ nach denen ſie herzlich verlangte, gehörte er ja auch; aber er wurde doch Herr über ſein Gefühl und wartete, was van Houwening ſagen werde, als er den lieben Brief ſorgfältig zuſammengelegt.

„Siehſt du's, Kaatje,“ nahm er dann das Wort, „daß Neef Piet Recht behält. Es iſt ein kluges Ding, und wo das eine Sache anfaßt, da geht's.“

„Geht's denn?“ fragte ſeine Frau, die zwiſchen der Freude, ihr theures Kind wieder um ſich zu haben und dem erſchreckenden Gedanken an die Anweſenheit einer ſo vornehmen Dame unter ihrem beſcheidenen Dache ordentlich hin- und hergeworfen wurde.

„Ob's geht, Kaatje, darüber wird Neef Piet und ſeine gute Mutter zu entſcheiden haben,“ ſagte der Gärtner und ſah Piet forſchend in das große, ſtrahlende Au[illegible], die Hoffnung, Elsje wieder zu ſehen, leuchtete.

„Ob's geht?“ rief P[illegible] „Wierem! Es muß gehen, ſag' ich Euch, Ohm Claas, und ſollt' ich mir auf der Linde ein Neſt neben die Elſter bauen, die da hauſet ſeit langen Jahren und alle Jahre ihr Neſt länger bauet, daß es ſchier wie ein Fiſchkorb ausſieht; aber das Alles iſt nicht nöthig; nicht einmal das Küchenſtüblein; denn die Buben ſchlafen in meinem Kämmerlein und die Mädchen in dem der Mutter. Es iſt Platz genug!“

„Ach, du lieber Herr!“ rief die Gärtnerin, „ſo wär's ja fix und fertig! Aber, aber, die Dame! Claas, die Dame!“

„Kaatje, die iſt keine Menſchenfreſſerin, wie die auf der Inſel, da ſie den Matroſen van Diemens verſpeiſten!“ ſagte lächelnd der Gärtner. „Wäre ſie das, ſo lebte dein Elsje ſchon lange nicht mehr!“

„Wer denkt denn an ſo Etwas?“ wehrte die Gärtnerin ab, nicht ohne von dem Spotte ihres Mannes unangenehm berührt worden zu ſein.

„Iſt ſo bös nicht gemeint geweſen,“ ſagte der Gärtner begütigend. „Ich weiß wohl, was dich quält. Erſtens, der Gedanke an ein vornehm Bette; da laß du dein Elsje ſorgen. Das weiß ſo gut, wie es bei uns beſtellt iſt, wie du und ich, und das wird ſchon ſorgen; und ſodann das Eſſen kochen. Du kochſt aber, wenn du's haſt, vortrefflich, und Elsje wird auch wiſſen, was die edle Frau begehrt. Ueberdies waren die van Reigersberg ſehr reich und der Rothspenſionär von Rotterdam hat auch eine Einnahme gehabt, die ein Bischen weiter reicht, als die des Claas van Houwening, wenn auch die Herren de Groot in Delft nicht zu den reichſten Leuten in Altniederland wären gerechnet worden. Da brauchſt du nicht Vorſpann zu leiſten! Sei aber dem Allem, wie ihm wolle, laß auch hier den lieben Gott gewähren, der unſere Burg und unſer Fels iſt, darauf wir bauen!“

„Amen!“ ſchloß Piet. „Ihr macht immer Euern Schluß am Beſten, Ohm Claas, gerade wie unſer Domine. Wenn er ein rechtes Kraft- und Kernwort geſagt hat, ſo folgt allemal das „Amen," das hab' ich ihm abgemerkt. Wozu ſich da den Kopf zerbrechen? Wir laſſen's kommen. Die Hauptſache iſt abgemacht, und es iſt mir recht lieb, wenn meine alte Mutter nicht ſo allein ſchläft; denn die Opwerkens überfallen ſie manchmal in der Nacht. Dann iſt auch Hilfe da und mit den Jungens werd' ich prächtig zurecht kommen, und ſie recht ans Frühaufſtehen gewöhnen. Das iſt ihnen gut, denn die „Bleremökerle" ſind ja Morgens, wenn ich komme, gar nicht wacker zu machen. — Schreibt nur gleich ans Elſje, es ſei alles rund gemacht und es ſolle nur bald kommen. Uns verlangte auch herzlich nach ihr."

Der Gärtner ſah ihn lächelnd an und ſagte ſcherzend: „Wenn's wahr wär?"

„Blerem!" rief Piet, und ſchlug auf ſeine hohe und breite Bruſt, daß es hämmerte. „Zweifelt Ihr daran?"

„Wahrlich nicht!" entgegnete lachend der Gärtner, und ſelbſt die ſo ſehr ſich quälende Frau lachte.

Piet wurde roth, wie mit Blut übergoſſen, als er ſah, wie es gemeint war, und lief eilig von dannen.

Der Brief wurde dann geſchrieben, und die Mutter raſtete nicht, bis alle ihre Bedenken, Wort für Wort darin ſtanden, damit Elſje, wenn es etwa an Manches nicht ſollte gedacht haben, darauf aufmerkſam würde, beſonders auf das Bette und ſeine Laken und auf das nöthige, koſtbare Geräthe für das Stüblein und für die Speiſen der edlen Frau.

Alle dieſe Sorgen waren rein überflüſſig, denn Kiſten und Kaſten waren bereits an Bord des Lammetje, welches damals gerade an dem Kanale auslud, der unſern des prachtvollen Hauſes des gefangenen Rathspenſionärs ſich befand. Mit ihrem Bruder Claas beſprach Elſje noch das Nöthige, ehe dieſer Rotterdam verließ, damit er alle beängſtigenden Zweifel ihrer Mutter im Voraus löſe und die Sorge, welche aus des Vaters Brief hervorleuchtete, aufhebe oder in ihrer völligen Nichtigkeit zeige.

V.

Het Lammetje war abgeſegelt mit Kiſten und Kaſten für Frau de Groot, und Elſje hatte mit ihrer Umſicht ſo geſorgt, daß der Mutter auch nicht die kleinſte quälende Sorge übrig blieb; aber ſeit dieſem Tage war Vieles anders geworden für Frau de Groot und Manches hatte einen freundlicheren Anſtrich gewonnen. Der Commandant von Löwenſtein mußte, wie es ſchien, berichtet haben, wie Herr de Groot durch Langeweile mehr geplagt werde als durch ſeine Haft. Trotz des Parteihaſſes erkannte man die hohen Verdienſte des gelehrten Mannes an und geſtattete ihm, zu leſen und zu ſchreiben. Zum Leſen aber gehören Bücher. Es wurde ihm dann auch geſtattet, ſeiner Gattin zu ſchreiben, natürlich in einem unverſiegelten Briefe, welche Bücher er aus ſeiner Bücherſammlung oder aus der Univerſität Leyden zu haben wünſche.

Das war ein rechter Troſt für das leidende Gemüth der unglücklichen Frau. Sie hörte, daß er ohne Feſſeln ſei; daß er menſchenfreundlich behandelt werde; daß ihm jetzt auch Arbeit und täglich freie Bewegung auf den Wällen und Baſtionen der Feſtung geſtattet worden ſei. Wie dankte ſie Gott für dieſen Troſt! Und wie eilte Elſje, die Bücher in einen breiten und langen Kaſten zu packen, die er zu haben wünſchte!

Den Kaſten ſandte ſie nach Gorkum an Baas Daatſelaar mit einem Schreiben, daß Piet van Halver ihn nach Löwenſtein führen möge und in die Hände des Commandanten abliefere.

Frau de Groot hatte den Gedanken, ſich heimlich nach Gorkum zu begeben, einem Freunde ihres Gatten vertraut. Mit großem Erſtaunen blickte ſie dieſer an und ſagte: „Warum denn aber heimlich, Mevrouw? — Ihr ſeid ja völlig frei und Herr über Eure Handlungen. Keine Menſchenſeele wird es Euch wehren, Euch hinzubegeben, wohin es Euch beliebt. Und wer weiß, wenn einmal die erſte Zeit vorüber, die erſte Leidenſchaft verraucht iſt, ob man Euch nicht geſtatten wird, Euern Eheherrn zu beſuchen? Entfernet Euch aber ja nicht heimlich. Das könnte gar ſchlimmen Einfluß auf ihn und Euch haben. Nein, zeigt's vielmehr dem jetzigen Rathspenſionär ſchriftlich an, Ihr würdet Euch nach Gorkum zurückziehen in die Stille, welche Euerer Lage mehr zuſage als das Geräuſch Rotterdams, und — um Eurem Herzen zu genügen, das vielleicht ruhiger ſich in das ſchwere Geſchick ergebe, wenn es wiſſe, es ſchlage in der Nähe des Mannes, mit dem Euch Gott verbunden und mit dem Ihr gern die Einſamkeit der Haft theilen möchtet, wenn nicht ein härterer Spruch es Euch verſagte."

Das war gewiß ein guter Rath, und Frau de Groot erkannte ihn dankbar als ſolchen an und befolgte ihn getreulich. Wenn auch nicht die Bemerkung über das Theilen der Haft ihres Gatten völlig unbeachtet blieb, ſo dachte doch Niemand daran, ihr die Ueberſiedelung nach Gorkum zu wehren.

Demnach brachte ſie mit Elsje's Beihilfe ihre Sachen in die beſtmöglichſte Ordnung; übertrug dem Freunde, der ihr ſo gut gerathen, die Oberaufſicht über Alles und ließ ihre treuen Dienſtboten im Hauſe. Dann erſt trat ſie allein mit Elsje die Reiſe an, die es denn nicht verſäumt hatte, ſie mit der Armuth ihrer Eltern, der Enge der Räumlichkeit, da ſie wohnen würde, und Allem bekannt zu machen, was etwa einen unerwartet übeln Eindruck auf ſie hätte machen können, wenn ſie es vorher nicht gewußt hätte.

Die Reiſe von Rotterdam bis Gorkum hatte in jenen Tagen eines ungemein langſamen Verkehrs eine Langweiligkeit, die nur ein niederländiſch Gemüth in Ruhe und Ergebung tragen konnte. Sie wurde nur mit Treckſchuiten, was einfach Ziehſchiff heißt, vollbracht. Bald hielten ſich begegnende Fahrzeuge auf; bald riß ein Tau; bald mußte eine Ophalbrug oder Zugbrücke entfernt werden. Ging es dann ruhig und ſanft, aber langſam und beſonnweiter, ſo hatte man vom Schiffe keine andere Ausſicht als wider den nahen Damm. Eine Unterbrechung war es, wenn eine Windmühle, das Wahrzeichen Hollands, ſichtbar wurde, deren Flügel entweder ſchlaff und träumeriſch herabhingen und hinauf ſtarrten oder ſich träge, manchmal aber in raſchem Wirbel bewegten, wenn ein lebhafter Land- oder Seewind ſcharf in die Flügel fuhr.

Da ſaßen denn Frau de Groot und Elsje, die Füße auf dem wärmenden Stoofje oder verſchloſſenen Kohlenbehälter, neben ſich das, hochdeutſch kaum anſtändig zu nennende Kwispedoosje, und unterhielten ſich entweder leiſe oder ſtarrten die Dämme und Windmühlen an oder ſchliefen ſanft in einer Sieſta, welche zwei Drittheile des Tages einſchloß. Eine Stadt oder ein Dorf weckte ſie dann und bot wenigſtens auf einige Zeit eine angenehme Unterhaltung, die jedoch bald wieder bei dem Charakter der Landſchaft verſiechte.

Endlich erſchien Löwenſtein und die Thürme von Gorkum. Das war ein Anblick, der das Herz ergriff und in ſeiner Tiefe erſchütterte. Wie manche Thräne rann über die ſchönen, wenn auch bleichen Wangen der gebeugten Frau! Sie hatte ſich vorgenommen, ihrem Schmerze den Ausbruch zu verſagen; aber wie war das eine Selbſttäuſchung! Wie pochte das Herz ſo ſtürmiſch und wie fühlte es gerade jetzt, ſo nah dem geliebten Manne, die Trennung ſo hart und ſchwer!

Auch Elsje's Herz pochte faſt gewaltig.

Die Zeit, in der ſie die Ihrigen nicht geſehen, war ihr wie eine Ewigkeit erſchienen. Jetzt, ſo nahe, wollte die Sehnſucht ſich nicht bewältigen laſſen. Als ſie hinausblickte, ſtand Piet da. Piet, ihr Piet, an dem ihre treue Seele hing. Es ſchien, als wolle er mit ſeinen glänzenden, blauen, großen Augen das Bord der Treckſchuit durchdringen, um zu ſehen, ob ſein „Meisje“ darinnen ſei (ſein Mädchen). Wie war er friſch und blühend, wie ſtattlich und gut gekleidet; zwar braun, aber doch ſo ſchön! Und jetzt erſt erkannte ſie ihre beiden jüngeren Brüder; prächtige, kräftige

Buben, mit den guten, treuen Zügen, wie Jan und Claas, und hinter ihnen ſtand der Vater und die Mutter, beide friſch und geſund und wohl ausſehend, im Geſichte den Ausdruck geſpannter Erwartung. Sie zitterte vor Freude. Die Thränen traten in ihre Augen und ſie dankte dem Herrn für das Glück. Aber, fragte ſie ſich ſelbſt, was ſind das für zwei bildhübſche, blühende Mädchen neben der Mutter?

Nach wenigen Minuten des langſamen Näherrückens hätte ſie faſt laut aufgeſchrien, denn ſie erkannte ihre jüngeren Schweſtern in den lieblichen Mädchen.

So war hier die Freude, die ein Herz im tiefſten Grunde aufregte, dort das Leid, was Gleiches hervorbrachte, wenn auch in anderem inneren Weſen, und wie die Augen Maria's de Groot unverrückt an den Mauern und Thürmen Löwenſteins hingen und forſchten, wo des geliebten Gatten Leidenszelle ſein möge, ſo hingen Elsje's Blicke nur an der lebensvollen Gruppe auf dem Damme, und hier rieſelte eine Thräne tief empfundenen Wehes und einer Sehnſucht, deren Ziel unerreichbar erſchien, über die Wange; dort im Auge des Mädchens glänzte ein eben ſo heiliger Juwel, eine Thräne dankbarer Freude und einer Sehnſucht, deren Ziel wenige Minuten ſpäter in den Umarmungen herzlicher Liebe erreicht war.

Die Freude des Wiederſehens war groß, und doch war ein ſo richtiger Takt in dem einfachen Ehepaare, daß ſie nach kurzer Begrüßung ihres Kindes, dem Unglück eine Huldigung darbrachten, die ihrem Herzen Ehre machte und die Frau de Groot mit feinem Gefühle anerkannte und zu würdigen wußte.

Piet's Seele ſaß im Auge. Elsje war tauſendmal ſchöner geworden und doch ſo einfach geblieben, wie in Gorkum, und ſo liebevoll, wie am Scheidetage. Wie hatte ſie ihm ins Auge geblickt, wie ſeine Hand gedrückt! Piet war reicher als ein Großhändler zu Rotterdam, und hätte mit keinem dieſer Mynheers getauſcht.

Während die Mädchen ſich an die ſchöne Schweſter drängten, ging Frau de Groot mit den Eltern von dannen und Piet und die Brüder nahmen das Gepäck und trugen's nach.

Das Stübchen war klein und enge, aber es war rein, wie geblaſen, und die Mutter hatte nicht nur die wenigen Geräthe, nebſt dem Bette ſinnig geordnet, ſondern die ſchönſten Blumen des Gartens zum Schmucke aufgeſtellt.

Sie führte die Frau de Groot hinein und bat ſie, vorlieb zu nehmen.

Elsje freute ſich der Anordnungen der Mutter und ſah im Auge ihrer Herrin, deſſen Sprache ſie verſtand, daß es ihr wohl war in dem Stübchen, wo ſie Löwenſtein ſehen konnte, und wohin ſie mit dem Tuche wehend ihre Grüße ſenden konnte. Eine wehmuthsvolle Freude ſpiegelte ſich in dem Auge. Elsje ließ ſie allein, um das Gepäck zu ordnen. Dabei half Piet, aber gerade dadurch wurde es ein langdauerndes Geſchäft, denn hundertmal konnte Elsje ihre Hand nicht gebrauchen, wie ſie wollte, und zürnte doch dem nicht, der ſie hielt.

Die Sorge der Mutter ſchwand nach der erſten Unterredung mit der Tochter; denn dieſe ſchilderte ihr die klöſterlich einfache und ſtille Lebensweiſe der unglücklichen Frau. Und dieſes Inſichhineinleben derſelben wurde auch ſo wenig als möglich geſtört. War ohnehin das Familenleben van Houwening's ein ſtilles, in ſich abgeſchloſſenes, ununterbrochen für alle thätiges, ſo wurde es jetzt aus Rückſicht auf das leidende Gemüth noch ſtiller und die Leidende erklärte ihrer lieben Elsje, ſie habe einen Aufenthalt, wie dieſen, der ſo ganz ihrem Seelenzuſtande zuſage, nirgends beſſer und genügender finden können. Und wenn ſie auch meiſt allein oder nur mit Elsje zuſammen war, ſo nahm ſie doch Theil an dem Morgen- und Abendgebete der gottesfürchtigen Familie und erging ſich im Garten, wo kein Herandrängen ihre Gedanken ſtörte. Es war für Elsje eine hohe Freude, wie ſie ſich aufrichtete, und wieder getröſteter ins Leben blickte, ja zeitweiſe noch Hoffnung der Rettung ihres Gatten hegte.

Die Bücherkiſte hatte Piet hinübergeſchafft. Sie war, das entging ihm nicht, zwar unterſucht worden, aber keineswegs ſcharf. Im Laufe der Zeit begehrte Hugo de Groot mehr Bücher. Derſelbe Kaſten kam und ging wieder hinauf, aber jedesmal lag ein Brieflein darin, hin eins und her eins, und Niemand kümmerte ſich darum. Die Kiſte wurde ſpäter nie mehr unterſucht, und der briefliche Verkehr unterlag keiner Unterbrechung. Piet wurde der Vertraute der beiden Ehegatten, und mancher für ihn, ſeine Wünſche und Anſprüche reiche Lohn wurde ihm aus der Hand der Gattin de Groot's zu Theil. Es kam ſo weit, daß man die Kiſte, wenn ſie von Zweien getragen werden konnte, ſelbſt von ihm und einem Soldaten uneröffnet hinauftragen ließ.

Frau de Groot hätte übrigens blind ſein müſſen, wenn ſie nicht bald ſich hätte überzeugen ſollen, wie es um Elſje's und Piet's Herzen ſtand. Sie freute ſich des liebenswürdigen und ſittigen Paares und mancher Gedanke ging durch ihre Seele, der wie ein Gelöbniß zu Beider Beſten für beſſere Tage ausſah; aber dieſe Tage lagen im Dunkel der Zukunft, und Gott allein wußte, wie und wann eine ſolche Stunde eintreten ſollte und könnte.

Manchmal fragte ſie Elſje nach ihren Verhältniſſen, und das ſchüchterne Mädchen ergänzte dann, was ſie der Herrin früher mitgetheilt. So erfuhr ſie Piet's Wunſch, Gärtner zu werden, aber auch die Hinderniſſe, welche dieſem Wunſche entgegenſtanden; ſie lernte die Lage beider Familien genau kennen; ſie ſah bei aller Zufriedenheit, bei aller Treue, allem Fleiße doch auch hier das Leid in mancherlei Form und Geſtalt, und zu helfen, regte ſich in ihrem Herzen der Wunſch, wenn es ihr möglich geweſen wäre.

Piet und Elſje verlebten glückliche Tage, aber dennoch trübte das Leid der unglücklichen, von Allen verehrten Frau ſolche Stunden und Tage.

„Iſt denn gar keine Hoffnung, daß der arme Gefangene je begnadigt, je erlöſt würde aus jener troſtloſen Lage? Ein ſo gelehrter, verdienſtvoller, frommer Herr!“ ſagte er eines Tages, da er mit Elsje allein im Schatten eines Baumes im Garten ſaß. Es war ein Sonntag, wo er ruhte von den Anſtrengungen der Woche.

„Ich wüßte nicht im Entfernteſten, wie es zugehen ſolle. Mevrouw hat mir das ſelbſt geſagt, und darum iſt ſie ſo gebeugt,“ erwiederte Elsje.

„Iſt er denn mit Recht, ob einer Schuld verdammt?“ fragte Piet wieder.

„Nein, nein,“ ſagte Elsje. „Sein Leben iſt makellos, aber er iſt ein Remonſtrant, wie du weißt, und das iſt ſeine Schuld, daß er in ſeinen Glaubensgrundſätzen mit den Dortrechtern nicht ſtimmt.“

„Das allein?“ rief Piet.

„Ja, das allein, und es reicht hin, den verdammungsſüchtigen Menſchen die Mittel zu geben, weil ſie die Gewalt haben, ihn zeitlebens einzukerkern, und er kann von Glück ſagen, daß er nicht das Leben verlor, wie Oldenbarneveldt!“

„Das wäre noch ſauberer geweſen!“ rief er aus. „Heute noch hat dein Vater das Wort des Heilandes geleſen: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet, verdammet nicht, damit ihr nicht verdammet werdet!“

„Haſt du geſehen, Piet, wie Mevrouw weinte?“

„Ich hab's wohl geſehen; aber darum ſollt' ich meinen, es wäre keine Sünde, ihn zu befreien!“ ſagte Piet etwas leiſer, aber mit großer Beſtimmtheit.

Das Mädchen erfaßte heftig ſeinen Arm. „Piet,“ ſagte ſie, „was redeſt du da?“

„Was ich ſchon mehr als einmal erwogen habe,“ war ſeine richtige Antwort.

„Würdeſt du die Hand dazu bieten?“

„Lieber heute als Morgen! Nur aber in der Art und Weiſe komme ich nicht ins Klare.“

„Haſt du erwogen, daß du, es mag glücken oder mißlingen, dein Glück, dein Leben auf das Spiel ſetzeſt?“

„Ich hab' das auch bedacht," ſagte Piet. „Im ſchlimmſten Falle müßte ich über die Grenze fliehen und in Brabant ein Unterkommen ſuchen; aber was dann mit meiner Mutter? Wüßte man, daß ſo ein Sturm vorüberginge, ſo könnte dein Vater ſie zu ſich nehmen; aber freilich — Elsje, wie ſtände es mit uns?"

Elsje erröthete und hielt ihr Tuch vor das Geſicht.

„Sei ſtille, Piet," ſagte ſie dann nach einer Weile. „Du dürfteſt deine Hand nicht im Spiele haben. Ein Weib beſtrafen ſie nicht!" —

„Alſo du, du wollteſt es wagen?" — fragte er erſtaunt.

„Ja, Piet, ja!" ſagte ſie mit einer Ruhe und Beſtimmtheit, die es klar erwies, wie der Gedanke ihre Seele erfüllte.

Piet fuhr ordentlich zuſammen, als ſie ſo redete. Er würde um nähere Angaben in ſie gedrungen ſein, wenn nicht eine der Schweſtern ſie zu Vrouw de Groot gerufen hätte. Er blieb, in ſeinen Gedanken vertieft, an der Stelle ſitzen, weil er hoffte, daß ſie wieder käme. Sie kam nicht. So viel aber glaubte er ſie zu kennen, daß ein durchdachter Plan in ihrer Seele ruhte.

Am andern Morgen wurde eine Kiſte, dieſelbe, die immer den Weg nach Löwenſtein machte und zurück, nach dem Schloſſe gefahren. Piet's ſcharfem Auge entging es nicht, daß eine große Zahl runder Löcher ſowohl in dem Deckel, als in den Seitenwänden der Kiſte war, die etwa die Größe hatten, wie ſie eine Flintenkugel hervorbringen würde. Noch mehr fiel es ihm auf, daß Elsje ſelbſt die Kiſte hinüber begleitete und auch ohne Anſtand in das Schloß gelaſſen wurde. Ein Soldat aber führte Piet und das Mädchen bis in das Vorgemach. Die Kiſte wurde ſodann von Herrn de Groot ausgepackt, aber in ſeinem Gemache, und die Bücher, die er nach Leyden zurückſendete, hinein gethan, die Kiſte geſchloſſen und von Piet und Elsje wieder in das Boot getragen.

Als ſie auf dem Waſſer waren, ſagte Piet zu Elsje: „Zwei Dinge hätten den Soldaten auffallen können, aber ſie haben es nicht beobachtet."

Elſje erröthete und gerieth in eine fürchterliche Verlegenheit. „Was denn?“ fragte ſie.

„Daß die vielen Löcher in der Kiſte ſind, die ich früher nie bemerkte, und daß du mitgingſt. Aufmerkſam und wachſam ſind ſie nicht! Ich hätte Verdacht geſchöpft, wenn ich auch noch nicht zur Klarheit gekommen bin,“ ſagte Piet und ſah ſie ſcharf an.

Sie wurde noch verlegener.

„Piet, um Gotteswillen bitte ich dich, ſchweige über die Sache. Du ſollſt Alles wiſſen. Wir bedürfen deiner. Frau de Groot wird für uns ſorgen, wenn es gelingt. Heute Abend ſollſt du Alles wiſſen. Gedulde dich. Frau de Groot will dich ſprechen. Komm' ſobald es zu dunkeln beginnt und die Kinder drüben in deinem Hauſe zur Ruhe gegangen ſind!“

Piet verſprach es. Er ſchwieg, und auch Elſje verſank in ein brütendes Nachdenken. Sie landeten endlich in Gerkum, und die Kiſte wurde zu Daatſclaar getragen, wie es immer geſchehen war.

Die beiden jungen Leute gingen dann neben einander ihren Wohnungen zu, aber ganz anders, wie ſonſt. Stille und ſchweigſam ſchritten ſie neben einander her, und nur ſelten wechſelten ſie ein freundlich Wort. Beider Seelen beſchäftigten ſchwere Gedanken.

VI.

Mehrere Stunden hatte der Gärtner, Elſje und Piet bei Mevrouw de Groot zugebracht in lebhaftem Geſpräche, welches Elſje's Mutter in der Vorderſtube vor Störung bewachte. Endlich, gegen zehn Uhr des Abends, gingen ſie auseinander. Alle waren ernſt, und es ſchien der Ernſt der Sache ſchwer auf ihren Herzen zu liegen.

Einige Tage ſpäter ſah man Piet van Halver in einem eifrigen Geſpräche mit einem alten Schiffer, der auf einem Holze am Hafen ſaß.

„Baas Boos,“ ſagte er zu ihm, „könnet Ihr mir nicht dieſe Woche einmal Euer Boot leihen, um eine Kiſte voll Bücher nach Löwenſtein zu fahren? Ich will Euch die Hälfte des Fährlohns geben.“

„Was fährſt du nur ſo oft Bücher dahin?“ ſagte der Alte. „Wer iſt denn der Bücherwurm in dem Neſte? Der Commandant doch nicht? Der hat eine blaurothe Naſe und ſcheint lieber franzöſiſchen Rothwein zu trinken als in Büchern zu leſen.“

„Nein,“ ſagte Piet; „es iſt der gefangene Rathspenſionär Hugo de Groot, der Hochgelahrte Herr, dem ich ſie bringe.“

„Ach, der eifrige Remonſtrant?“ ſagte der alte Boos. „Ja, für den Ehrenmann ſollſt du es haben; aber was iſt denn an dem deinigen paſſirt?“

„Ich muß es ausbeſſern und friſch verſändeln,“ ſagte Piet.

„Nun, das iſt früh!“ bemerkte der Schiffer. „Haſt's doch ſelbſt gebaut?“

„Freilich; aber, wiſſet Ihr, es iſt doch Lehrlingsarbeit!“

Der Schiffer nickte bejahend, und Piet ging nach ſeinem Boote, zog es auf's Land und klapperte ſtundenlang daran herum, als hätte er viel daran zu machen. Dann, als er endlich fertig war, brachte er es an die äußerſte Spitze des Werftes vor Anker, trug Maſt und Segel hinein und legte in die Kiſte Brod und geräuchertes Fleiſch. Als dies geſchehen war, kam er zu Boos und ſagte ihm, daß er Morgen gegen Abend hinüberfahren würde.

Am folgenden Tage, ziemlich ſpät gegen Abend lag bei dem günſtigen Winde, der friſch blies, das Boot des Baas Boos ſegelfertig im Hafen und Piet ſaß in demſelben, aber in einer ſeltſamen Bewegung. Seine Augen blickten ſcharf nach dem Thore. Endlich ſah er den alten van Houwening, Elsje und die beiden Buben die Bücherkiſte bringen. Sie ſtellten ſie vorſichtig in das Boot, Elsje ſprang hinein und einer der Knaben. Sie faßten die Riemen, und pfeilſchnell ſchoß das Boot vor dem Winde dahin, der das Segel luſtig füllte. An dem Kaſten hing diesmal ein Schloß.

Elsje betete inbrünſtig, während ſie den Riemen im Takte hob und ſenkte. Manchmal lauſchte ſie gegen die Kiſte, was dem Knaben lächerlich vorkam.

„Man meint, da in der Kiſte wär' eine Nachtigall, auf deren Geſang du horcheſt? Ich glaub', das „Meisje“ iſt geckig!“ — ſagte er, zu Piet gewendet.

„Laß ihr den Spaß!“ war deſſen kurze Antwort. „Heb' nur den Riemen flink!“

In einer außerordentlich kurzen Zeit legte das Boot vor Löwenſtein an.

Ein Soldat, den Piet wohl kannte, kam auf ſeinen Ruf, um Hilfe zu leiſten.

„Schon wieder Bücher?“ fragte der Soldat. „Was nur der hartköpfige Arminianer mit all' dem Quark treibt? — Der muß ein Erzbücherwurm ſein! Geſtern ſaß er noch um ein Uhr beim Lichte. Ich war auf der Wache und ſah's.“

„Es gibt allerlei Narren,“ ſagte Elſje, gezwungen lachend, „auch Büchernarren. Man muß halt Jedem ſeine Schellenkappe laſſen!“

„Da haſt du Recht, du lieblich „Meisje,“ ſagte der Soldat. „Ich meines Orts mag dem ſeine nicht aufſetzen!“

„Ich auch nicht!“ ſagte lachend Piet, und die Kiſte war mit aller Vorſicht auf's Ufer geſetzt. Dann nahmen ſie ſie auf und trugen ſie hinauf. Herr de Groot kam ihnen entgegen. Er ſah bleich und angegriffen aus; riß Elſje den Schlüſſel aus der Hand und eilte, nachdem ſie ſich ſchnell entfernt, in das Gemach, das er hinter ſich ſchloß. Alle Viere gingen nun in den Hof und ſetzten ſich in das Boot. Elſje's Augen waren ſtarr nach einem Fenſter gerichtet. Sie ſah bleich, wie eine Leiche aus und zitterte, wie Espenlaub im Winde. Vielleicht zehn Minuten mochte ſie ſo da geſeſſen haben, da ſah man das Fenſter, welches nach dem Rheine ging, ſich öffnen. Es blieb eine Weile offen, dann wurde es wieder geſchloſſen.

„Gottlob!“ ſagte das Mädchen leiſe. Die Farbe ihrer Wangen kehrte zurück und ſie nickte Piet, der ſie ſtets im Auge hatte, während er mit dem Soldaten luſtig plauderte, lächelnd zu.

„Wenn der Bücherwurm da droben nur fertmacht,“ ſagte Piet ſich zu Elsje wendend. „Der wird uns eine ſchöne Laſt in den Kaſten packen. Das letzte Mal war er viel ſchwerer, als heute, nämlich als ich ihn brachte, denn ich nahm ihn ganz leer und federleicht zurück. Er mag leicht ein anderthalb Centner Bücher da droben haben!“

„Wir ſind ja zu Vier,“ tröſtete ihn der Soldat. „Da werden wir ja ſchon den Kaſten fortbringen.“

Elsje ſah wieder unverrückt nach dem Fenſter und auch Piet warf unbemerkt manchen Blick hinauf. Plötzlich hing ein weißes Tuch zu dem Fenſter heraus.

„Weißt du was, Piet,“ ſagte ſie jetzt zu dieſem, „mich friert's. Der Abendwind bläſt ſcharf, ich will einmal hinaufgehen und mahnen — oder wollt Ihr es thun?“ fragte ſie den Soldaten.

„Meiner Treu,“ rief der Soldat, „der ganze Remonſtrant iſt mir nicht ſo viel werth, daß ich die Treppen noch einmal mehr als nöthig iſt, ſteige! Mein Steuvertje, das mir Piet für einen Genever gibt, wird mir beim Heruntertragen ſauer genug. Geh' du nur, Kind; du biſt leichter auf den Ständern!“

„Man hört doch gleich, daß dein Vater ein Förſter iſt, Lips,“ ſagte Piet lachend. Der Soldat lächelte auch, und in dieſem Augenblicke erſchien Elsje am Fenſter und winkte.

„Siehſt du, Lips, das Mädchen winkt! Wir ſollen die Kiſte holen!“

„Meiner Treu!“ war des Soldaten Antwort, als auch er hinauf geblickt hatte.

Sie gingen.

Elsje ſtand bei der bereits abgeſchloſſenen Kiſte im Vorgemach. Wer ſie genauer angeſehen hätte, der hätte die große, innere Aufregung wahrnehmen müſſen, in welcher ſie ſich befand.

Zum Glück faßte Piet ſogleich an, und dadurch war der Soldat von jeglicher Beobachtung abgehalten.

„Nur langſam und ſtät,“ bat Elsje. „Die Bücher rollen, wenn Ihr die Kiſte vornen tiefer haltet als Niel's und ich hinten, alle Euch zu, und dann könnt Ihr ſie ja nicht bewältigen.“

„Brrrr!“ rief der Soldat, „die hat ein anderes Gewicht, als da wir ſie herauf trugen! Man meint, es wäre lauter Blei!“

Elsje lachte und ſagte: „Die arminianiſchen Bücher ſind eben recht ſchwer!“

„Ich glaub', meiner Treu,“ ſagte ächzend unter der Laſt der Soldat, „der ganze Arminius ſteckt lebendig darin!“

Elsje zitterte, daß ſie faſt die Kiſte nicht mehr halten konnte.

„Halt' doch!“ rief der ſtämmige Niel's. „Ich muß Alles allein heben! Ein Bub' iſt mir doch lieber zum Heben und Tragen, als ſechs ſolcher „Meisje's!“

„Das Wollen iſt ſchon da, aber das Vollbringen nicht!“ ſagte der Soldat mit Salbung und blickte dem ſchönen Mädchen ins Geſicht, um zu ſehen, welche Wirkung ſeine ſalbungsvolle Bemerkung gemacht.

„Ich halte mit Anſtrengung aller Kräfte!“ ſagte Elsje.

„Glaub's“ rief der Soldat, „denn ſie iſt leichenblaß!“

Unter ſolchen, mitunter durch lange Zwiſchenräume unterbrochenen Reden erreichten ſie den Hof. Gruppen von Soldaten lungerten umher und hatten nicht übel Luſt, mit dem bildhübſchen Mädchen zu kurzweilen.

„Helft ihr tragen, ſtatt mattflügelicher Späße,“ rief ihnen Lips zu, „das wäre beſſer!“

„Wollen deinen Verdienſt nicht verkürzen!“ höhnten jene zurück. „Wenn aber ein Kuß von dem Mädchen dein Lohn iſt, ſo helfen wir Alle gegen Halbpart!“

„Bah! Nun brauchen wir Euch nicht,“ rief Lips zurück, und ſie ſetzten eben den Vordertheil des Kaſtens auf den Rand des Bootes, wo er hart aufſtieß.

„Sachte! Sachte!“ rief Elsje. „Bricht uns der alte Kaſten, ſo fallen alle die koſtbaren Bücher ins Waſſer! Dann will ich's nicht theilen!“

Wieder hoben ſie nun ſanft, und nun ſtand er ruhig auf dem Boden des Bootes, der Länge des Kiels nach.

„Das war ein Stück Arbeit,“ ſagte Lips, der Soldat, indem er ſich den Schweiß trocknete, „das mehr als ein „Steuvertje“ werth war. Ich hoffe, Piet, du läßt dich nicht lumpen!“

„Nein, das thu' ich auch nicht!“ ſagte Piet und reichte ihm einige Münzen. „Nun heb' aber auch langſam das Boot ab, bis es flott iſt.“

„Danke!“ rief fröhlich über die reichliche Gabe der Soldat, und faßte das Boot an.

„Carajo! Da muß man Spaniſch fluchen!“ rief er aus. „Man meint, ganz Löwenſtein wär' im Boote!“ — Endlich war es flott.

„Weißt du was, Piet, rief er ihm zu, „wenn wir uns in die Fracht zu theilen hätten, ſo wüßt' ich ſchon, was ich mir wählte!“

„Kämſt zu ſpät!“ lachte Piet, und das Boot rang mit den hochgehenden Wellen. Piet war indeß ein Pilote, der ſich darauf verſtand, Wind und Wellen zu beherrſchen. Es blieb ihm jetzt, wo der „ſteife Weſt,“ wie der Schiffer ſagt, ihm geradezu entgegen wehte, nichts übrig, als die „Braſſen“ wirken zu laſſen und zu laviren. An ein Helfen mit den Riemen wurde nicht gedacht, denn es wäre fruchtlos geweſen.

Elsje winkte jetzt mit dem Tuche. Es war ein Zeichen, das ſie gegen das Fenſter oben im Schloſſe gab, und das alsogleich verſtanden wurde; denn man ſah das Fenſter weit ſich öffnen, wieder ſich ſchließen und dieß dreimal wiederholen. Lips, der Soldat, meinte aber, es gälte ihm, und freudvoll warf er die Lederkappe in die Höhe und rief: „Gute Reiſ', du liebes Meisje!“

Elsje und Piet war es gerade nicht zum Lachen, aber über beider Antlitz, die ſich gerade in dieſem Augenblicke bedeutſam anſahen, flog denn doch ein ſiegesgewiſſes Lächeln, das allerdings nicht ohne Spott über die ſtarke Täuſchung des Soldaten war.

Je näher indeſſen der Abend heranrückte, deſto heftiger der Weſtwind ſeine Flügel hob.

„Der Weſt hat eine gute Lunge,“ ſagte Piet. „Ging's jetzt kurzwegs abwärts, bah! dann wär's eine Luſt, denn mein Boot, das ohnehin mit dem Kiele anders ſchneidet, weil es länger und ſchmäler iſt als dies tonnenartige Ungethüm von Anno 1, würde fünf in einer Stunde bei ſolchem Winde zurücklegen und bald außer Sicht von Gorkum und Löwenſtein ſein! 'S gibt eine ſchlimme Fahrt! Wenn nur Alles in Ordnung iſt!“

„Das iſt's!“ ſagte Elsje.

„Nun, ſo müßt ihr Alle Geduld haben!“ entgegnete ſehr laut und das „Ihr“ ſehr ſcharf betonend, Piet.

Aber trotz der „Braſſen,“ trotz des Lavirens rückte das ſchlecht gebaute Boot nur langſam vor.

Schon war längſt die Sonne zur Rüſte gegangen. Das Werft war von Arbeitern leer; im Hafen von Gorkum war es auch ſtille. Droben aber am Himmel jagte der Wind dunkle Wolken in großen Maſſen hin, die ſich im Oſten wie ein gewaltiger Wall zuſammenballten, und dieſer Wall rückte immer weiter gegen den Zenith vor. Der Wind wurde heftiger, faſt orkanartig, und die Wellen des Stromes thürmten ſich und brachen ihre weißen Kämme, daß es faſt das Anſehen der See hatte. Elsje bebte vor Angſt. Ihre Blicke hingen an dem ernſten Geſichte Piet's, der jetzt nur Sinn für die Ausübung ſeiner Pflicht zu haben ſchien.

„Iſt's gefährlich, Piet?“ fragte ſie halblaut.

Wie auch der Wind pfiff, er verſtand ſie doch.

„Kind, theures Elsje,“ ſagte er, „Gefahr iſt keine, wenn uns der Wind das alte Segel ganz läßt!“

Eine glückliche Wendung, die Piet in dieſem Augenblicke mit dem Steuerruder machte, ließ einen vollen Athemſtoß des Windes in das gebauchte Segel; eine Welle hob das Boot raſch und ließ es in weiter Entfernung den Rücken einer zweiten beſteigen, die es dem Lande um ein Erſtaunliches näher brachte.

„So!“ ſagte Piet ſelbſtbefriedigt. „Das war ein gelungenes Manöver! Noch eins ſo, und dein Vater und Bruder dort auf dem Hafendamme brauchen nicht mehr ſo ängſtlich nach uns auszuſchauen!“

Elsje blickte dorthin und erkannte nun die genannten Perſonen auch.

Piet gelang das Manöver noch einigemal, das er eben mit Glück und Geſchick vollendet hatte, und nach Verlauf von etwa fünfzehn Minuten legte er am Ufer an.

Van Houwening hatte eine Bahre mit Tragriemen. Die Ausladung des Kaſtens ging ruhig, aber ſchnell vor ſich. Piet zahlte dem herbeigekommenen Vermiether des Bootes ſeinen Lohn, übergab ihm das Boot und der Kaſten wurde nach Jakob Daatſelaar's Hauſe gebracht, wohin Elsje voran eilte.

Kebes Daatſelaar war allein mit Elsje im Gemache, als ſie den Kaſten raſch öffnete.

Daatſelaar ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus, als er in dem Kaſten eine zuſamengekauerte, todtbleiche Menſchengeſtalt liegen ſah; denn er meinte, es ſei eine Leiche.

„Stille, um Gotteswillen!“ rief Elsje, reichte dem Manne eine Hand und mühſam erhob ſich — Hugo de Groot.

Daatſelaar ſtand ſprachlos vor Schrecken dabei, als Herr de Groot ſeine Glieder dehnte und reckte, um in den gehörigen Gebrauch derſelben ſich wieder zu verſetzen.

„Daatſelaar,“ ſagte er, „ich habe mich vertrauensvoll in Eure Hände gegeben. Ihr werdet nicht weniger großmüthig ſein als dieſes Mädchen und ihre Angehörigen und mein treffliches Weib! Helft mir nun, ich bitte Euch, weiter!“

„In welche Gefahr ſetzet Ihr mich!“ rief ganz außer ſich Daatſelaar. „Ich kann nicht mich und meine Familie Euch zum Opfer bringen! Muthet mir es nicht zu!“

Elsje war hinaus geeilt. Sie hatte ſchnell der Frau des Kobes Daatſelaar die Rettung des Gefangenen erzählt und ſie angefleht, daß ſie helfe, wo ihr Mann feig es verweigere.

Frau Daatſelaar war ein hochherziges Weib. Sie ſah ihren Bruder an, der dabei ſtand und ein Maurer war.

„Wie iſt's Claas?“ fragte ſie. „Willſt auch du durch feiges Weigern die Schuld eines Menſchenlebens auf dich nehmen?“

„Vierem! Nein!“ rief dieſer. „Da muß geholfen werden und ſchnell! Wohin ſoll der Mann?“

„Nach einem Boote am Hafenende!“ ſagte faſt athemlos Elsje.

„Iſt er groß?“ fragte der Maurer.

„Er iſt genau von Eurer Statur!“ erwiederte das Mädchen.

„So wart' einen Augenblick, Elsje!“ rief er, ſprang die Treppe hinauf und kam bald mit einem Bündel zurück.

Er ſchob die beiden Frauen zur Seite, trat in die Stube, warf das Bündel hin und ſagte: „Geh' in die Küche, Kobes, deine Frau erwartet dich!“

Daatſelaar, froh, ſich frei zu ſehen, eilte in die Küche, wo ihn eine Strafpredigt ſeiner Frau empfing, die geſalzt und gepfeffert war.

Da die Frau einen gewichtigen Pantoffel im Hauſe übte, ſo ſchwieg er und ſetzte ſich zum Heerde, wo das Feuer zur Abendſuppe glomm. Elsje ſtand mit pochendem Herzen und gefaltenen Händen in der Nähe der Thüre, welche in den Hof des Hauſes führte. Ihre Seele betete brünſtig für die theure Frau, die in des Gatten Zelle zu Löwenſtein war und für die glückliche Rettung des Gatten, für den ſie ſich ſo heldenmüthig hingegeben.

Noch war keine lange Zeit verlaufen, da traten aus der Stube zwei Männer in faſt gleicher Tracht. Es war der Maurer und de Groot. Dieſer trug ein grobes, altes Frieswamms, Hoſen von gleichem Stoffe, eine Schürze von blauem Linnen, wie ſie die Maurer tragen, eine alte Mütze und Winkelmaaß und Kelle in der einen, den Maurerhammer in der andern Hand. Niemand würde ihn ſo erkannt haben.

Hugo de Groot ſagte zu Daatſelaar: „Ich zürne Euch nicht! Gott lohn's!“ flüſterte er ſeiner Frau zu, und zu Elsje tretend, ſagte er: „Kind, Kind, ich kann dir's nie lohnen, aber der Segen von Oben wird dich begleiten! Dank, Dank! — Grüße ſie! Gott ſchütze uns Alle!“

Dann zog ihn der Maurer ſchnell zur Thüre hinaus.

VII.

Das Boot Piet's lag jetzt an der Stelle, wo er es angekettet. Er ſelbſt ſaß darin und warf beſorgte Blicke nach der Stadt. Ein vollgepackter Schließkorb ſtand im Boote, den Eloſe's jüngſte Schweſter gebracht und ein warmer, alter Friesrock für de Groot, vom Gärtner geſendet. Piet war ebenfalls warm gekleidet und hatte den Südweſter in die Stirne und den Nacken gedrückt. Der Maſt ſtand aufrecht, aber das Segel war noch gereſſt.

Der Abend ſank mehr und mehr herab. Der Wind hatte noch ſeine volle Stärke und Richtung beibehalten.

„Es iſt ein Wagniß, jetzt das Segel zu entreffen,“ ſagte Piet zu ſich; „aber ich kenne jede handbreit Waſſers und um neun Uhr geht der Vollmond auf. Es einzureffen iſt immer noch Zeit. Einſtweilen entfalt' ich's. Dann geht's raſch dahin. Käme er nur! Es wird doch nichts vorgefallen ſein?“ — In dieſem Augenblicke ſah er zwei Männer auf das Boot zukommen. Einer ſprang hinein. Der andere wandte ſich.

„Gott geleite Euch!“ rief er ins Boot, und ging, indem er das Maurergeräthe ergriff.

„De Groot?“ fragte halblaut Piet.

„Ja! Fort, in Gottes Namen!“ erwiederte der andere, und in demſelben Augenblicke war das Boot in der Fluth, das Segel gefüllt und es flog ſchnell wie eine Möve über die hochgehende Fluth. Gorkum verſchwand.

Löwenſtein erſchien, und oben im einſamen Stüblein ſah man den Schein der Lampe, bei dem der Commandant ſagte: „Nun hat er neue Nahrung und ſtudirt wieder die halbe Nacht!“

Der Soldat ſetzte den Thee im Vorzimmer auf den Tiſch de Groot's, klopfte, wie er es gewohnt war, leiſe an die Thüre und entfernte ſich, indem er die Vorderthüre mit lautem Geräuſche ſchloß.

Während ſich das in Löwenſtein zutrug und das Boot wie ein Pfeil dahin ſchoß, immer weiter hinaus aus dem Bereiche der Gefahr, lagen dort im Gärtnerhauſe und droben auf Löwenſtein zwei Frauen auf ihren Knien und beteten für ein glücklich Gelingen.

Die Nacht verging der edlen Frau Maria de Groot in der Zelle ihres Gatten ſchlaflos. Erſt am Morgen ſank ſie in einen tiefen Schlaf, aus dem ſie der Soldat, der das Frühſtück brachte, weckte.

Es war ihm ſchon aufgefallen, daß das Abendbrod des Gefangenen noch ſo unberührt auf dem Tiſche des Vorgemachs ſtand, wie er es am Abende vorher niedergeſetzt hatte. Der Gedanke, der Gefangene ſei krank, lag ihm nahe. Als er das Frühſtück hingeſtellt auf den mit Büchern bedeckten Tiſch, die er leiſe wegſchob, ſah er die Kerze tief herabgebrannt. „Der hat wieder die halbe Nacht ſtudirt!“ ſagte er zu ſich. „Mußt doch einmal nach ihm ſehen!“

Er ſchlich leiſe zum Himmelbette, ſchob die damaſtenen, ſteifen Behänge zurück und — ſtieß einen Schrei des Erſchreckens aus, denn da lag in ihren dunkeln Gewändern, in reizender Stellung, ſanft ſchlafend, eine wunderſchöne Frau!

Als ſich Maria de Groot erſchrocken aufrichtete, ſprang der Soldat einen Schritt zurück und rief: „Hebe dich weg, Satanas!“ — Aber dann ergriff ihn eine Todesangſt. Er rannte hinaus und ſpornſtreichs zum Commandanten. Der ſaß ruhig und friedlich beim Frühſtücke, als der Adjutant meldete, der Soldat, welcher de Groot aufwarte, wolle durchaus den hochmögenden Herrn Commandanten ſprechen, dieweil er behaupte, der Teufel befinde ſich in des de Groot's Gemach in Geſtalt einer bildſchönen Frau.

„Iſt er denn närriſch geworden, der Vlermeskeerl?“ fragte der Commandant.

„Das ſcheint nicht!“ verſetzte der Adjutant.

„So laßt ihn kommen!“ lautete darauf der Befehl, und der Soldat trat bleich und zitternd ein und berichtete, was er geſehen und erlebt hatte.

„Halt!“ rief der Commandant und ſprang auf, „da iſt's jedenfalls nicht richtig!“ Er eilte hinaus und der Adjutant, und von ferne und ſcheu auch der Soldat, der ſich aber ſtets umſah und auf jeder Stufe anhielt, um im Augenblicke der Gefahr ſich ſalviren zu können.

Als der Commandant hereinſtürzte, ſaß Maria de Groot, die ihren Anzug etwas geordnet hatte, ruhig am Tiſche und erhob ſich, ihn zu begrüßen.

Der Commandant fuhr entſetzt zurück, denn er kannte die Gattin des Rathspenſionärs von Rotterdam aus früheren Zeiten.

„Was iſt das, Mevrouw?“ fragte er voll Schrecken. „Wie kommt Ihr hierher? Wo iſt Euer Gemahl?“

„Geſtattet mir, Euch zu antworten,“ ſagte mit Würde und doch ſo demüthig das heldenmüthige Weib. „In der Bücherkiſte, darin mein Eheherr entflohen, kam ich hierher, ihn mit Aufopferung meines Lebens zu retten. Er iſt, ſo der Herr mein Gebet erhört hat, längſt auf brabantiſchem Boden und in Freiheit und Sicherheit, und ich bin Eure Gefangene!“

„Mein Gott, was habt Ihr gethan?“ rief außer ſich der Commandant. „Euch und mich habt Ihr unglücklich gemacht!“

„An mir liegt nichts,“ erwiederte gottergeben die edle Frau. „Von Eurem Haupte, der Ihr unſchuldig ſeid, wird des Herrn Gnade das Unglück abwenden!“

Der Commandant erinnerte ſich plötzlich ſeiner Pflicht. Er wandte ſich zum Adjutanten und ſagte: „Schnell drei Kanonenſchüſſe! Ein Detachement von fünf und zwanzig Mann ſofort zur Verfolgung nach Gorkum!“ Darauf verließ er das Gemach und ſchloß ſelbſt die Thüre ab.

Drüben am Fenſter des Gärtnerhäuschens ſaß Elſje und ließ ihr weißes Tuch gegen Löwenſtein wehen; aber Niemand gab dort ein Zeichen, daß das ihre verſtanden worden ſei. Endlich ſah ſie das wehende Tuch und wußte nun, daß ſie verſtanden worden war. Ihr Zeichen ſagte der Herrin, daß de Groot's Flucht ungefährdet ausgeführt worden ſei.

In dieſem Augenblicke ertönten die drei ſich raſch folgenden Schüſſe, welche die Flucht eines Gefangenen ankündigten. Ganz Gorkum kam in Bewegung. Alles müßige Volk rannte nach dem Hafen, wo alsbald das Detachement landete.

Der bei den Booten zurückbleibende Soldat erzählte den Hergang einfach und wahr.

Nun ſtürmten Viele den Soldaten nach, um anzuzeigen, daß Daatſelaar um die Flucht wiſſe.

Daatſelaar war klug genug, jede Spur des Kaſtens zu vertilgen, ſo wie er die Kleidung de Groot's ebenfalls den Flammen übergeben hatte. Niemand hatte eigentlich das Hineintragen der Kiſte geſehen; noch weniger Jemand die Flucht aus dem Hauſe; er kam alſo blos mit dem Schrecken weg. Nach Piet van Halver wurde indeſſen geſucht, und als man ihn nicht fand, Elsje wie eine Verbrecherin nach Löwenſtein gebracht, wo ſie ihre liebe Herrin wiederſah, die dem ängſtlich gewordenen Mädchen Troſt und Muth zuſprach.

Vergebens fahndete man nach dem Entflohenen in Gorkum und der Umgegend.

Piet war ſogleich abgeſegelt, als de Groot ſein Boot betreten hatte. Wie ein Pfeil ſchoß das Boot durch die Wellen. So lange es noch hell war, wurde Piet's Seele von Angſt vor Verfolgung nicht frei; aber als nun die Nacht kam und der Mond mit ſeinem Lichte den Strom beglänzte, da wuchs ihm der Muth.

Bei einer Inſel legten ſie an, um ſich wärmer für die Nacht zu kleiden, denn in dem Schließkorbe waren Kleidungsſtücke für Piet und de Groot und Lebensmittel und Wein. Tiefer unten ſah Piet Hemden und allerlei nothwendige Dinge. Er kannte die Hand, die das Alles geſendet.

Sie erquickten ſich, und in wärmere Kleidung gehüllt, konnten ſie der Kühle der Nacht ſchon widerſtehen. An Schlafen durfte Keiner denken, und im Boote wäre auch kein Plätzchen geweſen.

Erſt als ſie an dem brabantiſchen Ufer eines Canals ein Dorf erreichten, ſagte de Groot: „Frage doch, Piet, wo wir ſind? So lange ſind wir ſchon gefahren, ohne daß wir wußten, wo wir uns befänden, daß es einmal Zeit iſt, darnach uns zu erkundigen.“

Sie legten an.

Es war allerdings ein brabantiſch Dorf, und als ſich Piet erkundigte, wie weit ſie noch bis Walwijk hätten, ſagte der Bauer: „Ihr erreicht's in zwei Stunden!“

„So nimm zwei Ruderer,“ ſagte de Groot. „Du hältſt es nicht mehr aus, Piet!“

Das geſchah denn auch, und das Boot glitt leicht über die ruhige Fläche des Waſſers, und in weniger als zwei Stunden landeten ſie in Walwijk und — waren gerettet.

Erſt jetzt fühlte Piet, wie er im Uebermaaße ſeine Kräfte angeſtrengt hatte, und wie Noth ihm die Ruhe und Pflege ſei, wenn er nicht erkranken ſolle.

Auch de Groot, der Mann, welcher leibliche Anſtrengung nicht kannte, hatte das Ruder oder den Riemen nach Piet's Anweiſung wacker geführt, theils um ſich zu erwärmen in den drei Nächten, welche ſie durchgefahren waren, theils um die Entfernung von dem Orte ſchnell zu vergrößern, von dannen ihm der Arm eines ungerechten Urtheils Gefahr drohete. Er fühlte ſich, trotz weniger Arbeit und Anſtrengung, dennoch nicht weniger angegriffen, als Piet auch.

Hugo de Groot fehlte es nicht am Gelde. Sein heldenmüthiges Weib hatte ihm das gebracht, was ihn auf lange Zeit vor allen Nahrungsſorgen bewahren konnte. Sie blieben daher in Walwijk, wo Piet ſein Boot gut verkaufte.

Aber erſt hier fiel es Hugo de Groot recht auf die Seele, was aus ſeiner Gattin werden würde. Erſt hier, wo er in voller Ruhe Alles überdenken konnte, begriff er die Größe des Opfers, das ihm Maria gebracht; erſt jetzt konnte er die Thatkraft, die Macht treuer Liebe erwägen, deren größte und ſchwerſte Probe ſie abgelegt. Mit dieſer Reihe der Vorſtellungen kam dann auch die quälende Ungewißheit über ihn, was ihr möchte geſchehen ſein.

Nicht minder war Piet's Seele wegen Elsje, wegen ſeiner Mutter, wegen des Gärtners und ſeiner Familie beſorgt. Er hatte van Houwening gebeten und dieſer es ihm auch verſprochen, Nachricht über Alles zu geben. Anfangs hatte der Gärtner gehofft, es werde der Sturm an ihm vorübergehen, ohne ihn mehr, als durch ſeiner Tochter Verhaftung zu berühren; allein darin hatte er ſich geirrt. Auch er und ſein Sohn Niels wurden verhaftet, verhört, aber nach einem Zeitraume von einigen Wochen wieder frei gegeben. Ueberhaupt ſchien es, als wolle man der ganzen Sache nicht den ſtrengen Nachdruck geben, wie es zu erwarten geweſen wäre. Vielleicht ſahen es manche der Richter de Groot's nicht einmal ungerne, daß er ihr ſtrenges Urtheil durch ſeine Flucht gemildert hatte.

VIII.

Als der erſte Schreck und Zorn des Commandanten vorüber war, trat bei ruhiger Ueberlegung auch die volle Bewunderung für das edle Weib bei ihm ein. Mit aller der Ehrerbietung, welche jetzt ſein Herz gegen ſie erfüllte, behandelte er ſie, und gleiche Geſinnung athmete der Bericht, den er abſtattete, ob er gleich bekennen mußte, daß er auf eine ihn blosſtellende Weiſe überliſtet worden ſei. Die einfache Darlegung des Sachverhalts, der durch die einzelnen Verhöre, welche der Fiskal in Gorkum erhoben, ſich herausſtellte, bewies allerdings, daß man in Löwenſtein etwas ſorglos und ſicher geworden war; allein der Glanz der rettenden

That Maria's de Groot, deren Kunde raſch das Land nach allen Richtungen durchflog, das man bald überall pries und ſelbſt auf den Straßen ſang, lähmte den Arm ſtrenger Gerechtigkeit, verſtopfte den erbitterten religiöſen Feinden de Groot's den Mund und ließ den Commandanten ſtraflos. Selbſt unter der Beſatzung der Feſtung herrſchte eine wahre Begeiſterung für die beiden Frauen im Gefängniß, deren Schönheit vollends zu ihren Gunſten das ganze, nicht kleine Gewicht geltend machte.

Eines Tages war es eben jener Soldat, den Piet Lips genannt, und der ihm bei ſeinem Verkehre mit Löwenſtein befreundet worden war, welcher die Bedienung der Gefangenen zu beſorgen hatte, da ſonſt im Schloſſe ſich kein weiblich Weſen befand. Als Elsje in das Vorgemach trat, erkannte ſie ihn.

Beide ſahen ſich einen Augenblick beſtürzt an.

„Armes Kind," ſagte der ehrliche Friesländer, „dir ging es ſchlimmer, als mir; freilich warſt du betheiligt; aber was iſt aus Piet geworden? Ich hab's wohl bemerkt, daß Ihr Zweie einander näher angehet!"

Elsje erröthete, aber ſie erwog ſchnell, daß ihr eine Offenheit, wie ſie der Ehrlichkeit des Menſchen gegenüber eigentlich geboten war, mehr nützen könne, als eine mädchenhafte Scheu.

„Ich weiß nichts von ihm," ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer, „ſeit er mit Herrn de Groot entflohen iſt."

„Aber, nicht wahr, du möchteſt etwas von ihm wiſſen?" fragte mit liſtigem Lächeln der Soldat, „oder ihm doch irgend eine Kunde ſenden. Weißt du, wo er iſt?"

„Ja, Lips, guter Lips!" rief das Mädchen. „Ich weiß, wo er iſt. Er lebt in Walwijk in Brabant; aber wie ſollt' ich ein Briefchen dahin bringen?"

Lips ging zur Thüre und ſah ſich überall um. Als er wiederkehrte, flüſterte er ihr zu: „Ich glaube nicht, daß ich eine Sünde thue — wenn ich dir meine Hilfe anbiete, ein Briefchen an ihn zu bringen. Ich behalte heute den Dienſt bei Euch. Willſt du bis dieſen Abend, wenn ich Euch den Thee bringe, ein Brieſlein ſchreiben, ſo bring' ich es deinem Vater morgen. Der mag's weiter beſorgen!"

„Lips," ſagte Elsje feierlich, „kann ich auf Euch zählen? Iſt es ehrlich und treu gemeint? Wollt Ihr mir vor Gott geloben, mich nicht zu betrügen?"

„Geh'," ſagte Lips, gekränkt von dem Mißtrauen, „geh', Kind, es iſt mir leid, daß ich dir Etwas geſagt habe! Ein Frieſe bricht ſein Wort nicht. — Doch — ich vergebe dir, weil ich deine Lage kenne. Wohlan, ich gelobe dir's vor Gott dem Allwiſſenden, ich will's treu beſorgen!"

„Dank, Dank!" rief Elsje und drückte die derbe Hand, daß dem ehrlichen Frieſen ein ſeltſam Gefühl prickelnd bis in die Fingerſpitzen drang.

„Es bleibt alſo dabei? Dieſen Abend geb' ich Euch ein Brieſchen!" Er nickte freundlich und ging.

Schnell eilte ſie in das Gemach zu Mevrouw Maria, und ohne die Speiſen zu berühren, eilten Beide zu ſchreiben. Der Brief wurde geſchloſſen, geſiegelt und am andern Tage war er in den Händen von Houwening's, der bereits wieder aus ſeiner kurzen Haft entlaſſen war.

Auch manchen mündlichen Auftrag richtete Lips aus, der Sorge und Kummer ſcheuchte.

Nach manchen Kreuz- und Querzügen gelangte der Brief nach Walwijk und in Piet's Hände. Darin lag einer an Herrn de Groot. Die Freude Beider war unbeſchreiblich.

Nun erſt verließ de Groot Walwijk und zog an andere Orte Brabants. Piet begleitete ihn als ſein Diener, denn er durfte nicht nach Gorkum zurückkehren.

Der Ruf Hugo de Groot's war längſt über die Grenzen Niederlands hinausgedrungen, und ſeine Verurtheilung und auf's Neue ſeine wunderbare Befreiung hatten die Augen ſeiner Verehrer auf ihn gelenkt. Von Paris aus erhielt er Einladungen an den Hof Ludwig's XIII., und der Wunſch nach irgend welcher geordneten Thätigkeit, die Schätze, welche die erſte Bücherſammlung Frankreichs ihm bot, gaben ihm Veranlaſſung, dorthin zu gehen, was freilich Piet's Seele mit Kummer erfüllte, weil er, der nie von Gorkum weggekommen war, mit Entſetzen an eine ſolche Entfernung dachte. Indeſſen blieb ihm nichts übrig, als ſeinem Herrn zu folgen, der mit großen Ehren aufgenommen wurde, und von Ludwig XIII. einen Jahrgehalt von 3000 Livres erhielt.

Von hier aus ſchrieb de Groot und er an van Houwening, der wohl Mittel finden konnte, die Einlagen an Mevrouw Maria und Elsje gelangen zu laſſen.

Als dieſe Briefe dort anlangten, hatte ſich bereits das Schickſal Beider entſchieden, das nämlich Elsje's und ihrer edlen Gebieterin.

Selbſt die kalten Herzen der hochmögenden Herren wurden durch ihre Heldenthat erwärmt, aber mehr wirkte die freundliche Geſinnung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, deſſen Einfluß auch die zur Milde ſtimmte, die im Haſſe kein Ziel kannten und unedel genug waren, das edle Weib büßen zu laſſen für ihre Liebe und Treue. Sie konnten am Ende den laut geäußerten Anſichten des Prinzen nicht Trotz bieten, und ſtimmten ein in das Urtheil, welches ihre ſofortige Befreiung ausſprach. Sie kehrte mit Elsje nach Gorkum zurück in das Stübchen, wo ſie in ſo großem Leide ausgeharrt, wo aber auch mit Elsje's Beirath der Plan zu des theuern Gatten Befreiung zur Reife gediehen war. Wo ſich ihr Gatte befand, das wußte ſie nicht, hoffte aber, daß an van Houwening gewiß eine Nachricht gelangen werde.

Monate floſſen indeß dahin, ehe jener Brief aus Paris in ihre Hände kam.

Während dieſer Zeit erkrankte Piet's gute Mutter ſchwer. Sie zählte ſiebzig Jahre und hatte des Leides viel erfahren und getragen mit frommem, gottergebenem Herzen. Sie hatte in die That ihres Sohnes gewilligt, weil ſie eine gottgefällige Handlung, die Errettung eines Glaubensgenoſſen aus den Banden eines ungerechten Urtheils darin erkannte, obwohl ſie wußte, ſie würde hienieden ihren Sohn nicht wiederſehen. Das war viel für ein Mutterherz! Sie trug aber eins jener ſeltenen und wahrhaft großen Herzen in der Bruſt, die das ſchwerſte Opfer für eine heilig erkannte Sache zu bringen fähig ſind. Frau de Groot's Beiſpiel hatte ſie und Elsje's weiche Mutter begeiſtert und zu Heldinnen gemacht. Der Abſchied Piet's hatte ihr freilich faſt das Herz abgedrückt; aber ſie hatte ihn ja geſegnet und droben im Vaterhauſe ſah ſie ihn wieder: der Glaube war in ihrer frommen Seele feſt wie ein Fels.

Frau de Groot und Elsje wichen nicht von ihrem Bette, und was der Reichthum vermag, Leiden zu mildern, das wurde in einem Maaße geboten, wie es dem Herzen der edlen Frau nur irgend zureichte; allein nichts vermag die Grenze hinauszurücken, die der Herr der Tage dem menſchlichen Leben geſetzt hat. Sie hauchte ſtille und friedlich ihre Seele aus und Piet war ihr letztes Wort, zu dem als göttlichen Troſt Frau de Groot die Worte ſprach:

„Jeſus ſpricht: Ich will Euch wieder ſehen und Eure Traurigkeit ſoll in Freude verwandelt werden.“

Da überflog ein wunderbarer Schein der Verklärung die Züge der Sterbenden und verließ ſie ſelbſt dann nicht, als der Tod ſein ſonſt ſo erſchütterndes Siegel völlig dem Antlitze aufgedrückt hatte. Elsje hatte ſie den letzten Mutterkuß für ihren guten Piet anvertraut. Auch in Bezug auf Piet's irdiſche Zukunft ſtarb ſie ohne Sorgen. Frau de Groot gab ihr die Verſicherung, daß ſie ſo für ihn ſorgen würde, daß er als wohlbehaltener Mann werde leben können. Daß das dem Mutterherzen eine ſchwere Bürde abnahm, zumal ſie die feſte Hoffnung nähren durfte, daß Piet ſo ſtraflos zurückkehren dürfe, wie Elsje von Löwenſtein heimgekehrt war, war gewiß.

Frau de Groot machte nun auch Anſtalten, ihr Wort zur That zu machen. Kaum war Piet's Mutter zur irdiſchen Ruhe im Grabe gebettet, da begann ſie, das Häuschen unter der Linde niederreißen und neu aufbauen zu laſſen. Es wurde größer, geräumiger, ſtattlicher. — Durch Vermittelung des, wenn auch nicht muthvollen, doch aalgewandten Daatſelaar, der ohnehin ſeine Schuld auf irgend eine Weiſe vergeſſen machen wollte, kaufte ſie alle die Güter an ſich, welche einſt Piet's Vater beſeſſen hatte; ja, ſie vergrößerte das Gütchen noch um ein Bedeutendes, faſt mehr als die Hälfte. Darauf mußte van Heuwening den Garten anſehnlich vergrößern; ihn anlegen und ein Treibhaus einrichten, wie es ſich Piet oft ſo warm gewünſcht hatte. Und als dies Alles im Werke war, da ließ ſie, die aus ihrem Vermögen dies Alles beſtritten hatte, eine Schenkungsurkunde für Piet und Elſje aufſetzen, und gab ſie dem entzückten und doch in jungfräulicher, heiliger Scham erglühenden, dankbaren Mädchen.

Als van Heuwening ſo recht mitten in der Arbeit war, welche ſie ihm reichlich lohnte, erhielt ſie und Elſje die Briefe von Paris.

„Gelobt ſei Gott!“ rief Maria in ſeliger Freude aus, als ſie den Brief geleſen.

Elſje ſchien weniger erfreut durch den Ihrigen, und das kam daher, daß Piet eine heiße Sehnſucht nach ihr, der Mutter, der Heimath — mit einem Worte, jenes tiefe Weh der Sehnſucht ausſprach, welches die deutſche Sprache mit dem wunderbar weich tönenden Worte Heimweh bezeichnet. Das Leben und Treiben in der großen, geräuſchvollen Stadt ſchien den guten Jungen zu erdrücken. Trotz der wimmelnden Welt, die ihn umgab, fühlte er ſich vereinzelt. Die Stunden wurden immer ſeltener, in denen er mit ſeinem theuern Herrn von der Heimath reden konnte, denn der war in alle hohen Kreiſen hineingezogen. Piet mußte ihn in vornehmer Livree oft begleiten, und verſtand keine Sylbe Franzöſiſch, wodurch er, der ohnehin eckig und ungewandt war, in die für ihn unangenehmſten Lagen kam; das Stichblatt der verfeinerten und verdorbenen Bedientenwelt wurde, und ſo von einem Widerwillen erfüllt wurde, den der grundehrliche Junge nicht mehr tragen konnte. Den ganzen Brief durchwehte eine leiſe Schwermuth. Man las es zwiſchen den Zeilen, wie er am Gemüthe, am Herzen litt; wie er ſich unglücklich und elend fühlte, und wie er ſein Häuschen unter der Linde, ſein Leben auf dem Werfte von Gerkum, im Garten van Heuwening's, in ſeinem, leider verlorenen, theuern Boote, als das Ziel aller ſeiner Wünſche anſah, als ein ſtilles Paradies, dahin er fürchtete, nicht mehr zurückkehren zu dürfen.

Elsje trocknete ſich eine ſtille Thräne und reichte dann, als ihre Herrin darum bat, dieſer den Brief. Sie aber ging hinaus in den Garten, um das belaſtete Herz zu erleichtern.

Nach einiger Zeit kam Mevrouw de Groot und ſuchte Elsje auf.

„Suche deine Thränen nicht zu verbergen, Kind," ſagte die edle Frau. „Der Brief hat mir ſelbſt welche ausgepreßt. Das iſt ein am Heimweh leidendes Gemüth, das ſo wahr, ſo natürlich, und darum ſo ergreifend ſein Leid ausſpricht. Leider wird ihn nun der Mutter Tod noch mehr ergreifen, noch tiefer beugen. Und dennoch muß er getröſtet werden. Niemanden wird das beſſer gelingen als dir, meine Tochter!"

„Ach," ſagte Elsje, „ich will ihm ſchreiben —."

„Nein, Kind, ſo mein' ich es nicht," fuhr Maria de Groot fort; „ſo nicht; vielmehr iſt es meine Meinung, du ſollſt ihn mündlich tröſten!"

„Ach, Ihr ſcherzet grauſam, gnädige Frau!" ſeufzte das Mädchen und ſah zur Erde.

„Scherzen, Kind? Ich ſcherze nicht!" ſprach Frau de Groot. „Willſt du mich allein nach Paris gehen laſſen, wenn ich ſchon Uebermorgen dahin aufbreche?"

Elsje erſchrak heftig. Sie ſah ihre Herrin mit ſtarren Blicken an.

„Nun, antworte mir,“ ſagte lächelnd mit ihrer jedes Herz bezwingenden Freundlichkeit Frau de Groot. „Wirſt du mich verlaſſen auf dieſer Reiſe, du, die du meine Rechte, mein Verſtand, mein Wille warſt als ich den Gatten rettete? — Kind, willſt du mich allein gehen laſſen?“

Da ſprang Elsje auf und eilte in die geöffneten Arme der Herrin, die ihre Freundin war. Sie ruhte an der treueſten Bruſt, die ſie lieb hatte, wie die eigene Mutter.

„Ja, ich begleite Euch!“ rief ſie, und eine Reihe Bilder eilte im Fluge an ihrem Geiſte vorbei, wie ſie das Gefühl nur hervorzaubern konnte, welches Piet's Brief ſo mächtig geweckt.

Beide gingen in das Haus, um der Eltern Einwilligung zu holen. Sie empfingen ſie, und raſch wurden die Vorbereitungen zur weiten Reiſe betrieben, und dieſe endlich am beſtimmten Tage angetreten, begleitet von den Segenswünſchen treuer, liebender, beſorgter Herzen.

IX.

Es war eine geraume Zeit ſpäter, als an einem Abende, da Hugo de Groot bei Hofe war, Piet zu Hauſe am Kamine ſaß, darin ein luſtig Feuer brannte. Der arme Junge war krank; aber leiblich war die Quelle der Krankheit nicht; ſie ſaß tief im Gemüthe. Und dennoch war er leiblich krank. Er fühlte ſich ſo matt, ſo kraftlos; er hatte gegen Speiſe und Trank einen Widerwillen und faſt immer war ſein Auge voll Thränen, denn ſeine Gedanken waren daheim, bei ſeinen Lieben.

Herr de Groot hatte kaum Zeit, ſich um den Zuſtand Piet's zu kümmern, ſo war er von allen Seiten in Anſpruch genommen. Da war der arme Junge ſich ſelbſt, ſeinen Gedanken, ſeinem Heimweh preisgegeben, und der Arzt, den ihm de Groot hielt, ſchüttelte den Kopf und meinte, aus dieſer Krankheit werde er nicht klug, ſie ſei in Frankreich nicht zu Hauſe.

Piet hörte, als er am Kamine ſaß, außen Tritte. Er ging langſam zur Thüre und — Frau de Groot ſtand vor ihm. War er ſchon bleich an und für ſich, ſo machte ihn der Schrecken der unerwarteten Erſcheinung jetzt noch bleicher. Er glich wirklich einer Leiche.

„Piet!“ ſagte ſie, „erſchreckſt du vor mir, ſo denke ich, erſchreckſt du nicht vor dieſer!“ Und mit dieſen Worten zog ſie Elsje, die hinter ihr ſtand, hervor.

Wie gelähmt, ſanken Piet's Arme herunter im erſten Augenblicke, aber dann hoben ſie ſich raſch, das erglühende Mädchen zu umarmen, und dann ſank in faſt lautem Weinen ſein Kopf auf Elsje's Schulter. Sie wollte ihn aufrichten, aus Scham vor ihrer Herrin.

„Laß ihn, Elsje, laß ihn,“ ſagte gerührt Frau de Groot, „dieſe Thränen ſind ihm Wohlthat und führen zur Geneſung!“ Sie trat in die innern Gemächer der prunkvollen Wohnung und ließ die Beiden allein.

Erſt gegen Abend kehrte Herr de Groot von Hofe zurück. Elsje ſah er zuerſt. Sie ſaß bei Piet am Kamine. Er weinte heftig, denn er hatte ſo dringend nach ſeiner Mutter gefragt, daß Elsje nicht mehr ausweichen konnte, ihm ihren Tod kund zu thun.

De Groot ſtarrte Elsje an. „Kind,“ rief er, „du biſt nicht allein, wo iſt meine Maria?“ Aber die Antwort des Mädchens wartete er nicht ab und eilte in die Gemächer, wo er die ihn ſehnſüchtig Erwartende und auch ſeine Sehnſucht ihr beglückendes Ziel fand.

Gar Vieles gab's zu erzählen, doch hatte Mevrouw Maria weniger zu verſchweigen als Elsje, die ihrer Herrin gelobt hatte, Piet Alles zu verſchweigen, was ſich auf ſein Haus und ſeinen Garten irgend bezöge. Von der Mutter beſonders erzählte ſie Piet, und das war Balſam für ſeine Seele.

Wohl war er tief betrübt, aber dennoch ging eine Veränderung in ihm vor. Sein Auge war klar und ſeine Wangen begannen nach wenigen Tagen ſich wieder zu röthen. Lächelnd bemerkte der Arzt gegen Herrn de Groot, das ſchöne Mädchen ſcheine die Heilkunde zwar nach einem andern Syſteme, aber mit einem ſo überraſchenden Erfolge auszuüben, daß er ſich mit der ſeinen ganz zurückziehen müſſe, zumal die Krankheit, wie ſie Piet gehabt, ſo eigenthümlicher Art geweſen ſei, wie ihm Aehnliches in ſeiner langen Praxis in Frankreich noch nicht vorgekommen ſei.

„Eins aber, ſag' ich dir, Elsje," ſprach in einer vertraulichen Stunde Piet, „wenn ich leben und geneſen ſoll, muß ich aus dieſem abſcheulichen, wälſchen Lande; muß wieder niederländiſche Luft athmen."

Elsje ſeufzte tief. „Wirſt du denn heimkehren dürfen?" fragte ſie.

„So hab' ich mich auch gefragt," ſagte darauf Piet, „aber deine und Mevrouw's Freiheit reden ja dafür. Haben ſie Euch frei gegeben, warum ſollten ſie mich ſtrafen, warum allein mich verfolgen?"

Herr de Groot hörte im Nebenzimmer dieſe Worte. Er trat zu ihnen heraus.

„Piet," ſagte er, „ſei geduldig noch eine kleine Zeit. Ich ſelbſt hoffe ins Vaterland zurückzukehren, denn mir geht's wie dir, hier gefällt mir's nicht!"

Zu dieſer Aeußerung hatte er zureichenden Grund. Er hatte dem mächtigen Richelieu nicht genug geſchmeichelt, nicht genug ſich gebeugt vor dem ſtolzen Manne, deſſen Launen Frankreich zitternd ſich fügte, der König war, ohne es doch zu ſein, weil er den König am Gängelbande leitete und nur ſein Wille, nicht der des Königs, geſchah.

Der mächtige Miniſter bereitete de Groot manche Kränkung;

entfremdete ihn dem Könige und entzog ihm ſelbſt den Gehalt von 3000 Livres. Hugo de Groot fühlte ſich tief gekränkt, und würde augenblicklich Paris und Frankreich verlaſſen haben, hätte er nicht gehofft, der edle, ihm wohlwollende Prinz Friedrich Heinrich von Oranien bewirke ſeine Zurückberufung ins Vaterland. Dieſe erfolgte zwar nicht, aber ein Brief voll Wohlwollen und Hochachtung, den ihm der Prinz in dieſer Zeit ſchrieb, bewog ihn zu einem raſchen Entſchluſſe.

Er verließ plötzlich Paris und Frankreich, und betrat mit ſichern Hoffnungen den Boden des Vaterlandes wieder. Nach Gorkum drängte Mevrouw Maria. Dort wollte ſie ihm das Stübchen zeigen, wo ſie getrauert, wo der Plan gereift war, der ſeine Befreiung erzielte, und — dort wollte ſie die Menſchen belohnen, die ihr ſo treu und wacker zur Seite geſtanden und ihr ſo große Opfer gebracht hatten.

Unausſprechlich war die Freude im Hauſe van Houwening's, groß die Theilnahme in Gorkum und die Liebe und Ehrerbietung, welche man dem großen Manne bewies. Piet war völlig geneſen, ehe er Frankreich verließ. Des Doctors Wort war bewährt worden. Dennoch war er traurig, als er am Abend Gorkum erreichte und wußte, daß er das treue Mutterherz nicht mehr fände. Er wollte noch am Abend in ſein Haus eilen; allein das wußte Herr de Groot zu verhindern, und am Morgen begleiteten ſie ihn alle.

Betroffen ſtand er da, als er das neue, ſchöne Haus ſah, das doch unter der herrlichen Linde ſtand; noch betroffener machte ihn der Garten mit dem Treibhauſe; das neu eingehegte Feld, das noch eine weitere Ausdehnung hatte, als es jemals Eigenthum ſeines Vaters geweſen war.

„Was iſt hier geſchehen?“ rief er ganz erſchrocken aus. „Iſt das Alles confiscirt, verſteigert worden und in fremde Hände gelangt?“

Da reichte ihm Elsje die Schenkungsurkunde. Er las ſie durch und dann ſtand er da und ſah bald Herrn, bald Mevrouw de Groot an. — Er wollte reden — aber er konnte nicht. Die Lippe bebte, und endlich trat ihm eine Thräne in das Auge, die den Bann löſte.

„Ach,“ ſagte er, „gnädiger Herr —“

„Piet,“ rief de Groot, „danke mir nicht, ſonſt beſchämſt du mich. Ich bin und bleibe dir und Elsje zu ewigem Danke verpflichtet. Freiheit, Heimath — Alles, was dem Herzen theuer iſt, habt Ihr mir zum Opfer gebracht: das läßt ſich nicht belohnen, nicht vergelten. Nimm das als Beweis unſerer nie erlöſchenden Liebe und Dankbarkeit; aber Vater van Houwening,“ wandte er ſich an dieſen, „laßt uns in den wenigen Tagen, die wir hier weilen, ein frohes Feſt feiern, die Hochzeit Piet's und Elsje's!“

„In Gottes Namen!“ ſprach der Gärtner.

Da war die Freude voll und alle gingen in das ſchöne, neue Haus, das einfach und beſcheiden, wie es zu Elsje's Sinn paßte, eingerichtet war, ſo daß ſie es morgen ſchon beziehen konnten.

Das Alles hatte im Auftrage der Frau de Groot der alte Gärtner beſorgt.

Hand in Hand durchſtreifte das glückliche Paar Haus, Garten und Feld. Ihre Freude, ihr Glück hatte kein Maaß, und dennoch ſagte Piet, die Hand auf das Herz legend: „Hätte das doch meine liebe Mutter noch erlebt!“

Elsje blickte ihn liebevoll an und ſagte: „Lieber Piet, ſie ſieht vom Himmel auf uns nieder und freuet ſich unſeres Glückes!“

Piet drückte innig ihre Hand, und blickte hinauf in das reine Blau des frühlinglichen Himmels lange Zeit und mit einem Gefühle, deſſen Ausdruck ſein Antlitz verklärte.

„Es iſt Gottes Wille ſo geweſen, daß ich ſie nicht wieder finden ſollte,“ ſagte er dann. „Ich will mich in Demuth beugen; aber in unſerer Liebe wird ſie bleiben, nicht wahr, Elsje?“

„Und wir in der ihrigen,“ ſagte das Mädchen, „und das iſt ein Band, das Himmel und Erde verbindet!“

Dieſer Ton einer geläuterten Liebe, eines lebendigen Glaubens und eines heiligen Ernſtes war auch über die Hochzeitsfeier ausgegoſſen, die ſie in der Stille begangen, bei der, außer dem Ehepaare de Groot, nur die Frau Daatſelaar und ihr Bruder, der Maurer, anweſend waren, denn Baas Daatſelaar hatte eine Abhaltung. — Freilich — es war die Scham über ſeine Muthloſigkeit und Unfähigkeit, ein Opfer der Treue zu bringen, was ihn aus dem Kreiſe bannte, der ſich um das glückliche Paar ſchloß.

Hugo de Groot und ſeine Gattin begaben ſich nach dem Haag; aber ihre Ankunft war das Zeichen für die feindliche Partei, ſich mit aller Macht gegen den verhaßten Remonſtranten zu erheben, deſſen Anſehen, deſſen Gelehrſamkeit man fürchtete. Der Prinz vermochte nicht zu hintertreiben, daß der Urtheilsſpruch einer ewigen Verbannung aus dem Vaterlande den vielgeprüften, edlen Mann traf: Mevrouw Maria theilte ſein Loos. Als ſie ſich nach Hamburg begaben, weilten ſie noch einmal einige Stunden bei Elsje und Piet, und verließen, von ihren Segenswünſchen begleitet, das theure Heimathland. Beide Familien blieben in einer ſtäten Verbindung, und manches Zeichen dauernder Liebe empfingen Elsje und Piet von Schweden aus, wohin de Groot ſich begab. Wie groß auch die Ehre und das Anſehen war, welches er in Stockholm empfing, ſo überwog dennoch die Liebe zum Vaterlande; als beſſere Geſinnung ihm dort entgegen kam. Aber er ſollte Holland nicht wiederſehen. Er wurde auf der Heimreiſe, als ihn ein Sturm nach Pommern verſchlagen hatte, in Roſtock krank und ſtarb dort. Und ſein treues Weib kehrte heim ins Land der Väter, aber allein. — In dem Gartenhauſe unter der Linde bei Gorkum weilte ſie oft und lange Zeit und freute ſich des Glückes zweier Menſchen, deren Liebe und Treue die ſchwerſte Probe beſtanden hatte. Um Piet und Elsje blühte ein lieblicher Kinderkreis, und als Elsje's Vater auch das Zeitliche geſegnet hatte und ihre Schweſtern glückliche Frauen braver Männer geworden waren, zog die Mutter zu ihr in das Haus unter der Linde, und Jan übernahm die Gärtnerei des Vaters. Claas hatte ſich bei dem kinderloſen Cornelius van Breigem ſo beliebt gemacht, daß er ihm das Schiff het Lammetje vermachte. Niels und der jüngſte Bruder wurden wackere Schiffszimmerleute, und es zeigte ſich hier, wie überall, daß das Wort eine unzerſtörbare Wahrheit iſt: „Der Segen frommer Eltern bauet den Kindern Häuſer.“ Wo aber der Name Maria de Groot genannt wurde, und heute noch wird, da nennt man auch den: Elsje's van Houwening und Piet's van Halver, und Niederland weiß die Treue zu ſchätzen.

Familienzüge.

Eine Geſchichte.

I.

Es iſt etwas jedermänniglich Bekanntes, daß die Geſichtszüge der Eltern, wenn auch noch ſo ſehr die Züge der Kinder unter einander verſchieden ſind, ſich in Allen wiederſpiegeln oder daß ein irgend ſcharfes Auge ſchnell das Allen Gemeinſame herausfindet und ſie als Geſchwiſter und Kinder ihrer Eltern wiedererkennet.

Aus meinen Lebensfahrten taucht mir eine Erinnerung auf, die eben an dieſe Erfahrungsthatſachen ſich anſchließt. Ich will ſie hier erzählen.

Als gegen den Schluß des Jahres 1813 Blücher zu Höchſt am Main in dem ſtattlichen Hauſe des Frankfurter Schnupftabaksfabrikanten Bolongaro ſaß und ſeine Pläne mit Gneiſenau berieth, wurde der Rheinübergang bei Caub in der Neujahrsnacht 1814 beſchloſſen. Das war ſicher ein Geheimniß des Feldherrn und ſeiner Beiräthe und die hielten auch ſicherlich reinen Mund; dennoch brachten Napoleon's Spione, unter denen der berühmte oder berüchtigte Elſaſſer Schulmeiſter der Schlaueſte und Pfiffigſte war, Alles heraus und die Franzoſen, welche auf dem linken Rheinufer in den Quartieren lagen, wußten es ſo ſicher, als daß zweimal zwei vier iſt.

Nicht fern von der Stelle, wo in der gedachten Neujahrsnacht die Brücke über den Rhein geſchlagen wurde, zieht ſich auf dem linken Ufer des Rheines ein ziemlich enges Thal hinein, welches etwa eine Stunde vom Flußufer ſo hoch angeſtiegen iſt, daß es in das Hunsrücker Hochland ausläuft. Zwei Dörfer liegen in dieſem engen, aber ſchönen Thale, tief in den Bergen verſteckt.

Weinbau iſt ihr hauptſächlichſter Nahrungszweig, und die Berge ſind von der ſchmalen Thalſohle bis zum Gipfel auf der Südſeite mit Reben bepflanzt. Die entgegengeſetzte Seite des gegenüber liegenden Berges iſt mit Frucht- und Gemüſefeldern und Obſtbäumen bedeckt, unter denen der ſchöne, dem Feldbau aber wenig förderliche Nußbaum eine Hauptſtelle einnimmt, und durch ſeine ſtattliche Geſtalt und dunkles Grün den Reiz der Landſchaft erhöht.

In einem dieſer Dörfer lebte eine Familie, man wußte nicht recht, von was. Sie ſtammte von einem ehemals pfälziſchen Beamten ab, war aber herunter gekommen und hatte jetzt einige Morgen, freilich ausgezeichneter, Weinberge, einige Morgen Ackerland oben auf der Fläche des Gebirges, und vielleicht auch einige Morgen jener mit Obſtbäumen bepflanzter Bergfelder, die freilich wohl in recht gutem Baue erhalten wurden. Was war aber das unter ſo Viele? fragten Manche. Der Vater hatte kein Amt, das ihm etwas Sicheres einbrachte und es waren fünf Kinder zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen. Dann und wann verkaufte und beſorgte er wohl ein Dutzend Fuder Wein für auswärtige Kaufleute, was ihm etwas abwarf, aber das war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Wie geſagt, Mancher ſchüttelte den Kopf, wenn er erwog, wie ſich die Leute durchſchlügen, begriff es aber nicht.

Wer freilich einen tieferen Blick in das Hausweſen und Familienleben thun konnte, der faßte es doch leichter auf; denn er blickte da in eine muſterhaft geregelte Haushaltung; er erkannte da ein ſo durchaus einfaches, demüthiges, anſpruchloſes Leben, wie es kaum der Bauer im Dorfe führte; er ſah ein Ineinandergreifen des einfachſten Räderwerkes der Familie; eine ununterbrochene Thätigkeit, daß er vor der vortrefflichen Frau und dem anſpruchloſen Manne einen gehörigen Reſpect bekam; und wenn er erſt erkannte, wie da in Allem und in Allen nur die reichſte gegenſeitige Liebe waltete, wie Eins im Glücke des Andern das ſeine ſand; wie Jedes ſo gerne entbehrte, um Allen zu dienen — der gewann noch mehr, als Reſpect, der lernte dieſe Familie lieben.

Wie geſagt, zuzuſetzen hatten ſie Nichts. Das Jahr 1813 war zwar fruchtbar geweſen und an Lebensmitteln gebrach es nicht für Menſchen und Thiere, aber der Wein, die einzige Geldquelle, war mißrathen, war ein Sauermus, den kaum ein ehrlich Chriſtengemüth trinken konnte, Handelsartikel war er vollends nicht.

Nach der Schlacht bei Hanau hatte man von Mainz aus das linke Rheinufer beſetzen laſſen; aber was war das für eine Beſatzung? Gott erbarme ſich! Halbverhungerte, an Kleidern und Leinwand und Schuhen völlig aufgeriſſene, das Lazarethfieber in den Gliedern tragende Menſchen ohne Halt, Muth und Zuverſicht. Das war die Beſatzung, die das linke Rheinufer gegen Blücher's begeiſtertes Heer vertheidigen ſollte! —

In dem Dorfe, von dem ich rede, lagen fünf und fünfzig Mann. Darunter waren dreierlei Huſaren, Lanciers, Dragoner — ohne Pferde; Artilleriſten ohne Artillerie; Jäger, Linienſoldaten, Trainſoldaten, in summa, es waren außer der alten und jungen Garde, faſt alle Waffengattungen der franzöſiſchen Armee vertreten. Nach ihrer dienſtlichen Stellung ſah's noch bunter aus. Dreizehn Offiziere, meiſt Lieutenants, einem alten, ſchnurrbärtigen Hauptmann untergeben; acht Trompeter, drei Trommler, eine Menge Fouriere, Corporäle — kurz, es war ein Sammelſurium der wunderbarſten Art. Bald aber hätte ich eine Gattung vergeſſen.

Napoleon errichtete 1812 eine ſogenannte Ehrengarde. Die hatten ganz beſondere Beſtimmung, doch lief ſie am Ende darauf hinaus, ſich gemüthlich todtſchießen zu laſſen, wie die Andern auch. Dieſe Ehrengarde hatte, weil ſie aus den Reichſten des Landes beſtand, die Ehre und das große Vorrecht, ſich ſelbſt auszurüſten mit Kleidung, Waffen und Pferden. Dieſe Ehre war ſehr lockend, denn blitzſchnell ſtand die ſcharlachroth gekleidete Ehrengarde auf den Beinen, oder vielmehr, ſie ſaß im Sattel. Ohne Zweifel ein patenter Patriotismus; aber wer hinter die Couliſſen blickte und das entſchiedene: Entweder — Oder kannte, der kam von dieſer Anſicht, die ohnehin keine Wurzel hatte, ſchnell zurück und ſagte mit dem Hunsrücker: „Muß iſt ein ſchwer Gemüſe!“ Um von dieſer Abſchweifung wieder einzulenken, als die buntſcheckige Schaar Rheinuferveriheidiger in das Dorf einrückte, war auch ſo ein hochrother Ehrengardiſt dabei, der, ſeit ſein Pferd gefallen war, wie die anderen Reiter zu Schuſters Rappen ſeine Zuflucht genommen und in dem loſen Boden watete, wie ſie.

Es war ein bleicher Jüngling, fein und zierlich anzuſehen, dem das Gehen gar nicht gut zu Geſichte ſtand, denn er trug des Lazarethfiebers ſchauerlichen Keim in ſeinen jungen Gliedern und war vornehmer Leute Kind, konnte das Kommißbrod nicht recht verdauen und Manches, was drum und dran hing; ſah ſäuerlich und kummervoll drein und war er ein Belgier von Heimath und eines reichen Fabrikanten Sohn von Geburt.

Als die Leute einquartirt wurden, kam der bleiche Ehrengardiſt zu der Familie ins Quartier, von der ich vorher geredet habe und deren Namen ich nun nennen muß. Sie hieß Sturm.

Als er ſich dem Hauſe näherte, ſtand Herr Sturm und ſeine treffliche Frau am Fenſter, um zu ſehen, was für ein franzöſiſches Stück ihnen von dem Syndic, wie damals die Ortsvorſteher titulirt wurden, zugedacht worden ſei.

„Du lieber Gott,“ ſagte Sturm zu ſeiner Frau, „auch ſo ein vornehm Mutterkind, das freiwillig Ehrengardiſt werden mußte! Der hat gewiß den Koſaken nicht viel Leids gethan!“

„Wenn er überhaupt Pulver gerochen hat?“ ſagte mitleidig die gute Frau.

„Jedenfalls hat er ſein Pferd verloren, das ihm vielleicht unter dem Leibe iſt todtgeſchoſſen worden,“ verſetzte Sturm.

„Oder es iſt ihm auf der Flucht geſtürzt und hat von den Koſaken eine andere Beſtimmung erhalten?“ meinte die Frau — — „denn ich glaube, das Heldenthum der Ehrengarde war nicht weit her? Aber ſieh' mal, lieber Mann, wie er ſchwankt! Den wird unſer Kaffee wohl thun. Lieber Gott, was für ein Milchläppchen!"

Damit klopfte es beſcheiden und nichts weniger als heldenkühn an der Stubenthür und der Ehrengardiſt trat herein. Ein Soldat brachte ſeinen rothen Mantelſack, der unmittelbar hinter der Truppe, wie alle Torniſter ꝛc. hergefahren worden war. Die beiden Ehegatten nahmen den jungen Mann um ſeiner ſelbſt willen freundlich auf.

Es war naßkalt draußen, es ſtritt Regen und Schnee um die Herrſchaft und der Sturm tobte, und er fror ſehr, der arme Ehrengardiſt.

Ein weicher, alter Großvaterſeſſel wurde zum Ofen gerückt, der Kaffeetiſch daneben bereitet, denn es war ja um die dritte Nachmittagsſtunde, wo man am Rheine Kaffee zu trinken pflegt, und Ofenwärme und Kaffeewärme und noch Etwas, das eigentlich in der Luft des Hauſes lag, und was man mit dem vielſagenden Worte: „Gemüthlichkeit" bezeichnet, bewirkten, daß mit dem Behagen des Ehrengardiſten Herz aufthaute.

„Ich bin hier bei biedern Deutſchen," ſagte er und es klangen die Worte ſchier wehmüthig — „und fühle mich ſeit langer Zeit zum erſten Male wohl. Dank, herzlichen Dank ſei Ihnen geſagt!"

„Ein Deutſcher?" fragte erſtaunt Sturm.

„Verzeihen Sie," entgegnete der junge Mann, „ich bin Belgier, aber in Deutſchland erzogen und habe lange genug darin gelebt, um das uns Vlämingen ſtammverwandte Volk lieben zu lernen."

„Wenn's keine Flauſen ſind?" dachte Sturm und ſchwieg.

„Ach, verkennen Sie mich nicht," bat der Ehrengardiſt, der etwas von dem errathen zu haben ſchien, was Sturm gedacht. „Ich weiß recht gut, warum Sie mißtrauiſch ſind. Die Schule der Erfahrung bringt auch das leider mit ſich; aber ich weiß auch, wie es hier zu Lande in den Herzen ausſieht, und ſage Ihnen einfach, daß es in dem meinen ebenſo ſteht. Es iſt Zeit, daß wir offen reden. Die Stunde der Erlöſung von der Zuchtruthe iſt da. Bis zu Neujahr wird Alles anders — oder glauben Sie, er könne und werde das linke Rheinufer vertheidigen? Sehen Sie uns an, wie wir hier einzogen, ſo ſieht es um die Armee aus, die über den Rhein floh, trotz der lügenhaften Bülletins!“

„Halten Sie ein, junger Mann!“ rief Sturm. „Hier könnten die Wände Ohren haben. Wir leben in Verhältniſſen, welche die Zunge binden und das Herz verſchließen.“

„Und wenn ſie Ohren hätten?“ fuhr der Ehrengardiſt fort. „Glauben Sie denn, dieſe Sprache würde nicht von Allen geführt, die er verrathen hat? Meinen Sie, ich allein rede ſo? Hören Sie alle die, welche mit mir hier einzogen, ſie haben nur Eine Stimme, die des Fluches für Napoleon, der uns verrieth in Mainz, wie er es in Rußland gethan!“

Sturm, der gar wohl wußte, wie man in dieſem Lande die Zunge hatte wahren müſſen, wo überall wälſche Ohren horchten, erſchrak ordentlich über des Jünglings kecke Rede; aber der ließ ſich nicht zurückhalten und machte einmal ſeinem Herzen Luft. Seine Geſinnung fand aber in Sturm's Herzen einen ſo ſtarken Widerhall, daß dieſer endlich auch von der Leber weg redete und Beide ſich ſo die Herzen leicht machten. Dadurch war denn der Weg gebahnt zum treuherzigen Aneinanderſchließen. Dazu half aber auch noch des Ehrengardiſten Kinderliebe. Schnell hing dieſe fröhliche Zunft an dem Rothen, wie ſie ihn nannten, der unerſchöpflich war in Necken, Spielen und Herumtummeln. Kurz, es war bald zwiſchen der Familie Sturm's und dem Ehrengardiſten ein ſo trauliches Verhältniß, als ob ſie Jahrelang zuſammen gelebt hätten. Ueberdies that es der reiche junge Mann durchaus anders nicht, als daß er Koſtgeld zahlte. Er mochte Scharfblick genug gehabt haben, der Familie Lage zu durchſchauen, und um nicht Bürde zu ſein, gab er lieber das, was ihm kein Opfer war. So verſtrich der November in ſtets innigerem Aneinanderſchließen und Kreymans, wie der Ehrengardiſt hieß, fühlte ſich ſo wohl, als wäre er im Kreiſe der Seinen, mit denen er häufig Briefe wechſelte. Dennoch war er ſtets unwohl und brachte manche Tage im Bette zu. Seine Natur war ſtärker, als er ausſah; aber als der December endlich eiſig kalt hereinbrach, trat plötzlich die langgetragene Krankheit entſchieden hervor. Es war das Nervenfieber, daran ließ ſich nicht zweifeln, dieſe damals mörderiſch herrſchende Krankheit. Sturm's pflegten ihn mit hingebender Liebe und Treue.

Da überall kein Militärarzt war, ſo ließ Sturm den Arzt des nächſten Städtchens holen, der wohl auch ihn und ſeine Familie in kranken Tagen behandelt hatte. Er war ein alter, erfahrener, beſorgter Mann, der die Krankheit des jungen Mannes ſehr ernſt anſah. Er traute ihm kaum die Kraft zu, ſie zu überwinden. Dieſe Nachricht traf die Familie Sturm ſehr hart, eines Theils, weil ſie einen warmen Antheil an dem jungen Krepmans nahm, anderen Theils, weil ſie es tief empfanden, wie ſchwer es ihm und den Seinen werden mußte, wenn er hier ſterben ſollte, und endlich, weil die Kriegsereigniſſe mit jedem Tage ihrer Entſcheidung näher rückten; denn bereits zeigten ſich Koſaken am Naſſauiſchen Ufer des Rheines, auch wohl Preußen, und man munkelte hier und da, Blücher habe eine Proclamation an die Bewohner des linken Rheinufers ergehen laſſen, die man hier und da geleſen haben wollte. Zuletzt, und das ließ ſich bei aller Liebe und chriſtlichen Hingabe und Barmherzigkeit nicht leugnen, hatte es denn doch viel Schweres, einen Wildfremden an einer ebenſo anſteckenden, als verheerenden Krankheit in Winterstagen pflegen zu müſſen, mit der Ausſicht, daß er dieſer Krankheit erliegen werde. Es lag ein ſchweres Leid auf Sturm's Hauſe, das ſah man jedem Gliede deſſelben an. Und die Krankheit des Armen ſtieg mit jedem Tage. Er redete irre. Schauerbilder des Krieges waren es bald, die ſeine wirren Gedanken beſchäftigten, bald wieder ſolche eines glücklichen Familienlebens in der Heimath, aus denen das ſehnſüchtige Verlangen nach Vater und Mutter ſich unſchwer erkennen ließ.

Der Arzt that ſeine Pflicht und die liebevollſte Pflege das ihre in unermüdlicher Treue. Erſt am ein und zwanzigſten Tage trat eine Entſcheidung ein. Der Arzt blieb die ganze Nacht am

Krankenbette und erſt gegen Morgen ſagte er freudig: „Gottlob, er hat's überwunden und wird nun, wenn nicht ein Rückfall kommt, geneſen!" Das war eine Freudenbotſchaft für Sturm's! Aber Kreymans war ſo unendlich ſchwach, daß er kaum irgend ein Zeichen der Theilnahme geben konnte. Der Arzt gab die allerbeſtimmteſten Verordnungen und kehrte dann heim.

Mittlerweile hatte ſich Vieles geändert im Zuſtande der öffentlichen Verhältniſſe. Die Franzoſen verkehrten viel heimlich mit einander. Es war eine gewiſſe Unruhe bei ihnen zu bemerken. Sie machten den Bewohnern des Landes unendlich bange vor den Deutſchen, beſonders aber vor den Ruſſen, und allermeiſt vor den Koſaken, die ihnen als die Greuel aller Greuel erſchienen. Sie warnten, man möge den Vorſpiegelungen nicht trauen, welche von Blücher verbreitet würden; das ſeien eitel Spiegelfechtereien, denn man würde das linke Rheinufer als Feindesland betrachten und behandeln, und dergleichen mehr. Da konnte es nicht fehlen, daß die Ungewißheit die Furcht gebar, und dieſe mit jedem Tage ſtieg, je näher der Schluß des Jahres heranrückte.

Es war am Tage vor dem heiligen Chriſtfeſte, das dieſes Mal für die unglücklichen Landeseinwohner, die ſich als Franzoſen ſollten behandelt ſehen und doch von ganzer Seele ihre Dränger haßten und echt deutſch, wie nach ihrer Abkunft, ſo nach ihrer innerſten Geſinnung waren, leider kein Freudenfeſt war, als der ſchnurrbärtige Hauptmann in Sturm's Stube trat, der am Ofen ſaß und leiſe ſchlief, weil er die Nacht bei Kreymans gewacht hatte.

„Wie ſteht es um den Kranken?" fragte er theilnehmend nach kurzem Gruße.

Sturm theilte ihm mit, was der Arzt geſagt, und was er ſelbſt von der Krankheit wußte, beſonders die ungeheure Schwäche des Leidenden.

„Das iſt ſehr ſchlimm," fuhr der Capitän fort, „und mir wegen des Kranken und Ihrer ſelbſt, der Sie an ihm ſo ſchön handelten, ſehr leid, denn im Vertrauen ſage ich Ihnen, wir haben Ordre, uns gegen das Innere Frankreich's zurückzuziehen. Bei Saarbrücken wird ſich, ohne Zweifel, die Armee ſammeln, und dann der Krieg erſt recht ſeinen Anfang nehmen. Kreymans muß hier bleiben. Helfe ihm und Ihnen der Himmel, wenn der Feind über den Rhein bricht! Verbergen Sie ihn gut, wenn Sie nicht als Verräther wollen behandelt werden! — Adieu!"

Damit ging der Capitän und ließ Sturm in einer Lage zurück, die wahrlich nicht beneidenswerth war. Und er mußte, wollte er nicht auch ſein theures Weib unglücklich machen, in die eigene Bruſt verſchließen, was er wußte, und was ihn ſo ſehr zu Boden drückte. — „Hilf Herr!" ſeufzte er.

Es war ſo, wie der Capitän geſagt. Am Tage nach dem heiligen Weihnachtsfeſte zogen alle Franzoſen in der Stille des Frühmorgens ab. Kreymans ahnte davon Nichts und durfte auch nichts davon ahnen.

Das Stübchen, worin er lag, hatte einen Ausgang nach der Flur des zweiten Geſchoſſes und einen in eine Stube, die neben an lag und die ſelbſt mit der Flur wieder verbunden war. Sturm ließ vor die auf die Flur mündende Thüre Kreymans einen Schrank ſtellen, der ſie völlig verbarg, um ſie den Blicken zu entziehen und ſagte nun erſt, als er's nicht mehr verſchweigen konnte, ſeiner Frau, wie es ſtand. Sie erſchrak auf den Tod; aber, wie das weibliche Gemüth ſtärker iſt im Glauben, als das männliche überhaupt, ſo gewann auch ſie bald wieder die Ruhe eines gläubigen Herzens im Gebete, und ſagte zu ihrem Gatten: „Wir haben an dem Fremdling gehandelt, wie uns der Heiland in dem Gleichniſſe von dem Samariter lehrt; er wird uns auch nicht verlaſſen!" Und in dieſer frommen Ueberzeugung kämpfte ſich ihre Seele frei von den laſtenden Feſſeln der Furcht und wurde freudig, ihre Pflicht an dem ſehr langſam in ſeiner Geneſung fortſchreitenden Kreymans zu üben, ſo treu als jemals, ja ſie hob des Gatten geſunkenen Muth wieder, den Ereigniſſen ruhig entgegen zu ſehen, wie drohend ſie ihnen auch geſchildert worden waren.

II.

Die Tage bis zum 31. December 1813 ſchlichen den Bewohnern des linken Rheinufers unter dem traurigen Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung hin. Die väterlichen Worte Blücher's, des alten, greiſen Helden, deſſen Ruhm in jedem Munde war, den man als Hort und Troſt anſah, ſcheuchten mehr und mehr die Furcht vor der Verwüſtung des Landes, von Mord und Plünderung, wie es die Franzoſen, denen das Gewiſſen freilich ſagte, ihr Land verdiene kaum ein anderes Vergeltungsrecht, voraus geſagt hatten. Dennoch verhehlte man ſich nicht, daß es Opfer koſten würde; aber wenn gleich, opferbereit war das Volk und froh, wenn nur einmal die verhaßten Dränger aus dem Lande getrieben waren und der friſche Aſt des deutſchen Baumes wieder Lebensſäfte aus dem Marke und den Wurzeln des Vaterlandes ziehen konnte, wenn ein urdeutſcher Stamm ſich mit ſeinem treuen, fröhlichen Herzen wieder an die Mutterbruſt des Vaterlandes legen und lehnen und nicht länger das wälſche, fremde Volk als ſeine es ausbeutenden Beherrſcher betrachten durfte. Heimlich drückte man ſich die Hände und das: Bald! bald! drückte aus, was man hoffte und erſehnte. Die unverkennbarſten Anzeigen des nahen Ueberganges bei Caub waren kaum mehr zu bezweifeln.

Wer oben auf den Höhen der Berge ſtand, konnte drüben, bei dem Dorfe Weiſel, gar ahnungsvolles Blinken der Waffen im Sonnenſtrahle ſehen; er konnte ein dumpfes Rollen hören, wenn der Oſtwind es herüber trug, und auch dann und wann erſchienen einzelne Trupps, welche die Rheinufer ſcharf mit Fernröhren belugten, am Rande der Berge.

Aber da war keine Wehr noch Anſtalt zu bemerken, die den muthmaßlichen Rheinübergang hätte wehren wollen oder können.

Hin und wieder ſtanden in den Uferſtädtchen noch ein paar Hundert Soldaten, denen es aber ſo kriegeriſch zu Muthe war, daß ſie die Flügel bis zur Erde hangen ließen und ſcheu um ſich blickten, harrend der Botſchaft, daß ſie links kehrt machen ſollten. Das thaten ſie denn auch vor dem verhängnißvollen Augenblicke und es ſcheint, als wäre die Verwirrung ſo groß geweſen, daß man ſie — vergeſſen hätte, wenn ſie ſich nicht ſelbſt retteten.

Und als die zwölfte Stunde ſchlug und das Jahr ſchied, da ſandte Blücher ſeine wackeren Lützower in Kähnen herüber, ſeine Schleſier folgten und am Morgen des neuen Jahres ſtand die Brücke an der Pfalz und Regimenter auf Regimenter rückten herüber; die Kanonen rollten drüber hin, daß ſie ſich beugte, und in der Nacht dieſes erſten Tages einer neuen Zeit für das ſchöne Rheinland hörten Sturm's das dumpfe Hummern der Kanonen auf der harten Erde, welches die ſtille Nacht bis in das tiefe Thal dröhnen ließ, über dem, ſchier eine Stunde breit, die alte Pfälzer Landſtraße dem Blücher'ſchen Heere den Weg in das Herz des Hunsrücker Hochlandes eröffnete.

In das Thal war noch kein deutſcher Kämpfer gedrungen. Erſt gegen Mittag erſchienen, vom Volke froh begrüßt und freudig bewirthet, ſchleſiſche freiwillige Jäger, welche das Land auskundſchaften mußten, ob nicht irgendwo ein vergeſſenes Häuflein Franzoſen ſtecke; aber Niemand im Dorfe dachte ſo treulos, zu ſagen: dort in dem freundlichen Hauſe Sturm's liegt ein Kranker, der des Napoleon's Uniform trug!

Sie wußten Alle, daß der arme Ehrengardiſt ſo ungerne ſie getragen, wie ihre eigenen Söhne und Brüder, und daß er deutſchen Stammes ſei. So blieb er ruhig in ſeinem Verſtecke und die Herzen ſeiner treuen Pfleger ſchlugen ruhiger, als dieſe erſte Gefahr vorüber gegangen war. —

Der zweite Januar kam. Man hörte, daß immer neue Maſſen über das Gebirge zögen; daß Blücher ſchon vorüber ſei; daß jetzt die Ruſſen über die Brücke zögen, und Niemand im Thale ahnete, was ihnen bevor ſtand, ehe ſich der Tag neigen ſollte.

Der ruſſiſche General Emanuel, eben der, welcher ſpäter am Kaukaſus commandirte und — irre ich nicht — dort ſeinen Tod fand, war mit ſeiner Reiterdiviſion über die Brücke am Mittage dieſes Tages gegangen und hatte den Befehl über Bingen gegen Kreuznach hin vorzurücken.

Auf der Uferſtraße war er vorübergezogen, während unten bei Bacharach immer neue Heerestheile nachſchoben, als plötzlich — es iſt nie recht klar geworden, ob er Gegenbefehl erhielt, oder, ob die Nachricht kam, bei Bingen hätten ſich Franzoſen verſchanzt — Beides ſagte man — kurz, plötzlich machte das Reitercorps Halt und kehrte zurück. Allerdings hatten, da alle Möglichkeit fehlte, Reiter zu verwenden, auf dem ſchmalen Ufer, wo nur die Straße — links der Rhein, rechts wilde Felſen — war — die Ruſſen keine andere Wahl.

Aber wohin nun? Da drunten ſtopfte es ſich ſchier von Maſſen, die über die Brücke gingen und dem Heere Blücher's folgten, das bereits weit hinaus war über die Hochebene des Hunsrückens, weit über das Quellengebiet der Nahe. Es blieb nichts übrig, als in die ſchmalen, offenen Thäler ſich zu ziehen, die ſich hier öffneten, und ſich Unterkunft und Lebensmittel zu ſuchen.

Sturm ſtand bei Kreymans am Bette und reichte ihm ſtärkende Medicin, als Trompetengeſchmetter ihr Ohr traf.

„Das ſind Ruſſen!“ rief Kreymans, und ſank in ſeine Kiſſen zurück. Sturm ſchloß ſchnell die Thüre ins Nebenzimmer ab und eilte ans Fenſter, das in den Hof ging, um zu ſehen, was es gäbe.

Welch' ein Anblick bot ſich ihm dar!

Unabläſſig, wie ein nie verſiegender Strom, ergoſſen ſich ruſſiſche Dragonermaſſen in das kleine Dorf. Bald ſtopfte es ſich in der ſchmalen Gaſſe, deren das Dorf nur dieſe Eine hatte, die ſich lang durchs Thal hinzog, und dann gab es wieder eine vorwärtsdrängende Bewegung, und neue Maſſen folgten.

Jetzt — Sturm erbebte — ritt ein ſtattlicher General mit einem endloſen Gefolge von Offizieren gegen ſein Haus, hielt an und ſtieg ab.

Sturm ſtürzte eiligſt ihm entgegen. Auf der Stiege zum oberen Stockwerke begegnete er ihm ſchon.

„Ich nehme mein Quartier bei Ihnen,“ ſagte er deutſch. „Zeigen ſie mir die Zimmer!“

Sturm hatte zum Reden keine Zeit. Er öffnete die Thüren und der General nahm ſogleich vom größten Zimmer Beſitz, in die andern ergoß ſich der Strom der Offiziere.

„Hier iſt ja noch ein Gemach?“ ſagte ein Liefländer barſch und trotzig. „Warum öffnen Sie es nicht?“ —

„Es liegt ein Nervenfieberkranker neben dran!“ verſetzte Sturm, „der dem Tode nahe iſt!“

„Huh!“ rief der ſtolze Liefländer. „Nach dieſer Nachbarſchaft bin ich nicht lüſtern!“ Er wandte ſich zu den Andern und ſagte ihnen ruſſiſch, was Sturm ihm bemerkt hatte.

Alle wendeten ſich ab von dem Gemache.

„Unten ſind ja Räume?“ ſprach der Liefländer.

„Nun, wo ſoll ich denn mit meiner Familie wohnen?“ fragte Sturm, den das herriſche Weſen des Liefländers ärgerte.

„Es ſind Kriegszeiten,“ ſagte dieſer. „Da macht man aus der Noth eine Tugend. Sehen Sie, wo Sie unterkommen.“

Eben kam bleich und ängſtlich Frau Sturm mit den Kindern die Treppe herauf. Ihre Thränen floſſen reichlich. „Man verdrängt uns überall!“ ſagte ſie troſtlos zu ihrem Gatten.

„Da der Kranke zu Ihrer Familie gehört,“ lachte der Liefländer, „ſo werden Sie keine Scheu haben. Gehen Sie dort in das Zimmer.“

Es blieb auch nichts Anderes übrig, und ſie waren froh, einen warmen Raum zu finden.

Aber wie es in dem Hauſe zuging, läßt ſich nicht ſagen. Jeder machte es ſich bequem. Offiziere, Bediente, Soldaten, Jeder wirthſchaftete nach Belieben. Die Hausbeſitzer durften ſich nicht regen. Am Aergſten trieb es der Koch, der die Küche beſetzt hielt. Alles was er fand, nahm er in Beſchlag. Sturm mußte die Schlüſſel zu allen Vorräthen hergeben, und ſomit war das Hausregiment in des Koches Macht und Gewalt. Wachen ſtanden überall. Wie es hier zuging, ſo und noch ſchlimmer war es im Dorfe. Die Einwohner flohen und die Soldaten waren Herr. Vieh wurde nach Belieben geſchlachtet, und überall, im Freien, wie in den Häuſern, loderten ungeheure Feuer. Keſſel wurden an Stangen über dem Feuer befeſtigt und bald brodelte und kochte überall das, was man gefunden hatte. Allein das reichte nicht für Alle. War ein Keſſel geleert, ſo kochte eine andere Abtheilung.

Erſt nach Mitternacht gab es einige Ruhe und auf Sturm's Flehen gab der Koch die Reſte der Mahlzeit des Generals und der Offiziere, die er und ſeine Gehilfen nicht brauchten, zur Sättigung für ihn und ſeine Familie her.

Es war eine grauenvolle Nacht, die im Andenken Derer, die ſie durchzukämpfen hatten, bleiben wird; eine Nacht der Angſt und Sorge, wenn man die Feuer ſah, welche an den Giebeln der Häuſer hinaufloderten. Man meinte, jede Minute werde man das Haus in Brand ſtecken ſehen; dennoch war die Sorge überflüſſig; nicht ſo die andere: „Was wird uns übrig bleiben?“ Bezog ſich auch das zunächſt auf die Lebensmittel für Menſchen und Thiere, ſo ſah man am anderen Morgen doch bald, daß ſich dieſe Frage über Alles erſtrecken mußte, was irgend brauchbar und handlich und dabei faßbar war, denn die Soldaten waren im Nehmen deſſen, was ſie brauchen konnten, nicht blöde.

Als Sturm am Morgen in ſeinen Keller, als ſeine Frau in die neben der Küche befindliche Vorrathskammer kam, da ſchlugen ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen und über der Frau Wangen rannen die hellen Thränen. Die Vorräthe, die für ein Jahr ausreichen ſollten, waren in Einer Nacht drauf gegangen, und was nicht drauf gegangen war, das hatten ſie mitgenommen.

Wär's etwa bei den Lebensmitteln geblieben! Aber die Schränke und Kommoden im unteren Hauſe waren ziemlich geleert und die ruſſiſchen Bedientenfinger hatten ihre Kunſtfertigkeit in allem Brauchbaren geübt. —

In dem Stübchen vor der Krankenſtube Krepmans', dem einzigen, wo ſie ſich jetzt noch aufhalten konnten, ſaßen die Glieder der Sturm'ſchen Familie, die Kinder in vergnüglichem Plaudern über die Soldaten, die ſie geſehen, Vater und Mutter bleich und voll ſtummen Schmerzes, der bei Frau Sturm in unterdrücktem Weinen ſich endlich Luft machen mußte, wenn er nicht die Bruſt zerſprengen ſollte.

Krepmans hörte es wohl und es ſchnitt ihm durch die Seele, weil er die Urſache ſich denken konnte; aber ſorgfältig verbarg das Ehepaar Alles vor ihm. Er ſollte es nicht wiſſen, aber ſie bedachten nicht, daß, als Krepmans bei den Kindern ſaß, dieſe Alles erzählten, was ſie von den Eltern wußten.

Sturm war ſogleich nach der Stadt gegangen und er rechnete es ſich für ein großes Glück, daß er, der hier Geld leihen wollte, weil er mußte, von einem Weinmäkler angerufen wurde, ob er nicht den Wein in ſeinem Keller verkaufen wolle?

Strum dachte richtig: Noch zwei ſolcher Nächte und auch er iſt fort, und war darum ſchnell mit ihm einig, und empfing ſogleich Geld darauf. Er dankte Gott innig dafür und erkannte darin eine gnadenreiche Fügung.

Es war ein abſonderliches Glück, daß ähnliche Stürme über das arme Thal nicht mehr kamen. Zwar erfolgte noch Einquartierung, aber nur vorübergehend, und der jetzt raſcher geneſende Krepmans galt für den Bruder der Frau oder des Herrn Sturm und Niemand fragte nach ſeinem Herkommen. Auch waren es Deutſche, die ins Quartier kamen.

Als es endlich Oſtern wurde, konnte Krepmans heimkehren zu den Seinen. Er hatte ſich mit ganzem Herzen in die Familie Sturm hineingelebt in der langen Zeit, welche er mit ihr gelebt hatte. Die guten, treuen Menſchen waren ihm, er ihnen ans Herz gewachſen. Der Abſchied war ein ſchmerzlicher und wie auch dem jungen Kreymans die Hoffnung leuchtete, den lieben Seinigen wiedergegeben zu ſein, ſo wurde ihm doch das Scheiden aus einem Familienkreiſe ſchwer, in welchem er ein gemüthliches Stillleben geführt hatte, wie er kein ähnliches mehr erwarten durfte, und in dem er als Fremdling eine Liebe gefunden, wie ſie im Leben ſelten gefunden wird. Die gegenſeitigen Verſicherungen bleibender, dauernder Verbindung wurden ausgetauſcht und es hatte den Anſchein, als ſollte dieſe Verbindung von beiden Seiten gepflegt werden.

Kreymans hatte wohl durch einzelne Umſtände, die er zuſammen reimte, das Verhältniß der Familie klar durchſchaut und in ſeinem Herzen hatte ſich der Gedanke gebildet, ihr unter die Arme zu greifen in einer Weiſe, die helfen könne. Ihm, dem einzigen Sohne einer ſehr reichen Familie, war das eine leichte Sache.

Sein erſter Brief athmete die lebendigſte Dankbarkeit. Er war von reichen Geſchenken an Stoffen und Geſchmeide begleitet, welche die dankbare Mutter ſandte.

Das brachte große Freude hervor. In die Stoffe konnten ſich die Kinder und Frau Sturm für lange Zeit anſtändig kleiden. Das Geſchmeide aber legte ſie nie an. Dafür war der Sinn zu beſcheiden — ihre Lage zu gedrückt. Die Eine ruſſiſche Nacht hatte ſie auf Jahre zurückgeworfen. Der Ertrag des damals weggeſchleuderten Weines reichte nicht weit aus. Sturm mußte, um bis zur Erndte zu beſtehen, Schulden machen. Die Bitten der ſanften Frau ließen nicht nach, bis er das koſtbare Geſchmeide verkaufte, um einen Theil der Schulden damit zu tilgen.

Leider war die Erndte des Jahres 1815 geringe, dann folgten die beiden Mangeljahre 1816 und 1817, durch welche Sturm's in größere Noth und in Schulden geriethen. Dazu kam die nothwendige Ausbildung Ernſt's, des älteſten Sohnes, der jetzt gerade in das Alter trat, wo an ſeine Zukunft gedacht werden mußte. Ihm folgte Carl, der zweite, nur wenige Jahre jüngere Sohn —

Umſtände, geeignet das Herz der Eltern tief zu beugen, die ohnedem unter dem Drucke der Zeit ſchwer litten.

Der Briefwechſel mit Krepmans dauerte wohl fort, aber er wurde doch allmählich ſeltener. Man ſah, Zeit und Entfernung wirkten gemeinſam, das Verhältniß lockerer und kälter zu machen, und man konnte es unſchwer vorausſehen, daß es endlich ſich verlaufen würde, wie es ſo im Gange der Welt und des Lebens liegt.

Gerade als Ernſt auf die Schule gebracht werden ſollte, und der Schmerz der Trennung, die Sorge, den Knaben in eine unbekannte Umgebung, in fremde Aufſicht, in unbekannte Lebensverhältniſſe hingeben laſſen zu müſſen, an der Seele und der, wie ſeine Unterhaltung beſtritten werden ſolle, wie ein nie raſtender Wurm nagte, kam eines Tages von unbekannter Hand, ohne eine Zeile weiterer Mittheilung, eine bedeutende Summe mit der Poſt an, eine Summe, die hinreichte, ihre Schulden zu tilgen und ſelbſt die Sorge um des Sohnes Erhaltung auf der Schule zu zerſtreuen. Woher ſie kam? Man rieth ſogleich auf Krepmans, aber ſie war in Frankfurt aufgegeben worden und es war Krepmans' Hand und Siegel nicht.

Dieſe den Armen wie ein Wunder erſcheinende Hilfe wirkte unendlich beglückend.

Sie hofften, daß ſich die Quelle aufklären würde, jedoch Alles blieb ſtille und von Krepmans verlautete ſchon lange nichts mehr. Nichts lüftete den Schleier. Sturm ſchrieb an Krepmans und ſprach ſein tiefſtes Dankgefühl aus, aber Krepmans lehnte es in einer Weiſe ab, die am Ende Sturm glauben machen mußte, er wiſſe wirklich nichts davon.

Und doch war die nach Zeit und Umſtänden wohl berechnete Gabe ſein Werk. — Sturm's war geholfen für lange Zeit. Aber Krepmans ließ nichts mehr von ſich hören und das Band zwiſchen ihm und Sturm's löſte ſich endlich völlig.

Wie das bei Krepmans kam, läßt ſich freilich erklären. Er war ſogleich genöthigt, tüchtig in das Fabrikgeſchäft einzugreifen, denn ſeinen Vater traf ein Schlag, der ihn völlig lähmte. Das Geſchäft war blühend und ausgedehnt. Es forderte die volle Kraft, die ungetheilte Thätigkeit. So von allen Seiten in Anſpruch genommen, trat die Vergangenheit mehr und mehr zurück. Es blieb ihm keine Zeit, einen Privatbriefwechſel zu unterhalten. Als aber die Jahre 1816 und 1817 kamen mit ihrer Noth und ihrem Elende, da trat das Bild der bedrängten Familie in aller Lebhaftigkeit vor ſeine Seele, und er konnte es gar nicht los werden. Da nahm er eine bedeutende Summe und ließ ſie durch Geſchäftsfreunde in Frankfurt ihnen zufließen. Daß ſie ſie erhalten, daß ſie ein rechter Segen für die Hartbedrängten war, entnahm er aus Sturm's Briefe. Er mußte es ablehnen, dazu zwang ihn ſein Gefühl. Es beglückte ihn, geholfen zu haben, und das genügte. In dieſer Zeit ſtarb ſein Vater. Er verheirathete ſich. Die ganze Laſt des Geſchäftes lag auf ihm. So kam es, daß er zwar oft an Sturm's Familie dachte, aber zum Schreiben kam er nicht. Verhältniſſe und Ereigniſſe im eigenen Leben und Berufe ließen am Ende die Verbindung in den Hintergrund treten und — wie das Volk ſagt: es wuchs Gras darüber. Es ſtehen ſolche Fälle im Leben nicht vereinzelt da. In Sturm's Hauſe wurde oft von ihm geredet, und Sturm ſelbſt war mehr als einmal im Begriffe, an ihn zu ſchreiben, zumal Ernſt ſich für den Kaufmannsſtand entſchieden hatte; allein ſein Schweigen hielt ihn zurück, und Ernſt trat bei einem Handelshauſe in Mainz in die Lehre.

Trotz größeren Ausgaben beſſerten ſich Sturm's Verhältniſſe etwas. Die reiche Gabe Kreymans' wirkte noch nach und gute Weinjahre halfen. Auch Carl, der zweite Sohn Sturm's, wurde Kaufmann, da die Mittel fehlten, ihn ſtudiren zu laſſen, wozu er viele Neigung verrieth. Zwiſchen beiden Knaben war aber eine große Verſchiedenheit. Carl war ernſt und ſinnig; Ernſt dagegen leichtfertig und leichtſinnig. Dennoch war ſein Betragen gut. Sein Principal war mit ihm zufrieden und als ſeine Lehrzeit vorüber war, blieb er als Gehilfe in dem Hauſe, und ſtand ſich gut. Carl beſtand auch ſeine Lehrzeit mit Ehren und erwarb ſich das Vertrauen ſeines Hauſes; auch er blieb nach der Lehre in dem Geſchäfte.

Obgleich er nicht das anſehnliche Gehalt bezog, wie ſein Bruder Ernſt, unterſtützte er fort und fort ſeine Familie von ſeinen Erſparniſſen. Ernſt konnte es dazu nie bringen, ja er hätte noch Unterſtützung von Hauſe angenommen, wenn man ſie ihm hätte geben können; doch die Erziehung der übrigen Kinder machte fort und fort den Eltern ſchwere Opfer nöthig.

Durch den Umgang mit einer windbeuteligen Sorte junger Kaufleute nahm Ernſt ihr Weſen und Thun an und verbrauchte viel, und als er Reiſender wurde, noch mehr. Sein Principal überſah dies leichte Weſen durch die kaufmänniſche Brauchbarkeit des jungen Menſchen, ſeine große Gewandtheit und ſeine Treue.

Wie auch Carl den Bruder warnte, er war einmal ſo und ließ davon nicht ab, weil eben der Grund in ſeinem innerſten Weſen lag.

Leider kamen grade in dieſer Zeit viele Unglücksfälle über Sturm. Langwierige Krankheiten, die er und ſeine Frau durchzumachen hatten, äußere Mißgeſchicke und Verluſte brachten ſie weit zurück; wie ſie ſich auch einſchränkten, Schulden häuften ſich und Sturm ſah den Zeitpunkt ſchweren Herzens nahen, wo er ſein Gut veräußern mußte, um ſeine Schulden zu tilgen. Wovon er dann mit den Seinen leben ſollte, war freilich ſchwer abzuſehen, und das lag drückend auf ſeiner Seele. Hätte ihn Ernſt, wie Carl, unterſtützen können, vielleicht wäre dies harte Loos nicht über ihn gekommen.

III.

Zeiten des Friedens ſind Zeiten des Segens, der freudigeren und raſcheren Entwickelung des Handels und Verkehrs, wie des geiſtigen und ſittlichen Lebens. Das erfuhr namentlich die Rheinprovinz unter einer liebevollen, weiſen und gerechten Regierung und erkannte es dankbar an. Ueberall regte ſich ein friſches, kräftiges, geiſtiges Leben und auch das materielle gewann einen mächtigen Vorſchub, auch das blödeſte Auge mußte das erkennen und erkannte es. Es iſt hier nicht der Ort, das ins Einzelne zu verfolgen und nachzuweiſen. Nur Einzelnes trat in Bezug auf unſere Erzählung klar hervor.

Das Abſchließen Preußens, ehe der Zollverein ſeine weiten Gebiete umſchloß, lenkte beſonders die Blicke auf den Weinhandel.

Ernſt Sturm war gerade um dieſe Zeit mit ſeinem Hauſe in Mainz etwas zerfallen. Seine Pläne waren hochfliegend, keck, weitausſehend — ſchwindelig. Seines Vaters Wohnung hatte die herrlichſten Keller; ſie lag in einer Gegend, wo trefflicher Wein gewonnen wurde, deſſen Ruf nicht etwa erſt begründet werden mußte. Dort einen Weinhandel zu beginnen, war das Ziel, nach dem er mit aller Kraft ſteuerte. Freilich fehlte es dabei am Nöthigſten, nämlich am Gelde. Kredit iſt eine hübſche Sache für den Kaufmann, ich meine aber, Geld eine viel hübſchere, und wenn ein Weinhändler auf Kredit ſein Geſchäft gründen will, ſo ſcheint das Lagerholz für ſeine Weinfäſſer — faul. — Das erkannte wohl Ernſt Sturm, aber es ſchreckte ihn noch nicht ab. Freilich ſagte er auch, Kapital muß da ſein, ſonſt gibt der Winzer ſeinen Wein nicht und der Weinhändler hat dann das nicht, womit er handeln ſoll. Das war ſo richtig, als daß zweimal zwei vier iſt.

Am Wohnorte ſeines Vaters war Alles in beſter Ordnung. Die beiden Brüder wollten in Compagnie handeln. Carl fand zwar viel Bedenkliches in Ernſt's Denkweiſe und Gebaben; allein die Bitten der Eltern vermochten Alles über ihn. Der beſte Wein des Dorfes wurde verſucht und zu hohen Preiſen gekauft; das Bezahlen war geſichert. Ernſt hatte in Frankfurt ein ſehr hohes Kapital von einem Manne als Darlehen erhalten, der die Zinſen in Anſchlag brachte, welche Ernſt Sturm vollbackig bot. Er ſah in den glänzenden Ergebniſſen ſeines Weinabſatzes, namentlich im Norden von Deutſchland, die ſichern Quellen, Kapital und Zinſen in nicht langer Zeit völlig zu tilgen. Wie überhaupt Ernſt ſich und Alles, was ihm gefiel, maßlos überſchätzte, ſo war er auch hier auf demſelben Wege. Carl, ſein Bruder, tadelte das aufs Stärkſte; zog ſeinen Flug zur Erde, wo er konnte; ſetzte ihm mit allen Waffen ſeines ruhigen Prüfens, Ueberlegens und Berechnens zu, bis endlich Ernſt ſelbſt erkennen mußte, er ſpiele ein gewagtes Spiel und ein Bankerutt werde ſie Alle rettungslos ins Verderben ſtürzen. Das lag denn doch damals ſchwer auf ſeiner Seele, als er mit einer Summe von Zehntauſend Gulden in Gold Frankfurt verließ.

In Wiesbaden wohnte ein Freund, dem er Hundert Gulden ſchuldete, die er bezahlen und den er beſuchen wollte, weil er ihm manches Vortheilhafte mittheilen konnte. Der kleine Abſtecher wurde gemacht. Leider war der Freund abweſend und kam erſt am folgenden Tage wieder. Um die Reiſe nicht noch einmal machen zu müſſen, da mündliche Beſprechung gerade das Nothwendigſte war, blieb Ernſt am Orte und ſchlenderte in den Anlagen umher, ſich die Zeit zu vertreiben. Da kam denn der ruhige Gedankengang ſeines Bruders Carl ſtärker über ihn, als je, und er konnte eine gewiſſe Bangigkeit vor der Zukunft nicht los werden. Bei ſeinem Uebermuthe war ſolch ein Kleinmuth zwar nichts Außerordentliches. Es lag ziemlich nahe; aber es war dieſe Stimmung zunächſt eine Frucht des Einfluſſes ſeines Bruders, welcher den Grundſatz ſtets im Auge hatte, welcher ſich in den drei Worten: „Klein und Rein“ ausſpricht. Ernſt gehörte indeſſen zu den Menſchen nicht, welche ſich, wie er ſich ausdrückte, durch ſolche ſpießbürgerliche Rückſichten lange drücken laſſen. Er ſchnellte blitzſchnell wieder in die Höhe, war wieder der Alte, und die Goldrollen in ſeinen Taſchen, das Glück, welches ihn bis jetzt wirklich begünſtigt hatte, gaben ihm ſein keckes Weſen wieder. Und ſo trat er guten Muthes in den Kurſal, wo am Spieltiſche eine bunte Menge ihr wechſelndes Glück verſuchte. —

Ich muß hier den Gang der Erzählung ſcheinbar unterbrechen, um meine Leſer auf einen anderen Schauplatz fürs Erſte zu geleiten.

Das Dampfſchiff Concordia, das erſte, welches mit ſeinen Rädern die Wellen des Rheines ſchlug, ging damals erſt kurze Zeit ſeinen Gang zwiſchen Cöln und Mainz. Der Zug der Reiſenden war noch bei Weitem nicht, was er heute geworden iſt; dennoch war an einem ſchönen Julitage das Verdeck ziemlich reichlich beſetzt.

An dem gegen den Schiffsſchnabel gerichteten Ende des rechten Radkaſtens lehnte ein Reiſender, deſſen Kleidung und äußeres Erſcheinen den reichen Mann ſchnell erkennen ließen. Er war groß, ſchlank, aber von einem leidenden Ausſehen. Wenn er mit dem rechten Fuße auftrat, dann zuckte und verzog ſich ſein Geſicht einen Augenblick. Das war unzweifelhaft ein Zeichen, daß das Auftreten, auch wenn es noch ſo vorſichtig und leiſe geſchah, ihm Schmerz verurſachte.

Er lehnte, wie geſagt, am Radkaſten und blickte nach dem linken Ufer des Rheines hinüber, deſſen ſchön geformte Felſen an ſeinem ſinnenden Blicke vorübergingen. Jetzt kam das Schiff in eine Gegend, die dem Manne intereſſanter ſein mußte, denn der Ausdruck ſeines Geſichtes verrieth es deutlich und unverkennbar. Ein altes, mit Mauern und Thürmen umgebenes, von den Ruinen einer Burg beherrſchtes Städtchen flog vorbei. Felspartieen, Weinberge, Pflanzfelder folgten; dann wieder hochoben eine Ruine mit einem prächtigen Frit oder Hauptthurme, und untendran ein Dörfchen, das ebenfalls wehrhafte Mauern dem Rheine zukehrt und am ſüdlichen Ende noch einen niederen, aber ſehr ſtarken Thurm hat, hinter dem der Blick in ein mit Reben bepflanztes Thal ſchweift. Das Alles ging mit ſtets wachſender Theilnahme an ſeinem Blicke vorüber.

Der Reiſende wandte ſich in dieſem Augenblicke raſch zu dem Capitän, einem kleinen, ſchwarzen Manne, und ſagte: „Kann ich hier nicht ausgeſetzt werden?“ —

Die Frage wurde ſo heftig heraus geſtoßen, daß man ſah, es trieb ſie eine heftige Erregung hervor. Der Capitän blickte ihn darum fragend an und ſagte artig: „Es thut mir leid, die Frage verneinen zu müſſen. Sie hätten das tiefer unten ſagen müſſen; wir würden dann ſignaliſirt haben, daß Jemand wolle abgeholt ſein!“ —

Der Reiſende wandte ſich wieder um, aber der Dampfer war ſchon vorüber, das Dörfchen lag ſchon zurück, das Thal war ſchon dem Blicke entzogen.

Tief bewegt blickte der Reiſende in die aufziſchende Fluth, und wer ihm ins Auge geſehen hätte, würde einer Thräne begegnet ſein!

„Wie doch das Herz ſo leicht das Gute vergißt!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Ich bin ein Undankbarer! Aber ſo iſt es; mit einer Geldſumme, die wir in der Noth ſpenden, finden wir uns mit unſerer Pflicht ab. Kann ich denn je vergelten, was dieſe edlen Menſchen an mir, dem kranken Fremdling, gethan? Und ich laſſe Jahre vorübergehen — Jahrzehnte ſchier, und frage nicht: „Wie ſteht's um Euch?“ Ich habe kein Wort der Liebe für ihre Thaten der Liebe? Ach, Gott vergib mir den Undank! Ich will gewiß nicht heimkehren, ehe ich über ihre Schwelle getreten und ſie an mein Herz gedrückt habe! Wie mag es ihnen ergangen ſein ſeit jenen Tagen des Sturmes und der Leiden? Leben ſie noch? Ach, wenn ich ihre Gräber fände?“ — Und das bleiche Geſicht wurde noch bleicher. Der ernſte Ausdruck wurde wehmüthig. Die reizende Gegend, durch welche der Dampfer fuhr, ſprach ihn nicht mehr an. Er ging hinab in die Cajüte, ſetzte ſich auf eine Polſterbank und legte den Arm auf den Tiſch, den Kopf oben drauf, und blieb in dieſer Lage.

„Der ſchläft!“ dachte Mancher, der ihn ſo ſitzen und liegen ſah; aber der Ausſpruch war unrichtig. Er ſchlief nicht; vielmehr gingen gar manche Bilder aus früheren Tagen an ſeinem Geiſte vorüber und gar manche Selbſtanklage folgte nach, wie er oben auf dem Verdecke ſie ſich ſelbſt vorgehalten.

Dem Gemüthe war's Ernſt mit ſeiner Reue und dem Gerichte, das er über ſich ſelbſt in dieſen Stunden hielt. — Es reiften Entſchlüſſe für die Zukunft, die ebenſo ehrenwerth für dies Gemüth Zeugniß ablegen, wie die tiefempfundene Reue es that.

Er nahm an nichts mehr Theil und erſt, als Einer der Reiſenden ſagte: „Wir ſind in Mainz," richtete er ſich auf und bemerkte jetzt erſt, daß die Dämmerung nicht ferne ſei.

Als er aus dem Schiffe trat, kam ein Kaſſeler Kutſcher zu ihm und fragte: „Will der Herr vielleicht noch nach Wiesbaden?"

„Gewiß!" erwiederte der Reiſende.

Sie wurden ſchnell einig und der Kutſcher lief von dannen, um ſeinen Wagen zu holen.

Es währte nicht ſehr lange, ſo ſaß der Reiſende in dem leichten Kabriolet und war auf dem Wege nach der Heilquelle, an der er Geneſung für ſeine Leiden ſuchte.

Der Erfolg war über Hoffen und Erwarten günſtig. Er konnte nach kaum vierzehn Tagen ohne Schmerz auftreten, ja ſelbſt ziemlich weit in den ſchönen Umgebungen luſtwandeln. Darum verlängerte er auch ſeinen auf eine geringere Zeit berechneten Aufenthalt in Wiesbaden und hatte täglich Urſache, Gott für ſeine fortſchreitende Geneſung zu danken.

Endlich aber war dennoch der entfernteſte Zeitpunkt erreicht, welchen ihm ſeine Geſchäftsverhältniſſe zugeſtanden, und er rüſtete ſich zur Heimkehr.

An einem der letzten Tage ſeines Aufenthaltes hatte er noch einmal ſeinen Lieblingsſpaziergang, den nach Sonnenberg hin, gemacht, und kam recht ermüdet und von der Hitze gedrückt nach den Anlagen zurück, welche ſich hinter dem Kurſaale hinziehen. Das Bedürfniß, ſich zu erfriſchen, trieb ihn in den Saal hinein, und nachdem er ſich erquickt und ausgeruht, ſchlenderte er in den Saal, wo das Roulette-Spiel ſeine verführeriſchen Zaubermächte ausübt.

Er hatte dieſen Ort bis jetzt abſichtlich nur ſehr ſelten beſucht.

Ihm that es niemals wohl, das ſchauderhafte Treiben menſchlicher Leidenſchaften an dieſer Spielhölle zu beobachten und Zeuge zu ſein, wie dies verderbende Spiel mit allen ſeinen trügeriſchen Launen die Thoren in den Abgrund hinabreißt; noch weniger aber mochte er jene kalten Spieler von Profeſſion beobachten, welche der inneren, kaum dem fremden Blicke erkennbaren, künſtlichen Aufregung bedürfen, um eben in irgend einer Weiſe gereizt zu werden. Heute zog ihn Etwas, das er ſich gar nicht ausdeuten konnte, an dieſen Ort, wo ſo manches Glück für immer zerſtört wird.

Er trat zu dem Spieltiſche, hielt ſich jedoch etwas hinter denen, welche mit gierigen Blicken dem Laufe der Kugel folgten. Da ſaßen und ſtanden die Spieler, auf deren Geſichtern ſich alle Mächte der Leidenſchaft abſpiegelten, in denen man Gewinn oder Verluſt in dem Zucken der Muskeln leſen konnte, oder in dem Anflug von Röthe und dem leichenähnlichen Erblaſſen; da ſaßen und ſtanden ſie, die Spieler, mit marmorkalten Geſichtern, die, erſtarrt in dieſem heilloſen Treiben, nur innerlich erregt waren, während dieſe Geſichter keine Spur davon verriethen, höchſtens etwa ein Aufblitzen des Auges in unheimlichem Feuer; aber was ihn tiefer bewegte, das waren Frauen, die aller edlen Weiblichkeit zum himmelſchreienden Hohne hier ſpielten, mit einer Begierde und Leidenſchaft, die ein Grauen in die Seele derer jagen mußte, die ſie beobachteten.

Er wollte ſich mit all' dem ſittlichen Ekel und Abſcheu eben wegwenden, als ſein Blick auf dem glühenden Geſichte eines jungen Mannes wie feſtgebannt weilen blieb. — Es war ein ſehr ſchöner, junger Mann von höchſtens ſieben und zwanzig Jahren, gut gekleidet und ganz von dem Ausſehen eines jungen Kaufmannsgehilfen. Die ſchönen Geſichtszüge waren heftig geröthet und erhitzt, das Auge ſprühete von wildem, leidenſchaftlichem Ausdrucke. Ein Blick reichte hin, zu erkennen, daß er kein Spieler von Profeſſion war, vielmehr drängte ſich dem Beobachter die Muthmaßung auf, daß er vielleicht zum erſten Male in dieſe teufliſchen Netze ſittlichen

Verderbens und in dieſe Stricke der Hölle gerathen war. Er ſpielte ſehr unſicher, ſehr ſchwankend — aber ein Goldſtück nach dem andern verſchwand in den Händen der Spielhalter. Niemand kannte den jungen Mann, der ſicher auf dem Wege war, in den tiefſten Abgrund zu ſtürzen; Viele ſahen ihm mitleidsvoll, Andere mit Entſetzen zu; Einige hatten ihn gebeten, doch nachzulaſſen, aber er hatte ſie ſchnöde abgewieſen und deſto hitziger geſpielt.

Der Herr, welcher einen ſo großen Antheil an ihm nahm, beobachtete kaum mehr ſein Spiel. Dies Geſicht, dieſe Züge waren es, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelten.

„Wer iſt der junge Mann dort?“ fragte er hier und da; aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. — Dieſe Züge waren ihm ſo bekannt, und doch wußte er in dieſem Augenblicke nicht, wohin er ſie, wie man zu ſagen pflegt, thun ſollte. Er ſann nach. Plötzlich tagte es in ſeiner Erinnerung. Das waren die Züge des Sturm's! „Wie war es möglich,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß ich ſo lange in Zweifel ſein konnte! Es iſt Ernſt!“ ſagte er dann und das Bild des blonden, ſchönen Knaben, der einſt ſein beſonderer Liebling geweſen war, trat wieder lebendig vor ſeine Seele. Er rechnete nach und das Alter traf vollkommen zu. Wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte ihn jetzt der Gedanke: „Seine Eltern ſind in ſo drückender Lage und der leichtſinnige Menſch verſpielt hier große Summen in Gold? Vielleicht das Eigenthum ſeines Principals? Großer Gott!“ rief er faſt laut, „ich muß ihn retten!“

Er drängte ſich durch und ſtand bald an Ernſt's Seite.

Er legte ihm die Hand auf die Schulter. Ernſt fuhr herum und ſtarrte den Fremden an.

„Mein Herr,“ ſagte der Fremde, „ich habe einen Auftrag an Sie, darf ich um einige Minuten bitten?“

„Jetzt nicht!“ ſtieß Ernſt heraus und wollte wieder ſetzen.

Der Fremde faßte ſeine Hand. — Ernſt ſtieß ſie zurück.

„Was wollen Sie mit mir, daß Sie ſich an mich herandrängen?“ rief er zornig.

„Ich habe einen Auftrag von Ihren Eltern an Sie, Herr Sturm,“ ſagte der Fremde ſcharf betont.

Ernſt erbleichte, aber er ſammelte ſich ſchnell wieder. „Ich kenne Sie nicht,“ rief er; „laſſen Sie mich in Ruhe!“

„Ich heiße Krepmans,“ ſagte der Fremde. „Der Name kann Ihnen nicht ganz fremd ſein. Ernſt Sturm muß ihn kennen!“

In dieſem Augenblicke erkannte ihn Ernſt wieder — und eine Reihe Bilder gingen an ſeiner Seele, ſchnell wie der Blitz, vorüber, die einen unermeßlichen Eindruck auf ihn machten. Er wurde bleich, wie ein Todter, ſtarrte Krepmans, denn er war es, einige Augenblicke an, dann taumelte er und ſank ohnmächtig in deſſen Arme, die ihn auffingen.

Der Auftritt machte eine ſo große Senſation, daß das Spiel aufhörte.

„Darf ich um menſchenfreundliche Hilfe bitten!“ rief Krepmans in den Kreis hinein und augenblicklich ſprangen einige Männer herzu und halfen den Ohnmächtigen hinaustragen.

„Einen Wagen!“ rief Krepmans, „ſchnell einen Wagen!“

Einige entfernten ſich nach der Stadt. Ein fremder Arzt, der ebenfalls Ernſt heraustragen geholfen hatte, unterſuchte ihn und ſagte zu Krepmans: „Es hat nichts zu ſagen, es iſt eine Ohnmacht, ſie wird bald vorübergehen.“

Die Verſuche aber, ihn zu wecken, blieben dennoch fürs Erſte erfolglos. Der Arzt war menſchenfreundlich genug, mit Krepmans zu fahren. Als ſie ſeine Wohnung erreichten, wurde Ernſt auf Krepmans’ Zimmer getragen und dort gelang es dem Arzte, ihn ins Bewußtſein zu rufen, worauf der Arzt ſich ſchnell entfernte.

Ernſt lag ſtille auf dem Sopha. Plötzlich aber brach ein lautes Weinen den Bann, der auf ſeiner Seele zu liegen ſchien. Krepmans ſaß neben ihm und hielt ſeine Hand in der Seinen. Er ſprach kein Wort, weil er es für gut hielt, dem Schmerze des Verirrten ſeinen vollen Lauf und Ausbruch zu laſſen.

Lange, lange ſchluchzte Ernſt in ungeheurem Weh. Endlich richtete er ſich auf und blickte in Krepmans’ tiefbekümmertes Auge.

„O meine armen, guten Eltern!“ rief er aus und bedeckte ſeine Augen mit ſeinen Händen.

„Gottlob,“ ſagte Krepmans, „mit dieſer Erinnerung beginnt Ihre Rettung, liebſter Ernſt.“

„Rettung?“ rief er jetzt aufſpringend aus. „Nein, nein, ich bin verloren, es gibt keine Rettung für mich! Was meine guten Eltern und mich retten konnte, habe ich in einer unſeligen Verblendung verſpielt.“

„Lieber Ernſt,“ ſagte Krepmans, ſeine Hand drückend, „ſeien Sie einmal offen gegen den, der Ihr treueſter Freund iſt, der Ihren theuern Eltern, nächſt Gott, ſein Leben verdankt. Ich muß Alles wiſſen. Verhehlen Sie mir nichts!“

„Ja, ja,“ ſagte Ernſt mit unſäglichem Schmerze, „es wird mir wohlthun, wenn ich Ihnen Alles beichten kann. Ich will es, wahr und treu!“

Und er that es ohne Rückhalt. Er bekannte, wie er leichtſinnig dahin gelebt und was er verdient, auch verbraucht, ſtatt ſeine armen Eltern zu unterſtützen, wie es ſein Bruder Carl gethan. Dies Bekenntniß zeugte von tiefer Reue und die es begleitenden Thränen waren das Siegel, daß das, was jetzt Ernſt's Seele bewegte, nicht vergeßliche, weltliche Traurigkeit war, ſondern jene göttliche, die eine Reue wirket, die Niemand gereuet, wie Paulus, der Apoſtel des Herrn, ſagt. Darauf kam er zu dem Projecte, einen Weinhandel zu gründen, und legte die Gründe dar, die ihn dazu bewogen, und fuhr dann fort, wie er das Geld bei einem Wucherer geliehen. Hier, in Wiesbaden, habe er eine Schuld von Hundert Gulden bei einem Freunde gehabt, der das Seine auch brauche, dieſe habe er bezahlen und dann heimreiſen wollen. Das ſei aber ſein Unglück geweſen, daß er den Freund nicht gleich angetroffen, denn dadurch ſei er in die Nähe der Spielhölle gekommen und an den Spieltiſch getreten.

Gerade da habe ein Franzoſe vieles Geld gewonnen, und als er eine Summe von vielleicht Dreitauſend Gulden gewonnen, habe er ſein Geld genommen und ſei weggegangen.

Da habe ihm der Verſucher ins Ohr geraunt: Wie? Wenn du die Hundert Gulden, die du dem Freunde ſchuldeſt, gewönneſt? Dann bliebe dein Kapital unverkürzt! Er habe gar nicht mehr ruhen können von dem Augenblicke an, da dieſer Gedanke ſeine Seele zu beherrſchen begonnen. Es ſei ihm ſo zur Gewißheit geworden, daß er gewinnen würde, daß kein Zweifel mehr habe aufkommen können. Gleich Anfangs habe er bedeutend gewonnen, aber die Kraft, wie der Franzoſe mit ſeinem Gelde ſich zu entfernen, habe ihm gefehlt, da alle Leidenſchaften aufs Heftigſte in ihm gewühlt hätten. Von da an habe er verloren und das unſelige Streben, das Verlorene wieder zu gewinnen, habe ihm die ſchrecklichſten Verluſte gebracht. Nun ſeien alle ſeine Hoffnungen zertrümmert. Und mit dieſen Worten brach wieder der brennendſte Schmerz ſeiner Seele in wilden Anklagen und Selbſtvorwürfen hervor. —

Kreymans hielt, innerlich erſchüttert, ſeine Hand.

„Seien Sie ruhig, Ernſt,“ ſagte er. „Wenn die Reue, welche jetzt in Ihnen lebt, die echte iſt, ſo beginnt für Sie von heute an ein neues Leben.“ —

„O das ſoll, das wird es!“ unterbrach ihn der Unglückliche. „Gott wird mir ja Kraft verleihen, die Entſchlüſſe meiner Seele auszuführen!“

„Ja, das wird er,“ ſagte gerührt Kreymans, „aber Sie ſelbſt müſſen feſt werden und mit Macht an Ihrer Beſſerung arbeiten; dann wird Gottes Kraft in Ihnen mächtig werden! Aber für jetzt müſſen wir ſehen, was Sie noch haben!“

Ernſt griff in ſeine Taſchen und legte hin auf den Tiſch, was er noch hatte. Kreymans zählte es.

„Gottlob,“ ſagte er, nachdem er die Rollen unterſucht, „Ihr Verluſt iſt geringer, als ich befürchtet hatte. Es fehlen etwa Zweitauſend Gulden.“

„O iſt das nicht genug, um mich zur Verzweiflung zu bringen?“ rief Ernſt außer ſich und raufte ſein Haar.

„Seien Sie ruhig, Ernſt,“ ſprach feſt Krepmans. „Es iſt Hilfe möglich und ſie wird mit Gottes Hilfe kommen. Das Erſte iſt, daß Sie mir nach Frankfurt folgen. Die fehlende Summe werde ich zuſchießen. Der Wucherer muß ſein Geld wieder haben. Solche Menſchen ſind ſchlimmer, als reißende Thiere; ſie laſſen ihr Opfer langſam unter ihren teufliſchen Krallen verbluten und freuen ſich ihres Gewinnes, wenn auch an Leib und Seele ihr Opfer zu Grunde geht.“

Ernſt ſtarrte ihn an und ſeufzte tief auf. „Ach ja,“ ſagte er, „Sie haben Recht, edler Mann; wir wären doch auf keinen grünen Zweig gekommen, denn unſern Gewinn hätte er verſchlungen.“

„Ohnehin,“ fuhr Krepmans fort, „müſſen wir beide hier den Leuten aus den Augen.“

Er packte, ſo ſchnell er konnte, ſeine Sachen, bezahlte den Wirth und beſtellte einen Wagen nach Frankfurt.

Noch an dieſem Tage reiſten ſie ab.

In Frankfurt angekommen, ging Krepmans zu dem Wucherer und ſagte ihm, er ſei beauftragt, die Summe, welche er dem jungen Sturm geliehen, zurück zu zahlen.

Der alte Wucherer, ein Jude, wollte davon Nichts wiſſen.

Krepmans ſah ihn ſcharf an.

„Soll Ihnen der Senat die Summe auszahlen?“ fragte er ſcharf betont

Der Wucherer verſtand ihn und erſchrak. Nach einigen Winkelzügen, die Krepmans ſchnell abſchnitt, erklärte er ſich endlich bereit, das Geld wieder zurückzunehmen, aber anders nicht, als gegen eine namhafte Entſchädigung, da er in den acht Tagen an der Börſe bedeutenden Gewinn mit der Summe hätte machen können.

Krepmans nahm ſeinen Hut. „Ich ſehe,“ ſagte er, „Sie wollen Ihr eigenes Verderben. Wohlan! Ich gehe: aber nun wird Ihr teufliſches Treiben enthüllt, verlaſſen Sie ſich darauf!“

Dieſe Entſchiedenheit machte dem Widerſtand ein Ende. Der Jude ſtürzte ihm nach und zog ihn mit Gewalt wieder in das

Gemach. Jetzt nahm er ohne Widerrede das Geld, händigte die Verſchreibung aus und bat flehentlich, keinen Gebrauch davon zu machen.

Mit der tiefſten Verachtung verließ Krepmans den Schurken und kehrte zu Ernſt zurück, der in tiefer Trauer in einer Ecke ſaß.

Er gab ihm die Verſchreibung zurück, aber nicht ohne mit heiligem Ernſte ihn auf ſein heillos leichtſinniges Verfahren hinzuweiſen, in ſolcher Weiſe ein Geſchäft haben beginnen zu wollen. Er ſagte ihm, wie darauf der ganze Fluch eines ſicheren Bankrutts ſchon im Beginne gelegen. Ernſt hörte geſenkten Hauptes die Strafpredigt an, die ihm wie ein Schwert durch die Seele ging und die durch Klarheit und Wahrheit der Gründe, durch ihre ſittlich-religiöſe Kraft, ihn bis ins Innerſte traf.

Krepmans war nicht der Mann, der beugen wollte, ohne wieder aufzurichten. — Er ſetzte ſich zu Ernſt und überlegte nun mit ihm, was jetzt zu thun ſei. — Seine Meinung war, auf dem kürzeſten Wege zu Ernſt's Eltern zu reiſen; dort müſſe ſich ja allein der ganze Verhalt der Lage ermeſſen laſſen.

Ernſt willigte unbedingt ein, und ſo reiſten ſie nach wenigen Stunden ab.

Krepmans war ein unermeßlich reicher Mann, daß er aber ſelbſt helfen wolle, ſagte er Ernſt nicht. Es war ihm fürs Erſte darum zu thun, Ernſt's Bruder, Carl, kennen zu lernen. Auf Ernſt hatte er wenig Vertrauen; ſollte er ganz geneſen, ſo durfte er jetzt nicht ſelbſtſtändig werden, ſondern mußte in einer gediegenen Schule, unter ſcharfer Aufſicht und ſtrenger Leitung in der Richtung befeſtigt werden, welche er gewonnen durch die traurige Erfahrung, die er in Wiesbaden gemacht hatte. Sein Plan ſtand feſt; allein er wollte an Ort und Stelle prüfen und dann ſeinem Herzen ein Genüge thun.

Es war eben zwiſchen Tag und Dunkel, als ſie bei Sturm's eintrafen. Innig und herzlich wurde der Sohn aufgenommen, mit offener Freundlichkeit der Fremde, den er als ſeinen Freund vorſtellte, ohne ſeinen Namen zu nennen. Eine Tochter Sturm's, ein ſehr liebliches Mädchen, brachte Licht. Dennoch erkannten Sturm's den Ehrengardiſten nicht, den ſie einſt verpflegt mit ſo viel Hingebung und chriſtlicher Liebe. Nur Sturm ſah ihn oft ſehr nachdenklich und forſchend an, gerade als ob er dieſer Züge ſich dennoch entſinne, nur noch nicht mit voller Klarheit.

Krepmans mußte ſein Gefühl bemeiſtern mit einer Kraft, die ihm die größte Anſtrengung koſtete.

Ach, wie Vieles hatte ſich im Laufe der Jahre hier geändert!

Die Einrichtung des Hauſes war in allen Stücken noch die alte; aber es ſprach ſich in Allem eine mit der Zeit zunehmende Beſchränkung, ja unverkennbar eine Armuth aus, die vergeblich ſich hinter den früheren Einrichtungen zu verbergen ſtrebte, und die darum, weil ſie unverſchuldet war, einen höchſt ſchmerzlichen Eindruck auf den ſcharfen Beobachter machte. Sturm trug die Zeichen des raſch gekommenen Alters zur Schau. Sein Haar war weiß, ſeine einſt ſo ſtattliche Geſtalt war gebeugt, ſeine Züge konnten den kummervollen Ausdruck, der ihnen eigen geworden war, im ſchweren Kampfe mit Noth und Sorge, nicht entfernen, wie freundlich ſie auch dem Gaſte entgegen leuchteten.

Frau Sturm war ein altes Mütterchen geworden, aber ſie hatte mit dem ſtarken Herzen voll Glauben an des Herrn liebevolles Walten die Mißgeſchicke ruhiger ertragen. Ihre Züge waren friſcher geblieben, ihre Kraft ſchien weniger gebrochen, ihre Thätigkeit war noch dieſelbe, wie früher. Die Kinder waren herangewachſen zu blühenden Jünglingen und Jungfrauen. Carl war ernſt und ſinnig, was er ſprach, war bedacht, klar, beſtimmt; er ſprach wenig, aber dies Wenige nahm für ihn ein.

Krepmans hielt ſich ritterlich bis — zu Einem Momente. —

Er hatte bis jetzt geſtanden, wie man ihn auch gebeten, Platz zu nehmen. Als aber Mutter und Tochter den Tiſch zum Abendbrode bereiteten und er in dem alten Lehnſeſſel ſich niederlaſſen mußte, in dem er zuerſt geſeſſen, als er in dies ihm theuere Haus eintrat, da brachen ſeine Thränen mit aller Macht hervor. Er breitete ſeine Arme gegen Sturm aus und rief: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? —“

„Krepmans!“ rief der alte Mann aus, dem nun mit einem Male ein Licht aufging, und ſank an ſeine Bruſt.

Die Mutter hatte draußen den Ausruf ihres Gatten in der nahen Küche gehört, ohne ihn verſtanden zu haben. Sie war erſchrocken, weil ſie etwas Schlimmes befürchtete, in das Wohnzimmer geeilt und ſah nun, voll Erſtaunen, wie ihr Gatte an der Bruſt des Fremden lag, der wie ein Kind weinte!

Kaum erblickte ſie Krepmans, als er ſeine Hand ihr entgegenſtreckte.

„Mutter! Meine zweite Mutter!“ rief er — „kennen denn auch Sie den nicht mehr, den Sie gepflegt mit liebevoller Treue, als er leidend in Ihr Haus trat?“ —

„Allmächt'ger Gott!“ rief ſie aus — „Herr Krepmans?“ —

„Ja, er iſt's!“ rief ihr Gatte, und nun eilte auch ſie, Theil zu nehmen an der Freude und Wonne des Wiederſehens.

Wenn der langentfernte Bruder, der ſchmerzlich entbehrte Sohn, heimkehrt ins Vaterhaus, die Freude des Wiederſehens iſt groß und reich; aber ſie kann kaum größer ſein, als ſie in dieſem Augenblicke die Herzen im Hauſe Sturm's erfüllte. —

Es ging eine geraume Zeit vorüber, ehe ſich die Wellen der hochgehenden Freude glätteten und legten.

So unausſprechlich glücklich auch Frau Sturm war, ſo machte ihr es doch Kummer, daß die Früchte ihrer Kochkunſt während dieſes Wiedererkennens und ſeiner Freude, erkaltet waren; aber Niemand, als ſie, merkte es, und ſie beruhigte ſich erſt, als ſie ſah, wie gut es doch Allen ſchmeckte.

Es läßt ſich denken, daß in gegenſeitigem Erzählen der Abend hinging und ſelbſt ein Theil der Nacht. Die Kinder erinnerten ſich ja Alle „des Rothen“ noch, wie ſie einſt Krepmans wegen ſeiner rothen Uniform genannt, und ſein Andenken war in der Familie gar oft erneuert worden, und ſo lebhaft bei Allen geblieben.

Kreymans hatte Ernſt verboten, von der Kataſtrophe etwas zu ſagen, die er in Wiesbaden erlebt. Sie waren einig geworden, daß er, wenn Carl ihn wegen der Gelder fragen würde, ihm ſagen ſolle, es ſei Alles in Ordnung und das Geld werde eheſtens eintreffen. So geſchah es denn auch, und die Sorge, die ſchwer auf Carl's Seele lag und ſein Weſen verdüſterte, wich gänzlich; aber nur mühſam konnte Ernſt in der allgemeinen Freude das verbergen, was ihn innerlich wie eine kaum zu ertragende Laſt niederbeugte.

IV.

Früh am anderen Morgen ſah Kreymans Carl im Garten beſchäftigt. Ihn näher zu erforſchen, war ihm eine hochwichtige Aufgabe. Er hatte zwar ſchon am Abende vorher einen ſehr günſtigen Eindruck empfangen; aber der welterfahrene Mann war nicht gewohnt, dem erſten Eindrucke einen entſcheidenden Einfluß auf ſein Urtheil zu geſtatten. Er kleidete ſich ſchnell an und eilte in den Garten, wo ein lieblicher Morgen alle Blumen wundervoll duften machte, und eine erquickende Kühle ihn umfing.

Dem gewandten Manne wurde es leicht, bald einen Uebergang zu ernſten Dingen zu finden. Carl war eine offene, treue Seele, beſonnen zwar, aber ohne Rückhalt. Er erzählte dem Freunde des Hauſes ſeinen Bildungsgang als Kaufmann, und dieſer verwickelte ihn bald in ein Geſpräch über manche Dinge des Handels, die Karl's ungewöhnliche Einſicht, ſein klares Urtheil, ſeine lauteren Grundſätze an den Tag zu legen ungeſuchte und natürliche Gelegenheit gaben.

Kreymans hatte ſeine helle Freude an dem gediegenen Weſen und Erkennen Carl's. Er kam natürlich auch auf den Plan des zu gründenden Weinhandels und die Ausſichten für ein reelles Gelingen. Carl ſprach ſeine beſcheidenen Hoffnungen aus, ließ aber auch, wenngleich ſehr milde und zart, das Bedenken durchblicken, mit fremden Mitteln ein Geſchäft zu gründen. Und zugleich deutete er darauf hin, wie er die ſicheren Hoffnungen ſeines Bruders nicht theile, auch nicht recht daran gewollt habe. Noch wiſſe er nicht, ſagte er, unter welchen Bedingungen Ernſt die Hilfsmittel flüſſig gemacht habe.

Krepmans war in dieſem Punkte zurückhaltend, wünſchte aber den Wein zu probiren, den ſie gekauft.

Nach dem Frühſtücke geſchah das und Krepmans fand, daß die Käufe trefflich waren. Er kannte die Verhältniſſe dieſes Handels und die Ausſichten, welche ihm in Preußen gegeben waren und gewann, bei Carl's Ruhe und Klarheit, bei ſeiner Beſonnenheit und Thätigkeit die Ueberzeugung eines glücklichen Erfolges.

„Wir wollen dieſe Angelegenheit weiter beſprechen,“ ſagte er zu Carl, als die Mutter zum Frühſtücke einlud.

Nach dieſem bat er Sturm und ſeine Söhne, mit ihm einen Spaziergang zu machen.

Sie gingen durch das Dorf hinauf in das ſchöne Felſenthal, welches ſich über demſelben eröffnete.

Die Sonne ſtieg empor, die Hitze nahm zu. Da ſchlug Krepmans vor, an einem Wieſenabhange, deſſen Gras ſchon abgemäht war, unter dem tiefen Schatten eines weitäſtigen Wallnußbaumes ſich niederzulaſſen.

Das geſchah, und jetzt nahm er das Geſpräch wieder auf, welches er mit Carl am Morgen im Garten geführt hatte.

Krepmans ſchwieg einige Augenblicke, nachdem ſie ſich erwartungsvoll niedergeſetzt hatten; er wollte ſeine Gedanken ſammeln, ehe er ſo Wichtiges ausſpräche.

„Meine theuern Freunde,“ hob er endlich an, „es liegt mir Etwas auf der Seele, was ich gerne im tiefſten Vertrauen mit Ihnen allein beſprechen möchte. Der Weinhandel, den Sie unternehmen wollen, hat günſtige Ausſichten, wenn ihn eine beſonnene, ernſte Einſicht leitet. Das ſage ich weniger auf den Betrieb hier, als auf den Abſatz draußen. Unſer junger Freund Carl eignet ſich, meines Dafürhaltens, beſonders dazu; Vater Sturm iſt im Stande, Alles, was hier am Orte zu leiten iſt, zu beſorgen. So wäre dieſe Sache geordnet." —

„Und Ernſt?" fragte betroffen Sturm.

„Darauf wollte ich eben übergehen," fuhr Krepmans fort. „Unſer guter Ernſt hat durch die Beziehungen, in welche er zu dem verachtungswürdigen Wucherer trat, um Geld zu Zinsſätzen zu erlangen, die den unabweisbaren Fall des Geſchäftes in ſich geſchloſſen hätten, bewieſen, daß er noch zu raſch — er nimmt mir's nicht übel — zu unbeſonnen und leichtfertig in den Tag hinein handelt. Ich habe dies Geſchäft zu Nichte gemacht." —

„Allmächtiger Gott, was hör' ich?" rief Carl erbleichend.

„Eine gute Nachricht," ſagte Krepmans, „für die Sie mir danken werden bei ruhiger Prüfung. Ich biete mich Ihnen als Theilnehmer am Geſchäfte an und ſchieße die ſämmtlichen Gelder, nicht wie ſie Ernſt aufgenommen, zu ſpitzbübiſchen, ſondern zu drei Procent vor, wo Sie, lieber Carl, nur die Hälfte zu verzinſen haben."

Carl faßte ſeine Hand und drückte ſie innig. „Aber" — ſagte er — „erlauben Sie mir nur Eine Frage: Iſt Ernſt ausgeſchloſſen vom Geſchäfte? Und warum?"

„Ernſt iſt mit mir einverſtanden," ſagte Krepmans. „Er geht mit mir unter ſehr günſtigen Bedingungen; bleibt einige Jahre in meinem Geſchäfte und dann werden wir ſehen, wie es ſich geſtaltet."

Vater und Bruder blickten Ernſt betroffen an.

Er richtete jetzt ſein Haupt empor. Thränen ſtanden in ſeinen Augen. „Was mein Arzt verordnet, muß ich, um geheilt zu werden, dankbar befolgen," ſagte er. „Ich bin Euch, mein theurer Vater und Bruder, ein Bekenntniß ſchuldig," fuhr er fort, „welches die edlen Abſichten dieſes Ehrenmannes ins hellſte Licht ſtellen wird." — Und nun erzählte er mit tiefſter Beſchämung und zu ſeiner Selbſtſtrafe die ganze Reihe heilloſer Begebenheiten, die er ſich ſelbſt bereitet, die aber durch gnädige Fügung Gottes zum Guten verwendet worden waren.

Starr vor Entſetzen hörten ihm Vater und Bruder zu und Sturm fiel, als er geendet, weinend um Krepmans' Hals. Reden konnte er nicht, aber Krepmans verſtand die ſtumme Sprache des Gefühles vollſtändig.

„Und nun,“ ſagte Krepmans, „habe ich das männliche Verſprechen zu fordern, daß nie wieder ein Wort über Ernſt's Vergehen geſprochen wird, die Mutter, Niemand in summa, darf etwas davon wiſſen, es iſt begraben, wie Ernſt's leichtſinnige Vergangenheit. Er wird mit Gott auferſtehen zu einem neuen Leben, dazu biete ich ihm die Freundeshand, die er mit feſtem Vorſatz ergriffen hat. Es iſt ihm ein rechter Ernſt und möge ihn ſein bedeutungsvoller Taufname alle Tage an den Ernſt des Lebens, an den Ernſt der Pflicht, an den Ernſt eines künftigen Gerichtes und an den Ernſt ſeiner Vorſätze mahnen, den er nicht mehr vergeſſen darf, ohne ſich zeitlich und ewig elend zu machen.“

„Hier vor dem Auge Gottes und Euch, theueren Menſchen, ſchwöre ich es auf's Neue,“ rief Ernſt, tief erſchüttert, „daß ich ein neues Leben beginnen werde!“

Und er umarmte ſie alle nach der Reihe, und wie er, ſo waren ſie Alle ergriffen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe das ruhige Geleiſe wieder gefunden war. Nun wurde vollends das Geſchäftliche beſprochen und beendet.

Krepmans hatte ſchon von Wiesbaden aus um die nöthigen Gelder nach Hauſe geſchrieben. Sie kamen denn nach wenigen Tagen an und nun wurden die Weine bezahlt und in Sturm's Kellern gelagert. Die Küfer wurden mit den kleinen Fäſſern beauftragt, und an einem Tage reiſten Krepmans, Ernſt und Carl ab, um ihrem Berufe ſich mit neuen Kräften zu widmen. Krepmans nahm ſelbſt viele Proben mit in ſeine Heimath und konnte bald die allerzahlreichſten Beſtellungen einſenden, welche der alte Sturm, glücklich, ſich einer neuen, hoffnungsvollen Thätigkeit widmen zu können, mit der größten Pünktlichkeit und Treue und zur größten Zufriedenheit der Abnehmer, ausführte. Auch Carl ſandte überraſchend viele Beſtellungen ein, die alle baldigſt ausgeführt wurden. Schon nach einem halben Jahre ſchrieb Krepmans an Sturm, er möge den ganzen Vorrath des trefflichen Weines, den das Dorf zog, aufkaufen, was er mit Vorſicht, und, da im Handel augenblicklich eine Stockung eintrat, mit großem Gewinne gegen den erſten Kauf vollzog.

Das Geſchäft gewann täglich an Ausbreitung und Abſatz, und Carl's Briefe, ſowohl an Krepmans, als an ſeinen Vater, waren voll freudiger Ausſichten. Carl verfuhr mit einer ſo ruhigen Umſicht, gewann durch ſein Zutrauen einflößendes Weſen ſo viele Kunden, daß das Geſchäft eins der blühendſten zu werden verhieß.

Wie es mit Ernſt ſtand, theilte Krepmans in vertraulichen Briefen dem Vater Sturm mit.

„Er iſt ein tüchtiger Geſchäftsmann,“ ſchrieb er, „dem es weder an Kenntniſſen, noch an Erfahrung und Umſicht fehlt. Was er für ein Unglück anſah, und wir ſelbſt als ſolches erkannten, war in der Hand des Allbarmherzigen Gottes eine Schule des Heils für ihn. Er iſt ſehr gedrückt, und das iſt gut. Ich bin ſparſam mit meinem Troſte; denn je tiefer er es fühlt, deſto heilſamer wird es für ihn werden. Unermüdet erfüllt er ſeine Pflichten, jede Zerſtreuung, wie ſie die Jugend liebt, vermeidet er, um die Zeit dem Leſen guter, bildender Schriften zuzuwenden. Iſt Geſellſchaft in meinem Hauſe, ſo zieht er ſich gerne beſcheiden zurück und hat es am Liebſten, wenn er mit einem erfahrenen Manne in ein Geſpräch kommen kann, das den Geſichtskreis ſeines Erkennens erweitert. Geld gibt er faſt gar nicht aus, und bittet mich, ſein Gehalt ihm irgend verzinslich anzulegen. Er hat ſich durch ſein Benehmen viele Freunde erworben, beſonders auch das Wohlwollen meiner Frau, die immer meint, ich ſolle ihn ſeinem Alleinſitzen, ſeinem ſtillen Hinbrüten entziehen, dadurch, daß ich ihn mehr in den Kreis des geſelligen Lebens nöthigte. Das hab' ich ihr aber ausgeredet. Es gehört zu ſeiner Buße, daß er über ſein Thun nachdenke, um es recht zu beurtheilen. Ich hoffe zu Gott, daß er geheilt werden wird!" —

Das ſchrieb er Sturm, und wenn es der alte Mann mit den Briefen Ernſt's verglich, ſo konnte er nur Gott danken, der Alles ſo gefügt, wie es ihnen Allen gut war. Ernſt rühmte die Liebe und Güte, die ihm Krepmans erwieſe und das, was dieſer ſelbſt ſagte und dieſe Aeußerung Ernſt's bewieſen, daß Ernſt es fühlte, wie wenig er darauf zählte, mit Liebe behandelt zu werden.

Wie völlig ſeine innerliche Umänderung geweſen, und wie ſehr Krepmans auf dieſe Umwandlung baute, erwies ſich nach Ablauf zweier Jahre. Da nämlich ſtarb Krepmans' alter, würdiger, hochgeehrter Buchhalter und er trat am Tage des Begräbniſſes Abends zu Ernſt, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu ſeiner Frau.

„Ich ſtelle dir hier meinen neuen Buchhalter vor, liebe Frau," ſagte er.

Ernſt prallte zurück und ſah verwirrt in ſeines Principals Auge. „Sie ſcherzen grauſam!" rief er aus.

Krepmans hielt ſeine Hand feſt, die er ihm entziehen wollte. „Der heutige Tag," ſagte er ernſt, „iſt nicht dazu angethan, daß ich ſcherzte, wenn ich auch Luſt trüge, ſolchen Scherz, der nicht zu rechtfertigen wäre, mir zu erlauben. Heute habe ich meinen treueſten Diener ins Grab legen müſſen, der ſchon meinem ſeligen Vater durchs ganze Leben treu gedient hatte; und heute war es, an dieſem Tage, als ich im Jahre 1813, mit dem Keime einer tödtlichen Krankheit in meinen Gliedern, in das Haus Ihrer Eltern trat, wo ich Vater- und Mutterliebe von Ihren Eltern empfing. Begreifen Sie, lieber Ernſt, daß es mir nicht ums Scherzen iſt, am wenigſten in der unerhörten Weiſe, die Sie mir zutrauten? Sie ſind mein Buchhalter von heute an und ich weiß, in weſſen Hand ich das gewichtigſte und verantwortungsreichſte Amt meines Geſchäftes lege!" —

Ernſt ſtand ſtill da und geſenkten Hauptes, Thränen perlten über ſeine Wangen zur Erde. Dann richtete er ſich auf und ſagte, Krepmans Hand drückend: „Sie geben mich heute mir ſelbſt, der Welt und dem Glücke wieder, das ich nicht mehr zu finden hoffte. Gott vergelte, Gott lohne es Ihnen!“

Als Buchhalter gehörte er nach Krepmans' Hausordnung zum engſten Familienkreiſe, und ſo blieb er dieſen Abend ſchon in dieſem Kreiſe. Das that ſeinem Herzen in zwiefacher Weiſe wohl. Einmal ſah er darin das volle Vertrauen des Mannes, den er, wie ſeinen Vater, liebte und ehrte, und — Krepmans hatte zwei Töchter, die ſechzehn und ſiebzehn Jahre alt waren. Zu der Aelteſten, einem ſehr liebenswürdigen Mädchen, trug Ernſt eine herzliche Liebe. Ihr näher zu ſein, war es, was er heiß gewünſcht und doch ſtets vermieden hatte, weil er eine Hoffnung nicht nähren wollte, die in ihrem Ziele ihm unerreichbar erſchien.

Er blieb den Abend im Familienkreiſe; er begleitete mit ſeiner Violine, die er ſehr gut ſpielte, Emilien's Geſang und Clavierſpiel und der Abend flog Allen gar angenehm hin, obwohl es draußen ſtürmte und der Wind den erſten Schnee durch die Lüfte peitſchte, wie damals, als Krepmans zum erſten Male in Sturm's heimlicher Stube ſaß, mit dem ganzen Wohlgefühle der Gemüthlichkeit. Das erzählte er heute wieder und hielt Ernſt's Eltern eine begeiſterte Lobrede, die dann zuletzt, komiſcher Weiſe, mit einer Lobrede auf Sturm's Lehnſeſſel endete.

„Nein, liebe Frau,“ ſchloß er, „alle dieſe Polſterſitze, ſelbſt der ſchöne Seſſel, den du mir geſtickt haſt, ſind alle Nichts gegen dieſes Ideal eines bequemen Großvaterſtuhles!“

Obgleich ſie alle gerührt über Krepmans' Mittheilungen waren, ſo blieb doch das Lächeln nicht aus bei dieſer humoriſtiſchen Wendung, mit der er eben dem Weichwerden einen Damm entgegenſetzen wollte.

„Es iſt recht unartig von dir,“ ſagte ſeine treffliche Frau, „daß du mir ſeit ſo vielen Jahren immer von den beiden trefflichen Menſchen redeſt, und mir es nie möglich gemacht haſt, daß auch ich Ihnen meine Liebe beweiſen könne!“

„Du haſt Recht, Liebe,“ ſagte Krepmans; „aber du ſollſt mir dieſen Vorwurf nicht noch einmal machen. Nächſtes Frühjahr, und Gott wolle ſie und uns es in Gnaden erleben laſſen — muß ich hinauf, um unſern Weinhandel mit Carl zu beſprechen. Da ſollt Ihr Alle mit!“

„Wir halten dich beim Worte!“ riefen Mutter und Töchter. Er lächelte vergnüglich und verſicherte es nochmals.

Dann wandte er ſich an Ernſt. „Die Erweiterung des Zollvereins,“ ſagte er, „hat unſerem Geſchäfte einen Stoß gegeben. Es geht nicht mehr ſo blühend, wie in den erſten Jahren. Es ſind dadurch der Verkaufenden mehr geworden.“ Ernſt nickte bejahend. „Es iſt eine fatale Wendung der Sache für den Weinhandel,“ ſagte er.

„Nun, es wird ſich, wenn der Zollverein im Norden ſich erweitert, vielleicht ausgleichen durch ebenfalls ſich erweiternden Markt. Iſt das nicht, nun ſo wird es vielleicht andere Wege geben, auf denen man mit Kraft, Muth und Einſicht einher gehen kann.“ Damit brach er ab, aber man ſah es ihm an, daß er mancherlei Gedanken in ſeinem Herzen bewegte.

Von nun an war Ernſt der tägliche Genoſſe der Familie, welche ihn mit Liebe und Achtung behandelte. Sein eifrigſtes Beſtreben war es, dieſer Liebe und Achtung ſtets würdig zu bleiben, ſowohl durch treue Pflichterfüllung, als durch ſein Betragen. Die Wahrnehmung, daß Caroline, Krepmans’ älteſte Tochter, ihn auszeichnete vor allen jungen Männern, welche mit ihr in Berührung kamen, war etwas überaus Beglückendes für ihn. Dennoch hielt er ſich ſtets in einer gewiſſen Ferne von ihr, ohne darum ihr weniger ſeine Zuneigung zu verbergen.

Ob die Eltern es wahrnahmen? — Sie äußerten Nichts und ſchienen es auch gar nicht zu bemerken.

Es war etwa um die Mitte des Monats December, als eines Abends ein Wagen vor dem Hauſe hielt. Ein junger Mann ſtieg aus und trat bald darauf an Ernſt’s Hand in die Stube.

„Carl!“ rief freudig aufſpringend Krepmans. Er begrüßte ihn ſehr herzlich und ſtellte ihn ſeiner Frau und ſeinen Töchtern als ſeinen Compagnon Carl Sturm vor.

„Ich muß mit den Büchern zu Ihnen kommen," ſagte Carl lächelnd, „denn Sie fragen ja gar nicht, wie es um unſer Geſchäft ſteht?"

„Das iſt wahr," ſagte Krepmans darauf; „aber vergeſſen hatte ich es noch nicht. Ich wollte gegen Neujahr meinen Buchhalter zu Ihnen ſenden, und glaubte zugleich Ihnen damit eine Freude zu machen, weil er ein Jugendgenoſſe von Ihnen iſt."

„Von mir?" fragte geſpannt Carl.

„Freilich," erwiederte Krepmans. „Sie kennen ihn ganz gewiß, wenn ich Ihnen ſeinen Namen nenne."

„Und der wäre?"

„Ernſt Sturm."

„Ernſt? Ernſt Ihr Buchhalter?" —

„Ei, da möcht' ich doch fragen: Warum denn nicht? Ernſt hat ſich mein ganzes Vertrauen und mehr noch, meine Liebe erworben. Das dürfen Sie den guten Eltern ſagen."

Carl umarmte freudig ſeinen Bruder.

„Sie werden nicht müde, uns glücklich zu machen!" ſagte er, Krepmans beide Hände innig drückend.

Die Männer kamen nun ſchnell ins Geſpräch über ihre Geſchäftsangelegenheiten, und Krepmans war es, der Carl in dies Gebiet zog.

Endlich ſagte ſeine Frau: „Du biſt doch ein eingefleiſchter Geſchäftsmann, daß du auch ſchon die erſten Augenblicke damit beginneſt!"

„Den Vorwurf verdiene ich," ſagte Krepmans. „Wer dieſen Abend noch Ein Wort vom Geſchäfte redet, muß eine Buße erlegen. Punktum!"

Und nun war bald ein freundliches, lebhaftes Geſpräch im Gange. Carl mußte Frau Krepmans von ſeinen Eltern erzählen und von ſeinen Geſchwiſtern, was er mit ſo inniger Liebe und

Freude that, daß es wohlthuend für die war, welche mit ſo großer Theilnahme ihm zuhörten.

Der Abend verfloß in der heiterſten Unterhaltung, zu welcher Carl beſonders viel beitrug. Er hatte eine ſehr ſchöne Stimme und ſein Vortrag der herzigen, deutſchen Volkslieder erfreute beſonders ſeine Zuhörerinnen.

Am anderen Morgen ſaßen die Männer über den Büchern, die in ſtrengſter Ordnung geführt, vor Kreymans Blicken lagen. Es ſtellte ſich ein ſo unerwartet großer Gewinn heraus, daß Carl an Kreymans ſeinen Antheil des eingeliehenen Capitals mit Zinſen zurückgeben konnte und das volle Weinlager ein gemeinſames Gut und Beſitzthum war. Freudig ſchloß Kreymans die Bücher ab, und drückte Carl ſeine volle Zufriedenheit aus.

Während die Männer ſchon im Geſchäfte waren und die Mutter gar Vielerlei zu beſorgen hatte, ſaßen die beiden Mädchen bei einander, harmlos plaudernd. Beſonders war es die lebhafte Emilie, die Jüngſte von beiden, die heute beſonders aufgeräumt und plauderluſtig war.

„Höre, Caroline,“ ſagte ſie, „ſage mir doch, welcher von den beiden Brüdern dir am Beſten gefällt? — Doch“ — fiel ſie ſich ſelbſt in die Rede, „wie frag' ich doch dumm. Ich weiß ja ſchon lange, daß dir der Buchhalter wohlgefällt, und du ihn lieb haſt.“

Caroline war, wie mit Blut übergoſſen.

„Ach, du!“ ſagte ſie halb zürnend und ſchlug die plauderhafte Schweſter mit der kleinen Hand auf die Schulter.

„Nun?“ fragte dieſe. „Warum ſchlägſt du mich denn? Meinſt du ich wüßte das nicht? Und wenn ich's nicht merkte an Allem, ſo verriethſt du es im Schlafe. Du weißt, daß du im Schlafe ſprichſt? Nun, da nennſt du ſo oft und ſo zart den Namen Ernſt, daß ich doch taub und blind ſein müßte, wenn ich“ —

„Du garſtige Plaudertaſche!“ rief glühend Caroline. „Was du da für Albernheiten ſprichſt!“

„Jetzt ſollen's Albernheiten ſein?“ rief das neckiſche Ding. „Warum willſt du's verbergen und geheim halten? Wenn ich einmal einen Mann lieb habe, werd' ich es gleich ſagen. Die Mutter hat ja auch den Vater lieb, ſo iſt's ja kein Unrecht! Nun, ſiehſt du, mir gefiele der Carl am beſten. An den blonden Haaren, wie ſie die Deutſchen haben, find' ich keinen Gefallen. Carl's braunes, lockiges Haar, ſeine dunklen, großen Augen, ſeine friſche, blühende Farbe, gefällt mir beſſer. Und wie er ſchön ſingt! Du mußt mir nicht böſe werden, Liebe, denn ich will ja Ernſt nicht häßlich nennen. Dafür ſieht er ſeinem Bruder viel zu ähnlich. Er iſt ein ſchöner Mann, für dich der Schönſte auf der Welt. Ich glaube aber für mich iſt das der Carl!“ —

„Wenn du aber nun nicht ſtille biſt“ — rief Caroline, die gar nicht aus dem Erröthen kam —

„Was dann?“ fragte die Schweſter — „Dann — geb' ich dir einen Kuß!“ Und Caroline fiel ihr um den Hals und küßte ſie herzlich.

Caroline blieb den ganzen Tag über zerſtreut und ſtille. Emilie zupfte ſie oft am Kleide, dann erröthete ſie wieder. Die Kleine hatte gar kein Hehl, daß ihr Carl gar wohlgefiel. Leider waren die Männer gar zu viel mit ihren Angelegenheiten beſchäftigt, daß ſie ſie nur bei Tiſche ſah. Sie äußerte aber ihr Wohlgefallen an dem hübſchen Carl ſo unumwunden, daß Kreymans heimlich lachte, die Mutter ihr aber recht ernſte Vorſtellungen machen mußte.

„Ei,“ ſagte ſie ganz erſtaunt, „Carolinen gefällt ja Ernſt auch. Warum ſoll mir denn Carl nicht gefallen, der doch hübſcher als Ernſt iſt? — Und dir gefällt ja auch der Vater?“ —

Die Mutter gerieth in eine peinliche Verlegenheit, ſie wand ſich ſo gut aus der Geſchichte, als es gehen wollte, aber es gelang ihr durchaus nicht, Emilien zu überzeugen, daß es ſich doch gar nicht für ein Mädchen ſchicke, ihr Wohlgefallen an einem jungen Manne ſo offen zu zeigen.

Sie ſchüttelte den ſchönen Kopf und meinte zuletzt, ob es denn etwas Unrechtes ſei — und ſteigerte mit der Frage die

Verlegenheit der Mutter, die oft kaum den Lachreiz unterdrücken konnte, noch mehr.

Nach langem Hin- und Herreden überzeugte ſie ſie denn doch ſo weit, daß ſie ſich in Acht zu nehmen verſprach, was ihr freilich nicht immer gelang.

Carl blieb einige Tage, dann reiſte er ab, zu Emilien's großem Verdruſſe. Sie ließ lange Zeit das fröhliche Köpfchen hängen und wurde erſt wieder heiter, als ſie ſich dachte, daß ſie zum Frühjahre an den Rhein reiſen würden.

V.

Als Carl weggereiſt war, erzählte Kreymans ſeine Frau ihre Unterredung mit Emilien. Er wollte berſten vor Lachen.

„Höre," ſagte er dann, „ich will dir einfach ſagen, daß, wenn es Gott ſo fügte, daß Emilie und Carl ſich lieb gewönnen, ich nicht das Mindeſte gegen dieſe Verbindung hätte; denn Carl iſt ein tüchtiger, liebenswürdiger Menſch, der eine ſchöne Zukunft vor ſich hat. Mir iſt noch kein junger Mann von dieſem Alter vorgekommen, der geſetzter wäre, achtungswürdigere Grundſätze hätte und tüchtiger im Geſchäfte wäre, als er. Du weißt, ich ſehe nicht auf Geld. Solche Eigenſchaften ſind ein höheres Capital, als das, welches wir zuſammen addiren können. Und weiter, Söhne habe ich nicht, die einſt mein ausgebreitetes und noch einer weiteren Ausbreitung fähiges Fabrikweſen in Gemeinſchaft übernehmen könnten. Da muß ich es doch einſt Schwiegerſöhnen übergeben. Carl aber wäre mir höchſt willkommen!

„Glückliche Emilie!" ſagte die Mutter; „denn täuſcht mich mein weiblicher Scharfblick nicht, ſo hat Carl ein unverkennbares Wohlgefallen an dem Kinde bewieſen. Aber Caroline? Sie liebt Ernſt, daran kann ich nicht mehr zweifeln." —

„Und er ſie,“ ſagte lächelnd Krewmans.

„Ihr ſtilles, ſinniges Gemüth würde namenlos unglücklich,“ fuhr die Mutter fort, „wenn du gegen ihre Liebe wäreſt?“

„Aber wem fällt denn das ein?“ fragte lachend der Vater. „Gibt es beſſere Compagnons, als dieſe zwei Brüder? Wenn ich dagegen wäre, dann würde ich andere Maßregeln ergriffen haben,“ fuhr er fort, „das darfſt du mir glauben. Ich würde Carolinen entfernt haben, ehe der Keim der Neigung in dem Gemüthe des Mädchens ſich entwickelt hätte. Du kennſt Ernſt's früheres Leben. Unbeſcholten war es in jeder anderen Beziehung — denn ich habe genaue Erkundigungen eingezogen, bis auf ſeinen Leichtſinn, den er im Spiele ſo ſchwer gebüßt hat. Gottlob, er hat Wort gehalten und ich habe mich nicht getäuſcht in ihm. Es iſt eine gründliche Umwandlung in ihm vorgegangen. Ich habe ihn zu meinem Buchhalter gemacht, weil ſeine Beſſerung entſchieden und kein Rückfall zu befürchten ſteht; aber es war auch noch ein anderer Grund, den ich dir nun ausſprechen will. Ich kenne keine Familie, die meinem Herzen theurer wäre, als die Sturm's. Du weißt, was ich ihr ſchulde und zu danken habe. Leider ließ ich ſie zu lange aus meinem Geſichtskreiſe treten, und das iſt mir wie eine Centnerlaſt auf das Gewiſſen gefallen, als ich zum erſten Male an dem Thale vorüber fuhr. Damals ſtand es unerſchütterlich feſt, daß ich auf der Rückreiſe ſie aufſuchen müſſe. Gottes Gnade fügte es anders. Ich fand Ernſt in einer ſchrecklichen Stunde am Rande eines Abgrundes, der ihn verſchlungen haben würde. Seine Familienzüge ließen mich ihn erkennen und Gottes Gnade wollte mich als Werkzeug ſeiner Rettung gebrauchen und mir zugleich Gelegenheit geben, meine Dankbarkeit gegen die edle Familie zu bewähren. Innig danke ich ihm dafür und werde ihm innig danken, denn ich glaube ſeine heiligen Abſichten zu erkennen, unſere und Sturm's Familie eng, innig und unzertrennlich zu verbinden. Und in dieſer gnädigen Fügung wird zugleich mein höchſter Wunſch erfüllt.“

Frau Krepmans hatte mit wachſender Rührung die Worte ihres Mannes gehört; als er geendet hatte, ſank ſie an ſeine Bruſt und er drückte ſie liebevoll an ſein Herz. Dann ſagte er: „Nun aber bitte ich dich, laß uns nichts thun, was meine Plane fördern könnte. Menſchen, auch wenn ſie die beſten Abſichten haben, könnten da mehr verderben, als nützen. Laß Gott walten! Will er in Gnaden es ſo fügen, und hat er es in ſeinem ewigen Rathſchluſſe ſo beſtimmt, dann wird es werden, wie ich, und ich glaube auch, wie du es wünſcheſt. Wir wollen es ihm im Gebete anheimſtellen. Er wird's wohl machen!“ Und in dieſem frommen Entſchluſſe einigten ſich beide Ehegatten und hielten ihn feſt im Auge; allein ehe noch der Frühling ſein Blüthenfüllhorn über das Land ausſchüttete, war es zwiſchen Ernſt und Carolinen zu einer Erklärung und innigem Verſtändniſſe gekommen. Die plauderhafte Emilie, die Alles wußte, plauderte aus der Schule, die Beiden mußten reden und — die Eltern ſegneten den Herzensbund der beiden glücklichen Menſchen.

Mit hoher Freude vernahmen Ernſt's Eltern dieſe erfreuliche Begebenheit und ſprachen ihren glühenden Wunſch aus, das theure Paar zu ſegnen.

Am Verlobungstage flüſterte Emilie der glücklichen Schweſter zu: „Gib Acht, ich werde doch noch deine Schwägerin!“

Caroline drückte ſie an ihre Bruſt und ſagte: „Gott gebe es!“

Als endlich der Mai die Rheinufer mit Farbenpracht ſchmückte, traten die Glücklichen die Reiſe an.

Als ſie in Sturm's ſtille, beſcheidene Wohnung traten, war da eine Freude, wie ſie kaum jemals in dieſen Räumen laut geworden war. Die glücklichen Alten ſegneten ihre Kinder, und als Krepmans im Seſſel ſaß, wie Anno 1813, da fiel weinend ſeine Frau um Frau Sturm's Hals. „Sie, Sie haben mir den theuern Mann, nächſt Gott, erhalten,“ ſagte ſie.

„Und Sie legen Ihr theures Kind an meines Kindes Herz, und begründen unſer Glück," flüſterte Frau Sturm — wer iſt's da, der danken muß?"

Jetzt kamen die alten Zeiten wieder zur Sprache und Krepmans wurde nicht müde, der guten Mutter Sturm Verlegenheiten dadurch zu bereiten, daß er ihre treue Mutterliebe und Mutterſorge unabläſſig pries.

Carl war zu Emilien's großem Leide abweſend, aber die Eltern erwarteten ihn ſtündlich. Sie ſtand ſtundenlang auf der Lauer, bis ſie ihn mochte kommen ſehen.

Als ſie eines Tages Alle im Garten ſaßen beim Kaffee, knarrte das Pförtchen am Garten.

„Carl!" rief Sturm freudig.

Da ſprang Emilie auf und ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; aber als ſie vor ihm ſtand, ſanken ihre Arme plötzlich herab, ſie wurde bleich, wie eine weiße Roſe — denn in der Laube erſchallte, von Krepmans angeführt, ein unwillkürlich hervorbrechendes Gelächter.

Emilie konnte nicht von der Stelle; aber ſie brach in ein bitteres Weinen aus.

„Warum wollen denn dieſe lieben Arme mich nicht umfangen, die mir geöffnet waren?" fragte Carl leiſe das troſtloſe Mädchen. Sie ſchwieg, weil ihre Bruſt zum Berſten voll war. Da zog er ſie, überwältigt von ſeinem eigenen Gefühle, an ſeine Bruſt und ſagte: „Meine Emilie!"

Dies Wort brachte wieder Leben in das Mädchen.

„Ja, dein!" ſagte ſie. „Dein auf ewig!" Und jubelnd preßte ſie Carl an ſeine Bruſt, und trug ſie mehr als ſie ging, zur Laube.

„O Euer Lachen," ſagte er, „hat die ſchönſte Blüthe, die ſich eben erſchließen wollte, in ihrem Entfalten geſtört! und doch hat ſie ſich erſchloſſen! Emilie will mein ſein auf ewig. Sie hat es geſagt. Väter und Mütter, Euer Segen kann noch ein Paar glücklich machen! Verſagt ihn uns nicht!"

„Nein, nein,“ rief Krepmans, „den Meinen habt Ihr ſchon lange!“ Und ſie ſegneten ſie und Alle waren glücklich und Emilie vergaß das Lachen, das ſie ſo unglücklich gemacht und doch die Pforte ihres Glückes war.

In den acht Tagen, welche die glücklichen Menſchen zuſammen blieben, brachte denn Krepmans ſeinen Plan zur Sprache, daß auch Carl ſeinen Weinhandel aufgebe und in ſein Fabrikgeſchäft eintrete. „Natürlich,“ ſagte er, „ziehen die lieben Eltern mit zu uns und veräußern hier Alles!“

Das war für Sturm eine ſchwere Aufgabe; doch — allein hier zu bleiben, fern von ſeinen Söhnen — das ging ihm auch an die Seele. Dennoch veräußerte er ſein Beſitzthum nicht, da die älteſte ſeiner Töchter ſich mit einem wackern Manne vermählte und im väterlichen Erbe blieb. Mit den übrigen Kindern zogen ſie dann im folgenden Jahre zu Krepmans und feierten dort das Doppelfeſt der Vermählung ihrer Söhne.

Niemand war glücklicher als Krepmans.

„Die Familienzüge ſollen leben!“ rief er am Vermählungsfeſte aus, ſein Glas erhebend. „Durch ſie habe ich meinen Ernſt gefunden und ſie ſind's, die mein Familienglück begründeten!“

Und es blühte fort und fort ungeſtört. Sturm's übrige Kinder wurden alle wohlverſorgt, und als des Herrn Ruf ihn und ſeine Frau kurz nach einander aus dem Kreiſe der Liebe abrief, da folgte ihnen der innigſte Dank, die reichſte Liebe und Krepmans erbte den Großvaterſtuhl, dem er ſo oft die Lobrede gehalten!

Der Grenzwächter.

Eine Geſchichte aus den zwanziger Jahren.

I.

An einer der Grenzen der Preußiſchen Rheinprovinz läuft ein kleiner Fluß hin, welcher eben die Grenze an den meiſten Stellen bildet, obwohl das jenſeitige Gebiet an anderen über den Fluß herüberreicht.

Wie alle Gebirgswaſſer iſt er unendlich launiſch; ändert ſeinen Lauf in manchem Winter bedeutend und legt ſein, alles Pflanzenleben und alle Cultur vernichtendes Rollgeſtein, oft doch über weite Strecken, die der Pflug gefurcht oder auf denen ſaftige Wieſen ihr duftiges Heu geſpendet hatten. An anderen frißt er gierig das ſchönſte Land weg, um es wieder an anderen Stellen anzulegen, wo er vielleicht im letzten Jahre ebenſo zerſtörend gewirkt haben mochte.

Im Sommer wird er ſo ſeicht, daß die ländlichen Anwohner, leicht geſchürzt, ihn ohne alle Mühe durchwaten; aber wenn der Herbſt den Schooß ſeiner Wolken öffnet, wenn der Winter ſeinen Schnee einmal ſchmilzt, oder wenn der lange lagernde im nahenden Frühlinge der Sonne weicht, oder endlich wenn heftige Gewitterregen ſich entladen, dann ſchwillt er an mit wilder Macht, raſet mit ſeinen rothen Wellen dahin und droht Unheil und Verderben, wo ihm irgend ein Hinderniß in den Weg tritt.

An dieſem kleinen Grenzfluſſe war, ehe noch der Zollverein ſeine Arme um weitere Gebiete geſchlungen hatte, ſo recht die Stätte des Schmuggels, und dies geſetzwidrige, das Volk ſittlich verderbende Treiben hatte an ſeinen Ufern eine Höhe und Keckheit erreicht, welche die Wachſamkeit der Grenzbeamten höchlich in Anſpruch nahm, den Dienſt bis zur Unerträglichkeit ſteigerte und die Beſetzung der Grenze in doppelter Zahl dringendſt heiſchte.

Obgleich dem vollkommen genügt wurde; obgleich die Beamten Tag und Nacht auf den Beinen waren, ſelbſt bis zur völligen Erſchöpfung leiblicher Kraft; obgleich man nichts verſäumte, die fein erſonnenen Liſten der Schmuggler zu durchſchauen, die niederen Ufer, an denen Erlen, Pappeln und Weiden hundert Verſtecke abgaben, die hundert und hundert Helfershelfer, der außerordentliche Gewinn, machten alle Beſtrebungen der Beamten zu nichte, und es war für ſie zum Ausderhautfahren, wenn ſie wußten, wie der Schmuggel blühte und doch ihm nicht wehren konnten. Abgeſehen von anderen Produkten der Induſtrie ꝛc., war es beſonders Wein und der das Volk langſam vergiftende Branntwein, deren Einſchmuggeln Hunderte von Leuten in der Ausdehnung der Grenze beſchäftigte.

Beſonders war es eine Stelle, wo der Schmuggel am Eifrigſten betrieben wurde, und mit einem unbegreiflichen Erfolge.

Etwa einige Tauſend Schritte, und ſtellenweiſe nicht ſo weit, ſchloß der Fluß ein reiches, herrliches Gelände ein in ziemlich weitem Bogen, und ſchier in der Mitte dieſes Bogens lag ein altes, aber ſehr gewerbthätiges Städtchen, welches ſich mit dem Rücken an ziemlich hochanſteigende, meiſt dichtbewaldete Berge lehnte. Hatten die Schmugglerbanden die kurze Ebene des Thales durchſchritten und jene Waldhöhen erreicht, dann war ihre Spur nicht mehr zu verfolgen. Am jenſeitigen Ufer aber trat dichtbewaldetes Gebirge nahe bis zum Flußufer. Und wenn auch der Hochwald nur die Gipfel und Kuppen der Berge deckte, ſo zog ſich an deren abfallenden Seiten der dichte Niederwald herab, nicht weniger zum Verſtecke geeignet, als der dunkle Forſt. Obwohl es in dem Städtchen ein Zollamt gab, das mit äußerſt thätigen Beamten beſetzt war; obwohl es von geriebenen Grenzwächtern wimmelte —

die halbe Bevölkerung beſtand aus Schmugglern, die ſich in alter Weiſe in die Hände arbeiteten und ihr ruchloſes Geſchäft mit einer ſo durchgeſiebten Pfiffigkeit trieben, daß, obgleich man ſie kannte, dennoch alle Schlauheit fruchtlos blieb, die ihnen die Beamten entgegenſetzten.

Eine Stelle des Ufergebiets in der Nähe dieſes Städtchens diente dem Schmuggel vorzüglich als Uebergangspunkt.

Der Fluß machte an dieſer Stelle eine kurze Krümmung ins dieſſeitige Gebiet. Beide Ufer waren von Weiden und Erlen dicht bewaldet und eine ziemliche Strecke zogen ſich Korbweidenpflanzungen vom Ufer ins Land. Dort lag eine Mühle, deren Mahlgänge in ſteter Thätigkeit waren. Durch die Korbweidenpflanzung, die theilweiſe dem Müller eigen war und ſich über einen Landſtrich ausdehnte, welchen vor etwa fünfzig Jahren der Fluß hier angelegt, während er jenſeits tief in das Land hineingeriſſen, zog ſich der Mühlgraben, welcher den Rädern ihre Triebkraft ſehr reichlich zuführte. Er war ſchmal, aber tief, und ſeine beiden Ränder waren dicht mit Erlen bepflanzt. Unterhalb der Mühle floß er mit kurzer Schwenkung zum Fluß und mündete in denſelben wieder ein.

Die ſchöne Mühle hieß daher die Erlenmühle. Sie lag wunderhübſch an einer Wieſe, die ſich zum Flußufer zog; ein ſchöner Garten grenzte an die Wieſe und jener Erlenkranz des Mühlteichs ſchloß die Mühle ſo vollkommen von der breiten, ebenen Thalſehle ab, daß man kaum ihr Dach erblickte.

Wer die Lage der Mühle ſah, mußte bekennen, daß es keinen Ort gab, der zum Schmuggel zweckmäßiger hätte ſein können. Wurde durch den Müller nachgeholfen, ſo konnte man am ganzen, ſchmalen Mühlenteich, wo es Einem beliebte, einen Steg überwerfen; dann war man in den Weiden und dann war es ja leicht, den Wald zu erreichen, wo Alles ein Ende hatte.

Der Müller Kerrmann ſtand allerdings im Ruf eines ehrbaren Mannes. Man achtete ihn allgemein. Wie reich er auch anerkannter Maßen war, ſo war er kein Geldmops, kein

Mammonsknecht, am wenigſten ein Thalerraßler. Wenn nun auch Alles für Kerrmann's Unbeſcholtenheit ſprach, die Zollpartei war dennoch anderer Meinung.

Beſonders war es der Inſpektor. Früher war er Polizei-Commiſſarius in der Hauptſtadt geweſen. Das will Etwas ſagen. Die Feinnaſigkeit der Polizei iſt bekannt und berühmt, und Einen, der auf die Naſe gefallen war, machte man gewiß nicht zum Polizei-Commiſſarius. Er that ſich auf ſeine abſonderliche Pfiffigkeit etwas zu gut, und hatte ſich gerühmt, als er in das Städtchen kam, er würde die Schmuggler ſchon recht kuranzen und dem Unweſen ein ſchnelles, glänzendes Ende machen; aber trotz der feinen Polizeinaſe hänſelten ihn die Schmuggler ganz heiter, und er kam ſchier vor Aerger nicht mehr zurecht. Sie nannten ihn mit einem landesüblichen Ausdruck für ſolche Geſellen, den „Spinnenfreſſer,“ und dieſer Name war das einzige und nicht einmal nach ebenhin anerkannte Siegeszeichen, das er nach einer volljährigen Thätigkeit erzielt. Er gönnte ſich keine Nacht die Ruhe; war faſt immer auf den Beinen; revidirte die Poſten noch einmal; lag manche laue Sommernacht im Freien und erwiſchte Nichts. — Das brachte ihn aus Halt und Fugen.

Durch die allergenaueſten Ortsunterſuchungen war er mit jedem Handbreit Erde am Ufergebiet vertraut. Oft ſaß er halbe Tage auf einer erhöhten Stelle und ſuchte der Orte Gelegenheit zum Schmuggel zu erforſchen. Da war er denn zu der Ueberzeugung gekommen, daß, und ſelbſt wenn der Müller einen Heiligenſchein trüge, ſo umfangreich und geſchwollen, wie der in der Apollinaris-Kirche bei Remagen, er die Hand im Spiele habe. Er unterſuchte ſein Haus, aber er fand nichts; er umſtellte es ſo enge, daß keine Maus durch den Kreis konnte, und er konnte nichts auf ihn bringen; ja, als dies geſchah und er alle ſeine Mannſchaft dazu aufbot, gingen die Schmuggler grade vor dem Städtchen in Schaaren über und brachten mehr verbotene Waaren ins Land in der Einen Nacht, als ſonſt in Monaten.

Hier war Verrath im Spiel; aber von wem, durch wen, wie? Das waren Fragen, an deren Antwort alle Schlauheit des ehemaligen Polizeimannes Schiffbruch litt. Und dennoch ſchwor er, der Müller ſei der Haupthahn, mochte man ſagen, was man wollte. Daß die Schmuggler ſelbſt ſo üppig wurden, daß ſie dem eifrigen Inſpektor allerlei ätzenden Spott anhingen, ihn durch allerlei luſtige Poſſen, die ſie ihm ſpielten, uzten, das war ſein ſtets wachſender Zorn. Er hatte, denn der lange, dürre, vornehm wachsbleiche Mann war außerordentlich ehrgeizig, durch ſeine erträumten Pfiffigkeitsſiege mit Sicherheit gehofft, binnen Jahresfriſt Steuerrath zu ſein, und nun blieb das Alles aus, ja, er errang nicht einmal ein Zeichen der Anerkenntniß. Das ſchlaue Volk der Schmuggler mußte ihm dieſen Naturfehler, den Ehrgeiz nämlich, abgelauſcht haben: ſie ſagten, wenn es der Inſpektor zum Steuerrad *) bringe, ſo mache er ſicher, daß das Schiff ſtrande. Das hörte der arme Mann wieder und zog es ſich heillos zu Gemüthe.

Im Aerger über all' das Mißlingen, meinte er, die Beamten ſeien alle Krautköpfe und nörgelte ſo lange, bis man ihm die Schlaueſten von der holländiſchen und luxemburgiſchen Grenze ſchickte; aber auch mit denen — blieb's, wie es war.

Grade, als er es dahin gebracht hatte, daß man ihm recht geriebene Burſche ſandte, war ihm Einer zugeſichert, der für den gewandteſten an der luxemburgiſchen Grenze gegolten hatte. Der Menſch hieß Weber und genoß des beſten Rufes.

Der Inſpektor war grade in der letzten Nacht wieder auf eine ſehr empfindliche Weiſe gehänſelt worden. Ein Brief ohne Namen zeigte ihm an, die Schmuggler würden in großer Zahl an der Sturmecke, wie eine Stelle hieß, übergehen. Er möge ſeine Maßregeln treffen.

Aha! dachte er, das iſt wieder ein Lumpenſtreich, dich zu

---

*) Denn eben in dem d am Ende lag der Schifferwitz.

äffen. Sie erwarten, du gingeſt mit deinen Leuten dorthin und bei der Erlenmühle gehen ſie dann ſicher über!

Er alſo mit aller Macht an die Mühle; aber das hatten die Schmuggler vorausberechnet und gingen wirklich an der Sturmecke herüber, und der geprellte Inſpektor lag bis Tag mit aller Mannſchaft an der Erlenmühle und — dort regte ſich kein Weidenblättlein. Als er aber heimkam, gab ihm die Hausmagd einen Brief, den ſie beim Oeffnen der Thüre gefunden. Darin dankten ihm die Schmuggler für ſeine Güte, ihnen an der Sturmecke ſo ganz freien und fröhlichen Uebergang gelaſſen zu haben.

Vor Aerger ging er nicht mehr zu Bette, ſondern ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch, um durch Arbeit die Grillen zu ſcheuchen; allein die Macht der Natur war größer, als die der Grillen — er ſtützte den Kopf auf die Hand und ſchlief ein.

Es mochte nahezu eilf Uhr des Morgens ſein, als es an ſeiner Thüre leiſe und beſcheiden anklopfte. Er erwachte, rief und bald trat ein ſchöner, kräftiger, junger Mann in Grenzwächteruniform herein, grüßte militäriſch mit ſeinem Anſtand und ſtellte ſich als den hierherverſetzten Grenzwächter Weber vor.

Sehr freundlich ſagte der Inſpektor: „Es iſt mir ſehr lieb, daß Sie da ſind, mein lieber Weber. Es geht Ihnen ein ſehr guter Ruf voraus.“

Weber verbeugte ſich.

„Ich hoffe, Sie werden ihn hier noch erhöhen!“ ſprach der Inſpektor.

„Werde meine Pflicht thun!“ war die Antwort.

„Setzen Sie ſich,“ fuhr der Inſpektor fort. „Ich muß Sie mit der Lage der Dinge hier bekannt machen; alsdann werden Sie gleich Morgen frühe die ganze Grenzlinie, welche hier zu bewachen iſt, ſich anſehen, prüfen, ſtudiren, und dann erſt den Dienſt antreten.“

„Zu Befehl!“ ſagte Weber und nahm auf einen nochmaligen Wink ſeines Vorgeſetzten Platz. Dieſer legte ihm nun Alles aus, wie es ſtand, und wie es die Racker, die Schmuggler nämlich, trieben. Der pflichttreue Mann redete ſich aber ſo in den Zorn hinein, daß es für Weber ſchier Mühe koſtete, der komiſchen Wirkung Widerſtand zu leiſten. Indeſſen lernte er denn doch die großen Schwierigkeiten des Dienſtes dadurch zur Genüge kennen.

Die Dazwiſchenkunft eines andern Beamten, der eine Meldung zu machen hatte, wollte der junge Weber benutzen, um ſich zu beurlauben, allein der Inſpektor gebot ihm zu bleiben.

Die Unterredung mit dem Beamten beſänftigte den Inſpektor wieder, und als der Beamte weggegangen war, ſetzte er ſich in gemüthlicher Stimmung zu Webern und es entſpann ſich ein Geſpräch, deſſen Inhalt uns mit Weber's Geſchicken vertraut macht.

„Sind Sie lange im Dienſte?“

„Drei Jahre.“

„So kurz erſt? Sie haben gedient?“

„Ja, Herr Inſpektor.“

„Wo?“

„Bei der Garde.“

„Ja, ja, Sie haben eine ſtattliche Figur.“

„Wo zu Hauſe?“

„In Langenſalza.“

„Leben Ihre Eltern noch?“

„Ich bin ſeit meiner früheſten Kindheit verwaiſt und ſtehe allein in der Welt, ohne alle Verwandte.“

„Mein Gott! Von wem ſind Sie denn erzogen worden?“

„Von meines Vaters Bruder.“

„Der war?“

„Müller bei Langenſalza.“

„Da wundert's mich, daß Sie nicht Müller geworden ſind. Er hätte ſie Ihnen ja vermachen können?“

„Es war eine Lehensmühle. Ich wäre gerne Müller geworden, aber mein Oheim ſagte: „Es iſt ein ſtaubig Geſchäft und es iſt die Frage, ob du es je zu einer eigenen Mühle bringſt? Denn dazu gehört, wie Montecuculi vom Kriege ſagte: Erſtens Geld, und zweitens Geld und drittens viel Geld.“

Der Inſpektor ſah ihn kurios an, von wegen des Montecuculi.

„That er denn nichts für Sie?“ fragte er weiter in alter Gewohnheit, Alles auszufragen.

„Gott lohn' es ihm!“ ſagte Weber. „Er hat mich das Gymnaſium meiner Vaterſtadt durchlaufen laſſen bis an die Schwelle der Prima. Da ſtarb er.“

„Und Sie?“

„Ich konnte die Schule nicht länger beſuchen, denn ich war blutarm.“

„Schade für Sie? Was machten Sie nun?“

„Ich wurde Schreiber am Amte und verdiente kümmerlich mein Brod.“

„Und dann?“

„Wurde ich Soldat.“

„Auf Avancement?“

„Entſchuldigen Sie, Herr Inſpektor. Dazu fehlten mir die Mittel. Ich trat, weil ich keine Mittel hatte, dreijährig ein: ſchrieb beim Auditeur und Rechnungsführer, und wurde Corporal, und vertrat zuletzt Feldwebelsdienſte, weil dieſer erkrankt war.“

„Warum blieben Sie nicht in der Carriere?“

„Weil mich der Major chikanirte.“

„Sie nahmen Ihren Abſchied?“

„Weil es meine Ehre forderte, mich nicht mißhandeln zu laſſen.“

„S — o? — Und dann traten Sie in unſere Partie?“

„So iſt es.“

„Daran haben Sie wohl gethan. Ich hoffe, Sie werden hier die Racker erwiſchen.“

„Werde meine Pflicht thun.“

„Der Allerſchlimmſte iſt der Erlenmüller, wie ich Ihnen ſagte. Dem müſſen Sie aufpaſſen. Er iſt ſchlau. Haben Sie ſchon eine Wohnung?"

„Ich bin vor einer halben Stunde angekommen und mein Erſtes war es, mich dem Herrn Inſpektor pflichtſchuldigſt vorzuſtellen und mich zu Befehl zu melden."

Der Inſpektor nickte beifällig. „Da Sie noch keine Wohnung haben, ſo will ich Ihnen einen Rath geben, den Sie mir noch danken werden. In der Marktgaſſe wohnt eine betagte Wittwe, die ganz allein in der Welt ſteht, die Wittwe Kerrmann, eine grundbrave Frau. Die vermiethet eine freundliche Stube, wie ich mir habe ſagen laſſen; gibt auch die Koſt. Sie iſt die Wittwe eines Spezereikrämers, der aber zurückgegangen iſt und dann ſtarb. Sie iſt — das will ich Ihnen im Vertrauen ſagen — die Schwägerin des Erlenmüllers. Setzen Sie ſich bei ihr ins Vertrauen, ſo können Sie, bei einiger Schlauheit, ihr Vieles ablocken von ihrem Schwager, was Sie für den Dienſt herrlich benutzen können."

Weber ſah den Inſpektor feſt an, ſo feſt, daß dieſer ſein Auge niederſchlug.

„Das werde ich nicht thun, Herr Inſpektor," ſagte er feſt.

„Und warum nicht?" fragte der Inſpektor ſcharf.

„Weil es ein Judasſtreich wäre!"

„Aber die Pflicht?"

„Fordert keine Judasſtreiche, ſondern Treue!"

Der Inſpektor ſah etwas verblüfft drein.

„Nun, nun," ſagte er, „ſo haarſcharfe Diſtinctionen hätte ich nicht erwartet."

„Sie ſind ganz einfach," verſetzte Weber. „Meine Grundſätze ſtehen feſt. Ich kenne meine Pflicht und werde ſie mit aufopfernder, hingebender Treue ausüben — aber zu ſolchen Dingen, die nach etwas Anderem ſchmecken, bin ich nicht gemacht und nicht berufen!"

Der Inſpektor ſah, daß er ſich verfahren hatte. Er lenkte ein und ſuchte es ſo darzuſtellen, als ſei es von ihm ſo eine Probe geweſen. Er pflege es ſo mit einem Beamten zu halten.

Weber zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Der Inſpektor fühlte ſeine unbehagliche Lage und ſtand auf. „Laſſen Sie das bei Seite,“ ſagte er dann ſehr väterlich, „und miethen Sie ſich bei Frau Kerrmann ein. Sie werden es mir Dank wiſſen. Ich kenne die Leute des Städtchens durch und durch. Adieu!“

Weber grüßte militäriſch und entfernte ſich.

Der Inſpektor kratzte ſich hinter dem Ohr. Da hat mir der fatale Polizei-Commiſſarius einen unangenehmen Streich geſpielt, ſagte er zu ſich ſelbſt. Der Kerl hat Haare auf den Zähnen und ein ſcharfes Gebiß. Item, er ſcheint ein tüchtiger Menſch. Ich werde mir ihn ſchon zu verpflichten wiſſen, daß er einen falſchen Tritt vergißt. Unangenehm aber iſt's mir doch! Blamirt bin ich und abſcheulich blamirt, und der Menſch hat Charakter und Kenntniſſe. Das iſt und bleibt höchſt eklig! Ich gäbe Viel darum, wenn's nicht geſchehen wäre!

II.

Dem ſteckt der Polizei-Commiſſarius noch in allen Knochen! ſagte Weber zu ſich, als er wegging. Irrt ſich in mir! Zum Spion bin ich nicht angethan. Ich denke, ich habe ihm die Zähne gewieſen. Er wird daran genug haben und mich in Ruhe laſſen.

Unter ſolchem ſtillen Selbſtgeſpräche kam er zu dem beſcheidenen Wirthshauſe, in dem er eingekehrt war.

Nachdem er gegeſſen, fragte er die Wirthin, die eine ſanfte, liebe Frau war und ihm Vertrauen eingeflößt hatte, nach einer Wohnung. Sie nannte ihm verſchiedene. Darunter auch die bei der Wittwe Kerrmann in der Marktgaſſe.

Auf ſeine Frage, was dieſe für eine Frau ſei? erhielt er eine volle Beſtätigung deſſen, was der Inſpektor geſagt. Die Wirthin rieth ihm ſehr, ſich dort, wo möglich, einzumiethen, weil er nirgends beſſer gehalten ſein würde. Es war ihm lieb, dies zu hören, denn wenn er wo anders ſich eingemiethet hätte, konnte es leicht ſein, daß es der Inſpektor als eine abſichtliche Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Rath angeſehen und ihm falſch werden konnte, und das wollte er doch nicht haben. Zwar ſchien ihm der Inſpektor ein ganz guter Menſch zu ſein, der aber noch in der Polizeigewohnheit ſtecke. Freilich hatte er anderweitig ſich die Meinung gebildet, daß er, trotz aller Pfiffigkeit, denn doch das Pulver nicht erfunden habe; indeſſen, fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, iſt ja das auch nicht nöthig, weil es erfunden iſt, und der alte Freiburger Mönch allen ſogenannten Klugpfiffern die Mühe erſpart hat! Uebrigens, dachte er, wiſſe man doch noch nicht, was der Inſpektor hinter den Ohren habe und, da nun auch die Wirthin in das Lob deſſelben in Betreff der Wohnung und Vermietherin eingeſtimmt, ſei es in jedem Falle gut, wenn er ſich als gehorſam darſtelle.

Er ſchritt denn nun, da ihm die Wirthin das Haus genaueſt bezeichnet hatte, der Marktgaſſe zu, fand das Haus und trat ein.

Der Zoll, der in aller Welt die Leute ungemüthlich macht, hatte es auch in der Gegend bewirkt, in welcher Weber jetzt ſich einheimiſch machen wollte. Es iſt eine Erfahrung, die ſchon in Iſrael ſich erprobte, wo man die Zollerheber gemeinhin: Sünder nannte, daß die Abneigung gegen die Sache ſich im Volke auch auf die Menſchen überträgt, welche ihr dienen. Waren doch ebenſo die franzöſiſchen Douaniers verhaßt geweſen. Auch die Grenzwächter trugen jenen Volksunwillen, jene Abneigung ſchwer.

Selbſt Frau Kerrmann, ſonſt eine treue, milde Seele, ſah doch etwas ſäuerlich drein, als der junge Grenzwächter in ihre Stube trat und ſie mit anſprechender Höflichkeit grüßte. Sie hatte vorausgeſehen, was ihn zu ihr führte, und hätte, ſo ſehr ihre Lage das Vermiethen ihres Zimmers wünſchenswerth machte, doch lieber jeden Andern als Miether geſehen, als einen Grenzwächter. Ihre Abneigung hatte überdies einen ſehr nahe liegenden Grund.

Sie lebte faſt großentheils von der Güte ihres Schwagers, des Erlenmüllers Kerrmann, und hielt mit Grund viel auf den Mann, der ſich ſo ehrenwerth gegen ſie betrug, daß die gute Alte von Dankbarkeit gegen ihn ganz durchdrungen war und nicht höher ſchwur, denn bei ihm. Nun hatte die Zollpartie dem Schwager Kerrmann übel mitgeſpielt. Sie, die Wittwe, glaubte nichts weniger in der Welt, als daß ihr Schwager mit den Schmugglern im Bunde ſei, weil er es entſchieden ablehnte. Und doch hatten ſie ihn ſo auf der Mucke, bewachten ihn, wie einen Dachs in der Höhle, durchſuchten ſchon zu verſchiedenen Malen ſein Haus vom Keller bis zur Dachfirſte und mißhandelten ihn wahrhaft durch ihren Argwohn. Kerrmann haßte dieſe Grünröcke, wie er ſie nannte, und ſo folgte es naturgemäß, daß ſie ſie nicht liebte. Das lag jedenfalls ſehr nahe.

Indeſſen verfehlt ein beſcheidenes, ehrliches, treuherziges Weſen niemals, einen guten Eindruck zu machen; als daher die alte, gutmüthige Frau in das offene, ehrliche Auge Weber's geblickt hatte, und er ſo beſcheiden und treuherzig fragte, da wurde jener ſäuerliche Ausdruck im Geſichte des guten Mütterchens immer milder, und als er ſich zu ihr ſetzte und ihr ſagte, wie er ein ſtiller Menſch ſei, Keiner, der in die Wirthshäuſer gehe, und ſo weiter, da vergaß ſie die Abneigung gegen den Stand durch das Liebenswürdige der Perſon.

Anfangs war ſie in Zweifel geweſen, ob ſie ihm das Zimmer nur zeigen ſollte, ohne mit ihrem Schwager Kerrmann geredet und ſich verſichert zu haben, daß ihm ein Grenzwächter als Miethsmann bei ihr nicht ein Dorn im Auge ſei. Weber's gewinnende Weiſe aber beſtach die gute Alte ſo ſehr, daß ſie ihm das Zimmer ohne Weiteres zeigte und ſehr geneigt wurde, es ihm zu vermiethen. — Sie traten ein.

Es hatte das Gemach jenen Charakter, der es Einem in ſo einem Raume auf der Stelle heimiſch werden läßt. Liegt es in der Form des Gemaches, in ſeiner Höhe, Breite, Helle? — Oder hat dies wunderbar wirkende Weſen eines ſolchen Raumes eine ſich aufdrängende Aehnlichkeit mit einem anderen, in dem wir uns einſt glücklich und wohl fühlten? — Ich weiß es nicht; aber das weiß ich von mir, daß es höchſt elegante Räume giebt, in denen ich keines vernünftigen Gedankens fähig wäre, in denen mir alle Behaglichkeit abginge; und wieder Andere, in denen ich bis an das Ziel meiner Tage wohnen und arbeiten möchte, ohne daß Einrichtung ꝛc. mich beſtechen könnte. Ob es Anderen auch ſo geht, weiß ich nicht; aber dem jungen Weber ging es juſtement grade ſo in dieſem hellen, freundlichen, reinlichen Gemache. Es hatte ſo eine mittlere Größe. Die geräthliche Einrichtung war ungemein einfach, ja, man konnte ſagen, ärmlich. In der Nähe des Ofens ſtand ein uralter, lederbezogener Ohrenſeſſel, in dem ſicher der Urgroßvater der Frau Kerrmann ſchon mit ſeinen Sorgen ſtillen, ſtirnrunzelnden Verkehr gehabt; aber das Herz Weber's begrüßte ihn mit Freuden, denn grade ſo einen hatte er ſich gewünſcht, und wo ihn auch die Laune ſeiner Vorgeſetzten hingeſchleudert, nie hatte er ihn gefunden, als hier. Ein alter, geisbeiniger Tiſch, in deſſen Gebeinen die Anopien ihre nie müßige Arbeit begonnen hatten; eine alte, geſchweifte, eingelegte Komode mit Meſſingbeſchlag an den Schiebekäſten, ein paar Stühle von Anno 1750 — kurz es war ſehr einfach; aber reinlich wie geblaſen. Ein Büchergeſtellchen war auch da, und ein Kleiderſchränklein, für einen Einſpänner groß genug. — Die Fenſter waren groß und helle, und ihre ſteinernen Gewänder boten Raum, um ein Dutzend und mehr Blumentöpfe darauf zu ſtellen, woran Weber ſeine Liebhaberei hatte — in Summa — es gefiel ihm, wie nie ein anderes ihm gefallen hatte.

Frau Kerrmann forderte ſehr anſtändig und Weber ſagte zu. Dieſer Handel war fertig. Noch aber war er nicht vollendet; denn der arme Weber wollte eſſen und trinken, wie andere ehrliche Leute auch.

In ſeiner einnehmenden, von glatter Zungenfertigkeit weit entfernten Weiſe, begann er, als er wieder in die Stube der Frau Kerrmann zurückgekehrt war, davon zu reden. Er ſagte der guten alten Frau, ſein Vater ſei Lehrer, ſein ihn erziehender Oheim Müller geweſen, der nicht einmal in glänzenden Umſtänden ſich befunden habe, und leitete davon die Verſicherung ab, wie er auch mit dem Allereinfachſten und Allerbeſcheidenſten zufrieden ſein, überhaupt, daß es ſein Beſtreben ſein würde, mit ihr wie ein Sohn mit der Mutter zu leben. Es war ihm, der keine Redensarten liebte, Ernſt mit der Sache. Die alte Frau Kerrmann hatte ihm auf den erſten Blick eine freundliche Zuneigung eingeflößt. Seine ehrliche Weiſe konnte aber auch keine andere Frucht tragen, als die des mütterlichen Wohlwollens von ihrer Seite, und ſo war denn auch dieſes Geſchäft ſchnell beendet zu beiderſeitiger Zufriedenheit.

Weber ließ nun ſeinen Koffer und die drei Käfige mit Kanarienvögeln, die er ſehr liebte und worin ſeine ganze Habe beſtand, ins Haus bringen und packte aus. Er hing ſeine lieben Sänger an den Wänden auf, verſorgte ſie mit friſchem Futter und Waſſer, und ging alsdann zu einem Gärtner, um ſich blühende, hübſche Gewächſe zu kaufen, die er an ſeinen Fenſtern aufſtellte und die Fenſter öffnete, damit die Luft hereinwalle. Auf das Bücherbrettchen ſtellte er ſeine Bücher auf, meiſt ausgezeichnete Werke, und dann war Alles fertig, und er ging nun, dem Inſpektor zu melden, wo er wohne und ſeine weiteren Befehle in Empfang zu nehmen. Als der Inſpektor ihn ſah, überfiel ihn wieder eine Verlegenheit wegen des letzten Geſpräches und der angemutheten Judasſtreiche. Er kämpfte ſie ſo ritterlich hinunter, als er konnte, und die edle Dreiſtigkeit des „Berliner Urnaturells“ half wacker. So trat er ihm geſammelt entgegen, äußerte ſeine Freude über ſeine Wohnung und bezeichnete ihm die Grenzſtrecke genau, die dann Weber zu beſichtigen ging, um ſich ein wenig zurecht zu finden.

Die Gegend um das Grenzſtädtchen iſt reizend und mannigfaltig; bald wild, bald anmuthig. Mit wachſendem Intereſſe ſah ſie ſich Weber an.

Beſonders aber war es die Lage der Mühle, welche ihn feſſelte. Er war immer der Meinung geweſen, des Oheims Lebensmühle ſei, in Betrachtung ihrer zauberiſch ſchönen Lage, das Schönſte, was man ſich denken könne; aber das ſah er hier denn doch um das Hundertfache übertreffen. Er durchſchritt das ſeichte Waſſer des Flüßchens, ſtieg an dem jenſeitigen Ufer in die Gebüſche, ſuchte ſich da einen Felſen, auf dem er einen Sitz fand und überſchaute die wundervolle Gegend, die wie ein Rundgemälde ſich vor ihm ausbreitete.

Weber hatte bei ſeiner höhern Bildung viel Sinn für Naturſchönheit, und hatte ihn recht gepflegt auf den Wegen, die ihn ſein Beruf gehen hieß, und durch das Leſen guter Schriften. So konnte er ſich in einen ſolchen Anblick ganz vertiefen, und Alles vergeſſen, was ihn drückte.

Wie auch ſein Blick auf Berg und Thal, Wald und Flur, Wieſe und Weinberg, in der bunteſten Miſchung vor ihm ausgebreitet, umherſchweifte, immer weilte er wieder auf der Mühle, die vor ihm lag, wie ſie ſich an den Erlenkranz anſchmiegte, wie der blühende Garten zur Seite ſich hinzog; zur andern aber ein Obſtgarten mit Raſen, und vor dem Hauſe die üppige Wieſe.

Da belebte ſich der Anblick aufs Anmuthigſte und feſſelte ſein Auge ungetheilt.

Ein Mädchen ſprang aus dem Hauſe neben dem Garten her und ein Zug von Hühnern und Enten und ein ungeheurer Schwarm Tauben folgte ihr im bunteſten Gewimmel, lärmend und ſchreiend. Sie neckte ſich mit ihnen herum. Die Tauben ſetzten ſich auf ihre Achſeln und ihren Kopf und ſchwärmten dann, wenn ſie ſie verdrängte, um ſie im engſten Kreiſe herum. Es war das Anmuthigſte, was man ſehen konnte. Neckend und ſpielend führte ſie die Thiere bis an eine ſandige Stelle des Ufers, und dort ſtreute ſie ihnen das Futter hin, und fing ſich dann bald eine Taube, bald ein Huhn, das ſie liebkoſte. Er ſaß zu weit entfernt, um die Geſichtszüge des Mädchens zu ſehen; aber er ſah die ſchönſte Geſtalt, und die beweglichſte, und freute ſich an dieſer natürlichen, ungekünſtelten Anmuth, die jede Bewegung umfloß. Plötzlich erinnerte er ſich, daß er ein kleines, aber ſehr gutes Fernrohr bei ſich trage, welches ihm ſchon manchmal auf ſeinen Wachpoſten gute Dienſte geleiſtet hatte, da ſein Auge in die Ferne nicht ſehr ſcharf war.

Schnell zog er es heraus und richtete es auf das Mädchen. Es war eine jugendlich friſche, ſchöne Geſtalt, in der Fülle der blühendſten Geſundheit. Um ein liebliches, gutmüthiges Geſichtchen war ein reiches, blondes Haar, einfach aber zierlich gelegt. Sie trug die Kleidung, wie man ſie im Städtchen trug, ohne modiſche Geziertheit, einfach und ſchmucklos, aber ſie kleidete ſie ſchön und Alles athmete Zucht und Demuth, die den Beſchauer ſehr anzog. Er konnte ſein Auge nicht wegwenden, ſo lange er das Mädchen ſah.

Als ſie die Thiere gefüttert hatte, ging ſie langſam nach dem Hauſe zurück. Die Enten gingen in den Fluß; die Tauben ſchwangen ſich in weiten Kreiſen in die Lüfte und richteten dann ihren Flug in die Flur, während die Hühner im üppigen Graſe der Wieſe umherſchritten und ihre Nahrung ſuchten.

Lange noch haftete Weber's Blick auf der Stelle, wo das liebliche Mädchen, die er für des Müllers Tochter halten mußte, geweilt hatte, und erſt, als die ſich zum Niedergange neigende Sonne auch die Stelle erreichte, wo er bis jetzt im Schatten geſeſſen, verließ er ſie und kehrte in das Städtchen zurück, doch ſchwebte ihm immer das ſchöne Bild vor dem Auge, an dem er ſich ſo ſehr ergötzt hatte.

Frau Kerrmann kam ihm freundlich entgegen. Er weilte nach dem Abendbrode noch ein Stündchen, dann ging er zur Ruhe, um morgen frühe auf den Beinen zu ſein, da ſein Dienſt begann.

III.

Dem Inſpektor wurmte es je länger, je mehr, daß er ſich vor ſeinem Untergebenen auf eine ſo fatale Weiſe bloßgeſtellt und dieſer Menſch ihm ſo keck es unter die Naſe zu ſagen gewagt hatte, zu ſolchen Judasſtreichen, wie er ſie ihm zumuthe, biete er ſeine Hand nicht.

Anfänglich war er mehr betroffen und verblüfft im richtigen Gefühle, wie wahr es doch eigentlich ſei, was Weber ihm bemerkt hatte; allein je länger er es überlegte, wie fatal das Licht ſei, in das er ſich bei dem jungen Manne geſtellt, deſto unangenehmer wurde es ihm. Er fühlte es mit vollem Unbehagen, daß er ſich, trotz ſeiner feinen Klugheit, die er wenigſtens ſich ſelber beimaß, doch allzu täppiſch und dumm aus der Falle gezogen hatte, in die er durch ſeine eigne Schuld gerathen war.

Statt, daß er als rechtlicher, redlicher Mann in ſich gegangen wäre, um vor ähnlichen Handlungen ſeine Seele zu wahren, die doch vor dem inneren Richter ſo wenig beſtehen konnten, wie vor dem droben im Himmel, warf er einen Haß auf Weber, der ihn mit ſo großem Ernſte zurückgewieſen hatte. Seine Eitelkeit war tief verwundet, und das vergaß er ſo leicht nicht, und Weber mußte entgelten, was er verſchuldet.

Er ſtand am Fenſter, als Weber kam, ſeine Befehle zu holen.

Da kommt der miſerable Menſch, ſagte der Inſpektor zu ſich ſelbſt. Warte, du kecker Burſche, du ſollſt mich noch kennen lernen! Jetzt will ich dir den Streich ſpielen, der dich an die Judasſtreiche gemahnen ſoll!

Weber trat mit aller Ehrerbietung ein.

Eine Weile ließ ihn der Inſpektor ſtehen, nachdem er ſeinen Gruß mit einem vornehmen Kopfnicken erwidert, und dann ſagte er: „Haben Sie ſich die Grenze angeſehen?“

„Zu Befehl!“

„Wo glauben Sie wohl die gefährlichſte Stelle zu finden?“

„Ohne Zweifel bei der Mühle.“

„So! ſo! Nun, dort iſt hinter der Mühle, rechts die Höhe, von der man die Umgebung überſchaut. Es ſind Hecken da, ſich zu verbergen. Sie finden da Ihren Collegen Lips. Haben Sie ſcharfe Augen?“

„In die Ferne nicht ſehr.“

„Dann hätten Sie unſern Dienſt nicht wählen ſollen,“ ſagte mit Unmuth der Inſpektor. „Kurzſichtige können wir nicht brauchen.“

Weber ſah ihn erſtaunt an. Das war ein anderer Ton, als er ihn bis jetzt gehört, und es ſchien ihm, er klinge nach den „Judasſtreichen.“ Um etwa Einem und dem Andern vorzubeugen, erwiderte er ſo ſanft als möglich: „Ich habe anderthalb Jahre in Emmerich zur vollen Zufriedenheit meiner hohen Vorgeſetzten geſtanden, und ebenſo lange an der luxemburgiſchen Grenze mit gleichem Erfolge. Nie ging mir Etwas durch. Indeſſen habe ich für beſondere Fälle ein ſehr gutes Fernrohr in der Taſche. Ich hoffe, es ſoll hier auch gehen.“

„Wollen ſehen!“ ſagte der Inſpektor mit ſichtlichem Unwillen; dann ſetzte er hinzu: „Uebermuth thut niemals gut. Nehmen Sie ſich in Acht! Gehen Sie auf Ihren Poſten. Dort bleiben Sie mit Lips bis acht Uhr dieſen Abend. Niemand darf ahnen, daß Sie dort liegen.“

Weber verbeugte ſich und ging.

Kecker Burſche, rief zornig der Inſpektor aus, warte nur, ich beſchneide Dir die Flügel noch gehörig!

Weber eilte nach Hauſe, nahm ſich ein Stück zu eſſen mit und ſagte der Frau Kerrmann, daß er vor acht Uhr nicht heimkehren würde.

Er ließ ſich von einem anderen Grenzwächter den Weg bezeichnen und fand die Stelle. Unausgeſetzt belugte er die Mühle und ihre Umgebung, weniger in der Hoffnung, Schmuggler zu entdecken, als das liebenswürdige Mädchen dort zu finden, das er geſtern geſehen. Aber Alles blieb ſtille und ruhig, keine verdächtige Spur ließ ſich blicken; als aber der Abend nahte, ſah Weber die ſchöne Müllerstochter aus dem Dunkel der Erlen hervortreten und nach der Stadt gehen. So lange er ſie mit ſeinem Fernrohr erreichen konnte, folgte ihr ſein Blick.

Sein College Lips ſchlief wie ein Murmelthier während des ganzen Nachmittags. Als er ihm darüber Vorſtellungen machte, erwiederte dieſer: „Warten Sie nur einmal ein paar Tage, ſo wollen wir ſehen, ob Sie das aushalten. Der Inſpektor hetzt uns

Tag und Nacht, und man kommt in kein Bette mehr. Da überfällt Einem der Schlaf, wie ein übermächtiger Feind, und man kann ihm nicht widerſtehen. Man iſt ja doch auch ein Menſch.“

Er hatte dies kaum halblaut geäußert, ſo raſchelte es im Laube und der Inſpektor kam zu ihnen.

Lips erſchrak, aber er hatte nichts gehört.

Erſt überſchaute er die Gegend; dann ſagte er zu Weber: „Geben Sie mir einmal Ihr Fernrohr!“

Er reichte es ihm ehrerbietig.

„Sehr gut,“ verſetzte der Inſpektor. „Alles richtig?“

„Wir haben nichts bemerkt,“ entgegnete Lips.

„Hm! So? Nun der Tag iſt freilich keine rechte Zeit für die Schmuggler. Indeſſen fürchte ich, daß dieſe Nacht wieder heillos geſchmuggelt werden wird. Ich habe die Mannſchaft getheilt. Die Hälfte umſtellt die Sturmecke; die andere ſtößt zu Ihnen. Sie bleiben bis Tag hier und umſtellen die Mühle.“

„Erlauben Sie, Herr Inſpektor, daß ich mir zu Hauſe ein Abendbrod holen darf, ehe es dunkelt?“ fragte Weber.

„Ich will es ausnahmsweiſe heute geſtatten,“ erwiederte der Inſpektor unmuthig. „Morgen nehmen Sie ſich Mundvorrath für den Tag mit, wenn es nöthig werden ſollte, Ihnen einen beſondern Auftrag zu ertheilen.“

„Ich werde es pünktlich ausführen,“ ſagte Weber, und der Inſpekter ging brummend von dannen.

„Bei dem ſpinnen Sie auch keine Seide,“ ſagte Lips als der Inſpektor weit genug weg war.

„Hat nichts zu bedeuten,“ verſetzte Weber. „Ich will meine Pflicht thun, mehr kann ich nicht und mehr darf er nicht fordern.“

Lips blieb auf dem Poſten und Weber ging nach der Stadt. Auf halbem Wege begegnete ihm das Mädchen, welches aus der Stadt zurückkehrte. Er grüßte achtungsvoll und ſie dankte erröthend. Sie hatten ſich beide nur mit Einem Blicke angeſehen; aber der Blick war dennoch hinreichend geweſen, ſich gegenſeitig ganz zu ſehen, und der Eindruck, den er hinterließ, war ein ſehr angenehmer für beide.

Weber bekannte ſich, nie ein Mädchen geſehen zu haben, das ihm ſo gefiele, als dieſes, und Müllers Mariechen ſagte zu ſich: Wenn das nicht der junge, neue Grenzaufſeher iſt, der bei der Tante wohnt, ſo will ich verloren haben. Sie lobt ihn ungemein. Ich glaube, ſie hat Recht. Er ſieht ſo treu und gutmüthig aus und — ſchön iſt er, das muß ihm ſein Feind zugeſtehen, wenn er einen hat! Sie hätte gerne noch einmal ſich nach ihm umgeſehen, ob er nicht nach ihr umſehe — aber das ſchickte ſich nicht. Hätte ſie aber gegen das, was ſich ſchickt, wirklich ſich umgeſehen, ſie würde dem Blicke des jungen Mannes begegnet ſein, der mehr als einmal ihn der leicht dahinſchreitenden, ſchönen Geſtalt nachſandte.

Als er heimkehrte, ſagte er der Frau Kerrmann den Befehl des Inſpektors.

„Ach, das iſt ein harter Mann,“ verſetzte die alte, gute Frau. „Er quält Jeden, der mit ihm zu thun hat und iſt in der Stadt ſeines Hochmuths und ſeiner Quälereien wegen recht verhaßt. Doch,“ ſetzte ſie begütigend hinzu, „es iſt Ihr Vorgeſetzter und mich geht's einmal Nichts an!“

Weber ſchwieg ſtille, nahm ſein Abendbrod, ſeine Büchſe, die er lud, und ſeine zwei Piſtolen, die er ſtets trug, ſeit er einmal an der luxemburgiſchen Grenze von drei boshaften Wallonen überfallen worden war, und ging mit dem Wunſche einer guten Nacht für die Frau Kerrmann, die ihn herzlich bemitleidete, daß er die Nachtruhe dem Dienſte opfern müſſe, ſeinem Beruf nach.

Als er wieder zur Stelle kam, wo Lips noch ſtand, erſchien der queckſilberne Inſpektor wieder.

„Sind lange ausgeblieben, Weber,“ bemerkte er biſſig und ſcharf.

Weber, der ſich bewußt war, nichts verſäumt zu haben, hatte nicht übel Luſt ihm das zu ſagen; doch ſchwieg er und der Inſpektor ärgerte ſich, weil er auf eine Antwort gerechnet hatte, die ihm Gelegenheit gäbe, Weber zu demüthigen.

„Weber," ſagte er nach einer Pauſe, „Sie allein gehen, wenn es dunkel geworden, hinunter zum Städtchen, und ſtellen ſich außerhalb der Mauer ſo, daß Sie die beiden Wege, die am Fluſſe dorthin führen, im Auge behalten. Sehen Sie zu, daß Ihnen nichts entgeht, ich mache Sie verantwortlich!"

„Zu Befehl!" ſagte Weber und ſtand ſtille da.

Der Inſpektor ging endlich weg, um ſich in der Nähe der Mühle einen ſicheren Verſteck zu ſuchen. Sein Zorn über den Müller war ſeit geſtern über die Maßen gewachſen. Abends nämlich pflegte ſich der Herr Inſpektor ſo tief herabzulaſſen, daß er mit den übrigen Beamten des Zollamtes in die bürgerliche Geſellſchaft ging, welche ſich im goldenen Hecht, dem erſten Gaſthofe, zu einem Schoppen verſammelte. Dahin kam auch der Müller Kerrmann.

So lange der Inſpekter nicht da war, unterhielten ſich die Bürger gerne mit den übrigen Beamten des Zollamtes, welche nette Leute waren. Sobald er aber kam, war das wie abgeſchnitten, denn er würde es den Beamten, welche unter ihm ſtanden, nicht vergeben haben, mit den Bürgern ſich einzulaſſen.

Das wußten die Bürger wohl und rächten ſich durch allerlei indirekte Neckereien, Anſpielungen, Witzpfeile, die bei dem Manne allemal feſtſaßen. So ſagte Einer der unabhängigſten Bürger, man erzähle ſich von einer ungeheueren Schmuggelei, welche an einem entfernten Grenzorte vorgekommen ſei in dieſen Tagen.

„Wieder nicht erwiſcht?" rief der Müller Kerrmann aus. „Das iſt doch zu toll! Man meint, die Kerle könnten ſich unſichtbar machen, wie der mit dem Ringe im Mährchen. Vielleicht giebt's aber auch Ringe, die andere Leute blind machen?"

Ein Gelächter folgte und der Inſpektor, der, ob er gleich mit den Beamten ſich unterhielt, doch mit Einem Ohre herüber horchte, wurde bleich vor Zorn, denn er wußte wohl, wem der unblutige Stich galt.

Wart! Hallunke, dich kriege ich doch noch! ſprach er in ſich hinein, ſtand auf und ging weg.

Natürlich wurde jetzt noch mehr gelacht, und das hörte er noch im Weggehen und drohte alles Verderben dem Müller. Die Beamten wußten, wie es ſtand, und unterdrückten mühſam ihr Lachen.

Darum ſollte nun einmal eine Reihe von Nächten die Mühle ſo umſtellt werden, daß er ſicher ſein konnte, es könne ihm Nichts entgehen. Das hatte ſich der Inſpektor vorgenommen.

Kaum dunkelte es, als Weber nach ſeinem Poſten ging.

Er fand dort hinter dem dicken Stamme eines Birnbaumes einen prächtigen Verſteck, von wo er dennoch Alles überſchaute.

Alles blieb ruhig bis gegen Mitternacht.

Da ſchien es Weber'n, als ſähe er eine Reihe Geſtalten vom Fluſſe herkommen. Raſch warf er ſich auf die Erde und hielt das Ohr an den ſehr ausgetrockneten Boden. Da war es denn keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er viele Leute gegen ſich herankommen hörte. Zu beiden Seiten des Weges wogten herrliche Kornfelder, die in dem guten Boden zu faſt Manneshöhe ihre Halme erhoben. Leiſe ſchlich er in das Kornfeld und horchte. Sie kamen näher, leiſe unter einander flüſternd. Jetzt waren ſie nahe bei ihm. Es waren Schmuggler mit Bündeln.

„Halt!“ rief er mit ſeiner ſtarken Stimme, und löſte zwei Piſtolen nach einander. Die Schmuggler, denn ſie waren es, und zwar ihrer zwölfe, meinend, es ſeien viele Grenzaufſeher hier verſteckt, warfen im Schrecken ihre Ballen ab und entſprangen. Weber ſchoß mit ſeiner Doppelbüchſe noch zwei Schüſſe in die Luft, was hinreichte, die Schmuggler zur eiligſten Flucht zu treiben.

Raſch lud er wieder und ſchoß noch zweimal in großer Schnelle nach einander, um Hilfe zu bekommen.

Von dem Orte, wo er ſtand, bis zur Erlenmühle war nur eine mäßige Entfernung.

Als der Inſpektor die Schüſſe hörte, fuhr er auf und ſagte zu dem Grenzwächter, den er wohlweislich an ſeiner Seite hielt: „das iſt Weber geweſen! Iſt der Kerl des Teufels? Wo bringt er die vielen Schüſſe her? Oder ſollten, gegen meinen Befehl, die Andern von der Sturmecke zu ihm geſtoßen ſein? Auf, wir müſſen ihm zu Hilfe eilen!“

Als ſie bei ihm ankamen, ſaß Weber gemüthlich auf einem Ballen und rauchte ſeine Pfeife.

„Was zum Kukuk machen Sie für einen Lärm?“ rief er ihm heftig zu.

„Sie haben mich allein an dieſen Poſten geſtellt,“ ſagte Weber, und ich darf die zwölf Waarenballen, die ich den Schmugglern abgenommen habe, doch nicht hier liegen laſſen und fortlaufen, um Hilfe zu holen. Die Schmuggler würden uns dann das Nachſehen ohne Zweifel gelaſſen haben.“

So ſprach ſcharf betont Weber, den die Bemerkung über den Lärm geärgert hatte. „Da mußte ich doch Signale geben, denke ich!“

Der Inſpektor verſchluckte die Pille.

„Zwölf Ballen!“ rief er. „Und lauter Kaffee! Sie haben viel Glück, Weber, und Ihre Prämie wird ſehr anſtändig ſein.“

„Schon gut,“ erwiderte Weber. „Schaffen Sie gefälligſt Hilfe herbei, daß wir Alles aufs Zollhaus bringen.“

Das Gewicht war zu ſchwer, es zu tragen. Daher ging einer von den Grenzaufſehern weg, einen Wagen zu holen.

Das währte ſehr lange; der Inſpektor aber blieb da, doch redete er kein Wort mehr.

Als die Waaren im Hofe des Zollhauſes waren, ſagte der Inſpektor: „Gehen Sie nun zu Bette. Für dieſe Nacht iſt nichts zu erwarten. Ich gehe nach der Mühle zurück.“

Am andern Morgen kam der Befehl, Weber ſolle die nächſte Nacht am Sturmeck den Poſten beziehen; alle Andern die Mühle umſtellen. Die Nacht ging indeſſen ohne alle Störung vorüber. Die Schmuggler hatten eine bittere Lehre; aber ihr Haß warf ſich auf Weber, den ſie von da ab wie das Feuer fürchteten.

War er zu Hauſe, ſo ſah man bis ſpät in die Nacht Licht in ſeinem Zimmer, weil er noch zu leſen pflegte. Das war ſchon in der erſten Woche ausgekundſchaftet und Weber ahnte es, weil es ihm auf ſeiner früheren Stelle auch ſo gegangen war.

Es war am Montage der folgenden Woche, als wieder Weber allein am Sturmeck ſtehen ſollte. Der Inſpektor ließ einmal von ſeiner Ratte nicht ab, den Müller zu fangen. Schon acht volle Tage hatte man die Mühle umgarnt und nichts Verdächtiges bemerkt. Das ſollte nun aber unausgeſetzt ſo bleiben, bis man den Vogel würde auf dem Neſte gefangen haben. Daß das nicht verſchwiegen blieb, war ſicher. Der Müller lachte ins Fäuſtchen, und die Schmuggler auch, die nur den Weber und den mehr, als die Andern alle fürchteten, und die Uebrigen, außer ihm, vom Leibe hatten.

Weber war an dem Montage Abends noch ziemlich ſpät zu Hauſe, und als er wegging, ließ er abſichtlich ſein Licht brennen. Das machte den Kundſchafter ſicher, Weber ſei zu Hauſe dieſe Nacht, und da die Schmugglerbande wußte, daß die Mühle wieder umſtellt war, trauten ſie dem pfiffigen Inſpektor zu, er habe die Furth am Sturmeck und die bei der Stadt vielleicht nicht einmal mit Wache beſtellt; Weber wenigſtens war zu Hauſe. Andere fürchteten ſie nicht. So meinten ſie.

Weber, obgleich berechtigt, Kugeln zu laden, ſeit lebensgefährliche Angriffe auf die Grenzaufſeher verſucht worden waren, lud doch nur dünne Schrote und ging dann unbemerkt aus dem Hauſe, als es dunkel war, und löſte ſeinen Kameraden am Sturmecke ab. Er hatte ſich gehörig vorgeſehen, denn diesmal konnte er, da das Sturmeck viel entfernter, flußabwärts, lag, auf ſchnelle Hilfe nicht rechnen.

Die Schmuggler trauten übrigens doch nicht ganz, denn um zehn Uhr hatte Frau Kerrmann das Licht in Weber's Zimmer geſehen und es aus Furcht vor Brandgefahr und aus Sparſamkeit arglos ausgelöſcht. Sie waren nicht ſicher, ob Weber zu Hauſe ſei und wo er ſtehe. Daher theilten ſie ſich, und eine Abtheilung wollte auf der Furth am Sturmeck den Fluß überſchreiten, die andere bei dem Städtchen. Durch Zeichen, die ſie allein kannten, wurde das nach dem Walde hinüber ſignaliſirt und Alles war in Ordnung.

Weber ſaß am Sturmeck und fand ſchon jetzt, wie richtig die Bemerkung ſeines Kameraden Lips war. Der Schlaf übermannte ihn ſchier und beſiegte ihn endlich. Zum Glück ging der Weg vom nächſten Dorfe nach dem Städtchen hier vorüber. Es kamen Leute, die durch ihr lautes Geſpräch ihn weckten. Eine Viertelſtunde ſpäter wäre er in die Klauen des Inſpektors gefallen, denn er kam herangeſchlichen, in der Hoffnung, Weber'n ſchlafend zu finden.

Der ſah ihn kommen und nahm ſich vor, ihn einmal in Schrecken zu ſetzen. Er kniete nieder und hielt ihm den Lauf ſeines Gewehrs entgegen und auf zehn Schritte rief er: „Halt!"

„Ich bin's!" ſagte der Inſpektor erſchrocken.

„Halt!" donnerte ihm Weber zu, „oder ich ſchieße!"

Zitternd ſtand der Inſpektor, bis Weber zu ihm kam.

„Sind Sie des Teufels?" rief er. „Hätten mich am Ende niedergeſchoſſen?"

„Warum nicht?" ſagte Weber möglichſt gleichgiltig. „Seit ich an der luxemburgiſchen Grenze mehr als einmal in Lebensgefahr geweſen bin, verſtehe ich keinen Spaß. Ich war Soldat und weiß, was dem Wachpoſten ziemt, und hier kenne ich mein Recht und meine Pflicht. Es iſt nicht in der Ordnung, Herr Inſpektor," ſagte er ſcharf betont, „daß Sie nicht jeden Tag Parole und Feldgeſchrei ausgeben. Sie riskiren am meiſten. Nehmen Sie ſich bei mir in Acht! Ich ſpaße auf dem Poſten nicht, und ſchieße nieder, was mir zu nahe kommt!"

Es lief dem Inſpektor, der an Muth keinen Ueberfluß hatte, eiskalt durch die Adern.

„Schon gut," ſagte er ſich ſammelnd und ging. Er war indeſſen keine Fünfhundert Schritte von Weber entfernt, ſo flog ein Hagel derber Steine um ſeinen Kopf. Sie kamen von dem Berge her, an dem der Weg hinführte. Einer traf ihn, daß er faſt zur Erde geſunken wäre. Eiligſt kam er zu Weber zurück und klagte ihm ſeine Noth.

Weber ſagte: „Da ſehen Sie, daß es auch hier Ernſt wird!

Bleiben Sie auf meinem Poſten, ich will die da oben ſchon fortſchaffen.“

Sogleich ſchlich er in die Höhe hinauf. Die, welche den Inſpektor verfolgt hatten, merkten ſeine Ankunft erſt, als er ihnen in ſchußweiter Entfernung ſein: „Halt!“ zurief. Aber von Todesſchrecken ergriffen, flohen ſie gegen die Stadt, wohin ſie Weber verfolgte und ihnen zwei Schüſſe nachſandte, ohne Jemanden zu treffen oder auch Einen einzufangen.

Er ließ abſichtlich den Inſpektor in Todesangſt auf dem Poſten. Als er zurückkam, fluchte derſelbe wie ein Türke über ſein Ausbleiben.

„Gut,“ ſagte Weber, „ſo werde ich Sie in Zukunft allein gehen laſſen! Mag Sie dann treffen, was da will!“

Der Inſpektor ſah wohl ein, daß er einlenken müſſe und that es. Weber begleitete ihn noch bis zur Stadt und kehrte auf ſeinen Poſten zurück.

Am andern Morgen erhielt Weber die Kunde, daß er einen Tag und eine Nacht vom Dienſte frei ſein ſolle. Dies war ihm willkommen, und, wie es ſchien, eine Belohnung.

Als er Morgens nach ſeinen Thierchen ſah, die er zu füttern vergeſſen hatte, was ihm ſchwer aufs Herz gefallen war, fand er ſie mit Allem beſtens verſorgt. Auch ſeine Blumen waren begoſſen. Er dachte, das hat die gute Frau Kerrmann gethan! — Aber auffallend war es ihm doch, daß Schiller's Gedichte auf dem Tiſche neben dem Seſſel lagen — und — als er ſich in denſelben ſetzen wollte — fand er ein reines, weißes Taſchentuch, das ihm nicht gehörte und die Buchſtaben M. K. in der Ecke trug, indeſſen war es möglich, daß die gute Alte einmal nach der Arbeit ein Stündchen darin möchte geleſen haben.

Als die Zeit des Frühſtücks kam, ging er herunter.

„Haben Sie denn heute einmal Ruhe?“ fragte ſie.

Weber bejahte. „Ich bin Ihnen großen Dank ſchuldig,“ ſagte er. „Sie haben meine Vögelchen gefüttert und meine lechzenden Blumen begoſſen.“

„Ach,“ ſagte die Frau Kerrmann, „ich darf mir ein Verdienſt nicht anrechnen, das ich nicht habe. Unſer Mariechen kam geſtern gegen Abend zu mir. Sie ſah gleich, daß die Blumen ihre Köpfchen hängen ließen und meinte, Sie hätten ſie wohl vergeſſen. Es wäre doch Schade, ſie vertrocknen zu laſſen. Sie iſt ſo ein wiſpelig Ding, das gleich Alles in Ordnung bringen muß. Da iſt ſie denn gelaufen, hat Waſſer geholt und die Blumen begoſſen, und, wie ihr denn nichts entgeht, ſo ſah ſie auch gleich, daß die ſchönen Thierchen Mangel litten und fütterte reichlich; gab ihnen auch Salat, den ſie ſehr lieben. Sie hat's doch gut gemacht?“

„Vortrefflich!“

„Ja, ſehen Sie, Herr Weber, das gute Kind wollte mir den Gang die Stiege herauf erſparen. Sie iſt gar zu gut!“

„Dann gehört ihr auch ganz gewiß dies Taſchentuch?“ ſagte Weber.

„Freilich,“ entgegnete Frau Kerrmann. „Das hat ſie vergeſſen und wird ſie recht quälen, denn ſie bat mich, es Sie doch gar nicht wiſſen zu laſſen, daß ſie in ihrer Stube geweſen ſei.“

„Dagegen habe ich ja nicht das Geringſte einzuwenden, und es war eine rechte Wohlthat, daß ſie darinnen war, denn meine Thierchen und Blumen hätten ohne ihre Güte Noth gelitten. Ich hatte in der Eile Beides vergeſſen,“ bemerkte Weber.

Die Alte wurde gar nicht müde, die Tugenden Mariechen's zu preiſen, und man ſah es recht, wie ſie ihrem eigenen Herzen damit ein Genüge that.

Nach dem Frühſtücke ging Weber auf ſeine Stube, las, ſchrieb und ſchlief den ganzen Nachmittag. Auch die folgende Nacht hatte er Ruhe. Darum, und weil er nicht ausgehen mochte, ging er gegen Abend herab zu Frau Kerrmann.

Als er eintrat, ſaß ein ſtattlicher, ernſter Mann bei ihr.

Als Weber eintrat, ſtand er raſch auf und nahm ſeine Mütze, um ſich zu entfernen. Es war der Erlenmüller, wie Weber mit Grund vermuthete.

„Ich will nicht ſtören,“ ſagte Weber, verbeugte ſich und ging gegen die Thüre.

„Sie ſtören nicht,“ ſagte Kerrmann barſch. „Ich wollte eben gehen.“

„Ich muß es doch glauben, daß mein Kommen unangenehm iſt“ — bemerkte Weber, „und das iſt für mich ſo drückend, als für Sie.“ Er öffnete raſch die Thüre und entfernte ſich.

Kerrmann ging ihm raſch nach.

„Bleiben Sie,“ ſagte er; ich will bleiben, um Ihnen zu zeigen, daß Sie im Irrthume ſind.“

„Ich erkenne meinen Fehler gerne,“ ſprach Weber und trat wieder in die Stube.

Sie ſetzten ſich; aber es war doch gegenſeitig einige Verlegenheit. Endlich ſagte Kerrmann, das unangenehme Schweigen brechend: „Sie ſind neu hierher gekommen — wie gefällt es Ihnen hier?“ —

„Es hat Alles zwei Seiten,“ ſagte Weber. „Die Frage in Betreff der Gegend kann ich mit Freuden ſo beantworten: Ungemein gut. Die Gegend iſt wunderſchön. Ich kann mich nicht ſatt daran ſehen, beſonders die Gegend um die Mühle. Ein ſchöneres Fleckchen Erde hab' ich kaum irgendwo geſehen, und es zieht mich um ſo mehr an, als ich ſelbſt in einer Mühle aufgewachſen bin.“

„Sie?“ fragte Kerrmann mit Theilnahme.

„Gewiß,“ ſagte Weber, „und ich kenne das Geſchäft durch und durch, denn ich habe wacker darin geholfen, auch Manches darüber geleſen.“

„Ei, der Tauſend!“ ſagte Kerrmann. „War denn Ihr Vater Müller?“

„Mein Vater war Lehrer und ſtarb mir, wie meine Mutter, frühe. Da nahm mich ein kinderloſer Oheim zu ſich, der Müller war, und dort wuchs ich empor.“

„Hatter aber nicht Luſt, Müller zu werden?“

„Warum nicht?“ entgegnete Weber. „Eine ſo unabhängige, freie Stellung in der einſamen Mühle; eine ſo recht friſche Werkthätigkeit hätte mir ſchon ſehr zugeſagt; aber die Umſtände waren nicht darnach angethan. Ich war arm und die Mühle meines Oheims war eine Lehensmühle —“

„Lehensmühle? Was iſt das?“ fragte Kerrmann, dem der beſcheidene junge Mann ſehr gefiel, und der dieſe Sache gar nicht kannte.

„Ich glaube wohl,“ ſagte er, daß Sie das nicht kennen. Solche Verhältniſſe ſind hier, im Lande freien Verkehrs, ganz unbekannt.“ Er ſetzte nun dem Müller auseinander, wie die Mühle und Mahlgerechtigkeit ſeines Oheims ihm nicht eigen, ſondern Eigenthum des Staates geweſen, der ſie einſt in früheren Tagen einem Vorfahren ſeines Oheims als Erblehen gegen gewiſſe Abgaben übertragen; daß aber mit dem Erlöſchen der männlichen Nachkommen die Mühle an den Staat zurückfiel, wenn der Oheim ſtarb. Er, als das Kind einer nicht zum Erben des Lehens berechtigten Schweſter des Oheims, habe keine Erbanſprüche erheben können. Sein Oheim habe zwar Alles verſucht, aber es ſei erfolglos geblieben. Da habe ihn denn der Oheim, der durch den Krieg, der die Mühle hart mitgenommen habe, arm geworden, in die Schule ſeiner Vaterſtadt geſendet, und ſo habe er dem Wunſche, Müller zu werden, entſagen müſſen. „Sie wiſſen wohl,“ ſchloß er, „ein Mühlknappe ohne Vermögen iſt ein armer Schelm. Eine Mühle kriegt er nie, und ſo muß er dienen, ohne Ausſicht auf ein Ziel. Das iſt ein trauriges Loos, dem mich der gute Oheim nicht wollte anheim fallen laſſen.“

„Das iſt freilich wahr,“ ſagte Kerrmann, „und da hatten Sie wohl Recht, daß Sie einen andern Stand wählten.“

„Nun mit dem Wählen iſt es ſo eine Sache,“ ſagte darauf Weber. „Man nimmt, wenn man arm iſt, was ſich darbietet, ſonſt —“

„Hätten Sie denn Ihren Stand nicht gewählt?“ fiel Kerrmann ihm ein.

„Wahrlich nein!“ ſagte Weber mit einem Ausdrucke, der es kundgab, wie wenig er mit ſeinem Berufe zufrieden ſei.

Kerrmann ſchwieg ſinnend.

„Wie ſollte ich,“ nahm Weber das Wort wieder, „einen Stand freiwillig gewählt haben, auf dem der Unwille der großen Mehrheit der nicht urtheilsfähigen Bevölkerung ruht? — Die Vernünftigen, die es beurtheilen können, ſcheiden zwiſchen der unangenehmen Sache und dem Menſchen, welcher ihr dienen muß; die Andern werfen Eins mit dem Andern über Bord.“

„Das iſt wahr,“ ſagte Kerrmann nachdenkend, und ſetzte dann nach einer Pauſe hinzu: „Es iſt wahr, die Zollverhältniſſe drücken Viele unſchuldig und machen das Volk ſchlecht.“

Weber verſtand ihn wohl; aber er mochte nicht darauf eingehen. „Leider,“ ſagte er, „iſt das Letzte eine ſehr betrübende Wahrheit.“ —

„Warum nicht auch das Erſte?“ fragte Kerrmann heftig.

„Es mag auch ſein,“ ſagte er, „doch ſteht es mir nicht zu, über Maaßregeln, die der Staat für nothwendig erachtet, zu urtheilen.“

„So mein' ich's nicht,“ fuhr heftig der Müller fort. „Man muß einen Unterſchied machen, wie es mir ſcheinen will, unter dem, was das Geſetz ordnet und wie es die Menſchen anwenden.“

„Das iſt eben die menſchliche Unvollkommenheit“ — ſagte Weber.

„Sie wählen einen milden Ausdruck,“ verſetzte Kerrmann. „Ich würde einen ſchärferen nehmen.“

„Sehr möglich,“ ſagte Weber ausweichend. „Sie haben vielleicht ausreichenden Grund dazu?“

„Kennen Sie mich denn?“ fragte Kerrmann.

Weber verneinte es.

„Nun,“ ſagte noch immer in dem gereizten Tone Kerrmann,

„ich bin der Erlenmüller, der Beſitzer der Mühle, welcher Sie vorhin ein ſo großes Lob wegen ihrer ſchönen Lage geſpendet haben, und doch gäbe ich ſie gerne weg, wenn ich einen Käufer fände, eben dieſer Lage wegen!“

„Das verſtehe ich nicht!“ verſetzte Weber.

„Nun, das wiſſen Sie doch gewiß ſchon, daß ich, weil die Lage der Mühle dem Schmuggel günſtig iſt und mehrmals Schmugglerbanden dieſe Lage benutzten, ein Schmuggler ſein muß, ohne daß ich es will? Ohne alle meine Schuld?“

Weber war zu ehrlich, etwas zu verleugnen, was er wußte. So unangenehm ihm aber auch die Wendung war, die das Geſpräch genommen hatte, abbrechen konnte er es nicht, ohne dadurch gerade zu beweiſen, daß er auch den Müller für ſchuldig hielt.

„Es iſt freilich eine eigenthümliche Lage, welche Sie da bezeichnen,“ verſetzte er.

„Das iſt zu wenig,“ fiel ihm Kerrmann in die Rede. „Es iſt eine unerträgliche! Und wer macht ſie dazu? Nicht das Geſetz, nicht der Zoll, nein, der Inſpektor, der einmal einen Pick auf mich hat. Er iſt ein — doch — es iſt Ihr Vorgeſetzter!“ verbeſſerte er ſich und ſchwieg eine Weile, in der auch Weber eigentlich nicht recht wußte, was er ſagen ſollte.

„Ich weiß es wohl,“ nahm dann der Müller wieder das Wort, „daß jede Nacht meine Mühle umſtellt iſt, und noch lange bleiben wird, als wäre ſie eine Diebs- oder Mörderhöhle. So wird mein ehrlicher Name muthwillig untergraben, mein Ruf heillos gefährdet. Kann man das ſo ruhig hinnehmen?“

„Es iſt ſchwer,“ ſagte Weber, der den Mann für völlig ſchuldlos hielt. „Es iſt ſchwer, wahrhaftig, und das gute Gewiſſen reicht kaum aus, ſo etwas geduldig zu tragen.“

„Sie haben Recht,“ rief Kerrmann aus, „das macht's leichter; aber man kann ſich doch nicht immer ſo darüber hinausſetzen! Das iſt aber nicht Alles; der Mann hat ſchon zu zweien Malen mein

Haus durchwühlt, daß es himmelſchreiend war. Ich habe reklamirt, aber — es blieb dabei, weil ich verdächtigt war.“

Weber ſann eine Weile nach, dann ſagte er mit einer Miene, die es deutlich verrieth, es ſei ihm ein Gedanke gekommen, der Hilfe leiſte: „Wollen Sie einem jungen Manne ein Wort geſtatten — das — vielleicht ein Mittel wäre, aus dieſer Stellung zu kommen? Und darf ich darauf rechnen, daß nie, nie irgend Jemand erfährt, von wem der Rath kam?“

Kerrmann ſah ihn betroffen an. Weber's Auge leuchtete; er blickte den Müller ſo eigenthümlich freudig an, daß dieſer ſeine Hand ihm reichte und ſagte: „Reden Sie, Sie ſind, das ſagt mir mein Herz, ein ehrlicher Mann; Sie ſollen mein Wort haben, daß ich darüber unverbrüchlich ſchweige, was Sie mir ſagen!“

„Nun denn, in Gottes Namen!“ ſprach Weber. „Ich würde an Ihrer Stelle bei dem Hauptzollamt darauf antragen, daß ein Poſten vor Ihrer Mühle, auf der Wieſe, die den ganzen Raum vom Beginne des Mühlteiches bis zu ſeiner Ausmündung in den Fluß überblicken läßt, als ſtändig beſetzt werde. Das wird alle die Angebereien mit einem Male enden, und Ihre Geſinnung erhärten.“

Der Müller ſah ihn geſpannt an, als er ſo ſprach. Er ſchien jedes Wort Weber's auf die Wagſchale zu legen, und als dieſer geendet hatte, rief er aus: „Wahrlich, Sie ſind ein guter Rathgeber! Ich danke Ihnen! Schon morgen führe ich es aus. Das iſt der einzige Weg zum Frieden für mich!“

Er ſtand auf, drückte Weber's Hand, ſagte ſeiner Schwägerin gute Nacht und entfernte ſich, nach der Mühle zugehend.

Weber ſaß lange in tiefes Sinnen verloren.

IV.

Der Inſpektor ſaß einige Tage ſpäter an ſeinem Schreibtiſche, als ihm die Briefſchaften von der Poſt gebracht wurden. Er las ſie durch. Bei einem hielt er ein und verfärbte ſich. Er las laut: „Der Müller Kerrmann hat bittere Beſchwerde geführt, daß Sie länger als fünf Tage ſeine Mühle wie eine Diebeshöhle und Mördergrube umſtellten, und ihn, gegen den Nichts vorläge, um ſeinen guten Namen und Credit brächten. Er verlangt, daß vor ſeiner Mühle ein beſtändiger Poſten errichtet werde, der Tag und Nacht beſetzt bleibe. Er bezeichnet ſelbſt die Stelle, wo man das ganze Gebiet, das dem Schmuggel dienlich ſein könne, nach allen Richtungen überblicken könne. Wenn wir auch Ihren Dienſteifer in den Maßregeln erkennen, welche Sie getroffen haben, ſo können wir ſie doch um ſo weniger billigen, als durch das Wiederkehrende, ja eine Zeitlang Feſtſtehende einer Maßregel, dieſe völlig erfolglos iſt, was Sie ſelbſt hätten einſehen müſſen, und überdies die übrigen Poſten entblößt werden, wo dann die Liſt der Schmuggler es nicht unterlaſſen wird, Nutzen zu ziehen. Wäre z. B. der Grenzaufſeher Weber nicht ein ſo tapferer Menſch, ſo würde die Schmugglerbande, welcher er allein eine ſo beträchtliche Menge werthvoller Waaren abnahm, ſicherlich ihr Ziel erreicht haben. Wir geben Ihnen auf, dem Antrage des Müllers Kerrmann ſofort zu genügen, die Poſten mehr zu vertheilen und nur je Zweie an einen Ort zu ſtellen, die Anderen aber in angemeſſener Entfernung zu Zweien patrouilliren zu laſſen, und ſchließlich uns, wie Sie das ausgeführt, zu berichten."

Der Inſpektor ſprang auf, als ob ihn ein giftiges Gewürm geſtochen hätte. Sein Kopf glühte. Er warf das Schreiben auf die Erde und ſtampfte mit dem Fuße darauf, kurz — er geberdete ſich wie ein Wahnſinniger.

„Verdammt ſoll dieſer Hallunke von Müller ſein! Will ſich weißbrennen, der Spitzbube, wo er ſieht, daß es nicht mehr geht und ich ihm die Pulsadern unterbunden habe! Wirſt nun die Schuld auf mich! Und die — am Hauptzollamt! Wiſchen mir Eins aus, und das iſt der Lohn für meinen Eifer! O, ich unglücklicher Mann!" Er rannte die Stube auf und ab. Plötzlich blieb er ſtehen. „Wer dem Müller den Rath gegeben? Am Ende der Weber, dem ich nur dreiviertel traue! — Wohnt da bei des Müllers Schwägerin, und ich bin Schuld daran! Meint man denn, daß Einer, der Polizei-Commiſſarius war, ſo kurzſichtig ſein und ſo etwas nicht hätte voraus berechnen können? Dahin kommt doch ſicher der Müller bisweilen?" — Er ſtand eine Weile ſtille. Dann ſtampfte er wieder mit dem Fuße auf.

„Es iſt gewiß ſo, wie ich vermuthe! Aber ich komme dahinter, ſo wahr ich Polizei-Commiſſarius war! Und dann ſoll den keckeu Burſchen dieſer und der holen! — Will ihn kuranzen!"

Wenn der Inſpektor einmal eine Meinung gefaßt hatte, ſo war ſie niet- und nagelfeſt. Er verrannte ſich dann ſo in der engen Sackgaſſe ſeiner Meinung, daß er den Ausweg nicht mehr zu finden im Stande war. So erging es ihm jetzt hier. Er zog Leute aus der Reihe der Aufſichtsbeamten, die ihm ergeben waren, in das Geheimniß und ſuchte ſo Gewißheit zu finden. Das gelang zwar durchaus nicht; aber das that auch nichts. Seine Meinung blieb unbeweglich feſt, wie er ſie einmal gefaßt.

Von da an wurde Weber mit voller Abſicht von ihm gequält, wo und wie er nur konnte. Weber that ſeine Pflicht ohne Murren, ohne Vorwurf. Er fing mehr Waaren ein, als früher alle hier weilenden Beamten, da er die Liſt der Schmuggler durch Liſt überbot und ſie ſo in ihren eigenen Schlingen fing.

Weber kam manchmal in acht Tagen in kein Bette, ja nicht aus den Kleidern. Fand ihn dann der argliſtige Inſpektor auf dem Poſten eingenickt, dann brauſte Sturm und das Wetter auf ſein Haupt. Er verfolgte ihn mit biſſigen Sticheleien, blos um ihn zu reizen, damit er ſich einen Subordinationsfehler zu Schulden kommen laſſe. Weber trug Alles ſtille und ſuchte ihn durch Pflichttreue zu entwaffnen; aber er wußte nicht, daß er eine lange Naſe beſehen hatte, und daß er ihn für die Urſache derſelben anſah und ihn darum ſo ſehr haßte und verfolgte.

Und gerade dies Schweigen bei ſeinen Kränkungen, dies geduldige Erfüllen quälender Dienſtleiſtungen machte den Inſpektor noch toller, denn er wußte nicht, wie er ihm beikommen ſolle, da er ihm Pflichtwidrigkeiten nicht nachweiſen konnte.

Endlich kam es denn doch einmal ſo arg, daß Weber es leiblich nicht mehr ertragen konnte. Es mußte anders werden, das fühlte Weber.

Er trat zu dem Inſpektor in ſeine Stube.

„Was gibt's?“ fragte dieſer biſſig und hochfahrend.

„Nichts, Herr Inſpektor, als die Frage, ob Sie es ſich vorgenommen haben, mich umzubringen?“

„Wie? Was?“ ſchrie der Inſpektor und ſprang auf.

„Ich habe Ihnen blos anzeigen wollen, daß ich perſönlich an das Hauptzollamt gehen will und bitte um Urlaub. Es iſt der erſte, den ich mir erbitte und den Sie mir nicht verſagen werden!“

Weber ſprach ruhig und beſtimmt, aber der Inſpektor ſah, wie es ſtand.

Der Inſpektor litt nicht am Ueberfluſſe des Muthes. Er war zum Hauptzollamt ohnehin in eine ſchiefe Stellung gerathen. Kam nun Weber's Klage, zu der Grund genug vorlag, das konnte er nicht leugnen, ſo konnte Schlimmes erfolgen. Das fiel ihm aufs Herz, und dieſes, wie man bildlich zu ſagen pflegt, ihm in die Schuhe. Er war indeſſen zu klug, das merken zu laſſen und hielt ſich gut, wenigſtens meinte er es.

„Sie können keinen Urlaub kriegen,“ ſagte er barſch. „Wollen Sie Beſchwerde gegen Ihren Vorgeſetzten führen, ſo thun Sie es ſchriftlich. Uebrigens, wenn Sie die Anſtrengungen des Dienſtes, die ich großentheils theile, nicht ertragen können, warum ſchweigen Sie dazu? Ich bin kein Unmenſch — und habe Niemanden ein Leid zufügen wollen. Gehen Sie hin und erholen Sie ſich. Sie ſollen zwei Tage dienſtfrei ſein, ſelbſt länger, wenn Sie es wünſchen." —

„Das will ich nicht," ſagte Weber. „Ich thue meine Pflicht gerne, aber mißhandeln kann ich mich nicht laſſen. Es ſind Andere, die über die andere Nacht Ruhe haben; ſeit ſieben Nächten habe ich nicht geſchlafen! Warum trifft mich das allein?"

„Wer ſagt, daß ich das gewollt?" — rief der Inſpektor um Vieles milder aus. Kam das vor das Hauptzollamt, das erkannte er, ſo fiel's übel aus.

„Sie haben es befohlen!" ſagte Weber. „Ohne Ihren Befehl geſchieht nichts."

„So iſt es ein Verſehen; ſo wußte ich es nicht und ich kenne Sie als brauchbaren Mann. — That ich Ihnen zu viel, ſo — iſt mir's leid!"

„Warum reizen Sie mich alle Tage, daß ich mich vergeſſen ſolle?"

„Ich?" fragte der Inſpektor kleinlaut, weil ihn ſein Gewiſſen ſchlug.

Weber ſah ihn verächtlich an und ſchwieg.

„Lieber Weber," hob er endlich an, „ich bin ein heftiger Mann. Seien Sie überzeugt, es ſoll Sie nichts mehr verletzen. Nun gehen Sie. Ich — will es Ihnen nicht mehr ſo ſchwer im Dienſte machen. Verlaſſen Sie ſich darauf!"

Weber ging, aber ſein Geſicht, das nicht lügen konnte, zeigte, wie er den Menſchen verachtete, und beſchämt blieb der Inſpektor zurück.

Er ging heim, aber die Ueberſpannung ſeiner Kräfte warf ihn aufs Krankenlager.

Frau Kerrmann pflegte ihn mit mütterlicher Liebe und Treue. Ach, hätte Weber gewußt, wie ihm Mariechen Alles zutrug, was ihn erquicken konnte, wie ſie im Hauſe alle Arbeit that, damit die Tante ihn recht pflegen könne, das würde ſeine Seele erquickt haben! Seine Geſundheit war tief erſchüttert! jedoch die treue Pflege, die

Sorgfalt des Arztes, aber mehr ſeine ungeſchwächte Natur, riſſen ihn wieder heraus. Die Geneſung aber ſchritt nur langſam vor.

Schon früher hatte er bisweilen das ſchöne Müllerkind Abends bei der Tante ein Stündchen getroffen und geſprochen. Aber ſo lieb er ſie im Herzen hatte, ſo war er doch nie ihr näher gekommen, weil er daran nie denken konnte, ihre Hand zu gewinnen. Zu einer Liebelei achtete er das treffliche Mädchen zu hoch und hielt zu viel auf ſeinen eignen Werth. Nur in der letzen Zeit glaubte er Spuren zu finden, daß ſie ihm inniglich gut ſei. Wenn er den Poſten an der Mühle hatte, war ſie gewiß im Garten und ſuchte ein freundlich Geſpräch mit ihm einzuleiten. Sie brachte ihm köſtliches Obſt, plauderte mit ihm über ihre Blumen und ihr zahmes Geflügel und dergleichen. Traf er ſie einmal bei Frau Kerrmann, ſo hatte ſie alle frühere Scheu abgelegt, ja, ſie bat ihn ſogar um Bücher, die er ihr mit Freuden lieh.

So war ein Verkehr eingeleitet, der die jungen Leute ſich um Vieles näher brachte. Frau Kerrmann, die gerne plauderte, konnte es auch, als Weber wieder außer Bette ſein konnte, nicht unterlaſſen, ihm zu ſagen, wie groß Mariechen's Theilnahme an ihm geweſen.

Selbſt der Erlenmüller beſuchte ihn jetzt einmal, und brachte trefflichen alten Wein zu ſeiner Stärkung, den Weber in der Art und Weiſe, wie er ihn gab, nicht ablehnen konnte.

So war denn ein Verhältniß eingeleitet, das ſich ſehr angenehm für Weber geſtaltete. Indeſſen kannte Weber zu gut ſeine Stellung, als daß er ſich eine Annäherung erlaubt hätte. Nie betrat er die Mühle, nicht einmal den Garten. Stundenlang plauderte er mit dem Müler, der ſich ſehr gerne mit ihm unterhielt. Er hatte Webern achten gelernt, ſowohl in Bezug auf ſeine Denk- und Handlungsweiſe, als auch auf ſeine Kenntniſſe. Was ihn am Meiſten wunderte, waren ſeine Kenntniſſe des Mühlweſens und beſonders in Bezug auf das Mechaniſche deſſelben. Weber brachte ihn ſelbſt auf Gedanken, die er noch nicht erwogen, nämlich, wie leicht er bei der ungeheuren Waſſerkraft die Einrichtung der amerikaniſchen Mühle, die er ihm auseinanderſetzte, anwenden könne; er wunderte ſich, daß er, Kerrmann nämlich, dieſe Waſſerkraft nicht benutze, um eine Oel- und Gypsmühle mit einer amerikaniſchen Mahlmühle zu verbinden.

Das waren Dinge, die Kerrmann auffaßte, um ſie im folgenden Frühlinge jedenfalls ins Leben zu rufen. Er bat Weber'n, ihm, ſo viel er könne, mit Rath und That dabei zu dienen. Das hatte freilich ſein Bedenken bei der, jetzt aus Furcht vor Weber mehr verſchleierten Denkweiſe des Inſpektors; aber die Zeichnung dazu verſprach er ihm zu machen und hielt auch Wort.

In dieſer Weiſe trat Weber mehr und mehr in Gemeinſchaft mit Kerrmann, der ſich indeſſen doch nur auf den Umgang im Hauſe der Wittwe Kerrmann bezog. Der Müller ſo gut, wie Weber ſelbſt, wußte, daß ſie mit argliſtigen Augen fort und fort beobachtet wurden. Dennoch unterbrach nichts dieſen Verkehr.

Wie er dem Müller lieb war, bewies dieſer dadurch, daß er viel öfter in das Haus ſeiner Schwägerin kam, als das ſonſt geſchehen war, und länger verweilte; ja, wenn er einmal Weber'n nicht traf, weil dieſen der Dienſt herausrief, ſah man es ihm an, wie ihn das unangenehm berührte.

In dem Maaße, in welchem Weber in der Gunſt des Vaters ſtieg, gewann er auch im Wohlwollen der Tochter. Sie las ſeine Bücher mit großer Aufmerkſamkeit; aber es blieb dem einfachen Mädchen Manches dunkel, denn ihre Bildung hatte ſie in der Mädchenſchule des Städtchens gewonnen; allein ſie gehörte geiſtig zu jenem bildſamen Stoffe, der ſich nicht nur durch ſeine natürlichen Anlagen und Gaben leicht ſelbſt eine Bahn bricht, ſondern auch mit großem Erfolge das benutzt, was ihm von Anderen geboten wird. War ihr eine Stelle dunkel, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zu Weber, dem es unſägliche Freude machte, mit ſeinem Wiſſen ihr da Licht zu geben, wo ihr das richtige Verſtändniß mangelte.

Da gab es denn natürlich Gelegenheit zu weiterem Ausholen. Die wißbegierige, leicht und klar faſſende Schülerin war dann ganz Ohr; ihr begeiſtertes Auge las jedes Wort von ſeiner Lippe weg und mit jedem Augenblicke wuchs ihre Achtung vor dem wohlunterrichteten jungen Manne, dem in der Stille ihr Herz ſchon gehörte. Da riß denn manchmal gegen ſeine Grundſätze die Liebe den Jüngling hin, und nicht ſelten ruhte die kleine Hand des Mädchens in der Seinen, während er ihr eine Stelle klar machte, und ſie wurde es erſt mit Erröthen gewahr, wenn die Tante hereintrat, die ſelbſt den jungen Mann wie ihren Sohn liebte und eigentlich ihre Freude an der Zuneigung der jungen Leute hatte.

Selbſt dem Müller blieb es nicht fremd, wie es um das Herz ſeines Mariechen's ſtand. Freilich war ihm das nicht zu Sinne; denn einem der verhaßten Grünröcke hätte er unbedingt ſein Kind nie gegeben. Darum ſuchte er entgegenzuwirken, ſo viel er konnte, ohne darum eine Abneigung gegen Weber zu hegen, der Alles ſorgfältig zu meiden ſchien, ja wirklich nach Kräften mied, was eine innigere Anhänglichkeit fördern konnte; ſolche Fälle abgerechnet, wo ihm auch einmal das Herz den Kopf aus der vorgezeichneten Bahn hinausführte.

So war der Sommer und Herbſt vorübergegangen. Der Inſpektor maskirte ſeinen Haß gegen Weber, ſo gut es ging, und der Dienſt war erträglicher für ihn. Jetzt aber nahte der Winter und er kam mit einer ungewöhnlichen Strenge. Ehe noch der December ſeine Herrſchaft antrat, lag ſchon Feld, Flur und Fluß in den eiſigen Banden des Froſtes. Eine Schneedecke umhüllte Alles, und der feſtzugefrorene Fluß lieh dem Schmuggel tauſend Wege und Gelegenheiten. Dadurch wurde Weber's Dienſt wieder ſehr ſchwer, aber er war für Alle gleich ſchwer, nicht für ihn allein.

Was ihn am ſchmerzlichſten traf, war, daß nun Mariechen viel ſeltener in die Stadt zur Tante kam; daß ſie Abends nicht mehr kommen konnte, und er, wenn ſie am Tage kam, in der Regel abweſend war. Auch Kerrmann ſprach und traf ihn nur höchſt ſelten. War dies dem Müller für ſeine eigene Perſon unangenehm, ſo gereichte es doch zu ſeiner Befriedigung, daß Weber und Mariechen ſich höchſt ſelten ſahen.

Nur einmal beſuchte Weber den Müller in der Mühle, um die Einrichtung des Mühlwerks und die Räume ſich anzuſehen, da er in freien Stunden an den Zeichnungen arbeitete, welche er dem Müller verſprochen hatte. Er weilte natürlich länger in der Mühle, als zu einem bloßen Beſuche nothwendig war. Beide ſprachen nur über die mechaniſche Einrichtung. Mariechen war nicht zu Hauſe.

Dieſer Beſuch war von des Inſpektors Spähern beobachtet worden und dem argloſen Weber wußten ſie den Grund ſchon herauszulocken, den er auch offen ausſprach, da er nichts darin fand, was ihm dienſtlich zum Vorwurfe gereichte, wenn er ſeine gewonnenen Kenntniſſe dem Müller nutzbar machte.

Weber hatte Neider unter ſeinen Amtsgenoſſen. Die Fänge, welche er gemacht und die ihm ſchöne Prämien abwarfen, ſtellten die bisherigen Beamten, die ohnehin der Inſpektor als Krautköpfe bezeichnete, in ein übles Licht. So entwickelte ſich eine Feindſchaft gegen Weber, die er nicht ahnete und die der Inſpektor argliſtig gegen ihn benutzte und auszubeuten verſtand.

Er rieb freudig die Hände, als ihm Weber's langer Beſuch in der Mühle gemeldet wurde. Gegen die Angeber äußerte er ſich nicht; aber als ſie weg waren, rief er freudig aus: „Da iſt die geſuchte Handhabe! Victoria! Nun liegt es klar, wer dem Müller die Anſchläge zur Klage gegen mich und zu dem fatalen Vorſchlage eines Poſtens vor ſeiner Mühle gegeben hat! Ich müßte nicht Polizei-Commiſſarius geweſen ſein, wenn ſolche Indicien nicht dienlich ſein ſollten, meine Schlüſſe zu begründen! Das wird endlich ausreichen, meinen Plan mit einer Strafverſetzung auszuführen, wenn's nicht zu Beſſerem noch dienen wird!“

V.

Die Herbſttage waren ungemein regneriſch geweſen und der November hatte noch die Regengüſſe vermehrt. Mit den erſten Tagen des Decembers aber wandelte ſich der Regen in Schnee und dieſer lag im Gebirge des Hochwaldes ungemein hoch, als der Froſt ſeine Feſſeln allem Leben anlegte.

Das Flüßchen, deſſen kurzer Lauf zum großen Theile durch Hochgebirge ſich hinzieht, hat das Eigenthümliche, wie ſchon bemerkt wurde, daß es ſchnell anſchwillt und dann eine gefährliche Natur annimmt, ſeinen Umgebungen vielfache Gefahr droht und nicht ſelten großen Schaden bringt. Es war ſchnell mit Treibeis angefüllt und an den Rändern bildete ſich Spiegeleis, das an Dicke mit dem fortſchreitenden Froſte wuchs. Immer gewaltiger wurden nun die drängenden Eisſchollen im Strome des Waſſers. Unter gewaltigem Krachen zerbrachen die Spiegeleisflächen des Ufers und nun ſchob ſich Maſſe in Maſſe mit mächtigem Drucke, daß bald an einer Stelle, oberhalb der Mühle, wo am jenſeitigen Ufer eine mächtige Felswand aus dem Flüßchen aufſtieg, an welcher, da ſie in den Strom deſſelben hineinreichte, die Fluth ſich ſchäumend brach, eine ungeheure Eismaſſe, dicht in einander geſchoben, ſich aufthürmte und den Waſſerſtrom über die Wieſe und in den Mühlenteich mit ſolcher Gewalt trieb, daß, wenn der Müller nicht mit Lebensgefahr den Ablaß ſeines Mühlenteichs, der durch eine Schleuſe gebildet wurde, noch hätte öffnen können, ſein Haus in der größten Gefahr geſchwebt hätte. Das Waſſer drängte ſich nämlich mächtig hinter dem Gebäude her.

Durch dieſe entſchloſſene und muthige Handlung war vorerſt die Gefahr abgewendet, aber der ganze, ſtarke Waſſerſtrom floß über ſeine Wieſe und ergoß ſich erſt unten, wo der Mühlteich in den Fluß mündete, wieder in das alte Bette. Der Müller ſah mit Schrecken dieſe Stromänderung und rief die Hilfe ſeiner Mitbürger an, dem drohenden Unheil zu wehren.

Das geſchah mit vereinter Kraft, allein Alles war unzureichend, wenn nicht jener Eiswall an der Felswand entfernt werden konnte, was ganz außerhalb der Grenzen des Möglichen lag.

Das waren trübe Ausſichten, die den Müller recht drückten. Er ſprach auch mit Weber davon. Dieſer äußerte ſeine Meinung dahin, daß wohl bei der ſteigenden Kälte das Eis ſich vollends ſtellen würde, wodurch die Gefahr fürs Erſte ſich mindern würde. Das trat auch ein und das Waſſer bildete ſich unter der gewaltigen Eisdecke, die wild und kraus emporſtand, einen Kanal, der ſich wieder ins alte Flußbette wandte; aber ging das Eis mit Waſſergewalt auf, dann, und darauf machte Weber, der Aehnliches am Niederrheine öſters erlebt hatte, aufmerkſam, drohte ſeinem Hauſe die größte Gefahr. Der Müller ſah mit Schrecken, wie richtig das war. —

Weber rieth ihm darum, zeitig ſeine beſte Habe zu ſeiner Schwägerin in das Städtchen zu retten, namentlich ſein Vieh zeitig in deren Ställe unterzubringen und ſich, wenn ein ſtarkes Thauwetter eintrete, auf eine ſchnelle Flucht gefaßt zu machen.

Kerrmann hatte zu der aus Erfahrung gereiften Einſicht Weber's ein großes Vertrauen. Er ging ſelbſt mit ihm auf eine Uferhöhe, von der aus man die Wendung, welche der Eisgang nehmen mußte, beurtheilen konnte, und die traurige Wahrheit der Anſicht Weber's drängte ſich ihm auf. Er traf daher vorbereitende Einrichtungen, ſo viel er vermochte und überließ dann vertrauensvoll dem Herrn im Himmel, der Alles lenket und auch das Schlimmſte wenden kann, den weitern Fortgang.

Der Froſt wurde indeſſen immer heftiger; dann folgte neuer und ſtarker Schneefall und wieder Froſt, der nun faſt ununterbrochen bis in die Hälfte des Monats Februar fortdauerte. Das war eine Zeit furchtbarer Anſtrengungen für die Grenzwächter; denn jetzt war bei der ungeheuer feſten Eisdecke der Uebergang überall, wo man Luſt trug und ſich ſicher wußte, leicht und gefahrlos.

Das machten ſich die Schmuggler zu Nutze. Nie wurde mehr eingeſchmuggelt, als damals. Die Ueberlieferung aus der Zeit, da Napoleon die Grenzen ſeines weiten Reiches allen engliſchen Waaren und ſelbſt denen, welche durch engliſche Vermittelung aus überſeeiſchen Ländern eingeführt zu werden pflegten, durch eine dreifache Reihe von Grenzwächtern oder Douanen verſchloß, waren nicht verloren gegangen. Damals hatten die Schmuggler den meiſt erfolgreichen Brauch, wenn der Rhein feſt zugegangen war und Schnee die Rheinufer deckte, ſich ganz ſchneeweiß zu kleiden; die Bündel, welche ſie trugen, weiß zu umhüllen und ſo über das Eis einen am Rhein ſehr gefährlichen Weg zu nehmen. Wie ſcharf auch die Douanen in ihrem Dienſte waren, ſie wurden in dieſer, der Farbe des Eiſes und ſchneebedeckten Landes völlig gleichen Umhüllung durchaus nicht bemerkt, und ſchwärzten eine ungeheure Menge Colonial- und Manufaktur-Produkte ein, die dem Auge der Douaniers entgingen.

Hier, wo das ſeichte Flüßchen an den meiſten Stellen Grundeis hatte, das heißt, wo die Eismaſſe auf dem Boden auflag, war jede Gefahr entfernt. An ein Einbrechen und Verſinken, wie es am Rheine wohl einmal vorgekommen war, konnte nicht im Entfernteſten gedacht werden.

So ahmten ſie denn auch hier jenen allbekannten Brauch nach und das Schmuggeln wurde mit einer Frechheit geübt, die höher nicht ſich ſteigern, aber auch mit einem Erfolge, der größer nicht gedacht werden konnte. Da waren denn jede Nacht alle Beamte auf den Beinen, und doch gelang es höchſt ſelten, einer Bande ihre geſetzwidrige Laſten abzujagen, denn kamen die Beamten, ſo legten ſich die Schmuggler nur nieder, und auch das ſchärfſte Auge konnte ſie in duftigen Nächten, in denen der Himmel in ein dichtes Gewölke gehüllt war und der Duft in Nebelform Alles einhüllte, nicht wahrnehmen. Lange zu ſtehen, geſtattete den Grenzaufſehern ohnehin die Kälte nicht.

Unter allen war es allein Weber, der mit ſchlauer Gewandtheit die Spuren, die ſie im Schnee gelaſſen, unterſuchte und ſich merkte. Ihm allein gelang es, zu des feindſeligen Inſpektors Aerger, mehrere Male ganze Banden zum Abwerfen ihrer Bündel zu zwingen, denn auch er trug, wenn er auf ſeinen Poſten ging, weiße Tücher bei ſich, die er um ſich ſchlug, und ſo nicht nur eine wärmere Umhüllung, ſondern auch den Vortheil hatte, daß ihn die Schmuggler nicht bemerkten, bis ſein donnerndes „Halt!“ ſie mit Todesſchrecken erfüllte, ſie ihre Traglaſten abwarfen und das Weite ſuchten, weil ſie ſeine Kugeln fürchteten.

Der Inſpektor konnte es lange nicht begreifen, wie das eigentlich zugehe, daß Weber allein ſolche Erfolge hatte, bis er ihn einmal in ſeiner weißen Umhüllung auf dem Poſten traf und er ihm die Augen über die Liſt der Schmuggler öffnete, an die ſeine feine Polizeiweisheit nicht gedacht hatte. Von nun an mußten es alle Grenzaufſeher ihm nachmachen, und — dem Schmuggel war mit einem Male ein ſchnelles und entſchiedenes Ende gemacht, weil nun die Schmuggler jener Sicherheit ermangelten, auf die hin ſie früher mit Grund bauen konnten.

Der Inſpektor hütete ſich freilich, die Methode, die er anwenden ließ, als eine von Weber erdachte darzuſtellen, ſondern maß ſich das Verdienſt zu; allein, daß nur Weber die Schmuggler ertappt, und dann, als der Inſpektor die Maaßregel einführte, Niemand mehr ertappt wurde, wies das Hauptzollamt dennoch auf die rechte Fährte hin. Wie dem aber auch war, der Inſpektor ließ nicht nach, ihn anzuſchwärzen, und das Hauptzollamt ſah wohl ein, daß beide nicht zuſammenbleiben konnten. Bei den Verbindungen, welche der Inſpektor hatte, war ihm freilich nicht gut beizukommen, und ſo war nur der nichts ahnende, pflichttreue, unermüdliche Weber es, über deſſen Haupt ſich ein Gewitter zuſammenzog, von dem er kaum etwas ahnen konnte.

So ſtanden die Sachen, als endlich aus Südweſten ein lauer

Wind zu wehen begann und das Aufthauen auf den Höhen und in den Thälern mit wahrhaft reißender Schnelligkeit vor ſich ging. Schon bog und ſenkte ſich die Eisdecke an vielen Stellen und das Waſſer ſammelte ſich auf derſelben. Die Uferbewohner erwarteten einen glücklichen Eisgang, weil, wenn das Eis ſich in dieſer Weiſe ſenkt und das Waſſer in der Mitte ſich einen Kanal einfrißt, das hochaufgethürmte Ufereis in der Regel ſo lange ſitzen bleibt, bis das Hochwaſſer es mitnimmt und in dieſer Weiſe eine Ueberſchwemmung der Ufer und die Gefahr entfernt wird, daß das Eis an einer Stelle ſich feſtſetzt und das gewaltig nachdrückende Waſſer es nur feſter in ſich macht, aber genöthigt iſt, einen anderen Weg zu nehmen. Gerade durch Eisgänge dieſer Art war es ſchon gar manchmal geſchehen, daß das Flüßchen, zum reißenden Strome angeſchwollen, ſich ein neues Bette mitten in die fruchtbarſten Gelände gegraben hatte.

Der Müller Kerrmann athmete friſch auf, als ſich die Gefahr für ſein Beſitzthum ſo ſichtbar verminderte. Doch ſeine und die Hoffnung aller bedrohten Uferbewohner ſollte diesmal eine trügeriſche ſein, denn ſchon in der Nacht, die auf den erſten, ſo hoffnungsvolle Anzeichen darbietenden Tag des Thauwetters folgte, fiel ein ſtarker Regen, der ſchon matte, erweichte Schnee ging maſſenhaft in Waſſer über und das furchtbare Brauſen von dem Flüßchen her machte die Nachtwächter des Städtchens und die draußen auf ihrem Poſten ſtehenden Grenzaufſeher auf die drohende Gefahr aufmerkſam, die unter Umſtänden dem Städtchen ebenſo ſchädlich werden konnte, als den Wohnſtätten, welche näher am Ufer lagen.

Weber hatte in dieſer Nacht den Dienſt nicht. Ihm ahnete es, daß verhängnißvolle Ereigniſſe für Kerrmann und Mariechen im Anzuge ſeien. Er richtete ſich in ſeiner Kleidung auf alle mögliche Fälle, und ging, als in der Nacht das Brauſen der Gewäſſer, die von oben her bei dem ſtarken Falle des Landes ungeheuren Druck ausüben mußten, immer lauter und ſchrecklicher wurden, gegen die Mühle hin, um, ſollte Gefahr drohen, bei der Hand zu ſein. In die Mühle ſelbſt ging er jedoch nicht.

Als er unter furchtbarem Regenguſſe in die Nähe der Mühle kam, hörte er einen Angſtſchrei von der Mühle her. Es war Mariechen's Stimme.

Was Weber befürchtet und der Müller als überwunden angeſehen hatte, war mit allen Schrecken und Gefahren eben eingetreten. Das Eis, an der Felswand aufgeſtaut, wurde durch neue Maſſen, welche die Fluth aus der höherliegenden Ufergegend mitgebracht, zu einem immer mächtigeren Walle aufgethürmt und nahm an Ausdehnung jede Minute zu. Das Waſſer ſuchte ſich, nachdem es ebenfalls durch dieſe Eisblöcke aufgeſtaut worden war, einen Ausweg, den es eben lediglich nur gegen die Mühle finden konnte. Plötzlich brach es mit unſäglicher Gewalt durch und gegen das Haus. Allein dieſe fürchterlich tobende Fluth war es nicht allein, die dem Hauſe Gefahr drohte; auch durch den Mühlenteich drängte ſich eine wild ſchäumende, ſtets wachſende Fluth und ſtürzte mit Brüllen in die unteren Räume des Hauſes und drohte ſo ſeine Fundamente aufzuwühlen, daß es einſtürzen mußte, wenn der Strom in dieſer Richtung blieb.

Mit Entſetzen bemerkte Weber dieſe wachſende Noth und Gefahr.

Ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, eilte er an die Stelle, wo ein gemauerter Bogen über den Teich führte, über den der Eingang in den inneren Hof zu nehmen war. Da aber brauſte ſchon die Fluth herein, daß ſie ihm bis zur Hüfte reichte. Er drang indeſſen durch und in den Hof vor dem Hauſe.

„Heraus! heraus!“ rief er, ſo laut er konnte. „Heraus, ſonſt ſeid Ihr verloren!“

Da hörte Mariechen den Ruf. „Das iſt Weber!“ rief ſie ihrem Vater zu. „Komm Vater, wo der iſt, da iſt Rettung für uns. Wir werden ſonſt unter dem einſtürzenden Hauſe begraben!“

Sie zog ihren Vater mit Gewalt hinab in das untere Haus, wo das Waſſer eben den Boden zu überdecken anfing. Weber hatte ſich die kurze Steinſtiege heraufgearbeitet und trat eben triefend durch die Thüre, die er aufgeſtoßen hatte, in das Haus ein.

„Fort! Um Gottes willen!“ rief er. „Die Gefahr wächſt mit jeder Minute!“ Und ohne alle Rückſicht erfaßte er das Mädchen und eilte hinaus. Mariechen ſchrie laut, als ſie das Fluthengebrauſe, das Krachen des Eiſes, alle den ſchrecklichen Graus der Verwüſtung ſah und bemerkte, wie tief ſchon Weber im Waſſer ging und wie er ringen mußte. Sie klammerte ſich feſt an ihren Retter an und Kerrmann folgte, wie er, mit der Fluth im gräßlichen Dunkel ringend.

Jetzt faßte Kerrmann Weber's Hand. „Ich will Sie leiten,“ ſagte er, „daß Sie den Steg nicht verfehlen!“ Weit mußten ſie durchwaten und kaum vermochten ſie, den nachdrängenden Fluthen Widerſtand zu leiſten.

Laut betete Mariechen um Gottes gnadenreichen Beiſtand.

Jetzt waren ſie auf der Brücke; aber hier drängte auch die Fluth aus dem Mühlenteiche von der anderen Seite und bildete einen Strudel.

Weber zauderte einen Augenblick. Sein Herz bebte.

„Allbarmherziger Gott,“ rief das bebende Mädchen, „ſind wir verloren?“

„Nein, Mariechen,“ entgegnete Weber, „Gott wird uns gnädig durchhelfen! Nur Muth und Gottvertrauen!“

„Voran mit Gott!“ rief er dann, faßte feſter des Müllers Hand und ſchritt muthig in das ſtrudelnde, brauſende Waſſer.

Mächtig kämpften ſie; aber noch war das Ende der breiten Fluth nicht erreicht.

Jetzt erſt kamen Leute aus der Stadt zu Hilfe. Sie ſprangen in das an ſeinem jenſeitigen Rande weniger tiefe Waſſer und reichten ihnen die Hände und glücklich erreichten ſie das Trockene.

Inniger drückte das Mädchen den Kopf des theuern Mannes an ſeine Bruſt; dann glitt ſie herab und ſtand neben ihm, den der Froſt furchtbar ſchüttelte. Auch Kerrmann bebte vor Froſt und Angſt.

„Hier iſt nichts zu helfen,“ ſagte Weber. „Ueberlaſſen Sie der Huth Gottes Ihr Haus und kommen Sie ſchnell, daß wir wieder Lebenswärme gewinnen.“ Er faßte Mariechen's und Kerrmann's Hand und zog ſie fort mit aller Gewalt und ſo ſchnell er konnte.

„Bringt mir doch Nachricht zu meiner Schwägerin,“ bat Kerrmann die Leute, die hier ſtanden; dann folgte er Weber'n, der zu immer größerer Eile antrieb, wie ſchwer es auch ihm und Kerrmann wurde, ſich in den eiſigkalten, triefenden Kleidern fortzubewegen. Zum Glücke hatte die Wittwe Kerrmann in der Angſt etwas der Art ahnend, in Weber's Ofen und in dem in ihrer Stube ein recht tüchtiges Feuer gemacht. Es war heiß in beiden Gemächern, als die faſt Erſtarrten ankamen.

Schnell eilte Weber hinauf und brachte von ſeinen Kleidern für Kerrmann und nun kleideten ſich beide um, während Mariechen und die Tante Kaffee bereiteten, um die Männer und ſich ſelbſt innerlich zu erwärmen.

Als ſie nun den Kaffee hereinbrachten, ſaß Kerrmann neben Weber und hielt ſeine Hand.

„Freund in der Noth! Retter und Helfer!“ ſagte er, „wenn ich Ihnen das je vergeſſe, ſo vergeſſe meiner der Herr! Mit Preisgabe Ihres Lebens eilten Sie uns zu Hilfe und mein Kind trugen Sie durch die Fluth! Vergelten kann ich das nicht! Gott wird es Ihnen vergelten!“

Mariechen faßte Weber's andere Hand und lehnte ſich an ihn und ihre Thränen benetzten ſeine Hand.

Weber konnte nichts ſagen. Es war ihm ſo eigenthümlich zu Muthe, wie nie in ſeinem Leben. Weinen hätte er können, das wär' ihm das Liebſte geweſen; aber er drängte die Thränen zurück, machte ſeine Hand, die Mariechen hielt, los, legte ſie um ihren Leib und drückte ſie leiſe an ſich, und ſie litt es ſo gerne!

Ob es der Vater geſehen? Wenigſtens ſagte er nichts; aber es lag ein düſterer Ausdruck auf ſeinem Geſichte; doch der galt nicht dieſer unwillkürlichen Aeußerung ſeiner Seele, von der Weber in dieſem Augenblicke kaum ſelber etwas wußte, ſondern der Gefahr, die ſeiner Mühle, ſeiner Habe drohte.

„Werde ich morgen noch ein Obdach haben?“ fragte Kerrmann dumpf. „Wie mag es draußen ſtehen?“

Da ſprang Weber auf, und wie ſie auch riefen und ihm nacheilten, er war im Dunkel verſchwunden. —

Der Regen hatte aufgehört.

Weber eilte mit Blitzesſchnelle der Mühle zu. Menſchenmaſſen ſtanden dort und kamen theilweiſe ſchon zurück. Als Weber an die Mühle gelangte, war das Waſſer gefallen, ja in ſeine Ufer zurückgetreten.

Was er von den Leuten hörte, gab ihm die Sicherheit, daß der Eisſtock an der Felswand, von der Fluth unterwühlt, in ſich zuſammengebrochen ſein mußte. Das Waſſer war wieder im alten Bette und brauſete ſchauerlich darin fort, Eisſchollen hebend und in die Tiefe ſchleudernd.

Weber nahm eine vorhandene Laterne und ging in den Hof, auf die Wieſe, dann in das Haus, wo die beiden Knechte und die Mägde geblieben waren, da ſie, als ihre Herrſchaft fort war, nicht mehr herauskonnten, indem das Waſſer im unteren Geſchoſſe drei Fuß hoch geſtiegen war.

Zwar war überall das Gelände hoch mit Eis, Schlamm und Steinen bedeckt, aber die Wieſe ſah durch und nirgends hatte die Fluth eingeriſſen. Was ihn beſonders erfreute, war das, daß die

Mahlgänge wacker fortklapperten, obwohl die Schelle unaufhörlich daran mahnte, daß die Mühle leer ſei.

Weber eilte zurück.

In bebender Angſt erwarteten ſie ihn. Den Kaffee hatten ſie noch nicht berührt.

Freudig erzählte Weber Alles, was er geſehen und wie er es gefunden hatte.

Kerrmann faltete ſeine Hände und dankte laut und innig dem Herrn, der ſeine ſchützende Gnadenhand über ihn ausgebreitet hatte.

Da Kerrmann ſein Haus ſicher wußte, weil er treues Geſinde hatte, blieb er auf die Bitten Aller in der Stadt. Sie ſaßen lange noch zuſammen und Mariechen hielt ihre Liebe zu Weber gar nicht mehr für nöthig zu verbergen. Sie ließ ihrem Herzen freien Lauf, und Kerrmann lächelte mehr denn einmal ſtille in ſich hinein.

Freudig lief ſie auf ihn zu und ſtreckte ihm beide Hände entgegen, als er am anderen Morgen in die Stube trat. Sie blühte wie eine Roſe.

Weber blickte ſich ſchnell um, und als er ſich mit ihr allein ſah, da konnte er nicht länger an ſich halten. Er umfaßte ſie, drückte ſie innig an ſein Herz und den erſten Kuß auf die roſige Lippe. Und ſie zürnete ihm nicht, ſie erröthete nur tief und lief hinaus zur Tante, mit der ſie erſt wieder hereintrat, aber ihn nicht anzuſehen wagte. Und doch lag der Ausdruck unausſprechlichen Glückes auf dem holdſeligen Geſichte.

Endlich kam auch Kerrmann, der Weber's Hand warm drückte. Beide fühlten ſich wohl.

Nach dem Kaffee kam einer der Knechte, um das Vieh zu füttern. Er erzählte genauer, was ſie von Weber ſchon wußten.

Kerrmann ſchickte ihn zurück zur Mühle, ihm Kleider und Stiefel zu holen, damit er ſich ankleiden könne, denn in Weber's

Kleidern, die alle Uniformſtücke waren, ſah der Müller doch gar poſſierlich aus.

„Hätte mein Lebtag nicht gedacht,“ ſagte er, „daß ich noch einmal, von der Noth getrieben, in die Uniform ſchlüpfen müßte, die ich ſo gründlich haßte!“

Durch Mariechen's Seele mußte bei dieſen Worten ein Gedanke geflogen ſein, der dieſen Umſtand als prophetiſch darſtellte, denn ſie lächelte, aber erglühte zugleich ſo gewaltig, daß ſie ſich möglichſt tief verbeugte, um ihre Gluth den Blicken zu entziehen.

Es währte ziemlich lange, bis der Knecht die Kleider brachte und Kerrmann ſie anlegte. Selbſt dann ſchien es ihm ſchwer zu fallen, den Kreis zu verlaſſen, in dem es ihm wohl zu ſein ſchien.

Eben als er aufſtand, um doch endlich wegzugehen, öffnete ſich die Thüre und der Grenzaufſeher, der gewöhnlich auf der Schreibſtube des Inſpektors ſchrieb, trat ein und reichte Weber'n einen Brief vom Hauptzollamte.

„Was gibt's?“ fragte Weber nicht ohne große Beſtürzung.

Der Grenzaufſeher, mit dem Weber ſtets freundlich geſtanden, zuckte die Achſeln und ſagte: „Lies es ſelbſt!“ Er ging.

Weber riß das Blatt auf und las und Aller Augen ruhten mit ängſtlicher Spannung auf ſeinen Zügen, die plötzlich kreidebleich wurden.

Mariechen konnte kaum einen Schrei unterdrücken.

„Gerade jetzt das!“ rief Weber aus und warf den Brief auf den Tiſch, ſchritt zum Fenſter und blickte mit ſtummem Schmerz hinaus.

„Was iſt's denn?“ fragte erſchrocken Kerrmann.

„O, der Judas!“ ſagte ſchmerzlich Weber. „Endlich hat er ſein Ziel erreicht! Ich bin an die holländiſche Grenze verſetzt und muß in zweimal vier und zwanzig Stunden ſchon auf dem Wege ſein!“

„Was?“ rief Kerrmann. „Alſo auch Sie werden von ihm gequält?“

„Seit ich Ihnen den Rath gab mit dem Poſten an der Mühle, leſen Sie ſelbſt! Sie ſagen mir, daß ich mit Ihnen einen nahen Umgang pflege, der ſie doch anerkannter Maßen ein Gegner der Zolleinrichtung ſeien!“

Kerrmann las und legte dann den Brief auf den Tiſch. Er ergriff Weber's Hand nach kurzem Sinnen.

„Lieber Weber,“ ſagte er, „wenn ſchon der Umgang mit mir für Sie die Folge einer unfreiwilligen Verſetzung hat, ſo muß Ihrer That von dieſer Nacht Ihre Abſetzung folgen! Dem wollen wir vorbeugen! Sie müſſen heute noch abdanken! Damit Sie dies aber mit ruhigem Herzen und ohne Reue thun können, ſo hören Sie mich an. Daß Sie mein Mariechen lieb haben, weiß ich ſchon lange, und daß das Mädel Sie lieb hat, iſt außer Zweifel. Auch ich habe Sie lieb, und da Sie ſich dieſe Nacht das Mädel aus Todesgefahr mit eigener Todesgefahr gerettet haben, ſo ſoll ſie Ihnen gehören bis ans Grab. Wie ſteht's, ſind Sie damit zufrieden und wollen Sie nun abdanken?“

Weber ſtand einige Minuten wie eine Bildſäule da, dann fiel er Kerrmann um den Hals; aber reden konnte er nicht.

„Und Du?“ fragte Kerrmann, Mariechen anſehend.

Da flog das Mädchen auch an ſeine Bruſt, aber den einen Arm konnte ſie nicht um des Vaters Hals legen, und ſo kam er ganz zufällig um den Weber's!

Das war ein ſeliger Augenblick! Die alte Frau Kerrmann ſtand dabei und weinte Freudenthränen. Als aber endlich Mariechen auch ihr um den Hals fiel und ſie ſie geſegnet hatte, ſagte ſie unter Thränen lachend: „Nun brauchſt du nicht mehr heimlich ſeine Vögelchen zu füttern und ſeine Blumen zu begießen!“

„Aha!“ rief Kerrmann aus, „da komme ich noch hinter neue Schliche!“

Aber an Weber's Bruſt barg das glückliche Mädchen ihr Geſicht.

Einige Stunden ſpäter trat Weber in die Schreibſtube des Inſpektors mit einem Schreiben in der Hand.

„Sind Sie ſchon reiſefertig?“ fragte er heuchleriſch. „Es thut mir leid —“

„Fügen Sie zu Ihren alten Judasſtreichen keine neue!“ rief Weber und ſchleuderte den Brief auf den Tiſch. „Hier iſt meine Abdankung!“ ſagte er. „Nun iſt Ihr Wunſch erfüllt, aber auch der Meine. Danken Sie Gott, daß ich kein Schurke bin, wie Sie, ſonſt wär' es längſt um Ihre Exiſtenz geſchehen. Adieu!“

Er ging und ließ den Inſpektor in einer Stimmung, die wenigſtens nicht roſig zu nennen war.

Als er erfuhr, was ſich begeben hatte, mochte es ihm unheimlich an dem Orte werden, wo Weber wohnte. Er meldete ſich um eine andere Stelle und verließ das Städtchen.

Weber aber wurde Mariechen's glücklicher Gatte und zog zu Kerrmann in die Mühle, wohin auch auf Mariechen's Bitten Frau Kerrmann, ihre zweite Mutter, zog. Dort lebten ſie in ungetrübtem Frieden und ungeſtörtem Glücke, und Weber und Kerrmann bauten die Mühle nach Weber's Plänen um, was herrlich gerieth. Dort droben aber, von woher der Mühle die Fluth Verderben gedroht, baute Weber einen feſten Damm, der in ſeiner Feſtigkeit nie mehr vom Eiſe bedroht wurde und die Mühle für immer vor aller Waſſersnoth ſchützte. Kerrmann fühlte ſich ſehr glücklich im Kreiſe ſeiner ihn ehrenden und liebenden Kinder, und als nach wenigen Jahren der Zollverein ins Leben trat und auch der Grenzwächterpoſten von der Wieſe verſchwand, da ſagte er: „Ich habe doch Unrecht gethan, daß ich den Grünröcken ſo falſch war! Ohne ſie wäre ich wohl ſchwerlich ein ſo glücklicher Vater und Großvater geworden, als ich es bin; aber du Schelm," ſagte er zu Mariechen, die ein liebliches Mädchen auf ihrem Schooße wiegte, „was dachteſt du damals, als ich Weber's Uniform trug und ich davon redete, daß ich mir das nie hätte träumen laſſen?"

Mariechen lachte und erröthete jetzt noch einmal, da ſie ſagte: „Ich hoffte, es ſollte für meine Liebe eine gute Vorbedeutung ſein! Gottlob, ſie war's ja auch!"

Eine Nacht in der Holzhauerhütte.

Aus dem Nachlaſſe meines Großoheims.

Das Jahr 1811, erzählt mein Großoheim in ſeinem Tagebuche — war das ſchönſte, geſegnetſte ſeit fünfzig Jahren. Man meinte, es hätte ſeinen Winter verloren — oder der herrliche Komet, der bis in den October in voller Pracht am Nachthimmel ſtand, hätte ihn mit ſeinem gewaltigen Schweife weggefegt. Tief im September gab es noch Gewitter, wie im Juli, und das war das Eigenthümliche, daß ſie meiſt Nachts kamen; daß ſie die Atmosphäre nicht abkühlten und daß ihre Regengüſſe nur Nachts fielen, während am Tage die Sonne mit tropiſcher Kraft herabbrannte. Es war eine Jagdzeit, wie ich mich keiner aus meinem Leben erinnere. Ja, Jagdzeit! Damals ging noch der ſtolze Edelhirſch in den Hochwäldern des Rheinlandes, wenigſtens des Hunsrückens; damals grunzten noch Rudel von Keilern, Bachen und Friſchlingen durch die Waldhöhen, und das ſcheue Reh ſchreckte nicht ſelten in dieſen ſchönen Waldregionen, die freilich damals die übel verſtandene Forſtwirthſchaft und die fatale Einrichtung der ſogenannten Coups über Gebühr lichtete. Die Jagd erfreute noch des Menſchen Herz, wenn die Jagdzeit kam — der Haſen, Füchſe und der Hühnervölker gar nicht zu gedenken, die reichlich vorhanden waren.

Ich war in jener Zeit ſelten daheim, und von Treib- und Keſſeljagden, von Pürſchgängen und Anſtand völlig geſättigt, kehrte ich in der Regel ſpät im Jahre in die vier Wände zurück, denn die ſämmtlichen Forſtbeamten waren meine Freunde und mein

Schuß hatte ſich einen Ruf erworben im Lande. Kein Amt band mich, keine Geſchäfte laſteten auf mir, keine Kinderſchaar forderte väterliche Aufſicht, keine Frau murrte über mein Ausbleiben — warum ſollte ich nicht die Freuden der Jagd genießen? Jenſeits des Rheins, aus den naſſauiſchen Forſten heimkehrend, fand ich die Einladung zu den Jagden der Berghöhen, die ſich vom Rheine tief ins Land hinein ziehen. Sie kam von treuer Freundeshand und ich folgte alsbald. —

Dort droben lag ein Forſthaus auf dem Waldgebirge, einſam und ſtille. Mächtige Eichen, an denen Jahrhunderte vorübergerauſcht waren, ſtanden um daſſelbe herum und der Wind ſpielte in ihren Wipfeln und Aeſten gar oft ſeine ſchauerlich wilden Melodien auf, bei denen es ſich, wenn man müde dort einkehrte, unbeſchreiblich behaglich ſchlafen ließ. Hundegebell, Windesbrauſen und das Geklapper der hohen Pantoffelabſätze der hochbetagten aber höchſt lebendigen Schweſter des Oberförſters, die ſich die Tracht und die ſtrenge Sitte des vorigen Jahrhunderts treu bewahrt hatte, waren die einzigen Laute, welche die dauerndſte Ruhe und Stille unterbrachen. Der Oberförſter oder Garde à cheval, wie ſein Titel in der verdammten Franzoſenwirthſchaft hieß, war ein prächtiger Menſch. Groß wie ein Rieſe Goliath, breitſchulterig und wetterhart, wie Einer, der alle Unbill der Zeit und der Witterung ertragen gelernt von der Wiege an, brummig und knurrig anzuſchauen und anzuhören, war er ſanft wie ein Mädchen und gemüthlich wie eine Großmutter. Im Dienſte aber verſtand er keinen Scherz und als Jäger noch weniger. Ich wollte es Keinem gerathen haben, eine Kuh oder ein Altthier zu ſchießen ſtatt eines Bockes! Hinderniſſe gab es für ihn nicht und die Witterung mußte das Höchſte ihrer dem Geſchöpfe unlieben Macht entwickeln, wenn er zum Rückzuge blies.

Von ihm, dem alten Freunde, Schul- und Lebensgenoſſen, lag die Einladung auf meinem Tiſche, als ich heimkam. Dort oben hatte ich meine ſchönſten Tage und Stunden verlebt; dort oben war die reichſte, lohnendſte Jagd; dort oben lebte man frei von allem Zwange, es ſei denn im Bereiche der Jungfer Ottilie, der Schweſter meines Freundes, welcher Zwang aber dennoch ſein Anſprechendes hatte. Was konnte mich abhalten, Waidgeräthe anzulegen und den Gebirgsweg einzuſchlagen? So trat ich denn den Gang an, zur Jagd vollſtändig gerüſtet, von meinem trefflichen Caro begleitet und von der beſten Laune. Mit allgewohnter Herzlichkeit aufgenommen, trat ich am Abende in das einſame Forſthaus, wo es ſo ungemein behaglich war.

Schon am erſten Abend wurden die Dispoſitionen gemacht, die Jagden beſtimmt und am nächſten Morgen weckte mich das Hundegebell mit grauendem Tage, das zum Walde rief.

Wie ſich Jagd an Jagd reihte und manch' ernſtes und komiſches Abenteuer ſich folgte, das iſt nicht mein Zweck zu erzählen. Meine Tagebücher würden zu einer Bibliothek anſchwellen. Nur die Geſchichten einer Nacht will ich feſſeln, daß ſie mir nicht entfallen und ich auch ſpäter noch einmal ſie mir zurückrufen kann.

„Heute müſſen wir auf den Anſtand! Ich werde Dich an den beſten Wechſel ſtellen,“ ſagte eines Mittags der Oberförſter. „Ich fürchte nur, daß uns dieſe Nacht ein Gewitter überraſcht. Es ſind wieder alle Anzeichen da und dies Jahr hat wunderliche Launen bis in den Altweiberſommer.“

„Thut nichts,“ ſagte ich. „Kommt's frühe, ſo gehen wir heim; kommt's ſpät, ſo haben wir vielleicht unſere Jagd gemacht. Und werden wir naß, nun, ſo kleiden wir uns um oder legen uns zu Bette.“

„Brav geſprochen,“ ſagte er lachend. „Einen dritten Fall haſt du aber vergeſſen, den ich nachtrage, den nämlich, daß es uns ſchnell über die Haut kommt. In dieſem Falle führe ich dich in die Holzhauerhütte, die uns ganz nahe liegt. Ottilie ſorgt dafür, daß wir weder Durſt noch Hunger leiden müſſen, und mein alter Holzhauermeiſter Knipp ſoll dir Geſchichten erzählen, von denen du ja ein Freund biſt.“

Damit war die Sache erledigt. Ottilie packte dem Jägerburſchen einen Korb voll Unentbehrlichkeiten des behaglichen Daſeins, auf die ſie ſich verſtand, und wir zogen zu Walde.

Der Abend war für die Jahreszeit wahrhaft ſchwül; aber auch die Befürchtung meines Freundes traf ein. Ehe wir unſere Stelle erreichten, rollte ſchon der Donner über unſern Häuptern, und wenn wir nicht durchweicht werden wollten, ohne doch auch nur im Entfernteſten unſern Zweck erreicht zu haben, blieb uns keine Wahl, als die Einkehr in der Holzhauerhütte.

Unweit eines hochemporragenden Grauwackengeſteins ſahen wir, von der Höhe niederſteigend, den Rauch der Hütte. Sie lehnte an dem Felſen und ein Dreieck mächtiger Buchen ſicherte ihr Beſtand und Halt. Als eben die erſten, fetten Tropfen vom dunkeln Himmel niederfielen, erreichten wir ſie. Es war etwa acht Uhr und die Nacht kam ſchnell und dunkel, denn der Himmel hatte den Wettermantel dicht zuſammengezogen. Blitze zuckten blendend am Himmel hin und der Donner rollte ſchon mit gewaltiger, wenn auch dumpfer Stimme.

Solch' eine Waldhütte iſt ein ganz eigenthümlicher, aber gegen Wind und Wetter ſchützender, ſehr ſolider Bau. Man muß eine geſehen haben, um ſich eine deutliche Vorſtellung davon zu machen. Junge, ſchlanke, hochſtämmige Bäume werden gehauen und im weiten Zirkel mit den dicken Enden in die Erde, Stamm an Stamm, eingerammt und an einander dauerhaft befeſtigt, ſo daß die Hütte vollkommen die Geſtalt eines Zuckerhutes annimmt. Nun werden die Stämme ſo dicht, als es geſchehen kann, mit Reiſig durchflochten und zwar bis oben hin. So entſteht eine dichte Wand, die aber vor Regen und Luftzug noch nicht hinlänglichen Schutz gewähren würde. Hierzu kommen die abgeſchälten, großen Raſenſtücke, welche feucht auf das Reiſig geſchlagen werden, und zwar in mehrfachen Lagen, bis auch der allerwildeſten Laune des Wetters und der Ausdauer eines langathmigen Landregens ſeine Schutzwehr entgegen ſteht, vor der ihre Macht die Segel ſtreichen muß. Daß oben eine Art Schornſtein angebracht wird, um dem Rauche den freien Abzug zu bereiten, verſteht ſich von ſelbſt.

Iſt der Bau vollendet, ſo iſt die Thüre das Nächſte, woran man denkt. Groß iſt ſie nicht. Die Oeffnung bleibt zwiſchen zwei Bäumen, und um ſie gehörig ſchließen zu können, werden lange Reiſigbündel an zwei oder drei Stangen eng aneinander gebunden und von außen vorgeſtellt. Nun iſt das Haus gebaut und das Einrichten des Wohn- und Schlafraumes fordert die nöthige Aufmerkſamkeit. Ob dieſe überall gleich iſt, weiß ich nicht; darum will ich eben nur die unſere beſchreiben. Rechts von der Thüre ſtanden auf einer Erhöhung von Waldſteinen und Raſen zwei Eimer voll friſchen Quellwaſſers, das nicht ferne zu finden war. Von da an zogen ſich die Betten hin, und zwar rund herum an der Wand. In der Länge eines Mannes abgeſchnitten, waren drei mäßig dicke Stämme auf einander gelegt und an hinter ihnen eingerammte Pfähle oder Pfoſten befeſtigt. Sie bildeten eine Sitzbank und ſtanden ſo weit von der Wand ab, daß zwiſchen ihr und der Bank Raum blieb, um aus Moos und dürrem Laube eine hohe und weiche Schlafſtätte für je zwei Perſonen zu machen, die durch Querwände von ähnlicher Zuſammenſtellung geſchieden waren. Inmitten der Hütte ſtand der Herd, den eine breite Steinplatte deckte. An den Wänden waren Holznägel eingeſchlagen, an denen Kleider, Vorräthe in Säcken, einiges Kochgeräthe, Sägen und dergleichen hingen. Links der Thüre lag das ſauber aufgeſchichtete Brennholz. Der Boden war reinlich gefegt, und ich kann ſagen, daß es mich auf den erſten Blick in dem Raume anmuthete. Auch für den Oberförſter war ein ſolches Moosbette vorhanden, auf dem Zweie ſehr bequem Raum hatten. Es war mit reinem Linnen überdeckt und hatte zwei ebenſo überzogene Mooskiſſen. In der Nähe des Bettes ſtand ein roh aus Tannenbrettern gemachtes Schränklein, darinnen ſeine Vorräthe aufgehoben zu werden pflegten. Eine Kaffeemühle und ein Waſſerkeſſel legten Zeugniß ab, wie gerne mein alter Freund die edle Flüſſigkeit liebte, welche das Blut der Söhne Arabiens iſt.

Als wir eintraten, lag ein Haufe von Kohlen und heißer Aſche auf dem Herde und der duftige Geruch gebratener Kartoffeln erfüllte die Hütte. Die matte Gluth ließ drei oder vier Geſtalten erkennen, welche ſich bei unſerm Eintritte grüßend von den Sitzbalken erhoben, welche zugleich die Scheidewand der Bettſtellen bildeten.

„Guten Abend, Knipp!“ grüßte der Oberförſter eine der im Dreivierteldunkel ſtehenden Männergeſtalten. „Hat der Saverigos (wie das Volk den Namen: Xaverius ausſpricht) den Korb meiner Schweſter abgeſtellt?“

„Alles in Ordnung, Herr!“ antwortete eine ſonore Stimme.

„Gut, aber ſchreitet ans Werk; die Kartoffeln ſind reif, wenn mich meine Witterung nicht im Stiche läßt,“ ſagte mein Freund.

Alsbald erſchien ein Jüngerer am Herde, ſcharrte die heißen gebratenen Kartoffeln in eine große, irdene Schüſſel und ſtellte ſie ſorgfältig in eine am Boden befindliche Vertiefung neben dem Herde, in welchem noch heiße Aſche lag und legte dann auf die Kohlen geſpaltenes Holz, das ſchnell in heller Lohe aufging. Nun erſt zündete der Mann, welchen mein Freund mit dem Namen Knipp benannte, eine Oelampel an, die an einer einfachen Drahtkette hing, und jetzt war die Hütte ſo weit beleuchtet, daß man das Einzelne unterſcheiden konnte.

Knipp war ein Greis von etwa ſiebzig Jahren, aber noch ſo robuſt und ſchnellkräftig wie ein angehender Fünfziger. In ſeinem ſchönen Kopfe leuchteten klare, große Augen, die noch keiner Brille bedurften, und wäre ſein Haar nicht ſchneeweiß geweſen, Niemand würde ihn für ſo alt gehalten haben, als er war. Der Ausdruck ſeines Geſichtes war ernſt, ſinnig und doch milde. Der Jüngere war ſein Sohn, der die Befehle des Vaters mit großer Pünktlichkeit vollzog. Die Uebrigen waren gewöhnliche Menſchen, die mir kein Intereſſe einflößten.

Als die Flamme loderte, ſang bald das Waſſer im Keſſel; die Kaffeemühle raſſelte und Knipp öffnete das Schränklein, aus dem er Milch und Anderes herausnahm. Kurz, ein herrlicher Kaffee labte uns, zu dem wir gebratene Kartoffeln mit Butter aßen, eine Zuſammengruppirung köſtlicher Art; dann ſchmeckte uns kalter Wildbraten und Wein vortrefflich und die Holzhauer waren unſere Gäſte, was ihnen ſehr wohlthat und gefiel.

Als Knipp Alles weggeräumt, ſetzten wir uns auf die Balken. Das Feuer verloſch und die kleine Lampe warf ihr düſteres Licht auf die Räume, die nur in ihrer nächſten Nähe heller beleuchtet waren. Die Pfeifen wurden gezündet und wir ſaßen gemüthlich beiſammen.

Draußen war indeſſen das Gewitter recht losgebrochen. Der [illegible]m tobte in den Buchen, in deren Schutz die Hütte ſtand, als [illegible] er ſie mit einem Athemzuge entwurzeln. Das rauſchte, heulte, [illegible]e, als ſolle Alles in Trümmer gehen. Hätte die Hütte frei [illegible] nicht unter dem Schutze der drei Buchen und des Felſens [illegible]den, der ſich hinter der mächtigen Baumgruppe und faſt bis [illegible] Hälfte ihrer Höhe erhob, der Sturm hätte ſie uns, trotz ihrer [illegible]n Bauart, über den Köpfen zuſammengeworfen. Vom Sturme gepeitſcht, ſchlug der Regen heftig gegen die Wände der Hütte und ich dachte jeden Augenblick, er würde uns überfluthen. Nur in der Ruhe Knipp's gewann ich Zutrauen in unſer Obdach. Die Blitze folgten ſich, ziſchend wie feurige Schlangen, die ſich verfolgen, und der Donner rollte und praſſelte furchtbar über die Wipfel des Waldes dahin.

„Das iſt wieder der Kopf der alten Burg,“ ſagte der Oberförſter zu Knipp, „der das Wetter hält!“ Dieſer nickte. Fort und fort blieb das Wetter gleich ſtark, wild und grauſig. Plötzlich erhellte ein Blitz ſelbſt die Räume der Hütte; hell krachend folgte der Donnerſchlag. Knipp ließ die Pfeife aus dem Munde und ſagte: „Gott ſei uns gnädig!“ — Dann athmete er tief auf und ſagte: „Nun hat es ſich entladen und ſich von der „alten Burg“ losgemacht!“

Wirklich trat Ruhe in der Natur ein, aber die Stetigkeit, mit welcher jetzt der Regen zu fallen begann, ſchnitt uns jede Hoffnung der Rückkehr nach dem Forſthauſe in dieſer Nacht entſchieden ab.

„Nun, Knipp,“ ſagte der Oberförſter, als unſere Pfeifen dampften, „zum Heimgehen iſt weder das Wetter, noch der Waldweg angethan. Wir müſſen bleiben. Zum Schlafen fehlt uns auch noch die Luſt. Wißt Ihr was? Erzählt uns eine Geſchichte, die Ihr erlebt. Den Herrn hier werdet Ihr recht erfreuen! Und Ihr habt Manches in der Welt erlebt.“

Der Alte lächelte. „Wenn Sie es ſo wollen,“ ſagte er, „da will ich Ihnen wohl eine Geſchichte erzählen, die in meine jungen Jahre fällt und an die ich durch Mattes hier erinnert werde. Die Perſonen, deren Unglück ich Ihnen jetzt erzählen will, habe ich ſelbſt noch genau gekannt, und den Mann, der das Unglück anrichtete, kennen Alle, die den Hunsrücken kennen.

„Sie wiſſen,“ hob er an, „die Bäche, welche von der Höhe des Soon der Nahe zufließen, oder, vom Hunsrücken kommend, die Soon-Höhe durchbrechen und ſich dann in die Nahe ergießen, haben ſich alle dieſe Rinnſale in unverdenklicher Zeit gewühlt. Es ſind weniger Thäler, als enge, tiefe, wilde Schluchten, die ſich dann und wann einmal keſſelartig zu einem lieblichen Thalgrunde erweitern, wo dann auch die Seiten der Berge mehr abgeflacht und dem Pfluge und der fleißigen Menſchenhand zugänglich ſind, während ihre Sohle ſaftige Wieſen birgt. In einem ſolchen Thalkeſſel, welchen ein waſſerreicher Bach durchſchäumte, liegt eine Mühle, die aber ſeit der Begebenheit, welche ſie berühmt gemacht hat, ſchon dreimal ihren Herrn wechſelte, und doch ſind nicht eben der Jahre viele ſeitdem ins Land gegangen. Das hatte ſo ſeine Gründe, die freilich nicht eben gerade luſtig zu hören und zu erzählen ſind.

Die Mühle lag nicht eben ſehr günſtig, denn ſie hatte zum nächſten Dorfe thalabwärts drei Viertelſtunden, und zum nächſten im Gebirge eine gute pfälzer Stunde, die, wie wir hier zu ſagen pflegen, der Fuchs gemeſſen hat, wobei er bei jedem Schritte die Schweiflänge zugab. Dennoch war ſie diejenige, welche am Meiſten zu thun hatte in der ganzen Umgegend. Sie hatte nämlich Waſſer die Fülle durchs ganze Jahr und der Müller, ob er gleich als Hochmuthspinſel bekannt war und belacht wurde, war ſehr thätig. So kam es, daß die Mühle nie leer wurde und der Müller immer reicher. Dennoch kam faſt Niemand auf die Mühle. Er hatte drei Gäule, die ein ſchönes Gewicht wegzogen und der Mahlknecht führte die Frucht zu und das Mehl fort, und der Müller lebte wie ein Einſiedler. Er war Wittwer und ſein einzig Kind war ein Müllerskind von wunderbarer Schönheit. Sie war in der Stadt erzogen worden bei einer Mutterſchweſter, und da wußte ſie, daß ſie ſchön und reich ſei. Damals, ſie war eben achtzehn Jahre alt und nichts Schöneres zu ſehen, als Thalmüllers Gretchen, kamen alle Sonntage die jungen Burſche auf die Mühle, aber als ſie merkten, daß entweder das Gretchen ſie hänſelte oder ſich nichts um ſie kümmerte, blieben ſie weg und ſagten: Die warte auf einen Grafen, ein ehrlicher Bauer oder Müller ſei ihr zu geringe. Wahr iſt es geweſen, und ſie ſagte es ohne Hehl, ſie wolle nicht ihr Lebenlang in den Kuhſtällen nachſehen oder Mühlſtaub athmen; ſie ſei für etwas Beſſeres erzogen. Von da an wurde es wieder ſo ſtille auf der Mühle, wie früher. Das gefiel dennoch dem eitlen Gretchen nicht, und es hätte gar gerne einen hübſchen Schatz gehabt, freilich keinen Bauer und keinen ſtaubigen, mehligen Müller, die ihm beide ein Greuel waren.

Nun wäre dazu Rath geweſen; denn damals diente als Mahlburſche nach pfälziſcher Zunftordnung der Sohn des Müllers vom Hurbache drunten in der Mühle, und der Jacob von der Hurmühle war ein bildhübſcher, reicher und kreuzbraver Menſch, allein er war ſo ſchüchtern, daß ſie ihn nur den Einfaltspinſel nannte und ihren Narren mit ihm trieb oder ihn verächtlich über die Achſel anſah. Und doch war für ſie die Zeit gekommen, wo ſich ſo ein Mädchen verlieben muß, wie man ſagt, und der Jacob hatte ſie ſterbenslieb. — Aber — der Jacob war ein mehliger, ſtaubiger Müller und der Vater überließ ihm die Mühle ganz allein, während er ſich mit dem

Ackerbau abgab, was ſeine Liebhaberei war. Der Müller hätte nichts auf der Welt lieber geſehen, als der Jacob wäre ſein Eidam geworden, denn er hatte ihn lieb, wie ſeinen eigenen Sohn, und einen braveren, treueren Mühlburſchen hatte er ſein Lebtag nicht gehabt.

Der Alte hatte bei ſeinem ſtolzen Töchterlein wohl einmal, ſo wie man ſagt, auf den Buſch geklopft, aber da ſtieg dem Gretchen das Blut in die Wangen und Stirne und das holdſelige Mädchen war gar nicht mehr hübſch, als es ſo zornig wurde und erklärte, ſie nähme nie einen Bauer, noch weniger einen beſtäubten Müller. Der Alte war, ohne daß er es merkte, unter den Pantoffel ſeines ſchönen Kindes gerathen, das ſo klug war, daß es ſchreiben konnte, wie der Schulmeiſter, rechnen, wie der Acciſer und reden, wie ein Buch. Da zog er ſich zurück, ſo ſehr es ihn auch ärgerte, und verwünſchte den Gedanken, das Mädel der Lenebas in der Stadt zur Aufſtutzung übergeben zu haben. Sie hatte es aufgeſtutzt, daß es in die Mühle nicht mehr paßte, auf einen Karren zu lang, auf einen Wagen zu kurz war und doch in eine Chaiſe nicht paßte. „Das war ſchlimm! Herr Oberförſter,“ ſagte der alte Knipp einſchaltend, „es iſt nicht gut, wenn der Menſch aus ſeinen Fugen gehoben wird! Es muß Oberförſter und Holzhauer in der Welt geben, und es iſt nur gut, wenn Jemand recht auf ſeinem Platze ſteht. Denn wären wir alle Oberförſter, ſo ſtünd's ſchlimm ums Holzhauen, und wären wir alle Holzhauer, ſo wär's bald aus mit dem Walde und dem Holzhauen. Ich ſage das ſo als Beiſpiel. Wer's weiß, der verſteht's!“

„Ihr habt Recht, Knipp, aber fahrt fort,“ ſagte der Oberförſter und Knipp gehorchte.

„Mit des Müllers Zorn währte es nicht lange. Wenn das Gretchen ihn anlächelte, dann war Alles vergeſſen. Er war in Summa ein Bischen wohl einfältig und das Mädel konnte mit ihm machen, was es wollte. Er tanzte, wie es pfiff. Das war das zweite Unglück im Hauſe, denn die Stadterziehung des Mädels war das erſte.

An Freiern von Weit und Breit fehlte es nicht, denn das Mädel war Erbtochter und reich; aber Gretchen wollte abſolut eine Liebſchaft, wie ſie in den Büchern ſtehen, aber ſo keine plumpe Freierei. Das verſtand der Alte nicht und ſchüttelte gar oft den Kopf, wenn ſie rechts und links Körbe austheilte. Als der Jacob ins Haus kam, der ſo ſchlank und doch ſo kräftig, ſo blühend und friſch, ſo treu und hübſch war, dachte er, wenn's dem nicht glückt, dann geht das Mädel ins Kloſter. Aber es glückte ihm nicht und das Mädel war proteſtantiſch, und da iſt's nichts mit dem Kloſter, und zu dem hatte es auch gar keine Luſt.

Vor der Mühle iſt ein großer Hofraum und mitten drinnen ſteht ein Nußbaum von ungeheurem Umfange. Seine Aeſte beſchatten den weiten Hofraum, und es iſt der ſchönſte Baum der Art, welchen ich jemals geſehen habe. Am Stamme dieſes Baumes ſtand im Sommer Gretchen's Nähtiſchlein und ſie ſelbſt ſaß daran, arbeitete und träumte mit offenen Augen, wie die Haſen ſchlafen, und ich glaube nicht, daß ſie vom Ins-Kloſter-Gehen träumte. Was ſie aber träumte, weiß ich nicht. Sie war an einem Tage mutterſeelenallein zu Hauſe, der Jacob mit Mehl ins Dorf hinunter und der Müller mit dem Pfluge in den Acker gefahren, da hörte ſie plötzlich raſche Tritte, blickte auf und ſah vor ſich einen jungen, ganz hübſchen Jägersmann, bei dem ein großer, wildausſehender Hund war. Die Doppelflinte hing um die Achſel und im Büchſenranzen ſteckten Feldhühner, die er erlegt und von denen er gleich zweie dem Mädel darbrachte. Er war ſehr höflich und ſah aus, als gehöre ihm die Welt, wenigſtens zu zwei Drittheilen. Er war von mittlerer Größe, mehr gewandt als kräftig. Sein Haar war reich, ziemlich dunkel und ſeine Augen lodernde Fackeln. Wenn auch der Jacob hunderttauſendmal ſchöner war und liebeswürdiger, der war doch ſo angethan, als wäre er überall ſicher, daß ihm die Mädchen gut ſein müßten, und es ſchien, als müſſe er auch hier ſeiner Sache gewiß ſein. Gerade ſo war ſeine Art. Aber dazu ſchlug er auch den rechten Weg hier ein. Aus ſeinen Augen ſprach

Bewunderung der Schönheit Gretchen's. Er ſtand da, als wäre er eine Bildſäule, bezaubert und behert durch dieſe Schönheit; dann aber floß ihr Lob von ſeinen Lippen, daß eine Gluth die andere über das Geſicht Gretchen's jagte. Es war doch kurios! Hätte der gute Jacob ſo etwas gethan, ſie hätte ihn mit Unwillen, ja mit Zorn zurückgewieſen. Hier that es ihr im Herzen wohl, ſo verlegen ſie auch war, und wie ſie ſich auch wehren mochte, er fuhr dennoch fort. Ob er gleich wie vom Himmel gefallen erſchien, ſo konnte ſie ihm doch nicht grollen, und daß er etwas Rechtes ſei, glaubte ſie ſicher, weil er ſo eine Art hatte. Endlich ſchien er ſich zu beſinnen und bat ſie flehentlich, ihm doch das nicht zu verargen, wozu ihn ſein Herz getrieben. Nun, das wirkte noch mehr auf das Mädel ein und machte ihr vollends den Fremdling theuer.

Er bat ſie um Milch und ſie brachte ſie ihm mit einem Lächeln, wie es der brave Jacob nie errungen hatte. Er erzählte ihr dann, er ſei der Jäger des Barons, der jenſeits der Berge ſein Schloß habe. Dort wohnte ein Baron, der allerdings Wälder beſaß, das wußte das Mädchen, und ſo fehlte nichts, was Zutrauen einflößen konnte, zumal, wenn das Herz ſchon ins Spiel gezogen worden iſt. Er habe, erzählte er weiter, einen Stein im Brett bei dem Herrn Baron und werde, ehe ein halbes Jahr ins Land gehe, Revierförſter. Dann ſei für ihn ausgeſorgt, zumal er reicher Leute Kind ſei von der Moſel her — und was er Alles plauderte, um dem Mädchen zu gefallen und ſie kirre zu machen.

Nach einer Stunde ging er und meinte, wenn er eher gewußt hätte, daß dies Thal eine ſolche Perle umſchlöſſe, würde er früher ſchon in der Mühle vorgeſprochen haben. Ob er denn auch wieder kommen dürfe?

Erröthend ſagte ſie Ja, und als er in ſie drang, ob ſie es gerne ſähe, ſagte ſie noch glühender Ja, und — ſie wußte ſelbſt nicht, wie es zuging, aber ſie widerſtrebte nicht einmal, als er ſie umfaßte und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. — Und doch ging er noch nicht. Es hielt ihm erſtaunlich ſchwer, ſich loszureißen.

Daß ich es kurz mache — ſie hatte ihm, als er endlich ging, zugeſagt, ihn, weil er es auch wünſchte, nur dann zu ſehen, wenn ſie allein ſein würde. Dazu wurde ein Zeichen verabredet, das er vom Walde aus ſehen konnte.

Mehrere Tage vergingen, ehe ſie das Zeichen geben konnte; aber ſie wußte ihn in der Nähe und ſie träumte noch viel mehr, als früher, aber ihre Träume waren anderer Art; ſie lächelte dabei ſo ſelig und voll Hoffnung, und das Herz pochte ſo laut, daß ſie es ſchier zu hören meinte.

Eben das Geheimnißvolle war das Reizende bei der Sache, und das machte ihr die Liebſchaft ſo theuer.

In der Mühle ahnte noch keine Seele etwas von der Sache, denn Gretchen wußte es immer ſo einzurichten, daß ſie mit dem Jäger allein war, und ihre Bekanntſchaft wurde immer vertrauter und inniger. Hundertmal ſagte er ihr, er könne ohne ſie nicht leben, und das bewies er auch dadurch, daß er Tagelang im Walde lag und auf das Zeichen lauerte. Nun war das doch zu viel von ihm gefordert. Daher ging ſie denn bisweilen mit ihrem Strickzeuge in den Wald und da fand ſie ihn immer, und die hohe Eiche, die dort ſtand, war das verſchwiegene Plätzchen ihrer Liebe. Da wurde denn auch einmal verabredet, daß er Abends unter ihr Fenſterlein kam und dort plauderte.

Solche „heimliche Liebe, von der Niemand weiß,“ war gar zu ſchön, aber der Winter drohte doch durch ſein Kommen der heimlichen Liebe einen Damm entgegenzuſetzen, und — es mußte anders werden. —

Obgleich Niemand etwas bis jetzt von der Sache wußte, ſo ahnete doch der Jacob etwas der Art. Er legte ſich auf die Lauer und kam auf die rechte Fährte. Sie war auch gar zu kalt und abſtoßend gegen ihn und er bekam nicht einmal mehr einen freundlichen „guten Morgen,“ noch ein freundlich Geſicht. Was ſollte er da noch hoffen? — Sein Auge wurde trübe, ſeine rothen Wangen blichen ab; alle Freude wich von ihm. Sollte er ſie immer ſehen und doch ohne Hoffnung? Nein, die Mühle war ihm zur Qual geworden. Er kündigte auf und ging. Das war dem Müller ein rechtes Leid; aber er wagte nichts zu ſagen. Jacob's Hand drückte er und ſagte: „Wär' mir's nachgegangen, du wärſt hier geblieben aufs ganze Jahr!"

„Ein Jäger iſt beſſer!" ſagte Jacob mit ſchneidender Schärfe.

„Ein Jäger? Was willſt du damit?" fragte der Müller.

„Nichts, nichts!" entgegnete Jacob und ging.

Der Alte ſtand betroffen da und ſann; aber er fand nichts heraus. Dennoch war ihm das Wort ein Dorn in der Seele.

Item, der neue Mühlburſche war ein alter Geſelle, dem nichts ſo recht von Krabben ging. Da mußte der Alte mehr zu Hauſe bleiben und ſich der Mühle annehmen, während der Mahlburſche in den Acker fuhr. So kam es denn, daß er endlich Jacob's Wort verſtehen lernte und einſah, wie es mit Gretchen und dem Jäger ſtand. Er forſchte bei Gretchen nach ihm und ſeinem Herkommen und ſeiner Stellung, und hörte, was ſie wußte. Das beruhigte ihn, und als er den Jäger näher kennen lernte, gefiel er ihm extra, denn er war voller Geſchichten und Schwänke. Und wenn er da war, ging des Gretchen's kirſchrothes Schnäbelein, daß der Alte ſelber ſeine Luſt an dem Mädchen und ſeinem Glücke hatte. Uebrigens waren die Ausſichten für den Jäger auch ſehr gut, nur das Eine wurmte den Müller, was aus Mühle und Thal werden ſolle, das ſeit Menſchengedenken bei ſeiner Familie war, und er konnte ſich nicht um die Ecke finden, und das lag ihm zentnerſchwer auf der Seele, da er Gretchen's Abneigung gegen die Mühle und das einſame Leben kannte. Indeſſen wurden die Zweie immer vertrauter und es begann dem Gretchen doch unbehaglich zu werden, daß ihr Geliebter nichts von der Hochzeit ſprach, auch eigentlich nicht bei ihrem Vater um ſie freite. So verlief der Sommer und der Herbſt. Eine Vierzehntagefriſt war er einmal weggeweſen, weil er mit dem Herrn Baron auf der Jagd ſein mußte. Das war eine trübe

Zeit! Selbſt dem Müller war es ungelegen, daß der Jäger ſo lange fehlte, denn er hatte ihn lieb gewonnen.

Als er wieder kam, es war an einem hellen, freudlichen Sonntage im October, war ein Jubel in der Mühle, wie nie zuvor. Gretchen war außer ſich vor Wonne und der Jäger ließ ſie gar nicht von ſich. Eben ſaßen ſie beim Kaffee, voller Luſt und Herrlichkeit, als drüben aus dem Walde ein Kerl herausſtürzte, der ein entſetzliches Anſehen hatte. Er war klein, aber außerordentlich breitſchulterig, hatte ſchwarzes, ſtruppiges Haar und Bart und ein paar Augen im Kopfe, aus denen Wildheit und Spitzbüberei herausblickte. Er trug ein langſchößiges Wamms, eine Kappe, eine Doppelflinte und Jagdtaſche.

Er ſprang in ſichtlicher Haſt gegen die Mühle und ſah ſich oft mit erkennbarer Angſt nach dem Walde um, als ob er von dorther verfolgt zu werden fürchtete. Bei der Mühle angekommen, drückte er ſein breites, entſetzliches Geſicht gegen die Scheiben und klopfte haſtig und derb dreimal dawider.

Der Jäger fuhr empor, ſah das Geſicht vor dem Fenſter, ſprang zu ſeiner Flinte und Mütze, drückte flüchtig einen Kuß auf Gretchen's Lippe und verſchwand.

Gretchen war vor Schrecken einer Ohnmacht nahe, und der alte Müller ſaß auch da, wie eine Bildſäule. Als ſie ſich erholt, eilten beide vor die Mühle. Sie ſahen eben noch den Jäger mit dem Schwarzen am Saume des Waldes auf dem jenſeitigen Berge, und bald waren ſie ihren Blicken entſchwunden. Mit ſeltſam beklommenen Herzen kehrten beide in die Mühle zurück und kein Wort kam über ihre Lippen; aber centnerſchwer lag's auf der Seele und der Kaffee blieb unberührt ſtehen.

„Was war das?“ ſprach endlich der Müller.

„Ich weiß es nicht,“ war Gretchen's Antwort, der ein tiefer Seufzer folgte.

„Wenn nur nichts Schlimmes dahinter ſteckt,“ ſagte der Müller, dem es unheimlich zu Muthe war.

„Was denkt Ihr, Vater?“ rief das Mädchen — und Niemand hätte ſagen können, ob mehr Angſt und eigene Unruhe oder mehr Unwille über des Vaters Aeußerung in Wort und Ton gelegen habe.

Ehe es aber zu weiteren Erörterungen kam, wurden ſie geſtört. Es klopfte an der Thüre und Jacob trat herein. Es war das erſte Mal, daß er auf die Mühle kam, ſeit er aus dem Mahldienſte getreten war, und was ihn trieb, heute zu kommen, das lag ſchwer auf ſeiner Seele. Seit Jacob wußte, wie es um Gretchen ſtand, hatte er alle Luſt zum Leben verloren und der Kummer nagte raſtlos an ſeinem Herzen. Eine unerklärliche Angſt um das geliebte Mädchen ließ ihn nicht raſten. Es war ihm zu Sinne, als läge ein ſchauerliches Geheimniß über dem Jäger, den Niemand kannte. Es herauszukriegen, wer er ſei, um nöthigenfalls das Mädchen noch zu warnen und zu retten, war ſein unermüdliches Streben. Er verſchmähte es nicht, tief in den Hunsrücken hinein Wanderungen zu machen; beſuchte die großen Märkte des Landes; beſah ſich alle Förſter weit und breit, und fand den, den er ſuchte, unter ihnen nicht. Endlich gelang es ihm, eine Spur zu entdecken, die aber ſeine Haare ſträuben machte. — Er forſchte weiter und weiter, und endlich ſtand ihm das mit voller Gewißheit feſt, was ihn heute zur Mühle trieb.

Faſt hätte der Müller und Gretchen laut aufgeſchrieen, als Jacob eintrat; denn in der kurzen Zeit kaum eines halben Jahres war eine ſchauerliche Veränderung in ihm vorgegangen. Die Geſtalt war abgemagert und gebückt, wie ſonſt das hohe Alter den Nacken beugt; die Bruſt ſchien eingebogen, die Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren ſo matt und müde; die blühende Wange war eingefallen und bleich; der Gang ſchleichend, und bei jedem Schritte hörte man ein Hüſteln, das ſo hell und gellend klang, daß es erſchreckend war. Seine Hände waren bläulich weiß und gar mager, und wenn er ſprach, klang's ſo tief aus der Bruſt heraus, daß es Einem bange wurde.

Sie grüßten Jacob herzlich; auch Gretchen, aber ſie wurde weiß wie Schnee, als er hereintrat. Auch dem Müller war es nicht geheuer. Es kam ihm vor, als habe Jacob ihm eine Hiobspoſt zu bringen. Er ſah gerade ſo aus.

„Biſt du krank, Jacob?“ fragte er ihn, ſeine Hand drückend, die ſich kalt anfühlte.

„Ach ja,“ verſetzte Jacob. „Ich glaub', ich hab' nicht mehr weit —“ Gretchen ſah tief in ihre Taſſe.

„So muß ein junger Burſche wie du nicht reden!“ ſagte der Müller, der ſich wieder zurecht fand.

„Warum nicht?“ ſagte darauf Jacob. „Man muß doch am Beſten wiſſen, wie es um Einem ſteht. Was thu' ich auch in der Welt? Der Gang zu Euch iſt der letzte, den ich wohl thun werde,“ fuhr er fort; „und den hätt' ich nicht gethan, wenn nicht meine Lieb' und Anhänglichkeit an Euch ſo groß wäre. Ihr hörtet auch von ſonſt Niemanden, was ich Euch zu ſagen komme. Aber es gilt das Glück Gretchen's, da durft' ich nicht mehr länger warten, wenn's nicht ſchon zu ſpät iſt, das heißt, wenn ſie ſich dem Jäger nicht ſchon verlobt hat. —“

Die Angſt in des Mädchens Seele wurde noch größer bei dieſen Worten; aber ſie fühlte, daß ſie ſich ermannen müſſe; es kam ihr vor, als ſpräche jetzt aus Jacob's Seele der Haß, der Neid, der Grimm verſchmähter Liebe und ſie richtete ſich ſtolz auf und ſagte:

„Und wenn das wäre, Jacob, was ginge es dich an?“

„Mich?“ erwiederte er mit tonloſer Stimme. „Nein, mich geht's auch gar nichts mehr an. Glaube mir, Gretchen, mit mir iſt's vorüber. Meine Hoffnungen ſind todt; allein dich geht's an, und meine Liebe zu dir müßte nicht die rechte, treue, ehrliche geweſen ſein, wenn ich da zaudern könnte, dich einem entſetzlichen Schickſale ungewarnt entgegen gehen zu laſſen. Du weißt nicht, was dir droht; du biſt blind in deiner Liebe und deinen Vater haſt du auch blind gemacht. Der, mit dem du umgehſt, iſt —“

Ehe aber das Wort über ſeine Lippe kam, das den entſetzlichen Schleier lüften konnte, ſtürzte athemlos der Mühlburſche herein und ſchrie:

„Ach Gott, Meiſter, die Mühle iſt dicht mit Landdragonern umſtellt!“

Der Müller fuhr empor, als hätte ihn eine Kreuzotter gebiſſen. Seine Farbe wurde fahl, wie die einer Leiche; denn — was Jacob geſagt und das, was ſollte das werden? Was ſtand ihm und ſeinem Kinde bevor?

„Ach, daß es ſo kommen mußte!“ ſeufte Jacob und blickte mit Thränen in den erlöſchenden Augen auf das bleiche, rathloſe Mädchen.

Jetzt wurde die Thüre aufgeſtoßen und der Wachtmeiſter der churpfälziſchen Landdragoner ſtürmte herein.

„Wo iſt er?“ donnerte er dem an allen Gliedern zitternden Müller zu.

„Wer denn?“ fragte mit zitternder Stimme der Müller.

„Was? du Hehler!“ rief der Wachtmeiſter. „Du weißt es nicht? — Den Schinderhannes*) ſuchen wir, der bei dir ſeine Herberge hat und der Schatz deiner ſaubern Tochter iſt! Er iſt noch im Hauſe, und der ſchwarze Peter, ſein Spießgeſelle, mit ihm. Sprich, wo iſt er verſteckt? — Er entgeht uns diesmal ſo wenig, wie du und deine Tochter!“

---

*) Johannes Bickler, genannt „Schinderhannes,“ iſt ein Räuber geweſen, deſſen Bande bis in die erſten Jahre unſeres Jahrhunderts die Gegenden des Hunsrückens, der Nahe, des Gaues u. ſ. w. unſicher machte. Er war beſonders der Schrecken der Juden, deren Zuchtruthe er war. Das Volk betrachtete ihn in günſtigerem Lichte und umgab ihn mit einem romantiſchen Glanze. Er wurde in Mainz hingerichtet, und hat, wie andere berühmte Leute, im Brockhaus'ſchen Converſations-Lexicon ſeine Stelle gefunden, wo unſere Leſer, wenn es ſie anſpricht, das Nähere über ihn finden können.

Das Mädchen ſtarrte den Wachtmeiſter an, wie eine Wahnſinnige. Ihre Augen traten faſt aus ihren Höhlen.

Der Müller wankte zurück und ſank händeringend in ſeinen Seſſel. Da nahm Jacob das Wort und legte es dem Wachtmeiſter aus, wie der Schinderhannes in die Mühle gekommen ſei, wofür er ſich ausgegeben und wie er Tochter und Vater berückt habe, wie ſie ihn nicht gekannt und wie er eben, als er ins Haus getreten, mit dem ſchwarzen Peter droben im Walde verſchwunden ſei; wenn ſie ihm eiligſt nachſetzten, könnten ſie ihn vielleicht noch einholen.

Der Wachtmeiſter ließ ſchnell eine Anzahl ſeiner Leute ihm nachſetzen, von den übrigen aber die Mühle durchſuchen. Er ſelbſt blieb in der Stube.

Gretchen regte ſich nicht. Sie glich einer Bildſäule ohne alles Leben. Der Müller bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht. Der Wachtmeiſter kannte den Jacob und fragte ihn über Alles aus. Aus ſeinen Reden ging hervor, daß er genau wußte, was in der Mühle vorgegangen war; aber er verſchwieg Manches und ſtellte Alles ſo milde dar, daß der Müller wie Gretchen, wie es denn auch war, als Getäuſchte und Betrogene erſchienen.

„Wenn dem ſo iſt, thut es mir leid, Beide verhaften zu müſſen,“ ſagte der Wachtmeiſter. „Ich kann nicht drüber; ich muß ſie dem Gerichte überliefern.“

„Ich bürge mit Leib und Leben, Hab und Gut für ſie!“ ſagte Jacob. „Laßt ſie nur hier.“

„Das kann mir nichts helfen!“ ſagte der Wachtmeiſter. „Sie werden als Hehler angeſehen. Ich muß ſie feſſeln und abführen laſſen.“

In dieſem Augenblicke ſchien Gretchen zum Leben und Bewußtſein zu erwachen und die Worte des Wachtmeiſters verſtanden zu haben. Sie ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus und entſprang durch die Thüre der Stube. Draußen an der Hausthüre ſtanden zwei Landdragoner mit gezückten Säbeln. Mit rieſiger Kraft ſchleuderte ſie Beide zur Seite. Der Wachtmeiſter wollte ſie erhaſchen, aber ein Stück ihres Kleides blieb in ſeiner Hand, ſie aber entſprang, verfolgt von allen Dreien.

Oberhalb der Mühle war der reißende Bach in einem verhältnißmäßig engern, eingedämmten, ſehr tiefen Kanal eingeengt, um den vollen Strahl auf die Mahlgänge zu leiten. Erlen und Weiden bildeten auf beiden Seiten eine dichte, dunkle Schutzwehr und ein ſchmaler Pfad führte daran hin.

Dorthin flog das Mädchen in der Haſt der Verzweiflung, und zwiſchen den Erlen und Weiden verſchwand ſie, aber ein dumpfer Schall, wie wenn ein Körper ins Waſſer ſtürzt, ſagte den Verfolgern, was geſchehen ſei. —

Umſonſt ſtürzte der Wachtmeiſter hinzu, bog die Zweige auseinander und griff in die eiſige Fluth. Die drängende Gewalt des Waſſers hatte den Leib des Mädchens ſchon in die dunkle Tiefe geriſſen, wo das gewaltige Getriebe zweier mächtiger Räder ſich befand, die in dieſem Augenblicke ſtockten.

Spät erſt, als die Landdragoner von einer fruchtloſen Verfolgung zurückkamen, gelang es, den zum Entſetzen verſtümmelten Leichnam des Mädchens aus den Rädern heraus zu ſchaffen, und ſelbſt das geſchah nicht ohne Gefahr. Der Müller war in einem Zuſtande völliger Stumpfheit. Es war ſo, als habe er nicht die geringſte Theilnahme an Allem, was vorging.

Der Wachtmeiſter nahm ein Protokoll auf und führte dann den Müller mit hinweg. Jacob blieb, weil es Pflicht war, bei dem Mühlburſchen und der Magd in der Mühle. Wie es ihm um das Herz mochte geweſen ſein?

Am andern Morgen ließ er im Dorfe, zu dem die Mühle gehörte, die Anzeige machen.

Gretchen wurde beerdigt ganz in der Stille. Wenige folgten der Leiche. Jacob ging hinter dem Sarge. Er ſtand lange am Grabe des Mädchens und ſeine Thränen rollten auf den friſchen

Hügel. Sie mußten ihn zur Mühle zurückfahren, wo er blieb, bis der Müller entlaſſen worden war.

Das war ein Wiederſehen!

„Ich kann kurz enden,“ ſagte Knipp. „Der Müller folgte noch in dem folgenden Winter ſeinem Kinde und vermachte alle ſeine Habe dem Jacob — der aber die Mühle nicht mehr betrat, denn als das friſche Leben in der Natur ſich regte, ſchloß er ſein Auge für dieſe Welt, allgemein betrauert.“

Knipp ſchwieg.

„Und der Schinderhannes?“ fragte mein Freund.

„Er hat das Thal nie wieder betreten,“ entgegnete Knipp. „Wie es in ſeinem Innern ſtand — das weiß ich nicht!“ —

Lange Zeit war es ſtille in der Waldhütte. Jeder hing ſeinen Gefühlen und Gedanken nach.

Draußen heulte der Sturm, als wolle er den Felſen über die uns bergende Hütte ſchleudern und die Buchen entwurzeln, die ſie mit ihren Aeſten bedeckten. Der Regen ſchlug heftig gegen die Wände der Waldhütte und vollendete ſo die ſchauerliche Stimmung, in die uns die Erzählung Knipp's verſetzt hatte. Erſt nach und nach entſpann ſich wieder das Geſpräch, welches ſich natürlich um die Perſon, die Bande und die Räubereien des Schinderhannes drehte, den Knipp noch von Angeſicht geſehen, da er ſein ganzes Leben im Walde verlebt hatte. Doch wollte die ernſte Stimmung nicht weichen. Dem Oberförſter war dies unangenehm. Er ſchlug mehrmals einen heitern Ton an, aber er verklang wieder ohne Wirkung und das Geſpräch ſtockte nur zu bald wieder.

„Wenn wir nicht einſchlafen ſollen,“ ſagte endlich mein Freund, „ſo muß ich denn auch eine Geſchichte erzählen. Ihr kennt Alle den Wald, der ſich unweit Oberſtein, droben an der Nahe, gegen Südoſten hinzieht. Er heißt die Winterhauch. Eine ſeltſame Sage geht von dieſem Walde im Munde des Volkes in jener Gegend. Ich muß ſie zuerſt erzählen, weil ſonſt das Nachfolgende dunkel bliebe. Die Winterhauch gehörte in ihrer früher noch weit größeren Ausdehnung den Dynaſten von Oberſtein, den Herren von Falkenſtein, die auf der Burg oberhalb Oberſtein ſaßen, von der heute noch in ſchwindelnder Höhe über dem durch ſeine Achatſchleifereien berühmten Städtchen ein Thurm thront, als letzter Reſt der einſt mächtigen Burg.

Einſt lagen die Ritter in gewaltiger Fehde mit dem Erzbiſchof von Trier, der ihr Grenznachbar war. Der Erzbiſchof bedrängte ſie hart und ſie boten in dieſer Noth alle die um den mächtigen Wald der Winterhauch liegenden Dörfer auf, um ihnen im Kampfe zu helfen, verſprachen aber den Leuten große Gerechtſame in dieſem Walde für ihre Hilfe. Eine Urkunde wurde darüber aufgeſetzt, welche unter der Platte des Hauptaltars in der Kirche zu Oberſtein, die achtzig Stufen über dem Städtlein in einer Ausweitung des Felſens erbaut iſt, geborgen wurde, damit ſie durch das Allerheiligſte vor jeder Frevlerhand beſchützt werde.

Die Leute halfen wacker und der Kampf war ſiegreich für die Herren von Falkenſtein. Nun kam es aber, daß die Bauern heillos in dem Walde wirthſchafteten, nicht allein das Holz hieben, ſondern auch das Wild erlegten, um ihre Saaten zu retten. Da gereuete die Herren ihr Zugeſtändniß, und ſie hätten die Urkunde gerne vernichtet, wenn ſie ſich nicht vor dem Frevel entſetzt hätten. Einſt ſaßen ſie in einer finſtern Nacht zuſammen und zechten und wieder ſprachen ſie ſich höchſt mißvergnügt über die Zugeſtändniſſe aus, denn die Jagd in der Winterhauch war faſt nichts mehr.

Im Nebengemache hörten die Frauen die Wehklagen ihrer Eheherren, und Eine, keck und tollkühn, ſagte: „Laßt uns hingehen und die Urkunde holen!“ Zwar gab's da manch' Hinderniß zu beſiegen, aber ſie überwand ſie alle, und ſo wanderten ſie in dunkler Nacht zur Kirche, hoben die Platte und brachten die verhängnißvolle Urkunde, die nun unter lautem Jubel und Preis ihrer muthigen Frauen verbrannt wurde. Die Folge war, daß die Bedienſteten der Herren die Bauern pönten. Das kam zum Prozeſſe, aber als die Bauern ſich auf die Urkunde im heiligen Gewahrſam beriefen — fehlte ſie und ſie verloren Prozeß und Gerechtſame. Solcher Frevel konnte aber nicht ungeſtraft bleiben. Alle bei dem Urkundenraube Betheiligten ſtarben ſchnell hin und — gehen nun zur Zeit des Herbſtes im Walde um unter gewaltigem Halloh und Jammern, Hundeheulen und Ach und Weh. Begegnet ihnen Einer, ſo reichen ſie ihm ein Pergament hin — will er es aber ergreifen, ſo raſen ihre feuerſchnaubenden Roſſe mit ihnen davon und ſie werden die Urkunde nicht los, die ihnen dieſe Qual bereitet.

„Das iſt die in der Gegend allgemein bekannte und geglaubte Sage," ſprach der Oberförſter. „Das Stücklein aber, das vor vielen Jahren, als der Schinderhannes auch in der Winterhauch ſein Weſen trieb, daran ſich knüpfte, iſt dieſes.

Nicht ferne von der Winterhauch wohnte damals ein penſionirter birkenfeldiſcher Amtmann auf einem ihm gehörenden Hofgute, das er ſelbſt bebaute. Er war ein ſteinreicher Mann und koloſſaler Geizhals, dabei ehelos, dem eine alte Schabele Haus hielt. Wer ihn kannte, hatte oft ſeinen Aerger über des Mannes Bramarbaſaden. Er ſprach im ächten Jägerlatein von ſeinen Jagdabenteuern, und, da er mit den Forſtbeamten gut ſtand, war er bei allen Jagden. Dennoch aber konnte er es ſich nicht verſagen, auch einmal auf eigene Fauſt in den Forſt zu ſchlüpfen und einen Rehbock zu blaten. Darüber freute er ſich denn über die Maaßen. Er ſpielte den Freigeiſt und war doch dabei voller Aberglauben; pries ſeinen unüberwindlichen Muth, und war feig, wie es nur möglich war. Vor dem Schinderhannes hatte er einen Todesſchrecken, aber man konnte ihn alle Tage radotiren hören, er würde ihn niederſchießen wie einen tollen Hund, wenn er ihm nur einmal ſchußrecht käme. Mit ſolchen Reden hoffte er den Räuber zu ſchrecken und kramte ſie darum überall freigebig aus. Der Mann war indeſſen genauer gekannt, als er meinte, und die Leute wußten, was ſie von ihm zu halten hatten.

Einmal, zur Blatezeit, war der Herr Amtmann wieder ziemlich zeitig in den Wald geſchlichen, um einen Spießer in ſeine Küche zu bringen, ohne Vorwiſſen des Forſtbeamten. Er kannte die beſten Wechſel in der Winterhauch und ſuchte ſich einen aus, wo er ſicher war.

Die Nacht kam ſchwarzdunkel und der Amtmann blatete. Das war nicht ohne Erfolg; als aber der Rehbock ſchreckte, fuhr der Alte zuſammen, daß ihm ſchier die Flinte aus der Hand fiel und der Bock war fort. Es war ihm dieſen Abend gar nicht geheuer, und das kam daher, daß ihm die Sage einfiel. Dennoch überwand er die Furcht und blieb, obgleich das Jägerglück ihn verließ.

Plötzlich kroch ſein Hund eng an ihn, als ob er irgend etwas Unheimliches wittere. Den Alten überlief es eiskalt, denn in demſelben Augenblick erhob ſich ein ſeltſam geſpenſtig Treiben im Walde. Man hörte Töne, die wie Hundegeheul klangen, dann Pferdewiehern, Schreien, Halloh und Jagdruf — Alles durcheinander, und bald war es links von ihm, bald rechts. Es raſſelte entſetzlich. Blitze ziſchten von der Erde auf und erloſchen wieder und dergleichen Dinge, wie ſie der Alte nie gehört und geſehen. Eine Todesangſt ergriff ihn. Das waren, ohne Zweifel, die geſpenſtigen Oberſteiner, die ihm die geſtohlene Urkunde reichen wollten. Eiskalt rieſelte es durch ſeine Glieder. — Der Hund kroch faſt in ihn. Bald näher, bald entfernter vernahm er den Teufelsſpuk und doch ſah er in der greulichen Dunkelheit nichts. Gerne wäre er heimgelaufen, aber er war wie an die Stelle gebannt. So verging eine geraume Zeit. Es mußte längſt die Geiſterſtunde vorüber ſein, und doch wagte er nicht, ſich zu regen.

Endlich wurde es ſtille im Walde und der Mond ging auf. Jetzt aber hätte ihn Einer ſollen laufen ſehen! Als er das Freie gewonnen hatte, wurde ſein Hund wieder lebendig und der Muth kehrte langſam zurück. Nach einer halbſtündigen Wanderung lag der Hof vor ihm im Silberſcheine des Mondes. Der Hof lag in der tiefſten Ruhe da und gutes Muthes ſchloß er die Thüre auf, wie er es gewohnt war, wenn er von ſeinen Jagdſtrippereien ſpät heimkehrte; was er aber jetzt vor ſich ſah, war doch ſo abſonderlicher Art, daß ihn ein neues Entſetzen überkam, — denn alle Thüren des inneren Hausraumes ſtanden offen. Alles lag bunt durcheinander. Sein Schreibepult, darinnen er ſeine Schätze geborgen hatte, war offen und alle Schubfächer waren herausgezogen. — Zitternd trat er näher, und dem geübten Blicke kündigte es ſich an, daß Alles ausgeleert war.

„Mariann'!“ rief er verzweifelt. Ein Stöhnen antwortete.

Als er in das nebenangrenzende Zimmer trat, hörte er das Stöhnen deutlicher und eine ſchwache Stimme ſprach: „Ach, Herr Amtmann, lebt Ihr noch?“

Es war die Alte, die gefeſſelt am Boden lag.

So viel hatte er beim hellen Mondlichte geſehen, das durch die Fenſter fiel. Jetzt eilte er, Licht zu zünden, aber erſt nach vieler Mühe gelang ihm dies.

Das Erſte war, die alte Mariann' loszubinden.

Dieſe erzählte dann, daß gegen elf oder zwölf Uhr Einer an der Thüre geklopft habe. Sie, in der Meinung, es ſei ihr Herr, der den Schlüſſel mitzunehmen vergeſſen habe, ſei voreilig im Oeffnen geweſen, denn alsbald ſeien Dreie hereingeſtürzt, hätten ſie zu Boden geriſſen, ein Tuch in den Mund geſtopft und ſie gebunden. Darauf hätten ſie denn Alles ausgeraubt und ihr dann das Tuch wieder abgenommen und höflich gute Nacht geſagt. Einer aber ſei zu ihr getreten und habe ihr den Auftrag gegeben, dem Herrn Amtmann zu ſagen, die Oberſteiner, deren Teufelsſpuk er im Walde gehört, ſeien ſeine guten Freunde und er der Schinderhannes, der den Herrn Amtmann einmal habe beſuchen wollen; er habe aber abſichtlich die Abweſenheit deſſelben benutzt, weil ihn der Herr Amtmann ohne Zweifel wie einen tollen Hund würde todtgeſchoſſen haben, wie er oftmals geäußert; er laſſe ihm auf den Schreck im Walde eine gute Nacht wünſchen!

Das war eine feine Hiobspoſt nach all' dem Schrecken im Walde! Alles war leer und der Alte war ſchier des Todes. Schwer erholte er ſich von ſolcher Niederlage, aber die Folge war, daß er nicht mehr bramarbaſirte, nicht mehr wilddiebte und ſich kaum mehr ſehen ließ. Hinter ſeinem Ofen fand er es ſicherer.“ — Ein lautes Gelächter folgte dieſer Geſchichte; aber allmählich nahm das Geſpräch die Wendung zu Jagdgeſchichten, wozu Jeder von uns ſeinen Beitrag lieferte. Nur Knipp ſaß ſtille und in ſich gekehrt da.

„Knipp!“ rief der Oberförſter, „Ihr waret doch auch oft genug dabei, und nun ſitzet Ihr da, als hättet Ihr nie eine Büchſe knallen gehört. Erzählt doch auch ’mal etwas!“

„Das will ich wohl,“ ſagte der Holzhauermeiſter, „aber wenn ich eine luſtige Geſchichte erzählen ſoll, ſo erlaſſen Sie es mir doch. Ich bin heute nicht dazu aufgelegt und die Geſchichte, welche mir durch Ihre Jagdgeſchichten in die Gedanken gekommen iſt, hat nichts Aufheiterndes.“

„Nun denn, ſo erzählet ſie nur!“ rief der Oberförſter. „Ich könnte doch bei dem entſetzlichen Wetter da draußen noch nicht ſchlafen.“

„Man erlebt Vieles,“ hob denn nun Knipp an, „wenn man ſo alt wird, wie ich geworden bin. Die freundlichen Begebenheiten treten aber leichter in den Hintergrund, während die traurigen niet- und nagelfeſt im Gedächtniſſe haften. Man meint, der liebe Herrgott wolle Einem das Abſcheiden leichter machen, weil die Welt und das Leben ſo trübe vor dem Auge des Alters liegt. So weilen denn auch jetzt meine Gedanken bei einer Geſchichte, die ich in meiner Jugend erlebt habe. In meiner Heimath, ich bin vom Idar da hinten her, ſtand damals ein junger Hilfsförſter. Er hieß Simon und Jedermann hatte ihn lieb. Für einen Förſter war er eigentlich zu weich und zu ſanft, denn er hatte ſo etwas Mädchenhaftes an ſich; aber im Dienſte war er wie Pulver und treu wie Gold, und auf der Jagd entging ihm nichts, was er einmal aufs Korn genommen hatte. Daher war er auch ein Liebling des Oberförſters, bei dem er gelernt, und dieſem hatte er auch ſeine frühe und gute Anſtellung zu verdanken.

Das Forſthaus, wo er mit ſeiner alten Mutter wohnte, lag kaum Tauſend Schritte von unſerm Dorfe; daher kannten wir ihn alle gut. Bei Niemanden aber war er lieber und häufiger, als bei unſerm braven Schulmeiſter. Der war auch ein rechter Jagdliebhaber und der Simon nahm ihn gerne mit. Wild gab's genug, und dem armen Schulmeiſter war dann und wann ein Stück Wild recht willkommen, denn es ging knapp bei ihm her. Lieber Gott, acht Kinder wollen etwas zu knuppern haben. Zwar war Eins, das älteſte Mädchen, bei einer Baſe an der Moſel, die es an Kindesſtatt angenommen, aber ſieben blieben doch zu ernähren, und bei der geringen Beſoldung des armen Mannes war Schmalhans Küchen- und Kellermeiſter im Hauſe. Gar manchen Rehbock ließ der gute Simon dem Schulmeiſter ganz. Er verkaufte ihn dann nach Trier, und für den Erlös gabs Brot, Schuhe oder Kleidungsſtücke für die Würmlein. Mittwochs und Samſtags Nachmittags, wo der Schulmeiſter frei hatte, war er denn auch regelmäßig mit Simon im Walde, und er ſchoß immerhin ſo gut, wie der Förſter Simon auch. Der alte Herr Oberförſter kannte ihn auch gut von den Treibjagden her, bei denen er immer ſeine Stelle wacker behauptete. Er wußte auch, daß ihm Simon dann und wann etwas zufließen ließ und hatte nichts dawider, weil er des Mannes Lage kannte und ein gutherziger Mann war, und, wie geſagt, mit dem Wilde nicht zu geizen brauchte.

Eines Tages lud Simon den Schulmeiſter ein, mit ihm auf den Anſtand zu gehen. Der hatte aber zu thun und mußte es ablehnen. So kam es denn, daß Simon ſich ſchnell entfernte und nur noch ſagte: er ginge an die hohe Eiche. Das war ein guter Wechſel. Indeſſen änderte Simon doch ſeinen Ort und ging mehr rechts, in die ſogenannten Bruchlöcher, wo der Wechſel eben ſo gut war. Dieſe Stelle lag aber faſt eine Dreiviertelſtunde rechts von der hohen Eiche, wohin er hatte gehen wollen. Die „Bruchlöcher“ waren aber ein hohes, dichtes Buchenſtangenholz, wie kein ähnlicher Buchenbeſtand im Reviere war. Dort hielten ſich Rehe genug und die Jagd war ſtets erfolgreich.

Dem Schulmeiſter wurmte es gewaltig, daß er den Simon hatte müſſen gehen laſſen und die Jagdluſt zuckte ihm in allen Adern, denn der Abend war ſo wunderſchön. Er raffte ſich daher zuſammen, that ſchnell ſeine Arbeit ab, nahm ein Stück Abendbrot, die Jagdtaſche und die Flinte um — und bald genug war er im Walde.

Hier ſtand er einen Augenblick ſtille. Sollſt du zu ihm an die hohe Eiche gehen? fragte er ſich; dann iſt es leicht möglich, daß du ihm die Jagd verdirbſt durch dein Kommen. Es iſt beſſer, du ſchleichſt dich in die Bruchlöcher und ſagſt's ihm nachher. Gedacht, gethan!

Leiſe ſchleicht er durchs Dickicht des dichtbelaubten Schlages. Allmählich nähert er ſich dem Wildwechſel. Noch kann er den feſtgeſtampften Wildpfad im Dunkel der Nacht und des Waldes erblicken. Noch wenige Schritte, und er iſt zur Stelle. Da kracht's dicht vor ihm und — lautlos ſinkt er zuſammen. Die Kugel war ihm mitten in der Stirne in den Kopf gedrungen.

„Im Feuer gefallen!“ jubelte Simon und drängte ſich durch die Buchenſtangen; aber wer könnte ſeinen lähmenden Schrecken beſchreiben, als er nach dem Rehbocke taſtet, den er geſchoſſen zu haben meinte, und eine Flinte berührte und dann den entſeelten Leichnam ſeines lieben Jagdgefährten, des Schulmeiſters? — Anfänglich ſteht er, wie an Leib und Seele gelähmt. Er iſt keines Gedankens fähig. Als er ſich aber wieder erholt und ſich zu dem Armen bückt, um zu fühlen, ob noch Leben in ihm ſei — iſt er ſteif und eiskalt. Da ergreift ihn die Verzweiflung und er eilt ins Dorf, wo er ſagt, was und wo es geſchehen, und dann eilt er fort im Sturme nach der Stadt, wo er ſich den Gerichten überliefert.

Die Leute, welche das wahre Verhältniß kannten, bedauerten in eben dem Grade und Maaße den armen Simon, als den braven Schullehrer und ſeine troſtloſe Familie.

Simon wurde, wie es ja anders nicht kommen konnte, freigeſprochen; aber nie, meine Herren, — ſagte Knipp — habe ich einen

Menſchen geſehen, der tiefer in ſeinem Innern zerriſſen, unglücklicher und elender geweſen wäre als Simon. Er wollte ſogleich die Förſterei aufgeben und Soldat werden, weil ihm in dieſem Berufe ein ſchnellerer Tod in Ausſicht zu ſtehen ſchien; allein der gute Oberförſter nahm ſich ſeiner an wie ein Vater, und der Pfarrer des Dorfes ſtand ihm darin wacker zur Seite. Sie beſtimmten ihn, Förſter zu bleiben, um ſeiner guten Mutter willen, die eine hochbetagte Frau war; aber der Oberförſter wirkte es aus, daß er an die Obermoſel verſetzt wurde, damit ihn nicht alle Tage die bekannte Umgebung an ſein Unglück erinnerte und er wieder zur Ruhe käme. Die Stelle, welche er erhielt, war beſſer als die, welche er bis jetzt gehabt, und dies ſetzte ihn in den Stand, ſeinen Gehalt mit der armen Wittwe und den Waiſen des Erſchoſſenen zu theilen. Und als nach etwa einem halben Jahre ſeine Mutter ſtarb, gab er faſt Alles an ſie ab, da er ſchier keine Bedürfniſſe hatte. Obwohl er in einem kleinen Städtlein wohnte, ſo führte er doch das Leben eines Einſiedlers. Er ging in ſich gekehrt dahin, hatte mit keiner Seele Umgang und that gewiſſenhaft ſeine Pflicht. Was ihm begegnet war, wußte eigentlich im Orte Niemand, und ſo hielten ihn die Leute für gemüthskrank, bedauerten den ſchönen, jungen Mann und ließen ihn gehen.

Neben ſeinem Hauſe wohnte eine betagte Wittwe mit ihrer Tochter, die einen Kramladen hatte. Da kaufte Simon ſein Pulver und ſeinen Schrot und was er etwa ſonſt brauchte. Dieſe Leute nahmen gar vielen Antheil an ihm, beſonders das ſechzehnjährige, ſehr hübſche Mädchen. Das Mädchen faßte nach und nach eine lebhafte Neigung zu ihm. Der Gedanke war ihr erquicklich, wenn ſie die Wolken von ſeiner Stirne ſcheuchen könnte, und ſie konnte Stundenlang es ſich ausmalen, wie ſie ihn tröſten und aufheitern wollte. Und doch war das Mädchen ſo ſtille und traurig, daß es Simon manchmal ſelbſt auffiel. Ueberdies war in den Geſichtszügen des Mädchens etwas Bekanntes, was ihn, ohne daß er ſich davon Rechenſchaft geben konnte, ungemein anmuthete. Er ſah ſie nun öfter an, und auch in ſeinem Herzen erwachte eine Neigung zu dem holdſeligen Ammichen, die immer tiefer wurzelte und den Gedanken in ihm weckte, mit ihr verbunden zu ſein. Aber dachte er an ſein Loos, dachte er, ſie könne es erfahren, daß er einen Mord, wenn auch einen völlig unabſichtlichen, auf ſeiner Seele habe, ſo fürchtete er, ſie würde ſich mit Abſcheu von ihm abwenden. Darum kämpfte er muthig gegen ſein eigenes Herz und ſeine Neigung. Dennoch wurde ſeine Liebe ſtärker. Er ſah es auch ein, daß dies vereinzelte Leben ihn nur immer trübſeliger, maßleidiger und unglücklicher mache, und — da er deutliche Beweiſe der Liebe des Mädchens bemerkt zu haben glaubte, auch die Mutter ſtets ſo liebevoll und theilnehmend gegen ihn war, — ſo faßte er den Entſchluß, um ſie zu werben; aber ſie mußte Alles wiſſen, Alles, ehe er ſie um ihr Jawort bat. Er war zu ehrlich, etwas zu verſchweigen.

So kam es denn, daß er öfter hinüberging und länger weilte, als er nöthig hatte. Er erkannte es, daß ihm Mutter und Tochter ſehr herzlich entgegenkamen. Das hatte ſo einige Monate gewährt, als der Winter kam, wo er manchmal am Abende drüben bei Mutter und Tochter zubrachte. In dem Städtchen ſah man die Verbindung als eine gewiſſe an, obgleich von ſeiner Seite noch kein entſcheidender Schritt gethan war. Eines Abends, wo er allein bei der Mutter war, faßte er den Muth, ſie zu fragen, ob ſie wohl in eine Verbindung zwiſchen ihm und Ammichen willigen würde. Die einfache, brave Frau nahm den ehrlichen Antrag freundlich auf und ſagte ihm offen, wenn Ammichen mit ihm glücklich zu werden hoffe, ſo wolle ſie freudig ihren Segen geben; jedoch müſſe auch ihre Mutter einwilligen, denn Ammichen ſei nur ihre angenommene Tochter und ein Bruderskind. Das hatte Simon, der mit ſonſt Niemanden Umgang hatte, nicht geahnet. Wahrſcheinlich würde nun die Frau über Ammichen's Herkunft ſich weiter geäußert haben, allein es klingelte im Laden und, da es ſchon ſpät war und Ammichen erſt am andern Morgen von dem Beſuche bei einer auf dem Lande wohnenden Freundin zurückkehrte, ſo nahm Simon einen herzlichen

Abſchied und ging heim, feſt entſchloſſen, am andern Tage ſeine Angelegenheit zu einem, wie er hoffte, glücklichen Ende zu führen.

Wie glücklich ihn auch die Einwilligung der Nachbarin und wie ſehr ihn auch ihre Verſicherung, die Mutter würde auch nichts gegen die Verbindung haben, froh machte, ſo lag es ihm doch unendlich ſchwer auf der Seele, daß er nicht anders konnte und durfte, als Ammichen Alles zu entdecken, was ſeine Seele belaſtete. Er betete zu Gott um Kraft dazu, und ging dann, als er Ammichen zurückkommen geſehen hatte, hinüber. Wahrſcheinlich hatte ihre Tante oder Mutter ihr ſchon Alles anvertraut, denn ſie erglühte, als Simon in die Stube trat; aber dies Erglühen war der Art, daß Simon's Herz voll ſeliger Hoffnung wurde. Er ſetzte ſich zu ihr und nahm ihre Hand, die ſie ihm ließ, deren Beben aber er fühlte, obwohl die ſeine auch nicht ohne Beben war.

Die Alte dachte wohl, ſie ſei hier völlig überflüſſig und mochte darin ſehr Recht haben. Sie machte ſich alſo im Laden und in der Küche allerlei Geſchäfte und ließ die zwei jungen Leute allein.

Eine Weile ſaßen ſie ſtille da, das Mädchen in peinlicher Erwartung, die aber dennoch wieder eine hoffnungsvolle war; er ringend mit dem Worte, das zwar ſein Herz erfüllte, aber doch nicht über die Lippe wollte. Endlich fand er Muth und Wort. Sie hörte ihm geſenkten Blickes zu, als er ihr ſagte, wie er ſie liebgewonnen habe, und wie er keinen höhern Wunſch habe, als ſie in ſein Haus als ſein liebes Weib einzuführen. Was er ſagte, war ſo offen, treuherzig und ehrlich, daß ſie, als er ſie nun entſchieden fragte, ihn mit einem Blicke anſah, in dem er ihre Liebe zu ihm leſen konnte und feſt und freudig Ja ſagte.

In dieſem glücklichen Augenblicke vergaß er Alles, was er ihr vorher hatte ſagen wollen und erſt, als die Tante wieder kam und ſie mit Freudenthränen ſegnete, kam ihm mit einem Male dieſe Erinnerung und fiel wie eine recht ſchwere Laſt auf ſeine Seele. Er fühlte, daß er Alles ſagen müſſe. Er begann daher davon zu reden, warum ſeine Seele ſo belaſtet und gedrückt ſei, daß man ihn hier für halb geiſteskrank halte; davon ſei der Grund ein Unglück, das ihm paſſirt ſei. Er nannte den Ort, wo er als Förſter geſtanden und den Namen des braven Lehrers, den er erſchoſſen habe. Ein gellender Schrei entfuhr faſt gleichzeitig den Lippen Ammichen's und ihrer Tante.

Simon ſtarrte ſie erbleichend an. —

„Es war mein Bruder und Ammichen's Vater!“ rief die Tante voll Entſetzen.

Das Mädchen ſank ohnmächtig in der Tante Arm.

Simon rührte ſich nicht. Alles Leben ſchien aus ihm gewichen. Endlich richtete er ſich auf, drückte einen Kuß auf des Mädchens erblichene Wange und wankte hinaus. — Er ging in ſeine Wohnung und nach einer halben Stunde ſah man ihn mit raſchen Schritten nach dem Walde gehen. Niemand aber ſah ihn wiederkehren.

Die Leute meinten, er habe ſich ein Leid angethan aus Verzweiflung, denn es blieb nun nicht verſchwiegen, was geſchehen war; aber dazu war Simon zu religiös. Vielmehr ſtellte es ſich ſpäter heraus, daß er in fremde Kriegsdienſte getreten war. Man hat indeſſen ſpäter nie wieder etwas von ihm gehört, und es iſt zu vermuthen, daß ihm ſein Leid doch noch das Herz gebrochen habe.

Und Ammichen? werdet Ihr fragen. Es war wohl ſchwer für das arme, brave Mädchen und ſie war tief gebeugt. So friſch ſie früher geblüht, ſo iſt doch nachmals nie wieder eine Röthe auf ihre Wangen gekommen. Ihre Tante ſtarb nicht lange nachher und hinterließ ihr Laden und Habe. Da fehlte es nicht an Freiern, auch nicht an braven jungen Männern darunter; aber ſie verheirathete ſich nie, ſondern nahm ihre Mutter und Geſchwiſter zu ſich und half dieſe erziehen, die alle brav wurden und wohl verſorgt in der Welt.“

Knipp ſchwieg, denn ſeine Erzählung war zu Ende. Sie gab uns Gelegenheit zu manchem ernſten Geſpräche; allein dies ſtockte am Ende auch wieder. Der Oberförſter zog die Uhr, hielt ſie gegen die Lampe und ſagte: „Erſt neun Uhr!“

Draußen ſtürmte es gewaltig und der Wind heulte wunderlich in dem Walde. Die Bäume ächzten unter ſeinen heftigen Stößen und der Regen ſchlug plätſchernd gegen die Hütte, welche indeſſen in dieſer Nacht eine Probe beſtand, die für die Vortrefflichkeit ihrer Bauart und Einrichtung das beſte und giltigſte Zeugniß ablegte.

Unter den beiden Holzhauern, die mehr im Dunkel der Hütte ſaßen und beſcheiden ſich zurückhielten, war jetzt ein Flüſtern vernehmbar.

„Erzählt's doch!“ hörte ich den Einen zu dem Andern ſagen. Ich ergriff die Veranlaſſung, ihm zuzureden, und als auch mein Freund einſtimmte, hob endlich ein alter Mann zu erzählen an:

„In der Stadt pflegt man zu ſagen: auf dem Dorfe gehe Alles ſo ſtille und ordentlich her, daß man kaum von ſolchen Dingen höre, wie ſie ſich in der Stadt leider alle Tage ereignen. Das iſt wohl nicht ganz wahr. Menſchen ſind überall Menſchen, und ihr Leid und ihre Fehler tragen ſie überall mit ſich herum, wie ſie ihr Schatten begleitet. Ich will Ihnen eine Geſchichte erzählen, die ich erlebt habe, die Ihnen beweiſen wird, wie auch auf dem Dorfe ſich Dinge ereignen, die das Menſchenherz abſchildern mit allen ſeinen Gebrechen.

Ich bin daheim, wo der Donnersberg mit ſeinen ſchönen Buchenwäldern ſich emporhebt, weithin das flache Land der Pfalz überſchauend. Dort lag ein kleines, von pfälziſchen Landen umſchloſſenes Gebiet, das Naſſau-Saarbrückiſch geweſen iſt. Sie wiſſen ja, wie vielherriſch es bei uns zu Lande ausſah, ehe die Franzoſen das Land nahmen. Meine Heimath iſt ein anſehnliches Dorf in dieſem kleinen Gebiete. Mein Vater war dort Holzhauer und ich folgte ihm in dieſem Erwerbe und kam durch gar mancherlei Geſchicke in dieſe Gegend, wo ich mich verheirathete und ſeitdem wohne. Der hauptſächlichſte Beweggrund, warum ich meinen Heimathsort verließ und in die Ferne zog, war eben die Geſchichte, die ich Ihnen erzählen will.

Man ſagt, die Rheinpfälzer ſeien ein leichtſinnig Volk, und ich will es nicht in Abrede ſtellen, daß das in vielem Betrachte wahr iſt. Das Leben iſt luſtiger, heiterer wie hier, und es geht ziemlich Alles oben drüber hin, ohne daß es tiefer unter die Haut dringt. So ſteht's auch häufig mit der Geſinnung und dem Gefühle der Leute. Eine Erfahrung mag für Viele reden!

In unſerm Dorfe wohnte, wie ich etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt war, eine Wittwe, deren Mann in einem Steinbruche am Donnersberge ſein Leben verlor. Er und ſeine Frau hatten leichtſinnig in den Tag hinein gelebt, herrlich und in Freuden, wenn ſie Geld hatten, und wenn ſie keins hatten, legten ſie ſich krumm und darbten. Da denkt man nicht an die Zukunft, nicht an die Tage, von denen es in der Schrift heißt, ſie gefallen mir nicht, und wenn ſie dann endlich noch kommen, kriegt man unliebe Miethsleute und Tiſchgenoſſen, nämlich Mangel und Sorgen. So war es der Wittwe ergangen. Sie mußte im Tagelohn und mit Waſchen ihr tägliches Brod verdienen und ihr Kind, ein liebliches Mädchen, erziehen. Lieschen wurde freilich nicht ſonderlich gottesfürchtig erzogen, denn der Sinn ihrer Mutter war allezeit geblieben, wie er in der Jugend geweſen, und — der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; auch darin fiel er nicht weit, daß Lieschen ſo bildhübſch war, wie ihre Mutter einſt geweſen, ja, die Leute meinten, es ſei noch hübſcher, als ſie einſt war. Leichtſinnig und leichtfertig aber war's auch, das tadelten die Leute, obwohl ſie anerkannten, daß man dem Mädchen eigentlich etwas übels nicht nachſagen konnte und ſie unendlich gutmüthig war. Leichtſinnig und gutmüthig zuſammengemiſcht, gibt ſelten eine dauernd hübſche, ſchöne Farbe, ſagt man bei uns im Sprüchwort.

Als das Mädchen konfirmirt und aus der Schule war, that's die Wittwe Breier in die Stadt, wo es bei einer Verwandten blieb und das Nähen, Kleidermachen und Sticken lernte, und wie das

Getieftel alle heißt, womit die Mädchen und Frauen ſich abgeben. Der Gedanke war nicht übel, denn ſo ſicherte ſie ihrem Kinde doch den Lebensunterhalt, mochte Gott über ſie etwa heute oder morgen verfügen. Aber in der Stadt war das Lieschen bei Weitem ſo ſtrenge nicht gehalten, wie es bei ſeiner Art und Weiſe hätte gehalten werden ſollen. Die Verwandte war eine alte, gute, kränkliche Frau. Die bekam Sand in die Augen, blauen Nebel davor und Lieschen ging Gaſſaden. Leichten Staub weht leichter Wind in die Höhe — kurz, Lieschen kam höchſt unmuthig heim, als ſeine Mutter erkrankt war. Sie pflegte ſie zwar getreulich, bis ſie geneſen war, aber nun ſollte Lieschen auf dem Dorfe bleiben — das war eine bittere Arznei. Sie ſollte ihr Brod ſelbſt verdienen, das forderte Ausdauer und die hatte ſie nicht, und es fehlte an Unterhaltung, denn der Anblick des wunderholden Lieschen's, mit den flammenden Augen fuhr wie ein Blitz in die Jungburſchenherzen, und ich will es nicht leugnen, daß ich auch die Wirkung fühlte. Item, das ſchöne Lieschen war für mich zu alt. Auf dem Dorfe halten ſich die Jahrgänge zuſammen und ſelten greift einmal einer in die andern über. Sie ſind im Umgange ſtreng geſchieden.

In Lieschen's Jahrgang waren Viele, beſonders Burſche, und die waren alle gründlich in das Mädchen verliebt. Sie that's den Burſchen mit ihren fackeligen Augen an. Sie hatte ſie alle am Bändel — und doch keinen — denn ſie liebte es, Allen lieb zu ſein und keinen lieb zu haben. Das können ſie bei dieſen Umſtänden ermeſſen, daß ſie viel beneidet wurde von den andern Mädchen, beſonders von den reichen; aber eine Feindſchaft gab's doch eigentlich nicht, und, wie groß auch oft der Neid war, etwas Uebles brachte er nie auf das Lieschen. Sie hatte bei ihrer Leichtfertigkeit doch ſo eine Art, die die keckten Burſche gewaltig im Zaume zu halten wußte.

Keiner konnte ſagen, daß er mehr hätte, als der Andere, und Alle zappelten an der Angel, wie der gefangene Fiſch. Nun geht das doch in der Regel nicht lange. Es kommt eine gewiſſe Zeit, da das Spaſſen alle iſt und ein Mädchen an die Haube denkt und an den eigenen Herd.

Die Breier's Wittwe hatte nichts als ihr geringes Hausgeräthe, denn ſie wohnte auf Zins, und wäre ſie auf einen Baum geſtiegen, ſo hätten ihre Rechte an dem Boden ein Ende gehabt. Da iſt's doppelt nöthig, dran zu denken, daß fünf Monate nach dem Mai der November kommt.

So viel hatte doch die Breier's Wittwe ſich abgeſehen, daß der weiſe Salomon Recht hat, wenn er ſagt: Es habe Alles ſeine Zeit. Sie ſagte daher oft zu Lieschen: „Tändeln hat auch ſeine Zeit. Sieh' zu, daß es dir nicht geht, wie Jener, die ſieben Liebhaber, aber keinen hatte, der ſie nahm."

Darauf antwortete wohl das Lieschen einmal ganz ſchnippiſch, aber es kam ihr doch vor, als ſei ihre Mutter nicht weit von der Wahrheit.

Zwei waren damals die eifrigſten Bewerber um ihre Gunſt. Beide hatten ſie herzlich lieb und Lieschen ſie auch. Wer das Glück hat, führt die Braut heim, heißt's — aber es konnte auch heißen: Wer die Mutter für ſich hat. Hier hieß es ſo.

Lorenz Müller und Caspar Vogel hießen die Zwei. Grafen und Barone waren ſie alle beide nicht, ſondern Holzhauer, wie ich; aber es war eben doch ein Unterſchied. Der Caspar war eine Waiſe; er hatte das Gnadenbrod bei einem Vetter gegeſſen, da er klein war — und jetzt, wo er erwachſen war, mußte er ſich für ihn plagen. Das war er müde, denn Caspar war zwar von Herzen, wie es ſchien, nicht böſe, aber er war heftig, jähzornig, und dann gab's ſelten eine Schranke, die er nicht überſprang. Er wollte ſelbſtſtändig werden, eignes Brod eſſen und Lieschen heimführen. An dem Gedanken hing ſeine Seele. Zwar reimt Arm auf Arm am Beſten, aber im Leben reimt's doch übel, und wenn zwei Arme zuſammen kommen, tragen ſie am Hausrath nicht ſchwer. Caspar hätte ſeine Habe unter dem Arme tragen können oder, wie man ſagt: er hätte ſie in ein berliner Kofferchen packen können, und das Lieschen hatte eben auch noch für nichts geſorgt, nicht einmal ein eignes Bettlein. Es putzte ſich gerne und das koſtet Geld.

Der Lorenz Müller dagegen war reicher, das heißt, er hatte ein eigenes, niedliches, aber hübſches Häuschen, ein gutes Bette, einen Tiſch und ein paar Stühle; aber er war Einer, der ſich zu helfen weiß. Wenn der Caspar ledig aus dem Walde heimging, ſo trug Lorenz gewiß einen Laſtkorb Spähne oder eine Laſt Reiſig, was ihm der Förſter erlaubt hatte; auch wohl eine Laſt Futter für ſeine Ziege, die er ſich hielt und die ihm Lieschen's Mutter fütterte, denn er war ihr nächſter Nachbar.

Für die Mutter war da die Wahl keine Qual, wohl aber für das Lieschen, das augenſcheinlich mehr Neigung zu Caspar trug. Lorenz war ihr zu verſtändig und ruhig, ſeine Liebe war nicht ſo feurig, wie die des Caspar. Beide Burſche fühlten es heraus, daß zwiſchen ihnen das Loos ſchwankte und haßten ſich, wie grimmige Feinde. Beide waren aber ohne Widerrede die ſchönſten Burſche im Dorfe und manch' anderes Mädchen wäre glücklich geweſen, wenn es einer von ihnen geliebt hätte; Lieschen hatte Beide und war dennoch nicht glücklich, weil ſie in der Wahl zu keiner Entſcheidung kam.

Lorenz war endlich des langen Hinhaltens überdrüſſig. Eines Tages, als Lieschen's Mutter in ſein Haus trat, um ihm, wie er ſie gebeten hatte, die Ziege zu melken, bat er ſie um ein Geſpräch unter vier Augen, wozu ſie gerne bereit war.

Man braucht nicht Rathsherr von Nürnberg zu ſein, um ſich vorzuſtellen, was das Geſpräch betraf. Es galt die Werbung um Lieschen. Die Mutter hatte Gründe genug, Lorenz ihre Einwilligung zu geben und ihm zuzuſagen, daß ſie Alles aufbieten wolle, Lieschen für ihn zu gewinnen. Was ſie beſonders beſtimmte, war die Ausſicht, daß ſie es in ihren gebrechlichen Alterstagen bei Lorenz beſſer haben würde, als bei dem hitzköpfigen Caspar. Sie überlegte ſich's, wie ſie es anfangen wolle, um Lieschen der Anfrage des braven Lorenz geneigt zu machen, und als ihr Plan fertig war, ging ſie ans Werk mit aller Klugheit. Da es Caspar merkte, daß ſich die Wagſchaale auf Lorenz's Seite neigte, und ob er durch einen verzweifelten Schritt ſicherer auf Lieschen wirken, oder ob er ſich an ihr rächen wollte, ich weiß das nicht, und es iſt mir nie klar geworden, aber das weiß ich, daß er mit einem Male aus Lieschen's Hauſe blieb und einem andern Mädchen zu Gefallen ging und Lieschen völlig unbeachtet ließ, ja, wenn er vorüber ging, nicht einmal nach dem Fenſter ſah, wo ſie mit ihrer Näharbeit ſaß. Das war ein Stich, der in das Herz traf. In der Aufwallung gab ſie dem Drängen ihrer Mutter nach. Lorenz kam und ſie verlobten ſich. Es war Samſtag, als dies geſchah und Sonntag Morgens rief ſie der Pfarrer als Brautleute zum erſten Male aus.

Montags war Caspar ſpurlos verſchwunden. Kein Menſch wußte, wohin er gekommen war und Niemand konnte es ahnen, da er keine Andeutung darüber hatte verlauten laſſen. Anfänglich lief das Gerede durchs Dorf, er habe ſich ein Leid angethan, aber es erwies ſich bald als irrig, denn er hatte ſeine Kleider und Hemden mitgenommen.

Lieschen war, als ſie das Gerede hörte, völlig außer ſich und geberdete ſich wie eine Irrſinnige, da ſie ſich anklagte, die Urſache ſeines Todes zu ſein; ſie beruhigte ſich aber ſcheinbar wieder, als ſich jenes heilloſe Gerede als falſch erwies. Dennoch nagte ein Wurm heimlich an ihrem Herzen, denn nun erſt erkannte ſie das Maaß ſeiner Liebe, deren Verluſt ihn fort in die Welt trieb.

Das waren ſchlimme Ausſichten für den guten Lorenz. Sie zeigte zwar ihren Kummer nicht, aber wenn ſie allein war, floſſen ihre Thränen und in gar mancher Nacht mußte ihre Mutter ſie mit harten und ſtrengen Worten zurechtweiſen. Sie duldete es ſtille, obwohl ſonſt ihr Mäulchen fix war. Endlich wurde ſie mit Lorenz getraut und kein König war glücklicher als er.

Jedermann dachte, das werde eine recht glückliche Ehe werden. Lorenz verdiente ſchönes Geld, er war ein beſonderer Liebling des Oberförſters und Lieschen konnte den Verdienſt ihrer Nadel auch ſchon ſehen laſſen. Bewahrte ſie der liebe Gott vor Unglück, ſo konnten ſie ſich etwas Schönes erwerben und ohne Sorgen in die Zukunft blicken; aber wie hatten ſich die Leute verrechnet! Lorenz war und blieb die treue Seele, die voll und ganz an Lieschen hing. Er trug ſie auf den Händen und ihre Mutter hatte die beſten Tage von der Welt; anders war es bei Lieschen. Sie wurde alle Tage kälter, gleichgiltiger und abgeneigter gegen ihren guten, braven Mann. Sie wurde launiſch, mürriſch und unzufrieden. Nie gönnte ſie ihm ein Wort der Liebe, nie einen herzigen Blick. Seine Freundlichkeit war ihr zuwider. Sie hatte oft rothgeweinte Augen und ihr träumeriſches Weſen ließ es ahnen, was ihre Seele erfüllte. Wie unrecht und ſündhaft ſie handelte, bedachte ſie nicht. Ihre Mutter hoffte eine Veränderung, wenn ſie ein liebes Kind an ihr Herz legen könne. Dieſe Stunde des Segens kam, aber es ſtarb ſchnell dahin und forthin blieb ihre Ehe kinderlos. Dies Mißgeſchick vollendete das häusliche Unglück.

Lorenz trug's mit ſchwerem Herzen und hoffte durch ſeine ſich gleichbleibende Liebe ſie zu gewinnen, aber leider, je länger je mehr zeigte ſie eine abſtoßende Widerwilligkeit gegen ihn. Sein Holzhauergeſchäft brachte es mit ſich, daß er oft Wochenlang ſeine Schwelle nicht betrat. Dann war es ihr ordentlich wohl. Was ſie gegen ihn hatte — erfuhr nie ein Menſch. Vergebens redete ihre Mutter und der Pfarrer ihr ins Gewiſſen. Sie ſetzte ihnen ihre Thränen und ihr Schweigen entgegen. —

So blieb's und die Jahre gingen und kamen. Die Zeit machte keine Aenderung, auch nicht der Kummer der Mutter und ihres Mannes. Endlich ſtarb ihre Mutter. Die Leute ſagten: Das wird ihr Herz wenden! Sie irrten. Sie änderte ſich nicht.

Das Wahrſcheinlichſte war, daß ſie zu glauben ſchien, ihre Mutter und Lorenz ſeien Schuld geweſen, daß Caspar zu der Andern ging, und hätten ſie dann im erſten Augenblicke der eiferſüchtigen Aufregung in ihr Netz gelockt. So ſah ſie ſich als eine Ueberliſtete, als eine Betrogene an, ſich und Caspar, den ſie doch wohl am liebſten gehabt hätte. So entſtand die Abneigung gegen ihrem Mann und die Abwendung von ihrer Mutter und die reiche Ernte des Elends und des Kummers für alle Dreie, die der Mutter das frühe Grab bereitete und zwei Herzen ſchied, die völlig dazu angethan waren, ſich gegenſeitig glücklich zu machen.

Lange Zeit hörte man von Caſpar nichts, gewiß über ſechs bis acht Jahre; da kam die erſte Nachricht von ihm zufällig ins Dorf.

Es war an dem Tage des erſten Aufgebots von Lieſchen und Lorenz, wo er in voller Verzweiflung fortgegangen. Wohin, das wußte er ſelbſt nicht. So lange er Geld hatte, rannte er fort, immer nur bedacht, recht weit weg zu kommen von dem Orte ſeiner Qual. Das Geld aber wächſt bekanntlich nicht nach von ſelber. Es kam nichts dazu und ſo nahm es ab. Mit Schrecken wurde er das gewahr, als er ſich eben der Gegend von Saarbrücken näherte.

Er war ein ſtattlicher, prächtiger Burſche, der Geſchick und Kräfte hatte. Da er aus dem Lande am Donnersberg war, fiel ſein Kommen nicht auf und er fand auf einem Eiſenhüttenwerke Arbeit. Wäre er Werbern in die Hände gefallen, vielleicht hätte ſein Schickſal eine andere Wendung genommen. Nun blieb er auf dem Hüttenwerke, wo man ihn bald als einen ſehr brauchbaren Menſchen erkannte. Er erlernte das Formen ſchnell und wurde bald einer der vorzüglichſten Former. Aber im Innern nagte und gohr es unermüdet fort. Es trieb ihn eine raſtloſe Unruhe um, und es war einem Trupplein liederlicher Geſellen ein Leichtes, ihn in ihren Kreis zu ziehen, wo der Trunk und das Spiel mit gleicher Macht herrſchten. So ſuchte er durch den Taumel der Trunkenheit und die wilde Aufregung des Spiels ſein Herz zu betäuben — indeſſen iſt das eine Bahn, die ſchnell abwärts führt. Der Hüttenherr hätte ihn gerne weggeſchickt, wenn er ihn hätte erſetzen und entbehren können. Das war aber nicht wohl thunlich, und ſo wurde er, trotz ſeiner Laſter, geduldet. Einſt lernte er ein Mädchen kennen beim Tanze, das einige Aehnlichkeit mit Lieſchen hatte.

Sie war aus dem Dorfe, eines Lehmformers Kind, hatte in Trier einige Jahre gedient, war gefallſüchtig und ſchlau und wußte Caſpar ſo in ihre Netze zu kriegen, daß er ſie heirathete. Leider hörte Caſpar erſt zu ſpät von ihrer üblen Aufführung in Trier. Das gab denn die Urſache zum Hader ab, und ſeine Trunkſucht und Spielwuth fügte von ſeiner Seite neue Gründe hinzu, — kurz, ſie lebten, wie Katzen und Hunde, wie man ſagt; verbitterten ſich das Leben über die Maaßen und machten ſich entſetzlich elend und unglücklich. Zwei Kinder waren aus dieſer Haderehe entſproſſen, die aber beide das erſte Lebensjahr nicht erreichten. Der Hader wuchs aber auch in dem Grade, daß es als eine heilbringende Begebenheit angeſehen wurde, als Caſpar's Frau ſtarb. Sein Leben war nach und nach aber ſo völlig regellos geworden, daß er oft mehrere Tage nach einander „blau machte" und gar nicht aus dem Wirthshauſe kam. Da konnte denn doch die Rückſicht ſeines Brodherrn nicht weiter reichen. Er wurde entlaſſen und ſomit plötzlich brodlos.

Das war denn doch gegen alle ſeine Rechnungen. Er hatte übrigens noch mehr Kraft und Selbſtbeherrſchung, als man ihm zutraute; denn er rührte keine Karte mehr an und betrat das Wirthshaus nicht mehr. Jetzt reute es ſeinen Brodherrn, daß er ihn entlaſſen, und er ließ ihm ſagen, wenn er ſo bliebe, wolle er ihn wieder in Dienſt nehmen.

Der Hüttenherr kannte Caſpar's wilde, unbändige Natur nicht. Er ließ ihm höhnend ſagen: „Und wenn er ihm die Hälfte der Hütte anböte, nehme er keine Dienſte mehr!"

Eines Morgens war Caſpar fort, und wieder wußte Niemand, wohin er ſich gewendet.

Seit ſeine Frau todt war, hatte er oft eine Art Heimweh empfunden. Er hatte es aber unterdrückt, weil er in ſeiner Heimath keinen Verdienſt finden konnte, wie er ihn hier hatte. Dort blieb ihm nichts übrig, als Holzhauer zu werden. Jetzt, da das Band zerſchnitten war, welches ihn an das Hüttenwerk gefeſſelt, erwachte das Heimweh in heftigerem Grade. Er konnte es kaum länger tragen. Und ſo brach er einſt in ſtiller Nacht auf und zog die Straße, welche er vor acht Jahren hierher eingeſchlagen hatte.

Eins aber fiel ihm auf die Seele, als er nicht mehr ferne von unſerm Dorfe war — der Gedanke, Lieschen wieder ſehen zu müſſen, die für ihn verloren war. Doch — er richtete ſich ſtolz empor und ſagte zu ſich: „Haſt du dem Trunk und dem Spiele entſagt und ſollſt nicht Herr werden können über eines Weibes Anblick, das dich verſchmäht hat?“ — Er ſchritt raſch zu und erreichte das Dorf am Abend. Ein Stübchen zu finden hielt ihm nicht ſchwer, und der Holzhauermeiſter nahm ihn ſogleich wieder an. So war denn vorerſt für das Nothwendigſte geſorgt. Die Nachricht: der Caspar iſt wieder da! lief mit Blitzesſchnelle durchs Dorf.

Lieschen erglühte, als ſie ſie vernahm. Sie zitterte vor Erregung. Lorenz war abweſend im Walde. Sie konnte die Nacht kein Auge ſchließen.

Er vermied es mehrere Tage, ſie zu ſehen, aber als ſie ſich ſahen, waren die Jahre vergeſſen, die voll Leides und bitterer Erfahrungen zwiſchen damals und jetzt lagen; da waren die heiligen Pflichten vergeſſen und die glühendſte Leidenſchaft zog in beider Herzen ein, oder beſſer, ſie erwachte neu, denn ſie hatte leider nur geſchlummert.

In unſern Dörfern, wie leicht beweglich auch der Pfälzer iſt, führt doch Zucht und Sitte noch ein ſtrenges Regiment, und wehe der Frau oder dem Manne, der des Wortes der heiligen Schrift vergißt: „Die Ehe ſoll ehrlich gehalten werden.“ Das iſt aber doch hier nur ein Aeußerliches geweſen, denn innerlich war ſie ſchon lange gebrochen.

Lieschen war in der That ſchöner, als ſie als Mädchen geweſen war, und Caspar's verworfener Lebenswandel war nicht im Stande geweſen, ſeine Mannesſchönheit ganz zu vertilgen. Man ahnete wohl, wie es um die Zweie ſtand, und daß alte Liebe nicht roſtet, und dachte an das Sprüchlein:

„Es ſengt und brennet
Kein Feuer ſo heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der Niemand weiß."

Hundert Augen aber lauerten auf Liesbchen und Caspar. Sie lauerten umſonſt, und doch ſagte ſich Jeder heimlich, es ſei, wie das Reimlein ſage. Es war augenſcheinlich ein neues Leben in Liesbchen gekommen. Ihr Auge leuchtete und flammte wieder wie ſonſt, aber der arme Lorenz war ihr ein Dorn im Auge. Liebloſer kann ein Weib ihren Mann nicht behandeln, wie ſie ihn. Er trug's, wie er's lange ſchon getragen, und ſuchte noch immer durch Freundlichkeit ihr die Gelegenheit zum Zorne zu nehmen, aber es half einmal nicht. Sein Kummer lag vor Aller Augen und die Urſache auch. Wenn ſie ihn nicht lieb hatte, warum heirathete ſie ihn denn? fragten die Leute. Es iſt aber ein leichtfertig Ding geweſen, ſagten ſie, das nie recht wußte, woran es mit ſich ſelber war, und ſtets mit dem unzufrieden, was es hatte. Gerade in dem Letztern lag das Unglück. Ich glaube, die Leute hatten Recht. Das Liesbchen war ein verzogenes, verwöhntes, eitles Ding. Als Mädchen war ihr Jeder zuvorkommend, freundlich und that ihr artig und ſchön; als Frau, verſteht ſich, hatte das ein Ende. Dazu kam die Art ihrer Trennung von Caspar; das Unrecht, was ſie ihm glaubte angethan zu haben und die Macht ſeiner Liebe, die ihn hinaus in die Welt getrieben. Da ſaß ſie denn zu Hauſe alleine und hing ihren Gedanken und Hirngeſpinnſten nach, und das, was ſie nicht hatte, erſchien verklärt und doppelt ſchön und herrlich, und was ſie hatte, das Beſte ſelbſt, war nichts werth.

Ich weiß nicht, meine Herren," — ſagte der Holzhauer, — „ob Sie ſolche Naturen gekannt haben? — Aber ſie ſind leider ſo ſelten nicht. So viel iſt aber gewiß, glücklich ſind und werden ſie niemals.

Ja, ja, bei Caſpar war's eben ſo, daß verborgenes Feuer inwendig immer tiefer hinabbrennt. Je mehr er ſeine gottloſe Liebe unterdrücken und beherrſchen wollte, deſto tiefer wurzelte ſie und bäumte ſich gegen ihn ſelber auf, wenn er Lieschen ſah und nicht zweifeln konnte, wie ſie gegen ihn geſinnt ſei. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß ſie ſich heimlich ſahen und daß ein verbrecheriſcher Umgang ſtatt hatte; doch iſt nie darüber etwas kund geworden. Man vermuthete es wohl.

Daß Lorenz dem wilden Caſpar ein Dorn im Auge war, weil er eben zwiſchen ihm und Lieschen ſtand, ſie ihm entriſſen hatte, das iſt wohl keinem Zweifel unterworfen; er zeigte ſeinen Haß aber nicht anders, denn daß er ſeine Nähe mied, wo er konnte. Wie es aber in Lorenz's Hauſe ſtand, nein, das was ein Jammer! In Lieschen's Herzen wuchs die Abneigung gegen ihren Mann täglich. Es fiel ihm kaum auf, denn er wußte es leider nicht beſſer. Womit er ihre Liebe verſcherzt habe, wußte er nicht, weil er ſich ſelbſt und alle Welt ihm das Zeugniß geben mußte, daß in ihm auch nicht die geringſte Aenderung eingetreten war. Er that ihr Alles zu Gefallen; es kam kein ungezogenes Wort über ſeine Lippe; ſanft und freundlich war er überall und allezeit gegen ſie. Traf er ſie manchmal weinend und fragte ſie: Warum weinſt du denn? Es drückt uns kein Mangel; ich arbeite fleißig und verthue nichts; ich ſuche jeden deiner Wünſche zu befriedigen; ich gebe dir kein hartes Wort, wiewohl du ſo lieblos gegen mich biſt; ich trage dich auf den Händen. Meine Liebe iſt noch ſo innig, wie ſie war als ich dich freite, und doch, doch — biſt du unglücklich und es kommt mir vor, als ernte ich nur Haß für meine Liebe! Dann war es, als käme ihr eine beſſere Einſicht. Sie reichte ihm ihre Hand, aber wollte er ſie an ſeine Bruſt drücken, ſo entwand ſie ſich ihm und ſchauderte innerlich. So ſtand's, als der Herbſt kam und die Holzfäller zu Walde zogen. Auch Caſpar ging in den Wald, aber er und Lorenz kamen ſelten zuſammen.

Einmal fügte es ſich, daß der Förſter ſie zum gemeinſamen

Fällen einer ſtarken Buche anſtellte. Sie ſtand in einem ſehr dichten Unterholze, in dem ich beſchäftigt war, ohne daß Beide es wußten. Mir pochte das Herz vor Angſt, ich wußte nicht warum, und ich will es gerne geſtehen, daß ich meine Arbeit verſäumte, um ſie zu beobachten. Schon gleich im Anfange ihrer Arbeit entſtand ein Wortwechſel zwiſchen ihnen. Leider war ich nicht nahe genug, alle Worte zu verſtehen, aber er bezog ſich auf Lieschen. Caspar war heftig. Lorenz antwortete ſanft. Die Angſt meiner Seele wuchs, weil ich das Schlimmſte befürchtete. Ich ſchlich mich fort, um den Förſter zu ſuchen und ihn zu bitten, die Zweie von einander zu thun.

Im Fortgehen war mir's, als hörte ich einen Schrei. Ich ſtand wie angefeſſelt und horchte mit namenloſer Angſt im Herzen; aber es blieb ſtille und ich hörte den Schall verdoppelter Axtſchläge und lief, was ich laufen konnte; jenen Schrei aber hielt ich für eine Ausgeburt meiner Einbildungskraft. Den Förſter fand ich erſt nach einer halben Stunde athemloſen Umherlaufens. Er wies mich zornig zurück; aber in demſelben Augenblicke gab es einen gewaltigen Lärm im Walde. Dem Förſter wurde es denn doch unheimlich und wir liefen zurück.

Der Holzhauermeiſter kam uns entgegen und rief: „Ach, was hat ſich ein Unglück ereignet! Der Baum hat den Lorenz im Fallen zerſchmettert! Es iſt zum Entſetzen!“

„Iſt er todt?“ fragte haſtig der Förſter.

„Mauſetodt!“ war die Antwort.

Wir eilten zur Stelle. Es war ſo. Der völlig zerquetſchte Leichnam lag da, und Caspar, bleich wie eine Leiche, erzählte den Hergang. Er habe, ſagte er, Lorenz gewarnt, weil der hohe, kahle Stamm und die gewaltige, hohe Krone ein raſches Fallen habe vorherſehen laſſen.

Als es krachte, ſei er weggeſprungen. Da aber der Baum nur noch ſchwach gehängt habe, ſo ſei, trotz ſeines Widerrathens, Lorenz noch einmal auf den Rand der Vertiefung getreten und habe einen wuchtigen Hieb geführt. Darauf ſei raſch der Baum gefallen und habe ihn unter ſeiner Laſt begraben. Er habe um Hilfe gerufen, worauf denn die Holzhauer zuſammengeſtrömt ſeien und mit vieler Mühe den Leichnam hervorgezogen hätten.

„Ihr hättet ihn, da er todt war, müſſen liegen laſſen,“ ſagte der Förſter. „Daß er todt war, zeigte der völlig zerſchmetterte Kopf. Das Gericht mußte ja kommen!“

„Was, Gericht?“ rief Caspar. „Es iſt ein Unglück, das das Gericht nichts angeht!“

Der Förſter ſchickte auch ſogleich nach der Stadt.

Am Nachmittage kam das Gericht. Es wurde unterſucht, die Zeugen verhört und Caspar verhaftet.

Mit der Rechtspflege, meine Herren,“ — ſagte der Holzhauer — „ſtand es damals traurig genug. Ich wurde nicht verhört. Warum? — Ich weiß es nicht. Anzeige zu machen, hielt mich die Angſt zurück, weil der Förſter ſchwieg, der ja Alles ſo gut wußte, wie ich.“ Kurz — Caspar kam frei und als das ſcheinheilige Trauerjahr um war, wurde er und Lieschen ein Paar. Jetzt blühte ſie wieder auf wie eine Roſe und der ganze Himmel hing voller Geigen. Ging Caspar zu Walde, ſo gab es einen Abſchied, als reiſe er in ein fremdes Land voll wilder Thiere; kam er zurück, ſo flog ſie ihm entgegen und der Jubel war groß.

Im Dorfe war darüber nur eine Stimme, und ob ich gleich kein Wort zu ſagen wagte, ſo munkelte man doch hin und her viel Schlimmes, und ich hörte mehr als einmal: Wenn das ſo fort geht, dann weiß man nicht, was man ſagen ſoll! Alle braven Leute mieden das Paar, ſo viel ſie konnten.

Aber es kam ſo, wie die Leute vermutheten; nur im umgekehrten Verhältniß, wie es zwiſchen Lorenz und Lieschen geweſen war.

Sie hing an Caspar mit einer geizigen Liebe; aber Caspar wurde immer ernſter, einſilbiger und kälter gegen ſie. Sie wollte durch das Verdoppeln ihrer Liebkoſungen ihn wiedergewinnen, und das gerade ſtieß ihn mehr zurück. Das nahm reißend zu und die Nachbarn wollten geſehen haben, wie er ſie, als ſie ihm mit offenen Armen entgegen kam, zurückgeſtoßen habe, daß ſie taumelte und ſchier hingeſtürzt ſei.

Caspar blieb wenig zu Hauſe. Im Walde trank er viel Branntwein, und war er im Dorfe, ſo ſaß er in der Schenke, kartete und trank, bis er völlig betrunken heimkam. Dann machte ſie ihm Vorwürfe und es kam zu empörenden, rohen, gewaltthätigen Auftritten. Es war ſo, als müſſe Caspar das erwachende Gewiſſen im Trunke betäuben.

Von der Zeit an konnte man an Lieschen auch eine recht große Veränderung wahrnehmen. Sie verhehlte ihre Thränen nicht mehr; ihre Wangen blichen. Kummer und Unmuth wurden übermächtig und die Reue nagte an ihrem Herzen.

Caspar kam zuletzt kaum mehr aus der Schenke. Der Verdienſt ging hin und Lieschen litt oft bittere Noth zu dem Elende, deſſen Laſt ſie trug.

Caspar war trotz dem Allen ein fleißiger Arbeiter im Walde. Einmal mußte ich mit ihm und einem Dritten eine Buche fällen. Der Baum war dem ähnlich, den er einſt mit Lorenz zu fällen gehabt hatte. Ehe wir begannen, ſtand er lange in ſich verſunken da und betrachtete den Baum; dann ſchüttelte er ſich, wie wenn ein Fieberfroſt über ihn käme. Mit wahrem Widerſtreben ging er an die Arbeit.

„Nehmt Euch in Acht,“ rief ich, als der Baum ſchon ſtark angehauen war, „es könnte ein Unglück geben, wie damals, als der Lorenz umkam! Der Baum iſt juſtement gerade ſo!“

Da ſchrie plötzlich Caspar: „Bube, was willſt du damit ſagen?“ Und ſprang gleich einem Wüthenden mit geſchwungener Axt auf mich ein.

Ich trat einen Schritt zurück und fragte, ihn ſcharf anſehend: „Was wollet Ihr mit mir?“

„Warum nannteſt du den Lorenz?“ ſchäumte er vor Wuth.

„Weil ich durch den Baum daran erinnert wurde,“ ſagte ich, „denn ich war damals nicht weit weg!“

Da holte er mit der Axt nach mir aus, daß er, wäre ich nicht zurückgeſprungen, mir den Schädel würde geſpalten haben. Der Holzhauer ſprang herzu und riß ihn zurück.

„Biſt du verrückt, Caspar?“ rief er aus. „Was that dir der Junge?“

„Haſt du nicht gehört,“ ſchrie er, „was er geſagt hat?“

„Ich habe nichts darin gefunden, was übel gemeint wäre,“ ſagte der Holzhauer.

„Ich aber,“ rief Caspar, glühend vor Zorn. „Er meint, ich hätte den Lorenz todt geſchlagen.“

„Das ſagt Ihr,“ rief ich; „aber ich habe es noch nicht geſagt.“

„Noch nicht?“ ſchäumte er; „alſo du willſt es noch ſagen?“ Und wieder drang er wüthend auf mich ein.

Darüber kam der Förſter, der ihn ſogleich aus dem Dienſte jagte.

Er ging mit furchtbaren Drohungen gegen mich, und ſein Weg war ins Wirthshaus. Dort ſtieß er die ſchrecklichſten Drohungen gegen mich aus, und als er völlig trunken war, taumelte er heim. Zu Hauſe gab es ſogleich die heftigſten Auftritte. Die Leute verſammelten ſich daſelbſt, wie das ſo geht, und viele hörten es, daß er ausrief: Du biſt Schuld, daß ich den Lorenz todtgeſchlagen habe. Du haſt mich verlockt! Immer wilder wurde der Streit im Hauſe. So viele Leute auch daſtanden, Niemand wagte es, in das Haus zu gehen — bis ein gellender Schrei drinnen endlich die Leute zwang. Sie riſſen die Thüre auf und ein entſetzlicher Anblick bot ſich ihren Augen dar. Am Boden lag das junge Weib mit zerſchmettertem Schädel und Caspar lehnte an der Wand.

„Seht, die hab' ich zum Schweigen gebracht! So geht's noch Einem!“ Er nannte meinen Namen.

Sein Maaß war indeſſen voll. Die Leute überwältigten und banden ihn. Sie liefen nach dem Arzte und den Gerichten. Es war indeſſen längſt zu ſpät für ärztliche Hilfe. Der erſte Hieb war tödtlich, denn die Schärfe der Axt hatte den ganzen Kopf geſpalten.

Kaſpar war nüchtern geworden während der einleitenden Vernehmungen. Als man ihn zu dem Körper der ſo ſchauderhaft Ermordeten brachte, ſank er bewußtlos nieder. Nach vielen Bemühungen des Arztes kam er wieder zu ſich, und nun bekannte er Alles.

Mit Lorenz hatte er ſelbſt den Wortſtreit angefangen. Lorenz ſchwieg anfänglich zu Allem, aber als es ihm doch zu arg wurde, antwortete er ihm. Ein Wort gab das andere, bis Kaſpar in ſeine blinde Wuth gerieth und die umgekehrte Axt dem Armen auf den Kopf ſchlug. Mit einem Schrei, den ich gehört hatte, ſtürzte er zuſammen und war todt. Kaſpar verdoppelte nun ſeine Hiebe an dem Baume und legte den Leichnam Lorenz's ſo, daß ihn der Stamm traf und zerquetſchte. Von ſeiner Frau ſagte er, ſie ſei ihm immer vorgekommen, als ſei ſie blutig. Sie habe ihn verlockt und ſeinen Haß gegen Lorenz gereizt in den heimlichen Zuſammenkünften, und ſo habe ſie zuerſt den Gedanken des Mordes in ihm angeregt. Daher ſei er denn auch ſo wüthend geworden, als ſie ihn einen Mörder genannt habe.

Jetzt," — ſagte der Holzhauer, — „kann ich's kurz zuſammenfaſſen. Der Prozeß ging zwar langſam, aber das Urtheil lautete auf den Tod durch das Beil. Es wurde an ihm vollzogen.

Seitdem duldete es mich nicht mehr daheim. Die Erinnerungen waren zu ſchreckhaft für mich. Ich ließ mich hier nieder, um dort wegzukommen und es hat mich noch nicht gereuet."

Der Holzhauer hatte ſeine Geſchichte geendet. Sie hatte uns alle mit Grauſen erfüllt.

Während draußen der Sturm noch immer aus vollen Backen blies und der Regen in Strömen fiel, ſtreckten wir uns auf das Mooslager. Mein Freund ſchlief bald. Ich aber konnte den Schlaf lange nicht finden, denn die Bilder ſtanden vor meiner Seele, die des Holzhauers Erzählung herauf beſchworen hatte.

Hier endet der Abſchnitt aus den Aufzeichnungen meines Großoheims, der überſchrieben iſt: „Eine Nacht in der Holzhauerhütte,“ und den ich hier ungeändert mitgetheilt habe.

Drei Tage in Mittenwalde,

im bayeriſchen Alpengebirge.

Eine Reiſeerinnerung aus dem Jahre 1852.

Es war in den Junitagen des Jahres 1852, als ich von München herüber kam, um nach Innsbruck hinab und weiter zu gehen. Der Marktflecken Mittenwalde machte durch ſeine Lage, tief im Schooße gewaltiger Berge, und durch ſein ſauberes, heiteres Ausſehen einen ſo guten Eindruck auf mich, daß ich mich entſchloß, einige Tage zu bleiben. Ueber meine Zeit ſtand mir die alleinige Verfügung zu, und da ich für meine Geſundheit reiſte, ſo that ich gewiß wohl, da zu weilen, wo es mir gefiel. Ueberdies hatte ich des Stadtlebens in München gerade genug gekriegt, und war von der Kunſt wahrhaft überſättigt. Hier in dem ſchönen Bergorte, in der großartigen Bergwelt, im Schooße ländlicher Ruhe und Einfachheit wollte ich ausruhen, aufathmen, mich erfriſchen und erholen. In dem Gaſthauſe war's behaglich und ein alter, penſionirter Beamter, wie es mir ſchien, der mein Tiſchnachbar war, gefiel mir gut in ſeiner derben Einfachheit. Er hatte nichts zu thun und da half ich ihm in ſeinen Geſchäften. Morgens gingen wir ſpazieren; Mittags ſaßen wir behaglich nach Tiſche zuſammen, und gegen Abend liefen wir wieder hinaus in Gottes ſchöne Welt. Schon am erſten Tage waren wir ſo dicke Freunde, als hätten wir uns viele Jahre gekannt.

Dieſer erſte Tag meines Aufenthaltes in Mittenwalde war ein Sonntag. Schon um vier Uhr ſchlenderten wir nach der Scharnitz hinunter. Stämmige Burſche begegneten uns, beladen mit jungen Birken; blühende Mädchen mit Körben voll Blumen. Schon im Orte war eine ungewöhnliche Thätigkeit mit Putzen und Scheuern bemerklich geweſen.

„Was giebt's denn morgen?“ fragte ich den Alten.

„Ei wiſſen's denn das nicht?“ fragte er. „Morgen iſt hier die Frohnleichnamsproceſſion, die Sie in München freilich am Feſttage ſelbſt viel herrlicher ſahen.“

Nun war mir allerdings Alles erklärlich und ich freute mich auf den Anblick des ländlichen Feſtes nach dem großartigen Pompe in München. Der Alte führte mich auf einen Bergvorſprung, wo unter einer Lerchengruppe ein herrlich Plätzchen war. Man konnte das ſchöne Thal weit überſchauen und hatte rechts Mittenwalde in ſeiner Berge Schooß vor ſich. Da zog ſich der mächtige Karwandelſtock hinauf, um in ſeinen drei Thorſpitzen ſein Höchſtes zu erreichen, beſonders in der 10,000 Fuß hohen Zugſpitze über Partenkirch, die das goldene, glänzende Kreuz trägt. Tiefer unten ragte der Franzoſenſtein empor, zu deſſen Füßen die Scharnitz liegt mit ihren Feſtungsreſten, die an die Kämpfe mit Ney erinnern, und wo jetzt Oeſterreich ſeine Mauthner ſtehen hat, die mit Luchsaugen nach Cigarren Jagd machen und nur ihrer Fünfe frei paſſiren laſſen; dort ſchließt der Wetterſtein ab und gegenüber der ſtattliche Rechberg, alleſammt des Karwandels ebenbürtige Geſellen und Nachbarn. Der Alte erzählte mir viel von den Kämpfen an der Scharnitz und manche intereſſante Epiſode aus dem Tyrolerkriege, und von dem Haſſe der Bayern und Tyroler, der erſt jetzt allmälig ſich mindere, obwohl er auch einmal wieder aufblitze, wo es dann freilig mitunter blutig ablaufe.

„Der Menſch hängt halt überall von ſeiner Umgebung ab,“ ſagte er. „Auf der Ebene verläuft Alles einfach, ſtille, matt; aber in den wilden Bergen theilt ſich auch dem Menſchen etwas Wildes mit. Seine Leidenſchaften ſind ſtärker; ſein Haß und ſeine Liebe ſind tiefer, mächtiger, ich möchte ſagen, gewaltig wie ſeine Berge, und ſein Charakter ähnelt ſeinen Felſen. Glaubet [illegible] lieber Herr, wer hier lange gelebt, wie ich, der lernt das kennen an vielfacher

Erfahrung. Bös ſind darum die Leute nicht; aber es iſt nicht gut, den ſchlafenden Bären zu wecken. Ihr könnt das morgen beobachten, wenn Ihr Luſt tragt; denn nach dem Feſte gibt's einen Tanz. Kommen Tyroler aus dem Innthal herüber, von Zierl etwa, auf die's die Mittenwalder Buab'n ohnehin aufgekreidet haben, dann fürcht' ich ſchon, es wird ſehr a'n harte G'ſchicht'n geb'n. Sie thun halt' nimmer gut z'ſamm'n und glei geht's an'n Rauf'n."

„Hat denn dieſer Lokalhaß eine beſondere Quelle?" fragte ich.

„Zwa für ani," ſagte der Alte. „Schauen's — er zeigte nach dem Rechbergſtocke hin — dort liegen zwar viele Berge und Thäler zwiſchen der Martinswand, wo der alte Morl 'mal geſeſſ'n hat, und nit wieder abi konnt', aber es iſt ein Gebiet, wo die Gamſel'n noch z'hauß' ſind in Rudeln. Hier z'Land hat der König das edle Thier gehegt und er that wohl dran, denn es wär' bald aus mit ihm; aber drüben, auf der Tyrolerſeit'n, darf ſie der Jäger mit dem Stutzen noch beſchleichen. Nun, Jag'n is a Luſt. Hob in mei'n jung'n Johr'n au manch' Gamsthier drüben weg geputzt, und um die Schulter heim g'trog'n. Nun mögt Ihr denk'n, wie das lockt. Die drüben leiden's nit, daß a'n Mittenwalder dort das Gamſel b'ſchleicht; thun's aber doch. Da gibt's harte Püffe und ſchon Mancher iſt nit mehr heim komm'n, der Morgens friſch mit dem Stutz'n von Mittenwald hinaufſtieg! — Merkt's, da liegt a'n Grund. Der andri ſind die Dirndl'n." —

„Die Mädchen?" fragte ich, mich wohl erinnernd, wie auch am Rheine alter Haß viele Generationen hindurch ſeine Wurzeln durchſchlug, weil die Burſche eines Ortes die ſchönſten Mädchen aus dem andern heimführten als ihre Frauen.

„Zweifelt Ihr dran?" fragte er ſtutzig.

„Nein, nein!" rief ich. „Ich kenne Aehnliches aus den Bergen meiner Heimath. Fahrt nur fort, ich bitte!"

„Nun," ſagte er, „es iſt eine bekannte Geſchichte, daß Mittenwald die ſchönſten Dirndel'n hat zwiſchen dem Loyſachthal und dem Innthal —. und da liegen hübſche Bergſtöcke und Thäler dazwiſchen.

Ihr könnt's morgen ſelber ſchau'n. Schon von Alters her iſt das ſo geweſen und die Tyroler, namentlich die Zierler, haben gar manch' hübſch Dirnd'l hinüber geholt, als ſtattliche Hausfrau. 'Siſt aber auch kurios, daß die Zierler den Mittenwalder Dirndl'n allemal beſſer gefallen, als die Mittenwalder Buab'n und wir haben doch prächtige Buab'n, wie ſie kaum drüben ſind. 'S Weibsvolk is a'n kurios Volk," ſchloß er, „und 's hat's noch Keiner ausklugt. Aber 'sbläſt kalt aus den Karwändelſchlucht'n," ſagte er und ſtand auf. „I hob ſchon die Gicht!" —

Er hatte Recht. Wir ſaßen ohnehin dem Thalwind preisgegeben auf unſerm ſchönen Plätzchen. So gingen wir denn nach Mittenwalde zurück, wo jetzt Alles in regſamſter, fröhlichſter Thätigkeit war. Der Ort, der nur eine, aber breite Straße hat, war ſo rein gekehrt, daß man hätte mit weißen Strümpfen ohne Schuhe gehen können. Zu beiden Seiten des Weges waren die Maien aufgeſtellt, daß es wie eine Allee ausſah. Unten im Orte baute und putzte man an einem Altar oder „Evangeli," wie mich mein Begleiter belehrte. Schief der Poſt gegenüber, wo das Haus lag, deſſen Vorderſeite von des Giebels Spitze bis zu den Fenſtern des Erdſtocks mit Fresken bemalt iſt, in denen die wunderſame Phantaſie des Malers ſich abmühte, die Sätze des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes bildlich zu veranſchaulichen, baute man an einem zweiten „Evangeli," das aber viel ſtattlicher als jenes zu werden verſprach.

„Himmel und Kinder!" rief mein Gefährte, als wir uns durch die Gruppen der Kinder durchdrängen mußten, die vor Luſt und Freude wegen des morgenden Feſtes zappelten, hüpften, ſangen, und einen „Juchzer" ausſtießen, der jodelnd wirbelte.

„Aber wo ſtecken denn die ſchönen Mittenwalder Dirndl'n in der allgemeinen Bewegung?" fragte ich.

„Dalkete Frag'!" rief er aus. „Habt Ihr denn nicht die Körbe voll Blumen geſehen, die ſie heimtrugen? Die wachſen nicht von ſelbſt zu Kränzen zuſammen oder thun's das bei Euch z'Land?"

Ich lachte herzlich über die derbe Zurechtweiſung; denn das

Wort: Dalk und das abgeleitete: Dalket bezeichnet ohngefähr das Gleiche mit: Dummerjan, Eſel und dergleichen Kraftausdrücke des Volks.

Als wir in die Poſt traten, war noch andere Geſellſchaft da, Bürger des Orts, Gewerbetreibende und Beamte. Mehr denn Ein „Fäſſel“ des von Münchens zweiter, der Frohnleichnams-Saiſon, beſchriebenem, unwiderſtehlichem „Bocks“ wurde dieſen Abend geleert und ich, als Rheinländer, hatte in Bayern ſchon Qualitäten errungen, die mich als ganz anerkennenswerthen Partner erſcheinen ließen, ob ich es gleich nicht zu der Virtuoſität gebracht, die ich hier, wie anderwärts in dem Lande, wo Gambrinus Alleinherrſcher und Selbſtherrſcher iſt, bewundern gelernt hatte; denn das überſteigt wirklich das Maaß eines gewöhnlichen, ehrlichen, ſchlichten Begreifens! —

Es war ſpät, als ich mit Schrecken in das bauſchige Federbette ſank, das ſchier über mir zuſammenſchlug, und ſchon frühe weckte mich das hübſche Geläute. Da mein Alter mir geſtern ſagte, die Kirche ſei klein und könne, ſo ſehr ſich auch alle Welt hinein und zuſammendränge, nicht die Hälfte der Menſchen faſſen, die zur Prozeſſion kämen, ſo mußte ich den Gedanken aufgeben, dem Gottesdienſte in der Kirche beizuwohnen. Ich beſchloß daher, zum Frühſtück heimzugehen und dann, wenn meine Stube, davon drei Fenſter nach der Straße gingen, geordnet ſein würde, meinen Standpunkt an einem der Fenſter zu nehmen, von wo aus ich die Kirchgänger und dann die Prozeſſion recht anſehen konnte, zumal das „Evangeli“ grade gegenüber war, wo ſie Halt machen mußte.

Als ich in das Gaſtzimmer trat, ſaß mein Alter ſchon da, ſchmauchte ſeine Pfeife und blickte in das Seidelglas mit Wehmuth, aus dem er ſchon die letzte Thräne Bock zum zweiten Male geſchlürft hatte.

Er reichte mir ſeine Hand zum „Guten Morgen.“ „Grüß' Gott,“ ſagte er. „Gut geſchlafen? Ich warte ſchon eine halbe Stunde auf Euch und trinke derweil.“

„Warum denn?“ fragte ich. „Ihr ſagtet ja geſtern, in die Kirche ſei nicht zu kommen?“

„Das bleibt wahr,“ erwiederte er; „ändert aber doch nichts. Will auch nit 'nein; denn zu Schnitz'l'n will i mi nit reiß'n und noch extra brot'n loß'n! — Ich komme zu Euch. Ihr habt ja doch die Stube vorn 'raus? Nicht?“

Ich bejahte und während ich mich zu meinem Kaffee ſetzte, zu dem ich köſtliche mürbe „Stritz'l'n“ erhielt, begann er das dritte Seidel Bock zu bearbeiten und meinte, mit der Zunge am Gaumen ſchnalzend, es ſei doch eine Sünde und Schande, Kaffe zu trinken, wenn es Bock gäbe; die Leute im „Reich“ ſeien doch ein „Dalket Gezücht.“

Ich lachte und äußerte, es ſei eben ſo Sitte bei uns, wie hier das Biertrinken zum Frühſtücke. Das wäre „Dalket“ bei uns.

Er zuckte die Achſeln und ſchwieg, weil er trank und uns beklagen mochte. „Seht,“ ſagte er, „der Poſthalter hat nicht mehr viel von dem edeln Stoff. Drum thu' ich mein Theil jetzt weg. Wenn die Prozeſſion vorüber iſt, dann hat's am Ende und man muß wieder ein Jahr warten, bis es wieder Bock zu trinken gibt.“

Als ich gefrühſtückt, ließen wir uns vier Seidel hinauftragen, um ſie in Sicherheit zu haben. Dann legten wir uns in die Fenſter. Es war Zeit, denn die Glocken begannen zur Kirche zu rufen. Männer, Frauen, Kinder, Alles eilte im Sonntagsputze zur Kirche. Die Kinder waren phantaſtiſch aufgeputzt, trugen, die Mädchen nämlich, Körblein voll Blumen, und die Knaben bunte, kleine Standarten mit allerlei Heiligenbildern. Die Tracht war im Allgemeinen die Oberbayerns, beſonders fand ich die ungeheuern Pelzmützen der Frauen wieder. Die Mädchen trugen die allerliebſten Riegelhäubchen, mit den zwei gegen den Nacken gekehrten Spitzen, wie man ſie in und um München trägt; aber nun ſah ich auch wohl, wie wahr das Wort meines Alten war. Ich hatte in den bayeriſchen Alpen manch' ſchönes Mädchen, manche prächtige Geſtalt geſehen, aber in der That, die Töchter Mittenwald's waren durchweg die Schönſten, und durchweg; denn kaum einer Häßlichen begegnete das Auge. Dabei waren es nicht die durch die abſcheulich kurze Taille entſtellten Geſtalten, nicht die gebückten, durch die Laſten, welche ſie in der Umgegend Münchens tragen müſſen; nein, die Kleiderform war kleidſamer, der Körperform zuſagender und die Geſtalten waren aufgerichtet und edel.

Niemand ging vorüber, ohne vor dem „Evangeli," welches ein Heiligenbild zierte, ſeinen Knix zu machen oder das „Hütl" zu lüften. Jetzt öffnete ſich droben die Thüre an dem mit Fresken bemalten Hauſe, vor dem das „Evangeli" ſtand, und heraus trat eine jugendliche Geſtalt von den edelſten Formen. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Man ſah kein Weiß an ihr, als an dem ſchneeweißen Hemde, deſſen Aermel ſichtbar waren und an einer ſchmalen Krauſe, die den Hals umſchloß. Dies Mädchen war die Krone, die Perle Aller.

Sie war ſchlank und groß; ihre Geſtalt vom reinſten Ebenmaaße; ihr Haar reich, glänzend, kaſtanienbraun. Nur einmal ſah ich den Blick des großen, braunen Auges, aber ſein Ausdruck war trübe; das Geſicht von wunderbarer Schönheit, aber bleich; kein Roth ſchimmerte durch die feine Haut. Sie ging geſenkten Hauptes der Kirche zu.

„Auf dieſem jugendlichen Herzen liegt ein ſchweres, unheilbares Leid, und die ſchönſte Lilie iſt früh geknickt!"

Ich hatte laut gedacht, wie mir das manchmal begegnet, wenn mich etwas tief bewegt. Dann vergeß' ich der Außenwelt gänzlich.

„Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen," ſagte der Alte, der ſtille hinausgeſehen, das Mädchen auch mit Theilnahme betrachtet und meine lauten Gedanken auch gehört hatte. „Zweimal habt Ihr Recht; mit dem Leid nämlich und der Lilie!"

„Sind dem ſchönen Mädchen die Eltern oder iſt ihr der Bräutigam geſtorben?" fragte ich.

„Beide, Eltern und Bräutigam," verſetzte er.

„Du armes Herz!" ſagte ich und ſah ihr nach. „So jung noch und ſo ſchwer geprüft!"

„Ja wohl," ſprach mit mehr Gefühl, als ich ihm zugetraut hätte, der Alte. „Aber was würdet Ihr erſt ſagen, wenn Ihr die Geſchichte des holdſamen Dirnd'l's kennetet?“

„O erzählt mir ſie, ich bitte!“ rief ich dringend aus.

„Ihr ſollt ſie hören,“ ſagte er ernſt, „aber erſt heute Mittag oder morgen, denn Ihr bleibt ja noch hier bis morgen, ich fürchte, heute kommen wir nicht dazu. Seht da die Buab'n!“ rief er und wandte ſich zum Fenſter.

Auch ich blickte hinaus.

Zwanzig bis vierundzwanzig junge Burſche ſchritten daher in militäriſcher Haltung, angeführt von einem Alten, der die Uniform eines Forſtbeamten, die geſtickte Mütze und den langen Schnurrbart trug.

Die Burſche trugen graue Jupen mit grasgrünem, ſtehendem Kragen, grüne, kokette Hütchen mit friſchen Blumenſträußern und Stutzen. Sie waren beſtimmt, neben dem Himmel der Prieſterſchaft zu gehen und durch Salven die heilige Feier zu erhöhen.

Dafür hatten ſie dann auf dem Schießſtande heute Nachmittag ein Schießen, bei dem ganz hübſche Preiſe herausgeſchoſſen wurden, zu deren Ankauf die Kirchen- und Ortskaſſe ſich die Hand gereicht.

Das und Anderes berichtete mein Alter, der ſich nun eine Pfeiſe anzündete und ſchon beim zweiten Seidel war. Ich rückte ihm mein zweites hin und folgte ſeinem Beiſpiel, indem ich eine Cigarre anbrannte.

Als meine Cigarre und mein Seidel zu Ende war und auch das dritte ihm wohlgeſchmeckt, ſagte der Alte:

„Laßt uns hinabgehen und die zwei „Evangeli“ betrachten, ehe die Prozeſſion kommt!“

So wenig mich das auch anzog, ſo mußte ich folgen. Der Gang war kurz. Wir kehrten in meine Stube zurück, wohin er zwei neue Seidel ſich beſtellt hatte.

An die Geſchichte aber brachte ich ihn nicht.

Ich will die Prozeſſion nicht beſchreiben, weil dieſe ſo ziemlich ſich überall gleich iſt. Ordnung im Aeußern, Andacht im Innern war unverkennbar, denn überall zeichnet ſich das Gebirgsvolk durch Religioſität aus. Die Feier nahm den ganzen Morgen und ſelbſt noch einen Theil des Nachmittags weg, denn erſt um zwei Uhr gingen wir zu Tiſche, wo uns ein, wie man wenigſtens ſagte, auf Tyrolergebiet gewonnener „Gamſelbrat'n," als große Seltenheit trefflich mundete. Er war von einem jungen, ſehr zarten Thier. Nach Tiſch gingen wir zum Schießen, das vor dem Orte ſtattfand und bis in die ſinkende Nacht währte. Treffliche Schützen zeigten ihre Kunſt und Fertigkeit, die wohl kaum den Tyrolerſchützen, die ich ſpäter zu ſehen Gelegenheit hatte, nachſtanden.

Da das Raufen bei ſchwerer Strafe verboten iſt, und Einer, der nur eine „Schildhahnfeder" am „Hütl" trägt (was freilich als Zeichen der Herausforderung zum Raufen gilt), ſogleich von den wachſamen Gensd'armen „gefaßt" wird, wie mein Alter ſagte, ſo ging der Tanz ruhig ab. Ich ſah ihn nicht und zog es vor, die abendliche Kühle im Garten der Poſt zu genießen, ſtatt meine Neugierde mit dem Einathmen des Staubes und dem Ertragen einer erſtickenden Hitze abzufinden. Die Unterhaltung war lebhaft, und das Spielen einer Zither, begleitet von dem ſchönen Geſange einer jungendlich friſchen Jünglingsſtimme, machte mir große Freude, zumal die „Schnaderhüpf'l'n," die der Zitherſpieler ſang, mitunter ſehr anſprechend, ſein „Jodeln" aber unübertrefflich war, wie oft ich auch noch dieſen eigenthümlichen, dem Alphorn nachgebildeten Geſang zu hören Gelegenheit hatte.

Früh am andern Morgen war ich auf den Beinen. Die Mittenwalder ſchliefen noch, nur meine ſchöne Nachbarin ſtand am Fenſter mit dem bleichen Geſichte und den von Thränen gerötheten Augen. Sie erwiederte ſchwermüthig meinen Gruß. Das war das letzte Mal, daß ich ſie ſah, ihr Bild aber, das Bild tiefen, nagenden Schmerzes, hat ſich mir unauslöſchlich in die Seele geprägt. Ungeſtört in meinen Gedanken, machte ich einen herrlichen Spaziergang. Der Morgen war ungemein ſchön, der Himmel klar. Friede ruhte auf dem engen Thale. Von den Bergen her ſchallte der

Geſang der Steindroſſel in den mannigfaltigſten Modulationen. Lerchen trillerten, der Zeiſig zwitſcherte in den Erlen am Bache und der Ruf eines Schildhahns klang von ferne dazwiſchen. Auch das gehörte zu der fremden Landſchaft und erhöhte ihren Reiz. Keine Menſchenſeele begegnete mir. Erſt als ich zur gewöhnlichen Frühſtückszeit zurückkehrte, war Mittenwalde lebendig geworden. Ich fand meinen Alten auf mich warten. Er hatte vom Wirthe gehört, daß noch ein einzig „Fäßle" Bock übrig ſei. Das hatte die anziehende Kraft bewährt.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaßen wir in einer einſamen Laube des Gartens.

„Ich weiß wohl, was ich Euch verſprochen habe," ſagte er, „und will's ehrlich halten. Die Zeit iſt jetzt gelegen dazu. Paßt mal auf:

„Sternhuber's Caritas, ſo heißt das Dirnd'l, das Ihr die Krone und Perle Mittenwalde's genannt habt, und das Ihr verglichen habt mit der früh geknickten Lilie, Sternhuber's Caritas, ſag' ich, war wohl eine Perle! Herr, Ihr habt des Dirnd'ls Schönheit geſtern bewundert, aber Ihr hättet die Caritas vor vier Jahren ſehen ſollen! Damals hat das Auge noch gelacht, das jetzt weint; damals hat's noch geſtrahlt, das jetzt ſo matt und trübe blickt; damals waren ihre Wangen noch, wie dort die eben aufgehende Moosroſe — damals — ja damals gab's auf Gottes Erde nichts Schöneres als ſie. Sie war ſechszehn Jahre alt, Herr! Da mögt Ihr's Euch vorſtellen, wie die Augen der Buab'n nach ihr ausſchauten. Nehm's ihnen nicht übel!

„Aber es war ein „Jokriſch" Dirnd'l. Die hatt' es Allen gethan, aber Keinen hat's vorgezogen. Nur einmal iſt's ihm doch gegangen, wie allen Mädchen. Ihr kennt ja die Klaus droben am Karwandel? Seid ja vorübergefahren, als Ihr von Partenkirch hierher kamt? Dort iſt eine Wallfahrt bei der Kapelle und die iſt beſonders berühmt, weil das Muttergottesbild in der Kapelle ein wunderthätig Gnadenbild und ſchon Manchem ſein Weh weggenommen hat. Wenn da der Jahrestag kommt, dann halten Ketten und Banden keinen Mittenwalder zurück, und was Leben und Athem hat zwiſchen dem Starnbergerſee, dem Ammerſee und dem Inn, ja von München her, das kommt zum Feſte und zur heiligen Bittfahrt.

„Die Klaus liegt ſo ſchön in dem grünen Thälchen, gegen Wind und Wetter geſchützt, und der Klausbauer hat eine ſehr gute Wirthſchaft, und wo der liebe Herrgott eine Kapelle hat, da baut der Teufel einen Tanzplatz dazu. Das iſt einmal ſo in der Welt.

„Dazumal ſtrömte wieder alle Welt nach der Klaus, denn das Wetter war gar luſtig. Bin auch dageweſen. Als die Bittfahrt vorbei war, hat das Jungvolk einen Tanz gehalten und waren Himmel und Leute da. Auch die Zierler Buab'n waren da und leicht hätt's kommen mögen, daß der Nazi und der Aegidi mit ihrem Anhang hätten Trutzliedl'n angeſtimmt zum Raufen, wenn nicht der geſtrenge Herr Landrichter einen Riegel vorgeſchoben hätte durch acht Haltfeſte, nämlich Gensd'armen, und die waren ſtämmige Kerle, wie des Königs Hartſchiere in München, die Ihr müßt ja geſehen haben, und in der neuen Uniform?

„Die hielten die Buab'n im Reſpekt.

„Aber Ihr werdet fragen: Wer der Nazi und der Aegidi ſeien? Das will ich Euch erſt ſagen.

„Ihr kennt das Haus da neben der Poſt, mit dem Erker, daran Ihr geſtern die Inſchrift geleſen, den Hausſpruch mein' ich, als wir ſpazieren gingen? — Nun, das gehörte damals des Arnold Krazenleitner's Wittib, die Caritas hieß, und war des ſchönen Dirnd'ls Gothen und Baas von der Mutterſeiten her. Sie war eine Frau ſchlicht und recht, nicht arm und nicht reich, mußte ſich aber herum thun und drehen und wenden. Die hatte einen Sohn, den Nazi, der war zwei Jahre älter, als drüben das ſchöne Göthel. Ein Buab war's, Herr, wie Milch und Blut, und dabei gewachſen wie eine Lerche, und wenn er Morgens jodelte und einen Jauchzer that, ſo hörte man's an der Scharnitz. Immer luſtig, flink, fleißig und treu, wie Gold, war er, und hatte ſchwarze Augen, die fackelten. Wer wollt's ihm verargen, daß ihm die ſchöne Caritas gefiel? Er war's ja nicht allein, dem's ſo ging. Aber es war nicht ſo ein flüchtig Wohlgefallen, ſondern es war, wie's im Schnaderhupf'l heißt:

Du herzig's ſchön's Dirndl,
Du liegſt mir im Sinn;
Du liegſt mir im Herzen
Sieben Klafter tief d'rin.

Und wo einmal die Lieb ſieben Klafter tief ſitzt, da weht ſie der Karwändelwind nicht mehr 'raus, und nicht der Sirokko, der aus Italien 'rauf pfeift.

„Die Caritas wußt's auch und war ihm freundlicher als allen Andern, und ich glaub' feſt, ſie hatte ihn lieb, nicht von wegen der Verwandtſchaft und Nachbarſchaft, ſondern vom Herzen 'raus von wegen ſeiner Schönheit, und weil er ſo gut war gegen ſeine Frau Mutter und überhaupt ſo brav. Er war auch gewiß eine gute Seel', aber Pulver hatt' er auf der Pfann'. Hui, wenn ihm Einer quer kam, dann war er raſend und unbändig. Freilich war fünf Minuten d'rauf alles vorbei. Er that der Caritas Alles, was er konnte, und wenn ſie ihn anlächelte, dann wär' er in den Tod gangen, wenn ſie's verlangt hätt'. Ich laß mir's nicht ausreden, daß ſie ihn lieb hatte, denn ich weiß auch, wie viel Uhr es iſt, wenn die Gamſel pfeift; aber ſie iſt immer gar ein ſpröd' Dirnd'l geweſen, und ſollt's Niemand recht wiſſen, wie es um ihr Herz ſtand. Das war des Dirnd'ls Stolz. Es ſollt's halt Niemand merken, daß es wär' wie andre Dirnd'ln und a'n Buab'n lieben thät.“

„Nun, und der Aegidi?“ fragte ich.

„Richtig,“ ſagte er d'rauf, „es iſt gut, daß Ihr mich wieder ins Gleis bringt! Drüben zu Zierl da wohnt ein Geigen- und Guitarrenmacher, der Prozelter heißt, ein fleißiger, geſchickter Mann;

hat aber fünfzehn Brotknapper, und das iſt viel für einen Geigenmacher, auch wenn er noch ſo fleißig iſt; aber alle fünfzehn waren ſie hart wie Eicheln und Holzäpfel, und blühten, wie die Roſen, auch wenn ſie nur dreiviertel ſatt hätten, und bildſchön waren ſie alle, abſonderlich ſein Aelt'ſter, der Aegidi. Ich ſelbſt muß ſagen, wenn er neben dem hübſchen Nazi ſtand, ſo hätt' ich auch dem Aegidi den Preis zuerkannt. 'S war ein Blitzbuab, und ſeine blauen Augen ſahen ins Herz 'nein.

„Seltmals an der Klaus, da waren die Zweie und die Caritas auch. Als die Caritas den Nazi zum Tänzer hat und mal ſtehen bleibt, um zu verſchnaufen, tritt der Aegidi zu dem Nazi, reicht ihm die Hand und ſagt: „Grüß' Gott, Nazi, du haſt das ſchönſt' Dirnd'l im Land, Nazi; darf ich mal mit ihr tanzen?"

„He'" ruft da die Caritas aus, „Zierler, ich bin mein eigen und der Nazi hat kein Recht an mich. Wenn d' mit mir tanz'n willt, mußt mi ſelber bitt'n!"

„Da zuckt der Nazi zuſammen, als hätt' ihn eine Natter geſtochen. Er beißt die Zähne auf einander und läßt ihren Arm fahren und geht fort.

„Da wird das übermüthig Dirnd'l bleich vor Schreck.

„Thut nichts," ſagte der Aegidi Prozelter; „faß' dir's nicht z' Herzen. 'Siſt ein Störriger, ich kenn' ihn ſchon! Tanz' mit mir, du ſchön's Dirnd'l! du Lieb's!"

„Da ſchaut ſie ihm in die blauen Augen hinein und ſie ſieht ihn doch zum erſten Mal, aber der hat's ihr angethan, wie ſie's den Andern, und ſie tanzt den ganzen Abend mit ihm und war nie ſo froh, und die Lieb' ſaß im Herzen tief.

„Wie geſagt, es wär' zu Mord und Todtſchlag gekommen, wenn die Haltfeſte nicht dageweſen wären, denn der Nazi ſchäumte vor Zorn, weil ihm die Caritas ſolche Schmach angethan und nun mit dem Aegidi alsfort tanzt und mit ihm ſcherzt und lacht und dann als mal nach dem Nazi blickt, als wollt' ſie ihn äffen und ſagen: Er iſt mir lieber als du!

„Es ging ohne Raufen ab, aber der Funken lag unter der Aſche und brannte heiß fort. Vierzehn Tage ſah der Nazi nicht 'nüber nach dem Haus mit den Bildern und war betrübt im Herzensgrund. Da begegnet ihm einmal die Caritas.

„Biſt noch bös?“ fragt ſie und lächelt ihn an, daß ihm ſchier das Herz bricht.

„Worüber?“ fragt er. „Biſt ja dein eigen und kannſt den Zierler lieben, den Aegidi. Was liegt d'ran, wenn mir das Herz bricht!“

„O, du Dalk!“ ruft ſie aus. „Du dalketer Buab! Meinſt, ich hätt' den Aegidi lieb? Verſtehſt kein'n Spaß? Hab' dich ja nur hänſeln wollen, du Dalk?“

„Da durchzuckt's ihn wieder bis ins Mark. Er blickt ſie an und ſie lächelt wieder ſo, daß kein Menſch widerſtehen konnt'.

„Caritas!“ ruft er aus — „iſt das wahr? Haſt mich doch lieb? Lieber, wie den Aegidi? — Sag's noch einmal!“

„Du Dalk!“ ruft ſie aus, „den Tauben und den Alten ſagt man's zweimal;“ und mit den Worten läuft ſie fort, wie eine Gamſel und der Nazi kann ſie nicht einholen. Aber ſie blickt noch mal um und nickt ihm zauberiſch zu.

„Da ſteht er und fragt ſich: Iſt's wahr? Und es kommt wieder Freude und Luſt in ſeine Seele und er jodelt wieder und man hört ſeine Juchzer weithin ſchallen; und ſie lächelt ihm zu, und es iſt Alles wieder gut und er meint, er hätt' die Welt g'wonn'n!

„Noch Eins, Herr,“ fuhr der Alte fort, nachdem er aus ſeinem Seidel einen langen, ſtarken Zug gethan, „noch Eins! Ich ſagt' Euch, des Nazi's Mutter, die Krazenleitner's Wittib, hätte nicht viel übrig, wenn's Jahr um wär' und dem Nazi könnt' ſie nicht viel geben, und ein Buab hat doch dies und das nöthig, eine Jupen, ein Hüt'l, Pulver und Blei, Tabak und Bier, und auch etwas für die Muſikanten. Wo ſollt' das Alles herkommen? — Nun, drüben auf der Tyrolerſeiten gibt's Gamſeln genug und hier hat ſie der

König gehegt und verhört. Da iſt's eine beſondere Luſt, eine zu bürſchen, und das Wilddieben hält kein Mittenwalder für eine Sünd'. Da hat's der Nazi gemacht wie viele Andre auch; aber er iſt ein beſſerer Schütz geweſen, als ſie und ſo oft er ging, bracht' er ein Thier, ja manchmal zwei, daß er unter der Laſt krachte, und er konnt' der Mutter noch Geld abgeben und hatte doch noch genug. Außerdem gab es noch einen Verdienſt. Drüben im Tyrol verkauft der Kaiſer den Tabak und die Cigarren und die ſind theuer und ſchlimm. Nun ſchmuggelte der Nazi hinüber Bündel Cigarren, und von Zierl kam Einer, der holt ſie an der Stelle, wo ſie der Nazi hintrug. Das warf ein Schönes ab, ein ſehr ſchönes Stück Geld, Herr.

„Aber dem Zieler Aegidi ging's, was das Sackgeld betraf, wie dem Nazi. Er hatte in der Regel weniger als Nichts, nämlich Schulden, und der alte Geigenmacher Prozelter mit ſeinem Rudel Brotknapper konnt' ihm ſo wenig geben, als dem Nazi ſeine Mutter.

„Da lag auch nichts näher, als die Gamſeljagd, zu der denn außerdem jedes Bergkind angeborne Luſt trägt. Ich ſag' Euch, Herr, Ihr Leute aus dem Reich begreift ſo etwas nicht. Wenn Ihr Jagen geht auf ein Häsle oder Schnepfle, dann ſtolpert Ihr, wenn's hoch kommt, über einen Kartoffelſtock; aber den Gamſeljäger umgibt der Tod rechts, links, vorn und hinten, und das Thier iſt ſchlau, hat ſeine Lauſcher immer offen und ſeine Lichter ſehen weit und ſeine Läufe ſind flink, wie der Wind, und einen Wächter ſtellt's aus und wenn der pfeift, hui, dann geht's über Grate und Gründe, über Gletſcher und Schlünde, und der Jäger hat nach tagelangem Spüren, Kämpfen und Mühen, für Todesgefahr und ſauern Schweiß — das Nachſehen. Aber meint Ihr, das ſchrecke ab? — Fehlgeſchoſſen! Grad' das reizt, treibt, haſtet und eifert. Und weiter geht's und wieder in die Schneewelt hinein, thalab, bergauf — bis wieder eine Spur da iſt. Und wer keinen guten Schutzpatron hat und dem heiligen Hubertus keine Kerze opfert, der mag d'heim bleiben und am Kachelofen hocken und das Jagen bleiben laſſen. Hab's erfahren in meinen jungen Jahren, Herr, und uf a'n Kerzen kam mir's nit an und uf a'n Biſſel Halsbrech'n a nit.

„Seit dem Feſt an der Klaus trug aber der Nazi dem Aegidi einen Todeshaß und ließ ihm ſagen, er ſollt' ihm aus dem G'heg bleiben, ſonſt ging's nicht gut ab, und ſollt' ihm auf der Gamſeljagd nicht in Schußweit' kommen, ſonſt könnt' er ihn für a'n Gamſel halt'n! —

„Solch' Trutzlied'l ohne Melodie und Weiſ' gefiel dem Aegidi auch nicht baß; ließ daher zurück ſagen: Das ſchöne Wild in Mittenwald ſteh' ihm ſicher; er würd' ſich's ſchon ſelber holen und fürcht' den dalketen Nazi nicht; und was die Jagd beträf', ſo wär' ſein Stutzen gut und ſeine Kugel ſicher, und es käm' ihm auch nicht d'rauf an, eine Jupen für eine Gamſeldecke und ein Mittenwalder löcherig Hüt'l für ein Gehörn anzuſehen.

„Das ging Schlag auf Schlag, Klapp auf Klapp, und der Krieg war erklärt. Beide aber gingen indeß um ſo lieber auf die Gamſeljagd, weil's noch ein ander Wild gab, als einen Gamsbock, und der Zorn im Herzen brannte wie glühend Feuer und ließ ihnen keine Raſt nicht.

„Einmal iſt der Nazi ausgegangen früh Morgens und das Dirnd'l, die Caritas, hat ihm wieder gelächelt, ſo ſakriſch, daß er einen Juchzer über den andern that und meint', heut' ſei ein Glückstag für ihn; aber nirgends fand er Gamſeln, und es war ſchon ſchier Mittag. Da ſtreift er weiter ins Tyrol 'nein, und plötzlich ſchaut er ein Rudel, das lag auf einer kleinen Matten, wo die ringsum der Fels ſtarrt, wie ein guter Mantel oder Schutzwand. Nur von unten auf, wo Lerchenwald und Geſtrüpp war, konnt' er anſchleichen, aber 's war ein halsbrechend Stück, denn der Abgrund war tief und das Gefels war zackig und kantig, und kein Weg noch Steg. Das hilft nichts; er muß 'nauf! Ohne Gamſel heim kommen, wär' bittrer geweſen als Galle. Sie hätten ihn ja ausg'lacht. So ſteigt er denn 'nunter, wie ein Steinmarder, mit

Todesgefahr, und endlich drüben 'nauf, ohne daß der Wächter ihn merkt, und wie er in Schußweit' war — paſſ! da kracht's und der ſchönſte Bock ſtreckt ſich und die andern ſind fort.

„Horch, da kracht's hinter den Felſen noch einmal. Der Nazi horcht, lädt ſein' Stutzen ſchnell und klettert vollends auf die Matte, bindet ſeinem Gamsbock die Läufe zuſammen, hängt ihn um die Schulter, ſpannt ſeinen Hahn und lauſcht.

„Grüß' di Gott, Nazi!“ ruft's da auf einmal über ihm auf dem Felsgrat, und der Aegidi ſteht da und hat den Stutzen am Backen und der Nazi ſieht grad' in den Lauf des Stutzens. Da iſt er plötzlich an die Backe gefahren mit dem Kolben und — paſſ! knallt's. —

„Aber der Aegidi war einen Schritt zurückgetreten und die Kugel fuhr in die helle, blaue Luft hinein und Nazi war in ſeiner Hand.

„Haſt Eini geſchoſſ'n?“ rufen da Zweie, Dreie zu dem Aegidi herüber. Der ſchüttelt den Kopf und ſteht wieder auf der Kante, und unten auf der Matte todtbleich der Nazi.

„Was meinſt!“ ruft er halblaut dem Nazi zu, „was ich jetzt thu'? Entweder ſchieß' ich dich todt, und dazu hab' ich ein Recht, oder ich ruf' den Geſellen, und dann wirſt du Wilddieb nach Zierl geführt und magſt brummen, bis das Gericht das Urtel ſpricht, oder ich laß dich laufen, du Strauchmörder und Meuchelmörder. Was meinſt? — Bet' ein Ave und ein Paternoſter! S'iſt aus mit dir!“

„Schieß!“ ſchrie unten der Nazi.

„Du biſt einer Wittib Sohn,“ verſetzt gutmüthig der Aegidi, und er war ein treu Gemüth, das muß wahr ſein. „Die mußt du ernähren. Ich will die Frau Mutter nicht ſchlagen im Sohne! Leg' dein Gamiel ab und mach' daß du fortkommſt. Das iſt meine Vergeltung!“

„Schieß!“ ſchrie wüthend der Nazi.

„Dalketer Buab,“ ſpricht der Aegidi, „denkſt nicht an deine alte Frau Mutter, die eine ſehr kreuzbrave Frau iſt? Du Gottvergeßner, du!“

„Das traf das Herz des Nazi. Er ſtand eine Weile und ſann; dann legt er den Gamsbock auf die Matten, wirft einen Wuthblick auf den Aegidi und fort iſt er, und die Andern merken nichts; denn als ſie zu dem Aegidi kommen, ſteht er auf der Matten und hat den Gamsbock umhängen und lacht.

„Haſt doch Einen geſchoſſen!“ rufen ſie, „du Lügner!“ Aber er lacht und ſchüttelt den Kopf und ſagt:

„Hab' ihn einem Baier abgejagt!“

„Wo iſt er?“ fragen ſie.

„Fort!“ iſt die Antwort, und Aegidi klettert 'nauf und weiter ſagt er nichts. Er dankt ſeinem Patron für ſeinen Schutz vor Nazi's Kugel, und ihm iſt wohl, daß er nicht Rache genommen an ſeinem Todtfeind und denkt, er hab' ihn verſöhnt und vor Gott recht gethan.

„Da hat er aber bei dem Nazi falſch gerechnet, denn Nazi's Haß war verdreifacht geworden, und die Schmach fraß an ſeinem Herzen, wie ein Geier, daß ihn der Aegidi geſchont, aber den Gamsbock abgejagt. Er ſchoß zwar noch einen, „daß er nicht ausgelacht werde,“ als er gegen Abend heim kam, doch ſein Blut kochte und er konnt's nicht vergeſſen und nicht verwinden, und alle Tage wurmt's ihm aufs Neue.

„Mit dem Aegidi aber ging in der nächſten Zeit eine große Veränderung vor und er kriegt ihn nicht mehr auf der Gamsjagd, wie er gehofft. Sein Vater, der alte Prozelter, brachte einmal eine Ladung Geigen nach Innsbruck, und kam da, ich weiß nicht wie, mit einem Offizier von den Mauthnern zuſammen. Dem erzählt er Viel von ſeinem Aegidi und wie er ſehr ein braver Menſch ſei und ein guter Sohn, und kennte alle Schliche und Schlüpfe im Gebirg und wär' grad' angethan für einen Grenz- und Mauthwächter und ſei beſonders bekannt in und um Mittenwalde, von dannen aus der Cigarrenſchmuggel ins Tyrol gehe, wie all' nichts Gut's.

Sagt der Offizier:

„Will denn dein Aegidi das Mauthkäppi aufſetzen?“

„Warum nicht?“ ſagt der alte Prozelter; „wenn Ihr's fertig bringen könntet, Herr Leitnamt? — Auf eine gute Guitarre mit Mechanik, wie man ſie jetzt macht, käm' mir's nicht an.“

„Der Mauthner ſchmunzelte vergnüglich, denn er konnt' ſo ein Biſſel klimpern zu einem Lied an den lieben Mond, wie's ſo Sitte iſt.

„Kann er auch ein Biſſel etwas mit der Feder?“ fragte er weiter.

„Verſteht ſich,“ antwortete der alte Prozelter. „Er hat ſchon als Buab dem Schulmeiſter z'roth'n uſgeb'n und war Primes uf der oberſten Bonk. Thuet, was Ihr könnet!“

„Das verſprach der Herr Leitnamt und der alte Prozelter ging mit fröhlichem G'müth nach Zierl z'rück.

„Und was meint Ihr? Die Guitarre zog, und der Aegidi ſchlupft nach vier Wochen in das grau Röckle mit dem Sammetkrog'n, ſetzt das Käppi auf, läßt den Schnauzer wachſen, kriegt a'n Stutzen und a'n Sabel und kommt auf die Scharnitz, wo's z'ſomm'n hocken und uf d' Cigorr'n Jagd moch'n und faullenzen.

„Das muß wahr ſein, der Aegidi war noch einmal ſo hübſch in der Uniform, und wenn er Sonntags in die Meſſe nach Mittenwalde kam, ſo ſahen zwei Augen mit Liebesglanz und zwei mit Gift und Galle nach ihm. Wem ſie waren, könnt' Ihr ſchon denken. Der Aegidi wußt wohl, warum er den weiten Weg herauf kam, und die Caritas wußt's auch und auch der Nazi.

„Recht war's nicht von dem Dirnd'l, daß es Zweie lieb hatte und nicht recht wußt', welchem es den Vorzug geben ſollt'. Aber ſo ein jung Ding überlegt's nicht, und wenn der Nazi kam, war's ihm lieb und hold, und wenn der Aegidi das Dorf 'rauf kam, ſtand's allemal am Fenſter, und wenn er dann ans Käppi griff und die drei Finger ans Schild'l legte, nach Soldatenart, dann ſchlug eine helle Flamme aus dem ſchönen Geſicht'l 'raus und die Augen lachten und glänzten, wie zwei Sonnen. Nun meinte Jeder, er wär' Hahn im Korb und wenn er hörte, der Andri wär' bei dem Dirnd'l unterm Fenſterl g'weſen, wurmt's ihm g'waltig. Und immer waren Leut' da, die es dem Aegidi hinterbrachten, wenn dem Nazi es einmal glückte, a Stünd'l zu verplaudern, und die es dem Nazi ſagten, wenn die Caritas mit dem Aegidi freundliche Augen machte.

„Das ging ſo fort bis zum Frohnleichnamsfeſte vor zwei Jahren. Da war der Aegidi hier und ein paar Kam'raden von ihm, und hatten Urlaub bis um zehn Uhr. Auch kamen noch Zierler zu ihm her. Und als der Tanz beginnen ſollte, holt der Nazi die Caritas. Das hält der Aegidi nicht aus.

„Nun ſitzen ſie, ehe der Tanz anhebt, an zwei Tiſchen, hüben die Mittenwalder und drüben die Zierler und auf dem Hüt'l des Nazi ſteckt plötzlich die Schildhahnfeder, und das war die Herausforderung zum Rauſen.

„Gleich hoben die Trutzlied'l'n an, und ein Zierler ſingt:

„Schärwenzel', wie d' willt
Und das Dirnd'l iſt mein,
Und du dalketer Buab, du —
Laufſt doch hinterdrein!“ —

Und nun jodeln ſie alle in heller Luſt dazu.

„Ihr müßt wiſſen, Herr, das iſt in den Alpen von Bayern und im Tyrol ſo die Sitt', daß ſolche Lied'l'n und Schnaderhupf'l'n geſungen werden von Einem in dem Trupp, der ſie gleich zu machen verſteht, und das geht ſo lang' her und hin, bis es losbricht. Kaum iſt das Gejodel der Zierler aus, ſo ſteht der Nazi auf, wirft's Hüt'l grimmig in die Luft, fängt's wieder und knallt mit dem Daumen und Mittelfinger. Dann ſingt er:

„Da hör' i a'n ſingen,
Der aber nicks kann!
Und wenn er Kuraſch hätt',
So faß't er mi an!“

„Und im wüthendſten Jubel bricht das Gejodel der Mittenwalder los und halt lange, lange fort.

„Die Muſikanten, die merken, wo's 'naus will und wiſſen, daß wenn's ein Raufen gibt, ihr Verdienſt am Ende iſt, fangen raſch einen Hupfer zu geigen und zu pfeifen an und denken, das könnt's verhindern, was ſie fürchten; aber das war fehlgeſchoſſen, denn wie der Blitz ſind ſie an einander und die Hiebe fallen mit geballter Fauſt, und ſie faſſen ſich und hierin fliegt Einer und dorthin Einer, daß Tiſch und Bänke krachen und die Dirnd'l'n ſchreiend auf die hinteren Bänke ſich flüchten.

„Caritas ſteht da, bleich wie eine Leichen, und ſchaut nur aus nach dem Aegidi ſeinem Käppi, ob's noch oben ſei; aber immer verwickelter wird der Knäuel und immer wilder das Toben und Schreien. Da ruft plötzlich der Aegidi: „Ich bin geſtochen!“ und fällt zu Boden. In dem Augenblick hört man einen gellenden Schrei und die Caritas ſinkt ohnmächtig zuſammen.

„Und wie der Blitz iſt der Tanzplatz leer von den Mittenwaldern, und die Zierler heben den blutenden Aegidi auf und rufen nach dem Doctor.

„Der kommt und unterſucht's ſchnell und ſagt: „Wenn in der Bruſt von deinem Röckle nit a halbes Pfund Werg eing'näht wär', thät dir kein Zahn mehr weh dein Lebtag. Der hat wacker g'ſtoß'n, aber das Meſſer iſt nit eini gang'n weiter bis auf den Knoch'n, und in vierzehn Tag biſt wieder heil.“

„Nun verbindet er ihn und die Zierler ſchaffen ihn auf die Scharnitz. Wer's than hätt'? Ja, Herr, das wär' eine kitzliche Frag' und der Aegidi wußt's wohl, daß es der Nazi war, denn er rang mit ihm, aber der Aegidi konnt' ſich nicht bewegen, weil ſie ſich zu ſehr auf einen Knäuel gedrängt hatten; da nimmt der Nazi den Augenblick wahr und ſtößt ihm das Meſſer in die Bruſt.

„Der Landrichter unterſucht und unterſucht, aber er bringt nichts 'raus und die Geſchichten wird vertuſcht und es bleibt ſtill.

Die Oeſterreicher aber verbieten's ihren Mauthnern und Keiner darf mehr nach Mittenwalde, nicht einmal in die Meß.

„Nach vierzehn Tagen war der Aegidi heil, wie der Doctor geſagt und es kräht kein Hahn mehr nach der Geſchichten. Nur die Caritas war lange krank, und ſeitdem durft' ihr der Nazi nicht mehr kommen; ſie haßt ihn aus dem Grund ihrer Seele und der Buab weiß wohl, wo's herkommt und härmt ſich und quält ſich, daß er ausſieht, wie ein Schatten.

„Glaubt nur nicht, Herr, daß die Zweie nun ihre Rechnung abgemacht hätten! Der Aegidi ſieht im Geiſt, wie der Nazi um das Dirnd'l freien werde und der Nazi weiß, daß ſie den Aegidi lieb hat und alle Beide haſſen ſich in den Tod n'ein.

„Dazumal grad wurde heillos geſchmuggelt nach Innsbruck 'nunter Cigarren über Cigarren, und der Aegidi, der auch ſeine Leut' in Mittenwalde hat, weiß, daß der Nazi der iſt, der den malefizigen Schmuggel treibt. Sie paſſen ihm alle auf, Tag und Nacht, aber den Schlaukopf kriegen's nicht. Der weiß die Schliche, wie ein Iltis, der die Eier ſtiehlt. Es gilt ihm, Geld zu erwerben, weil er doch die Caritas freien will, denn er iſt ſtockblind vor Lieb' zu dem Dirnd'l. Auch iſt ihm der Herr Vater und die Frau Mutter der Caritas geneigt und wollen's zu End' haben, daß nicht ihr Kind an einen Tyroler ſollt' kommen, den ſie haſſen, weil er das Käppi und des Kaiſers Uniform trägt. Aber die Caritas will nicht, weil ſie nun weiß, daß ſie den Aegidi lieber hat, als den Nazi. Das gibt Hader im Haus. Und einmal trinkt der Herr Vater ein Bier in den Zorn, hier in der Poſt, und wird krank und ſtirbt und bald drauf will's Gott, ſo ſtirbt auch die Frau Mutter und die Caritas wohnt mutterſeelenallein in dem großen, ſchönen Haus. Da iſt denn des Nazi Frau Mutter bei dem Göthel alle Tag' geweſen und hat ihm in den Ohren gelegen von wegen der Heirath mit dem Nazi, da ja ihr Herr Vater und die Frau Mutter ſelig geflucht hätten der Heirath mit dem Mauthmann. Und die Vettern und Baſen kommen und nörgeln alle Tag, ſie ſollt, wenn das Trauerjahr um wär', den Nazi nehmen, da ſie ja doch nicht ledig bleiben könnt' in dem großen, leeren Haus — bis das Dirnd'l endlich Ja ſagt, um des Quälens los und ledig zu werden.

„Nun kommt auch der Nazi mit ſeiner Mutter, aber wenn er zu ihr in die Stube tritt, ſo ſchüttelt ſie ſich vor ihm, wie wenn ein Froſt über ſie käm' und ſie ſagt: „Geh' waſch' dich! Haſt Blut an den Händen! Hu, mich ſchuckert's vor dir!“

„Könnt' Euch denken, daß da der Buab im Zorn fortgeht und ſieht, daß aus der Heirath nichts werden könnte und nicht wieder kommt; aber todtglühender wird ſein Haß gegen den Aegidi und hundertmal ruft er im jähen Grimme: „Er muß ſterben von meiner Hand!“

„Und wenn er nun ſchmuggeln geht, nimmt er den Stutzen mit, weil's ihm zu Muth iſt, als müßt' ihm einmal der Aegidi in den Weg komm'n. Und der Aegidi trägt gleichen Todhaß gegen den Nazi, und ſucht Spionaſchi in Mittenwald.

„Da hört er denn, ſein Weg geh' am Rechberg 'nauf, und drauf ſtieg er ins Wieſenthal 'nunter und am Wurzelſtock 'nauf und klettr' dann um den Wurzelſtock 'rum auf die Matten, wo er ihm den Gamsbeck abgejagt. Da leg' er den Bündel mit den Cigarren hin und von da würde, wenn's Nacht werden, der Bündel von Zierlern abgeholt und er bliebe dabei ſitzen, bis ſie kämen, manchmal einen Viertelstag, wenn er nicht weiter gehe auf die Gamſeljagd und den Bündel zudecke mit grünen Lärchenäſten.

„Nun wußt' der Aegidi genug und ſagt zum Leitnamt auf der Scharnitz: „Herr Leitnamt, i hob den Cigarrenſchmuggler auskundſchaft und will ihn fong'n!“

„Das ſollſt!“ ſagt der Leitnamt, „und ſollſt a'n gut Fonggeld foß'n!“ Nun geht der Aegidi drei Tage auf die Lauer und allemal umſonſt. Aber er wird nicht müd und denkt: „I fong' di doch! Todt oder lebendig, was liegt mir dran!“ Denn die Wuth kocht in ihm alle Tage neu auf, da er hört, wenn's Trauerjahr um wär', führt' der Nazi die Caritas heim, weil eben d' Leut' es anders nicht wußten, — denn von dem Blut wußt Niemand und die Caritas lebt wie eine Nonne im Kloſter und redt mit Niemand und war ſchier ſo bleich, wie ſie heut iſt, und ſo ſtill und ſo maßleidig.

„Die Matten aber am Wurzelſtock muß ich Euch g'nauer beſchreiben. Sie iſt nicht groß, und rund um von drei Seiten ſteht der Fels wie ein Mantel drum, wie eine runde Wand und ſchließt ſie ein, und überall iſt von ihr ab ein grauſamer Abgrund, und zwar rechts und links am Ende. Grad vornen iſt Geröll und Geſtrüpp und Lärchenbäume, daß man heraufklettern kann. Links und rechts aber, wo die Felswand ſich umbiegt und niedriger wird, hatte der Nazi einen Gang gemacht, daß man auf die Matten konnte ohne Gefahr, nur durft man nicht ſchwindeln und nicht fehl treten, ſonſt ging's viel Hundert Fuß hinunter, wohin keines Menſchen Fuß kann und auch Keiner hin kommen iſt, ſeit die Welt ſteht. Aber von beiden Seiten war der Pfad gemacht, links von unten aus dem Wieſenthal 'rauf und rechts auf dem Felsgrat 'naus, wo man gehen konnte eine weite Strecke und dann in einen Pfad kam, der links nach der Martinswand und rechts nach Zierl führt; 's iſt aber ein weiter, weiter Weg, und man muß ihn kennen, um nicht irre zu gehn in dem Schnee.

„Hinter der Felswand lag der Aegidi auch am vierten Tag wieder und nicht weit davon zwei andre Mauthner zu ſeiner Hilf', wenn's der Schmuggler mehrere wären.

„Da iſt's dem Aegidi, als hört' er Einen daherſtapfen und unter ſeiner Laſt keuchen und das Herz pocht ihm und der alte Haß fing an zu glühen und zu brennen im Herzen.

„Er hält ſich ruhig, bis er hört, wie der drüben ſeine Laſt auf die Matten wirft. Da iſt's aus.

„Der Nazi war links 'rauf kommen und ſtand an der Ecke, wo er das Pfädlein über den Abgrund mit Steinen gebaut hat. Es iſt noch früh am Tage und er meint, er könnt' noch ein Gamſerl beſchleichen. Daher nimmt er den Stutzen vom Rücken und thut Pulver auf die Pfannen und macht ſich fertig. Als er eben die Pfannen zuknappt, tritt der Aegidi, den Stutzen in der Hand, den Hahn geſpannt, rechts um die Felswand hervor und ruft mit gluthſprühenden, todtdrohenden Blicken: „Hab' ich dich, Meuchelmörder und Schmuggler?!“ — Nazi erſchrickt und blickt auf, und als er den Aegidi ſieht, ſpannt er ſeinen Hahn und ruft: „Noch nicht, halteter Koſtbeutel!“

„Koſtbeutel ſchimpfen die Bayern die Oeſterreicher, weil ſie einen leinenen Sack auf dem Marſche anhängen haben, darin ſie Brod, Pfeifen und allerlei Geſchirr trag'n und den ſie Koſtbeutel heißen.

„Da ſchießt das Blut dem Aegidi in den Kopf.

„Leg' den Stutzen ab!“ ruft er.

„Meinſt, du hätteſt einen Narren vor?“ ruft der Nazi. „Eher nicht, als bis dir die Kugel im Herzen ſitzt!“

„Und in demſelben Augenblick fahren ſie Beide wie der Blitz mit den Stutzen an den Kopf und es kracht hüben und drüben faſt zugleich auf zehn bis zwölf Schritt — und Nazi ſchlägt hinterrücks über und ſtürzt hinunter in die greuliche Tiefe und Aegidi thut einen Schrei, ſpringt in die Höhe und ſtürzt drüben hinab, von Fels zu Fels, von Zacken zu Zacken, bis er hängen bleibt an einem Felszacken, ein blutiger, zerſchmetterter Leichnam. — Nazi hatte keinen Ton mehr von ſich gegeben, ihm ſaß die Kugel im Herzen.

„Als die Mauthner die Schüſſe hören, die ſchier Einer waren, da eilen ſie herbei und ſtehen wie verſteinert, denn da liegt ein Bündel und es iſt kein Menſch zu ſehen. Endlich blicken ſie hinab auf ihrer Seite und ſehen den Aegidi hängen, wie er im Todeskrampf noch ſeinen Stutzen hält mit der einen Hand, während die andere ſchlaff hinab hängt. Einer geht auf die andere Seite. Da liegt des Nazi Hütl. Von ihm aber iſt nichts auszuſchauen.

„Keiner redet vor Schrecken und Trauer ein Wort; aber Ein Gefühl durchdringt ſie: ſo darf der Aegidi nicht hängen bleiben. Er muß ein chriſtlich Grab haben und auch der Nazi, wenn man ihn kriegen kann. Einer bleibt da. Der Andere läuft nach der Scharnitz, Hilfe, Laterne und Seile zu holen. Aber wie ſo der Mauthner daſitzt in ſtummer Trauer und Schrecken, da hört er einen Fall. Er ſpringt auf und ſchaut nach dem Aegidi.

„Die Spannung ſeiner Muskeln hatte nachgelaſſen. Der Stutzen war in die Tiefe gefallen, und der Leichnam des armen Aegidi hat dadurch das Gleichgewicht verloren, und grade, wie ſich der Mauthner verbeugt, ſieht er, wie er rutſcht und dann hinabfällt, wohin kein Sonnenblick kommt und wohin kein Seil hinabreicht.

„Da ſträuben ſich ſeine Haare und ein Schrecken des Todes ergreift ihn, daß er von dannen läuft und erſt zurückkehrt, als die Andern kommen und nun ſelber ſehen, daß da kein Auffahren iſt.

„Sie ſtehen eine Weile ſtumm da; dann ſinken ſie auf ihre Kniee, beten ein Paternoſter, nehmen den Cigarrenbündel und eilen weg von der greulichen Matten, die ſeitdem die Mordmatten heißt.“ —

Mein Alter ſchwieg und that einen Zug aus ſeinem Seidel, und mir war die Bruſt wie zugeſchnürt. Der Poſthalter trat zu uns und ſah bewegt aus.

„Habt Ihr's ſchon gehört,“ fragte er, „was drüben paſſirt iſt?“

„Nein!“ rief der Alte; „was denn?“

„Nun, die Caritas hat um zehn Uhr einen Blutſturz kriegt, und ſo ſchnell auch der Doktor kam, gleich einen zweiten, und eben iſt ſie geſtorben!“

„Wunderbar!“ rief der Alte; „Geſtern war's jährig, daß der Nazl den Aegidi geſtochen hat.“

Er nahm ſeine Mütze ab und wir thaten desgleichen und wir beteten alle Dreie, für alle Dreie, um Gnade und Frieden.

Beim Chriſtbäumlein.

Eine Geſchichte.

I.

Es mögen nahezu acht oder zehn Jahre her ſein — etwas mehr, etwas weniger thut nichts zur Sache, — da führte mich der Wunſch, einen entfernten Verwandten kennen zu lernen, durch das ſchöne Thal der Kinzig gen Gelnhauſen. Ich war damals ein junges Blut, das ſich von Allem angezogen fühlte, was das Herz und die Einbildungskraft beſchäftigen mochte; dabei fröhlich und wohlgemuth, wie eben, nach dem alten Liedlein, das junge Blut auf und ab durch die Welt wanderte — vor Zeiten; denn heutzutage iſt ja alle fröhliche, ſelige Wanderluſt des jungen Blutes in dem Schnauben und Stöhnen der Locomotiven untergegangen. — Das allmählich zerbröckelnde Bruchſtück mittelalterlicher Herrlichkeit — ich meine eben Gelnhauſen mit den Ruinen ſeines Barbaroſſa-Palaſtes, wo die großen Hohenſtaufen raſteten, zechten und tagten, und wo Reichstage gehalten wurden; mit ſeinem ſchönen Dome und ſeinem ſchiefen Thurme, vielen Juden und hundert Schuſtern — liegt gar ſchön an den grünen Höhen, aus denen der bunte Sandſtein recht maleriſch herausſchaut. Wein, Obſt, Früchte, Wieſen, Wald, Berge und Waſſer — was fehlt da zu einem hübſchen Landſchaftsbilde, zumal eine untergegangene Herrlichkeit mitten drinnen liegt, eine freiere Reichsſtadt, der es erging, wie dem heiligen, römiſchen Reiche deutſcher Nation, ſeligen Andenkens?

Ich ſetzte mich an eine der Stellen, welche den freieſten Blick in das Thal gönnten, auf einen Sandſteinblock und ſah ins ſchöne, grüne Thal hinein, auf die Stadt, die wie eine alte Chronik vor mir lag, vergoldet von dem Zauberlichte der untergegangenen Sonne, und beſchaute mir das Bild vor mir mit der vollſten Theilnahme und Luſt.

Aus meinen Gedanken weckten mich nahende Tritte. Ich blickte herum und ſah eine Geſtalt, wie ſie in unſern Tagen kaum mehr dem Auge begegnet. Es war ein dicker, wohlgenährter Mann mit rundem, behaglichem Bäuchlein, unendlich gutmüthigem, heiterem Angeſichte, mit Hängebacken, grauem Haare, darauf eine weiße, baumwollene, links herabhängende Zipfelmütze mit einer dicken Troddel dran. Er trug Kniehoſen von dunkler Farbe mit Schnällchen an der Außenſeite, weiße baumwollene Strümpfe, Schuhe mit einem wohlgepflanzten Schlupfe und ein langes Kattunwamms mit allerlei Rankenwerk und Blümlein im Grunde. Mit der rechten Hand hielt er eine lange holländiſche Thonpfeife, die luſtig dampfte, und mit der linken ein hohes Meerrohr mit elfenbeinernem Knopfe, darauf er ſich, langſam vorſchreitend, ſtützte. In meinem Leben iſt mir keine einnehmendere, behaglichere, gutmüthigere Spießbürgergeſtalt im Sonntagsnachmittagswamms vorgekommen, als dieſe. Mit dem mußte ich anbinden und mich nach meinem Herr Vetter, dem Löwenwirth, erkundigen und über dies und das, Gelnhauſen betreffend; denn der ſah mir unzweifelhaft aus, wie eine lebendige Chronica der weltberühmten Reichsſtadt. Ich ſtand auf, lehnte mich auf meinen Ziegenhainer, ſchob mein Studentenränzel in des Rückens Mitte und grüßte den freundlichen Alten zuvorkommend. Die kleinen, blitzenden Augen blicken mich freundlich an; er dankte und blieb ſtehen. Redſelig, wie ich's erwartet hatte, ging der Alte auf meine beſcheidenen, freundlichen Fragen ein; bald aber wurde er der Fragende und ich mußte Beſcheid geben.

„Wohl ein Gießener Studie?“

„Nein, ein Heidelberger.“

„So? — Was führt Euch denn ins Kinzigthal? Euere Mundart weiſt nach dem Rheine?“

„Richtig; bin daheim, wo der Rhein durch die Rebenberge rauſcht, wo die Bergruinen auf den Felſen und Mausthurm und Pfalz mitten im Rheine ſtehen.“

„Kenn's, das ſchöne Land! Hat Wein!“ Er ſchnalzte mit der Zunge dabei, um dadurch die qualitative Natur deſſelben hörbar zu bezeichnen, ohne Lobrede.

„Was führt Euch denn zu uns hierher?“

„Will's kurz machen,“ ſagte ich; „ich will einen lieben Vetter heimſuchen, der unſrer Familie ſchwer abhanden gekommen iſt. Mein Vater hat mir's zur Pflicht gemacht, indem er ſagte: Es iſt eine biedere, treue Seele allezeit geweſen!“

„Hm! das iſt eine gute Empfehlung. Wer iſt's denn? Vielleicht könnt' ich Euch zurechtführen.“

„Danke freundlichſt! Es iſt der Löwenwirth, ſo er noch lebt, heißt: ******!“

„Er lebt noch und wird ſich freuen, Euch zu ſehen. Kenne ihn ſehr gut. Hat Verwandte am Rheine, die ihn einſt mit Liebe aufnahmen. Wo Ihr aber ſein Vetter ſeid, müßtet Ihr ****** heißen.“

„So heiß' ich ja auch! Seht hier meinen Paß und den Brief meines Vaters an den Vetter.“

Der Alte ließ mir den Paß und griff nach dem Briefe, den er haſtig aufriß.

„Halt, Herr!“ rief ich, ſeine dicke Hand ergreifend.

„Närrchen,“ ſagte er lachend — „bin's ja ſelbſt! Warum ſollt' ich den Brief meines lieben Vetters nicht leſen? Schlag ein, mein Junge!“ rief er fröhlich, mir die Hand bietend. „Biſt mir willkommen, wie mein eignes Blut.“

Ich war überraſcht, aber angenehm; denn der gemüthliche Alte hatte mich ganz erobert.

Ich will's kurz machen. Vierzehn höchſt angenehme Tage brachte ich im Hauſe meines lieben Vetters zu, den ich ſchon darum beſonders lieb gewann, daß er mir alle erdenklichen Geſchichten erzählte, die er erlebt, oder die in Gelnhauſens alten Mauern ihren oft wunderſamen Verlauf gehabt. Eine davon will ich hier erzählen.

Als wir eines Tages vergnüglich nach der Inſel pilgerten, auf welchen die ehrwürdigen Trümmer des Kaiſerpalaſtes ſtehen, machte er vor einem kleinen Hauſe Halt, das ſehr alt, aber ſehr wohl erhalten war und im Innern ſehr gut eingerichtet zu ſein ſchien. Hinter den klaren Spiegelſcheiben ſaß ein alter Herr, der mir ein alter Soldat zu ſein ſchien. Mein Vetter grüßte achtungsvoll. Der Gruß wurde erwiedert und wir gingen weiter.

„Haſt du dir das Haus angeſehen, Wilhelm?“ fragte der Löwenwirthsvetter.

Ich bejahte.

„Auch den Alten?“

„Gewiß.“

„Nun, an dies Haus knüpft ſich eine merkwürdige Geſchichte, die ich dir erzählen will, wie ich ſie theils mit erlebt, theils aus dem Munde des alten Herrn kennen gelernt habe. Doch laß uns damit warten, bis wir wieder daheim ſind; ich erzähle am Liebſten, wenn ich im Lederſeſſel ſitze!“

So geſchah's denn. Eine Stunde ſpäter ſaß er behaglich im Lederſeſſel, ich bei ihm, und bei dampfender Pfeife hob er an: „Du haſt von mir gehört, daß hier in Gelnhauſen heute noch Hundert Schuſter ſitzen. Das iſt ein Merkliches zu viel von dieſer Zunft für die Füße der Gelnhäuſer. Sie arbeiten für den Handel. Jetzt geht's ziemlich gut, aber Anno 1808, 9 und 10 und daherum, als der Krieg das Leder theuer machte, ſtockte das Geſchäft und unſerer Schuſter viele ſaugten am trockenen Hungertuche und darbten. Damals war das kleine, nette Haus ein altes, rauchiges, ſchwarzes Neſt, über deſſen Thüre in den Sandſtein die Jahreszahl 1684 eingemeißelt war, und wer das Haus anſah, glaubte an das Datum. Daß es nicht ſchon 1784 bei ſeiner Jubelfeier zuſammen gefallen war, erſchien als ein Wunder; denn in den 100 Jahren hatten Zimmermann und Maurer nichts dran verdient.

Gleich darauf kam der Sohn des Hauſes aus der Fremde, wurde Meiſter, heirathete ein gar braves Mädchen, das etwas Vermögen hatte, ließ das Haus ländlich repariren (ich erinnere mich deſſen noch ganz gut: der Zimmermeiſter Keller und der Maurermeiſter Dieterich machten's), ſetzte ſich dann als Schuſter und begann ſtill und fleißig zu wirthſchaften. Der Peter Walter war ein gar fleißiger, braver Mann, und ſeine Frau paßte zu ihm, als hätten ſie die Tauben ausgeleſen. Dabei war er ein wackerer Bürger. Wenn's galt, irgendwo Hand anzulegen in der Noth, ſo war er der Erſte, der nicht lange Federleſens machte, ſondern mit Muth, Geſchick und Entſchiedenheit eingriff, beſonders bei Bränden oder anderem Unglück. Man konnte auf ihn zählen, und geldtreu, gottesfürchtig und rechtſchaffen war er, wie Einer. Darüber war eben in der Stadt nur Eine Stimme; dennoch wollte es mit dem Manne nicht vorangehen. Nun, du weißt, Wilhelm, Ein ungerechter Kreuzer frißt Tauſend gerechte, und unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben, weil's nicht geweiht und Gottes Fluch drauf ruht in Ewigkeit. Der Großvater ſeiner braven Frau ſoll ein Wucherer und Pfandleiher geweſen ſein, ein Blutegel der Armen. Ich hab' ihn nicht gekannt, aber mein Vater erzählte mir's und ſagte immer dabei: Gottlieb, der Herr ſucht die Miſſethat der Väter heim an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das ſteht felſenfeſt. Danke Gott, daß unter dem Wenigen, das ich dir einſt hinterlaſſen werde, kein unrechter Kreuzer iſt, und ſchreibe dir's hinters Ohr, wo es kein Huhn auskratzet, wenn du es nicht ſelber thuſt! — Item, es ſcheint, als bewährte ſich das an Walter's Peter. Er hatte nur Ein Kind, einen prächtigen Buben. Die Haushaltung war einfach und beſcheiden, und doch ging's nicht. Er wurde nicht reicher, und nicht vorankommen heißt zurückkommen.

Ich hab' dir's ſchon geſagt, die Kriegszeitläufte waren dem Schuſterhandwerke ungünſtig und dem Handel mit Schuhwerk noch mehr. Der Napoleon turbirte die Welt und alle Welt litt. Mein goldener Löwe ſah niemals trauriger in die leeren Gaſſen von ſeinem Schilde herab, als damals, und ich legte keinen Reichsthaler zurück, ſeit das Reich und die Thaler mit ihm abhanden gekommen waren. Die Schoppengäſte waren ſo ſelten, wie die Störche im Winter.

So ging's fort, bis Anno 1813 die Geſchichte zuſammenbrach. Der ruſſiſche Winter hat ſchauerlich aufgeräumt und die Deutſchen waren wach geworden vom langen Schlafe. Die Kurheſſen jubelten, weil nun ihr alter Kurfürſt wiederkommen ſollte, und wir in Gelnhauſen hatten wieder reichsſtädtiſche Gedanken und Hoffnungen, machten aber, wie man ſagt, die Rechnung vor dem Wirthe.

Der Kriegsſtrom wälzte ſich unſern Gegenden zu. Die Franzoſen waren wie gehetztes Wild. Wer hätte denken ſollen, daß wir die Schrecken einer Schlacht noch ganz nahe erleben ſollten! — Nun, du weißt, es geſchah. Bei Hanau ging's Piff! Paff! Die Franzoſen kriegten Schläge, daß es eine Art hatte, und wir zahlten die Zeche. Der October 1813 war ſchon recht kalt und rauh, als einſt der entſetzliche Kanonendonner den Boden unter den Füßen erbeben machte, als wir mitten in der Weinleſe waren. Am 28. und 30. October ſtrömten Horden von Franzoſen in die Stadt, wie Heuſchreckenſchwärme. Sie plünderten uns aus; ſie mißhandelten uns gräulich. Es war eine Zeit ſchwerer Heimſuchung und um ſo entſetzlicher, als die dunkle Nacht die Greuel der Verwüſtung einhüllte und nur das wüſte Gebrülle der Plündernden, das Jammergeſchrei der Geplünderten an das Ohr ſchlug und die Seele mit immer neuem Grauen und Entſetzen erfüllte. Wenige Häuſer waren ungeplündert geblieben, darunter auch das Peter Walter's. Die Plünderer mochten es ihm angeſehen haben, daß da nichts zu holen ſei. Das hätte dem braven Manne freilich auch den Reſt und Gnadenſtoß gegeben, wenn er geplündert worden wäre. Er dankte Gott inniglich dafür. Dem goldenen Löwen ging's nicht ſo gut. Wir hatten zwar verſteckt, denn in meinem Hauſe iſt ein heimlich Gemach, das Keiner ahnete; aber wer im Wege war, wurd[illegible]ch ſauber ausgefragt. Vergeß' es mein Lebtag nicht!

Wer hätte es denken ſollen, daß es noch ſchrecklicher kommen ſollte? — Der 31. October 1813 war der entſetzlichſte Tag meines Lebens! Schon frühe hörten wir wieder den Donner der Kanonen. Schreckhaft nahe tönte er. Immer näher kam er. — Jetzt hörten wir das Knattern des Kleingewehrfeuers. — Kugeln flogen über die Stadt hin — und bald war kein Zweifel mehr, daß ein Gefecht in der Nähe der Stadt war — ja, daß es ſich, da die Franzoſen zurückwichen, bis in unſere Thore hereinzog. — Wilhelm, wenn ich dir die Angſt, den Schrecken, den Jammer ſchildern ſollte, der die Stadt erfüllte, ich fände dafür keine Worte! — Die Ereigniſſe drängten ſich mit einer Haſt, die Einem den Kopf wirbeln machte. Plötzlich hieß es: Die Koſacken! Die Koſacken! — Das war das Schreckbild der Franzoſen und — auch das unſre. Jetzt drängten ſich die Franzoſen in die Straßen der Stadt, daß ſie ſich zuſammenballten, wie Eine Maſſe. Mitten in dieſer Maſſe befand ſich eine junge, bleiche Frau, die ein zweijähriges Kind an ihrer Bruſt ſchützte und von dem Strome fortgeriſſen wurde. Gerade vor der Hausthüre Peter Walter's ſtürzte mit einem entſetzlichen Schrei: Mein Kind! die Frau zu Boden, und ohne Rückſicht ging's über ſie hinaus. Die Koſacken waren ſchon in der Stadt. Wenige Minuten ſpäter zermalmten die Hufe das arme Weib und ihr Kind!

Das war zu viel für ein Menſchenherz, wie das Peter Walter's. Er hatte durch einen Spalt im Laden Alles mit angeſehen.

„Das iſt eine Deutſche!“ rief er, und ohne an die Folgen zu denken, ſtürzte er die Stiege hinab, riß die Thüre auf, ergriff das ohnmächtige Weib, das mit ſeinem Leibe ihr Kind deckte und zog ſie ins Haus. Die Thüre ſchloß er ſchnell wieder, und gleich drauf tönte das ſchreckenvolle Hurrah! in ſeine Ohren.

Seine Frau, die, den dreijährigen Conrad im Arme, zitternd am Ofen ſaß, rief voll Entſetzen: „Peter, was gibt's?“ — als er ſo raſch die Stiege hinabſtürzte; aber da war kein Redens zu machen, und der Peter Walter war Einer, der wenig aufs Plaudern, aber viel aufs Thun hielt. Es war ſo ſeine Natur!

Gleich darauf keuchte er die Stiege hinauf und trug zum Entſetzen der Frau einen blutenden, weiblichen Körper ins Zimmer. Koth und Fetzen bedeckten ihn. Ohne Weiteres legte er die lebloſe Frau auf das Bette, achtete nicht auf den Schrei ſeiner Frau, eilte noch einmal hinaus und brachte ein zitterndes, weinendes Kind.

„Lieschen,“ ſagte er, „meine Arbeit iſt vorüber; jetzt beginnt die Deine. Reinige die arme Frau, entkleide ſie und lege ſie ins Bette. Gott hat uns in der Plünderung verſchont; nun fordert er Dankbarkeit von uns. Vergiß das nicht!“ Er ging hinaus, der kleine Konrad nahm gleich das kleine, liebliche Mädchen an der Hand und zog es an den Ofen, daß es ſeine rothkalten Hände erwärme, plauderte mit ihm ſo freundlich, daß das Kind ſich bald beruhigte und Alles vergaß, was erſt kurz vorher mit ihm geſchehen war.

Peter Walter hätte nicht nöthig gehabt, ſeine Frau zu mahnen. Die war eine rechte Samariterſeele und vergaß über dem Anblicke des unglücklichen Weibes ihre eigene Lage. Ihre Seele hatte jetzt nur Einen Gedanken, den, für die Leidende zu ſorgen; denn todt war ſie nicht, das fand ſie gleich. Sie eilte hinaus, holte Waſſer und Eſſig und begann das Geſicht von Blut und Gaſſenkoth, in den ſie niedergetreten worden war, zu reinigen. Mit Freuden ſah ſie, daß es eine hübſche, junge Frau war; mit noch größerer, daß ſie zwei große, blaue Augen aufſchlug und wirre ſich im Zimmer umſah. Frau Walter beruhigte ſie und ſie ſchloß darauf, da ſie ihr Kind am Ofen fröhlich mit Konrad ſpielen geſehen, das Auge wieder in neuer Ohnmacht. Während draußen die Deutſchen und Koſacken in neuen Strömen ſich durch die Gaſſen drängten, Gefangene machten und gar manche Koſackenlanze ihren Weg noch tief ins franzöſiſche Leben fand, kochte Peter Walter in der Küche Kaffee für die arme Leidende, das einzige Labemittel, das ihm zu Gebote ſtand. Seine Frau übte ihren Samariterdienſt ganz, zog der Ohnmächtigen mit Anſtrengung aller Kräfte, nachdem ſie ſie gereinigt hatte, ein reines Hemde von ihr und eine Jacke an und legte ſie dann in das Bette.

Die Arme hatte viele Wunden am Kopfe, im Geſichte und im Nacken. Sie war, als ſie ſtürzte, auf das Geſicht gefallen und die Davoneilenden hatten ſie gräulich zertreten. Es war ſchlimm, daß an keine ärztliche Hilfe zu denken war, in dem Tumulte dieſes ſchrecklichen Tages. Peter und ſeine Frau thaten Alles, was ſie wußten und vermochten, die Wunden zu verbinden und ſie weniger ſchmerzhaft zu machen. Dennoch kam die Unglückliche nicht mehr zu ſich und ein Blutſturz endete gegen Abend ihr Leben. Wahrſcheinlich war ihre Bruſt eingedrückt worden, als ſie in der Straße lag.

Grade, als die Unglückliche den Blutſturz bekam, drangen Soldaten in das Haus, ein Quartier zu nehmen. Der Anblick aber ſchien ſo abſchreckend zu wirken, daß ſie ſich wandten und weggingen. So blieb das Haus verſchont, dieſe Samariterherberge der Armuth.

Peter Walter eilte auf das Rathhaus, machte die Anzeige und noch in der Nacht kam ein Arzt, leider zu ſpät. Die Frau war längſt eine Leiche.

II.

Einige Tage ſpäter, als der nächſte Sturm der Ereigniſſe vorüber war und die Unglückliche ihre Ruheſtätte auf dem Gottesacker gefunden hatte, ſaßen an einem Sonntagmittage Peter Walter und ſeine Frau im warmen Stüblein. Konrad und das kleine Mädchen, das Gretchen hieß, ſpielten gar einmüthig mit einander, und Peter las in der heiligen Schrift. Plötzlich hielt er inne, blickte ſeine Frau an, als wollte er ſagen: Jetzt paß' einmal abſonderlich auf! — und las die heiligen Worte: „Wer Eins dieſer Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!“ — Er hielt inne.

„Lieschen,“ ſagte er weich, „haſt du das Wort unſeres Heilandes gehört?“ —

Die Frau blickte ihn an und lächelte, und in den Augenwinkeln begann es zu glänzen. Sie nickte mit dem Kopfe und ſagte! „Der Herr lehrt uns, was wir thun ſollen.“ Peter reichte ſeiner Frau die Hand und ſagte: „So ſind wir einig. Gretchen iſt unſer Kind!“ Und wie in Einem Zuge beſeelt, ſtanden beide auf, traten zu den ſpielenden Kindern, zogen das liebliche Mädchen an ihre Bruſt und küßten es, und das Kind ſchlang ſeine Aermchen an ihre Nacken. Der Bund war geſchloſſen und der Akt der Adoption war droben im Himmel verſiegelt.

Damals, Wilhelm,“ fuhr der Löwenwirthsvetter fort, „war eine Zeit, wo ſo recht eigentlich Keiner wußte, wer Koch oder Kellner war. Durchmärſche auf Durchmärſche, Einquartirung auf Einquartirung folgte. Die Beamten des weiland weſtphäliſchen Königreichs, die aus Frankreich ſtammten, waren mit den Landsleuten davon geeilt; denn ſie ſahen, daß es mit ihnen Matthäus am Letzten war. Die Uebrigen, deutſchen Urſprungs, waren geblieben; aber das Herz, das früher trotzig geweſen, war verzagt geworden und in die Schuhe gefallen. Es war in der Stadt ein Regiment, wie niemals, und die Hauptrolle ſpielte der Commandant, der für die Truppen zu ſorgen hatte. An das Kind dachte kein Menſch und Peter Walter behielt's ohne Einrede.

Wie es aber hieß, außer dem Taufnamen, den das Kind ſelber ſchon ausſprechen konnte, wußte keine Menſchenſeele; denn in den Kleidern der Frau fand ſich keine Spur. Die erſte Kleidung des Kindes, die nämlich, die es trug, als es ins Haus kam, und die Kleidung der Mutter hob Lieschen Walter wie Gold auf, weil ſie die einzigen, möglichen Zeugen der Herkunft des Kindes waren.

Nach und nach kam übrigens das öffentliche Leben wieder in einen geregelten Gang. Die reichsfreien Träume zerrannen, wie Waſſer in einer Seihe, und der alte Kurfürſt kehrte zurück. Wir blieben heſſiſch. Neue Beamte kamen und Niemand dachte an das Franzoſenkind, als Walter, ſeine Frau und der kleine Konrad, die es alle Dreie täglich lieber gewannen. Es war ein herzig Kindchen, ſanft, gutmüthig, lieblich und hing an den Eltern und dem Bruder mit vollem Herzen. Die Vergangenheit war dem Kinde todt. In der Liebe gedieh es herrlich; denn die iſt der rechte Sonnenſchein für ſolche Pflanzen. Mit den Zuſtänden in dem Hauſe Peter Walter's ging es nicht beſſer. Wenn einmal ein Handwerker im Rückgange iſt, hält es unendlich ſchwer, daß eine Aenderung zum Beſſern eintreten kann. Mit ſeinem Credit weicht auch die Kundſchaft. Das erfuhr der brave Walter ſchmerzlich genug. Schulden drückten ihn, und er dankte Gott, daß er für einen reicheren Schuſter, der die Meſſen und Märkte bezog, Jahr aus, Jahr ein arbeiten konnte. Lieschen, ſeine Frau, wurde Wäſcherin, um nur auch etwas zu verdienen, und ſo drückten ſie ſich durch das Leben hin, zufrieden, daß ſie ihr kärglich Brod hatten, ihre Zinſen zahlen konnten und öffentlicher Wohlthätigkeit doch nicht anheimfielen.

Die Kinder wuchſen heran und erfuhren erſt ſpät, daß ſie nicht leibliche Geſchwiſter waren. Konrad lernte das Handwerk ſeines Vaters und bei ſeinem Vater, und als er als Geſelle losgeſprochen war, ging er auf die Wanderſchaft. Da gab's viel trübe Augen. Die altgewordenen Eltern vermißten ſchwer den wohlgerathenen Sohn, und Gretchen weinte gar heiße Thränen um den lieben Bruder. Dennoch mußte es ſein, wie weh auch Scheiden und Meiden that.

Mit der Zeit gewöhnten ſie ſich auch daran, ihn zu miſſen.

Konrad war zuerſt gegen Frankfurt gegangen und nach einem halben Jahre nach Mainz, das berühmt iſt ſeiner feinen Schuhe wegen. Wie es kam, ich weiß es nicht, aber er ließ ſich von da verplaudern, mit einem Floß, der gen Holland fuhr, den Rhein hinab zu fahren und ſich in Holland Arbeit zu ſuchen. Dem Vater gefiel es, daß er die weite Welt ſah und etwas Tüchtiges lernte; nur der Mutter und Gretchen nicht; denn die meinten, er wäre jetzt ſchon aus der Welt, da er an der Küſte des Meeres wäre.

Sie ſchrieben ihm das auch, aber ſein Vater gab dem Braten eine ſcharfe Brühe bei, indem er ſchrieb: „Haſt Recht, Konrad, mein lieber Sohn! Du biſt kein Neſthutſch, wie manche Buben hier, die verzweifeln, wenn ſie den krummen Thurm nicht mehr ſehen. Nein, geh' du in Gottes Namen in die Welt, wohin du willſt; nur hab' Gott allzeit vor Augen und im Herzen, dann hat's gute Wege und gute Weile. Behüt' dich Gott. Wer nicht hinaus kommt, kommt nicht heim.“

Das war aber auch bei Konrad wahr geworden. Er hatte Gott vor Augen und im Herzen und blieb ihm treu. Er hielt zu Rathe ſein Verdienſt und ſparte es ehrlich; denn von daheim konnte er nichts hoffen, und fechten mochte er nicht. Sein Sinn ſtand aber in die Ferne, und Paris hätte er gerne ſehen mögen. Dafür ſparte er zunächſt, ſchwieg aber mauſeſtill davon, bis er ihnen endlich nach langer Zeit von Paris ſchrieb.

Als dieſer Brief kam, da ſtand's ſchlimm um Peter Walter und ſeine Frau. Sie war, wie es alten Waſchfrauen zu ergehen pflegt, von der Gicht heimgeſucht worden und die hatte ſie ganz gelähmt, daß ſie ſchon ein halbes Jahr ganz kontrakt im Bette lag und kein Abſehen auf irgend welche Beſſerung war. Da zeigte ſich's, was das Gretchen für ein Segen für die alten Leute war. Eine leibliche Tochter konnte die liebe Mutter kaum ſo treu und hingebend pflegen, wie das junge Mädchen die Leidende pflegte. Vom frühen Morgen bis in die halbe Nacht hinein wich es nicht von ihrem Bette; ja manche Nacht, wenn ſie gar ſo ſehr litt, wachte es bei ihr, hob und legte ſie, und die Leidende ſagte: „Das Kind hat eine Hand des Segens; denn ich fühle es kaum, wo und wann ſie mich anfaßt und herumlegt. Gott ſegne das Kind, das uns recht zum Segen geworden iſt!“ Dabei las ihr Gretchen Gebete vor oder aus der heiligen Schrift und dem Geſangbuche; tröſtete ſie ſo liebreich und war allezeit ſo freundlich, daß die Leidende meinte, Gott habe ihr einen Engel geſendet.

Wie es aber kam, Gott weiß es allein, die Gicht muß ſich auf innere, edle Theile geworfen haben, kurz, die gute Mutter erkrankte immer ſchwerer, und ehe des guten Sohnes Brief aus Paris ankam, ſtarb ſie in dem Herrn, und Gretchen drückte ihr weinend die Augen zu.

Das war ein Leid in dem Hauſe! Der alte Mann ſiechte ſeitdem auch hin und gegen Weihnachten trugen ſie ihn zu Grabe.

Armes Gretchen!

Ich hab' früher geſagt, ihr Adoptionsakt war im Himmel beſiegelt; aber das gilt leider in dieſer Welt nichts. Das Gretchen konnte nicht im Hauſe bleiben. Blutenden Herzens verließ es die Stätte, wo Liebe und Treue gewohnt, und trat, verlaſſen von aller Welt, in fremde Dienſte. Da lebte ſie eingezogen, ſtille, treu und gottesfürchtig, ein Muſter einer Dienſtmagd, und die Herrſchaft wußte nicht Rühmens genug von dem Mädchen zu machen und hielt ſie recht in Ehren.

Konrad's Haus wurde von Amtswegen vermiethet, weil Gretchen heimlich von ihrem Verdienſte die Schuld abzutragen ſuchte, damit es frei ſei, wenn Konrad heimkehre, und er ſelbſt hatte von Paris aus Geld geſendet zu gleichem Behufe. Nun waren die drei Jahre nach und nach herumgelaufen, und eines Tages trat ein bildſchöner junger Mann in des Amtsſchreibers Haus, darin Gretchen diente, und fragte nach ihr. Sie erſchrak auf den Tod, aber als ſie ihm in die Augen ſah, rief ſie freudig: „Konrad, grüß' dich Gott!" Und dennoch fing ſie an zu weinen; denn all' das Erlebte wurde wieder lebendig in ihrer Seele. Auch Konrad weinte und bat ſie, wenn es die Herrſchaft geſtatte, ihn zu den Gräbern ſeiner lieben Eltern zu begleiten.

Das geſchah und die Leute ſahen dem ſchönen Paare mit Wohlgefallen nach. Beide beteten dort auf den theuern Gräbern, und als ſie gebetet hatten, nahm Konrad des Mädchens Hand und ſagte: „Gretchen, ich bin nun am Meiſterwerden, und ich denke, es ſoll mir nicht fehlen; aber was ſoll ich thun? Will ich mich als Meiſter ſetzen, ſo fehlt mir die liebe Meiſterin, die für das kleine Hausweſen ſorgt."

Das Mädchen erröthete, wie eine Eſſigroſe; aber ſie ließ ihm ihre Hand, und als Verlobte vor Gott und den Eltern, die ihren Bund im Himmel ſegneten, kehrten ſie heim.

Konrad machte ſein Meiſterſtück mit Ehren, zog in ſein Haus, wo die Schuld nahezu abbezahlt war, und Gretchen wurde zu Weihnachten ſeine Frau, und in rechter Liebe und ſeliger Freude lebten ſie glücklich.

III.

Du wirſt mich fragen wollen, Wilhelm,“ ſagte, nachdem er ſich eine neue Pfeife geſtopft hatte, der Löwenwirthsvetter, „ob denn gar nicht nach der armen bei Peter Walter verſtorbenen Frau und dem Kinde geforſcht worden ſei? Ich ſage: doch. Höre nur den Verlauf! Der Gatte der jungen Frau und der Vater des ſchönen Kindes war ein Sergeant in der jungen Garde Napoleon's. Er war ein Wälſcher, ſie eine Deutſche aus Straßburg. Du weißt es ohne Zweifel, wie Napoleon ſeine Garden in Rußland überall geſchont hatte. Sie waren ſeine Lieblinge. So kam es auch, daß die junge Frau mit dem Kinde glücklich aus den Gefahren des Ruſſiſchen Feldzugs kam, um, ſo nahe der Heimath, ihren Tod zu finden. In der Verwirrung der Hanauer Schlacht, wo eben ſchon die Bande aufgelöſt waren, die früher das Heer geeinigt und ſtark gemacht hatten, war ſie von ihrem Gatten und ſeiner Compagnie getrennt worden und konnte ſie nicht wieder finden. Sie ſchloß ſich einem andern Regimente an, das gen Gelnhauſen zurückgedrängt wurde. Wie es hier ging, hab' ich dir erzählt.

Der Sergeant, der mit innigſter Liebe an Weib und Kind hing und ein ſehr braver Menſch war, ſuchte ſie überall; aber die eiſerne Pflicht des Soldaten band ihn. Er hoffte, ſie in Mainz, wohin man drängte, zu finden; allein ſie ruhte ſchon im Grabe, als er mit Raſtloſigkeit nach der Verſchwundenen ſuchte und forſchte.

Niemand wußte von ihr. Der unglückliche Mann war ganz troſtlos und er wünſchte nichts mehr, als nun auch zu ſterben, da er ſie für todt halten mußte.

Von Mainz führte ihn der Befehl ins Innere Frankreichs und der Krieg von Anno 1814 wieder in den blutigen Kampf. Aber der Tod ging an dem ihn Suchenden vorüber und die Ehre ſuchte ihn. Er wurde Lieutenant, und ehe Paris von den Deutſchen genommen wurde, Hauptmann. Das Kreuz der Ehrenlegion ſchmückte ſchon ſeit der Leipziger Schlacht ſeine Bruſt. Was galt ihm das Alles nun? Er hatte ja Niemanden mehr, der das Glück mit ihm theilte, das nun keinen Werth für ihn hatte. Als Napoleon das Heer ſeines Eides entband, eilte er nach Deutſchland, nach Hanau. Ueberall forſchte er, nur nicht in Gelnhauſen, wo er die Verlorenen gar nicht ſuchte. Gebeugt kehrte er heim und ließ ſich nun beikommen, Ludwig dem Achtzehnten Treue zu ſchwören.

Morin, ſo hieß er, war ein Ehrenmann, geprüft in ſchwerer Schule des Lebens und des Unglücks. Er blieb ſeinem Eide treu, als Napoleon von Elba zurückkehrte, und begleitete Ludwig XVIII. auf ſeiner Flucht. Nach der Schlacht bei Waterloo kehrte er mit dem Könige als Obriſt nach Paris zurück und ſtand ſpäter mit ſeinem Regimente in Straßburg in Garniſon.

Es war ein ernſter, in ſich gekehrter Mann, der der Welt und dem Leben keine heitere Seite mehr abgewinnen konnte, ſeit er auf eine ſo traurige Weiſe Weib und Kind verloren hatte.

Es war ſo am Ende der dreißiger Jahre, da ritt eines Tages der Obriſt Morin, nur von einem treuen Diener begleitet, zum Thore Straßburgs hinaus, wie er es alle Tage zu thun pflegte. Heute wählte er die Richtung gegen Mühlhauſen hin, und bald war er wieder in die tiefen, ſchmerzlichen Gedanken verſunken, daß er kaum gewahrte, was um ihn vorging. So ritt er weiter und weiter.

Mit einem Male hört er den Gruß einer Stimme, die ihm bekannt vorkam. Er blickt um ſich und ſieht einen alten Stelzfuß, der eine Hacke auf der Schulter trägt. Das fehlende Bein, das vernarbte Geſicht macht ihn aufmerkſam. Er hat ſo viel deutſch gelernt, daß er den Stelzfuß anredet.

„Nun, Kamerad,“ ſagt er, „wo liegt dein linker Fuß begraben?“

„Im Heſſenlande, mein Oberſt,“ entgegnete der Gefragte mit Ehrerbietung, aber auch mit einem ſo zutraulichen Lächeln, daß es dem Obriſten ſcheint, der Mann kenne ihn. Ehe er aber weiter fragen konnte, ſagt der Invalide: „Der Herr Obriſt kennt mich nicht mehr. Glaub's wohl. Es iſt lange her, daß ich als Flügelmann neben dem Sergeanten Morin ging.“

„Was?“ rief da der Obriſt, hielt ſein Pferd an, warf den Zügel dem Diener zu und trat vor den Bauer.

Kaum ſah er ihn näher an, als er ausrief: „Kappeler, ſeh' ich dich ſo wieder?“ und ihm um den Hals fiel.

Der Bauer wiſchte ſich die Thränen ab.

„Immer noch der alte, brave Mann!“ ſagte er dann. „Ja, fuhr er fort, „Gottes Wege ſind nicht unſere Wege, Herr Obriſt. Ich lebe hier im Dorfe ſtill und vergnügt von meiner Penſion und meinem Bißchen Land mit Weib und Kind.“

Der Obriſt ſeufzte tief auf.

„Ach,“ ſagte Kappeler, „daß ich das ſagen mußte!“

„Du kennſt mein Schickſal?“ fragte der Obriſt.

„O ich kenne es, mein theurer Obriſt, ich kenne es wohl, doch — ſchweigen wir davon. Darf ich Sie einmal in Straßburg beſuchen?“

„Morgen frühe ſende ich dir einen Wagen!“ rief der Obriſt. „Sage deiner Familie, daß du einige Tage bei mir bleibſt. Wir wollen von den alten Zeiten plaudern.“

Damit war's feſt und Beide ſchieden.

Erſt als der Obriſt nahe an dem Thore Straßburgs war, fiel ihm das Wort des Stelzfußes ein: O ich kenne es wohl! Er hatte das mit beſonderem Nachdrucke geſagt, und damit ſchien die Bitte im Zuſammenhange, ihn beſuchen zu dürfen. Sollte Kappeler, der ein braver Menſch war, ihm vielleicht eine Kunde von ſeinem Weibe und ſeinem Kinde geben können? Morin entſann ſich, daß Kappeler ebenfalls von der Compagnie getrennt werden war, als ſie auf der Straße nach Frankfurt dem Main ſich zuwandten, daß er lange verſchollen blieb. Er hatte Gelnhauſen genannt. Der Obriſt ſah auf ſeinen Karten nach. Das lag in ganz andrer Richtung. Wie war er dorthin gekommen?

Das waren Räthſel, die ihm den Schlaf der Nacht raubten.

Der Tag graute noch nicht, ſo rollte ſchon der Wagen mit dem Bedienten, der Kappeler geſehen hatte, zum Thore hinaus. Der Obriſt konnte die Ankunft des alten Invaliden gar nicht erwarten. Endlich rollte der Wagen daher und der Bediente half Kappeler'n aus dem Wagen, dem der Obriſt ſchon entgegen eilte und ihn aufs Herzlichſte willkommen hieß.

Er geleitete ihn in ſein Kabinet. Der Invalide mußte im bequemſten Seſſel ſich niederlaſſen und ſich an einem köſtlichen Frühſtücke ſtärken; dann reichte ihm der Obriſt die Pfeife und ſagte: „Nun, alter Kamerad, denke ich, geht dir das Herz auf? Vor Allem aber ſage mir, wie ging es zu, daß du nach Gelnhauſen geriethest? Und — weißt — du etwas von meinem Weibe?“

„Zwei Fragen auf einmal, mein Obriſt! Aber, wie nahe ſie zuſammenhängen, das wiſſet Ihr nicht. Gebt Euch in Geduld und höret mir zu. Ihr ſollt Alles erfahren. Hätte ich gewußt, daß Ihr in Straßburg ſtündet, überhaupt noch lebtet, Nichts hätte mich abgehalten, zu Euch zu eilen und Euch das mitzutheilen, was Ihr vielleicht nicht wiſſet.“

„O beginne, beginne!“ rief der Obriſt und faltete krampfhaft ſeine Hände, um ſein ſtürmiſches Verlangen zu bemeiſtern.

„Wenn Ihr Euch erinnert, mein Obriſt, ſo wurde ich mit einer Abtheilung kommandirt, den Troß unſeres Bataillons zu decken, bei dem auch die wenigen Frauen und Kinder ſich befanden.

Wir folgten ſo ſchnell dem Bataillon, als es die grundloſen Feldwege zuließen. Das war aber entſetzlich langſam; denn die Bauern, welche die Fuhren leiſteten, ſchienen, trotz unſres handgreiflichen Treibens, nicht Luſt zu tragen, ihre Heimath weit zu verlaſſen, oder hofften ſie auf Erlöſung durch die Bayern oder die vermaledeiten Koſacken. Wir theilten begreiflicher Weiſe dieſe Hoffnung nicht im Entfernteſten, und unſre flachen Säbelhiebe bewirkten auf kurze Friſt, daß es ſchneller ging. In einem Walde, den wir erreichten, mußten wir die Thiere etwas ausruhen laſſen, weil ſie in der That nicht mehr weiter konnten. Dieſe Raſt war unſer Unglück. Kaum trat unſer Vortrab aus dem Walde heraus, als er eiligſt zurückſtürzte mit dem entſetzlichen Rufe: Die Koſacken! Dieſer Ruf wirkte zauberhaft. Im Augenblicke hatten die Bauern die Stricke gelöſt, ſich auf die Pferde geſchwungen und jagten im Sturme zurück. Wir formirten eine Colonne, nahmen die Weiber und Kinder in die Mitte und zogen eilig den Bauern nach.

Wir waren noch in dem Walde, als wir das frohlockende Hurrah der Koſacken hörten, die über unſer Gepäcke wie gierige Raben herfielen. Das gab uns Zeit, uns zurückzuziehen. Wir eilten ohne Raſt weiter. Eure liebe Frau war die wackerſte im Zuge. Ich trug zeitweiſe Euer liebes Kind, und ſo kamen wir auf einen guten Weg. Wo wir waren, wußte Keiner, ebenſowenig, wohin der Weg führte. Endlich kamen wir in das Thal der Kinzig, und hier trafen wir zwei Bataillons Jäger, die den Weg nach Gelnhauſen eingeſchlagen hatten. Sie nahmen uns auf, als wir ihnen unſer Schickſal erzählten, und mit dem Bewußtſein größerer Sicherheit und erquickt durch Lebensmittel, die ſie uns reichten, ſchritten wir getröſtet weiter. Sie führten eine Batterie mit ſich, und auf den Wagen brachten wir die erſchöpften Frauen unter.

Es war noch früh am Tage, als wir eine Anhöhe erreichten, aber von hier auch feindliche Truppen, beſonders Reiterei, wie es ſchien Koſacken, erblickten, die uns anzugreifen ſich beeilten.

Unſer Commandant nahm eine gute Stellung, und unſre Artillerie begann ein heftiges Feuer auf den Feind. Trotzdem griffen dieſe Kerls, wie die wildeſten Streiter, uns an, eroberten nach kurzem Kampfe unſre Batterie und warfen uns zurück. So viel Mühe ſich auch der Commandant gab, einen geordneten Rückzug in die nahe Stadt Gelnhauſen herzuſtellen, es war vergeblich. Der Schrecken ergriff Alle, und in regelloſer Flucht ſtrebte Jeder die ſchützenden Mauern der Stadt zu erreichen. In dieſem wirren Treiben ſah ich Eure Frau, ihr Kind auf den Armen dahineilen. Ich erreichte ſie. Sie war troſtlos. Auch jetzt trug ich das wimmernde Kind eine große Strecke, und erſt, als ſich der Strom der Fliehenden am Thore zuſammenballte, gab ich es ihr zurück, um vor ihr her zu gehen und ihr freie Bahn zu machen. Das ging ziemlich gut bis in die Mitte der Stadt. Da erſchallte von hinten her der lähmende Ruf: die Koſacken! Jetzt wurde das Nachdrängen fürchterlich. Plötzlich höre ich hinter mir den Schrei: Mein Kind! Ich blicke zurück. Eure Frau war zur Erde geſtürzt und über ſie weg eilten die aus Todesfurcht Erbarmungsloſen. Ich drängte noch gegen die Häuſer, um wieder zu ihr zu kommen und ihr aufzuhelfen. In dieſem Augenblicke reißt ein Bürger die Hausthüre auf, ſtößt die Vorwärtsdrängenden zurück, erfaßt mit Rieſenkraft die ohnmächtige Frau und zieht ſie ſammt dem Kinde, das ſie krampfhaft umſchlungen hält, in ſein Haus. Er wirft hinter ihr die Thüre wieder in das Schloß.

Das war eine That der Menſchlichkeit, und ich war beruhigt, merkte mir genau das Haus und folgte dem Strome willenlos. Auf dem Markte wollte der Commandant uns ſammeln. Es war vergeblich. Niemand gehorchte. Ihr kennet ja den Geiſt, der in die alten Soldaten gefahren war. Erſt jenſeits des Ortes gelang es ihm, einen Kern zu bilden, der zum Widerſtande bereit war. Die Koſacken hatten uns indeſſen umgangen, wie ſie es ſo oft in Rußland gemacht; ſie griffen uns in beiden Flanken an, und da war es, wo ich einen Stich in die linke Wade erhielt. Wir wurden alle gefangen.

Schonungslos trieben ſie uns gegen Hanau hin. Dort am Thore brach ich zuſammen vor unſäglichem Schmerze. Ich kam in das Lazareth und ein Doctor nahm mir das Bein ab. Daß ich das überſtand, iſt ein Wunder; aber ich war immer eine derbe, kräftige Elſäßer Natur. Ich blieb dort, bis ich geheilt war, und wurde dann in das Innere von Deutſchland transportirt. In Gotha blieb ich — bis zum Frieden von Paris. Dann kehrte ich heim in mein Dorf, wo ich ſeitdem gelebt habe.

Der Obriſt hatte mit unausſprechlicher Spannung zugehört. „O ſie iſt todt und wohl auch mein Kind!“ rief er dann, ſich ganz ſeinem Gefühle überlaſſend.

Der Invalide ſchwieg eine Weile voll innigſter Theilnahme an dem tiefen Schmerze des Mannes.

Dann ſagte er: „Wenn ich auch ſelbſt glauben muß, daß die Mutter den Verletzungen unterliegen mußte, die ſie ohne Zweifel erlitten hatte, ſo fehlt doch nicht alle Hoffnung, daß das Kind gerettet wurde. Sie hat es mit ihrem Leibe gedeckt. Ich zweifle kaum!“ —

„Wie?“ rief der Obriſt, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, „du glaubſt, daß mein Kind noch leben könne?“

„Ich glaube es,“ ſagte der Invalide.

„So laß uns hineilen!“ rief der Obriſt aufſpringend. „Ich habe keine Ruhe mehr!“

„Wohl, mein Obriſt, ich begleite Euch,“ ſprach der Invalide, „aber laßt mir nur das Eine zu, daß ich noch einmal zu meiner Familie zurückkehre. Ordnet Eure Urlaubſache, bis Morgen frühe bin ich wieder hier, wenn Ihr mir Euren Wagen gönnen wollet. Dann ſei's in Gottes Namen!“

Das glühende Verlangen des Obriſten mußte ſich indeſſen doch noch länger gedulden, und erſt gegen das heilige Chriſtfeſt konnte er mit ſeinem Begleiter die Reiſe antreten.

IV.

Konrad Walter lebte zufrieden und glücklich mit Gretchen, der ſchönblühenden Frau. Es ſchien, als könne er einer freundlichen Zukunft entgegen gehen. Er hatte Arbeit in Fülle und wirkte unabläſſig. Aber der Menſch denkt's und Gott lenkt's!

Mehrere Jahre blieb ihr Himmel heiter und ungetrübt. Zwei Kinder umſpielten die glücklichen Gatten und erhöhten ihre Lebensfreude. Da erkrankte Konrad bedenklich. Zu vieles Sitzen, zu angeſtrengte Arbeit legten den Grund zu einem dauernden, ſelbſt ſein Leben bedrohenden Uebel. Gretchen's Kummer war ſehr groß. Sie pflegte den Gatten mit all' der Hingebung, deren ihre Liebe fähig war; das Uebel war indeſſen langwierig. Der Verdienſt fiel aus und bald trat der Mangel ein mit allen ſeinen Schrecken. Jedermann kannte Konrad's Ehrlichkeit, ſeinen Fleiß, ſeine Eingezogenheit und Sparſamkeit. Man wußte auch, daß keine Schulden mehr auf dem Hauſe hafteten. Daher erhielt die junge Frau unbedenklich Anlehen und konnte die Noth wieder entfernen; aber Konrad's Krankheit währte über ein halbes Jahr. Die Koſten des Arztes und der Medikamente liefen auf, und, was noch ſchlimmer war, die Kundſchaft verlor ſich gänzlich, weil ſie dazu genöthigt war. Das waren trübe, troſtloſe Ausſichten, die nicht geeignet waren, des Kranken Geneſung zu fördern. Es kamen die Kräfte nur ſehr langſam wieder, und als er geneſen war, trug er eine Schuldenlaſt, die ihn innerlich beugte, und es fehlte an Leder und Arbeit. Das Leder hätte der Gerber wohl borgen mögen; aber die Kunden fehlten. Sie waren andern Meiſtern zugefallen. Wie ſollte es nun werden? Conrad entſchloß ſich endlich, zu ſeinen alten Kunden zu gehen und ſie um die Rückkehr ihres Vertrauens zu bitten. Hier und da ſagte man es ihm zu; aber Viele meinten, es wäre doch geradezu Unrecht, von dem Meiſter wegzugehen, der ihnen in der Zeit ſeiner Krankheit aus der Noth geholfen. Das mußte Konrad anerkennen; ſo wehe es ihm auch that, ſo gute Kunden als für immer verloren anſehen zu müſſen. Er hatte zwar Arbeit, aber wenig, und dieſe wenige reichte kaum hin, ſeine Familie nothdürftig zu ernähren. Gretchen verbarg das Leid, das an ihrer Seele nagte, ſorgfältig. Sie ſann nach, was ſie ergreifen möchte, um auch von ihrer Seite etwas verdienen zu können, was mehr abwürfe, als Stricken und Spinnen. Sie kam auf den Gedanken, als Feinwäſcherin ſich zu empfehlen. Es war ein guter Gedanke, der recht erfreuliche Früchte trug. So wirkten beide Gatten unabläſſig fleißig, und der Erfolg war, daß ſich ihre Lage wohl etwas verbeſſerte, ohne aber ſie doch dahin zu führen, daß ihr früherer Wohlſtand hätte zurückkehren können; dem entgegen thürmten ſich die Schulden und ihre Verzinſung. Manchmal gieng Conrad mit dem Gedanken um, das elterliche Haus zu verkaufen, die Schulden zu bezahlen und in die Miethe zu gehen; aber Gretchens Thränen hielten ihn davon ab. Alle ihre glücklichſten Erinnerungen knüpften ſich an die Räume dieſes Hauſes, und ſie meinte, noch größeres Unglück würde ſie heimſuchen, wenn ſie dieſen geheiligten Räumen den Rücken kehren würden; darauf ruhte guter Eltern Segen. Wie es aber auch war, Konrad war ein armer Mann geworden, und es wollte ihm nicht gelingen, ſich in beſſere Verhältniſſe zu verſetzen. Das trübte oft das ſtille häusliche Glück der Familie, immer aber hob der lebendige Glaube Gretchen's ihre Seelen wieder zu neuem Gottvertrauen. Ihr Gebet hob ſie oft über die Kümmerniſſe ihres Lebens hinaus zu ſeliger, zuverſichtlicher Hoffnung — doch die Hoffnung blieb unerfüllt und ihr Leben ein gedrücktes.

Einſt — ihre Kinder waren, der Knabe fünf, das Mädchen vier Jahre alt — nahte wieder das heilige Chriſtfeſt, das ſchöne heilige Feſt, da die Liebe Gottes ſeine Menſchenkinder ſegnete, und dieſe wieder ihre Kinder erfreuen mit dem Hinblick auf das heilige Kind, das einſt der Welt zum Heile geboren worden war.

Ueberall, wo Gretchen hinkam, durch ihre Arbeit für die

Frauen der Stadt, war ein Wetteifer gebender, erfreuender Liebe, gehüllt in das ſüße Geheimniß, und daheim ſah es ſo trübe aus. Konrad der ſo gerne ein Lied bei ſeiner Arbeit ſang, war ſchon Tagelang ſtill und traurig; denn die Zeit der Zinsabtragung nahte, und die Theurung der Lebensmittel ließ kaum eine Hoffnung, ſeine Verpflichtungen zu löſen. Gretchen's Herz war gepreßt. Sie wußte ja, wie es ſtand, und warum Conrad's frohes Lied verſtummt war. Eines Abends ſaßen ſie beiſammen in der Dämmerung, ſich einige Augenblicke Ruhe gönnend. Die Kinderchen ſchliefen ſchon und Alles war rings ſo ſtille. Da öffnet ſich ſo gerne das Gemüth und läßt in ſeine Tiefen blicken.

Gretchen's Thränen rannen heiß, nur ungeſehen, und dennoch hörte das aufmerkſame Ohr des Gatten, daß ſie weinte.

Er legte ſeinen Arm um ſie und ſagte: „Weine nicht! Gott wird uns ja nicht verlaſſen! Ihm iſt es ja ein Leichtes, uns zu helfen, und er wird unſere Gebete gewiß nicht unerhört laſſen. Wie oft hat er uns ſchon in ſehr ſchweren Stunden ſeine gnadenreiche, helfende Hand gereicht. Gretchen, wankt dein Glaube?“

„Ich weiß es,“ ſagte die junge Frau, „und ich verzage ja auch nicht. Daß ich weine, Konrad, das entſpringt einer andern Quelle. Das heilige Chriſtfeſt nahet, und wir werden unſern Kindern die Chriſtfreude nicht bereiten können. Ueberall, wohin ich komme, wird mit unermüdlicher Thätigkeit geſonnen und gearbeitet für die Chriſtfreude und wir —? O Konrad, die Armuth hat doch ihr Bitteres! Das Seligſte iſt ihr verſagt: das Geben!“

Er ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er: „In der Armuth können wir reich ſein durch unſere Liebe, durch den Blick auf den Segen Gottes an unſern Kindern, auf ihre und unſere Geſundheit, durch das Bewußtſein, daß wir Gott lieben und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen. Meinſt du, das Viele, was das Chriſtfeſt den reichen Kindern bringt, mache ſie glücklich? Denke doch an unſere Kindheit! Das Buchsbäumchen mit zwei Lichtlein, einigen Aepfeln, Birnen und Nüſſen war ja auch am

Chriſtbaum, und machten uns ſo glücklich, als jene ihre ſtrahlende Tanne. Deine Puppe war dein Glück, das vom Vater geſchnitzte Steckenpferd das meine. Bedarf's mehr? Gretchen, ich meine faſt, es ſei Neid in deiner Seele gegen die Reichen? O ich bitte dich, reiß ihn aus deiner Seele! Neid iſt ſchnöder Undank gegen Gott.“

Gretchen weinte faſt ganz laut. Sie vertheidigte ſich gegen des Gatten Vorwurf, der ſie tief ſchmerzte, und deſſen Wahrheit ſie doch fühlte.

„Sieh,“ fuhr er fort, „ich habe in der Ruheſtunde für Konrad ein Steckenpferd geſchnitzt, und der Tüncher Velbert, mein Jugendfreund, hat es gar ſchön lackirt. Ich ſage dir, du wirſt über meine Kunſtfertigkeit erſtaunen, und die Puppe, die du für Clärchen in der Arbeit haſt, wird prächtig. Unſere Kinder werden glücklich ſein. O laß es uns auch ſein. Vergiß die Sorge, die dich drückt, Gott wird gewiß helfen!“

Sieh', Wilhelm,“ ſagte der Löwenwirthsvetter, „ich war Ohrenzeuge dieſer Unterredung, die mir ſo tief in die Seele ging, und das kam ſo: Ich war an dieſem Abende (der Winter war ungewöhnlich ſchön für die Jahreszeit in ſelbigem December) noch ſo ein Bißchen ſpazieren geſchlendert vors Thor hinaus. Der ſchnellkommende Abend erwiſcht mich, und die Lichter brannten ſchon in den Stuben, als ich durch die Gaſſen ging. Nur Walter's Fenſter waren dunkel. Das fiel mir auf. Ich hatte gehört, es mangele dem braven, jungen Manne an Arbeit. Da lag der Beweis vor meinen Augen. Hm! denke ich: da mußt du helfen und trete in die angelehnte Thüre der Hausflur. Ich höre reden und ſtehe ſtill. Lauern und Horchen iſt mir ein Greuel; aber hier hörte ich Etwas, was mir wichtig war, weil ich in das Innere dieſes Familienlebens hineinblickte.

Endlich klopfe ich an und trete ein. Die Leute erſchrecken, weil kein Licht brannte, und die junge Frau kann in der Eile gar nicht mit dem Zünden fertig werden. Sie entſchuldigte ſich.

„Eilen ſie doch nicht, Frau Walter,“ ſag' ich; „ich kann's auch im

Dunkeln abthun.“ Damit ſtoße ich mit dem Fuße gegen die Wiege des kleinen Mädchens, und das war mir gerade Recht; denn ich hatte einen Kronenthaler aus der Weſtentaſche geholt und ließ ihn ganz unbemerkt unter die Decke der Wiege gelangen.

Zu Konrad ſagte ich: „Komm' Er morgen zu uns, wir haben allerlei Schuhwerk nöthig: ich ein Paar Bändelſchuhe, wie ich ſie trage; meine Frau ein Paar Zeugſtiefelchen; Julchen auch ein Paar ditto und Fritz Stiefel.“

„Zu welcher Stunde, Herr Löwenwirth, wünſchen Sie, daß ich komme?“ fragte Konrad mit einer Stimme, die es im Tone ausdrückte, wie freudig ſeine Seele über die neue Kundſchaft war.

„Um acht, denke ich,“ war meine Antwort.

Während dieſes kurzen Geſpräches war es der Frau gelungen, das Licht zu zünden. Ich ſah mich in der Stube um. Ueberall Ordnung und Reinlichkeit. Der Kinder Kleidchen ſauber zuſammengelegt. Das freute mich ungemein.

„Aber,“ hob' ich an, „weil ich ihm gerne heute noch Arbeit geben wollte, was hindert's, daß Er mir anmeſſe, Meiſter Walter? — Er kann dann vielleicht heute noch dran arbeiten?“

Er ſprang auf. „Gewiß!“ ſagte er. „Sie haben ſehr Recht. Es fehlt mir doch an Beſchäftigung.“ Das Maaß war bald genommen und ich ging ſchnell, denn das kleine Mädel war unruhig, und, hob es die Mutter auf, ſo mußte ſie den Kronenthaler finden. Das wäre mir unbehaglich geweſen. Kann das Bedanken nicht leiden und komme dabei immer in Verlegenheit!

Alſo ſag' ich, „gute Nacht!“ und mache mich ſo ſchnell aus dem Staube als möglich; komme heim und finde da eine ungewöhnliche Thätigkeit. Vor dem Hauſe hält ein prächtiger Reiſewagen, und der Kutſcher parlirt franzöſiſch, und das Maul geht ihm, wie ein luſtig Mühlrad. Das Franzöſiſch hatten wir in Deutſchland alle gelernt, beſonders wir im Königreich Weſtphalen, nur hatten uns Schule und Schulmeiſter niemals gefallen. — Ich eile herbei und bringe ſchnell die Sache in Ordnung, gehe hinein, lege mein Frieswammes ab und einen Rock an und gehe, die Herren zu begrüßen. Das war ein kurios Pärchen: ein Obriſt und ein Bauer mit einem Stelzfuß und Schmarre über das Geſicht, und Beide ſo vertraut mit einander, als hätten ſie die Vogelneſter mit einander geſucht. Warum auch nicht? Gott theilt's verſchieden aus. Ich fange an, franzöſiſch zu parliren, ſo gut ich kann.

„Heda!“ ruft der Bauer auf gut breitmaulig Elſäßiſch-deutſch aus; „thuet Euch kein Herzeleid an, Herr Wirth. Redet, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt. Ich weiß ſchon, die wälſch' Sprach' iſt Euere Liebhaberei nicht, von Anno 11 her.“ Dabei lachte er über die Maaßen, weil er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. „Setzet Euch ein Biſſel und laſſet die Weibsleute drunten handiren, ſie werden ſchon für uns ſorgen.“ Er drückte mich auf einen Stuhl nieder und ſetzte ſich zu mir. Der Obriſt war in ſeltſamer Aufregung und ging ſchweigend auf und nieder.

„He,“ rief der Stelzfuß, „denkt Ihr auch noch an den 31. Oktober 1813?“ „Meiner Seel', den vergeſſe ich nicht!“ ſage ich.

„Ich auch nicht,“ ſagte der Stelzfuß, der viel guten Humor hatte und eine ehrliche Haut zu ſein ſchien; dann fuhr er fort, „da iſt mein Fuß flöten gegangen. So ein vermaledeiter Koſacke gikte mich mit der Lanze in die Wade, daß er mußte abgenommen werden und begraben in kurheſſiſcher Erde.“

„Und das geſchah hier?“

„Freilich. Ich war damals Beſchützer einer jungen Frau mit einem Kinde, wurde aber dahinten in der Gaſſe, an der Thüre eines alten, ſpitzgiebeligen, vorn überhangenden Hauſes von ihr getrennt und fortgeſtoßen. Gott weiß, was aus der Armen wurde!“

„War's Eure Frau?“ fragte ich.

„Nein,“ ſagte er; „es war die Frau meines braven Sergeanten Merin!“

„Nun, wenn's Euch intereſſirt, kann ich Euch ſagen, wie es mit der Frau ging,“ ſagte ich; „denn ich weiß es genau!“

Der Obriſt, der immer ſchneller auf und nieder gegangen war, blieb plötzlich vor mir ſtehen. Dann ſetzte er ſich und ſtarrte mich an.

„O ich bitt' Euch, erzählt mir's doch!" ſagte der Elſäßer, und ich that's ausführlich. Als ich des Todes der jungen Frau erwähnte, ſtieß der Obriſt einen tiefen Seufzer aus, bedeckte mit beiden Händen ſeine Augen, indem er ſich verneigte und die Ellenbogen auf die Kniee ſtützte. Seine Thränen träufelten zur Erde.

Es entſtand eine Pauſe, und ich blickte mit geſteigerter Theilnahme auf den Obriſten.

Der Stelzfuß berührte meine Hand, deutete mit geneigtem Kopfe auf den Obriſten und ſchüttelte ihn dann. Ich verſtand den Wink, der mir ſagen ſollte, ich ſolle keine Notiz von dieſen Aeußerungen des Gefühls nehmen.

„Wie ſteht's mit dem Kinde?" fragte er weiter.

„Es kam unverletzt davon," fuhr ich fort. „Die arme Schuſterfamilie, welche die leidende Frau mit aufopfernder Liebe aufgenommen hatte, behielt das Kind als das ihrige und erzog es in Liebe und Gottesfurcht. Es iſt ein muſterhaftes Mädchen geworden, ein Mädchen von blühender Schönheit. Sie heirathete den braven Sohn des Hauſes und lebt noch als Mutter zweier herzlieber Kinder. Vor einer Viertelſtunde war ich noch in ihrem Hauſe, um mir Schuhe zu beſtellen; denn die Familie iſt arm."

„Arm?" rief da der Obriſt und ſprang auf. „Führet mich zu ihr augenblicklich!"

„O ich bitte, mein Obriſt," ſagte ſanft der Stelzfuß. „Ihr habt ſo lange geduldet, nun nur noch kurze Zeit. Morgen werdet Ihr ſie ſehen und ihr die ſchönſte Chriſtbeſcheerung bringen — den Vater!"

Der Obriſt folgte blindlings dem Stelzfuße. Er ſetzte ſich wieder, und nun enthüllte mir der Stelzfuß das Geheimniß.

Ich konnte' meine Freude kaum bewältigen, aber auch kaum die Fragen alle beantworten, die nun auf mich einſtürmten. Ich kannte Walter's Lage, ſeine Schulden, genau und erzählte auch wörtlich die Unterredung zwiſchen den Ehegatten, die ich belauſcht hatte.

Der Obriſt war ungemein erſchüttert. Freude, Schmerz, Verlangen, ſein Kind an ſein Herz zu drücken, riſſen ihn abwechſelnd zu den entſprechenden Aeußerungen hin.

Da ich nun eingeweiht war, beſprachen wir genau die Weiſe, wie verfahren werden müſſe. Ich wollte am andern Morgen zu Walter's gehen und ſie vorbereiten. Am Abend noch wurden die Gläubiger zuſammenberufen und Walter's Schulden alle bezahlt. Darauf wurde der Obriſt ruhiger und gab meinen Vorſchlägen ſeinen Beifall.

V.

Ich hatte durch mein Kommen am Abend große Freude in das Haus des armen Schuſters gebracht durch die Beſtellung der Arbeit. Als ſie aber den Kronenthaler in der Wiege fanden, waren ſie überraſcht und kamen auf die Vermuthung, ich habe ihre Unterredung belauſcht.

Als ich am andern Morgen wieder hereintrat, war die Frau verlegen. Sie ſagte mir gleich, was ſie gefunden habe, und ich mußte es eben geſtehen, daß ich ſie belauſcht hätte, und ſie bitten, die Chriſtfreude für ihre Kinder mir nicht zu rauben. So beſchwichtigte ich ſie und fing dann mit ihr und Konrad ein zutraulich Geſpräch über die Ereigniſſe des 31. Oktobers 1813 an und kam dann auf Umwegen zu der Frage, ob ſie ſich denn gar nicht mehr früherer Umſtände entſinnen könne? Leider waren ihr keine beſtimmten Dinge erinnerlich, was bei den wechſelnden Ereigniſſen des Lebens ihrer Eltern anders kaum möglich war. Nur ihres Vaters glaubte ſie ſich entſinnen zu können und ſchilderte ihn. Ganz betroffen war ich, daß dieſe Schilderung in allen Stücken auf den Obriſten paßte. Sie merkte meine Betroffenheit, ſah mich mit großen Augen an, ſchwieg einige Augenblicke und rief dann plötzlich: „Herr Löwenwirth, Ihr frühes Kommen hat einen Grund! Man forſcht nach mir? Iſt es ſo? O reden Sie!“

„Es iſt ſo,“ ſagte ich lächelnd. „Habt Ihr, gute Leute, denn gar nichts, was auf frühere Zeiten zurückweiſt?“

„Doch, doch!“ rief die junge Frau, deren Wangen die Aufregung höher färbte. „Ich beſitze noch die Kleidung meiner Mutter und meine eigene aus der Zeit, da uns Konrad's Eltern retteten.“

„Wollen Sie mir die anvertrauen?“ fragte ich. „Ich würde ſie nach Straßburg ſchicken, wo ein Herr Morin nach Ihnen fragt.“

„Morin! Morin!“ wiederholte die junge Frau; „es ſteht im Hemdchen, das ich damals trug, ein doppeltes M. und in dem meiner Mutter das Zeichen: E. L.“

Sie eilte hinweg, brachte mir ein Päckchen, worin Alles lag. Ich nahm's an mich und ging mit dem Verſprechen, bald Nachricht zu bringen.

Ich bin niemals ſchneller durch die Gaſſen geſchritten, als damals. Der Obriſt und ſein Stelzfuß erwarteten mich ſehnſüchtig. Als ich eintrat, lief der Obriſt auf mich zu. „Was bringt Ihr?“ fragte er ſtürmiſch.

„Vorerſt erlauben Sie mir einige Fragen,“ begann ich. „Wie hieß Ihre ſelige Gattin?“

„Eliſe Leipoldt,“ ſagte er.

„Richtig!“ fuhr ich fort. „Werden Sie ſich der Kleidung, welche Ihre Gattin an jenem Unglückstage trug, und der Ihres Kindes errinnern, welche dies an dem Tage Ihres Verluſtes trug. Entſinnen Sie ſich einmal?“

Er ſann eine Weile nach; dann beſchrieb er ſie. Der Stelzfuß nickte mit dem Kopfe. „Es iſt richtig,“ ſagte er beſtätigend.

Ich öffnete den Pack und legte ſie auf den Tiſch.

Der Obriſt ſtarrte ſie eine Weile an, bis Thränen ſeine

Blicke verdunkelten. Dann warf er ſich darüber hin und drückte ſie wie heilige Reliquien an ſich.

„Sie ſind's!" rief er dann. „Jetzt erſt wird mir die Erinnerung klar." Auch der Stelzfuß war überzeugt.

An ein Halten war nun nicht mehr zu denken. Ich mußte ſie zu dem Hauſe Walter's führen.

Als die junge Frau den Obriſten ſah, wurde ſie bleich und zitterte. „O mein Gott," rief ſie dann aus, „mein Vater, ja mein Vater, ich erkenne ihn!"

Der Obriſt öffnete ſeine Arme, und Vater und Tochter hielten ſich lange, lange verſchlungen; aber Beide weinten.

„Sie iſt ihrer Mutter Spiegelbild!" ſagte, ſeine Thränen abwiſchend, der Stelzfuß. „Es iſt kein Zweifel."

„Ich war der Zeuge eines Auftritts, der mich tief ergriffen hatte," ſagte der Löwenwirthsvetter.

Konrad ſtand ſtille weinend im Hintergrunde, bis der Obriſt fragte: „Wo iſt dein Mann und deine Kinder?"

Gretchen führte ſie ihm zu, und nicht weniger innig drückte er ſie an ſein Herz. Der alte Mann war zu tief ergriffen, daß er ſich ſetzen mußte; aber Gretchen durfte nicht von ihm weichen, und ſie hielt des Gatten Hand und die Kinder in ihrem Schooß. Man hätte das malen können, ſagte mein Vetter, ſo ſchön, ſo rührend ſchön war die Gruppe.

„Nun," ſagte ich, „iſt das Troſtwort von geſtern Abend erfüllt, lieber Walter. Der Herr hat Euch einen Vater und Großvater beſcheert!"

„Ja," ſagte der Obriſt, „ich kenne die ſchöne, deutſche Sitte. Gretchen, theures Kind, ſorge für den Chriſtbaum. Sie, Herr Wirth, laſſen ein Nachteſſen hierher bringen, ein Bett mir unter dieſem Dache bereiten. Ehe das aber geſchieht, haben wir Zweie einen Gang zu machen." Gretchen verſtand ihn. Sie eilte, ein Tuch anzulegen, und an ihres Vaters Arm ging ſie zum Grabe der Mutter.

Sie kamen erſt ſpät zurück. Ihre Augen verriethen, was dort vorgegangen war, an der Ruheſtätte der Gattin und Mutter.

Am Abend war Beſcheerung unter dem Baume, den ich beſorgt hatte. Drunter lagen die Quittungen der Schulden Konrad's und reiche Geſchenke, die der Obriſt am Abende noch angekauft hatte. Es war ein ſchöner, ſeliger Weihnachtsabend und überall fröhliche, ſelige Kinder; aber das glücklichſte Kind war Gretchen, der der Herr den lieben Vater beſcheert hatte.

Ich will's nun kurz machen, Wilhelm," ſagte der Löwenwirthsvetter. „Der Obriſt blieb mit dem ehrlichen Stelzfuß vierzehn Tage da. Sein Urlaub war zu Ende. Gretchen und ihre Kinder mußten ihn begleiten. Konrad mußte das Haus während dieſer Zeit herſtellen laſſen, nicht verändern. Es ſollte ein Heiligthum ſein; aber innerlich ließ es der Obriſt ſehr wohnlich und behaglich herrichten. Er nahm ſeinen Abſchied bis zum Herbſte hin und kehrte dann mit ſeiner Tochter und ſeinen Enkeln hierher zurück. Konrad mußte ſein Handwerk aufgeben, blieb aber, wie ſeine Frau, in ſchlichtem, bürgerlichem Weſen, läßt ſeine Weinberge bauen und erzieht ſeine Kinder gottesfürchtig. Der alte Oberſt aber iſt ſehr glücklich, ſehr zufrieden in ſeiner Ruhe nach ſo ſtarken Strapazen und Leiden. Mir iſt er ein lieber Freund geworden, und morgen Abend wirſt du ihn hier ſehen und ſeinen Schwiegerſohn, den er liebt und achtet."

Damit ſchloß der Löwenwirthsvetter ſeine Geſchichte. Ich lernte den Obriſten kennen und wurde von ihm eingeladen, ihn mit dem Vetter zu beſuchen, und that da einen Blick in ein beneidenswerth ſchönes und glückliches Familienleben.